Geheime Geſchichten
und
Räthſelhafte Menſchen.

Geheime Geſchichten

und

Räthſelhafte Menſchen.

Sammlung

verborgener oder vergeſſener Merkwürdigkeiten.

Herausgegeben

von

Friedrich Bülau.

Erſter Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1850.

AB-D 7426
(1)

L 45

Vorwort.

So oft ich zeither im Felde der Geſchichte aufgetreten bin, geſchah es faſt durchgängig in Entwickelung von Hauptbegebenheiten und der großen allgemeinen Züge geſchichtlicher Zuſtände, in denen ſich die Geſetze des Staatslebens und der Staatenwelt offenbaren. Ich habe aber jederzeit ein lebhaftes Intereſſe für jene Einzelheiten gefühlt, an denen ſich das eigentliche Sein und Leben der Menſchen und Zeiten oft ſo treffend darlegt. Allgemein ferner iſt das Intereſſe, was man für wechſelvolle, oder geheimnißreiche Vorgänge, für räthſelhafte, oder für merkwürdige und doch wenig bekannte Perſönlichkeiten empfindet. Seit Jahren habe ich mir, bei Gelegenheit vielfacher anderer

Arbeiten, Vieles geſammelt und notirt, und für ein Werk, wie das mit vorliegendem Bande begonnene, vorbereitet. Schätzbare Verbindungen und günſtige Fügungen haben mir mancherlei Verborgenes in die Hände geführt. Auch an ſich bekannte, aber doch ihrer Natur nach urſprünglich mit Geheimniſſen umringte, jedenfalls anfangs nur wenig Perſonen in allen näheren Umſtänden vertraute Begebenheiten ſind ſehr oft, unter den Händen von Memoirenſchreibern u. dergl., in ſehr abweichender, incorrecter Weiſe berichtet worden, und eine Reviſion, welche herausſtellt, was darüber noch für das Beglaubigtſte gelten kann, wird nicht ohne allen Nutzen ſein. In jetzt vergeſſenen Journalen, Sammelwerken, Biographien, welche jetzt nur noch der Quellenforſcher von Zeit zu Zeit durchmuſtert, findet ſich Manches, was ſeiner Zeit vielleicht große Aufmerkſamkeit erregte und auch jetzt noch dieſelbe zu erwecken geeignet iſt, was aber, ohne derartige Auffriſchung, dem jetzigen Publicum gänzlich verloren ſein würde. Mancher ſeiner Zeit ſehr bedeutende Mann, ein echter Repräſentant ſeiner

Tage, iſt dem großen Publicum der Jetztzeit wenig, oder gar nicht bekannt. Viele kleine Züge, die der Geſchichtſchreiber meiſt übergeht, ſind doch ſehr tauglich, das Sittengemälde verfloſſener Zeiten recht lebensvoll aufzuhellen. Auch hoffe ich, wie ich ſchon das Glück hatte, in vorliegendem Bande einige wichtige Beiträge zur Geſchichte vorlegen zu können, die zeither in Portefeuilles ſtaatsmänniſcher Veteranen verborgen waren, und Aehnliches auch für die Fortſetzung ſchon bereit liegt, noch manchen Schatz von Solchen hervorzulocken, die dergleichen bereitwillig ſpenden werden, wenn ſie discreten und ſorgſamen Gebrauchs gewiß ſind. Unter Zuſicherung Solches wird andurch zu freundlichen Mittheilungen noch ausdrücklich eingeladen.

Billige Leſer werden nicht verlangen, daß jedes Stück der Sammlung allen auf dem Titel bezeichneten Prädicaten gleichmäßig entſpreche. Wenn ſie nur alle dem einen Prädicate entſprechen, daß ſie „Merkwürdigkeiten“ ſind, und zwar nicht allzu bekannte. Unter „geheimen Geſchichten“ verſtehe ich nicht blos Solche, die es jetzt noch ſind, ſondern auch Solche, die es urſprünglich waren, und an denen noch jetzt nicht alles klar und ſicher herausgeſtellt iſt.

Die beiden erſten Denkſchriften, über ruſſiſche Revolutionen, verdanke ich Einer verehrten Hand. Die erſte war aber ſichtbar ungenügend, und ich habe ſie nach anderen Quellen ergänzt. Dagegen irre ich wol nicht, wenn ich in dem Memoire über den Tod Kaiſer Pauls ein höchſt werthvolles geſchichtliches Actenſtück erkenne, was dieſen merkwürdigen Vorgang ſo ſehr aufs Reine bringt, als es möglich ſein mag. Die Aufſätze über die Orſini, Alberoni und Ripperda ſchöpfen nicht aus verborgenen Quellen, dürften aber doch als aus den beſten Quellen mit Sorgfalt bearbeitet erkannt werden. Auch der fünfte Aufſatz wird Manchen Neues bringen, zumal noch eine vor zwei Jahren erſchienene Monographie über jene Zeit den Ritter d'Eon für ein Weib hielt. Die Aufſchlüſſe über den Obriſt Agdolo ſind ganz neu, oder es iſt doch der Inhalt derſelben erſt am Schluſſe des vorigen Jahres in meiner Fortſetzung von Gretſchel's ſächſiſcher Geſchichte zuerſt veröffentlicht worden. Die Scenen aus den ſächſiſchen Bauernunruhen ſind aus einem Werke entlehnt, welches die ſächſiſchen Geſchichtſchreiber wol citirt, aber doch gerade die mir beſonders bezeichnend erſcheinenden Züge nicht benutzt haben, und was, außer Geſchichtſchreibern, Niemand mehr lieſt. Das Leben v. Rüßlers iſt aus einer einſt viel geleſenen, jetzt vergeſſenen, ſehr weitſchichtigen Schrift extrahirt, und ſcheint mir denn doch manchen ſchätzbaren Beitrag zur Geſchichte der Zuſtände jener Zeit zu enthalten. Was von Kauderbach geſagt wird, ſtammt aus einer naheliegenden Quelle, und doch war es ſelbſt dem gelehrten Ebert entgangen. Die Aufſätze X — XIX und XXIII ſtehen in einem inneren Zuſammenhange, der in der Einleitung zu No. X dargelegt iſt. Ein Theil der Aufſätze sub XII und XIII, ſo wie das Meiſte in den Aufſätzen sub XVII und XVIII, iſt aus den Denkwürdigkeiten des Barons von Gleichen überſetzt, einer Schrift, welche nur in wenig über 100 Exemplaren abgezogen worden, wovon kaum die Hälfte in den

Buchhandel gekommen iſt. Bei XXIII bin ich dem Rheiniſchen Antiquarius gefolgt, einer zu wenig gekannten Fundgrube ſolcher Dinge. Durch zahlreiche Anmerkungen habe ich überall das Nähere feſtzuſtellen geſucht, und auch darin, wie ich hoffe, manches Intereſſante niedergelegt. Für den zweiten Band iſt das Material ſchon beiſammen und wird dem Inhalte des Erſten an Intereſſe mindeſtens nicht nachſtehen.

Schließlich bitte ich, die Nachträge, ſowie die Verbeſſerungen am Ende dieſes Bandes nicht zu überſehen.

Leipzig, 11. März 1850.

Friedrich Bülau.

Inhalt.

Seite

I. Die ruſſiſche Thronrevolution von 1762. 1
II. Die ruſſiſche Thronrevolution von 1801. 58
III. Die Prinzeſſin Orſini 95
IV. Die Cellamareverſchwörung; Alberoni und Ripperda. 132
V. Die geheime Diplomatie Ludwig's XV. und der Ritter d'Eon 177
VI. Der Obriſt Agdolo 196
VII. Scenen aus den ſächſiſchen Bauernunruhen im Jahre 1790 218
VIII. Karl Gottlob v. Rüßler. Ein Beitrag zur Sittengeſchichte des deutſchen Hof- und Beamtenweſens. 238
IX. Kauderbach. Ein Pendant dazu 280
X. Der Aberglaube des achtzehnten Jahrhunderts, die Gräfin Coſel 291
XI. Caglioſtro 310
XII. Duchanteau und Clavières 331
XIII. Der Graf von St. Germain 340
XIV. Drei Herren von Hund und Alten-Grotkau 350
XV. Johann Georg Schrepfer............................ 369
XVI. Jakob Hermann Oberreit 383
XVII. Madame de la Croix 393
XVIII. Condamine und die Convulſionäre................ 402
XIX. Cazotte 411
XX. Graf Bonneval, ein Repräſentant der Frivolität des achtzehnten Jahrhunderts 422
XXI. Lord Lovat 338
XXII. Spukgeſchichten am kurtrieriſchen Hofe 449

Miſcellen.

Seite

1. Nitſche und Muſca 467
2. Keßler und Mylius 469
3. Heinrich Gottlieb v. Debſchütz 470
4. Abenteurerleben 474
5. Kriegeriſche Zeiten 481
6. Chriſtoph Springer 483
7. Prieſter= und Weiberliſt 485
8. Ein engliſcher Schiffscapitän 486

Nachträge 488

Regiſter 491

I. Die ruſſiſche Thronrevolution von 1762.

Die Entthronung des Kaiſers Peter III. iſt ziemlich oft und ausführlich behandelt worden, wobei jedoch von ſehr entgegengeſetzten Geſichtspunkten ausgegangen wurde und auch im Einzelnen in den verſchiedenen Berichten zahlreiche Abweichungen bemerkbar werden. Bei der folgenden Darſtellung wird ein zeither ungedruckter Aufſatz zum Grunde gelegt, worin ein Geſandter, der von 1765 — 1768, alſo ſehr bald nach der Kataſtrophe, am petersburger Hofe reſidirte und ein genauer Freund des Grafen Panin war, die Notizen zuſammengeſtellt hat, die ihm über jene Thronrevolution wol hauptſächlich aus dieſer Quelle zugekommen waren. Wir werden eine kurze geſchichtliche Einleitung vorausſchicken und das Memoire ſelbſt mit den, durch die anderweiten Berichte an die Hand gegebenen Anmerkungen begleiten.

Herzog Karl Friedrich von Holſtein-Gottorp reiſte 1721 nach Rußland, um in ſeinen Beziehungen zu Dänemark und Schweden den Schutz Peter's I. zu erwirken. Er wurde ziemlich günſtig aufgenommen, wußte ſich in die oft ſehr beſchwerlichen Launen und Wunderlichkeiten des großen Zaren ganz gut zu ſchicken, und wenn auch dieſer nicht eben Zeit oder Luſt hatte, ſich in die holſteiniſchen Angelegenheiten einzulaſſen, ſo that ſich doch dem bei Kaiſer und Kaiſerin perſönlich beliebten Herzog eine andere Hoffnung auf, deren Verwirklichung auch ſeinem Hauptziele förderlich ſein mußte. Peter der Große hatte von Katharinen zwei reizende Töchter: Anna und Eliſabeth, und der Herzog machte ihnen, beſonders der Aelteſten, auf das Eifrigſte und Ausdauerndſte die Cour. Seine Bewerbungen wurden von Anfang an nicht ungünſtig aufgenommen, wenn er auch vier Jahre lang dem kaiſerlichen Hoflager auf deſſen Zügen folgen und viele Beſchwerden, Langeweile und — Kopfſchmerzen ertragen mußte [1], bevor es (1724) zur Verlobung mit der Großfürſtin Anna kam.

Nach dem Tode Peter's I. (28. Januar 1725) ſetzte ſich bekanntlich eine Frau von dunkler Herkunft, ſeine Witwe, als Katharina I. auf den Thron der Zaren. Sie war dem Herzog, deſſen Intereſſe ihr ihr Gemahl noch auf ſeinem letzten Krankenlager empfohlen haben ſoll, perſönlich gewogen; er und ſein Baſſewitz hatten auch um ihre Thronbeſteigung Verdienſte, und wenn ſie ihm auch nicht das Herzogthum Liefland überließ, wozu ihm Hoffnung gemacht war, ſo ließ ſie doch 1725 die Vermählung vollziehen, gab der Großfürſtin einen groſen Hofſtaat, einen Brautſchatz von 150,000 Ducaten und koſtbaren Juwelen, ſchenkte dem jungen Ehepaare ein großes ausmeublirtes Haus [1]), wies ihm für die Dauer ſeines Aufenthalts in Rußland die Einkünfte der Inſel Oeſel an, ernannte ihn zum Obriſtlieutenant der Preobratzſchenskoy-Garde und zum erſten Geheimen Rath, empfahl ihn den kurländiſchen Ständen zur künftigen Herzogswahl, wirkte in ſeinem Intereſſe in Schweden, verſchaffte ihm den Titel Königliche Hoheit, erwirkte in ihrem Vertrage mit Oeſterreich einen geheimen Artikel zu Gunſten der Wiedererlangung von Schleswig für den Herzog, ja traf ſchon Rüſtungen zum Kriege gegen Dänemark [2]). Der Tod der Kaiſerin, der am 17. Mai 1727 erfolgte [3]), vereitelte die Ausführung.

---

[1] Einen großen Theil dieſer beſchwerlichen Brautfahrt beſchreibt Tag für Tag bis ins Einzelne ein Tagebuch eines Hofcavaliers des Herzogs, Friedrich Wilhelm's von Bergholz, welches in den letzten Bänden von Büſching's Magazin abgedruckt iſt und durch zahlreiche Beiträge zur Sittengeſchichte ſowol des damaligen Rußlands, als des holſteiniſchen Hofes für die Mühe der wenig anſprechenden Lectüre belohnt. Da der Verf. der zu Tübingen 1808—9 in zwei Bänden erſchienenen Biographie Peter's III., des beſten Werks, was wir über dieſe Begebenheiten beſitzen, dieſes Tagebuch geleſen hat, ſo hätte er eigentlich nicht ſagen ſollen, der Herzog habe erſt einige Tage vor ſeiner Verlobung erfahren, daß ihm die älteſte Prinzeſſin zugedacht ſei. Uns iſt aus dem Tagebuch klar geworden, daß er es ſchon Jahre vorher gewußt oder doch gehofft hat.

---

[1]) Es ſtand auf dem Platze des nachherigen Winterpalais, war zwar nur von Holz, aber das größte Haus in Petersburg, war einige Jahre die kaiſerliche Wohnung geweſen und hatte zuletzt dem Admiral Apraxin gehört, von dem es die Kaiſerin kaufte. S. die angeführte Biographie Peter's III., I, 15.

[2]) Bis zum Sturze Karl's XII. hatte Schweden die herzogliche Linie von Holſtein gegen die königliche in Dänemark beſchützt und eben aus Schwedens Erliegen floſſen die Bedrängniſſe Holſteins. Jetzt trat Rußland an die Stelle Schwedens — und gegenwärtig ſtehen Rußland und Schweden auf Seiten Dänemarks!

[3]) Katharina war nach Einigen die Tochter eines lithauiſchen Bauers, Samuel, nach Andern die eines ſchwediſchen Quartiermeiſters Johann Rabe und der Eliſabeth Moritz, einer Liefländerin, und als Martha Rabe 1682 in Germunared in Schweden geboren, 1684 aber mit ihrer Mutter, nach dem Tode des Vaters, nach Liefland zurückgekehrt, wo ſie 1685 noch die Mutter verlor und erſt von einem Küſter, dann von einem Geiſtlichen angenommen ward. Sie heirathete 1701 einen ſchwediſchen Dragoner und kam 1702, bei der Einnahme von Marienburg, als Gefangene in die Hände des General Bauer, der ſie, als er ihrer müde war, der Fürſtin Mentſchikow ſchenkte. Hier lernte ſie der Kaiſer kennen, mit dem ſie 1711 heimlich vermählt und 1712 öffentlich zu ſeiner Gemahlin erklärt wurde. Von ihren Geſchwiſtern, oder wol eher von denen ihrer Mutter ſollen die Grafen Skawronski, die Grafen Henrikow und die von Jeſmowski ſtammen.

Zunächſt freilich hatte dieſelbe in ihren letztwilligen Verordnungen ihr Wohlwollen für das holſteiniſche Ehepaar nochmals beurkundet. Sie ſollten Vormünder des jungen Kaiſers Peter II. ſein, die Großfürſtin Anna, wie ihre Schweſter Eliſabeth, ſollten eine Million Rubel und die Hälfte aller nicht der Krone gehörigen Juwelen der Mutter, ferner noch 300,000 Rubel zum Heirathsgut und 100,000 Rubel zum jährlichen Unterhalt erhalten, auch dem Herzog dabei das früher Empfangene nicht angerechnet werden. Zugleich beſtätigte ſie nochmals alle Verträge mit Karl Friedrich. Jedoch Fürſt Mentſchikow[1] verdrängte den Herzog und die Großfürſtin von der Vormundſchaft und chicanirte ſie ſo, daß ſie noch im Auguſt 1727, von einer durch Admiral Apraxin geführten Flotte geleitet, Rußland verließen. Am 26. Auguſt hielten ſie ihren feierlichen Einzug in Kiel. Zwar ſchrieb ihnen ihr Neffe, der Kaiſer Peter II., ſehr bald, daß der „unſelige und vermeſſene Fürſt Mentſchikow, wegen Mangel an Deferenz gegen die kaiſerlichen Prinzeſſinnen und damit ſein unrechtmäßig erworbener Reichthum in den kaiſerlichen Schatz, daraus er ihn entwendet, wieder zurückfließen möge", für ſeine Perſon ſeiner Ehrentitel beraubt werden ſei (Sept. 1727). Indeß eine Einladung zur Rückkehr war nicht beigefügt, und die Dolgoruckys, welche an die Stelle des von ihnen geſtürzten Mentſchikow getreten waren, wünſchten auch eine ſolche nicht. Zudem war die Großfürſtin ſchwanger und gebar am 21. Februar 1728 einen Sohn: Karl Peter Ulrich, dem es, neben dem holſteiniſchen Herzogshute, beſtimmt war, dereinſt unter der ruſſiſchen Kaiſerkrone zu erliegen, nachdem er vorher die ſchwediſche Königskrone ausgeſchlagen. Ueble Vorzeichen knüpften ſich ſchon an ſeine Wiege. Bei den Feſten zur Feier ſeiner Taufe (29. Februar) flog ein Pulverkaſten in die Luft. Schlimmer, daß ſich ſeine Mutter bei denſelben Feſtlichkeiten erkältete und 10 Tage darauf ſtarb. Sie war eine ungemein ſchöne, ſanfte, gebildete, etwas zur Schwermuth geneigte Frau. Ihre Leiche wurde nach Petersburg geſchickt und in der Feſtungskirche beigeſetzt.

---

[1] Alexiew Fürſt Mentſchikow, geb. 1670, ein Bauersſohn, Günſtling Peter's des Großen, Staatsminiſter und Generalfeldmarſchall, Herzog von Ingermanland, ein höchſt talentvoller, aber ſchamlos habgieriger Mann, die Seele dreier Regierungen, bis er, auf dem Punkte, Schwiegervater des Kaiſers zu werden, geſtürzt und nach Bereſow verwieſen ward, wo er in tiefer Schwermuth im November 1729 ſtarb.

Der junge Prinz Peter blieb bis 1735 in den Händen der Frauen, die ihm etwas Franzöſiſch beibrachten. Dann wurde er den Herren von Adlerfeld, von Wolf und von Brömſen übergeben, und der Rector Juhl in Kiel gab ihm in ſehr pedantiſcher Weiſe lateiniſchen Unterricht. Da man aber eine leiſe Hoffnung auf Rußland nicht aufgegeben hatte, ſo behielt man in Kiel die griechiſche Kapelle bei und ließ den Prinzen etwas Ruſſiſch lernen, machte ihn auch frühzeitig mit der griechiſchen Religion bekannt. Daneben ſog er von ſeinem Vater eine Neigung, nicht zur Kriegskunſt, ſondern zur Soldatenſpielerei ein. Der Herzog Karl Friedrich ſtarb 1739 und ſein Sohn kam unter die Vormundſchaft eines Vetters, des Biſchofs von Lübeck, Adolph Friedrich, welcher ſpäter König von Schweden wurde. Er wurde nun den Herren von Brömmer und von Bergholz zur Erziehung übergeben, von denen der Letztere ſich ſehr paſſiv, der Erſtere aber mit taktloſer Strenge verhalten zu haben ſcheint. Man ſchickte einen Herrn von Bredahl nach Rußland, der aber mit ſolcher Kälte empfangen wurde und ſo ungünſtige Nachrichten mitbrachte, daß man die Hoffnung auf Rußland aufgab und ſeine Pläne auf Schweden richtete. Nun mußte der Prinz, ſtatt Ruſſiſch, Schwediſch lernen und ward, ſtatt in der griechiſchen, in der lutheriſchen Kirchenlehre unterrichtet.

In Rußland war auf die Kaiſerin Katharina der Enkel Peter's des Großen, von ſeinem unglücklichen Sohne erſter Ehe Alexiew, Peter II. gefolgt. Nach deſſen unerwartetem, an den Blattern erfolgtem Tode (1730) ging man auf die Nachkommen Iwan's II., des ältern Bruders Peter's des Großen, zurück, wählte aber nicht die älteſte Tochter deſſelben, die Herzogin von Mecklenburg-Schwerin, ſondern die Jüngere, Anna, verwitwete Herzogin von Kurland, die große Gönnerin Biron's [1]). Unter des Letztern Einfluſſe berief die Kaiſerin Anna ihre Nichte, die Prinzeſſin Anna von Mecklenburg, vermählte ſie (3. Juli 1739) mit dem Herzog Anton Ulrich von Braunſchweig-Wolfenbüttel, und ernannte den Sprößling dieſer Ehe, Iwan (geb. 12. Auguſt 1740), zu ihrem Nachfolger (5. October), der auch nach ihrem Tode (17. October 1740) den Kaiſernamen erhielt, während die Regentſchaft erſt durch Biron, dann durch die Herzogin Anna, unter Münnich's [2]) Leitung, geführt ward.

---

[1]) Ernſt Johann von Büren, geb. in Kurland 1687 und ſchon dort Stallmeiſter Anna's, Günſtling der Kaiſerin, 1737 Herzog von Kurland, 1740 vom 28. Oct. bis 19. Nov. Regent von Rußland, dann aber durch Münnich geſtürzt und nach Pelim in Sibirien verwieſen, 1741 zurückberufen und in die mildere Haft nach Jaroslaw geſchickt, während Münnich in ſein Gefängniß kam, 1762 in völlige Freiheit geſetzt, 1763 in ſeinem Herzogthum hergeſtellt, reſignirt 1769, † 28. Dec. 1772.

[2]) Burkhart Chriſtoph Graf von Münnich, geb. zu Neuenhun-

Aber noch lebte Eliſabeth, die jüngſte Tochter Peter's des Großen, in üppiger, einflußloſer und unzufriedener Einſamkeit. Ihr warb Leſtocq 1) eine Partei und in der Nacht vom 24. zum 25. November 1741 ward Münnich geſtürzt und wurden ſeine Puppen, der junge Kaiſer und deſſen Aeltern, gefangen und in Haft und Exil gebracht. Eliſabeth war Kaiſerin. Entſchloſſen, ſich nicht zu vermählen, beſtimmte ſie den Sohn ihrer Schweſter, den jungen Herzog Peter von Holſtein, zu ihrem dereinſtigen Nachfolger, und ſchickte, kurz nach ihrer Thronbeſteigung, den Major Nikolaus Friedrich von Korf und deſſen Bruder, den Geſandten in Dänemark, nach Kiel, um ihren Entſchluß zu erklären, den Prinzen zu ſich zu nehmen und bei ſich erziehen zu laſſen. Er reiſte in der That im größten Geheimniß, unter dem Namen eines Grafen von Dücker ab, von dem Hofmarſchall von Brömmer, dem Kammerherren von Bergholz und dem Kammerintendanten Cramer begleitet. Im Januar 1742 kamen ſie in Petersburg an, wo ſie äußerſt feſtlich empfangen wur-

---

torf im Oldenburgiſchen 1683, in heſſiſchen, ſächſiſchen, ſchwediſchen und ruſſiſchen Dienſten, zuletzt Generalfeldmarſchall und Präſident des Reichscollegiums, 1741 nach Sibirien verwieſen, 1762 zurückberufen, † 1767.

1) Johann Hermann Leſtocq, geb. 1692 zu Celle, Sohn eines Barbiers, Chirurg bei Peter I. und ſchon bei dieſem beliebt, aber auch von ihm nach Kaſan verwieſen, von Katharina zurückberufen und der Eliſabeth beigegeben, die er ſchon bei dem Tode Peter's II. auf den Thron ſetzen wollte, wo ſie es ausſchlug, weil ſie wol von Anna zur Nachfolgerin ernannt zu werden hoffte, 1741 Geheimer Rath und erſter Leibarzt, Graf, 1748 in Haft und Exil geſtürzt, 1762 zurückberufen, † 1767. Uebrigens war Leſtocq mehr Werkzeug als Leiter. Sehr thätig bei der Sache war der franzöſiſche Geſandte, Marquis de la Chetardie, die eigentliche Stütze aber war die nationalruſſiſche Partei und das militairiſche Werkzeug das preobraſchenskiſche Garderegiment.

den. Die Kaiſerin ſchenkte ihm ihr Wohlwollen, ungeachtet ſie weder mit ſeinem phyſiſchen, noch mit ſeinem geiſtigen Zuſtande zufrieden war und er auch ſpäter wenig leiſtete, ihren Erwartungen beſſer zu genügen. Bei ſeinem erſten Auftreten zeigte er ſich als ein äußerſt blaſſer Knabe, von krankem Ausſehen und offenbar höchſt ſchwächlicher Geſundheit. Dazu trug er die blonden Haare, nach ſogenannter ſpaniſcher Art, lang heruntergekämmt und ſtark gepudert. Er begleitete die Kaiſerin damals zur Krönung nach Moskau und ward bei dieſer Gelegenheit zum Obriſtlieutenant der Preobratſchenskoy-Garde und zum Obriſten des Leibküraſſierregiments ernannt, deſſen Viceobriſter der Generalfeldmarſchall Lascy [1] war. Nachdem man in Betreff ſeines Unterrichts eine Menge Lehrpläne hatte entwerfen laſſen, genehmigte man den des Prof. Stählin [2] und übertrug dieſem auch ſelbſt die Ausführung. Bei der Prüfung fand der neue Lehrer, zur größten Verwunderung der Kaiſerin, den Prinzen in allen Theilen der Wiſſenſchaften unglaublich unwiſſend. Am beſten ging es noch im Franzöſiſchen. Stählin ſcheint bei ſeinem Unterrichte ſehr zweckmäßig verfahren zu ſein; glänzende Reſultate konnte er, bei mangelndem Sinn des Prinzen für ernſte Beſchäftigung und Anſtrengung, bei den ſteten abziehenden Zerſtreuungen und da der Eifer der Kaiſerin für die Sache auch bald nachließ, er alſo nirgend rechte Unterſtützung fand, nicht liefern. Im

---

[1] Peter Graf von Lascy, geb. zu Limerik 1678, in franzöſiſchen, öſterreichiſchen, polniſchen, ruſſiſchen Dienſten, Eroberer von Finnland, † 1751 zu Riga. Er war der Vater des berühmten öſterreichiſchen Feldherrn.

[2] Er ſtammte aus Memmingen, kam auf Brühl's Empfehlung 1735 nach Petersburg und ſtarb 1785. Peter bezeigte ſich ſtets ſehr dankbar gegen ihn.

Ruſſiſchen und in der griechiſchen Religion ward der Prinz von einem Mönch, Theodorsky, unterrichtet, welcher 1758 als Erzbiſchof von Pleskow geſtorben iſt. Den meiſten Sinn zeigte Peter noch für Alles, was zum Militairweſen gehörte.

Da gegen Ende des Jahres 1742 bekannt wurde, daß man in Schweden die Thronfolge reguliren wolle und dabei das Abſehen auf den Prinzen Peter gerichtet habe, ſo mußte man jetzt mit dem ruſſiſchen Plane vortreten. Am 18. November trat der junge Herzog zur griechiſchen Kirche über und hieß nun Peter Feodorowitſch. Die Feſte dauerten acht Tage, worauf ein Manifeſt erſchien, was die ruſſiſche Nation anwies, dem nunmehrigen Großfürſten und Thronfolger den Eid der Treue zu leiſten. Dennoch boten ihm die Schweden, die ihn zwei Tage vor ſeiner ruſſiſchen Ernennung zum Thronfolger gewählt hatten, ihre Krone noch an, die er aber ausſchlug.

Der mit Sorgfalt fortgeſetzte und namentlich auch auf die Kenntniß der ruſſiſchen Staatsſachen ausgedehnte Unterricht begann doch einige Frucht zu zeigen. Da unterbrach ihn 1743 eine ſehr gefährliche Krankheit des Prinzen. Nach ſeiner Geneſung dachte man an ſeine Verheirathung. Man wandte ſich zuerſt an den dresdner Hof, in Betreff der Prinzeſſin Maria Anna [1]), ſtieß aber auf unüberwindliche Religionsſcrupel. Friedrich II., bei dem man in Bezug auf Prinzeſſin Amalia [2]) anklopfte, fand auch den ruſſiſchen Thron zu unruhig und legte durch ſeine deßfallſigen Aeußerungen vielleicht den erſten Grund zu dem Haſſe der Kaiſerin, der ihm ſpäter ſo theuer zu ſtehen kam. Indeß ging ſie doch auf den Vorſchlag ein, den er damals machte, und der ihre Aufmerkſamkeit auf die Prinzeſſin Sophie Auguſte Friederike von Anhalt-Zerbſt (geb. zu Stettin 25. April 1729) lenkte. Zudem war dieſe die Tochter einer holſteiniſchen Prinzeſſin [1] und die Nichte jenes Prinzen von Holſtein, welcher Eliſabeth ſelbſt in ihren jungen Jahren zum Gemahl zugedacht war, aber kurz vor der Vermählung ſtarb. Man ließ ſie mit ihrer Mutter im Februar 1744 nach Rußland kommen [2]; ſie gefiel, ward in der griechiſchen Religion unterwieſen, trat am 9. Juli als Katharina Alexiewna über und ward am 10. mit dem Großfürſten verlobt. Die Vermählung ward noch um ein Jahr aufgeſchoben, damit der Unterricht des Bräutigams vollendet werden könne, woraus aber, bei natürlich noch mehr geſchwundener Luſt dazu und öftern Krankheiten des Großfürſten, nicht viel wurde. 1745 ward der Großfürſt, mittels von dem Kurfürſten von Sachſen, als damaligem Reichsvicar, erlangter venia aetatis, für volljährig erklärt, was am 17. Juni feierlich bekannt gemacht wurde. Die Statthalterſchaft ſeiner deutſchen Lande übertrug er dem Bruder ſeiner Schwiegermutter, dem Prinzen Friedrich Auguſt von Holſtein, welcher 1750 Biſchof von

---

[1]) Maria Anna Sophia, Tochter des Königs von Polen und Kurfürſten von Sachſen Friedrich August II., geb. am 29. Aug. 1728, am 20. Juni 1747 mit Maximilian Joſeph Kurfürſten von Baiern vermählt, am 30. Dec. 1777 Witwe, † 17. Febr. 1797.

[2]) Anna Amalia, jüngſte Tochter des Königs Friedrich Wilhelm I.

---

von Preußen, geb. 9. Nov. 1723, blieb unvermählt und ward Aebtiſſin von Quedlinburg.

[1] Johanna Eliſabeth, Tochter Chriſtian Auguſt's, Biſchofs von Lübeck, geb. 24. Oct. 1712, verm. mit Fürſt Chriſtian Auguſt von Anhalt-Zerbſt 8. Nov. 1727, † zu Paris 30. Mai 1760.

[2] Sie verließen Zerbſt heimlich, da der Vater, ein eifriger Lutheraner, durchaus nicht in dieſe ruſſiſche Speculation willigen wollte.

Lübeck wurde. Am 1. September 1745 ward die Vermählung des großfürſtlichen Paares unter Feſtlichkeiten begangen, die erſt am 11. ihre Endſchaft erreichten.

Dem jungen Ehepaar ward ein prächtiger Hofſtaat eingerichtet, aber meiſt mit Ruſſen beſetzt, während der Großfürſt ſo unklug war, überall den Holſteinern ſichtbar den Vorzug zu geben. Im Anfang vertrugen ſich die jungen Eheleute gut und ſpielten miteinander wie Kinder. Die Großfürſtin, eine Frau, welcher Niemand große Geiſteskraft abſprechen kann, mußte mit ihrem Gemahl Schildwache ſtehen und exerciren. Sie meinte ſpäter einmal: «il me semble, que j'étais bonne pour autre chose.» Vor der Hand verſchaffte ihr dieſe Fügſamkeit einen unumſchränkten Einfluß auf ihren Gemahl, und es wäre gut für Beide geweſen, wenn dieſer Einfluß nie geſchwächt worden wäre. Er bedurfte immer einer klugen Leitung und damals vor Allem, wo es den Einflüſterungen des antipreußiſchen Großkanzlers Beſtuchew[1] gelungen war, die mit dem zunehmenden Alter ſchwächer werdende Kaiſerin gegen den Großfürſten und deſſen Gemahlin mistrauiſch zu machen. Auch blieb ein Anlaß nicht aus, wo der Großkanzler dem Großfürſten eine Kränkung bereiten konnte. Dänemark bot dem Letztern die Grafſchaften Oldenburg und Delmenhorſt an, wenn er ſeinen Anſprüchen auf Schleswig entſagen wollte. Beſtuchew rieth zur Annahme dieſes Anerbietens, aber der Großfürſt, theils durch eigenen Willen, theils durch den Rath ſeiner Gemahlin [1]) und ſeiner holſteiniſchen Umgebungen beſtimmt, verlangte eine höhere Entſchädigung und darüber zerſchlug ſich damals die Sache. Die Kaiſerin befahl nun Ende April 1747, daß der Oberjägermeiſter von Bredahl, der Kammerherr von Dücker, der Kammerintendant Cramer und der Hofcommiſſar Schriever Rußland verlaſſen ſollten. Auch Prinz Auguſt von Holſtein ward, wenn auch in ſehr anſtändigen Formen, zur Rückkehr veranlaßt. Man ließ nur die Holſteiner da, die ſich dem Großkanzler fügſam bezeigten. In Stockholm ward um jene Zeit ein engliſcher Arzt, Blackwell, verhaftet, und der ſchwediſche Geſandte, Graf von Barck, ſagte der Kaiſerin ſelbſt in einer Audienz, daß man in deſſen Papieren Briefe gefunden habe, die den Intereſſen des Großfürſten nachtheilig wären. Man behauptete aber vielfach, Blackwell wäre ein Emiſſair des däniſchen Hofes und Beſtuchew's geweſen [2]). Auch entdeckte der Großfürſt im April 1748, daß einer ſeiner Kammerdiener in Beſtuchew's Solde ſtand und ihn belauerte, ja ſeine Pa-

---

[1] Alexiew Graf Beſtuchew, geb. zu Moskau 1. Juni 1693, in Deutſchland erzogen, Sohn eines Mannes, der ſchon am kurländiſchen Hofe eine große Rolle geſpielt, aber durch Biren geſtürzt worden war, kurbraunſchweigiſcher Kammerjunker und (1711) Geſandter in Petersburg, 1718 Oberkammerjunker bei der Herzogin von Kurland, 1720 ruſſiſcher Geſandter in Kopenhagen, unter Anna Cabinetsminiſter, unter Eliſabeth Graf und Kanzler, 1758 entſetzt und auf ſeine Güter verwieſen, 1762 zurückberufen, zum Feldmarſchall ernannt, aber nicht mehr gebraucht, † 1766.

---

[1]) Sie vergaß es dem däniſchen Hofe nie, daß dieſer ſeinem Geſandten empfohlen hatte, ſie genau zu beobachten, da: «sous la direction de sa mère elle promet de devenir la Princesse la plus fameuse de l'Europe.» Sie machte dieſes Wort zunächſt wahr, indem ſie dem Grafen Rochus Lynar am Abend bevor er erfuhr, daß eine von ihm für Dänemark geführte Unterhandlung völlig geſcheitert ſei, wovon ſie die Haupturſache war, zu deren Beendigung Glück wünſchte und hinzuſetzte, daß ſie ſich glücklich ſchätze, ihm ſagen zu können, daß ſie dazu beigetragen habe.

[2]) Der Blackwell'ſche Proceß war allerdings ein ſchwediſcher Parteihandel und iſt in keiner Weiſe unparteiiſch geführt worden. Alexander Blackwell war der Sohn eines ſchottiſchen Geiſtlichen gleiches Namens, hatte eine ſehr gute Erziehung genoſſen und ihr ebenſo durch gute Anlagen, wie längere Zeit durch großen Fleiß entſprochen. In ſeinem ſechzehnten Jahre kam er auf die Univerſität Edinburgh, verließ ſie aber nach einiger Zeit heimlich, von jenem magnetiſchen

---

Zuge nach London getrieben, welchen engliſche Schriftſteller ſo lebensvoll dargeſtellt haben und welcher ſo manchem begabten jungen Manne den Untergang, Einzelnen einen dornenvollen Ruhm, Wenigen ein dauerhaftes Glück bereitet hat. Nachdem er ſein ſpärliches Geld verzehrt, ohne ſeine Hoffnungen erfüllt geſehen zu haben, mußte er froh ſein, eine Correctorſtelle in der Wilkins'ſchen Druckerei zu erhalten. Hier knüpfte er literariſche Bekanntſchaften an und hier gelang es ihm auch, das Herz und die Hand eines tugendhaften und wohlhabenden Mädchens zu gewinnen. Kaum aber ſah er ſich in Beſitz von anſehnlichen Geldmitteln, als ſein unruhiger Geiſt wieder erwachte. Er brachte drei Jahre auf zweckloſen Reiſen in Frankreich, Holland und Deutſchland zu. Dann ging er nach London zurück und errichtete eine Buchdruckerei. Da aber traten die londoner Buchdrucker gegen ihn auf und fragten nach ſeinen Lehrjahren. Er gewann den Proceß in erſter Inſtanz, verlor ihn aber in zweiter, gerieth in Schulden, machte endlich (1734) Bankerott und kam ins Schuldgefängniß. Hier rettete ihn die Treue und Geſchicklichkeit ſeiner Gattin. Sie war ſehr fertig im Zeichnen und Malen, fiel darauf, Pflanzen nach der Natur zu malen, zeigte die Proben dem berühmten John Sloane, dem Dr. Mead und dem deutſchen Arzte Dr. Andres, erhielt ihren Beifall, ward durch den Aufſeher des lateiniſchen Gartens, Mr. Raad, unterſtützt, und gab nun, ſpäter unter Beihilfe ihres Gatten, ein großes, von ihr ſelbſt gezeichnetes, geſtochenes und illuminirtes Kräuterwerk (Curious herbal, London 1727—1739, 2 Bde., Fol.) heraus, was auch nach Deutſchland übergetragen worden iſt (von Eiſenberger, lateiniſch und deutſch, als Herbarium Blackwellianum. Nürnberg 1750—1773, 6 Bde., Fol.) und womit ſie ſo viel Geld verdiente, daß ſie ihren Mann aus dem Gefängniß befreien konnte. Letzterer beſchäftigte ſich nun hauptſächlich mit Naturwiſſenſchaften, ſchrieb ein Werk über Anbau unfruchtbarer Felder (London 1741) und ward Oberaufſeher der Güter des Marquis von Chandos. Ein Exemplar jener Schrift fiel dem ſchwediſchen Geſandten in die Hände, der es nach Stockholm ſandte und den Auftrag erhielt, den Verfaſſer für Schweden zu gewinnen. Blackwell nahm den Antrag an und ward ſehr günſtig aufgenommen. Zufällig ward der König gefährlich krank, ließ ſich bereden, ſich von ihm behandeln zu laſſen, und genas. Nun ward Blackwell königlicher Leibarzt und wollte eben Frau und Kind nachkommen laſſen, als er am 21. März 1747 verhaftet und in einen großen Staatsproceß verwickelt ward, in welchen auch der Kaufmann Springer und der Fabrikant Hedmann verflochten waren. Er ſollte ein Werkzeug der in Schweden bei allen Parteien graſſirenden Beſtechung im piere wegſtehlen mußte. Im Uebrigen ward die Kaiſerin nie ſo weit gebracht, den Thronfolger ganz fallen zu laſſen. Mit ihrem eigentlichen Liebling, dem ſie aber, um ſeiner Geſundheit willen, keinen Einfluß auf die Geſchäfte geſtattete, dem Grafen Raſumowski, ſtand ſich Peter gut. In dem Landhauſe des Bruders des Letztern zu Goſtilitz wären der Großfürſt und ſeine Gemahlin am 6. Juni 1748 beinahe ums Leben gekommen. Das Haus, worin ſie ſchliefen, ſtürzte ein, kurz nachdem ſie es, durch eine Schildwache gewarnt, verlaſſen hatten. Am 19. Nov. 1749 wurde Peter feierlich in den Senat eingeführt. Aber die veränderte Stimmung der Kaiſerin gab ſich doch in dem mistrauiſchen Kundſchafterſyſtem, mit dem ſie ihren Neffen und ihre Nichte umgab, und in ihren öftern Einmiſchungen und Bevormundungen kund.

Leider fand ſich zu letztern mehr und mehr verſchuldeter Anlaß. Peter ward mürriſch und verſtimmt und ließ ſeinen Unmuth an ſeiner Gemahlin aus, die er mit ſichtbarer Kälte behandelte, ihr zunächſt zum Vorwurf machend, daß ſie ihm noch keinen Erben gebracht habe. Katharina möchte eine treffliche Gattin geworden ſein, wenn ſie einen Gemahl erhielt, der ihre Liebe und Achtung zu gewinnen wußte. Sie möchte eine pflichtgetreue Frau geblieben ſein, wenn ihr Gatte ihr keinen Anlaß zur Beſchwerde bot, ſie wenigſtens nicht auf empfind-

---

Intereſſe auswärtiger Mächte geweſen ſein und fiel allerdings als das Opfer einer Verderbniß, bei welcher auf ſeiner Seite leicht die geringſte Schuld gelegen haben dürfte, die größte auf Derer, die ſich wider die Intereſſen ihres Vaterlands beſtechen ließen, und denen nichts geſchah. Er ward im Auguſt 1747 hingerichtet. Es wurde damals behauptet, die franzöſiſche Partei habe ihn erſt zu unvorſichtigen Schritten verführt und dann ſelbſt angeklagt und für ein Werkzeug des engliſchen Miniſteriums ausgegeben.

liche Weiſe kränkte. Den Gebrechen und Schwachheiten ſeines Geiſtes und Charakters und den umgebenden Verhältniſſen war es zuzuſchreiben, wenn ſich bald ein ärgerlicher Zwiſt unter dem jungen Paare entſpann, wenn ihr bis dahin unbekannte Leidenſchaften allmälig in ihr erwachten, wenn ſie zuletzt die gefährlichſte Feindin ihres Gemahls und in all den ſchlimmen Künſten Meiſterin ward, deren es in dem damaligen Rußland bedurfte, ſich zur Gewalt zu helfen und darin zu halten. Bei einer im Jahre 1750 erneuerten däniſch-holſteiniſchen Unterhandlung, der der geldbedürftige Großfürſt nicht abgeneigt war, genügte ein Zurathen von ihrer Seite, um ihn von der Sache abzubringen. Sein Soldatenſpielen und ſeine Bauten in dem, einſt dem Fürſten Mentſchikow zugehörigen Oranienbaum koſteten ihm große Summen und er war ſtets in Schulden. Zuweilen ſtieg ſeine Finanznoth auf das Aeußerſte, und er hat in ſeiner Bedrängniß von Höfen Geld angenommen, gegen deren Intereſſen er ſo vorher als nachher handelte. So von Oeſterreich und Sachſen. Sein Verfahren in der däniſchen Angelegenheit war der Kaiſerin und Beſtuchew ſehr unangenehm. Bei dem Tode des Königs von Schweden (1751) ſprach er offen ſeinen Unmuth darüber aus, daß er durch Rußland um die Regierung eines geſitteten Volkes gebracht worden ſei; Aeußerungen, die natürlich den Nationalſtolz, den die Ruſſen in ſehr hohem Grade beſitzen, bitter verletzten. Bei einem holſteiniſchen Offizier, den man in Kronſtadt verhaftete, fand man Briefe der Großfürſtin mit bittern Klagen über ihre und ihres Gemahls Lage. Bei einer Art Soldatenaufſtand, der im September 1751 zu Oranienbaum ſtattfand und Peter's Namen misbrauchte, benahm er ſich zwar ſehr klug und compromittirte ſich nicht im geringſten. Ja, ſein damaliges Benehmen gab nur noch um ſo beſſere Bürgſchaft, wenn man es nicht aus ſeiner Klugheit, deren er nicht viel beſaß, ſondern aus ſeiner Rechtſchaffenheit ableitete, die ihm nicht abzuſprechen iſt. Dennoch verſtärkte der Vorgang das Mistrauen der Kaiſerin.

Gegen Ende des Jahres 1753 erfolgte auf Veranlaſſung der Kaiſerin eine für den Großfürſten ſehr gefahrdrohende Ausſöhnung zwiſchen der Großfürſtin und dem Großkanzler. In dieſelbe Zeit ſetzt die Scandalchronik ihre angeblich anfangs vom Hofe begünſtigte Freundſchaft zu dem Grafen Sergius Soltikow, welcher jedoch bald darauf als Geſandter nach Stockholm geſchickt ward und in Schweden geſtorben iſt. Das Ereigniß, wovon die Großfürſtin am meiſten eine Beſſerung ihrer Lage, ihrem Gemahl und dem Hofe gegenüber, erwarten mochte, daß ſie am 1. October 1754 in Petersburg einen Thronfolger, den nachherigen Kaiſer Paul, gebar, der ſeinem Vater ſowol in ſeinem launiſchen Starrſinn, als in ſeinen Schickſalen ſo ähnlich ward, hatte nicht die erwarteten Wirkungen, und die Stimmung der in ihren Anſprüchen ſo vielfach getäuſchten Großfürſtin ward immer mehr verbittert.

Die Gatten trennten ſich auch äußerlich immer mehr. Der Großfürſt beſchäftigte ſich mit Soldatenſpiel, mit dem Bau einer kleinen Feſtung in Oranienbaum, welche auch nur ein Spiel war, und mit Trinkgelagen in Geſellſchaft holſteiniſcher Offiziere. Das Trinken jedoch, was ihm bei ſeiner Offenherzigkeit auch politiſch nachtheilig war, gewöhnte er ſich ſpäter wieder ab. 1755 begann ſein Briefwechſel mit Friedrich II., für den er eine begeiſterte Verehrung empfand, die ihm Ehre macht, aber auch mit zu ſeinem Unglück beigetragen hat. Friedrich gab ihm übrigens gute Rathſchläge und Peter befolgte ſie — freilich nur ſo gut er konnte und auch das nicht immer. Die Großfürſtin hatte ſich inzwiſchen in Oranienbaum ein kleines Palais mit Garten angelegt und eingerichtet, wo ſie ihren eigenen Neigungen nachhing. Einen willkommenen Geſellſchafter in dieſer Einſamkeit erhielt ſie zuerſt 1755 in dem Grafen Stanislaus Auguſt Poniatowsky (geb. 17. Jan. 1732), den ſie für ſeine frühe Freundſchaft ſpäter mit der polniſchen Königskrone belohnen konnte, und der ihr von dem engliſchen Geſandten Sir Charles Hanbury Williams empfohlen worden, in deſſen Gefolge er nach Petersburg gekommen war. Poniatowsky ſtand übrigens längere Zeit auch bei dem Großfürſten ſehr gut. Als er nach Warſchau geſchickt ward, brachten der Großfürſt und die Großfürſtin Beſtuchew dahin, daß er den dresdener Hof beſtimmte, den jungen Polen zu ſeinem Geſandten in Petersburg zu ernennen. Aber auch Peter hatte eine Freundin, die ſanfte und anſpruchsloſe Eliſabeth Gräfin Woronzow, Tochter des Geheimenraths Grafen Roman Woronzow, Nichte des Vicekanzlers Grafen Michael Woronzow, Schweſter der in ſpäterer Zeit ſo ausgezeichneten Grafen Alexander und Simon Woronzow, der ſchönen Gräfin Butturlin und jener kühnen Fürſtin Daſchkow, die Katharinen ihre ganze Familie nachſetzte. Die Geburt der Großfürſtin Anna im December 1757 änderte in dieſen Verhältniſſen nichts.

Der Krieg gegen Preußen konnte, wie den Wünſchen, ſo den Verhältniſſen des Großfürſten nur ungünſtig ſein, da man wol wußte, wie vollkommen er mit ſeinem bewunderten Friedrich ſympathiſirte. Faſt wäre er in Verdacht gekommen, durch geheime Befehle den Rückzug des Grafen Apraxin nach der Schlacht bei

Großjägerndorf (30. Aug. 1757) veranlaßt zu haben, über den er ſich ſichtlich erfreute. In Wahrheit aber rührte dieſer Rückzug von ſeinen Feinden her und floß aus ihm feindlicher Abſicht. Beſtuchew, der Feldmarſchall Apraxin und der Generalmajor von Weymarn hatten den Plan gefaßt, Peter durch die Kaiſerin von der Thronfolge ausſchließen und dieſelbe auf den Großfürſten Paul, unter Vormundſchaft ſeiner Mutter, übertragen zu laſſen. Gerade um jene Zeit wurde nun die Kaiſerin gefährlich krank, und Beſtuchew veranlaßte Apraxin, ſein Heer nach Rußland zurückzuführen, um es im Falle ihres Todes zur Hand zu haben. Ein Untergebener des Kanzlers, Wolkow, errieth den Plan und theilte ihn dem Vicekanzler Grafen Michael Woronzow mit, durch den ihn der Großfürſt erfuhr. Letzterer entdeckte der wieder geneſenen Kaiſerin die Sache und Beſtuchew ſtürzte (25. Februar 1758) [1]. Apraxin entging durch den Tod (31. Auguſt 1758) ſeiner Strafe. Weymarn ward verabſchiedet, iſt aber unter Katharina wieder gebraucht worden, namentlich wol auch gegen den unglücklichen Iwan III. Die Großfürſtin, deren Mitwiſſen wahrſcheinlich, wenn auch nicht erwieſen iſt, gegen die ſich aber Peter mit Großmuth benahm, kam mit einem zweimonatlichen Verbote des Hofes davon. Er bat ſelbſt um Verzeihung für ſie bei der Kaiſerin, und im April 1758 ward eine fruchtloſe Verſöhnungsſcene gefeiert, die zunächſt durch die bevorſtehende Ankunft des Prinzen Karl von Sachſen [2] veranlaßt wurde, deren Wirkung aber nicht einmal ſo lange aushielt. Die Kaiſerin betrieb die Zurückberufung Poniatowsky's und zwei mal ſuchte die Großfürſtin, indem ſie die Verwendung ihres Gemahls, ſelbſt durch deſſen Geliebte, in Anſpruch nahm, das ſchon Beſchloſſene wieder rückgängig zu machen. Allein kurz nach der Abreiſe des Prinzen Karl ward Poniatowsky im Garten der Großfürſtin verkleidet betroffen und verhaftet [1]). Er mußte nun am 15. Auguſt Rußland verlaſſen. Die Großfürſtin ſollte in ein Kloſter geſchickt werden, aber auch dies mal wußte ſie ihren Gemahl durch ſeine geliebte Woronzow zu verſöhnen, und er ging noch an demſelben Abende vor die verriegelte Thüre ihres Schlafzimmers, ihr Vergebung zuzuſagen. Sie machte auf, warf ſich ihm zu Füßen und verſicherte innigſte Dankbarkeit und Reue. Mit Mühe drang er dies mal bei der Kaiſerin durch und ſie ſagte warnend: „Du und Eliſabeth Romanowna Woronzow werden es bereuen, denn ich kenne Katharinen.“

---

[1] Auch die franzöſiſche Geſandtſchaft hatte mit an ſeinem Sturze gearbeitet, wie gleichzeitig die franzöſiſche Partei in Schweden den Blackwell unterminirt zu haben ſcheint.

[2] Peter und Katharina haben es dieſen Prinzen ſpäter empfinden laſſen, daß er ſich in dieſen Wirren zu der Kaiſerin hielt, daß

Peter's Lage aber ward durch das alles in keiner Weiſe gebeſſert. Die Gatten konnten kein Vertrauen wieder zueinander faſſen. Seine Finanznoth bedrängte ihn auf das Peinlichſte, ſodaß er ſelbſt alte Anſprüche an den ſpaniſchen Hof wieder verſuchte und durch ſächſiſche Vermittelung geltend machen wollte [2]). Die Un-

---

ihn die Kaiſerin dem Großfürſten zum Muſter vorhielt, und daß er die Abreiſe Poniatowsky's nicht verhindern — konnte.

[1]) Nach Rulhière wäre er auf die Hauptwache gebracht werden. Nach von Saldern führte man ihn vor den Großfürſten, der ihn nach einigen ſpöttiſchen Reden entließ. Nach der Biographie Peter's III. ſtellte ihn der Großfürſt ſeiner Geſellſchaft vor und Branicki ſetzte ihn durch einen inſultirenden Geſtus in Freiheit.

[2]) Sie ſchrieben ſich noch aus den Jahren 1556 und 1572 her und waren von flandriſchen Kriegsdienſten entſtanden. Am 29. Auguſt 1727 war in der That zwiſchen Oeſterreich und Spanien eine Convention zu Gunſten Holſteins geſchloſſen werden, worin

fälle der Preußen, an denen die ruſſiſchen Truppen ſo vornehmlichen Antheil hatten, kränkten ihn auch tief, und er ſoll ſelbſt den geſchickten Grafen Fermor 1) beſtimmt haben, ſeine Entlaſſung zu nehmen. Der Unmuth des Großfürſten ſtieg ſo hoch, daß er der Kaiſerin 1759 durch den Grafen Alexander Schuwalow eröffnen ließ, er wolle ſeiner glänzenden Beſtimmung in Rußland für jetzt und auf immer entſagen, und bitte um die Erlaubniß, ſich nach Holſtein begeben zu dürfen. Die Kaiſerin ließ ihn ermahnen, ſich nicht kleinmüthig zu zeigen; wolle er aber bei ſeinem Entſchluſſe beharren, ſo möge er ihn ſchriftlich anzeigen. Sie behandelte ihn darauf mit einer ſo nahe an Verachtung grenzenden Kälte, daß er es nicht wagte, weitere Schritte zu thun.

Im October 1761 erloſch das Haus Holſtein-Plön, ein jüngerer Zweig der königlichen Linie. Peter hatte keinen Anſpruch auf die Verlaſſenſchaft, die überdem ungeheuer verſchuldet war. Dennoch erhob er Anſprüche und verband ſie mit andern, ſodaß er das halbe Schleswig foderte. Das wäre eine Thorheit geweſen, über welche Dänemark lächeln konnte. Aber am 25. December 1762 ſtarb die Kaiſerin Eliſabeth, erſt 52 Jahre alt, und der Herzog von Holſtein war jetzt Kaiſer Peter III.

Ungeachtet er nichts gethan hatte, ſich eine Partei

Spanien der herzoglichen Linie von Holſtein gegen Verzicht auf obige Foderungen, jährlich bis zur ſchleswigſchen Reſtitution 100,000 Gulden zu zahlen verſprach. Es war aber nichts bezahlt worden, und man berechnete nun die rückſtändigen Subſidien auf 1,700,000 Thaler. An Kurſachſen wendete man ſich, weil die damalige Königin von Spanien eine ſächſiſche Prinzeſſin war. Daß die Verwendung fruchtlos war, trug Peter Sachſen noch als Kaiſer nach.

1) Wilhelm Graf von Fermor, geb. zu Pleskew 1704, † zu Rietau 1771.

im Reiche zu bilden, ward doch ſeine Thronbeſteigung nicht blos mit ungetrübter Ruhe vollzogen, ſondern ſelbſt von einer ſichtbaren Befriedigung des Volks begleitet, das ſich freute, endlich wieder einmal einen Kaiſer an ſeiner Spitze zu ſehen. Wäre nur der Kaiſer auch wahrhaft ein Mann geweſen. Gute Abſichten ſind ihm nicht abzuſprechen und an guten Rathgebern fehlte es ihm auch nicht. In manchem andern Lande möchte er eine glückliche und geſegnete Regierung geführt haben. Aber Rußland verſtand er nicht, wußte ſeine Reformen nicht dem ruſſiſchen Weſen anzupaſſen, fiel auch zum Theil in die Fehler, an denen ſpäter Joſeph II. ſcheiterte. Hauptſächlich er verſtand es nicht, wie man in dem damaligen Rußland herrſchen und ſich in der Gewalt behaupten mußte, was denn doch die Vorbedingung iſt, bevor man an das Wie des Regierens, des Gebrauchs der Gewalt denken kann. Eliſabeth ſtand ſittlich gewiß unter Peter und war auch keine geiſtige Größe. Aber ſie, wie ſchon früher die Kaiſerin Anna, waren weit beſſer dazu gemacht, in Rußland zu regieren, oder vielmehr, ſich auf dem Thron zu halten. Es mußten da Liſt und Kraft gepaart ſein; man mußte es verſtehen, durch äußerſte Strenge gegen Einzelne Furcht und Schrecken um die höchſte Gewalt zu verbreiten, dagegen unbedingt Ergebene durch ausſchweifende Belohnungen und nachſichtsvolles Ueberſehen der aus Habſucht oder Sinnlichkeit begangenen Vergehen zu feſſeln, ja in ihren eigenen entdeckten Verbrechen ein Pfand ihrer fernern Unterwürfigkeit zu finden, das Volk im Ganzen aber durch ein volksthümliches Gepräge und den Schein eines theatraliſch-patriarchaliſchen Segens zu gewinnen, ohne die Bedrückungen zu mildern, durch welche die höhern Claſſen ſich an den Niedern für ihre eigene politiſche Knechtſchaft ſchadlos hielten. Man mußte endlich Selbſtherrſcher ſein, d. h. während man die Staatsmänner in Vielem nach Gutdünken ſchalten und walten ließ, doch ſie immer bewachen, Einen gegen den Andern gebrauchen, das Heft nie ganz aus den Händen geben, den Gedanken erhalten, daß man in jedem Augenblicke einzugreifen bereit ſei. Auch Katharina II., wie Eliſabeth nicht ohne Wohlwollen und ihren Vorgängerinnen an Zeitbildung weit überlegen, lernte die Kunſt gar gut, ſich in ihrem Rußland zu halten, und Manches in dieſen Mitteln iſt in der That der weiblichen Natur nicht ſo fremd, wie der höhern Weiblichkeit. Peter verſtand nichts von dieſen Dingen. Er war dafür viel zu ſehr von deutſchem Rechtsglauben durchdrungen; er war bieder, gewiſſenhaft, hartnäckig, ohne Schmiegſamkeit, enthuſiaſtiſch, voll vorgefaßter Meinungen, ohne Beobachtungsgabe, pedantiſch, voller unnationeller Sonderbarkeiten, ohne Sinn für Rußland, ohne Begriff für ſeine Lage. Ueberhaupt, einzelne Deutſche von kosmopolitiſcher Natur mögen wol in Rußland ihren Boden finden, das echte deutſche Weſen paßt eben nur für Deutſche und hat weder den Slawen, noch den Italienern, noch den Griechen behagen wollen. Es war ſchon bei Peter I. ein Misgriff, daß er Rußland nicht aus dem ruſſiſchen Weſen ſelbſt heraus entwickelte, ſondern ihm eine erborgte Cultur aufzwang. Aber Peter I. wählte wenigſtens die allgemeine Cultur und beſaß eine ungeheuere Despotenkraft. Peter III. war einer beſondern Schattirung der Cultur ergeben und war nicht Despot genug, durch die Mittel des Ahnherrn die viel ſchwerere Aufgabe zu betreiben.

Peter bezeichnete die erſten Tage ſeiner Regierung mit einem großen Gnadenacte. Mit wenigen Ausnahmen, worunter die des übrigens nur auf ſeine Güter verwieſenen Beſtuchew die wichtigſte, wurden alle Exilirte zurückberufen und größtentheils in ihre Ehren wiedereingeſetzt. Darunter Biron, Münnich und Leſtocq. Münnich beſonders vergalt dem Kaiſer die Wohlthat durch ſtandhafte Treue und kluge Rathſchläge, die — nur nicht befolgt wurden. Nach und nach kamen über 20,000 zurück, die ein Opfer der Verfolgung früherer Regierungen geworden waren [1]. Auch die Quelle ſolcher Willkür zu verſtopfen, verfügte er die Aufhebung der Geheimen Kanzlei (21. Febr. 1762), einer ſchlimmern Sternkammer Rußlands, die aber ſchon unter der nächſten Regierung im Weſen wiederhergeſtellt und unter Paul ganz beſonders eifrig war. Zugleich ward die Anwendung der Tortur verboten. Der Gerichtsgang ſollte beſchleunigt werden. Der Plan eines bürgerlichen Geſetzbuchs ward gefaßt, nahm aber freilich den gehäſſigen Anſchein einer Uebertragung preußiſcher Geſetze an. Peter bezahlte die Schulden ſeiner Gemahlin, ohne nach deren Urſachen zu fragen, erhöhte ihr Einkommen und machte ihr an ſeinem Geburtstage ein großes Geſchenk in Domainen. Er wollte auch ihren Bruder nach Rußland kommen laſſen, der es aber mit dem bekannten Waidſpruche des Götz von Berlichingen ausſchlug [2]. Den Adel entband er (21. Febr.) von jedem Dienſtzwang und gab ihm die Freiheit, zu reiſen und in fremde Dienſte zu treten, traf auch in Betreff des Unterrichts ſeiner Söhne Vorſorge. Die ſchädlichen Gewerbs- und Handelsmonopolien hob er auf und gab auch ſonſt viel Theilnahme zur Förderung des Handels, der Induſtrie und des Landbaues zu erkennen. Zu Gunſten des letztern ward eine Creditbank errichtet. Der Salzpreis ward um 20 Kopeken erniedrigt. Dieſe Reformen kamen ſo unerwartet und erſchienen ſo großartig, daß der Senat den Kaiſer durch eine Deputation um die Erlaubniß bat, ihm eine goldne Bildſäule ſetzen zu dürfen. Und vier Monate ſpäter! Der Kaiſer lehnte das Erbieten ab. Die Dankbarkeit aber für jene Wohlthaten iſt weniger wirkſam und nachhaltig geweſen, als der gefährliche Groll, welchen misliebige Maßregeln und Pläne erweckten. Der Kaiſer beabſichtigte die Einziehung der Kloſtergüter. Er wollte die Faſten und die Heiligenbilder aus den Kirchen entfernen. (Daß er ſich jedoch auch an den Bärten der ruſſiſchen Geiſtlichkeit habe vergreifen wollen, ſoll ungegründet ſein.)[1] Der Erzbiſchof von Nowgorod, Sertſchin, machte Gegenvorſtellungen, erhielt aber Befehl, nie wieder vor dem Kaiſer zu erſcheinen, was jedoch ſchon nach acht Tagen, mit Rückſicht auf die allgemeine Verehrung, in welcher jener Mann bei dem Volke ſtand, widerrufen ward. Schlimm war es auch, daß er die Klöſter durch erhöhte Abgaben der Bauern entſchädigen wollte. Es entſtanden Unruhen daraus, und jedenfalls entfremdete es ihm das niedere Landvolk. Für die Sicherheitspolizei traf er ſtrenge, aber gute Anſtalten. Ein Hauptfehler aber war das Unterlaſſen oder Aufſchieben der Krönung.

---

[1] Eliſabeth, die zu mild war, ein Todesurtheil zu unterzeichnen, ſoll 80,000 Perſonen nach Sibirien geſchickt haben!

[2] Das alles ſpricht gegen die Behauptung, als ſei Katharina ihrem Gemahl nur zuvorgekommen und als hätte dieſer einen Anſchlag gegen ſie gehabt. Auch unſer Memoire, was nicht in freundlichem Sinn für Peter gefaßt iſt, ſagt nichts von einer ſolchen Abſicht.

---

[1] Vergl. Ruſſiſche Anekdoten, oder Briefe eines teutſchen Offiziers an einen liefländiſchen Edelmann, worinnen die vornehmſten Lebens-Umſtände des ruſſiſchen Kayſers Peters III. nebſt dem unglücklichen Ende dieſes Monarchen enthalten ſind (Wandsbeck 1765), S. 61 fg. Hiernach beruhte jenes Gerücht auf einer Myſtification.

Die hauptſächlichſten Freunde und Rathgeber des Kaiſers waren die Prinzen Georg und Peter Auguſt von Holſtein[1], der Graf von Münnich, der Graf Michael Woronzow, der Generalfeldmarſchall Fürſt Trubetzkoy, der wieder zurückberufene von Bredahl, der gediegene Staatsrath Wolkow, der Generallieutenant von Korf, jetzt Generalpolizeimeiſter in St. Petersburg, der Generalprocurator Alexander Glebow, die Generaladjutanten Gudowitſch und Fürſt Iwan Galizin. An die Stelle des Cabinets trat eine Commiſſion, in welche nach und nach die Prinzen von Holſtein, Münnich, Michael Woronzow, Fürſt Trubetzkoy, Wolkonsky, der Generalfeldzeugmeiſter Villebois, der Generallieutenant Melgunow und Wolkow traten. Die Meiſten dieſer Männer waren verſtändig und rechtſchaffen, und ihre Wahl macht im Ganzen dem Kaiſer Ehre. Aber waren ſie ihm die Nützlichſten in dem Rußland von 1762? Würde nicht vielleicht ein Beſtuchew ihm beſſere Dienſte geleiſtet haben? Waren ſie in der Lage, ihr Schickſal mit dem ſeinigen zu identificiren? Und ließ er nicht auch ihren Rath in den wichtigſten Dingen oftmals unbefolgt?

Außer ſeinem gefährlichen Angriffe auf die Intereſſen der Geiſtlichkeit haben ihm beſonders ſeine Militairreformen und ſeine auswärtige Politik geſchadet. Seine Militairreformen betrafen zunächſt Formen und Uniformen. Er verabſchiedete die mit großen Vorrechten ausgeſtattete

---

[1] Georg Ludwig von Holſtein-Gottorp, geb. 16. März 1719 † 7. Auguſt 1763, Stammvater der Großherzoge von Oldenburg. Peter Auguſt Friedrich von Holſtein-Beck, geb. 7. Dec. 1697, † als ruſſiſcher Generalfeldmarſchall und Gouverneur von Eſthland im März 1775.

Leibcompagnie, dieſelbe Compagnie der Preobratſchenskoy-Garde[1], welche Leſtocq, Schwartz[2] und Grünſtein für Eliſabeth erkauft und dieſer dadurch auf den Thron verholfen hatten, erhob aber — was ſehr unpolitiſch war — ein holſteiniſches Küraſſierregiment zur kaiſerlichen Leibgarde zu Pferde. Er verwandelte die Gardeuniformen in kurze preußiſche Röcke mit goldnen Schleifen, worüber die Soldaten ſehr murrten. Er faßte ſogar den Plan, die Garden aufzuheben und in Feldregimenter zu vertheilen und ließ ſie durch den General Bauer in dem preußiſchen Exercitium unterweiſen. Die Regimenter erhielten verſchiedene Uniformen[3] und wurden nach den Namen ihrer Chefs benannt. 24 Generale wurden entlaſſen. Die Knute wurde beim Militair abgeſchafft, aber — Stock und Fuchtel dafür eingeführt. Den holſteiniſchen Truppen wurden Neid erregende Auszeichnungen verliehen, und zu Oranienbaum eine lutheriſche Kirche für ſie erbaut. — Auch die Marine ſuchte Peter eifrigſt zu heben, und in allen dieſen Dingen that er in der That in der kurzen Zeit viel, zu viel für die kurze Zeit. (Es ſoll übrigens in der letzten Zeit ſein

---

[1] Dieſes berühmte Corps hat ſeinen Namen daher, daß es aus der Compagnie entſtanden war, die ſich Peter I. in ſeinen Knabenjahren zuerſt aus den Falkenjungen und Stallknechten bei dem Vogel- und Falkenhof in Preobratſchensk gebildet hatte. Eine andere ſolche Compagnie lag in dem nahen Dorfe Sſemenowsk. Daher das ſſemenowſche Garderegiment.

[2] Dieſer Schwartz war aus Sachſen gebürtig, hatte als Muſikus in den Dienſten der Prinzeſſin Eliſabeth geſtanden, dann eine Karawane nach China begleitet und war darauf bei dem geographiſchen Departement der Akademie mit einer kleinen Penſion angeſtellt worden.

[3] Daß er in der ganzen Armee preußiſche Uniformen und namentlich das preußiſche Blau, ſtatt des ruſſiſchen Grün, eingeführt hatte, iſt ungegründet. Vergl. „Ruſſiſche Anekdoten ꝛc." S. 118 fg. S. 200.

Eifer für die Staatsgeſchäfte bereits ſehr abgenommen gehabt haben; namentlich von der Beziehung des Winterpalais an.) Tiefer greifend war aber die Veränderung, die er in der auswärtigen Politik hervorbrachte. Rußland war mit Preußen im Krieg, aber der neue Kaiſer war der eifrigſte Verehrer des Königs von Preußen, und ſchickte noch am Abend des Todes der Kaiſerin Eliſabeth ſeinen Generaladjutanten Gudowitſch mit einem eigenhändigen Schreiben an Friedrich. Bald ſchloß er nicht nur Frieden mit Preußen, ſondern auch Bündniß (5. Mai) und ſtellte ſeine Truppen in die Reihen des zeitherigen Feindes gegen die zeitherigen Alliirten. Er ließ ſich ein preußiſches Regiment verleihen und trug faſt täglich die preußiſche Uniform. In allen kaiſerlichen Zimmern waren Bildniſſe Friedrich's. Selbſt mit Geld, ſo rar das in Rußland war, ſollte Friedrich unterſtützt werden. Durch das alles machte der Kaiſer ſich natürlich die Gegner Preußens zu Feinden und die Vertreter derſelben waren meiſt einflußreicher in Rußland und kannten den Boden viel beſſer, als die des preußiſchen Cabinets, deſſen Stärke die Diplomatie niemals geweſen iſt, und unter Friedrich am wenigſten [1]. Auch durch ſarkaſtiſche Aeußerungen erbitterte er, und die Geſandten Oeſterreichs und Frankreichs, Graf Mercy und Baron Breteuil, vergalten ihm Gleiches mit Gleichem. Am Erbittertſten ſprach ſich Peter aber gegen Sachſen und den Grafen Brühl aus. Um ſo weniger fand der ſächſiſche Geſchäftsträger, Legationsrath Praſſe, mit ſeinen Anträgen, Leipzig zum Sitz eines Friedenscongreſſes zu wählen, Sachſen in den Waffenſtillſtand einzuſchließen ꝛc., Gehör.

---

[1] Für die Perſon des Kaiſers war übrigens die Wahl des preußiſchen Geſandten, Freiherrn v. d. Goltz, ganz gut berechnet.

Peter's Hauptgedanke war, ſich und ſein Haus an Dänemark zu rächen. Ein um ſo unverſtändigerer Krieg, da ihm ſein neuer Verbündeter, Preußen, nicht beiſtehen wollte, noch wollen konnte. In der That aber beſtimmte Peter ein Corps von 40,000 Mann zum Zuge gegen Dänemark und wollte ſich ſelbſt an deſſen Spitze ſtellen. Der Tag, den er zu ſeiner Abreiſe zur Armee angeſetzt hatte, wurde ſein Todestag!

Einen noch weiteren Plan für allgemeine Arrangements in Deutſchland, der manches Gute, aber auch manches Unausführbare enthielt, hatte der Staatsrath Wolkow, nach Peter's allgemeinen Andeutungen, entworfen und Friedrich, wol in der ſichern Erwartung, es werde nichts daraus werden, gebilligt. Peter theilte ſich darin das ganze Schleswig, und — nach dem (erſt 15 Jahre ſpäter erfolgten) Tode des Kurfürſten Max Joſeph — Baiern zu, womit er den Katholiken in Deutſchland das Gegengewicht halten wollte. Preußen ſollte das polniſche Preußen erhalten, aber von Schleſien Glatz und Croſſen, ſowie, wenn der Herzog von Mecklenburg-Schwerin erblos ſterben ſollte 1)), ganz Schleſien gegen Mecklenburg abtreten. Schleſien ſollte in dieſem Falle an Oeſterreich zurückkommen. Von Sachſen ſollte Polen getrennt werden, Sachſen aber die preußiſchen Enclaven in der Niederlauſitz, ſowie Croſſen, Mansfeld und eine neue Stimme auf dem Reichstag, auch für den Prinzen Clemens die Exſpectanz auf das zunächſt erledigte geiſtliche Kurfürſtenthum erhalten 2)). König

---

1) Der Herzog Friedrich (geb. 9. November 1717) iſt in der That ohne Kinder verſtorben, wenn auch erſt am 24. April 1788, wo ſein Neffe, der nachherige Großherzog Friedrich Franz, ihm folgte.

2) Er wurde in der That 1768 Kurfürſt von Trier.

von Polen ſollte — Prinz Heinrich von Preußen werden [1]), ein Theil aber an Preußen, ein Stück von Litthauen an Kurland fallen. Stürbe Heinrich, wie zu erwarten war, erblos, ſo kam ganz Polen an Preußen. Kurland ſollte ein Großherzogthum für den Prinzen Georg Ludwig von Holſtein werden. Dänemark ſollte für Schleswig durch Oſtfriesland entſchädigt, Osnabrück ſäculariſirt und, ſowie Bremen und Verden, mit Hannover vereinigt werden. Für Ferdinand von Braunſchweig ward ein Herzogthum Hildesheim beſtimmt. Die mecklenburgiſchen Prinzen waren am Rheine zu entſchädigen.

Dieſer Plan wäre auch ohne die Thronrevolution ſchwerlich in vollſtändige Ausführung gekommen, aber mancher auf Einzelnes davon hindeutende Schritt würde ſtattgefunden haben, wenn nicht die Thronrevolution von 1762 dem ganzen Wirken Peter's ein Ende gemacht hätte. Ueber dieſe Revolution wollen wir nun im Folgenden das Eingangs erwähnte Memoire in deutſcher Uebertragung mittheilen und mit den Bemerkungen begleiten, welche abweichende Berichte an die Hand geben, oder die ſich ſonſt zur Milderung des Einfluſſes, welchen Graf Panin ſichtbar auf die Anſchauungen jenes Memoires gehabt hat, empfehlen.

Die Unzufriedenheit gegen Peter III. war allgemein. Man beweinte die Kaiſerin Eliſabeth, bevor ſie verſchied; man beweinte ſie nach ihrem Tode ſo ſehr, daß, wenn man ſich auch nur anblickte, die Thränen aller Welt aus den Augen rollten.

Dieſe Prinzeſſin hatte von Natur viel Geiſt, der aber ſo wenig ausgebildet worden war, daß ſie ſelbſt unter den Frauen für unwiſſend galt. Sie beſaß viel religiöſen Sinn, Redlichkeit und Humanität. Sie wollte das Beſte aller Welt. Sie that ſoviel Gutes, als ihre Indolenz und der geringe Antheil, den ihre Günſtlinge ſie an den Geſchäften nehmen ließen, ihr verſtatteten. Sie war in Folge davon geliebt, und es war nicht zu verwundern, daß das Publicum, das in Peter III. einen Menſchen ohne Sitten[1]), der, wenn auch nicht aus Neigung, aber weil er glaubte, ein Soldat müſſe hart ſein, inhuman[2]) war, einen Poltron, verdrehten Kopf, Lügner, Schwelger erkannte, mit Kummer eine Fürſtin von Eliſabeth's Güte ſterben und einen Fürſten auf ihren Thron ſteigen ſah, der ſo wenig würdig war, denſelben zu beſteigen, wie Peter III[3]).

---

[1]) Merkwürdig dabei, welchen wichtigen Antheil dieſer Prinz ſpäterhin an der Theilung von Polen hatte.

Die Unzufriedenheit gegen ihn wuchs von Tage zu Tage. Er mißhandelte thätlich und wörtlich Leute, die es am wenigſten verdienten. Er ſagte öffentlich, daß Die und Die (Leute, die im Cabinet der Eliſabeth angeſtellt geweſen) ihm geholfen hätten, den König von Preußen von den geheimſten Vorgängen in Kenntniß zu ſetzen, während jene niemals daran gedacht hatten, ſich eines ſolchen Verraths ſchuldig zu machen[4]) und die er-

---

1) Es iſt etwas eigen, Peter gerade in dieſer Beziehung der Eliſabeth entgegengeſtellt zu ſehen. Und wenn man ſich nun vollends an die Gelage Peter's I. erinnert!

2) Er mag aus dem angegebenen Grunde etwas Barſches in den Formen angenommen haben. Inhuman war er nicht, wie ſeine Geſetze, ſein Verfahren gegen frühere Gegner, ſein wahrhaft theilnehmendes Verhalten gegen den unglücklichen Iwan und deſſen Familie beweiſen. Verſchiedene Zeichen ſprechen dafür, daß er für weiche Rührungen empfänglich war.

3) Die oben angeführten „Ruſſiſchen Anekdoten", welche von einem nüchternen Beobachter herzurühren ſcheinen, ſtellen den erſten Eindruck des Regierungswechſels anders dar.

4) Daß ſie es ſpäter abgeleugnet, wäre viel erklärlicher, als eine

gebenſten Anhänger des entgegengeſetzten Syſtems waren. Er machte ſich auch an den Grafen Panin[1], damals Oberhofmeiſter des jungen Großfürſten, nachherigen Kaiſers Paul[2], und zwar in folgender Art. Kaum 24 Stunden vor dem Tode Eliſabeth's, die bereits ohne Bewußtſein im Todeskampfe lag, traf ſich Peter an der Seite ihres Bettes mit ihrem Leibarzt und mit Herrn von Panin, der ſich den Zutritt zu ihr vorbehalten hatte. Peter ſagte zu dem Arzte: „wenn dieſe gute Fürſtin nur die Augen geſchloſſen hat, ſo ſollen Sie ſehen, wie ich die Dänen heimſchicken werde; ich werde dem Herrn von St. Germain[3] ſeinen Mann ſtellen; er wird mir den Krieg auf franzöſiſche Art und ich werde ihn ihm auf preußiſche Art machen“ u. ſ. w. Nachdem er dieſe an den Arzt gerichtete Rede beendet, wendete er ſich zu Herrn v. Panin und ſagte ihm: „was denkſt du von dem, was ich eben geſagt habe?“ Herr von Panin erwiderte: „Monſeigneur, ich habe nicht verſtanden, wovon die Rede war; ich war in Gedanken verloren, die mir der betrübende Zuſtand der Kaiſerin einflößte.“ „O! O!, warte ein wenig“, verſetzte Peter, auf die ſterbende Kaiſerin zeigend; „bald werde ich dir die Ohren aufmachen, um dich beſſer hören zu lehren.“

Peter ermüdete und plagte den Soldaten. An jedem Exercirtage ſah man Soldaten vor Schwäche umfallen

---

ſo ganz zwecklose Lüge von Seiten Peter's ſein würde. Unbeſonnen aber wäre ſeine Plauderei unter allen Umſtänden geweſen.

[1] Ueber ihn ſiehe am Schluſſe dieſes Aufſatzes Näheres.

[2] Ueber dieſen ſagte Peter: „Es ſoll ſchon ein guter Junge aus ihm werden. Er mag fürs erſte noch unter ſeiner alten Aufſicht bleiben; bald aber werde ich eine andere Einrichtung für ihn machen und für ſeine beſſere militairiſche Erziehung ſorgen, anſtatt der bisherigen weibiſchen.“

[3] Der damals an der Spitze des däniſchen Kriegsweſens ſtand.

und hörte Peter ſagen: „ſchaffe man ſie fort und bringe Andere an ihre Stelle.“

Seine Günſtlinge waren Thoren oder Verräther [1]. Er ergab ſich mit ihnen der ſchwelgeriſchſten Ausſchweifung im Punkte des Trinkens. Seine Maitreſſe, Fräulein von Woronzow, war häßlich, dumm, langweilig, unangenehm [2]. Peter glaubte, es gehöre zum guten Ton, eine Maitreſſe zu haben. Er ſprach nur deutſch und wollte, daß alle Welt dieſe Sprache verſtehen ſollte [3]. Ruſſiſch ſprach er nur ſelten und immer ſchlecht. Er wollte alles ändern, alles umgießen. Wie klein auch Holſtein im Vergleich zu dem weiten ruſſiſchen Reiche iſt, ihm erſchien es größer, reicher, ſeiner Anhänglichkeit würdiger. Wer daher nicht ebenſo geſunken war, wie Peter, entfernte ſich von ihm; Niemand war mit dieſem Prinzen zufrieden; er war kaum Souverain geworden, als man einen Anderen wünſchte. Die Unzufriedenheit hatte vorzüglich die Soldaten ergriffen. Die Garden ſprachen laut gegen ihn. Herr von Panin war einige Wochen vor der Revolution genöthigt, zu hnen zu ſprechen und ihnen eine Aenderung zuzuſagen, damit ſie nur nicht ſchon damals ihrer Erbitterung den Zügel ſchießen ließen.

---

[1] Das obige Verzeichniß beſtätigt dies nicht.

[2] Sie erhielt gleich bei Peter's Regierungsantritt den Titel Kammerfräulein. Sie wohnte im kaiſerlichen Palaſte, und damit ſie es mit Anſtand (!) könne, beſtürmte der Kaiſer ſeine Gemahlin, ihren Einzug in denſelben zu beſchleunigen. Die Kaiſerin that es, ungeachtet ſie krank war und durch den Ueberzug aus Orlow's Nähe kam. Die Kaiſerin und ihre Partei nannten übrigens das Kammerfräulein nur die dicke Gräfin. Ihr Einfluß auf Peter war ſehr groß; doch hat ſie ihn nicht eben zu ihrer Bereicherung benutzt und nur ein unbedeutendes Landgut, einige Diamanten und (für kurze Zeit) das Schepelow'ſche Haus neben dem Winterpalais davongetragen. Sie ſoll ſanfter und anſpruchsloſer Gemüthsart geweſen ſein.

[3] Er gab nur der deutſchen Sprache die Stelle, die vorher die franzöſiſche eingenommen. Eine Verordnung, daß alle Eingaben nur in ruſſiſcher oder deutſcher Sprache gefaßt werden ſollten, erregte großes Misfallen bei — den Franzoſen.

Mochte nun Peter dieſe Stimmung kennen, oder nicht, er fuhr in ſeinem Verfahren unverändert fort, und dies ließ Hrn. von Panin vier Wochen vor der Revolution den Gedanken faſſen, die Krone, ohne Blutvergießen und ohne das Unglück vieler Menſchen, auf ein anderes Haupt übergehen zu machen.

Bei näherer Erwägung dieſes Plans fühlte er die Nothwendigkeit, zwei Perſonen dabei zu betheiligen, nämlich den Hetman Grafen Raſumowsky [1]) und den General Fürſten Wolkonsky. Der Erſtere war beſtändig um Peter, Chef eines Garderegiments und ein entſchloſſener Mann. Der Andere hatte Anſehen in der Armee, war brav und klug.

Herr von Panin wollte den Streich ausführen, wenn Peter zur Stadt käme, um dem Abmarſch der Garden beizuwohnen, die aus Petersburg ausrücken ſollten, um zur Armee zu ſtoßen. Die Zeit dieſes Abmarſches war auf das Ende des Juli beſtimmt. Man mußte daher den Hetman rechtzeitig von dem Plane unterrichten, damit er Peter bei dem Gedanken, ſich bei dem Ausrücken der Garden in Petersburg einzufinden, feſthielte. Panin fürchtete, Peter möchte in ſeine Feigheit verfallen [2]) und nicht erſcheinen.

---

1) Kyrilla Graf Raſumowsky, Bruder des Günſtlings der Kaiſerin Eliſabeth.

2) Peter hat, nach allen andern Zeugniſſen, wenn auch phyſiſcher Muth allerdings nicht ſeine Stärke geweſen zu ſein ſcheint, doch in Betreff ſeiner Hauptgefahr nicht zu viel, ſondern zu wenig Furcht gezeigt. Umſonſt warnte ihn Friedrich II. Er antwortete ihm mit der feſteſten Zuverſicht auf ſeine Sicherheit: die Soldaten nennten ihn Vater; er gehe allein in den Straßen von St. Petersburg um-

Am Mittwoch alſo (7. Juli), zwei Tage vor der Revolution, eröffnete er ſich dem Hetman und dem Fürſten Wolkonsky[1]); beide ſchloſſen ſich an und die Ausführung des gefaßten Planes wurde auf die Zeit des Ausrückens der Garden verſchoben. Vier Gardehauptleute waren ſchon im Geheimniß; ja ſogar die vier von ihnen befehligten Compagnien waren es. Es waren das dieſelben Soldaten, die ſich einige Wochen vorher laut gegen Peter ausgeſprochen hatten. Einer von dieſen Hauptleuten, Paſſek[2]), wurde auf Peter's Befehl am

---

her; er thue Gutes und verlaſſe ſich auf die Obhut Gottes. Der Obriſt von Budberg war durch einen Verſchworenen ſondirt worden und unterrichtete den Kaiſer davon, der aber nur über ſeine Leichtgläubigkeit lächelte und ihm verſicherte, es ſei an keine Verſchwörung zu denken. Erſt ganz zuletzt, als die Anzeigen ſich häuften, fand ſich der Kaiſer veranlaßt, den Orlows ſeinen Adjutanten Perſiliow als Kundſchafter zuzuſchicken. Aber Perſiliow ward durchſchaut und ſeine Neigung zu Fröhlichkeit und Spiel benutzt, ihn und durch ihn den Kaiſer in völlige Sicherheit einzuwiegen.

[1]) Aeltere Theilnehmer der Verſchwörung waren hauptſächlich: die Kaiſerin, die Fürſtin Daſchkow, Panin, die vier Gebrüder Orlow (Gregor, Iwan, Alexander und Fedor), der Piemonteſe Odart, (geheimer Secretair der Kaiſerin, welcher hauptſächlich aus Geldgier gehandelt haben ſoll, ſpäter nach Nizza ging und 1772 oder 1773 vom Blitze erſchlagen worden ſein ſoll), ein unterer Hofbeamter Teplow, Iwan Schuwalow (der letzte Günſtling Eliſabeth's, welchen Peter ſehr gütig behandelte), der Artilleriehauptmann Bibikow, der Hauptmann Paſſek, der Generalprocurator Glebow (dieſer allerdings ein Verräther aus der Umgebung Peter's), der Obriſt Alſufiew, der das Regiment des Prinzen von Holſtein befehligte, v. Rehbinder, welcher Budberg ſondirte u. A. Der franzöſiſche Geſandte unterſtützte die Sache mit Geld, reiſte aber am 25. Juni nach Warſchau ab. Die Verſchworenen trafen ſich meiſt des Nachts auf der grünen Brücke.

[2]) Er hatte ſich wiederholt erboten, den Kaiſer zu ermorden. Am 7. Juli hatte er im Rauſche von der Revolution geſprochen und war durch einen von ihm gezüchtigten Soldaten angegeben worden. Gleichzeitig kam eine verwandte Anzeige von dem Gardehauptmann Ismailow ein. Darauf verfügte der Kaiſer die Verhaftung Paſſek's, verſchob aber die Unterſuchung bis nach dem Peter-Paulsfeſte.

Abend des Donnerſtags, alſo den Tag nachdem Panin ſich Raſumowsky und Wolkonsky eröffnet hatte, verhaftet. Panin ward durch Gregor Orlow [1], der in demſelben Garderegimente Offizier war, davon unterrichtet, als er ſich eben bei der Fürſtin Daſchkow [2] befand, und Orlow ſelbſt beſtätigte ihm noch an demſelben Abend das Factum, mit der Bemerkung, daß Jener wegen des Murrens, das es unter den Soldaten ſeiner Compagnie gegeben habe, verhaftet worden ſei. Die Beſtürzung war groß; das Geheimniß ſchien verrathen, oder im Begriffe, es zu werden, ſobald man Paſſek der Tortur unterwarf. Man mußte demnach die Sache beſchleunigen, oder ſich den größten Gefahren ausſetzen.

Herr von Panin hatte eine ſechsſpännige Miethkutſche nach Peterhof, wo die Kaiſerin war, abgehen laſſen, weil ihre Abfahrt von da, wenn ſie in einer Hofequipage erfolgte, zu viel Aufſehen gemacht hätte. Er [3]

Paſſek erhielt noch im letzten Regierungsjahre Katharinens das Blaue Band.

[1] Gregor Fürſt Orlow, Enkel eines Strelitzen, Sohn eines Generals, geb. 1734, Günſtling Katharinens nach Poniatowsky's Abreiſe, 1762 Generalfeldzeugmeiſter und Graf, 1772 durch Kaiſer Joſeph II. deutſcher Reichsfürſt, nur durch Panin und Tſchernitſchew verhindert, Gemahl Katharinens zu werden, 1771 von der Kaiſerin entfernt, 1772 verſöhnt, ſpäter durch Potemkin verdrängt, † im April 1783 im Wahnſinn.

[2] Katharina Romanowna, geborene Gräfin Woronzow, geb. 1744, ſchon im 18. Jahre Witwe von einem Gemahl, den ſie wider ſeinen Willen gefreit und nie mit ihm gelebt haben ſoll, geiſtvoll und ehrgeizig, ein Mannweib, bald von der Kaiſerin entfernt und längere Zeit auf Reiſen, 1782 an die Spitze der Akademie der Wiſſenſchaften geſtellt, † zu Moskau 1810.

[3] Andere Berichte laſſen Panin Alles auf den nächſten Tag verſchieben wollen, während die Daſchkow das augenblickliche Losbrechen verlangt und durchgeſetzt habe. Indeß bringt unſer Memoire weiterhin Umſtände, aus denen dieſe Verſion entſtanden ſein mag.

ließ den Gardeoffizier Alexander Orlow [1], der auch in das Geheimniß eingeweiht war, kommen und hieß ihn, die vier für Katharina gewonnenen Capitaine ſeines Regiments anweiſen, ſich für den nächſten Morgen mit ihren Leuten bereit zu halten, falls es Lärm gäbe. Nach Beſorgung dieſes Geſchäfts eilte er ſo ſchnell als möglich nach Peterhof, um die Kaiſerin von dem, was Paſſek begegnet war, zu unterrichten und ihr zu ſagen, daß ſie ſogleich von Peterhof in der Carroſſe, die ihre Kammerfrau und Vertraute, Madame Tſchudin, ihr geſchickt, abreiſen ſolle. Bei ihrer Ankunft ſolle ſie ſich in die Kaſernen jenes Garderegiments begeben, um deſſen Treuſchwur zu empfangen. Von da ſolle ſie zu demſelben Zwecke in die Kaſerne der Regimenter Ismailoff, Preobratzſchenskoy und Sſemenowskoy gehen und an der Spitze dieſer vier Regimenter ſolle ſie an das neue Schloß rücken, vorher aber bei der Kaſanſchen Kirche anhalten, um den Großfürſten zu erwarten, den Herr v. Panin dorthin bringen werde, ſobald er ihre Ankunft und ihre Anerkennung von Seiten der Garden erfahren.

Gleichzeitig ließ er Raſumowsky und Wolkonsky von dem Vorgehenden unterrichten und zog ſich endlich von der Fürſtin Daſchkow zu dem Großfürſten in das Sommerpalais zurück. Er legte ſich ſogar in ſein Bett an der Seite des Prinzen nieder, um der Dienerſchaft keinen Verdacht zu geben, zumal Herr von Panin ſtets einen Flügeladjutanten des Kaiſers bei ſich hatte, der ihn ohne Zweifel beobachten ſollte [2]. Er befahl aber ſeinem

---

[1] Alexander Orlow, 1768 Generaladmiral, 1770 Sieger bei Tſchesme, † zu Moskau 1808.

[2] Daß er das nicht zu Panin's Nachtheil gethan, wird dadurch wahrſcheinlich, daß er ſpäter bei dem Großfürſten angeſtellt wurde.

Kammerdiener, ihn zu wecken, ſobald ihn Jemand zu ſprechen wünſche. Nach ſeiner Berechnung mußte Alexander Orlow um 4 Uhr in Peterhof eingetroffen ſein und die Kaiſerin nach 5 Uhr Morgens in St. Petersburg ankommen.

Alle Augenblicke waren koſtbar und alle waren berechnet. Herr v. Panin hatte ſich zwar niedergelegt, als wenn nichts vor wäre, war aber voll Unruhe; jeder Augenblick mußte entſcheiden, ob man zum Ziele kam, oder in das äußerſte Unglück ſtürzte. Es ſchlug 5 Uhr und er hatte noch keine Nachricht, und es ſchlug 6, als es ihm noch daran fehlte. Alexander Orlow hatte den Muth verloren; ſtatt ſofort nach Peterhof abzureiſen, kam er noch um 4 Uhr des Morgens zur Fürſtin Daſchkow, um zu fragen, ob man etwa ſeine Entſchließung geändert habe, und reiſte erſt ab, als dieſe Dame ihm ſagte, er ſolle ſich augenblicklich auf den Weg machen, um die Kaiſerin zu benachrichtigen.

Ihre Majeſtät kam nach 6 Uhr in die Stadt [1], befolgte die Richtſchnur, die ihr Herr von Panin angegeben, empfing den Eid der Treue von den Garden [2] und fand ſich gegen 8 Uhr Morgens bei der Kaſanſchen Kirche, von vier ganz bewaffneten, aber kaum halb gekleideten Regimentern gefolgt [3]. Herr von Panin brachte den Großfürſten in einer Carroſſe, die man auf der Straße gefunden hatte, dahin, und Ihre Majeſtät begab ſich nun in das neue Palais. Man ſchrieb dort das erſte Manifeſt; man verſammelte um dieſes Palais die vier Regimenter und man ließ ſie nun den förmlichen Eid ablegen. Hierauf ließ die Kaiſerin die Synode und den Senat in dem hölzernen Palais [1]) verſammeln, wohin ſie ſich mit dem Großfürſten begab und in deſſen Kapelle der Senat, die Synode und alle anweſenden Großen ihr huldigten.

---

[1] Bei ihr war ihre Kammerfrau Katharina Iwanowna Tſchertkowsky und hintenauf ſtand der Kammerbediente und nachherige Geheimerath Schkurin. Orlow machte den Kutſcher und Bibikow ritt nebenher.

[2] Sie hatte ſie ſchon früher zu gewinnen geſucht und harangnirte ſie jetzt. Die Regimentspopen halfen auch mit und bald eilten die Verſchworenen herbei.

[3] Sie hatten die Montirungen Peter's aus Wuth zerriſſen. Unterwegs ward Paſſek befreit.

Nach Verrichtung dieſer Ceremonie traf man die nöthigen Anordnungen, um die Revolution ſicher zu ſtellen. Man ſchickte Poſten auf die Wege, die nach St. Petersburg führen. Man benachrichtigte und gewann den Gouverneur von Narwa. Man verſtärkte die Garniſon dieſes Platzes mit einem der vier Feldregimenter, die in der Nähe der Stadt auf dem Marſche waren, um zur Armee zu rücken. Man ließ dieſe Regimenter ſchwören; man lud alle Großen in das hölzerne Palais; man nahm ihnen den Eid ab; man ernannte ſie zu Senatoren [2]); man hielt ſie fortwährend, unter dem Vorwande, daß ſie die zu erlaſſenden Publicationen und Anordnungen unterzeichnen müßten, in dieſem Palais; man gab ihnen Herrn von Nepluyef zum Chef; man brachte den Großfürſten neben dem Zimmer unter, wo der Senat und die Großen verſammelt waren; aber es war ſchon ſpät, als man daran dachte, daß man ſich Kronſtadts verſichern müſſe, welchen Platz Peter zum Zufluchtsort wählen konnte und auch in der That wählte.

---

[1]) Ein kleines, altes Gebäude, das auf denſelben Platz ſah, auf welchem eben das Winterpalais erbaut werden, das aber von allen vier Seiten bewacht werden konnte.

[2]) Daher die große Zahl der Mitglieder, die ſich ſpäter in dem Senate befanden.

Man ſchickte gegen Nachmittag den Admiral Talyzin hin, um ſich, unter dem Vorwande, daß er in Auftrag der Admiralität komme, dieſes Platzes zu bemächtigen. Er ſchickte ſeinen Adjutanten voraus, der im Augenblick ſeiner Landung zu dem General Diviers geführt wurde, welchen Peter III. in derſelben Abſicht, aus welcher die Kaiſerin Talyzin abgeſendet, nach Kronſtadt geſchickt hatte. Diviers ließ dieſen Adjutanten kommen und fragte ihn, in welcher Abſicht er käme, aus welchem Grunde ſein Admiral kommen werde, was in Petersburg vorginge, ob es dort eine Emeute gebe ꝛc. Die zuverſichtliche Miene des Offiziers täuſchte ihn. Er glaubte, daß bei deſſen Abreiſe aus St. Petersburg alles noch ruhig geweſen ſei, und daß dieſer Offizier, ebenſo wie ſein Admiral, von nichts wüßte; indeß ließ er ihn verhaften. Talyzin kam in ein paar Stunden darauf in einer Schaluppe; er landete im Hafen, wo, dem Gebrauch gemäß, der Hafencommandant und die Matroſen ſich eingefunden hatten, um ihm die Honneurs zu machen. Er erfuhr ſogleich die Ankunft des General Diviers und was mit ſeinem Adjutanten vorgegangen war, und während er ſich mit dem Commandanten (Nummers) darüber unterhielt, ſah er Diviers von weitem auf ihn zukommen. Er hatte daſſelbe Schickſal zu befürchten, das ſein Adjutant erfahren hatte, wenn er ſeine Partie nicht auf der Stelle ergriff. Er that es, zeigte dem Commandanten die Ordre der Kaiſerin, und befahl ihm in deren Namen, Diviers in dem Augenblicke, wo er bei ihnen ſein würde, zu verhaften. Die Sache ging ohne Widerſtand ab; die Garniſon erkannte Katharinen an, und als endlich um 2 Uhr des Nachts Peter ſich in einer Ruderſchaluppe vor Kronſtadt zeigte, erhielt er das Compliment, daß man keinen andern Souverain kenne, als die Kaiſerin, und daß man Feuer auf die Schaluppe geben werde, wenn ſie ſich nicht ſofort entferne.

Während dies in Kronſtadt vorging, ſchickte Peter[1]) den Kanzler Grafen Woronzow mit dem Befehl nach St. Petersburg, der Kaiſerin ſein Erſtaunen über das Vorgehende zu bezeigen, und ſie zu ſich ſelbſt und zu dem Gehorſam gegen den Kaiſer zurückzuführen. Der Kanzler fand den Platz vor dem Schloſſe von Truppen erfüllt, welche Katharinen bereits anerkannt hatten. Er entledigte ſich ſeines Auftrages würdig und gut, erhielt aber abſchlägige Antwort. Man wollte ihm nicht erlauben, nach Peterhof zurückzukehren, und er verlangte und erhielt Erlaubniß, an Peter zu ſchreiben, um ihm von dem geringen Erfolge ſeines Auftrages Rechenſchaft zu geben. Er zeigte ſeinen Brief, welcher gut geſchrieben war und mit den Worten ſchloß: daß, nachdem er dergeſtalt ſeiner Pflicht gegen ſeinen Gebieter Genüge geleiſtet, er ſich dem **Willen des Volkes** ergebe, indem er der Souverainin huldige, die ſich thatſächlich auf dem ruſſiſchen Throne befinde.

Erſt nach Expedirung dieſes Schreibens ging der Graf Woronzow in die Kapelle, um Katharinen Treue zu ſchwören. Alles ging gut; aber man mußte ſich der Perſon Peter's verſichern. Es ſchien zu gefährlich, ihn in Freiheit zu laſſen; er hatte tauſend Mittel zum Entkommen und jeder andere Menſch, der nicht ſo ſchwach geweſen wäre, wie er, würde ſich derſelben bedient haben.

---

[1]) Die erſte Nachricht von den Vorgängen in Petersburg ſendete ihm der Staatsrath Breſſan, in einigen franzöſiſchen Zeilen, mit denen er einen als finniſcher Bauer verkleideten Bedienten abſchickte. Schon vor dem Empfang dieſes Billets hatte die Nachricht, daß die Kaiſerin vermißt werde, Verdacht erweckt. Außer Woronzow gingen auch Trubetzkoy und Schuwalow nach St. Petersburg, um nicht wiederzukehren. Für Breſſan hatte die Sache ſpäter keine nachtheiligen Folgen, als die Entziehung eines Ordens. Schuwalow erhielt von Katharinen die Weiſung, St. Petersburg zu verlaſſen, und den alten, mürriſchen Mohren des Kaiſers Peter III. zum Geſchenk. Breſſan ſtammte aus Monaco und war als Friſeur nach St. Petersburg gekommen, durch Peter aber zu Ehren und Würden befördert worden.

Alle dieſe Anordnungen beſchäftigten die Kaiſerin den Freitag und den Sonnabendmorgen. Endlich am Nachmittag des Sonnabends ſtellte ſie ſich an die Spitze aller der Truppen, von denen ſie ſich hatte anerkennen laſſen und zu denen unterweges die Regimenter ſtießen, die auf Befehl des Kaiſers auf dem Marſch waren, und verließ St. Petersburg, um nach Peterhof zu gehen. Herr von Panin ſollte ſie begleiten. Man ließ daher den Großfürſten in den Händen des Senats und ſpeciell in denen des Hrn. von Neplunef, und befahl ihm, alle halbe Stunden einen Courier nach Peterhof abgehen zu laſſen, um alles, was in der Hauptſtadt vorging, anzuzeigen. Jeder Senator war genöthigt, dieſen Bericht zu unterzeichnen. Dadurch hielt man ſie beiſammen und betheiligte Jeden beſonders bei der Sache Katharinens.

Auf der Straße von St. Petersburg nach Peterhof traf man oft holſteiniſche Huſaren [1]), welche Peter ausgeſendet hatte, um den Marſch der Kaiſerin, von dem er Nachricht erhalten, zu recognoſciren. Man nahm ſie alle gefangen und verſicherte ſich zugleich aller Perſonen, die bei Peter geweſen waren [2]) und die ihn während der Nacht auf ſeiner Reiſe nach Kronſtadt verlaſſen hatten.

---

[1]) Die holſteiniſchen Offiziere in Petersburg hatten natürlich den Eid verweigert. Prinz Georg Ludwig von Holſtein hatte zum Kaiſer eilen wollen, ward aber verhaftet. Treu blieben noch der Flügeladjutant Kaiſer, der Generalmajor v. Tett, der Obriſt v. Budberg und die Gardecapitains Scheplow und Wonckow. Alle blieben bis zum Austrag der Sache in Haft.

[2]) Es war eine glänzende Geſellſchaft beim Kaiſer geweſen, be-

Unter ihnen befand ſich der Vicekanzler Fürſt Galizin, der von Peter mit einem Briefe abgeſchickt war, worin er ſich der Kaiſerin Katharina unterwarf (?), und der im offenen Lager den Eid des Gehorſams an Katharina [1]) ablegte. Auf der Hälfte dieſes Weges, auf welchem man mehrmals hatte Halt machen müſſen, um den Truppen einige Raſt zu gönnen, brachte ein Courier von Peter Katharinen die Nachricht, daß er nach Kronſtadt gegangen ſei. Man wußte noch nichts von dem Stande der Unternehmung Talyzin's, fürchtete aber, daß Peter, wenn er Kronſtadt verſchloſſen gefunden, auf den Gedanken kommen möchte, zu Waſſer nach St. Petersburg zu gehen, um ſich dem Volke zu zeigen. Dieſer Verdacht führte zu dem Entſchluß, daß Herr von Panin, von einer Escorte von 24 berittenen Garden begleitet, zu Pferde in die Hauptſtadt zurückkehren und dabei dem linken Ufer der Newa folgen möge, um jedes vorbeikommende Fahrzeug zu beobachten. Er bemerkte eines nicht fern von der Stadt, das ſich immer am entgegengeſetzten Ufer hielt. Man ließ ihm zurufen, daß es ſich dem andern Ufer nähern möge. Ein Mann, der das Anſehen eines Offiziers hatte, erhob ſich und antwortete, daß er es nicht wage, heranzukommen.

ſonders an vornehmen Damen zahlreich. Am 7. Juli war auch die Kaiſerin in Oranienbaum und wurde mit großen Ehrenbezeigungen empfangen. Am 8. Juli ſahen ſich Kaiſer und Kaiſerin zum letzten Male, in Goſtiliz, bei einem Feſte, was der Generalfeldmarſchall Graf Alexiew Raſumowsky gab. Dieſen ließ Peter hierauf als Geiſel holen.

[1] Katharina trug die Uniform der Garde zu Fuß, und zwar die des Grafen Strogonow, den Andreasorden, auf dem Hut einen Eichenzweig, die Haare fliegend, mit einer einfachen Schleife, und ritt einen weißgrauen Tigerhengſt. So ließ ſie ſich auch malen. Unter ihr commandirten Wolkonsky und Willebois. Neben ihr ritten der Hetman Raſumowsky und Iwan Schuwalow. Sie hatte 15,000 Mann und die Daſchkow.

Das vermehrte den Verdacht; aber als dieſer Mann ſich etwas deutlicher gezeigt hatte, bemerkte man, daß es der Adjutant Talyzin's war, der die Nachricht brachte, Peter habe in jenen Platz (Kronſtadt) einzuziehen verſucht, ſei aber nicht angenommen und ſein General Diviers ſei gefangen genommen worden.

Herr von Panin ging nichtsdeſtoweniger in die Stadt (St. Petersburg), wo alles ruhig war. Katharina war inzwiſchen in Peterhof angelangt, von wo der Brief, den Peter durch den Vicekanzler Galizin geſchickt hatte [1], beantwortet ward. Katharina verlangte von ihm eine eigenhändige förmliche Entſagungsurkunde, deren Faſſung ſie ihm vorſchrieb. Peter ſchrieb alles mit eigener Hand und wurde mit ſeiner Maitreſſe Woronzow und zwei andern Perſonen [2] in einer Carroſſe von Oranienbaum nach Peterhof geſchafft.

Herr von Panin kam noch vor Peter daſelbſt wieder an. Der Soldat war ſo aufgebracht gegen den Kaiſer und die Maitreſſe, daß Herr von Panin ſelbſt 300 Mann einzeln auswählen mußte, um ein Quarré an dem Pavillon zu bilden, an welchem Peter ausſteigen ſollte. Es bedurfte dieſer Vorkehrung, um zu verhindern, daß nicht der betrunkene und ermüdete Soldat ſich an ihm vergreife [1]).

---

[1] In dieſem Schreiben bot er der Kaiſerin Theilung der Gewalt an. Münnich und Gudowitſch tadelten ihn entſchieden, da jetzt nichts mehr dadurch zu gewinnen ſei. Da nicht ſofort eine Antwort erfolgte, ſo ſchrieb er einen dritten Brief, worin er nur um eine Penſion und freien Abzug nach Holſtein bat. Dieſen überſchickte er durch Michael Ismailow, der darauf gewonnen ward, ihn zu den Schritten zu überreden, die die Partei der Kaiſerin wünſchte. Peter hatte inzwiſchen eine vollſtändige Entwaffnung vorgenommen, während Münnich ihm rieth, wenigſtens als Kaiſer zu ſterben, wenn er nicht als Kaiſer zu leben wiſſe. Mit Ismailow gingen Galizin und Gregor Orlow nach Oranienbaum. Ismailow brachte ihn halb durch Verſprechungen, halb durch Drohungen zur Unterzeichnung der Abdankungsurkunde.

[2] Gudowitſch und Ismailow. Unter den Gardereitern, die den Wagen als Wache begleiteten, war auch Potemkin.

Peter, der bereits der Krone entſagt hatte, verlangte als einzige Gnade, daß man ihm die Gräfin Woronzow laſſe. Herr von Panin war genöthigt, ihn in dieſen Momenten zu ſehen. Er ſagte mir wörtlich: „Ich rechne es zu den Unglücksfällen meines Lebens, daß ich genöthigt geweſen bin, ihn zu ſehen. Ich fand ihn Thränen vergießend, und während Peter meine Hand zu ergreifen ſuchte, um ſie zu küſſen, warf ſich ſeine Maitreſſe auf die Kniee, um die Gnade zu erbitten, bei ihm bleiben zu dürfen. Er verlangte nichts, als das, nicht einmal, die Kaiſerin zu ſehen“ [2]).

Herr von Panin ſuchte, ihm ſobald als möglich aus dem Geſicht zu kommen. Er verſprach ihm [3]) eine Antwort von Katharinen, ließ ſie ihm aber durch Jemand anders zuſtellen. Dieſe Antwort war verneinend. Peter wurde mit zwei Offizieren in eine Carroſſe gethan, um nach Ropſcha [4]) gebracht zu werden.

---

[1]) Wenn der Verfaſſer der Biographie Peter's III. Recht hat, ſo konnte es doch noch einen andern Grund zu dieſer Maßregel gegeben haben. Hiernach hätten namentlich die Koſaken Mitleid mit dem Kaiſer gehabt, wie ſie ihn als Gefangenen ſahen, hätten wiederholt laut gerufen: „wird er es leiden?“ und erſt als er keinerlei Antwort gab, hinzugeſetzt: „laßt ihn gehen, er iſt es nicht werth!“ — Als er ausgeſtiegen war, wurde ihm der Andreasorden abgeriſſen und ihm geheißen, ſich zu entkleiden, worauf er, da nicht ſogleich für andere Kleider geſorgt war, im Hemde und barfuß daſtand. In ſeinen Taſchen fand man einige Rollen Geld und koſtbare Juwelen.

[2]) Nach der angeführten Schrift hätte er von Panin allerdings eine Unterredung mit der Kaiſerin verlangt; ſie hätte es ihm aber abgeſchlagen und nur Gnade für Gudowitſch und die Woronzow zugeſagt.

[3]) Nach derſelben Quelle ſoll er ihm noch die Ausſicht eröffnet haben, ſpäter doch nach Holſtein geſchickt zu werden.

[4]) Ein kaiſerliches Landgut in der Nähe von Petersburg.

Seine Maitreſſe wurde in einen Schlafwagen gebracht, wo ſie Niemand ſehen konnte, und nach Moskau geführt. Sie iſt ſpäter an den Brigadier Poljanski verheirathet worden.

Soweit das Memoire. Während die Kaiſerin ſich ruhig in den vollen Beſitz der Regierungsgewalt ſetzte, war Peter auf die Geſellſchaft von aus den Freunden der Orlows gewählten Offiziers und Sergeanten der Garde beſchränkt. Er bat um eine Bibel, eine Violine, einige Romane, ſeinen Mohren [1]) und einen Lieblingshund. Auch dies ſchlug man ihm mit ſpöttiſchen Bemerkungen ab. Seinen Tod wollten zunächſt die Orlows, theils ihrer Sicherheit halber, theils weil Gregor Orlow den Plan einer Vermählung mit der Kaiſerin hegte. Man ſuchte auch in der Kaiſerin wenigſtens den Gedanken zu nähren, daß es beſſer ſein würde, wenn er ſtürbe. In Holſtein fände er eine ruſſiſche Armee, deren Stimmung man noch nicht kenne. Dort ſtänden ihm die Rathſchläge des Königs von Preußen zur Seite. Auch ward die Stimmung im Lande, nachdem der erſte Taumel verflogen war, bedenklich. Dies ſoll auch auf Panin Eindruck gemacht haben. Ob aber das Gerücht, daß dieſer über den Ermordungsplan zu Rathe gezogen worden ſei und ihn gebilligt habe, gegründet iſt, laſſen wir dahingeſtellt ſein [2]).

---

[1]) Den ſpäter Schuwalow erhielt.

[2]) Die Behauptung des ohnedies höchſt unzuverläſſigen v. Saldern (Biographie Peter's III.), als hätte Panin ſich laut und beſtändig dagegen erklärt, mögen wir jedoch, nach dem obigen Memoire und den Angaben anderer Schriften, auch nicht verbürgen.

Peter wurde krank und die Kaiſerin ſchickte ihm ſofort einen geſchickten deutſchen Wundarzt, Namens Lüders. Dies muß in ehrlicher Abſicht geſchehen ſein, denn man wendete ſich an einen andern Leibarzt, um ſich von dieſem vergifteten Burgunder beſorgen zu laſſen, mit welchem Alexander Orlow am 17. Juli nach Ropſcha ritt. Ihn begleiteten Gregor Orlow, der jüngſte Fürſt Borjatinsky, Teplow, der Schauſpieler Wolkow und ein Cabinetscourier. In Ropſcha wurden noch der ältere Fürſt Borjatinsky, der Sergeant Engelhardt und zwei Gardeſoldaten eingeweiht. Teplow und Alexander Orlow gingen zuerſt zu Peter, der unangekleidet am Tiſche ſaß und den Plan einer Feſtung zeichnete. Sie kündigten ihm an, daß er bald in Freiheit geſetzt werden würde, und baten um Erlaubniß, mit dem andern Orlow und dem jüngern Borjatinsky bei ihm zu ſpeiſen. Er bewilligte es mit Vergnügen und verlangte ſelbſt Burgunder. Kaum hatte er ein Glas getrunken, als er die Vergiftung merkte und in bittere Klagen ausbrach. Er verlangte Milch, die man ihm auch gab und die ein heftiges Erbrechen erzeugte. Die Mörder gingen hinaus und hielten einen Blutrath. Dann traten ſie Alle herein und Alexander Orlow packte Peter am Halſe. Als dieſer aber aufſprang, ihm ins Geſicht kratzte und zu ihm ſagte: „was habe ich dir gethan?“ ließ ihn Orlow los und lief in rathloſer Verwirrung umher. Endlich griff man zu, warf Peter aufs Bette und wollte ihn mit einem Kiſſen erſticken. Dann warf man ihn auf einen Lehnſtuhl, dann auf die Erde. Sein Geſchrei ſoll entſetzlich geweſen ſein. Endlich machte der ältere Borjatinsky aus einer Serviette eine Schlinge und warf ſie ihm um den Hals. Die Mörder hatten ihn unter ſich, hielten ihm Hände und Füße, traten und knieten ihm auf Bruſt und Leib herum und Engelhardt[1] zog endlich die Schlinge zu! — Teplow[2], der jüngere Borjatinsky und Gregor Orlow ſollen bei der Grauenſcene nur Zuſchauer geweſen ſein. — Nun rief man den Chirurgus Lüders, der ſchon vorher ins Zimmer getreten, aber von den Soldaten[3] herausgeſtoßen worden war. Man ſagte ihm, der Kaiſer, den er todt fand, habe einen Blutſturz bekommen.

Alexander Orlow ritt ſogleich nach St. Petersburg und ließ die Kaiſerin, welche Geſellſchaft bei ſich hatte, herausrufen. Sie erſchrak heftig, als ſie ihn ſah, worauf er ihr in zweideutigen Ausdrücken ſagte, Peter ſei eines natürlichen Todes geſtorben. Sie beklagte, daß dies in ſolcher Zeit geſchehen ſei, die dem Verdacht ſo viel Raum gebe, und ließ Panin rufen. Panin rieth, die Sache jetzt zu ignoriren und erſt den andern Tag zu veröffentlichen, worauf Katharina zur Geſellſchaft zurückging und ruhig die Geſchichte, in deren Erzählung ſie begriffen war, fortſetzte. Am andern Tage dagegen legte ſie den größten Kummer an den Tag. Als ſie die Art des Todes erfuhr, war ſie unwillig über den unbedachten Eifer, der ihr einen ſo böſen Verdacht bereitete. Man erließ ein Manifeſt, worin man den Tod des geweſenen Kaiſers einer Hämorrhoidalkolik zuſchrieb. Ein Leibarzt mußte in einem Berichte ſagen, Peter habe einen Polypen im Leibe gehabt. Es hatte aber gar keine Oeffnung ſtattgefunden und der Arzt ſoll, als ihm die Leiche gezeigt werden ſollte, ganz trocken geſagt haben: „Ich habe den Kaiſer lange genug gekannt, um zu wiſſen, daß er nicht länger leben konnte.“ Die Zeichen des gewaltſamen Todes waren nicht zu verkennen, und namentlich die am Halſe konnte man nur durch eine ungewöhnlich ſtarke Halsbinde verbergen. In der Nacht vom 18. zum 19. Juli wurde der Leichnam in das Alexander-Newsky-Kloſter gebracht und vom 19. an Jedermann der Zutritt geſtattet. Ungeachtet die Ausſtattung unwürdig karg war, fand doch ein ungeheurer Zulauf des Volkes ſtatt, das dem Geſchiedenen nach ruſſiſcher Sitte die Hand küßte. Der alte Feldmarſchall Fürſt Trubetzkoi rief ganz treuherzig: „ach, Peter Fedorowitſch, was haben ſie dir für eine dicke Halsbinde umgebunden; ſo feſt haſt du ſie ja nie getragen“, und wollte ſie ihm abreißen, woran ihn aber die Wachen verhinderten. Am 21. Juli wurde die Leiche, die im Geſicht ganz ſchwarz geworden war, von vier Hofbedienten in die Gruft getragen. Die Seelenmeſſen vergaß man, worauf ſpäter die Pſeudopeters die Behauptung ſtützten, daß Peter gar nicht todt ſei.

---

[1] Er ſtarb als General und Gouverneur von Wiborg.

[2] Er war der Verfaſſer der Manifeſte und ſtarb als Geheimerath und Senator. Der jüngere Borjatinsky ward ſpäter Geſandter, der ältere Oberhofmarſchall. Gleichzeitige Gerüchte (de Flassan. Hist. de la diplomatie française, V. 338) bezeichnen gerade Orlow und Teplow als Die, welche ſich zuerſt auf Peter geworfen, und dann Borjatinsky und — Potemkin zu Hülfe gerufen hätten. Potemkin's Theilnahme kann aber mit ziemlicher Beſtimmtheit in Abrede geſtellt werden.

[3] Die beiden Gardeſoldaten ſollen Offiziersſtellen und Geld erhalten haben, aber bald darauf getödtet worden ſein, weil man ihre Plauderhaftigkeit fürchtete.

Eine eigentliche Verfolgung der Anhänger Peter's fand nicht ſtatt. Gudowitſch ward auf ſeine Güter verwieſen. Obriſt Budberg nahm ſeinen Abſchied. Die Uebrigen machten ihren Frieden mit der Regierung. Prinz Georg Ludwig erhielt die Statthalterſchaft von Holſtein. Die holſteiniſchen Soldaten wurden nach Hauſe geſchickt, ertranken aber meiſtens in der Nähe von Kronſtadt.

Sieben Pſeudopeters[1]) verſuchten es nach und nach, unter dem Namen des gemordeten Kaiſers zur Gewalt zu gelangen. 34 Jahre nach ſeinem Tode, am 19. November 1796, ließ der Sohn des Gemordeten, der Kaiſer Paul, den Sarg ſeines Vaters öffnen; darauf krönte er die Leiche feierlich im Sarge. Nach noch mehrern Feierlichkeiten ließ er am 18. December Peter's Sarg neben dem der Kaiſerin Katharina in der Feſtungskirche beiſetzen und bei dieſen Ceremonien mußten Alexander Orlow und der ältere Fürſt Borjatinsky mitwirken. Der treue Adjutant des Kaiſers Peter III., Baron Ungern-Sternberg, ward zum General ernannt und Kaiſer Paul umarmte ihn und hing ihm den Alexander-Newsky-Orden um.

Als Friedrich II. durch den General Tſchernitſchew die Entthronung Peter's erfuhr, ſagte er[2]): „Ich bin gewiß, daß dieſer Fürſt nicht mehr lebt; er iſt mit dem Schwert in der Hand geſtorben.“

Noch lebte ein Thronprätendent in Rußland, der unglückliche Iwan III., der, am 23. Auguſt 1740 geboren, am 28. October 1740 auf den Thron erhoben, am 5. December 1741 von demſelben geſtürzt und erſt zu Iwanogrod bei Narwa, ſpäter zu Schlüſſelburg, dann kurze Zeit zu Kerholm, dann wieder zu Schlüſſelburg gefangen gehalten wurde. Peter III. hatte ihn, im April 1762, von Gudowitſch, Ungern-Sternberg, Leo Nariſchkin, v. Korf und Wolkow begleitet, in Schlüſſelburg beſucht, und zwar nicht ohne natürliche Befähigung, aber als ein Opfer gänzlicher Vernachläſſigung gefunden. Der Unglückliche klagte, daß nur ein einziger Offizier unter allen, die ihn bewacht, ihn menſchlich behandelt habe. Nach dem Namen befragt, nannte er Korf, der darüber in helle Zähren ausbrach. Auch Peter weinte und drückte die Hand des braven Korf. Er ließ Ungern-Sternberg zurück, um den Prinzen, der nur um reinliche Kleider und den ihm grauſam entzogenen Genuß des Tageslichts bat, näher zu prüfen. Das Reſultat war, daß Peter beſchloß, Iwan noch ferner gefangen zu halten, aber ihn in Schlüſſelburg möglichſt frei und gut zu ſtellen, weshalb er den Bau eines Hauſes für den Prinzen beginnen ließ, welches unvollendet geblieben iſt. Nach Peter's Tode erſchien Iwan der Katharina, die gar kein Recht zum Throne beſaß, weit gefährlicher, als er Peter erſcheinen konnte. Ein Lieutenant Mirowitſch, aus der Ukraine, machte am 5. December 1764 einen Verſuch, ihn zu befreien, und auf Anlaß dieſes Verſuches ward der Prinz von den übrigen Offizieren, in Kraft eines ältern, für einen ſolchen Fall gegebenen Befehls der Kaiſerin Eliſabeth, ermordet. Mirowitſch wurde hingerichtet; die Soldaten, die ihm gefolgt waren, wurden nach Sibirien geſchickt. Man hat oft geglaubt, daß Mirowitſch zu ſeinem Unternehmen von der Hofpartei ſelbſt, unter Misbrauch ſeiner Unerfahrenheit und Leichtgläubigkeit, angeſtiftet worden ſei. Dem Vater des Unglücklichen, dem Prinzen Anton Ulrich von Braunſchweig (geb. 28. Auguſt 1714), der zuletzt mit den Seinigen in Scholmogory im Gouvernement Archangel gelebt hatte und erblindet war, bot Katharina jetzt die Freiheit an; er ſoll ſie aber ausgeſchlagen haben und ſtarb 1780, nach Andern ſchon am 16. Mai 1774, nach noch Andern 1775, in der Gefangenſchaft. [1] Seine Gemahlin, die Regentin Anna von Mecklenburg, war ihm ſchon am 18. März 1746 im Tode vorausgegangen. Sie hatten in der Gefangenſchaft noch vier Kinder erzeugt, die nun ganz verwaiſt, einſam, in einem fernen Winkel des Reichs lebten und in keiner Weiſe für die größere Welt gebildet waren, übrigens aber eine ſanfte, demüthige und liebevolle Familie bildeten. Es waren dies: Katharina, die noch im Schooße des äußeren Glückes, in St. Petersburg, am 26. Juli 1741 geboren war und alle ihre Geſchwiſter überlebt hat, aber in früher Kindheit das Gehör verlor und auch mit der Sprache ſehr behindert war. Eliſabeth, in Dünamünde am 16. November 1743 geboren, die Fähigſte von Allen und die Wortführerin und liebevolle Leiterin ihrer Geſchwiſter. Peter, 1745, und Alexis, 1746 in Scholmogory geboren. Die Geburt des Letztern koſtete ſeiner Mutter das Leben. [2] 1780 entſchloß ſich die Kaiſerin Katharina II., den Verwaiſten ein freundlicheres und freieres 1) Aſyl zu gewähren, und ſie wendete ſich deshalb an die Schweſter des Vaters derſelben, die verwitwete Königin von Dänemark, Juliane Maria, die aus den Struenſee'ſchen Händeln nicht vortheilhaft bekannt iſt, mit dem Antrage, die betreffende Familie, auf ruſſiſche Koſten, in Norwegen unterzubringen. Der däniſche Hof nahm den Antrag mit Dank an, brachte aber, ſtatt Norwegens, Jütland und zwar die kleine Stadt Horſens in Vorſchlag, worauf man auch einging. Die Ueberſiedelung ward hauptſächlich durch den Geheimenrath Melgunow geleitet, der auch über die Familie ſelbſt und ſeinen Verkehr mit ihr intereſſante Berichte gegeben hat, die ſich in den Acten der kaiſerlich ruſſiſchen Akademie befinden. Die Kaiſerin ſetzte den Geſchwiſtern einen Jahrgehalt von 32,000 Rubeln aus, der ſich auch bei dem Abſterben Einzelner nicht verminderte und zuletzt ganz der Prinzeſſin Katharina zu Theil ward, gab auch 40,000 Rubel zur erſten Einrichtung her. In Bergen übergab ihnen der ruſſiſche Beauftragte 2000 holländiſche Ducaten als Taſchengeld, wogegen ſie 3000 Rubel an Geſchenken vertheilten. Sie kamen am 10. September, auf der ruſſiſchen Fregatte Polarſtern, in Bergen an, wo ſie das däniſche Kriegsſchiff Mars erwartete und ſie am 5. October in Aalburg ans Land ſetzte, von wo ſie am 17. October in Horſens eintrafen.

---

[1]) Zuerſt 1767 ein Schuhmacher aus Woroneſch, der gleich getödtet ward. Dann ein von Mönchen geleiteter Bauersſohn Tſchernitſchew, von einem Gute dieſer Familie, der 1770 einen Aufruhr in der Nähe der Krim erregte, aber von einem Obriſten gefangen und enthauptet wurde. 1771 ein Arzt, Stephan, im Archipelagus, gegen deſſen Anhänger die Türken ſelbſt auftraten und der entflohen und verſchollen iſt. 1772 ein Bauer von den Gütern der Woronzows, der unter der Knute ſtarb; ein Bauer aus den uraliſchen Gebirgen, dem die Flucht glückte; ein aus Irkuzk entſprungener Verbrecher, der zu Tode geknutet ward; endlich der berufene Pugatſchew, der nach großen Erfolgen am 21. Januar 1774 zu Moskau hingerichtet ward.

[2]) So erzählte Graf Panin dem Verfaſſer obigen Memoires.

---

[1] Wir finden in guten Quellen alle dieſe Angaben. Die genealogiſchen Handbücher jener Zeit führen den Prinzen bis 1780 noch als lebend auf. Dies könnte aus Unbekanntſchaft mit ſeinem Tode erklärt werden. Indeß hat das Jahr 1780 darin etwas für ſich, daß eben in dieſem Jahre die Kaiſerin die erſten Schritte that, die Kinder aus Rußland zu entfernen.

[2] Nach andern Nachrichten wäre ſie aus Schwermuth geſterben, weil man ſie, um ihrer ferneren Fruchtbarkeit vorzubeugen, von ihrem Gemahl getrennt und in dem Kloſter Solowli untergebracht gehabt hätte.

---

1) In Cholmogory durften ſie, jedenfalls um in keine Berührung mit dem Volke zu kommen, Haus und Garten nicht verlaſſen und baten rührend um Erlaubniß, auf der Wieſe herumgehen zu dürfen, weil ſie gehört hatten, daß es dort Blumen gäbe, die ſich in ihrem Garten nicht fänden. Weiter baten ſie um den Beſuch der Offiziersfrauen, um einen Schneider, um Jemanden, der ihnen ſagen könne, wie ſie die ihnen von Petersburg zugeſendeten Hauben und Mützen aufzuſetzen hätten, und um erhöhten Lohn und freien Ausgang für ihre Diener.

Auf der Reiſe hatten ſie der Commandant von Schlüſſelburg, Obriſt Ziegler, und die Witwe Lilienfeld mit deren beiden Töchtern begleitet. Schmerzlich aber war es für ſie, daß nun alle Ruſſen, mit Ausnahme der Kirchendiener, nach Rußland zurückkehrten. Sie waren in einer ihnen fremden Welt, wie Verſchlagene auf fremdem Boden, und dieſe Lage ward peinlicher, wie ihr Kreis ſich verengerte. Eliſabeth, die Leiterin der Geſchwiſter, ſtarb zuerſt, ſchon am 20. October 1782. Ihr folgte der jüngſte Prinz Alexis am 22. October 1787. Der ältere Prinz Peter lebte bis zum 30. Januar 1798 und Katharina, die Taube, deren Sprache faſt nur ihre Geſchwiſter verſtanden, die faſt nur mit dieſen, mit ihnen aber ſehr gut, ſich unterreden konnte, ſtand nun allein, unter, wie es ſcheint, egoiſtiſchen und theilnahmsloſen Umgebungen. Sie wünſchte ſich nach Rußland zurück und Nonne zu werden. Vor ihrem Tode ſchrieb ſie noch an den Kaiſer Alexander und bat um Penſionen für ihre Diener, was auch gewährt und noch auf die Witwen derſelben ausgedehnt ward. Ihr Vermögen vermachte ſie dem damaligen Erbprinzen, nachherigen König Friedrich VI. von Dänemark und ſtarb am 9. April 1807.

Die Kaiſerin Katharina II. hätte auch ihren Sohn fürchten können, deſſen Recht ſie zunächſt verletzt hatte und den ſie in der That auch, wenigſtens ſpäter, mit viel Mistrauen und Eiferſucht bewachte. Panin [1] aber hatte ihn ermahnt, aus dem Geiſte des ruſſiſchen Volks die Idee zu verdrängen, daß die Krone des ruſſiſchen

---

[1] Sehr irrig läßt v. Saldern Panin die Urſache ſein, daß Paul angeblich nicht für die Lebzeit ſeiner Mutter auf den Thron habe verzichten wollen, und will ſogar Panin's Tod, gegen deſſen Natürlichkeit ſonſt keine Zeugniſſe ſprechen, damit in Verbindung bringen.

Reichs der Preis einer Nacht des Aufruhrs und Blutvergießens ſei. Wenn er auch ſpät, wenn er auch nie auf den Thron gelange, ſo würde doch, bei ſolchem Verhalten, der Thron ſeiner Nachkommen um ſo ſicherer ſein, und er würde ihnen allen den größten Dienſt geleiſtet haben. Der Eindruck dieſer Ermahnungen ſcheint Paul, der überhaupt Peter III. auch in ſeiner ſtrengen Rechtlichkeit, wie in ſeiner Begeiſterungsfähigkeit, wie aber auch in ſeinem launiſchen Starrſinn und ſeinem bizarren Weſen glich, auch nach Panin's Tode begleitet zu haben.

Nikita von Panin ſtammte aus einer italieniſchen Familie und wurde ſeinem Vater, der unter Peter I. Generallieutenant war, im Jahre 1718 geboren. Er trat ſehr jung bei der Garde der Kaiſerin Eliſabeth ein, wurde Kammerherr, 1747 Geſandter erſt in Kopenhagen, dann in Stockholm und im Februar 1760 zum Oberhofmeiſter des damals ſechsjährigen Großfürſten Paul ernannt. Nach der Revolution von 1762 übernahm er, erſt factiſch, dann auch formell die Leitung des auswärtigen Miniſteriums, welche der Reichskanzler Graf von Woronzow nur dem Namen nach bis 1763 noch fortführte. Zur Theilnahme an jener Revolution ſoll ihn zunächſt eine Neigung zur Daſchkow beſtimmt haben. Indeß mag er ihren Hauptzweck unter allen Umſtänden als eine Nothwendigkeit erkannt haben, wenn er auch mit vielem Einzelnen in ihrer Ausführung nicht einverſtanden geweſen. Konnte er auch den Uebeln der Zeit und der Stellung nicht ganz entgehen, ſo iſt ihm doch nicht abzuſprechen, daß er ein begabter, gediegener und patriotiſcher Staatsmann und in ſeinem Privatleben human und rechtſchaffen war. Eine gewiſſe Indolenz und Trägheit wird ihm zum Vorwurf gemacht, und mag nur zum Theil aus Grundſatz [1], zum Theil aus ſeinem Temperament, zum Theil aus ſchwächlicher Geſundheit gefloſſen ſein. Es beugte ihn tief, daß er im Mai 1768 ſeine Braut, die Gräfin Anna Petrowna Scheremetow, durch den Tod an den Pocken verlor. Seinem ganzen Charakter nach war er nicht zu der Rolle eines dauernden Günſtlings befähigt. Er konnte der weiſe und treue Rathgeber ſeines Monarchen ſein, aber nicht das gefügige Werkzeug jeder Laune. Er ſchützte auch die Kaiſerin gegen ihre eigenen Schwächen, den Orlows, den Potemkins gegenüber, und wenn ſie ihm das auch nachher im Herzen gedankt haben mag, ſo iſt es doch nicht ohne Groll abgegangen und jedenfalls erweckte es ihm gefährliche Feinde. Seine Stellung zum Großfürſten Paul, deſſen Leiter er war und blieb, war eine weitere Quelle von mancherlei Mistrauen und Unmuth. Unter ſolchen Umſtänden iſt es jedenfalls ein Zeugniß des großen Anſehens, das er genoß, daß er bis an ſeinen Tod wenigſtens im nominellen Beſitz ſeiner Aemter und Würden, lange Zeit auch im Vollbeſitz ſeines Einfluſſes blieb, und wenn er auch in der letzten Zeit dieſen nicht mehr beſaß und nur noch den Namen hergab, dies doch ſeinen Hauptgrund in der überhaupt veränderten Politik des ruſſiſchen Staats gefunden haben mag. Denn allerdings war er von Anbeginn an auf dieſelbe Allianz mit Preußen geſtellt, an welcher Peter III. geſtürzt war, die aber Panin freilich weit vorſichtiger und bemeſſener pflegte. Rußland aber neigte ſich allmälig zu Oeſterreich, und Katharina wurde ſelbſtändiger, ſeit ſie ſich ſicherer und mächtiger fühlte.

---

[1] Irren wir nicht, ſo war es Panin, welcher äußerte, es ſei ſein Grundſatz, nie etwas heute zu thun, was er auf morgen verſchieben könne, während Münnich dagegen als ſeinen Grundſatz angab, nie etwas auf morgen zu verſchieben, was er heute thun könne. Beide ſchrieben der Feſthaltung dieſer Grundſätze ihre Erfolge zu und mochten, Jener als Diplomat, Dieſer als Feldherr, ſo Unrecht nicht haben, obwol auch dieſe Grundſätze cum grano salis zu verſtehen ſind und der wahre Grundſatz das: Alles zur rechten Zeit! iſt.

Als jedoch Graf Panin, nach der erſten Vermählung des Großfürſten im Herbſt 1773, ſeine Stelle als Oberhofmeiſter niederlegte, beeiferte ſich die Kaiſerin, die ihn ſchon 1767 in den Grafenſtand erhoben hatte, ihm ihre Dankbarkeit für das gelungene Erziehungswerk glänzend darzulegen. Da er die Kanzlerwürde ablehnte, ſo wurde er doch mit den dieſer Würde eigenen Auszeichnungen und Vorrechten beliehen und zum wirklichen Geheimerathe ernannt, erhielt auch eine Schenkung von 100,000 Silberrubeln baar und Grundbeſitzungen von 9500 Bauern, deren Ertrag man auf 28—29,000 Rubel jährlich ſchätzte, ferner eine Gehaltszulage von 30,000 Rubeln jährlich zu den 14,000, die er bis dahin hatte, endlich 20,000 Rubel zu Anſchaffung von Silbergeſchirr und ein ausmeublirtes und auf ein Jahr mit allen Wirthſchaftsbedürfniſſen verſehenes Hotel in St. Petersburg.

Unter den 9500 Bauern, die ihm damals zugewieſen wurden, befanden ſich 4000, die den neuen Erwerbungen in Polen angehörten. Dieſe ſchenkte er ſeinen drei vornehmſten Bureaubeamten: Bakunin, Dubril und Vauloiſin, und zwar that er dies deshalb, *weil er ein Gegner der Theilung Polens war.*

Kurz vorher hatte ihn der durch ihn ſelbſt geförderte, wenn auch ſchon vorher durch Peter III. gehobene Geheimerath Kaſpar von Saldern, über welchen wir uns Näheres für eine ſpätere Zeit vorbehalten, ſtürzen wollen, indem er ihn erſt mit dem Großfürſten zu verzwiſten, dann aber, zu der Partei der Orlows übergehend, die Kaiſerin mistrauiſch zu machen ſuchte. Indeß hatte Saldern ſeine Intriguen ſo bunt verſchürzt und nach ſo vielen Seiten hin unruhige Ränke geſponnen, daß die Aufdeckung, welche Panin nur aus Großmuth verzögerte, nicht ſchwer war und ſchon 1774 Panin an Saldern ſchreiben konnte, daß er ſeinen Abſchied nehmen und ſich aus dem Dienſte zurückziehen möge.

Noch am 30. März 1783 hatte Graf Panin Geſellſchaft bei ſich gehabt, ſich, wie gewöhnlich, um Mitternacht zurückgezogen und in ſeinem Schlafzimmer zum Leſen geſetzt. Um 4 Uhr des Morgens (31. März) ſchellt er ſeinem Bedienten, läßt ſich auskleiden, nähert ſich dem Bette und fällt bewußtlos in daſſelbe, in dieſem lethargiſchen Zuſtande verbleibend, bis er um 11 Uhr des Morgens verſchied. Sein Neffe, der nachherige Miniſter Graf Panin der Jüngere (ſ. d. folg. Aufſatz), ſchrieb die Schuld dieſes Unfalls einem Mittel zu, das der Hausarzt ſeines Oheims, Droſt, verſchrieben gehabt habe, um ihm Kräfte zurückzuverſchaffen, die das herannahende Alter bei ihm geſchwächt hatte, und betrachtete dieſen Mann ſtets mit Abſcheu. Der Großfürſt Paul eilte ſogleich zu ſeinem erkrankten Lehrer, blieb bis zu deſſen Tode bei ihm und küßte die Leiche mit thränenden Augen [1].

---

[1] Vergl. die Denkwürdigkeiten des Freiherrn Achatz Ferdinand von der Aſſeburg (Berlin 1842) S. 410 fg.

II. Die ruſſiſche Thronrevolution von 1801.

Die Denkſchrift über die Revolution vom 12/24. März 1801, die uns in Folgendem mitzutheilen vergönnt wird, iſt im December 1804 von einem Staatsmanne verfaßt worden, der während eines mehr als dreijährigen Aufenthaltes an dem ruſſiſchen Hofe die zuverläſſigſten Nachrichten, die er ſich über das fragliche Ereigniß verſchaffen konnte, geſammelt hatte. Dieſe Denkſchrift ruhte lange Zeit in ſeinem Portefeuille, als ein glückliches Ungefähr ihm neue Materialien verſchaffte, durch die er ſeine Darſtellung bereichern, weiter ausführen und beſtätigen konnte. Dieſe Materialien beſtanden 1) in der Abſchrift eines Berichts, den der in Rußland fungirende Geſandte einer großen Macht im Juni 1801 an ſeine Regierung gerichtet hatte und der hauptſächlich aus Mittheilungen geſchöpft war, die dem gedachten Geſandten von dem General Bennigſen gemacht worden waren. 2) In gewiſſen Aufzeichnungen, die Jemand, gegen das Ende des Lebens des Generals Bennigſen, in Folge von vertraulichen Unterredungen mit dieſem gemacht hat, als der General, zu einem hohen Alter gelangt, mehr als 20 Jahre nach dem Ereigniß, ſich nach Deutſchland zurückgezogen hatte, wo er ſeine Tage beſchloſſen hat. Dieſe beiden Schriften gewährten dem

Verfaſſer der Denkſchrift die Genugthuung, daß ſie in nichts Weſentlichen ſeiner früheren eigenen Aufzeichnung widerſprachen. Die Denkſchrift ſelbſt geben wir in folgender Uebertragung aus dem franzöſiſch gefaßten Original.

„Die Kataſtrophe, welche die Regierung und das Leben des Kaiſers Paul I. beendigt hat, iſt von ſo außerordentlichen Umſtänden begleitet und es ſind mehrere, noch heute (1804) im Amt befindliche Individuen ſo ſchwer in dieſelbe verwickelt, daß ein gewiſſer Widerwille, ſich mit den Einzelheiten eines anſcheinenden Verbrechens zu beſchäftigen, und die Beſorgniß, bei mächtigen Männern anzuſtoßen, bisher faſt nur ungenaue und unzuſammenhängende Nachrichten über dieſes Ereigniß aus Rußland herausdringen ließen. Der Verfaſſer der gegenwärtigen Denkſchrift, welcher ſich mehrere Jahre in jenem Lande aufgehalten hat, kann ſich nicht ſchmeicheln, alle der Aufzeichnung würdige Facta geſammelt zu haben; aber er getraut ſich, zu verſichern, daß unter denen, die er erlangt, ſich keines befindet, was nicht der Wahrheit entſpräche, und er hat bei dieſer Darſtellung die ganze Unterſcheidungskraft und Kritik angewendet, deren er fähig iſt.

Paul I.[1]) verdankte der Natur eine ſehr ausgezeichnete Begabung, und wie ſehr ſich auch die Verhältniſſe zwiſchen ſeiner Mutter und ihm in der Folge verrückten, muß man der Kaiſerin Katharina II. doch die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, anzuerkennen, daß ſie kein Mittel verabſäumte, ſeine Talente durch eine ſorgfältige Erziehung zu entwickeln. Der Graf Nikita Panin[2])

---

1) Geboren am 1. October 1745.

2) Siehe S. 54 fg.

war noch unter der Regierung der Kaiſerin Eliſabeth auserleſen worden, der Erziehung des jungen Großfürſten als Oberhofmeiſter vorzuſtehen. Dieſer allgemein geachtete Miniſter konnte ſich ſchmeicheln, daß ihm ſein Werk gelungen ſei; ein Glück, was die Erzieher von Thronerben nicht zu häufig genießen.

Als die Ausbildung des Großfürſten vollendet war, fand man in ihm einen liebenswürdigen, geiſtreichen Prinzen, an glücklichen Witzfunken reich, unterrichtet, voll feinen Gefühls, großmüthig, wie jeder Souverain es ſein ſollte, bereit, das Unrecht gut zu machen, was ein hitziges Temperament ihn zuweilen begehen ließ, und ebenſo bereit, das Unrecht Anderer zu vergeſſen. Er war bis zu ſeiner Thronbeſteigung ein zärtlicher Gatte und ein liebevoller Vater. Welche Vereinigung bewundernswerther Eigenſchaften! und welche in Erſtaunen ſetzende Umwandlung brachte der Gebrauch und Misbrauch der höchſten Gewalt bei dieſem Monarchen hervor [1])!

Man hatte jedoch ſeit ſeiner Jugend zwei Fehler an ihm bemerkt, welche ſich mit dem Alter in ſteigendem Verhältniſſe vergrößert hatten. Der eine war die höchſte Unbeſtändigkeit in ſeinem Geſchmack und ſeinen Neigungen; der andere das vollſtändigſte Mistrauen gegen die Menſchen. Die Lebhaftigkeit ſeines Geiſtes war vielleicht die Urſache des erſten Uebels; das andere war wahrſcheinlich durch die Erfahrungen beſtärkt worden, welche ſeine erhabene Stellung häufiger darbot, als jede andere. Es ſcheint auch, daß das Aufhören des guten Einverſtändniſſes zwiſchen dem Kaiſer Paul als Großfürſt und der Kaiſerin Katharina, das ſein Oberhofmeiſter, Graf Panin, der ſich die Freundſchaft ſeines Zöglings verdient und zugleich das Vertrauen der Mutter deſſelben bewahrt hatte, zu erhalten gewußt, auf ſeinen Charakter von Einfluß war. Es ſcheint, daß der Großfürſt, ſeit dem Tode dieſes Miniſters[1], ſich in gereiftem Alter fühlend, ſeine Abhängigkeit ſchmerzlich beklagte, daß ihm ſeine Bedeutungsloſigkeit in Betreff der öffentlichen Angelegenheiten peinlicher wurde, und daß er über den überwiegenden Einfluß, den ſich die Kaiſerin auf die Erziehung ſeiner Kinder und ſpäter auch auf deren weitere Einrichtung anmaßte, einen Kummer empfand, der ſich zu bittrem Unmuth verſchlimmerte und endlich ſeinem Charakter eine ſcharfe Gereiztheit verlieh. Beſtändig von den Agenten ſeiner Mutter überwacht, hatte der Großfürſt Freunde geſucht und nur Angeber gefunden; er war endlich dahin gekommen, die tiefſte Verachtung für die Nation zu faſſen, die zu regieren er beſtimmt war[2]. Dieſe Verachtung, in Verbindung mit ſeiner natürlichen Neigung zur Veränderung, hatte es bewirkt, daß man aus der großen Anzahl von Perſonen, denen er nach und nach den lebendigſten Antheil gewidmet hatte, von da an nur den Fürſten Alexander Kurakin[1] und ſeinen Kammerdiener Paul Petrowitſch, ſpäteren Grafen Kutaizow, als Solche anführte, die ſein Vertrauen bewahrt hätten[2].

---

[1]) Der preußiſche Geſandte am ruſſiſchen Hofe, Graf von Solms, drückte ſich in einem zur Zeit der erſten Vermählung des Großfürſten abgefaßten Schreiben über ihn folgendergeſtalt aus: „Der Großfürſt iſt nicht von großer Statur, aber von ſchönen Zügen, vollkommen wohl gebaut, angenehm in der Converſation und in ſeinen Manieren, ſanft, ungemein feingebildet, zuvorkommend und von heiterer Laune. In dieſem ſchönen Körper wohnt die ſchönſte, die redlichſte, die menſchlichſte, die großmüthigſte und zu gleicher Zeit die reinſte und unſchuldigſte Seele, die das Böſe nur von der ſchlechten Seite kennt, die es nur ſoweit kennt, als zu dem Entſchluſſe nöthig iſt, es ſelbſt zu vermeiden und an Andern zu tadeln. Kurz, man könnte nicht Gutes genug von dieſem Prinzen ſagen, und möge ihn Gott in den Geſinnungen erhalten, die er jetzt hegt. Wenn ich mehr ſagte, ſo würde ich mich ſelbſt im Verdacht der Schmeichelei halten."

---

[1] Er ſtarb nach Obigem am 31. März 1783.

[2] So ſagte er, als er ſich 1782 zu Venedig mit der verſtorbenen Gräfin von Roſenberg unterhielt, die er mit ſeiner Freundſchaft beehrte, die merkwürdigen Worte zu ihr: „Ich weiß nicht, ob ich zum Throne gelangen werde; aber wenn mich das Schickſal darauf hebt, ſo erſtaunen Sie nicht über das, was Sie dann ſehen werden, daß ich darauf thue. Sie kennen mein Herz, aber Sie kennen dieſe

Der Zweck und die Grenzen, die man ſich bei Abfaſſung dieſer Denkſchrift vorgeſteckt hat, erlauben eine Verbreitung über die Geſchichte Paul's I. von 1796—1801 nicht. Die Wechſelwirkung der zwei ſeinem Charakter eigenen Fehler, ſeiner Unbeſtändigkeit und ſeines Mistrauens, können vielleicht die außerordentlichen Erſcheinungen zum Theil erklären, die er in innerer und äußerer Politik hervorgerufen hat[3]. Man hat in 4½

Menſchen nicht (die Ruſſen meinend), und ich weiß, wie man ſie führen muß.“

[1] Geboren 1752, mit Paul erzogen und ſein Begleiter auf deſſen Reiſen, Vicekanzler des Reichs unter den Kaiſern Paul I. und Alexander I. bis 1802, 1807 ruſſiſcher Bevollmächtigter beim Frieden von Tilſit, 1808—1812 Botſchafter in Paris, dann in Wien, ſtarb 1818 auf einer Reiſe in Weimar.

[2] Dieſe beiden Perſonen, die man übrigens in Betreff ihrer weiteren Eigenſchaften nicht vergleichen kann, ſind die Einzigen von den alten Dienern des unglücklichen Monarchen, die ihm bis zu ſeinem Tode die gleiche Anhänglichkeit unverletzt bewahrt haben.

[3] Wir haben an einer anderen Stelle (Geſchichte des europäiſchen Staatenſyſtems Th. III., S. 222 fg.) vom Kaiſer Paul geſagt: „Auch er hatte Tugenden, die ihm ſelbſt gehörten, während ſeine Fehler ſeinem Schickſal, ſeiner Erziehung und ſeinen Verhältniſſen zur Laſt fallen. Gewiſſenhaftigkeit und ritterlicher Edelmuth ſind ihm nicht abzuſprechen. Er ging unter, weil er ſeine Politik mehr nach ſeinen eignen, wenn auch wohlgemeinten, Ideen und Meinungen, als nach den klar erkannten und weiſe beurtheilten Intereſſen ſeines Reichs beſtimmte, die Ruhe, Beſonnenheit und Stätigkeit nicht fand, womit die Angelegenheiten, wie jedes Staats, ſo beſonders Rußlands, geleitet ſein wollen, in dem Gefühl ſeiner Macht und ſeiner unumſchränkten Gewaltberechtigung das Studium

Jahren den ruſſiſchen Hof mit faſt allen europäiſchen Mächten Bündniſſe abſchließen und ſich wieder in Kriegsſtand mit ihnen befinden ſehen; die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten wechſelte vier Mal in dieſem Zeitraume, und man ſah nach einander fünf Generalprocureurs, oder Miniſter des Innern.

Die längſte Regierung hat keinen größeren Wechſel der Syſteme und der höheren Beamten dargeboten, als die Paul's I. Auch hatte dieſes Verfahren in dem Auslande alles Vertrauen und in jedem rechtſchaffenen Manne den Wunſch nach einer Anſtellung erſtickt. Die ſteigende Entwickelung der Fehler Paul's ging ſeit ſeiner Thronbeſteigung in erſchreckender Schnelligkeit vor ſich. Jede Erfahrung von der Schlechtigkeit der Menſchen vermehrte ſeine Strenge. Statt das Laſter zu verfolgen, fing er an, die Laſterhaften zu verfolgen. Seine Umgebungen, die ſich jeder Abſetzung freuten, die zur Beförderung eines ihrer Günſtlinge diente, beförderten die Ausbrüche der bizarren Laune des Kaiſers. In der That wäre man längſt geneigt geweſen, an eine Geiſteskrankheit des Monarchen zu glauben, wenn nicht Zwiſchenzeiten, wo er ausgezeichneten Geiſt entfaltete und zur Billigkeit und Gerechtigkeit zurückkehrte, für das Gegentheil geſprochen hätten. Im letzten Regierungsjahre des Kaiſers wurden die guten Augenblicke ſeltener; er überließ ſich Handlungen der Strenge, die bis dahin nicht in ſeiner Gewohnheit gelegen hatten. Er war ausſchließlich von einigen Perſonen umgeben, die kein anderes Geſetz als das ihres eigenen Intereſſes

---

der Verhältniſſe verabſäumte, ſich in Dinge miſchte, die nicht ſeines Amts waren, das in Rußland — zu Rußlands Glücke — ſo wichtige volksthümliche Element nicht zu treffen wußte, und, wie man öfters findet, zu viel Mistrauen und zu wenig Vorſicht hatte."

kannten, und der wohlthätige Einfluß der Kaiſerin war auf Null reducirt. Der Graf Roſtopſchin [1]) ſtand an der Spitze der äußeren Politik und athmete nur den maßloſeſten Egoismus. Abalyanow war Generalprocureur, und ihn haben ſeine Käuflichkeit und Habgier in die äußerſte Verachtung ſelbſt in einem Lande fallen laſſen, wo das Zartgefühl bei der Wahl der Mittel nicht immer allgemein gewürdigt wird. Der Graf Kutaizow, der vom Barbier des Kaiſers Oberſtallmeiſter und Inhaber des blauen Bandes geworden war, theilte ſich mit dem Oberhofmarſchall Alexander Nariſchkin in die Sorge für die Vergnügungen des Monarchen und Beide trugen vielleicht durch den Misbrauch ſeiner Kräfte, zu dem ſie ihn anregten, dazu bei, die Ruhe ſeines Geiſtes noch mehr zu ſtören.

Dies war die Zeit, wo es dem Grafen Pahlen [2]) gelang, Einfluß in den Geſchäften zu erhalten. Vom Generalinſpector der Cavalerie zum Militairgouverneur von Petersburg erhoben, erlangte er mehr und mehr das Vertrauen Paul's, ohne die Eiferſucht der andern Günſtlinge deſſelben zu erwecken. Dieſer gewandte Menſch, der unter den Formen eines freimüthigen Polterers den verſchlagenſten Geiſt verbarg, wußte ſich nützlich und ſelbſt nothwendig zu machen, ohne daß irgend Jemand Mistrauen in ihn geſetzt hätte.

---

[1]) Fedor Graf Roſtopſchin, geb. 1760, vom Kaiſer Paul raſch hinter einander zum General, Hofmarſchall und Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten ernannt und 1799 in den Grafenſtand erhoben, 1812 Gouverneur von Moskau, von 1814—1825 im Auslande, ſtarb 1826. Ueber den Brand von Moskau, an den ſich ſein Name knüpft, vielleicht künftig einmal.

[2]) Peter Ludwig Graf von Pahlen, aus dem liefländiſchen Zweige, geb. 1746, 1790 Geſandter in Stockholm, 1793 Gouverneur von Liefland, 1796 Generalgouverneur von Liefland, 1799 Graf, 1801 Gouverneur von Petersburg, nahm 1804 den Abſchied und ſtarb 1826 in Kurland.

Die ſinnlichen und ſelbſtſüchtigen Menſchen, welche die Angelegenheiten leiteten, bedurften zu ihrer Beſorgung der Talente eines thätigen und entſchloſſenen Mannes. Als der Graf Roſtopſchin den Grafen Panin [1]) beſeitigt hatte, trat Herr von Pahlen als Mitglied des Departements der auswärtigen Angelegenheiten ein, und als Hr. v. Roſtopſchin bald darauf als ein Opfer ſeiner Schlechtigkeiten fiel, erhielt Graf Pahlen die Leitung dieſes Departements. Der Kaiſer verband damit einige Zeit darauf die Oberleitung des Poſtweſens, ein Geſchäft, das in allen Ländern ein wichtiges, von der höchſten Bedeutung aber in denen iſt, wo man die höchſte Gewalt durch Ueberwachung und Spionerie zu ſichern glaubt. Zuletzt vereinigte Pahlen in jener Zeit die Stellen des Generalgouverneurs und des Inſpecteurs der Militairdiviſionen von St. Petersburg, ſowie die des Generalgouverneurs von Ingermanland und Liefland mit denen des leitenden Miniſters des Departements der auswärtigen Angelegenheiten und des Generaldirectors der Poſten.

Niemals hatte in Rußland ein Unterthan geſetzlich einen ausgedehnteren Machtkreis, als den, welchen Pahlen während der letzten Monate, welche vor der Regierungsveränderung vorhergingen, innehatte. Da man nicht umhin kann, ihn als das Haupt der Verſchwörung zu betrachten, durch welche Paul den Thron mit dem Leben verlor, ſo wird es am Orte ſein, ſeine Herkunft und den Gang ſeines Schickſals anzugeben.

Pahlen ſtammte aus einem alten und edeln liefländ-

---

1) Neffe des frühern Oberhofmeiſters und Miniſters der auswärtigen Angelegenheiten.

diſchen Hauſe und kam ſehr jung als Gefreiter in die Reitergarde [1]), von wo er als Major in ein Cavalerieregiment überging. Er rückte in der Linie, während der zwei Türkenkriege, bis zum Grade eines Generalmajors auf. Er galt für einen tapfern, thätigen und entſchloſſenen Offizier, aber für ſehr verſchwenderiſch. Seine Paſſion fürs Spiel und höchſt anſehnliche Gewinne erweckten ſpäter Zweifel an ſeiner Redlichkeit [2]). Pahlen würde niemals daran gedacht haben, zu einem Regierungswechſel beizutragen, wenn nicht die Unbeſtändigkeit des Souverains, an den er gefeſſelt war, zu oft erprobt worden wäre, als er ſich hätte ſchmeicheln können, nicht früher oder ſpäter einen um ſo tieferen Sturz zu erfahren, je höher ihn die Poſten, die er bekleidete, erhoben hatten, und wenn er ſich nicht in der Lage befunden hätte, mehr als jeder Andere zu bemerken, daß der Kaiſer Anfälle von Wuth hatte, welche nicht daran zweifeln ließen, daß ſeine Vernunft zeitweilig irreging. Man kann als gewiß verſichern, daß Er, der Admiral Rivas, der Graf Panin, Neffe des alten Miniſters und damals Vicekanzler des Reichs, und der Generallieutenant Talizin, Commandeur der Preobratzſchenskoy-Garde, ſeit dem Herbſte 1800 den Plan gefaßt hatten, den Kaiſer zu entthronen und ihm den Großfürſten Alexander zum Nachfolger zu geben. Es handelte ſich darum, dieſen für das Gelingen des Planes zu intereſſiren. Wir glauben, verſichern zu können, daß der Graf Panin mit dieſer Unterhandlung beauftragt ward und daß ſie ihm gelang.

---

[1]) Man wählte aus den Gefreiten der Garde die Sicherſten und Kräftigſten, um ſie als Couriere zu gebrauchen, und der arme Adel betrachtete dieſe Reiſen als ein Mittel, auf Koſten des Hofes das Ausland zu ſehen. Während der Miſſion des Grafen Oſtermann in Schweden ließ man eines Tages Pahlen kommen, vertraute ihm wichtige Depeſchen, um ſie als Courier nach Stockholm zu ſchaffen, und zahlte ihm das Reiſegeld aus. Pahlen ſpielte die ganze Nacht, verlor die zu ſeiner Reiſe beſtimmte Summe, erſchöpfte ſeinen geringen Credit und mußte ſich als verloren betrachten. Er ging am Hafen umher, über die Folgen ſeiner Unbeſonnenheit nachdenkend, als er einen Schiffspatron erblickte, der ihm bekannt war. Er vertraute ihm ſeine Verlegenheit. Der Zufall wollte, daß das Schiff augenblicklich nach Schweden abſegeln ſollte. Pahlen ſchiffte ſich darauf ein, indem er es darauf ankommen ließ, ob er in 4 Tagen, oder in einem Monate ankommen werde. Er kam nach Stockholm in dem kürzeſten Zeitraume, ſodaß Graf Oſtermann vermuthete, es müſſe ein Irrthum in dem Datum der Depeſchen ſein. Die Schnelligkeit ſeiner Reiſe wurde einem äußerſten Grade des Eifers und der Thätigkeit zugeſchrieben und trug dazu bei, ihn bei der Kaiſerin und dem Miniſterium in guten Credit zu ſetzen. Das war der erſte außerordentliche Glücksfall, der ihm zu Theil ward.

[2]) Der Verfaſſer obiger Denkſchrift ſetzte, nach Abfaſſung derſelben, aber noch im Jahre 1804, zu der Charakteriſtik des Grafen Pahlen noch hinzu: Der Graf von Pahlen hat von Haus aus einen anmaßenden Charakter und iſt an die grenzenloſe Gewalt gewöhnt, die er während der vorigen Regierung ausübte, und da ſein herrſchſüchtiger Geiſt ſich in einer für den neuen Souverain verletzenden Weiſe zeigt, ſo kann ſein Rücktritt als ſehr nahe betrachtet werden und wird nur von gewiſſen militairiſchen Arrangements abhängen, die dem großen Einfluſſe, den er auf die Truppen der Garniſon ausübt, entgegenzuwirken beſtimmt ſind. Man ſieht, daß er gut unterrichtet war. Denn in der That trat Graf Pahlen noch 1804 ab.

Der Charakter des jungen Prinzen und des Miniſters (Panin) verſtatten keinen Zweifel, daß niemals davon die Rede war, Paul I. das Leben zu nehmen. Der Graf Panin wurde bei der Unternehmung von einem reinen und uneigennützigen Patriotismus geleitet, der bei einer längeren Dauer der Regierung Paul's I. den Untergang Rußlands beſorgte und unter der Alexander's das Glück dieſes Reiches weiſſagte. Er ließ die Entſetzung des Vaters nur zu, um den Sohn zu krönen [1]).

---

[1]) Man muß überhaupt, heißt es in einem zwei Monate ſpäter abgefangenen geſandtſchaftlichen Berichte, zur Entſchuldigung des

Die Eigenſchaften, welche Alexander[1] ſeit ſeinem Regierungsantritte entfaltet hat, beweiſen, daß er ſich nur ungern in eine ſo wagnißvolle Unternehmung einließ. Auch iſt es gewiß, daß man ihn nur durch die Hoffnung für das Gemeinwohl und durch die Furcht vor Gewaltthätigkeiten ſeines Vaters beſtimmte, daran Antheil zu nehmen. Seine unverſtellte Verzweiflung bei der Nachricht von dem Tode Paul's I., die Abnahme ſeiner körperlichen Geſundheit, der man ihn, auf Anlaß jener Kataſtrophe, welche vielleicht im ganzen Reiche Niemand Thränen koſtete, als ihm, für längere Zeit ausgeſetzt ſah, ſind unbezweifelbare Zeugniſſe, daß er dem letzten blutigen Acte dieſer Tage fremd war.

Die Ungnade des Grafen Panin verzögerte die Ausführung des noch nicht hinlänglich gereiften Planes. Dieſer Miniſter wurde aus Gründen, die dieſer Frage fremd waren, auf ſeine Güter verwieſen. Die andern Häupter glaubten ſich wahrſcheinlich nicht im Stande, für ſich allein etwas zu unternehmen, und der Verfaſſer dieſer Denkſchrift hat dieſes Projects nur gedacht, um die wichtige Frage nicht im Zweifel zu laſſen, ob

---

größten Theiles Derer, die ſich in dieſe Unternehmung einließen, und namentlich dieſes Individuums (Bennigſen's) ſagen, daß die Kataſtrophe, die ſie beſchloß, ihrerſeits weder im Plane lag, noch vorhergeſehen war. Denn es iſt ganz beſtimmt wahr, daß ihre Abſichten ſich nicht über die Maßregeln hinaus erſtreckten, die den Kaiſer Paul inſoweit einem Zwange unterworfen hätten, als erforderlich war, um die Regierung, oder vielmehr die Ausübung dieſer aus ſeinen Händen in die ſeines Nachfolgers und eines Regentſchaftsrathes übergehen zu machen. Dieſe Maßregel war aber durch die bereits vorhandenen Uebel, und durch alle die, deren man ſich von Seiten einer launiſchen und wilden Tyrannei noch verſah, unbedingt nothwendig geworden.

[1] Geboren am 23. December 1777, † 1. December 1825.

der Kaiſer Alexander von den gegen ſeinen Vater gerichteten Plänen Kenntniß gehabt hat [1]).

Als der Plan, von welchem eben geſprochen worden, geſcheitert war, bedurfte es der Vereinigung einiger anderen Umſtände, um die Wiederaufnahme der Verſchwörung herbeizuführen.

Der Kaiſer verfügte zu Ende des Jahres 1800, daß es allen verabſchiedeten und verwieſenen Beamten, von Militair und Civil, erlaubt ſein ſolle, ſich nach St. Petersburg zu begeben, um ihren Wiedereintritt in den Dienſt nachzuſuchen. Die von dem Souverain, im ganzen Laufe ſeiner Regierung, ſchwer gemißhandelte Familie Zoubow war unter dieſer Zahl und wurde wieder in die Hauptſtadt gelaſſen.

Ihre Rückkehr ſcheint der Zeitpunkt, von wo man von Neuem an das dachte, was ſeit dem Rücktritt des Grafen Panin aufgegeben worden war. Ein männlicher und feſter Charakter, wie der dieſes Miniſters, fehlte in der Partei, die den Verſchwörungsplan hegte. Man glaubte mit Grund, einen Solchen in dem Graſen Valerian Zoubow gefunden zu haben, der unter drei Brüdern, dem Fürſten Platon, dem Grafen Nikolaus und ihm ſelbſt, der Einzige war, der ein ſehr geſundes Urtheil mit den Eigenſchaften der Kraft und des Unternehmungsgeiſtes vereinigte. Auch war er ein ausgezeichneter Offizier, Mann von Geiſt und Charakter und ſehr geliebt in der Armee. Der Fürſt Platon beſaß wenig Befähigung, übte aber einen beträchtlichen Einfluß theils durch ſein Vermögen, theils deshalb aus, weil er während der letzten Regierungsjahre der Kaiſerin Katharina der offizielle Favorit geweſen war, was er benutzt hatte, um Hof und Armee mit ſeinen Creaturen zu füllen. Die Schweſter der Zoubow, Madame Scherebzow, erhielt die Erlaubniß, im Auslande zu reiſen. Sie begab ſich nach Berlin, wie man behauptet, mit ſehr beträchtlichen Geldſummen und Koſtbarkeiten verſehen, um ihren Brüdern für den Fall, daß das Project fehlſchlüge und es ihnen gelänge, ſich zu retten, Hilfsquellen zu ſichern [1]).

---

[1] Zu dieſer Zeit, die man auf den Monat November 1800 zurückführen muß, hatte Graf Panin häufig geheime Unterredungen mit dem Großfürſten Alexander. Um ſie in das tiefſte Geheimniß zu hüllen, kamen ſie des Nachts in den Verbindungsgalerien der Souterrains des Winterpalaſtes zuſammen. Eines Abends, als der Graf Panin allein und zu Fuße aus ſeinem Hotel herauskam, glaubte er einen Spion ihn beobachten und ihm folgen zu ſehen. Um dieſem zu entgehen, machte er mehrere Gänge durch die Stadt und ſchlüpfte endlich in einen der Eingänge der gedachten Souterrains. Er beeilte ſeinen Weg zu dem von dem Lichte einiger Lampen ſchwach erhellten Punkte des Rendezvous, mit unſicherm Schritte, als er ſeine Schulter von einer fremden Hand berührt fühlte. Schon glaubte er im Begriffe zu ſein, verhaftet zu werden, als er den Großfürſten Alexander erkannte, der ihn ſchon ſeit einiger Zeit erwartete.

Dieſe Details ſind dem Verfaſſer dieſer Denkſchrift von dem, zu Anfange des Jahres 1837 verſtorbenen Grafen Panin ſelbſt erzählt worden.

---

[1]) Die Familie Zoubow, auch Subow geſchrieben, war in der Hauptſache doch durch ihr älteſtes und geiſtig ſchwächſtes Mitglied, den Fürſten Platon geſtiegen. Dieſer war 1758 oder 1759 geboren und hatte als Gardelieutenant die Gunſt der Kaiſerin Katharina gewonnen, die ihn zum Fürſten und Chef der Artillerie ernannte. Er wurde nach ihrem Tode verbannt und reiſte im Ausland, bis er die Erlaubniß zur Rückkehr erhielt. Unter Alexander iſt er nicht beſchäftigt worden und 1817 geſtorben. Valerian war 1769 geboren und kämpfte ſchon 1794 als Generallieutenant in Polen, ſein ſchnelles Avancement zwar wol der Gunſt ſeines Bruders bei der Kaiſerin verdankend, es aber durch Tapferkeit rechtfertigend. In Polen verlor er ein Bein durch eine Kanonenkugel. Er erhielt dann den Oberbefehl gegen Perſien, eroberte (1796) Derbent, bemächtigte ſich der ganzen Weſtküſte des kaſpiſchen Meeres, ging über den Araxes und nahm ſeine Winterquartiere in der berühmten Chowal-Moganebene, von wo ganz Aderbidſchan ſeinem Einfalle bloßlag, während ſein Rücken durch die Truppen in Georgien gedeckt und von Aſtrakan ein Corps gekommen war, die linke Flanke zu ſichern.

Der General Bennigſen [1]) ſchloß ſich dem Project an. Dieſer braunſchweigiſche Edelmann war nach Rußland gekommen, um Dienſte zu ſuchen, und dem Oberhofmeiſter Grafen Panin von einem ſeiner vertrauten Freunde empfohlen worden. Nachdem er mit Auszeichnung in den zwei vorhergehenden Türkenkriegen gedient, hatte er in Perſien eine Diviſion unter dem Grafen Valerian Zoubow befehligt. Der General Bennigſen hatte ſo eben ein Commando in einer Provinzialſtadt erhalten; eine Art Exils, wozu ihn der Kaiſer verdammt

---

Zum Glück für Perſien ſtarb Katharina und Paul I. beeilte ſich, das Heer zurückzuberufen. Da dies durch Befehl an die einzelnen Regimentscommandanten, ohne eine Zeile an den Oberbefehlshaber, erfolgte, ſo lag die Vermuthung nahe, daß Haß gegen die Zoubows im Spiele geweſen. In Perſien hinterließ Zoubow durch die ſtrenge Mannszucht, die er beobachtet hatte, ſehr günſtige Eindrücke. Valerian nahm ſeinen Abſchied und ging auf ſeine Güter. Er ſtarb in St. Petersburg 1804. Nikolaus Zoubow, der jüngſte Bruder, ward von der Kaiſerin Katharina zum General und Oberſtallmeiſter ernannt und kam natürlich bei Paul in Ungnade. Auch er zog ſich nach der Revolution auf ſeine Güter zurück und ſtarb dort, gleichfalls in dem für mehrere Theilnehmer dieſer Sache verhängnißvollen Jahre 1804.

[1]) Levin Auguſt Theophilus v. Bennigſen, geb. zu Braunſchweig am 10. Febr. 1745, Sohn eines braunſchweigiſchen Obriſten, war anfangs Page, Fähndrich und Lieutenant in hannöveriſchen Dienſten, nahm ſpäter ſeinen Abſchied, zog auf ſein väterliches Gut, Banteln im Hannöveriſchen, und heirathete. Der Verfall ſeines Vermögens und der 1773 erfolgte Tod ſeiner Frau bewogen ihn, in ruſſiſche Dienſte zu treten, und es gelang ihm, vorher von der hannöveriſchen Regierung zum Obriſtlieutenant ernannt zu werden. Er kämpfte gegen die Türken, gegen Pugatſchew, in Polen und Perſien und zeichnete ſich namentlich bei dem Sturme auf Oczakow, bei Wilna, bei Olita, bei der Eroberung von Derbent aus. 1798 wurde er Generallieutenant, unter Alexander Generalgouverneur von Lithauen und General, war 1806 Oberbefehlshaber bei Pultusk und 1807 bei Eylau, ging dann auf ſeine Güter, kämpfte aber 1812 wieder an der Moskwa und bei Woronowna, 1813 bei Leipzig, wo er in den Grafenſtand erhoben wurde, commandirte ſpäter in Beſſarabien, bis er 1818 auf ſein Gut in Hannover zurückkehrte, wo er, gänzlich erblindet, am 3. October 1826 geſtorben iſt.

hatte, weil er ihn, der früher in Hannover gelebt, in Verdacht hatte, den Intereſſen Englands, mit welchem der Kaiſer eben gebrochen, geneigt zu ſein.

Der General Pahlen ſchickte ihm einen Courier, mit dem Befehle, nach St. Petersburg zu kommen, und ſich, bevor er mit irgend Jemand geſprochen, bei ihm einzufinden. Bennigſen wurde von ſeinem alten Freunde und Kameraden, dem Grafen Pahlen, mit offenen Armen empfangen und von ihm in das Geheimniß des Complots eingeweiht, an welchem man ihn theilzunehmen beredete. Es ward beſchloſſen, daß er das Commando desjenigen Detachements übernehmen ſolle, was beſtimmt war, das Innere des Palais anzugreifen, ein Auftrag, dem ſich der Graf von Pahlen ſelbſt hatte unterziehen wollen, hinſichtlich deſſen er ſich aber freute, ihn einem Mann überlaſſen zu können, deſſen Befähigung, Kaltblütigkeit und Muth ſo anerkannt und dem die Garden ſo ergeben waren, während Pahlen's eigene Dienſte nützlicher zu dem Commando eines beträchtlichen Infanteriecorps angewendet werden konnten, welches das Palais zu dem doppelten Zwecke cerniren ſollte, die Flucht des Kaiſers zu verhindern und jede Bewegung zu ſeinen Gunſten von Seiten des Gardereiterregiments zu hindern, deſſen größter Theil allen Verführungsverſuchen widerſtanden hatte. Bennigſen hielt ſich, drei oder vier Tage lang, bis zum Augenblicke der Ausführung des Projects in St. Petersburg verborgen.

Die Zahl der Perſonen, die man als die Seele der Verſchwörung bildend betrachten kann, reducirt ſich daher auf den Grafen Pahlen, den General Talizin, die drei Brüder Zoubow und den General Bennigſen. Der Admiral Rivas war wenige Wochen, bevor dieſes Project zu ſeiner Reife gediehen war, geſtorben. In Betreff der perſönlichen Eigenſchaften der Verſchworenen konnte man nicht in Abrede ſtellen, daß ſie, mit Ausnahme des Fürſten Platon Zoubow, aus den entſchloſſenſten Männern in Rußland beſtanden und ſich unter einander gut genug kannten, um mit gegenſeitigem Vertrauen handeln zu können.

Es kam nunmehr darauf an, eine Partei unter den bei den Garden und dem Elitencorps angeſtellten Offiziers zu werben. Jeder der Hauptleiter ſuchte unter der Zahl ſeiner Freunde Gehilfen des Planes zu finden. In dieſe Claſſe muß man Tatarinow und Tſchitſcherin, zwei verabſchiedete Generale, reihen; ferner Manſurow, Obriſten bei dem Garderegiment Ismailow, den Artillerieobriſt Yeſchwel, Talbanow, der ein Bataillon der Preobratzſchenskoy-Garde befehligte, einen Lieutenant deſſelben Corps, Namens Marin, endlich ein funfzig Perſonen, von denen nur die genannt werden, die bei einigen beſonderen Umſtänden in der Entwickelung der Verſchwörung hervortreten.

Der nachherige Kaiſer Alexander war, nach ſicheren Angaben, noch von dem Plane unterrichtet. Die Brüder Platon und Valerian Zoubow waren, an der Stelle des Grafen Panin, die Vertrauten des Großfürſten geworden. Indeſſen war man noch weit davon entfernt, die ganze Verſchwörung organiſirt zu haben, als perſönliche Dispoſitionen Paul's I. deren Ausbruch beſchleunigten.

Das Mistrauen des Kaiſers verſtärkte ſich täglich. War es Vorausſicht, war es Ahnung, er träumte von nichts als Comploten gegen ſein Leben und ſeine Perſon. Bloßer Verdacht reichte hin, um Verbannungen und Einkerkerungen zu motiviren. Gleichwol ſchwankte ſein Sohn noch, und ohne deſſen Einwilligung wagten die Verſchworenen nichts zu unternehmen. Um den Großfürſten Alexander dazu zu beſtimmen, griff Pahlen zu folgendem Mittel.

Er ſchürte den Verdacht, den der Kaiſer gegen ſeine Söhne hegte, an und trieb ihn ſoweit, daß der Monarch ihm, als Militairgouverneur, die ſchriftliche Vollmacht vertraute, die Großfürſten zur Sicherung ſeiner geheiligten Perſon zu verhaften. Pahlen zeigte dem Großfürſten dieſen Befehl und entriß ihm dadurch ſeine Einwilligung [1]).

Man verſichert, daß der Kaiſer auch die Kaiſerin einzukerkern, ſeinen dritten Sohn, den Großfürſten Nikolaus (geb. 7. Juli 1796), zu ſeinem Nachfolger zu erklären und deſſen Erziehung ſelbſt zu leiten beabſichtigte. So drängte ſich dieſer unglückliche Fürſt zu ſeinem Untergange hin, indem er ſich durch ſeine menſchen-

---

1) Der Großfürſt Alexander wurde auch noch von einer anderen Seite her von dem Schickſale, welches Paul ihm vorbehielt, unterrichtet. Der Generallieutenant Uwarow, welcher noch jetzt (1804) Chef des Gardereiterregiments iſt, war der Geliebte der Fürſtin Lapuchin, der Mutter der Fürſtin Gagarin, welche Letztere damals Maitreſſe des Kaiſers war. Der Monarch kam eines Abends ſehr verdrießlich zu ihr, ſagte ihr, daß er von nichts als Feinden umgeben ſei, daß ſogar ſeine Söhne ſich gegen ihn verſchwörten, und erzählte ihr, gegen das Verſprechen des Geheimniſſes, daß er entſchloſſen ſei, ſie in feſten Gewahrſam bringen zu laſſen. Die Fürſtin Gagarin theilte dieſes gefährliche Geheimniß ihrer Mutter, dieſe theilte es Uwarow mit, der es Pahlen hinterbrachte. Pahlen rieth ihm, den Großfürſten Alexander unmittelbar davon zu unterrichten, und als nun dieſer Prinz mit dem Generalgouverneur davon ſprach, ſo gab dieſer zu, daß der fragliche Befehl in ſeinen Händen ſei, und beſtand nun darauf, daß der Großfürſt auf die Entſetzung des Kaiſers einging.

feindliche Laune der Zuneigung ſeiner Kinder und ſeiner Gemahlin beraubte.

Alles vereinigte ſich, eine Kataſtrophe zu beſchleunigen. Der Kaiſer trug in die Maßregeln der äußeren Politik dieſelbe Heftigkeit, daſſelbe Aufbrauſen über, was er in der inneren Verwaltung zeigte. Er war im Krieg mit England; gegen Preußen und Dänemark ſollten feindliche Manifeſte geſchleudert werden, und ſeine Geſandten in Berlin und Kopenhagen hatten Befehl, dieſe beiden Höfe zu verlaſſen. Das ruſſiſche Reich, mit einem in reißender Schnelle ſinkenden Credit, mit einem vernichteten Handel, der Quellen ſeines Wohlſtandes beraubt[1]), ſollte in Krieg mit friedlichen Nachbarn treten, ohne einen einzigen Alliirten in Europa zu beſitzen[2]), und dabei hatte es kein Motiv, keinen Vorwand zum Kriege, und der Kaiſer ſelbſt würde ſich keine vernünftige Rechenſchaft darüber haben geben können, was zu ſolchem Ergebniß geführt habe. Nach allen menſchlichen Wahrſcheinlichkeitsberechnungen hätte der Staat in Kurzem zuſammenſtürzen müſſen, wenn nicht ein ſcheinbar zufälliger Umſtand die Kriſis beſchleunigt hätte.

Der Kaiſer hatte (früher) als Generalgouverneur ſeiner Reſidenz einen Artilleriegeneral Namens Araktſchejew[3]) gebraucht und hatte ihn wegen der Härte ſeines

---

[1] Dies alles durch den Bruch mit England.

[2] Gegen England hatte er allerdings Frankreich als Theilnehmer des Kampfes; aber mit Preußen und Dänemark war Frankreich im Frieden.

[3] Er wurde 1802 Kriegsminiſter, im Frühjahr 1803 Chef des in St. Petersburg garniſonirenden Artilleriecorps und hat ſeitdem,

Charakters verabſchiedet. Er hielt in jenem Augenblicke dieſen Mann für geeignet, ſeinen Abſichten zu dienen, und ſei es, daß er, wie Einige vermuthen, Verdacht gegen Pahlen hatte 1), oder daß er, wie Andere annehmen, Araktſchejew für geeigneter als jeden Andern hielt, die ſtrengen Maßregeln auszuführen, die er gegen ſeine Familie vorhatte, er ließ einen Courier an ihn ab-

---

bis zum Ende der Regierung des Kaiſers Alexander, eine große Rolle geſpielt. Namentlich rührte von ihm die Errichtung der Militaircolonien her, deren Chef er wurde. 1825 erhielt er den Abſchied, weil er durch ſeine Strenge der Gegenſtand des größten Haſſes der Soldaten geworden war, und ſtarb am 21. April 1834 auf ſeinem Gute Gruſino am Wolchowfluſſe. In Betreff dieſes Gutes beſtimmte er in ſeinem Teſtamente, daß der Kaiſer Nikolaus einen Erben für daſſelbe bezeichnen ſolle. Der Kaiſer Nikolaus widmete es dem Nowgoroder Cadettencorps.

1) Der Kaiſer fragte Pahlen, wenige Tage vor der Revolution, in brüsker Weiſe: ob er ſich des Todes Peter's III. erinnere, und als Pahlen bejahend antwortete, fragte der Kaiſer weiter: ob er die Umſtände deſſelben kenne. Pahlen verneinte das. Darauf ſagte ihm der Kaiſer: „Ich weiß, daß man mir an das Leben will, und daß man daran denkt, mir den Tod meines Vaters zu bereiten.“ Pahlen behandelte dieſe Beſorgniſſe, ohne in Verwirrung zu kommen, als chimäriſche, und bemerkte: man würde über ſeinen Leib gehen müſſen, bevor man zu dem Monarchen gelangen könne.

In der Zeit, wo man die erſte Unternehmung, deren wir gedacht haben, im Sinne trug, trat Pahlen eines Tages in das Zimmer des Kaiſers. Als dieſer ihn, in einer Aufwallung der Zuneigung, umarmte, hörte er ein Papier in Pahlen's Taſche raſcheln. Er verlangte den Inhalt dieſes Blattes zu wiſſen. Pahlen gab es für einen unbedeutenden militairiſchen Bericht aus, während es in der That ein Plan zur Abſetzung des Kaiſers war. Die Gefahr, in welcher Pahlen in dieſem Augenblicke geſchwebt hatte, wirkte gleichwol ſo ſtark auf ihn ein, daß ſich ſein Ausſehen verwandelte. Der Kaiſer hielt ihn für unpaß und bot ihm dieſen Vorwand, ſich zu entfernen. Wir haben dieſe beiden merkwürdigen Anekdoten, die den Charakterſchlag des Hauptes der Verſchwörung bezeichnen, aus der ſicherſten Quelle (vom Grafen Panin).

ſchicken, um ihn zurückkommen zu laſſen. Pahlen begann mit Aufhaltung des Couriers, der dieſen Befehl zu beſorgen hatte, und ließ ihn nicht eher abgehen, als wie er gewiß war, daß man, auch wenn man die Ereigniſſe noch ſo wenig beeilte, Araktſchejew zu ſpät ankommen ſehen würde. Erſt jetzt theilte er den Häuptern der Verſchwörung die Nachrichten mit, die er über die Abſichten des Kaiſers, ihm den Poſten als Generalgouverneur der Reſidenz zu entziehen, erhalten hatte. Er ſtellte ihnen vor, daß ſeine Entlaſſung nicht blos das Project ſcheitern machen, ſondern wahrſcheinlich auch zu deſſen Entdeckung führen würde. Endlich machte er ihnen begreiflich, daß die Ankunft Araktſchejew's ihnen weder die Wahl, die Unternehmung aufzuſchieben, noch die, ſie aufzugeben, laſſe, und in gemeinſchaftlichem Einverſtändniß ward die Nacht vom 23/11. zum 24/12. März zu Ausführung des Planes beſtimmt.

Bevor wir die Schilderung der Kataſtrophe beginnen, welche die Kriſis, in der ſich Rußland befand, beendigte, wird es nöthig ſein, die Oertlichkeit dieſer Tragödie und die Lage des von dem Kaiſer bewohnten Schloſſes kennen zu lehren.

Paul I. hatte in den erſten Monaten ſeiner Regierung angefangen, ein neues Palais zu errichten, das er zu ſeiner Wohnung beſtimmte. Sei es, daß dieſer Monarch der Erbauung dieſes Gebäudes auch einen religiöſen Beweggrund unterlegen und dadurch ſeine Entſtehung heiligen wollte, oder daß er ernſtlich an die Viſion glaubte, welche eine in den Umgebungen des Gartens aufgeſtellte Schildwache während des Sommers von 1797 gehabt zu haben verſicherte, jedenfalls iſt es gewiß, daß der Kaiſer in derſelben Stunde den Befehl ertheilte, an dieſem Platze den Grund einer St. Michael geweihten Kapelle zu legen, und daß er damit den Plan eines als St. Michaelspalaſt bezeichneten Schloſſes verband.

Dort, im Hintergrunde des Sommergartens auf dem rechten Ufer des Fontanckakanals, an derſelben Stelle, wo ſich ehedem das alte, von der Kaiſerin Eliſabeth bewohnte Sommerpalais befand, wurde in weniger als 3¼ Jahren dies rieſige Gebäude errichtet. Ein ausgemauerter Graben und leichte, mit Geſchütz beſetzte Befeſtigungen ſtellten der Annäherung einige Hinderniſſe entgegen; aber der Winter, der die Gräben mit Eis bedeckte, machte die Wirkſamkeit der Zugbrücken, auf welche die Hauptzugänge des Schloſſes ausliefen, zunichte.

Die Façade des St. Michaelpalais war von der lichtrothen Farbe der Handſchuhe, welche die Maitreſſe des Kaiſers, die Fürſtin Gagarin, an dem Tage trug, wo man über die Wahl der Farbe des Schloſſes ſprach.

Das Innere war überaus reich und übertraf in der verſchwenderiſchen Fülle des Marmors und der Bronze Alles, was man von Pracht in Rußland geſehen hatte.

So hatte dieſer bizarre Fürſt in dieſem Palais das Heilige und das Weltliche vereinigt, daß es einem Heiligen geweiht war, während es die Farbe ſeiner Maitreſſe trug, und daß, während das Aeußere den Anſchein einer Feſtung hatte, das Innere allen Luxus und alles Erleſene einer kaiſerlichen Wohnung einſchloß.

Paul I. bezog dieſes Palais gegen Ende des Jahres 1800 mit ſeiner ganzen Familie. Der Monarch zeigte die größte Begier, das Gebäude zu bewohnen, welches ſein Grab werden ſollte und der Zukunft gewiſſermaßen als ſein Mauſoleum und als ein Denkmal der an Ertravaganzen reichen Regierung und des tragiſchen Endes dieſes Souverains dienen wird.

Die Verſchworenen ſpeiſten am Abend des 23/11. März bei einigen ihrer Führer, wobei die ſtarken Getränke, zur Auffriſchung des Muthes einiger Perſonen, nicht geſpart wurden. Alle kamen ſpäter bei dem Generallieutenant Talizin zuſammen, wo Pahlen zuletzt erſchien und einige Worte voll Kraft und Ueberzeugung an ſeine Genoſſen richtete, worauf man ſich trennte, um der Verabredung gemäß zu handeln.

Der General Talizin begab ſich in die Kaſernen der Preobratzſchenskoy-Garde, und befahl hier, unter dem Vorwande von Unruhen in der Stadt, einem von Talbanow befehligten Bataillone unter Waffen zu treten. Das Bataillon rückte geräuſchlos auf der Nordſeite des Marsfeldes hervor und über die dem Hotel Rivas gegenüberliegende Brücke in den Sommergarten, durch den es durchmarſchirte, um den St. Michaelspalaſt einzuſchließen. Hier aber kann man erkennen, wie die unbedeutendſten Umſtände zuweilen das Geſchick von Reichen entſcheiden können. Die alten Linden des Sommergartens dienen während der Nacht Tauſenden von Krähen zur Zufluchtsſtätte. Als zu dieſer ungewohnten Stunde eine Truppe heranrückte, wachten dieſe unheilverkündenden Vögel auf und erfüllten die Luft mit ihrem Geſchrei. Der Lärm ward ſo groß, daß die Offiziere, welche die Truppen führten, von der Beſorgniß beunruhigt wurden, der Kaiſer möge darüber aufwachen. Das Project wäre verfehlt geweſen, wenn es ihm geglückt wäre, ſeine Perſon in Sicherheit zu bringen, und die Krähen des Sommergartens hätten in der Geſchichte die Berühmtheit der Gänſe des Capitols erlangt. Pahlen hatte inzwiſchen ſeine Verfügungen in Betreff der Zugänge des Palais von der Seite der Perſpective aus getroffen; er ließ dort Reiterdetachements marſchiren, die ſich daſelbſt mit dem erwähnten Bataillon der Preobratzſchenskoy-Garde vereinigten. Er ſelbſt kam nicht in das Palais, als bis alles vorüber war. Die andern Verſchworenen beſchuldigten ihn ſpäter, gefliſſentlich gezögert zu haben, um, wenn die Sache gelang, den Augenblick zu nützen, wenn ſie aber fehlſchlug, als der Befreier Paul's I. zu erſcheinen [1]).

Das Palais war an dieſem Tage von einem Bataillon der Sſemenowskoy-Garde bewacht, was die Außentheile und die große Wache beſetzt hielt, während die Bewachung des Inneren und der Perſon Sr. Majeſtät einem Detachement der Preobratzſchenskoy-Garde, das ein Lieutenant Namens Marin [2]) befehligte, anvertraut war. Als das Bataillon des Talbanow ins Angeſicht des Palais kam, redete dieſer Offizier ſeine Truppe an und fragte ſie, ob ſie ihn auf einer gefährlichen Expedition begleiten wolle, die er zur Rettung des Reichs und der Nation unternähme. Sie antwortete ohne Zögern bejahend. Man überſchritt darauf die Gräben auf dem Eiſe, entwaffnete die äußern Schildwachen des Bataillons der Sſemenowskoy, ohne daß ſie Widerſtand geleiſtet hätten, und die Truppe, welche in die Zimmer des Kaiſers zu bringen beſtimmt war, ging in ſeine Gemächer über die kleine Wendeltreppe a [1]), die ihren

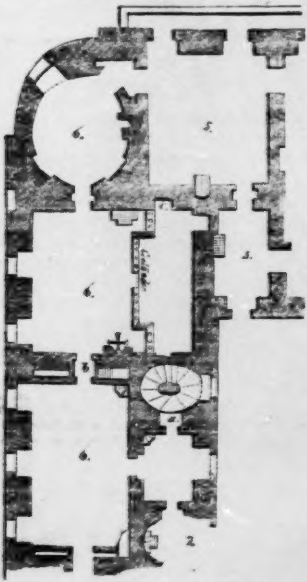
---

[1]) Wie Bennigſen erzählte, war man übereingekommen, daß der General Pahlen, begleitet vom General Uwarow, an der Spitze eines Gardebataillons über die große Treppe des Palais in das Zimmer des Kaiſers rücken ſolle. Pahlen marſchirte ſo langſam, daß Uwarow ihn drängen mußte, ſeinen Marſch zu beſchleunigen; ein Umſtand, der zur Unterſtützung obiger Annahme dient.

[2]) Er gehörte, wie oben angeführt worden, zu den Verſchworenen.

---

[1]) Folgender Plan eines Theiles der Beletage des St. Michaelſchloſſes iſt nach dem zehnten Stück der 14 Blätter copirt, welche



Eingang auf der Façade hat, welche gegen den, gemeiniglich dritter Garten genannten Garten gerichtet iſt 1).

Dieſe Abtheilung beſtand aus den drei Brüdern Zubow, dem General Bennigſen, dem General Tſchitſcherin und einer Menge unbekannter Menſchen, wie die Manſurow, Tatarinow, Jeſchwel, die ſich im Laufe dieſer grauſigen Nacht durch ihre Wuth bemerkbar machten.

Der Fürſt Platon Zubow und der General Bennigſen begaben ſich auf das Schlafzimmer des Kaiſers zu, ohne bei dem Durchſchreiten des Vorzimmers, das ſich zwiſchen der Wendeltreppe und dieſem Zimmer befand, ein Hinderniß zu treffen. Das, was der Kaiſer innehatte, hatte keinen andern Ausgang, als den auf

---

der Architekt Brenna 1800 veröffentlichte. Die drei mit Nr. 6 bezeichneten Zimmer waren innere Gemächer Sr. Majeſtät des Kaiſers. Nr. 5 gehörte zu den Appartements Ihrer Majeſtät der Kaiſerin. Nr. 7 war eine kleine Küche, die dem Kaiſer gehörte.

1) Es wird am Orte ſein, hier zu erzählen, daß der Kaiſer ſeit mehreren Monaten in der Furcht ſchwebte, er könne vergiftet werden, und daß er deshalb einen ſeit langen Jahren in St. Petersburg etablirten Kaufmann hatte angehen laſſen, ihm eine gute bürgerliche engliſche Köchin zu empfehlen und zu verſchaffen. Dieſes Frauenzimmer bereitete ihm ſein Diner in der mit Nr. 7 bezeichneten, an ſeine Gemächer ſtoßenden kleinen Küche. Sie erſchrak über den Lärm, den die Verſchworenen machten, entfloh während der Verwirrung und kam in der Nacht, allein und zu Fuß, bei ihrem alten Herrn an.

In einem, zwei Monate nach dem Ereigniß abgegangenen geſandtſchaftlichen Berichte heißt es: „Die Verſchworenen kündigten ſich als eine Truppe an, die zur Ablöſung der Wache im Innern des Palaſtes beſtimmt ſei, und gelangten, indem ſie die Parole angaben, ohne Schwierigkeit bei den verſchiedenen Poſten vorbei und über die Zugbrücken. Sie drangen durch eine Seitenpforte am Fuße einer geheimen Treppe, die in die Zimmer des Kaiſers führte, an deren oberſtem Ende (?) ſich ſein Schlafzimmer befand, in das Palais. Sie durchſchritten die Zimmer ohne Hinderniß, bis zu dem, was an das Schlafzimmer ſtieß. Hier erfuhren ſie einen ſtarken Widerſtand von Seiten eines Leibhuſaren des Kaiſers, und bevor dieſer Mann hatte überwältigt und entwaffnet werden können, hatten ſein Geſchrei und ſeine Anſtrengungen den Kaiſer erweckt und aufmerkſam gemacht.“

dem beigefügten Plane mit b bezeichneten. Der Architekt Brenna, der das St. Michaelspalais erbaut hatte, hatte in dem Schlafzimmer des Kaiſers eine Verbindungsthüre zu den mit c bezeichneten Appartements Ihrer Majeſtät der Kaiſerin eingeſenkt. Zu dieſer Zeit war die Kälte des Kaiſers gegen ſeine Gemahlin auf ihrem Gipfel; er befahl daher Brenna, dieſe Thüre zu mauern zu laſſen, und da Brenna die Befolgung dieſes Befehls verzögert hatte, ſo ließ ihn der Kaiſer einige Stunden in Arreſt bringen, um ihn für ſeine Nachläſſigkeit zu ſtrafen.

Am Eingange des Schlafzimmers, wo auf der Schwelle der Thüre ſelbſt, auf dem mit b bezeichneten Platze, ein Kammerhuſar des Kaiſers ſchlief, war es, wo dieſer treue Diener ſich entgegenſtellte und einigen Widerſtand leiſtete. Er mußte der Gewalt weichen und lief, mit einigen Beulen bedeckt, um Hilfe zu rufen [1].

---

[1] Die Kaiſerin Mutter hat dieſen Huſaren als Kammerdiener an ihre Perſon gefeſſelt. Als er mit blutendem Kopfe in dem Saale ankam, wo ſich das von Marin befehligte Detachement der Preobrazſchensken-Garde befand, und Hilfe zur Rettung des Kaiſers forderte, war das Detachement bereits durch einen Ofenheizer allarmirt worden, der daſſelbe Ereigniß angezeigt hatte, aber von Marin als Narr und betrunken behandelt und fortgeſchickt worden war. Nach dieſer zweiten Nachricht aber wurde die Bewegung in der Truppe ernſthaft und allgemein, und ein Soldat verlangte, im Namen Aller, zum Kaiſer geführt zu werden. Marin ſetzte ihm den Degen auf die Bruſt, indem er ihn zu tödten drohte, wenn er noch ein Wort verbringe, und befahl dem Detachement, unter Waffen zu treten. Dieſe militairiſche Stellung verpflichtet in Rußland zum vollkommenſten Stillſchweigen. Die Truppe gehorchte und blieb in dieſer Stellung, bis man erfuhr, daß Alles beendigt ſei. Dann erklärte man den Soldaten, daß Paul wahnſinnig geworden und abgeſetzt ſei, und ſie erkannten einſtimmig Alexander I. an.

Dieſe Anekdote bezeugt ebenſo die ſeltene Geiſtesgegenwart Marin's, als die ganze Macht der Subordination bei den ruſſiſchen Truppen.

Ein Flügeladjutant des Kaiſers, deſſen Namen wir nicht kennen, war der Führer der Eindringenden und trat in ihrem Gefolge in das Schlafzimmer. Der Fürſt Zoubow und der General Bennigſen waren in großer Uniform, den Hut auf dem Kopfe, den Degen in der Hand. Sie ſtellten ſich vor das Bett des Kaiſers und ſagten ihm: „Sire, Sie ſind verhaftet.“ Der Kaiſer ſetzte ſich auf und fragte ganz beſtürzt, was ſie wollten, worauf ſie die frühere Rede wiederholten und ihm erklärten, daß er die Krone niederlegen müſſe und daß er ſich ruhig zu verhalten habe. Der Fürſt Zoubow und der Flügeladjutant gingen zur Thüre, um die andern Verſchworenen herzuzurufen, und Bennigſen war eine gute Weile allein bei dem Kaiſer, der ſich ſchweigend verhielt und vor Zorn blaß und roth ward. Bennigſen ſagte ihm: „Sire, es handelt ſich um Ihr Leben; Sie müſſen ſich darein fügen, eine Abdankungsurkunde zu unterzeichnen“[1]). In dieſem Augenblicke drangen mehrere Offiziere in das Zimmer. Bennigſen ſagte ihnen, ſie ſollten den Kaiſer im Auge behalten, und wendete ſich nach der Thüre, um ſie zuzuſchließen. Paul benutzte dieſen Augenblick, um aus dem Bette zu ſpringen. Einer der Offiziere faßte ihn bei der Kehle; der Kaiſer machte ſich los, ſprang hinter einen großen Ofenſchirm und fiel. Bennigſen rief ihm zum letzten Male zu: „Sire, thun Sie nichts, es handelt ſich um Ihr Leben.“ Aber der Kaiſer erhob ſich wieder und wendete ſich einem Tiſch zu, auf welchem er mehrere geladene Piſtolen hatte.

---

[1]) So heißt es auch in dem angeführten Geſandtſchaftsbericht: „Der Kaiſer wurde von dem General Bennigſen verhaftet, der ſich zwiſchen ihn und eine gegenüber befindliche Thüre ſtellte und ihm auf franzöſiſch ſagte: Sire, Sie ſind verhaftet. Ein Augenblick der Ungewißheit trat ein und der General Bennigſen iſt überzeugt, daß, wenn der Kaiſer ſich damals ergeben hätte, man nicht zu andern Gewaltmaßregeln geſchritten ſein würde.“

In dem Augenblicke, wo die Maſſe der Verſchworenen ſich auf ihn ſtürzte, hörte man Geräuſch an der Thüre. Es war ein Offizier mit einem Detachement, der die Befehle Bennigſen's einholen wollte und von dieſem die Weiſung empfing, den Eingang zu bewachen und zu vertheidigen. Mittlerweile ward der Kaiſer von den Verſchworenen, die ihre ruchloſen Hände an ihren Souverain zu legen wagten, zu Boden geworfen. Man verſichert, daß ein gewiſſer Jeſchwel, ein geborener Tartar, der Erſte war, der mit ſeinem königsmörderiſchen Arme den Monarchen traf, der dann unverzüglich, nach einem ziemlich kräftigen Widerſtande, zu Boden geworfen und mit der Militairſchärpe eines Offiziers vom Regiment der Sſemenowskoy-Garde, Namens Scariatin, der die Wachmannſchaft des St. Michaelspalaſtes commandirte, erdroſſelt ward. Die Schärpe hatte urſprünglich, wie man behauptet, dazu dienen ſollen, dem Kaiſer die Füße zu binden [1]).

---

[1]) Es ſcheint, daß der Kaiſer auf dem mit + bezeichneten Platze ſtarb. Während des kurzen Kampfes, der nicht länger als zehn Minuten dauerte, hörte man den Kaiſer fragen: was man von ihm wolle. Ein Offizier erwiderte ihm: „man hätte es ſchon lange mit Ihnen ausmachen ſollen.“ Die meiſten Verſchworenen waren weintrunken. Es ſcheint außer Zweifel, daß der Oberſtallmeiſter Nikolaus Zoubow den Kaiſer mit eignen Händen erdroſſelte. Er war ein hochgewachſener Mann mit ziemlich ſchönen Zügen, die aber doch einen wilden Ausdruck hatten. Er ſtarb ziemlich jung im Amte und man muß annehmen, daß weder der Kaiſer Alexander, noch die Kaiſerin Mutter jemals erfahren haben, welchen unmittelbaren Antheil der Graf Nikolaus an der Ermordung genommen.

In dem mehrfach erwähnten geſandtſchaftlichen Berichte heißt es: „Es iſt nur zu gewiß, daß dieſer letzte Act der Barbarei von einer Perſon (Nikolaus Zoubow) verübt ward, die an demſelben Abend in demſelben Zimmer mit dem Kaiſer geſpeiſt hatte.“ — (Ganz wie

So ſtarb Paul I. in ſeinem 46. Jahre; ein merkwürdiges Beiſpiel eines Souverains, der, mit allen Talenten geboren, mit allen Tugenden begabt und ſie bis zu einem Alter übend, wo man gemeiniglich glaubt, daß die Menſchen gegen den Einfluß der Leidenſchaften geſichert ſind, in ſo vorgerückter Lebenszeit Gewohnheiten, Sitten und Charakter änderte und zum grauſamen und ausſchweifenden Tyrannen ausartete.

Es iſt ſchwer, die Namen aller Mörder richtig anzugeben und der Verwünſchung der kommenden Jahrhunderte das Andenken aller Derer zu überliefern, die ihre ruchloſen Hände in das Blut ihres Souverains tauchten. Die Zahl der Verſchworenen war groß und, wie man zur Schande der Zeit bekennen muß, die Wirkung des Haſſes gegen jenen Fürſten und die Ruchloſigkeit ſeiner Feinde war ſo arg, daß man noch 1801 eine Menge Offiziere fand, die ſich rühmten, bei jenem Meuchelmorde mitgewirkt zu haben, ohne daß ſie doch in der That daran theilgenommen hätten.

Die Namen des Oberſtallmeiſters Grafen Nikolaus Zoubow, des Generals Tſchitſcherin, dann der Manſurow, Tatarinow und Yeſchwel gehen indeß als die der Hauptthäter in dieſer Kataſtrophe auf die Nachwelt über. Man kann mit Beſtimmtheit verſichern, daß der Graf Pahlen, der Fürſt Zoubow, der Graf Valerian Zoubow, die Generale Bennigſſen und Talizin keinen perſönlichen Antheil daran hatten, und vielleicht iſt man es jetzt dem Andenken des 1804 verſtorbenen Grafen Valerian Zoubow ſchuldig, zu ſagen, daß ſeine Thränen

---

bei Peter III., deſſen Mörder ſich auch erſt bei ihm zu Gaſte luden! Uebrigens ſoll, nach andern Berichten, Valerian Zoubow Abends beim Kaiſer geſpeiſt haben.)

über dieſen tragiſchen und unerwarteten [1]) Ausgang ſich in die des Sohnes Paul's I. miſchten.

Alexander erwartete, in ſeiner Wohnung eingeſchloſſen, das Ergebniß der Unternehmung. Der General Uwarow [2]) und der Obriſt Nikolaus Borosdin waren bei ihm geblieben, um ihn im Falle der Noth zu vertheidigen und ſo mit ihm die Gefahren des Fehlſchlagens zu theilen. Der Graf Valerian Zoubow begab ſich zu dem Großfürſten Alexander und hatte einige Mühe, zu ihm zu gelangen. Er traf ihn, mit ſeiner Uniform bekleidet, auf einem Ruhebette ausgeſtreckt, und kündigte ihm die Abſetzung ſeines Vaters, den Beginn ſeiner Regierung und den Tod Paul's I. an. Man weiß, daß dieſe letztere Nachricht ihn in die heftigſte Verzweiflung ſtürzte. Er erkannte erſt jetzt die unſeligen Folgen des Abſetzungsplanes und beklagte zu ſpät und fruchtlos die Verbindung einer wilden und zügelloſen Jugend, die eine vielleicht für die Rettung des Staats unerläßliche Unternehmung mit einer Miſſethat befleckt hatte [3]).

---

[1]) Aus dem wiederholten Zurufe Bennigſen's an den Kaiſer, ſich ruhig zu halten, da es ſich um ſein Leben handele, ergibt ſich doch, daß Jener von Anfang an vorausſah, es könne nur zu leicht zum Aeußerſten kommen. Auch gehörte nicht viel Menſchenkenntniß dazu.

[2]) Dieſer Umſtand iſt dem Verfaſſer von dem Obriſten Nikolaus Borosdin ſelbſt, damals kaiſerlichem Flügeladjutanten, ſpäter als Generallieutenant geſtorben, verſichert worden, ſteht aber einigermaßen in Widerſpruch mit dem, was weiter oben geſagt worden iſt: daß Uwarow bei dem General Pahlen an der Spitze eines Gardebataillons geweſen ſei. Vielleicht ließen ſich beide Angaben mit einander vereinigen, wenn man annähme, daß Uwarow den Großfürſten Alexander einige Zeit lang verlaſſen hätte.

[3]) In jenem geſandtſchaftlichen Berichte heißt es: „Die beiden Brüder“ (Alexander und Konſtantin) „waren beiſammen und zeigten ſich, wie man ſich leicht denken kann, von Schauder ergriffen und lebhaft bewegt. Aber der neue Souverain, der die Nothwendigkeit erkannte, ſich allem zu fügen, was man von ihm verlangte, und dem man natürlich von den gewaltſamen Mitteln, die dem Leben

Die Kaiſerin Marie [1]) hatte Lärm im Schloſſe gehört und war benachrichtigt worden, daß eine Bewe-

---

des vorigen Kaiſers ein Ziel geſetzt, nichts geſagt hatte, wurde endlich dahin gebracht, eine Proclamation zu ſanctioniren, welche beſagte: daß jener Souverain im Laufe der Nacht an einem Schlaganfall verſtorben ſei. Dieſe Nachricht wurde, bei Trommelſchlag, zeitig am Morgen des 24. März in den Straßen von St. Petersburg verkündet, und im Laufe des Vormittags empfing der Kaiſer Alexander, der nach dieſen Vorgängen in den Winterpalaſt übergezogen war, den Huldigungseid und die Glückwünſche des Senats, des Adels ꝛc. und den Eid der Treue von der Garniſon, das Gardereiterregiment mit eingeſchloſſen. Als er ſich dem Volke auf einem Balkon zeigte, wurde er mit den lebhafteſten Freudenrufen begrüßt. . . . .“

1) Es war dies die zweite Gemahlin Kaiſer Paul's, der in erſter Ehe, am 10. October 1773, mit der Prinzeſſin Wilhelmine von Heſſen-Darmſtadt (geb. 25. Juni 1755), der Großfürſtin Natalia Alexiewna, vermählt geweſen war, die er feurig liebte und an deren am 26. April 1776 im Kindbette erfolgten Tod ſich auch jene unheimlichen Gerüchte knüpfen, welche in Rußland ſich um alle unerwarteten und bedeutſamen Todesfälle zu breiten pflegen, natürlich aber nicht immer begründet ſind. Aus dieſer Ehe lebte kein Kind. Die zweite Gemahlin Kaiſer Paul's war die Prinzeſſin Sophie Dorothea Auguſte Luiſe von Württemberg (geb. 25. October 1759), älteſte Tochter des Prinzen, und ſeit 1795 Herzogs Friedrich Eugen von Württemberg und der Prinzeſſin Friederike von Brandenburg-Schwedt. Sie führte als Großfürſtin und Kaiſerin den Namen Marie Feodorowna, ward mit Paul am 18. October 1776 vermählt und ſtarb am 5. November 1828. Ihr älteſter Bruder war der nachherige erſte König von Württemberg, Friedrich, der Vater des jetzigen Königs, welcher Letztere in zweiter Ehe mit einer Tochter dieſer ſeiner Tante vermählt ward, während ſein Sohn, der Kronprinz, bekanntlich eine Enkelin derſelben und Tochter des jetzigen Kaiſers von Rußland, die Großfürſtin Olga, geheirathet hat. Der Kaiſer Paul hatte in dieſer Ehe vier Söhne und ſechs Töchter erzeugt: 1) den nachherigen Kaiſer Alexander I.; 2) den Großfürſten Konſtantin, geb. 9. Mai 1779, welcher 1822 und 1825 auf die Thronfolge Verzicht leiſtete, von ſeiner erſten Gemahlin, der Prinzeſſin Juliane von Sachſen-Koburg (Großfürſtin Anna, geb. 23. Sept. 1781, verm. 26. Febr. 1796) am 20. März 1820 geſchieden ward, am 24. Mai 1820 eine morganatiſche Ehe mit der Fürſtin von Lowicz, Gräfin Johanna Grudzinski (geb. 29. Sept. 1799 † 29. Nov. 1831) einging und am 27. Juni 1831 ſtarb; 3) die Großfürſtin Alexandrine, geb. 9. Auguſt 1783, vermählt am 30.

gung gegen den Kaiſer, ihren Gemahl, ſtattfinde. Sie verſuchte, zu ihm zu gelangen, aber man hatte bereits auf allen Verbindungsgängen Poſten mit der Ordre ausgeſtellt, ihr mit gekreuzten Waffen den Zugang zu verwehren. Ein Offizier, an den ſich die Kaiſerin wendete, ſchickte zu dem General Bennigſen, um neue Ordre zu erholen; dieſer verbot ihm aber, bei ſeinem Leben, die Kaiſerin nicht aus ihren Gemächern herauszulaſſen. Ein Verſuch, den ſie machte, auf einer andern Seite zu den Großfürſten Alexander und Konſtantin zu dringen, war gleichfalls fruchtlos.

Nachdem der Großfürſt Alexander von den Garden zum Kaiſer ausgerufen worden war, verließen die Zoubows und der General Pahlen das Palais, um ihre

---

October 1799) mit dem Palatin von Ungarn, Erzherzog Joſeph von Oeſterreich, dem ſie nur eine am Tage der Geburt verſtorbene Tochter geboren hat, und in Folge dieſer Entbindung am 16. März 1801 geſtorben iſt; 4) die Großfürſtin Helene, geb. 24. Dec. 1784, am 23. Oct. 1799 mit dem Erbprinzen Friedrich Ludwig von Mecklenburg-Schwerin vermählt, Mutter des vorigen, Großmutter des jetzigen Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin, und der jetzigen Herzogin von Sachſen-Altenburg, † 24. Sept. 1803; 5) die Großfürſtin Marie, jetzige Großherzogin von Sachſen-Weimar (geb. 16. Febr. 1786, verm. 3. Auguſt 1804); 6) die Großfürſtin Katharina, geb. 21. Mai 1788, vermählt a) 3. Auguſt 1809 mit dem Prinzen Georg von Oldenburg († 27. Dec. 1812) und durch ihn Stammmutter einer Seitenlinie dieſes Hauſes, b) 24. Jan. 1816 mit dem jetzigen König von Württemberg, dem ſie die Gräfin Marie Neipperg und die jetzige Königin der Niederlande gebar und am 9. Jan. 1819 ſtarb; 7) die am 22. Juli 1792 geborene und am 26. Jan. 1795 geſtorbene Großfürſtin Olga; 8) die Großfürſtin Anna, geb. 18. Jan. 1795, verm. am 21. Febr. 1816 mit dem damaligen Prinzen von Oranien, nachherigem König Wilhelm II. der Niederlande, Witwe ſeit dem 17. März 1849; 9) den jetzigen Kaiſer Nikolaus; 10) den Großfürſten Michael, geb. 8. Febr. 1798, † 9. Sept. 1849, deſſen Gemahlin, die Großfürſtin Helene (früher Prinzeſſin Charlotte) gleichfalls eine Großnichte der Kaiſerin Marie und Tochter des Prinzen Paul von Württemberg iſt.

Anſtalten in der Stadt zu treffen. Bennigſen blieb im St. Michaelspalais und hatte für deſſen Bewachung und für die kaiſerliche Familie zu ſtehen. Er erhielt (wahrſcheinlich vom Kaiſer Alexander) den Auftrag, zu der Kaiſerin zu gehen und ſie zu bitten, ſich ruhig zu halten. Als er vor ihr erſchien, fragte ſie ihn, ob ſie jetzt ihre Freiheit hätte. Der General antwortete mit Nein, verſchloß die Thür und ſteckte den Schlüſſel in die Taſche. Darauf befahl ihm die Kaiſerin, aufzumachen und die Anordnung zu geben, daß man ſie überallhin, wohin ſie wolle, frei gehen laſſe. Er antwortete, daß er dazu nicht ermächtigt ſei, und ſetzte ſogleich hinzu: „der Kaiſer Alexander“ — hier hob ſie die Hände zum Himmel und rief: „Alexander — wer hat ihn zum Kaiſer gemacht?“ „Die Nation, Madame; die Garden haben ihn ausgerufen.“ „Aber wer hat die Verſchwörung gebildet?“ „Es waren von Allem dabei, vom Militair, vom Civil, vom Hofe.“ „Laſſen Sie mich zum Kaiſer Alexander gehen.“ „Nein, Madame, das iſt mir verboten; Sie werden nicht von hier fortgehen.“ „Ah, General, ich werde Sie das bereuen machen.“ Auf die wiederholten Foderungen der Kaiſerin, ſich zu ihrem Sohne begeben zu dürfen, ſagte ihr Bennigſen: „Ich will es unter zwei Bedingungen thun: daß Sie ſich unterweges nicht aufhalten und daß Sie mit Niemandem ſprechen.“ „Ich verſpreche Ihnen das.“

Bennigſen beſetzte nun alle Gänge mit Poſten, indem er befahl, daß Niemand, wer es auch ſei, ſich der Kaiſerin nähere und daß Niemand ihr antworte. So gelangte ſie zu dem Kaiſer Alexander, der ihr entgegenging, ſie umarmte und bei dem ſie noch eine große Zahl der Hauptverſchworenen traf.

Die Kaiſerin kam zu ihrem Gemahl erſt, nachdem man ihn bereits in ſeine Uniform gekleidet und in dem Zimmer, in dem er verſchieden war, auf ein Feldbette gelegt hatte. Aber indem ſie ihn erblickte, täuſchte ſie ſich keineswegs über die Todesart, die er erfahren hatte, und ward von einem ſo heftigen Schmerze befallen, daß man ſie nur mit Gewalt entfernen konnte[1]).

Wenn man das raſche und leichte Gelingen dieſer Revolution mit den ernſten Schwierigkeiten vergleicht, die ſich ihr entgegenzuſetzen ſchienen, ſo iſt man verſucht, zu glauben, daß ein unbeſiegbares Verhängniß das Ziel der Tage des unglücklichen Souverains bezeichnet hatte. Unter mehreren Umſtänden, die die Entdeckung der Verſchwörung hätten bewirken müſſen, führt man Zweie an, welche zu merkwürdig ſind, als daß wir ſie mit Stillſchweigen übergehen könnten. Am Morgen des Tages, der ſich mit der Revolution ſchloß, näherte ſich ein Mann aus dem Volke dem ausreitenden Kaiſer, um ihm ein verſchloſſenes Billet zu überreichen. Der Kaiſer gab es dem Grafen Kutaizow, ſeinem Oberſtallmeiſter, der ihn begleitete, und dieſer behielt es, ohne es eher zu öffnen, als am folgenden Morgen. Es fand ſich da, daß dieſes Schreiben die Denunciation der Verſchwörung und die Namen der Verſchworenen enthielt. Der General Talizin hatte ſich an demſelben Tage für unpäßlich ausgegeben, um die verſchiedenen Vorkehrungen, die man noch zu treffen hatte, beſſer beſorgen zu können. Der Kaiſer ſchickte ſeinen Arzt, den Dr. Grive, einen gebornen Engländer, und noch jetzt (1804) Arzt des Kaiſers Alexander, und dieſer drang, auf Befehl des Souverains, zu Talizin, während ein Comité der Verſchworenen bei dieſem berathſchlagte. Ihre erſte Abſicht war, Grive zu tödten, um jede Anzeige zu hindern. Der General Talizin nahm es aber auf ſich, ihn zur Verſchwiegenheit zu beſtimmen, und er wurde die wenigen Stunden hindurch, die noch bis zur Ausführung blieben, überwacht.

---

[1]) Die Kaiſerin ließ wenige Tage nach dem Ereigniß ihre beiden älteſten Söhne kommen und ſie in der Kapelle des St. Michaelspalais ſchwören, daß ſie den Plan, ein Attentat auf das Leben Paul's I. zu machen, nicht gekannt hätten. Erſt nachdem die Kaiſerin dieſe Gewißheit erlangt hatte, ſtellte ſich die Eintracht und das Vertrauen zwiſchen ihr und ihren Söhnen wieder her.

Sobald der Tod des Kaiſers Paul bekannt war, ſchrieen die Truppen, die das Palais umgaben, ihr Hurrah und riefen den Kaiſer Alexander aus. Man ſendete Adjutanten in die Kaſernen der verſchiedenen Corps, um dieſe dem neuen Souverain ſchwören zu laſſen. Die kaiſerliche Familie zog vor Tagesanbruch in das alte Winterpalais über [1]). Zwiſchen 8 und 9 Uhr des Morgens hatte der Kaiſer die Huldigung der ganzen Garniſon, ſeines Hofes und der vornehmſten Civilbeamten empfangen.

Zwei Bemerkungen drängen ſich unwillkürlich auf, welche dieſer Revolution einen von den meiſten andern Militairrevolutionen verſchiedenen Charakter geben. Erſtens: daß ſie mit der mäßigen Macht von höchſtens zwei Bataillonen und weniger Reiterei ausgeführt wurde, daß dieſe Truppe in vollſtändiger Unkenntniß ihrer Beſtimmung war, und daß ein Hundert Offiziere, die im Geheimniß waren, die Revolution für ſich allein ange-

---

1) Der berühmte Baron von Armfeld befand ſich damals zu St. Petersburg, und der Kaiſer Paul hatte ihm für denſelben Tag um 6 Uhr Morgens eine Audienz beſtimmt. Als er im St. Michaelspalais ankam, wo Alles ſchon ruhig war, verlangte er, zum Kaiſer geführt zu werden. Man ſagte ihm, dieſer ſei im Winterpalaſte. Er konnte einige Augenblicke lang dieſe Ueberſiedelung nicht begreifen, bis man ihn von dem Ereigniß unterrichtete.

ſponnen und durchgeführt hatten. Aus dieſem Grunde würde das Entrinnen des Kaiſers alles haben fehlſchlagen machen, und würde der Monarch bei denſelben Truppen, die zu ſeiner Entthronung mitwirkten, Hilfe gefunden haben.

Die andere Bemerkung bezieht ſich darauf, daß, mit alleiniger Ausnahme des erlauchten Opfers, der plötzliche Wechſel der höchſten Gewalt, nach einer Regierung, wo die Autorität dieſe Macht ſo ſehr gemisbraucht und in ſo willkürlicher Weiſe regiert hatte, keine Rachehandlungen, keine Verfolgungen mit ſich geführt hat [1].

Möge der philoſophiſche Geſchichtſchreiber über dieſe Bemerkungen nachdenken; es wird ihm nicht ſchwer fallen, uns zu erklären, warum die Revolutionen bei den aufgeklärten Nationen ſo viel Uebel nach ſich ziehen, und warum ſie bei einem Volke, deſſen Civiliſation erſt ein Jahrhundert alt iſt, einen ſo verſchiedenen Charakter darlegen [2].

---

[1] Eine dritte Bemerkung kann man machen: daß dieſe Revolution, in ihren unmittelbaren Wirkungen wenigſtens — denn ohne mittelbaren Nachtheil bleibt keine Revolution, weil jede einen nachtheiligen Einfluß auf Sittlichkeit und Rechtsſtand äußert — ſich auf den Hof beſchränkte, während in den Staatseinrichtungen keine Umwälzung eintrat, die Geſetze nicht einen Augenblick ihre Kraft verloren, das ganze Land bei dem Ereigniſſe nichts anderes empfand, als es empfunden haben würde, wenn Kaiſer Paul wirklich an einem Schlaganfall geſtorben wäre. Auch ſind die Mörder nicht zur Herrſchaft gelangt, und es hat ſich keine neue Partei durch das Verbrechen zur Gewalt geſchwungen.

[2] Geiſtig und ſittlich wahrhaft tüchtige, politiſch wahrhaft gebildete Nationen machen keine Revolutionen, oder wenn ſie dergleichen machen, ſo gehen ſie ſehr unſchädlich und mild vorüber, wie das Beiſpiel von England 1688 beweiſt. Die Ausſchweifungen und Gräuel der Revolutionen fließen aus der geiſtigen und politiſchen Halbbildung, der ſittlichen Haltungsloſigkeit, dem Mangel an Glauben, an ſittlicher Kraft, an Pflichtgefühl, an wahrer Ehre und Humanität.

Paul I. wurde den zweiten Tag nach ſeinem Tode auf einem prächtigen Katafalk ausgeſtellt. Sein Kopf war durch einen großen Militairhut bedeckt; ſeine rechte Hand, die durch Säbelhiebe verſtümmelt worden, war, gegen die Sitte des Landes, mit einem Handſchuh verſehen. Sein Geſicht war nicht ſehr entſtellt; aber der Chirurg Wylie war von Stunde zu Stunde beſchäftigt, ihn zu ſchminken und nachzuhelfen, um die Spuren eines gewaltſamen Todes, die ſich immer wieder erneuerten, verſchwinden zu machen.

Am Fuße dieſes Katafalks ſah man einen tief bekümmerten Sohn, der den Vater beweinte, deſſen Verluſt er verurſacht, und der durch aufrichtige Thränen das Verbrechen ſeiner neuen Unterthanen zu ſühnen verſuchte.

Die Beſtattung des Kaiſers fand am 28. März (9. April) mit Pomp ſtatt. Er wurde in der kaiſerlichen Gruft in der St. Petersburger Feſtungskirche beigeſetzt, und die Reſte Paul's I. ruhen dort an der Seite der Aſche Peter's III.

III. Die Prinzeſſin Orſini.

Eine der merkwürdigſten Frauen der Uebergangsperiode vom 17. zum 18. Jahrhunderte, der prägnanteſte Ausdruck eines klugen, verſtändigen, überaus gewandten und einflußreichen Waltens von Frauen in Hof- und Staatsſachen, mit ſpecifiſch franzöſiſcher Färbung, ſtellt ſich in der Witwe des Herzogs von Bracciano, Flavius dei Orſini dar, die am Bekannteſten unter dem Namen der Prinzeſſin Urſini oder des Urſins iſt.

Anna Maria de la Tremouille war die Tochter Ludwig's de la Tremouille, Herzogs von Noirmantier (geb. 25. Dec. 1612 † 12. Oct. 1666), der ſich ſeinen Herzogstitel durch kriegeriſche Tapferkeit verdient hatte, und der Renata Julie Aubery (verm. Nov. 1640 † 20. März 1679). Ihr Geburtsjahr iſt nicht genau bekannt [1]. Man weiß nur, daß ſie zwiſchen ihren zwei Brüdern geboren war, und die Geburt ihres älteſten Bruders, des Herzogs Ludwig Alexander, in das Jahr 1642, die ihres jüngeren Bruders, des Cardinals de la Tremouille, in das Jahr 1652 fällt, ſie ſelbſt aber 1659 zum erſten Male verheirathet ward. Ihre Schweſter,

---

[1] Die Herzogin von Orleans ſchreibt unter dem 17. Dec. 1719 von ihr, daß ſie 77 Jahr alt ſei. Indeß 1642 kann ſie nicht geboren ſein. Vielleicht aber 1643.

Aloiſia Angelica, heirathete Anton Lanti, Prinzen von Belmar in Rom und ward gemeiniglich die Herzogin von Lanti genannt. Anna Maria heirathete zuerſt den Adrian Blaſius de Talleyrand, Prinzen von Chalois, von dem ſie 1670 Witwe wurde. Er hatte ſich, in Folge ſeiner Theilnahme an der Le Fort'ſchen Duellſache, flüchten müſſen und ging zunächſt nach Spanien, bei welcher Gelegenheit ſeine Gemahlin, die ihm gefolgt war, zuerſt mit einem Lande bekannt wurde, in dem ſie viele Jahre ſpäter eine ſo bedeutende Rolle ſpielen ſollte. Später gingen ſie nach Italien, und während er im venetianiſchen Gebiete eine Zuflucht fand, begab ſie ſich nach Rom, um den Schutz der beiden franzöſiſchen Cardinäle Bouillon und d'Eſtrées nachzuſuchen [1]. Bald darauf ſtarb ihr Gemahl in ſo mislichen Vermögensumſtänden, daß ſie weſentlich auf die Freigebigkeit ihrer Gönner angewieſen blieb. Dieſe vermittelten denn auch 1675, unter Zuſtimmung des franzöſiſchen Hofes, eine Vermählung derſelben mit Flavius dei Orſini, Herzog von Bracciano, Fürſt von Vicovaro, Grand von Spanien und römiſchem Baron, welcher ſeit 1674 Witwer war. Er erhielt durch dieſe Verbindung den heiligen Geiſtorden, Unfrieden im Hauſe und einen, hauptſächlich durch die franzöſiſchen Bekanntſchaften ſeiner Gemahlin verurſachten Aufwand, der ihn nöthigte, 1692 Vicovaro an den Grafen Bolognetto, 1693 Anguillaria an den genueſiſchen Patrizier Grilli, 1696 Albano an die päpſtliche Kammer, endlich ſelbſt Bracciano an Livius Odescalchi zu verkaufen, während ihm der heilige

---

[1] Coxe läßt ſie ſchon damals auch von Portocarrero, der als ſpaniſcher Geſandter in Rom geweſen ſei, beſchützt werden. Aber Portocarrero kam erſt 1676 und als Geſandter gar erſt 1678 nach Rom.

Geiſtorden wegen ſeiner Zwiſtigkeiten mit ſeiner Frau wieder abgenommen ward. Seine Gemahlin flüchtete ſich, um ſeinen Vorwürfen zu entgehen, öfters nach Frankreich, und blieb einmal fünf Jahre auf einem ſolchen Beſuche. Bei dieſer Gelegenheit entwickelte ſie eine frühere Bekanntſchaft mit der Maintenon zur innigſten Vertraulichkeit und begründete ſich überhaupt ungemeines Anſehen bei Hofe. Im Jahre 1695 verſöhnte ſie der Cardinal Portocarrero [1]), der ihrem Palaſte ge-

---

[1]) Der Cardinal Portocarrero ſtammte eigentlich nur weiblicher Seits aus dem ſpaniſchen Geſchlechte dieſes Namens, männlicher Seits dagegen von den genueſiſchen Boccanegras. Aegidius Boccanegra, ein vornehmer Genueſe und Bruder des damaligen Dogen von Genua, bekam 1342 von dem Könige Alphons XI. von Caſtilien das Gebiet von Palma in Spanien geſchenkt. Sein Enkel Micer Aegidius heirathete Francisca Portocarrero und deſſen Nachkommen nahmen nun den letzteren Namen an. Zu ihnen gehörte der Ludwig Portocarrero, welcher 1527 zum Grafen von Palma erhoben ward. Der Urenkel dieſes erſten Grafen von Palma und der jüngere Bruder des 1649 verſtorbenen Grafen Ferdinand Ludwig von Palma war Ludwig Emanuel Ferdinand Portocarrero, der nachherige Cardinal *). Er wurde 1635 geboren, trat ſehr jung in den geiſtlichen Stand, ward Dechant zu Toledo und bereits am 29. Nov. 1669 durch Papſt Clemens XI., auf Anſuchen der verwittweten Königin von Spanien, Cardinal. 1675 bei dem Aufſtande in Meſſina ging er als Vicekönig nach Sicilien und bewirkte die Ruhe der übrigen Inſel. 1676 war er beim Conclave und brachte, ungeachtet ſeiner Zwiſtigkeiten mit dem ordentlichen Geſandten Spaniens, dem Cardinal Neidhart, durch Vermittelung des Cardinals Colonna eine den ſpaniſchen Intereſſen zuſagende Wahl zu Stande. 1678 war er außerordentlicher ſpaniſcher Geſandter in Rom, nachdem er ſchon Jahres vorher zum Erzbiſchof von Toledo und Primas von Spanien erhoben worden. Er trat in den Staatsrath, ward Mitglied der oberſten Staatsbehörden und Generallieutenant der Marine. Seine Einkünfte waren außerordentlich groß und das Erzbisthum allein brachte ihm jährlich 360,000 Thaler. Er war es vorzüglich, der den

*) v. Imhoff, Recherches historiques et généalogiques des Grands d'Espagne, S. 213 fg. — Genealogiae XX illustrium in Hispania familiarum, S. 254 fg.

genüber gewohnt und zu dem ſie in ihren häuslichen Nöthen immer ihre Zuflucht genommen hatte, wieder mit ihrem Gemahl, worauf ſie nach Rom zurückging und bis zu dem am 5. April 1698, im 66ten Altersjahre, erfolgten Tode des Herzogs bei ihm blieb. Die Güter, die ihm noch geblieben waren, Tori, Roccantica, Caſtiglione und Selci, zog die päpſtliche Kammer ein[1]. Der Witwe blieb ein meublirter Palaſt in Rom zur Bewohnung und ein nicht glänzender Witwengehalt. Sie nahm jetzt den Namen Orſini an, weil der Neffe des Papſtes Innocenz XII., der das Herzogthum Bracciano gekauft hatte, ſich auch den Titel davon zuzueignen wünſchte.

Als die Wahl der Gemahlin des jungen Königs Philipp V.[2] von Spanien zu Gunſten einer Prinzeſſin von Savoyen entſchieden war, ergriff ſie mit Eifer den Gedanken, an dieſem Hofe eine glänzende und einflußreiche Stellung zu erlangen. Sie wendete ſich an die Maintenon und die mit dieſer innig verbundenen

---

König Karl II. zur Unterzeichnung des Teſtamentes bewog, worin er Philipp V. zum Erben der ſpaniſchen Monarchie ernannte. Er beſtimmte den neuen König, die verwitwete Königin ſofort vom Hofe zu entfernen. Er war es, der die Prinzeſſin Orſini zur Camarera mayor der jungen Königin empfahl. Er ſtand an der Spitze der neuen Regierung, die allerdings durch ſeine Unverträglichkeit und ſeinen Eigenſinn erſchwert ward. Nach der Ankunft des Cardinals d'Eſtrées aber und wie die franzöſiſche Einmiſchung immer deutlicher hervortrat, auch die Abberufung jenes Cardinals keine weſentliche Aenderung bewirkte, zog er ſich vom Hofe zurück und ging nach Toledo. Er und die verwitwete Königin waren die Urſache, daß ſich Toledo für Karl III. erklärte. Kurz vor ſeinem Tode aber, und wie Philipp V. als der Ausdruck des rein ſpaniſchen Intereſſes erfaßt wurde, trat er wieder für dieſelbe Sache auf und auf Philipp's Seite. In gänzlicher Zurückgezogenheit von den Geſchäften ſtarb er am 14. Sept. 1709 zu Toledo.

[1] Mercure historique. Mai 1698, S. 484.

[2] Geboren 19. Dec. 1683, † 9. Juli 1746.

Noailles [1]), indem ſie ihre Eigenſchaft als Witwe eines Granden, ihre Freundſchaft mit dem Cardinal Portocarrero, ihre Bekanntſchaft mit Sprache und Sitten der Spanier geltend machte, übrigens nur um die Erlaubniß bat, die junge Königin nach Madrid begleiten und dort ſo lange verweilen zu dürfen, als es dem Könige gefallen würde. Auch Portocarrero verwendete ſeinen Einfluß zu ihren Gunſten. Der franzöſiſche Hof entſchied ſich, ihr den wichtigen Poſten einer Camarera mayor bei der jungen Königin zu vertrauen, und bald ward ihr (1701) durch den ſpaniſchen Geſandten in Rom, Herzog von Uceda, die desfallſige officielle Offerte gemacht. Sie begleitete ihre neue Gebieterin auf der Galeere, welche dieſelbe nach Spanien brachte.

St. Simon [2]) ſchildert ſie in folgender Weiſe: „Sie war von mehr als mittlerer Größe, brünett, mit ausdrucksvollen blauen Augen, und ihr Geſicht, zwar ohne Anſprüche auf Schönheit, ungemein anziehend. Sie beſaß eine ſchöne Figur, eine majeſtätiſche und würdevolle, mehr anziehende, als einſchüchternde, und ſelbſt in Kleinigkeiten mit ſo zahlloſen Reizen gepaarte Miene, daß ich ihresgleichen in Geſtalt und Weſen niemals geſehen habe. Schmeichelnd, einnehmend und discret, eifrig, zu gefallen, um des Gefallens willen, und unwiderſtehlich, wenn ſie zu überzeugen oder zu verſöhnen wünſchte, beſaß ſie einen angenehmen Ton in Stimme und Haltung und einen unerſchöpflichen Fond der Unterhaltung, die ſie durch Berichte über die verſchiedenen Länder, die ſie beſucht hatte, und durch Anekdoten von den merkwürdigen Perſonen belebte, die ſie gekannt, mit denen ſie in Verkehr geſtanden hatte. Sie war an die beſte Geſellſchaft gewöhnt, ungemein fein und leutſelig gegen alle, beſonders einnehmend aber für die, die ſie auszuzeichnen wünſchte, und ebenſo geſchickt, ihre eignen Reize und Gaben zu entfalten. Sie war wie für die Sphäre der Höfe geſchaffen und von ihrem langen Aufenthalte in Rom her in allen Intriguen der Cabinete bewandert. Sie war eitel auf ihr Aeußeres und freute ſich, wenn ſie bewundert ward; Schwächen, die ſie nie verlaſſen haben, weshalb ſie ſich auch, in jeder Periode ihres Lebens, für ihr Alter zu jung und zuweilen ſelbſt lächerlich kleidete[1]). Sie beſaß eine einfache und natürliche Beredtſamkeit, welche ſtets nur das ſagte, was ſie wollte und wie ſie es wollte, und weiter nichts. Sie war verſchwiegen in Betreff ihrer ſelbſt, dem Vertrauen Anderer treu, mit dem äußeren, nein mit dem inneren Weſen einer Heiterkeit und guten Laune und einem Gleichmaß des Temperaments begabt, die ſie zu allen Zeiten und unter allen Umſtänden zur vollkommenen Herrin ihrer ſelbſt machten. Niemals beſaß ein Weib mehr Liſt, ohne den Anſchein ſolcher; niemals gab es einen Kopf voll ſoviel Anſchläge, eine größere Kenntniß des menſchlichen Herzens und der Mittel, es zu lenken. Sie war allerdings ſtolz und hochfahrend, ohne Scrupel über die Mittel gerade auf ihren Zweck dringend, aber immer, wo möglich, gab ſie ihrem Verfahren einen milden und gefälligen Anſtrich. Nichts war ſie halb: eiferſüchtig und gebieteriſch in ihrer Zuneigung, ein eifriger, trotz Zeit und Trennung unwandelbarer Freund und ein höchſt unverſöhnlicher und hartnäckiger

---

[1]) U. A. hatte der Graf von Ayen, Sohn des Herzogs von Noailles, vor kurzem eine Nichte der Maintenon geheirathet, und bekleidete eine angeſehene Stellung im Hofſtaate König Philipp's.

[2]) Mémoires III, 175 ſq. Vergl. auch V, 249.

---

[1] Erinnern wir uns an dieſen Zug bei der eigenthümlichen Scene ihrer endlichen Entlaſſung.

Feind. Ihre Liebe zum Leben war nicht größer, als ihre Liebe zur Macht; aber ihr Ehrgeiz war von jener hochfliegenden Art, wie Frauen ſelten empfinden, und ſelbſt höher, als der gewöhnliche Sinn des Mannes" [1]).

Ihr Weſen, ihre Laune, die Verhältniſſe, unter denen ſie die erſten Grundſteine ihres Einfluſſes am ſpaniſchen Hofe legte, ſtellen ſich am lebendigſten in ihren eigenen Worten dar, die ſie (11. Dec. 1701) an die Herzogin von Noailles ſchrieb: „Guter Gott, in was für ein Geſchäft haben Sie mich gebracht! Ich habe nicht die geringſte Ruhe, nicht einmal Zeit, mit meinem Secretair zu ſprechen. Mich nach dem Mittagsmahl zur Ruhe zu legen, oder zu eſſen, wenn mich hungert, daran iſt gar nicht zu denken. Ich bin überglücklich, wenn ich im Umherlaufen ein kümmerliches Mahl aufraffen kann, und es iſt ſelten, daß ich nicht in dem Augenblicke abgerufen werde, wo ich mich zu Tiſche ſetzen will. Gewiß, Frau von Maintenon würde lachen, wenn ſie die Einzelheiten meines Amtes kennte. Sagen Sie ihr, ich bitte, daß ich es bin, die die Ehre hat, den Schlafrock des Königs von Spanien in Empfang zu nehmen, wenn er ſich zur Ruhe begibt und ihm denſelben, nebſt den Pantoffeln, zu reichen, wenn er aufſteht. So weit würde ich es noch aushalten; aber daß mich der Graf von Benevent jede Nacht, wenn der König in dem Zimmer der Königin zu Bette geht, mit dem Schwerte Sr. Majeſtät, einem Nachtgeſchirr und einer Lampe, die ich regelmäßig auf meine Kleider ſchütte, beladet, iſt doch zu grotesk. Der König würde nicht aus dem Bette ſteigen, wenn ich nicht die Vorhänge wegzöge, und es würde ein Sacrilegium ſein, wenn irgend eine andere Perſon in das Zimmer der Königin träte, wenn ſie im Bette ſind. Neulich ging die Lampe aus, weil ich das halbe Oel verſchüttet hatte. Ich wußte nicht, wo die Fenſter waren, weil es Nacht war, als wir an den Platz kamen; ich hätte mir bald die Naſe an der Wand eingerannt, und ich und der König liefen in unſern Verſuchen, die Fenſter zu finden, eine Viertelſtunde lang wider einander. Se. Majeſtät findet mich ſo brauchbar, daß er manchmal die Güte hat, zwei Stunden früher nach mir zu verlangen, als ich aufzuſtehen Luſt habe. Die Königin nimmt an dieſen Scherzen Theil, aber ich habe das Vertrauen noch nicht gewonnen, was ſie in ihre piemonteſiſchen Begleiter ſetzte. Ich wundere mich darüber, da ich ſie beſſer bediene, als jene, und ich bin gewiß, daß ſie ſie nicht ſo geſchickt entkleideten und ihr die Füße wuſchen, wie ich.“

---

[1]) Die Herzogin von Orleans, die der Orſini gram war, weil ſie ihrem Sohne geſchadet, rühmte ihr doch den Vorzug vor der andern „alten Zotte", der Maintenon, nach: „daß ſie unßern Herrgott nicht Ins ſpiel Miſcht undt die devotte nicht ſpielt." (Brief an die Raugräfin Louiſe, S. 343.)

Der König Philipp V. hatte ſich zu Figueras mit ſeiner Braut getroffen und ihre Vermählung war am 3. Nov. 1701 durch den Patriarch von Indien geweiht worden. Marie Luiſe [1] hatte kaum ihr 14. Jahr angetreten und ſchien bei ihrer kleinen Statur noch jünger, aber ihr Geiſt und Sinn bewährte die frühe Reife ihres Heimatlandes und ſie verband mit ungemeiner Schönheit der Geſtalt und Züge die einnehmendſten Manieren und die anmuthigſte Haltung. Ihr Lieblingsſpruch: „Ich habe keinen Willen, der meiner Pflicht entgegen wäre“, war in ihrem Munde keine Phraſe. Der franzöſiſche Hof traute aber den ſchlauen Piemonteſen nicht und hatte Befehl gegeben, ihre landsmänniſchen Begleiter an der ſpaniſchen Grenze zurückzuſchicken und ſie lediglich unter die Obhut der Prinzeſſin Orſini zu ſtellen. Dies betrübte ſie tief und ſie brach in ſo bittere Klagen aus, daß man anfangs einen tiefern Grund für dieſen Kummer argwöhnte, als die natürliche Empfindung eines ſo jungen Mädchens, das ſich auf einmal von allen Bekannten getrennt und unter lauter ganz fremde Umgebungen verſetzt ſieht. Indeß man überzeugte ſich bald von der wahren Sachlage und zollte dem ebenſo verſtändigen, als gemüthvollen Weſen der jungen Königin dann um ſo größere Achtung. Es beweiſt aber das gewinnende Weſen der Orſini, daß ſie dieſen erſten ungünſtigen Eindruck, der noch im obigen Briefe nachklingt, doch ſo bald verwiſchte und einen ſo ungemeinen Einfluß auf die Königin gewann.

---

[1] Marie Luiſe Gabriele, geboren 17. Sept. 1688, vermählt 11. Sept./3. Nov. 1701, † 18. Febr. 1714.

In der Erfüllung kleiner häuslicher Pflichten, ſagt Coxe, entfaltete die Prinzeſſin all ihre Talente, Grazie und Gewandtheit, und ward bald die vertraute Günſtlingin und Leiterin der Königin, welche, inmitten der düſtern Etikette dieſes feierlichen Hofes, ſich glücklich ſchätzte, ſich ihrer liebenswürdigen Camarera mayor hingeben zu können. Eine Hauptaufgabe der Prinzeſſin, die ihr auch allmälig gelang, war darauf gerichtet, eben die Schranken der nationalen Etikette zu lüften und die ſpaniſchen Großen an einen vertrauteren Verkehr mit ihren Souverainen und mit den franzöſiſchen Agenten zu gewöhnen. Aber bald ward ſie auch für höhere Zwecke immer wichtiger. Sie beherrſchte die Königin und dieſe den König. Man kann aber nicht anders ſagen, als daß ſie das wahre Intereſſe Spaniens im Auge hatte, daſſelbe zwar, wie das unter den damaligen Umſtänden, von ihrem Standpunkte aus, nicht anders ſein konnte, in inniger Verbindung mit dem franzöſiſchen auffaßte, den nachherigen Uebergriffen und Misgriffen Frankreichs aber entgegentrat und die ſpaniſchen Verhältniſſe richtiger beurtheilte und bei ihrer Behandlung mehr Takt, Verſtand, Unbefangenheit und guten Willen bewies, als vielleicht irgend ein ſpaniſcher und franzöſiſcher Staatsmann jener Tage, der in dieſen Dingen beſchäftigt worden.

Die Sachen gingen bis zum Jahre 1703 ganz leidlich. Die Verwaltung Spaniens, das noch nicht vom Kriege berührt worden, war in ſpaniſchen Händen, hauptſächlich in denen des Cardinal Portocarrero, und man hatte es nur mit der Indolenz, dem Schlendrian, den innern Misbräuchen, Grillen und Reibungen der ſpaniſchen Beamten und der Unverträglichkeit Portocarrero's zu thun; Unbequemlichkeiten, über welche die Orſini hinauskam und die mehr ärgerlich, als in weitern Kreiſen nachtheilig waren. Jetzt aber trat eine neue Perſon auf die Scene: der Cardinal d'Eſtrées. Ludwig XIV. wähnte, Spanien beherrſchen zu können, wie ſein Frankreich, und war, wie die Franzoſen immer, geneigt, ſich für dieſe Mühe auch noch auf Koſten Spaniens bezahlen zu laſſen. Der Herzog von Harcourt 1) hatte ſich am beſten in Spanien gefunden und ebendeshalb auch am meiſten gewirkt. Der Graf Marſin 2) zog ſich ſchon die Un-

---

1) Heinrich, geb. 165[illegible] Adjutant Turenne's, ſpäter wiederholt Corpsführer, 1697 Geſandter in Madrid, 1700, zum Lohne dafür, daß er die Einſetzung Philipp's von Anjou zum Erben der ſpaniſchen Monarchie vermittelt, Herzog, 1703 Marſchall, † 9. Oct. 1718.

2) Anton, ward nachher Marſchall von Frankreich, 1706 in der Schlacht von Turin verwundet und gefangen und ſtarb Tags darauf (8. Sept.), wie man ſagt, von einer neben ſeinem Zimmer ſtattfindenden Pulverexploſion erſtickt.

gunſt der Spanier zu, weil er dem ſpaniſchen Staatsrathe als Mitglied aufgedrängt wurde. Indeß war er weiſe genug, Ludwig XIV. von ſeinem Plane, eine Abtretung der ſpaniſchen Niederlande zu verlangen, abzurathen. 1703 aber ſchickte Ludwig den Cardinal d'Eſtrées, einen hochgeſtellten, durch Gelehrſamkeit, Rechtſchaffenheit und Geiſt ausgezeichneten, in diplomatiſchen Geſchäften vielbewährten Prälaten 1)), deſſen ſtolzes Selbſtgefühl aber für Spanien zu ſtark hervortrat und der mit dem Gedanken nach Spanien kam, deſſen unumſchränkter Regent zu werden. Ihn begleitete ſein Neffe, der Abbé d'Eſtrées 2)), der mit demſelben Stolze größere Rückſichtsloſigkeit und ein ränkevolleres Weſen verband, und gar nicht abgeneigt war, ſelbſt auf Koſten ſeines Oheims zu ſteigen. An ſie ſchloß ſich Louville, ein Vertrauter Philipp's und im Beſitz einer der höchſten Stellen in ſeinem Hofſtaat. Er war ein witziger, ſatiriſcher, eitler Franzoſe, der über alles Nichtfranzöſiſche ſpottete, und ein perſönlicher Feind der Orſini, der er durch ſeine kauſtiſchen Geheimberichte nach Paris am meiſten geſchadet hat 3)). Dazu kam noch der Beicht-

---

1) Cäſar, Biſchof von Laon, geb. zu Paris 5. Febr. 1628, † auf ſeiner Abtei St. Germain des Prés 18. Dec. 1714.

2) Johann d'Eſtrées, Abt der Klöſter Evren, Conches und St. Claude, geb. zu Paris 1666, 1692 Geſandter in Portugal. Auch nach ſeiner verunglückten Miſſion in Spanien blieb er in Gunſt, war der erſte Geiſtliche, der, ohne Prälat zu ſein, den heiligen Geiſtorden erhielt, und ſollte Fenelon's Nachfolger im Erzbisthum Cambrai werden, ſtarb aber vor der Conſecration am 3. März 1718.

3) Karl Auguſt d'Allonville, Marquis von Louville, war 1668 in Louville geboren und ward frühzeitig im Hofſtaate des Herzogs von Anjou, nachherigen Königs von Spanien angeſtellt, an deſſen Erziehung er Antheil hatte. Er begleitete ihn denn auch als Kammerherr und Chef des franzöſiſchen Hofſtaates nach Spanien. Außer dieſer und einer weit ſpäteren, im folgenden Artikel zu erwähnenden Sendung nach Madrid, lebte er meiſt zurückgezogen, heirathete 1708

vater des Königs, der Jeſuit d'Aubenton, welcher gleichfalls auf den Einfluß der Prinzeſſin neidiſch war.

Der Cardinal war keine Woche in Madrid, als ſchon alles wider einander ſtürmte. Es lag eine Wahrheit in den ironiſchen Bemerkungen, welche die Orſini an die Herzogin von Noailles ſchrieb: „Es iſt mein ernſtlicher Wunſch, daß Se. Eminenz die Befriedigung findet, die er verdient und erwartet, daß es uns gelingt, die eingewurzelten Schäden dieſer Monarchie zu heilen, daß ſein umfaſſender, hochfliegender und erleuchteter Geiſt mehr angewendet wird, die Spanier zu gewinnen, als ihre Bewunderung zu erwerben. Aber um frei zu ſprechen, ich will ihm nicht für ſeinen Erfolg ſtehen; denn ich fürchte, eine von Natur ſtolze Nation wird es als ein Zeichen der Geringſchätzung betrachten, daß Frankreich eines der größten Genies in der Welt ſchickt, nicht ſie zu berathen, ſondern ſie zu regieren, und dieſe Maßregel wird ihren Widerwillen verſtärken. Ich ſelbſt muß es als ein Wunder betrachten, daß ich nicht verabſcheut werde, und kann dies nur der Ueberzeugung der Spanier zuſchreiben, daß ich ihre Nation liebe.“ In der That, das war die einzige Bedingung, unter welcher ein Fremder hoffen konnte, Spanien zu beherrſchen, ohne gehaßt zu werden.

Der Cardinal d'Eſtrées beleidigte Portocarrero durch die Forderung, daß keinerlei Staatsangelegenheit mehr in deſſen Hauſe, ſondern alles nur im Cabinetsrathe

---

das Fräulein von Reintel, die Tochter des Geſandten in Konſtantinopel, welcher 1676 den großen Sophaſtreit mit dem Großvezier gehabt hatte, und ſtarb 1731. Graf Scipion von Roure hat 1818 zu Paris in 2 Bänden: „Mémoires secrets sur l'établissement de la maison de Bourbon en Espagne, extraits de la Correspondence du marquis de Louville“ herausgegeben.

verhandelt werde, worauf Portocarrero ſich weigerte, an irgend einer Verhandlung des Cabinets theilzunehmen, bei der der Geſandte zugegen wäre[1]). Er verlangte, daß der Präſident von Caſtilien ihm den erſten Beſuch mache, und da dies nicht geſchah, ſo lehnte er jeden Verkehr mit dieſem ab. Er begehrte für ſich und ſeinen Neffen freien Zutritt zu den königlichen Gemächern, auch wenn der König mit der Königin und deren Damen allein war. Die Gegenvorſtellungen der Prinzeſſin wurden als Beweiſe ihrer Oppoſition gegen den franzöſiſchen Einfluß geſchildert und alle Parteien legten ihre Beſchwerden in Verſailles vor. An Einem Tage gingen vier Couriere nach Verſailles ab: Einer vom König, Einer von dem Cardinal Portocarrero, Einer von dem Cardinal d'Eſtrées, Einer von der Prinzeſſin Orſini. Ludwig ſah wohl ein, daß er dem Cardinal Vorſicht empfehlen müſſe, und ſuchte die Unzufriedenen zu beſchwichtigen. Das Unmögliche des Endzweckes, den der Cardinal verfolgte, erkannte er nicht, glaubte, derſelbe habe nur zu haſtig gehandelt, und wurde mistrauiſch gegen die Orſini, von der er wohl ſah, daß ſie die ganze Sache misbillige. Die Vorwürfe, die er ſeinem Enkel machte, dem er ſeine Abhängigkeit von Weibereinfluß vorrückte, ohne an ſein eigenes Verhältniß zur Maintenon zu denken, kränkten den König und die Königin tief und ſie machten ernſte Gegenvorſtellungen, die zugleich lebhafte Vertheidigungen der Orſini waren. Aber, wie es zu geſchehen pflegt, wenn man Jemandem, gegen den man ſich einnehmen laſſen, Unrecht thut, eben dieſe Vertheidigungen, ſowie eine kräftige Denkſchrift, in welcher die Prinzeſſin ſelbſt ihre Sache führte, vermehrten nur Ludwig's Verſtimmung gegen ſie, denn ſie enthielten einen indirecten Tadel ſeiner eignen Schritte und Abſichten. Da ſie in jener Denkſchrift um Erlaubniß gebeten hatte, ſich aus ihrer Stellung zurückzuziehen, ſo beeilte ſich Ludwig, dieſes Anerbieten anzunehmen.

---

[1] Bald gab auch der Herzog von Medina Celi ſeine Aemter auf und hielt mit dem Grafen von Aguilar, den Herzogen von Infantado und von Veragues, dem Connetable von Caſtilien, dem Grafen von Montejo und dem Patriarchen von Indien geheime Conferenzen.

Der Cardinal begnügte ſich aber auch damit noch nicht, ſondern betrieb nun die Entlaſſung des Fähigſten unter den ſpaniſchen Miniſtern, Orri, der ſich um die Finanzen weſentliche Verdienſte erworben hatte und in der That der Einzige war, der die ſpaniſchen Hülfsquellen einigermaßen flüſſig zu machen verſtand. Den König und die Königin behandelte er wie unmündige Kinder, beſetzte viele Aemter, ohne ſie zu fragen, und ſchob überall den Willen Ludwig's vor. Durch d'Aubenton ſuchte er den König gegen die Königin und die Prinzeſſin einzunehmen. Aber Philipp blieb feſt und verlangte unausgeſetzt das Verbleiben der Orſini, während die Königin von der Beſorgniß, ihre Vertraute möchte von ihr entfernt werden, ſo angegriffen war, daß ihre Geſundheit litt. Aber auch ſonſt zeigte ſich bei jeder Maßregel, die der Cardinal verſuchte, daß er die Spanier nicht zu behandeln verſtand und dem Widerwillen derſelben nicht gewachſen war. Ludwig fing an, zu fühlen, daß er die Prinzeſſin nicht, oder noch nicht entbehren könne, und ſo mußte Torci[1]) eine Art

---

[1]) Colbert, Marquis de Torci, Sohn und Nachfolger des am 28. Juli 1696 verſtorbenen Miniſters Croiſſy, war zu Paris am 14. Sept. 1665 geboren, ward ſchon 1685 zu einer Ehrengeſandtſchaft nach Liſſabon verwendet, 1685 zu gleichem Zwecke nach Kopenhagen, 1687

Entſchuldigungsſchreiben an die Prinzeſſin erlaſſen, worin man fortfuhr, ihr Verfahren zu tadeln, zugleich aber den Wunſch ausſprach, daß ſie in Madrid bleiben möge. Auch an den König ſchrieb Ludwig, erklärte ihm, daß er ihm die Orſini laſſen wolle, verlangte aber dafür gutes Einverſtändniß mit ſeinem Geſandten. Die Prinzeſſin war aber nicht ſo leichten Kaufes zu gewinnen. Sie erwiderte den Tadel Torci's mit Beſchwerden über die Härte, mit der er ſie behandelt habe, forderte Genugthuung für die erfahrenen Beleidigungen und erklärte: Da ſie vom Könige von Frankreich den Befehl erhalten habe, ſich zurückzuziehen, ſo werde ſie auch nicht ohne einen ebenſo beſtimmten Befehl auf ihrem Poſten verbleiben. Zugleich ſprach ſie ſich entſchieden gegen das Verfahren ihrer Gegner aus. Daneben ſchürte ſie den Unmuth des ſpaniſchen Königspaares dergeſtalt an, daß Ludwig endlich erkannte, nur die Vermittelung der Prinzeſſin könne das herzliche Einvernehmen der beiden Höfe erhalten. Er befahl daher ſeinem Geſandten, den erſten Schritt zur Ausſöhnung mit der Prinzeſſin zu thun, was von Seiten des Cardinals freilich mit ſchlechter Grazie geſchah. Aber noch gab ſich die Orſini nicht, und ſo mußte ſich Ludwig entſchließen, eigenhändig an ſie zu ſchreiben und ſie zum Verbleiben auf ihrem Poſten und zu gutem Vernehmen mit dem Cardinal zu ermahnen.

In der That gingen nun auf einmal eine Menge

---

ebenſo nach London, begleitete 1689 die franzöſiſchen Cardinäle zum Conclave, heirathete die Tochter des Miniſters Pomponne († 26. Sept. 1699), ward nach dem Tode ſeines Vaters Staatsſecretair der auswärtigen Angelegenheiten, trat 1716 aus dem Miniſterium und bis 1718 in den Regentſchaftsrath und † 1746. Er war ein befähigter, gründlicher und rechtſchaffener Mann

Dinge, die der Cardinal nicht hatte vorwärts bringen können, und ſelbſt das von Ludwig betriebene Verſprechen einer dereinſtigen Abtretung der Niederlande an den Kurfürſten von Baiern ward durch die Prinzeſſin erwirkt.

Jetzt aber fiel ſie ſelbſt in eine Falle. Sie ließ ſich, wenn nicht von Louville, den ſie als ihren Gegner kannte und von dem ſie ſelbſt an Torci geſchrieben hatte, ſie betrachte ihn als einen für die Rache des Himmels auserſehenen Menſchen, aber doch von dem Abée d'Eſtrées täuſchen, und ſchenkte dieſem ihr Vertrauen, beförderte ſeine und Louville's Pläne, die auf Entfernung des Cardinals und Erſetzung deſſelben durch den Abbé gerichtet waren, und ließ Louville und Orri in einer auf Betreibung dieſes Planes berechneten Miſſion nach Verſailles gehen. Da nun überdem der Cardinal fortfuhr, ſich gereizt und taktlos zu benehmen, ſo kam es in der That zu ſeiner Abberufung (Sept. 1703) und ſein Neffe trat an ſeine Stelle, während um dieſelbe Zeit auch Portocarrero, der ewigen Händel mit den Franzoſen müde und über die Abnahme ſeines Einfluſſes grollend, ſeinen Abſchied eingab.

Die Prinzeſſin aber fuhr mit dem Abbé eher noch ſchlechter, als mit dem Cardinal. Im Anfange heuchelte er die größte Ergebenheit gegen ſie, ſuchte ſie auf jede Weiſe zu einer directen Theilnahme an den Geſchäften zu verleiten und brachte ſie endlich einmal zu dem taktloſen Schritte, in Gemeinſchaft mit ihm und Orri, eine auf Finanzreformen bezügliche Depeſche an das Cabinet von Verſailles zu unterzeichnen. Ein ſtrenger Verweis von Torci brachte ſie ſogleich zum Gefühl ihrer Unvorſichtigkeit und ſie warf nun alle Schuld auf den Geſandten, gegen den ſie um ſo erbitterter war, als ſie jetzt durch den Cardinal, der ſich an ſeinem Neffen rächen wollte, erfuhr, wie ſie in der That in dem Abbé einen entſchiedenen Feind habe, der ſie in ſeinen Privatbriefen ebenſo ſchmähe, wie er ſie in ſeinen öffentlichen Depeſchen mit Lob überhäufe. Sie fand das beſtätigt, als ſie vom Könige einen Befehl ausgewirkt hatte, die Correſpondenz des Geſandten auffangen zu laſſen. Hier fand ſie die achtungswidrigſte Sprache gegen König und Königin, die bitterſten Vorwürfe gegen das ganze Regierungsſyſtem, die eifrigſte Ermunterung der von ihr bekämpften franzöſiſchen Politik, vor Allem aber die heftigſten Ausfälle gegen ſie ſelbſt, und zwar nicht blos gegen ihre öffentliche Wirkſamkeit, ſondern auch gegen ihr Privatleben und beſonders ihre Verbindung mit ihrem Vertrauten und Secretair d'Aubigny. Der König fand ſich durch das Erfahrene zu einer würdevollen Vorſtellung an ſeinen Großvater veranlaßt. Die Prinzeſſin aber ließ ſich durch ihren Aerger ſoweit hinreißen, daß ſie eine mit den bitterſten Randgloſſen verſehene Abſchrift der Depeſche, durch Vermittelung ihres Bruders, des Herzogs von Noirmoutiers, nach Verſailles gelangen ließ [1]. Ludwig drohte, alle Franzoſen von Madrid abzuberufen, und verlangte von Philipp einen offenen Bericht über die wirkliche Lage ſeines Hofes, der nun in der That das ganze Intriguengewebe enthüllte. Louville ward darauf in Ungnade zurückgerufen. Man verſprach dem ſpaniſchen Hofe, daß auch der Abbé abgerufen werden ſolle. D'Aubenton beugte ſeiner Entlaſſung bei Philipp nur dadurch vor, daß er ein vollſtändiges Bekenntniß ablegte und ſich als durch den

---

[1] In Betreff der Anſchuldigung, daß ſie mit d'Aubigny in geheimen Verſtändniſſen lebe und dieſe zu einer heimlichen Ehe geworden ſeien, ſchrieb ſie an den Rand: «pour mariée, non.»

Abbé und Louville verleitet darſtellte, bei Ludwig durch die Vermittelung des Pater de la Chaiſe. Gegen die Orſini aber blieb der franzöſiſche Hof, durch die perſönlichen Mittheilungen des ſehr gnädig aufgenommenen Cardinals d'Eſtrées erhitzt, ſo eingenommen, wie vorher und behielt ſich vor, ſie bei erſter Gelegenheit zu ſtürzen.

Während man ſie durch ſchmeichelnde Ausdrücke in Sicherheit wiegte, benutzte man den jetzt von Portugal aus auch das ſpaniſche Gebiet bedrohenden Krieg, den König aus dem Bereich ihrer perſönlichen Einflüſſe zu entfernen. Man ſchickte ihn zur Armee und verbot der Königin, ihn zu begleiten. Nun erhielt der Abbé Befehl, in Gemeinſchaft mit dem Herzog von Berwick und dem Marquis von Rivas, den König von der Nothwendigkeit zu überzeugen, daß die Prinzeſſin entfernt werde. Dem König ward dafür die Gegenvergünſtigung, daß auch der Abbé abgerufen wurde. Er ſowol als die Königin verhielten ſich, wenn auch tief betrübt, doch ruhiger, als man erwartet hatte. Möglich, daß die Prinzeſſin, welche die Nachricht gleichfalls mit Würde und Standhaftigkeit empfing, die Wendung doch ſchon vorausgeſehen, auf die Zukunft gebaut und ihren Gebietern Faſſung und Geduld empfohlen hat. Sie nahm keinen perſönlichen Abſchied von der Königin, ſondern empfahl ihr nur ſchriftlich Fügſamkeit, verließ Madrid (12. April 1704), reiſte aber in größter Langſamkeit durch Spanien, hielt ſich lange zu Alcala auf und kam erſt am 28. Mai in Vittoria an, wo ſie den neuen Geſandten, den Herzog von Gramont traf.

Ihre Langſamkeit hatte keineswegs darin ihren Grund, daß ſie erwartete, ſie werde nach Madrid zurückberufen werden, ſondern in dem Wunſche, die Stimmung in Verſailles ſich allmälig durch die Berichte und Darſtellungen aus Spanien und durch die Bemühungen ihrer Freunde am Hofe ändern zu ſehen. Sie täuſchte ſich nicht in ihren Berechnungen; wol aber hatte ſich Ludwig gröblich getäuſcht, wenn er ſich eingebildet hatte, die Orſini ſei die einzige Urſache, warum ſeine Pläne in Betreff Spaniens nicht vorwärts wollten[1], wenn er dem Herzog von Gramont verſicherte, er werde einen Hof ohne Parteiungen und ein Land ohne Mißſtimmung finden. Gramont war ein feiner und feſter Mann, aber, wie Flaſſan[2] ſagt: „zu franzöſiſch, d. h. zu geneigt zu jener Raſchheit des Urtheils, welche der Prüfung vorauseilt und dem Irrthum ausſetzt.“ Als er die Grenze überſchritt, ſchrieb er: „Ich bin völlig überzeugt, daß es um des Königs von Spanien willen nothwendig iſt, daß unſer Souverain despotiſch herrſcht. Aber die Spanier dürfen es nicht merken, und das wird keine ſchwierige Aufgabe ſein“[3]. Man konnte ſich nicht gröblicher täuſchen. Er glaubte, den König ohne die Königin beherrſchen zu können, der man ihre ſtets erneuerten Bitten um die Rückkehr der Prinzeſſin ſtandhaft abſchlug, und erzwang die Entlaſſung Orri's. Jetzt ſollte auch deſſen Anhänger, der Staatsſecretair Canales, entlaſſen und wieder durch den fügſamen Rivas erſetzt werden. Aber der König blieb diesmal feſt. Gramont ſah ſich genöthigt, doch zur Königin ſeine Zuflucht zu nehmen und erfuhr von ihr die ironiſche, auf frühere Aeußerungen gegen ſie bezügliche Antwort: „wie kann ein junges Weib von 15 Jahren, ohne Erfahrung und ohne Talente, ſich herausnehmen, Staatsangelegenheiten zu leiten?“ In Gemeinſchaft mit den Miniſtern hinderte ſie jeden Schritt, den der Geſandte empfahl, und wenn auch das Cabinet in eine Maßregel gewilligt hatte, ſo erfolgten in den Departements geheime Gegenbefehle. Dies allerdings in einer Zeit, wo das thätigſte und innigſte Zuſammenwirken erſoderlich war. In der That ging über dieſen Machinationen das, trotz wiederholter Vorſtellungen Gramont's, gänzlich vernachläſſigte Gibraltar verloren. Jetzt konnte die Königin Canales doch nicht länger halten. Rivas trat an ſeine Stelle und es ward eine Regierungsjunta, nach der Empfehlung und unter den Auſpicien des franzöſiſchen Geſandten, errichtet. Die Königin fuhr aber fort, ſelbſt und durch ihren Gemahl, den franzöſiſchen Hof mit Vorſtellungen zu quälen, welche wenigſtens die Folge hatten, daß der auch ihr unangenehme Portocarrero und del Fresne von der neuen Verwaltung ausgeſchloſſen blieben. Canales ward zum Staatsrath und Kammerherrn ernannt und erhielt eine Penſion von 12,000 Ducaten. Auch dem Vertrauten der Orſini, d'Aubigny, warf man eine Penſion von 2000 Ducaten aus. Die neue Regierungsjunta ward auf jedem Schritte durch die geheimen Gegenbefehle des mit der Königin einverſtandenen Montellano, des Präſidenten des Raths von Caſtilien, gehindert. Umſonſt machte Ludwig die ernſteſten Gegenvorſtellungen. Die Königin ſchien entſchloſſen, lieber das Königreich ſtürzen und ihre Krone verloren zu ſehen, als das Ziel ihrer glühenden Wünſche zu verfehlen[1]. In jedem Widerſtande gegen Frankreich hatte ſie die Sympathien der Spanier für ſich. Gramont konnte ſich nicht länger verbergen, daß nur der Einfluß der Orſini die Maſchine im Gang halten und einem gänzlichen Bruche vorbeugen könne.

---

[1] Sie war gar nicht die Urſache davon, aber ſie war dasjenige Glied des franzöſiſchen Volks, was die wahren Urſachen am klarſten erkannte und am treueſten danach handelte.

[2] IV., 223.

[3] Mém. de Noailles, III, 201.

---

[1] Mémoires de Tessé, II, 137.

Auf ſeine Vorſtellungen zog Ludwig mildere Saiten auf. Es ward der Prinzeſſin verſprochen, daß ihrem Bruder, dem Abbé de la Tremouille, die Cardinalswürde verſchafft und der Geſandtenpoſten in Rom ertheilt werden ſolle, was auch beides in Erfüllung ging, und man verſtattete ihr, in Touloufe zu bleiben, während ſie früher angewieſen worden war, nach Rom zu gehen. Sofort gab ſie der Königin die nöthigen Winke und dieſe wurde freundlich gegen Gramont. Alles ging auf einmal glatt und Gramont's Depeſchen waren voll Hoffnung, Lob der Königin und Anerkennung der Verdienſte der verbannten Favoritin. Da die Königin wußte, daß Gramont auf Berwick eiferſüchtig war, welcher Letzterer ihr ſelbſt nicht zuſagte [1]), ſo vermochte ſie Gramont, zu Berwick's Abberufung mitzuwirken, machte ihm zugleich Hoffnung, daß die Wahl auf einen ihm befreundeten General fallen werde, lenkte die Wahl aber, durch Vermittelung ihrer Schweſter, der Herzogin von Burgund [2]) und der Maintenon, auf Teſſé [3]), von dem ſie wußte, daß er der Herzogin befreundet ſei. Endlich fand ſie die Umſtände reif dazu, ſich an Ludwig XIV.

---

[1]) Sie ſagte von ihm: «C'est un grand diable d'Anglois sec, qui va toujours droit devant lui». (Mém. de Berwick, 1, 274).

[2]) Maria Adelheid, † 1712.

[3]) Johann Baptiſt René de Froulai, Graf von Teſſé, geb. in der Maine 1650, 1692 Generallieutenant und Generaloberſt der Dragoner, kämpft in Italien, wird Marſchall, befehligt 1704—7 in Spanien, dann in Toulon, ſpäter Geſandter in Madrid, erwirkte den Sturz Alberoni's, kehrte am 7. März 1720 aus Spanien zurück, begab ſich in das Camaldulenſerkloſter zu Grosbois und ſtarb daſelbſt am 30. Mai 1720.

mit der Bitte zu wenden, daß der Prinzeſſin perſönliches Gehör zu ihrer Vertheidigung geſchenkt werde. Dieſe geſchickte Wendung bahnte dem König eine Brücke zu anſtändigem Rückzug und die Prinzeſſin erhielt in gnädigſter Weiſe die Erlaubniß, nach Verſailles zu kommen. Damit war ihr Triumph entſchieden.

Auf Teſſé geſtützt, konnte die Königin wieder frei handeln. Sie ernannte Montellano zum Herzog und Granden zweiter Claſſe. Rivas ward wieder entfernt und ſein Poſten zwiſchen Don Peter del Campo, Marquis von Mejerada als Staatsſecretair, und Don Joſeph Marquis von Grimaldo, als Miniſter der Finanzen und des Krieges, einem perſönlichen Günſtling des Königs und der Königin, getheilt, der jetzt ſeine lange, noch über Alberoni und Ripperda hinausreichende politiſche Laufbahn begann. Gramont erkannte, daß er getäuſcht war, begann jetzt, ſeine Depeſchen mit Vorwürfen gegen die Prinzeſſin und die Königin zu füllen, und benutzte den Beichtvater des Königs, dieſen ſelbſt zu einem Gefühle der Unwürdigkeit ſeiner Abhängigkeit von zwei Frauen zu bringen. Aber es war zu ſpät. Ludwig hatte den Charakter ſeines Neffen erkannt, und ſah beſſer, als dieſer, daß deſſen jetzige Stimmung nicht von Dauer ſein werde. Er hielt dafür, daß die Königin immer die Beherrſcherin ihres Gemahls ſein werde, und daß es das Klügſte ſei, ſich dieſes Verhältniſſes zu bedienen, ſtatt den fruchtloſen Verſuch zu machen, es aufzuheben. In der That nahm Philipp V. ſchon am 10. März 1705 die am Schluſſe des vorhergehenden Jahres gethanen Aeußerungen förmlich zurück und verlangte einen andern Beichtvater.

Die Prinzeſſin Orſini ward in Verſailles auf das Glänzendſte empfangen. Der ſpaniſche Geſandte, Herzog von Alba, und andere vornehme Standesperſonen fuhren ihr entgegen; Mitglieder der königlichen Familie beehrten ſie mit ihren Beſuchen; in ihrer Wohnung drängte ſich eine Menge, wie bei königlichen Levers, und der entſchiedenſte Gegner ihrer Rückkehr, der Miniſter Torci, mußte ihr, auf ausdrücklichen Befehl des Königs, ſeine Aufwartung machen. Sie hatte häufige vertrauliche Unterredungen mit dem Könige und der Maintenon und erfuhr von Ludwig die außerordentlichſten Beweiſe von Gunſt und Herablaſſung. Sie benahm ſich in dieſem Glücke mit Takt und Würde, gefiel ſich aber doch ſo ſehr darin, daß ſie mit ihrer Rückkehr nach Madrid auffallend genug zögerte, um zuletzt ſelbſt eine mistrauiſche Eiferſucht in der Maintenon zu erwecken. Man beeiferte ſich nun, ſie durch Erfüllung aller ihrer Wünſche zur Rückkehr zu beſtimmen. Der König verdoppelte ihre Penſion, ſodaß ſie nun 20,000 Livres betrug, machte ihr reiche Geſchenke, ließ ihr 12,000 Reichsthaler Reiſegelder auszahlen, gab ihrem Bruder, dem Herzog von Noirmoutier, eine reiche Grunddotation. Orri erhielt ſeine frühere Stelle wieder. Gramont ward abberufen[1] und die Wahl ſeines Nachfolgers der Prinzeſſin überlaſſen. Sie fiel auf Amelot de Gournai[2], den geeignetſten Geſandten, welchen Frankreich ſeit dem Herzog von Harcourt in Spanien gehabt, einen Mann, deſſen Klugheit und Milde den Weg zu finden verſprach, dem Vernünftigen und Nöthigen ſelbſt durch die ſpaniſchen Vorurtheile Eingang zu verſchaffen. Die Aufgabe war aber freilich jetzt ſchwieriger, als je; denn der Geiſt des Widerſpruchs war, unter den vorhergehenden Intriguen, tief in die Verwaltung gedrungen und Montellano operirte jetzt ſelbſt gegen die Rückkehr der Prinzeſſin.

---

[1] Er ſchrieb vor ſeinem Abgange an Torci: „Wenn alle Ihre Geſandtſchaften dieſer gleichen, ſo erkläre ich Ihnen, daß ich in meinem Leben von keiner wieder hören will“, nahm auch nicht das geringſte Geſchenk von dem ſpaniſchen Hofe an, ſondern empfahl, das Geld lieber auf die Bedürfniſſe der Truppen zu wenden.

[2] Er war 1655 geboren, Geſandter in Venedig, Portugal und der Schweiz geweſen, damals Präſident des pariſer Parlaments, verließ Spanien 1709, ward 1712 nach Rom geſendet und † 1724.

Indeß endlich erſchien dieſe und zog (5. Auguſt 1705) wie im Triumphe in Madrid ein. Zwei Meilen weit kamen ihr König und Königin entgegen und luden ſie, nach einer zärtlichen Umarmung ein, in dem königlichen Wagen Platz zu nehmen. Sie war jedoch zu taktvoll, die ſtrengen Regeln der ſpaniſchen Etikette durch Annahme einer Ehre zu verletzen, zu welcher kein Unterthan berechtigt war. Sie übernahm ihre Stellung als Camarera mayor, nachdem ihre Nachfolgerin, die Herzogin von Bejar, reſignirt hatte, wieder und alles ſchien ins Gleiche gebracht. Indeß begangene Misgriffe ſind leichter zurückzunehmen, als ihre Folgen wieder gutzumachen. Die Widerſetzlichkeit der ſpaniſchen Großen ermüdete ſelbſt die Geduld der Prinzeſſin und die öffentlichen Unfälle nahmen raſtlos zu. Auch die Entlaſſung Montellano's, an deſſen Stelle der Corregidor von Madrid, Ronquillo, trat, half nur wenig.

Als jedoch die ernſteſte Prüfung kam und der bourboniſche Hof vor den ſiegreichen Waffen des Gegenkönigs Madrid zum erſten Male verlaſſen mußte (Juni 1706), ergab ſich doch, daß der Oppoſitionsgeiſt mehr nur ein frondirender geweſen war, und vor dem Pflichtgefühl der Treue für den anerkannten König der ſpaniſchen Nation wich. Die meiſten Großen folgten dem flüchtenden Hofe nach Burgos und Madrid empfing die Sieger in düſtrem Schweigen. Unter den Wenigen, die ſich dem Könige Karl III. anſchloſſen, befand ſich derſelbe Marquis von Rivas, den man bis dahin als das fügſamſte Werkzeug der Franzoſen gekannt hatte.

Es war der Orſini beſchieden, daß jede Abweichung von wahrhaft richtiger Politik zu Gunſten perſönlicher Stimmungen ſich an ihr rächen ſollte. Der Herzog von Berwick, der den Spaniern wieder zu Hilfe geſchickt war, hatte durch die Schlacht von Almanza die Sachen Philipp's wieder günſtig geſtellt, ward aber, auf Betrieb der Prinzeſſin, abberufen und durch den Herzog von Orleans erſetzt. In dieſem erhielt die Prinzeſſin einen neuen Feind, und das ſollte in einer viel ſpäteren Zeit ihr noch Nachtheil bringen. Wohl aber macht es, wenn man die wahre Stellung dieſer Perſonen zu einander und die folgenden Vorgänge kennt, einen eigenen Eindruck, daß bei der prächtigen Taufe des Prinzen von Aſturien (1717) der Herzog von Orleans, die Prinzeſſin Orſini und der Cardinal Portocarrero ſich als die Haupthandelnden vereinigt fanden[1]. Wenn übrigens die Prinzeſſin bald als Gegnerin des Herzogs auftrat, ſo handelte ſie hierin nicht aus perſönlichen Beweggründen, ſondern in Treue gegen ihre Wohlthäter. Der Herzog hatte nämlich ſelbſt Abſichten auf den ſpaniſchen Thron und rechnete auf den Fall, wo den Verbündeten die Conceſſion eines Rücktritts Philipp's V. gemacht werden müſſe. In dieſer Abſicht ſchürte er die Unzufriedenheit der ſpaniſchen Großen und überhaupt der Aragoneſen, Valencianer und Catalanen, deren Vorrechte dem Uniformirungsgeiſte Caſtiliens zum Opfer gebracht worden, und machte ſich zum Organ ihrer Beſchwerden. Auch nach ſeiner Zurückberufung ſetzte er, nicht ohne geheime Connivenz Ludwig's, ſeine Verbindungen mit Spanien durch ſeinen Secretair, Deslandes von Regnault und durch einen anderen Agenten, Flotte, fort. Aber die Prinzeſſin entdeckte dieſe Umtriebe und erwirkte die Verhaftung der beiden Agenten, die auch erſt nach dem Sturze der Prinzeſſin in Freiheit gekommen ſind [1]). Es ſcheint ſogar, als habe der Herzog mit den Engländern unterhandelt und ſich wenigſtens einen Theil der ſpaniſchen Monarchie ſichern wollen [2]).

---

[1] Der Herzog vertrat die Stelle des Königs von Frankreich, die Orſini die der Herzogin von Burgund und der Cardinal verrichtete die Taufe und ſoll dabei die Worte geſprochen haben: „Herr, nun läſſeſt Du Deinen Diener in Frieden fahren, denn meine Augen haben Deinen Heiland geſehen.“ Die Prinzeſſin ward Gouvernante des jungen Prinzen.

Dieſe Pläne, in Verbindung mit den allgemeinen Verhandlungen der Mächte, bei denen überall von ſpaniſchen Abtretungen die Rede war, benutzte der Hof, auf Anleitung der Prinzeſſin [3]), einen neuen Aufſchwung des ſpaniſchen Nationalgeiſtes hervorzurufen. Der König berief ſeine Miniſter zu einem feierlichen Rathe (April 1709), legte ihnen die Bedrängniſſe des Staats und die Unſicherheit ferneren Beiſtandes von Frankreich vor, kündigte aber zugleich ſeinen Entſchluß an, lieber zu ſterben, als ſeine Krone aufzugeben, und appellirte an den Eifer und die Anhänglichkeit ſeiner Unterthanen. Der 74jährige Portocarrero, der aus ſeiner Zurückgezogenheit zu dieſer wichtigen Berathung geeilt war, gab dem Nationalgefühl den erſten Ausdruck und ſühnte damit ſeinen früheren Abfall. Sein Beiſpiel und ſeine Ermahnungen riefen einen einſtimmigen Ausbruch des Enthuſiasmus hervor. Zugleich aber ward dem König die unverzügliche Verabſchiedung aller Franzoſen empfohlen und von ihm genehmigt. Nur die Prinzeſſin Orſini ward, auf Vermittelung der Königin, ausdrücklich ausgenommen. Der Herzog von Medina Celi kam, als Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, an die Spitze und der Marquis von Bedmar ward Kriegsminiſter. Zum erſten Male ſeit dem Beginn des Krieges war der Oberbefehl der ſpaniſchen Heere einem Spanier, dem Grafen von Aguilar, anvertraut. Geld und Mannſchaften ſtrömten in Maſſe herbei. Indeß waren die Hilfsquellen zu erſchöpft, die Verwaltungszweige zu ſehr in Verfall und die neuen Miniſter hatten das Zutrauen des Königs zu wenig, als daß große Dinge zu verrichten geweſen wären, oder alle Mißſtimmungen ſich gelegt hätten. Man mußte froh ſein, daß der ſpaniſche Krieg auch von Seiten der Feinde als Nebenſache betrachtet und nachläſſig geführt wurde. Die Prinzeſſin erbot ſich, um das Murren der Spanier zu beſchwichtigen, ihre Abberufung zu verlangen, ließ ſich aber zum Bleiben bereden. Doch ſetzte ſie den Abgang Amelot's durch, den der König ſo lange als möglich zu verzögern geſucht hatte, ungeachtet auch Amelot den eiferſüchtigen Spaniern zuletzt ein Dorn im Auge geweſen war. Seinem Nachfolger ſollte die Theilnahme an den Cabinetsverhandlungen nicht länger geſtattet werden.

---

[1]) Sie wurden erſt nach Segovia, dann nach St. Sebaſtian, dann in die Citadelle von Pampelona gebracht. In ihre Sache wurden auch zwei Spanier, Don Bonifacio Manrique Lara und Don Antonio de Villareal, beide Generallieutenants, verwickelt.

[2]) Coxe, Cap. 16.

[3]) Mém. de Noailles, IV, 50 ſq.

Im April 1710 wurde der Herzog von Medina Celi, unter ſehr geheimnißvollen Umſtänden [1]), geſtürzt und nach Segovia, ſpäter nach Pampelona geſetzt, wo er am 26. Jan. 1711 ſtarb. Man ſuchte den Glauben zu erwecken, daß er den Verbündeten die geheimen Verhandlungen zwiſchen Frankreich und Spanien verrathen habe. Andre[1] haben gemeint, ſein Sturz habe eben nur einen Miniſterwechſel und die Einſchüchterung der Granden zum Zwecke gehabt. Wenn es aber richtig iſt, daß ſich der Kaiſer ſeiner annahm[2], ſo würde das doch für eine tiefere Schuld des Herzogs ſprechen. Ronquillo ward ſein Nachfolger, und bald darauf zum Grafen von Gramedo ernannt.

---

[1]) Man ſprengte aus, ſeine Verhaftung habe in Folge eines Schreibens ſtattgefunden, was der Marquis von Aſtorgas von ſeinem Sterbebette aus an den König gerichtet.

1711 war der Herzog von Noailles[3] erſt als General, dann als diplomatiſcher Agent, ohne den äußeren Charakter eines ſolchen, in Spanien. Obwol ein alter genauer Freund der Orſini, waren ſeine Berichte dieſer doch auch ungünſtig. Er unterlag dem Schickſal, was die meiſten Franzoſen befiel, ſobald ſie über die Pyrenäen kamen: er wollte Spanien regieren und zwar auf franzöſiſche Art. Er konnte ſich nicht darein finden, daß dieſer König, der nur durch franzöſiſche Waffen auf den Thron gehoben und gehalten worden, irgendwelche Schwierigkeiten machen könne, ſoviel von den ſpaniſchen Reichen zur Dispoſition Frankreichs zu ſtellen, als nur irgend das franzöſiſche Friedensbedürfniß erfordern möchte, und auch noch jeden beliebigen Handelsvertrag zu unterſchreiben. Er meinte, wenn Philipp nur Spanien und die Indien behielte, ſo müſſe er ſich immer noch glücklich ſchätzen; das ſei doch wahrlich eine ſchöne Apanage für einen jüngeren Bruder. Es ſei im eigenen Intereſſe Frankreichs, daß Spanien etwas verliere; denn da die Spanier ſich ſchon jetzt nicht fügten, was habe man von ihnen zu erwarten, wenn ſie erſt in Frieden und Sicherheit wären? Er ſchob die Schuld des vermeintlichen thörichten Uebermuthes der Spanier auf die Königin und die Orſini, und kam auf den unbeſonnenen Gedanken, dem König zu rathen, ſich wegen der Kränklichkeit der Königin von ihrem Bette zu trennen und, wie die alten Patriarchen, auf die er ſich ausdrücklich berief, eine Magd an ſeine Seite zu nehmen. Dieſer Antrag erregte den Abſcheu des treuen Gatten in einem ſolchen Grade, daß er ihn unverzüglich der Königin und der Prinzeſſin vertraute. Die Königin ſchrieb an ihre Schweſter, die Herzogin von Burgund, die Orſini an die Maintenon, und Noailles, der ſolches Aergerniß gegeben, ward ſofort zurückgerufen. Mit dieſer Wendung hing auch der Sturz des Grafen Aguilar, der mit Noailles verbunden geweſen, zuſammen [1]).

---

[1] Namentlich Coxe.

[2] Clef du Cabinet, Août 1710, S. 69.

[3] Adrian Moritz, geb. 1678, 1711 ſpaniſcher Grand, unter der Regentſchaft bis 1718 Finanzminiſter, bis 1733 im Privatſtand, dann bei der Rheinarmee, Marſchall, 1743 bei Dettingen geſchlagen, im Staatsrath, bei Fontenoi freiwilliger Adjutant des Marſchalls von Sachſen, 1746 Geſandter in Madrid, ſeit 1755 von den Geſchäften zurückgezogen, † 24. Juni 1766.

Dem Noailles folgte der Marquis von Bonnac, als außerordentlicher Geſandter, deſſen Inſtructionen immer noch von dem Gedanken ausgehen, daß Spanien ſich in alles fügen müſſe, was Frankreich von ihm verlange. Sie erkennen das Bedürfniß des Königs Philipp, geleitet zu werden, den großen Einfluß der Prinzeſſin Orſini und deren redlichen Eifer, die Einigkeit der beiden Kronen zu befördern, an, laſſen aber dahingeſtellt ſein, ob ſie nicht über die Mittel irre. Das Wahre war, ſie

---

1) St. Simon, V, 510; Noailles, IV, 230, 237, V, 142; St. Philippe, II, 8.

wollte das ſpaniſche Intereſſe nicht unbedingt dem franzöſiſchen opfern; ſie glaubte nicht, daß ſolches Opfer ſo nöthig und ſo durchführbar ſei, wie man in Verſailles wähnte. Dem auch von ihr als nöthig und möglich Erkannten widerſtrebte ſie nicht, und Bonnac erwirkte von Philipp V. die Ermächtigung, den Engländern die Abtretung von Gibraltar und Minorca und den Aſſiento anzubieten.

Als es endlich zu dem utrechter Congreß kam, erhob namentlich der neue Finanzminiſter, Graf von Bergheik, früher Vicegouverneur der Niederlande, formelle Schwierigkeiten, welche nur durch den Einfluß der immer mächtiger werdenden Prinzeſſin zu beſiegen waren. Sie ſetzte aber einen Preis auf ihre Mitwirkung, der die Höhe ihres Ehrgeizes bezeugt. Schon als ſie vor längeren Jahren den König vermocht hatte, in eine dereinſtige Abtretung der Niederlande an den Kurfürſten von Baiern zu willigen, hatte er ein kleines Territorium mit einem Ertrag von jährlich 30,000 Kronen vorbehalten. Jetzt kam er darauf zurück und nannte die bis dahin unbekannte Beſtimmung deſſelben: es ſollte eine unabhängige Souverainetät für die Orſini begründen. In ihren Jahren und da ſie keine Kinder beſaß, ein doppelt ſeltſamer Wunſch[1]). Indeß Ludwig machte keine Schwierigkeit und ſie empfing bereits die Glückwünſche des Hofes und den Titel Hoheit. Es war das

---

[1]) Uebrigens hatte ſie die Abſicht, jenes Beſitzthum gegen ein franzöſiſches zu vertauſchen, was nach ihrem Tode an die Krone fallen ſollte. Sie ließ zu dem Ende durch d'Aubigny einen prächtigen Palaſt zu Chanteloupe aufführen, überließ aber denſelben, nach ihrem Sturze, lediglich d'Aubigny zur Bewohnung. Später hielt ſich Lord Bolingbroke in Chanteloupe auf; dann war es der Lieblingsſitz des Herzogs von Choiſeul und in unſerem Jahrhunderte bewohnte es der Graf Chaptal.

Herzogthum Limburg, was man zu dieſem Zwecke beſtimmte, und die betreffende Clauſel ward wirklich in den Vertrag zwiſchen Spanien und England und in den utrechter Frieden gebracht. Aber die ganze Beſtimmung der Niederlande ward eine andre und drehte ſich ſo, daß die Einwilligung des Kaiſers und der Generalſtaaten nothwendig ward, welche nicht zu erlangen war. Die engliſche Regierung gab ſich natürlich nicht viele Mühe für die Sache und Ludwig fand zuletzt auch den Punkt zu unbedeutend, als daß er deshalb den Weltfrieden hätte verzögern mögen.

In dieſer Zeit ſtarb die Königin von Spanien in Folge einer Drüſenkrankheit, an der ſie lange gelitten, im 26. Jahre ihres Alters (14. Febr. 1714). Außer ſich vor Schmerz, überließ Philipp die Regierungsgeſchäfte dem Cardinal del Giudice[1]), einem neapolitaniſchen Prälaten, welcher vor kurzem Großinquiſitor geworden war, und zog ſich mit der Prinzeſſin, als Gouvernante des Prinzen von Aſturien, in das Hotel des Herzogs von Medina Celi zurück. Da dieſes jedoch nicht geräumig genug war, ſo richtete ſich die Prinzeſſin in einem benachbarten Kapuzinerkloſter ein, deſſen Inſaſſen einſtweilen in einem anderen Kloſter untergebracht wurden, und ließ eine offene Gallerie, welche beide Gebäude verband, verdecken, um den königlichen Witwer zu jeder Zeit unbeobachtet beſuchen zu können. Jetzt ward ſie alleinige und unumſchränkte Herrſcherin. Sie entfernte, nach nur dreitägiger Verwaltung, den Cardinal del Giudice wieder und brachte den ihr unbedingt ergebenen Orri an die Spitze. Grimaldo ward auf das Departement des Krieges und der Indien beſchränkt. An die Stelle Mejorada's trat Don Manuel Vedello, und die Leitung des Rathes von Caſtilien ward unter fünf Perſonen vertheilt. Bergheik, der die Finanzen mit Orri theilen ſollte, vertrug ſich nicht mit dieſem und ging nach Flandern zurück. Orri traf wichtige, durchgreifende und nützliche Reformen im Gebiete der Finanzverwaltung. Als er aber, unterſtützt von dem Beichtvater Robinet und dem Generalfiscal von Caſtilien, Don Melchior Mecanaz, auch die kirchlichen Immunitäten antaſten wollte, erhob ſich ein ſo gewaltiger, von der Inquiſition ausgehender und auch von weltlichen Behörden unterſtützter Widerſtand, daß man den Gedanken aufgeben mußte.

---

[1]) Nicht mit einem andern Giudice zu verwechſeln, welcher 1712 Miniſter ward: dem Prinzen von Cellamare. (S. den folgenden Aufſatz.)

Gefährlicher für die Prinzeſſin waren auch jetzt ihre Differenzen mit Frankreich. Sie beharrte in ihrem Entſchluſſe, den Frieden von der Erfüllung ihres Souverainetätsgelüſtes abhängig zu machen. Ludwig befahl dem Herzoge von Berwick, ſich nach Madrid zu begeben, um dem König zu condoliren, zugleich aber und hauptſächlich ſeinen Beitritt zum Frieden zu erwirken. Die Prinzeſſin verhinderte dieſen Beſuch und ließ ſich hinreißen, dem König die Bemerkung in die Feder zu geben: das Erſcheinen Berwick's mit einer Armee vor Barcelona würde ſeinem Intereſſe vortheilhafter ſein, als ein Condolenzcompliment. Ludwig erwiderte gereizt, daß weder Truppen noch Schiffe nach Barcelona geſchickt werden würden, bevor nicht der Friede mit Holland unterzeichnet ſei. Die Prinzeſſin ſchickte Orri nach Catalonien, um zu ſehen, ob nicht die eigenen Kräfte Spaniens hinreichend ſein würden, die widerſpenſtige Provinz zu unterwerfen, und auch als ſie ſich von dem Gegentheil überzeugt hatte, begnügte ſie ſich, den franzöſiſchen

Hof von neuem um Hilfe zu drängen, ohne ihrerſeits irgendwie nachzugeben, haderte vielmehr fortwährend mit dem franzöſiſchen Geſandten. Erſt als Ludwig eine Erklärung verbreiten ließ, daß er geſonnen ſei, einen Separatfrieden zu ſchließen und Spanien ſich ſelbſt zu überlaſſen, und alle ihre Vorſtellungen fruchtlos waren, gab ſie nach und der Zwiſt ſchien beendigt.

Da kam aber wieder die neue Vermählung des Königs ins Spiel. Daß dieſer nicht ohne Frau ſein könne, war entſchieden. Es beſtand für ihn in dieſer Beziehung das entſchiedenſte, faſt als Krankheit zu betrachtende phyſiſche und ebenſo ein moraliſches Bedürfniß. (Alberoni pflegte von ihm zu ſagen: er braucht nichts, als ein Weib und ein Gebetbuch.) Ludwig empfahl eine Prinzeſſin von Portugal, Baiern, oder eine Condé. Die Prinzeſſin ſcheint aber zunächſt an ſich ſelbſt gedacht zu haben. Ob das Gerücht, was ſie in dieſer Zeit allzuvertrauten Umganges mit dem Könige beſchuldigt, begründet geweſen, muß dahingeſtellt bleiben. Sie war allerdings mindeſtens ſchon dicht am Rande der Siebzig, aber immer noch einnehmend, und bei einem Manne von Philipp's Dispoſition war in dieſem Punkte alles möglich. Mit größerer Beſtimmtheit kann, nach den Verſicherungen Alberoni's und der nachherigen Königin Eliſabeth und den eigenen Geſtändniſſen des Königs ſelbſt, angenommen werden, daß ſie ernſtlich den Plan hegte, ſich an ſeine Seite zu ſchwingen. Es ſcheint, daß ein Reſt von Scham, den der Beichtvater durch rechtzeitig angebrachte Sarkasmen in dem Sinne des Königs nährte[1], ihn von einem Schritte zurückgehalten hat, der ihn in den Augen der Spanier jedenfalls ſehr herabgeſetzt haben würde. Sobald der König aber ihr Verlangen nicht zu erfüllen entſchloſſen war, mußte aus der Thatſache dieſes Verlangens, dem Bewußtſein, wie nahe es an ſeiner Erfüllung geweſen und der Nichterfüllung deſſelben eine Stellung und Stimmung des Königs gegen die Prinzeſſin erwachſen, bei welcher der Wunſch einer völligen Trennung von ihr kaum ausbleiben konnte.

---

[1] Einmal fragte der König ſeinen Beichtvater, was es Neues in Paris gebe. „Sire," erwiederte Robinet, „man ſagt dort, Ew. Majeſtät würden die Frau des Urſins heirathen." „O, was das

Es wäre Zeit für ſie geweſen, ſich in würdiger Weiſe zur Ruhe zu ſetzen. Spanien bedurfte ihrer nicht mehr. Aber ſie beging jetzt einen Misgriff auf den andern. Sie ſuchte nach der unbedeutendſten, unbedingt von ihr zu beherrſchenden Braut, ohne ſich zu erinnern, daß die verſtorbene Königin nicht unbedeutend geweſen und doch ihrem Rathe gefolgt war, weil er gut war. Hier ließ ſie ſich nun von dem ſchlauen Alberoni überliſten und gerade auf die Perſon lenken, die ihr die gefährlichſte war: Eliſabeth Farneſe, Prinzeſſin von Parma [1]. Die Wahl betrieb ſie in höchſtem Geheimniß, hinter Ludwig's Rücken, dem ſie wohl die allgemeine Einwilligung zu einer Wiedervermählung des Königs abgewann, der aber den Gegenſtand erſt erfuhr, als alles ſchon zum Abſchluß reif war, und dann ſich über die Heimlichkeit und Eile, mit welcher alles betrieben worden, ärgerte [2]. Endlich verdarb ſich die Prinzeſſin das Verhältniß zu

---

betrifft, nein!“ ſagte der König trocken und ging fort. (Duclos, Mémoires secrets, I. 74.)

[1] S. den folgenden Aufſatz.

[2] Nach einer Aeußerung der Herzogin von Orleans zu ſchließen (Briefe an die Raugräfin Luiſe, S. 180), hätte die Prinzeſſin auch in Paris gewiſſen Perſonen Hoffnung gemacht, daß der König eine von deren Töchtern heirathen werde. Vielleicht bezieht ſich das auf die Condés.

der neuen Königin vollends noch dadurch, daß ſie, noch im letzten Augenblicke ihre Täuſchung über den Charakter der Prinzeſſin von Parma erfahrend, den vergeblichen Verſuch machte, alles wieder rückgängig zu machen.

Der König, der ſich ungemein auf ſeine neue, junge Gemahlin freute, ging ihr mit glänzendem Gefolge bis Guadalaxara entgegen. Zu Alcala ſchickte er die Orſini voraus und dieſe nahm eben einige Erfriſchungen in Xadreca, einem kleinen, vier Meilen über Guadalaxara gelegenen Dorfe ein, als die Königin Eliſabeth daſelbſt eintraf. Augenblicklich verließ ſie die Tafel, ging der Königin bis an den Fuß der Treppe entgegen und küßte ihr knieend die Hand. Anſcheinend gnädig empfangen, führte ſie ihre königliche Gebieterin in ihr Zimmer. Wie erſtaunte ſie aber, als die Königin hier ihre Complimente plötzlich mit bittern Vorwürfen unterbrach und ſich ſtellte, als erſchienen ihr der Anzug [1]), wie das Benehmen der Prinzeſſin als ehrfurchtswidrig. Eine milde Entſchuldigung rief nur neuen Zorn hervor. Die Königin hieß ſie ſchweigen und rief zur Wache: „ſchafft dies tolle Weib hinaus, die es gewagt hat, mich zu beleidigen!“ half ſogar ſelbſt, ſie aus dem Zimmer zu drängen. Die Königin rief nun den die Wache befehligenden Offizier, Generallieutenant Grafen Amezaga, und befahl ihm, die Prinzeſſin zu verhaften und an die Grenze zu führen. Erſtaunt ſtellte der Offizier vor, daß der König allein die Macht habe, einen ſolchen Befehl zu ertheilen. Sie rief unwillig aus: „Haben

---

[1]) Man erinnere ſich der eben angeführten Aeußerung St. Simon's. Die Herzogin von Orleans (a. a. O. S. 197) erzählt die Geſchichte übrigens gerade umgekehrt, und hätte hiernach die Prinzeſſin den Anzug der Königin und ihr langſames Reiſen getadelt. Dieſe Verſion iſt aber falſch.

Sie nicht den Befehl Sr. Majeſtät, mir unbedingt zu gehorchen?" Als er das bejaht, ſprach ſie ungeduldig: „nun, ſo gehorchen Sie mir." Da er auf einer ſchriftlichen Ermächtigung beſtand, ſo rief ſie nach Feder und Dinte und ſchrieb den Befehl auf ihrem Knie.

Die Prinzeſſin ward ſogleich, ohne ſich umkleiden zu dürfen, in eine Kutſche geſetzt und mit nur einer weiblichen Begleiterin und zwei Offizieren, unter Geleit von 50 Dragonern, die ganze Nacht hindurch, eine kalte, finſtre Winternacht, gefahren. Anfangs war ſie vor Erſtaunen ganz betäubt; dann fühlte ſie Unwillen und Verzweiflung; dann begann ſie auf den König und ihre zahlreichen Anhänger Hoffnungen zu ſetzen. Als man am Morgen anhielt, um die Pferde zu füttern, brach ſie ihr Schweigen, drückte ihren Gefährten, welche ſelbſt im höchſten Grade betroffen waren und ſie zu tröſten ſuchten, ihre Verwunderung über das Vorgegangene aus und erzählte ihnen deſſen nähere Umſtände. Als aber bei fortgeſetzter Reiſe keine Nachricht vom König eintraf, wurde ihre Hoffnung ſchwächer, empfand ſie die zahlreichen Entbehrungen und Beſchwerden, denen ſie bei ſo unvorbereiteter Reiſe, in ſolcher Jahreszeit und in dem ungaſtlichen Spanien ausgeſetzt war, bitterer und brach ſie öfterer in heftigen Unmuth aus. Sie war ganz von Geld entblößt, mußte von ihren Begleitern borgen und erſt ſpät holte ſie ein Bote mit 1000 Piſtolen ein. Am dritten Tage ihrer Reiſe trafen ſie ihre beiden Neffen, der Graf von Chalois und der Prinz von Lanti [1]), die ihr nachgeeilt waren. Sie ſah aus deren Berichten deutlich, daß ſie vom Hofe keine Aenderung ihres Schickſals zu erwarten hatte. Ihr ſelbſt brachten ſie nur ein kaltes Schreiben, worin ihr erlaubt ward, an dem Platze zu bleiben, wo ſie ſie einholen würden, und worin man ihr die richtige Fortzahlung ihrer Penſion verſprach. Nun ſie ſah, daß alles entſchieden war, wurde ſie ruhig und gefaßt, ertrug jede Beſchwerde und erwarb ſich durch Geduld und Standhaftigkeit die Bewunderung ihrer Begleiter.

---

[1]) Alexander Lanti, ihrer Schweſter Sohn, der ſich kurz vorher mit der Tochter des Grafen von Pliego vermählt hatte.

Nach einer Reiſe von 23 Tagen kam ſie nach St. Jean de Luz, wo ſie ſich ſelbſt überlaſſen ward. Sie ſuchte eine Audienz bei der verwitweten Königin von Spanien nach, was ihr aber abgeſchlagen ward. Dann ſchrieb ſie an die Maintenon, an Ludwig und an die Miniſter. Nach einigem Verzuge ward ihr erlaubt, nach Paris zu kommen, wo ſie im Hauſe ihres Bruders, des Herzogs von Noirmoutiers, abſtieg und viele Beſuche Neugieriger empfing. Auch zu Verſailles freundlich aufgenommen und mit 40,000 Frcs. Penſion verſehen, nahm ſie ihre natürliche Heiterkeit wieder an. Da aber näherte ſich der ſpaniſche Hof dem Herzog von Orleans, ſchob die Schuld ihres Zwieſpalts auf die Prinzeſſin und bewog ihn, bei Hofe Schritte gegen dieſelbe zu thun, welche zu einem Verbote an ſie führten, irgendwo zu erſcheinen, wo ſich ein Mitglied der Familie Orleans befände.

Eine Zeit lang blieb ſie noch in der Nähe des Hofes. Als aber der König auf ſein Sterbelager ſank, fürchtete ſie die Rache des Herzogs von Orleans und verließ Paris. Holland verweigerte ihr die Aufnahme, und ſie ging erſt nach Avignon, dann nach Genua. So lange Papſt Clemens XI. lebte († 18. März 1721), durfte ſie auch nicht nach Rom. Unter Innocenz XIII. erhielt ſie dieſe Erlaubniß, kehrte ſomit auf den Schauplatz zurück, der die Wiege ihrer Größe geweſen war und an den ſich für ſie ſo merkwürdige Erinnerungen knüpfen mußten, und tröſtete ſich mit einem Schatten ihrer zeitherigen Wirkſamkeit, indem ſie im Hauſe des Prätendenten die Honneurs machte. Sie ſtarb aber ſchon 1722.

Man iſt überzeugt, daß die Königin in Folge eines geheimen Befehls gehandelt, den ſie von ihrem Gemahl erhalten, und die Gelegenheit vom Zaune gebrochen, ſich ſofort von der Prinzeſſin loszumachen. Mit der Orſini ſtürzten auch Orri und ſeine Anhänger. Orri zog ſich nach Frankreich zurück. An die Stelle des Beichtvaters Robinet, der es jetzt bereuen mochte, daß auch er der Prinzeſſin entgegengewirkt, trat wieder d'Aubenton und auch Grimaldo trat in ſeine alte, noch erweiterte Wirkſamkeit.

IV. Die Cellamareverſchwörung: Alberoni und Ripperda.

Die Zeit zwiſchen dem Schluſſe des ſpaniſchen und dem Beginne des öſterreichiſchen Erbfolgekrieges war die fruchtbarſte Zeit für politiſche Projectmacher, Intriguanten und Abenteurer, die es vielleicht jemals gegeben hat, und auch Männer, die zu andern Zeiten als Staatsmänner gehandelt haben würden, handelten jetzt wie jene. In jenen großen Kriegen galt es Nothwendigkeiten des europäiſchen Staatenſyſtems. In der Zwiſchenzeit handelte es ſich nur um Fragen, deren Regelung willkürlich war und wo der Stand des Augenblicks entſcheiden, folglich Dinge gebären konnte, die ein anders geſtellter Moment wieder umſchuf. Dennoch haben auch hier die Geſetze des Staatenſyſtems, unter tauſend Verwirrungen und Kreuzſprüngen, ihre Herrſchaft behauptet.

Im Einzelnen trieben Ländergier und Intrigue ihr Spiel. Es waren ſo viele Beiſpiele von phantaſtiſchen Plänen, ſeltſamen Combinationen, unerwartet geknüpften und wieder aufgelöſten Bündniſſen, Wechſel und Tauſch der Länder, wobei die Völker ſich willenlos in Jegliches fügten, gegeben worden, daß eine Secte abenteuerlicher Diplomaten ſich bildete, die, wie im vorigen

Jahrhunderte die Alchymiſten die Geldgier, ſo die Ländergier ihrer Herren durch wunderbare Projecte zu kirren wußten und in vielfachſt verſchlungenen Intriguen gleichzeitig alle Länder, alle Höfe in Bewegung ſetzten, um in dem bunten Treiben für ihren Hof, oder doch für ſich ſelbſt, einen Vortheil zu erhaſchen. Der Utrechter Friede, in der Hauptſache das Nothwendige begründend, hatte einige Nebenſachen unzweckmäßig geordnet. Das konnte geändert werden, und das Wie der Aenderung unterlag keinem Geſetze der Nothwendigkeit. Auch deshalb hatten die Projectmacher leichteres Spiel, weil in mehreren Staaten damals friedliebende, nicht energiſche Staatsmänner an die Spitze kamen, welche manchem Andrange nachgaben, um nur andauernden Krieg zu vermeiden.

So nur konnte es kommen, daß gerade von Spanien aus, welches ſeit dem Tode Philipp's II. bis zum Ausſterben der ſpaniſchen Linie des Hauſes Habsburg faſt nur durch ſeine Schwäche die Aufmerkſamkeit Europas beſchäftigt hatte, welches, wie ſich ſeit den Zeiten Karl's V. und Philipp's II. die Verhältniſſe geſtaltet hatten, ſelbſt wenn es die Kraft der früheren Zeiten wieder erlangt gehabt hätte, doch keinen beſtimmenden Einfluß auf das europäiſche Staatenſyſtem mehr beanſpruchen konnte, und welches weit entfernt davon war, neugekräftigt zu ſein, gleichwol die anſtoßenden Einflüſſe ausgingen und daß ſeine Strebungen und die in ſeinem Namen geltend gemachten Intereſſen in die Angelegenheiten vieler anderen Staaten beſtimmend eingriffen.

Hier tritt nun zuerſt ein Mann in den Vorgrund, der zu anderer Zeit und an anderem Orte ein großer Staatsmann geworden ſein dürfte, der aber unter den

Umſtänden, unter denen er wirkte, dazu geführt ward, mit den Mitteln politiſcher Abenteurer für willkürliche Zwecke zu arbeiten.

Julius Alberoni wurde einem armen Gärtner, Namens Johann Maria Alberoni, in einer Vorſtadt von Piacenza [1]), am 31. Mai 1664 von deſſen Frau, Laura, geboren, wuchs ohne Unterricht auf, mußte ſeinem Vater bei deſſen Arbeiten [2]), ohne viel Luſt dazu zu bezeigen, beiſtehen, gab aber frühe Beweiſe von Begabung und brennender Wißbegierde. Etwa 12 Jahr alt, wurde er zu Dienſtleiſtungen bei den Küſtern zweier Pfarrkirchen zugelaſſen. In dieſer Stellung zog er die Aufmerkſamkeit eines Geiſtlichen auf ſich, der ihn leſen und ſchreiben lehrte. Später erlernte er bei den Carmeliten della Carita die Anfangsgründe des Lateiniſchen und kam endlich in die Jeſuitenſchule. Damalige Arbeiten von ihm ſind noch lange Zeit aufbewahrt worden [3]). Eine Zeit lang ſoll er Glöckner in der Stiftskirche geweſen ſein. Durch Talent, Wißbegier und gewinnendes Weſen erwarb er ſich viele Freunde und Gönner und beſonders nahm ſich ein Mitglied des Criminalgerichtshofes von Piacenza, Ignaz Gardini, ſeiner ſo warm an, daß Alberoni, als Gardini in Ungnade fiel [4]) und in ſeine Vaterſtadt Ravenna zurückkehrte, ihm dorthin folgte. In Ravenna ward er dem Vicelegat Grafen

---

1) Nach Andern in Firenzuola, einem Marktflecken im Herzogthum Parma. Die im Texte gegebene Verſion beruht auf beſſeren Quellen, und gewiß iſt jedenfalls, daß er in Piacenza aufwuchs.

2) Der alte Alberoni beſaß keinen eignen Garten, ſondern arbeitete als Tagelöhner. Er wohnte bei der Kirche St. Lazari und Celſi, wo ſein Sohn auch getauft worden ſein ſoll.

3) Coxe Memoirs of Spain. Cap. 23, nach Poggiali's Memorie istoriche di Piacenza.

4) Als Grund werden, von Gegnern Alberoni's, freilich ſchmutzige Geſchichten angeführt, bei denen Alberoni als Kuppler gedient habe.

Georg Barni bekannt, der ihn, als er das Biſthum Piacenza erhalten, zu ſeinem Hausmeiſter machte. Doch dieſe Stellung behagte ihm nicht [1]; er ließ ſich 1690 ordiniren und bekam eine kleine Pfarre, ſowie durch den Einfluß ſeines Gönners eine Dompfründe. Später begleitete er den Neffen des Biſchofs, den jungen Grafen Johann Baptiſta Barni, nach Rom, wo ihm neue Quellen der Kenntniß und Bildung aufgingen, wo er namentlich auch das Franzöſiſche lernte und wo er, unter andern Bekanntſchaften, auch die des Reiſebegleiters des Erbprinzen von Parma, des Grafen Alexander Ronconieri, ſpätern Biſchofs zu Borgo St. Donino machte. Das ſollte für ſein ganzes Leben folgenreich werden. Er war nach Piacenza zurückgekehrt. Der Herzog von Vendome [2]) lag mit franzöſiſchen Truppen im Herzogthum Parma und die Unterhandlung mit ihm über Contributionen und Verpflegung war vom Herzog dem Biſchof von St. Donino übertragen, welcher wieder, der franzöſiſchen Sprache unkundig, Alberoni als Dolmetſcher gebrauchte [3]). Dem Alberoni nun, der jetzt ſeine ganzen geſelligen Talente, bis zur Rolle eines reinen Luſtigmachers, in Bewegung ſetzte, ja mit eigner Hand pikante italieniſche Gerichte für den abgeſtumpften Gaumen des alten Epikuräers bereitete, gelang es, ſich die ganze Gunſt des franzöſiſchen Feldherrn zu erwerben, worauf auch der Herzog von Parma, auf den Vorſchlag des Biſchofs, ihm die ganze Unterhandlung übertrug, einen Gehalt dafür ausſetzte, ein Canonicat in Parma verlieh, ja ihm ein Haus in der Hauptſtadt zum Empfang ſeiner militairiſchen Gäſte einrichtete. Ein gleichzeitiger Berichterſtatter ſagt von ihm: „Den franzöſiſchen Offizieren gefällt ſein fröhlicher Humor; ſie ergötzen den Herzog von Vendome mit Wiederholung der Scherze, witzigen Antworten und Einfälle Alberoni's, deſſen Perſon ſo komiſch iſt, wie ſeine Unterhaltung; denn er hat einen unförmlich großen Kopf, eine bräunliche Geſichtsfarbe, einen ſehr kurzen Hals, breite Schultern und iſt von ganz kleiner Statur“ [1]).

---

[1] Die Gegner Alberoni's ſprachen auch hier, daß ein Kaſſendefect im Spiele geweſen. Damit ſtimmt aber die Gunſt nicht, die ihm der Biſchof auch weiter bewies.

[2] Ludwig Joſeph Herzog von Vendome, der, wie ſein jüngerer Bruder, der Großprior, uns vielleicht künftig einmal zu einer näheren Betrachtung Anlaß geben wird, war ein Enkel eines natürlichen Sohnes Heinrich's IV. und 1654 geboren. Er beſaß manche Gaben und viele Schwächen ſeines großen Ahnherrn und ſtarb, nachdem er den Sieg der franzöſiſchen Sache in Spanien entſchieden, am 11. Juli 1712.

[3] So erzählt Coxe nach den ſicherſten Quellen den Hergang. Romantiſcher nahm ſich folgende Verſion aus, wie ſie in älteren Werken, z. B. in der Vie du Duc de Ripperda, ſpukte. Hiernach wäre in der Zeit, wo Alberoni noch auf ſeiner kleinen Pfarre lebte, der Dichter Capiſtron auf einer Reiſe in Italien von Räubern ausgeplündert, von Alberoni aber ſehr großmüthig unterſtützt wor-

Er trat in ſo innige Verbindung mit Vendome, daß, als derſelbe 1706 aus Italien abgerufen wurde, um in den Niederlanden zu befehligen, Alberoni ſein Vaterland verließ und ſeinem franzöſiſchen Gönner auf deſſen ferneren Zügen, als Geheimſecretair und Vertrauter, folgte [2]). Von demſelben auch Ludwig XIV. vorgeſtellt und empfohlen, erhielt er eine Penſion von 1600

---

den. Capiſtron ſei ſpäter im Gefolge Vendome's geweſen und da dieſer Jemand geſucht, der ihm angeben könne, wo die Lebensmittel verborgen würden, ſo habe er Alberoni empfohlen.

[1]) Außerdem wird ſein ſcharfer, durchdringender Blick und ſeine biegſame und wohlklingende Stimme erwähnt.

[2]) Auch hier erzählt die ältere Sage, daß er den Franzoſen habe folgen müſſen, weil er ſich durch die ihnen geleiſteten Dienſte in ſeinem Vaterlande unmöglich gemacht. Etwas Wahres kann daran ſein.

Livres [1]). Als Vendome, nach zweijähriger Unthätigkeit, 1710 nach Spanien geſchickt wurde, um die Sache Philipp's V. aus tiefſtem Verfall zu retten, begleitete ihn Alberoni auch dorthin und ward von ſeinem Gönner ſowol dem franzöſiſchen, als dem ſpaniſchen Hofe wiederholt auf das Nachdrücklichſte empfohlen.

Philipp V. bedurfte, aus Mangel nicht an Begabung, aber an Thatkraft und Freudigkeit, fortwährend eines leitenden Anſtoßes, und es war ihm am liebſten, wenn dies ein weiblicher war. Dazu diente ihm damals ſeine geiſtvolle Gemahlin, Marie Luiſe von Savoyen, und deren Camarera mayor, die Prinzeſſin Orſini [2]), die eigentliche Leiterin des Hofes. Vendome benutzte Alberoni zu ſeinem Agenten bei der Prinzeſſin und auch hier gelang es dem ſchlauen Italiener, ſich Vertrauen und Gunſt zu erwerben. Sie verſchaffte ihm als Handgeld eine ſpaniſche Penſion. Als Vendome in ſeinen Armen geſtorben war, eilte er zunächſt als Bewahrer ſeiner Geheimniſſe nach Verſailles, um dort die erforderlichen Berichte zu erſtatten, holte ſich neue Belobungen und Empfehlungen für Madrid, und da er ſeinen Einfluß an dem ſpaniſchen Hofe bei einer Differenz mit dem Herzog von Parma zu Gunſten ſeines alten Landesherrn erfolgreich angewendet hatte, ſo wurde er auch zum Reſidenten von Parma, an die Stelle des Marcheſe Caſeli, ernannt.

Nach dem von Philipp ebenſo wie von den Spaniern ſchmerzlich beklagten Tode der Königin Marie Luiſe ſtand der König unter dem unbedingten Einfluſſe der Orſini, und als dieſe ſich darein fügen mußte, daß baldigſt eine neue Gemahlin für ihn geſucht werde und die Wahl nicht auf ſie ſelbſt fallen könne, ſo behielt ſie ſich wenigſtens die Entſcheidung über die zu Wählende vor. Sie ſuchte eine Prinzeſſin eines kleinen Hofes, welche mit ſanfter Gemüthsart und mäßigen Talenten perſönliche Reize verbände und ſich von ihr leiten ließe. Sie ſprach mit Alberoni darüber, während das Leichenbegängniß der verſtorbenen Königin vorüberzog, und nannte ihm mehrere. Er hatte gegen jede etwas einzuwenden, ging dann raſch die fürſtlichen Familien durch, um die es ſich handeln konnte, kam wie durch Zufall auf Eliſabeth Farneſe [1]), die Tochter Odoardo II., Herzogs von Parma und Nichte des damals regierenden Herzogs Franz, und ſagte in gleichgiltigem Tone: „ſie iſt ein gutes lombardiſches Mädchen, mit piacenzer Butter und Käſe aufgefüttert, an dem kleinen Hofe des Herzogs Franz, in der Waſchkammer, erzogen und von nichts als von ihrem Nadelwerk und ihrer Stickerei zu hören gewohnt.“ Er deutete auch an, daß ſich allerlei in Italien brauchbare Anſprüche an ſie knüpfen ließen. Wir geſtehen, daß uns dieſes ganze Manoeuvre Alberoni's, was allerdings von vollſtändigem Erfolge gekrönt ward, als ein ſehr gewagtes und unbeſonnenes erſcheint, und daß wir das Wagniß um ſo unbeſonnener finden, je gewiſſer er auf eine Fortdauer ſeines Glückes und Einfluſſes rechnen konnte, wenn er die Orſini ehrlich bediente. Er wußte, daß ſein Bericht falſch, daß Eliſabeth Farneſe eine begabte und ehrgeizige Perſon war, und er war verloren, wenn die Orſini dies rechtzeitig entdeckte. Einigermaßen kam es ihm vielleicht zu ſtatten, daß die Orſini, um franzöſiſche Einmiſchung und öſterreichiſches Gegenwirken zu vermeiden, die ganze Sache im größten Geheimniß behandelte, die Unterhandlungen mit Parma ſelbſt aber durch Alberoni betrieb [1]. Aber es dauerte drei Monate, bevor ſie ſich überhaupt entſchloß, in eine Wiedervermählung des Königs zu willigen, und dann war auch noch die päpſtliche Dispenſation zu erwirken. Indeß alles war geordnet, nach Erledigung jedes Anſtandes auch an Frankreich die nöthige Anzeige gemacht und deſſen etwas ungnädige Einwilligung erlangt, die Sache zum Abſchluß reif, und erſt jetzt erfuhr die Orſini, daß ſie über den Charakter der künftigen Königin gröblich getäuſcht worden ſei und gar keine Hoffnung habe, auf dieſelbe einen gebietenden Einfluß zu erlangen. Sofort ging ein Courier mit dem gemeſſenſten Befehl nach Parma ab, den Abſchluß der Verbindung auszuſetzen. Der Courier kam am Morgen des Tages [2] an, wo die Ehe per procurationem abgeſchloſſen werden ſollte. Man vermuthete aber den Inhalt ſeiner Depeſchen, hielt ihn am Eingange der Stadt an und beſtimmte ihn [3], ſeine Ankunft um 24 Stunden zu verſchieben, während die Ceremonie durch den Biſchof von Imola, Ulyſſes Joſeph Gozzalini, vollzogen ward (16. Sept. 1714), wobei der Herzog als

---

[1] Vendome ſoll ihm auch die Pfarre zu Anet angeboten haben. Sie ſei aber für Alberoni zu unbedeutend geweſen, und ſo habe dieſer aus der Noth eine Tugend gemacht und erklärt, er könne ſich von ſeinem Gönner nicht trennen.

[2] S. den vorhergehenden Aufſatz.

---

[1]) Geb. 25. Oct. 1692 † 11. Juli 1766.

---

[1] Dieſer ging aber keinesweges ſelbſt nach Parma, wie in der Vie du Duc de Ripperda und ähnlichen Werken ſteht.

[2] Nach Andern am Vorabend.

[3] Man ſoll ihm die Wahl zwiſchen Leben und Tod geſtellt haben. Er ſolle leben und eine gute Belohnung erhalten, wenn er ſich dazu verſtehe, erſt nach 24 Stunden anzukommen. Andern Falls müſſe er ſterben. Der Mann ließ ſich einſchüchtern und verſchwand. Mit Unrecht aber wird dem Alberoni auch dieſes Manœuvre zugeſchrieben.

Scheingemahl fungirte. Die Orſini mußte ihren Aerger verbergen, da der König ſelbſt die größte Freude bezeigte.

Die neue Königin ſchiffte ſich zu Seſtri ein, landete zu Genua, reiſte durch Frankreich, brachte zwei Tage bei der Witwe des letzten Königs von Spanien aus dem öſterreichiſchen Hauſe zu, durch die ſie ſchwerlich für die Orſini eingenommen ward, entließ an der Grenze alle ihre Begleiter, mit Ausnahme der Marquiſe von Piombino, ſie mit ſpaniſchem Gefolge vertauſchend, und traf zu Pampelona den Alberoni, dem ſie das Grafendiplom und die Ernennung zum parmeſaniſchen Geſandten in Madrid überbrachte. Auf der langſamen Reiſe ſoll ſie einen vertrauten Brief von ihrem Gemahl erhalten haben, der ſie anwies, die Orſini zu entlaſſen, die Ausführung ihrer eignen Klugheit überließ und nur möglichſte Raſchheit empfahl; denn wenn ſie ſich nur zwei Stunden mit der Prinzeſſin unterhalte, ſo werde ſie von dieſer gewonnen werden. Alberoni war keineswegs der Rathgeber dabei, wie man oft geſagt hat; er machte vielmehr Gegenvorſtellungen, die aber durch Mittheilung des königlichen Befehls beſchwichtigt wurden. Die Art und Weiſe, wie ſich die junge Königin ihres, ihr gewiß ſelbſt ſehr willkommenen Auftrags entledigte, iſt in der Schilderung der Prinzeſſin Orſini berichtet worden.

Mit der Prinzeſſin ſtürzte auch das Cabinet, was ſie gehalten. Die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten erhielt, auf Alberoni's Vorſchlag, der Cardinal del Giudice wieder, der jetzt auch zum Gouverneur des Prinzen von Aſturien ernannt wurde. Auf Alberoni's Empfehlung nahm die Königin den Dominik di Guerra, einen Italiener von mittelmäßiger Fähigkeit und servilem Charakter, zum Beichtvater. Ihr ſteter Rathgeber, Günſtling und Vertrauter blieb Alberoni und fügte ſich gern darein, noch einige Zeit Andern den Schein der Macht zu laſſen, deren Weſen er doch beſaß. Er wußte den König zu behandeln und er hatte das ganze Ohr der Königin. Dieſe aber beherrſchte den König vollſtändig. Sie beherrſchte ihn, wie alle klugen Weiber ihre Männer beherrſchen, ohne es ihn merken zu laſſen. Sie war unermüdlich in ihren Aufmerkſamkeiten, widerſprach ihm niemals, lobte, was ihm gefiel, und verwarf, was ihm nicht behagte, bewachte liſtig und geſpannt jede Regung ſeines Gemüths und wußte ihn ſtets nach ihren Abſichten zu lenken. Sie beſtärkte ſeinen Widerwillen gegen Geſellſchaft; ſie theilte ſein einziges und geliebtes Vergnügen: die Jagd; ſie beſtand ein fortwährendes Tete=à=Tete mit einem trübſinnigen und ungeſelligen Gatten, ohne Ueberdruß oder Ermüdung zu verrathen, und belebte die Langeweile des Zwanges, der Einſamkeit und der Etikette mit einem unerſchöpflichen Fond von Heiterkeit und guter Laune. So erwarb und befeſtigte ſie eine Gewalt, welche keine Zeit und kein Schickſal erſchüttern konnte, und war bis zur letzten Stunde ſeiner Regierung der wahre Souverain von Spanien [1].

Leider war der leitende Gedanke ihres politiſchen Strebens kein auf die wahren Intereſſen Spaniens gerichteter, wenn er auch theilweiſe mit ſpaniſchen Vorurtheilen zuſammenhing. Von der erſten Gemahlin Philipp's lebten zwei Söhne, Ludwig und Ferdinand, denen zunächſt die ſpaniſche Krone beſtimmt ſchien [2]. Eliſabeth ſelbſt aber ward am 20. Jan. 1716 von einem Prinzen, Karl, entbunden und hoffte mit Grund noch auf eine zahlreiche weitere Nachkommenſchaft. Dieſer auch eine Verſorgung in Land und Leuten zu verſchaffen, ward nun das unausgeſetzte Ziel ihres Strebens, und es bot ſich ihr dafür theils eine fernere Ausſicht: die Rückkehr ihres Gemahls zur franzöſiſchen Succeſſion, von der ihn, ſeit das franzöſiſche Königshaus durch den Tod ſo unerwartet gelichtet worden, nur ein ſchwächlicher Knabe und ſeine Verzichtleiſtung trennte, welche man franzöſiſcher Seits ſtets als ungiltig betrachtet hatte; theils eine nähere: ihre eventuellen Anſprüche auf Parma, Piacenza und Toskana, deren Thronen Erledigung bevorſtand; endlich eine mögliche in der Thatſache, daß die bis vor kurzem mit Spanien vereinigten Länder Neapel und Sicilien vielleicht den Händen Oeſterreichs und Savoyens wieder entwunden werden könnten. In dem erſten Gedanken traf ſie mit den geheimen Wünſchen ihres Gemahls zuſammen, deſſen Trübſinn doch einen letzten Grund in dem Vorzuge hatte, den er Frankreich vor Spanien gab.

---

[1] Coxe a. a. O.

[2] Ludwig (geb. 25. Auguſt 1707) übernahm die Regierung bei Lebzeiten ſeines Vaters am 15. Jan. 1724, † aber ſchon am

Zuerſt ergriff Alberoni die Partie, eine Ausſöhnung und Annäherung zwiſchen Spanien und den Seemächten, in deren Händen ſo vielfach die Entſcheidung lag, zu vermitteln, und bald erfuhren die Geſandten Englands und Hollands, denen das franzöſiſch geſinnte Miniſterium nichts als Schwierigkeiten entgegengeſtellt hatte, durch Vermittelung Alberoni's, der ſich ihnen, ohne amtliche Stellung, als der eigentliche Vertraute des Monarchen kundthat, die erwünſchteſte Förderung bei

---

6. Sept. deſſelben Jahres, worauf Philipp V. die Regierung ſelbſt wieder antrat. Ferdinand, geb. 23. Sept. 1713, ſuccedirte ſeinem Vater am 9. Juli 1746 und ſtarb erblos am 10. Auguſt 1759.

ihren Unterhandlungen über Handelsverträge. Während man bis dahin die Sache des Prätendenten unterſtützt hatte, ließ man ihn jetzt gänzlich fallen, verpflichtete ſich ſogar in einem förmlichen Staatsvertrage, ihm und ſeinen Anhängern keinerlei Beiſtand zu leiſten, und trug durch Veröffentlichung dieſer Urkunde weſentlich zur Decreditirung der ganzen Sache bei. Die ganze Verhandlung ward dem Alberoni noch dadurch erleichtert, daß der engliſche Geſandte, Stanhope, ihm von der Zeit her bekannt war, wo derſelbe als Gefangener in Saragoſſa geweſen war, während Alberoni noch im Gefolge Vendome's lebte, und daß der holländiſche Geſandte, **Baron von Ripperda**, wie wir weiterhin ſehen werden, ſchon damals damit umging, ſich in Spanien feſten Fuß zu ſchaffen. Der Cardinal del Giudice verlor ſein Portefeuille und ging misnuthig nach Rom, und Alberoni wartete nur noch auf den Cardinalshut, um ſelbſt an die Spitze des Miniſteriums zu treten. Ein franzöſiſcher Agent, welcher ehedem viel Einfluß auf Philipp gehabt, aber durch die Orſini verdrängt worden war, Louville [1]), ward, als der Regent ihn an den König ſchickte, nicht angenommen.

---

[1]) Der ordentliche Geſandte Frankreichs war der Herzog von St. Aignan. Louville erſchien aber mit Privatbeglaubigungsſchreiben an den König und zugleich mit Empfehlungsbriefen an Alberoni. Sowie er ankam, erhielt er von dem Staatsſecretair Grimaldo ein Schreiben, worin ihm das Misfallen und Erſtaunen des Königs ausgedrückt wurde, daß er ſich herausnehme, an einen Hof zurückzukehren, von dem er verwieſen worden, und ſeine ſofortige Wiederabreiſe verlangt ward. Während er über dieſe unerwartete Botſchaft betroffen war, beſuchte ihn Alberoni ſelbſt, überſchüttete ihn mit Beileidsbezeigungen, beklagte ſeinen eignen Mangel an hinreichendem Einfluß und wendete alle ſeine Geſchicklichkeit an, ſeine Inſtructionen zu erkunden. Als Louville ſeine Vollmachten zeigte und eine Audienz begehrte, ſchritt der heuchleriſche Italiener, ſcheinbar in höchſter Bewegung, durch das Zimmer mit dem Ausrufe: „Das iſt ein

Deſſenungeachtet mußten Philipp und Alberoni bald die bittre Erfahrung machen, daß die Seemächte ſich keineswegs zu Werkzeugen ſpaniſcher Vergrößerung hergeben, daß ſie keinen europäiſchen Krieg riskiren wollten, daß ihnen an dem guten Einvernehmen mit Frankreich und Oeſterreich mehr gelegen war, als an allem, was ihnen Spanien in Ausſicht ſtellen konnte. Auf die erſten Vorzeichen, daß die ſpaniſchen Pläne einen Krieg in Italien erzeugen könnten, näherten ſich England und Frankreich und beſchloſſen eine Allianz, der auch Holland beitreten ſollte und die auf beſtimmte Ausgleichungsvorſchläge baſirt war, deren Annahme man von Oeſterreich und Spanien verlangen wollte. Den Bemühungen des ſpaniſchen Geſandten im Haag, Beretti Landi, gelang es nur bis zu Anfang des Jahres 1717 den Beitritt Hollands zu der Tripleallianz zu verzögern. Die Anerbietungen, die man Spanien machte, daß man nämlich dem Infanten Don Carlos die Erbfolge in Toskana, Parma und Piacenza zuſichern wolle, genügten dem Könige nicht und ſo ſah Alberoni, daß alle ſeine Bemühungen, den Ausbruch des Krieges zu verhüten, fruchtlos ſeien und daß er ihn ohne Alliirten werde führen müſſen.

Sobald ihm dies klar war, wirkte er wenigſtens mit ganzem Eifer für tüchtige Rüſtungen. Einen Vorwand zu dieſen, ſowie zugleich das Verſprechen eines Cardi-

---

furchtbarer Hof! die Leute glauben, daß ich Macht habe, aber ich habe keine!“ Alle Vorſtellungen waren umſonſt; man zwang zwar Louville nicht zur Abreiſe, aber er erhielt keine Audienz und man that ſolche Schritte in Paris, daß ſeine Zurückberufung unvermeidlich war. — So leicht und unbedingt Philipp V. ſich fremden Einflüſſen unterwarf, ſo leicht ſcheint er ſich auch von ſeinen Günſtlingen getrennt und den einmal Entfernten für immer aufgegeben zu haben.

nalshutes, hatte er ſich ſchon ſeit einiger Zeit durch Unterſtützung der Venetianer bei ihrem Kampfe gegen die Türken erkauft. Daß ihm der verſprochene Cardinalshut wirklich zu Theil werde [1]), erzwang er dadurch, daß er dem päpſtlichen Nuntius, der nach langer Spannung zwiſchen Spanien und dem heiligen Stuhle jetzt wieder das katholiſche Königreich beglücken ſollte und bereits bis Perpignan gelangt war, ein Halt! zuſendete und in Rom bedeuten ließ, die Zulaſſung des Nuntius könne erſt erfolgen, wenn Alberoni Cardinal ſei; man rüſte übrigens nicht gegen den Kaiſer und werde den Krieg gegen die Ungläubigen fortſetzen. Jetzt gab der Papſt nach; Alberoni ward Cardinal und die ſpaniſche Expedition ging von Barcelona ab und überfiel Sardinien, wo der Marquis von Leede am 22. Aug. 1717 landete, was in kurzer Zeit unterworfen ward und von wo man nach Sicilien überging.

Zum Schutze dieſer Unternehmungen ſetzte nun Alberoni halb Europa in Bewegung, vereinigte die widerſprechendſten Entwürfe, verband ſich mit allen Projectmachern, ſuchte überall Gährungen, Zwieſpalt, unbeſtimmte Hoffnungen zu entzünden, kurz allgemeine Verwirrung anzuſtiften. Er ſtellte den Savoyern die Erwerbung von Mailand in Ausſicht, wofür ſie gern Sicilien aufgaben, was ihnen der utrechter Friede zugeſprochen hatte. Er beförderte die jakobitiſchen Complote und foderte Karl **XII.**, zwiſchen dem und ſeinem vieljährigen Feinde Peter I. er durch den Grafen Görtz eine Verſöhnung bewerkſtelligt hatte, auf, mit ſchwediſchen und ruſſiſchen Truppen in England zu landen. Er ſchürte den Kampf der Türken gegen Oeſterreich und Venedig an und ſchickte Rakozy[1]) nach Konſtantinopel, um vielleicht neue Gährungen in Ungarn zu entzünden. In Frankreich wiegelte er auf der einen Seite die Hugenotten auf, während er auf der andern ſich mit der Jeſuitenpartei zu einer Verſchwörung gegen den Regenten verband. Dabei war ihm weder an dem Hauſe Hannover, noch an dem Hauſe Stuart, weder an Schweden, noch an Dänemark, an Ungarn, oder der Pforte, an Hugenotten oder Jeſuiten etwas gelegen, ſondern er wollte hauptſächlich Unruhe und Verwirrung erregen, um unter deren Schutz vielleicht etwas Großes, vielleicht Vieles, im unglücklichſten Falle wenigſtens etwas, gleichviel was, zu erlangen. Freilich ſetzte er ſich in Gefahr, gar nichts, oder doch viel weniger zu erwirken, als er erreicht haben würde, hätte er dieſelbe Kraft auf einen und zwar einen natürlichen und richtigen Punkt gewendet.

---

[1]) Lange Zeit hielt ihn der Papſt damit hin und er ließ deshalb in Rom das Diſtichon anſchlagen:

Promittis, promissa negas, deflesque negata.
Te, tribus his junctis, quis negat esse Petrum?
(Du verſprichſt, das Verſprochne verläugneſt Du, weinſt ob des Läugnens;
Niemand, wo all dies ſich eint, läugnet, daß Petrus Du biſt.)

Daß er ihm überlegene Kräfte herausgefodert, mußte er zunächſt an England erfahren. Oeſterreich hatte ſich den Vorſchlägen der Seemächte und Frankreichs angeſchloſſen, während Spanien ſich zu weigern fortfuhr. Da ſegelte eine engliſche Flotte, unter Admiral Byng, nach dem Mittelmeer ab, und als ſie auf der Höhe des Cap St. Vincent war, ließ der Admiral dem britiſchen Geſandten ſeine Ankunft zu wiſſen thun und erſuchte ihn, Sr. katholiſche Majeſtät zu benachrichtigen, daß er beauftragt ſei, alle Maßregeln zu unterſtützen, die zu einer Ausgleichung der Differenzen zwiſchen dem König von Spanien und dem Kaiſer führen könnten, daß er aber, falls Se. katholiſche Majeſtät die Vermittelung nicht annähme, Befehl habe, die Neutralität Italiens aufrecht zu erhalten und die Gebiete des Kaiſers zu vertheidigen. In einer Unterredung mit dem Cardinal Alberoni brachte der britiſche Geſandte, nachdem er kräftige Vorſtellungen für den Frieden gemacht, zur nachdrücklichen Unterſtützung derſelben das Schreiben des Admirals vor. Alberoni antwortete unwillig: „Mein Gebieter wird allen Gefahren Trotz bieten, und ſich lieber aus Spanien vertreiben laſſen, als ſeine Truppen zurückrufen, oder in einen Waffenſtillſtand willigen. Die Spanier laſſen ſich nicht einſchüchtern, und ich habe zuviel Vertrauen zu der Tapferkeit unſrer Flotte, als daß ich, für den Fall, daß Ihr Admiral ſie anzugreifen für gut finden ſollte, über den Ausgang in Sorge ſein würde.“ Der Geſandte antwortete hierauf lediglich durch Vorlegung einer Liſte der britiſchen Flotte, die er mit der der ſpaniſchen zu vergleichen bat. Die kränkende Kälte, womit dieſe Notiz gegeben ward, erregte den Zorn des Cardinals. Er raffte die Liſte an ſich, riß ſie in Stücken und trat ſie mit Füßen. Auf alle weitere Vorſtellungen antwortete er mürriſch: „Ich werde Ihre Botſchaft dem Könige mittheilen und Sie in zwei Tagen von der Entſchließung Sr. Majeſtät benachrichtigen.“ Indeß, wahrſcheinlich um der ſpaniſchen Flotte Zeit zu gewinnen, die ſie benutzen konnte, eine Zuflucht in Malta zu ſuchen, verzögerte er die Erfüllung ſeines Verſprechens um neun Tage, worauf er das Schreiben des Admirals mit folgendem kurzen Poſtſcript zurückſchickte: „Se. katholiſche Majeſtät hat mir die Ehre erzeigt, mir zu ſagen, daß der Ritter Byng die Befehle ausführen möge, die er von dem Könige, ſeinem Gebieter, erhalten hat.“ Dies war vom 15. Juli datirt und am 11. Auguſt (1718) ereilte Admiral Byng die ſpaniſche Flotte am Cap Paſſaro und ſchlug ſie ſo gänzlich, daß nur vier Linienſchiffe und ſechs Fregatten entkamen, die übrigen theils genommen, theils zerſtört wurden, theils ſcheiterten[1]. Der ſpaniſche Admiral Caſtanietta ward ſelbſt, nach verzweifeltem Widerſtande und gefährlicher Verwundung, gefangen genommen.

---

[1]) Görtz und Rakozy behalten wir uns für künftige Darſtellungen vor.

Noch empfindlicher ſollte ſich an Alberoni die Art und Weiſe rächen, wie er die franzöſiſche Regierung durch die Cellamareverſchwörung herausgefodert hatte.

Ludwig XIV. hatte zwei Dauphins, ſeinen älteſten Sohn und Enkel, vor ſich in das Grab ſteigen ſehen, und bei ſeinem Tode (1. Sept. 1715) beſtand ſeine eheliche männliche Nachkommenſchaft nur in ſeinem fünfjährigen Urenkel Ludwig (geb. 15. Febr. 1710) und in deſſen Oheim, ſeinem Enkel, Philipp V. von Spanien, der auf alle franzöſiſche Succeſſion verzichtet hatte. Auch die Mutter des nunmehrigen Thronerben war bereits geſtorben und ſo vereinigte ſich alles dafür, die Regentſchaft des Reichs während der Minderjährigkeit Ludwig's XV. dem nächſten volljährigen Agnaten, dem Herzoge von Orleans, zuzuſprechen. Philipp II., Herzog von Orleans (geb. 4. Auguſt 1674, † 2. Dec. 1723), der Brudersſohn Ludwig's XIV., der Sohn Philipp's I. von Orleans und jener braven, geſcheiten und kräftigen Eliſabeth Charlotte von der Pfalz (geb. zu Heidelberg 27. Mai 1652, † zu St. Cloud 8. Dec. 1722), war ein ſehr begabter Menſch, tapfer und klug und von mildem, edelmüthigem Weſen, aber durch die Unthätigkeit, zu der ihn Ludwig XIV. ſpäter verurtheilte, und durch ſchlechte Umgebungen zu wüſtem Leben verleitet worden. Ludwig XIV. ließ ſich in der Schwäche des hohen Alters durch die Maintenon und die Jeſuitenpartei beſtimmen, ſeinen Baſtarden, namentlich dem Herzog von Maine und dem Grafen von Toulouſe, welche beide Söhne der Monteſpan waren, die eventuelle Thronfolgefähigkeit zuzuſprechen, dem Herzog von Orleans aber in ſeinem Teſtamente nur den Vorſitz im Regentſchaftsrathe zuzutheilen, während der Herzog von Maine die Vormundſchaft über das königliche Kind und das Commando der Haustruppen erhalten ſollte. Für dieſes Arrangement waren die Creaturen des Hofes und die unfromme, frömmelnde Jeſuitenpartei. Gegen dasſelbe war der ſtolze Adel des Reichs, waren die beſten Stützen des Landes im Heere, in der Verwaltung und der Gerichtsrobe, war die mit vernünftigem Freiſinn das Bedürfniß tieferer Religioſität und einen rechtlichen Sinn verbindende Janſeniſtenpartei, war im Allgemeinen die öffentliche Meinung des Volks. Am Tage nach Ludwig's Tode ward das Teſtament im Parlamente umgeſtoßen und dem Herzog von Orleans die unumſchränkte Staatsgewalt als Regenten im Namen des Königs Ludwig XV. und während der Minderjährigkeit deſſelben zugeſprochen.

---

[1] Georg Byng (geb. 1663 † 28. Jan. 1730) ward zum Lohne 1721 Peer (Viscount Torrington) und erſter Lord der Admiralität. Es war ſein nicht minder tüchtiger Sohn, John Byng, welcher 1757 durch einen ungerechten Tod die Misgriffe des Miniſteriums büßte. — Es hatte übrigens ein Project beſtanden, den ältern Byng und ſeine Untergebenen zu beſtechen, daß ſie ſich mit der ſpaniſchen Flotte vereinigten und für den Prätendenten erklärten. Der Träger dieſes Planes war Cammock, wahrſcheinlich derſelbe, der in jener Seeſchlacht die einzige Abtheilung der ſpaniſchen Flotte befehligte, die davonkam.

Die erſten Maßregeln der Regentſchaft waren freiſinnig und populair und es trat ein ſchon lange vorbereiteter, aber künſtlich niedergehaltener Umſchwung in dem ganzen franzöſiſchen Leben überraſchend hervor. Indeß trat doch nichts weniger als ein Regiment der Tugend und Weisheit ein; namentlich in der inneren Verwaltung ward eine Politik des Augenblicks befolgt, die auch manchen gewagten Schritt that; Regierung und Volk geriethen in mancherlei Extreme; und der erſteren fehlte die Stütze moraliſcher Achtung, die ihr weder Charakter und Wandel des Regenten, noch ſein feiler und liederlicher Rathgeber, der Cardinal Dubois [1]) erwerben konnte[1]). Dies veranlaßte manche Unzufriedenheiten, welche zwar den urſprünglichen Gegnern der Regierung nicht zum Mittel des Umſturzes derſelben werden konnten, aber ihnen wenigſtens Anlaß zu einem Verſuche dazu wurden. Die Zeit war nicht zu einer Revolution, zur Noth aber doch zu einer Verſchwörung reif.

---

[1]) **Wilhelm Dubois**, Sohn eines Apothekers, geb. 1656 zu Brive-la-Gaillarde in der Auvergne, Lehrer des Regenten, ſpäter bei der Geſandtſchaft in London, dann im Rathe der Orleans, 1715 Staatsrath, unterhandelt 1716—17 die Tripleallianz in London und im Haag, 24. Sept. 1718 Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, 1720 Erzbiſchof von Cambrai, 1721 Cardinal, 22. Aug. 1722 Premierminiſter, † 10. Aug. 1723. Bei ſeinen auswärtigen Miſſionen ſchickte er ſtets doppelte Depeſchen, die eine für das Departement, die andere für den Regenten. Letztere enthielt den wahren Stand der Sache und war in Chiffren, zu denen nur Dubois' Bruder den Schlüſſel hatte. Als der Regent ihn zum Premierminiſter ernannt hatte, fragte er bei einem vertrauten Souper: „was ſagt man dazu, daß ich Dubois gleichzeitig zum Cardinal und zum Premierminiſter gemacht habe?“ Alles ſchwieg; endlich ſagte der Graf de Nocé: „Paris wundert ſich keineswegs darüber; man zweifelt auch gar nicht, daß Sie ihn zum Papſt machen könnten, wenn Sie darauf ausgingen; aber trotz Ihrer Macht wettet ganz Frankreich gegen Sie, daß Sie ihn nicht zum ehrlichen Manne machen können.“ Der Prinz lachte, aber des anderen Tages ließ der Cardinal einen Befehl ausfertigen, der den Grafen de Nocé, den Führer der Roués, ins Exil ſchickte. Der Regent ſelbſt mochte der Ehrlichkeit ſeines Miniſters nicht viel zutrauen. Denn als ihn Dubois, in Nachahmung Mazarin's, zum Univerſalerben ſeines ungeheuren Vermögens ernannt hatte, ſchlug er es aus und nahm nur ein Goldſervice aus der Verlaſſenſchaft an. Geſchickt war Dubois und wußte auch das wahre Verdienſt ſeiner Unterbeamten zu benutzen und zu ehren. So namentlich an dem trefflichen Pecquet (geb. 1662 † 1729). Aber er war ganz ohne Sinn für Ehre und Sittlichkeit. Vergl. Flaſſan, Th. IV.

An der Spitze der Unzufriedenen ſtand der Herzog und die Herzogin von Maine. Der von der Maintenon erzogene Ludwig Auguſt de Bourbon, Herzog von Maine (geb. 30. März 1670 † 14. Mai 1736), war 1673 legitimirt und 1692 mit der Enkelin des großen Condé, Anna Luiſe Benedicte von Bourbon-Condé, vermählt worden. Beide kränkte es vorzüglich, daß nach einem langen, auch in Schriften vielfach verhandelten Streite zwiſchen den legitimen und den legitimirten Prinzen die Erſtern, durch Entſcheidung des Regenten, den Sieg davontrugen. Selbſt die Gemahlin des Regenten, obgleich dem erſten Prinzen von königlichem Geblüte verbunden, legte mehr Werth auf ihre Eigenſchaft als legitimirte Tochter Ludwig's XIV.[2]). Ganz beſonders aber nahm ſich die Herzogin von Maine der Sache an und knüpfte in ihrer Erbitterung Verbindungen mit der Königin von Spanien an. Hier begegnete ſie theils den geheimen Wünſchen Philipp's V. nach der franzöſiſchen Regentſchaft, theils dem Ingrimm der Königin über das Bündniß Frankreichs mit England. Von Seiten des unzufriedenen Adels war es beſonders der Graf von Laval[1]), der ſich den Maines anſchloß, auf deren Schloſſe zu Sceaux die geheimen Zuſammenkünfte der Umtreiber gehalten wurden. War die Herzogin in Paris, ſo wohnte ſie im Arſenal und hierhin ward der ſpaniſche Geſandte, Prinz von Cellamare, oftmals des Nachts durch den Grafen Laval gefahren. (Der Prinz war ſehr dick und ſchlecht zu Fuße.) Der Cardinal von Polignac gehörte gleichfalls der Verbindung an und durch ihn wurde Tournamine, ein ſehr angeſehener Jeſuit, mit ſeinem Anhange herbeigezogen. Aus Anhänglichkeit an den alten Hof trat der Marquis von Pompadour bei und zog ſeinen Schwiegerſohn, den Marquis von Courcillon, mit in die Sache. Von Literaten zog man namentlich den Abbé Brigaut, den man zum Secretair und Archivar des Bundes machte, ſeinen Freund Dumesnil, dann den Kanzler des dem Herzog von Maine gehörigen Fürſtenthums Dombes, Malezieux, mit hinein. Ferner gewann Laval nicht weniger als 22 Stabsoffiziere. In Spanien waren viele franzöſiſche Abenteurer und entlaſſene Offiziere angeworben[2]) und theilweiſe heimlich nach Frankreich ſpedirt worden.

---

[1]) Lemontey, Histoire de la régence; Paris, 1832, 2 Bde.

[2]) Es war dies Maria Francisca de Blois, auch eine Tochter der Montespan, geb. 9. Mai 1677, verm. 18. Febr. 1692, † 1. Febr. 1749. — Der Graf von Toulouſe, der auch von dem Hofe ſehr rückſichtsvoll behandelt wurde, ließ ſich in nichts ein.

Dennoch fühlte man und damit war eigentlich das ganze Unternehmen gerichtet, daß man ohne auswärtige Verbindungen gar nichts hoffen könne. Waren es die alten Traditionen der Fronde, oder weiter zurück der Ligue, war es das Gefühl des gänzlichen eigenen Unvermögens, man erwartete Antrieb, Leitung und Mittel von Spanien, und Alberoni und Cellamare lenkten dieſe Verſchwörung. Nun war es aber gleich ein Hauptunglück, daß Cellamare ein Mann ohne Fähigkeit, Umſicht und Thatkraft war. (Wäre er freilich ein wahrhaft tüchtiger Mann geweſen, ſo würde er — auch nur das Unmögliche der ganzen Sache eingeſehen haben.) Man hatte den Plan, ſich der Perſon des Herzogs von Orleans zu bemächtigen und denſelben nach Spanien abzuführen. Es ſollte dies, mittelſt 300 in Gardes du Corps verkleideter Perſonen, am Vorabende des Weihnachtsfeſtes (1718), während der Mitternachtsmeſſe geſchehen[1]). Dann ſollte Philipp V. zum Regenten erklärt, es ſollte ein Reichstag einberufen und ein Reichsrath beſtellt werden.

---

[1]) Der Regent hatte den Lavals ein altes Privilegium abgeſprochen, vermöge deſſen ſie bei gewiſſen feierlichen Gelegenheiten den Vorrang vor den Herzögen und Großbeamten der Krone behaupteten.
[2]) Darunter findet man auch den berühmten Folard.

Während man ſich mit dieſen kühnen Plänen umhertrug, beſchäftigte man ſich auch mit Ausarbeitung der Erlaſſe, die ſie rechtfertigen ſollten, und der Prinz von Cellamare ließ zahlreiche Abſchriften davon machen, die zur Vertheilung an die Häupter der Verſchwörung beſtimmt waren. Er hätte beſſer gethan, ſie in der geheimen Druckerei drucken zu laſſen, die der Graf von Laval in einem unterirdiſchen Gewölbe ſeines Hauſes hielt. Jedenfalls hätte er ſichre Abſchreiber gebrauchen ſollen, während er ſich an unbekannte Lohnſchreiber wendete. Einer davon, Namens Buvat, zeigte die Sache dem Dubois an und erhielt von ihm den Auftrag, ſich ihr weiter zu widmen, ihn von Allem zu unterrichten, was er erfahre, und wo möglich eine Liſte der Verſchworenen zu entwerfen. Buvat that, was er konnte, und brachte endlich eines Abends die Nachricht, daß er jetzt den ganzen aus 50 Actenſtücken beſtehenden Verſchwörungsplan copirt habe, und daß derſelbe durch den Abbé Portocarrero nach Madrid gebracht werden ſolle. Hierauf ließ Dubois den Abbé zu Poitiers am 2. Dec. 1718 verhaften und ſeine Papiere in Beſchlag nehmen [1]).

---

[1]) Nach Soulavie's Memoiren des Herzogs von Richelieu hätte man ſchon vorher den Herzog im Gehölz von Boulogne aufgreifen wollen, ſich aber in der Perſon geirrt, worauf die bei dieſem Streiche betheiligten Verſchworenen ſich zerſtreut hätten und theilweiſe entflohen wären. Aber auch nachher noch habe man dem Herzog drei Monate lang durch Wildſchützen im Walde von St. Germain auflauern laſſen.

Der Prinz von Cellamare [2]) begab ſich auf dieſe Nachricht, die er zeitig genug erhielt, um die gefährlichſten Papiere vernichten zu können, zu dem Kriegsminiſter Le Blanc, um zu hören, wie die Sache ſtände. Hier aber erklärte ihm der Miniſter mit dürren Worten, daß er Auftrag habe, ſein Hotel in Gegenwart des Abbé Dubois und mehrerer Beamten durchſuchen zu laſſen. Umſonſt berief er ſich auf die geſandtſchaftlichen Vorrechte. Man erklärte ihm, daß er ſich deren unwerth gemacht habe. Er mußte der Durchſuchung und Verſiegelung ſeiner Papiere zuſehen (8. Dec.), wobei er erſt dann in Wuth gerieth und ſich in Sarkasmen gegen Dubois ergoß, den er einen Kuppler nannte, als man an eine Caſſette mit Billetsdoux kam. Er ward darauf in ſeinem Hauſe durch eine Abtheilung Mousquetaires bewacht, zwei Tage darauf aber, nachdem er an das diplomatiſche Corps einen Proteſt erlaſſen, nach Blois gebracht, wo er bis zum 6. März 1719 blieb. Am 9. Dec. wurden die Marquis von Pompadour, von St. Geneß und von Courcillon in die Baſtille gebracht. Am 11. entflohen der Graf d'Adie und der Graf von Magny und kamen glücklich nach Spanien. Der Abbé Brigaut hatte ſich, als Frauenzimmer verkleidet, auch auf die Flucht gemacht, wurde aber erkannt und in die Baſtille geſetzt. Seine Caſſette mit den wichtigſten Papieren hatte er einem ſeiner Freunde, dem Chevalier Dumesnil, zuſtellen laſſen, der die Originalaufſätze über die Verſchwörung verbrannte und deshalb auch in die Baſtille kam. Am 15. wurden der Brigadier der Reiterei Sandrasky und der Huſarenobriſt Serret, nebſt anderen Offizieren, und am 16. wurden zwei Deutſche, worunter ein Schlieben 1), verhaftet. Am 29. ließ man die Herzogin von Maine durch den Herzog von Bethune, ſowie zu Sceaux ihren Gemahl verhaften. Ihre Söhne wurden nach Eu und ihre Töchter in ein Kloſter zu Chaillot gebracht. Ferner verhaftete man den Herzog von Richelieu 2), den Kanzler Malezieux und deſſen Sohn, welcher Generallieutenant der Artillerie war, den Chevalier von Gavandun, die Gräfin und den Abbé Le Camus, den Marquis von Boisdavis, die

---

[1]) Die Vie du Duc de Ripperda hat eine andere, aber irrige Verſion, wonach Portocarrero ſich ſelbſt durch den Eifer verdächtig gemacht, womit er ſein Gepäck zu retten geſucht, als ſein Wagen bei Poitiers umgeworfen worden ſei. Ferner iſt auch erzählt worden, der ſpaniſche Geſandtſchaftsſecretair habe bei einem Freudenmädchen, oder der Stallmeiſter des ſpaniſchen Geſandten habe bei einer Bordellwirthin St. Eime, der Witwe Baron's, Aeußerungen gethan, die von dieſen Perſonen hinterbracht worden. Das kann alles möglich ſein, ohne der im Texte gemachten Angabe Eintrag zu thun. Unbeſtimmte Nachrichten von dem Complot hatte man auch durch den Geſandten in Madrid und durch den engliſchen Hof erhalten.

[2]) Anton Giudice Herzog von Giovenazzo, Prinz von Cellamare, geb. zu Neapel 1657, aus einer genueſiſchen Familie ſtammend, trat ins Militair, kämpfte 1702 tapfer bei Luzara, ward 1707 bei Gaeta gefangen und zu Mailand bis 1712 gefangen gehalten, dann ſpaniſcher Cabinetsminiſter, 1715 Geſandter in Paris, † als Generalcapitain von Altcaſtilien zu Sevilla am 16. Mai 1733.

---

1) Die Herzogin von Orleans nennt ihn auch einmal Graf Schlieben und theilt ein Gedicht mit, was er auf die verwitwete Königin von Spanien gemacht.

2) Den wir uns zu künftiger ausführlicher Beſprechung vorbehalten.

Gräfin von Noyon, die Fräulein von Montauban, die Delaunay, den Grafen von Laval, die Advocaten Bargeton und Daviſard, den Marquis von St. Geniez und zuletzt noch die Marquiſe von Pompadour und ihre Tochter, die Courcillon. Der Cardinal Polignac wurde nach ſeiner Abtei zu Anchin verwieſen. Der Prinz von Conti ſollte auch verhaftet werden, verſchanzte ſich aber in ſeinem Hauſe und drohte, ſich aufs Aeußerſte zu vertheidigen, worauf man ihn in Ruhe ließ. — Im Uebrigen geſchah allen dieſen Verſchworenen weiter nichts, als daß man ſie einige Monate in der Baſtille [1]) hielt, bis ſie nach und nach alle geſtanden hatten und namentlich die Herzogin von Maine dahin gebracht worden war, durch ein vollſtändiges Geſtändniß in einem nur für den Regenten beſtimmten Aufſatze ihre und ihrer Mitverſchworenen Freiheit zu erkaufen. Man wußte, daß dieſe Frondeurs nicht gefährlich waren. Strenger behandelte man eine gleichzeitige, weit weniger erwieſene Bewegung in der Bretagne. Hier fielen vier Häupter und wurden auch ſonſt ſehr ſtrenge Maßregeln getroffen, weil es galt, die Regungen eines männlichen und für alte, echte Freiheit glühenden Volkes niederzuhalten.

Bevor noch der Cardinal Alberoni die Verhaftung Cellamare's erfahren, hatte er dem franzöſiſchen Geſandten, Herzog von St. Aignan [2]), die Weiſung zukommen, laſſen, Madrid binnen 24 Stunden zu verlaſſen, während er gleichzeitig ein Billet an Cellamare ſchrieb, worin er ihn anwies, feſt auf ſeinem Poſten zu beharren, wenn er aber abreiſen müſſe, vorher „das Feuer an alle

---

[1]) Der Herzog von Maine ſaß auf dem Schloſſe Dourlans, ſeine Gemahlin erſt in Dijon, dann in Chalons.

[2]) Geb. 1684, † 1776. Er war von 1729—1741 Geſandter in Rom.

Minen zu legen.“ Als die Nachricht von der Verhaftung des Cellamare eintraf, ſchickte der Cardinal dem Geſandten Leute nach, die ihn zurückbringen ſollten. St. Aignan vermuthete aber ſo etwas und hatte daher, ſogleich nachdem er die Grenzen Navarras erreicht hatte, mit ſeiner Gemahlin Maulthiere beſtiegen und war auf St. Jean-Pied-de-Port zugeritten, während er in ſeiner Carroſſe einen Kammerdiener und eine Kammerfrau ließ, welche angewieſen waren, ſich für den Geſandten und deſſen Gattin auszugeben. Die Equipage wurde richtig eingeholt, ihre Inſaſſen wurden, unter den eifrigſten Proteſtationen über verletztes Völkerrecht, nach Madrid gebracht und — Alberoni ärgerte ſich äußerſt, als er ſich getäuſcht fand. St. Aignan kam ohne Unfall nach Frankreich. Die über alle dieſe Händel zwiſchen den Höfen von Madrid und Verſailles gewechſelten Streitſchriften kann man u. A. in den Causes célèbres du droit des gens des Baron Karl von Martens leſen [1]).

Die ſchlimmſte Folge des mislungenen Attentats war, daß nun Frankreich den Krieg erklärte und den Herzog von Berwick [2]) mit einer Armee nach Spanien ſchickte, welche die entſchiedenſten Erfolge errang. Um dieſelbe Zeit fiel Karl XII. von Schweden, ward die zu Cadiz ausgerüſtete, unter den Befehlen des Herzogs von Ormond[1]) abſegelnde jakobitiſche Expedition durch den Sturm zerſtreut, eroberten die Oeſterreicher, unter dem Grafen von Mercy[2]), faſt das ganze Sicilien wieder, ward der parmeſaniſche Agent, Marquis Scotti, welchen Alberoni nach dem Haag beſtimmt hatte, um eine Vermittelung der Generalſtaaten zu erwirken, in Paris zurückgehalten, und traten die Vereinigten Niederlande vollſtändig in die Politik der Quadrupelallianz ein. Umſonſt verſuchte Alberoni, in der letzten Stunde durch Nachgeben und Unterhandlungen den Sturm zu beſchwören. Es war zu ſpät. Die Mächte verlangten den Sturz Alberoni's. Philipp V. war ſchon etwas pikirt gegen ihn, weil er ihn abgehalten, perſönlich den Verſuch eines Entſatzes von Fuenterabia zu machen. Jetzt ward noch der Beichtvater des Königs, d'Aubenton, um ſo leichter gewonnen, als derſelbe auf Alberoni, der ihn durch einen ſeiner italieniſchen Anhänger, den Pater di Caſtro, hatte erſetzen wollen, grollte. Zwei ſicilianiſche Aebte, welche bei Philipp ſehr in Anſehen ſtanden, Platania und Caraccioli, unterſtützten ſeine Vorſtellungen. Ebenſo Ripperda[3]). Endlich gelang es auch noch dem Lord Peterborough[4]), den Herzog von

---

[1]) (Leipzig und Paris, 1827, 2 Bde.) Th. 1. S. 139 fg. Am Schluſſe findet ſich auch eine pikante Mittheilung über die Verbindung der pariſer Polizei mit den Freudenmädchen.

[2]) Villars hatte das Commando abgelehnt, weil er die in Frankreich ſehr verbreitete, aber falſche Abneigung gegen die auswärtige Politik der Regentſchaft, die gerade ihre beſte Seite war, theilte. Merkwürdig aber, daß Berwick, der natürliche Sohn des Königs Jakob II., gegen die Macht ſtritt, welche ſich der jakobitiſchen Sache noch am Eifrigſten annahm. Jakob Fitz-James, Herzog von Berwick, geb. 1670 von der Arabella Churchill, der Schweſter Marlborough's, wanderte 1688 mit ſeinem Vater aus, ward 1706 Marſchall von Frankreich, war durch Philipp V., um deſſen Thronbeſteigung er durch den Sieg bei Almanza ſich verdient gemacht, zum

---

Herzog von Liria und Xeria ernannt worden, hatte einen Sohn in ſpaniſchen Dienſten und fiel 1734 bei Philippsburg.

[1]) Jakob Butler Herzog von Ormond, geb. zu Dublin 29. April 1665, † zu Avignon 1747.

[2]) Claudius Florimund, Graf von Mercy, ein Lothringer, geb. 1666, fiel 29. Juni 1734 bei Croiſetta.

[3]) Die Vie du Duc de Ripperda ſtellt das in Abrede.

[4]) Welchen merkwürdigen Mann wir uns zu künftiger Darſtellung vorbehalten.

Parma dahin zu beſtimmen, daß er ſeinen Einfluß auf ſeine Nichte verſuche, welche allein den Alberoni noch hielt und ihn allen ſeinen Gegnern zum Trotz gehalten haben dürfte. Derſelbe Marquis Scotti, welchen Alberoni nach dem Haag beſtimmt hatte, erſchien jetzt in Madrid, mit Inſtructionen vom Herzog, vom Regenten und von der engliſchen Regierung und erhielt zur Belebung ſeines Eifers 50,000 Kronen. Laura Pescatori, einſt die Amme der Königin und jetzt ihre erſte Kammerfrau, in demſelben Kirchſpiele mit Alberoni geboren und ihn mit Neid und Misgunſt verfolgend, verſchaffte dem Scotti eine geheime Unterredung mit der Königin, und hier ward Alberoni's Sturz beſiegelt.

Am Abend des 4. Decembers 1719 arbeitete Alberoni mit dem König und hielt eine lange Conferenz mit Scotti. Am folgenden Morgen ging der König nach dem Pardo und hinterließ ein, dem Cardinal durch den Staatsſecretair Marquis Toloſa zu übergebendes Decret, wodurch er aller ſeiner Aemter enthoben und angewieſen wurde, Madrid in acht Tagen, das ſpaniſche Gebiet in drei Wochen zu verlaſſen. Umſonſt verlangte er eine Audienz beim Könige. Ein Schreiben an denſelben, das man ihm endlich verſtattete, blieb fruchtlos. Nur Eine Genugthuung ward ihm. Während die Spanier ihn, ſo lange er in der Gewalt war, gehaßt und geſchmäht hatten, trat ſofort mit ſeinem Sturze ein gänzlicher Umſchwung der Meinung ein. Man erkannte auf einmal, wie viel Großes er für Spanien gewollt und welche dort ſo ſeltene Thatkraft er dafür entfaltet hatte 1). Sein letztes Lever zeigte ein größeres Gedränge

---

1) Er hatte auch in Staatswirthſchaft und Finanzweſen, in Militair und Marine manche Verbeſſerungen bewerkſtelligt, mehr noch beabſichtigt.

von Beſuchenden, als in den Tagen ſeiner höchſten Macht, und die Regierung ward ſo unruhig darüber, daß man ihn noch einen Tag früher abreiſen ließ, als urſprünglich beſtimmt war.

Er verließ Madrid am 12. December und reiſte auf Barcelona. Zu Lerida ward er von einem Beamten eingeholt, der ihm noch einige Papiere abnahm[1]). Vor Barcelona ward er von einer Bande Miquelets angefallen, einer ſeiner Diener und ein Soldat ſeiner Escorte getödtet, ſein Gepäck geplündert; mit Mühe entkam er ſelbſt, zu Fuß und verkleidet, nach Gerona. Er ging nun durch das ſüdliche Frankreich, ſtreng bewacht und von dem Chevalier de Maſſieu geleitet, der ihn auskundſchaften ſollte, aber natürlich nur erfuhr, was der ſchlaue Italiener ihn wiſſen laſſen wollte. Zu Antibes ſchiffte er ſich auf einer ihm von Genua geſchickten Galeere ein und landete zu Seſtri di Levante, in der Abſicht, nach Rom zu gehen. Aber er erhielt hier ein Schreiben von dem päpſtlichen Staatsſecretair, Cardinal Paulucci, worin ihm bei Strafe der Gefangenſetzung unterſagt ward, den Kirchenſtaat zu betreten, und bald darauf kam ein zweites, was ihn mit den kirchlichen Cenſuren bedrohte, wenn er die Einſetzung in ſeinen biſchöflichen Stuhl begehre. Die Zeit der päpſtlichen Rache war gekommen. Auch das ſpaniſche Königspaar bewies königlichen Undank, klagte ihn förmlich bei dem Papſte an und nahm auch den engliſchen Einfluß zu ſeiner Verfolgung in Anſpruch. Der päpſtliche Geſandte in Genua, Cardinal Imperiali, wirkte vom Senate ſeine vorläufige Verhaftung aus und brachte drei Klagepunkte gegen ihn vor: daß er nämlich das aus den Cruzadas und andern kirchlichen Abgaben gewonnene Geld zum Kriege gegen katholiſche Fürſten verwendet habe; daß er, zum großen Nachtheil für Italien und Europa, den Kaiſer in einem Augenblicke bekriegt habe, wo derſelbe in einen Kampf mit den Türken verwickelt geweſen; daß er aus ſelbſtſüchtigen Gründen die Spanier verhindert habe, für die vom Papſte verliehenen Pfründen Bullen nachzuſuchen. Der Senat von Genua beſaß jedoch ſoviel Rechtsgefühl, ſich nicht zum Werkzeug fremder Rache herzugeben, ſetzte Alberoni in Freiheit und begnügte ſich, ihn aus dem genueſiſchen Gebiete zu verweiſen. Während ſeines kurzen Aufenthalts darin hatte er mehrere Schreiben und Actenſtücke veröffentlicht, die zu ſeiner Vertheidigung dienen ſollten [1]). Dies erbitterte den ſpaniſchen Hof nur noch mehr und man drang auf ſeine Abſetzung von der Cardinalswürde, wogegen jedoch die Cardinäle ſelbſt in richtigem Corporationsgeiſte auftraten und ſich begnügten, eine Commiſſion von vier Cardinälen niederzuſetzen, welche die Anklagen gegen ihn prüfen ſollte. Er ſuchte jetzt eine Zuflucht in Parma, erhielt aber keine Antwort. Mit beſſerem Glück wendete er ſich an die Schweiz. Er ſegelte von Seſtri auf einer Feluke nach Spezzia und ſchlug von hier, wie man aus ſeinen Randbemerkungen auf einem in der herzoglichen Bibliothek zu Parma erhaltenen Exemplar des Thomas a Kempis, was ihn auf dieſer Reiſe begleitete, ſehen kann, den Weg über die Apenninen nach dem Modeneſiſchen ein. Dann tauchte er wieder in Lucarno, einer eidgenöſſiſchen Vogtei, auf, und da auch hier ein Verſuch gemacht ward, ſich ſeiner

---

[1]) Die wichtigſten will er doch gerettet haben.

---

[1]) S. La storia del Cardinal Alberoni. Tradotto dallo Spagnuolo. All' Haya, 1720, 4. Geſchichte des Cardinals Julius Alberoni, bis auf deſſen Abſterben. Halle, 1753. 8. Coxe a. a. O.

Perſon zu bemächtigen, ſo ward er in ein ſicheres Alpenſchloß verſetzt.

Nur ein Jahr dauerte ſein Exil; dann gab ihm der Tod ſeines erbitterten Feindes, des Papſtes Clemens XI. († 18. März 1721), die Freiheit wieder. Der madrider Hof verſuchte umſonſt, ihn vom Conclave auszuſchließen. Man ertheilte ihm ein freies Geleit und ſchlug eine Einladung zum Conclave an der Kathedrale von Genua und der Kirche von Seſtri an. Ein genueſiſcher Edler, der Abbé Vielato, gab ihm rechtzeitige Kunde; er verließ ſein Aſyl im tiefſten Geheimniß und erſchien auf einmal im Hauſe eines Freundes bei Bologna. Von da begab er ſich nach Rom, wo ſein Erſcheinen das größte Aufſehen erregte und das Volk ihn mit Beifallsbezeigungen umdrängte. Kälter waren die meiſten Cardinäle; doch gewann er ſie allmälig durch ſein einnehmendes Weſen und der neue Papſt, Innocenz XIII., war ihm gewogen. Die Commiſſion mußte freilich, auf Andrängen Spaniens und Frankreichs, in ihrem Verfahren gegen ihn fortfahren, was einen neuen Schriftenwechſel veranlaßte. Sie begnügte ſich aber, ihn zu einem dreijährigen Aufenthalt in einem Kloſter zu verurtheilen, und der Papſt ſetzte dieſe Zeit auf ein Jahr herab. Endlich ward er völlig freigeſprochen und feierlich mit dem Purpur bekleidet. Nach Innocenz' Tode half er Benedict XIII.[1] wählen, der ihn dafür zum Biſchof von Malaga weihte und ihm die gewöhnliche Penſion der Cardinäle anwies. Der Cardinal Polignac[2], einſt ſein Genoſſe in der Cellamareverſchwörung und von 1725—1732 franzöſiſcher Geſandter in Rom, verſchaffte ihm von der franzöſiſchen Regierung erſt ein Geſchenk von 10,000 Kronen, dann eine Penſion von 12,000 Livres, ſuchte ihm auch, nach dem Tode des Cardinal Aquaviva, den ſpaniſchen Geſandtſchaftspoſten in Rom und die damit verbundenen jährlichen 14,000 Kronen als eine Entſchädigung dafür zu verſchaffen, daß ihm ſein Einkommen aus dem Bisthum Malaga, trotz wiederholter päpſtlicher Verwendung, entzogen blieb. Aber theils der engliſche Einfluß, theils der fortdauernde Groll des ſpaniſchen Hofes gegen Alberoni, dem die ihm einſt ſo gewogene Königin jetzt noch ſeine finanzielle Sparſamkeit vorwarf; vereitelten auf dieſer Seite alle Ausſicht.

---

[1] Dieſer Papſt war ein Orſini, welche Familie ſomit glühende Kohlen auf Alberoni's Haupt häufte.

[2] Melchior von Polignac, geb. zu Puy-en-Velay 11. Oct. 1661, 1693 Geſandter in Warſchau, 1706 in Rom, 1713 in Utrecht, Cardinal, 1726 Erzbiſchof von Auch, † 20. Nov. 1741.

Als jedoch der Infant Don Carlos [1] die Herzogthümer Parma und Piacenza in Beſitz genommen hatte, empfing er (1732) Alberoni gnädig und verſtattete ihm, ſich in ſeiner Vaterſtadt Piacenza niederzulaſſen, wo er ein Seminar gründete. 1735 wurde er zum Vicelegaten der Romagna ernannt, wo er die Moore von Ravenna austrocknete, die Flüſſe Ronco und Moncone in ihre Betten ſchloß und eine Menge Ableitungscanäle baute. Verfehlt dagegen in jeder Beziehung war ſein Verſuch (1739), die kleine Republik San Marino ihrer Freiheit zu berauben. Bei der Belagerung von Piacenza (1746) ſchildert ein franzöſiſcher Offizier den mehr als 80jährigen Greis als immer noch äußerſt munter, raſtlos und geiſteskräftig, und erwähnt zugleich die tiefe Verehrung, die ihm die ſpaniſchen Truppen bewieſen.

---

[1] 1734 König von Neapel und Sicilien, 1759 als Karl III. König von Spanien.

Er ſtarb zu Rom am 26. Juni 1752 und hat ſonach Philipp V. noch um faſt ſechs Jahre überlebt. Sein Haupterbe wurde ein Vetter, Cäſar Alberoni.

Doch kehren wir zu Spanien und ſeiner Politik zurück. Am 5. December 1719 ſtürzte Alberoni und am 26. Januar 1720 trat Spanien den Vorſchlägen der Quadrupelallianz bei. Hiernach ſollten ſich Karl VI. und Philipp V. gegenſeitig in ihren Würden und Beſitzungen anerkennen. Sicilien ſollte an Oeſterreich, Sardinien an Savoyen kommen, dem Don Carlos die Erbfolge in Toskana, Parma und Piacenza zugeſichert werden. Indeß noch hatten Oeſterreich und Spanien mancherlei Zwiſte über Titel, Formalitäten und Ehrenpunkte; Zwiſte, die nicht Gründe, ſondern Vorwand des Streites waren. Ebenſo war mancherlei Zwieſpalt über Parma und Piacenza, über welche ſowol das Reich, als der Papſt die lehensherrlichen Rechte in Anſpruch nahmen. Spanien wollte Mantua, Mirandola, Montferrat und Sabionetta den rechtmäßigen Herren zurückgegeben wiſſen. Die Seemächte proteſtirten gegen die oſtindiſche Handelsgeſellſchaft in Oſtende, mit deren Errichtung Karl VI. umging. Dieſer aber mühte ſich um die Anerkennung ſeiner pragmatiſchen Sanction. Das alles ſollte auf dem Congreſſe zu Cambrai verhandelt werden, der lange angekündigt, endlich im April 1724 eröffnet wurde. Er wurde von Oeſterreich, Frankreich, Spanien, England, Sardinien, dem Papſt, Venedig, Toskana, Genua, Lothringen, Parma beſchickt, brachte aber in länger als Jahresfriſt auch gar nichts zu Stande, da die vermittelnden Mächte es keinem Theile recht machten und die Dinge, welche die Streitenden hätten beſchwichtigen mögen, gar nicht zur Sprache kamen.

Da fand der Baron von Ripperda einen kürzeren und ſchnelleren Weg. Johann Wilhelm Baron von Ripperda ſtammte aus einem alten in Oſtfriesland [1]), dem Stift Minden und den nördlichen Niederlanden begüterten Geſchlechte, war 1680 geboren und anfangs bei den Jeſuiten in Köln, nach Andern in Brabant, erzogen worden. Er trat aber zur reformirten Kirche über. Gründe und Hergang dieſes Uebertritts werden verſchieden angegeben. Gewöhnlich heißt es, es ſei geſchehen, um ein proteſtantiſches Fräulein heirathen zu können. Nach Andern war ſchon ſein Vater, nachdem er die Herrſchaft Roolgeeſt in der Provinz Gröningen gekauft, reformirt worden und hatte ſeine Familie mit hinübergeführt. Wieder Andere wollen, daß er ſelbſt erſt übergetreten ſei, um in den ſtändiſchen Angelegenheiten und ſonſt eine Rolle ſpielen zu können. War das der Grund, ſo wurde er allerdings erreicht. Ripperda ward Obriſt in holländiſchen Dienſten, in welcher Eigenſchaft er im Laufe des ſpaniſchen Erbfolgekrieges auch dem Prinzen Eugen bekannt ward, nahm an den Verhandlungen der Stände der Provinz Gröningen einen einflußreichen Antheil, und ſetzte ſich auch bei den Generalſtaaten in ſo gutes Anſehen, daß dieſe ihn nach dem utrechter Frieden mit Unterhandlung eines Handelsvertrages mit Spanien beauftragten. Der ſpaniſche Boden ſagte ihm aber viel beſſer zu, als der holländiſche. In den nüchternen, gemeſſenen, mit tauſend Schranken und Gegengewichten durchzogenen und ſchon damals die Vorſicht zur oberſten Richtſchnur ihrer Politik nehmenden bataviſchen Niederlanden war für einen Mann von ſeinem brennenden Ehrgeiz, ſeinem eiteln

---

[1]) Hier beſaßen ſie bis 1680 das Städtchen Pattkum.

Wohlgefallen an Glanz, Aufwand und hohen Verbindungen, ſeinem Sinn für Intriguen und abenteuerliche Entwürfe weit weniger zu machen, als in Spanien. Es gelang ihm, ſich ſowol bei dem Cardinal del Giudice, ſo lange dieſer Miniſter war, als bei dem mächtigeren Alberoni in guten Credit zu ſetzen, und als er erſt Geneigtheit gezeigt hatte, ſich wieder zu ſeiner alten Religion zurückbekehren zu laſſen, erlangte er auch geheimen Zutritt zur Königin und die Gewogenheit des Königs. Als er nach Holland zurückreiſte, um von ſeiner Sendung Rechenſchaft zu geben, ward es nicht blos in Spanien, ſondern in Holland ſelbſt ſchon vermuthet, daß er damit umgehe, ſich nach Spanien überzuſiedeln, und bald nachdem er nach Madrid zurückgekehrt war, trat er in der That zum katholiſchen Glauben wieder zurück und fixirte ſich in Spanien. Längere Zeit ſchien es jedoch nicht, als wenn er ſich durch dieſen Schritt eine beſonders glänzende Stellung geſichert hätte. Er wurde von Alberoni zu mancherlei Arbeiten, beſonders im nationalökonomiſchen und finanziellen Fache, benutzt; man übertrug ihm die Anlegung einer großen königlichen Tuchmanufactur und er machte Reiſen nach Frankreich und Holland, um Arbeiter dafür anzuwerben; aber auf die großen politiſchen Fragen erlangte er keinen Einfluß und Alberoni ſcheint ihn, auch bei höflichen Formen und einer Scheinvertrautheit, immer mit Mistrauen betrachtet zu haben, wenn auch die Angabe, die man öfters findet, Alberoni habe ihn erſt in den ſpaniſchen Dienſt gezogen und dann aus Eiferſucht geſtürzt, nach beiden Seiten hin incorrect iſt. Gerade erſt nach Alberoni's Sturze zog er ſich auf ſein Landgut bei Segovia zurück und erſchien nur ſelten bei Hofe.

Indeß der misliche Gang der Verhandlungen des

Congreſſes gab ihm doch Gelegenheit, einen Gedanken geltend zu machen, der ihn auf einmal auf die höchſte Stufe des Glanzes und der Macht hob. Wir ſtimmen der gewöhnlichen Annahme bei, daß der Gedanke von ihm aus an den ſpaniſchen Hof gebracht worden ſei und nicht, wie von ſeinen Freunden verſichert worden iſt [1]), von dem Hofe ſelbſtändig erfaßt worden ſei und ihn ſelbſt überraſcht habe. Jedenfalls mag er den Gedanken durch kühne Hoffnungen, die er in der Königin nährte, in jeder Weiſe gefördert haben. Wenn er übrigens die Penſion, die er vom wiener Hofe bezogen hat [2]), ſchon vor ſeiner Miſſion erhalten hätte, ſo möchte der erſte Urſprung des Gedankens gar nicht in Spanien, ſondern in Wien zu ſuchen ſein. Der Gedanke ſelbſt aber war der der Verſöhnung Oeſterreichs und Spaniens, der wirklichen, durch gegenſeitige eigne Verſtändigung bewirkten, nicht von fremden Vermittlern aufgedrungenen Verſöhnung. Der Gedanke war natürlich, denn Oeſterreich und Spanien haben an ſich keine collidirenden, wohl aber manche gemeinſame Intereſſen, und wenn auch in damaliger Zeit, wo Spanien noch Einfluß und Beſitz in Italien erſtrebte, eine Colliſion denkbar war, ſo ließ ſich dieſe doch beſeitigen, wenn man ſich darein fügte, ſich, wie in früherer Zeit, in dieſen Einfluß zu theilen, und gemeinſam die Franzoſen von Italien ausſchloß. Indeß mancherlei alter, perſönlicher Groll ſtand noch entgegen.

Im November 1724 wurde Ripperda im tiefſten Geheimniß nach Wien entſendet, wo er unter dem Namen eines Barons von Pfaffenberg auftrat und eine beſcheidene Wohnung in einer Vorſtadt bezog. Lange Zeit unterhandelte er nur mit dem Kaiſer perſönlich, zu dem er durch Hinterthüren und Geheimtreppen im ſtrengſten Incognito eingeführt wurde, und mit zwei Vertrauten desſelben, dem Marquis Realp und dem Grafen Sinzendorf [1]), ohne daß die Kaiſerin und die übrigen Miniſter eine Ahnung von dem Vorgehenden gehabt hätten. Spaniſcher Seits hatte man hauptſächlich eine Vermählung des Infanten Don Carlos mit der älteſten Caroliniſchen Erzherzogin und damit eine Ausſicht auf die dereinſtige Wiederherſtellung des Verhältniſſes, wo zwei Linien desſelben Hauſes in Oeſterreich und Spanien regierten, im Sinne. Dafür war man große Conceſſionen zu machen geneigt. Nichts konnte Karl VI. gelegener ſein, als daß ihm Spanien hier durch einen für ſeine Idee erglühenden Abenteurer mit Hoffnungen entgegenkam, gegen welche man reelle Vortheile eintauſchen konnte. Man glaubt, daß der Kaiſer in dieſer ganzen Sache Spanien nur dupirt hat und niemals ernſtlich daran dachte, die erweckten Hoffnungen zu realiſiren. Ueber die wichtigſten Punkte, ſoweit ſie die Erfüllung der ſpaniſchen Wünſche betrafen, hat Ripperda in der That nichts Schriftliches erlangen können. Freilich mußte ſich der Kaiſer ſagen, daß dann auch Spanien das Verſprochene nicht erfüllen werde. Aber es war ihm ſchon ein großer Vortheil, es vollends von Frankreich und den Seemächten zu trennen und zu unmittelbarem Abſchluſſe mit ihm zu bringen.

---

[1] La Vie du Duc de Ripperda, I. 212.

[2] Graf Mailath, Geſchichte des öſterreichiſchen Kaiſerſtaates, IV, 597.

Ein Ereigniß kam ihm dabei ungemein zu Statten. Nach der unglücklichen Cellamaregeſchichte war eine Verſöhnung zwiſchen den bourboniſchen Höfen dadurch vermittelt und beſiegelt worden, daß man die älteſte Tochter Philipp's V. und der Eliſabeth, Maria Anna Victoria de Bourbon (geb. 31. März 1718), mit dem jungen Könige Ludwig XV. verlobte (27. Nov. 1721) und nach Frankreich brachte, um hier für den franzöſiſchen Thron erzogen zu werden. Indeß ſie war jetzt erſt 7 Jahre alt und der junge König war 15. Die Nation wünſchte dringend, die Thronfolge geſichert zu ſehen. Es ſoll auch eine perſönliche Neigung Ludwig's im Spiele geweſen ſein. Kurz, man entſchloß ſich, die Infantin ihren Eltern zurückzuſchicken [1] (5. April) und Ludwig XV. mit Maria Lescinska [2], der Tochter des ehemaligen Königs von Polen, zu verheirathen (16. Auguſt/5. Sept.). Der franzöſiſche Geſandte in Madrid, Abbé de Livri [3], erhielt Auftrag, dem Könige von Spanien einen dieſen Entſchluß verkündenden Brief zu überreichen, den das im voraus unterrichtete Königspaar zu leſen verweigerte. Der ſpaniſche Hof war in äußerſter Entrüſtung. Der Geſandte erhielt Befehl, binnen 24 Stunden Madrid zu verlaſſen. Die franzöſiſchen Conſuln mußten das ſpaniſche Gebiet räumen. Die Tochter des verſtorbenen Herzogs von Orleans, Mademoiſelle de Beaujolais [4], welche den Infanten Don Carlos heirathen ſollte und deshalb in Spanien erzogen ward, ward nach Frankreich zurückgeführt, während die Herzogin von Tallard die Infantin an die ſpaniſche

---

[1]) Philipp Ludwig, geb. 1671, 1697 Geſandter in Paris, 1712 Geſandter beim Congreß zu Utrecht, nach Eugen's Tode Premierminiſter, † 1742.

---

[1] Sie heirathete ſpäter (31. März 1732) den König Joſeph I. von Portugal und ſtarb am 7. Jan. 1780.

[2] Geb. 23. Juni 1703 † 24. Juni 1768.

[3] Sanguin de Livri, früher Geſandter in Polen, 1724 in Liſſabon, † zu Paris 1729.

[4] Philippine Eliſabeth, geb. 18. Dec. 1714, verlobt 11. Aug. 1722, 1725 zurückgeſchickt, † 21. Mai 1734.

Grenze geleitete. Der Congreß ward aufgelöſt (Juni). Ripperda erhielt Befehl, um jeden Preis abzuſchließen.

Die Kaiſerin und die nun erſt von der Sache unterrichteten Miniſter machten viele Einwände; aber der Kaiſer ſtimmte ſie um. Ripperda ließ es auch nicht an Geld fehlen und wendete 400,000 Gulden für Geſchenke auf. Am 30. April 1725 ward ein Vertrag unterzeichnet, worin die Beſtimmungen der Quadrupelallianz in Bezug auf Anerkennung und Verzichtleiſtung wiederholt wurden. Die Titel ſollten beiderſeits beibehalten, die während des Krieges verliehenen Würden beſtätigt werden. Spanien erkannte die pragmatiſche Sanction an. In einem zweiten Vertrage, vom 2. Mai, wurden den Unterthanen des Kaiſers die ſpaniſchen Häfen geöffnet, die Handelscompagnie von Oſtende beſtätigt und den Hanſeſtädten gleiche Rechte mit England und Holland in Spanien gewährt. Ein dritter Vertrag vom gleichen Datum beſtimmte eine Defenſivallianz, und daß namentlich Oeſterreich ſich bemühen werde, Spanien Gibraltar zurückzuverſchaffen. Ein vierter vom 7. Juni erneuerte beſonders die wegen der italiſchen Staaten getroffenen Stipulationen. Mündlich verabredete man die Vermählung beider Erzherzoginnen an zwei Infanten und die Eroberung Gibraltars, ja die eventuelle Reſtauration der Stuarts.

Wie dieſe Dinge allmälig bekannt wurden, entſtand in ganz Europa die größte Aufregung und die Diplomaten mühten ſich in Bündniſſen und Gegenbündniſſen ab, welche nach langen Weiterungen endlich in dem wiener Vergleich vom 16. März 1731 ihre friedliche Löſung fanden.

Ripperda war es nicht beſchieden, dieſe als Miniſter zu ſehen. Er reiſte am 29. Nov. 1725 von Wien ab, ſchiffte ſich in Genua nach Barcelona ein, brachte dem König die Nachricht von den Verträgen ſelbſt und in Reiſekleidern und ward zum Miniſter des Kriegs, der Marine und der Finanzen, zum Herzog und Granden dritter Claſſe ernannt. Sein Sohn ward Geſandter in Wien. Aber ſeine Verſprechungen gingen nicht in Erfüllung; er ſelbſt konnte ſein Glück nicht ertragen und beleidigte ſowol die ſpaniſchen Großen, als den öſterreichiſchen Geſandten, Grafen Königsegg [1]), von welchem die Königin auch für ihre Zwecke immerhin mehr erwartete, als von dem als Prahler und Charlatan erkannten Ripperda, hatte durch eine verfehlte Geldoperation das Murren des Volks, durch Reductionen den Haß der Höflinge und Beamten erregt, und ſo ward er ſchon im Mai 1726 entlaſſen, wobei man ihm jedoch eine Penſion von 3000 Piſtolen ausſetzte.

Dieſer Glückswechſel ſcheint ihm ganz die klare Beſinnung geraubt zu haben. Ohne daß etwas vorläge, woraus ſich ein Grund zu ernſteren Beſorgniſſen für ihn ableiten ließe, beſchloß er, ſich unter den Schutz eines fremden Geſandten zu ſtellen, und wählte dazu gerade die Mächte, denen er am Empfindlichſten entgegengewirkt hatte [2]). Möglich, daß ſein Benehmen durch ſeine große Erbitterung gegen den ſpaniſchen Hof zu erklären iſt, und daß er den Schutz der Seemächte durch Enthüllung der gegen dieſelben geſponnenen Pläne zu erkaufen dachte. Er wendete ſich zuerſt an den holländiſchen Geſandten Van der Meer und bat dieſen um ein Aſyl [1]. Dieſer lehnte es ab, rieth ihm aber, ſich zu dem engliſchen Geſandten Stanhope (ſpäter Lord Harrington) zu flüchten und fuhr ihn ſelbſt in ſeiner Carroſſe dahin, lieh ihm auch ſeine Maulthiere, um ſeine koſtbarſten Effecten dahin zu ſchaffen. Stanhope war in Aranjuez und war ſehr erſtaunt, als er, bei ſeiner Rückkehr am Abend des 15., das Vorgegangene erfuhr. Doch es wird ſich nicht ermitteln laſſen, wie weit die in dem amtlichen Schriftenwechſel, der ſich über dieſe Angelegenheit entſpann, enthaltene Darſtellung der Sache: daß der Geſandte ihn nur aufgenommen, nachdem Ripperda verſichert, er ſei nicht mehr in ſpaniſchen Dienſten, werde aber auch nicht wegen eines Verbrechens oder ſonſt von der Regierung verfolgt und fürchte nur den madrider Pöbel, die ganze Wahrheit enthält, oder ob ſie eben nur die officielle Darſtellung iſt [2]. Stanhope erwirkte ſich eine Audienz beim Könige und zeigte ſelbſt an, was geſchehen ſei und was er gethan habe. Sein Verfahren ſchien Billigung zu finden. Bald aber kam man bei Hofe doch auf den Gedanken, daß das Zuſammenſein des erbitterten Ripperda mit dem engliſchen Geſandten ſein ſehr Bedenkliches habe, ließ die Zugänge zum Hotel des Geſandten mit Wachen beſetzen, ließ ſich, als gütliche Wege nicht zum Ziele führten, durch den Rath von Caſtilien ein Decret geben, wonach es für mit dem Völkerrecht vereinbar erklärt wurde, den Herzog von Ripperda, „den Se. Majeſtät aus ihrem Dienſte entlaſſen und der ſich zu dem großbritaniſchen Geſandten geflüchtet habe", aus des Letzteren Wohnung wegzuführen, ſchickte einen Alcalden und einen Stabsoffizier mit 60 Mann in das Hotel des Geſandten und ließ dieſem ein Requiſitionsſchreiben überreichen, worauf Mr. Stanhope, nach einigen Weigerungen, der Gewalt wich.

---

[1]) Lothar Joſeph Georg, geb. zu Wien 1673, Militair, 1714 Gouverneur der Niederlande, ſeit 1717 Geſandter in London, Paris, Warſchau und Madrid, 1734 Befehlshaber in Italien, 1736 Präſident des Hofkriegsraths, 1745 Conferenzminiſter, † 1751.

[2]) Seine Gegner ſagten freilich, er habe nach ſeiner Rückkehr von Wien ſeine Politik geändert und ſich den Seemächten in antiöſterreichiſchem Sinne genähert. Thatſachen aber liegen nicht vor.

---

[1] Nach Andern erſuchte er ihn bloß, ihn zum engliſchen Geſandten zu fahren.

[2] Die Actenſtücke dieſer Sache in völkerrechtlicher Beziehung ſ. bei de Martens a. a. O. S. 174 fg.

Ripperda ward in das Schloß von Segovia gebracht und daſelbſt in leiblicher Haft gehalten. Sein Sohn ward nach einiger Zeit auch aus Wien abberufen und kam bei dieſer Gelegenheit auch noch um eine vornehme Partie [1]. Ripperda unterhielt ſich mit Racheplänen und Liebeshändeln, und eine zärtliche Verbindung, die er mit einer ſchönen Caſtilianerin angeknüpft, ward das Mittel ſeiner Befreiung, indem es ihm hauptſächlich mit Hilfe ſeiner Geliebten 1728 gelang, aus Segovia zu entfliehen und über Portugal nach Holland zu gelangen. Hier machte er die Bekanntſchaft eines marokkaniſchen Großen, Namens Perez, welchen der Kaiſer von Marokko vor einiger Zeit nach dem Haag geſendet, und die Unterredungen mit dieſem Manne ſcheinen in Ripperda zuerſt den Gedanken erweckt zu haben, auf der Nordküſte Afrikas einen Boden zu ſuchen, von wo er an Spanien Rache nehmen könne. Erſt wollte er es jedoch auf einem näheren und ſichreren Punkte verſuchen und ging deshalb nach England. Er wurde hier anfangs vom Publicum ſehr freundlich aufgenommen und erzwang ſich durch ſeine Zudringlichkeit eine Audienz bei Georg I., der jedoch ſo wenig Zutrauen zu dem Manne und ſeinen Entwürfen bezeigte, daß die Erbitterung Ripperda's gegen England kaum geringer ward, als die gegen Spanien. Auch verſcherzte er durch zweideutige Lebensweiſe und ſchlechte Geſellſchaft ſeinen Credit und ſah endlich ein, daß ihm in Europa kein derartiger Wirkungskreis mehr blieb, wie er ihn immer noch ſuchte. So ging er nach Holland zurück, ließ ſich von Perez Empfehlungsſchreiben mitgeben und ſchiffte ſich, mit ſeiner caſtiliſchen Geliebten, die ihm ſpäter mehrere Kinder gebar und bis zum Tode treu blieb, und ſeinem treuen Kammerdiener St. Martin, nach Tanger ein, von wo er nach Mequinez ging und von dem Kaiſer ſehr gnädig empfangen ward. Er gewann bald vielen Einfluß, konnte aber erſt dann eine wirkliche Anſtellung erlangen, als er ſich zum förmlichen Uebertritte zum Islam, wovon ihn weniger religiöſe Scrupel, als die Furcht vor der Beſchneidung längere Zeit abgehalten zu haben ſcheint [1], entſchloſſen hatte. Der nunmehrige Osman Paſcha ward durch ein ſpaniſches Decret (1732) ſeiner Würden als Herzog und Grand enthoben, machte aber große Rüſtungen gegen die ſpaniſchen Beſitzungen in Afrika. Indeß bald erſchien ein ſpaniſches Heer, was, unter den Befehlen des Grafen von Montemar und ſpäter des Marquis de Villadarias, die undisciplinirten marokkaniſchen Truppen wiederholt aufs Haupt ſchlug. Hierauf verſuchte er, Ceuta durch Gewalt oder Liſt in die Hände der Marokkaner zu bringen, und brachte auch der Beſatzung bei einem Ausfall eine Niederlage bei. Allein dem kurzen Glücke folgten neue Unfälle; auch ſein St. Martin, den er zu einem Beſtechungsverſuche nach Ceuta geſendet, ward entdeckt und nach Spanien abgeführt, und nach einem glücklichen Ueberfall von Seiten der Spanier mußte er die Belagerung aufheben. Er ward in Mequinez nun ſehr kalt empfangen und bald nach ſeiner Rückkehr in Haft gebracht. Doch gelang es ihm, durch gewandte Vertheidigung und Einflüſſe im Serail, ſich auch aus dieſer Gefahr zu retten, worauf er ſich mit dem Plane einer Verſchmelzung der jüdiſchen und mahomedaniſchen Religion beſchäftigt haben ſoll. Indeß innere Unruhen, bei denen ihn die Unzufriedenen wol mehr zum Vorwand nahmen, während ſie eigentlich gegen den Kaiſer ſelbſt gerichtet waren und die auch zuletzt einen Thronwechſel herbeiführten, veranlaßten ihn (1734), ſich unter den Schutz des ihm befreundeten Paſcha von Tetuan zurückzuziehen, mit dem er nun ein ruhiges, epikuräiſches, nur durch immer häufigere Gichtanfälle, an denen er ſchon in Spanien gelitten hatte, geſtörtes Leben führte und ganz zuletzt, auf Antrieb der Caſtilianerin und durch Vermittelung eines Pater Zacharias, der in Mequinez in einem von Frankreich unterhaltenen Trinitarierkloſter lebte, ſeinen Frieden mit der Kirche gemacht haben ſoll. In den letzten Jahren ſoll er noch den bekannten König von Corſika, Theodor von Neuhoff [1], den er wahrſcheinlich ſchon in Spanien gekannt hat, mit einigem Gelde zu ſeiner Unternehmung unterſtützt haben. Er ſtarb am 17. October 1737 und ward in mahomedaniſcher Weiſe beerdigt.

---

[1] Wir wiſſen nicht, worauf ſich die Nachricht gründet, daß Ripperda ſeine holländiſche Gemahlin frühzeitig durch den Tod verloren und ſich mit einer vornehmen Caſtilianerin vermählt habe. Nach unſern Quellen überlebte die Holländerin ſeinen Sturz und blieb fortwährend ihrer Religion getreu, folgte aber ihrem Manne um ſo weniger ins Exil, als ſie wußte, daß ſeine Geliebte ihn begleite.

---

[1] Er ließ deshalb ſeinen St. Martin erſt die Probe machen.

---

[1] Den wir uns zu künftiger Beſprechung vorbehalten.

V. Die geheime Diplomatie Ludwig's XV. und der Ritter d'Eon.

Ludwig XV. von Frankreich hatte ein geheimes diplomatiſches Cabinet errichtet, deſſen Operationen dem Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten nicht blos unbekannt waren, ſondern ſelbſt zuweilen den Plänen deſſelben entgegenwirkten. So lange der Cardinal Fleury [1]) lebte, dem der König mit vollem Vertrauen die Leitung der Geſchäfte überließ, beſtand dieſe Einrichtung nicht. Aber von dem Jahre 1743 an begann der Prinz von Conti [2]), ein geiſtvoller Mann, ohne Vorwiſſen der andern Miniſter mit dem König zu arbeiten. Zu Anfange des Jahres 1745 kamen polniſche Herren nach Paris, die von einer Anzahl ihrer Landsleute beauftragt waren, dem Prinzen von Conti ihre Stimme zu ſeiner dereinſtigen Wahl auf den polniſchen Thron anzubieten, und der König ermächtigte ihn, die entſprechenden Diſpoſitionen zu treffen, was denn zu einem beſondern politiſchen Syſtem des Cabinets und zu einer geheimen Diplomatie Anlaß gab, deren Leitung der Prinz von Conti hatte, und die ſich beſonders in den nordiſchen Ländern bethätigt zu haben ſcheint. Der Zweck dieſes Syſtems beſtand in folgenden Punkten. Man wollte das durch den weſtfäliſchen Frieden begründete Syſtem, mit den daraus für die Franzoſen hervorgehenden Einmiſchungsvorwänden, aufrecht halten und die von Frankreich garantirten ſogenannten deutſchen Freiheiten beſchützen. Man wollte ferner die Pforte, Polen, Schweden und Preußen, unter Vermittelung und Beitritt Frankreichs, zu einem ewigen Bündniß vereinigen, und durch dieſe Mächte das Aneinanderſchließen Oeſterreichs und Rußlands verhindern. Zum Zwecke dieſes Planes ſchlug der Prinz von Conti dem Könige eine geheime Correſpondenz für die auswärtigen Angelegenheiten vor, und bewirkte Veränderungen bei den verſchiedenen Geſandtſchaften, indem er die Sendung des Grafen Desalleurs nach Konſtantinopel, des Marquis d'Havrincourt nach Stockholm, des Chevaliers de la Touche nach Berlin und des Herrn des Iſſarts an den polniſch-ſächſiſchen Hof vermittelte. Als der Graf von Broglie[1] im Mai 1752 zum Botſchafter in Warſchau ernannt wurde, erhielt er durch den Prinzen von Conti einen eigenhändigen Befehl Ludwig's XV., wonach er eine geheime Correſpondenz mit dem Könige führen und das, was der König ihm durch den Prinzen zukommen laſſen werde, dem vorziehen ſollte, was ihm unmittelbar von den Miniſtern zugehen würde. Zwölf Jahre lang leitete der Prinz von Conti in dieſer verdeckten Weiſe die Unterhandlungen an den Höfen von Konſtantinopel, Warſchau, Stockholm und Berlin, und es war in der That gelungen, durch dieſelben den ruſſiſchen Einfluß in Polen weſentlich zu ſchwächen und eine Conföderation zu Gunſten der Königswahl des Prinzen von Conti anzubahnen, als das Choiſeul'ſche Bündniß Frankreichs mit Oeſterreich den ganzen Plan des Prinzen von Conti vereitelte und in der Coalition gegen Preußen zugleich eine Annäherung an Rußland anbahnte. Zwar wirkte der König durch ſeine geheime Diplomatie auch ferner auf eine Mäßigung jenes Syſtems; aber eine entſchiedene Stellung gegen Rußland war nicht mehr möglich. Der Prinz von Conti verlangte nun, um ſich über dieſe Vereitelung ſeiner Strebungen zu tröſten, einen Oberbefehl in Deutſchland; aber er gehörte nicht zu den Günſtlingen der Frau von Pompadour und ſo ward ſein Geſuch abgeſchlagen. Im Unmuth darüber entſagte er den Geſchäften gänzlich und übergab, dem Willen des Königs gemäß, alle Papiere und Chiffren ſeiner Correſpondenz dem Herrn Tercier[1], erſtem Commis im auswärtigen Amte.

---

[1]) Andreas Hercules de Fleury, geb. zu Lodève in Languedoc 1653, im Jeſuitencollegium gebildet, Almoſenier erſt der Königin, dann des Königs (Ludwig's XIV.), 1698 Biſchof von Frejus und Erzieher Ludwig's XV., 1726 Cardinal und Premierminiſter, friedliebend, mild, aber klug und, wo er ſichern Erfolg zu ſehen glaubte, entſchloſſen, † 29. Jan. 1743.

[2]) Ludwig Franz, geb. 13. Aug. 1717, † 2. Aug. 1776. Sein Großvater, Franz Ludwig, ſollte König von Polen werden, unterlag aber dem Friedrich Auguſt von Sachſen. Unſer Conti fiel ſpäter in Ungnade bei Ludwig XV., oder brach vielmehr, aus im Texte anzuführenden Gründen, ſelbſt mit dem Hofe.

---

[1] Charles François Graf von Broglie, geb. 20. Aug. 1719, † 1781, Sohn des Marſchalls Herzog Franz Marie von Broglie, Bruder des Marſchalls und nachherigen Kriegsminiſters Herzog Victor Franz von Broglie und des Grafen Claude Victor von Broglie, der ſich der Revolution anſchloß und unter der Guillotine ſtarb, deſſen Sohn aber der neuere Staatsmann, Herzog Victor von Broglie, der Schwiegerſohn der Stael iſt.

---

[1] Johann Peter Tercier, geb. zu Paris 7. Oct. 1704, Sohn eines Schweizers aus dem Canton Freiburg, heirathete eine Enkelin des angeſehenen Advokaten Maize, durch den er dem Marquis von Monti empfohlen ward. Dieſer nahm ihn 1728 als Geſandtſchaftsſecretair mit nach Warſchau, wo er ſich ſehr bei der Wiedereinſetzung des Königs Stanislaus betheiligte. Er verbarg ihn mehrere Tage auf ſeinem Zimmer, begleitete ihn auf der Flucht nach Danzig, ward

Gegen Ende deſſelben Jahres 1756 kam der Graf von Broglie aus Polen nach Frankreich zurück und ihm übertrug nun der König die Leitung der geheimen Diplomatie. Der Poſtintendant d'Ogny ſtellte Ludwig XV. die Briefe der in die geheime Correſpondenz aufgenommenen diplomatiſchen Agenten zu, und der König ſchickte dieſe Briefe an den Grafen von Broglie, oder an Herrn Tercier, durch deren Hände er auch das nöthige Geld für die geheime Correſpondenz an ſeine Agenten gelangen ließ. Die Dechiffrirung dieſer Depeſchen beſorgte der Secretair des Grafen Broglie, Dubois Martin, ihre Beantwortung der Graf von Broglie ſelbſt, oder — und zwar am öfterſten — Herr Tercier. Der König ließ ſich die Antworten vorlegen, beſtimmte die vorzunehmenden Aenderungen und ſetzte dann ſein „Genehmigt" darunter. Als Herr Tercier ſtarb (1767) und nun dem Grafen Broglie die geheime Correſpondenz allein oblag, ſchlug dieſer Ludwig XV. vor, dem Herzog von Choiſeul die Theilnahme an derſelben zu eröffnen, worin aber allerdings eine gänzliche Verkennung des Zweckes dieſer geheimen Correſpondenz lag, und was der König auch entſchieden abſchlug. Ob der Vorgang mit dem Grafen St. Germain (ſ. d. Aufſ.) mit dieſer geheimen Diplomatie zuſammenhing, laſſen wir dahingeſtellt ſein. Gewiß aber iſt es, daß die Thätig-

---

von Münnich verhaftet und ſaß, mit Monti, 18 Monate lang in einem feuchten Kerker in Thorn, woran Monti 2 Jahre ſpäter ſtarb. 1736 kam er nach Frankreich zurück, wo er durch Geld und Ehren entſchädigt wurde. Später war er mit beim Congreß zu Aachen und erhielt dann die Stelle als erſter Commis beim auswärtigen Amte, ſowie die als königlicher Cenſor. In letzterer Eigenſchaft ließ er die Schrift des Helvetius De l'esprit paſſiren, was ihn beide Stellen koſtete. Doch ſetzte der König anſehnliche Penſionen für ihn und ſeine Hinterlaſſenen um ſo mehr aus, als er auch ferner bei der geheimen Correſpondenz beſchäftigt blieb.

keit der geheimen Agenten den Geſandten im Auslande, ſoweit dieſe nicht ſelbſt die Theilnehmer dieſer geheimen Correſpondenz mit dem Könige, hinter dem Rücken des Miniſteriums, waren, oft Verlegenheiten bereitete und daß die Abſichten des Königs zuweilen die ſeines Miniſteriums durchkreuzten. Doch war dies nicht immer ein Widerſpruch und ein Uebel. Wenn z. B. der Geſandte in St. Petersburg, Baron Breteuil, unter dem 27. Sept. 1760 an den König u. A. ſchrieb: er fände in ſeinen geheimen Inſtructionen, Se. Majeſtät habe es nicht gemisbilligt, daß deſſen Botſchafter das Syſtem des Miniſteriums nicht befolgt habe, ſo wird das doch im weiteren Verlaufe dahin erläutert, daß eine unbedingte Befolgung des miniſteriellen Syſtems Rußland ein zu großes Uebergewicht verſchafft haben würde und daß der Geſandte, im Auftrag des Königs, beſliſſen war, den ruſſiſchen Uebermuth einigermaßen herabzuſtimmen. Baron Breteuil ſchickte übrigens dem Könige alle Schreiben, die er von dem Herzog von Choiſeul erhielt, und ſuchte auch, im Auftrag des Königs, in ſeinen Berichten an den Miniſter dieſen im Sinne des Königs zu leiten, z. B. ihm günſtigere Geſinnungen in Bezug auf Polen einzuflößen.

Doch gelang es nicht, den gebietenden Einfluß Rußlands in Polen zu brechen, und dies hatte 1764, wie die Königswahl Poniatowski's, ſo die Abreiſe erſt des franzöſiſchen Geſandten, Marquis de Paulmy, dann des Reſidenten Hennin zur nächſten Folge. Von da an bis 1787 correſpondirte ein dem franzöſiſchen Intereſſe ergebener Pole, Jackabowski, mit dem franzöſiſchen Miniſterium, wozu dann ſeit 1766 noch ein Herr Gérault kam, ſpäter auch die Herren Bonneau, General Monnet und Aubert, welche alle, ohne anerkannte diplomatiſche

Qualität, mit dem Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, oder den franzöſiſchen Geſandten an den nordiſchen Höfen über die polniſchen Angelegenheiten correſpondirten. Erſt 1787 erhielt Frankreich wieder einen Reſidenten in Warſchau, den Herrn Vincent.

Choiſeul hatte die geheime Diplomatie gewiß gekannt, mag ſie aber, als in den meiſten Fällen unſchädlich, in einzelnen nützlich und im Falle der Noth durch ſeine überlegene Kraft zu neutraliſiren, ignorirt haben. Sein Nachfolger im Amte, aber nicht im ſtaatsmänniſchen Berufe, der Herzog von Aiguillon [1]), erſtaunte ſehr, als er zuerſt von dem Baron de Bon, dem Geſandten in Brüſſel, und dann durch die Beſchlagnahme der Papiere Dumouriez' in Hamburg auf die Spur eines ſolchen Verkehres kam. Er ließ Dumouriez [2]), ſowie Favier [3]), Segur und Drouet, einen ehemaligen Secretair des Grafen Broglie, verhaften, ahnte aber noch nicht, daß der König ſelbſt der Veranſtalter dieſes geheimen Verkehrs ſei. Der König ließ alles zu, damit ſein Geheimniß verhüllt bleibe, beruhigte jene Männer aber über die Zukunft und entſchädigte ſie durch Geſchenke. Der Miniſter erfuhr den ganzen Zuſammenhang der Sache erſt durch die Dubarri, die ihm einen darauf bezüglichen Brief, den ſie im Cabinete des Königs gefunden, mittheilte. Indeß ward Graf Broglie nicht deswegen exilirt, ſondern weil er im Sept. 1773 an d'Aiguillon, der ihm eine Miſſion nach Turin verweigert, einen beleidigenden Brief geſchrieben hatte, den der Letztere im Miniſterrathe vorlas und die Beiſtimmung ſeiner Collegen für die Nothwendigkeit einer Genugthuung erhielt. Der Graf von Broglie ward nach Ruffec verwieſen, blieb aber auch da an der Spitze der geheimen Correſpondenz, die jedoch nicht lange mehr dauerte, da Ludwig XV. am 10. Mai 1774 ſtarb.

---

[1]) Armand Vignerot Dupleſſis Richelieu, Herzog von Aiguillon, geb. 1720 † 1783 im Exil.

[2]) Der bekannte Feldherr der Revolutionszeit. Er war damals zu geheimen Unterhandlungen in Betreff Schwedens gebraucht worden.

[3]) In Toulouſe geboren, Secretair der Stände von Languedoc, wegen zügelloſen Lebens entlaſſen, im auswärtigen Amte angeſtellt und auf Miſſionen beſchäftigt, eine Zeit lang auch Agent des Grafen Woronzow, dann beim geheimen Cabinet gebraucht. Gegner Choiſeul's.

Ueber das innere Getriebe dieſes Verkehrs geben aber u. A. folgende königliche Schreiben guten Aufſchluß. Der Baron von Breteuil [1]) vertauſchte 1760 den Geſandtſchaftsposten zu Köln mit dem ungleich wichtigeren zu St. Petersburg. Unter dem 26. Febr. 1760 ſchrieb ihm nun der König:

„Herr Baron von Breteuil, auf die vortheilhaften Berichte hin, die mir über Sie erſtattet worden ſind, habe ich mich entſchloſſen, Sie zu meinem bevollmächtigten Miniſter in Rußland zu ernennen und Sie zu einer geheimen Correſpondenz mit mir zuzulaſſen, die ich niemals habe durch meine Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten gehen laſſen wollen. Der Graf von Broglie, der Ihnen dieſes Schreiben überreichen wird, und der Herr Tercier haben die alleinige Leitung derſelben, und Sie werden dem, was ſie Ihnen von meinetwegen ſagen werden, Glauben beimeſſen. Sie werden denſelben die Inſtructionen überſchicken, die Sie vom Herzog von Choiſeul bereits erhalten haben, oder

---

1) Ludwig August le Tonnelier, Baron von Breteuil, geb. zu Preuilly 1733, erſt Offizier, ſeit 1758 in Köln, dann Geſandter in St. Petersburg, Stockholm, dem Haag, Neapel, Wien, 1783 Miniſter des königlichen Hauſes bis 1787, 1789 emigrirt, 1802 zurückgekehrt, † 1807.

vor Ihrer Abreiſe noch erhalten werden, und Sie werden denſelben alles mittheilen, was Sie von ihm mündlich über die Ihnen obliegenden Aufträge erfahren werden, damit ſie, nach Vorwiſſen dieſer Umſtände, die beſonderen und geheimen Inſtructionen über das entwerfen, was ſie von meinem Willen in Betreff der Angelegenheiten Rußlands und Polens wiſſen. Sobald ich dieſe Inſtructionen geprüft habe, werden ſie Ihnen dieſelben ſo ſchnell als möglich zukommen laſſen. Bis dahin befehle ich Ihnen, Ihre Abreiſe unter leicht zu findenden Vorwänden ſo lange zu verſchieben, bis Sie dieſelben erhalten haben, und empfehle Ihnen, bei ſchwerſter Strafe, Geheimniß gegen Jedermann, außer dem Grafen von Broglie und dem Herrn Tercier, und rechne auf Ihre Treue und Folgſamkeit.

Ludwig."

Am 10. März 1760 ſchrieb der König an den Herrn d'Eon, Geſandtſchaftsſecretair in Rußland:

„Herr d'Eon, beſondere Gründe, im Verein mit dem Zutrauen, was ich in den Dienſteifer und die Gaben des Barons von Breteuil, meines bevollmächtigten Miniſters bei der Kaiſerin von Rußland ſetze, haben mich veranlaßt, ihn von den unmittelbaren Correſpondenzen wiſſen zu laſſen, die ich zeither in Rußland gehabt habe, ohne daß ſie meinem Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten und meinem Botſchafter bekannt geweſen wären. Er iſt auch davon in Kenntniß geſetzt worden, daß Sie, theils um mir die Correſpondenz zu erleichtern, theils um mir auf geradem Wege die beſonderen Angaben zukommen zu laſſen, von denen Sie meinen, daß ſie mir vorzulegen ſeien, in dieſes Geheimniß eingeweiht ſind.

„Ihre bei Erfüllung dieſer Pflicht, ſoviel Ihre Stellung und die Entfernung der Orte zuließ, bewieſene Pünktlichkeit bürgt mir dafür, daß Sie mir während des Aufenthalts des Barons von Breteuil an dem Hofe von Petersburg neue Beweiſe Ihres Eifers geben werden. Ich habe ihn wiſſen laſſen, es ſei meine Abſicht, daß Sie, in der Eigenſchaft eines Secretairs, bei ihm bleiben, um unter ſeinen Befehlen lediglich an dieſer geheimen Correſpondenz zu arbeiten. Sie haben vom Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten 3000 Livres Beſoldung; ich werde Ihnen jährlich, von dieſem Jahre an, 200 Ducaten zukommen laſſen, die ich zu Ihrer ordentlichen Beſoldung zulege, um Ihnen zu beweiſen, daß ich mit den Dienſten, die Sie mir geleiſtet haben und auf deren Fortſetzung ich rechne, zufrieden bin.

„Sie werden dem Baron von Breteuil, mit möglichſter Genauigkeit und unter Vermeidung der Parteilichkeit ebenſo wie der Befangenheit, alle Notizen mittheilen, die Sie über den Charakter der Kaiſerin von Rußland, ihrer Miniſter und der bei den Staatsgeſchäften Verwendeten erlangt haben. Sie werden Ihre Bemerkungen über das ſeit Beginn des Krieges bis hierher eingeſchlagene Verfahren, über das, was Sie glauben, daß es für den Erfolg der Abſichten der gemeinſamen Sache zu thun geweſen wäre, und über die möglichen Urſachen ſeiner Verzögerung beifügen. Sie werden das Ganze in ein Memoire zuſammenfaſſen, was Sie ihm übergeben und wovon Sie mir durch die erſte ſichere Gelegenheit eine chiffrirte Abſchrift einſchicken werden. Sie werden ihm endlich alles zukommen laſſen, wovon Sie glauben, daß es, ſei es in Betreff der Vergangenheit, ſei es in Betreff der Zukunft, zum Beſten meines

Dienſtes nützlich iſt. Sie werden indeß warten, bis er Ihnen ſeine geheimen Inſtructionen mittheilt, um davon Abſchrift zu nehmen und ihm in Folge davon zu ſagen, was Sie über die geeignetſten Mittel, ihnen mit Erfolg nachzugehen, denken. Sie müſſen Ihre Richtſchnur für Alles bilden, was Sie ſowohl über das zeither Gethane, als über das Vorzunehmende ſagen werden.

„Dieſes Zeichen des Zutrauens, das ich dem Baron von Breteuil gebe, iſt ein Beweis meiner Ueberzeugung, daß er meine Befehle mit ebenſo viel Eifer, als Befähigung ausführen wird. Trotz der Redlichkeit ſeiner Abſichten, woran ich keineswegs zweifle, kann es jedoch vorkommen, daß er ſich über die Wahl der Mittel, das Ziel meiner geheimen Inſtructionen zu erreichen, täuſcht; wenn Sie es für dienlich erachten, werden Sie ihm mit Beſcheidenheit Ihre Anſicht auseinanderſetzen ꝛc. — Genehmigt den 7. März 1760.“

Man ſieht, wie großes Vertrauen der König und ſeine geheimen Rathgeber d'Eon ſchenkten; d'Eon, einem durch ſein ganzes Leben, Weſen und Schickſal ſo räthſelhaften Menſchen, daß man erſt 1810 mit Beſtimmtheit erfuhr, ob er Mann oder Weib geweſen. Er war am 5. October 1728 zu Tonnerre in Burgund geboren worden und hatte die Namen Charlotte[1] Geneveve Louiſe Auguſte Andreas Timotheus d'Eon de Beaumont erhalten. Sein Vater war ein Gerichtsrath und erzog das in Knabentracht aufwachſende Kind für das Studium der Rechte. Er machte ſeine Studien im Collegium Mazarin zu Paris, ward nach und nach Doctor beider Rechte und Parlamentsadvocat und machte ſich durch einige politiſche Schriften dem Prinzen von Conti bekannt, der ihn dem Könige zu dem Zwecke empfahl, den Ritter Douglas als Secretair zu begleiten, einen ſchottiſchen Flüchtling, den man 1757 zur Vermittelung einer Annäherung an Rußland nach St. Petersburg ſchickte. Es gelang, ſich zunächſt mit dem Vicekanzler Grafen Woronzow zu verſtändigen, worauf eine vertrauliche Correſpondenz zwiſchen dem König Ludwig XV. und der Kaiſerin Eliſabeth angeknüpft wurde, deren Vermittler der Graf Woronzow und d'Eon waren. Als die Kaiſerin am 5. November 1757 der öſterreichiſch-franzöſiſch-ſchwediſchen Allianz beigetreten war, überbrachte d'Eon dieſe Nachricht nach Verſailles und erhielt zum Lohne eine reiche Tabatière, in welcher eine Anweiſung auf den Schatz lag, und ein Brevet als Dragonerlieutenant. Er kehrte darauf nach St. Petersburg zurück, wo inzwiſchen der Marquis d'Hopital, Paul Galluccio, vorher Geſandter in Neapel, als franzöſiſcher Botſchafter aufgetreten war. Hier arbeiteten Beide mit Erfolg an dem Sturze Beſtuchew's, in deſſen Papieren man auch ein Memoire ſeines Secretairs über die Perſonen, deren man ſich als verdächtig entledigen müſſe, gefunden haben ſoll, worunter auch der Ritter Douglas und d'Eon als ſolche bezeichnet worden wären. 1758 kehrte er nach Frankreich zurück und machte den Feldzug von 1761 als Dragonercapitain und Adjutant des Marſchalls Broglie mit. Im Gefechte von Ultrop wurde er im Kopf und Schenkel verwundet. Bei Oſterwick griff er ein preußiſches Bataillon ſo kräftig an, daß es die Waffen ſtreckte.

---

[1] Es iſt gewiß, daß in dem Kirchenbuche, was allerdings ſehr incorrect geweſen ſein ſoll, Charlotte und nicht Charles geſtanden hat. Ob auch Louiſe und nicht Louis, iſt mir nicht gewiß, und Auguſte iſt im Franzöſiſchen doppeldeutig.

Nach dem Frieden begleitete er den Herzog von Nivernais [1]) als Geſandtſchaftsſecretair nach London, ſetzte auch von hier ſeine geheime Correſpondenz mit dem königlichen Privatconſeil fort und war die Seele der Geſandtſchaft, deren nominelles Haupt ihn mit einer, nach Walpole's Urtheil, übertriebenen, ans Lächerliche ſtreifenden Freundlichkeit und Vertraulichkeit behandelte, ihm auch, bei der baldigen Wiederabreiſe des Geſandten, auswirkte, daß er einſtweilen als Reſident die Geſchäfte fortführte, ja da ſich die Ankunft des neuen Geſandten verzögerte, zum bevollmächtigten Miniſter ernannt wurde. Vorher noch überbrachte er den Friedensvertrag nach Frankreich zur Ratification, bei welcher Gelegenheit er das Ludwigskreuz erhielt. Dieſes Glück ſoll den jungen Mann ſchwindelnd gemacht haben, ſodaß er, deſſen Talente, Verdienſt und literariſche Bildung ſelbſt Walpole anerkennt, in Sprache und Lebensweiſe die zeither beobachtete Mäßigung und Anſpruchsloſigkeit überſchritt. Nun traten obendrein Rückſchläge ein. Der Geſandte, Graf von Guerchy [2]), kam endlich an. Walpole bezeichnet ihn als einen liebenswürdigen Soldaten, der gerade keine vorragenden Gaben, aber doch ziemliche Weltkenntniß, raſtloſen Dienſteifer, viel Beſonnenheit, ungezwungene, anſpruchsloſe, gefällige und verträgliche Manieren beſeſſen, und zwar unter der Herrſchaft ſeiner Frau geſtanden, an ihr aber eine, allerdings häßliche und knickerige, aber im Uebrigen ſehr verſtändige und treue Gattin beſeſſen habe. Er war durchaus nicht geneigt, dem d'Eon den Einfluß zu geſtatten, welchen dieſer auf ſeinen Vorgänger geübt, und hatte gleich bei ſeiner Ankunft Gelegenheit, Jenem ſeine Abhängigkeit recht empfindlich fühlen zu laſſen. D'Eon hatte ſeine Beſoldung nicht richtig und rechtzeitig erhalten, während für ſeine Vorgeſetzten bereits Gelder angekommen waren. Er hatte ſich dieſer bedient, um den geſandtſchaftlichen Aufwand zu beſtreiten, den er für nöthig hielt, und bekam darüber einen kränkenden Verweis von Herrn de Guerchy. Dieſer krittelte dabei ſelbſt um Kleinigkeiten, z. B. daß zuviel auf Zeitungen gewendet worden, welcher Aufwand eine Guinee monatlich betrug! Allerdings aber hatte d'Eon von jenen Geldern in 3 Monaten faſt 50,000 Francs verbraucht. Er ſelbſt wähnte aber, ſeine Stellung als bevollmächtigter Miniſter dauere fort, auch nachdem der Geſandte angekommen, und wollte nicht in die Stellung eines bloßen Geſandtſchaftsſecretairs zurückkehren. Alle dieſe Umſtände ſcheinen den ehrgeizigen Mann in eine wahre Geiſtesſtörung verſetzt zu haben. Es kam um dieſe Zeit ein Abenteurer, Namens Treyſſac de Vergy, nach London und d'Eon bildete ſich ein, derſelbe ſei hingeſchickt, ihn zu ermorden. Bei einem Mittagsmahle bei Lord Halifax verſtand er eine Aeußerung deſſelben, aus unvollkommener Bekanntſchaft mit der engliſchen Sprache, falſch, glaubte, Lord Halifax habe gedroht, den Frieden, deſſen Ueberbringer d'Eon geweſen, wieder brechen zu wollen, und fuhr darauf ſo wüthend auf den Geſandten los, daß man einen Friedensrichter holen und d'Eon verhaften laſſen mußte, während ihn auch Treyſſac de Vergy wegen Friedensbruches anklagte. Der franzöſiſche Hof rief d'Eon zurück[1]; er weigerte ſich aber, zurückzukehren, worauf der engliſchen Regierung erklärt ward, daß er ſich nicht mehr in amtlicher Eigenſchaft in London befinde. Nun ward ihm der Hof verboten. Außer ſich gebracht und von Eitelkeit und Rachſucht getrieben, ließ er einen ſtarken Quartband unter dem Titel: «Lettres, Mémoires et Negotiations particulières du Chevalier d'Eon», die Geſchichte ſeiner amtlichen Wirkſamkeit und ſeiner Streitigkeiten mit dem Grafen Guerchy, ſeine Schreiben an den Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, Herzog von Praslin[2], die freundſchaftlichen Briefe des Herzogs von Nivernais an ihn ſelbſt, ferner höchſt indiscreter Weiſe die Briefe ſeines Freundes St. Foix, eines Beamten in der Kanzlei des franzöſiſchen Miniſteriums der auswärtigen Angelegenheiten, Briefe, welche manchen freimüthigen Tadel der Vorgeſetzten enthielten[3], endlich die vertrauten Briefe zwiſchen den Herzögen von Nivernais und Praslin drucken, worin von d'Eon mit Wohlwollen und Lob, von Guerchy mit mitleidiger Geringſchätzung geſprechen und doch dabei zugeſtanden wurde, daß der „arme" Guerchy immer noch der geſchickteſte Mann ſei, über den man verfügen könne. Das Buch machte ungeheures Aufſehen und weder die Verſuche, es zu unterdrücken, noch eine Gegenſchrift: «**Examen des lettres etc. du Chevalier d'Eon, dans une Lettre à M. N.**» halfen. Die Collegen Guerchy's in London nahmen ſich ſeiner an und verlangten Genugthuung, worauf auch der Generalfiscal Befehl erhielt, eine Klage wegen Libells zu erheben [1]. In Frankreich dachte man daran, ihn von London entführen und in die Baſtille ſetzen zu laſſen. Aber Ludwig XV. ſoll ihn ſofort ſelbſt von der ihn bedrohenden Gefahr haben benachrichtigen und zur Vorſicht auffordern laſſen. Als d'Eon nun vollends, in ſeiner Verzweiflung, mit einer Veröffentlichung ſeiner ganzen geheimen Correſpondenz mit dem König drohte, bewilligte Ludwig XV. ihm eine Penſion von 12,000 Livres und in der ganz von der eignen Hand des Königs geſchriebenen Urkunde darüber hieß es: „Auf Anlaß der Dienſte, welche der Sieur d'Eon mir ſowol in Rußland als in unſeren Armeen geleiſtet hat, und der andern Aufträge, die ich ihm ertheilt habe, will ich ihm eine jährliche Unterhaltsſumme von 12,000 Livres zuſichern, die ich ihm pünktlich alle 6 Monate, in welchem Lande es immer ſei (nur nicht in Kriegszeiten bei meinen Feinden), auszahlen laſſen werde, und dies, bis ich für gut finden werde, ihm irgend einen Poſten zu geben, deſſen Einkünfte beträchtlicher wären, als jene Unterhaltsſumme. Zu Verſailles, den 1. April 1766. Ludwig."

---

[1]) Ludwig Julius Barbon Mancini Mazarini, Herzog von Nivernais, geb. zu Paris 16. Dec. 1716, Sohn des Philipp Julius Franz Mancini und der Maria Anna Spinola, durch ſeine erſte Gemahlin Schwager des Grafen Maurepas, anfangs Militair, 1748 Geſandter in Rom, 1756 in Berlin, 1762 in London, Schriftſteller, in der Revolution verhaftet, † 25. Febr. 1798.

[2]) Claudius Franz Ludwig Regnier Graf von Guerchy, aus einer alten burgundiſchen Familie, geb. 1715, anfangs Militair, kämpft ruhmvoll bei Fontenoy und im ſiebenjährigen Kriege, 1763 Geſandter in London, nimmt 1767 ſeinen Abſchied und † im ſelben Jahre.

---

[1] Man ſieht aus dieſem ganzen Verlauf, daß Herr Kurd von Schlözer irrt, wenn er (Choiſeul und ſeine Zeit, Berlin, 1848) S. 123 ſagt: „So ſah man lange Zeit auf dem Geſandtſchaftsposten zu London neben dem Grafen Guerchy den vielfach berüchtigten Ritter Louiſe von Eon fungiren, welche hier ihre zweideutige Stellung wie ihr Geſchlecht mit gleichem Geſchick zu verheimlichen verſtand."

[2] Céſar Gabriel Choiſeul, Herzog von Praslin, geb. zu Paris 15. Auguſt 1712, folgt ſeinem berühmten Vetter 1758 auf dem Geſandtſchaftsposten zu Wien, wird 1760 Staatsminiſter der auswärtigen Angelegenheiten und Graf Choiſeul, dann Herzog von Praslin, dann Marineminiſter, als welcher er ſich große Verdienſte um die franzöſiſche Seemacht erwarb, ging 1770 ab und † 15. Oct. 1785.

[3] Es war ein edler Zug von Praslin, daß er dem St. Foix nie eine Empfindlichkeit merken ließ, ihn vielmehr beförderte.

---

[1] Der Proceß ward am 10. Juli verhandelt. D'Eon hatte um längere Friſt zur Herbeiſchaffung von Zeugen gebeten. Als ihm dies verweigert wurde, verzichtete er auf eine Vertheidigung und ward abweſend verurtheilt. Es iſt aber dem Urtheil keine Folge gegeben worden.

Zu Anfang der ſiebziger Jahre verbreitete ſich nach und nach das Gerücht, daß d'Eon ein Weib ſei. Es fand nur ſehr allmälig, im Laufe mehrerer Jahre, dann aber um ſo feſteren Glauben. Unrichtig iſt es, daß ein Befehl des franzöſiſchen Hofes, er ſolle die weibliche Kleidung annehmen, dieſes Gerücht begründet hätte; vielmehr iſt jener Befehl erſt durch das ſchon beſtehende Gerücht veranlaßt worden und das letztere hat Jahre lang beſtanden, bevor d'Eon Weibertracht anlegte. Möglich daß die Taufnamen d'Eon's, möglich daß ein zufälliges Urtheil über ſeinen, manche Züge des weiblichen enthaltenden Charakter den erſten Anlaß gab, daß es ſich erhielt, weil Geſicht, Figur und Lebensweiſe nicht zu entſchieden widerſprachen, und daß die vielen Feinde, die ſich d'Eon gemacht hatte, daſſelbe unterſtützten. Dunkel bleibt es immer, was den franzöſiſchen Hof zuerſt vermochte, d'Eon die weibliche Tracht zur Vorſchrift zu machen, und ebenſo, was d'Eon beſtimmte, ſich dieſer Vorſchrift zu unterwerfen. Kann man auch annehmen, daß Ludwig XV. in dieſer Myſtification das beſte Mittel erkannt habe, etwanige Indiscretionen d'Eon's zu entkräften, daß d'Eon ſelbſt in ſeiner weiblichen Rolle einen Schutz gegen manche Feindſchaft, einen Freibrief zu mancher Freiheit ſuchte, ſo kann man doch kaum umhin, zu vermuthen, es müſſe noch irgend eine ganz ſpecielle Urſache beſtanden haben, die es nöthig machte, d'Eon dem weiblichen Geſchlechte zuzutheilen und damit irgend einen Verdacht zu verhüten, der nur bei dieſer Vorausſetzung nicht aufkommen konnte. Unbedingten Glauben fand die Sache zwar nicht, aber die Anzahl Derer, welche d'Eon für ein Weib hielten, war die entſchieden überwiegende und in ſeinen letzten Jahren werden nur ſehr Wenige an ſeiner Weiblichkeit gezweifelt haben. In der erſten Zeit hatten viele Wetten über die Streitfrage ſtattgefunden, wobei es bemerkenswerth iſt, daß meiſtens Franzoſen für das weibliche Geſchlecht d'Eon's, Engländer für das männliche wetteten. Aus dieſen Wetten entſtanden mehrfache Proceſſe. Zur gerichtlichen Entſcheidung kam im Jahre 1777 die von dem Wundarzt Hayes gegen den Bäcker Jaques erhobene Klage. Jaques hatte 15 Guineen erhalten, unter der Bedingung, 100 zurückzugeben, wenn das weibliche Geſchlecht d'Eon's bewieſen werde. Die Geſchworenen fanden die Beweiſe, daß d'Eon ein Weib ſei, ſo ſtark, daß ſie zu Gunſten des Hayes entſchieden. Die übrigen Proceſſe wurden durch die Erklärung des Gerichtshofes beſeitigt, daß ſolche Wetten ungeſetzlich ſeien, und es hieß damals, daß durch dieſe Entſcheidung dem Lande nicht weniger als 75,000 Pfund erhalten worden ſeien, welche außerdem nach Paris gegangen wären. D'Eon erklärte, daß er an den über ſein Geſchlecht erhobenen Streitigkeiten durchaus keinen Antheil habe, verließ aber England und ging nach Frankreich, wohin ihn der Graf von Vergennes [1]) eingeladen hatte.

---

[1]) **Charles Gravier** Graf von Vergennes, geb. zu Dijon 28. Dec. 1719, erſt bei der Geſandtſchaft in Liſſabon, dann (1750) Geſandter in Trier; ſpäter in Konſtantinopel, 1768 verabſchiedet, 1771 Geſandter in Stockholm, 1774 Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, † 13. Febr. 1787. Seine Entlaſſung 1768 war eine Uebereilung Choiſeul's. Der Courier, der ihn abrief, weil er keine Kriegserklärung der Pforte gegen Rußland zu Stande gebracht, kreuzte ſich mit dem, worin er das Gelingen dieſes Planes meldete. Choiſeul ſtellte ſich aber nun, als habe er ihn abberufen, weil er in Konſtantinopel die Witwe eines Chirurgen geheirathet. Vergennes war ein beſonnener, maßvoller, rechtſchaffener Mann, der es wohl verdiente, daß es ihm erſpart ward, die Revolution zu erleben. Es iſt

Er erſchien in Mannestracht, ward günſtig aufgenommen, erhielt aber von Ludwig XVI. den Befehl, die weibliche Kleidung wieder anzulegen; ein Befehl, den Ludwig XVI., bei ſeinen ſtrengen Begriffen von Sittlichkeit und Anſtand, ſchwerlich ertheilt haben würde, wenn er d'Eon nicht wirklich für ein Weib gehalten hätte. Anfangs weigerte er ſich, fügte ſich aber nach einiger Zeit und erſchien, als Ritterin d'Eon, in weiblicher Tracht, mit dem Ludwigskreuze. Das Verhältniß ſetzte ihn aber, beſonders da ein Zweifel über die Wahrheit deſſelben doch noch fortgewirkt zu haben ſcheint, Neckereien und Herausforderungen aus, denen die Regierung ihn anfangs dadurch zu entziehen ſuchte, daß ſie ihn eine Zeit lang nach Dijon auf die Citadelle ſetzte. Doch zog er es 1783 vor, wieder nach England zu gehen, und ſcheint von hier mit dem Baron von Breteuil, welcher damals Miniſter des königlichen Hauſes wurde, correſpondirt zu haben. Nach Ausbruch der Revolution richtete er 1791 eine Petition an die Nationalverſammlung, worin er ſeinen Rang in der Armee wieder einzunehmen verlangte, indem er erklärte: ſein Herz empöre ſich gegen ſeine Haube und ſeine Weiberröcke. Seine Dienſte wurden aber nicht angenommen; er blieb in England, verlor als Emigrant ſeine Penſion und mußte aus Noth ſeine Bibliothek und Koſtbarkeiten verkaufen. Ja, er kam dahin, daß er die ihm aufgezwungene Sonderbarkeit als Erwerbsmittel benutzen mußte, indem er 1795 in weiblicher Tracht als

---

übrigens behauptet worden, daß ſein Tod kein natürlicher geweſen ſei. Er war der einzige Miniſter, der den König zum Handeln bringen konnte, und nach ſeinem Tode kam alles wieder in Stocken. Indeß weiß man nur, daß er an einem zurückgetretenen Podagra geſtorben iſt.

Fechtmeiſter auftrat und Fechtſtunden gab. So mag ihn zuletzt ſeine Dürftigkeit ſelbſt, auch nachdem wahrſcheinlich die ihn früher bindenden Rückſichten geſchwunden waren, abgehalten haben, den Schleier zu lüften. Als nun Alter und Kränklichkeit über ihn kamen, ward er nur noch durch die Unterſtützung einiger Freunde kümmerlich erhalten. Aber noch 1809 glaubte ſelbſt der in die Geheimniſſe der franzöſiſchen Diplomatie tief eingeweihte de Flaſſan, daß d'Eon ein Weib ſei. Am 21. Mai 1810 ſtarb er. Aus der Todtenſchau, welche Th. Copeland, in Gegenwart der Herren Adair, Wilſon und des Pere Eliſée, erſten Chirurgen Ludwig's XVIII., vornahm [1]), ergab ſich, daß d'Eon vollſtändig ein Mann geweſen. — In dem von ihm, allerdings ſchon 1775, wo er noch alle Rückſichten zu nehmen hatte, und zu Paris in 13 Bänden herausgegebenen, meiſt Politiſches und Geſchichtliches enthaltenden »Loisirs du Chevalier d'Eon« findet ſich nicht die mindeſte Hindeutung auf den Grund ſeiner Doppelrolle. Die unter ſeinem Namen erſchienenen Memoiren ſind unecht [2]).

---

[1]) S. das Gentleman's Magazine, Bd. 80 S. 588. Vergl. de Flaſſan's Histoire de la diplomatie française, Th. V. Walpole und andere Memoiren.

[2]) Ueber die geheime Diplomatie, welche zur Zeit des franzöſiſchen Kaiſerthums, zuweilen doppelt und dreifach beſtand, aber eigentlich einen ganz andern Zweck und Charakter hatte, vielleicht künftig einmal.

VI. Der Obriſt Agdolo.

Am 16. September 1776 wurde zu Dresden der dort lebende Obriſt Agdolo, unter ſehr myſteriöſen und Aufſehen erregenden Umſtänden, verhaftet, folgenden Tages auf den Königſtein gebracht und dort, nach einem kurzen Zwiſchenaufenthalte in Pirna, bis an ſein Ende, in den erſten Jahren unter großen Vorſichtsmaßregeln, verwahrt. In der ganzen Sache war lediglich nach den perſönlichen Befehlen des Kurfürſten Friedrich Auguſt, in deſſen erſte Regierungsjahre dieſe Vorgänge fallen [1]), gehandelt worden, und er ſoll ſich über die letzten Gründe ſeines Verfahrens ſelbſt gegen ſeine vertrauteſten Miniſter nicht ausgeſprochen haben. Es geht eine Sage, über deren Grund oder Ungrund wir nichts haben erfahren können, daß die auf dieſe Angelegenheit bezüglichen Schriften in einem Wandſchrank in des Kurfürſten, nachherigen Königs eigenem Zimmer verwahrt geweſen, nach ſeinem Tode aber vernichtet werden ſeien. Dieſer ganze Vorgang hat ſeiner Zeit viel Gerede verurſacht, und es hat ſich eine Sage über ſeinen Zuſammenhang gebildet, welche bald nach jener Zeit von Mirabeau[1]) veröffentlicht worden und theilweiſe ſelbſt in Geſchichtswerke übergegangen iſt. Man glaubte, Agdolo habe der Kurfürſtin Witwe bei einer Intrigue zum Werkzeug gedient, deren letztes Ziel ſogar die Entthronung des Kurfürſten geweſen ſei. Dieſes Gerücht iſt weiterhin mit manchen, rein aus der Luft gegriffenen Zuthaten ausgeſchmückt worden, wie z. B. daß die Kurfürſtin ſich durch Agdolo an die Reichsbehörden gewendet, oder daß ſie den Papſt ins Verſtändniß gezogen habe, daß diplomatiſche Agenten Friedrich's II. die Intrigue zu Regensburg, oder zu Rom entdeckt hätten und dieſer König den Kurfürſten durch einen Courier davon habe benachrichtigen laſſen, worauf ſofort die Verhaftung Agdolo's verfügt worden ſei u. ſ. w. So unwahrſcheinlich das ganze Gerücht bei einiger kälteren Betrachtung und genaueren Erwägung aller vorhergehenden und nachfolgenden Umſtände erſcheinen mußte, ſo war es doch in ſeiner Entſtehung ſo unnatürlich nicht, da es dem Publikum nicht wohl entgehen konnte, daß die Angelegenheit Agdolo's mit der Kurfürſtin Mutter zuſammenhing, und daß zwiſchen ihr und dem Kurfürſten eine Mißſtimmung beſtand. Die nachfolgenden, nach Mittheilungen aus ſehr unterrichteter Quelle gefloſſenen Angaben, wenn ſie auch den letzten Grund des ſpeciell gegen Agdolo beobachteten Verfahrens nicht vollſtändig aufdecken, werden wenigſtens zeigen, daß die Sache und das Zerwürfniß zwiſchen der verwitweten Kurfürſtin und ihrem Sohne weniger in Gründen der höheren Politik wurzelte, als die Sage annimmt, und daß die letztere,

---

[1]) Derſelbe war am 23. December 1750 geboren, folgte ſeinem Vater am 17. December 1763, übernahm die bis dahin von ſeinem Oheim, dem Prinzen Xaver, geführte Regierung am 15. September 1768 ſelbſt, und ſtarb als erſter König von Sachſen am 5. Mai 1827.

---

1) De la monarchie prussienne (Londres, 1788). I, 128.

wie in vielen Nebenumſtänden, ſo auch in dem Hauptpunkte gänzlich geirrt hat.

Agdolo nannte ſich Aloyſius Pierre Marcheſe d'Agdolo [1]), war der Sohn eines kurſächſiſchen Reſidenten bei der Republik Venedig, welcher dort Handelsgeſchäfte trieb, und gab vor, aus einer perſiſchen Familie abzuſtammen. Während des ſiebenjährigen Krieges trat er in ein Uhlanenregiment ein, welches der damalige Obriſt von Schiebell befehligte; derſelbe, der ſpäter, als General, den Auftrag erhielt, Agdolo zu verhaften. Agdolo ward im Kriege verwundet und hielt ſich, ſeiner Herſtellung wegen, einige Zeit in Dresden auf. Damals erſchien eine anonyme Schmähſchrift gegen die vornehmſten Damen des Hofes und der Stadt. Es mag den Credit, in den ſich Agdolo geſetzt hatte, bezeichnen, daß er in den Verdacht fiel, der Verfaſſer derſelben zu ſein. In jener Schrift war die Gräfin Luiſe Amalie Rutowska ganz beſonders arg mitgenommen worden. (Sie war am 3. März 1722 geboren, eine Tochter des Fürſten Jakob Alexander Lubomirski [2]), war am 4. Juni 1739 mit Graf Friedrich Auguſt Rutowski [3]) vermählt worden, wurde am 16. März 1764 Witwe und ſtarb am 27. Juli

---

[1]) Man findet ihn auch Agdale, Agdallo und Agdollo geſchrieben. Im kurſächſiſchen Staatskalender von 1780 findet ſich auch ein Titularhofrath Gregor Agdolo.

[2]) Ihre Mutter Friederike Charlotte († 4. Febr. 1755) war eine geborene Gräfin Vitzthum und Tochter des Cabinetsminiſters und Oberkammerherrn Grafen Friedrich Vitzthum von Eckſtädt, deſſen wir ſpäter noch bei der Gräfin Coſel gedenken.

[3]) Er war am 19. Juni 1702 geboren, ein natürlicher Sohn Auguſt's des Starken von der Türkin Fatime, ſpäteren Frau von Spiegel. Er ſtarb als Generalfeldmarſchall. Sein einziger Sohn, Auguſt Joſeph (geb. 3. Aug. 1741), war ſchon vor ihm (17. Jan. 1755) als 13 Jahre alter Major und Schüler des Carolinums in Braunſchweig geſtorben.

1778.) Sie war von Agdolo's Autorſchaft ſo feſt überzeugt, daß ſie geäußert haben ſoll: wenn Agdolo bei ihr erſcheine, werde ſie ihn durch ihre Leute die Treppe hinunterwerfen laſſen. Als ihm dies hinterbracht wurde, ſagte er: das ſoll ihr theuer zu ſtehen kommen. Es kam ihr auch in der That theuer zu ſtehen; denn nach dem Tode ihres Gemahls — gab ſie Agdolo ihre Hand, wenn auch nur in heimlicher Verbindung. Eine öffentliche Erklärung der Wiedervermählung unterblieb wahrſcheinlich, weil ſie ihren Rang bei Hofe nicht aufgeben wollte. Die Trauung ſelbſt aber fand unter dem Schutze der Kurfürſtin Witwe und in deren Kapelle ſtatt.

Vorher aber und nachdem Agdolo von ſeiner Wunde geneſen war, begab er ſich zu der franzöſiſchen Armee und kam in die Umgebung des Prinzen Xaver [1]). Er fand bald Mittel, ſich dem Prinzen angenehm zu machen, und als derſelbe, nach dem Tode ſeines Bruders, des Kurfürſten Friedrich Chriſtian, Adminiſtrator des Landes während der Minderjährigkeit ſeines Neffen wurde, erhielt Agdolo eine Offiziersſtelle mit Majorsrang bei dem Schweizerregimente. Später (1768) gelang es ihm, zum Obriſtlieutenant und Generaladjutanten des Prinzen ernannt zu werden. Doch ſtand er an Einfluß dem andern Generaladjutanten, von Seyffert, bei weitem nach, ward aber zu geheimen Sendungen ins Ausland verwendet, über deren Zweck nichts bekannt worden. (Vielleicht fanden ſie einige Jahre früher ſtatt und hingen mit den leiſen Wünſchen des Prinzen nach der polniſchen Krone zuſammen.) Als die Adminiſtration beendigt war und der Prinz ſich nach Frankreich wendete, blieb Agdolo in Dresden und lebte von einer jährlichen Penſion von 600 Thlrn., wozu ihm auch wol ſeine Frau, mit der er übrigens nicht zuſammenlebte, einen Zuſchuß gegeben haben mag. Er hielt ſich fortwährend in den höchſten Kreiſen und ließ keine Gelegenheit vorübergehen, wo er Verbindungen anknüpfen konnte, welche ſeinem Ehrgeize eine Ausſicht verſprachen. So ſtand er namentlich in ſehr vertrautem Verhältniß mit dem Hauſe des intelligenten und aufſtrebenden Friedrich Wilhelm Ferber[1]), was dieſem begabten Beamten, ungeachtet derſelbe viel zu gediegen und vorſichtig war, um ſich ernſtlich mit einem leeren Intriguanten von Agdolo's Schlage einzulaſſen, ſpäter doch für einige Zeit ein Mistrauen des Kurfürſten zuzog. In dem Rufe galanter Verbindungen ſtand Agdolo beſtändig und u. A. hatte er gleichzeitig, neben ſeiner hochgeſtellten Gemahlin, ein offenkundiges Verhältniß mit der älteſten Tochter eines vornehmen Hofbeamten und nebenbei eine Opernſängerin zur Geliebten. Die Sorge für ein Kind der Letzteren verſtand er aber geſchickt von ſich abzulehnen, indem er ſeinen Schwiegervater, den 70jährigen Fürſten Lubomirſki [1]), zu bereden wußte, es für das ſeinige zu halten. Agdolo beſaß natürlichen Verſtand und raſche Auffaſſungsgabe, vereinigte aber auch mit der höchſten Meiſterſchaft in jener lächelnden Mediſance, die die Peſt der vornehmen Welt ſeiner Zeit war, das dreiſte und rückſichtsloſe Abſprechen über Alles, was eigentlich zu den Vorſchritten und Errungenſchaften einer viel ſpäteren Zeit gehört.

---

[1]) Xaver August, Sohn des Königs August III., geb. 25. Aug. 1730, von 1763—1768 Adminiſtrator von Kurſachſen, ging 1769, unter dem Namen eines Grafen von der Lauſitz, nach Frankreich, wo er Inhaber eines Huſarenregimentes war, kehrte bei Ausbruch der franzöſiſchen Revolution nach Sachſen zurück und † 21. Juni 1806. Er hatte ſich am 22. März 1767 in morganatiſcher Ehe mit der Gräfin Clara Maria Roſa Spinucci (geb. 29. Aug. 1741 † 22. Nov. 1792) vermählt. Daraus ſtammten die Herzogin von Esclignac, die Herzogin von Riario, die Prinzeſſin Altieri, der Chevalier Joſeph de Saxe, die Marquiſe Patrizi und die Marquiſe Maſſimi.

---

[1]) Im Jahre 1771 war dieſer Geheimer Kammer-, auch Kammer- und Bergrath, wurde 1777 in den Adels- und 1789 in den Freiherrnſtand erhoben und † 1801 als Geheimrath und Director eines Departements im Geheimen Finanzcollegium. Die Familie Ferber, in verſchiedenen Linien und Generationen, iſt von jener Zeit an bis etwa 1815 für Sachſen eine wichtige geweſen.

Während des Faſchings 1776 hatte ſich das Gerücht verbreitet, als ſtänden Agdolo, Ferber und der Kammerherr und Referendar von Burgsdorf [2]) an der Spitze einer Cabale, welche den Sturz der Cabinetsminiſter Freiherr von Ende und Graf Sacken bezwecken ſollte. Agdolo, von dieſem Gerede in Kenntniß geſetzt und dadurch wahrſcheinlich um ſo mehr beunruhigt, als ihm gerade in jener Zeit, wegen der Angelegenheiten der Königin Mutter, an der Geneigtheit jener Miniſter gelegen ſein mochte, ſuchte den Urheber des Gerüchts zu entdecken, und vermuthete ihn in dem Grafen Bolza [3]).

---

[1]) Fürſt Jakob Alexander, General der Infanterie, Commandant der Leibgarde, Schwiegervater des franzöſiſchen Geſandten in Warſchau und Konſtantinopel Grafen des Alleurs, des kurſächſiſchen Cabinetsminiſters Grafen Flemming und des Grafen Rutowski, war am 11. Mai 1695 geboren und † am 16. Nov. 1772.

[2]) Der talentvolle Friedrich Adolph von Burgsdorf, ſpäterhin Kanzler, ſtarb 1. März 1799. Nicht zu verwechſeln mit dem würdigen Lehrer des Kurfürſten, Chriſtoph Gottlob von Burgsdorf, damals Oberaufſeher der Grafſchaft Mannsfeld, 1788 Präſident des Oberconſiſtoriums, 1793 Conferenzminiſter.

[3]) Joſeph Graf von Bolza, deſſen Vater gleiches Namens aus dem Mailändiſchen ſtammte und der jüdiſchen Urſprungs geweſen ſein ſoll, war am 31. Juli 1719 geboren und erheirathete am 7. Jan. 1759 mit Johanna Nepomucena Philippina Gräfin von Martinitz die Herrſchaften Kosmanos, Arnau und Neuſchloß. Ohne eigentlich ein beſtimmtes Staatsamt zu bekleiden — er war zwar „wirklicher" Geheimrath, aber ohne Sitz und Stimme — ſpielte er doch während dreier Regierungen eine wichtige Rolle in den ſächſiſchen Finanz- und

Heftig wie er war, ergoß er ſich nun in den gewaltſamſten Drohungen, ſprach von Stockſchlägen, Ohrenabſchneiden u. dergl. m. Der Graf Sacken, welcher dabei betheiligt war und wünſchen mußte, daß die Sache nicht zu weit gehen möge, Bolza, dem bei jenen Redensarten nicht wohl zu Muthe ward, und endlich auch Ferber, den es ſehr beunruhigte, in eine ſo unpaſſende Geſchichte mit verwickelt werden zu können, gaben ſich nunmehr alle erdenkliche Mühe, den Streit gütlich beizulegen. Sie zogen den General, ſpäteren Cabinetsminiſter von Gersdorf und den Generalmajor von Bennigſen in ihr Intereſſe, und dieſe gaben ſich bei Ferber ein Rendezvous mit den zwei Gegnern, um eine Ausſöhnung zu vermitteln. Gersdorf hielt zuerſt eine Anrede, in welcher er ſagte, daß er von dem Zerwürfniß gehört habe, dieſes aber gewiß nur auf einem Misverſtändniß beruhen könne. Hierauf ergriff Bolza das Wort und bemerkte: es ſei ihm zu Ohren gekommen, daß man ihn gewiſſer Aeußerungen beſchuldige, die nie von ihm gethan worden ſeien. Als nun Agdolo ihm etwas entgegnen wollte, fiel ihm Gersdorf ſogleich mit den Worten in die Rede: er könne mit Bolza's Erklärung zufrieden ſein, und damit endigte die ganze Sache, von welcher Agdolo vorher viel Aufhebens gemacht und dadurch wenigſtens erreicht hatte, daß ſie bei Hofe und in der Stadt vielfach beſprochen worden war.

Dies alles ſollte nur zur vorläufigen Charakteriſirung des Mannes dienen, zu deſſen Kataſtrophe wir nunmehr gelangen.

Die verwitwete Kurfürſtin, Maria Antonia (geb.

Handelsſachen, und ſcheint dabei klug, einſichtsvoll und ehrlich verfahren zu ſein. Er ſtarb am 15. Auguſt 1782.

am 18. Juli 1724 † am 23. April 1780), die älteſte Tochter des Kaiſers Karl VII. aus dem Hauſe Kurbaiern, hatte nach dem Tode ihres Gemahls, außer einem bedeutenden Capitalwerthe in Diamanten, die baare Summe von 500,000 Thlr. erhalten und bezog ein jährliches Witthum von anfangs 60,000, ſeit 1769 aber 130,000 Thlrn. [1]) Sie war eine geiſtreiche, kunſt- und prachtliebende Dame [2]), deren immer offene Hand doch auch vielfach gemisbraucht worden ſein mag. Während der kurzen Regierung ihres Gemahls und während der Adminiſtration hatte ſie vielen Antheil an Regierungsgeſchäften genommen. Ihr Sohn verſtattete keinem Weibe Einfluß. Es kamen andere, ernſtere Männer am Hofe und in den Geſchäften auf, und die Zeiten der polniſchen Auguſte waren vollſtändig vorüber. Es gefiel ihr nicht mehr in Dresden und ſie hätte gern ihren Aufenthalt in Italien genommen. Der Wunſch, ihr Einkommen zu vermehren, in Verbindung mit einer Vorliebe für induſtrielle Vorſchritte [1], verleitete ſie zu unglücklichen Speculationen und dieſe, mit ihrer Prachtliebe und Freigebigkeit zuſammenwirkend, brachten ſie bald dahin, daß nicht blos das Capital von 500,000 Thlrn. aufgezehrt ward, ſondern auch die Diamanten in Genua verſetzt wurden. Auf einer Reiſe, welche ſie 1775 nach Italien machte, löſte ſie zwar den Schmuck wieder ein, aber nur um ihn in Rom, wenn auch zu niedrigeren Zinſen, abermals zu verpfänden. Bald kam es nun dahin, daß die von ihren Gläubigern immer mehr bedrängte Fürſtin ſich wiederholt mit der Bitte an den Kurfürſten wenden mußte, daß er ihre Schulden übernehmen möchte. Allein dieſes Geſuch ward mit Entſchiedenheit abgeſchlagen. Agdolo gab nun den Rath, dem Kurfürſten ſowol eine Abtretung des Schmuckes als Aequivalent anzubieten, als auch von der Erledigung dieſer Angelegenheit die Abtretung der Anſprüche der Kurfürſtin Mutter an den dereinſtigen, nach dem Ausſterben des kurbaieriſchen Hauſes zu erwartenden Allodialnachlaß abhängig zu machen. Dieſe Unterhandlungen wurden in Dresden während der Abweſenheit der verwitweten Kurfürſtin geführt, welche im Januar 1776 zu ihrer Tochter, der Herzogin von Zweibrücken, gereiſt war, deren Niederkunft erwartet wurde und am 2. März eintrat. Agdolo war inzwiſchen überaus thätig. Er brachte es dahin, daß, nachdem die Kurfürſtin Mutter ihre Anſprüche an jenen Nachlaß am 1. Mai dem Kurfürſten abgetreten hatte, der Kurfürſt ſich dazu verſtand, zunächſt 800,000 Thlr. zur Auslöſung des Schmuckes und Tilgung der ſonſtigen Schulden herzugeben, wogegen ihm der Schmuck überlaſſen werden ſollte. Ueber die weitere Entſchädigung der Kurfürſtin für die allerdings auf eine enorme Summe berechneten Anſprüche ſcheint die Unterhandlung noch fortgegangen und die desfallſige Uebereinkunft erſt am 6. October zu Stande gebracht worden zu ſein[1]. Ueber die ganze Sache ſoll auch das Geheime Conſilium zu Rathe gezogen worden ſein und ein beifälliges Gutachten erſtattet haben. Die Kurfürſtin ließ übrigens bei dieſer Gelegenheit dem Grafen Sacken und dem Baron Ende jedem eine mit Diamanten beſetzte goldene Doſe überreichen. Ferber erhielt auch eine goldene, mit Louisdors gefüllte Tabatière.

---

[1]) Nach den Ehepacten konnte ſie nur 60,000 Thlr. beanſpruchen. Der Kurfürſt erhöhte dieſe Summe, nach ſeinem Regierungsantritte, auf 130,000 Thlr.

[2]) Sir Charles Hanbury Williams, 1747—1750, dann wieder 1751—1753 und 1754—1755 Geſandter in Dresden und ein ſehr medisanter Mann ſagt über ſie u. A.: „Die Kurprinzeſſin iſt nichts weniger als ſchön oder wohlgeſtaltet; allein ſie hat ein äußerſt artiges Benehmen und iſt ſehr wohlerzogen. Sie ſpricht viel und iſt recht unterhaltend. Bevor ſie hierher kam, glaubte man, daß ſie ſich viel um Politik bekümmere und ſich zu Frankreich neige. Sie ſelbſt läugnet dies, und erklärt, daß ſich Frauen nicht in Staatsangelegenheiten miſchen ſollen; ich wage jedoch zu prophezeien, daß ſie, wenn der Kurprinz ſeinen Vater überlebt, dieſes Land unumſchränkt beherrſchen wird. Bis jetzt genießt ſie in hohem Grade die Zuneigung und Bewunderung Aller, die ihr nahe kommen; denn ihre Manieren ſind äußerſt gewinnend.“ — Wie ſehr ſie eine geſchmackvolle, großmüthige und wohlwollende, eine echte Freundin der Kunſt war, darüber wird namentlich in Meißner's intereſſanten „Bruchſtücken zur Biographie Johann Gottlieb Naumann's“ (Prag, 1803 fg., 2 Bde.) Vieles berichtet.

---

[1] So ließ ſie 1767 eine Kattunfabrik bei Großenhain anlegen (die nachher Bodemer'ſche), die ſie ſchon 1774 wieder verkaufte. Auch das ſogenannte baieriſche Brauhaus in Dresden ſchreibt ſich von ihr her.

In den erſten Tagen des Septembers 1776 ſoll nun die Kurfürſtin Mutter dem Kurfürſten geſchrieben haben, um ihn zu erſuchen, einen vertrauten Abgeſandten nach München zu ſchicken, welcher daſelbſt ihre aus Rom zurückerhaltenen Diamanten in Empfang nehmen ſollte. Jedenfalls ſchickte der Kurfürſt den Geheimenrath Freiherrn Adolph Alexander von Zehmen[2] nach München ab. Ueber dieſe Miſſion wird nun Folgendes verſichert.

---

[1] Die Anſprüche der Kurfürſtin wurden ſpäter ſächſiſcherſeits auf 47 Millionen Thlr. berechnet.

[2] Er war katholiſch und aus dem Salzburgiſchen gebürtig. Dieſe katholiſche Linie der Zehmen, aus welcher auch ein Erzbiſchof hervorgegangen, iſt jetzt erloſchen. Jener Zehmen genoß hohes Zutrauen bei dem Kurfürſten, hatte die Oberaufſicht über deſſen Chatoulle und ſoll ein Mann von großem Verdienſte geweſen ſein. Derſelbe ging auch 1778, nach dem Eintritte des Erbfalles, in einer ähnlichen Miſſion nach München. Ein eignes Zuſammentreffen iſt es, daß ſeine Ernennung zum Geheimenrath gleichzeitig mit der des Agdolo zum Obriſtlieutenant bekannt gemacht worden war.

Kaum in München angelangt, habe Zehmen ſogleich der Kurfürſtin ſeine Aufwartung gemacht, welche ihn ſehr freundlich empfing und ihm ſagte: er werde gewiß bald nach Dresden zurückwollen und möge ſich deshalb augenblicklich mit ihrem Secretair Hewald beſprechen. Sie klingelte und gab einer eintretenden Kammerfrau den Befehl, Hewald ſogleich rufen zu laſſen. Die Kammerfrau machte hierauf eine lächelnde Miene und, von der Kurfürſtin um die Urſache befragt, gab ſie zur Antwort: die Frau Kurfürſtin entſinne ſich wahrſcheinlich nicht, daß Hewald ſeit einigen Tagen abweſend ſei. Nun ſagte die Kurfürſtin: es iſt wahr, ich hatte ganz vergeſſen, daß er Urlaub genommen; da es aber ſo iſt, ſo müſſen Sie Sich in Hewald's Wohnung begeben und, wenn er ſie verſchloſſen hat, die Thüre aufbrechen laſſen. Herr von Zehmen vollzog augenblicklich dieſen Befehl; allein die Diamanten waren verſchwunden. Die Kurfürſtin brach darauf in den heftigſten Zorn gegen Hewald, den ſie als den Räuber bezeichnete, und gegen Agdolo aus, der ſicherlich in den Handel verwickelt ſei. Zehmen möge auf der Stelle nach Dresden zurückeilen und den Kurfürſten bewegen, Agdolo arretiren zu laſſen, und ihr die bei ihm vorgefundenen Papiere überſenden, damit die ganze Sache ins Klare komme. Man ſieht alſo, die Kurfürſtin hatte nicht zu fürchten, daß Agdolo etwas ausſagen werde, was ſie compromittiren könne. Am 7. Sept. langte Zehmen in Dresden wieder an und am ſelbigen Tage kam der Kurfürſt aus Pillnitz in die Stadt, um einen Tag daſelbſt zu verweilen. Auf ſeinen Befehl ward Agdolo, ohne ſofort verhaftet zu werden, von der Sache unterrichtet und reichte darauf, am 15., eine zu ſeiner Rechtfertigung verfaßte Schrift ein. Es wird verſichert, daß Zehmen ihn dringend von der Uebergabe dieſer Schrift, welche alſo wenigſtens Zehmen auch geleſen haben muß, abgerathen habe, und nur auf wiederholtes inſtändiges Andrängen ſich bewegen ließ, ſie dem Kurfürſten zu überreichen. Am 15. war der Kurfürſt wieder in Dresden, ging aber, nachdem er den Aufſatz erhalten hatte, Abends nach Pillnitz zurück und Tages darauf wurden Abends um 7 Uhr der Geheimerath Baron Zehmen und der Generalmajor und dienſtthuende Generaladjutant von Schiebell[1]) von Pillnitz nach Dresden geſendet, mit dem Befehl, Agdolo zu verhaften, ſich aller ſeiner Papiere zu bemächtigen und dieſelben verſiegelt dem Kurfürſten zu überbringen, ſobald Agdolo in ſicheren Verwahrſam gebracht ſei.

Nun ward zunächſt in Agdolo's Wohnung geſchickt, wo man erfuhr, daß er bei Ferbers ſei. Dorthin, wo er eben bei einer Spielpartie ſaß, wurde ihm die Weiſung gegeben, er möge ſich zu Zehmen verfügen, welcher nothwendig mit ihm zu ſprechen habe. Er ſtellte ſich wirklich ein. Gleich bei ſeinem Eintritt ward ihm der Befehl zu ſeiner Verhaftung bekannt gemacht und er dem im Nebenzimmer wartenden Platzmajor übergeben[2]). Als dieſer ſich anſchickte, ihn nach ſeiner Wohnung zu bringen, ſoll er die Ausflucht verſucht haben, er könne ſich ohne Degen nicht auf der Straße ſehen laſſen; ein Einwand, der natürlich keine Beachtung fand. In ſeiner Wohnung angelangt, fand er bereits einen Offizier, zwei Corporale und ſechs Gardiſten. Der Offizier hatte Befehl, ihn nicht aus den Augen zu laſſen. Die beiden Commiſſare legten nun auf die Papiere Beſchlag, ſiegelten ſie ein und nahmen ſie mit nach Pillnitz, wo ſie, obgleich es ½ 12 Uhr war, doch noch zu dem Kurfürſten gelaſſen wurden, der die Papiere in Empfang nahm, um ſie des anderen Tages durchzuſehen. In dieſen Papieren, wo nicht ſchon in jener Eingabe, mögen ſich herabwürdigende Aeußerungen über den Kurfürſten gefunden haben, deſſen ſehr gerechtfertigte Weigerung, den maßloſen Anſprüchen der die verwitwete Kurfürſtin umgebenden Coterie zu entſprechen, als unkindliche Kargheit ausgelegt und in Agdolo'ſcher Weiſe beſprochen worden ſein mag. Wahrſcheinlich enthielten ſie aber auch ſonſt Aufſchlüſſe über die Verwickelung Agdolo's in die Unordnungen im Haushalte der Kurfürſtin, vielleicht Rathſchläge, wie dem Kurfürſten mehr Geld abzupreſſen ſei u. ſ. w. Ob übrigens der Schmuck, oder die zu deſſen Auslöſung beſtimmte Summe von Hewald, welchen der Hauptgewährsmann dieſer Mittheilungen für unbetheiligt hält, Agdolo, oder andern Agenten der Kurfürſtin Mutter unterſchlagen worden, ob ihn Agdolo etwa für die projectirte Ueberſiedelung ſeiner Gönnerin nach Italien zurückbehalten wollte, was mit dem Schmucke oder Gelde geworden, wiſſen wir nicht. Agdolo aber ward am folgenden Tage, als dem 17., Abends 10 Uhr, unter ſtarker Bedeckung, nach dem Königſtein gebracht. Einige Tage ſpäter wurden die beiden Commiſſarien mit Aufträgen an den Gefangenen dorthin geſchickt, die jedoch nur in der Uebergabe eines verſiegelten kurfürſtlichen Schreibens und in der Entgegennahme einer gleichfalls verſiegelten Erwiederung Agdolo's beſtanden. Nachdem Agdolo einige Wochen auf dem Königſtein zugebracht, ſteigerte ſich durch den Einfluß der dortigen rauen Bergluft ein bei ihm ſchon vorhandenes Bruſtleiden zu einem gefährlichen Bluthuſten. In Folge deſſen ward er nach Pirna transportirt und blieb daſelbſt bis zum 21. April 1777, von einem Offizier, zwei Corporalen und ſechs Artillerieſoldaten bewacht.

---

[1]) Adam Burkhardt Chriſtoph von Schiebell war von Geburt ein Pole und hatte ſich als Obriſter eines Uhlanenregimentes in den früheren Kriegen ausgezeichnet. So namentlich ſchon bei dem Ueberfalle der preußiſchen Dragonerregimenter durch den General von Sybilsky im Mordgrunde bei Dresden, am 13. Dec. 1745. Er ſtarb als General der Cavalerie und Cabinetsminiſter 1799.

[2]) Aus dem ganzen Verfahren ſieht man, daß kein ſo gefährliches Staatsgeheimniß im Spiele war, wie die Sage will.

Unterdeß blieb die verwitwete Kurfürſtin in München. Von Zeit zu Zeit wurde ihre Ankunft in Dresden angeſagt, dann wieder aufs Unbeſtimmte verſchoben, bis endlich Niemand mehr daran glaubte. Da kam kurz vor dem 21. December 1776 die Nachricht, daß ſie an dieſem Tage eintreffen würde. Ernſtes Andringen des mit Innehaltung ihres Witthums drohenden Kurfürſten, verbunden jedoch mit beruhigenden Zuſicherungen in Betreff ihrer Stellung in Dresden, ſoll vorhergegangen ſein. Die Gräfin Rutowska, eben jene geheime Gemahlin Agdolo's, welcher allerdings daran liegen mochte, ihn als ein Opfer für die Kurfürſtin darzuſtellen [1]), verſicherte, ſie ſelbſt habe einen an Agdolo gerichteten (jedenfalls älteren) Brief dieſer Fürſtin geleſen, welcher die Worte enthalten habe: ſie hoffe, ihr Haus in Padua bald vollendet zu ſehen; dann wolle ſie für immer von dem ihr verhaßten Sachſen und von ihrem Sohne Abſchied nehmen, den ſie auch nicht liebe.

Der Kurfürſt hatte ſich über die Gefangenſetzung Agdolo's mit keinem ſeiner Miniſter berathen, ja ſie nicht einmal davon in Kenntniß geſetzt. Seine Cabinetsminiſter waren nur von ihm beibehalten, nicht gewählt, und ſcheinen nicht ſein volles Vertrauen genoſſen zu haben. Ueber jene Verſchweigung aber waren die Herren von Ende und Graf Sacken [1]), welche ſo eifrig die vorhergehende Unterhandlung mit der Kurfürſtin Mutter geleitet hatten, denn doch nicht wenig betroffen. Ende nahm die Sache zwar mit jenem Phlegma hin, das er ſchon bei manchen früheren Gelegenheiten und namentlich da bewieſen hatte, als ihm in den Jahren 1769, 1770, 1771 der Kurfürſt zu wiederholten Malen Reſcripte zur Unterzeichnung überſchickte, ohne ſich vorher über deren Inhalt mit ihm verſtändigt zu haben. Ihm war weniger an der mit ſeinem Poſten verbundenen Wirkſamkeit und Ehre, als an den materiellen Vortheilen deſſelben gelegen. Aber konnte ihm nicht die Beſorgniß erwachſen, daß auch dieſe gefährdet ſeien? Der Graf Sacken dagegen wußte gar nicht, wie er die erlittene Kränkung genugſam an den Tag legen ſolle. Zuerſt ſoll er an ſeiner eigenen Tafel, in Gegenwart von 24 Gäſten, erklärt haben, Agdolo ſei ſein Freund und werde es ſtets bleiben. Dann verſuchte er Vorſtellungen höchſten Orts, die aber fruchtlos blieben. Man ſagt, der Kurfürſt habe ihm Hoffnung gemacht, daß er die Gründe ſeines Verfahrens noch erfahren ſolle, die nähere Erklärung ſei aber ausgeblieben. Nun ging Sacken darauf aus, die Mitglieder des Geheimen Conſiliums aufzuhetzen. Allein Herr von Wurmb[1], gegen welchen er geäußert hatte, es ſei doch befremdend, daß der Kurfürſt jenen Schritt ohne Zuziehung irgend eines Miniſters beſchloſſen habe, entgegnete ihm: ſo ſei es ganz in der Ordnung; Agdolo habe als Militair unter keiner Civilbehörde geſtanden; auch hätten die Cabinetsminiſter über ſo Manches entſchieden, ohne das Geheime Conſilium zu befragen, daß es ganz billig erſcheine, wenn der Kurfürſt einmal einen Beſchluß ohne Vorwiſſen des Cabinets gefaßt habe. Nicht wenig betroffen zeigte ſich begreiflicher Weiſe auch Ferber in der erſten Zeit. Am 22. September, dem nächſten Sonntag nach der Kataſtrophe, ſah ihn unſer Hauptgewährsmann aus den kurfürſtlichen Zimmern, wo er eine wöchentliche Rechnungsüberſicht überreicht hatte, mit dem Ausdruck einer Niedergeſchlagenheit kommen, die er nie zuvor an ihm wahrgenommen. In der That ſchien um jene Zeit das Vertrauen des Kurfürſten zu ihm in Abnahme zu ſein; allein dieſe Misſtimmung glich ſich bald wieder aus, was denn ſtark dafür ſpricht, daß ſich in Agdolo's Papieren nichts gefunden, was Ferber ernſtlich hätte compromittiren können.

---

[1]) Der Gedanke liegt nicht zu fern, daß in dieſer Polin die Quelle mancher über die Sache verbreiteter falſcher Gerüchte zu ſuchen iſt.

---

[1]) Leopold Nikolaus Freiherr von Ende auf Alt-Jeſſnitz, ſeit 1766 Cabinetsminiſter und Staatsſecretair für die inneren Angelegenheiten, geb. 6. December 1715 † 14. April 1792. — Karl Reichsgraf von der Oſten genannt Sacken, Staroſt zu Pilten, ſeit Juli 1768 Cabinetsminiſter und Staatsſecretair für die auswärtigen Angelegenheiten, geb. 13. Oct. 1725, am 15. Oct. 1786 von dem König von Preußen in den Fürſtenſtand erhoben, † zu Berlin 31. Dec. 1794.

Nach Hewald, jenem Secretair der Kurfürſtin, wurden nun auch Nachforſchungen angeſtellt, und es ward bald ermittelt, daß er ſich in Frankfurt a. M. befinde. Ein vom Kurfürſten dorthin abgeſchickter Offizier der Schweizergarde, Namens Nickelwitz, brachte ihn auf den Königſtein. Seine Frau, welche ſchon vor der Ehe lange mit ihm gelebt hatte, wurde ebenfalls verhaftet und mit dem Befehl, ſie mit Niemand ſprechen zu laſſen, auf der Stadtvogtei gefangen gehalten, nach einigen Wochen aber ohne weiteres entlaſſen. Ueber Hewald's ſpäteres Schickſal haben wir nichts erfahren können, und ſcheint überhaupt ſeine Verhaftung zu jener Zeit gar nicht bekannt worden zu ſein, oder keinerlei Aufſehen erregt zu haben.

---

[1] Seit 1768 Conferenzminiſter, Verfaſſer des „Grabmal des Leonidas“, † 1801.

Bevor Agdolo wieder auf den Königſtein gebracht wurde, ſoll der Kurfürſt den ganzen Fall, unter Verſchweigung der Namen und Einſchärfung tiefſten Geheimniſſes, einer auswärtigen Juriſtenfacultät vorgelegt haben. Wir haben Grund, zu glauben, daß das Göttingen und Pütter der Referent geweſen iſt. Die Entſcheidung ſei dahin ausgefallen, daß der Gefangene Todesſtrafe verdient habe. Erſt hierauf ſei Agdolo zu lebenswieriger Haft auf die Feſtung gebracht worden (21. April 1777), indem der Kurfürſt geäußert habe, dieſe Beſtrafung bei ſeinem Gewiſſen verantworten zu können. Agdolo iſt übrigens auf dem Königſtein mit Schonung behandelt worden, und hat vor ſeinem am 27. Auguſt 1800, alſo erſt nach 23 Jahren! erfolgten Tode, dem Kurfürſten ausdrücklich ſeinen Dank bezeugt.

Im Uebrigen ſcheint der ganze Vorgang die Folge gehabt zu haben, daß ein vom Kurfürſten wahrſcheinlich ſchon früher gewünſchter Miniſterwechſel beſchleunigt ward. Der Graf Sacken gab noch zum Ueberfluß verſchiedentlichen Anlaß zu erhöhtem Misfallen. Er kündigte die Miethe des von ihm bewohnten, dem Kurfürſten gehörigen Brühl'ſchen Palais, bezog vorläufig den Garten des verſtorbenen Chevalier de Saxe, beſtellte Hunderte von Kiſten zum Einpacken ſeines Mobiliars, und ſeine Dienerſchaft ſprach laut und öffentlich von der nahen Abreiſe ihres Herrn. Schwerlich lag es in ſeiner

Abſicht, zu reſigniren; das ganze Benehmen hatte aber dem Kurfürſten gegenüber den Anſchein des Trotzes.

Am 23. December erfolgte, zur allgemeinen Ueberraſchung, aber auch zur Freude des Publikums, die Ernennung des Generals von Gersdorf [1] zum Cabinetsminiſter und Staatsſecretair für das Militairdepartement. Dieſes Departement hatte Sacken mit der größten Sicherheit als ihm ſelbſt zugedacht betrachtet, ungeachtet ſeine wiederholten Geſuche, ſchon bei Lebzeiten des Chevalier de Saxe († 1774) und auf deſſen Betrieb, abgelehnt worden waren [2]. Er mochte nur in dem Chevalier die Urſache des Fehlſchlagens geſucht haben, und die nunmehrige Ernennung traf ihn daher um ſo empfindlicher. Man erwartete ſeinen augenblicklichen Rücktritt. Indeß dieſer erfolgte nicht, und nur die Gerüchte von ſeiner auf den Sommer feſtgeſetzten Abreiſe wurden immer lauter. Da er den Abſchied nicht nahm, ſo erhielt er ihn. Am 26. März 1777, der Mittwoch in der Charwoche, ließ der Kurfürſt vor der Tafel den Cabinetsminiſter von Gersdorf zu ſich rufen und ertheilte ihm den Befehl, ſich nach dem Eſſen zu den beiden andern Cabinetsminiſtern zu verfügen, jedoch zu dem Grafen Sacken zuerſt, und ihnen anzuzeigen, daß ſie ihrer Stellen enthoben wären und ihre Portefeuilles abzugeben hätten. Würden ſie nach der Urſache ihrer plötzlichen Entlaſſung fragen, ſo ſolle er ihnen erwidern: der Kurfürſt könne kein Vertrauen mehr in ſie ſetzen.

---

[1] Karl Auguſt von Gersdorf, geb. 14. März 1705, 1757 Generallieutenant, 2. Dec. 1776 General der Infanterie, † 11. Febr. 1786.

[2] Es war ſeit dem am 8. Febr. 1769 erfolgten Tode des Generals Grafen Johann von Bellegarde (geb. 1708) unbeſetzt geblieben.

Gersdorf begab ſich darauf gegen 5 Uhr zu dem Grafen Sacken, gefliſſentlich die ſpäte Stunde wählend, da der Miniſter an dieſem Tage den fremden Geſandten ein Diner gegeben hatte. Gersdorf ward zuerſt von der Gräfin Sacken 1) empfangen, und nach einer kurzen Unterhaltung mit dieſer verlangte er, den Grafen zu ſprechen, welcher ihn in ſein Arbeitszimmer kommen ließ und ſeinen Auftrag erfuhr. Der Graf nahm die Nachricht ganz ruhig auf und ſchickte noch denſelben Abend folgendes Schreiben an den Kurfürſten:

P. P.

„Es iſt meine nächſte Sorge, Ew. ꝛc. den Ausdruck meiner ehrfurchtsvollen Dankbarkeit für den von Hochdenſelben gefaßten Entſchluß zu Füßen zu legen, welchen mir Ew. ꝛc. durch Hochdero Cabinetsminiſter von Gersdorf kundzuthun geruht haben. Während 32 Jahren habe ich Ew. ꝛc. und Ew. ꝛc. Hohem Hauſe treu gedient und bin mir in einer ſo langen Reihe von Jahren keines Augenblickes bewußt, wo ich nicht willig für Ew. ꝛc. und für das Wohl Hochdero Staaten jedes Opfer gebracht hätte. Die erprobte Anhänglichkeit, welche mich für Ew. ꝛc., ſowie für Hochdero Herrn Vater und Großvater ſtets beſeelt, ſowie eine daraus hervorgehende Rückſicht des Zartgefühls konnten mich allein abhalten, ſchon vor Jahren die mir anvertrauten Stellen, die von mir weder geſucht, noch erbeten worden ſind, Hochdenſelben zu Füßen zu legen. Die ehrenden Beweiſe der Zufriedenheit und des Wohlwollens, mit denen Hochdero Vorfahren meine treuen Dienſte anzuerkennen geruhten, werden mir immer unendlich ſchätzbar bleiben. Auf das Zeugniß eines vorwurfsfreien Gewiſſens geſtützt, kann ich allerdings nicht dafür einſtehen, daß meine Einſicht überall ausreichend geweſen iſt, und bin nur der reinſten Abſichten und der unbeſcholtenſten Geſinnungen vollkommen gewiß. Ew. ꝛc. Befehlen Folge zu leiſten, werde ich die Schriften

---

1) Der zweiten Gemahlin des Grafen, einer gebornen von Dieskau und verwitweten Gräfin Hoym. Seine erſte Gemahlin war eine Brühl und Nichte des bekannten Miniſters.

und Acten, die ich noch bei mir habe, übergeben; außerdem lag es in meinen Gewohnheiten, dieſelben pünktlich und ohne Verzug auf dem Cabinet in Verwahrung zu geben."

Gleichzeitig richtete Sacken an die Geſandten der auswärtigen Höfe ein Circular, in welchem er ihnen unter den gewöhnlichen Formen ſeine Entlaſſung mittheilte, dabei aber die Phraſe einflocht: der Kurfürſt ſei ſeinem eigenen Wunſche dadurch entgegengekommen. Er ließ ſich übrigens an jenem Abende, wo er ein Souper gab, nicht das Geringſte merken; ebenſo wenig ſeine Gemahlin, welcher er die Sache ſogleich nach Gersdorf's Weggange mitgetheilt hatte.

Den zweiten Auftrag dieſer Art, bei dem Baron Ende, vollzog Gersdorf ebenfalls an dieſem Abende. Er ſelbſt ward nun interimiſtiſch mit der Leitung des auswärtigen Departements beauftragt, bis Herr von Stutterheim [1]), von ſeinem Geſandtenpoſten in Berlin zurückberufen, definitiv zum auswärtigen Staatsſecretair ernannt wurde.

In der Zwiſchenzeit, als Gersdorf als alleiniger Cabinetsminiſter fungirte, ward von der Frau eines Artillerieoffiziers eines Sonntags, wie ſie mit ihrem Manne in der katholiſchen Hofkirche war, ein Zettel gefunden, auf welchem die Worte ſtanden: der Kurfürſt mag auf ſeiner Hut ſein, denn es wird ihm nach dem Leben geſtanden. Der Zettel ward von dem Offizier zu von

---

[1]) Der Generalmajor Heinrich Gottlieb von Stutterheim trat im April 1777 an und behielt ſeinen Poſten bis 1790, wo Graf Loß das Auswärtige und Baron Gutſchmid das Innere übernahm und ſomit die Combination eintrat, die dem Kurfürſten wol die erwünſchteſte war. Derſelbe Graf Johann Adolph vom Loß (geb. 1. Febr. 1731 † 15. März 1811) hatte die inneren Angelegenheiten am 2. Oct. 1777 übernommen und beſorgte die auswärtigen von 1790 bis 1806, wo die veränderte Politik neue Männer bedingte.

Gersdorf gebracht und von dieſem dem Kurfürſten mit dem Bemerken überreicht, er ſei zwar unbeſorgt, habe den Vorfall aber doch anzeigen wollen. Des Kurfürſten Antwort war: „Sollte es wirklich ſo böswillige Menſchen geben, welche dieſe Drohung auszuführen fähig wären, ſo kann mein Leben nur auf zweierlei Weiſe gefährdet werden. Entweder durch offene Gewalt, und gegen dieſe werde ich mich zu vertheidigen wiſſen, oder durch Gift; gegen das letztere mich zu ſchützen, gibt es keine Möglichkeit. Ich muß daher mein Schickſal und mein Leben Gott anheimſtellen, der allein über mich wachen kann.“ Wie der Kurfürſt dieſe Worte ſprach, malte ſich in ſeinen Zügen die ungetrübteſte Ruhe.

Als die abgetretenen Miniſter, nach dem abgeſchloſſenen Vergleich wegen der Diamanten der Kurfürſtin, von dieſer mit werthvollen Doſen beſchenkt worden waren, hatten ſie ſich auf dieſe Auszeichnung nicht wenig zu Gute gethan. Allein nach Agdolo's Verhaftung ward der Graf Sacken anderen Sinnes und gerieth auf den Gedanken, dieſes fürſtliche Geſchenk wieder zurückzuſchicken. Seine Gemahlin ward beauftragt, mit der Oberhofmeiſterin der verwitweten Kurfürſtin, der Frau von Rollingen [1]), über dieſen zarten Punkt zu unterhandeln. Die Oberhofmeiſterin weigerte ſich jedoch, die Doſe in Empfang zu nehmen, rieth der Gräfin, auf deren wiederholte Anträge, ſie verſiegelt einſtweilen in ihrer eigenen Verwahrung zu behalten, und verſprach, der damals noch abweſenden Kurfürſtin Mutter die Sache zu berichten. Wie zu erwarten ſtand, lautete die Antwort: die Kurfürſtin nehme ihre Geſchenke nicht zurück, und ſo mußte denn der Graf Sacken die Doſe behalten.

---

[1]) Maria Thereſia Freifrau von Rollingen, geb. von Knebel zu Katzenellenbogen.

Der Kurfürſt war dem Grafen Sacken wol nie recht gewogen geweſen, wie denn derſelbe eine unruhige Gemüthsart und keineswegs ausgezeichnete Geſchäftstalente beſeſſen, auch eine lächerliche Manie gehabt haben ſoll, den Grafen Panin nachzuahmen. Auch hatte er den Grafen Marcolini 1), welchem der Kurfürſt ungemein gewogen war, auf das Empfindlichſte beleidigt. Als Marcolini nämlich den Wunſch äußerte, den Andreasorden zu erhalten, wurde Sacken beauftragt, dies zu betreiben, gab aber heimlich dem ſächſiſchen Geſandten Gegeninſtructionen. So kam es, daß bei der Anweſenheit des Grafen Orlow in Dresden, im Januar 1776, Marcolini von Dieſem erfuhr, ſein Geſuch ſei in Petersburg niemals angebracht worden. Später wurden alle nähern Umſtände dieſer Intrigue noch durch den Herrn von Brincken, welcher der ſächſiſchen Geſandtſchaft in Petersburg beigegeben geweſen war, bekannt.

---

1) Graf Camillo Marcolini war ein italieniſcher Edelmann aus Fano in der Romagna, und erbte erſt ſpät die bedeutenden, in dortiger Gegend gelegenen Güter ſeines älteren Bruders. Er iſt ſchon in dem Hofkalender von 1747 als Page aufgeführt, war 1766 Kammerpage, 1768 Kammerherr und ward 1769 zum Kämmerer ernannt. Er ſoll ſich in den letzten Jahren des 7jährigen Krieges durch vertraute Sendungen, bei welchen er ungemeine Geſchicklichkeit bewieſen, Verdienſte um die regierende Familie erworben haben. Er hatte die jüngeren Mitglieder derſelben nach München begleitet, und ſich ſchon dort dem nachherigen Kurfürſten werth gemacht, deſſen Vertrauen er bis an ſeinen Tod (1814) bewahrte. Beſonderen Dank war dieſer ihm dafür ſchuldig, daß er ſeine durch ängſtliche Verzärtelung von Seiten früherer Pfleger geſchwächte Geſundheit kräftigte, indem er ihn für körperliche Uebungen und Bewegung in freier Luft gewann.

VII. Scenen aus den ſächſiſchen Bauernunruhen im Jahre 1790.

Wer die Nachwirkungen der franzöſiſchen Revolutionen von 1830 und 1848 auf Deutſchland erlebt hat, kann es befremdend finden, daß die franzöſiſche Revolution von 1789, wie mächtig ſie auch eine Zeit lang die öffentliche Meinung bewegte und an ſich riß, doch in keiner Weiſe dieſelben unmittelbaren Folgen erzeugte, wie jene neueren Erſchütterungen, daß ſo wenig Volksbewegungen ſtattfanden, daß nirgend eine Revolution von unten die beſtehenden Ordnungen änderte, und daß nur als mittelbare Wirkung, weniger der Revolution, als der aus ihr entſtehenden Kriege, größere Umgeſtaltungen nach und nach eintraten, welche ganz und gar von oben herab bewirkt wurden und zwar im Sinne der rationaliſtiſchen Zeitrichtung gefaßt waren und von ihr dem Volkswohle entſprechend gehalten wurden, aber meiſtens mehr dem Abſolutismus der Regierungsmacht günſtig waren, als daß ſie irgend einen demokratiſchen Charakter getragen hätten. Und doch gab es damals der wahrhaften, materiellen Beſchwerden ungleich mehr und ſtärkere, als ſpäterhin; war die Regierungsweiſe in vielen Staaten voller uns kaum begreiflicher Misbräuche; war die Regierungsgewalt, zwar weniger durch Geſetze, aber deſto mehr durch erworbene Rechte und hergebrachte Ordnungen gebunden, zwar in vielen Ländern willkürlich, aber ſchwach und vieler Mittel, die ſich ſpäter in Polizei und Militair entwickelt haben, ermangelnd; war die Theilnahme am Politiſchen, weil etwas Neues, kaum minder lebhaft als jetzt; war die politiſche Bildung noch geringer, als gegenwärtig; waren die Erfahrungen noch nicht gemacht worden, die ſich ſeitdem an ſo viele Revolutionen geknüpft haben und eigentlich nur abſchreckend wirken können. Es ſcheint doch, die innere Organiſation des deutſchen Staats- und Volksweſens, wie viel man auch über deren Veraltet- und Erſtorbenſein nicht ohne Grund geſagt haben möge, war doch noch zu tiefgewurzelt, doch noch von einem zu kräftigen Glauben getragen, als daß ſie dem franzöſiſchen Weſen eine Empfänglichkeit hätte widmen können; einem Weſen, welches Richtungen mit dem Namen der Freiheit ſchmückte, welche nur die oberflächlichſte Anſchauung mit der Freiheit des alten Germanenthums in Zuſammenhang bringen kann, während ſie mit der deutſchen Freiheits- und Rechtsanſicht durch alle Jahrhunderte des Mittelalters und ſeiner Ausgänge im directeſten Widerſpruch ſtehen. Es mußte erſt dieſe alte Organiſation, an welcher man ſchon über ein Jahrhundert lang genagt hatte, von oben herab gründlich zertrümmert und aller Glaube an ſie vernichtet werden, bevor ſich der durch das an die Stelle Geſetzte nicht befriedigte Volksgeiſt auch von unten herauf an das Zerſtörungswerk machen konnte.

Eine der wenigen Ausnahmen von der Erſcheinung, die wir zum Ausgangspunkt nehmen, kam gerade in einem der noch am beſten, am gewiſſenhafteſten regierten Staaten, im damaligen Kurfürſtenthum Sachſen vor, war aber allerdings nicht eigentlich der höheren Politik zugewendet, ſondern aus der in der That damals ſehr beſchwerten Lage des dortigen Bauernſtandes hervorgegangen. Dieſer Bauernſtand war zwar in den Erblanden nicht leibeigen, unterlag aber ſchweren Frohnen, Zinſen und Lieferungen, drückenden Weideſervituten, trug die Hauptlaſt der Steuern und Rekrutirung, und ward auch von den Gutsherren und ihren Patrimonialrichtern öfters willkürlich behandelt. Indeß iſt es bemerkenswerth, daß die Bewegung ſowol die in den beregten Beziehungen gedrückteſten Theile des Landes, namentlich die Lauſitzen, wo noch die Leibeigenſchaft unter dem Namen der Erbunterthänigkeit fortbeſtand, als die ärmſten Bezirke, wie das obere Erzgebirge, das Voigtland, den Kurkreis **nicht** berührte, überhaupt ſich nur in einem begrenzten Kreiſe, und gerade in den fruchtbarſten und wohlhabendſten Gegenden des Landes, namentlich in der Gegend von Lommatzſch, Meißen, Noſſen, Penig, Wechſelburg kundthat. Auch blieb der Aufſtand ſtreng auf den Bauernſtand beſchränkt, fand weder in dem Bürgerſtande [1], noch bei den Proletariern Nachklang, und nahm auch in ſeinem weiteren Verlaufe nicht mehr politiſchen Charakter an, als er von Haus aus an ſich trug. Dabei wurde er ſchnell und mit verhältnißmäßig geringen Mitteln unterdrückt.

Sein erſter Anfang, oder vielmehr ſein erſtes Vorzeichen [2], hatte aber allerdings ſein Myſteriöſes und könnte wol auf den Gedanken einer experimentirenden Anſtiftung führen. Es ward nämlich im Sommer 1790 von einem Unbekannten ein geſchriebenes Promemoria nach Dittersbach bei Pirna gebracht, worin eine Aufforderung an das damals gräflich Bünau'ſche Vaſallenſtädtchen Lauenſtein enthalten war, ſich auf eine Revolution gefaßt zu machen, und an die 16 bis 18,000 Mann anzuſchließen, welche mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiele über Dresden nach Pillnitz ziehen und den Kurfürſten in ihre Mitte nehmen würden, um ihn im Triumphe in Dresden einzuführen [1]. Dem Kurfürſten ſollten folgende Punkte vorgelegt werden: 1) Abſetzung Aller, welche Sachſen bisher „unglücklich“ gemacht hätten, und nach Befinden Confiscation ihrer Güter; 2) Errichtung einer Nationalgarde zu Fuß und zu Pferde; 3) Veränderung des Accisweſens; 4) Beſchränkung der Rittergutsbeſitzer, „damit ſie Sachſen nicht zu einer Wüſte und Einöde der Gerechtigkeit machen“; 5) Aufhebung des Wildhegens; 6) Abſchaffung aller Juris Practici, die nicht wirkliche Gerichtsbeſtallungen hätten; 7) Verfaſſungsregeln für das geiſtliche Miniſterium; 8) Erinnerungen wegen der Fleiſch- und Trankſteuer. Jeder ſolle ſich auf einige Tage mit Proviant verſehen. Welcher Ort ſich nicht anſchließe, ſolle geplündert werden. Sammelplätze ſeien Dohna und Liebſtadt. Man entdeckte ſehr bald den Ueberbringer der Schrift in einem gewiſſen Geißler aus Liebſtadt, verhaftete ihn zu Pirna und brachte ihn (13. Juli) vor das Juſtizamt Dresden. Er hatte einen guten Leumund und der zu ſeiner Exploration berufene Arzt erklärte, daß er in einer fixen Idee gehandelt habe. So ward er als Irrer behandelt und nach Torgau in Verwahrung gebracht, von wo er 1809 entlaſſen worden iſt, da man zu ſeiner längeren Zurückhaltung gar keinen Grund fand.

---

[1] Nur die Bürger von Burgſtädtel wurden von den rochsburger Bauern zur Theilnahme gezwungen.

[2] Eines andren werden wir am Schluſſe dieſes Aufſatzes gedenken.

---

[1] Nachahmung des Zuges Ludwig's XVI. von Verſailles nach Paris.

Ende Auguſt des Jahres 1790 traten nun, zunächſt in der Lommatzſcher Gegend [1]), compacte Widerſetzlichkeiten der Bauern gegen Frohnen und Hutungsgerechtſame auf. Die Bauern erklärten, ſie wollten die kurfürſtlichen Abgaben gern bezahlen, nicht aber die gutsherrlichen. Die letzteren ſeien, behaupteten ſie, dem Adel auf 300 Jahre mittels eines Privilegiums ertheilt worden, welches nun ſchon ſeit 60 Jahren abgelaufen ſei. Auch beriefen ſie ſich auf den herrſchenden Futtermangel [2]). Die Dorfſchaften hielten eng zuſammen, ſtanden in lebhaftem Briefwechſel und hatten eine geregelte Organiſation und Diſciplin eingeführt. Gewöhnlichen Diebſtahl duldeten ſie nicht, machten ſich aber kein Bedenken, die Gutsherren zum ſchriftlichen Erlaß der Frohnen [3]), ſowie ihre eigenen Standesgenoſſen zur Theilnahme an der Ungeſetzlichkeit zu zwingen. Uebrigens behaupteten ſie, es geſchehe Alles mit Vorwiſſen des Kurfürſten, und die Langmuth, mit der die Regierung dem Treiben anfangs zuſah, mag dieſe Meinung unterſtützt haben. Endlich aber kam die Sache bis zur Miſhandlung kurfürſtlicher Beamten [4]), zur Entwaffnung eines kleinen Militairpoſtens (in Peſchwitz) und zur Freimachung Verhafteter durch Deputationen von Tauſenden. Nun ſchritt die Regierung ein, beauftragte eine, aus dem Vicekanzler, nachherigem Kanzler, Friedrich Adolph von Burgsdorf, und den Hof- und Juſtizräthen Karl Friedrich von Brand und Friedrich Bernhard von Watzdorf beſtehende Commiſſion mit Herſtellung der Ordnung und ſtellte ihr ein vom Generalmajor Heinrich Adolph von Boblick befehligtes, aus 8 Reiterſchwadronen, 3 Bataillonen Fußvolk und 200 Grenadieren beſtehendes Truppencorps zur Verfügung, was ſein Hauptquartier erſt zu Meißen, dann zu Lommatzſch hatte, ſeine Abtheilungen aber bis an die Gegenden von Freiberg [1]), Torgau und Leipzig entſendete. Erſt am 26. Auguſt ward ein ſcharfes Tumultmandat erlaſſen und ſchon am 5. Sept. konnte die Commiſſion den Aufſtand für im Weſentlichen gedämpft und die Truppen, die einen eigentlichen Kampf nicht zu beſtehen gehabt hatten [2]), für größtentheils entbehrlich erklären, wie denn auch der größte Theil dieſer Truppen ſchon am 12. Sept. zurückgezogen, die Commiſſion aber am 13. November wieder aufgelöſt wurde. Es waren an 200 Perſonen verhaftet worden, von denen 34 auf den

---

[1]) Zuerſt auf den Gütern eines Edelmannes, der mit ſeinen Bauern in vielen Proceſſen, namentlich aber in einem ſehr alten und weitläufigen Hutungsproceſſe lag, einſtweilen aber im Poſſeß der ſtreitigen Gerechtſame war.

[2]) Schon 1789 war die Ernte gering geweſen. 1790 trat gänzlicher Waſſermangel ein. Nur Thüringen hatte eine ausgezeichnete Ernte.

[3]) Nach und nach auch zu weiteren Conceſſionen, welche beweiſen, daß der Communismus nichts Neues iſt, z. B. zur Abtretung von Feldern und Wieſen.

[4]) Namentlich des elbaher Amtmanns in Pinnewitz.

---

[1]) Hier wurden auch die Bergleute rebelliſch, ungeachtet ihre Hauptbeſchwerde aus dem Waſſermangel floß. Die Bewegung der gersdorfer Bauern ſchlug der General von Hiller lediglich durch ein kräftiges Schreiben nieder.

[2]) Bei Pinnewitz kam es zu einem Verſuche einiges Widerſtandes, der aber mit flachen Säbelhieben und unter großer Beluſtigung der Soldaten abgemacht wurde. Nur 8 Perſonen ſind auf offnem Felde gefangen genommen worden. Der Anführer, ein alter 68jähriger Häusler, der in der That ſeiner Zeit — voraus geweſen zu ſein ſcheint, ſagte aber auch: „Einmal für die Bärenhäuter etwas gewagt, und nicht wieder!“ Bei Burgſtädtel trieben 30 Küraſſiere, unter dem Lieutenant von Lichtenhain, über 1200 Bauern und Bürger, die ſie mit Steinen und Knitteln empfingen, mit Piſtolenſchüſſen und Säbeln auseinander. Das war der heftigſte Kampf

Königſtein kamen, aber bis zum letzten October 1791 Alle wieder in Freiheit geſetzt wurden. Die 40 — 50 Bauern, welche, trotz gegen ſie geübter Gewalt, alle Theilnahme am Aufſtande verweigert hatten, erhielten Belohnungen in Medaillen und Geld.

Aus den wenig erheblichen Begebenheiten dieſer unblutigen Inſurrection iſt uns doch eine Scene bezeichnend erſchienen, die ſich in Hirſchſtein bei Meißen, einem Gute des damaligen Cabinetsminiſters Grafen Loß (ſ. S. 215), zutrug. Die zu dieſem Gute gehörigen Bauern hatten gleichfalls die Abſicht gehabt, ihrem Gerichtsherrn die allgemeinen Forderungen vorzulegen und ihn zur Gewährung derſelben zu zwingen. Er hatte aber in ſeinen Geſchäften einen guten Grund, ſich auch in dieſer Zeit nicht auf ſeinem Gute einzufinden, und in Dresden hätte man nur mit demüthigen Bitten, nicht mit gewaltſamen Forderungen an ihn kommen können. Sie mußten ihn ſelbſt in ihrer Mitte haben. Sie ließen ihm deshalb einen offenen Zettel zukommen, worin ſie ihn aufforderten, zum 28. Auguſt ſich in Hirſchſtein einzufinden, widrigenfalls er „ſehen werde, wie es ſeinem Gute ergehen würde.“ Statt ſeiner erſchien an dem bezeichneten Tage von der einen Seite eine hohe Commiſſion, aus dem Vicekanzler von Burgsdorf, dem Hofrath von Watzdorf und dem Kreisamtmann zu Meißen, Hofrath von Welck beſtehend, von der andern ein Commando von 80 Dragonern, 200 Mann Infanterie und einem Feldſtück. Das Commando hatte die Ordre zum Aufbruch in der Nacht in Meißen durch Eſtafette erhalten und war um 2 Uhr des Morgens durch Generalmarſch aufgeboten worden. Bei dem erſten Trommelſchlage hörte man in der Gegend einen ſtarken Schuß, wahrſcheinlich aus einem Weinbergsböller, den man für einen Signalſchuß der Bauern hielt. Kurz vor Hirſchſtein ſah man einen Trupp Menſchen, welche ſich plötzlich nach allen Richtungen zerſtreuten. Man nahm an, daß dieſelben zu den verſchiedenen Gemeinden geeilt ſeien, um ſie zu warnen, nicht zu dem verabredeten Zuſammentreffen zu erſcheinen.

In der That zeigte ſich kein einziger der Bauern auf dem Schloſſe. Nun aber wurden ſie geladen, ſich daſelbſt einzufinden, und zwar ſendete man an jede Gemeinde einige Dragoner ab, die ihnen ein möglichſt zahlreiches Erſcheinen anzuempfehlen hatten, weil der Vicekanzler ihnen im Namen ihres Landesherrn etwas bekannt zu machen und außerdem den Auftrag habe, im Namen ihrer Gerichtsherrſchaft über gewiſſe Dinge mit ihnen zu ſprechen. Die Bauern fanden ſich bei alle dem nur langſam und ſpärlich ein. Der Vicekanzler wartete, bis ſich eine hinlängliche Anzahl zuſammengefunden habe, und unterhielt ſich einſtweilen freundlich mit den bereits Anweſenden. Auf ſeine Frage: wie ſie ſo auf einmal auf ſolche wunderliche Dinge hätten verfallen können, ſagte ein alter Mann: „Das wiſſen wir ſelber nicht ſo ganz recht. Es muß doch Gottes Wille ſein, daß die Bauern auch einmal frei werden ſollen; ſonſt wäre es wol nicht ſo geſchwind und ſo einſtimmig zugegangen, als wenn es längſt verabredet geweſen wäre.“ Der Vicekanzler erwiderte ihm, daß Gott niemals zu widerrechtlichen Handlungen ſeinen Segen gebe, und verſicherte ihm, daß es anders kommen werde, als ſie dächten; worin er auch Recht gehabt hat, während Gott es doch ſo gefügt hat, daß die Bauern 42 Jahre ſpäter die Freiheit erhielten, ſich auf *rechtliche* Weiſe ihrer Laſten zu entledigen.

Nachdem endlich von jeder Gemeinde wenigſtens

10—12 Bauern gekommen waren, ſchritt der Vicekanzler zum Werke, in der Hoffnung, daß das Verhalten der anweſenden Bauern den übrigen zum Beiſpiel dienen werde.

Die Scene muß ihr Imponirendes gehabt haben. Das Schloß zu Hirſchſtein liegt auf einem ſenkrecht abgeſchnittenen Granitfelſen an der Elbe, die einen kleinen Bogen um denſelben bildet und gegen welche die hohen Mauern des Schloſſes Front machen. Nach der andern Seite iſt es von einem planirten Hofe, ſchönen Wirthſchaftsgebäuden, Büſchen und Gärten umgeben. Es gewährt einen reizenden Einblick in das nahe Elbthal, aber auch eine weite Fernſicht bis an die Berge der Lauſitz. Man ſieht die Thürme von Meißen und Dresden, den Königſtein, die böhmiſchen Gebirge, die Gegend von Maxen, das Erzgebirge, und dann die weiten Ebenen gegen Weſten, nur durch den Kolmberg unterbrochen, bis zum torgauer Schlachtfeld. Zum Eingange in das eigentliche Schloßgebäude, nachdem man den Hof durchſchritten, führen zwei hohe ſteinerne Treppen, welche oben einen mit einem eiſernen Geländer umgebenen, altanförmigen freien Platz einfaſſen. Hierhin ſtellte ſich der Vicekanzler. Hinter ihm ſtand eine doppelte Poſt Fußvolk mit dem Gewehr beim Fuß. Unter den Treppen ſtellten ſich die Deputirten der Gemeinden auf. Als ſie in den Schloßhof hineingezogen wurden, wurde der äußere Eingang zu dieſem mit 30 Mann Soldaten beſetzt. Einige Ordonanzdragoner hielten im Schloßhofe, der Befehle des Vicekanzlers gewärtig.

Bei dem Erſcheinen des Vicekanzlers auf dem Altane zogen die Bauern ihre Mützen und Hüte ab und es trat tiefes Schweigen ein. Er hielt nun eine lange

Anrede an ſie, in deren Eingange er unter Anderm ſagte: „Kinder! wenn ihr bedacht hättet, wie viel Mühe ſich euer gnädiger Landesfürſt gegeben hat, euch, die er wie ſeine Kinder liebt, den goldenen Frieden zu erhalten, ſo würdet ihr gewiß nie auf Dinge verfallen ſein, welche ſein gegen euch väterlich geſinntes Herz ſo ſehr betrüben. Ihr würdet ihn nie in die unangenehme Nothwendigkeit geſetzt haben, ſeine eigenen Truppen, die nur gegen auswärtige Feinde zu fechten beſtimmt ſind, gegen euch ſelbſt zu gebrauchen, um euch mit Gewalt zu denjenigen Pflichten wieder anzuhalten, welche euch doch von euern Voreltern angeerbt [1], durch Landesverfaſſung und Geſetze beſtätigt und unabänderlich [2] gemacht worden ſind. Ihr würdet euch nicht zu jener ſtrafbaren und thörichten Selbſthilfe durch ſo geringe [3] Urſachen haben verleiten laſſen, und würdet nie die glückliche Ruhe, welche dieſes Land unter der weiſen Regierung eines ſo gütigen Kurfürſten eine lange Reihe von Jahren bereits genoſſen hat, durch euern Ungehorſam und muthwillige Ausſchweifungen geſtört haben.

---

[1] Dieſer Troſt mit ſo ſchlimmer Erbſchaft wird ſchwerlich verfangen haben. Beſſer vielleicht, wenn ihnen auseinandergeſetzt worden wäre, daß ihnen bei Ankauf oder ſonſtiger Uebernahme ihrer Güter die darauf ruhenden Laſten angerechnet worden wären und ſie um derſelben willen die Güter zu wohlfeilerem Preiſe erhalten hätten. Auch hätte man ſie an den allbekannten, aber täglich vergeſſenen Spruch erinnern mögen: „Was du nicht willſt, daß man dir thu', das füg' auch keinem Andern zu.“

[2] Das wäre denn eben das Uebel geweſen. Es war übrigens ſelbſt damals nicht einmal wahr. Im Wege freier Uebereinkunft konnten auch damals dieſe Laſten abgelöſt und beſeitigt werden. Eine ſolche Ablöſung gelang am 26. Oct. 1793 in dem zum Rittergut Kraußnitz im Amte Großenhain gehörigen Dorfe Naundorf, deſſen Beſitzer der Hauptmann von Süßmilch war. Dieſe Beiſpiele waren freilich ſehr ſelten.

[3] Das war 1790 freilich nicht ſo wahr, wie 1848.

Aber ihr ſeid verblendet, verführt und bethört worden.“ Er ging nun ins Einzelne ein und ſtellte den Leuten die unſtreitige Unbilligkeit und Ungereimtheit ihrer Forderungen ſo lebhaft vor Augen, daß Viele bis zu Thränen gerührt worden ſein ſollen und man, nach der Verſicherung eines Augenzeugen, auf allen Geſichtern Ueberzeugung, Reue und Scham bemerken konnte. Hierauf machte er ihnen die Beſtimmung und die ausgedehnte Vollmacht der Commiſſion bekannt, welche, nach Befinden der Umſtände, ohne weitere Anfrage ſelbſt am Leben ſtrafen könne, und ließ dann durch den Kreisamtmann das gegen die Tumultuanten ergangene geharniſchte Patent vom 26. Auguſt verleſen. Er fuhr nun folgender Weiſe fort: „Kehrt nun wieder zu euern vorigen Pflichten zurück, lieben Leute! Gelobet mir durch einen Handſchlag an, daß ihr von morgen an eure Dienſte, wie ihr ſie vorher geleiſtet habt, wieder erfüllen und eurer vorgeſetzten Obrigkeit in allem wieder vollkommenen Gehorſam leiſten wollet. Setzt mich nicht in die unangenehme Nothwendigkeit, von der mir von unſerm Landesherrn übertragenen Gewalt Gebrauch zu machen. Seht, Kinder! ihr ſeid die erſte Gemeinde, zu welcher ich gekommen bin. Ich habe euch gewählt, weil ich euch für die vernünftigſten gehalten habe [1]). So verdient nun auch dieſes Zutrauen, und macht unſerm gnädigſten Kurfürſten, eurer Gerichtsherrſchaft und mir, eurem Freunde, das Vergnügen, euch ſelbſt aber die Ehre, daß ihr auch die erſte Gemeinde ſeid, welche ohne

---

1) Hier erlaubte ſich der Herr Vicekanzler doch wol eine licentia oratoria. Abgeſehen davon, daß es ihm ſchwer gefallen ſein dürfte, anzugeben, warum er gerade die Hirſchſteiner Bauern für die vernünftigſten halte, kam er doch wol zu ihnen zuerſt, weil ſie ihren Gerichtsherrn, unter Drohungen, auf dieſen Tag vorgeladen hatten und wol auch, weil dieſer Gerichtsherr Miniſter war.

Zwangsmittel wieder zu ihren vorigen Pflichten zurückkehrt. Gebt den übrigen verblendeten und verirrten Unterthanen ein gutes Beiſpiel. Iſt dies euer ernſtlicher freier Wille, ſo antwortet mit einem lauten Ja.“ Dieſes erfolgte einſtimmig, jedoch nicht eben allzu laut, mag alſo doch wol den guten Leuten, die ſich nicht gedacht hatten, daß ihre ſanguiniſchen Träume ſich als ſo gänzlich eitel ergeben würden, etwas ſauer angekommen ſein. Nun ſtieg Mann für Mann die eine Treppe hinan, gab dem Vicekanzler den verlangten Handſchlag und ging zu der andern Treppe wieder hinunter.

Bis hierher ging alſo alles ganz glatt und hatte auch der Herr Vicekanzler noch gar nicht auf einen Unterſchied unter den vor ihm Verſammelten hingedeutet. Jetzt aber ſtellte er ein Verlangen, was den ehrlichen Bauern doch nicht in den Sinn wollte und was zugleich zeigte, daß er ſie keinesweges alle für gute Kinder hielt und keinesweges alles vergeben und vergeſſen wollte. Er ſprach zu ihnen: „Ihr habt mir, meine Kinder, jetzt eine große Freude gemacht; ich danke euch dafür und verſichere, daß ich mich euch bei jeder Gelegenheit gefällig zeigen werde. Eurer künftigen Ruhe und Glückſeligkeit wegen iſt es aber nöthig, daß diejenigen böſen Menſchen, die euch durch ihren übeln Rath zu ſolchen unbilligen und ungereimten Handlungen verleitet haben, von euch entfernt werden. Ich bitte euch daher, um eurer eignen Wohlfahrt und künftigen Ruhe willen, zeigt mir dieſe unruhigen, übeldenkenden Menſchen an.“ Er machte eine erwartungsvolle Pauſe, aber alles ſchwieg. „Nun — will Niemand reden? Ich fordere dieſes als die erſte Probe eures mir ſo eben von neuem angelobten Gehorſams. — Noch immer alles ſtille? — Wer waren denn Diejenigen, welche euch zuerſt zuſammenberiefen, in ihren Häuſern heimliche Zuſammenkünfte hielten, euch zu bereden ſuchten, eurer Guts- und Gerichtsherrſchaft alle Dienſte und allen Gehorſam förmlich aufzuſagen? Wer unter euch hat die deswegen gemachten Schriften zuerſt abgefaßt? — So habt euch doch ſelbſt lieb, lieben Leute! Wenn man ſich aus dem Grunde curiren will, ſo muß man die böſen Säfte und Unreinigkeiten aus dem Körper ſchaffen, welche die Veranlaſſungen zu gefährlichen Krankheiten gegeben hatten. Ebenſo iſt es mit euch. Ihr werdet nie ganz ruhig, nie ganz glücklich werden, ſo lange ihr die böſen, ſchädlichen Menſchen unter euch duldet“ 1). Indeß kein Bauer wollte zum Angeber ſeiner Nachbarn werden, was man ſich um ſo mehr vorausſagen konnte, als ein ſolches Angeben offen vor allen Leuten erfolgen ſollte. Nach einiger Pauſe fuhr der Vicekanzler fort: „Nun, wenn ihr euch das Verdienſt, die böſen Menſchen ſelbſt angegeben zu haben, nicht ſelbſt erwerben wollt, wozu ich euch die ſchönſte Gelegenheit gab, ſo will ich ſie euch ſelbſt nennen und euch überführen, daß uns alles bekannt iſt, was unter euch vorgegangen, und nichts unbekannt bleiben wird, was ihr etwa in Zukunft vornehmen werdet.“

Er nannte nun zuerſt den Richter zu Bahre mit Vor- und Zunamen. Als dieſer mit zitternder Stimme ſich meldete, hieß es: „Ihr ſeid arretirt; Dragoner, nehmt ihn einſtweilen in Verwahrung.“ Ein Unteroffizier führte ihn zwiſchen zwei Dragoner, die ihre Säbel blank zogen. Nun kam großer Schrecken über die Bauern, von denen Keiner ſicher ſein mochte, ob

---

1) Und doch hatten dieſe böſen, ſchädlichen Menſchen euch ihren Handſchlag gegeben und waren als liebe Kinder belobt und verdankt worden!

nicht die Reihe auch an ihn kommen werde, da in der That in dieſer Sache von eigentlichen Verführern und Rädelsführern wol ſchwerlich die Rede ſein konnte. Der Vicekanzler nannte noch einen Zweiten, der ſich zwar nicht zu erkennen geben wollte, aber bald entdeckt und zu dem bereits Verhafteten geſtellt ward. Ein Dritter war in der That nicht zugegen, wurde aber ſofort durch einige Dragoner geholt. Er wollte gleich die Treppe hinaufgehen und den Vicekanzler um Gnade bitten; aber dieſer wies ihn mit folgenden Worten ab: „Ihr hieltet's vorhin nicht für nöthig, mit mir zu ſprechen, da ich euer Erſcheinen befohlen hatte; nun habe ich auch keine Zeit, mit euch zu ſprechen.“

Die Herzen der übrigen, noch ängſtlich harrenden Bauern erleichterte der Vicekanzler darauf durch folgende Erklärung: „Mit dieſen Dreien mag es genug ſein. Ihr ſeid zwar Alle ſtrafbar, und ich könnte noch Manchen zu einer beſonderen Züchtigung und zu einem warnenden Beiſpiele für die Andern auswählen; aber ich will Keinen von euch weiter unglücklich machen. Erwartet nun in ruhiger Gelaſſenheit, was die Gnade des Kurfürſten und eine weiſe Landesregierung zu eurem Beſten und zum Wohle des ganzen Landes weiter verfügen wird [1]). Habt ihr in der That gegründete Beſchwerden, ſo laßt ſie durch einen geſchickten Rechtsgelehrten ordentlich aufſetzen und bringt ſie am gehörigen Orte an. Der Gedanke ſtrafbarer Selbſthilfe ſei von nun an auf ewig aus euern Herzen verbannt; laßt der Gerechtigkeit ihren Lauf und beobachtet pünktlich die einmal angenommenen Geſetze und Gebräuche. Ihr ſeht in mir den Vicekanzler der Landesregierung, welches hohe Collegium auf die Wohlfahrt des Bauernſtandes jederzeit die größte Rückſicht genommen hat¹) und auch in der Zukunft nehmen wird."

---

[1]) Auf eine wahrhaft weiſe Anordnung zu ihrem und des Landes Beſten mußten ſie freilich noch 42 Jahre warten. Vor der Hand wurden nur die Behörden zu möglichſter Beſchleunigung der zwiſchen „Obrigkeiten und Unterthanen“ anhängigen Proceſſe und „möglichſt kürzlicher, den Rechten und der Billigkeit gemäßer Erörterung und Abſtellung der ſich ſofort gegründet darſtellenden Beſchwerden“ angewieſen.

Er fragte hierauf: „Habt ihr wider euren Gerichtsherrn Beſchwerden anzubringen?" Die allgemeine Antwort war: „Nein, wir können uns in keinem Stücke über unſern gnädigen Herrn beklagen; aber über den Pachter haben wir allerdings verſchiedene Klagen zu führen." Nun erhoben ſich auf einmal ſo viele Stimmen, daß man keine vor der andern verſtehen konnte. Auch wider den Gerichtshalter brachten Einige etwas an; aber man konnte nichts Deutliches vernehmen. Der Vicekanzler aber ſagte: „Kinder, die Zeit iſt jetzt zu kurz, und ich kann das nicht alles im Gedächtniß behalten. Laßt alles ordentlich aufſetzen und ſchickt es der Landesregierung, wo alles gehörig unterſucht werden wird. Nur müßt ihr Geduld haben; denn auf einmal kann nicht gleich Allen geholfen werden."

Er ſagte nun noch: „Ich habe nun noch eine Frage an euch zu thun, und ich bitte euch, mir dieſelbe mit Aufrichtigkeit zu beantworten. Wer unter euch hat dieſen unverſchämten Zettel, welchen ihr an euren Gerichtsherrn geſchickt und ihn ordentlich wie einen Verbrecher

---

¹) Dies war inſofern wahr, als die Landesregierung in der That darauf hielt, daß von den Bauern nicht mehr gefordert wurde, als ihnen rechtlich oblag. Aber es lag nicht in der Sphäre dieſes Collegiums, ſich über den Standpunkt des erworbenen Rechts zu einer rechtlichen Ausgleichung und Beſeitigung des ganzen Verhältniſſes zu erheben. Die Beſchwerden, um die es ſich handelte, haben das Collegium noch überlebt.

vorgeladen habt, geſchrieben? Sagt mir das. Euer gütiger Gerichtsherr verzeiht dem unbeſonnenen Schreiber dieſe grobe Unverſchämtheit. Ich verſpreche euch daher, daß dem Menſchen nichts zu Leide geſchehen ſoll; aber für die Zukunft iſt es doch nöthig, daß man ihn jetzt kennen lernt und vor weiteren Thorheiten warnt.“ Anfangs wollte Niemand mit der Sprache heraus; endlich, auf weiteres Bitten und Anhalten, ſagte eine Stimme: „Der Schulmeiſter hat dieſen Zettel geſchrieben.“ Heutzutage würde das dem Vicekanzler nicht ſehr befremdend erſchienen ſein. Die damaligen Schulmeiſter aber waren höchſtens Schreiber, ſelten Rathgeber, viel weniger Verhetzer ihrer Bauern, und ſo ſagte er: „Ei ei, ich kann mir nicht vorſtellen, daß der Kinderlehrer ſolche Dinge von freien Stücken unternommen haben ſollte. Ihr werdet ihn wol genöthigt haben, den Zettel zu ſchreiben; wenigſtens werdet ihr ihm vordictirt haben. Wer iſt das geweſen? Das werdet ihr wol geweſen ſein“ — hier nannte er einen der verhafteten Bauern — „ihr habt gewiß dem Schulmeiſter dieſen unſinnigen Zettel dictirt.“ Der Bauer entgegnete trotzig: „Ich kann nicht dictiren, denn ich habe es nicht gelernt.“

Endlich ſchloß der Vicekanzler, den Punkt mit dem Zettel auf weitere Unterſuchung verweiſend, mit den Worten: „Nun, Kinder, geht wieder in eure Wohnungen zurück, und ſucht von morgen an durch den pünktlichſten Gehorſam gegen eure vorgeſetzte Obrigkeit und durch die genaueſte Erfüllung eurer Pflichten eure gemachten Fehler wieder gutzumachen, in die Vergeſſenheit zu bringen und euch der landesväterlichen Gnade und Huld des vortrefflichſten Kurfürſten wieder ganz würdig zu machen.“ Die Bauern wurden nun entlaſſen, die drei Verhafteten aber auf die Wache gebracht.

Die Richter (Schultheißen) erhielten jeder ein Exemplar des ergangenen Patents, um es öffentlich anzuſchlagen, wurden auch noch mündlich inſtruirt, wie ſie ſich fernerhin zu verhalten hätten. Auf Anordnung des Commandanten hatte ein Offizier den vor dem Schloßthore lagernden Soldaten, damit ſie die fortgehenden Bauern nicht etwa inſultirten, den Hergang der Sache erzählt, worauf ſie in ein Freudengeſchrei ausbrachen. Als nun vollends einige Tonnen Bier gebracht wurden, tranken ſie fröhlich auf die Geſundheit des Vicekanzlers und kamen auch den ſich ſchüchtern fortſchleichenden Bauern mit vollen Feldflaſchendeckeln entgegen, worauf ſich denn bald alles in Friede, Freundſchaft und Fröhlichkeit unter Soldaten und Bauern auflöſte. Noch am Nachmittag deſſelben Tages kehrte das Commando wieder in ſeine Standquartiere zurück und nahm ſeine Arreſtanten mit.

Außer Zuſammenhang mit jenen Bewegungen in der meißen-lommatzſcher Gegend ſtand ein anderer Act bäuerlicher Selbſthilfe, der ſich kurz vor dieſen Vorgängen in dem in der ſogenannten ſächſiſchen Schweiz gelegenen Amte Hohenſtein zutrug und zu welchem die Jagdbeſchwerden Anlaß gaben. Dieſe hatten in Sachſen freilich lange nicht mehr den Charakter der früheren Zeit, und wenn auch der damalige Kurfürſt perſönlich ein Freund der Jagd war, ſo ging er doch dieſem Vergnügen meiſt nur in beſtimmten Gegenden nach, welche von ihrer Auswahl dazu anderweit großen Nutzen zogen, hielt übrigens keine Parforcejagden, wie noch der gleichwol allgeliebte Vater Franz von Deſſau, und ſparte kein Geld, den auf Anlaß ſeiner Liebhaberei etwa entſtandenen Schaden ſo reichlich zu vergüten, daß Güter, die ſolchem kurfürſtlichen Wildſchaden ausgeſetzt waren, oft gerade deshalb höher im Preiſe ſtanden. Hörte er aus anderen Gegenden Klagen über zu großen Wildſtand, ſo ſtellte er zu deſſen Verminderung große Jagden an, fand aber dann öfters, daß die Beſchwerden ſehr übertrieben geweſen[1]. Richtig aber war es, daß bei den damaligen Forſtleuten, im Gegenſatze zu der ſpäteren Zeit, die Jagd noch über der Waldcultur ſtand, das Wild ihre Liebhaberei war und ihr Stand ſich als ein vom Kurfürſten begünſtigter fühlte. In der hohenſteiner Gegend hatte nun in jenem Jahre ein Bauer ein Stück Feld umzäunt, um es gegen das Wild zu ſchützen. Dazu war er vollkommen berechtigt; nur durfte die Umzäunung nicht aus ſpitzigen Pfählen beſtehen, oder mußte eine beſtimmte Höhe haben, damit das Wild das Ueberſetzen gar nicht wagen, oder wenn es gleichwol darüber ſetzte, ſich nicht ſpießen könne. Sei es nun, daß er dieſe Vorſchriften nicht beachtet, oder daß Chicane und Feindſchaft im Spiele geweſen, der Bauer fand eines Tages jene Umzäunung eingeriſſen und das Wild hatte dies zum Schaden ſeines Feldes benutzt. Er gab dem ihm feindlichen Forſtbeamten die Schuld und ward durch ſeine bittern Beſchwerden zur Urſache, daß 14 Dorfſchaften im Amte Hohenſtein ſich zu dem Entſchluſſe vereinigten, an Einem Tage das Wild von ihren Fluren wegzujagen. Aus jedem Hauſe ward ein Mann dazu aufgeboten und die Sache in der That, allen Abmahnungen der Obrigkeiten und der Forſtbeamten zum Trotze, ausgeführt. Gegen einige Forſtbeamte kamen Exceſſe vor. Das Wild ward von den erſten Verſchworenen blos verjagt, aber nicht erlegt. Natürlich aber hielten ſich nun die Beſitzer derjenigen Fluren, auf welche es gejagt worden, auch berechtigt, es weiter zu ſcheuchen, und ſo verpflanzte ſich dieſe Wildvertreibung aus einer Gegend zur andern, wobei es denn zuletzt auch zu mehr als bloßem Verjagen des Wildes kam.

---

[1] Möglich freilich, daß es ihm gegangen iſt, wie dem Herzog Joſeph von Altenburg, welcher, auf öftere Beſchwerden aus den weſtlichen Gegenden ſeines Landes über zu großen Wildſtand, die ernſteſten Befehle ergehen und endlich durch einen erfahrenen und völlig unparteiiſchen Forſtmann aus dem Auslande die Sache unterſuchen ließ, aber zu ſeiner Verwunderung erfahren mußte, daß die Beſchwerden gänzlich ungegründet ſeien und der Wildſtand überraſchend niedrig wäre. Weder der Herzog, noch jener Ausländer wußten, daß immer die Nacht, bevor der Letztere in ein Revier kam, das Wild in ein anderes getrieben worden war!

Die Sache machte viel Aufſehen. Manche Stimmen verlangten gänzliche Ausrottung des Wildes, andere ſtrengſte Aufrechthaltung der Jagdgeſetze und Beſtrafung des gegen ſie begangenen Frevels. Der Kurfürſt ließ zuvörderſt die Beſchwerden gründlich unterſuchen, und als er erfuhr, daß ſie zwar ſehr übertrieben, aber doch nicht völlig grundlos ſeien, ſo ordnete er ſogleich allgemeine große Treiben und Jagden an, bei denen alles Wild ohne Rückſicht niedergeſchoſſen werden ſolle. Es ward zur Anzeige aller Wildſchäden aufgefordert. Alles eigenmächtige Jagen, Treiben und Schießen wurde ernſtlich und bei Strafe unterſagt. Wenn die Landleute ein ſchädliches ausgetretenes Stück Wild bemerkten, ſo ſollten ſie es dem Jäger ſogleich anzeigen, damit er es wegſchieße. Die Forſtbedienten erhielten die gemeſſenſte Anweiſung, zu keiner gegründeten Beſchwerde Urſache zu geben. Bei den Jagden, welche lange vor der gewöhnlichen Jagdzeit gehalten wurden, durften die Landleute ſelbſt mit helfen und thaten dies mit großem Eifer. Doch mußte man, weil im Anfange einige Streitigkeiten zwiſchen den Bauern und den Forſtbeamten vorgefallen waren, ſpäter zu jeder Jagd ein Detachement Reiter beigeben. Uebrigens fand man auch dies mal bei weitem nicht ſoviel Wild, als man erwartet hatte. Beſtraft wurde aber Niemand; vielmehr begnadigte der Kurfürſt die dem Geſetze nach allerdings ſtrafbaren Anſtifter und Theilnehmer jener Selbſthilfe gänzlich [1].

---

[1] G. von Liebenroth, Fragmente aus meinem Tagebuche (Dreſden und Leipzig, 1791) I, 129 fg., II, 228 fg.

VIII. Karl Gottlob von Nüßler [1].

Ein Beitrag zur Sittengeſchichte des deutſchen Hof- und Beamtenweſens.

Der Sohn eines in der Schlacht auf dem weißen Berge, oder in Folge derſelben umgekommenen böhmiſchen Obriſten war nach Schleſien und der Oberlauſitz geflüchtet und hatte daſelbſt ſeinen czechiſchen Namen mit dem deutſchen Nüßler von Nüßler vertauſcht. Sein Enkel, Johann Gottlob, war Dr. der Medicin, kaiſerlicher Pfalzgraf, Rath, Leib- und Hofarzt des Fürſten Ferdinand Auguſt Leopold von Lobkowitz [2], Phyſicus zu Sagan und Mitglied der Leopoldiniſchen Akademie. Sein Tod ſoll durch den zweiten Sohn [3] dieſes Fürſten bewirkt worden ſein. Dieſer war wider ſeinen Wunſch zum geiſtlichen Stande beſtimmt worden. Nun ſollen die Jeſuiten, welche bereits vergeblich verſucht hätten, Nüßler zu vergiften, dem Prinzen vorgeſpiegelt haben, Nüßler ſei der Urheber jenes dem Prinzen ſo unangenehmen Vorhabens. Der Prinz vermochte den großen Eugen von Savoyen, ſich für ihn bei dem Fürſten zu verwenden, und Nüßler unterſtützte das Geſuch, aber der Fürſt blieb feſt. Nun gab Eugen dem Prinzen ohne weiteres eine Compagnie Dragoner und half ihm auch ſpäter zu einem Regimente. Der Vater konnte das nicht hindern, gab aber dem Prinzen kein Geld und auch davon wurde die Schuld auf Nüßler geſchoben. 1711 ſtand der Prinz mit ſeinem Regimente bei Grünberg und ließ Nüßler um einen Beſuch bitten, da er nicht wohl ſei. Nüßler begab ſich ſogleich, in Begleitung ſeines zweiten, damals 16jährigen Sohnes Friedrich, zu ihm. Er ward ſehr freundlich empfangen, fand aber den Prinzen wohl und erfuhr von ihm, daß er ihn nur habe ſehen und ſein Regiment zeigen wollen. Dies rückte am andern Tage aus und der Prinz fragte Nüßler, ob er mit ihm reiten wolle. Dieſe Einladung nahm Nüßler, der ein guter Reiter zu ſein glaubte, mit Vergnügen an. Jetzt ſoll ihm nun der Stallmeiſter des Prinzen, ein vertrauter Freund des jeſuitiſchen Beichtvaters, ein Pferd zugeführt haben, das den Koller gehabt und bereits einem Pagen das Leben gekoſtet. Dies ging denn, ſobald das Feuern anfing, richtig mit ihm durch und warf ihn dergeſtalt ab, daß er für todt aufgehoben wurde und einige Stunden darauf, am 16. Auguſt, verſchied, nachdem er die Jeſuiten, die ihm die letzte Oelung reichen wollten, durch Zeichen abgewieſen. Der Prinz ließ das tolle Pferd todtſchießen. An der Sache iſt jedenfalls wahr, daß der Dr. von Nüßler an den Folgen des Sturzes von einem wilden Pferde geſtorben iſt und möglich iſt es, daß dabei von Seiten des Prinzen eine Neckerei beabſichtigt wurde; unwahrſcheinlich dagegen, daß Nüßler's Tod in der Abſicht des Prinzen, oder auch nur der Jeſuiten gelegen. Wäre das Pferd als ein ſo völlig unreitbares, ſeinem Reiter einen unfehlbaren Tod drohendes bekannt geweſen, ſo hätte der Prinz es wol längſt beſeitigen laſſen. Der Verunglückte ward in der evangeliſchen Kirche zu Sagan begraben, wo ihm ein ſteinernes Denkmal mit ſeinem Bildniß und Wappen errichtet iſt. Er hinterließ eine Witwe, Johanna Hedwig, geborene von Myngen, und vier Söhne: 1) Johann Maximilian, damals bei dem Rector Hoffmann in Görlitz in Penſion, ſpäter ſächſiſcher Offizier und als Hauptmann bei den Klingenbergiſchen Dragonern 1730 an einer Wunde geſtorben, die er bei einem Ausfall aus Krakau erhalten[1]; 2) Johann Friedrich, 1759 als holländiſcher Obriſtlieutenant im Haag verſtorben; 3) Karl Gottlob; 4) Erdmann Ferdinand, welcher 1734 als Hauptmann bei der ſächſiſchen Chevaliergarde mit Tode abging. Die Mutter verließ, aus Furcht, daß man eine katholiſche Erziehung ihrer Kinder erzwingen möchte, Sagan in einer Gewitternacht heimlich und ging nach der Niederlauſitz, wo ſie Capitalien ſtehen hatte und ihr weiteres Leben verbracht hat.

---

[1] Erläuterter Auszug aus Büſching's Leben dieſes Mannes.

[2] Geb. 7. Sept. 1655, kaiſerl. wirklicher Geheimerrath und Principal-Commiſſarius auf dem Reichstage zu Regensburg, † 3. Oct. 1715.

[3] Wird Georg Chriſtian, Sohn des Obigen und der Prinzeſſin Maria Anna Wilhelmine von Baden, geweſen ſein. Geb. 10. Auguſt 1686, † er als Ritter des goldenen Vließes, k. k. wirklicher Geheimerrath, Generalfeldmarſchall und Commandirender in Ungarn 9. Oct. 1753.

Karl Gottlob von Nüßler, ihr dritter Sohn, war am 8. Mai 1697 zu Sagan geboren und in der katholiſchen Auguſtinerkirche getauft worden. Der Vater, vielfach auswärts, ſelbſt in Wien beſchäftigt, überließ die Sorge für die Kinder gänzlich der Mutter. Dem verliebten Charakter ſeiner Amme hat Nüßler ſeine ſpätere entſprechende Neigung zugeſchrieben. Die Kinder hatten verſchiedene Hauslehrer, worunter Johann Georg Heinſius, nachher Profeſſor erſt zu Jena, dann zu Reval († 1733), der Tüchtigſte. Karl ſtand im Alter von 10—12 Jahren, als er einmal auf den Einfall gerieth, ohne Vorwiſſen ſeiner Familie nach Breslau zu gehen, was er auch mit wenigen Thalern ausführte, ſeinen Weg über Liegnitz nahm und ſich unterweges alles beſah und aufſchrieb. Als er in Breslau die Jeſuitenkirche beſah, kam ein kaiſerlicher Offizier auf ihn zu, küßte ihn und gab ſich als einen ehemaligen Bedienten des Nüßler'ſchen Hauſes zu erkennen, den der Vater an das Lobkowitziſche Regiment empfohlen und der durch ſeine Geſchicklichkeit im Schreiben bis zum Adjutanten geſtiegen ſei. Ein hinzukommender Jeſuit, dem der Name des Knaben genannt wurde, ſagte gleich, daß der Pater Rector des Collegiums zu Sagan bereits geſchrieben habe, es werde ein Kind dieſes Namens vermißt. Der Knabe machte ſogleich die Lüge: er ſei von ſeinen Eltern hierher auf das evangeliſche Magdalenengymnaſium zu dem Rector Cranz geſchickt worden; vielleicht aber ſei ihm ſein jüngſter Bruder, der ihn ſehr liebe, nachgegangen. Dem Offizier geſtand er aber nachher, auf freundliche Anſprache, den wahren Sachverhalt, worauf ihm dieſer zwar einen erbetenen Ducaten lieh, ihm aber ſehr vernünftig erklärte, daß er ihn nicht allein zurückreiſen laſſen könne. Da aber eine Einladung von dem Pater Rector der Jeſuiten dem Knaben Furcht machte, ſo entfloh er, mit Zurücklaſſung ſeines Mantels, und blieb die Nacht bei einem evangeliſchen Schulmeiſter am Fuße des Zobtenberges, bei dem er ſich für einen evangeliſchen Schüler aus Breslau ausgab, der auf die hirſchberger Schule wolle. Er beſah ſich andern Tages den Zobtenberg und dann die Merkwürdigkeiten von Hirſchberg. Hier war die Wirthin eines Weinhändlers Tochter aus Sagan und wollte in einigen Tagen dorthin reiſen. Er erbot ſich zum Reiſegefährten und machte einſtweilen in Geſellſchaft eines alten Mannes einen Ausflug nach dem hirſchberger Bade und der Schneekoppe. Als er ſich Sagan näherte, kam erſt die Angſt; indeß die Freude ſeiner Mutter und ſeines Lehrers Heinſius über ſeine Rückkehr erſparte ihm die Strafe.

---

[1] Er war mit Johanna von Gersdorf verheirathet, die er ſich, wie wir ſehen werden, erkämpfen mußte, und brachte durch ſie oberlauſitziſche Güter an die Familie.

1718 bezog er die Univerſität Jena, wo er, wie ſein früher dahin abgegangener Bruder Friedrich, unter der Aufſicht ihres alten Lehrers Heinſius ſtand, der eben mit Friedrich nach Jena gekommen war. Nachher wollte ſich Friedrich dieſer Aufſicht entziehen und lebte in der wilden Weiſe der damaligen Jenenſer, weshalb ihn ſeine Mutter, auf Heinſius' Veranlaſſung, nach Holland ſchickte, dem jüngern Nüßler aber ein frommer Theolog zum Stubengeſellen gegeben ward, deſſen plötzlicher Tod ihn tief ergriff. Später ging er nach Leipzig, wo er nur ½ Jahr blieb und dann nach Wittenberg, wo damals, außer dem nachher ſo berühmten Grafen Zinzendorf, auch der junge Graf Moritz Karl zu Lynar ſtudirte, deſſen Mutter der ſeinigen befreundet war. Er vertheidigte hier, unter Weidler's Beiſtand, eine Diſſertation de recursu cometarum. Bei einem Ausfluge nach Halle, wohin er den Stallmeiſter Gebauer zum Einkauf von Pferden für das in Dresden, zur Vermählungsfeier des Kurprinzen (Sept. 1719), zu haltende Carrouſel begleitete, beſuchte er Wolf, Thomaſius, Ludewig, der ſpäter ſein Schwiegervater ward, Gundling, Böhmer und Franke. Dann begleitete er Gebauer auch nach Dresden, wo ihm der Oberſtallmeiſter Graf von Sternberg die Theilnahme an den damaligen Feſtlichkeiten erleichterte. Dieſe Reiſe hatte aber ſo viel Geld gekoſtet, daß er nur noch ½ Jahr in Wittenberg blieb und ohne die beabſichtigten Disputationen im juriſtiſchen und mathematiſchen Fache abging.

Sein Wunſch war nun zunächſt, an einem Hofe Cavalier oder Stallmeiſter zu werden, und er beſuchte deshalb namentlich die anhaltiſchen Höfe, am längſten Bernburg. Seine Mutter meinte aber, ſie hätte das viele Geld, was ſeine Studien gekoſtet, nicht angewendet, um ihn in einem Pferdeſtalle angeſetzt zu ſehen. Wie es zu gehen pflegt, hat ſie ihn ſpäter doch ſelbſt in eine Function gebracht, zu der er weder Jurisprudenz, noch Mathematik brauchte. Vorher aber lebte er ſeit 1720 bei ſeiner Mutter, ſah zu, wie ſie nach und nach ſeine wittenberger Rechnungen bezahlte, und ging auf die Entenjagd. Hier wäre er einmal beinahe von einem tollen Menſchen erſchoſſen worden. Ein Herr von Schlieben, dem das Städtchen Vetzſchau gehörte, wohnte, mit ſeinen drei Söhnen, in dem Dorfe Strado [1]), wo ſich auch die Familie Nüßler aufhielt. Der jüngſte Sohn, Eberhard, hatte auch in Wittenberg ſtudirt und ſuchte Hofdienſte; er war eiferſüchtig auf Nüßler und ſtritt ſich viel mit ihm. Eines Tages ſagte ihm ſein Vater, den er um Geld bat, er habe keines und ſei der Frau von Nüßler und dem von Noſtitz zu Vetzſchau Zinſen ſchuldig, von Letzterem auch gemahnt worden. Eberhard ſuchte jetzt unſern Nüßler mit einer geladenen Flinte auf der Jagd auf und als er ihn nicht fand, ging er zu Noſtitz, deſſen freundliche Einladung er damit vergalt, daß er ihn auf der Stelle niederſchoß, worauf er ſich in ein Kornfeld verbarg. Er ward gefangen, aber für wahnſinnig erklärt. Sein Vater verkaufte das nächſte Jahr Vetſchau an die Witwe des Herzogs Friedrich von Weißenfels-Dahme, Aemilia Agnes (ſ. unten), für 60,000 Thlr. In dem neu gebauten Schloſſe erhielt Eberhard, zu deſſen Suſtentation die Zinſen von 1000 Thlrn. zurückbehaltenen Kaufgeldes beſtimmt wurden, ein Gefängniß, in welches ihm die Speiſen durch eine Oeffnung gereicht wurden und in dem er noch 30 Jahre gelebt hat.

---

[1]) Strado und Vetzſchau, letzteres ein ganz wendiſcher Ort, gehörten dem calauer Kreiſe an.

Nüßler erhielt von ſeiner Mutter Erlaubniß zu einer Reiſe nach Holland. Hier führte ihn der Umſtand, daß in ſeinem Gaſthofe engliſche Pferde ſtanden, zu einer Bekanntſchaft mit dem Könige Friedrich Wilhelm I., der ihm eine Offizierſtelle anbot. Seine Mutter aber, der kurz vorher ein Schäferknecht weggenommen und unter die Soldaten geſteckt worden war, ſchlug nicht nur dies, ſondern auch die Reiſe nach Holland ab. Jetzt brachen aber in Strado die Pocken aus und nun trieb ſie ihren Sohn Karl, der dieſe Krankheit übrigens nie bekommen hat, in das hirſchberger Bad, auf welcher Reiſe er im muskauer Poſthauſe in eine Stube kam, wo vier Kinder an den Pocken lagen. Später ward ihm eine Lieutenantsſtelle in ſächſiſchen Dienſten angetragen. Seine Mutter aber verſchaffte ihm 1722 einen Poſten als Hofcavalier bei der auf dem Schloſſe Drehna [1]) wohnenden, ſeit 1715 verwitweten Herzogin Aemilia Agnes [2]) von

---

[1]) Drehna iſt eine niederlauſitziſche Standesherrſchaft, zu welcher 2 Rittergüter und 13 Dörfer gehören, und iſt jetzt im Beſitz des Fürſten Lynar.

[2]) Sie war die Tochter Heinrich's I. Grafen Reuß zu Schleiz, war am 11. Auguſt 1662 geboren, am 11. Auguſt 1682 mit Graf Balthaſar Erdmann von Promnitz (geb. 9. Jan. 1659) vermählt, ward am 3. Mai 1703 von ihm Witwe, heirathete am 13. Febr. 1711 den Herzog Friedrich von Sachſen-Weißenfels-Dahme, ward

Sachſen-Weißenfels-Dahme, geborenen Gräfin von Reuß-Schleiz. Dieſe Fürſtin war früher mit dem Grafen Balthaſar Erdmann von Promnitz zu Sorau verheirathet geweſen und kannte die Frau von Nüßler ſeit dieſer Zeit. Sie erzog ihren Enkel, den Grafen Balthaſar Friedrich von Promnitz 1), deſſen Hofmeiſter ein Franzoſe Le Fevre war. Ihre Geſellſchafterin war eine Gräfin von Rindsmaul; ihr Oberhofmeiſter ein Baron von Schulenburg. Noch hatte ſie zwei Hofdamen, einen Kammerjunker (von Caprevi), noch einen Hofcavalier (von Minkwitz), einen Hofprediger (Schmidt) und eine Hofnärrin, die Kathrin Lieſe, mit deren Sohn Karl bei ſich. (Letztere ſcheint die einflußreichſte Perſon in der Umgebung der Herzogin geweſen zu ſein.) An dieſem kleinen Hofe lebte nun unſer Nüßler als zweiter Hofcavalier, arbeitete auch in der Kanzlei und diente der Herzogin in Proceſſen.

Einen ſolchen hatte ſie mit dem Obriſtlieutenant Johann Friedrich von Flemming auf Weiſſig, welcher zwei Bücher: „der Soldat" und „der Jäger" geſchrieben hat 2) und ein wunderlicher Kauz war. Von ſeinen fünf Bedienten ſpielte Einer einen Dudelſack in Form eines Wolfes mit gläſernen Augen, die Uebrigen Violinen und Waldhörner. Durch ſie gab er der Herzogin Concerte und ließ zu den Tänzen des Hofes aufſpielen. Er hatte

---

am 16. April 1715 auch von dieſem Witwe und ſtarb am 25. October 1729.

1) Ueber die merkwürdigen Vorgänge in dieſer Familie behalten wir uns Näheres für die Zukunft vor.

2) Der vollkommene teutſche Jäger erſchien 1719—23 zu Leipzig in 2 Foliobänden; der vollkommene teutſche Soldat ebendaſelbſt 1726. Flemming war in ſeiner Jugend in Frankreich, England, Holland und Deutſchland gereiſt und hatte erſt in ſächſiſchen, dann in polniſchen Dienſten geſtanden.

ſeine 30 Bauern uniformirt und bewaffnet, hielt täglich Wachparade und ſtellte 5 Schildwachen aus. In ſeinem Vorhauſe ſtanden 10 Kanonen; er hatte auch 30 Doppelhaken, 100 Flinten und einige Trommeln. Ein abgedankter Lieutenant fungirte als Hauptmann. Einſtmals erſchoß ein Jäger der Herzogin einen Hirſch in einer Lache. Flemming behauptete, daß die Lache ihm gehöre, und forderte Auslieferung des Hirſches und Beſtrafung des Jägers. Die Herzogin beſtand auf dem Gegentheil und befahl, zum Zeichen ihres Beſitzrechtes, einige Bäume in der Lache fällen und auf ihr Schloß bringen zu laſſen. Jetzt rückte Flemming mit ſeinen Truppen und 2 Kanonen an, beſetzte alle Zugänge zu dem Bruche und erklärte den Amtmann der Herzogin, Schulz, für ſeinen Gefangenen. Dieſer glaubte anfangs, die Sache ſei Spaß, ward aber nachträglich grob, worauf ihn Flemming in Ketten ſchlagen, nach der Wache bringen, Standrecht halten und ihn verurtheilen ließ, drei Tage nach einander auf dem hölzernen Eſel zu reiten, welches Urtheil auch ſofort vollzogen ward. Die Herzogin ließ durch ihren Hofrath an Flemming ſchreiben, woran er ſich aber nicht kehrte. Sie ſchickte nun Nüßler zu ihm und da ward der Auftritt ſo heftig, daß ſeine Gemahlin in höchſte Angſt gerieth und den Amtmann losließ. Die Herzogin zeigte den Vorgang bei der Oberamtsregierung zu Lübben an und bat um ſchleunige fiscaliſche Unterſuchung, Verhaftung Flemming's und ſeiner Soldaten und Niederreißung des hölzernen Eſels. Die Regierung forderte Flemming auf, ſich zu verantworten, und verbot ihm fernere Gewaltthätigkeiten, bei Strafe von 50 Mark löthigen Goldes. Das war der Herzogin viel zu gelind und ſie beſchwerte ſich in Dresden, ließ ſich auch auf keine Vergleichsvorſchläge ein. Bald darauf reiſte der Feldmarſchall von Flemming 1) durch dieſe Gegend nach Polen, nahm eine Einladung ſeines Vetters an, ließ ſich ſeine Bauern, jedoch ohne Uniform, vorſtellen, ſuchte ſich 6 davon für ſein Regiment aus, verbot den übrigen bei Feſtungsſtrafe alles fernere Soldatenſpiel, ließ die Kanonen nach Luckau bringen, gab dem Lieutenant Schulz einen ſcharfen Verweis, zugleich aber eine Empfehlung, die ihm einen Poſten auf der Feſtung Königſtein verſchaffte, und ließ der Herzogin, die ihn durch Nüßler becomplimentiren ließ, ſagen: er habe ſeinen Vetter wieder in Ordnung gebracht und der Herzogin Genugthuung verſchafft; ſie möge nun ihm zu Gefallen demſelben, der ihr demüthige Abbitte thun und ſich künftig ehrerbietiger betragen werde, vergeben. Die Herzogin wollte aber Flemming noch immer nicht ſehen, ſelbſt dann nicht, als der am meiſten beleidigte Amtmann, den er durch perſönlichen Beſuch und die Bitte um Vergebung und Fürſprache vollkommen befriedigt hatte, ſich für ihn verwendete. Der Amtmann rieth ihm endlich, ſich ſchriftlich an Nüßler zu wenden, und dieſer ſchloß mit ihm einen ſchriftlichen Vergleich, in welchem ſich Flemming aller Anſprüche auf die Lache und den Bruch begab, ſein Verfahren für unrecht erklärte und die Koſten (an 200 Thlr.) übernahm. Nun erſchien er mit ſeiner Gemahlin bei der

---

1) Es iſt dies Jakob Heinrich von Flemming geweſen. Derſelbe war am 3. März 1667 geboren, machte erſt Univerſitätsſtudien, reiſte nach England, wohnte den Feldzügen von 1690—93 in verſchiedenen Armeen als Volontair bei, ward dann kurſächſiſcher Generaladjutant und Obriſter, viel in militairiſchen und diplomatiſchen Functionen gebraucht, Haupthebel der Königswahl August's von Polen und Sachſen, 1698 Generalmajor und Generalpoſtmeiſter von Sachſen, 1700 Großſtallmeiſter von Litthauen, 1705 General, 1712 Generalfeldmarſchall und Cabinetsminiſter, † 30. April 1728. Er war erſt mit einer Sapieha, dann mit einer Radziwil verheirathet.

Herzogin, bei welcher viel benachbarter Adel war, und redete ſie mit den Worten an: „Ew. Durchlaucht werden dem tollen Flemming vergeben, er ſoll es nicht mehr thun“, worauf ſie antwortete: „Ja wol recht toll; doch es iſt alles vergeben, der Herr Feldmarſchall hat alles wieder gut gemacht.“ Da er nun auch der Mathrin Lieſe einen fetten Hammel mitgebracht hatte, ſo war alles wieder gut.

Außer ſolchen Intermezzos tröſtete unſern Nüßler in dieſer Hofwüſte der Umgang mit einer Dame des Hofes, der er die neueſten Schriften mittheilte und zur Unterredung darüber freilich keine andere Zeit und Stätte finden konnte, als die Abendſtunden nach der Tafel von 10 — 12 Uhr und das Zimmer der Dame. Dies war der Herzogin in gehäſſiger Weiſe hinterbracht worden und ſie belauſchte ihn einſt ſelbſt, als er in einer Sommernacht erſt um ½ 1 Uhr die Dame verließ und über den großen Saal vor der Herzogin Zimmer zu ſeiner Stube im dritten Stock ging. Am nächſten Tage mußte er mit der Herzogin ausfahren, wo ſie ihn denn gleich mit folgenden Worten anredete: „Höre Er nur, ich bin darüber ſehr unzufrieden mit Ihm, daß Er ſich mit der — — ſo familiair macht und bis des Morgens um 1 oder 2 Uhr bei ihr in der Schlafkammer ſitzet. Laſſe Er das bleiben, oder wir werden Unfreunde und ich gebe von Seiner Aufführung Seiner Mutter Nachricht.“ Nüßler ſtellte die Sache im unverfänglichſten Lichte dar, wobei er Aeußerungen that, aus denen ſich auf hohen Stand der Dame ſchließen läßt; es blieb aber bei dem Verbot.

1722 begleitete Nüßler die Herzogin in Promnitziſchen Angelegenheiten nach Breslau und mußte auch noch einige Zeit nach ihrer Rückreiſe dort verbleiben.

Dann wohnte er der Hochzeit ſeines älteſten Bruders Maximilian mit dem Fräulein Johanna von Gersdorf bei, welche die Güter Weichsdorf und Neugersdorf beſaß und dieſe ihrem Bräutigam verkaufte und auf deſſen Namen eintragen ließ. Er mußte ſich das freilich durch beſondere Fährlichkeiten erkaufen, indem die Familie der Braut die Güter ungern in fremde Hände gehen ſah. Er hatte zwei Duelle deshalb zu beſtehen, deren eines noch am Tage der Hochzeit, in ſpäter Nacht, mit Piſtolen und Degen ausgefochten werden mußte.

Die Herzogin hatte mehrere Proceſſe vor der Oberamtsregierung, die kein Ende nehmen wollten, und da damals die höchſte Inſtanz in Merſeburg war, ſo rieth ihr von Nüßler, den ſie am 1. Mai 1724 zum Kammerjunker ernannt hatte, den merſeburger Hof etwas beſſer zu cajoliren. Dies hatte zur Folge, daß ſie Nüßler zu Michaelis 1725 mit einem Glückwünſchungsſchreiben zum Geburtstag der regierenden Herzogin nach Merſeburg, wo vorher darüber angefragt worden war, abſendete. Er ward der Herzogin [1]) durch ihren Hofmeiſter von Bünau vorgeſtellt, gnädig aufgenommen und blieb nun einige Zeit am Hofe. Die Herzogin war eine verſtändige Dame; der Herzog [2]) beſchäftigte ſich mit Nichts, als mit Eſſen, Trinken, Spielen, Spatzieren, Schlafen und Baßgeige ſpielen; die Geſchäfte beſorgte ein Geheimerath von Zech. Beim Lhombre ward Nüßler mit einem Fräulein von einigen 30 Jahren bekannt, welche eine Favorite der Herzogin und eine artige und kluge Perſon war. Nun hatte Nüßler, welcher die Güter Göritz und Duberau bei Calau gekauft, aber

---

[1]) Henriette Charlotte, geborene Prinzeſſin von Naſſau-Idſtein, † 1734.

[2]) Moritz Wilhelm, geb. 5. Febr. 1688 † 21. April 1731.

Schulden darauf hatte, ſich ſchon einige Zeit mit dem Wunſche getragen, Oberamtsrath zu Lübben mit 800 Thlrn. Gehalt zu werden und eine Frau zu heirathen, die ihm einige Tauſende zur Tilgung jener Schulden brächte. Das erwähnte Fräulein konnte ihm die Stelle verſchaffen und beſaß einige Tauſende, ſowie einen ſchönen Schmuck von hohem Werthe, aus Geſchenken der Herzogin beſtehend. Er gewann den Geheimen Secretair Hofrath Koch als Mittelsmann und das Fräulein nahm den Antrag an. Es ward ausgemacht, daß von Nüßler, der die Proceßfrage in erwünſchter Weiſe beendigt hatte und nun an die Rückreiſe dachte, um Neujahr 1726 nach Merſeburg zurückkommen und bei der Herzogin um das Fräulein anhalten ſolle, worauf Verlobung und Hochzeit zu gleicher Zeit ſein ſollten. Vorher aber wäre er bald bei der Herzogin von Merſeburg in Ungnade gefallen. Eines Tages fragten ihn die vier Kammerjunker, ob es wol gewöhnlich ſei, daß die Kammerjunker vereidet würden. Er antwortete: Nein, ſondern man ſei mit ihrer Cavalierparole zufrieden. Er hatte freilich den Zuſammenhang nicht gewußt. Es war den Kammerjunkern bei ihrer Annahme ernſtlich eingeſchärft worden, daß, wer von ihnen den Dienſt bei dem Herzog hätte, denſelben nie verlaſſen dürfe und ihn überallhin begleiten müſſe. Denn der Herzog ging viel in der Stadt umher, und wenn er allein war, ſo machten ſich die Bettler und Gaſſenjungen an ihn und nahmen ihm alles ab, was er bei ſich hatte, ſogar Perücke, Hut, Handſchuh und Kleid, ſodaß er ſchon ganz ausgezogen aufs Schloß zurückgekommen war. Da dies auch neuerdings vorgekommen war, ſo ergab ſich, daß die Kammerjunker ihr Amt nicht pünktlich verſahen. Nun hatte man ſie eidlich verpflichten wollen, und da weigerten ſie ſich, indem ſie ſich auf Nüßler beriefen. Durch ſein Fräulein und Koch zeitig genug benachrichtigt, gelang es ihm, ſich zu exculpiren. Die Kammerjunker aber, denen der verlangte Dienſt fatal war, erbaten und erhielten ihren Abſchied. Einer ward ſpäter, auf ſeine Bitte, wieder angenommen und auch Nüßler ward eine ſolche Stelle angetragen, der ſie aber auf gute Weiſe ablehnte.

Im November 1725 kam er nach Drehna zurück, wo Alles mit ſeinen Verrichtungen und Plänen zufrieden war. Doch fiel er bald wieder bei der Herzogin in Verdacht. Eine ſchöne Hofdame, die Vorleſerin der Herzogin, fing an zu ſchwellen und zwei Aerzte erklärten ſie für waſſerſüchtig. Die Herzogin aber faßte nach und nach die Meinung, daß ſie von Nüßler ſchwanger ſei, und ließ ihm durch den Hofprediger das Gewiſſen ſchärfen. Es ergab ſich jedoch bald, daß zwar die Schwangerſchaft richtig, aber ein anderer Hofmann der Vater ſei.

In der Neujahrsmeſſe reiſte er nach Leipzig und ſchrieb an Hofrath Koch, daß er zum 16. Januar in Merſeburg einzutreffen gedenke. Die Hofräthin kam ſelbſt nach Leipzig und brachte ihm einen Brief von ſeiner Braut. Die Herzogin hatte ihre Einwilligung gegeben, koſtbare Geſchenke beſtimmt, die Oberamtsrathsſtelle war bewilligt; 20 Wagen waren für den Brautſchatz beſtellt. Nüßler kaufte Geſchenke an Stoffen, Uhren, dresdner Schuhen ꝛc. ein. Am Tage ſeiner Abreiſe hielt er ſich bei guten Freunden ſo lange auf, daß es 8 Uhr Abends wurde, bevor er bei ſtarkem Schneewetter fortfuhr. Er ſchlief bald ein und wachte erſt um 1 Uhr auf, als die Kutſche ſtillſtand. Der Poſtillon hatte den Weg verloren. Nüßler ließ ſeine beiden Bedienten abſteigen und einen Weg ſuchen, der denn auch endlich gefunden und mit vieler Beſchwerde und Gefahr erreicht ward. Er führte ſie nach Oſmünde im Saalkreiſe. Sie hielten vor dem erſten Bauerhauſe, und da Niemand hören wollte, ſchlug Nüßler ein Fenſter ein. Nun ließ er ſich auf die Pfarre bringen, wo er bei dem Paſtor Grashof ſehr gaſtliche Aufnahme und ein Nachtlager in deſſen Studirſtube fand. Anderen Morgens fand ſich die Mutter des Paſtors bei ihm ein, ſuchte den Zweck ſeiner Reiſe zu erforſchen, entdeckte die Frauenzimmerſachen, errieth deren Abſicht und ward nun neugierig auf die Braut. Nüßler wich zwar aus; ſie forſchte und plauderte aber weiter, kam auch auf die merſeburger Hofdamen und rückte nun, vielleicht ſchon durch die Bedienten von der Sachlage unterrichtet, heraus, daß im Dorfe bei einer Bauerfrau ſeit 6 Jahren ein Knabe erzogen werde, der in Merſeburg zu Hauſe ſei 2c. Der Paſtor kam hinzu, beſtätigte Alles und ſprach auch von Herrſchſucht, ſchlechtem Betragen gegen die Herzogin und daß dieſe das Fräulein nur loszuſein wünſche. Nüßler gerieth in die größte Verlegenheit, aber die Alte rieth ihm, ſich die Sache zu überlegen, die Poſtpferde zurück und nach Merſeburg einen Boten mit der Nachricht zu ſchicken, daß er ſich verirrt und den Wagen zerbrochen habe, krank geworden ſei, nicht zur beſtimmten Zeit kommen könne. Die Alte hatte aber auch gleich eine andere Partie vorzuſchlagen. Das in Oſmünde eingepfarrte Gut Benndorf gehörte dem Kanzler von Ludewig [1]) in Halle und dieſer hatte zwei mannbare Töchter. Er hatte ſelbſt einmal zu dem Paſtor geſagt: er ſolle ihm einen gelehrten Schwiegerſohn verſchaffen. Nun ward der Paſtor nach Halle geſchickt, den Kanzler zu ſondiren und zu einer Zuſammenkunft in Benndorf zu veranlaſſen. Das Letztere lehnte der Kanzler wegen des vielen Schnees ab, meinte aber, der fragliche Herr möge nach Halle kommen und ihn unter dem Vorwande einer rechtlichen Conſultation beſuchen. Dies geſchah und Nüßler hielt, nachdem ihn der Kanzler drei Stunden lang mit hiſtoriſchen und politiſchen Geſprächen unterhalten, um eine von ſeinen Töchtern, die er noch gar nicht geſehen hatte, an. Der Kanzler lud ihn für den Abend des nächſten Tages in ſein Haus. Die älteſte Tochter zeigte ſich ſittſam und angenehm, die zweite flüchtig, feurig und hübſch. Nüßler durfte das Haus auch ferner beſuchen, aber erſt zu Lichtmeſſe erklärte der Kanzler durch den Univerſitätsſyndicus Knorr, daß er dem Herrn von Nüßler ſeine älteſte Tochter Sophie geben wolle, wenn er ſich entſchließe, zu Berlin in preußiſche Dienſte zu gehen. Er werde ihn demnächſt auf ſeinen Gütern beſuchen. Die zweite Tochter, Chriſtiane, ſei ſchon ſo ziemlich verſprochen an den Kriegsrath von Krug [1]). Nüßlern hatte eigentlich das zweite Fräulein beſſer gefallen, aber Knorr, der ihm eingeſtanden, daß er, wenn er darauf beſtehe, auch dieſe erlangen könne, rieth ihm doch ernſtlich, Sophien den Vorzug zu geben, denn Chriſtiane ſei ſehr flüchtig und voller Leidenſchaften. Nüßler fand das, bei nochmaliger Prüfung, gegründet und bat ſich Sophien aus. Der Kanzler ließ hierauf eine Eheſtiftung aufſetzen, die jedoch dadurch bedingt war, daß es ſich mit dem freien und unverſchuldeten Beſitze der Nüßler'ſchen, für 20,000 Thlr. erkauften Güter, wie angegeben, verhalte [1]). Nüßler ſetzte ein Leibgeding von 6000 Thlr. Capital aus, der Kanzler aber erbot ſich zu einer Dotation von 6000 Thlr. Capital, oder 300 Thlr. jährlicher Zinſen, wovon 100 Thlr. der Frau als Handgeld bleiben ſollten. Hinterließe ſie keine Kinder, ſo ſollten 3000 Thlr. zurückfallen. Alle Kinder und deren Deſcendenten ſollten Ludwig oder Louiſe getauft werden. Der Kanzler ſchenkte Nüßlern zwei goldene Medaillen, jede von 50 Ducaten, und dieſer brachte bei ſeiner Braut die ſchönen Sachen an, die er für das merſeburger Fräulein gekauft hatte. Von Merſeburg war inzwiſchen die Hofräthin Koch zur Erkundigung nach Halle gekommen und war ſehr unzufrieden über ſeine Erklärungen, bedrohte ihn auch wegen ſeiner niederlauſitziſchen Lehngüter. Auch ſeine Mutter und die Herzogin gingen nur mit einiger Schwierigkeit in die neue Wendung ein und trauten derſelben nicht recht. In der That kam der Kanzler weder, wie er verſprochen, zu Oſtern, noch zu Pfingſten, und als er endlich nach Johannis in Lübben eintraf, ſchrieb der Oberamtsrath Tiſcher, bei dem er wohnte, an Nüßler, daß der Kanzler ſehr unluſtig ſei, weil er auf der Poſt zu Luckau unangenehme Dinge gehört habe. Er hatte nämlich erfahren, daß Nüßler's Güter nicht ohne Schuldlaſt ſeien. Zum Glück war gerade Bruder Friedrich, der holländiſche Obriſtwachtmeiſter, zum Beſuch da und ſo reiſten ſie zuſammen nach Lübben und begütigten den alten Herrn bei einem Glaſe Wein, ſo daß er mit nach Strado reiſte und die Güter beſah, wo ihm alles ganz wohl gefiel. Er nahm nun Nüßler mit nach Berlin, ſtellte ihn den Juſtizminiſtern von Plotho und von Katſch und dem Kammergerichtspräſidenten von Cocceji vor und verſchaffte ihm in der That eine Stelle als Hof- und Kammergerichtsrath auf der gelehrten Bank. Die Hochzeit ward aber immer noch nicht beſtimmt und Nüßler konnte erſt zu Michaelis Urlaub erhalten. Er ſchrieb nach Halle, daß er in der Zahlwoche nach Leipzig kommen und von da über Benndorf nach Halle gehen werde, bekam aber keine Antwort. Dennoch reiſte er ab, nahm eine ſchöne neue Kutſche und außer ſeinen Bedienten auch einen kleinen franzöſiſchen Laufer mit und kaufte in Leipzig vier Kutſchpferde. So kam er nach Benndorf und fuhr den Kanzler nach Halle. Alles war mit ihm zufrieden, aber von der Hochzeit war keine Rede. Der Kanzler ſchickte ihn nach Benndorf, um die Wirthſchaft in Ordnung zu bringen. Auch als ein Freund den Kanzler vermocht hatte, die Hochzeit noch vor Weihnachten zu beſtimmen, und der Dispens wegen der Adventszeit in Magdeburg erwirkt war, kamen neue Ausflüchte, weil die Ausſtattung noch nicht fertig ſei. Endlich zeigte es ſich, daß eben in letzterer und dem Geize des Kanzlers das Hinderniß liege, und als ſich Nüßler der Ausſtattung begab, fand die Trauung am 20. December 1726 ſtatt. Zu Anfang des folgenden Jahres ſtellte er ſeine Frau der Mutter und der Herzogin vor und ſie fand Beifall. Ihre Ehe war, was das perſönliche Verhältniß anlangt, eine glückliche und liebevolle; in äußerer Beziehung bedauerte Nüßler ſpäter oft, daß er nicht bei ſeinem erſten Amts- und Heirathsplan geblieben ſei, und gedachte wol bei ſpäteren

---

[1]) Johann Peter von Ludewig, geb. 15. Aug. 1670 auf dem Schloſſe Hohenhard bei Schwäbiſch-Hall, 1695 Profeſſor in Halle, 1718 Geheimerath, 1719 geadelt, 1720 Kanzler der Univerſität, † 7. Sept. 1743.

---

[1]) Den nachherigen Geheimenrath Philipp Friedrich Krug von Nidda. Sie war am 13. Sept. 1706 geboren.

---

[1]) Daß nämlich weder Nüßler's Mutter, noch ſeine drei Brüder daraus das Geringſte zu fordern hätten, ihm auch freiſtehe, ſeine Gemahlin darauf zu verleibdingen.

Widerwärtigkeiten, daß er ſie an dem merſeburger Fräulein verſchuldet habe. Seine Aemter waren arbeitsvoll, aber nicht einträglich. Der Kanzler bezahlte in den erſten Jahren Zinſen, dann aber nicht mehr, und Nüßler mußte ſchweigen, um nicht enterbt zu werden. Da ſeine Söhne bald wieder ſtarben, ſo nöthigte ihn ſein Schwiegervater, die lauſitziſchen Güter, welche Mannlehen waren, zu unvortheilhaftem Preiſe zu verkaufen. Indeſſen ſtarb um dieſe Zeit (1730) ſein älteſter Bruder und deſſen oberlauſitziſche Güter: Weichsdorf, Neugersdorf und Mazdorf, fielen an die Mutter, die auch mit ihrem kränklich gewordenen jüngſten Sohne Ferdinand († 1734) dahin zog, wo ſie am 12. Auguſt 1745 ſtarb. Nach dem Tode des zweiten Bruders (1759) erbte unſer Nüßler dieſe Güter allein.

Die Vorgeſetzten Nüßler's in ſeiner neuen Amtsſtellung als Hof- und Kammergerichtsrath waren: der Juſtizminiſter Ludwig Otto von Plotho [1]), Präſident des Tribunals, des Geheimen Juſtizraths und des ravensbergiſchen Appellationsgerichtes, ein gelehrter und fleißiger Mann; der Juſtizminiſter Chriſtoph von Katſch, welcher die Militairjuſtiz und alle Criminalſachen zu beſorgen hatte; endlich der Hof- und Kammergerichtspräſident von Cocceji [2]), gelehrt, reformatoriſch, aber rechthaberiſch und ehrgeizig, deshalb auf Plotho ſehr eiferſüchtig. Es war ihm ſehr unangenehm, wenn auswärtige Dikaſterien die Urtheile des Kammergerichts reformirten, und er dachte daher frühzeitig an ein Verbot der Actenverſendung, überhaupt an die Abſcheidung eines preußiſchen Rechts aus der deutſchen Gemeinſchaft. Nüßler ſtand bei Plotho ſehr gut, anfangs aber auch mit Cocceji in freundlichem Vernehmen. Letzterer ſagte ihm jedoch gleich: „Herr von Nüßler, Sie werden hier als ein Fremder ſchwer fortkommen, viele Arbeit und viele Widerſacher haben.“ An Arbeit fehlte es zunächſt nicht, da ihm Plotho viele außerordentliche Arbeiten auftrug, ihn auch bald zu der Stelle eines Tribunals-, und ravensbergiſchen Appellationsgerichts- und Geheimen Juſtizraths beförderte und die Collegen im Tribunal alt waren. Der Geheimerath von Miſſelmann ſagte gleich anfangs zu ihm: er wolle ihn zum Erben einſetzen, ſchickte ihm aber die Erbſchaft gleich ins Haus, indem ſie in 18 Actenpacketen beſtand, die er aufarbeiten ſollte. Gehalt war aber mit allen dieſen Aemtern nicht verbunden, ſondern nur Sporteln und gelegentliche Diäten, ebenſo aber auch gelegentliche Auslagen, die nicht immer genügend erſetzt wurden.

---

[1]) Geb. 18. Nov. 1663 † 18. Aug. 1731.

[2]) Samuel, Sohn des berühmten Heinrich Cocceji, geb. zu Heidelberg 1679, 1703 Profeſſor zu Frankfurt a. d. O., 1704 Regierungsrath und 1710 Regierungsdirector zu Halberſtadt, 1711 zu der Viſitation des Reichskammergerichts berufen, auch kurze Zeit Geſandter in Wien, vom Kaiſer in den Freiherrnſtand erhoben, 1723 Präſident des Kammergerichts, 1727 Staats- und Kriegsminiſter, 1730 Chef aller geiſtlichen Sachen und Curator aller Univerſitäten, 1731 Präſident des Oberappellationsgerichts, 1738 erſter Chef der Juſtiz, 1746 Großkanzler, † 22. Oct. 1755.

Im December 1730 erhielt er einen unmittelbaren königlichen Befehl, ſogleich nach Hannover zu gehen und daſelbſt die Erbſchaftsſachen und ſonſtigen Angelegenheiten der Königin in Ordnung zu bringen. Es handelte ſich nämlich um die Erbſchaft der 1728 zu Ahlden, wo ſie ſo lange gefangen geſeſſen, verſtorbenen Mutter des Königs Georg II. von Großbritannien und der Königin Sophia Dorothea von Preußen. Es war ſtreitig, was zum Allodium und was zum Lehen gehöre; auch ward dem Sohn des verſtorbenen Grafen von Bar ein ihm ausgeſetztes Legat beſtritten. Dieſer Graf

Bar ſollte auch in Frankfurt a. M. durch einen dorthin abgeſendeten hannöverſchen Lieutenant mit 12 Mann arretirt werden, hatte ſich aber durch ein ſicheres Geleit vom Reichshofrath gedeckt. Für Preußen war zeither der nachherige Geheimerath Ganngießer in Hannover geweſen, der ſich jedoch theils dort durch ſeine Heftigkeit, theils bei der Königin durch ſeine Rechnungen, in denen er ſogar Puder und Schuhwachs aufführte, unangenehm gemacht hatte. Nüßler kam an ſeine Stelle, erhielt aber auch nur 3 Thlr. Diäten, nahm ſeine ganze Familie mit und borgte ſich zu der Expedition 500 Thlr. von dem Banquier Splittgerber. Er zeigte ſich weit ſplendider, als ſein Vorgänger und ſuchte ſich möglichſt beliebt zu machen.

Die hannöverſchen Commiſſarien in der Sache waren die Hofräthe Scheiter und Bamm. Miniſter waren der Kammerpräſident von dem Buſch, von Münchhauſen und von Alvensleben. Von dem Buſch war ein unverheiratheter und ſo reicher Mann, daß er einmal, zur Abwendung einer beſorgten Ungnade, der Königin 10 Carolinenkuxe, deren jährlicher Ertrag auf 20,000 Thlr. geſchätzt wurde, zum Geſchenk machte. Er war voller Wunderlichkeiten. Kleider von gewiſſen Farben konnte er nicht leiden. Einſtmals ſpeiſte der Bergrath Butemeiſter bei ihm. Sobald ihn der Miniſter ſah, rief er den Kammerdiener und lief davon. Der Kammerdiener erklärte nun Butemeiſtern, Excellenz könnten ſeinen Anzug nicht leiden, und er möchte ſich in deſſen Kleiderkammer ein anderes Kleid ſuchen. Das nahm ſich freilich um ſo drolliger aus, als Butemeiſter kurz und dick, der Geheimerath aber lang und hager war; der Letztere aber war ſehr zufrieden, daß er ſeinen Willen erlangt, und zeichnete Butemeiſter bei der Tafel beſonders aus.

Er aß erſt um 3 Uhr, was zu jener Zeit äußerſt ſpät war, und behielt den Hut auf, lud auch ſeine Gäſte ein, ein Gleiches zu thun, von welcher Erlaubniß aber Niemand Gebrauch zu machen pflegte, als der Kriegszahlmeiſter Heiliger, der ſein Freund war und ſich nicht vor ihm genirte. Einſt ſpeiſte ein Graf von Oynhauſen bei ihm und kam etwas weit von dem Miniſter zu ſitzen. Als das zweite Eſſen herumgegeben wurde, ſagte der Miniſter zu ihm: „Herr Graf, Sie ſitzen da nicht gut, ſetzen Sie Sich rechter Hand bei dem Hofrath Banny.“ Er that es. Nach einer halben Stunde ſagte der Miniſter wieder: „Herr Graf Oynhauſen, Sie ſitzen da auch nicht recht gut, ſetzen Sie Sich weiter herauf bei dem Hofrath Scheiter.“ Darauf verſetzte der Graf: „Einmal habe ich mich nach Ew. Excellenz Eigenſinn gerichtet, aber zum zweiten Male werde ich es nicht thun. Wenn Sie nicht die garſtige Gewohnheit hätten, ſo ſpät zu eſſen, ſo würde ich aufſtehen, in die Londonſchenke gehen und mir daſelbſt Eſſen geben laſſen; nun aber, da es zu ſpät iſt, werde ich mich hier ſatt eſſen und künftig auf Ew. Excellenz Einladung nicht erſcheinen.“ Der Miniſter mußte das ſchweigend hinnehmen. — An ſeiner Tafel fand man Waſſer aus allen berühmten Brunnen, ſogar ſpaniſches und italieniſches. Alle Vierteljahre wurde der Reſt davon, mit ebenſovielen Flaſchen Wein, an die Prediger vertheilt, damit ſie nichts darüber ſagten, daß der Geheimerath, weil er keine Orgel hören könne, niemals die Kirche beſuchte. Da die Erbſchaftsſache in das Departement des verſtändigen Münchhauſen [1]) gehörte, ſo hatte Nüßler keine große Schwierigkeit. Schon nach zwei Monaten ließ ihm Münchhauſen 40,000 Thlr. in lauter neuen Andreasthalern auszahlen, welches Geld er, auf königlichen Befehl, ſelbſt nach Berlin bringen und ſich dabei von einem Lieutenant mit 30 Mann escortiren laſſen mußte. In Berlin konnte er erſt gar nicht erfahren, wo er das Geld hinbringen ſolle, und es ward zwei Mal deshalb beim Könige angefragt. Das zweite Mal fand ſich ein groſes Kreuz neben die Anfrage geſetzt und der Cabinetsminiſter von Thulemeier erklärte dies dahin, daß das Geld an den Staatsminiſter von Creutz zu liefern ſei. Die Königin hat ſpäter für das Geld dem Prinzen Ferdinand Güter im Halberſtädtiſchen gekauft. 1731 ſtarb auch der Herzog Auguſt Wilhelm von Braunſchweig, welchem Sophie Dorothea 40,000 Thlr. geliehen hatte, und unſer Nüßler mußte nach Braunſchweig, um die Hälfte der Königin zu heben und nach Halberſtadt an den Regierungspräſidenten von Oſten zu liefern.

---

[1]) Gerlach Adolph, Freiherr von Münchhauſen, berühmt als Schöpfer und Pfleger der Univerſität Göttingen, geb. 14. Oct. 1688, 1714 kurſächſiſcher Appellationsrath, 1715 Oberappellations-

Während ſeines Aufenthalts in Hannover ward er von Preußen wegen Halberſtadt und von Hannover wegen Lauenburg zum Aſſeſſor des Reichskammergerichts präſentirt, was hannöveriſcher Seits wirklich guter Wille für ihn war, während in Berlin die Abſicht, ihn von da zu entfernen, mitgewirkt haben ſoll. Er reiſte im October 1731, wo er dem König von Schweden vorgeſtellt und zur königlichen Tafel gezogen wurde, nach Wetzlar. Am zehnten Tage nach ſeiner Ankunft daſelbſt erſchien der Geheimerath Moſer, mit einer Präſentation vom Biſthum Hildesheim und nun ward ein Streit erhoben und die Sache an den Reichstag gebracht. Man

---

rath in Zelle, 1726 Geſandter in Regensburg, 1728 Geheimerath in Hannover, 1765 erſter Miniſter, † 26. Nov. 1770.

würde ſich für Rüßler entſchieden haben, wenn die beiden Höfe dem Bisthum Hildesheim ein Mitpräſentationsrecht eingeräumt hätten. Dies aber wollten die Höfe nicht und ſo mußten beide Prätendenten wieder abziehen. Moſer ward aber wenigſtens vom Stifte für ſeinen Aufwand entſchädigt. Rüßler ging nun wieder nach Hannover, ſchloß den Erbſchaftsreceß ab und empfing noch 10,000 Thlr., die er unter Bedeckung nach Berlin brachte. Er erhielt als Abſchiedsgeſchenk von Hannover Medaillen, zuſammen 200 Ducaten an Werth. Sein König ertheilte ihm eine ehrenvolle Decharche, aber für die 2000 Thlr., die er in Hannover zugeſetzt hatte und größtentheils noch ſchuldig war, erhielt er Nichts und nur mit Mühe und zum Theil erſt nach 30 Jahren einige Hundert Thaler gemachter baarer Verläge erſtattet. Ja, zum Danke für ſeine Dienſte ward eine ihm bereits ertheilte Anwartſchaft auf einen Gehalt ihm, als der Fall bei ſeiner Rückkehr eintrat, nicht gehalten!

Dafür ward er weiter beſchäftigt, die Proceſſe wider den Grafen von Bar, im Namen der Königin und Hannovers, zu führen. Der Graf ward bei der Regierung zu Osnabrück, in deren Bezirke er Güter beſaß, bei der Juſtizkanzlei zu Celle, wo ſein Vater Schloßhauptmann geweſen war, bei dem Reichshofrath zu Wien und ſpäter auch bei dem Reichsvicariat verklagt. Zufällig erhielt Rüßler zu dieſer Zeit im Tribunal Acten zur Relation, welche denſelben Grafen von Bar betrafen. Dieſen hatte nämlich der Obriſt von Katte zu Dresden auf einem Kaffeehauſe kennen gelernt und ihm geklagt, daß er Geld brauche und keins habe, ungeachtet er noch jung, nahe daran ſei, ein Regiment zu bekommen und in ſeinen anſehnlichen Lehngütern wol 30—40,000 Thlr.

Allod habe. Der Graf von Bar rieth ihm nun, zu heirathen, und erbot ſich, ihm unter dieſer Bedingung 12,000 Thlr. zu leihen. Er verpflichtete ſich ſogleich ſchriftlich, dem von Katte binnen acht Tagen die 12,000 Thlr., bei Wechſelhaft, zu liefern, wogegen dieſer Verzinſung und Tilgung des Capitals verſprach. Des andern Tages reute dem Grafen der Handel und er reiſte nach Danzig. Aber der Obriſt eilte ihm nach, ließ ihn in Danzig verhaften und zwang ihn dadurch zur Zahlung. Nachher aber machte Katte keine Anſtalt zur Heirath und nahm obendrein ſeinen Abſchied. Nun verlangte der Graf, daß er ihm Sicherheit in den Allodialgütern beſtelle, und darin gab ihm ſowol die magdeburgiſche Regierung, als das Tribunal Recht. Jetzt aber ſetzte ſich Rüßler, im Namen der Königin, an des Grafen Stelle und legte auf Katte's Einkünfte auf den Gütern Beſchlag. Katte kam ſelbſt nach Berlin und bat um Vergleich, welchen Rüßler dahin vermittelte, daß Katte das Capital, was ihm das Armendirectorium vorſchoß, an die Königin bezahlte, wogegen ihm dieſe die Zinſen erließ. Nun ließ man die Bar'ſche Sache liegen. Rüßler erwirkte auch die Auszahlung eines von der Herzogin in Ahlden den pfalzneuburgiſchen Ständen geliehenen Capitals von 6000 Thlr. Aber alles dies verſchaffte ihm keine Beſoldung. Ueberdem war ſein Gönner, von Plotho, geſtorben und Cocceji, dem er nicht traute, an deſſen Stelle getreten.

Nun ſollte er auch noch ein Haus in der Friedrichsſtadt bauen. Dieſe Sache ſtand unter dem Obriſten von Derſchau, welcher dem König die Perſonen bezeichnete, denen er die Mittel zum Hausbau zutraute, und wenn der König das Verzeichniß unterſchrieben, ſo mußten die darin enthaltenen Perſonen bauen, ſie mochten wollen, aber nicht. Der Miniſter von Marſchall zankte ſich einmal mit Derſchau über dieſe Maßregel und das nächſte Verzeichniß enthielt lauter Anhänger und Verwandte Marſchall's. Acht Perſonen ward ein tiefer Sumpf angewieſen, darein ſie bauen mußten. Rüßler ging ſelbſt zu Derſchau und ſtellte ſein Unvermögen vor, worauf ihn aber der Obriſt auf ſeinen Schwiegervater, den Kanzler von Ludewig, verwies, auch einen königlichen Befehl an dieſen anbot, einige Tauſende zum Hausbau herzugeben. Darauf konnte aber Rüßler auch nicht eingehen, weil er ſich ſonſt die Feindſchaft Ludewig's zugezogen hätte. Er wendete ſich nun an die Königin, aber auch deren Verwendung war fruchtlos. Der König, den er ſchriftlich anging, hielt ſich auch daran, daß er einen reichen Schwiegervater habe, und reſolvirte am 1. Februar 1733, daß er „ſonder Raiſonnement, auf der ihm angewieſenen Stelle auf der Friedrichsſtadt ein Haus bauen, oder aber Sr. königl. Majeſtät allerhöchſte Ungnade gewärtigen ſolle.“ Dieſe Stelle war ein Fiſchteich, in welchem noch während des Sommers große Karpfen gefangen wurden. Endlich gab ſein Schwiegervater 1500 Thlr. von der Mitgift her; ſeine Mutter verſprach, ſoviel ſie könne, zu ſchicken, und eine vornehme Dame, deren Curator er war, ſchenkte ihm eine beträchtliche Summe. Der bloße Roſt zu dem Hauſe koſtete an 4000 Thlr., das ganze Haus, was etwa 2000 Thlr. werth war, koſtete an 12,000 Thlr. Neben ihm hatte der Geheimerath Klinggräf ein ebenſo großes Haus gebaut, was Rüßler, damit es nicht an einen Seifenſieder und Bierſchenken käme, für 800 Thlr. kaufte. Im Juni 1734 bezog er ſein Haus und bewohnte es bis 1748, dann ſtand es viele Jahre leer.

Im Januar 1739 erhielt er den Auftrag, nach Deſſau zu reiſen und die Ehepacten zwiſchen dem Prinzen Heinrich [1]) und der Prinzeſſin Leopoldine Marie von Anhalt-Deſſau, der zweiten Tochter des berühmten „alten Deſſauers“, des Fürſten Leopold, zu entwerfen. In einem darauf bezüglichen Befehl ſchloß aber der König ganz kurz: „Ich gebe aber zu der ganzen Vermählung nichts.“ Nüßler kam am 5. Februar in Deſſau an, ward vom Poſthauſe durch den Oberſtallmeiſter von Maſchkow in einem Staatswagen in das Schloß abgeholt, beim Ausſteigen von dem Stallmeiſter des Erbprinzen Leopold, einem von Gerber, im erſten Stock von dem Hofmeiſter der Fürſtin, auch einem von Gerber, im zweiten Stock vom Hofmarſchall empfangen, der ihm ſein Wohnzimmer anwies, in welches auch bald darauf der Erbprinz [2]) eintrat. Der Oberſtallmeiſter leiſtete ihm Geſellſchaft bis zum Beginn des Schauſpiels, wo er ihn ins Theater führte und ihn daſelbſt der Erbprinzeſſin [3]), der älteſten und jüngſten Prinzeſſin und den Prinzen Eugen und Dietrich [4]) vorſtellte. Es waren auch der Oberſtallmeiſter von Fuchs aus Zerbſt und der Geheimerath von Hülſeberg, in Dienſten der Markgräfin Philipp, gegenwärtig, um im Namen ihrer Höfe Glück zu wünſchen. Nach dem Theater brachte ihn der Oberſtallmeiſter in das Schloß zurück und ſtellte ihn der Braut und dem Bräutigam vor. Abends ſpeiſte er mit der fürſtlichen Familie und hatte den Prinzen Dietrich und die Oberhofmeiſterin Stenſch zu Nachbarn. Der Oberſtallmeiſter führte ihn auf ſein Zimmer. Andern Tages hatte er Audienz beim Fürſten, der ihn ſehr gnädig empfing, in der Sache aber an den Erbprinzen verwies. Bei dieſem fand er den Präſidenten von Raumer und den Hofrath Herrmann, und man ſchritt nun zum Geſchäft. Der deſſauer Hof wünſchte die Eheſtiftung der Markgräfin Philipp [1]), Mutter des Bräutigams und Schweſter des alten Fürſten, zu Grunde gelegt; von Nüßler erklärte aber, daß er in die Eheſtiftung im Namen des Königs nichts von Witthum und von Apanage für die Deſcendenten bringen könne. Man bezog ſich zwar auf den geraiſchen Vertrag [2]), nach deſſen Inhalt alle Prinzen des Hauſes Brandenburg eine Apanage erhalten ſollten; von Nüßler rieth aber, dieſes nicht beliebten [3]) Vertrages nicht zu gedenken, und gab nur zu, daß alle aus der neuen Ehe entſtehende Prinzen und Prinzeſſinnen, nach Anleitung der Hausverträge,

---

[1]) Dem Markgrafen Heinrich Friedrich von Brandenburg-Schwedt.

[2]) Leopold Maximilian, geb. 25. Sept. 1700, Erbprinz erſt ſeit dem 16. Dec. 1737, wo ſein Bruder Wilhelm Guſtav †, 6. April 1747 Herzog, † 16. Dec. 1751. Aus der heimlichen Ehe des früheren Erbprinzen Wilhelm Guſtav mit der Tochter des Brauer Herre, Johanna Sophie, ſtammten die Grafen von Anhalt. Von demſelben Prinzen und der Tochter des Superintendenten Ghardius die Herren von Anhalt.

[3]) Giſela Agnes, Tochter des Fürſten Leopold von Anhalt-Köthen, geb. 21. Sept. 1722, verm. 25. Mai 1737, † 20. Aug. 1751.

[4]) Anna Wilhelmine ſtiftete das Fräuleinſtift zu Moſigkau und † 1780 zu Deſſau unverheirathet. Henriette Amalie, Coadjutorin zu Herverden, gründete die Amalienſtiftung zu Deſſau und † 1793 unverheirathet. Dietrich ward von Friedrich II. zum Generalfeldmarſchall ernannt, nahm 1750 ſeinen Abſchied und lebte zu Deſſau, führte auch von 1751 – 1758 die vormundſchaftliche Regierung und † 1769. Friedrich Heinrich Eugen verließ 1743 den preußiſchen

---

Dienſt und focht unter Karl von Lothringen, trat dann in ſächſiſche Dienſte, ward Feldmarſchall und † 1782.

[1]) Johanna Charlotte, Witwe des Markgrafen Philipp Wilhelm ſeit 1711, geb. 6. April 1682, verm. 15. Jan. 1699, † 31. März 1750.

[2]) 1598 zwiſchen Kurfürſt Johann Friedrich und Markgraf Georg Friedrich abgeſchloſſen.

[3]) Wol weil er die Trennung der fränkiſchen Markgrafthümer von dem Kurſtaate von Neuem begründete.

der Gnade des Königs empfohlen würden. Zum Witthum beſtimmte man in einer beſondern Schrift die 8000 Thlr., welche die verwitwete Fürſtin von Radzivil, die Schweſter der Fürſtin Leopold, von dem König in Anſehung der oraniſchen Erbſchaft erhielt. Man arbeitete den ganzen Tag und am folgenden expedirte Rüßler eine Eſtaffette an den König, ward der Fürſtin[1] und der kunſtſinnigen Fürſtin Radzivil[2] vorgeſtellt und nahm an den Unterhaltungen des Hofes Theil. Am 8. Februar war auch der alte Fürſt, in einer grünſeidenen Contouche, mit einem Nachthut auf dem Kopfe, mit zur Tafel. In der Familie des Oberſtallmeiſters von Maſchkow gefiel Rüßler deſſen, damals 14jährige Tochter ſehr und er ahnte wol nicht, daß ſie beſtimmt ſei, daſſelbe Band zu zerreißen, bei deſſen Knüpfung er jetzt mit beſchäftigt war. Denn dieſes Fräulein ward ſpäter Hofdame bei der Prinzeſſin Leopoldine und gab zu deren Scheidung von dem Markgrafen Veranlaſſung, ſtarb übrigens etwa ein Jahr nachher, im hirſchberger Bade, in den Händen eines katholiſchen Prälaten und ward in einem dortigen Kloſter begraben. Das „rothe Zimmer" intereſſirte Rüßler auch. Es war mit rothem Damaſt beſchlagen, hatte 12 Wandleuchter von der Größe eines ſtattlichen Mannes, in der Mitte eine ſilberne Krone, einen großen ſilbernen Schirm vor dem Ofen und einen großen Spiegel mit ſilbernem Rahmen, welcher von der Decke herunter bis an einen 3 Mann hohen (?) und 2 Mann breiten ſilbernen Tiſch ging, an deſſen Seiten je ein ſilberner, 1½ Mann hoher Gueridon ſtand. Ferner das Fahnenbuch, ein Foliant, worin die Geſchichte eines jeden preußiſchen Regiments, mit Abbildungen der Monturen und Fahnen, beſchrieben war. Am 9. Februar kam die Antwort von Potsdam. Der König hatte die Eheſtiftung ausfertigen laſſen und unterſchrieben, aber die zu Gunſten der zu erwartenden Deſcendenten eingefügten Worte waren ausgelaſſen. Das war dem alten Fürſten freilich unangenehm, indeß fügte man ſich in alles und mag darauf vertraut haben, daß eintretenden Falles doch geſchehen werde, was man wünſche, beſonders wenn man ſich dem Willen des Königs in allen Stücken unterworfen. Nüßler'n jedenfalls ließ man den Verdruß nicht empfinden, ſondern überhäufte ihn mit Höflichkeiten und Ergötzungen. Auch Prinz Moritz [1] kam aus Halle am 12. Februar an und an dieſem Tage fand, nach der Abendtafel, die Trauung ſtatt. Die fürſtliche Familie, nebſt den Herren von Nüßler und von Hülſeburg, begab ſich in das Zimmer der Fürſtin, in welchem der Superintendent ſchon war und die Trauung vor dem großen Bette der Fürſtin vornahm. Als die Glückwünſche vorüber waren, ſagte der alte Fürſt, der Markgraf und die Prinzeſſin möchten nun nach ihrer Kammer gehen und ſich zur Ruhe begeben. Das Brautbett ſtand unter einer Art von Tempel, von blau und gold. Die Prinzeſſin ward in Gegenwart der Fürſtin, der Markgraf in einem Nebenzimmer von den Prinzen entkleidet, wobei der Erbprinz Leopold dem von Nüßler das Hemd mit den Worten zuwarf: „der König muß auch etwas dabei thun“, und nun Nüßler dem Markgrafen das Hemd und den Schlafrock anzog. Hierauf ward der Bräutigam zur Braut gebracht. Am andern Morgen kam der Erbprinz zu Nüßler und brachte ihm, mit dem Danke des Fürſten, eine goldene Doſe mit 100 neuen kremnitzer Dukaten. Der Fürſt wünſchte, daß Nüßler ſogleich nach Potsdam gehen, dem König die erſte Nachricht von der vollzogenen Vermählung bringen und ihm verſichern möchte, daß er ſich in allen Stücken der Willensmeinung des Königs ſubmittiert hätte. Er erhielt auch ein Handſchreiben des Fürſten an den König, mußte aber noch bei ihm ſpeiſen und hatte nur eher abzufahren, als die ordinäre Poſt von Deſſau abging. Ueber Tafel ſagte der alte Fürſt zu der Markgräfin: „Habet Ihr in voriger Nacht beſſer geſchlafen, als ſonſt? Was habet Ihr denn vor Herrlichkeit erfahren?“ Als ſie roth ward, fuhr er fort: „Ihr braucht nicht roth zu werden, Ihr habet es mit Recht.“ Dem König mußte Nüßler alles erzählen und beſchreiben und es freute denſelben beſonders, daß Niemand von der Vermählung etwas erfahren, bevor ſie vollzogen worden. Die Ehe ward übrigens, wie ſchon angedeutet worden, keine glückliche, oder doch in ſpäterer Zeit getrübt und getrennt. Es erwuchſen nur zwei Töchter daraus: die 1745 geborne Prinzeſſin Friederike Charlotte Leopoldine Luiſe, welche unverheirathet blieb und 1755 Coadjutorin, 1764 Aebtiſſin zu Herferden wurde, und die 1750 geborne Prinzeſſin Luiſe Henriette Wilhelmine, welche am 25. Juli 1767 ihren Couſin, den regierenden Fürſten, nachher Herzog Leopold Friedrich Franz von Anhalt-Deſſau, den edeln „Vater Franz“, Sohn des Prinzen, der bei der Vermählung ihrer Mutter Erbprinz war, heirathete und am 11. Dec. 1811 ſtarb. Die Markgräfin ſtarb 1782.

---

[1] Anna Luiſe Föhſe, Tochter eines Apothekers in Deſſau, geb. 22. März 1677, verm. 1698, zur Reichsfürſtin erklärt 29. Dec. 1701, † 5. Febr. 1745.

[2] Marie Eleonore, vermählt mit Fürſt Georg von Radzivil.

---

[1] Als Staatsrath und General in preußiſchen Dienſten ausgezeichnet, preußiſcher Generalfeldmarſchall, bei Hochkirchen verwundet und gefangen, † zu Deſſau 1760.

Nach dem Tode des Königs Friedrich Wilhelm I. und dem Ausbruch des erſten ſchleſiſchen Krieges ward von Nüßler, nächſt dem Grafen Schwerin [1]), beauftragt, die Grenzregulirung zwiſchen dem preußiſchen Antheil von Schleſien und demjenigen, welcher in dem frankfurter Vertrag vom 1. November 1741 Kurſachſen zugedacht worden, preußiſcher Seits zu vermitteln. Er ging am 20. Dec. 1741 von Berlin ab und kam am 25. nach Neiſſe, wo er Schwerin nicht antraf, der in Olmütz war, übrigens die Sache gar nicht eilig fand. Der kurſächſiſcher Seits beſtimmte Commiſſarius, Conferenzminiſter von Bülow, war in Berlin und wollte mit ſeinen Mitcommiſſarien zum 29. Januar in Neiſſe eintreffen. Inzwiſchen bereiſte Nüßler einen Theil der Grenze und berichtete darüber. Bei Steinau ſah er das verwüſtete Schloß der Gräfin von Callenberg und ließ ſich von ihrem Treiben und Schickſalen erzählen. Ein Einbrechen mit dem Wagen in kaltem Eiswaſſer zog ihm auf ſeine folgende Lebenszeit die Gicht zu. Die ſächſiſchen Commiſſarien kamen nicht nach Neiſſe, weil ſie wußten, daß Schwerin noch in Olmütz war, blieben vielmehr in Breslau. Schwerin hielt ſie gefliſſentlich hin und trug Nüßler eintretenden Falls auf, ſich in die Hauptſache nicht einzulaſſen. Es ſei nöthig, abzuwarten, wie die beſchloſſenen Kriegsunternehmungen ablaufen würden. Er verſtattete ſogar Nüßler'n, nach vorheriger Beſprechung mit dem Cabinetsminiſter Grafen Podewils, auf einige Zeit nach Berlin zu gehen, jedoch ohne vorgängige Anfrage beim Könige und unter ſteter Bereitſchaft zur Rückkehr. Die Diäten (3 Thlr.) ſollten fortgehen. Am 3. April 1742 befahl der König, die Grenzſache ohne Aufſchub vorzubereiten, wobei, wenn der Geſundheitszuſtand Schwerin's ihm die Theilnahme nicht verſtatte, der Generallieutenant von Marwitz [1]) deſſen Stelle vertreten ſollte. Nüßler traf auch Mitte April wieder in Neiſſe ein, erkrankte aber ſehr gefährlich an einem Fleckfieber.

---

[1]) Dem berühmten Generalfeldmarſchall Kurt Chriſtoph, geb. 1684, erſt in holländiſchen, dann in mecklenburgiſchen Dienſten, 1711 in Bender bei Karl XII., 1719 Sieger über das kaiſerliche Commiſſionsheer, ſpäter preußiſcher Geſandter in Warſchau, 1739 General, 1740 Generalfeldmarſchall, gefallen bei Prag am 5. Mai 1757.

In Neiſſe ſtand damals auch der General von Walrawe, welchen Nüßler ſchon in Deſſau getroffen. Der alte Deſſauer konnte ihn aber nicht leiden [2]) und ſchraubte ihn ſtets. Theils mochte ein Inſtinct des ehrlichen Mannes an dieſer Antipathie Theil haben, theils hatte ſie ihren beſonderen Grund darin, daß auf Walrawe's Anzeige der Hauptmann Matner, den Leopold als einen guten Ingenieur ſehr ſchätzte, nach Spandau gekommen war. Von Neiſſe aus ſuchte Walrawe den Grafen von Schwerin, der ihm nicht zur Commandantſchaft verhelfen wollte, wegen eines demſelben von den oberſchleſiſchen Ständen angeblich angebotenen Geſchenkes zu verdächtigen, was keine Folge hatte, als daß die Stände, denen ein ſolches Anerbieten, nach Schwerin's Verſicherung, nicht beigekommen war, den Betrag deſſelben,

---

[1]) Es war dies Heinrich Karl von der Marwitz aus dem Hauſe Zelin, Sohn des Generallieutenants Kurt Hildebrand von der Marwitz und der Beate Luiſe Freiin von Derfflinger, Enkel des großen Feldmarſchall Derfflinger, geb. 1680, 1737 Generallieutenant, im Auguſt 1741 Gouverneur von Breslau, 1742 General, † 22. Dec. 1744.

[2]) Und doch hatte er ihn ſelbſt, nachdem er ihn im ſpaniſchen Erbfolgekriege kennen gelernt, in preußiſche Dienſte gezogen. Gerhard Cornelius von Walrawe war von Geburt ein Niederländer.

30,000 Thlr., zu dem neiſſiſchen Feſtungsbaue geben mußten. Der alte Deſſauer war auch einige Tage in Neiſſe und ſpeiste bei Walrawe, der auf all ſein Silber hatte Raben ſtechen laſſen. Da ſagte der Fürſt: „Walrawe, Ihr machet Euch mit den Raben zum voraus bekannt, damit ſie Euch künftig nicht fremde vorkommen.“ In Walrawe's Schlafkammer ſtand ein Crucifix auf einem kleinen Altar, das er dem Papſte durch die Drohung, außerdem abtrünnig zu werden, abgezwungen haben ſollte. In der Mitte der Kammer ſtand ſein Bette, rechts das ſeiner Gemahlin, links das ſeiner Maitreſſe, der Frau ſeines Regimentsquartiermeiſters, dem er den Hofrathstitel ausgewirkt und von dem König auf den Grund hin erlangt hatte: „weil es billig, daß die Maitresse eines Generals mit einem ſo anſehnlichen Titul beehrt werde.“ Dieſelbe Maitreſſe verrieth ihn ſpäter, als er gewiſſe, ihm zum Schein anvertraute Geheimniſſe nach Wien verrathen wollte, an den Grafen Hake, worauf er (1748) nach Magdeburg in die Sternſchanze und in dieſelben Gefängniſſe gebracht wurde, die er ſelbſt für Staatsgefangene angelegt hatte [1]).

In der Grenzſache ſchrieb Nüßler an den König, ob er noch in Neiſſe bleiben ſolle. Der König wundert ſich in ſeiner Antwort über dieſe Frage. Freilich müſſe er bleiben. Doch ſetzte er hinzu: „Sollten die Sachſen ihres Orts trainiren, ſo habet ihr ſolche deshalb zu erinnern, und es iſt alsdenn Unſere Schuld nicht, wenn die Sache nicht ausgemacht wird, und Ich das uti possidetis exercire“ [2]). Die Sachſen, die jetzt doch gemerkt haben mochten, daß ſie Böhmen nicht bekommen würden, thaten ihm den Gefallen, zu „trainiren“; ihr zweiter Commiſſarius, der Geheime Kriegsrath von Vorkel, war ſchon im April nach Dresden zurückgereiſt und neu nicht erſetzt worden, und als Rüßler am 16. Juni eine nochmalige Erinnerung bei dem Conferenzminiſter von Bülow anbrachte, war bereits am 11. der breslauer Präliminarfriede unterzeichnet worden. Am 18. erhielt Rüßler Befehl, ſogleich nach Berlin zurückzureiſen, jedoch nicht über Breslau zu gehen und vorzugeben, daß ſeine gewöhnlichen Amtsgeſchäfte ihn dorthin zurückriefen, daß er aber, wenn es nöthig ſein werde, nach Neiſſe zurückkommen wolle. Bald darauf ging auch Bülow auf ſeinen Geſandtſchaftspoſten nach Berlin zurück.

---

[1]) Er ſoll auch der Unterſchlagung von mehr als 60,000 Thlr. Feſtungsbaugelder überführt worden ſein.

[2]) So ſchrieb er von Chrudim 9. Mai 1742.

Am 6. Januar 1742 trug Cocceji Rüßler'n die zweite Präſidentenſtelle bei der Oberamtsregierung zu Breslau mit 800 Thlrn. Gehalt und etwa 400 Thlrn. Sporteln an, die er aber ausſchlug und dafür ſeinen Freund den Geheimen Tribunalsrath von Benckendorf in Vorſchlag brachte, der ſie auch erhielt und nach und nach eine Beſoldung von nahe an 3000 Thlrn. bekam, ſpäter aber Amt und Vermögen verlor. Dagegen ward Rüßler'n die Grenzregulirung zwiſchen Preußen und Oeſterreich in Schleſien aufgetragen, welches Geſchäft er, dem öſterreichiſchen Bevollmächtigten, Oberamtsrath Johann Wolfgang von Dorſch, gegenüber, mit vieler Geſchicklichkeit und Activität beſorgt zu haben ſcheint. Rüßler bekam 3, Dorſch 30 Thlr. Diäten. Am 27. Jan. 1743 traf er wieder in Berlin ein. Der König antwortete ihm ſehr gnädig und der Graf Podewils [1], wie der Geheime Cabinetsrath Eichel, überhäuften ihn mit Lob; aber als er bald darauf um eine erledigte Rathsſtelle im Generaldirectorium anhielt, erfuhr er, daß „darüber ſchon vorher diſponiret“, und ward ermahnt, „auf eine andere Gelegenheit zu warten und indeſſen mit der letzterhaltenen Zulage vergnügt zu ſein.“ Er hatte nämlich ſeit Jahr und Tag als Director des Criminalcollegiums 200 Thlr. und jetzt auch als Geheimer Tribunalsrath ebenſoviel Beſoldung erhalten.

---

[1] Heinrich Graf von Podewils, geb. zu Zuckow 1695, Geſandt-

Am 7. Sept. 1743 ſtarb ſein Schwiegervater, der Kanzler von Ludewig, und zwei Tage darauf ſein Schwager, der Geheimerath von Krug. Die Erben Ludewig's waren die Frau von Nüßler (Anna Sophie), die verwitwete von Krug (Helene Chriſtiane) [1]) und Juliane, vermählte Domherrin von Taubenheim. Dieſe Drei theilten ſich, unter Nüßler's Anleitung, mittels einer Auction, in welcher der Frau von Taubenheim das Freigut Benndorf, der Frau von Krug das Rittergut Gatterſtädt zugeſchlagen ward und an Nüßler das baare Geld kam. Man fand nämlich in einem kleinen eiſernen Kaſten 40,000 Thlr. in lauter Ducaten. Eigentlich hatte Nüßler noch an 8000 Thlr. an rückſtändigen Ehegeldern und Zinſen zu fordern; allein während er in Schleſien war, hatte der alte Ludewig die Frau von Nüßler nach Halle kommen und ſie über Ehegelder und Zinſen quittiren laſſen. An Nüßler ſchrieb er jedoch, die Quittung ſolle Nichts hindern, und wenn er ſeine Quittung (auf die erſten Abſchlagszahlungen), die er

---

ter in Kopenhagen und Stockholm, 1730 Miniſter des Aeußeren, † 1760. Vergl. über ihn: Ranke, Neun Bücher preußiſcher Geſchichte (Berlin 1848, 3 Thle.), Th. II., S. 261 fg.

[1]) Sie heirathete am 21. März 1748 den Rittmeiſter Grafen Otto Wilhelm von Truchſeß (geb. 1714), von dem ſie aber ſchon am 22. Juni deſſelben Jahres wieder zur Witwe wurde.

verlegt habe, finden werde, ſolle nicht mehr, als er wirklich erhalten habe, berechnet werden. Die Schweſtern waren bereit, die Forderung anzuerkennen, aber der alte Kanzler erſchien der Frau von Nüßler im Traume, zeigte ihr Nüßler's Quittung und fragte ſie, ob das nicht ihres Mannes Hand ſei, worauf ſie mit Ja geantwortet. Dieſer Traum hatte ſie ſo gerührt, daß ſie beſchloſſen hatte, weiter keine Forderung wegen der Ehegelder zu machen, worein auch ihr Mann willigte. Er that das Geld erſt zu Splittgerber und kaufte dann von dem Rittmeiſter von Liège, für 20,000 Thlr., das Rittergut Weiſſenſee bei Berlin. Es diente ſeiner rettungslos an der durch Hämorrhoiden entſtandenen Auszehrung erkrankten Gattin zur letzten Erquickung, und ſie ſtarb am erſten Advent 1745. Sie hatte ihrem Gemahl 3 Söhne und 8 Töchter geboren, aber nur 3 Töchter überlebten ſie. Von dieſen iſt die älteſte, Luiſe Emilie, am 24. Februar 1752 unverheirathet geſtorben. Die zweite, Auguſte Chriſtiane Luiſe, hatte den Major von Schenkendorf geheirathet und ſtarb am 2. Jan. 1752, mit Hinterlaſſung eines Sohnes, des Johann Maximilian Karl von Schenkendorf. Die dritte, Chriſtiane Luiſe, heirathete 1764 den Obriſten von Lehmann und ſpäter einen Herrn von Berg.

Ein anderes Unglück, wenn es unter ſeinen Verhältniſſen ein ſolches zu nennen war, traf ihn 1748, wo er, bei Gelegenheit der großen Cocceji'ſchen Juſtizreform, aus ſeinen Aemtern entlaſſen wurde. Cocceji hatte ſchon unter Friedrich Wilhelm I. an eine Umgeſtaltung der Juſtizverfaſſung gedacht, aber der Bericht, den der König von den Miniſtern von Marſchall [1]) und von Arnim [1] und den Geheimenräthen Mylius und Weinreich über ſeinen Plan erforderte und den Nüßler redigirt haben ſoll, war ungünſtig und die Sache unterblieb. 1746 wurde Cocceji Großkanzler und der Miniſter Arnim Präſident des Tribunals und des Geheimen Juſtizraths. Beide waren ſich feindlich. Cocceji ſoll, nach Nüßler's Anſicht, ſeinen Plan hauptſächlich dadurch durchgeſetzt haben, daß er der Gönner des damaligen Hofraths, nachherigen Großkanzlers von Jarriges war, dieſer aber von dem Geheimen Cabinetsrath Eichel, welcher Jarriges und deſſen Sohn auch zu Erben ſeines großen Vermögens einſetzte, ungemein begünſtigt ward. Die Hauptſache war aber wol, daß Cocceji's auf große Thätigkeit, aber auch auf große Machtvollkommenheit der Richter berechneter und eine recht ſchnelle und ſtrackliche Juſtiz verheißender Plan ganz und gar im Sinne des Königs und der Militairs war. Arnim nahm ſeinen Abſchied und ſeine Anhänger erhielten ihn. Dieſes Schickſal traf auch Nüßler, der es nach dem Benehmen des Großkanzlers gegen ihn nicht erwartet hatte, jetzt aber erſt vom Tribunal entlaſſen wurde und ein halbes Jahr ſpäter, als der Geheime Juſtizrath, eine kurmärkiſche Behörde, welche die Streitigkeiten zwiſchen den königlichen Aemtern und dem Adel und ihren beiderſeitigen Dörfern zu entſcheiden hatte, und unter welchem auch die frankfurter Univerſität ſtand, mit dem Kammergerichte vereinigt wurde, aus aller Activität trat. Die Sache ward für die dadurch Betroffenen allerdings dadurch verbittert, daß ſie ſo lange mit keinem, oder ganz geringem Gehalte und auf Hoffnung gedient hatten und nunmehr ſahen, wie ihre Nachfolger gleich mit weit anſehnlicheren Beſoldungen angeſetzt wurden. Nüßler rächte ſich durch einen vorwurfsvollen Brief an Cocceji, auf den auch dann keine Antwort erfolgte, als die verwitwete Königin und Graf Podewils darauf drangen. Auch der König ſchlug ſein Geſuch um Fortbezug ſeines Gehalts von 400 Thlrn. ab, wollte aber „ſehen, wie ihm gelegentlich auf andere Art diesfalls geholfen werden möge.“ Uebrigens ſoll Cocceji ſpäter durch den von ihm begünſtigten Jarriges vielfach umgangen und gekränkt worden ſein, ſodaß er deſſen Undank für einen Nagel zu ſeinem Sarge erklärt habe. Auch änderte Jarriges, als er Cocceji's Nachfolger geworden, die coccejaniſche Juſtiz ſchon vielfach, bis ſie 1781 gänzlich umgeſtaltet wurde.

---

[1]) Johann Auguſt Marſchall von Biberſtein, früher Geſandter in London und bei dem Congreß zu Utrecht, † 18. Juli 1736.

---

[1] Georg Detlev von Arnim, geb. zu Boitzenburg 7. Sept. 1679, † 1754.

Nüßler lebte auf ſeinem Gute Weiſſenſee, mußte aber, wiewol ohne Gehalt und Penſion gelaſſen, doch dem König ſtets zur Verfügung ſtehen, bei Reiſen Urlaub einholen ꝛc. 1749 trug ihm der König das Commiſſariat zur Vollziehung eines Reichstagsbeſchluſſes in Betreff der, zwiſchen den katholiſchen und evangeliſchen Ständen des Bisthums Hildesheim ,beſtandenen ſogenannten wieſenhaverſchen Streitigkeiten auf, was er auch zu allſeitiger Zufriedenheit ausführte. Bei dieſer Gelegenheit brachte er auch einige vergebliche Wochen zu Hannover in der gräflich Bar'ſchen Angelegenheit zu. Der Miniſter von Münchhauſen bot ihm eine Rathsſtelle in dem Oberappellationsgericht zu Zelle an, die er aber ausſchlug.

Er ſollte aber doch wieder in den öffentlichen Dienſt treten. Der Miniſter von Arnim war, auf den Wunſch des Königs, der das ſplendide Haus gern wieder in Berlin haben wollte, zum Landſchaftsdirector gewählt und darauf vom König zum Finanzminiſter ernannt worden. Auf ſeinen und des Miniſters Podewils Betrieb ward nun Nüßler Landrath des Niederbarnimſchen Kreiſes. Die Stimmen waren zur Hälfte für ihn, zur Hälfte für einen Andern gefallen und der König entſchied für Nüßler. Er gab ſich in dieſem Amte, was allerdings mehr nur gelegentliche Anläſſe zu umfaſſenderen Arbeiten mit ſich brachte und dies meiſt in Dingen, die zwar gar einflußreich auf Wohl und Wehe der Betheiligten, aber nicht von der Art waren, die in der damaligen (und jetzigen) Welt beſonders wichtig gehalten wird, viele Mühe, hatte aber auch im ſiebenjährigen Kriege große Gefahren, Bedrängniſſe und Verluſte zu beſtehen. Sein Haus und Hof zu Weiſſenſee, ja ſelbſt ſein Haus in Berlin ward, auf Anlaß einer nicht beſchafften Mehllieferung, rein ausgeplündert.

Die Gräfin von Hohberg, mit der er von 1720—1726 zu Drehna an dem Hofe der Herzogin zugebracht hatte — vielleicht dieſelbe, der er in nächtlicher Einſamkeit vorlas — war immer ſeine Freundin geblieben, hatte die letzten vier Jahre ihres Lebens zu Berlin zugebracht, in ſeinem Hauſe gewohnt und ſtarb darin 1757. Sie ließ ſich in ſeinem Erbbegräbniß zu Weiſſenſee beiſetzen und vermachte dazu 300 Thlr. Er hatte ſich nicht wieder verheirathen wollen und war mehreren, ihm nach dem Tode ſeiner Frau vorgeſchlagenen Partien ausgewichen. Aber am 12. Nov. 1761 ließ er ſich doch wieder mit einer, allerdings ſchon an der Waſſerſucht erkrankten Witwe trauen, die auch am 4. Mai 1762 ſtarb. Sie war die Tochter eines ehemaligen braunſchweigiſchen Obriſtlieutenants von Hoffmann und die Schweſter jenes preußiſchen Obriſten von Hoffmann, der bei der Uebergabe von Dresden, am 5. Sept. 1759, von den preußiſchen Soldaten ſelbſt, die er in der Trunkenheit inſultirte, erſchoſſen ward. Sie war die Witwe des Amtsraths Querling. 1763 hielt der türkiſche Geſandte von Weiſſenſee aus ſeinen Einzug in Berlin, was Nüßler'n an 1000 Thlr. Schaden gemacht haben ſoll. 1764 und 1766, zuletzt bei der Rückkehr von Karlsbad und Töplitz, beſuchte er ſeine Güter in der Oberlauſitz und nahm 1766 von ſeinen dortigen Unterthanen einen feierlichen, von einer Predigt des Paſtors Fiebiger begleiteten Abſchied.

Nach dem Tode des Kanzlers von Ludewig hatten ſeine Erben ein Verzeichniß der von ihm hinterlaſſenen Bücher und Manuſcripte drucken laſſen, um ſie öffentlich zu verkaufen. Das Miniſterium erklärte, daß es denjenigen Theil der Manuſcripte und Urkunden, der das königliche Haus und deſſen Lande betreffe, für das Geheime Archiv ankaufen wolle, mochte aber den König nicht gern um baares Geld dafür angehen. Nun ſchlug Nüßler vor, ihm für jene Papiere das Recht, für den Schenkkrug in Weiſſenſee Bier brauen und Branntwein brennen zu dürfen, ſowie die mittlere und kleine Jagd auf der Feldmark ſeines Dorfes zu verleihen. Die Brauergilde von Berlin kam aber dagegen ein und die Sache blieb, nach mehrjährigen Verhandlungen, liegen; ebenſo aber auch die Papiere des verſtorbenen Kanzlers, zu Berlin und Halle, in Kiſten eingepackt und verſiegelt. Am 15. Jan. 1774 kam aber auf einmal ein Miniſterialreſcript an Nüßler: ſeines ſeligen Schwiegervaters, des Kanzlers von Ludewig, Manuſcripte, in das Archiv zu liefern, oder widrigenfalls zu erwarten, daß er wegen derſelben werde fiscaliſch belangt und zur Auslieferung gezwungen werden. Nüßler antwortete, unter dem 20. Februar: „daß, weil dieſe Manuſcripte gegen das Vermögen, welches er ſeit einem halben Jahrhunderte in des Königs Dienſte zugeſetzet habe, eine Kleinigkeit wären, er ſich lieber ſeines etwa daran habenden Eigenthums unentgeltlich begeben wolle. Man möge ſie von dem Geheimenrathe Carrach zu Halle und von dem Kriegsrathe von Krug, an den ſie von deſſen verſtorbenem Bruder, ſeinem Schwager, gekommen, abfordern, im Uebrigen aber die in dieſer Sache etwa noch nöthig werdenden Reſcripte nicht an ihn, ſondern an ſeine Schwägerin, die Gräfin von Truchſeß, und an ſeinen Schwager, den Geheimenrath und Domherrn von Taubenheim, erlaſſen. Nun ließ man ihn in Ruhe und es war dies die letzte Kränkung, durch welche ſeine Erfahrungen über den Staatsdienſt bereichert wurden. Freilich lebte er auch nicht mehr lange, ſondern ſtarb am 31. März 1776 nach längeren Gichtleiden. Sein Gut Weiſſenſee erhielt ſeine Tochter, die damals verwitwete Frau von Lehmann als Fideicommiß und nach ihr ſein Enkel, der Lieutenant von Schenkendorf. Wenn dieſer, oder ſeine Söhne und Enkel ohne männliche Erben abgingen, ſo ſollte es, nach dem Teſtamente vom 24. Januar 1774, eine Stiftung für junge märkiſche ſtudirende Edelleute werden.

IX. Kauderbach.

Johann Heinrich Kauderbach ward am 20. Juli 1707 zu Meißen geboren. Sein Vater war M. Sigismund Heinrich Kauderbach, **Collega IV.** und **Director Chori,** alſo Cantor bei der Fürſtenſchule zu Meißen, in welchem Amte er ſein 50jähriges Jubiläum gefeiert. Seine Mutter, Johanna Salome, war eine Tochter des ſeiner Zeit ſehr angeſehenen Rectors dieſer Schule, Joh. Jakob Stübel. Die erſten Elemente und den erſten Religionsunterricht erhielt er bis in ſein fünftes Jahr in der — Mädchenſchule in Meißen; dann unterrichtete ihn ſeine Mutter in den Anfangsgründen der — lateiniſchen Sprache, ſowie im Schreiben und Rechnen. Hierauf ward er, nebſt den Söhnen des Superintendenten Dr. Wilke und des Obriſten von Klingenberg, von welchen letzteren einer ſpäter als Obriſter, der andere als Generallieutenant verſtorben, einem M. Zſcheukert und nach deſſen Beförderung einem M. Reichel zum Unterricht übergeben, der denn auch ſo gut bei ihm anſchlug, daß er ſchon in ſeinem elften Jahre zur Aufnahme in die Fürſtenſchule reif gefunden wurde. Vorher brachte ihn ſein Vater, um ihn für die Strapatzen des beginnenden Schullebens mit der nöthigen Freudigkeit auszurüſten, auf einen Monat zu einem Freunde nach Dresden, damit er dort die Feierlichkeiten des Beilagers des Kurprinzen mit der Erzherzogin Maria Joſepha, was im Jahre 1719 gehalten wurde, bewundere. Er beſtand dann ſeine ſechs Jahre auf der Fürſtenſchule, unter dem Rectorate erſt ſeines Großvaters, dann des Rector Martius, der ihm beſonders gewogen war, und valedicirte 1725. Er fand im ſpätern Leben ein Vorzeichen ſeiner künftigen Schickſale darin, daß ſeine Valedictionsrede de causis pereuntium rerum publicarum handelte, ſowie daß, ſtatt der ſonſt gewöhnlichen Motette, das Lied: In allen meinen Thaten ꝛc. geſungen wurde, wo er denn ſowol den Vers, der ſich anfängt: „Zieh ich in ferne Lande", bedeutungsvoll fand, als auch in ſeinem ſpätern Leben die Erfüllung der Schlußworte eines andern Verſes zu erkennen glaubte: „So werd' ich Gott noch preiſen, In manchen ſchönen Weiſen Daheim in meiner Ruh."

Zu Michaelis 1726 bezog er die Univerſität Leipzig, um die Rechte zu ſtudiren, wobei er beſonders Gribner und Dietze gehört zu haben ſcheint. Bei Dr. Rüdiger, deſſen philoſophiſche Vorleſungen er beſuchte, hatte ihm ſein Vater den Tiſch bedungen. Nach drei Jahren verließ er aber Leipzig, ohne ſich der juriſtiſchen Praxis, zu der er keine Neigung empfand, zu widmen; ging vielmehr, mit ſeines Vaters Einwilligung und Segen, von einer ſchon durch Martius aufgemunterten Neigung, zu reiſen, getrieben, über Frankfurt, Mainz und Köln nach Holland und zwar gerade nach dem Haag.

Hier ſuchte er zuvörderſt mit den Gelehrten bekannt zu werden, und erlangte die Gunſt des durch ſeine Streitſchriften mit dem großen Philologen Bentley bekannten Cunningham und eines lector linguarum orientalium in Leyden, de la Faye. Sein Vater, der noch fünf andere Kinder zu verſorgen hatte, konnte ihm nicht viel mitgeben und er mußte ſich einige Zeit ſehr einſchranken. Doch verſchaffte ihm de la Faye Gelegenheit, einigen jungen Leuten von guter Familie Unterricht im Lateiniſchen und in der Geographie zu geben. Dann machte er mit dem Abbé Prevot [1]), einem bekannten franzöſiſchen Bücherfabrikanten, Bekanntſchaft, der eben damals, durch den Greffier Fagel veranlaßt und unterſtützt, an einer franzöſiſchen Ueberſetzung des Thuanus arbeitete. Prevot bot ihm Haus und Tiſch an und gebrauchte ihn zur Verfertigung der Noten zu ſeiner Ueberſetzung. Bald darauf aber ging Prevot bei Nacht und Nebel durch und nach England. Es gelang unſerm Kauderbach, die Bücher, welcher der Greffier Fagel dem Prevot geliehen, durch zeitige Anzeige aus dem Schiffbruche zu retten, was ihm denn dieſen angeſehenen und einflußreichen Mann noch gewogener machte. Hierauf überſetzte er für den bekannten Miſſi de Rouſſet die einſchlagenden Stellen aus Schweder's Theatrum praetensionum, welche den größten Theil desjenigen Werkes bilden, was Rouſſet unter dem Titel: Intérêts des Princes in 2 Quartanten herausgab. Brachte ihm auch dieſe Arbeit zunächſt nicht viel mehr ein, als den Tiſch, ſo hatte doch Rouſſet ſeiner in der Vorrede gedacht, und dies verſchaffte ihm die Correſpondenz mit dem polniſch-ſächſiſchen Conferenzminiſter Grafen von Bünau, die er auch bis an deſſen Tod fortſetzte und dafür „ein ehrliches Salarium" zog. Er beſorgte mehrere Ueberſetzungen, ſtand vornehmen Perſonen bei ihren literariſchen Arbeiten bei und ſchrieb ein Journal unter dem Titel: État politique de l'Europe, wovon 13 Bände erſchienen und was in das Engliſche, Spaniſche und Italieniſche überſetzt ward. Das alles mußte ihn doch gut genug nähren, daß er es ſchon 1735 wagen konnte, ſich mit der Tochter eines Offiziers von der Schweizergarde des Prinzen von Oranien, Maria Martha Baucher, zu verheirathen.

---

[1]) Anton Franz Prevot d'Exiles, geb. zu Hesdin 1. April 1697, erſt Jeſuit, dann Benedictiner und Mitarbeiter der Gallia christiana; ging nach Holland und ſchrieb die Mémoires d'un homme de qualité qui s'est retiré du monde; ſpäter die Histoire générale des voyages, mehrere Romane, überſetzte den Richardſon und † 23. Nov. 1763, indem ein Chirurg den Scheintodten bereits geöffnet hatte, als er zu ſpät erwachte. Seine ausgewählten Werke erſchienen in 39 Bänden. Am bekannteſten iſt ſein Dechant von Killerine, der in der That einige gute Einblicke in die damaligen Zuſtände Irlands und ſeine Beziehungen zu Frankreich bietet.

Seine Lage verbeſſerte ſich aber noch vorzüglich durch folgenden Umſtand. Der Graf Stanislaus Poniatowsky, Woiwode von Mazovien und ſpäter Caſtellan zu Krakau[1], Vater des nachherigen Königs von Polen, Großvater des bei Leipzig gefallenen franzöſiſchen Marſchalls, brachte nämlich ſeinen älteſten Sohn Caſimir nach dem Haag und ſuchte einen Lehrer in Politik und Geſchichte für ihn. Er hatte gehofft, ſein alter Freund, der ſchwediſche Geſandte von Preiß, würde ihn in ſein Haus aufnehmen und in den Geſchäften üben. Dies war aber dem Geſandten unmöglich, da er angewieſen war, nur geborene Schweden, oder Perſonen, zu deren Aufnahme er vom Könige autoriſirt worden, an die Geſandtſchaft anzuſchließen. Er empfahl ſeinem Freunde aber unſern Kauderbach, der ſeine Anmerkungen zu Voltaire's Leben Karl's XII. unter dem Titel: Remarques d'un gentilhomme polonais, redigirt und herausgegeben hatte. Der junge Poniatowsky zog zu Kauderbach ins Haus, der für Tiſch, Logis und Unterricht monatlich 50 Ducaten und beim Abzug ein anſehnliches Präſent erhielt. Sein Zögling ging ſpäter in heſſen-kaſſeliſche Dienſte, ward dann in den Fürſtenſtand erhoben und Großkämmerer von Polen und iſt erſt 1800 geſtorben [1]). Die Eltern waren mit Kauderbach's Leitung ſo zufrieden, daß ſie ihm auch den zweiten Sohn Alexander, begleitet von einem polniſchen Edelmann Ogerdsky, zuſchickten und ein ganzes Jahr bei ihm unterhielten. Dieſer Alexander Poniatowsky iſt ſpäter in franzöſiſche Dienſte gegangen und bei Erſtürmung von Ypern, an der Spitze ſeiner Grenadiere, von dieſen ſelbſt unverſehens erſchoſſen worden. Kauderbach behauptete, daß das Portrait deſſelben, was er ihm hinterlaſſen, in derſelben Minute, in der er gefallen, ohne irgend eine erdenkbare Urſache herabgeſtürzt und zertrümmert ſei. Später nahmen auch der Abbé Franz Poniatowsky und der nachherige König Stanislaus Auguſt ſeine Gaſtfreundſchaft, wenn auch nur als Reiſende, in Anſpruch und namentlich den Letztern ſah er ſowol in Aachen, während des Congreſſes, als im Haag in ſeinem Hauſe.

---

[1] Geb. 1678, Anhänger und Begleiter Karl's XII. und Stanislaus Leszcinsky's, † 1762.

Die Empfehlungen des Vaters dieſer jungen Cavaliere, der bei dem König Auguſt von Polen, ungeachtet er ſich zwei Mal auf die Seite Leszcinsky's geſchlagen, in höchſtem Anſehen ſtand, ſcheinen wirkſamer am dresdener Hofe geweſen zu ſein, als die früheren des Grafen Bünau, und er ward ganz unerwartet zum polniſch-ſächſiſchen Legationsrath ernannt, wobei er den Auftrag erhielt, direct mit dem Hofe zu correſpondiren. Seine Berichte müſſen intereſſant geweſen ſein; denn ſein anfänglich nur auf 400 Thlr. beſtimmter Gehalt wurde ſchon nach einigen Monaten auf 800 Thlr. vermehrt. Der Geſandte, Generallieutenant de Debroſſe, ſah aber ſehr ſcheel auf dieſen Concurrenten. 1748 erhielt er Gelegenheit, dem Hofe einen beſondern Dienſt zu erweiſen, der mit den damaligen Friedensverhandlungen in Verbindung geſtanden zu haben ſcheint. Als Chargé d'Affaires, mit beträchtlich vermehrtem Gehalte, wohnte er dem anfangs zu Breda verſuchten, dann nach Aachen verlegten Congreſſe bei und hatte hier mit dem Grafen Kaunitz und dem franzöſiſchen Geſandten, Grafen St. Severin, mehrfache wichtige Verhandlungen. Nach Dresden berufen und vom öſterreichiſchen Hofe mit einem belobenden Zeugniß verſehen, ſollte er jetzt ſächſiſcher Reſident in Wien werden, wo der zeitherige Reſident Lautenſack geſtorben war. Da er aber keine Luſt hatte, ſich in die ſchwerfälligen Reichsgeſchäfte hineinzuſtudiren, auch wegen ſeiner Kinder lieber im Vaterlande bleiben wollte, ſo deprecirte er dieſe Stelle und empfahl dafür den Geheimen Legationsrath Johann Sigmund Pezold, damals Reſident in Petersburg, deſſen Vater, ein Prediger zu Wiedemar bei Delitſch, auf der Univerſität ein intimer Freund ſeines Vaters geweſen war und der die Stelle alsdann auch über 30 Jahre begleitet hat und 1783 in Wien geſtorben iſt [1]).

---

[1]) Er war am 15. Sept. 1721 geboren.

Kauderbach wurde nun zum Oberbibliothekar, mit dem Charakter als wirklicher Kriegsrath und 1200 Thlr. Beſoldung, ernannt und behauptete, ſich während der kurzen Zeit, daß er dieſen Poſten beſeſſen, nämlich von 1749—50, viele Mühe gegeben zu haben, die in der größten Unordnung vorgefundene Bibliothek in

---

[1]) Er ſtarb im 80ſten Lebensjahre, ward nobilitirt und war der Bruder der Mutter des Philoſophen Cruſius.

Ordnung zu bringen und katalogiſiren zu laſſen [1]). Er wurde aber auch noch in andern Commiſſionen, ſowol im Lande als in Holland, gebraucht und ſchon 1750, nachdem Debroſſe geſtorben, zum Reſidenten im Haag ernannt. Hier fiel er, in Folge der vielen Aergerniß und Arbeit, die er im ſiebenjährigen Kriege zu beſtehen gehabt, in Betreff deſſen er über 30 Schriften und Memoires verfaßt und der dresdner Bibliothek geſchenkt hat, 1758 in eine langwierige und lebensgefährliche Krankheit von 11 Monaten. Kaum hergeſtellt, ſollte er die Grafen von Rex [2]) und Flemming [3]) als Geheimer Legationsrath zu dem damals beabſichtigten Congreß zu Augsburg begleiten. Da aber dieſer nicht zu Stande kam, ſo erhielt er Erlaubniß, zu Beſſerung ſeiner Geſundheit eine Reiſe nach Italien zu machen.

Dieſe Reiſe, auf der er ſich in dem geſegneten Klima von Neapel vollkommen wiederhergeſtellte, ſcheint auch ſonſt den Glanzpunkt ſeiner Erinnerungen zu bilden, da ihm überall viel Ehre widerfuhr. Er hielt ſich zwei ganze Jahre in Italien auf. In Turin erzählte ihm der Marquis de Botta mancherlei Geheimes von ſeinen Geſandtſchaften in Petersburg und Berlin. In Rom ward er dem Papſt Clemens XIII. vorgeſtellt, erhielt deſſen Segen, einen Roſenkranz nebſt agnus dei und die ſchmeichelhafte Verſicherung, daß er ihn längſt aus ſeinen

---

[1]) Seinem Nachfolger, dem berühmten Ebert, war dagegen ſeine ganze Beziehung zur Bibliothek ein Räthſel.

[2]) Karl Auguſt von Rex, geb. 23. März 1701, kurſächſiſcher Cabinets- und Conferenzminiſter, 1742 Reichsgraf, † 15. Sept. 1768.

[3]) Karl Georg Friedrich Graf von Flemming aus der Zwiſchen Linie, geb. 17. Nov. 1705, kurſächſiſcher Cabinetsminiſter und Staatsſecretair der auswärtigen Angelegenheiten, General der Infanterie, polniſcher Generallieutenant, Staroſt zu Mewe, † 19. Aug. 1767. Er war mit einer Lubomirska vermählt.

Schriften kenne. Der Geſandte ſeines Hofes, Graf Lagnasco, ſtellte ihn vor.

In Neapel wurde er, nebſt dem Grafen Heinrich Brühl [1]) und ſeinem eignen Sohne, dem Könige durch den kaiſerlichen Geſandten Grafen Neipperg vorgeſtellt und erhielt die damals nicht ſo leicht zu erlangende Erlaubniß, die in Herculanum ausgegrabenen Antiquitäten in Portici zu beſehen. Er behauptete, daß Winkelmann, der zu Neapel ſuſpect und ein unangenehmer Gaſt geweſen, nur durch ihn, der ihn mitgenommen und freigehalten, zur Anſicht dieſer Dinge gekommen ſei. In Caſerta ward er auf königlichen Befehl, laute imo lautissime tractirt. In Lucca bewillkommnete ihn die Signoria durch eine ſolenne Deputation und überſendete ihm, in einer großen Menge ſilberner Schüſſeln, ein Ehrenpräſent an Wein, Chokolade, Wachslichtern, Schinken und geräucherten Zungen. Er hatte aber Unglück damit, indem, in Folge eines Verſehens ſeiner Bedienten, die Zollbeamten in Florenz den ganzen Vorrath confiscirten. Dagegen war Parma der Gipfelpunkt ſeines Glückes. Denn der Herzog von Parma, der Infant Don Philipp [2]), dem er durch den franzöſiſchen Geſandten, Grafen Rochechouart vorgeſtellt worden, fand ganz beſonderes Gefallen an ihm. Er logirte ihn in ſeinem Luſtſchloſſe zu Colorno neben ſeinem Schlafzimmer ein und behielt ihn 2 Monate bei ſich. Nach dem Abendeſſen ſpielte der Infant gewöhnlich mit der Marquiſe de Malaſpina, dem Grafen Heinrich Brühl und unſerm Kauderbach Triſett. Nach dem Frühſtück ging er meiſtens mit ihm im Garten ſpatzieren und erzählte ihm merkwürdige Anekdoten. Als Kauderbach ſpäter in Mailand war, ließ er ihn durch einen ſeiner Cavaliere nochmals einladen und auf der Villa bei Colorno mit einer fröhlichen Mahlzeit bewirthen. In Turin ward er dem König, in Genua dem Dogen vorgeſtellt, wäre aber dann bei der Ueberfahrt nach Toulon beinahe durch die Kugeln einer kleinen genueſiſchen Forteresſe zu Schaden gekommen, da der Feluquier nicht ſchnell genug ſeine modeneſiſche Flagge aufzog. In Toulon traf er in dem Intendanten der Provence einen alten Freund, den Marquis Fenelon, Sohn des ehemaligen franzöſiſchen Geſandten im Haag. In Bordeaux ſuchte er einen Erbanſpruch ſeiner Frau zu reguliren, hat auch ſpäter den darauf gerichteten Proceß gewonnen. Er blieb dann einige Zeit in Lyon und reiſte von da, mit Umgehung von Paris, was er nie geſehen zu haben ſcheint, über Dijon, Straßburg, Stuttgart, München nach Wien, wo er dem Kaiſer Franz und dem Erzherzog Joſeph, ſowie der damaligen Gemahlin des Letzteren, einer Tochter ſeines parmeſaniſchen Gönners 1), vorgeſtellt ward, und von da über Krakau nach Warſchau.

---

[1]) Albert Chriſtian Heinrich, geb. 12. Juli 1743, 1748 Lieutenant, 1749 Oberlieutenant, 1750 Capitain, 1758 Major, 1762 Obriſtlieutenant, 1763 Obriſt, † 30. März 1792 als preußiſcher Geſandter in München.

[2]) Ein Sohn Philipp's V. von Spanien und der Eliſabeth Farneſe, geb. 15. März 1720, 1748 Herzog von Parma, Piacenza und Guaſtalla, 26. Aug./25. Oct. mit der Prinzeſſin Luiſe Eliſabeth von Frankreich (geb. 14. Aug. 1727 † 6. Dec. 1759) vermählt, † 18. Juli 1765; Stammvater des noch jetzt in Parma regierenden Zweiges der Bourbons.

Hier logirte er im Palais des Grafen Brühl und ward an der königlichen Marſchallstafel geſpeiſt, hauptſächlich aber von den Poniatowskys ungemein honorirt.

---

1) Maria Iſabella, geb. 31. Dec. 1741, verm. 7. Sept./6. Oct. 1760, † 27. Nov. 1763. Joſeph liebte ſie ſehr.

Von da ging er, nach einigen Wochen, nach Dresden, wo er abermals im Palais des Miniſters logirte und nach deſſen Rückkehr an deſſen Tafel ſpeiſte. Es ſcheint daher, daß er ſich des Sohnes des Grafen in Italien beſonders angenommen haben mag, und vielleicht hat ihm das die ganze Reiſe verſchafft. Er blieb drei Monate in Dresden, während welcher er ſich auch wieder auf der Bibliothek ſehen ließ.

Kaum war er wieder als Miniſterreſident im Haag angelangt, als er die Nachricht von dem Tode ſeines Souverains und bald auch die von dem Tode des Grafen Brühl erhielt. Er war jetzt in einigen Sorgen wegen ſeines Poſtens, für den ſich mehrere Bewerber gemeldet haben ſollen. Der Kurfürſt Friedrich Chriſtian beſtätigte ihn aber wieder. 1766 jedoch ward er zurückberufen, weil man für gut fand, einen bloßen Geſchäftsträger im Haag zu erhalten. Er ward aber in ſeinem Rappelſchreiben als Envoyé bezeichnet, was ihm denn von Seiten der Generalſtaaten das bei den Envoyés übliche Ehrengeſchenk verſchaffte, welches in einer 300 Ducaten an Werth betragenden doppelten goldenen Kette und Medaille beſtand, während die Reſidenten nur eine Kette zu 500 Fl. an Werth erhielten.

Bald nach ſeiner Rückkehr hatte er das Unglück, ſeinen zum Legationsſecretair in Augsburg beſtimmten einzigen Sohn und ſeine jüngſte Tochter, welche ſich in Holland verlobt hatte, an den Blattern zu verlieren. Nur die älteſte Tochter ward gerettet. Er bekam eine Penſion von 1200 Thlrn., welche aber in dem Theuerungsjahre 1771 auf 1000 Thlr. reducirt wurde, und lebte anfangs in Weißenfels, wo er ſich ein Haus baute. Nach dem Tode ſeiner Frau, welcher die ſächſiſche „feine“ Luft niemals bekommen und die am wirklichen Heimweh geſtorben ſein ſoll, ward es ihm zu einſam und er zog nach Leipzig, wo er viele Freunde und guten Umgang fand. Seiner Geſundheit wegen wollte er den Sommer 1785 in Kieritſch zubringen; aber wenige Tage nach ſeiner Ankunft daſelbſt ſtarb er, am 24. Mai 1785 [1]).

---

[1]) S. ſeinen Nekrolog in (Eck's) Leipziger gelehrtem Tagebuch

X. Der Aberglaube des achtzehnten Jahrhunderts; die Gräfin Coſel.

Man nennt das 18. Jahrhundert das der Philoſophie, oder doch der Aufklärung, und gewiß iſt es, daß in ſeinem Verlaufe die gewaltige Geiſteskraft eines Leibnitz, Wolf, Newton, Montesquieu, Friedrich II., Kant, Leſſing und Anderer eine Reihe von Bahnen eröffnet hat, welche dem ganzen geiſtigen und materiellen Leben der europäiſchen Menſchheit neue Richtungen gaben, und wodurch in allen Gebieten des Wiſſens eine vorher ungekannte Klarheit und Sicherheit erreicht ward, tauſend Lücken ausgefüllt, tauſend Irrthümer beſeitigt wurden, wenn auch das letzte Räthſel nirgends gelöſt worden iſt. Mit dem erſchütterten, oder gebrochenen Glauben an die Untrüglichkeit aller der Lehrſätze, bei denen ſich die Vorfahren beruhigt hatten, und unterſtützt von mächtig geſteigerter geiſtiger Regſamkeit und ungemeiner Verfeinerung und Vervielfältigung der Genußmittel verbreitete ſich, beſonders in den höheren Ständen, eine Frivolität, welche alles Glaubens ſpottete, ſich von jedem Bande, das ihr als Vorurtheil erſchien, freimachte und zuletzt alles auf einen jeder höheren ſittlichen Idee ermangelnden Materialismus zurückführte. Man gab das Alte um ſo williger auf, wenn es der herrſchenden Sinnlichkeit und Selbſtſucht läſtig und unbequem war, wenn man durch ſeine Aufgabe eine bedrückende Mahnung des Gewiſſens loswurde. Eine tiefere Anſchauung ward nicht gewonnen; Oberflächlichkeit und Gedankenloſigkeit blieben nachher wie vorher; das Vorurtheil vertauſchte blos ſeinen Gegenſtand. Wenn man vorher an Dinge geglaubt hatte, die ſchon dem erſten Nachdenken und den Anfangsgründen des Wiſſens als unmöglich und widerſinnig erſcheinen mußten, ſo verwarf man jetzt auch ernſte und ewige Wahrheiten mit nicht weniger ſeichten und oberflächlichen Gründen. Man glaubte nicht mehr an Geſpenſter, aber man glaubte auch nicht an den unſterblichen Geiſt. Man glaubte nicht mehr an den Teufel, aber man glaubte auch nicht mehr an den ewigen Gott. Man erkannte das Nichtige manches von Menſchen erſonnenen Formenwerks, aber man blieb der Sklave anderer, nicht weniger nichtiger und willkürlicher und vielleicht weniger nützlicher Formen, und man gab auch den Glauben an die Tugend, die Ehrfurcht vor der ſittlichen Pflicht auf, und führte alles auf die Berechnungen des Nutzens, der Luſt und einer conventionellen Ehre hinaus. Aber wie dem auch ſei, die feine Geſellſchaft des damaligen Europa ſetzte ihren Stolz darein, nichts zu glauben, was ſich nicht mathematiſch beweiſen, oder mit den Fingern begreifen ließ, glaubte, einen gewaltigen geiſtigen Vorſchritt gethan zu haben, wenn ſie die überſinnliche Welt und das zukünftige Leben als entweder gar nicht vorhanden, oder doch für die Menſchen gleichgiltig betrachtete, und gefiel ſich in einem gegen faſt alles zeither Geglaubte gerichteten, durch mehr oder minder geiſtreichen Witz, mehr oder minder ſcharfſinnige Dialektik getragenen Skepticismus.

Um ſo auffälliger könnten bei ſolcher Richtung gewiſſe Gegenſätze in denſelben Kreiſen derſelben Zeit erſcheinen. Wir denken dabei nicht daran, daß jener Skepticismus von manchen Dingen, die er theoretiſch verwarf, gleichwol fortfuhr, praktiſch ſehr ausgedehnten Gebrauch zu machen, wie das namentlich in politiſchen und kirchlichen Sachen der Fall war. Hier war der Egoismus der beſtimmende und leicht erkennbare Grund. Die vornehme Geſellſchaft glaubte an die Wahrheit und Berechtigung vieler Dinge nicht, die ſie doch als ganz nützlich anſah, um die niedern Stände im Zaum zu halten. Wir denken ferner nicht an diejenigen Minoritäten derſelben Kreiſe, welche in jene Richtung gar nicht eingingen, ſondern ſich einer ganz entgegengeſetzten ergaben und namentlich für das Bedürfniß religiöſer Innigkeit eine Befriedigung in Strebungen und Kreiſen ſuchten, wie man ſie als myſtiſch-pietiſtiſche zu bezeichnen pflegt. So namentlich in der proteſtantiſchen Kirche die Herrnhuter und die Anhänger Spener's, in der Katholiſchen die Jünger von Port Royal und die Martiniſten. Man kann nicht eigentlich ſagen, daß dieſe Richtungen durch die Erſteren als Gegenſatz hervorgerufen worden wären; vielmehr waren beide ein Gegenſatz gegen die Sterilität des Buchſtabenglaubens, der blos äußerlichen Werke und des Formenweſens der alten Kirchen; ein Gegenſatz, der nur auf verſchiedenen Wegen ſich abzweigte. Endlich legen wir den, wie überall, wo Vorurtheil im Spiele, ſich zeigenden Inconſequenzen in den Einzelcharakteren keine Bedeutung bei, wo zuweilen ein Gottesleugner ſich vor Geſpenſtern fürchtet, oder ein Skeptiker vom reinſten Waſſer doch ſich gläubig die Karte von einer alten Frau ſchlagen läßt, oder irgend einen lächerlichen Aberglauben anwendet, um eine glückliche Lotterienummer zu erfahren. Aber das iſt die eigenthümliche

Erſcheinung, um die es ſich hier für uns handelt, daß dieſelben Kreiſe, die ſich auf der einen Seite von allem alten Glauben losſagten und von der Aufklärung, dem Skepticismus, dem ſogenannten Reiche der reinen Vernunft ſatt machten, doch auf der andern Seite für die allerunſinnigſten Schwärmereien und Vorſpiegelungen, wenn ſie ſich ihnen nur in neuer Form zeigten, Empfänglichkeit genug beſaßen, um die feine Geſellſchaft faſt aller europäiſchen Staaten wiederholt eine Beute von Betrügern oder Schwärmern werden zu ſehen, deren Blendwerke zu entdecken es weit weniger Scharfſinnes bedurft hätte, als den man zur Bekämpfung des alten Syſtems angewendet. Das Jahrhundert der Voltaire und Diderot ſah auch die Caglioſtro, Gaßner, Schrepfer, ließ ſich Geiſter citiren, ſuchte nach dem Stein der Weiſen, gefiel ſich in phantaſtiſchen Verbindungen, die von einem Grade zum andern durch Verheißung der Entdeckung wichtiger Geheimniſſe lockten, welche ewig ausblieben, ergriff bald das, bald jenes mit demſelben ſchwärmeriſchen Eifer und demſelben Mangel an Kritik und Beſonnenheit, der zu ſoviel Wunderglauben des Mittelalters geführt hatte. Tauſende von Pariſern, welche nichts von den Wundern und Reliquien der Kirchenheiligen wiſſen wollten, ſtrömten doch zu dem Grabe des Franz von Paris, oder zu den durch Erde davon geweihten Verſammlungen, weil es der Heilige der Janſeniſten, weil es ein neuer, ein oppoſitioneller Heiliger war.

Die Erſcheinung iſt unleugbar und hat auf den erſten Anblick ihr Befremdendes, läßt ſich aber doch unſchwer erklären. Es war eine Uebergangszeit, in welcher das Alte zerfiel, das Neue aber noch nicht aufgebaut war. Die große Maſſe der ſogenannten gebildeten

Welt hatte von der neuen Wiſſenſchaft den allgemeinen Zweifel an den zeitherigen Autoritäten und ein unbeſtimmtes Vorgefühl großer bevorſtehender Entdeckungen und Triumphe des menſchlichen Geiſtes angenommen, aber für beides keine ſichern und erſchöpfenden Gründe. Sie hatte den alten Myſterien entſagt, aber ihre Phantaſie verlangte nach neuen. Ihre Genußſucht konnte durch nichts ſo ſtark geködert werden, wie durch die Ausſicht auf unerſchöpfliche, willkürlich vermehrbare Schätze, und an die nationalökonomiſchen Zweifelsgründe dachte man natürlich am wenigſten. Leugnete man auch ein zukünftiges Leben, oder entſchlug ſich wenigſtens jeder Rückſicht darauf, ſo konnte man doch das Alter und den Tod nicht leugnen, und hätte ſich glücklich geprieſen, wenn ein Mittel gegen beide zu finden geweſen wäre. Und wie auf den Pfaden des alten Glaubens nur zu Viele ſich mit gewiſſen Gebeten und Ceremonien, mit Verrichtung gewiſſer Handlungen abgefunden zu haben glaubten, ohne dies alles mit dem wahrhaft religiöſen Sinne zu durchdringen, der allein dieſen Dingen den Werth und die Kraft gibt, ſo wollten auch die neueren Jünger der Weisheit und Tugend dieſelben ſich in faßlicher Weiſe, in kurzen Sprüchen und Sätzen, die man mit Leichtigkeit auswendig lernen könne, gelehrt wiſſen, ſo glaubten auch ſie durch allerlei Ceremonien und durch den Richterſpruch anderer Menſchen auf eine höhere geiſtige und ſittliche Stufe gelangen zu können, ohne ſelbſt etwas dafür zu thun, ohne irgend geiſtig und ſittlich gehoben zu ſein. Die erſt beginnenden, eine totale Umwandlung anbahnenden Entdeckungen im Gebiete der Phyſik und Chemie ſpannten theils die Erwartungen des Publikums aufs höchſte, theils gaben ſie Speculanten zu mancher Myſtification Gelegenheit, bei welcher die Unbekanntſchaft des Publikums mit dieſen neuen Vorſchritten in Rechnung gebracht war. Auch aus dem vorhergehenden Jahrhunderte fanden ſich noch mancherlei Züge derartigen Treibens in das neue herüber, erhielten ſich in Geheimkreiſen, nahmen neue Formen an und lernten neue Mittel gebrauchen. Dahin gehörte unter manchem Andern die Sucht, den Urſprung neuer Geheimweisheit auf die ägyptiſchen Pyramiden und ihre vermeintlichen Prieſter zurückzuführen, ſowie die ſich mehrfach wiederholende Annahme, daß man Jude ſein müſſe, um in der Kabbala Großes zu erreichen.

Dieſer letztere Umſtand veranlaßt uns, der Gräfin Coſel, die man nur als verſchwenderiſche Maitreſſe eines prachtliebenden Fürſten zu betrachten gewohnt iſt, hier zu gedenken, und zwar führen wir ſie zuerſt auf, theils weil ſie unter unſern Beiſpielen uns am weiteſten in das Jahrhundert zurückführt, theils weil ihre Sache weniger in Zuſammenhang mit den übrigen ſteht, als dieſe ſelbſt unter ſich.

Anna Conſtantia von Brockdorf war die Tochter eines däniſchen Obriſten und holſteiniſchen Edelmanns, des Joachim von Brockdorf auf Deppenau und am 17. October 1680 geboren. Sie war Hofdame der Prinzeſſin Sophia Amalia von Holſtein[1]) geweſen, die an den Erbprinzen von Braunſchweig vermählt wurde, und heirathete 1699 den Grafen Adolph Magnus von Hoym[2]). Dieſer genoß aber ihren Beſitz nicht lange.

---

1) Tochter des Herzogs Chriſtian Albrecht, geb. 19. Jan. 1670, am 7. Juli 1695 mit dem Prinzen, nachherigen Herzog Auguſt Wilhelm von Braunſchweig vermählt, † 27. Febr. 1710.

2) Nicht zu verwechſeln mit dem Grafen Karl Heinrich von Hoym,

Die Hofſage verſichert, er habe ſie anfangs auf ſeinem Gute verborgen und ſich vorgenommen gehabt, ſie den lüſternen Augen des Hofes nicht preisgeben zu wollen. Eitelkeit jedoch habe ihn verleitet, wenigſtens ihre Schönheit und Liebenswürdigkeit bei Hofe zu rühmen, und dann ſei er von dem Fürſten Egon von Fürſtenberg zu einer Wette gereizt worden, die nur durch Anweſenheit der Gräfin am Hofe entſchieden werden konnte. Sie erſchien, Fürſtenberg zahlte ſeine 1000 Ducaten, und Hoym verlor ſeine Gemahlin, die ſofort der Gegenſtand der dringendſten Bewerbungen des Königs Auguſt II. wurde. Sie fühlte an ſich kein Bedenken, ſich von ihrem Gemahl zu trennen und dem König zu ergeben; aber ſie erkannte, daß die Leidenſchaft des Königs ſie ermächtige, einen ſehr hohen Preis zu fordern, und ihr hochfahrender Sinn, ihre Herrſchſucht und ihr Eigennutz zeigten ſich ſchon damals, in den Bedingungen, die ſie dem König ſtellte. Er mußte verſprechen, der Fürſtin von Teſchen für immer zu entſagen, die Scheidung von ihrem Manne zu bewirken, ihr eine jährliche Penſion von 100,000 Thlrn. auszuſetzen, und ihr ein eigenhändiges ſchriftliches eventuelles Ehegelöbniß, für den Fall des Todes der Königin, zu geben. Alles ward eingeräumt, die Scheidung (1700) bewirkt und der ſpäter (1706) mit dem Titel einer Gräfin von Coſel bedachten Maitreſſe ein prächtiger, mit dem kurfürſtlichen Schloſſe durch eine bedeckte Galerie verbun-

---

welcher 1724 Cabinetsminiſter, 1731 geſtürzt und auf den Königſtein geſetzt ward und ſich dort 1736 ſelbſt entleibte. Es war dies der jüngſte Bruder des Adolph Magnus, welcher Letztere auch Cabinetsminiſter war und 1724 ſtarb. Adolph Magnus heirathete ſpäter eine Tochter des Grafen Heinrich Frieſen, hinterließ aber auch von ihr keine Kinder.

dener Palaſt[1]), ſowie ein ebenſo prächtiges Sommerpalais eingerichtet[2]). Sie hat den König vielleicht mehr beherrſcht, als irgend eine andre ſeiner zahlreichen Maitreſſen. Stand ſie auch der Königsmark an Geiſt und wahrer Liebenswürdigkeit nach, ſo verband ſie doch mit großer Schönheit einen ſtarren, herrſcheriſchen Sinn, durch den ſie Auguſt und Jedermann imponirte. Die verſchwenderiſchſte Maitreſſe, wie man nach manchen Anekdoten glauben könnte, war ſie nicht, ward vielmehr darin von der Gräfin Dönhoff-Bielinska bei weitem übertroffen. Wol aber wußte ſie ihre Stellung gegen unbedachte Angriffe zu ſichern, indem ſie den Sturz des Grafen von Beichling[3]) mit beförderte, der ſich über die an ſie fließenden Summen beklagt hatte. Die Hofherren ſagten nun nichts mehr wider ſie. Die lutheriſchen Prediger aber, damals die öffentliche Stimme vertretend, die gegen die Coſel, um ihres anmaßenden, herzloſen und eigenſinnigen Weſens willen, ganz beſonders gerüſtet war, ſchonten ſie nicht und in der dresdener Kreuzkirche ſogar ward ſie nicht undeutlich mit der Bathſeba verglichen. Sie verlangte vom Könige Beſtrafung dieſes Geiſtlichen; allein Auguſt, der ſehr wohl wußte, wie weit er gehen könne und wo er einhalten müſſe, erklärte ihr, daß die Prediger alle Wochen eine Stunde frei hätten, wo ſie an einem beſtimmten Orte alles ſagen könnten, was ihnen beliebe. Würde ein Prediger einmal außer der Kirche ein ungeziemendes Wort gegen die Gräfin fallen laſſen, ſo würde er ſogleich feſtgenommen werden; die lutheriſche Kanzel aber ſei für den Papſt zu hoch; wie nun vollends für ihn, der nur ein Weltkind ſei!

---

[1]) Die Ausmeublirung des coſelſchen Palais ſoll 200,000 Thlr. gekoſtet haben.

[2]) 1705 ſchenkte ihr der König Pillnitz, was der Kurfürſt Johann Georg IV. 1693 oder 1694 von denen von Bünau gegen das nach dem Ausſterben der Harras an die Krone gefallene Lichtenwalde eingetauſcht und ſeiner geliebten Reitzſchütz, der Gräfin von Rochlitz, geſchenkt hatte. Ihr ward es wieder abgenommen, eine kurze Zeit den Einſiedel überlaſſen, wieder für den Monarchen erworben, der Coſel, dann dem Grafen Rutowski verliehen und dann wieder Hausgut.

[3]) Darüber vielleicht künftig einmal.

Eiferſüchtig wachte die Coſel gegen jede Mitbewerberin und der König mußte, beſonders in der erſten Zeit, manche Liſt gebrauchen, um ſeine Nebenintriguen vor ihr zu verbergen. Als er in Folge des ſchwediſchen Krieges nach Polen ging, wollte er die Coſel zurücklaſſen, um in Warſchau die Fürſtin Teſchen [1] wieder an ſich ziehen zu können, die ihm wegen ihrer Verwandtſchaft mit dem Primas politiſch wichtig war. Indeß die Coſel kam doch nach Warſchau nach und während ſie nur auf die ältere Nebenbuhlerin blickte, pflegte der König inzwiſchen ein Verſtändniß mit der Renard und erzeugte mit ihr die nachherige Gräfin Orzelska [2]. Aergerlicher noch, als er ſpäter die Tänzerin Duparc, die er in Brüſſel gewonnen, nach Dresden nachbringen ließ, mit Geſchenken überhäufte und die meiſten Abende in ihrer und anderer Tänzerinnen Geſellſchaft zubrachte. Dennoch ließ er die Coſel wenigſtens in der Stellung einer Ehrenfavoritſultanin, behandelte ſie mit größter Auszeichnung und hielt ſie im Weſentlichen wie ſeine Gemahlin, zumal ja ſeine wirkliche Gemahlin, die edle Chriſtine Eberhardine von Brandenburg-Kulmbach[1], von ihm getrennt in Pretſch lebte. Bei der Anweſenheit des Königs und der Königin von Dänemark in Dresden hatte die Königin ſich das Erſcheinen der Gräfin in ihrer Gegenwart verbeten. Sie kam aber doch einmal bei öffentlicher Tafel als Zuſchauerin, alles durch ihren Schmuck überſtrahlend; der König von Dänemark führte ſie auf einen Platz an ſeiner Seite und nun erſchien ſie ungeſcheut bei allen Feſten. Die Königin zog ſich zurück und beide Könige wetteiferten in Galanterie gegen die Coſel.

---

[1] Urſula Katharina von Boukom, Tochter des Stolnik von Litthauen, Nichte des Cardinal-Primas Radziejowski, ward am 25. Nov. 1680 geboren, heirathete den Fürſten Georg Dominik Lubomirski, ward geſchieden und zur Reichsfürſtin von Teſchen erhoben, war die Mutter des Chevalier de Saxe, verm. ſich am 22. Oct. 1722 mit Prinz Friedrich Ludwig von Württemberg und † als Wittwe 4. Mai 1743.

[2] Die Renard war eines franzöſiſchen Weinhändlers Tochter. Die Anna Karolina Gräfin Orzelska ward am 23. Nov. 1707 geboren, ſoll erwachſen die beſondere Gunſt ihres königlichen Vaters genoſſen haben, heirathete am 10. Auguſt 1730 den Prinzen Karl Ludwig von Holſtein-Beck, ruſſiſchen Generalfeldmarſchall, ward 1733 geſchieden und † 27. Sept. 1769 zu Grenoble.

Sie gebar dem König drei Kinder, für die er auch nach ſeinem Bruche mit der Mutter derſelben glänzend ſorgte. Es waren dies: 1) Auguſte Conſtantia, geb. 24. Febr. 1708, am 3. Juni 1725 mit dem reichen Grafen Heinrich Friedrich von Frieſen († bei Montpellier 8. Dec. 1739), Cabinetsminiſter, General und Gouverneur von Dresden, vermählt, und am 3. Febr. 1728 geſtorben. 2) Friederike Alexandrine, geb. 27. Oct. 1709, am 18. Febr. 1730 mit dem Krongroßſchatzmeiſter von Polen, Grafen Anton Moſzinski vermählt, am 14. Sept. 1737 Witwe, † in Dresden am 16. Dec. 1787. 3) Friedrich Auguſt Graf von Coſel auf Sabor in Niederſchleſien und auf Deppenau, dem Familiengute ſeiner Mutter, in Holſtein, geb. 17. Oct.

---

[1] Geb. 19. Dec. 1671, verm. 10. Jan. 1693, † 5. Sept. 1727.

1712, General und Chef der Garde du Corps und Ritter des weißen Adlerordens, † 15. Oct. 1770. Er hatte am 1. Juni 1749 Friederika Chriſtina, die Tochter des Oberconſiſtorialpräſidenten Grafen Chriſtian Gottlieb von Holtzendorf [1], welche erſt an Kaſpar von Schönberg auf Gelenau vermählt geweſen, aber von ihm geſchieden worden war, geheirathet. Sie ſtarb als Witwe am 22. Januar 1793. Von ihren Kindern wurde Conſtantia Alexandrine mit dem däniſchen Grafen Johann Heinrich von Knuth zu Güldenſtein vermählt; Charlotte Luiſe Marianna blieb unvermählt. Der jüngſte Sohn, Sigismund, ſtarb als Gardelieutenant am 30. Juni 1786 und der älteſte Sohn, Guſtav Ernſt, erſt in preußiſchen, dann in ſächſiſchen Militairdienſten, ſtarb gleichfalls unvermählt am 29. Oct. 1789. Mit ihm erloſch der Mannsſtamm der Coſel.

Die Unſtetigkeit in den Neigungen des Königs würde die Coſel ſchwerlich geſtürzt haben. Aber ſie fiel als Opfer politiſcher und Hofintriguen und ihres die Saiten überſpannenden Starrſinns. Die Schlacht bei Pultawa eröffnete für ihren königlichen Geliebten von neuem das verhängnißvolle Polen. Es ſchien wichtig, Alles zu benutzen, was die dortigen Verbindungen verſtärken konnte, und die Fürſtin von Teſchen bemühte ſich eifrig für den König, in der Hoffnung vielleicht, ſich dadurch neue Anſprüche auf ſeine Gunſt zu erwerben. Die Umgebungen des Königs, Flemming [2] namentlich und Vitzthum [3], wünſchten eine Maitreſſe, die von ihnen abhän-

---

1) Wir werden ſpäter ſehen, daß die Anführung dieſer Verwandtſchaft für den Fortgang unſerer Erzählung nicht unwichtig iſt.

2) S. S. 247, Anm.

3) Friedrich Vitzthum von Eckſtädt, geb. 10. Jan. 1675, 1711 Reichsgraf, Cabinetsminiſter und Oberkämmerer, nicht in Staats-,

gig ſei. Sie ſtellten dem Könige vor, daß es klug ſei, neben der ſächſiſchen Maitreſſe auch eine polniſche zu haben, empfahlen ihm aber, zur Anknüpfung neuer Verbindungen, die Tochter des Großmarſchalls Caſimir Ludwig Grafen Bielinski, damals Gräfin Dönhoff 1), für die er perſönlich keine entſchiedene Neigung gehabt zu haben ſcheint, während es ihm auch ſonſt Bedenken machte, der furchtbaren Coſel mit einer neuen erklärten Maitreſſe entgegenzutreten. Endlich ließ er ſich überreden. Kaum erfuhr die Coſel davon, als ſie ſich auf den Weg nach Warſchau machte. Der König, den ſie davon zu benachrichtigen unklug genug geweſen war, ſchickte ihr einen Lieutenant mit ſechs Gardes du Corps entgegen und ließ ſie, mit aller Höflichkeit, aber auch mit entſchiedener Unbedingtheit, nach Dresden zurückbringen.

Inzwiſchen war es der Dönhoff gelungen, wenn nicht die Liebe des Königs, doch die Herrſchaft über ſein ſchwaches Gemüth zu erringen. Sei es, daß ſie ihm für den Augenblick unentbehrlich geworden war, ſei es, daß er ſich gegen die Coſel auf ſie zu ſtützen, daß er die Gelegenheit zu benutzen wünſchte, das Joch der Letzteren abzuſchütteln, genug, er ſelbſt beſtand darauf, daß ihn die Dönhoff, die anfangs nur für Warſchau beſtimmt geweſen, auch nach Dresden begleite. Die Dönhoff willigte nur unter der Bedingung ein, daß die Coſel Dresden vor ihrer Ankunft verlaſſe. Sofort er-

---

aber in Hof- und Herzensſachen leitend, blieb am 13. April 1726 bei Warſchau im Zweikampf mit dem Grafen St. Gille.

1) Sie war mit dem Grafen Bogislaus Ernſt von Dönhoff vermählt, ließ ſich nun von ihm ſcheiden und lebte mit Auguſt, heirathete aber 1719 den Fürſten Georg Ignaz Lubomirski, ſächſiſchen General, und ſtarb am 20. April 1730.

ging Befehl an den Fürſten von Fürſtenberg, für Erfüllung dieſer Bedingung Sorge zu tragen, und Fürſtenberg, ein alter Gegner der Coſel, befolgte dieſen Befehl mit Freuden. Die Sache ging aber ſchwierig. Der Generaladjutant des Königs, von Thünen, der an die Gräfin geſchickt wurde, ließ ſich durch ihre Schmeichelworte, Thränen und Geſchenke[1] bewegen, ſie unter dem Vorwande, daß ſie krank ſei, von der Abreiſe zu dispenſiren. Der König aber blieb feſt und ſie mußte, mit gewaltſamen Maßregeln bedroht, Dresden verlaſſen, ging aber zunächſt nur nach Pillnitz. Nun ſollte ſie das Eheverſprechen herausgeben, weigerte ſich aber auf das beharrlichſte und entfloh endlich, da ſie Haft und Gewalt fürchtete, nach Berlin. Hier bedeutete man ſie, ſie möchte ſich lieber nach Halle begeben, was ſie auch that.

Herr von Loen erzählt[2]: „Die Gräfin Coſel ſah ich als Student in Halle, wo ſie als eine vom Hofe verwieſene Liebhaberin des Königs ſich hingeflüchtet hatte; ſie hielt ſich daſelbſt ganz verborgen in einer abgelegenen Straße bei einem Bürger unweit dem Ballhauſe auf. Ich ging faſt täglich zu einem guten Freunde, der gleich nebenbei wohnte. Das Gerücht breitete ſich aus, daß ſich daſelbſt eine fremde Schönheit aufhalte, die ganz geheim lebe. Das Studentenvolk iſt vorwitzig. Ich ſah ſie etliche Male mit gen Himmel aufgeſchlagenen Augen in tiefen Gedanken hinter dem Fenſter ſtehen; ſobald ſie aber gewahr wurde, daß man ſie belauſche, trat ſie erſchrocken zurück. Außer den Leuten, die ihr das Eſſen über die Straße brachten, ſah man

---

[1] Sie ſoll ihm, als er anfing, erweicht zu werden, einen Brillantring von 4000 Thlrn. an Werth gegeben haben.

[2] Kleine Schriften, 1, 193.

Niemand, als einen wohlgekleideten Menſchen bei ihr aus- und eingehen, den man für ihren Liebhaber hielt. Man konnte keine ſchönere und erhabenere Bildung ſehen. Der Kummer, der ſie verzehrte, hatte ihr Angeſicht blaß gemacht; ſie gehörte unter die ſchmachtenden, braunen Schönen, ſie hatte große, ſchwarze, lebhafte Augen, ein weißes Fell (sic), einen ſchönen Mund und eine feingeſchnitzte Naſe. Ihre ganze Geſtalt war einnehmend und zeigte etwas Großes und Erhabenes."

Auch in Halle blieb ſie nicht lange. Der preußiſche Hof war ſo gefällig, ſie in die Hände der ſächſiſchen Regierung zu liefern. Ein Offizier des Regiments Anhalt meldete ſich bei ihr, mit dem Auftrage, ſie über die Grenze zu bringen. In Sachſen angelangt, ward ſie auf das Schloß der Bergveſte Stolpen gebracht, wo ſie am 21. December 1716 ankam und was nun für mehr als vierzig Jahre ihr erſt gezwungener, dann freiwilliger Wohnſitz ward [1]). Stolpen war und iſt ein ſehr kleiner, wenn auch anmuthig gelegener und für ein bürgerliches Gemüth ganz freundlicher Ort; es war ſchon damals als Feſtung ſelbſt invalid und nur von Invaliden bewacht. Für eine Coſel muß der Abſtand zwiſchen dieſen 45 Jahren und den 16 — 20 vorhergehenden gewaltig geweſen ſein. 1708 war ſie mit dem König daſelbſt geweſen und hatte im Thiergarten gejagt.

Das Schloß war ehedem zuweilen von den Biſchöfen von Meißen, denen Stolpen gehört hatte, bewohnt worden. Der Gräfin wurden die beſten Zimmer in einem Thurme eingerichtet, der noch jetzt der Coſelthurm heißt, und ſie blieb mit anſtändigen Einkünften verſehen. Im Anfang überließ ſie ſich den äußerſten Zornausbrüchen gegen den ungetreuen königlichen Geliebten. Dann ſchlug ihr Zorn wieder in die glühendſte Sehnſucht nach ihm um und ſie machte tauſend Verſuche, eine Annäherung und Ausſöhnung zu erwirken. Alles umſonſt. Man verfolgte und unterdrückte ſie nicht; aber ſie begegnete einer unerſchütterlichen Kälte und Unerbittlichkeit. Allmälig ſchlug ſie wieder um, gewann ihre Einſamkeit lieb, entſagte der Welt, warf ſich aber nicht der Religion, ſondern dem Gelde und der Kabbala in die Arme. Sie ward geizig und ſpeculativ und ſie ſuchte nach geheimen Kenntniſſen und Kräften. In beiden Beziehungen verkehrte ſie mit Juden. Es iſt behauptet worden, daß ſie wirklich zum Judenthum übergetreten ſei, oder es wenigſtens beabſichtigt und deshalb eine Reiſe nach Holland vorgehabt habe. Das wollen wir um ſo weniger glauben, da ihr Verkehr mit dem Judenthum unter den Auſpicien eines lutheriſchen Oberconſiſtorialpräſidenten vor ſich ging. Daß aber eine innige Befreundung mit dem Judenthum ſtattfand und daß ſie ihre Forſchungen in jüdiſcher Theologie nicht aus chriſtlich-theologiſchen Abſichten trieb, dafür finden wir eine überraſchende Beſtätigung in den Erinnerungen eines Greiſes, welche der Vergeſſenheit zu entreißen ein anderer Greis ſich das Verdienſt erworben hat.

---

[1]) Daß ſie, wie man mehrfach lieſt, auf den Gütern ihres Schwiegerſohnes, des Grafen Frieſen, gelebt habe, iſt falſch. Uebrigens ward dieſer Graf auch erſt 1725 ihr Schwiegerſohn, und ihre an ihn verheirathete Tochter ſtarb ſchon 1728.

Der brave, verdienſtvolle Apotheker Martius in Erlangen erzählt nämlich in dem ſehr intereſſanten und lehrreichen Buche: „Erinnerungen aus meinem neunzigjährigen Leben“ (Leipzig, 1847, 8.) u. A. folgendes. Er hatte 1788 die Adminiſtration einer kleinen Apotheke in dem fränkiſchen Städtchen Baiersdorf zu beſorgen. Hier machte er u. A. die Bekanntſchaft des allen würdigen Superintendenten Bodenſchatz, eines zu ſeiner Zeit vielgeſchätzten Orientaliſten, welcher ſich namentlich viel mit jüdiſchen Alterthümern und rabbiniſcher Literatur abgegeben und mehrfache Modelle der Stiftshütte und des ſalomoniſchen Tempels gebaut hatte, welche von Liebhabern von Curioſitäten angekauft worden ſind. Martius beſuchte ihn öfters des Abends, rauchte ein Pfeifchen mit ihm und ließ ſich von ihm erzählen. Eines Abends kamen ſie auch auf die Gräfin Coſel, von welcher ihm der Alte erſt die gewöhnlichen, nicht in allen Punkten correcten Mittheilungen machte, wie ſie ſeit dem „Galanten Sachſen“ durch die Literatur gegangen ſind. Daran knüpfte er folgende Erzählung. Als Bodenſchatz noch Pfarrer in Uttenreuth war, erhielt er einen Brief mit 20 Reichsthalern, worin ihm ein angeblicher Borremäus Lobgeſang in Biſchofswerda[1]) auftrug, ihm die Pirke Aboth aus dem Rabbiniſchen ins Deutſche zu überſetzen. Er beſorgte das in wenig Tagen, worauf er mit vielem Danke 6 Ducaten Honorar bekam. Es wurden ihm noch andere hebräiſche Traktate zu gleichem Zwecke überſendet und der Bogen mit 1 Louisdor honorirt. Er mußte die Briefe an den Poſtmeiſter zu Dresden adreſſiren und erfuhr von ihm auf Anfrage, daß ein Bote aus Schmiedefeld die Briefe hole und bringe, nach Weiterem zu forſchen aber nicht räthlich ſei. Endlich ward er eingeladen, ſelbſt nach Dresden zu kommen, wo er ſeinen Correſpondenten finden werde. Das Reiſegeld werde ihm, wie auch geſchah, dort erſtattet werden. Wie aber erſtaunte er, als ihm der unbekannte Briefſteller im vollen Anzuge eines jüdiſchen Hohenprieſters aus dem alten Teſtamente entgegentrat, und noch mehr, als er unter der Mitra das Geſicht einer Dame entdeckte! Sie empfing ihn öfters, erwies ihm alle mögliche Auszeichnung und ſuchte von ihm genaue Aufſchlüſſe über Talmudſtellen, jüdiſche Gebetbücher und andere rabbiniſche Dinge zu erhalten. Sie und der Schwiegervater ihres Sohnes, der Oberconſiſtorialpräſident Graf von Holtzendorf[1]), ſprachen ſogar davon, ihm die Stadtpfarrerſtelle zu Stolpen[2]) zu verſchaffen, wobei ihm ſpäter eine der beſten Ephorien in Ausſicht geſtellt wurde. Der Graf zeigte ihm ſogar, noch ehe er ſich erklärt hatte, die Vocation[3]). Er wendete ſich jedoch erſt an ſeinen Landesfürſten, den Markgrafen Friedrich, und erhielt von dieſem den Befehl, ins Vaterland zurückzukehren, und die Verſicherung, daß ihm eine gute Beförderung zu Theil werden ſolle. So mag ihm leicht die gute Gräfin Coſel, ſtatt einer ſächſiſchen, eine fränkiſche Superintendentur verſchafft haben. Uebrigens ward er auch etwas ungehalten auf ſie, weil ſie, während er ihr rabbiniſche Schriften verdeutſchte und ſie ſich darüber unterhielten, „allerlei Dinge aufs Tapet brachte, die gegen die Lehre Chriſti und ſeine heilige Perſon gerichtet waren, ſodaß er entrüſtet beſchloß, ſich von ihr zurückzuziehen. Ueberdies fing auch ſeine gute Frau, der er das Räthſel von dem unbekannten Correſpondenten mitgetheilt", das der guten Frau Pfarrerin zu Uttenreuth vorher viel Kopfbrechens verurſacht haben mag, „an, eine ſo gefährliche Perſon [1] mit eiferſüchtigen Augen zu betrachten. Sie fürchtete, daß die Dame auch den Pfarrherrn von Uttenreuth verführen könnte. Und ſo war er denn froh, endlich der vornehmen Hohenprieſterin Valet ſagen und reichlich beſchenkt in ſein ſtilles Dorf zurückkehren zu können." [2].

---

[1]) Dieſes Städtchen liegt in der Nähe von Stolpen.

---

[1]) Irrthümlich nennt Bodenſchatz ihn ihren Schwiegerſohn. Es war Chriſtian Gottlieb von Holtzendorf auf Bärenſtein und Strasgräbchen, geb. 22. April 1696, 1745 Reichsgraf, wirklicher Geheimerath und Oberconſiſtorialpräſident, † 6. Nov. 1755.

[2]) Herr Bodenſchatz ſcheint keine Ahnung davon gehabt zu haben, warum er gerade nach Stolpen, was er Stolpe nennt, ſollte.

[3]) Da Bodenſchatz die Gräfin in Dresden ſah, ſo muß es nach 1733 geweſen ſein, von wo an ſie Freiheit zu reiſen hatte. Da er den Grafen Holtzendorf ſprach, ſo muß es vor 1755 geweſen ſein, und da dieſer erſt 1749 mit ihr verwandt ward, ſo muß es nach 1749, alſo zwiſchen 1749 und 1755 geweſen ſein.

Der Gräfin ſoll nach dem Tode ihres königlichen Geliebten [3] die Freiheit angeboten, von ihr aber ausgeſchlagen worden ſein. Dabei ſoll ſie nur den Wunſch ausgeſprochen haben, dem Thurme gegenüber, in dem ſie nun ſchon über 16 Jahre gelebt, dereinſt begraben zu werden. Sie blieb daher in ihrem Verhältniß, was ihr durch Gewohnheit lieb geworden, mag aber natürlich nunmehr in Reiſen zu ihren Verwandten und ſonſt nicht behindert worden ſein. Sie war ja nur noch eine freiwillige Gefangene. Im Lande war ſie vergeſſen. In Stolpen erzählte man aber noch lange nach ihrem, am 31. März 1761 erfolgten Tode, allerlei Geſchichten von ihren Wunderlichkeiten, auch von Schätzen, die ſie in den unterirdiſchen Gängen des ſeitdem ziemlich verfallenen Schloſſes [1] vergraben haben ſollte.

---

[1] Die gute Frau Pfarrerin hat wol nicht bedacht, daß die Gräfin damals mindeſtens ſchon ſtark in die Sechzig war. Oder hat ſie an die Ninon de l'Enclos gedacht?

[2] Watkins a. a. O. S. 162 fg.

[3] Bekanntlich ſtarb Auguſt II. am 1. Febr. 1733 an einem Schaden am Fuß, zu dem der Brand kam. Schon 1727 war er an dieſem Körpertheile, dem linken Schenkel, gefährlich erkrankt und nur durch Amputation der großen Zehe gerettet worden. Dieſe Amputation erfolgte aber nicht, wie man allerwärts lieſt, durch den von Paris berufenen Chirurgus Petit, ſondern durch den deutſchen Chirurgus Weiß, von welchem noch jetzt Nachkommen leben, welche dem Adelſtande angehören. Und zwar ging die Sache ſo zu. Weiß wußte längſt, daß die Zehe abgeſchnitten werden müſſe; die Leibärzte wollten aber nicht daran. Endlich beſchloſſen ſie, Petit die Sache vorzulegen und ihn zugleich nach Dresden zu berufen. Weiß war aber überzeugt, daß der König die Ankunft Petit's nicht erleben könne, benutzte alſo einen, vielleicht durch ein Opiat bewirkten Schlaf deſſelben, ihm die Zehe brevi manu abzuſchneiden, worauf er ihm einen Fußfall that und ſeinen Kopf zum Pfande ſetzte, daß die Sache nöthig geweſen. Der König beruhigte ihn und verſprach vor der Hand Geheimniß. Bald aber erfuhr man, zur Beſchämung der Herren Leibärzte, daß Petit, nachdem er den Krankenbericht geleſen, erklärt habe: „wenn die Zehe nicht abgeſchnitten werde, ſo ſei der König todt, bevor er nach Dresden kommen könne.

---

[1] Die Preußen hatten es 1756 eingenommen und es fiel hier der erſte Schuß und das erſte obendrein unnöthige Opfer des ſiebenjährigen Krieges.

XI. Caglioſtro.

Die eigenthümliche Richtung, in welcher das 18. Jahrhundert ſeine Leichtgläubigkeit kundthat, iſt von Keinem in ſo großem Style und im Ganzen mit ſo geringen Mitteln höherer Geiſteskraft und Bildung ausgebeutet worden, als von Joſeph Balſamo, der ſich Caglioſtro nannte. Die pariſer Polizei, die römiſche Inquiſition und literariſche Bemühungen, an denen ſich ſelbſt ein Goethe betheiligte, haben den äußern Lebensgang des Mannes ſo ziemlich feſtgeſtellt, aber keinesweges noch alle Räthſel gelöſt und ſchwerlich Alles in das rechte Licht bringen können.

Die Geſchichten freilich, die er ſelbſt von ſeiner Herkunft erzählte, contraſtiren gar ſtark mit den amtlichen Ermittelungen, und doch zeigt ſich auch bei jenen, daß der Abenteurer nur den nüchternen Kern der Wahrheit in ſeinen Zwecken entſprechender Weiſe ausſchmückte und mit luftigen, phantaſtiſchen Hüllen umgab. Er behauptete, daß ſeine früheſten Erinnerungen ihn in den Orient führten. In Medina habe ihn der weiſe Althatas in fürſtlicher Pracht erzogen; zahlreiche Sklaven hätten ihm zu Dienſten geſtanden und ſelbſt der Mufti habe ihn oft beſucht. Im 12. Jahre ſei er, mit Lehrer und Dienern, nach Mekka gezogen und habe hier drei Jahre bei dem ihm verwandten Sheriff gelebt, der endlich den „unglücklichen Sohn der Natur“ zu weiteren Reiſen entlaſſen habe. In Aegypten habe er die Weisheit jener Prieſter gelernt, welche die Phantaſie fremder Völker ſo lange ſchon in das Innere der Pyramiden verſetzte und dort ſich an der Ueberlieferung einer urſprünglichen, der übrigen Menſchheit verloren gegangenen geheimnißvollen Weisheit erfreuen ließ. 1766 endlich ſei er in Malta angelangt und von dem Großmeiſter mit glänzenden Ehren empfangen worden. Hier habe er aus dunkeln Andeutungen des Großmeiſters zu entdecken geglaubt, daß eine Prinzeſſin von Trapezunt ſeine Mutter ſei. Sein Führer Althatas ſei in Malta als Chriſt und Prieſter geſtorben, und nun habe ſich Caglioſtro, mit dem ihm vom Großmeiſter als Begleiter zugetheilten Chevalier d'Aquino, nach Neapel begeben, von wo an ſeine Laufbahn öffentlich wurde. Später wollte er auch einmal ſeinen Stammbaum auf Karl Martell zurückführen.

Die Wirklichkeit nimmt ſich nun allerdings weniger glänzend und romantiſch aus; doch ſieht man wol, welche Anhaltepunkte ſie der Erfindungsgabe des Balſamo geboten hat. Gleich die Abſtammung von Karl Martell ward ihm dadurch an die Hand gegeben, daß ſein mütterlicher Urgroßvater Matthäus Martello hieß, er aber überhaupt veranlaßt war, ſich mehr auf ſeinen mütterlichen, als auf ſeinen väterlichen Stammbaum zu ſtützen, da der letztere wahrſcheinlich auf Juden zurückführte. Jener Matthäus Martello hatte zwei Töchter. Die Jüngere, Vincenza, heirathete einen Joſeph Caglioſtro aus La Noava, und war die Pathe unſers Abenteurers, der auch ſeinen Taufnamen nach ihrem Manne erhielt und ſich endlich deſſen ganzen Namen, unter

Beifügung des Grafentitels, beilegte, weil er ihm wahrſcheinlich einen impoſanteren Klang zu haben ſchien, als ſein wahrer Name, überhaupt ein Namenwechſel zur Verſchleierung ſeiner Herkunft diente. Die ältere Tochter des Martello heirathete einen Joſeph Bracconeri, dem ſie drei Kinder, Felicitas, Matthäus und Antonia, gebar. Felicitas nun, deren perſönliche Bekanntſchaft Goethe in Palermo gemacht hat, ward an Peter Balſamo verheirathet, den Sohn eines Bandhändlers in Palermo, Antonio Balſamo, der aus jüdiſchem Geſchlechte geweſen ſein ſoll. Peter Balſamo zeugte mit der Felicitas den Joſeph, der ſpäter ſoviel Aufſehen in der Welt machte, und die Johanna Joſeph Maria, die an Johann Baptiſta Capitummino verheirathet und von dieſem als Witwe mit drei Kindern zurückgelaſſen ward. Peter Balſamo machte Bankerott und ſtarb im 45ſten Jahre. Seiner Witwe Felicitas fiel die Sorge für die Familie zu.

Joſeph Balſamo ward am 8. Juni 1743 zu Palermo geboren, erhielt den erſten Unterricht im Seminar von St. Roch zu Palermo, von wo er im 13ten Lebensjahre in den Convent der barmherzigen Brüder zu Cartagirone kam. Hier gewann er die Gunſt des Bruders Apotheker und ſcheint dieſem die Grundlagen der mediciniſchen Kenntniſſe verdankt zu haben, die er beſaß und ſpäter ſehr gut für ſeine Zwecke zu gebrauchen wußte. Jedenfalls ſcheint er für Chemie und Botanik Sinn gehabt zu haben. Seine Aufführung ſoll die ſchlechteſte geweſen ſein und er den guten Brüdern viele Noth gemacht haben. Am meiſten kränkte ſie, daß er beim Vorleſen der Martyrologien während der Abendtafel den Namen der Heiligen die von Räubern und Courtiſanen unterſchob. Nach Einigen ſoll er ſich den Züchtigungen, die ihm dergleichen Streiche immer öfterer und nachdrücklicher zuzogen, durch die Flucht entzogen haben, nach Andern fortgeſchickt worden ſein. Genug, er kehrte nach Palermo zurück und ſcheint von nun an auf eigne Hand gelebt zu haben. Zunächſt entwickelte er Geſchicklichkeit im Fechten und Zeichnen. Die erſtere Kunſt verleitete ihn zu vielfachen Raufhändeln mit wilden Geſellen und mit der Polizei. Das Zeichnen führte ihn keineswegs in die hohen Regionen der Kunſt, wol aber zu einer ſehr gefährlichen Fertigkeit in Nachahmung fremder Hände, überhaupt in Fälſchungen. Und in der That ſoll er in dieſer frühen Zeit ſchon hauptſächlich von Betrug und Speculationen auf die Leichtgläubigkeit der Menſchen gelebt haben. Magiſche Schwindeleien, Schatzgraben, Nachmachung von Theaterbillets und geiſtlichen Diſpenſationsſcheinen, nebſt gelegentlichem Kuppeln, das ſollen die Mittel geweſen ſein, durch welche er ſich Jahre lang in Palermo erhielt. Mit ſeinen Betrügereien ſcheint ſich immer zugleich ein gewiſſer Uebermuth und eine Art von Humor verbunden zu haben. So hatte er einem Goldarbeiter Murano 60 Unzen Gold abgelockt und ihn dafür auf einen, in einer Höhle am Meeresufer zu findenden Schatz verwieſen. Den armen Murano empfingen in jener Höhle verkleidete Teufel, die ihn tüchtig mit Prügeln zudeckten. Er trat gegen Balſamo als Kläger auf. Ein weiter greifender Verſuch, von ſeiner Fälſcherkunſt Gebrauch zu machen, ward erſt etwas ſpäter entdeckt. Er hatte zu Gunſten eines Marcheſe Maurigi ein falſches Teſtament gefertigt, wodurch eine fromme Stiftung um einige Güter gebracht werden ſollte, und die Vertreter der Stiftung kamen dem Betrug auf die Spur. Balſamo ſah jedenfalls, daß er beſſer thue, der Juſtiz von Palermo und der Privatrache der Verletzten einige Zeit aus dem Wege zu gehen. Er ging zunächſt nach Meſſina und ſchloß ſich hier einem gewiſſen Altotas an — dem weiſen Althatas ſeines Romans — von dem man nicht weiß, ob er ein Spanier oder ein Grieche geweſen, der ſich aber viel im Orient herumgetrieben hatte und ein gewandter Taſchenſpieler geweſen ſein mag. Mit ihm ſcheint Balſamo allerdings Reiſen im Archipel, nach dem Orient und Aegypten gemacht und ihm ſeine Künſte abgelernt zu haben. Auf dieſen Reiſen und in dem Umgange mit Altotas eignete er ſich auch einige Kenntniß orientaliſcher Sprachen an, durch die er ſpäter ſeinem Publicum imponirte. In Malta war er allerdings mit dem Großmeiſter Pinto in Verkehr, aber nicht als Sohn einer Prinzeſſin von Trapezunt, ſondern als einer der Vielen, welche die alchimiſtiſchen Paſſionen des Großmeiſters benutzten. Er wußte ſich aber bei demſelben in ſo gutem Credit zu erhalten, daß er von ihm die wirkſamſten Empfehlungen nach Rom und Neapel erhielt. In Rom namentlich führte ihn der malteſiſche Geſandte, Baron Breteville, in die erſten Häuſer ein, und er will daſelbſt die beſondere Gunſt Clemens' XIII. und des Cardinals von York genoſſen haben. Im Jahre 1770 verheirathete er ſich mit einem Dienſtmädchen, Lorenza Feliziani, der Tochter eines Gürtlers, die ſich ihm durch ungemeine Schönheit empfahl und die er für ein calabreſiſches Fräulein Seraphina Felichiani ausgab. Ob er ſie blos aus gewinnſüchtiger Speculation auf ihre Reize gewählt habe, ob er hier blos Kuppler geweſen ſei, laſſen wir dahingeſtellt ſein. Gewiß iſt, daß er ſich ſpäter zu ihren zahlreichen und einträglichen Verbindungen mit andern Männern gleichgiltig verhielt, ſie ſelbſt ihn aber bis zu ſeiner letzten Kataſtrophe begleitet hat und faſt immer das willigſte Werkzeug ſeiner Speculationen war.

Er ſoll nun, in Verbindung mit zwei Landsleuten, Agliata und Nicaſtro, welcher Letztere ſpäter gehängt wurde, falſche Wechſel gemacht haben. Nicaſtro verrieth ihn und er entfloh mit Agliata, dem er auf dieſer Reiſe ſeine Frau überlaſſen und ſich dafür des jungen Secretairs deſſelben bedient haben ſoll, nach Bergamo. Hier gab er ſich für einen preußiſchen Obriſten aus und zeigte ein ſelbſt gefertigtes Patent vor. Aber die Polizei wollte dieſes nicht anerkennen und Agliata raubte ſeinen Gefährten ihre ganzen Habſeligkeiten und ließ ſie in gänzlichem Mangel zurück. Balſamo und ſeine Frau legten nun Pilgerkleider an und kündigten eine Wallfahrt nach San Jago di Compoſtella an. Ein von Abenteuern und Schwindeleien erfülltes Umherziehen brachte ſie 1771 nach London. Hier mußten wieder die Reize der Frau die Unterhaltsmittel hergeben, und ſelbſt ein reicher Quäker ging in die Netze Lorenza's, aus denen er ſich nur mit 100 Pfd. loskaufen konnte. Balſamo ſelbſt ſoll aber während dieſes erſten Aufenthaltes in England zehn und mehr Mal wegen Gaunereien verhaftet geweſen ſein. Seine unfreiwillige Entfernung aus England wird dem Umſtande beigemeſſen, daß er einem Engländer, der ihn aus Mitleid zum Ausmalen eines Landhauſes gebrauchte, eine Tochter verführte.

Balſamo ging nun nach Paris, wo ihm aber die Medicinalbehörde das Practiciren unterſagte. Selbſt Lorenza verſuchte es hier, von ihm abzufallen, wofür er ſie längere Zeit in St. Pelagie einſperren ließ. Dann machte er einen Ausflug nach den Niederlanden und Deutſchland und erſchien auf einmal wieder in Palermo, wo er als Marcheſe Pellegrini auftrat. Die Polizei hätte ihn vielleicht vergeſſen; aber die Rachſucht des geprügelten Goldarbeiters Murano vergaß ihn nicht. Er wurde verhaftet. Doch auch hier half ihm ſeine Frau und ſeine ehemännliche Toleranz heraus. Lorenza wußte die Gunſt eines mächtigen ſicilianiſchen Prinzen zu gewinnen, welcher durch Gewaltthätigkeiten, die ſo weit gingen, daß er den Anwalt des Klägers im Vorzimmer des Gerichts mishandelte, die Gegner ſo einſchüchterte, daß Balſamo wieder in Freiheit geſetzt wurde. Um das Geld zu ſeiner Abreiſe zu bekommen, mußte er Sachen verſetzen, auf deren Einlöſung ſeine Schweſter 14 Unzen verwendete, die ſie nie zurückerhalten hat und die ihr zu erſtatten Goethe in ſtarker Verſuchung war.

Er ging nun über Malta, Neapel und Marſeille nach Spanien, wo er namentlich Barcelona, Valencia und Cadix beſuchte, übrigens meiſt in preußiſcher Uniform und unter dem Namen eines Dr. Tiſchio reiſte. Die Unterhaltsmittel ſchaffte ihm theils ſeine Frau, theils verkaufte er ein Schönheitswaſſer, machte aus Hanf Seide, aus Queckſilber Gold, ſchmolz kleine Brillanten und Perlen zu großen zuſammen, oder berechnete, für Andere, die Lottogewinne kabbaliſtiſch, was er gewiß für ſich ſelbſt gethan haben würde, wenn er ſelbſt daran geglaubt hätte.

Von Neuem nach London gekommen, ward er in eine Freimaurerloge aufgenommen, und von da an datirt die Macht, die er eine Zeit lang beſaß, das europäiſche Aufſehen, das er machte. Von nun an bewegte er ſich faſt nur in höhern und höchſten Kreiſen, machte einen fürſtlichen Aufwand und gab ſeinem ganzen Treiben einen neuen und glänzenderen Charakter. Den Jargon der trocknen Phantaſten und Geheimnißtändler wußte er meiſterhaft zu handhaben und ſich eine unglaubliche Gewalt über die Gemüther, beſonders der Weiber und weiberähnlichen Männer zu verſchaffen. Man trug ſein und ſeiner Lorenza Portrait auf Fächern, Ringen und Medaillons, fertigte Marmorbüſten mit der Unterſchrift: **Divo Cagliostro** u. ſ. w. Denn den letzteren Namen führte er nun ausſchließlich. Nirgends hielt er ſich lange an einem Orte auf, damit der Reiz der Neuheit nicht verfliege und der Prüfung keine Zeit bleibe. Wurde ſeinen Jüngern gleichwol die Zeit zu lang, bevor der verſprochene Erfolg der magiſchen Operationen eintrat, ſo verwies ſie Caglioſtro darauf, daß dieſer Erfolg von ihrer moraliſchen Reinheit bedingt ſei. Kam eine eigne Ausſchweifung Caglioſtro's ans Licht, ſo erfuhr der Entdecker, daß ein zu wahrer geiſtiger Höhe gelangter Menſch gar nicht mehr mit ſeinem Körper ſündigen könne.

Selbſt die nüchternen Holländer wurden vom Schwindel ergriffen; im Haag erkannten alle Logen Caglioſtro als Viſitator an und empfingen ihn mit den glänzendſten Feſten. Man ließ ihm hier keine Ruhe, bis er eine Damenloge, unter dem Vorſitze ſeiner Frau, der es wahrhaftig nicht an der Wiege geſungen worden war, daß ſie zu ſo hohen Dingen beſtimmt ſei, errichtete. Er erfand ein eignes maureriſches Syſtem, das er als das der ägyptiſchen Maurerei bezeichnete und mit deſſen Ausbreitung er ſich nun raſtlos beſchäftigte, wiewol er erſt im October 1784 dahin gelangte, es durch Errichtung der großen Mutterloge zur triumphirenden Weisheit zu Lyon zum Abſchluß zu bringen. Er ſoll die Hauptidee dazu in London aus einem Manuſcripte eines gewiſſen Georg Copſton geſchöpft haben, leitete aber ſeinerſeits das Syſtem von Enoch und Elias her, von denen es an die ägyptiſchen Prieſter gekommen ſei, die es ihn in den Pyramiden gelehrt hätten. Anfangs ſtellte er ſich nur als einen Sendboten des Elias oder Groß-Kophta dar; ſpäter aber rückte er ſelbſt zu der Würde eines Groß-Kofi oder Groß-Kophta auf. Er wollte nun aus der Liebe eines Engels zu einem Weibe abſtammen, den Engeln gebieten können und zu dem Zwecke entſendet ſein, die Gläubigen durch phyſiſche und moraliſche Wiedergeburt zu hoher Vollkommenheit zu leiten. Mit der phyſiſchen Wiedergeburt beſchäftigte man ſich aber viel eifriger und gab viel ſpeciellere, wenn auch wahnſinnige Mittel dafür an, als für die ſittliche. Oder vielmehr, man faßte auch die letztere in einer ganz äußerlichen, materiellen Weiſe auf, und wollte ſie durch äußerliche, materielle Mittel bewirken. Durch das rothe Pulver, die materia prima, oder den Stein der Weiſen ſollten die Gläubigen eine nicht mehr vom Körper, ſondern allein von der Gnade Gottes abhängige Lebensdauer erhalten (als wenn nicht ſchon jetzt ihre Lebensdauer von der Gnade Gottes abhinge), und durch das große Pentagon ſollten ſie die durch die Erbſünde verlorene Unſchuld zurückerhalten. Für den letztern Zweck mußte man auf einem hohen Gebirge, dem der Name Sinai beizulegen war, ein Haus von 3 Geſtocken errichten. In das mittelſte Stockwerk, welches Ararat zu nennen war, hatten 13 Altmeiſter zu ziehen und ſich darin 40 Tage lang täglich 18 Stunden mit Gebet und Betrachtungen und Bereitung des Jungfernpergamentes zu beſchäftigen, wozu man entweder das mit Seide gereinigte Fell eines abortirten Lammes, oder die Nachgeburt eines Judenknaben anzuwenden hatte. War man damit zu Stande, ſo traten die 13 Meiſter mit den 7 erſterſchaffenen Engeln in Verbindung und dieſe drückten nun auf ein Stück jenes Jungfernpergamentes ihr Siegel, womit das große Pentagon gewonnen war.

Die glücklichen Dreizehn wurden nun Meiſter und Häupter des Dienſtes, rein und unſchuldig, unbegrenzt in Einſicht und Macht, nur nach der Ruhe der Unſterblichkeit ſtrebend. Nur ein Solcher konnte von ſich ſagen: Ich bin, der ich bin. (In dieſer Weiſe antwortete Caglioſtro ſelbſt auf jede Frage nach ſeiner Herkunft; zuweilen zeichnete er auch, ſtatt der Antwort, eine Schlange, die einen Apfel im Munde hatte und deren Schwanz in einen Pfeil auslief.) Jeder Wiedergeborne erhielt auch noch ſieben Extrapentagone für Freunde und Freundinnen. Caglioſtro ließ in der That auf einer Höhe bei Baſel einen dreiſtöckigen Pavillon bauen, den er für dieſen Verſuch berechnet zu haben ſcheint.

Schwieriger war die phyſiſche Wiedergeburt zu erlangen und das Schlimmſte war hier, daß das verdrießliche Experiment alle 50 Jahre wiederholt werden mußte. Man hatte ſich mit einem vertrauten Freunde auf das Land zurückzuziehen und ſich 32 Tage einer äußerſt magern Diät zu unterwerfen, wozu am 17. und 32. Tage ein gelinder Aderlaß und am 32. auch 6 Tropfen einer weißen Mixtur kamen, die man dann täglich bis zum Ende der Cur und zwar jeden Tag 2 Tropfen mehr zu nehmen hatte. Mit dem 32. Tage legte man ſich zu Bett und erhielt den erſten Gran der materia prima, der aber peinliche Folgen, nämlich eine dreiſtündige Ohnmacht mit Convulſionen nach ſich zog. Am 33. Tage bekam man den zweiten Gran, worauf ſich Fieber, Delirium und der Verluſt von Haaren, Zähnen und Haut einſtellte. Am 36. Tage erhielt man den dritten Gran und fiel darauf in einen langen Schlaf, in welchem alles Verlorene wieder wuchs. Am 39. Tage nahm man ein Bad und ſchlürfte in einem

Glaſe Wein 10 Tropfen vom Balſam des Groß-Kophta, worauf man am 40. Tage vollkommen geſund und auf 50 Jahre verjüngt ſeine Straße ziehen konnte. Man konnte das Experiment alle 50 Jahre wiederholen, bis man ein Alter von 5557 Jahren erreicht hatte [1].

In den Logen war die Arbeit vorzüglich darauf gerichtet, mit den Engeln und den Propheten des Alten Teſtamentes [2] in Verkehr zu treten, und dies ward in folgender Weiſe vermittelt. Man ließ ein Kind, gleichviel ob Knabe oder Mädchen, kommen, und zwar ſoll Caglioſtro, wenigſtens auf Reiſen, das erſte beſte von der Straße heraufgeholte dazu gewählt haben. Dieſes Kind hieß die Taube. Der Groß-Kophta, oder wem er die Kraft durch Anhauchen übertragen hatte, legte dem Kinde die Hand auf das Haupt, hauchte es an und rieb ihm Kopf und Hand mit dem „Oele der Weisheit" ein. Hierauf ward es in einen Verſchlag, der das Tabernakel hieß, gebracht und angewieſen, in die Hand, oder in eine Schüſſel voll Waſſer zu blicken. Die ganze Verſammlung betete lange Zeit und dann ward das Kind gefragt, was es ſehe. Wo Caglioſtro ſelbſt war, ſah das Kind immer einen Engel oder Propheten und es fand nun eine lange Unterredung zwiſchen dem Kinde und der Erſcheinung ſtatt, welche nach den Referaten des Kindes ſorgfältig protocollirt wurde. Den Delegaten Caglioſtro's glückte die Operation nicht immer, und in London erſchienen einmal ſtatt Engel lauter Affen. Doch zuweilen kamen auch hier Engel und Propheten; zuweilen ſah das Kind auch den abweſenden Caglioſtro und deſſen Frau, beide verklärt. In einzelnen Fällen weiß man, daß die Kinder vorher abgerichtet wurden. In anderen Fällen weiß man das nicht, iſt es vielmehr unwahrſcheinlich. Caglioſtro hat bei ſeinem letzten Proceſſe, vor der Inquiſition, ſeine meiſten Betrügereien eingeſtanden, ja vielleicht mehr bekannt, als er verſchuldet hatte; aber in Betreff dieſes Punktes behauptete er ſtandhaft, daß hier eine beſondere von Gott verliehene Kraft zu Grunde liege; behauptete es, ungeachtet der Inquiſition gegenüber ihm dieſe Behauptung mehr ſchaden mußte, als das Eingeſtehen einer Täuſchung. Auch ſeine Frau verſicherte, daß ihr Mann, der ſie ſonſt zur Mitwiſſerin all ſeiner Künſte gemacht, in dieſer Beziehung ſtets erklärt habe, ſie ſei zu ſchwach, um dieſes Geheimniß faſſen zu können. Auch kann man nicht annehmen, daß alle Logenmeiſter, die mit Kindern operirten, Betrüger geweſen ſeien. So mag man wol meinen, daß hier in der That eine beſondere pſychiſche Einwirkung, vielleicht dem Räthſelgebiete der ſogenannten magnetiſchen Kraft angehörig, im Spiele geweſen ſei.

---

[1] Wir werden weiter unten zwei andere Methoden, zu demſelben Ziele zu gelangen, aufführen, von denen die eine der obigen ſehr verwandt und wirklich verſucht worden iſt.

[2] Mit dem Neuen machte ſich dieſe Schule, wie alle Egoiſten und Liebesleeren, wenig zu thun. Zwar erklärte Caglioſtro Moſes, Elias und Chriſtus für die drei vollkommenſten Freimaurer, ſoll aber doch von dem Letzteren öfters geringſchätzig geſprochen haben und huldigte jedenfalls der Kirchenlehre über ihn nicht.

Die Anhänger Caglioſtro's beteten ihn förmlich an. Stunden lang lagen ſie zu ſeinen Füßen und glaubten, durch die geringſte Berührung von ihm geheiligt zu werden. Bei der Pſalmſtelle: «Memento Domine David et omnis mansuetudinis ejus» ward in den Logen, ſtatt David, Cagliostro geſungen. — Im Uebrigen behielt er viele Einrichtungen und Zeichen der gewöhnlichen Freimaurerei bei und vermehrte nur die Zahl der Grade, öffnete auch die Logen allen Religionen und namentlich auch den Juden, die er für das redlichſte

Volk der Erde erklärte. Dabei ſtellte er ſich als religiös dar, wollte dem Atheismus und der Verſpottung des Heiligen entgegenwirken, und iſt ſelbſt für einen Agenten der Jeſuiten gehalten worden, deren Zeichen er allerdings überall anbrachte und zur Verehrung empfahl. Das alles aber war nur Charlatanerie und Maske, oder wurde doch nur ganz äußerlich und oberflächlich betrieben.

Vom Haag ging er auf kurze Zeit nach Venedig und dann nach dem Norden. In Berlin fand er keinen Anklang, ungeachtet er den Preußen erzählte, Alexander der Große lebe noch in Aegypten, als Haupt einer Geſellſchaft kriegeriſcher Magier, und dieſe hätten Friedrich dem Großen ſeine Siege verſchafft. Die Preußen wußten beſſer, wo dieſe herſtammten. Dann ging er über Danzig und Königsberg nach Mitau, wo er mit vieler Feinheit operirte und eine Zeitlang großen Anhang in den erleſenſten Kreiſen fand. (Auch Eliſa von der Recke gehörte zu den Gläubigen, wurde aber durch die Enttäuſchung gründlich geheilt und ſchwärmte ſpäter nur für den Rationalismus.) In Kurland gab er vor, von ſeinen Oberen geſendet zu ſein, um durch magiſche Operationen maureriſche Schätze und Documente zu heben, welche ſeit Jahrhunderten auf dem Rittergute Wilzen verborgen lägen. Vom Gelingen der Sache ſchweigt die Geſchichte. — Caglioſtro ging von Mitau nach Rußland. Er wollte hier als ſpaniſcher Obriſter auftreten, wogegen der ſpaniſche Geſandte proteſtirte. Auch in Petersburg trat ihm der kaiſerliche Leibmedicus Dr. Rugenſohn ſo ſkeptiſch entgegen, daß ſeines Bleibens daſelbſt nicht lange war. Er ging nun über Warſchau nach Frankfurt a. M. und Strasburg, und der enthuſiaſtiſche Empfang, den er in dieſen beiden Städten fand, konnte ihm als reicher Erſatz für die Kälte des Nordens gelten. Mit dem Cardinal von Rohan [1]) reiſte er nach Paris, kam jedoch bald (1781) nach Strasburg zurück. Die Aerzte, die, wie die Prieſter, ſein Lebenlang ſeine Feinde waren, traten ihm hier aber ſo entſchieden entgegen, daß er für gut fand, unter dem Vorwande, daß ein ſterbender Freund ihn rufe, nach Neapel zu eilen, von wo er am 8. November 1782, ſeiner Behauptung nach auf Einladung des Miniſters Vergennes, wieder in Bordeaux eintraf. Er hielt ſich nun in Frankreich, bis er in die bekannte Halsbandgeſchichte des Cardinals Rohan verwickelt ward. Es iſt weder erwieſen, noch wahrſcheinlich, daß er an dieſer Schwindelei der La Motte irgend einen Antheil gehabt. Er hatte eine andere Methode, den Cardinal zu benutzen, und würde ſeinen Gönner wol eher gegen die Ausbeutung durch Andere gewarnt und geſchützt haben. In der That glaubt man, daß ihn die La Motte blos deshalb in den Proceß gezogen, weil er dem Cardinal, nachdem die Sache einmal entdeckt worden, zu voller Aufrichtigkeit gerathen habe. In der That iſt bei der Unterſuchung kein Factum gegen Caglioſtro erhärtet worden, als daß er den Cardinal eingeladen hatte, gerade am Tage der Verhaftung des Letztern (15. Auguſt 1785), bei ihm mit Heinrich IV., Voltaire und Rouſſeau zu Abend zu ſpeiſen. Das war nun allerdings ein Betrug, hing aber nicht mit der Halsbandgeſchichte zuſammen, ſondern gehörte den ältern und ſelbſtändigen Schwindeleien Caglioſtro's an. Er war indeß bei Beginn des Proceſſes in die Baſtille geſetzt worden, nachdem man ihn vorher fruchtlos veranlaßt hatte, die Flucht zu ergreifen, und im Endurtel vom 8. Mai 1786 wurde er aus Frankreich verbannt. Während des Proceſſes reichten ſeine Anhänger eine prachtvoll gedruckte und mit dem Bildniß Caglioſtro's ausgeſtattete Vertheidigungsſchrift bei dem Parlamente ein, an welcher ſogar d'Esprémenil [1]) Antheil gehabt haben ſoll, und in dieſer dem pariſer Parlament von 1786 durch Männer der höhern Stände überreichten Eingabe wurde verſichert: „Caglioſtro ſei der Sohn eines Großmeiſters des Malteſerordens und zu Mekka und Medina geheimnißvoll erzogen. Von zarteſter Jugend an auf Reiſen, habe er ſich in den ägyptiſchen Pyramiden die geheimen Wiſſenſchaften des Orients angeeignet. Sein Erzieher, der weiſe Althatas, dem er all dieſes Wiſſen verdanke, ſei Chriſt und Malteſerritter geweſen, habe aber die Gewohnheit gehabt, ſich und ſeinen Zögling in muſelmänniſche Tracht zu hüllen. Nachdem er die volle Reiſe ſeiner Vernunft und ſeines Genies erlangt, habe er Europa bereiſt. Arzt und Prophet, mit der Macht, die Geiſter heraufzubeſchwören, begabt, habe er ſich überall als der Freund der Menſchen verkündigt; das ſei der Beiname, den ihm die Dankbarkeit verliehen." Als er entlaſſen ward, beleuchteten ſeine Anhänger ihre Wohnungen und feierten ſeine Befreiung durch Feſte. Viele angeſehene Männer begleiteten ihn nach Paſſy und St.

---

[1]) Louis René Eduard Prinz von Rohan-Guemené, Cardinal und Erzbiſchof von Strasburg, Großalmoſenier von Frankreich, Proviſor der Sorbonne und Adminiſtrator der Blindenanſtalt, geb. 23. Sept. 1734 † 16. Febr. 1802.

---

[1]) Jean Jacques Duval d'Esprémenil, geb. zu Pondichery 1746, Parlamentsrath zu Paris und hartnäckigſter Widerſacher des Hofes in deſſen Streitigkeiten mit dem Parlamente, ſpäter aber, als Deputirter von Paris bei der Nationalverſammlung, eifrigſter Vertheidiger des Königthums — worin keine Inconſequenz, ſondern gerade rechte Conſequenz lag — 1791 aus der Verſammlung ausgetreten, 1794 guillotinirt.

Denis, wohin er ſich zunächſt begab, und als er ſich zu Boulogne einſchiffte, ſtanden Tauſende am Strande und flehten um ſeinen Segen.

Er ging nach England und ließ ſofort eine Schrift erſcheinen, worin er den Gouverneur der Baſtille, Marquis Launay [1]), und den Chevalier Chenon beſchuldigte, ihm ſeine Pretioſen entwendet zu haben. Zum Glück konnten ſie den Ungrund dieſer Beſchuldigung unwiderlegbar erweiſen. Ferner veröffentlichte er ein vom 20. Februar 1786 datirtes Sendſchreiben an das franzöſiſche Volk, worin die ſehr natürlichen Wünſche eines eben aus der Baſtille Entlaſſenen: Zerſtörung der Baſtille, Abſchaffung der Lettres de cachet u. ſ. w. in Form einer Prophezeiung vorgetragen wurden. Dieſes Schreiben gab ihm ſpäter noch einen Vorwand, ſich von Rom aus an die Nationalverſammlung zu wenden und, da er ſich große Verdienſte um die Freiheit des franzöſiſchen Volks erworben habe, um die Erlaubniß zur Rückkehr zu bitten. — Während ſeines damaligen Aufenthaltes in London ſoll er auch mit einem Schwärmer ganz anderer Art, mit dem Lord Georg Gordon [2]) in

---

[1]) Bernard René Jourdan, Marquis de Launay, war mit ſeinem ganzen Geſchick an die Baſtille gekettet. Er war in ihr geboren (1740), wurde Gouverneur derſelben, als welcher er ſich human und mild benahm, und wurde bei ihrer Erſtürmung (1789) vom Pöbel ermordet.

[2]) Lord Georg Gordon, geb. 19. Dec. 1750, aus einer uralten, normänniſchen, ſpäter nach Schottland verpflanzten Familie, welche noch nach der Vertreibung der Stuarts lange Zeit jakobitiſch und römiſch katholiſch blieb. Er war ein Sohn des dritten Herzogs Georg Cosmus und warf ſich ebenſo zum Vertheidiger der bigotteſten ſchottiſchen Presbyterianer und namentlich zum Vertreter ihres Katholikenhaſſes, wie zum Paladin der katholiſchen Iren auf, verfuhr aber dabei, zwar nicht ohne alle Schlauheit des Wahnſinnes und mit höchſter Maßloſigkeit, aber ohne höheren Geiſt und Plan. Er benutzte eine 1778 von dem edeln Sir Georg Saville einge-

Verbindung getreten ſein, und ſo wenig Berührungspunkte Beide auch eigentlich hatten, zumal Caglioſtro jedenfalls gar kein Schwärmer war, ſo iſt es doch, wenn man ſich an Caglioſtro's Hinneigung zu dem Judenthum erinnert, merkwürdig, daß auch von Gordon geſagt wird, er ſei in ſeiner letzten Zeit zum Moſaismus übergetreten. Ferner iſt Caglioſtro damals mit der theological society der Swedenborgianer in Beziehung gekommen. Dagegen fand er einen ſehr gefährlichen Gegner in dem Redacteur des Courrier de l'Europe, Herrn Morand, der ihn mit Spott und nüchterner Wahrheit dermaßen verfolgte, daß er ſich nicht länger in England halten konnte. Auch in Deutſchland war ihm, theils durch die ſelbſtverleugnende Offenheit, mit welcher Eliſa von der Recke mit ihrer eignen Schwäche Caglioſtro's Nichtigkeit an den Tag gelegt hatte, und, wie man leider einräumen muß, vielleicht mehr noch durch die falſchen Beſchuldigungen der berliner Jeſuitenriecher gegen ihn der Boden unter den Füßen weggezogen worden. Ein Wahn läßt ſich immer leichter durch einen andern Wahn, als durch Wahrheit verdrängen. In Baſel glückte es ihm noch, eine Mutterloge ägyptiſcher Maurerei für die Schweiz zu grün-

---

brachte Bill, welche den engliſchen Katholiken einige Erleichterungen gewährte, zu einer Agitation proteſtantiſcher Zeloten, in deren Folge das Parlament am 2. Juni 1780 von 20,000 Menſchen belagert wurde, eine Woche voll Plünderungen und Zerſtörungen eintrat, die an der „ſchwarzen Mittwoch" (7. Juni) ihren Gipfel erreichte, ſodaß London an 36 Punkten brannte und ſelbſt die Bank angegriffen ward, 458 Aufrührer getödtet und verwundet, 20 hingerichtet, 39 auf Lebenszeit deportirt wurden und wodurch eigentlich nicht das Mindeſte bewirkt ward. Damals wurde er freigeſprochen; ſpäter aber wegen Schriften, u. A. wegen einer Vertheidigung Caglioſtro's, verurtheilt, und iſt am 1. Nov. 1793 im Newgategefängniß geſtorben.

den. In Biel trat ihm die Obrigkeit in den Weg, und ſeine Frau mußte hier vor dem Magiſtrat beſchwören, daß ihr Mann ſtets als redlicher Mann und guter Katholik gelebt habe, und frühere entgegengeſetzte Ausſagen erlogen geweſen ſeien. In Turin duldete ihn die ſardiniſche Regierung nicht. Aus Roveredo vertrieb ihn Joſeph II. und deſſen Einfluß wußte ihn auch aus Trient, wo er ſich durch verſtellte Reue und falſche Beichten bei dem Fürſtbiſchof einzuſchmeicheln gewußt hatte, zu entfernen. Theils der Umſtand, daß der Erzbiſchof ihm Empfehlungen nach Rom gegeben hatte, theils das Andringen ſeiner Frau, die zu den Ihrigen zurückzukehren und ſich dadurch von ihrem Manne einigermaßen zu emancipiren wünſchte, mögen ihn beſtimmt haben, ſich nach Rom zu wenden, wo er das Ziel ſeiner Laufbahn finden ſollte. Anfangs lebte er ſehr eingezogen; bald aber, wie er ſagte, durch Mangel getrieben, verſchaffte er ſich Eingang in die Loge „zur Wiedervereinigung aufrichtiger Brüder“, und ſuchte nun hier für die ägyptiſche Maurerei zu wirken. Sicher fühlte er ſich nicht; denn er hatte ein Circular an alle Logen entworfen, worin er ſie, für den Fall ſeiner Verhaftung, aufforderte, ihn zu befreien und nöthigenfalls das Gefängniß in Brand zu ſtecken. Dagegen hatte er von ſeinen Papieren, ſoviel man weiß, nichts vernichtet. Er wurde durch einen ſeiner Adepten verrathen und am 27. November 1789 auf die Engelsburg gebracht.

Die römiſche Inquiſition hat ſeinen Proceß mit einer Mäßigung und Milde geführt, wie ſie dieſem Tribunal ſonſt nicht zugetraut zu werden pflegt, und dem Proceſſe eine dankenswerthe Oeffentlichkeit gegeben. Sie hat aber, ihrer Beſtimmung gemäß, die Unterſuchung weniger auf das ganze Treiben des Mannes, als auf ſeine religiöſen Meinungen gerichtet. Er bekannte endlich gänzliche Irreligioſität und Ketzerei und ward zum Tode verurtheilt. Pius VI. verwandelte (7. April 1791) die Todesſtrafe in lebenslängliche Haft. Bei vollkommener Reue ſollten auch die geiſtlichen Cenſuren und Bußen erlaſſen werden. Lorenza ward in ein Strafkloſter gebracht. Daß Caglioſtro ſeinen Beichtvater zu erwürgen verſucht habe, um in deſſen Kleidern zu entfliehen, und daß man ihn 1797, bei Annäherung der Franzoſen, todt in ſeinem Kerker gefunden habe, ein Opfer der Inquiſition, ſcheint Fabel. Seine Zeit war vorüber und politiſche Bedeutſamkeit hatte er nie; am wenigſten ſeit die Politik aus den Händen der Intriguanten in die der Revolutionairs und Gewaltmenſchen gekommen war. Uebrigens ſoll Caglioſtro bereits 1795 im Fort San Leo geſtorben ſein.

Die äußere Erſcheinung Caglioſtro's wird von Einigen als widrig und abſtoßend geſchildert, während Andere günſtiger geurtheilt haben. Klein war er und, als Sicilianer, von brauner Farbe, ſoll auch ſpäter ſehr fett geworden ſein und geſchielt haben. Doch habe er einen ſehr ſchönen Kopf gehabt, der zum Modell eines begeiſterten Dichters hätte dienen können. Seine Ausſprache war nicht frei vom ſicilianiſchen Dialekt; ſein Ton, ſeine Geſten und Manieren waren die eines prahleriſchen, anmaßenden und zudringlichen Charlatans, was aber am Ende ſeine Verhältniſſe mit ſich brachten. In gewöhnlicher Converſation im vertrauten Cirkel ſoll er angenehm geweſen ſein. Von ſeinen Reden, die er ſtets mit einem Degen in der Hand hielt, hat ſeine Frau geurtheilt, daß ſie nur ein weitſchweifiger Galimathias hochklingender Worte und endloſer Tiraden geweſen ſeien. Möglich freilich, daß ſie eben nichts davon verſtanden hat; auch ſah ſie ſpäter überhaupt in Herabſetzung ihres Mannes ein Mittel, ſich weißzubrennen.

Die Geldmittel, die ihm zu Gebote ſtanden, oder die er effectiv verbraucht hat, ſind zu manchen Zeiten ſo außerordentlich geweſen, daß ſie durch alle bekannten Mittel, durch die er ſich Geld zu verſchaffen wußte, nicht erklärt werden können. Auf ſeinen Reiſen brauchte er ſtets 6 Extrapoſtchaiſen. Nach der gewöhnlichen Politik mediciniſcher Charlatans machte er ſeinen Patienten keine Rechnung und verlangte keine Bezahlung, nahm aber wol Geſchenke und Darlehen von ihrer Dankbarkeit an. Es wird gerühmt, daß er bei ſeiner ärztlichen Hilfe keine Mühe und Beſchwerde ſcheute, und man erzählt in der That einige außerordentliche Curen, die er bewirkt habe, neben denen aber auch manche unglückliche berichtet werden. Die Medicamente vertheilte er umſonſt, und nur ſeine Pillen verkaufte ein ihm attachirter Apotheker zu mäßigen Preiſen. Sein ſogenannter ägyptiſcher Wein ſoll nur ein ſtark gewürztes, ſtimulirendes Getränk, ſein erfriſchendes Pulver aus Salat und ähnlichen Blättern bereitet geweſen ſein. Er bediente ſich aber auch des giftigen arum maculatum und wendete äußerlich den Bleizucker in ſtarken Doſen an.

Vergl.: Compendio della vita e delle geste di Giuseppe Balsamo, denominato il Conte Cagliostro; Rom, 1791. Deutſch unter dem Titel: Leben und Thaten des Joſeph Balſamo, ſog. Grafen Caglioſtro; aus den Acten der römiſchen Inquiſition; Zürich, 1791. — Goethe, Italieniſche Reiſe. — Eliſa von der Recke, Nachricht über des berüchtigten Caglioſtro Aufenthalt in Mitau 1777; Berlin und Stettin, 1787. — Ueber den Abenteurer Giuſeppe Balſamo, bekannt als Graf Caglioſtro, in den Neuen Jahrbüchern der Geſchichte und Politik, Jahrgang 1845, Bd. I., S. 37 fg. — Denkwürdigkeiten des Barons Karl Heinrich von Gleichen; Leipzig 1847, S. 123 fg.

XII. Duchanteau und Clavières.

Duchanteau, der Mitte des 18. Jahrhunderts angehörig, war ein ſchöner, geiſtreicher, liebenswürdiger, beredter Mann, den geheimen Wiſſenſchaften leidenſchaftlich ergeben. Nachdem er ſich lange mit dem Hebräiſchen und beſonders mit den Kabbaliſten beſchäftigt, ließ er ſich zu Amſterdam beſchneiden, da er ſich in den Kopf geſetzt hatte, man müſſe Jude ſein, um von den Rabbinen in alle Myſterien der Kabbala eingeweiht zu werden. Da aber dieſe Kabbala ihm noch nicht in gewünſchter Weiſe über die Schranken des menſchlichen Wiſſens hinausgeholfen hatte, ſo warf er ſich auf das Studium der Alchimie und erfand ſich eine eigene Methode, den Stein der Weiſen zu finden, die in ebenſo ſinnreicher, als eigenthümlicher Weiſe den Hauptſtellen der alchimiſtiſchen Schriften zu entſprechen und ihre größten Räthſel zu löſen ſuchte. Alle nämlich kommen darin überein, daß man unabläſſig das Untere mit dem Obern zu vereinigen ſuchen, und daß das Feuer, das Gefäß und der Urſtoff ſich in demſelben Subjecte finden müßten. Nun ſagte Duchanteau: „Dieſes geheimnißvolle Subject bin ich ſelbſt, und jeder Mann, welcher eine geſunde Conſtitution hat, iſt vom 20. bis zum 50. Jahre im Stande, den Stein der Weiſen zu bereiten, ohne irgend etwas außer ſich zu brauchen. Man laſſe mich ganz nackend in ein Zimmer gehen; man ſchließe mich darin ein, oder bewache mich, ohne mir das Geringſte zu eſſen, oder zu trinken zu geben, und ich will nach Verlauf von 40 Tagen mit dem Stein der Weiſen daraus hervorgehen.“ Er unternahm dieſen Beweis in der Loge der vereinigten Freunde zu Paris. Sein Geheimniß war ein ziemlich undelicates: er trank fortwährend ſeinen eigenen Urin und meinte: „Sehet da die Verſchmelzung des Untern mit dem Obern; mein Urin iſt der Urſtoff, mein Körper iſt das Gefäß und meine Wärme iſt das Feuer; ſo finden ſich die drei Grunddinge in einem Träger vereinigt.“

Man ließ den Duchanteau nackend in ein Zimmer gehen, und gab ihm dann Kleider hinein. So hatte man die Gewißheit, daß er keine verborgenen Nahrungsmittel mitgebracht hatte. Die Brüder bewachten ihn wechſelsweiſe. In den erſten Tagen litt er heftig an Hunger und brennendem Durſt; nach und nach aber reinigte und verdickte ſich ſein Urin und von da an minderte ſich ſeine Pein. Dagegen erhöhten ſich ſeine geiſtigen Kräfte, oder wurden aufgeregter; er wurde täglich heiterer, geiſtreicher, beredter; das Erſtaunlichſte aber wäre, wenn ſich, wie verſichert wird, auch ſeine Körperkraft auffallend vermehrt hätte. Doch könnte dies vielleicht auch dadurch erklärt werden, daß ſeinen Zuſtand ein immer zunehmendes, zuletzt gefährlich erſcheinendes Fieber begleitete. Dieſes Fieber machte den Logenrath denn doch beſorgt. Er fragte ſich: was es für Folgen haben dürfte, wenn dieſer Menſch über ſeiner Operation, um die die Brüder gewußt und zu der ſie mitgewirkt hatten, ſterben ſollte. So beſchloß man, ihn zum Aufgeben ſeines Verſuches zu nöthigen. Er hatte ihn bis zum 26. Tage ausgehalten und dieſe 26 Tage in der That nichts genoſſen, als ſeinen Urin, der ſich zuletzt bis zum Inhalt einer halben Taſſe verringert hatte. Der Urin ſoll zuletzt von einem äußerſt dunkeln Roth, dick und klebrig geweſen ſein und ungemein ſchön und balſamiſch gerochen haben. Man hat ihn ſorgfältig in den Archiven der Loge aufbewahrt; aber die Revolution hat mit ſo vielen andern koſtbaren Schätzen auch dieſen verſchleudert und Niemand weiß, wo er hingekommen iſt[1].

Als Duchanteau am 26. Tage ſein Unternehmen aufgeben mußte, entſchädigte er ſich für das lange Faſten, indem er noch an demſelben Abend ſo viel aß und trank, wie ſeine ſechs Tiſchgenoſſen zuſammen, und das Merkwürdigſte war, daß dieſe Unenthaltſamkeit ihm nicht im Geringſten ſchadete. In ſeinem Unmuth darüber, daß er ſein Ziel, deſſen Erreichung er ſchon ſo nahe geweſen, verfehlt hatte, wollte er das Experiment durchaus wiederholen, konnte es aber diesmal nur bis zum 16. Tage aushalten, wo ihn die Kräfte mit einem Male verließen, und da er bald darauf ſtarb, ſo ſcheint es, daß dieſer zweite Verſuch ihm das Leben gekoſtet hat.

Noch gedenken wir eines andern Verfahrens für denſelben Zweck, deſſen Geheimniß in den Händen Clavières war. Etienne Clavières, geb. zu Genf am 27. Januar 1735 und Banquier daſelbſt, ſtand an der Spitze der Unzufriedenen ſeiner Vaterſtadt, deren Schritte 1782 zu einer gewaffneten Einmiſchung der Garants der genfer Verfaſſung, Frankreich, Sardinien und Bern führten, einem der früheſten Beiſpiele der Interventionen im neueren und neueſten Sinne. Aber auch die damalige genfer Inſurrection ſelbſt war einer der früheſten Vorläufer neuerer Revolutionen und gab zunächſt ein Vorſpiel mancher Züge der franzöſiſchen Revolution, an welcher die vertriebenen genfer Demokraten großen Antheil hatten. Der Aufſtand war gegen ein Verfahren gerichtet, wobei die Behörden ihre verfaſſungsmäßigen Rechte keinesweges überſchritten hatten. Er war eigentlich gegen eine Ausübung des Veto gerichtet, weshalb auch die Partei der Regierung die der negatifs hieß, während die der Oppoſition parti représentant genannt wurde. Sicherheitsausſchüſſe und Clubs ſetzten ſich an die Stelle der verfaſſungsmäßigen Regierung. Die Syndics wurden verhaftet. Eine Schreckensherrſchaft durchzog die Stadt und ſuchte den Schein eines übereinſtimmenden Volkswillens für die Zwecke der Revolutionsmänner, deren Exiſtenz auf dem Spiele ſtand, zu erzwingen. Man füllte die Kathedrale und die von den „Ariſtokraten" bewohnten Stadttheile mit Pulver, entweder, wie die Einen ſagten, um die Stadt im äußerſten Falle in die Luft zu ſprengen[1], oder, wie Andere wollten, um die der Revolution abgeneigten Claſſen durch Furcht zur Theilnahme zu nöthigen. Indeß trotz dieſer verzweifelten Vorbereitungen ward der Interventionsarmee ſo gut wie kein Widerſtand geleiſtet[2] und 25 Hauptdemokraten wurden theils verbannt, theils flüchteten ſie ſich freiwillig. Unter ihnen Clavières. Sie gingen zunächſt nach England, bei dem ſie ſchon vorher Schutz gegen Frankreich geſucht hatten. Die Verbannten ernannten, zur Fortführung ihrer Unterhandlung mit England, ſechs Commiſſare: D'Yvernois, Clavières, Grenus, Ringler, Duroveray, Gaſc, und es iſt eine Capitulation Großbritaniens mit den genfer Verbannten geſchloſſen worden, worin die engliſche Regierung ihnen, unter dem 4. April 1783, 50,000 Pf. St., theils für ihre Bedürfniſſe, theils um ein Genf in Irland zu errichten, bewilligte; dies auch ein Vorläufer neuerer verwandter Subventionen. Die Verwaltung des Geldes wurde 8 Mitgliedern des Geheimen Raths, 4 Mitgliedern des Unterhauſes und den genannten 6 genfer Flüchtlingen vertraut. Ihr Hauptpatron war Lord Temple, Marquis von Buckingham [1]) und dieſer namentlich verſchaffte ihnen die Subvention. Lord Mahon bot ihnen Ländereien zum Aufbau ihrer Niederlaſſungen an. Vor den Genannten waren ſchon andere Genfer derſelben Partei nach England gegangen, z. B. Ciarbet, La Roche. Deluc [2]) war ſchon ſeit 1773 Vorleſer der Königin. Der wackre Delolme [3]), gleichfalls ſchon früher nach England geflüchtet, ſetzte einen edlen Stolz darein, ſeinen Unterhalt im fremden Lande nur ſeiner Feder zu verdanken, und vergalt den Schutz, den ihm England gewährte, durch ein gefeiertes Werk über deſſen Verfaſſung. Er hat ſich auch ſpäter nicht wieder in das Revolutionstreiben gemiſcht;

---

[1] Denkwürdigkeiten des Barons von Gleichen. S. 165 fg.

---

[1] Möglich jedoch, daß dieſe Anklage auch aus einem ganz entgegengeſetzten Vorgange entſtand. Als nämlich ein von dem Befehlshaber der Franzoſen, General Marquis Jaucourt, abgeſendeter Parlementair drohte, man werde die Stadt in Brand ſtecken, wenn ſie ſich nicht ergebe, ſo ſchickte der Commandant der Genfer, General, dem Marquis Jaucourt ein Packet Schwefelhölzchen.

[2] Es ſtanden 4000 Mann auf den Wällen; aber ſie gaben ſich, ſobald die Sturmleitern angelegt wurden.

---

[1]) Iſt es nicht eigen, daß Palmerſton auch zu den Temple-Buckinghams gehört?

[2]) Der bekannte Geolog und Meteorolog Jean André Deluc, geb. zu Genf 1727, 1768 von ſeiner Partei nach Paris geſendet, 1773 in England angeſtellt, 1798 Profeſſor in Göttingen, welche Stelle er niemals antrat, † zu Windſor 8. Nov. 1817.

[3]) Jean Louis Delolme, geb. zu Genf 1740, Advocat, † in Sewen in der italieniſchen Schweiz 16. Juli 1806.

denn er hatte, wie Keiner ſeiner Genoſſen, in England eine Einſicht in das wahre Weſen der Freiheit und der Staatsordnung gewonnen. Später folgten ihnen Dumont, Chauvet, Marat [1]), Melly. Sobald aber in Frankreich Necker zur Gewalt gelangt war, erſchien zunächſt D'Yvernois in Paris und bald kamen auch Clavières und Andere. Sie ſchloſſen ſich beſonders an Mirabeau an, welcher Duroveray [2]) ſeinen Lehrer im Revolutionsweſen und Clavières ſeinen Lehrer im Finanzweſen genannt haben ſoll, und ſein Journal: Le Courrier de Provence den Genfern Duroveray, Clavières, Dumont und Reybas überließ. Nach Mirabeau's Tode ſchloſſen ſich die Genfer, und namentlich Clavières, an die Girondiſten, und als es durch die Drohung einer Anklage gegen die Königin gelungen war, den Hof zur Annahme eines girondiſtiſchen Miniſteriums zu beſtimmen, ward Clavières, durch den Einfluß ſeines vieljährigen Freundes Briſſot, Finanzminiſter (24. März 1792), gehörte aber auch in dieſem Miniſterium zu der heftigeren Fraction und ward ſchon am 12. Juni, mit Servan und Roland, wieder entlaſſen. Parteiroyaliſten beſchuldigen ihn, darauf die Volksbewegung vom 20. Juni veranlaßt zu haben, und dieſelbe Partei, die es liebt, nur äußerliche Umtriebe als Urſachen der franzöſiſchen Revolution und ihres Ganges zu erkennen und ſie bald England, bald Oeſterreich, bald dem Herzog von Orleans, bald dem Grafen von der Provence zur Laſt legt, wirft ihm vor, daß er hier, wie überall, als engliſcher Agent gehandelt habe. Am

---

[1]) Marat war kein Genfer, ſondern aus dem Fürſtenthum Neuenburg, gehörte aber damals zu derſelben Coterie.

[2]) Duroveray war übrigens ſchon 1794 bei der royaliſtiſchen Emigration.

14. Juli und am 10. Auguſt hatten aber die Girondiſten jedenfalls das Heft nicht mehr in den Händen und auch aus der Fremdencoterie trat jetzt die heftigſte Fraction hervor: Marat. Doch ſuchten die Girondiſten wenigſtens der Bewegung nachzukommen und Clavières trat, mit Roland, Servan und andern Gleichgeſinnten, wieder ins Miniſterium; vom Hofe jetzt unabhängig, aber deſto abhängiger von den Jakobinern, denen dieſe Miniſter gehorchen mußten, während ſie ſich doch beide fremd waren, mithin der Gehorſam ihnen und ihrer Sache nichts helfen konnte. Nach wackerem Widerſtande gegen Danton, Marat und Robespierre ward Clavières am 2. Juni 1793 mit den andern Girondiſten verhaftet, am 5. Sept. vor das Revolutionstribunal verwieſen und tödtete ſich am 8. Dec. in der Conciergerie, indem er ſich ein Meſſer in die Bruſt ſtieß. Seine Frau nahm Gift und ſtarb zwei Tage ſpäter. Bevor er ſich erſtach, ſoll er die Verſe aus der Waiſe aus China recitirt haben:

«Les criminels tremblans sont trainés au supplice,
Les mortels généreux disposent de leur sort.»

Ein genfer Illuminat, aber ein ehrlicher Mann, was lange nicht alle Illuminaten aller Zeiten geweſen ſind, ein Notar Chenaud, ſoll jährlich der franzöſiſchen Regierung geſchrieben und ihr vorausgeſagt haben, was die genfer Coterie in Frankreich zunächſt betreiben werde, ſoll aber namentlich die abenteuerlichen und blutigen Schickſale des Clavières im Voraus verkündigt haben. Clavières ſelbſt verlangte, noch vor ſeinem Sturze, daß man unter ſein Portrait folgende Verſe ſetze:

«On tombe, on se relève, on terrasse, on détruit,
On recule, on avance, on s'arrête, on poursuit.»

Bevor übrigens Clavières zu ſo hohen Stellungen in Frankreich gelangte, war er froh, eine geringe Subalternſtelle bei dem Finanzweſen zu bekommen, und in dieſer Zeit verkaufte er der Loge der Vereinigten Freunde ein Manuſcript, was er wol der Periode ſeiner genfer Geheimverbindungen verdankte und worin ein freilich ſehr umſtändliches und ſchauerliches Verfahren beſchrieben war, den Stein der Weiſen zu bereiten. Man brauchte dazu zuvörderſt einen reinen Junggeſellen und eine reine Jungfrau. Beide mußten unter einer beſonderen Conſtellation verheirathet werden. Ihr erſtes Kind mußte ein Knabe ſein und gleich bei der Geburt in einen gläſernen Recipienten eintreten, der ſofort in eine Retorte zu bringen war, worauf man das arme Kind am Feuer zu calciniren hatte. Nach einem ſehr ausgedehnten Proceſſe, deſſen Einzelheiten unſer Berichterſtatter vergeſſen hatte, ſollte ſich das Kind in einen Stoff verwandeln, welcher zugleich Univerſalmedicin und Stein der Weiſen ſein würde und deſſen Kraft ſich bei jedem wiederholten Proceſſe verzehnfachen ſollte. Das Manuſcript, worin dieſes wahnſinnige und grauſame Verfahren dargelegt war, erging ſich zugleich in mit dem Experiment in Verbindung geſetzten Erläuterungen der Mythologie und namentlich der 12 Arbeiten des Hercules, die es auf die alchimiſtiſchen Aufgaben bezog. Später ſoll ein Genoſſe des Clavières das Manuſcript ins Ausland (nach C.......) gebracht haben, wo eine nach Schätzen gierige Prinzeſſin und ein ſehr wenig religiöſer Miniſter ernſtlich daran gedacht hätten, dieſes große Werk zu unternehmen, indeß doch durch die Unſicherheit des Erfolgs und die große Zahl der Schwierigkeiten abgeſchreckt worden ſeien.

Der kurſächſiſche Geſandte in Madrid, Graf Johann

Joſeph Hyacinth von Kolowrat-Krakowsky (geb. 11. Sept. 1692 † im Oct. 1766) zeigte zwei ſpaniſche Kupfermünzen, von denen die eine, dergleichen niemals in Silber geſchlagen worden, ihm und ſeinen Freunden ganz zu Silber geworden zu ſein ſchien. Die andere hatte nur in der Mitte einen Silberſtreifen, und wenn man ſie zerſchnitt, ſah man deutlich, daß derſelbe durchging[1]). Kolowrat verſicherte, daß die Verwandlung in ſeiner Gegenwart vorgegangen ſei. Jedenfalls waren die Münzen vorbereitet und in ſeiner Gegenwart durch einen Taſchenſpielerſtreich untergeſchoben worden.

---

[1]) Denkwürdigkeiten des Barons von Gleichen a. a. O.

XIII. Der Graf von St. Germain.

Als eine Art praktiſchen Beweiſes der Möglichkeit, ſchon hienieden zur phyſiſchen Unſterblichkeit und ewigen Jugend zu gelangen, oder doch die Grenzen der Kraft und des Lebens weit über das gewöhnliche Maß auszudehnen, ſtellte ſich ein Abenteurer dar, welcher ſeit 1750, zuerſt als Marquis von Montferrat, in Venedig als Graf de Bellamare, in Piſa als Chevalier Schöning, in Mailand als Chevalier Welldone, in Genua als Graf Soltikow [1]), in Schwabach als Graf Tzarogy (Ragotzy), in Frankreich als Graf von St. Germain [2]) auftrat, welchen letztern Namen er dann bis an ſein Ende beibehielt. Seine eigentliche Herkunft iſt niemals entdeckt worden, auch ſein Vaterland nicht. Selbſt Friedrich II. bezeichnet ihn als einen Mann, den man niemals habe enträthſeln können. Wenn er, wie er es liebte, von ſeiner Kindheit ſprach, malte er ſich umgeben von zahlreichem Gefolge, wie er ſich auf prächtigen Terraſſen in einem köſtlichen Klima erging, als wäre er der Kronprinz eines Königs von Granada in der Zeit der Mauren geweſen. Ein alter Baron von Stoſch wollte unter der Regentſchaft (1715—1723) einen Marquis von Montſerrat gekannt haben, der für einen natürlichen Sohn der in Bayonne reſidirenden Witwe des Königs Karl II. von Spanien [1]) und eines madrider Banquiers gegolten habe. Einige haben St. Germain für einen portugieſiſchen Marquis von Betmar, Andere für einen ſpaniſchen Jeſuiten Aymar, Andere für einen elſaſſer Juden Simon Wolff [2]), noch Andere für den Sohn eines Steuereinnehmers zu St. Germano in Savoyen, Namens Rotondo, gehalten. Der Herzog von Choiſeul erklärte ihn einmal, jedoch in zorniger Stimmung, für den Sohn eines portugieſiſchen Juden, was übrigens mit der Geſchichte des Baron Stoſch ſich wohl vertragen konnte. Er ſprach ſehr gut deutſch und engliſch, vortrefflich italieniſch, das Franzöſiſche mit einem piemonteſiſchen Accent, das Spaniſche und Portugieſiſche in vollkommenſter Reinheit.

---

[1]) Ein Mitglied dieſer Familie in jener Zeit war in maureriſch-myſtiſchen Verbindungen, wie wir, das Nähere einer ſpätern Zeit vorbehaltend, auch in den Miscellen, unter der Rubrik: Nitſche und Ruſca, anführen werden.

[2]) Nicht zu verwechſeln mit Graf Robert St. Germain, geb. zu Lons-le-Saulier 1708, erſt Jeſuit, dann Militair in franzöſiſchen, pfälziſchen, öſterreichiſchen, preußiſchen Dienſten, dann, zu Struenſee's Zeit, däniſcher Kriegsminiſter, zu Anfang der Regierung Ludwig's XVI. auch franzöſiſcher Kriegsminiſter, † 1778.

Der Herzog von Choiſeul war aufgebracht auf St. Germain, weil er bei einer diplomatiſchen Intrigue, die der König, oder vielmehr der Marſchall de Belleisle [3]) hinter Choiſeul's Rücken geſpielt, zum Werkzeug gedient hatte. Bekanntlich beſtand Choiſeul's Lieblingsplan und gewiſſermaßen der Stolz ſeiner ſtaatsmänniſchen Laufbahn in der von ihm bewirkten Ausſöhnung und Verbündung zwiſchen Frankreich und Oeſterreich. Belleisle, der alte Gegner Oeſterreichs aus dem öſterreichiſchen Erbfolgekriege her, widerſtrebte dieſer Politik aufs Eifrigſte. Ludwig XV. und die Marquiſe Pompadour waren jedenfalls des Krieges müde, der nicht ging, wie er ſollte. Auch Choiſeul wollte den Frieden; aber man zweifelte, ob er ſo eifrig dafür wirke, wie es im Sinne der andern Partei war. St. Germain gehörte zu den Günſtlingen Belleisle's und gab ihm mancherlei ſeltſame Rathſchläge. Jetzt zunächſt verſicherte er ihm, daß er mit dem eben im Haag befindlichen Prinzen Ludwig von Braunſchweig vertraut ſei und durch dieſen am leichteſten eine Unterhandlung anknüpfen könne. Der König und Kriegsminiſter ſchickten denn in der That den St. Germain nach dem Haag [1]. Allein der dortige franzöſiſche Geſandte Graf d'Affry [2]) entdeckte das Geheimniß dieſer Sendung und ſchickte ſogleich einen

---

[1]) Maria Anna von Pfalz-Neuburg, geb. 28. Oct. 1667, verm. 16. Mai 1689, Witwe 1. Nov. 1700, ſeit dem Dec. 1700 in Toledo, ſeit 1706 in Bayonne wohnend, von wo ſie erſt 1738 nach Guadalaxara überzog und am 16. Juli 1740 †.

[2]) S. die Memoiren der Marquiſe von Crequi.

[3]) Karl Ludwig Auguſt Fouquet Graf von Belleisle, geb. zu Villefranche 22. Sept. 1684 † 26. Jan. 1761. Er war ſeit 1758 franzöſiſcher Kriegsminiſter.

---

[1]) Dies ſcheint 1760 geſchehen zu ſein. 1761 fand übrigens eine Unterhandlung im Haag ſtatt, welche wirklich an eine Eröffnung des Prinzen von Braunſchweig anknüpfte, aber durch d'Affry und den engliſchen Geſandten York geführt wurde und erfolglos blieb. S. Flaſſan, V, 378.

[2]) Ludwig Auguſt Auguſtin d'Affry, aus einem alten Geſchlechte des Cantons Freiburg, Sohn des franzöſiſchen Generallieutenants Franz d'Affry, ward zu Verſailles 1713 geboren, focht in der Schlacht bei Guaſtalla, wo ſein Vater fiel (1734), ſtieg bis zum Maréchal de Camp, ward dann 1755 Geſandter im Haag, ging 1762 als Generallieutenant wieder zur Armee, ward 1780 Obriſt der Schweizer, am 10. Auguſt 1792 verhaftet, † 1793 auf ſeinem Schloſſe St. Barthelemy im Waadt. Ein Sohn von ihm war an jenem 10. Auguſt gefallen. Ein anderer Sohn, Ludwig Auguſtin Philipp, geb. zu Freiburg 1743, war franzöſiſcher Generallieutenant, ging in die Schweiz zurück, ward der erſte Landammann der Schweiz unter der Mediationsacte und † 26. Juni 1810.

Courier an Choiſeul, mit bittern Beſchwerden, daß er, ohne ſein Mitwiſſen, unter ſeinen Augen, durch einen unbekannten Fremden den Frieden unterhandeln laſſe. Choiſeul ſchickte den Courier ſogleich mit einer Anweiſung an den Grafen d'Affry zurück, wonach dieſer mit möglichſtem Nachdruck von den Generalſtaaten die Auslieferung St. Germain's verlangen und ihn dann gebunden in die Baſtille ſchicken ſollte. Am folgenden Tage brachte Choiſeul im Conſeil die Depeſche des Grafen d'Affry vor, verlas darauf die Antwort, die er ertheilt hatte, ließ ſeine Blicke mit Stolz auf ſeinen Collegen herumgehen, richtete ſie dann abwechſelnd auf den König und Herrn de Belleisle und ſagte endlich: „Wenn ich mir nicht die Zeit genommen habe, die Befehle des Königs einzuholen, ſo beruht das nur auf meiner Ueberzeugung, daß Niemand hier gewagt haben würde, einen Frieden ohne Vorwiſſen des Miniſters der auswärtigen Angelegenheiten Ew. Majeſtät zu unterhandeln.“ Der König ſchlug die Augen nieder wie ein Schuldiger; der Miniſter wagte kein Wort zu ſprechen und der Schritt des Herzogs von Choiſeul ward genehmigt. St. Germain entkam ihm aber doch. Die Generalſtaaten bezeigten ſich zwar willfährig, welche Gefälligkeit ſie auch ſehr geltend zu machen wußten, und ſchickten eine zahlreiche Wache ab, ihn zu verhaften; er war aber vorher in der Stille von der Sache in Kenntniß geſetzt worden und entfloh nach England[1]. Von hier ging er bald nach Petersburg und ſoll hier bei der Revolution von 1762 eine Rolle geſpielt haben, von der man jedoch nichts Näheres weiß[1]. Jedenfalls war er auch nachher mit den Orlows ſehr befreundet. Als er 1770 in ruſſiſcher Generalsuniform und unter einem ruſſiſchen Namen in Livorno erſchien, ward er von dem Grafen Alexis Orlow mit einer Rückſicht behandelt, welche dieſer ſtolze Mann gegen Niemand zeigte, und Gregor Orlow, der ihn 1772 mit dem Markgrafen von Anſpach zu Nürnberg auf der Durchreiſe ſah, nannte ihn ſeinen caro padre, ſoll ihm 20,000 venetianiſche Zechinen geſchenkt haben und ſagte über ihn zu dem Markgrafen: «Voilà un homme qui a joué un grand rôle dans notre révolution.» Von Petersburg ging er nach Berlin und zog dann in Deutſchland und Italien umher. Längere Zeit lebte er in Schwabach und bei dem Markgrafen von Anſpach, den er auch nach Italien begleitete. Zuletzt hielt er ſich in Eckernförde bei dem Landgrafen Karl[2] von Heſſen, bekanntlich einem großen Gönner geheimer Wiſſenſchaften und einer Beute zahlreicher Charlatane, auf und ſtarb bei ihm lebensmüde im Jahre 1780. Während des letzten Jahres ſeines Lebens ließ er ſich nur von Frauenzimmern bedienen, die ihn wie einen zweiten Salomon pflegten und hätſchelten, und in deren Armen er ſtarb, nachdem er allmälig ſeine Kräfte verloren. Seine Papiere kamen in die Hände des Landgrafen, dem man aber niemals eine Auskunft über die Räthſel, welche St. Germain ſeinen Zeitgenoſſen aufgegeben, hat abgewinnen können, der aber auch nicht der Mann dazu war, bei Beurtheilung ſolcher Männer Kritik anzuwenden.

---

[1] Man hat die Geſchichte irrthümlich umgekehrt berichtet und die Unterhandlung in England gepflogen werden, die Flucht aber nach dem Feſtland geſchehen laſſen. Daß Choiſeul auch von England die Auslieferung St. Germain's verlangt hätte, iſt bei dem damaligen Kriegsſtande höchſt unwahrſcheinlich. Den Hergang mit Choiſeul im Conſeil erzählt Gleichen a. a. O. S. 118 fg.

---

[1] In den zahlreichen Berichten über jene Revolution wird St. Germain nie erwähnt, wol aber ein Piemonteſe Odart, der aber, nach dem, was Rulhière über deſſen Schickſal anführt, nicht identiſch mit St. Germain ſein kann.

[2] Landgraf Karl von Heſſen-Kaſſel, geb. 19. Dec. 1744, am 30. Aug. 1766 mit Luiſe Prinzeſſin von Dänemark (geb. 20. Jan. 1750 † 12. Jan 1831) vermählt, däniſcher Feldmarſchall und Statthalter der Herzogthümer Schleswig und Holſtein, Vater der verwitweten Königin von Dänemark, Bruder des erſten Kurfürſten von Heſſen, ſtarb am 17. Auguſt 1836.

Im Allgemeinen ſcheint St. Germain unter den Charlatans des 18ten Jahrhunderts einer der Unſchädlicheren geweſen zu ſein, und mit ſeinen Schwindeleien nicht eben mehr bezweckt zu haben, als ſich in der vornehmen Welt und deren Genüſſen zu behaupten, auf Koſten reicher Großen ein behagliches Leben zu führen und ſich an dem Staunen zu ergötzen, was ſeine Beſonderheiten erregten. Zu dem allen benutzte er das Geheimniß, was ſeine Herkunft umringte, den Beſitz einiger chemiſchen Geheimniſſe und die, vielleicht auch durch letztere unterſtützte langjährige Behauptung eines rüſtigen und ſich gleichbleibenden Ausſehens. Auf ſeinen beſtändigen Umzügen hatte der durch keine Rückſichten gebundene Mann vielleicht dann und wann in einer Intrigue mitgeholfen, was ihm dann auch weiter zu Statten kam. Irgend einen nachhaltigen Einfluß zu äußern, ſcheint er nie erſtrebt zu haben und in ſeinen Anſprüchen ziemlich mäßig geweſen zu ſein.

Er war von mittlerer Größe, ſehr robuſt und bewahrte ſein rüſtiges Ausſehen in der That wunderbar lange. Rameau und eine alte Verwandte eines franzöſiſchen Geſandten zu Venedig wollten ihn 1710 als einen Mann gekannt haben, der etwa 50 Jahre alt zu ſein ſchien. 1759 ſchien er 60 Jahre zu haben und der däniſche Legationsſecretair Morin, der ihn 1735 auf einer Reiſe nach Holland kennen gelernt hatte, verſicherte

25 Jahre ſpäter, er ſchiene ihm nicht um ein Jahr gealtert zu ſein. In Schleswig ſoll er bis in die letzte Zeit das Ausſehen eines gut conſervirten Sechzigers gehabt haben. Wenn ſich das alles wirklich ſo verhalten hat, ſo iſt es Glück und vielleicht etwas Geſchick. Möglich aber auch, daß der St. Germain von 1710 doch ein Anderer war, wo dann die Sache gar nichts Abſonderliches mehr haben würde.

Er ſelbſt ſuchte allerdings den Glauben an ein ungewöhnliches Alter zu erwecken und bediente ſich dazu mancherlei Kunſtgriffe, ohne gerade Jedermann eine beſtimmte desfallſige Verſicherung zu ertheilen. Indeß iſt er nie ſo weit gegangen, wie man ihm nachgeſagt hat, ſich für einen Zeitgenoſſen des Heilandes auszugeben und der Dienſte zu rühmen, die er ihm bei Pilatus geleiſtet, oder der Bemühungen, die er zu Gunſten der Canoniſation der heiligen Anna auf dem nicäiſchen Concil gehabt. Dieſe Geſchichten rühren vielmehr von einer Myſtification her, die durch einen witzigen Pariſer vermittelt ward, welcher eine beſondere Gabe beſaß, die Leute nachzuahmen, und weil er dies beſonders auf Engländer anwendete, den Beinamen Mylord Gower führte. Dieſer ward in Kreiſe geführt, in welche St. Germain nicht kam, dort für dieſen ausgegeben und entrirte nun ſeine Rolle, ohne deshalb weniger Glauben zu finden. Indeß ein Paar Jahrhunderte ſchrieb ſich St. Germain doch zu. Sprach er mit einem Dummkopf von einem Vorgange aus der Zeit Karl's V., ſo vertraute er ihm ganz unumwunden, daß er dabei geweſen ſei; ſprach er dagegen mit einem weniger Leichtgläubigen, ſo begnügte er ſich, die kleinſten Umſtände, die Mienen und Geſten der Sprechenden, bis auf das

Zimmer und den Platz, den ſie eingenommen, mit einem Detail und einer Lebendigkeit auszumalen, die den Eindruck machten, als höre man einen Menſchen, welcher wirklich zugegen geweſen.

Zuweilen, wenn er ein Geſpräch Franz' I. oder Heinrich's VIII. referirte, ſtellte er ſich zerſtreut und ſagte: „Der König wendete ſich zu mir“ — verſchluckte aber raſch das „mir“ und fuhr mit der Haſt eines Mannes, der ſich vergeſſen hat, fort: „zu dem Herzog ſo und ſo.“ Er war mit dem Detail der Geſchichte ſehr vertraut und hatte ſich ſo natürlich entworfene Tableaux und Scenen zuſammengeſetzt, daß niemals ein Augenzeuge einen neuen Vorgang ſo lebensvoll geſchildert hat, wie er die Ereigniſſe vergangener Jahrhunderte. „Dieſe Dummköpfe von Pariſern“, ſagte er eines Tages zu dem Baron von Gleichen [1]), „glauben, ich ſei 500 Jahre alt und ich beſtärke ſie in dieſer Idee, da ich ſehe, daß ſie ihnen ſoviel Vergnügen macht; nicht daß ich nicht wirklich unendlich älter wäre, als ich ausſehe.“ —

Er beſaß mancherlei chemiſche Geheimmittel, namentlich zu Schminken, Schönheitsmitteln, Färbeſtoffen; auch zu einer äußerſt ſchönen Compoſition von Kupfer und Zink, wahrſcheinlich auch zu nachgemachten Edelſteinen. Dem Baron Gleichen zeigte er, außer einer kleinen Sammlung vortrefflicher Gemälde, worunter eine heilige Familie von Murillos, eine Maſſe von ſo glänzenden und großen Edelſteinen, daß Gleichen die Schätze der Wunderlampe zu erblicken glaubte, und denen ſich die wahrſcheinliche Unechtheit wenigſtens nicht anſehen ließ. Aber er behauptete weder, eine Univerſalmedicin, oder gar den Stein der Weiſen zu beſitzen, noch rühmte er ſich überhaupt übernatürlicher Kenntniſſe. Er lebte ſehr mäßig, trank nie beim Eſſen und purgirte ſich mit von ihm ſelbſt zubereiteten Senesblättern. Etwas Anderes rieth er auch ſeinen Freunden nicht, wenn ſie ihn fragten, was man thun müſſe, um lange zu leben. Wol aber ſprach er oft mit myſteriöſer Emphaſe über die Tiefen der Natur, und öffnete der Phantaſie einen weiten Spielraum in Betreff ſeines Wiſſens, ſeiner Schätze und ſeiner erlauchten Abkunft. Den Regierungen bot er nicht, wie die Charlatans einer früheren Zeit, das Geheimniß der directen Goldmacherkunſt an, ſondern, der vorgeſchrittenen Zeit gemäß, eine indirecte Bereicherung durch allerlei induſtrielle Recepte und Unternehmungen. Während er ſo den Anſchein eines Mannes hatte, der nach Geld jagt, ward er einſt in einer kleinen piemonteſiſchen Stadt wegen eines Wechſels verhaftet, brachte aber ſogleich mehr als 100,000 Thlr. in guten Papieren hervor, bezahlte auf der Stelle, ſetzte ſich gegen den Gouverneur der Stadt gewaltig aufs hohe Pferd und wurde auf das Ehrerbietigſte entlaſſen. — Den Markgrafen von Anſpach behandelte er ſehr rückſichtslos, als einen jungen Menſchen, der noch nichts von hohen Dingen verſtehe. Um ſein Anſehen an dieſem kleinen Hofe zu erhöhen, zeigte er von Zeit zu Zeit Briefe des großen Friedrich. „Kennen Sie dieſe Hand und dieſes Siegel?“ ſagte er zum Markgrafen, indem er ihm den Brief im Couvert zeigte. „Ja, das iſt das kleine Siegel des Königs.“ „Nun wohl, Sie ſollen doch nicht erfahren, was darin iſt“, und damit ſteckte er den Brief wieder in die Taſche.

---

[1]) Karl Heinrich von Gleichen, geb. 1723 zu Nemersdorf im Baireuthiſchen, ſtudirte in Leipzig, wo ihn Gellert werth hielt, ging dann in baireuthiſche Hofdienſte, reiſte mit Grenegk nach Paris, wo er im Kreiſe der Frau von Graffigny lebte, begleitete 1755 ſeinen Hof nach Italien, reiſte 1756 wieder dahin, für die Markgräfin, die Schweſter Friedrich's II., Kunſtſachen zu kaufen, ging 1758 als Geſandter nach Paris, wie der Herzog von Choiſeul, der ihn ſehr ſchätzte, ſelbſt gewünſcht hatte, ward 1760 däniſcher Geſandter in Madrid, 1703 in Paris, 1770 in Neapel, trat dann in Ruheſtand und lebte von 1779, öftere Reiſen abgerechnet, in Regensburg, wo er am 5. April 1807 ſtarb.

XIV. Drei Herren von Hund und Alten-Grotkau.

Die Herren von Hund und Alten-Grotkau ſind ein altes ſchleſiſches Geſchlecht, deſſen Zuſammenhang mit andern Familien des Namens von Hund, wenn er je beſtanden, nicht mehr nachzuweiſen iſt, ſowie überhaupt die beglaubigten Nachrichten von dem ſchleſiſchen Stamme nicht über Heinrich von Hund auf Alten-Grotkau hinausgehen, welcher 1480 lebte und deſſen Sohn gleiches Namens 1518 Burggraf von Glatz geweſen iſt [1]). Des Letzteren Enkel war Hildebrand von Hund auf Rauße im Fürſtenthum Liegnitz, fürſtlich liegnitziſcher und briegiſcher Rath. Von ſeiner Gemahlin, Anna von Rothſtein (oder Rothkirch?), erhielt er zwei Söhne, und Nachkommen Beider haben ſich ſpäter in die Lauſitz gewendet und dort neue Linien ihres Hauſes geſtiftet. Die von dem jüngeren Sohne, Chriſtoph, abſtammende, deren ſpäter gedacht werden ſoll, blühte zu Ebersbach, jedoch nur kurze Zeit. Ueber ein Jahrhundert jedoch beſtand die Linie des älteren Sohnes, Wenzel's, und aus ihr ſind namentlich zwei Männer hervorzuheben, deren Leben einen merkwürdigen, zugleich die verſchiedenen Zeiten bezeichnenden Gegenſatz bildet [1]).

---

[1]) Doch kommen ſchon 1300 Johann und Chriſtoph von Hund in Urkunden vor, ſcheinen aber nicht auf Alten-Grotkau geſeſſen zu haben.

Wenzel ward fürſtlich liegnitziſcher Rath, Hofrichter und Landesälteſter des Fürſtenthums Liegnitz. Er beſaß die Rittergüter Rauße bei Neumark, Wilſchkau und Petſchkendorf bei Lüben in Schleſien, und erheirathete mit ſeiner erſten Gemahlin, Margaretha von Noſtitz, das Rittergut Unwürde in der Oberlauſitz. Seine zweite Gemahlin war Urſula von Köckritz aus dem Hauſe Feſtenberg im Fürſtenthum Oels. In den Drangſalen des dreißigjährigen Krieges zog er mit den Seinigen erſt nach Liegnitz, wo er den Ständen, zur Bezahlung einer Kriegsſteuer an den ſchwediſchen Obriſten Reichwald, ſein Silberzeug im Werthe zu 500 Thlrn. lieh. Als die Peſt in Liegnitz zu wüthen begann und ſeinen eigenen Jäger ergriff, ging er nach Petſchkendorf. Von da reiſte er mit den Seinigen und einer aus Mann, Frau und zwei Töchtern beſtehenden Familie von Landskron, welche letztere aber auf der Reiſe ſämmtlich an der Peſt ſtarben, nach Frauſtadt, wo er blieb, bis Krieg und Peſt ſich verzogen. Nach Liegnitz zurückgekehrt, fand er ſein Haus völlig ausgeſtorben und die Thüre zugenagelt. Im Hauſe ſelbſt waren ſeine zurückgelaſſenen Mobilien ſämmtlich unverſehrt erhalten. Ein ehrlicher Bürger, welcher wahrgenommen, daß alle Bewohner des Hauſes theils geflüchtet, theils an der Peſt geſtorben ſeien, hatte beim Magiſtrat Anzeige gemacht, worauf die Thüre vernagelt worden war. Er ging nun nach Rauße, um ſeine verwüſteten Güter wieder aufzubauen, mußte aber, den Greueln des Krieges zu entgehen, bald wieder flüchten und zog erſt nach Breslau, dann weiter an die polniſche Grenze, zu einem Herrn Wilhelm von Malzahn. Nach längerer Zeit kehrte er auf ſeine Güter zurück, die er gänzlich verwüſtet antraf. Er entſchloß ſich nun, ſie, was ihm auch begegnen möge, nicht wieder zu verlaſſen, da er daran verzweifelte, irgendwo wahre Ruhe und Sicherheit zu finden und des Umherziehens müde war. Dieſen Entſchluß hielt er auch bis an ſeinen Tod, ungeachtet er viel von Marodeurs und Kriegsſteuern zu leiden hatte, nach ihm geſchoſſen, ſein ganzes Vieh weggenommen wurde und dergl. mehr. Gram und Sorge warfen ihn endlich aufs Krankenbett und er ſtarb am 19. Januar 1637, mit Hinterlaſſung von vier Söhnen und drei Töchtern.

---

[1]) Wir ſchöpfen dabei beſonders aus einem Aufſatze in der görlitziſchen Neuen Lauſitziſchen Monatsſchrift von 1807, ergänzen ihn aber für unſern Zweck aus andern Quellen.

Der älteſte Sohn, Andreas, ward, nebſt Herrn Otto Friedrich von Hund, zum Vormund der unmündigen Geſchwiſter beſtellt und half ſeiner Mutter, eine Pauſe des Krieges zu benutzen, um zunächſt die Güter Rauße und Petſchkendorf wieder in den nothdürftigſten Stand zu ſetzen, worauf er ſich nach der Oberlauſitz begab, um das, wie es ſcheint, ihm allein zugefallene Unwürde zu bewirthſchaften. Die Witwe mußte aber bald wieder flüchten; einmal ins Glogauiſche zu ihrem Schwager Hans von Saliſch; dann nach Koblin in Polen zu Herrn Siegmund von Köckritz, welcher ſeine ſchleſiſchen Güter verlaſſen und Güter in Polen gepachtet hatte. Ihre Güter blieben nun wüſte und unbewohnt liegen und die Kühe warfen im Baumgarten Junge. Die Witwe zog in Polen, wohin ſich immer mehr ſchleſiſche Adelige geflüchtet hatten, bei ihren Freunden und Verwandten umher, und ſcheint vor Ende des Krieges geſtorben zu ſein. Ihr zweiter Sohn, Wolf Kaſpar, hat ſpäter die ſchleſiſche Linie fortgeſetzt und intereſſirt uns nicht weiter.

Der dritte Sohn, Hans Siegmund, ging in Kriegsdienſte, ward Standartenträger des Obriſten Scheuringk, und blieb bei Pardubitz in Böhmen vor dem Feinde. Die Töchter haben in der Folge geheirathet.

Der jüngſte Sohn, Heinrich Wenzel, iſt es nun zunächſt, deſſen Schickſale Intereſſe bieten. Er war am 9. September 1625 zu Rauße geboren worden und hatte, der Kriegsunruhen halber, nur eine ſehr unvollkommene und oft unterbrochene Schule genoſſen, obwol ſeine Eltern jede Ruhepauſe benutzten, ihn bald zu einem Pfarrer, bald in die Obhut eines Hauslehrers, bald zu einem Schulmeiſter zu thun. Vom 14. bis 16. Lebensjahre war er bei Herrn von Köckritz in Polen, der ihn bisweilen auf ſeine ſchleſiſchen Güter verſendete, oder mitnahm. 1642 ſchrieb der als Verfaſſer einiger ascetiſchen Schriften bekannte David von Schweinitz 1), der nach Preußen geflüchtet war und dort ein verwüſtetes Gut im Kreiſe Morungen von der verwitweten Kurfürſtin gepachtet und mit ſeinen ſchleſiſchen Unterthanen beſetzt hatte, an die Witwe von Hund und trug ihr an, daß ſie ihren jüngſten Sohn zu ihm ſchicken möchte; er wolle ihn als Page beim Kurfürſten anzubringen ſuchen. Mutter und Sohn griffen freudig zu und die Mutter ſchaffte Rath, dem Sohne wenigſtens 6 oder

---

1) David von Schweinitz auf Seifersdorf und Petersdorf, geb. 23. Mai 1600, ſtudirte in Heidelberg und Gröningen, reiſte in England, trat dann in fürſtlich liegnitziſche Hof- und Staatsdienſte, ging, nachdem ſeine Güter verwüſtet worden, nach Preußen, von wo er erſt 1650, von 170 zu ihm geflüchteten Unterthanen begleitet, zurückkehrte, ward 1651 Hofrichter zu Liegnitz, † 27. März 1667. Seine religiöſen Schriften gehören der Spener'ſchen Richtung an und Spener hat mehrere Vorreden dazu geſchrieben. Daneben gab David von Schweinitz aber auch eine Genealogie Derer von Schweinitz heraus.

7 Ducaten mitzugeben. Von Polniſch-Liſſa aus ging er mit Fuhrleuten nach Thorn, wo er einige Tage bei einem ſchleſiſchen Schneider blieb, der früher bei einem Herrn von Seidlitz Bedienter geweſen war und von da her noch eine gewiſſe Deferenz für ſchleſiſche Edelleute hatte. Von da reiſte er zu einem Herrn von Reichenbach, der bei Eylau ſchöne Güter gepachtet hatte und ihm viel Gutes erwies. Bei Schweinitz erfuhr er, daß er zu ſpät gekommen, indem der Hof bereits nach Berlin zurückgekehrt ſei, fand auch einen Concurrenten aus Schweinitzens eigner Familie, der, wie er in ſeiner Selbſtbiographie ſagt, älter und größer, „auch etwas gröber“ als er war. Ein Obriſt Wallrad wollte ihn wol als Page nehmen; er meinte aber: ein Paar Schuhe putzen könnte er ſchon; wenn er daher ſonſt nichts zu ſehen und zu lernen bekäme, ſo könnte ihm der Dienſt nichts nützen. Nach einem halben Jahre entſchloſſen ſich unſer Hund und der junge Schweinitz zur Rückkehr, kauften für 10 Thlr. ein Pferd, auf dem ſie abwechſelnd ritten, und kamen mit dieſem glücklich in Koblin bei der Frau von Hund an. Der junge Mann ſcheint aber doch durch dieſen Verſuch in ſeinem Wunſche, ſich auf eigne Füße zu ſtellen und in der Welt zu verſuchen, beſtärkt worden zu ſein. Er beſchloß, in den Niederlanden Kriegsdienſte zu ſuchen, und auch der Herr von Köckritz gab ſeinen älteſten Sohn, Wolf Leuthold, dazu mit. Heinrich Wenzel's Bruder auf Unwürde ſchickte 50 Thlr. zu den Reiſekoſten, und ſo fuhren ſie 1644 mit der ordinairen Poſt nach Danzig ab, wo ſie ſich nach einigen Tagen, in Geſellſchaft andrer junger ſchleſiſchen Edelleute, die zum Theil in Kriegsdienſte, zum Theil mit Hofmeiſtern auf Reiſen gingen, auf einem holländiſchen Kauffahrer ein-

ſchifften. Nach allerlei Beſchwerden und Fährlichkeiten kamen ſie nach 4 Wochen glücklich in Amſterdam an und eilten, von da nach Gent zu kommen, wo ſie in die Leibcompagnie des Feldmarſchalls Johann Wolfard Grafen von Brederode einrollirt wurden. Von beſonderen Kriegsthaten des jungen Mannes, der nur über geringe Beſoldung klagt und 1645 „endlich“ wieder 50 Thlr. von ſeinem Bruder Andreas erhielt, wird nichts berichtet. Dieſer Bruder ſtarb am 24. Auguſt 1647, erſt 33 Jahre alt, ohne Nachkommenſchaft zu hinterlaſſen, und jetzt mag Heinrich Wenzel die Kriegsdienſte verlaſſen und das lauſitzer Gut übernommen haben.

In der Lauſitz finden wir ihn 1651, wo er ſich am 21. Februar mit Anna Maria, der nachgelaſſenen jüngſten Tochter des Joachim von Ziegler und Klipphauſen auf Cunewalde vermählt. Sie war am 29. Juli 1629 geboren und mag ihm, ungeachtet ſie noch 5 Geſchwiſter hatte, einiges Vermögen zugebracht haben; er ſelbſt aber muß in der Schule des Mangels und der Trübſal ein ſehr guter Wirth geworden ſein. Denn 1677 kaufte er die Güter Mönau, Rauden, Mertzdorf und Beerwalde und hatte ſie bis 1682 vollſtändig bezahlt. Dann kaufte er 1687 Obergebelzig und Klein-Förſtchen, 1689 eine Mühle bei Gröditz und 1690 Jerchwitz. Er ſtarb am 6. Juni 1697 und ſeine Gemahlin folgte ihm am 9. Mai 1722.

Auch ſein Sohn, Joachim Hildebrand (geb. 18. Nov. 1651, † 16. Dec. 1722), kurſächſiſcher Rath und Landesälteſter des Budiſſiniſchen Kreiſes, folgte dem Beiſpiel des Vaters und vermehrte den Güterbeſitz durch den Ankauf von Kittlitz, Groß-Schweinitz und Zoblitz. Seine erſte Gemahlin hatte ihm 4 Söhne und 7 Töchter geboren. Von den Söhnen ſtarb der Aelteſte zu

Leipzig als Student an den Blattern, der Dritte auf dem Gymnaſium zu Görlitz, der Jüngſte in gleichem Alter zu Brandenburg. Die Güter erbte der zweite Sohn, Joachim Hildebrand († 21. März 1731), kurſächſiſcher Kammerherr, und kaufte noch Ließka und Nieder-Gebelzig dazu.

Auch ihn überlebte von vier Söhnen nur ein Einziger, der Jüngſte, dem Vater, Groß- und Urgroßvater dieſe gewaltige Gütermaſſe geſammelt hatten, der in viel weitere Kreiſe eingriff, als ſie, ganz andere Zeitrichtungen vertrat, der aber ſein Ausſchreiten aus dem einfachen, aber ſichern Wirkungskreiſe durch innere und äußere Zerrüttung gebüßt hat.

Karl Gotthelf von Hund, geboren zu Mönau am 11. September 1722, folglich bei dem Tode ſeines Vaters noch unmündig, ſtand unter der Vormundſchaft ſeiner Mutter und des Landesälteſten Kaſpar Heinrich von Rodewitz. Um den einzigen Sprößling zu erhalten[1], ward alles Mögliche aufgewendet. So hielten ihm ſeine Eltern bis in das neunte Jahr eine Amme und ſeine Mutter ließ ihn auch ſpäter noch, wenn ſich eine geſunde Perſon dazu im Dorfe fand, dieſes Stärkungsmittel gebrauchen. Auch für ſeinen Unterricht ward in anſtändiger Weiſe durch tüchtige Hauslehrer geſorgt. 1737 bezog er die Univerſität Leipzig und 1739 ging er in Begleitung des Obriſten Karl Friedrich von Schönberg auf Reiſen. Er ſoll die jüngſte Tochter ſeines Vormundes geliebt haben und durch ihren Tod, der wol über ſein ganzes Geſchick entſchieden hat, zu dem Entſchluſſe gebracht worden ſein, nie zu heiraſchen. 1741 reiſte er nach Paris, wo er durch eine vornehme Dame, zu der er in ein Verhältniß getreten war, was jedoch nur 2 Jahre anhielt, der katholiſchen Religion gewonnen ward. Doch hielt er ſeinen Uebertritt noch lange Jahre geheim. 1742 wohnte er der Krönung Kaiſer Karl's VII. zu Frankfurt a. M. bei und ward kurkölniſcher Kammerherr. — Baron, wie er gewöhnlich in Schriften genannt wurde und ſich wol auch ſelbſt nannte, iſt er nie geweſen. — In Frankfurt trat er auch, am 20. März 1742, dem Maurerorden bei, in welchem er bald eine ſo große Rolle ſpielen ſollte, und zwar gerieth er in eine Loge, welche dem Clermont'ſchen Syſteme angehörte. Dieſes Syſtem, das ſeinen Namen von dem Palais Clermont in Paris erhielt, wo die vertriebenen Stuarts wohnten, war von Haus aus für jakobitiſche und jeſuitiſche Zwecke erfunden worden, und nachdem die politiſchen Zwecke hoffnungslos geworden waren und die Kirche, deren verfaſſungsmäßige Vorſteher im 18. Jahrhunderte immer mehr in Gegenſatz gegen den Jeſuitismus traten, die Geiſtlichen aus dem Orden abgerufen hatte, geriethen dieſe abenteuerlichen Logen, die ſich für eine Fortſetzung des Tempelherrenordens ausgaben, gänzlich in die Hände von Betrügern und Betrogenen.

---

[1] Seine drei älteren Brüder waren in den Jahren 1712, 1716 und 1720 geſtorben.

Zu den Letzteren gehörte Hund, den man wol beſonders durch ſeine Eitelkeit und ſeinen unbeſtimmten, von einem einfach-praktiſchen Leben nicht befriedigten und doch zu einer wahrhaft großartigen höheren Wirkſamkeit nicht berufenen Thätigkeitstrieb geködert hat. Er war ſchon 1743 zum Tempelherrn befördert, dem Prätendenten vorgeſtellt und in Maſtricht zum Heermeiſter der Provinz Niederdeutſchland ernannt worden. Hund gewann auch Heinrich Wilhelm von Marſchall, den Provinzialgroßmeiſter von Oberſachſen 1), für das Clermontſche Syſtem und bildete nun einen Logenbund, der den Namen der ſtricten Obſervanz nicht deshalb erhielt, weil er die echten Ordensregeln ſtreng beobachtet hätte, ſondern weil ſeine Mitglieder ſtrengen Gehorſam (an unbekannte Obere 2), anfangs wahrſcheinlich Jeſuiten) geloben mußten. Hund ſtiftete viele ſolche Logen und gewann ſelbſt die Mutterloge zu den drei Weltkugeln dafür. Die ſächſiſchen Logen hatten ſchon von ihrer Stiftung her einige Empfänglichkeit für das franzöſiſche Syſtem, wenngleich nur zu flüchtiger Aufnahme, nicht zu dauerndem Feſthalten des dem Nationalgeiſte Widerſtrebenden. Die erſte ſächſiſche Loge, die zu den drei weißen Adlern, hatte nämlich 1738 der Graf Rutowski, der zu Warſchau 1735 in den Orden aufgenommen worden, zu Dresden geſtiftet und es war dabei der franzöſiſche Legationsrath d'Ecombes ſehr thätig geweſen. Sein Großmeiſterthum ward auch von den in Wittenberg und (1741) Leipzig geſtifteten Logen anerkannt. Durch Hund und Marſchall wurden nun auch andere Logen, die ſich nach und nach in Dresden, Leipzig, Altenburg 3), Sachſenfeld 4), Naumburg 5) bildeten, derſelben Richtung ge-

---

1) Er hatte das Patent eines ſolchen von dem Großmeiſter von England, Lord Darnley, erhalten. Ein Aufenthalt in Paris ſoll ihn zuerſt für das Clermontſche Syſtem empfänglich gemacht haben.

2) Der höchſte Obere hieß Eques a penna rubra.

3) Archimedes zu den drei Reißbretern. Sie hat ſich als iſolirte Loge gehalten und hatte viele Verdienſte um die nachherige Reinigung des Ordens. Sie ward 1742 von Marſchall geſtiftet.

4) Zu den drei Roſen, 1743 geſtiftet. Ihr Stifter war der wackre Graf Friedrich Ludwig von Solms auf Sachſenfeld, kurſächſiſcher wirklicher Geheimerath und Kreishauptmann, ein wegen ſeiner Wohlthätigkeit und Biederkeit ſeiner Zeit im oberen Erzgebirge ungemein verehrter Mann, geb. 2. Sept. 1708 † 27. Auguſt 1789. Die Loge ward ſpäter nach Nußdorf verlegt und erloſch daſelbſt.

5) Zu den drei Hammern. Marſchall hatte ſie ſchon früher ge-

wonnen. Sie hatten nicht zahlreiche, aber meiſtens vornehme und einflußreiche Mitglieder.

In Hund's Händen war die Sache eine ziemlich ungefährliche Spielerei. Er ſelbſt hatte keine Zwecke und trieb ſich mit Namen und Formen umher, und für die Zwecke, welche die geheimen Leiter haben mochten, war in Deutſchland nicht viel zu thun. Doch bahnte die Sache einzelnen Abenteurern und Betrügern zu gelegentlichem Misbrauche vermögender Mitglieder den Weg. Auch ſtellten ſich frühzeitig allerlei Abzweigungen und noch weiter gehende Auswüchſe ein. So das Roſaiſche Syſtem, das ein früherer anhaltiniſcher Superintendent Roſa in den Jahren 1755—61 in Deutſchland und Schweden verbreitete, und das ſich mit Alchimie, Theoſophie, Kosmoſophie und Mechanik zu beſchäftigen vorgab. Ferner die afrikaniſchen Bauherren, welche von Köppen 1756 in Berlin ſtiftete, und die ſich mit der Geſchichte der Geheimgeſellſchaften beſchäftigten, aber nur bis 1787 beſtanden haben [1]. Die bekannten Illuminaten, über die wir uns vielleicht ſpäter einmal verbreiten. Die neuen Roſenkreuzer, zu denen Schrepfer und von Wöllner gehört haben ſollen. Die mit ihnen verwandten, ganz beſonders zahlreichen Betrügereien ausgeſetzten, 1780 in Oeſterreich entſtandenen aſiatiſchen Brüder, deren Hauptvertreter der Freiherr Ecker von Eckhofen und der Hofſecretair Bohemann zu Stockholm waren [2]. Einer von aufrichtigerer und wärmerer Fröm-

---

ſtiftet; ſie war aber wieder eingegangen, und Hund ſtellte ſie 1754 wieder her.

[1] Vergl.: Der entdeckte Orden der afrikaniſchen Bauherren; Conſtantinopel (Berlin), 1806.

[2] Vergl.: Die Brüder St. Johannis des Evangeliſten aus Aſien; Berlin, 1830.

migkeit belebten Myſtik gehörten die 1777 in Schleſien geſtifteten, aber bald wieder erloſchenen Kreuzbrüder; einer tiefſinnigeren Myſtik gehörten die Martiniſten an, die ihren Namen entweder von Louis Claude de St. Martin [1]) (geb. 1743 † 1803), oder von deſſen Lehrer, Martinez Paſquali, haben. In Frankreich waren die Auswüchſe, wohin z. B. die von Caglioſtro geſtiftete ägyptiſche Maurerei, die Elu-Coëns, die hermetiſche Freimaurerei, die Philalethen gehörten, nicht minder zahlreich. Aber gerade von Frankreich aus drangen im ſiebenjährigen Kriege, mit den franzöſiſchen Armeen, auch dieſe Verwirrungen nach Deutſchland.

Hier blieb aber auch eine heilſame Reaction nicht lange aus. Hund, der ſich im Orden Eques ab ense nannte, hatte ſich durch einen Umtreiber, Namens Becker oder Leucht, welcher wegen Kaſſendefecten flüchtig war, ſich aber Johnſon a Fünen nannte und von den geheimen Oberen in Schottland als Großprior zur Reformirung der deutſchen Maurerei abgeſchickt ſein wollte, bereden laſſen, 1764 einen Congreß nach Altenberge bei Kahla zu berufen, der auch ſehr zahlreich beſucht ward. Man trieb hier vielerlei Spielereien. Johnſon behauptete, der König von Preußen verfolge ihn und wolle ihn auf dem Congreſſe verhaften laſſen. Deshalb ſtellte er geharniſchte Templer als Vorpoſten aus und ließ ſie Patrouillen reiten. Endlich aber entfloh er mit der Kaſſe [2]), und nun wurden die verſammelten Brüder auch gegen Hund mistrauiſch, und drangen heftig in ihn, endlich mit ſeinen höheren Geheimniſſen herauszutreten. Er verſicherte auf ſein Ehrenwort und ſeinen Degen, der Wahrheit gemäß, daß er wirklich zu Maſtricht zum Heermeiſter der 7ten Provinz [1]) ernannt worden ſei und bis vor Kurzem mit unbekannten Oberen zu Old-Aberdeen correſpondirt habe. Die Mehrzahl beruhigte ſich noch dabei. Eine Minderzahl aber, unter Führung des Generalſtabsarztes Ellermann, adoptirten von Zinnendorf, trennte ſich und der Letztere gründete 1766, unter ſchwediſchen Formen, ein ſehr ſtrenges Syſtem, was er aber die laxe Obſervanz nannte, und nach welchem noch gegenwärtig viele Logen in Preußen und Mecklenburg arbeiten. Aber auch die ſtricte Obſervanz begann eine Reform auf dem Convent zu Kohlo, wo ſich Hund nochmals durch Verſicherung auf ſeine Ehre und ſeinen Degen legitimirte, aber der Herzog Karl von Braunſchweig († 26. März 1780) zum Großmeiſter ernannt wurde und Hund nur noch Heermeiſter in Ober- und Niederſachſen blieb. Dennoch fand bald darauf ein Abenteurer, Gugumos, der ſich eques a cygno triumphante nannte und für einen Abgeſandten des heiligen Stuhles in Cypern ausgab, Glauben und veranlaßte den Congreß zu Wiesbaden, wo er entlarvt wurde. Schubart [2]), der eques a struthione, der ſich in dieſen Bewegungen aus niederem Stande zu hohen Verbindungen emporgearbeitet hatte und wahrhaft für Menſchenwohl und echten Vorſchritt begeiſtert war, erkannte die Täuſchungen des Syſtems und legte ſeinen Hammer in der Loge zu den drei Weltkugeln nieder. Die Convente zu Braunſchweig (1775) und Wolfenbüttel (1778) ſahen immer heller. Die Schrepfer'ſche Angelegenheit, der wir eine beſondere Darſtellung widmen, öffnete Vielen die Augen. Der Oberhofprediger Stark[1]) zu Darmſtadt, der eques ab aquila fulva, bekämpfte das Clermontſche Syſtem, ſeit es ihm nicht gelungen war, für das von ihm geſtiftete klerikaliſche Syſtem Anklang zu erlangen. Dies zunächſt veranlaßte den Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunſchweig[2]), welcher 1783 ſeinem Vater als Großmeiſter gefolgt war, einen Convent nach Wilhelmsbad zu berufen (1783), auf welchem man das Tempelherrenweſen fallen ließ und das Wilhelmsbader oder rectificirte Syſtem begründete, nach welchem noch jetzt eine große Anzahl deutſcher Logen arbeitet.

---

[1]) Vergl.: Varnhagen von Enſe, Denkwürdigkeiten und Vermiſchte Schriften (Leipzig, 2te Auflage, 1843, 6 Bde.), Bd. IV., S. 27 fg.

[2]) Er wurde in Magdeburg eingeholt und wegen früherer Betrügereien auf die Wartburg geſetzt, wo er 1775 geſtorben iſt.

---

[1]) Das Clermontſche Syſtem hatte 9 Provinzen, welche anfangs Aragonien, Auvergne, Languedoc, Leon, Burgund, Britannien, Niederdeutſchland (zugleich Polen, Liefland und Kurland umfaſſend), Italien und Griechenland, ſpäter aber Niederdeutſchland, Auvergne, Languedoc, Italien, Griechenland, Oeſterreich, die Lombardei, Rußland und Schweden waren.

[2]) Johann Chriſtian Schubart, geb. zu Zeitz am 24. Febr. 1734, war erſt Leineweber, dann Copiſt, ſpäter Secretair bei preußiſchen Generälen, Kriegs- und Marſchcommiſſar, Rittergutsbeſitzer, durch Beiſpiel und Schriften um landwirthſchaftliche Verbeſſerungen hochverdient, 1784 als Edler von Kleefeld in den Reichsadel erhoben

Dieſe den Schwärmergeiſt austreibende Reform wurde vielleicht auch dadurch etwas erleichtert, daß Hund inzwiſchen geſtorben war, während der zu Turin erwählte Heermeiſter Vernez in Deutſchland keinen Gehorſam fand.

Hund war 1753 kurſächſiſcher Kammerherr und 1755 Landesälteſter des budiſſiniſchen Kreiſes geworden, erhielt auch den ruſſiſchen Annenorden. Im ſiebenjährigen

---

und koburgiſcher Geheimerath, † 23. April 1787. Vergl.: Schubart Edler von Kleefeld; Dresden, 2te Auflage, 1846.

[1]) Dieſen merkwürdigen Mann behalten wir uns zu einer künftigen Darſtellung vor.

[2]) Der bekannte Feldherr, der am 10. Nov. 1806 an den Folgen der bei Auerſtädt erhaltenen Wunden ſtarb.

Kriege nahm er auf das Entſchiedenſte Partei gegen Preußen und für Oeſterreich und hatte ſtets öſterreichiſche Huſaren zur Bedeckung um ſich, mußte auch oft nach Böhmen flüchten. Vor dem Ueberfalle von Hochkirch hatte der Feldmarſchall Daun ſein Hauptquartier auf dem Gute Hund's zu Kittlitz. 1762 ward er Geheimerath und nach dem Frieden erhielt er den Auftrag, die unter den Freiwebern in Lauban ausgebrochenen Unruhen und die Irrungen mit dem daſigen Kloſter beizulegen, was er auch mit Umſicht und Geſchick beſorgt haben ſoll. Schon während des ſiebenjährigen Krieges hatte er ſtets einen Kapuziner aus dem Kloſter Romburg als Beichtvater bei ſich. Bald nach dem Frieden legte er ſeine Landesälteſtenſtelle nieder und bekannte ſich nun öffentlich zur katholiſchen Religion, der er geheim ſchon länger als 20 Jahre angehört hatte. Im Orden ſcheint ihm dieſe Entdeckung zunächſt keinen Schaden gebracht zu haben, wie denn die Zeit überhaupt in dieſer Beziehung damals ſorgloſer und toleranter war, als ſpäter.

Gewöhnliche Liederlichkeit und Ausſchweifung wird ihm nicht Schuld gegeben. Aber freilich hatte er mancherlei koſtſpielige Neigungen und Gewohnheiten. Seine Ordensumtriebe ſollen ihm, auch ohne daß der Aufwand ſeiner beſtändig in Anſpruch genommenen Gaſtfreundſchaft angeſchlagen würde, an 50,000 Thlr. gekoſtet haben. Auch wendete er viel auf ſchöne Pferde, die er malen und ihre Bildniſſe, mit beigefügten Namen, über den Ständen derſelben anbringen ließ. Er baute mehrere Kirchen auf ſeinen Gütern von Grund aus neu, wobei er ſymboliſche Beziehungen auf den Orden anbringen, auch Nachrichten darüber in die Grundſteine einmauern ließ. Er ward viel gemisbraucht, und da er nicht verheirathet war, ſo war auch in ſeinem Hausweſen keine wirthliche Aufſicht. Durch das alles kam er endlich dahin, ein Gut nach dem andern zu verkaufen. Zuerſt das nach Unwürde gehörige Gut Delgowitz an die Unterthanen daſelbſt; dann die Güter Kittlitz, Unwürde, dieſen Stammſitz ſeines Geſchlechts in der Lauſitz, und Gebelzig an die verwitwete Gräfin Salmour; dann wiederholt ihm gehörige Waldungen. Endlich 1773 trat er die Güter Mönau, Rauden, Ließka, Merzdorf und Beerwalde an Mathäus Lange auf Klein-Hänchen gegen einen Leibrentencontract ab, wobei er ſich freie Wohnung im Herrenhauſe zu Mönau, deſſen Tapeten voller Sinnbilder und beziehungsreicher Inſchriften waren, und einen ſtarken Auszug vorbehielt. Von Mönau zog er zuletzt nach dem einzigen ihm noch gebliebenen, und zwar von ihm ſelbſt erkauften Gute Lipſa bei Ruhland. Doch auch dies wollte er dem Grafen Röder auf Königsbrück gegen Leibrente abtreten.

Vorher aber reiſte er, bereits kränklich, 1776 in Ordensangelegenheiten nach Meiningen und hier warf ihn ſeine Krankheit aufs Sterbelager. Auf dieſem ließ er ſich von einem Trupp Muſikanten vorſpielen und ſtarb, nachdem er die Sacramente ſeiner Kirche empfangen, am 8. November 1776. Sein Leichnam wurde nach Melrichſtadt, einem 3 Stunden von Meiningen entfernten, damals biſchöflich würzburgiſchen Städtchen geſchafft, wo er, in vollem Tempelherrenornate, vor dem Hochaltare in dortiger Pfarrkirche begraben wurde[1]. Nach ſeinem Tode brach Concurs zu ſeinem Nachlaſſe aus; ſeine Mobilien wurden öffentlich verſteigert, und ſein letztes Gut, Lipſa, kam an den Grafen Röder.

---

[1] Vergl. auch: (von Keßler), Anti-Saint-Nicaise; Leipzig, 1786. — Ueber dieſen Keßler bringen wir in den Miscellen Einiges.

Wir erwähnten oben, daß auch eine zweite, von Chriſtoph von Hund abſtammende Linie derer von Hund und Alten-Grotkau kurze Zeit in der Lauſitz anſäſſig geweſen ſei, und auch an dieſes Verhältniß knüpft ſich ein bezeichnendes Zeitbild. Ein Enkel jenes Chriſtoph, Namens Hans Ludwig, war im dreißigjährigen Kriege, der für ſeine Vettern die oben geſchilderten Bedrängniſſe herbeiführte, kaiſerlicher Rittmeiſter und ſtarb 1645, als er eben beim Regimente als Obriſtwachtmeiſter vorgeſtellt werden ſollte, die Nacht vorher vom Schlage getroffen. Der Krieg hatte ihn nach Erfurt geführt und er hatte daſelbſt, am 16. Juli 1639, ein Fräulein von Eberſtein, aus dem Hauſe Gehofen, die Schweſter des nachherigen ſächſiſchen Generalfeldmarſchalls Ernſt Albrecht von Eberſtein, geheirathet. Dadurch kamen ſeine Nachkommen zunächſt nach Thüringen und Sachſen, deſſen Militairadel ſie vermehrten. Zu ihrem Antheil an dem ſchleſiſchen Familiengute Voitmannsdorf, um den ſie ſich Mühe gaben, konnten ſie nicht gelangen, weil die ſchleſiſchen Vettern ſich durch Uebertritt zur katholiſchen Kirche in Vortheil geſetzt hatten. Der jüngſte Sohn des Genannten war noch nicht geboren, als ſein Vater ſtarb. Die ſchwangere Witwe reiſte eilends nach Thüringen, um bei ihrer Mutter niederzukommen; aber die Wehen übereilten ſie unterweges; ſie mußte auf dem Gute ihres Bruders, Reinsdorf bei Artern, Halt machen und gebar dort Ludwig Dietrich, welcher in Thüringen aufwuchs und Stallmeiſter des

Grafen von Stolberg wurde, ſpäter aber in holländiſche Kriegsdienſte ging und als Rittmeiſter ſtarb. Von ſeiner erſten Gemahlin, einer geborenen von Zanthier, erhielt er einen Sohn, Friedrich Ludwig, welcher von früh an zu einem unſteten, vielbewegten und drangvollen Leben beſtimmt war.

Friedrich Ludwig von Hund ward zu Stolberg am 14. Febr. 1670 geboren. Schon in früher Jugend ward er viel umhergeworfen. Den erſten Unterricht erhielt er zu Stolberg, dann zu Naumburg bei dem Stallmeiſter von Pappenheim, dann (1679) kam er nach Penig als Geſpiele junger Herren von Schönburg, wo er jedoch nur ein Jahr blieb und 1680 nach Halberſtadt auf die Schule gebracht wurde. Von da vertrieb ihn eine ausbrechende Contagion und er kam nach Kloſter-Roßleben. Aber auch auf dieſer Schule war, ohne ſeine Schuld, ſeines Bleibens nicht; denn ſie brannte 1686 ab, worauf er nach Halle ging. Dieſer Unſtern, der ſeine Studien verfolgte, ſcheint ihn zu dem Entſchluſſe gebracht zu haben, dem Schickſal, das ihn zu keiner ruhigen Lebensbahn zu beſtimmen ſchien, nicht länger Trotz zu bieten. Schon am 22. November 1686 trat er als Gefreiter bei den Sachſen ein, und diente mehrere Jahre als Unteroffizier. Erſt 1689, bei der Belagerung von Mainz, wurde er Fähndrich und war 1694 Regimentsquartiermeiſter. In dieſem Jahre wohnte er dem Feldzuge in Brabant, als Volontair, in der Suite eines Vetters, des Obriſten von Hund, der ein ſpaniſches Reiterregiment befehligte, bei. 1695 ging er mit den Sachſen nach Ungarn, erhielt 1696 eine Compagnie, zog 1699 als Gardecapitain mit nach Polen und rückte damals nach Danzig und Polangen. 1700 war er bei der Erſtürmung von Dünamünde und ward 1702

Major, 1703 Obriſtlieutenant. Doch ſollte ihn auch daſſelbe Jahr die Kehrſeite des Kriegsglückes kennen lehren. Bei der Belagerung von Thorn ward ihm der rechte Arm zerſchoſſen und er gerieth in ſchwediſche Gefangenſchaft. Die Ueberfahrt nach Schweden, in der ſtrengſten Winterkälte und unter furchtbaren Stürmen, dauerte drei Wochen; ſeine Wunde brach wieder auf, heftiges Wundfieber ſchüttelte ihn und ärztliche Hilfe war in keiner Weiſe zu haben. Im December langte er in Kalmar an und erhielt zu Karlskrona vom General Wachtmeiſter die Erlaubniß, ſich den Ort ſeiner Gefangenſchaft im Lande ſelbſt zu wählen, worauf er denn erſt nach Gothenburg, dann nach Stockholm zog. An letzterem Orte erwieſen ihm, wie andern gefangenen Sachſen, die weiblichen Glieder der ſchwediſchen Königsfamilie viele Güte. 1705 ward er ausgewechſelt und trat wieder als Obriſtlieutenant in die Garde ein. Von Neuem in Polen kämpfend, verlor er in der Schlacht bei Frauſtadt (1706) ſeine Equipage und wäre beinahe wieder von den Schweden gefangen genommen worden. 1707 kam er zum Regiment Königin, was er durch Werbungen in der Oberlauſitz complettirte und damals wahrſcheinlich die Werbebekanntſchaft machte, die ihm die Ausſicht auf einen ruhigen Lebensabend eröffnete. Zunächſt aber ging es wieder in den Krieg. Diesmal aber nicht in das traurige Polen, ſondern in die geſegneten Niederlande, wo Feldherren wie Marlborough und Eugen befehligten. 1709 nahm er an dem Sturme von Tournay einen ſo rühmlichen Antheil, daß er die Auszeichnung genoß, bei dem Einzuge in den eroberten Platz zuerſt in die Feſtung einmarſchieren zu dürfen. 1710 war er bei der Belagerung von St. Venant und ward 1711 Obriſt. Der ſpaniſche Erbfolgekrieg hatte inzwiſchon eine andere, wenig Lorbeeren verſprechende Wendung genommen und die deutſchen Hilfstruppen rückten meiſt nach Hauſe. Auch unſer Held kam ins Vaterland zurück und erhielt ſeine Garniſon zu Zittau, wo er noch in demſelben Jahre die Witwe des reichen Kaufmanns Leeſe, Anna Martha geb. von Keßler genannt Sprengseiſen aus einem dortigen Patriziergeſchlechte[1]), heirathete und darauf ſeinen Abſchied nahm, den er am 11. März 1712 in ſehr ehrenvoller Weiſe erhielt. So ruhte er in den Armen einer reichen Witwe von den Mühſeligkeiten ſeiner Kämpfe in Ungarn, Polen und Flandern aus. 1717 kaufte er die Rittergüter Ebersbach und Siebenhuſen und zwar von den Gläubigern einer Baſe, einer Frau von Uechtritz, geb. von Hund aus Unwürde. Allein er genoß Ruhe und Wohlſtand nicht lange, ſondern ſtarb ſchon am 19. Jan. 1719, und zwar ohne Nachkommen zu hinterlaſſen. Die Witwe aber trat ſchon 1722 wieder in die dritte Ehe mit einem Herrn von Einſiedel auf Herſgarten, wo ſie am 6. December 1732 ſtarb. Die genannten Güter hinterließ ſie ihrem Sohne erſter Ehe, Johann Chriſtian, der ſchon 1718 von den Erben des Landkammerraths Schmeiß von Ehrenpreiß Noſtitz gekauft und ſich als Edler von Leſſa hatte in den Adelſtand erheben laſſen. Dieſer ſtarb 1754 und durch ſeine Tochter kamen die Güter an die Familie von Broizem.

---

[1]) Sie wird in den Miscellen nochmals erwähnt werden.

XV. Johann Georg Schrepfer.

Johann Georg Schrepfer, 1739 geboren, war anfangs Kellner in einem leipziger Gaſthauſe[1]) und ſchon als ſolcher unter die dienenden Brüder einer dortigen Freimaurerloge aufgenommen worden. Später hatte er eine Frau mit einigem Vermögen geheirathet und hielt ſeitdem eine eigne Schenkwirthſchaft in der Kloſtergaſſe. Er war nicht ohne Fähigkeit, aber von jeher liederlich und frech. Wahrſcheinlich in Folge des damals von Frankreich aus in den Logen, beſonders in denen der ſtricten Obſervanz, eingeriſſenen Schwindelgeiſtes, war er auf den Gedanken gekommen, auszuſprengen, daß er die Gabe der Geiſterbeſchwörung und auch ſonſtige übernatürliche Fähigkeiten beſitze, wobei er, um dieſe Verſicherungen glaubhafter zu machen, Nichteingeweihten vorgeſpiegelt hatte, daß er dies bei den Freimaurern erlernt habe. Dies ward ruchtbar und die Loge verbot ihm, unter ſtrenger Bedrohung, ſeine Gaukeleien fortzuſetzen. Er antwortete: die leipziger Loge habe ihm nichts zu befehlen; er ſtehe unter einer höheren Loge und ſei zu Allem, was er gethan, von dem Herzog von Kurland[1]) autoriſirt worden. Der Herzog, bei dem man Erkundigung einzog, erklärte, daß ihm Schrepfer's Treiben völlig fremd ſei. Hierüber aufgebracht, ſchrieb Schrepfer ein Pasquill auf den Herzog, was den Letzteren wieder zu dem Entſchluſſe brachte, Schrepfer züchtigen zu laſſen. Zu dem Ende ging der Adjutant des Chevaliers de Saxe[2]), Obriſtlieutenant von Sydow[3]), mit einigen Unteroffizieren des Regiments Kurfürſtin nach Leipzig und ließ von dieſen den Pasquillanten abfangen und in eine Wachſtube bringen, wo er nach empfangener Züchtigung noch gezwungen ward, ſchriftlich darüber zu quittiren. Später hat Schrepfer behauptet, die Prügel ſeien ihm nicht wirklich ertheilt, ſondern gegen die ausgeſtellte Quittung erlaſſen worden. Indeß im unmittelbaren Eindrucke des Geſchehenen beſchwerte er ſich bei dem leipziger Stadtrathe über die erfahrene Mißhandlung und dieſer verſprach, dem Kurfürſten Anzeige thun zu wollen. Dem Herzog von Kurland, der jetzt fühlen mochte, daß die polniſche Reminiſcenz, in der er gehandelt, in Sachſen und unter Friedrich Auguſt III. nicht angebracht ſei und der zwar hitzig und derb, aber von Herzen gut und nicht nachtragend war, und dem Miniſter von Gutſchmid [1]) gelang es, bei perſönlicher Anweſenheit in Leipzig, in der Michaelismeſſe 1773, die Sache nach allen Seiten hin beizulegen. Als bald darauf ein Artikel in der hamburger Zeitung den Vorfall berichtete, ließ Schrepfer eine Widerlegung einrücken, worin er verſicherte, daß er die wahren Freimaurer hochſchätze, allein von Solchen, welche, wie die leipziger, den Templerorden wiederherſtellen wollten, nichts wiſſen wolle und ſich losſage. Es ſei nicht wahr, daß er Schläge erhalten, und der Prinz, deſſen Namen man dabei genannt habe, einer ſolchen Handlung nicht fähig. Hier trat Schrepfer alſo, ſcheinbar im Intereſſe der reinen Maurerei, gegen das Clermontſche Syſtem auf, während dieſes doch gerade einem Treiben, wie das Seinige, günſtiger war.

---

[1]) Nach Einigen ſoll er in ſeiner Jugend Huſar geweſen ſein.

---

[1]) Chriſtian Joſeph Karl, Sohn des Königs von Polen und Kurfürſten von Sachſen Friedrich Auguſt II., geb. 13. Juli 1733, † 16. Juli 1796.

[2]) Johann Georg Chevalier de Saxe, ein natürlicher Sohn des Königs von Polen und Kurfürſten von Sachſen Friedrich Auguſt I. von der Fürſtin von Teſchen (S. 299). Er war 1705 geboren und ſtarb als kurſächſiſcher Generalfeldmarſchall, Chef des Geheimen Kriegsrathscollegiums und Gouverneur von Dresden am 25. Febr. 1774. Ein neuerer Chevalier de Saxe war Joſeph, der Sohn des Prinzen Xaver aus deſſen morganatiſcher Ehe mit der Gräfin Spinucci. Dieſer fiel im Duell mit Fürſt Tſcherbatow am 26. Juni 1802.

[3]) Früher in preußiſchen Dienſten und bei Friedrich II. in Gunſt, um die er durch folgenden Vorfall kam. Er befehligte bei der Uebergabe von Dresden am 5. Sept. 1759, damals Hauptmann, die Hauptwache im Schloſſe und ſollte durch öſterreichiſche Truppen abgelöſt werden. Da erſcheint der preußiſche Obriſt von Hoffmann zu Pferde, in völlig betrunkenem Zuſtande, und verbietet ihm, der erhaltenen Ordre nachzukommen, wirft ihm Feigheit vor ꝛc. Sydow heißt ihm, ſich zu entfernen und bedroht ihn mit den ſtrengſten Maßregeln. Als aber Hoffmann zu ſchimpfen fortfährt, läßt Sydow drei Soldaten vortreten und Feuer geben, was den Obriſten augenblicklich todt zu Boden ſtreckt. Das Kriegsgericht ſprach Sydow frei; aber Friedrich II. meinte doch, er hätte ſich umſichtiger benehmen können, ſchickte ihn ein Jahr nach Magdeburg und gab ihm dann den Abſchied.

Mochte nun Schrepfer den Wunſch gefaßt haben, ſich an dem Herzog und deſſen Umgebungen zu rächen, oder wollte er nur die bei Gelegenheit der Ausſöhnung angeknüpften Verbindungen benutzen, um Eitelkeit und Geldbedürfniß zu befriedigen, genug, er fing ſehr bald ſeine Schwindeleien in größerem Style an. Er verließ Leipzig auf einige Zeit, kam aber nach der Oſtermeſſe

---

[1]) Gutſchmid (geb. 1721, † 30. Dec. 1798) war früher Bürgermeiſter in Leipzig geweſen.

1774, unter dem angenommenen Namen eines franzöſiſchen Obriſten, Barons von Steinbach, wieder dahin zurück, und begann ſeine Geiſterbeſchwörungen von Neuem. Das Wunderbarſte, was er verrichtete, war unſtreitig, daß er in Leipzig, wo man doch ſeinen Stand, ſeine Herkunft, den ganzen Menſchen ſo wohl kannte, für die von ihm angenommene Rolle Glauben zu finden wußte. Er machte vielen Aufwand, wozu wahrſcheinlich ſeine Anhänger und Gläubiger die Mittel hergeben mußten; wenigſtens bezahlte er ſeine älteren Gläubiger nicht. Seine Geiſterbeſchwörungen muß er mit einigem Geſchick eingerichtet haben. Lange nachdem Schrepfer's Rolle ausgeſpielt war, vertheidigte noch der Conferenzminiſter Peter Friedrich Graf von Hohenthal[1], mit komiſchem Eifer, die Wirklichkeit jener Erſcheinungen. Uebrigens ließ Schrepfer allerdings Perſonen, denen er eine beſondere Ruhe und Schärfe der Prüfung und entſchloſſene Geiſtesgegenwart zutraute, bei ſeinen Phantasmagorieen nicht zu. So erhielten z. B. in Dresden die Generalmajore Bennigſen und Oettingen, der Obriſt Agdolo und der geheime Finanzrath Ferber, auf ihren ausgeſprochenen Wunſch, den magiſchen Operationen beizuwohnen, abſchlägige Antwort. Auch ſoll Schrepfer den Anweſenden vorher geiſtige Getränke haben reichen und das Zimmer ſtark durchräuchern laſſen, was denn die Zuſchauer in eine exaltirte Stimmung verſetzt haben mag. Der Kammerherr von Heynitz[1]), der während der Meſſe einem ſolchen Schauſpiele beigewohnt hatte, wurde davon ſo ergriffen, daß man für ſeinen Verſtand fürchten mußte. Nachdem ſich Schrepfer demnach auch in höheren Kreiſen in ein myſteriöſes Anſehen geſetzt hatte, ging er zu Ausführung eines umfaſſenderen Planes über. Zu ſeinem nächſten Werkzeuge wählte er ſich den reichen Seidenwaarenhändler du Boſc, einen Halbbruder der Gemahlin[2]) des geheimen Finanzrathes Ferber und eifrigen Freimaurer. Dieſem iſt der Handel am theuerſten zu ſtehen gekommen. Schrepfer eröffnete ihm, er ſei mit einer Vollmacht des Herzogs von Braunſchweig[3]), als Großmeiſter, verſehen, zeigte auch ein von ihm ſelbſt geſchmiedetes Exemplar einer ſolchen vor und verſicherte, er habe den Auftrag, eine Verſchmelzung des Freimaurerordens mit dem aufgehobenen Jeſuitenorden zu bewirken; ein Vorhaben, für welches man alſo damals auf Anhänger rechnen konnte! Er ſtehe in dieſer Angelegenheit mit dem Herzog von Orleans[4]), von welchem er nachgemachte Briefe vorwies, in Verbindung, und durch deſſen Protection habe er den Rang eines franzöſiſchen Obriſten erhalten. Den Namen: Baron von Steinbach habe er im Intereſſe der Sache, um ſich mehr Anſehen und Zutritt in höhere Kreiſe zu verſchaffen, angenommen. Die Jeſuiten hätten unermeßliche Schätze in Sicherheit gebracht und einen Theil davon in ſeine Verwahrung gegeben, — was denn freilich kein Zug der gerühmten Jeſuitenklugheit geweſen ſein würde. Seine Abſicht ſei, dieſe Gelder zum Beſten ſeines Vaterlandes zu verwenden und namentlich ſeinen Verfolgern Wohlthaten zufließen zu laſſen, um ſie zu beſchämen. (Damit wollte er wahrſcheinlich ſeine Annäherung an den Herzog von Kurland motiviren.) Wer aber an dieſen Gaben Theil haben wolle, müſſe zuvor ſeinen Lebenswandel beſſern, eine getreue Beichte aller jemals begangenen Vergehen ablegen und die von ihm Beleidigten um Verzeihung bitten. (Auch darin liegen wol Fingerzeige auf Schrepfer's Abſichten und Beweggründe.) Sei dies geſchehen, ſo wolle er nicht nur ſchriftliche Beweiſe ſeiner Angaben vorlegen, ſondern auch die Wahrheit derſelben durch — Geiſtererſcheinungen bekräftigen. (Ein beſſerer Beweis wäre die Beibringung der Schätze geweſen.) Jedoch müſſe er bemerken, daß er nicht jeden abgeſchiedenen Geiſt überall und ohne Unterſchied heraufbeſchwören könne. Er ſei an die Orte gebunden, die von denſelben während ihrer Lebzeit bewohnt geweſen, und habe über ſelige Geiſter gar keine Macht [1]). Wie plump auch die

---

[1] Er war damals Freiherr und (ſeit 1774) Geheimerath, ward 1779 Comitialgeſandter in Regensburg, 1790 Reichsgraf, 1799 Conferenzminiſter und Mitglied des Geheimen Conſiliums und ſtarb 1819. Er iſt nicht mit dem auch als Schriftſteller bekannten, gelehrten, frommen und wohlthätigen Grafen Peter Karl Wilhelm von Hohenthal, welcher 1825 gleichfalls als Conferenzminiſter ſtarb, noch mit deſſen Vater, dem edlen Grafen Peter von Hohenthal zu verwechſeln.

---

[1]) Dieſer ſehr achtbare Mann war der jüngere Bruder des trefflichen Freiherrn Friedrich Anton von Heynitz (geb. 1725 † 1802), welcher erſt kurſächſiſcher General-Bergcommiſſarius war, um jene Zeit aber preußiſcher Miniſter wurde. Der Sohn des Erſtgenannten ging in baieriſche Dienſte und iſt, wenn wir nicht irren, das aus den neueren Landtagen bekannte Mitglied der bis 1848 beſtandenen 1. Kammer.

[2]) Luiſe Eliſabeth du Boſc, Tochter des frankfurter Kaufmanns du Boſc und der Marianne de Rapin, geb. 1747, † 19. Juni 1792.

[3]) Nach Andern des Prinzen Ferdinand von Braunſchweig.

[4]) Ludwig Philipp, † 18. Nov. 1785. In der That war derſelbe, damals noch Herzog von Chartres, 1771 als Großmeiſter an die Spitze aller Großlogen aller Syſteme in Frankreich gekommen, wodurch die Freimaurerei wieder Zulaſſung in Frankreich erhielt. 1772 wurde er zum Souverain grand maître de tous les conseils,

---

chapitres et loges écossaises de France erklärt und wirkte, mit dem aus Deputirten aller Logen beſtehenden Grand Orient de France, im Sinne der Reform.

1) Dieſe Lehren würden mit den Theorieen Juſtinus Kerner's wohl harmoniren.

ganze Falle war, ſo ging der Bode doch hinein und gab Schrepfern Empfehlungsbriefe nach Dresden an ſeinen Schwager Ferber und an den Conferenzminiſter von Wurmb[1]). Ferber war zu klug und zu gründlich gebildet, um ſich irgendwie auf die Sache einzulaſſen, und auch Schrepfer merkte gleich, daß Ferber kein Mann für ihn ſei, daß er ſich vielmehr vor demſelben in Acht nehmen müſſe. Wurmb aber ließ ſich verleiten, auf die Sache einzugehen, wenn auch zunächſt in der Abſicht, ihr auf den Grund zu kommen. Nachdem er ſich einmal darauf eingelaſſen, zog ſich auch über ihn das berückende Netz zuſammen. Endlich ließ ſich auch der Herzog von Kurland die Patente und Briefe vorlegen, an denen Niemand eine Fälſchung entdeckte. In Betreff des Schatzes erklärte Schrepfer, er beſtände aus mehreren Millionen Steuerſcheinen[2]) und ſei in Frankfurt a. M. bei den Gebrüdern Bethmann niedergelegt. Man ſchrieb an dieſes Haus und erhielt zur Antwort, daß daſelbſt wirklich ein wohl eingepacktes und verſiegeltes Packet, dem Anſcheine nach Papiere enthaltend, gegen Quittung deponirt und dazu die Weiſung ertheilt worden ſei, es nur gegen Rückgabe der Quittung und gegen ein eigenhändiges Schreiben des Obriſten Steinbach auszuantworten.

Einſtweilen begann Schrepfer ſeinen Geiſterbeweis. Zum Theater wurde das Palais des Herzogs von Kurland gewählt, was nach deſſen Tode zum Zeughauſe geſchlagen worden iſt. In dieſem Palais hatte der Chevalier de Saxe gewohnt und deſſen Geiſt ließ man u. A. erſcheinen. Dieſer abgeſchiedene Geiſt ſoll ſich aber ſehr ungern zurückbemüht, und die ſchrecklichſten Verwünſchungen gegen die Störer ſeiner Ruhe ausgeſprochen haben. Das Local, was man vorgerichtet, hatte die Form eines Theaters und die Zuſchauer ſaßen in einem Halbkreiſe, den in keinem Falle während der Vorſtellung zu verlaſſen, ihnen unter Androhung der unglücklichſten Folgen eingeſchärft war; ſie ſollten die Künſte und Apparate nicht unterſuchen dürfen, durch welche die Geiſter heraufbeſchworen wurden. In dieſer Geſellſchaft befanden ſich der Herzog von Kurland, der Miniſter von Wurmb, der Baron Hohenthal, der Kammerherr von Biſchofswerder [1], der Kammerherr und geheime Kriegsrath Chriſtian Friedrich von Hopfgarten und der Adjutant des Herzogs, Obriſt von Fröden [2]. Die meiſten dieſer Perſonen pflogen vertrauten Umgang mit Schrepfer und beſuchten ihn in ſeiner Wohnung im Hotel de Pologne. Man hat behauptet, daß Schrepfer, ſelbſt wenn der Herzog bei ihm eintrat, nicht von ſeinem Platze aufgeſtanden ſei, ſondern ihm nur mit einem leichten Kopfnicken einen Stuhl an ſeiner Seite angewieſen habe; wobei er wol im Stillen ein Gefühl des Triumphs gekrönter Rache empfunden haben mag. Biſchofswerder machte Brüderſchaft mit ihm und ſchloß ſich, mit Hopfgarten, am engſten an ihn an. Seine Anhänger hatten dabei ſämmtlich einen ſtrengeren Lebenswandel und den äußeren Schein der Frömmigkeit angenommen. Der Miniſter Wurmb, der übrigens bis an ſeinen Tod eine Hauptſtütze, nicht ſowol des Pietismus, als der ſächſiſchen Orthodoxie blieb, hatte ſeine Gemahlin, wie ſie ſelbſt wiederholt erklärt hat, wegen der Beleidigungen und Kränkungen, die er ihr zugefügt haben möge, feierlich um Verzeihung gebeten. Dies jedenfalls zur Erfüllung der Bedingungen, unter denen zu dem Schatze zu gelangen war.

---

[1]) Friedrich Ludwig von Wurmb († 1801), ein ſehr begabter und kenntnißreicher, aber auch zu manchen Schroffheiten und Excentricitäten geneigter Mann, dem der Kurfürſt deshalb niemals eine eigentlich leitende Stellung hat vertrauen wollen.

[2]) Wie die Jeſuiten gerade auf ſächſiſche Steuerſcheine gefallen ſein mögen!

---

[1] Johann Rudolph von Biſchofswerder († 1803) trat ſpäter in preußiſche Dienſte, ward Günſtling des Königs Friedrich Wilhelm II., General und Miniſter, Geſandter in Paris ꝛc. und war eine Hauptperſon in dem myſtiſchen Treiben an dem damaligen berliner Hofe. In einem am Fuße der Terraſſe von Sansſouci ſtehenden, zu den königlichen Gebäuden gehörigen Hauſe, das er bewohnte, ließ er vor dem König, Wöllner und Anderen Geiſter erſcheinen, woraus man ſchließen muß, daß er aufgehört hatte, blos Betrogener zu ſein.

[2] Karl Friedrich Benjamin von Fröden, geb. 22. Jan. 1726, ſtarb als Generalmajor am 15. November 1793. Er gründete 1766 die Artillerieſchule. Von dem Hofſtaate des Herzogs hielt ſich nur der Kammerherr von Brüggen von dem Schrepfer'ſchen Treiben fern, dem es der Herzog aber auch durch eine auffallende Kälte entgelten ließ.

Nach dieſem Schatze hatte nun Schrepfer freilich ſchreiben müſſen und derſelbe, nämlich das bei Bethmanns niedergelegte Packet, kam auch richtig an. Es handelte ſich nun um deſſen Eröffnung, welche Schrepfer aber, unter allerlei Ausreden, von einem Tage zum andern verſchob. Inzwiſchen hatte ſich auch der franzöſiſche Geſchäftsträger Marbois geregt und von Schrepfer die Vorzeigung ſeines franzöſiſchen Obriſtenpatentes verlangt, widrigenfalls er ihn für einen Betrüger halten und auf ſeine Verhaftung antragen müſſe. Dies verurſachte ſolche Verlegenheit, daß der Herzog von Kurland bereits entſchloſſen war, den Schutz des Kurfürſten für Schrepfer nachzuſuchen und nur mit Mühe durch den Grafen Marcolini von dieſem Schritte abgehalten wurde.

Endlich konnte es Schrepfer nicht länger vermeiden, den Tag der Entſiegelung des geheimnißvollen Packets zu beſtimmen, und an dieſem, kurz vor der leipziger Michaelismeſſe angeſetzten Tage fanden ſich die Auserwählten bei dem Miniſter von Wurmb verſammelt. Das Packet war da; aber Schrepfer ſelbſt hatte Poſtpferde genommen und war, unter dem Vorwande eines Geſchäfts von höchſter Wichtigkeit, nach Leipzig gereiſt. So viel Verdacht dies auch erwecken mußte, ſo wagte man doch an dieſem Tage noch nicht, das Packet in Schrepfer's Abweſenheit zu eröffnen. Ob dieſe Eröffnung in der nächſten Zeit in Dresden, oder ob ſie erſt in Leipzig, durch welches Wurmb reiſte, als er ſich auf ſein Gut Großen-Furra in Thüringen begab, geſchehen ſei, können wir nicht beſtimmen. Eröffnet ward es und enthielt weißes Papier und mehrere Zettel, in welchen wieder auf andre Papiere verwieſen war. Dies ſcheint zunächſt nur Wurmb und du Boſc bekannt worden zu ſein, und dieſe hielten die Sache noch geheim; ſei es, daß ſie ſich ſchämten, oder daß ſie immer noch eine leiſe Hoffnung auf den Schatz hatten. Biſchofswerder und Hopfgarten kamen während der Meſſe nach Leipzig und gingen auf das Vertrauteſte mit Schrepfer um. Doch ſein Gewebe war zu roh; er konnte es nicht länger halten.

An einem der letzten Meßtage, am 7. Oct. 1774, als die Friſt herannahte, auf welche Schrepfer ſeine Gläubiger mit ihrer Zahlung vertröſtet hatte, lud er Biſchofswerder und Hopfgarten, nebſt noch zwei anderen ſeiner Bekannten, zum Abendeſſen zu ſich ein. Als ſie beiſammen waren, ſagte er: „Dieſe Nacht legen wir uns nicht zu Bette, denn morgen mit dem Früheſten, noch vor Sonnenaufgang, ſollen Sie ein ganz neues Schauſpiel zu ſehen bekommen. Bis jetzt habe ich Ihnen Verſtorbene gezeigt, die ins Leben zurückgerufen wunden; morgen aber ſollen Sie einen Lebenden ſehen, den Sie für todt halten werden.“ Nach dieſen Worten legte er ſich auf das Sopha und ſchlief mehrere Stunden ſo feſt, daß ſeine Gäſte ihn ſchnarchen hörten. Als gegen 5 Uhr der Tag anbrach, ſtand er auf, mit den Worten: „Nun, meine Herren, iſt es Zeit, daß wir gehen“, und Alle begaben ſich nach dem Roſenthale. Schrepfer, der auf dem Wege die vollkommenſte Gemüthsruhe zeigte, wies ſeinen Begleitern, als ſie dort angelangt waren, ihre Plätze an, indem er zu ihnen ſagte: „Rühren Sie Sich nicht von der Stelle, bis ich Sie rufen werde; ich gehe jetzt in dieſes Gebüſch, wo Sie bald eine wunderbare Erſcheinung ſehen ſollen.“ Er entfernt ſich, und bald darauf fällt ein Schuß, den die Herren, in der Meinung, es ſei ein Jäger in der Nähe, zuerſt nur wenig beachten. Allein nach langem Warten verlieren ſie zuletzt die Geduld, gehen in das Dickicht hinein und ſehen — ihren Propheten todt auf den Boden geſtreckt. Er hatte ſich mit einer Taſchenpiſtole entleibt. Sie zeigten den Vorfall augenblicklich bei dem Stadtrath an, welcher ſofort in Schrepfer's Wohnung, in der ſich mancherlei phyſikaliſche Inſtrumente und Apparate gefunden haben ſollen, Alles verſiegeln ließ. Es fand ſich auch ein Zettel an ſeinen Bruder, worin er dieſem ſchrieb: „W. und D. ſind die Urheber meines Unglücks; nimm Dich meiner Frau und Kinder an.“ (Er ſelbſt war freilich der Urheber ſeines Unglücks und Warmb und du Bosc waren höchſtens die mindeſt Geduldigen ſeiner Opfer.) Den du Bosc, dem dieſer Handel an 4—5000 Thlr. gekoſtet haben ſoll, tröſtete übrigens ein zweiter Zettel mit der natürlich nie in Erfüllung gegangenen Verſicherung: ſeine Forderungen würden zur Neujahrsmeſſe 1775 getilgt werden.

Während dieſes in Leipzig vorging, reiſte der Miniſter Wurmb nach Dresden zurück, aber ohne ſich in Leipzig aufzuhalten. In Meißen erreichte ihn eine Staffette, welche der Dr. Teller, ein Winkeladvocat und Anhänger Schrepfer's, ihm nachſchickte, um ihn von der unerwarteten Wendung der Dinge in Kenntniß zu ſetzen. Der Miniſter ſchrieb ſogleich an Teller zurück: er ſolle ſich um jeden Preis der hinterlaſſenen Papiere Schrepfer's zu bemächtigen ſuchen und ihm dieſelben nachſchicken, und Teller hatte auf dieſen Befehl die Keckheit, die Siegel zu erbrechen. Er wurde zwar zur Verantwortung gezogen, aber der Zweck war erreicht[1].

Ueber das Verfahren, was in jener Zeit bei dem Geiſtercitiren angewendet wurde, mag vielleicht Folgendes einigen Aufſchluß bieten, was dem Baron von Gleichen von der Markgräfin Wilhelmine von Brandenburg-Baireuth[2]), Schweſter Friedrich's II., erzählt wurde[3]). Hiernach war auf der Univerſität Halle, wahrſcheinlich in den vierziger oder funfziger Jahren des 18ten Jahrhunderts, ein Profeſſor geweſen, welcher Geiſter erſcheinen ließ. Friedrich II., dem von Offizieren, deren Muth und Geiſt er kannte, erzählt worden, daß ſie dergleichen wirklich geſehen, ließ den Proſeſſor nach Berlin kommen und bat ihn, ihm einige dieſer wunderbaren Erſcheinungen zu zeigen. Der Profeſſor erwiederte: „Da ich nicht ganz ſicher bin, daß mein Geheimniß nicht einigen nachtheiligen Einfluß auf das Gehirn üben könne, weshalb ich es nur unter Sicherungsmaßregeln für meine eigne Geſundheit anwende, ſo bewahre mich Gott, davon in Bezug auf Ew. Majeſtät Gebrauch zu machen; aber ich will mehr thun, ich will es Ihnen erklären. Es beſteht in einem Räucherwerk, was man in einem dunkeln Zimmer verbreitet, in das man ſchauluſtige Menſchen eintreten läßt. Dieſes Räucherwerk, wovon hier das Recept iſt, hat zwei Eigenſchaften: 1) den Patienten in einen Halbſchlaf zu verſetzen, welcher leicht genug iſt, ihn alles verſtehen zu laſſen, was man ihm ſagt, und tief genug, ihn am Nachdenken zu hindern; 2) ihm das Gehirn dergeſtalt zu erhitzen, daß ſeine Einbildungskraft ihm lebhaft das Bild der Worte, die er hört, abmalt und die Vorſtellung beifügt, die dazu dient, das Ziel ſeines Strebens zu verfolgen und zu erreichen; er iſt in dem Zuſtande eines Menſchen, der nach den leichten Eindrücken, die er im Schlafe empfängt, einen Traum zuſammenſetzt. Nachdem ich in der Unterredung mit meinem Neugierigen möglichſt viele Einzelheiten über die Perſon, die ihm erſcheinen ſoll, kennen gelernt und ihn nach der Form und den Kleidern gefragt habe, in denen er ſie ſehen will, laſſe ich ihn in das dunkle Zimmer treten. Wenn ich glaube, daß das Räucherwerk zu wirken begonnen hat, folge ich ihm, indem ich mich gegen den Eindruck des Räucherwerks durch einen Schwamm ſchütze, der in den Liquor getaucht iſt, den ich hier habe. Dann ſpreche ich zu ihm: Sie ſehen den und den, ſo und ſo geſtaltet und gekleidet, worauf ſich ſofort ſeiner erregten Phantaſie die Geſtalt abmalt; hierauf frage ich ihn mit rauer Stimme: Was willſt Du? Er iſt überzeugt, daß der Geiſt zu ihm ſpricht; er antwortet; ich erwiedere, und wenn er Muth hat, ſo ſetzt ſich die Unterredung fort und ſchließt mit einer Ohnmacht. Dieſe letzte Wirkung des Räucherwerks wirft einen myſteriöſen Schleier über das, was er zu ſehen und zu hören geglaubt hat, verwiſcht die kleinen Mängel, deren er ſich erinnern könnte, und hinterläßt ihm bei ſeinem Erwachen eine aus Furcht und Achtung gemiſchte Ueberzeugung, gegen die ihm kein Zweifel mehr bleibt.“

---

[1]) Der aus verbürgten Privatquellen gefloſſene Inhalt dieſes Aufſatzes iſt, in anderer Faſſung, bereits in den Neuen Jahrbüchern der Geſchichte und Politik, Jahrgang 1848, Bd. I., S. 97 fg. mitgetheilt worden.

[2]) Friederike Sophia Wilhelmine, geb. 3. Juli 1709, verm. 20. Nov. 1731 mit dem Markgrafen Friedrich von Baireuth, † 14. Oct. 1758.

[3]) Denkwürdigkeiten, S. 207 fg.

Der König prüfte die Richtigkeit dieſer Operation und legte dann das Recept und die Ausführungsvorſchrift, unter verſchloſſenem Umſchlag, in ſeine Handſchriftenſammlung. Gleichen's Vermuthung, daß Biſchofswerder und Genoſſen das Geheimniß dort, oder in Halle, gefunden und bei den Geiſtercitationen, durch die ſie Friedrich Wilhelm II. myſtificirt und unterjocht haben ſollen, angewendet haben, laſſen wir dahingeſtellt ſein. Schwerlich iſt jener halleiche Profeſſor der einzige Inhaber des Geheimniſſes, ſchwerlich iſt ſein Weg der einzig anwendbare geweſen, und Biſchofswerder dürfte doch wohl complicirtere Mittel angewendet haben.

XVI. Jakob Hermann Obereit.

Ludwig Oberreit [1] aus Arbon hatte ſich der Handlung gewidmet und theils in ſeiner Vaterſtadt, theils in Lyon conditionirt. Von den gewöhnlichen Verirrungen der Sinnlichkeit junger Menſchen ohne feſte Grundſätze oder edlere Zielpunkte zog ihn das Gebet eines frommen Kameraden und die Lectüre einiger Schriften, namentlich des Hermann Franke und des Bruder Laurent ab, und er gerieth allmälig ganz in einen myſtiſch-pietiſtiſchen Separatismus, nahm eine wahlverwandte Gattin, trat mit den angeſehenſten Myſtikern ſeiner Zeit in Verbindung, ſchrieb mancherlei in dieſer Richtung und erzog auch ſeine Kinder im gleichen Sinne. Jakob Hermann war ſein Erſtgeborener und trat am 2. December 1725 zu Arbon, wo ſein Vater damals Buchhalter war, in die Welt. 1732 zog der Vater nach Lindau am Bodenſee, wo er Rentamtsbuchhalter wurde. Unſer Obereit war von früh an ungemein fleißig, wendete ſeine ganze Zeit der Lectüre zu, las aber freilich, ohne ſichere Anleitung, alles was ihm unter die Hand kam und am liebſten myſtiſche Schriften. Die Bibliothek ſeines Vaters enthielt meiſt theologiſche und geſchichtliche, ſowie aus der Erbſchaft eines Bruders mediciniſche Werke, was denn auch alles verſchlungen ward. Doch auch Plutarch, Nepos und Valerius Maximus zogen das junge Gemüth an. Wie ſein Vater, der äußern Kirche abhold und einem ſeparatiſtiſchen Herzensglauben ergeben, gab er ſeine frühere Abſicht, Theolog zu werden, auf und entſchied ſich für die Heilkunde. Er kam 1740 zu einem Wundarzte in Arbon in die Lehre, und ſein Principal konnte ihm ſchon nach den erſten Wochen einige Patienten überlaſſen. Im October 1743 wurde er in St. Gallen freigeſprochen und ging nun im December auf die Wanderſchaft, wo er ½ Jahr in München, 1 Jahr in Augsburg, ½ Jahr in Nürnberg und ½ Jahr in Erlangen zubrachte. Hier trat er im Juni 1746 in die Dienſte eines nach Italien reiſenden königlich polniſchen Architekten, veruneinigte ſich aber unterweges mit ihm und ging nach Wien, wo er vergebens eine Condition als Barbiergeſelle ſuchte. Er ſchrieb an ſeinen Vater um Geld und äußerte dabei den Wunſch, einige Zeit eine Univerſität zu beſuchen. In der That bewilligte ihm der Magiſtrat zu Lindau ein anſehnliches Stipendium zu einem dreijährigen akademiſchen Curſus, wogegen er ſich verpflichten mußte, ſeine Dienſte dereinſt der Stadt Lindau widmen zu wollen. Er ging nun nach Halle und im Herbſt 1747 nach Berlin, wo er 2½ Jahre blieb, und ſich außer mit ſeinem Brotfache mit Philoſophie, neueren Sprachen und ſchönen Wiſſenſchaften beſchäftigte. Ueber dieſe Beſchäftigung mit „vorwitzigen Unterſuchungen“ gab ihm der Herr von Merſay in Godelsheim, ein unter den Separatiſten jener Tage ſehr angeſehener Mann, den er auf der Rückreiſe, im Mai 1750, dem Befehl ſeines Vaters gemäß, auf ein Paar Wochen beſuchte, eine ernſte Zurechtweiſung.

---

[1] So ſchrieb ſich die Familie. Unſer Held ließ aber das zweite r weg.

Im Juni 1750 kam er nach Lindau zurück und trat als praktiſcher Arzt und Operateur auf, wurde auch 1752 zum Geburtshelfer beſtellt und ſchrieb manches Nützliche in dieſem Fache, fand aber viel Widerſtand bei den Anhängern des alten Schlendrians. Zuletzt verlor er faſt alle Kunden, blieb nur bei ſeinen nächſten Verwandten Hausarzt und überließ ſich nun immer mehr ſeiner Neigung zur Philoſophie, Theoſophie, Poeterei und Chemie, welche letztere er ſchon in Berlin bei Pott mit beſonderem Eifer betrieben. Wie er ſie auffaßte, ergibt ſich unter andern daraus, daß er „einige Metalle unter göttlichem Beiſtand und Hilfe zu verbeſſern und zu veredeln verſuchte.“ 1763 ſtarb ſeine Mutter nach langer ſchmerzlicher Krankheit, wobei er ihr treuen und geſchickten Beiſtand leiſtete. Durch ſeine 1767 zu Karlsruhe gedruckte Disquisitio de universali methodo medendi confortativa erwarb er ſich die Aufnahme zum Mitgliede der baieriſchen Akademie der Wiſſenſchaften. Er unterhielt Verbindungen mit Wieland [1]), Bodmer, Lavater, Pfenninger, Tobler, Stolz, Heß und andern Schweizern und trug ſich viel mit Gedichtsplänen im Sinne der Bodmeriſchen und früheſten Wielandiſchen Richtung. Doch hatte er keinen Beruf zur Poeſie, wie ihm ſein jüngerer Bruder, Ludwig, welcher Finanz-Oberbuchhalter in Dresden geworden war und durch den die Familie nach Sachſen gekommen iſt, auch offen ſagte. Während der Vater Oberreit ſich ganz der reinen Myſtik ergab, Jakob Hermann dieſelbe mit allen möglichen andern Wiſſenſchaften amalgamirte und verdoctrinirte, verband Ludwig mit derſelben Familienrichtung Weltkenntniß, Geſchmack und praktiſchen Sinn.

---

[1]) Dieſer creirte ihn auch 1769, als Kanzler der freien Reichsſtadt Biberach und kaiſerlicher Pfalzgraf, zum Doctor der Philoſophie.

1769 traf die Familie ein ſchweres Unglück. Der alte Buchhalter hatte die ihm anvertraute Kaſſe wol oft auf dem Papier überſchlagen, niemals aber wirklich überzählt. Nun fand ſich auf einmal ein Defect von mehreren Tauſend Gulden. Seiner Unſchuld bewußt, hoffte er mit den Seinigen auf ein Wunder. Sie beteten darum und gingen zwei Mal auf das Rentamt, daſelbſt die fehlende Summe zu finden. Als endlich die Bürgermeiſter kamen und das Geld begehrten, antwortete ihnen der alte Buchhalter getroſt: weil es Gott gefallen, daß die Herren Bürgermeiſter ſelbſt Augenzeuge ſein ſollten von der göttlichen Hilfe, auf die er gehofft, ſo möchten ſie nur in das Nebenzimmer gehen, wo die Kiſte ſei. Wie heftig aber erſchrak er, als er ſehen mußte, daß alles leer war. Als der eine Bürgermeiſter ihm Vorwürfe machte, daß er ihn ſo angeführt habe, bat er um Verzeihung: er habe Gottes Stimme nicht richtig verſtanden. Er mußte den ganzen Defect erſetzen, wozu ſein Vermögen kaum zur Hälfte ausreichte. Das Meiſte zu dem Fehlenden gab ſein Sohn in Dresden und auch ein braver Bürger in Lindau trug mit bei. Oberreit wurde ſeines Amtes entlaſſen, erhielt jedoch eine Penſion von 200 Fl., wozu dann der Sohn in Dresden auch noch jährlich einige Hundert Fl. und ſpäter noch mehr hinzulegte. Doch kam die Familie nie wieder zum früheren ſorgloſen Wohlſtand.

Jakob Hermann griff zwar wieder zur ärztlichen Praxis, verdiente aber auch nicht viel, und kam dann wieder auf alchymiſtiſche Thorheiten, die weder ſeiner Kaſſe, noch ſeiner Geſundheit zuträglich waren. Im

Auguſt 1771 wurde ihm ſein Schmelzofen von Obrigkeitswegen abgebrochen und ſeine Feuerarbeit verboten. Das wäre eine Wohlthat für ihn geweſen; aber er erwirkte durch eine Vorſtellung, daß ihm die nur zu ſeinem Ruin gereichende Arbeit wieder geſtattet wurde. Auch ſein dresdner Bruder warnte lange umſonſt und mußte endlich einen Stillſtand der hermetiſchen Arbeiten durch die Drohung, ſeine Hand ſonſt abzuziehen, erzwingen. Aber ſchon 1775 ſchreibt der Vater in ſeinem Tagebuche: ſein Sohn habe „in Veredlung und Verbeſſerung der Metalle durch göttliche Gnade endlich genugſame Erfahrung und hinlängliches Licht erhalten.“ 1776 ſtarb der alte Vater.

Vorher entſpann ſich eine literariſche Fehde. 1773 hatte Zimmermann in Hannover ein Fragment über die Einſamkeit herausgegeben, was unſerm Obereit höchlich misfiel und wogegen er eine Schrift ausarbeitete, deren Handſchrift er Zimmermann ſelbſt zuſchickte und ihn in wiederholten Briefen beſchwor, ſie drucken zu laſſen. Zimmermann that dies in der That und gab die Schrift unter dem Titel: Vertheidigung der Myſtik und des Einſiedlerlebens (Frankfurt a. M., 1775) heraus. Daran knüpfte ſich ſpäter noch Weiteres.

Seit 18 Jahren war Jakob Hermann in einem Herzensbündniß mit einem frommen, ſchwärmeriſchen Mädchen geweſen, der Tochter eines armen Poſamentirers Rietmeier in Lindau, bei welchem Obereit Hausarzt war. Er hat das Mädchen und ſein Verhältniß zu ihr unter dem Titel: „Theanthis und ihr Schweizer-Philoſoph. Eine pſychologiſche Geſchichte“ geſchildert [1].

---

[1] Magazin zur Erfahrungs-Seelenkunde, Bd. 9, St. 2, S. 60 fg.

Ihrer Verbindung ſtellte ſich dieſe ganze Zeit der Widerſtand der Eltern des Mädchens und Obereit's Armuth entgegen. Sein eigner Vater kannte und billigte das Verhältniß. Er entfernte ſie aus dem Hauſe der Eltern und brachte ſie unter den Schutz ſeiner Freunde und ſonſt. Endlich 1777 verband er ſich mit ihr, er 51, ſie 42 Jahre alt, zu einer Ehe, von der er ſagt, ſie ſei „weder platoniſch noch epikuräiſch geweſen, mehr als Freundſchaft, doch ohne gemeine Vermiſchung", und die nur wenige ſelige Wochen dauerte, nach deren Verfluß ſie an hektiſchen Leiden ſtarb.

Obereit theilte nun ſeine Zeit in Studien, Schriftſtellerei und hermetiſche Arbeiten. Ein Apotheker zu Winterthur nahm ihn in ſein Laboratorium und nachher auch in ſein Haus auf. Da aber der Stein der Weiſen nicht erſcheinen wollte, ſo zog ſich der Apotheker zurück und Obereit ſetzte die Arbeiten auf eigne Koſten fort, bis ſein Hauswirth ihn nicht länger bei ſich zu behalten drohte, wenn er fortfahre, ſeine wenige Baarſchaft durch den Schornſtein zu jagen. Dann lud ihn wieder ein Freund der Alchymie, Hauptmann Burcks im Canton Bern, zu ſich ein. Er ſollte aber zugleich deſſen Kinder unterrichten, und es mag wol ſein Gefühl der Untauglichkeit zu dieſem Poſten geweſen ſein, was ihn ſchon nach ſechs Wochen beſtimmte, das Verhältniß wieder aufzugeben. Er ging darauf nach Zürich und brachte ein ſorgenfreies, angenehmes Jahr in dem Laboratorium des Bruders von Lavater zu, welcher Arzt, Chemiker und eifriger Maurer war. In dieſer Zeit ſchrieb er ein zweites, ausführlicheres Werk gegen Zimmermann. Es iſt das zugleich die auch in formeller Beziehung lesbarſte Schrift Obereit's geworden, weil er die Handſchrift ſeinem Freunde Kleuker [1]) zur Reviſion gab, der dem reichhaltigen Werke ein ſehr geſchmackvolles Gewand verlieh und eigne Anmerkungen hinzufügte. Es erſchien unter dem Titel: „Die Einſamkeit der Weltüberwinder nach innern Gründen erwogen von einem lakoniſchen Philanthropen. Mit Anmerkungen des Herausgebers. Leipzig, 1781.“ Der Verfaſſer ſtellte das Wohlthätige eines, auch mitten in der Geſellſchaft ſtillen, eingezogenen, einſamen und in ſich gekehrten Lebens dem zerſtreuten, nach außen gerichteten, geräuſchvollen und eitlen Leben der Weltlinge entgegen. Das Buch hat viele Leſer gefunden und verſchaffte Obereit ſeiner Zeit wahre Celebrität. Es iſt auch der Anlaß zu Zimmermann's großem Werke über die Einſamkeit worden.

1781 ging Obereit zu ſeinem Bruder nach Dresden, wo er geraume Zeit blieb, mancherlei ſchrieb und mit der Stiftung eines Privatvereins von Chriſtusverehrern zur gemeinſchaftlichen Arbeit am Tempel Chriſti umging. Ueberhaupt ſcheint er gewiſſen myſtiſchen und hermetiſchen Ordensverbindungen [2]) angehört, jedenfalls in dieſen Kreiſen viel Anſehen gehabt zu haben. Im Auguſt und September 1782 hielt er ſich in Hannover bei einem Goldarbeiter auf, der ihn aus ſeiner „Einſamkeit der Weltüberwinder" liebgewonnen hatte. Hier beſuchte ihn auch Kleuker und hier lernte er Zimmermann perſönlich kennen, lebte in freundſchaftlichem Verkehr mit ihm und gab ihm die Eigenheiten zum Beſten, welche Zimmermann ſpäter zu ſeiner Verſpottung ausbeutete, ungeachtet er ſelbſt nicht umhin konnte, ihn für einen „äußerſt ungewöhnlichen und gar nicht gemeinen Menſchen, mit freier, erhabener Stirn, ehrlichem Geſicht, hellen, kecken Augen", für einen „kraftvollen, grundfeſten, kernhaften und in mancher ſtrengen Tugend geübten Mann, welcher Wahrheit tief herauf und mit eiſerner Beharrlichkeit ſuche und inwendige Theologie mit Eifer betreibe", zu erklären. Dann lebte er zwei Jahre bei dem Hofrath Nitſche[1] in Mengelsdorf, den er einen «Pansophe en abrégé» nannte. Im Sommer 1784 kam er nach Leipzig und ging von da zu Wieland nach Weimar, der in Verbindung mit andern Freunden für ſein Unterkommen ſorgte, ſo disparat auch ſonſt ihre damaligen Richtungen waren. Gegen Zimmermann's großes Werk über die Einſamkeit, in dem er nicht geſchont worden, ſchrieb er eine wenig gelungene Satire, die er ſeiner und Zimmermann's Freundin, der Regierungsräthin von Döring geb. Strube in Ratzeburg, widmete.

---

[1]) Johann Friedrich Kleuker, geb. zu Oſterode 27. Oct. 1749, ſtudirte in Göttingen, ward, auf Herder's Empfehlung, 1775 Prorector in Lemgo, bearbeitete den Zend-Aveſta, ging 1778 als Rector nach Osnabrück, gab 1784 das aus den Schriften St. Martin's zuſammengeſtellte „Μαγικόν oder das geheime Syſtem einer Geſellſchaft unbekannter Philoſophen“ heraus, ſchrieb viel Theologiſches, ward 1798 Profeſſor in Kiel, ſtand in lebhafter Verbindung mit Hamann, Jacobi, Lavater, de Luc, den Stolbergs, der Fürſtin Galizin u. A., † 1. Juni 1827. — Vergl.: Ratjen, Johann Friedrich Kleuker und Briefe ſeiner Freunde. Göttingen, 1842.

[2]) Die bekannteſten damaligen Verbrüderungen waren, außer den Freimaurern und den Jeſuiten, die Illuminaten, die deutſche Union oder die Verbindung der XXII, die Geſellſchaft der deutſchen Kette, die Roſenkreuzer, der Orden der Ritter und Brüder Eingeweihten aus Aſien, die afrikaniſchen Brüder, der Jeruſalemsorden, der Orden der höchſten Vorſehung oder des heiligen Joachim's, die Verbrüderung des Kreuzes, die Verbrüderung zum Herzen Jeſu, die

Nach einem halbjährigen Aufenthalt in Weimar

Ritter zur Andacht des heiligen Grabes, die Martiniſten, die Mesmerianer, die chevaliers bienfaisants de la cité sainte, die Verbindung zur Wiedervereinigung der chriſtlichen Parteien, die deutſche Geſellſchaft zur Beförderung der reinen Lehre und wahren Gottſeligkeit.

[1] Ueber ihn in den Miscellen.

ſchlug er 1785 ſeine Wohnung in einem dunklen Dachſtübchen hinter der Stadtkirche in Jena auf, noch ferner durch Wieland und andere barmherzige Seelen nothdürftig unterſtützt, und gab ſich nun, nicht recht zur Freude ſeiner myſtiſchen und theoſophiſchen Freunde, ganz der Philoſophie und zwar dem Studium der neueren Zeitphiloſophie hin, die er jedoch auch mit ſeinen alten Richtungen in wunderbare Verbindung zu bringen wußte.

Bei einem Beſuche in Jena hörte der Herzog von Meiningen [1]) von Obereit, beſuchte ihn, fand Geſchmack an dem originellen alten Denker und lud ihn bald darauf ſchriftlich ein, nach Meiningen zu kommen, wo er ihm freie Wohnung, Holz, Licht und Koſt anbot. Er ging auch ſofort darauf ein, befand ſich längere Zeit recht wohl daſelbſt, gefiel ſich und Andern, beſchäftigte ſich mit Errichtung eines arkadiſchen Damenordens und gab mancherlei, größtentheils durch die Kantiſche Philoſophie veranlaßte Schriften heraus. Für die franzöſiſche Revolution intereſſirte er ſich anfangs ſehr, ward aber auch ihr ebenſo entſchiedener Gegner, als ſie ihre ſchreckliche Kehrſeite hervorſtreckte.

Im Frühjahre 1793 zog er mit Genehmigung des Herzogs, der ihm auch eine kleine Penſion auswarf, wieder nach Jena, wo er auch von dem Prinzen, nachherigen Herzog Auguſt von Sachſen-Gotha, von Wieland, Bode und andern Freunden unterſtützt ward, ſich nothdürftig durchbrachte, und durch Reinhold ganz für die Kantiſche Philoſophie gewonnen ward, die er aber doch wol ſchwerlich in Kant's Sinn auffaßte und anwendete. Er ging jetzt ſogar mit einem Heirathsprojecte um, das ſich aber ebenſo zerſchlug, wie die Hoffnung, durch Zimmermann, mit dem er ſich, auf deſſen Entgegenkommen, verſöhnt hatte, Hofphiloſoph, Literaturſecretair, oder Bibliothekar der Kaiſerin Katharina zu werden.

---

[1]) Georg Friedrich Karl, Herzog von Sachſen-Meiningen, geb. 4. Febr. 1761, ſeit 28. Jan. 1763 Mitregent ſeines Bruders unter, ſeit 4. Febr. 1781 ohne Vormundſchaft, ſeit 21. Juni 1782 alleiniger Regent, † 24. Dec. 1803. Seine Gemahlin war Luiſe Eleonore, Prinzeſſin von Hohenlohe-Langenburg (geb. 11. Aug. 1763, verm. 27. Nov. 1782, † 29. April 1837). Er war der Vater der verwittweten Königin von Großbritannien, Adelheid, der Herzogin Ida von Sachſen-Weimar und des jetzt regierenden Herzogs Bernhard Erich Freund von Sachſen-Meiningen

Im Frühling 1793 zog er zu ſeinem Bruder nach Dresden, um deſſen drei faſt erwachſene Söhne zu den Studien der Menſchheit zu leiten. Indeß mag er dazu doch nicht recht gepaßt haben, und zog ſchon zu Pfingſten 1794 wieder nach Jena, beſchäftigte ſich noch ſehr eifrig mit der Fichte'ſchen Wiſſenſchaftslehre, kehrte aber zuletzt zur „Popularphiloſophie des Herzens“ zurück. Die letzten Jahre ſeines Lebens trübte ein ſehr ſchmerzliches Uebel, an dem er am 2. Februar 1798 endlich ſtarb. — Er hatte eine Selbſtbiographie für den Schlichtegroll'ſchen Nekrolog 1) verfaßt, und von dem Hauptmann von Blankenburg 2) in Leipzig ſtyliſtiſch ausfeilen laſſen, ſie auch druckfertig zurückerhalten. Das Manuſcript iſt aber ſpurlos verloren gegangen.

---

1) Aus deſſen neuntem Jahrgange (Bd. II., S. 1 fg.) wir das Obige auszogen.

2) Chriſtian Friedrich von Blankenburg, geb. bei Kolberg 24. Jan. 1744, Verwandter Kleiſt's, kämpfte im ſiebenjährigen Kriege als Adjutant eines Dragonerregiments, ging 1777 als Hauptmann ab, lebte in Leipzig und Kennewitz, in innigem Verkehr mit Weiße und Zollikofer, und ſtarb in Leipzig 4. Mai 1796. Die Durchſicht jener Obereit'ſchen Biographie mag ſeine letzte Arbeit geweſen ſein. Er war ſeiner Zeit als Aeſthetiker und Ueberſetzer geſchätzt.

XVII. Madame de la Croix.

Fräulein von Jarente, Tochter des Marquis von Sénas und Nichte eines unter der Pompadour und Choiſeul ſehr einflußreichen Biſchofs von Orleans, hatte ſehr jung den Marquis de la Croix geheirathet, einen geachteten General in ſpaniſchen Dienſten. Eine Zeitlang lebte ſie von ihrem Manne getrennt in Avignon und beherrſchte das Comitat durch den Vicelegat Aquaviva, welcher aufs äußerſte in ſie verliebt war. Als ihr Gatte Vicekönig von Gallicien wurde, ging ſie wieder zu ihm und verſuchte nun das Regiment in einer ſpaniſchen Provinz. Nach ſeinem Tode erfuhr ſie mancherlei Kränkungen und Ungerechtigkeiten und kam ſehr mittellos nach Lyon, wo ſie in eine gefährliche Krankheit verfiel, während derſelben Viſionen hatte und nun von der vollſtändigſten Ungläubigkeit zu grenzenloſer Glaubensfähigkeit überging. Die Schriften St. Martin's, beſonders die Schrift des Erreurs de la Vérité, zogen ſie vornehmlich an; ſie ſuchte den Verfaſſer zu Paris auf, ſah ihn oft bei ſich, ſtritt ſich viel mit ihm und ſetzte ſich endlich ein eignes theoſophiſches Syſtem zuſammen, was u. A. eine Viereinigkeit enthielt, worin der Sohn vom Vater, der heilige Geiſt vom Sohne und Melchiſedec vom heiligen Geiſte erzeugt ward. Ihre Stärke lag aber weniger in der Theorie als in der Praxis. Ihr Hauptgeſchäft war, den Teufel auszutreiben und dadurch Kranke zu heilen, indem ſie den Teufel für die Urſache der meiſten Krankheiten hielt, welche ihre Quelle in irgend einer Sünde hätten, die den leidenden Theil den Einflüſſen des böſen Weſens unterworfen habe. Eine Anſicht, die nicht ohne ihr Wahres ſein mag, ſobald ſie bildlich und cum grano salis verſtanden wird. Sie operirte durch Gebete und durch die Auflegung ihrer mit geweihtem Waſſer und Oel benetzten Hände. Am meiſten aber glaubte ſie ſich auf ihrem Platze, wenn ſie einen Beſeſſenen traf, aus welchem ſie den Teufel auszutreiben ſich mühete. Sie unterſchied die Beſeſſenen, von denen ſie annahm, daß ſie einen Pact mit dem Teufel gemacht und dieſen dadurch in ſich hineingezogen hätten, von den blos Befallenen, die den Teufel nur auf ſich oder um ſich haben ſollten. Mit den Letzteren kam ſie leicht zu Stande. Ja, es war ihr ſogar möglich, den Teufel vor ſeinem Abzuge der Geſellſchaft in irgend einer Form, die Niemand erſchrecken konnte, zu zeigen. So erzählte ſie dem Baron von Gleichen über ein Teufelchen, von dem ſie einen franzöſiſchen Conſul befreit haben wollte, der im Uebrigen zu den Literaten des Encyklopädiſtenkreiſes gehörte, Folgendes: „Als der böſe Geiſt aus ſeinem Leibe gefahren war, befahl ich demſelben, uns in der Geſtalt einer kleinen chineſiſchen Pagode zu erſcheinen. Er war ſo artig, eine wahrhaft köſtliche Geſtalt anzunehmen; er war in Feuerfarben und Gold gekleidet; ſein Geſicht war ſehr lieblich, er bewegte die kleinen Hände mit vieler Grazie und flüchtete ſich unter jenen Vorhang von grünem Taffet, hüllte ſich darein und ſchnitt von da aus alle Arten von Grimaſſen auf ſeinen alten Wirth zu. Der Letztere blieb jedoch, da er ohne Zweifel neue

Fehler begangen hatte, von ihm heimgeſucht; denn als er eines Abends nach Hauſe kam, fand er die kleine Pagode auf ſeinem Bureau, und ich war genöthigt, mich zu ihm zu begeben, um den Teufel aus dem Zimmer zu verjagen.“ Das Merkwürdigſte war, daß Frau de la Croix den Conſul nöthigte, die Wahrheit dieſer Erzählung in Gegenwart des Baron Gleichen, mit dem er ſich bis dahin in ganz anderen Kreiſen getroffen, anzuerkennen.

Doch Gleichen traf noch andere Perſonen bei ihr, deren Verbindung mit ihr und daß ſie ſich von ihr den Teufel austreiben ließen, ihm noch verwunderlicher war, als der Fall mit jenem Conſul; z. B. den Marchall Richelieu, den Ritter de Monbarrey, den Marquis, die Marquiſe und den Ritter de Coſſé. Frau de la Croix behauptete, daß ſehr viele Perſonen und auch ſolche aus dem Kreiſe ſeiner Bekanntſchaft vom Teufel heimgeſucht wären und Erſcheinungen hätten, aber nicht davon zu ſprechen wagten, weil ſie ſich lächerlich zu machen beſorgten. Sie nannte ihm namentlich den Grafen Schomberg, der eine vorragende Stelle unter den Anhängern der ungläubigen Philoſophie einnahm und der zu den gewöhnlichen Gäſten des Baron Holbach gehörte. Gleichen erſchien dieſe Anführung denn doch im höchſten Grade unwahrſcheinlich. Indeß erhielt er nach Jahresfriſt eine Beſtätigung jener Aeußerung, als er ſich bei Madame Necker in Geſellſchaft befand. Dieſe Dame brachte nämlich einen Brief Buffon's vor, worin er ihr über gewiſſe Viſionen ſchrieb, die in der Provinz Burgund graſſirten und wobei es immer alte Weiber wären, die erſchienen. Einige Literaten, welche Buffon nicht geneigt waren, weil er ihnen zu religiös war, machten einige ſchlechte Witze über ſeine Neigung. Unglaubliches zu glauben. Da aber ſagte der Graf von Schomberg: „Sie kennen mich hinlänglich, meine Herren, um überzeugt zu ſein, daß ich nicht an Geſpenſter glaube; aber das hindert nicht, daß ich ſeit langer Zeit und faſt jede Woche und jetzt noch die Geſtalten dreier alter Weiber ſehe, die ſich am Fuße meines Bettes erheben und mir, indem ſie ſich gegen mich verbeugen, abſcheuliche Grimaſſen ſchneiden.“

So ſah auch ein gewiſſer Tieman, der zu Gleichen's Freunden gehörte, und zwar von der Paſſion für die ſogenannten geheimen Wiſſenſchaften angeſteckt, aber ein ſehr wahrheitsliebender und ſich vor Täuſchungen hütender Mann war, faſt an jeder Stelle, die er einige Minuten lang feſt anſah, einen Kopf, deſſen Augen und Züge ſo ausdrucksvoll waren, daß ſie zu leben ſchienen. Auf der Blutſpur, die man in dem Zimmer des Schloſſes zu Edinburgh zeigt, wo David Rizzio ermordet wurde, wollte er einen Kopf geſehen haben, auf dem ſich in erſchreckender Weiſe die Krämpfe eines Sterbenden zeigten. Er kehrte wiederholt zu derſelben Stelle zurück und ſah immer dieſen Kopf und immer furchtbarer wieder. Die Sache iſt durch das Spiel der Phantaſie, verbunden vielleicht mit einer eigenthümlichen Beſchaffenheit des Auges, unſchwer zu erklären und namentlich die ſtete Wiederkehr des einmal ergriffenen Bildes hat gar nichts Befremdliches.

Frau de la Croix war in ihrer Jugend eine beiſpiellos vollkommene römiſche Schönheit geweſen. Voll Grazie und Ausdruck, mit durchdringendem Auge, einer Adlernaſe, einem hoch getragenen Haupt, einer prächtigen Haltung, war ſie das Ideal einer ſchönen Kaiſerin. Von ſo viel Reizen blieb ihr im Alter ein geiſtvolles und belebtes Geſicht, eine wohlgebaute Taille, ein ſchöner Fuß, eine gebieteriſche Miene und viel Fluß der Rede. Dieſe imponirenden und ungewöhnlichen Reſte ſtimmten trefflich zu der Rolle, die ſie ſpielte, wenn ſie zum Teufel ſprach. Ihre drohende Geberde und der Ton ihrer Stimme machten zittern, und in ihrer Haltung lag ſoviel Adel, in ihrer Inbrunſt ſoviel Erhabenheit, in ihrem ganzen Weſen ein ſo hoher Ausdruck des Glaubens und der Zuverſicht, daß man eine Heilige zu ſehen glaubte, die ein Wunder zu thun im Begriff war. Herr von Gleichen war jedoch, ungeachtet er manche Tage bei ihr zubrachte, um abzuwarten, daß der Teufel aus dem Leibe eines Beſeſſenen herausfahre, nie ſo glücklich, dieſen Augenblick zu treffen. Nur Kopf- und Zahnſchmerzen, Koliken und rheumatiſche Uebel ſah er heilen.

Frau de la Croix erzählte mit einer ihr eignen Naivetät, Grazie und maleriſchen Kunſt die Einzelheiten der Beſuche, die ſie, wenn ſie allein war, von den böſen Geiſtern empfing. Man ſah alles, was ſie ſagte, ſo lebhaft und natürlich waren ihre Beſchreibungen. So oft Gleichen ſie beſuchte, erzählte ſie ihm Neues von ihrer dämoniſchen Geſellſchaft. Bald waren es höchſt drollige Poſſen, die man getrieben hatte; bald hatte ſie erſchreckliche Verfolgungen erfahren.

Oft kamen ganze Proceſſionen von Büßenden, in großen roſenfarbenen Gewändern, oder häßlich riechende Kapuziner, in Himmelblau gekleidet, oder andere lächerlich ausſtaffirte gräßliche Perſonen, die des Nachts zu ihr kamen und über ihr Bett wegſchritten, indem die Kapuziner ihr Küſſe zuwarfen und die Büßenden ihre Decken geißelten. Zuweilen gab man ihr einen Ball, wo ſie die ſeltſamſten Trachten und die Moden aller Jahrhunderte ſah. Ein anderes Mal zeigte man ihr ein herrliches Feuerwerk, Pyramiden von Diamanten und Koſtbarkeiten, prächtige Illuminationen, oder bezauberte Paläſte. Sie ſchilderte das alles ſo lebendig, mit ſoviel Geſchmack, Heiterkeit und Beredtſamkeit, daß ihre Erzählungen größeren Werth hatten, als die meiſten Beſchreibungen eines Feſtes oder der glänzendſten Aſſemblée.

Eines Tages erzählte ſie von einer theologiſchen Disputation, die ſie mit einem ihrer vertrauteſten Geiſter gehabt hatte, der als Doctor der Sorbonne verkleidet war, ſie als Ketzerin behandelte und die Meinungen der römiſchen Kirche in der orthodoxeſten Weiſe verfocht. „Als er aber zuletzt Blasphemieen einmiſchte“, ſagte ſie, „ſchloß ich ihm den Mund mit einem Vorlegeſchloß, das er bis zum Tage des Gerichts tragen wird.“ „Und woher nahmen Sie dieſes Vorlegeſchloß?“ fragte Gleichen. „Ach, mein lieber Baron“, erwiederte ſie, „wie wenig kennen Sie den Unterſchied zwiſchen der geiſtigen und der materiellen Wirklichkeit; es iſt ein völlig wahrhaftes Vorlegeſchloß, was ich ihm angelegt habe; die unſrigen haben nur das Ausſehen eines Solchen.“

Manche Leute waren boshaft genug, ſie zum Beſten zu haben, und luden ſie in Häuſer ein, hinſichtlich deren ihr vorgeſpiegelt ward, daß es darin ſpuke. Dieſe Streiche wurden ſelbſt ſo grob getrieben, daß ſie den Spott bemerkte; aber ſie legte dieſe Demüthigungen an den Fuß des Kreuzes nieder, und ſagte zu Gleichen mit großer Offenheit und Verſtändigkeit: „Sie, die Sie mich ſo eiferſüchtig auf meinen Ruhm und meine Ueberlegenheit gekannt haben, die Sie wiſſen, daß ich mich des geringſten Ueberfluſſes beraube, um ihn den Armen zu geben, die Sie ſehen, daß das Geſchäft, was ich treibe, mir nichts als Schande und Verachtung in einem Lande einbringt, wo ich vermöge meines Ranges und meiner Verwandtſchaft eine ganz andere Rolle ſpielen könnte, fühlen Sie nicht, daß eine viel höhere Macht mir das Werk, das ich verrichte, auflegen muß? Sagen Sie mir freimüthig, ob mein Geiſt gelitten hat? ob Sie finden, daß ich wahnſinnig geworden bin?“ Gleichen fand es um ſo ſchwieriger, auf dieſe Fragen zu antworten, je mehr ihm ihr Geiſt glänzender als jemals erſchien. Er ſagte ihr die nöthigen Höflichkeiten, dachte aber im Stillen, daß eine fixe Idee ſich recht wohl mit im Uebrigen richtigen Anſichten vertragen, und daß auch ein ſonſt vernünftiger Menſch ſeinen Winkel der Narrheit haben könne. Uebrigens erklärte er, daß Frau de la Croix, die er zum letzten Male im Jahre 1791 zu Pierry in der Champagne bei Cazotte[1]) ſah, welcher auch zu ihren Anhängern gehörte, nachdem er früher Martiniſt geweſen war, eine ſo thätige Menſchenliebe, eine ſo erbauliche Frömmigkeit, eine ſo rührende Seelengüte, ſoviel Salbung, Geiſt und Adel des Charakters beſeſſen habe, daß es unmöglich geweſen ſei, ſie nicht zu lieben und zu achten.

Die Revolution hielt ſie für ein Werk des Teufels und rühmte ſich, als eines Zuges beſonderer Bravour, daß ſie einen Talisman von Lapis Lazuli zerſtört habe, den der Herzog von Orleans in England von dem berühmten jüdiſchen Oberrabbiner Falk Scheck erhalten. Sie verſicherte: „Dieſer Talisman, der den Prinzen auf den Thron bringen ſollte, wurde, durch die Kraft meiner Gebete, auf ſeiner Bruſt in dem merkwürdigen Augenblicke zerbrochen, wo er inmitten der Nationalverſammlung in Ohnmacht fiel.“

---

1) Ueber ihn beſonders.

Herr von Gleichen ſchließt ſeinen Bericht über dieſe merkwürdige Frau mit der Schilderung einer Scene, von der er ſagt, daß er ſie nie habe vergeſſen, noch ſich erklären können. Frau de la Croix hatte einen Beſeſſenen, der von ſeinem Nachbar, einem Müller, verleitet worden war, ohne ſein Wiſſen einen Pact mit dem Teufel einzugehen. Da der Pact unbewußt eingegangen worden, ſo konnte der Beſeſſene befreit werden. So oft er zu ihr kam, warf er ſich auf die Kniee und berichtete, unter Schluchzen, die ſchrecklichen Qualen, die er unabläſſig erdulde. Frau de la Croix legte ihn auf ein Kanapee, entblößte ihm den Leib und wendete Reliquien und Weihwaſſer darauf an. Dann hörte man ein widerwärtiges Knurren im Leibe und der Patient ſtieß erſchreckende Schreie aus; aber der Teufel hielt feſt und die Hoffnungen, ihn ausfahren zu ſehen, wurden immer getäuſcht. Eines Tages wurde dieſer Beſeſſene wüthend, ſprang vom Kanapee herab und drohte, ſich auf die Geſellſchaft zu ſtürzen. Frau de la Croix ſtellte ſich zwiſchen ihn und die Uebrigen und brachte ihn mit drohender Miene wieder an ſeinen Platz. Jetzt aber knirſchte er mit den Zähnen mit ſolcher Kraft, daß die Vorbeigehenden auf der Straße es hätten hören können, und ſtieß wuthſchäumend ſo ſchreckliche und unerhörte Läſterungen aus, daß den Zuhörern die Haare zu Kopfe ſtiegen. Hierauf ging er zu den heftigſten Schmähungen gegen Frau de la Croix über, und ſchloß mit der ärgerlichſten Aufzählung aller Sünden, welche dieſe arme Dame in ihrem ganzen Leben begangen haben konnte, unter Anführung von Details, von denen viele geeignet waren, ſie vor Beſchämung ſterben zu machen. Sie hörte aber das alles mit zum Himmel gewendeten Augen und auf der Bruſt gekreuzten Händen, unter bitterlichem Weinen an; die Jugend abgerechnet, einer heiligen Magdalene gleichend. Als der Patient ſeine Rede beendigt hatte, kniete ſie nieder und ſagte zu den Anweſenden: „Meine Herren, ſehen Sie hier eine von Gott meiner Reue bewilligte gerechte Strafe meiner Sünden. Ich verdiene dieſe Demüthigungen, die ich vor Ihnen erfahren habe, und ich würde mich denſelben vor ganz Paris unterwerfen, wenn ich dadurch all meine Fehler zu ſühnen vermöchte[1]).

---

[1]) Denkwürdigkeiten des Barons von Gleichen, S. 149 fg.

XVIII. Condamine und die Convulſionäre.

Die janſeniſtiſche Bewegung hatte ihre reine und hohe Seite, die in dem großen Pascal ihren erhabenſten geiſtigen Ausdruck, in den milden Frauen von Port Royal[1] ihre edelſte ſittliche Verklärung fand. Sie war hier aus dem Bedürfniß nach religiöſer Innigkeit und Tiefe gefloſſen; ein Proteſt, nicht gegen die Fundamente der römiſchen Kirche, wie der Proteſtantismus, aber gegen das, was menſchliche Liſt und Berechnung aus ihr gemacht hatte, gegen Oberflächlichkeit, Heuchelei und Formenwerk. Als aber Verfolgung der Sache in größeren Kreiſen Theilnahme ſchuf, ſchloß ſich auch die Schwäche und Thorheit der Zeit ihr an, und dann blieben auch hier die Entſtellungen und Verzerrungen nicht aus. Auch die Janſeniſten, wie ſie zum Schwarme geworden waren, wollten ihren eignen Heiligen und Wunderthäter haben und fanden ihn in ihrem 1727 geſtorbenen und auf dem Kirchhof des heiligen Medardus zu Paris begrabenen Genoſſen, Franz von Paris. Hier wurden große Verſammlungen gehalten, bei denen von überſpannten Gebeten und Reden der Uebergang zu Weiſſagungen und Wundern bald gefunden ward. Die Exaltation führte zunächſt, wie ja noch heute bei den Verſammlungen mancher amerikaniſcher Sectenſchwärmer, zu Krämpfen, Zuckungen und ſogenannten übernatürlichen Zuſtänden, und bald wurden dieſe in eine Art Syſtem gebracht, wo ſich dann nicht mehr leicht unterſcheiden ließ, welchen Antheil das unbewußte Wirken der Einbildungskraft und ſonſtiger geheimer Seelenkräfte und welchen die berechnete Verſtellung daran habe. Unzüchtige Entblößungen, bei welchen man doch behauptete, daß ſie eben nur aus Erhabenheit über die Sinnlichkeit flöſſen und denen man allerhand myſtiſche Deutungen unterlegte, und freiwillig aufgenommene Martern, gegen deren Schmerz, wo nicht Täuſchung unterlief, die höchſtgeſteigerte Erregung abſtumpfte, bildeten die Haupttheile dieſer Schauſtellungen, welche namentlich 1731 unglaubliche, durch die verſchiedenſten Beweggründe angelockte Menſchenmengen herbeizogen. Das Unweſen erreichte einen Grad, bei welchem, auch von allen Parteitendenzen abgeſehen, ein Einſchreiten der Regierung, wie es 1732 erfolgte und den Zugang zu dem Grabe verhinderte, ganz natürlich war. Indeß ſetzten die Schwärmer ihre Uebungen noch längere Zeit in immer geheimer werdenden Zuſammenkünften fort, indem ſie ſich Erde von dem Grabe ihres Heiligen zu verſchaffen und dann an jedem beliebigen Orte die vermeintlichen Wunder zu erneuern wußten. Die Lächerlichkeiten und Exceſſe dieſer Vorgänge waren es aber hauptſächlich, woran der Janſenismus, der ſich außerdem wenigſtens als Richtung einer achtbaren Minorität wol hätte erhalten mögen, zu Grunde ging.

---

[1] Vergl.: Reuchlin, Geſchichte von Port Royal; Hamburg und Gotha, 1839 fg., 4 Bde. —

Derſelbe, Pascal's Leben und der Geiſt ſeiner Schriften: Stuttgart und Tübingen, 1840.

Auch über dieſe Scenen theilt der Herr von Gleichen[1]) einige eigne Erfahrungen mit, die uns charakteriſtiſch genug erſcheinen, um ſie aus dem Franzöſiſchen ſeines ſeltenen Werkes hierher zu übertragen.

Der bekannte Gelehrte de la Condamine[2]) wurde von einer unbezähmbaren, ſollen wir ſagen Neugier oder Wißbegier, beherrſcht, mit welcher ſeine Taubheit in fatalem Widerſpruch ſtand. Wenn er zwei Perſonen ſich mit einander vertraulich unterreden ſah, ſo näherte er ſich ihnen nicht nur auf die indiscreteſte Weiſe, ſondern man ſah ihn auch ſein Hörrohr herausnehmen. Fand er einen Brief auf dem Tiſche, ſo konnte er ſich nicht enthalten, ihn zu öffnen und zu leſen. Wie Herr von Choiſeul Geſandter zu Rom war, fand er einmal Condamine, wie er im Cabinete dieſes Geſandten, mit dem er in der größten Vertraulichkeit lebte, die Papiere durchſtöberte und überflog. Herr von Choiſeul kündigte ihm mit der ernſteſten Miene und einem höchſt tragiſchen Tone an, daß ſeine Pflicht ihn nöthige, ihn verhaften zu laſſen und in die Baſtille zu ſchicken, indem in dieſem Augenblicke ein ſo wichtiges Staatsgeheimniß in Verhandlung wäre, daß ſchon die Möglichkeit, davon Kenntniß zu haben, hinreiche, ihn ſo lange einſchließen zu machen, bis das Geheimniß zur Oeffentlichkeit gelangt ſei. Umſonſt verſicherte er, daß er nichts geleſen habe, daß er von gar nichts wiſſe: man befahl, die Wache

---

1) Denkwürdigkeiten, S. 159.

2) Karl Maria de la Condamine, geb. zu Paris 28. Jan. 1701, trat in Militairdienſte, machte dann große Reiſen in der Levante, an den afrikaniſchen Küſten, in Südamerika, namentlich zum Zwecke von Erdmeſſungen, machte ſich um die Blatterimpfung verdient und † 4. Febr. 1764 an den Folgen einer neuen Operationsmethode, die er an ſich ſelbſt anwenden ließ, um der Akademie darüber berichten zu können, alſo zuletzt an einem Ausfluſſe des im Texte mehrfach erwähnten Charakterzuges.

zu holen, eine Poſtchaiſe bereit machen zu laſſen und jagte ihm eine ſolche Furcht ein, daß die Zeugen der komiſchen Scene ihr höchſtes Ergötzen daran hatten. Man ſagt Condamine nach, daß er zu Konſtantinopel einen kleinen Diebſtahl begangen habe, um die Baſtonnade auf die Fußſohlen zu erleiden und ſich einen Begriff von dem Eindruck dieſer Strafe machen zu können. Als Damiens[1]) hingerichtet wurde, trieb ihn die Neugier nicht blos, durch die Menge der Zuſchauer und die innere Schranke der Wachen zu dringen, ſondern er gelangte auch an den Kreis, welchen alle Scharfrichter der Umgebungen von Paris, die durch das für ſie ſo intereſſante Schauſpiel angelockt worden waren, um das Schaffot gebildet hatten, und wurde unter dem Schutze des pariſer Scharfrichters, des Herrn Charlot, zugelaſſen, welcher, nachdem er ihn erkannt hatte, ausrief: „Meine Herren, machen Sie Platz für Herrn de la Condamine; er iſt ein Liebhaber“[2]).

Natürlich, daß dieſer wißbegierige Beobachter ſich auch für die Convulſionäre höchlich intereſſirte. Auch gab er ſich alle erforderliche Mühe, um zu ihren, damals von der Polizei ſehr genirten Myſterien zugelaſſen zu werden. Er verſprach Verſchwiegenheit und daß er ſich wie ein Proſelyt verhalten wolle, der ſich bei ihnen zu erbauen und ſich von der Wahrheit ihrer Wunder zu überzeugen beabſichtige. Nachdem er aber ein ſehr hübſches junges Mädchen hatte ans Kreuz ſchlagen ſehen, näherte er ſich ihr, als ſie wieder abgenommen worden, und ſagte ihr, mit der den Schwerhörigen gewöhnlichen lauten Stimme, ins Ohr: „Mademoiſelle, Sie treiben hier ein ſehr ſchlechtes Handwerk; geſchieht es, um Geld zu gewinnen, ſo will ich Ihnen ein anderes zuweiſen, was Ihnen ſicherlich ſehr viel mehr Vergnügen bereiten wird.“ Dieſe von der ganzen Verſammlung vernommene Aeußerung verurſachte einen ſo großen Scandal, daß Herr de la Condamine glaubte, es ſei ſein Letztes, ſchimpflich hinausgejagt wurde und, trotz aller ſeiner Bitten, niemals wieder Zutritt in eines der Häuſer erlangen konnte, wo dieſe Fanatiker ſich verſammelten.

---

[1]) Robert Franz Damiens, geb. zu Tieulloy bei Arras 1714, politiſcher Fanatiker, am 28. März 1757, wegen eines am 4. Jan. gegen Ludwig XV. verübten Attentats, nach furchtbaren Martern geviertheilt.

[2]) Eine andere Anekdote von ihm iſt, daß er bei einer Reiſe in Italien in einem am Meere liegenden Dorfe in der Kirche eine brennende Kerze traf, auf Befragen erfuhr, es knüpfe ſich an dieſelbe der Glaube, daß, ſowie ſie erlöſche, das Dorf von den Fluthen weggerafft werden würde, und nun ſofort die Kerze ergriff und auslöſchte, worauf er nur mit Mühe vor der Wuth der erbitterten Landleute gerettet werden konnte.

Eines Tages in der Charwoche befand ſich Gleichen in einer Geſellſchaft, wo man von einem ſehr merkwürdigen Schauſpiele ſprach, das am Charfreitag in einer gewiſſen Verſammlung der Convulſionäre zu erwarten ſei. Man werde da eine junge Perſon, mit dem Kopf nach unten und den Füßen nach oben, kreuzigen. Da er einige Luſt bezeigte, dahin zu gehen, ſo gab ihm eine Dame ein Billet an einen ihr befreundeten Advocaten, der mit den Convulſionären ſehr liirt war und den ſie darin bat, ihn einzuführen. Am Vorabend des Charfreitags traf er Condamine in einem Hauſe, wo man ſich von der ſeltſamen Scene unterhielt, welcher Gleichen am folgenden Tage beiwohnen ſollte. Condamine jammerte über ſeine Ausſchließung und Gleichen konnte ſich nicht enthalten, ihm ſein Billet zu zeigen und ſich über ihn luſtig zu machen. Sobald aber Condamine erfuhr, daß der Advocat, an welchen Gleichen gewieſen war, dieſen nicht kenne, kam ihm der Gedanke in den Sinn, ſich für Gleichen auszugeben und an deſſen Stelle zu treten. Fußfällig bat er nun Gleichen, ihm das Billet abzutreten, indem er verſicherte, ſich vernünftig betragen zu wollen, und ewige Dankbarkeit zuſagte. Gleichen ließ ſich bereden und Condamine ließ ſich bei dem Advocaten unter Gleichen's Namen anmelden. Der Advocat empfing ihn ungemein freundlich, führte ihn in ſeine Bibliothek, zeigte ihm die Werke mehrerer deutſcher Gelehrten und erkundigte ſich bei ihm nach dieſen. Condamine antwortete ſo gut er nur konnte, ſagte, er habe bei dem Einen das Recht, bei dem Andern die Philoſophie ſtudirt und ſpielte die Rolle eines leidlich unterrichteten deutſchen Reiſenden ſo vollkommen, daß der Advocat nicht aus ſeiner Täuſchung kam. Unterweges unterrichtete er ſeinen Fremden über die Vorſicht, mit der er ſich benehmen, und über die fromme Gläubigkeit, die er zur Schau tragen müſſe. Aber das Unglück wollte, daß das Haus, wohin ſie gingen, gerade daſſelbe war, aus welchem Herr de la Condamine ſo ſchimpflich geſtoßen worden war. Die Erſcheinung des Teufels hätte keinen ſchrecklicheren Eindruck hervorbringen können, als der Anblick Condamine's. Alle ſtürzten ſich auf ihn und überſchütteten den Advocaten mit den ſchneidendſten Vorwürfen, daß er ihnen ihren grauſamſten Feind hereinführe, einen Ruchloſen, der die Heiligkeit ihrer Myſterien mit den anſtößigſten Abſichten entweiht habe. Der arme Advocat verſtand kein Wort von dem allen und erſchöpfte ſich in Verſicherungen, daß ſie ſich irrten und daß dieſer Herr ein ihm ſehr empfohlener Deutſcher von Diſtinction ſei. Als ſie ihm aber erklärten, daß es Herr de la Condamine ſei, den er eingeführt habe, vereinigte er ſich mit der ganzen

Geſellſchaft, ihn zur Thüre hinauszuwerfen, indem er ihn mit Verwünſchungen und Schmähungen, zugleich für die Dame und den deutſchen Herrn, belud.

Verſchiedene Jahre ſpäter ward Gleichen von dem Marquis de Nesle zu den Convulſionären geführt, welche damals ihre Myſterien in großer Verborgenheit feierten, weniger wegen der Strenge der Polizei, als weil man geſchickt genug geweſen war, ſie zum Gegenſtande des Spottes werden zu laſſen, weiſe genug, ſie nicht mehr zu verfolgen, ſondern mit Geringſchätzung zu behandeln. Marquis de Nesle führte Gleichen zu einem alten Parlamentsrath im Inſelviertel. Er fand hier in einem ſchönen, mit karmoiſinrothem Damaſt ausmeublirten Zimmer den alten Rath, ſeinen Neffen, einen Parlamentsadvocaten, eine alte Verwandte und eine dem Marquis bekannte Spitzenwäſcherin, welche gekreuzigt werden ſollte. Da man nicht mehr wagte, Kreuze im Hauſe zu haben, ſo hatte man, ſtatt eines ſolchen, ein großes Bret auf dem Fußboden angebracht. Man ließ zuerſt vier große Nägel unterſuchen, und nachdem man die Patientin auf das Bret gelegt hatte, trieb der Advocat ihr die Nägel mit großen Hammerſchlägen durch Hände und Füße. Während man Gebete anſtimmte, jammerte ſie ganz leiſe und ließ ein ſchwaches Wimmern hören, wobei ſie die Stimme eines Wickelkindes nachahmte, die ſie auch beibehielt, ſolange ſie auf dem Brete befeſtigt war. Plötzlich fing ſie an zu rufen: „Papa Elias, wo biſt Du nur? Du ſagſt, ich ſei ein böſes kleines Mädchen; Du haſt Recht, mein kleiner Papa; aber ich werde verſtändiger werden; ſage mir nur, was ich thun muß, ich unterwerfe mich allem.“ — Nach Verlauf einiger Minuten ſtreckte ſie die Zunge heraus. „Sie will, daß man ſie ihr löſe“, ſagte der Advocat. Er nahm ein Raſirmeſſer, legte ein Tuch unter die Zunge des Mädchens und brachte drei kreuzweiſe Schnitte darauf an, welche ſehr bluteten. Nach den erſten Schnitten hatte die Patientin die Zunge zurückgezogen und nur die Spitze ſehen laſſen. Der Advocat ſagte: „Nur vorwärts, ſein Sie nicht kindiſch.“ „Ach nein,“ erwiederte ſie, „es geſchieht nur, weil Sie mir zu gut thun,“ und präſentirte darauf die Zunge mit der beſtmöglichſten Grazie. Nachdem die drei Kreuzſchnitte bewirkt worden, fing ſie an, mit ihrer Kleinkinderſtimme in Einem Zuge zu prophezeien und der Rath nahm alle die Thorheiten, die ſie von ſich gab, zu Protokoll. Man zeigte den Gäſten mehrere Bände voll ſolcher Weiſſagungen, welche unverſtändlicher waren, als die des Noſtradamus. Nachdem ſie eine gute halbe Stunde prophezeit hatte, brach ſie auf einmal ab und verlangte, erquickt zu werden. Dieſe ſanfte Erquickung (soulagement) beſtand darin, daß man ihr die Arme mit ſtarken Spicknadeln durchſtach, und ſie mit großen Holzſcheiten auf Kopf und Bruſt in ebenſo barbariſcher, wie bei der geringen Beſchwerde, die es ihr verurſachte, wunderbarer Weiſe ſchlug. Man hätte denken ſollen, dieſe Schläge müßten ſie umbringen, aber ſie bat, ſie noch ſtärker zu ſchlagen, und fing dann von Neuem an, auf das Schönſte zu prophezeien. Die ganze Ceremonie dauerte eine gute Stunde. Als man die Nägel wieder herausgezogen, blutete nur der eine Fuß, und die andern Wunden ſchienen in Begriff, ſich zu ſchließen. Sie zog ihre Strümpfe und Schuhe wieder an, und ohne das Geringſte von den Fremden anzunehmen, trabte ſie über das Pflaſter mit ſo leichtem Schritt, als wenn ſie nur ein Fußbad genommen hätte.

(Dieſe Scene beruhte ſicherlich auf einer reinen Taſchenſpielerei, bei der ſich der junge Parlamentsadvocat und die hübſche Spitzenwäſcherin verſtanden haben mögen, während der gute alte Parlamentsrath ganz gläubig und gewiſſenhaft das Protokoll führte.)

XIX. Cazotte.

Jakob Cazotte war im Jahre 1720 in Dijon geboren, wo ſein Vater Kanzleiſchreiber war, und ward in dem dortigen Jeſuitencollegium erzogen. Ein älterer Bruder, der in Paris eine gute Stellung gefunden, nahm ihn zu ſich und er vollendete ſeine Studien in Paris. Später ward er in der Marineverwaltung angeſtellt und kam 1747 als Controleur nach Martinique, wo er zum Generalcommiſſär aufrückte. In Martinique lebte er in angeſehener und einträglicher Stellung, verheirathete ſich mit Eliſabeth Roignon, deren Vater der oberſte Richter der Inſel war, und erwarb ſich dadurch beſondere Verdienſte und Auszeichnung, daß hauptſächlich durch ſeinen thatkräftigen Eifer der Angriff der Engländer auf das Fort St. Pierre (1759) abgeſchlagen ward. Er hatte ſich eignes Vermögen in Martinique erworben und ſein kinderlos ſterbender Bruder hinterließ ihm ſeinen beträchtlichen Beſitz. Da nun das Klima der Antillen ſeiner Geſundheit nicht zuſagte, ſo entſchloß er ſich, ſeinen Abſchied zu nehmen und mit ſeiner Familie nach Frankreich zurückzukehren. Er überließ ſein in Martinique erworbenes Vermögen, was ſich auf gegen 50,000 Thlr. belaufen haben ſoll, dem dortigen Superior der Jeſuitenmiſſion, ſeinem alten Lehrer, Pater Lavalette, gegen Wechſel auf die Jeſuiten in Frankreich, hatte aber den Verdruß, daß dieſe proteſtirt wurden und er ſchlüßlich um ſein Geld kam.[1] Eine Sache, welche zu einer Reihe ähnlicher Proceſſe und in ihren weiteren Folgen zu der Aufhebung des Ordens in Frankreich und anderwärts Veranlaſſung gab. Indeß blieb Cazotte in dem Vermögen ſeines Bruders noch genug, ein ſorgenfreies Leben theils in Paris, theils auf dem ererbten Landſitze in Pierry bei Epernay zu führen und ſeine ganze Zeit der Wiſſenſchaft, den Künſten und dem geſelligen Leben zu widmen.

Dieſe Muße wurde auch eine productive. Schon als er das erſte Mal in Paris lebte, war er in dem Hauſe ſeines Landsmannes Raucourt mit Freunden und Pflegern der Literatur in Verkehr geweſen und hatte eine frühe Neigung zur Poeſie auch in eignen Verſuchen bethätigt, welche, als ein Zufall ſie ſpäter bekanntmachte, Beifall fanden. In Martinique benutzte er manche Mußeſtunde, eine heroiſche Dichtung in Proſa „Olivier" auszuarbeiten, und jetzt (1763) ließen ſeine Freunde dieſes

---

[1] Lavalette hatte zu St. Peter auf Martinique ein ausgedehntes Handelsgeſchäft begründet. Der Orden mißbilligte dies anfangs und rief ihn zurück. Da ſich aber die große Einträglichkeit der Unternehmung zeigte, ſo ward der Orden anderes Sinnes, ernannte ihn zum Generalſuperior auf allen Inſeln unter dem Winde und unterſtützte ihn mit Geld und Credit. Wie aber der Seekrieg, welcher 1756 ausbrach, die Unternehmungen Lavalette's durchkreuzte und die Verluſte an die Stelle der Gewinne traten, ließ der Orden ihn fallen, und bot den Gläubigern, ſtatt Geldes, Seelenmeſſen an! Daraus entſtand eine Maſſe Bankerotte und Proceſſe. Die letzteren wurden zuletzt alle, auf Betrieb der Jeſuiten, durch einen Cabinetsbefehl vom Auguſt 1760 an die große Kammer des pariſer Parlaments verwieſen. Aber auch hier wurde der Ordensgeneral zur Zahlung verurtheilt. Dieſe ſcheint er nicht, oder nur theilweiſe geleiſtet zu haben. Es knüpfte ſich aber eine Unterſuchung der Wirkſamkeit des Ordens an die Sache, die zuletzt mit ſeiner Aufhebung endigte.

Werk, eigentlich ohne ſein Wiſſen und Willen, aber mit günſtigem Erfolge drucken. Die freundliche Aufnahme, die es fand, ermunterte ihn, auch zwei Novellen, die er gleichfalls zu Martinique geſchrieben: „Der verliebte Teufel“ und „Der Lord aus dem Stegreif“ in den Jahren 1771 und 1772 herauszugeben. In Frankreich fanden dieſe drei Erzeugniſſe ſeiner Feder, denen ſeine Gedichte und kleineren Novellen jedenfalls nachſtehen, vielen Beifall und am meiſten der Olivier. Nach deutſchem Geſchmacke iſt letzterer nicht, da er manierirt iſt und für den Mangel einfacher Naturwahrheit nicht durch Tiefſinn entſchädigt. Dagegen vereinigen ſich in den genannten beiden Novellen künſtleriſche Anlage, reiche Phantaſie und anmuthige Darſtellung. Die Novelle: „Der verliebte Teufel“ hat übrigens auch noch einen zweiten Theil gehabt, welchen Cazotte unterdrückte, weil er fürchtete, er möchte dem Publicum zu ernſt werden.

Dieſelbe Novelle ſollte aber noch einen ganz beſondern Einfluß auf Cazotte's inneres Seelenleben haben. Er hatte darin ſeinen Helden dämoniſchen Verſuchungen ausgeſetzt und war dabei den Lehren der damaligen Dämonologie, wie er ſie beſonders aus Bodin[1]) und Bekker[2]) geſchöpft zu haben ſcheint, ſo treu geweſen, daß die Anhänger dieſer Lehren die Meinung faßten, er ſei ein Gläubiger derſelben und beſitze ganz beſondere Kenntniſſe in dem Fache. In dieſer Anſicht ſuchte ihn ein Jünger des Martinez Paſquali auf und hoffte, durch ihn weitere Aufſchlüſſe in den geheimen Wiſſenſchaften zu erhalten, erſtaunte aber ſehr, zu erfahren, daß es ſich bei jener Novelle nur um ein Spiel der Phantaſie gehandelt habe. Das ſeltſame Begegniß regte jedoch Cazotte's Wißbegier auf und er benutzte die geſchloſſene Bekanntſchaft, um ſich in die Geheimniſſe der Martiniſten einweihen zu laſſen. Was er da erfuhr, hat ihn zwar nicht zum Kabbaliſten gemacht, wohl aber die bereits in ihm vorhandene und vielleicht durch die Abgeſchiedenheit ſeines Lebens in Martinique genährte Richtung zu religiöſer Innerlichkeit und ſeine Empfänglichkeit für die Anerkennung einer überſinnlichen Welt befeſtigt und entwickelt. Er ſetzte ſeine Verbindungen mit den Philoſophen und Schöngeiſtern der Zeit fort, blieb aber ihrem Materialismus und ihrer Gemüthloſigkeit fremd. Uebrigens gab er noch, mit Hülfe eines arabiſchen Mönches, Dom Chavis, eine Ueberſetzung arabiſcher Mährchen — auch mit eignen Dichtungen verwebt — heraus, welche eine Fortſetzung der Tauſend und eine Nacht bilden und im 37. — 40. Bande des Cabinet des fées ſtehen. Die Oper: Les Sabots ſetzte er, in Gemeinſchaft mit Rameau (dem Neffen), nach einem aufgegebenen Thema, in einer Nacht zuſammen. Seine geſammten Werke ſind 1816 zu Paris von Baſtien in vier Bänden herausgegeben worden.

---

[1]) Der berühmte Publiciſt Johann Bodin (geb. zu Angers 1529 oder 1530 † zu Laon 1596), der Vater der franzöſiſchen Staatswiſſenſchaft, der, außer ſeinen politiſchen Schriften, auch eine den Geiſt der Zeit athmende Dämonomanie (Paris, 1579, 4.), ein Theatrum naturae universae (Lyon, 1596) und das Heptaplomeres de abditis rerum sublimium arcanis, welches letztere niemals vollſtändig im Drucke erſchienen, verfaßt hat.

[2]) Balthaſar Bekker, geb. zu Metzlawier in Friesland 20. März 1634, ward Prediger in Oosterlittens, Loenen, Weesp, Franecker und (1679) Amſterdam, aber wegen ſeiner trefflichen, auch ins Deutſche überſetzten Schrift: Die bezauberte Welt, worin er mit den Waffe

Bei ſeiner Geſinnung konnte er ſich auch dem Gange,

---

der geſunden Vernunft und chriſtlichen Liebe gegen den grauſamen Hexenglauben zu Felde zog, 1692 abgeſetzt. Er † 1698.

den die franzöſiſche Revolution nahm, in keiner Weiſe anſchließen, und fürchtete frühzeitig, daß ſie moraliſche Uebel in ihrem Gefolge haben werde, welche alle materiellen Vortheile, die ſie in Ausſicht ſtellen möge und die ſie auch nur durch gewaltige materielle Opfer erkaufen werde, überwiegen dürften. Er fühlte das öffentliche Unglück eines Unwetters, welches das ganze alte Gebäude der Geſellſchaft, ſtatt es zu reinigen, zerſtörte, ſo tief, daß er ſelbſt mit ſeiner ſchwachen Kraft ſich ihm entgegenzuwerfen für Pflicht hielt. Der desfalls angeknüpfte Briefwechſel mit dem Secretair der Civilliſte, Pontau, ward entdeckt und hatte ſeine Verhaftung zur Folge. Als in den Septembertagen die Mörder über ihn herfallen wollten, warf ſich ſeine ſiebzehnjährige Tochter Eliſabeth, die ihn in den Kerker begleitet hatte, zwiſchen ihn und die Banditen und rief: „Ihr ſollt das Herz meines Vaters nicht treffen, bevor Ihr das meine durchbohrt habt.“ Der Eindruck dieſer ſchönen Aufwallung kindlicher Liebe auf das umſtehende Volk war ſo groß, daß die Mörder ihr Blutwerk nicht zu vollenden wagten, ja Cazotte mit ſeiner Tochter in Freiheit geſetzt ward. Aber das Ungethüm der Revolution ließ ſich ein Opfer, an deſſen Blute es einmal geleckt, nicht leicht entgehen, und ſchon nach wenigen Tagen ward Cazotte, hauptſächlich auf Pethion's Betrieb, abermals verhaftet und vor jenes Mördertribunal geſtellt, was man mit dem entweihten Namen eines Gerichts bekleidet hatte. Selbſt dieſe Revolutionsrichter konnten dem Manne, deſſen Leben fleckenlos und eine Kette der Liebe und Tugend geweſen, ihre Achtung nicht verſagen und ſelbſt der öffentliche Ankläger zollte ihm in der Aeußerung: „warum muß ich Sie nach 72 Jahren tugendhaften Lebens ſchuldig finden? es genügt nicht, ein guter Gatte, guter Vater, guter Menſch zu ſein, man muß auch wiſſen, ein guter Bürger zu ſein,"[1]) eine Art heuchleriſcher Anerkennung. Auch der Richter ſagte: „Blicke dem Tode ohne Furcht ins Angeſicht; denke, daß er nicht das Recht hat, Dich zu erſchrecken; einem Menſchen wie Du darf ein ſolcher Augenblick nicht bange machen." Seine Verurtheilung war natürlich entſchieden. Als er am 25. Sept. 1792 das Blutgerüſt beſtieg, nachdem er Frau und Kindern ſchriftlich das letzte Lebewohl geſagt, wobei er ſie ermahnte: „meine Frau, meine Kinder, beweint mich nicht, tröſtet mich nicht, aber denket daran, vor Allem niemals gegen Gott zu fehlen!" und nachdem er für ſeine Tochter Eliſabeth eine Locke abgeſchnitten, rief er mit feſter Stimme: „Ich ſterbe, wie ich gelebt habe, Gott und meinem Könige treu." Dann rollte ſein mit langen weißen Locken bedecktes Haupt herunter und ſeine klaren ausdrucksvollen Augen erloſchen. Seine Heiterkeit und ſein Glaube hatten ihn auch in ſeinen letzten Lebenstagen nicht verlaſſen und hatten auch auf ſeine Mitgefangenen tröſtend gewirkt. Doch ſtrafte er auch den Unglauben dieſer und ſuchte ihnen aus der Geſchichte Kain's und Abel's zu beweiſen, daß die Gefangenen glücklicher ſeien als die Freien, wollte auch ihr jetziges Schickſal ſchon in der Offenbarung St. Johannis begründet finden.[2])

Ueberhaupt kann es ihm nicht unerwartet gekommen ſein, wenn die merkwürdige Weiſſagung begründet iſt, welche Laharpe[3]) von ihm erzählt hat. Laharpe nämlich

---

1) Was würden dieſe Leute angefangen haben, wenn man den Satz umgekehrt und geſagt hätte: zum guten Bürger gehöre vor Allem, daß man guter Sohn, Gatte, Vater, Nachbar, Freund, Menſch, Chriſt ſei, und das dann gegen ſie geltend gemacht hätte?

2) St. Meard. Agonie de 38 heures.

3) Nicht der Erzieher des Kaiſer Alexander, ſondern Johann

will im Jahre 1788 mit Cazotte und anderen gefeierten Literaten und Notablen jener Zeit bei der Herzogin von Gramont [1]) einem glänzenden Mahle beigewohnt haben. Neben Laharpe ſaß Lamoignon-Malesherbes, neben dieſem Champfort, dann folgte Sylvan Bailly, dann Vicque d'Azyr, Nicolai und viele Andere, Herren und Damen, die Elite der pariſer Geſellſchaft. Cazotte ſaß ſchweigend an einer Ecke der Tafel und ſtarrte in dumpfem Brüten auf ſein halbgeleertes Glas, nur durch die ſich drängenden Toaſte, bei denen er mechaniſch anſtieß, von Zeit zu Zeit aus ſeiner Lethargie geweckt. Als endlich die Geſellſchaft, vom Weine erhitzt, ſich in immer feurigeren Lobreden auf die Philoſophie und deren Sieg über den religiöſen Aberglauben ergoß, erhob ſich auf einmal Cazotte und ſprach in dem ernſthafteſten Tone und mit geiſterhaftem Anſehen: „Meine Herren, freuen Sie Sich, denn Sie alle werden Zeugen jener großen und erhabenen Revolution ſein, die Sie ſo ſehr wünſchen. Sie wiſſen, daß ich mich ein Wenig auf das

---

Franz de Laharpe, Verfaſſer des Warwick, der Melanie, des Menzikof und anderer Dramen, des Lycée, der Correspondance litteraire u. ſ. w., geb. zu Paris am 20. Nov. 1739, von ſeinen Eltern ausgeſetzt, † 11. Febr. 1803. Er war erſt wüthendſter Anhänger der Revolution, ward aber durch fünfmonatliche Verhaftung im Luxemburg zu ihrem erbittertſten Feind.

[1]) Beatrix de Choiſeul-Stainville, geb. zu Luneville 1730, erſt Stiftsdame zu Remiremont, 1759 mit dem Herzog von Gramont vermählt, Schweſter des Herzogs v. Choiſeul, am 17. April 1794 zugleich mit der Herzogin von Chatelet guillotinirt. In Bezug auf dieſe ſprach ſie vor dem Tribunal: „Daß mein Tod beſchloſſen iſt, wundert mich nicht; ich habe in gewiſſer Maße die Aufmerkſamkeit des Publicums beſchäftigt, und wenn ich mich ſeit Beginn der Revolution in nichts gemiſcht habe, ſo ſind doch meine Grundſätze und meine Art zu denken bekannt; aber dieſer Engel, worin hat er Euch beleidigt, der niemals irgendwem Unrecht gethan, deſſen ganzes Leben nur ein Gemälde der Tugend und Wohlthätigkeit darbietet?“

Prophezeien verſtehe. Sie, Herr Condorcet, werden ausgeſtreckt auf dem Boden eines unterirdiſchen Gefängniſſes den Geiſt aufgeben. Sie, Herr N., werden an Gift ſterben, Sie, Herr N., auf der Blutbühne durch den Henker umkommen.“ Man rief ihm entgegen: „Wer Teufel hat Ihnen denn das Gefängniß, das Gift und den Henker eingegeben? Was hat denn das alles mit der Philoſophie und der Herrſchaft der Vernunft gemein, welcher wir entgegenſehen und zu der Sie uns erſt Glück wünſchten?“ „Das iſt es eben, was ich ſage,“ verſetzte Cazotte, „im Namen der Philoſophie, der Vernunft, der Menſchheit und der Freiheit wird das alles geſchehen, was ich Ihnen angekündigt, es wird gerade dann geſchehen, wenn die Vernunft allein herrſchen und ihre Tempel haben wird.“ „Wahrlich,“ entgegnete Champfort, „Sie werden keiner von den Prieſtern dieſer Tempel ſein.“ „Ich wohl nicht,“ antwortete dieſer, „aber Sie, Herr v. Champfort, der Sie einer derſelben ſein werden und zu ſein verdienen, Sie werden Sich mit dem Raſirmeſſer 22 Einſchnitte in die Adern machen und dann erſt einige Monate nach dieſer verzweifelten Operation ſterben. Sie, Herr Vicque d'Azyr, werden Sich zwar, vom Chiragra gehindert, die Adern nicht ſelbſt öffnen, aber Sie werden Sich dieſelben von einem Andern in einem Tage ſechs Mal öffnen laſſen und in der Nacht darauf ſterben. Sie, Herr Nicolai, werden auf dem Blutgerüſte ſterben, Sie auch, Herr Bailly, und auch Sie, Herr Malesherbes.“ „Gott ſei gedankt!“ rief Herr Richer,“ es ſcheint, Herr Cazotte hat es nur mit der Akademie zu thun.“ Aber Cazotte rief ihm ſogleich zu: „Auch Sie, Herr Richer, werden auf dem Blutgerüſt ſterben, und die, welche Solches gegen Sie und Ihresgleichen verhängen, werden insgeſammt nicht minder Philoſophen ſein.“ „Und wann ſoll das alles geſchehen?“ fragten einige Anweſende. „Von heute an binnen längſtens ſechs Jahren,“ war die Antwort. Laharpe ergriff nun das Wort und fragte: „Und von mir ſagen Sie nichts, Herr Cazotte.“ Dieſer erwiederte: „Mit Ihnen, mein Herr, wird ein großes Wunder geſchehen: Sie werden Sich bekehren und ein guter Chriſt werden.“ Das löſte denn doch die Unbehaglichkeit der Geſellſchaft und Alles brach in fröhliches Lächeln aus. Nun faßte auch die Herzogin v. Gramont Muth und ſagte: „Da ſind wir Frauen doch beſſer daran, als die Männer, denn wir werden bei Revolutionen nicht berückſichtigt.“ „Ihr Geſchlecht, meine Damen,“ verſetzte Cazotte, „wird Sie diesmal nicht ſchützen, und wenn Sie Sich noch ſo ſehr vor jeder Einmiſchung hüten, wird man Sie doch gerade ſo wie die Männer behandeln. Auch Sie, Frau Herzogin, wie noch viele Damen vor und nach Ihnen, werden das Blutgerüſte beſteigen müſſen, und zwar wird man ſie auf dem Henkerkarren, mit auf den Rücken gebundenen Händen, dahin abführen.“ Lächelnd ſagte die Herzogin, die das alles für Scherz halten mochte: „Nun, ich denke doch, ich werde in ſolchem Falle eine ſchwarz ausgeſchlagene Kutſche haben.“ „Nein, Nein!“ verſetzte Cazotte, „der Henkerkarren wird Ihr letztes Fuhrwerk; noch vornehmere Damen, als Sie, werden auf ſolche Weiſe zur Hinrichtung abgeführt werden.“ „Doch nicht Prinzeſſinnen vom Geblüte?“ fragte die Herzogin. „Noch Vornehmere,“ antwortete Cazotte. „Aber man wird uns doch wol einen Beichtvater nicht verſagen?“ fuhr ſie fort. „Doch!“ erwiederte er, „nur der Vornehmſte aller Hingerichteten wird einen Solchen erhalten.“ „Aber was ſoll denn mit Ihnen ſelbſt werden, Herr Cazotte?“ fragten die Zuhörer, denen die Sache zuletzt doch etwas ernſt und unheimlich werden mochte. „Es wird mir ergehen,“ antwortete er, „wie es dem Manne erging, der in der letzten Belagerung das Wehe! über Jeruſalem und endlich auch über ſich ſelbſt ausrief, indem ein feindlicher Steinwurf ihn tödtete.“ Mit dieſen Worten verbeugte er ſich und verließ die Geſellſchaft.

Laharpe hat dieſe Geſchichte allerdings erſt nach Erfüllung der darin enthaltenen Vorherſagungen und nach ſeiner eigenen Bekehrung erzählt [1]). Es iſt auch wenigſtens nicht ohne alles Auffällige, daß eine ſo merkwürdige Scene nicht zur Zeit ihres Vorkommens zu einiger Oeffentlichkeit gelangte. Man hat daher das Ganze für eine Fiction Laharpe's ausgeben wollen und ſein Teſtamentsvollſtrecker, Herr Boulars, hat dies in anſcheinend glaubwürdiger Weiſe beſtätigt [2]). Auf der andern Seite hätte eine Fiction, welche ihre Scene in ſo neue Zeit und in eine ſo zahlreiche und glänzende Geſellſchaft verſetzt hätte, auch ihr Unwahrſcheinliches, und der Engländer Wilhelm Burt, welcher gleichfalls ein Zeuge derſelben geweſen ſein wollte, beſtätigte die Geſchichte in ſeinem nachgelaſſenen Werke: „Observations on the curiosities of nature“ ausdrücklich.

Das Wahrſcheinlichſte iſt wol, daß Cazotte nur eine allgemeine unheilverkündende Vorherſagung über den Gang der heranziehenden Revolution erhob[1]), die Einzelheiten aber ſpätere Ausſchmückung waren.

---

[1]) In Deutſchland machte Jung-Stilling in ſeiner Theorie der Geiſterkunde (Nürnberg, 1808) dieſe Geſchichte zuerſt bekannt. Vergl. auch Waſſermann, Der Magnetismus und die allgemeine Weltſprache. Crefeld, 1822. — Steinbeck, Der Dichter ein Seher. Leipzig, 1836.

[2]) S. die Encyclopédie des gens du monde.

---

[1]) Eine ſolche gab ein Schriftſteller ganz anderen Schlages, der Paul de Kock ſeiner Zeit, und den Ideen der Revolution, beſonders ihrer Frivolität ſehr wahlverwandt, Retif de la Bretonne, ſchon in den ſiebziger Jahren, in der Novelle Les Alliés, die ſich in ſeinen „Contemporaines“ findet.

XX. Graf Bonneval.

Auch ein entſchiedener Repräſentant des 18ten Jahrhunderts, aber ohne einen Zug der myſtiſchen oder phantaſtiſchen Beimiſchung, ſtellte Graf Bonneval die ganze Frivolität, den gänzlichen Mangel an ſittlichem Halte, welche die Zeit bezeichneten, ebenſo ſtark hervor, wie er in den Gaben und Geſchicklichkeiten der Zeit ein Meiſter war und auch von dem, was den ſchlimmſten Zügen der Zeit doch noch einen Reiz, eine Liebenswürdigkeit beimiſchte, Manches in ſeinem Weſen hatte. Vaterland und Religion waren ihm nicht nur gleichgiltig, ſeiner Eigenluſt gegenüber, er ſpottete auch die Mahnungen des Gewiſſens mit einem ſchneidenden Witze hinweg, dem nichts heilig war und hüllte ſich in einen ſich auf Alles erſtreckenden Skepticismus und Epikuraismus. Nur dem Princip der Ehre, in der Auffaſſung ſeiner Zeit, konnte auch er ſich nicht entziehen, und war tapfer, gewandt, überſprudelnden Eſprits und nicht ohne Gutmüthigkeit. Daß ihn übrigens ſeine Philoſophie und ſeine Laufbahn nicht vollſtändig zu befriedigen vermochten, leſen wir zwiſchen den Zeilen eines Briefes, durch den er gerade den Beweis dafür führen wollte, daß er ſich glücklich fühle, der uns aber doch nur Tröſtungen zu enthalten ſcheint, die darauf hinweiſen, daß der Urheber des Troſtes bedurfte. Der wahrhaft Glückliche gibt ſich nicht ſo viel Mühe, ſich und Andern zu beweiſen, daß er es ſei.

Claude Alexander Graf v. Bonneval wurde am 14. Juli 1675 zu Couſſac im Limouſin (nach Andern 1672 zu Paris) geboren und ſtammte aus einem alten, ſelbſt mit den Bourbons verwandten Hauſe. Er ward erſt bei den Jeſuiten erzogen, die ihn aber nicht zu zügeln vermochten, und trat dann in das königliche Marinecorps, wo er ſich auszeichnete und bald befördert wurde. Als der Marineminiſter, Marquis de Seignelay, einmal die gardes marins inſpicirte und den Bonneval wegen zu großer Jugend zurückweiſen wollte, ſagte der Knabe: „einen Mann meines Namens caſſirt man nicht,“ worauf der Miniſter ihn zwar doch caſſirte, aber ſogleich zum Schiffsfähndrich ernannte. Sein ganzes Leben möchte in dieſer Laufbahn, die ſeinen Gaben entſprochen, ſeinen abenteuerlichen Sinn befriedigt und ſeine Fehler verdeckt haben würde, eine andere und günſtigere Wendung genommen haben. Aber er ließ ſich durch einige Freunde beſtimmen, in die Garde überzutreten, und kam damit in alle die galanten Abenteuer und Ausſchweifungen pariſer Gardeoffiziers. Als jedoch der ſpaniſche Erbfolgekrieg ausbrach, zog es ihn ins Feld, er trat in das Regiment Latour ein und focht unter Catinat und Vendome in Italien, unter Boufflers in den Niederlanden, überall ſich den Ruhm eines kühnen Parteigängers erwerbend. Sein nichts ſchonender Witz und ſeine ganze Lebensweiſe zogen ihm aber auch viele und gefährliche Feindſchaften zu. Die Maintenon zürnte dem zügelloſen Religionsſpötter und er ward 1704 bei der Beförderung übergangen, wobei man Erpreſſungen, die er verübt haben ſollte, zum Vorwand nahm. Er reichte nun ein

Abſchiedsgeſuch ein, welches die ungemeſſenſten Beleidigungen gegen den Kriegsminiſter Chamillard enthielt[1], ſodaß er ſelbſt für gut gefunden hatte, den Beſcheid nicht abzuwarten, ſondern nach Deutſchland zu flüchten. Es ward ein Kriegsgericht niedergeſetzt, Bonneval caſſirt und ſein Vermögen confiscirt.

Auf Empfehlung des Prinzen Eugen, der ihn auch als Gegner achten gelernt hatte, kam er in öſterreichiſche Dienſte und focht als Generalmajor mit Eifer gegen ſein Vaterland, nicht blos in Italien, wo er namentlich den Papſt (1708) zur Nachgiebigkeit zwang, und in den Niederlanden, ſondern auch auf dem eignen Boden Frankreichs, bei den Einfällen der Verbündeten in die Dauphiné und Provence. Bei dem Frieden ward ihm vom Prinzen Eugen die Niederſchlagung ſeines Proceſſes und die Rückgabe ſeiner eingezogenen Güter ausgewirkt. In den Beſitz der letzteren war jedoch ſein Bruder getreten, und er hat ihn nicht daraus verdrängen können, oder wollen, ſcheint übrigens nicht in Unfrieden mit ihm gelebt zu haben. Er blieb in öſterreichiſchen Dienſten, ward Feldmarſchall-Lieutenant und Mitglied des Hofkriegsrathes, und nahm in dem ruhmvollen Türkenkriege des Prinzen Eugen an der Schlacht von Peterwardein (5. Auguſt 1716) einen glänzenden Antheil, ward aber ſchwer verwundet. Von ſeiner Wunde ſtellte er ſich in Wien her und wagte jetzt, von neuem Ruhme getragen, auch einen Ausflug nach Paris, wo er mit großen Ehren empfangen ward und es gänzlich vergeſſen ſchien, daß er als Franzoſe gegen Frankreich gekämpft hatte. Nach dem Frieden lebte er wieder in Wien, bei dem Hofkriegsrath beſchäftigt. Prinz Eugen erlebte aber im Frieden nicht ſo Erfreuliches an ſeinem Schützlinge, wie im Kriege. Nicht blos, daß der Anſtoß, den Bonneval's zügelloſe Lebensweiſe und ſeine Unfähigkeit, ſeine Zunge im Zaume zu halten, auch dem Gönner manchen Verdruß bereitete, er ſchonte auch dieſen Gönner ſelbſt nicht und machte ſich ihm namentlich durch ein zudringliches Einmiſchen in ſeine häuslichen Angelegenheiten läſtig. Eugen fand es daher für gut, ihn als Generalfeldzeugmeiſter in die Niederlande zu ſchicken. Bonneval ſcheint ſich von nun auch der Achtung und Pietät für ſeinen großen Beſchützer, deſſen weiten Abſtand von ihm er überhaupt wol niemals geahnet, ſondern Eugen für einen militäriſchen Abenteurer, wie er ſelbſt war, gehalten haben mag, für enthoben erachtet zu haben. Wenn er in Brüſſel mit dem Gouverneur Marquis de Prié, deſſen Gemahlin und Tochter ſich über die Königin von Spanien, die ihnen die Etikette nicht ſtreng genug beobachtet, aufgehalten hatten, in den ärgerlichſten Zwiſt gerieth, ſo haben Manche gemeint, Bonneval habe ſich gefliſſentlich an denſelben gerieben, weil de Prié ein Günſtling Eugen's war. Sei es nun, daß de Prié dieſen Zuſammenhang kannte, oder daß er ſeine Stellung und ſich ſelbſt zu hoch hielt, um ſich durch einen Mann von Bonneval's Schlage ſtören zu laſſen, er brachte durch die ſtoiſche Ruhe, mit der er Bonneval's mündliche und ſchriftliche Anfälle aufnahm, dieſen ſo in Harniſch, daß er ihm endlich eine Herausforderung zuſchickte. Er ward nun verhaftet und nach Wien gefordert. Er ſelbſt behauptet übrigens in einem 1741 an ſeinen Bruder geſchriebene Briefe, daß ſein Sturz nicht durch ſeine Händel mi dem Marquis de Prié, ſondern durch die Herausforderung eines Höheren veranlaßt worden ſei. Er ſagt „mein ganzes Verbrechen beſtand blos darin, daß ic den Prinzen von — — (Savoyen?) zum Duell her ausgefordert ¹), weil er die Bande unſerer achtzehnjährigen engen Freundſchaft zuerſt brach und eine Erdichtung gegen mich behauptete, die die Ehre einer tugendhaften Königin beleidigte, und das alles aus einer angebornen Feindſchaft, welche er ſein ganzes Leben hindurch gegen Frankreich hegte und welche ich zur Zei unſers vertrauten Umgangs tauſend Mal als eine unpaſſende Schwachheit an ihm getadelt habe.“ Da Bonneval nicht der Mann war, in deſſen Weſen e lag, oder dem es zugekommen wäre, in einer falſche Behauptung gegen die Ehre einer tugendhaften Königi den Bruch einer achtzehnjährigen engen Freundſchaft z erkennen, verſteht ſich, und mag daher dieſer Streitpunk ihm nur zum Vorwand gedient haben, einem aus anderweiten Gründen vielleicht ſchon lange geſammelte nicht unwahrſcheinlich in Neid wurzelnden Grolle Luf zu machen. Doch wollen wir die Wahrheit des letzte Anführens nicht ganz in Abrede ſtellen, und es al einen beſſeren Zug in Bonneval's Charakter betrachte daß er zwar gegen Frankreich kämpfte, aber doch noc Franzoſe genug blieb, um Frankreich von keinem Dritte anfeinden hören zu können, ohne ſich darüber zu ärgern ²)

---

[1] Uebrigens ſprach ſich auch in dieſem Schreiben ſein Standesſtolz aus. Er ſagte dem Miniſter darin: wenn er nicht binnen 3 Monaten für die ihm widerfahrene Beleidigung Genugthuung erhielte, ſo werde er in die Dienſte Oeſterreichs treten, wo alle Miniſter Männer von Stande wären und ihres Gleichen gebührend zu behandeln wüßten.

---

[1] An Eugen hatte er allerdings, erſt vom Haag aus, ein Schreiben gerichtet, was ein Andrer als Eugen als Herausforderung betrachtet haben würde. Aber ſo wenig es Eugen beifiel, ihm ſelch Folge zu geben, ſo wenig hatte es in deſſen Sinne gelegen, zu rachen.

[2] Während des utrechter Congreſſes hat er ſich mit einem Fran

Statt von Brüſſel direct nach Wien zu eilen, wie er angewieſen war, ging er erſt nach dem Haag, hielt ſich dort faſt einen Monat auf und erregte durch häufigen Verkehr mit den Geſandten Frankreichs und Spaniens Verdacht. Auf der Weiterreiſe nach Wien ward er verhaftet, auf den Spielberg gebracht und vom Hofskriegsrath — zum Tode verurtheilt. Der Kaiſer milderte dieſes Urtheil in einjährige Haft auf dem Spielberg und Verbannung. Nach Ueberſtehung ſeiner Haft wurde er, mit der Bedeutung, den deutſchen Boden niemals wieder zu betreten, über die tiroler Grenze gebracht, und war ſomit ſeine Laufbahn auch in Oeſterreich geſchloſſen.

Er ging zunächſt nach Venedig und ſoll hier geſucht haben, in den Dienſt dieſer Republik zu kommen, für die er aber allerdings kein Mann war und wo ihn leicht eine baldige Bekanntſchaft mit den Bleikammern hätte erwarten können. Sie brauchte ernſte und vorſichtige Männer. Auch um ruſſiſche Dienſte ſoll er ſich bemüht haben, und würde er wol, wenn ihm dies gelungen wäre, manche Verwirrung angeſtiftet, ſchwerlich aber ſein Leben ſo ruhig und behaglich geendigt haben, wie in dem Dienſte der Pforte. Gewiß aber hat er um ſo lieber gegen Rußland gefochten, wenn ſeine Dienſte erſt von dieſem verſchmäht worden waren. Sein Haupthaß war aber gegen Oeſterreich.

Von Venedig ging er nach Bosnien und ward zu Serrai, auf Verlangen eines dortigen öſterreichiſchen Beamten, angehalten. Hier ſollen nun, wie wenigſtens Bonneval in dem angeführten Briefe ſelbſt verſichert,

---

zoſen geſchlagen, weil dieſer es übel nahm, daß Bonneval geäußert, Ludwig XIV. ſtrebe nach der Univerſalmonarchie, aber gleich darauf auch mit einem Preußen, der daſſelbe geäußert

„die Deutſchen große Summen geboten haben, um ihn, als einen Deutſchen, in ihre Hände zu bekommen.“ Man kann ſich wol denken, daß Oeſterreich den Bonneval ungern in türkiſche Dienſte gehen ſah, ſieht aber durchaus nicht ab, wie es den aus ſeinem Gebiete Verbannten als ſeinen Angehörigen reclamiren konnte[1]. Er erzählt nun weiter, daß er 15 Monate lang in Haft gehalten worden ſei und ſich vergebens an den franzöſiſchen Geſandten, Herrn de Villeneuve, gewendet habe. Er iſt überzeugt, daß eine Reclamation von dieſer Seite augenblicklich ſeine Freiheit erwirkt haben würde. Villeneuve aber habe ſich geweigert. Bonneval ſagt in der ihn bezeichnenden Weiſe: „Ich habe keine Urſache für dieſe Weigerung finden können; Villeneuve müßte denn, weil er der Urenkel eines Juden aus einer kleinen Stadt bei Avignon, aber zu ſpät zur Welt gekommen war, um den Meſſias kreuzigen zu helfen, ein Vergnügen darin gefunden haben, einen Chriſten verkaufen zu können.“ Denn er behauptet, daß er nur deshalb zum Islam übergetreten ſei, weil er außerdem ſeine Freiheit[2] nicht zurückerhalten, ja zu beſorgen gehabt hätte, ſeinen Feinden ausgeliefert zu werden. Lieber hätte er ſich für den Teufel ausgegeben, ſchreibt er. Er wolle lieber ſein, wo und wie er jetzt ſei, als ſich als guter Chriſt in Deutſchland lebendig hängen zu laſſen. Möglich aber auch, daß er die Gefahr übertrieb, um ſeinen Uebertritt ſeiner Familie gegenüber, für die er dieſe Mittheilung beſtimmte, beſſer zu motiviren[3], daß es ihm aber nur um Anſtellung im türkiſchen Dienſte zu thun war, die er ohne Erfüllung jener Bedingung nicht erlangen konnte. Denn daß er den Islam nicht deshalb angenommen, wie er ſpäter ſagte, um ſeine Tage in Nachtmütze und Schlafrock hinbringen zu können, lehrte die Folge.

---

[1] Bonneval verſichert, daß es ſich auf einen Artikel des paſſarowitzer Friedens berufen habe, wonach man ſich die ausgetretenen Unterthanen von beiden Seiten ausliefern wollte.

[2] Dieſe wird dabei freilich in ihrem allerengſten Sinne, in dem einer Befreiung von eigentlicher Haft, genommen.

[3] So ſagte er auch, er ſei aus ganz anderen und den beſten

Er trat 1730 zum Islam über, erhielt den Namen Achmed und ward bald darauf zum Paſcha von drei Roßſchweifen und Chef des Bombardircorps ernannt. Er gab ſich nun, von einigen geſchickten Franzoſen und Italienern unterſtützt, viele Mühe, eine Reform des türkiſchen Militärweſens zu bewirken und fand bei dem Sultan Mahmud I. Beiſtand. Deſto mehr hinderten der Neid der türkiſchen Großen, die Ränke europäiſcher Mächte, der Widerwille des türkiſchen Volks gegen jegliche Neuerung. Einzelnes iſt gebeſſert, das Heerweſen iſt wenigſtens in etwas beſſern Stand durch ihn gehoben worden und es hat ſich das auch ſehr bald in den Erfolgen belohnt; aber trotz der günſtigen, den Werth ſeines Werkes bewährenden Erfolge konnte er doch etwas Gründliches nicht durchführen. Auch ſein politiſcher Einfluß war ſeinen Wünſchen nicht entſprechend, woran aber zum Theil ſein eigner ränkevoller und von perſönlichen Stimmungen beherrſchter Sinn die Schuld trug. Er wollte die Pforte vor allen Dingen gegen Oeſterreich richten, dem er jetzt die Gaſtfreiheit, die es dem aus ſeinem Vaterlande Verbannten geſchenkt, dadurch vergalt, daß er es zum Gegenſtande ſeines glühendſten Haſſes machte. Er rieth beſtändig, ſich mit Rußland

---

Urſachen zu der Reiſe in die Levante beſtimmt, und nur durch beſondere Fügung auf die ganz andere Laufbahn gebracht worden; er dürfe aber die wahren Urſachen nicht angeben, weil es ſich dabei um Perſonen von hohem Range handele, die er ohne ihre Einwilligung nicht verrathen dürfe. Das ſcheinen nur Windbeuteleien.

zu verſtändigen und alle Kräfte gegen Oeſterreich zu wenden. In gleichem Sinne wirkte der ungariſche Flüchtling Joſeph Rakoczy; aber Rakoczy und Bonneval vertrugen ſich nicht, und Erſterer war hauptſächlich darüber erbittert, daß Bonneval ſeinem Verlangen nach dem Titel des Fürſten von Siebenbürgen entgegentrat [1]. Außerdem ſtanden Rakoczy's Stallmeiſter, Illosway, und Bonneval's Secretair, Bon, im Solde des öſterreichiſchen Reſidenten Talmann, dem ſie jedes mündliche oder ſchriftliche Anbringen, was ihre Gebieter an die Pforte richteten, ſofort hinterbrachten. Auch ſonſt vertheidigte Oeſterreich ſeine Intereſſen erfolgreich mit der Waffe, mit der man in Konſtantinopel, wo die politiſchen Intereſſen ſehr niedrig, die Geldvortheile ſehr hoch angeſchlagen wurden, ſo viel ausrichten konnte: mit Geld. Bonneval hatte den Plan entworfen, daß, während ein gegen Belgrad marſchirendes Heer die Aufmerkſamkeit der Oeſterreicher in dieſer Richtung beſchäftigte, ein anderes nach Bosnien rücken und in Steiermark einfallen ſollte. Talmann vertheilte 1000 Ducaten an die rechten Stellen und der Plan fiel — in den Bosporus.

Indeß was Bonneval's Antreiben nicht bewirken konnte, das brachten die Feinde des osmaniſchen Reiches ſelbſt zuwege. Rußland hielt eine Zeit, wo die Türken mit den Perſern im Kriege waren und wo es außerdem auf Oeſterreichs Mitwirkung rechnen konnte, für gelegen, einige Schritte weiter in ſeiner natürlichen Aufgabe, einer Erweiterung ſeines Gebiets gegen das ſchwarze Meer zu, zu machen. Oeſterreich vergaß die Großmuth, mit welcher die Pforte es in ſeinen Bedrängniſſen geſchont und den zahlreichen Aufreizungen widerſtanden hatte, und trat, in der trügeriſchen Hoffnung, ſich an der Pforte für das in Italien Verlorene zu entſchädigen, als hauptkriegführende Macht gegen die Türken auf, ſtatt ſich zu begnügen, Rußland die ſtipulirte Hilfe zu leiſten. So waren die Türken gleichzeitig in Krieg mit Perſien, Rußland und Oeſterreich verwickelt. Auch war die Pforte ſelbſt zum Kriege geneigter, ſeit der weiſe Großvezier Ali Paſcha, hauptſächlich durch die franzöſiſche Partei, ſeines Amtes enthoben und nach Griechenland entfernt worden war. Denn Ali Paſcha hatte, theils aus der natürlichen Vorſicht und Mäßigung ſeines Charakters, theils mit Rückſicht auf die Leere des Schatzes und die unzufriedene Stimmung des Volks [1]), immer den Krieg mit europäiſchen Mächten zu vermeiden geſucht, in welcher Politik ihn der Rath der Seemächte[1]) beſtärkte. Jetzt aber trat der raſche und unerfahrene Ismael Paſcha, ein früherer Janitſcharenaga, an ſeine Stelle und die Kriegspartei triumphirte. Mit vieler Mühe brachten die Seemächte einen Vermittelungscongreß zu Niemirow zu Stande, welcher während des Krieges gehalten wurde und fruchtlos blieb.

---

[1] Rakoczy trug hier zuletzt noch den Sieg davon, aber freilich ohne bleibende Frucht.

---

[1]) So heißt es in dem Tagebuche des Grafen v. Münnich über den Feldzug von 1735 (Herrmann, Beiträge zur Geſchichte des ruſſiſchen Reiches, Leipzig, 1843, S. 117 ff.): „Die harten Folgen derer bei Peterwardein und Belgrad in Ungarn in den Jahren 1716 und 1717 erlittenen blutigen Niederlagen drückten die Pforte noch beſtändig, alle Schatzgewölber des vorigen Sultans waren ausgeleert und der Schatz Selims bis über die Hälfte heimlich angegriffen. Das Misvergnügen eines ſtarken Theils des Volks über die vor wenig Jahren unternommene Regierungsveränderung war noch nicht verglommen, und mußten die Glieder des Divans ſich noch immer unter beſonderen Bedeckungen verſammeln. Das Volk wollte den dethroniſirten ſchönen Sultan Achmed, der ſeinen hohen Stand ſo wohl vorgeſtellt, nicht vergeſſen, und noch weniger ſeine Neigung deſſelben Vetter, dem neuen Sultan Mahmud, zuwenden, der ein kleiner übelgeſtalteter blöder Herr und dabei misgeboren iſt, indem ihm das männliche Glied aufwärts gegen den Nabel feſt gewachſen. Der über 20 Jahr entlegen geführte Perſiſche Krieg, die verſchiedenen Aufſtände des Pöbels zu Konſtantinopel und die Griffe der Regierung, den widerſinnigen Geiſt der Janitſcharen zu tilgen, hatten den Kern derſelben und der anderen Mannſchaft aufgerieben, und Tachmas-Chan (Nadir-Schah) gab in Perſien ſoviel zu ſchaffen, daß ohne höchſt empfindlichen Nachtheil zum Frieden daſelbſt nicht zu gelangen war" S. a. a. O. S. 130 ff.

Bei alledem kam Bonneval nicht in eigentliche Thätigkeit und erhielt nach keiner Seite hin eine Leitung des Feldzugs. Nur die Vertheidigung Azow's hätte man ihm wohl gern anvertraut und er ward in dieſer Angelegenheit, „wider Gewohnheit," in den Divan gerufen[2]). Aber er erklärte offen: „er könne in Anſchlag des Haſſes, den die Janitſcharen wegen ſeiner dem Sultan präſentirten Bataillons auf regulärem Fuß auf ihn geworfen, und wegen ſeiner Unerfahrenheit in der türkiſchen Art, Krieg zu führen, weder das Commando in Azow noch ein anderes annehmen." — Nicht Bonneval, wie Manche geglaubt zu haben ſcheinen, war jener Achmed Paſcha, der als Paſcha von Bagdad den nicht zum Vollzug gekommenen Frieden zwiſchen der Pforte und dem perſiſchen Schah Tamasp vermittelte. Nicht Bonneval, ſondern Topal Osman ſchlug den Nadir Schah 1), um nur zu bald, wie ſein Nachfolger Abdullah Paſcha, von ihm geſchlagen zu werden, worauf die Pforte den Frieden durch große Abtretungen erkaufen mußte. — Bonneval konnte in der Hauptſache nur durch Rathſchläge helfen, die zuweilen befolgt wurden, zuweilen nicht, im Ganzen aber gut geweſen zu ſein ſcheinen. So rieth er bei dem Einfalle der Ruſſen in die Krimm, ſich vor jeder Schlacht mit ihnen zu hüten, wohl aber ihnen ſoviel als möglich die Lebensmittel abzuſchneiden 2). Hauptſächlich aber drängte er immer zu einem Separatfrieden mit Rußland und daß man die Hauptmacht gegen Oeſterreich wende. Das Erſtere gelang nicht, das Letztere aber geſchah und war auch in der damaligen Zeit ganz richtig. Auf der ruſſiſchen Seite kämpfte das Land ſelbſt noch für die Türken und mochten ſie in beſſeren Zeiten das etwa Verlorene wieder holen. Noch waren die Poſitionen, in denen Rußland begründete Macht beſaß, zu fern von den Lebenspunkten der Pforte, als daß auch ein weiteres Ueberſchreiten der Grenzen eine bleibende Gefahr hätte drohen ſollen. Man wendete ſich daher mit Kraft gegen Oeſterreich, als gegen den Feind, auf den man am meiſten erzürnt und der zur Zeit der gefährlichſte war.

---

[1]) Darüber ſagt Münnich (a. a. O. S. 158): „Die Engländer und Holländer, die mit ihren Tüchern und andern Waaren eine der conſiderabelſten Branchen ihrer Handlung nach der Levante treiben, könnten nicht gerne ſehen, daß man die Pforte ſo herunter bringe. Denn wenn z. E. die Türken, welche wie alle orientaliſche Völker in der Vielheit der langen Kleider ihre Magnificenz ſuchten ruinirt würden, ſo müßten viele Tauſend Tuchmacher, ſonderlich in England, den Stuhl verkaufen. Dieſes ſei die Urſache, warum ſich die Seepuiſſancen, wenn es mit Rußland oder dem Röm. Kaiſer gegen die Pforte zum Kriege komme, ſo eifrig um Mediation beſtrebten, weil ſie den Frieden alsdann gemeiniglich nach ihrem Intereſſe abwägen, beſonders aber ſich vor einem ruſſiſchen Commercio auf dem ſchwarzen Meere nach dem mittelländiſchen, als wohin die ruſſiſchen Waaren größtentheils durch ihre Hände gingen, fürchten möchten."

[2]) Münnich a. a. O. S. 143.

Dieſer Krieg gegen Oeſterreich ging mit einem Glücke von Statten, wie es die Waffen der Pforte ſchon lange vorher nicht und niemals nachher begleitet hat. Dieſes Glück kam auch Bonneval zu gute, deſſen Rathſchläge und ſeine Verdienſte um Organiſation und Kriegszucht

---

1) Früher als Tamasp Kuli Khan bekannt.

2) Münnich a. a. O. S. 143.

der türkiſchen Armee[1]) man jetzt ſchätzen lernte. Bonneval ward zum Statthalter von Chios ernannt. Indeß theils ſeine unvertilgbare Unvorſichtigkeit, theils die ſteten Ränke ſeiner Neider brachten ihn bald wieder um Einfluß und Gunſt. Doch iſt er niemals eigentlich geſtürzt worden. Er blieb Chef der Artillerie und vertauſchte nur die Statthalterſchaft von Chios mit der von Karamanien. Von dieſer Zeit an ſcheint er ſich ganz der Ueppigkeit der Ruhe ergeben zu haben und ſuchte ſich und Andern wenigſtens einzureden, daß er dabei glücklich ſei. Daß aber ſeine Zufriedenheit keine ungemiſchte war, blickte doch durch. So ſchreibt er in dem angeführten Briefe: „Ich bin der Meinung, daß Gott nichts beſchloſſen hat, was nicht gut und heilſam wäre, und daß folglich der Tod bloß ein eingebildetes Uebel iſt und weit mehr für ein wirkliches Gut gehalten werden ſollte, da er in der allgemeinen Ordnung der Dinge begriffen iſt, die der Schöpfer für alle Weſen eingeführt hat. Stolz auf dieſe unleugbare Wahrheit, genieße ich freilich mein Leben, das wie ein Blitz vergeht und mir von meinem Schöpfer bloß zu meinem Glücke gegeben iſt. Oft wiederhole ich die zwei letzten Zeilen aus der Ode Malherbes' auf den Tod:

»Vouloir ce que Dieu veut, est l'unique ressource,
Qui nous met en repos.«

Uebrigens befinde ich mich vollkommen wohl. Ich habe weder das Podagra noch den Schnupfen. Ich kann noch reiten, als wenn ich erſt 20 Jahre alt wäre, und bin auch noch ein tüchtiger Fußgänger. Nur derjenige

---

[1]) Er hatte vielleicht noch mehr für dieſe leiſten können, wenn nicht Rußland die italieniſchen und franzöſiſchen Offiziere, welche Bonneval zur Seite ſtanden, zum Uebertritt in ruſſiſche Dienſte zu beſtimmen gewußt hätte.

Teufel, der den heiligen Paulum quälte und ihm ſogar Maulſchellen gab, hat mich verlaſſen, und zwar zu meinem großen Verdruſſe.“

Doch ſchrieb er auch: „Meine alte Neigung zum Kriege wacht zuweilen wieder auf, da ich noch Kräfte genug habe, noch manche Feldzüge mitzumachen.“ Oder weiterhin: „Es iſt zwar wahr, daß das allzu ruhige Leben, welches ich führe, einem Manne, der wie ich von ſeiner Jugend an in dem Getümmel der Heere und dem Geräuſche der großen Welt gelebt hat, zuweilen auffällt, und daß ich, wenn ich nicht eine gute Anzahl Bücher beſäße, wenig meinem Geſchmacke zuſagendes Vergnügen haben würde.“ Indeß er tröſtet ſich mit Benſerade's Worten über Hiob und ſeine Leiden:

«Il s'en plaignit, il en parla.
J'en connais de plus miserables.»

Er ſagt: „Hier thue ich, was ich will. Ich lebe nach meinem Gefallen; mir geht nichts ab, ja ich kann ſogar meine Neigung zur Verſchwendung befriedigen, die man immer an mir getadelt hat. Bei allen Verfolgungen, die man gegen mich angeſtiftet hat, habe ich weder meinen Appetit, noch meine Munterkeit verloren. Glücklich ſind Diejenigen, die ihre Philoſophie im Blute haben.“ In demſelben Tone ſchließt er: „Uebrigens, mein Bruder, lebet wohl, und erinnert Euch, daß es hienieden nichts als Narrheiten gibt, die man in luſtige, ernſthafte, kriegeriſche, politiſche, juriſtiſche, kirchliche, gelehrte, traurige u. ſ. w. eintheilen kann, daß aber nur die erſten, nebſt einer ſteten Oeffnung des Unterleibes, uns ein vergnügtes und langes Leben verſchaffen können.“ Ganz hatte er ſich jedoch nicht von Europa losgemacht. Denn er ſchrieb, nachdem er vorher bemerkt hatte: „Ich habe mich zuletzt, mit einem vier Pfund ſchweren Turban auf dem Kopfe, einem langen Barte und langer Kleidung, in der Türkei niedergelaſſen, und hatte anfangs vor Lachen berſten mögen, wenn ich an die Urſache dieſer Maskerade dachte, die mich eigentlich nicht in dieſen Abgrund hätte ſtürzen ſollen," er ſei gleichwohl ſeinem ganzen Hauſe ſeine Vertheidigung ſchuldig.

Sein Einkommen belief ſich noch zuletzt auf 45,000 holl. Fl. jährlich und neben demſelben ſoll er auch von europäiſchen Höfen, beſonders wol von Frankreich, Anſehnliches bezogen haben. Er hielt die beſte Tafel in Konſtantinopel und kümmerte ſich um die Speiſeverbote des Alkoran nicht, während er, wol nicht um des Alkorans willen, die Wohlthätigkeit, welche dieſer ſo beſonders einſchärft, allerdings in reichem Maße übte. Seiner Neigung zu geſchlechtlicher Ausſchweifung konnte er ſich als Muſelmann, bis ihn das Alter hinderte, mit doppelter Freiheit hingeben. Er ſoll zuletzt aber doch von einer Rückkehr nach Europa geſprochen haben; aber die Boten des Todes meldeten ſich und er erkannte ſie. „Die alte Maſchine," ſagte er, „geht zu Ende. Ich weiß, daß ich dieſen Weg ziehen muß, und er kümmert mich wenig, ob es heute oder morgen geſchieht."

Er ſtarb am 22. März 1747. Seine chriſtliche Gemahlin, Judith Charlotte Prinzeſſin [1]) von Biron, mit der er ſich 1717 vermählt hatte und die in Frankreich geblieben war, war ihm ſchon 1741 vorausgegangen und er hatte keine Kinder von ihr. Einen jungen Mailänder hatte er an Kindesſtatt angenommen und dieſer erbte nicht nur ſein Vermögen, ſondern auch ſeine Stelle als Chef des Bombardiercorps [1]). Der junge Mann war auch zum Islam übergetreten und hieß Soliman Aga [2]). Der Sultan ließ Bonneval ein prächtiges Denkmal in Pera ſetzen, worauf folgende Inſchrift kam:

---

[1]) Dieſe Birons wurden allerdings erſt 1723 in den Fürſtenſtand erhoben.

„Hier ruhet Bonneval Achmed Paſcha, den die ganze Welt kannte. Er verließ ſein Vaterland und Erbtheil, um den Glauben der Moslemin anzunehmen. Bei den Seinigen erwarb er ſich in der Welt Ehre; aber durch ſeinen Uebergang zu den Rechtgläubigen gewann er Ruhm in der Ewigkeit. Er war ein Weiſer unſrer Zeiten und hatte ſowol ihre Größe und Hoheit, als ihre Widerwärtigkeiten erfahren. Weil er das Gute und das Böſe an ſich ſelbſt erprobt hatte, ſo wußte er das Schöne von dem Häßlichen zu unterſcheiden. Vollkommen überzeugt von der Eitelkeit aller menſchlichen Dinge, ergriff er den glücklichen Augenblick, in die Ewigkeit überzugehen, und trank dieſen Kelch in der Freitagsnacht, der Geburtsnacht des Herrlichſten unter den Propheten. Dies war die glückliche Stunde, die er ſich erwählte, ſich in die Hände der Barmherzigkeit zu geben. Das Paradies ſei der Aufenthalt des Bonneval Achmed Paſcha!“ Auf der anderen Seite des Grabmals las man: „Betet um Gottes Willen die Vorrede des Alkoran für die Seele des Achmed Paſcha, des Hauptes der Bombardirer.“

---

[1]) Mercure hist. Th. 123, S. 139. Vergl. Ebend. Th. 122, S. 490. (Ranft) Geneal. hist. Nachr. Th. 112, S. 299. — Die ihm zugeſchriebenen Memoiren ſind unecht, und wie die bei ſeinem Leben erſchienenen Biographieen Bonneval's voller Unrichtigkeiten. —

[2]) Einige geben ihn für einen Grafen de la Tour, zugleich aber, was wahrſcheinlich, für einen unehelichen Sohn Bonneval's aus.

XXI. Lord Lovat.

In Lord Lovat begegnen wir einem Charakter, welcher von allen ſo philoſophiſchen als myſtiſchen Vorurtheilen und Schwächen des 18ten Jahrhunderts frei war, aber auch der edleren Segnungen des Menſchenherzens ermangelt zu haben und ein vollendeter grober Egoiſt geweſen zu ſein ſcheint. Statt der abenteuerlichen, wenn auch mit, den einzelnen Fall geſchickt behandelnder Gewandtheit gepaarten Unbeſonnenheit eines Bonneval, entfaltete er die raffinirteſte Klugheit, die doch nichts weniger als echte Weisheit war. Mit dem 18ten Jahrhunderte hatte er die ſinnliche Luſt, die ironiſche Weltverachtung, den Proteſt gegen die älteren moraliſchen Bindemittel und die nackte Selbſtſucht gemein, ſtellte dies alles aber in der eiſernen Kraft einer früheren Zeit und in der beſonderen Schärfe des ſchottiſchen Charakters dar.

Simon Fraſer Lord Lovat, ein ſchottiſcher Peer, noch in den 70er Jahren des 17ten Jahrhunderts geboren, hatte 1710, wegen einer groben geſchlechtlichen Ausſchweifung, ſein Vaterland verlaſſen müſſen, war an den Hof von St. Germain, wo ſich alle Unzufriedenen der britiſchen Inſeln ſammelten, und der in ihrer Aufnahme nicht wähleriſch ſein konnte, gegangen und daſelbſt zur römiſch-katholiſchen Kirche übergetreten. Da er aber kein Herz für die jakobitiſche Sache hatte — wie überhaupt für keine — vielmehr berechnete, daß ihm Verdienſte um die in England herrſchende Partei größere Vortheile bringen könnten, ſo hatte er Ränke geſponnen, welche entdeckt wurden und ihn in die Baſtille brachten. Wieder freigelaſſen, trat er in den geiſtlichen Stand und benahm ſich äußerlich ſo heuchleriſch, daß er ſich in den beſten Ruf exemplariſcher Frömmigkeit ſetzte, während er, ein wahrer Tartuffe, gleichzeitig in zahlreiche Liebeshändel verwickelt war. Eben waren dieſe in Begriff, ruchtbar zu werden und ihn an weiterer Fortſetzung ſeiner Heiligenrolle zu verhindern, als der Tod der Königin Anna (1. Auguſt 1714) und das Gelangen des Hauſes Hannover zu dem britiſchen Throne ſeinen Berechnungen eine neue Unterlage und ein neues Ziel bot. Er calculirte jetzt, daß die neue Dynaſtie Anhänger in Schottland brauchen, daß ſich Gelegenheit bieten werde, ſich Verdienſte um ſie zu erwerben, und daß er dadurch die Folgen früherer Anſtöße austilgen könne. Er war aber auch bereit, ſich die gleichen Verdienſte um die vertriebene Dynaſtie zu erwerben, wenn er fände, daß deren Actien beſſer ſtänden, als die Hannovers. Er verließ den geiſtlichen Stand und ging nach Schottland zurück, wo er denn bald fand, daß die jakobitiſche Sache zur Zeit keine Ausſichten habe, und ſich daher mit ganzer Kraft und Geſchicklichkeit dem unbeſonnenen Unternehmen von 1715 entgegenſetzte. Dadurch ſetzte er ſich in ſo guten Credit bei der Regierung, daß er nicht nur eine Amneſtie für ſeine früheren Vergehen, ſondern auch die durch ihren Beſitzer verwirkten Güter der Lovats erhielt. Er ſtand nun an der Spitze des mächtigen Clans der Fraſer, heirathete auch erſt eine

Grant, die Tochter eines der bedeutendſten Häuptlinge, dann, nach deren Tode, eine Verwandte des Herzogs von Argyle, die ſich jedoch bald wieder von ihm ſcheiden ließ. So erweiterten ſich ſeine Verbindungen und ſein Einfluß nach allen Seiten. Von der engliſchen Regierung zog er bedeutende Jahrgelder, und ward auch mit ſonſtigen Gunſtbezeigungen derſelben überhäuft. Man wußte in London ſehr gut, daß man ihn bezahlen müſſe, um ihn zu haben, und hatte den beſten Willen und Glauben, ihn ſehr gut zu bezahlen. Indeß das alles war ihm noch nicht genug, und hauptſächlich er wollte ſich von beiden Seiten bezahlen laſſen und nach beiden Seiten hin eine Thüre offen halten. Schon ſeit 1736 ließ er ſich in die jakobitiſchen Umtriebe ein, und als im Jahre 1739 der ſpaniſche Krieg erklärt ward, trat er, mit anderen ſchottiſchen Edelleuten, in Verbindung mit Frankreich, gegen welches man ſich erbot, falls es ein Heer nach Schottland bringe, 20,000 Mann dazu ſtoßen zu laſſen. Der Cardinal Fleury ſcheint dem Unternehmen nicht ganz abgeneigt geweſen zu ſein. Nach ſeinem Tode behandelten es die Franzoſen nur als eine Art Popanz, da ſie wohl wiſſen mochten, daß die Sache der Stuarts auf immer in England verloren ſei, und daß Englands innere Kraft zu gediegen ſei, um durch ſolche Verſuche mehr als vorübergehend erſchüttert zu werden. Der Prätendent aber, Karl Eduard [1]), faßte ſehr erklärliche Hoffnungen, ging nach Paris, ließ ſich von den Franzoſen zu ihren Blendwerken gebrauchen, und als er endlich ſah, daß man ihn immer nur hinhielt, ohne etwas Größeres an ſeine Sache wagen zu wollen, ſo war es wohl erklärlich, daß er den verzweifelten Entſchluß faßte, die Sache auf eigne Hand durchzuführen. Er vertraute dem wahren Enthuſiasmus eines begeiſterungsfähigen, treuen und ritterlichen Volks und berechnete nicht, daß dieſe treuen Seelen wol das Heer bilden und — im Falle des Mislingens die Opfer werden, daß aber die Entſcheidung von den Führern und von dem Stande der Kräfte abhängt.

---

[1]) Geb. 1720, † 31. Jan. 1788, beides zu Rom.

Den ſchottiſchen Verſchworenen und namentlich Lovat kam die Unternehmung des Prinzen höchſt ungelegen. Die Aufrichtigen unter ihnen hätten wol zu einer von Frankreich mit ganzer Kraft geführten Expedition Vertrauen gehabt und, wenn nicht den Sturz der Dynaſtie in England, doch das Wiedererringen einer ſtaatlichen Selbſtändigkeit Schottlands von ihr gehofft, aber ſie kannten die Verhältniſſe zu gut, um zu glauben, daß auch nur das von den bloßen eignen Kräften des in ſich geſpaltenen Schottlands zu erwarten ſei. Frankreich aber gab nichts, als ein wenig Geld, Waffen und die Erlaubniß für die in ſeinen Dienſten ſtehenden ſchottiſchen und iriſchen Offiziere, das Abenteuer mitzumachen. Lovat wäre wahrſcheinlich auch an einer franzöſiſchen Expedition nichts gelegen, ſondern das Liebſte geweſen, wenn er auch ferner von Frankreich und dem Prätendenten durch Nährung ihrer Hoffnungen Geld ziehen, durch Theilnahme an der Verſchwörung auf die Jakobiten Einfluß üben, und zugleich von der Regierung ſich für den Verrath und die Vereitelung dieſer Pläne bezahlen laſſen konnte.

Indeß als Karl Eduard nach Schottland kam (1745) und im Anfang glänzende Erfolge hatte, mußte er ſich doch erklären, konnte er wenigſtens nicht gänzlich unthätig bleiben. Im Anfang zwar hielt er ſich zur Regierung und begnügte ſich, ſeine Leute zu rüſten und bereit zu halten, indem er beide Theile hoffen ließ, daß er zu ihnen ſtoßen werde. Als aber bei Preſton Pans am 1. October 1745 der wilde Muth der erhitzten Bergſchotten über eine die Gegner unklug verachtende Minderzahl der Regierungstruppen geſiegt und damit die Hoffnungen der Aufſtändiſchen auf ſchwindelnde Höhe getrieben hatte, ließ Fraſer ſeinen Sohn, der zu dem ganzen Unternehmen keine Luſt gehabt haben ſoll, mit 700 Clansleuten zu dem Heere des Prinzen ſtoßen. Hier hatte der alte Fuchs nicht richtig calculirt. Jener Sieg war ein Zufall, ein Erzeugniß des Augenblicks und darum nur auf den Augenblick wirkend; die Niederlage bei Culloden, 27. April 1746, war der Ausdruck des wahren Standes der Verhältniſſe und darum entſcheidend.

Lord Lovat ſelbſt mußte in die Gebirge flüchten und ward in einem hohlen Baume ergriffen. Jetzt begann er die Rolle, in der der achtzigjährige Greis noch zum letzten Mal all ſeine Heuchelkünſte entfaltete, um ſich wo möglich aus den Schlingen ſeiner Feinde zu befreien, ſei es durch die Gunſt der Großen, ſei es durch den Einfluß der öffentlichen Meinung, im ungünſtigſten Falle aber ſich doch noch an ſeinen Gegnern durch das Odium, das er ihnen zuzog, zu rächen und mit einem beſſeren Ruhme aus der Welt zu gehen, als den er im Leben genoſſen und verdient hatte. Es muß in den alten Zeiten öfters ſolche zähe und aalgleiche, proteusartige Charakter gegeben haben, und die deutſche Poeſie des Mittelalters hat einen ſolchen in einem der größten Kunſtwerke der Welt gefeiert: in **Reinecke dem Fuchs**, deſſen treues Abbild Lord Lovat war.

Zunächſt verſuchte er es, ob er nicht die Sieger beſchwatzen könne, und ſchrieb 22. Juni / 3. Juli an den

Herzog von Cumberland Folgendes: „Durch dieſes unterthänige Schreiben wendet ſich an Ew. königliche Hoheit der unglückliche Lord Simon Fraſer von Lovat. Ich würde mich nicht unterſtehen, Ew. königliche Hoheit um die geringſte Gnade zu bitten, wenn nicht der größte Theil der der Regierung zugethanen Einwohner des Landes, wie der Lord Präſident und die damaligen Anhänger des Hofes, ſich noch erinnern müßten, daß ich 1715 zur Unterdrückung der Rebellion, mit Gefahr meines Lebens und Verluſt meines einzigen Bruders, Ew. königlichen Hoheit Familie mehr weſentliche Dienſte geleiſtet, als irgend eine einzige Perſon meines Standes in ganz Schottland. Ich wurde bei dieſer Gelegenheit, im Namen des Königs, meines Herrn, durch den Grafen von Stanhope, damaligen Staatsſecretair, mit drei Schreiben beehrt, worin Se. Majeſtät mir ganz beſondere Beweiſe ihrer Gnade gaben, die das ganze Vaterland zu einer unverbrüchlichen Treue hätten bewegen ſollen. Ihre Majeſtät ließen es auch nicht bei bloßen Worten bewenden. Als ich bei Hofe anlangte und Sr. Majeſtät durch den verſtorbenen Herzog von Argyle vorgeſtellt ward, erlangte ich von Stufe zu Stufe einen ſo hohen Grad königlicher Huld, wie man noch an keinem einzigen Schotten wahrgenommen, und hatte zum öftern die Ehre, in den Parks von Kenſington und Hamptoncourt Ew. königliche Hoheit auf den Armen zu haben, um Sie Sr. königlichen Majeſtät, welche für Solche, ſowie für die königlichen Prinzeſſinnen, beſondere Zärtlichkeit zeigten, zu einer großväterlichen Umarmung darzureichen.[1]. Ich beſchwöre Sie daher, mein

---

[1] Man kann über den alten Fuchs, der ſolche Erinnerungen anzieht, ärgerlich werden und ſeine Untreue doppelt ſtrafbar fin-

Herr, ſich von den betrübten Umſtänden, worin ich mich befinde, rühren zu laſſen und mir Merkmale Ihrer Güte und Großmuth zu geben. Sollte ich die Ehre haben, bei Ew. königlichen Hoheit zum Handkuß gelaſſen zu werden, ſo würde es mir nicht ſchwer fallen, Sie zu überzeugen, daß ich dem König und der Regierung noch ſolche weſentliche Dienſte zu leiſten im Stande ſei, wie man ſich von dem Elend neunundſiebzigjähriger Greiſe, wie ich bin, der ich noch dazu allen Gebrauch meiner Hände und Füße bereits verloren, wol nimmermehr vorſtellen ſollte. Ihr königlicher Herr Vater, mein allergnädigſter Herr, war im Jahre 1715, im Vergleich mit uns, noch ſehr jung, als ich Demſelben eine Fürbitte für den Lord Macintoſh knieend zu überreichen und Seinen Schutz für denſelben zu erbitten, die Ehre hatte. Ihro Majeſtät geſtanden ſelbigen zu und gaben die Begnadigung Dero Kammerherrn, Karl Kathcart, mit Befehl, ſie in meine eignen Hände zu liefern, damit ich ſolche gedachtem Lord zuſtellen könne. Es iſt dieſes unter ſo vielen Zeichen der Güte nur Eines, womit Se. Majeſtät [1], während der Abweſenheit des Königs in Hannover, mich zu begnadigen beliebt haben, und ich zweifle nicht, daß das Blut, welches in den Adern Ew. königlichen Hoheit wallt, eben ſo großmüthig und mitleidig ſei.“

Es half aber nichts. Lovat ſaß erſt im Fort Wilhelm, dann im Fort Auguſt und ward im Auguſt nach London geſchafft, worauf im November das Unterhaus

---

den. Aber es iſt allerdings eine ſchwere Aufgabe, einen Mann, der ſolche Beziehungen anführen kann, köpfen zu laſſen.

[1] Hier iſt der 1745 regierende König Georg II., Vater des Herzogs von Cumberland, Großvater Georgs III., Sohn des 1715 regierenden Königs Georg I. gemeint.

ihn bei dem Oberhauſe wegen Hochverraths belangte. Bei dieſem Prozeſſe ſuchte er nun alle Chicanen hervor, ihn ſo lange als möglich hinauszuziehen, ſo daß er der Krone an 10,000 Pf. St. gekoſtet haben ſoll. Als endlich alles nichts half, ſpeculirte er nur noch auf die öffentliche Meinung, welche über die, ſobald man nicht an die Zeiten der Stuarts dachte, zahlreichen Bluturtheile allmälig unmuthig ward. Bei der Schlußverhandlung vor den Schranken des Oberhauſes zeigte er ſich demüthig und ergeben und machte nur ſein Alter, ſeine Gebrechlichkeit, ſeine hilfloſe Lage, die Erbitterung ſeiner Feinde, ſeine Taubheit, die Schwäche ſeiner Stimme in ſo weitem Raume und vor ſo großer Verſammlung, endlich das Anſtrengende und Ermüdende des ganzen Verfahrens geltend. So fand der argliſtige Mann mehr Theilnahme im Volke als viel Beſſere. Der Prozeß zog ſich lange hinaus. Dennoch ward er Ende März 1747 vom Oberhauſe des Hochverraths ſchuldig erklärt und zum Tode verurtheilt. Wie gewöhnlich ward, ſtatt der barbariſchen Strafe des Hochverraths[1], im Wege der Strafverwandlung die Enthauptung mittelſt Beiles verhängt. Nach Anhörung des Urtheils hielt der Lord eine kurze Rede an das Gericht, die voll beißenden Spottes war. Seine Freunde bemühten ſich, ihm Begnadigung, oder doch Aufſchub der Vollziehung des Urtheils auf fünf Jahre, während welcher ſie ſeinen natürlichen Tod erwarteten, zu erwirken, und da der Wunſch, einen recht ſchlechten Menſchen recht hart beſtraft zu ſehen, zwar natürlich, aber doch auch falſch und unvernünftig, und eigentlich ſchon ein Zug von Rachſucht und Härte iſt, vielmehr bei dem Anblick eines recht ſchlechten Menſchen nur der Wunſch ſeiner recht gründlichen Beſſerung in uns erwachen ſollte, wir auch gar nicht wiſſen können, ob die ſogenannte Todesſtrafe wirklich eine Strafe iſt, ſo hätte man ihnen die Erfüllung ihres Verlangens wol gönnen mögen. Ein ſeltſamer Umſtand war es dabei, daß ein Menſch, von dem wir nicht wiſſen, daß er irgend einen Zuſammenhang mit Lovat gehabt, den auch keine Theilnahme für denſelben geleitet zu haben ſcheint, durchaus ſtatt Lovat's zu ſterben begehrte. Es war dies ein gewiſſer John Painter aus dem St. Johnscollegium zu Oxford. Er richtete Schreiben an den König, an den Grafen Cheſterfield[1]) und an Mr. Pelham[2]). Daß er für Lowat keine Theilnahme fühlte, ergab ſich aus dieſen Schreiben ſelbſt. Dem König ſchrieb er, er möge den unwürdigen Verräther, der um das Leben bitte, mit dem Leben ſtrafen, ihn aber ſterben laſſen. „Laſſen Sie mich," ſchrieb er, „das Haupt auf den Block legen und furchtlos jenen Streich empfangen, von welchem ich wahrhaftig glaube, daß er die Seele vom Leibe trennen und damit von all ihrem Elende befreien werde." An Lord Cheſterfield ſchrieb er: er bitte um weiter nichts, als daß Lovat und ſeine Familie, wegen des großen Verbrechens der Rebellion, deſſen dieſer Lord überführt worden und weshalb dieſer Verräther ganz rechtmäßiger Weiſe zum Tode verurtheilt werden, begnadigt werden und daß man ihm dagegen, zu völliger Genugthuung für die Schuld dieſes Lords, den Kopf abſchlagen möge. Dabei war dieſem Wahnſinne Humor beigemiſcht. Der gleichfalls wegen des ſchottiſchen Aufſtandes hingerichtete Lord Kilmarnock hatte bei Beſteigung des Schaffotts geſagt: „Herr, das iſt erſchrecklich.“ In Bezug darauf ſchrieb Painter an Lord Cheſterfield: „Mylord, ich kann ungeſcheut die Verſicherung geben, daß ich in Betreff der Gnade, um die ich Sie anſpreche, Ihnen durch Mangel an Unerſchrockenheit bei dem Anblicke des Todes keine Schande machen werde, und daß alle Teufel des Milton, mit allen Geiſtern der bei Culloden erſchlagenen Schotten, wenn ſie beſchworen werden könnten, zur Stelle zu kommen, mich nimmermehr bewegen ſollten, bei Beſteigung des Schaffots zu ſagen: Herr, das iſt erſchrecklich.“ In dem Schreiben an Mr. Pelham hob er beſonders hervor, daß er eine Gefälligkeit beanſpruche, hinſichtlich deren er gar ſehr zweifle, ob noch ſonſt Jemand ſich mit ihm darum Mühe geben werde, wo er vielmehr glaube, daß kein einziger Menſch weiter in der ganzen Nation ſei, der ſie annehmen möchte. Das aber ſcheint der Keim dieſes Wahnſinns geweſen zu ſein, daß Painter beweiſen wollte, er fürchte den Tod nicht, und ſich viel darauf einbildete.

---

[1] Die Strafe des Hochverräthers war eigentlich, daß er erſt gehängt, halb todt wieder abgeſchnitten, die Eingeweide aus ſeinem Leibe geriſſen und verbrannt, ſein Kopf abgeſchnitten und der Leib geviertheilt wurde.

---

[1]) Der berühmte Verfaſſer der Letters to his son, Philipp Dormer Stanhope, Graf v. Cheſterfield, geb. 22. Sept. 1694, † 24. März 1773.

[2]) Henry Pelham, Bruder des Herzogs von Newcaſtle, lange Mitglied des Miniſteriums Walpole, dann zur Oppoſition übergetreten und 1743 Nachfolger Walpole's, † 1754.

Lowat erhielt keine Gnade. Die Nachricht, daß der Tag ſeiner Hinrichtung beſtimmt ſei, trübte ſeine Heiterkeit keinen Augenblick und er beobachtete vielmehr von nun an die Haltung eines philoſophiſchen Spötters. Als ſein Wärter ihn einige Tage vor ſeinem Tode fragte, ob er weißen oder rothen Wein wolle, antwortete er: „keinen weißen, wenn ihr nicht wollt, daß ich mit einem Laxirmittel im Leibe vor dem Block erſcheine." Als der Major des Tower ihn fragte, was er mache, erwiederte er: „Alles Gutes, denn ich bereite mich zu einem Orte, wo ſo leicht keine Majors und ſehr wenig Generallieutenants hingehen." Er übte ſich förmlich ein, ſeine Rolle in der Tragödie mit Anſtand zu ſpielen. Am Tage vor ſeinem Tode ſprach er mit einem ihn beſuchenden Freunde über die ins Parlament gebrachte Bill wegen Aufhebung der ſchottiſchen Erbgerichtsbarkeiten und ſagte: er wünſche, daß alle Herren, die für dieſelbe ſtimmen würden, den Durchfall bekommen möchten. Er verlangte, daß ſein Leichnam nach Schottland gebracht und in ſeiner Familiengruft in der Kirche zu Kirkhill beigeſetzt werden ſolle. Er habe zwar früher in ſeinem Teſtamente verordnet, daß die Pfeifer und Muſikanten von Edinburgh vor ſeinem Sarge her ſpielen ſollten; das werde jetzt freilich nicht wohl angehen, indeß vertraue er doch, daß die guten alten Weiber in ſeinem Lande ihm zu Ehren ein Klagelied anſtimmen würden. Das Schaffot beſtieg er am 20. April 1747 mit völliger Heiterkeit, ſprach ſeinen Freunden Muth und Troſt zu, erinnerte an das dulce et decorum est pro patria mori und legte, nachdem er noch die Worte des Ovid recitirt:

»Nam genus et proavos et quae non fecimus ipsi
Vix ea nostra voco.«[1]

ſein altes graues Haupt auf den Block, wo es der Scharfrichter mit einem einzigen Streiche vom Körper trennte[2].

---

[1] Denn den Stamm und die Ahnen und was wir nicht ſelber vollbrachten,
Nenn' ich das Unſrige kaum. —

[2] Memoirs of the Life of Lord Lovat; London, 1746. Merc. hist., Th. 122, S. 140 und 515. (Ranft's) Geneal. hiſt. Nachrichten, Th. 118, S. [illegible], Th. 119, S. 1016, Th. 120, S. 1073.

XXII. Spukgeſchichten am kurtrieriſchen Hofe.

Der Hof zu Ehrenbreitſtein war noch im 18ten Jahrhunderte mehrfach die Scene von Spukgeſchichten. Oft wenn z. B. der Kurfürſt Johann Philipp 1) am ſpäten Abend, in ſein Brevier vertieft, durch die Gemächer ſchritt und zuletzt in das äußere Vorzimmer gelangte, ſah der wachthabende Gardiſt durch die Glasthüre einen Herrn in grauem Rock zur Seite des Kurfürſten, der ſich, trotz ſeines ernſten Weſens, auffällige Freiheiten mit dem Fürſten herausnahm. Einſtmals bemerkte der Gardiſt ſogar, daß der verdächtige Fremde einige Schritte hinter dem Kurfürſten zurückblieb und ihm Schnippchen ſchlug und Naſen drehte. Da konnte ſich der ehrliche Soldat nicht enthalten, die Thüre aufzureißen, um den frechen Spötter zu faſſen, erſtarrte aber zur Bildſäule und ſtarrte offnen Mundes, als er den Kurfürſten ganz allein ſah und dieſer, ſich herumdrehend, nach der Urſache des ungebührlichen, ungeſtümen Eintretens fragte. „Ich habe mich ſo erſchreckt um Ew. Kurfürſtliche Gnaden," ſtammelte der Gardiſt, „der frevelhafte graue

---

1) Johann Philipp, Freiherr v. Walderdorf, geb. 24. Mai 1702, Coadjutor zu Trier 11. Juli 1754, Kurfürſt 18. Jan. 1756, Biſchof zu Worms 20. Juli 1763, † 12. Jan. 1768.

Rock" — „So, iſt der wieder da geweſen? das iſt ein alter Bekannter," entgegnete der Kurfürſt, und hieß den Soldaten auf ſeinen Poſten zurückgehen.

Bedeutſamer war eine andere Viſion, deren Gewährsmann der alte Obriſtlieutenant Alexander Friedrich v. Trautenberg war. Dieſer hatte als Leibpage die Aufwartung bei dem Kurfürſten, als der Gardeobriſt v. Ehrenfels eine befremdliche Ausſage des Gardiſten rapportirte, der in der vorhergehenden Nacht in der äußerſten Antichamber auf Poſten geſtanden hatte. Dieſer Gardiſt ſah nämlich gleich nach Mitternacht einen Mann, den er für den Kurfürſten hielt, von mehreren Cavalieren begleitet, unter Vorantritt zweier Pagen, deren Jeder eine Girandole trug, den Hauptgang herabkommen und raſch an ihm vorübergehen. Anfangs dachte er nichts Arges, ſpäter aber fiel es ihm bei, daß er von den vielen Perſonen auch nicht einen Tritt gehört, und daß der Kurfürſt ungemein blaß und mager ausgeſehen habe. Der Kurfürſt gab hierauf, nach augenblicklichem Schweigen, Befehl, daß in der nächſten Nacht derſelbe Mann denſelben Poſten einnehmen, genau auf Alles merken und zumal darauf achten ſolle, wohin ſich die Geſellſchaft wenden würde. Er ſollte einen Kameraden zu ſich nehmen, was er aber ablehnte [1]. Wie das vorige Mal, kamen zuerſt zwei leuchtende Pagen, dann ein Kurfürſt mit langem weißen Bart, in einen prächtigen Talar gekleidet, hierauf ſein Gefolge. Die Thüren des Vorzimmers, in das ſie eintraten, blieben offen und der Hatſchier folgte ihnen nach. Als ſie im dritten Zimmer angekommen waren, wendeten ſie ſich rechts und hier zeigte ſich an der vergoldeten Tapetenwand eine ſonſt nicht daſelbſt zu bemerkende Thüre. Die Pagen machten Spalier, der Kurfürſt ſchritt hindurch, die übrigen Herren und zuletzt die Pagen folgten. Auch der Hatſchier ſchlüpft endlich durch die Thüre und tritt auf einen Balken, von dem er in den weiten Raum einer von Menſchen erfüllten Kirche ſchaut. Im Chore kniet, dem Grabſtein den Rücken zuwendend, ein in lange Gewänder gehüllter Mann, über deſſen Haupt drei Biſchöfe eine Krone halten. Da erſcheint auf der entgegengeſetzten Seite die Wache; der Hatſchier ſchlüpft zur Thüre heraus [1]) und Thüre und Alles iſt verſchwunden. Der Kurfürſt fragte den Gardiſten, ob er ſich erinnere, den ihm erſchienenen Kurfürſten ſchon ſonſt geſehen zu haben. Der Gardiſt glaubte das, und als ihn nun der Kurfürſt nach dem Speiſeſaal führen ließ, wo die Bildniſſe der alten Kurfürſten hingen, erkannte der Gardiſt ſeine Erſcheinung in dem Bilde des Kurfürſten Philipp Chriſtoph. Bald darauf kam die Nachricht, daß Kaiſer Franz I. am 18. Auguſt 1765 geſtorben ſei und die Krönung Joſephs II. bevorſtehe. Das hatte denn die Viſion bedeutet.

---

[1] Das kann ein Beweis des Muthes ſein, könnte aber auch auf den Verdacht führen, daß der Hatſchier — ein Windbeutel geweſen ſei. Möglich aber auch, daß er den Kurfürſten auf einem Geheimgange belauſcht hatte, und daß das Weitere eine Myſtification war, durch welche man ihn in dem Gedanken beſtärken wollte, er habe Geiſter geſehen. Doch woher wäre dazu die Räumlichkeit gekommen, [illegible]?

Im Herbſt 1767 wurde eifrig an einer Umgeſtaltung der kurfürſtlichen Winterwohnung gearbeitet. Johann Philipp betrieb die Arbeiten ſelbſt und beſuchte täglich in den Mittagsſtunden den dabei beſchäftigten Tapezier. Eines Tages fand er ihn am Fuße der Leiter wie todt liegen. Er ſchaffte ſchleunigſt Hilfe herbei, aber es währte lange, bevor er ein Lebenszeichen gab, und erſt am andern Morgen konnte er erzählen, was ihm begegnet ſei. Da berichtete er denn: es ſei ein Herr in rothdamaſtenem Schlafrocke hereingekommen, den er für einen Hofcavalier gehalten und eine ſtumme Reverenz gemacht habe. Dieſer aber habe ihn gar grieſelig angeblickt und mit einem boshaften Lächeln geſagt: „Du machſt Dir da viel vergebliche Arbeit; ein andächtig Vaterunſer zu beten, ſollte Dir und ihm wol dienlicher ſein. Wiſſe, daß Derjenige, für den Du dieſe Zimmer ſchmückeſt, ſie nicht beziehen wird.“ Erſchrocken habe er ein Kreuz geſchlagen und das Vaterunſer beginnen wollen. Da ſei die Geſtalt in Rauch zerfloſſen, ein ſchallendes Gelächter ertönt und er bewußtlos von der Leiter gefallen. Das geſchah am 16. November 1767; am 25. erkrankte der Kurfürſt und ſtarb am 12. Januar 1768.

---

[1]) Warum?

Am berufenſten aber war die Silberkammer im nördlichen Flügel des Schloſſes. Hier ſah man zahlreiche Verſammlungen, unheimliche Geſtalten, bald einzeln, bald in Zügen herauskommen, hörte ſeltſame Töne und fremde Sprachen, ſah die Fenſter beleuchtet, fand die verſchloſſene Thüre offen, kurz Spuk über Spuk. Es hatte aber auch in dieſen Räumen 1631 und 1632 der M. Felix Wendrownikius gewohnt, deſſen oſtenſibelſtes Gewerbe — die Goldmacherei war, während ihn Manche für einen Agenten Bethlen Gabor's hielten. Dies nahm die Hofleute, welche die Praktiken ihres Herrn mit den Franzoſen und deren Verbündeten nicht billigten, gegen ihn mächtig ein und ſein beſonderer Feind war der ſonſt bei dem Kurfürſten überaus einflußreiche Geheime Kämmerer Michael Wiedmann. Man muß dahingeſtellt ſein laſſen, wieviel Antheil ſein Groll, oder politiſche Tendenz an folgender Erzählung hat, oder wie weit er ſelbſt getäuſcht geweſen. Am 2. Juni (1632?) hätte er gern geſehen, wenn der Kurfürſt zeitig zur Ruhe gegangen wäre, denn ſein Schwiegervater, der Zöllner von Boppard, aus dem edlen Geſchlechte von Rettesheim, war zum Beſuch gekommen. Aber gerade dieſen Abend blieb der Herr über Gewohnheit lange beim Abendeſſen, und als er ihm dann zur Ruhe leuchten wollte, erfuhr er, daß er ihn erſt noch zu dem Ungar zu begleiten habe, deſſen Arbeit ſich der Kurfürſt erſt noch anſehen wolle. Der Ungar erwartete ſie bereits. Er hatte in die Mitte des Gemachs einen groſſen Schragentiſch gezogen, worauf ein Teller und auf dieſem ein Becher ſtand. Im Ofen brannte ein ſtarkes Feuer. Sie bewunderten die ſchöne Arbeit des Bechers und Tellers, an welchem letzteren „Heidenköpfe,“ wahrſcheinlich antike Münzen, angebracht waren. Dann aber verlangte der Kurfürſt: daß das Weitere vorgenommen werde. Der Ungar bat fußfällig, ſeiner Schwachheit zu ſchonen, erhob ſich aber, als der Kurfürſt zornig auf ſeinem Sinne beharrte, und verſicherte, daß nicht Furcht ihn abhalten ſolle, den Willen Sr. kurfürſtlichen Gnaden zu thun. Das Werk ſei aber für ihn mit der höchſten Gefahr des Leibes und der Seelen verknüpft und ſo müſſe er einige Vorſchriften zur Befolgung empfehlen. Er ſchob nun einen altfränkiſchen Armſeſſel herbei und lud den Kurfürſten ein, ſich darauf niederzulaſſen, unter keinerlei Umſtänden aber davon zu erheben, oder auch nur ein einziges Wörtlein zu ſprechen. Sonſt ſehe er, der Ungar, ſeinen gewiſſen Tod vor Augen. Der Kämmerer ward hinter den Stuhl poſtirt und gewarnt, weder von dannen zu weichen, noch einen Laut vernehmen zu laſſen. Der Ungar legte nun um den Becher mit den Heidenköpfen einen mit dem andern Ende an dem Schmelzofen befeſtigten Draht, zog demnächſt, unter beſtändigem leiſen Gebet, drei Kreiſe um ſeine Gäſte und führte endlich von dem äußerſten Kreiſe einen geraden Strich nach dem Schmelzofen. Nachdem er auch noch die brennenden Lichter, in Geſtalt eines Triangulums, um den Teller geſetzt, kniete er vor den Ofen nieder, wo er fortfuhr, leiſe zu beten, auch von Zeit zu Zeit aus der neben ihm ſtehenden Büchſe eine Species in die Flamme warf, worauf dann jedesmal ein gewaltiges Praſſeln im Ofen entſtand und worüber die Gluth aufs Aeußerſte zunahm. Das mochte eine Stunde gewährt haben, und der Kämmerer ſah, wie der vom Ofen zum Becher gehende Draht erglühte, auf dem Becher dicke Tropfen ſtanden, inwendig aber es in den ſchönſten Farben blitzte und ſpielte, wie er es oftmals auf der Silberhütte geſehen. Allmälig gewahrte er ein Dehnen und Recken an dem Becher, der auseinanderging und an Höhe zunahm, wie auch die Heidenköpfe ſichtlich zu wachſen ſchienen. Immer eifriger murmelte der Ungar und immer höher ſchwoll der Becher, bis er beinahe mit den Rändern an die Decke ſtieß. Da erſcholl ein donnernder Knall und heraus ſprangen die Heidenköpfe, als Männer mit Bärten und langen Mänteln, gar ſchauerlich anzuſehen. Sie ſchloſſen einen Kreis um den Kurfürſten und der letzte fiel vor der dieſem zunächſt ſtehenden Geſtalt auf die Knie, zeigte auf den Kurfürſten und ſagte: „Das iſt derjenige, welcher das römiſche Reich den Galliern zu überliefern begehrt.“ Darauf ſteckten ſie die Köpfe zuſammen, als gingen ſie zu Rathe, und wie das Flüſtern zu Ende, brachte der am entfernteſten Stehende ein breites Schwert unter dem Mantel hervor, rief: „das ſchickt das Geſetz dem

Verräther[1])!" und that einige Schritte vorwärts, als wollte er auf den Kurfürſten einhauen. „Helf, helf, Michel!" rief dieſer mit erſtickter Stimme, und ſofort war alles verſchwunden. Der Kurfürſt lag in Ohnmacht; auch der Ungar war wie leblos ausgeſtreckt auf dem Boden und mit Mühe gelang es dem Kämmerer, den Kurfürſten wieder zur Beſinnung zu bringen, worauf auch der Ungar ſich todtenbleich erhob und den Kurfürſten in deſſen Schlafkammer bringen half. Als der Ungar fortging, ſagte er dem Kämmerer noch: „Ich weiß, daß Ihr mir von Herzen gram, und ſollt Ihr bald des Ueberdruſſes an mir entledigt ſein. Doch will ich nicht von Euch ſcheiden, ohne eine Warnung zu hinterlaſſen. Sorget, daß der goldne Becher mit den Heidenköpfen alsbald zerbrochen werde, oder daß wenigſtens Se. Kurfürſtlichen Gnaden niemals einen Trunk daraus thun. Er müßte anſonſten des jählingen Todes ſein, gleichwie ein Jeder, der aus dem gebannten Pokal trinken würde." — Der Kämmerer mußte am Bette des Kurfürſten bleiben, der gewohnt war, nur von ihm ſeine Arznei für alle plötzliche Alteration: Krebsaugen in Waſſer gerührt, zu nehmen. Eben war er ein wenig auf ſeinem Stuhle eingeſchlafen, als ein fürchterlicher Donnerſchlag, dem nach einander mehrere, immer einer heftiger, als der andere, folgten, ihn weckte. „Das muß eingeſchlagen haben, und ganz in der Nähe," ſagte der Kurfürſt, und indem ließ ſich in der That ein Feuerlärm vernehmen. „Es brennt im Laboratorium," riefen mehrere Stimmen und der Kämmerer eilte der Stelle zu, von der ein dichter Rauch emporſtieg. Sie hatten bereits die Thüre des Laboratoriums eingeſchlagen und der Kämmerer drang mit den Erſten in die Stube ein. Da ſteckte der Ungar mit dem Kopfe zwiſchen den Staben des Gitterfenſters, das Geſicht blitzblau zum Nacken gedreht, die Zunge weit herausgetreten. Der Kurfürſt hörte den Bericht des Kämmerers mit ſo großer Bewegung an, daß derſelbe ſich ermuthigt fand, den Herrn fußfällig und flehendlich zu bitten: er wolle doch an dieſer erſchrecklichen Geſchichte ein Exempel nehmen und von dem gefährlichen Verkehr mit unbekannten Perſonen und den viel gefährlicheren Praktiken ablaſſen. „Jacta est alea!“ war die Antwort; der Kämmerer wagte nichts weiter zu ſagen, und am 9. zogen die Franzoſen in die Feſtung ein.

---

[1]) Die ganze Scene würde wenigſtens nicht zu der Annahme ſtimmen, als ſei der Ungar ein Agent Bethlen Gabor's und Verführer des Kurfürſten geweſen.

Sie kamen als Verbündete des Kurfürſten, aber doch ward es ihm bald zuwider, mit dem franzöſiſchen Gouverneur de Buſſy-Lameth unter Einem Dache zu leben, und er zog nach Trier in die St. Peters Burg. Hier geſchah es am 12. März 1635, als alles im Palaſte ſich ſchon zur Ruhe begeben und der Kämmerer dem Kurfürſten das fünfte Capitel des Evangeliums Matthäi vorlas, daß ſich auf einmal ein fürchterliches Poltern die Treppe herauf vernehmen ließ. Man hörte ein Pferdegetrappel im Vorzimmer, die wohlverriegelte Flügelthüre ſprang auf und ein Reiter, in welchem der Kurfürſt ſogleich den Ungar erkannte, trieb ſein Pferd bis zu dem Seſſel des Kurfürſten hin und ſprach mit rauer Stimme: „gib wohl Acht auf das, was ich Dir zu berichten geſendet bin. Deine Feinde haben ſich gegen Dich zuſammen verſchworen und ihre Stunde iſt gekommen. Sie werden Dich zur Gefangenſchaft abführen in fremde Lande [1]), und wird das der Dir bevorſtehenden Trübſale Geringſtes ſein, wo Du Dich nicht entſchließeſt, auf der Stelle mir zu folgen. Denn ich habe die Macht, Dich in Sicherheit zu bringen.“ Der Kurfürſt erhob ſich aber mit ungewöhnlicher Geſchwindigkeit von ſeinem Sitze, ſchlug ein Kreuz und rief den Namen Jeſu an, worauf der Ungar mit ſeinem hölliſchen Klepper im Kamine verſchwand. — Man ſieht, der treue Diener, der die Politik ſeines Fürſten entſchieden misbilligte, der Perſon aber liebende Anhänglichkeit bewahrte, hielt ſich an den Gedanken, daß dieſelbe in einer Verführung durch böſe Geiſter wurzele, der Kurfürſt aber doch dem Aeußerſten widerſtanden habe. Oder ſoll man in der ganzen Sache ein Complott wittern, bei dem der Kämmerer ſelbſt im Spiel geweſen und das den Kurfürſten mit Liſt in die Hände liefern ſollte, in die er bald darauf durch Sturm und Ueberfall kam? In der Haft zu Linz entließ der Kurfürſt den Kämmerer, ſeinen einzigen Vertrauten, wenn auch mit thränenden Augen, weil er ihn zu gut kaiſerlich fand.

Friedlicher und mehr dem rein perſönlichen Gebiete angehörend war die Viſion, welche der Kurfürſt Johann Hugo ſeinem Weihbiſchof Verhorſt erzählte. Es waren am 6. Januar 1701 die *primae vesperae solennes* gehalten, zu Ehren der heiligen Drei Könige Kreide, Weihrauch und Waſſer geweiht und demnächſt von den Hof- und Schloß-Sacellanen die Gemächer benedicirt, worauf dann um 4 Uhr Nachmittags die 40ſtündige Andacht ihren Anfang nahm. Es war Gebrauch des

---

[1]) Es geſchah dies am 25. März 1635. Wir behalten uns über den Kurfürſten Philipp Chriſtoph (Einen v. Sötern) und ſeine Umtriebe und Schickſale weitere Mittheilungen vor.

Kurfürſten, jedesmal der erſten und letzten dieſer Betſtunden beizuwohnen. Diesmal aber hinderten ihn von Wien eingetroffene, ſofort zu beantwortende Depeſchen. Unter mancherlei Störung verzog es bis zu Mitternacht, wo er endlich ſein Brevier unter den Arm nehmen und den Handleuchter ergreifen konnte, um aus der Vorſtube ſeines Schlafcloſets in das Oratorium hinabzugehen. Hell brannten da unten auf dem Hochaltar die Kerzen, die ganze Kirche war hell beleuchtet, der Betſtuhl ſtand vor dem Altar, aber der Kaplan fehlte noch. Indem ging die Thüre der Sacriſtei auf und es traten drei Prieſter nach einander heraus, welche keine Chorhemden, ſondern koſtbare Pontificalien trugen, nur daß ihnen die Infuln fehlten. Sie machten vor dem Altar ihre Kniebeugungen und ſetzten ſich dann auf den Stufen nieder. Sie ſahen den Kurfürſten an, er ſah ſie an, und endlich rief er ihnen in ungeduldigem Tone zu: ſie ſollten doch anfangen. „Wir warten noch auf Einen!“ erwiederte der in der Mitte. Dem Kurfürſten kam es wunderlich vor, daß in ſeiner Gegenwart noch auf Jemand gewartet werde; indeß erregte doch das Fremdartige der ganzen Scene ſeine Neugier [1], und er entſchloß ſich, in die Sacriſtei hinabzugehen, um die Scene näher zu unterſuchen. Die Thüre, welche aus dem Oratorium auf die Wendeltreppe führte, fand er, wie gewöhnlich, unverſchloſſen. Auf der Treppe aber bemerkte er eine Helle, und als er herabſah, erblickte er eine Figur von genau ſeiner Größe und Geſtalt, ganz ebenſo angethan, ein Buch unter dem linken Arm, in der rechten Hand einen ſilbernen Handleuchter tragend, welche etwa zehn Stufen unter ihm ging und faſt ſchon an die Thüre der Sacriſtei gelangt war. Noch immer befremdete es ihn nur, hier Jemandem zu begegnen, der auf die Sacriſtei zuging, zu der er den Schlüſſel in der Taſche hatte [1]), und er eilte dem Vordermann nach. Dieſer wendete ſich und zeigte ihm ſein eignes Bild wie in einem Spiegel. Er ſtand regungslos; die Geſtalt drehte ſich wieder um, machte die Thüre auf, als wäre ſie unverſchloſſen geweſen, und warf ſie hinter ſich zu, daß die Fenſter klirrten [2]). Der Kurfürſt fand die Thüre verſchloſſen und der Schlüſſel wollte nicht greifen. Da überlief es ihn kalt und warm, und heftiger, als er herabgekommen, trieb es ihn die Treppe hinauf. Ja, es ſcheint, er wollte ſich jetzt auch im Oratorium nicht länger aufhalten, ſondern in ſeine Zimmer eilen [3]). Da aber fand er an der Thüre, die aus dem Oratorium dahin führte, zwei wachhabende Trabanten, die erſt vor ihm präſentirten, dann aber die Wehren kreuzten und auf ſein Befragen ſtumm blieben. Er wendete ſich nach der Baluſtrade und ſah hier mit Entſetzen die Kirche dicht voll Menſchen, unter denen er allmälig manchen längſt verſtorbenen Bekannten entdeckte. Auf dem Betſtuhle kniete die Geſtalt, die er auf der Treppe geſehen, in vollem Ornate, von zwei Aſſiſtenten umgeben. Gleich dieſen mit der Inful bekleidet, ſaß ein dritter Prälat als Celebrant vor dem Altare. Jetzt erkannte er die drei Biſchöfe, die ihn vor 25 Jahren geweiht hatten und daſſelbe jetzt an ſeinem Ebenbild thaten. Als die Ceremonie zu Ende war, wurde das Gedränge dichter, bis ſich in der Mitte eine Gaſſe bildete. Durch dieſe kamen der Kammerportier und der Hoffourier, dann der vorige Hofmarſchall, dann, „ſchöner wie der ſchönſte Sommertag, leuchtend als von Millionen Diamanten," ein Mädchen von höchſtens 15 Jahren, in der er ſeine Schweſter Eva erkannte. Sie trug eine Brautkerze und eine ſolche trug auch in der einen, in der andern Hand aber einen Palmenzweig ſein Bruder Damian Adolph[1]. Auch dieſer war herrlich anzuſehen. um den bloßen Hals, welcher wie ein Kryſtall durchſichtig war, trug er ein ſchmales rothes Bändchen[2] und ſein Ordenskreuz blinkte wie ein Sonnenſtrahl. Das Brautpaar, welchem Beide die Kerzen vortrugen, waren des Kurfürſten Vater und Mutter. Ihnen folgten die übrigen Kinder, die Verſtorbenen ſowohl, wie die noch Lebenden, wie die Keſſelſtadt, mit der er eben zu Nacht gegeſſen hatte, und die Quad[3]. Die Lebenden ſahen ſehr ernſthaft, die Verſtorbenen aber voll unvergleichlichen Entzückens aus. Das Brautpaar wurde zum Betſtuhl geführt; die Kerzenträger knieten zu beiden Seiten nieder und der Biſchof, in dem er ſein Ebenbild erkannte, las eine ſtille Meſſe. Wie das Ite. missa est geſprochen, trat der Officiant an das Brautpaar, faßte der Mutter Hand, nahm ihr den Ring vom Finger und umſchlang ſie, wie den Bräutigam, mit der Stola. — Jetzt aber veränderte ſich auf einmal, ohne daß er bemerkte, wie es zuging, die ganze Scene[1]). Gelbe Kerzen brannten auf dem Altar, ſchwarz ausgeſchlagen waren die Wände, ernſt und feierlich tönte das Dies Irae, es war ein Traueramt. Um den Sarg drängten ſich die Miniſtranten; als es endlich eine Lücke gab, ſah er ſich ſelbſt im Sarge, mit der Inful und den übrigen biſchöflichen Inſignien angethan. Er ſah, wie der Sarg erhoben, in die auf der Epiſtelſeite geöffnete Gruft herabgelaſſen, ein zerbrochenes Wappenſchild ihm nachgeworfen wurde. Jetzt erſt glaubte er, das Bewußtſein zu verlieren. Als er endlich aus ſeiner Betäubung erwachte, fand er ſich von Stille und Einſamkeit umgeben[2]) und ſchleppte ſich mühſam nach ſeinem Schlafzimmer, wo er eine ſehr unruhige Nacht verbrachte. Spät am Morgen ſchellte er dem Kammerdiener. Als dieſer dem Bette zuſchritt, ſtrauchelte er, bückte ſich und ergriff einen Ring, den er dem Kurfürſten überreichte. Es war der Trauring ſeiner Mutter, den er ſeit 20 Jahren ſchmerzlich vermißte[3]). Der Kurfürſt ſtarb übrigens erſt zehn Jahre, aber genau zehn Jahre, nach jener Nacht.

---

[1] Daß er auch jetzt noch wol etwas Ungewöhnliches, aber nicht unheimlich Uebernatürliches ſuchte, würde dafür ſprechen, daß er es geträumt habe. Im Traume befremdet nichts.

---

[1]) Aber die Geiſtlichen ſollten ja aus der Sacriſtei gekommen ſein und warteten noch auf Einen, von dem er annehmen mußte, daß er noch unten ſei.

[2]) Das iſt eigentlich nicht Geiſterartiges, [illegible] aber machen es auch flüchtende Menſchen.

[3]) Wäre er bei wahrer Beſinnung geweſen, ſo würde er ſich nach den Geiſtlichen umgeſehen und dieſe nach dem Hergang befragt haben.

---

[1] Der jüngſte Bruder, geb. 8. Juni 1639, Ritter des deutſchen Ordens und Comthur zu Trier, kurbaieriſcher Obriſtlieutenant, am [illegible] Mai 1664, bei der Belagerung von Kaniſa, durch eine türkiſche Stückkugel getödtet.

[2] Wol ſeine Wunde bezeichnend.

[3] Auch die übrigen Brüder, Damian Emmerich (geb. den 7. Oct. 1632, † als Domprobſt zu Trier und Speier 15. Auguſt 1682) und Johann Friedrich (geb. 13. Juli 1636, † als Freiherr, kk. und k. ſpaniſcher Feldmarſchalllieutenant und kurtrieriſcher Geheimerath am 12. Juli 1696). Es hat auch noch, außer den drei Genannten, zwei Schweſtern gegeben, die wol auch ſchon todt waren.

---

[1]) Ganz dem Traume gemäß.

[2]) Aber war wirklich im Oratorium kein Gottesdienſt geweſen? Oder wäre der Kurfürſt während deſſelben eingeſchlafen? Hat er ſich da nicht bei den Geiſtlichen befragt? War etwa irgend eine Nachläſſigkeit im Spiele, zu deren Verdeckung man den Traum des Kurfürſten benutzte, ſeine Verwirrung vielleicht noch verſtärkte?

[3]) Dies jedenfalls der merkwürdigſte Umſtand in der Geſchichte, der ein Polizeigenie zu Verdacht gegen den Kammerdiener veranlaſſen könnte.

Dieſer Kurfürſt war der zweite Sohn des kaiſerl. Obriſtlieutenants Wilhelm v. Orsbeck zu Vernich, aus deſſen Ehe mit Maria Katharina v. d. Leyen, einer Schweſter des Kurfürſten von Trier, und ein ſehr tüchtiger, trefflicher Fürſt. Er war am 13. Jan. 1634 geboren, ſtudirte in Köln und Mainz und im Collegium germanicum zu Rom, von wo der Jeſuitengeneral P. Oliva ſchon damals ſchrieb: „Es wird dieſer Jüngling, zu reiferen Jahren gelangt, nicht viele ſeines Gleichen in Deutſchland finden, und möchte er wol Sr. Eminenz (dem Kurfürſten Karl Kaſpar) zum Nachfolger beſtimmt ſein.“ 1655 verließ er Rom, ſtudirte noch in Paris und Pont-a-Mouſſon, kam 1657 in das ſpeierſche, 1658 in das trieriſche Domcapitel, ward 1660 Domdechant zu Speier, am 7. Jan. 1672 zum Coadjutor ſeines Oheims, am 16. Juli 1675 zum Biſchof von Speier gewählt und trat die Regierung des durch den Krieg auf das furchtbarſte verwüſteten Kurſtaats am 9. Juni 1676 an. Er ſtellte den Wohlſtand des Landes durch zweckmäßige Maßregeln her und begründete die Verwaltungsorganiſation, welche bis 1794 im Weſentlichen unverändert geblieben iſt. Seiner anerkannten Rechtserfahrenheit verdankte er den Ruf zum Amte eines kaiſerlichen Kammerrichters (1677) und bewährte ſie auch durch 66 treffliche Verordnungen, durch die er die Geſetzgebung des Kurſtaates regelte. Der franzöſiſche Refugié Blainville ſagt von ihm in ſeiner Reiſebeſchreibung (I. 124): „Johann Hugo, aus dem Hauſe der Freiherren v. Orsbeck, iſt der Letzte ſeines Stammes und beinahe ſchon 72 Jahre alt, von guter Geſtalt und von einer Leutſeligkeit, welche ihn von Jedermann angebetet macht, ein offenbarer Feind aller Ungerechtigkeit und Unterdrückung, der ein herzliches Mitleiden mit ſeinen Unterthanen hat, die unter den Bedrängniſſen des Krieges ſeufzen, und ſich lieber mit mäßigen Einkünften begnügt, als daß er ſie mit ſchweren Abgaben bedrücken ſollte. Er iſt, mit einem Worte, ein wahrer Vater ſeines Landes. Sein Hof, der ſeinem Vorbilde folgt, iſt unwiderſprechlich einer von den geregeltſten in Deutſchland. Er beſteht aus wahrhaftig weiſen Männern, welche Ehre und Redlichkeit allen anderen Dingen vorziehen. — Hier wird die Gerechtigkeit unparteiiſch verwaltet, und man ſiehet hier nichts von dem Stolz und der Verachtung der Tugend, noch von den Gottloſigkeiten, mit denen der größte Theil dieſer brauſenden Höfe ſo großthut."

Er ſtarb am 6. Januar 1711 in der Burg zu Coblenz. Das Gedächtniß der zehn Jahre vorher verlebten Dreikönigsnacht hatte ſich ſo tief in das Gemüth des Kurfürſten eingeprägt, daß er von da an für die heiligen drei Könige ſtets eine beſondere Andacht bezeigte, ihnen zu Ehren einen Altar in der Domkirche erbaute und ſich ſeine Begräbnißſtätte zu deſſen Füßen erwählte. Da er der Letzte ſeines Stammes war, ſo wurde, wie ihm der Traum vorhergezeigt, wie er aber auch ſchon damals vorherwußte, ſein Wappenſchild 1) zerbrochen und mit ihm in das Grab geſenkt.

Uebrigens ſollen die Spukgeſchichten der Philippsburg zu Ehrenbreitſtein 2) eine Hauptveranlaſſung ge-

---

1) Das Wappenſchild der Orsbecke, deren gleichnamiges Stammhaus in der Nähe von Sittard und Gangelt lag, enthielt im goldenen Felde ein rothes Andreaskreuz und in jedem der vier Winkel befand ſich, wie höfliche Herolde ſagten, ein grünes Blatt der Waſſerlilie. Unhöfliche Herolde aber fanden in dieſen angeblichen Blättern ein ganz anderes, durch die harlemer Wirthin und Götz von Berlichingen berühmt gewordenes Bild, deſſen Namen ſie auch in dem Namen des Geſchlechts erkennen wollten, und würde ſonach das Wappen ein Sprechendes geweſen ſein.

2) Siehe den Rheiniſchen Antiquarius (Coblenz, 1845), ein höchſt

geben haben, daß der letzte Kurfürſt von Trier, Clemens Wenceslaus [1]), ſeine Reſidenz erſt nach dem Dikaſterialbau, dann in das zu Coblenz neuerbaute Schloß verlegte.

---

merkwürdiges, für Liebhaber von Curioſitäten äußerſt anziehendes Buch, worin ſich, allerdings unter manchem Trockenen und in etwas wunderlicher Form und Verkettung, ein Reichthum von intereſſanten und anmuthigen Geſchichten aus dortigen Gegenden findet.

[1] Bekanntlich ein Prinz aus dem Kurhauſe Sachſen, geb. 28. Sept. 1739, 1763 Fürſtbiſchof zu Freiſing und Regensburg, 1768 Kurfürſt zu Trier, reſignirt 1803, † 27. Juli 1812.

Miscellen.

1. Nitſche und Rusca.

Andreas Nitſche (ſ. S. 390) ward am 17. November 1731 auf der landvoigteilichen Seidau bei Budiſſin geboren. Sein Vater war ein daſiger Einwohner gleichen Namens, ſeine Mutter Anna Nitſche geborene Miethe. Den erſten Unterricht genoß er bei dem dortigen Schullehrer Karl, kam dann in die gräflich Gersdorf'ſche Schulanſtalt zu Uhyſt und 2 Jahre ſpäter auf das Gymnaſium zu Budiſſin. Er ſtudirte zwei Jahre zu Wittenberg und dann in Leipzig. Von Leipzig ging er nach Kopenhagen und von da nach Moskau, wo er eine philoſophiſche Profeſſur an der Univerſität erhielt, die er jedoch ſchon nach Jahresfriſt wieder aufgab und mit einem ruſſiſchen Cavalier nach Wien reiſte. Von da ging er nach der Schweiz und blieb einige Zeit auf der Akademie zu Genf. Dann ging er nach England und beſuchte die Univerſitäten Oxford und Cambridge. Dann über Holland und Lübeck nach Rußland zurück, wo er ſeinen Aufenthalt abermals in Moskau nahm. All dieſen Reiſen ſcheinen maureriſche Arbeiten zum Grunde gelegen zu haben und wol dieſelben Verbindungen vermittelten ſeine vertraute Verbindung mit dem Hauſe des Geheimenraths und Senators Grafen Michael Soltikow, deſſen dritte Tochter, die Gräfin Marie Soltikow, er 1779 heirathete. Aber ſchon 1776 hatte er das Rittergut Mengelsdorf und Löbensmüh gekauft und bezog es von 1780 an. Er führte den Titel als kurſächſiſcher Hofrath. Seine Ehe war kinderlos, aber glücklich. Er † am 18. Juli 1795 am Nervenfieber. Im Beſitze ausgebreiteter Verbindungen und Correſpondenzen, lebte er doch in Mengelsdorf ganz zurückgezogen und einſam. Er ſchrieb viel, ließ aber, ein Gedicht auf den Tod ſeines ehemaligen Lehrers der Chemie in Leipzig, des Prof. Rudiger, ausgenommen, nie etwas drucken. Er verſtand die drei vornehmſten alten und die meiſten neueren Sprachen. Sein Teſtament fing ſich folgenderweiſe an:

„Beſtelle dein Haus, denn du mußt ſterben! So ruft den Sterblichen Vernunft und Erfahrung — ſo ruft dem Manne die Religion zu, der Chriſtum als das ewige Wort des Vaters zu finden das Glück gehabt hat. Heilig ſei alſo auch mir dieſe Stimme, damit mein Haus beſtellt ſei, wenn ſie erſchallen wird. — Mein geiſtiges Alles übergebe ich in die Hände meines barmherzigen Vaters — des Vaters der Liebe, von dem ich ſolches erhielt, denn es iſt — ſein; ſeine Güte gebrauche es in künftigen Ewigkeiten, nach ſeinem gnädigen Wohlgefallen. — Für meine körperliche Hülle werden meine zurückgebliebenen Freunde ſorgen: daß ſie in aller Stille in die bloße Erde begraben, und um einer ruhigen Verweſung zu genießen, mit einem Steine bedeckt werde, auf den ich Sie beigelegte Grabſchrift zu ſetzen bitte.

Epitaphium.

Reiſender!

Suche meinen wahren Namen nicht auf dieſem Steine, denn meine Mitpilger hatten die Vaterſprache vergeſſen und nannten mich in ihrem Mutterlande

Andreas Ritſche.

Ich trat den 17. Nov. 1731 auf der Seidau bei Budiſſin in ihre Geſellſchaft, reiſete lange, wie ſie, in dem ſinnlichen Kreiſe herum, und kam nicht eher zur Ruhe, als bis ich auf die gerade Linie der Ewigkeit kam, das verlorne Wort wiederfand und in ihm die unverſiegende Quelle des Seins, Lebens und Bewegens erblickte. Geringe iſt die Anzahl der Tage, die ich durchlebte; aber ſehr groß iſt die Menge des Guten, das der Vater der Menſchen im

Leiblichen und Geiſtigen an mir that. Durch ſeine Liebe geleitet, fand ich in einem fremden Lande eine zärtliche Ehegattin und Freunde. Der Tod entriß mich den ihren Armen; mein Geiſt hielt ſich beim Scheiden an die väterliche Hand des Vaters der Geiſter, der ihn mit Unſterblichkeit bezeichnet hatte, und der Tod behielt nichts als das Gehäuſe, darinnen ich Jahre wohnte. Verweſung iſt allmälige Auflöſung des Sterblichen in ſeinen Urſtoff, und dieſes glückliche Loos wird hier der Hülle zu Theil, die unter dieſem Steine die allgemeine Veredelung erwartet!"

Sein Leichnam ward am 22. Juli nach Budiſſin abgeführt und daſelbſt am 23. zum Taucher beerdigt.

Zur ſelben Zeit lebte auch ein anderer Lauſitzer, ein Wende, Namens Rusca, der ſich gleichfalls im Soltikowſchen Hauſe längere Zeit, als Hauslehrer und ſonſt, aufgehalten und große Reiſen im Dienſte der theoſophiſchen Maurerei gemacht hatte.

2. Keßler und Mylius.

Chriſtian Friedrich Keßler war der Sohn eines ſaalfeld'ſchen Cabinetsſecretairs, der früher bei dem ilmenauer Bergbau angeſtellt geweſen war, und einer Franzöſin und wurde 1728 oder 1729 in Saalfeld geboren. Später ward ſein Vater Syndicus der Brüdergemeinde in Ebersdorf und ſtarb daſelbſt um 1757. Die Witwe ſtarb wenige Jahre ſpäter. Der junge Keßler wohnte ſeit 1748 im Brüderhauſe zu Ebersdorf und ſcheint ſich frühzeitig mit Zeichnen und Feldmeßkunſt beſchäftigt zu haben. 1752 zog er nach Herrnhut, wo auch ſeine Schweſter 1760 oder 1761 geſtorben iſt. Er vervollkommnete ſich im Feldmeſſen bei einem zunftmäßigen Feldmeſſer, Reuter, welcher ſpäter in Nordamerika geſtorben iſt, und nahm mehrere oberlauſitziſche Güter auf. Bei dieſer Gelegenheit ward er mit dem Geheimenrath v. Hund auf Unwürde (ſ. S. 356 ff.) bekannt.

Später gab er ſeine Verbindung mit den Herrnhutern auf, ging unter die ſchleſiſchen Volontaire, welche der k. k. General Freiherr v. Beck errichtete, ward Lieutenant und kam in die Suite des genannten Generals. In Oſtritz lernte er einen emeritirten öſterreichiſchen Lieutenant v. Keßler genannt Sprengseiſen kennen. Dieſer, deſſen Vater Elias Hauptmann der Herrſchaft Friedland geweſen und in Oſtritz geſtorben war, ſtammte aus einer katholiſchen Linie eines zittauer Patriziergeſchlechtes (S. 368) und war der Letzte ſeines Stammes. Er übertrug Adel und Wappen auf den Lieutenant Keßler, welcher ſpäter zu dem Infanterieregiment Aremberg kam, 1763 Major war, zuletzt aber in Thüringen gelebt und eine Topographie des Meiningenſchen Oberlandes geſchrieben hat. Er ſoll auch der Verfaſſer des Anti-Saint-Nicaise ſein.

Johann Wilhelm Mylius, Premierlieutenant der kurſächſiſchen Ingenieurs, kam zu Anfang des ſiebenjährigen Krieges nach Leipra, um einen Bau zu leiten, und blieb dann bis an ſein Ende daſelbſt. Er war ein geſchickter Ingenieur und philoſophiſcher Kopf. Einige Zeit vor ſeinem Ende erklärte er dem Prediger ſeines Kirchſpiels, daß ſein philoſophiſches Syſtem zu ſeiner Beruhigung doch nicht ausreiche. Er erſuchte ihn, ihm zu einer noch zu beſtimmenden Zeit das heilige Abendmahl zu reichen und ſich vorher mit ihm darüber ſo zu unterreden, wie er es mit dem Einfältigſten ſeiner Kirchkinder zu thun pflege. Einige Zeit darauf ward er vom Schlag gerührt, ließ den Prediger rufen, genoß das heilige Abendmahl und ſtarb am 3. Oct. 1791, im 64ſten Jahre ſeines Alters.

8. Heinrich Gottlob von Debſchütz.

Heinrich Gottlob von Debſchütz, der Sohn Heinrich Sigmunds v. Debſchütz auf Oberlichtenau, kurſächſiſchen Raths und Landesälteſten des Fürſtenthums Görlitz, und der Anna Sidonia v. Eberhardt auf Oberlichtenau, hatte ſchon bei Lebzeiten ſeines Vaters die Güter Langenau und Flachenſeifen in der Oberlauſitz, wie es ſcheint, durch Verheirathung mit Magdalene Tugendreich, verwitweten v. Leſt, geborenen v. Reibnitz erlangt, mit der er in kinderloſer Ehe lebte. Er war am 1. Sept. 1656 geboren, war erſt durch Hauslehrer, dann ein Jahr lang in Dresden unterrichtet worden und hatte 1676 — 1679, nach dem Beiſpiele ſeines Vaters, größere Reiſen durch Oeſterreich, Italien, Frankreich, die Schweiz gemacht. Am 21. Februar 1692 ward er ermordet. Ueber die Umſtände, unter welchen dieſes geſchehen, gibt es zwei von einander etwas abweichende Berichte, welche aber beide noch Manches dunkel laſſen. Nach dem einen, der blos auf mündlichen Erzählungen beruht, wohnte er einer adeligen Hochzeit zu Armenruhe in Schleſien bei. Bei Tiſche kam er einem Freiherrn v. Braun gegenüber zu ſitzen, den er früher nie geſehen haben ſoll, bei deſſen unerwartetem Anblick er aber ſo erblaßte und beklommen ward, daß es ſeinem Nachbar auffiel, dem er, auf Befragen, endlich geſtand, daß er eine außerordentliche Furcht und heftige Abneigung vor jenem Braun empfinde, ungeachtet er ihn zum erſten Male ſehe. Seine Angſt ſtieg ſo, daß er vom Tiſche aufſtand, ſich in ſeine Kammer zurückzog und zu Bette legte. Die Geſellſchaft war ſchon ſo fröhlich geworden, daß man ſeine Abweſenheit anfangs nicht bemerkte. Als man ihn ſpäter doch vermißte, plauderte ſein Nachbar die Urſache aus und als auch Braun ſie erfuhr, ſtürzte er in der Weinhitze hinaus, ließ ſich das Zimmer Debſchützens zeigen, erzwang durch Drohungen die Oeffnung der verſchloſſenen Thüre und ſtach den Entkleideten und Wehrloſen in den Leib, daß er niederſtürzte und bald darauf verſchied. Nach dem andern Bericht, der mit gewiſſen Worten ſeiner Grabſchrift beſſer übereinſtimmt und aus ſeinen zu Zittau 1693 in Folio erſchienenen Funeralien entlehnt iſt, hatte er an jenem Tage, dem Sonntage Invocavit, erſt ſeine Gemahlin nach Papſthain in die Kirche begleitet und dann ſeinerſeits dem Gottesdienſte in Harpersdorf beigewohnt.

Hierauf begab er ſich mit dem Landesälteſten des goldbergiſchen Weichbildes, Carl Siegmund v. Mauſchwitz, mit welchem er als Curator ſeiner Frauen zu ſprechen hatte, in deſſen Wohnung zu Armenruh. Sie begleiteten Kaspar Konrad v. Spiller, der v. Braun auf Bertelsdorf und deſſen Vetter, der v. Braun auf Merzdorf. Zu Mittag ſpeiſten ſie ſehr vertraulich zuſammen. v. Debſchütz geht aber vor dem Abendeſſen zu Bette, weil er des andern Morgens zeitig nach Jauer in Rechtsangelegenheiten reiſen wollte. Gleich darauf kommt ihm v. Braun auf Merzdorf nach, ſetzt ſich zu ihm aufs Bette und macht ihm vielfältige Careſſen, herzet und küſſet ihn. Die andre Geſellſchaft kommt nach und ſucht ihn fortzubringen, allein er läßt nicht ab und wirft mit ehrenrührigen Reden um ſich, bis endlich v. Debſchütz, um nicht im Bette überfallen zu werden, aufſteht. Und obgleich er an ſich hielt, auch dem v. Braun, den er vorher noch nie geſehen, kein Wort ſagte, ſo ſuchte dieſer es doch durch beißende Worte dahin zu bringen, daß beide zum Degen griffen. Die Anweſenden brachten ſie zwar auseinander, aber während ſie mit Debſchütz redeten, ſtieß v. Braun unverſehens zwiſchen ihnen durch, verletzte Debſchütz ſo, daß er eine halbe Stunde darauf ſtarb, und ſprang auf und davon. Der Leichnam ward in Lichtenau beigeſetzt, wo ihm ſein Vater neben dem Altar ein Denkmal ſetzen ließ, ein hölzernes Schnitzwerk mit ſymboliſchen Verzierungen und einer Tafel in Form eines gefalteten Tuches oder Vorhanges, mit folgender Inſchrift:

„Mein Leſer!
Du wirſt fallen,
Du weißt aber nicht, wenn, wo und wie?
Drum lerne die Kunſt wohl zu ſtehen,
So kannſt du plötzlich, und doch ſelig, fallen.
Alſo ſtand und fiel der wohlgeborne Ritter und Herr,
Herr Heinrich Gottlob v. Debſchütz,
Auf Langenau und Flachen Seiffen, Erb-Herr auf Lichtenau.
Dieſer trat in das Leben Anno 1656, den 1. September.

Und lernte die Kunſtwohl zu ſtehen,
Bei Gott in Gnaden durch Fucht, Liebe und Vertrauen:
Bei denen Menſchen in Liebe durch Tugenden.
Denn ſein Fleiß blieb niemals ſtehen,
Er zierte ſeine Jugend mit Adelichen Exercitiis und Sprachen,
Und erbauete ſeinen Verſtand durch vernünftiges Reiſen,
Beſahe ganz Italien, Frankreich und andere Orte mit Nutzen,
Und ruhete endlich in der Liebe einer frommen Lebens-Freundin,
Der wohlgebornen Frauen, Frauen Magdalenen Tugendreich
v. Leſt, gebornen von Reibnitz.
Witwen und Frauen auf Langenau und Flachen Seiffen,
Mit der er eine zwar unfruchtbare, doch aber ſehr vergnügte
Ehe geführt.
Alſo ſtand er 35½ Jahr und 13 Wochen im Leben rühmlich,
Und fiel 1692 den 24. Febr. zur Armen-Ruh in Schleſien
Durch einen unverhofften Degenſtoß eines verſtellten Freundes.
Doch weil er mit Jeſu im Leben geſtanden,
So konnte er auch ohne dieſen im Tode nicht fallen.
Darum fället der Gerechte, ſo wird er doch nicht weggeworfen,
Denn der Herr erhält ihn, Pſalm 37, 24.“

Auf einer kleineren, darunter befindlichen Schrifttafel iſt der 34. und 35. Vers aus dem 3ten Capitel des 2ten Buches Samuelis ausgeſchrieben:

> „Deine Hände ſind nicht gebunden, deine Füße ſind nicht in Feſſel geſetzet: du biſt gefallen, wie man vor böſen Buben fället. Da beweinete ihn alles Volk noch mehr.
>
> Da nun alles Volk hinein kam mit David zu eſſen, da es noch hoch Tag war, ſchwur David, und ſprach: Gott thue mir dies und das, wo ich Brod oder etwas koſte, ehe die Sonne untergehet.“

In einem von dem Geſchichtſchreiber des Debſchütziſchen Geſchlechts, George Wende, verfaßten wortreichen Entwurfe einer Grabſchrift finden ſich als Beziehungen auf die Todesart folgende Stellen:

„Das kläglichſte leider! iſt,
daß er nicht, als ein Kriegsmann vor ſeinem Feinde im Felde,
ſondern ganz unſchuldig vor ſeinem vermeinten Freunde in
der Kammer,
erblaſſen müſſen“ — —

„Er ſtand wieder auf, um einem Unglück zu entgehen,
gerieth aber dadurch allererſt in das größte Unglück.“

Als in den achtziger Jahren des 18ten Jahrhunderts die Gruft geöffnet wurde, um einen Herrn v. Löben, denen damals Lichtenau gehörte, dort zu beſtatten, fand man den Leichnam jenes Ermordeten noch ganz unverſehrt. Die Finger fühlten ſich wie Leder an und es war unmöglich, den goldnen Ring davon abzuziehen. Ebenſo unverweslich lag der Leichnam eines Heinrich v. Debſchütz von 1672 bis 1712, wo er durch eine große Ueberſchwemmung fortgeführt wurde, in der Kirche zu Neukomnitz.

4. Abenteurerleben.

Bei der fruchtloſen Belagerung von Coblenz durch die Franzoſen im Jahre 1688 entdeckte man, daß die Schüſſe des beſten Conſtablers auf dem Ehrenbreitſtein ohne Effect über das franzöſiſche Lager hinausgingen. Man nahm ihn in Haft und entdeckte ein Einverſtändniß deſſelben mit den Feinden.

Der Mann, von welchem, wol ſeiner „anſehnlichen Freundſchaft“ halber, der Rheiniſche Antiquarius (S. 613 ff.) nur den Vornamen Hugo anführt, war eines Gerichtsſchreibers Sohn[1]) und die nahen Beziehungen ſeines Vaters zu dem kaiſerlichen Generallieutenant Melchior v. Hatzfeld[2]) verſchafften ihm eine Fahne in deſſen Regiment, mit dem er vor Krakau [1]) zog. Er zeichnete ſich durch Neigung und Geſchick für die Bedienung der Geſchütze aus und hatte die beſte Ausſicht auf Beförderung. Er ſcheint aber ebenſo fortwährend viel Neigung und Geſchick für die Bedienung der Weiber gehabt zu haben, und ein Zug dieſer Art, der ihn in ein Dorf jenſeits der Weichſel geführt hatte, brachte ihn in die Hände ſtreifender Rakoczyaner [2]). Dieſe verkauften ihn um wenige Groſchen an einen tatariſchen Häuptling, der ihn im raſcheſten Fluge der Ukraine zuſchleppte, unterweges aber an einen Haufen räuberiſcher Heidamaken verlor. Dieſe brachten ihn, nach langem Ritte, der an dem Schloſſe Kaminiecz vorbeiführte, zu ihrer in der Höhe eines ſteilen Felſen gelegenen Höhle, in welche die Leute in einem Korbe gezogen wurden. Er war bei einer completten Räuberbande, von der kein Entkommen möglich ſchien und die unter dem ſtrengen Befehl eines Hetman ſtand.

---

[1]) Wir glauben, in oder bei Andernach.

[2]) Geb. 1593, 1641 Reichsgraf, † 1658.

Der gefangene Fähndrich fand in der Höhle ein als unbrauchbar in den Winkel geworfenes Falconet, erregte das Erſtaunen der Bande, als er es blank putzte, verdiente ſich einen Trunk grünen Weines von dem Hetman, als er es auf die hergeſtellte Laffette gerichtet, und war der Liebling Aller geworden, als er den erſten Probeſchuß gethan hatte. In der Höhle beſtand er eine lange Belagerung durch die Scharen des Siniawski und der Potockis und die Sache ſchien ein ſchlimmes Ende zu nehmen, als es den Belagerern gelungen war, den Räubern das Waſſer abzuſchneiden. Ein glücklicher Schuß aus dem Falconet, der den Belagerern den Pulkownik, den Leiter der Einſchließung, tödtete, half aus der Noth durch gänzliche Zerſtreuung der Polen.

Der Hetman belohnte das Verdienſt ſeines Conſtablers, indem er ihm die Tochter des vorigen Hetman zur Frau gab, nachdem er ihn in der Walachei durch den nächſten Papas in die rechtgläubige Kirche hatte aufnehmen laſſen. Nun wohnte er auf dem Gute ſeiner Frau in dem Dorfe Glubowa. Seine Maduſch war ein ſchönes Weib und guten Gemüths; nur trieſten alle ihre Kleider, mit Ausnahme des Kirchenmantels, von Fett; dies freilich das beſte Schutzmittel gegen allerlei landübliches Ungeziefer, was die Hütte verpeſtete. So wurden ihm die immer kecker und häufiger ausgeführten Raubzüge, zu denen er entboten wurde, doch zur Erholung, ſo oft und ſchwer ihn auch das Gewiſſen ſchlug. Einſt überfielen ſie eine für den Jahrmarkt zu Mohilow beſtimmte jüdiſche Caravane. Einem greiſen, ſchwer verwundeten Türken gab er aus Mitleid den Todesſtoß, faßte aber ſogleich den Entſchluß, der Mordgeſellſchaft zu entrinnen, und barg deßhalb, dem Geſetze der Bande zuwider, 300 Ducaten, die er bei dem Türken gefunden, um ſie als Nothpfennig hinter der Kirche zu verſcharren.

---

[1]) Alſo begann die Kriegslaufbahn unſeres Abenteurers um 1657, wo ein kaiſerliches Heer den Polen gegen die Schweden zu Hilfe zog und Hatzfeld Krakau und Poſen eroberte.

[2]) Leute des mit den Schweden verbündeten Fürſten von Siebenbürgen, Georg II. Rakoczy.

Die geſuchte Gelegenheit zur Flucht fand ſich bald. Durch Erfolge immer kühner gemacht, faßte der Hetman den Plan zu einer größeren Unternehmung, als er noch je gewagt. Er wollte die Feſtung Berdyczow erobern. Der Fähndrich ward als Kundſchafter ausgeſchickt. Beim Anblick des nach heimiſcher Sitte gepflogenen Kirchendienſtes und der Mutter Gottes auf dem Altare aber ward das Herz des Sünders zerknirſcht. Er begehrte zu beichten und entdeckte dem Prior den ganzen Anſchlag. — Dem Hetman brachte er günſtige Berichte, zog aber dann die begonnene Belagerung, durch dreimalige Aenderung der Batterie, in die Länge, bis Fürſt Wienowiecki zum Entſatz kam und die das Oſterfeſt mit Zechen begehenden Heidamaken überfiel. Der Fähndrich entfloh unter den Erſten, machte ſich aber dann auf einem Seitenwege nach Berdyczow und ins Kloſter, wo ihn der Prior erkannte, aufnahm und mit Empfehlungen nach Lemberg ſchickte.

Von hier empfahl ihn ein durch die türkiſchen Ducaten gewonnener Jude an den Hof von Zbaras, wo er an die Spitze des herzoglichen Geſchützweſens geſtellt ward. Er befand ſich hier wohl und ſelbſt die Herzogin warf ein günſtiges Auge auf ihn. Da erwachte aber die Eiferſucht des Herzogs; Hugo wurde in Kerker und Bande geworfen, gemartert, als Haidamak, Räuber, Mörder, Schismatiker und Apoſtat zum Feuertode verurtheilt. Aus ſolcher Noth befreite ihn — der Geiſt ſeiner Maduſch und ihres „etwan wie ein Vogel, und doch in Menſchengeſtalt, lieblich, durchſichtig und leuchtend anzublickenden" Kindes 1). „Sieh da," ſprach die Maduſch, die nicht mehr einer walachiſchen Bäuerin, ſondern der vornehmſten Dame glich, und deren Worte kein lebender Menſch vollkommen hätte wiedergeben können, „ſieh da unſer Kind, das nicht geboren worden, denn es hat mir der Hetman mit ſeinem Säbel den Kopf abgeſchlagen, um daß er mich in Verdacht gehabt, ich wiſſe um Dein Einverſtändniß in jenem Kloſter. Jetzt bete ich für ihn, wie für Dich. Auch Dein Kind hört nicht auf, für Dich zu beten, und hat ſich von der Mutter Gottes des Vaters Leben erbeten. Stehe auf und folge mir nach." Seine Ketten fielen; er folgte der leuchtenden Geſtalt Treppen auf und nieder, durch verworrene Gänge; dann wehte ihn friſche Morgenluft an, die Flügel einer Taube berührten ſeine Stirne und er war im Freien 2).

---

1) Man ſieht, daß der Abenteurer, aus deſſen eignen Angaben das Meiſte über ſeine Fahrten und Fata geſchöpft werden mußte, Dichtung und Wahrheit gemiſcht hat. Daß er im Allgemeinen die Wahrheit, auch wo ſie ihm ſchaden konnte, nicht verhehlen wollte, ergibt die Offenheit, mit der er Verbrechen bekannte, die nur durch ihn ermittelt werden konnten. Einzelnes mag er aber wol ausgeſchmückt und an Phantaſie ſcheint es ihm nicht gefehlt zu haben.

2) Dieſer Geiſt iſt ihm nicht wieder erſchienen, obwohl er ihn noch oft hätte brauchen können. Später ward er, wie wir ſehen werden, von Spukgeſtalten heimgeſucht. War bei dem allen nicht blos bewußte Erfindung, ſondern auch Einbildungskraft im Spiele, ſo könnte man in dem Gegenſatze früherer und ſpäterer Wahnbilder den Kampf des guten und böſen Princips in ſeiner Seele ausgeſprochen finden.

Er bettelte ſich durch Polen nach Preußen, wo das Betteln nicht mehr gehen wollte, da die Leute ſein eiſernes Halsband nicht mehr für eine freiwillige Bußübung halten wollten. Da verkaufte er ſich an däniſche Werber und lag in verſchiedenen Garniſonen, von denen ihm keine zuſagte. Aus Odenſe deſertirte er, ward bei den niederländiſchen Herren auf Nordſtrand Küſter und genoß guten Ruf und Vertrauen. Das ſtille, gezwungene Leben langweilte ihn aber, und als ein hanſeatiſches Schiff auf die Rhede kam, entfremdete er das werthvollſte Eigenthum der ihm anvertrauten Kapelle und floh damit nach Hamburg, wo er einige Wochen in Saus und Braus lebte, verſchiedene Raufhändel beſtand und endlich wegen Todtſchlags entlaufen mußte. Nun ließ er ſich bei den münſterſchen Völkern als Artilleriſt anwerben. Er befand ſich hier ganz wohl, muß aber doch frühzeitig gefühlt haben, daß ihm keine bleibende Stätte beſchieden ſei, indem er ſich bei Zeiten im Namen ſeines Hauptmanns Bergmayer einen ehrlichen Abſchied ſchrieb und des Hauptmanns Petſchaft darauf drückte. Von dem Paſſe Gebrauch zu machen, beſtimmte ihn das zufällige Begegnen eines alten Bekannten aus Andernach, von dem er den Tod ſeiner Eltern und die Schulden halber erfolgte Veräußerung ihres geringen Eigenthums, aber auch das Bekanntſein ſo bedenklicher Partien ſeiner Abenteuer erfuhr, daß er für gut fand, eilends ſein Bündel zu ſchnüren.

Er ging nun zur holländiſchen Artillerie, nahm ſich vor, einen neuen Menſchen anzuziehen, und kam bald in ſo guten Ruf, daß eine junge, begüterte, kinderloſe Witwe ihm Herz und Hand ſchenkte. Sie gebar ihm mehrere Kinder und er lebte mit ihr ſo einig und glücklich, wie weiland mit ſeiner Maduſch, die gewiß in jener Zeit befriedigt auf ihn geblickt hat. Da aber warf ſich der Böſe auf ſein Weib und ſtachelte in deren Herzen die Eitelkeit zu dem Verlangen, ihren Mann als Offizier zu ſehen, während er jetzt nur Corporal war. Dazu war in Friedenszeiten in Holland wenig Ausſicht, und ſo entſchloß er ſich, erſt in Guinea, dann in Oſtindien zu dienen. Er wurde Lieutenant, ſoll ſich aber in jenen fernen Ländern auch manche unchriſtliche Sitte angeeignet haben. Als er nach Hauſe kam, hatte ſeine Frau inzwiſchen ein Kind geboren. Er klagte auf Scheidung; ſie verſicherte aber, das Kind ſei von ihrem Gatten ehelich erzeugt. Sie habe nämlich einſtmals des Nachts ſehnlich an ihren Mann gedacht und bei ihm zu ſein gewünſcht. Da ſei ſie aus Seeland nach Oſtindien geführt, daſelbſt von ihrem Manne unbekannt geſchwängert und noch in ſelbiger Nacht nach Seeland zurückgeführt worden. War es nun ſein Wunderglaube, oder meinte er, daß er es mit ſeiner Frau nicht ſo ſtreng nehmen dürfe, er ließ ſich zuletzt die Ausrede gefallen. Das aber zog ihm ſo viel Spott und Hohn zu, daß er es endlich nicht mehr aushalten zu können glaubte und ſeine Frau zu einem Spaziergange in die Dünen vor Vlieſſingen beredete, von dem ſie nicht zurückgekehrt iſt. Ihn aber verfolgte ſeit jener Zeit die Erſcheinung eines ſchwarzen Geflügels, eines Vogels oder einer Fledermaus, bald ihn umflatternd, bald auf Hand oder Schultern ſitzend, und immer ihn klagend umkrächzend.

Er war über Berg-op-Zoom nach Herzogenbuſch entflohen und hatte ſich da einer kleinen, nach Antwerpen beſtimmten Caravane angeſchloſſen. In der Nähe von Hoogſtraten vergaßen ſie der bis dahin beobachteten Vorſicht und wurden von den Räubern der Kempen, deren höhere Grade mit dem Teufel im Bunde ſtanden und die deshalb Bockeiter hießen, überfallen, Viele getödtet, Andre gefangen, unter Letzteren Hugo. Er trat in die Bande ein, widerſtand aber ange dem Anſinnen der Leiter (Makers), auch ſeine Seele en Zwecken der Geſellſchaft zu verſchreiben und auf dem roßen Sabbat bei Kranendonk die Weihe der höheren Grade zu empfangen. Da ward er, mit andern Gliedern er Genoſſenſchaft, in einem Gehöfde zwiſchen Haſſelt und Bilſen von den Reitern des Landcomthurs von Bilſen geangen. Ein Theil, ſelbſt Kinder, wurden hier und an anern Orten zur Abſchreckung an Bäume gehängt; die ruigſten Männer verkauften die Reiter, für je 10 Albertusaler, an franzöſiſche Werber.

Hugo diente nun vorerſt als Pikenirer im Regiment Piemont und ward vor Lille zur Artillerie commandirt, machte auch den Spion in den Niederlanden, heirathete die Maitreſſe des Hauptmanns und befand ſich lange Zeit in ganz bluhenden Umſtänden. Nach dem Tode des Hauptmanns fehlte aber der viel brauchenden Wirthſchaft die Geldquelle. Eine Zeit lang will er ſich durch einen Heckethaler geholfen haben, den er ſich aus dem Nachlaſſe eines Freundes in den Niederlanden zugeeignet. Das ſei aber von einem Wiſſenden entdeckt, durch ſchwarze Kunſt gehemmt und obendrein der Juſtiz denuncirt worden. Die Hauptſache war wol, daß es mit ſeinen Rechnungen als Compagnie-Adjutant nicht in Ordnung war, und mag wol hierin eigentlich das Geheimniß des Heckthalers und ſeiner ſpätern Hemmung zu ſuchen ſein. Er deſertirte zu Anfang des Jahres 1675 aus Metz, trieb ſich eine Zeit lang in der Pfalz herum und ſuchte endlich, unter falſchem Namen, Condition auf dem Ehrenbreitſtein. Er ward angenommen und galt bald für den geſchickteſten und zuverläſſigſten Conſtabler, bis er ſich bei der Belagerung von 1688 durch 200 Fl., die ihm ein Bockreiter auszahlte, beſtechen ließ. Er geſtand alles ein und für den Religionsverächter, Schismatiker, wiederholten Mörder, Kirchenräuber, und eines pactum diabolicum implicitum Verdächtigen, ward eigentlich die geſchärfteſte Todesſtrafe beantragt. Der Kurfürſt ließ es aber, da es für das Meiſte keine Beweiſe gab, als ſein eignes Geſtändniß, dabei bewenden, ihn von hinten erſchießen zu laſſen. Sein Schädel ward am Gießhauſe an einer eiſernen Stange befeſtigt und ein Facſimile deſſelben, was der Leibarzt Siegel anfertigen laſſen, iſt noch vorhanden.

5. Kriegeriſche Zeiten.

In dem Aufſatze über die drei Herren v. Hund iſt namentlich bei dem Dritten das bewegte Leben eines Soldaten in kriegeriſchen Zeiten und der raſche Wechſel der Schlachtfelder, auf denen er um die Gunſt der Bellona zu werben hat, geſchildert worden. Es gibt wenig Adelsfamilien, beſonders im mittleren Deutſchland, deren Geſchichte nicht ähnliche Züge darböte, und oft drückt ſich der Charakter der Zeit in den bunten Schickſalen ihrer Kinder recht bezeichnend aus, wie denn überhaupt aus der Geſchichte der Adelsfamilien, welche jedenfalls den Vortheil bieten, daß ſie ihre Erlebniſſe eine lange Zeit zurück kennen und während derſelben zu den Notablen des Volks gehörten, noch ſehr viel Intereſſantes an Sittenzügen und Lebensbildern zu gewinnen wäre, wenn ſie hauptſächlich mit Rückſicht darauf behandelt würde. Wir erlauben uns, nur beiſpielsweiſe einige recht prägnante Fälle hervorzuheben, könnten aber das Verzeichniß noch unendlich vermehren. Otto Ludwig v. Canitz wurde am 6. Sept. 1661 zu Nopkeim bei Pillau geboren, wo ſein Vater Commandant war. Er ging unter das Militair und ſtand erſt bei der Garniſon in Pillau, ward dann Lieutenant bei Prinz Alexander von Kurland, ging 1681, unter General Truchſeß, als Capitain in die Ukraine, war 1686, unter Generalfeldmarſchall v. Schöning, vor Ofen, wohnte 1688 der Belagerung von Belgrad, als Volontair bei den Baiern, bei, machte 1689 den Feldzug am Rhein, 1690 die Campagne in der Eifel, 1691 die in Brabant mit. 1692 trat er als Major in kurſächſiſche Dienſte und ſtand 1694 am Neckar wider die Franzoſen. 1694 ſollte er als Obriſtlieutenant nach Morea [1]) gehen, was ſich durch den Tod des Kurfürſten Johann Georg IV. zerſchlug, worauf er zur Garde kam und unter Ludwig von Baden dem Feldzug am Rheine beiwohnte. 1695 ward er Obriſt des Reiterregiments des nun ſächſiſchen Feldmarſchalls v. Schöning und rückte mit dieſem 1697 nach Polen. 1698 kämpfte er in Podolien. 1699 kam er nach Sachſen zurück und bereitete ſich eine Ruheſtelle, indem er 1700 mit einer Fräulein v. Knau eine ganze Reihe bedeutender Rittergüter in der Oberlauſitz erheirathete. — Er hatte ſechs Brüder. Der Aelteſte, Chriſtoph Albrecht, in Preußen begütert, war 1653 geboren, ward Fähndrich in Pillau, ging als Lieutenant, unter dem Regimente des Grafen v. Lehndorf, nach Holland, 1676 als Volontair mit dem großen Kurfürſten nach Liefland, dann bis 1679 wieder nach Holland, ſtand darauf als Major in Pillau, kämpfte 1684 in der Ukraine, 1691 als Obriſtlieutenant in Brabant, ward vor Namur verwundet, ſtieg zum Obriſten und ward bei Kaiſerswerth abermals verwundet. 1704 focht er als Brigadier in der glorreichen Schlacht bei Höchſtadt und ward hier, wie als Generalmajor vor Landau, abermals verwundet. Endlich kämpfte er 1711 ſehr tapfer und ſiegreich auf dem Monte Vallone bei Chaumont, ſtarb aber am 18. November zu San Benedetto auf der parmeſaniſchen Grenze. Der zweite Bruder, Johann Georg, fiel 1686 vor Ofen. Der Dritte, Andreas Salomon, ſtarb 1688 als hannoverſcher Hauptmann vor Negroponte. Der Vierte, Friedrich Wilhelm, ſtarb als Lieutenant in Küſtrin. Der Fünfte, Elias, blieb als preußiſcher Hauptmann vor Elbingen. Der Sechſte, Melchior Ernſt, ſtieg zum preußiſchen Brigadier.

---

[1]) Wie viel deutſches Blut iſt damals, und für die Folge anſcheinend höchſt nutzlos, in Morea und Attika vergoſſen worden! Wie viel durch drei Jahrhunderte in Ungarn, wo es nicht an den Wünſchen unſrer Demokraten gelegen hätte, wenn ſeine Frucht nicht auch vereitelt worden wäre!

Ein Erasmus v. Gersdorf auf Lautitz hinterließ eine zahlreiche Nachkommenſchaft, bei der ſich aber eine Zeit lang tragiſche Ereigniſſe häuften. Ein Enkel aus der älteſten Linie, welche Hans auf Kittlitz geſtiftet, blieb 1625 in der Schlacht an der Deſſauer Brücke. Ein Nachkomme eines anderen Sohnes, Chriſtophs, Hans Ludwig zum Steh, geb. 1638, ward in ſeinem Hauſe von einem v. Zabeltitz erſtochen. Ein dritter Sohn, Peter, zeugte Kaspar Sigmund, der im Duell erſtochen ward. Des Erasmus vierter Sohn, Michael zu Gloſſen, ertrank am 11. Juni 1620, 40 Jahre alt, beim Baden. Von dieſes Michael's Söhnen fiel Hans Erasmus als däniſcher Rittmeiſter in einem Treffen wider die Schweden; Hans Kaspar und Michael ſtarben bei der Belagerung von Mantua und wurden zuſammen unter einen Nußbaum begraben, und Nikolaus zu Gloſſen ward am 8. Nov. 1643, zu Reichenbach, 24 Jahre alt, erſchoſſen. Drei jüngere Söhne des Erasmus: Kaspar, Joſeph und Heinrich genannt Jungblut, waren in der Schlacht auf dem weißen Berge und wurden nachher von den böhmiſchen Bauern erſchlagen. Der jüngſte Sohn, Nikol, zog den Waffen, in den Niederlanden, Jülich, Dänemark, bei der Belagerung von Braunſchweig nach und ſtarb endlich 1617 unverheirathet in Schweden.

6. Chriſtoph Springer.

Kurz vor Blackwell (S. 12) und im Zuſammenhange mit ſeinem Proceſſe wurde, auf Anſtiften derſelben Partei, welche Blackwell auf das Schaffot brachte, auch der ſtockholmer Kaufmann Chriſtoph Springer, wie auch ein Kaufmann Frank, auf den man jedoch nichts Ernſtliches bringen konnte, im Februar 1747 in Haft gebracht. Man gab ihm Schuld, daß er ein däniſcher Agent ſei und auch mit dem ruſſiſchen Geſandten in allzu vertrautem Verkehre geſtanden, auch die gefährliche und verfaſſungswidrige Meinung verfochten habe, daß die Reichstagsabgeordneten mit ihren Committenten Rath pflegen ſollten, und es ward ihm der Proceß gemacht. Am Tage bevor ihm das Urtheil bekannt gemacht werden ſollte, am 27. November, gelang es ihm, zu entfliehen, indem der wachthabende Unteroffizier ſo feſt eingeſchlafen war, daß er ihm Mantel und Hut abnehmen und ſich, dergeſtalt verkleidet, aus dem Staube machen konnte. Man glaubte anfangs, er ſei zu dem ruſſiſchen Geſandten, Baron v. Korf, geflüchtet, und ließ deſſen Haus durch ein Detachement Leibgarde umſtellen. Anderen Tages ließ man den Entflohenen auf allen Straßen austrommeln. Bald aber erfuhr man, daß er bei dem engliſchen Geſandten, Mr. Guidickens, verborgen ſei. Man ließ nun dieſes Haus von 1 — 500 Mann Leibgarde umzingeln und der Hofkanzler, Baron v. Nolk, begab ſich zu dem Geſandten und erklärte ihm, daß man wohl wiſſe, Springer halte ſich in ſeinem Hauſe auf, und zuverſichtlich erwarte, er werde ihn ausliefern laſſen. Mr. Guidickens antwortete: es ſei ihm der Aufenthalt des Springer in ſeinem Hauſe unbekannt; er wolle ſich aber erkundigen. Man ließ nun das Trommeln nur in der Straße fortſetzen, wo der engliſche Geſandte wohnte, um den Pöbel dahin zu locken und dadurch einen mehreren Vorwand zu ſo ſtarker militäriſcher Beſatzung zu gewinnen. Der Baron v. Nolk erſtattete dem König Bericht und kam dann nochmals zu Mr. Guidickens mit erneuertem Andringen, wobei er die Hoffnung ausſprach, daß der Geſandte nicht zu Maßregeln Anlaß geben werde, die für beide Kronen unangenehme Verwickelungen herbeiführen könnten. Der Geſandte erwiederte: „Er ſei nicht Springer's Wächter und müſſe ſich übrigens auf das beziehen, was er ſchon vorher in dieſer Sache geſagt habe.“ Endlich gegen Mittag kam Herr v. Nolk zum dritten Male zu dem Geſandten, während welches Beſuches die Soldaten ihre Gewehre geladen haben ſollen. Es ward dem Geſandten nun noch eine Stunde Zeit gegeben, den Springer auszuliefern, widrigenfalls man die gehörigen Maßregeln zu nehmen wiſſen werde. Mr. Guidickens verſetzte hierauf: daß er wider die Gewalt nichts ausrichten könne, aber auf das Feierlichſte wider alles mit untergelaufene gewaltſame und ordnungswidrige Verfahren proteſtiren, ſich auch bis um 1 Uhr Friſt ausbitten müſſe, um die übrigen fremden Geſandten um Rath fragen zu können. Nachdem ſich Herr v. Nolk wegbegeben, ſchrieb der Geſandte an ihn und erklärte, unter Erneuerung ſeiner Proteſtation, daß, da er der

Gewalt, die man wider ihn zu gebrauchen willens ſei, nicht zu widerſtehen vermöge, der Hofkanzler ſich zu ihm verfügen und den unglücklichen Springer in Empfang nehmen möge. So ward denn Springer wieder in ſein Gefängniß zurückgeführt und darauf zum Pranger und zu ewiger Haft verurtheilt.

7. Prieſter- und Weiberliſt.

Die an den König Alphons VI. von Portugal vermählte Maria Franciska Iſabella von Savoyen-Nemours fühlte ſich bald nach ihrer, 1666 ſtattgefundenen Verheirathung bei ihrem Gemahl ſo unglücklich, daß ſie mit ihrem Schwager, dem Infanten Dom Pedro, auf Pläne einging, die eine Entthronung des Königs bezielten und ſpäter auch durchſetzten. Zum Unterhändler diente ihr ihr Beichtvater, der aus Frankreich mitgebrachte Jeſuit de Ville, und ſie ſuchte auch den damals in Portugal an der Spitze des Kriegsweſens ſtehenden Grafen, nachherigen Herzog von Schomberg für die Sache zu gewinnen, beſchickte ihn deshalb durch ihren Beichtvater und knüpfte auch einen Briefwechſel mit ihm an, ohne doch Schomberg aus ſeiner vorſichtigen und neutralen Haltung herausbringen zu können. Sie beſchwerte ſich u. A., wie wenigſtens der Beichtvater erzählte, über die Impotenz des Königs und daß er, um dieſe zu verdecken, die Königin in eine Todſünde zu bringen beabſichtige, indem er nämlich ihr Bett in ein Schlafzimmer mit einem geheimen Eingang habe ſtellen laſſen, welches man unbemerkt betreten und verlaſſen könne.

Eines Abends erhielt die Königin einen ausführlichen Brief von Schomberg, den ſie im Bette las, und darauf einſchlief. Am andern Morgen war der König bei ihrem Erwachen bereits in die Kapelle gegangen und ſie eilte, ſich ankleiden zu laſſen, und ihm zu folgen. Doch kam ſie nicht vor der Elevation an Ort und Stelle und mußte eine andere Meſſe abwarten, während der König die Kirche verließ. Jetzt erſt fiel ihr ein, daß ſie das Schombergiſche Schreiben auf ihrem Bette gelaſſen habe. Erſchrocken ſagte ſie dies ihrem Beichtvater, der ſogleich nach ihrem Schlafzimmer eilte. Aber zu ſeiner größten Beſtürzung erfuhr er, daß der König ſich darin befinde, den er auch mit großen Schritten darin auf und abgehen und ſich mit der Oberhofmeiſterin Gräfin v. Caſtel-Melhor, der Mutter des allmächtigen Miniſters, heftig unterreden hörte. Er ſelbſt durfte das Schlafzimmer der Königin in ihrer Abweſenheit nicht öffentlich betreten und ſo mußte er mit der Trauerpoſt in die Kapelle zurück. Die Königin ſchickte jetzt eine ihrer Damen ab. Dieſe fand jedoch die Sache nur noch ſchlimmer, indem ſich der König auf das Bett geworfen hatte. Nun blieb nichts übrig, als daß die Königin ſelbſt hineilte. Aber die Meſſe war noch nicht vorüber. So fiel ſie denn, auf den Rath des Beichtvaters, in Ohnmacht und wurde in dieſem Zuſtande in ihr Schlafgemach getragen. Doch auch hier kam neuer Schrecken, indem der König bei dem Anblick der ohnmächtigen Königin Befehl gab, ſogleich ihr Bett zurechtzumachen. Damit wäre der gefährliche Brief noch im letzten Augenblicke entdeckt worden. Weibliche Geiſtesgegenwart half auf dies Mal. Die Königin erholte ſich etwas und bat mit ſchwacher Stimme, ſie nur eilends auf das Bett, ſo wie es wäre, zu bringen. Dies geſchah und ſie fühlte mit erleichtertem Herzen, daß der Brief, durch ein auf dem Bette liegendes Kleid verdeckt, noch unverſehrt dawar.

8. Ein engliſcher Schiffscapitain.

Der Kaiſer Peter der Große hatte in dem unglücklichen und doch ſo glücklichen Frieden am Pruth, durch den ihn geſchickte Benutzung türkiſcher Schwächen aus der Gefahr des gänzlichen Unterganges rettete (21. Juli 1711), u. A.

die Rückgabe Azows und die Schleifung Taganrogs verſprochen. Beide hatte der alte Großadmiral Graf Apraxin inzwiſchen gegen die türkiſche Flotte herzhaft vertheidigt und mit einem Theil der Beſatzung von Taganrog die türkiſchen Landungstruppen zwei Mal auf ihre Schiffe zurückgejagt. Dem wiederholten Befehle des Kaiſers mußte er gehorchen, verließ aber die Plätze mit thränenden Augen. Einige von den im Hafen liegenden Schiffen waren ſo groß und tiefgehend, daß man ſie nicht in den Don herausbringen konnte und deshalb den Türken zum Verkaufe anbot, die ſie aber im Hafen liegen und anfaulen ließen. Ein ruſſiſcher Schiffscapitain, Namens Simon, ein geborener Engländer, wollte ſein gut equipirtes und etwas leichtgehendes Schiff durchaus nicht abtakeln und verlaſſen, und als das Waſſer ſtieg und er zugleich günſtigen Wind bekam, lief er mit vollen Segeln aus dem Hafen, die türkiſche Flotte und die Meerenge hart unter Jenikale vorbei, den Canal bei Konſtantinopel, die Dardanellen und den Archipelagus hindurch in das mittelländiſche Meer und ſo um ganz Europa, und kam in den erſten Tagen des vierten Monats nach ſeiner Abfahrt wohlbehalten nach Kronſtadt und St. Petersburg, nachdem er die Kühnheit und das Vergnügen gehabt, daß er im Angeſichte des Serails von ſeinem Schiffe zwei Lagen aus den Kanonen gegeben, und den Sultan und ganz Konſtantinopel in Schrecken geſetzt [1]).

---

[1]) Münnich's Tagebuch in Herrmann's Beiträgen, S. 123 ff. Dieſes Tagebuch iſt von dem aus Sachſen gebürtigen Kammerrath Junker verfaßt, der bei dem ruſſiſchen Salinenweſen angeſtellt war und mit Münnich in vertrauten Verhältniſſen ſtand. S.: Herrmann, Geſchichte des ruſſiſchen Staats, Bd. IV., S. 576 und 691 ff.

Nachträge.

(Zu S. 17).

Nach den Memoiren der Fürſtin Daſchkow (I., 108) hatte die Kaiſerin Katharina unmittelbar nach der Ermordung des Kaiſer Peter III. ein Schreiben des Alexander Orlow erhalten, worin er ſie in den demüthigſten Ausdrücken um Verzeihung wegen dieſer Miſſethat bat. Dieſen Brief bewahrte die Kaiſerin mit Sorgfalt unter ihren wichtigſten Papieren. Nach ihrem Ableben ließ ſich der Kaiſer Paul das Käſtchen bringen, worin ſich die geheimen Briefſchaften ſeiner Mutter befanden, und ſich deren Inhalt vom Fürſten Besborodko vorleſen. Als der Brief Alexander Orlows beendigt war, rief der Kaiſer aus: „Gott ſei gelobt, die wenigen Zweifel, die ich in Bezug auf dieſes Ereigniß über die Theilnahme meiner Mutter hatte, ſind nun verſchwunden.“ Er befahl, daß der Brief dem Großfürſten und dem Grafen Roſtopſchin gezeigt werden ſolle.

(Zu den Aufſätzen III. und IV.)

Erſt nach dem Abdrucke dieſer Aufſätze ſtieß ich auf eine umfaſſende Darſtellung des Cardinal Alberoni, aus der Feder des verſtorbenen Prof. Eiſenbach in Tübingen, im Jahrgange 1829 der Pölitziſchen Jahrbücher (Bd. I., S. 172 ff., Bd. II., S. 210 ff.). Der Verf. beurtheilt Alberoni im Ganzen ſehr richtig, und hebt namentlich ſeine Verdienſte um die innere Verwaltung Spaniens hervor, hat aber manche neuere Quellen nicht benutzen können, die mir zugänglich waren. Er gibt noch einen dritten Geburtsort Alberoni's an: Borgo di S. Donnino. Von der Orſini behauptet er, daß ſie ſpäter den Plan gehabt habe, eine italieniſche Partei, unter Führung Orri's, in Spanien in die Höhe zu bringen und die Nationalſpanier zu verdrängen. Aber außer Orri war Don Melchior Macanaz alſo ein Spanier, die Seele dieſer Partei und ihrer Reformpläne. In Betreff des Sturzes der Orſini hat er auch die Meinung der Herzogin von Orleans, daß die Orſini zuerſt die Königin mit Vorwürfen überhäuſt habe, die dann von dieſer überboten und in Kraft geſetzt worden ſeien. Beide Frauen ſeien zu dieſer Rolle von Alberoni angeleitet worden, welcher namentlich der Orſini geſagt habe, ſie müſſe der Königin von vornherein imponiren. Die Königin habe die entgegengeſetzte Erzählung, daß ſie auf Befehl des Königs und nicht auf Anſtiften Alberoni's gehandelt habe, nur verbreitet, um die Sache zu beſchönigen. Mir ſcheint jedoch eben dieſe letztere Erzählung ſowol in dem Charakter Philipps V., als in dem der Orſini, welche recht wohl wußte, durch welche Mittel ſie die anfänglich zweifelhafte Gunſt der erſten Gemahlin des Königs erworben und welche in der Behandlung der Menſchen keine ſolche Stümperin war, wie jene andere Verſion vorausſetzt, beſſer begründet zu ſein. Hat ein Beſchönigen im Plane gelegen, ſo liegt es viel näher, dies in einer ſolchen Erzählung zu ſuchen, welche die Schuld auf die Prinzeſſin Orſini ſchob. — Dagegen will ich nicht unerwähnt laſſen, daß Eiſenbach die großen Unvorſichtigkeiten des Prinzen v. Cellamare, welche zur Entdeckung der Verſchwörung führten, nicht auf ſeine Unfähigkeit, ſondern auf die Abſicht ſchiebt, die Sache ſcheitern zu machen und dadurch Alberoni einen Streich zu ſpielen. Cellamare ſei ja der Neffe des Cardinal del Giudice geweſen, der von Alberoni geſtürzt und vielfach gekränkt worden ſei. Es bleibt das eine Conjectur, für die es weiter keinen Beweis gibt. — Der S. 158 erwähnte Sandrasky war ein Schleſier. Der ebendaſelbſt erwähnte Schlieben war früher in Spanien geweſen und von der Orſini begünſtigt worden.

(Zu S. 212).

Wir erſehen aus handſchriftlichen Mittheilungen, die uns erſt neuerdings zu Geſicht gekommen, daß Xaver Hewald, Legationsrath und Kammerzahlmeiſter der Kurfürſtin Witwe, am 26. Januar 1777 auf den Königſtein gebracht, am 9. März 1778 aber wieder entlaſſen und ihm Bautzen zu ſeinem künftigen Aufenthaltsorte angewieſen wurde. Hierdurch beſtätigt ſich die S. 208 ausgeſprochene Anſicht, daß Heewald nicht ernſtlich betheiligt geweſen. Während ſeines Aufenthaltes auf dem Königſtein erhielt er täglich 8 Gr. und beſtritt ſeinen Aufwand ex propriis. Agdolo dagegen erhielt monatlich 30 Thlr. aus der Generalkriegskaſſe und 20 Thlr. aus den Generalkriegsgerichten. Agdolo findet ſich ſchon am 16. Sept. 1776 auf den Liſten der Feſtung (vergl. S. 208), wird am 9. Oct. nach Pirna gebracht, und kommt am 21. April 1777 (S. 212) wieder auf den Königſtein. Mit Heewald kam Maria Anna Gozza, welche als ſeine „vorgegebene Ehefrau“ bezeichnet wird, auf den Königſtein, wurde aber ſchon am 28. nach Dresden gebracht. Sie erhielt täglich 6 Gr.

(Zu S. 230 und 231.)

Die drei bei den Bauernunruhen und während der Scene zu Hirſchſtein verhafteten Bauern waren der Richter und Hufner Gottfried Gehre in Bahre, der Gärtner Johann Gottfried Thiele in Althirſchſtein und der Gärtner Chriſtian Mann in Röſchen. Sie kamen am 11. Sept. 1790 auf den Königſtein. Gehre und Thiele wurden ſchon am 11. Nov., Mann wurde am 3. Dec. deſſelben Jahres wieder entlaſſen.

(Zu S. 307.)

Wir ſehen doch, daß der gute Superintendent Bodenſchatz lange auf die ihm verſprochene Beförderung im Vaterlande hat warten müſſen, und daß er ſie ſchwerlich der Coſel zu danken hat. Johann Chriſtoph Georg Bodenſchatz wurde am 25. März 1717 zu Hof geboren, ſchon 1740 Pfarrer zu Uttenreuth, aber erſt 1764 nach Frauenaurach verſetzt und erſt 1781 Superintendent zu Baiersdorf, als welcher er am 4. Oct. 1797 verſtorben iſt.

Regiſter.

Abalnanew, ruſſ. Generalprocurator, 61.
Abenteurerleben, 474.
Achmed Paſcha, 432.
Adie, Graf d', in die Cellamareverſchwörung verwickelt, 156.
Affry, die Grafen d', 342, 343.
Agdolo, Obriſt, 196 ff. 372, 490.
Agliata, Genoſſe Caglioſtro's, 6.
Aguilar, Graf v., intriguirt gegen den Cardinal d'Eſtrées, 107; wird Oberbefehlshaber der ſpaniſchen Heere, 121; wird geſtürzt, 123.
Ahlden, Herzogin von, ſtirbt 257; ihre Erbſchaft, 260, 262.
Aiguillon, Herzog v., Miniſter der ausw. Angeleg., 182; ſein Streit mit Graf Broglie, 183.
Alba, Herzog v., ſpaniſcher Geſandter in Paris, 107.
Alberoni, Cardinal, 135 ff., 198; ſein Sturz, 160 ff.; ſein Tod, 165; ſein Verhältniß zu Ripperda, S. 167.
Alberoni, Cäſar, 165.
Ali Paſcha, 431 — 432.
Alleurs, Graf des, franz. Geſandter in Konſtantinopel, 178; mit einer Lubomirska vermählt, 201.
Alſufiew, Obriſt, 34.
Altieri, Prinzeſſin, 199.
Altotas, Genoſſe Caglioſtro's, 314.
Amelot de Gournai, franz. Geſandter in Madrid, 117; abberufen, 121.
Andrée, deutſcher Arzt in London, 13.
Anhalt-Deſſau, Hof und fürſtliche Familie, 264 — 268.
—— Leopold, Fürſt zu, ebend.; 270 — 271.
Anhalt-Zerbſt, die Verhältniſſe Katharinas, 10; wie der Fürſt die Einladung nach Rußland aufnimmt, 23; die Fürſtin Johanna Eliſabeth, 10.
Anhalt, die Grafen v., 264.
—— die v., 264.
Anſpach, Markgraf v., 348—349.
Apraxin, Admiral, ſein Wohnhaus, 3; vertheidigt Taganrog, 487; führt das holſteiniſche Herzogspaar nach Holſtein zurück, 4.
Apraxin, General, ſein Rückzug aus Preußen, 17; er ſtirbt, 15.
Aquaviva, Cardinal, 164.
—— Vicelegat, 392.
Araktſchejew, General, 75 ff.
Armfeld, Frh. v., 92.
Arnim, Graf v., preußiſcher Miniſter im Juſtizfache, 274—275.
Aſtorgas, Marquis v., 121.
Aubenton d', Beichtvater Phi-

lipps V., 106; dient dem Cardinal d'Eſtrées gegen die Orſini, 108; bekennt ſeine Ränke, 111; wird entfernt, 116; tritt wieder ein, 132; hilft zu Alberoni's Sturz, 159.
Aubert, franzöſiſcher Agent in Polen, 181.
Aubigny, d', Secretair der Orſini, 111; ſeine Penſion, 114; ſeine Wohnung zu Chanteloupe, 129.
Aven, Graf v., 99.
Baiern, 28; Maria Anna von Sachſen, Kurfürſtin v., 9.
Bainnin, 56.
Balſamo ſiehe: Caglioſtro.
Banny, Hofrath, 238—239.
Bar, Graf v.; ſein Legat von der Herzogin v. Ahlden, 257; er ſoll verhaftet werden, 258; ſein Verhältniß zu dem Obriſten v. Katte, 261—262; ſeine Angelegenheit, 276.
Barck, Graf v., ſchwediſcher Geſandter in St. Petersburg, 12.
Baracken, in der Cellamare-Verſchwörung, 157.
Barni, die Grafen v., ihr Verhältniß zu Alberoni, 135—136.
Baron's Wittwe, 155.
Baſſewitz, v, 2.
Bauer, General, 3.
Beaujolais, Philippine Eliſabeth, Mlle. de, 170.
Bedmar, Marquis v., 121.
Beichling, Graf v., 298.
Bejan, Herzogin v, 118.
Beſſer, 413.
Bellegarde, Johann, Graf v., 213
Belleisle, Graf v., 341, 342.
Belmar, Prinz v., 96.
Benedict XIII., 163.
Benckendorf, v., 272.
Benevent, Graf v., 102.
Bennigſen, General Graf v., ſeine Mittheilungen, 58; ſeine Geſchichte, 71 ff.; ſein Verhalten bei der Ermordung des Kaiſer Paul, 82—84, 86; ſein Verhalten zur Kaiſerin, 90.
Bergheil, Graf v., ſpaniſcher Finanzminiſter, 124; dankt ab, 126.
Bergholz, Friedrich Wilhelm, v., ſein Tagebuch, 2; Erzieher des Prinzen Peter, 5.; begleitet ihn nach Rußland, 7.
Berwick, Herzog v.; bewirkt die Entfernung der Orſini, 112; wird abberufen, 115; Sieger bei Almanza, 119; ſoll nach Madrid gehen, 126; ſeine Geſchichte, 158.
Beſtuchew, ſeine Geſchichte, 11; ſeine Intriguen, S. 12; ſein Sturz, 18; auf ſeine Güter verwieſen, 23; ſeine Papiere, 287.
Bethmann, Gebrüder, 375.
Bethune, Herzog v., 156.
Bibikow, Verſchwörer gegen Peter III., 34; begleitet die Kaiſerin, 37.
Biron, ſeine Geſchichte, 6; ſtürzt Beſtuchew's Vater, 11; begnadigt, 23.
—— Judith Charlotte v., 436.
Biſchofswerder, Johann Rudolph v., 376 ff.
Blackwell, ſeine Geſchichte, 12.
Blankenburg, v., 392.
Boccanegras, die, 97.
Bodin, 413.
Boisdavis, Marquis v, 156.
Boblick, Heinrich Adolph v., 223.
Bodenſchatz, Superintendent, 306 ff., 490.
Behmann, 359.

Bolingbroke, Lord, 124.
Bolza, Graf v., ſeine Geſchichte, 201—202.
Bon, Baron de, 182.
Bon, 430.
Bonnac, Marquis v., franz. Geſandter in Madrid, 123—124.
Bonneau, 181.
Bonneval, 422 ff.
Berjatinsky, Fürſten; bei Peters III. Ermordung, 46; bei ſeiner Beiſetzung, 49.
Boresdin, Nikolaus, 81.
Bosc, du, 373, 378, 379.
Bouillon, Cardinal, 96.
Boulars, 420.
Bracciano, Herzog v., 96, 98.
Brand, Karl Friedrich v., 223.
Brandenburg-Baireuth, Wilhelmine, Markgräfin v., 381.
Branicki, 19.
Braun, Frh. v., 471.
Braunſchweig-Wolfenbüttel, Anton Ulrich, Herzog v., 6, 50 ff.; Karl, Herzog v., 36; Karl Wilhelm Ferdinand, Herzog v., 362.
Bredahl, v., ſeine Sendung nach Rußland, 5; wird ausgewieſen, 12; im Rathe Peters III., 25.
Brenna, Architekt, 82, 83.
Breſſan, 40.
Breteville, Baron v., 314.
Breteuil, Baron, franz. Geſandter in St. Petersburg, 27; reiſt nach Warſchau, 34; ſeine Inſtructionen, 181; ſeine Geſchichte, S. 183; Miniſter des königlichen Hauſes, 194.
Brigaut, Abbé, Cellamareverſchworener, 153, 156.
Brincken, v., 217.
Brockdorf, Joachim v., 296.
Brömmer, v., Erzieher des Prinzen Peter, 5; begleitet ihn nach Rußland, 7.
Broglie, die, 178, 187.
—— Karl Franz, Graf v., 178, 180—183.
Brüggen, v., 376, Anm.
Brühl, Miniſter Graf v., 27.
—— Albert Chriſtian Heinrich, Graf v., 281, 288.
Buckingham, Lord Temple, Marquis v., 335.
Budberg, Obriſt v., ſeine Anzeige bei Peter III., 34; ſeine Treue, 41; nimmt ſeinen Abſchied, 48.
Bünau, Graf v., 283, 284.
Buffon, 395.
Burcks, Hauptmann; Aldomin in Bern, 388.
Burgsdorf, Chriſtoph Gottlob v., 201.
—— Friedrich Adolph v., 201, 223 ff.
Burgund, Maria Adelheid, Herzogin v., 115.
Burt, 490.
Buſch, Miniſter v. d., 258, 259.
Butemeiſter, Bergrath, 250.
Butturlin, Gräfin, 17.
Buvat, zeigt die Cellamareverſchwörung an, 154.
Byng, Georg, 147, 149.
—— Johann, 149.
Caglioſtro, 310 ff.
Cambrai, Congreß zu, 165.
Cammock, 149.
Canales, ſpan. Staatsſecretair, 112, 113.
Canitz, die v., 481 ff.
Canngießer, 258.
Capiſtron, 126.
Caraccioli, Abt, 159.
Caſeli, Marquis, 178.
Caſtagnetta, 149
Caſtro, Peter di, 159.

Gazette, 399, 411 ff.
Cellamare, Prinz v., ein Giudice, 125; ſein Aeußeres, 153; ſein Charakter, 154, 489; ſeine Rolle in Frankreich und Schickſale, 155 ff.
Chaiſe, de la, 112.
Chalais, Prinz von, 96.
—— Graf v., 130.
Chandos, Marquis v., 13.
Chanteloupe, Palaſt zu, 124.
Chaptal, Graf, 124.
Charlet, Scharfrichter, 405.
Chaſtelet, Herzogin v., 217.
Chenaud, 337.
Chenon, Chevalier, 25.
Cheſterfield, Graf, 446.
Chetardie, Marquis de la, 7.
Choiſeul, Herzog v., in Chanteloupe, 124; ſein Verhältniß zur geheimen Diplomatie Ludwigs XV., 179—182; ſein Verhältniß zu Vergennes, 193; was er von dem Grafen St. St. Germain ſagt, 341; ſein Conflict wegen dieſes, 341—343; ſein Scherz mit Condamine, 404; ſeine Schweſter, 417.
Clavières, 333 ff.
Clemens XI., erhebt Portocarrero zum Cardinal, 97; ſein Groll gegen die Urſini, 131; muß Alberoni zum Cardinal machen, 146; ſein Tod, 163.
Clermont'ſches Syſtem, 357, 361.
Cocceji, Samuel v.: ſeine Geſchichte, 256; was er zu Rußler ſagt, 257; wird Miniſter, 262; ſeine Juſtizreform, 274—276.
Colonna, Cardinal, 97.
Condamine, de la, 404 ff.
Conti, Ludwig Franz, Prinz v., ſeine Stellung in der geheimen Diplomatie Ludwigs XV., 177—179; empfiehlt d'Eon, 187.
Convulſionaire, die, 402 ff.
Corſten, Georg, 317.
Coſel, Gräfin v., 296 ff.; ihre Nachkommen, 300, 301.
Courcillon, Marquis, in der Cellamareverſchwörung, 153, 156, 157.
Cramer, begleitet den Prinzen Peter nach Rußland, 7; ausgewieſen, 12.
Creutz, preuß. Miniſter v., 260.
Croiſſy, 108.
Croix, Madame de la, 393 ff.
Cunningham, 281.
Dänemark, Peters III. Pläne in Betreff deſſelben, 28, 29. Friedrich VI., König v., 53; Juliane Marie, Königin v., 52.
Damiens, 405.
Daviſard, 157.
Daſchkow, Fürſtin, eine Woronzow, 17; ihre Rolle in der Verſchwörung, 34, 35, 37; ſie begleitet die Kaiſerin, 42; Panin's Neigung zu ihr, 54.
Debroſſe, de, ſächſiſcher Geſandter im Haag, 285.
Debſchütz, v., ſeine Ermordung, 470.
Delaunay, Dlle, 157.
Delorme, 375.
Deine, 375.
Derſchau, Obriſt v., 262.
Deslandes v. Regnault, 120.
Deutſchland, Peters III. Plan in Betreff deſſelben, 28, 29.
Diviers, ruſſ. General, 39.
Dolgorucky, die, 2.
Dönhoff, Gräfin v., 298, 302.
Döring, Poet v., 390.
Douglas, Ritter, franz. Agent in St. Petersburg, 187.
Dreſch, v., 272.

Droſt, Arzt in St. Petersburg, 57.
Drouet, 182.
Dubarri, die, 182.
Duchanteau, 330 ff.
Dubois, Cardinal, ſeine Geſchichte, 151; ſein Verfahren bei der Cellamareverſchwörung, 154 – 156.
Dubois Martin, 180.
Ducker, v., 12.
Dumesnil, Cellamareverſchwörer, 153, 156.
Dumouriez, 182.
Duparc, die, 299.
Duroveray, genfer Flüchtling, 335, 336.
Ecker v. Eckhofen, 359.
Ecombes d', 358.
Ehrenfels, Obriſt v., 450.
Eichel, preuß. Geh. Cabinetsrath, 273, 275.
Ellermann, 361.
Ende, Freiherr v., ſächſiſcher Miniſter, 205, 210.
Engelhardt, Sergeant, ſpäter General, 46, 47.
Eon d', 184 ff.
Esclignac, Herzogin v., 190.
Espremenil d', 324.
Eſtrees, Cardinal d', 96, 105 – 112.
—— Abbé, 105, 110 – 112.
Eugen, Prinz, von Savoyen, 239; ſein Verhältniß zu Bonneval, 424 ff.
Fagel, 282.
Favier, 182.
Faye, de la, 281, 282.
Feliziani, Lorenza, 319 ff.
Fenelon, 105.
—— Marquis v., 288.
Ferber, Friedrich Wilhelm, ſein Verhältniß zu Agdole, 200, 201; von der Kurfürſtin Witwe beſchenkt, 205; Agdole bei ihm, 201; Misſtimmung des Kurfürſten gegen ihn, 211; ſein Verhältniß zu Schrepfer und du Boſc, 372 – 375.
Fermer, Graf v., 20.
Flemming, Karl Georg Friedrich Graf v., 286.
—— Jakob Heinrich v., 247, 301.
—— Johann Friedrich v., 245 – 248.
Fleury, Cardinal, 177, 440.
Flotte, 120.
Folard, 153.
Frankreich, Ludwig XIV., König von, 104 ff., 149; Ludwig XV., König von, 140, 170, 177 ff.
Fresne, del, 114.
Frieſen, Heinrich Friedrich Graf v., 300.
—— Heinrich Graf v., 297.
Fröden, v., 376.
Fürſtenberg, Egon Fürſt v., 297, 303.
Fuhl, Rector in Kiel, 5.
Gagarin, Fürſtin, 74, 78.
Galizin, Fürſt Iwan, 25, 42, 43.
Gardini, Ignaz, Alberoni's Gönner, 135.
Gasc, genfer Flüchtling, 335.
Gavandun, Chevalier de, Cellamareverſchwörer, 156.
Geißler, 221, 222.
Genua, 161, 162.
Georg I., Siehe: Großbritannien.
Gerault, franz. Agent in Polen, 184.
Gerber, die v., 264.
Gersdorf, die v., 482.
Gersdorf, Karl Auguſt v., ſächſ. General und Miniſter, 202, 213 – 216.
—— Johanna v., 240, 249.
Gibraltar, 114, 124.

Giudice, Cardinal del, 125, 141, 144.
Glebow, Alexander, 25, 34.
Gleichen, Baron v., 329, 347, 348, 394 ff., 404 ff.
Goethe, 310, 316, 329.
Golz, Freiherr v. d., preuß. Geſandter in St. Petersburg, 27.
Gordon, Lord Georg, 325, 326.
Grieve, Arzt in Petersburg, 91.
Gramezzo, Graf v., S. 122.
Gramont, Herzog v., franz. Geſandter in Spanien, 112—117.
—— Herzogin v., 117 ff.
Grasdorf, Paſtor, 252.
Grenus, genfer Flüchtling, 335.
Grilli, genueſiſcher Patricier, 96.
Grimaldo, Marquis v., 116, 125, 132, 144.
Großbritannien, Georg I., König von, 175.
Grudzinski, Gräfin, 88.
Grünſtein, 26.
Gurowitſch, 26, 27, 43, 44, 48, 50.
Guerchy, Graf v., 188, 189.
Guerra, Dominik di, 141.
Guaemes, 364.
Gutſchmid, v. 371.
Halifax, Lord, 189.
Hannover, 29.
Harcourt, Herzog v., 104.
Hatzfeld, Melchior v., 434, 435.
Hedmann, 13.
Heewald, Secretair der verwitweten Kurfürſtin von Sachſen, 206, 211, 212. 489.
Heiliger, Kriegszahlmeiſter in Hannover, 259.
Heinſius, Johann Georg, 241, 242.
Hennin, 187.
Henrikow, die Grafen, 3
Heſſen, Landgraf Karl v., 344, 345.
Heynitz, v., 373.
Hiller, General v., 123.
Hirſchſtein, Schloß zu, 226.
Hoffmann, Obriſt v., 237, 238, 370.
Hoffmann, Rector in Görlitz, 240.
Hohberg, Gräfin v., 277.
Hohenthal, Grafen v., 372, 376.
Holſtein, 3, 19, 48.
Holſtein-Beck, Karl Ludwig, Prinz v., 299.
—— Peter Auguſt Friedrich v., 25.
Holſtein-Gottorp, Georg Ludwig, Prinz v., 25, 29, 41
—— Karl Friedrich, Herzog v., 1—5.
—— Auguſt, Prinz v., 12.
—— Sophia Amalia, Prinzeſſin v., 296.
Holſtein-Plön, 29.
Holtzendorf, Chriſtian Gottlieb, Graf v., 304, 307.
Hopfgarten, v., 376.
Hopital, Marquis l', Paul Galuccio, 187.
Horn, Adolph Magnus, Graf v., 296, 297
—— Karl Heinrich, Graf v., 296, 297.
Hund und Altengrottau, die v., 350 ff.
Jackabowski, franz. Agent in Polen, 181.
Jarriges, v., 275, 276.
Jaucourt, Marquis v., 334.
Jefimowski, die v., 3.
Illeswan, 430.
Imperiali, Cardinal, 161.
Infantado, Herzog v., 107.
Innocenz XI., 98.
Innocenz XIII, 131, 160.
Joſeph II., Kaiſer, 35, 327.

Ismael Paſcha, 432.
Ismailow, 34, 43.
Karl VI., Kaiſer, 169, 171.
Katſch, Chriſtoph v., 255, 256.
Katte, Obriſt v., 261, 262.
Kauderbach, 280 ff.
Keßler genannt Sprengseiſen, die v., 368, 469, 470.
Kilmarnock, Lord, 447.
Kippen, v., 359.
Kleuker, 389, 390.
Klingenberg, v., 280.
Klinggräf, preuß. Geheimerath, 263.
Knorr, Syndikus in Halle, 253.
Koch, Hofrath in Merſeburg, 250, 251, 244.
Köchin, engliſche des Kaiſer Paul, 82.
Königsegg, Lothar Joſeph Georg, Graf v., 172.
Kolowrat-Krakowsky, Johann Joſeph Hyacinth, Graf v., 338, 339.
Korf, v., 7, 25, 50.
Krug v. Nidda, Philipp Friedrich, 253, 273.
Kurakin, Fürſt Alexander, 62.
Kurland, 3, 19.
—— Karl Herzog v., 18, 370 ff.
Kutaizow, Graf, 62, 64, 91.
Lagnasco, Graf, 287.
Laharpe, 416 ff.
Lanti, Herzogin v., 96.
—— Anton, 96.
—— Alexander, 130.
Lapuchin, Fürſtin, 74.
Lara, Don, 120.
Lascy, Peter Graf v., 8.
Launay, Marquis, 325.
Lautenſack, 285.
Laval, Graf v., 153, 154, 157.
Lavalette, Pater, 411, 412.
Lavater, 385; ſeine Brüder, 388.
Le Blanc, 155.
Le Camus, 186.
Leede, Marquis v., 146.
Lehmann, Obriſt v., 274, 279.
Leibhuſar des Kaiſer Paul, 82, 83.
Leipzig, 27.
Lescinska, Marie, Königin von Frankreich, 170.
Leſtocq, 7, 23, 26.
Lichtenhain, Lieutenant v., 223.
Liebenroth, v., 237.
Lilienfeld, Witwe, 53.
Limburg, Herzogthum, 125.
Liori, Sanguin de, 170.
Lobkowitz, Ferdinand Auguſt Leopold, Fürſt v., 238.
—— Georg Chriſtian, Fürſt v., 238—240.
Loß, Johann Adolph Graf von, 215, 221.
Loſſa, Edler v., 368.
Louville, Marquis v., 105, 110, 111, 144, 145.
Lovat, Lord, 438 ff.
Lubomirski, Georg Dominic, Fürſt v., 200.
—— Georg Ignaz, Fürſt v., 302.
—— Jakob Alexander, Fürſt v., 198, 200.
Lucca, Signoria zu, 287.
Ludewig, Kanzler v., 242, 252—256, 263, 273, 274, 278.
Lübeck, Adolph Friedrich, Biſchof von, 5.
—— Chriſtian Auguſt, Biſchof von, 10.
—— Friedrich Auguſt, Biſchof von, 10 ff.
Lüders, Wundarzt in St. Petersburg, 46, 47.
Lynar, Rochus Graf v., 12.
—— Moritz Karl Graf v., 242.
Macanaz, Don, 126, 489.
Magny, Graf, Cellamareverſchwörer, 156.

Mahmud I., Sultan, 129.
Maine, Herzog v., 150, 152, 156, 157.
—— Herzogin v., 152, 156, 157.
Maintenon, Frau v., 97, 99, 101, 115, 117, 150.
Malezieux, Cellamareverſchwörer, 153, 156.
Manſurew, 77, 82.
Marat, 376, 377.
Marcellini, Graf Camille, 217, 377.
Marin, 73, 80, 83.
Marſchall, v., preuß. Miniſter, 267.
—— Heinrich Wilhelm v., Großmeiſter der Freimaurer in Oberſachſen, 351—358.
—— v. Biberſtein, Johann Auguſt, 274.
Marſin, Graf v., 104.
Martinez Paſquali, 360, 414.
Martius, Rector, 281.
Marwitz, Heinrich Karl v. d., 270.
Maſchkow, die v., 264, 266.
Maſſieu, Chevalier de, 161.
Maſſimi, Marquiſe, 199.
Mauriat, Marquis, 317.
Mead, Dr., 13.
Mecklenburg, 28, 29, 89.
Medina Celi, Herzog v., 107, 121, 125.
Meer, Van der, holländ. Geſandter in Madrid, 177.
Mejorada, Marquis v., 116, 126.
Melgunow, 25, 52.
Mentſchikow, Fürſt, 4, 15.
Mercy, Graf, 27.
—— Claudius Florimund Graf v., 159.
Merſan, v., 384.
Michaelspalaſt, 77 ff., 81.
Militairreformen Peters III., 24 ff.
Mirowitſch, 50.
Monnet, General, franz. Agent in Polen, 181.
Montauban, Fräulein v., 157.
Montejo, Graf v., 107.
Montellano, Herzog v., 116, 118.
Monteſpan, Frau v., 150.
Morand, 326.
Morin, 345, 346.
Moſczinſki, Anton Graf v., 300.
Moſer, 260.
Münchhauſen, Gerlach Adolph, Freiherr v., 259, 276.
Münnich, Burchard Chriſtoph, Graf v., 6 ff., 23, 25, 43.
Murano, Goldarbeiter in Palermo, 213.
Mylius, 470.
Myngen, Johann Hedwig v., 240.
Nadir Schah, 433.
Nariſchkin, Leo, 50.
—— Alexander, 61.
Neidhart, Cardinal, 97.
Neplunef, v., 38, 41.
Nesle, Marquis de, 108.
Nicaſtro, 315.
Niederlande, 89.
Nitſche, 390, 467.
Nivernais, Herzog v., 188.
Noailles, die, 99, 101.
—— Adrian Moritz, Herzog v., 122, 123.
Nocé, Graf v., 151.
Nointel, franz. Geſandter in Konſtantinopel, 106.
Noirmoutiers, Ludwig Herzog v., 95.
—— Ludwig Alexander Herzog v., 95, 111, 117, 131.
Noyen, Graf v., 157.
Nüßler, die v., 238 ff.

Nummers, Hafencommandant in Kronſtadt, 39.
Obereit, 383 ff.
Odart, 34.
Odescalchi, Livius, 96, 98.
Oeſterreich, 28.
Oldenburg, 28, 89.
Oranienbaum, Bauten daſelbſt, 15, 16; lutheriſche Kirche zu, 26; Feſte in, 42.
Ordensverbindungen, 359, 360, 389, 390.
Orleans, Herzog von; der Regent, 119, 131, 149, 150; ſeine Gemahlin, 152.
—— Ludwig Philipp, Herzog von, 373, 374.
—— Eliſabeth Charlotte v. d. Pfalz, Herzogin v., 98, 101, 128, 129, 150.
Ormond, Herzog von, 159.
Orlow, Gebrüder, 34, 45.
—— Gregor, 32–37, 43–46, 344.
—— Alexander, 36, 46–49, 217, 344, 488.
Orri, 108, 110, 113, 125–126, 132.
Orſini, die, 163.
Orſini, Prinzeſſin, 95 ff., 139–141, 488, 489.
—— Flavius di, 95 ff.
Orzelska, Gräfin, 299.
Oſtermann, Graf, 66.
Osnabrück, 29.
Oſtfriesland, 29.
Pahlen, Peter Ludwig, Graf v., 69–80, 86.
Painter, John, 446 ff.
Palma, die Grafen v., 97.
Palmerſton, Lord, 335.
Panin, Graf Nikita, 1, 31–37, 41–47, 54 ff., 59, 217.
Panin, der jüngere Graf, 57, 65–69.
Parma, 138–40, 160, 287, 288; Maria Iſabella von, Gemahlin Joſephs II., 238; Philipp, Herzog von, 287, 288.
Paſſek, 34, 35, 37.
Patrizi, Marquiſe, 199.
Paulmy, Marquis, 181.
Paulucci, Cardinal, 161.
Pecquet, 151.
Pelham, Heinrich, 446.
Perez, ein Marokkaner, 174.
Perſien, ruſſiſcher Krieg gegen, 70 ff.
Perfiliew, 34.
Peſcatori, Laura, 160.
Peterborough, Earl v., 159.
Petit, franz. Wundarzt, 308.
Pezold, Johann Sigmund, 285.
Pillnitz, 298.
Pinto, 314.
Piombino, Marquiſe, 141.
Pius VI., 328.
Platania, Abt, 159.
Plotho, Ludwig Otto v., preuß. Miniſter, 255, 256, 257.
Podewils, Graf v., 272, 273, 276, 277.
Polen, 29.
Polignac, Cardinal, 151, 157, 163.
Poljanski, 45.
Pompadour, Marquis, Cellamareverſchwörer, 153, 156, 157.
Pomponne, 109.
Poniatowskis, die, 283, 284, 288.
—— Stanislaus Auguſt, 17, 18.
Ponteau, 414.
Portocarrero, Cardinal, 96, 97, 104–7, 110, 114, 119, 120.
—— Abbé, 155.
Portugal, Königinnen von, 170, 485 ff.
Potemkin, 35, 43, 47.

Pott, 385.
Prätendent, der, 132, 440, 441.
Praslin, Herzog von, 190.
Praſſe, Legationsrath, 27.
Preiß, v., ſchwed. Geſandter im Haag, 283.
Preobraſchenskoygarde, 3, 7, 8, 26, 79, 80, 83.
Preußen, 28; Friedrich Wilhelm I., König von, 260 — 265, 267, 268; Friedrich II., König von, 9, 33, 49, 380 — 382; Verehrung Peters III. für ihn, 16, 17, 27; Heinrich, Prinz von, 29; Anna Amalia, Prinzeſſin von, 9.
Prevot d'Exiles, 282.
Prie, Marquis de, 425 — 426.
Pſeudereſeres, die, 49.
Premnitz, die Grafen v., 244, 245.
Raab, 13.
Radziwil, Marie Eleonore, Fürſtin v., 266.
Raiſer, 41.
Rakoczy, 130.
Raſumowski, Alexiew Graf, 11, 12.
—— Kyrilla Graf, 33.
Recke, Eliſa v. d., 322, 326, 329.
Rehbinder, v., 34.
Renard, die, 290.
Retif de la Bretonne, 49.
Rex, Karl Auguſt Graf v., 286.
Riarie, Herzogin von, 199.
Richelieu, Herzog v., 156.
Ringler, genfer Flüchtling, 335.
Ripperda, 144, 159, 166 ff.
Riſſelmann, v., 257.
Rivas, ruſſ. Admiral, 67, 72.
Rivas, ſpan. Marquis v., 112 — 118.
Robinet, Beichtvater Philipps V., 126, 127, 136.
Rohan, Cardinal, 323.
Rollingen, Freiin v., 216.
Roncerieri, Graf, 136.
Ronquillo, 118, 122.
Ropſcha, 44.
Roſenberg, Gräfin, 61.
Roſtopſchin, Graf, 64.
Roure, Graf v., 106.
Rouſſet, Miſſi de, 282.
Rüdiger, Profeſſor, 281, 468.
Rugenſohn, Dr., 322.
Rußland, Peter I., Kaiſer von, 2, 20; Katharina I., 2, 3; Peter II., 4, 6; Großfürſtin Anna, 2, 4, 5; Kaiſerin Anna, 6; Iwan III., 6, 18, 49; ſeine Geſchwiſter, 51 ff.; Regentin Anna, 6, 51; Eliſabeth, Großfürſtin, 2, 4; Kaiſerin, 7, 10, 29 ff., 34, 50, 187; Peter III., 1 ff.; Katharina II., 10, 12 ff., 51, 59, 61, 488; Paul, 16, 31, 37, 41, 49, 53, 59 ff.; Alexander, 53, 68, 73, 74, 87, 91, 94; Konſtantin, Großfürſt, 87, 88, 91; Nikolaus, Großfürſt, 79; Kaiſerin Marie, 88 ff.; Großfürſtin Natalie, 88
Rusca, 469.
Rutowski, Graf v., 198, 298, 358; Gräfin, 198, 209.
Sachſen, 10, 15, 19, 27, 28, 196 ff.; Friedrich Auguſt I., Kurfürſt von (als König von Polen Auguſt II.) 297 — 308; Chriſtine Eberhardine, ſeine Gemahlin, 300; Friedrich Auguſt I., König von, 196 ff, 234 — 236; Xaver Auguſt, Prinz von Polen und Sachſen, 199. Maria Antonia, Kurfürſtin von, 202 ff.
Sachſen-Altenburg, Joſeph, Herzog zu, 235.
Sachſen-Gotha, Auguſt Herzog zu, 392.

Sachſen-Koburg, 88.
Sachſen-Meiningen, Georg Friedrich Karl, Herzog zu, 291.
Sachſen-Merſeburg, Hof zu, 249 — 251.
Sachſen-Weißenfels-Dahme, Aemilie Agnes, verw. Herzogin von, 244 — 249, 251.
Sacken, Graf, nachher Fürſt v., 202, 205, 210, 212 — 217.
St. Aignan, Herzog von; 144, 157, 158.
St. Foix, 190.
St. Geniß, Marquis, Cellamareverſchwörer, 156.
St. Germain, Graf, General und Miniſter, 31, 340.
St. Germain, Graf, Abenteurer, 180, 340 ff.
St. Martin, 390, 393.
—— Kammerdiener Ripperda's, 175.
Saldern, v., 45, 53, 56.
Sandrasky, 156, 489.
Savoyen, 98.
Saxe, Johann Georg, Chevalier de, 213, 370, 376.
—— Joſeph, Chevalier de, 199, 370.
Scariatin, 85.
Scheiter, Hofrath, 258, 259.
Schenkendorf, v., 274, 279.
Schepelow, 41.
Scheremetow, Anna, Gräfin, 55.
Schiebell, v., General, 198, 201.
Schkurin, 37.
Schleſien, 28.
Schleswig, 3, 11, 20, 28.
Schlieben, die v., zu Strado und Betzſchau, 243, 244.
Schlieben, Graf v., Cellamareverſchwörer, 156, 489.
Schomberg, Graf, 395, 396.
Schrepfer, 369 ff.
Schriever, 12.
Schuwalow, Graf Iwan, 34, 42.
—— Graf Alexander, 20, 40.
Schubart von Kleefeld, 361, 362.
Schwarz, 26.
Schweden, 5, 6, 13, 18.
Schweinitz, David v., 353, 354.
Schwerin, Kurt Chriſtoph, Graf v., 209, 270.
Scotti, Marquis, 159, 160.
Segur, 182.
Seignelay, Marquis de, 423.
Serret, 156.
Sertſchin, Erzbiſchof, 24.
Seyffert, v., 199.
Simon, 487.
Sinzendorf, Philipp Ludwig, Graf v., 169.
Skawronski, die Grafen, 3.
Sloane, Sir John, 13.
Solms, Graf, preuß. Geſandter in St. Petersburg, 60.
—— Friedrich Ludwig, Graf zu, 358.
Soltikow, die, 340, 407.
—— Sergius Graf, 16.
Soubow, ſiehe Zoubow.
Spanien, 19, 99 ff.; Philipp V. König von, 98, 105, 116, 123, 127, 138, 141 — 143, 145, 159; Marie Luiſe, ſeine erſte Gemahlin, 102 ff., 113, 114, 125; Eliſabeth Farneſe, ſeine zweite Gemahlin, 128 — 130, 139, 141, 142; Ludwig, König von, 119, 142, 143; Ferdinand VI., König von, 142, 143; Karl III., König von, 143, 164, 170; Maria Anna von Pfalz-Neuburg, verwittwete Königin von, 341.
Spinucci, Gräfin, 199.
Splittgerber, Banquier, 258.
Springer, 13. 483 ff.
Semenowskoygarde, 26, 36, 80.

Stählin, Profeſſor, 8.
Stanhope, Lord, 144, 173, 174.
Stark, Oberhofprediger, 302.
Steſch, Baron, 241.
Stroganow, Graf, 42.
Stübel, Johann Jakob, 280.
Stutterheim, Heinrich Gottlieb v., ſächſ. Miniſter, 215.
Süßmilch, v., 227.
Sydow, v., 370.
Talbanow, 73, 79.
Talleyrand, Anton Blaſius de, 97.
Talmann, 430.
Talyzin, Admiral, 39, 72.
— General, 67, 79, 86, 91.
Tamaſp, 433.
Tatarinow, 73, 82, 86.
Taubenheim, v., 273.
Teller, Dr., 380.
Temple, die, 375.
Teplow, 34, 46, 47.
Tetter, Johann Peter, 179, 180.
Teſchen, Fürſtin von, 297, 299.
Teſſé, Graf v., 115.
Theodor v. Neuhoff, König von Corſika, 176.
Theodorsky, Erzbiſchof, 9.
Thulemeier, Miniſter v., 260.
Tieman, 396.
Tiſcher, Oberamtsrath, 254.
Toleſo, Marquis, 160.
Topal Osman, 433.
Torcy, Marquis de, 108–110, 117.
Tott, v., 46.
Toulouſe, Graf v., 150, 152.
Tournamine, 153.
Trautenberg, Obriſtlieutenant v., 450.
Tremouille, Ludwig de la, 95.
— Cardinal de la, 95, 115.
Treyſſac de Vergy, 189.
Trier, Johann Philipp, Kurfürſt von, 449; Philipp Chriſtoph, Kurfürſt von, 452 ff.; Johann Hugo, Kurf. v
ff.; Clemens Wenceslaus
v., 464.
Trubetzkoy, Fürſt, 25,
Truchſeß, Otto Wilhelm
v., 273.
Tſcherckowsky, Kathar
Tſchernitſchew, 35.
Tſchitſcherin, 73, 82,
Tſchudin, Madame, 36.
Turenne, 104.
Uceda, Herzog von, 99.
Ungern-Sternberg,
49, 50.
Uwarow, 74, 80, 81.
Vanteiſin, 56.
Vaucher, Maria Marth
Vedelle, Don, 126.
Vendome, Herzog v., 13
Veraguas, Herzog v.,
Vergennes, Graf v., 19
Vielate, Abbé, 163.
Villareal, 120.
Villars, 158.
Ville, de, 485.
Villebois, 25, 42.
Vincent, 182.
Vitzthum v. Eckſtädt
Friedrich, 198, 301 –
Walrawe, General v., 2
Watzdorf, Friedrich
v., 223–224.
Weiß, Wundarzt, 309.
Welck, v., 224.
Wendrewnikius, Feli
Weymarn, General v.,
Wiedmann, Michael,
Wieland, 385, 391, 3
Winkelmann, 287.
Wolf, v., 5.
Wolkonsky, 25, 33,
Wolkow, 18, 25, 28,
—— Schauſpieler, 46.
Woronzow, die Graf
Gräfinnen, 17.

., 451
, Kurf.
40, 48.
, Graf
na, 37.
86.
Baren,
, 283.
6, 137.
107.
3, 323.
, Graf
302.
70, 271.
ernhard
, 452 ff.
19.
52 ff.
02.
42, 44.
50.
en und

Woronzow, Michael Graf, 18, 25, 40, 59, 182, 187.
—— Eliſabeth, 19, 32, 43—45.
Weykow, 41.
Württemberg, 88; Ludwig, Prinz von, 299.
Wurmb, v., 211, 375 ff.
Wylie, Chirurg, 94.
Xaver, ſiehe Sachſen.
Yeſchwel, 73, 82, 85, 86.

Yverneis d', genfer Flüchtlin
375, 376.
Zacharias, Pater, 176.
Zech, v., Geheimerath, 249.
Zehmen, Freiherr v., 205—20
Ziegler, Obriſt, 53.
Zimmermann, 387, 390, 39
Zinnendorf, 361.
Zinzendorf, Graf, 242.
Zoubow, die Brüder, 70—7
82, 85—87.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Verbeſſerungen.

S. 119 Z. 17 v. o. lies: 1707 ſtatt 1717.
» 126 » 10 v. o. » Macanaz ſtatt Mecanaz.
» 136 » 12 v. o. » Rencovieri ſtatt Renconieri.
» 139 » 19 v. o. » Wäſchkammer ſtatt Waſchkammer.
» 178 » 7 v. u. » des Alleurs ſtatt Deſalleurs.
» 240 » 6 v. u. » 1700 ſtatt 1697.
» 264 » 15 v. u. » Fürſt ſtatt Herzog.

Geheime Geſchichten

und

Räthſelhafte Menſchen.

Geheime Geſchichten

und

Räthſelhafte Menſchen.

Sammlung

verborgener oder vergeſſener Merkwürdigkeiten.

Herausgegeben

von

Friedrich Bülau.

Zweiter Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1850.

AB. 3. 7.0.
(4)

L4r

Inhalt.

Seite

I. Ein Prätendent aus dem 16. Jahrhundert 1

II. Ein Prätendent aus dem 19. Jahrhundert 38

III. Ein Erbfolgeſtreit im Lande Lippe 81

IV. Herzog Friedrich von Schomberg 107

V. Verhandlungen Friedrich's II., Herzogs von Sachſen-Gotha und Altenburg, mit Ludwig XIV. 1701 und 1702. Vom Hofrath und Profeſſor Schulze in Gotha 159

VI. Pfalzgräfin Marie Eleonore von Brandenburg. Von G. E. Guhrauer 192

VII. Ferdinand VI. und Karl III., Könige von Spanien .. 207

VIII. Kaunitz und Choiſeul 223

IX. Der Königſtein und ſeine Gefangenen 255

X. Menzel und Steymann. Ein Beitrag zur Geſchichte des Staats- und Poſtgeheimniſſes im 18. Jahrhundert 286

XI. Die Grafen von Promnitz 312

XII. Die Grafen von Hoym 324

XIII. Entführungen 333

XIV. Joſeph von Frohn 342

XV. Friedemann von Tümpling 350

XVI. Verſchwörung auf Malta 357

XVII. Die Damaſtdörfer Groß- und Klein-Schönau. Ein Beitrag zur Sittengeſchichte 365

VIII. Johann Gottfried Eſſig 385

Miscellen.

Seite
1. Johannes Sekatius 401
2. Johann Eberhart von Eiz 404
3. Johann von Steenflucht 406
4. De la Salle 410
5. Jenny Cameron 415
6. Siebzehn türkiſche Großveziere innerhalb dreißig Jahren. 417
7. Der Herzog von Gramont und Champigny 418
8. Geiſterbeſchwörung 419
9. Ein griechiſches Wunder 420
10. Die ſchwarzwälder Bauern 421
11. Eine römiſche Demonſtration 422
12. Suwarow in Italien 423
13. Die deutſche Legion 426
14. Freundestreue 427
Nachträge 430
Regiſter 433

I. Ein Prätendent aus dem 16. Jahrhundert.

Eine im Jahre 1572 erloſchene Linie deſſelben Hauſes, deſſen jüngere Linie den Namen Reuß führt, hatte, außer beträchtlichen Beſitzungen im Voigt- und Pleißnerlande, welche letztere zum Theil an die Schönburge übergegangen ſind, auch das Burggrafthum Meißen längere Zeit innegehabt, war aber deſſelben und ihrer wichtigſten Lehen, unter den Händeln der Größeren, der ſächſiſchen Fürſten namentlich und der böhmiſchen Könige, ſchon vor ihrem Erlöſchen verluſtig gegangen.

Einer der Letzten dieſes Stammes war Heinrich IV., welcher 1520 geſtorben iſt. Derſelbe war angeblich ſeit 1506 in zweiter Ehe mit einer Tochter des Fürſten Waldemar zu Anhalt, Barbara, vermählt. Der Name der erſten Gemahlin iſt unbekannt; ihre Exiſtenz ſoll aber aus einigen Urkunden erhellen. Zwiſchen der erſten und zweiten Ehe hatte er, wie er ſpäter erklärte, mit einer gewiſſen Margaretha Pigkler einen Sohn erzeugt, den er gleichfalls Heinrich nannte, welchen Namen bekanntlich alle Söhne des Hauſes Reuß führen, und derſelbe mag etwa um das Jahr 1500 geboren worden ſein. Er war bei ſeinem Vater aufgewachſen und längere Zeit deſſen einziges Kind, ward wie ein ehelicher Sohn gehalten, und wußte nicht anders, als daß er das wirklich ſei. Ja, da die Ehe mit der Barbara von Anhalt anfangs unfruchtbar war, ſo hatte ſie, wie es ſpäter hieß, durch ihren Gemahl dazu vermocht, jenen Heinrich in Briefen an ihre Verwandten und ſonſt für ihren eigenen leiblichen Sohn ausgegeben. Das wäre denn die große Lüge[1]) geweſen, welche ihr und ihrer ganzen Familie, ganz beſonders aber dem unglücklichen Opfer dieſer Täuſchung ſpäter ſo viele Noth bereitet hat. In Verfolg derſelben und auf ihren Anlaß hatte Barbara's Bruder, Fürſt Wolfgang zu Anhalt, den jungen Heinrich einige Zeit bei ſich, worauf er dem Grafen Wilhelm zu Henneberg zu weiterer Erziehung übergeben ward. Auch ſcheint ihm die Herrſchaft Spremberg zugetheilt worden zu ſein.

Inzwiſchen wurde aber die Burggräfin Mutter und hat nach und nach drei Söhne und zwei Töchter geboren. Mag es ſein, daß die Söhne erſt nach den Töchtern folgten, daß der älteſte Sohn frühzeitig wieder ſtarb, ein zweiter, welcher auch noch vor dem Vater geſtorben iſt, ſchwächlich war, daß man ſich anfangs nicht ſogleich aus dem verwickelten Verhältniſſe herauszufinden wußte, genug, es vergingen noch Jahre, bevor der junge Heinrich, den wir den Baſtard nennen wollen, ohne unſererſeits vollkommen überzeugt zu ſein, daß er das war, plötzlich von Schleuſingen abberufen und angewieſen ward, ſich, aber verkleidet, bei dem Burggrafen auf deſſen Schloſſe Hartenſtein[2]) einzufinden.

---

[1]) Heinrich IV. war allerdings zu allerlei Liſten und Winkelzügen geneigt, wie er ſich denn durch einen verfälſchten Lehnbrief Sitz und Stimme auf den Reichstagen zu erſchleichen ſuchte.

[2]) Neu-Hartenſtein in Böhmen. Das alte Hartenſtein gehörte damals ſchon den Schönburgen.

Hier erfuhr er, im Beiſein der Burggräfin Barbara, ſeiner Geſchwiſter und ſeiner (angeblichen) wirklichen Mutter, der Margaretha Pigkler, daß er nicht der eheliche Sohn des Burggrafen und der Barbara, ſondern von der gegenwärtigen Margaretha Pigkler, „in der Unehre erobert“ ſei. Der Burggraf erklärte ihm, daß er keinerlei Erbanſpruch habe, und bedrohte ihn: „ſo er wüßte, daß er ſich künftig ſolcher Anſprüche unterfangen würde, ſo würde er Riemen aus ihm ſchneiden laſſen.“ Heinrich bat erſchrocken nur um ſeinen Unterhalt, worauf er auch eine tröſtliche Zuſicherung erhielt. Es ſcheint, daß ſein Vater ſich bei dem ganzen Schritte einigen Zwang habe anthun müſſen, und ſich deshalb, ſowie vielleicht um die ſtillen Gewiſſensbiſſe zu unterdrücken, böslicher geſtellt hat, als er geſinnt war. Der Baſtard war wieder nach Schleuſingen gegangen, und dorthin, ſcheint es, brachte ihm Kunz Wilhelm von Ende, der von ſeiner Jugend an bei ihm geweſen, ein Jahresgeld von 200 Fl. nebſt Briefen; wie denn auch der alte Burggraf Hoffnung gemacht haben ſoll, ihm Spremberg wieder einzuräumen. Auch die Burggräfin ſoll ihn mit Gelde unterſtützt, ja ſogar eine perſönliche Zuſammenkunft mit ihm in Schneeberg gehabt haben, wohin ſie ihm wichtige Papiere gebracht hätte, die ihn ſpäter wieder abgenommen werden wären.

Von Schleuſingen aus ſchrieb er an Fürſt Wolfgang zu Anhalt, berichtete dieſem den Vergang und bat, er möchte „verſchaffen, daß er Zehrung bekomme, ſo wolle er ins heilige Land ziehen, und ſich alſo verlieren, daß man nichts mehr von ihm wiſſen möchte“, wobei er voller Verzweiflung wünſchte, daß er mit Ehren todt wäre. Gewiß eine rührende Aeußerung, die den jungen Mann in viel günſtigerem Lichte zeigt, als in dem er ſpäter, allerdings in Folge ſeiner beiſpielloſen Lage, ſich darſtellte. Der alte Burggraf empfahl ihn übrigens zunächſt dem Fürſten Wolfgang und dem Grafen von Henneberg, denen er zugleich vorſchlug, mit Verhehlung ſeiner unehelichen Geburt zu verſuchen, ob man ihn nicht durch Markgraf Albrecht in den deutſchen Orden bringen könne. Er iſt auch eine Zeit lang bei Markgraf Caſimir in Ansbach geweſen. Ferner empfahl er ihn ſeinen Freunden von Sternberg, von Schlick und Andern. Zugleich aber errichtete er ein Teſtament, worin er zwei ſeiner Söhne des Namens Heinrich, „die damals auf dem Hartenſtein bei ihm gehalten würden“ — was auf den Baſtard keine Anwendung fand und ebendeshalb ausdrücklich beigefügt worden ſein mag — und zwei Töchter zu Erben einſetzte. Da der eine Heinrich nachher vor dem Vater geſtorben, ſo hat das ſpäter zu dem Vorgeben geführt, als ſei unter ihm der Baſtard verſtanden geweſen. Vor ſeinem Ende (1520) forderte aber der alte Burggraf ſeine Lehensleute und Unterthanen vor ſich und ſtellte ihnen ſeinen noch lebenden einzigen ehelichen Sohn als ſeinen rechten Erben vor, dem ſie „Pflicht und Mannſchaft anzugeloben und zu thun“ hätten. Nach ſeinem Tode berief die Witwe, nebſt den Vormündern und nächſten Verwandten des jungen Burggrafen Heinrich V., den Baſtard heimlich von Ansbach nach Teuſſingen in Böhmen, wo ſie ihn zwei Tage verborgen hielten und ihm vorſchlugen, er ſolle ſich des Zunamens „von Plauen“ fernerhin enthalten, wogegen er die ihm verordnete Verſorgung erhalten, auch zu Markgraf Albrecht geſchickt werden ſollte, welcher ihn in den deutſchen Orden aufnehmen würde.

Der Baſtard ſcheint aber um dieſe Zeit doch ſchon zu der Anſicht gekommen zu ſein, daß er in ſeiner eigenthümlichen Lage größere Anſprüche zu machen veranlaßt ſei. Und wer mag wiſſen, was ſich vielleicht für Rathgeber an ihn gedrängt haben? Er kam ſehr misvergnügt von Teyſſingen zurück, ließ ſich in Ansbach vernehmen: „es thue ihm leid, daß er den jungen Burggrafen nicht mit ſich genommen, oder etliche Häuſer (Schlöſſer) eingenommen, ſo wollte er ſchon zu einem guten Vertrag kommen ſein“, und ſchrieb ſich fortwährend: Burggraf von Meißen und Herr von Plauen. Bemerkenswerth, aber bei dem Charakter jener verworrenen Zeit erklärbar iſt es dabei, daß er in der Umgebung vornehmer Herren verbleiben durfte, und von ihnen dann und wann gefördert ward. Namentlich unterſtützten ihn zwei Namensvettern: Heinrich Reuß der Friedfertige, der allerdings eigenhändige Briefe des alten Burggrafen hatte, worin dieſer den Baſtard ſeinen Sohn genannt, und der ältere Heinrich zu Gera; dann die Grafen Wilhelm und Philipp von Naſſau, Hans und Anton von Iſenburg, Philipp und Bernhard von Solms, auch der von Hanau und der Abt von Fulda. Markgraf Caſimir nahm ihn mit in die Niederlande zur Armee des Kaiſers. Er blieb aber nicht lange dabei und trieb ſich Jahre lang, in unſtetem Leben, bald im Reich [1]), bald im Voigtlande, bald in Böhmen umher.

Er ſoll mehrere Plane und Verſuche gemacht haben, ſich mit Liſt oder Gewalt in den Beſitz der Güter, wo möglich auch der Perſon des jungen Burggrafen zu ſetzen, auch mehrere burggräfliche Vaſallen und Unterthanen bewogen haben, allerlei Meuterei anzufangen, während man burggräflicher Seits verſchiedene ſolche Aufrührer einzog und ihnen den Proceß machen ließ. Endlich brachte man ihn ſelbſt in Verhaft und auf das Schloß Hartenſtein, wo man ihn ſo lange gefangen hielt, bis er eine eigenhändige Urphede ausſtellte und zu Gott und allen Heiligen beſchwor, worin er bekannte, von dem alten Burggrafen ſelbſt gehört zu haben, er ſei nicht deſſen ehelicher Sohn, ſondern von der Morgaretha Pigſler erzielt, zugleich auch verſprach, ſich künftig nie mehr für einen ehelichen Burggrafen zu nennen und zu halten, noch ſich einiger Erbſchaft anzumaßen, ſondern an ſeinem geordneten Unterhalt ſich genügen zu laſſen. Er ſoll dieſe Zuſage auch nach ſeiner Befreiung, in Gegenwart des Fürſten Wolfgang von Anhalt, freiwillig wiederholt haben. Aber gar bald nahm er den burggräflichen Titel wieder an, indem er erklärte, zu jenen Verſprechungen nur durch die Bedrohung mit hartem Gefängniß gezwungen worden zu ſein. Er berief ſich auf Heinrich Reuß den Friedfertigen, den Stammvater der jetzigen Reuße, welcher das hartenſteiniſche Verfahren höchlich gemisbilligt und geſagt habe: „Was man thäte, müßte mit Recht geſchehen. Er gedächte ſeinen Vetter, den Burggrafen, unter der Erde zu keinem Böſewicht machen zu laſſen."

---

[1]) Wie man ſchon damals jene ſüdweſtlichen Theile des Reiches genannt zu haben ſcheint, in denen ſich keine geſchloſſene Landeshoheit, ſondern ein Gedränge von Prälaten, Reichsfürſten, kleinen Herren und Rittern fand.

Der Prätendent beſchloß jetzt, ſeine Sache im Wege Rechtens auszuführen, zumal er fürchtete, man möchte ihn abermals feſtnehmen und „zu einem Pfaffen machen, deſſelben Fleiſches er doch kein Stuck an ſich habe." Er wendete ſich um das Jahr 1527 mit ſeiner Klage an den König Ferdinand von Böhmen und beſchwerte ſich, daß ihm von der verwitweten Burggräfin Barbara und dem jungen Burggrafen die väterliche Erbſchaft vorenthalten werde, und daß man ihn der zeitlichen Güter willen verleugne, da er doch ein rechter Sohn und Erbe ſei. Er hielt ſich nun eine Zeit lang zu Haſſenſtein in Böhmen, bei den Herren von Lobkowitz und Haſſenſtein auf, mit deren Einem ſich ſeine älteſte Schweſter Margaretha verheirathete, eilte auch ſpäter dem König nach Regensburg nach. Aber erſt im folgenden Jahre kam es zu perſönlichen Verhören beider Theile vor der böhmiſchen Landtafel und dem Manngerichte, wobei König Ferdinand ein paar mal ſelbſt im Verhör geſeſſen. Es ward ihm, weil er der böhmiſchen Sprache nicht mächtig, ein königlicher Kammerprocurator beigegeben, und die verwitwete Burggräfin, ſowie die Margaretha Pigklerl, legten perſönlich ihr Zeugniß gegen ihn ab. Er verließ Böhmen vor Entſcheidung der Sache und trieb ſich unſtet umher, erſchien auch nicht auf die Vorladung zur ſchließlichen Handlung, führte aber ſeinen Proceß auch vor dem Tribunal der öffentlichen Meinung, indem er zwei Sendſchreiben gegen die Burggräfin und ſeinen Stiefbruder ausſtreute, die ihm Einer zu Würzburg verfertigt haben ſoll und denen der junge Burggraf durch eine Gegenſchrift antworten ließ. Die Burggräfin Barbara ſtarb um 1531, und ließ auf ihrem Todbette Verſchiedene vom Adel zu ſich vorfordern, gegen welche ſie auf ihrer Seelen Seligkeit verſicherte, daß kein Anderer ihr leiblicher Sohn und Erbe ſei, als der jetzige junge Burggraf Heinrich V.

Der Prätendent hatte die gute Meinung, die ihn anfangs auf manchen Seiten begleitet hatte, zunächſt durch einen Vorgang erſchüttert, der ſich im Jahr 1529 zutrug, hinſichtlich deſſen er ſich niemals gänzlich zu reinigen vermocht hat und der ſeinen Gegnern viele Waffen gegen ihn bot. Er hatte ſich ſeit längerer Zeit eines

Anwalts, Namens Bernhard Hirnhofer, bedient, der ihm Schriften wider den Burggrafen verfaßt, auch Geldauslagen für ihn gemacht haben ſoll. Dieſer Hirnhofer wurde zu jener Zeit bei Windiſch-Eſchenbach in der Oberpfalz, wo ſich Heinrich damals aufhielt, ermordet und beraubt, und dieſe Unthat ſollte durch die Knechte Heinrich's, Enderle Vogel, ſonſt von Pach genannt, und Kunz Grempel oder Wohlgemuth, in Heinrich's Beiſein und auf deſſen Geheiß, verübt worden ſein. In der That wurde Enderle Vogel, auf Anlaß der von dem Pfalzgrafen Friedrich, Herzog in Baiern, angeordneten Verfolgung, 1530 zu Annaberg im ſächſiſchen Erzgebirge verhaftet, und hatte, ſowohl bei den gütlichen, als peinlichen Verhören, angegeben: Heinrich habe ſchon am Tage vor dem Morde durch ſeine Diener, in ſeinem Beiſein, ein Grab machen laſſen, hierauf den Hirnhofer an einen Bach in der Gegend des Grabes, unter dem Vorwande des Fiſchens, gelockt und, als er ſeine Zeit erſehen, den Knechten ein Zeichen gegeben, auf ihn zuzuſchlagen und ihn zu erwürgen. Heinrich habe dann ſein Schwert zuerſt in ihn geſteckt, Kunz das ſeinige darauf, und er, Enderle Vogel, habe ihn vollends mit einem Meſſer entleibt. Hierauf habe Heinrich dem Ermordeten ein paar Säckel mit Geld, goldene Ringe und dergleichen ab- und zu ſich genommen, worauf ſie den Leichnam in das Grab verſcharrt, und er, Enderle Vogel, für ſeinen Beiſtand bei dieſem Morde 22 Fl. von ſeinem Herrn bekommen. Heinrich erzählte die Sache freilich anders, ohne in Abrede zu ſtellen, daß die That durch ſeine Knechte verübt worden. Er ſowohl als ſeine Diener hätten ſich ſchon längſt mit jenem Hirnhofer, der ein unleidlicher Menſch geweſen, auch bisweilen Gelder, die für Heinrich eingekommen, in ſeinen Nutzen verwendet habe, entzweit gehabt, und Hirnhofer ſich darauf verlauten laſſen: „er wolle dem Heinrich ſeine Sache, die er bisher gutgemacht, wieder böſe machen und ihm einen Handel zurichten, der ihm leid werden ſollte.“ Er habe darum wohl im Zorne zu ſeinen Dienern geſagt: „ſo wollte er, daß ein Solcher, der ſo geſinnt wäre, todtgeſtochen würde.“ Als ſie nun zuſammen zum Fiſchen ausgegangen, ſei er ſelbſt vorangegangen und Hirnhofer wäre mit den Knechten nachgefolgt. Da wären denn dieſe mit Hirnhofer uneins geworden, hätten ihn erſchlagen, ehe er noch dazu gekommen, und ohne ſein Wiſſen begraben. Dieſer That habe ſich der andere Knecht, Kunz, einige Zeit hernach zu Haſſenſtein ſelbſt berühmt und das Schwert gezeigt, womit er den Böſewicht erſtochen habe. Er habe aber dieſen Knecht, der ihn in Gefahr gebracht, nicht länger behalten wollen, ſondern entlaſſen. Bei dieſer Ausſage blieb er auch unter der Peinlichkeit.

Der Burggraf, jetzt königlich böhmiſcher Schenk, hatte inzwiſchen in dem Filiationsproceß, der noch immer vor den böhmiſchen Gerichten fortging, eine Citation vom 4. März 1534 ausgebracht, worin beide Parteien auf Montag nach Quaſimodogeniti nach Prag geladen wurden, dem unehelichen Heinrich aber in Betreff des angeſchuldigten Mordes königlich böhmiſches frei ſicher Geleit gegeben wurde. Dieſe Citation ließ der Burggraf überall anſchlagen, bis endlich einer ſeiner Diener Heinrich perſönlich traf und ihm Ladung und Geleit behändigte. Er erbat und erhielt Prolongation bis zum 5. October, wo dann beide Theile im Termin erſchienen. Beide beriefen ſich auf Zeugen und Urkunden, und dies veranlaßte wieder einen Aufſchub bis zum December, wo aber Heinrich nur einen Diener, Lorenz Thoß, an ſeinen

Anwalt ſchickte, mit dem Vermelden, daß er krank ſei. Reminiſcere 1535 wurde die Sache nochmals erörtert und am 3. Juni ein Endurtheil eröffnet. Der Prätendent berief ſich darauf, daß die Burggräfin Barbara ihn von Jugend auf, ſowohl mündlich als ſchriftlich, als ihren Sohn erkannt; ebenſo habe ihn des Burggrafen Tochter[1]) als ihren Bruder erkannt, und er ſei überall im Reiche als der ältere burggräfliche Sohn gehalten und geehrt worden. Kaiſer Maximilian und König Wladislaus hätten in verſchiedenen, an den alten Burggrafen gerichteten Urkunden ſeiner als des burggräflichen Sohnes gedacht, und der Burggraf ſelbſt habe ihn in einer Urkunde und andern Briefſchaften als ſolchen bezeichnet. Der Reuß von Plauen, der Graf von Leißnig, der Ritter von der Heyde, Albrecht Schlick, die von Lutitz und von Walſch, ſammt mehreren böhmiſchen und fränkiſchen Adeligen, wie auch verſchiedene Perſonen gemeinen Standes, hätten ſeine eheliche Geburt entweder bereits bezeugt, oder ſich dazu erboten. Die Gegenpartei verwarf einige Zeugen geringern Standes, weil ſie offenbaren Meineides überführt ſeien, ſtellte Andern entgegen, daß ſie nur vom Hörenſagen zeugten, und bezog den Inhalt der Urkunden auf die ehelichen Söhne des alten Burggrafen. Sie berief ſich ferner auf das Zeugniß der Margaretha Pigkler und das des Prieſters, welcher den Prätendenten als ein uneheliches Kind getauft haben wollte. Ferner ward hervorgehoben, daß der alte Burggraf ſeine vorherige Anerkennung gegen glaubwürdige Perſonen, ſowie gegen den Prätendenten ſelbſt widerrufen habe, desgleichen von der Burggräfin Barbara, ſowohl vor dem Könige, als auch auf ihrem Todbette, geſchehen ſei. Das väterliche Teſtament gedenke nur zweier Söhne, „ſo dermalen in dem Hartenſtein gehalten würden", keineswegs aber eines Dritten, der damals im Reiche erzogen worden. Ein ſchlimmer Umſtand war für den Prätendenten, daß man ihn überführte und er auch nicht leugnen konnte, von einem Majeſtätsbriefe des Königs Wladislaus die Siegel heruntergeriſſen und auf eine von ihm ſelbſt gefertigte Urkunde gedrückt zu haben. Endlich führte man noch ſein eigenes ſchriftliches Zeugniß, ſowie die Ausſagen vieler Zeugen an. Heinrich replicirte zwar darauf, daß die Zeugen zum Theil ſich widerſprächen, zum Theil erkauft oder Unterthanen ſeien, daß Prieſter Dinge, die ſie in der Beichte gehört, unerlaubter Weiſe offenbart hätten, daß die Margaretha Pigkler zu ihrer Ausſage gezwungen worden ſei und ſolche hernach habe widerrufen wollen, wie denn er ſelbſt zu ſeinem Zeugniß gewaltſamer Weiſe genöthigt worden. Das böhmiſche Landrecht gab aber ſein Urtheil dahin:

---

[1]) Wahrſcheinlich die Frau von Lobkowitz.

> „Daß Herr Heinrich von Plauen, der nach dem alten Herrn Heinrich von Plauen, alle Hab und Güter innenhält, allein ein rechter Erbe mit der Frauen Barbara ſeinem ehelichen Gemahl erzeugt ſei. Und deshalben ſolle derſelbe Heinrich, ſo im Reich erzogen, ſich in die Güter und Erbſchaften dieſes Herrn Heinrich's von Plauen nicht einlegen, und ſich derſelben nicht anmaßen, noch unterſtehen, denn er zu denſelben Gütern und Erbſchaft keine Gerechtigkeit habe."

Gegen eine weitere Unterſuchung der „böſen Stücke und Händel" Heinrich's, welche der Burggraf beantragt, ſchützte Jenen das königliche Geleit, welches der Hauptmann auf dem prager Schloſſe nicht brechen wollte, während die Richter allerdings geneigt waren, Heinrichen in Arreſt zu behalten, und deswegen dem Hauptmanne Auftrag ertheilt hatten. Nun vermochte der Burggraf, wiewohl mit großer Mühe, ſeinen Bruder, daß er zum Behuf eines gütlichen Vergleichs zu ihm in ſeine Behauſung kam, woſelbſt dem Prätendenten von verſchiedenen anweſenden böhmiſchen Herren unter den Fuß gegeben wurde, dem Burggrafen Abbitte zu thun, ſeine Schmähſchriften zu widerrufen, ſich dem Urtel zu unterwerfen, auf die Güter und Titel Verzicht zu leiſten, und ſich fernerhin friedlich zu halten, wogegen ihm der Burggraf jährlich 2—300 Fl. zu ſeinem Unterhalt geben würde. Namentlich Wolf Schlick und Niclas Haſſenſtein (Lobkowitz) redeten ihm angelegentlichſt zu. Heinrich aber erklärte, daß er ſich lieber henken laſſen, als dieſes eingehen wolle, ergriff aber auch kein Rechtsmittel, ſondern ließ das Urtel rechtskräftig werden.

Es muß bemerkt werden, daß die Schöppen zu Leipzig und Magdeburg, ſowie das Hofgericht zu Wittenberg, bei denen der Burggraf ſpäter rechtliche Belehrungen eingeholt, erklärt haben, daß dieſe Rechtskraft des in Prag geſprochenen Urtels die vornehmſte Schutzwehr ſei, welche der Burggraf gegen Heinrich's fernere Unternehmungen habe. Ja der leipziger Ordinarius Dr. Fachs[1] hielt in einem rechtlichen Bedenken dafür, daß nach kaiſerlichen Rechten ſchwerlich zu erlangen geweſen wäre, daß man einen Sohn, zu dem ſich Vater und Mutter einmal bekannt und ihn als ſolchen aufgezogen, aus dem Beſitz der Kindſchaft ſetzen könne; daß ein ſchwerer, ja ſchier unmöglicher Beweis dazu gehöre, wenn man ausführen wollte, daß ſich Vater und Mutter geirrt, oder daß der nicht ihrer Beider Sohn ſei, den ſie dafür bekennet; ja daß auch der Eltern eigene Ausſage, wie ſie der Güter halber einen fälſchlich für ihren Sohn ausgegeben, als eine Anführung der eigenen Schande nicht zuläſſig, wenn keine andern höchſt wichtigen und vollkommen ſchlüſſigen Beweismittel vorhanden. Die Rechtskraft des Urtels ſei der einzige Grund, welcher Stich halte und worauf der Burggraf in alle Wege zu beruhen hätte. Es würde aber auch jetzt noch wohlgethan ſein, dem gedachten Heinrich eine jährliche Unterhaltſumme auszuſetzen, und daneben noch beſonders eine Summe Geldes auf einmal zu geben, wobei er anführte, daß ſchon früher dergleichen Vorſchläge, bis auf 15,000 Fl. und Beibehaltung des Titels: Herr von Plauen, geſchehen wären. Die Juriſtenfacultät zu Frankfurt a. d. O. und der Schöppenſtuhl zu Magdeburg, bei welchen ſpäter der Baſtard rechtliche Belehrungen einholte, haben ſogar erkannt: „daß er durch das böhmiſche Urtel nicht geächtet werden könne, und daß er vielmehr ſeines Standes, Titels und quasi possessionis filiationis et legitimitatis, darein ihn der alte Burggraf conſtituirt, genießen müſſe, bis er, wie es ſich zu Recht eignete und gebührte, daraus entſetzet würde."

---

[1] Ludwig Fachs, Dr. jur., kaiſerl. Rath, Ordinarius und Bürgermeiſter zu Leipzig, bei vielen großen Staatshandlungen wirkſam, † 6. April 1554.

Der Burggraf hatte ſich beeilt, unter dem 16. Juni 1653 das Urtel in einer Schrift bekannt zu machen, welche den Titel führt:

> „Hierinnen iſt ausgedrückt der Rechtsſpruch, der von denen Herren und Ritterſchaften in dem Landrechte der löblichen Kron zu Beheim, zwiſchen dem Hochgebornen Herrn Herrn Heinrichen, des Heiligen Römiſchen Reichs Burkgrafen zu Meißen, Grafen zu

Hartenſtein und Herrn zu Plauen ꝛc. an einem, und Heinrichen, der ſich erdichtet, mit Liſtigkeit, wider ſein eigen Gewiſſen, eine Zeit lang den Eltern Herrn von Plauen ausgeben und genannt, andern Theils ergangen, und daneben wahrhaftiger Unterricht, darauf das Urtheil gegründet; und des genannten Heinrichen, der unehelicher Geburt iſt, ein gedruckt Büchlein Anno 1547 Estomihi ausgangen, kein Wahrheit in ſich heldet, Auch daß er treuloß meineidig, und ſeinen eigenen Diener Bernhard Hirnhofer ermordt hat, dem weder zu trauen noch zu glauben ꝛc.“

In derſelben Schrift ward männiglich erſucht, dem gedachten Heinrich keinen Schutz, Aufenthalt oder Förderung zu geben, ſondern denſelben vielmehr, auf des Burggrafen Koſten, in peinlichen Verhaft zu nehmen, damit der Gebühr nach gegen ihn verfahren werden könne.

Der Prätendent reiſte zunächſt zu ſeinem alten Gönner Heinrich dem Friedfertigen, fand aber, daß derſelbe inzwiſchen geſtorben (1535), und wollte wiſſen, er habe vor ſeinem Ende noch ganz traurig geſagt: „O wie wird es meinem Vetter in Böhmen jetzt gehen!“ Bei der Durchreiſe durch das Voigtland ſtreute er in den burggräflichen Herrſchaften allerlei gefährliche Drohungen aus, ſuchte die Lehensleute und Unterthanen aufzuwiegeln, und mit einigen unruhigen Edelleuten, namentlich dem von der Heyde und dem von Wildenſtein, ein Complot zu machen. Jetzt ward er aber von König Ferdinand für einen Feind der Krone Böhmen erklärt, und es ging der Befehl aus, nach ſeiner Perſon zu trachten. Er ging nun in franzöſiſche Dienſte, ward Hauptmann, und will in Frankreich bei 3000 Fl. erübrigt haben, mit denen er nach Deutſchland zurückkehrte. 1541 ward er mit einigen ſeiner Anhänger in Annaberg verhaftet, und vor daſigen Stadtgerichten durch Anwälte, ſowohl des Königs von Böhmen ſelbſt, als auch des böhmiſchen Landrechts und des Burggrafen, der jetzt Oberſtkanzler in Böhmen und einer der erſten Staats- und Kriegsmänner des Königs Ferdinand war, belangt. Er wurde jedoch im Gefängniſſe, auf ausdrücklichen Befehl der Herzoge Heinrich und Moritz von Sachſen*), ſehr wohl gehalten. Es wurden verſchiedene Beiurtel eingeholt, endlich aber der Beklagte, den böhmiſchen Anwälten gegenüber, propter contumaciam, dem Burggrafen gegenüber ab instantia abſolvirt, und auf ſeine Loslaſſung gegen Leiſtung der Urphede erkannt, Gegentheil aber in die Koſten verurtheilt. Zwar verzögerte ſich Heinrich's Freilaſſung doch noch, und der Proceß gegen ihn und ſeine Mitgefangenen wurde fortgeſetzt; aber es fanden ſich dienſtwillige Leute, durch deren Hilfe Heinrich aus dem Gefängniſſe entkommen, ſich an Stricken von dem Thurme herunterlaſſen und zu Pferde entrinnen konnte. Später ſind auch die übrigen Gefangenen durch Urtel und Recht entlaſſen und der Burggraf in alle Schäden und Unkoſten, die auf 2244 Fl. berechnet wurden, ja ſogar in die Sachſenbuße, verurtheilt worden. Heinrich bediente ſich namentlich eines leipziger Sachwalters, Dr. Scheffel.

Er floh zunächſt nach Nürnberg und ſuchte vergebens bei König Ferdinand um ſicheres Geleit nach, der ihn vielmehr nochmals öffentlich für ſeinen und der Krone Böhmen Feind erklärte. Beſſer gelang es ihm bei dem Kaiſer, bei dem er einen einflußreichen Fürſprecher an

---

1) Sein Gefängniß fiel in die Zeit, wo Heinrich ſtarb (1541) und Moritz ihm nachfolgte.

dem damals von den Schmalkaldiſchen Bundesgenoſſen verjagten Herzog von Braunſchweig gewann. Dieſer nahm ihn mit zu der kaiſerlichen Armee ins Jülichſche und vor Landrecy, und verſchaffte ihm einen kaiſerlichen Geleitsbrief vom 11. Auguſt 1543, der ſeiner Sache allerdings einen ganz neuen Vorſchub leiſtete. Der Kaiſer nannte ihn darin den „Hochgeborenen Unſern und des Reiches Fürſten und lieben getreuen Heinrich, den ältern Burkgrafen zu Meißen, Grafen zu Hartenſtein und Herrn zu Plauen, auch Graf Heinrich der Aeltere zu Plauen genannt“, führte auch auf, daß „ihm von ſeinem Bruder, Heinrich dem Jüngern von Plauen, vielerlei Beſchwerung und Antaſtung ſeiner Ehre und Glimpfs wider Recht und Billigkeit aufgelegt worden.“ Deshalb ward des Kaiſers und Reichs ſicher Geleit aufgelegt, und männiglich bei Vermeidung einer Pön von 50 Mark löthigen Goldes, befohlen, ihn nebſt ſeinen Dienern und Angehörigen dabei zu handhaben.

Natürlich, daß die Ausdrücke dieſes kaiſerlichen Geleitsbriefes dem Burggrafen äußerſt unangenehm ſein mußten. Er wendete ſich an König Ferdinand, damit dieſer es bei dem Kaiſer dahin bringe, daß dieſes ſichere Geleit wieder aufgehoben und er gegen die dem Heinrich beigelegten Titulaturen und andere nachtheilige Ausdrücke durch kaiſerliche Urkunde geſichert würde. Der König ſprach auch 1544 zu Speyer mit dem Kaiſer über die Sache, woraus denn eine nochmalige Unterſuchung derſelben durch niedergeſetzte Commiſſarien hervorging. Die Anwälte beider Theile brachten ihre rechtliche Nothdurft ein, und König Ferdinand, allerdings der beſondere Gönner des Burggrafen, ertheilte zuletzt ſeinen Beſcheid. Dieſer ſcheint denn auch gegen den Prätendenten ausgefallen zu ſein; denn bald darauf ward das, „dem, der ſich Heinrichen und Einen von Plauen nennt“, ertheilte ſichere Geleit wieder aufgehoben, mit dem Zuſatze, daß, weil Heinrich an keinem ſichern Orte anzutreffen, dieſe Aufkündigung erſt in 1½ Monaten gelten ſolle, damit Heinrich dieſelbe erfahren und ſich danach richten möge. Auch erhielt der Burggraf eine kaiſerliche Urkunde, von Worms den 26. Juli 1545, worin der Kaiſer noch beſonders erklärte, daß das dem vermeinten Heinrich 1543 ertheilte Geleit und die darin gebrauchten Ausdrücke dem Burggrafen und ſeiner Mutter Erben und Nachkommen an „ihren Ehren und gutem Gerücht unverletzlich und unnachtheilig ſein ſolle.“

Heinrich war noch im Jahre 1545, wo der Herzog von Braunſchweig gefangen wurde, bei dieſem und diente ihm mit ſechs Pferden. Nachmals begab er ſich zu des Herzogs von Sachſen Kriegsheer, dem er in dem Schmalkaldiſchen Kriege mit vier Schützenpferden diente. Von Ende 1547 an hatte er aber keine bleibende Stätte, ſchweifte im Hennebergiſchen, Franken, dem Reiche und an der böhmiſchen Grenze umher, legte ſich bei guten Gönnern, Freunden und Bekannten ein, und ward völlig zum Stegreifritter. Er hielt ſich ſtets einige handfeſte und bewehrte, wohl gepanzerte reiſige Knechte, die er in ſchwarzes Tuch mit farbigem Unterfutter kleidete. Mit vier ſolchen Knechten warf er am 7. October 1547 bei Waldſachſen, unweit Eger, einen Bürger aus Brixen und deſſen Knecht auf offener Straße nieder, ließ Beide in einen Wald führen und ihnen 3—400 Fl. abnehmen, worauf ſie an Bäume gebunden und ihnen Riemen durch den Mund gezogen wurden. Heinrich nahm das Geld der Beraubten zu ſich und überließ die Pferde den Knechten. Während er dieſe ihn freilich decreditirende Lebensart führte, wendete er ſich wiederholt mit vergeblichen

Bittſchriften um Sicherheit und anderweite gerechte Unterſuchung ſeiner Sache an den Kaiſer, wobei er ſich ſtets mit all ſeinen beanſpruchten Titeln unterzeichnete. Er bat auch den nunmehrigen Kurfürſten Moritz um eine Interceſſion, ſowie um executoriales, wegen der ihm bei dem annaberger Proceſſe zuerkannten Schäden und Unkoſten, deren Rückſtand er auf 7400 Fl. angab. Es ſcheint auch dies ohne Wirkung geblieben zu ſein.

Sein Wegelagererleben führte endlich ſeine letzte Kataſtrophe herbei. Zu Anfang des Jahres 1548 hielt er ſich bei dem Grafen von Reineck auf, und machte mit einem Vaſallen deſſelben, Joachim Truchſeß, einem „verthuiſchen Geſellen“, Bekanntſchaft, der ſich bereit zeigte, mit ihm zu reiten, wenn er Jemand brauchte. Er forderte ihn alſo zu einem Ritt gen Nürnberg, auch wohl Augsburg auf; indeß war Truchſeß diesmal abgehalten und gab ihm blos einen Knecht, Ludwig Metzger, mit. Heinrich ſchickte jetzt ſeine meiſten Reiſigen ins Gebirg voraus, um bei denen von Schaumberg, von Sparneck und von Kunsperg zu Wernſtein ſeine Rüſtungen zuſammenzuholen, und beſtimmte ihnen einen Sammelplatz. Er ſelbſt ritt von Lohr zuvörderſt zu dem von Thüngen zu Arnſtein, dann über Kloſter Eberach nach Mergentheim, Rotenburg an der Tauber und Kloſter Heilbronn. Unterwegs warb er verſchiedene neue Leute. Bei Mergentheim traf er das frankfurter Geleite an, und hielt ſich nun immer in deſſen Nähe. Im Kloſter Heilbronn ließ er die meiſten Knechte zurück, mit dem Beſcheid, daß er nach Nürnberg reiſe und zur Herberge beim Ochſenfelder, wo immer viel Böhmen lägen, einziehen wolle, um zu ſehen, „ob er etwa einen großen Hannſen erſchnappen könne, der ihm zu ſeiner Sache gut wäre.“ (Es war ihm alſo nicht ſowohl um Beute, als um

„ſeine Sache“ zu thun.) Die Knechte ſollten einen Tag ſpäter nachkommen, aber in eine andere Herberge, die er ihnen angab, einziehen. Er ſelbſt zog mit dem Truchſeſſiſchen Knecht allein fort, und befahl dieſem vor Nürnberg, ihn daſelbſt Wolf von Reiſenberg zu nennen. Unter dieſem Namen zog er am 10. April in die Herberge ein, und gab ſich für einen Oberſtallmeiſter des Markgrafen Albrecht aus, der das Geleit von Frankfurt herauf begleitet und weiter nach Augsburg zu reiten gedächte; worauf ihm denn auch die Herren von Nürnberg das übliche Geſchenk ſchickten. In der Herberge zechte er weidlich, traf daſelbſt verſchiedene böhmiſche Kaufleute und erkundigte ſich bei ihnen nach dem Burggrafen, nach den Schlicks und Andern. Ein beſonderes Augenmerk richtete er auf den böhmiſchen Kammerrath Chriſtoph von Gendorf auf der hohen Elb, der auf einer Reiſe zu König Ferdinand nach Augsburg in jener Herberge raſtete. Heinrich's Knechte kamen richtig nach; er berathſchlagte mit ihnen und es ward beſchloſſen, den von Gendorf, wenn er nach Augsburg abreiſe, an einem Orte, der Hahnenkampf genannt, anzugreifen. Die Knechte wurden deshalb nach Schwabach geſchickt, wo ſie ihre Wehre ſchleifen ließen und ihre ganze Rüſtung in Stand ſetzten.

Zu Heinrich's Unglück und des von Gendorf Rettung aber war der Erſtere erkannt worden. Unter den Gäſten, mit denen Heinrich verkehrte, befand ſich ein annaberger Kaufmann, der ihn in Annaberg geſehen hatte, und ein Unterthan des Burggrafen, ein Kaufmann von Ludiß in Böhmen, der auf das burggräfliche Wappen in Heinrich's Siegelring aufmerkſam wurde. Als Heinrich letzteres bemerkte, drehte er den Ring in die Hand hinein, was natürlich den Verdacht nur ſchärfte.

Dieſe beiden Leute benachrichtigten den von Gendorf von ihrer Entdeckung, worauf derſelbe Heinrichen, der ihm bis dahin immer ausgewichen, zu Geſicht zu bekommen ſuchte und ihn alsbald erkannte. Gendorf machte darauf im Gaſthofe bekannt, daß er nun aufbrechen wolle, und ſofort ließ auch Heinrich ſeine Pferde ſatteln. Während aber Heinrich auch noch einen Gang in die Stadt that, ließ der von Gendorf die Stadtdiener kommen und Heinrichen, als er wiederkam und ſich zu Pferde ſetzte, ſammt dem Truchſeſſiſchen Knechte, im Namen König Ferdinand's in Haft nehmen. Heinrich ſuchte ſich anfänglich durchzuſchlagen, und berief ſich dann auf ſein kaiſerliches Geleit, was aber von Gendorf für längſt caſſirt erklärte. Der Aerger über das an Heinrich verſchwendete Ehrengeſchenk wird die Herren von Nürnberg auch nicht ſehr wohl für ihn geſtimmt haben. Gendorf berichtete am 14. April den ganzen Vorgang an König Ferdinand nach Augsburg, und reiſte auch ſelbſt dahin ab. Unterm 22. April erging ein königliches Reſcript an den Rath zu Nürnberg, darin Heinrich's und ſeiner Diener Verhaftung zu beſonderem gnädigſten Gefallen angenommen und zugleich befohlen wurde, die Gefangenen bis auf weitere Verordnung wohl zu verwahren und, wo es nicht ſchon geſchehen, von einander abzuſondern.

Kammerrath von Gendorf kam mit königlicher Inſtruction am 2. Mai nach Nürnberg zurück, hatte ſchon in Schwabach Erkundigungen eingezogen, übergab dem Rathe ſein Beglaubigungsſchreiben und begehrte, daß durch einige Verordnete des Raths, in ſeiner Gegenwart, zuerſt der Knecht und dann der Herr über gewiſſe, ihm mitgegebene Artikel vernommen, das Protokoll an den König eingeſendet und die Gefangenen bis auf weitern Befehl wohl verwahrt werden möchten. Da der Rath von Nürnberg Anſtand nahm, dieſe Vernehmungen ſelbſt zu beſorgen, ſo nahm ſie von Gendorf vor und verhörte am 7. Mai zuerſt den Knecht, der aber nichts anzugeben wußte, als daß es Heinrich's Vorſatz geweſen, dem von Gendorf aufzulauern und ihn niederzuwerfen. Folgenden Tages nahm er Heinrich ſelbſt vor und mußte ſich den ganzen Tag mit Zureden, Drohen und Vertröſten erſchöpfen, bis er ihn zum Geſtändniß gebracht, daß er ihn habe niederwerfen wollen. Heinrich erklärte nun auch, daß er, „wenn ihm auch der böhmiſche Kanzler (ſein Bruder) aufgeſtoßen wäre und er deſſen mächtig werden können, er ihn nicht würde ausgeſchlagen haben, jedoch nicht um ihm an Leib und Leben Schaden zu thun, ſondern um zu einiger Zehrung zu gelangen und etwa auch einen vortheilhaften Vertrag zu erzwingen.“ An dem v. Gendorf habe er ſich zugleich etwas rächen wollen, da er ihm zum öftern nachgetrachtet und einige Perſonen, die für ihn gehalten worden, habe feſtnehmen wollen. Seine übrigen ihm vorgehaltenen Uebelthaten geſtand er meiſtentheils ein. Zuletzt ward er ſehr demüthig. Er bat Gendorf um Verzeihung und ergab ſich in die Gnade der Herrſcher. Er hatte wol Grund, zu bitten, „daß die Majeſtäten bedenken möchten, wie er zu der Sache gekommen und wie es ihm allezeit ergangen ſei. Er habe ſich freilich unabläſſig als Einer erzeigen müſſen, der Alles gethan, um bei Ehren zu bleiben, habe auch öfters groß Elend und Armuth erleiden müſſen, welches ihn zu Vielem verleidet; er ſei auch durch heilloſe Leute irre gemacht worden, und da er öffentlich für einen Feind des Königs erklärt worden, ſo ſei es nicht zu verwundern, wenn er auch wohl einmal feindlich gehandelt habe; immer aber habe er nur geſucht, zu einem leidlichen, billigen Vertrag zu kommen.

Die Majeſtäten und ſein Herr Bruder, der Oberſt-Kanzler möchten beherzigen, daß, wie vor Augen läge, er ſchon ſo alt und ſchwach wäre, daß er nicht wohl über ein paar Jahre mehr leben könne.“

Gendorf vernahm hierauf den Knecht Metzger nochmals und ſchickte, unter dem 12. Mai, die Protokolle an den König nach Augsburg, wobei er auch anführte, daß die Knechte und Anhänger Heinrichs die Straßen allerwärts durch Raub und Mord unſicher machten. Am 29. April ſeien einige böhmiſche Unterthanen bei Waldſachſen auf der Straße beraubt, und vor kurzem ſei ein nürnberger Handelsmann bei Saalfeld auf der Haide mit vielen Wunden ermordet worden. Bereits ſeien deshalb die von Nürnberg von verſchiedenen Orten her um Loslaſſung der Gefangenen angegangen worden und möchten dieſelben in der That gern von dannen ſehen, damit ihre Bürger nicht in Gefährdung kämen. Heinrich habe übrigens anfänglich die ſtärkſten Weine, als Rheinfall, Malvaſier und dergleichen begehrt und Tag und Nacht große Kannen davon ausgetrunken. Jetzt laſſe er ihm nur nach Nothdurft Wein geben, aber doch koſte ſein Unterhalt, außer Knecht und Pferden, wöchentlich 7–8 Fl. Auch an den Burggrafen ſchrieb er und ermahnte auch hier, den Gefangenen von Nürnberg fort und etwa nach Böhmen bringen zu laſſen; in Nürnberg möchte er ihnen zuletzt wieder entgehen, zumal ſich viele Herren und Edelleute bei den Herren von Nürnberg um deſſen Erledigung bemüht haben ſollten.

In der That wurden die Gefangenen bald darauf, auf kaiſerlichen und königlichen Befehl, nach Augsburg gebracht, und daſelbſt am 8. und 9. Juni vor den kaiſerlichen Alcalden Dr. Zynner, Beiſitzer des Kammergerichts, und einige zugeordnete kaiſerliche und königliche

Räthe geſtellt. Nach der gütlichen Befragung wurde zur peinlichen Frage geſchritten, ohne die man in jener Zeit eine Unterſuchung nicht für vollſtändig hielt. Sie erfolgte bei Heinrich am 20. Juni 1548 im Beiſein des Alcalden, welcher vorher proteſtirte: „ob dem Gefangenen was Schaden an ſeinem Leibe, Leben oder Gliedern in der ſtrengen Pön geſchehen möchte, daß er daran gänzlich keine Schuld haben wolle.“ Heinrich aber proteſtirte: „ob er weiter dann bevor bekennen würde, daß er mit peinlicher Frage dazu gedrungen worden, auch daſſelbige als die Unwahrheit vor ſeinem letzten Ende widerrufen haben wollte.“ Er wurde darauf beſonders wegen des Hirnhofer'ſchen Mordes, wegen des Betrugs mit dem königlichen Inſiegel, wegen der Attentate auf die Schlöſſer des Burggrafen, wegen eines am 17. März 1548 vorgekommenen Straßenraubes, und ob er dabei zugegen geweſen, und wegen ſeiner Abſicht in Nürnberg befragt. Da er nicht mehr als vorher bekennen wollte, ſo wurde er an das Seil gebunden und damit angezogen. Da aber nichts Weiteres aus ihm zu bringen und der Profoß anzeigte, daß er mit einem merklichen ausfallenden Bruch behaftet ſei, wurde er wieder losgemacht und ihm von dem Alcalden eine dreitägige Friſt, um ſeine rechtliche Nothdurft in Betreff des von ihm Bekannten beizubringen, gegeben. Er antwortete: „er wiſſe nichts dagegen fürzubringen und begehre Gnade. Soſern aber die Kaiſerliche Majeſtät ſie ihm nicht widerfahren laſſen wolle, bitte er, ihm einen Prieſter zuzugeben, damit er wie ein Chriſt verſehen werden möchte.“ Nun miſcht ſich der Confeſſionspunkt ein. Der Alcalde erwiderte nämlich: „Die kaiſerliche Majeſtät werde ihm nicht abſchlagen, ſo es zu dem Fall käme, einen Prieſter der alten Religion zuzuordnen, und das hochwürdige

Sacrament nach altem Gebrauch reichen zu laſſen.“ Heinrich verſetzte: „er habe ſoeben das hochwürdige Sacrament in beiderlei Geſtalt genommen, und ſei der Gebrauch, daß man Einem auflege, er ſolle es hernach nie wieder in Einer Geſtalt nehmen; er bitte daher, ihm daſſelbe wieder und alſo zu reichen.“ Es hat ihm aber der Alcalde zu vernehmen gegeben: „Die kaiſerliche Majeſtät habe es bisher nicht ſo gehalten, und glaube er demnach auch nicht, daß ſie es thun werde. Inquiſit möge ſich alſo bedenken und ſeiner Seelen Heil bedenken, denn das ſei ſeiner von Gott vorgeſetzten Obrigkeit Befehl.“ An demſelben Tage ward auch, ſehr unnöthiger Weiſe, der Knecht Ludwig Metzler peinlich befragt, konnte nichts weiter ausſagen, weil er nichts wußte, und bat um Gnade, wie denn auch Heinrich für ihn bat und ſeine Unſchuld bezeugte.

Der Alcalde und die ihm zugeordneten kaiſerlichen Räthe fertigten nun folgendes Urtheil:

„Als in Beſichtigung der Inquiſition und peinlichen Proceß auf Befehl kaiſerlicher Majeſtät, und von Amtswegen wider der ſich nennt den Eltern von Plauen, fürgenommen worden, auch der vielfältigen Bekenntniſſen deſſelben Heinrichen, ſo er mehrentheils außerhalb peinlicher Frag gethan, ſich befunden hat, daß gemeldter vermeinte von Plauen etliche Perſonen raublich angegriffen und beraubt, auch andere beſchwerliche Mishandlungen begangen, und noch mehr durch ſich und andere angerichtete Perſonen, zu begehen, in Uebung und nächſter Zubereitung geweſt, derhalben er Leib und Leben verwirkt; demnach auf Befehl Kaiſerlicher Majeſtät iſt durch Ihrer Majeſtät Alcalde oder Ober-Hof-Richter auch die zugeordnete Kaiſerliche Räthe zu Recht erkannt, daß gemeldter von Plauen aus dem Kaiſerlichen Gefängniß, darinnen er verwahret worden iſt, durch den Nachrichter, auf die gewöhnliche Kaiſerliche Richtſtatt in dieſer Stadt Augsburg geführet, und alda mit dem Schwert vom Leben zum Tode gebracht werden ſoll, ihm ſelbſt zur Strafe um ſeine beſchwerliche Verhandlungen und menniglich zu einem Ebenbild ſich vor dergleichen zu hüten.“

Dieſes Urtel, worin weder auf die Hirnhofer'ſche Sache, noch auf das Verhältniß Heinrich's zu dem Burggrafen und der Krone Böhmen Bezug genommen iſt, ſondern die Strafe lediglich auf die Wegelagereien der letzten Jahre baſirt wird, wurde dem Heinrich am 3. Juli 1548, auf dem Rathhauſe zu Augsburg, im Beiſein Johann Koblins, verordneten Gerichtsſchreibers, und zweier Zeugen, eröffnet, ſofort aber beigefügt:

„Daß Kaiſerliche Majeſtät in Bedenkung der trefflichen Fürbitte Römiſcher, zu Hungern und Böheim Königl. Majeſtät, Ihrer Kaiſerlichen Majeſtät freundlichen lieben Bruders, dem gemeldeten Heinrichen, vermeynten von Plauen, aus Gnaden ſein Leben geſchenkt, und die gemeldte Strafe des leiblichen Todes in eine andere Strafe verwandelt, nemlich, daß er, Heinrich, in ewige Gefängniß genommen und alſo verwahret die Tage ſeines Lebens darinnen enden, auch deshalb er alſobald hochgedachter Königlicher Majeſtäten Profoßen, mit Namen Ottmar Peuerl, überantwortet werden ſollte, denſelben ferner ſeinem habenden Königlichen Befehl nach mit ſich zu nehmen, zu halten und mit Fleiß zu verwahren.“

Der Knecht Ludwig Metzger dagegen wurde am 5. Juli 1548 der Haft entlaſſen, mußte aber „einen leiblichen Eid zu Gott und den Heiligen ſchwören, daß er wider Kaiſerliche und die Römiſch Königliche Majeſtät und derſelben Königreich, Fürſtenthum und Erblande nimmermehr dienen und weder Rath noch That wider Ihre Majeſtät geben noch leiſten wolle, und daß er auf ein ganz Jahr lang nach ſeiner Erledigung kein Gewehr tragen und auf keinem Gaul von Reitens wegen ſitzen ſolle, alles bei Straf an Leib und Leben, nach der Kaiſerlichen Majeſtät Ermeſſen."

Unter dem 3. Auguſt reſcribirte hierauf König Ferdinand an den Burggrafen und Oberſt-Kanzler nach Prag: wie er auf die mit ihm genommene Abrede entſchloſſen ſei, den Gefangenen auf dem königl. Schloſſe Agſtein, zwiſchen Melk und Stein, verwahren zu laſſen. Der Oberſt-Kanzler möge „ſeinem gethanen Bewilligen und Erbieten nach", zwei vertraute Perſonen, die den Gefangenen bei Tag und Nacht bewachen ſollten, nach Wien ſchicken und den nöthigen Unterhalt für ſie und den Gefangenen anweiſen. Der Oberſt-Kanzler erwiderte unter dem 18. Auguſt: daß er in Böhmen dergleichen Perſonen, die einen ſolchen liſtigen Gefangenen, der ſchon aus Gefängniſſen entkommen, zu verwahren geeignet wären, nicht finden könne, und auch aus vielen beweglichen Urſachen nicht wohl thunlich wäre, aus ſeinen eigenen Leuten bei der Verwahrung deſſelben zu haben, indem ihm dies viel Verdacht bringen könne. Im Uebrigen verſtand er ſich dazu, die nöthigen Unterhaltskoſten jederzeit dahin, wo der König es wünſche, zu entrichten, bat aber, unnöthige Unkoſten möglichſt zu vermeiden, auch den Gefangenen wohl verwahren und in Acht nehmen zu laſſen, „damit ſonſt nicht die letzten Dinge ärger würden, als die erſten, und hingegen dadurch Ihro Majeſtät ſelbſt, die Krone Böhmen und der Oberſt-Kanzler für mehrern Unrath ſichergeſtellt ſein mögen." Mit dieſem Schreiben fertigte er einen Diener nach Wien ab, der zugleich das Nöthige vorläufig beſorgen, den erforderlichen Vorſchuß machen, dabei aber auch darauf antragen ſollte, daß Heinrichen, „um beſorglichen Misbrauchs willen“, alles Geld, nebſt dem Petſchaftringe mit dem Plauiſchen Wappen, abgenommen würde. Der König übertrug die Oberaufſicht über den Gefangenen und die zu deſſen Verwahrung zu treffenden Anſtalten ſeinem Hofmarſchall von Trautſam, Freiherrn zu Sprechenſtein. Zu Anfang des Septembers wurde der Pfleger des Schloſſes zu Agſtein nach Wien gefordert, um wegen Unterbringung und Verpflegung des Gefangenen mit ihm zu ſprechen.

Inzwiſchen brachte es der Oberſt-Kanzler dahin, daß der Gefangene, durch den königlichen Rath Zoppel zum Haus und den Secretair Chryſogonus Dietz, über 56 Fragſtücke vernommen wurde, welche beſonders ſeine Helfershelfer und ſeine Anſchläge gegen die burggräflichen Güter, namentlich aber ſein Verhältniß zu Heinrich dem Aeltern Reuß von Plauen, ſowie ſeine Abſichten bei ſeiner letzten Reiſe betrafen. Der Burggraf hatte damals die Beſitzungen jenes ſeines Vetters inne und hätte wol gern einen Grund mehr gegen ihn gehabt. Heinrich ſagte aber nichts Erhebliches aus, und den genannten Reuß ſprach er von aller Theilnahme an gefährlichen Rathſchlägen frei. Bei ſeiner letzten Reiſe habe er nur die Abſicht gehabt, mit ſeinem Sachwalter, Dr. Rummel zu Nürnberg, zu ſprechen, und hierauf in Augsburg einen Verſuch zu machen, ob er nicht, unter Erlangung eines jährlichen Unterhalts von 500 Fl., einen annehmlichen Vergleich treffen könne. Zu ſolchem Vergleich ſei er auch jetzt noch bereit, damit er nicht „ſeinem Vater zu Schanden allda ſein Lebelang ſitzen und endlich wol gar an ſeiner Seelen Seligkeit Schaden leiden müſſe.“

Das Protokoll unterſchrieb er noch immer alſo: Heinrich der Aeltere, Burkgraf zu Meißen, Graf zum Hartenſtein, und Herr zu Plauen.

Man hatte ſich entſchloſſen, ihn nicht zu Agſtein, ſondern zu Wien zu verwahren. Es ward deshalb in einem Hauſe am neuen Markt, im zweiten Stock, eine Stube mit ſtarken Bretern, Hölzern und Blechen unterſchlagen. Im innern Verſchlage ſollte der Gefangene ein Bett, Stuhl, Tiſch und eine „Heimlichkeit zur Reinigung ſeines Leibes“ haben. Der andere Theil der Stube aber, außer dem Verſchlag, nebſt der Kammer daran und einer Küche, ſollte für den Aufſeher des Gefangenen und deſſen Hausſtand eingerichtet werden. Das nöthige Tiſchzeug war für den Gefangenen anzuſchaffen. Die Oberaufſicht über ihn ſollte der königliche Hofmarſchall und in deſſen Abweſenheit die niederöſterreichiſche Regierung führen. Die Unterhaltskoſten hatte der Burggraf zu tragen und an den Unterburggrafen der königlichen Burg zu zahlen. Zum Unteraufſeher und Wärter des Gefangenen wurde ein ehemaliger Hatſchirer, Melchior Melwitz, beſtellt und erhielt eine vom König Ferdinand eigenhändig corrigirte und unterſchriebene Inſtruction, vom 13. October 1548. Nach derſelben ſollte 1) ohne Vorwiſſen der Aufſichtsbehörde nichts mit dem Gefangenen vorgenommen werden. 2) Der Melchior, ſammt ſeinem Weibe, einer Magd und einem zuverläſſigen Manne, ſollte bei Tag und Nacht den Gefangenen in genaue Obacht nehmen, damit derſelbe nicht entkomme, noch ſich an ſeinem Leibe etwas zufüge. 3) Alle Schreibrequiſiten, Meſſer und andere zum Schreiben und Ausbrechen dienliche Werkzeuge ſollten ihm gänzlich unterſagt bleiben. 4) Melchior hatte den Schlüſſel zum Behältniß beſtändig bei ſich zu tragen und Niemand zu dem Gefangenen einzulaſſen. 5) Wenn der Gefangene krank und ſchwach würde, oder, einige Male im Jahre, den Prieſter[1]), oder Aderlaſſens, Schröpfens, Badens oder Kopfreinigens halber, Arzt oder Barbier bedürfte, ſo ſollte ſolches angemeldet werden. 6) Des Gefangenen Bette ſollte täglich durch des Melchior's Weib, in deſſen Beiſein, gemacht und die Heimlichkeit geſäubert, alle acht Tage aber die Bettlaken und Hemden neugewaſchen, auch die übrige Kleidung beſtändig reingehalten werden. 7) Dem Gefangenen ſollten täglich zwei Mal, mit Berückſichtigung der Fleiſch- und Fiſchtage, zu jeder Mahlzeit vier bis fünf Gerichte, von des Melchior's Weib ſauber und rein gekocht, gereicht werden. An Faſttagen ſei ihm, außer wenn die Aerzte es verordneten, kein Fleiſch zu geben. 8) Zum Getränk ſollte man ihm ziemlich guten Wein „und, ſo er es begehrte und es zu bekommen“, Bier nach Nothdurft verabreichen. 9) Das Tiſchlein ſollte allezeit mit ſaubern Tiſchtüchern belegt ſein, und ſo lange der Gefangene ſpeiſte, Einer bei verſchloſſenen Thüren dabei bleiben. 10) Zum Zeitvertreib ſollte der Gefangene Bücher und zwar geiſtliche, „doch nicht lutheriſche und andere, dem wahren heilwürdigen und chriſtlichen Glauben entgegenhandelnde, und weltliche, alte römiſche und dergleichen Hiſtorien bekommen“, ihm auch geſtattet werden, „zu Zeiten mit dem Melchior und ſeinem Weib um geringes Geld mit den Karten zu kurzweilen.“ 11) Alle Koſten, die in Krankheitsfällen oder für Kleider entſtünden, ſowie der Hauszins, ſollten durch den Burggrafen in der königlichen Burg berichtigt werden. 12) Melchior ſollte für

---

[1]) Es verſteht ſich, daß dabei ein katholiſcher Prieſter vorausgeſetzt iſt.

Unterhalt und Wartung des Gefangenen, auch Haltung des Geſindes, wöchentlich 5 Thaler, und zwar jederzeit auf eine Woche im voraus, wie auch für ſeine Mühe vierteljährlich 10 Gulden erhalten.

Als das Gefängniß eingerichtet war, forderte der Rath Zoppel und der Secretair Dietz dem Gefangenen den Ring mit dem Plauenſchen Wappen ab. Er gab ihn ſehr ungern her und behauptete, denſelben der Frau des Profoßen geſchenkt zu haben. Der Ring wurde dem Burggrafen zugeſchickt, welcher dem Weib und Geſinde des Profoßen dafür 10 Thlr. zuſtellen ließ. Geld hatte der Gefangene nicht bei ſich, und ſeine im Reiche noch außenſtehenden Forderungen wollte er, „weil man alſo mit ihm umginge“, nicht offenbaren. Am 15. October 1548 wurde er in ſein Behältniß gebracht, und wir haben über ſein weiteres Leben und die Zeit ſeines Todes keine Nachricht auffinden können.

Der Burggraf erhielt noch am 5. October 1548 abermals eine Urkunde, worin er wegen der ſeinem für unecht erklärten Bruder ehedem beigelegten Titel nochmals gegen allen Nachtheil ſichergeſtellt wurde. Und doch war all dieſes Mühen und Sorgen eitel, indem ſein Stamm zwar nicht durch einen Prätendenten ſeiner Rechte und Güter beraubt werden, wol aber gar bald in ſich ſelbſt erlöſchen ſollte. Heinrich V. ſtarb am 19. Mai 1554 im Feldlager vor Plaſſenburg. Er hinterließ zwei Söhne. Der Aelteſte, Heinrich VI., ſtarb am 24. Dec. 1568, der Jüngere, Heinrich VII., am 22. Jan. 1572; beide erblos. Mit ihnen erloſch die burggräfliche Linie der alten Reuße von Plauen. Heinrich VII. hatte ſchon 1569 ſeine voigtländiſchen Beſitzungen, namentlich die Aemter Plauen, Voigtsberg und Pauſa, definitiv an Kurfürſt Auguſt von Sachſen überlaſſen, welcher ſchon ſeit einem

Jahrzehend Pfandinhaber derſelben war. An die Reuße, mit denen die Burggrafen in Zwiſt gelebt und ſich über dieſelben zu bereichern geſucht hatten, kamen von dem Erbe der Letztern nur Schleiz, Lobenſtein, Saalburg und Burg. Die Burggrafſchaft war ſchon längſt in den Händen der Wettiner. Am 26. Febr. 1579 verlieh Kurfürſt Auguſt dem böhmiſchen Edeln Wilhelm von Roſenberg und deſſen Erben den burggräflichen Titel gegen einen Revers, ſich deshalb nichts zum Nachtheile des Hauſes Sachſen anmaßen zu wollen, dem es auch unbenommen blieb, ebenfalls das burggräfliche Wappen zu führen. Auch dieſe Titularburggrafen erloſchen vor Ablauf eines Jahrhunderts. Den Reußen gelang es nicht, ihre auf falſche und erſchlichene Documente geſtützten Prätenſionen durchzuführen. Aber auch das Haus Sachſen konnte, weil bald äußere Verhältniſſe, bald die unſelige Uneinigkeit der Erneſtiner und Albertiner hinderlich waren, erſt 1803 die Stimme des Burggrafenthums auf dem bald erlöſchenden Reichstage erlangen.

Die im Obigen dargeſtellte, gewiß ebenſo merkwürdige, als räthſelhafte Begebenheit ſcheint zur Bewährung des Ausſpruches zu dienen, welchen der neueſte vortreffliche Geſchichtſchreiber des Burggrafthums Meißen [1]) thut: daß ein atridiſcher Fluch auf dieſem Zweige des plauenſchen Geſchlechtes gelaſtet habe. Heinrich II. hatte für ſeinen Sohn Heinrich III., unter Eingehung ſchwerer Bürgſchaften, eine Ehe mit der Tochter Eines von Roſenberg bedungen; der Sohn aber vermählte ſich mit „eines frommen Ritters Tochter", und „wiewol ſie

---

1) Märcker, das Burggrafenthum Meißen. Ein hiſtoriſch-publiciſtiſcher Beitrag zur ſächſiſchen Territorialgeſchichte. Aus archivaliſchen Quellen. Leipzig, 1843. 8. S. 312.

von einem trefflichen geſchlechte geweſt iſt", ſo hätten „dennoch die Mannen, mitſamt dem alden von plauwen ſeinem vater, gerne geſehen, das er ſich nicht genydet [1] hette, unnd ſinen vater umb ein groß gut und habe gen dem von Roſenberg brachte, ſeine treuwe unnde Ere wider zu kauwffen; alſo nam der alde von plauwen nicht unbillich gen ſeinem ſone einen zorne für und entſatzte yn von allen ſeinen Sloſſen und Stetten, die er hatte, die denn eines teiles in fremde hennde quzamen; und kurtz darnach da ward dem alden von plauwen vergeben, das er ſtarb, und öffentlich dem Jungen von plauwen warlich ſchuld gegeben, daz er yn vergeben hett." Gewiß iſt jedenfalls, daß Heinrich II. noch am 7. Mai 1446 ſich dem Herzog Friedrich zu Sachſen auf drei Jahre zum Dienſt verſchrieb, und am 7. Juni deſſelben Jahres urkundlich als verſtorben erwähnt wird, folglich jedenfalls ſein Ende ein plötzliches und unerwartetes geweſen iſt, ſei es nun, daß Zorn und Streit, oder daß eine in jeder Beziehung unnatürliche Uebelthat ihn dahingerafft hat. Von Heinrich III. wird aber auch geſagt, daß, wie ſein Vater dem Seinigen „mit ungebürlichen Worten nachgeſprochen", er es ebenſo ſchlimm gemacht [2]. Heinrich III. ward auch namentlich durch ſeine Gemahlin, die es den Vaſallen nicht vergeben konnte, daß ſie gegen ihre Heirath geweſen, zu manchen Grauſamkeiten gegen ſeine Unterthanen verleidet, welche ihm endlich die Acht vom König Georg Podiebrad von Böhmen und deren Vollſtreckung durch die ſächſiſchen Fürſten zuzogen. Die Letztern erwarben bei dieſer Gelegenheit Plauen. Später, als ihn ein ſächſiſcher Vaſall, Hans Weighart, auf einem Streifzuge Heinrich's, gefangen und auf den Schellenberg geſetzt hatte, wollten die ſächſiſchen Fürſten dies zwar nur als eine Privatſache zwiſchen Weighart und dem Burggrafen betrachtet wiſſen, nahmen den Letztern aber doch in ihren eigenen Gewahrſam und gaben ihn nur unter der Bedingung frei, daß er, unter vielfachen Conceſſionen, Verzichtleiſtungen und Abtretungen zu Gunſten Sachſens, ſeinen einzigen Sohn enterben und dafür obendrein den, wie es ſcheint, falſchen Grund anführen ſolle, daß er ihn im Unglück verlaſſen. Die dem Gefangenen abgedrungenen Verſprechungen wurden natürlich, wie gewöhnlich in ſolchen Fällen, von dem Freigelaſſenen nicht gehalten. Heinrich V. ſtellte, durch wichtige Leiſtungen als Staats- und Kriegsmann im Dienſte Karl's V. und Ferdinand's I., den Territorialbeſitz der burggräflichen Linie des Hauſes Plauen in einer Weiſe wieder her, wie er in dieſem Hauſe kaum zu Ende des 12. Jahrhunderts, unter Heinrich dem Reichen, vereinigt geweſen war. Aber wie die längſte Zeit ſeines Glückes der berichtete Streit mit ſeinem Bruder getrübt hatte, ſo erhielten auch ſeine Söhne die erwartete und verſprochene Entſchädigung für die Opfer, die ihr Vater dem kaiſerlichen Dienſte gebracht hatte, nicht; traten in verſchuldete Güter, mußten ſich weiterer Einmiſchung in die Staatshändel enthalten, und ſtatt dem zerrütteten Haushalt durch jene weiſe Wirthſchaft aufzuhelfen, von der ihnen Kurfürſt Auguſt ein ſo lehrreiches Beiſpiel gab, überließen ſie ſich vielmehr einem ſolchen Aufwande, daß ein Stück nach dem andern in fremde Hände kam, und Heinrich VI. vor ſeinem Tode bei ſeinem Schwager, dem Markgrafen Georg Friedrich von Brandenburg-Ansbach ein Unterkommen ſuchen mußte, nachdem ſeine ärgerlichen, nur durch ihn verſchuldeten Streitigkeiten mit ſeiner Gemahlin bis vor Kaiſer und Reich gekommen waren. Heinrich VII. litt nicht durch eigne Schuld, ſondern durch die Fehler des Vaters und Bruders, die er nicht gutzumachen im Stande war. Er ſtarb aus Kummer über die Zerſplitterung ſeiner Beſitzungen, im kaum angetretenen 36. Lebensjahre, ohne aus zweimaliger Ehe Kinder zu hinterlaſſen.

---

[1] Geniedert. Sie hätten gewünſcht, daß er keine Frau niederen Standes gewählt hätte, als der ſeine war.

[2] Märcker a. a. O. S. 360.

Die Angelegenheit des Prätendenten gibt unſtreitig zu vielfachen Zweifeln Anlaß, zumal die genealogiſchen Verhältniſſe des ausgeſtorbenen Hauſes ſo manche Dunkelheiten laſſen. Das prager Urtheil hat jedenfalls das wider ſich, daß es, von einem für Gunſt und Abgunſt nicht unempfänglichen Gerichte, zu Gunſten eines bei dem König und den böhmiſchen Großen ſehr einflußreichen Mannes und gegen einen heimathloſen Abenteurer geſprochen worden iſt, deſſen Thun und Treiben auch billige Richter wider ihn einnehmen konnte. Die eingeſtandene Fälſchung einer königlichen Urkunde mußte ihm beſonders nachtheilig ſein, und die Entſchuldigung: „wie er freilich getrachtet, daß er bei Ehren bleiben und durch dergleichen Urkunde vielleicht ſeine eheliche Geburt erzeigen und beweiſen möchte“, war natürlich nicht durchſchlagend, wenn gleich gar nicht zu behaupten iſt, daß nicht auch ein von ſeinem Rechte aufrichtig Ueberzeugter zu ſolchen Mitteln zu greiſen verführt werden kann, wenn erbitterte Gegner ihm den Beweis ſeines Rechtes ſo ſchwierig machen. Auch haben ſich offenbar üble Rathgeber an den Unglücklichen geheftet. Die deutſchen Juriſten ſcheinen einmüthig dafür gehalten zu haben, daß ſeine nichteheliche Geburt juriſtiſch nicht zu erweiſen ſei. In der That, wollen wir annehmen, daß er, wie doch ſeine Gegner behaupteten, vor der Verheirathung

Heinrich's IV. mit der Burggräfin Barbara geboren werden, ſo wird es außerordentlich unwahrſcheinlich, wie der Burggraf und die Burggräfin auf den Gedanken hätten kommen können, ihn für einen Sohn der Letztern auszugeben. Den entfernten Verwandten und Lehnsherren gegenüber ließ ſich in dieſer Beziehung wol allenfalls eine Täuſchung wagen; aber wie hätte man ein ſolches Trugſpiel dem Geſinde und all den nächſten Umgebungen gegenüber durchführen wollen! Die Schwierigkeit wäre geringer, wenn er neben der Ehe erzeugt ward; aber das iſt nirgends behauptet worden, ſtimmt auch mit ſeinem Alter nicht wohl, wie es nach ſeinen angeführten Aeußerungen im Jahre 1548 erſcheint. Wollte man annehmen, er ſei ein Kind der erſten, in ihren nähern Umſtänden nicht einmal nachgewieſenen Ehe des Burggrafen geweſen und vielleicht durch die Ränke einer Stiefmutter vertrieben worden, wofür ſeine frühe Entfernung aus dem Hauſe einigermaßen ſprechen könnte, ſo würde es doppelt unwahrſcheinlich, daß ſie ihn als ihren Sohn bezeichnet, ſo würde die Schwierigkeit der Täuſchung nicht verringert, und ſo erwüchſe die Frage, warum die Familie ſeiner Mutter ſich ſeiner nicht angenommen. Die Annahme dagegen, daß er wirklich ein echter Sohn des Burggrafen und der Burggräfin geweſen, von ſeinen unnatürlichen Aeltern aber ſpäter verleugnet worden ſei, hat zwar nur wenig äußere, allerdings aber die innern Wahrſcheinlichkeitsgründe gegen ſich: daß man keinen Grund zu ſolcher Sinnesänderung weiß, daß namentlich von Seiten der Mutter die Verleugnung im höchſten Grade unnatürlich wäre, und daß jedenfalls ſeine frühe Entfernung vom Hauſe, während die jüngeren Kinder alle daheim erzogen wurden, darauf hindeutet, daß es mit ihm eine beſondere Bewandtniß gehabt habe.

Wollte man annehmen, daß er durch irgend eine anſtößige Richtung oder That ſo bitteren Groll ſeiner Aeltern auf ſich gezogen, ſo widerſpricht dem eben die frühe Jugend, in der er vom Hauſe entfernt worden, die Gunſt, die ihm ſeine Erzieher und die Freunde und Verwandten des Hauſes ſchenkten, ſelbſt der Eifer, mit welchem ſeine vermeinten Aeltern ſichtbar auch nach der Verſtoßung für ihn zu ſorgen befliſſen waren. Denn überhaupt erſt nach dem Tode des Vaters, und wie er es blos mit dem Bruder zu thun hat, wird das Verhältniß gegenſeitig tief verbittert und lieblos, und erſt dann ſinkt auch er ſelbſt immer tiefer. In Betreff der Zeugniſſe der Margaretha Pigkler, die dem Jüngling auf einmal als Mutter vorgeſtellt wird, und die, wenigſtens nach ſeiner Behauptung, geneigt geweſen ſein ſoll, ihre Ausſage wieder zurückzunehmen, ſowie des Prieſters, der das Kind als ein uneheliches getauft haben will, iſt bei dem Mangel an gründlicher und unparteiiſcher Unterſuchung wenigſtens der Verdacht nicht ganz abzuwehren, daß ihre Aeußerungen erkauft oder erpreßt waren. Und auch wenn die Pigkler dem Burggrafen ein uneheliches Kind geboren, und auch wenn der Prieſter ein ſolches getauft hätte, war das derſelbe Heinrich, den der Burggraf und die Burggräfin ſo lange als ihren ehelichen Sohn erzogen hatten? Konnte namentlich der Prieſter dies mit irgend einiger Sicherheit verbürgen? Da müßte er ja ſelbſt in den Betrug eingeweiht geweſen ſein! Daß der Prätendent von ſeiner Schweſter, von den Verwandten, Freunden und Vaſallen des Hauſes anerkannt und zum Theil auch nach ſeiner Verleugnung noch unterſtützt worden, daß die ſächſiſchen Herzoge Heinrich und Moritz ihn mit Schonung behandelt wiſſen wollten, daß ſo Viele ſich für ihn intereſſirten, kann in dem frühern Betruge der Aeltern, in natürlichem Mitleid mit dem Jüngling, mit dem ein ſo grauſames Spiel getrieben worden, ſelbſt in dem Wunſche, dem burggräflichen Hauſe Verlegenheiten zu bereiten, überhaupt im Parteiweſen der Zeit, kann aber auch in einer Ueberzeugung von der Gerechtigkeit ſeiner Sache ſeinen Grund gehabt haben. Bemerkenswerth iſt es auch, daß man es in Annaberg zu keinem Strafurtel gegen ihn bringen konnte, der Burggraf ſogar in Koſten und Sachſenbuße verurtheilt wurde, und nicht einmal von einer Beſtrafung des Knechtes, der ſeinen Antheil an der Ermordung Hirnhofer's geſtanden haben ſoll, berichtet wird. Alle dieſe Räthſel und Dunkelheiten, bei deren Häufung übrigens auch der Gebrauch des Hauſes, nur den einen Namen Heinrich zu führen, ſeine Rolle geſpielt hat, werden hienieden ſchwerlich gelöſt und gelichtet werden; aber wohl dürfen wir annehmen, daß der Unglückliche ſelbſt von ſeinem Rechte tief überzeugt war, und mögen die Verwilderung, in die er gerieth, und die ihm ſein letztes herbes Geſchick bereitete, durch das verworrene und verwirrende Verhältniß, in das er verſetzt worden, wohl erklärt finden [1].

---

[1] Wir folgten bei obiger Darſtellung, die eine Reviſion und Ergänzung eines in den Neuen Jahrbüchern der Geſchichte und Politik (Jahrg. 1849, Bd. 1, S. 289 ff.) enthaltenen Aufſatzes iſt, im Weſentlichen einer ziemlich ſeltenen Schrift, welche unter dem Titel: „Beitrag zur Geſchichte der vormaligen Burggrafen zu Meißen aus dem Geſchlecht der Herren von Plauen, oder ſichere Nachricht von dem Rechtsſtreit weiland Herrn Heinrich's des V., Burggrafen zu Meißen, Herrn von Plauen, Königl. Böhmiſchen Oberſt-Canzlers mit einem gewiſſen Heinrich, der ſich für einen ältern leiblichen Bruder deſſelben ausgegeben, und des Letztern ſonderbaren Begebenheiten aus Archival-Urkunden gezogen", 1770 zu Schleiz bei Johann Gottlieb Mauken erſchienen und von dem Hofrath Bretſchneider daſelbſt verfaßt iſt.

II. Ein Prätendent aus dem 19. Jahrhundert.

Es gibt zwei Claſſen von Prätendenten. Bei den Einen iſt über die Perſönlichkeit kein Streit, oder Zweifel. Sie ſind die Menſchen, für die ſie ſich ausgeben. Aber ihr Recht iſt ſtreitig, oder wenn es auch an ſich nicht ſtreitig iſt, ſo ſind ſie doch aus dem Beſitze geſetzt, der im öffentlichen Rechte noch viel wichtiger iſt, als im Privatrechte. An ſolchen Prätendenten, ja an Souverainen *de jure*, die es nicht auch *de facto* waren, hat es in unſerm Jahrhundert nur zu wenig gemangelt. Dagegen ſind die anderen Fälle, wo Jemand ſich für eine für todt gehaltene, oder ſonſt auf eine mit manchem Räthſelhaften umringte Weiſe verſchwundene Perſon ausgibt, unter dem Einfluſſe unſerer Oeffentlichkeit und unſerer Rechtsformen, aus naheliegenden Gründen, in den gebildeten Staaten äußerſt ſelten geworden. Dennoch hat es ſich noch in unſerer Zeit zugetragen, daß eine Reihe von Menſchen aus dunkeln Verhältniſſen hervortraten und ſich für den für todt gehaltenen Thronerben eines der größten und berühmteſten europäiſchen Reiche ausgaben. Und auch das iſt ein bezeichnender Zug, daß, während es Keinem von dieſen gelungen iſt, auf ſeinen Anſpruch wenigſtens einen zeitweiſen Beſitz zu gründen, wie der Räthſelhafteſte von Allen, der Pſeudo-Waldemar, oder wie der Pſeudo-Demetrius, ſo doch auch gegen Keinen ſo ernſt und hart verfahren, gegen Keinen ſolch äußerſte Mittel für nöthig gehalten worden ſind, wie ſie vor Zeiten z. B. gegen die Pſeudo-Sebaſtiane, die Pſeudo-Warwicks, die Pſeudo-Peters in Anwendung gebracht worden. Man hat ſie theilweiſe faſt unangefochten gelaſſen, theilweiſe im zuchtpolizeilichen Verfahren abgethan, und ſichtbar danach geſtrebt, in einer möglichſt geringſchätzigen und herabſetzenden Behandlung das beſte Schutzmittel gegen ihre Anſprüche zu finden; was denn auch ganz klug geweſen ſein mag.

Daß überhaupt die Erſcheinung noch in unſerer Zeit und in ſolchem Falle möglich war, wird allerdings durch den Ausnahmecharakter der Zeit und der Umſtände erklärt, in welche der Tod der Perſon, um die es ſich handelt, verſetzt ward. Nur im Laufe der furchtbarſten Revolution und unter den beſonderen Wendungen und Richtungen, welche die erſte franzöſiſche Revolution annahm, konnte ein Zweifel darüber erhoben werden, ob der einzige Sohn eines Königs von Frankreich, mitten in Paris, der Hauptſtadt des Reiches ſeiner Väter, zu einer beſtimmten Zeit geſtorben ſei, oder nicht. Und auch ſo ſind die Meiſten, und darunter die achtungswertheſten Geſchichtſchreiber, geneigt, dieſen Zweifel von Haus aus für völlig lächerlich und allen und jeden Anhaltes ermangelnd zu halten. Das iſt er denn doch nicht ſo ganz. Obwol wir keineswegs geneigt ſind, dieſen Zweifel ſelbſt mit Beſtimmtheit zu hegen, ſo müſſen wir doch geſtehen, daß uns die Unmöglichkeit, an dem Tode Ludwig XVII.[1]), und daß derſelbe am 8. Juni 1795 im

---

[1]) Ludwig Karl (oder Karl Ludwig?) wurde dem König Ludwig XVI. von Frankreich von deſſen Gemahlin, Marie Antoinette

Tempel zu Paris erfolgt ſei, zu zweifeln, nicht ganz ſicher bewieſen ſcheint.

Bekanntlich war dieſer Prinz, oder wie wir ſagen möchten, dieſer König, namentlich ſeit dem Juni des Jahres 1793, wo er auch von ſeiner Mutter getrennt wurde, gänzlicher Vernachläſſigung preisgegeben. Niemand kümmerte ſich um ihn, außer die um ihn bekümmerten Freunde, denen der Zugang zu ihm verwehrt war. Niemand hatte Zutritt zu ihm, außer Perſonen der roheſten, unwiſſendſten Claſſe, die ihn plagten und mishandelten. So ſtand es Jahre lang, mag nun die Urſache der Vernachläſſigung in Sorgloſigkeit und darin gelegen haben, daß man über den Stürmen der Revolution den Knaben vergaß, oder mag eine republikaniſche Oſtentation etwas darin geſucht haben, den jüngſten Sproſſen einer Dynaſtie, die ein Jahrtauſend alt war und deren Namen und Banner das edelſte franzöſiſche Blut begeiſtert hatten, wie einen Waiſenknaben aus der

---

von Oeſterreich, am 27. März 1785 zu Verſailles geboren und führte anfangs den Titel eines Herzogs von der Normandie. Da ſein älterer Bruder am 1. Juni 1789 ſtarb, ſo wurde er Dauphin. Er wird als ein Knabe von blühender Geſundheit und munterm, lebhaftem Weſen geſchildert, welcher ſchöne Hoffnungen geweckt, auch während ſeiner Gefangenſchaft, ſo lange er nicht von ſeiner Familie getrennt wurde, durch die Umſtände gereifte Urtheilskraft und Selbſtbeherrſchung bewährt habe. Er folgte ſeiner Familie in die Tuilerien, nach Varennes und in den Tempel. Im Juni 1793 wurde er von ſeiner Mutter getrennt und den rohen Händen des jakobiniſchen Schuſters Simon übergeben. Von dieſem befreite ihn der Sturz der Schreckensherrſchaft. Aber es war, nach der gewöhnlichen Annahme, zu ſpät, und er ſtarb, phyſiſch und geiſtig verkümmert, am 8. Juni 1795. Sein Leichnam ſoll auf dem Margarethenkirchhofe in die gemeinſchaftliche Grube gelegt und mit Kalk bedeckt worden ſein. Jedenfalls hat man ſeine Reſte 1815 nicht wieder auffinden können. S. *Eckard*, Mémoires historiques sur Louis XVII. Paris, 1813. — Journal de *Cléry* jusqu'au mort de Louis XVII.

Hefe des Volkes zu behandeln, oder mag man endlich denen beiſtimmen müſſen, die den herrſchenden Jakobinern, oder auch verborgenen Anſtiftern, denen dieſe für ganz andere Zwecke zu unbewußten Werkzeugen dienten, den teufliſchen Plan zur Laſt legen, den Prinzen, den man direct zu ermorden ſich ſchämte, phyſiſch und geiſtig zu Grunde zu richten. Seit dem Sturze der Schreckensherrſchaft wurde er nicht mehr gemishandelt; vielmehr nach einem Beſuche von Seiten einiger Mitglieder des Convents, worunter Barras, Einiges in ſeiner Lage gebeſſert. Täglich kam ein Civilcommiſſar in den Tempel, was aber unter 248 Perſonen abwechſelte. Einſam, ohne Mittel der Unterhaltung oder Belehrung gelaſſen, faſt mit keinem menſchlichen Weſen in Verkehr tretend, ſo gut wie aller Pflege beraubt, ſoll der Prinz nun hier in gänzliche körperliche und geiſtige Verkümmerung verfallen ſein. Seine Schwäche habe ſchon den höchſten Grad erreicht gehabt, als man im Februar 1795 den pariſer Gemeinderath von der Krankheit des Prinzen in Kenntniß ſetzte. Dieſer habe den berühmten Arzt Deſault zu ihm geſchickt [1]), der Letztere aber erklärt, daß jede Hülfe zu ſpät komme.

Hier tritt nun aber gleich ein Umſtand ein, der von denjenigen, welche an der Krankheit und dem Tode des Prinzen zweifelten, ausgebeutet worden iſt. Deſault ſtarb am 1. (nach Andern am 2., nach noch Andern am 4.) Juni deſſelben Jahres, vor dem angeblichen Todestage des Prinzen, und am 9. Juni folgte ihm ſein vertrauter Freund, der Apotheker Choppard. Beide ſtarben plötzlich und unter Umſtänden, die den Verdacht der Vergiftung erweckten. Daß dieſer Verdacht beſtanden, wird von vielen Schriftſtellern, ohne allen Zuſammenhang mit der Prätendentenfrage, behauptet. Es ſoll auch eine Exploration der Leichen ſtattgefunden haben, die ihn nicht beſtätigt habe. Dies würde, ſobald man annimmt, daß die Vergiftung auf Anordnung der Machthaber verfügt wurde, wenig beweiſen; wohl aber bewieſe es das Verdachterregende jener Todesfälle. Viele legitimiſtiſche Schriftſteller haben den Verdacht in dem Sinne ausgebeutet, daß ſie behaupteten: Deſault ſei vergiftet worden, weil er ſich geweigert, den Prinzen zu vergiften, oder umgekehrt, man habe ihn beſeitigt, nachdem er den Prinzen vergiftet habe, oder wieder, er habe ſeinen Unwillen über die ſchlechte Behandlung des Prinzen zu laut ausgeſprochen. Eine ganz andere Verſion aber läßt ihn gegen ſeinen Freund Choppard die Aeußerung gethan haben: das Kind, das ihm als der Dauphin gezeigt worden, ſei dieſer nicht, ſei ein untergeſchobenes. Deshalb hätten Beide ſterben müſſen. Ein Herr Eſtier, welcher früher in Neuyork gelebt, ſoll am 22. Mai 1843 1) in London eine Erklärung ausgeſtellt haben, wonach ihm ein dortiger Dr. Abeillé erzählt habe: er ſei Eleve des Dr. Deſault geweſen und wiſſe, daß derſelbe in dem ihm im Tempel vorgezeigten Kinde den Dau-

---

[1]) Dies iſt aber, nach dem am 9. Juni von Gévêſtre im Namen des Sicherheitsausſchuſſes dem Convent erſtatteten Berichte, erſt nach dem 20. April geſchehen. Es heißt in dieſem Berichte: »Depuis quelque temps le fils de Capet était devenu incommodé par une enflure au genou droit et au poignet gauche; le 15 Floréal (20 Avril) les douleurs augmentèrent, le malade perdit l'appétit et la fièvre survint. Le fameux Desault, officier de santé, fut envoyé pour le voir et pour le traiter etc.«

---

1) *Gruau de la Barre*, Intrigues dévoilées, ou Louis XVII, dernier roi légitime de France (Rotterdam, 1846—48, 4 Vol.), I. 527—28.

phin 1) nicht erkannt, ſeinen desfallſigen Verdacht einem Freunde mitgetheilt habe, und Tages darauf vergiftet worden ſei. Er, Abeillé, habe es in Folge davon für gerathen gefunden, nach Amerika überzuſiedeln.

Es wurden nun die Herren Pelletan und Dumangin zu Aerzten des Gefangenen ernannt (5. Juni); aber am 8. ſtarb er. Dieſe beiden Herren hatten den Dauphin niemals vorher geſehen. Am 9. Juni berichtete Séveſtre, im Namen des Sicherheitsausſchuſſes, dem Convent über die Krankheit und den Tod des „Sohnes des Capet“. Außer dem ſchon oben in einer Anmerkung Beigebrachten ſpricht er noch von der Ernennung der beiden genannten Aerzte und fügt dann hinzu: „ihre geſtrigen Bulletins, von 11 Uhr des Morgens, kündigten Symptome an, die für das Leben des Kranken beſorgt machten, und um ¼ auf 3 Uhr nach Mittag erhielten wir die Nachricht von dem Tode des Sohnes des Capet. Der Sicherheitsausſchuß hat uns beauftragt, Sie davon zu benachrichtigen. Alles iſt conſtatirt. Die Protokolle werden im Archive niedergelegt werden.“ Ein kleiner Widerſpruch zeigt ſich hier, indem nach dem Protokolle der Leichenſchau der Tod gegen 3 Uhr des Nachmittags erfolgt ſein ſoll, während der Sicherheitsausſchuß die Nachricht davon ſchon ¼ auf 3 Uhr in ſeinem, vom Tempel ziemlich entfernten Local in den Tuilerien empfangen haben will.

Die Beſichtigung der Leiche wurde von den Herren

---

1) In der Erklärung wird er als Herzog von der Normandie bezeichnet, wie er genannt wurde, bevor er durch den Tod ſeines Bruders Dauphin ward. Es liegt etwas in dieſem kleinen Umſtande, was uns die Echtheit der Erklärung glaubhafter macht. Wäre ſie eine rein erdichtete, ſo würde der Fehler vermieden worden ſein.

Dumangin, Pelletan, Jeanroy und Laſſus vorgenommen, vier angeſehenen Aerzten und reſp. Chirurgen, an Hoſpitälern oder als Profeſſoren wirkend, aber ſämmtlich mit der Perſon des Prinzen unbekannt. Sie ſagen in ihrem Protokolle ausdrücklich und in allerdings auffälliger Weiſe: ſie hätten auf einem Bette die Leiche eines Kindes gefunden, was ihnen als ungefähr zehnjährig erſchienen wäre, von welcher Leiche ihnen die Commiſſare geſagt hätten, daß ſie die des Sohnes des verſtorbenen Ludwig Capet geweſen ſei, und worin zwei von ihnen das Kind erkannt hätten, was ſie ſeit einigen Tagen behandelt. Das wäre denn ſo gut wie gar kein Beweis, daß die Leiche wirklich die Ludwig's XVII. geweſen. Im Uebrigen verbreitet ſich das Actenſtück über den Befund der Leiche, wobei wir hervorheben, daß ſie das Gehirn und deſſen Zubehör in vollſtändiger Geſundheit fanden [1], und ſagt am Schluſſe, die im Einzelnen angeführten Gebrechen ſeien offenbar die Wirkung eines ſeit langer Zeit beſtehenden ſkrophulöſen Uebels, dem man den Tod des Kindes zuſchreiben müſſe. Das Letztere erſcheint auch etwas befremdend, indem theils die Berichte über die früheren glücklichen Jahre des Prinzen ihn als ein vollkommen geſundes, rüſtiges, blühendes Kind ſchildern, er ſich auch völlig wohl befand, ſo lange er bei ſeinen Aeltern war, und auch Berichte aus ſpätern Zeiten noch nichts von dem Uebel erwähnen, welches hiernach ſchon lange beſtanden haben müßte. Nach dem Tode Robespierre's beſuchten Mitglieder der Nationalverſammlung den Tempel, wobei zwar erwähnt wird, daß ſie mit der Verwahrloſung des Dauphins Mitleid hatten und eine beſſere Behandlung empfahlen, eines krankhaften Zuſtandes deſſelben aber mit keinem Worte gedacht wird [1]). Am 19. December 1794 beſuchten die Mitglieder des Sicherheitsausſchuſſes, ſowie die Deputirten Harmand de la Meuſe, Mathieu und Reverchon den Tempel, in der ſpeciellen Abſicht, die Lage des Prinzen zu erkunden. Die Veranlaſſung dazu ſollte, wie ſie ihm ſelbſt ſagten, der Umſtand gegeben haben, daß die Regierung „zu ſpät" von dem übeln Zuſtande ſeiner Geſundheit, ſowie davon unterrichtet worden ſei, daß er ſich weigere, ſich Bewegung zu machen und auf die an ihn gerichteten Fragen zu antworten. Sie fanden ihn (oder das Kind, was ihnen als der Dauphin vorgeſtellt wurde) gut gekleidet und in einem hellen und reinlichen Zimmer, mit Karten ſpielend. Ihr Eintreten machte nicht den mindeſten Eindruck auf ihn. Auf die freundlichſten Fragen, die an ihn gerichtet wurden, auf das Aufzählen aller für ein Kind anſprechenden Gegenſtände, gab er mit keinem Worte oder Zeichen die mindeſte Antwort, während er die Redenden mit dem geſpannteſten Blicke der Aufmerkſamkeit anſah. Erſt als man dicht an ihn herantrat und in ſtärkerm, mehr befehlendem Tone das Vorzeigen der Hände und Füße und das Gehen verlangte, gehorchte er. Man fand an den Ellenbogen, Handgelenken und Knien Anſchwellungen, die jedoch nicht ſchmerzhaft ſchienen. Sein ganzes Ausſehen ſei rhachitiſch geweſen; Schenkel und Beine lang und dünn, Arme ebenſo, der Rumpf ſehr kurz, die Bruſt erhaben, die Schultern dünn und zuſammengezogen, der Kopf ſehr ſchön, der Teint hell, aber farblos, die Haare lang und ſchön, wohlgehalten, hellkaſtanienbraun. Eine Antwort, auch nur ein Zeichen des Verſtehens war weiterhin nicht von ihm zu erlangen. Man dachte aber damals nicht im Mindeſten daran, dieſes Schweigen einer phyſiſchen oder geiſtigen Schwäche zur Laſt zu legen, es überhaupt für ein Unvermögen zu halten, ſondern ſchrieb es einem entſchiedenen Willen des Prinzen zu, den er von dem Augenblicke an gefaßt habe, wo ihn Hébert und Simon gezwungen hätten, eine ſchimpfliche Ausſage gegen die Königin zu unterzeichnen (5. October 1793). Die oben gegebene Schilderung ſeines Aeußern ſoll nicht im Mindeſten auf den Prinzen paſſen. Das leitende Mitglied jener Commiſſion, das ſich ſehr theilnehmend erwieſen, wurde wenige Tage nachher nach Breſt geſchickt, und kehrte erſt nach dem Tode des Gefangenen zurück [1]). Weit vorgeſchritten kann übrigens damals die Krankheit des Prinzen nicht geweſen ſein, da man ihm erſt vier Monat ſpäter einen Arzt ſchickte. Letzteres iſt wohl in Folge eines Beſuches geſchehen, den ein Beamter am 16. März 1795 bei ihm machte. Hier zeigte er ſich wieder anders, ſah Niemand an, ſtarrte vor ſich hin, antwortete aber wenigſtens mit Ja. Er aß und trank mit Appetit, ſpielte mit einem kleinen Hunde des Beſuchenden, hielt ſich viel am Fenſter auf, zeigte ſich übrigens höchſt phlegmatiſch, niedergeſchlagen und entmuthigt [2]).

---

[1] Es würde das einigermaßen gegen die gewöhnliche Behauptung ſprechen, daß der Prinz durch Simon's Mißhandlungen und durch die Ausſchweifungen, zu denen Simon und deſſen Frau das unreife Kind verführt hatten, in ſolche Schwäche verſunken ſei, daß er Geiſteskraft und Sprache verloren habe.

---

[1]) Gruau de la Barre a. a. O. S. 521—24.

Der eigentliche Todtenſchein beweiſt gar nichts. Er beruht auf dem Zeugniſſe des Tempelwächters Stephan

---

[1]) Gruau de la Barre a. a. O. S. 505—9.
[2]) Ders. a. a. O. S. 501—2.

Lasne, der ſich als „Nachbar“, und eines Employé Remi Bigot, der ſich als „Freund“ des Verſtorbenen meldet. Die Acte iſt vom 12. Juni, vier Tage nach dem angeblichen Tode des Prinzen, drei Tage nach der Section des Leichnams. Welche Bürgſchaft gibt es, daß dieſer Bigot, von dem man gar nichts weiß, den Prinzen auch nur jemals geſehen? In Betreff Lasne's aber, welcher 1834 noch lebte, gegen einen Prätendenten (Richemont) als Zeuge auftrat und bezeugte, daß der Prinz in ſeinen Armen geſtorben ſei, wird von der Gegenſeite behauptet, er ſei erſt vierzig Tage vor dem Todesfall in den Tempel gekommen[1]) und habe den Prinzen vorher blos einmal im Garten ſpielen ſehen. Auch ſoll er behauptet haben, daß das Kind, wie er in den Tempel gekommen, ſich ganz wohl befunden habe, während es notoriſch ſeit Monaten völlig ſiechte und ſchon im April ein Arzt zu ihm geſendet wurde, die Krankheit aber ſeitdem ſich immer verſchlimmerte. So mangelhaft ſteht es mit den Zeugniſſen über einen Todesfall, deſſen Conſtatirung ſchon wegen der ſchwebenden Unterhandlungen mit der Vendée und dem Auslande ſo wichtig war!

Es iſt ferner gewiß, daß gleich bei dem (behaupteten) Tode des Prinzen Gerüchte verbreitet waren, er ſei nicht geſtorben, ſondern entflohen, und wenn man auch annehmen mag, daß dieſe Gerüchte zunächſt in dem Enthuſiasmus ergebener Anhänger der Dynaſtie ihren Grund hatten, ſo ſcheinen ſie doch durch einzelne Maßregeln der Regierung beſtärkt worden zu ſein. Ein Herr Morin de la Guérivière reiſte, als er ungefähr zehn Jahre alt war, unter dem Schutze eines Herrn Jenais-Djardiac.

---

1) Jedenfalls erſt nach dem 23. März 1795. Vergl. Gruau de la Barre a. a. O. S. 190 und 513—17.

In Thiers vertraute Djardias, weil er noch eine Reiſe vorhatte, auf die er den Knaben nicht mitnehmen wollte, dieſen einem Freund, Namens Barge-Real, an. Die Gensdarmen, die den Knaben vom Ausſteigen aus dem Wagen an umgeben und bis an ſein Quartier begleitet hatten, hörten Barge-Real ſagen, er betrachte das Kind als ein dépôt sacré. Sogleich werden die Behörden unterrichtet, finden ſich ein, nehmen ein Protokoll auf und machen Herrn Barge-Real für das Dableiben des Knaben verantwortlich. Sobald Djardias zurückgekehrt iſt und ſich ausgewieſen hat, wird die Maßregel durch einen noch vorhandenen [1]), vom 10. Juli 1795 datirten Befehl des Conventsdelegirten Chazal aufgehoben, und darin heißt es ausdrücklich: »je vous autorise à lever les ordres qui retenaient l'enfant dans la maison de Barge-Real, ainsi que ceux qu'on *aurait pu* donner contre la liberté d'Ojardias.« Ein Beweis, daß die Maßregel hauptſächlich gegen den Knaben gerichtet war. Morin iſt ſpäter ein feuriger Anhänger eines falſchen Dauphins, des Richemont, geworden, und wahrſcheinlich hat ſein eignes Erlebniß den Grund zu dieſer ſeiner Richtung gelegt. — Weiter ſoll noch im Jahre 1800 ein Knabe, den man für den Dauphin gehalten, in Chalons verhaftet und nach Vire gebracht worden ſein [2]). Ein angebliches Signalement deſſelben, was vom 10. September 1800 datiren ſoll, bezeichnet ihn direct als Louis-Charles de France, und verſichert, er habe auf dem rechten Schenkel eine Art eingedrückten Wappens gehabt, worin drei Lilien geweſen wären, darüber die Königskrone und um daſſelbe die Anfangsbuchſtaben ſeiner Taufnamen, ſeines Vaters, ſeiner Mutter, ſeiner Tante Eliſabeth. Ferner ſoll auch ein Herr Léon-Louis Maillard, der noch 1840 gelebt hat, um die Zeit des angeblichen Todes des Prinzen, auf Befehl des Sicherheitsausſchuſſes verhaftet worden ſein, weil man ihn für den Dauphin gehalten. Auch ſoll ſich in den Archiven des Gerichtshofes von Angoulême eine gerichtliche Entſcheidung befunden haben, welche, lange nach dem 8. Juni 1795, die Freilaſſung eines verhafteten Kindes verfügt habe, weil erwieſen worden, daß es nicht der Dauphin ſei. Weniger Gewicht wollen wir darauf legen, daß die Proclamationen und ſonſtigen Manifeſtationen der Vendée noch einige Zeit nach der Bekanntmachung des Todes Ludwig's XVII. denſelben ignoriren und von der Vorausſetzung ſeines Lebens ausgehen.

---

[1]) Gruau de la Barre a. a. O. S. 533.

[2]) A. a. O. S. 536. Sollte das nicht ein Betrüger geweſen ſein? Etwa Hervagoult, deſſen Treiben in jene Zeit fällt?

Unter den mehrfachen Perſonen, welche ſich für Ludwig XVII. ausgegeben haben, iſt jedenfalls der Uhrmacher Naundorff diejenige, hinſichtlich deren am wenigſten und eigentlich juriſtiſch gar nicht conſtatirt iſt, daß ſie ſich dieſe Eigenſchaft betrügeriſch anmaßte, um deren ganzes Weſen und Treiben vielmehr ein ungelöſtes Räthſel ſich verbreitet. Es ſcheint gewiß, daß es, ungeachtet wiederholte genaue Unterſuchungen über ſeine Lebensverhältniſſe gerichtlich angeſtellt worden, unmöglich geweſen iſt, ſeine Schickſale weſentlich weiter als etwa bis zu dem Jahre 1812 zurückzuverfolgen [1]). Damals ſiedelte er von Berlin nach Spandau über und wurde hier zum Bürger aufgenommen, ohne daß die geſetzlich vorgeſchriebene Erkundigung nach ſeiner Herkunft und ſeinen früheren Verhältniſſen ſtattgefunden zu haben ſcheint. Ebenſo ſoll er ohne ſolchen Nachweis getraut worden ſein. Daß franzöſiſche Regierungsorgane zwei Mal haben behaupten wollen, die Herkunft Naundorff's aus untergeordneten Verhältniſſen ſei in Preußen conſtatirt worden, ſtellt die Sache gerade nur günſtiger für ihn. Denn einmal werden dieſe Angaben dadurch aufgehoben, daß ſie einander ſelbſt widerſprechen. Nach der einen Angabe nämlich wäre „Karl Wilhelm Naundorff“ der Sohn des Schloſſers Karl Naundorff geweſen und 1786 zu Neuſtadt-Eberswalde geboren worden, hätte frühzeitig die Uhrmacherkunſt erlernt und dieſe bis 1806 betrieben. Bei der Einnahme Spandaus durch die Franzoſen wäre er in ein Freicorps getreten, welches dieſe daſelbſt organiſirt hätten (?). Hier hätte er die Bekanntſchaft eines Offiziers Namens Mareſſin gemacht, der ihm glauben zu machen geſucht hätte, daß er der Dauphin, oder doch mit demſelben ſehr genau bekannt geweſen ſei. Mit dieſem ſei er 1810 wieder nach Spandau gegangen, wo er ſein Gewerbe wieder aufgenommen habe. Mareſſin habe ihn beredet, ſich für Ludwig XVII. auszugeben, habe ihm die nöthige Localkenntniß beigebracht, und ſei ihm dann nach Frankreich vorausgeeilt, um ihm den Weg zu bahnen. Inzwiſchen ſei Naundorff in Spandau geblieben, und habe daſelbſt 1812 das Bürgerrecht erlangt. Nach der andern, ſich gleichfalls für authentiſch gebenden Erzählung wäre Naundorff einer in dem preußiſchen Polen lebenden jüdiſchen Familie entſproſſen. 1810 ſei er nach Berlin gekommen und daſelbſt zwei Jahre geblieben. Er ſei mit Holzuhren hauſiren gegangen, und habe die Witwe eines Soldaten, Chriſtine Harſert, fälſchlich für ſeine Frau ausgegeben. 1812 ſei er nach Spandau gezogen und Bürger daſelbſt geworden. Bei ſeiner Verheirathung im Jahre 1818 habe er angegeben, daß er der augsburgiſchen Confeſſion angehöre und 43 Jahre alt, alſo 1775 geboren ſei. Dieſe Erzählungen [1]) widerſprechen einander vielfach. Außerdem behaupten beide eine Herkunft, deren Nachweiſung den preußiſchen Behörden nicht die mindeſte Schwierigkeit gemacht und das ganze Beginnen Naundorff's zu einem reinen Wahnſinn geſtempelt haben würde. Der zweiten Verſion widerſpricht auch ein amtliches Schreiben des Miniſters von Rochow, worin dieſer unter dem 27. Auguſt 1840 erklärt, die preußiſche Regierung habe niemals behauptet, daß Naundorff von jüdiſcher Abkunft ſei, und kenne auch keinen Umſtand, der zu ſolcher Behauptung Grund geben könnte. Gewiß iſt nur, daß Naundorff, nachdem er von ungefähr 1810—1812 in Berlin gelebt, ſich 1812 nach Spandau wendete, dort das Bürgerrecht erwarb, die Uhrmacherprofeſſion trieb, und ſo lange er in Spandau lebte, ein von ſeinen Mitbürgern geachteter und auch in höheren Kreiſen gerngeſehener [2]) Handwerker war. Unter dieſen Umſtänden bleibt ſeine genaue Kenntniß der franzöſiſchen Sprache [3]), ſeine Fertigkeit im Sprechen und Schreiben derſelben, ſeine Vertrautheit mit allen Einzelheiten der Revolutionsgeſchichte, ſeine allgemeine, ſichtbar ſeinen Verhältniſſen überlegene Bildung jedenfalls auffällig. Doch hören wir ſeine Geſchichte, wie er ſie ſelbſt erzählt.

---

[1]) Ueber die zwei Jahre vorher, wo er in Berlin geweſen ſein will, iſt wenigſtens nichts Beſtimmtes nachgewieſen worden.

Wir müſſen mit dem Namen anfangen. Er nennt

---

1) Gruau de la Barre a. a. O. III. 589 und 883.

2) Ebend., beſonders II., 175 fg.

3) Ein wichtiger Umſtand würde ſein, zu erfahren, wie es bei ſeinem erſten Auftreten in dortigen Gegenden mit ſeiner deutſchen Sprache geſtanden habe.

ſich Charles Louis, während der Prinz, der er zu ſein verſichert, allgemein Louis Charles genannt wurde. Er behauptet nun, er ſei Charles Louis getauft worden; nach dem Tode ſeines ältern Bruders aber habe der König, um den Schmerz ſeiner Gemahlin etwas zu mildern, geſagt: «Le Dauphin sera toujours Louis.» Hierauf habe man die betreffenden Worte umgeändert. Er habe aber, zuerſt als er aus Preußen an ſeine Familie geſchrieben, die urſprüngliche Namenſtellung wieder angenommen. Er legt eben darauf ein großes Gewicht, daß er von dieſem Familiengeheimniſſe gewußt habe, während ſeine Concurrenten ſich durch die Almanache u. ſ. w. hätten täuſchen laſſen. Der Punkt iſt allerdings nicht ganz unwichtig. Iſt der Prinz wirklich Charles Louis getauft und von 1785—89 genannt worden, ſo würde der Prätendent allerdings eine genaue Kenntniß auch kleiner bourboniſcher Familienverhältniſſe an den Tag legen. Doch wäre die Sache immer kein Familiengeheimniß geweſen, und man begreift auch nicht recht, warum er von der ſpätern Dispoſition ſeines Vaters abgegangen. (Freilich war deren Grund jetzt weggefallen.) Iſt aber ſeine Angabe unrichtig, ſo ſieht ſie ſtark wie ein unglücklicher Verſuch aus, einen begangenen Fehler durch eine Nothlüge zu verdecken, und zerſtört eigentlich von vorn herein allen Glauben. Nun iſt es uns freilich bedenklich, daß uns wenigſtens, in allen genealogiſchen Handbüchern aus den Jahren 1785—89, deren Anſicht wir uns verſchaffen konnten, nur die Bezeichnung Louis Charles vorgekommen iſt. Freilich wäre es möglich, daß der Prätendent, der in jedem Falle die Sache nur vom Hörenſagen haben konnte, ſich in derſelben irgendwie geirrt hätte, oder daß die genealogiſchen Almanache in dieſem Punkte einen Fehler enthielten. Jedenfalls begreift man nicht recht, wie er darauf gekommen wäre, gerade in dieſem Punkte eine ſo leicht zu vermeidende Ungenauigkeit zu begehen, oder von der allgemeinen Meinung abzuweichen.

Seine Erinnerungen aus dem früheſten Knabenalter ſind pſychologiſch correct. Sie knüpfen ſich an einzelne bekannte geſchichtliche Vorgänge, die aber von der Art waren, daß ſie großen Eindruck machen mußten, z. B. die Flucht der königlichen Familie in den Schoos der Nationalverſammlung, die Flucht nach Varennes, die geheime Unterredung der Königin mit Mirabeau, deren einziger Zeuge er geweſen, und dann an einzelnes für die Geſchichte Unerhebliche, was aber von der Art war, daß es ſich wohl dem Gedächtniſſe eines Kindes einprägt, beſonders wenn das Beſinnen darauf durch äußere Umſtände geweckt wird. Bei jenen größern Ereigniſſen erinnert er ſich eben an das, was einem Kinde daran beſonders intereſſant iſt. Eine geſuchte Vertrautheit mit Dingen, deren Bewahrung unwahrſcheinlich wäre, legt ſich nirgends dar, und dieſe ganzen Erzählungen ſind ſo gehalten, daß, wenn ſie erdichtet ſind, die Erdichtung mit großer pſychologiſcher Feinheit bewerkſtelligt iſt, ja eine Geiſtesſtufe beurkunden würde, wie ſie uns ſonſt in den Raiſonnements des Prätendenten, in denen er ſich als ein gebildeter und wohlwollender Mann, aber keineswegs als beſonders ſcharfſinnig und geiſtvoll zeigt, nicht wieder begegnet. Lebhafter und zuſammenhängender werden die Erinnerungen von der Haft im Tempel an, knüpfen ſich aber auch hier beſonders an die Vorgänge, bei denen der Prinz ſelbſt von ſeinen Aeltern gebraucht worden. Beſonders bemerkenswerth iſt dabei, mit welcher Genauigkeit und wie lebensvoll er nicht nur alle Einrichtungen der von der königlichen Familie in dieſem, noch in der Kaiſerzeit zerſtörten Gebäude bewohnten Gemächer, bis in die kleinſten Einzelheiten, wie es nur einem mehrjährigen Bewohner derſelben möglich ſcheint, ſchildert, ſondern auch den beſondern Gebrauch, den die Bewohner von jedem Winkelchen, etwa zur Hintergehung ihrer Wächter oder ſonſt, gemacht hätten, angibt. Es wird von ſeinem Hauptvertheidiger in dieſer Beziehung ein eigenes Factum referirt 1), was wir als einen Punkt hervorheben, an den ſich eine Verificirung knüpfen könnte. Ein gewiſſer Bulot, ein Klempner, der von 1792—97 die Lampen im Tempel zu beſorgen gehabt hatte, und von irgend einem Zweifel an dem Tode des Prinzen nichts wiſſen wollte, ward während des Aufenthaltes des Prätendenten in Paris, in Gegenwart des Herrn Bourbon Leblanc und eines Republikaners Fougère, mit dem Prinzen zuſammengebracht, ohne daß er ahnete, mit wem er zu thun habe. Das Geſpräch ward auf den Tempel geleitet. Bulot erging ſich in ſeinen Erinnerungen darin, als ihn, bei einer Unrichtigkeit, der Prätendent unterbrach und zu ſeinem Erſtaunen berichtigte, dann aber eine ſo lebendige und minutiöſe Schilderung des Gebäudes, wie es 1792 geweſen, begann und dabei ſo viele beſondere Umſtände anführte, daß die Augen des Alten ſich mit Thränen füllten, er auf die Knie ſank und ſchluchzend ausrief: «vous ne pouvez être que le fils de Louis XVI.» Iſt dieſe Geſchichte wahr? Oder hat der Prätendent ſeine genaue Kenntniß des Tempels eben aus den Mittheilungen jenes Bulot geſchöpft? Das müßte ſich ausmitteln laſſen, wenn beſonders Fougère noch lebt 2). Ueber die Zeit,

---

1) Gruau de la Barre III. 271 fg.

2) Derſelbe wird als lampiste-mécanicien bezeichnet und führte den Beinamen l'oncle.

während welcher er der Aufſicht des rohen Simon anvertraut war, geht er — was ſich pſychologiſch motiviren läßt, da dieſe Zeit für ihn nicht blos leidensvoll, ſondern auch erniedrigend war, folglich zu denjenigen Unglückszeiten gehörte, bei denen die Erinnerung am ungernſten verweilt — raſch hinweg und ſagt von ihm: «cet homme grossier m'a fait bien du mal, mais il fut moins cruel que beaucoup d'autres.» Es iſt kein unfeiner pſychologiſcher Zug, daß er nur Eine verletzende Erinnerung aus jener Zeit aufbewahrt: wie er Simon mit ſeiner Frau in dem Bette ſeines Vaters habe ſchlafen ſehen, zu deſſen Füßen ſein eigenes ſtand. Die Frau Simon war, ſeiner Angabe nach, bei ſeiner Flucht betheiligt. Dieſe ſelbſt ſoll hauptſächlich von Joſephine, Hoche, Pichegru und Frotté veranſtaltet worden, und das vornehmlichſte Werkzeug derſelben Simon's Nachfolger, der Kreole Laurenz, geweſen ſein, deſſen Anſtellung Joſephine durch Barras vermittelt habe. Die Rettung des Prinzen aus dem Tempel wird an ſich nicht ſo unwahrſcheinlich dargeſtellt; aber nach und nach, an ſehr verſchiedenen Stellen der Erzählung, kommen Nebenumſtände zu Tage, welche die Geſchichte immer verworrener machen, ſodaß es uns noch jetzt nicht ganz klar geworden iſt, wie man eigentlich den ganzen Hergang angeſehen wiſſen will. Der Prinz wird nämlich von ſeinen Rettern anfangs gar nicht aus dem Tempel hinaus, ſondern blos in ein verborgenes Gemach unter dem Dache geſchafft, wo er noch viele Monate bleibt, während ſie allerdings der Regierung glauben machen, er ſei geflüchtet. Die Regierung will ſeine Flucht verbergen, und ſchiebt einen ſtummen Knaben an ſeine Stelle unter, welchen Joſephine dem Barras verſchafft. Das wäre denn der geweſen, den die Commiſſare am 19. December 1794 ſahen. Man läßt jetzt nur eingeweihte Perſonen, oder ſolche hinein, die den Prinzen nicht kannten. Gleichwohl verbreitet ſich das Gerücht, der wirkliche Prinz befinde ſich nicht im Tempel. Nun beſchließt man, das ſtumme Kind ſterben zu laſſen und miſcht Subſtanzen in ſeine Speiſen, die es krank machen. Deſault gibt ein Gegengift und erklärt zugleich ſeinem Freunde Choppart, das Kind, was er behandle, ſei nicht der Sohn Ludwig's XVI. Darüber ſterben Deſault und Choppart. Die Regierung aber, ängſtlich geworden, vertauſcht den ſtummen Knaben, der nicht ſterben will, mit einem aus den pariſer Hoſpitälern genommenen, ſchon von Haus aus kranken. Ferner war, nach der Flucht des Prinzen, ein anderer Knabe in ſein Verſteck gebracht worden, den man abgerichtet hatte, ſeine Rolle zu ſpielen, und in demſelben Behältniß, in welchem man dieſen in den Tempel hineingebracht hatte, brachte man den ſtummen Knaben heraus, welchen hochgeſtellte Perſonen, gegen bedeutende Summen, einem beauftragten auswärtigen, uneingeweihten Freunde des Prinzen als dieſen ausliefern ließen[1]. Der Beauftragte, Jean Paulin, bringt ihn Joſephinen, die mit Schrecken den Irrthum erkennt. An die Stelle des dritten, aus dem Hotel-Dieu entnommenen Kindes, deſſen Mutter eine Gärtnerin aus Verſailles war[2], hatte man im Hoſpital ein geſundes Kind untergeſchoben, und es war damals in den Zeitungen als eine Art Wunder erwähnt worden, daß im Hotel-

---

[1] So wenigſtens lege ich die etwas ſehr ſchwer zu vereinigenden Berichte bei Gruau de la Barre Th. II. S. 487 fg. und Thl. III. S. 363 fg. aus.

[2] Sie ſoll aus Furcht nach Amerika geflüchtet ſein und eine Tochter von ihr noch vor wenigen Jahren in Martinique gelebt haben.

Dieu ein ſehr krankes Kind in 42 Stunden geheilt worden wäre. Indeß das wirklich kranke Kind, das man für den Prinzen ausgab, ſtarb am 8. Juni, und an ihm wurde die Leichenöffnung vorgenommen, deren Bericht dem Convent erſtattet wurde. Früh am Morgen des Tages, wo die Beerdigung ſtattfinden ſollte, nahmen die im Rettungscomplot begriffenen Perſonen den Leichnam aus dem Sarge und brachten den wirklichen Prinzen an deſſen Stelle. Die Leiche wurde im Tempelgarten begraben, und Napoleon ſoll ſie ſpäter ausgraben laſſen und an ihrer Uebereinſtimmung mit dem Leichenbefund erkannt haben, daß die Sache wirklich ſo ſtehe, wie ihm Joſephine erzählt hatte. Denn der Sarg, in welchem die Behörde die Leiche glaubte, wurde nach dem Margarethenkirchhofe gefahren. Die Freunde des Prinzen hatten aber in der Kutſche einen mit Maculatur erfüllten Koffer angebracht. Während der Fahrt vertauſchten ſie den Inhalt des Sarges und des Koffers, ließen den Sarg mit der Maculatur begraben und nahmen den Koffer mit dem Prinzen wieder zurück. Dieſer ward, als Mädchen gekleidet, in einen andern Wagen gebracht und nun einem Aſyle zugeführt. — Außerdem kommen noch mehre Kinder vor, welche auf Reiſen geſchickt wurden, um die Verfolger des Prinzen auf falſche Spur zu leiten. Aus dieſen verſchiedenen Werkzeugen gegenſeitiger ſehr verworrener Täuſchungen leiten die Anhänger des Prätendenten zum Theil die falſchen Prätendenten her. Wenn aber auch das Alles manchen Verdacht gegen die ganze Geſchichte erweckt, ſo muß man ſich doch auch wieder ſagen: daß dieſe Unwahrſcheinlichkeiten für eine Erfindung nicht nöthig waren, daß die Abſicht, zu täuſchen, den Hergang ganz leicht viel plauſibler hätte erzählen können, und daß das Unwahrſcheinliche doch durchaus nicht unmöglich iſt. Es war eine Angelegenheit, wo Alle einander täuſchen wollten und das tiefſte Geheimniß walten mußte. Da konnten allerdings Mittel und Wege eingeſchlagen werden, die ihr Seltſames und unter andern Umſtänden Unwahrſcheinliches haben. Auch die Lebensumſtände des Prätendenten haben, beſonders von der Zeit an, wo er die Vendée verläßt, bis zu der Zeit, wo er in Preußen auftritt, ihr ſehr Abenteuerliches und einzelnes Unklare und Unwahrſcheinliche; Unmögliches, als unwahr Erwieſenes nichts.

Nach der Rettung aus dem Tempel will der Prätendent erſt einige Zeit in Paris bei einer Schweizerin untergebracht worden ſein. Dann kam er in die Vendée auf das Schloß des Herrn Thor de la Sonde, wo er aber längere Zeit krank war. Nach ſeiner Geneſung war der günſtige Zeitpunkt vorüber. Seine Erinnerungen aus dem einſamen, aber ſtillheitern Aufenthalte in der Vendée ſind ſehr dürftig und unklar, was ſich pſychologiſch wohl begründen ließe. General Charette beſuchte ihn einmal und ſpäter ward er dem General de Frotté anvertraut. Beſondere Sorge für ihn trug auch der Marquis de Brizes, und bei dieſem traf er ein junges Mädchen, Marie, und einen Jäger, deſſen wahrer Name Graf von Montmorin und der dann längere Jahre ſein treueſter Führer und Beſchützer war. Aus der Vendée gingen ſie nach Venedig, dann nach Trieſt, dann nach Rom, wo Papſt Pius VI. ſie in geheimen Schutz nahm. Anderem Schutze konnten ſie ſich nicht vertrauen, weil theils die Oheime Ludwig's XVII. von deſſen Freunden für ſeine erbittertſten Gegner gehalten wurden, theils auch keine europäiſche Macht, außer höchſtens das ferne Rußland, das Vertrauen erweckte, daß ſie den Prinzen nicht politiſcher Convenienz opfern könnte, theils endlich die Ermordung desſelben beſorgt ward, wenn irgendwie ſein Aufenthalt bekannt würde. In Rom will der Prätendent erſt in einem Kloſter verborgen geweſen ſein, dann mit ſeinen Beſchützern ein einſames Landhaus bezogen haben. Hier kam auch die Schweizerin wieder zu ihnen, die inzwiſchen einen Uhrmacher geheirathet hatte. Dadurch lernte der Prinz deutſch und die erſte Kenntniß der Uhrmacherkunſt. Nach der Gefangennehmung des Papſtes (1798) trafen ſie Verrath und Verfolgung. Ihr Haus brannte ab; die Schweizerin und deren Mann ſtarben plötzlich an einem Tage; der Marquis de Brizes und die junge Marie wurden vergiftet — wo und wie bleibt unklar —; der Prinz, für England eingeſchifft, ward auf dem Meere gefangen 1), nach Frankreich gebracht und eingekerkert. Er verleugnete ſeine Herkunft nicht, wies aber alle Verſuche zurück, ihn die Namen ſeiner Beſchützer verrathen zu machen. In ein anderes Gefängniß gebracht, ſoll er eine Behandlung erfahren haben, wie nur raffinirte Grauſamkeit und Liſt ſie ausdenken konnten. Man habe ſein Geſicht mit Inſtrumenten zerſtochen, die einem Bündel Nadeln glichen, und als er im Blute geſchwommen, habe man ihn mit einem, in eine beſondere Feuchtigkeit getränkten Schwamme gewaſchen. Er habe davon, unter furchtbaren Schmerzen, ein dickgeſchwollenes, kupfernes Geſicht bekommen und längere Jahre wie ein Menſch, der ſoeben die Blattern beſtanden, ausgeſehen. Mit der Zeit hätten ſich aber die Spuren jener Unthat faſt ganz verloren.

Endlich 1803 gelang es Montmorin, durch Joſephine

---

1) Die nähern Umſtände bleiben hier ganz im Dunkeln; auch erfährt man nicht, wer bei dem Prinzen war und wie Montmorin ſich rettete.

und Fouché, die Befreiung des Prinzen zu erwirken, und man beſchloß, daß er nach Ettenheim zu dem Herzog von Enghien gehen ſolle. Vorher ward er, um ſich etwas zu erholen, in einem andern Aſyle untergebracht. Dies habe ſein Oheim Ludwig verrathen, worauf ſie flüchten müſſen. In der Gegend von Straßburg ward er wieder verhaftet, in die Citadelle, dann in einen völlig finſtern Kerker in Vincennes gebracht. Hier ſchmachtete er bis gegen das Jahr 1809, wo er abermals durch Montmorin befreit und in Sicherheit gebracht wurde. Sein damaliger Kerkermeiſter, der ſpäter ins Ausland gegangen, ſoll dort, wie Herr Appert in der Schweiz erfahren, als er vor Gericht befragt wurde, wo er die Jahre 1804—1808 zugebracht, erklärt haben, er habe damals den Sohn Ludwig's XVI. bewacht. Auch der bekannte deutſche Flüchtling Stromeyer ſoll jenen Mann gekannt und daſſelbe von ihm gehört haben [1]).

Nach ſeiner abermaligen Befreiung fiel er in eine ſchwere Krankheit, während welcher die Polizei ſeine Spuren in Deutſchland verfolgte. Endlich hergeſtellt, reiſte er im Frühjahr 1809 mit Montmorin nach Frankfurt a. M. Er erfuhr von ihm, daß Joſephine ſeine zeitherige Haft zugelaſſen habe, weil Napoleon ihr die Thronfolge ihres Sohnes Eugen in Ausſicht geſtellt, daß ſie aber auf ſeine Befreiung gewirkt habe, ſobald ſie die Gewißheit erlangt, daß der Kaiſer mit einer Scheidung umgehe. Sie nahmen nun die Richtung auf Böhmen und trafen, nach einer langen Reiſe, in einer im Elbthal gelegenen Stadt einen Mann, der ſie zum Herzog von Braunſchweig führte, von welchem ſie Empfehlungsſchreiben für Preußen erhielten. Nachdem ſie in einem an der öſterreichiſchen Grenze gelegenen Städtchen „Semnicht“ (Sebnitz?) geraſtet, in Dresden aber keinen Einlaß gefunden hatten, gelangten ſie auf einem großen Umwege nach Preußen und geriethen dort ſogleich unter das Schill'ſche Corps. Bei dieſem blieben ſie, bis ſie Schill, in Gefahr, ereilt zu werden, unter einer Escorte, die ein Graf von „Veptel oder Vetel“ (Wedel?) führte, abreiſen ließ. Sie wurden überfallen; Montmorin fiel; der Prinz ward verwundet, verlor das Bewußtſein, und fand ſich in einem Hoſpital wieder, von wo er, noch immer im Zuſtande der höchſten Erſchöpfung, nach Weſel transportirt wurde. Hier ward er mit andern Gefangenen von den Schaaren Braunſchweigs und Schill's zu den Galeeren verurtheilt und langſam auf Toulon zu transportirt. Unterwegs fiel er in neue Krankheit und mußte in ein Hoſpital gebracht werden, wo er einen Schill'ſchen Huſaren, Friedrichs, fand. Mit dieſem entfloh er, und Beide fouragirten ſich glücklich durch Frankreich durch bis nach Weſtphalen. Hier ward ſein treuer Gefährte von Gensdarmen verhaftet; er ſelbſt, von einem mitleidigen Hirten unterſtützt, entkam nach Sachſen und ſaß, allerdings in hilf- und rathloſer Lage, in der Gegend von Wittenberg, an der Heerſtraße auf einem Stein, der die Inſchrift führte: Dr. Martin Luther[1]. Es kam eine Extrapoſt, deren Inhaber ihn mitnahm. Erſt jetzt unterſuchte er, auf Anlaß des Letztern, den Torniſter jenes Friedrichs, und fand darin 1600 Francs in Gold. Sein jetziger Reiſegefährte wollte von Weimar ſein — was jedoch bei viel ſpätern Erkundigungen die dortigen

---

[1]) Gruau de la Barre, III. 279.

---

[1] Hat es damals einen ſolchen in dortigen Gegenden an der Heerſtraße gegeben?

Behörden nicht beſtätigt haben — und nannte ſich Karl Wilhelm Naundorff. In deſſen Wagen und auf deſſen Paß kam er nach Berlin.

Seine Abſicht, in ein Regiment einzutreten, ſchlug fehl und er fing an, für Uhrmacher zu arbeiten. Jetzt machte ihn der Magiſtrat jene unausbleiblichen Schwierigkeiten, welche die moderne Civiliſationsſtufe bezeichnen, und er will ſich nun auf den Rath einer Madame Sonnenfeld[1]), an die ihn der in ſeinem ganzen Treiben räthſelhafte, ſeitdem aber ſpurlos verſchwundene Naundorff gewieſen hatte, und die nun bis an ihren Tod ſeine Wirthſchaft beſorgte, an den Polizeipräſidenten Le Coq gewendet haben. Er habe ihm Papiere als Beweisſtücke vorlegen können, die in den Kragen eines durch all dieſe Fährlichkeiten glücklich geretteten Ueberrockes eingenäht geweſen. Der Präſident erkannte die Handſchrift Ludwig's XVI. und Marie Antoinette's. Das Schreiben der Letztern nahm der Präſident mit, um es dem Fürſten Hardenberg[2]) vorzulegen, worauf der Prinz es nicht wieder zu ſehen bekommen hat. Herr Le Coq rieth ihm nun, da es in Berlin nicht möglich ſei, ihm ohne Beibringung der nöthigen Documente das Bürgerrecht zu verſchaffen, ſich in einer kleinen Stadt in der Nähe niederzulaſſen und den Namen zu behalten, auf den ſein Paß laute. Er ſchickte ihm ein Patent als

---

[1]) Aus dieſer wird wohl die angebliche Soldatenwitwe Harfert entſtanden ſein, von welcher die oben erwähnte Verſion der franzöſiſchen Regierung ſpricht.

[2]) Daß der Prätendent Herrn Le Coq 1810 den Miniſter Hardenberg Fürſt nennen läßt, iſt freilich ein Fehler, kann aber ein ſehr verzeihlicher Gedächtnißfehler ſein. Aber, wenn wir nicht irren, war Herr Le Coq 1810 oder 1811, wo dieſe Sachen vergangen ſein müſſen, noch nicht Polizeipräſident.

Uhrmacher auf dieſen Namen, gab ihm auch Geld und empfahl ihm, wenn der Magiſtrat ſeines künftigen Aufenthaltsortes nach ſeinen Papieren fragen würde, nur zu erklären, daß ſie bei ihm deponirt ſeien.

Er blieb nun unangefochten bis 1812 in Berlin, wo er nach Spandau überſiedelte, und dort in der That, auf ein bloßes Certificat des Herrn Le Coq, was lediglich ſeine tadelloſe Aufführung beſcheinigt, am 8. December zum Bürger aufgenommen wurde. Die nähern Umſtände und Actenſtücke darüber, wenn ſie echt ſind, ſind in der That curios [1]. Der ſpandauer Magiſtrat ſchreibt ihn übrigens Nauendorff. Er befand ſich in Spandau in günſtigen Verhältniſſen, nährte ſich gut und wurde von dem Bürgermeiſter Kattfus und andern diſtinguirten Perſonen ausgezeichnet [2]. Bei den politiſchen Wendungen erwachten ſeine Hoffnungen wieder; er ſchrieb an Le Coq und Hardenberg, erhielt aber keine Antwort. Nach der Eroberung von Spandau ſchrieb er an den König von Preußen, die Kaiſer von Rußland und Oeſterreich, und abermals an Hardenberg und Le Coq; immer fruchtlos. Jene Souveraine ſollen ſchon 1809 und 1811, theils durch Montmorin, theils durch Thor de la Sonde von ſeiner Exiſtenz unterrichtet worden ſein. 1815 kam ein franzöſiſcher Offizier, Namens Marſin oder Maraſſin, um den ſich Naundorff ſchon 1812 Verdienſte erworben, aus der ruſſiſchen Gefangenſchaft zurück durch Spandau, ſuchte ihn auf, ward von ihm gepflegt und widmete ſich, als er ihm ſein Geheimniß anvertraut, ſeiner Sache. Er beſchloß nun, dieſen nach

---

[1] Siehe dieſelben bei Gruau de la Barre, II., 125.

[2] Näheres bei Gruau de la Barre a. a. O. II. S. 175 fg.

Frankreich vorauszuſchicken, und gab ihm Geld und Papiere mit, unterrichtete aber zugleich die Herzogin von Angoulême von der bevorſtehenden Ankunft ſeines Emiſſairs. Dieſer Maraſſin verſchwand aber. Er ſoll in Rouen verhaftet und dann, nachdem ihm ein gewiſſer Mathurin Bruneau, eine Creatur der Polizei, ſubſtituirt worden, beſeitigt worden ſein. 1818 ſchrieb der Prätendent an ſeine (prätendirten) Oheime und an den Herzog von Berry und erbot ſich, auf die Krone zu Gunſten ſeiner Oheime und der Herzoge von Angoulême und von Berry, ſowie ihrer Nachkommen, auf den Fall zu verzichten, daß bei dem Tode des letzten der genannten Prinzen ihr älteſter Nachkomme 25 Jahre alt ſei. Im Gegenfalle behielt er ſich die Ausübung der höchſten Gewalt bis zu dem Tage vor, wo der Repräſentant des Herzogs von Berry ſein 25. Jahr erfüllt haben würde. Alles blieb ohne Antwort.

1818 ſtarb ſeine treue Sonnenfeld, und er beſchloß nun, jeder höhern Laufbahn zu entſagen und ſich bürgerlich zu verheirathen, ſchrieb aber doch vorher, abermals fruchtlos, der Herzogin von Angoulême, ſeiner prätendirten Schweſter, von dieſer Abſicht, und da ſeine Familie nichts von ſich hören ließ, ſo heirathete er am 18. October ein braves, junges, armes Bürgermädchen, Johanna Einert. Von Beibringung eines Geburtsſcheines will er dispenſirt worden ſein [1]. Als er Vater wurde, erwachte in ihm der Gedanke an ſeine Abſtammung mit neuer Kraft, und er ſchrieb 1819 an die Herzogin von Angoulême, 1820 auch an den Herzog von Berry. Nur von Letzterem will er eine anerkennende Antwort empfangen haben [1]) haben. Hardenberg ließ ihn nochmals ohne Antwort.

---

[1] Sollte ſich nicht in Spandau auch darüber Auskunft finden laſſen?

Um dieſe Zeit entſchloß er ſich, weil eine ſtädtiſche, an die Bürgermeiſterwahl eines Herrn Daberkow geknüpfte Wirre, an der er theilgenommen, nicht nach ſeinen Wünſchen abgelaufen — er nimmt an, daß Daberkow deshalb nicht beſtätigt worden, weil er ihn vor der Verfolgung, welche jetzt gegen ihn beſchloſſen worden, beſchützt haben würde — nach Brandenburg überzuſiedeln, wo er 1822 Bürger wurde.

Nun beginnen ſeine neuen Drangſale, deren Grund er in ſeinen erneuerten und fortgeſetzten Anliegen an die in Frankreich regierende Familie ſucht, ſo unwahrſcheinlich auch die kleinen und niedrigen Intriguen und gemeinen Verbrechen ſind, die dazu nöthig geweſen wären. Er kauft ein Haus, wird aber ſogleich in einen frivolen Proceß darüber verwickelt, der ihn an Preußen feſſelt, der lange hinausgezogen wird, und den er erſt gewinnt, wie er aus andern Urſachen in Haft gekommen. Er wohnt anfangs bei dem ehemaligen Poſtmeiſter Schernebeck; dieſer wird beſtohlen und der Verdacht auf Naundorff gelenkt, dem es gelingt, die Thäterin in der Tochter des Beſtohlenen zu entdecken. Es wird ein Mordverſuch auf dieſen Schernebeck gemacht, der inzwiſchen ausgezogene Naundorff abermals verdächtigt, und wieder iſt die Tochter die Thäterin. Er ſelbſt erleidet durch einen Uhrendiebſtahl großen Schaden. Dann brennt in ſeiner Nachbarſchaft des Nachts das Theater ab; er ſteigt in der Angſt mit den Seinigen heraus, und als er in ſeine Wohnung zurückkehrt, iſt ſie aller werthvollen Sachen beraubt. Er wird auch dieſer Brandſtiftung bezüchtigt, ohne daß ſich etwas auf ihn bringen ließe[1]). Da werden ein paar Perſonen[2]), welche falſches Geld ausgegeben, zur Unterſuchung gezogen, und der Eine davon gibt Naundorff als den Verfertiger deſſelben an, während, nach der Verſicherung Naundorff's, aller Wahrſcheinlichkeit nach der Vater des einen Angeklagten, der ſchon 1805 in dergleichen Sachen beſtraft worden, der Schuldige geweſen. Er wird verhaftet und die Unterſuchung, wie Naundorff behauptet, durch einen Juſtizrath Schulz, mit großer Härte und Parteilichkeit geführt[3]). Es ſcheint gewiß, daß bei dieſer Unterſuchung über ſeine eigentliche Herkunft nichts auszumitteln geweſen iſt. Nach der ſtrengſten Unterſuchung hat man doch keine hinreichenden Gründe gefunden, ihn in der Hauptſache zu verurtheilen, hat ihn aber, weil er ſich während der Unterſuchung als „frecher Lügner" gezeigt, indem er ſich für einen geborenen Prinzen ausgegeben und darauf hingedeutet habe, daß er zu den Bourbons gehöre, in das Correctionshaus gewieſen. Hier zieht er die Aufmerkſamkeit eines Barons von Seckendorff, der die Oberaufſicht über die Anſtalt hatte, auf ſich und gewinnt deſſen Theilnahme, die ſich ihm auch weiterhin bewährt hat[4]). Dieſer verſchafft ihm einen Nachlaß an ſeiner Detentionszeit, und er wird 1828 entlaſſen, wobei ihm aber aufgelegt wird, Brandenburg und die Nähe Berlins zu meiden. Sein kleiner Wohlſtand iſt inzwiſchen vollends zu Grunde gegangen, ſeine Familie im tiefſten Elend. Ein Unterkommen zu Gaſſen, was ihm Seckendorff vermittelt, ſchlägt fehl, und er wendet ſich nach Kroſſen. Hier gewinnt er mühſelig kaum den nothdürftigſten Unterhalt. Da nimmt ſich der Syndicus und Juſtizcommiſſar Petzold ſeiner an und geht ſehr bald und gänzlich in ſeine Sache ein, ſchreibt für ihn an Fürſten und Geſandte, betreibt eine Reviſion ſeiner Unterſuchung, läßt ſich durch die perſönlichen Bedrohungen eines Prinzen Carolath nicht irre machen, und ſcheint in der That von der Unſchuld und dem Rechte ſeines Clienten völlig durchdrungen geweſen zu ſein. Aber dieſer Gönner ſtirbt 1832, nachdem er nach dem Genuſſe einer Taſſe Bouillon von Kolik und Erbrechen befallen worden. In ſeine Geſchäfte tritt einſtweilen Herr Laurisèus, der ſchon zeither bei ihm gearbeitet, ein, und verſpricht, die ihm ganz genau bekannten Angelegenheiten Naundorff's fortzuführen; aber vier Wochen ſpäter ſtirbt auch dieſer plötzlich; die Papiere werden mit Beſchlag belegt und der Prinz hat nichts davon zurückerhalten können [1]). Er iſt nun in gänzlicher Verlaſſenheit, und da er zudem eine anonyme Warnung erhält, daß man damit umgehe, ihn auf eine Feſtung zu ſchaffen, ſo entſchließt er ſich gegen Ende des Juli 1832, nach Frankreich zu gehen.

---

[1]) Aber wo iſt dieſes wichtige Schreiben?

---

[1]) Hier werden der Juſtizrath Vogt und der Referendar Caproni als Perſonen genannt, die ſich ſeiner Unſchuld angenommen.

[2]) Mit Namen: Engel und Sydow.

[3]) Das Nähere ſiehe bei Gruau de la Barre, II. 338—381.

[4]) Unter Anderm werden bei Gruau de la Barre Briefe deſſelben (von 1838) an ſeine Schweſter, die Frau von Weiſſenbach in Dresden, mitgetheilt, worin er dieſelbe angeht, durch Vermittelung der Frau von Weiſſenbach auf Frauenhain, einer geborenen Prinzeſſin von Eſclignac und Freundin der Herzogin von Angoulême, eine Annäherung ſeines Clienten an Letztere anzubahnen.

Faſt ohne Mittel gelangt er nach Dresden. Er ſucht hier eine Audienz bei der königlichen Familie, erhält aber die polizeiliche Weiſung, Sachſen zu verlaſſen. Den Grund ſucht er in Intriguen des Pater Kunitz, geſteht aber ſelbſt, daß ſein Paß nur auf Berlin gelautet. Ein Mann, den er zufällig kennen gelernt, verſchafft ihm durch Liſt einen Paß vom franzöſiſchen Geſandten. Die Wohlthätigkeit eines freiberger Geiſtlichen [1], den er ebenſo zufällig auf der Reiſe kennen gelernt hatte, gibt ihm die nöthigſten Geldmittel zur weitern Reiſe, die ihn dann, meiſt in Geſellſchaft polniſcher Flüchtlinge und unter mancherlei Abenteuern, Unfällen, angeblichen Verfolgungen und wunderſamen Rettungen [2], endlich nach Frankreich bringt. Man erfährt jetzt und nur dunkel, daß ihn bereits Verbindungen erwarteten, und daß ihm namentlich ein Rendezvous mit der Herzogin von Berry zugedacht war, die ſich damals in der Bretagne befand. Indeß Alles ſchlug fehl, und er fand für gut, zuerſt in die Schweiz zu gehen, von wo er dann, unter anderem Namen, am 26. Mai 1833 in Paris anlangte. Hier lebte er anfangs in gänzlicher Verlaſſenheit und Dürftigkeit, aus der ihn zuerſt die Schwägerin eines Herrn Albouys zog, der auf Zeitungsnachrichten hin bereits mit dem Syndicus Petzold correſpondirt hatte. Durch dieſe wurde er einer Madame de Rambaud, die von der Geburt des Prinzen an bis zum 10. Auguſt 1792 um ihn geweſen war, ſowie dem Herrn und der Frau Marco de St. Hilaire, die ihn gleichfalls als Kind gekannt hatten, zugeführt. Die Erſtere ſoll anfangs ungläubig geweſen, auf den Anblick einiger Kennzeichen aber, von denen nur ſie wußte, und auf die Antworten, die ihr der Prinz auf geſchickt geſtellte Fragen gegeben, zur Ueberzeugung und feurigſten Anhänglichkeit übergegangen ſein. Auch die St. Hilaires hätten erſt vorſichtig geprüft, bevor ſie ſich ergeben [1]. Wir können nun nicht auf alle die Einzelheiten eingehen, die ſich auf die Perſonen beziehen, welche nach und nach in ihm den Sohn des königlichen Märtyrers erkannten [2]. Einige Jugendbekannte, die ſeitdem an das Intereſſe anderer Gewalten geknüpft worden, wichen ihm dagegen aus, und diejenige Legitimiſtenpartei, welche, bewußt oder unbewußt, die Legitimität nur als politiſches Mittel für ihre eigenen Intereſſen ſchätzte, wollte nichts von ihm wiſſen. Unter denen, die ihn anerkannten, heben wir noch beſonders den Herrn von Bremont hervor, welcher von 1788 bis zum 10. Auguſt 1792 Privatſecretair Ludwig's XVI. geweſen war, und deſſen gerichtliche Vernehmung vorliegt [3]; ferner den Herrn de Joly, einen der letzten Miniſter Ludwig's XVI.; endlich jenen alten Maurer des Tempels, Joſeph Paulin, welcher notoriſch bei den Bemühungen zu Gunſten der königlichen Familie ſehr betheiligt geweſen und deſſen Zeugniß einige wichtige Umſtände aus der Rettungsgeſchichte beſtätigt haben ſoll. Manche mögen ſich freilich auch aus eigennützigen Beweggründen an ihn gedrängt haben, und die Nichtbefriedigung derſelben wird als der Grund des Abfalles Einzelner bezeichnet ¹).

---

[1]) Auch das ſind Punkte, die noch zu ermitteln ſein müſſen

---

[1] Er nennt ihn Kisbauer und ſagt von ihm, daß der Sohn deſſelben Uhrmacher geweſen ſei. Einen Geiſtlichen dieſes Namens hat es damals nicht in Freiberg gegeben, wohl aber einen Prediger Kies, deſſen Sohn in der That Uhrmacher iſt.

[2] Gänzlich entblößt und erſchöpft kommt er eine Tagreiſe von Heilbronn in ein Haus, wo ein todtkranker Mann liegt, den der Arzt aufgegeben. Er tröſtet die verzweifelte Frau, bringt den Kranken durch bloßes Streichen wieder zu ſich, und als der Arzt am andern Tage fragen will, ob der Kranke todt ſei, findet er ihn mit ſeinem Retter bei Tiſche ſitzen!

---

[1] Auf der Gegenſeite wird freilich verſichert, die ganze Sache ſei eine bloſe Intrigue einer, eben aus den angeſehenſten angeblichen Anhängern des Prätendenten beſtehenden kleinen Legitimiſtencoterie geweſen, die den Naundorff, der entweder Betrüger oder mit einer fixen Idee behaftet geweſen, blos als Werkzeug benutzt hätte.

[2] Bei Gruau de la Barre kommen mancherlei, zum Theil vor Notar und Zeugen, auf dem Sterbebette abgelegte Ausſagen über Einzelnes vor, die, wenn ſie als echt erwieſen würden, freilich ſehr wichtig ſein würden.

[3] Gruau de la Barre III. 671—695.

Vielfach bemühten ſich der Prätendent und ſeine Anhänger, die Herzogin von Angoulême für ihn zu gewinnen. Wenn man annimmt, was aber von der Seite des Prätendenten in Abrede geſtellt wird, daß ſie ihn wirklich für einen Betrüger hielt, ſo müſſen ihr ſeine unausgeſetzten Anliegen allerdings ſehr läſtig geweſen ſein, und kann man die unmuthige Art, mit der ſie alles zurückwies, wohl begreifen. Wenn es aber wahr wäre, daß von ihrer Seite aus, zur Prüfung der Eröffnungen, die er ſich vorbehalten hatte, ihr perſönlich zu machen, eine Conferenz zu Prag vorgeſchlagen ward, während er Dresden vorzog, ſo muß man wohl fragen, warum ſie nicht auf letzteres einging. Sie hatte in Dresden nichts zu riskiren, wohl aber er in Prag. Sie war auch 1834 in Dresden, verließ es aber plötzlich, als ſie erfuhr, daß der Prätendent auch dahin kommen werde.

Die Familie des Prinzen kam in beſſere Lage, ſeit er Anhänger gefunden. Eine Nichte der Frau von Rambaud, die Baroneſſe de Générès, entſchloß ſich 1834, ſelbſt nach Kroſſen zu gehen, um ſich der Pflege und Erziehung ſeiner Kinder zu widmen. Im April dieſes Jahres führte ſie die Familie nach Dresden, wo ſie mehrere Jahre

---

[1] Gruau de la Barre III. 955. Die Herren werden freilich ſagen, ſie hätten ſich überzeugt, daß ſie in ihrem Glauben an die Echtheit des Prätendenten getäuſcht geweſen, und hätten ſich deshalb zurückgezogen.

unangefochten lebten und angeblich ſchon durch ihre bourboniſchen Züge[1] die Theilnahme mancher Perſonen gewannen. Namentlich intereſſirte ſich der karlsbader Arzt de Caro ſehr für ſie und ihre Sache. Auch werden die Generale von Gablenz und von Leyſer, der Kammerherr von Schorlemer, ein Herr von Lengerke als Gläubige genannt; ja der Letztere verſichert ſogar, daß Herr von Lindenau un vrai croyant ſei. Solche Einflüſſe mögen es vermittelt haben, daß ein Sohn auf die Militairakademie aufgenommen wurde. Die ſächſiſche Regierung ſoll auch franzöſiſche Reclamationen abgewieſen haben. Den 1837 eintreffenden preußiſchen Reclamationen konnte ſie freilich nicht ſo völlig ausweichen, ſo wenig man abſehen kann, auf welchen Grund hin Preußen dieſe Frau und ihre Kinder als ſeine Unterthanen hätte reclamiren können, zumal es 1836 den Vater (in der Schweiz) verleugnet gehabt haben ſoll. Die ſächſiſche Regierung lieferte ſie auch nicht aus, ſondern begnügte ſich, die Verlängerung der Aufenthaltserlaubniß zu verwehren, überließ aber — wenn die Worte des von Dr. Meerbach (Merbach) unterzeichneten miniſteriellen Erlaſſes richtig wiedergegeben ſind — «à l'epouse et aux enfans de Louis-Charles, duc de Normandie se nommant Naundorff, horloger de Crossen»[2], ihren weitern Aufenthalt zu nehmen, wo ſie wollten. Sie gingen in die Schweiz und ſpäter zu ihrem Gatten und Vater nach England.

Dieſer ſoll ſchon während ſeines pariſer Aufenthalts mancherlei Attentaten ausgeſetzt geweſen ſein, über welche viel Näheres, aber nichts Entſcheidendes oder ſonderlich Intereſſantes vorliegt. Außerdem hatte er viel mit Proceſſen zu thun, wobei allerdings zu bemerken, daß die franzöſiſche Regierung, nachdem ſie gegen alle andern Prätendenten ſofort mit Klagen auf Betrug eingeſchritten, gegen dieſen Prätendenten, ungeachtet er ſich ſelbſt an die Kammern wendete und ein eigenes Journal für ſeine Sache unternahm, im rechtlichen Wege nichts that, allen ſeinen Bemühungen, die Sache vor Gericht zu bringen, vielmehr auswich, und als endlich ein Proceß durchaus nicht mehr zu umgehen war, ihn 1836 polizeilich aus dem Lande ſchaffte und den Rechtsſtreit durch eine Art Cabinetsjuſtiz beſeitigte. Erſt dann begann man einen Proceß gegen ſeine Anhänger, der im Sande verlief. Von einer Klage, die der Redacteur ſeines Journals vor dem Zuchtpolizeigerichte gegen ihn erhoben, war er völlig freigeſprochen worden. In London war er wieder Attentaten ausgeſetzt[1]), fand keine ſehr einflußreichen Gönner und gerieth nach und nach in mancherlei Geldbedrängniß, zumal er jetzt einen, ſeinen Verbindungen angemeſſenen Hausſtand führte und viel Geld auf mechaniſche Experimente verwendete. Er wollte namentlich ein Geſchütz erfinden, welches alle Kriege unmöglich machen ſollte, weil es keinen Widerſtand zuließ. Zuletzt ließ er ſich in Delft nieder, wo er am 10. Auguſt[2])

---

[1] Bei einer Tochter ſoll auch eine Aehnlichkeit mit Marie Antoinette hervorgetreten ſein.

[2] Wahrſcheinlich hat es im Deutſchen umgekehrt geheißen: der Frau und den Kindern des ſich Louis Charles, Herzog von der Normandie nennenden Uhrmachers Naundorff von Croſſen, und ſchon das wäre viel geweſen.

---

[1]) Seine Gegner ſtellten damals in den Zeitungen dieſe Attentate als ſelbſtangeſtellte dar. Mit den näheren Umſtänden, wie ſie bei Gruau de la Barre angegeben werden, ſtimmt das freilich nicht.

[2]) Merkwürdig allerdings, daß auch der Tag ſeines Todes ein für die Familie, der er angehören wollte, ominöſer war. Man denke an den 10. Auguſt 1792, wo die Entthronung Ludwig's XVI. decretirt wurde.

1845 ſtarb. In der Todtenliſte iſt er nach dem Stande eingetragen worden, den er in Anſpruch nahm. Er hinterließ zwei Söhne und zwei Töchter. Sein Aeußeres trug, nach einem in Stahlſtich vorhandenen Portrait zu ſchließen, den bourboniſchen Stempel [1]). Sein Charakter wird ſehr gerühmt, und jedenfalls ſcheint er ungemein wohlthätig und dienſtfertig geweſen zu ſein. In Betreff ſeiner geiſtigen Begabung können wir den Lobreden ſeiner Anhänger nicht völlig beiſtimmen, haben jedenfalls keine Aeußerung von ihm gefunden, welche über eine wohlmeinende Mediocrität und jene ſtereotypen Dinge hinausginge, die man in dem alten Frankreich dem „guten Menſchen und Könige" in den Mund zu legen pflegte. Seine Haltung war die längſte Zeit — wenn wir nicht von der Vorausſetzung des Betruges ausgehen — anſpruchslos; ſie war würdig, einfach und maßvoll. Nur zuletzt, wie Alles mehr und mehr fehlſchlägt, wird er abenteuerlicher, und es iſt uns aufgefallen, daß er erſt ſpät mit Geſchichten von großen Geldſummen, die für ihn niedergelegt worden ſein ſollen, ihm aber vorenthalten würden, herausrückt [2]), wovon anfangs gar keine Rede geweſen. Doch könnte es ſein, daß er erſt ſpät, etwa durch Bremont, davon Kunde erhalten. Die Neigung zu mechaniſchen Erfindungen kommt dagegen ſchon früher vor [3]).

Keinerlei Gewicht legen wir auf ſeine Angaben über allerlei Geheimniſſe der franzöſiſchen Geſchichte, von deren Vorgängen er einen großen Theil auf ſich bezieht und um ſich gruppirt. Viele von den hierher gehörigen Dingen ſind ſo unwahrſcheinlich, daß er und ſeine Sachwalter durch ihre Anführung ſeiner Sache ſicher mehr Schaden als Nutzen gebracht haben. Indeß alle dieſe Angaben ſind ſo, daß ſie wahr ſein könnten, ohne zu beweiſen, gerade Naundorff ſei Ludwig XVII. geweſen, und daß er das ſein könnte, wenn auch jenes alles blos in ſeiner oder ſeiner Sachwalter Einbildung beruhte. Wir erwähnen ſie daher nur als Curioſa. Die ganze franzöſiſche Revolution wird in der Hauptſache theils den Ränken der Engländer, theils Ludwig XVIII. zur Laſt gelegt. Dieſer verräth und hintertreibt alle Pläne zu Gunſten der königlichen Familie; ihm iſt kein Mittel zu ſchlecht, um das Ziel ſeines Ehrgeizes anzubahnen; er ſteht mit Robespierre, mit Barras, mit Napoleon in ſtetem Verkehr, ſie täuſchend und von ihnen getäuſcht, aber ſtets gegen ſeinen Bruder und Neffen wirkend. Er bewirkt die Vermählung der Schweſter des Prinzen mit dem Herzog von Angoulême, um ihr Intereſſe von dem ihres Bruders zu trennen. Um des Prinzen willen und meiſt durch die Intriguen ſeines Oheims erfolgt, wie theils offen behauptet, theils wenigſtens zur Vermuthung geſtellt wird, das Gemetzel von Quiberon, der Tod Hoche's und Frotte's, die Erdroſſelung Pichegru's, die Erſchießung des Herzogs von Enghien, der Tod der Kaiſerin Joſephine, ja ſogar die Ermordung des Herzogs von Berry. Auch für Mirabeau's Tod läßt man Ludwig XVIII. als den geheimen Anſtifter merken. Ebenſo hat Niemand anders als er die Flucht des Königs vereitelt. Er hat Robespierre geſtürzt, mit welchem er lange im engſten Verkehr geſtanden, ſobald er erkannte, daß dieſer ſich ſelbſt auf den Thron ſchwingen und ſich mit der Prinzeſſin Marie Thereſe verbinden wolle. Die

---

[1]) Ueber die ſonſtigen Kennzeichen, die er an ſeinem Körper gehabt haben ſoll, bringt Gruau de la Barre Vielerlei bei.

[2]) Gruau de la Barre, III. 432.

[3]) Ebend. II. 336.

Prinzeſſin Eliſabeth fiel, weil ſie ihrem Bruder verſprochen hatte, ſeinem Sohne dereinſt alle Greuel des Grafen von der Provence zu offenbaren. Malesherbes' ehrwürdiges Haupt ſank unter dem Mordbeil, weil ihm das geheime Codicill des Königs vertraut worden. Durch einen untergeſchobenen Brief Ludwig's XVI. bewirkte deſſen Bruder den Rückzug der Preußen. Daß Napoleon's Schiff ihn mitten durch die engliſchen Geſchwader glücklich aus Aegypten zurückbrachte, hat nicht ſein Glücksſtern, ſondern der Einfluß Ludwig's XVIII. bewirkt, der in ihm einen Monk zu finden glaubte[1]). In vielen Memoiren wird einer geheimnißvollen Mordſcene zu Vitry aus dem Jahre 1795 gedacht, wo eine Bande in das Haus eines Herrn v. Petitvall einbrach, alle Perſonen, die ihr begegneten, ermordete, es aber dabei nur auf Papiere abgeſehen zu haben ſchien, und von der Juſtiz ignorirt wurde. Auch das ſoll mit der Flucht des Dauphin zuſammenhängen. Cambacérès dagegen hielt ſich bei Napoleon und Ludwig XVIII., weil er daſſelbe Geheimniß beſaß, aber es als Schutzwaffe zu gebrauchen wußte. Ebenſo Fouché, Talleyrand. Selbſt die berufene Fualdesgeſchichte hat keinen andern Schlüſſel, und das räthſelhafte Benehmen der Madame Manſon wird durch nichts Anderes erklärt, als durch dieſes Geheimniß. Duroc und Fouché waren die Gehilfen Joſephinens bei der zweimaligen Befreiung Ludwig's XVII. aus der Gewalt Napoleon's geweſen, und Papiere, welche dieſes Staatsgeheimniß enthielten, waren der unbeſtechlichen Rechtlichkeit des Herrn Fualdes vertraut; dieſe Papiere wollte die Regierung haben, hat ſie aber, wie es ſcheinen will, doch nicht erlangt. Ebenfalls mit Ludwig XVII. hängt die geheimnißvolle Unterredung des prophetiſchen Bauers Martin mit Ludwig XVIII. (1816) zuſammen. Dies Alles findet ſich in ausführlicher Darſtellung erzählt und verfochten in jenem von uns vielfach angeführten Werke des Herrn Gruau de la Barre, einem Werke, was an ſich ſchon, in ſeinem Umfange[1]), ſeiner Ausſtattung und als erſt nach dem Tode des arm verſtorbenen Helden deſſelben, ſchwerlich im Wege buchhändleriſcher Speculation erſchienen, zu den Räthſeln dieſer räthſelhaften Geſchichte gehört. Daſſelbe enthält auch eine Menge von uns nicht erwähnter Briefe, Ausſagen, Actenſtücke, Angaben, welche, wenn man auf ihre Echtheit bauen könnte, jedenfalls erweiſen würden, daß Ludwig XVII. nicht im Tempel geſtorben, theilweiſe auch, daß es mindeſtens höchſt wahrſcheinlich ſei, Naundorff ſei Ludwig XVII. geweſen. Aber wer bürgt für die Echtheit? Und doch zu welchem Zwecke ſollte in ſo hoffnungsloſer Sache und nach dem Tode des Prätendenten, deſſen Kinder noch weit weniger Ausſicht haben dürften, als er, das Alles geſchmiedet worden ſein? Im Uebrigen gibt es noch manche Perſonen in Europa, welche im Stande ſein müßten, die Hauptfragen, um die es ſich in der Sache handelt, mit Beſtimmtheit zu beantworten. Man ſollte denken, es ſeien jetzt gar manche Rückſichten weggefallen, welche früher zum Schweigen banden, und ſo wenig die Sache unter den gegenwärtigen Umſtänden praktiſche Bedeutung hat, ſo wäre es doch im Intereſſe der geſchichtlichen Wahrheit zu wünſchen, daß nachgeforſcht und das Gefundene veröffentlicht würde. Mit jedem Jahre wird die Nachforſchung natürlich ſchwieriger. Uebrigens müßte ſich, wenn die Angaben des Buches wahr ſind, in den geheimen Archiven Englands, des Kirchenſtaates, Rußlands, Oeſterreichs, Preußens viel Auskunft über das Verhältniß finden. Es handelt ſich auch nicht blos um jenen Naundorff und ſeine Anſprüche. Auch wenn er ein Betrüger oder partiell Wahnſinniger war, folgt noch nicht, daß alles von ihm und ſeinen Anhängern Beigebrachte rein erlogen und werthlos ſei. Er konnte eben dadurch, daß ihm Kunde von manchen geheimen Beziehungen geworden, zu ſeinem Betruge oder ſeinem Wahne gebracht worden ſein. Die Perſonen, die ihn zum Werkzeug brauchten, konnten in ſolche Geheimniſſe eingeweiht ſein, und auch wenn die Hauptſache falſch war, konnte doch in dem zu ihrer Unterſtützung Beigebrachten viel Wahres ſein. Die Schrift des Herrn Gruau de la Barre dient übrigens auch zu einer Art Commentar zu einer ganzen Reihe apokrypher oder ſuſpecter Memoiren, von denen jener Herr behauptet, daß ihre Verfaſſer etwas von der Wahrheit gewußt hätten, aber nicht die ganze Wahrheit beſaßen, oder ſie nicht ſagen wollten, und für deren ſcheinbare Widerſprüche, Halbheiten, Unwahrſcheinlichkeiten allerdings manche Erklärung gefunden wäre, wenn wir uns ſeinem Leitfaden ohne Scrupel vertrauen könnten.

---

[1]) Uebrigens iſt auch anderwärts behauptet worden, daß die Engländer dabei durch die Finger geſehen hätten.

---

[1]) Beinahe 2300 Großoctavſeiten.

Viel beſchäftigt er ſich auch mit den Concurrenten ſeines Helden. Wir wollen erſt kürzlich angeben, was über dieſe die zeither verbreitete Meinung ausſagt, und dann die Verſion mittheilen, die der Prätendent, oder Herr Gruau de la Barre davon beibringt. Zuerſt kommt ein Jean Marie Hervagault vor, welcher der Sohn eines Schneiders zu Baſſe-Los geweſen und daſelbſt am 20. September 1781 geboren ſein ſoll. 1796 ſeinen Aeltern entlaufen, gab er ſich für den Sohn irgend einer vornehmen Familie, bald dieſer, bald jener, und zuletzt für Ludwig XVII. aus, fand bei dem legitimiſtiſchen Provinzialadel willigen Glauben und beſte Aufnahme, ward zwar wiederholt als Landſtreicher verhaftet, jedoch auf Reclamation ſeines Vaters wieder entlaſſen, zuletzt aber 1802 zu Rheims als Betrüger zu vierjähriger Haft verurtheilt. Politiſchen Plänen blieb er fremd. Doch ließ ihn Napoleon nach Bicètre ſetzen, wo er 1812 geſtorben ſein ſoll. — Mathurin Bruneau ſoll 1784 zu Vezins geboren ſein, der Sohn eines Holzſchuhmachers. Er entfloh 1795, trieb ſich umher, ward 1803 als Vagabund verhaftet, ging zur Schiffsartillerie und deſertirte nach Amerika. Von da kam er erſt 1816 zurück und zwar mit einem Paſſe, der ihn als Charles de Navarre bezeichnete. Er gab ſich nun für Ludwig XVII. aus und ſpielte dieſe Rolle auch vor Gericht und im Gefängniſſe fort, fand auch Anhang und Beiſtand. 1818 verurtheilte ihn das Zuchtpolizeigericht von Rouen zu ſiebenjähriger Einſperrung, die er ſeit 1821 auf dem Fort Mont-St.-Michel verbüßte. Später ward er entlaſſen und ſoll zu einem Handwerk zurückgekehrt ſein. — Die vornehmſte Haltung bewahrte Henri Ethelbert Louis Hector Hebert, aus der Gegend von Rouen, nach Angabe der Polizei früher auf der Präfectur in Rouen angeſtellt, dann Inhaber einer Glasfabrik zu Leſuire. Er ſelbſt nannte ſich Ludwig Hector Alfred Baron von Richemont, Herzog von der Normandie, und richtete 1828 und 1829 Bittſchriften an die Kammern, worin er Anerkennung ſeiner Titel und Rechte verlangte. Seiner Erzählung nach wäre er von Kleber erzogen worden und deſſen Adjutant geweſen, nach 1808 nach Amerika gegangen, 1814 zurückgekehrt und von Ludwig XVIII. gut aufgenommen, von der Herzogin von Angoulême aber abgewieſen und im Oeſterreichiſchen 1812 verhaftet worden, wo er mit Silvio Pellico und Witt von Dörring im Gefängniß bekannt worden ſei. Es bleibt immer ein merkwürdiger Umſtand, daß das Letztere wenigſtens lange vor ſeinem Proceß und in ganz unbefangener und abſichtsloſer Weiſe von Witt von Dörring beſtätigt worden iſt. Sie hatten ſich auf der Citadelle von Mailand getroffen. Daſſelbe gilt von Pellico. Hebert verfocht ſeine Sache in Flugſchriften und Memoiren. 1834 ward er vor die Aſſiſen geſtellt und zu 12jähriger Einſperrung verurtheilt, entkam aber nach London, wo er in günſtigen Verhältniſſen lebte, wiederholt aber (1838 und 1843) mit Attentaten zu kämpfen hatte. Er ſtarb in einem Jahre mit Naundorff, 1845. — Der Letztere, oder ſein Biograph behauptete nun und ſuchte es in einer ſehr ausführlichen [1]) Vergleichung der Ausſagen dieſer drei Perſonen, der Berichte über ſie und anderer Umſtände wahrſcheinlich zu machen, daß Hervagault, Bruneau und Hebert nur eine und dieſelbe Perſon geweſen ſeien und nur den erſteren Namen mit Recht geführt hätten. Hervagault ſei das Kind geweſen, was Frotté und Paulin am 4. Juni 1795 in den Tempel ſchafften, und was die Rolle des Prinzen ſpielen ſollte, wenn nach deſſen Flucht ſein Verſteck entdeckt würde. Er ſei auch gerettet und zu Charette gebracht worden, der ihn eine Zeit lang für den Prinzen gelten ließ, um dieſen noch mehr zu ſichern. Später ſei er in die Gewalt der Regierung gefallen, und wurde nun ein Polizeiagent, erſt im Dienſte Fouché's, dann Ludwig's XVIII., dann Ludwig Philipp's. Sie Alle

---

1) Gruau de la Barre, III. 361—481. Zu leſen und zu einem einfachen Zuſammenhange zu entwickeln iſt dieſe Stelle, wie das ganze Buch, freilich ſehr ſchwer.

erkannten die Nützlichkeit, einen falſchen Dauphin zur Hand zu haben, um ihn dem rechten entgegenzuſtellen. Sie ließen ihn gelegentlich kommen und verſchwinden, wie es ihnen paßte, und unter neuer Maske auftreten, wenn die alte verbraucht war. Daneben ſchwindelte er auch auf eigene Hand. Merkwürdig iſt jedenfalls ein Brief, aus welchem, wenn er echt iſt, erhellen würde, daß Hervagault 1808, wo er in Bicêtre ſein ſollte, auf der Fregatte Kalypſo nach Amerika gefahren wäre, von wo bekanntlich Bruneau 1816 zurückkam. Bruneau's Auftreten fällt in die Zeit, wo ſich Naundorff von Spandau aus lebhaft um Anerkennung bemühte, und zunächſt ſoll er gegen deſſen Sendboten Moraſſin gebraucht worden ſein. Hebert oder Richemont trat um die Zeit auf, wo ſich Naundorff ſelbſt nach Frankreich begeben hatte. Man wollte durch dieſe falſchen Dauphins, die als ſolche leicht zu erkennen waren, den echten decreditiren. Man ließ ſie, da nöthig, verurtheilen, aber ſtets wieder aus dem Gefängniſſe entkommen. So erklärt Herr Gruau de la Barre die Sache.

III. Ein Erbfolgeſtreit im Lande Lippe.

Mitten in den Wirren des dreißigjährigen Krieges, in welchem die kleinen, wehrloſen, weſtphäliſchen Ländchen ganz beſonders bedrängt und den wechſelnden Raubzügen übermüthiger Abenteurer ausgeſetzt waren, unterlag das Land Lippe, dieſes alte Stammland eines edlen, auf eigenem Boden ſeit langen Jahrhunderten geſeſſenen Dynaſtengeſchlechtes, auch noch einem Erbfolgeſtreit und zahlreichen ſich daran knüpfenden Wechſeln und Unfällen. Derſelbe Streit bietet auch in ſeinen Einzelheiten und Nebenpunkten viel Bezeichnendes und Intereſſantes dar.

Graf Simon VII. oder der Jüngere zu Lippe (geb. 1588), der die Regierung im Jahre 1613 angetreten hatte und am 26. März 1627 ſtarb, hatte in erſter Ehe, mit Anna Maria von Naſſau-Wiesbaden, 12, in zweiter Ehe, mit Marie Magdalene von Waldeck, 3 Kinder erzeugt. Der älteſte Sohn, Simon Ludwig (geb. 1610), war erſt 17 Jahre alt. Sein Oheim väterlicher Seits, Graf Otto zu Brake[1]), ſchlug die Vormundſchaft aus, weil man ſeine harten Bedingungen nicht eingehen wollte. So übernahm ſie der Bruder der Stiefmutter des jungen Grafen, der Graf Chriſtian v. Waldeck, und führte ſie mit Eifer und Treue bis zum Jahre 1631, wo die Vormundſchaft ihr Ende erreichte. Nur das kann ihm vielleicht zum Vorwurf gereichen, daß er die Verbindung ſeines Mündels mit ſeiner Tochter, der Gräfin Katharine von Waldeck, zuließ, wo nicht veranlaßte. Auch der junge Graf Simon Ludwig ſtarb ſchon am 28. Auguſt 1636, mit Hinterlaſſung dreier Söhne, von denen der Aelteſte, Simon Philipp (geb. 6. April 1632), erſt vier Jahr alt war[1]. Seine Mutter, die Gräfin Katharine (geb. 1612) war ſelbſt noch nicht völlig volljährig und nahm ſich darum einen Contutor in ihrem Vater, dem Grafen Chriſtian.

---

[1]) Sohn des Grafen Simon VI. geb. 21. September 1589 † 1659. Seine Linie erloſch 1709 im Mannsſtamme. Sein Bruder Philipp, geb. 18. Juli 1601 † 10 April 1681, ſtiftete die noch blühende Linie zu Bückeburg.

Inzwiſchen waren die Brüder des verſtorbenen Grafen, Johann Bernhard (geb. 1613), Otto Heinrich (geb. 1614) und Hermann Adolph (geb. 1616)[2] von ihren Reiſen, auf die in London erhaltene Nachricht von dem Tode ihres Bruders, nach Detmold zurückgeeilt und gaſtlich im Schloſſe aufgenommen worden. Sie nun, oder vielmehr der für die Brüder handelnde Johann Bernhard faßten bald den Plan, die Regierung unter irgend einer Form an ſich zu ziehen. Den beginnenden Zwieſpalt ſchürten und nährten der Graf Otto zu Brake und deſſen Rath Dr. Sobbe, der Landdroſt Adolf von Poſt, welcher die jungen Grafen auf Reiſen geführt hatte und aus dem Tecklenburgiſchen ſtammte, mehrere Glieder des Landadels, einzelne Beamte und ein Advocat aus Uffeln, Juſtus Reinhard Röbbigh von Hallerſpringh[1]. Johann Bernhard ſuchte zunächſt, nicht ohne Erfolg, Ritterſchaft und Städte, alſo die Landſtände, auf ſeine Seite zu bringen, und dieſe waren in der That im Anfang für ihn geſtimmt, weil ſie, die Bedeutung der Rechtsgründe nicht genug würdigend, dem Inländer, Manne und Agnaten den Vorzug vor dem Fremden, dem Weibe und den bloßen Cognaten gaben. Aus weniger kurzſichtigen, aber ſelbſtſüchtigern Motiven ging auch die biſchöflich paderborniſche Regierung, welche damals mit dem Hauſe Waldeck in heftigem Streite über die Grafſchaft Pyrmont lag, in das Intereſſe Johann Bernhard's ein, und berief ſich in Betreff ihres Einmiſchungsrechtes theils auf die 1517 mit Graf Simon V. geſchloſſene paderborniſche Erbeinigung, theils darauf, daß einzelne Theile der Grafſchaft Lippe bei dem Bisthum zu Lehen gingen.

---

[1] Die beiden Anderen, Hermann Otto (geb. 20. Auguſt 1633) und Ludwig Chriſtian (geb. 22. September 1636), ſtarben noch als Knaben (1646) zu Gießen.

[2] Vier andere Brüder ſtarben im Knabenalter. Von den Kindern Simon's VII. aus zweiter Ehe ſtiftete Jobſt Hermann († 1678) die Linie zu Bieſterfeld.

Inzwiſchen hatte die Gräfin Katharine, ſofort nach dem Tode ihres Gemahls, im Namen ihres Sohnes von allen landesherrlichen Gerechtſamen Beſitz ergriffen, die Regierung thatſächlich geführt und war auch, durch ein Reichskammergerichtsmandat vom 9. Februar 1637, neben ihrem Vater als Vormünderin anerkannt, beeidigt, zur Landesregentin ernannt worden und hatte ein ſolennes Curatorium erhalten. Jetzt aber fing Johann Bernhard an, gegen einzelne Regierungshandlungen der Gräſin zu proteſtiren und dergleichen ſelbſt auszuüben. Er ſetzte ſich, auf ſeinen Anhang am Hofe und in der Stadt geſtützt, in den Beſitz des Schloſſes. Er ſchickte ſeinen Landdroſten von Poſt mit Notar und Zeugen auf die Amthäuſer und in die Städte, und ließ Beſitz ergreifen, wo dann die Gräfin, da keine possessio vacua war, ganz richtig meinte, ſie könne mit gleichem Rechte Notar und Zeugen nach Konſtantinopel ſchicken und vom großherrlichen Palaſte Beſitz ergreifen laſſen. In Betreff des Rechts hatte ſie Recht; aber das Factiſche ſtand freilich anders. Johann Bernhard nahm die Schloßwache in Eid und Pflicht, ließ ſich die Schlüſſel des Schloſſes und der herrſchaftlichen Gebäude ausliefern, ſetzte ſtatt der der Gräfin ergebenen Beamten ſeine Anhänger und fand bei der paderborniſchen Regierung[1]), welche die Gräfin mit Memorialen, Intercesſionalen, Declarationen und Placaten überſchüttete, Johann Bernhard einen Schutz- und Schirmbrief gab und eigene Bevollmächtigte nach Detmold ſchickte, die eifrigſte Unterſtützung. Die Landſtände wollten anfangs vermitteln; die Gräfin aber wollte ſie nicht hören, bevor nicht die Schlüſſel reſtituirt ſeien. Da hielten die Stände einen Convent, und errichteten am 18. März 1537 einen Landtagsabſchied, worin ſie Johann Bernhard als den geſetzlichen Vormund anerkannten. Am 20. März erließ dieſer ein Declarationspatent über den Antritt der Vormundſchaft.

---

[1] Derſelbe war aus Hameln, woher er geſtammt haben mag, wegen Paſquills verwieſen worden, hielt ſich um 1617 an der Univerſität Rinteln auf, kam nach 1630 ins Lippeſche, wurde ſpäter Hofbibliothekar und ſtarb nach 1650 als Lüneburgiſcher Rath zu Wunſtorf. Siehe: Falkmann, Beiträge zur Geſchichte des Fürſtenthums Lippe aus archivaliſchen Quellen, S. 21 — 22.

Dem entgegen hatte die Gräfin bei dem Reichskammergerichte Klage erhoben, und dieſes erließ ſchon unter dem 14. April 1637 ein Mandatum poenale, worin, unter ausführlicher Darlegung der Motive, die Klägerin und ihr Vater bei der Tutel geſchützt werden, und was nun im ganzen Lande durch öffentlichen Anſchlag publicirt ward. Johann Bernhard aber ließ das Mandat überall wieder abreißen, erklärte es für null und nichtig, erließ ein Patent, worin er die Motiven des Mandats zu widerlegen ſuchte, und kam endlich, im November, in Verein mit den Landſtänden, bei dem Reichskammergerichte mit einer Erſchleichungseinrede ein. Ein Protectorium, was die Gräfin vom Kaiſer Ferdinand III. erhalten hatte, und worin er ſie als Vormünderin anerkannt, in „des Reichs Verſpruch, Schutz, Schirm und Protection aufgenommen", und jede Störung in ihrem Rechte bei ſchwerer Strafe verboten hatte, war, da keine kaiſerlichen Soldaten zur Hand waren, wirkungslos. Vermittelungsvorſchläge, wie ſie bald von den Landſtänden, bald von einzelnen Beamten, bald von der Landgräfin von Kaſſel gemacht wurden, blieben ohne Frucht.

---

[1]) Adminiſtrator des Bisthums Paderborn war der Kurfürſt von Köln.

Die Gräfin ſaß inzwiſchen einſam und verlaſſen auf ihrem Zimmer im Schloſſe, faſt nur von einigen Mägden bedient[1]. Von den Beamten in Detmold waren ihr nur zwei treu geblieben: Hermann Hunold und Dr. Revelin Tilhen[2]. Aber auch dieſe konnten nur ſelten und nur mit großen Schwierigkeiten zu ihr dringen. Das Schloß wagte ſie nicht zu verlaſſen, aus Furcht ausgeſperrt zu werden. Aber eben ſie fortzutreiben, war die Abſicht der Gegner. Einmal verweigerte man ihr, bei heftiger Kälte, ſogar Holz zur Feuerung. Sie behauptete, daß ſie ſich nur durch Vermiethung ihrer Pferde an die Bürger das nöthigſte Geld zu Kleidung und Unterhalt verſchafft habe. Denn aus ihrem Witthum, dem Amte Horn, was Johann Bernhard erſt überhaupt anfocht, dann für verwirkt erklärte, ließ er ihr nichts zukommen. Im März des Jahres 1638 ſtarb nun auch ihr Vater und Mitvormund, der Graf Chriſtian von Waldeck. Obwohl ſie jetzt volljährig war, ſo erbat ſie ſich doch vom Reichskammergericht einen neuen Mitvormund, und ſchlug dazu ihren Schwager, den Landgrafen Georg II. von Heſſen-Darmſtadt vor[1]). Dieſer erklärte ſich aber erſt 1640 zur Uebernahme der Vormundſchaft bereit und bedung ſich dabei ausdrücklich aus, mit der Adminiſtration des Landes nichts zu thun haben zu wollen.

---

[1] Doch hatte ſie die ganze Zeit über unter ihrem Minimum von Dienerſchaft einen „dorichten Jörken" (Hofnarren).

[2] Hunold war der Sohn eines Profeſſors in Marburg, aus dem Waldeckiſchen mit herübergekommen und von Katharinen zum vormundſchaftlichen Rath ernannt worden. Tilhen war aus Lemgo. Hunold wurde ſpäter Präſident der Regierung und Kammer, gefiel ſich aber nicht in der Reſidenz, zog als Droſt nach Varnholz und ſtarb daſelbſt am 2. October 1645. Tilhen wurde Kanzler.

Indeß half er der Gräfin doch ſchon vorher in einer wichtigen Sache. Johann Bernhard wollte ihr wenigſtens die beiden älteſten Söhne, die jetzt 6 und 5 Jahre alt waren, entziehen und drohte, ſie ihr mit Gewalt zu entreißen. Um ſie, für deren Recht und Intereſſe ſie ſtritt, nicht in die Hände desjenigen gelangen zu laſſen, in dem ſie, mit Recht, wie ſich bald zeigte, einen Feind ihrer Kinder erkannte, beſchloß ſie, lieber das ſchwere Opfer einer Trennung zu bringen. Der Landgraf Georg hatte ſich erboten, ſie zu ſich zu nehmen. Darmſtädtiſche Truppen lagen in Rinteln, Lemgo[2]) und ſonſt in dortigen Gegenden. Mit den Führern derſelben ward der Fluchtplan verabredet. Um die Gegner ſicher zu machen, knüpfte ſie Vergleichsunterhandlungen an, und ließ nun ihre drei Schwäger bereden, an dem verabredeten Tage ein großes Hirſchjagen anzuſtellen, was ſie und ihre Leute aus dem Schloſſe entfernte. Der darmſtädtiſche Hauptmann Hoyer war früh am 10. Auguſt 1638 von Lemgo mit einem Detachement Soldaten ausgerückt, und hielt ſich bei Herberhauſen verborgen. Die beiden Knaben wurden gegen Mittag von der Wärterin in den Garten geführt. Jetzt kam Hoyer mit noch einem anderen Offizier geritten; der Hofmeiſter wurde von der Tafel abgerufen, führte die Knaben ins Feld zu den Offizieren; ſie wurden in eine Kutſche geſetzt und langten glücklich in Lemgo an, von wo ſie folgenden Tages, unter militäriſcher Escorte, zunächſt nach Hameln zu dem Obriſtlieutenant Beſſel gebracht wurden. Die Gräfin ſtellte ſich anfangs untröſtlich; als aber ihr Antheil an der Sache verrathen ward, bekannte ſie ſich offen dazu und höhnte die Gegner aus, welche nun mächtig über den „Lippiſchen Prinzenraub“ ſchrieen und der Gräfin noch lange dieſen abſcheulichen „Menſchenraub oder plagium“ vorrückten. Indeß auch dieſe Thatſache blieb eine vollendete. Umſonſt berief Johann Bernhard die Landſtände; umſonſt wendete er ſich an den Herzog von Braunſchweig, unter deſſen Schutze die jungen Grafen zur Zeit waren, umſonſt durch die Landgräfin von Kaſſel, welche immer mehr auf ſeine Seite trat, weil die Gräfin von der kaiſerlichen Partei beſchützt ward, an den Landgrafen von Darmſtadt; umſonſt ließ er ausſprengen, die Knaben ſeien lediglich deshalb entführt worden, um ſie in der lutheriſchen Lehre erziehen zu laſſen, ſtatt in der reformirten ihres Hauſes. Die jungen Grafen wurden im November, weil die Blattern in

---

[1]) Er war mit ihrer Schweſter, der Gräfin Sophie Juliane von Waldeck vermählt.

[2]) Hier unter dem Obriſtlieutenant Rudolph von Bünau.

Hameln ausbrachen, von dem von ihrer Mutter abgeſchickten Dr. Tilhen, unter Escorte braunſchweigiſcher Truppen, nach Waldeck und von da nach Marburg, wo der Landgraf Georg damals reſidirte, gebracht.

Inzwiſchen ſtellte ſich auch mehr und mehr heraus, daß die Gräfin alle Urſache gehabt hatte, ein Eindrängen ihres Schwagers in die Tutel abzuwehren und daß es dieſem überhaupt nicht bloß um die Vormundſchaft zu thun war, ſondern daß er das Land jure successionis in ſeinem und ſeiner Brüder Namen zu regieren, und wenn auch nicht ganz ſeinem Neffen zu entziehen, ſo doch mit dieſem zu theilen gedachte. Er fing an zu behaupten, dem verſtorbenen Landesherrn habe nur ein Viertheil des Landes rechtlich zugeſtanden und ſei von ihm auf ſeine Söhne vererbt worden; die übrigen drei Viertheile dagegen ſeien ihm und ſeinen Brüdern jure successionis zugefallen. Es war dieſe Prätenſion aber entſchieden der ſchon durch den Einigungsvertrag des Grafen Simon's III. von 1368 begründeten, von den damaligen Ständen verbürgten, vom Kaiſer wiederholt und zwar noch 1521 und 1593 beſtätigten Primogeniturfolge zuwider. Indeß hatte es einzelne Fälle gegeben, wo es ſcheinen konnte, als ſei ein Abgehen von jenem Grundſatze wenigſtens beabſichtigt worden[1], und auf dieſe, auf den entgegenſtehenden Gebrauch in den meiſten reichsſtändiſchen Häuſern, ſowie auf ſonſtige Scheingründe beriefen ſich die Gegner des Erſtgeburtsrechts in ihren Streitſchriften, während die Gräfin ſie in ihren Eingaben beim Reichskammergericht, bei denen ihr beſonders der Kanzler Victor zu Waldeck behülflich war, zu widerlegen ſuchte.

---

[1] Auch das hatte der Einrichtung geſchadet, daß ſie ſo früh und ſchon in einer Zeit getroffen worden, wo der Grundſatz dem deutſchen Rechtsgefühl noch fremd war. Doch waren thatſächliche Abweichungen nicht vorgekommen, die ganze Sache aber in Vergeſſenheit gerathen, ſo daß man damals ſogar das Original des Vertrags verloren glaubte, während es ſpäter in Lippſtadt gefunden worden iſt.

Inzwiſchen waren aber dieſe Ausſchreitungen Johann Bernhard's der Sache der Gräfin, wie gewöhnlich, günſtig. Zuvörderſt entfremdeten ſie Jenem die Landſtände. Sobald er die Maske abwarf, traten ſie einmüthig von ſeiner Seite ab, erklärten, daß ſie die Rechte des Erſtgebornen ſchützen und daher nunmehr die Gräfin als geſetzliche Vormünderin anerkennen wollten, und widerrieſen ihre zum Prozeß ausgeſtellte Vollmacht vor Notar und Zeugen. Weder die Drohungen Johann Bernhard's, noch die Aufforderungen der kaſſelſchen Regierung machten ſie anderen Sinnes. Als Johann Bernhard ſie 1639 zu einem Landtage berief, kamen ſie nicht, waren aber gleich bereit, auf Berufung der Gräfin zu kommen, ungeachtet Johann Bernhard es ihnen bei 500 Goldgulden Strafe verboten hatte. Doch wurden ſie von dem Schloſſe abgeſperrt und konnten nicht zur Gräfin gelangen. Um zu der Wahl des neuen Mitvormunds ihre Zuſtimmung zu geben, kamen ſie, auf die Aufforderung der Stadt Lemgo, einſeitig zuſammen. Sonſt hielten ſie ſich mehr paſſiv, weil ſie nicht das Signal zum Aufſtande geben wollten, wirkten aber doch zu Gunſten der Gräfin auf die öffentliche Meinung. Ebenſo trat nunmehr der Kurfürſt Ferdinand von Köln, als Adminiſtrator des Stiftes Paderborn, von der Sache Johann Bernhard's ab und auf die Seite der Gräfin. Ferner entſchied ſowohl der Reichshofrath zu Wien (24. Mai 1639), als das Reichskammergericht zu Speier (5. Juli 1639) wider Johann Bernhard und zu Gunſten der Gräfin. Indeß Johann Bernhard war im factiſchen Poſſeß und wendete das Rechtsmittel der Reviſion ein.

Auch gewann er, wenn ihm auch ſein Verſuch, die Städte Lippe und Lemgo auf ſeine Seite zu ziehen, fehlſchlug, doch die entſchiedene Unterſtützung der Landgräfin Amalie von Heſſen.

Das Land litt daneben vielfach. Theils war die factiſche Regierung, wegen ihres zweifelhaften, oder vielmehr nichtigen Rechtstitels, zu einer ſchwankenden Politik gegen außen genöthigt, welche dem Lande abwechſelnd von beiden Parteien Drangſale zuzog. Theils veranlaßte die Ungewißheit der Stellung eines Regenten, der ſeiner Zukunft nicht ſicher war, mancherlei koſtſpieligen Luxus und manche Maßregel, wobei der Zukunft nicht gedacht war. Theils mußte man ſich, auf Koſten des Landes, Anhänger und Beiſtände ſchaffen. Die Beamtenſtellen, wie die Schloßwachen und der Hofaufwand, wurden vermehrt. Die Prozeſſe und Sendungen koſteten viel. Die Kriegscontributionen waren erdrückend. Es wurden neue Zölle und Beamte und ein beſchwerender Viehſchatz eingeführt. Johann Bernhard verpfändete Domainen, um ſich eine Präbende in Bremen zu ſichern. Er bezahlte die Zinſen der Landesſchuld nachläſſig, weigerte ſich wohl auch, die von ſeinen Vorfahren gemachten Schulden anzuerkennen, und zog dadurch dem Lande Prozeſſe und Executionen zu. Die Geſchäfte kamen vielfach in unfähige, untreue und gewiſſenloſe Hände. Großen Streit und Verwirrung erregte es auch, als die Städte die Beſtätigung ihrer Rathswahlen, nach Lemgos Vorgange[1], bei der Gräfin Katharina ſuchten, und Johann Bernhard ſie durch Bedrohungen, Geldauflagen und Commiſſarien zwingen wollte, den Conſens und die Confirmation, wie zeither, bei ihm zu ſuchen. In Lemgo gewann der Magiſtrat den Commandanten der dortigen Garniſon, unter deſſen Schutze die Commiſſarien Johann Bernhard's fortgetrieben und die Wahlen mit allen Solennitäten vollzogen wurden. Uflen ließ die Sendlinge des Uſurpators gar nicht in die Stadt. In Detmold dagegen, wo ſich gerade eine kleine Abtheilung kaiſerlicher Soldaten befand, wurde dieſe am Tage der Wahl durch Johann Bernhard's Schloßwachen auseinandergetrieben, worauf auch Bürger und Rath erſchrocken heimliefen. Als dann 30 Kaiſerliche, die der Zufall hinführte, das Stadtthor einnehmen wollten, wendete die Gräfin das Blutvergießen vermittelnd ab.

---

[1] Dieſes hatte vorher zwei Rechtsgutachten eingeholt.

Dieſe war noch immer in mancher perſönlichen Noth. Johann Bernhard gab ihr natürlich nichts zum Unterhalt ihrer Söhne im Auslande. Ihre Leute dienten ihr zum Theil ohne Beſoldung. Aus der Hofhaltung bekam ſie für ſich und ihre Leute zu jeder Mahlzeit ſechs Speiſen, ſonſt nichts. Sie mußte alle ihre Schmuckſachen verſetzen. Damit hatte ſie ſchon 1636 den Anfang gemacht, und zwar zu dem edlen Zwecke, die von den Schweden gefangenen Lemgoer auszulöſen. Endlich drohte ihr Johann Bernhard, wenn ſie nicht in 14 Tagen aus dem Schloſſe zöge, ihr Küche und Keller ganz zu verſchließen. Die Ausführung dieſer Drohung verhinderte die Einſprache des kaiſerlichen Generals Freiherrn von Wehlen[1]. Das von demſelben erwirkte Verſprechen, ihr die Einkünfte ihres Witthums zukommen zu laſſen, blieb aber unerfüllt, und als Katharina ſie mit Hilfe kaiſerlicher Soldaten und des Magiſtrats zu Horn abholen laſſen wollte, erfolgte gewaltſamer Widerſtand und Verſperrung der dortigen Burg. Dennoch hielt ſie aus, und die im Februar gepflogenen Vergleichsverhandlungen, an denen auch Heſſen, Paderborn und der landſtändiſche Ausſchuß theilnahmen, ſcheiterten abermals an der Feſtigkeit, mit welcher die Gräfin die den Intereſſen ihrer Kinder allzunachtheiligen Forderungen Johann Bernhard's abwies.

---

[1] Es war dies Alexander Freiherr von Wehlen, am 11. October 1641 vom Kaiſer in den Reichsgrafenſtand erhoben, † 10. October 1675. Eine Tochter von ihm, Alexandrine, heirathete 1645 den Grafen Johann zu Waldeck, einen Bruder unſerer Gräfin Katharina.

Jetzt trat aber wiederum eine günſtige Wendung ein. Die Gräfin hatte manche Freunde unter den in der Nähe ſtehenden Kriegsführern. Dazu gehörte beſonders der kaiſerliche Feldmarſchall Joachim Chriſtian Graf zur Wahl 1), der ſich durch Schonung der Grafſchaft Lippe den Unwillen des General Götze zuzog, und jetzt zu Hamm ſtand. Ferner der ſchon erwähnte Freiherr Alexander von Vehlen, meiſtens in Wahrendorf an der Emmer ſtehend. Dann hauptſächlich der berühmte General Graf Peter von Holzapfel (Melander) 2), ungeachtet dieſer damals kaſſelſche Truppen in Lemgo befehligte. So war ſie auch mit dem ſchwediſchen General King und ganz

---

1) Derſelbe iſt angeblich ein thüringiſcher Edelmann aus der Gegend von Altſtädt geweſen. In der lutheriſchen Kirche erzogen, wurde er frühzeitig katholiſch und diente ſchon vor 1619 der Ligue. In der Schlacht auf dem weißen Berge verlor er einen Arm. Bald darauf ward er Obriſtlieutenant in Tilly's Regimente, focht 1630 als Obriſter bei Breitenfeld, ward nach und nach kurbaieriſcher Generalfeldmarſchall und Gouverneur von Ingolſtadt, auch vom Kaiſer in den Reichsgrafenſtand erhoben und ſtarb im Auguſt 1644. In der fruchtbringenden Geſellſchaft, deren Mitglied er war, hieß er der Anhenkende.

2) Peter, im Naſſauiſchen 1585 geboren, ſtand anfangs in Dienſten der Stadt Baſel, warb dann ein Regiment für Venedig, ging darauf in kaſſelſche Dienſte, und als er ſich von der Landgräfin beleidigt hielt, in kaiſerliche, erwarb Grafentitel und Grafſchaft und fiel 1648 bei Zusmarshauſen. Näheres vielleicht künftig.

beſonders mit dem berühmten Baner befreundet, deſſen Gemahlin, Eliſabeth Juliane († 1640), eine Schweſter des Grafen Chriſtian von Waldeck, alſo eine Tante der Gräfin war. Während nun Johann Bernhard im Mai 1640 ſich einige Tage in Kaſſel aufhielt, hatte Katharine den Grafen zur Wahl durch ihren getreuen Hunold beſchickt und am $^{1}/_{11}$ Mai wurde auf dem Schloſſe gemeldet, der Graf zur Wahl komme, in Begleitung des Obriſten Koch, welcher damals Commandant in Lemgo war, des Obriſten Lohe, und etwa 400 Mann Infanterie und 140 Reiter, nach Detmold, „um en passant den gräflichen Perſonen die Hände zu küſſen." Die drei Grafen verfügten ſich in den Schloßhof, die Gäſte zu empfangen, und der Graf zur Wahl rückte mit klingendem Spiel auf den Schloßplatz. Er wollte ſeine Soldaten ſofort in die Schloßgebäude legen. Dagegen remonſtrirten die Grafen und beriefen ſich auf eine am 1. December 1636 vom Kaiſer für das Schloß erhaltene Salveguarde. Der Graf betheuerte ſeine friedlichen Abſichten, behauptete aber, daß er, theils ſeiner Ehre, theils der Sicherheit wegen, nicht ohne eine Leibwache, die der Schloßwache an Stärke mindeſtens gleich ſei, in das Schloß kommen könne. Es war nämlich der Commandant der Schloßwache, Hauptmann Rembert Wilhelm de Wrede, früher in ſchwediſchen Dienſten geweſen und eifriger Anhänger der Schweden. Johann Bernhard willigte endlich ein, 25 Kaiſerliche einrücken zu laſſen. Da aber drängten noch etwa 40 mehr nach. Als der Commandant dies ſah, ließ er raſch die Zugbrücke aufziehen, wodurch der General und Johann Bernhard von den übrigen Offizieren und den jüngern Grafen abgeſchnitten wurden. Wahl zeigte ſich höchſt entrüſtet, daß man ihn „wie einen Iltis und Marder in einer Falle fangen wollen“ und befahl, unter heftigen Drohungen, die Brücke wieder niederzulaſſen. Wrede hatte dazu keine Luſt; Johann Bernhard aber, der ſeine Brüder in der Gewalt der Feinde ſah und den General ſeinen Leuten zurufen hörte, ſie ſollten dieſelben auf der Stelle niederſtoßen, wenn ihm ein Leid widerführe, befahl das Niederlaſſen. Sobald dies erfolgt war, rückten die kaiſerlichen Soldaten ein und ſammelten ſich, unter Zurücktreiben der Schloßwache, im Hofraume. Am anderen Tage ſtellten ſich die in der Stadt gebliebenen Truppen, anſcheinend um ihren General zum Abmarſch zu erwarten, auf dem Schloßplatze auf. Um 12 Uhr nach beendigter Tafel erſchien der General, von den drei Grafen begleitet, unter dem Schloßgewölbe, winkte auf einmal den Soldaten und rief ihnen zu: „Herauf, Burſche, und thut was euch befohlen!“ Sofort drangen die Soldaten ins Schloß, trieben die Schloßwachen zurück, verfolgten ſie durch alle Gemächer, entwaffneten alles und beſetzten ſämmtliche Poſten. Beſtürzt und erſtaunt ſahen die drei Grafen dem zu, und mit doppeltem Aerger ſahen ſie die Gräfin am Fenſter ſtehend die Kaiſerlichen mit Lachen und Freudenbezeigungen begrüßen. Zugleich warf der General, zur Beſchönigung ſeiner Gewaltthat, vor, daß das Gerücht gehe, man habe ihn gefangen nehmen und mit dem Schloſſe ſeinen Feinden überliefern wollen. Die Grafen aber, beſonders der feurige Otto Heinrich, gaben ihren Unwillen laut zu erkennen, und wieſen den Rath, ſich mit der Gräfin auszuſöhnen, mit Unwillen zurück. Der General marſchirte nun nach Lemgo zurück, ließ aber 100 Mann unter Hauptmann Mehler im Schloſſe zurück, und nahm Wrede mit einem Theil ſeiner Leute gefangen mit. Wrede ward erſt in Lemgo, dann in Hamm in ſtrenger Haft gehalten, entfloh aber und trat in kaſſelſche Dienſte, von wo er der Gräfin noch manchen Schaden that.

Dieſe war aber jetzt obenauf. Sie war Herrin im Schloſſe und von dem Tage an auch Herrin vom Lande, ſoweit dies die Regierung des Landes in jener Zeit ſein konnte. Johann Bernhard trat jetzt auf die Stelle, die die Gräfin ſo lange eingenommen, und dabei fehlten ihm noch ſo die Sympathien des Landes, wie das Bewußtſein des Rechts. Die Gräfin ſchritt nun auch gegen ſeine Creaturen ein. Röbbigh und Poſt wurden verhaftet, ihre Papiere verſiegelt, ſie ſelbſt ſpäter nach Lemgo abgeführt. Mehrere Diener und Beamte wurden entlaſſen und durch andere erſetzt. In die Amthäuſer und Schlöſſer legte man zuverläſſige Soldaten. Die Gräfin, die im Unglück eine ſeltene Feſtigkeit und mütterliche Aufopferung bewährt hatte, zeigte ſich im Rauſche des Glückes nicht eben großmüthig, vergalt vielmehr ihren Gegnern den jahrelangen Groll und Unmuth, den ſie verſchlucken, die Kränkungen und Plagen, die ſie erdulden müſſen. Namentlich litten ihre unverheiratheten Schwägerinnen, die es mit den Brüdern gehalten. So ward es den Geſchwiſtern bald unheimlich in ihrer Nähe. Die beiden jüngeren Grafen gingen ſchon nach wenigen Tagen nach Bückeburg zu dem Grafen Otto von Holſtein-Schaumburg. Dieſer verſuchte auch, nachdem Graf Otto zu Brake den Brüdern jeden Beiſtand geweigert, fruchtloſe Vermittelung. Am $^{19}/_{29}$ Juni reiſte Johann Bernhard nach Bückeburg ab, und bald folgten auch die Schweſtern, welche obendrein der Hauptmann der Garniſon im Trunke beleidigt hatte. Ueber den ganzen Vorgang aber entſpann ſich ein Streit in Druckſchriften[1]).

---

[1]) So erſchien von Seiten der Gräfin ein „eigentlicher Verlauf

Auch die Landgräfin von Heſſen und die Schweden zürnten und drohten. Doch gelang es der Gräfin, die letzteren durch Baner's Vermittelung und dadurch zu beſchwichtigen, daß ſie den Abzug des Hauptmann Mehler bewirkte und das Schloß mit einer eigenen Compagnie beſetzte. Dagegen führten die Kaſſelſchen, in deren Dienſte Graf Otto Heinrich getreten war, durch dieſen mancherlei Streifzüge in das Land aus. Sie nahmen auch den Droſt Georg Wilhelm von Rübel ($^{10}/_{20}$ Auguſt) in Hornoldendorf gefangen, führten ihn nach Lippſtadt und wollten ihn als Geiſel für Röbbigh und Poſt behalten. (Dieſe Drei wurden ſpäter wieder freigelaſſen.) Von Rinteln aus drangen einmal 70 Heſſen bis Detmold vor. Dazu kamen die Unordnung und Verwüſtung, die man in allen Zweigen der Staatsverwaltung fand, die Seltenheit geſchickter und zuverläſſiger Beamten, eine peſtartige Epidemie, Miswachs in manchen Gegenden, in anderen Ueberſchwemmung. Auch begann jetzt, mit dem Tode des Grafen Otto VI. von Holſtein-Schaumburg (geb. 1616 † 15. November 1640), der große Sternberger Proceß, in welchem Lippe, in Folge der Verwahrloſung der Archive, nicht bloß um ſeinen Anſpruch auf die ganze Grafſchaft Schaumburg kam, ſondern auch mit dem Verluſte alter Landestheile bedroht ward. Darüber vielleicht künftig einmal.

Unter ſolchen Verhältniſſen litten freilich die Unterhandlungen über die Apanagen der gräflichen Geſchwiſter, die durch die Noth allmälig dazu gebracht worden waren, ihre weiteren Prätenſionen gegen eine gute Sicherung ihres Auskommens aufgeben zu wollen. Der feurige

---

der Reducirung der Veſte Detmold"; von Seiten Johann Bernhard's ein „wahrhafter beſtändiger Gegenbericht."

Graf Otto Heinrich, anfangs der Heftigſte, wurde am erſten durch vorläufige Geldzahlungen beſchwichtigt, und trat bald mit der Gräfin in leidliches Verhältniß. Johann Bernhard wollte aber durchaus Land, namentlich das Amt Varnholz, auch wohl immer noch eine tutela honoraria. Auf letzteres verlor er alle Hoffnung, als am 14. Januar 1641 eine neue kaiſerliche Confirmation des Einigungsvertrages und ein kaiſerliches Mandat erſchien, wodurch Katharina im Beſitz des Schloſſes und der Regierung geſchützt wurde, auch das Reichskammergericht ſein letztes Rechtsmittel verwarf. Ueber ſeine Abfindung oder „Competenz" ward mündlich und ſchriftlich lange und vielfach unterhandelt, während welcher Zeit die jüngeren Geſchwiſter theils, neben dem, was die Brüder durch Kriegsdienſte1) erwarben, von gelegentlichen Unterſtützungen der Gräfin, Johann Bernhard aber von ſeiner bremenſchen Präbende lebte. Den Schweſtern wurden jährlich 400 Thaler für jede angewieſen, womit ſie zufrieden waren. Endlich kam am 16. März 1642 ein Vertrag zu Stande, worin den beiden jüngern Brüdern jährlich 1000 Thaler Competenzgelder zugeſichert wurden, und nun beeilte ſich auch Johann Bernhard, abzuſchließen. In einem am 23. April abgeſchloſſenen Vertrag wurden ihm 1200 Thaler jährlich, ferner ſtatt einer Wohnung 100 Thaler und eine Menge Naturalien als Küchenſteuer zugeſichert.

Nachdem die Gräfin die Sache ihrer Kinder glücklich durchgefochten und auch nachher noch einige Jahre mit Treue, Geduld und Aufopferung für deren und des Landes Intereſſe gewirkt hatte, begann ſie, auch an ſich ſelbſt zu denken. Sie ging damit um, ſich anderweit zu ver-

---

1) Hermann Adolph war in braunſchweigiſchen Dienſten.

mählen, und auf das erſte Gerücht davon ſetzte Johann Bernhard ſeine Agenten wieder in volle Thätigkeit. Indeß auch hier baute die vorſichtige Gräfin vor. Sie ſah ſich nach einem andern Vormund um, der, da ſich im Inlande kein Geeigneter fand, ein auswärtiger Fürſt ſein ſollte, ſowie ſie auch nur einen Lutheriſchen haben wollte. Erſt dachte ſie an einen Grafen von Wittgenſtein. Dann ſchlug ihr der Landgraf Georg ſeinen und ihren Schwager, den Grafen Emich von Leiningen-Weſterburg[1] vor. Dieſer fand ſich bereit und die Gräfin willigte ein. Es ward am 7. Juli 1643 zu Detmold ein vorläufiger Receß errichtet. Der Graf wurde auch vom Reichskammergericht am 15. September beſtätigt. Da aber die Vermählung der Gräfin früher erfolgte, als der Graf nach Detmold kommen konnte, ſo ſetzte die Gräfin, durch Manifeſt vom 13. November, ein interimiſtiſches vormundſchaftliches Collegium ein, welches aus dem Hofrichter von Schwarz, dem Droſt Hunold und dem Vicekanzler Tilhen beſtand, drei Männern, welche auch ſpäter die Geſchäfte hauptſächlich geführt haben.

Die Gräfin vermählte ſich mit dem in kaiſerlichen Dienſten ſtehenden Herzog Philipp Ludwig von Holſtein[2], deſſen Dragoner von Lemgo aus das Land mehrfach gegen Streifzügler ſchützten.

Im Juni 1644 ward auch ihr jüngſter Sohn, Ludwig Chriſtian, von Hörter nach Marburg zu ſeinen Brüdern gebracht. Hier blieben ſie unter ihrem Hofmeiſter

---

[1] Emich XII., geb. 1612 † 1658; vermählt 1) mit Chriſtine, Tochter Albert Otto's, Grafen von Solms-Laubach, 2) mit Dorothea, Tochter Chriſtian's, Grafen zu Waldeck.

[2] Aus dem Hauſe Sonderburg, ein Sohn des Herzogs Alexander. Er war am 27. October 1620 geboren, ſtiftete die, ſpäter wieder erloſchene Linie zu Wieſenburg in Sachſen, und † 10. März 1689.

Melchior von Oeynhauſen, von ihrem Präceptor Konrad Dietrich Lynker und an der dortigen Hochſchule unterrichtet, bis 1645, wo die Kaſſelſchen Marburg belagerten. Damals ſiedelten ſie (20. November) nach Gießen über, wie denn auch bald darauf Marburg durch den Oberſtlieutenant Willich übergeben wurde[1]. In Gießen waren ſie ſicherer gegen den Krieg, trafen aber dafür einen ſchlimmeren Feind: die Blattern, welche zuerſt den jüngſten Grafen, Ludwig Chriſtian, am 13. Auguſt 1646, dann den mittleren, Hermann Otto, am 13. October deſſelben Jahres dahinrafften[2]. Der einzig noch überlebende älteſte Bruder, Graf Simon Philipp, war ſchwächlich und ſehr „zur Melancholie geneigt", weshalb man ihn mit großer Aengſtlichkeit behandelte. Er ward nach Darmſtadt geſchickt, und das Gerücht, auch er ſei geſtorben, fand im lippiſchen Lande um ſo willigeren Glauben, als ſich, in der Nacht vom 7. zum 8. December 1646, die weiße Frau auf dem Schloßwalle zu Detmold ſehen ließ. Indeß dieſe hatte ſich für diesmal geirrt. Die ganzen Vorgänge beſtimmten ebenſowohl den Grafen Leiningen und die Landſtände, als die Gräfin, ihn nach Detmold zu wünſchen. Sie drangen unter den vielartigſten Gründen in den Landgrafen, darein zu willigen, aber dieſer weigerte ſich beharrlich.

Möglich, daß Heirathspläne ſowohl jenem eifrigen Andringen, als dieſem beharrlichen Widerſtande zum

---

[1] Dieſer ward dafür, wenige Tage nach der Uebergabe, als Landesverräther und pflichtvergeſſener Soldat, auf dem Markte zu Gießen enthauptet.

[2] Sie wurden mit großer Pracht in der Stadtkirche zu Gießen beerdigt. Ihren Tod beſang u. A. der damals berühmte Kanzelredner und Satyriker Johann Balthaſar Schuppius (geb. zu Gießen 1610, † zu Hamburg 1661).

Grunde lagen. Die Gräfin, jetzt Herzogin, ſtand ſchon lange in freundſchaftlichem Verkehr mit dem Grafen Peter von Holzapfel, der jetzt die kaſſelſchen Dienſte verlaſſen hatte und als kaiſerlicher Generalfeldmarſchall in Steinheim ſtand, wo ihn Katharina öfters beſuchte, ihm auch einmal ihren Sohn vorſtellte. Als er nach Süddeutſchland aufbrach, begleitete die Gräfin ſeine Gemahlin[1]) nach Frankfurt, wo ſich ihr Sohn gerade befand. Sein Hofmeiſter von Deynhauſen war zufällig abweſend und der junge Graf ſtand unter der Obhut des Präceptors der darmſtädtiſchen Prinzen, Mylius. Von dieſem verlangte die Herzogin die Auslieferung ihres Sohnes fruchtlos. Doch konnte er es ihr nicht abſchlagen, ihr denſelben zum Abſchiede noch einmal zuzuführen. Am 13. Juli 1647 ging er mit dem jungen Grafen, von mehrern Dienern begleitet, in die Wohnung der Gräfin Holzapfel, bei welcher Katharina wohnte. Er traf hier eine große Anzahl vornehmer Herren und Damen und wurde von der Gräfin in ein Nebenzimmer gerufen, wo ſie ihn ſo lange vergeblich mit neuen Bitten und Drohungen beſtürmte, bis ſie ihm endlich ſagen konnte, der junge Graf ſei ſchon zum Thore hinaus; er möge dem Landgrafen berichten, daß man einer Mutter ihren Sohn nicht entziehen könne. In der That war Simon Philipp von der Gräfin Holzapfel beſtimmt worden, in eine Kutſche zu ſteigen, welche ihn raſch nach Hanau fuhr, wo er ſich noch an demſelben Tage mit der erſt etwa ſiebenjährigen Tochter des Grafen von Holzapfel, Eliſabeth Charlotte, verlobte. Seine Mutter reiſte ihm bald nach und führte ihn ſpäter nach Köln. Von Hamm aus entſchuldigte er ſich bei dem Landgrafen, der ſich auch, unter der Bedingung, daß Simon Philipp wieder zurückkommen und förmlich Abſchied vom Hofe nehmen würde, bereit finden ließ, das Vorgefallene zu vergeſſen. Bald darauf ging der junge Graf nach Detmold, wo er den Winter von 1647 zu 1648 blieb. Im Juli 1648 ging er wieder nach Köln, wo ſich auch ſeine Mutter, dann die jetzt verwitwete Gräfin von Holzapfel und der Graf von Leiningen einfanden. Hier wurden am 26. September (6. October) 1648 die Ehepacten abgeſchloſſen. Die Braut ſollte die Grafſchaft Holzapfel an der Lahn, für 20,000 Thlr. Silbergeſchirr und Schmuck, 30,000 an Geld und nach dem Tode ihrer Mutter das Schloß Lülsdorf und deren Schmuckſachen, oder ſtatt der letzteren 25,000 Thlr. erhalten. Als Witwenſitz wurde ihr das Haus Horn mit einer jährlichen Rente von 6000 Thlr. verſchrieben. Würde ein Theil vor der Vermählung ſterben, ſo ſollte der Ueberlebende 6000 Thlr. erhalten.

---

[1]) Agnes geb. Freiin von Effeler.

Der junge Graf trat nun ſeine Studienreiſen, unter Führung des Hofmeiſters von Deynhauſen, an und ging zuerſt nach Leyden, wo er ein Jahr blieb. Im Sommer 1649 reiſte er nach Paris, wohnte dem Einzuge des Königs bei, hielt ſich aber, der Koſten halber, nur einige Wochen auf, während er längere Zeit in Grenoble blieb. Von da ging es über Genf durch die Schweiz und über den Gotthard nach Mailand und Florenz, wo ſie im Februar 1650 ankamen und der Graf ſich beſonders in der Reitkunſt auszubilden ſuchte, es auch bald zu hoher Fertigkeit darin brachte¹). Der Hofmeiſter trieb ſehr

---

1) Sein Aufenthalt in Florenz und ſeine Geſpräche mit dem Großherzog veranlaßten dieſen ſpäter, wegen Ankaufs der Exterſteine mit Lippe in Unterhandlung zu treten (1654). Vergl.: Cloſtermeier,

zur Abreiſe, weil er „die italieniſche ſubtile Luft und die ſüß einſchleichenden ſchweren Weine“ dem Grafen gefährlich fand. Doch pilgerten ſie erſt nach Rom, die Feſtlichkeiten des Gnadenjahres zu ſehen. Sie waren kaum wieder zurück in Florenz, als der Graf an den Blattern erkrankte, und am [illegible] Juni 1650 derſelben Krankheit erlag, die ſchon ſeine Brüder dahingerafft hatte.

Johann Bernhard war jetzt am Ziele und trat die Regierung an. Aber als die Leiche des in Florenz Verſchiedenen in der Familiengruft zu Blomberg feierlich beigeſetzt wurde (10. Juni 1652), geſchah es gleichzeitig mit der ſeines Nachfolgers.

Die Mutter hatte den Tod ihres letzten Sohnes nicht erlebt. Sie ſtarb am 24. November 1649 zu Köln, im 37. Lebensjahr. Ihre Leiche ward einſtweilen in Detmold im Gewölbe beigeſetzt. Die von ihr gewünſchte Beerdigung neben ihrem erſten Gemahl in der Gruft zu Blomberg unterblieb über den vielfachen Streitigkeiten, in welche ihr Witwer[1]) mit der neuen Regierung gerieth. Namentlich hatte Simon Philipp am 20. März 1648 ein Teſtament errichtet, was ſeine Mutter zur Erbin aller ſeiner Allodialgüter und 30,000 Thlr. baaren Geldes einſetzte, auf deſſen Caſſation aber Johann Bernhard aus allerdings triftigen Gründen antrug. Den Proceß ſetzte ſpäter ein Graf Sinzendorf fort, welcher die einzige Tochter Katharina's aus ihrer Ehe mit Philipp von Holſtein, Eliſabeth Dorothea, geheirathet hatte[2]), und

---

der Eggeſterſtein im Fürſtenthum Lippe (neue Ausgabe von Helwing, 1848), S. 60 fg.

[1]) Derſelbe nahm übrigens nachher noch zwei Frauen: eine Heſſen-Homburg und eine Reuß.

[2]) Es war dies Georg Ludwig Graf von Sinzendorf, vermählt den 20. Nov. 1661, † 14. December 1680. Die Witwe heirathete

Lippe mußte zuletzt, nach 20jährigem Rechtsſtreite bei beiden Reichsgerichten, eine Vergleichsſumme von 50,000 Thlr. zahlen. Lange vorher war Katharina's Hülle in der Nikolaikirche zu Lemgo beigeſetzt worden (1652).

Johann Bernhard hatte vor ſeinem Regierungsantritte hauptſächlich in Sternberg gewohnt, was ihm, nebſt ſeinem Bruder Hermann Adolph, durch Vertrag vom 28. April 1648, mit verſchiedenen Gerechtigkeiten, zur Wohnung eingeräumt, wie auch ihre Apanage um 300 Thlr. jährlich erhöht wurde. Bei ſeinem Regierungsantritte cedirte er ſeine bremer Präbende ſeinem Halbbruder, dem Grafen Jobſt Hermann[1].

Ein trauriges Ende hatte der ritterliche Graf Otto Heinrich genommen. In Lemgo commandirte ein Graf Johann Caſimir von Leiningen-Dachsburg[2], kaiſerlicher Oberſt, ein brutaler, feiger und tückiſcher Mann. Derſelbe hatte beſonders auf den Grafen Hermann Adolph einen Groll geworfen, und ließ ihn bei einer Gelegenheit aus, wo ſich eine zahlreiche Geſellſchaft im Kruge zu Brake verſammelt hatte und ſich mit Trinken und Beilkeſpiel erluſtigte, indem er den Grafen, ſowie den Oberſtwachtmeiſter Witte[3] erſt gröblich beleidigte, ſie verhöhnte, und ſie dann ſpäter noch, weil ſie Genugthuung gefordert, in Haft ſchickte. Erſt 1646 kehrte der Dachsburger in

---

1682 den kaiſerl. General Ludwig Graf von Rabutin († 1717), wurde katholiſch und † 8. Januar 1725. Ihre Tochter erſter Ehe heirathete 1687 den Fürſten Friedrich Wilhelm von Hohenzollern.

[1] Von der zweiten Gemahlin Simon's VII., Maria Magdalene von Waldeck.

[2] Geb. 1619 † 1688 unvermählt.

[3] Dieſer wurde ſpäter von dem Oberſtlieutenant Johann Abſchlag, der im Jahre 1666 in Lemgo als Zauberer hingerichtet werden, im Duell erſchoſſen. S. Lipp. Magazin, Jahrg. 1, Nr. 10.

die Pfalz zurück. 1648 geleitete Otto Heinrich die Gemahlin des Vormundes, Grafen Emich von Leiningen, die Gräfin Agnes, von Detmold aus, auf Erſuchen ihres dort noch zurückgehaltenen Gemahles, erſt in ein Bad, dann nach Heydesheim, der Heimath des Grafen. Hier traf er öfters mit Johann Caſimir zuſammen, mied aber jeden näheren Verkehr mit ihm und ſchilderte ſein Betragen in Lemgo dergeſtalt, daß Johann Caſimir in der ganzen Gegend verhaßt und gemieden ward. Am $^{10}/_{20}$ März wollte Graf Otto Heinrich wieder abreiſen. Am $^{9}/_{19}$ ritt er, in Begleitung der in einer Sänfte von Pferden getragenen Gräfin Agnes, mit ſeinen Dienern nach dem Schloſſe Hartenburg, um dort Abſchied zu nehmen. Johann Caſimir ritt mit drei Dienern, welche unter ihren Mänteln geladene Piſtolen hatten, nach, und als er den Zug erreicht hatte, rief er Otto Heinrich zu, er habe ein Wort mit ihm zu reden, und fragte, warum er ſich der lemgoiſchen Händel annähme. Otto Heinrich hatte erſt wenige Worte geſprochen, indem er erklärte: „er ſei der Mann, die Sache mit ihm auszuführen,“ und war im Begriff, ſeine Piſtolen zu ziehen; da ſchoß der Graf von Leiningen, bei der erſten Bewegung ſeines Gegners, ſeine lange bereit gehaltene Piſtole dicht vor deſſen Kopfe los, und der Graf, von zwei Kugeln in die Schläfe und im Auge getroffen, ſank lautlos vom Pferde herab und war todt, ſowie er den Boden erreichte; der Mörder aber jagte mit ſeinen Begleitern mit verhängtem Zügel zurück. Die Gräfin ſtürzte wehklagend aus ihrer Sänfte auf die blutende Leiche zu, welche von den erſchrockenen Dienern in die Sänfte gelegt und mit traurigem Herzen wieder nach Heydesheim zurückgebracht wurde. An der Stelle, wo der Mord geſchehen, ward ein rohes Kreuz von Tannenzweigen errichtet[1]). Johann Caſimir ſchrieb ſofort ſeinem Vetter, dem Grafen Emich, und behauptete, Otto Heinrich ſei der erſte Angreifer geweſen. Die Gräfin Agnes enthüllte aber den wahren Hergang. Johann Caſimir ſoll am Tage vorher ſeine Piſtole mit einer ſilbernen und einer bleiernen Kugel geladen und dabei noch zwei andere ſilberne Kugeln gezeigt und dazu bemerkt haben, ſie ſeien für den Grafen von Lippe beſtimmt. Die drei ſilbernen Kugeln habe er in der Grafſchaft Lippe gießen laſſen. Seine Diener ſollen die Abſicht ihres Herrn ſchon drei Tage vorher gewußt haben. Im Uebrigen ſprengte man aus, der Graf zur Lippe ſei im Duell geblieben und die Sache blieb ungeahndet. Im Lippiſchen erregte der Fall aber die höchſte Theilnahme, und bei der am 16. Mai 1648 erfolgenden feierlichen Beiſetzung der Leiche leiſteten die Landſtände freiwillig die erſten Beiträge zu den Beerdigungskoſten, während ſie ſpäter ſogar bei dem Tode regierender Grafen ſich oftmals weigerten.

Johann Bernhard ſtarb, wie erwähnt worden, ſchon 1652 und ihm folgte in der Regierung der dritte Bruder aus der erſten Ehe des Grafen Simon VII., Graf Hermann Adolph, der bis 1666 regiert und ſeinen Sohn zum Nachfolger gehabt hat. Er ſah ſeinen Halbbruder, Jobſt Hermann, in derſelben Weiſe gegen ihn auftreten, wie er mit ſeinen rechten Brüdern gegen den Sohn der Gräfin Katharina aufgetreten war, und mußte die Primogeniturfolge gegen denſelben vertheidigen, wie die Gräfin ſie gegen ihn vertheidigt hatte. Hatte doch Johann Bernhard ſelbſt dieſelbe, im Landtagsſchluß von 1651, für eine heilige und ewige sanctio pragmatica des gräflichen Hauſes erklärt, wie ſie auch, auf Hermann Adolph's Betrieb, vom Kaiſer abermals beſtätigt wurde.

---

[1] Falkmann a. a. O. S. 137.

Von den Schweſtern hatte Marie Eliſabeth (geb. 1611) 1649 den Grafen Chriſtian Friedrich von Mansfeld geheirathet. Anna Katharina (geb. 1612) ward Aebtiſſin des Stiftes Cappel bei Lippſtadt, reſignirte aber 1657 und vermählte ſich mit dem Fürſten Friedrich von Anhalt-Harzgerode. Juliane Urſula (geb. 1617) ward Aebtiſſin zu Hadamar, ſtarb aber ſchon 1629, ſo daß ſie dieſen Wirren und Unfällen entging. Die jüngſte Schweſter, Magdalena (geb. 1620), ward Aebtiſſin zu Herford, wollte reſigniren, um ſich mit dem Grafen von Oſtfriesland zu vermählen, ſtarb aber vorher 1646[1].

---

[1] S. über dieſen ganzen Aufſatz die angezogene Schrift von Falkmann.

IV. Herzog Friedrich von Schomberg.

Verſchiedene Mitglieder ſowohl der meißniſchen Familie von Schönberg, welche auch unter dem Namen Schömberg vorkommt, aber nicht mit der fürſtlichen und gräflichen Familie von Schönburg in Sachſen zu verwechſeln iſt, als der beiden rheiniſchen Familien von Schönberg, Schomberg, Schönburg, Schönenburg, dreier Geſchlechter, deren urſprünglicher Zuſammenhang in denſelben angenommen wird, aber nicht nachweisbar iſt[1], haben ſich in der franzöſiſchen Geſchichte bekannt gemacht und meiſt in franzöſiſchen Kriegsdienſten zu hohem Glücksſtande aufgeſchwungen, in Frankreich in der Regel ſämmtlich den Namen Schomberg geführt und zu manchen Verwechſelungen Anlaß gegeben. Es gehören hierher 1) aus dem meißniſchen Geſchlechte: a) Dietrich von Schönberg, ein Bruder des berühmten Cardinals Schönberg, der als Geſandter des Herzogs Albrecht von Preußen zu König Franz I. nach Italien geſchickt wurde und 1525 in der Schlacht bei Pavia, an der Seite der Franzoſen ritterlich kämpfend, gefallen iſt. b) **Kaspar von Schönberg**[1]). Er war 1540 geboren, ſtudirte in Strasburg und Angers, machte ſich durch ſein tapferes Auftreten in den Kämpfen der Religionsparteien der Hugenotten ſo bekannt, daß er bald in das Vertrauen Condé's kam und als deſſen Agent nach Deutſchland reiſte, trat aber nach dem Frieden von Orleans in den königlichen Dienſt, begleitete den Herzog von Guiſe 1566 nach Ungarn[2]), beſtimmte 1568 die mit dem Prinzen von Oranien auf dem Marſch zur Condé'ſchen Armee begriffenen deutſchen Oberſten zur Umkehr, focht und unterhandelte unabläſſig für die Sache des Hofes; ward katholiſch, gehörte zu den wichtigſten Beiſtänden und Rathgebern Heinrich's IV. und trug ſowohl zu der Verbindung Heinrich's III. mit dem König von Navarra, als zum Uebertritt Heinrich's IV. zur katholiſchen Kirche das Weſentlichſte bei, ward Gouverneur der obern und niedern Marche und Feldmarſchall-General der deutſchen Truppen in franzöſiſchem Dienſte, und ſtarb am 17. März 1599. Von dem Herzog von Guiſe hatte er 1578 die Herrſchaft Nanteuil erkauft. Doch hinterließ er ein zerrüttetes Vermögen. Seine Frau, eine von Caſtanieres de la Roche-Pezay, gebar ihm, außer dem gleich zu beſprechenden Heinrich, einen Sohn **Hannibal**, welcher im Juli 1579 geboren wurde, 1601 aber mit Franz von Baſſompierre in den Türkenkrieg zog und

---

[1] Die Wappen ſind ganz verſchieden. Die meißniſche Familie führt einen roth und grün quergetheilten Löwen im ſilbernen Felde. Von den rheiniſchen Schombergen führt die eine Linie einen goldenen Lilienſtern im ſilbernen Felde, die andere drei ſilberne Kreuze im ſchwarzen Felde.

---

[1]) Ueber ihn vergleiche einen ſehr intereſſanten Aufſatz des Prof. **Barthold** in von **Raumer's** hiſtoriſchem Taſchenbuche, neue Folge, Jahrgang X. S. 265 fg.

[2]) Er blieb der Freund deſſelben und warnte ihn 1588 vor deſſen Ermordung vergeblich.

1604 zu Prag in einer blutigen Schlägerei blieb[1]), eine Tochter Katharina, welche den Herrn von Barbançon heirathete, eine Tochter Margaretha, welche unvermählt blieb, und eine Tochter Franziska, welche ſich mit Franz d'Aillon, Grafen von Lude, verband. Sein älteſter Sohn c) **Heinrich von Schomberg**, Graf von Nanteuil und Durestal, Marquis von Espinay, ward am 14. Auguſt 1597 geboren und nach dem Tode ſeines Vaters, hauptſächlich durch den Einfluß Sully's, der des Vaters Neider geweſen war, an dem Sohne aber, wie es ſcheint, gutmachen wollte, was er an dem Vater gefehlt, Oberſter über ein Regiment deutſcher Reiter und ein Regiment Landsknechte, Gouverneur und Generallieutenant der Provinz Marche. Er erheirathete mit der Erbin von Espinay in der Bretagne ein Marquiſat mit 40,000 Livres jährlich, ward 1607 Staatsrath, 1608 Gouverneur von Limouſin, 1615 Geſandter in England, 1616 Feldmarſchall-General der deutſchen Truppen in franzöſiſchen Dienſten, 1619 Oberaufſeher der Finanzen und Ritter der königlichen Orden, ſpäter auch Grand-Maitre der Artillerie, 1623 Marſchall von Frankreich, eroberte 1628 Rochelles, kämpfte 1629 und 1630 ſiegreich in Piemont, ſiegte am 1. September 1632 bei Caſtelnaudary über den Prinzen Gaſton und den Herzog von Montmorency, ward nach Montmorency's Gefangennehmung Gouverneur von Languedoc und Pont St. Esprit, ſtarb aber aus Schwermuth über die Hinrichtung ſeines Gefangenen vier Wochen nach derſelben im Jahre 1632. — Sein Sohn d) **Karl** ward 1601 geboren und durch ſeine Vermählung mit der Erbin des Hauſes Halouin[2]), Anna, franzöſiſcher Pair und Herzog. Er war Gouverneur zu Languedoc, ſeit 1637 Marſchall, ſeit 1647, wo er ſein Gouvernement an den Herzog von Orleans abtrat, Gouverneur zu Metz und Colonel-General der Schweizer, 1648 Vicekönig in Catalonien, erſtürmte 1648 Tortoſa und ſtarb 1656, ohne aus zweimaliger Ehe[1]) einen männlichen Erben zu hinterlaſſen.

---

[1]) **Berthold** im Jahrgang 1838 des hiſtoriſchen Taſchenbuchs.

[2]) Halouin-Mainelay war 1587 zu einer Duche-Pairie erhoben werden.

2) Von den aus Schönberg oder Schönburg bei Oberweſel ſtammenden rheiniſchen Schombergen zog e) **Dietrich** von Schomberg, ein Sohn Johann's, der mit Margarethen von Eſchenau Güter im Elſaß erheirathet hatte, 1568 als Oberſt von 1500 Reitern, im Dienſte der Kurpfalz, den Hugenotten zu Hilfe und eröffnete ſeine Laufbahn in Frankreich durch eine kühne Reiterthat, die den Feinden zwei Fahnen koſtete, ihm aber von dem Prinzen von Condé eine goldene Kette einbrachte. Dann trat er in die Dienſte Oranien's und blieb lange Zeit deſſen und Ludwig's von Naſſau treuer Gefährte. 1571 führte er die deutſche Reiterei im Dienſte des Herzogs von Lothringen und bekam von dieſem Saargemünden zu Lehn, worauf er ſeine rheiniſchen Erbgüter an Meinhard von Schönberg verkaufte. Später trat er in die Dienſte des Königs von Navarra und blieb, nach dem heldenmüthigſten Kampfe, in der Schlacht von Jvry, am 14. Mai 1590. Aus zwei Ehen hinterließ er keine Kinder[2]). — Geſchwiſterkind mit ihm war f) **Meinhard**

---

[1]) In zweiter Ehe vermählte er ſich 1646 mit Marie d'Hautefort, Tochter des Marquis Karl d'Hautefort, die erſt 1691 ſtarb. Sein Wappen ging auf weibliche Nachkommen, die Herzöge von Liancourt und Rochegunon über.

[2]) In ſeinem Nachlaß brach Concurs aus. Ein beſonders werthvolles Object war das „köſtliche Kleinod des Einhorns", was die Gläubiger ſelbſt nach 30 Jahren noch für 40,000 ſchwere Gulden nicht laſſen wollten.

von Schönberg, geboren am 26. April 1530. Er kämpfte unter Karl V. vor Metz und unter Philipp II. bei St. Quentin, pilgerte, obgleich Proteſtant, 1561 zum heiligen Grabe¹), ward Fauth (Vogt) in Heidelberg, zog als pfälziſcher Rittmeiſter nach Ungarn, ward 1568 kurpfälziſcher Hofmarſchall, führte 1569, als zweibrückenſcher Marſchall, 28 Fähnlein Reiter und 22 Fahnen Landsknechte nach Frankreich, focht an der Seite ſeines Vetters Dietrich und dem Kaspar Schönberg gegenüber, bei Montcontour, ward dann wieder Amtmann zu Bacharach, und führte 1576 wieder als Feldmarſchall pfälziſche Truppen nach Frankreich²) und ſtarb am 22. April 1596 auf Schönburg bei Oberweſel. Sein Enkel war g) der berühmte Friedrich von Schomberg, über welchen gleich mehr. Vorher erwähnen wir noch den h) Hans Reinhard von Schönburg, von der zweiten rheiniſchen Familie auf der Schönenburg am Wald im Mainziſchen, welcher 1602 Geſandter Rudolph's II. bei Heinrich IV. war und 1617 als kaiſerlicher Kriegsrath, Oberſter und Hauptmann der Hatſchiergarde ſtarb. — Außerdem beſaß noch kurz vor der franzöſiſchen Revolution i) ein Graf Gottlob Ludwig von Schönberg auf Berthelsdorf und Nieder-Ottendorf das Schombergiſche Dragonerregiment, und war (ſeit 1781) franzöſiſcher Generallieutenant. Die gleiche Würde bekleidete (ſeit 1784) k) Hans Ferdinand Cäſar von Schönberg auf Wilsdorf und Limbach. Sein jüngerer Bruder, l) Hans Michael Ludwig, war franzö-

---

1) Er brachte eine Weinrebe mit, die noch zu Ende des 18. Jahrhunderts zu Oberweſel gezeigt wurde.

2) Er erhielt hier, als Pfand für ſeine Kriegskoſten, einen großen Rubin, in Form eines Herzens, mit einer großen Perle, welche Kleinodien zu 14—15,000 Kronen geſchätzt, aber zuletzt für 6500 Fl. verkauft wurden.

ſiſcher Oberſter und kurſächſiſcher Kammerherr. Dieſe Alle gehörten dem meißniſchen Geſchlechte an. Ihre Erben haben ſich nach Sachſen zurückgewendet.

Der sub f angeführte Meinhard von Schomberg hinterließ von ſeiner Gemahlin, Dorothea Riedeſel von Bollersheim fünf Söhne. Einer davon, **Hans Meinhard** 1), ward königlich großbritanniſcher Rath und kurpfälziſcher Geheimrath, Obermarſchall und Oberſter und vermählte ſich am 22. März 1615 mit Anna, der Tochter des Lord Dudley (Eduard Sutton), die er auf einer Geſandtſchaftsreiſe nach England kennen gelernt hatte. Sie ſtarb aber noch in demſelben Jahre, an den Folgen ihrer Entbindung von einem Sohne, der nach ſeinem Pathen, dem Kurfürſten Friedrich V. von der Pfalz, **Friedrich** genannt und in der letzten Woche des Decembers 1615 geboren wurde. Auch ſeinen Vater verlor der Neugeborene ſchon am 3. Auguſt 1616, und ſeine Erziehung fiel nun ſeiner väterlichen Großmutter, ſowie ſeinen beiden Oheimen Heinrich Dietrich und Johann Otto von Schomberg 2) anheim, von denen jedoch

---

1) S. über ihn: des Freiherrn von Moſer patriotiſches Archiv, Bd. VIII. Er war zu Bacharach am 28. Auguſt 1582 geboren und ſpielte eine ſehr weſentliche Rolle in den Angelegenheiten der proteſtantiſchen Union, diente ihr als Soldat, Diplomat und mit ſeinen Geldmitteln, machte aber auch, in Betreff Brandenburgs, Erfahrungen von fürſtlichem Undank. Sein Leben bietet manchen intereſſanten Zug zur Sittengeſchichte ſeiner Zeit, und kommen wir vielleicht künftig einmal darauf zurück.

2) Beide waren kurpfälziſche Geheimräthe. Heinrich Dietrich († 1622) war anfangs Amtmann zu Bacharach, in welchem Poſten ihm ſein Bruder Johann Otto († 1659) folgte, dann Oberſter und Gouverneur zu Mannheim, dann Burggraf zu Starkenburg. Beide ſchloſſen ſich ihrem Kurfürſten treu an und zogen ſich dadurch Achtserklärung und Güterconfiscation zu. Johann Otto wird in einem kaiſerlichen Reſcripte von 1624 ein „weltkundiger Rebell“ genannt.

nur der Letztere das Ende dieſer Vormundſchaft erlebte. Der junge Schomberg bekam von ſeinem fünften Jahre an einen eignen Präceptor, Jacob Mohr [1]), der ihn 1625 nach Hanau begleitete, von wo ſie ſich jedoch ſchon 1626 nach Sedan überſiedelten. Auf die Wahl des letztern Ortes ſcheint hauptſächlich der Umſtand eingewirkt zu haben, daß die Herzogin von Bouillon, die Mutter des großen Turenne, eine Tochter des erſten Wilhelm von Oranien und eine Halbſchweſter der Gemahlin des Kurfürſten Friedrich's IV. von der Pfalz, daſelbſt wohnte. Nachdem er ſich hier viel mit Sprachen, auch dem Griechiſchen, beſchäftigt hatte, zog er 1630, mit einem andern Präceptor, Volſingen, nach Paris. Da aber Großmutter und Oheim erfuhren, daß ſein katholiſcher Vetter, Johann Karl Graf von Schönburg [2]), dem vom Kaiſer die Güter der geächteten Vettern und die Vormundſchaft zugeſprochen worden, ihn nach Spanien zu ziehen ſuche, ſo ließen ſie ihn ſchnell zu ſeinem Großvater, Lord Dudley, und ſeiner mütterlichen Großmutter, Lady Theodore Dudley, geborne Harrington, nach England reiſen, von wo er nach Holland überging und ſich zwei Jahre lang in Leyden hauptſächlich mit Mathematik beſchäftigte, in welcher auch ſein Vater ſich ſehr ausge-

---

1) Er bezog 50 Fl. Gehalt.

2) Ein Bruderſohn Meinhard's, Simon Rudolph, heirathete eine Erbtochter der in Lothringen und Luxemburg begüterten Familie de Raves und ward katholiſch. Sein älteſter Sohn, Otto Friedrich, ward kaiſerlicher und kurbairiſcher Kriegsrath, Oberſter, Generalwachtmeiſter und General der Artillerie, und blieb bei Leipzig am 7. September 1631. Der jüngere Sohn, Johann Karl, war erſt in kurmainziſchen, dann in kaiſerlichen Dienſten und ſtarb 1640 als kaiſerlicher Ambaſſadeur und Kämmerer zu Madrid. Mit ſeinem Sohne Emanuel Maximilian Wilhelm erloſch dieſer Zweig 1682.

zeichnet haben ſoll. 1633 war er als Volontair bei der Armee des Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien. 1634 trat er, im Auguſt, in das pfälziſche Infanterieregiment ein und machte, auf ſchwediſch-proteſtantiſcher Seite, die Schlacht bei Nördlingen und den fluchtgleichen Rückzug nach derſelben mit, auf dem er mehr Reitergefechte ſah, als in drei folgenden Kriegsjahren. 1636 warb der bekannte Graf Ranzau[1] ein Infanterieregiment für franzöſiſchen Dienſt, und auch unſer Schomberg wollte eine Compagnie darin errichten. Von Hauſe konnte er kein Geld dazu bekommen, da man ihn zurückhaben wollte, damit er heirathe und die Familie fortpflanze. Er wußte ſich aber ein zum väterlichen Erbe gehöriges Juwelenkäſtchen, was man der Kriegsgefahr halber zu ſeiner Baſe, einer gebornen Dudley und Witwe des am 11. Juni 1622 bei Höchſt im Main ertrunkenen Grafen Johann Caſimir von Löwenſtein, geflüchtet hatte, zu verſchaffen, und lieh auf dieſes in Amſterdam 20,000 Fl. Er zog nun nach Calais und erhielt hier gleich Gelegenheit, bei einem Ausfall den Commandanten zu retten, indem er ihm eiligſt zu Hilfe kam. Auch wurde ſeine Mannszucht um ſo mehr gerühmt, je ſeltener und ſchwieriger ſie damals war. Endlich kam Ranzau und belagerte (1626) Dole. Hier ward Schomberg zum erſten mal leicht verwundet. Von der fruchtloſen Belagerung Doles zog er zum glücklichen Entſatz von St. Jean de Laune. Bei Ranzau zu bleiben beſtimmte ihn zunächſt der Umſtand, daß derſelbe zum Zwecke einer andern Werbung nach Holland ging, wo Schomberg noch einen Ehrenhandel abzumachen hatte. Er hatte noch in Leyden an einen Herrn von Opdam eine Summe im Ballſpiele verloren, zu deren Bezahlung er ſich, den Regeln eines ehrlichen Spieles gemäß, nicht verpflichtet hielt. Jetzt bezahlte er dieſe Summe, begleitete ſie aber mit einer Herausforderung. Der Prinz von Oranien glich jedoch die Sache aus. Einen zweiten Ehrenhandel machte er, nachdem er im Ranzau'ſchen Corps in Oſtfriesland gegen bewaffnete Bauern gefochten, auf der Grenze zwiſchen Holſtein und Dänemark mit ſeinem Oberſtlieutnant aus. Dann erfüllte er den Wunſch ſeiner Verwandten, ging nach Hauſe, übernahm ſein Erbe und vermählte ſich (30. April 1638) mit Johanna Eliſabeth von Schomberg, der Tochter ſeines verſtorbenen Oheims Heinrich Dietrich und der Eliſabeth Kettler von Neſſelrode. Sie war eine tüchtige, wirthliche Hausfrau und gebar ihm ſechs kräftige Söhne[1].

---

[1] Den wir uns für künftige Schilderung vorbehalten.

Aber ſchon 1639 trat der junge Gatte als Lieutenant in oraniſche Dienſte und erhielt 1642, bei der Belagerung von Gennep, eine Compagnie. 1644 war er bei der Einnahme von Sas de Gent. 1645 erwirkte er die Einnahme eines Forts, indem er mit 100 Reitern durch die Loo ſchwamm. Der Prinz von Oranien hatte mit der Unternehmung nur eine Diverſion beabſichtigt und freute ſich um ſo mehr, als ſie wider ſein Erwarten gelang. Nach dem Frieden ward Schomberg, mit Beibehaltung ſeiner Compagnie, erſter Kammerherr des Prinzen Wilhelm II., zu deſſen Vertrauteſten er gehörte, wie er ſpäter in den Dienſten ſeines Sohnes ſeine glänzende Laufbahn glorreich beſchloß. Ob Schomberg

---

1) Otto ward 15. März 1639 zu Geißenheim, Friedrich 14. März 1640 zu Oberweſel, Meinhard 30. Juni 1641 zu Köln, Heinrich 9. Juli 1643, Karl 5. Auguſt 1645, Wilhelm 11. Auguſt 1647, dieſe drei zu Herzogenbuſch geboren.

zu den Rathgebern, oder zu den Gegnern der Unternehmungen des Prinzen gegen die amſterdamer Oppoſition gehört hat, deren Fehlſchlagen den Grund zu dem frühen Tode des Prinzen und zu der ſeinem Hauſe ſo feindlichen Lövenſtein'ſchen Partei [1]) legte, darüber ſind die Angaben widerſprechend. Jedenfalls aber zog ihm die ausharrende Anhänglichkeit an das Haus Oranien die Misgunſt der ſiegreichen Oppoſitionspartei zu, und ſo benutzte er ſeine auf einer diplomatiſchen Miſſion angeknüpften Verbindungen in Frankreich, um 1651 als Capitain-Lieutenant [2]) der ſchottiſchen Gensdarmes mit dem Rang eines Marechal de Camp in franzöſiſche Dienſte zu treten. Schon vorher ſoll er als Freiwilliger eine Campagne in Flandern mitgemacht haben [3]). Sein Sohn Otto begleitete ihn nach Paris [4]), und er nannte ſich erſt von nun an Schomberg und Graf. Letzterer Titel gründete ſich auf den Wortlaut des dem Johann Karl (ſ. S. 113), deſſen nächſter Agnat unſer Held war, 1632 vom Kaiſer ertheilten Grafendiploms, und die Annahme deſſelben geſchah auf Begehr dieſes Vetters.

Er nahm nun, an der Seite des großen Feldherrn Turenne, an deſſen Kampfe gegen den gleichgroßen Feldherrn Condé, einen höchſt ruhmvollen Antheil, wie bei den Eroberungen von Rhetel, St. Menehould, Quesnoy, dem Entſatz von Arras, ward ſchon 1654

---

[1]) So genannt von dem Schloſſe Lövenſtein, auf welches einige Häupter der Oppoſition in Haft gebracht wurden.

[2]) Der erwähnte Chef war der Herzog von York, und als dieſer 1667 niederlegte, der König von Frankreich.

[3]) *de Pinard*, chronol. hist. milit.

[4]) Seine Frau blieb noch einige Jahre im Haag, ſo lange die jüngeren Söhne in Utrecht und Saumur ihren Studien oblagen. Dann zog ſie auf die Güter.

Generallieutenant, errichtete aus eigenen Mitteln ein deutſches Infanterieregiment, wohnte der Eroberung von Landrecy, Condé und St. Guilain bei, und ward Gouverneur des letztern Platzes. Auch bei der durch des Marſchall Ferté Fehler verunglückten Belagerung von Valenciennes (1656) war Schomberg und verlor hier ſeinen älteſten Sohn Otto an ſeiner Seite. 1657 ward St. Guilain von überlegener Macht belagert, von Schomberg tapfer vertheidigt, endlich aber, gegen ehrenvolle Capitulation, unter freiem Abzug der 600 Mann ſtarken Garniſon, die von 12,000 Mann, unter Don Juan und Condé, angegriffen worden waren, übergeben. Die engliſche Geſandtſchaft beſchuldigte Schomberg der Anhänglichkeit an die Stuarts und verlangte, daß er vor das Marſchallsgericht geſtellt werde; es ward aber dem keine Statt gegeben, und man ſuchte den Grund der Anfeindung nur in der Galle darüber, daß Schomberg über die ſchlechte Kriegszucht der engliſchen Hilfsvölker ungünſtig geurtheilt hatte. Schomberg nahm übrigens noch in ſelbem Jahre die Feſtung Bourbourg und ward nun hier Gouverneur. Bei der ſiegreichen Schlacht auf den Dünen (1658) befehligte Schomberg die zweite Linie des linken Flügels, nahm auch dann an der Eroberung von Dünkirchen, von Winexbergen, deſſen Gouverneur er auch ward, von Furnes, Grevelingen, Dixmuiden, Oudenarde, Menin, Ypern und Comines, alſo an dem impetus victoriarum 1) jenes Jahres Theil.

Ein ganz anderes Feld der Wirkſamkeit ward ihm nach dem pyrenäiſchen Frieden eröffnet. Die Portugieſen, die ſeit 1640 ihre Unabhängigkeit zurückerlangt hatten, ſuchten jetzt, wo Spanien wieder freie Hand hatte,

---

1) Inſchrift einer Medaille.

Schutz und Hilfe von Frankreich. Das ihnen direct zu gewähren, ließ ſich unmittelbar nach dem mit Spanien geſchloſſenen Frieden nicht thun. Man ſchlug ihnen aber zwei Ausländer zu Befehlshabern ihrer Truppen vor, und Turenne empfahl ihnen den iriſchen Grafen Inchiquin und unſern Schomberg. Der portugieſiſche Geſandte, Don Juan d'Acoſta, Graf von Soure, ſchloß zuerſt mit Inchiquin ab, der aber erſt von Seeräubern gefangen und nach Algier gebracht ward und auch nach wiedererlangter Freiheit ſich nicht lange in Liſſabon aufhielt. Am 24. Auguſt 1660 wurde man mit Schomberg einig, daß er als Meſtre de Camp General der Provinz Alentejo, gegen ein Gehalt von jährlich 12,000 Cruzaden, 2000 Cruzaden Tafelgelder und 4000 Cruſaden für ſeine Söhne Friedrich und Meinhard, in portugieſiſche Dienſte treten ſolle. Sogleich meldeten ſich viele durch den Krieg außer Beſchäftigung geſetzte Offiziere und Soldaten bei ihm, aus denen er ſich ein Elitencorps auslas. Sich und die Seinen rüſtete er aufs Prächtigſte aus. Der Führer ſeiner zwei jüngern, in Paris zurückbleibenden Söhne ſchrieb davon unter Anderm: „Zwei Kleider des Generals, eins von Sammet und das andere von Tuch, von welch letzterem die Elle 45 Pariſer Gulden koſtete, waren geſtickt, ſodaß man kaum eines Fingers breit das Tuch ſah, und auf dieſen leeren Raum wurden noch goldene Spitzen aufgenäht. Des Sohnes Kleid war nur mit goldenen und ſilbernen Spitzen beſetzt. Die Röcke der Trompeter waren von rothem Sammet und ganz mit Schnüren verbrämt, und zu den übrigen Livreen wurden 1200 Ellen Tuch und 800 Ellen Galonen gebraucht." Schomberg reiſte erſt nach Hauſe, um ſeine ökonomiſchen Angelegenheiten zu ordnen und von ſeiner Gemahlin Abſchied zu nehmen, und ging dann über Holland nach

England. Dem König Karl II. war er aus deſſen Exil bekannt und ſoll ihm guten, nicht befolgten Rath ertheilt haben. Er erhielt von ihm ſchon damals das Brevet als Lord Tetford und eine Fregatte zur Bedeckung. Abgeſegelt, nahm er an den Dünen 80 Offiziere und 400 Reiter und vor Havre den portugieſiſchen Geſandten mit einigen Hunderten Offizieren und Reitern auf. Ans Land gehen durfte er in Frankreich nicht, um nicht, auf Requiſition des ſpaniſchen Geſandten, Grafen von Fonſaldagna, verhaftet zu werden.

Am 13. November langte er vor Liſſabon an und ward von den Großen des Reichs jubelnd empfangen, in einem königlichen Wagen nach Arera geführt und drei Tage prächtig bewirthet. Er erhielt darauf öffentliche Audienz bei dem König und der Königin Mutter, orientirte ſich am Hofe und ging gegen Ende des Januar 1668 in die Provinz Alentejo, deren Gouverneur, der Graf von Atugia, ihm mit der ganzen Beſatzung von Elvas und ſechs Feldſtücken eine Meile weit entgegenkam. Er trug auf ſofortige Befeſtigung mehrerer Plätze an und nahm darauf in Elvas ſein Quartier. Soweit war Alles gut. Seine Wirkſamkeit in Portugal wurde aber, nicht, wie die ſeines ſpätern Nachfolgers, des Grafen Lippe, durch Religionshaß, wohl aber durch den bodenloſen Hochmuth der portugieſiſchen Großen, die gänzliche Unbekanntſchaft der Nation mit den Vorſchritten der europäiſchen Kriegskunſt, die tiefe Entartung des Volkes und die eingewurzelten Misbräuche der Verwaltung und des Heerweſens ungemein gehindert. Um ſo bewundernswerther, daß er auch unter ſo mislichen Umſtänden doch das Hauptwerk zu leiſten vermochte.

Fortwährend im Kriegsrathe überſtimmt, konnte er lange nichts weiter thun, als die Fehler ſeiner Generale gutmachen und die Spanier verhindern, von erlangten Vortheilen weitern Gebrauch zu machen. Doch erhielt ſich das Zutrauen der Nation zu ihm, auch ohne daß er Glänzendes zu thun vermocht hätte. Als eine Intrigue, an der ſelbſt ein von ihm mitgebrachter franzöſiſcher Oberſtlieutenant Antheil genommen [1]), ihn endlich beſtimmt hatte, ſeinen Abſchied zu fordern, und dieſer vom König bewilligt ward, begab ſich der liſſaboner Volksrichter (juiz do povo), ein echter Volkstribun, zum König und that ihm Vorſtellungen dagegen. Dies, ein Schreiben des Königs von Frankreich an Schomberg, was ihn zum Ausharren ermahnte und ihm Belohnungen in Frankreich in Ausſicht ſtellte, und die Ankunft engliſcher Hilfstruppen, zu deren Chef Schomberg erklärt wurde, der nun in Dienſten dreier Könige ſtand, beſtimmten ſein Bleiben.

Nachdem er im März des Jahres 1663 eine ſehr gefährliche Krankheit überſtanden, gelang es ihm am 8. Juni, wider den Willen des portugieſiſchen Oberbefehlshabers Grafen von Villaflor, deſſen ganzer Antheil an der Sache in einem Kopfnicken beſtand, durch das er endlich, als er die Sache nicht mehr ändern konnte, ſeine Zuſtimmung zu erkennen gab, bei Eſtremos eine ſiegreiche Schlacht zu ſchlagen, wobei mehr als 5000 Gefangene gemacht, viele portugieſiſche Gefangene befreit und die ganze ſpaniſche Artillerie, Bagage, Kriegskaſſe und Kanzlei erbeutet wurden. Graf Friedrich Schomberg der Jüngere ward in dieſem Treffen verwundet [2]). —

---

[1]) Schomberg rächte ſich an ihm dadurch, daß er ihm ein eignes Regiment formirte und ihn zu deſſen Oberſten ernannte.

[2]) Zu den Anekdoten von dieſer Schlacht gehört es: daß der portugieſiſche Befehlshaber, Graf Villaflor, das Manövriren der Engländer, was den Sieg hauptſächlich entſchied, für ein Uebergehen

Es kam bei dieſer Gelegenheit zu Tage, daß Don Juan einen gefangenen Franzoſen beauftragt hatte, Schomberg für den bloßen Rücktritt von der portugieſiſchen Sache, ohne daß er auf die ſpaniſche Seite zu treten brauche, auf Lebenszeit alle die Vortheile zu verſprechen, die ihm Portugal nur auf die Dauer des Krieges zugeſichert hatte.

Nach dem Siege kamen viele portugieſiſche Freiwillige zur Armee und es ward nun die Belagerung von Evora eröffnet, wobei der portugieſiſche Ingenieur, ein Italiener, damit debutirte, daß er die Erde aus den Laufgräben auf die Seite der Belagerer werfen ließ. Schomberg war überall und trieb die Gegner bald ſo in die Enge, daß ſie Capitulation ſuchten. Villaflor bewilligte ihnen eine ſolche, die aber Schomberg zu günſtig ſchien, weshalb er die Belagerung fortſetzte, worauf ſich die Beſatzung nächſten Tages in harten Bedingungen fügte. Villaflor wurde nun abberufen. Schomberg wurde Kriegsgouverneur der Provinz Alemtejo und, als Graf von Mertola, Grand von Portugal, erhielt auch (1668) eine Penſion von 102,864 Reis, die aber freilich nur 314 Fl. ausmachten, aus der königlichen Chatoulle. 1664 ward Valencia erobert und Caſtel-Rodrigo ſchon dadurch entſetzt, daß die Spanier die zum Entſatz herbeieilenden Portugieſen, die ſich aus den Bauerweibern abgenom-

---

zum Feinde, ihre Salven für Freudenfeuer der Spanier hielt, als er aber von der Wahrheit überzeugt ward, ausrief: „Wahrlich, dieſe Ketzer ſind beſſer als unſere Heiligen!" Dann, daß der portugieſiſche Hof jeder Compagnie Soldaten drei Pfund Schnupftabak als Belohnung ſoll haben austheilen laſſen. In der Kanzlei fand man ein vollſtändiges Inventarium der ſpaniſchen Armee. Der portugieſiſche Staatsſecretair ſchrieb darunter: „Alles dieſes wohlgezählt und richtig nach der Niederlage Don Juan's d'Auſtria bei Eſtremos, den 8. Juni 1663 empfangen zu haben, wird andurch beſcheinigt", und dieſe Beſcheinigung ſoll nach Madrid geſchickt worden ſein.

menen Mänteln blaue und rothe Mützen gemacht hatten, für Engländer hielten und in paniſchem Schrecken davonliefen. Weiteres verhinderte die Unentſchloſſenheit und das Schwanken des portugieſiſchen Miniſteriums, und Schomberg ward noch einmal nur durch die Volksvertretung von Liſſabon vom Abgange abgehalten. Am 17. Juni 1665 gewann er aber, gegen ſpaniſche Uebermacht, die jetzt der Marquis von Caracona führte und bei der erprobte caſtilianiſche Regimenter waren, die im Anfang ſchwankende Schlacht von Villa Vicioſa, wobei abermals über 4000 Gefangene gemacht, 60 Fahnen, 4 Standarten, 2 paar Pauken, 14 Kanonen und 2 Mörſer erbeutet wurden. Schomberg ſchlief am folgenden Morgen noch in ſeinem Zelte, als man vor demſelben aus allen erbeuteten Fahnen, Standarten und Spontons der gefangenen Offiziere eine Trophäe errichtete, ihn, unter dem Schall der Trompeten, Pauken und Trommeln, erweckte, und ihm die Glückwünſche der Offiziercorps darbrachte. Seine Söhne Friedrich und Meinhard hatten ſich auch in dieſer Schlacht ſehr hervorgethan. Eine rechte Benutzung des Sieges verhinderte auch diesmal der portugieſiſche Kriegsrath. Auch aus dem Plane, den Krieg nach Spanien zu verpflanzen, wurde nichts Weſentliches, weil dieſe Operation von der Provinz Minho aus erfolgen ſollte, und in dieſer ihr eigner Gouverneur, der Graf von Prados, den Oberbefehl führte, dieſer aber, ungeachtet der Vorſchlag von ihm ſelbſt ausgegangen war, auch gar nichts that. Schomberg und St. Jean nahmen, auf eigne Hand und wider den Willen des Befehlshabers, ein paar kleine Plätze in Galizien weg, wobei ſich der mit franzöſiſchen Soldaten in Portugal angekommene Graf Karl Schomberg hervorthat. Als die Spanier erfuhren, daß Schomberg ſeine

Provinz verlaſſen habe, brachen ſie in dieſelbe ein und nahmen Nudar. Schomberg eilte zurück, die Spanier wichen und Nudar wurde in vier Tagen wieder erobert.

1666 beſchloß Schomberg, in Andaluſien einzudringen, und zog mit 4000 Mann von Eſtremos aus, nahm das hartnäckig vertheidigte Algueria de la Puebla [1]), in drei Stunden das befeſtigte Payamogo, endlich San Lucar. Dies Alles that er auf eigne Hand, und namentlich bei der letztern Expedition erfuhr man in Liſſabon die Einnahme San Lucars eher, als daß Schomberg überhaupt darauf ausgegangen ſei. Der Miniſter aber, Graf Caſtel-Melhor, behauptete, ſtatt Schomberg Dank zu wiſſen, es ſei wider das Intereſſe der Nation, in Andaluſien Krieg zu führen. Das war es nun ſicher damals nicht; wenn er aber gemeint hat, es ſei wider das Intereſſe Portugals, weſentliche Eroberungen in Spanien zu machen, ſo könnte er Recht gehabt haben.

Sonſt waren die Ausſichten damals für Portugal um ſo günſtiger, als ſich Frankreich deſſelben immer thätiger annahm. Es ſchickte anſehnliche Subſidien. Schomberg erhielt Erlaubniß, ſeine ſchottiſchen Gensdarmes dem Chevalier d'Hauteville für 152,000 Livres abzutreten, und das Verſprechen, daß der König eine gleiche Summe zulegen wolle, ſobald ſich eine käufliche Herrſchaft von dieſem Werthe in Frankreich für ihn gefunden haben würde. Im Auguſt langte die neue Königin, Marie von Savonen[1]), in Portugal an, und in ihrer Begleitung erſchien der Herzog von Eſtrées, Biſchof zu Laon[2]), und der Marquis von Ruvigny. Endlich am 31. März 1667 kam ein förmliches Bündniß zwiſchen Frankreich und Spanien zu Stande, was auf zehn Jahre zu Schutz und Trutz geſchloſſen ward und wonach Schomberg noch dieſe ganze Zeit in Portugal bleiben, überall aber den portugieſiſchen Gouverneurs untergeordnet ſein ſollte. Hofintriguen verhinderten die Benutzung der günſtigen Zeitlage, wo Spanien in den Niederlanden beſchäftigt und im Innern uneinig war. Der König Alphons von Portugal war gänzlich unfähig und halb wahnſinnig und behandelte ſeine Gemahlin und den von der Mutter begünſtigten jüngern Bruder Dom Pedro brutal. Die Partei der Königin und die des Dom Pedro vereinigten ſich endlich gegen die des Königs und ſeines Miniſters Caſtel-Melhor. Das Hauptorgan der Intrigue der Oppoſition war der Pater de Ville, ein Jeſuit, den die Königin als Beichtvater aus Frankreich mitgebracht hatte. Auch Schomberg ſollte in dieſe Händel gezogen werden[3]), ließ ſich aber, ungeachtet er ſich am meiſten über den Miniſter zu beſchweren hatte, auf keinen thätigen Antheil ein, begnügte ſich, nach Frankreich um Verhaltungsregeln zu ſchreiben, und zog ſich, als die Sache dem Ausbruche nahe kam, in ſeine Provinz zurück. Die Sache endigte mit der Thronentſagung des Königs, der Einſetzung des Dom Pedro zum Regenten des Reichs, der Scheidung der Königin von ihrem Gemahl und der

---

[1]) Es ward geplündert, wogegen Schomberg die Kirche mit Lebensgefahr ſchützte, wie denn Schonung der Kirchen der ſtete, durch aufrichtige Religioſität, wie durch Klugheit dictirte Grundſatz Schomberg's war.

---

1) La vie de Marie de Savoye, Reine de Portugal et de l'infante Isabelle sa fille, par le Pere d'Orleans. Paris, 1697. 12.

2) S. Bd. I. S. 105.

3) S. Bd. I. S. 485.

Vermählung derſelben mit deſſen Bruder Dom Pedro[1]. Dieſe Vorgänge hatten aber auch den eilig abgeſchloſſenen Frieden mit Spanien zur Folge (13. Februar 1668), den die Stände des Reichs, wider den Willen der Regierung und die Wünſche Frankreichs, erzwangen, und machten ſomit der Rolle Schomberg's in Portugal ein Ende. Am 6. Mai kam der Viceadmiral, Graf d'Eſtrées, mit einem Geſchwader, um die franzöſiſchen Truppen abzuholen, während Graf Friedrich Schomberg[2] die engliſchen Truppen auf Schiffen ihrer Nation zurückführte. Am 8. Juni 1668 verließ auch Schomberg Portugal, höchſt gnädig entlaſſen und ein ſehr geehrtes Andenken hinterlaſſend[3], und langte am 14. in Rochelles an.

Er erfuhr hier, daß der Friede zu Aachen geſchloſſen ſei, weshalb die von ihm mitgebrachten Truppen größtentheils verabſchiedet wurden. Seine Reiſe nach Paris war ein Triumphzug und ſein Empfang am Hofe der gnädigſte.

---

1) Alphons wurde erſt nach Terceira, dann noch Cintra gebracht. Es fanden noch nach Jahren einige Aufſtände ſtatt, welche ihn wenigſtens zum Vorwande nahmen. Er ſtarb aber in der Gefangenſchaft 1683.

2) Nach Verrichtung dieſes Auftrags begab ſich dieſer Sohn unſers Schomberg, mit welchem der Letztere immer am wenigſten harmonirt hatte, nach Deutſchland und ſetzte ſich auf den Gütern zur Ruhe. Er vermählte ſich 1670 mit einer Freiin von Puchholz, ſpäter mit einer Freiin von Spaen und ſtarb am 5. December 1700 zu Geiſenheim. Auf ihn ging übrigens, nach des Vaters Tode, der Titel eines Granden von Portugal und Grafen von Mertola über. Seine einzige Tochter, aus erſter Ehe, heirathete den Grafen Karl Friedrich von Sayn-Wittgenſtein.

3) Dieſes heftete ſich freilich zum Theil an Aeußerlichkeiten und Fabeln. Die Portugieſen putzten fortan ihre Heiligenbilder „nach Schomberg's Mode", nämlich mit blonden Perrücken und goldenen und ſilbernen Spitzen. Auch erzählte man ſich, Schomberg habe ſeine Depeſchen auf ein Glas geſchrieben, das er gegen den Mond gehalten, auf welchem Mazarin dieſelben, mit Hilfe eines Teleſkops, geleſen habe.

Während ſeiner Abweſenheit war ſeine Gemahlin, am 21. März 1664, zu Geißenheim geſtorben. Auch ſein vierter Sohn, Heinrich, war in Flandern ſchwer verwundet worden und an den Folgen davon als Gefangener in Brüſſel geſtorben. Ebenſo ſcheint ſein jüngſter Sohn Wilhelm um dieſe Zeit in Frankreich geſtorben zu ſein. Mit Schomberg kamen ſeine Söhne Meinhard und Karl mit nach Frankreich, und dieſe Dreie wurden naturaliſirt. Schomberg kaufte die Herrſchaft Coubert bei Paris, erhielt die Honneurs du Louvre und vermählte ſich am 14. April 1669 mit Suſanne d'Aumale, einer Tochter Daniel's d'Aumale und einer St. Pol. Sie war proteſtantiſch, und die Trauung fand in der reformirten Kirche zu Charenton ſtatt. Im Sommer 1671 ging Schomberg nach Deutſchland, um einen großen Theil ſeiner dortigen Güter ſeinen drei Söhnen, jedoch unter der Bedingung abzutreten, daß ſie ohne ſeine Einwilligung nichts davon verpfänden, oder veräußern, ja nicht einmal ein Capital aufkündigen dürften. Zugleich verbot er ihnen — für jene Zeit ein ſeltener und ſchöner Zug — ausdrücklich: die Unterthanen, welche übrigens Leibeigne waren, „mit Frohn und Frevel gegen das Herkommen zu belegen", und ſetzte hinzu: „damit alle Confuſion hierin verhütet und die Unterthanen nicht zu hoch beſchweret werden, als iſt mein gänzlicher Wille, daß die Frohndienſte um ein erträgliches Geld mögen angeſchlagen und bezahlt werden." Auch in einem ſpätern, aus Frankreich ſeinem Sohne Meinhard mitgegebenen Memoire wiederholte er: daß ſeine Unterthanen mit Frohndienſten geſchont und ihnen keine Urſache zu Klagen gegeben werden ſolle, „indem es eine Gewiſſensſache ſei und er keine Bedrückungen zugeben könne."

Als 1672 die Allianz zwiſchen England und Frankreich gegen die Vereinigten Niederlande hervortrat, erbat ſich Karl II. unſern Schomberg von Frankreich, um ihn an die Spitze der engliſchen Armee zu ſtellen. Schomberg traf am 3. Juli in England ein und wurde zum Capitaingeneral der ſämmtlichen Landtruppen, unter dem Prinzen Rupert von der Pfalz, dem Vetter des Königs, ernannt. Die beabſichtigte Landung in Seeland ſchlug aber fehl; Tromp und Ruyter behaupteten das holländiſche Uebergewicht zur See, und Schomberg hatte nur mit der geringen Kriegszucht der engliſchen, meiſt auf Milizen baſirten Armee zu kämpfen. Schomberg überreichte zwei Denkſchriften, von denen die eine ſich die Aufgabe ſtellte, einen Plan zu begründen, bei deſſen Ausführung man zu jeder Zeit ein ſo beträchtliches Truppencorps in Bereitſchaft haben ſollte, als für den engliſchen Dienſt erforderlich wäre, und zwar ohne Unkoſten für den König, ohne Beſchwerde der Nation und ohne daß dieſes Corps ſich verminderte, wieviel auch aus demſelben Mannſchaft gezogen werden möge. Die zweite ſchildert die damalige Beſchaffenheit der engliſchen Armee, mit Vorſchlägen, dieſelbe zu verbeſſern 1). Beide ſtehen in mancher Beziehung im Widerſpruch mit einander. Die zweite Denkſchrift ſchließt ſich an das Beſtehende an und bringt auf dieſem Grunde nützliche Vorſchläge. Die erſte läuft auf etwas Aehnliches wie die eingetheilte Armee in Schweden hinaus. Wenn es in der zweiten Denkſchrift für wichtig erklärt wird, alte, an ſtrenge Kriegszucht gewöhnte Soldaten zu haben, und dieſe ſo viel als möglich unter dem Auge ihrer Befehlshaber zu

---

1) Beide Denkſchriften finden ſich im zweiten Theile von Kazner's Leben Friedrich's von Schomberg. Mannheim, 1789.

halten, ſo weiß man nicht, wie man es damit vereinigen ſoll, daß die erſte Denkſchrift den Soldaten in Friedenszeiten nur auf ein Jahr verpflichten und nur zwölf Tage im Jahre üben will. Schomberg war übrigens dem Hofe zu religiös, dem Volke zu ſehr Soldat und den Großen bei ihren Privatintriguen zu ſehr im Wege. So nahm er ſeinen Abſchied und war ſchon im November wieder in Coubert. Bald aber ward er wieder dem aus Holland zurückkehrenden Herzog von Luxemburg entgegengeſchickt, um deſſen durch den Prinzen von Oranien ſehr gefährdeten Rückzug zu decken, was auch glücklich gelang. Vom November 1673 bis zum Februar 1674 befehligte Schomberg die königliche Armee zwiſchen der Maas und Sambre.

Dann wurde ihm wieder ein anderes Feld des Wirkens angewieſen, wozu die ſpaniſchen Pläne auf die Grafſchaft Rouſſillon Anlaß gaben. Nachdem er zum erblichen Herzog ernannt worden, ward er an die Spitze der den Spaniern entgegengeſtellten Armee ernannt, welche aus 10—12,000 Soldaten, meiſtens neuen Regimentern, und 10—11,000 Mann Landmilizen aus Languedoc beſtand, auf welche Letztere noch weit weniger zu rechnen war, als auf die Erſteren. Schomberg's bei den Spaniern gefürchteter Name mußte der Armee zum beſten Nachdruck dienen. Das mag auch zunächſt ſeine Wahl für dieſen Punkt beſtimmt haben. Doch mag es wohl überhaupt der Rückſicht auf gewiſſe Eigenſchaften Schomberg's, namentlich auf ſeine Ruhe, Gelaſſenheit, ſein gewinnendes Weſen und ſeine ſtandhafte Ausdauer zuzuſchreiben ſein, daß er faſt durchgängig, wo ihm ein Oberbefehl vertraut ward, an die Spitze von Truppen geſtellt ward, die er erſt an Krieg und Kriegszucht zu gewöhnen hatte. Daß aber die Franzoſen dieſe undankbare Rolle nicht ungern einem Ausländer übertrugen, iſt auch etwas, was ſich noch in viel ſpätern Zeiten wiederholt hat, wo ſie immer es liebten, ihre ausländiſchen Verbündeten, ja ſelbſt die Truppen aus neufranzöſiſchen Provinzen an die gefährlichſten und unerfreulichſten Poſten zu ſtellen.

Schomberg hatte bei dieſem Feldzuge[1], der in die Jahre 1674 und 1675 fällt, theils mit der Ungeübtheit ſeiner Truppen, denen es theilweiſe, namentlich den Milizen, auch an Luſt und Muth gebrach, theils mit der Kargheit der Verwaltung zu kämpfen, welche an dieſem nicht entſcheidenden Punkte die Geldmittel möglichſt ſparte. So war nichts Großes auszuführen und der Zweck ſchon erreicht, wenn man nur auch den Gegner nicht viel thun ließ. Schomberg eilte zunächſt zum Entſatz der Feſtung Bellegarde. Der Commandant derſelben, wiewohl von Schomberg's naher Ankunft unterrichtet, hatte ſich aber ſo übereilt ergeben, daß ihn ſelbſt der ſpaniſche Befehlshaber, der Herzog von St. Germain, warnte, ſich nicht in das franzöſiſche Lager zu wagen. Er that es doch und ward von Schomberg mit der Vertröſtung in die Citadelle von Perpignan geſchickt, daß ihm das Blutgerüſt bevorſtehe. In der That drang Schomberg auf Statuirung eines Beiſpiels. Der Proceß des feigen Commandanten ward jedoch möglichſt lange verſchleift, bis er zuletzt zu ewiger Haft verurtheilt ward[2]. Die

---

[1] Vergleiche über ihn: Relation de ce qui s'est passé en Catalogne, Paris, 1678, 8. Mémoires de Mr. St. H. (Hilaire), Amsterd., 1766. 2 P. 8. Quincy. P. I. passim. De la Hode, P. III. p. 519 ss., P. IV. p. 126 ss. Larrey. P. IV. p. 171 ss. Kazner a. a. O. I. 183 fg.

[2] Recueil des Lettres pour servir à l'éclaircissement de l'histoire militaire de Louis XIV. IV. 110.

Belagerung des Schloſſes Bains mußten die Spanier aufgeben. Mehrere Wochen ſtanden ſich die Armeen bei Morillas gegenüber, nur durch einen Bach getrennt und ſich gegenſeitig durch Vorpoſtengefechte und Kanonaden neckend. Dann zogen die Spanier nach Catalonien ab. Der Verſuch, ihren Rückzug zu ſtören, ſcheiterte, theils wegen der guten Anſtalten der Spanier, theils durch den auf Schomberg neidiſchen und von Louvois begünſtigten General Le Bret, theils weil die Miliz auf die erſte Salve ausriß. Dann traten Lagerkrankheiten ein.

Schomberg legte man von dem allen nichts zur Laſt und ſein Sohn Meinhard wurde gerade in dieſer Zeit zum Brigadier befördert. Dagegen nahm es der König übel auf, daß er, wie die Jeſuiten behaupteten, zu öffentlich proteſtantiſchen Gottesdienſt halten laſſen ſollte und der Miniſter ließ ihn deshalb durch den Grafen Meinhard warnen. Die Sache, die ſich namentlich auf das Privilegium eines Schweizerregiments gründete, war übertrieben worden und Schomberg wußte ſie in das richtige Licht zu ſtellen[1].

1675 erhielt Schomberg bloß folgende Inſtruction: „Der König ſchreibt Ihnen für den bevorſtehenden Feldzug nichts vor und verläßt ſich darauf, daß Sie thun werden, was Sie bei dem Zuſtande der Truppen, die Se. Majeſtät Ihnen geben kann, und der feindlichen Armee gegenüber zu unternehmen für geeignet finden werden.“ Die Armee, die ihm der König „geben konnte“, war weit ſchwächer und in noch verlaſſenerem Zuſtande, als das Jahr vorher. So ſchrieb Schomberg am 17. April an den Miniſter: daß er lieber als Volontair bei einer anderen Armee des Königs dienen, als die Ehre haben wollte, eine Armee zu befehligen, mit welcher nichts ausgerichtet werden könne. Louvois, der ihn überhaupt mit ebenſoviel Feinheit behandelte, wie er ſonſt gegen die Generäle ſchroff und hochfahrend zu ſein pflegte, beſchwichtigte ihn aber immer durch Verſicherungen des Vertrauens in Schomberg's Talente und Appellationen an ſeine Ehrliebe. Schomberg errichtete 12 Compagnien franzöſiſcher Miquelets, drang durch den Col de Portail in Catalonien ein, beſetzte Figueras, erſtürmte dann das Fort Montjoui bei Girona, nahm Ampurias und ſiegte in mehreren Gefechten, deren Zweck nur die Empfangnahme von Zufuhren aus Frankreich war. Endlich gelang es, auch Bellegarde wieder zu erobern. Auch eine befeſtigte und von Miquelets vertheidigte Einſiedelei in den Pyrenäen ward genommen. Schomberg, der es mit Abſicht vermieden hatte, an ihrer Einnahme perſönlich Antheil zu nehmen, ließ ſie nicht, wie man erwartet hatte, in die Luft ſprengen, ſondern begnügte ſich, eine Beſatzung hineinzulegen.

---

[1] Die darüber gewechſelten Schreiben ſ. bei Kazner, Th. II.

Er war nach Perpignan gegangen, wo ſeine Gemahlin ſich während dieſer Feldzüge aufhielt. Den Vorwand bot eine Unpäßlichkeit; der wahre Grund war die ernſte Erwägung, ob er zur katholiſchen Religion übergehen ſolle, und die Verhandlung darüber mit katholiſchen Theologen. Schon vor ſechs Jahren hatte ihm der König den Marſchallsſtab angeboten, wenn er ſeine Religion ändern wolle. Schomberg aber hatte erwiedert: Seine Religion gehe ihm über alles; wenn ſie ihn alſo verhindere, eine ſo hohe Stufe zu erſteigen, ſo tröſte er ſich mit der Erinnerung, daß Se. Majeſtät ihn doch derſelben würdig befunden habe[1]). Auch diesmal entſchied er ſich, bei ſeinem Glauben zu beharren, da ihm die gegenſeitigen Gründe zu ſeiner Ueberzeugung kein Genüge gethan hätten. Es war gewiß ein ſchlagender Beweis der allgemeinen Ueberzeugung von Schomberg's unbedingtem Berufe zu dem glänzendſten Ehrenpoſten des franzöſiſchen Soldaten, daß er dennoch am 30. Juli 1675, in Gemeinſchaft mit Luxemburg, Noailles, Vivonne, Duras, Feuillade, Rochefort und d'Eſtrades, den Marſchallsſtab erhielt. Nur Zweie darunter, urtheilte man, verdankten dieſe Ernennung der Hofgunſt, die übrigen Alle ihren Verdienſten und bei Schomberg war nur Eine Stimme darüber. In ſeinem Dankſagungsſchreiben an den König drückte er die Befriedigung aus, mit der er ſehe, daß der König die Güte gehabt habe, in Betracht der treuen Dienſte, die er ſein Leben lang dieſem Königreiche und auf des Königs Befehl den Verbündeten deſſelben geleiſtet, die Hinderniſſe zu überwinden, die ſich bei der vorigen Promotion gefunden hätten. Auch an den Miniſter ſchrieb er, daß der König Niemand mit dieſer Würde beehren könne, der ihm länger, treuer und anhänglicher gedient habe, als er — Im Feldzuge von 1676 fiel nichts Erhebliches vor und im December legte Schomberg dieſes Commando nieder. Er hatte geleiſtet, was mit ſo geringen Mitteln geſchehen konnte. Die Medaille, welche, nach Angabe der Akademie der Inſchriften, auf ſeinen Feldzug geprägt wurde, war aber freilich etwas ruhmredig. Sie ſtellte die Hiſpania dar, wie ſie, an den Fuß eines ſteilen Gebirges hingeworfen, einen die Keule gegen ſie erhebenden Herkules um Gnade anfleht. Dazu die Inſchrift: „LXXX urbibus aut arcibus captis".

---

[1]) Histoire de l'edit de Nantes (Delft, 1693. ss. 4 Tom. 4.), III., p. 283 ss.

Schomberg verließ den Kampf in den Pyrenäen nur, um an dem in Flandern theilzunehmen. Hier führte der

König den nominellen Oberbefehl, während die Marſchälle Schomberg, Crequi, Humieres, de la Feuillade und de Lorges als ſeine Generallieutenants fungirten. Unter dieſen war der Name Schomberg's ohne Frage der ſtrahlendſte. Dieſer befehligte auch den erſten Angriff auf Condé, was am 26. April genommen ward. Der Angriff des Herzogs von Orleans auf Bouchain führte die beiden Armeen einander bei Valenciennes ins Geſicht. Alles erwartete eine Schlacht, welche auf beiden Seiten eifrig gewünſcht ward. Franzöſiſcher Seits wurde ſie durch Schomberg verhindert. Der König ſchien ein Treffen zu wünſchen, und für den größten Theil der Generäle würde der Wunſch des Königs Antrieb genug geweſen ſein, ſelbſt gegen ihre Ueberzeugung beizuſtimmen. Es bewährte aber die hohe Achtung, welche der König für Schomberg's Erfahrung und Zuverläſſigkeit hegte, daß er erklärte, er werde nichts beſchließen, ohne Schomberg vorher gehört zu haben. Dieſem nun ließ Louvois ſagen: er empfehle ihm ausdrücklich, wie immer der Beſchluß des Kriegsraths ausfalle, die Perſon des Königs ins Auge zu faſſen (qu'il devoit observer la personne du Roy). Louvois meinte: daß man nur bei unbedingter Gewißheit des Sieges eine Schlacht riſkiren könne, wo der König perſönlich befehlige. Schomberg verſtand den Wink des Miniſters und erklärte, daß jetzt die Eroberung von Bouchain die Hauptſache ſei und man den Angriff des Feindes erwarten müſſe. Crequi und de Lorges ſtimmten bei und der König erklärte nun: daß er gegen das Dafürhalten ſolcher erfahrenen Männer in einer ſo wichtigen Sache nichts zu wagen gedenke. Am 4. Juli verließ der König die Armee und übertrug Schomberg den Oberbefehl. Dieſer gab demſelben Gelegenheit, durch die Verhinderung des Entſatzes von Aire, durch den Entſatz von Maſtricht und durch den Rückmarſch von da ſeine Meiſterſchaft auch ohne Schlacht zu zeigen. Namentlich der letzte Fall hat ihm hohen Ruhm erworben. Der Prinz von Oranien hatte ſich bei Cinq Etoiles in einer ſo vortheilhaften Poſition gelagert, daß die franzöſiſche Armee entweder von Frankreich abgeſchnitten, oder zu einem Angriff unter ungünſtigen Umſtänden genöthigt ſchien. Schomberg ſchlug ſein Lager im Angeſichte der Feinde, jedoch ſo auf, daß er ihnen ſtatt der Fronte die linke Flanke zukehrte, ſchickte auch Fouragierparteien aus, um glauben zu machen, er gedenke einige Zeit in dieſer Stellung zu verharren. Während des Fouragirens ließ er aber auf ſeinem rechten Flügel Brücken über die Mehaigne ſchlagen, und ſeine Artillerie, das Gepäck und die Regimenter dieſes Flügels waren bereits am jenſeitigen Ufer, ehe man im Lager der Feinde das Mindeſte ahnte (9. September). Es gelang den Feinden nicht, den Rückzug zu hindern. Der König belohnte den Entſatz von Maſtricht durch ein Geſchenk von vier Kanonen, die der ſchon auf dem Rückmarſch begriffene Schomberg aus Maſtricht nachholen ließ. Dennoch hatte man dem König, wie Schomberg bei Gelegenheit ſeines Wunſches, ſeine deutſchen Güter einmal wieder beſuchen zu dürfen, erfuhr, den Verdacht beigebracht, daß Schomberg in kaiſerliche Dienſte zu gehen beabſichtige. Den Anlaß dazu hatte die ohne königliche Erlaubniß erfolgte Reiſe ſeines Sohnes Karl nach Deutſchland geboten. Schomberg brachte dieſes Gerede durch perſönliches Erſcheinen am Hofe zum Schweigen. Doch ſcheint ein Stachel zurückgeblieben zu ſein. Oder war eine gewiſſe Erkaltung des Königs gegen ihn ein frühes Zeichen einer geheimen Empfindlichkeit des Königs darüber, daß ihn Schomberg von einer Schlacht abgehalten, welche vielleicht ein Sieg, vielleicht auch eine Niederlage geworden wäre? In ſpäteren Jahren ſoll Ludwig geäußert haben, daß es ihn reue, bei Valenciennes nicht geſchlagen zu haben1).

Den Feldzug von 1677 eröffnete der König abermals perſönlich, von den Marſchällen Luxemburg, Schomberg, de la Feuillade und de Lorges umgeben, mit der Einnahme von Valenciennes und Cambray. An dem Siege bei Mont-Caſſel und der Einnahme von St. Omer hatte Schomberg keinen Antheil. Der König verließ die Armee ſchon am 20. April, gab aber diesmal den Oberbefehl nicht Schomberg, ſondern Luxemburg. Man wunderte ſich darüber und ſah Cabale und Misgunſt darin. Indeß war Luxemburg unter den übrigen franzöſiſchen Marſchällen immer Derjenige, welchem Schomberg wohl auch einmal ſeinen Turnus gönnen konnte. Schomberg ſelbſt übernahm im Mai den Befehl der bei Charleville geſammelten Obſervationsarmee. Der Unthätigkeit müde, gab er wenigſtens ſeinen Wunſch einer mehreren Beſchäftigung dadurch zu erkennen, daß er den König um Erlaubniß bat, unter Crequi als Veteran dienen zu dürfen. Da kein Marſchall von Frankreich unter den Befehlen eines anderen Marſchalls, ſondern nur unter denen des Königs, des Dauphins, oder eines Bruders des Königs dienen konnte, ſo war dies eben nur als eine Demonſtration zu betrachten. Die beiden Söhne Schomberg's, Karl und Meinhard, kämpften aber tapfer bei Crequi's Heere und die Thaten Meinhard's bei der Belagerung von Freiburg erzählte der König dem Vater ſelbſt.

1678 begleitete Schomberg den König zur Campagne.

---

1) Choisy, Mémoires I. 32.

nahm Gent und Ypern und trieb, nachdem ſich der König entfernt hatte, die Contributionen im Jülichſchen ein, wobei er von dem über Erwarten ſtarken Feinde bei Eſchweiler angegriffen und ſehr in die Enge getrieben ward ihn aber mit Verluſt zurücktrieb und die Armee in Sicherheit brachte. Auch ſein Sohn Meinhard zeichnete ſich bei der Armee des Marſchalls v. Crequi abermals aus[1], ward aber in dem Treffen bei Ortenburg an der Kinzig verwundet und gefangen.

Bei Gelegenheit der nimwegiſchen Friedensunterhandlungen erwirkte Frankreich auch, daß Kurpfalz, für die auf 127,000 Gulden Batzen berechneten Anſprüche der Schombergiſchen Familie, derſelben ein Paar Dörfer nebſt einigen pfälziſchen Rechten und Gefällen in Schombergiſchen Ortſchaften abtrat.

Es folgten jetzt einige Jahre der Ruhe, welche Schomberg ſehr widerwillig ertrug und, wie er ſelbſt geäußert, beim Graben auf ſeinem Landſitze nur an Gräber dachte. Sein Sohn Meinhard heirathete 1682 die Raugräfin Karolina, die auch der Vater ſehr liebgewann. Dennoch empfahl er ihm, zum Türkenkriege zu eilen und ſah ihn in der That als Freiwilligen nach Ungarn abgehen. Nach dem Entſatze von Wien ſchrieb er: „wäre nur die geringſte Wahrſcheinlichkeit vorhanden geweſen, die Erlaubniß dazu zu erhalten, ſo hätte ich ſelbſt die Reiſe dahin gemacht. So lange ich lebe, werde ich es beklagen, daß ich kein Zeuge der größten und wichtigſten Action ſein konnte, welche die Welt ſeit zwei Jahrhunderten erblickt hat. Dergleichen Gelegenheiten müſſen ſich Leute von unſerm Handwerk wünſchen, wenn ſie ſich gleich die ganze Zeit ihres Lebens darauf gelegt haben."

---

[1] Der große Condé beglückwünſchte ihn ſelbſt in zwei Schreiben darüber.

1684 zog er wieder, als nächſter Befehlshaber unter dem König, ins Feld, deckte die Belagerung von Luxemburg und zog dann in den Elſaß, um die Unterzeichnung des regensburger Waffenſtillſtandes zu erzwingen. Der König rief ihn, nach gelungenem Werke, an den Hof: um ihm mündlich die beſondere Zufriedenheit mit ſeinen ihm in dieſem Feldzuge geleiſteten Dienſten zu bezeigen. Doch hatte ſein Antheil an den Vorgängen die vorübergehende Unannehmlichkeit zur Folge, daß Kurpfalz die Schombergiſchen Güter — freilich nur für kurze Zeit — confiscirte. Der Kurfürſt ließ ſogar die Schombergiſchen Gefälleinnehmer in Haft nehmen, um ſie zu nöthigen, das ſeit Anfang des Krieges Erhobene herauszuzahlen. Bei dieſer Gelegenheit ſchrieb Schomberg an den König, daß er zeither noch in jedem Jahre, was er in den Dienſten des Königs zugebracht, mit der von demſelben bezogenen Beſoldung[1] nicht ausgereicht habe. Allerdings aber hatte er auch bedeutende Schenkungen von Frankreich erhalten.

Wie dem auch ſei, ſein Wirken in Frankreich ſollte nun zu Ende gehen. Am 22. October 1685 erfolgte der Widerruf des Edicts von Nantes und koſtete Frankreich, unter zahlreichen, koſtbaren Opfern, auch Schomberg. Ihn vollſtändig dem harten Zwange, den das neue Geſetz enthielt, zu unterwerfen, wagte man zwar nicht. Aber man ſtellte ihm die Wahl, entweder, wenn er in Frankreich bleiben wolle, katholiſch zu werden, oder, wenn er ſich deſſen weigere, nach Portugal zu gehen. Daß ihm zu dieſer Ueberfahrt ein königliches Schiff überlaſſen wurde, hatte den Schein der Auszeichnung, ſollte aber gewiß auch dafür bürgen, daß die Familie ſich wirklich nur nach Portugal begebe. Ihm ſelbſt war ſein Glauben theurer, als aller Glanz der Erde. Er gehörte hierin den Nachklängen des 16ten, nicht den Vorklängen des 18ten Jahrhunderts an.

---

[1] 1685 bezog er an eigentlicher Gage 12,000, an beſonderer Gratification ebenfalls 12,000 und als Marſchall 9000, zuſammen alſo 33,000 Livres.

Im Frühjahr 1686 langte Schomberg in Portugal an, dem er 25 Jahre früher als Retter erſchienen war und wo er mit dankbarer Auszeichnung empfangen ward, wie denn namentlich die Königin fortwährend mit ihm in achtungsvoller Verbindung geblieben und ihren Antheil an ſeinen Erlebniſſen durch öftere Zuſchriften bezeugt hatte. Dieſe Königin war allerdings jetzt todt und der nächſte Dienſt, den er dem portugieſiſchen Hofe zu leiſten hatte, beſtand darin, daß er die Vermählung des Königs mit der Tochter des Kurfürſten Philipp Wilhelm zu Pfalz, Maria Sophia, vermittelte. Er hatte auch den Plan einer Verbindung der Infantin Iſabella Maria, einzigen Tochter des Königs aus erſter Ehe, mit einem Sohne jenes Kurfürſten; dieſer Plan ward aber durch das portugieſiſche Miniſterium hintertrieben. Die neue Königin gefiel ſich, ihrem Gemahl und dem Volke, und Schomberg hatte das ſeltene Glück, ſich mit dieſer Heirathsſtiftung Dank zu verdienen. Doch blieb er nicht in Portugal. Theils war es ihm, trotz ſeines Alters, unerträglich, in dieſem Winkel Europas unthätig zu ſitzen, und er beklagte, nicht in Ungarn zu ſein, um „in der Uebung zu bleiben." Theils war der Geiſt der religiöſen Unduldſamkeit endlich auch hier und in ſolchem Grade aufgeſtachelt worden, daß der König ſich genöthigt ſah, ihm zu erklären, er würde ihn nicht länger gegen die Schritte der Inquiſition ſchützen können. Schomberg erſparte Portugal dieſe Schmach: und auch der franzöſiſche Geſandte zu Madrid, an den er ſich wegen der Päſſe wendete, der Marquis de Feuquieres, konnte ſich jetzt nicht wohl entbrechen, ihm dieſe zu gewähren.

Schon vor ſeiner Abreiſe nach Portugal waren ihm, durch den aus Frankreich vertriebenen reformirten Prediger Johann Claude, Anerbietungen gemacht worden, in brandenburgiſchen, oder in holländiſchen Dienſt zu treten. Indeß die erſteren Anerbietungen waren zu unbeſtimmt und in Holland gab es keine Stelle für einen Mann von Schomberg's Rang, da der Fürſt von Waldeck[1]) das Commando der holländiſchen Truppen führte. Durch den Kurfürſten Philipp Wilhelm zu Pfalz machte auch der kaiſerliche Hof Anerbietungen, die ſelbſt bis zur Ertheilung des Fürſtenſtandes[2]) und der Würde eines Generalfeldmarſchalls ſtiegen. Indeß immer noch blieben für Schomberg Etiketteſcrupel und der wiener Hof entſchloß ſich auch, wie damals gewöhnlich, zu langſam.

Schomberg reiſte in Februar 1687 aus Portugal ab, ging zunächſt nach dem Haag, wo er ſich mit dem Prinzen von Oranien beſprach, dann nach Weſel, wo ſeine Gemahlin blieb, und von da, noch ohne beſtimmte Ausſicht, nach dem immer unſchlüſſigen Berlin. In dieſer Zeit erfolgten auch von Frankreich aus, was am 11. December 1686 ſeinen großen Condé und am 4. Februar 1687 den Marſchall von Crequi durch den Tod verloren

---

1) Es war dies der Feldmarſchall Georg Friedrich von Waldeck, welcher 1682 in den Reichsfürſtenſtand erhoben ward, deſſen Linie aber 1692 mit ihm erloſch, worauf das Haus wieder gräflich war, bis 1712 auch Friedrich Anton Ulrich gefürſtet wurde.

2) Man wollte ihn zum italieniſchen Fürſten machen, da er ſelbſt ſein Vermögen für einen Reichsfürſten nicht hinreichend fand.

hatte, wieder Annäherungen durch den Marquis von Bellefond, den älteſten franzöſiſchen Marſchall, wobei man ihm wenigſtens für ſeine Perſon und unter Bedingung des Geheimniſſes eine für ſeine Religion verweigerte Toleranz in Ausſicht ſtellte. Er fand das nicht geeignet, darauf einzugehen. Das intolerante Verfahren des franzöſiſchen Hofes hatte ihn beſtimmt, für immer mit Frankreich zu brechen.

Seine Ankunft in Berlin entſchied die Sache raſch. Er wurde am $^{17}/_{27}$ April 1687 zum General en Chef aller brandenburgiſchen Truppen, geheimen Staats- und geheimen Kriegsrath und Statthalter des Herzogthums Preußen ernannt[1]), erhielt zwei Regimenter, den Unterhalt für 80 Pferde und jährlich, in Friedenszeiten, 30,000 Thaler Einkünfte. Daß er ſich wirklich in dortigen Landen zu fixiren gedachte, ergibt ſich daraus, daß er von den Dohnaiſchen Erben einen großen Palaſt auf dem Friedrichswerder kaufte und darin mehrfache Bauten und

---

[1] Ein Beweis ſeltner Zartheit und fürſtlicher Dankbarkeit liegt in dem Schreiben, worin der Kurfürſt dem Vorgänger Schomberg's, dem 79jährigen Freiherrn von Derflinger, die Sache anzeigt. Es ſchließt mit den Worten: „Ich wünſche dabei von dem Allerhöchſten, daß Ihr durch deſſen Gnade bald wiederumb zu völligen Kräften gelangen, und Ich mich Eures guten und vernünftigen Einrathens wie bishero, alſo auch ferner gebrauchen möge. Wie Ihr denn auch einen Weg als den andern bei allen Euren habenden Chargen, als nehmlich bei der Statthalterſchaft in Pommern und dem Cuſtriniſchen Gouvernement verbleibet, auch Eure drei Regimenter behaltet, und die Euch deßfalls verſchriebene und zuſtehende Gagen und Nutzbarkeiten Euch ungeſchmälert gelaſſen werden ſollen. Worinn Ich auch Eurem einzigen Sohn einige Gnade und Beförderung erweiſen kann, das werde Ich nicht unterlaſſen, und Eure unterthänigſte Vorſchläge deshalb erwarten. Allermaßen Ich denn ſchließlich Euch und den Eurigen mit beſtändigen Churfürſtlichen Gnaden allezeit wohl beygethan bleiben werde." Authentiſche Nachrichten von dem Leben und den Thaten Georgs Freiherrn von Derflinger. Stendal, 1786.

Verſchönerungen vornahm. Auch der Tod des großen Kurfürſten (29. April 1688), an deſſen Sterbebette[1]) auch Schomberg war, und der in faſt prophetiſchem Geiſte an den beiden Abenden vor ſeinem Tode London und Amſterdam als Parole gab, machte keine Aenderung in Schomberg's Lage.

Wohl aber ward eine ſolche durch die Zuſtände in England herbeigeführt. Dieſe waren nun dahin gereift, daß der Prinz von Oranien ſich berechtigt und verpflichtet halten mußte, im Intereſſe Englands und Europas die Kräfte eines von ſeinem verblendeten Fürſten verwahrloſten Staates in berufenere Hände zu nehmen. Warum Schomberg in dieſe Sache gezogen ward, das hat der neueſte große Geſchichtſchreiber der engliſchen Revolution, Macaulay[2]), in folgender Weiſe dargelegt: „Der Prinz hatte ſich bereits über einen Unterbefehlshaber entſchieden. Dies war allerdings keine unerhebliche Angelegenheit. Ein ungefährer Schuß, oder der Dolch eines Meuchelmörders konnte in einem Augenblicke die Expedition ohne Haupt laſſen. Es war nothwendig, daß ein Nachfolger bereit ſei, die erledigte Stelle einzunehmen. Doch war es unmöglich, irgend einen Engländer zu wählen, ohne entweder den Whigs, oder den Tories Anſtoß zu geben; auch hatte noch kein damals lebender Engländer bewieſen, daß er die für Leitung eines Feldzugs nöthige militairiſche Geſchicklichkeit beſaß. Auf der andern Seite war es nicht leicht, einem Fremden den Vorzug zu geben, ohne die Nationalempfindlichkeit der hochmüthigen Inſelbewohner zu verwunden. Einen Mann gab es und nur Einen in Europa, gegen welchen ſich kein Einwand entdecken ließ: Friedrich Graf von Schomberg, ein Deutſcher, aus einem edlen Hauſe der Pfalz entſproſſen. Er galt allgemein für den größten lebenden Meiſter der Kriegskunſt. Seine durch ſtarke Verſuchungen geprüfte und ſtets bewährt erfundene Rechtſchaffenheit und Freimüthigkeit erwirkten ihm allgemeine Achtung und Vertrauen. Wiewohl ein Proteſtant, war er doch viele Jahre in Ludwig's Dienſten geweſen, und hatte, trotz der Anfeindungen von Seiten der Jeſuiten, ſeinem Anſteller durch eine Reihe großer Thaten den Stab eines Marſchalls von Frankreich abgepreßt. Als die Verfolgung zu wüthen anfing, weigerte ſich der brave Veteran ſtandhaft, die königliche Gunſt durch Abtrünnigkeit zu erkaufen, gab ohne ein Murren alle ſeine Ehren und Befehlshaberſtellen auf, verließ ſein Adoptivvaterland für immer, und nahm ſeine Zuflucht zu dem Hof von Berlin. Er hatte ſein 70ſtes Jahr überſchritten, aber ſowohl ſein Geiſt, wie ſein Körper waren noch in voller Kraft. Er war in England geweſen, und daſelbſt ſehr geliebt und geehrt worden. Er hatte in der That eine Empfehlung, deren ſich damals ſehr wenige Ausländer rühmen konnten: er ſprach unſere Sprache nicht bloß verſtändlich, ſondern angenehm und rein. Er ward, mit Zuſtimmung des Kurfürſten von Brandenburg, und mit warmer Billigung der Führer der engliſchen Parteien, zu Wilhelm's Stellvertreter beſtellt."

---

[1]) Moſer, patriotiſches Archiv, Bd. IX., S. 231 fg.

[2]) Die Geſchichte Englands ſeit dem Regierungsantritte Jakob's II. Ueberſetzt von Bülau (Leipzig 1849, 2 Theile), Th. II. S. 417 fg.

Der Kurfürſt von Brandenburg bewilligte nicht nur Schomberg's Theilnahme an dieſer Unternehmung, ſondern unterſtützte ſie freudig. Galt es doch dem großen Zwecke, die reichen Kräfte Englands, das jetzt fur das übrige Europa verloren war, wieder in die Wagſchale zu Gunſten des europäiſchen Gleichgewichts zu bringen und zugleich zu verhindern, daß dieſe Macht nicht der proteſtantiſchen Gemeinſchaft entfremdet und der römiſchen Sache gewonnen werde. Der Kurfürſt ſchickte Schomberg nach Cleve, um von dort das durch die Erzbisthumswirren und das franzöſiſche Intereſſe des Cardinals Fürſtenberg gefährdete Köln zu beſetzen und die Grenze der Niederlande zu decken. Dann zog Schomberg mit 6000 Mann brandenburgiſcher Truppen nach Holland, um ſich der Expedition des Prinzen von Oranien anzuſchließen. Sein jüngſter Sohn, Graf Karl, jetzt kurbrandenburgiſcher Generalmajor, Inhaber eines Infanterieregiments und Gouverneur von Magdeburg, begleitete ihn. Graf Meinhard war am 25. November zum brandenburgiſchen General der Cavallerie und Oberſten der Trabantengarde und der Grands Mousquetaires ernannt worden[1]).

Die engliſche Revolution von 1688 war bekanntlich eine friedliche, bei der es gar kein revolutionäres Blutvergießen und nur ſehr wenig kriegeriſches gab. Schomberg's Verdienſte bei der Sache mußten ſich auf den moraliſchen Einfluß ſeines Namens, auf den Rath, den er dem Prinzen ertheilt und der bei dieſem um ſo beſſere Statt gefunden haben mag, als Schomberg faſt der einzige völlig unparteiiſche Rathgeber war, welchen Wilhelm um ſich hatte, und auf die treffliche, den Engländern ungewohnte Mannszucht beſchränken, die er unter den fremden Truppen hielt, welche mitgekommen waren. Er zog an der Seite des Prinzen in London ein und empfing im Februar 1689 die Dankſagung des Hauſes der Ge-

---

1) Mit einem Einkommen von jährlich 11,400 Thaler.

meinen für die großen Dienſte, die er der proteſtantiſchen Religion und dem engliſchen Staate geleiſtet habe, durch eine ſolenne Deputation[1]).

Frankreich, wo Schomberg's Theilnahme an dieſer für das franzöſiſche Intereſſe ſo verhängnißvollen Unternehmung die größte Senſation gemacht hatte[2]), verſuchte vergeblich, ihn, z. B. durch das Anerbieten großer Vortheile in däniſchen Dienſten, davon abzulenken. Als es die Fruchtloſigkeit dieſer Bemühungen erkannte, athmete es nur noch niedrige Rache. Coubert wurde confiscirt. Schomberg's Stammſchloß Schönburg bei Weſel wurde verbrannt, die Geſchütze weggeführt, die Mauern und Thürme geſprengt und die Schombergiſchen Beſitzungen in der Pfalz vorzugsweiſe verwuſtet. Man ſchickte auch einen Emiſſar nach England, welcher ſich mit geheimen Aufträgen an Schomberg drängen ſollte, um ihn, wenn nicht zu überreden, doch verdächtig zu machen. Schomberg war aber von Frankreich aus ſchon in Kenntniß geſetzt worden, und ließ den Emiſſar ſofort verhaften und der Obrigkeit ausliefern. Brandenburgiſcher Seits hätte man Schomberg, nach verrichtetem Hauptwerke, gern wieder in Deutſchland geſehen. Auch ſtellte man ihm das Commando über die alliirte Armee und die reichsfürſtliche Würde in nähere Ausſicht. Sei es

---

1) Dalrymple, Memoires, II. 87.

2) Frankreich war nicht bloß aus Intereſſe gegen eine Unternehmung, welche allerdings die ganze zeitherige Politik ſeines Königs vereitelte; es war auch wirklich die öffentliche Meinung des damaligen Frankreichs, aus falſchen, aber naheliegenden politiſchen, religiöſen und moraliſchen Gründen, gegen die engliſche Oppoſition und die Unternehmung des Prinzen geharniſcht. So mag es erklärt werden, daß die Frau von Sevigné über Schomberg an ihre Tochter ſchrieb: „Was ſagſt Du von dieſem Helden, der das Ende eines ſo ſchönen Lebens ſo arg befleckt?“

indeß Vorliebe für England geweſen, oder größeres Zutrauen in die Sicherheit und Dauer der der Familie hier eröffneten Vortheile, oder eine gewiſſe Abneigung Schomberg's, als Marſchall von Frankreich, welchen Titel er fortwährend beibehielt und allen ſeinen übrigen Amtstiteln vorſetzte, ſeinen alten Waffenbrüdern entgegenzutreten, er zog den engliſchen Dienſt und den in Irland bevorſtehenden Feldzug allen anderen Ausſichten vor. Die ihm dafür gebotenen Vortheile waren ſo, wie ſie einer Nation entſprachen, die das Verdienſt zu belohnen und die äußeren Hebel, die zu großen Thaten antreiben, in Kraft zu ſetzen verſteht. Er ſollte erſt Herzog von Albemarle werden, was er ausſchlug, vielleicht um ſeinen Namen nicht zu ändern. Am 9. Mai erhielt er die Naturaliſation und ward hintereinander zum Baron von Toges, Earl von Brentford, Marquis von Harwich, endlich, wider die engliſche Sitte, zum Herzog von Schomberg ernannt. In dieſe Würden ſollten zuerſt ſein Sohn Karl und deſſen Mannsſtamm, dann ſein Sohn Meinhard und deſſen männliche Deſcendenz, nach deren Abgange aber erſt die übrigen männlichen Nachkommen des Marſchalls ſuccediren; alſo der Stamm des jüngſten Sohnes zuerſt, der des Aelteſten zuletzt. Ferner erhielt der Marſchall ein Geſchenk von 100,000 Pfd. Sterling[1]), in welches in gleicher Ordnung ſuccedirt werden ſollte, den Hoſenbandorden und die reichbeſoldeten Poſten eines Generaliſſimus der königlichen Armeen und eines Großmeiſters der Artillerie.

---

[1]) Eigentlich 5000 Pfund Sterling jährlicher Renten, für deren Capitalwerth ein Landbeſitz angekauft werden ſollte, zu deſſen Ermittelung jedes Haus zwei Commiſſarien ernannte. Man betrachtete das als Entſchädigung für Schomberg's Verluſte in Frankreich und Deutſchland.

Am 16. Juli ward der Herzog von Schomberg im Unterhauſe eingeführt, um demſelben, vor ſeinem Abgange nach Irland, Dank und Lebewohl zu ſagen. Er ſetzte ſich auf ein in die Mitte des Hauſes poſtirtes Fauteuil, blieb eine kleine Weile bedeckt, während der Sergeant at Arms des Hauſes mit dem Scepter zu ſeiner Rechten ſtand, erhob ſich dann und ſprach unbedeckt:

„Mein Herr Sprecher! Ich habe dieſem Hauſe meine ſchuldige Dankbarkeit für die großen Gunſtbezeigungen, die ich von ihm empfangen habe, auszudrücken, indem ich nicht zweiſle, daß ich darin die Wirkungen der ungemeinen Güte Sr. Majeſtät empfinde. Ich will mich nun von dieſem ehrenwerthen Hauſe verabſchieden, indem ich bereit bin, nach Irland abzugehen, wo ich mein Leben, ſowohl in des Königs als in Ihrem Dienſte, rückſichtslos ausſetzen werde.“

Der Sprecher erwiederte darauf: „Mylord! Die Dienſte, die Sie Ihren Majeſtäten und dieſem Königreiche geleiſtet haben, ſind ſo wichtig, daß ſie niemals vergeſſen werden können. Ich habe den Auftrag von dem Hauſe, Ihnen darüber zu ſagen, daß es uns allen zur ungemeinen Befriedigung gereicht, die Führung der Armee Sr. Majeſtät Ew. Gnaden anvertraut zu ſehen, und daß Niemand bezweifelt, der Fortgang des Krieges werde ſo ſein, daß die glücklichen Erfolge, die wir davon erwarten, unſeren Hoffnungen entſprechen. Dieſes Haus verſichert Ew. Gnaden zugleich, daß, in welcher Entfernung Sie Sich auch befinden mögen, daſſelbe, ſoviel als möglich, beſondere Sorge nicht bloß für Ihr Intereſſe, ſondern auch für alles, was die unter dem Befehle Ew. Gnaden ſtehende Armee betrifft, tragen wird.“

Schomberg fand jedoch auch hier, wie er nach Cheſter kam, in den militäriſchen Vorkehrungen die größte

Vernachläſſigung. Es fehlte an Truppen und Kriegsmitteln und die vorhandenen Truppen waren nichts werth. Nur auf die holländiſchen und franzöſiſchen Regimenter war Verlaß. Nachdem er, ohne viel weiter zu kommen, 22 Tage in Cheſter gewartet, ging er am 12. Auguſt mit nur 5—6000 Mann, wenig Offizieren und faſt gar keiner wirklichen Reiterei unter Segel und landete folgenden Tages bei Bangor. Damit ſollte er dem König Jakob begegnen, der eine Armee von 30,000 Mann Infanterie und 8000 Reitern vereinigt hatte und damit Londonderry belagerte. Schomberg nahm Carrikfergus und die Gegner, die ihn für ſtärker hielten, als er war, räumten Belfaſt, Newry und Carlingford. Die beiden letzteren Orte ſteckten ſie vor dem Abzuge in Brand. Schomberg ließ ſie aber bedeuten: wenn ſie fortfahren würden, ihren Weg durch hinterlaſſene Ruinen zu bezeichnen, ſo werde er nicht nur kein Quartier mehr geben, ſondern auch die in Londonderry befindlichen Gefangenen hängen laſſen und mit den Offizieren den Anfang machen. Dieſer Wink half und ſie ließen Dundalk bei der Räumung unverbrannt. Schomberg hatte nun nicht mit dem Feinde, aber mit den iriſchen Mißſtänden: Moräſten, Unwegſamkeit, Verödung des Landes, Flucht der fanatiſchen Bevölkerung zu kämpfen. Die zu ihm ſtoßenden Dragoner von Iniskilling, von einer Soldatencolonie Cromwell's ſtammend, gewährten freilich keinen angenehmen Anblick für Schomberg's ſoldatiſches Auge und beſtanden auch darauf, den Krieg nur nach ihrem eigenen Genius zu führen; indeß gab Schomberg diesmal nach und die Dienſte dieſer leichten Truppen bewieſen, daß er Recht daran that. Auf die Verſtärkungen und Zufuhren aus England und Schottland wartete er aber vergebens, und ſeine dadurch veranlaßte zehntägige Raſt bei Dundalk öffnete den Feinden über ihre Schwäche die Augen. Conrad von Roſen[1]), ein Liefländer, welcher unter Schomberg gedient hatte, jetzt bei Jakob war und 1703 franzöſiſcher Marſchall wurde, ſagte, ſeinen Mann kennend: „Wenn Schomberg jetzt nicht auf uns losgeht, ſo hat er gewiß nicht alles, was er braucht.“ So zogen die Feinde ihre Macht zuſammen und rückten den Engländern entgegen. Schomberg hatte aber einen von Natur feſten Punkt durch alle Mittel, die einem Meiſter der Befeſtigungskunſt, von welchem Vauban bezeugt hatte, daß er ihm ſeine Wiſſenſchaft vornehmlich verdanke, zu Gebote ſtanden, verſtärkt und hielt ſich hier, durch keine Neckerei und Herausforderung beirrt und nur durch Krankheiten und Mangel beläſtigt. Letztere Plagen trafen allmälig auch die Feinde. Aber die Verſtärkungen, welche Schomberg nach und nach erhielt, erſetzten die Geſtorbenen nicht und der Zuſtand in dieſem Lager war ein troſtloſer. Schomberg aber hielt trotz alles Murrens, alles Elendes aus, und brachte es doch dahin, daß die Feinde zuerſt wichen, worauf nun auch er ſeine Straße ziehen konnte. Auch mit Verrätherei hatte er zu kämpfen gehabt. Unter den franzöſiſchen Regimentern hatte ſich der wegen eines Verbrechens aus Frankreich geflüchtete Dupleſſis eingeſchli-

---

1) Ein Vetter und Schwiegervater dieſes Liefländers war Reinhold von Roſen, der als ſchwediſcher Oberſter bei Lützen focht, dann bei Bernhard von Weimar in hohe Gunſt kam, nach deſſen Tode den Uebertritt ſeiner Truppen in franzöſiſchen Dienſt vermittelte, 1648 Generallieutenant, 1652 Gouverneur im Elſaß wurde, das Schloß zu Dettweiler baute und am 18. December 1667 daſelbſt ſtarb, nachdem er ſich vorher die bei Breiſach 1638 erhaltene Wunde geöffnet hatte. Er zog jenen Conrad in franzöſiſchen Dienſt, wo derſelbe 1703 Marſchall wurde und als Graf von Bollweiler am 3. Auguſt 1715 im 87. Jahre ſtarb.

chen und war raſch vom Gemeinen zum Rittmeiſter aufgeſtiegen, dann aber wegen eines Complots zur Deſertion verhaftet worden. Man fand bei ihm Entwürfe zu Schreiben an den König Jakob und an den Grafen d'Avaux, worin er ſich anheiſchig machte, gegen Ertheilung ſeines Pardons, ſo viele Ueberläufer zu werben, daß ein Regiment daraus gebildet werden könne, deſſen Oberſter er zu werden hoffte. Der General ließ dieſe Schreiben an ihre Adreſſen abgehen und d'Avaux bewilligte alles. Dupleſſis, fünf andere Franzoſen und zwei Engländer wurden gehängt.

Eine der traurigſten Scenen bot der Abzug der in ein Lazareth verwandelten Armee dar. Man ſah nur Kranke und Krankenwärter. Auf Schomberg's Befehl verrichteten Oberſten und Brigadiers die geringſten Dienſte bei Wagen, Schiffen und Spitälern. Als der lange Zug der Krankenwagen ſeinen Anfang nahm, hielt der greiſe Schomberg, an das Geländer einer Brücke gelehnt, mehrere Stunden im Wind und Regen, dankte den Vorüberziehenden für ihre treuen Dienſte, beklagte ihre Leiden, ſprach ihnen Muth zu und rügte mit Strenge jede Vernachläſſigung ihrer Pflege. Von 14—15,000 Mann ſind über 8000 theils in dieſem Lager, theils kurz nach deſſen Aufbruch geſtorben.

Während dieſes traurigen Feldzuges war der junge Graf Meinhard, mit Erlaubniß des Kurfürſten von Brandenburg, in England angekommen, zum General der Cavallerie ernannt worden und zu ſeinem Vater nach Irland geeilt. Graf Karl, jetzt Marquis von Harwich, war bei der Armee in Flandern. Schomberg wollte nach England, um ſich zu rechtfertigen, ungeachtet die öffentliche Meinung nicht ihm eine Schuld beimaß, ſondern dem König, der ſchon damals ſeine Erfahrungen von dem Undank der Völker zu machen anfing. Die Schuld lag auch an ihm nicht, ſondern an den mangelhaften Anſtalten und Einrichtungen und an den Betrügereien der Beamten. Der König ſchlug Schomberg ſein wiederholtes Geſuch ſtandhaft ab und ſchrieb ihm: „Wenn Sie gegenwärtig Irland verlaſſen, ſo iſt alles verloren." In Schomberg's Papieren fanden ſich aber ſpäter doch zwei Rechtfertigungsſchriften, von denen die eine vielleicht von dem Grafen Heinrich Solms[1], der mit zwei Anderen deſſelben Geſchlechts[2] dieſer Campagne beiwohnte, verfaßt worden iſt. Uebrigens ſoll Schomberg auch noch einen geheimen Grund gehabt haben, einen Abſtecher nach England zu machen. Man ſagte ihm nämlich nach, daß er die Abſicht habe, ſich in dritter Ehe mit der Marquiſe von Antrim zu verbinden, mit der er ſeit der Zeit in Briefwechſel ſtand, wo ſie noch Hofdame bei der Mutter Wilhelm's III. war[3]. Bei der hohen Munterkeit ſeines Alters, das ſich gern mit froher Jugend vertrug und, wie er ſelbſt äußerte, auch darin die Grundſätze eines guten Generals beobachtete, daß die Retirade ſo lange als möglich verſchoben werde[4], war das Gerücht ſo unwahrſcheinlich nicht. Indeß es war anders beſtimmt und Schomberg ſollte Irland nicht wieder verlaſſen.

---

1) Er führte den Beinamen Trajectinus, weil er die Ballei Utrecht verwaltete, war General der Infanterie und Oberſter der blauen holländiſchen Garde und fiel am 30. Juli 1693 bei Thienen.

2) Chriſtian Ludwig Graf zu Solms-Lich blieb 1690 bei Limmerik. Der Andere war Graf Ludwig Heinrich von Solms-Laubach zu Rödelheim (geb. 25. Auguſt 1667 † 1. Mai 1728).

3) Lettres de Bussy. P. VII. — Mémoire de la dernière Révolution, par Mr. L. B. P. II. 728.

4) Rapin, Histoire de l'Angleterre. XI. 95.

Im Laufe des Winters kamen denn auch daſelbſt die in Folge des abgeſchloſſenen Subſidienvertrags erwarteten Hilfstruppen an, welche der Prinz Ferdinand Wilhelm von Württemberg 1) befehligte. Immer noch beſchränkte ſich der Krieg aber auf ein allmäliges, langſames Vorrücken der Engländer, Einlegung von Beſatzungen in alle haltbare Plätze, zu denen dieſelben gelangt waren, und Einnahme einzelner Caſtelle. Bezeichnend iſt in letzterer Beziehung die von Charlemount (Mai 1690). Schomberg hielt es lange blokirt und ſein Commandant, O Regan, hielt ſich für ſo ſicher, daß er auf Schomberg's Aufforderung zur Antwort gab: «Le vieux coquin de Schomberg n'aura pas ce chateau.» Jakob war ſehr viel an Behauptung dieſes Platzes gelegen und ſo ließ er einen Transport von Kriegs- und Lebensbedürfniſſen, nebſt 500 Mann, nach demſelben abgehen. Es wäre Schomberg leicht geweſen, dieſen Succurs abzutreiben. Aber da er berechnete, daß die 500 Mann die mitgebrachten Bedürfniſſe bald aufzehren und dann die Noth der Beſatzung nur noch vermehren würden, ſo ließ er den Succurs gefliſſentlich durchſchlüpfen, gleich darauf aber den Platz noch enger einſchließen. In der That führte dieſes Manoeuvre ſehr bald zur Capitulation, bei welcher Schomberg, in deſſen Leben ſich manches Beiſpiel großer Strenge in Aufrechthaltung der Kriegszucht, aber kein Zug von Rach-

---

1) Geb. 12. September 1659 † zu Sluys, 7. Juni 1701. Als Marlborough 1690 Cork belagerte, ſtieß dieſer Prinz mit 4000 Dänen zu ihm und verlangte, das Commando mit Marlborough zu theilen. Dieſer willigte ſofort ein und gab den erſten Tag das Feldgeſchrei Württemberg. Nun gab der Prinz, als die Reihe an ihn kam, Marlborough zum Feldgeſchrei und Alles löſte ſich in Einigkeit und rühmlichſten Wetteifer auf. Dalrymple. II. 294.

ſucht findet, der Beſatzung den Abzug mit allen militäriſchen Ehren bewilligte[1]).

Endlich im Juni traf der König Wilhelm III. mit den nöthigen Mitteln zu einer größern Unternehmung auf dem Kriegsſchauplatze ein und vereinigte ſich mit Schomberg. Die Armee beſtand jetzt aus 62 Schwadronen und 52 Bataillonen, zuſammen 36,000 Mann betragend, worunter 10,000 Dänen, 7000 Holländer und Brandenburger und 2000 Franzoſen waren. Die jakobitiſche Armee, bei welcher ſich 5000 Franzoſen unter Lauzun[2]) befanden, war zwar an ſich um vielleicht 10,000 Mann ſtärker, als die engliſche, konnte aber, da ſie viele Beſatzungen hatte abgeben müſſen, ihren Gegnern nur 27,000 Mann entgegenſtellen, die jedoch eine ſehr gute Poſition jenſeits der Boyne einnahmen. Man entſchied ſich, hier den Angriff der Engländer abzuwarten, und dieſe kamen auch (30. Juni) ſo raſch an, daß der irländiſche Vorſchlag weitern Rückzugs nicht mehr wohl ausführbar war.

Am Abend des 30. Juni ward bei den Engländern Kriegsrath gehalten, der aber bloß darin beſtand, daß der König ſeinen Generalen kurz erklärte: er werde den folgenden Morgen den Uebergang über die Boyne forciren und jedem von ihnen die nöthigen Befehle noch vor Schlafengehen zuſchicken. Selbſt Schomberg ſoll dies mit einigem Unmuth aufgenommen und nicht ohne Bitterkeit geſagt haben: Dies ſei das erſte mal in ſeinem Leben, daß man ihm den Befehl zum Schlagen ſchriftlich zugeſchickt habe.

Es ſollte an drei Punkten übergegangen werden. Graf

---

[1]) De St. Hilaire, Mémoires, I. 464.

[2]) Ueber dieſen künftig einmal.

Meinhard von Schomberg ſollte mit 10,000 Mann, auf dem rechten Flügel, aufwärts vom Fluſſe, durch von dem König entdeckte Fuhrten übergehen und dem Feinde in den Rücken kommen. Das Centrum der Armee, unter dem Herzog von Schomberg, ſollte den Uebergang zwiſchen den beiden Lagern erkämpfen, und hier waren namentlich holländiſche, brandenburgiſche und franzöſiſche Fußvölker, und die Iniskillings, als die bewährteſten Truppen, vereinigt. Der König wollte mit dem rechten Flügel unterwärts überſetzen und den Feinden in die Flanke fallen. Die Unternehmung des Grafen Meinhard ging glücklich von Statten, und die Irländer, die ihn abwehren ſollten, flohen. Nun erhielt auch das Haupttreffen Befehl zum Ueberſetzen, und auch hier flohen die Irländer, die ſich erſt zu dem den Franzoſen beſtimmten Poſten gedrängt hatten, nachdem ſie die erſte Salve gegeben. Die übergeſetzten Truppen ſtellten ſich in Schlachtordnung. Schomberg hielt aber noch mit einer ſtarken Reſerve dieſſeits des Fluſſes. Da ſtürmte Hamilton mit den iriſchen Dragonern heran und zugleich traten die jakobitiſchen Franzoſen hervor. Dies brachte einiges Schwanken unter die Angreifenden. Die proteſtantiſchen Franzoſen wurden von den übrigen Truppen getrennt, in den Fluß getrieben und bis über denſelben verfolgt. Ihr Führer, Callimotte-Rouvigny, ein alter Gefährte Schomberg's, wurde tödtlich verwundet und auf den Schultern ſeiner Leute über den Fluß zurückgetragen, indem er den Herüberrückenden zurief: „Zur Ehre, meine Kinder, zur Ehre!“ Jetzt ſchwamm auch Schomberg an der tiefſten Stelle des Fluſſes zu Pferde herüber, nur von einigen Offizieren begleitet. Er zeigte den ſich wieder ſammelnden proteſtantiſchen Franzoſen ihre jakobitiſchen Landsleute und rief ihnen zu: „Sehen

Sie dort, meine Herren, Ihre Verfolger!“ Dies waren ſeine letzten Worte. Gleich darauf ward er getödtet, ohne daß man genau weiß, wie das eigentlich hergegangen. Nach Einigen hätten ihn die über den Fluß zurückgeſprengten Hamilton'ſchen Dragoner verwundet und als Gefangenen mitgenommen, ſeine eigenen Leute aber, dieſen Umſtand nicht kennend, auf die Dragoner gefeuert und ihn zum Tode getroffen. Nach einer andern Nachricht wäre er von einer feindlichen Schwadron umzingelt und, nachdem ſich ſeine ſchwache Begleitung auf das Tapferſte vertheidigt, durch eine Muſketenkugel in den Hals und einige Säbelhiebe ins Geſicht gefällt worden. Nach Burnet wäre er in einem ungefähren Handgemenge von einer ungewiſſen Kugel getroffen worden. So gibt es noch mehrere Berichte, welche alle nur darin übereinkommen, daß Schomberg kurz nach dem Uebergange in einem ungeordneten Getümmel gefallen iſt. Die Schlacht ward bekanntlich für die Engländer gewonnen und Schomberg war auf ſiegreicher Wahlſtatt gefallen.

„Schomberg war von mittlerer Größe, wohlgebaut, hatte eine lebhafte Farbe, dauerhafte Geſundheit, etwas Großes in der Miene, welches Ehrerbietung einflößte, und vornehmlich zu Pferde einen ungemeinen Anſtand [1]).“ Wie ſein Vater, liebte er einen würdigen Aufwand.

Seine Leiche wurde einſtweilen in der Kirche St. Patriks zu Dublin beigeſetzt und dort — vergeſſen. Der berühmte Swift gab ſich fruchtloſe Mühe, ſeine hinterlaſſenen Verwandten zur Errichtung eines Denkmals zu vermögen, und ließ endlich, in Gemeinſchaft mit dem Capitel ſeiner Kirche, 41 Jahre nach Schomberg's Tode, dieſem ſelbſt eine Tafel von ſchwarzem Marmor mit folgender Inſchrift ſetzen:

---

[1] Rapin XI. 95.

Hic infra
situm est corpus
Frederici
Ducis de Schoenberg
ad Bubindam
occisi
A. D. MDCXC.

Daran hing er aber noch nachſtehende Worte:

Decanus et capitulum maximopere etiam atque etiam petierunt, ut heredes Ducis in memoriam parentis monumentum quamvis exile erigi curarent. Sed postquam per epistolas, per amicos, diu ac saepe orando nihil profecere, hunc lapidem indignabundi posuerunt, saltem ut scias hospes, quantula in cellula tanti Ductoris cineres in opprobrium heredum delitescant. Plus valuit virtutis fama apud alienos, quam sanguinis proximitas apud suos. A. D. 1731[1]).

Im Uebrigen ward in Deutſchland eine Denkmünze auf ihn geſchlagen, deren Hauptſeite das wenig getroffene Bild des Herzogs, die Kehrſeite aber einen römiſchen Krieger zeigt, deſſen Rechte einen jungen Lorbeerbaum umfaßt, während die Linke ſich auf einen Schild ſtützt, auf welchem das Monogramm des Heilandes in einem Dreieck ſtrahlt. Hinter ihm zu ſeinen Füßen liegt ein Füllhorn, was ſeine Schätze ausgießt, aus welchem aber auch eine Schlange hervorkriecht, die ſich gegen den Schild zurückkrümmt und dem Helden mit ihrer Stachelzunge droht. Im Hintergrunde ſteht eine Pyramide, an der ein Lorbeer hinaufgewachſen iſt und von welcher fünf Wappenſchilder herabhängen. Die Umſchrift dieſer Seite iſt: Plantavit ubique feracem. Im Abſchnitte ſteht: Continuatis triumphis obdurata in Deum fide in Hibernia militanti 1690, und an dem Rande: pro religione et libertate mori vivere est. — Ein anderes Denkmal ſetzte ihm der gräflich Degenfeld-Schomberg'ſche Hofrath Johann Friedrich August Kazner durch die Herausgabe der mehrfach angeführten und von uns vornehmlich benutzten, ſorgfältig bearbeiteten Schrift.

---

[1]) „Der Dechant und das Capitel haben ſehr und wiederholt gebeten, daß die Erben des Herzogs zum Andenken ihres Ahnen ein wenn auch geringes Denkmal ſetzen laſſen möchten. Nachdem ſie aber durch Briefe, durch Freunde, durch lange und öftere Bitten nichts ausgerichtet, haben ſie in ihrem Unwillen dieſen Stein geſetzt, damit du, Fremder, wenigſtens wiſſeſt, in welch kleiner Celle die Aſche eines ſo großen Feldherrn, zur Schmach der Erben, ſich berge. Der Ruf der Tapferkeit galt mehr bei den Fremden, als die Nähe des Blutes bei den Seinigen." — Vergl. Europäiſcher Staats-Secretarius, 1735, II. 147. Bibliothèque de l'Europe. VII. 468.

Ueber Schomberg's älteſten Sohn Friedrich iſt ſchon oben in einer Anmerkung gehandelt worden. Der jüngſte Sohn, Karl, ward der nächſte Haupterbe des Vaters in den engliſchen Würden und Beſitzthümern, und führte als Herzog von Schomberg dem Herzog von Savoyen 1691 die engliſchen Hilfsvölker zu. Bei der Schlacht von Marſaglia (4. Oct. 1693), wo Prinz Eugen von Catinat geſchlagen wurde, befehligte Schomberg im Centrum des linken Flügels ein Corps franzöſiſcher Emigranten, was den längſten Widerſtand leiſtete, aber auch faſt gänzlich aufgerieben wurde. Er ſelbſt erhielt mehrere Wunden und würde auf dem Schlachtfelde geblieben ſein, wenn ſich nicht ſein treuer Diener, la Sale, ihn mit ſeinem Leibe deckend, auf ihm hätte niederhauen laſſen. Doch ward er tödtlich verwundet und ſtarb als Gefangener in Turin. Er ward in der Kathedrale von Lauſanne beigeſetzt. Sein älterer Bruder Meinhard war ſein Erbe und Nachfolger. Nach dem Tode des Vaters, der ſich noch in ſeiner letzten Stunde über Meinhard's Thaten gefreut hatte, ward Meinhard zum iriſchen Baron von Tarragh, Grafen von Bangor und Herzog von Leinſter ernannt. Am 7. Juli 1696 ſtarb ſeine Gemahlin, die geborne Raugräſin Karoline und ward in der Weſtminſterabtei beigeſetzt 1703 erhielt er das Hoſenband, 1704 begleitete er den Gegenkönig Karl III. von Spanien nach Portugal und übernahm dort den Befehl der engliſchen und holländiſchen Truppen, kam aber, im Aerger über die ſchlechten portugieſiſchen Anſtalten und den Hochmuth des Admirals von Caſtilien 1), in ſolche Differenzen, daß der König von Portugal auf ſeine Abberufung antrug, worauf Lord Galloway 2) an ſeine Stelle kam. Er blieb nun im Ganzen unthätig bis zu ſeinem am $^{5}/_{16}$. Juli 1719 zu Hillington erfolgten Tode. Der einzige Sohn, der ihm unter fünfen zu männlichen Jahren heranwuchs, Karl, Marquis von Harwich, machte 1712 als Oberſter eines Reiterregiments den Feldzug in Flandern mit und führte 1713 drei Regimenter nach Irland, wo er aber am 16. November an einem Fieber ſtarb, ſodaß der Mannsſtamm der Schomberge mit ſeinem Vater erloſch. Von vier Töchtern überlebten den Grafen Meinhard nur zwei. Die ältere, Friederike, heirathete den Lord Holderneß, die jüngere, Marie, den Grafen Chriſtoph Martin von Degenfeld, welcher in den deutſchen Gütern der Schomberge ſuccedirte und deren Namen und Wappen annahm, übrigens 1762 als preußiſcher Staats- und Kriegsminiſter und Generallieutenant ſtarb. — Man hat

---

1) Ueber dieſen künftig einmal.

2) Auch dieſen behalten wir uns vor.

auch von einem natürlichen Sohne Schomberg's wiſſen wollen und als ſolchen Einen von Siburg bezeichnet. Indeß weiß man nur, daß Schomberg noch bei ſeinem Feldzug in Portugal der Taufpathe des Sohnes eines Offiziers dieſes Namens, der in einem Treffen gefallen war, wurde, der Witwe auf ſeinen deutſchen Gütern eine Wohnung mit Gärtchen zudachte, ſeinen Pathen aber unterſtützte, und daß dieſer bei Offenburg den Grafen Meinhard mit eigner Gefahr von der Gefangenſchaft zu retten ſuchte, ſpäter auch in engliſche Dienſte kam und als Oberſter 1709 unter den Trümmern des Forts Alicante blieb. Er hieß Friedrich von Siburg, trug alſo den Taufnamen ſeines Pathen. Es kommt aber auch ein Karl von Siburg vor, der nach dem Tode des Marquis von Harwich (1713) das den Schombergs gehörige Reiterregiment erhielt, alſo auch zur Familie in Beziehung geſtanden zu haben ſcheint und 1732 als Generallieutenant ſtarb.

V. Verhandlungen Friedrich's II., Herzogs von Sachſen-Gotha und Altenburg, mit Ludwig XIV. 1701 und 1702.

Vom Hofrath und Profeſſor Schulze zu Gotha.

In der Geſchichte des 18. Jahrhunderts von Schloſſer (2. Ausg. I. 20 und 44) heißt es: „Gotha und Wolfenbüttel waren am Anfange des ſpaniſchen Erbfolgekrieges mit Ludwig XIV. verbunden und konnten nur durch Gewalt gehindert werden, für die Franzoſen zu werben.“ Einen Beweis für dieſe Angabe findet man weder bei Schloſſer, noch in den Werken, welche die damaligen Zuſtände Deutſchlands am ausführlichſten behandeln [1], auch nicht bei den Geſchichtſchreibern Gothas, namentlich Tenzel, Rudolphi und Galletti. Leicht kann man alſo zu Zweifeln an der Richtigkeit obiger Angabe verleitet werden. Und doch iſt ſie als ausgemacht wahr anzunehmen. Hiervon überzeugte ich mich, als mir beim Erforſchen der Lebens- und Regierungsgeſchichte Herzogs Friedrich II. aus dem geheimen Archiv zu Gotha ein Actenſtück in vier Foliobänden, mit der Aufſchrift „Acta, die Abſchickung des Geh. Legationsrathes von Schleinitz an die Krone Frankreich betreffend, 1700—1702", mitgetheilt wurde. Was ich in demſelben fand und was zur Erläuterung des Gefundenen dienen kann, will ich hier zuſammenſtellen.

---

[1] Dies gilt namentlich von Faber's Staatskanzlei, Th. V. S. 420 fg. und VII. 157 fg., dem Theatrum Europaeum, Tom. XVI. 189 fg., und der Historia Leopoldi Magni, auctore *Francisco Wagnero*, Societatis Jesu Sacerdote. Tom. II. 643. In dieſen drei Werken wird allein von einer Verbindung Wolfenbüttels, aber nicht von einer Verbindung Gothas mit Frankreich geredet. Nur wer mit dem damaligen Benehmen Herzogs Friedrich II. und mit dem, was Oeſterreich ihm drohete, bekannt iſt, findet eine Hindeutung auf Gotha in den Worten Wagner's (II. p. 641): Montecuculus Egrae lustrabat exercitum adversus *suspectum* Principem, und (II. p. 649): *Saxo Gothanus dux*, magnae inter opponentes auctoritatis, pactis *conciliatus* est (sc. imperatori), cujus copiae magno deinceps usui fuere.

Bei Annäherung des ſpaniſchen Erbfolgekrieges ſuchte Ludwig XIV. die deutſchen Fürſten auf ſeine Seite zu ziehen, wenigſtens eine Neutralität des deutſchen Reichs durch ſie zu erwirken. Aufträge hierzu ertheilte er ſeinem Geſandten in Regensburg, Marquis von Chamoy, und einem Elſaſſer, von Obrecht, den er als ſeinen Bevollmächtigten nach Frankfurt a. M. ſendete.

In Deutſchland ſelbſt kam ſeinen Verlockungen Vieles entgegen. Denn wie oft und laut hier von Aufrechthaltung deutſcher Freiheit und deutſcher Reichsverfaſſung geredet wurde, ſo fehlte es doch an deutſcher Geſinnung. Den deutſchen Fürſten — das deutſche Volk kam damals nicht in Betracht — galt der Glanz und Vortheil ihrer Häuſer mehr, als die Wohlfahrt des deutſchen Reichs; in dem Kampfe um Spanien erblickten ſie nicht eine Reichsſache (obſchon es ſich auch um Reichslehen handelte), ſondern nur eine Sache des öſterreichiſchen Hauſes; von zeitherigen Reichskriegen gegen Ludwig XIV. hatten ſie nur Nachtheil, nie Vortheil gezogen; die Opfer, welche der letzte Krieg, der mit dem Frieden von Ryswick ſchloß (1697), gekoſtet hatte, waren noch nicht verſchmerzt; ja, dieſer Friede hatte wegen der Geringſchätzigkeit, mit welcher die fürſtlichen Geſandten beim Abſchluß deſſelben behandelt worden waren, und (unter den proteſtantiſchen Fürſten) wegen einer Clauſel, die der proteſtantiſchen Kirche Nachtheil brachte, neuen Unwillen erregt.

Noch früher war wegen Errichtung einer neunten Kur zu Gunſten Hannovers (März 1693) gegen Kaiſer Leopold I. Unwille entſtanden. Wahr iſt es, Kaiſer Leopold hatte dieſe Kur ohne Zuziehung der Reichsfürſten und zunächſt nur zur Vermehrung ſeiner Machtmittel errichtet, wie er aus gleicher Abſicht, kurz vor dem Ausbruch des ſpaniſchen Succeſſionskrieges, dem Hauſe Hohenzollern die Königswürde in Preußen zuerkannte [1]; aber er hatte dabei weder die goldene Bulle, noch den weſtphäliſchen Frieden verletzt: denn jene enthielt kein Verbot der Vermehrung der Kurfürſtenzahl, und in dieſem, der die Zahl der Kurfürſten von ſieben auf acht erhöht hatte, war dem Kaiſer das Recht der Standeserhöhungen überlaſſen worden [2]. Gleichwohl wurde ſolche

---

[1] Das Haus Hannover mußte für die ihm zugeſprochene Kurwürde 500,000 Thlr. zahlen, 6000 Mann zu kaiſerlichen Dienſten ſtellen und verſprechen, überall auf öſterreichiſcher Seite zu ſtehen, bei Kaiſerwahlen für Oeſterreich zu ſtimmen und zur Erneuerung der Kurfürſtenrechte Böhmens mitzuwirken (ſ. Menzel, „Neuere Geſchichte der Deutſchen." Th. IX. S. 183); — und das Haus Hohenzollern wurde in dem Krontractat vom 16. Nov. 1700 (abgedruckt iſt er in Förſter's „Höfe und Cabinete Europas im 18. Jahrhundert," Thl. I. Urkundenbuch, Nr. 2.) verpflichtet, rückſtändige Zahlungen dem Hauſe Oeſterreich zu erlaſſen, demſelben zum ſpaniſchen Erbfolgekriege 8000 Mann zu ſtellen und zu unterhalten, die brandenburgiſchen Reichsländer in Verbindung mit dem Reiche zu laſſen, in allen Reichsſachen mit und für Oeſterreich zu ſtimmen und bei Kaiſerwahlen von demſelben nicht abzuweichen.

[2] Was bei dieſer Veranlaſſung zur Vertheidigung des Kaiſers

Verletzung ihm Schuld gegeben, während doch der eigentliche Grund des Widerſpruchs gegen die neunte Kur darin lag, daß ſie den Widerſprechenden als eine Zurückſetzung ihrer alten Fürſtenhäuſer, als eine Machtvermehrung des kurfürſtlichen Collegiums, als eine ihre Rechte bedrohende Gewaltthat des Kaiſers erſchien. Von ſolchen Vorſtellungen ergriffen, vereinigten ſich zehn deutſche Fürſten, katholiſche ſowohl als proteſtantiſche (in Regensburg 1693), unter dem Namen „correſpondirende Fürſten“, gegen die Aufſtellung einer neunten Kur, bekräftigten ihren Verein (1695) zu Frankfurt, dann (1700) zu Goslar und Nürnberg, und beſchloſſen, zur Behauptung ihres Widerſpruchs ein Heer von 24,000 Mann (im Nothfall das Doppelte), aufzuſtellen, mit dem ſie ſich gegenſeitig beiſtehen könnten; ja, ſie wendeten ſich ſogar an Frankreich, indem ſie (5. Auguſt 1700) an den ſchon erwähnten Marquis von Chamoy ein Schreiben richteten, in welchem ſie den König von Frankreich, als Garant des weſtphäliſchen Friedens, um Beiſtand baten [1].

---

und zur Beſchämung der ihm widerſtrebenden Reichsfürſten geſagt werden konnte, iſt zuſammengefaßt in einem „Bedenken über den jetzigen ſpaniſchen Krieg und die neunte Kur u. ſ. w.“ — in Faber's Staatskanzlei, Th. VI. 810—23.

[1] In dieſem Schreiben (man findet es in Faber's Staatskanzlei, Th. V. 313 fg.) heißt es: „Se. Majeſtät möchte, mit Beibehaltung der jetzigen allgemeinen Tranquillität, ſolche Rettungsmittel ſchleunigſt vorkehren, daß das fürſtliche Haus Hannover von der auf gedachte Electorats-Dignitaet formirenden in Ecclesiasticis und Politicis viel Confusion und Verwirrung kundbarlich nach ſich ziehenden Praetension gänzlich abzuſtehen bewogen würde.“ — Erſt unter der energiſchen Regierung Kaiſers Joſeph I. (1705—1711) löſte ſich der Verein der correſpondirenden Fürſten und mit ihm der Widerſpruch gegen die neunte Kur völlig auf, und Hannover gelangte zum anerkannten Beſitz der ihm vom Kaiſer zugeſprochenen Würde.

Zu dieſen correſpondirenden Fürſten gehörte auch **Friedrich II.**, Herzog zu Sachſen-Gotha und Altenburg (geb. 1676, reg. 1691 — 1732), ein für die Geſchichte Gothas und Altenburgs ſehr merkwürdiger Herr, dem das Wohl ſeines Landes, der Glanz ſeines Hauſes und das Emporbringen des Kirchen- und Schulweſens am Herzen lag. Von ſeinem Großvater, Ernſt dem Frommen († 1675), war die Achtung für Religion und Kirche, und von ſeinem Vater, Friedrich I. († 1691), der zweimal den Hof Ludwig's XIV. beſucht und daſelbſt viel Schmeichelhaftes erfahren hatte [1]), war die Neigung zu Glanz und Prunk auf ihn übergegangen. Wie jener ſah er in dem Emporbringen des Kirchen- und Schulweſens, das er eifrigſt betrieb, eine Fortbildung ſeines Landes; und wie dieſer ſuchte er Glanz um ſich zu verbreiten und ſeinem noch jungen Staat [2]) Bedeutſamkeit und Anſehen zu verſchaffen. Nicht genug alſo, daß er ſich mit einem prunkenden Hofſtaate umgab, ſo behielt und vermehrte er auch das Militair, das ſein Vater (weit über die Kräfte des gothaiſchen Landes!) aufgebracht hatte, um durch Verkauf oder Vermiethung desſelben Einfluß und Geld zu gewinnen. Dabei hielt er eifrigſt auf die Rechte ſeines altfürſtlichen Hauſes, und ſo bereitwillig er dem Kaiſer und Reich mit Geld und

---

[1]) Als Herzog Friedrich I. am 1. Dec. 1687 zum letzten male vor Ludwig XIV. erſchien, ſagte dieſer zu Louvois: «C'est un prince, qui me plait fort», — und bald darauf überſendete er ihm ſein Portrait mit Diamanten beſetzt, ein Geſchenk, das von Juden zu Frankfurt zu 21,000 Fl. taxirt wurde. (Aus der Reiſebeſchreibung des Kammerdieners Emmerling 1688, in der MSC Sammlung der herzoglichen Bibliothek zu Gotha. Nr. 544.)

[2]) Erſt ſeit 1642 hatte Sachſen-Gotha ein Reichsvotum und mit demſelben eine Stelle unter den deutſchen Staaten erhalten. S. Tenzel, Suppl. ad Sagittarium, p. 895, und Müller's Annalen. S. 366.

Truppen beiſtand, wo Reichshilfe Noth that, ſo wenig mochte er es ertragen, wenn von Seiten des Kaiſers etwas geſchah, was ſeinen Fürſtenrechten Abbruch zu thun ſchien. Darum erklärte er ſich auch gegen die Errichtung der neunten Kur, trat dem Vereine der correſpondirenden Fürſten bei und unterzeichnete das unpatriotiſche Geſuch an Ludwig XIV.

Solches Treiben deutſcher Fürſten entſprach den Planen dieſes Königs. Weit entfernt alſo, daſſelbe zurückzuweiſen, förderte er es auf argliſtige Weiſe. Durch ſeinen Geſandten zu Regensburg ließ er den correſpondirenden Fürſten erklären: „daß er ſelbſt die Errichtung der neunten Kur als ein Beginnen anſehe, welches dem weſtphäliſchen Frieden zuwiderlaufe und auf Unterdrükkung des Reichsfürſtenſtandes abziele, und daß er darum ihr Geſuch um Vermittelung bereitwillig annehme. Dagegen möchten aber auch ſie, wenn er für ſie handle, nicht gegen ihn handeln, und alſo bei dem Kriege um die Erbfolge in Spanien, den der Kaiſer nur zur Verſtärkung ſeiner Hausmacht unternehme, wenigſtens neutral bleiben und zur Behauptung ihrer Neutralität Truppen aufſtellen, wobei er ſie mit Hilfsgeldern unterſtützen werde.“ 1)

Auch an Herzog Friedrich II. ließ er ſolche Erklärungen gelangen und theils durch den Prinzen Johann Wilhelm, des Herzogs Bruder, der im Sommer 1700 auf einer Reiſe durch Frankreich nach Paris gekommen

---

1) Dieſe Angaben ſind geſchöpft aus den Berichten, die der gothaiſche Reichstagsgeſandte zu Regensburg, Baron von Hagen in den Jahren 1699 und 1700 an Herzog Friedrich II. einſendete (zu finden in den Reichstagsacten des geh. Archivs zu Gotha, betreffend die Jahre 1699 und 1700).

war, theils durch ſeinen Geſandten von Obrecht, der um eben dieſe Zeit mit dem gothaiſchen Kanzler Fiſcher vertrauliche Unterredungen zu Frankfurt pflog, nicht nur Zuneigung und Freundſchaft ihm zuſichern, ſondern auch ihn einladen, mit Frankreich in Unterhandlung zu treten und dazu einen Geſandten nach Paris zu ſchicken, „wobei nichts Anderes verlangt werden ſollte, als was der Intention des Herzogs entſpreche."

Verſtärkt wurde das Anlockende ſolcher Einladungen durch Herzog Anton Ulrich. Dieſer, der mit ſeinem ältern Bruder Rudolph Auguſt gemeinſchaftlich über Braunſchweig-Wolfenbüttel regierte, hatte ſich um ſo leidenſchaftlicher gegen die neunte Kur erhoben, je weniger er es ertragen mochte, daß ſein Stammvetter, der Herzog von Hannover (oder Braunſchweig-Lüneburg), einen Vorzug vor ihm erhalten ſollte. Eben darum hatte er am eifrigſten zur Bewerbung um Frankreichs Beiſtand getrieben und, wie Baiern und Cöln, beim Ausbruch des ſpaniſchen Erbfolgekriegs Verbindungen mit Frankreich angeknüpft. Hierzu ermunterte er auch den Herzog Friedrich II. Im Sommer des Jahres 1700 kam er perſönlich mit ihm erſt in Arnſtadt, dann in Gotha zuſammen und theilte ihm mit, was ſein Geſandter von Imhof aus Paris berichtet hatte: „wie es dem König von Frankreich angenehm ſein würde, wenn zwiſchen Polen (oder Kurſachſen), Dänemark, Münſter, Wolfenbüttel und Gotha ein beſonderer Tractat wegen Neutralität in der ſpaniſchen Succeſſionsſache concertirt und vollzogen würde, worauf Se. Majeſtät den Intereſſenten Subſidien zu reichen bereit wären."

Solche Vorſpiegelungen fanden bei Friedrich II. um ſo leichter Eingang, je mehr ſie ſeinem Ehrgeize Befriedigung und ſeinen Geldbedürfniſſen Abhilfe verſprachen.

Sein Stammvetter, der Kurfürſt von Sachſen, hatte (1697) die polniſche Krone erlangt; der Kurfürſt von Brandenburg brachte (1700) die Königswürde an ſein Haus; der Herzog von Hannover, bereits zum Kurfürſten ernannt, war auf dem Wege König von England zu werden: wie hätte Herzog Friedrich II. bei ſeiner Neigung zum Glanz und Prunk nicht wünſchen ſollen, ſich höher aufzuſchwingen? Ferner, er ſowohl als ſein Vater hatten im vorigen Kriege dem Hauſe Oeſterreich Truppen für Geld überlaſſen; aber das bedungene Geld war, trotz aller Erinnerungen, nicht bezahlt worden und noch weniger war jetzt deſſen Zahlung zu erwarten, da Oeſterreich einen neuen Krieg begann. Dagegen ließ ſich von einem Bündniß mit dem damals in Wohlſtand blühenden Frankreich Vieles erwarten. Bedenklich war es freilich, mit Ludwig XIV., der zeither dem deutſchen Reiche Unrecht auf Unrecht zugefügt hatte, in ein Bündniß zu treten, und dies in einer Zeit, da bereits der Kaiſer die Waffen gegen ihn erhoben hatte; der Vorwurf unpatriotiſcher Geſinnungen, der Zorn des Kaiſers, vielleicht gar Aechtung konnte an ein ſolches Bündniß ſich ketten. Auch Herzog Friedrich II. fühlte dies, wie ſich daraus erkennen läßt, daß er ſein Vorhaben ſo viel als möglich umſchleierte. Aber mächtiger als der Gedanke an die Gefahr, der er ſich ausſetzte, ergriff ihn die Ausſicht auf Gewinn an Geld und Anſehen. Darum ſuchte er auch ſich und Andern einzureden: „er thue bei einer Verbindung mit Frankreich nichts, was ſeinen Reichspflichten zuwider ſei; in die ſpaniſche Erbfolge und andere auswärtige Händel wolle er ſich nicht einmiſchen; aber als Reichsfürſt habe er das Recht, Bündniſſe zu ſchließen, und nicht unpatriotiſch, auch nicht gegen das Intereſſe des Kaiſers ſei es gehandelt, wenn er Neutralität beabſichtige und dadurch für das deutſche Reich den Frieden und Sicherheit für ſein Land zu erhalten ſuche." — So von ſeiner Glanzſucht verblendet, von Frankreichs Argliſt umgarnt und fortgeriſſen von der Leidenſchaftlichkeit Anton Ulrich's, beſchloß er, ſeinen Geh. Legationsrath von Schleinitz, der ſeinem Vorhaben ermunternd entgegenkam, als Geſandten an den franzöſiſchen Hof abzuſchicken.

Er konnte vorausſehen, daß dieſe Abſchickung kein Geheimniß bleibe, und wichtig mußte es ihm ſein, daß ſie in dem Sinne, den er ihr zu geben wünſchte, aufgefaßt würde. Er ſchrieb daher ſowohl an ſeine Vettern gothaiſcher und weimaraniſcher Linie, als auch an ſeine Geſandten zu Regensburg und zu Wien: „er ſchicke den Geh. Legationsrath von Schleinitz nach Paris, um zu erforſchen, ob wegen der Anſprüche auf Sachſen-Lauenburg und wegen der vom Herzog Bernhard herrührenden Anſprüche auf das Elſaß etwas zu erlangen ſei; ferner, um wahrzunehmen, was von dem wolfenbüttelſchen Geſandten in Paris wegen der neunten Kur verhandelt werde, und wie ſich der Reichsfriede erhalten laſſe." Auch in der vorzeigbaren Inſtruction für den Geh. Legationsrath von Schleinitz (vom 3. Januar 1701) war der Zweck der Sendung deſſelben auf ähnliche Weiſe bezeichnet. Doch in der geheimen Inſtruction (vom 7. Januar 1701) wurde der Geſandte angewieſen, vornehmlich dahin zu wirken, daß dem Herzog für die Truppen, die er als Mitglied des Vereins correſpondirender Fürſten aufſtellen wolle (ſie wurden zu 6000 Mann angegeben), monatliche Subſidien von Frankreich gezahlt würden, da dieſe Truppen nicht nur zur Beſchützung der Fürſtenrechte, ſondern auch zur Erhaltung der Neutralität des deutſchen

Reichs, oder zur Abwendung eines Reichskriegs dienen ſollten.

Während ſolcher Vorbereitungen blieb der Herzog nicht ohne Warnungen. Sowohl ſein Reichstagsgeſandter, Baron von Hagen [1]), als auch ſein Geſchäftsführer zu Wien, Baron von Stein, meldeten (jener unter dem 10., dieſer unter dem 12. Jan. 1701): „man wiſſe bereits in Wien, daß der Herzog in Frankreich Subſidien ſuche, und meine, er ſei nach Anton Ulrich der Eifrigſte, ſo ſich mit Herz und Seele in Frankreichs Arme werfe. Dies nehme man am kaiſerlichen Hofe ſehr übel auf, und es ſei daher zu rathen, daß die Abſchickung unterbleibe, und der Herzog ſich ſeines Verfahrens wegen rechtfertige." Aehnlichen Rath richtete auch der Landgraf von Heſſen-Kaſſel an den Herzog (11. Jan.). Dagegen drängte Schleinitz zur Abſchickung und zur Beharrlichkeit. Damals in Frankfurt, ſchrieb er (20. und 28. Jan.): „in Paris werde ſeiner Ankunft mit Verlangen entgegengeſehen; daſelbſt ſei Alles ſchon ſo vorbereitet, daß der Herzog nicht wohl mit Ehren zurücktreten könne; bald werde man auch den beſten Effect verſpüren, da Ludwig XIV., wie der franzöſiſche Miniſter de Torcy geſchrieben, feſt entſchloſſen ſei, zur Erhaltung des Ruheſtandes im deutſchen Reiche die correſpondirenden Fürſten zu unterſtützen." Dieſe Aufmahnungen wirkten ſtärker als jene Abmahnungen. Schleinitz erhielt Befehl, ſich aufzumachen, brach am 31. Jan. 1701 von Frankfurt auf und traf am 28. Febr. in Paris ein.

Daſelbſt beſprach er ſich zuerſt mit dem wolfenbüttelſchen und dem kurſächſiſchen Geſandten, dann, am 6. März zu Verſailles, mit dem franzöſiſchen Miniſter de Torcy [1]). Dieſer empfing ihn ſehr freundlich, drang aber auch auf eine Allianz, wie ſie bereits mit Wolfenbüttel zu Stande gekommen war, wobei er im Namen ſeines Königs Subſidien verſprach. Das Abſchließen einer Allianz kam dem gothaiſchen Geſandten bedenklich vor; er bat daher um Mittheilung des Tractats mit Wolfenbüttel und um Friſt zu einer beſtimmten Erklärung „über eine ſo delicate Materie“. Beides wurde ihm gewährt. Er ſchrieb hierauf (7. März) nach Gotha um Verhaltungsbefehle. Die ihm ertheilte Antwort (vom 21. März) ermahnte ihn zur Vorſicht im Reden und Schreiben, verbot ihm, in irgend etwas zu willigen, „was den Reichspflichten des Herzogs entgegen ſei oder was das Anſehen haben könne, als wolle Se. Durchlaucht eine dritte Partei im deutſchen Reiche bilden“, und verlangte, die Negociation dahin zu richten, daß ein Tractat mit Frankreich nicht ſpeciell auf den Namen des Herzogs, ſondern generell auf den Namen der correſpondirenden Fürſten geſtellt würde; wogegen der Geſandte wegen der Subſidien auf 6000 Mann (2000 zu Pferd und 4000 zu Fuß) eine Uebereinkunft abſchließen könne. Doch wie nachdrücklich der Herzog, aus Furcht vor dem Zorne des Kaiſers (auch in einem Schreiben vom 2. April), einer Allianz mit Frankreich auszuweichen ſuchte: Schleinitz war nicht im Stande, hierin den erhaltenen Befehlen nachzukommen. Torcy erklärte, unter dem 22. März, daß ohne eine Particular-Allianz kein Subſidienvertrag zu erhalten ſei, und fügte, gleichſam zur Beruhigung des Herzogs, hinzu, daß ſolche Particular-Allianz nur darauf abziele, die Ruhe in Deutſchland, die Rechte der Reichsfürſten und alſo auch die Rechte und Sicherheit von Sachſen-Gotha aufrecht zu erhalten, keineswegs aber den Herzog und deſſen Mitſtände wider den Kaiſer als Oberhaupt des Reichs zu engagiren. So von Torcy bedrängt, ſchloß Schleinitz am 13. April mit ihm einen Vertrag, in welchem dem Herzog, gegen Unterhaltung einer bewaffneten Neutralität und gegen Anerkennung Philipp's V. als König von Spanien, Subſidienzahlung und Beſchützung der Fürſtenrechte und des Ruheſtandes in Deutſchland zugeſagt wurde. Dieſen Tractat überſchickte Schleinitz (15. April) zur Ratification nach Gotha.

---

[1]) Heinrich Reinhard Freiherr von Hagen, aus dem Halberſtädtiſchen gebürtig, war erſt quedlinburgiſcher, dann baireuthiſcher, dann gothaiſcher Geheimer Rath und † 1729.

---

[1]) S. Bd. I. S. 108.

Hier erregte derſelbe große Bedenklichkeiten. Man fand in ihm manche Punkte, die dem Gerüchte, als ſei der Herzog vom Kaiſer abgefallen und beziehe zum Nachtheil deſſelben von Frankreich Subſidien, Nahrung und Bedeutung geben konnten. Es drangen daher der Herzog und ſein Miniſterium auf Umänderung ſolcher Punkte und verzögerten unter dieſem Vorwande die Ratification. Erſt als Schleinitz ſelbſt (im Juni 1701) nach Gotha gekommen war und über Alles und Jedes Bericht erſtattet hatte, erfolgte dieſelbe (20. Juni); dann, als Schleinitz nach Paris zurückgekehrt war (30. Juni), die Auswechſelung der Ratificationen, worauf Torcy (7. Juli) dem gothaiſchen Geſandten 257,000 Livres in Wechſeln übergab, nämlich 200,000 Livres als Werbegelder und 57,000 Livres als Subſidien für den Monat Juli, denen andere 57,000 für den Monat Auguſt bald nachfolgten[1]. Dagegen forderte er, daß Gotha einen franzöſiſchen Offizier als Oberſtlieutenant bei den ſtipulirten Truppen annehmen und an Baiern und andere mit Frankreich verbundene deutſche Fürſten ſich anſchließen ſollte.

---

[1] Indem Schleinitz dies berichtete (18. Juli), brüſtete er ſich damit, „daß er lieber Wechſel als baares Geld angenommen habe, um Aufſehen zu vermeiden, und damit man nicht mit fondement be-

War jene Subſidienſendung für Herzog Friedrich II. erfreulich, ſo war dagegen dieſe Forderung für ihn erſchreckend. Die Anſtellung eines franzöſiſchen Offiziers bei ſeinen Truppen erſchien ihm als offene Erklärung ſeiner Verbindung mit Frankreich, und das Anſchließen an Baiern, das damals gegen Oeſterreich aufſtand, als Zeichen eines Abfalls von Kaiſer und Reich. Er wies alſo beides zurück. Aber er gerieth dadurch in die Bedrängniſſe, zu welchen eine zweideutige Politik zu führen pflegt. Denn während es in Wien bereits hieß, er habe ſich an Frankreich verkauft, hieß es nun in Paris, er halte es mit Holland und Oeſterreich und hintergehe Frankreich, von dem er Subſidien nehme, ohne doch neue Werbungen anzuſtellen und die ſtipulirten 6000 Mann aufzubringen. Ja, ſchon am 6. October ſprach der franzöſiſche Miniſter de Torcy zu dem gothaiſchen Geſandten: «Si le Duc de Saxe-Gotha trompe le Roi, ce ne sera pas au moins pour long temps.»

Aus Mistrauen befahl nun Ludwig XIV., der Marquis d'Uſſon, der ſich als franzöſiſcher Geſandter am wolfenbüttelſchen Hofe aufhielt, ſolle nach Gotha reiſen, um die Zahl und Beſchaffenheit der Truppen, für welche Frankreich monatlich 57,000 Livres zu zahlen fortfuhr, in Augenſchein zu nehmen. Doch Friedrich II., der aus leicht erkennbaren Gründen deſſen Ankunft in

---

weiſen könne, daß Ew. Durchlaucht von Frankreich Gelder bezahlt worden ſind.“— Zu bemerken iſt, daß eben erwähnte 314,000 Livr. in den gothaiſchen Rechnungen zu 92,208 Thlr. 11 Gr. berechnet wurden.

Gotha ſcheute, wußte dieſem Vorhaben auszuweichen. Unter dem Vorwande dringender Geſchäfte begab er ſich zu der Zeit, als der Marquis d'Uſſon in Gotha ankommen ſollte, nach Altenburg, und ſeine Miniſter bewogen den franzöſiſchen Miniſter, dem ſie bis Volkenrode entgegengereiſt waren (19. Nov.), die Beſichtigung der Truppen auf eine andere Zeit zu verſchieben und, ohne Gotha zu betreten, nach Wolfenbüttel zurückzukehren. Durch dies Verfahren fühlte ſich König Ludwig XIV. verletzt. Er übertrug daher dem Geh. Legationsrath von Schleinitz, den der Herzog auf einige Tage nach Gotha entboten hatte, ſeinen Unwillen daſelbſt perſönlich auszuſprechen. So kam Schleinitz am 8. Januar 1701 abermals nach Gotha, und hier erhielt er den Auftrag, er ſolle, um Frankreich zu beſchwichtigen, an Torcy ſchreiben, „daß die ſtipulirten Truppen ausgerüſtet wären und noch mehrere, bei Vermehrung der Subſidien, aufgeſtellt werden konnten", dann nach Wolfenbüttel reiſen, um wegen neuer Tractate mit dem Herzog Anton Ulrich Verabredungen zu treffen.

Dagegen hatten ſich bereits die Aufforderungen und Warnungen von Seiten Oeſterreichs erneuert und verſtärkt. Der Kaiſer hatte gehört, daß Herzog Friedrich mit Frankreich ein Bündniß eingegangen ſei, daß derſelbe von dorther Geldſummen beziehe, mit Baiern, Cöln, Wolfenbüttel, den Feinden Oeſterreichs, im Einverſtändniß ſtehe und die Erklärung des Reichkriegs verhindere. Er ließ daher den Herzog durch den Reichshofrath von Stein[1], den er deshalb (18. Oct. 1701) nach Gotha ſendete, auffordern, dem Bündniß mit Frankreich zu entſagen, ſich offen zu erklären, was für Hilfe und Beiſtand Kaiſer und Reich bei den obwaltenden Verwickelungen von ihm erwarten könne, und die Mannſchaften, die er auf den Beinen habe, gegen einige Subſidien zum Beſten des Reichs operiren zu laſſen. Aber Herzog Friedrich ging darauf nicht ein. Unter vielfach wiederholten Betheuerungen tiefer Ergebenheit gab er (21. Jan. 1702) eine ausweichende Antwort und ſprach dagegen die Bitte aus, der Kaiſer möchte die Geldſummen, die Oeſterreich noch vom vorigen Kriege her der gothaiſchen Kammer ſchulde, baldigſt abzahlen. Inzwiſchen hatte der Kaiſer durch den Reichsvicekanzler von Kaunitz [1] dem Herrn von Crauſe, der ſich damals als gothaiſcher Abgeordneter in Wien aufhielt, erklären laſſen (10. Jan.): „Das Verfahren des Herzogs ſchmerze ihn um ſo tiefer, je feſter er ſonſt geglaubt habe, es gebe keinen Reichsfürſten, der mehr Ergebenheit gegen ihn hege, als Herzog Friedrich; und dem gemeinen Weſen halte er nichts für nachtheiliger, als wenn einzelne Glieder ſich vom communi corpore und vom Haupte ſelbſt, dem ſie durch ihre Lehenspflicht verbunden wären, ſeparirten und einem ambitieuſen und ungerechten König per indirectum zur Univerſalmonarchie verhelfen wollten. Der Kaiſer wünſche alſo, mit dem Herzoge das zeitherige gute Vernehmen zu cultiviren und würde ſich unglücklich ſchätzen, wenn er ſollte gezwungen werden, zu Mitteln und Extremitäten zu ſchreiten, ſo ihm die unumgängliche Noth übrig laſſe." — Auch von anderen Seiten her kamen dem Herzoge Warnungen zu. Sein Oheim Herzog Chriſtian zu Eiſenberg ſchrieb ihm (19. October 1701): „er möchte der Verbindung mit Frankreich entſagen, durch die er Verderben über ſich, über ſein Land und über das ganze gothaiſche Haus bringen könnte." Selbſt die altenburgiſche Regierung (Kanzler, Vicekanzler und Räthe) ſtellten ihm unter dem 10. Januar 1702 in tiefer Unterthänigkeit vor, „wie das ganze Land, da es kundig geworden, daß der Herzog mit Frankreich in Verbindung ſtehe und von dorther Gelder beziehe, in Schrecken gerathen ſei, weil es nun ein verderbliches Einrücken kaiſerlicher Völker befürchten müſſe." Aber Herzog Friedrich und ſein Miniſterium achteten nicht auf dieſe Warnungen. Er gab der altenburger Regierung zu erkennen (19. Januar), „daß ihre Furcht ganz unſtatthaft ſei," und ſchrieb dem Kaiſer (2. Februar), daß es „ihm nie zu Sinne gekommen ſei, von der dem Kaiſer und Reiche ſchuldigen Devotion und Treue abzuweichen." Ihn verblendete der Wahn, als könne er trotz ſeiner Verbindungen mit Frankreich ſeine Pflichten als Reichsfürſt erfüllen, noch mehr der Geldgewinn, den er von der Verbindung mit Frankreich zog, endlich auch die durch Schleinitz genährte Hoffnung, daß ſelbſt Kurſachſen ſich mit Frankreich verbinden werde. Doch jetzt traten Umſtände ein, die ihn aus dieſer Verblendung aufſcheuchten und mit Schreckniſſen umringten.

---

[1] Es war dies Chriſtoph Heinrich von Stein, aus dem thüringiſchen Geſchlechte dieſes Namens, geb. 1663, kaiſerl. Reichshofrath und Kämmerer, in den Grafenſtand erhoben, mit einer Gräfin Wied vermählt, † 1731.

---

[1] Dominic Andreas Graf von Kaunitz, geb. 1655, kaiſerl. w. geh. Rath, Reichsvicekanzler und erſter Geſandter beim Frieden von Ryswick, † 11. Jan. 1705. Er war der Großvater des berühmten Fürſten Kaunitz.

Am 20. Februar 1702 wurde ihm aus Wolfenbüttel durch Schleinitz gemeldet, daß Kurſachſen, ſtatt mit Frankreich, was frühere Unterhandlungen erwarten ließen, mit Oeſterreich ſich verbunden habe (16. Januar 1702), oder dem großen Bunde gegen Frankreich beigetreten ſei. Alſo konnte Herzog Friedrich nicht mehr darauf bauen, im deutſchen Reiche durch einen mächtigen Verbündeten Hilfe und Rettung zu finden, falls er wegen ſeines Bündniſſes mit Frankreich vom Kaiſer angegriffen werden ſollte; ja, er mußte fürchten, von dem benachbarten Kurſachſen, ſobald es der Kaiſer verlangte, angegriffen und unterdrückt zu werden, ehe das entfernte Frankreich ihn ſchützen konnte.

Noch mehr erſchreckte ihn die Nachricht, die faſt gleichzeitig bei ihm eintraf, daß der Fähndrich von Gräfendorf, der am 4. Februar als Courier von Gotha nach Paris abgegangen war, im Pfälziſchen von kaiſerlichen Soldaten ergriffen, daß das Briefpacket, das er nach Paris überbringen ſollte, ihm entriſſen, und daß ſelbiges nach Wien an den Kaiſer abgeſchickt worden ſei. In dieſem Packet befanden ſich Briefe von Schleinitz an Torcy, in welchen jener verſicherte, „der Herzog habe die ſtipulirten Truppen auf den Beinen; er wünſche nichts mehr, als dem König von Frankreich Beweiſe der Ergebenheit und Zuverläſſigkeit zu geben; er ſei bereit zu einer Allianz mit Baiern und Wolfenbüttel, werde nie Verbindungen eingehen, die dem Intereſſe des Königs entgegen wären, und habe ſeinen Geſandten zu Regensburg gehörig inſtruirt, den Reichstag ſo lange als möglich in Unthätigkeit zu erhalten, damit es zu keinem Beſchluß eines Reichskriegs komme." Schließlich war bemerkt, daß die Zahlung der Subſidien bis zum Schluſſe des Monats Januar eingegangen wäre. Somit war nun das Thun und Treiben des Herzogs enthüllt. Hatte vorher der Kaiſer bei den Gerüchten, die ihm zukamen, und bei den Verſicherungen, die der Herzog denſelben entgegenſtellte, über deſſen Verfahren in Zweifel ſein können; ſo mußte es ihm nun, da er dieſe Briefe in Händen hatte, zur Gewißheit werden, daß der Herzog Verbindungen eingegangen ſei, die dem Kaiſer und

Reich gefährlich werden konnten. Dieſe Gewißheit aber mußte ihn zu ſtrengen Maßregeln hinführen. Dies fürchtend, ließ Herzog Friedrich durch ſeinen Geheimſecretair Gotter[1]) an den Reichshofrath von Stein in Wien ein Schreiben richten (15. März 1702), das den Inhalt der aufgefangenen Briefe entſchuldigte. „Der Herzog," hieß es in demſelben, „habe eine Allianz mit Frankreich gehabt, ſo lange dieſes nicht im Krieg mit Oeſterreich geſtanden; nun aber, da er wiſſe, daß dieſe Allianz dem Kaiſer mißfällig ſei, habe er die Intention, ſich von derſelben *bello modo* und mit Reputation unter der Hand loszumachen, was auch ſchon darum geſchehen müſſe, weil Kurſachſen kaiſerliche Partei genommen habe."

Ehe noch eine Antwort auf dieſes Schreiben erfolgen konnte, traf eine neue Schreckensnachricht in Gotha ein. — Weit bedenklicher und ſträflicher als das Verfahren Herzogs Friedrich erſchien zu Wien das Verfahren des Herzogs Anton Ulrich; denn er vorzüglich hatte zum Widerſpruch gegen die neunte Kur und zur Verbindung mit Frankreich aufgefordert, hatte ſchon ſeit dem ryswicker Frieden Unterhandlungen mit Frankreich angeknüpft und bereits 12,000 Mann für franzöſiſches Geld zuſammengebracht. Alſo wendete ſich auch Zorn und Ahndung des Kaiſers zuerſt gegen ihn. Um ihn zu entwaffnen und unſchädlich zu machen, forderte der Kaiſer unter dem 8. Februar 1702 den ältern Herzog von Braunſchweig-Wolfenbüttel, Rudolf Auguſt, auf, ſeinen jüngern Bruder, Anton Ulrich, „der gefährliche und dem römiſchen Reiche nachtheilige Machinationen hege," von der Mitregierung auszuſchließen, entband zugleich die braunſchweig-wolfenbüttelſchen Landeseinwohner aller Pflichten gegen Anton Ulrich und wies ſie an, dem Herzog Rudolf Auguſt allein zu gehorchen. Die Vollſtreckung dieſer Anordnungen übertrug er (gleichfalls unter dem 8. Februar) dem Herzog von Holſtein-Plön, der ſie zur Kundwerdung bringen, und dem Herzog von Zelle, der ſie als Oberſter des niederſächſiſchen Kreiſes mit Waffengewalt durchſetzen ſollte. Demnach brachen die zell-hannöverſchen Truppen in der Nacht vom 19. zum 20. März unverſehens ins Wolfenbüttelſche, überfielen die daſige Miliz, die theils aufgehoben, theils auseinander gejagt wurde, und beſetzten die Hauptpunkte des Landes. Zugleich wurde erklärt, daß Braunſchweig-Wolfenbüttel nur dem Herzog Rudolf Auguſt angehören, daß dieſer der franzöſiſchen Allianz entſagen, ſeine Truppen auf die ſonſt gewöhnliche Zahl reduciren, die übrigen aber dem Kaiſer oder deſſen Alliirten überlaſſen müſſe.

---

[1]) Die Ausfertigung dieſes Schreibens wurde dem Geheimſecretair Gotter übertragen, weil der Geheimeraths-Director Freiherr von Bachoff, der damals die gothaiſchen Geſchäfte leitete, als Urheber oder Beförderer der Verbindung Gothas mit Frankreich, bei dem wiener Hof übel angeſchrieben ſtand, weshalb auch das hier angeführte Schreiben mit einer Vertheidigung des Miniſters ſchloß, „den man nur darum denigrirt habe, um ihn aus fürſtlichen Dienſten wegzubringen." Es war dies Johann Friedrich Bachoff, der aus einer Familie ſtammen ſollte, welche früher in Köln den Adel geführt. Er war 1643 zu Gotha geboren, in deſſen Nähe ſein Vater einige Güter gepachtet hatte, ſtudirte in Leipzig, ward nach Gotha berufen, um dem damaligen Erbprinzen Friedrich Unterricht zu ertheilen, begleitete ihn auf Reiſen nach Frankreich und Italien, ward dann raſch im Staatsdienſte gefördert, 1689 Kanzler, 1698 Geheimeraths-Director, ließ ſich ſeinen Adel erneuern, ward 1693 Reichsfreiherr von Echt, ferner Reichshofrath, † 26. October 1726.

Dieſe Vorgänge erregten, wie leichtlich zu erachten, Staunen und Schrecken; doch mochte außerhalb Braunſchweig-Wolfenbüttel durch ſie Niemand mehr erſtaunt und erſchreckt werden, als Herzog Friedrich II., der mit Anton Ulrich gleiche Beſtrebungen theilte, und alſo aus dem, was dieſem widerfuhr, abnehmen konnte, was ihm ſelbſt von Seiten des Kaiſers drohe. Umſichtig ſuchte er daher nach Mitteln und Wegen, um ſich dieſen Drohungen zu entziehen.

Sein Erſtes war, dem Verlangen auszuweichen, das Anton Ulrich an ihn richten konnte und am 25. März wirklich an ihn richtete, zufolge der obenerwähnten Uebereinkunft der correſpondirenden Fürſten dem Herzogthum Braunſchweig-Wolfenbüttel mit Truppen beizuſtehen. Unter dem Vorwande, daß ſeine Truppen kaum hinreichten, ſein eigenes Land zu ſchützen, in der That aber, um nicht das Zürnen des Kaiſers gegen ſich zu verſtärken, ſchlug er (21. März) dieſen Beiſtand ab, rieth dagegen ſeinem Freunde, ſich alles Widerſtandes zu enthalten, und erbot ſich, mehrere deutſche Fürſten um gütliche Beilegung der erhobenen Feindſeligkeiten zu bitten. Wirklich ſchrieb er auch in dieſem Sinne (25. und 26. März) an den König von Preußen und an den Landgrafen von Heſſen-Caſſel, in denen er, wie für ſeinen Freund, ſo auch für ſich Fürſprecher zu gewinnen hoffte. Ferner forderte er ſeinen Geheimen Legationsrath von Schleinitz, damals zu Wolfenbüttel, auf (21. März), den Herzog Anton Ulrich zur Nachgiebigkeit zu ſtimmen und ſobald als möglich nach Gotha zurückzukommen. Nach ſolchen Vorkehrungen ſchrieb er (26. März) an den Reichshofrath von Stein, um durch ihn den Kaiſer mit ſeinem Benehmen zu verſöhnen. In dieſem Schreiben klagt er, daß man ihm Unbegründetes beimeſſe und ihn, ohne ihn zu hören, mit einem feindlichen Angriffe bedrohe, obſchon er dem Kaiſer und Reiche jederzeit reelle Dienſte geleiſtet habe und nimmer etwas vornehmen werde, „wodurch er eines Vergehens gegen die Schuldigkeit eines treuen und patriotiſchen Reichsfürſten mit

Fundament beſchuldigt werden könne." Zugleich vertheidigte er ſeinen Geheimeraths-Director, Freiherrn von Bachoff, „der als ein treuer Diener immer darauf hingearbeitet habe, daß nichts geſchehe, was dem Kaiſer und Reiche nachtheilig und abbrüchig ſein könnte". Er erwähnt dann der Vorgänge in Braunſchweig-Wolfenbüttel mit dem Wunſche, daß ſie baldigſt in Güte beigelegt werden möchten, und mit dem Bemerken, daß auch Preußen, Heſſen und andere benachbarte Stände dazu mitwirken würden. Endlich bemerkt er, daß er ſeinen Geheimen Legationsrath von Schleinitz von Wolfenbüttel abgerufen habe und ihn wieder nach Paris gehen laſſe, damit derſelbe ſeine Familie abhole und den Verhandlungen mit Frankreich ein Ende mache. „Im Uebrigen," ſo ſchließt dieſes Schreiben, „verſehe ich mich, Ihre Kaiſerliche Majeſtät werden in Gnaden geneigt ſein, daß ich mit fürſtlicher Ehre und Reputation und ohne nachtheiligen Unglimpf bei der franzöſiſchen Affaire verfahren laſſe, mich auch der Mittel verſichere, damit ich förderhin in genugſamer Sicherheit und Schutz bleiben könne."

Hiermit hatte er alſo erklärt, daß er der Allianz mit Frankreich entſage, darum entſage, weil ſie dem Kaiſer mißfalle, obſchon er bei derſelben nichts, was dem Kaiſer und Reich nachtheilig ſein könnte, im Sinne gehabt habe. Aber er war mit dieſer Erklärung keineswegs der Furcht und Gefahr überhoben. Von mehreren Seiten, ſelbſt von Wien her wurde ihm berichtet, daß ein Einfall in ſein Land vorbereitet würde. Hierzu würden kurſächſiſche Truppen in einem Lager zwiſchen Leipzig und Lützen zuſammengezogen und von Böhmen aus ſollten kaiſerliche Truppen gegen das Altenburgiſche in Bewegung geſetzt werden. Andrerſeits war auch zu fürch ten, daß Frankreich, wenn es, wie es bereits gedroht hatte, zur Wiederherſtellung des Herzogs Anton Ulrich in Deutſchland vordringe, wegen Gothas Abfall von dem geſchloſſenen Bündniß bittere Rache üben, und daß Schimpf und Schmach über den Herzog kommen könnte, wenn er die Truppen, die er für Frankreichs Geld aufgebracht hätte, zu Frankreichs Nachtheil aufſtellte.

So von Gefahren bedroht und von Furcht ergriffen, ſchrieb er (4. April) abermals an den Reichshofrath von Stein, bat ihn, den Kaiſer in der Stille zu verſichern, er werde ganz nach deſſen Willen ſich fügen, und forderte ihn auf, es dahin zu bringen, daß, wenn etwas Widriges gegen ihn angeordnet wäre, dieſe Anordnung zurückgenommen würde; auch mitzuwirken, daß er „ohne Gefahr und Blame aus der franzöſiſchen Affaire kommen könnte." Aehnliches wiederholte er in einem dritten Schreiben an den Reichshofrath von Stein (vom 7. April), in welchem er die Furcht vor einem feindlichen Ueberfall noch ſtärker ausſprach und hinzufügte: er ſei bereit, zur Bezeigung ſeiner Ergebenheit einige ſeiner Regimenter an den Kaiſer oder deſſen Alliirte abzulaſſen, wofern ſolche nur nicht geradezu gegen Frankreich gebraucht würden. Nach Dresden ſendete er (9. April) den Major von Schauroth, um wegen der Zuſammenziehung der kurſächſiſchen Truppen zuverläſſige Nachrichten einzuziehen. Seinem Geheimen Legationsrath von Schleinitz, der wieder nach Paris gehen ſollte, trug er auf (7. April): „für die Gratification ſo zum Behuf hieſiger Landesverfaſſung bisher gewillfahrtet worden," zu danken und dem König zu verſichern, daß der Herzog dem geſchloſſenen Bündniß Gnüge geleiſtet habe, indem von ihm das verſprochene Mannſchaftsquantum zu 6000 Mann zuſammengebracht und zur Sicherung des Landes unterhalten worden ſei.

Erſt nach langem Harren lief vom Reichshofrath von Stein eine Antwort ein (vom 14. April), die zwar jene Beſorgniſſe nicht völlig verſcheuchte, aber doch einige Beruhigung gewährte, indem ſie (freilich unter drückenden Anmuthungen) die Ausſöhnung des Kaiſers in Ausſicht ſtellte. „Hätte nicht," hieß es in dieſem Schreiben, „der Herzog erklärt, er wolle ſeine Kräfte für kaiſerlichen Dienſt opfern" (d. h. von Frankreich zum Kaiſer ſich wenden und ihn mit den für Frankreichs Geld aufgeſtellten Truppen unterſtützen); „ſo würde Gotha ein noch viel härteres Loos betroffen haben, als Wolfenbüttel. Aber auch jetzt wolle ſich der Kaiſer der Mittel dazu nicht begeben, da man noch nicht gewiß wiſſe, ob es dem Herzog mit den angefangenen Tractaten ein wahrer Ernſt ſei, oder ob er nur den Wechſel der Umſtände abwarte. Erſt nach vielen Vorſtellungen von Seiten des Reichshofraths von Stein und des Reichsvicekanzlers von Kaunitz habe der Kaiſer den Beſchluß gefaßt, keinen gewaltſamen Ueberfall gegen Gotha vollſtrecken zu laſſen, wofern der Herzog bis zum Mai einen beſtimmten Tractat mit dem Kaiſer abſchließe. Dabei möchten wegen der Subſidiengelder keine Schwierigkeiten erhoben werden; denn für Truppen, die auf Koſten Frankreichs geworben und montirt wären, würde der Kaiſer kein Geld bezahlen, und dem Herzoge müſſe die Abwendung eines feindlichen Ueberfalls weit mehr gelten, als der Gewinn durch Subſidien. An Preußen und Holland möge er jetzt nicht denken, ſondern nur an Befriedigung des kaiſerlichen Hofes. Auch habe er wenigſtens 4000 Mann zu ſtellen, widrigenfalls ihn der Unglimpf treffen würde, als habe er das franzöſiſche Geld nicht einmal zur zugeſagten Armatur verwendet.“

Herzog Friedrich fand in dieſem Schreiben Vieles, was ihn tief verletzte. Bitter erſchienen ihm manche Aeußerungen in demſelben; noch widerlicher war es ihm, daß die Androhung eines Ueberfalls nicht unbedingt zurückgenommen und ihm eine engbegrenzte Entſcheidungsfriſt angeſetzt worden war; am empfindlichſten aber fiel es ihm, daß er an Oeſterreich, das ihm ſchon ſeit langer Zeit für Truppenſtellung Vieles ſchuldete, wenigſtens 4000 Mann ganz unentgeltlich abgeben ſollte. Er zögerte daher mit der Antwort an den Reichshofrath von Stein, ſuchte inzwiſchen Kurſachſen zu beſtimmen, ſich ſeiner beim Kaiſer anzunehmen und das gothaiſche Land mit Durchmärſchen zu verſchonen, und ſendete (27. April) ſeinen Geheimen Legationsrath von Schleinitz zum König von Preußen, damals zu Weſel, um bei demſelben einen Theil ſeiner Truppen (nämlich zwei Regimenter zu Pferd, ein Regiment zu Fuß) unterzubringen. Er baute darauf, daß er von Preußen die Werbe- und Unterhaltsgelder, die Oeſterreich ihm verweigerte, erhalten würde; auch fürchtete er nicht, den Kaiſer dadurch aufs neue zu reizen, da ſelbſt in Braunſchweig-Wolfenbüttel das Abkommen getroffen worden war, daß die daſigen Truppen nicht unmittelbar, ſondern nur mittelbar in den Dienſt des Kaiſers treten, oder den Alliirten deſſelben dienen ſollten[1]).

---

[1]) Unter Vermittelung Preußens und Heſſens und mit Beiſtimmung des Kaiſers war am 19. April 1702 eine Ausgleichung zwiſchen Wolfenbüttel und Hannover zu Stande gekommen. Laut derſelben blieb Rudolf Auguſt alleiniger Regent (erſt nach ſeinem Tode, 1704, kam ſein Bruder Anton Ulrich wieder zur Regierung) und

Doch wegen dieſer Zögerungen und Unterhandlungen erhob ſich in Wien neuer Argwohn und mit demſelben neue Gefahr für Herzog Friedrich. Man meinte, „er ſuche Oeſterreich wie Frankreich zu hintergehen und wolle jetzt abwarten, ob etwa den Kaiſer eine Niederlage treffe, um ſich dann wieder für Frankreich zu erklären; der Kaiſer dürfe alſo nicht ſäumen, die angedroheten Zwangsmittel zur Anwendung zu bringen.“ Dies meldete der Reichshofrath von Stein (29. April) mit dem Hinzufügen, daß von der Ausgleichung des Herzogs mit dem Kaiſer die Erhaltung des gothaiſchen Staates abhange.

Der Herzog ſelbſt erkannte dies. Er hatte daher bereits am 27. April ſeinen Hofrath Zapf als außerordentlichen Geſandten nach Wien abgefertigt. Hier ſollte derſelbe erklären, daß der Herzog ſich in Allem den kaiſerlichen Verordnungen nach äußerſter Möglichkeit unterwerfe und „das franzöſiſche Commercium bei nunmehr bevorſtehender Ruptur“ (d. i. die Verbindung mit Frankreich, da jetzt das deutſche Reich mit demſelben breche) aufgebe; dagegen aber ſich des Schutzes des Kaiſers und der Verbündeten deſſelben gegen alle androhende Gefahren verſehe. Auch ſollte Zapf anzeigen, daß der Herzog Truppen an Preußen zu überlaſſen gedenke, weil er dadurch dem Kaiſer zu nützen und zugleich ohne Schimpf und Gefahr von Frankreich loskommen zu können hoffe. „Beſtände aber der Kaiſer darauf, daß gothaiſche Truppen unmittelbar in kaiſerliche Dienſte gebracht würden, ſo ſollte Zapf bemerken, daß nur etwa 1100 Mann abgegeben werden könnten (denn den übri-

---

überlieferte vier Regimenter (zwei zu Pferd und zwei zu Fuß) an die Alliirten des Kaiſers. Dagegen zogen die zell-hannöverſchen Truppen ſogleich wieder aus dem Wolfenbüttelſchen ab.

gen, Landeskindern, wäre bei ihrer Capitulation verſprochen worden, ſie nicht außer Landes zu ſchicken), und die Bitte ausſprechen, daß dieſe Mannſchaft in ihrer dermaligen Verfaſſung bleiben und, wenigſtens im Anfange, nur in Ungarn gebraucht werden möchte.“ Ein Schreiben des Herzogs an den Kaiſer, welches die tiefſte Unterwürfigkeit bezeigte, und ein anderes an den Reichshofrath von Stein, welches Beſchleunigung der obwaltenden Unterhandlungen dringend anempfahl, wurde dieſer Inſtruction beigefügt.

Am 3. Mai kam Zapf nach Wien. Hier hoffte er ein freundliches Entgegenkommen zu finden, fand aber Mißtrauen und Argwohn. Man meinte, der Herzog bezeige nur durch Worte, nicht durch Thaten dem Kaiſer Ergebenheit; man ſah ſeine Unterhandlung mit Preußen als eine Hintanſetzung des kaiſerlichen Intereſſes an; man war unwillig, daß er, ſtatt der verlangten 4000 Mann, nur etwa 1100 Mann dem Kaiſer überlaſſen wolle und dieſe nicht nach Italien, ſondern nur nach Ungarn, und äußerte unverhohlen: „der Herzog gebe durch ſolche Winkelzüge zu erkennen, daß er des Kaiſers Feind gern zum Freunde behalten wolle.“

Unter dem 6. Mai wurde dies vom Hofrath Zapf einberichtet. Dagegen berief ſich der Herzog zu ſeiner Vertheidigung auf die Lauterkeit ſeiner Geſinnungen und Beſtrebungen, auf die frühere Aeußerung des Reichsvicekanzlers, Grafen von Kaunitz: „daß es dem Kaiſer gleich gelte, ob die gothaiſchen Truppen dem Hauſe Oeſterreich oder den Verbündeten deſſelben zugeführt würden,“ und auf das Verſprechen Preußens, die angeſponnenen Unterhandlungen zur Zufriedenheit des Kaiſers und des Herzogs, wenn dieſer ſich ihm, dem König von Preußen, gänzlich anvertraue, hinzulenken. Zugleich ſuchte er aber auch, um größeren Opſern auszuweichen, die Unterhandlungen mit Preußen zu Ende zu bringen. Und dies gelang. König Friedrich I., damals zu Weſel, nahm den gothaiſchen Geſandten, von Schleinitz, der am 6. Mai in Weſel eingetroffen war, freundlich auf, erklärte ſich geneigt zur Annahme gothaiſcher Truppen und zur Vertretung des Herzogs am kaiſerlichen Hofe, und gab zugleich den Rath, durch Drohungen von dorther ſich nicht übereilen zu laſſen. Doch erſt am 23. Mai kam der gewünſchte Tractat, den man zu Wien rückgängig zu machen ſuchte, zu Stande. In demſelben verſprach der Herzog, binnen vier Wochen ein Regiment zu Fuß (zu 1800 Mann) und zwei Regimenter zu Pferd (jedes zu 321 Mann), zuſammen 2442 Mann an Preußen zu überlaſſen; dagegen verſprach letzteres, dieſe Truppen, ſobald ſie in das preußiſche Gebiet gekommen wären, zu verpflegen, ſie zwar zu preußiſchen Dienſten zu verpflichten, aber als gothaiſches Eigenthum zu betrachten, ſie nicht über die Reichsgrenzen hinzuführen und binnen den erſten beiden Monaten nicht direct gegen die Krone Frankreich zu gebrauchen. Uebrigens ſollte dieſer Vertrag keine Giltigkeit haben, falls vor Beſtätigung desſelben etwas ihm Widerſprechendes mit dem kaiſerlichen Hofe verabredet worden wäre. Man fügte dies hinzu, um den Kaiſer und deſſen Miniſterium zufrieden zu ſtellen.

Herzog Friedrich eilte, den ihm vorgelegten Vertrag zu ratificiren (29. Mai) und eine Abſchrift deſſelben, als ein thatſächliches Zeichen, daß er das Bündniß mit Frankreich aufgegeben habe, nach Wien gelangen zu laſſen. Auch betrieb er es beim König Friedrich I., daß dieſer durch ſeinen Geſandten Bartholdi am kaiſerlichen Hofe vorſtellen ließ: „Man könne in den Herzog wegen mehrerer Truppenſtellung nicht dringen, bevorab deſſen Armatur mehr für eine Landmiliz als für regulirte Truppen zu halten und dergeſtalt beſchaffen ſei, daß er, ohne ſein Land zu depeupliren und den Ackerbau zu hemmen, nicht wohl ein Mehreres, als er an Uns gegeben, an Andre überlaſſen kann"[1]).

Jetzt wähnte das gothaiſche Miniſterium, wie der Geheimeraths-Director von Bachoff unter dem 28. Mai an Zapf ſchrieb, „aus dem bisherigen, ſchweren Embarras zu eluctiren"; aber es täuſchte ſich: ſo weit war die Auflöſung der obwaltenden Verwickelungen noch nicht gediehen!

Der kaiſerliche Hof war noch immer gegen den Herzog aufgebracht und jetzt beſonders darum, weil dieſer ſeine Truppen an Oeſterreich abzulaſſen ſich ſcheute, weil die Nachricht von deſſen Vertrag mit Preußen ausblieb, und weil es alſo noch den Anſchein hatte, als wolle er die durch franzöſiſches Geld zuſammengebrachten Truppen zum Nachtheil des Kaiſers verwenden. Statt alſo die früheren Drohungen aufzugeben, ließ ſie der Kaiſer erneuern und verſtärken. Dies erfuhr Hofrath Zapf beſonders am 25. Mai, als er zu einer Unterredung mit dem Reichsvicekanzler Grafen von Kaunitz nach Laxenburg kam. „Hier wurde mir" (ſchrieb er an Herzog Friedrich II., 27. Mai) „mit ſo viel Reprochen und Imputationen wider das gothaiſche Miniſterium und

---

[1]) Bei dieſer Schilderung des damaligen Zuſtandes des gothaiſchen Militairs galt es mehr, den Kaiſer zufrieden zu ſtellen, als das Thatſächliche anzugeben. — Nach einer für den gothaiſchen Landtag 1702 ausgefertigten Berechnung (in den Landtagsacten von dieſem Jahre) betrug damals das gothaiſche Militair 6000 Mann, nämlich 1500 zu Pferde, die in vier Regimenter, und 4500 Mann zu Fuß, die in drei Regimenter vertheilt waren. Von dieſen 6000 Mann beſtanden 3800 Mann aus Landvolk und 2200 Mann aus auswärts geworbener Miliz.

Herrn von Schleinitz, den der wiener Hof als einen Anhänger Frankreichs und als Urheber des Unfriedens in Deutſchland anſieht, begegnet, auch das preußiſche Engagement als ſo verdächtig, nachtheilig und ſchimpflich perſtringirt, daß ich mich endlich mit einigem, zuläſſigem Vigueur dagegen vertheidigte und fragte: was denn nach allen Erklärungen und Anerbietungen von Seiten Ihrer Durchlaucht noch deſiderirt werde?“ Ohne weiter auf dieſe Frage einzugehen, verlangte der Reichsvicekanzler, Zapf ſolle mit einer Vertheidigungsſchrift einkommen. Dies geſchah. Zapf ſtellte ſchriftlich dar: „wie der Herzog alles ihm Mögliche gethan habe, um den Kaiſer zufrieden zu ſtellen: er habe das franzöſiſche Engagement, bei welchem er keine ſeiner Fürſtenpflichten verletzt, völlig aufgehoben, habe ſein Miniſterium inſtruirt, auf Reichs- und Kreistagen nichts zu betreiben, was dem Kaiſer und deſſen Alliirten zuwider ſein könne, und habe alle Werbungen, ſelbſt die zum Schutze ſeines Landes, eingeſtellt; den Antrag des Kaiſers, außer dem Contingent, alte, geübte Mannſchaft zum Beſten der allgemeinen Sache zu ſtellen, habe er ablehnen müſſen, da er ohne Subſidien ſich in keine Tractaten einlaſſen könne; dagegen habe er den Antrag Preußens, dem Kaiſer dadurch zu dienen, daß er dem König von Preußen, als Alliirten des Kaiſers, einige Regimenter gegen Entſchädigung ablaſſe, dienſtwilligſt ergriffen.“

Dieſe Vertheidigung, die Oftgeſagtes wieder ſagte und Schiefes und Gerades in einander miſchte, mochte wohl wenig zur Ausſöhnung des kaiſerlichen Hofes beitragen: noch am 7. Januar ſchrieb Zapf: „der Reichsvicekanzler ſei auf den Herzog und deſſen Geheimen-Legationsrath von Schleinitz ſehr übel zu ſprechen.“ Weit kräftiger wirkte dagegen das Eintreffen der Nachricht von dem zwiſchen Gotha und Preußen abgeſchloſſenen Tractate und die lebhafte Verwendung des Königs von Preußen, der durch ſeinen Geſandten Bartholdi verſichern ließ: „Er ſelbſt wolle dafür repondiren, daß man vom Herzog nichts Widriges zu erfahren habe. Auch habe derſelbe verſprochen, in wenigen Monaten der großen Allianz beizutreten, wodurch dann des Kaiſers Intention völlig erreicht werde.“ Auf dieſe Verſicherung konnte nun der kaiſerliche Hof, ohne ſeinem Anſehn etwas zu vergeben, ſich mit dem Herzog wieder ausſöhnen; ja, er mußte ſich dazu um ſo mehr bewogen fühlen, jemehr ihm bei der damaligen Geſtaltung des ſpaniſchen Erbfolgekriegs daran gelegen war, die deutſchen Fürſten ſo feſt als möglich an ſich zu ketten. Mit Recht konnte daher Zarf am 24. Juni in froher Zuverſicht ſchreiben: „Es werde nun bald zu einer Ausgleichung kommen und dieſe dahin auslaufen, daß man kaiſerlicher Seits tacendo den Tractat mit Frankreich übergehe und den mit Preußen paſſiren laſſe und dagegen gewärtig ſei, der Herzog werde pro futuro dem kaiſerlichen Hofe gefällig ſein und den Geldpunkt nicht weiter urgiren.“

Was er verkündigt hatte, erfolgte. Unter dem 9. Juli erließ Kaiſer Leopold an Herzog Friedrich ein Schreiben, das als Unterpfand verwilligter Verzeihung oder Verſöhnung gelten konnte. Zwar begann es mit der bittern Bemerkung: „aus den aufgefangenen Briefen des gothaiſchen Miniſters von Schleinitz“ (deren acht in beglaubigter Abſchrift beigelegt wurden) „habe der Kaiſer zur Genüge erkannt, wie grundlos des Herzogs Zuſicherungen treuer Devotion und innocenter Intentionen wären;“ — doch ſchloß es auf eine beruhigende Weiſe. „Der Kaiſer,“ hieß es, „werde bei angeſtammter Milde das Geſchehene in Vergeſſenheit bringen, und obſchon er hätte erwarten können, daß Herzog Friedrich die Truppen, die er an Preußen gebracht, ihm (dem Kaiſer) zunächſt hätte antragen mögen: ſo ſei es ihm doch recht, daß ſie einem ſo wohlgeſinnten Fürſten überlaſſen worden wären, und er hege die Zuverſicht, daß der Herzog bei der Reichsverſammlung Mehreres leiſten und nach dem rühmlichen Exempel andrer getreuer Kur-, Fürſten und Stände auch ein anderes Bataillon an den obern Rhein zu des Reiches Dienſten abſchicken werde. Geſchähe dies, ſo würde der Herzog auch in ſeinen Angelegenheiten[1]) ſich der kaiſerlichen Protection und billiger Hilfe und Gewährung zu erfreuen haben."

Erwünſcht und willkommen kam dieſes Schreiben dem Herzog. Dies gab ſich nicht nur in ſeiner Antwort an den Kaiſer (vom 5. October) zu erkennen, ſondern auch in dem Auftrage, den er ſeinem Geſandten zu Wien ertheilte (11. November), dem Reichsvicekanzler zu erklären, er wolle, wenn es der Kaiſer verlange, ſeine an Preußen abgeſchickten Truppen und wo möglich noch mehrere dem Kaiſer zu immediaten Dienſten überlaſſen und der großen Allianz beitreten.

Hiermit endigten dieſe Verhandlungen; und bereits hatten auch die Verhandlungen mit Frankreich ihr Ende erreicht. Denn während Herzog Friedrich den Kaiſer wieder für ſich gewann, kam er auch von Frankreich wieder los. Hierzu war ſein Geheimer-Legationsrath von Schleinitz am 19. Juni von Weſel, wo er den Tractat mit Preußen abgeſchloſſen hatte, nach Paris abgereiſt, das er am 5. Juli erreichte. Daſelbſt ward er nicht, wie früher, mit Freundlichkeit aufgenommen: der König ließ ihn gar nicht vor ſich kommen, der Miniſter erſt nach einigen Tagen und empfing ihn mit dem Vorwurf, daß Gotha unrecht und vertragswidrig an Frankreich gehandelt habe. Gleichwohl erreichte er, wie er unter dem 21. Juli nach Gotha meldete, den Zweck ſeiner Sendung, indem er mit Nachdruck vorſtellte: daß Gotha, ſo lange es ihm möglich geweſen, den Verabredungen mit Frankreich pünktlich nachgekommen ſei; der Herzog habe eine Mannſchaft von 6000 Mann zuſammengebracht und mit ihr die Sicherheit ſeines Landes und die Gerechtſame der deutſchen Fürſten erhalten; auch werde er bei dieſer Truppenverfaſſung, zu welcher ihm Frankreich, was er dankend anerkenne, „mit Gratificationen gewillfahrt hätte“[1], verharren und ſelbige zu ſeiner und ſeiner Mitfürſten Wohlfahrt, wie der König Anderes nicht von ihm begehrt habe, anwenden. Torcy ließ ſich durch dieſe Vorſtellung beruhigen, richtete keine weitere Forderungen an Gotha, und Schleinitz konnte ungehindert mit ſeiner Familie nach Gotha zurückreiſen, wo er im September 1702 ankam.

---

[1]) Dies bezog ſich auf die Succeſſionsſtreitigkeiten im Coburgiſchen, die ſeit 1699 nach dem Tode des kinderloſen Herzogs Albrecht entſtanden waren.

Glücklich endigten alſo die Verhandlungen mit Frankreich, die Bedrängniß über Herzog Friedrich II. brachten und ſein Land mit Laſten und Leiden bedroheten. Und von dem an blieb er dem Kaiſer treu ergeben und ließ es weder an Truppenſtellungen noch an Geldbeiträgen zu den Reichslaſten fehlen, weshalb er in ſpäteren Jahren den Ruhm eines patriotiſch geſinnten Reichsfürſten einerntete.

---

[1] Die Subſidien, die Frankreich bis zum Ende des Monats Februar 1702 an Gotha gelangen ließ, betrugen an Werbegeldern 200,000 Livres und an Unterhaltungsgeldern für acht Monate (zu 57,000 Livres) und einem Nachſchuß zu 34,230 für den Monat Juni 1701, 490,230, zuſammen 690,230 Livres, die in Gotha zu 182,208 Thlr. 11 Gr. berechnet wurden.

Wozu aber, kann man fragen, ſoll die Enthüllung einer dunkeln Seite im Leben Herzogs Friedrich II. dienen? Soll ſie dieſen, in vieler Hinſicht achtungswerthen Fürſten, dem Gotha und Altenburg Bedeutendes zu verdanken haben, herabwürdigen? Das ſei ferne! Er bleibt achtungswerth, trotz der Verirrungen, zu welchen ihn, wie der Vorgang andrer deutſchen Fürſten, ſo auch das Streben nach Glanz und Anſehn verlockte. Dagegen ſoll obige Erzählung, indem ſie ein hiſtoriſches Factum erläutert, an einem hochgeſtellten Beiſpiele zeigen (was gerade jetzt nicht oft genug wiederholt werden kann), wie unrecht und ſchädlich der Particularismus iſt, der ohne Rückſicht aufs Ganze nur dem Vortheil des Beſondern, oder dem Verlangen nach eignem Glanze und Anſehn nachſtrebt. Zugleich kann ſie aber auch darauf hinweiſen, wie ſelbſt der oft geprieſene weſtphäliſche Friede zu dieſer Verkehrtheit beitrug, indem er, durch Erweiterung der Herrſcherrechte der deutſchen Fürſten, der Centralgewalt die ihr nöthige Macht und Würde entzog, die Wirkſamkeit deutſcher Fürſten und Völker von dem Allgemeinen auf das Beſondere hinlenkte, dadurch das Nationalgefühl erſtickte und ſo den Untergang des deutſchen Reiches vorbereitete. Nur wo ein echtes Nationalgefühl waltet, das das Allgemeine höher ſtellt als das Beſondere und um jenes willen kein Opfer des letztern ſcheut, kann das deutſche Vaterland in Kraft und Wohlſtand beſtehen. Möge dies jetzt, wo es ſich um einen Neubau des deutſchen Reichs handelt, in Wort und That beherziget werden.

VI. Pfalzgräfin Marie Eleonore von Brandenburg.

Von G. E. Guhrauer.

Bei den Studien über das Leben und die Zeit der Pfalzgräfin Eliſabeth, welcher mein Aufſatz in v. Raumers hiſtoriſchem Taſchenbuche auf 1850 gewidmet iſt, trat mir ungeſucht das Bild einer deutſchen Fürſtin entgegen, welche, wiewohl demſelben Hauſe und dem nämlichen Zeitalter angehörig, zu Eliſabeth einen merkwürdigen Gegenſatz bildet, ohne daß ihr früher verdiente Beachtung zu Theil geworden iſt. Gehörte Eliſabeth durch ihre mütterliche Abſtammung, ihre Talente und ihren Lebensgang mehr dem Geiſte der allgemeinen europäiſchen Bildung an, der ſich in ihr, der Schülerin des Descartes, ſo glänzend wiederſpiegelte — ſo erblicken wir in Marie Eleonore eine durch und durch deutſche Fürſtin, und zwar zu einer Zeit, da deutſche Bildung und deutſcher Sinn von den Höfen unſeres Vaterlandes immer mehr ſich abwandte: nach dem weſtphäliſchen Frieden, in der Blüthezeit eines Ludwig XIV. Marie Eleonore nahm für ihre Bildung auch nicht ihren Weg durch die Philoſophie, für welche bei ihrem ſimpeln und religiöſen Sinne kein Bedürfniß vorhanden war. Hierdurch und durch ihre entſchiedene Hinneigung zur Theologie und zum Studium der Bibel, welche ſie in der Urſprache las, verbunden mit einer Hinneigung zur Myſtik, welche ſie zur Freundin des frommen Theologen Coccejus machte, ſteht ſie wie fremd und iſolirt in ihrem Kreiſe. Eine gedrängte Schilderung dieſer anziehenden Erſcheinung dürfte daher noch jetzt einige Theilnahme erwecken.

Marie Eleonore war die jüngſte Tochter des Kurfürſten von Brandenburg Joachim Friedrich. Ihre Mutter Eleonore, die zweite Gemahlin des Kurfürſten, war die Tochter des Herzogs von Preußen Albrecht Friedrich. Sie wurde den 22. März 1607 zu Berlin geboren und verlor ihre Mutter wenige Tage nach ihrer Geburt. Ihr Vater, der Kurfürſt Joachim Friedrich, ſtarb das Jahr darauf den 18. Juli 1608. Er war ein Fürſt verdienſtvollen Andenkens in der Geſchichte der Mark Brandenburg; von ihm ſchreibt ſich die Errichtung des geheimen Raths, die Stiftung des Joachimsthaliſchen Gymnaſiums und anderer guten Anſtalten in Kirche und Staat her. Sein Ableben und der damit verbundene Regierungswechſel bezeichnet einen Abſchnitt, welcher auf den Lebensgang und die Geiſtesrichtung der frühverwaiſten Prinzeſſin den entſchiedenſten Einfluß übte. Während ſie durch ihre Geburt ein Kind des ſiebzehnten Jahrhunderts war, ſchien ſie dem Geiſte nach doch auch mit dem ſechszehnten Jahrhundert in lebendigem Zuſammenhange zu ſtehen, einem Jahrhundert, dem allerdings ihr Vater überwiegend angehört, während ſie andrerſeits bis tief in die Regierungszeit ihres Großneffen, des großen Kurfürſten Friedrich Wilhelm hineinlebt. Zwei Ereigniſſe ſind es, welche ihrem inneren und äußeren Leben die Richtung gaben: das erſtere war die Annahme des reformirten Bekenntniſſes durch den Kurfürſten Johann

Sigismund, ihren Bruder, im Jahre 1613, das andere der einige Jahre darauf erfolgte Ausbruch des dreißigjährigen Krieges. Marie Eleonore war noch im früheſten Kindesalter bei jenem denkwürdigen Umſchwung der kirchlichen Confeſſion des Brandenburgiſchen Regentenhauſes, welcher in jener Zeit bürgerlicher und Religionskriege eine bedauerliche Schranke zwiſchen ihm und der Mehrheit des Volkes aufrichtete, in einem Jahrhundert, wo die kirchlichen Gegenſätze mit aller Schroffheit einander gegenübertraten; ihr indeß war jeder innere Kampf, jede Bedenklichkeit nach außen erſpart: in der reformirten Religion auferzogen, hing ſie dieſem Bekenntniſſe durch das Leben, in allen Lagen, mit einer Wärme, einer Feſtigkeit an, welche zu der Ueberzeugung ihrer unmittelbaren Vorfahren den ſeltſamſten Contraſt bildete. Noch bei ihrem Großvater, dem Kurfürſten Johann Georg, war der Haß gegen den Calvinismus auf das ſchärfſte ausgeprägt[1]); gemildert zeigt ſich dieſer Sinn einigermaßen bei ihrem Vater, doch hatte dieſer noch zur Erziehung des Kurprinzen einen wegen ſeines Fanatismus berufenen lutheriſchen Prediger, Simon Gedike, erwählt. Von entſcheidendem Gewicht für die Befeſtigung des reformirten Weſens am Brandenburgiſchen Hofe und die Richtung der damit zuſammenhängenden Politik war es, daß bereits bei Lebzeiten Joachim Friedrich's ſein Enkel, der nachmalige Kurfürſt Georg Wilhelm, behufs einer Allianz mit dem Pfälziſchen Hauſe wegen der Cleve'ſchen Erbſchaft, mit der Tochter des Kurfürſten von der Pfalz Friedrich IV., Eliſabeth Charlotte, (1605) verlobt und längere Zeit darauf vermählt wurde (1616). Als daher der Bruder der Kurfürſtin von Brandenburg, der unglückliche Böhmenkönig Friedrich V. von der Pfalz, nach der Schlacht am weißen Berge, in der Mark, nachher in Holland mit ſeiner Familie in Acht und Exil lebte, ging das Beſtreben der Kurfürſtin dahin, das durch das Unglück gelockerte Band der beiden Häuſer neu zu befeſtigen. Der jüngere Bruder Friedrich's V., der Pfalzgraf **Ludwig Philipp**, war, obſchon an den ehrgeizigen Plänen ſeines Bruders völlig unbetheiligt, von den Folgen der über ihn verhängten Acht mit betroffen worden; er ward aus ſeinem väterlichen Erbe (Simmern und Sponheim mit dem Fürſtenthum Lautern) gegen Recht und Billigkeit vertrieben und hielt ſich ſeitdem meiſtens in Berlin bei ſeiner Schweſter am Hofe auf[1]. Mit ihm wurde nun Marie Eleonore am 4. December 1631 in ihrem vierundzwanzigſten Lebensjahre vermählt. Der Augenblick ſchien dieſer Verbindung günſtig. In Folge des ſiegreichen Vordringens der Schweden unter Guſtav Adolph in Deutſchland wurden die Erblande des Pfalzgrafen wieder befreit und ſo konnte Marie Eleonore im Frühjahr 1632 ihrem Gemahl in die Pfalz folgen. Hier lebten ſie einige Jahre ungeſtört; denn wenn auch mit dem Falle Guſtav Adolph's bei Lützen der verbannten pfälziſchen Familie in Holland jede Hoffnung zur Rückkehr in die Pfalz verloren ſchien, und das Haupt der Familie, der verbannte Böhmenkönig, kurz darauf (den 19. November 1632) mit Tode abging, ſo wurde doch Pfalzgraf Ludwig Philipp als Verwalter der Pfalz und Vormund des minderjährigen Kurprinzen Karl Ludwig, von dieſer Veränderung der allgemeinen Lage nicht berührt; in dieſe Zeit fällt nämlich die Kataſtrophe mit Wallenſtein's Ermordung, wodurch die Kaiſerlichen in ihren Fortſchritten gehemmt wurden. Doch nach der Schlacht bei Nördlingen und in Folge des den 20. Mai 1635 geſchloſſenen Prager Friedens wurde die Pfälziſche Angelegenheit der Willkür des Kaiſers ganz überlaſſen. So wurde denn die kurfürſtliche Verwaltung verjagt, Pfalzgraf Ludwig Philipp flüchtete mit ſeiner Gemahlin, zuerſt nach Metz, von da nach Sedan, wo ſie mehrere Jahre verbrachten[1]. Hier gebar Marie Eleonore eine Prinzeſſin, Eliſabeth Charlotte Marie, welche nachmals (1660) mit dem Herzog Georg III. von Liegnitz und Brieg vermählt wurde, und den Prinzen Ludwig Heinrich Moritz, den Nachfolger des Vaters. Erſt nach vielen Vorſtellungen ward dem Pfalzgrafen vom Kaiſer Kreuznach zum Aufenthalte eingeräumt; der weſtphäliſche Friede ſetzte ihn endlich in ſeine Erblande wieder ein, die er indeß nicht ohne mannigfache Streitigkeiten mit ſeinem Neffen, dem ehrgeizigen Kurfürſten Karl Ludwig von der Pfalz, regierte. Ludwig Philipp überlebte ſeine Wiederherſtellung nicht lange; bei einem Beſuche in Croſſen, am Hofe der verwitweten Kurfürſtin von Brandenburg, ſeiner Schweſter, wo ſeine Tochter Eliſabeth Charlotte lebte, ſtarb er den 6. Januar 1655. Ludwig Philipp war ein Fürſt von hoher Bildung, wie ſie die meiſten Glieder des pfälziſchen Stammes auszeichnete; man rechnete ihn ſogar unter die «Principes ingenii praecocis, der ſeine Jugend ſowohl in ſeinem Vaterlande als in Frankreich mit großem Fleiß allen ſeinem hohen

---

[1]) Von der ihm ſehr wichtigen Univerſität zu Frankfurt an der Oder ſagte er einſt: „Wenn ich wüßte, daß meine Theologen und Profeſſoren allda ſollten calviniſch werden, ſo wollte ich, daß das Collegium und die Univerſität ſtünd und brennete im Feuer lichterloh.“ (König, Berlin, I. S. 155.) Doch wurde ſie unter dem Nachfolger reformirt.

---

[1] Söltl, Eliſabeth Stuart, II., S. 215.

---

[1] Vergl. oben in dem Aufſatze über Schomberg S. 113.

Stande geziemenden Wiſſenſchaften und ritterlichen Uebungen gewidmet[1])". Er hinterließ einen minderjährigen Prinzen, Ludwig Heinrich, über welchen ſein Vetter der Kurfürſt Karl Ludwig von der Pfalz gemeinſchaftlich mit Marie Eleonore die Vormundſchaft und die Verwaltung des Landes führte[2]). Obſchon vor heftigen Wechſelfällen der Art, wie der dreißigjährige Krieg ſie mit ſich führte, für ihr übriges Leben geſchützt, floß dieſes doch öde und traurig dahin; denn nachdem ſie ihre Tochter, die Herzogin von Brieg (1664), in der Blüthe der Jahre verloren, hatte ſie den größeren Schmerz, mit ihrem kurze Zeit regierenden Sohne, im Jahre 1673, die Linie ihres Hauſes ausſterben zu ſehen. Seine Lande fielen an den Kurfürſten Karl Ludwig zurück. Von ſieben Kindern, welche ſie ihrem Gemahl geboren, blieb ihr bei ihrem einige Zeit darauf erfolgten Tode keines. Sie ſtarb den 8. Februar 1675, 68 Jahre alt.

Ein Zeugniß ihres innern Lebens iſt in dem Briefwechſel der Pfalzgräfin mit Johann Coccejus erhalten, worauf wir nunmehr einen Blick werfen.

In meinem Aufſatze über die Pfalzgräfin Eliſabeth habe ich (S. 126—133) die Bedeutung jenes berühmten Theologen für ſeine Zeit im Allgemeinen zu entwickeln verſucht, mit beſonderer Rückſicht auf das Verhältniß der Theologie zur Philoſophie. Marie Eleonore ließ die ſpeculative Seite der Theologie auf ſich beruhen; ſie ſchätzte in Coccejus vor Allem den rechtgläubigen und frommen Theologen ihrer Kirche, welcher von der einen Seite ebenſo ein rüſtiger Vorkämpfer gegen Socinianer und Katholiken war (in letzterer Hinſicht hatte er an dem bekannten Landgrafen Ernſt von Heſſen-Rheinfels einen Gegner, ſpäter aber einen Freund), als er nach der andern Seite, der ſcholaſtiſchen Behandlung der Theologie gegenüber, dem Studium der heiligen Schrift ein neues Leben einhauchte und eine eigenthümliche Richtung vorzeichnete. Letzteres bildete den Anknüpfungspunkt für nähere Verbindung der Pfalzgräfin mit Coccejus. Sie hatte nämlich einen Schüler deſſelben, Johann van Dalen, im Jahre 1656 als Hofprediger in ihre Dienſte genommen, einen Mann, der eben ſo ſehr von Coccejus hochgehalten ward, als er das Vertrauen ſeiner Fürſtin genoß. Von ihm lernte dieſe Fürſtin noch im höhern Alter das Hebräiſche, worin ſie es ſo weit brachte, daß ſie die heilige Schrift im Urtext leſen konnte. Um ſich in dieſen Studien noch feſter zu ſetzen, knüpfte ſie durch Vermittelung ihres Hofpredigers einen Briefwechſel mit Coccejus an und dieſer Verkehr blieb für die Wiſſenſchaft nicht ohne Frucht[1]. Das hebräiſche Wörterbuch, welches Coccejus zum Gebrauche der Theologen nach einigen Jahren herausgab und das ſeitdem oft aufgelegt wurde, verdankt man hauptſächlich der Anregung, ja dem Drängen der Pfalzgräfin, welcher das Werk von dem Verfaſſer auch zugeeignet wurde. Sie hatte ihm durch ihren Hofprediger eine Belohnung für dieſe Arbeit in Ausſicht geſtellt, Coccejus aber wies jede Belohnung mit der Bemerkung ab, daß er befriedigt ſei, wenn er nur etwas allgemein Nützliches zu Tage fördern könne. Marie Eleonore ſuchte ihn überdies noch zu einer neuen deutſchen Ueberſetzung der Bibel zu bewegen und zwar hauptſächlich aus dogmatiſchen Beweggründen, damit die reformirte Kirche nicht länger von der lutheriſchen Bibelüberſetzung abhängig wäre. Sie verſprach ihm bei dieſem Unternehmen den Schutz und die Unterſtützung der reformirten deutſchen Fürſten, namentlich den ihres Vetters, des großen Kurfürſten von Brandenburg[1]: Coccejus nämlich fürchtete das Geſchrei, welches eine neue Ueberſetzung der Bibel gegen ihn hervorrufen würde. Er hatte indeß einen viel triftigern Grund, mit dieſem Werke zurückzuhalten: er hatte nämlich den Muth nicht, der claſſiſchen Ueberſetzung Luther's mit einer eigenen Arbeit gegenüberzutreten. Obſchon von Geburt ein Deutſcher (er war aus Bremen gebürtig), war er durch ſeinen längern Aufenthalt in Holland in dem lebendigen und fruchtbaren Gebrauch der deutſchen Mutterſprache zurückgeblieben, und klagte ſchon bei Abfaſſung des hebräiſch-deutſchen Wörterbuches über Schwierigkeiten, ſodaß er, nach ſeinem eigenen Bekenntniß, jeden Augenblick zu Luther's Bibelüberſetzung ſeine Zuflucht nehmen mußte. — Ein dritter Punkt endlich in dem Briefwechſel der Pfalzgräfin mit Coccejus betraf die Auslegung der Schrift, für welche jener, in ſeiner typiſchen Erklärungsweiſe, zufolge eines ſtufenmäßigen Bündniſſes zwiſchen Gott und den Menſchen, eine neue Methode angegeben hatte, und damit hing das jenem Zeitalter angehörige Streben zuſammen, die Weiſſagungen des Propheten Daniel und der Offenbarung Johannis auf die Verhältniſſe der Gegenwart und der Zukunft zu deuten.

---

[1]) Finſterwald, Vom pfälziſchen Hauſe, S. 403.

[2]) In ihren Briefen an Coccejus aus dieſem Zeitraume unterſchreibt ſich die Pfalzgräfin jedesmal: Witwe und Vormünderin.

---

[1] Auch auf die Schüler des Coccejus erſtreckte ſie ihre Theilnahme. So gab ſie einem derſelben, welcher eine Profeſſur der hebräiſchen Sprache ſuchte, Empfehlungsbriefe an die Landgräfin von Heſſen und, da in Marburg keine Stelle offen war, an den großen Kurfürſten von Brandenburg, im Falle zu Frankfurt a. d. O. oder in Duisburg eine ſolche ſich ereignete (Cocejii Opp. II., 814).

---

[1] Auch bei dem Kurfürſten Karl Ludwig von der Pfalz, dem Neffen der Pfalzgräfin, ſtand Coccejus in Anſehen, obſchon dieſer freidenkende Fürſt in religiös-kirchlichen Dingen ſeinen eigenen Weg ging. Eines Tages bei einem Beſuche in Lautern, um die dortigen Feſtungswerke zu beſichtigen, unterhielt er ſich an der Tafel mit dem Hofprediger der Pfalzgräfin über Coccejus und zeigte ſich mit den Controverſen und Kämpfen, welche dieſer mit den Univerſitäten in Holland zu beſtehen hatte, ganz vertraut. Unter andern wandte ſich das Geſpräch auf den jüdiſchen Geſchichtſchreiber Flavius Joſephus und insbeſondere auf das Capitel, worin er Jeſu Chriſti Erwähnung thut. Hier bemerkte der Kurfürſt forſchend: er habe von einem gelehrten, des Griechiſchen ſehr kundigen Manne gehört, daß die Schreibart dieſes Capitels von der des ganzen übrigen Buches ſehr abweiche, und daher ſei er (der Kurfürſt) der Meinung, daß dieſes Capitel nicht zum Texte gehöre, ſondern eingeſchaltet und untergeſchoben ſei. Van Dalen, deſſen Brief an Coccejus vom 31. Auguſt 1669 wir dieſen Zug entlehnen, bekennt, daß er nicht gewußt habe, was er antworten ſollte, aber verſprochen habe, ſich deshalb an ihn (Coccejus) zu wenden.

Wir laſſen jetzt die Fürſtin nach den vorliegenden Briefen ſelbſt reden; dieſe Briefe ſind in deutſcher Sprache geſchrieben; man ſpürt in ihnen noch nichts von jener verderblichen Sprachmengerei, welche die Schriften und Briefe aus dieſen Jahren in Deutſchland bei Hohen und Niederen ſo ungenießbar macht. Schon in ihrem erſten Schreiben der vorliegenden Sammlung, vom 30. Nov. 1656, kommt die Pfalzgräfin auf ihren Wunſch wegen des Wetter-buches, von welchem ſie vorher durch ihren Hofprediger ihm hatte Kenntniß geben laſſen, den ſie hier ſehr rühmte, als einen Mann „von ſauberer und reiner Lehre, gutem Wandel, erbaulich und gar eifrig, welchen Gott ihr ſonderlich zugeſchicket in ihrem ſchweren Kreuz.“ Darauf heißt es: „Verhoffe, derſelbe wird mir meine Freiheit vergeben, ſo ich gebrauche, weilen Herr Dahl mir allſo viel Gutes von demſelben geſaget hat, als habe ich nicht länger warten können, einen Anfang mit demſelben zu machen, und mich auch zugleich zu bedanken für den zu entbotenen Gruß und unter Vertröſtung wegen eines Buchs, ſo demſelben gefället zu machen, das wohl hübſch und dienlich wird ſein der ganzen Chriſtenheit, ſonderlich bey dieſen betrübten Zeiten, da die Kirche ſo verfolget wird, und am Ende der prophetiſchen Prophezeihungen gehet.“

Ein andermal ſchreibt ſie vom 4. Juli 1657: „Es erfreuet mich, daß Er mir meine große Freiheit nicht übel aufgenommen hat, und mir zur Vertröſtung nicht allein wegen der heiligen, göttlichen hebräiſchen Sprache, ſondern auch das ganze Werk und Kraft derſelben wolle überſetzen, mir und allen ſo da begierig ſein, den Willen Gottes, ſeine heiligen Offenbarungen und Prophezeihungen kennen zu lernen. In demſelbigen bekenne ich und muß geſtehen, daß ich in der Welt keine Freude ſuche und finden kann, als einzig und allein Gottes heiliges Wort und Prophezeihungen zu lernen und die Kraft des heiligen Geiſtes je länger je mehr zu empfinden. Der Allmächtige wolle deſſelben Wunſch erfüllen, und mich reichlich mit der Gabe des heiligen Geiſtes überſchatten, auf daß all mein Thun und Leben zu ſeinen Ohren gereichen mag, und Ihm allein dienen nach ſeinem Wohlgefallen.“

Nach Verlauf der nächſten Jahre konnte Coccejus der Pfalzgräfin eine Probe ſeiner Arbeit überſenden, welche er mit den Worten begleitete (vom 18. Nov. 1664): „Ich habe unterdeſſen auf der Druckerei ein Stückchen davon laſſen ſetzen, welches ich Ew. Durchlaucht zu einem Muſter überſende, ich wünſche zu wiſſen, wie nah ich Ew. Durchlaucht Meinung erreichet habe.“ Die Pfalzgräfin dankte ihm für ſeinen Eifer und fügte zur Entſchuldigung ihres Dringens hinzu: „Es macht es die Begierde ſo ich habe, den rechten Verſtand in dem Wort Gottes je länger je mehr zu wiſſen, und nicht allein vor mich, ſondern auch vor andere mehr, die Begierde auch haben, die himmliſche Wahrheit zu lernen.“ Als ihr Coccejus den 31. Auguſt 1662 mittheilte, daß ſein Commentar über die Briefe Pauli an die Römer unter der Preſſe ſei, war ſie ſehr erfreut und ſchrieb ihm dies am 9. Januar 1663 mit dem Wunſche, daß auch die unterdeſſen begonnene Ueberſetzung der Bibel mit Anmerkungen (in lateiniſcher Sprache) guten Fortgang nehmen möchte, fügte aber hinzu: „Möchte wünſchen, daß auch in Teutſch wir eine ſolche Ueberſetzung hätten, und der Herr Anleitung geben wolle, wie dazu zu gelangen wäre; dann gewißlich, wie ich vermerke, ſowohl aus dem Wenigen, was in dieſer Sprach gelernet, als auch von meinen Predigern in Auslegung des Textes höre, ſo iſt es um Lutheri Ueberſetzung weit nicht bewandt, wie es ſein ſollte. Man hat dieſelbige zwar, um anfangs keine Trennung zu verurſachen, auch alſo unter den Reformirten in Teutſchland behalten, aber wie es ſich nun befindet zu großem Nachtheil der Erkenntniß der Wahrheit, alſo daß wir wohl eine rechte Ueberſetzung nach dem Original in Teutſch bedürftig wären, wenn man nur dazu gelangen könnte.“ In derſelben Weiſe ſchreibt die Pfalzgräfin in einem Briefe vom 12. Mai 1664: „Ich bekenne, daß mich wohl in dieſer Welt nichts höher erfreuen könnte, denn eine andere Ueberſetzung der heiligen Schrift in teutſcher Sprache zu ſehen; denn Lutheri Verſion an unſäglichen vielen Oertern mangelhaft iſt, und mit dem Original gar nicht übereinkommt, wie ich ſelber nach der wenigen Erkenntnuß, welche ich von der Hebräiſchen Sprach habe, verſpüre, vielmehr aber andere Gelehrte, und zweifelsohne mit großem Unwillen finden.... Warum wollten wir denn länger Bedenken tragen, oder uns ſcheuen, zur Ehre Gottes und zu beſſerer Erkenntniß ſeines Worts und willens eine eigene und beſſere Ueberſetzung zu haben? Ich will an meinem Ort gerne das Beſte bei meinen Herrn Vettern, dem Churfürſten zu Brandenburg, wie auch bei Pfalz-Zweibrücken und ſonſten zur Beförderung dieſes ſo guten und eben ſo nützlichen Werkes thun. Bitte aber den Herrn Profeſſor, daß derſelbige inmittelſt des Lexicons nicht wolle vergeſſen, auch mir nicht vor übel aufnehmen, daß ich denſelbigen ſo oft damit bemühe, denn ich wohl herzlich darnach verlange“ u. ſ. w. Coccejus geht in ſeiner Antwort vom 12. Juni 1663 auf dieſe Aufforderung zwar ein, doch, wie ſeine Worte zeigen, mehr um der frommen Fürſtin nicht zu widerſprechen, als aus eigenem freien Triebe: „Was eine teutſche Ueberſetzung angehet, ſchreibt er, wäre man ſchuldig, wann hohe Perſonen daran gedächten und ſolche Arbeit erforderten, ſein Beſtes zu thun und ſein Talent der Kirche mitzutheilen. Es muß doch (fügt er treffend hinzu) in Auslegung der Schrift fortgegangen werden, und wird nimmer eine Ueberſetzung ſo viel gelten, als Gottes Wort ſelbſt.“ Eine Bemerkung, welche indirect gegen einen großen Theil der Lutheraner gerichtet ſchien, welche Luther's Ueberſetzung beinahe einen canoniſchen, jeder Vervollkommnung oder Veränderung ſpottenden Werth beilegten, aber auch von dem echt wiſſenſchaftlichen Sinne dieſes der Myſtik ſonſt ſehr zugewandten Theologen das beſte Zeugniß ablegt.

Das Zeitalter des Coccejus begnügte ſich indeß mit keiner blos philologiſchen Exegeſe der Bibel, ſondern machte dieſe von einer myſtiſchen und ascetiſchen Auslegung und Anſchauungsweiſe abhängig. Dies zeigte ſich namentlich in Bezug auf die Weiſſagungen des Propheten Daniel, deren Erfüllung den Zeitgenoſſen gekommen oder wenigſtens ſehr nahe zu ſein ſchien. Auch Marie Eleonore theilte dieſen Glauben, und ſo ſchrieb ſie ihrem Freunde und Lehrer eines Tages, daß ſie ihm ein langes Leben wünſche: „damit er das Heil Iſraels, welches er ſchon lange im Geiſte geſehen, auch mit leiblichen Augen ſehen und mit ihr und allen Auserwählten ſich darüber erfreuen möge. Die 1335 Tage Daniel's (Daniel XII, 12) ſcheinen faſt zu Ende gelaufen, Gott gebe, daß wir in Glauben und Geduld ſolches Ende erwarten.“ Coccejus geht in ſeiner Antwort auch darauf ein und ſchließt ſeine Betrachtungen mit den Worten: „Ich bitte den gütigen Gott, daß er Ew. Durchlaucht als ein ſonderlich Exempel ſeiner Furcht wolle mit langen und friedlichen Tagen geſegnen, und den Hohen dieſer Welt die Augen aufthun, daß ſie mögen Gottes Reich erkennen und zu deſſen Erbreitung ihre Macht anwenden.“

Nach einem zehnjährigen Fleiße erſchien endlich das erſehnte Werk des Coccejus: ſein «Lexicon et Commentarius sermonis Hebraici et Chaldaici.» [1]) Obſchon die Pfalzgräfin um dieſe Zeit ihre Uebungen im Hebräiſchen, welche ſie mit ihrem Hofprediger pflog, ſowohl wegen Kränklichkeit und ihres vorſchreitenden Alters, als auch in Folge ſorgenvoller und unruhiger Tage einſtellen mußte, ſo war ſie doch über die Erfüllung ihres jahrelangen [2]) Wunſches hoch erfreut. Die dem Werke vorangeſetzte Zueignung an die Pfalzgräfin Marie Eleonore in deutſcher Sprache iſt ein bleibendes Denkmal ihrer erfolgreichen Betheiligung an demſelben. In würdiger, doch einfacher Sprache, preiſt der Verfaſſer die Verdienſte ſeiner hohen Gönnerin um ihn und überhaupt um den Gegenſtand. „Was mich angehet, durchlauchtigſte Fürſtin (heißt es), muß ich erkennen, daß Gott noch jetzo wirket. Es ſei denn, daß es nicht Gottes Werk iſt, daß ſein Werk in unſere Hände kommt, daß wir es hören, daß wir es von Jugend auf lernen und gern hören..... daß Gott Fürſten giebt, welche die Kirche in ihren Armen tragen, und Fürſtinnen, welche ihre Säugerinnen ſind. Unter welchen Ew. Durchlaucht zu Gottes Ehre beſonders muß gerechnet werden: welche, wie ſie für Dero hohe fürſtliche Perſon nichts höher und werther ſuchet, und in ſolchem Suchen als ein hellglänzendes Licht vielen andern vorgehet, ihrem Volk, ja dem ganzen Vaterland, nichts mehr zuwünſchet und zu beſorgen Ihro angelegen ſein läſſet, als die Erkenntniß und den Verſtand des Wortes und in dem Wort, der Liebe, der Weisheit, des Willens Gottes, der Wahrheit, die zu der Gottſeligkeit iſt. Es hat dem Allerhöchſten gefallen, durch Ew. Durchlaucht auch meine Wenigkeit aufzumuntern, daß die Gabe, welche ich nach guter und gottſeliger Leute Urtheil etwa empfangen habe, ich erwecken und dazu anwenden möchte, damit die hebräiſche Sprache alten Teſtaments nicht allein in Latein für Gelehrte, ſondern auch in Teutſch, dem guten lang geplagten Teutſchland zu Gute, eigentlich ausgelegt möchte werden... Ich

---

[1]) Lugd. Bat. 1669. Fol. Dieſes Wörterbuch wurde noch im Jahre 1793 von J. C. F. Schulz in Gießen herausgegeben, wobei das Buch von manchen Auswüchſen der Methode des Coccejus gereinigt und nach dem neueſten Stande der Wiſſenſchaft bearbeitet wurde. Die Zueignung an die Pfalzgräfin Marie Eleonore iſt hier fortgelaſſen.

[2]) Im März 1669 ſchreibt van Dalen an Coccejus: «Exercitium in Hebraicis cum Serenissima per annum cessavit et adhuc cessat

---

ob afflictam illius valetudinem. Accedit senium neque desunt aerumnae, quibus et tales a Deo exponuntur et quas interdum sibimet ipsis imponunt.

habe, gnädigſte Fürſtin und Frau, dieſe Aufmunterung für einen Befehl Gottes gehalten, und ſo viel Zeit als ich in zehn Jahren habe übrig gehabt, dazu angewandt, daß ich mich befliſſen, in dieſer Sprache mehr und mehr zu lernen und zu verſtehen, und was ich alſo gelernet und verſtanden habe, mit chriſtlicher Schuldigkeit Andern mitzutheilen. Ich danke dem getreuen Gott, der mir die Gnade verliehen, das Werk zum Ende zu bringen. Es iſt aber billig, daß Ew. Durchlaucht bei jedermann und den lieben Nachkommen gerühmet werde, welche ſo gottſelige Gedanken und ſo eine herzliche Liebe zu der Kirche Chriſti bei ihr hat laſſen mehr und mehr zunehmen und inbrünſtiger werden. Er maße ſich nicht an, ſagt er zum Schluſſe, als hätte er ihrem Begehren ein Genüge gethan, allein er wünſche andern, welche etwa mit mehr erleuchtetem Verſtande begabt ſein möchten, Anlaß zu geben, auf dasjenige, darin noch etwas gebricht, ferner zu bedenken.“ — Dieſe Worte des trefflichen Mannes gingen aus dem ſehr richtigen Gefühle hervor, daß die Arbeit des Gelehrten zu jeder Zeit im Allgemeinen die Beſtimmung hat, die Gegenwart mit der Zukunft zu vermitteln, und einer höhern Stufe der Erkenntniß Bahn zu brechen. Dann iſt ſeinem Namen ein lebendiges Andenken nichtsdeſtoweniger geſichert, und ſo nicht minder denjenigen, welche, wie Marie Eleonore, ein zu ſeiner Zeit nützliches Werk ins Leben rufen halfen.

VII. Ferdinand VI. und Karl III., Könige von Spanien.

Im erſten Bande dieſer Geſchichten iſt vielfach von dem Könige Philipp V. von Spanien die Rede geweſen. Wir behalten uns vor, in folgenden Bänden noch Weiteres über ihn und ſeine Kreiſe beizubringen. Für jetzt erlauben wir uns, zur Regierungsgeſchichte zweier ſeiner Söhne Folgendes aus den in jenem Bande oft berührten Denkwürdigkeiten des Barons von Gleichen zu überſetzen und mit einſchlagenden Anmerkungen zu begleiten.

Ferdinand VI. [1] hatte von ſeinem Vater die Krankheit des Gottes der Gärten und die fixe Idee, daß man ihm ans Leben wolle, geerbt. Dieſe doppelte, moraliſche und phyſiſche Reizbarkeit hatte ihn noch abhängiger von der Königin, Barbara von Portugal [2], gemacht, als Philipp V. von ſeiner Gemahlin geweſen war. Die Geiſteskrankheit des Einen wie des Andern milderte ſich durch den Reiz der Muſik und des Geſanges des Farinelli [1]), der, von der Königin Barbara und ihrem Gemahl leidenſchaftlich geliebt, zu einem Grade von Gunſt gelangt war, welcher ihm mehr Ehre machte, als ſeinem Gebieter; denn er hat jederzeit von ſeinem Einfluſſe einen guten Gebrauch gemacht und ſich, ſo viel er konnte, beſcheiden an ſeiner Stelle gehalten, den Großen achtungsvoll ausweichend und mit Leuten ſeiner Art und ſeines Landes lebend.

---

[1] S. Th. I. S. 143.

[2] Marie Barbara, Tochter König Johannes V. von Portugal, geb. 4. Dec. 1711, am 19. Jan. 1729 mit Ferdinand VI. von Spanien vermählt, † 27. Aug. 1758.

Gleichen kam wenige Monate nach ſeiner Abreiſe nach Madrid; und noch war man mit der Austilgung aller der Bildniſſe nicht zu Stande, die man in allen königlichen Gebäuden aufgeſtellt, eingehauen oder eingelegt hatte; aber man kränkte ſein Andenken nicht, welches Gleichen faſt allgemein achten und ehren ſah. Doch kehren wir zu dem armen König Ferdinand zurück, deſſen Krankheit und Tod einige bemerkenswerthere Beſonderheiten darbieten, als ſeine Regierung, die ſich nur durch die Pracht ihrer Opern auszeichnete. Das Attentat auf Ludwig XV. [2]) und das darauf folgende in Portugal [3]) waren die unheilvollen Urſachen, welche die gänzliche Geiſtesſtörung des unglücklichen Ferdinand veranlaßten und bewirkten.

Als er die Nachricht von dem letztern Attentate erhielt, orientirte er ſich in ſeinem Zimmer, um ſich ſo zu ſtellen, daß er Frankreich zur Rechten und Portugal zur Linken hatte; dann rief er, indem er das wieder geleſene

---

[1]) Carlo Broſchi, genannt Farinelli, geb. zu Neapel 1705, zum Muſiker gebildet, Günſtling Philipp's V. und ſeiner Nachfolger, kehrte 1761 nach Italien zurück, wo er ſich in der Nähe von Bologna niederließ und am 15. Sept. 1782 ſtarb. Er war jedoch, in Folge einer zufälligen Beſchädigung, Caſtrat.

[2]) Das des Damiens 1757.

[3]) Ein angebliches auf Joſeph II. 1758. Wir behalten uns ſeine Beſprechung für ſpätere Gelegenheit vor.

Schreiben in der Hand hielt, nach langem Schweigen: «Stilettata di qua, pistolettata di la; ed io in mezzo — Oime!» ſteckte ſich dann unter das Bette der Königin, das ihm gegenüberſtand, und war nur mit vieler Mühe wieder hervorzubringen. Sein Zuſtand verſchlimmerte ſich nur noch, als die Pockenkrankheit ſeiner Frau ihm Entbehrungen auflegte, welche ſeinen furor aphrodisiacus dergeſtalt ſteigerten, daß er im Begriff war, den Todeskampf dieſer armen Königin zu entweihen. Von dem Augenblicke ihres Todes an kannte ſein Wahnſinn keine Grenzen mehr; man mußte ihn nach Caſa del Campo ſchaffen, wo er bei ſeiner Ankunft ſich ſo an den Kammerherrn anklammerte, daß dieſer zu Boden fiel. Man mußte ihn mit Gewalt von ihm losreißen; der Monarch ſetzte ſeine Promenade allein fort, weigerte ſich mehr als eine Woche lang jeder Nahrung, aß darauf acht Tage hindurch das Unmögliche und bemühte ſich, nichts wieder von ſich zu geben, indem er ſich auf die ſpitzigen Knöpfe der alten Seſſel in ſeinem Zimmer ſetzte, die er als Pfröpfe gebrauchte. Dieſer verderbliche Kreislauf des Faſtens, Vollſtopfens und Verhaltens dauerte mehrere Monate, und er ſtarb, nachdem er ſein Königreich in einem Zuſtande der Anarchie gehalten hatte, den zu beendigen die brüderliche Theilnahme Karl's III. [1], trotz der dringenden Bitten des ſpaniſchen Miniſteriums um Uebernahme der Zügel der Regierung, verweigerte.

Das Andenken dieſes Monarchen, welchen Gleichen auf drei Reiſen nach Neapel kennen gelernt hatte und dem er ſich ſpäter, während ſeiner zweijährigen Miſſion in Spanien, täglich nähern durfte, war ihm zu theuer, um demſelben nicht einige Seiten zu widmen. Dieſer Fürſt war, vom Kopf bis zu den Füßen, vollkommen häßlich; jedoch hatte er kein körperliches Gebrechen, und man gewöhnte ſich leicht an dieſe Häßlichkeit, da das gutmüthige Weſen und die einfachen und natürlichen Manieren, die ihm beigeſellt waren, bei ihm die Reize erſetzten. Dieſe Häßlichkeit erinnerte Gleichen an ein Bonmot, was er um ſo merkwürdiger fand, als es von einem beſchränkten Menſchen geſagt wurde, der das Portrait Karl's III. betrachtete, welches Gleichen zu Fernay an der Tafel Voltaire's umhergehen ließ. Gleichen erzählte, wie eiferſüchtig dieſer Fürſt in Spanien auf ſeine Autorität geweſen ſei, während er in Neapel, lediglich aus Liebe zum Hausfrieden, dieſelbe ſeiner Gemahlin[1]) ſo gänzlich überlaſſen habe, daß er als ſchwachköpfig erſcheinen konnte. „Sie war alſo ſehr boshaft?" ſagte Voltaire, „und was hätte ſie ihm thun können?" „Sie hätte ihm das Geſicht ausgekratzt", antwortete Gleichen. Hier rief jener Mann, der den ganzen Tag den Mund nicht aufgethan hatte und grade in jenem Augenblicke das Portrait betrachtete, aus: „Meiner Treu, da hätte ſie ihm einen großen Dienſt geleiſtet." — Der ländliche Aufzug des Königs, ſeine Lederhoſen, ſeine wollenen Strümpfe, ſeine Taſchen, die beſtändig ſo voll waren, daß ſie wie zwei Torniſter ausſahen, und ſein kleiner Zopf gaben dem König ein Anſehen von ſo origineller Bonhommie, daß man ihm gut wurde, weil er ſich durch nichts Reſpect verſchaffen wollte, als durch Vernunftgründe. Er beſaß unbedingt nur den ſchlichten Verſtand. Gleichen hörte ihn viel und oft ſprechen, hörte ihn niemals etwas Geiſtreiches, weniger noch etwas Glänzendes ſagen, hörte ihn aber auch niemals wie ein Unwiſſender reden, oder etwas übel Begründetes oder am unrechten Orte Angebrachtes vorbringen. Er ſtellte ſeine Fragen verſtändig, ſprach mit jedem je nach ſeinem Alter, Lande oder Stande, und enthielt ſich aller der Gemeinplätze, die die gewöhnlichen Geſprächsthemen der Fürſten ſind.

---

[1] Sohn Philipp's V. und der Eliſabeth von Parma, geb. 20. Jan. 1716, 1731 Herzog von Parma und Piacenza, 1734 König Beider Sicilien, 1759 König von Spanien, † 13. Dec. 1788.

---

[1]) Marie Amalie, Tochter des Königs August III. von Polen, geb. 24. Nov. 1724, vermählt 9. Mai/19. Juni 1738, † 23. Sept. 1760.

In ſeinen Zuneigungen war er beſtändig und beſaß, was bei einem König ſehr ſelten iſt, einen wahrhaften Freund. Es war dies der Herzog von Oſſado, das einzige Weſen, gegen welches auch die Königin nichts vermochte. Was aber noch ſeltener bei einem Könige iſt[1]: er war ein vollkommen ehrlicher Mann. Als zwiſchen Spanien und England, auf Anlaß der Falklandsinſeln, Krieg auszubrechen drohte, und es zu deſſen Vermeidung nöthig wurde, die von dem katholiſchen König gegebenen Befehle abzuleugnen, hatte der Miniſterrath, der ihn drängte, dem Könige von England dieſe Genugthuung zu gewähren, unerhörte Mühe, ihn dazu zu bringen; er ſagte immer: „Aber ich bin es ja, der Unrecht hat; ich würde es viel lieber ſehen, an den König von England zu ſchreiben, daß die Befehle von mir ſeien, daß ſie mir Leid thun, und daß ich ihn deshalb um Verzeihung bitte.“ Einen ſehr bemerkenswerthen Beweis ſeiner Güte, wonach er ſeine Empfindlichkeit mit Rückſicht auf die Unfähigkeit eines Miniſters, den er gar nicht zu hören gebraucht und geſollt hätte, herabſtimmte, bietet die faſt übermenſchliche Rückſicht, die er nach dem Verluſte der Havana für Herrn von Arago, den Miniſter der Marine und der indiſchen Angelegenheiten, einen beſchränkten und lächerlich bigotten, aber vollkommen guten und ehrlichen Mann, zeigte. Sein im höchſten Grade ungereimter Rath, die Flotte in den Hafen einzuſchließen und ſich ihrer wie eines Feſtungswerkes zu bedienen, ſiegte über den Plan des Königs, der mit Recht verlangte, man ſolle die Flotte auslaufen laſſen und zum Gefecht verwenden. In Folge davon wurden Flotte und Stadt genommen [1]). Arago wollte es nicht glauben, weil er beide jeden Morgen der heiligen Jungfrau empfohlen hatte. Als er aber nicht länger daran zweifeln konnte, wurde er aus Verzweiflung gefährlich krank. Als der König dies erfuhr, ließ er ihm verſichern, er werde niemals mit ihm von der Havana ſprechen, und trieb die Großmuth ſo weit, daß er lange Zeit dieſen Namen in Gegenwart jenes armen Miniſters nicht ausſprach.

---

[1] Baron Gleichen mag dieſen Ausſpruch verantworten, wenn er es kann. Richtig iſt er inſofern jedenfalls nicht, als das, was er meint, nicht der Natur des Königthums, ſondern der Stellung der Regierungen, der Staatsmänner überhaupt angehört.

Da Gleichen Zeuge des unglaublichen Krieges [2]) war, in welchen Frankreich Karl III., der noch nicht die Zeit gehabt hatte, den Verfall der ſpaniſchen Militairkraft zu erkennen, verwickelt hatte, und da er den unglaublichen Widerſtand in der Nähe geſehen hatte, welchen das kleine Portugal (1762) der mit einem franzöſiſchen Hilfscorps verbundenen geſammten ſpaniſchen Armee entgegenſetzte, ſo hebt er einen Zug von Unwiſſenheit, Unordnung und Nachläſſigkeit hervor, der alle ſpäter zahlreich von ihm geſchehenen ſo ſehr übertraf und ſo ſtark war, daß, obwohl ihm in Madrid alle Welt davon erzählte, er der einzige Geſandte war, der die Sache nicht an ſeinen Hof zu berichten wagte, da er ſie für unmöglich hielt. Die Armee war nämlich beinahe an der Grenze von Portugal angelangt, als man erſt entdeckte, daß man das Pulver gänzlich vergeſſen hatte.

---

[1]) Am 14. Auguſt 1762 durch Lord Albemarle und Admiral Pocock.

[2]) 1762—63.

Schon als der König nach Spanien kam, hatte man an allen Orten, wo man die Kanonen zu löſen hatte, entdeckt, daß es an Pulver fehle, und zu Madrid hatte man es aus dem Jagddepot nehmen müſſen; man hatte nun faſt ein Jahr gehabt, um ſich auf dieſen Krieg vorzubereiten, und trotzdem hatte man das Pulver vergeſſen. Der Prinz von Beauveau [1]), der an der Spitze der franzöſiſchen Truppen ſtand, ſchickte einen Courier an Herrn de St. Amand, der zu Bayonne commandirte, um, auf ſeine Verantwortung, alle Pulvermagazine dieſes Hafens aus den benachbarten Forts ausräumen zu laſſen; und Herr de St. Amand zeigte Gleichen, bei deſſen Durchreiſe durch Bayonne, auf der Rückkehr nach Frankreich, den eignen Brief des Prinzen von Beauveau. In dem ganzen Feldzuge zeigte ſich, wie gänzlich die ſpaniſche Kriegsmaſchine durch die Unfähigkeit der Miniſter in Unordnung gerathen war. Herr von Flobert, ein trefflicher Ingenieur, welchen Herr von Choiſeul den Spaniern zum Maréchal de Logis gegeben hatte, verlangte von ihnen Karten von Portugal, und man konnte nicht einmal genaue Karten der ſpaniſchen Provinzen finden. Herr von Flobert ſagte aller Welt, er ſei mit Hülfe des Compaſſes nach Portugal gegangen, und ward in den Thurm von Segovia eingeſchloſſen. Die Armee war an den Grenzen angekommen, und Herr von Squillacci handelte noch mit den Lieferanten; auch ſtarben die armen ſpaniſchen Soldaten, ungeachtet ihrer natürlichen Mäßigkeit, vor Hunger und lebten nur von den Broſamen, die von dem Tiſche der Franzoſen fielen. Die Kanonen hatten keine Laffetten, die Kugeln waren entweder zu groß oder zu klein und alle Waffen in unbeſchreiblich elendem Zuſtande. Dieſe Verwahrloſung war das beinahe abſichtliche Werk der Königin Barbara und ihres vertrauten Miniſters Enſenada, der mit Bedauern an den Aufwand dachte, den die Königin Farneſe zur Verſorgung ihrer beiden Söhne in Italien gemacht hatte, und ſich aller Fonds verſichern wollte, um Feſte und Opern zu geben und Spanien die Möglichkeit des Kriegführens zu entziehen [1]). Sie hatten ſogar, durch ſchlechte Behandlung der Offiziere und Soldaten, die ſich in Italien ausgezeichnet, jenen militairiſchen Geiſt erſtickt, der die Spanier zierte, und hatten alle Mühe von der Welt, 50,000 Mann zuſammenzubringen, um gegen Portugal zu rücken. Es war daher nicht die Schuld Karl's III., wenn dieſer ganze, aus Rückſicht auf das Haupt ſeiner

---

[1]) Karl Juſtus von Beauveau, Sohn Marcs von Beauveau, Prinzen von Craon, geb. 10. Sept. 1720, in Prag ſich den Beinamen le jeune brave verdienend, ſpäter Marſchall und hochverdienter Gouverneur von Languedoc, im edelſten Sinne freiſinniger Menſchenfreund, ſeinem Könige unerſchütterlich treu, während der Revolution einige Monate Miniſter, † 20. Mai 1793.

---

[1]) Der verdienſtvolle Herausgeber der Denkwürdigkeiten des Barons von Gleichen bemerkt mit Recht, daß Enſenada die Armee wohl mehr deshalb vernachläſſigte, weil er alle Kräfte auf die Flotte zu wenden für gut fand. Jener Silva Marquis de Enſenada, deſſen ihm verliehener Name ſchon (Enſenada — Nichts für ſich) ein für jene Zeiten und Zuſtände ſeltenes Verdienſt bezeichnet, ward 1690 zu Seca bei Valladolid geboren, 1754 durch engliſche Einflüſſe geſtürzt und ſtarb um 1760.

Familie[1]) unternommene Krieg ſo übel ausgeſchlagen iſt. Obgleich ſeine Regierung nicht durch Siege und Eroberungen bezeichnet iſt, ſo verdient er doch Lob, indem er mit Muth und Ausdauer mehrfache nationale Vorurtheile, Mängel der Politik und ſchlechte Gewohnheiten bekämpfte und die Civiliſirung einer Nation begann, welche unglaublich zurück und wegen ihrer Unwiſſenheit, ihrer Trägheit, ihres Hochmuths und ihrer cyniſchen Philoſophie ſehr ſchwer auf die Stufe der Andern zu bringen war[2]).

Der Spanier iſt von Natur nur zum Kriege und zu den Wiſſenſchaften geeignet; wegen ſeiner Tapferkeit und Mäßigkeit iſt er ein trefflicher Soldat, und ſein natürlicher Verſtand könnte ihn, wenn er ausgebildet würde, im Reiche der Wiſſenſchaften berühmt machen; aber er iſt ein ſchlechter Landwirth und wird es immer ſein; man wird nie einen geſchickten Handwerker oder einen fleißigen Ackerbauer aus ihm machen[3]). Er braucht ſo wenig für ſeine Art zu leben; eine Zwiebel und ein wenig Speck iſt ihm ein köſtliches Mahl; ein alter Mantel genügt ihm zur Bekleidung und zum Lager; er wärmt ſich an der Sonne, langweilt ſich nicht, wenn er nichts thut, und ſieht die Arbeit für ein Unglück und eine Schande an[4]). Was ſoll man mit einem ſolchen Volke anfangen, dem man nicht einmal die Bedürfniſſe beibringen kann, welche überall anderwärts der Sporn der Induſtrie und der Anſtrengung geworden ſind? Gleichen träumte oft im Bauen von ſpaniſchen Schlöſſern, wie er es machen wolle, um die Spanier zu reformiren, und konnte ſich nur einen ſehr langſamen und problematiſchen Weg zur Heilung ihrer phyſiſchen und moraliſchen Gebrechen denken. Es gibt drei Provinzen in Spanien, deren Bewohner wohlgebaut, geſund, rüſtig, arbeitſam und intelligent ſind, das ſind Biscaya, Catalonien und Valencia. Dorther wollte er ſeine Zuchtwidder nehmen, um die andern ausgearteten Racen, vorzüglich die caſtiliſche, zu veredeln und zu verbeſſern. Er wollte die letzteren mit ſeinen Biscayern, Catalonen und Valencianern kreuzen, und dieſen die Conceſſionen zu den von den Caſtilianern verſchmähten Unternehmungen geben, und hoffte, den Wetteifer durch die Eiferſucht des Stolzes und durch den ſichtbaren Gegenſatz ihres Elendes und des Gedeihens der Andern zu erwecken [1]).

---

[1]) Ludwig XV.

[2]) Die urſprüngliche ſpaniſche Civiliſation in Spaniens Blüthenzeit hatte viel mehr Edles und Hohes, als alle andere Civiliſation der ſogenannten europäiſchen Culturvölker, und die „Stufe der Andern“ hat, wie die Jetztzeit lehrt, nicht zum Tempel des Glückes, der Weisheit und der Tugend geleitet.

[3]) D. h. er wird nie den Erwerb und die Erwerbsarbeit als Zweck des Lebens betrachten.

[4]) Das waren ja auch die Anſichten der alten Germanen. Es gibt einen Mittelweg auch hier.

Ohne jedoch in dieſe theoretiſchen Speculationen einzugehen, begann Karl III. mit dem, was in die Sinne fiel. Er unternahm es zuvörderſt, Madrid zu reinigen, deſſen Verpeſtung ſo ſchrecklich war, daß man es ſechs Meilen in der Runde roch, und ſechs Wochen daran zu kauen hatte, bevor man es loswurde. Es gibt keine Art von Oppoſition und Schwierigkeit, die er nicht bei dieſem Projecte erfahren hätte. Er mußte Neapolitaner

---

1) Es iſt dabei wohl der Einfluß des Landes auf das Volk, ſowie der Umſtand nicht genug in Anſchlag gebracht, daß erfahrungsmäßig das Elend in den reichen Induſtrieländern am größten iſt, und daß der Spanier, der bei Speck und Zwiebeln zufrieden iſt, den Reichen nur — bedauern kann, der bei Auſtern und Champagner Grillen fängt.

kommen laſſen und anwenden, um mit Gewalt Abtritte in den Häuſern anzubringen, und das Corps der Aerzte faßte eine Denkſchrift ab, worin es vorſtellte, daß die madrider Luft immer ſehr geſund geweſen wäre, weshalb es ihm gefährlich ſchiene, ſie ändern zu wollen. Gleichen erinnerte ſich dabei der Geſchichte eines Spaniers, der in Frankreich erkrankt war und deſſen Aerzte ſeine Krankheit nicht errathen konnten. Sein Kammerdiener kam auf den Gedanken, daß ihm die heimiſche Luft gutthun möchte, und da der Kranke nicht transportirt werden konnte, ſo ſchob er ihm ein Becken voll madrider Geruchs unters Bett. Der Spanier wachte, nach köſtlichen Träumen, mit den Worten auf: «Ho Madrid de mi alma», und genas.

Nachdem Karl III. die Hauptſtadt von ihrer Verpeſtung geheilt hatte, ließ er Laternen in den Straßen anbringen, und jetzt [1]) iſt ſie eine der reinlichſten und am beſten erleuchteten Städte in Europa. Sein Verſuch, die Mäntel zu kürzen, und das ſtrenge Verbot, die Hüte ins Geſicht hereinzuziehen — eine im Dunkeln allerdings ſehr gefährliche Vermummung — war weniger weiſe, weil dieſes Verbot, nachdem die Straßen beleuchtet wurden, nicht mehr ſo nöthig war und mit ſolcher Strenge gehandhabt wurde, daß es einen ſehr verdrießlichen Aufſtand verurſachte. Dieſe Nachahmung der Strenge, womit Peter der Große den Ruſſen die Bärte abſchneiden ließ, hatte denſelben Zweck: die Sitten zu ändern, indem man die Kleidung änderte; aber dieſe Idee iſt weniger wahr, als das Sprichwort: „die Tracht macht den Mönch nicht". Eine viel weiſere Unternehmung, um etwas mehr fremde Induſtrie einzuführen, und die auch viel beſſer gelungen iſt[1]), war die Errichtung jener deutſchen Colonie, welche die von Räubern verpeſteten Wüſten der Sierra Morena in eine von angebauten Feldern und bequemen Herbergen eingefaßte Straße verwandelte. Dieſe Unternehmung wurde durch den Marquis Olavides[2]) gemacht, einen Mann ohne Sitten und ohne Religion, aber von Genie und Eifer, ſeine Nation zu verfeinern und ihr nützlich zu ſein.

---

[1]) Gilt nur von Gleichen's Zeit.

Der König beſchützte ihn lange Zeit gegen ſeine Feinde; zuletzt aber ſah ſich der Fürſt durch ſeine ſchlechte Aufführung, ſeine Anmaßung, und beſonders durch ſeine ſcandalöſe Ausſchweifung genöthigt, ihn in die Hände der Inquiſition zu liefern. Ich will nur einige Proben ſeines ſchlechten Charakters anführen. Als er im Rathe von Mejico war, wurde er verurtheilt, gehängt zu werden. Seine Frau, welche die Witwe eines der vornehmſten Mitglieder dieſes Rathes war und durch ihre Reichthümer und ihre Verwandten den größten Einfluß genoß, rettete ihm das Leben, indem ſie ihn heirathete. Ich bin oft Zeuge der ſchauderhaften Undankbarkeit geweſen, mit der er ſo viele Großmuth vergalt. Er behandelte ſie mit der größten Geringſchätzung, nöthigte ſie, mit einer gewiſſen Donna Gracia, die ſeine Maitreſſe war, zu leben, eine damals in Madrid unerhörte Sache, und vergeudete ſo die Schätze, die ſeine Gemahlin ihm überlaſſen hatte.

---

[1]) Iſt auch nicht lange wahr geblieben.

[2]) Don Pablo Olavides, Graf von Pilo, geb. zu Lima 1740, als Secretair des Geſandten zu Paris, Grafen von Aranda, franzöſirt, unter Karl III. Graf und Intendant von Sevilla, 1778 von der Inquiſition zu mehrjähriger Kloſterhaft verurtheilt, 1780 nach Venedig entflohen, ſpäter nach Spanien zurückgekehrt und 1803 geſtorben. Er ſoll ſpäter ein Werk zur Vertheidigung der Religion gegen den Unglauben geſchrieben haben.

Die Herabdrückung und Umgeſtaltung des Inquiſitionstribunales, wovon Gleichen Zeuge war, iſt eine der ſchönſten Epochen in der Regierung Karl's III. Seit dem zwiſchen Spanien und dem römiſchen Hofe abgeſchloſſenen Concordat beſtand ein ſtrenges Verbot, keine Bulle anzuſchlagen, die nicht vom Hofe gebilligt worden. Der Nuntius hatte eine erhalten, deren Publication ihm alle ſpaniſchen Biſchöfe verweigert hatten. Er gewann den Großinquiſitor, der von ſeiner alten Unabhängigkeit in kirchlichen Angelegenheiten Gebrauch machen zu können glaubte. Eines ſchönen Morgens erfuhr man mit Erſtaunen zu St. Ildefonſo, daß der Großinquiſitor durch ein Detachement Dragoner in ſeinem Bette aufgehoben und in ein Fort gebracht worden ſei. Die geringſchätzige Gleichgiltigkeit, womit die Hofleute dieſe gewagte That erzählten, und das beinahe billigende Stillſchweigen des Volkes erregten ein der Bewunderung, welche der Muth und die aufgeklärte Politik des Königs verdienten, gleichkommendes Erſtaunen. Bald nachher kamen alle Inquiſitoren, durch dieſen Donnerſchlag betäubt, um Gnade und um Freigebung ihres Chefs zu bitten, die man ihnen nur unter folgenden Bedingungen gewährte: daß ſie nur die Büchercenſur zu ihrer unbedingten Verfügung hätten, daß zwei königliche Fiscale an ihren Sitzungen theilnähmen, und daß ohne Zuſtimmung des Hofes Niemand vor ihr Gericht geſtellt oder verurtheilt werden könne. Dieſer große Schritt zum Lichte, dem ein anderer merkwürdiger Act Karl's III., die Vertreibung der Jeſuiten, folgte, hat die Bahn der Wiſſenſchaften eröffnet, die in Spanien zu gedeihen anfingen.

Noch hebt Gleichen einige Dinge hervor, die ihm bei ſeinem Aufenthalte in Spanien beſonders auffielen. Er ſagt: „Die Einwohner von Madrid haben mehrere Gebräuche, die im Gegenſatze zu den unſrigen und zu dem geſunden Verſtande ſtehen. So ſind z. B. die Ballſchlägel ſchwarz und die Bälle weiß; ſie tragen die Nüſſe in Körben auf den Markt und die Feigen in Säcken; ihr erſtes Gericht iſt der Salat und ihr letztes die Suppe; die Schlüſſel der Stadt Madrid befinden ſich in einem kleinen Hauſe außerhalb des Thores, und der Thorwärter ſchließt die Einwohner alle Nächte ein. Die galanten Anträge, die verliebten Seufzer und Lockungen werden in Spanien, bei der untern Claſſe der Stutzer und Dulcineen dieſes Landes, durch kleine künſtliche Schluchzer, wie ſie ſonſt der Magen hervorbringt, ausgedrückt, was unter ihnen ein eigenthümliches Duett bildet, welches vermuthlich das Ruckſen zweier Turteltauben nachahmen ſoll, aber einer ſehr unanſtändigen Sache gleicht.“

Statt der unter der Regierung der Königin Barbara ſo berühmten Oper ſah Gleichen nur heilige Komödien, Autos sacramentales geheißen, und fand in ihnen ſehr ſeltſame Schauſpiele. Er ſagt: „Das erſte, wobei ich zugegen war, war ein allegoriſches Stück, was einen Markt vorſtellte. Jeſus Chriſtus und die heilige Jungfrau hielten hier mit dem Tode und der Sünde concurrirende Buden, und die Seelen kamen hin, Ankäufe zu machen. Die Bude unſers Herrn war im Vordertheile der Bühne, in der Mitte derer ſeiner Feinde, und hatte zum Zeichen eine Hoſtie und einen Kelch, von transparenten Strahlen umgeben. Der Tod und die Sünde verſchwendeten die ganzen kaufmänniſchen Redensarten, um Kunden anzuziehen, um ſie zu verführen und zu betrügen, während von Jeſus Chriſtus und der heiligen Jungfrau Stellen der ſchönſten Beredſamkeit vorgetragen wurden, um dieſe verirrten Seelen abzuwenden und zu enttäuſchen. Trotzdem verkauften ſie aber weniger, als die andern, was am Ende des Stückes den Stoff eines pas de quatre hergab, worin ihr Verdruß ausgedrückt war, und was ſich zum Vortheil unſers Herrn und ſeiner Mutter endigte, welche den Tod und die Sünde mit ſtarken Peitſchenhieben fortjagten.

Ein anderes recht unterhaltendes und ſehr geiſtreiches Stück iſt die Komödie von Papſt Pius V. Es iſt eine ſehr wohlgelungene Kritik der ſpaniſchen Sitten. In der letzten Scene ſieht man dieſen Papſt, der ein Heiliger iſt, auf ſeinem Throne inmitten ſeiner Cardinäle, vor welchem Conſiſtorium zwei Advocaten das Für und Wider der guten Eigenſchaften und der Fehler der Spanier verhandeln. Der Advocat, der die Anklage führt, ſchließt mit Denuncirung des Fandangos als eines anſtößigen und zügelloſen, die apoſtoliſche Cenſur verdienenden Tanzes. Hierauf zieht der vertheidigende Advocat eine Guitarre unter ſeinem Mantel hervor und ſagt, man müſſe vor Allem einen Fandango gehört haben, bevor man darüber richten könne. Er ſpielt ihn und bald kann ſich der jüngſte der Cardinäle nicht mehr halten; er bewegt ſich, ſteigt von ſeinem Sitze herab und rührt die Beine. Der zweite thut daſſelbe; die gleiche Begierde geht zum dritten über und gewinnt ſo einen nach dem andern, bis auf den heiligen Vater, der ſich lange Zeit ſträubt, endlich aber ſich unter ſie miſcht, worauf Alle damit ſchließen, zu tanzen und dem Fandango Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen.

Die unterhaltendſte von allen dieſen heiligen Poſſen iſt die Komödie von der Verkündigung. Man ſieht da die heilige Jungfrau vor einem Kohlentopfe knien. Gabriel tritt ein, den Mantel über die Naſe und den Hut ins Geſicht hereingeſchlagen. Er enthüllt ſich, indem er den Mantel fallen läßt, und erſcheint im Coſtum eines ſpaniſchen Stutzers mit zwei Engelsflügeln. Marie bittet ihn, bei dem Kohlentopf Platz zu nehmen, und bietet ihm Chocolade an. Der Engel Gabriel antwortet ihr: er könne von dieſer Ehre keinen Gebrauch machen, weil er zu dem ewigen Vater eingeladen ſei. Nach vielen ſehr ſchönen, aber zu langen Unterredungen langt der heilige Geiſt an, der mit der heiligen Jungfrau einen Fandango tanzt, deſſen Ausdruck, von Anfang bis zu Ende, den entgegengeſetzteſten Act von dem Myſterium, um das es ſich handelt, verſinnlicht.“

Gleichen fragte den Nuntius, wie es möglich ſei, daß die ſpaniſchen Biſchöfe ſo lächerliche Schauſpiele duldeten. Er verſicherte ihm, mit mehreren geſprochen zu haben. Alle hätten ihm geantwortet, ſo lange das Volk ſich nicht darüber aufhalte, vielmehr ſich daran erbaue, hielten ſie ſie faſt für nützlicher, als die Predigten, die in Spanien oft von figürlichen Intermezzos begleitet waren und ſo ziemlich Komödien glichen. In der That waren dieſe Autos sacramentales voll trefflicher Moral und ſehr rührender Stellen, welche Andacht erwecken konnten, und Gleichen war Zeuge, wie in einer dieſer Komödien, wo man die Meſſe auf dem Theater mit der vollkommenſten Treue darſtellte, viele Zuſchauer ſich an die Bruſt ſchlugen und einige bei dem Tone des Glöckchens niederknieten. Jetzt exiſtiren dieſe Schauſpiele nicht mehr; derſelbe Fortſchritt des Geiſtes, der ſie lächerlich machte, hat ſie verpönt.

VIII. Kaunitz und Choiſeul.

Die äußere Geſchichte dieſer beiden Staatsmänner, welche in einem für einige Decennien des 18. Jahrhunderts überaus folgenreichen politiſchen Gedanken: der Ausſöhnung und Verbündung der jahrhundertelangen Gegner, Oeſterreichs und Frankreichs, zuſammentrafen[1], iſt bekannt und mag hier nur kürzlich recapitulirt werden.

Wenzel Anton Dominic Fürſt von Kaunitz-Rietberg war dem Grafen Maximilian Udalrich von Kaunitz, mähriſcher Linie, von deſſen Gemahlin Marie Erneſtine, der Erbtochter des letzten Grafen von Rietberg, am 2. Februar 1711 zu Wien geboren worden. Als der jüngſte unter fünf Brüdern ward er für den geiſtlichen Stand beſtimmt und erhielt ſchon im 13. Jahre eine Präbende zu Münſter. Da aber ſeine Brüder ſämmtlich zeitig ſtarben, ſo trat er aus dem geiſtlichen Stande wieder zurück, und ward beſtimmt, die Familie ſowohl als Stammhalter, wie im Staate zu fördern. Er ſtudirte in Wien, Leipzig und Leyden, reiſte ſeit 1732 in England, Frankreich und Italien, ward 1735 zum Reichshofrath und 1737 zum Reichsvicecommiſſarius in Regensburg ernannt. Die Grafſchaft Rietberg erwarb er durch ſeine Mutter († 1. Januar 1758). Seine Gemahlin war eine Gräfin von Stahremberg (geb. 10. October 1718, verm. 6. Mai 1736, † 6. September 1749), Tochter des Grafen Franz Anton. Nach dem Tode Karl's VI. ging er auf kurze Zeit auf ſeine Güter in Mähren. Maria Thereſia ſchickte ihn aber bald (1741) in außerordentlicher Miſſion an den Papſt und nach Florenz, ſowie (1742) als Geſandten nach Turin, welche Sendung damals, wo es dem Bündniß Sardiniens mit Oeſterreich und England gegen Frankreich, Spanien und Neapel galt, ſo wichtig war. Seine Berichte erregten große Aufmerkſamkeit und eine ſeiner Depeſchen übergab Maria Thereſia dem damaligen Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, Grafen Uhlefeld, mit den Worten: „Hier iſt Ihr erſter Rath“[1]. 1744 begleitete Kaunitz den Prinzen Karl von Lothringen und deſſen Gemahlin, die Erzherzogin Maria Anna, als Oberſthofmeiſter und bevollmächtigter Miniſter, in ihr Gubernium zu Brüſſel, übernahm dort auch, nach dem Tode der Erzherzogin, während der Abweſenheit ihres Gemahls, die einſtweilige Regierung. Die Franzoſen eroberten aber den größten Theil der Niederlande, und Kaunitz verlangte, unzufrieden über den Gang der Geſchäfte, ſeinen Abſchied. Maria Thereſia bewilligte ihm nur einen Urlaub. Er ging nach London und erſchien 1747 bei dem Friedenscongreſſe zu Aachen, wo er ſich hohen Ruf erwarb. Er wurde nun zum wirklichen Staats- und Conferenzminiſter ernannt und als Geſandter nach Paris geſchickt, wo er die Ausſohnung zwiſchen Oeſterreich und Frankreich vermittelte. Er blieb von 1750—1752 in Paris, ward dann (1753) Hof- und Staatskanzler und 1756 auch niederländiſcher und italieniſcher Kanzler. Am 8. April 1764 wurde er in den Reichsfürſtenſtand erhoben. Er blieb an der Spitze der auswärtigen Geſchäfte, wenn auch mit allmälig abnehmendem Einfluſſe, auch unter den Kaiſern Joſeph II. und Leopold II. Bei dem Regierungsantritte Franz I. (1792) nahm er, Alters wegen, ſeine Entlaſſung als Hof- und Staatskanzler und ſtarb am 27. Juni 1794. Er hinterließ vier Söhne, von denen nur der zweite, Dominic Andreas (geb. 2. Juni 1739 † 24. November 1812), welcher den letzten Grafen von Queſtenberg beerbte (1785), einen Sohn, den Fürſten Aloiſius (geb. 20. Juni 1774 † 15. November 1848) hinterließ, welcher ſelbſt aber nur Töchter erzeugt hat, ſodaß der fürſtliche Zweig der Kaunitze, wie überhaupt die mähriſche Linie, im Mannsſtamm erloſchen iſt.

---

[1] Ueber dieſen Gedanken ſelbſt vergl. meine Geſchichte des Europäiſchen Staatenſyſtems, Th. II. S. 326 fg.

---

[1] Graf Mailath, Geſchichte des öſterreichiſchen Kaiſerſtaates, V. 35.

Stephan Franz Herzog von Choiſeul-Amboiſe[1], geb. 18. Juni 1719, ſtammte aus einem Zweige der alten großen Familie Choiſeul und trat als Graf von Stainville in das öffentliche Leben. In einem Jeſuitencollegium erzogen, zeichnete er ſich im Militairdienſte aus und verdiente ſich namentlich in Prag 1741 ein Regiment. Nach Paris zurückgekehrt, erwarb er die Gunſt der Pompadour und wurde 1748 Generallieutenant, 1758 Herzog von Choiſeul. 1753 ging er als Geſandter nach Rom und 1757 nach Wien, von wo er ſchon 1758 zur Uebernahme des Miniſteriums der auswärtigen Angelegenheiten zurückberufen ward. Dieſes übergab er 1761 ſeinem Vetter, dem Grafen Choiſeul, nachherigem Herzog von Praslin[1]), und übernahm dafür das Miniſterium des Kriegs und der Marine. 1766 übernahm aber Choiſeul das auswärtige Departement wieder und gab Praslin das der Marine. 1770 wurde er durch die Dubarri geſtürzt und nach ſeinem Landſitz Chanteloup[2]) verwieſen. Seit dem Regierungsantritte Ludwig's XVI. durfte er wieder nach Paris und ward zuweilen zu Rathe gezogen, ſtarb aber am 7. Mai 1785. Er war ein Hauptwerkzeug des Bündniſſes zwiſchen Frankreich und Oeſterreich, aber auch der Schöpfer des großen Bundes der bourboniſchen Höfe. Er vertrieb die Jeſuiten aus Frankreich, zunächſt weil ſie von dem Dauphin geſchützt wurden, der in Oppoſition gegen Choiſeul's Politik ſtand. Unter ihm ward Corſica für Frankreich erworben. Frankreich verdankt ihm ſeine trefflichen Militairſchulen, den Aufſchwung ſeiner Flotte und weſentliche Reformen im Colonieweſen. Seine Gemahlin, Luiſe Honorine Crozat du Chatel war die Tochter eines ſehr reichen Kaufmannes. Nach ſeinem Tode opferte ſie den größten Theil ihres Vermögens, um ſeine Schulden zu bezahlen, und zog ſich in ein Kloſter zurück. Als die Revolution dieſes aufhob, lebte ſie zurückgezogen in Paris, wo ſie 1801 geſtorben iſt.

---

[1] S. auch Th. I. an mehreren Stellen

Ueber den Charakter und die Eigenthümlichkeiten beider Männer enthalten die Denkwürdigkeiten des Baron von Gleichen manche ſpecielle Züge, die wir auszugsweiſe aus dem Original zu übertragen uns erlauben wollen.

Ueber Kaunitz ſagt Gleichen u. A.[3]): „Er war groß, wohl gebaut, ſein Anzug gewählt, wenn auch ſeine Perücke mit ihren fünf Zipfeln ſich komiſch ausnahm, ſehr würdig in ſeiner Haltung, in ſeiner Rede feierlich und etwas ſteif. Doch ſtand ihm ſeine Steifheit weit beſſer, als andern öſterreichiſchen Herren; ſie ſchien ihm von Rechtswegen zu gebühren; ſie hatte ſelbſt die Reize einer natürlichen Haltung und trug das Gepräge der Ueberlegenheit.

---

[1]) Bd. I. S. 190.

[2]) Bd. I. S. 124.

[3]) A. a. O. S. 198 fg. Gleichen kannte Kaunitz freilich bloß in deſſen ſpäteren Jahren.

Er grüßte faſt nur durch ein Kopfnicken, ſeine Freunde mit einem väterlichen Lächeln, alle Andern mit einer Protectormiene. Er war gut, gerecht, loyal, uneigennützig, wiewohl er es liebte und ganz ruhig auch verlangte, daß ihm die Höfe Geſchenke an Weinen, Pferden, Gemälden und andern, ſeinem Geſchmacke entſprechenden Artikeln machten. Er ſprach in gewählten Ausdrücken, langſam und mit großem Bedacht. Niemand beſaß eine umfaſſendere Kenntniß der techniſchen Terminologie, als er, und es war eine große Empfehlung bei ihm, darin fertig zu ſein. Er ließ ſich durch ein wenig bekanntes Wort aus dieſem Genre ebenſo leicht verführen, wie der Herzog von Choiſeul durch ein Bonmot. Er war gelehrt, liebte die Künſte, beſonders die Malerei, und begünſtigte die Künſtler jeder Claſſe. Selbſt in den untergeordneten Handwerken ſtanden vollendete Arbeiter bei ihm in ganz beſonderer Achtung, und er hatte eine wahrhafte Paſſion für gut ausgeführte Arbeiten. Seine Klugheit, ſein kaltes Blut, ſein treffliches Urtheil und ſeine lange Erfahrung hatten ihm mit Recht den Namen des politiſchen Neſtors ſeiner Zeit erworben. Er war ſo glücklich, für viele Dinge Geſchmack zu haben, ohne einer einzigen Leidenſchaft zu unterliegen. Seine Freunde beklagten ſich, daß er ihnen ſo wenig Gutes erzeige, aber ſeine Feinde hatten ſich über kein Uebel, über keine Rache von ſeiner Seite zu beklagen. Er hörte mit äußerſter Aufmerkſamkeit und Geduld die weitſchweifigſten Einzelheiten an und beantwortete jeden Punkt genau, ließ aber ſchwer eine Erwiederung zu.

In ſeinen letzten Zeiten hatte es, wegen ſeiner Taubheit und weil er ſich ſo wenig menagirte, oft etwas Peinliches, mit ihm Geſchäfte zu verhandeln. Denn, da es ſehr ſchwer war, eine Privataudienz bei ihm zu erhalten, ſah man ſich genöthigt, vor aller Welt ſehr laut mit ihm zu ſprechen und ſich einer ſeiner häufigen Aufwallungen auszuſetzen. Mit ſeiner Arbeit war er ſehr ſparſam und ſchien oft ſeine Zeit in Beſchäftigung mit Träumereien und wohl auch mit Poſſen zu verſchwenden; ſein Zweck dabei war aber, ſich Zeit zu ſparen, um zu denken und den Kopf friſch und beſonnen zu erhalten. Eine ſeiner Hauptmaximen, die er öfters vortrug und aus welcher der Kaiſer Joſeph hätte Nutzen ziehen können, war die: niemals etwas zu machen, was ein Anderer an ſeiner Stelle thun konnte. „Ich würde lieber Papierſchnitzel machen", ſagte er, „als eine Zeile ſchreiben, die ein Anderer ſo gut ſchreiben könnte, wie ich". Auch war er ſo ſparſam mit dem Schreiben, daß er minder wichtige Briefe bloß mit einem K. unterzeichnete. Dagegen hatte er ſich auch zum Geſetz gemacht, niemals ſein Bureau zu verlaſſen, bevor alles Vorliegende expedirt war; daher kam es, daß ſeine Diners ſich ſo oft verzögerten und zu ſo unregelmäßigen Stunden ſtattfanden. Nach ſeiner Neigung zu vollendeter Ausführung und nach der bedachtſamen Sorgfalt zu urtheilen, mit der er alles behandelte, was er machte, ſcheint es, daß ihm die ſchriftliche Faſſung mehr Mühe gemacht haben muß, als Andern; aber das Wenige, was er ſchrieb, war vollkommen. Den Perſonen, die ihn beſuchten, erzeigte er nur ſelten beſondere Aufmerkſamkeiten; ſie waren aber ebendeshalb um ſo ſchmeichelhafter und bezogen ſich ſtets auf Weſentliches, namentlich auf Geſundheitsrückſichten.

Mit ſeiner eignen Geſundheit beſchäftigte er ſich allerdings vor allen Dingen, und war in dieſer Beziehung Egoiſt. Er ſuchte ſich jeden Aerger fern zu halten und ſetzte ſeiner Bequemlichkeit, ſeinen Gewohnheiten und ſeinem Wohlbefinden jede Rückſicht nach. Schon in ſeiner Jugend hatte er die Kaiſerin Maria Thereſia gewöhnt, ihm zu erlauben, wenn er es in deren Zimmer zu kalt fand, die Fenſter zu ſchließen und in ihrer Gegenwart ſein Käppchen aufzuſetzen. Um ſich in gleicher Temperatur zu erhalten, hatte er im Winter einen Ueberrock und einen Mantel, die er abwechſelnd an- und auszog. Gegen Ende der Tafel brachte man ihm einen Spiegel nebſt allem Apparat eines Dentiſten, und er machte dann vor der ganzen Geſellſchaft ohne Umſtände eine lange Mundtoilette. Einſt ſpeiſte er bei dem franzöſiſchen Geſandten, Baron Breteuil. Als er auch hier ſeine Mundwaſchung beginnen wollte, ſtand derſelbe mit den Worten auf: «Levons-nous, le Prince veut être seul». Von dieſem Tage an ſpeiſte Kaunitz niemals wieder auswärts. Gewohnt, ſich um 11 Uhr des Abends zurückzuziehen, genirte er ſich weder nach einem Erzherzog, noch ſelbſt nach dem Kaiſer, und wenn er ſich um dieſe Stunde noch an deſſen Billard befand, ſo machte er ihm eine Reverenz und ließ ihn ſtehen.

Die Odeurs ſcheute er aufs Aeußerſte und wenn eine Dame, ſelbſt eine fremde, die dergleichen an ſich hatte, ſich an ſeine Seite ſtellen wollte, ſo ſagte er ihr ganz trocken: „Entfernen Sie ſich, Madame, Sie ſtinken.“ Um nicht an Tod und Alter zu denken, wollte er, daß man ſeinen Geburtstag ignorire, daß man nie von einem ſterbenden Mann vor ihm ſpreche, und ſelbſt der Tod desjenigen ſeiner Söhne, den er am meiſten liebte und von dem er wußte, daß er ſehr krank ſei, wurde ihm nur durch das Trauerkleid angekündigt, das ſein Kammerdiener ihm überreichte. Kurz vor ſeinem Tode ſagte er zu ſeinem Sohne Ernſt Chriſtoph (geb. 6. Juni 1737 † 19. Mai 1797): „mein Freund, ich fühle, daß es aus mit mir wird; tröſte mich und ermuthige mich!“

Seine Selbſtſchätzung war ſo naiv, daß er von ſich ganz, wie von einem Dritten, ſprach. Der Kaiſer Joſeph hatte die Büſten des Marſchalls Lascy und des Fürſten Kaunitz fertigen laſſen. Unter der letzteren hatte man eine lateiniſche Inſchrift voll von dieſem Miniſter verdienten Lobeserhebungen angebracht. Jemand lobte in Gegenwart des Fürſten die Trefflichkeit des Lapidarſtyls in dieſer Inſchrift, und der Fürſt erwiederte: „Ich bin der Verfaſſer derſelben.“ Er war ein großer Pferdekenner und man ſchmeichelte ihm, wenn man ihn in ſeiner Reitbahn bewunderte, wo er täglich vor der Mittagstafel zu treffen war. Der engliſche Geſandte Keith ſchickte einmal einen Engländer dahin und empfahl ihm, den Fürſten ſoviel er nur könne und ſo ſtark, als für einen mit Lob überſättigten Mann nöthig ſei, zu loben. Der Engländer, der im Loben nicht ſtark war, brachte mit vieler Mühe und erröthend die Worte heraus: „Ah, mein Fürſt, Sie ſind der größte Stallmeiſter, den ich in meinem Leben geſehen habe.“ „Das glaube ich wohl“, war die einzige Antwort, die er empfing.

Das Alter hatte die Stimmung des Fürſten ſehr verbittert, und ſeine Reizbarkeit ſtieg zuweilen bis zur Inſolenz und grauſamer Behandlung von Menſchen, die er nicht beſonders achtete. Der Prinz Sulkowsky[1]), einer der gewöhnlichſten Tiſchgenoſſen und größten Schmeichler des Fürſten Kaunitz, ſprach einmal gerade mit einem Nachbar, als Kaunitz ihm durch einen ſeiner Lieblingsdiener ein Ragout zuſchickte, und wies dieſen in etwas unſanfter Weiſe zurück. Kaunitz bemerkte es und ſagte: „Prinz, wenn Sie meinen Leuten Fauſtſchläge geben, ſo werde ich denſelben befehlen, ſie Ihnen wiederzugeben.“ Das war denn doch ſelbſt für Sulkowsky zu ſtark, und er verlangte von den Söhnen des Staatskanzlers Genugthuung. Die Sache wurde durch eine Entſchuldigung von Seiten des Fürſten Kaunitz beigelegt und Sulkowsky ſoll nach wie vor bei dem Fürſten geſpeiſt haben. Kaunitz liebte es, wenn bei Tiſche die Unterhaltung belebt war und die Tiſchgenoſſen ihn unterhielten. Eines Tages, als Niemand Anſtalt machte, zu ſprechen, ſagte er zu Frau von Clary, welche für die Einladungen zu ſorgen und die Honneurs des Hauſes zu machen hatte: „man muß geſtehen, Madame, daß Sie mir heute recht alberne (sotte) Geſellſchaft gebeten haben.“ Ein anderes Mal ſagte er bei ähnlichem Stillſtande der Converſation: „Ich möchte lieber Sottiſen hören, als gar nichts.“ Der Graf von Merode, einer ſeiner Schmeichler, ſagte darauf: „Man muß geſtehen, daß Mr. Pitt der größte Miniſter Europas iſt. Sind Sie nun mit mir zufrieden, mein Fürſt?“

Er befliß ſich, ſeinen Stolz vornehmlich ſolchen gegenüber zu zeigen, welche anſpruchsvoll gegen ihn auftreten konnten. Als Pius VI. nach Wien kam und ihm die Hand bot, die mit Ehrerbietung zu küſſen ſich alle Welt beeiferte, begnügte ſich Kaunitz, ſie in die ſeine zu nehmen und mit der vertraulichſten Herzlichkeit zu drücken. Indem er aber Anſprüche herabzuſtimmen ſuchte, gefiel er ſich auch, die Talente, ſelbſt in den unteren Claſſen, in beſonderer Weiſe zu ehren. Als ein Geſandter, der das erſte Mal bei ihm ſpeiſte, ſich noch nicht im Salon befand, wie der Fürſt eintrat, beeilte ſich dieſer, auftragen zu laſſen, und ſetzte ſich zur Tafel, ohne auf den Geſandten zu warten. Den nächſten Tag aber ſchob er ſein Diner auf, weil der Balletmeiſter Noverre noch nicht gekommen war.

---

[1] Wird wohl der Prinz Alexander geweſen ſein, welcher k. k. Generalfeldmarſchallieutenant war.

Als Joſeph II. die Zügel der Regierung ergriff, bediente er ſich des Vorwandes, die Geſundheit ſeines Miniſters ſchonen und deſſen Gewohnheiten nicht ſtören zu wollen, um ihn zu bitten, nicht zu ihm zu kommen, ſondern ihm zu verſtatten, daß er ſelbſt zu ihm käme. Gleichwohl that er nichts Wichtiges ohne ihn, und jeder Anſchein einer Abnahme des Einfluſſes wurde durch die eclatanteſten Verſicherungen höchſter Achtung paralyſirt. Gleicher Auszeichnung erfreute der Fürſt ſich unter der Regierung Leopold's, und Gleichen ſah dieſen Monarchen mit der Kaiſerin in den Garten des Fürſten von Kaunitz kommen, um ihm den König und die Königin von Neapel vorzuſtellen. — Die Aſche deſſen, der durch den Vertrag von Verſailles den Keim ſo vieler Kriege zwiſchen Frankreich und Deutſchland erſtickt hatte, ruht in dem ihm gehörigen Boden von Auſterlitz.“

Hören wir noch die Worte eines Franzoſen über ihn. Flaſſan[1]) ſchildert ihn in folgender Weiſe: „Dieſer Miniſter beſaß alle Eigenſchaften eines Staatsmannes: feines Unterſcheiden, einen fertigen und gewandten Geiſt, Scharfblick, Erhabenheit des Gedankens, Richtigkeit in ſeinen Auffaſſungen und viel Geſchicklichkeit in Geſchäften, eine probehaltige Uneigennützigkeit, Discretion, Haltung, einen ſichern und aufgeklärten Verſtand, der ihn der Herrſchaft der Vorurtheile entriß, ein großmüthiges und theilnehmendes Herz, einen biedern und zuverläſſigen Charakter. Seine Politik ſchien ſich aller mala fides entſchlagen zu haben, und niemals ward von ihm auf Koſten der Redlichkeit Verſtellung geübt. Seine Zurückhaltung beſtand darin, daß er nicht alles ſagte, was er dachte; nicht aber ſagte er, was er nicht dachte. Er verſtand es, aus den Wendungen und Inſinuationen, durch welche man in ſeine Gedanken eindringen wollte, die Gedanken anderer Diplomaten zu ergründen. Er ſchmeichelte weder den Launen, noch den Anſichten ſeiner Gebieter, und drohte wohl mit ſeinem Rücktritte, wenn man das Gute zurückwies, deſſen Nothwendigkeit er erkannte. In ſeinem Hauſe war er gut, einig und vertraulich. Aber nach einem Verhängniß, was ſich an die vollkommenſten Menſchen knüpft, waren ſoviele ſeltene Eigenſchaften zuweilen mit Schwächen und Eigenheiten gemiſcht. Zuweilen trieb er die Leichtigkeit der Manier und die Vernachläſſigung der Rückſichten ein wenig zu weit. Man ſah ihn in dem Augenblicke, wo man ſich zu Tiſche begeben wollte und wo ſich bereits eine zahlreiche Geſellſchaft bei ihm eingefunden hatte, ganz ruhig zu Pferde, oder in den Wagen ſteigen, um eine Promenade zu machen, von der er nicht vor 6 Uhr Abends zurückkehrte. Zu Anderen eingeladen, ließ er wohl 2—3 Stunden auf ſich warten und ließ ſich ſogar ſeine eignen Gedecke bringen. Man ſah ihn an der Tafel ſeiner Souveraine ſich in einem Taſchenſpiegel betrachten, ſeine Zähne reinigen, ſeine Doſe putzen, Briefe leſen, ſie beantworten und Licht fordern, um ſie zuzuſiegeln. Er hatte einen unbeſiegbaren Widerwillen gegen Angelegenheiten, welche eine lange und ſchwierige Erörterung mit ſich führten. Ueberzeugt, daß ſeine natürliche Leichtigkeit und ſein Scharfblick die größten Hinderniſſe beſeitigen würden, verabſcheuete er es oft, die Einzelheiten und Nebenpunkte zu unterſuchen, ſodaß er, ſtatt einer Angelegenheit auf den Grund zu ſehen, ſie nach der erſten Seite behandelte, die ſie ſeinem Geiſte geboten, und die er im Uebrigen unter einem verführeriſchen Geſichtspunkte und mit ſoviel Gründen der Angemeſſenheit und der Wahrſcheinlichkeit ausgeſtattet darzuſtellen verſtand, daß er den Verdacht gar nicht aufkommen ließ, er habe die Sache nur theilweiſe aufgefaßt. Die Franzoſen liebte er, obwohl er ihnen Eigendünkel und Leichtſinn vorwarf.“

---

[1]) Histoire de la diplomatie française, V. 223 ss.

Ueber Choiſeul ſagt Gleichen [1]):

„Der Herzog von Choiſeul war von ziemlich kleiner Statur, mehr gedrungen als ſchlank, und ſeine Häßlichkeit recht anmuthig. Seine kleinen Augen funkelten von Geiſt, ſeine aufgeworfene Naſe gab ihm ein gefälliges Anſehen und ſeine großen lachenden Lippen kündeten die Munterkeit ſeiner Einfälle an. Gut, edel, offen, großmüthig, galant, prachtliebend, freigebig, ſtolz, kühn, feurig und ſelbſt aufbrauſend, erinnerte er an das Bild der alten franzöſiſchen Chevaliers. Aber er verband mit dieſen Eigenſchaften auch mehrere Fehler ſeiner Nation: er war leichtſinnig, indiſcret, anmaßend, zügellos, verſchwenderiſch, zudringlich und verwegen.

Als er Geſandter in Rom war, erklärte ihn Benedict XIV. [2]) für einen Narren, der viel Geiſt habe. Niemals habe ich einen Menſchen gekannt, der es ſo verſtanden hätte, Freude und Behagen um ſich zu verbreiten, wie er. Wenn er in ein Zimmer trat, ſuchte er in ſeinen Taſchen und ſchien eine unerſchöpfliche Fülle von Scherzen und Heiterkeit aus ihnen herauszubringen. Er konnte dem Verlangen nicht widerſtehen, diejenigen glücklich zu machen, die ihm das Glück, womit er ſie zu überſchütten vermöge, auszumalen verſtanden. Er nahm, ſobald es ihm nicht zuviel Mühe machte, die Schätze des Credits in Anſpruch, um ſie zu verpflichten. Dagegen war ihm das Bild des Unglücks unerträglich, und ich habe ihn über die Klagen der Familie ſeines Vetters Choiſeul le Marin, den er hatte verbannen müſſen, um ſich gegen ſeine wüthenden Umtriebe zu ſichern, in einer Weiſe ſcherzen hören, die mir gräulich ſchien. So wappnete er ſich mit einer verſtellten Härte gegen die Nachgiebigkeit und Schwäche, die ihm eigen waren. Ich habe ihn der Frau von Choiſeul, die ihn einen Tyrannen nannte, antworten hören: „ſagen Sie, ein Tyrann von Baumwolle." So war es auch ein ſicheres Mittel, alles von ihm zu erlangen, was man wollte, ihn vorher aus einem andern Anlaſſe in Harniſch zu bringen: war dieſer Zorn vorüber, ſo ward der Löwe zum Lamm.

---

[1]) A. a. O. S. 61 fg.

[2]) Proſper Lambertini, geb. 1675 zu Bologna, Advocat, promotor fidei, 1727 Biſchof von Ancona, 1728 Cardinal, 1732 Erz-

Es war eine der ſchönſten Eigenſchaften des Herzogs von Choiſeul, daß er ein großmüthiger Feind und ein trefflicher Freund war. Der Herzog von Aiguillon [1]),

---

biſchof von Bologna, 1740 Papſt, † 3. Mai 1758. Im Conclave von 1740 ſagte er zu den Cardinälen: „Wollt Ihr einen Heiligen, ſo nehmt Gotti, einen Staatsmann, Aldobrandini, einen guten Alten, mich." Das ſchlug durch. Er war gelehrt, geſcheidt, gemäßigt, Freund der Wiſſenſchaften und Künſte, aufrichtig fromm, aufgeklärt und duldſam. Die Römer warfen ihm nur vor, daß er zu viel ſchreibe und zu wenig regiere.

[1]) Th. I. S. 182.

der beim Parlament angeklagt war und dadurch gerettet ward, daß der Herzog von Choiſeul in den Zeugniſſen, die er gegen ſeinen alten Feind abzulegen aufgefordert ward, zu deſſen Gunſten vieles verſchwieg, dient zu einem der ſtarken Beweiſe, daß er nicht nachtragend war. Die ausdauernde Anhänglichkeit jener großen Zahl von Hofleuten, die ihm in ſeiner Ungnade nach Chanteloup folgten, und die ihm bis zum Tode treu geblieben ſind, beweiſt, wie ſehr er ihr Freund geweſen. Der Bailiff de Solar, ſardiniſcher Geſandter, hat von ihm die erleſenſten und zarteſten Proben einer faſt kindlichen Zuneigung erfahren. Er war der einzige Menſch, den der Herzog von Choiſeul mit einer Art von Ehrfurcht behandelte, vielleicht weil er zu Rom ſein Lehrer in der Staatskunſt geweſen war. Er verſchaffte ihm die Geſandtſchaft in Paris, die Vermittlerrolle bei dem Frieden von 1762, ungeheure Gnadengeſchenke und eine Abtei mit 50,000 Livres Renten. Alle frommen Pflichten, die ein Sohn gegen ſeinen Vater beobachten kann, wurden von Choiſeul und deſſen Familie in ſeiner langen und ſchrecklichen Krankheit an ihm erfüllt, wie er zu Paris, kurz nachdem ihn ſein Freund mit ſoviel Vortheilen überhäuft hatte, am Krebs ſtarb.

Choiſeul liebte Kühnheit und durch eine faſt beleidigende Aeußerung, die ich mit aller romantiſchen Thorheit eines jungen Mannes von 22 Jahren vertheidigte, habe ich den Weg zu ſeinem Herzen gefunden. Ich kam 1756 nach Fraſcati, um die zwei letzten Sommermonate in ſeinem Hauſe zu verbringen. Er ſprach wenig rückſichtsvoll von der Markgräfin von Baireuth, älteſten Schweſter des Königs von Preußen, die mich erzogen und nach Rom geſendet hatte. Ich erwiederte ihm in ſo ſtolzer und ſo beißender Weiſe, daß er ſeine Serviette auf den Tiſch warf und aufſtand. Da ich meine Pferde noch da hatte, ſo ließ ich ſie anſpannen und wollte fort. Frau von Choiſeul hielt mich zurück, und ich blieb nur unter der Bedingung, daß der Geſandte mir verſpreche, niemals in meiner Gegenwart etwas über die Markgräfin ſagen zu wollen, was ich geziemender Weiſe nicht hören könne. Er thats, behandelte mich ſeit jenem Augenblicke mit der größten Zuneigung, und als der König von Preußen, einen Monat ſpäter, durch ſeinen Einfall in Sachſen das Schild gegen Frankreich erhob, hat Choiſeul niemals irgend eine misliebige Aeußerung gegen die Markgräfin und ihren Bruder gethan, ohne mich vorher ſcherzend um Erlaubniß zu bitten.

Sein verwegener Uebermuth trat mit dem erſten Carneval ſeiner römiſchen Geſandtſchaft ans Licht. Man hatte dem Gouverneur von Rom die Loge im Theater d'Aliberti gegeben, welche die franzöſiſchen Geſandten gehabt hatten, und aus Unachtſamkeit oder Malice vergaß man, ſie Choiſeul zurückzugeben, der ſie durchaus wiederhaben wollte, ungeachtet er die italieniſche Muſik nicht liebte. Der Gouverneur behauptete, da er die Perſon des Papſtes repräſentire, dürfe er bei dem Schauſpiele nicht fehlen und werde nicht weichen. Bei der erſten Vorſtellung bewaffnete Choiſeul, der gehört hatte, daß der Gouverneur mit Mannſchaft kommen werde, ſeine Leute und ließ jenem ſagen, wenn er die geringſte Gewalt verſuche, um in die Loge zu dringen, ſo werde er ihn ins Parterre werfen laſſen. Ganz Rom war verſteinert. Der Papſt wußte nicht, was er ſagen ſollte, und ſchickte den Cardinal Valenti zu dem Geſandten. Dieſer Prälat, der viel Würde und Beredtſamkeit beſaß, arbeitete eine ſehr energiſche Anrede aus, die er in der zuverſichtlichen Erwartung, den Geſandten niederzuſchmettern, vortrug. „Wiſſen Sie, was er mir antwortete?“ ſagte mir der Cardinal, der mir die Geſchichte das Jahr nachher erzählte: „Er ſchnippte mir mit den Fingern faſt unter die Naſe“ (was ſein gewöhnlicher Geſtus war, womit er ausdrückte, daß er ſich um etwas nicht kümmere) und ſagte: «Vous vous moquez de moi, Monseigneur, voila trop de bruit pour un petit prestolet, quand il s'agit d'un ambassadeur de France». Darauf drehte er ſich auf dem Abſatz herum und ging hinaus.“ Derartige Streiche ließen ihn den Römern anfangs als einen jungen Strudelkopf erſcheinen. Bald aber erkannte man in ihm einen Mann von Geiſt, den ſein Hof unterſtützte, und der bei den größten Unternehmungen zu allem fähig war, nachdem er für eine ſo geringfügige Sache alles gewagt hatte. Er wurde von den Römern, die von ſeiner Pracht und von den Gnaden, die er ſeinen Clienten am Hofe verſchaffte, geblendet wurden, gefürchtet, geachtet, und bald gefeiert, geliebt und bewundert. Benedict XIV. liebte ihn wegen der Munterkeit ſeines Geiſtes, und der römiſche Murrſinn kam vor ſeinem ungezwungenen und burlesken Weſen außer Faſſung.“

Flaſſan[1]) erzählt dieſelbe Geſchichte in folgender Weiſe: „Es war Gebrauch in Rom, daß der Stadtgouverneur die der Bühne gerade gegenüberliegende Loge hatte, der franzöſiſche Geſandte hatte die erſte daneben rechts, und die übrigen Geſandten waren auf beiden Seiten, je nach dem Range, den ſie im diplomatiſchen Corps einnahmen, untergebracht. Der römiſche Adel looſte um die übrigen Logen. Dieſer alte Gebrauch wurde einige Zeit vor der Ankunft des Grafen von Choiſeul-Stainville in Rom geändert. Die römiſchen Damen, die der Vorzug der

---

1) A. a. O. V., 284.

Geſandten verdroß, erlangten es von Benedict XIV., daß die fremden Geſandten um ihre Logen looſen ſollten, wie die Einheimiſchen. Choiſeul kam gegen dieſe Aenderung ein, aber fruchtlos. Er drohte abzureiſen, und traf einige Anſtalten dazu. Der Papſt ließ ihn zu ſich einladen und erbot ſich, um ihn zu beruhigen, ihm ſeine Loge wiedergeben laſſen zu wollen, aber Choiſeul verlangte, zur Genugthuung, die des Gouverneurs. Der Papſt begnügte ſich, nach lebhaftem Widerſtande, Choiſeul zu verſprechen, er werde den Prälaten Archinti, welcher damals Gouverneur von Rom war, anweiſen, ihn dieſelbe benutzen zu laſſen. Choiſeul ſagte, er wolle ſie als ihm ſelbſt gehörig haben und ſeine Meubles hineinſchaffen. Der Papſt war genöthigt einzuwilligen und Choiſeul behielt die Loge des Gouverneurs Archinti ein Jahr lang, worauf er die ſeinige wiedernahm. Inzwiſchen hatte der Papſt Archinti zum Cardinal und Staatsſecretair ernannt, und Choiſeul, welcher vorausſah, daß dieſer Prälat ihm nicht gewogen ſein würde, ging zum Papſt und ſtellte ihm vor, daß er genöthigt ſei, ſich der Ernennung Archinti's zum Miniſter zu widerſetzen, weil er wiſſe, daß er ſeinem Hofe abgeneigt ſei. Benedict XIV. bemerkte, es ſei eigen, daß er nicht mehr bei der Wahl ſeiner Miniſter Herr ſei, und als Choiſeul von ſeinem Verlangen nicht abließ, erhob ſich Benedict gereizt und ſagte: «Fa il Papa» („Er ſpielt den Papſt“). Choiſeul fühlte, daß der Papſt Recht hatte, und erwiederte ihm: „Nein, heiliger Vater, thun wir jeder was unſeres Amts iſt; fahren Sie fort, den Papſt zu ſpielen, und ich will den Geſandten ſpielen.“ Darauf ſchlug er dem Papſte als Auskunftsmittel vor: er wolle zu dem Cardinal Archinti gehen und dieſem anzeigen, daß er Staatsſecretair ſei und daß er dieſe Stelle ſeiner Fürſprache verdanke. Der Papſt gab, aus Rückſicht auf Frankreich, endlich nach, und Choiſeul begab ſich ſogleich mit allem Botſchaftergepränge zu dem Cardinal Archinti, dem er anzeigte, er habe ihm eben die Miniſterſtelle ausgewirkt. Archinti glaubte es, oder ſtellte ſich, als wenn er es glaubte, und verſöhnte ſich mit beſtem Anſtand mit ihm."

„Choiſeul hatte", fährt Gleichen fort, „in ſeiner erſten Jugend ein zügelloſes und ausſchweifendes Leben geführt. Wie er zum Geſandten in Rom ernannt wurde, war er noch ſehr unwiſſend. Er las wenig, aber er vergaß nichts von dem, was er geleſen hatte. Sein raſcher, gewandter, eindringender und treffender Geiſt errieth beim halben Worte, kam den Erklärungen zuvor und verbarg ſeine Unwiſſenheit, indem er durch ſeinen Scharfſinn blendete. Auch begnügte er ſich, das Weſen der Sachen zu wiſſen, die Details den Secretairen und Commis überlaſſend. Er ſchrieb die geheimſten Depeſchen eigenhändig, ohne Brouillon, behielt keine Abſchriften zurück und ſchickte ſie mit Courieren. Seine Handſchrift war ſo unleſerlich, daß ein Geſandter einmal genöthigt war, die Depeſche zurückzuſchicken, indem er die Unmöglichkeit, ſie zu entziffern, vorſtellte. Er arbeitete wenig und machte viel. Seine Intriguen und ſeine Vergnügungen koſteten ihm eine beträchtliche Zeit; aber er gewann ſie durch die Raſchheit ſeines Geiſtes und die Leichtigkeit, mit der er arbeitete, wieder. Er hatte mehrere Mittel ausgeſonnen, ſich die Arbeit abzukürzen und zu vereinfachen. So u. A. eine Methode, eine große Maſſe Leſens und Schreibens auf einen einzelnen Act zuſammenzudrängen. Jeder Courier brachte ihm einen Korb voll Briefe und Bittſchriften, die er als Kriegsminiſter hätte leſen ſollen. Er that aber nichts dergleichen, erſtens, weil es faſt unmöglich war, und dann, weil es faſt unmöglich war und dann, weil er viele andere Dinge zu thun hatte. Ein Commis las die Briefe für ihn und ſchrieb ihre Nummern und ihren Inhalt auf eine halbgebrochene Seite. Er las dies dem Miniſter vor, der ihm das Weſentliche ſeiner Reſolutionen dictirte, welche auf die andere Spalte der Seite geſchrieben wurden. Dann las der Miniſter das Ganze durch und unterzeichnete es. Hierauf gelangte das Blatt an einen andern Commis, der die Antworten danach abfaßte, die bloß mit dem Namensſtempel unterzeichnet wurden und, ohne erſt von dem Miniſter revidirt zu werden, abgingen. Da das Original der ganzen Beſcheidungen im Archive niedergelegt ward, ſo hatte man eine bleibende Urkunde, welche jedem Misbrauche des Stempels begegnete.

Niemals hat es einen in ſeinen Aeußerungen indiſcreteren Miniſter gegeben, als den Herzog von Choiſeul; das war ſein Hauptfehler. Sein Leichtſinn, das Feuer ſeines Geiſtes, ſein Geſchmack an Witzen und öfters das Ueberlaufen ſeiner Galle waren die natürlichen Urſachen davon; indeß gab es im Grunde ſeines Herzens auch noch edlere, die ſeine Indiſcretion beinahe ehrenwerth machten: die Aufrichtigkeit ſeines Gemüthes, wie die Gerechtigkeitsliebe ſeines Geiſtes, haßte alles was falſch war, und der Hochſinn ſeines Charakters verſchmähte die zaghaften Vorbehalte und den kleinlichen Pedantismus der Politik. Als die Erfahrung ihn endlich dahin brachte, ſeinen Fehler zu erkennen, zog er es vor, einen Scherz daraus zu machen, ſtatt ſich zu beſſern. Er tröſtete ſich über eine Verlegenheit mit dem Vergnügen, das es ihm machte, ſich herauszuziehen; denn der ausgezeichnetſte Vorzug ſeines Genies war die Kunſt, für alles ein Mittel zu finden. Er war der Mann des

Augenblicks zum Genuſſe, zum Fehlgreifen und zum Gutmachen, wahrhaft wundervoll im Auffinden von Auskunftsmitteln, und wenn er die Revolution erlebt hätte, ſo würde er allein vielleicht im Stande geweſen ſein, ein Mittel zu erſinnen, ſie anzuhalten.

Ein Offizier, der ihn unabläſſig in allen ſeinen Audienzen um das Ludwigskreuz quälte, ſtellte ſich endlich, um ihn zum Anhören zu nöthigen, zwiſchen ihn und die Thüre, durch welche der Miniſter ſich davonmachen wollte. Aufgebracht über dieſe Unverſchämtheit, gerieth er ſo ſehr in Hitze, daß er zu ihm ſagte: «Allez vous faire ...»; da fiel ihm plötzlich ein, daß es ein Militair und ein Edelmann war, er hielt inne und fuhr dann fort: «Allez vous faire protestant et le Roi vous donnera la croix de merite».

Er liebte die Ehre, den Reichthum und die Macht, um ſie zu genießen und ſeine Umgebungen an ihrem Genuſſe theilnehmen zu laſſen. Er war auf ſeinen Poſten weniger ſtolz, als auf ſeine Perſon. Wenn er an ſeine Abkunft dachte, ſo erinnerte er ſich, daß vor Alters ein Mann von Stande ſich durch Annahme einer Staatsſecretairsſtelle zu erniedrigen geglaubt hätte, und daß vor ihm alle, außer dem Abbé de Bernis, Juriſten geweſen waren. Dann glaubte er, Ludwig XV. große Ehre damit zu erzeigen, daß er ſich gefallen ließ, ſein Miniſter zu ſein. Obwohl alle Welt wußte, daß das einſt ſo furchtbare Frankreich nicht mehr zu fürchten war, daß Ludwig XV. entſchloſſen war, um jeden Preis keinen Krieg mehr zu führen, und daß die, die Wirklichkeit übertreffende ſchlechte Meinung von ſeinen Finanzen von ihm ſelbſt, der oft zu ſeinen Leuten ſagte: „zieht nicht auf den König; dergleichen gilt nichts!" beſtätigt ward, ſo hielt der Herzog von Choiſeul doch die Würde dieſer Krone und die ihr gezollte Achtung aufrecht. Europa hatte eine paniſche Furcht vor ſeiner unberechenbaren Kühnheit. Gleichwohl irrte man ſich; er ſtellte ſich ſchlimmer, als er war, und würde niemals gewagt haben, die ihm unbedingt vorgezeichneten Schranken zu überſchreiten.

Man erzählt, als Choiſeul zu Rom geweſen, habe ihm der Jeſuitengeneral geſtanden, daß er bei ihnen, wegen einer unbedachten Aeußerung, die er in ſeiner frühen Jugend gethan, als Feind ihres Ordens erklärt ſei, und man behauptet, der Schrecken, den ihm eine ſo ausgebildete Inquiſition eingeflößt, ſei die Urſache alles deſſen geweſen, was er ſpäter gegen ſie that. Man irrt; es war eine Folge von Vergehen ihrerſeits und von andern Umſtänden, die ihn zu ihrem Feind machten. Unwillig über die gräuliche Verfolgung, die die moliniſtiſche Partei[1] in Frankreich durch die berüchtigte Einrichtung der Beichtzettel über die Sterbenden gebracht hatte, gab ſich der Geſandte von ganzem Herzen und ſeinen Inſtructionen gemäß Mühe, ihnen bei Benedict XIV., der ſie nicht liebte, entgegenzuarbeiten. Nun erklärten ſich die Jeſuiten zu ſeinen Feinden und hörten nicht auf, ihn durch die devote Partei zu verfolgen. In den erſten Jahren ſeines Miniſteriums bedienten ſie ſich des Herzogs de la Vauguyon, um den Dauphin[2] zu vermögen, daß er dem König eine Denkſchrift voll Verleumdungen gegen Choiſeul übergab. Nachdem dieſer ſich gerechtfertigt, erhielt er Erlaubniß, ſich dem Dauphin gegenüber zu erklären, dem ſein Vater einen ſtarken Verweis ertheilt hatte. Da dieſer Prinz den Herrn von Choiſeul gleichwohl nicht gebührend aufnahm, ſo hatte dieſer die Kühnheit, ihm zu ſagen: «Monseigneur, j'aurai peut-être le malheur d'être un jour votre sujet, mais je ne serais jamais votre serviteur». — Die Höfe von Madrid und Liſſabon betrieben den Sturz der Jeſuiten zunächſt und ſie und Choiſeul benutzten einander gegenſeitig. Ungeachtet die Parlamente ſie geächtet hatten, bedurfte es zu ihrer Vertreibung doch der Zuſtimmung des Königs, und der König hatte eine geheime Neigung für dieſe Geſellſchaft, welche die ganze königliche Familie und eine große Partei im Rathe und bei Hofe für ſich hatte. Choiſeul hütete ſich wohl, vor ſeinem Gebieter als ihr Feind zu erſcheinen, aber er gab das Nöthige jederzeit dem Könige von Spanien ein, der mit Ludwig XV. in eigenhändigem Briefwechſel ſtand. Im Uebrigen meine ich, daß die Jeſuiten nicht durch die Höfe, oder die Miniſter, ſondern durch ſich ſelbſt geſtürzt worden ſind. Ihre Geldſpeculationen in Frankreich, ihre Unklugheiten in Spanien und vorzüglich der Hochmuth, die Halsſtarrigkeit und die alberne Unbeſonnenheit ihres Generals haben ihren Ruin begonnen und vollendet. Als man dem Letzteren meldete, daß der Pater Malagrida als Theilnehmer an dem Attentate gegen den König von Portugal verhaftet worden ſei, fanden ſich viele Freunde der Jeſuiten bei dem Cardinal Negroni mit dem Pater Ricci zuſammen. Alle riethen ihm, ſofort an den König von Portugal zu ſchreiben, daß der Orden, wiewohl von der Unſchuld des Paters Malagrida überzeugt, doch ſchon jetzt die Gnade ſeiner allergetreueſten Majeſtät für ihn anflehe. Aber der General war nicht zu bewegen; er ſchrieb einen albernen Brief, worin er behauptete, daß ein Jeſuit nur von der Geſellſchaft gerichtet werden könne, und die Geſellſchaft wurde aus Portugal vertrieben. Da man Ludwig XV. gegenüber gegen die Jeſuiten beſonders geltend gemacht hatte, daß ſie den Satz behaupteten: man dürfe einen Tyrannen oder einen König, der der katholiſchen Religion feind wäre, tödten, ein Umſtand, der den König, in Erinnerung an das gegen ihn verübte Attentat, ſtutzig machte, ſo hatte der Marſchall Soubiſe[1], das Hauptorgan der devoten Partei im Conſeil, gerathen, von dem General die Verdammung und das Verbot dieſes aus alten Zeiten ſtammenden Grundſatzes zu verlangen. Das geſchah; aber Ricci lehnte mit unglaublicher Anmaßung jedes Eingehen auf das, was man von ihm verlangte, ab, indem er ſagte, die Verurtheilung jenes Satzes, der niemals mehr als eine Geiſtesübung geweſen ſei, würde ein ſtillſchweigendes Zugeſtändniß enthalten, daß derſelbe ein Lehrſatz und eine Meinung des Ordens geweſen ſei, und ſchon der bloße Verdacht davon würde den Orden entehren[2]. Damals ſprach er jene berühmte Thorheit aus: «sint ut sunt, aut non sint». Das entſchied das Schickſal der Jeſuiten in Frankreich. Clemens XIV., der ſie noch mehr fürchtete, als er ſie haßte, hat ſie noch lange vertheidigt, und der Cardinal de Bernis[3] hat mir geſagt, daß man dieſen Papſt nur durch die beſtimmte

---

[1] So genannt von dem ſpaniſchen Jeſuiten Ludwig de Molina, geb. zu Cuenca 1535 † zu Madrid 1601.

[2] Ueber Beide am Schluſſe dieſes Aufſatzes.

---

[1] Karl von Rohan, Prinz von Soubiſe, geb. 16. Juli 1715, † 4. Juli 1787. Ludwig XV. tröſtete ihn für Roßbach durch das Kriegsminiſterium. Der mit Broglie gemeinſam gewonnene Sieg bei Lutzelburg verſchaffte ihm den Marſchallsſtab. Sein Privatcharakter war gut und wohlwollend. Er war der einzige Hofmann, der dem Sarge Ludwig's XV. folgte. Deshalb ließ ihn Ludwig XVI. im Miniſterrath.

[2] Dieſer Grund ſcheint uns denn doch nicht ſo übel.

[3] Ueber dieſen vielleicht künftig einmal eine beſondere Darſtellung.

Drohung zur Erlaſſung ſeiner Bulle habe nöthigen können, das Verſprechen der Aufhebung des Jeſuitenordens, was er, um die Tiare zu erlangen, eigenhändig ausgeſtellt, und damit das ſchimpfliche Verbrechen einer Simonie veröffentlichen zu wollen. Daß Benedict XIV. von den Jeſuiten vergiftet worden, glaube ich nicht. Sie waren nicht die Leute danach, unnütze Verbrechen zu begehen, und dieſes Gift wäre moutarde après diner geweſen. Pombal, Karl III. und der Herzog von Choiſeul ſind natürlichen Todes geſtorben. Clemens XIV. ſtarb aus Furcht vor dem Tode. Das Gift war ſeine fixe Idee und die raſche Fäulniß ſeiner Leiche war die Wirkung der ſchrecklichen Angſt, die ihn getödtet hatte. Wären die Jeſuiten ſo ſchlimm geweſen, wie man glaubt, ſo beſtänden ſie noch [1]).

Man hat Choiſeul vorgeworfen, die Finanzen in Unordnung gebracht zu haben. Ich bin Zeuge geweſen, wie viele Mühe er ſich nach dem Tode der Frau von Pompadour [2]) gegeben hat, ſich über dieſen Gegenſtand zu inſtruiren und Abhilfsmittel zu ſuchen. Er zog vornehmlich Forbonnet und Herrn von Mirabeau [3]) zu Rathe, die mir Beide geſagt haben, daß ſie über den Scharfſinn, mit dem er ſo ſchwierige Materien ergründete, erſtaunt geweſen. In Erwägung aber der Unmöglichkeit, Unordnungen abzuhelfen, die ſich auf die Schwäche des Königs, auf alte Misbräuche und auf die unerſättliche Habgier der Hofleute gründeten, verzweifelte er daran, Erſparungspläne mit der Behauptung ſeines Einfluſſes und ſeiner Gunſt vereinigen zu können. Er ſorgte nun nur dafür, ihm ergebene Generalcontroleurs ernennen zu laſſen, um ſich die nöthigen Fonds für das Gedeihen der Departements zu verſchaffen, die ihm anvertraut waren, und der Vertheiler der Gnadengeſchenke des Königs zu ſein. Die Rechenſchaft, die er über die in ſeinen Departements bewirkten Erſparniſſe gemacht hat, hat ſowohl ſeine Redlichkeit, als ſeine wirthſchaftlichen Talente bewieſen. Da er immer den Wunſch im Auge hatte, ſich unabhängig und unabſetzbar zu machen, ſo hätte er gern die Stelle eines Oberintendanten der Finanzen gehabt. Die ſtrenge Verantwortlichkeit dieſes Poſtens hätte ihm das Recht gegeben, alle unbeſcheidenen Anſprüche, ſelbſt die des Königs, abzuweiſen, und er hätte geſetzlichen Grund gehabt, ſeine Ablehnung mit den Worten zu motiviren: „Sire, es gilt meinen Kopf.“ Aber Ludwig XV. ſah das voraus und hatte außerdem einen unbeſiegbaren Widerwillen gegen das Wiederaufleben irgend eines jener alten großen Kronämter. Wenn man im Uebrigen die Schuld Ludwig's XV. mit der Ludwig's XVI. und das Deficit unter der letzten Regierung mit den Hilfsquellen vergleicht, die die Revolution entdeckt und vergeudet hat, ſo wird man finden, daß man nicht Urſache hat, ſo ſehr gegen Ludwig XV. zu ſchreien, und daß es nicht nöthig geweſen wäre, die Etats généraux zu berufen, wenn man ſich nur etwas Mühe hätte geben wollen, einen Theil jener Hilfsquellen in Kraft zu ſetzen.

---

[1]) Nun ſie beſtehen auch noch. Indeß mag Gleichen doch nicht ganz Unrecht haben. Ihr Wiederaufleben und ſcheinbares Beſtehen iſt nur ein künſtliches und ſie vermögen nichts mehr, oder doch nichts, was nicht auch ohne ſie gehen würde.

[2]) Johanne Antoinette Poiſſon, Marquiſe de Pompadour, geb. um 1720, die natürliche Tochter eines Unterbeamten und bei einem Generalpächter erzogen, mit deſſen Neffen, Lenormand d'Etoiles, ſie ſich 1741 vermählte, aber ſchon 1745 als declarirte Maitreſſe des Königs bei Hofe erſchien. Sie ſtarb am 15. April 1764.

[3]) Der Vater, als theoretiſcher Philanthrop und Phyſiokrat bekannt.

Hätte Choiſeul ſo viel Anhänglichkeit und Rückſicht für ſeine Frau gehabt, wie für ſeine Schweſter, ſo würde er ſich weit beſſer befunden haben. Er hätte weniger zahlreiche, weniger muntere und weniger ſchmeichleriſche, aber tugendhaftere, weiſere und uneigennützigere Freunde gehabt, als diejenigen waren, mit denen Frau von Gramont[1]) und die Hoffnung, alles durch ſie zu erlangen, ihn umgeben hatten. Er hätte die Feinde nicht gehabt, die ſie ihm durch ihre Anmaßung, ihre Vorurtheile und ihren Misbrauch ſeines Einfluſſes zuzog, und ſein treffliches Herz wäre frei von der Kruſte geblieben, die ſich um das Herz der Miniſter bildet. Frau von Choiſeul war das ſittlich vollkommenſte Weſen, was ich gekannt habe. Sie war eine unvergleichliche Gattin, treue und kluge Freundin und tadelloſes Weib. Sie war eine Heilige, wenn ſie auch keinen Glauben hatte, als den die Tugend vorſchreibt. Aber ihre ſchlechte Geſundheit, die Schwäche ihrer Nerven, das Schwermüthige ihrer Stimmung und das Grübelnde ihres Geiſtes machten ſie ernſthaft, ſtreng, minutiös, redneriſch, metaphyſiſch und faſt zu einer Pruden. So wurde ſie wenigſtens ihrem Manne von ſeiner Schweſter, wie von dem fröhlichen Kreiſe dargeſtellt, der ihn bei dieſer unterhielt. Trotzdem war er von Achtung und Dankbarkeit für eine Frau durchdrungen, die ihn anbetete, die ihm die Feinde ſeiner Schweſter verſöhnte und der ſein Herz die Gerechtigkeit widerfahren ließ, anzuerkennen, daß ihre Tugend reiner, ſicherer und verdienſtreicher ſei, als die ſeinige. Die Herzogin von Gramont war mehr Mann als Weib. Sie hatte eine grobe Stimme, eine kühne und hochfahrende Haltung, freie und brutale Manieren. Sie beſaß die Eigenſchaften ihres Bruders in ſtärkerem

---

[1]) Th. I. S. 417.

Ausdrucke, was ihr einen rauen und bei einer Frau verletzenden Anſtrich gab. Ihre Aehnlichkeit mit Choiſeul, verbunden mit der Kunſt, ihn zu amuſiren, hatte ihr eine Herrſchaft über ihn verſchafft, die ſie mit einer Anmaßung kundbar machte, welche dem Rufe und ſelbſt dem Glücke ihres Bruders weſentlich geſchadet hat; denn dieſe herrſchſüchtige und ſchneidende Frau hat den Sturz des Herzogs von Choiſeul ſehr beſchleunigt, während er durch die große Theilnahme, welche Frau von Choiſeul dem König, dem ganzen Hofe und ſelbſt den Feinden ihres Gatten einflößte, mindeſtens verzögert worden wäre. Alle Welt wußte es, daß Ludwig XV., als er dieſen Miniſter nach Chanteloup verbannte, ſagte, er würde ihn weit härter behandelt haben, wenn er nicht auf Frau von Choiſeul Rückſicht nähme, und daß er ihr den von Stolz erfüllten Brief keineswegs übel nahm, womit ſie die Penſion von 50,000 Francs ausſchlug, die ihr der König angeboten hatte. Nachdem ſie ihrem Gatten ihr ganzes verfügbares Vermögen bis auf ihre Diamanten geopfert hatte, widmete ſie ſeinem Andenken auch alle die Renten, deren Nutznießerin ſie war, beſchränkte ſich, um ſeine Schulden zu bezahlen, mit einem Laquais und einer Köchin, auf den zehnten Theil ihres Einkommens und hat bis zur Revolution mehr als 300,000 Thlr. bezahlt. Auch wurde ſie ſelbſt von den Ungeheuern dieſer Revolution geachtet, während ihre Schwägerin von ihnen aufs Schaffott geſchleppt wurde, ohne ihren muthigen und ſtolzen Charakter zu verleugnen, vielmehr ihre Henker wie Bediente behandelnd.“

Gleichen kam 1768 von Calais, wo er der Einſchiffung des Königs von Dänemark [1]), der ſich nach London begab, beigewohnt hatte, nach Compiegne. Er ſpielte mit der Herzogin von Choiſeul Schach. Die Geſellſchaft, die den Saal gefüllt hatte, hatte ſich verlaufen und Frau von Choiſeul, in der Meinung, ſie ſeien allein, ſagte zu ihm: «On dit que Votre Roi est une tête.» Gleichen ſah in dieſem Augenblicke, daß Jemand hinter ihr ſtand, und erwiderte, indem er die Augen niederſchlug: «couronnée.» Die Herzogin bemerkte ſofort, daß ſie von Jemand gehört worden, und ſagte: «Pardon, vous ne m'avez pas laisser achever; je voulais dire, que Votre Roi est une tête, qui annonce les plus belles espérances.»

---

[1]) Deſſen Geſandter er war. S. Bd. I. S. 347.

Ueber den Sturz Choiſeul's ſagt Gleichen: „Man hat beſonders in England behauptet, daß Choiſeul, um ſich etwas länger zu halten, Frankreich in einen Krieg, der zwiſchen Spanien und England über die Falklandsinſeln auszubrechen im Begriff war, zu verwickeln geſucht habe. Das iſt falſch. Ich habe von dem Prinzen von Maſſeran, damaligen ſpaniſchen Geſandten in London, und 20 Jahre ſpäter von einem Beamten des auswärtigen Departements erfahren, daß Choiſeul bei dieſer Gelegenheit zwei eben ſo kühne, als uneigennützige Schritte that, um den Frieden zu erhalten. Im Uebrigen hing dieſer Miniſter nicht mehr an ſeinem Poſten. Seine Geſundheit war geſunken. Als ein verzogenes Kind des Glückes und der Gunſt konnte er keinen Verdruß ertragen. Müde der Freuden des Hofes, wünſchte er, in anderer Weiſe glücklich zu ſein und baute Luftſchlöſſer auf Chanteloup. Mit der Dubarri [1]) hätte er ſich leicht vereinigen können. Sie wünſchte nichts mehr, als aus den gierigen und tyranniſchen Händen ihres Schwagers [1], ſeiner Gönner und aller der Roués, deren Werkzeug ſie war, befreit zu werden, war übrigens ein gutmüthiges Geſchöpf, der es leid that, zum Uebelthun gebraucht zu werden, und deren frohe Laune über Choiſeul entzückt worden wäre, wenn ſie ihn gekannt hätte. Der König hätte ſicher das Aeußerſte gethan, um eine Einigung zwiſchen ſeiner Favorite und ſeinem Miniſter, den er ſehr ungern verlor, zu befördern und zu befeſtigen. Er ſchrieb ihm noch in der letzten Zeit, wo ſie einander mehr ſchrieben, als ſich ſahen, ein Billet, worin es u. A. hieß: «vous ne connaissez pas Mde. Dubarri, toute la France serait à ses pieds, si...» Es lag in dieſen Worten das für einen König ſeltſame Geſtändniß, daß die einfache Stimme ſeines Miniſters mehr vermögen werde, als Alles, was in der Macht des Königs lag. Es iſt aber auch befremdend, daß Choiſeul nicht entweder nachgab, oder, wenn er dazu zu ſtolz war, freiwillig abging. Indeß ſah er nicht voraus, daß man ihn bei ſeiner Verbannung mit ſo viel Strenge behandeln, ihn nöthigen würde, ſich ſeiner Stelle als Generaloberſt der Schweizer zu begeben, in der er ſich für unentfernbar hielt, und eben ſo ſeltſame, als ſchwarze Mittel anwenden würde, wie ſie in den letzten Augenblicken von dem Kanzler [2]

---

[1]) Marie Johanne Vicomteſſe Dubarri, geb. 1744, Tochter des Steuerbeamten Gomart de Vaubernier; nach dem Tode ihres Vaters Putzmacherin, Freudenmädchen, Lockvogel des Spielhalters Vicomte

---

Dubarri, dann Nachfolgerin der Pompadour bei Ludwig XV., mit Dubarri's Bruder vermählt. Nach Ludwig's XV. Tode lebte ſie erſt in einem Kloſter bei Meaux, dann auf ihrem Schloſſe bei Marly, ward aber wegen Unterſtützung der Emigranten und Verbindung mit den Briſſotiſten am 9. Dec. 1793 guillotinirt. Als ſie den Kopf unter das Beil legen ſollte, rief ſie dem Henker noch flehend zu: «Monsieur le bourreau, encore un moment!»

[1] Eben jener Vicomte Dubarri.

[2] Nikolaus Karl Auguſtin, Sohn des Kanzlers René Karl de

in Bewegung geſetzt wurden, um den König zu reizen und zu Gewaltſchritten zu ſtimmen. Choiſeul hatte in Zeiten, als Herr von Maupeau noch erſter Präſident war, bei einem Zerwürfniß zwiſchen dem Parlament und dem Hof, wo es im öffentlichen Intereſſe lag, daß das Parlament ſich nicht ſofort dem Willen des Conſeils füge, Billets geſchrieben, welche Ermahnungen zum Widerſtande, Rathſchläge des Verhaltens und Verſprechungen der Unterſtützung enthielten. Dieſe Billets waren ohne Datum und wurden dem König gezeigt, als wären ſie eben erſt an den derzeitigen erſten Präſidenten gerichtet worden und bezögen ſich auf die obſchwebenden heftigen Wirren. So ward es ſcheinbar erwieſen, daß Choiſeul in ſtrafbaren Verbindungen mit dem ihm ſehr ergebenen Parlamente gegen die königliche Autorität ſtehe. Im Uebrigen waren ſein Sturz und ſein Leben zu Chanteloup glänzender, als die ſchönſten Tage ſeiner Gunſt. Der halbe Hof verließ Verſailles, um ſich nach Chanteloup zu begeben, und das pariſer Volk faßte die Straßen von ſeinem Hotel bis zur Barrière d'Enfer ein, indem es ihn mit ehrenden Zurufen begrüßte, was auf dieſen Miniſter, welcher niemals populair geweſen, einen ſo tiefen Eindruck machte, daß er mit thränenden Augen ſagte: «voilà ce que je n'ai pas mérité.» 1)

Ueber das von Choiſeul's Gegnern verbreitete Ge-

Maupeou, geb. 1714 zu Paris, 1768 Kanzler, und zwar hauptſächlich durch Choiſeul, führte für den Hof den bekannten Streit wider das Parlament, der zu den Urſachen der Revolution gehört, wurde von Ludwig XVI. auf ſein Gut zu Thuit in der Normandie verwieſen, wo er am 29. Juli 1792 ſtarb.

1) Gleichen's aus perſönlicher genauer Bekanntſchaft geſchöpfte Darſtellung Choiſeul's iſt ein treuer, ausgeführter Commentar zu Flaſſan's maßvoller Würdigung dieſes Staatsmannes. (A. a. O. VI. 17 fg.)

rücht, daß derſelbe den Dauphin und die Dauphine vergiftet habe, ſagt Gleichen, daß daſſelbe jedes Beweiſes und jeder Wahrſcheinlichkeit ermangele, daß es aber wahrſcheinlich durch eine höchſt unbeſonnene Aeußerung entſtanden ſei, die er bei der letzten Krankheit der Dauphine[1] gethan habe. Der berühmte Tronchin war zu Rathe gezogen worden, hatte ſich ſehr mit den Aerzten des Hofes geſtritten, und endlich ein Billet an den König geſchrieben, worin er ſagte, daß der Zuſtand der Dauphine ſo ungewöhnliche Symptome darbiete, daß er es nicht wage, ſie dem Papier zu vertrauen, und ſich vorbehalte, Se. Majeſtät mündlich davon zu unterrichten. Als Choiſeul dies mit ziemlich aufgeregter Miene in Gleichen's Gegenwart erzählte, ſetzte er hinzu: «Que veut dire ce coquin de charlatan? prétend-il insinuer, que j'ai empoisonné Mde. la Dauphine? si ce n'était le respect que j'ai pour Mr. le duc d'Orléans, je le ferais mourir sous le bâton.» In dieſer Aeußerung, welche Choiſeul im Fall einer Schuld ſchwerlich gethan hätte, findet Gleichen den erſten Keim jener unheimlichen Gerüchte.

Ueber den **Dauphin**[2] berichtet Gleichen[3] unter Andern: „Er liebte die Wiſſenſchaften und las viel. Er wünſchte ſehr, ſeinen Kindern einen geſchickten und kenntnißreichen Erzieher zu geben; gleichwohl gab er ihnen einen albernen und unwiſſenden Menſchen. Das ging ſo zu: Der Herzog von Vauguyon, ein Affiliirter der Jeſuiten und ohne weiteres Verdienſt, als daß er deren Sklave war, wurde von der devoten Partei zu jenem Poſten beſtimmt. Die derſelben ergebenen Perſonen des innern Dienſtes bei dem Dauphin unterrichteten ſie alle Morgen, welches Buch dieſer Prinz leſe und bei welcher Seite er ſtehen geblieben ſei. Nun wurde für Vauguyon eine Ueberſicht alles Deſſen, was ſich über die betreffende Materie wiſſen ließ, entworfen, darauf in Gegenwart des Dauphins das Geſpräch auf den Gegenſtand gebracht, und nun von dem tüchtig eingeſchulten Schützling der Jeſuiten über die Sache, nicht wie ein Buch, ſondern wie eine Bibliothek geſprochen. Er wurde gewählt.

---

[1] Es war dies die zweite Gemahlin des Dauphin, Marie Joſephe von Polen und Sachſen, geb. 4. November 1731, vermählt 10. Januar/9. Februar 1747, † 13. März 1767.

[2] Ludwig, Sohn Ludwig's XV., geb. 4. Sept. 1729, † 20. Dec. 1765. Seine erſte Gemahlin war die Infantin Marie Thereſia, Tochter Philipp's V. von Spanien. Seine Kinder waren aus der zweiten Ehe.

[3] T. a. D. S. 79 fg.

„Der Dauphin ſtand in dem Rufe, äußerſt bigott zu ſein; man täuſchte ſich aber. Nicht er war es, der ſich, aus Geſchmack oder Frömmigkeit, an die Spitze der Frömmler ſtellte; ſie und ſeine Gemahlin waren es, welche, hinter ihm ſtehend, ihn vorwärts drängten, als wenn er ihr Führer wäre, und vielleicht ließ er ſich gern gefallen, eine Rolle zu ſpielen, die ihm einiges Anſehen gab. Er haßte die Philoſophen, nicht aber die Philoſophie; ſeine Frömmigkeit war aufgeklärt und ſeine Staatskunſt ſah die Gefahren der Irreligioſität voraus.“

IX. Der Königſtein und ſeine Gefangenen.

Die bekannte ſächſiſche Felſenfeſtung Königſtein gehörte lange der Krone Böhmen, und 1289 beſaß ein böhmiſcher Vaſall, der ſeinen Sitz in Rathen gehabt haben ſoll, der Burggraf Ranuald von Rymanz, den Königſtein. 1396 verpfändete ihn der König Wenzel von Böhmen an ſeinen Kammermeiſter Styrnad von Winterfeld. Der Burggraf von Dohna war aber Schloßhauptmann daſelbſt, und die Dohnas ſchienen ihn ganz an ſich gezogen zu haben. Ihnen entriß ihn der Markgraf von Meißen, Wilhelm der Einäugige, 1402, worauf er bei dem Hauſe Sachſen geblieben, und dies auch in ſpätern Verträgen mit Böhmen anerkannt worden iſt. 1452 wurde er durch die Huſſiten verwüſtet, und wurde dann längere Zeit an Privatperſonen, z. B. von 1457—84 an Bruno v. d. Pforte, verpachtet. 1505 oder 1516 ſtiftete Herzog Georg ein Cöleſtinermönchskloſter daſelbſt, deſſen Mönche ſich aber in der Reformationszeit zerſtreuten, worauf die Einkünfte des Kloſters dem St. Jacobshoſpital in Dresden überlaſſen wurden. Nun ſtand der Königſtein unter Aufſicht der Forſtbedienten. 1539 aber ward er durch Herzog Heinrich befeſtigt und mit einer Beſatzung belegt. In reellerer Weiſe begann Kurfürſt Auguſt 1553 ſeine Befeſtigung, baute das Bergſchloß, was jetzt das Commandantenhaus iſt, fing den Brunnen an und verſtärkte die Garniſon. Kurfürſt Chriſtian I. fuhr ſeit 1589 in dieſem Werke fort. Der ganze Felſen ward mit Mauerwerk ausgeglichen und mit einer Bruſtwehr verſehen, ein neuer Eingang durch den Felſen gehauen und mit Gräben und Zugbrücken verwahrt, auch, nach 40jähriger Arbeit, der 900 Ellen tiefe Brunnen vollendet. Zugleich wurde das Gardehaus (die Friedrichsburg) und das Zeughaus erbaut. Die Leitung des Baues hatte der Oberſtzeug- und Baumeiſter Buchner. 1611 wurde, unter Johann Georg I., die Johann-Georgenburg und die Proviantverwalterei, 1613 der Johannis- oder Heldenſaal, 1621 die Magdalenenburg oder Kellerei, und 1624 das erſte große Weinfaß erbaut. 1671 wurde der erſte Garniſonprediger angeſtellt, und 1676 die an der Stelle der alten Kapelle zu St. Georgen erbaute Kirche in Gegenwart des Kurfürſten Johann Georg II. eingeweiht. 1680 wurde das zweite große Weinfaß erbaut, auch der Kirchhof unter der Feſtung angelegt. 1725 wurde das dritte große Weinfaß erbaut, was 3709 Dresdner Eimer faßte, und auf den Boden die Worte trug:

«Salve, Viator! atque mirare monumentum bono genio ad recreandam modice mentem positum A. R. S. 1725 a patre patriae nostrae aetatis Tito Vespasiano deliciis generis humanae Friderico Augusto, Pol. Reg. et Elector. Sax.: Bibe ergo in honorem et Patris, et Patriae, et Domus Augustae, et Koenigst. Praefecti Lib. Bar. de Kyau, et si pro dignitate vasis dolionum omnium facile principis vales, in prosperitatem totius universi. Vale!»

1729 wurde auf der Stelle, wo ehemals das Kloſter geſtanden hatte, für den, ſeit 1632 beſtehenden Untercommandanten eine Wohnung erbaut. 1738 wurden das bombenfeſte Brunnenhaus, die neue Offiziercaſerne, die vorderen neuen Gemeinencaſernen, das Provianthaus und ſechs bombenfeſte Pulvermagazine erbaut. 1766 begann der Kaſemattenbau. Die zur Verſchönerung und Annehmlichkeit dienenden Anlagen nahmen ihren Anfang beſonders unter der Commandantſchaft des Grafen von Solms[1] (1778—1792), unter welcher jedoch auch die Befeſtigungsbauten ſtark betrieben wurden. 1782 wurden die erſten Blitzableiter in der vom Wetterſtrahl ſehr häufig heimgeſuchten Feſtung angelegt. Der Commandant von Boblick (1792—1809) pflanzte viel Holz an. 1806 brannten die Commandantenwohnung, die Proviantverwalterei und der alte Heldenſaal ab. 1813 hatte die Feſtung theilweiſe franzöſiſche Beſatzung. Den ruſſiſchen und preußiſchen Generalen unterwarf ſich die Feſtung nicht, verſtattete aber ruſſiſchen Großen die Beſichtigung ihrer Merkwürdigkeiten. Gegen Preußen ſchloß ſie ſich ſtrenger ab. Mit dem Jahre 1816 begannen Neubauten.

Der erſte bekanntere Staatsgefangene, der auf den Königſtein gebracht worden, war der Kanzler Nikolaus Crell[2], der, des Calvinismus halber, am 18. Nov. 1591 dahin kam und bis zum 4. Oct. 1601, wo er nach Dresden zu einem ſehr formloſen Gericht und nachheriger Enthauptung geſchafft wurde, daſelbſt blieb. Er gab der Crellenburg ihren Namen. In dieſer folgte ihm am 27. Oct. 1632 Dr. Joachim Kratz (auch Craz), der am 27. Oct. 1632 von dem Schloſſe Hohnſtein dahin gebracht wurde und bis zum 15. März 1650 daſelbſt blieb, wo er ins Amt Pirna abgeholt und nach geleiſteter Urphede entlaſſen wurde. Es war derſelbe ein prager Dr. juris, der ſich bei einer Verſammlung der lutheriſchen Stände zu Leipzig heimlich eingeſchlichen hatte, um ihre Verhandlungen zu belauſchen, was ihm denn freilich theuer zu ſtehen kam. 1694—96 war Ludwig Gebhard Freiherr von Hoym auf dem Königſtein, worüber beſonders. In den erſten Jahren des 18. Jahrhunderts wurde der Königſtein zum Eheſtifter. Es war ſchon vor 1699 eine Holländerin, Jacobe de Meyne, verwitwete von Serff, auf den Königſtein gekommen, ſpäter aber wieder entlaſſen worden, und kam am 8. Juli 1706 wieder dahin [1]), wo ſie aber blos bis zum 25. Auguſt blieb. Zu dieſer Zeit, und zwar ſeit dem 9. Juni 1701, ſaß auch, aus unbekannten Urſachen, der Kriegsrath Georg Hermann von Holzbrück daſelbſt [2]). Dieſer ward am 25. Dec. 1707 freigelaſſen und heirathete dann die holländiſche Witwe, welche die Johann-Georgenburg mit ihm getheilt hatte. Am 15. Dec. 1702 kam der Geh. Kämmerierer Conſtantini auf die Feſtung. Angelo Conſtantini, genannt Mazotin, aus Verona, reiſte für den dresdner Hof, um franzöſiſche und italieniſche Actricen zu werben, ward geadelt, geheimer Kämmerierer, Schatzmeiſter der menus plaisirs und Aufſeher der Schmuckkammer, machte aber einer Maitreſſe des Königs Anträge und ſpottete dabei über dieſen. Die Schöne verrieth es und er kam auf die Feſtung, bis ihn eine andere Maitreſſe losbat. Er ſpielte dann wieder in Paris und ſtarb 1729 zu Verona. — Vom 10. April 1703 bis zum 1. Febr.

---

[1] Friedrich Chriſtoph Graf von Solms-Wildenfels, geb. 11. Juni 1712, kurſächſiſcher General der Infanterie, franzöſiſcher Generallieutenant, † 11. Mai 1792.

[2] Ueber ihn vielleicht künftig einmal.

---

[1]) Gleichzeitig mit ihr und auf gleich lange Zeit die Frendorffin. Beide wegen der Gräfin von Rochlitz.

[2]) Sein Schickſal theilte auch ſein Secretair, Namens Schuſter.

1709 kam hierher der Großkanzler Graf Wolf Dietrich von Beichling [1]) und der Oberſtallmeiſter Graf Karl Gottlob von Beichling. Auch ſoll damals die denſelben naheſtehende Geheimräthin Baroneſſe Luiſe von Rechenberg auf dem Königſtein geweſen ſein. Gewiß iſt, daß der Geheimrath Kurt Heinrich von Einſiedel gleichzeitig mit den Beichlings auf den Königſtein kam, den er ſchon 1700 heimgeſucht hatte. Er kam jedoch früher, als Jene, ſchon im December 1707, in Freiheit. Noch wegen der Gräfin von Rochlitz kam am 25. April 1703 der Hof- und Juſtitienrath Georg Gottlieb Ritter bis zum 1. Februar 1709 auf die Feſtung. Am 21. Auguſt 1706 erſchien „ein Herr mit drei Dienern“, welcher bis zum 22. Sept. 1707 blieb, und nach einer Angabe der königliche Leibarzt Dr. Erndel, nach Gretſchel's bewährter Anſicht aber der bekannte Erfinder des Porzellans, Böttcher, war. Die höchſtſtehenden Gäſte hatte der Königſtein, vom 25. Aug. bis 17. Dec. 1706, in den Prinzen Jacob und Conſtantin Sobiesky, welche nebſt zwei Geiſtlichen und zwei Kammerdienern, von Leipzig, wo ſie auf der Pleißenburg geſeſſen hatten, auf den Königſtein gebracht und daſelbſt auf der Kellerei einquartiert wurden. Ihre Freiheit erhielten ſie gegen ausgeſtellten Revers wieder, wenn auch nicht durch dieſen, ſondern durch die Siege der Schweden. Während ihres Aufenthaltes auf dem Königſtein bekamen ſie wöchentlich 80 Thlr. aus der Rentkammer, außerdem das Wildpret und monatlich einen Eimer Ungarwein.

Ihnen folgte der Appellationsrath und leipziger Bürgermeiſter, Dr. Franz Konrad Romanus, der am 5. Sept. 1706 vom Sonnenſtein gebracht wurde und — 40 Jahre auf der Johann-Georgenburg ſaß, wo er am 14. Mai 1746 geſtorben iſt. Er hatte ſich allerdings die Verlängerung ſeiner Haft auf der Feſtung ſelbſt zugezogen, während er urſprünglich wohl als eine Creatur Beichling's dem Schickſale ſeines Gönners gefolgt war. Romanus war der Stadt Leipzig durch Beichling's Intriguen und einen königlichen Specialbefehl zum Bürgermeiſter aufgedrungen worden, als welcher er ſich gegen oben ſervil, außerdem prunkſüchtig und verſchwenderiſch und vielfach untreu erwies. Er ging ſo weit, falſche Schuldſcheine des Raths auszuſtellen, und ſoll dergleichen, nach der Ausſage ſeines Bedienten Brauer, nur allein im Jahre 1704 im Betrage von 100,000 Thlr. gefertigt haben. Einer lautete auf nicht weniger als 33,333 Thlr. 16 Gr. Auch ward er der Unterſchlagung von Depoſiten beſchuldigt. Er ward aber nicht wegen ſolcher Fälſchungen und Unterſchleife, ſondern als Staatsverbrecher am 16. Januar 1705 verhaftet und auf die Pleißenburg gebracht, von wo er erſt (23. Jan.) auf den Sonnenſtein und dann auf den Königſtein kam. Hier ſoll er nun mit Böttcher, der aber eine Kundſchafterrolle geſpielt haben mag, Beichling, Patkul und Andern einen Fluchtplan geſchmiedet haben, der auch mit Staatsumwälzungsplänen verbunden geweſen ſei. Böttcher habe dies verrathen, und da Romanus der Rädelsführer geweſen ſei, auch den König perſönlich dabei beleidigt habe, ſo ſei er nicht mit den Beichlings begnadigt worden, ſondern habe ſeine Tage auf der Feſtung beſchließen müſſen. Er erhielt ſich anfangs aus eignen Mitteln, bekam aber ſpäter eine monatliche Penſion von 25 (oder 28) Thlrn. — Vom 9. Sept. 1706 bis zum Mai 1707 war der berühmte Patkul auf dem Königſtein.

---

[1]) Ueber ihn künftig einmal.

Wegen des altranſtädter Friedens kamen am 21. Januar 1709 der Bruder jenes Romanus, Franz Philipp (?), ferner am 17. Juli 1708 der Geheime Rath Johann Friedrich von Eckhardt, am 10. Auguſt 1709 der Geheime Referendar Ernſt von Pfingſten und der Präſident Anton Albrecht Freiherr von Imhoff auf den Königſtein. Dieſe Dreie hatten vorher auf dem Sonnenſtein geſeſſen. Eckhardt wurde ſchon am 12. Auguſt 1709 wieder in Freiheit geſetzt. Dagegen wurde Pfingſten und Imhoff der Proceß gemacht. Hatten ſie auch nach unbedingter Vollmacht und unter königlicher Genehmigung gehandelt, ſo hatten ſie doch jedenfalls darin gefehlt, daß ſie, ihrer Inſtruction zuwider, das geheime Conſilium umgangen hatten, ſcheinen auch überhaupt etwas übereilt zum Abſchluß geſchritten zu ſein und dann ſich Verhehlungen gegen den König erlaubt zu haben [1]). Weſentlich anders hätte der Friede ſchwerlich ausfallen können. Verhaftet wurden ſie ſchon im Mai 1707. Das Urtel wurde von einer gemiſchten Commiſſion dazu verordneter Rechtsgelehrten, aus der Juriſtenfacultät zu Leipzig, dem Schöppenſtuhle zu Leipzig und der Juriſtenfacultät zu Wittenberg, geſprochen [2]). Es lautete gegen Imhoff auf ewiges Gefängniß und Einziehung ſeiner Lehnsgüter, gegen Pfingſten erſt auf Tod, dann auf „andere nachdrückliche Strafe“. Imhoff, der aus einer nürnberger und augsburger Patrizierfamilie ſtammte und erſt 1702 aus braunſchweigiſchen Dienſten in ſächſiſche kam, muß gute Fürſprecher gehabt haben, indem ſeine Strafe erſt auf zehnjähriges Gefängniß gemildert, dann durch Decret von 1713 in eine Geldbuße von 40,000 Thlrn. verwandelt und dabei zugleich erklärt wurde, er habe nur aus Irrthum oder Verſehen gefehlt, und ſeine Ehre ſei ihm weder genommen, noch gekränkt. Dennoch knüpft ſich noch eine dunkle Geſchichte an ihn. Er ſoll am 5. Juni 1715 zu Dresden an einem Blutſturz geſtorben ſein. Nun heißt es aber, man habe bei einer zu Hohenprießnitz bei Eilenburg, welches Imhoff gehört hatte, 1793 vorgenommenen Eröffnung und Beſichtigung der Begrabniſſe, den Hals des Anton Albrecht von Imhoff abgetrennt und mittelſt eines goldenen Drahtes befeſtigt gefunden[1]. Pfingſten mußte auf dem Königſtein bleiben, bis er am 21. Nov. 1735 ſtarb. Ueber des Romanus ferneres Schickſal iſt uns nichts bekannt worden.

---

[1]) Eine gründliche Darlegung des Falles ſiehe bei Gretſchel, Geſchichte des ſächſiſchen Volkes und Staates, II. 553—55.

[2]) Wenigſtens war das bei dem uns vorliegenden Urtel gegen Pfingſten der Fall, was am 11. Juli 1713 zu Dresden geſprochen wurde. Dieſes unterſchrieben aus der leipziger Facultät Dr. Friedrich Philipp, Dr. Georg Quirin Peckel, Dr. Chriſtoph Schreiter, Dr. Gottlieb Gerhard Titius, aus dem Schöppenſtuhl Dr. Quirin Hartmann Schacher, Dr. Chriſtian Gottfried Franckenſtein, aus der wittenberger Facultät Dr. Georg Beyer, Dr. Michael Heinrich Griebner, Dr. Johann Paul Schröter.

Am 4. April 1711 wurde der Kammerherr Johann Friedrich von Wolframsdorf, den man für den Verfaſſer der, neben manchen Wahrheiten doch auch ſehr viel reine Mediſance und Uebertreibung enthaltenden Schrift: «Sur la cour de Dresde», hielt, von der Bergveſte Stolpen auf den Königſtein gebracht, den er am 18. Juli 1712 mit dem Sonnenſtein vertauſchte. Am 1. Auguſt 1712 kam das erſte Beiſpiel eines, liederlicher Aufführung wegen, von ſeiner Familie auf den Königſtein Gebrachten in der Perſon des Lieutenant Böttcher vor, deſſen Unterhalt ſein Bruder beſtritt und der am 11. Juli 1714 wieder entlaſſen wurde. — Fürſt Stanislaus Jablonowski, der vom 22. Auguſt 1713 bis 10. Febr. 1717 auf der Kellerei ſaß und ſich aus eignen Mitteln erhielt, ward als ein Herr Palatin aus Rußland bezeichnet, und hatte einen Secretair Woyerinski und ſechs Bedienten bei ſich. 1715 findet ſich ein ſchwediſcher Offizier Jonas Adolph Wetterſtröhm, der in Köln verhaftet, von da durch einen ſächſiſchen Major abgeholt und zunächſt auf den Sonnenſtein gebracht worden war. Vom 30. Oct. 1717 bis zum October 1719 ſaß der durch Kriegsrechtsſpruch zu ſechsjährigem Arreſt verurtheilte Generalmajor von Seydlitz, nebſt zwei Bedienten, auf dem Königſtein, erhielt ſich ex propriis und hatte, vor ſeiner Entlaſſung, 1352 Thlr. 5 Gr. ⅓ Pf. Gerichtskoſten zu bezahlen. Am 23. Sept. 1718 wurde ein weimariſcher Reſident zu Dresden, Lehmann, der auf Requiſition des preußiſchen Kammerraths Katt verhaftet worden war, auf den Königſtein gebracht, wo er bis zum 21. Juni 1719 blieb. Am 18. Auguſt 1719 kam der bekannte Alchymiſt Baron Klettenberg, der dann am 1. März 1720, wegen einer zu Frankfurt a. M. begangenen Mordthat, nach einem vom dortigen Rathe gefällten Urtel, enthauptet wurde. Er hatte zweimal die Flucht verſucht. Mit ſeiner Goldmacherei ſcheint auch die Feſtungshaft des Medailleurs Höfler und des Johann Friedrich Klemm nebſt zwei Conſorten zuſammengehangen zu haben, welche gleichzeitig auf dem Königſtein ſaßen. Aus uns unbekannten Urſachen finden wir in den zwanziger Jahren des 18. Jahrhunderts einen merſeburger Haushofmeiſter Hülle (6. Juni bis September 1720), welcher erſt auf der Pleißenburg geſeſſen, den gleichfalls von Leipzig eingebrachten Andreas de Parl (10. Mai 1723 bis 8. Jan. 1726), dann einen angeblichen franzöſiſchen Admiral, de St. Hilaire, welcher faſt elf Jahre (5. Auguſt 1724 bis 31. Mai 1735) und bis an ſeinen Tod auf dem Königſtein ſchmachten mußte, nebſt ſeinem Kammerdiener Stenndorf, auf der Feſtung. Der Gardecapitain de Serand, der am 24. Nov. 1725 auf den Königſtein kam, aber ſchon am 24. Jan. 1726, nach geleiſteter Urphede, entlaſſen ward, war in die Goldenſtein'ſche Affaire verwickelt. Ein anderer Gardecapitain, von Palazow, ſaß, und zwar auf Anſuchen ſeines Vaters, wegen Wechſelſchulden, vom 4. Dec. 1725 bis 7. Sept. 1726, und Gleiches war ſchon 1724 einem Johann Georg Haubold Vitzthum von Eckſtädt begegnet, für deſſen Verpflegung ſeine Mutter ſorgte. Melancholie wird als die Urſache angegeben, warum der Ingenieurcapitain Johann Chriſtian Steinkirch von 1730 an, wo er vom Sonnenſtein herübergebracht wurde, bis zu ſeinem Tode (4. Febr. 1755), alſo ein Vierteljahrhundert lang, auf dem Königſtein lebte. Aus unbekannten Urſachen erſcheint der Kammerherr und Hofrath Chriſtian Heinrich Graf von Watzdorff, ein Sohn des ſeiner Zeit mächtigen Cabinetsminiſters Grafen Chriſtoph Heinrich von Watzdorff (geb. 3. Oct. 1670, 1719 Reichsgraf, † 3. Jan. 1729), vom 5. April 1733 an auf dem Königſtein, wo er bis zu ſeinem Tode (20. Juni 1747) geblieben iſt, ſich aus eigenen Mitteln erhielt und ſtandesmäßig beerdigt wurde[1]. Die Geſchichte des Grafen Karl Heinrich von Hoym, der am 22. December 1734 ankam, und ſich am 22. April 1736 erhängte, behandeln wir beſonders. Nur vier Monate dagegen (19. Nov. 1739 bis 16. März 1740) war der Kammerjunker Baron von Mirbach, nebſt zwei Bedienten, oben, und wurde während dieſer Zeit an der Tafel des Commandanten geſpeiſt. Um dieſelbe Zeit iſt ein Johann Daniel von Trützſchler, von dem wir nichts Näheres wiſſen, auf dem Königſtein geweſen. Ferner vom 2. Oct. 1742 bis 2. April 1743 ein ſchwediſcher Oberſter von Bohna, nebſt einem Bedienten. Der Oberſt mußte vor ſeiner Entlaſſung eidlich geloben, nicht wieder nach Sachſen zu kommen, und wurde durch einen Gardelieutenant an die Grenze gebracht. Sein Nachfolger auf dem Königſtein war ein Lieutenant derſelben Leibgrenadiergarde, Auguſt François de Brais, der „wegen übler Aufführung" vom 25. April 1745 bis 21. Sept. 1746 auf dem Königſtein war, ſein halbes Tractement erhielt, bei einem Lieutenant im Quartier lag, vom Königſtein aber auf die Pleißenburg verſetzt ward. Am 9. Mai 1746 kam François Graf von Rochefort, ein Infanterielieutenant, „wegen unanſtändiger Conduite und höchſt ſtrafbaren Exceſſes zu einjährigem Feſtungsarreſt condemnirt", auf die Feſtung, erhielt ſich aus eignen Mitteln und ward nach 8½ Monaten wieder zum Regimente gewieſen. Fünf Jahr neun Monate dagegen (20. Sept. 1746 bis 2. Juni 1752) war ein Ingenieurlieutenant Tittmann oben, der aber auch nicht blos Schulden gemacht hatte, ſondern zugleich an „melancholiſchen Anfällen" litt. Nun kommen zwei Franzoſen, beide wegen „gefertigter Pasquille und Satyren" auf die Feſtung geſchickt. Louis Henri de Gouvêſt, der bei dem Feldmarſchall Grafen Rutowſki[1]) in Dienſten geweſen, kam am 12. Juli 1747 auf den Königſtein und wurde am 20. März 1752 durch einen katholiſchen Feldkaplan wieder abgeholt. Alexander Durand de Servigni, der allerdings erſt am 23. Dec. 1749 auf den Königſtein kam, mag doch vielleicht mit dem Erſtern zuſammengehangen haben, denn er hatte vorher ſchon zwei Jahre, alſo ſchon ſeit demſelben Jahre 1747, wo Gouveſt verhaftet wurde, auf dem Sonnenſtein geſeſſen. Sein Schickſal war trauriger. Ein Fluchtverſuch, den er am 19. Aug. machte, mislang. Er wollte ſich von der Feſtung herunterlaſſen, fiel aber auf einen Stein und blieb liegen. Er erlangte ſeine Freiheit im Leben nicht wieder, ſondern ſtarb auf dem Königſtein (23. April 1757), nachdem er über ſieben Jahre deſſen Bewohner geweſen.

---

[1] Vertraute Briefe eines ſchwediſchen Offiziers an ſeinen Freund in Wien (Görlitz, 1811, 2 Thle.) I. 187. Der General Senf von Pilſach, deſſen Gemahlin eine Schweſter der Gräfin Hohenthal zu Hohenprießnitz war, ſoll daſſelbe erzählt haben. — Die Imhoffs waren ein altes nürnberger Patriziergeſchlecht, deſſen Abkommen aber weit in der Welt umhergeworfen worden ſind und mancherlei Schickſalswechſel erfahren haben.

---

[1] Er war früher Geſchäftsträger zu Florenz und Parma geweſen, übrigens ſchon 1731 „wegen ungebührlichen Benehmens" gegen den Kanzler von Bünau aus der Landesregierung entlaſſen worden. Verſchiedene Vergehen ſollen ihm lebenslängliche Haft zugezogen haben.

---

[1]) Bd. I. S. 198.

Die Einzigen, denen die Flucht vom Königſtein gelungen iſt, waren zwei Porzellanmaler, Johann Georg Heinze und Johann Gottlob Mehlhorn, von denen Jener im Januar 1748, dieſer im März 1749 dorthin „in ſichere Verwahrung gegeben“ worden waren und mit Porzellanmalen beſchäftigt wurden. Beide ließen ſich am 26. April 1750 durch die Friedrichsburg herunter und entkamen.

Ebenfalls 1748 kam ein Cornet Philipp Kaspar Fritzſche, wegen in der Trunkenheit verübter Tödtung des Hoflaquais Böhme, auf die Feſtung, wurde von ſeinen Verwandten erhalten, aber ſchon am 1. Sept. 1749 entlaſſen und „zur Schonung ſeiner weitern Fortune“ mit einem Regimentsabſchiede verſehen. — Es kommen nun zunächſt Mehrere, die wegen Schulden und „übler Conduite“ dem Königſtein anvertraut wurden. Ein Lieutenant Baron Laurentius von Beneda de Netzky (24. Mai 1750 bis 22. März 1752), den ſeine Tante, die Gräfin von Bellegarde, unterhielt. Derſelbe ſcheint vom Mili tair entlaſſen oder degradirt worden zu ſein, hat Muſketierdienſte auf der Feſtung verrichtet, ſpäter deſertiren wollen, und erſcheint vom 7. Sept. bis 28. Sept. 1763 wieder als Gefangener, wo er von der Gräfin monatlich 4 Thlr. erhielt. Dann ward er wieder zur Compagnie abgegeben. Ein Stückjunker Johann Auguſt Heerwagen, der am 20. Dec. 1750, nachdem er „wegen vieler höchſt ſtrafbarer Verbrechen“ caſſirt worden, auf die Feſtung kam, wo ihn ſeine Mutter, die Kammerräthin Hauſius, unterhielt, und der anfangs bei Waſſer und Brot ſaß, muß doch bei dieſer Cur ſehr bald Beſſerung wenigſtens verſprochen haben, denn er kam nicht nur ſchon am 16. Auguſt 1751 wieder los, ſondern wurde auch wieder als Stückjunker angenommen. Allein ſchon am 12. Mai 1755 kommt er wieder auf den Königſtein, immer noch als Stückjunker, und zwar als aggregirter, und diesmal wegen incorrigibler Lebensart. Die Mutter gibt ihm monatlich 18 Thlr., wovon er täglich 4 Gr. zum Taſchengeld erhält. Er verläßt aber den Königſtein am 2. Sept. 1756 nur, um ihn mit dem Sonnenſtein zu vertauſchen. Wir werden ſpäter auch den Mann dieſer Hauſius auf der Feſtung finden. Blos Schulden halber war Emanuel Graf von Kolowrath, nebſt ſeinem Geiſtlichen, zwei Kammerdienern und zwei Bedienten, vom 20. Jan. bis 2. Juni 1751, auf der Feſtung, wo die Gräfin von Brühl für ſeinen Unterhalt ſorgte. Es wird dies Emanuel Franz Graf von Kolowrath-Krakowski geweſen ſein, der Sohn des ſächſiſchen Geſandten in Madrid [1]. Derſelbe war allerdings ſächſiſcher Kammerherr und bis 1755 Oberſtlieutenant, heirathete 1760 und erhielt 1766 die Majoratsgüter. Die Gräfin Brühl [2] war ſeines Vaters

---

[1] Th. I. S. 338.

[2] Franciſca Maria Anne, Tochter des Grafen Maximilian Nor-

Stiefſchweſter. Länger mußte ein anderer junger Herr aus vornehmer Familie, „wegen übler Conduite“, ſich mit ſeiner Beſſerung beſchäftigen: Chriſtian Traugott, Graf von Holtzendorff, der Sohn des Oberconſiſtorialpräſidenten [1]). Er war Fähndrich bei einem Dragonerregimente, kam am 2. Sept. 1752 auf den Königſtein, wo ſein Vater ſeinen Unterhalt beſtritt, und ward am 29. Aug. 1754 wieder entlaſſen, aber zu einem Infanterieregimente verſetzt. Ueber ſein weiteres Schickſal haben wir nichts erfahren, als daß er als Fähndrich abgegangen zu ſein ſcheint, und die Familie nicht von ihm, ſondern von ſeinem Bruder fortgepflanzt wurde. Ebenfalls als Beſſerungsmittel wurde der Königſtein gegen einen jungen Grafen Gottlob Wilhelm zu Solms auf Sfona angewendet, den ſein Vater, ein ſächſiſcher Kammerherr [2]), am 21. Sept. 1752, „wegen ſeines hartnäckigen Gemüthes“, auf die Feſtung bringen ließ, wo er ſich aber in ſeinem Grolle verzehrt zu haben ſcheint und am 27. Juni 1756 geſtorben iſt. — Wegen unterſchlagener Regimentsgelder und anderer Malverſationen kam am 29. März 1753 der Oberſt über ein Pulk tartariſcher Hoffahnen, Heinrich Levin von der Oſten, auf den

---

bert von Kolowrat-Krakowski und einer Freiin von Stain, welche Oberſthofmeiſterin der Königin Marie Josephe von Polen war, heiratete am 29. April 1734 den damaligen Freiherrn und ſeit 1737 Grafen Heinrich von Brühl, und ſtarb am 11. Mai 1762 zu Warſchau. Der Geſandte in Madrid war aus der erſten Ehe ihres Vaters mit einer Gräfin Wurben.

[1]) Th. I. S. 307.

[2]) Es war dies Graf Adolph Ludwig (geb. 22. Auguſt 1706 † 16. Dec. 1760). In der Familie ſcheinen auch ſonſt Zerwürfniſſe beſtanden zu haben. Die Mutter unſers Inhaftirten, eine von Thümen, ward am 13. Nov. 1751, alſo kurz vor jenem Vorgange, geſchieden, und vermählte ſich 1752 anderweit. Die Linie iſt im Mannsſtamme ausgeſtorben.

Königſtein, ward aber am 2. Sept. 1756 auf den Sonnenſtein verſetzt. Dagegen ward der Capitain Peter Ernſt L'Hermet, Baron du Cailau, der, „wegen geführten ſchändlichen Lebenswandels“, ſtatt der Vollſtreckung des wider ihn in puncto adulterii et blasphemiarum gefällten Urtels auf beſtimmte Zeit zum Arreſt condemnirt wurde, und am 29. März 1753 auf die Feſtung kam, wo ihn ſeine Mutter, eine Generalmajorswitwe, erhielt, ſchon am 29. Januar 1754 in Freiheit geſetzt. — Dann kommen (1754) zwei deſertirte Cadetten, Hans Ludwig Chriſtian von Roebel und Chriſtoph Karl von Zedtwitz, welche einen zweimonatlichen Arreſt verbüßten.

Es muß eine lockere Zeit geweſen ſein. 1755 und Anfangs 1756 finden wir wieder vier junge Officiers, die wegen unordentlichen Lebenswandels auf den Königſtein kommen: vom 18. Februar bis 18. October 1755 den Gardecapitain Raymund Moritz d'Elbée, von ſeinem Vater unterhalten, und nachmals vom Regimente dimittirt; vom 26. Februar — 29. December 1755 den Stückjunker Karl Gottlieb Abels, von ſeinem Vater, einem Kriegsrath und Gouvernementsſecretair, erhalten, und wieder zum Corps entlaſſen; dann den ſchon beſprochenen Stückjunker Heerwagen; endlich einen Capitain Baron von Feulner, eines Kammerherrn Sohn, der ihn auch vom 28. Januar 1756 erhält. Am 2. September 1756 wurde er auf den Sonnenſtein translocirt. Daſſelbe widerfuhr am 2. September 1756 dem Cüraſſierlieutenant Auguſt Adolph Schöps v. Löweneck, der am 10. Juli 1755, aber wegen „verſchiedener Vergehungen wider die hohen Collegia“, alſo wahrſcheinlich als „Raiſonneur“ auf den Königſtein kam und eine kleine Penſion erhielt. Daß am 2. September 1756 drei Gefangene auf den Sonnenſtein verſetzt wurden, mag übrigens ſeinen Grund in den damaligen Kriegsverhältniſſen gehabt haben; denn am 1. October wurde die Beſatzung beträchtlich verſtärkt, und vom 13 – 20. October war der Hof oben. Dagegen ward der wichtigſte politiſche Gefangene, den man damals hatte, Alexander Ludwig Macphail, Baron von Biſhopfield, gerade am 12. October 1756, wohl mehrerer Sicherheit halber, vom Sonnenſtein auf den Königſtein verſetzt, wo er am 22. Juli 1758 geſtorben iſt. Derſelbe gehörte zu den vielen Abenteurern und Projectmachern, mit denen ſich Brühl umringte, und hatte eine Rentenlotterie auf die Bahn gebracht, die an der geſunden Einſicht des Publicums ſcheiterte. Auch die Stände, welche ihn durch eine Commiſſion über ſeine Pläne vernehmen ließen, erkannten das Abenteuerliche ſeines Planes, und am Schluſſe des Landtags 1749 wurde er, mit ſeinem Gehilfen, dem Brühl'ſchen Secretair Seyfert, verhaftet, Biſchopfield auch ſchon am 13. September 1749 auf den Sonnenſtein geſchafft. Was dagegen der Tafeldecker des Cabinetsminiſters Grafen von Rex[1]), Johann Traugott Petzoldt, verſehen, der am 7. Februar 1760 auf den Königſtein gebracht und am 28. Mai 1762 wieder entlaſſen, während dieſer Zeit aber von der Frau Gräfin[2]) erhalten wurde, wiſſen wir nicht. Er ſaß auf der ſelten bewohnten Crellenburg. Ebenſo bleibt uns das Schickſal des Geheimen Commercienrathes Gotthilf Wernicke, welcher am 16. Januar 1762, „wegen ſeines ungeziemenden und dem gethanen Angelöbniſſe zuwiderlaufenden Betragens", auf den Königſtein gebracht, am 8. Auguſt 1762 aber nach Weichſelmünde bei Danzig verſetzt wurde, umſomehr ein Räthſel, als er monatlich 200 Thlr. aus der königlichen Reiſekaſſe erhielt. Am 21. Mai 1763 kommt wieder ein Arcaniſt der Porzellanmanufactur, Daniel Gottlieb Schertel, der vielleicht das Arcanum verrathen, auf den Königſtein, wird aus der Manufacturkaſſe erhalten, aber ſchon am 25. Mai 1764 wieder nach Meißen entlaſſen.

---

[1]) Th. 1. S. 286.

[2]) Johanna Sophie geb. Freiin von Meuſebach, geb. 19. December 1711, verm. 20. Januar 1729, 1768 Witwe, † 22. Juli 1776.

Es kommen hierauf (1763) der wegen Landesverrätherei verhaftete Menzel und ſein Gehilfe Erfurth, über die wir beſonders handeln. — Seit dem 24. September 1764 findet ſich in den Liſten ein unbekannter Variani, der ſich aber vom 8. September 1767 an als Johann Friedrich Hertzer, Sousdirector der Cleviſchen Lotterie und Aſſeſſor der Landes-Commiſſion, decouvrirt und am 21. Mai 1770, nach geleiſteter Urphede, mit einem Reiſegelde über die Grenze gebracht wird. — Adam Philipp von Adlerſtein, geweſener Officier, Sohn des Oberſten und Commandanten der Pleißenburg, wird am 28. September 1765, auf Anſuchen ſeines Vaters, „wegen höchſt diſſoluten Lebenswandels“, auf die Feſtung, und dann am 30. Auguſt 1767 durch den Pater Pierner nach Prag in Verſorgung gebracht. Anton Karl von Bülow hatte als Lieutenant mit Capitainscharakter bei der Feſtungsgarniſon geſtanden, war aber, wegen 2½jährigen Außenbleibens ohne Urlaub, contrahirter Schulden, auch unanſtändiger Conduite, caſſirt worden, und ward nun, auf Anſuchen ſeiner Familie, vom 25. März 1766 bis zum 18. Juni 1774 in Haft gehalten, dann aber, auf gleiches Anſuchen, entlaſſen. Am 2. Januar 1767 erſcheint der Gatte der milden Mutter des Stückjunkers Heerwagen, der Kammer- und Bergrath Johann Friedrich Hauſius, der ſeines Amtes entſetzt und zu ſechsjähriger Feſtungshaft verurtheilt wurde. Er hatte einen Bedienten mit und erhielt ſich aus eignen Mitteln, erlangte auch ſchon am 6. Auguſt 1768, gegen Erlegung von 150 Thlrn., Erlaß der übrigen Strafzeit. — Ein Liebeshandel ſcheint dem nur 14tägigen (2 — 15. April 1769) Arreſte des Artillerielieutenants Johann Georg Karl Rouvroy zu Grunde gelegen zu haben. Denn er war wegen Entfernung vom Corps außer Landes und heimlicher Verheirathung zu vierwöchentlichem Arreſt verurtheilt. — Unbekannte Urſachen hielten den kurſächſiſchen Secretair Gotthelf Balthaſar Hübler vom 18. März 1768 — 27. Auguſt 1777, wo er Urphede leiſtete, auf der Feſtung. — Wegen Ehebruchs verbüßte der Ingenieurlieutenant Johann Georg Vogel, vom 10. December 1768 — 21. Februar 1769, eine ſechswöchentliche Arreſtſtrafe und kam dann zum Corps zurück. Wegen vernachläſſigter Subordination war der Lieutenant Ernſt Ludwig von Winzingerode vom 25. Januar — 31. December 1770 oben, und ward dann zu einem andern Regimente verſetzt. — In demſelben Jahre büßten vom 6. Juni an vier Cadetten 6 Wochen lang „verübte große Exceſſe" ab, und zwar mußten Johann Auguſt v. Kron und Guſtav Chriſtoph Baron von Imhoff davon 3 Wochen, Chriſtoph Gottlob Chriſtian von Bomsdorf 14 Tage und Chriſtian Friedrich von Reichardt 8 Tage bei Waſſer und Brot ſitzen. — Der geweſene Garderittmeiſter Georg Ludwig von Zeutſch, Sohn eines verſtorbenen Generallieutenants, war „wegen verſchiedener Vergehungen" entlaſſen worden, und büßte vom 3. April — 18. Juli 1771, wobei ihn ſeine Mutter erhielt. Ebenfalls wegen „verſchiedener Vergehungen, auch doppelt ausgeſtellter Tractamentsquittungen", war der Oberſt und Gouvernementsadjutant Auguſt de l'Eſtocq, vom 5. November 1771 — 30. Nov. 1772, oben, erhielt übrigens monatlich 50 Thlr. Penſion. Später wurde ihm Barby zum Aufenthalt angewieſen. Wegen wiederholter Herausforderung ſeines Bruders war der Lieutenant Dankegott Friedrich von Obernitz zu 1 Jahr Gefängniß verurtheilt, welche Strafe er vom 19. Februar 1773 — 18. Februar 1774 verbüßte, und dann, nach geleiſteter eidlicher Caution, wieder zum Regimente entlaſſen wurde. Er muß aber ſpäter außer Dienſt gekommen ſein und fiel im einjährigen Kriege in Verdacht der Spionerie (ſ. unten). Ebenfalls gegen das Duellmandat hatte ſich der Kammerherr und Oberforſtmeiſter Johann Auguſt von Kötteritz vergangen und kam deßhalb am 24. Juli 1774 auf die Feſtung, die er jedoch, Krankheits halber, ſchon am 12. September wieder verließ. Wegen Verwirrung des Verſtandes ward der Lieutenant Otto Wilhelm von Brincken, ein Kurländer, am 30. April 1775 zum Gewahrſam auf den Königſtein gebracht und von ſeinem Vater erhalten, am 9. Januar 1777 aber nach Waldheim verſetzt. — Der Lieutenant Julius Ferdinand Erdmann von Poſern war, wegen Vergehungen und ſchriftlicher Calumnien gegen das Appellationsgericht, mit viermonatlichem Gefängniß belegt worden, die er vom 25. Juni — 25. October 1775 auf der Feſtung verbüßte. Die Juriſten müſſen ihm aber einen unverſöhnlichen Groll bereitet haben; denn wenig über ein Jahr nachher, am 30. November 1776, erſcheint er, „wegen wiederholter Vergehung gegen das Appellationsgericht“, wieder auf dem Königſtein, und iſt, jedoch mit Penſion, dimittirt worden. Er blieb diesmal faſt 1½ Jahr auf der Feſtung, bis zum 9. Mai 1778, und erhielt dann die Stadt Waldheim zum Aufenthalt angewieſen. — Ein Stabscapitain Joachim Franz von Mergelbach wurde am 3. Auguſt 1775, „wegen angeblicher Schwermuth“, auf den Königſtein in Verwahrung gebracht, am 5. Januar 1776 aber, auf ſein Bitten, unter der Bedingung entlaſſen, ſich im Städtchen Königſtein aufzuhalten und aller 14 Tage auf der Feſtung zu melden. Er war penſionirt worden. — Wegen einer in Regimentsangelegenheiten vorgefallenen Duellprovocation waren der Oberſt Johann Gottlieb von Bülow und der Oberſtlieutenant Chriſtian Auguſt von Bilſingsleben, beide vom Brenkenhof'ſchen Cüraſſierregimente, zu achtmonatlicher Haft und Verluſt der Charge verurtheilt. Sie traten ihre Strafzeit resp. am 3. und 1. Auguſt 1775 an, wurden aber ſchon am 25. December, nach geleiſtetem Handgelöbniß, das Hoflager und den Regimentsbezirk meiden zu wollen, entlaſſen.

1776 und Anfangs 1777 erſcheint der im erſten Bande beſprochene Marquis d'Agdolo, nebſt dem in dieſelbe Sache verwickelten Heewald und der Gozza, auf dem Königſtein, der Erſtere, um daſelbſt ſein ferneres Leben zuzubringen. — Dann bringt der Krieg des Jahres 1778 zwei oder drei Spione oder Halbſpione. Vom 2—22. Juni iſt ein Graf von Kaiſersmark (?), wegen Verdachtes in dieſem Kriege geführter Correſpondenz, in Haft. Ferner wurden zwei des Spionirens Verdächtige: ein Vagabond Johann Gottlob Fiſcher (ſeit dem 12. September), und ein geweſener ſächſiſcher Lieutenant, Dankegott Friedrich von Obernitz, letzterer ſchon oben erwähnt, am 11. Februar 1779 auf die Feſtung gebracht, bis zum 29. und 30. Mai 1779 verwahrt, nach hergeſtelltem Frieden aber freigegeben. — Wegen verſchiedener ſubordinationswidrigen Vergehungen verbüßte der Stabsrittmeiſter Karl Friedrich von Schlegel, vom 30. November 1780 — 1. Februar 1781, einen zweimonatlichen Arreſt, kam aber ſchon am 20. Juni 1782 aus gleichem Grunde wieder, wo er bis zum 19. Sept. aushalten mußte und dann in Penſion geſetzt wurde, die er in Dobrilugk verzehren ſollte. Auf vier Monate (16. September — 16. Januar 1785) erſtreckte ſich der Strafarreſt des Hauptmanns Auguſt von Weißenbach, „wegen übler Bewirthung der Compagnie und andrer Vergehungen“. Er wurde penſionirt. Eine räthſelhafte Erſcheinung war ein angeblich königlich ſchwediſcher Hiſtoriographus von Simmingſköld, welcher am 29. Auguſt 1785 auf den Königſtein kam, um dort bis an ſeinen Tod (30. März 1796) zu bleiben. Der Unterhalt für ihn, täglich 1 Thlr., wurde aus dem auswärtigen Departement beſtritten[1]. — Der geweſene Lieutenant Ferdinand Hugo Freiherr von Hauſen hatte den dimittirten Hauptmann von Eberſtein gefordert, und büßte dafür mit einjährigem Arreſt, vom 5. Februar 1786 – 4. Februar 1787. – Eine Genugthuung für den Bürgerſtand mag es geweſen ſein, daß der Kammerherr und Oberforſtmeiſter Johann Auguſt Gottlob von Noſtitz und der Fähndrich Moritz Chriſtian Wilhelm von Wilke, wegen thätlicher Beleidigung des Dr. Med. Weiz[1]) zu Naumburg, auf den Königſtein kamen (16. Auguſt 1786). Der Zweite ſcheint minder gravirt geweſen zu ſein; denn er wurde ſchon am 26. December wieder zum Regiment (Xaver) geſetzt. Der Erſtere dagegen mußte nicht nur etwas länger aushalten (bis zum 15. Januar 1787), ſondern wurde auch da nur wegen eines krebsartigen Schadens an der Zunge in die Cur entlaſſen. Der Kammerherr und Gardemajor Graf Karl Ludwig von Baudiſſin (geb. 21. Auguſt 1756) hatte einen von Gersdorf im Duell entleibt. Sein Secundant war der Gardemajor Max Heinrich von Thiele, Gersdorf's Secundant der Gardelieutenant Chriſtian Auguſt von Loeben geweſen. Alle drei kamen am 27. Juni 1787 auf den Königſtein, wo der Graf bis zum 27. December, die beiden andern nur bis zum 27. October blieben. Der Graf und ſein Secundant erhielten den Abſchied[1]). 1788 hatte ein großer Exceß mit einem Rittmeiſter Fuchs von der Garde du Corps ſtattgefunden, wegen deſſen fünf Officiere dieſer Truppe auf den Königſtein kamen. Am ſchwerſten betheiligt war darunter ein Lieutenant Abraham Heinrich Auguſt von Rabenau, welcher den Rittmeiſter mit dem Stocke gemißhandelt hatte. Derſelbe wurde zu zweijährigem Arreſt verurtheilt, den er am 24. Juli 1789 antrat. Am 9. März 1791 ward ihm der Reſt ſeiner Strafe erlaſſen; er ward aber vom Corps dimittirt. Dagegen wurden die Lieutenants Karl Auguſt von Loeben, ein Bruder des oben genannten Secundanten, Michael von Brown, Dietrich Auguſt von Tümpling und Karl Franz von Pleſſen, nachdem ſie am 29. December 1788, Brown erſt am 23. Februar 1789 auf die Feſtung gekommen, am 6. October 1789 wieder zu ihrem Corps entlaſſen.

---

[1] Dieſer Simmingſköld war urſprünglich ein Gelegenheitsreimer, wußte ſich aber Gönner zu machen, erhielt den Titel Logmann und Ordenshiſtoriograph und lebte viel mit Vornehmen, endigte aber damit, daß er falſche Verſchreibungen im Namen ſeiner Gönner, des Reichsrathes Karl Scheffer, des Baron Alſtrömer und anderer reicher Perſonen ausfertigte, und als der Betrug entdeckt ward, einen Bankerott von mehreren Tonnen Goldes machte. Seine frühern Connexionen halfen ihm, mit einem falſchen Paſſe, aus dem Reiche. Er ward zunächſt zu Verluſt ſeiner Orden und ſeines Adels verurtheilt. (Geijer, des Königs Guſtav III. nachgelaſſene Papiere, III., 2. S. 86—87.) Der König aber vermittelte auch weiter, als er erfuhr, daß Simmingſköld ſich in Sachſen aufhielt, deſſen Verhaftung und Unterbringung auf den Königſtein. Er wendete ſich deshalb an den damaligen ſächſiſchen Geſandten in Stockholm, den nachherigen Miniſter Grafen Friedrich Wilhelm Auguſt von Boſe (geb. 9. Januar 1753 † 9. September 1810) und beauftragte dieſen, in der Sache unmittelbar an den Kurfürſten und nicht an den damaligen Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten von Stutterheim zu berichten, was Boſe auch that. Der Kurfürſt ſprach aber doch mit Stutterheim über die Sache, und dieſer trug Boſe die Umgehung lange Zeit nach. Die Unterredung des Königs mit Boſe erfolgte nicht lange vor der Abreiſe des Letzteren aus Schweden, welche im Herbſte des Jahres 1785 ſtattfand.

---

[1]) Der Grund der Mishandlung war ein merkwürdiger. Der von Noſtitz (geb. 24. Mai 1741 † 6. Mai 1810) hatte mit ſeiner Gemahlin, Chriſtiane Charlotte von Carlowitz, eine Tochter erzeugt, welche 1775 geboren war und 1785 ſtarb, nachdem ſie einige Monate vorher im Kindbette geweſen war. Dieſen außerordentlichen Vorfall hatte der Dr. Weiz veröffentlicht. S. Schlözer's Staatsanzeigen, XI. 325–7. Der Sohn jenes Noſtitz war der nachherige Adjutant des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen, zuletzt ruſſiſcher Generallieutenant Johann Georg Karl von Noſtitz (geb. 10. Juni 1781 † 1838), über welchen die Schrift: Aus Karl von Noſtitz Leben und Briefwechſel (Dresden und Leipzig, 1848.) Intereſſantes bringt. Die Ehe der Eltern wurde bald nach dem Tode der Tochter geſchieden.

Vom September 1790 an erhält der Königſtein eine ſtarke Bevölkerung durch die auf Anlaß der Bauernunruhen verhafteten Bauern[2]). Es kamen derſelben 34 auf die Feſtung, wo ſie zum Theil geſchloſſen (16), zum Theil als Baugefangene eingeſchmiedet (6), zum Theil auch ungefeſſelt zur Arbeit angehalten wurden (12). Sie erhielten täglich 3 Pfund Brod und Salz, ſowie die Hemden und Schuhe vom Proviantverwalter geliefert. Die längſte Haft dauerte 7 Monate (— 14. April 1791) und traf einen Häusler Johann Georg Brandner aus Rößchen bei Noſſen, welches Gut einem Advocat Herrmann gehörte. Zwei mußten fünf Monate zubringen (— 15. Februar 1791), nämlich ein Häuslersſohn Johann Gottlob Wachsmuth und ein Häusler Johann Georg Schubert, beide von Deutſchenbora, einem Gute des Miniſters von Ende. Johann Gottlob Teichmann, ein Hüfner aus dem, gleichfalls dem Advocat Herrmann gehörigen Maltitz, blieb, jedoch ungefeſſelt[1]), $4\frac{1}{3}$ Monate (— 29. Januar 1791). Fünf blieben 4, fünf blieben 3, einer $2\frac{2}{3}$, einer $2\frac{1}{6}$, drei $2\frac{1}{6}$, einer $2\frac{1}{3}$, eilf blieben 2, einer $1\frac{5}{6}$, einer bloß 1 Monat auf der Feſtung. Sie waren von den Gütern des Advocat Herrmann, des Miniſters von Ende, des Miniſters Grafen Loß, des Oberſten von Weißenbach, Kammerherrn von Zehmen, des Rittmeiſters von Bomsdorf, des Grafen Einſiedel, des Herrn v. Plötz, des Baron Taube, und der Herrſchaft Zabeltitz. Die Meiſten waren aus den Gegenden um Noſſen, Lommatſch, Meißen, Großenhain, Wenige aus der Gegend von Elſterwerda und von Chemnitz.

---

[1]) Der Graf ſtarb als k. dän. Generallieutenant, Gouverneur von Kopenhagen und Ordensmarſchall am 1. März 1811.

[2]) S. Th. 1. S. 218 fg.

Nun kommen wieder andre Gefangene. Zuerſt, am 29. December 1791, ein ehemaliger Cadett, nachheriger Unterofficier, Friedrich Adolph von Gersdorf, der, „wegen unanſtändiger Conduite und Leichtſinnigkeit", über drei Jahre (— 25. Jan. 1794) bei der Garniſon als Gemeiner Dienſt thun mußte, dabei aber von ſeiner Mutter, der Bergräthin Hötlich, monatlich 3 Thlr. erhielt. — Ein Cüraſſierlieutenant Johann Auguſt Heinrich von Frick hatte gegen einen ſchwarzburgiſchen Kanzler Thätlichkeiten verübt, wofür er vom 9. December 1792 — 5. September 1793 büßte, und dann, nach geleiſteter Urphede, den Abſchied erhielt. — Dann kommt ein Kaufmann, Benjamin Gotthelf Pflugbeil, den ſein Vater, der Commercienrath Pflugbeil zu Chemnitz, „wegen übler Conduite und Leichtſinnigkeit", vom 27. October 1792 — 22. December 1796 als Gemeiner auf der Feſtung dienen ließ, wobei er monatlich 6 Thlr. 16 Gr. erhielt. Ein ehemaliger Capitain, Johann Friedrich Auguſt von Wolf, war, wegen Schulden und Deſertion, vom 30. März 1795 — 1. November 1799 auf der Feſtung, worauf er nach Barby confinirt wurde. — Karl Friedrich Baron von Eberſtein, Meiningenſcher Geheimrath und Beſitzer der ſächſiſchen Rittergüter Gehofen und Zerbitz, kam, „wegen Vergehung", vom 27. December 1795 — 3. Juli 1796 auf die Feſtung, wo er ſich aus eignen Mitteln erhielt, und mußte, vor ſeiner Entlaſſung, ſein Geheimerathsdiplom zurückgeben. Wieder erſcheint am 24. December 1796 ein weimariſcher Kammerherr und Geheimer Kammerrath Franz Ludwig von Hendrich, der, „wegen des auf ſeinem Gute veranſtalteten und vorgefallenen Exceſſes", jedoch nur 5 Wochen, den Königſtein bewohnt. — Der ehemalige franzöſiſche Oberſt und Ludwigsritter Ludwig Karl Freiherr von Linſingen hatte den gothaiſchen Kammerherrn von Haack gefordert, und ſcheint in Leipzig verhaftet worden zu ſein. Von dort kam er am 2. October 1800 auf den Königſtein, den er am 12. Jan. 1801 wieder verließ. Ebenfalls wegen Vergehung wider das Duellmandat meldete ſich, am 21. Auguſt 1801, der geweſene Cüraſſierlieutenant Graf Heinrich von Bünau, und blieb bis 15. Februar 1802. Dieſe alle erhielten ſich aus eignen Mitteln. Das konnte der wegen Schulden auf die Feſtung gebrachte Stabscapitain Wilhelm Ferdinand Adolph von Teubern freilich nicht, der vom 5. Auguſt 1802 — 15. Januar 1803 auf dem Königſtein war und dann mit Penſion verabſchiedet wurde. Schlimmeres hatte der geweſene Cüraſſierlieutenant Theodor Erdmann Leopold von Biſſing verſchuldet. Er büßte für Wechſelfälſchung vom 18. November 1802 – 1. Auguſt 1804. Derſelbe ward am 17. December 1807 wieder eingebracht, und zwar vom Leipziger Rath und „wegen Gelderpreſſung im Lande“. Hier erhielt er anfangs nur 1 Gr. täglich und 2 Pfund Brod, vom 1. December 1808 an 4 Gr., und wurde am 17. November 1811 nach Waldheim gebracht. – Nur wider das Duellmandat hatte ſich der Jagdvolontair Johann Friedrich August Freiherr von Ende vergangen, der ſich am 13. September 1804 auf der Feſtung meldete, wo er aus eignen Mitteln lebte, aber nur kurze Zeit geblieben zu ſein ſcheint. Ebenfalls Duellſachen führten den Lieutenant der Chevaurlegers, Ferdinand Gottlob Leopold von Bölzig, vom 9. Februar – 9. Juni 1805, auf den Königſtein, von dem er wieder zum Regiment ging. In dieſelbe Sache mag auch der Lieutenant deſſelben Regiments, Johann Friedrich Benjamin Moritz von Roth, verflochten geweſen ſein, der an demſelben Tage mit jenem auf die Feſtung kam, aber 2 Monate länger, bis zum 17. September, bleiben mußte und dann den Abſchied erhielt. Das Duellmandat führte am 16. Juli 1805 den Ferdinand Karl Wilhelm von Beulwitz auf die Feſtung, wo er aus der Pagenkaſſe erhalten und am 31. Juli 1806 zu einem Reiterregimente gewieſen wurde.

---

[1]) Die vorher Genannten waren geſchloſſen, und Brandner als Ganggefangener eingeſchmiedet.

Dagegen mögen politiſch-kriegeriſche Beweggründe der Feſtungsdetention des am 11. Juni 1807 „wegen Verdachts“ eingebrachten preußiſchen Hauptmannes Karl Friedrich von Burk (? York) zu Grunde gelegen haben. Er erhielt monatlich 25 Thlr. und ward am 17. Auguſt auf 6 Wochen beurlaubt, dies auch ſpäter prolongirt.

Wegen „ungebührlicher Reden“ und Schulden kam ein Arcaniſtengehilfe aus Meißen, Johann Gottlieb Traugott Wunderlich, am 18. April 1809 an, über deſſen weiteres Schickſal wir nichts finden, deſſen Unterhalt aber die Manufactur beſtritt. Ein ehemaliger franzöſiſcher Officier, Joſeph Domont aus Arcis, kam am 20. April 1809, wie es ſcheint, nicht bloß wegen Betrügerei, aber auch wegen ſolcher, auf den Königſtein. Seine Verpflegung ward nach einiger Zeit verbeſſert, und am 30. October wurde er durch ein Huſarencommando nach Dresden abgeholt. — Wegen jedenfalls bei Einer Gelegenheit bewieſenen „dienſtwidrigen Benehmens“ wurden am 2. November 1809 drei Officiere auf den Königſtein gebracht, nämlich zwei Capitaine von den Chevaurlegers, Johann Max von Hübel und Auguſt Julius von Schlieben, und ein Infanterielieutenant Friedrich Wilhelm von Sydow. Von Hübel blieb bis zum 3. Januar 1810, die beiden andern nur bis zum 3. December 1809. Dann wurden ſie ſämmtlich wieder zum Regiment entlaſſen. — Am 20. Auguſt 1810 wurden fünf Cadetten, „wegen Vergehung an ihrem Höheren“, auf 6 Wochen (bis 30. September) auf den Königſtein gebracht und dann in ihre Heimath entlaſſen. Es waren dies: Alexander Julius von Metſch, Karl Eduard von der Planitz, Heinrich Ernſt Vitzthum von Eckſtädt, Hans Wilhelm Eduard von Schönermark und Karl Heinrich Anton von Seyffertitz. Wegen „verſchiedener Dienſtvernachläſſigung“ büßte der Major der Chevaurlegers Rudolf Friedrich Bruno von Hünefeld, vom 25. März — 24. April 1811, auf dem Königſtein, lebte aus eigenen Mitteln und ging dann wieder zum Regiment.

Jetzt machten ſich auch die allgemeinen Zeitverhältniſſe fühlbar. Am 6. April 1811 kam ein leipziger Magiſter und Literat, oder, wie es damals hieß, privatiſirender Gelehrter, Johann Gottlieb Elger, wegen Abfaſſung der Druckſchrift: „Verbrennungsacte der engliſchen Waaren", ward aber ſchon am 20. wieder entlaſſen. Wegen fortgeſetzter Handelsverbindung mit England wurde am 8. Juni 1811 der Kaufmann Küſter aus Leipzig vom daſigen Rathe abgeliefert, erhielt ſich aus eignen Mitteln und reiſte am 28. October wieder ab. Mit ihm kam aus demſelben Grunde und in derſelben Weiſe ein breslauer Jude, Benedix Moſes Schnitzler, der am 20. September dem dresdner Amte übergeben wurde. Der mit den Obigen eingebrachte hamburger Jude, Iſaak Tobias, reiſte am 28. October frei wieder ab. Sie alle lebten aus eignen Mitteln. Verübte Exceſſe führten am 11. October 1811 die Rittmeiſter der Garde du Corps, Karl Traugott von König, Karl Auguſt Max von Berge, Friedrich Guſtav Adolph Senft von Pilſach[1]) und den Lieutenant deſſelben Corps Karl Robert von Helbreich auf die Feſtung, auf welcher Senft von Pilſach bis zum 7. Februar 1812, die drei andern nur bis zum 11. Januar 1812 blieben. Sie gingen ſämmtlich wieder zum Regiment.

Nun kommt eine Anzahl politiſcher Unruhiger, welche an dem in Dresden am 9. März 1813, wegen der Vorbereitungen zur Sprengung der Elbbrücke ſtattgefundenen und mit Beſchimpfung der Wohnung des Generals Reynier verbundenen Auflaufe theilgenommen hatten. Es waren dies: ein vormaliger Advocat Karl Auguſt Petzſch, ein ſicherer Johann Heinrich Beck, ein Galanteriehändler Karl Heinrich Hempel, zwei Handarbeiter Karl Heinrich Looſe und Johann Friedrich Rehfeld.

---

[1]) Als Generallieutenant in Penſion geſetzt.

Sie wurden am 12. März 1813 eingebracht und am 15. April deſſelben Jahres wieder abgeholt. Am 1. Juli wurde aber noch, gleichfalls wegen (wohl indirecten) Antheils an denſelben Scenen, ein Mann höheren Schlages und weiterer Intentionen, der Landesbeſtallte und Stadrichter zu Cottbus, Karl Heinrich Anton Eichholz, eingebracht, der ſich bis zum 30. October 1813 aus eignen Mitteln erhielt und dann entlaſſen wurde. Die Schlacht bei Leipzig hatte ihn befreit. Mit ihm kam und ging, aber nicht einer Schuld, ſondern der „Anhänglichkeit an die preußiſche Regierung und ſteten Verbindung mit derſelben" bezichtigt, Friedrich Wilhelm Heinrich von Normann auf Krieſchau und Ilmersdorf, ſächſiſcher Landrath des cottbuſſer Kreiſes. Ferner mag aus verwandten Gründen der Viceactuar des Amtes zu Cottbus, Wilhelm Erdmann Krüger, gleichzeitig eingebracht und entlaſſen worden ſein.

Unter dem ruſſiſchen Gouvernement war vom 1. April — 20. Mai 1814 ein ruſſiſcher Officier Fürſt Bajaitzew auf der Feſtung. Ferner, wegen Geldbetrügerei, ſeit dem 18. Auguſt 1814 drei dresdner Juden Namens Seligmann. Der Erſte ſcheint bald wieder entlaſſen worden zu ſein. Der Zweite wurde am 22. Dec. 1814 nach Pirna abgeholt. Der Dritte ſollte am 18. Februar 1815 entlaſſen werden, wurde aber, weil die Feſtung ſich ſeit dem 19. Januar abgeſchloſſen hatte, bis zum 27. Mai innebehalten. Wegen Exceß war vom 22. Auguſt — 12. September 1814 ein ruſſiſcher Lieutenant Damſow oben. Wegen Vergehung an ſeinem Höheren, vom 29. December 1814 — Juni 1815, ein Sergeant der dresdner Nationalgarde, Schulze, durch Nationalgardiſten eingebracht.

Von 1816 — 1817 büßte ein Jahr lang ein geweſener Lieutenant Feilitſch aus Treuen die Veruntreuung eines Pferdes. Wegen falſcher Wechſel brachte der würtembergiſche Generalmajor von Leſtocq, wie es ſcheint in Leipzig verhaftet, vom 27. October 1816 — 15. December 1817 auf der Feſtung zu und wurde dann über die Grenze gebracht. Wegen Dienſtvergehung und Betrügerei ſaß der baieriſche Lieutenant von Binſt, vom 31. December 1817 — 16. Januar 1819, und reiſte dann angeblich nach Amerika ab. Wegen Duells war der ruſſiſche Oberſtlieutenant von Kronſtein vom 19. März 1818 — 16. Januar 1819 oben. In ein und daſſelbe Duell mochten der Lieutenant der reitenden Artillerie, Graf Vitzthum von Eckſtädt und der Gardelieutenant Alexander Ludwig Wilhelm von Boſſe verflochten ſein, welche am 23. November 1818 eingebracht wurden und am 4. Januar 1819 wieder zu ihren Regimentern abgingen.

Soweit reichen unſere Ueberſichten. Der Charakter der Regierung Friedrich Auguſt's des Gerechten bewährt ſich auch in der Geſchichte des Königſteins. Aus den folgenden Zeiten heben wir nur hervor, daß die Zeit der politiſchen Unterſuchungen der zwanziger Jahre, welche anderwärts die Feſtungen bevölkerte, in Sachſen Niemand auf den Königſtein brachte. Der einzige Staatsgefangene aus dieſen Regierungsjahren jenes weiſen und edlen Fürſten wurde ſeiner Regierung nur zur Ehre gerechnet. Es war der polniſche General Kniazewicz (geb. 1762 † 1842), ein Kampfgenoſſe Kosciusko's, deſſen Auslieferung die ruſſiſche Regierung 1826 vergeblich verlangte, während die Nothwendigkeit einer achtmonatlichen Verwahrung auf dem Königſtein für ihn nicht zu umgehen war. — Erſt das Jahr 1831 lieferte wieder einige politiſche Gefangene; Hauptttheilnehmer an den dresdner Unruhen, welche ſchon damals eine Verfaſſung nach Art der nur der Demagogie günſtigen und die Revolution permanent machenden, aber wahrhaft volksfeindlichen, nämlich allem Gedeihen des Volks verderblichen politiſchen Phantasmen des Jahres 1848 erſtrebten. Die Unglücklichen haben auf der Feſtung durch Selbſtmord geendet und der daraus, wenigſtens hinſichtlich des Advocaten Mosdorf für höhere Beamte erweckte Verdacht iſt erſt vor Kurzem durch einen öffentlichen Proceß vernichtet worden. — Der galiziſche Aufſtand von 1846 brachte den Dictator von Krakau Jan Tyſſowski auf den Königſtein, wo er durch einen öſterreichiſchen Commiſſar vernommen und ſpäter, nach einem zwiſchen den Regierungen getroffenen Abkommen, nach Amerika entlaſſen wurde. — Endlich haben die traurigen Maitage 1849 drei Opfer auf den Königſtein geführt, unter denen wenigſtens Heubner nach Geiſt und Charakter auf aufrichtige Theilnahme Anſpruch hat, während der bekannteſte der Ruſſe Bakunin iſt, der, nachdem er in Sachſen zum Tode verurtheilt worden, am 13. Juni 1850 an Oeſterreich ausgeliefert worden iſt.

X. Menzel und Siepmann.

Friedrich Wilhelm Menzel war der älteſte Sohn des wenige Jahre vor der Kataſtrophe des Erſteren verſtorbenen Hofraths und Geheimen Referendars Menzel zu Dresden und daſelbſt im Jahre 1724 geboren. Er war ſchon 1740, alſo in einem Alter von 16 Jahren, als Canzliſt im königlichen Cabinete angeſtellt und durch den gewöhnlichen Eid verpflichtet worden. Seine Familie ſtand in großer Achtung und beſtem Rufe. Doch hatte wenigſtens ſein Schwager, der Goldſchmidt Johann Benjamin **Erfurth**, auf einen ſolchen auch keinen ſonderlichen Anſpruch. Menzel blieb im Cabinet, wo er ſich ſehr brauchbar und dienſteifrig erwieſen haben ſoll, und erhielt ſpäter das Prädicat als Geheimer Secretair. Sein Unglück war eine Sucht zu glänzen, die ihn zu übertriebenem Aufwand verleitete und dadurch in die ſchlimmſten wirthſchaftlichen Verlegenheiten ſtürzte.

Mit der Beendigung der ſchleſiſchen Kriege wurde es für den preußiſchen Hof immer wichtiger, den zwiſchen dem ſächſiſch-polniſchen Hofe, Oeſterreich und Rußland gepflogenen, hauptſächlich gegen Preußen gerichteten Unterhandlungen auf die Spur zu kommen, und Dresden war gerade der Knotenpunkt derſelben. Der dortige preußiſche Geſandte, Freiherr von Malzahn, erhielt daher Auftrag, alles aufzubieten, um in dieſe Geheimniſſe zu dringen. Wie er dabei auf Menzel gekommen, darüber gibt es verſchiedene Angaben. Eine etwas romantiſche Verſion läßt die Bekanntſchaft zufällig in dem Gräflich Moscinsky'ſchen Garten, vor einem mit allerhand Porzellanſcherben, buntem Glas und bunten Steinchen belegten Baſſin geſchehen. Vor einem ſolchen Baſſin habe Menzel einſt, in Gedanken über ſeine Verlegenheiten verloren, dageſtanden und mit dem Stocke in den Zierrathen gewühlt. Der preußiſche Geſandte habe ihn ſo getroffen, ihn freundlich angeredet, nach der Urſache ſeines ſchwermüthigen Nachſinnens befragt und zur Antwort erhalten: er ſinne nach, wie er dieſe Steinchen in Gold verwandeln könne. Dies habe Malzahn erfaßt und ihn durch glänzende Verheißungen, die im Ganzen ziemlich ſpärlich erfüllt worden zu ſein ſcheinen, zum Landesverrath und ins Verderben gelockt. Menzel ſelbſt hat dagegen in ſeinem, zu Warſchau am 25. September 1757 ſtattgefundenen erſten Verhöre von dem allen nichts geſagt, ſondern die Sache in folgender Weiſe dargeſtellt. Er ſei einem gewiſſen Rhenitz, welcher ehedem zu Dresden gewohnt, 100 Thlr. ſchuldig geweſen. Da derſelbe ihn nun um Bezahlung dieſer Schuld gedrängt und er ihm ſein Unvermögen vorgeſtellt, ſo habe derſelbe ihm zu verſtehen gegeben, daß er ihm ein ſicheres Mittel anweiſen wolle, Geld zu bekommen. Nachdem ſie ſich jedenfalls über den Charakter dieſes Mittels verſtändigt, ſei er von ihm zu dem preußiſchen Legationsſecretair Hecht und durch dieſen zu dem Baron Malzahn gebracht worden, der ihm ſogleich 100 Thlr. gegeben und ihn gebeten habe, ihm von Zeit zu Zeit etwas Neues aus der Cabinetskanzlei mitzutheilen. Ohne gerade leugnen zu wollen, daß das preußiſche Geſandtſchaftsperſonal ſchon früher auf Menzel ein Auge gerichtet und daß jener Rhenitz nach Anweiſung gehandelt haben kann, halten wir uns doch in dieſem Punkte an dieſe einfachere Erzählung, zumal ſich nicht abſehen läßt, warum Menzel die andere Verſion, die ihm eher nützen, als ſchaden konnte, verſchwiegen haben ſollte. Als den Zeitpunkt, wo ſeine Verbindung mit der preußiſchen Geſandtſchaft begonnen habe, hat Menzel das Jahr 1752 bezeichnet und als die Summe, die er nach und nach für ſeine Verräthereien bezogen, 3000 Thlr. angegeben.

Wenn wir in dieſen Beziehungen Menzel's Angaben Glauben beimeſſen, ſo laſſen wir dahingeſtellt ſein, ob er ebenſo vollſtändig über die Art und Weiſe ſeiner Verrätherei die Wahrheit geſagt. Er erklärte darüber folgendes. Längere Zeit habe er dem Baron Malzahn nicht nach Wünſchen dienen können, da derſelbe nur Schriften aus dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten und namentlich den Briefwechſel mit den beiden kaiſerlichen Höfen verlangt habe, dieſe Papiere aber in Schränken verſchloſſen geweſen ſeien und der Hof ſich in Polen befunden habe. Endlich im December 1752 habe ihm der Secretair Plesmann ein großes Bund Schlüſſel gebracht, welches der Geheime Rath Eichel[1]) von Potsdam geſandt habe. Er habe verſuchen ſollen, ob ſich unter dieſen Schlüſſeln keiner finde, welcher die Schränke öffne. Da der Verſuch fruchtlos geweſen, ſo habe er die Schlüſſel zurückgegeben, aber doch an dem Einen gezeigt, was etwa zu ändern wäre, um ihn brauchbar zu machen. Zu Ende der dritten Woche hätte ihm Plesmann ein zweites Gebund Schlüſſel gebracht, unter welchen ſich denn Einer gefunden, der die Schränke geöffnet. Nun habe er Plesmann, ſo oft er es verlanget (sic), den weſentlichen Inhalt der petersburger, und Benoit zu Warſchau den der wiener Depeſchen mitgetheilt. Er hätte dies (wöchentlich) drei bis vier Mal gethan, vornehmlich Sonntags und Donnerſtags, wo nicht viel Arbeit, und in der Mittagsſtunde, wo er allein in der Kanzlei geweſen wäre. Zuweilen habe er auch die franzöſiſchen Depeſchen mitgetheilt. Die Mittheilung der Depeſchen habe ſich am Faſtenmarkte 1753 angefangen. Wenn er Plesmann eine Originaldepeſche gegeben, wäre ſie ihm ſehr bald wieder zurückgeſtellt worden, um ſie wieder an Ort und Stelle zu bringen. Seit er mit dem Hofe in Warſchau geweſen, habe er dem daſigen preußiſchen Secretair Benoit die meiſten Circularſchreiben mitgetheilt, wenn ſie etwas Merkwürdiges enthalten hätten, ſowie auch von Zeit zu Zeit die Depeſchen des Herrn von Ponickau zu Regensburg. Er habe auch, ſeit der Hof zu Warſchau geweſen, von Benoit in verſchiedenen Poſten einige 100 Thlr. bekommen. Zur Zuförderung der Mittheilungen an die preußiſchen Agenten habe er ſich, ſowohl zu Dresden, als zu Warſchau, ſeines Schwagers, des Goldſchmidts Erfurth, bedient. Der Letztere (geb. 1725) geſtand auch ein: Menzel habe ihn ein Jahr lang zu Dresden gebraucht, dem preußiſchen Secretair Plesmann, oder, wie am Oeſterſten, deſſen Bedienten verſiegelte Schreiben zuzuſtellen. In Warſchau habe er dem Benoit gleichfalls Depeſchen zubringen und ihm ſelbſt in die Hände liefern ſollen. Nachher habe er ſie gewiſſen preußiſchen Bauern zugeſtellt, die ſich bei Benoit aufgehalten und einander abgelöſt hätten. Nach einer andern Verſion wäre die Verbindung, wenigſtens in Dresden, auf folgende Art gepflogen worden. Der Geſandte habe ein Palais auf der innern Pirnaiſchen Gaſſe bewohnt, deſſen Hausflur mit einer Colonnade verziert geweſen ſei. Menzel habe nun Abends im Finſtern die Depeſchen hinter einer Säule verſteckt, die zunächſt an der Wand ſtand und einen Winkel bildete, in welchem alte Leitern, Breter und dergleichen lagen, die Niemand anrührte. Auf demſelben Wege, bisweilen auch im Moscinsky'ſchen Garten, habe er auch die Zahlungen empfangen. Möglich, daß dies die anfängliche Methode war und daß er erſt in der letzten Zeit — ſeit einem Jahre — in ſeinem Schwager einen zuverläſſigen Boten gewonnen hatte. Mit dem Geſandten vermied er naturlich alles Zuſammentreffen, ſchien ihn auf der Straße kaum zu kennen und war nie in deſſen Hauſe ſichtbar.

---

[1]) Der bekannte vertrauteſte Cabinetsrath Friedrich's II.

Oefters ſoll Menzel ſich ſpät Abends, wenn ſeine Collegen längſt fort waren, wieder in das Cabinet begeben, ſich da verſchloſſen und die ganze Nacht, beim Scheine einer verdeckten Lampe, die am Tage eingegangenen Depeſchen copirt haben. Um ſich munter zu erhalten, verſah er ſich mit Wein und mit Kaffee, den er in einem kleinen Töpfchen über ſeiner Lampe heiß machte. Erſchöpft von der vielen und ängſtlichen Arbeit war er einſt eingeſchlafen und würde vielleicht bis zum Erſcheinen ſeiner Collegen geſchlafen haben, hätte ihn nicht der lebhafte Wortwechſel einiger Wachen auf den Corridors im Schloſſe geweckt. Er erſchrak damals ſo, daß er, im Bewußtſein ſeiner Schuld, faſt ohnmächtig ward. Oft und wenn es nur irgend ohne Gefahr geſchehen konnte, nahm er aber auch die Depeſchen mit nach Hauſe, oder ging vor den Kanzleiſtunden ins Cabinet, oder blieb dort über die Zeit. So erwarb er ſich noch das Lob eines beſonders eifrigen und fleißigen Mannes. Im Anfange ſoll er nur an die Vortheile der Sache gedacht und ſie genoſſen haben, ungeachtet ſie nicht ſo bedeutend waren, daß man ſie für eine reichliche Vergütung einer ſo angeſtrengten rechtlichen Arbeit hätte halten können, geſchweige denn einer ſtrafbaren und gefährlichen. In der ſpäteren Zeit aber wurde ihm die Sache ſelbſt immer ängſtlicher und er ſoll oft die Hände ringend in jenem Moscinsky'ſchen Garten, an welchen die Sage nun einmal ſein Schickſal knüpft, umhergegangen ſein. Einen Rücktritt hielt er aber nicht mehr für möglich, aus Furcht, den Geſandten zu beleidigen und ſich dadurch des Schutzes zu berauben, den ihm dieſer im Entdeckungsfalle zugeſichert haben ſoll, von dem aber auch nicht ein Schatten zu ſpüren geweſen iſt[1]). In ſolcher Stimmung reiſte er mit dem Könige nach Warſchau, und lebte auch dort wieder auf ziemlich glänzendem Fuße, während man in Dresden ſeinem Treiben auf die Spur kam. Schon ſeine verſchwenderiſche Lebensart hatte Verdacht erregt, noch mehr aber ſein ungewöhnliches Kommen und Gehen in und von der Kanzlei. Auch hatte eine vor dem Palais des preußiſchen Geſandten ſtehende Schildwache bemerkt, daß Menzel im Dunkeln lange vor dem Hauſe hin und her gegangen und, ſich ängſtlich umſehend, endlich hineingetreten, aber kaum eine Minute darin geblieben ſei[2]). Die förmliche Entdeckung ſoll durch den Generallieutenant von Spörken geſchehen ſein, der den König durch ein mit Eſtaffette nach Warſchau abgeſendetes Schreiben davon benachrichtigte.

---

[1]) Es lag freilich nicht in der Macht des Geſandten, oder Preußens, ihn vor ſeiner Verhaftung zu ſchützen. Aber wenn nicht auch hier der Spruch ſeine Geltung gehabt hätte: „Verräther nützt man, doch haſſet den Verrath“, und wenn man nicht geglaubt hätte, die Citrone ſolange ausdrücken zu müſſen, als ſie noch ein Tröpfchen hergab, ſo hätte man ihn gar nicht mit nach Warſchau gehen laſſen dürfen, ſondern ihn nach Ausbruch des Krieges nach Preußen flüchten müſſen. Jedenfalls aber hätte Preußen ſich bei dem Frieden für Milderung ſeines Looſes verwenden müſſen, wenn es das Wort ſeines Geſandten löſen wollte.

[2]) Dies würde zu der Geſchichte mit der Säule ſtimmen.

Noch am 24. September 1757 erhielt Erfurth von Menzeln ein kleines verſiegeltes Packet, mit der Weiſung, daſſelbe zu einem der erwähnten preußiſchen Bauern zu tragen. Bei dem Ausgange aus dem Schloſſe ward er aber von einem Unteroffizier angehalten und verſuchte vergebens, das Packet in den Hoſenſchlitz zu verſtecken. Menzel ſoll ſich gerade in fröhlicher Geſellſchaft befunden haben, als er die Schreckenskunde empfing, daß man ihn im Augenblicke verhaften werde. Die Verhaftung muß damals auch ſofort erfolgt und ſein kurzes Entkommen kann erſt nach der Verhaftung eingetreten ſein. Denn es liegt uns das über ſeine am 25. September erfolgte Vernehmung, die der Kriegsrath Johann Chriſtian Götze vornahm, gehaltene Protokoll vor. Entkommen aber iſt er — jedoch nur für kurze Zeit, indem er den großen Misgriff begangen hatte, ſtatt etwa nach der Krimm und in türkiſches Gebiet zu flüchten, ſich nach Böhmen zu wenden und ſelbſt nach Prag zu wagen. Hier wurde er ereilt und verhaftet und zunächſt nach Brünn, nach Abſchluß des Hubertsburger Friedens aber, durch ein kaiſerliches Commando auf den Königſtein gebracht, wo er am 2. Auguſt 1763 ankam.

Anfänglich hielt man ihn äußerſt hart. Seine Koſt ſoll Tag für Tag bloß in Waſſer und Brot beſtanden haben und zwiſchen ſeinen Füßen ein ſtarker Eiſenſtab gegangen ſein, ſodaß er nur langſam, kurz und mit Mühe ſchreiten konnte. Er habe ſich nie barbieren und die Nägel verſchneiden laſſen dürfen, ſodaß ſein Bart bis auf den Unterleib herabgewachſen ſei. Doch ſei er in Brünn ziemlich guten Muthes geweſen, weil er die feſte Hoffnung gehabt habe, daß der König von Preußen ſich beim Frieden ſeiner annehmen und wohl gar ſeine gänzliche Befreiung erwirken werde, zu welcher Hoffnung ihn frühere Verſprechungen ermuthigt haben ſollen. Friedrich II. war aber gerade der Mann, der ein ſolches Werkzeug wegwarf, wenn er es nicht mehr brauchen konnte[1].

Die einzige Verbeſſerung ſeiner Lage, die Menzel noch hoffen konnte, hatte er nur von der Milde des Kurfürſten Friedrich Auguſt's III. zu erwarten. Auf Verwendung des Grafen von Solms[2] wurde er ſpäter von dem Eiſenſtabe zwiſchen den Füßen befreit, erhielt etwas beſſere Koſt und durfte dann und wann einige friſche Luft genießen. In dieſem Zuſtande lebte er, und allein auf dem Königſtein, faſt 33 Jahre, bis zum 26. (oder 22.) Mai 1796. Man gibt gewöhnlich an, daß er 70 Jahre alt geworden ſei. Aber in ſeinem Verhöre 1757 hat er ſein Alter auf 33 Jahre angegeben. Die eine oder die andere Zahl muß falſch ſein[3]. Erfurth kam gleichzeitig mit Menzel auf den Königſtein, ſtarb aber ſchon am 14. Juni 1778, nachdem er doch faſt 15 Jahre daſelbſt zugebracht.

Was Preußen, allerdings unter Anſtiftung eines Landesverraths, gegen Sachſen that, das hatte ſchon vorher Sachſen, unter Verletzung des Poſtgeheimniſſes, gegen Preußen gethan. Wir haben darüber und über die ſehr charakteriſtiſchen Vorgänge dabei eine ſehr genaue Nachricht in der Selbſtanklage eines Hauptbetheiligten daran, des Alexander Heinrich v. Siepmann, einer Schrift [1], die zugleich durch die Schärfe merkwürdig iſt, mit welcher der Verfaſſer die ſchnöden Handlungen, bei denen er ein Hauptorgan geweſen, ſichtbar ſeinem Chef zum Vorwurf macht und dabei über den Undank klagt, mit dem er dafür belohnt worden. Sichtbar ſchwankt er zwiſchen dem Wunſche, dem Miniſter Böſes nachzuſagen und dem, ſich ſelbſt Verdienſte zuzuſchreiben, während es doch genau dieſelben Handlungen ſind, in denen beide liegen ſollen.

---

[1] Einem anderen Verräther, dem öſterreichiſchen Legationsſecretair Weingarten, der ſich, als ſein Verrath entdeckt war, nach Preußen flüchtete, gewährte er jedoch Schutz.

[2] Das iſt jedenfalls der Graf Friedrich Chriſtoph von Solms-Wildenfels geweſen (ſiehe oben), welcher in den achtziger Jahren Gouverneur des Königſteins war.

[3] Vergl. die Beilage zum literariſchen Wochenblatte, 1820, Nr. 100

Alexander Heinrich Siepmann, über deſſen frühere Lebensumſtände uns weiter nichts bekannt iſt, als daß er 1704 oder 1705 geboren worden, wurde 1729 Auditeur bei der polniſch-ſächſiſchen Carabiniergarde, 1731 aber zu Führung der franzöſiſchen Correſpondenz bei dem Grafen Brühl in Pflicht genommen. In welche Verhältniſſe er hier zu dieſem getreten und wodurch er ſich bei demſelben zu accreditiren geſucht habe, ergibt ſich u. A. daraus, daß der Miniſter ihn 1736 an eine früher mit ihm gepflogene Unterredung über Eröffnung der Briefe und eine dem Siepmann bekannte Methode, dieſe ohne die mindeſte Verletzung und ohne Abnehmung des Lacks in ſehr kurzer Zeit zu bewerkſtelligen, erinnerte.

---

[1] Schlözer's Staatsanzeigen, Bd. 16, Heft 62. Eine Berichtigung, welche der Archivar des dresdner Geheimen Cabinets, Hofrath Gebhardt, in den Politiſchen Jahrbüchern von 1829 veröffentlichte (Bd. I. S. 401 fg.), dient den Angaben Siepmann's über ſeine Wirkſamkeit zur indirecten Beſtätigung. Denn ſie berichtigt daran gar nichts, ungeachtet ſich Siepmann oft darauf beruft, daß die Beweiſe im Cabinete zu finden ſein müßten, ſondern betrifft nur Siepmann's perſönliche Angelegenheiten.

Dies geſchah, als ſich der Hof 1736, bei Gelegenheit des ſogenannten Pacificationsreichstages, in Warſchau befand und mit der Oppoſition und den Umtrieben der Lesczynski'ſchen Partei zu kämpfen hatte. Damals erklärte der Miniſter dem Siepmann, daß das königliche Intereſſe die Anwendung der früher beſprochenen Mittel erfordere, und verlangte von ihm die baldmöglichſte Zubereitung der dazu erforderlichen Maſſe, um im Nothfalle Alles gleich bei der Hand zu haben, ließ ihm auch aus der geheimen Cabinetskanzlei einen mit verſchiedenen Geräthſchaften und Petſchaftsformen verſehenen Kaſten auf ſein Zimmer bringen. Siepmann konnte nichts daraus brauchen und gab ihn wieder zurück.

Einige Tage darauf erfuhr er vom Miniſter, daß der König mit dem General-Kron-Poſtmeiſter v. Holtzbrinck die Zuſendung aller auf der Poſt abgehender und einlaufender Briefe ſelbſt verabredet hätte, daß deshalb der Kron-Poſtſecretair Kahle verpflichtet werden ſollte, und daß Siepmann die Direction dieſer **geheimen Expedition** zu übernehmen, zur Ueberſetzung der in polniſcher Sprache geſchriebenen Briefe aber ſich des Oberauditeur Jeniſch zu bedienen habe, dem er auch am folgenden Tage, in Gegenwart des Miniſters, den Eid der Treue und Verſchwiegenheit abnahm.

Bald darauf machte er mit einem Päcktchen, das ihm der Geheime Regiſtrator Saul zuſtellte, und was neun, mit dem feinſten Poſtpapier couvertirte, ſorgfältig verſiegelte Briefe von intereſſanteſtem Inhalte enthielt, den Anfang. Dann aber kamen von der Poſt ſowohl abgehende als einlaufende Briefe, deren Eröffnung gemeiniglich die ganze Nacht und einen großen Theil des Tages in Anſpruch nahm und mit vieler Mühe und Sorge verbunden war. Als er eines Tages gegen drei

Uhr des Morgens kaum damit fertig war, erhielt er noch einige polniſche Briefe, die er dem Oberauditeur Jeniſch zuſendete. Dieſer ſchickte ihm nur einen Einzigen davon überſetzt zurück, deſſen Inhalt aber das Beſtehen einer Verſchwörung gegen das Leben des Königs, der an einem gewiſſen Tage, während des Gottesdienſtes, durch einen Piſtolenſchuß getödtet werden ſollte, verrieth [1]). Er begab ſich ſogleich, nach vier Uhr des Morgens, zum Grafen Brühl, ließ ihn wecken und legte ihm die Ueberſetzung jenes Briefes vor. Brühl ſchickte ihn damit zum Grafen Sulkowski [2]), der bereits beim Könige war und dieſem das Schreiben vorlegte. Als Sulkowski vom König zurückkam, zeigte er ſich unentſchloſſen über das Vorzunehmende, genehmigte aber doch endlich, daß der Brief mit der Poſt abgehen ſolle, und veranſtaltete, daß in der folgenden Nacht alle Wachen im Schloſſe verdoppelt wurden und ein Commando der Leibwache zu Pferde die ganze Nacht durch die Stadt patrouillirte, was auch einige Zeit fortwährte. Da man erfuhr, daß die Antwort auf den bedrohlichen Brief nur über Lublin einlaufen könne und daſelbſt zu entdecken ſei, ſo ward Siepmann nach Lublin geſchickt. Er trat die Reiſe verkleidet, unter falſchem Namen, mit dem Kron-Poſtſecretair Kahle und als deſſen Vetter, im December 1736 an, wobei er wegen des Treibeiſes der Weichſel, bei zweimaliger nächtlicher Ueberfahrt, große Gefahr lief. Er hatte zwei königliche Ordres bei ſich. Kraft der Einen ſollte dem Inhaber im Nothfall aller

---

[1]) So verſichert wenigſtens Siepmann, während ſonſt über dieſe angebliche Verſchwörung nichts zu ermitteln geweſen iſt.

[2]) Alexander Joſeph, geb. 15. März 1695, 1733 Reichsgraf, 1752 Reichsfürſt, bis 1738 kurſächſ. Cabinetsminiſter, † 22. Mai 1762.

Orten mit bewaffneter Hand Beiſtand geleiſtet werden. Durch die Andere ward der Poſtmeiſter in Lublin, der ein Proteſtant war, angewieſen, dem Inhaber in ſeinem Hauſe eine Wohnung einzuräumen und Alles, was derſelbe im Namen des Königs von ſeiner Treue fordern würde, auf das Genaueſte zu beſorgen.

Sobald Siepmann zu Lublin angekommen war, eröffnete er dem Poſtmeiſter den Grund ſeiner Sendung und ließ ihn den vorgeſchriebenen Eid ſchwören1), worauf ſogleich zur Oeffnung der Briefe geſchritten ward. Auch hier entdeckten ſie viele dem Hofe nützliche Nachrichten, die er wöchentlich zwei Mal dem Miniſter durch eine Staffette zufertigte. So groß auch die Anzahl der einlaufenden Briefe war, ſo ward doch keiner verſchont; Tage und Nächte wurden ſehr mühſam damit zugebracht und diejenigen Briefe, mit denen man bei Abgang der Poſt noch nicht zu Stande war, wurden durch eine Staffette nachgeſendet und an das Kron-Poſtamt zu Warſchau adreſſirt. In der Hauptſache aber, das Attentat betreffend, kam man auf keine nähere Spur, und ſo ward Siepmann nach vier Wochen zurückberufen, da der Miniſter es bedenklich fand, auch noch in Kiew einen Verſuch zu machen, wozu der Poſtmeiſter und Siepmann's Reiſegefährten (?) gerathen hatten.

Siepmann trat nun wieder in Warſchau an die Spitze der „geheimen Expedition.“ Die Menge der Briefe vergrößerte ſich täglich. Siepmann machte aber zufällig einen Juden ausfindig, der alle Siegel im höchſten Grade der Vollkommenheit in Meſſing nachzuſtechen wußte. Dieſer ward in Pflicht genommen, beſchäftigte ſich nun beſtändig mit dieſem ſauberen Handwerk und

---

1) Es würde intereſſant ſein, das Formular deſſelben zu kennen.

hat ſowohl in Warſchau als in Dresden in großer Menge ſolche nachgemachte Petſchafte verfertigt [1]).

Eines Tages begegnete er im Senatorenſaal einem bejahrten Mann, Namens Jäger, den er etwa acht Jahre vorher als Beiſitzer des Aſſeſſorialgerichts in Marienburg in guten Umſtänden gekannt hatte. Brühl ſah ihn mit demſelben reden und erkundigte ſich nach dem Manne. Siepmann gab Auskunft und bemerkte dabei, daß derſelbe jetzt Secretair des preußiſchen Reſidenten Hofmann ſei. Sogleich ward der Plan gefaßt, zu verſuchen, ob dieſer Secretair nicht zu beſtimmen ſei, alles was er über die Schritte dieſes Reſidenten in Erfahrung zu bringen vermöge, nebſt den Abſchriften der Berichte deſſelben, dem warſchauer Hofe mitzutheilen. Brühl bot dafür eine lebenslängliche Penſion von 400 Thlrn. aus der königlichen Kaſſe an. Der Verſuch glückte. Doch machte Jäger bemerklich, daß der Reſident gewiſſe Dinge, die ihm verborgen blieben, ſeinem Schreiber Rothe, die Beſtellung aller Depeſchen aber ſeinem Koch anvertraue, Beide jedoch unter gewiſſen Bedingungen wohl zu gewinnen ſein würden. Nun ward auch dem Schreiber eine Penſion von 400 Thlrn., mit dem Titel eines königlichen Secretairs [2]), dem Koch aber eine von 200 Thlrn., mit dem Verſprechen, künftig als Beikoch in der königlichen Küche aufgenommen zu werden, angeboten und Beide gingen darauf ein. Man kam auf dieſe Weiſe zur Kenntniß wichtiger Dinge, indem verſchiedene vornehme Senatoren ihre Briefe unter Umſchlag und Siegel des preußiſchen Reſidenten abſendeten. Auch die Antworten liefen unter ſeiner Adreſſe ein. Siepmann's Amt ward aber dadurch nur immer beſchwerlicher. Oft mußten die Packete, zu deren Expedirung die Zeit zu kurz war, bis auf den folgenden Poſttag liegen bleiben, wo dann die Data der Briefe danach geändert werden mußten.

---

[1]) Siepmann ſagt, dieſelben müßten noch im Geheimen Cabinete vorhanden ſein. Der Archivar deſſelben, Hofrath Gebhardt, hat noch 1829 nichts dagegen erinnert.

[2]) Solange er bei dem Reſidenten war, konnte er dieſen noch nicht führen. Ward er ihm nur für die Zukunft verheißen? Oder beglückte es ihn ſchon, ſich als wahrhaft geheimen Secretair zu wiſſen?

1738 ward Siepmann das Departement der Bittſchriften im geheimen Cabinet übertragen, zugleich aber die Fortführung ſeiner geheimen Verrichtungen bei dem Premierminiſter ausdrücklich geſtattet. Als der Hof nach Dresden zurückkehrte, verließ auch Siepmann Warſchau, wo dann die Direction der geheimen Expedition erſt dem Geheimen Kriegsrath Simonis und nachher dem Geheimen Kriegsrath von Goltze anvertraut wurde[1]. Siepmann erhielt nun zunächſt den Auftrag, die Verhandlungen des Pacificationsreichstages ins Franzöſiſche zu übertragen, und ward zum Lohne dafür Accisrath, erhielt auch ſpäter die Anwartſchaft auf die erſte erledigte Stelle im Acciscollegium, auf die er aber nachher reſignirte. Bald darauf wurde er zum wirklichen Hofrath ernannt und erhielt eine Beſoldungszulage. 1740 ward er Reſident in Berlin und reiſte im Juli dahin ab. 1742 ward er, unter ſchmeichelhaften Belobungen, veranlaßt, ſeinen Poſten im Cabinet, den er auch abweſend beibehalten, dem Secretair Vieth abzutreten. Er that dies und will nun bald darauf ein Decret erhalten haben, wonach er, ſobald er in Ruheſtand treten würde, eine jährliche Penſion von 2000 Thlrn. erhalten ſollte[2]. Uebrigens ſetzte er ſich in Berlin in den Credit entſchieden antipreußiſcher Geſinnung, hatte auch einige, durch Etikette-ſtreitigkeiten[1]) veranlaßte Händel. Im Juli 1745 ward er, in Folge des eingetretenen Bruches zwiſchen beiden Staaten, abberufen. Eine ſpätere Rückkehr Siepmann's verbat ſich Preußen[2]), und Legationsrath Walther kam an ſeine Stelle. Seiner Verſicherung nach hätte Preußen ſogar ſeine Anſtellung als Reſident in Paris, welche man 1747 beabſichtigt habe, hintertrieben.

---

[1] Siepmann verſichert, daß ſich von dieſen, viele Jahre fortgeſetzten Arbeiten im Archive eine große Menge befinden müßten.

[2] Gebhardt bezweifelt die Wahrheit dieſer Angabe, weil ſich die-

Einige Monate darauf gab Brühl dem Siepmann zu erkennen, daß die Umſtände es mehr als je nothwendig machten, auf die Abſichten des berliner Hofes das wachſamſte Auge zu haben, und daher beſchloſſen worden ſei, alle an deſſen Geſandten von Klinggräf eingehende und von demſelben abgefertigte Depeſchen zu eröffnen. Siepmann will verſucht haben, dieſen Auftrag von ſich abzulehnen und auf den Secretair Rothe zu lenken; ſeine Vorſtellungen ſeien aber vergeblich geweſen. Einige Tage darauf ließ der Miniſter den Oberpoſtmeiſter zu Dresden, Hermann, rufen, und nachdem er ihm angezeigt, daß der Poſtmeiſter zu Großenhain beordert worden, die allda eintreffenden berliner Poſtpackete jedesmal zu öffnen und die an den preußiſchen Geſandten gerichteten Schreiben auf das Schleunigſte ihm, Herrn

---

ſes Decret nicht verfinde. Gretſchel (Sächſiſche Geſchichte, Bd. III. S. 93) hat aber ſpätere archivaliſche Nachrichten, wonach es vorhanden war und nur das Datum fehlte.

[1]) Sie wurden zum Theil dadurch veranlaßt, daß man in Dresden dem ſehr unbeliebten preußiſchen Reſidenten von Ammon gewiſſe Vorrechte entzog.

[2]) Friedrich II. ſoll es ſehr übel genommen haben, daß er ſeinen Einzug in Dresden nicht abwartete, ſondern nach Prag ging. Siepmann that dies aber auf Befehl.

Hermann, durch Staffette zu überſenden, ſagte er, daß der König befohlen habe, ſie ohne Verzug an Siepmann zu ſenden, von dem ſie ihm vor Ankunft der berliner Poſt wieder zurückgeſtellt werden würden. In Preußen mußte man aber ſchon den ſächſiſchen Poſten nicht recht getraut haben, denn die Briefe waren mit einem dreifachen Umſchlage verſehen und bis an die Siegel herum dergeſtalt verkleiſtert, daß eine Eröffnung unmöglich war. Um ſo wichtigere Dinge erwartete man in dieſen Briefen, und um ſo begieriger ward man auf ihren Inhalt. Da erinnerte ſich der Miniſter, daß ein Baron von Scheel, dem er im Cadettencorps unlängſt einen Offiziersposten verſchafft hatte, eine ungemeine Fertigkeit beſaß, jede Geſichtsbildung, auch Abweſender, in jeder beliebigen Weiſe auf das Raſcheſte zu zeichnen. Dies führte ihn auf die etwas wunderliche, diesmal aber doch durch Zufall begründete Meinung, derſelbe müſſe es ebenſowohl verſtehen, die Hände nachzuſchreiben. Er ließ ihn kommen, befragte ihn, erhielt bejahende Antwort und ließ ihn ſogleich mit einigen Briefen und Adreſſen die Probe machen. Dieſe ergab eine alle Erwartung überſteigende Fertigkeit, und ſo ermahnte der Miniſter den Baron, dieſe ſeine Geſchicklichkeit ſorgfältig zu verbergen, und bot ihm vorläufig eine Stelle in der Chevaliersgarde — welche eigentlich zum Ausſterben beſtimmt und bereits auf wenige Mitglieder geſchmolzen war — mit dem Hauptmannscharakter und einem jährlichen Tractamente von 400 Thlrn. an. Scheel ging dankbar ein, und ward bald darauf für die geheimen Verrichtungen eidlich verpflichtet und an Siepmann verwieſen. Die Sache ging nun trefflich von Statten. Siepmann ſchrieb die Briefe ab; der Baron machte die Adreſſen meiſterhaft nach; der Jude, den man mit nach Dresden genommen hatte, ſchaffte Petſchafte nach Belieben und die Poſtſignate von Potsdam und Berlin, und ſo brauchte man ſich um Umſchläge und Verſiegelung nicht mehr zu kümmern.

Eines Tages aber fand ſich, daß die Depeſchen beiderſeits in Chiffren geſchrieben waren, was alſo früher nicht ſtattgefunden hatte, und durch einen beſondern Verdacht veranlaßt worden ſein muß. Mit der Dechiffrirkunſt ſcheinen die Herren von der geheimen Expedition doch nicht recht vertraut geweſen zu ſein, und ſo mußten ſie darauf ausgehen, des Schlüſſels habhaft zu werden. Brühl ließ den Secretair Rothe rufen, der ein geborner Preuße war, ſich ſcheinbar als Fremder in Dresden aufhielt, ohne öffentlich angeſtellt zu ſein, und wie Brühl gewiß nicht erſt damals erfahren hat, mit dem Kammerdiener des Herrn von Klinggräf ſchon ſeit längerer Zeit Bekanntſchaft gemacht hatte. Brühl ließ dem Letzteren durch Rothe den Titel eines Secretairs und eine gute Anſtellung, auch noch überdies ein anſehnliches Douceur anbieten. Bald konnte Rothe mit Freuden anzeigen, daß Alles über Erwarten nach Wunſch gelungen ſei. Doch habe der Kammerdiener geäußert, daß ſein Herr ſowohl den Schlüſſel zu dem Archiv, als den Chiffreſchlüſſel und die Briefe des Königs ſorgfältig in einer Chatoulle aufbewahre, folglich ohne einen Nachſchlüſſel nicht viel zu machen ſei. Der Miniſter befahl hierauf ſelbſt dem Hofkleinſchmied die Anfertigung eines ſolchen, und ſo konnte Rothe ſchon in einigen Tagen die Abſchrift des Chiffreſchlüſſels bringen, und man war wieder über die Schwierigkeit hinweg. Der Kammerdiener erhielt für ſeinen verrätheriſchen Dienſt ſogleich 300 Ducaten und das wiederholte Verſprechen dereinſtiger Verſorgung.

Zu einer neuen Hemmung gab der Miniſter ſelbſt durch eine Unvorſichtigkeit Anlaß. In einem Schreiben des Königs von Preußen, wovon die Abſchrift eines Morgens um 8 Uhr in die Hände des Miniſters gekommen war, befanden ſich ſehr wichtige Bemerkungen und Inſtructionen. Schon Abends 5 Uhr deſſelben Tages erzählte der Kammerdiener ſeinem Freunde und Verführer Rothe mit ſcheuen Blicken, daß ſein Herr, ſobald er Mittags nach Hauſe gekommen und kaum das Zimmer betreten, zu ihm geſagt habe: er müſſe faſt auf den Gedanken gerathen, von Verräthern umgeben zu ſein, indem der Graf von Brühl gegen den franzöſiſchen Geſandten etwas geäußert habe, was nur Gott und ſeinem Könige, ihm ſelbſt aber erſt ſeit dieſem Morgen bekannt ſei. Man fand dieſe Erzählung ſehr bald in dem Berichte des Geſandten beſtätigt, und in der Antwort des Königs nicht blos den Argwohn noch ſtärker ausgeſprochen, ſondern auch die Anzeige enthalten, daß neue Chiffren nächſtens zu mehrerer Sicherheit durch einen Feldjäger überbracht werden ſollten. Dies erfolgte auch, und der Geſandte vereitelte alle Verſuche, ſich auch des neuen Schlüſſels zu bemächtigen, dadurch, daß er denſelben in den Händen ſeines Legationsſecretairs von Hecht ließ.

Dem Kammerdiener aber begann es unheimlich zu werden, da ſein Herr ſein Benehmen gegen ihn gänzlich änderte, und er bald bemerkte, daß alle ſeine Tritte und Schritte beobachtet wurden. Er mußte allen Verkehr mit Rothe aufgeben und verlangte ſehr danach, ſich aus dem Staube zu machen. Als nun die Zeit der Abreiſe des Hofes zu der leipziger Meſſe, wohin auch die fremden Geſandten zu folgen pflegten, herankam, ſtellte ſich der Kamerdiener einige Tage zuvor krank und ſpielte ſeine Rolle ſo fein, daß ſein Herr ihn zurückließ. Nun ward noch ein letzter Hauptcoup ausgeführt. Man durchmuſterte in größter Bequemlichkeit das geſandtſchaftliche Archiv, aus welchem der Kammerdiener die Papiere einlieferte, worauf Siepmann, mit Hülfe des damaligen Secretairs des Grafen Brühl, von König, das Merkwürdigſte extrahirte. Manches in dieſen Papieren war für den Miniſter ſelbſt ſehr empfindlich, der daraus ſah, daß der preußiſche und franzöſiſche Hof ſich vereinigt hatten, ſeinen Sturz zu bewirken, und der auch ſehr verletzende Bemerkungen über ihn und ſeinen Bruder [1]) darin fand. Nachdem der Kammerdiener im Archiv Alles wieder in Ordnung gebracht und ſeine Sachen heimlich fortgeſchafft hatte, übergab er die Schlüſſel des Quartiers der Wirthin, indem er vorgab, ſeinem Herrn nach Leipzig folgen zu müſſen, und reiſte, mit Paß und Briefen wohl verſehen, nach Polen, wo er unter einem andern Namen auftrat und den ihm beſtimmten Poſten übernahm. Der Geſandte ließ es ſpäter an Nachforſchungen nach dem Verſchwundenen nicht mangeln, und es ſollen 1000 Ducaten auf die Entdeckung ſeines Aufenthaltsortes geſetzt geweſen ſein.

Mit der Brieferöffnung hatte es nun ein Ende, zumal auch der dabei ſo wichtige Baron Scheel nicht mehr zu Platze war. Erſt reiſte er, auf erhaltene Nachricht von dem Tode ſeines Vaters, zur Regulirung ſeiner Erbſchaftsangelegenheiten, in ſeine Heimath. Dann kam er zwar wieder, erhielt aber bald darauf abermals Erlaubniß zu einer Reiſe, ſeit welcher man ihn nie wieder in Dresden geſehen, noch etwas von ihm gehört hat [1]).

---

[1]) Der älteſte Bruder des Miniſters, der Graf Johann Adolph (geb. 6. Sept. 1695) auf Zediſta, war zu jener Zeit ſchon geſtorben (26. Dec. 1742). Er war wirklicher Geheimrath und Oberſtallmeiſter geweſen. Der zweite Bruder, Graf Friedrich Wilhelm (geb. 1. Febr. 1699) auf Martinskirchen, wirklicher Geheimrath und Landeshauptmann zu Weißenfels-Querfurt, ſtarb erſt am 23. Auguſt 1760. Der Miniſter, Graf Heinrich, war am 13. Auguſt 1700 geboren und ſtarb am 28. Oct. 1763.

Die große Unzufriedenheit, welche gegen den Grafen Brühl, wegen des gänzlichen Verfalls der Finanzen, des Miscredits der Steuerſcheine, der Nichtzahlung der Beſoldungen u. ſ. w. entſtanden war, veranlaßte wieder eine Beſchäftigung des Siepmann mit der „geheimen Expedition", und zwar ſtand die Operation diesmal unter Leitung des Grafen Hennicke [2]), ward aber nur gegen ſächſiſche Malcontenten angewendet, und lieferte, durch acht Wochen fortgeſetzt, kein Ergebniß, als daß in einigen Briefen die Worte ſtanden: „unſer Zuſtand iſt leider ſehr betrübt! — doch wir können weiter nichts, als ſeufzen und ſchweigen!"

Neben dieſer geheimen Verrichtung erhielt Siepmann auch noch einen andern Auftrag geheimer Natur, welcher weniger die Schlechtigkeit, als die Bornirtheit dieſer Verwaltung bewies. Sie glaubte noch an die Möglichkeit, den Stein der Weiſen zu finden, und ließ ſich dabei von einem angeblichen ſchwediſchen Oberſtlieutenant, Namens Ockermann [3]), betrügen. Dieſem hatte man im Poſthauſe ein Laboratorium eingerichtet und ſtellte ihn dabei unter Siepmann's Aufſicht. Später erbot ſich derſelbe, ſtatt des Steins der Weiſen, ein ſogenanntes „Particulare" zu fertigen, was jährlich wenigſtens 20 Mill. Thlr. einbringen ſollte, wenn man das dazu Erforderliche anſchaffen und ihm ein anderes Laboratorium einrichten wolle. Der Miniſter ließ ihm ſagen, daß der König Alles bewillige. Dem Siepmann aber ward fortgeſetzter Umgang mit dem Schweden anempfohlen und dagegen die Verſicherung gegeben, daß ihm, falls der Schwede ſein Verſprechen erfülle, die Direction über die alsdann zu errichtende Fabrik, mit dem Charakter als Geh. Kammerrath und einem jährlichen Gehalte von 6000 Thlrn., anvertraut, ſowie zum Ankauf eines Landgutes ein Gnadengeſchenk von 100,000 Thlrn. gemacht werden ſolle. Bei 20 Millionen jährlich konnte man dies ſchon thun. Unerwartet deſſen ſoll Brühl, nach Siepmann's Verſicherung, demſelben die Stelle eines Ceremonienmeiſters angetragen haben, die er aber aus triftigen Gründen nicht habe annehmen mögen. Ebenſo habe er ſich nicht bewegen laſſen, auf den Antrag einzugehen, mit dem Titel als Geh. Kriegsrath Vorleſer des Königs zu werden. Es ſcheint, Siepmann fühlte, daß ihm der dresdner Boden zu ſchlüpfrig ſei, und mochte auch wünſchen, in eine Stellung verſetzt zu werden, wo er nicht mit Brieferöffnung und Beaufſichtigung von Goldmachern beſchäftigt wäre. Zudem kam er mit ſeiner Beſoldung nicht aus, zumal dieſe, wegen des öftern Geldmangels in den Kaſſen, bis über acht Monate im Rückſtand blieb. Seine Wünſche waren auf eine auswärtige Miſſion gerichtet, und am liebſten wäre er kurſächſiſcher Geſandter im niederſächſiſchen Kreiſe geworden.

---

[1]) Siepmann ſetzt hinzu: „ein Umſtand, wovon ſich noch vieles ſagen ließe, man doch aber ſchweigen muß."

[2]) Johann Heinrich Hennicke wurde 1720 Inſpector der weidaiſchen Aemter, bald darauf Kammer-Commiſſionsrath und Ober-Accis-Commiſſarius, 1722 Kammer- und Bergrath, 1728 geadelt, 1730 Stifts-Kammerdirector zu Zeitz und 1731 daſſelbe zu Naumburg. Unter Brühl ſtieg er höher. Er ward 1734 Vice-Kammerpräſident und Geheimrath, 1738 Stiftskammerdirector zu Merſeburg, 1739 wirklicher Geheimrath, 1741 Reichsfreiherr, 1745 Reichsgraf. Er ſtarb am 8. Juni 1752.

[3]) Gebhardt a. a. O. Was muß aus dieſem Menſchen geworden ſein?

Statt deſſen ward er gänzlich geſtürzt. Ueber die

Urſache iſt ſchwerlich Gewißheit zu erlangen. Es ſcheint, man hatte dem Grafen Brühl glaublich gemacht, daß Siepmann auf ſeinen Sturz ſinne, daß er wenigſtens bedenkliche Aeußerungen über ihn gethan: wie er ihn ganz in Händen habe, wie es in ſeiner Macht ſtehe, ihn zu verderben u. ſ. w. Ob Siepmann wirklich, vielleicht in einer Unzufriedenheit über ſeine Lage, dergleichen Aeußerungen gethan, bleibt dahingeſtellt. Gebhardt verſichert a. a. O.: es ſei keinem Zweifel unterworfen, daß er ſich in einem langen, vertrauten Umgange mit dem damaligen holländiſchen Geſchäftsträger zu Dresden, de Marteville, Aeußerungen über den Premierminiſter erlaubt habe, welche dieſem nicht gleichgiltig hätten ſein können. Siepmann dagegen behauptet: er habe bereits ſeit Jahr und Tag allen Umgang mit dieſem Diplomaten, vor welchem, als einem gefährlichen Menſchen, der Miniſter ihn ſelbſt gewarnt habe, vermieden gehabt. Oder tritt hier der Satz ein: qui s'excuse, s'accuse! Siepmann will auch darauf hindeuten, daß die Gunſt, in die er ſich bei dem Kurprinzen und der Kurprinzeſſin und deren Hofe geſetzt habe, ihn vielleicht verdächtig gemacht haben könnten, und das Wohlgefallen, mit dem er die einzelnen angeblichen Zeichen dieſer Gunſt aufzählt, ſcheinen das Urtheil Gebhardt's über ihn zu beſtätigen: daß Eitelkeit und Ehrgeiz ſeine Haupttriebfedern geweſen ſeien, ſowie ſein ſonſtiges Treiben auch für das andere Urtheil deſſelben Mannes ſpricht: daß er zu den Menſchen gehört habe, die ſich, um emporzukommen, zu Allem brauchen laſſen. Als das Werkzeug der Cabale gegen ihn nennt er einen „ſogenannten Chevalier Conſtantin", ſowie einige Damen.

Wie dem auch ſei, zu Anfang des Jahres 1750 wurden plötzlich ſeine Papiere mit Beſchlag belegt und der

Cabinetsrath Menzel [1]), ſowie der Legationsrath von Rauderbach [2]) mit deren Unterſuchung beauftragt. Es wurden dem Siepmann Fragen vorgelegt, die er ſchriftlich beantworten mußte. Es ſcheint ſich aber nichts darin gefunden zu haben, wodurch er wahrhaft eines Staats- oder andern Verbrechens hätte überführt werden können. Unter dem 20. April 1750 wurde ein Specialreſcript an den Grafen Hennicke erlaſſen, worin es hieß: man fände den Accis- und Hofrath zwar allerdings einer exemplariſchen Strafe würdig; allein, auf die Vorbitte des Premierminiſters, Grafen von Brühl, wolle man ihn damit verſchonen, und es ſolle ihm befohlen werden, ſich bis auf weitere Anordnung auf dem Schloſſe Hohnſtein ruhig aufzuhalten und aller Correſpondenz, beſonders aber alles Redens und Schreibens über die Umſtände der mit ihm vorgenommenen Unterſuchung zu enthalten. Darüber ſolle er auch einen eidlichen Revers ausſtellen, und wenn er ſich deſſen weigere, ſo ſolle er als Arreſtant nach Hohnſtein gebracht werden. Zu ſeinem Unterhalt und zur Bezahlung ſeiner Schulden wurden ihm 1300 Thlr. bewilligt. Dieſes Reſcript wurde ihm nach der Abreiſe des Hofes durch den Grafen Hennicke eröffnet. Er will jetzt über das einzuſchlagende Verfahren den Geheimrath Grafen Lynar, „einem ganz würdigen Miniſter, den der König perſönlich liebte, den alle Rechtſchaffenen hochſchätzten, den die Eiferſucht entfernt hielt und den man fürchtete, weil er Alles beim rechten Namen nannte", ſowie den Reichshofrath Freiherrn von Gersdorff zu Rathe gezogen haben, die er als ſeine beſonderen Gönner und theilnehmenden Freunde ſchildert. Sie hätten ihm geantwortet: daß, nachdem die Gewalt des Premierminiſters ſich ſchon vorlängſt ſo weit erſtreckt habe, die Ungnade und Entlaſſung des Marquis de Fleury, der Grafen von Lagnasco, von Manteuffel, von Hoym, welche ſämmtlich Cabinetsminiſter geweſen und das blaue Band gehabt, und des Grafen Watzdorff [1]) zu bewirken, ja Hoym und Watzdorff auf den Königſtein zu bringen, Siepmann ſelbſt einſehen würde, daß Widerſtand unnütz ſei. Er fügte ſich alſo und leiſtete den fraglichen Eid, der ihn auch lange nachher, und als er auf Brühl keine Rückſicht mehr nahm, von einem deutlicheren Ausſprechen über die Unterſuchung abgehalten zu haben ſcheint. An Vorſtellungen und Bemühungen ließ er es aber jetzt und ſpäter nicht fehlen, und dies um ſo weniger, als ihm ſowohl Hennicke als Brühl, vielleicht um ihn deſto ſicherer beim Schweigen zu erhalten, mit Hoffnungen geſchmeichelt haben ſollen. Schon im Sommer 1750 erhielt er Erlaubniß zu einer Badereiſe nach Teplitz, und bat von da aus auf das Dringendſte um Wiederherſtellung in Gnade und Einkommen. Darauf erfolgte ein Reſcript an den Grafen von Hennicke vom 22. September 1750, worin ihm der Aufenthalt an einem nicht weit entfernten auswärtigen Orte, bis er zurückberufen und wieder gebraucht werden würde, geſtattet ward. Doch mußte er auch diesmal einen eidlichen Revers ausſtellen, daß er ſich von dem Orte ſeines Aufenthaltes nicht entfernen, keine Correſpondenz, außer in ſeinen Privatangelegenheiten, führen [1]), und über die Urſachen ſeiner Entfernung tiefes Stillſchweigen beobachten wolle. Unter dieſen Bedingungen ließ man ihm den Hofrathscharakter und die 1300 Thlr. Er ging nach Hamburg und ſchmeichelte ſich mit der Hoffnung auf den daſigen Reſidentenpoſten, der ihm kurz vor ſeinem Sturze, wo er bei einer gefährlichen Erkrankung des Agenten in Hamburg, Legationsrathes von der Lith, durch den Legationsrath von Saul deshalb befragt wurde, zu gering geweſen war. Auf erneuertes Andringen erhielt er allerdings zur Antwort, daß der Baron Lefort bereits Anwartſchaft darauf erhalten habe, und als dieſer, der in ruſſiſche Dienſte zu treten willens war, die Anwartſchaft aufgab, trat eben der ſiebenjährige Krieg ein, und Siepmann's Mahnſchreiben blieben ohne Antwort. Ja, es hörte nun auch die Zahlung ſeiner Penſion auf, und erſt 1764 erhielt er wieder eine ſolche, jedoch nur im Betrage von 400 Thlrn. Er bat wiederholt, ſie wenigſtens zu verdoppeln, erlangte aber nichts, als daß ihm 1778 Perſonenſteuerrückſtände, im Betrage von 105 Thlrn., erlaſſen wurden, was denn freilich nicht mehr als billig war, da man ihm ja die von 1756—64 ausgebliebene Penſion nicht erſtattete. Er ſtarb am 26. März 1780 zu Hamburg in dürftigen Umſtänden.

---

[1]) Jedenfalls der Vater des zuerſt beſprochenen Unglücklichen.

[2]) Jedenfalls derſelbe, deſſen Leben im erſten Bande dieſer Sammlung dargeſtellt worden. Aber wie kam er zu dem Adel?

---

[1]) Nicht bei allen dieſen Perſonen iſt ein Antheil Brühl's an ihrem Sturze bekannt, nicht einmal von Allen, daß und wie ſie geſtürzt worden. Franz Joſeph Wicardel Marquis von Fleury und Beaumont war 1725, auf Empfehlung des Königs von Sardinien, als Miniſter des Aeußern in kurſächſiſche Dienſte getreten, war von 1726—28 Geſandter in Wien, ward 1731 entlaſſen, behielt aber, laut Reſcript von 1734, ſeinen Gehalt, den er in den ſardiniſchen Staaten verzehrte. Auch Lagnasco war Sardinier und trat ohne Eclat ab. — Ernſt Chriſtoph von Manteuffel, ſeit 1709 Reichsfreiherr, ſeit 1719 Reichsgraf, ward 1725 Cabinetsminiſter, 1727 Geſandter in Petersburg und Berlin, nach einer langen, eingreifenden und nicht unverdienſtlichen Wirkſamkeit 1730 mit 12,000 Thlrn. Penſion in Ruheſtand verſetzt und ſtarb zu Leipzig 30. Jan. 1749. — Der im Texte genannte Hoym war der Graf Karl Heinrich, über welchen und die andern Hoyme ein beſonderer Artikel vorbehalten wird. — Ueber Watzdorff ſiehe den vorhergehenden Artikel.

---

[1]) Vergl. Gretſchel a. a. O.

XI. Die Grafen von Promnitz.

Aus den Reihen des niedern Adels und dem Verhältniſſe gewöhnlicher Rittergutsbeſitzer wurden die von Promnitz, im Weſentlichen durch die Verdienſte und den Familienſinn eines Einzigen aus ihrem Geſchlechte, zu einem Güterbeſitz gehoben, wie er außerhalb Oeſterreichs wenig nicht reichsunmittelbaren Familien zueigen geweſen ſein mag, wurden ſie Standesherren, ſchon 1559 Freiherren und 1654 Reichsgrafen. Ihr Ausgangspunkt ſoll das Rittergut Weichau in Schleſien geweſen ſein. Schon in alter Zeit hatten ſie ſich in zwei Linien getheilt, von denen die zu Dittersbach zu Anfang des 17. Jahrhunderts ausſtarb. Ihr letzter Sprößling, Hans, adoptirte ſeinen Vetter und Stiefſohn, Balthaſar Hermann auf Skerſina, aber auch dieſe Linie ſtarb um 1706 mit Hans Chriſtoph aus. Die andere Linie ſtammte von Sigismund auf Weichau und Laſſendorf († 1494). Dieſer hinterließ zwei Söhne. Der von dem ältern, Kaspar, geſtiftete Zweig auf Laſſendorf erloſch 1613 mit Abraham Freiherrn von Promnitz. Aber aus ihm ſtammte der Biſchof von Breslau, Balthaſar (geb. 1488, ſtarb 1561), welcher ein ſo geachteter und namentlich durch ſeine religiöſe Duldſamkeit ausgezeichneter Mann war, daß ſelbſt Philipp Melanchthon, bei ſeiner Erhebung zum

Biſchof (1548), ihm und der Kirche Glück wünſchte. Dieſer Balthaſar nun erwarb die Herrſchaften Pleß in Schleſien, Sorau und Tribel in der Niederlauſitz, hatte ſogar eine Zeit lang das Fürſtenthum Sagan pfandweiſe inne und ſtiftete ein Majorat und ein Minorat zu Gunſten ſeiner Familie. Dabei war es ein eigner Zug, daß er das weit bedeutendere Majorat nicht dem Zweige, aus welchem er ſelbſt ſtammte, ſondern dem andern, und zwar aus dem Grunde widmete, weil dieſer den alten Stammſitz des Geſchlechts, Weichau, noch innehabe. Es ward aber dieſer Zug von zarter Familienpietät auch inſofern belohnt, als der begünſtigte Zweig weit länger geblüht hat, als der mit dem Minorat bedachte. Der erſtere ſtammte von dem zweiten Sohne Sigismunds, Balthaſar, deſſen durch ſeinen Sohn Kaspar erzielte Enkel drei Linien ſtifteten, von welchen aber die mittlere und jüngſte auch erloſchen. Die älteſte gründete Heinrich auf Weichau. Dieſe Linie vereinigte nach und nach die Herrſchaften Sorau, Tribel, Drehna, Forſt, Pförten in der Niederlauſitz, Hoyerswerda in der Oberlauſitz, Halbau und Pleß in Schleſien, vieler Rittergüter nicht zu gedenken. Aus ihr ward Sigismund Friedrich in den Reichsgrafenſtand erhoben. Er hatte drei Söhne. Die Linie des zweiten, Heinrich, erloſch mit deſſen Sohne Erdmann, der 1704 als Rittmeiſter bei Poſen blieb. Die Linie des dritten, Ulrich Hipparch, welche Forſt und Pförten beſaß, ſtarb auch mit deſſen Sohne Anſelm, der Präſident der Oberamtsregierung zu Lübben war, 1726 aus, und die Herrſchaften kamen an die Grafen von Watzdorff, dann an die Grafen von Brühl. Der älteſte Sohn, Graf Erdmann (geb. 2. Sept. 1631 † 19. Jan. 1664), erzeugte Balthaſar Erdmann (geb. 9. Jan. 1659, † 3. Mai 1703), welcher ſich am 11. Auguſt 1682 mit Aemilie Agnes, Tochter Heinrich's I. Grafen Reuß zu Schleiz (geb. 11. Auguſt 1662, † 25. Oct. 1729) vermählte, die nach ſeinem Tode den Herzog Friedrich von Sachſen-Weißenfels-Dahme am 13. Febr. 1711 heirathete, am 16. April 1715 aber auch von dieſem Witwe wurde. Aus dieſer Ehe ſtammte 1) Graf Erdmann II. (geb. 22. Auguſt 1683, königl. poln. kurſ. Cabinetsminiſter, † 7. Sept. 1745), welcher ſich in erſter Ehe, am 16. Juni 1705, mit der Prinzeſſin Maria Anna von Sachſen-Weißenfels (geb. 17. Juni 1683, † 16. März 1731), in zweiter Ehe aber, am 21. Februar 1733, mit Henriette Eleonore, Gräfin Reuß-Lobenſtein (geb. 1. Jan. 1706, † 7. April 1762) vermählte, und mit ſeiner erſten Gemahlin den Grafen Johann Erdmann erzeugte. 2) Friedrich auf Halbau. Die verwitwete Herzogin von Weißenfels-Dahme hatte, um in der Nähe ihrer Kinder zu leben, Drehna gekauft, wohnte dort und erzog den Sohn ihres ſchon 1712 verſtorbenen Sohnes Friedrich, den 1711 geborenen Grafen Balthaſar Friedrich.

Der Sohn der Herzogin, der regierende Graf Erdmann von Promnitz zu Sorau, kam jährlich einige Male mit ſeiner Gemahlin und Töchtern zu der Herzogin zum Beſuch. Er war ſehr fromm, und der Kammerjunker der Herzogin traf ihn oft, wie er mit ſeiner Familie knieend betete. Der Kammerjunker kniete dann auch nieder. Die Herzogin aber fragte ihn wohl: „hat Er auch niederknien müſſen?“ und ſetzte hinzu: „ich habe meinen Sohn Erdmann recht lieb, allein er muß nicht von mir verlangen, daß ich täglich einige Stunden mit ihm beten ſoll; denn das würde mir bei meiner Corpulenz viel zu ſchwer fallen.“ Die jungen Gräfinnen tanzten ſehr gern, mußten aber damit warten, bis ihr Vater zu Bett war, wo dann für Muſik und Tänzer geſorgt ward.

Der Graf Friedrich zu Halbau war von ſeiner Gemahlin, Helene Marianne Charlotte, gebornen Gräfin von Tenczin und Erbin von Steinau im Fürſtenthume Oppeln [1]), in jungen Jahren zu Tode geärgert worden. Als er 1712 ſtarb, fiel ſeine Gemahlin in Ohnmacht; wie ihr aber ein Bedienter angezündeten Schwefel unter die Naſe hielt, ſprang ſie auf, ergriff ein Piſtol, dergleichen ſie ſtets um ſich führte, und drohte, ihn zu erſchießen. Er ſchlug ihr die Piſtole aus der Hand und lief weg. Außer dem bei der Herzogin erzogenen Sohne hinterließ der Graf eine Tochter, Agnes Marie Friederike (geb. 12. Dec. 1712), die bei der Mutter blieb. Bei dieſer, einer trunkſüchtigen, liederlichen, abergläubiſchen und rohen Perſon, war ſie nun freilich ſehr übel aufgehoben. Zwar verheirathete ſich die Mutter am 27. Dec. 1716 wieder mit dem Grafen Johann Alexander von Callenberg zu Muskau [2]). Dieſer wollte ſie aber auch bald wieder los ſein, und behauptete zuerſt, ſie ſei von ihrem Mohren ſchwanger, weshalb er ſie zu Dresden verhaften ließ. Sie ſchrieb an den König Auguſt I. und legte ein ärztliches Zeugniß bei, daß ſie gar nicht ſchwanger ſei. Der König ließ ſie zwar zu ſich kommen, wendete ſich aber mit Ekel ab, als er, wie er ſie küſſen wollte, den Branntwein roch, den ſie getrunken hatte. Des Arreſtes ward ſie jedoch entlaſſen, als ſie ihre Nichtſchwangerſchaft eidlich verſicherte. Nun ſtellte der Graf einen jungen Herrn von W. an, der ſie mit in ſeine Schlafkammer nahm, in welcher ein Notarius verſteckt war und zur rechten Zeit zum Vorſchein kam. Sie kam wieder in Arreſt, und der Graf fuhr an ihrem Gefängniß vorüber und grüßte ſie höhniſch. Als ſie aber zwei Finger über den Kopf hielt und das Hörnerzeichen machte, ließ er ſich nicht wieder ſehen. Sie wurden geſchieden und ſie zog wieder nach ihrer Herrſchaft Steinau. Die Herzogin hatte ihre Enkelin gern zu ſich genommen, aber die Mutter gab ſie nicht her. Endlich erhielt die Herzogin ein anonymes Schreiben, worin ſie dringend aufgefordert wurde, die junge Gräfin aus den Händen der alten zu retten. Mutter und Tochter würden demnächſt ins Kukusbad gehen; dorthin möge eine zuverläſſige Perſon geſendet werden, der man Mittel und Wege angeben werde, die junge Gräfin nach der Niederlauſitz zu bringen. Die Herzogin und Graf Erdmann kamen überein, dem Rathe zu folgen. Der eine Hofcavalier war der Gräfin bekannt, bei der er zu Dresden gegeſſen; der andere war zu alt und zu häßlich, und ſo entſchied man ſich für den Herr de Fevre, den Hofmeiſter des jungen Grafen, einen jungen Mann von 27 Jahren, der auch den Auftrag mit Vergnügen annahm. Er gab ſich für einen Baron von Kriegsheim aus dem Voigtlande aus; die Herzogin ließ ihm zwei ſchöne Kleider machen, gab ihm drei Bedienten und einen guten Beutel Geld mit. Die Gräfin war richtig im Bade, jedoch ohne ihre Tochter, welche in Folge der harten Behandlung, die ſie von ihrer Mutter erfuhr, erkrankt war. So ſagte wenigſtens der unbekannte Briefſteller, der ſich als den Kammerdiener der Gräfin, Georgi, auswies. Die Gräfin dagegen, der der junge Cavalier ſehr in die Augen ſtach und die ihn ſogleich zu ſich einlud, erzählte ihm, ihre Tochter ſei ein unerzogenes Bauermädchen, welche nichts lerne und ihr nicht folgen wolle, weil ſie zu ihrer Großmutter zu kommen hoffe. Daraus ſolle aber nichts werden; es ſei ſchon genug, daß ihr Sohn zum Pietiſten, alſo zum Heuchler erzogen werde. Uebrigens bedaure ſie, daß ſie ihrem zweiten Gemahl, der ſich alle Mühe gegeben, ſeine Hahnreiſchaft zu erweiſen, keine Kugel durch den Kopf geſchoſſen. Die Mannsperſonen hätten ihr großen Verdruß verurſacht, und doch könne ſie deren Geſellſchaft nicht entbehren, weil ſie bei ihnen mehr Gründliches, als bei Perſonen ihres Geſchlechts, fände. Uebrigens erfuhr er, daß die Gräfin jederzeit zwei Paar geladene Piſtolen bei ihrem Bette hängen habe und auf 20 Schritt einen Siebenzehner treffe. Er ſchrieb der Herzogin: man möge für ihn beten, denn innerhalb 14 Tagen werde er entweder die junge Gräfin bringen, oder todt ſein. Es kam anders und eigentlich ſchlimmer. Er erhielt in Steinau ſein Zimmer neben der Schlafkammer der Gräfin, was ihn in ſeinen Plänen ſehr genirte. Auch ward die Gräfin theils durch eine unvorſichtige Aeußerung eines ſeiner Bedienten, theils durch das Zutrauen, was ihm ihre Tochter bewies, endlich durch den Brief einer Gräfin von Althan 1), die ihr aus dem Kukusbade ſchrieb, daß der Baron ſich einen falſchen Namen gebe, argwöhniſch, und er mußte den Abzug beſchleunigen. Es gelang in

---

[1]) Sie war am 3. Jan. 1694 geboren und die Tochter des Grafen Georg Friedrich von Tenczin auf Steinau und Gilgut.

[2]) Er war kurſächſiſcher Geheimrath, geb. 12. März 1697, ſtarb 13. Febr. 1776. Der Umſtand, daß auch ſein Enkel, der Graf, und ſein Urenkel, der Fürſt von Pückler, ſich von ihren Gemahlinnen ſcheiden ließen, ſowie die bekannten Wunderlichkeiten des Letztern, könnten zu der Vermuthung führen, daß dieſe Ader durch jene tolle Gräfin in die Familie gekommen ſei. Indeß dieſe Nachkommen ſtammen nicht von ihr, ſondern von der zweiten, erſt 1741 geheiratheten Gemahlin, einer geborenen Gräfin von Werthern.

---

1) Die junge Gräfin heirathete ſpäter einen Grafen von Althan, und vielleicht hängen dieſe beiden Facta zuſammen.

der That, die Gräfin mit ihrer Kammerjungfer glücklich fort und nach Drehna zu bringen; ja, man ſieht nicht recht ein, warum dies nicht auch ohne de Fevre hätte bewerkſtelligt werden können. Die Herzogin ließ in der Kirche ein Dankfeſt anſtellen. Aber de Fevre blieb aus. Er war zwar gleich nach der jungen Gräfin abgereiſt und bis Neumarkt gekommen, hielt ſich aber hier zu früh für ſicher, legte ſich ſchlafen und frühſtückte des andern Morgens in aller Ruhe, als der Kammerdiener, ein Schreiber und ein Vertrauter der Gräfin hereindrangen, den „lutheriſchen Hund" zu Boden warfen und ſeine Verhaftung erwirkten. Er bat und erlangte vor der Hand nur, daß er nicht der grauſamen Gräfin ausgeliefert würde. Dieſe hatte die Flucht ihrer Tochter erſt ſpät gemerkt; als ſie ſich aber überzeugte, daß dieſe ſowohl, als der Baron mit ſeinen Leuten, Georgi und die Kammerjungfer fort ſeien, ſchickte ſie ihre Leute zur Verfolgung, ließ Steckbriefe bekannt machen, in welchen proteſtantiſche Proſelytenmacherei als Grund des Vorgegangenen angegeben wurde, und ſetzte 100 Speciesducaten auf Einbringung der Flüchtlinge. Der arme de Fevre ſoll, nach Einigen, auf der Feſtung Olmütz geſtorben ſein. Andere erzählen, die Gräfin habe endlich doch noch ſeine Auslieferung erwirkt und ihn bei Waſſer und Brot einmauern laſſen. Preußiſche Soldaten hätten ihn 1741 mit langem Bart, ohne Naſe und Ohren und irrſinnig getroffen, und er ſei vier Tage nachher geſtorben. Die Herzogin konnte ihn nicht retten, denn ſie konnte nicht einmal die junge Gräfin bei ſich behalten. Die Gräfin Callenberg, oder ihre Freunde, hatten die Religion ins Spiel gezogen, und die Gräfin trat der Kaiſerin ihr Mutterrecht ab. Nun ward dem in Schleſien ſelbſt begüterten Grafen Promnitz, bei, nach und nach, 18,000 Ducaten Strafe, die Auslieferung der jungen Gräfin, die übrigens nicht wieder zu ihrer Mutter gethan werden ſolle, aufgelegt. Man rieth dem Grafen, den Streit durch eine Berufung an das corpus evangelicorum hinauszuziehen, aber die Sache war ihm doch zu bedenklich. Sie gingen endlich nach Breslau und hofften noch vermitteln zu können, daß die junge Gräfin bei der Herzogin gelaſſen würde, zumal der Director des Oberamts zu Breslau, Graf Johann Anton von Schafgotſch[1]), ein Verwandter und Freund war. Dieſer, ein kleiner, verwachſener, aber dienſtfertiger und gelehrter Mann, erwies ihnen auch während der drei Monate, welche die Herzogin zu Breslau zubringen mußte, alle mögliche Höflichkeiten, mußte ihnen aber doch endlich ankündigen, daß die junge Gräfin nach Wien müſſe, und tröſtete ſie nur einigermaßen durch den Rath, derſelben ein evangeliſches Fräulein von Hund als Begleiterin mitzugeben. Die Sache hatte in Breslau großes Aufſehen gemacht, und einige Evangeliſche erboten ſich, die junge Gräfin heimlich nach Dresden zu ſchaffen, wenn nur die Herzogin einen Brief an einen Geheimrath mitgeben wolle; es ſcheint aber, ſie hat die Sache doch zu ernſthaft gefunden, um ſich weiter damit einlaſſen zu wollen. Die Angelegenheit ward auch auf die breslauer Kanzeln gebracht, welche damals in ſolchen Dingen die Stelle der heutigen Journale vertreten zu haben ſcheinen; die Herzogin ließ ſich das aber verbitten. Sie verließ Breslau im März 1722 wieder, während ihr Kammerjunker von Nüßler noch dort bleiben und das Weitere abwarten und beſorgen mußte. Die

---

[1]) Geb. am 19. April 1675, Ritter des goldenen Vließes, kaiſ. wirklicher Geheimrath, 1708 Reichsgraf, † 17. März 1742; Vater des bekannten Fürſtbiſchofs.

Geldbuße des Grafen von Promnitz ward auf 2000 Ducaten heruntergehandelt. Georgi war glücklich nach Drehna gekommen und in die Dienſte der Herzogin genommen worden. Als auch ſeine Auslieferung verlangt ward, rieth der Präſident der Oberamtsregierung zu Lübben, auch ein Graf von Promnitz, ihn ins Ausland zu ſchaffen, worauf er dem berühmten ruſſiſchen Feldherrn Grafen Münnich zum Stallmeiſter empfohlen wurde und 200 Louisdor Reiſegeld erhielt. Die junge Gräfin war nach Wien gebracht und einem, von der Gräfin bezeichneten gräflichen Hauſe zugewieſen worden. Vier Wochen lang ließ man das Fräulein von Hund und zwei evangeliſche Bedienten noch bei ihr; dann erhielten ſie die Weiſung, ſich nach Hauſe zu begeben. Das Fräulein zog zwar zunächſt zu dem evangeliſchen Banquier Schreyvogel; da ſie aber ſah, daß ihr alle Verbindungen mit der jungen Gräfin abgeſchnitten blieben, ſo reiſte ſie endlich nach Drehna zurück. Bis dahin hatte die junge Gräfin, die übrigens erſt im zehnten Jahre ſtand, den Anmuthungen der Jeſuiten widerſtanden; ſpäter aber iſt ſie durch die Kaiſerin ſelbſt bekehrt worden und ward am 15. Februar 1733 an den Grafen Michael Johann von Althan, welcher 1778 als Grand von Spanien erſter Claſſe, Ritter des goldenen Vließes, wirklicher Geheimrath und Vicepräſident der oberſten Juſtizſtelle ſtarb, verheirathet, iſt aber ſchon am 30. Oct. 1739, wie es hieß vor Gram, geſtorben, worauf ihr Gemahl noch drei Frauen geheirathet hat. Die Gräfin von Callenberg, ihre Mutter, trieb ihr Weſen fort, bis 1741 eine gänzliche Wendung eintrat. Sie ward nämlich von ihren eignen Unterthanen bei dem öſterreichiſchen General von Neipperg angegeben, daß ſie mit preußiſchen Offizieren in genauem Verkehre ſtünde, was wohl möglich iſt, aber ſchwerlich einen politiſchen Charakter gehabt hat. Der General gab ſofort Befehl, ſie als Landesverrätherin zu verhaften und mit ihren werthvollſten Sachen nach Neiße zu ſchaffen. Sie ward jetzt von ihren katholiſchen Unterthanen im Bette überfallen, mit Stricken gebunden, auf einen Leiterwagen geworfen und mit ihren beſten Geräthſchaften, die aber ſehr beſchädigt wurden, nach Neiße gebracht, wo ſie vor Verdruß und Elend geſtorben iſt. Bald darauf kam die preußiſche Armee in die Gegend, das Schloß ging in Brand auf und der ſchöne Garten ward verwüſtet [1].

Der bei der Herzogin erzogene Sohn, Graf Balthaſar Friedrich, hatte auch eigne Fata. Auf ſeinen Reiſen wollte er über das mittelländiſche Meer nach Cadix gehen, aber das Schiff, worauf er ſich befand, wurde von einem Kaper aus Algier genommen und er ward als Sklave verkauft. Der holländiſche Conſul ſchoß jedoch 3000 Ducaten zu ſeiner Ranzionirung vor, worauf er über Holland nach ſeiner Herrſchaft Halbau, zu der er ſpäter auch Drehna [2] erhielt, zurückreiſte. Er war mit ſeinem Oheim zu Sorau über die Herrſchaft Pleß in Streit und führte den Proceß in Breslau. Hier lernte er die verwitwete Gräfin Anna Chriſtina Sophia von Malzan, geborene Gräfin von Erbach-Fürſtenau, eine an Geiſt und Gütern reiche, liebenswürdige Dame kennen, die bereits viele große Partien ausgeſchlagen hatte, ihm aber aus Achtung für ſeinen Charakter 1737 ihre Hand reichte. Er ſtarb aber ſchon 1740 und ſeine Witwe hatte noch 1751 die Schwachheit, ihren ehemaligen Pagen, den Grafen Friedrich Auguſt von Kospoth, zu heirathen, worauf das Vermögen ſehr abgenommen haben ſoll.

---

[1] Die Vorgänge mit der tollen Gräfin zu Steinau erzählt Büſching in ſeinem Leben von Küſter's.

[2] Drehna gehört jetzt den Fürſten Lynar.

Der Graf Erdmann II. von Promnitz wurde am 7. Sept. 1745 auf ſeinem Schloſſe in Schleſien durch öſterreichiſche Huſaren gemishandelt und getödtet. Sein Sohn, Graf Johann Erdmann, geb. 2. Febr. 1719, wollte ſeine niederlauſitziſchen Herrſchaften Sorau und Tribel an ſeinen Schwager, den Grafen Heinrich Ernſt von Stolberg-Wernigerode [1]), gegen eine Leibrente von 12,000 Thlrn. abtreten. Da aber das Lehn auf dem Fall ſtand, ſo trat der Landesherr 1767 ſelbſt ein und die Herrſchaften kamen an Kurſachſen. Die ſchleſiſchen Herrſchaften trat derſelbe Graf an den Stiefſohn ſeiner Schweſter, den Prinzen Friedrich Erdmann von Anhalt-Köthen, ebenfalls gegen 12,000 Thlr. Leibrente, ab, lebte nun erſt in Merſeburg, dann in Wien und ſtarb am 4. Juli 1785. Von ſeiner Gemahlin, einer Prinzeſſin von Carolath [1]), war er geſchieden und der Letzte vom Mannsſtamm ſeines Hauſes.

---

[1]) Heinrich Ernſt, geb. 7. Dec. 1716, † 24. Oct. 1778. Er hatte ſich am 11. Dec. 1738 in erſter Ehe mit Marie Eliſabeth Gräfin von Promnitz (geb. 24. Oct. 1717) verheirathet, die aber ſchon am 30. Juli 1741 ohne Kinder ſtarb. Er heirathete dann, am 12. Juli 1742, die Prinzeſſin Chriſtine Anna Agnes von Anhalt-Köthen. Aus dieſer zweiten Ehe kam die Gräfin Luiſe Ferdinandine (geb. 30. Sept. 1744), welche am 13. Juni 1766 den Prinzen Friedrich Erdmann von Anhalt-Köthen heirathete. Dieſer war ein Sohn des Fürſten Auguſt Ludwig und einer andern Schweſter des letzten Grafen von Promnitz, der Gräfin Chriſtine Johanne Emilie (geb. 15. Sept. 1708, verm. 14. Jan. 1726, † 20. Febr. 1732). Von ihm und ſeiner Couſine ſtammte der im Jahre 1848 ausgeſtorbene Zweig des Hauſes Köthen ab, ſodaß auch dieſe Nachkommenſchaft der Promnitze, die Erbin ihrer ſchleſiſchen Güter, erloſchen iſt. Eine dritte Schweſter, Agnes Sophie (geb. 14. Mai 1720), heirathete am 1. Nov. 1747 den Grafen Heinrich XXVIII. Reuß-Ebersdorf, woraus auch keine Nachkommenſchaft erwachſen iſt.

---

[1]) Geb. 28. Juni 1727, verm. 5. Aug. 1741, ſeparirt 1746, † 18. Dec. 1762.

XII. Die Grafen von Hoym.

Name und Herkunft derer von Hoym wird von der in der Nähe von Quedlinburg gelegenen, zu dem anhalt-bernburgiſchen Gebiete gehörigen kleinen Stadt Hoym abgeleitet. Ein Zweig derſelben begleitete das Erbkämmereramt im Bisthum Halberſtadt. Mitglieder dieſer Familie ſind Biſchöfe zu Halberſtadt und zu Merſeburg geweſen.

Gegen Ende des 16. Jahrhunderts erwarb ein Zweig derſelben das bedeutende Rittergut Droißig im Thüringiſchen. Aus demſelben ſtammte Ludwig Gebhard von Hoym auf Droißig (geb. 17. November 1631 † 2. Januar 1711), welcher kurſächſiſcher wirklicher Geheimer Rath und Kammerpräſident und am 6. März 1676 vom Kaiſer Leopold zum Reichsfreiherrn erhoben wurde. Ein zwanzig Jahre ſpäter kam er in Unterſuchung und auf den Königſtein. Gegen Auszahlung von nicht weniger als 200,000 Thlrn. wurde aber ſein Proceß am 20. März 1696 niedergeſchlagen, und am $^{11}/_{21}$ Juli 1697 erhielt er als Kammerpräſident die Zuſicherung: daß gegen ihn niemals inquisitorie, ſondern ſtets nur civiliter verfahren werden ſollte. Der üble Verdacht, der gegen ihn aus dem allen erwachſen könnte, wird, mit Berückſichtigung des ſehr niedrigen Maßſtabes, welcher damals überhaupt für die öffentliche Sittlichkeit galt, dadurch weſentlich gemildert, daß die bekannte, ſo ſchonungsloſe Denkſchrift, wegen welcher von Wolframsdorf auf den Königſtein kam, ſich im Ganzen ſo vortheilhaft über ihn ausſpricht, wie über Wenige. Er habe Mühe gehabt, den Haufen der Schmeichler und Höflinge zu durchbrechen, ſagt ſie. Seine ſtrenge und thätige Lebensweiſe habe ihn verhaßt gemacht. Allerdings erwähnt ſie, daß er äußerſt ökonomiſch und aufs Reichwerden bedacht ſei. Aber ſie wirft ihm nicht vor, daß er das auf Koſten des Staats betrieben habe, findet ihn vielmehr zum Leiter des fürſtlichen Hofſtaats ſehr geeignet. Nicht an ihm habe es gelegen, daß die Misbräuche nicht abgeſtellt worden ſeien. Er hatte vier Frauen[1]) nach einander geheirathet und mit den drei erſten 16 Söhne und fünf Töchter erzeugt. Aus der zweiten Ehe ſtammte zuvörderſt der Geheime Rath Adolf Magnus (geb. im Mai 1668), welcher 1711 mit ſeinen Brüdern, während des Reichsvicariats, in den Grafenſtand erhoben wurde und der erſte Gemahl der Coſel war, nachher aber ſich mit einer Frieſen verband, aus beiden Ehen keine Kinder hinterlaſſend[2]). Dieſer gehörte zu den, in der damaligen Zeit auf den höheren Poſten ebenſo ſeltenen, als ſpäter häufigen Beiſpielen ſtreng rechtlicher und patriotiſcher Staatsmänner. Indem er, bei Gelegenheit der ſtändiſchen Beſchwerden über die willkürlichen Uebergriffe des Reviſionsrathes, deſſen Mitglied er ſelbſt war, ſich mit größtem Freimuth zu Gunſten der Stände ausgeſprochen (1700), fand ſich der König bewogen, den Reviſionsrath, der zu ſo vielen Klagen Anlaß gegeben, aufzuheben. 1702 wurde er zum Generalinſpector der Acciſe ernannt und 1704 an die Spitze des General-Accis-Collegiums geſtellt, wo denn ſeine umſichtsvolle Verwaltung ſowohl zu der willigen, der freiwilligen Aufnahme dieſer Abgabe in den Städten[1]), als zu dem finanziell lohnenden Ertrage derſelben weſentlich beitrug. Wohl aber mochte er mehr und mehr erkennen, daß er nicht gegen den Strom ſchwimmen könne, und verfiel darüber in gänzliche Unluſt zu allen Geſchäften, in Ueberdruß an dem ſächſiſchen Thun und Treiben. Am 3. März 1712 nahm er ſeine Entlaſſung, vertauſchte und verkaufte ſeine ſächſiſchen Güter[2]) und zog nach Wien, wo, oder nach Andern in Ratibor, er nach 11 in Schwermuth verlebten Jahren am 15. Oct. 1723 geſtorben iſt. Allerdings mochte ihm ſein Hauptwerk, die Acciſe, ungeachtet ſie den Beifall des Volkes und des Hofes fand, doch inſofern viel Verdruß bereitet haben, als ihm eine unbeſiegbare Oppoſition des Grundadels und damit der einflußreichſten Familien des Landes entgegenſtand, welche auch die Einführung derſelben auf dem platten Lande definitiv zu hindern gewußt hat.

---

[1]) Eine Freiin von Taube († 1659), ein Fräulein von Schönfeld († 1681), ein Fräulein von Haugwitz († 1702) und die verwitwete Obriſtin von Bünau, geb. von Irmentraudt († 1710).

[2]) Bd. I. S. 296—297.

---

[1]) Die Abgabe war von den Ständen nicht bewilligt, wurde aber von den Städten freiwillig übernommen, indem dieſen dafür ein entſprechender Erlaß an den directen Steuern zu Theil ward. Den Betrag dieſes Erlaſſes vergütete die Regierung der Steuer-Kaſſe und machte noch ein ſehr gutes Geſchäft. Man erkannte damals, daß eine halbwegs zweckmäßige indirecte Abgabe vom Volke leichter und williger getragen werde, als jede directe, und dieſe auch in England und Amerika wohl bekannte Erfahrung werden alle Declamationen der Idealiſten nicht erſchüttern.

[2]) Burg- und Kirchenſcheidungen vertauſchte er an den Generalfeldmarſchall Grafen von Flemming gegen die Herrſchaft Schlawenzig im Fürſtenthum Troppau. Schkölen verkaufte er an den Grafen Moritz von Sachſen.

Ueberhaupt hatten die Hoyms noch wenig Familienverbindungen in Sachſen, wie auch die angeführte Denkſchrift bemerkt. Doch war eine rechte Schweſter des Grafen, Rahel Charlotte (geb. 2. Nov. 1676 † 17. März 1753), ſeit dem 8. Auguſt 1699 mit jenem einflußreichen Grafen Friedrich Vitzthum von Eckſtädt vermählt, welcher 1726 bei Warſchau im Duell blieb [1]. Die Denkſchrift ſagt von Adolf Magnus: er folge den Fußtapfen ſeines Vaters; ſein Benehmen ſei etwas anmaßend, und ſein Aeußeres kalt; wer ihn näher kenne, merke aber wohl, daß er nicht übel raiſonnire. Man halte ihn für hochfahrender, als den Vater; allein der ganze Unterſchied beſtehe wohl darin, daß, wenn Beide Jemanden einen Spitzbuben nennten, der Vater es mit Gemüthsruhe, der Sohn mit Leidenſchaftlichkeit thue.

Der Graf Karl Siegfried, Geheimer Rath, geb. 9. Juli 1675 † 2. April 1738, am 12. Januar 1720 mit einem Fräulein von Löben verheirathet, ſtiftete die Linie zu Guteborn, welche aber am 12. Juli 1775 mit ſeinem Enkel, dem Grafen Adolf Magnus Gotthelf, einem Poſthumus, der zugleich ein Enkel des bekannten Grafen von Beichlingen war, in männlichen Erben erloſchen iſt.

Der Graf Ludwig Gebhard II. (geb. 23. October 1678 † 6. Mai 1738), Geheimer Rath und Oberhauptmann in Thüringen, ſtiftete, mit einer Gräfin von Werthern, die Linie zu Droißig, welche aber auch keinen Beſtand gehabt hat. Sein älteſter Sohn, Graf Julius Gebhard auf Droißig, Schlawentitz, Oppurg ꝛc. (geb. 17. Nov. 1721), war zwar zweimal vermählt, zuerſt mit einer Gräfin Brühl, dann mit einer Diesſau 1), hinterließ aber, bei ſeinem am 14. Februar 1769 erfolgten Tode, nur eine Tochter. Ebenſo erzeugte ſein zweiter Sohn, Graf Gotthelf Adolf auf Gleina, Thallwitz ꝛc., Geheimer Rath (geb. 24. Nov. 1721 † 22. April 1783), welcher 1769 Dreißig und 1775 Guteborn geerbt hatte, mit Sophie Auguſte Gräfin von Stolberg-Roßla (geb. 11. Juni 1754, verm. 27. November 1769, † 3. März 1776) auch nur eine Tochter, Luiſe Henriette (geb. 30. März 1772), welche ſich am 16. Auguſt 1791 mit dem Grafen Reuß zu Ebersdorf, Heinrich LI. (geb. 16. Mai 1761 † 10. Juli 1822), vermählte und dadurch die Güter an dieſes Haus brachte. Sie iſt die Mutter des bekannten Fürſten Heinrich LXXII., welcher am 1. October 1848 auf die Regierung von Lobenſtein und Ebersdorf, ſowie auch antheilsweiſe Gera, zu Gunſten des Fürſten zu Schleiz verzichtete und darauf ſeinen Wohnſitz eben auf jenem Hoym'ſchen Erbgute Guteborn (in der ſächſiſchen Oberlauſitz) nahm, übrigens unvermählt und der einzige männliche Sproſſe ſeines Zweiges iſt.

---

[1] Bd. I. S. 301 — 2.

Das unglücklichſte Ende nahm der Graf Karl Heinrich, der wohl der jüngſte Sohn des alten Freiherrn Ludwig Gebhard war und aus deſſen dritter Ehe ſtammte. Derſelbe ſtieg ſehr raſch. Er ward 1719 Kammerherr, war 1720 – 1728 Geſandter in Paris, wo er ganz und gar franzöſirt worden ſein ſoll, ward 1723 Geheimer Rath, am 19. Juni 1724 Cabinetsminiſter, erhielt als ſolcher am 19. März 1729 das innere Departement und ward am 15. April 1729 wirklicher Geheimer Rath. Am 28. Auguſt 1729 bekam er die königliche Zuſicherung, daß ſein functionsmäßiger Gehalt ihm lebenslänglich

---

1) Bd. I. S. 214.

und eintretenden Falles auch außerhalb Sachſens gezahlt werden ſolle. Bei einem Rücktritte von ſeinen Functionen ſollte er eine jährliche Penſion von 12,000 Thlrn. beziehen. Endlich erhielt er am 15. Auguſt 1730 den Vorſitz im Geheimen Conſilium.

Aus all dieſen Ehren, Würden und Vortheilen wurde er plötzlich geſtürzt. Zu Anfange des Jahres 1731 wurden der Oberſt und Generaladjutant von Rochau und der Hof- und Juſtiz-, auch Appellationsrath Günther auf ſein Gut Skaßka abgeordnet, ihm die 18 Anklagepunkte nebſt Beweisſtücken vorzuhalten, „zugleich auch mündlich etwas von dem, ſo nicht mit in die Punkte eingefloſſen, zu erinnern und ihm anzudeuten, daß Se. Majeſtät ſeinem freien Willen überließe, ob er ſich aller derer Punkte ſchuldig und damit die Ungnade und ernſtliche Beſtrafung wohl verdient zu haben, eigenhändig bekennen und Ihre Majeſtät um Milderung der Strafe nochmals anlangen, oder daß ſeine Verbrechen durch eine hierzu beſonders angeordnete Commiſſion rechtlich unterſucht und den Rechten nach beſtraft würden, gewärtig ſein wolle."

Ueber die 18 Artikel haben wir wenigſtens ein Summarium in Händen, woraus ſich ergibt, daß ſie ſich auf folgende Umſtände bezogen: 1) daß Hoym ermahnt worden ſei, ſich zu beſſern und 2) nicht gehorcht habe; 3) daß er deſpotiſch und mit ſouverainer Gewalt regiert habe; 4) daß er auf ſein Privatintereſſe Rückſicht genommen; 5) daß er Andere ſchlecht behandelt; 6) daß er dem Herrn (le Maître) alles verborgen gehalten und ihm nichts habe wiſſen laſſen; 7) daß er gegen die Verordnungen gehandelt; 8) daß er ſich alles angemaßt; 9) daß er ſeine Handlungen und Reden verleugnet; 10) das Poſtverbrechen; 11) daß er falſche Rechnungen und Schuldverſchreibungen gemacht; 12) das unanſtändige Reden und Benehmen während des Aufenthaltes des Königs von Preußen (1730) ſowohl in Dresden, als im Lager[1]) und anderwärts; 13) daß er ohne Erlaubniß des Herrn mit auswärtigen Höfen habe unterhandeln wollen; 14) daß er gegen das Anſehen und die Rechte des Herrn gehandelt; 15) daß er ſich in Sachen gemiſcht, die ihn nichts angingen; 16) die Porzellanangelegenheit, wo er geradezu gegen den Befehl nach eignen Anſichten und Intereſſen gehandelt; 17) daß er in den vom Könige unterzeichneten Befehlen habe radiren und ändern laſſen, auch dergleichen zurückbehalten habe, ohne ſie zu befördern; 18) Vermehrung der Koſten.

Ungeachtet von dieſen, zum Theil ſehr allgemein gehaltenen Punkten nur die sub 10), 11), 16) und 17) zum Gegenſtande einer eigentlichen rechtlichen Unterſuchung und Strafe geeignet ſcheinen, ſo zog es der Graf doch, vielleicht mit Rückſicht auf eben dieſe Punkte, vielleicht auch im Hinblick auf Anderes, was gar nicht darin ſtand, was aber die Commiſſarien „einfließen“ ließen, vor, ſich der Gnade zu überlaſſen und einer rechtlichen Unterſuchung auszuweichen. Es ward nun beſchloſſen, daß er aller ſeiner Chargen gänzlich entſetzt ſein, niemals wieder in Dresden, oder wo Ihro Majeſtät oder Ihre Königliche Hoheiten, der Kurprinz und die Kurprinzeſſin, oder Ihrer Majeſtät oder des Kurprinzen Hoflager zugegen ſein möchte, ſich einfinden, ſondern auf ſeinen Gütern, oder an dem Orte, der ihm beſonders erlaubt würde, ſich aufhalten und keine Correſpondenz, außer in ſeinen Privatangelegenheiten, führen, die von ihm verurſachten Schäden und zur Ungebühr erhobenen Gelder prompt erſtatten, ohne ſpeciellen königlichen Conſens keines von ſeinen ſächſiſchen Gütern veräußern, oder mit Schuld beſchweren ſollte. Er mußte 100,000 Thlr. zahlen, einen Eid über Einhaltung der Bedingungen leiſten, einen ſchriftlichen Revers ausſtellen, und erhielt nun am 18. Juni 1731 Abolition.

---

[1]) Bei Mühlberg, 30. Mai — 29. Juni 1730.

Bei dem Thronwechſel (1733) ſoll er auf kurze Zeit auf den Königſtein gekommen ſein, was darauf hindeuten würde, daß er ſich beſonders die Ungnade des Kurprinzen, nunmehrigen Kurfürſten zugezogen. Er ſei aber bald wieder losgekommen. Dies jedoch nur für kurze Zeit. Denn am 22. December 1734 wurde er wieder auf den Königſtein gebracht und auf der Johann-Georgenburg verwahrt, wo er ſich aus eignen Mitteln zu erhalten hatte. Er mochte daran verzweifeln, wieder in Freiheit zu kommen, und dem leeren, blaſirten Weltmanne, was er, nach allen Zeugniſſen über ihn, war, mochte die Haft auf der einſamen Bergfeſtung unerträglich werden. Am 22. Mai 1736 erhängte er ſich mit einem Schnupftuche an einem Spiegelhaken, nachdem er auf einem auf den Tiſch gelegten Zettel ſeinen Bedienten gebeten, ihn abzuſchneiden und, gegen eine Belohnung von 1000 Ducaten, ins Bette zu legen, als ob er am Schlage geſtorben ſei. Sein Wunſch ward nicht erfüllt. Er mußte 14 Tage hängen bleiben, bis Ordre aus Warſchau kam, worauf er (am 5. Juni) durch einen Bauer und deſſen Frau, die dafür 100 Fl. erhielten, abgenommen und auf dem Garniſonkirchhofe zu Königſtein begraben wurde. Er kam in einen ſchlechten Sarg, der mit Hobelſpänen gefüllt war, und wurde in der Kleidung beerdigt, in der er ſich erhängt hatte. Durch Decret vom 8. März 1737 wurde ſein ganzes Vermögen confiſcirt.

Er ſcheint nicht verheirathet geweſen zu ſein. Der ganze im Sächſiſchen angeſeſſen geweſene Zweig der Grafen von Hoym iſt im Mannsſtamm ausgeſtorben. Die in Preußen blühenden Grafen von Hoym ſtammen von dem braunſchweigiſchen Zweige ab, aus welchem der preußiſche Geheime Oberfinanzrath Hartwig Ludwig Anton von Hoym am 18. April 1800 in den preußiſchen Grafenſtand erhoben wurde

XIII. Entführungen.

Ernſt von Iſenburg, der letzte aus der grenzauiſchen Linie des Hauſes Iſenburg, General der niederländiſchen Finanzen, Gouverneur von Luxemburg, Ritter des goldenen Vließes, General der Artillerie, hatte ſich erſt mit Helena, einer Tochter des Fürſten Karl von Aremberg, dann mit Maria Anna von Hohenzollern-Hechingen (1636), einer Dame von ungemeiner Schönheit (geb. 1614), vermählt. In jener Zeit kam ein Hauptmann Maſſaube nach Köln, wo die Gräſin im Iſenburger Hofe reſidirte. Derſelbe war der Sohn eines Edelmanns aus der Gegend von Montpellier, der durch Kriegsfahrten nach Lothringen verſchlagen worden war, die Tochter des Gouverneurs von Nancy geheirathet und ſich an den Ufern der Meurthe angeſiedelt hatte. Der Sohn war als Page an dem Hofe des Erzherzogs Leopold, Biſchofs zu Paſſau und Strasburg, erzogen worden und dann in das Lothringiſche Regiment Vaubécourt eingetreten, in welchem er eine Compagnie führte, als er in den Dienſt Ludwigs XIII. trat. Einſt war Muſterung. Maſſaube's Compagnie war nicht vollzählig, und den Unterſchleif zu verbergen, hatte der Hauptmann passe-volants, d. h. Burſche gemiethet, die nur für die Stunde der Muſterung eintraten. Der inſpicirende Offizier entdeckte den Betrug, ſprach ſich offen darüber aus und drohte, die Sache an den König zu berichten. Vor Scham und Aerger gerieth Maſſaube in Wuth, ſchlug mit einer Büchſengabel auf den Muſterinſpector und ſchrie dazu: „Das bring dem König!“ Im Augenblicke aber fiel ihm aufs Herz, was er gethan hatte; er riß ſein Pferd herum, ſprengte davon und kam glücklich über die nahe Grenze. Das Bild des Majeſtätsverbrechers ward hingerichtet; er ſelbſt kam glücklich nach Köln und ward Oberſtlieutenant in dem Leibregiment des Herzogs Karl IV. von Lothringen, deſſen Gefährte und Vertrauter er ward. Mit ihm kam er auch an den Iſenburger Hof, erſt in die Geſellſchaft der Hoffräulein, dann, als dieſe die Herrin auf ſein Lautenſpiel aufmerkſam gemacht, in die der Gräfin. Es entſpann ſich ein vollſtändiges, engſtes Liebesverſtändniß und dieſes gedieh ſo weit, daß ſie ſelbſt ihren Buhlen aufforderte, ſie und zwar nach Frankreich zu entführen, nach demſelben Frankreich, wo ein Todesurtheil über dem Haupte des Flüchtigen ſchwebte.

Doch die Liebe gab auch hier den Muth, und ſollte es auch wahr ſein, daß ein Franzoſe nicht wahrhaft lieben könne, ſo iſt doch dieſe Nation niemals zurückgewichen, wenn es Gefahr für die Dame des Herzens galt. Sie opfern vielleicht ihre Dame einer Laune, aber niemals der Furcht.

Maſſaube wußte ſich durch Vermittelung des Herzogs von St. Simon, des Vaters des Memoirenſchreibers, Begnadigung zu verſchaffen, die er unter Bedingung der Abbitte bei dem Inſpector erhielt. Dann erzählte er ſeinem Gönner und dem Cardinal Richelieu viel von einer deutſchen Fürſtin, welche, ungeachtet ihrer verwandtſchaftlichen Beziehungen zu dem Erzhauſe, doch nicht abgeneigt ſei, für Frankreich Partei zu nehmen, und als Pfand ihrer Ergebenheit das jüngſt (1637) an die Kaiſerlichen verlorene Ehrenbreitſtein zu überliefern. Man ließ ſich locken, und Maſſaube erhielt Schreiben, welche die Commandanten ſämmtlicher Grenzplätze anwieſen, ihm auf Verlangen die nöthige Unterſtützung zu gewähren. Mit dieſen Schreiben ging er nach Nancy und verabredete hier mit ſeinem jüngeren Bruder das Weitere.

Etwas mußte in Betreff des Ehrenbreitſteins gethan werden, damit es nicht an den Tag komme, daß man den Cardinal bloß als Werkzeug für einen ihm fremden Zweck gebraucht habe. Gewiß aber haben ſich die Verbündeten ſelbſt niemals Hoffnung gemacht, daß ſie etwas Großes gegen dieſe Feſtung unternehmen könnten. Der Verſuch, den ſie wenigſtens pro forma gemacht zu haben ſcheinen, ſoll, wie der Rheiniſche Antiquarius verſichert [1]), in die Hände eines Menſchen gelegt worden ſein, der ſich La Fleur nannte, und ſich, mit Empfehlungsſchreiben von einflußreichen Männern in Lothringen verſehen, bei dem Commandanten des Ehrenbreitſteins um den erledigten Poſten eines Büchſenmeiſters bewarb, den er auch erhielt. Dieſer Menſch nun hatte, wie ſich ſpäter ergab, von ſeinem erſten Erſcheinen an gelegentlich an einzelne Soldaten Geld geſpendet, auch gegen ſie geäußert, wie er wohl bald in den Fall kommen würde, von ihrer Empfänglichkeit Gebrauch zu machen. Er erhielt die Aufſicht über das auf der Katz gelegene Laboratorium. Dort arbeitete er im Januar 1642, wie gewöhnlich, mit zwei Soldaten, als auf einmal, ohne daß die Urſache jemals bekannt geworden, 50 Centner Pul-

---

1) S. 306.

ver, die im oberen Theile des Thurmes lagen, unter großer Beſchädigung der Gebäude, in die Luft gingen. Von La Fleur und ſeinen Soldaten iſt nachher nichts gehört worden, und bleibt es ungewiß, ob ſie unter den Trümmern begraben worden, oder, wie wahrſcheinlicher, ſich noch zur rechten Zeit in Sicherheit gebracht hatten.

Inzwiſchen hatten die Brüder in Nancy noch einen dritten Theilnehmer gewonnen, einen ſtattlichen Wagen angeſchafft, für jede der 30 Stationen auf der Straße von Köln bis Nancy Poſtpferde in Bereitſchaft geſtellt. Die Frau von Iſenburg gab die Gelder; die Grenzfeſtungen ſtellten echelonweiſe Mannſchaften auf, zu Maſſaube's Verfügung.

Zur beſtimmten Stunde trafen die drei Männer in Köln ein. Die Dame ſtieg, von ihren beiden Kammerfräuleins begleitet, am hellen Mittag in den Wagen; Maſſaube nahm neben ihr Platz und unter dem Getümmel des Pferdemarktes achtete Niemand auf den Wagen. Am Thore konnten ſie nicht gleich durch das Gedränge kommen. Da beugte ſich Maſſaube zum Wagen heraus und rief: „Platz für die Kutſche Sr. Hoheit des Herzogs von Lothringen", worauf alles ehrerbietig bei Seite wich. Im Iſenburger Hofe wurde die Dame erſt ſpät vermißt, dann ein paar Stunden geſucht und nachgefragt und ſo hatten ſie einen tüchtigen Vorſprung, bevor die Verfolgung begann. Dieſe aber war ſo heftig, daß ſie, trotz des Vorſprungs und der vielen Relais, dicht an der lothringiſchen Grenze eingeholt wurden. Indeß ſchon hatte Maſſaube die aufgeſtellten Detachements herbeigezogen und es ward ein Gefecht geliefert, während deſſen das liebende Paar glücklich über die Grenze kam. Der jüngere Bruder Maſſaube's aber verwickelte ſich, im Eifer ſeines Muthes, ſo in den Kampf, daß er endlich, verwundet, gefangen ward. Er wurde nach Köln gebracht, hingerichtet und ſein Haupt an einer Pike über der St. Severin's Pforte aufgepflanzt. Seine Mutter hat dem älteren Sohne nie vergeben, daß er der Anlaß dieſes Unglücks geweſen, und ihn nie wiederſehen wollen.

Das flüchtige Paar eilte nach Paris, die Dame ward dem König und dem Cardinal vorgeſtellt. Ueber den Ehrenbreitſtein ward der blaue Dunſt verbreitet, den die Explosion geboten. Aber der Gemahl der Entführten ſendete ſeinen Neffen, den Grafen von Beaumont, nach Paris, die Dame zurückzufordern, die Beſtrafung des Entführers zu verlangen. Der König, dem jetzt erſt der Zuſammenhang der Sache klar ward, bezeigte Unwillen und gebot, den Entführer zur Rechenſchaft zu ziehen, ward aber durch den Cardinal beſänftigt, der gemeint haben ſoll: man könne einem Feinde niemals des Böſen zuviel anthun. Das bedrohte Paar, überdies von allen Verwandten und Verbindungen geſchieden, hielt es doch für gerathener, ſich in eine Verborgenheit zurückzuziehen. Sie verließen den Hof und gingen erſt in die Auvergne, dann in das Ländchen Albigeois. Maſſaube nannte ſich jetzt Mesplach, welchen Namen er auch, vielleicht um des Grolles ſeiner Mutter und der Erinnerung an ſeinen Bruder willen, bis an ſein Ende behalten hat. Die Dame verkaufte den reichen Schmuck, den ſie mitgenommen, und für 11,000 Livres, einen Theil des Erlöſes, ward ein einſamer Meierhof, eine Meile von Alby gelegen, angekauft und wohnlich eingerichtet, wobei Maſſaube ſelbſt die Zimmer ausgemalt haben ſoll. Hier lebten nun die Liebenden, von der Welt vergeſſen, nur ſich ſelbſt, wenn auch längere Zeit nicht ohne einen gewiſſen, nur unmerklich abnehmenden Aufwand. Nach einigen

Jahren jedoch ſuchte Mesplach zuweilen auch auswärts Zerſtreuung und ritt von Zeit zu Zeit nach Toulouſe, wo der räthſelhafte Unbekannte jederzeit Aufſehen erregte. Dies benutzte ſein mit ihm entzweiter Kammerdiener, ihn bei dem erſten Präſidenten des Parlaments als kaiſerlichen Spion zu denunciren. Mesplach ward verhaftet und dem Cardinal Mazarin, der jetzt an Richelieu's Stelle getreten war, Anzeige gemacht. Mazarin entdeckte aber bald den Zuſammenhang und erklärte: daß der Verhaftete ein verdienter Edelmann ſei, der eine deutſche Prinzeſſin entführt habe. „Wollte Gott", ſetzte er hinzu, „daß ein jeder franzöſiſcher Ritter desgleichen thäte!" Der Präſident, von einigen Parlamentsräthen begleitet, verfügte ſich ſelbſt in das Gefängniß, den Inhaftirten unter gebührenden Entſchuldigungen zu befreien. Den verleumderiſchen Kammerdiener brachte Mesplach an den Galgen.

Indeß mit der Verborgenheit waren Glück und Friede von dem Paare gewichen. Auch die Dame zeigte ſich jetzt in Toulouſe und der Aufwand, zu dem ſie ſich als Reichsgräfin verpflichtet hielt, erſchöpfte die Geldmittel. Allmälig riß Mangel ein und wurde drückend. Mesplach wollte den Schein des Wohlſtandes erhalten wiſſen, während die Dame ſich zu den niedrigſten häuslichen Verrichtungen herablaſſen mußte. Aus der Noth erwuchs Unfrieden, Erkaltung, Reue. Dieſe Stimmung benutzte der Biſchof von Alby, zu dem Herzen der Sünderin zu ſprechen, und das Ende war, daß ſie in das Kloſter der Saleſianerinnen zu Alby trat, wo ſie 1670 als büßende Magdalena geſtorben iſt. Mesplach grollte ihr und dem Biſchof, tröſtete ſich aber mit einer Compagnie Chevauxlegers, die ihm der Cardinal verſchaffte. Von ſeinem Abenteuer aber behielt er den Beinamen: M. le Prince.

Ruhiger verlief eine andere, in dieſelbe Zeit fallende Entführungsgeſchichte[1]). Dietrich V. von Palland († 1609) auf Breitenbend, erheirathete mit Franziska von Merode die große Herrſchaft Moriamez im Hennegau und Brifſeux. Sein zweiter Sohn, Werner VI., heirathete die Gräfin Agnes von Eberſtein-Naugard, Witwe des Oberſten Georg von Fahrensbach, welcher am 19. Mai 1633 zu Regensburg hingerichtet wurde, weil man ihn in Verdacht hielt, daß er den Schweden zur Eroberung Ingolſtadts, in geheimem Einverſtändniß, Vorſchub geleiſtet[2]). Ein andrer Bruder, Rudolph Ernſt, war Oberſter bei der Armee der Ligue und blieb 1633 in einem Gefechte mit dem Pfalzgrafen von Birkenfeld bei Steinfrenz[3]). Ein dritter Bruder, Andreas Franz, mit Eleonore von Merode verheirathet, führte den Titel eines Burggrafen von Alpen. Ein Vierter war Kapuziner. Der Aelteſte, Karl Dietrich, erhielt als Erbtheil Moriamez und kommt in ſpäteren Jahren als Amtmann zu Brügge, Marſchall des Herzogthums Jülich und pfalz-neuburgiſcher Rath und Oberſter vor. Er wurde gemeiniglich Freiherr von Moriamez genannt.

---

[1]) Wie die Vorige nach Tallemant und dem Rheiniſchen Antiquarius.

[2]) Er ſprach erſt ſcharf zur Vertheidigung ſeiner Unſchuld, bis man ihn innezuhalten und niederzuknieen zwang. Bei dem Streiche des Scharfrichters bückte er ſich und ward bloß in den Kopf verwundet, worauf er wüthend auf- und von der Bühne herabſprang, ſich die Wunde mit einem Tuche verband, hartnäckig ſeine Unſchuld betheuerte, ſich darauf berief, daß er den Todesſtreich bereits ausgeſtanden und durchaus nicht wieder auf das Schaffot hinaufzubringen war. Endlich ließ ihn General Altringer, dem er die Schuld ſeines Unglücks beimaß, durch vier Scharfrichter niedermetzeln. Am folgenden Tage kam der von ſeiner Gemahlin vom Kaiſer erbetene Pardon. Altringer aber ward acht Wochen ſpäter zu Landshut erſchoſſen.

[3]) Seine Witwe, Marie Antonie v. Wilich, heirathete 1634 den kaiſerlichen Feldmarſchall Lutter von Bönninghauſen.

In Brüſſel lernte er die 18jährige Frau eines 58jährigen Rathes der Infantin Iſabella kennen und kam bald in vertrauteſten Verkehr mit der, wie es ſcheint, nicht eiferſüchtig bewachten Dame. Eines Tages traf er ſie in ſehr trüber Stimmung und auf Anfragen erklärte ſie: „ich kann es mit meinem Alten nicht mehr aushalten; des Todes bin ich, und in Kurzem, wenn ich länger um ihn ſein muß. Führe mich außer Landes.“ Mit Freuden ging er auf den Vorſchlag ein; man erwog mancherlei Reiſeplane und entſchied ſich endlich für Holland. Die Dame aber begehrte öffentlich abzureiſen und der Cavalier entſchied ſich, die Sache recht öffentlich abzumachen. Am feſtgeſetzten Mittag erſchienen drei ſechsſpännige Wagen vor dem Hauſe, denen ſich 50 junge Edle als berittene Begleiter anſchloſſen. Man ſchafft die Toilette der Dame herunter, man ſchnallt die Reiſekoffer auf. Der alte Herr fragt jetzt: wohin die Reiſe gehe. „Einen Spaziergang durch Holland will ich machen, mir den Haag anſehen“, war die Antwort und fort brauſte der Schwarm.

Auch im Haag ward in Glanz und Freuden gelebt. Doch noch war kein Jahr vergangen, ſo erkrankte die Schöne und ward von Eiferſucht auf die Böhmenkönigin Eliſabeth verzehrt. Sie erſuchte ihren Ungetreuen, ſie in das Haus ihres Eheherrn zurückzuführen. „Ew. Gnaden Wunſch iſt mir Befehl“, erwiederte er. „Angeſichts der Welt habe ich Sie jenem Hauſe entführt; noch geräuſchvoller ſoll die Ritornata werden.“ Er ſchrieb ſeinen Freunden in Brüſſel und 300 Reiter zogen aus, ſie einzuholen. Mit ſolchem Gefolge langten ſie an den Pforten des Hauſes an. Er hob die Schöne aus dem Wagen und ſtellte ſie ihrem Gemahl mit den Worten vor: „Die gnädige Frau, welche zu reiſen begehrte, hat mir die Ehre erzeigt, mich zu ihrem Begleiter zu erkieſen. Ich kann Ihnen demnach für das tadelloſe Verhalten Ihrer Frau Liebſte bürgen. Hören Sie auf keine Verleumdung, wie ſie auch den fleckenloſeſten Ruf nicht verſchont; geben Sie keinem unwürdigen Verdachte Raum: denn ſollten Sie das Unglück haben, Ihrer Frau ein böſes Wörtlein zu ſagen, ihr ein Härchen zu krümmen, ſo müßte ich Sie tödten.“

Der flotte Baron verzehrte übrigens unter ſolchen Fahrten Moriamez, das er, wie das mit ſeinen Brüdern gemeinſchaftlich beſeſſene Breitenbend, verkaufen mußte. Er ſtarb am 4. September 1642 und hinterließ von Margarethe Wilhelmine von Wittenhorſt eine einzige Tochter, Iſabella Franciska, die an einen von Palland zu Eyl vermählt ward.

XIV. Joſeph v. Frohn.

Joſeph v. Frohn, ein geborener Coblenzer, der Sohn eines fürſtlich Löwenſteiniſchen Amtmanns zu Virneburg, kam, eben von der Univerſität zurückgekehrt, mit dem Vater in Streit und ritt andern Tages nach Frankfurt, von wo er das Pferd nach Hauſe ſchickte, dem Vater ſchrieb, daß er ihn nie wiederſehen werde, und ſich bei den Kaiſerlichen anwerben ließ. Dieſer Schritt ſollte ihm ein ſehr bewegtes, aber auch drangſalvolles und zuletzt tragiſch endendes Leben eröffnen. Er kam in ein warasdiner Regiment an der banater Grenze, wo er anfangs ein hartes Loos hatte, bis ein glücklicher Zufall die Offiziere erkennen ließ, daß er in dem ihnen ſehr ſchwierigen Schreibereiweſen ein Meiſter ſei. So ward er Regimentsſchreiber und Feldwebel und kam bei den Offizieren ſo in Gunſt, daß ſie ihr eignes Intereſſe der Dankbarkeit nachſetzten und ihm zu einer Offiziersſtelle verhalfen, ungeachtet ſie den ihnen ſo Nützlichen dadurch verloren. Denn er mußte, da er ſich in die Sprache nicht finden konnte, bei einem deutſchen Regimente untergebracht werden. Die Equipirung beſtritten die kroatiſchen Offiziere.

Als Unterlieutenant zog Frohn in den ſiebenjährigen Krieg und focht ſchon bei Lowoſitz, wo er ſich eine Compagnie erkämpfte, da er allein von all ſeinen Offizieren am Leben blieb. Aber die Offiziere des dritten Bataillons, durch deſſen Heranziehung das Regiment hergeſtellt ward, wollten den neuen Hauptmann, der wahrſcheinlich ihrem Avancement in den Weg getreten war, nicht anerkennen, und es entſpann ſich daraus eine Reihe von Zweikämpfen, an denen ſich auch andere Regimenter betheiligten und die zuletzt ein Einſchreiten der Kaiſerin veranlaßten. Dieſer muß Frohn als Raufbold dargeſtellt worden ſein, denn er mußte ſein Hauptmannspatent ausliefern und kam als Unterlieutenant zu einem andern Regimente.

Doch war er wieder zum Oberlieutenant aufgerückt, als er bei Prag von den Preußen gefangen und auf eine Feſtung gebracht ward, wo er einen Entwurf zur Beſitznahme derſelben gemacht und ſich zu dieſem Ende mit ſeinen Mitgefangenen verſchworen haben ſoll. Sie ſeien auch bereits im Beſitze mehrerer Werke geweſen, als es dem Commandanten gelungen ſei, ſie zwiſchen zwei Thore einzuſchließen. Doch habe man, die Noth der Verzweifelten ſcheuend, ihnen freien Abzug über die öſterreichiſche Grenze bewilligt, wobei Frohn die Führung übernommen habe.[1])

Wie dem auch ſei, Frohn trat wieder in ſeinem Regimente ein, ward Hauptmann, Major, aber abermals von den Preußen gefangen und nun in Coſel harten Drangſalen unterworfen, bis ihn endlich der Friede erlöſte. Jetzt aber kam erſt die ſchwerſte Prüfung, die einen Andern wohl zum Wahnſinn hätte treiben können.

---

[1]) Der Rheiniſche Antiquarius (S. 534 fg.) vermuthet, daß es ſich um Magdeburg gehandelt habe, die Verſchwörung aber dieſelbe geweſen ſei, deren Verdienſt der bekannte Trenk ſich zugeeignet. Er findet es auch aus Gründen ganz natürlich, daß preußiſche Quellen von der Sache ſchweigen. Das Schweigen der Oeſterreicher könnte aus einer Abneigung, gerade Frohn's Verdienſt anzuerkennen, erklärt werden. Sollte aber der Zug mehrerer Tauſend Köpfe von Magdeburg bis an die öſterreichiſche Grenze ſo ganz ſpurlos vorübergegangen ſein?

Man hatte ihn von Coſel nach Breslau geführt und von da, nur mit der Zuchthausweſte bekleidet und ohne einen Pfennig Marſchgeld, nach Nachod inſtradirt. In Nachod ward er durch einen Barmherzigen geſpeiſt und nothdürftig gekleidet und bettelte ſich nun durch Böhmen und Mähren zu ſeinem Regimente. Hier aber erwartete ſeiner die traurigſte Ueberraſchung. Er war für todt gehalten worden und in der Stammrolle ſtand bei ſeinem Namen: „geblieben vor dem Feinde.“ Seine ehemaligen Kameraden wollten ihn nicht kennen! Die höhere Inſtanz wies ihn ab und er ſollte und mußte todt ſein.

Im fremden Lande alleinſtehend und bei dem Entſchluſſe beharrend, ſich nie an ſeine Familie zu wenden, ſuchte er jetzt einen Dienſt als Bereiter, Reitknecht oder Lakai und ſtellte ſich zu dem Ende an der Thür der Reitſchule auf. Dieſe beſucht u. A. der Generalfeldmarſchall Graf v. Aſpremont-Linden,[1] der Hauptmann der Arcieren-Leibgarde, mit vielen Pferden und glänzendem Gefolge. Eines ſeiner Pferde kann kein Bereiter bändigen. Es wird ſcheu, ſobald ſie herantreten, und wirft ſie augenblicklich ab. Zehn bis zwölf verſuchen ſich vergeblich daran. Da meldet ſich Frohn, erhält die Erlaubniß zum Verſuche. Er voltigirt über die Croupe des Pferdes in den Sattel, läßt das Thier die Hand und Schenkel des Meiſters erkennen und reitet es ſicher und ungefährdet. Der Graf ſagt ihm in gebrochenem Deutſch einige freundlich belobende Worte und will eine Priſe kremnitzer Ducaten beifügen. Die aber anzunehmen, weigert ſich Frohn, erklärend, als gedienter Offizier könne er wohl Herrendienſt ſuchen, um dem Hungertode zu wehren, aber nicht von ſeinem General ein Trinkgeld annehmen. Aufgefordert, ſtellt er jetzt kürzlich ſein Schickſal dar und wird für den nächſten Tag zum Grafen beſtellt.

---

[1] Ferdinand Karl, geb. 5. Aug. 1689 † 14. Aug. 1772.

Er erfuhr hier, daß ihn zwar weder der Graf, noch ſelbſt die Kaiſerin wieder lebendig machen könne, nachdem ihn nun einmal das Stammregiſter todtgeſchlagen, daß er aber wenigſtens wieder Lieutenant werden ſolle. Alſo zum dritten Male! Da aber die Equipirung Schwierigkeit machte, ſo nahm ihn der General, der ihn erſt in ſeinem eignen Regiment[1]) hatte anſtellen wollen, zu den Arcieren, wo er Lieutenantsrang und leichten, bequemen Dienſt hatte und auf Staatskoſten gekleidet wurde.

So bezog er vergnüglich ſeine erſte Wache in der Hofburg. Für die zwei Stunden von 10 bis Mitternacht war ihm ſein Poſten in einem Seitengange angewieſen, welcher unmittelbar der Haupttreppe zuführte. Der Wachtmeiſter ſagte ihm: „Die Thüre links iſt caſſirt. Sollte aber dennoch ſich Jemand derſelben bedienen wollen, ſo iſt er ohne Unterſchied der Perſon zurückzuweiſen.“ Kaum iſt die Runde fort, als die caſſirte Thür ſich öffnet, und tief in den Mantel gehüllt der römiſche König Joſeph II. heraustritt. Frohn ſalutirte, trat aber dann dem Könige mit den Worten entgegen: „Ew. Majeſtät wiſſen ſicherlich nicht, daß ich Befehl habe, Niemanden durchzulaſſen.“ „Allerdings weiß ich das,“ verſetzte Joſeph; „Du wirſt aber zu klug ſein, mich aufhalten zu wollen. Ehe die Ablöſung kommt und ſpäteſtens ¼ vor 12 bin ich zurück.“ Damit ging er und ließ Frohn in großer Verlegenheit ſtehen. Die Wachtzeit fließt in gewaltiger Angſt vorüber und erſt im Augenblicke vor dem Schlage der Ablöſungszeit erſcheint der rettende König und ſchlägt das Herz der Wache erleichtert. Vierzehn Nächte nachher geſchah ihm zur ſelben Stunde daſſelbe und wiederholte ſich, ſo oft er auf Wache war. Joſeph ſchien förmlich auf ihn Rechnung zu machen. Nach einiger Zeit wurden einige Gardiſten commandirt, des Kaiſers Fechtübungen mitzumachen, und Frohn iſt unter den dazu Commandirten. Später wird er ebenſo zu den Uebungen in der Reitſchule, auch wohl zu einem Spazierritte mitgenommen. Auf einmal unterſagt ihm Joſeph, der jetzt Kaiſer war, ſich zu dem Ritte den nöthigen Urlaub zu erbitten. Er bekommt natürlich Verweis, der bei der Wiederholung ſtrenger wird. Dem Kaiſer berichtet er das, wird aber nur zu neuen Uebertretungen aufgefordert, die ihm nach und nach doppelten und dreifachen Arreſt bringen. Endlich wird ihm für die nächſte Sünde das Krummſchließen gedroht. Dennoch muß er wieder ohne Erlaubniß mit nach Hetzendorf. Hier heißt ihm der Kaiſer, Spaßes halber, wie es ſcheint, eine Huſarenuniform ſeines Regimentes, die in einem Alkoven hängt, anziehen und fordert dann die Geſellſchaft auf, dem Lieutenant zu gratuliren. Als ſie zurückritten, ſtand wohl der Profoß ſchon hinter der ſalutirenden Wache bereit; an den Huſarenlieutenant aber wagte er ſich nicht.

---

[1]) Aſpremont war Inhaber eines Dragonerregiments.

Nun ging es wieder einmal aufwärts mit Frohn und er war 1779 Oberſt des Curaſſierregimentes Berlichingen. Da kam er bei einer Revue vor Großwardein mit dem commandirenden Brigadier, Feldmarſchalllieutenant Alexander Friedrich von .....[1], in Wortwechſel. Der General ließ den Oberſten — krumm ſchließen und ein Kriegsgericht über ihn zuſammentreten. Frohn fand jedoch Mittel, den Kaiſer von dem Vorgange in Kenntniß zu ſetzen. Er erhielt ein beruhigendes Antwortſchreiben und plötzlich traf auch der kaiſerliche Flügeladjutant Graf Khevenhüller in Warasdin ein, ſtieg unmittelbar an der Thüre des Gefängniſſes ab und wurde, nach einigen Zögerungen, in den Kerker hinabgeführt, wo Frohn — vor wenigen Augenblicken verſchieden war. Sogleich mußte der Auditor ein Protokoll über den Zuſtand aufnehmen, in welchem Khevenhüller den Gefangenen und das Gefängniß gefunden; es mußten Aerzte nach der Urſache des Todesfalles forſchen und man fand unſtreitige Anzeigen einer Vergiftung. Eben ſollten dem Protokoll die letzten Unterſchriften beigefügt werden, als die Meldung einlief, daß ſich der bei der Sache betheiligte Feldmarſchalllieutenant ſoeben in ſeinem Quartiere erſchoſſen habe. — Joſeph warf einen Groll auf das Regiment. Es ward aus einem Cüraſſier- in ein Dragonerregiment verwandelt, und erhielt ſtatt der carmoiſinrothen Aufſchläge mit Silber die Trauerfarbe zum Abzeichen. 1795 wurde Erzherzog Johann Inhaber dieſes Regimentes. — In Coblenz übrigens fand man ſelbſt dieſe Geſchichte noch nicht romantiſch genug und fabelte: der ſchöne Landsmann ſei wegen eines Liebesverſtändniſſes mit irgend einer Erzherzogin heimlich abgeſchlachtet worden.

---

[1] Der Rheiniſche Antiquarius nennt nur den Vornamen. Dieſen führte in jener Zeit unter den Feldmarſchalllieutenants ein Freiherr von Berlichingen.

Ein beſſeres Ende, als der arme, vielgehetzte Frohn, hatte ein naher Landsmann von ihm, auch ein Muſenſohn, der einige Jahre ſpäter gleichfalls unter des Kaiſers Volk lief, nachdem er die Mutter, eine achtbare Handelsfrau im Thal Ehrenbreitſtein, durch Verſchwendung bankerott gemacht, ihr gebrochenes Herz zu früh ins Grab gebracht und dann die vom Gericht verſiegelte Erbſchaft beraubt hatte, in vierſpänniger Poſtchaiſe nach Frankfurt geeilt war und ſich unter den unfehlbaren Schutz der kaiſerlichen Werbefahne geflüchtet hatte. Er kam in das pechkappengeſchmückte Croyſche Infanterieregiment, Nr. 12, Prinz von Salerno und es ging ihm da im Anfange gar wohl, ſo lange die blanken Thaler anhielten, die er den Gläubigern ſeines Hauſes und den Gerichten geraubt. Deſto troſtloſer fühlte er ſich, als das Regiment in die Sümpfe des Banat, nach Futtak, mußte, das Geld verzehrt war und ſich Niemand mehr um ihn kümmerte. Den herrſchenden Lagerkrankheiten unterlag auch Peter, von den hartnäckigſten Wechſelfiebern befallen. An ſeinem Aufkommen verzweifelnd, faßte er noch einen glücklichen Gedanken, der ihm wenigſtens die letzten Tage verſüßte. Er ließ den Regimentsauditor zur Aufnahme ſeines letzten Willens zu ſich bitten, und indem er um Bewahrung des ſtrengſten Geheimniſſes bat, ſetzte er dem Oberſten 15,000, dem Major 10,000, jedem Hauptmanne ſeines Bataillons 5000, dem Hauptmanne ſeiner Compagnie insbeſondere 8000, dem Oberlieutenant derſelben 4000, dem Unterlieutenant 2500, dem Feldpater 2000, dem Auditor 3000 Fl. Vermächtniß aus.

Daß der Auditor das Geheimniß in gewohnter Weiſe gewahrt hatte, zeigte ſich bald in dem ungeheuren Leben, was nun ſchnell um das Krankenſtübchen des verlaſſenen

Muſketiers entſtand. Erkundigungen, Beſuche, Geſchenke liefen um die Wette ein. Das Strohlager wich den feinſten Laken, den weichſten Polſtern. Mit Delicateſſen aller Art ward er überſchüttet und verlebte noch einen genußreichen Monat, bevor ihm die dankbaren Freunde die Augen zudrückten, der Feldpater die begeiſtertſte Leichenrede hielt, der Unterlieutenant in den ſemliner Aviſen poetiſche Blümlein auf ſein Grab ſtreute und den Entwurf eines Denkmals vorzeigte, welches einſtimmig votirt ward. Es ſollte eine erlöſchende Kerze darſtellen, mit der Umſchrift: dum aliis luo, consumor.

Das Teſtament wurde an den Hofkriegsrath geſendet. Der Hofkriegsrath ſchrieb an die Staatskanzlei, die Staatskanzlei an den bei dem kurtrieriſchen Hofe accreditirten Geſandten, Grafen von Metternich[1], der Geſandte an die kurfürſtliche Regierung, die Regierung an das Amt Ehrenbreitſtein; aber alle dieſe Inſtanzen konnten die Erbmaſſe, aus der die Legate bezahlt werden könnten, nicht ausfindig machen.

---

[1] Prinz Georg Karl Joſeph, der Vater des Staatskanzlers, geb. 9. März 1746 † als Fürſt 11. Auguſt 1818.

XV. Friedemann v. Tümpling.

Otto Gotthold Friedemann v. Tümpling war der zweite Sohn Chriſtian Lebrechts v. Tümpling auf Tümpling[1]), Schieben und Heiligen Creutz, (geb. 28. Febr. 1697 † 2. April 1750) und der Eberhardine Henriette Marie v. Pöllnitz, verwittweten v. Beuſt (geb. 1. Juli 1718, verm. in zweiter Ehe 4. Nov. 1739, † 20. Aug. 1763). Sein Vater hatte das Gut Schieben von ſeiner Großmutter, der Reichsgräfin Marie Eliſabeth v. Allſtädt, einer gebornen v. Kospoth, welche mit Herzog Bernhard zu Sachſen-Jena vermählt war, und deren Tochter Aemilia Eleonore am 2. Oct. 1692 den Großvater unſers Helden, Otto Wilhelm v. Tümpling, heirathete, geſchenkt erhalten. Sein mütterlicher Großvater, von dem er auch den Vornamen Friedemann erhalten zu haben ſcheint, Gottlieb Friedemann v. Pöllnitz, war würtembergiſcher wirklicher Geheimer Rath und Kanzler geweſen. Sein älterer Bruder, Karl Gottlob Lebrecht (geb. 24. Juni 1743, † 28. Febr. 1776) ertrank bei Tümpling, als er einen Begleiter, eines Gärtners Sohn, retten wollte.

Friedemann war zu längerm Leben, aber zu einem abenteuerlichen und drangſalvollen Leben beſtimmt. Er wurde zu Pirna am 28. Juni 1744 geboren, wurde Cadet, gab aber 1763 den Kriegsdienſt auf, und da in dieſem Jahre ſeine Mutter ſtarb, ſo beſchloß er, ſich ſeinem Drange, fremde Welttheile zu ſehen, zu überlaſſen. Er reiſ'te deshalb im März 1764 zuvörderſt auf der Elbe nach Hamburg und von da zu Waſſer nach Amſterdam. Unterweges hatte er dem Schiffer erzählt, daß er nach Oſtindien zu reiſen gedenke, worauf ihn dieſer in ſeinem Vorſatze ſehr ermuntert und ihm verſprochen hatte, ihm behilflich zu ſein und namentlich ihn zu einem der deutſchen Sprache kundigen Mann zu bringen, der ihm auch ſonſt in der Sache nützlich ſein würde. Der Mann, zu dem er ihn brachte, war ein geborener Deutſcher und nahm ihn auch anfangs ganz freundlich in Empfang, erwies ſich aber bald als einer jener damals ſo verrufenen ſogenannten Seelenverkäufer. Er ward mit noch andern Unglücksgenoſſen in einem Zimmer unter dem Dache in Verwahrung gebracht, wo er, vor Gram und Aerger erkrankt, über drei Monate zubringen mußte und ſich endlich in alles ergab, um nur aus dieſer peinlichen Lage herauszukommen. So mußte er denn als Soldat mit 9 Fl. monatlicher Löhnung eintreten, um nach Batavia geſchickt zu werden. Dabei mußte er noch eine Verſchreibung von 100 Fl. unterzeichnen, die der Seelenverkäufer bekam und die ihm nach und nach monatlich abgezogen werden ſollten.

---

[1]) Das Stammgut dieſer Familie, bei Camburg an der Saale gelegen.

Nachdem er auf dem Oſtindiſchen Hauſe den Eid abgelegt, kam er am 2. Juni 1764 auf das oſtindiſche Schiff Lycochten, das im Texel lag. Auch ſeine Ausrüſtung zur Reiſe wurde ihm auf Rechnung geſetzt und nach und nach abgezogen. Seine eignen, aus Deutſchland mitgebrachten Effecten hatte er einem Juden, den ihm der Seelenverkäufer zuführte, für eine Kleinigkeit verkaufen müſſen[1]. Auch war es ihm ſehr ärgerlich, daß man ihn, zunächſt aus Misverſtand, oder vielleicht in Folge einer Liſt des Seelenverkäufers, um Adel und Namen brachte, indem man ſich eingebildet hatte, er heiße Friedemann und ſei aus Tümpling. Dabei blieb es nun auch. Am 19. Juni ging es unter Segel. Matroſen und Soldaten zuſammengerechnet befanden ſich 500 Mann auf dem Schiffe. Beim Wacheſtehen hatte er einmal Gelegenheit, mit dem Commandeur der Soldaten, einem geborenen Sachſen, zu ſprechen und ihm ſein unglückliches Schickſal vorzuſtellen. Dieſer verſchaffte ihm, durch Fürſprache bei dem Capitain, Entbindung von ſchweren Arbeiten. Dafür bekam er aber nun, aus Mangel an Bewegung, den Skorbut, und mußte bei der Ankunft am Cap (8. Oct.) ins Lazareth geſchafft werden, konnte auch bei der Wiederabfahrt ſeines Schiffes noch nicht mit. Er wurde nun mit einem ſpäter angekommenen Schiffe, Voorland geheißen, nachgeſchickt (22. Febr. 1765).

Am 6. Juni 1765 langte er auf der Rhede von Batavia an, mußte aber ſchon am 21. Juni, mit ungefähr 100 Leidensgefährten, auf dem Schiffe Oosdorp, nach Malaka abſegeln, wo er am 9. Juli ankam, ſogleich gelandet wurde und nun in die Feſtungscaſerne kam. Erſt am 5. Nov. 1766 gelang es ihm, ſich dem Commandanten Capitain Lisbom bekannt zu machen. Auf deſſen Fürſprache wurde er von dem Gouverneur M. Thomas Schipper zum Schreiberdienſte gezogen und auf das Secretair-Comptoir gebracht. Am 30. Jan. 1767, bis wohin er ſich die nöthige Fertigkeit im Sprechen und Schreiben des Holländiſchen erworben hatte, wurde er von Gouverneur und Räthen in Malaka zu einem provisionellen[1]) Scriba oder absoluten Aſſiſtenten" beſtellt, auch von Gouverneur und Räthen zu Batavia als ſolcher beſtätigt (30. April). Er erhielt nun zu ſeinen 9 Fl. monatlicher Soldatenlöhnung noch ein Koſtgeld von monatlich 6 Fl., und am 25. Auguſt 1768 wurde ſein Tractament auf 16 Fl. erhöht.

---

[1] Aber wie war es mit dem Gelde geworden?

Es muß aber auch wohl noch Sporteln und Nebenverdienſt gegeben haben, denn ſchon am 22. Oct. 1769 verheirathete er ſich mit Henriette de Dias, der Tochter eines portugieſiſchen Capitains und einer Eingeborenen, die von den bei der erſten Ankunft der Portugieſen Bekehrten ſtammte. Sein feſtes Einkommen vermehrte ſich 1770 (10. Juni) auf 30 Fl. monatlich. Dabei verſah er das arbeitsvolle Geſchäft des Procureurs. Dennoch entſchloß er ſich, ſchon 1775, ſeine Entlaſſung aus dem Dienſte der Oſtindiſchen Compagnie zu nehmen, was am 3. Juli geſchah. Er blieb noch drei Jahre in Malaka, wo er viele gute Freunde und durch ſeine Frau Verwandte hatte und wo es ihm überaus wohl gefiel. Indeß die Sehnſucht, Europa einmal wiederzuſehen, ſchlug doch durch, und ſo reiſ'te er am 19. März 1778, mit Frau, Kindern und Sklaven, auf einer zweimaſtigen holländiſchen Barke, nach Batavia ab, wo er am 16. April ankam.

Hier trafen ihn aber neue Unfälle, die ihn wieder von dem erſehnten Ruheplatz zurücktrieben und ihm die Früchte vieljähriger Mühen entriſſen. In Zeit von fünf Monaten raffte das ungeſunde Klima von Java ſeine ganze Familie, Frau, Kinder und Sklaven, hinweg. Zugleich hatten die dadurch, ſowie durch ſeine eigne Kränklichkeit veranlaßten Unkoſten, ſeine Vermögensumſtände ſo angegriffen, daß er für gut fand, die Rückkehr nach Europa für jetzt aufzugeben und wieder Dienſte zu ſuchen. Sein Gönner in Malaka, M. Thomas Schipper, war jetzt Präſident des Raths der Juſtiz zu Batavia, und durch deſſen Vermittelung wurde er am 9. Oct. 1778 als Procureur im Rathe von Indien angeſtellt. Dieſen Poſten verwaltete er fünf Jahre, bis Ende 1783, und war eben wieder ſo weit, um an die Rückkehr nach Europa denken zu können. Nach vielen Sollicitationen erhielt er ſeine Entlaſſung, und wartete nur auf eine Gelegenheit zu wohlfeiler Rückreiſe, indem er jedenfalls nicht zum Nabob geworden war, wenn er ſich auch gleich einiges Vermögen geſammelt hatte. Er wünſchte, als Fiscal, oder Flottenſecretair zurückzufahren. Das hing aber von der Gunſt des Gouverneurs ab, und um dieſe ward er gebracht. Ein Freund Tümplings, Johann Adrian v. Steinbergen, aus Leyden gebürtig, ein reicher Kaufmann zu Batavia, welcher gleichzeitig nach Europa zurückreiſen wollte, war von dem Fiscal der Stadt Batavia angeklagt worden, daß er ſein Vermögen mit verbotenem Handel erworben habe, und hatte Tümpling zu ſeinem Bevollmächtigten und Vertheidiger beſtellt. Tümpling gelang es auch, den Proceß ſo erfolgreich zu führen, daß ſein Freund völlig freigeſprochen und der Fiscal in Koſten und Schadenerſatz verurtheilt ward. Der Fiscal erwirkte nun bei dem Gouverneur, daß Steinbergen, „auf eine ganz deſpotiſche Weiſe“, abermals in Arreſt gebracht, dem Tümpling aber befohlen wurde, mit dem nächſten Schiffe nach Europa abzureiſen. Er mußte nun eilends zwei Bevollmächtigte für ſeine bataviſchen Angelegenheiten beſtellen, und ſchiffte ſich am 8. Mai 1785 auf dem preußiſchen Schiffe les quatres freres,

---

[1]) Soll wohl proviſoriſch bedeuten.

Capitain Samuel Neuſke, ein. Am 21. kam der Capitain an Bord und am 22. ſegelten ſie nach der Inſel Onruſt. Nach einer beſchwerlichen Seereiſe betrat er endlich den europäiſchen Boden wieder und kam am 7. Juli 1786 bei ſeinem jüngern Bruder, Philipp Johann Wilhelm v. Tümpling[1], in Poſewitz an, welches Gut, nebſt Zöthen, ſich derſelbe in eben jenem Jahr erkauft hatte. Die Brüder hatten einander ſeit 23 Jahren nicht geſehen. Der ältere hatte inzwiſchen holländiſch, franzöſiſch, engliſch, portugieſiſch, ſpaniſch, italieniſch, ſowie malayiſch und andere oſtindiſche Sprachen erlernt.

Er hatte ſich aber auch eine unüberwindliche Reiſeluſt und eine Abneigung gegen die damalige europäiſche Ruhe angeeignet. So entſchloß er ſich ſchon 1787, abermals Europa zu verlaſſen. Er verließ Poſewitz am 17. Mai und ging durch Thüringen und Weſtphalen nach Amſterdam, wo er am 17. Juni eintraf. Von hier wollte er anfangs, mit guten Empfehlungen, nach der Goldküſte von Guinea abgehen. Da ſich aber dahin nicht ſogleich eine Gelegenheit fand, ſo änderte er ſeinen Plan und ſetzte Südamerika zum Ziel ſeiner Reiſe feſt. Vorher ließ er ſich (5. Aug.) in der großen amſterdamer Maurerloge la Paix aufnehmen, ward durch die Kriegsereigniſſe aufgehalten, und konnte erſt am 12. October auf der Fregatte Phönix abſegeln. Am 21. Jan. 1788 langte er, nach einer ſehr beſchwerlichen Seereiſe, auf der er ſehr viele Stürme beſtanden, in Surinam an, wo er bei'm Secretair-Comptoir, mit 50 Fl. monatlicher Gage und freier Tafel bei dem Gouverneur, angeſtellt wurde. Er konnte aber das Klima nicht vertragen, fiel in öftere langwierige Krankheiten und verließ das Land ſehr bald wieder, ſo daß er ſchon am 6. October 1789 wieder bei ſeinem Bruder in Poſewitz anlangte. Auch hier verfolgten ihn wiederholte ſchwere Krankheiten, wie er meinte, weil er die Ruhe nicht vertragen konnte, wahrſcheinlich aber als Nachwirkungen des Aufenthaltes in Java und Surinam. In den Zwiſchenjahren reiſ'te er in Sachſen umher.

---

[1] Geb. zu Pirna 12. Oct. 1745, 1775 bernburgiſcher, 1790 gothaiſcher Kammerjunker, heir. 29. April 1784 Friederike Wilhelmine v. d. Gablenz, † kinderlos 24. April 1795. Ein noch jüngerer Bruder, Christian Georg August v. Tümpling, geb. zu Pirna 4. Nov. 1746, verm. 9. Juni 1772 mit Henriette Friederike Luiſe v. Braunſchweig, † 12. Aug. 1785, erzeugte 8 Kinder, von denen ihn 3 Söhne und 2 Töchter überlebten.

Am 19. März 1792 ging er, nachdem er ſich vorher ein Vierteljahr in Halle aufgehalten, wieder nach Holland. Hier erhielt er traurige Nachrichten. Sowohl ſeine in Amſterdam zurückgelaſſene Equipage war entwendet worden, als auch das Vermögen, was er noch in Batavia ſtehen gehabt und was an 6000 Fl. betragen, war durch den Tod des einen Bevollmächtigten und die Abreiſe des andern verloren gegangen. Tümpling ging nun nach Köln, trat daſelbſt am 11. Juni 1792 zur katholiſchen Kirche über und bald darauf in den Franciscanerorden und bei franciscaniſchen Bruderſchaften ein, worauf er am 28. Juli wieder in Poſewitz anlangte. Er blieb daſelbſt nur bis zum 1. Sept., wo er über Wien zunächſt nach Rom reiſ'te, um ſich nächſten Jahres nach Aegypten und Paläſtina zu begeben, dort die heiligen Stätten zu beſuchen, und womöglich ſein Leben zu Jeruſalem zu beſchließen. Ob er dieſen Vorſatz ausgeführt, und wann und wo er geſtorben, darüber haben wir zur Zeit noch nichts erkunden können[1]).

---

[1]) v. Uechtritz, Diplomatiſche Nachrichten adeliger Familien, Th. V., S. 185 fg.

XVI. Verſchwörung auf Malta.

Muſtapha Paſcha, Statthalter von Rhodus, hatte das Unglück, daß die Mannſchaft ſeiner Galeere ſich empörte, ſich des Schiffes bemächtigte und ihn wohlbehalten nach Malta in die Hände der Ritter lieferte. Er kam daſelbſt am 2. Februar 1748 an. Die Zeit war ſchon vorgeſchritten genug, daß man mit einem Paſcha ganz andere Umſtände machte, als mit einem gewöhnlichen Erdenſohne. Man wies ihm die bequemſte Wohnung in der Quarantaineanſtalt an, wo er ganz auf Koſten des Ordens lebte, ließ ihm alle ſeine Bedienten und ſtellte ihm alle ſeine Effecten wieder zu, ſoweit man ſie ausfinden konnte. Nach Ablauf der Quarantainezeit bezog er die Zimmer des Gouverneurs auf dem Caſtell St. Elmo. Er erhielt Beſuche von allen Standesperſonen, und es ward auch Türken verſtattet, ihn in dieſer ſonſt für ſie unnahbaren Veſte zu beſuchen. Als er dem Großmeiſter ſeinen Beſuch machte, ward er in Begleitung ſeines Kiaja, des Majors der Galeere, und ſeines Prieſters in den Palaſt geführt. Der Großmeiſter empfing ihn, nebſt einem Dolmetſcher, in ſeinem Cabinet, nahm ihn aufs Gnädigſte auf, ſprach ihm Troſt zu und verſprach ihm, daß ihm Alles zu Theil werden ſolle, was zu ſeiner Bequemlichkeit und Erleichterung dienen könne.

Dem Paſcha machte aber ſein Schickſal während ſeiner Gefangenſchaft weniger Sorge, als wie der Sultan dieſelbe aufnehmen und was ihn nach der Wiederbefreiung für ein Loos erwarten werde. Er ſuchte ſich zunächſt in dem franzöſiſchen Hofe eine Stütze zu verſchaffen und dieſer verwendete ſich in der That für ſeine Freilaſſung. Er verließ nun das Caſtell St. Elmo und bezog das Schloß Florienne. Damit er aber nicht ſpäter in neues Unglück komme, ſann er darauf, wie er etwas unternehmen wolle, was ihn bei ſeiner Regierung in gutes Anſehen ſetzen und den erlittenen Unfall vergeſſen machen könne. Er faßte daher den großen und kühnen Plan, den Ort ſeiner Haft ſelbſt, die Inſel Malta, in die Hände der Pforte zu bringen. Dieſen Plan verfolgte er mit vieler Schlauheit und Ausdauer.

Zunächſt ſtellte er ſich, als verſtehe er weder Franzöſiſch, noch Italieniſch, während er doch das Erſtere ziemlich verſtand, das Letztere fertig ſprach. Zugleich benahm er ſich gegen die ihn beſuchenden Ordensglieder und ſonſtigen chriſtlichen Standesperſonen in ſo hochmüthiger und abſtoßender Weiſe, daß dieſe Beſuche bald aufhörten. So erreichte er ſeinen Zweck, nur von Muſelmännern umgeben zu ſein und der unausgeſetzten Beobachtung durch Chriſten zu entgehen. Unter den Muſelmännern ſuchte er ſich durch Freundlichkeit, Verſprechungen und Geſchenke ungemein populair zu machen, während er früher in hohem Grade den Stolz und die Grauſamkeit gezeigt hatte, die den türkiſchen Paſcha ſprichwörtlich gemacht haben. In die Gefängniſſe ſchickte er anſehnliche Geldſummen. Durch die türkiſchen Prieſter ließ er, beſonders an Feſttagen, Lebensmittel austheilen. Er gewann in der That die größte Anhänglichkeit der armen Türkenſklaven und ſonſtigen Muſelmänner, und erhielt zugleich Gelegenheit, die für ſeinen Zweck Geeignetſten unter ihnen kennen zu lernen und an ſich zu ziehen. Durch den Sklaven Miſchud, einen zu jeder verwegenen That entſchloſſenen Mann, knüpfte er eine enge Vertrautheit mit dem Kammerdiener des Großmeiſters, Imſeletti, an. Ebenſo feſſelte er den Capitain einer Galiote, Ali Achmed, an ſich.

Es ward nun eine Verſammlung gehalten, an welcher acht türkiſche Prieſter, die Capitains der Galioten, der Kadi der Türken und Miſchud theilnahmen. Hier erklärte ſein Kiaja Ibrahim: es ſei eine Schande für den Namen der Muſelmänner, daß man keine Anſtrengung mache, das Joch abzuwerfen, während nichts edler und angemeſſener wäre, als die Herrſchaft über Stadt und Inſel zu erringen. Die Verſammlung war einig, daß ein Aufſtand wünſchenswerth ſei, und beſchloß zunächſt, daß die Prieſter den Sklaven nicht abrathen ſollten. Vor Allem aber müſſe man die Meinung des Paſcha wiſſen, mit welchem der Kiaja über die Sache zu reden verſprach. Bei der zweiten Verſammlung führte der Paſcha ſelbſt den Vorſitz. Man nahm den Vorſchlag eines Aufſtandes einſtimmig an und berathſchlagte nur über die Mittel zu deſſen Ausführung. Alle Theilnehmer der Verſammlung legten einen feierlichen Eid der Treue und Verſchwiegenheit ab. Ein Verräther ſollte mit dem Tode beſtraft werden. Zur Ausführung des Vorhabens beſtimmte man den 29. Juni 1749, an welchem das Peter-Paulsfeſt, welchen Apoſteln die Kathedrale geweiht iſt, eine große Menſchenmenge herbeizieht, die man in dieſem Jahre um ſo zahlreicher erwartete, als ſich die Domherren diesmal der Inful und des goldnen Kreuzes, die ihnen der Papſt bewilligt hatte, zum erſten male bedienen ſollten. Man vergaß aber freilich dabei, daß ſchon 1531 eine große Sklavenverſchwörung dieſes Feſt zu ihrem Ausbruch gewählt hatte, und daß ſeit dieſer Zeit außerordentliche Sicherheitsmaßregeln an demſelben üblich waren, die Sklaven in Feſſeln gelegt, die Poſten verſtärkt, Patrouillen ausgeſendet wurden u. ſ. w.

Der erſte Streich ſollte Nachmittags um 2 Uhr erfolgen. Da war in jener Zeit das Mittagsmahl vorüber und der Palaſt faſt leer. Der Großmeiſter hielt dann eine kleine Sieſta und begab ſich in den geräumigeren und einſameren Sommerpalaſt. Imſeletti und fünf Sklaven übernahmen es, den Großmeiſter zu ermorden. Sieben andere Sklaven ſollten zu ihrer Hilfe bereit ſtehen. Wäre der Mord vollbracht, ſo ſollten die Mörder den abgehauenen Kopf des Großmeiſters am Fenſter zeigen und durch ein in den Vorhof geworfenes irdenes Geſchirr den Sklaven in den Küchen, Ställen und Sklavenhöfen das Zeichen zum Aufſtande geben. Dieſe alle waren durch den zum Gefolge des Paſcha gehörigen Prieſter, der ſich geſtellt hatte, als ſei er mit ſeinem Herrn zerfallen, und ſich von ihm getrennt hatte, gewonnen worden, bedurften übrigens auch wohl keiner Aufſtachelung, um einem Unternehmen gewogen zu ſein, hinſichtlich deſſen ihnen Niemand verargen konnte, wenn ſie ſeinen Zweck billigten, während nur über die Mittel und die Ausführbarkeit Zweifel ſein konnte. Die Mörder ſollten, nach vollbrachter That, die im Palaſte wohnenden Ritter und Bedienten niedermachen. Der Sklave Halil ſollte Beile, Spitzeiſen und dergleichen Werkzeuge bereit halten, um das Arſenalthor im Nothfalle einzuhauen. Ein Soldat, Namens Levantin, war im Complot und hatte zu jener Zeit die Wache. Mit deſſen

Hilfe ſollten die Sklaven des untern Hofes ſich der Waffen der Leibwache bemächtigen und dieſe umbringen. Dann ſollten ſie, durch eine dritte Rotte verſtärkt, zu dem großen Gefängniß ziehen, die Sklaven von den Ketten losmachen, bewaffnen und, unter Anführung des Kadi Chara, gegen das Caſtell St. Elmo rücken, welches der Paſcha, unter Vorſchützung von Geſundheitsrückſichten, zum 26. Juni wieder beziehen wollte. Auch hier war ein griechiſcher Soldat, der die Wache hatte, in der Verſchwörung, und mit deſſen Hilfe wollte man die Wache tödten, während der Paſcha, der Capitain ſeiner Galeere, Reis Haſſan und ſeine Bedienten, von Innen heraus losbrechen ſollten. Hätte man das Caſtell St. Elmo in ſeiner Gewalt, ſo ſollte den Sklaven in zwei andern Gefängniſſen ein Zeichen gegeben werden, ſich des Caſtells St. Angelo und eines in deſſen Nähe gelegenen Pulverthurms zu bemächtigen. Zur Ausführung aller dieſer Streiche hatte man freilich kaum über 1400 Mann zu verfügen, und wenn ſie auch alle gelungen wären, ſo hatte man damit die Inſel noch lange nicht.

In einer andern Verſammlung beſchloß man daher, ſich auch auswärtigen Beiſtand zu ſichern. Man wendete ſich in vom Kadi eigenhändig geſchriebenen und mit dem Siegel des Paſcha verſehenen Schreiben an die Deys von Algier, Tunis, Tripolis und Suſa, und verlangte Hilfe an Truppen und Waffen. Griechiſche und türkiſche Kaufleute beförderten dieſe Schreiben nach Afrika. Auch an Schiffscapitains wendete man ſich, und es iſt eine Antwort eines ſolchen aus Tripolis an den Capitain einer malteſiſchen Galiote gefunden worden, die dem Unternehmen Glück wünſcht und Beiſtand verheißt. Der Paſcha ſchrieb an den Paſcha von Morea und nach Konſtantinopel. Er hatte ſchon früher einen Bedienten dahin geſchickt, in deſſen Kleid ein Brief eingenäht war, worin der Paſcha dem Großvezier verſicherte, Malta ſei mit 15—20 Tſchaiken leicht zu überrumpeln. Der Paſcha von Morea gab dem Vezier von Salonich von dem Unternehmen Nachricht, der die betreffenden Boten weiter nach Konſtantinopel befördern ließ und mit einem Briefe an den Kapudan Paſcha verſah. Die türkiſchen Schiffe ſollten ſich in zwei verſchiedene Geſchwader theilen. Die aus der Levante kommenden Tſchaiken hatten Befehl, 9—10 Tage auf der Höhe des Hafens zu kreuzen. Sobald ihnen vom Caſtell St. Elmo die verabredeten Zeichen gegeben würden, ſollten ſie ihre Truppen bei einem Damme ausſetzen und dieſe ſollten in das Caſtell zu bringen oder die Küſtenbollwerke zu erſtürmen verſuchen.

Die franzöſiſche Vermittelung hatte übrigens dem Paſcha bereits ſeit Monaten die Freiheit verſchafft und er war dem franzöſiſchen Geſandten de Bocage überantwortet worden, der ihm ein Fahrzeug zur Abfahrt anbot. Der Paſcha verſchob jedoch die Abreiſe bis auf empfangene Befehle von Konſtantinopel, verſicherte aber den ihn beglückwünſchenden Türken, daß er die Inſel nicht verlaſſen werde, bevor er nicht den Ausgang des großen Unternehmens geſehen.

Indeß eine ſo zahlreiche und complicirte Verſchwörung bleibt ſelten unentdeckt. Ein Soldat, der im Complot war, wurde verabſchiedet. Man zog an ſeiner Statt einen armeniſchen Soldaten in die Sache. Dieſer vertraute dieſelbe einem Kaufmanne, einem getauften Juden, der ihn zur Entdeckung mahnte, und ſo begaben ſich Beide, auf verſchiedenen Wegen, in den Palaſt und berichteten, was ſie wußten. Ihre Ausſagen compromittirten zunächſt einen Mohren und einen perſiſchen Soldaten, welche ſofort verhaftet und auf die Folter gebracht wurden. Bald waren die Gefängniſſe überfüllt. Der Großmeiſter ernannte vier Ritter zu Commiſſarien.

Man überzeugte ſich, daß der Paſcha die Seele des Unternehmens geweſen ſei. Gleichwohl erklärte der Großmeiſter, nichts gegen ihn vornehmen zu wollen, bevor man nicht die Erklärung des allerchriſtlichſten Königs vernommen habe. Der Paſcha ſelbſt ſchwor, dem franzöſiſchen Geſandten gegenüber, auf den Alkoran, daß er nicht den mindeſten Antheil an dem Complot habe. Unter dem Anführen jedoch, daß der erbitterte Pöbel ſeine Sicherheit bedrohe, wie denn in der That ein, dem Orden wohl nicht ungelegener Tumult vor dem Hauſe des Paſcha ſtattfand, ward derſelbe auf das Caſtell St. Elmo gebracht, wo man ihn ſorgfältig bewachte, während er, um jedem Verdachte vorzubeugen, aus der Küche des franzöſiſchen Geſandten geſpeiſt wurde. Die Verſchwornen wurden gefeſſelt. Den türkiſchen Schiffen ließ man das verabredete Zeichen geben; — aber es erſchien Niemand, ſei es, daß es mit dieſer Verabredung doch noch nicht ſo ſicher geweſen, oder daß die Türken von der Entdeckung des Complots benachrichtigt worden.

Die Rädelsführer der Verſchwornen wurden in der grauſamen Weiſe der Zeit hingerichtet, nämlich mit glühenden Zangen gezwickt und gerädert! Als Miſchud den erſten Stoß des Rades empfangen und Imſoletti die glühenden Zangen gefühlt, verlangten ſie die Taufe, und ſtarben, der Erſte als Joſeph Maria, der Letztere als Johann Baptiſt, ohne eine weitere Gnade von ihren neuen Glaubensbrüdern zu erfahren. Dann hielt man öffentliche Dankfeſte für die Abwendung der Gefahr. Später wurden noch acht Türkenſklaven gebrandmarkt. Den Proceß des Paſcha ließ man ins Türkiſche überſetzen und dem Großvezier vorlegen. In Konſtantinopel war man aber natürlich nicht geneigt, ihm ſeinen kühnen Verſuch zum Verbrechen zu machen. Im Mai 1751 ward er endlich am Bord eines franzöſiſchen Schiffes nach Konſtantinopel geſchickt, wo er auch glücklich ankam [1]).

---

[1]) Merc. hiſt. Th. 127 und 129, passim. Geneal. hiſt. Nachrichten, Th. 136, S. 370; Th. 139, S. 647.

XVII. Die Damaſtdörfer Groß- und Neu-Schönau.

Ein Beitrag zur Sittengeſchichte.

Die Dörfer Groß- und Neu-Schönau bei Zittau in der ſächſiſchen Oberlauſitz ſind durch ihre Leinen-Damaſtweberei in weiten Kreiſen bekannt. Großſchönau, zum Unterſchiede von einem anderen nahen Dorfe ſo genannt, kommt ſchon in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts vor. Neu-Schönau iſt erſt im 18. Jahrhundert angelegt worden. Grundherren von Schönau waren erſt die Burggrafen von Dohna, dann die von Maxen, längere Zeit die von Uechtritz, hierauf ein Thiele Knobel, den man zu dem Geſchlecht derer von Knobloch rechnet. Nach deſſen Tode fielen die Güter als erledigtes Mannlehen an die Krone Böhmen, und Kaiſer Ferdinand I. verlieh ſie 1546 dem kaiſerlichen Rath und Amtshauptmann Dr. Ulrich von Noſtitz auf Unwürde und Ruppersdorf[1]. Nach deſſen Tode (13 Oct. 1552) kam bei der Erbtheilung Großſchönau nebſt Bertsdorf an ſeinen Sohn Hartwig (geb. 1536 † 12. März 1607), der zu Wittenberg unter Melanchthon ſtudirt, am holſteiniſchen und däniſchen Hofe gelebt und in zwei Feldzügen gegen die Türken mitgefochten hatte, dann aber ſich auf ſeine Güter zurückzog, heirathete und Kinder zeugte. Er verkaufte 1587 die beiden Güter, für 26,000 Thlr.[1]), an den Rath zu Zittau, in deſſen Beſitze ſie noch ſind. Umſonſt ſuchten die Verwandten den Kauf durch kaiſerliche Autorität rückgängig zu machen.

---

[1] Er erwarb ſich zu ſeinen beiden Erbgütern, in ſeiner einflußreichen politiſchen Stellung, noch acht Rittergüter. Wie Unwürde ſpäter durch Heirath an die von Hund kam, iſt im 1. Bde. (S. 351) zu finden.

Weberei mag frühzeitig eine Nebenbeſchäftigung neben dem Ackerbau in dortigen Gegenden gebildet haben, war aber gewöhnliche Zwillichweberei. Um 1666 kamen zwei Gebrüder Lange, Friedrich und Chriſtoph, wahrſcheinlich aus der Gegend von Stolpen gebürtig, nach Groß-Schönau „auf die Speculation“ und gingen damit um, die niederländiſche Damaſtwirkerei nachzuahmen. Der zittauer Rath that ihnen großen Vorſchub und ließ ſie „mit aller Behutſamkeit an die auswärtigen Oerter reiſen, daſelbſt die Structur der Stühle abſehen, und die Notiz von andern Requisitis dieſer beſonderen Wiſſenſchaft gewinnen.“ Als ihre Sache erwünſchten Fortgang nahm, legten ſich auch die andern zeitherigen Zwillichweber auf die Damaſtweberei und es bildete ſich ein lebhaft betriebener Erwerbszweig. Der erſte Muſtermaler ſoll Chriſtoph Löfler von Hennersdorf geweſen ſein. Dieſer wollte in Groß-Schönau heirathen, erſtach einen Nebenbuhler und flüchtete in das böhmiſche Warnsdorf, wo er katholiſch wurde und von wo er dem Friedrich Lange die Bodenmuſter malte. Chriſtoph Krauſe baute den erſten Damaſt-Webſtuhl. Die Damaſtweber wünſchten anfangs ſelbſt, „es möchte dieſe Wiſſenſchaft der Damaſt-Weberei nicht propaliret und ihnen in Kurzem wieder entzogen werden“, und beantragten daher, daß der Rath für die Conceſſion eines Damaſt-Webſtuhls wenigſtens 30 Thlr. fordern möge. Dem Rath war das zu hoch und er beſtimmte nur 10 Thlr. Später war auch das wieder den Webern zu viel. Streitigkeiten, bald mit dem Rathe über die Stuhlzinſe, bald mit der Regierung über deren Ordnungen und Controlen haben ſich bis auf die neuere Zeit wiederholt. Frühzeitig kamen auch Verbote und Maßregeln gegen Auswanderung und Verſchleppung der Geräthſchaften. Von Schleſien aus wurden, ſeit es in preußiſche Hände gekommen, fortwährende Aufforderungen zur Ueberſiedelung an die Damaſtweber gebracht, und Friedrich II. ſoll auf 100,000 Thlr. an die Einführung dieſes Geſchäftszweiges gewendet haben. Die ſchleſiſchen Kriege und der ſiebenjährige Krieg erleichterten dieſe Bemühungen. Auch nach Böhmen zogen einzelne Damaſtweber, namentlich nach Warnsdorf, Rumburg, auf Einladung eines Grafen Kinsky nach Birkſtein u. ſ. w. Doch hielt ſich die Weberei in Schönau am ſtärkſten. In künſtleriſcher Beziehung gehört aber der Hauptaufſchwung erſt dem 19. Jahrhunderte an, wo beſonders die Wäntig und Schiffner treffliche Arbeiten lieferten.

---

[1]) Außerdem mußten 100 Ducaten zur Verehrung an die Töchter des Verkäufers und ſeiner Frau 500 für das Vieh bezahlt werden.

Ward durch die Weberei Schönau ein neuer und wichtiger Nahrungszweig und in ihm eine weit reichende Bedeutung gegeben, ſo trat es doch auch damit aus dem friedlichen Gleiſe gewöhnlicher Dörfer heraus und iſt faſt das ganze 18. Jahrhundert hindurch nicht aus allerlei Streitigkeiten herausgekommen. Zu dieſen gehörten auch zweimalige Pfarrhändel, welche bezeichnendere Züge darbieten, als ſich gemeiniglich bei dieſen, an ſich nicht ſo ſeltenen Vorgängen finden.

Der Pfarrer M. Johann Chriſtian Kübel, welcher ſeit 1697 in Groß-Schönau angeſtellt war[1]), hatte 1723 durch einen plötzlichen Zufall ſein Gedächtniß faſt gänzlich verloren und mußte ſich deshalb einen Amtsgehilfen erbitten. Schon ehe darüber entſchieden ward, hatte er öfters für ſich predigen laſſen, und da hatte denn der Gemeinde ein Candidat Marx beſonders gefallen. Derſelbe hatte überdem viele Verwandte in Groß-Schönau, wo ſein Vater, Chriſtian Marx, jetzt Cantor zu Koſtwitz in Schleſien, geboren war. Die Gemeinde kam bei dem zittauer Rath bittweiſe um ſeine Anſtellung ein. Der Rath wollte aber keinen fremden Candidaten befördern und fand auch mancherlei an dem Wandel des Empfohlenen auszuſetzen. Er ſtellte daher (27. Sept. 1723) dem Candidat Michael Friederici aus Zittau[2]) das Berufungsſchreiben aus, und zwar ohne vorherige Probepredigt, was ihm ſpäter von der Regierung ernſtlich verwieſen wurde. Während er zur Ordination nach Dresden gereiſt war, erklärten die Schönauer ihrer Obrigkeit, daß ſie ihn nicht als Pfarrer annehmen würden, ohne jedoch etwas anderes, als ſeine ſchwache Stimme und ihre Vorliebe für Marx als Gründe anzuführen. Ihre Erklärung war natürlich umſonſt, und ebenſo die Appellation an den Landesherrn. Am 29. Oct. ſollte der Candidat eingeſetzt werden. Aber die Gegner des Candidaten, worunter viele Weiber und Kinder, bemächtigten ſich der Kirchenſchlüſſel, hielten alle Zugänge zur Kirche beſetzt, empfingen die Abgeordneten des Rathes mit Schimpf- und Spottreden, und da weder Zureden, noch Bedrohungen fruchteten, Gewaltmittel aber nicht bereit waren, ſo mußte man unverrichteter Sache umkehren. „Sechs Tage lang", heißt es in einer Schilderung jener Vorgänge [1], „blieb die Kirche Tag und Nacht belagert; Niemand wurde eingelaſſen und die Taufen der Kinder mußten in der Pfarrwohnung geſchehen. Auch der ſonntägliche Gottesdienſt am 31. October durfte nicht in der Kirche gehalten werden. Keine Glocke läutete. Die andächtige Verſammlung mußte auf dem Kirchhofe verweilen, und der Prediger, ein zittauer Candidat, von Weibern und Kindern mit dem Geſchrei begrüßt: den mögen wir nicht haben, Marxen wollen wir haben, hielt ſeine Predigt von einem der oberen Fenſter der Pfarrwohnung herab." Die „Marrbrüder", die, wie gewöhnlich, auch einen Advocaten [2] fanden, der ſie in ihrem Streben beſtärkte, wendeten ſich mit erneuerten Vorſtellungen und Klagſchriften an den Landesherrn und mehr als 100 Mann gingen ſelbſt nach Budiſſin und Dresden. In Folge eines landesherrlichen Reſcripts vom 6. Nov. 1723 wurde nun eine oberamtliche Commiſſion nach Groß-Schönau geſendet, welche zuvörderſt den Friederici am 21. November eine Probepredigt abhalten ließ, wozu ſich viele Zuhörer aus Zittau und der Umgegend eingefunden hatten, ſowie auch die beiden Bürgermeiſter von Zittau, Dr. Stoll [3] und Hofrath Neſen, als Deputirte beiwohnten. In dem Reſcripte war u. A. vorgeſchrieben, daß, wenn ſich das Vorgeben, als ob die Stimme des Candidaten zu ſchwach ſei, begründet finden ſollte, an die höchſte Stelle berichtet werden ſolle. Den Groß-Schönauern ſei aber zu erkennen zu geben, daß ſie den von ihnen verlangten Marx niemals erlangen würden. Der Ungrund jenes Anführens erwies ſich vollkommen; auch ſonſt erntete Friederici's Predigt Beifall; nur nicht bei den Schönauern[1]). Dieſe waren ſo gegen Friederici eingenommen, daß ein Mann, der den Sonnabend vorher zur Beichte geweſen war, die Kirche verließ, um nicht von Friederici das heilige Abendmahl zu empfangen, und daß die erſten Frauen, die an den Altar kamen, als ſie ſahen, daß Friederici und nicht der alte Paſtor den Kelch austheilte, ſtutzten und zurücktraten. Die Commiſſarien gaben ſich den ganzen Nachmittag die größte Mühe, die Deputirten der Gemeinde, unter denen ſich ein Chriſtian Schiffner, vielleicht ein Vorfahre der ausgezeichneten Kunſtweber unſerer Zeit, als gewandter Sprecher vorthat[2]), zur Fügſamkeit zu beſtimmen. Es war aber alles umſonſt. Die auf dem Hofe verſammelte Volksmenge ſchrie, als die Commiſſarien das landesherrliche Reſcript verleſen ließen, unter großem Getümmel: „wir ſind nicht zufrieden!" So mußte denn geſchehen, was ein Commiſſar zu den Deputirten der Gemeinde ſagte: „Es muß Euch geben, wie den Kindern; was die Eltern nicht wollen, dürfen die Kinder nicht bitten, und man muß ſolange auf die Kinder ſchlagen, bis ſie aufhören von ſolchem Bitten, und ſo wird es Euch auch gehen.“

---

[1]) Geb. zu Bertsdorf 21. November 1652 † zu Zittau 28. September 1729.

[2]) Sohn eines Branntweinbrenners daſelbſt und am 25. Juli 1687 geboren.

---

[1] Richter, Geſchichtlich-ſtatiſtiſche Darſtellung der Damaſtmanufactur-Orte Groß- und Neu-Schönau. Leipzig, 1837.

[2] Georg Heinrich Marsmann aus Budiſſin.

[3] Im Hauſe eines Arztes Dr. Stoll in Zittau war Friederici Informator.

---

[1]) In einer handſchriftlichen zittauer Chronik heißt es: „Friederici hat eine ſchöne Predigt gethan, daß alle einen Wohlgefallen daran gehabt haben, und denen verſtockten und ungehorſamen Bauerflegeln hat er doch nicht angeſtanden."

[2]) Ein Haupttumultuant ſcheint dagegen ein Chriſtoph Lange geweſen zu ſein, der auch verhaftet ward und bis zum 31. Jan. 1724 im zittauer Schloßthurm ſaß.

Der Advocat Marsmann erhielt die Weiſung, binnen zwei Stunden Groß-Schönau zu verlaſſen. Er ging aber nach Dresden und hierhin wendeten ſich am 22. Nov., wie es heißt, auf ſein Anſtiften, über 200 Groß-Schönauer perſönlich, um den König anzugehen[1]). Da ihnen aber jeder ſolcher Verſuch aus begreiflichen Gründen widerrathen ward, ſo zerſtreuten ſie ſich nach und nach und ließen bloß dreie ihres Mittels zu fernerer Betreibung ihrer Sache zurück. Dieſe und der Advocat Marsmann bemühten ſich zuvörderſt um Fürſprecher und fanden dergleichen in den Commerciencommiſſaren Johann Georg Kirchenbauer und Johann Gabriel Schott, welche aus anderen Gründen dem zittauer Rathe feind waren. Marsmann und Schott ſchrieben am 27. Nov. an die Gemeinde und ſcheinen ihr Hoffnungen gemacht zu haben, die ſie in ihrer Hartnäckigkeit beſtärken mußten. Auf ihren Rath gingen zwei Gemeindeglieder zu Friederici, und redeten ihm zu, ſich des Beichteſitzens, Trauens und Abendmahlſpendens zu enthalten, kamen aber dafür einen Tag ins Stockhaus. Der Rath ſchickte nun den Stadtſchreiber Dr. Hoffmann nach Dresden, und erwirkte ſowohl die Aushändigung aller Eingaben der Gemeinde, als auch die Feſtſetzung der, mittelſt abermaliger oberamtlicher Commiſſion, unabänderlich zu vollziehenden Einführung Friederici's auf den 5. December. Dieſe erfolgte denn auch, unter dem Schutze von zwei Compagnien Infanterie, in Anweſenheit aller zittauer

---

[1]) Alſo eine Art Sturmpetition ſchon in jener Zeit.

Rathsherren und mancher Bewohner der Umgegend. Aus Groß-Schönau kamen, außer den Ortsgerichten, nur Wenige in die Kirche. Ein Widerſtand ward aber nicht verſucht.

Nun ging es an Unterſuchung und Strafe, wobei es von Seiten einer, erſt jetzt hervortretenden Gegenpartei, nicht an Hetzereien, Verleumdungen und falſchen Anklagen gefehlt haben ſoll. Das Militair ward bei den Marxbrüdern, von Tag zu Tag zwiſchen dem Niederdorfe, Mitteldorfe und Oberdorfe abwechſelnd, eingelegt und mußte mit Koſt und einer Geldauslöſung verſehen werden[1]). Es blieb jedoch nur drei Tage. Schon am 6. December erklärten die Abgeordneten der nachgiebiger gewordenen Gemeinde, daß ſie den neuen Pfarrer annehmen wollten, baten aber, den Candidaten Marx als zweiten Prediger einzuſetzen. Dem ſtand ſchon das entgegen, daß die Gegenpartei gegen dieſen eine Klage erhoben hatte, welche ſeine Anſtellung zur Zeit unmöglich machte. Marx wurde beſchuldigt, daß er der Frau des Richters Göhle, Annen Roſinen geb. Israel, welche ihrer Schönheit und ſanften Reize wegen insgemein die ſchöne Richterin genannt wurde, bei einer Spazierfahrt unzüchtige Anträge gemacht habe. Ihr eigner Ehegatte und ein Gerichtsälteſter, Namens Zacharias Zeidler, überredeten ſie, unter dem Verſprechen, daß ſie dafür den Kretſcham zu Leutersdorf erhalten ſolle, dieſe Beſchuldigung eidlich zu bekräftigen. Sie zog ſich aber dieſen Eid zu Gemüthe, erkrankte ſogleich nach ihrer Rückkehr von Budiſſin und ſtarb nach ſechs Wochen. So zweifelhaft alſo auch dieſe Anklage war, ſo merkte Marr doch aus dem Ganzen, daß ſeine Sache verloren ſei und machte ſich fort. Er iſt ins Deſſauiſche gezogen, wo er noch zur Zeit des baieriſchen Erbfolgekrieges in hohem Alter gelebt haben ſoll.

---

[1]) Der Gemeine bekam den Tag 6 Gr., der Corporal und Feldwebel 12—16 Gr., der Fähnrich 2 Thlr., der Lieutenant 4—5 Thlr., der Oberlieutenant 6 Thlr. Die Herren des Rathes ſtanden unter dem beſondern Schutze von zehn zittauer Stadtſoldaten, welche auch „das Ihrige von denen Bauern bekommen müſſen.“

Die noch in Dresden verbliebenen Abgeordneten der Gemeinde, Pietſchmann, Mai und Ritter, waren endlich glücklich zum Könige gedrungen[1], hatten ihm ein Memorial übergeben und waren, unter hoffnunggebenden Erklärungen, ans geheime Cabinet verwieſen worden. Hier nahm man es ihnen aber ſehr übel, daß ſie ſich perſönlich an den König gewendet hatten. Auch der Kanzler ſoll u. A. zu ihnen geſagt haben: „wenn Euch nach weiterem Spruche gelüſten ſollte, ſo ſoll Euch der Kopf vor die Füße gelegt werden.“ Ihr Geſuch ward vollſtändig abgewieſen, das Memorial aber dem zittauer Rathe überſendet, worauf die Unterſuchung an Strenge zunahm.

Seit dem 6. December hatten zahlreiche Verhaftungen ſtattgefunden, die aber meiſt nur wenige Tage dauerten. Auch Marsmann wurde in den Schloßthurm geſetzt. Mit beſonderer Härte wurde Chriſtian Schiffner behandelt, welcher übrigens weniger in perſönlicher Leidenſchaft, denn als Wortführer ſeiner Partei gehandelt zu haben ſcheint. Nach der Rückkehr der Deputirten aus Dresden, welche gleichfalls verhaftet wurden (3. Januar 1724), kam er von Neuem in Haft und wurde am 27. Januar, in Folge eines landesherrlichen Reſcripts, kreuzweis geſchloſſen nach Budiſſin gebracht. Am 11.

---

[1] Man hatte auch acht ſchwangere Frauen nach Dresden geſchickt, die dem Könige einen Fußfall thun ſollten, aber nicht vorgelaſſen wurden.

Februar wurde er aber wieder entlaſſen. Er erhielt die Weiſung, bei härterer Strafe, Feſtungsbau oder Leibes- und Lebensſtrafe, nicht mehr dergleichen vorzunehmen. Der Oberamtsvicekanzler ſagte bei der Entlaſſung zu ihm: „Gebt Euch zufrieden. Habt Ihr für die Gemeinde reden können, ſo habt Ihr auch für ſie leiden können.“ Die übrigen Gefangenen kamen ſchon vorher in Freiheit. Die ſogenannte Stärkefrau, Daniel Wichmann's Mutter, mußte ſich beſonders vergangen haben; denn ſie und ihr Sohn wurden ſchon am 18. December vom zittauiſchen Grund und Boden verwieſen. Die Gefangenen hatten übrigens während ihrer Haft, zur Verwunderung der Stockdiener, fleißig geſungen und gebetet.

Jetzt trat aber eine eigne, für die Zeit bezeichnende Wendung ein. Die Marxbrüder fühlten ſich, auch nach beendigter Unterſuchung, durch die ſcharfe Aufſicht, unter der ſie ſtanden, und die mit jedem unvorſichtigen Worte verbundene Gefahr gedrückt. Da kam erſt Einer auf den Gedanken, ſich auf der Feſtung Königſtein als Beſatzungsſoldat anwerben und dann auf Urlaub ſchicken zu laſſen. Dem Beiſpiele folgten bald Mehrere. Sie Alle waren damit der Gerichtsbarkeit des zittauer Rathes enthoben und in den Genuß der „Soldatenfreiheiten“ geſetzt. Selbſt der verwieſene Daniel Wichmann konnte ſich als königſteiner Soldat ungehindert in Groß-Schönau aufhalten. Im Gefühl ihrer Sicherheit übten ſie nun Muthwillen, Trotz und Hohn aller Art, während auf der anderen Seite der Rath ſeine Strenge gegen Alle, die ihm noch erreichbar waren, ſchärfte. Chriſtoph Lange ſollte, für eine freie Aeußerung, am 5. Febr. 1721 von Neuem arretirt werden, entkam aber, ließ ſich in Königſtein anwerben und kam als Beurlaubter zurück. Da ließ ihn der Rath am 22. März verhaſten und ſchließen, und ſchickte Stadtſoldaten zu ſeiner Transportirung ab. Er entfloh aber mit Liſt und Entſchloſſenheit und entkam, mit Hilfe ſeiner ſchnell verſammelten Kameraden, welche man fälſchlich dabei verübter Exceſſe beſchuldigte, über Rumburg auf den Königſtein. Auf Requiſition des Raths wurde nun am 24. März ein Offizier mit 21 Garniſonſoldaten nach Groß-Schönau commandirt, um die Soldaten zu arretiren, von denen man aber nur noch fünf antraf. Dieſe ließ der Commandant des Königſteins, der bekannte Generallieutenant von Kyau, durch ein Commando abholen und hintertrieb auch die in Dresden, wohin ſich der Rath gewendet hatte, beſchloſſene Abordnung von Reiterei. Unter ſeiner Vermittelung entſchloß ſich auch der Rath allmälig zu Amneſtiemaßregeln (9. April), von denen man nur die Soldaten ausnahm, welche bei Lange's Befreiung geholfen hatten. Zuletzt ſcheint nur Lange und Pietſchmann eine Strafe erhalten zu haben, und am 4. Sept. 1724 erſchien von Kyau ſelbſt, mit einem Commando, zu Groß-Schönau und übergab am folgenden Tage die großſchönauer Soldaten, nachdem er ſie ihres Eides entbunden hatte, dem zittauer Rathe zu neuer Unterthänigkeit und treuem Gehorſam, ermahnte ſie auch, ihrem Pfarrer Friederici gleichen Gehorſam zu erweiſen und ſich wieder ihrer Nahrung zuzuwenden. Das Verhältniß der Marxbrüder[1]) zu Friederici blieb kalt und verſtimmt und es kamen gelegentliche Neckereien, jedoch keine groben Störungen vor. Nach dem Tode des alten Pfarrer Kübel ward Friederici nach Wittgendorf verſetzt und der zeitherige daſige Pfarrer M. Johann Gottlob Hellwig kam an ſeine Stelle (25. Nov. 1729). Die Amtsführung des Letztern (geb. 3. Juni 1689 † 16. Nov. 1757) verfloß ruhig und in Segen, und er vererbte die Pfarre auf ſeinen Sohn, M. Karl Gotthelf Hellwig (geb. 4. Juni 1730 † 6. Februar 1795).

---

[1]) Gegen dieſelben wurde ein Spottlied gemacht, deſſen erſter Vers alſo lautete:

„Nun iſt es einmal an der Zeit,
Daß die Marxbrüder büßen;
Es hat die werthe Obrigkeit
Hierbei viel dulden müſſen.
Den alten und den jungen Pfarr
Verſpottete ein jeder Narr,
Der gleich von Gott nichts wußte.“

Daß des Letzteren Sohn ausartete und ſich zur Nachfolge in das Amt des Vaters und Großvaters unfähig machte, das ſollte für Groß-Schönau eine Wiederkehr der ſchon einmal beſtandenen Pfarrwirren hervorrufen. Der Pfarrer Hellwig II. hatte kurz vor ſeinem Tode den M. Tzſchaſchel (geb. 3. Nov. 1757 † 21. Mai 1823) zum Amtsgehilfen erhalten. Dieſer ſetzte ſich bei der Gemeinde in Gunſt; der Rath trug aber Bedenken, ihm die umfangreiche Stelle zu geben, und verfügte daher abermals einen Amtstauſch, indem er ihn nach Jonsdorf und den daſigen Pfarrer, M. Chriſtian Adolf Peſcheck, nach Groß-Schönau ſetzte. Der Letztere (geb. 12. April 1752 † 21. Nov. 1826) war, nach allen Zeugniſſen, ein ſehr würdiger Pfarrer und iſt zuletzt bis zum Paſtor Primarius zu Zittau aufgeſtiegen. In Groß-Schönau aber ſah man ihn von Anfang an ungern, weil man eben einen Andern gewünſcht hatte, und dieſe Stimmung ſprach ſich ſchon vor ſeinem Anzuge ſo deutlich aus, daß der zittauer Rath unter dem 3. Juli 1795 ernſtlich anbefehlen mußte, beim Abzuge M. Tzſchaſchel's und Anzuge M. Peſcheck's ſich alles Auflaufes, Tumultes und anderer geſetzwidrigen Unordnungen zu enthalten. Nach ſeinem Antritt fielen Beſchimpfungen, Spöttereien, Ausgelaſſenheiten, Kränkungen aller Art vor, ſodaß ſelbſt Peſcheck ſpäter ſeine zu Groß-Schönau verlebte Zeit als einen kurzen, aber ſchweren Traum bezeichnete. Die Groß-Schönauer waren zudem gerade um jene Zeit, wegen ihrer Damaſtordnungen, in Zerwürfniſſen mit den Behörden und namentlich mit dem zittauer Rathe, ſollen auch durch franzöſiſchen Revolutionsſchwindel ſehr aufgeregt geweſen ſein. Da ſich gar keine Ausſicht zeigte, daß der Hader zwiſchen Gemeinde und Pfarrer durch das ruhige, verſöhnliche Verhalten des Letztern werde beſchwichtigt werden, ſo entſchloß ſich der Rath, den Verſuch zu machen, ob es einem neuen Pfarrer, der den Parteien noch ganz fremd ſei, beſſer gelingen werde. Es trat ein abermaliger Tauſch ein. Peſcheck wurde am 12. Dec. 1796 zum Katecheten und Zuchthausprediger in Zittau erwählt, wohin er am 2. Febr. 1797 abzog. Sein Nachfolger in Groß-Schönau wurde ſein Vorgänger in Zittau, M. Chriſtian Friedrich Richter.

In dieſem hatte ſich der Rath aber vergriffen, obwohl er manche Eigenſchaften beſaß, die zu ſeiner Wahl beſtimmen konnten. Richter, ein Müllersſohn und am 5. Mai 1748 zu Hainewalde geboren, beſaß eine ſeltene Geiſtesſtärke, einen durch nichts zu erſchütternden Muth, einen feſten Willen, eine ausdauernde Beharrlichkeit und ein ſtrenges Rechtsgefühl. Aber er beſaß dieſe Eigenſchaften auch in einem Grade, und ſo unvermittelt durch Beſonnenheit, Sanftmuth und Wohlwollen, daß die Willensfeſtigkeit und Beharrlichkeit in Eigenſinn und Halsſtarrigkeit, der Muth in herausfordernden Uebermuth, das Rechtsgefühl in Rechthaberei und aufreizendes Feſthalten an jedem Titelchen des eignen Rechts[1]) ausartete. Dabei war er ungemein heftigen Sinnes. Schon ſeine Antrittspredigt über den Text: „Es iſt ein Geringes, daß du mein Knecht biſt, die Stämme Jakobs aufzurichten, und das Verwahrloſete in Iſrael wiederzubringen“ (Jeſ. 49, 16) gab großen Anſtoß.

---

[1]) Nur zu oft wird die Achtung, die dem Rechtsſinne gebührt, wo er die Rechte Anderer heilig achtet und wo er ſich uneigennützig

Die Parteien drehten ſich aber, mit der in ſo vielen Parteihändeln gewöhnlichen Zufälligkeit und Principloſigkeit. Tzſchaſchel's Anhänger, von denen man hätte erwarten ſollen, ſie würden auch Richter's Feinde ſein, da der Streit ja nicht in Abneigung gegen Peſcheck, ſondern in Vorliebe für Tzſchaſchel ſeinen erſten Grund gehabt hatte, ſprachen ſich günſtig für Richter aus, weil es doch ein anderer Mann war, als der ihnen ohne Grund verhaßt gewordene Peſcheck. Dagegen die Anhänger Peſcheck's, deren Sache einen würdigen Charakter erhielt, wenn ſie in ihm den rechtmäßigen Pfarrer und tüchtigen Geiſtlichen ehrten, erklärten ſich gegen Richter, welcher gleichfalls ihr rechtmäßiger Pfarrer und ein tüchtiger Geiſtlicher war, weil er an die Stelle ihres Peſcheck getreten. Bald fielen Reibungen vor. Man ſchimpfte und ſchmähte ſich in Bier- und Branntweinhäuſern, man ſpottete über die Reden des Pfarrers, man ſuchte ihn, nachdem man vollends gemerkt hatte, wie leicht er in Zorn und Eifer zu bringen ſei, auf jede Weiſe zu ärgern und zu reizen, und er ſelbſt verſtand es nicht, ſich über den Parteien zu halten. Als ſich unter ſolchen Wirren die gefährlichſten Grundſätze immer lauter ausſprachen, die Frechheit, mit welcher man

---

für die Rechte Anderer und für die Idee des Rechtes bewaffnet, auch auf den Kampf für das eigne Recht übergetragen. Dieſer iſt erlaubt, verdient aber an ſich niemals beſonderes Lob, ſondern kann es nur durch die Art verdienen, wie er geführt wird. Er kann aus ſehr ſchlechten, ſelbſtſüchtigen Beweggründen fließen.

Gott und die göttlichen Dinge ſchimpfte, die Bibel verachtete, der heiligen Geſchichte und des Chriſtenthums überhaupt nach Jakobinerweiſe ſpottete, von Tag zu Tag ſtieg, machte er mehrmals Anzeige bei dem zittauer Rathe, fand aber nicht die erwartete Berückſichtigung. Sei es, daß der Rath nicht für zeitgemäß fand, durch ſtrenge Maßregeln für Kirchlichkeit zu wirken, oder daß es Richter ſchadete, daß ſeine Partei zugleich die der Gegner des Raths war; die Maßregel, die der Rath am 8. October 1798 ergriff, die Gerichte anzuweiſen, auf das Verhalten der Einwohner, unter welchen ſich Parteigeiſt und Rachſucht eingeſchlichen habe, genaue Obſicht zu führen, war jedenfalls um ſo mehr eine halbe und unwirkſame, als die Gerichte ſelbſt Partei genommen hatten und zwar wohl gegen den Pfarrer.

M. Richter ließ nun eine neue Klage verfertigen, die er ans Oberamt nach Budiſſin und ans Oberconſiſtorium nach Dresden ſchickte, und leitete damit einen Proceß ein, der für ihn einen ſehr unerwünſchten Ausgang nehmen ſollte. Auch ſeine Gegner reichten höhern Orts ihre Beſchwerden ein, und die oberamtliche Commiſſion, welche am 21. October 1798 in Zittau anlangte, und vom 24. October — 8. November in Groß-Schönau verweilte, machte mit Unterſuchung der Beſchwerden über den Pfarrer den Anfang. Unter dieſen Beſchwerden figurirten ſeine ſträflichen Predigten, ſein zelotiſcher Eifer, der auch des Papſtes und des Katholicismus nicht geſchont1), der ihn weiter beſtimmt habe,

---

1) Es wird dem heutigen Publicum wunderbar vorkommen, daß eine lutheriſche Gemeinde ſich deshalb über ihren Pfarrer beſchwerte und ihn darüber ſogar bei dem katholiſchen Beichtvater des Kurfür-

bei einer Hauscommunion zu einem kranken Manne zu ſagen, er wäre des Abendmahles nicht würdig, und demſelben die Hoſtie heftig in den Mund zu ſtoßen, ſeine Unverträglichkeit, die ihn mit allen benachbarten Pfarrern in Streit gebracht habe, wogegen dieſe aber ſchriftliches Zeugniß ablegten, ein angeblicher Brief an den Pfarrer zu Warnsdorf in Böhmen, mit empörenden Ausfällen gegen die chriſtliche Religion, der aber untergeſchoben geweſen ſein ſoll, ſeine heftige Gemüthsart überhaupt, ſeine Jagdliebhaberei, wegen deren er große, „ziemlich unfreundliche" Hunde gehalten, dann daß er Krebſe gefangen (!), in ſeiner Wohnung Ratten geſchoſſen, zu viel Feldarbeit getrieben und die Pfarrwidemuth in ſchlechten Zuſtand gebracht habe[1]) u. ſ. w. Er ſelbſt zeigte ſich bei der Unterſuchung nicht minder hartnäckig und unverſöhnlich, als ſeine Gegner, und drang beſtändig auf Beſtrafung der von ihm denuncirten angeblichen Gottesleugner, die aber von den Ortsgerichten ein nichts weniger als nachtheiliges Zeugniß über ihren Wandel erhielten.

Richter's Gegner ſandten nun noch, angeblich im Namen der Gemeinde, ohne daß jedoch dieſer Punkt erwieſen wäre, eine Deputation mit einer Eingabe nach Dresden, worin ſie erklärten, daß die Abſetzung des Pfarrers allgemeines Verlangen der Gemeinde ſei, indem ihn nur etwa 90 Perſonen als Pfarrer zu behalten wünſchten.

ſten verklagte. Indeß dem damaligen Zeitgeiſt gegenüber, und unter dem Einfluſſe erhitzten Parteigeiſtes iſt die Sache ſo wunderbar nicht. Auch iſt zu erwägen, daß in der Lauſitz Verträglichkeit der Religionsparteien im allſeitigen Intereſſe lag.

[1]) In letzteren beiden Beſchuldigungen liegt nicht ſo nothwendig ein Widerſpruch, wie Richter in ſeinem ſehr verdienſtlichen Werke annimmt (a. a. O. S. 197).

Es erfolgte denn auch, unter dem 24. December 1798, ein landesherrliches Reſcript, wodurch M. Richter vom Pfarramte zu Groß-Schönau „dimittirt" wurde. Der Rath zu Zittau ſollte ihm, bis zu anderweiter Anſtellung, eine jährliche Penſion von 100 Thlrn. aus der Schoßkaſſe zahlen. Die ganze Maßregel ſcheint wohl hauptſächlich auf die Unmöglichkeit eines nützlichen Wirkens dieſes Pfarrers in dieſer Gemeinde begründet geweſen zu ſein, und wenn er geeignete Wege eingeſchlagen hätte, ſo würde er wohl bald eine anderweite gute Anſtellung erhalten haben. Aber die Sache kam anders. Richter bot alles auf, eine Zurücknahme der Maßregel zu erwirken, und ward darin ſowohl durch die Gemeinde, als auch, wie es ſcheint, durch die ſonſtige Stimmung in der Gegend, wo man das Verfahren nicht ohne Grund zu hart fand[1]), unterſtützt.

Er nahm die Penſion nicht an, und bat, nachdem ihm am 28. Febr. 1799 das Reſcript publicirt wurde, unter dem 2. März um Ausſetzung der Vollziehung deſſelben. Allein ſchon am 5. März erfolgte deſſen Beſtätigung. In der Gemeinde war auf einmal alles für Richter. Man verſammelte ſich haufenweiſe im Kretſcham und verlangte ziemlich ſtürmiſch von den Gerichten, daß ſie die Sache rückgängig machen ſollten. Da dieſe ſich nicht damit befaſſen wollten, ſo ſchickten Richter's Anhänger am 4. Mai eine Deputation nach Dresden, veranſtalteten auch, gegen ein vom zittauer Rathe deshalb ergangenes Verbot, eine Stimmenſammlung, wobei ſich, binnen 24 Stunden, nicht weniger als 1270 für Richter erklärten. Am 1. April aber machte eine Rathsdeputation der Gemeinde ein landesherrliches Reſcript bekannt, wonach Niemand ſich unterſtehen ſollte, irgend etwas zu unternehmen, was wider den kurfürſtlichen Willen lieſe und dem Pfarrer zur Wiedererlangung des Pfarramtes behilflich ſein könnte. Da Richter die Pfarrwohnung nicht gutwillig räumen wollte, ſo ließ der zittauer Rath ſeine Effecten in den Kretſcham bringen, wo ſie mehrere Tage unter freiem Himmel ſtanden. Wahrſcheinlich bei dieſer Gelegenheit iſt das Kirchenbuch abhanden gekommen, worauf die Gegner Richter's dieſen wieder beſchuldigten, daſſelbe abſichtlich vernichtet zu haben. Richter verließ Groß-Schönau am 11. April und zog zu ſeinem Bruder nach Seifhennersdorf. Er und ſeine Anhänger ſetzten ihre Verſuche durch Appellationen gegen die Pfarrerwahl und ſonſt noch längere Zeit fort, und veranlaßten Unterſuchungen, wie ſie am 12. Sept. zu Dresden, vom 9.—13. Dec. in Radeberg ſtattfanden, ja durch Commiſſarien noch am 16. Juni und 22. Sept. 1800 gepflogen wurden. Aber ſtets ward die höhere Entſcheidung beſtätigt und von den Renitenten der Gemeinde mußte Einer einjährige Zuchthausſtrafe, die Uebrigen Stockhausſtrafe leiden. Richter und die Andern hatten beträchtliche Koſten zu bezahlen.

---

[1]) Man kann allerdings meinen, daß man vorher den Weg der gütlichen Unterhandlung über freiwilligen Uebertritt auf eine andere Stelle mit ihm hätte verſuchen ſollen.

Richter appellirte auch bei der zweiten Pfarrwahl noch und klagte endlich gegen den Landesherrn bei dem Reichskammergericht, was freilich gegen das privilegium de non appellando war und dem armen Starrkopf, deſſen Eigenſinn und herbem Schickſal man wohl einige Nachſicht hätte ſchenken mögen, halbjährige Zuchthausſtrafe und angeblich auch Landesverweiſung zuzog. Wahrſcheinlich iſt letztere nur ein freiwilliges Exil geweſen. Er zog nach Böhmen und trieb dort einen Kleinhandel mit gebackenem Obſte u. dergl. Später erkaufte er einen Garten in Herwigsdorf bei Zittau, wo er 1818 geſtorben iſt[1]).

Nach Richter's Entlaſſung wollte kein Pfarrer des zittauer Stadtbezirks das Pfarramt in Groß-Schönau annehmen. Endlich meldete ſich der Pfarrer zu Spitzkunnersdorf, M. Karl Heinrich Samuel Jentſch (geb. 22. Juni 1762), wurde am 2. Juni 1799 zum Pfarrer ernannt und erhielt, trotz der eingegangenen Appellationen, am 1. Juli die Vocation, worauf er am 9. Juli einzog. Auch er wurde mit Mistrauen und Abneigung empfangen und erfuhr manche Kränkungen, ſtarb aber ſchon am 11. April 1800, demſelben Tage, an welchem ein Jahr vorher M. Richter Groß-Schönau hatte verlaſſen müſſen. Abermals meldete ſich Niemand zu dem Pfarramte und die Pfarrer im zittauiſchen Gebiete lehnten den bedenklichen Antrag ab. Der Rath lud drei fremde Prediger zu Gaſtpredigten ein. Der Erſte darunter, den er zum Pfarrer wählte, ſchlug die Stelle ebenfalls aus. Darauf wählte er den Pfarrer zu Liebſtädt in Thüringen M. Karl Heinrich Gottfried Lommatzſch (geb. zu Kindelbrück 24. Juni 1772), der eine

---

[1]) Auch Spottlieder wurden auf ihn gemacht. Er hatte zu der Amtsentlaſſung des Director Sintenis zu Zittau (179[illegible]) beigetragen und ſich, mit Bezug darauf, berühmt, daß er ſchon mit Großziemern ſiegreich gekämpft habe, alſo auch der Rothkehlchen Herr werden werde. In einem Liede, was ſich anfing:

„Magiſter Richter, was haſt Du verbrochen,
Daß über Dich das Urtheil ward geſprochen?“

hieß es im letzten Verſe:

„Vom großen Lügenmacher wir geſungen,
Der mit Großziemern hat zuvor gerungen:
Rothkehlchen ſind nun ſein ganz Herr geworden:
Er iſt verdorben.“

Stieftochter des zittauer Bürgermeiſters Kösling zur Frau hatte.

Inzwiſchen hatte ſich der Damaſthandel gebeſſert und die Stimmung war günſtiger. Der neue Pfarrer ward ſchon zur Probepredigt feierlich eingeholt und bei ſeinem Amtsantritte (3. Mai 1801) ein Feuerwerk abgebrannt. Sein bedeutendes Rednertalent und der richtige Takt, mit dem er ſich von allen Parteien fernhielt, erwarben und ſicherten ihm hohe Achtung. Er nahm aber ſchon 1809 eine Stelle in Zittau an, zeichnete ſich 1813 und 1814 auch als politiſcher Redner und durch ſächſiſchen Patriotiſmus aus, und ward 1816 nach Dresden, 1817 als Superintendent nach Annaberg berufen, wo er am 17. Auguſt 1834 geſtorben iſt. Seinem Nachfolger in Groß-Schönau hatte er die Wege geebnet, und merkwürdiger Weiſe wurde dies ein Sohn deſſelben Director Sintenis, zu deſſen Entlaſſung der nun auch entlaſſene Richter beigetragen zu haben ſich rühmte[1]).

---

[1] Vergleiche über das alles die angeführte Schrift von Richter, wo auch die ſonſtigen Quellen bemerkt ſind.

XVIII. Johann Gottfried Sillig.

Auch ein Geiſtlicher, der unter der Regierung des Kurfürſten, nachherigen Königs Friedrich Auguſt von Sachſen vom Amte entfernt ward, ohne es durch Verſchuldung verwirkt zu haben, dabei ein Mann, der ſich durch manche Züge ſeiner Richtung in die Reihe im vorigen Bande beſprochener Charaktere, zwar nicht der Speculanten auf den Aberglauben und die Schwärmereien Anderer, aber ſo edler Schwärmer, wie Cazotte und Oberreit, ſtellt, war der in der Aufſchrift Genannte.

Sein äußerer Lebensgang war einfach. Er war der Sohn des Diakonus Johann Ehrenfried Sillig in Waldheim und ebenda am 13. Auguſt 1734 geboren, ging erſt in die waldheimer Stadtſchule und kam dann nach Meißen auf die Fürſtenſchule, worauf er ſechs Jahre lang in Leipzig Theologie ſtudirte. Seine Mutter war im erſten Jahre ſeines Lebens geſtorben. In Leipzig hatte er ſich beſonders Cruſius angeſchloſſen und urſprünglich die Abſicht gehabt, ſich dem akademiſchen Lehramte zu widmen. Da erhielt er einen unerwarteten Ruf als Diakonus nach Döbeln, dem er Folge leiſtete (1762). Schon in Leipzig hatte er eine kleine exegetiſche Schrift drucken laſſen [1]). Nachdem er einige Jahre im Amte war, trat er anonym mit der deutſchen Schrift auf: „Warum mangelt es bei dem täglichen Wachsthum der Wiſſenſchaften gleichwohl noch ſo ſehr an guten Predigern?" Leipzig, 1771. Dieſe Schrift wurde ſehr günſtig aufgenommen. Er zählte darin ſowohl die natürlichen, als die erworbenen Eigenſchaften eines guten Predigers auf, und nannte dann als allgemeine Urſachen des gerügten Mangels: den Mangel an Aufſicht über die theologiſchen Studirenden; die „Verſäumung derſelben auf Schulen und Akademien in Abſicht auf diejenigen Dinge, die einem guten Prediger unentbehrlich ſind"; den Vorzug, den man der Schultheologie vor der bibliſchen einräume; die allzu große Nachſicht mit laſterhaften Predigern; den zu geringen Einfluß der Gemeinden bei der Wahl der Prediger[1]). Als beſondere Urſachen führte er an: Beſtimmung Unfähiger zu dem Predigtamt; niedrige Herkunft und Armuth vieler Prediger; „unzeitige Begierde, ein großer Redner zu werden"; Mangel an guten Freunden, die dem Prediger ſeine Fehler ſagen; Liebe zum Young'ſchen Geſchmack[2]); den Wahn, man predige bibliſch, wenn man Sprüche auf Sprüche häufe; Mangel an gutem Gedächtniß; die vielen ſchlechten und Wirthſchaftspfarren; die Verachtung, in der der geiſtliche Stand ſich befinde[3]). Der Ton der Schrift war munter, witzig, zuweilen eher zu jovial, und ſie enthielt manche feine Bemerkungen eines originellen und denkenden Kopfes. Im nächſten Jahre ſchilderte er die Geſchichte eines aus Döbeln gebürtigen Tuchmachergeſellen, der in holländiſchen Dienſten nach Surinam gegangen war, dort durch eine Heirath ſein Glück gemacht hatte, 1771 nach Döbeln zurückkam und den gewonnenen Reichthum mit Großmuth verwaltete, in der Schrift: „Zuverläſſiger Briefwechſel über die merkwürdige Geſchichte eines zweiten Joſephs, in der Perſon des Sächſiſchen Amerikaners, welcher bisher in Döbeln geweſen iſt. Vier Stücke. Amſterdam, 1772.“

---

[1] Triga regularum criticarum, quae multis Veteris Testamenti locis varie vellicatis prodesse posse videntur. Lips., 1762. 4.

---

[1]) In dieſem Punkte durfte er am meiſten geirrt haben. Die Uebertragung der Predigerwahlen an die Gemeinden wird, wenigſtens in Zeiten und bei Völkern „aufgeklärter" Beſchaffenheit, der Oberflächlichkeit, Mittelmäßigkeit und Charakterſchwäche weit beſſere Chancen bieten, als jede andere Einrichtung.

[2]) Von dem werden jetzt wenige Theologen noch etwas wiſſen.

[3]) Möchte für eine gewiſſe Claſſe ſeiner Glieder, nach den Zeitgemälden von Thümmel, Nicolai, Hermes, Müller zu ſchließen, nicht unwahr ſein. Ein wahrhafter Geiſtlicher im edelſten Sinne des Wortes iſt auch damals geehrt worden.

Größeres Aufſehen machte in weiten Kreiſen eine Predigt, die er um dieſelbe Zeit drucken ließ. Bekanntlich fand von 1771—72, in Folge eines zwei Jahre hintereinander ſich wiederholenden ſpäten tiefen Schneefalles[1], in vielen Gegenden Deutſchlands, und ganz beſonders auch in Sachſen, eine ſchwere Getreidetheuerung ſtatt, in deren Laufe der Scheffel Roggen, welcher 1769 im Erzgebirge 1 Thlr. 12 Gr. gekoſtet hatte, bis auf 9 Thlr. in Dresden, bis auf 14 Thlr. in Zwickau aufſtieg, ſelbſt in der unmittelbaren Nähe von Dresden verhungerte Menſchen an der Landſtraße gefunden wurden und die ungeeignetſten Nahrungsmittel, zu denen die Verzweiflung griff, wie geriebene Baumrinde, mit Sägeſpänen vermiſchte Kleien, Kraut- und Kartoffelſchalen, Krankheiten erzeugten, ſodaß durch dieſe und durch den Hunger an 60,000 Menſchen hingerafft wurden[2].

Die Privatwohlthätigkeit hatte ein um ſo weiteres

---

[1] Am 19.—22. März 1770 und am 18.—19, 25. und 27. März 1771.

[2] Manche haben 150,000 angegeben.

Feld, je mangelhafter damals die Anſtalten der öffentlichen Armenpflege waren, und bethätigte ſich in rühmlichſter Weiſe. Auch Sillig, der überhaupt die Wohlthätigkeit ſelbſt war und dabei wohl öfters, nach gewöhnlichen Anſichten, ſeine Kräfte überſchritt, blieb dabei nicht zurück. Zugleich aber hielt er, am 10. Sonntage nach Trinitatis, wo er hergebrachtermaßen die Geſchichte der Zerſtörung Jeruſalems von der Kanzel zu verleſen hatte, eine Anrede an ſeine Gemeinde, worin er die Behauptung vortrug, daß die Alle, welche durch die Hungersnoth an ihrer Geſundheit gelitten oder das Leben verloren hätten, ſehr große Sünder geweſen ſein müßten, da den Frommen Schutz in der Theuerung verſprochen ſei, und allgemeine Landplagen in der Bibel ſtets für Strafen der Sünde ausgegeben würden. Die Schuld möge allerdings in verſchiedenem Grade ſtattgefunden haben, und man könne nicht entſcheiden, ob alle dieſe Verſchmachteten verdammt worden wären. Aber auch die Erretteten ſeien nicht alle fromm. Einige wären von jeher fromm und tugendhaft geweſen, Andere durch das Unglück gebeſſert worden; noch Andere aber beharrten in dem Böſen, und dieſe werde daher noch mehr Elend treffen. Als er nun bald darauf bei einem Landprediger hörte, daß über dieſe Predigt ſehr ungleiche Urtheile gefällt würden, und daß ſie viele Verdrehungen und Misdeutungen veranlaſſe, ſo entſchloß er ſich, ſie drucken zu laſſen [1], was er anfangs nicht beabſichtigt hatte. Sie rief nicht weniger als zwölf Gegenſchriften hervor. Die heftigſten waren die zwei, welche der damalige Stadtſchreiber Wolf in Roßwein, und die, welche der Diakonus, nachherige Paſtor, J. Ehrenfried Wagner[1]) in Marienberg verfaßt hatte. Die billigſten und ſanfteſten Entgegnungen waren in drei Schriften des M. Desfeld enthalten, ſowie ſich auch zwei Ungenannte Sillig's annahmen. Er ſelbſt hielt an ſich und faßte, mehr nur zu ſeiner eignen Beruhigung, eine nicht in den Druck gekommene Vertheidigung ſeines Vortrags ab, welche zugleich die Geſchichte der ganzen Streitigkeit enthält und mit Ruhe und ohne Perſönlichkeiten geſchrieben iſt.

---

[1] Drei wichtige Fragen an die Geiſter ſeiner Zeit. Leipzig, 1772. Vergl. A. D. Bibl. XX. 521.

Er lebte nun wieder längere Zeit nach außen ruhig, doch in ſeinem Kreiſe, beſonders auf die untern Stände, überaus wirkſam, mit bedeutenden Männern des In- und Auslandes in lebhafter Verbindung. Er hatte eine anſehnliche Geſtalt, eine edle Geſichtsbildung, ein durchdringendes Auge, einen feingebauten Mund. Mit Jedermann ſprach er frei und ungezwungen, ſah aber allerdings alles aus ſeinem eignen, von denen der Meiſten ſehr abweichenden Geſichtspunkte an, ſodaß er bald in das Licht eines Sonderlings trat. In der That ſcheint er der Meinung geweſen zu ſein, daß die Welt eben gänzlich auf falſchen Wegen ſei, ohne dabei auch in den Heilmitteln, auf welche ſeine Zeit, vor und mit der Revolution, verfiel, die rechten Heilmittel zu erkennen, in welchem letztern Punkte er denn freilich nicht Unrecht gehabt hat. Er las auch am liebſten ſogenannte Paradoxen. Seine Liebe zum Wunderbaren und Außerordentlichen war groß, und ſein Glaube an eine providentia specialissima unbegrenzt und felſenfeſt. Von ſeinem Amte und der Würde deſſelben hatte er eine ſehr hohe Meinung. Seine Liebe zu ſtarken Ausdrücken gab ihm wohl den Schein der Anmaßung und ſeine Heftigkeit im Diſputiren erweckte ihm manche Feinde. Eine Zeit lang ſcheint ihm der große Anhang, den er allmälig fand, ja zuletzt ſelbſt die ihm ungerecht ſcheinende Verfolgung, von der ihm früher eigenen Demuth mehrfach abgelenkt zu haben. Doch erklärte er gegen das Ende ſeines Lebens, daß ihn „Gott rechtſchaffen für ſeinen Stolz demüthige". Selbſt ſeine Feinde konnten ſeine Rechtſchaffenheit und ſeinen wahrhaft begeiſterten Rechtseifer nicht ableugnen. Was Furcht war, wußte er nicht, und ſein unerſchütterliches Gottvertrauen diente ſeinem natürlichen Muthe zur feſteſten Stütze. Seine Predigten, welche meiſtens Stegreifreden und freie Herzensergießungen über den jedesmaligen Text waren [1], fanden ungemeinen und immer zunehmenden Beifall, ſodaß die Menſchen, auch bei raueſtem Wetter, viele Meilen weit herkamen, ihn reden zu hören. An allem Neuen und Frappanten, was die Zeit in denjenigen Beziehungen, die ihn beſonders intereſſirten — und dahin ſcheint Alles gehört zu haben, was auf eine Regenerirung der Menſchheit abzielte — hervorbrachte, nahm er lebendigen Antheil, erkannte aber ſehr bald, was nicht probehaltig war. So brach er ſowohl ſeine, um 1770 angeknüpfte Verbindung mit dem bekannten Dr. Bahrdt, als auch ſeinen Briefwechſel mit dem Baſedow'ſchen Philanthropin in Deſſau, das er anfangs thätig unterſtützte, wieder ab. Lavater, der ihm kirchlich weit näher ſtand, als Bahrdt und Baſedow, gehörte auch zu ſeinen Correſpondenten, und zwar bewies ſich Lavater hier ſkeptiſcher, als ſein ſchwärmeriſcher Freund. Sie briefwechſelten nämlich über die Kraft des Glaubens und des Gebetes und über die Möglichkeit der Wunder in neuern Zeiten. Sillig theilte Lavater ſeine vermeinten Erfahrungen mit, um ihn zu überzeugen, daß Gott durch ihn Wunder gewirkt habe. Da aber Lavater vor Schwärmerei, Selbſtbetrug und Tauſchung warnte, ſo brach Sillig auch dieſen Briefwechſel, nachdem er ungefähr zwölf Jahre gedauert, ab.

---

[1]) Der allerdings, mit einem eignen Aufwand von 1000 Thlrn., in der Theuerungszeit ein Waiſenhaus errichtet hatte, welches er unentgeltlich verwaltete.

---

[1] Seit 1778 ſchrieb er in ſeinen Predigten gar nichts mehr auf. Einſt hatte er ſich im Texte geirrt und über einen unrechten Text meditirt, den er auch vor dem Altare ablas. Er ward darauf aufmerkſam gemacht, und hielt nun über den rechten Text eine Predigt, welcher Niemand anmerkte, daß ſie ein Erzeugniß des Augenblickes war.

In ſchriftſtelleriſcher Thätigkeit fuhr er fort. Wie er in den Jahren 1772, 1778 und 1781 eine neue Ueberſetzung der drei erſten Evangelien herausgegeben hatte, was er nach und nach auf das ganze Neue Teſtament auszudehnen gedachte, ſo ſtellte er ſeine Grundſätze über Erziehung in folgenden Schriften zuſammen: „Ueber ein allgemeines, für alle Nationen brauchbares Mittel, gleich von den erſten Jahren ihres Lebens an Menſchen abſolut gehorſam und tugendhaft zu erziehen. Ein Dreihellers-Pfennig eines Vaters von ſieben Kindern zum heutigen Educationsweſen. Frankfurt und Leipzig, 1781“, und „Erziehung, ganz allein Sache des Staats, exceptis excipiendis, ſonſt wird nichts daraus. Als Pendant zum Univerſalmittel des allgemeinen Kindergehorſams für alle Nationen; oder: noch ein Dreihellers-Pfennig. Frankfurt und Leipzig, 1782.“ Die erſtere Schrift war ein eifriger Commentar über die Worte Salomon's und Sirach's: Wer ſein Kind lieb hat, der hält es unter der Ruthe und züchtiget es bald, und ging von dem Grundſatze aus: junge Menſchen, die ihren Verſtand noch nicht brauchen könnten, müßten wie junge Thiere behandelt werden. Seine Kinder bekamen oft ſchon in den erſten Wochen, wenn ſie ſich heftig bewieſen, Schläge von ihm; wenn ſie aber fähig wurden, Vorſtellungen anzunehmen, ſo regierte er ſie blos durch Gründe und ſagte oft: „Wenn andere Leute anfangen, ihre Kinder zu züchtigen und zu ſchlagen, bin ich ſchon fertig damit.“ Seine Methode hat in beſtimmten Fällen ihr Wahres, iſt aber im Allgemeinen mehr das kürzeſte und bequemſte, ſowie der eignen Leidenſchaft, alſo Unart der Eltern entſprechendſte, als das beſte Mittel. Sie iſt zuletzt die Folge eines Mangels an Geduld und Erfahrung, in Folge deſſen man nicht bedenkt, wie viele Unarten und Fehler des Kindes ſich, unter den gleichbleibenden Einflüſſen verſtändiger Umgebungen, mit der reifenden Vernunft von ſelbſt verlieren. In der zweiten Schrift wünſcht der Verfaſſer ein eignes Educationscollegium für jedes Land und jede Provinz, eine militairiſche Einrichtung bei dem Schulweſen, eine allgemeine Schulkaſſe, eine allgemeine Schulmethode, gleiches Recht aller Unterthanen von jedem Stande, zur Erziehung das Ihrige 1) beizutragen, Entſcheidung des Staats, was aus den Kindern gebildet werden ſolle. Das ſind nun freilich größtentheils ganz verkehrte Vorſchläge. Am Schluſſe der Schrift kam noch ein Vorſchlag zu einem Erziehungsinſtitute, welches Sillig mit ſeinem wackern Hauslehrer, dem nachherigen Pfarrer Lehmann in Schlöben bei Jena, welcher 20 Jahre in ſeinem Hauſe lebte, zu Döbeln errichten wollte, woraus aber nichts geworden iſt. Mit ſeiner vortrefflichen Gattin, einer Tochter des Oberpfarrers Hilſcher in Frankenberg, mit der er ſich 1762 verheirathet hatte, hatte er 14 Kinder erzeugt. Aber 11 davon ſtarben in der Kindheit und Jugend,

---

1) Darauf würde denn der Nachdruck zu legen ſein.

darunter ein Sohn, Wilhelm, zwar erſt nach des Vaters Tode, aber noch auf der Univerſität (1795), und eine Tochter, Wilhelmine, im 16. Jahre. Der Letztern ſetzte Sillig in dem Schriftchen: „So dachte und ſo ſchrieb Wilhelmine Sillig in ihrem 16. und letzten Lebensjahre. Leipzig und Deſſau, 1783“, ein Denkmal. Sie war ein Mädchen von vielen liebenswürdigen Eigenſchaften, mit einer Menge Kenntniſſe ausgerüſtet, und einem fein empfindenden Herzen, hatte aber zu früh eine auch erwiederte Zuneigung zu einem Jüngling gefaßt, der noch zur Univerſität vorbereitet wurde, und das hatte den Lenz ihres Lebens getrübt.

Auch die vielen Todesfälle unter ſeinen Kindern machten ihn in einer wunderlichen Meinung nicht irre, welche allerdings mit ſeinem allgemeinen Glauben zuſammenhing. Wer in Krankheiten einen Arzt brauchte, hatte, ſeiner Meinung nach, keinen Glauben an die Wirkung des Gebetes. Kein Arzt durfte in ſein Haus, ſobald es die Kranken nicht ſelbſt begehrten, was von Seiten der Seinigen nicht geſchah. Daß ſeine Gattin von einer ſehr ſchweren, über ein Vierteljahr währenden Krankheit endlich doch genas, beſtärkte ihn mehr in ſeiner Anſicht, als die öfteren Sterbefälle bei ſeinen Kindern ſie erſchütterten. Er machte es wie die meiſten Menſchen: er hielt ſich an diejenigen Erfahrungen, welche ſeiner Meinung entſprachen, und überſah die entgegenſtehenden. Im Uebrigen war ihm der Wein das Univerſalmittel gegen alle Krankheiten.

Bei ſeiner gewaltigen Charakterſtärke und Willenskraft übte er einen wunderbaren Einfluß auf ſchwächere Naturen aus. Selbſt Wahnſinnige, auch wenn ſie tobſüchtig waren, bändigte er ohne Zwangsmittel, und nahm zuweilen ſolche Unglückliche in ſein Haus, um

Verſuche an ihnen zu machen. Einſt wurde er zu einem jungen Bauernburſchen gerufen, den man wegen Raſerei an Ketten gelegt hatte. Er befahl, ihn loszuſchließen, hieß ihn mitgehen, und der Kranke folgte ihm wie ein Lamm in ſein Haus, wo er ihn einige Tage und Nächte auf der Stube behielt und blos durch Worte lenkte. Als der junge Menſch Sillig's Haus wieder verlaſſen hatte, wurde er raſender, als zuvor. Einſt ward Sillig unter der Hausthür ein anonymes Briefchen hereingeſchoben, deſſen Verfaſſer er wiſſen wollte. Am Schluſſe ſeiner nächſten Predigt forderte er den Verfaſſer, kraft ſeines apoſtoliſchen Anſehens, zu ſich. Dieſer kam nicht. Er befahl ihm das zweite mal noch nachdrücklicher, zu erſcheinen. Er kam noch nicht. Zum dritten male bedrohte er ihn ungefähr mit der Formel des Paulus 1. Cor. 5, 3—5, und noch am ſelben Abend kam er. Auf dieſelbe Weiſe ſchaffte er einem armen Mädchen einen Pelzmuff wieder, der ihr in der Kirche entwendet worden war. — Für die Juden hatte er eine große Vorliebe und glaubte, daß ſie noch einmal eine große Rolle in der Weltgeſchichte ſpielen und eine herrſchende Nation werden würden. Eine Art tauſendjährigen Reiches hielt er nicht zu entfernt, erwartete aber alles Heil nicht von Menſchen, ſondern von dem wiederkehrenden Chriſtus, welcher der Erde eine andere Geſtalt geben und aller Ungerechtigkeit und Bedrückung ein Ende machen werde.

Ungefähr ſeit dem Jahre 1780 ward er in ſeinem Predigtſtyle in zunehmender Weiſe platter und härter, ließ von Jahr zu Jahr mehr Sätze aus der prophetiſch-apokalyptiſchen Theologie in ſeine Vorträge einfließen, und gewann, durch immer geſteigerte Derbheit und Entſchiedenheit, zwar die niedern Claſſen immer mehr für ſich, machte ſich aber auch eben dadurch manche Feinde unter den höhern. Namentlich erbitterte er den Rath zu Döbeln, als er einmal in einer Predigt, unter Anwendung einiger harten Bibelſtellen, von der geſammten Bürgerſchaft verlangte, „ſie ſollte Sorge tragen, daß die Kaſſe, aus welcher die Geiſtlichen und Schuldiener bezahlt zu werden pflegen, in Ordnung erhalten würde, damit nicht Jahre lang ſauer verdiente Beſoldung rückſtändig bliebe“, auch nicht weiter zu predigen drohte, ja dieſe Drohung wirklich einmal ausführte. So hörte er auch einmal mitten in der Predigt auf, als, ſeiner Vorſtellungen ungeachtet, ein in der Nähe der Kirche wohnender Hauptmann während der Predigt zuviel Lärm mit ſeiner Compagnie machte.

Die im erſten Bande dieſer Sammlung beſprochenen Bauernunruhen des Sommers 1790 fanden namentlich auch in der Gegend von Döbeln ſtatt. Während die Bauern ihren Gutsherren die Spannfrohnen aufkündigten, ſpannten ſie Sillig freiwillig vor, um ihn nach Oſchatz zur Circularpredigt zu fahren. Er war weit entfernt davon, den Aufruhr zu billigen. Er ſagte und predigte: „ein Chriſt muß ſich eher ſchinden und ſchaben laſſen, ehe er ſich ſeiner Obrigkeit widerſetzt.“ Einem ſeiner Anhänger, der ſich an den Widerſetzlichkeiten betheiligt hatte, ſagte er, als er ihm das erzählte: „iſt Er ganz und gar des Teufels, daß Er ſo etwas gutheißen und daran theilnehmen kann? Bleib Er mir vom Leibe! Weiß Er nicht, was einem Jünger Jeſu geziemt?“ Indeß mochten die Tumultuanten ſelbſt manche Aeußerungen Sillig's, der ja ſo oft gegen die Laſter der großen Welt eiferte und das Herannahen der göttlichen Strafe verkündigte, misverſtanden, gemisbraucht, ihn als Autorität angezogen haben. Auch hatte er ſich wohl zuweilen ſo geäußert, als halte er dieſe Unruhen für das längſt von ihm verkündigte Strafgericht Gottes und den Anfang der Wiederkehr Jeſu. Genug, ſeine Feinde, welche ihm ſchon ſeit 16—18 Jahren aufgelauert und ſeine Worte nachgeſchrieben hatten, hielten den Zeitpunkt, wo die Regierungen gegen alles Aufregende mistrauiſch und ſtreng waren, für den geeignetſten, ihre Rache zu üben.

Noch in demſelben Jahre 1790 ging eine anonyme Anzeige gegen ihn ein, in deren Folge er ſuſpendirt wurde. Die nächſte Veranlaſſung dieſer Anzeige ſoll allerdings eine Predigt geweſen ſein, worin er von der Gleichheit der Menſchen vor dem Richterſtuhle Gottes geſprochen, und ſich dabei der Worte bedient habe: „Gott ſetzet dem Grafen wie dem Schinder einen Stuhl“, während zufällig ein Graf in der Kirche geweſen ſei und dieſe Worte auf ſich bezogen habe. Sillig wurde zunächſt vor ſeinen Superintendenten von Brauſe nach Oſchatz zur Verantwortung berufen, und die Sache möchte wohl in den untern Inſtanzen, ohne großes Aufſehen, mit ſächſiſcher Milde und Humanität beigelegt worden ſein. Aber Sillig appellirte gleich gegen ſeine Suſpenſion an den Kurfürſten, worauf die Sache ans Oberconſiſtorium nach Dresden kam, welches eine Commiſſion zu deren Unterſuchung niederſetzte, die aus dem Oberconſiſtorialrath und Superintendenten Dr. Tittmann[1]) und dem Juſtizamtmann Nake beſtand, und vor welcher Sillig am 3. Sept. 1790 ſein erſtes Verhör in Dresden zu beſtehen hatte. Man bedeutete ihn, den Ausgang der Sache ruhig in Dresden zu erwarten, wo ihn ein Verwandter in ſein Haus nahm und für ihn bürgte. Die von dem Superintendenten der Ephorie abgehörten Zeugen ſagten zu Sillig's Gunſten aus, und verſicherten namentlich, daß er in der letzten Zeit beſonders dringend zum Gehorſam gegen die Obrigkeit ermahnt habe. Dagegen trat jetzt der Rath zu Döbeln förmlich als Kläger gegen ihn auf. Die Unterſuchung währte über zehn Monate, während welcher Zeit Sillig in Dresden blieb. Die Acten wurden an den Leipziger Schöppenſtuhl geſchickt, welcher erkannte, daß Sillig ſeines geiſtlichen Amtes zu entſetzen, die Koſten des Proceſſes zu tragen gehalten und mit einvierteljährigem Gefängniß zu beſtrafen ſei. Seine humanen Richter in Dresden riethen ihm ſelbſt, ſich der Gnade des Kurfürſten zu unterwerfen. In ſeiner, das Gnadengeſuch begründenden Selbſtvertheidigung ſprach ſich der Charakter des edlen, frommen, gemüthvollen Schwärmers und redlichen Mannes ſo treu aus, und ſie enthielt ſo Vieles, was zu dem Herzen des Kurfürſten, welcher ſelbſt ein frommer Biedermann war, ſprechen mußte, daß die Endentſcheidung den Charakter der Strafe gänzlich aufhob und Sillig's Schickſal in freundlicher Weiſe geſtaltete. Zwar ſollte er, wegen Erbitterung der Gemüther, ſeines Diakonats in Döbeln enthoben werden, aber einſtweilen, bis zu einer beſſern Verſorgung, 400 Thlr. jährliche Penſion erhalten. Sein beſchwerliches Amt hatte ihm kaum 100 Thlr. mehr eingetragen. Leider ſollte ihm aber die „beſſere Verſorgung" ſehr bald in anderer Weiſe werden, als er gehofft hatte. Die ganzen Vorgänge hatten ihn doch zu ſehr angegriffen. Er überlebte die Endentſcheidung nur etwa vier Wochen. Eine heftige Nervenkrankheit befiel ihn und er ſtarb am 22. Mai 1792.

---

[1]) Er ſtarb am 29. Dec. 1820, und war der Vater des leipziger Theologen Johann Auguſt Heinrich T., des dresdner Criminaliſten Karl Auguſt T., des Stadtrichters zu Dresden Friedrich Chriſtian T., und des Geh. Archivars Friedrich Wilhelm T.

Von ſeiner Gemeinde, aus welcher 600 Hausväte eine Bittſchrift für ihn unterzeichnet, die Frauen ei eigne Deputation nach Dresden geſendet, und Viele reic lich zu Sammlungen für ihn beigeſteuert hatten, wa er ſchmerzlich bedauert und ſein Andenken noch lan werth und theuer gehalten [1]).

---

[1]) Vergl. Schlichtegroll, Supplementband des Nekrologs für d Jahre 1790–93, Gotha, 1798, S. 198 fg.

Miscellen.

1. Johannes Bokatius.

Man hat öfters die Erfahrung gemacht, daß Deutſche, die in die Dienſte des Auslandes traten, ſich auch aller Pflichten gegen ihr urſprüngliches Vaterland entbunden hielten, während man namentlich bei Franzoſen, aber auch bei Engländern und Italienern eher das Gegentheil ſindet. Vielleicht daß auch Johannes Bokatius dieſe Erfahrung beſtätigt.

Er war am 25. Dec. 1569 in der Oberlauſitz geboren, ſtudirte in Wittenberg, wo er auch nach vollendeten Studien noch eine Zeit lang verblieb, ward aber, wahrſcheinlich auf Empfehlung ſeines ehemaligen Lehrers, des Rectors M. Nikolaus Gäbel in Kremnitz, am 29. Jan. 1594 von dem Stadtrathe zu Eperies als Rector berufen. Er blieb hier fünf Jahre, während welcher Zeit er nur einmal nach Wittenberg zurückkehrte, um dort Magiſter zu werden, und ſetzte ſich bei den ungariſchen Magnaten, theils durch ſeine Leiſtungen als Lehrer, theils wohl auch durch ſeine geſelligen und praktiſchen Gaben in große Gunſt. Simon Forgacz und ſein Sohn Michael ſtellten ihn dem Kaiſer Rudolph II. vor, der ihn auch in den Adelſtand erhob und zum poeta laureatus caesareus regius creirte. In der That war ſeine poetiſche Ader eine unerſchöpfliche, ſtrömte aber lediglich lateiniſche Verſe aus. 1599 ging der Rector zu Kaſchau, M. Albert Grawer, nach Deutſchland zurück und der Stadtrath daſelbſt trug, unter dem 11. Mai jenes Jahres, dem Bokatius dieſe Stelle an, die er auch annahm. Er war nicht lange daſelbſt, als er neben ſeinem Rectorate auch noch eine Stadtrathsſtelle erhielt, ja nach einiger Zeit auch

Stadtrichter und dann Bürgermeiſter wurde. Er ſchrieb ſich jetzt: Reipublicae literariae et politicae Rector. Hier ſcheint ihn hauptſächlich ſeine entſchiedene Anhänglichkeit an die lutheriſche Confeſſion beſtimmt zu haben, in den damaligen Verwirrungen Ungarns ſich auf die Seite des ſiebenbürgiſchen Fürſten Stephan Boczkay zu ſchlagen, dem er auch 1604 die Stadt Kaſchau übergab. Dies und ſeine geſelligen Talente ſetzten ihn bei dieſem Fürſten in ſolche Gunſt, daß er ihn zu ſeinem ſteten Begleiter und Reiſegefährten wählte, wie er ihn denn auch mit nach Ofen nahm, um den türkiſchen Vezier in gute Laune zu ſetzen. Mißlicher lief ſeine Miſſion nach Deutſchland ab, wohin er zur Verſtändigung mit den proteſtantiſchen Fürſten geſendet wurde. Er kam zu Herzog Heinrich Julius von Braunſchweig-Lüneburg, der ihn, weil er kein kaiſerliches Geleit hatte, als Spion verhaften und zu Kaiſer Rudolph II. nach Prag bringen ließ, wo er fünf Jahre im weißen Thurme zu Prag verbringen mußte. Wenzel Korniezelius ſcheint ſein Gefängniß getheilt zu haben. Die Aebtiſſin Sophie in dem Stifte bei St. Georg, der Graf Mathias von Thurn, ſpäter ein Feldherr der Proteſtanten, Wenzel von Budowez, der Freiherr Bernhard von Fels, Wenzel Popel von Lobkowitz, dann ſeine Gönner unter den ungariſchen Magnaten unterſtützten ihn in der Gefangenſchaft und verwendeten ſich für ſeine Freilaſſung. Doch nicht dadurch ward er befreit, ſondern durch die Treue und Liſt ſeiner Gattin, Eliſabeth, Tochter des Johann Belſius, die er ſchon 1594, alſo gleich nach ſeiner Anſtellung in Eperies, geheirathet hatte. Sie war nach Prag gekommen und hatte ſich unerkannt auf dem Schloſſe als Köchin zu vermiethen gewußt. Von da aus gewann ſie einen Bäcker, daß er in das Brot, was ſie ihrem Manne zuſchickte und durch welches ſie ihm auch Nachrichten zukommen zu laſſen wußte, einen hinlänglich langen Strick verbarg, mit deſſen Hilfe Bokatius glücklich entkam, worauf ihm ſeine Frau einige Stunden ſpäter folgte.

An demſelben Tage, wo Beide nach Kaſchau zurückkamen, ſtarb der Fürſt Boczkay an der Waſſerſucht, oder an

Gift. Dies beſtimmte Bokatius, ſich für längere Jahre von dem öffentlichen Leben zurückzuziehen. Er legte ſeine Stellen im Magiſtrat nieder und beſchränkte ſich ein Jahrzehnt lang auf die Herrſchaft im Schulhauſe. Als aber der ſiebenbürgiſche Fürſt Bethlen Gabor ſich 1619 an die Spitze der ungariſchen Malcontenten ſtellte, trat Bokatius wieder an die Spitze der antiöſterreichiſchen Partei in Kaſchau, überlieferte Bethlen die Stadt, nahm an dem 1620 zu Neuſohl gehaltenen Reichstage Theil, wo Bethlen zum König von Ungarn gewählt wurde, und ward durch die Ernennung zum königlichen Geſchichtſchreiber und einen ſehr anſehnlichen Gehalt belohnt. Er ſang ſeinen Beſchützer u. A. mit dem distichon logodädalon an:

> Princeps, Rex, victor, pello, conservo, triumpho
> Marte, manu, ingenio, vim, diadema, solum.

Räthſelhafter ſind folgende Worte:

> Post Bukoy Pokog, Sabbathum erit Szabatsag,

welche aber dahin erklärt werden:

Nach Beſiegung Buquoy's ward der Friede und der Ausgang wird die Freiheit ſein.

Wann und wo er geſtorben, iſt nicht ſicher bekannt. Einige haben den 4. Oct. 1621 als den Tag ſeines Todes bezeichnet[1]), aber er ſoll wenigſtens zu Ende dieſes Jahres noch im Amte geweſen ſein. Wenn die Grabſchrift echt iſt, die ſein Schwiegervater auf ihn gedichtet haben ſoll:

> Ore uno linguas tenuit septem: Ungarus, Auster,
> Hebreus, Graecus, Sarmata, Teuto, Getes
> Trinus cum varias Caesar legavit in oras
> Bizanti longas tramit in urbe moras.

ſo müßte er auch in Konſtantinopel geweſen ſein. Die ganze Grabſchrift würde auch ſonſt auf die von ihm bekannten Lebensumſtände nicht paſſen, wenn der Caesar wörtlich verſtanden werden müßte.

---

[1]) Schleſ. Kernchronik, Th. II. S. 537.

Er hat einen Sohn Melchior hinterlaſſen. Seine Witwe ſoll eine Lebensbeſchreibung ihres verſtorbenen Gatten zu Kaſchau herausgegeben haben. Seine Schriften ſind meiſt lateiniſche carmina und einige lateiniſche Tractate von zeitpolitiſcher oder geſchichtlicher Tendenz[1]).

2. Johann Eberhard von Elz.

Johann Eberhard von Elz, ein Sohn Johann Wolfgangs, des pfalzgräflichen Amtmanns zu Kaiserslautern, und der Maria von Dalberg, ſuchte, während ſein Bruder daheim auf der Herrſchaft Rodendorf (Chateau-rouge) in dem lothringiſchen Amte Bouzonville ſaß, ein beſſeres Glück am kurpfälziſchen Hofe zu Heidelberg. Zum kurfürſtlichen Rath ernannt, war er bei der Geſandtſchaft, welche 1619 nach Frankfurt zur Kaiſerwahl ging. Er folgte ſeinem Gebieter auf den verderblichen Zug nach Böhmen und dann bei der traurigen Flucht. Auf dieſer kam er nach Wolfenbuttel und hier in die Gunſt des Herzogs Friedrich Ulrich, in deſſen Dienſt er übertrat und ſich ſo wohl in dieſem Lande gefiel, daß er auch ſeinen jüngeren Bruder Philipp Samſon ins Land zog, der dann eine braunſchweigiſche Linie geſtiftet hat, die bis 1728 blühte. Hans Eberhard und ſein College Rautenberg beſtimmten den Herzog hauptſächlich, dem däniſchen Bündniſſe beizutreten. Dafür traf ſie der Zorn des ſiegenden Feindes vor Andern. Pappenheim ließ ſie gefangen nehmen und nach Guſtrow, in das Hauptquartier Wallenſtein's, abführen. Der geſchmeidige Elz trug kein Bedenken, die Gefahr von ſich abzuwälzen, indem er von ſeinem Herrn bereitwillig ausſagte, was die Feinde von ihm zu wiſſen begehrten. Bald gewann er Gunſt und Vertrauen auch des neuen Machthabers, vor dem er ſtand, und trat, noch Proteſtant, als Kanzler in die Dienſte Wallenſtein's. Der Rheiniſche Antiquarius[1]), allerdings in Dingen, bei denen der Kirchenſtreit ins Spiel kommt, ein etwas verdächtiger Zeuge, hält dafür, daß Elz, welcher den durch Erziehung und zeitheriges Wirken eingeſogenen Haß gegen Oeſterreich nicht ſo ſchnell habe ablegen können, der unglückſelige Projectiſt geweſen ſei, welcher Wallenſtein's Schuld und Untergang veranlaßt. Weil die Entwürfe, an deren Ausführung Wallenſtein der Tod verhindert haben ſoll[2]), allerdings der perſönlichen und politiſchen Stellung des Mannes wenig angemeſſen waren, glaubt er, daß ſie nicht in ſeinem Gemüthe ihren Urſprung hätten finden können. Möglich, ja wahrſcheinlich, daß fremde, anſchürende Einflüſſe mitgewaltet und daß, neben älteren und näheren Umgebungen des Herzogs, auch Elz ſeinen Antheil daran gehabt. Die Hauptſache war aber wohl immer, daß Wallenſtein zu hoch geſtiegen, ſein Ehrgeiz zu gewaltig, die Zeit noch für die hochfahrendſten Pläne zu verlockend war, als daß man ſich wundern dürfte, daß er nicht wieder in eine dienende Rolle zurückkehren, ſich nicht mit dem Lohne, der einem Piccolomini überreichlich ſchien, begnügen, weniger noch ſich als abgenutzt bei Seite legen laſſen wollte. Wie dem auch ſei, es iſt gewiß, daß Elz bei den Unterhandlungen Wallenſtein's mit den Schweden und Proteſtanten gebraucht wurde. Noch am Morgen des 25. Februar 1634 wurde er nach Kulmbach an den Markgrafen Chriſtian von Brandenburg abgeſendet, um denſelben nach Eger zu einer Conferenz, welcher auch Herzog Bernhard von Weimar und Arnheim beiwohnen ſollten, einzuladen. Wie er, des wohl ausgerichteten Geſchäftes froh, nach dem Hauptquartier zurück-

---

[1]) Neue Lauſitziſche Monatsſchrift, Jahrg. 1796. Miscellanea Lipsiensia nova, Vol. X., T. I., p. 111 sq.

---

1) S. 318.

2) Derſelbe Autor verſichert, daß der Kurfürſt von Trier ſchon am 20. Sept. 1633 von Wallenſtein's bevorſtehendem Abfalle Kenntniß gehabt.

kehrte, erwarteten ihn die Häſcher. Er ward nach Wien gebracht und kam nicht ſo ſchnell los, wie „der gute feigge Sterngucker“. Indeß auch aus dieſer Schlinge rettete den Reinecke ſeine geſchmeidige Verſatilität. Er trat zu Neujahr 1635 in der Jeſuitenkirche zu Wien zur katholiſchen Kirche über und damit war ihm die Gnadenthüre geöffnet. Er fand nun Unterkommen am kurmainziſchen Hofe und war 1645, war auch 1654 noch kurmainziſcher und kurpfälziſcher Geheimerath, Oberamtmann und Landrichter auf dem Eichsfeld. Ob er mit dem Eifer eines Proſelyten an der katholiſchen Oppoſition, durch welche das Eichsfeld ſeinen proteſtantiſchen Nachbarn im Kriege ſo läſtig ward, Antheil gehabt, iſt nicht näher zu ermitteln. Viermal verheirathet, hinterließ er nur aus der dritten Ehe, mit Agnes Katharina von Hoheneck, vier Töchter, von denen Anna Promiſſa 1670 den Ludwig Chriſtoph von Stein heirathete.

3. Johann von Sternflucht.

Zu Anfang Septembers 1734 zeigte der Oberſt und Commandant von Coblenz, Herr Hugo Eberhard von Bozheim, dem Kurfürſten von Trier an, es habe ſich vor ungefähr ſechs Wochen ein Fremder im Wirthshaus zur Lilie einlogirt, der ſich für einen hamburger Patricius Meyer ausgebe, der aber dem Wirthe verdächtig erſchienen ſei, weil er, bei vielem Geld und Anſprüchen, beſtändig in und um die Stadt ſpaziere. Er, der Commandant, habe den Fremden, durch ſeinen Adjutanten Löhr, befragen laſſen, aber auch nichts erfahren, als daß er auf einen ſeiner Vettern warte, der aus Holland kommen und mit dem er dann ins Bad zu Ems gehen werde. Bald darauf ſei der Fremde zwar abgereiſt, aber ſchnell wieder mit einem anderen gleichfalls verdächtigen Manne, welcher unweit Hamburgs gebürtig ſein wolle und in das Wirthshaus zum wilden Mann gezogen ſei, zurückgekehrt. Der Letztere ſei hierauf nach Trier gereiſt, aber jetzt auch wieder gekommen. So wolle ihm die Sache immer verdächtiger bedünken. Was er thun ſolle? Der Kurfürſt ordnete ſogleich ein Verhör des erſten Fremden durch den von Bozheim, den Geheimenrath von Coll und den Auditor Winkelmann an, die ſich am 7. September deshalb in die Lilie verfügten. Er blieb bei ſeinen früheren Angaben und leugnete, auf Befragen, Briefe bei ſich zu führen. Man nahm ſeinen Mantelſack vor und zog ein in eine Serviette eingeſchlagenes Päcklein mit ſeinen Hemden hervor. Eines davon wollte er glimpflich bei Seite legen. Aber gerade in deſſen Aermel fand man einen franzöſiſchen Brief mit der Adreſſe: «à Monsieur de Steenflicht, Général Major, au service du Duc de Holstein.» Ferner noch zwei deutſche Briefe und einen Chiffreſchlüſſel, ſowie in ſeinem Schreibpult andere Schriften[1]) und ſpäter auch in ſeinen Kleidungsſtücken einige verdächtige Gegenſtände, auch einen ruſſiſchen Paß. Er verſicherte nun, daß er wirklich der holſteiniſche Generalmajor von Steenflucht ſei, und ward, bis auf weitere Anordnung, auf die Wache gebracht. Am 8. Sept. wurde die Unterſuchung fortgeſetzt und er in 68 Fragen über die Briefe, die man bei ihm gefunden, über ſeine Gänge, über den Herrn, den er erwarte ꝛc. vernommen. In letzterer Beziehung war er am Geheimnißvollſten, gab aber am 9. Sept. in einer Separatunterredung mit dem Geheimenrath von Coll, die er ſich ausgebeten, zu erkennen, daß ſein Schwager der Sohn des polniſchen Krongroßfeldherrn von Orlik zu Stanislawow ſei, deſſen Tochter er geheirathet, vor vier Jahren aber durch den Tod verloren habe, und der ſich jetzt in der Türkei befinde, wohin er mit König Karl XII. gegangen ſei[1]).

---

[1]) In einem Aufſatze mit der Aufſchrift: „der ein Regiment Dragoner werden zwey Compagnien zur Artillerie gebraucht auf folgende Art und Weiſe" findet der Rheiniſche Antiquarius (S. 684) das erſte und ein vollſtändiges Syſtem reitender Artillerie. Es iſt durch Lieutenant Toll in dem Archiv für die Offiziere des königlich preußiſchen Artillerie- und Ingenieurcorps (Bd. 15, S. 163) veröffentlicht worden.

Kurtrier fing die Sache jetzt an, unheimlich zu werden. Man fürchtete ſich, den Verdächtigen freizulaſſen; man fürchtete ſich aber auch bei längerer Haft vor Reclamationen und ſpielte ihn daher, durch Vermittelung des Reichsvicekanzlers, des Biſchofs von Bamberg und Würzburg, in kaiſerliche Hände. Er hatte am 9. Sept. ein „ehrbares, doch haltbares“ Zimmer auf dem Ehrenbreitſtein bekommen, ward aber am 23. Sept., unter Begleitung des kurfürſtlichen Haushofmeiſters, eines Lieutenants, eines Brigadiers und zweier Gemeinen von der Leibgarde, in einer verſchloſſenen Kutſche nach Frankfurt gebracht, wo ihn der Bürgermeiſter von Schweizer, unter Vermittelung des kaiſerlichen Geſandten, Grafen von Kufſtein[2]), übernahm. Hier ſollte er, unter dem Namen eines Oberſtlieutenants Neumann, mit alleinigem Vorwiſſen nur Zweier vom Rath, in einem „ehrbaren, doch wohl haltbaren“ Zimmer bis zu näherer Verordnung in Verwahr gehalten werden, ohne daß ſonſt Jemand wiſſe, wer er ſei, oder woher er komme, und ohne daß ihm Annahme von Beſuchen oder Schreibmaterialien geſtattet würden. Doch auch der öſterreichiſche Hof, als er über die wahren Abſichten Steenflucht's klar geworden, fand keinen Grund, ihn lange in Haft zu halten, ungeachtet er allerdings in eine Angelegenheit verwickelt war, bei welcher Oeſterreich eine andere Seite begünſtigte, als zu der Steenflucht gehörte.

Johann von Steenflucht war 1679 geboren, diente in der ſchwediſchen Garde und wurde 1727 Generalmajor, 1731 aber, wegen eines vorgehabten Duells, aus dem Reiche verbannt. Er begab ſich zu dem Herzog Karl Friedrich von

---

[1]) Der Rheiniſche Antiquarius will in dieſem von Dalik den Joſeph Petrich erkennen.

[2]) Wird Graf Johann Ferdinand (geb. 26. März 1686 † 12. April 1755) gemeint ſein, welcher längere Zeit kaiſerlicher Geſandter bei den oberen Reichskreiſen war.

Holſtein 1), der bekanntlich noch immer Anſprüche und Hoffnungen auf den ſchwediſchen Thron richtete. Dieſen erſuchte der franzöſiſche Hof, als Stanislaus Leszczynski, jetzt der Schwiegervater des Königs von Frankreich, den bekannten Verſuch machte, nach dem Tode Auguſt's II. die polniſche Krone wieder zu übernehmen, einen vertrauten Offizier nachzuweiſen, der den König Stanislaus auf deſſen Ritt durch Deutſchland begleiten und ihm auch in Polen mit Rath und That nützen könne. Steenflycht erhielt dieſen Auftrag. Der franzöſiſche Miniſter zu Hamburg, Pouſſin, zahlte ihm das nöthige Reiſegeld aus und er erhielt am 8. Auguſt 1733 Urlaub von dem Herzog, um „einem vornehmen Herrn zu Liebe“ eine Reiſe anzutreten. Der König Stanislaus war alſo der angebliche Schwager, welchen Steenflycht in Coblenz erwartete. Aber ſei es, daß man dieſen Weg nicht ſicher fand, oder daß überhaupt der gute Steenflycht nur deshalb nach Coblenz geſchickt war, um die Aufmerkſamkeit etwaiger Späher dorthin zu lenken: der König war längſt unterwegs, als Steenflycht noch immer in Coblenz wartete, der trieriſche Dienſteifer hat der Sache nichts geſchadet, und gerade an dem Tage, als Steenflucht ſein erſtes Verhör zu Coblenz beſtand, am 7. Sept. 1733 ritt Stanislaus zu Warſchau ein.

Nun war kein Grund mehr, dieſen einen Soldaten noch länger zurückzuhalten, und muß ſich Steenflycht ziemlich bald wieder losgemacht haben. Denn ſchon 1634 finden wir ihn als General in Stanislaus' Dienſten und bei dem Woywoden von Lublin, Grafen Tarlo. Von da kam er nach Danzig und nahm an deſſen Vertheidigung ausgezeichneten Antheil. Größeren Ruhm noch erwarb er ſich als der einzige Begleiter des Königs Stanislaus auf deſſen wagnißvoller Flucht 2) aus Danzig. Ihn belohnte ein franzöſiſches Generallieutenantspatent und eine Penſion von 6000 Livres jährlich, wozu Stanislaus noch ein Jahrgeld

---

1) S. Bd. I. S. 5 fg.

2) Darüber vielleicht künftig einmal.

von 3000 Livres fügte. Steenflycht ſelbſt hatte den König nur bis Königsberg begleitet, dann aber eine polniſche Freiſchaar geſammelt und mit derſelben den ſächſiſchen General Birkholz an der Warthe überfallen (Febr. 1735), geſchlagen und gefangen. Die wiener Präliminarien vom 3. October 1735 machten dieſen Händeln ein Ende. Steenflycht ging zunächſt nach Lothringen, fand ſich aber hier nicht nach Wünſchen und Anſprüchen aufgenommen[1]) und nahm daher die ihm 1738 von dem hamburger Magiſtrate angetragene Commandantenſtelle an, nachdem er ſich zuvor, zur Sicherung ſeiner Penſion, die Genehmigung der franzöſiſchen Regierung erbeten hatte.

Im Auguſt 1742 wurde er nach Schweden, das ihn verbannt hatte, eingeladen, um das Commando der gegen die Ruſſen beſtimmten Armee zu übernehmen. Die Unterhandlung zerſchlug ſich, weil Steenflycht unumſchränkte Leitung des Heeres begehrte und der Reichstag dieſe nicht einräumen wollte. Auch der hamburger Magiſtrat, über die lange Abweſenheit ſeines Commandanten unwillig, kündigte ihm im Januar den Dienſt auf. Indeß hatte er die Caſſation des Verbannungsdecrets, die Reintegration bei der Ritterſchaft und die Aufnahme in die ſchwediſche Armee als Generallieutenant erwirkt. 1747 erhielt er den Schwertorden und ſtarb am 21. Juni 1758, 79 Jahre alt.

4. De la Salle.

Ein franzöſiſcher Offizier Graf de la Salle war in ruſſiſchen Kriegsdienſt getreten und zum Oberſtlieutenant aufgerückt. 1744 erhielt er Erlaubniß, nach Frankreich zu reiſen, kehrte aber nicht zurück, ſondern nahm, ohne von Rußland einen Abſchied erhalten zu haben[1]), franzöſiſche Dienſte als Oberſt der Infanterie an. Der Anſtellung deſſelben von Seiten Frankreichs ſcheint der Wunſch zum Grunde gelegen zu haben, eben ſeine Kenntniß der nordiſchen Verhältniſſe zu benutzen. Seinerſeits war es aber etwas gewagt, daß er ſich in den Bereich einer Macht begab, die noch einen ungelöſten Anſpruch auf ihn hatte, und dies in einer Weiſe that, die ihr unbequem wurde. Er ging nämlich zunächſt als franzöſiſcher Geſchäftsträger nach Warſchau, und zwar mit dem ſpeciellen Auftrage, dem Durchmarſche der Ruſſen durch das Gebiet der ſogenannten Republik Polen möglichſte Hinderniſſe entgegenzuſtellen. Dies gelang ihm nun freilich nicht, und ſo verließ er ſeinen Poſten und ging nach Danzig, wo er am 7. März 1748 unter dem Namen eines Oberſten von Lehwardi ankam. Der ruſſiſche Agent zu Danzig, Sehers, erhielt bald darauf Befehle, in Folge deren er bei dem Stadtpräſidenten die Verhaftung de la Salle's, als eines ruſſiſchen Deſerteurs, beantragte.

---

[1]) Sonſt bedachte Stanislaus ſeine Anhänger und Unglücksgenoſſen wohl. Der Schwede Sparre, der Däne Schack, der Unger Bercheni, der Pole Oſſolinski, der Kuruzze Jankowitz von Cſesnik fanden in Lothringen eine neue Heimath.

Am 16. März früh 11 Uhr begab ſich der Rathsſecretair Roſenberg, nebſt einem Wachtmeiſterlieutenant, einem Lieutenant und 12 Grenadieren, zu dem Walterſchen Hauſe, wo de la Salle wohnte, und ließ es beſetzen. Hierauf ging er, mit den beiden Offizieren, ohne ſich anmelden zu laſſen, in das Zimmer des Grafen und ſagte dieſem, er wünſche mit ihm allein zu ſprechen, worauf der Secretair deſſelben das Zimmer verließ. Hierauf erklärte Herr Roſenberg dem Grafen, daß er ihn, auf Verlangen des ruſſiſchen Agenten, der ihn als einen deſertirten Offizier reclamirt habe, arretire. Der Graf fragte: mit welchem Rechte man einen franzöſiſchen Offizier arretiren wolle, der von dem allerchriſtlichſten Könige, ſeinem Herrn, in deſſen Angelegenheiten an den Magiſtrat geſendet worden. Daß das Letztere begründet, beweiſe ſein Creditiv, an deſſen Ueberreichung ihn zeither eine Unpäßlichkeit und die Nothwendigkeit, erſt eine angemeſſene Wohnung zu finden, verhindert habe, das er ihm aber gegenwärtig zur Anſicht vorlege. Der Rathsſecretair erklärte, daß er ſeinen Herren darüber berichten wolle, nahm aber die Papiere des Grafen an ſich und ließ inzwiſchen die beiden Offiziere bei demſelben. Dieſe ſtellten zwei Grenadiere vor die Thüre und beſetzten alle Ausgänge mit Wachen. Der Wachtmeiſterlieutenant brachte den Degen und die Piſtolen des Grafen in Sicherheit. Der Graf ſetzte einen Proteſt gegen die Gewaltthätigkeit, die in ſeiner Perſon dem Völkerrechte und inſonderheit dem Rechte der öffentlichen Geſandten widerfahre, und gegen die Wegnahme ſeiner Papiere auf, welchen Proteſt er durch den ordentlichen Agenten des franzöſiſchen Hofes in Polen, Preußen und deſſen Nachbarländern, Herrn Mathi, den vier Bürgermeiſtern überreichen ließ. Mittlerweile wurde aber das Verfahren gegen den Grafen immer ſtrenger. Seinem Secretair, welcher ausgehen wollte, erklärte der Wachtmeiſterlieutenant, daß er gleichfalls arretirt ſei, und nahm ihm den Degen ab. (Später, als der Secretair dem Grafen nichts mehr helfen konnte, erklärte man, ſeine Verhaftung ſei ein Verſehen des Offiziers, und ließ ihn frei.) Der Graf durfte mit Niemand mehr reden und auch das Schreiben ward ihm verwehrt. Endlich erſchien noch um 9 Uhr Abends ein Capitain und erklärte dem Grafen, er habe Ordre, ihn in ein anderes Haus zu bringen, wo er bequemer wohnen würde. Hier widerſetzte ſich aber der Graf aufs Aeußerſte: ſein Haus ſei ein Haus des Königs; er ſelbſt ſei eine Perſon mit diplomatiſchem Charakter; man werde ihn nicht herausbringen, ohne die äußerſte Gewalt zu brauchen; es ſei ſchon unerhört, daß man ihn in ſeinem Hauſe der Freiheit beraube; aber das heiße die Sache zu weit treiben, daß man eine Freiſtatt, wie das Haus des Bevollmächtigten einer fremden

---

[1]) Er behauptete ſpäter, daß er um denſelben nachgeſucht. In Rußland wollte man aber ein desfallſiges Schreiben nicht erhalten haben, hatte es jedenfalls nicht beantwortet und berief ſich außerdem auf eine Verordnung, wonach alle Abſchiedsgeſuche perſönlich angebracht werden ſollten.

Macht ſei, alſo verletzen wolle. Man fand doch für gut, ihn vor der Hand in Ruhe zu laſſen. Am folgenden Tage aber war Sitzung des Raths, und es ward hier, ungeachtet Herr Mathi eine Abſchrift des Creditivs überreichte, der Beſchluß gefaßt, den Grafen auf die Veſte Weichſelmünde bringen zu laſſen. Zu dieſem Ende begaben ſich der Capitain Schmeling, der Wachtmeiſterlieutenant Archenholz, der Lieutenant Boeckelmann und der Rathsſecretair Penski, mit 12 Reitern, um ½ 11 Uhr des Abends zu dem Grafen. Er widerſetzte ſich nochmals und las ihnen ſein Creditiv vor, worauf freilich erinnert wurde, daß er ſich früher hätte accreditiren ſollen. Das Wahre iſt: die Verſpätung der Uebergabe des Creditivs würde einem Agenten, deſſen Eigenſchaft als ſolcher der Regierung bereits amtlich bekannt geweſen wäre und zu deſſen Annahme ſie ſich ſchon bereit erklärt gehabt hätte, nichts geſchadet haben. Aber de la Salle war ohne Vorwiſſen der Danziger Behörden, unter falſchem Namen, in das Gebiet der Stadt gekommen und brachte erſt, nachdem er verhaftet worden, das Creditiv hervor, von dem man zuletzt gar nicht wiſſen konnte, ob es ihm nicht bloß für ſolchen Nothfall gegeben worden[1]. Kein Staat iſt verpflichtet, die diplomatiſche Eigenſchaft eines Agenten anzuerkennen, der ohne ſein Wiſſen und Willen zu ihm gekommen. Man ſchritt zu halber Gewalt, ſetzte den Grafen im Schlafrock, das Creditiv in den Händen, in einen Wagen und brachte ihn auf die Veſte. Mitnahme ſeiner Papiere wurde ihm nicht verſtattet. Seine Brieftaſche, die der Secretair Penski zu ſich nahm, durfte er verſiegeln.

Rußland verlangte nun ſeine Auslieferung; indeß dazu wollte ſich der Magiſtrat doch nicht verſtehen, ſondern erklärte, daß er dies ohne Befehl des Königs von Polen nicht thun könne. Es ward nun über die Sache zunächſt zwi-

---

1) Es führte übrigens, wie gewöhnlich, über den Zweck des Grafen nichts Specielles an, hatte aber in den Formen und Unterſchriften einiges Verdacht Erweckende.

ſchen dem ruſſiſchen und polniſchen Hofe verhandelt. Auch Frankreich wendete ſich durch ſeinen damaligen Geſandten in Dresden, Marquis des Iſſarts, an den dresdner Hof, ward aber anfangs von dieſem an Rußland verwieſen. Später jedoch übernahm es der ſächſiſch-polniſche Hof, durch ſeinen Geſchäftsträger in Petersburg, Herrn Pezold, dem ruſſiſchen Hofe, auf den Grund der Berichte des ſächſiſchen Geſandten in Verſailles, Grafen Loß[1]), zu erklären, daß man in Frankreich keineswegs gewußt habe, der Graf de la Salle ſei ohne Abſchied aus ruſſiſchen Dienſten gegangen, daß man daher, nachdem man dieſes erfahren, die dem Oberſten gegebene Commiſſion widerrufen habe. Indeß hätte der Magiſtrat zu Danzig dem Beglaubigungsſchreiben Achtung ſchenken ſollen und überdem ſei der Graf ein geborner Unterthan der franzöſiſchen Krone. Man fürchtete, wie aus der Schrift des ſächſiſchen Geſchäftsträgers hervorgeht, daß dieſer Streitfall Nachtheile für den danziger Handel nach ſich ziehen könne, und der König von Polen gab ſich viele Mühe, die Sache zu vermitteln. Die Papiere des Grafen nahm der königliche Commiſſar, Graf von Unruh, in Verwahrung.

De la Salle machte inzwiſchen einen Fluchtverſuch. Er ließ ſich in den letzten Tagen des Mai an Stricken herab und ſchwamm über einen Arm der Weichſel. Aber er ward nach 24 Stunden eingeholt und in die Feſtung zurückgebracht. Mitte Auguſt machte er einen zweiten Verſuch, als Bedienter verkleidet zu entkommen, ward aber von einer Schildwache erkannt und zurückgebracht. Nun ſtellte er ſich krank, um die Aufmerkſamkeit zu ſchwächen, und in der Nacht vom 20. zum 21. gelang es ihm, während ſeine Wachen ſchliefen, in den Kleidern ſeines Kammerdieners, den er an ſeiner Statt zurückließ, einen Ausgang zu gewinnen, worauf er ſchleunigſt das danziger Gebiet verließ und glücklich nach Frankreich zurückkehrte. Es war inzwiſchen den Bemühungen des polniſch-ſächſiſchen Geſchäftsträgers in St. Petersburg gelungen, Rußland milder zu ſtimmen; die Reclamationen waren ſeltener und weniger dringend geworden; und da der franzöſiſche Hof den zurückgekehrten Grafen verhaften ließ, um ſeine Sache ſelbſt zu unterſuchen, — ein Auskunftsmittel, auf welches Pezold ſchon früher hingewieſen hatte — ſo ließ Rußland die Sache fallen [1]).

---

[1]) Der in den Aufſätzen über Agdolo und über die ſächſiſchen Bauernunruhen (im Bd. I.) erwähnte Graf Johann Adolph vom Loß.

5. Jenny Cameron.

Jenny Cameron war die älteſte Tochter eines ſchottiſchen Edelmannes, Cammeron von Glendeſſery. Ihr lebhaftes Temperament zeigte ſich ſchon in der Jugend in mancherlei Ungebundenheit. Sie in beſſere Zucht zu bringen, that man ſie in ihrem 12ten Jahre zu einer Anverwandtin in Edinburg, welche gern ein ſittſames, wohlgezogenes Frauenzimmer aus ihr gebildet hätte. Aber ſie konnte den wilden Berggeiſt nicht bändigen und Jenny überließ ſich mit einem Lakaien ihrer Baſe einem Umgange, welcher Folgen nach ſich zog, zu deren Verbergung man für gut fand, ſie in ein Kloſter zu Paris zu ſchaffen. Hier behagte es ihr natürlich noch weniger und ſo ließ ſie ſich in Kurzem aus dem Kloſter entführen und lebte nun als öffentliche Geliebte mit einem Offizier in Flandern und nach deſſen Tode mit einem italieniſchen Edelmann in Paris. Auch von dieſem verlaſſen, kehrte ſie zu ihrem Bruder nach Schottland zurück und ſoll hier zwar äußeren Anſtoß vermieden, wohl aber einen heimlichen Umgang mit ihrem eignen Bruder gepflogen haben, welcher ihn und ſeine Frau in das Grab gebracht habe. Nach ſeinem Tode ward ſie Vormünderin ſeines älteſten Sohnes, und da dieſer ein unfähiger Menſch geweſen zu ſein ſcheint, blieb ſie das eigentliche Haupt, der Mann in der Familie. Als bei dem letzten großen jakobitiſchen Aufſtande im Jahre 1745 der Prätendent zu den Lochiels kam und von da aus auch den jungen Cameron einlud, ſich mit ſeinen Leuten bei den Fahnen der Stuarts einzufinden, kam an deſſen Stelle Jenny Cameron, zu Pferde und in der Tracht hochländiſcher Männer, an der Spitze von 250 Mann, ritt auf den Prinzen zu, ſalutirte ihn mit dem Degen und übergab ihm die mitgebrachte Mannſchaft. Sie trug damals ein ſeegrünes Kleid und darüber einen ſcharlachrothen Mantel mit Gold; das Haar in freien, nur hinten zuſammengefaßten Locken, mit einem ſammtnen, mit Scharlach gefütterten Hute bedeckt, und ritt einen braunen Wallachen, mit einer grünen, reich geſtickten und mit Goldfranzen beſetzten Schabracke. Ungeachtet ſie damals bereits das 50ſte Jahr zurückgelegt hatte, machte ſie doch noch ſo viel Eindruck auf den Chevalier, daß er bis zu ſeinem Aufbruch nach England unzertrennlich von ihr war und ſelbſt der, freilich unwahrſcheinliche Verdacht allzuvertrauten Umgangs zwiſchen ihnen entſtand[1]. Sie ward nach Unterdrückung des Aufſtandes gefangen geſetzt, aber 1747 wieder entlaſſen.

---

[1]) Mercure hist. Th. 124 und 125 passim.

6. Siebzehn türkiſche Großveziere innerhalb dreißig Jahren.

Ali Paſcha ward 1707 Großvezier; ein friedliebender Mann, der aber im Juni 1710 nach Mitylene verwieſen und 1711 daſelbſt hingerichtet wurde. Ihm folgte Numan Kiuperli Paſcha, ein Sohn des berühmten Veziers Kiuperli, der 1691 bei Salankemen fiel. Er ward ſchon im September 1710 wieder in ſeine Statthalterſchaft Negropont zurückgeſchickt. Sein Nachfolger war Mehemed Paſcha, der Sohn eines florentiner Kaufmanns. Da er ſich von den Ruſſen[1]) beſtechen ließ, den Frieden am Pruth zu unterzeichnen, ſo hatte er ſeine am 21. November 1711 erfolgte Abſetzung wohl verdient. Aber auch ſein Nachfolger Juſuf Paſcha ward am 12. Nov. 1712 durch den ſchwediſchen Einfluß geſtürzt, nach Rhodus verwieſen und 1713 daſelbſt ſtrangulirt. Daſſelbe Jahr 1713 ſah den Großvezier Soliman Paſcha nach kürzeſter Amtsdauer entſetzt, den folgenden Ibrahim Paſcha hingerichtet werden. Länger hielt ſich Ali Paſcha, der Eroberer von Morea, blieb aber am 5. Auguſt 1716 in der Schlacht von Peterwardein. Omir Agich Paſcha ward 1717 bei Belgrad geſchlagen und 1718 abgeſetzt. Sein Nachfolger, Ibrahim Paſcha, ein Armenier, hielt ſich 12 Jahre, mußte aber am 30. September 1730 einem furchtbaren Aufſtande der Janitſcharen geopfert werden. Nach ſeinem Tode fand man, daß er nie beſchnitten worden war. Mehemed Paſcha ward am 22. Januar 1731 auf die Statthalterſchaft Aleppo geſchickt, Ibrahim Paſcha ſchon am 11. Sept. 1731 abgeſetzt. Auch deſſen Nachfolger, Topal Osman Paſcha, konnte ſich nur bis 1732 halten und fiel im perſiſchen Kriege, als Oberbefehlshaber, aber nicht als Großvezier. Nun hielt ſich Ali Paſcha bis zum September 1735, wo er erſt Statthalter von Candia, dann von Bosnien wurde, als welcher er ſich im öſterreichiſchen Kriege beſſer vorthat, als ſein Nachfolger Ismael Paſcha, welcher 1736 nach Scio verwieſen wurde. Mehemed Paſcha ward am 6. Sept. 1737 nach Negropont und Abdallah Paſcha am 28. December 1737 nach Salonich geſchickt. Großvezier ward nun Mahomed Jaghia Paſcha, aber im März 1739 nach Scio verwieſen. Ihm folgte Ayras Mehemed Paſcha, ein geborner Olmützer, eines Conſtablers Sohn, der in früher Jugend von den Türken gefangen wurde und zum Paſcha von Widdin geſtiegen war.

---

[1] Geneal. hiſtoriſche Nachrichten, Th. 107 und 108.

---

[1]) Die gewöhnliche Erzählung, welche dieſe Rettung am Pruth lediglich der Kaiſerin Katharina zum Verdienſt macht, iſt mehr romantiſch, als hiſtoriſch. Die Maßregel ward in einem Kriegsrathe beſchloſſen, welchem auch Katharina beigewohnt und dann ihren Gemahl beſtimmte, den Beſchluß zu genehmigen. Ein weiterer Antheil derſelben an der Sache iſt nicht erweisbar. Gleichzeitige Eingeweihte ſcheinen auf den Vicekanzler Schaffirow hinzuweiſen, jenen begabten Staatsmann, welchen Peter vom Ladentiſche hinweg in ſeine Kanzlei genommen hatte und der bald die Seele der ruſſiſchen auswärtigen Politik, in den letzten Zeiten Peter's aber wegen Veruntreuung zum Tode verurtheilt, erſt auf dem Schaffotte begnadigt und unter Katharina I. vollſtändig in Würden und Güter wiedereingeſetzt ward. Der Kaiſer freute ſich aber ſehr, daß man die Ehre der Sache ſeiner Gemahlin zuſchrieb. Vergl. Alex. Gordon, Geſchichte Peters des Großen (Leipzig, 1765), Th. II., S. 37.

7. Der Herzog von Gramont und Champigny.

Da während der Belagerung von Philippsburg ſehr viele Offiziere kein Geld hatten, ſo gab der Herzog von Gramont dem Gardehauptmann Champigny 100,000 Livres in Wechſelbriefen, um ſie unter die hilfsbedürftigen Offiziere zu vertheilen, erklärte auch, dieſe Summe im Nothfalle verdoppeln zu wollen. Er wählte Champigny, weil derſelbe ſein Freund, ein ehrlicher Mann und auch ſelbſt reich war; denn der Geber ſollte unbekannt bleiben, und die Empfänger ſchrieben Champigny das Verdienſt der großmüthigen Handlung zu. Am Schluſſe des Feldzugs bat nun Champigny den Herzog um Erlaubniß, den wahren Zuſammenhang der Sache zu entdecken, da es ihm unerträglich ſei, die Ehre einer ſo edlen That ſich noch länger zuſchreiben zu laſſen. „Freund,“ antwortete Gramont, „ich kann Ihnen weder Ihr Wort zurückgeben, noch in die Entdeckung einwilligen. Verrathen Sie mein Geheimniß, ſo ſehe ich Sie in meinem Leben nicht wieder.“ Champigny ſchwieg nun, bis der Herzog todt war.

8. Geiſterbeſchwörung.

Es iſt im vorigen Bande mehrfacher Trugmittel gedacht worden, deren ſich die Geiſterbeſchwörer des vorigen Jahrhunderts bedienten. Eine derartige Gaukelei, gegen den König Guſtav III. von Schweden gerichtet, entdeckte der Leibarzt Swen Hedin. Er hatte von dem Küſter der Loſö-Kirche zu Drottningholm erfahren, daß der König ſelbſt, mit einigen vornehmen Hofherren, irgend ein geheimes Geſchäft in der Kirche vorgenommen. Er bat darauf, das nächſte Mal, wenn wieder etwas dergleichen ſtattfinden ſollte, davon benachrichtigt und an einen Platz in dem alten Thurme gebracht zu werden, von wo aus er alles ungeſehen beobachten könne. Im Auguſt 1782 wurde ſein Wunſch erfüllt. Er fand einen recht bequemen Platz im Thurme, von wo er eine ziemliche Ueberſicht über die Kirche hatte. Zuerſt kam der königliche Secretair Björnram mit noch einer Perſon. Sie ſchloſſen die Thüren zu und brachten allerhand Utenſilien vor. Zunächſt befeſtigten ſie feine Pferdehaare an den Kronleuchtern und daran wieder Masken, welche an ein weißes, ausgeſpanntes Zeugſtück genäht waren und mit den Pferdehaaren auf- und abgezogen wurden. Dann wurde auf dem Fußboden Räucherpulver geſtreut und entzündet, während die Kirche nur ſehr ſchwach beleuchtet war. Nun kam der König mit fünf Herren, worunter Hedin den Hofſtallmeiſter Munck und den Staatsſecretair Schröderheim erkannte. Die Zuſchauer wurden zu einer ſehr beſchwerlichen Poſitur angewieſen und hielten bloße Degen zwiſchen ſich. Björnram machte einige Bekreuzungen und murmelte myſtiſche Worte, worauf ſein Gehilfe, der ſich verborgen hielt, allmälig die eine Maske mit dem weißen Kleide, welches einem Todtenkleide glich, hinaufzog. Sie ſtellte das Geſicht Guſtav Adolphs vor, ſchwankte etwas bei dem Hinaufziehen und ward dann wieder herabgelaſſen. Ebenſo ging es mit dem andern Phantome, welches die Züge Adolph Friedrichs trug. Die Scene hatte ſelbſt für Hedin, der den Betrug kannte, ihr

Imponirendes. Es erfolgte nun mit bekannten Mitteln ein ſchwacher Blitz, worauf ſich der Zugfaden entfernte. Hedin ergriff ſpäter eine Gelegenheit, dem Könige die Sache zu enthüllen.

9. Ein griechiſches Wunder.

Dem Dr. Biaſoletto, welcher den gegenwärtigen König von Sachſen auf ſeiner Reiſe durch Iſtrien, Dalmatien und Montenegro begleitete, erzählte ein Grieche von der kleinen Inſel Strofades folgenden merkwürdigen Vorgang. Auf dieſer Inſel, welche etwa 10 Meilen von Zante entfernt iſt, war in dem Kriege zwiſchen Rußland und der Pforte, zwiſchen 1768 und 1774, der Kapudan Paſcha gelandet, hatte die Bewohner rein ausplündern und ſich auch die Kirchengefäße ausliefern laſſen. Als er ſich nun an dem aufgehäuften Gold und Silber weidete, zog eine kleine ſilberne Schale ſeine Blicke auf ſich; er griff ſchnell danach, ſuchte und fand eine verborgene Feder und öffnete eine geheime, zur Aufnahme wohlriechender Subſtanzen beſtimmte Kapſel. Höchlich erſtaunt fragte er die umſtehenden Griechen, wie die Inſel zu dieſem Kleinod gekommen ſei. „Der heilige Dionyſius, unſer Schutzpatron, hat es uns in einem tiefen Brunnen unſerer Inſel finden laſſen,“ hieß es. „Nun beim Allah,“ rief er aus, „ſo habt ihr einen großen Heiligen, denn wiſſet, daß ich dieſes Gefäß vor 15 Jahren in den Fluß Rufias 1) in Morea fallen ließ, nicht weit von der Stelle, wo er ſich in die Erde verliert.“ Die unterirdiſche Verbindung der Gewäſſer hatte es alſo an jene Stelle gebracht. Der heilige Dionyſius hatte aber ſeinen treuen Anhängern auf Strofades mit jener Schale ein ſehr ſegensreiches Geſchenk gemacht. Denn der Paſcha, voll Ehrfurcht vor dem was ihm Wunder ſchien, und was,

---

1) Der Alpheus.

zwar nicht in ſeinem äußern Ereignen, aber wohl in dem Zuſammentreffen und den Wirkungen in der That wunderbar war, ließ alles geraubte Gut, das der Privaten, wie das der Kirche, auch die ſilberne Schale, die noch heutiges Tages auf der Inſel gezeigt wird — zurückſtellen, und die Inſel, die er unter ſeinen beſondern Schutz nahm, blieb den ganzen Krieg über ungefährdet.

10. Die ſchwarzwälder Bauern.

Einen merkwürdigen Einfall hatten die ſchwarzwälder Bauern im Winter des Jahres 1745. Man hat die Bauern ſich gegen willkürliche, oder unerträgliche Belaſtung erheben ſehen. Man hat ſie zum Kampfe gegen einen brandſchatzenden Feind durch Verzweiflung getrieben ſehen. Damals aber wollten ſie ſich für den durch den Krieg erlittenen Schaden durch einen reinen Raubzug gegen ihre Mitbürger entſchädigen, und wurden nicht durch militairiſche Gewalt, ſondern durch muthige Bürgerkraft abgewieſen. In der Mitte des Novembers 1745 überfielen nämlich auf einmal mehrere Tauſend ſchwarzwälder Bauern, unter dem Schutze eines Nebels, die damals öſterreichiſche, jetzt badiſche Stadt Waldshut, eine Waldſtadt, die ſelbſt jetzt nur etwa 1200 Einwohner hat. Das damalige Geſchlecht der Städtebürger muß aber, vielleicht durch lange Kriegserfahrung, entſchloſſener und beherzter geweſen ſein, als das gegenwärtige vielorts zu ſein ſcheint. Zwar drangen Hunderte von Bauern in die Stadt ein; da ſie aber vergeſſen hatten, das Thor, durch das ſie gekommen waren, mit Wachen zu beſetzen, ſo zogen die Bürger die Brücke hinter ihnen auf, ſchnitten dadurch die Eingedrungenen ab und nahmen nun dieſe gefangen. Noch ſtanden an 3000 Bauern vor der Stadt; aber die bürgerlichen Freicompagnien machten einen Ausfall, trieben die Bauern aus einander und nahmen ihren Anführer gefangen. Inzwiſchen war die Sache in weitern Kreiſen bekannt geworden und die Frickthaler Landfahne rückte zahlreich zum Schutze der Stadt ein. Aber auch die Bauern kehrten folgenden Tages in noch weit ſtärkerer Anzahl wieder, forderten die Stadt auf und ſchnitten ihr das Waſſer ab. Die Bürger und die Landfahne ließen ſich nicht einſchüchtern. Sie machten einen Streifzug gegen die oberhalb der Alp liegenden Dörfer, wo ſie allen noch zu Hauſe befindlichen Bauern die Waffen abnahmen. Dies waren freilich die Ungefährlichſten, und als man erfuhr, daß die niederalpiſchen Bauern die Brücke abgeworfen und ſich in großer Anzahl angeſammelt hatten, zog man nach Waldshut zurück. Als nun aber die Bauern Anſtalt machten, Waldshut förmlich zu belagern und zu dieſem Ende viele hölzerne Kanonen heranführten, machte man einen neuen Ausfall mit ganzer Kraft und ſchlug die Bauern ſo vollſtändig in die Flucht, daß ſie das Wiederkommen vergaßen[1]).

11. Eine römiſche Demonſtration.

Ungeachtet zur Zeit des öſterreichiſchen Erbfolgekrieges Papſt Benedict XIV., hauptſächlich in Folge des Einfluſſes der Cardinäle Gonzaga und Aquaviva, ſich auf die Seite der Franzoſen neigte, ſo war doch die Stimmung der Römer mehr dem kaiſerlichen Intereſſe zugethan und dieſe Stimmung mag durch den toskaniſchen Geſandten Abbate Franquini gefördert worden ſein. Als nun im October 1745 die Nachricht in Rom anlangte, daß der Großherzog von Toskana, Franz von Lothringen, zum römiſchen Kaiſer erwählt ſei, entſtand unter dem niedern Volke ein gewaltiger Freudentaumel. Das Volk lief Tag und Nacht jubelnd durch die Straßen und trug mit Lorberkränzen geſchmückte Kinder wie im Triumphe umher. Eines Sonntags ſammelten die Bewohner des barberiniſchen Platzes eine große Menge Kinder, bekränzten das ſchönſte mit Lorber und ſchickten es, von 200 andern Kindern begleitet,

---

1) Geneal. hiſt. Nachrichten, Th. 95, S. 924.

zunächſt zu dem Cardinal Albani. Da dieſer abweſend war, ſo zogen die Kinder zu dem Abbate Franquini, der aber, weil er nicht den Schein geben wollte, als begünſtige er dieſe Demonſtrationen, die Thüren des ſeinem Monarchen gehörigen Palaſtes zur Dreieinigkeit auf dem Berge, wo er wohnte, verſchließen ließ und ſeinen Leuten verbot, ſich ſehen zu laſſen. Als nun die Kinder an den Palaſt kamen, ſprangen an hundert Menſchen, welche theils in ſpaniſche Soldaten, theils in Abbates verkleidet waren, aus einem Verſteck hervor, umringten die armen Kinder, ſchoſſen, wahrſcheinlich nur um ſie zu erſchrecken, Flinten und Piſtolen ab und fielen dann mit Säbeln und Stöcken über ſie her. Einige Kinder kletterten über die Mauern in den nunmehr kaiſerlichen Garten; aber die Verfolger erbrachen dieſen und nur ein zufälliges Oeffnen des Palaſtthores machte es den Kindern möglich, ſich nach einer andern Seite hin zu flüchten. Viele hatten Wunden davongetragen und einige ſtarben daran. Nach Vollbringung dieſer Heldenthat, begab ſich der Führer der Barbaren, mit einem Theile ſeiner Leute, in den Garten der franzöſiſchen Minoriten, in der Nähe des gedachten Palaſtes, empfing hier die Glückwünſche der Mönche und feierte ſeinen Sieg über wehrloſe Kinder durch ein Zechgelag. Der Abbate Franquini konnte von den päpſtlichen Miniſtern keinerlei Aufklärung oder Genugthuung über den Vorgang erhalten und der ganze Handel ward unterdrückt[1].

12. Suworoff in Italien.

Der nachherige oldenburgiſche Generalmajor Wardenburg[2], deſſen intereſſante Biographie 1842 zu Oldenburg

---

1) Mercure histor. Th. 119, S. 485.

2) Wilhelm Guſtav Friedrich Wardenburg, ein Predigersſohn, geb. 18. Mai 1781 zu Fedderwarden, ging erſt unter das oldenbur-

erſchienen iſt, erzählt von Suworoff's[1]) Einzug in das eroberte Mailand (1799): „Suworoff, hinter ihm Melas mit dem Gefolge, ritten durch mehrere Straßen der Stadt, bis Erſterer eine offene Kirchthüre erblickte. Hurtig ſprang er vom Pferde, drängte ſich durch die Menge, lief an den Hochaltar hin und warf ſich dort der Länge nach auf die Erde. Nachdem er einige Minuten gelegen, ſprang er in die Höhe, ertheilte ſeinem Gefolge den Segen, lief zur Kirche hinaus, ſetzte ſich auf ſein Pferd, und ritt, indem er mit ſeiner Rechten, an der der Kantſchuh hing, immerwährend dem Volke und den an den Fenſtern Zuſehenden links und rechts den Segen austheilte, ſeinem Quartiere zu. Zu dieſem Auftritte denke man ſich den General Suworoff auf einem Koſackenpferde ſitzend, worauf ein abgenutzter deutſcher Sattel und eine Schabracke mit ſeidenen Franzen lagen. Kleine Stiefeln deckten ſeine Füße, über welche die Strümpfe vom Knie herabhingen. Die kurzen Beinkleider, von weißem geſtreiften Zeuge, waren unter dem Knie mit einer Schnalle leicht befeſtigt, die Knöpfe aber nie zugemacht. Ein Hemd ohne Krauſe, mit offenem Halskragen, gab der Luft Raum, es aufzublaſen; über demſelben trug er ein offenes weißes Hausleibel mit kurzen

---

giſche Militair, verließ daſſelbe aber 1799 als Fähndrich, um in Italien ruſſiſche Dienſte zu ſuchen, ward von Suworoff aber dem General Melas empfohlen und trat in öſterreichiſche Dienſte. Er wohnte der Belagerung von Genua und der Schlacht von Marengo bei. Dann kam er nach Kuttenberg in Garniſon. Hier entſchloß er ſich 1805, in ruſſiſche Dienſte zu treten, fand auch, von dem oldenburgiſchen Hofe mit Empfehlungen verſehen, Annahme und fand ſich bald darauf wieder mit der ruſſiſchen Armee in Böhmen. Er war mit bei Auſterlitz. Dann 1807 bei Eylau. 1808 zog er mit gegen Schweden, wo er gefangen ward. 1810 ward er Adjutant des Prinzen Georg von Oldenburg. 1813 trat er als Oberſtlieutenant zur ruſſiſch-deutſchen Legion. 1815 übernahm er das Commando des oldenburgiſchen Militairs als Oberſt, ward 1819 Generalmajor und † am 29. Mai 1838.

[1]) Alexander Waſſiljewitſch, geb. 13. Nov. 1729 † 18. Mai 1800.

Patten. Die Kopfzierde beſtand in einem Helm von ſchwarzem Leder mit ſchwarz- und gelbſeidner Kammquaſte. Der Kantſchuh in der Hand war unaufhörlich beſchäftigt, das Pferd anzutreiben."

Bei dem Marſch der vereinigten Oeſterreicher und Ruſſen lag es in der Diſpoſition, daß ein Theil der öſterreichiſchen Armee den Fluß Mela zu paſſiren hatte. Wegen des ſchlechten Wetters und der verdorbenen Wege aber fand ſich der General Melas, gegen den Willen des Feldmarſchall Suworoff, genöthigt, ſeine Colonne vor dieſem Fluſſe halten und ausruhen zu laſſen. Suworoff war darüber ſo aufgebracht, daß er an Melas folgenden Brief ſchrieb:

„Ich höre, daß man ſich beklagt, daß die Infanterie naſſe Füße bekommen hat. So war das Wetter des Tages. Der Marſch iſt geweſen zum Dienſt des großmächtigſten Kaiſers. Einem Frauenzimmer, einem Petitmaitre, einem Faulenzer gehören trockene Tage. Der Großſprecher wider den hohen Dienſt, als ein Egoiſt, wird hierfür das Commando verlieren. Ohne den mindeſten Zeitverluſt müſſen die Operationen ſchnell vorgenommen werden, um den Feind niemals ſich recolligiren zu laſſen. Wer ſchwach an Geſundheit iſt, der kann zurückbleiben. Italien ſoll von dem Joch der ungläubigen Franzoſen befreit werden. Jeder rechtſchaffene Offizier ſoll ſich dazu opfern. Die ſogenannten Raiſonneurs ſollen bei keiner Armee gelitten werden. Augenmaaß, Geſchwindigkeit und Nachdruck! Das iſt genug für dies mal."

Vor Aleſſandria, da alles zum Sturm dieſer Feſtung bereit war, gab er einem Offizier Befehl, als Parlamentair eine Sturmleiter an die Vorpoſten tragen zu laſſen, und dem feindlichen Offizier, der ihm entgegengeſchickt werden würde, dabei nichts anderes zu ſagen, als: Suworoff laſſe dem Commandanten der Feſtung dieſe Maſchine zeigen. Der Offizier richtete ſeinen Auftrag aus, und der General Gordon, dies Signal und Suworoff's Charakter kennend, übergab die Feſtung.

18. Die deutſche Legion.

Von der in Rußland begründeten und nachher in Königsberg vervollſtändigten ſogenannten „deutſchen Legion“ entwirft Wardenburg, welcher als Bataillonscommandant bei derſelben fungirte, ein noch weniger geſchmeicheltes Bild, als ſeiner Zeit Eiſelen von dem Lützow'ſchen Freicorps. Er ſagt: „In Königsberg drängten ſich alle gefangenen Offiziere und Gemeine zum Dienſt in die Legion, nicht immer aus dem rühmlichen Eifer, die Befreiung ihres Vaterlandes zu fördern, ſondern weil Napoleons Sache täglich ſchlechter wurde, und weil eine gute Verpflegung vor der kümmerlichen Exiſtenz in der Gefangenſchaft den Vorzug zu verdienen ſchien.“ Auch war man in der Wahl der Mannſchaft nicht bedenklich. Wer nur einige Worte deutſch ſprach, wurde angenommen. Unter den 800 Mann, welche Wardenburg zuerſt in Königsberg zur Completirung aus dem Depot erhielt, waren ſehr viel Holländer, Schweizer, Polen u. ſ. w., die kaum deutſch verſtehen konnten, obgleich beſtimmt war, daß die Legion nur aus Deutſchen beſtehen ſollte. Anfangs war er glücklich in dem Gefühle, an der Spitze von 800 Landsleuten thätigen Antheil an der Befreiung des Vaterlandes nehmen zu ſollen. Dieſes ſchöne Gefühl wurde jedoch ſehr bald durch die nähere Bekanntſchaft mit ſeinen Untergebenen, die zum Theil wohl die verdorbenen Grundſätze und die Untugenden der franzöſiſchen Armee, in der ſie gedient, angenommen hatten, ohne die guten Eigenſchaften der franzöſiſchen Krieger geerbt zu haben, bedeutend herabgeſtimmt. Der letzte Feldzug in Rußland hatte ſie vollkommen demoraliſirt und verwildert. Ein Theil der Offiziere machte davon keine Ausnahme, und man konnte ſelbſt ihren politiſchen Geſinnungen kaum trauen. Eine ſolche Truppe in Zucht und Ordnung zu halten, war keine leichte Aufgabe. Auch zeigte es ſich bald, daß nicht alle die unbekannten fremden gefangenen oder übergegangenen Offiziere, die ſich zum Dienſt bei der Legion gemeldet hatten und meiſtens, in Ermangelung von Patenten und ſchriftlichen Documenten, in gutem Glauben auf ihr Ehrenwort angenommen, und in dem Grade, worin ſie gedient haben wollten, angeſtellt worden waren, das auch waren und leiſteten, was man von ihnen erwarten durfte. Ueber mehrere dieſer Offiziere verlauteten zweideutige Nachrichten. Nur große Strenge der Führer konnte allmälig Mannszucht und Eſprit de Corps in dieſer verwilderten Truppe hervorbringen. Die Legion nahm an dem Kriege in Norddeutſchland unter Wallmoden Theil, focht gegen Davouſt und gegen die Dänen und rückte ſpäter nach Belgien. Nachher trat ſie in hannövriſchen Sold, blieb aber in ruſſiſchen Dienſten. Nach einer zwiſchen England, Preußen und Rußland zu Paris abgeſchloſſenen Convention vom 2. Juni 1814 wurde die ruſſiſch-deutſche Legion aufgelöſt. Die deutſchen Offiziere ſollten, mit Beibehaltung ihrer Grade, in die damals von Preußen geführten ſächſiſchen und belgiſchen Corps übergehen, die vormals ruſſiſchen aber nach Rußland zurückkehren. Preußen übernahm den Unterhalt der Invaliden. Die Mannſchaften, die nicht preußiſche Unterthanen waren, wurden auf ihre Wünſche in ihre Heimath entlaſſen. Doch focht ein Theil noch 1815 mit.

14. Freundestreue.

Einen Zug erzählt der karliſtiſche General v. Rahden in ſeiner bekannten Schrift: Cabrera (Frankfurt a. M., 1840), der, wenn es überhaupt verſtattet iſt, in den Begebenheiten karliſtiſcher Helden einen Stoff für die Poeſie zu finden, was man nach Freiligrath's Erfahrungen bezweifeln muß[1]), wohl geeignet ſcheint, einen Dichter zu einer ſchönen Romanze zu begeiſtern. Man muß ſich dabei erinnern, daß Cabrera wunderbarer Weiſe wirklich der Gegenſtand der lebendigſten Begeiſterung ſeiner Anhänger war. Sein wärmſter und treueſter Freund, nach allen Schilderungen der Patrokles dieſes karliſtiſchen Achilles, war der tapfre und anſpruchsloſe Rodriguez Cano, gewöhnlich Ladioſa genannt[1]. Geborner Cavalleriſt, wie alle Manchegos, ſchloß er ſich erſt in ſeiner Provinz, dann in Aragon den Faccioſen an, machte Cabrera's Bekanntſchaft auf dem Schlachtfelde, und folgte ihm als Escadronsführer bei der Gomezſchen Expedition (1836). Er deckte mit einigen Reitern Cabrera's Rückzug nach Aragon, wo ſie aber an der Grenze überfallen und auseinandergeſprengt wurden. Ladioſa, welcher ſich bis zum letzten Mann gegen die feindliche Uebermacht vertheidigte, um ſeinem ſchwer verwundeten General, den einige fliehende Lanziers mit ſich genommen hatten, einen Vorſprung zu verſchaffen, ſuchte endlich in der Dunkelheit der Nacht ſeine Flucht zu verbergen.

---

[1]) Freiligrath war allerdings nicht ſo weit gegangen, einen karliſtiſchen Helden zu feiern, aber er hatte doch einen Märtyrer der Treue beſungen. Er hat dieſen Fehltritt längſt wieder gut gemacht.

„Es war ſtockfinſter, denn ſchwere Wolken hingen am Himmel, als ich“ — ſo erzählte Ladioſa dem Herrn von Rahden ſelbſt — „bei einem eiligen Ritt das um Hilfe flehende Stöhnen eines Verwundeten vernahm, der zugleich mit der letzten verzweifelnden Kraft eines Sterbenden die Füße meines Roſſes umklammerte. Ich hebe ihn ſchnell empor, lege ihn vor mir aufs Pferd und ſprenge ſpornſtreichs die ganze Nacht hindurch, um dem nachſetzenden Feinde zu enteilen. Beim erſten Strahl des nächſten Morgens erkannten wir uns gegenſeitig; er war Cabrera, aber halb todt und faſt unkenntlich durch Blut und Staub; es war mein General, den ich gerettet.“ Sie flüchteten darauf in die Wälder von Soria und Alt-Caſtilien. Hier mußte ſelbſt die treue Stute Ladioſa's getödtet werden, weil ſie durch ihr Wiehern die Flüchtlinge zu verrathen drohte. Endlich ſchlich ſich Cabrera, am Arm ſeines Freundes, bei finſterer Nacht nach dem vom Feinde ſtark beſetzten Almazan am Duero, und klopfte an die Thüre des ihm ganz unbekannten Prieſters. Dieſer nahm Beide auf, verbarg ſie in ſeiner Wohnung und pflegte ihre Wunden. Ladioſa genas zuerſt, eilte nach Niederaragon und kehrte dann mit 50 Lanziers zurück, um Cabrera abzuholen. Der Prieſter, Don Manuel Maria Maron, ſollte von den Chriſtinos erſchoſſen werden. Es gelang aber Cabrera, der ſich ſelbſt zu Bitten verſtand, ihn gegen zwei höhere Offiziere auszuwechſeln.

---

[1] Wegen ſeiner Aehnlichkeit mit einem ſchönen Manne dieſes Namens.

v. Rahden berichtet noch weiter über Ladioſa: „bei Buñol verrichtete er, an der Seite ſeines Freundes, Wunder der Tapferkeit und hat weſentlich zum Gewinne der Schlacht beigetragen. Da er es aber nie verſtanden hat, eignes Verdienſt geltend zu machen, und nie ſeinem jungen Freunde, wie viele Andere, geſchmeichelt, dagegen immer, wie damals in den Wäldern Soria's, den Schwur der Treue, aber auch den der Wahrheit hielt, ſo wurde einem Andern für ſeine That der Lohn“. Er ſtarb im Januar 1846, erſt 35 Jahre alt, an derſelben Krankheit, die ſpäter auch Cabrera befiel und, wenn auch nicht deſſen Tod, doch weſentlich das Ende ſeiner damaligen politiſchen Laufbahn veranlaßte.

Nachträge.

(Zu S. 257.)

Noch vor Krell ſaß der Hofprediger Martin Mirus, vorher Profeſſor und Superintendent zu Jena, ein Hauptgegner des Calvinismus und Verfolger der Kryptocalviniſten, auf dem Königſtein, wohin ihn beſonders Krell befördert hatte. Nachdem er von 1588—91 auf der Feſtung geweſen, wurde er des Landes verwieſen, aber, nach dem bald darauf erfolgenden Tode des Kurfürſten Chriſtian I. (1591) zurückberufen, in ſein Amt wieder eingeſetzt und zum Generalviſitator aller Kirchen ernannt. Er ſtarb am 14. Auguſt 1593.

(Zu S. 264.)

Die Gyldenſteiniſche Affaire, wegen welcher der Capitain de Serrand auf den Königſtein kam, war folgende. Johann Koch von Gyldenſtein oder Gyllenſtiern, ein geborner Pommer, der ſieben Sprachen verſtand und von Karl XII. geadelt und zum Oberſtlieutenant befördert worden war, kam 1706 mit den Schweden nach Sachſen. Er ſtand auf dem Rittergute Oelsnitz, zwiſchen Großenhain und Ortrand, lernte hier die Tochter des Gerichtshalters kennen und ſchwängerte ſie. Bei ſeinem Abzuge hinterließ er ihr 500 Ducaten, aber nicht ſeinen Namen, und ſie ſtarb vor Gram. Die Tochter, die ſie ihm geboren, wuchs bei den Großeltern zu einem blühenden Mädchen auf. Gyldenſtein ward bei Poltawa von den Ruſſen gefangen, ging nach ſeiner

Auswechſelung nach Schweden, erſchoß da einen Cavalier im Duell (1722) und flüchtete nun nach Sachſen. Hier ſuchte er ſeine Tochter bei ihren Großeltern auf und fand das Ebenbild ihrer Mutter an ihr. Er verlangte ſie zu ſich. Ob die Beſorgniß der Großmutter, er habe dies in der Abſicht gethan, an ihr zu handeln, wie an ihrer Mutter, begründet, oder nur eine Folge wohlverdienter Abneigung gegen den treuloſen Verführer ihres Kindes geweſen, laſſen wir bei der Unnatürlichkeit des in dieſem Verdachte enthaltenen Schuldgedankens billig dahingeſtellt ſein. Die Großeltern weigerten ſich aber entſchieden, das Mädchen in ſeine Hände zu geben, und die Wachſamkeit der Großmutter verhinderte jede vertraute Annäherung. Er beſchloß eine Entführung. Am 10. März 1724 fuhr er, vom Capitain Serrand und noch einem Offizier der Chevaliergarde begleitet, aus Dresden ab, übernachtet in einem Oelsnitz zunächſt gelegenen Dorfe, geht früh um 7 Uhr in das Haus der Großeltern, wo noch Alles ſchläft, beſetzt die Geſindeſtube mit ſeinen Leuten, weckt dann, von den Offizieren begleitet, die alten Leute und verlangt die Auslieferung ſeiner Tochter. Als ſie verweigert wird, ziehen alle den Degen und hauen und ſtechen auf die Alten und ihren Sohn los. Die alte Großmutter wird mit 13 Wunden getödtet. Ihr Mann, in Kopf und Schultern verwundet, ſinkt ohnmächtig zu Boden. Dem gleichfalls verwundeten Sohne gelingt es, zu entſpringen und aus dem Dorfe Hilfe zu holen, worauf die Mörder, ohne ihren Zweck erreicht zu haben, entfliehen. Gyldenſtein ward bei Elſterwerda ergriffen und am 15. März nach Dresden gebracht. Er ward zum Tode verurtheilt und am 30. October 1724, unter furchtbarem Sträuben von ſeiner Seite, enthauptet. Ein Jahr nachher meldete ſich der entflohene Capitain Serrand, der wahrſcheinlich für ſich anführen konnte, daß er geglaubt habe, der Vater wolle nur ſein Kind zu ſich nehmen, ſelbſt und kam mit kurzer Friſtungshaft davon.

(Zu S. 365.)

De Gouveſt hieß eigentlich Johann Heinrich Maubert und war der Sohn eines Würzkrämers zu Rouen. Er ward Kapuziner, als welcher er Bruder Bernhard hieß, entſprang aber und ward Soldat, deſertirte, ging nach Madrid, wo er als franzöſiſcher Spachlehrer lebte, verſchwand auch hier und tauchte als Ritter Gouveſt in Warſchau auf, wo er Gouverneur des Sohnes des Grafen Brühl wurde. Hier ſoll er, wahrſcheinlich nachdem er in die Dienſte des Grafen Rutowski übergegangen, die Geheimniſſe ſeines Patrons verrathen haben und deshalb auf den Königſtein gekommen ſein. Siehe auch: Abendzeitung, Jahrgang 1832, Nr. 303 ff.

(Zu S. 270.)

Petzold entleibte ſich 1762.

Regiſter.

Abeillé, 49.
Abſchlag, Oberſtlieutenant, 103.
Acciſe, die, in Sachſen, 326.
Acoſta d', Don Juan, Graf v. Soure, 118.
Aiguillon, Herzog v., 235—36.
Albouys, 61.
Althan, Gräfin v., 317.
—— Graf Michael Johann v., 320.
Altringer, General, 339.
Angoulême, Herzogin v., 64. 66. 70. 74.
Anhalt, Woldemar, Fürſt zu, 1; Barbara, Prinzeſſin v., 1 ff.; Wolfgang, Fürſt zu, 2, 6.
Anhalt-Köthen, Haus, 322.
Anſpach, Caſimir, Markgraf zu, 4, 5; Georg Friedrich, Markgraf zu, 33.
Antrim, Marquiſe v., 150.
Appert, 60.
Arago, ſpan. Miniſter, 212.
Archinti, Cardinal, 239—40.
Aſpremont-Linden, Graf v., 344—45.
Atugia, Graf, 119.
Aumale, Suſanne d', 126.
Auſtria, Don Juan d', 121.
Autos sacramentales, 220 ff.
Bachoff v. Echt, Freiherr, 176.
Bakunin, 285.
Baner, General, 93, 96.
Barras, 41, 42, 55.
Baudiſſin, Karl Ludwig Graf v., 276—77.
Bauern, ſchwarzwäld., 421—22.
Bauerunruhen, die ſächſiſchen, 277—78, 395.
Beauveau, Prinz v., 213.
Beichlingen, Grafen v., 259—60, 327.
Bellefond, Marſchall de, 140.
Belſius, Johann, 402—4.
Benedict XIV., 234 ff., 243.
Benoit, 289.
Bernis, Cardinal, 245.
Berry, Herzog v., 64, 74.
Beſſel, Oberſtlieutenant, 87.
Bethlen Gabor, 403.
Biſhopsfield, 270.
Bocage, de, 362.
Boczkai, Stephan Fürſt, 402.
Böttcher, Erfinder des Porzellans, 259—60; ſein Bruder, 263.
Bohna, v., 265.
Bokatius, 401 ff.
Bolſingen, 123.
Boſe, Graf v., 275.
Bouillon, Herzogin v., 113.
Brandenburg, Schomberg in deſſen Dienſten, 130 ff.
—— Friedrich Wilhelm, Kurfürſt v., 140; Marie Eleonore, Prinzeſſin v., 192 ff.; Joachim Friedrich, Kurfürſt v., 193; Johann Georg, Kurfürſt v., 194.
Braunſchweig, Anton Ulrich, Herzog v., 165 ff., Friedrich Ulrich, 404.
Bremont, de, 60, 73.
Breteuil, Baron v., 229.
Bretſchneider, Hofrath, 37.
Brizes, Marquis de, 58, 59.
Brühl, Heinr. Graf v., 294 ff.; die Gräfin v., 267—68; ſeine Brüder, 304.
Bruneau, Mathurin, 64, 78.
Büchner, Baumeiſter, 256.
Bulot, 54.
Bünau, Rudolf v., 86.
Cabrera, 427 ff.
Callau, Baron de, 209.
Callenberg, Graf v., 315—16.
Callimotte-Rouvigny, 153.
Cambacérès, 75.

Cameron, Jenny, 415—16.
Caproni, 66.
Caracena, Marquis v., 122.
Care, de, 71.
Carolath, Prinz, 67; Prinzeſſin, 323.
Caſtel-Melhor, Graf v., 123, 124.
Chamon, Marquis v., 160 ff.
Champigny, 418.
Charette, 58.
Chazel, 48.
Choiſeul, Herzog v., 225 ff.; Herzogin v., 226, 248 ff.
—— le Marin, 235.
Claude, Johann, 130.
Clemens XIV., 245—46.
Coccejus, Johann, 197 ff.
Condé, 116, 136, 139.
Conſtantini, 258.
Correſpondirende Fürſten, 162.
Crauſe, v., 173.
Crell, Kanzler, 251, 430 ff.
Crequi, 133, 135, 136, 139.
Dabeckow, 65.
Dänemark, König v., 249—50.
Dalen, Johann van, 198 ff.
Dauphin, der, Sohn Ludwig's XV., 243—44, 253 ff.; ſeine Gemahlin, 253.
Degenfeld, Chriſtoph Martin, Graf v., 157.
Derfflinger, 140.
Deſault, 41, 56.
Deutſche Legion, 426—27.
Diez, Chryſogonus, 27, 30.
Dohna, Burggrafen v., 255.
Drehna, Herrſchaft, 314, 321.
Dubarri, die, 250—51.
Dudley, Lord, 112—14.
Dumangin, 43—44.
Dupleſſis, 148—49.
Durand de Serrigni, 266.
Eberſtein, Baron v. 279.
Eckhardt, Joh. Friedr. v., 261.
Eichel, Geh. Rath, 288.
Eichholz, Landesbeſtaller, 283.
Einert, Johanna, 64.
Einſiedel, Kurt Heinr. v., 250.
Eiger, M., 281—82.
Elz, Hans Eberhard v., 404.
Ende, Kunz Wilhelm v., 3.
Enghien, Herzog v., 74.
England, Wilhelm III., König v., 139 ff.
Enſenada, Marquis de, 214.
Erfurth, Goldſchmidt, 256 ff.
Eſtoca, del', Oberſt, 272—73; Generalmajor v., 284.
Eſtrées d', 125.
Exterſteine, 101.
Fuchs, Dr. Ludwig, 12.
Fahrensbach, George v., Oberſt, 399.
Farinelli, 208.
Ferdinand I., römiſcher König, 6—7, 16, 26, 28.
Feuquières, 130.
Fevre, de, 316 ff.
Fiſcher, Kanzler, 165.
Flemming, Graf v., 327.
Fleury, Marquis v., 309.
Flobert, de, 213—14.
Fonſaldagna, 119.
Fouché, 60, 75.
Fougère, 54.
Frankreich, Ludwig XIV., König v., 133—35, 163; Ludwig XV., König v., 243, 245, 247, 249, 251; Ludwig XVII., König v., 39 ff.; Ludwig XVIII., König v., 74 ff.; Napoleon, Kaiſer v., 57, 60, 75; Joſephine, Kaiſerin v., 55—57, 59—60, 74.
Friederici, Paſtor, 368 ff.
Frohn, Joſeph v., 342.
Frotté, 55, 58, 74.
Fualdes, 75.
Gablenz, General v., 71.
Gedike, Simon, 194.
Gendorf Chriſtoph v., 19 ff.
Genérés, Baroneſſe de, 70.
Georgi, 317 ff.

Gleichen, Baron v., 236 ff., 249—50.
Göhler, Anna Roſine, die ſchöne Richterin, 322.
Goltze, v. 299.
Gotter, 170.
Gouveſt, de, 265—66; 432.
Gräfendorf, 175.
Gramont, Herzoginv. 248—49, Herzog v., 418.
Großveziere, türkiſche, 417.
Gruau de la Barre, 42, 46—47.
Günther, Hofrath, 329.
Guldenſtein, 430 ff.
Hagen, Baron v., 164, 168.
Hardenberg, Fürſt, 62—65.
Hartenſtein, Schloß, 2.
Harwich, Marquis v., 157.
Hauſius, 271—72.
Hebert, 78.
Hecht, 287.
Heerwegen, 207, 271.
Hellwig, Pfarrer, 326.
Henneberg, Wilh. Graf zu, 2.
Hennicke, Graf v., 305, 308, 310.
Hermann, Oberpoſtm., 300—1.
Hertzer, 271.
Heſſen-Darmſtadt, Georg II., Landgraf v., 86, 90—100.
Heſſen-Kaſſel, Landgräfin Amalie v., 90, 96.
Heubner, 285.
Hervegault, 77.
Hirnhofer, Bernhard, 8—9.
Hoche, 55. 74.
Hohenzollern, Friedrich Wilhelm, Fürſt v., 102; Marie Anna v., 333 ff.
Holderneß, Lord, 157.
Holſtein, Philipp Ludwig, Herzog v., 98, 102.
Holzapfel, Graf v., 92, 100, 101.
Holtzbrink, 295.
Holtzendorf, Graf, 268.
Holzbrück, v., 258.
Hoyer, 87.
Hoym, Grafen v., 324 ff.
Hund, Fräulein v., 319 ff.
Hunold, Hermann, 85, 93, 98.
Jablonowsky, Staniſl. Fürſt, 263.
Jäger, 298.
Jeanron, 44.
Jenais-Djardias, 47—48.
Jeniſch, Oberaudit., 295—96.
Jentzſch, Pfarrer, 383.
Jeſuiten, die, 243—44.
Imhoff, Freiherr v., 261—62.
Inchiquin, Graf, 118.
Inquiſition, die, 219.
Joly, de, 69.
Joſeph II., Kaiſer, 228, 232, 345 ff.
Iſenburg, Ernſt Graf v., 333.
Kahle, Poſtſecretair, 295—96.
Katharina I., 417.
Kauderbach, 308.
Kaunitz, Dominic Andr. Graf v., 173, 186—87; Fürſt v., 223 ff.
Kazner, 156.
Kies, Prediger, 69.
Klettenberg, Baron v., 203.
Klinggräf, v., 300 ff.
Kniazewicz, General, 284.
Kolowrath, Graf v., 207.
König, v., 302.
Königſtein, der, 255 ff. 430.
Koſpoth, Graf v., 322.
Kratz, Dr., 257—58.
Krauſe, Chriſtoph, 367.
Krüger, Actuar, 283.
Kübel, M., 368.
Kuefſtein, Graf Joh. Ferd., 408.
Küſter, Kaufmann, 282.
Kunitz, Pater, 67.
Kyau, General v., 375.
Ladioſa, 428 ff.
La Fleur, 335—36.
Lange, Gabriel, 366.
Laône, 46—47.
Laſſus, 44.
Laurenz, 55.
Lauriſcus, 61.
Lavater, 391.

Le Coq, 62—63.
Leiningen-Dachsburg, Johann Caſimir, Graf v., 103—5.
Leiningen-Weſterburg, Erich Graf v., 98—99, 101, 104.
Lengerke, v., 71.
Leopold II., Kaiſer, 232.
Leſczynski, Stanisl., 109—10.
Leyſer, General v., 71.
Lindenau, v., 71.
Lippe, Grafen zur, S. 81 ff.
Lobkowitz, die v., 7. 12.
Löffler, Chriſtoph, 366.
Löwenſtein, Johann Caſimir Graf v., 114.
Lommatzſch, Superintendent, 383—4.
Lothringen, Karl IV., Herzog v., 331.
Louvois, 130—31, 137.
Lynar, Graf, 308.
Lynker, 99.
Madrid, 216 ff.
Maillard, 49.
Malagrida, Pater, 249.
Malesherbes, 75.
Malta, Verſchwörung auf, 359 ff.
Maltzahn, Gräfin v., 321 ff.; Freiherr v., 288 ff.
Manteuffel, Graf v., 309.
Maraſſin, 63 (vergl. 50), 64.
Maria Thereſia, 224, 229.
Marsmann, Advocat, 309 ff.
Marteville, de, 301.
Martin, Bauer, 76.
Marx, Candidat, 368 ff.
Maſſaube, 337 ff.
Maſſeran, Prinz v., 250.
Maupeau, Kanzler, 251—52.
Mazarin, 338.
Meißen, Wilhelm, Markgraf v., 255.
Melwitz, Melchior, 28.
Menzel, Hofrath, 286, 308.
—— Geh. Secretair, 286 ff.
Merbach, Dr., 71.
Merode, Graf v., 201.
Metternich, Graf v., 349.
Metzger, Ludwig, 18 ff.
Mirabeau, der Vater 246, der Sohn 74.
Mirus, Martin, 430.
Mohr, Jakob, 113.
Molina, Ludwig de, 243.
Montmorin, Graf v., 58—61.
Mortamez, Freiherr v., 339.
Morin de la Guérivière, 47—48.
Moßdorf, 285.
Münnich, Graf v., 320.
Muſtapha Paſcha, 359.
Mylius, 100.
Naundorff, Uhrmacher, 49 ff.
Noverre, 232.
Negroni, Cardinal, 244.
Neipperg, General, 321.
Normann, Landrath v., 283.
Noſtitz, Ulrich v., 365; Kammerherr v., 276; Generallieutenant v., 276.
Nüßler, v., 318.
Obernitz, v., 273—74.
Obrecht, v., 160.
Ockermann, Goldmacher, 305.
Oeynhauſen, Melchior v., 99—101.
Olavides, Don Pablo, 218.
Oranien, Prinz v., 115.
Oſſado, Herzog v., 211.
Oſten, Heinrich Levin v. d., 268—69.
Palland, die v., 339.
Patkul, 200.
Paulin, Jean, 56, 69.
Pelletan, 43—44.
Pellico, Silvio, 79.
Peſcheck, Paſtor, 376 ff.
Petzold, Syndicus, 67—68.
Petzſch, Advocat, 212.
Pezold, 414—15.
Pfalz, Karl Ludwig, Kurfürſt v. d., 197, 199; Ludwig Philipp, Pfalzgraf, 196 ff.; Ludw. Heinrich, Pfalzgraf, 196—97.
Pfingſten, v., 261—62.

Pförten, Herrſchaft, 313.
Pichegru, 55, 74.
Pigkler, Margar., 1, 2, 11, 36.
Pius VI., 58, 231.
Plesmann, Secretair, 288—9.
Pleß, Herrſchaft, 313, 322.
Pompadour, Marquiſe v., 246.
Portugal, Schomburgs Erlebniſſe in, 118 ff., 138 ff.; Marie, Königin v., 113—14; Alphons, König v., 124; Pedro, König v., 124, 138.
Poſern, Julius Ferdinand Erdmann v., 273.
Poſt, Adolf v., 82, 84, 95.
Prados, Graf v., 122.
Promnitz, Grafen v., 312 ff.
Pückler, Fürſt, 325.
Rabutin, Ludwig, Graf v., 107.
Rambaud, Mad. de, 68—69.
Ranzau, Graf v., 115.
Reuß, die; 1 ff.; 322; 328.
Rex, Gräfin v., 265.
Ricci, Pater, 244—45.
Richelieu, Cardinal, 334, 337.
Richemont, 78.
Richter, Paſtor, 377 ff.
Robespierre, 95.
Rochau, Oberſt v., 329.
Rochefort, Grafen, 265.
Rochow, Miniſter v., 51.
Röbligh v. Hallerſpringh, 83, 95.
Romanus, Gebrüder, 259—60.
Roſen, Konrad v., 148; Reinhard v., 148.
Roſenberg, Wilhelm v., 36.
Rothe, 278, 302.
Rouvroy, 272.
Rudolf II., Kaiſer, 401 ff.
Rübel, v., 96.
Sachſen, Herzoge und Kurfürſten zu, 255; Friedrich Auguſt I., Kurfürſt v., 315—16; Friedrich Auguſt III., Kurfürſt v., 397; Moritz, Graf v., 231.
Sachſen-Gotha, Friedrich II., Herzog v., 150 ff.
Sachſen-Eiſenberg, Chriſtian, Herzog v., 174.
St. Amand, de, 217.
St. Hilaire, de, 68—9.
St. Jean, 122.
St. Simon, Herzog v., 374.
Salle, de la, 410.
Saul, 295, 310.
Schaffirow, 417.
Schafgotſch, Johann Anton, Graf v., 319.
Scheel, v., 301, 304.
Scheffel, Dr., 15.
Schernebeck, 65.
Schiffner, Chriſtian, 370 ff.
Schill, v., 61.
Schipper, Thomas, 352 ff.
Schleinitz, v., 167 ff.
Schnigler, Jude, 282.
Schönau, 365 ff.
Schönberg, Schomberg, Schönburg, die v., 107 ff.
Schöps v. Löweneck, 269.
Schorlemer, v., 76.
Schreyvogel, Banquier, 320.
Schulz, Juſtizrath, 66.
Schulze, Nationalgardiſt, 283.
Schuppius, 99.
Schwarz, v., 98.
Schweden, Guſtav III., König v., 275, 419—20.
Seckendorff, Baron v., 66.
Serand, de, 264, 431.
Séveſtre, 41, 43.
Seydlitz, Gen.-Major v., 263.
Seyfert, 270.
Siburg, v., 158.
Siepmann, 294 ff.
Sillig, 385 ff.
Simmingſköld, 275.
Simon, 44, 55.
Simonis, 299.
Sintenis, 383—84.
Sinzendorf, Georg Ludwig, Graf v., 102.
Sobbe, Dr., 82.
Sobiesky, Prinzen, 259.

Solar, Bailliff de, 236.
Solms, Heinrich, Chriſtian Ludwig, Ludw. Heinr., Grafen v., 150; Graf v., auf Sköna, 268.
Solms-Wildenfels, Friedrich Chriſtoph, Graf v., 251, 293.
Soubiſe, Prinz v., 245.
Spanien, Ferdinand VI., König v., 206 ff.; Karl III., König v., 209 ff.; Barbara, Königin v., 206 ff.; Maria Amalia, Königin v., 210.
Spörken, General v., 292.
Spremberg, Herrſchaft, 2—3.
Squillacci, 214.
Steenflycht, v., 407 ff.
Stein, Baron v., 168.
Stein, Chriſtoph Heinrich v., 172, 180—81, 183.
Steinberger, Johann Adrian v., 354.
Steinkirch, 264.
Strofades, Inſel, 420.
Stromeyer, 60.
Sulkowsky, Prinz, 231; Graf, 286.
Sully, 109.
Suworoff, 423 ff.
Swift, 154—55.
Tencin, Graf v., 315.
Thor de la Sonde, 58.
Tilden, Dr. Revelin, 85, 88, 98.
Tittmann, Dr., 306.
Tobias, Jude, 282.
Toren, de, 169—71, 190.
Tzſchaſchel, Paſtor, 376 ff.
Tümpling, die von, 350 ff.
Toſſowski, 281.
Uhlefeld, Graf, 224.
Uſſon, d', Marquis, 171—72.
Valenti, Cardinal, 237—38.
Vauguyon, Herzog v., 233, 254.
Vehlen, Freiherr v., 91—92.
Victor, Kanzler, 80.
Vieth, 299.
Villaflor, Graf 120.
Ville, de, 124.
Vitry, Mordſcene zu, 75.
Vitzthum v. Eckſtädt, Graf, 327.
Vogt, Juſtizrath, 66.
Voltaire, 210.
Wahl, Graf zur, 92—94.
Waldeck, Grafen und Gräfinnen, 82 ff.; Fürſt Georg Friedrich zu, 139.
Wallenſtein, 405.
Wardenburg, v., 423—24, 426—27.
Watzdorf, Graf v., 264.
Weighart, Hans, 37.
Weingarten, Legationsſecretair, 297.
Weiſſenbach, Frau v., 66.
Weiz, Dr., 276.
Wetterſtröhm, 263.
Willich, Oberſtlieutenant, 99.
Witt v. Dörring, 79.
Witte, Oberſtwachmeiſter, 103.
Wolfersdorf, v., 202.
Wrede, de, 93—94.
Württemberg, Ferdinand Wilhelm Prinz v., 181.
Zapf, Hofrath, 183 ff.
Zoppel zum Haus, 27, 30.
Zonner, Dr., 22 ff.

Verbeſſerung.

S. 246 Z. 5 v. o. lies: Benedict ſtatt Clemens.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Geheime Geſchichten

und

Räthſelhafte Menſchen.

Geheime Geſchichten

und

Räthſelhafte Menſchen.

Sammlung

verborgener oder vergeſſener Merkwürdigkeiten.

Herausgegeben

von

Friedrich Bülau.

Dritter Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1851.

AC B 7150
(2)

L40

Inhalt.

Seite

I. Die Gräfin von Rochlitz 1
II. Danckelmann und Wartenberg 69
III. Württembergische Prinzen 119
IV. Natürliche Kinder der letzten Stuarts 150
V. Schicksale fürstlicher Schriften 179
VI. Natürliche Kinder dänischer Könige 189
VII. Graf Lewenhaupt 196
VIII. Anton Ulrich Herzog von Sachsen-Meiningen 208
IX. Reiselustige Prinzen 220
X. Leithorst, Mayer, Menzel und Gichran 229
XI. Lord Peterborough 241
XII. Die Herzoge von Dremond 264
XIII. Hochmuth und Bismark 305
XIV. Gustav Wilhelm Freiherr v. Imhoff 310
XV. Graf Wackerbarth und Graf Wackerbarth-Salmour 316
XVI. Friedrich August I. König von Sachsen im Exil 327
XVII. Actenstücke aus der Zeit des fremden Gouvernements in Sachsen 353
XVIII. Die Capitulation von Paris 365
XIX. John Lilburne 381
XX. Liscow, Karl Leopold von Beckenburg und Brühl 407
XXI. Wilhelm Ludwig Weckhrlin 453
XXII. Johann Friedrich Sittig 469

Inhalt.

Miscellen.

1. Hohe Würden aus geringen Anfängen..............
2. Cromwell's Nachkommen und die Familie Ruſſell.......
3. Die Whartons.................................
4. Herzoge von Somerſet und von Argyle..............
5. Rheinbaben und Wutgenau.......................
6. Die Gräfin von Martiniz........................
7. Ein verſchollener Zweig des Hauſes Naſſau-Siegen.....
8. Schnelle Juſtiz...............................
9. Diebsſtrafen..................................
10. Ein nürnberger Kreistagsſchluß...................
11. Aſſam.......................................

Regiſter.......................................

I. Die Gräfin von Rochlitz.

Kurfürſt Johann Georg III. von Sachſen, welcher, am 20. Juni 1647 geboren, ſeinem Vater am 22. Auguſt 1680 in der Regierung folgte, war ein kräftiger, deutſch-patriotiſcher Fürſt, deſſen Regierung manche weſentliche Vorzüge vor den zunächſt vorhergehenden und zunächſt nachfolgenden hatte. Seine Politik war die der feſten Treue für Kaiſer und Reich und bethätigte ſich auch in ſeiner perſönlichen tapfern Theilnahme an dem Entſatz von Wien und rheiniſchen Feldzügen. Im Hofleben war er weit entfernt davon, etwa fortſchreitende Uebergänge zu der glänzenden Ueppigkeit zu bahnen, welche bald den dresdner Hof zu einem zweiten Verſailles machen ſollte; vielmehr beſchränkte er den unter ſeinem Vater bereits eingebürgerten fremdländiſchen Prunk und den Ueberfluß an italieniſchen Hofbedienten, Caſtraten[1], Kroaten, Heiducken u. dgl. Der Sinnenluſt blieb er allerdings nicht fremd und eine darüber erhobene Mahnung des frommen Spener, damals Oberhofpredigers und kurfürſtlichen Beichtvaters, gab den erſten Anſtoß zu deſſen Entfernung, die jedoch in der milden Form eines von Dresden aus veranlaßten Rufes nach Berlin erfolgte. Doch ſind keinerlei, Aergerniß oder auch nur Aufſehen erregende Vorgänge jener Richtung bekannt [1], und es iſt von da aus nicht im Entfernteſten ein beſtimmender Einfluß auf die Regentenhandlungen des wackern Kurfürſten geübt worden. Seinen Tod holte er ſich wahrſcheinlich auf ſeinem dritten Rheinfeldzuge, wo verheerende Seuchen die Truppen ergriffen. Er mußte ſich todtkrank nach Tübingen bringen laſſen, wo er, nach längerem Siechthum, am 12. September 1691 im 45. Altersjahre ſtarb. Mit ſeinem Tode ſchloß eine Zeit ab und eine neue brach an für Sachſen, wenn ſie auch erſt unter ſeinem zweiten Nachfolger in voller Reife hervortrat, um dann unter der dritten Regierung nur noch in ihren Verderbniſſen zu wuchern, und darauf wieder einer neuen, beſſeren Platz zu machen. Noch hatte man vielfach die mittelalterliche Einfachheit in den Beziehungen des Staatslebens, ſtrenge Sitte am Hofe, lutheriſche Orthodoxie als leitenden Charakterzug beibehalten. Bald ſollte der Prunk einer Königskrone ſo

---

[1] Der Caſtrat Sorliſi war ein Liebling Johann Georg's II., ward 1661 Geh. Kämmerer und 1666 geadelt. Als er damals eine gewiſſe Lichtwehr aus Dresden heirathen wollte, entſpann ſich ein Streit unter den Theologen, der viele Facultätsgutachten hervorrief.

---

[1] Nur von einem natürlichen Sohne dieſes Fürſten weiß man und deſſen Exiſtenz iſt erſt nach ſeinem Tode, in weitern Kreiſen erſt lange nachher bekannt worden, während ſeine Mutter ganz unbekannt geblieben iſt. Wahrſcheinlich war ſie aus dem Bürgerſtand, wie auch ihr Sohn in ſeiner Kindheit bürgerlich und unbekannt erzogen wurde. Es war dies Johann Georg Maximilian Fürſtenhof, welcher als kurſächſiſcher Generallieutenant, Chef des Ingenieurcorps, Director der Fortificationen und der Militairgebäude, auch Commandant des Königſteins, am 15. Juli 1753 in Dresden, 66 Jahre alt, geſtorben iſt. Erſt 1741, wo er bereits Generalmajor war, wurde er in den Adelſtand erhoben. Seine mit dem Bergrath Philipp Chriſtian von Kleinberg verheirathete Tochter ſtarb ſchon 1743. Seine Wittwe heirathete der königliche Haus[illegible] und ward dabei Oberlandweinmeiſter.

Hof wie Staat auf glanzvollere Höhe ziehen, zu künſtlichen Finanzmaßregeln treiben, in eine verſchlungene auswärtige Politik verwickeln, und auf religiöſe Indifferenz und politiſche Speculation einen Confeſſionswechſel gründen, der wol erſt in folgenden Generationen zur ernſten Gewiſſensſache wurde.

Jenes geſchah unter dem zweiten Sohne Johann Georg's III., Friedrich Auguſt, als König von Polen Auguſt II., von ſeinen Zeitgenoſſen und der Nachwelt der Starke genannt, einem echten Kinde ſeiner Zeit, mit Geiſt, Geſchmack und Muth begabt und nicht ohne Wohlwollen, aber alles an Glanz und Sinnlichkeit verſchwendend und ihrer Befriedigung alles opfernd.

Den Uebergang bezeichnet, noch zwiſchen den Nachklängen der Ausläufer des Mittelalters und den Vorklängen der franzöſiſchen Periode ſchwebend, in etwas rohen, groben Zügen die kurze Regierung des älteren Prinzen, Johann Georg's IV. (geb. 18. October 1668). Sie verſprach anfangs Beſſeres. Der junge Fürſt beſaß Verſtand, Geſchäftsgewandtheit und Eifer, hatte ſich auf Feldzügen und Reiſen [1685 und 1686 1)] ausgebildet und ſchien die Politik ſeines Vaters fortſetzen zu wollen. Nur eins machte ſchon früher ſeinen Eltern, bald auch in weitern Kreiſen Verdruß und Sorge: ſeine Neigung zu einem frühreifen, durch keine ſittliche Richtung getragenen weiblichen Weſen: **Magdalena Sibylla von Neitſchütz.**

---

1) So Gretſchel. Anderwärts finden wir die Jahre 1686, 1687 und 1690 angegeben. Das würde beſſer zu der auch von Gretſchel angenommenen Anſicht ſtimmen, daß man ihn durch dieſe Reiſen von der Neitſchütz habe abziehen wollen. Denn ſollte er dieſe ſchon in ihrem 11. oder 12. Jahre geliebt haben? Alle Zeugniſſe ſetzen den Anfang ihres Verhältniſſes frühestens in ihr 13. Jahr.

Der Vater derſelben war Rudolph von Neitſchütz auf Gauſſig, Diemen, Arnsdorf und Schlaugwitz, unter Johann Georg III. Generalwachtmeiſter und Oberſter der Leibgarde zu Pferd, in den ſpätern Jahren dieſer Regierung aber außer Activität geſetzt, unter Johann Georg IV. aber, durch den Einfluß ſeiner Frau und Tochter, zum Generallieutenant und Oberſten eines Cavalerieregiments befördert. Die Mutter war Urſula Margaretha, geb. von Haugwitz, aus dem Hauſe Königswarthe[1]. Magdalene Sibylla wurde am 8. Februar 1675 geboren. Sie ward zu Dresden erzogen, wo ſie von Jugend auf den Hof ſah und deſſen Kreiſen nahetrat. Ihre Schönheit zog ihr ſchon bei ihrem Eintritte in ihr 15. Jahr verſchiedene Anbeter zu. Dieſe Schönheit muß ungewöhnlich geweſen ſein. Die vorhandenen Portraits von ihr zeigen jedoch zwar üppige Formen, eine ſchöne Stirn und Wolluſt auf Mund und Augen, dagegen weder edle, noch liebliche Züge, vielmehr das Gepräge einer durch frühe Wolluſt erzeugten frechen Ueppigkeit, und ihr ganzes Weſen erinnert nicht an die, früher durch Romantik, ſpäter durch Esprit und Grazie gehobenen Schönheiten des franzöſiſchen Hofes, es müßten denn die Hoffräuleins der Katharina von Medicis geweſen ſein, die die Opfer der Bluthochzeit mit üppigen Scherzen und frivoler Neugier beſchauten. Am Erſten mochte ſie noch ihre Vorbilder am engliſchen Hofe, unter den Stuarts der Reſtaurationszeit, finden. Doch urtheilen wir nicht zu ſtreng nach dem Anſchein. Von dem eigenen ſelbſtändigen Handeln des Fräuleins iſt wenig bekannt worden; überall erſcheint ſie, die ja faſt noch als Kind ſtarb, als das willenloſe Werkzeug einer herrſch- und habſüchtigen, intriguanten und abergläubiſchen Mutter. Auch haben die Gegner Beider — und dazu gehörte die geſammte Volksſtimmung — ſo vielfache und ſchwere, zum Theil völlig ungereimte Beſchuldigungen auf ſie gehäuft, daß man, wo ſo manches offenbare Verleumdung iſt, gegen alles mistrauiſch werden möchte. Indeß bleibt, auch wenn wir alles Unerwieſene als unwahr betrachten und das Verhältniß einer fürſtlichen Maitreſſe durch die Zeitanſichten entſchuldigt halten wollen, immer noch Manches, was jedenfalls großen Mangel an Scham und Zartgefühl und grobe Unwiſſenheit 1) verräth, und nirgends iſt uns ein edlerer, verſöhnender Zug von ihr aufbehalten worden. Nicht einmal darüber ſind wir ſicher, ob ſie ihren fürſtlichen Anbeter wahrhaft geliebt habe, ihm auch nur treu, und ob ihre klettenähnliche Anhänglichkeit an ihn nicht blos das Kind des Intereſſes geweſen ſei.

---

[1] Der Vater derſelben, der ſie in zweiter Ehe mit einer Freiin von Luppelburg erzeugte, war Johann Rudolph von Haugwitz, Pfandinhaber des Hauſes Königswarthe, Gummerau und Spohlau, Erbherr auf Spremberg, Spittwitz und Schönbach, kurſächſ. wirkl. Geh. Rath und Geh. Kriegsrath, wie auch Kammerpräſident, des heil. Röm. Reichs Kriegsrath und Generalkriegscommiſſarius. Er ſtarb am 17. Juli 1661. Ihr älterer Halbbruder, Friedrich Adolph, war kurſ. Oberhofmarſchall, legte aber dieſe Charge aus Mißſtimmung nieder und ſtarb 1705, als charakteriſirter preußiſcher Staatsrath, auf ſeinen Gütern. Er war übrigens bei den Händeln ſeiner Schweſter ganz unbetheiligt.

Auch das erweckt Verdacht, daß es ſcheint, als hätte keiner ihrer erſten anderweiten Verehrer auf ernſtere Abſichten eingehen und ihr Treue halten wollen. Mutter und Tochter werden beſchuldigt, und die Erſtere räumt es ſelbſt ein, daß ſie abergläubiſche Mittel angewendet,

---

1) Dabei denken wir noch nicht einmal daran, daß ſie ſogar ihre Liebesbriefe nicht ſelbſt zu ſchreiben vermocht haben ſoll.

um einen ſolchen Bewerber dahin zu bringen, daß er Ernſt mache und ſich nicht von ihr zurückziehe [1]). Es war dies der Oberſthofmeiſter des Prinzen Friedrich Auguſt, Chriſtian Auguſt von Harthauſen. Außerdem wird der damalige Kammerjunker, nachherige Graf und Cabinetsminiſter, Friedrich von Vitzthum [2]), unter ihren frühen Bewerbern genannt. Von einem Oberſten Klemm ſagte die Läſterchronik, daß er ihre frühe Gunſt genoſſen. Von Harthauſen hat die alte Neitſchütz behauptet, ſcheint es aber durch nichts bewieſen zu haben, daß er mit ihrer Tochter förmlich verſprochen und öffentlich verlobt geweſen, das Verlöbniß aber wieder zurückgegangen ſei, worauf erſt ihre Tochter ſich dem Kurfürſten ergeben habe. Traten Harthauſen, Vitzthum u. ſ. w. zurück, weil ſie die Liebe ihres Fürſten erkannten? Aber ſollten nicht die Damen dieſe noch früher errathen und ihre Bemühungen dann ganz auf das edlere Wild gerichtet haben? Oder witterte die Freier, bei näherer Bekanntſchaft, das wollüſtige Kind an und fürchteten ſie, keine reine Gattin in ihr zu erhalten? Die chronique scandaleuse wollte ſpäter wiſſen, daß das Fräulein ſchon vor ihrer Verbindung mit dem Kronprinzen ſchwanger worden und das Kind entweder abgetrieben, oder umgebracht und auf dem Taſchenberge vergraben worden ſei [3]). Das Kind ſei gefunden worden, und der damals noch gegen die Neitſchütz kaltſinnige Kurprinz habe ſelbſt geſagt: es ſei gewiß von dieſer. Indeß das mag wol zu den ſpäteren Erfindungen gehören.

---

[1]) Allerdings bleibt die Möglichkeit, daß die Mutter das nur zugeſtand, um den Verdacht abzuwenden, als wären dieſe Mittel auf einen Höheren berechnet geweſen.

[2]) Vgl. Bd. I, S. 301 - 2.

[3]) Ihr franzöſiſcher Sprachlehrer Saladin ſollte das Vergraben beſorgt haben.

Sobald Johann Georg IV. die Regierung übernommen hatte, erklärte er die Neitſchütz öffentlich zu ſeiner Favoritin. Hierdurch erlangte ſie auf einmal alle ſchimmernde Vortheile, welche einer ſtolzen, wollüſtigen und eigennützigen Leidenſchaft nur immer ſchmeicheln konnten. Reiche Leibrenten, ein glanzender Haushalt, ein eigenes Palais zu Dresden — das Fürſtenbergiſche Haus an der Elbbrücke, in welches aus dem geradeüber liegenden Schloſſe über die Gaſſe ein bedeckter Gang geführt ward, den man insgemein den ſchwarzen Gang nannte — Landgüter [1], tägliche Aufwartungen von hohen und niederen, vor ihr ſich bückenden Standesperſonen, prächtige außerordentliche Geſchenke von dem Kurfürſten und von denen, die etwas durch ihren Einfluß zu erlangen wünſchten, Feſte und Luſtbarkeiten aller Art, deren Königin ſie war, dies alles verſetzte ſie in einen Rauſch des Glückes, zog ihr aber auch Neid, Misgunſt und Anfeindung aller Art zu. Noch war die Volksſitte nicht an öffentliche Maitreſſenwirthſchaft gewöhnt, wie ja noch gegen die Coſel die Geiſtlichen auf den Kanzeln donnerten, ohne daß Auguſt II. gerathen gefunden hätte, das zu hindern [2]. Es erſchienen heftige Schmähſchriften und Pasquille gegen ſie. Ein großer Theil des Hofes und Adels beobachtete ein Benehmen gegen ſie, woraus ſie wohl abnehmen konnte, daß nur Rückſicht auf den

---

[1] Die beiden Kammergüter Gorbitz und Pennerich, welche übrigens nach ihrem Tode wieder eingezogen wurden, zwei Weinberge in Coſſebaude, ein Luſtgarten im Dorfe Plauen, welchen ſpäter (6. Februar 1695) ihr alter Liebhaber Haxthauſen kaufte. Dieſer genoß es aber auch nicht lange, denn er ſtarb ſchon 1696.

[2] Vergleiche Bd. 1, S. [illegible].

Kurfürſten von offener Darlegung der Verachtung abhielt. Wir finden nicht, daß die erſten Diener des damaligen Hof- und Staatsweſens ſich an ſie angeſchloſſen hätten. Am unwilligſten über das ganze Verhältniß war natürlich die Kurfürſtin-Mutter, Anna Sophie, Tochter König Friedrich's III. von Dänemark [1], und dieſe erfaßte denn gleich den naheliegenden Gedanken, ihren Sohn durch eine ſtandesmäßige Vermählung von ſeiner, wie es ſchien, mehr auf Sinnlichkeit, als auf wahres Seelenverſtändniß begründeten Neigung abzuziehen. Man benutzte dazu die durch politiſche Verhältniſſe angebahnte Annäherung an den berliner Hof. Schon im Januar 1692 hatte der Kurfürſt zu Torgau eine Zuſammenkunft mit Friedrich III. von Brandenburg, auf welcher an die alten Hausverträge zwiſchen Brandenburg und Sachſen angeknüpft und das Zuſammenhalten gegen Frankreich gefeſtigt werden ſollte. Die beiden Kurfürſten ſtifteten damals den, nach dem Tode Johann Georg's IV. wieder erloſchenen, Ritterorden der guten Freundſchaft oder vom güldenen Bracelet [2], und jeder nahm 12 Ritter ſeines Hofes darin auf. Bald darauf machte Johann Georg einen Gegenbeſuch in Berlin und verlobte ſich hier mit der Witwe Markgraf Johann Friedrich's zu Anſpach, der Prinzeſſin Eleonore Erdmuthe Luiſe von Sachſen-Eiſenach [3]. Damals ſchien die Gunſt der Neitſchütz im Wanken und man ſprach davon, daß der Kurfürſt ſie mit einem jährlichen Gnadengehalte von 4000 Thalern vom Hofe zu entfernen gedenke. Aber gerade von da an erreichte ihre Macht den Gipfel.

---

[1] Geb. 1. September 1647, mit Johann Georg III. am 9. October 1666 vermählt. Sie † den 1. Juli 1717 auf ihrem Witwenſitz zu Lichtenberg.

[2] Das goldene Ordenszeichen hatte auf der einen Seite zwei geharniſchte, ineinander geſchloſſene Hände, worunter in Form eines Andreaskreuzes Schwert und Scepter, und als Umſchrift: uny pour jamais, auf der andern die Namensziffern der beiden Kurfürſten, mit den Worten: Aufrichtige Freundſchaft.

[3] Sie war die Tochter des Herzogs Johann Georg zu Sachſen-

Die Ehe war nicht aus Neigung geſchloſſen und die verwitwete Braut mochte keinen Vergleich mit den jugendlichen Reizen der Neitſchütz aushalten können, welche ihrerſeits alles aufgeboten zu haben ſcheint, den Kurfürſten mit neuen Banden an ſich zu feſſeln und ſeiner künftigen Gemahlin zu entfremden. Gewiß iſt, daß ſchon der Empfang der Letzteren in Leipzig, wohin ſie an der Oſtermeſſe 1692 kam und wo die Vermählung am 17. April vollzogen wurde, von Seiten des Kurfürſten äußerſt kalt, ja zurückſtoßend war. Er ſoll ihr nicht entgegengekommen ſein und ihrem Einzuge an der Seite der Neitſchütz zugeſehen haben. Ja, es heißt, als der Kurfürſt und die Kurfürſtin von Brandenburg ihm die Braut zugeführt und er bemerkt hatte, daß ſie ein ſammtnes Kleid trug, habe er zu ihr geſagt: „Sie müſſen wol toll ſein, daß Sie in den Hundstagen (?) ein ſammtnes Kleid tragen[1].“ Gewiß iſt jedenfalls, daß die Vermählung ſehr in befremdender Stille vor ſich ging[2], und daß, ganz wider die damalige Gewohnheit, keine Medaillen auf dieſelbe geſchlagen wurden.

Eiſenach, der zur Zeit ihrer Geburt noch zu Markſuhl reſidirte, und der Gräfin Johannette von Sayn, und am 14. April 1662 zu Friedwald geboren. In erſter Ehe heirathete ſie am 14. November 1681 den Markgrafen Johann Friedrich zu Ansbach, von dem ſie am 13. März 1686 Witwe wurde.

[1] Allerdings erzählt das nur Pöllnitz. Da mag denn freilich höchſtens die allgemeine Thatſache des unfreundlichen Empfangs als wahr angenommen werden. Hinſichtlich aller Einzelheiten aber iſt da das Erlogenſein jedenfalls wahrſcheinlicher, als das Gegentheil.

[2] Dr. Johann Benedict Carpzov ſegnete die Ehe ein.

Man behauptet, die ganze Heirath wurde ohne die nachdrücklichſten Vorſtellungen des Kurfürſten von Brandenburg zurückgegangen ſein, und es ſcheint der neuen Kurfürſtin niemals gelungen zu ſein, auch nur vorübergehend das Herz ihres Gemahls zu rühren. Er ſelbſt beklagte ſich, daß er ſich nächtlich an der Seite derſelben unwohl und beklommen fühle, daß ihm übel werde, daß es ihn wie mit unſichtbarer Gewalt aus ihrem Schlafzimmer zu der Neitſchütz treibe, daß ihm erſt wieder wohl werde, wenn er bei dieſer ſei: Erſcheinungen, die man ſpäter der Zauberei zuſchrieb. Das Verhältniß zwiſchen den beiden Gatten wurde immer geſpannter und unfreundlicher, und der Zwieſpalt ſcheint von den Neitſchützens gefliſſentlich geſchürt worden zu ſein. Hofdamen der Kurfürſtin wendeten ſich gegen ihre Gebieterin an die Frau von Neitſchütz. Die Verwendungen der Kurfürſtin-Mutter fruchteten nichts. Mehr mag es zum Schutze der unglücklichen Fürſtin beigetragen haben, daß ihr Schwager, Friedrich Auguſt, der ſich in dieſer ganzen Angelegenheit edel und würdig benahm, wie denn er ſelbſt zwar ſpäter vielfach die Treue, aber niemals die Achtung gegen ſeine eigene Gemahlin aus den Augen ſetzte, den Neitſchützens nachdrücklich empfohlen zu haben ſcheint, es nicht zum Aeußerſten kommen zu laſſen. Doch iſt es einmal (24. Februar 1694) in Pillnitz nahe daran geweſen, daß die Kurfürſtin nach Freiberg verwieſen und eine Scheidung eingeleitet worden wäre.

Seit ſich vollends das Fräulein von dem Kurfürſten ſchwanger fühlte, was gegen Ende des Jahres 1692 geſchehen ſein mag, ward ihr Eifer für Sicherung einer glänzenden Zukunft und zugleich ihr Vertrauen zu ihrer Macht verdoppelt. Es hat ſich die Abſchrift eines Eheverſprechens des Kurfürſten vorgefunden, was allerdings vom 16. October 1691 datirt iſt, hinſichtlich deſſen aber die alte Frau von Reitſchütz ſpäter bekannt hat, daß es erſt im Jahre 1693 ausgeſtellt worden ſei. Man habe es zurückdatirt, damit, wenn die Zuläſſigkeit einer gleichzeitigen Doppelehe nicht zu behaupten wäre, ihre Tochter für die erſte Gemahlin gelten müſſe und der Vorwurf der illegitimen Verbindung vielmehr auf die Kurfürſtin falle. Indeß müßte es jedenfalls zu Anfange des Jahres 1693 ausgeſtellt ſein, da zur Zeit ſeiner Abfaſſung weder die Entbindung der Reitſchütz, noch ihre Standeserhöhung erfolgt war. Der Kurfürſt erklärt darin, daß, ungeachtet keine formelle Copulation geſchehen und ſie Beide das Verſprechen einander nur vor ihren Eltern gethan, er ſolches für eine rechte Ehe halte und erkenne, indem „jenes nur eine zugeſetzte Sache von dieſer Kirchen, dieſes aber ebenſoviel“ ſei. Er erklärt jedoch zugleich, daß etwa aus dieſer Verbindung erwachſende Kinder zwar rechte Kinder ſein, aber, „um keine Zerrüttung und Streitigkeit in dem Kurhauſe anzufangen,“ keinen Theil an den Landen und der Kurwürde haben und nur Grafen und Gräfinnen genannt werden ſollten; verſpricht ihnen übrigens „ehrliches Auskommen“ und will nach ſeinem Tode ſo für ſie geſorgt haben, daß ſie ſich ſeiner nicht zu ſchämen hätten. Das verſpreche er ſchriftlich an Eides Statt. Dabei behält er ſich aber, in dieſer ſeltſamen Erklärung, ausdrücklich vor, ſich noch eine Frau von gleichem Geblüte mit ihm zu nehmen, die den Namen der Kurfürſtin führen und deren Kinder die rechtmäßigen Erben der Kur und Lande ſein ſollten. Die Faſſung des Documents iſt ſo, daß man es eher in das Jahr 1691, als in das Jahr 1693 ſetzen möchte. Wunderlich bleibt es, daß darin die Thatſache einer bereits beſtehenden ſtandesmäßigen Verehelichung des Kurfürſten ganz verſchwiegen wird. Wäre es wirklich ſchon 1691 ausgeſtellt worden und hätte die Generalin etwas anderes nur ausgeſagt, weil ſie durch Eingeſtehen dieſes Falſums ihre Sache nicht weſentlich zu verſchlimmern, wol aber dem Hofe einen Gefallen zu thun glaubte, der ihr Nachſicht in Betreff ſchwererer Beſchuldigungen verſchaffen ſollte? Oder war die Abfaſſung gerade ſo berechnet, um es glaubhafter zurückdatiren zu können? Und wird man nicht nach dem allen das ganze Document für unecht zu halten haben, ſo lange das Original nicht zum Vorſchein kommt? Bemerkenswerth iſt freilich, daß bei dem ſpätern Proceſſe gegen die alte Neitſchütz keinesweges die Unechtheit des Documentes behauptet, ſondern ihr deſſen Auswirkung, ſowie das daran begangene Falſum zur Laſt gelegt ward.

Ein Theil des Verſprechens ging ſchon am 4. Februar 1693 in Erfüllung. Man hatte ſich an den Kaiſer um Erhebung des Fräuleins in den Reichsgrafenſtand gewendet. Obſchon der wiener Hof mit der Politik des Kurfürſten, der um jene Zeit ſich von Oeſterreich zurückzuziehen und in Gemeinſchaft mit Hannover eine neutrale Stellung einnehmen zu wollen ſchien[1]), nicht ſonderlich zufrieden war, ſo handelte es ſich doch bei jener Angelegenheit um eine Gefälligkeit, die der Kaiſer in jenen Zeiten weit unbedeutendern Fürſten, als der Kurfürſt von Sachſen war, nicht abzuſchlagen pflegte. Daß die Gefälligkeit ihre Grenzen hatte, ergab ſich ſpäter. Jetzt aber trug man kein Bedenken, das Fräulein von Neitſchütz, deren Deſcendenten, ingleichen dieſer eheliche [1]) Leibeserben und Erbenserben und Nachkommen, beiderlei Geſchlechts, in des heiligen Römiſchen Reichs Grafenſtand zu ſetzen. In dem Grafendiplom [2]) werden hauptſächlich die Verdienſte des Kurfürſten als Grund angeführt. Doch will der Kaiſer auch „die ſichere Nachricht haben, wesgeſtalten obgedachte Magdalena Sibylla Neitſchützin aus altem adeligen Geſchlecht entſproſſen, welcher auch viel vornehme Familie in dem heiligen Römiſchen Reich mit Blutsfreundſchaft verwandt ſeyndt, der Ritterthaten ihrer Voreltern zu geſchweigen.“ Sie wurde zur Gräfin von Rochlitz erhoben. Als Wappen verlieh ihr der Kaiſer einen quartirten Schild, wo in zwei Feldern das Neitſchütziſche Wappen, in zwei andern drei ſchwarze Rochen in goldenem Felde, als das (angebliche) Wappen der Grafſchaft Rochlitz, im Herzſchild das heutige ſächſiſche Wappen zu ſehen war. Ferner wurde ihr und ihren Nachkommen das Prädicat Hoch- und Wohlgeboren verliehen. Endlich „noch dieſe beſondere Gnad und Freiheit, wenn ſie durch den Segen Gottes über kurz oder lang, entweder durch Kauff, Erbſchaft, Donationen, oder in andern redlichen Wege, wie und auf was Weiſe das geſchehen kann oder mag, ein oder mehr Graff- oder Herrſchaften, wo die gelegen ſeyn, an ſich bringen, oder wirklich poſſidiren würden (welches wir ihnen denn aus Römiſcher Kaiſerlicher Macht vergönnt und zugelaſſen haben wollen), daß Sie dieſelbe ohne männiglichs, wer der, oder die ſeyn, Einſtand, Widerſpruch oder Verhindernuß geruhiglich innehaben, beſitzen und genießen, auch ſich alsdann gegen

---

[1]) Hannover benutzte den Kurfürſten eigentlich nur als Werkzeug. Es fiel von der Verbindung wieder ab, ſobald ihm der Kaiſer ſeinen Wunſch: die Erlangung der Kur erfüllte.

---

[1]) Bei ihren Deſcendenten war das eheliche weislich weggelaſſen.

[2]) Es iſt in den Sammlungen vermiſchter Nachrichten zur ſächſ. Geſchichte (Bd. X) abgedruckt.

Uns und Unſere Nachkommen und ſonſt jedermenniglich, Graffen oder Herren, oder auch Gräffinnen und Frawen von zu oder auf denſelben Graff- und Herrſchaften, nennen, ſchreiben, heißen, und nicht allein denſelben Titul, ſondern auch Standt, Session, das Wappen, ſambt obigen ihnen ertheilten praedicat und insignibus führen und gebrauchen ſollen, und mögen — — — Geſtatten ihnen über ſolches dan auch alle diejenige Privilegia, Regalia, Recht und Gerechtigkeiten, Vorgang, Standt, Ehre, Wurde, Seſſion, Stimme, alt Herkommen, Herrlichkeiten, Praerogativen, in Reichs-, Crayſtagen, und andern Verſammlungen, Zoll, Accisen, Mauthen und Münzenprobation und allen andern, nichts ausgenommen, ſo bey ſolchen Graff- und Herrſchaften hergebracht, und die vorige Possessores gehabt, in aller Geſtalt und Maße, als ob derſelbe Titul, Standt und Wappen, von ewigen Inhabern auf Sie kommen und gefallen were, wirklich zu gebrauchen, und noch weiter Kraft dieſes vergönnet ſeyn ſoll. Wen Sie Gräfin zu Rochlitz oder Ihre Descendenten, und deren Ehelige Leibes Erben und Nachkommen, auch über Kurz oder lang Begierd gewinnen ſollten, im heyligen Römiſchen Reiche ein oder mehr newe Sitze oder Schlöſſer zu erbawen, ſo geben Wir Ihnen dieſe Freiheit, daß ſie dieſelben Sitze oder Schlöſſer, ſo Sie alſo erbawen, oder ſonſt erkauffen, und rediglich bekommen, bey ihren jetzigen Nahmen laſſen oder denſelben gar abthuen, oder verändern, und einen newen ſchöpfen, auch ſich nach denſelben nennen und ſchreiben mögen." — Inländiſchen Behörden ward dieſe Erhebung durch Kurfürſtlichen Erlaß vom 17. März 1693 bekannt gemacht.

Zwei Tage vor der Ausſtellung dieſes Diploms, am 2. Februar, hatte der Kurfürſt, welchem der König

Wilhelm III. von England, um ihn an die Sache der Allianz zu ſchließen, im Januar die Inſignien des Hoſenbandordens überſchickt hatte, ſowie die Gräfin, nach Robethon, für ihre Verwendung mehr als 40,000 Thlr. von England bekommen haben ſoll, ein neues Bündniß mit Kaiſer Leopold geſchloſſen, wonach er 12,000 Mann gegen Frankreich ins Feld ſtellen und dafür 400,000 Thlr. Subſidien erhalten ſollte. Am 10. Mai trat er der großen Allianz gegen Frankreich bei. Er ſtellte ſich ſelbſt an die Spitze ſeiner Truppen und rückte mit ihnen im Juni an den Rhein. Sie fochten am 12. Juli, im Verein mit den Heſſen, bei Zwingenberg und bezogen dann, unter dem Oberbefehl des Markgrafen Ludwig von Baden, mit den Reichstruppen das wohlverſchanzte Lager bei Klein, von wo aus die Franzoſen abgewehrt und zum Rückzug über den Rhein genöthigt wurden.

Die hochſchwangere Gräfin von Rochlitz begleitete ihn auf dieſem Zuge. Um ihretwillen war auch der Superintendent zu Pirna, Dr. Johann David Schwerdtner[1]), der ſich ihrem Intereſſe angeſchloſſen und ſich, wie es hieß, in Schriften für ſie bemüht hatte, als Reiſehofprediger in die Campagne gefolgt. In Frankfurt a. M. kam ſie mit einer Tochter nieder, welche Dr. Schwerdtner taufen mußte. Dieſelbe erhielt die Namen Wilhelmine Marie Friederike. Die beiden erſten Namen ſollen von dem König und der Königin Wilhelm und Maria von England herrühren, welche Taufpathen geweſen ſeien [1]. Hatte ſonach das arme Kind auch ſo eifrige Proteſtanten zu Taufzeugen gehabt und war es auch lutheriſch getauft worden, ſo wurde es doch ſpäter, auf Anordnung des durch den Kurfürſten beſtellten Vormundes, des nachherigen Königs Auguſt II., katholiſch erzogen und iſt in der Folge an einen Grafen von Dunin, Caſtellan von Radom, verheirathet worden. Sie gebar ihm fünf Kinder und ward 1736 von ihm Witwe [2]. In einem in Büſching's Magazin [3] abgedruckten, allerdings von Fehlern wimmelnden Aufſatze wird geſagt, daß das Kind nach des Kurfürſten Tode dem Amtsſchöſſer zu Gommern zur Erziehung vertraut worden, aber ſchlecht gehalten und für daſſelbe nur 300 Thlr. jährlich ausgeſetzt worden ſeien. Klotzſch bezweifelt das, weil man es nicht

---

[1]) Derſelbe war zu Leipzig, wo ſein Vater Profeſſor der Moral war, am 13. Mai 1658 geboren. Sein Vater wurde ſpäter Superintendent zu Aſchersleben, ſtarb aber, als der Sohn erſt 8 Jahre alt war. Die Mutter, eine geborne Gruſius aus Zittau, wendete ſich in ihre Vaterſtadt, wo der Sohn das Gymnaſium beſuchte. 1676 bezog er die Univerſität Leipzig, ward 1680 Magiſter, habilitirte ſich 1681 und ward 1683 Baccalaureus Theologiae. 1686 ward er Archidiakonus zu Torgau und gab damit die akademiſche Laufbahn auf. 1691 erlangte er die theologiſche Licentiatenwürde zu Wittenberg. Bald darauf ſollte er Superintendent zu Herzberg, dann zu Rochlitz werden. Da ward die viel größere Superintendentur zu Pirna erledigt. Zwar berief der Rath zu Pirna den nachherigen Hofprediger Dr. Gleichen. Aber Schwerdtner ward durch Kurfürſtl. Specialbefehl eingedrängt und der Rath remonſtrirte vergeblich. Das war zu Oſtern 1693. Gleich darauf mußte er mit ins Feld. Erſt am 17. September 1696 wurde er durch den Ober-

---

hofprediger Dr. Carpzov eingewieſen. 1711 bekam er den Krebs am Arm und der Brand kam dazu. Er ließ ſich die Hand ablöſen, und hielt die Operation mit einer Standhaftigkeit aus, welche einen Amtsbruder zu einem lateiniſchen Gedichte begeiſterte. Nach beendigter Operation brach er in die Worte aus, die ein eigenes Licht auf ſein Weſen und ſeine Lage werfen: „So mir Gott das Leben friſtet, will ich mit dieſem Stürzel meinen Feinden ebenſo wie vorher Abbruch thun.“ Aber der Brand kam wieder und er † am 8. October 1711.

[1] Es liegt uns ein Spottgedicht auf dieſe Taufe vor. Uebrigens hielten der engliſche Geſandte, der Herzog Friedrich Auguſt und die Mutter der Gräfin das Kind über die Taufe.

[2] Sie meldete ſeinen Tod u. A. dem Enkel eines mütterlichen Oheims, dem Geh. Rathe Hans Karl von Carlowitz.

[3] Th. VIII. S. 161 ff.

einem lutheriſchen Pflegevater würde anvertraut haben, nachdem man es katholiſch erziehen zu laſſen beſchloſſen, und meint, es finde hier vielleicht eine Verwechſelung mit einem älteren Kinde der Gräfin ſtatt, von welchem der Ruf geplaudert. Indeß die katholiſche Erziehung fand wol erſt nach dem Uebertritte[1] Auguſt's zu dieſer Confeſſion, 1697, ſtatt. Da war das Kind erſt vier Jahre alt und bis dahin war von einer Erziehung in confeſſioneller Hinſicht noch keine Rede und mochten 300 Thlr. jährlich ganz ausreichend erſcheinen, zumal man wol nicht gleich entſchieden war, wie man die Zukunft des Kindes beſtimmen ſolle.

Die Wünſche der Gräfin oder ihrer Mutter flogen jetzt höher. Man verſuchte die öffentliche Meinung zu bearbeiten, oder vorzubereiten, vielleicht auch um den Kurfurſten für gewiſſe Pläne zu ſtimmen, indem man Schriften zu Gunſten einer fürſtlichen Doppelehe verbreitete. Darauf bezugliche Schriften ſind bei dem Oberconſiſtorium eingereicht worden. Unter dem Titel: „Liebe zwiſchen Prinz Hertzmuthen, Printzen in Albinien, und Fräulein Theonilden, oder drey Reimſchaften, worinne die Theonilde dem Fürſten in Albinien ihre Liebe anträgt, der Durchlauchtigſte Prinz Hertzmuth, auf geſchehenen Vortrag an ſeine Gemahlin, eingehet, und die Durchlauchtigſte Prinzeſſin Patientia Vicktrix diesfalß ſelbſt entſchuldiget. Wobey zugleich von der Frage: Ob das viele Weibernehmen zu geſtatten? gehandelt wird.

---

[1] Es iſt allerdings eine Sage gegangen, daß die Gräfin von Rochlitz noch eine Tochter gehabt habe, welche in ein Kloſter gebracht worden ſei. Es iſt aber darüber durchaus nichts Gewiſſes zu erfahren geweſen, und der Kurfürſt hat ſich nie zu mehr als einem einzigen Kinde bekannt. Man hat das andere dem Oberſten Klemm zugeſchrieben und ſeine Geburt in eine frühere Zeit verſetzt, als die Verbindung mit dem Kurfürſten.

Herausgegeben durch L. Jeimandern", erſchien eine ſolche, ohne Angabe des Druckjahres, in zwei Quartbogen. Sie iſt in Hoffmannswaldauſchem Geſchmack gefaßt und die Verſe, in denen die eingewebten Briefe geſchrieben, ſind für jene Zeit fließend genug und haben ihre warmen, aber auch ihre ſchlüpfrigen Stellen, ſowie auch Ausdrücke nicht mangeln, welche jetzt nicht mehr in edlerer Bedeutung angewendet werden können[1]. Erſt beklagt ſich Fräulein Theonilde, an Prinz Hertzmuthen ſchreibend, daß er kalt gegen ſie geworden, ſeit er ein ehelich Weib genommen. Sie erinnert ihn an frühere ſüße Stunden und die Opfer, die ſie ihm gebracht haben will.

„Gedenkt der Fürſt nicht mehr, da er mich erſtlich küßte,
  Wie damals Lebensthau benetzte meinen Mund.
Es regen ſich in mir noch wunderſüße Lüſte,
  Wenn mir zu Sinne ſteigt dieſelbe Zeit und Stund. — —
Wo iſt nun jetzt mein Prinz! das Labſal meiner Jugend,
  Der mich, ſonſt Keiner mehr, das erſte Mal umfing?
Der deſſen Lieb ich gab die jungfräuliche Tugend,
  Und ſtets mit meinem Mund an ſeinen Lippen hing?"

Der Eheſtand ſei ſchuld. Aber das „Bibelbuch" weiſe den Fürſten an, „im Nothfall" ſich „zwei Weiber zugleich zu ſchenken." Lamech's Beiſpiel und David's[2], das des Landgrafen Philipp von Heſſen, dem ſelbſt Luther zugerathen, das märchenhafte des Grafen Ludwig von Gleichen wird angezogen. Auf das was „die Landſchaft“ ſage, auf das was der Pöbel denke, müſſe man nicht achten.

---

[1] So heißt es einmal:
„Ach warum kann ich nicht verrecken und verbleichen?"

[2] Die einſchlagenden Bibelſtellen werden hier wie weiterhin am Rande angeführt, was man auch als ein Indicium, daß ein Theolog der Verfaſſer geweſen, angeführt hat.

„Es darf ſich auch der Prinz nicht vor Geſetz ſcheuen,
Er iſt aus Fürſtenblut, ſo Rechte brechen darf.“

Schließlich wird er „nach achten“ zur „Liebesluſt“ eingeladen. Der Prinz ſchreibt jedoch zunächſt an ſeine Gemahlin Patientia Victrix, zeigt ſich aber dabei durch den Brief Theonildens gerührt, und ungeachtet Theonilde von geringerem Stande und nicht ſchöner ſei, als die Fürſtin, gleichwohl durch unwiderſtehliche Liebe an ſie gefeſſelt.

„Ich lieb die Theonild und will ſie forthin lieben,
Dies war, auf langen Streit, der feſtgefaßte Schluß.
Doch dies ſei Dir zur Prob der feſten Treu geſchrieben,
Dich liebt' ich, weil ich wollt', ſie lieb' ich, weil ich muß [1].“

Auf „Zweigemahlſchaft“ wolle er ſich nicht einlaſſen; die Fürſtin ſolle ſein „beſtes Gold und jene Silber bleiben“; weder Ehe noch Lieben ſolle „eingeſtellt“ werden. Am Schluſſe deutet er ſogar das mögliche baldige Vergehen der Liebe zu Theonilden an. Die Fürſtin aber iſt nicht ſo leicht überzeugt:

„Mein Herzmuth ſchreibet zwar: Ich bleibe doch die Seine,
Allein die wahre Lieb geht keine Theilung ein;
Sie ſagt: Entweder gar, ſonſt aber nicht der Meine,
Du kannſt ja nicht mein Mann und jener Liebſter ſein.“

---

[1] Dieſe nicht unfeine Wendung kann doch, wie einige ſpätere Stellen, für die Neitſchützens gefährlich geweſen ſein, indem ſie den im Volke ohnedies verbreiteten Gedanken nährte, daß die Liebe des Kurfürſten eine unfreie, durch Zauberei bewirkte ſei. Wir geſtehen überhaupt, daß es uns, wenn wir blos auf dieſe Gedichte ſähen, zweifelhaft ſein würde, ob ſie wirklich von einem Anhänger der Gräfin herrührten, oder nicht vielmehr ein ganz abſichtsloſes Product wären. Denn ſie waren nichts weniger als geeignet, die Meinung für die Gräfin zu gewinnen, und enthielten manches bedenkliche Zugeſtändniß.

Die „geile Brunſt“ könne nicht dauern, wenn ſie nicht durch „die ſchwarze Kunſt“ unterſtützt würde, und „auch des Teufels feſte Mauern brächen endlich.“ Sie bekämpft ſodann die angeführten Beiſpiele und führt entgegenſtehende Bibelſtellen an. Sie ruft aus:

„Und welcher Fürſt iſt frei von Gottes Recht und Willen?
Es bindet ihn ſowohl, als einen andern Mann.“

Indeß ſagt ſie endlich: ſie weiche, weil ihr Fürſt es ſo haben wolle. Dabei bringt ſie wieder die bedenkliche Andeutung:

„Mein Prinz kann nicht dafür, er liebte mich von Herzen,
Wenn nicht ein Zaubergeiſt an ſeiner Seite hing.“

Dann ſtellt ſie ihm vor, daß „ein Purpur nur mit Purpur ſich umfangen“ ſollte, hofft, daß er in kurzem das „andere Lieben einſtellen“ werde, verzweifelt aber darauf wieder am Erfolg ihres Schreibens und erklärt, daß ſie für ihn auch ſterben wolle. Für den Verfaſſer dieſer Briefe hat man gewöhnlich den ſchon erwähnten Dr. Schwerdtner gehalten. Ein ihnen angehängtes Schreiben L. Jeimanders an T. von L., welches ein in aller üblichen Form abgefaßtes Rechtsgutachten über die Zuläſſigkeit der polygamia simultanea enthält, iſt erſt dem damaligen Hofrath, nachherigen Großkanzler von Beichling zugeſchrieben worden, während man ſpäter, ſeit Thomaſius' Vorgang [1]), den berühmten Juriſten Dr. Samuel Stryk [2]) für deſſen Verfaſſer anſah. Auch dieſes Gutachten iſt eigentlich ganz gegen die Sache, in deren Intereſſe es verfaßt ſein ſoll. Der Verfaſſer hat ſich ſeine an ſich ſchon ſchwierige Aufgabe noch erſchwert, indem er nicht den beſonderen Fall eines Fürſten, der, durch Standesverhältniſſe an eine ungeliebte Gemahlin gebunden, daneben noch eine morganatiſche Ehe eingehen will, ſondern die Vielweiberei überhaupt zum Gegenſtande der Frage nimmt. Er führt nun allerlei laxe Gründe zu deren Gunſten an, bringt aber dann weit ſtärkere Gegengründe vor und widerlegt ſchließlich die erſteren vollſtändig. Nur am Schluſſe arbeitet er inſofern im Intereſſe ſeiner Clientin, als er den Zweifel erweckt, ob nicht das Verhältniß eines Fürſten etwas anderes rechtfertige. Er ſagt: „Ob aber dieſe Rationes auch contra principem polygamum ſtattfinden, davon will ich bei anderer Gelegenheit meine Meinung eröffnen." Uns iſt das Glaubhafteſte, daß die ganze Schrift zwar von dem Neitſchützens beſtellt und bezahlt worden iſt, daß aber die Verfaſſer ſich nicht getrauten, die Sache derſelben wahrhaft auszuführen und ſich daher in der angeführten Weiſe durchzuſchleichen ſuchten.

---

[1]) Gemiſchte philoſophiſche und juriſtiſche Händel, II., 513.

[2]) Am 22. November 1640 zu Lenzen in der Mark geboren, war er erſt ſeit 1665 Profeſſor der Rechte zu Frankfurt a. d. O., dann ſeit 1690 Ordinarius der Juriſtenfacultät zu Wittenberg, von wo er 1692 nach Halle überging und daſelbſt am 23. Juli 1710 als Geheimer Rath und Director der Univerſität ſtarb.

Die Neitſchütze ſtrebten immer weiter. Es finden ſich mehrfache Spuren von Verſuchen, den Kurfürſten gegen ſeine Gemahlin zu erbittern. Namentlich ſcheint man die, ſeit der Niederkunft hervortretende, aus vorzeitiger Wolluſt leicht zu erklärende Kranklichkeit der Gräfin auf angebliche Vergiftungsverſuche geſchoben und den Verdacht davon auf die Kurfürſtin zurückgeleitet zu haben. Auch ſollen in jener Zeit die abergläubiſchen Verſuche, einen Liebeszauber auf den Kurfürſten zu üben, von denen wir weiterhin Näheres hören werden, erneuert und verdoppelt worden ſein. Die Neitſchützens mögen aber geglaubt haben, auch wenn es ihnen gelänge, die

Kurfürſtin zu verdrängen, oder wenn die kränkliche Dame bald mit Tode abginge, würde ihr Ziel: eine förmliche Vermählung der Gräfin von Rochlitz mit dem Kurfürſten, nur dann zu erreichen ſein, wenn dieſelbe vorher in einen noch höheren Stand gehoben worden.

Der Hofrath Wolfgang Dietrich von Beichling[1], Sohn des Geheimen Raths Gottfried Hermann von Beichling, Oberhofrichters zu Leipzig und ſeit 1693 Präſidenten des Ober-Conſiſtoriums, ſowie der Perpetua Margarethe von Lüttichau, war mit einer Schweſter der Gräfin von Rochlitz, Anna Katharina von Neitſchütz, verheirathet und ſchloß ſich dem Intereſſe dieſer Familie an. Er ward beſchuldigt, zu den Manipulationen in Betreff des Eheverſprechens gerathen zu haben, was jedoch nicht erwieſen worden iſt und ſeiner ſpätern Hofgunſt nicht im Wege geſtanden hat. Zu Anfang des Jahres 1694 wurde er nach Wien geſendet, zunächſt um die Freilaſſung des Feldmarſchalls von Schöning zu erwirken[2]. Er hatte mit dieſer Negotiation ſo wenig

---

[1] Beichling, auch Beuchling, ſchrieb ſich die zum niedern thüringiſchen Adel gehörige und bis dahin nicht beſonders hervorgetretene Familie. Als aber der hier Erwähnte unter der folgenden Regierung Reichsgraf und Großkanzler wurde, liebte er es, ſich Beichlingen zu nennen, um damit an die alten, ausgeſtorbenen thüringiſchen Grafen dieſes Namens anzuknüpfen.

[2] Hans Adam von Schöning, geb. zu Tamſel in der Mark 1641, ſtudirte zu Wittenberg, reiſte von 1660—1664, ward 1665 brandenb. Legationsrath, dann Rittmeiſter, und ſtieg nach und nach bis zum General und Gouverneur von Berlin. Als Heinrich von Flemming aus ſächſiſchen Dienſten in brandenburgiſche trat, ging Schöning als Feldmarſchall in ſächſiſche und es hieß damals: Brandenburg habe einen Kriegsmann verloren und einen Hofmann eingetauſcht. Oeſterreich ward aber erzürnt auf Schöning, weil er für den Urheber des früher erwähnten Vertrags zwiſchen Sachſen und Hannover galt. Als er 1692 im töplitzer Bade war, ließ der Kaiſer ihn aufheben und nach dem Spielberg bringen. Alle Ver-

Glück, wie mit einer andern, mit der ihn die alte Generalin beauftragt haben ſoll, und welche die Erhebung der Gräfin in den Reichsfürſtenſtand bezweckte. Ungeachtet aller Bemühungen ging der kaiſerliche Hof darauf entſchieden nicht ein, ſondern verweigerte das Geſuch ſchlechtweg. Kaiſer Leopold ſoll dabei die Worte gebraucht haben: „Was Fürſtin, was Fürſtin! Kurſachſen hat Fürſtin genug an ſeiner preiswürdigen Gemahlin.“ Und doch ſoll man einen Uebertritt der Gräfin zur katholiſchen Kirche und daß ſie auch den Kurfürſten dazu bereden werde, in Ausſicht geſtellt haben[1]).

---

wendungen von Seiten des ſächſiſchen Hofes waren fruchtlos. Erſt nach dem Tode Johann Georg's IV., deſſen Nachfolger in Wien kein Mistrauen erregte, ließ man ihn frei, nachdem er auch eine bedeutende Geldſumme an rechter Stelle angebracht haben ſoll. Er ſtarb 1696. Näheres über ihn vielleicht künftig.

[1]) Man behauptet, ſie ſei ernſtlich damit umgegangen und habe bereits im Sinne gehabt, daß ihr Gemahl König und ſie Königin von Polen werden ſolle. Das dahingeſtellt, ſo wird weiter erzählt, daß die lutheriſchen Geiſtlichen der Gräfin mit der Abſolution Schwierigkeiten gemacht hätten und daß dieß ſie beſtimmt habe, an einen Confeſſionswechſel zu denken. Indeß weiß man auch darüber nichts Beſtimmtes und die Geſchichte, welche ſich bei Büſching a. a. O. findet, wonach die Gräfin, nachdem ſie in Dresden keinen Geiſtlichen hätte finden können, der ſich zu ihrer Abſolution verſtanden, ſich an einen Diakonus Birnbaum in einem kleinen Städtchen gewendet und dieſer ihr, auf ihre Verſicherung, ſie glaube durch ihr Verſtändniß mit dem Kurfürſten keine Sünde zu begehen, die Abſolution mit dem Zuſatze: „Wie Du glaubeſt, ſo geſchehe Dir“ ertheilt habe, darauf aber zum Superintendenten in Oſchatz befördert worden ſei, wird ſchon dadurch entkräftet, daß das letztere nicht zutrifft. In Oſchatz war damals Dr. Elias Meybeld Superintendent und war es von 1662—1712. Sein Nachfolger war Dr. Johann Beſſeck. Dagegen iſt es gewiß, daß der Archidiakonus an der Kreuzkirche M. Schmid, welcher Beichtvater der Gräfin war, ihr die Abſolution verſagte, der Superintendent Dr. Chriſtoph Schrader aber ihm die Ertheilung nicht gebieten wollte. Auch dem Kurfürſten ſelbſt ſcheinen durch den Oberhofprediger Dr. Carpzov Schwierigkeiten gemacht worden zu ſein. Ueber das alles ſind bei dem Oberconſiſtorium Verhandlungen gepflogen worden. Weiter verſichert auch Klemich, daß Beichling in

Bald ſollte ſich zeigen, daß das ganze Streben auch ſonſt eitel war. Die Gräfin von Rochlitz hatte ſich ſeit ihrem Wochenbette niemals wieder erholt. Als ſie 1693 mit dem Kurfürſten aus der Campagne nach Leipzig kam, bekam ſie, zugleich mit ihrem Geſellſchaftsfräulein von Kuhlau, nach dem Genuſſe einer Paſtete, bedenkliche Zufälle. Die Kuhlau erholte ſich bald; die Gräfin dagegen kränkelte fort und ihr Leib begann aufzuſchwellen, weshalb ſie anfangs eine neue Schwangerſchaft vermuthete. Nachher dachte ſie an Gift und benutzte dieſen Argwohn zur Erbitterung des Kurfürſten. Die Aerzte, welche die Lebensweiſe der Gräfin für die wahre Urſache hielten, dies aber ſich nicht zu ſagen getrauten, widerſprachen dem Verdachte. Im März 1694 ward ſie bettlägerig und ihre Umſtände verſchlimmerten ſich, bis endlich die Blattern ausbrachen, die aber, vielleicht in Folge der damals üblichen grundverkehrten Behandlung, nicht zur Reife gelangten, ſondern zurücktraten und ihren Leib mit einer ſchwarzen Rinde bedeckten. Sie fiel zuletzt in heftige Krämpfe und ſtarb am 4. April 1694, in ihrem

---

Wien erklärt habe, die Gräfin werde zum erſten Oſterfeiertage 1694 öffentlich katholiſch communiciren. (Mittwoch vorher ſtarb ſie.) Gewiß iſt auch, daß die Stände auf dem Landtage von 1694 bittere Beſchwerde führten: es werde in dem Hennickeſchen Hauſe auf der Schloßgaſſe öffentlich römiſch-katholiſcher Gottesdienſt mit großem Zulauf des Volks gehalten.'

Dem Beichling ſchlug die Unterhandlung, die ihm anfangs zu ſchaden ſchien, ſpäter doch noch zum Nutzen aus. Er war noch in Wien, als die Rochlitz und bald darauf der Kurfürſt ſtarb. Wie der Nachfolger denke, wußte er nicht. Er hatte über große Summen, die er wahrſcheinlich in Wien anwenden ſollen, Rechenſchaft abzulegen. Er fand für gut, ſich nach Holland zurückzuziehen. Indeß Friedrich August fand in Beichling's Unterhandlungen eine gute Vorbereitung für ſeine eigenen Pläne, begnadigte ihn und hob ihn ſehr bald zu einer der höchſten Ehrenſtellen des Staats, von der er freilich unter Umſtänden, auf die wir vielleicht künftig einmal eingehen, ebenſo ſchnell wieder ſtürzte.

Hauſe zu Dresden, im 20. Jahre ihres Alters. Noch ehe die Leiche vom Sterbebette gehoben werden konnte, brachen grüne und gelbe Flecken an ihr aus, welche der Kurfürſt, der ſich nicht von den Ueberreſten der Geliebten trennen wollte, als Folgen des geargwöhnten Giftes betrachtete, während die Aerzte ſie auf die Krämpfe und die ſpaniſchen Fliegen ſchoben, und auch nach angeſtellter Section bezeugten, daß die Urſache des Todes keineswegs in Gift zu ſuchen ſei.

Der Kurfürſt, der während ihrer Krankheit ihr Zimmer faſt nicht verlaſſen hatte, war untröſtlich. Nach dem Tode der Gräfin und nachdem der Herzog die Verſiegelung vornehmen laſſen, wurden alle Zimmer in ihrem Hauſe mit ſchwarzem Tuche bekleidet. Die Leiche ward in karmoiſinrothen Sammet mit goldnen Schleifchen gehüllt und ihr nicht nur viele koſtbare Spitzen angethan und eine ſchöne Fontangenhaube aufgeſetzt, ſondern auch viel Geſchmeide mitgegeben. Namentlich hatte ſie eine koſtbare Agraffe und das an den vier Enden mit vier großen Diamanten beſetzte Bild des Kurfürſten am rechten Arme unter den Engageanten und Sammetärmeln. Sie trug zwei koſtbare Ringe[1]) und lag auf einem ſchwarzſammtnen, mit Gold verbrämten Kiſſen, in einem mit ſchwarzem Sammet und goldnen Zwecken ausgeſchlagenen Sarge auf einem Poſtament, zu welchem zwei mit ſchwarzem Sammet bedeckte Stufen führten. Neben ihr ſtanden vier hölzerne, verſilberte hohe

---

[1]) Am kleinen Finger der rechten Hand einen goldenen Ring, mit vier herzförmig gefaßten Diamanten. Am kleinen Finger der linken Hand einen goldenen Ring mit einem etwas größern, auf jeder Seite mit 3 Diamanten beſetzten Rubinherzen, vor dieſem ein kleines ſchwarz geſchmelztes Galanterieringlein mit der Deviſe: Mon amour est tout pour vous.

Pyramidenleuchter, ſowie einer zu Häupten, einer an den Füßen, mit je 8 weißen Wachskerzen. 12 kurfürſtliche Fußtrabanten mit ihren Hellebarden mußten, je 1 Mann ſtark, bei ihr Wache halten, ſowie 2 kurfürſtliche Kammerjunker, 2 ihrer Kammerjungfern und ihre 2 Kammermädchen, des Nachts auch noch 2 Bedienten. Die Leiche, welche der Kurfürſt oft beſuchte, blieb vier Tage dem Publicum ausgeſtellt. Der Kurfürſt legte tiefe Trauer an und der ganze Hof mußte in ſchwarzen Kleidern erſcheinen. Er ließ an 30 Pagen und Lakaien, ſowie die ganze Dienerſchaft der Gräfin kleiden und an 40 Trauerzeichen, deren jedes über 20 Thlr. gekoſtet, an die Verwandten der Gräfin und die vornehmſten Beamten austheilen. Am 11. und 12. April ward zu Dresden von 11—12 Uhr mit allen Glocken geläutet. Am Begräbnißtage, Donnerſtags dem 12., mußten ſich alle Bürger, bei Strafe, Mittags, ſchwarz gekleidet mit Ober- und Untergewehr ſtellen, und hernach von dem Hauſe der Gräfin bis an die Kirche die Gaſſen beſetzen, um bei dem Vorüberkommen der Leiche das Gewehr zu präſentiren. An allen Straßenecken brannten Wachtfeuer und je acht Mann weit ſtand eine Fackel. Den guten dresdner Bürgern ward das aber eine langweilige Sache. Denn erſt um 8 Uhr Abends, nachdem der Geheimrath Senft im Trauerhauſe eine Rede gehalten, ging der Leichenconduct fort. Vorangingen 6 Hofbediente mit großen weißen Wachskerzen und langen Mänteln. Dann folgten 2 Marſchälle mit langen Mänteln und ſchwarz überzogenen Stäben. Darauf 62 Schüler paarweiſe mit langen Flören und weißen Wachsfackeln. Wieder 2 Marſchälle. Die Leute der Gräfin[1]) in langen Mänteln und Flören. Darauf die Leiche auf einem ſechsſpännigen niedrigen Leichenwagen, der mit dem fürſtlichen Leichenornat bedeckt war. An beiden Seiten des Sarges waren die Wappen der verwandten Familien, vorn das der Gräfin angebracht. Neben der Leiche gingen einige Cavaliers und Hofbediente mit weißen Wachsfackeln. Dann 2 berittene Marſchälle. Darauf der Kurfürſt ſelbſt in ſeiner vergoldeten Staatscarroſſe, neben welcher 16 Fußtrabanten in langen ſchwarzen Mänteln gingen, ſchwarze, mit ſilbernen Quaſten verſehene Hellebarden tragend. Auch gingen einige Leute mit weißen Wachsfackeln daneben. Dann wieder 2 berittene Marſchälle. Hierauf der Herzog Friedrich Auguſt in ſechsſpänniger Kutſche, von 8 Trabanten und Pagen mit Fackeln umgeben. Wieder 2 berittene Marſchälle. Der Oheim der Gräfin, Oberhofmarſchall von Haugwitz, in zweiſpänniger Kutſche. Der jüngſte Bruder derſelben, Kammerherr von Neitſchütz, in einem einſpännigen, ſchwarz überzogenen Wagen. 54 zweiſpännige Carroſſen mit Hofcavaliers. Vor jeder Kutſche trugen 2 Lakaien weiße Fackeln. Zuletzt kamen 6 Hofbediente mit Fackeln. So ging der Zug durch die en haye geſtellte Bürgerſchaft von dem Hauſe der Gräfin über den Neumarkt durch die große Frauen- und große Brüdergaſſe in die Sophienkirche. Sowie er ſich in Bewegung ſetzte, begann das Lauten mit allen Glocken und dauerte, bis der Kurfürſt wieder im Schloſſe war. In der Kirche ward die Leiche auf ein Poſtament geſetzt und, nachdem 4 Lieder abgeſungen und vor dem Altare der Segen geſprochen war, in das fürſtliche Begräbniß hinter dem

---

[1]) Als ſolche werden aufgeführt, der Hofmeiſter, der Stallmei-

---

ker, die Kammerjunker, die Pagen, die Lakaien, der Kammermohr, der Türke.

Altar verſenkt, wo bereits ſieben Glieder oder Verwandte des kurfürſtlichen Hauſes beigeſetzt waren[1]).

Unmittelbar nach dem Tode der Gräfin beſtellte der Kurfürſt ſeinen Bruder, den damaligen Herzog Friedrich Auguſt, zum Vormunde ſeiner mit ihr erzeugten Tochter, und dieſer ſorgte auch ſofort für das anſehnliche Vermögen, was ſeine Mündel von ihrer Mutter ererbt hatte.

Der Kurfürſt ſoll auch auf die Gräfin folgende Grabſchrift ſelbſt verfaßt haben:

„Hier ruhet in Gott die hoch- und wohlgeborne Frau, Frau Magdalena Sibylla, des heiligen Römiſchen Reichs Gräfin von Rochlitz, welche Einem Manne verbunden, eine allzeit treue, Eines Kindes Mutter, Ihres Fürſten Unterthanin, auch Ihme doch gleich war, indem Sie von ihm ehelich geliebet wurde. Weil ſie nun jung an Jahren, auch angenehmer Geſtalt, alſo war Sie mit anſtändigen Sitten und mit Tugenden begabet, in Summa von vortrefflichen Qualitäten, als welche den Nothdürftigen mit Hilfe, ihren Feinden mit Sanftmuth, Jedermann mit Freundſchaft und Gutthat gewogen, dahero ſie vielen ein heftiges Verlangen nach ihrer Perſon zurückgelaſſen hat. Sie iſt geboren worden den 8. Febr. 1675, ſtarb den 4. April 1694, hat alſo gelebet 19 Jahre. So lebe denn ewig wohl und auch in Deinem Erlöſer, o! wertheſte Seele. Utinam![2])“

Wenn der Mutter der Gräfin dieſe große Anhänglichkeit des Kurfürſten an das Andenken ihrer Tochter rührend und werth und für ihr eignes Intereſſe wichtig ſein mußte, ſo machte ſie doch das Uebermaß ſeines Schmerzes auch beſorgt und ſie ſuchte, ihn zu tröſten und von dem Brüten über ſeinem Kummer abzuziehen. Sie ward aber beſchuldigt, dazu Mittel angewendet zu haben, die auf Seiten einer Dame und einer Mutter, deren Tochter ſo eben verblichen, allerdings ſtark ſind. Sie ſoll ihn mit dem Geſellſchaftsfräulein ihrer verſtorbenen Tochter, Agnes Dorothea von Kuhlau, in Berührung gebracht, letztere auch deshalb ſondirt und ganz bereit gefunden haben, die Stelle der Gräfin bei dem Kurfürſten einzunehmen[1]). In dem ſpäter gegen ſie ergangenen Urtel heißt es ausdrücklich, ſie ſei:

---

[1]) Johann Wilhelm Herzog zu Sachſen, † 1633; Sophie Herzogin von Pommern, Tochter Kurfürſt Johann Georg's I., † 1635; Hedwig Kurfürſtin von Sachſen, Gemahlin des Kurfürſten Moritz, † 1652; dann mehrere Kinder.

[2]) Auf dieſe Grabſchrift erſchien eine häßliche Parodie.

„in der Ausſage ſowohl, als bei der Confrontation, theils geſtändig, theils überführt, daß ſie die Kuhlauin, unerwogen daß ſie mit einem von Ponickau Ehelichen verſprochen geweſen, Sr. Churf. Durchl. zugeführt, ſelbige auch nachmals zwei Stunden lang geblieben, ingl. daß Sr. Churf. Durchl. ſie, Inquiſitin, zugeredet: Ew. Churf. Durchl.[2]) werden doch umb meiner Tochter willen die ganze Welt nicht meiden, und das Exempel des Obriſten Malzahn[3]), welcher den dritten Tag nach ſeiner Gemahlin Tode mit ſeiner Hausjungfer hätte zugethan gehabt, vorgeſtellet, ferner Eliſabeth

---

[1]) Es iſt jedoch dies letztere von Seiten der Angeklagten beharrlich geleugnet und dagegen behauptet worden, die Kuhlau ſei vom Kurfürſten lediglich in der Abſicht berufen worden, ſeinen Kummer durch Erzählungen von der geliebten Todten zu mildern.

[2]) Sie ſoll ſonſt die Gewohnheit gehabt haben, den Kurfürſten Herr Sohn zu nennen.

[3]) Es war das jedenfalls Hans Heinrich Leopold Freiherr von Malzahn, geb. 1640 † 1706, kurſächſiſcher Kriegsrath, Kammerer und Oberſt. Derſelbe war drei Mal verheirathet. Die erſte Ehe war unfruchtbar; in der zweiten erzeugte er 3, in der dritten 12 Kinder.

Ritſchin der Kuhlauin unter die Augen geſaget, was maßen dieſelbe Ihr verkündet, wie Inquiſitin gegen Se. Churf. Durchl. dieſe Reden geführet: Gnädigſter Herr, kann es doch ſo nicht dauern, Er ſchlaffe bei der Kuhlauin, es iſt ihm viel geſünder, Malzahn hat es nach ſeiner Frauen Tode auch ſo gemacht, item bei der Confrontation, wie darauf die Kuhlauin gegen die Ritſchin ſich vernehmen laſſen, ach wenn ſie mir doch etwas geben könnte, daß der Churfürſt mich liebete."

Jedenfalls ſoll ſie ziemlich überwieſen geweſen ſein, daß ſowohl ſie, als ihr vertrauter Freund, der Oberhofjägermeiſter von Erdmannsdorf[1]), das Fräulein von Kuhlau verſchiedene Male bei dem Kurfürſten eingeführt, dieſe ſich auch bei ihm unter vier Augen Stunden lang verweilt gehabt. Auch habe der Kurfürſt das Fräulein täglich beſchickt und auf die Erkundigungen nach ihrem Befinden die zärtlichſten Verſicherungen erhalten.

Indeß auch dieſe Berechnungen ſchlugen fehl. Der Kurfürſt hatte am Krankenbette der Gräfin das Blatterngift eingeſogen. Bald überfiel ihn ein heftiges Fieber, die Blattern brachen auch bei ihm in bösartiger Weiſe aus, und ſchon am 27. April 1694 ſtarb er, im 26. Jahre ſeines Alters.

Schon bei Lebzeiten der Gräfin waren allerlei Gerüchte von zauberiſchen Mitteln, welche die Neitſchützens angewendet, im Publicum umhergegangen und ſelbſt bis zu den Ohren des Kurfürſten gedrungen, der ſie aber ungläubig und ungnädig abwies. Sie begründeten ſich nicht blos auf Vermuthungen, die der Aberglaube mit Rückſicht auf die ſo ausdauernde Anhänglichkeit des Kurfürſten an die im Allgemeinen, wie es ſcheint, ſehr unbeliebte Gräfin faßte. Es iſt nicht zu leugnen, daß die Damen in der That ſich ſelbſt mit allerlei Gaukeleien betrogen, ſich dazu einer Anzahl zweideutiger Perſonen von niederſtem Stande bedient, und dabei noch obendrein unterlaſſen hatten, ſich durch reichliche Bezahlung derſelben ihrer Verſchwiegenheit zu verſichern. Sobald der Kurfürſt die Augen geſchloſſen hatte, ward das Geflüſter zum allgemeinen Geſchrei, und die unverkennbare Liebe, die das Volk zu dem durch mehrfache rühmliche Eigenſchaften gezierten Fürſten gehegt hatte, der lebhafte Kummer, den man über ſeinen frühen Tod empfand, ſprach ſich zunächſt in dem gedankenloſen Wahnglauben aus, daß die Neitſchützens nicht blos das Herz des Kurfürſten durch zauberiſche Mittel der Gräfin zugewendet gehabt, ſondern auch ſeinen eignen Tod bewirkt hätten, daß er von der Gräfin gewiſſermaßen ins Grab nachgezogen worden und daß deren Mutter den darauf bezüglichen Veranſtaltungen nicht fremd geblieben ſei[1]). Und doch konnte der alten Generalin nichts unerwünſchter ſein, als der Tod des Kurfürſten! Doch wie gedankenlos ſind nicht immer die Urtheile des Publicums, wenn es von ſtarken Empfindungen bewegt wird.

---

[1]) Wolf Dietrich von Erdmannsdorf aus dem Hauſe [illegible], geb. 1656, † 8. März 1723 als Oberjägermeiſter und Oberhauptmann in Sachſen. Er war mit Johanne Chriſtine von Pflugk aus [illegible] verheirathet, hinterließ aber keine Kinder. Sein Bruder, Hans Ernſt Dietrich, Hausmarſchall Auguſt's II., geb. 2. März 1655, † 27. Auguſt 1726, pflanzte den Stamm fort.

Der neue Kurfürſt, Friedrich Auguſt, als Kurfürſt der Erſte dieſes Namens, ſpäter König von Polen und als ſolcher der zweite Auguſt, war zwar als Staats mann und Feldherr nur mittelmäßig, als Regent vielfach zu tadeln, namentlich auch der ſeinem Stamme eigenen, ſeiner Zeit aber allerdings ſehr fremden ſtrengen Gewiſſenhaftigkeit ermangelnd, aber unbegabt war er nicht und auch nicht bösartig; er war aufgeklärt genug, um den Aberglauben der Menge nicht zu theilen [1]; er beſaß Geiſt und Geſchmack; ſein Urtheil, wo nicht Sinnlichkeit oder Glanzſucht es trübten, war klar und einſichtig, und ohne Noth und Vortheil war er gewiß nicht hart. Es war ihm unangenehm, gegen die Familie einer Dame, die ſein Bruder ſo heiß geliebt und ſo hoch geſtellt hatte, mit ſtrengen und herabſetzenden Maßregeln verfahren zu ſollen. Er wußte auch ſehr wohl, daß die Gräfin weder, wie wol die den Mund wie gewöhnlich voll nehmende Stimme des Publicums ſagte, das Land ruinirt und demſelben unerſchwingliche Summen gekoſtet [2], noch mit den Ihrigen einen ungebührlichen Einfluß auf weſentliche Staatsſachen geübt hatte [3]. Auf der anderen Seite war der Andrang der öffentlichen Meinung gewaltig und die alte Neitſchütz hatte keinerlei Fürſprecher. Die Kurfürſtin-Mutter mahnte. Auch war nicht zu verkennen, daß Jene jedenfalls durch ihr Verfahren gegen die Kurfürſtin, durch die Angelegenheit des Eheverſprechens und durch einzelne unableugbare Handlungen, welche, wenn auch der aufgeklärte Fürſt ſie nicht für ſchädlich, oder irgendwie wirkſam erkennen konnte, doch in hohem Grade unſchicklich und von der damaligen Geſetzgebung wie von der Volksmeinung ſchwer bedroht waren, ernſte Ahndung und Ungnade verwirkt hatte. Er beſchloß daher, jedenfalls gegen die Generalin dem Rechtsgange ſeinen Lauf zu laſſen. Gegen die übrige Familie iſt nichts vorgenommen worden, und ſcheint dieſelbe ſich mit Klugheit benommen und an dem Treiben der Generalin und der Gräfin wenig Antheil genommen zu haben. Sie nahmen die Vortheile, die ihnen daraus zufloſſen, an, ſcheinen aber nichts gethan zu haben, das ganze Verhältniß zu fördern. Vortheile zogen ſie allerdings. Der General von Neitſchütz, der früher nur eine monatliche Penſion von 83 Thlr. 4 Gr. bezogen, wurde ſchon am 9. Febr. 1692 zum Generallieutenant mit monatlich 200 Thlr. ernannt, und dieſer Gehalt bereits am 6. Juni deſſelben Jahres verdoppelt. Sein älteſter Sohn wurde 1693 zum Capitain der Grenadiere zu Pferd mit 55 Thlr. und bald darauf zum Oberſten mit 150 Thlr. Monatsgage ernannt, erhielt 1694 ein Bataillon und höheres Tractement, ſowie eine „Ergötzlichkeit" von 1200 Thlr. aus der Generalkriegskaſſe. Der zweite Sohn ward ſehr raſch vom Capitain zum Generaladjutanten mit 100 Thlr. Monatsgage und der dritte Sohn zum Kammerherrn befördert. An die Generalin und durch ſie an ihren Gatten wurden reiche Tafel- und andere Gnadengelder gezahlt, auch Lieferungen an Brennholz, Victualien, Wein u. ſ. w. gereicht. Es iſt aber weder gegen den Generallieutenant von Neitſchütz, noch gegen deſſen Söhne die geringſte Beſchuldigung vorgebracht worden[1]), und die Gemahlin des Hofraths von Beichling, welche allerdings eine treue Gefährtin der Thorheiten ihrer Schweſter geweſen war, tritt bei dem Proceſſe nur als Vertheidigungszeugin auf. Daß der Oberhofmarſchall von Haugwitz bei der Angelegenheit ſeiner Stiefſchweſter ganz unbeſcholten blieb, iſt erwähnt worden. Ebenſo daß Beichling den erſten Sturm in der Ferne abwartete. Nur der Vater des Letztern büßte einige Zeit durch die Ungnade ſeines Fürſten[2]).

---

[1]) Selbſt die Landſtände ſagten in ihrer Präliminarſchrift vom 7. December 1694: „es wolle verlauten, es ſei durch allerhand böſes Beginnen und boshaftes Vornehmen gottloſer Leute der ſo betrübte Tod des Kurfürſten veranlaßt worden."

---

[1] Eben ſeine ihn von dem Standpunkte der lutheriſchen Orthodoxie entfernende „Aufklärung" mag ihm den Uebertritt zum Katholicismus erleichtert haben.

[2] Auf dem Landtage von 1692 mußten die Stände 150,000 Fl. Kammerſchulden übernehmen, die durch Johann Georg's III. Kriege entſtanden waren. Auf dem Landtage von 1694—95 übernahmen ſie 230,000 Fl.; die Steuern wurden aber nicht erhöht, die Kriegsſteuer ſogar erheblich vermindert.

[3] Einzelne Unterſchleife, wie Annahme von Geldbeträgen für Vergünſtigungen bei derartigen Geſchäften, lagen ſo ganz in der Zeit, daß ſie ſelbſt in England noch lange öffentlich als Zubehör des Amtseinkommens hoher Staatsbeamten verwilligt wurden. Dem Bündniß gegen Frankreich würde der Kurfürſt auch ohne die Rochlitz beigetreten ſein.

---

[1]) Der Gemahlin ward allerdings auch vorgeworfen, ſie habe ihre Schwiegertochter, ein Fräulein von Miltitz, gezwungen, ihren dritten Sohn, den Kammerherrn zu ehelichen. Sie habe ſie mit dem Kurfürſten bedroht, der ihr ſonſt „einen Lumpenhund geben und ſie aus dem Lande jagen wollte.“ Der Kurfürſt habe aber ſelbſt geäußert: er könne das Fräulein nicht zwingen; der Kammerherr wäre ein [illegible] Kerl. Dagegen ſoll die Miltitz bei der Unterſuchung erklärt haben, ſie hätte ihn freiwillig geheirathet. Er ſtarb übrigens 1722 als [illegible]. Sein Sohn, Ernſt Adolph, folgte ihm am 6. October 1733 zu Schulpforta im 16. Jahre. Wir [illegible] bemerken, daß gerade in der Zeit, wo jene Vorgänge ſich zugetragen haben müſſen, nämlich am 18. Februar 1694, auch ein Johann Adolph von Beichling auf [illegible] eine Johanna Sophie von Miltitz aus [illegible] geheirathet hat, die ihm am 1. December 1699 eine Tochter geboren. Das iſt jedenfalls eine Tochter des Geheimen Raths und Kanzlers Heinrich Gebhard von Miltitz auf [illegible] (geb. 3. November 1633 † 13. December 1688, verm. 10. Auguſt 1659 mit Marie Sophie von [illegible]) geweſen, am 25. November 1677 geboren.

[2]) Er galt für einen Pietiſten, ward übrigens beſchuldigt, das Oberconſiſtorium [illegible], am [illegible] [illegible] im Gewiſſen einer [illegible] gemacht, in der [illegible] pflichtwidrig gehandelt, [illegible] im Oberhofgerichte die Lieferung der Kirchgelder gefordert zu haben. Er erließ deshalb am 21. September 1691 ein großes Vertheidigungsſchreiben an Spener, woraus man manches über die einſchlagenden Verhandlungen im Oberconſiſtorium, ſowie über den kirchlichen Geiſt der dortigen Geiſtlichen erſieht. Es war dies eine Antwort auf ein Sendſchreiben, welches Spener am 12. September 1691 an ihn in Betreff ſeiner Entlaſſung gerichtet hatte (S. Speners letzte theologiſche Bedenken, Art. III., Sect. CLV. p. 746). Denn er mußte im Auguſt 1694 abtreten und erhielt ſeinen Nachfolger, Hans Ernſt von Knoch (geb. 15. Januar 1641 † 17. Juli

Selbſt die Kuhlau ſcheint ſich aus ihrer kritiſchen Verwickelung geſchickt gezogen zu haben. Sie ſollte zwar auf Inquiſitionsartikel antworten, aber es geſchah nachmals nicht, und ſie heirathete ſpäter einen Herrn von Arnim[1].

Das Nächſte was geſchah, bezog ſich auf den Volksverdacht in Betreff des Todes des Kurfürſten. Die Gräfin Rochlitz hatte ein von den Kopfhaaren des Kurfürſten geflochtenes Haarband beſtändig an dem bloßen Arme getragen. Dieſes ward zwar ihrer Leiche anfangs abgenommen, aber, verſchiedener Warnungen ungeachtet[2], wieder angebunden und mit in den Sarg gegeben. Man hielt das für ſchädlich und beſchloß, obwohl es nun freilich in jedem Falle zu ſpät war, die Leiche der Gräfin auszugraben, zu unterſuchen und ihr alles Verdächtige abzunehmen. Dies geſchah am 30. April, früh 10 Uhr. Die dazu requirirten Zeugen wurden vor dem Altar an die nothwendige Verſchwiegenheit erinnert. Man unterſuchte die Leiche, unter Zuziehung von Barbieren (Chir-

---

1703), welchen Schöning einen bewußten Schurken zu nennen pflegte, zum Nachfolger. 1698 ward er aber, in Folge des Verlangens ſeines Sohnes, wieder eingeſetzt und blieb bis zu ſeinem am 6. September 1703 erfolgten Tode im Amte.

[1] Chriſtoph Ernſt von Arnim auf Plaue, kurf. Hofrath, gräfl. Promnitzſcher Präſident, aus dem Hauſe Pretzſch, heirathete Agnes Dorothea von Kuhlau aus [illegible], und † 5. März 1721 im 68. Jahre. Sie gebar ihm 5 Kinder, das älteſte 1702, das jüngſte 1717. Ein Sohn dieſer Ehe wurde ſächſiſcher Generalmajor und Oberzeugmeiſter. Ob der ruſſiſche Contreadmiral Baron de St. Hilaire, welchen die Schweſter jenes Chriſtoph Ernſt, Charlotte, zum Gatten hatte, derſelbe iſt, welcher vom 5. Auguſt 1724—31. Mai 1735, wo er ſtarb, auf dem Königſtein in Haft war und als franzöſiſcher Admiral bezeichnet wurde (Bd. II., 264), müſſen wir für jetzt dahingeſtellt ſein laſſen.

[2] Wenn ſich dieſe auf den Fall des Königs Wilhelm III. bezogen, welcher bis zum Tode ein Haarband ſeiner Gemahlin trug, ſo waren ſie nicht zutreffend. Denn Wilhelm überlebte ja die Königin.

urgens und Weibern, auf das Sorgfältigſte, fand aber, außer einigen, in ein Papier gewickelten, ſehr kurzen braunen Haaren, dem Portrait des Kurfürſten und dem Haarband, nichts Verdächtiges[1]. Dieſe Stücke nahm man heraus. Die Leiche wurde bald darauf auf dem freien Platz in der Gegend des Hofbrauhauſes, an einer jetzt unbekannten Stelle, in aller Stille beerdigt.

Nun begann ein fiscaliſcher Proceß gegen die alte Generalin von Neitſchütz und ihre Werkzeuge und Helfershelfer, welche ſämmtlich Ende Juni verhaftet wurden. Die Leitung der Unterſuchungen wurde dem damaligen Amtmann zu Dresden, Johann Sigismund Leiſter, und dem Stadtrath daſelbſt gemeinſchaftlich übertragen[2]. Zur Faſſung des Erkenntniſſes über die Generalin traten, auf landesfürſtlichen Befehl, die Juriſtenfacultät zu Leipzig und der daſige Schöppenſtuhl zuſammen, und erkannten im October 1695, daß ſie auf 15 Frageſtücke unter den Daumſtöcken und auf 31 Frageſtücke unter der ſogenannten Schärfe zu antworten habe. Ein weiteres Erkenntniß ſcheint über ſie nicht abgefaßt worden zu ſein und es iſt ſelbſt ungewiß, ob die Tortur wirklich an ihr verſucht, oder ihr durch kurfürſtliche Gnade erlaſſen worden[3]. Gewiß iſt es, daß ſie nachher ganz in der Stille, auf dem Gute ihres Sohnes, des Generalmajors Rudolph Heinrich von Neitſchütz, zu Gaußig an der meißniſch-oberlauſitziſchen Grenze, gelebt hat und daſelbſt am 3. Juli 1713, 63 Jahre alt, verſtorben iſt. Ihr Gemahl war ihr bereits am 22. April 1703 im Tode vorangegangen. Dieſer ſoll auch das jetzige Schloß in Gaußig gebaut haben, und es wird noch daſelbſt er-

---

[1] Der Bericht über die Leichenbeſichtigung iſt neuerdings abgedruckt in Schletter's Annalen der Criminal-Rechtspflege, Jahrg. [illegible], S. 235 ff.

[2] Die Generalin wurde auf das Rathhaus ins Quatemberſtübchen geſetzt und von vier Mann bewacht.

[3] In handſchriftlichen Mittheilungen ſagt Kretzſch, der das Beſte über dieſe Sache geſchrieben, ausdrücklich: „obwohl ſie deshalb nochmals vertheidigt wurde und auch ihre Familie ſich für ſie verwendet, ſo ward ſie dennoch gemartert, hielt aber ihre Pein mit einer bewunderungswürdigen Standhaftigkeit aus." Er erzählt auch, daß Perſonen, die ſie zu [illegible] gekannt und mit ihr Umgang gepflogen, ihm verſichert hätten, man habe an ihren Armen die Spuren des

---

Schnürens ſehr deutlich geſehen und ſie habe ſolche durch Handſchuhe der Beobachtung ſorgfältig zu entziehen geſucht. In dem dagegen, was er über die Sache drucken laſſen, erklärt er, nicht zuverläſſig angeben zu können, ob das Urtel wirklich an der Inquiſitin vollſtreckt worden ſei. In denjenigen Acten, welche dem Herrn Prof. Schletter vorgelegen, findet ſich eine handſchriftliche Notiz, wonach die Generalin mit der ihr zuerkannten Tortur bis zur Leiter wirklich belegt worden und kurz darauf verſtorben wäre, weshalb ihretwegen kein Endurtel geſprochen worden ſei. Dieſe Nachricht, von der auch der Herausgeber bemerkt, daß ſie aus ziemlich neuerer Zeit datiren dürfte, iſt offenbar falſch, indem die Generalin, nach dem Kirchenbuche von Gaußig, erſt 1713 geſtorben iſt. Daß kein Endurtel geſprochen worden, beweiſt, daß der Proceß gegen ſie durch irgend einen Gnadenact niedergeſchlagen worden, wobei freilich noch ungewiß bleibt, ob vor oder nach der Tortur. In einer uns vorliegenden anderweiten handſchriftlichen Mittheilung wird verſichert, das erſte Urtel ſei inſoweit gemildert worden, daß man nur den niederſten Grad der Tortur gegen ſie habe anwenden laſſen. Der zuverläſſige Gretſchel ſagt in ſeiner Geſchichte Sachſens (II, 466) mit Beſtimmtheit: der Kurfürſt habe ihr die Tortur erlaſſen und ihr nach 1½ Jahren die Freiheit wieder geſchenkt, gibt jedoch keine Quelle an. Es liegt uns die Abſchrift eines angeblich über ihre Sache eingeholten Informaturtels, ohne Ortsangabe und Datum, vor, worin der Fall mit fingirten Namen verhandelt wird, und worin es im Eingange heißt: es ſei ihr gnädigſt anderweite Defenſion verſtattet worden. Dieſes Urtel iſt ihr günſtig und läuft zuletzt auf einen Reinigungseid hinaus. Iſt daſſelbe kein blos fingirtes, oder nur von den Neitſchützens als rechtliches Gutachten eingeholtes, ſo erwächſt die Frage, ob es zur völligen Anwendung der Tortur, oder zur Milderung derſelben geführt hat, oder fruchtlos geblieben iſt. Wir ſollten denken, ſchon das leipziger Urtel, mit ſeinen auf offenbare Ungereimtheiten gerichteten peinlichen Fragen, hätte einen Fürſten wie Friedrich Auguſt anwidern müſſen. Ueberdem war die Sache nicht mehr neu, und er konnte ſie einſchlafen laſſen.

zählt, daß die Generalin während des Baues fleißig auf dem Gerüſte geſponnen und ſo die Arbeiter beaufſichtigt habe. Noch 1832 befand ſich ein Portrait von ihr im Bilderzimmer des dortigen Schloſſes, worin ſie ſpinnend abgebildet war[1].

Bei dem Proceſſe, hinſichtlich deſſen uns wenigſtens das erwähnte Erkenntniß, ſowie Auszüge aus den Schriften des fiscaliſchen Anklägers und des Vertheidigers vorliegen, kommen natürlich eine Menge Nebenbeſchuldigungen vor, deren Urgirung man nicht thunlich, oder nicht nöthig fand, die aber doch Züge zur Charakteriſirung der Zeit und der Menſchen bieten. Was man zuletzt als ſo wichtig und wahrſcheinlich annahm, daß man die peinliche Frage darauf zu richten beſchloß, werden wir weiterhin anführen. Manches iſt auch ſchon im Obigen berührt und benutzt worden.

Was zeither nur andeutungsweiſe erwähnt wurde und was zur Charakteriſirung der Zeit das Intereſſanteſte iſt, das ſind die abergläubiſchen Verſuche, allerlei Liebeszauber zu üben, Neigungen und Abneigungen zu erwecken, auch, wie wenigſtens die Anklage behauptete, durch Zaubermittel am Leben zu ſchaden. Man muß ſich, bei Betrachtung dieſer faſt durchgehends höchſt albernen, zum Theil ekelhaften Operationen, an eine Zeit erinnern, wo man ſelbſt in hohen und gelehrten Kreiſen noch feſt an Wahrſagen und Nativitätſtellen glaubte, wo die Hofdamen ſich mit Amuleten behingen und die Hofcavaliers ihre Spielgelder in von Fledermaushäuten genähten Beuteln bei ſich trugen, um ferneres Glück zu haben. Der Aberglaube war nicht blos auf Seiten der Neitſchütziſchen Damen. Auch von der

---

[1] Nach handſchriftlichen Mittheilungen.

Gegenſeite wurden, im tiefſten Geheimniß, die Zimmer des Kurfürſten mit einer Wurzel durchräuchert, um ihn von der Rochlitz abzuziehen. Selbſt die Richter der Generalin, obwohl ſie allerdings weniger den Effect, als die ſchuldbare Abſicht der angewendeten Mittel ins Auge faſſen, haben doch an die Möglichkeit einer Wirkung derſelben geglaubt.

Namentlich tritt das bei dem erſten und ſchwerſten Anklagepunkte hervor, bei der Beſchuldigung nämlich, daß die Generalin durch zauberiſche Mittel den Tod des Kurfürſten Johann Georg III. herbeigeführt habe. Das dazu angeblich angewendete Mittel iſt allerdings ein bekanntes, was ſchon in antiken und italieniſchen Zaubergeſchichten ſeine Rolle ſpielt und jedenfalls mehr myſtiſch-poetiſches hat, als die meiſten folgenden. Es ſollte nämlich ein Wachsbild des Kurfürſten, eine Hand lang, gemacht und an einem Spieße bei langſamem Feuer gebrannt worden ſein. Eine gewiſſe Krappin, die zu den niederen Vertrauten der Generalin gehörte, ſollte einige Tage nach dem Tode des Kurfürſten zu der Oberſtwachmeiſterin Anna Margaretha von Drandorf gekommen ſein und ihr händeringend geklagt haben: ſie ſei diejenige, die den Kurfürſten ums Leben gebracht; die Generalin N. habe ſie dazu beredet, damit der Kurprinz zur Regierung komme; ſie habe es durch eine Hexe Namens Margarethe bewirkt. Sie ſoll erzählt haben: „Wir haben ihn in Feuer getödtet, es kränket mich nichts ſo ſehr, als daß er ſich ſo quälen müſſen; er mußte ſich wie eine Made winden, ich ſehe ihn noch vor meinen Augen, ſein Herz hat in ſeinem Leibe gebrannt, wie ein Licht; wir haben nicht den Leib, ſondern den Geiſt gequält, dabei er eine Mattigkeit gefühlt und ſich nach und nach verzehren müſſen.“ Sie wußte, daß ſein Herz im Leibe ganz verzehrt und welk geweſen ſein müſſ Hier finden nun die Urtelsverfaſſer eine Beſtätigung dem Gutachten des Leibmedicus Francke, worin es heiß „die Lunge des Kurfürſten war auf beiden Seiten ha angewachſen, ſah violett und röthlich aus, war mitte mäßig ohne einig Blut, wie auch das Herz von keine ſonderlichen Größe, ſintemal in keinem ventriculo deſſelbe einig Blut, noch auch faſt in dem ganzen übrigen Leib befunden worden." Sowohl die Krappin als die Mar garethe leugneten aber alles, wie das auch die Generalin that, und blieben auch unter der Tortur beim Leugnen[1]) Wir finden nicht, daß die Frau von Drandorf befrag worden, warum ſie nicht gleich damals gerichtliche Anzeige über die Sache gemacht[2]); ebenſo wenig, daß di Unterſuchung darauf gerichtet worden, wie es zugegangen, daß die Krappin der Frau von Drandorf ein ſo gefährliches Geheimniß entdeckt. Die Richter müſſen aber die Sache für ſoweit erwieſen gehalten haben, daß ſie die peinliche Frage gegen die Frau von Neitſchutz, und zwar mit der Schärfe, zunächſt auf folgende Punkte gerichtet wiſſen wollten:

---

[1]) Außer der Ausſage der Drandorf hatte man nichts. Zwar war bei einer Hausſuchung bei der „Hexe Margarethe" ein Zettel mit verſchiedenen Namen, worunter auch der des Kurfürſten Johann Georg III., gefunden worden, ſowie ſonſtige, angeblich auf dieſen Handel bezügliche Papiere. Die Kammerfrau der Gräfin, die Kitſchin, ſagte aber aus, daß dieſelben nur bezweckt hätten, den alten Reitſchützens die Gunſt des Kurfürſten wieder zuzuwenden.

[2]) Gegen die Reitſchütz wird noch geltend gemacht, daß ſie von dieſer Nachrede gewußt und nichts darauf gethan habe; ſie ſagt, ſie habe die Nachrede nicht ſonderlich geachtet. Auch wird behauptet, die Sache ſei dahin vermittelt worden, daß die Krappin ſich an andere Orte gewendet, wozu ihr die Gräfin 10—12 Thlr. gegeben. Von der Drandorf heißt es im Informaturtel: ſie ſei der Generalin Feindin und vieler Meineide überführt. Ebenda wird behauptet, die Generalin habe allerdings die Krappin erſt vor Notar und Zeugen zur Rede ſetzen laſſen und dann die Sache gerichtlich gerüget. Sie ſei vernommen und ſelbſt von dem Kurfürſten Johann Georg IV. befragt worden. Sie habe aber alles geleugnet, ſich wie eine Närrin geberdet und ſei aus der Stadt gewieſen worden, worauf ihr die Gräfin, „nach ihrer mitleidigen Art", noch einige Zehrpfennige auf den Weg geſchickt.

„Ob ſie nicht eine Hexe ſei und ſich der Zauberei befliſſen? Von wem, auch wie und was Maße ſie ſolche erlernet? Wer ihr hierzu ſonderlich und vornehmlich Anleitung gegeben? Ob ſie nicht weiland Churfürſt Johann Georg III., glorwürdigen Andenkens, durch Zauberei getödtet, oder tödten laſſen? Wie und auf was maße es eigentlich damit zugegangen? Ob ſie nicht dieſe erſchreckliche That in dem Abſehen und zu dem Ende vorgenommen, damit, wenn Se. Churf. Durchlaucht aus dem Wege geräumt, ihr Ehemann bei des Herrn Successoris Churfürſt Johann Georg IV. Churf. Durchlaucht wiederum in Dienſte, und ſie beiderſeits in Gnade gelangen möchten? Ingleichen daß ſie an Se. Churf. Durchlaucht Johann Georg III. ſich rächen, und die zwiſchen Höchſtgedachtem Churfürſt Johann Georg IV. Churf. Durchl. und ihrer Tochter angeſponnene Liebe freier fortgeſetzt werden könnte?“

Die angeführte „Hexe Margarethe“ war eine alte Frau aus Zimitz am Spreewalde in der Niederlauſitz, mit Namen Anna Schuſterin. Da ſie oftmals in die Hände der Juſtiz gefallen war, ſo hatte ſie für gut befunden, ihren Namen in Anna Margarethe Burmeiſterin zu verwandeln. Sie ſollte in einem Bauerhäuschen wohnen, wo man auf der Leiter zu ihr ſteigen müſſen. Ihr gewöhnliches Gewerbe war Kräuter zu ſammeln. Nach der Verſicherung ihres Wirthes und ſeiner Frau hatte ſie jedoch fleißig, oft auf den Knieen, gebetet, in Büchern geleſen, und ſich drei Mal des Jahres das Abendmahl in deſſen Wohnung ſpenden laſſen. Daß ſie den

Reitſchützens, bei denen ſie der oft erwähnte franzöſiſche Sprachlehrer Saladin eingeführt hatte, bei allerlei abergläubiſchen Dingen behilflich geweſen, ſcheint gewiß. Sie wurde am 14. December 1694, nach eingeholtem Interlocut, peinlich befragt, ſollte, nach einem zweiten Urtel, mit Staupenſchlag des Landes verwieſen werden, ſtarb aber am 5. Februar 1695 im Gefängniſſe. Bei ihrer Peinigung fand man nach den Acten einiges auffällig[1]. Es hieß darin:

„Wobei denn ferner zu bemerken, daß, weil ſie unter der Bruſt eine ziemlich zugeheilte Narbe gehabt, und ſolches nachdenklich geſchienen[2], der Scharfrichter mit einem ſpitzigen Inſtrument hineingeſtochen; ſie hat aber kein Merkmal, daß ſie es fühle, von ſich gegeben, bis man ſie gefraget, ob ſie es fühle, darauf ſie zu ſchreien angefangen, und hat die Verwundung kein Blut von ſich gegeben, bis auf die letzt ein weniges.“ — — — „Und hat man obſerviret, daß dieſelbe die ganze Tortur über am Leibe kalt geweſen und, wie ſonſt ſolche Perſonen pflegen, nicht einen Tropfen geſchwitzet hat, welches die Scharfrichter ſelbſt ſehr gewundert.“

Mit Hilfe derſelben Perſon ſollten die Reitſchützens einen Liebeszauber gegen den abtrünnigen Freier des Fräuleins, den Herrn von Harthauſen, verſucht haben. Die Generalin habe von der Margarethe Kräuter verlangt, welche ſeine Liebe feſſeln ſollten. Sie habe zwei Säckchen bekommen, auch ſeinen Namen nebſt andern auf Pergament ſchreiben und ins Feuer werfen müſſen.

---

[1] Schletter a. a. O., S. 237.

[2] Es gehörte zu der Theorie des Hexenglaubens, daß der Teufel den Perſonen, die ſich mit ihm in ein Bündniß einließen, bei deſſen Abſchließung eine Wunde beibringe, an deren Narbe ſich Ge[illegible] zeigten, wie hier beſchrieben.

Das Fräulein habe ihre, der Kuhlau und der Nitſchin Haare, Urin und das Kehricht aus allen vier Winkeln, unter Herſagung einiger auf ihn gerichteter Worte[1]), in einem Töpſchen gequirlt, auch ein Pulver für ihn bereit gehalten. Dieſe Dinge wurden von der beklagten Seite nicht durchgängig in Abrede geſtellt, vielmehr behauptet, daß die ganze, nicht abzuleugnende Verbindung mit der Margarethe zum Theil um Harthauſen's willen, zum Theil um die Gunſt Johann Georg's III. für den General wiederzugewinnen, angeknüpft worden ſei. Doch ſchob man das Meiſte auf die Gräfin, welche dergleichen Dinge mit ihrer Kammerfrau, der Eliſabeth Nitſchin, mit welcher ſie vertraulicher, als mit ihrer Mutter, umgegangen, getrieben habe[2]), machte auch darauf aufmerkſam, daß das Meiſte in eine Zeit falle, wo die Neigung des Fürſten zu der Gräfin ſchon entſchieden, folglich kein Grund geweſen ſei, ſich ernſtlich um Harthauſen zu bekümmern. Bemerkenswerth iſt übrigens, daß die Margarethe erklärt haben ſoll, ſie könne dem Fräulein Harthauſen's Liebe nicht wieder verſchaffen, weil derſelbe wiſſe, daß ſie einen ausſchweifenden Lebenswandel führe. Das erſte Urtel läßt übrigens auch darauf zwei peinliche Fragen „mit der Schärfe“ richten, ob die Generalin: „nicht anfangs den Herrn von Harthauſen durch zauberiſche Mittel zur Liebe ihrer Tochter bringen wollen? Wie und was maße ſie ſolches zu Werke zu richten ſich bemühet?“

Das Meiſte von dieſen Dingen bewegt ſich natürlich um Johann Georg IV. Es wird hier klägeriſcher Seits zuvörderſt darauf aufmerkſam gemacht, daß derſelbe ſich anfangs verächtlich über das Fräulein ausgeſprochen, daß er auch ſpäter die Briefe, die ſie an ihn geſchrieben, von ſich gegeben und verbrennen laſſen, auch namentlich als er ſich mit der Kurfürſtin in ein Ehegelöbniß eingelaſſen, den Vorſatz gehabt, ſie gänzlich aufzugeben, nachgehends aber nicht von ihr zu laſſen vermocht habe. Die Margarethe ſagt der Generalin ins Geſicht, ſie habe gegen erſtere die Worte gebraucht: „Kann es nicht ſein, daß man zwei Perſonen könne zuſammenbringen, daß ſie einander recht liebeten; meine Tochter und eine hohe Perſon geben wohl zuſammen, aber es iſt noch nicht rechte Liebe[1]. Die Nitſchin verſichert, daß ſie der Krappin Haare, welche von der Fräulein Neitſchütz und dem Kurfürſten, „und zwar die erſten von dem ſcham“ geweſen, habe zubringen müſſen. Die Krappin ſagt aus: das Fräulein habe, wenn ſie den Kurfürſten angegriffen, gewiſſe Charaktere, die ſie aus dem Sprachlehrer Saladin gehörigen Büchern abgeſchrieben, in ihre Hand gezeichnet, auch etwas in den Mund genommen, wenn ſie ihn geküßt. Derſelbe Sprachlehrer hat dem Fräulein auch eine Rabenfeder gegeben, womit ſie etwas in die Hand geſchrieben. Chriſtiane Fehnertin ſagt gegen den Johann Melchior Vogel, Scharfrichter zu Gräz, aus: daß er ihr, als ſie bei der Scharfrichterei zu Pirna ſich in Dienſten befunden, ein „alt verlegen Schloß“ gewieſen und dabei vorgegeben, wie er damit machen könne, daß zwei Perſonen einander lieben, auch einander gram werden müßten; habe auch bekannt, daß er öfters in dem Neitſchütziſchen Hauſe geweſen, und daſelbſt ſehr bedient würde, auch einen feinen Pfennig darin erworben habe. Derſelbe Scharfrichter ſoll auch geſagt haben, die Gräfin habe zwei Teufel, die ihm viel zu thun machten; die Gräfin und ihre Mutter hielten den Kurfürſten ſo gefangen, daß es unmöglich ſei, „von dem Naſe" befreit zu werden [1]). Ein „Doctor" ſoll erklärt haben, die Gräfin habe drei Teufel gehabt; zweie habe er gebannt; mit dem dritten, Fränzel mit Namen, welches der Liebesteufel ſei, habe er nur den Accord machen können, daß er von der Gräfin weichen wolle, wenn er ihm einen ſchwarzen baieriſchen Pfennig ſchaffe. Dieſen Fränzel habe ſie auf der linken Bruſt in einem kleinen güldenen Büchslein getragen. Dazu bemerkt das Urtel:

---

[1]) „Ich quirl', ich quirle wie ein Bär,
Ach, wenn doch käm Harthauſen her.“
Das wird wol ein Scherz leichtfertiger Mädchen geweſen ſein.

[2]) Daneben wird auch behauptet, das Gequirlte ſei gegen das hitzige Fieber gebraucht worden.

---

[1] Die Generalin will dabei nur Haxthauſen im Sinne gehabt haben.

„Wobey denn nicht zu übergehen, daß die Gräfin mit der Inquiſitin wißen beydes, am Halſe und auch in dem Schubſacke des Unterrockes, ſonderliche ſäckchen, von welchen man, daß spiritus familiares darin wären, vermuthet, getragen [2]), und berührten Schubſack jederzeit ſelbſt zugeſtecket; dann Inquiſitin vor Churf. Durchl. gleichergeſtalt ſäckchen verfertiget [3]) und deren unter andern auch in ihres Sohnes Rudolphs wie auch der

---

[1]) Dieſer Scharfrichter Vogel hat in der Tortur alles geleugnet, wohl aber ſehr wahrhaft erklärt: er habe ſie alle zuſammen betrogen.

[2]) Als die Gräfin in Todeszügen lag, nahm man ihr zwei Säckchen vom Halſe ab, in deren einem das Kleidchen ihres jüngſten Bruders, in dem andern ein Stückchen von ihrer Schweſter Hemd, worin ſie zuerſt die Menſtruation gehabt, geweſen ſein ſoll, wozu die Zeugin bemerkt: „und würden die meiſten Dames allhier dergleichen Säckchen tragen." Das ſind alſo wahrſcheinlich Amulete geweſen.

[3]) Das ſcheinen auch unverfängliche Amulete geweſen zu ſein. Der Kurfürſt hat ein Säckchen getragen, worin drei Rautenknöpfchen geweſen, „ſo gemeiniglich fürs Fieber gebraucht werden."

Gräſin Kindes Kleidchen genähet; 2 Läpflein, deren eines von der Gräſſin Hemde, darinnen ſie menstruo laboriret, das andere aber Churf. Durchl. beſchwitzet, und welche beyde beſagte Gräſſin nebſt der Kuhlauin an einem Charfreitage in der Bartholomäi Kirche vor Dresden, die Liebe zwiſchen Sr. Churf. Durchl. und mehrbeſagter Gräſin feſte zu machen, zuſammengewickelt, in eine Schachtel verſiegelt und bey ſich in Verwahrung gehabt."

Das Urtel will in dieſer Beziehung die peinliche Frage „mit der Schärfe" auf folgende Punkte gerichtet wiſſen: „Ob ſie nicht hierauf, und als Churfürſt Johann Georg III. Todes verblichen, ſich Höchſtgedachten Churfürſt Johann Georg IV. Churf. Durchlaucht gleichergeſtalt durch Zauberei wirklich dahin gebracht und getrieben, daß dieſelbe ihre Tochter ſo ganz ungewöhnlich und unnachläßlich lieben muſſen? Durch was Mittel ſie dieſes zuwege gebracht? Wen ſie hierbei gebrauchet, und wer Rath und Anſchlag hierzu gegeben? Ob nicht ihre Tochter die Gräſſin gewiſſe Spiritus familiares gehabt? Wie ſie dazu kommen?"

Weiter ſollten die Reitſchützens Zaubermittel verſucht haben, um bei dem Kurfürſten Widerwillen gegen ſeine Gemahlin zu erzeugen. Die Generalin ſollte vermittelt haben, daß das Zimmer der Kurfürſtin durch ein „verdächtiges Rauchwerk" ausgeräuchert worden[1]; ſoll in Torgau zu einem Planetenleſer geſchickt und ihn haben fragen laſſen, ob er nicht machen könne, daß zwei Perſonen einander gram ſeien. Der Kurfürſt ſelbſt habe zum öftern geklagt, „es müßte ihm doch etwas gemacht worden oder im Bette ſein, daß, wenn ſie bei Dero Gemahlin bleiben wollen, Ihm ganz übel und ſo angſt würde, daß ſie darüber ſchwitzeten, ſo wäre es auch nicht anders, alß wenn ſie jemandt bei dem Arm aus dem Bette rausreißen wollte, und ſie ſich übergeben ſollten, und hielte dieſe Beſchwehrlichkeit ſo lange an, bis ſie wieder in Dero Gemach kämen[1].“ Der Kurfürſt hatte ſich auch mehrmals, wenn er bei der Gräfin Chocolade getrunken, übel befunden, weshalb ihm die Leibmedici gerathen, keine daſelbſt zu genießen. Man ſcheint geglaubt zu haben, daß auch in dieſe Chocolade irgend etwas gethan worden, was ſeine Liebe zur Gräfin vermehren ſollte[2]. Sonſt ward der Generalin auch vorgeworfen, daß ſie die Kurfürſtin bei deren Gemahl öfters verunglimpft, ihr verdrießliche Mienen gemacht, ihr nachgeredet, daß ſie ſich ſchminke[3], den Kurfürſten, wenn er gegen ſeine Gemahlin erzürnt geweſen, wie namentlich am 24. Februar 1694 zu Pillnitz, weiter aufgereizt[4] habe, auch nicht leugnen könne, daß ſie nach dem Tode der Gräfin den Kurfürſten überredet, derſelben wäre Gift beigebracht worden, worauf der Kurfürſt ſich entrüſtet und ſich vernehmen laſſen, er wolle einige Perſonen von ſeiner Frauen Leuten in Arreſt nehmen laſſen, und ſollte ſie nicht denken, daß ſie es nunmehr beſſer haben würde, ſondern es ſollte erſt recht ſchlimm werden. Die Nitſchin, die das ausgeſagt, hatte beigefügt, es wäre damals in dem Neitſchütziſchen Hauſe geredet worden, der Kurfürſt wolle ſich ſcheiden laſſen. Daraus erwuchſen folgende „mit der Schärfe“ anzuſtellende peinliche Fragen:

---

[1] Die Angeklagte behauptete, der Kurfürſt habe dieſes Rauchwerk und deſſen Zubereitung von einem Italiener gelernt.

---

[1] Die Generalin behauptete, das ſei nicht eher geſchehen, als da die Kurfürſtin die Matratzen verändert und diejenigen gebraucht, worauf ſie mit ihrem erſten Gemahl gelegen. Der Kammerdiener des verſtorbenen Kurfürſten aber, Menſicou, der überhaupt den Neitſchützens nicht grün geweſen zu ſein ſcheint, behauptet, es habe ſonderlich von der Zeit den Anfang genommen, da die Gräfin aufs Schloß kommen.

[2] Der Kammerdiener Gebhardt ward deswegen gefoltert, geſtand aber nichts.

[3] Sie behauptete, der Kurfürſt habe das ſelbſt geſagt.

[4] In der Nacht darauf war die Gräfin beim Kurfürſten geblieben, „welches Inquiſitin itzo gleichſam als ein bonum factum nicht undeutlich billiget.“ Sie behauptete, es ſei zur Begütigung des Kurfürſten geſchehen.

„Ob ſie nicht, ihr verzweyfelt böſes Abſehen umb ſoviel leichter zu erreichen, wiederum durch Zauberei, einen ſo hefftigen und unverſöhnlichen Haß bei Sr. Churf. Durchlaucht gegen Dero Churf. Gemahlin erreget? Durch was Mittel und auf was maße dieſes geſchehen? Wer ihr hierbei beiräthig geweſen? Und wen ſie diesfalls vornehmlich gebraucht? Ob ſie nicht, den Haß beſtändig zu unterhalten, nebſt der Zauberei auch ſich dieſes Mittel bedient, daß ſie Höchſtgedachter Churf. Durchlaucht Fr. Gemahlin, bei Sr. Churf. Durchlaucht vielfältig verunglimpffet und durch ihre Tochter verunglimpffen laſſen? Ob ſie nicht inſonderheit am 24. Februar des 1694. Jahres zu Pilnitz den hefftigen Unwillen bei Sr. Churf. Durchlaucht gegen Dero Fr. Gemahlin Churf. Durchlaucht erwecket? Ob ſie nicht, nebſt ihrer Tochter, der Gräffin v. Rochlitz, Se. Churf. Durchlaucht damals immer mehr und dahin gereitzet, daß die Frau Gemahlin fort und nacher Freyberg geſchafft werden ſollen?“

Auch das erwähnt das erſte Urtel: daß „ebenmäßig nach dem Tode der Gräffin mit denen teufeliſchen und zauberiſchen Mitteln und Künſten noch immer fortgefahren worden, dahero nicht geringer Verdacht erwächſet, daß nicht allein des Churf. Portrait mit einem geſpaltenen Pensee Bande, ſondern auch in pappier eingewickelte Haare und des Churf. Haarband der Leiche mitgegeben, dieſes auch ungeachtet es auf einrathen derer Herren

Leib Medicorum (!) einmahl abgenommen, dennoch derſelben wieder angethaen und ſonſt allerley Ding in Sarg geleget worden.“ Doch richtete man hierauf keine peinliche Frage.

Dagegen beſchäftigte man ſich viel damit, daß die Generalin ihre Tochter dem Kurfürſten proſtituirt und darin das Verbrechen der Kuppelei begangen habe. Daß dabei Gewinn geſucht worden ſei, wollte man aus den Vortheilen erweiſen, welche die Familie aus dem Verhältniſſe gezogen. Die Generalin hatte angeführt, daß ſie die Familiarität des Kurfürſten mit ihrer Tochter nicht verwehren können, ſie aber keineswegs des Vortheils halber zugelaſſen habe. Aus dem Umſtand, daß ſie (zu ihrer Entſchuldigung gegen einen andern Vorwurf) angeführt, der erſte Beiſchlaf ihrer Tochter mit dem Kurfürſten ſei nicht eher, als da das Eheverlöbniß mit Haxthauſen wieder aufgegeben, und zwar im October des erſten Regierungsjahres des Kurfürſten geſchehen, zog man den nicht ganz ſichern Schluß, ſie müſſe „von berührtem Beyſchlaff gute Wiſſenſchaft gehabt haben.“ Als wenn ſie die Sache nicht erſt ſpäter hätte erfahren können! Die Nitſchin hat allerdings ausgeſagt, der Kurfürſt habe zu der Gräfin geſagt: „Billgen, es wäre mit unſer inclination nicht ſoweit kommen, wenn nicht deine Mutter gethan; die iſt capable, einem alles zu überreden.“ Wann und mit Bezug worauf das geſagt worden, iſt aber nicht zu erſehen. Von Seiten der Vertheidigung wird dagegen behauptet, die Bekanntſchaft des Kurfürſten mit dem Fräulein ſei längſt ſchon angeknüpft geweſen, bevor die Mutter davon Kunde erhalten; ſobald ſie etwas davon gemerkt, habe ſie heftig dawider geſprochen und ihre Tochter in „ſcharfer Zucht und genauer Obſicht“ gehalten. Der Kurfürſt ſelbſt habe oftmals darüber geſcherzt, wie die Mutter von der Tochter hintergangen worden ſei. Sie habe ihre Tochter ſelbſt wegſchaffen wollen und ſei vom Kurfürſten deshalb bedroht worden. Nun mag man billig dahingeſtellt ſein laſſen, wie viel daran begründet und ernſtlich gemeint geweſen. Gewiß ſcheint, daß die Generalin, nachdem das Verhältniß zwiſchen dem Kurfürſten und ihrer Tochter entſchieden hervorgetreten, alles aufbot, es feſt und nutzbar zu machen. Sie begleitete die Tochter, wenn ſie des Abends zum Kurfürſten aufs Schloß ging, und ließ ſie daſelbſt, ſetzte ſich, nach eignem Bekenntniß, wenn die Tochter bei dem Kurfürſten im Bett lag, vor daſſelbe und „ſegnete es beim Abſchiede mit gemachten Kreuzen ein," wie ſie ſelbſt ſich ausdrückte. Sie machte den Kurfürſten auf das Beiſpiel Ludwig's XIV. aufmerkſam und forderte ihn zur Nachahmung deſſelben auf. Die Nitſchin ſagt aus: „Als die Gräfin ſchwanger geweſen, hat ſich der Kurfürſt im Kopf gekratzt und zu mir geſagt, daß dies Kind heimlich ſolle aufgezogen werden; die Generalin aber hat gemeint, ſie gebe ein ſolches Kind der Canaille nicht in die Hände; der Kurfürſt ſolle es machen, wie der König in Frankreich. Dieſelbe Nitſchin verſichert auch, daß die Generalin zur Gräfin geſagt: „der Kurfürſt muß dich vor ſeine Frau halten, du mußt es ihme ſagen, Er muß alles thun, was du haben willſt, es iſt nur umb ein Sturm zu thun, ſonſt werden dich die Leute vor ſeine Hure halten." Das erſte Urtel ſchrieb daher folgende peinliche Fragen mit der Schärfe vor: „Ob ſie nicht anfänglich Sr. Churf. Durchlaucht ihre Tochter zur fleiſchlichen Vermiſchung proſtituiret und hierzu Anlaß gegeben und Vorſchub geleiſtet? Was ſie eigentlich vor Gelegenheit darzu gegeben? Wann und wie ſolches zuerſt geſchehen? Ob ſie ſolches nicht auch um Gewinnſt willen und darum gethan, damit ſie hiervon ein gewiſſes haben, und nebſt denen ihrigen groß gemacht werden möchte? Ob ſie nicht eben um Verſtattung des Beyſchlafes mit ihrer Tochter wirklich etwas, und wie viel bekommen?“

Wie man die Angelegenheit des Eheverſprechens und die ſpäteren Intentionen nahm, dürfte am beſten aus den im Urtel vorgeſchriebenen, darauf bezüglichen ſcharfen peinlichen Fragen hervorgehen: „Ob ſie nicht ferner das Werk dahin zu richten ſich angelegen ſeyn laſſen, daß ihre Tochter zur Churf. Gemahlin angenommen und declariret werden ſolte? Ob ſie nicht deswegen verlanget, daß die vermeynte Ehepacta aufgerichtet worden? Wer ihr hierzu beyräthig geweſen? Ob nicht ihr Eidam, der **Hofrath von Beichling**, den Vorſchlag gethan? Ob nicht derſelbe, auf ihr Verlangen, beſagte vermeynte Ehepacta abgefaſſet? Ob er nicht auch die Schriften, wodurch, daß ein Mann zu einer Zeit zwei Weiber haben möge, ausgeführet werden ſollen, und welche bei dem Ober-Consistorio übergeben worden, gefertiget, oder doch anfertigen laſſen? Weſſen Rath und Beihilfe eigentlich darbei gebraucht worden? Ob nicht in angeregten ſogenannten Ehepactis das datum zurückgeſetzt und hierdurch ein vorſezliches Falsum begangen worden?[1]) Wer dieſes zu thun an die Hand gegeben und ausgeübet? Ob es nicht Inquisitin alſo begehret?[2]) Ob nicht dieſes von Ihr zu dem Ende geſchehen, damit, wann, daß

---

[1]) Den erſten Theil dieſer Frage hatte die Angeklagte ſchon eingeräumt und der zweite Theil war eigentlich eine Rechtsfrage.

[2]) Wenn die Angeklagte auf die beiden erſten Fragen nach Wünſchen geantwortet, wie konnte ihr da noch dieſe vorgelegt werden? Logiſch mußte dieſe Frage vor der vorhergehenden kommen, welche nur anzuwenden war, wenn jene verneint wurde.

Se. Churf. Durchlaucht zu einer Zeit 2 Gemahlinnen haben möchte, nicht zu behaupten, dennoch ihre Tochter als die erſte bleiben, auch der rechten Gemahlin und jetzigen Frau Witwe Churf. Durchlaucht verſtoßen werden müſſen? Ob nicht es bei Ihr weiter die Meinung gehabt, daß ſodann ihre Tochter die alleinige regierende Churfürſtin ſein ſolte? Ingleichen daß die Kinder, welche ſodann mit ihr etwan erzeuget würden, auch die Succession in der Chur haben ſollten? Ob nicht der Vorſaz geweſen, die jezo regierende Churf. Durchlaucht Selbſt von der Succession der Chur auf ſolche maße auszuſchließen? Wer auf dieſes alles dergeſtalt den Vorſchlag gethan, und es ſowohl mit falſchem dato in denen Ehepactis, als ſonſten, alſo einzurichten gerathen? Ob es nicht abermahl Inquisitin Eidam, der Hofrath von Beichling, geweſen?[1] Ob nicht derſelbe unter andern hierbei dieſe Reden geführet, daß auf ſolche maße Se. Churf. Durchlaucht Dero Geheimden Räthen ſagen könnte, ſie wollten Sich nach ihren Geſezen richten laſſen; wenn er ja nicht 2 Weiber haben ſolte, ſo müßte man ihm doch die Gräffin als die erſte laſſen?[2] Ob er nicht ebenmäßig Inquisitin unterrichtet, daß die Gräffin, ob ſie gleich mit Sr. Churf. Durchlaucht durch prieſterliche Hand nicht copuliret, dennoch um der bloßen von Sr. Churf. Durchlaucht beſchehenen Declaration halber vor eine rechtmäßige Gemahlin zu halten, weil die prieſterliche Copulation eine bloße Kirchen-Ceremonie?[3])“

---

[1] Dieſem wollte man alſo ſichtlich zu Leibe. Wenige Jahre darauf war er Großkanzler und Reichsgraf.

[2] Das Hinderniß lag alſo bei den Geheimen Räthen und deren Geſezen.

[3] Der mittelalterliche Begriff des matrimonium conscientiae war im Spiele und blickt in der That aus einigen Wendungen des

Ungeachtet nun in dieſer Weiſe der Generalin das Verhältniß ihrer Tochter zu dem Kurfürſten und die darauf angeblich gegründeten weiteren Prätentionen zu ſo ſchwerem Vorwurf gemacht wurden, machte man ihr doch auch wieder zu gleichem Vorwurf, daß ihre Tochter dem Kurfürſten nicht treu geweſen ſein ſollte. Sie ſollte mit peinlicher Schärfe befragt werden: „Ob nicht Inquiſitin, ungeachtet ſie ihre Tochter vor eine Churf. Gemahlin geachtet und über der jezigen Frau Wittben Churf. Durchlaucht erhoben und an deren Stelle als regierende Churfürſtin geſezt wiſſen wollen, dennoch geſchehen laſſen, daß ſie mit andern fleiſchlich zugehalten? Wer dieſelben eigentlich geweſen? Ob nicht die Gräffin inſonderheit mit dem Oberſten Klemm ſich vermiſchet und derſelbe ihres, der Gräffin, Kindes Vater ſei?[1])“ Dieſer Oberſt Klemm hatte die Gräffin Rochlitz als ein junges Mädchen gekannt und öfters mit ihr geſcherzt. Die Generalin hat nicht in Abrede geſtellt, daß er 1693 und 1694 zuweilen zu ihrer Tochter gekommen und wol Stunden lang allein bei ihr geweſen, hat aber beharrlich geleugnet, daß dabei etwas Unrechtes vorgekommen. Sie ſelbſt habe dieſe Beſuche, der Nachrede halber, gemißbilligt, was auch ſehr wahrſcheinlich iſt. Uebrigens hat der Kurfürſt um dieſelben gewußt und ſoll, nach der einen Angabe, darüber geſcherzt, nach einer andern, der Rochlitz ein Paar Ohrfeigen deshalb gegeben haben. Die Generalin bewies ferner, daß der Oberſt und

---

Ehegelöbniſſes hervor. Indeſſen ſchließt doch dieſes Ehegelöbniß alle Succeſſion ausdrücklich aus und geht von der Vorausſetzung einer neben der Neitſchütz zu nehmenden ſtandesmäßigen Gemahlin aus. Das ſcheinen die Urtelsverfaſſer ganz zu ignoriren.

1) Leztere Frage hätte doch höchſtens dann einen Sinn gehabt, wenn man die Rochlitz ſelbſt fragen konnte.

Oberkriegscommiſſar Johann Friedrich Klemm zur Zeit der Empfängniß des von dem Kurfürſten als das ſeine anerkannten Kindes außer Landes und bei der Armee geweſen. Behauptet ward im Publicum, daß dieſer Klemm mit der Neitſchütz, ſchon ehe Harthauſen ſich ihr zuwendete, heimlich verlobt geweſen ſei und daß ſie ihm, jedoch vor ihrer Erhebung zur kurfürſtlichen Favorite, ein Kind geboren habe, was in ein polniſches Kloſter gebracht worden ſei. Sie hätten ihren Umgang aber auch ſpäter fortgeſetzt, von der Kuhlau begünſtigt; endlich aber ſeien die Domeſtiken dahintergekommen und dadurch hätte es die Generalin erfahren, welche die Sache ihrem jüngſten Sohne, dem Kammerherrn, dem einzigen von der Familie, der ſich in ihr Treiben gemiſcht zu haben ſcheint, und ihrem Schwiegerſohne Beichling mitgetheilt habe. Dieſe hätten es, die Schuld auf die Kuhlau ſchiebend, dem Kurfürſten zu Moritzburg in Gegenwart der Rochlitz mitgetheilt, worauf er dieſe heftig zur Rede geſetzt und in der erwähnten Weiſe geſtraft habe. Jedermann habe nun an ihren Sturz geglaubt; allein der Kurfürſt habe ſich mit ihr ausgeſöhnt und ſie noch zärtlicher geliebt, als vorher. — Uebrigens ſagte die Nitſchin, die von der Vertheidigung aus fortwährend als eine lügneriſche und meineidige Perſon bezeichnet wird, auch noch aus, daß verſchiedene Cavaliers bei der Gräfin aus- und eingegangen, „deren einſtens zwei zugleich ſie, und zwar der eine in der Küche, der andere in der Stube, jedoch alſo daß einer von dem andern nichts gewußt, bedienet.“ Schon die Unvorſichtigkeit ſolches Beginnens in einem von Dienſtleuten überfüllten Hauſe macht es höchſt unwahrſcheinlich.

Doch das Urtel geht weiter im Unſinn. Es beſtimmt ſcharfe peinliche Fragen: „Ob nicht Inquiſitin auch nach ihrer Tochter Tode mit denen in ihrem Leben getriebenen teufliſchen Mitteln und Künſten fortgefahren? Ob ſie nicht zu dieſem Ende des Churf. Haarband, portrait und andere Sachen der Leiche mit in den Sarg gegeben?“ Konnten die Urtelsverfaſſer im Ernſte glauben, die Generalin habe den Tod des Kurfürſten gewünſcht. Das Gegentheil nahmen ſie doch gleich in den folgenden Fragen an, die ſich auf die Angelegenheit der Kuhlau bezogen und gleichfalls mit der Schärfe exequirt werden ſollten: „Ob nicht Inquisitin nach ihrer Tochter Tode Sr. Churf. Durchlaucht die Kuhlau, ungeachtet ſie eine ehelich Verlobte, prostituiret? Ob ſie es nicht ſo weit gebracht, daß Se. Churf. Durchlaucht wirklich dieſelbe fleiſchlich erkannt? Ob nicht dieſes zu dem Ende geſchehen, daß die Churf. Fr. Wittwe weiter verfolget werden, und ſie, Inquisitin, gleichſam eine Gewalt über Se. Churf. Durchlaucht behalten, und die übrigen noch ferner groß zu machen, ſowohl ſonſt ihren Frevel auszuüben Gelegenheit haben möchte? Ob ſie nicht mehr ermeldeter Kuhlauin die Säckchen, welche ihre Tochter getragen und bei ſich gehabt, zu dem Ende umhängen laſſen, damit bei Sr. Churf. Durchlaucht gegen ſie die Liebe ſo groß und heftig, als hiebevor gegen ihre Tochter, die Gräffin, ſein möchte.“

Nur mit Daumſtöcken und Schnüren ſollte ſie über einige weitere Punkte befragt werden, welche nicht in die Capitel der Zauberei oder hohen Politik einſchlugen, aber reellerer Natur waren. Von den Kaufleuten zu Leipzig ſoll die Gräfin, wie es ſcheint, um ſie gegen die Privilegien der Innungen zu ſchützen, 24,000 Thlr. erpreßt[1]) und davon ſoll die Generalin, weil ſie jenen das

---

1) Näheres unten.

Wort geredet, 800 Thlr. bekommen haben. Der Oberaufſeher Oehmichen hatte ihr zweimal 800 Thlr. geſchickt, „daß ſie den Churfürſten eines und das andere unterſchreiben laſſen.“ Der Freiherr von Hoym[1] ſoll ihr 2000 Thlr. verſprochen und 1000 Thlr. wirklich bezahlt haben, damit ſie ihm die ſchriftliche Vertheidigung, ſtatt mündlichen Verhörs, verſchaffe. Einige andere Fälle betrafen nur die Gräfin, wurden aber auch in der Liſte der Verſchuldungen ihrer Mutter mit aufgeführt, wie denn das Urtel durchgängig beides nicht ſcharf auseinanderhält. So hatte ein Kaufmann Wolfgang Jocher, der von der Kammer zu 2000 Thlr. Strafe condemnirt war, darüber einen Wechſel ausſtellen müſſen; der Kurfürſt hatte der Gräfin die Strafgelder der Kaufleute geſchenkt und ſie hatte bei dem Kaufmann für 1300 Thlr. Waare entnommen und ihm das Uebrige bis auf 92 Thlr. erlaſſen. Die auf dieſe Dinge bezüglichen Fragen lauteten: „Ob nicht Inquiſitin zu der, von ihrer Tochter wider die Handelsleute zu Leipzig ausgeübten Concussion Rath und Anſchlag gegeben? Oder von wem dieſes ſonſt geſchehen? Ob ſie nicht andere Leute mehr concutiren helfen? Wer dieſelben eigentlich geweſen? Wie und auf was maße ſolche concussiones zum Werke gerichtet worden? Ob ſie nicht von demjenigen, was dergeſtalt erpreſſet worden, einen gewiſſen Antheil gehabt, und wieviel ſie eigentlich davon genoſſen? Ob ſie nicht gegen Annehmung gewiſſer Geſchenke Se. Churf. Durchlaucht dahin gebracht, daß Sie abolitiones vor Delinquenten unterſchrieben, unbetrachtet, daß hierdurch die Uebelthaten ungeſtraft blieben? Ob ſie nicht dergleichen inſonderheit wegen Oehmichens[1]), und daß er ſeiner Münz-Parthiererei halber, wie auch ſonſt derer aus der Miliz-Cassa erhobenen großen Summen, ohne Strafe und Verantwortung ſein ſollte, bewerkſtelliget? Vor wen dergleichen mehr geſchehen.“

---

[1] Bd. II, S. 324—25.

Endlich wollte man ſie noch über Folgendes befragt wiſſen: „Ob ſie nicht nach ihrer Tochter, der Gräfin, Tode deren hinterlaſſene Baarſchaft, auch Juwelen und andere pretiosa, inſonderheit die in das Churfürſtliche ſogenannte Grüne Gewölbe gehörige Schnur Perlen, ſowohl Documenta und Scripturen weggeſchaffet? Ob nicht ſolche Wegſchaffung damals geſchehen, als die Wache vor ihrem Hauſe zu einem unnatürlichen Schlafe gebracht worden?[2]) Wohin ſie dieſes alles bringen laſſen? Ob ſie hiervon etwas und wohin vermauern laſſen? Wer ihr hierzu beiräthig und behilflich geweſen?[3]) Ob nicht unter andern die Kammer-Räthin von Arnim[4]) ihr hierunter Vorſchub und Hilfe geleiſtet? Was ſie allenthalben mehr dabei gethan und ihr darum bewußt ſei?“

---

[1]) Er war Oberaufſeher der kurfürſtlichen Holzflößen.

[2]) Sie waren eingeſchlafen und man glaubte, das ſei durch Zauberei bewirkt worden. Wahrſcheinlicher durch Branntwein.

[3]) Sie ſelbſt leugnete allerdings nicht, daß der kurfürſtliche Parforcejäger Ziegler gleich nach dem Tode des Kurfürſten zu ihr gekommen und ihr gerathen habe, ihre Sachen bei Seite zu ſchaffen. Aber bezog ſich das auf die Sachen der Gräfin? Der weitere Verdacht beruhte nur darauf, daß man nicht ſo viel Geld bei dieſer gefunden, als man erwartet. Aber war denn die Gräfin eine gute Wirthin? Und war denn nicht gleich nach ihrem Tode verſiegelt worden? Die Perlenſchnur wollte die Kitſchin noch kurz vor dem Tode der Gräfin bei einer Kindtaufe an ihr geſehen haben. Jener Ziegler wurde übrigens ein Liebling August's II. und Oberaufſeher ſeiner Gewehrkammer. Er beſaß ein eigenes Haus in Dresden. Sein Sohn wurde Major.

[4]) Sie war Hofmeiſterin der Rochlitz.

Großmüthig unterließ es das Urtel, die Generalin auch noch wegen angeblich früher getriebener „Oberhurerei und Ehebruch*)," ferner weil ſie „gewiſſe Dames und andere Weiber unfruchtbar gemachet, oder bei ereignetem ſchwangerſein die Frucht im Mutterleibe getödtet haben," auch die Kurfürſtin durch vergiftete Handſchuhe ums Leben zu bringen willens geweſen ſein ſollte, befragen zu laſſen. Theils waren die Sachen verjährt, theils fehlte es an jedem Schatten eines Beweiſes.

Daß die Gräfin eine leichtſinnige und üppige, die Generalin eine herrſch- und habſüchtige Perſon geweſen und daß beide ſich durch alle Mittel in einer ihren Leidenſchaften und Paſſionen ſchmeichelnden Stellung, deren Unſittliches und Ehrloſes über dem glänzenden Beiſpiel des franzöſiſchen Hofes vergeſſen ward, zu behaupten ſuchten, iſt nicht zu leugnen. Nachdem ſie aber geſtürzt waren, fiel auch alles über ſie her und es ſind jedenfalls eine Maſſe Beſchuldigungen auf ſie gehäuft worden, welche völlig grundlos oder höchſt übertrieben, oder in falſches Licht geſtellt waren. Dabei hat die Unterſuchung, die in allem Schmutze der von alten und jungen Weibern getriebenen Zauberpoſſen herumwühlt, ſich ſehr wohl gehütet, auf die viel wichtigeren Punkte der von Beichling zu Wien geführten Unterhandlungen, auf die Beziehungen zur katholiſchen Kirche und ähnliche verfängliche Dinge einzugeben.

---

*) Deſſen ſollte ſie Schöning beſchuldigt haben und zwar, daß die Rochlitz eine Frucht dieſes Ehebruchs ſei. Man hat ſogar den Kurfürſten Johann Georg III. als den Vater bezeichnet, um das ganze Verhältniß noch ſchauerlicher zu machen, ungeachtet ſchon die Ungnade, in welcher die Neitſchütz bei dieſem Fürſten ſtanden, dagegen ſpricht, auch die Enthüllung dieſes Umſtandes das beſte Mittel geweſen wäre, Johann Georg IV. jede Verbindung mit der jüngern Neitſchütz zu verleiden. Uebrigens hatte Schöning Grund, den Neitſchützens zu grollen, wenn es wahr iſt, daß ſie ſeine Verhaftung zu Teplitz veranlaßt.

Der ganze Vorgang wirft helle Lichter auf die abergläubiſchen Vorſtellungen, welche damals noch unter den höheren Ständen und ſelbſt bei gelehrten Richtern verbreitet waren. Wir tragen in dieſer Beziehung noch einiges nach. Die Generalin ließ ſich öfters wahrſagen, Träume deuten und „den Planeten leſen.“ Sie glaubte, wenn eine Perſon den Richter eher ſehe, als er ſie, ſo könne ihr nichts gethan werden. Die Gräfin hatte „ein gewiſſes Pulver, ſo von ſolcher Kraft, daß, wenn man es einem auf den Kopf ſtreuete, derſelbe nicht böſe auf ihr ſein könnte, welches Pulver denn aus einer Muſcaten, ſo die Gräfin dreimal verſchlucket gehabt und durch ſich gehen laſſen, war.“ Die Lindnerin[1] hatte dem General Neitſchütz „eine ſonderliche Mußcate, welche, wenn man ſie bei ſich trüge, ſehr gut,“ der Generalin aber ein Zettelchen mit Ziffern, „welches gut zum Spielen,“ zugeſtellt. Bei der Frau des Generaladjutanten[2] Goſſert fand man mit dem Petſchaft der Generalin verſiegelte Liebesbriefe und dabei 3 rothe Säckchen, worin allerhand Leinen, mit Blut befleckte kleine Fleckchen, 3 Korallen, ein Zettelchen von Jungferpergament, worauf unbekannte Worte und Charaktere ſtanden, ein Häutchen, ſo dem Anſchein nach ein Kind mit auf die Welt gebracht, das Bildniß S. Anastasii auf Pergament mit der Unterſchrift: «effigies Sancti Anastasii Mart. ord. Cam. cujus aspectu fugari Daemones morbosque curari Acta duor. Concilior.

---

[1] Anna Margaretha Lindner, Frau des Cornet Tobias Lindner, früher Kammerfrau bei der Generalin.

[2] Dieſer Titel bezeichnet nicht die heutige hohe Charge, ſondern ward damals einer diſtinguirten Claſſe von Unterofficieren gegeben, einer Art Feldwebel.

testantur“, das Bildniß des Heilandes auf rothem Taffe gedruckt, ein Papierchen, worin ein Blatt von einer rothen Blume und ein mit Blut beſlecktes leinenes Fleckchen war; hielt das alles für ſehr verdächtig und vermuthete, daß es von der Generalin, mit den Briefen, der Gaſſertin zur Aufbewahrung anvertraut worden. Der Mann der Gaſſertin, Johann Gaſſert, der zur Zeit jener Hausſuchung in Campagne geweſen, bezeugte aber am 16. Februar 1695 ſchriftlich[1]), daß alle dieſe Sachen dem vorigen Manne ſeiner Frau, Hans Jakob Anderſohn, Kurf. Leibbedienten, gehört hätten. Dieſer hätte ihm geſagt, die Säckchen wären gut „vor böſe Leute und andere Unglücksfälle, ſonderheit aber wegen ſtürzung der Pferde, ſo mans bey ſich trüge, it. wenn ein Pferd verſchlagen oder ſonſten aufſtößig, davon eingegeben, auch denen Pferden davon in die Zäume und Halſtern genehet, könnte keines bezaubert oder beſchrien werden.“ Die andern Sachen, namentlich die Bilder, hätte derſelbe Anderſohn, ſoviel er wiſſe, von der ſeel. Fräul Schweſter der Fr. Generallieutenantin von Neitſchütz, ſo katholiſch geweſen, bekommen. Dieſer Gaſſert ſollte gleichwohl auch mit den Daumſtöcken befragt werden; es ſoll aber die Vollſtreckung des Urtels bei ihm vergeſſen worden ſein. Seine Frau ſtarb im Gefängniſſe. Die Agnes Krappin und die Kammerfrau der Gräfin, Eliſabeth Nitſchin, deren Ausſagen der Generalin mit am meiſten geſchadet, wurden jede mit Staupenſchlag des Landes auf ewig verwieſen und die Nitſchin iſt noch vor völligem Austrag der Sache geſtorben[2]). Der Scharfrichter Vogel ſtarb nach ausgehaltener Tortur im

---

[1]) Zuerſt mitgetheilt bei Schletter a. a. O. S. 238 ff.

[2]) Das Informaterkenntniß bezeichnet ſie ſchon als todt.

Gefängniſſe. Der Cornet Lindner und ſeine Frau kamen (28. Jan. 1695) an den Pranger. Mit ihnen ſtand auch die ſogenannte Traum-Maria, eigentlich Maria Thannerin geheißen, jedenfalls eine Traumdeuterin. Dieſe ward auf 6 Jahre des Landes verwieſen. Aehnliche Schickſale mögen noch manches untergeordnete Werkzeug in dem großen Trughandel betroffen haben.

Nicht in die phantaſtiſchen Zauberpoſſen, aber deſto mehr in die Geldoperationen verflochten war deſ Secretair der Gräfin, Chriſtoph Heinrich Engelſchall. Aus dem Urtel der leipziger Schöppen erſehen wir über das ihm zur Laſt Gelegte Folgendes. Er habe den vorigen Güter-Beſtäter zu Leipzig, welcher 100 Thlr. Salar gehabt, unter dem Vorgeben, als wolle er ohne Beſoldung dienen, von ſeinen Verrichtungen verdrängt und dennoch jährlich 250 Gulden für ſelbige erhalten, den Dienſt aber nachläſſig und untreu beſorgt. Er habe bei dem Commercien-Commiſſariat pflichtwidrig und eigennützig gehandelt. Er habe den Kammer-Präſidenten Freiherrn von Hoym, durch Verſprechung eines Antheils an weggenommener Contrebande, zu ungerechtfertigten Confiscationen verleitet, die contrebandirten Waaren zu niedrig taxirt, auch wol unter fremdem Namen ſelbſt angekauft. Er habe Johann Bellontier ſeinen in der Michaelismeſſe 1692 begangenen Accisunterſchleif[1], gegen 15 Ducaten, vertuſchen helfen. Er habe, für bedungene Geſchenke, mehreren Perſonen, durch Hoym, zu Aemtern und Pachtungen verholfen. In der Unterſuchung gegen Hoym habe er, mittelſt der Gräfin von Rochlitz, dem Kurfürſten einen Befehl zur Unterſchrift „unterzuſchieben getrachtet.“ Er habe die Directions-Commiſſion durch falſche Beſchuldigungen gröblich angegriffen. Er habe, gegen nicht geringe Geſchenke[1]), Johann Gottfried Wichmannshauſen's Loslaſſung aus der Haft, wie auch Befehle, daß wider ihn in der Wizmanniſchen Wechſelſache[2]) von dem Oberhofgerichte nicht nach Wechſelrechte möge verfahren werden, zuwege gebracht. Er habe den Seidenhändlern zu Leipzig neue Privilegien wegen des Tuchhandels, unter Erpreſſung einer großen Summe Geldes für die Gräfin, verſchafft, den alten Rechten der Tuchhändlerinnung zuwider, für welche dieſe einen jährlichen Erbzins an die Rentkammer gezahlt. Er habe Solche darunter, die das Privilegium gar nicht gemocht, zu deſſen Annahme genöthigt. Er habe Kaufleute, unter dem Vorwande, daß ſie ſich wider das Privilegium der Tuchmacher vergangen, zu Erlegung großer Summen gezwungen. Aehnliche Concuſſionen habe er auch in Betreff der Münzverbrechen begangen und ſich deshalb mit dem Münzfiscal zu Leipzig, David Pfaffen, verſtanden. Manche von dieſen Sachen, namentlich die Münzſachen, Contrebandeſachen, die zu niedrigen Taxationen, die Angelegenheit der Güterbeſtäterei wurden jedoch von den Schöppen für nicht genugſam erwieſen erklärt. Dagegen konnte er nicht leugnen, daß er einen kurfürſtlichen Befehl, welchen Wolfgang Jocher wegen Zurückgabe ſeines auf 2000 Thlr. ausgeſtellten Wechſelbriefes erwirkt gehabt[1]), an ſich genommen und nicht eher ausgeantwortet, als bis ihm 100 Thlr. gezahlt worden. Die Wichmannshauſenſche Sache blieb auch ſtehen. Ebenſo die Sache mit den Tuchhändlern, wobei man ſo verfahren zu ſein ſcheint, daß man von Kramern, welche, ohne Tuchhändler zu ſein, Tuche ausgeſchnitten haben ſollten, ohne gehörige Unterſuchung Strafen eintrieb und ſie dadurch nöthigte, Abolition und Conceſſion zu ſuchen. Das ſoll der Gräfin 12,500 Thlr., aber auch Hoym und Engelſchall reiche Spenden eingebracht haben. In ähnlicher Weiſe zwang man den Seidenhändlern mindeſtens 8000 Thlr. ab. Er wurde mit Staupenſchlag des Landes auf ewig verwieſen.

---

[1] Derſelbe betraf Safran und Bellontier beſchwor, daß ein abſichtsloſes Verſehen zu Grunde gelegen.

---

[1]) Er bekam 100, die Gräfin 1000 Thlr.

[2]) Es betraf einen an Johann Ludwig Wizmann ausgeſtellten und an Johann David Rievet indoſſirten Wechſel auf 7080 Thlr., und der Hofrath von Beichling ward durch Verſprechung eines ſechsſpännigen Zuges 10 Viertel hoher Pferde beſtochen, deshalb an ſeinen Vater, den Oberhofrichter, zu ſchreiben.

Daß die Gräfin von Rochlitz, ihre Schönheit abgerechnet, wenig Einnehmendes und Gewinnendes beſaß, oder doch ihr Treiben ſich nicht wohl in milderem Lichte, als hier geſchehen, darſtellen ließ, mag auch daraus geſchloſſen werden, daß in den ziemlich zahlreichen, wenn auch meiſt ſehr ungenauen und dürftigen Mittheilungen über ſie doch eigentlich nirgends ein günſtigeres Bild von ihr hervortritt. Das Meiſte und Beſte hat der fleißige und tüchtige Sammler und Forſcher der ſächſiſchen Geſchichte, Johann Friedrich Klotzſch, zuſammengebracht, aber nur handſchriftlich niedergelegt, welches Mannſcript ſich auf der dresdener Bibliothek befindet und 1780 vollendet worden iſt. Was derſelbe Schriftſteller im 10. Bande der Sammlung vermiſchter Nachrichten zur ſächſiſchen Geſchichte 1775 darüber veröffentlicht hat, iſt nur ein kurzer und bemeſſener Auszug daraus. — Chriſtian Friedrich Hunold, der unter dem Namen Menantes, in geſchmackloſer, hochtrabender Weiſe, allerlei Vorgänge an „europäiſchen Höfen“ ſchilderte, nahm darin auch die Begebenheiten der Gräfin von Rochlitz unter dem Titel: „Traurige Liebesgeſchichte des Durchlauchtigſten Herzog Albions und der Prinzeſſin Marchiana“ auf[1]). Die Gräfin Rochlitz erſcheint hier als Adoſinia von Regismond. Der Mann hatte nur eine ganz oberflächliche Kenntniß von den Hauptzügen der Begebenheiten und ſeine Helden haben nicht das mindeſte individuelle Leben. Und ſelbſt hier wird alles Licht auf die Kurfürſtin und faſt nur Schatten auf die Reitſchütze ergoſſen. — Pöllnitz erzählt in ſeinem Galanten Sachſen einige Anekdoten in Betreff dieſer Angelegenheit, welche, wie im Einzelnen unrichtig[2]), ſo in manchen Hauptſachen unwahr ſind[3]). — Daſſelbe gilt von dem „Hiſtoriſchen Mancherlei“, welches, von „alten Papieren unverändert abgedruckt“, in Büſching's ſonſt ſo werthvollen Magazin für die neue Hiſtorie und Geographie (VIII, 461 ff.) abgedruckt iſt. Von einzelnen Unrichtigkeiten dieſes Aufſatzes erwähnen wir, daß er Beichling's Vater mit einer Reitſchütz verheirathet und, ſtatt des Sohnes, zum Schwager der Rochlitz macht. Er läßt den Kurfürſten Johann Georg IV. nicht blos den von ſeinem Vater „bei der Kammer nachgelaſſenen ſchönen Vorrath“ verſchwenden, ſondern noch etliche

---

[1] Das war eben der Wechſel, den die Gräfin mit 1392 Thlr. ebmachte.

---

[1]) Europäiſche Höfe I, 184 ff.

[2]) Er macht die Mutter zu einer Gräfin von Rochlitz und läßt ſie zum Galgen verurtheilt werden, aber vor Vollſtreckung des Urtheils ſterben.

[3]) Die heftige Scene in Pillnitz, welche daher kam, daß die Kurfürſtin ſich bitter beklagte, als eine ihrer Hofdamen wider ſie bei der Generalin Schutz geſucht, ſchmückt er ſo übertrieben aus, daß er den Kurfürſten ſeine Gemahlin im Bette mit dem Degen überfallen läßt.

Tonnen Geldes neue Schulden machen. Er läßt ihn, ſtatt 2½, 4 Jahre regieren. Er ſetzt einen Superintendenten in Oſchatz ein, welcher nie exiſtirt hat. Er läßt Schöning, welcher im Juni 1692 in Teplitz verhaftet ward und bis zum Auguſt 1694 auf dem Spielberg ſaß, in dieſer Zeit die Kriegs-, Staats- und Geldſachen in Sachſen dirigiren und dabei eine unmäßige Gewalt ausüben. Er läßt Beichling an dem Sturze ſeiner Schwiegermutter und Schwägerin, ſtatt an deren Erhebung, arbeiten. Er läßt den Ober-Conſiſtorial-Präſidenten von Knoch, welcher die ungern wieder angenommene Stelle freiwillig abtrat, mit Gewalt verdrängt werden. Er läßt den Proceß „viele Jahre" dauern. Er läßt den Kurfürſten zu Moritzburg krank liegen und ſterben. Im Uebrigen iſt dieſer Aufſatz eigentlich der einzige, welcher einen Verſuch macht, die Sache in ein etwas anderes Licht zu ſtellen und den Sturz der Neitſchützens[1]), ſtatt ihn lediglich aus dem Tode des Kurfürſten, der allein ſie gehoben, und aus ihrem Misbrauch ihres Glückes abzuleiten, auf äußere Feindſchaften zu ſchieben. Aber ſelbſt hier werden die beiden Damen keinesweges perſönlich in Schutz genommen. Der Verſuch ſelbſt iſt mislungen. Er läßt den Tod des Kurfürſten als einen unnatürlichen erſcheinen, der aber nicht durch Zaubermittel, ſondern durch abſichtlich oder aus Unvorſichtigkeit gereichtes Gift bewirkt worden ſei. Es ſei ganz gut mit dem Kurfürſten gegangen, ſodaß an einem Morgen die meiſten Aerzte und Hofbeamten von Moritzburg[2]) zurückgekommen und alles mit der guten Zeitung erfüllt hatten, daß der Kurfürſt außer Gefahr ſei. Um Mittag aber ſei gemeldet worden, er habe einen gefährlichen Zufall bekommen und liege in den letzten Zügen. Einer der älteſten Geſellen in der Schloßapotheke, der die letzten Arzneien für den Kurfürſten bereitet, ſei auf die Nachricht von der Gefahr des Kurfürſten ſehr unruhig worden, habe am folgenden Tage an ſeinen Beichtvater geſchickt und ihn zu ſich bitten laſſen[1], und als derſelbe nicht gekommen, ſich in der Nacht verloren, worauf er 2 Tage darauf aus der Elbe gezogen worden ſei. Von dieſer ganzen Geſchichte findet ſich in Sachſen ſelbſt und in allen gleichzeitigen Acten und Nachrichten auch nicht die mindeſte Spur. Der Tod des Kurfürſten hat in den Blattern, die ihn obendrein in einem Zuſtande tiefer Niedergeſchlagenheit befielen und deren ärztliche Behandlung damals bekanntlich grundverkehrt war, eine ſehr natürliche Erklärung. Als Motive des angedeuteten Verbrechens gibt der Aufſatz an: daß der Kurfürſt ſtark auf „Einführung der allgemeinen Acciſe im ganzen Lande und auf Pflanzung Reformirter Flüchtlinge zu Torgau mit völliger Freiheit“ gedrungen, das erſtere aber dem Adel, das zweite der Geiſtlichkeit höchſt zuwider geweſen ſei. Ferner die Unerträglichkeit der „unmäßigen Gewalt“, welche Schöning (vom Spielberge aus) geübt habe. Endlich den Neid gegen die Neitſchütze. Nun die Acciſe, bei der es ſich damals nur um die ſogenannte Landacciſe handelte, während die General-Conſumtions-Acciſe erſt zu Anfange des folgenden Jahrhunderts eingeführt wurde, fiel unter allen Landeseinwohnern gerade dem

---

[1]) Eigentlich kann man nur von einem Sturze der Generalin Neitſchütz reden. Der übrigen Familie hat die Sache nicht geſchadet.

[2]) Der Kurfürſt erkrankte zu Dresden, als er von einem Spaziergange auf dem Wall zurückkehrte und ſtarb im [illegible] Schloſſe.

---

[1] Damals gingen dergleichen Leute in ſolchen Fällen zu dem Beichtvater.

Adel am wenigſten läſtig. Sie war übrigens nicht Sache einer Privatmeinung Johann Georg's IV., ſondern der ſächſiſchen Regierungspolitik, die ſich auch unter dem Nachfolger dieſes Fürſten noch viel entſchiedener geltend machte. Außerdem hatte der Adel verfaſſungsmäßige Mittel zum Widerſtande, die er auch mit Erfolg benutzt hat, ſodaß die General-Acciſe auf die Städte beſchränkt blieb. Die franzöſiſchen Flüchtlinge, für welche die proteſtantiſche Sympathie allgemein war, konnten der ſächſiſchen Orthodoxie nicht ſo gefährlich erſcheinen. Schöning war ein Gegner der Reitſchützens und dieſe ganze Zeit über in auswärtiger Haft. In Betreff der Reitſchütze aber wäre es doch ſehr natürlich geweſen, zu erwarten, ob ſich ihre Macht auch nach dem Tode der Gräfin noch erhalten werde. Auch handelte es ſich dabei blos um die Generalin. — Haſche hat in ſeiner diplomatiſchen Geſchichte von Dresden mancherlei, wie gewöhnlich, confuſe und unkritiſche Details über die Sache. — Der Schrift des Pſeudonymen Jeimander, die aber vor der Kataſtrophe verfaßt iſt, wurde bereits gedacht. — Im Journal für Deutſchland (Jahrg. IV., S. 304 ff.) wird ein Schreiben eines kurfürſtlichen Raths vom 10. Juni 1694 über die Sache mitgetheilt, was noch ganz im erſten Eindrucke der abenteuerlichen Gerüchte verfaßt iſt. Hier wird u. A. erzählt, wovon ſich in den über dieſe Punkte ſo vollſtändigen Acten nichts findet, die Rochlitz habe in einem Gewölbe beſtändig einen Keſſel über dem Feuer hängen gehabt, worin ſich allerlei Zauberdinge befunden. Aus dem Steigen und Fallen dieſer Maſſe habe ſie das Thun und Treiben des Kurfürſten abnehmen können. Wenn die Maſſe ſich geſenkt, habe der Kurfürſt zu ihr kommen müſſen, weshalb ſie ein beſtändiges Feuer darunter erhalten, was ſie nach ſeiner Ankunſt, zu Linderung ſeiner Unruhe, vermindert habe. Der Kurfürſt und die Rochlitz hätten eine mit dem Blute Beider vermiſchte und bezauberte Paſtete zuſammen gegeſſen, welche die Wirkung gehabt, daß der Eine dem Anderen im Tode nachfolgen müſſen, ſobald die Verweſung begonnen hätte. Auch von allerlei Zauberſtücken gegen das Leben Friedrich Auguſt's weiß dieſer kurfürſtliche Rath zu erzählen. Auch gegen dieſen ſei ein ſiedender Keſſel aufgeſtellt geweſen. Die Generalin habe aber noch zum Ueberfluſſe eine Frau beauftragt, einen Topf mit Waſſer über den Weg, auf dem der neue Kurfürſt bald fahren ſollte, auszugießen. Dieſe habe aber gewöhnliches Waſſer hingegoſſen, dann nach vieler Mühe eine Audienz bei dem Kurfürſten erlangt und dieſem die Sache offenbart, worauf derſelbe perſönlich zur Generalin gegangen ſei, ſie verhaften laſſen und dabei die Geſchichte von dem Keſſel, in welchem ſein Leben einkochte, durch die Kammerfrau der Generalin erfahren habe. Derſelbe kurfürſtliche Rath läßt eine eingezogene Scharfrichterin, loco torturae, auf einem glühenden Tiſche eine Zeitlang tanzen und nach abgelegtem Geſtändniß in einen kühlen Waſſerkeſſel ſinken, und was dergleichen Unſinn mehr iſt. — Die neueſte Mittheilung über die Sache, namentlich das leipziger Urtel, jedoch ohne die von uns mitgetheilten Frageſtücke, enthaltend, brachte die angeführte Schletter'ſche Zeitſchrift.

II. Dankelmann und Wartenberg.

Wie tief das Maitreſſenweſen an fürſtlichen Höfen in die Zeitſitte der Renaiſſanceperiode eingewurzelt war und daß man es nicht blos als etwas, was ſich Fürſten erlauben könnten, ſondern als etwas zum äußern Anſtand einer fürſtlichen Hofhaltung mit einer gewiſſen Nothwendigkeit Gehöriges anſah, beweiſt am beſten das Verhältniß des erſten Königes von Preußen und der Gräfin Wartenberg. Hier ſehen wir einen Fürſten, der in geſchlechtlicher Beziehung ſtreng ſittlich und zu keinerlei derartigen Ausſchweifung geneigt, auch ſeiner ausgezeichneten, geiſtvollen Gemahlin aufrichtig zugethan war, eine unwürdige Perſon, die Frau eines Andern, zu ſeiner öffentlichen Maitreſſe declariren, um täglich in der Dämmerung, im Winter in einigen Zimmern, im Sommer in einem kleinen Garten des Schloſſes, eine Stunde lang mit ihr auf- und abzugehen.

Kurfürſt Friedrich III. von Brandenburg, der zweite Sohn des großen Kurfürſten Friedrich Wilhelm und deſſen erſter Gemahlin, Luiſe von Oranien, war am 11. Juli 1657 geboren. Schwächlich, etwas verwachſen, war er von Jugend auf ſanfter und fügſamer, als ſein

Bruder, der früh[1]) geſtorbene Kurprinz. Er beſaß große Gutmüthigkeit und erwarb, unter ſorgfältiger, von dem trefflichen Geheimen Rathe Otto von Schwerin[2]) und dem nicht minder achtungswerthen Studiendirector Eberhard von Dankelmann geleiteten Erziehung, mancherlei Kenntniſſe. Geiſtig begabt war er nicht und auch das praktiſch nüchterne Urtheil ſeines ebenſo wenig hochfliegenden Sohnes ſcheint ihm gemangelt zu haben. Von früh an bildete ſich bei ihm eine Neigung zu äußerm Glanz und prunkvollen Förmlichkeiten aus, wovon die formloſe Einfachheit ſeines Sohnes ebenſo abſtach, wie deſſen genaue Wirthlichkeit von des Vaters Gleichgiltigkeit gegen den Finanzpunkt. Schon als zehnjähriger Knabe ſtiftete er einen Orden de la générosité, deſſen Inſignien er ſelbſt entwarf und zeichnete und in der Kirche zu Altlandsberg[3]), unter den bei Aufnahme der Johanniter in Sonnenburg üblichen Ceremonien, eine Anzahl Hofleute zu Rittern ſchlug. Die zweite Gemahlin[4]) des großen Kurfürſten und deren Parteilichkeit für die eigenen Kinder erzeugten Parteiungen und Kabalen am Hofe, welche Spannung zwiſchen Vater und Sohn hervorriefen und den Letztern geneigt machten, vielfach die Gegenſeite von der zu ergreifen, auf die ſich ſein Vater geneigt hatte. Doch floß es auch aus ſeiner allgemeinen deutſch-patriotiſchen Geſinnung, daß er ſich mit Vorliebe an Oeſterreich hielt, während ſein Vater ſich eine Zeit lang von Frankreich gewinnen ließ. Auch er hat übrigens, durch den Zug der Verhältniſſe beſtimmt, ſeine Steine zum Baue der preußiſchen Größe beigetragen und in der, zunächſt von ſeiner Eitelkeit eingegebenen Annahme der Königswürde den Anſpruch erhoben, deſſen Durchführung ſeinem großen Enkel gelang.

---

[1]) In Straßburg am 28. November 1674, 19 Jahre alt.

[2]) Geb. [illegible] 1616, ward er Staatsminiſter und Oberpräſident aller Collegien, zu vielen Geſandtſchaften gebraucht, Freiherr, und † 14. November 1679.

[3]) Einer Schwerin verliehenen Beſitzung.

[4]) Die treffliche Luiſe von Oranien war am 6. Juni 1667, erſt 40 Jahre alt, geſtorben, und der Kurfürſt heirathete am 3. Juni 1668 die Prinzeſſin Dorothea von Holſtein-Glücksburg, welche am 6. Auguſt 1689, 53 Jahre alt, im Karlsbade †.

Für einen Fürſten, welcher mehr Sinn für den Prunk, als für die Wirkſamkeit der Regentenſtellung beſaß und deſſen Schwächen leicht dem Staate ſchaden konnten, war es ein beſonderes Glück, daß die erſten Jahre ſeiner Regierung unter dem Einfluſſe eines ebenſo begabten, als redlichen Miniſters verfloſſen.

Eberhard Chriſtoph Balthaſar von Dankelmann aus Lingen[1]), am 23. November 1643 geboren, in Utrecht, wo er ſchon in ſeinem 12. Jahre über eine Abhandlung de jure emphyteuseos disputirte[2]), und auf Reiſen durch England, Frankreich und Italien vielſeitig gebildet, war dem großen Kurfürſten auf einer Reiſe deſſelben nach Holland bekannt worden und ward 1663 Studiendirector des damals 5jährigen Prinzen Friedrich. Zwar klagten ſowol die Kurfürſtin, als nach deren Tode (1667) ihre Mutter, Amalie von Oranien, über die Heftigkeit, mit welcher Dankelmann das Fritzchen anfahre. Indeß ſie ſelbſt mußten anerkennen, daß er es damit gut meine. Der Kurfürſt war mit ſeinem Verfahren ſo wenig unzufrieden, daß er ihn 1665 zum Rathe, 1669 zum Hofberſtädtiſchen Regierungsrathe, 1676 zum kurmärkiſchen Regierungsrathe ernannte, ſein Entlaſſungsgeſuch mit der Aeußerung verweigerte: Dankelmann ſei vorzüglich geeignet, den Prinzen vor böſer Leute Verführung zu bewahren, ihm die Anwartſchaft auf das limburgiſche Lehen Hauſen bei Schwäbiſch-Hall verlieh und ihn zum Kammer- und Lehnsrath ernannte. Auch die Anhänglichkeit des Prinzen verlor er nicht. Sie ward unter den Wirren und Spaltungen des kurfürſtlichen Hauſes, welche die letzte Lebenszeit des großen Kurfürſten trübten, nur feſter und inniger. Dankelmann opferte ſelbſt ſein eigenes kleines Vermögen auf, um bei den durch die Chicanen der Stiefmutter entſtehenden Geldverlegenheiten des Prinzen zu helfen. Er pflegte ihn in Krankheiten mit zärtlichſter Aufopferung. So als der Winterfeldzug gegen die Schweden (1679) dem Prinzen eine lebensgefährliche Krankheit zuzog. Als derſelbe 1687 von einem Stickfluß befallen ward, ließ ihm Dankelmann, wider den Rath aller anweſenden Aerzte, eine Ader öffnen, oder that es ſelbſt, und der Prinz erklärte öffentlich, daß er nächſt Gott dem Dankelmann die Erhaltung ſeines Lebens ſchulde.

---

[1]) Sein Vater, Silveſter von Dankelmann (geb. 2. Juni 1601), † als kurbrandenb. Rath und Oberrichter 1679 und erzeugte mit Barbara von Derenthal 12 Kinder, worunter 7 Söhne.

[2]) Beſſer: Eberhard, Freiherr von Dankelmann. Berlin, 1694. 4.

Mit dem Tage, wo ſein Zögling die Regierung antrat (29. April 1688), ward der Einfluß Dankelmann's in den wichtigſten Beziehungen des preußiſchen Staates vorherrſchend und entſcheidend. Er gebrauchte ihn weiſe und edel. Er ſtellte zunächſt den Frieden in der kurfürſtlichen Familie her, indem er den Kurfürſten mit deſſen Stiefmutter ausſöhnte und einen Vergleich mit ſeinen Brüdern vermittelte. Er bemühte ſich, den ſchwiebuſer Kreis, deſſen Rückgabe an Oeſterreich der Kurfürſt noch als Kurprinz zugeſagt hatte (28. Februar 1686), unter Darlegung der Zweideutigkeit dieſes Anſpruchs, für Preußen zu erhalten, und erwirkte, unterſtützt von dem zähen und energiſchen Geheimen Rathe Paul Fuchs[1], weit günſtigere Gegenzugeſtändniſſe, als urſprünglich in Ausſicht geſtellt waren. Er beſtimmte den Kurfürſten, die alten, erfahrenen Miniſter beizubehalten[2] und allen Verdruß über frühere Vorgänge zu vergeſſen. Bereits am 20. Mai 1688 ward er zum wirklichen Geheimen Staats- und Kriegsrath ernannt und leitete nun, beſonders die auswärtigen- und Hausangelegenheiten faſt mit Alleingewicht. Er beſtärkte die Neigung des Kurfürſten, ſich, ohne gänzliche Hingabe, doch mit Liebe an Oeſterreich anzuſchließen, von deſſen einigem Zuſammenwirken mit Preußen die politiſche Bedeutung und Sicherheit Deutſchlands abhängt. Die ältern Bündniſſe mit den, derſelben Politik zugeneigten Staaten: Holland, Dänemark, Schweden, Sachſen und Hannover, wurden erneuert. Dabei verfuhr man in den auswärtigen Angelegenheiten mit einer Feſtigkeit und Aufrichtigkeit, welche der preußiſchen Politik nicht immer eigen geweſen ſind. In das Geheimniß der engliſchen Unternehmung Wilhelms von Oranien hatte ſchon der große Kurfürſt Dankelmann und auf deſſen Rath den Kurprinzen eingeweiht. Die Sache mußte höchſt geheim gehalten werden, da mehre Geheime Räthe von Frankreich Penſionen zogen[1], oder ſonſt im franzöſiſchen Intereſſe waren. Im Mai 1688 kam der Freund des Oraniers, Bentink, nach Berlin; anſcheinend lediglich um zu dem Regierungsantritte Glück zu wünſchen, in der That aber, um 6000 Mann zur Vertheidigung Hollands gegen mögliche Angriffe von Seiten Frankreichs auszuwirken. Der Kurfürſt intereſſirte ſich ebenſo wie Dankelmann für den Plan und ſie gewannen auch den gerade anweſenden Landgrafen Karl von Heſſen-Kaſſel[2] für die Sache. Auch der Kurfürſt Johann Georg III. von Sachſen ward in perſönlicher Zuſammenkunft mit Friedrich III. zu Annaburg dem Unternehmen geneigt, wenn er auch keine Truppen dazu hergab. Die Unterhandlung wurde, des Geheimniſſes halber, zwiſchen Paul Fuchs und Bentink zu Celle, deſſen Herzog der Sache gleichfalls günſtig war, geführt und in geheimer perſönlicher Zuſammenkunft des Kurfürſten mit dem Oranier zu Minden vollendet.

---

[1] Paul Fuchs war 1640 zu Stettin geboren, Sohn des daſigen Oberpredigers und Superintendenten, ſtudirte in Greifswald, Helmſtädt, Jena, reiſte, ward Advocat in Berlin, 1667 Prof. zu Duisburg, 1670 Geh. Cabinetsſecretair des großen Kurfürſten, 1674 Geheimer Rath, 1700 geadelt und † 1704 als wirklicher Geheimer Staats- und Kriegsminiſter. Seine einzige Tochter, eine gelehrte Dame, heirathete den Geheimen Rath Freih. Wolfgang von Schmettau.

[2] Darin ſah man in jener Zeit einen Nachtheil, während man ihn jetzt in recht häufigem Miniſterwechſel ſucht. Es gibt Fälle, wo ein Wechſel ein Vortheil iſt. Aber es muß ſchlecht ſtehen, wenn dieſe Fälle mehr, als ſeltene Ausnahmefälle ſind.

Als darauf Ludwig XIV., welchen die eigene Verblendung Jakob's II. an deſſen Rettung behindert hatte, ſich von den engliſchen Händeln abwendete und auf das Reich warf (September 1688), war es Friedrich III., welcher raſch und erfolgreich Kurſachſen[3], Hannover und Kaſſel zum gemeinſamen Schutze des Reiches mahnte und auch Schweden von dem Bunde mit Frankreich zu trennen ſuchte [1]). Bereits hatte Friedrich III. 6200 Mann, unter den Generalen Graf Schomberg [2]) und von Grumbkow [3]) an den Niederrhein geſendet, und Schomberg war es gelungen, 1200 Brandenburger und 1200 Jülicher als Kreistruppen nach Köln zu werfen. Nach ausgebrochenem Kriege ließ der Kurfürſt noch 20,000 Mann marſchiren, die auch unter Schöning das kölner Gebiet von den Franzoſen ſäuberten. Im Frühjahr 1689 übernahm der Kurfürſt ſelbſt den Oberbefehl über 30,000 Brandenburger, Münſterſche und Holländer vor Kaiſerswerth, welches nebſt Bonn genommen ward. Vor Bonn, welches Asfeld [4]) lange und tapfer vertheidigte, wäre der Kurfürſt, welchen der ihn auch zum Heere begleitende Dankelmann fruchtlos beſchwor, ſeine Perſon nicht auszuſetzen, beinahe gefangen genommen worden. Als darauf dem Kurfürſten durch den franzöſiſchen Reſidenten in Hamburg Eröffnungen gemacht wurden, die ihn unter ſehr vortheilhaften Bedingungen für den Bund mit Frankreich gewinnen ſollten, erwiederte er, ungeachtet er manche Urſachen zu haben glaubte, ſich über Mangel an Dankbarkeit von Seiten des Kaiſers und Englands zu beſchweren: wer ihm noch einmal ein ſolches Schreiben bringe, den werde er aufhängen laſſen. An ihm lag es nicht, wenn der Krieg am Rhein in den nächſten Jahren ſo läſſig geführt wurde. Auch nach Ungarn ſchickte er 6000 Mann unter General Barfuß[1] (1691) und ſpäter (1692) eine gleiche Zahl unter General Brand. Jene fochten tapfer bei Salankemen; dieſe, die bis zum Frieden von Karlowitz (1699) in Ungarn blieben, bei Zenta. Bei dem ryswicker Friedensſchluſſe ſetzte es Friedrich III. durch, daß er als ſelbſtändig kriegführende Macht, nicht als bloßer Reichsſtand behandelt wurde. Gegen die berufene Religionsclauſel des IV. Artikels proteſtirte er, mit Kurſachſen, kräftig.

---

[1] Auch das iſt bezeichnend für die Zeit, daß das mit Vorwiſſen des Regenten ſtattfinden konnte.

[2] Geb. 3. Auguſt 1654, ſuccedirte 1670, † 23. März 1730.

[3] Kurſachſen erklärte ſich gegen Frankreich, ungeachtet der Kurprinz (nachher Johann Georg IV.) gerade damals auf einer Reiſe zu [illegible] war.

---

[1] Er beſtimmte den Kaiſer und die Seemächte, dem Miniſter Grafen Oxenſtierna, durch das Medium ſeiner Gemahlin, einen Jahrgehalt von 20,000 Thlr. auszuſetzen.

[2] Es war der Graf Meinhard Schomberg; ſ. Bd. II., S. 156 ff.

[3] Joachim Ernſt von Grumbkow, Oberhofmarſchall und Vater des nachmals unter Friedrich Wilhelm I. ſo bedeutſam gewordenen Generalfeldmarſchalls Friedrich Wilhelm von Grumbkow. Er † 26. December 1690.

[4] Vater des Marſchalls.

Im Norden wirkte er für Aufrechthaltung der Ruhe. Durch Unterhandlungen und energiſches Auftreten förderte er, bei den Streitigkeiten zwiſchen der königlichen und herzoglichen Linie des Hauſes Holſtein, den altonaer Vergleich (1689). Lauenburg ließ er, des Friedens halber und damit der Streit nicht, bei längerer Dauer, zu kaiſerlicher Einmiſchung führe, an Lüneburg kommen. Als in Mecklenburg, nach dem Ausſterben der güſtrowſchen Linie (1695), ein Erbfolgeſtreit entſtand und der Kaiſer das ſtreitige Land ſequeſtrirte und dann den vom Reichshofrath begünſtigten Bewerber in Beſitz ſetzte, proteſtirten Brandenburg, Schweden und Celle, als Directoren des niederſächſiſchen Kreiſes, ließen Truppen einrücken und vertrieben den kaiſerlichen Geſandten. Später gab der Kurfürſt, auf die ernſten Beſchwerden des Kaiſers, eine genugthuende Erklärung und die Sache ward gütlich verglichen. Er erneuerte die Erbfolgeverträge mit Mecklenburg und erwirkte ſich von Wilhelm III.

---

[1] Johann Albrecht, Sohn Georg Heinrich's von Barfuß, kurbr. Oberſten, und Cäcilien Freiin von Wins, geb. 1631, 1696 Generalfeldmarſchall, 1699 Reichsgraf, 1701 Gouverneur von Berlin, 1702 in Ruheſtand, † 27. December 1704. Dieſe gräfliche Linie erloſch 1741 mit dem jüngſten Sohne des Stifters.

die Abtretung der Anſprüche deſſelben auf Neuenburg. Der letzte Graf von Geyer in Franken, Heinrich Wolfgang, nahm ihn, aus Rückſicht auf ſeine evangeliſchen Unterthanen, zum Schutzherrn und Erben an. Mit Schweden verglich er ſich über Pommern.

Mit regem Eifer leitete die Regierung die franzöſiſche Auswanderung in das Land und wendete dieſem damit ſchöne und vielartige Kräfte zu, die ſich für deſſen Cultur ſehr wichtig erwieſen haben und ſich ſchnell in die neue Heimath einbürgerten. Der ſchon von dem großen Kurfürſten, im Geſpräch mit Gravius, geäußerte Plan, im Magdeburgiſchen eine neue Univerſität zu gründen, ward 1692 durch Stiftung der Univerſität Halle verwirklicht, welcher Thomaſius[1]) bereits die Bahn gebrochen hatte und an die man ſofort einen Auguſt Hermann Franke, Joachim Juſtus Breithaupt, Samuel Stryk, Chriſtoph Cellarius, Georg Ernſt Stahl, als Kanzler Veit Ludwig von Seckendorf u. A. berief. Samuel von Pufendorf[2]) ward ſchon 1688 als Hiſtoriograph in brandenburgiſchen Dienſt gezogen. Durch kurfürſtliche Munificenz ward es Lorenz Beger möglich, ſein koſtbares Werk über die griechiſchen Münzen und Gemmen des kurfürſtlichen Cabinets in drei Foliobänden herauszugeben. 1696 wurde die Akademie der bildenden Künſte begründet und Dankelmann trat als Protector an deren Spitze. Viel geſchah für die Erweiterung und Verſchönerung Berlins. Die Friedrichsſtadt erhielt von 1688–1695, wo der verdienſtvolle Oberbaudirector Nering ſtarb, 300 Häuſer. Nering, mit Cayart und Schlüter, bauten die lange Brucke aus ſächſiſchen Quadern. 1695 ward der Grundſtein zu dem Zeughauſe gelegt, deſſen Plan von Nering entworfen, das aber von Johann de Bodt ausgeführt wurde. Die Prachtliebe Friedrich's III. zog viele Künſtler nach Berlin, die vom Hofe beſchäftigt und belohnt wurden.

---

[1]) Thomaſius ward in Sachſen u. A. auch deshalb verfolgt, weil er die Heirath der verwittweten Herzogin von Meckenburg-Güſtrow, einer Schweſter Friedrichs III., als einer Reformirten, mit dem lutheriſchen Herzog Moritz Wilhelm von Sachſen-Zeitz gegen die ſächſiſchen Theologen vertheidigt hatte. Friedrich III. ſchickte ihm für dieſe Schrift 100 Ducaten, ernannte ihn zum Rathe, gab ihm 500 Thlr. Gehalt und erlaubte ihm, in Halle Vorleſungen zu halten. Die Frequenz derſelben veranlaßte die Gründung der Univerſität.

[2]) Eigentlich Pufendörfer; geb. 8. Januar 1632 zu Dorf-Chemnitz, — nicht, wie man gewöhnlich angibt, zu Flöha. Auch ſein älterer Bruder Eſaias iſt (26. Juli 1628) zu Dorf-Chemnitz geboren. Der Vater beider (Eſaias Pufendörfer, geb. 30. Juni 1592 † 1648) war daſelbſt von 1620—1633 Paſtor und kam erſt 1633 nach Flöha. Der Großvater, Johann Pufendörfer, war Paſtor zu Großolbersdorf. Samuel ſtarb, als preußiſcher Geheimerath und (ſeit 1691) Freiherr, am 26. October 1694.

Die Seele des Ganzen war aber immer noch Dankelmann. Er ward 1692 zum Präſidenten der Regierung in Cleve und 1695 bei offener Tafel zum Oberpräſidenten, mit dem erſten Rang am Hofe über dem Feldmarſchall und Oberkämmerer, ernannt. In der von dem Kurfürſten ſelbſt aufgeſetzten Beſtallung hieß es darüber u. A.: daß Dankelmann „ein vollſtändiges Exempel einer ungefärbten Treue, unabläſſiger Application in Beförderung der Gloire des Kurfürſten und des kurfürſtlichen Hauſes und aller andern, eines großen Herrn Dienern wohlanſtändigen Tugenden und Qualitäten“ ſei; daß „er allein durch ſeine Rathſchläge zu dem Glanze und der Größe, in welcher der Staat unter dem Kurfürſten vor allen ſeinen Vorfahren hervorleuchte, nächſt Gottes Segen das Meiſte beigetragen; mit was gnädiger Dankbarkeit er die ihm von ſeiner zarten Jugend an geleiſteten Dienſte erkenne, durch welche er zur Furcht Gottes, zur Liebe ſeiner Unterthanen und dem daraus entſpringenden gerechten und gütigen Regimente angeführt werden, und wie geneigt er ſei, dem Dankelmann und deſſen Angehörigen dieſe Dienſte zu vergelten, welche billig, nächſt denen von Gott und ſeinen Eltern erhaltenen Wohlthaten, für die wichtigſten zu halten, ſo ihm und ſeinem Lande jemals erwieſen worden[1])." Der Kurfürſt hatte Dankelmann, gleich bei Antritt ſeiner Regierung, 100,000 Thlr. ſchenken wollen, was dieſer aber, „um Land und Unterthanen nicht zu beſchweren," ebenſo ablehnte, wie das Grafendiplom und die Grafſchaft Spiegelberg[2]). Gegen die Uebernahme obiger Würden ſträubte er ſich fruchtlos und erhielt auch noch die Erbpoſtmeiſterwürde, die Hauptmannſchaft zu Neuſtadt an der Doſſa und nach und nach mehre Lehen und Güter[3]). Seine ſechs Brüder wurden alle zu hohen Aemtern befördert und — was mehr iſt — verdienten es. Am 10. März 1695 wurden die ſieben Brüder zu Reichsfreiherren ernannt, wobei ausdrücklich bemerkt ward, daß Eberhard erklärt habe, er wolle nicht über den Stand ſeiner Brüder erhoben werden[4]). Dankelmann war ſo entfernt, ſeine Gewalt misbrauchen zu wollen, daß er den Kurfürſten zu einer Verordnung gegen Cabinetsjuſtiz beſtimmte, und wenn er einen gleichen Befehl erwirkte, daß kein Decret und Vollmacht des Kurfürſten ohne Dankelmann's Gegenzeichnung giltig ſein ſolle, und damit den Grundſtein zu der miniſteriellen Contraſignatur legte, ſo ward er dazu nur dadurch veranlaßt, daß die Kammerbedienten dem Kurfürſten ungehörige Ausfertigungen in Geld- und Gnadenſachen unterſchoben.

---

[1] Vergl. Förſter's Leben Friedrich Wilhelm's I., Urkundenbuch, I, 12.

[2] Fall und Ungnade zweier Staats-Miniſtres in Deutſchland, aus dem Franzöſiſchen; Köln, 1712.

[3] Er beſaß auch ein Gut am Genferſee, Prangin, auf welchem Patkul, unter dem Namen Fiſchering, nach ſeiner Flucht aus Schweden, eine Zuflucht fand.

[4] Ins Wappen erhielten ſie, außer ihrem alten Schildzeichen, dem Kranich, 7 in einem Ringe vereinigte Scepter. Die Sage ging, daß ihr Ahnherr einem Kaiſer durch Wachſamkeit das Leben gerettet, worauf dieſer ihn mit den Worten: „Danke Mann" zum Ritter geſchlagen und ihm den Kranich ins Wappen gegeben habe.

Daß ſein Glück ihm vielen Neid zuzog, war natürlich. Auch wäre es nicht zu verwundern geweſen, wenn ihm eben ſeine Redlichkeit nur noch mehr Feinde zugezogen hätte, als er bei einem Einſtimmen in den Geiſt der Maſſe gehabt haben würde. Beides hätte ihn nicht geſtürzt. **Aber theils verſäumte er, im Bewußtſein ſeines Verdienſtes, jedes andere Mittel, ſich zu halten, als eben ſein redliches Arbeiten, theils fehlte er auch direct, wenn auch nicht in ſchuldvoller Weiſe.** Er war von Natur ſo ernſt, daß man ihn niemals lachen ſah. Das Hofgetreibe und deſſen Ränke verachtend, dabei durch Geſchäftsüberlaſtung ungeduldig gemacht, war er im Verkehr mit Andern hochfahrend, rau und rückſichtslos. Sein Hauptfehler aber war: daß er dem Kurfürſten gegenüber den Hofmeiſterton beibehielt und ihm öfters, bei eigenmächtigen Handlungen, nicht einmal das Wort gönnte. Den Maler Werner berief er (1695) aus der Schweiz zu der Stelle des Directors der neuen Akademie der Künſte und zur Aufſicht über die Gemälde und die Verſchönerungen an den kurfürſtlichen Schlöſſern, ohne den Kurfürſten darum zu fragen. Ungeachtet er, unterſtützt durch den tüchtigen Geheimen Kammerrath Kraut, die Einkünfte aus den Domainen und Gefällen beträchtlich geſteigert hatte und ungeachtet mehrfache neue Steuern eingeführt worden waren, konnte er doch nicht immer den finanziellen Anforderungen des Hofes genügen, und ging dann wol ſo weit, daß er eine Reiſe der kurfürſtlichen Familie zur frankfurter Meſſe nicht zuließ, weil die Kaſſe übel beſtellt ſei. Selbſt die geiſtvolle Kurfürſtin Sophie Charlotte, die Freundin Leibnitzens, die ſich ſonſt nie in Staatsgeſchäfte miſchte, brachte er durch raue Behandlung ihrer Günſtlinge gegen ſich auf[1]. Die Mühe, den Kurfürſten zu beſchäftigen und zu unterhalten, war ihm ſo läſtig, daß er ſie recht gern einem Andern überließ, ohne zu merken, daß er damit ſeinen Fürſten in die Hände eines Menſchen gab, der ihn zu ſtürzen wünſchte.

Wenn eine, freilich nur von Pöllnitz erzählte und im Einzelnen gewiß, wie alle Erzählungen dieſes Schriftſtellers, ungenaue Geſchichte wahr iſt, ſo hat Dankelmann allerdings eine Ahnung ſeines Schickſals gehabt. Hiernach hätte er einmal dem Hofe ein Feſt gegeben und der Kurfürſt wäre, indeß die übrige Geſellſchaft tanzte, in Dankelmann's Arbeitszimmer geweſen, wo er einige Gemälde beſehen habe. Da hätte Dankelmann plötzlich zu ihm geſagt: Alles, was hier ſei, werde bald dem Kurfürſten gehören. Als nun der Kurfürſt eine Erklärung dieſer Aeußerung verlangte, habe Dankelmann erwiedert: er werde in Ungnade fallen, gefangen geſetzt werden, allein nach Anerkennung ſeiner Unſchuld, alle ſeine Aemter, Würden und Beſitzthümer zurückerhalten. Der Kurfürſt habe darauf ein auf dem Tiſche liegendes Teſtament ergriffen, um darauf zu ſchwören, daß dergleichen nie geſchehen ſolle. Dankelmann habe ihn aber unterbrochen und verſichert: was er ſage, werde doch geſchehen und es liege nicht in der Macht des Kurfürſten, es zu hindern.

Die Hofleute benutzten jede Gelegenheit, den Kurfürſten aufmerkſam zu machen, wie eigenmächtig Dan mann handle und wie wenig er ſich um ihn kümme Da ſoll der Kurfürſt wol zuweilen aufgefahren ſein u geſagt haben: „Dankelmann will den Kurfürſten ſp ten; doch ich werde ihm zeigen, daß ich ſelbſt Herr bin Um dieſe Zeit ließen Anhänger der Dankelmanns du Raimund Falz eine Medaille fertigen, welche auf d einen Seite das Siebengeſtirn, über einer Landſchaft m einer Stadt im Hintergrunde, und der Umſchrift: int minatis fulget honoribus, auf der andern Seite die Wort Plejadi fratrum, qui principi opt. max. Friderico III. ele Brand. se suaque omnia prisca soldariorum lege dev verunt und darunter den Kranich des Dankelmann'ſch Wappens zeigte. Graf Chriſtoph Dohna[1]) brachte d Medaille an den Hof und zeigte ſie von weitem eine Mohren, der eine Art Hofnarren vorſtellte. Dieſer en riß ſie ihm, wie Dohna vorausgeſehen, beide ſtritten ſi darum und der Kurfürſt verlangte, die Medaille z ſehen. „Sie werden nichts Neues ſehen“, erwiedert Dohna, „da Ew. Kurf. Durchlaucht Selbſt ſie habe ſchlagen laſſen.“ Der Kurfürſt betrachtete ſie genau un ſagte dann nicht ohne Empfindlichkeit: „Ich hätte dieſ Medaille ſchlagen laſſen? Ich weiß nicht was das iſt.“

---

[1] Dohna, Mémoires, 157.

Daß ein derartiges fortwährendes Anbohren un

---

[1]) Geb. zu Coppet am Genfer See 1665, von Bayle erzogen, ſeit 1679 in brandenburgiſchen Dienſten, 1686 in Ungarn gegen die Türken, 1689 Oberſt und gegen die Franzoſen kämpfend, nahm 1694, eben Dankelmann's halber, ſeinen Abſchied, ward nach deſſen Sturz Generalmajor und Geſandter in England (1698—1700), 1703 auch mit Dankelmann's Nachfolgern verzwiſtet, 1704 Generallieutenant, 1711 Wahlbotſchafter in Frankfurt a. M., 1713 General, 1716 außer Dienſt getreten, † auf ſeinen Gütern in Preußen 11. October 1733. Von ihm ſind die Mémoires originaux sur le règne et la cour de Frédéric I., roi de Prusse. Berlin, 1833.

Aufſtacheln von Seiten der Hofleute, unter denen Dohna noch einer der beſten war, verbunden mit dem, was in Dankelmann's Benehmen wirklich verletzend für den Kurfürſten ſein konnte, zuletzt einen ſolchen Eindruck auf den ſchwachen, eiteln und reizbaren Fürſten machte, wie ihm ſelbſt Dankelmann's Verdienſte nicht gewachſen waren, iſt begreiflich. Das Weitere wird aber nur dann begreiflich, wenn man ſich erinnert, daß die Menſchen am geneigteſten ſind, ſolche zu verfolgen, denen ſie Unrecht gethan zu haben ſich bewußt ſind und daß ſie dann dadurch immer weiter auf der Bahn der Verfolgung geführt und zu immer verſtärkten Ungerechtigkeiten verleitet werden.

Dankelmann erkannte, daß er die Gunſt ſeines Fürſten verloren hatte, und bat wiederholt, mit Beziehung auf geſchwächte Geſundheit, um ſeine Entlaſſung. Auf das zweite Geſuch erhielt er ſie (27. November 1697) in der ehrenvollſten Weiſe. Der Kurfürſt drückte ihm in dem Entlaſſungsdecret ſeine Zufriedenheit mit den ihm, von zarter Kindheit an, in guten und trüben Zeiten, geleiſteten treuen und unermüdeten Dienſten aus, verſicherte ihn ſeiner fortdauernden Huld, erklärte ausdrücklich, daß ſeine Entlaſſung kein Zeichen von Ungnade ſei, beließ ihm ſeinen Rang, das erbliche Poſtmeiſteramt, die Präſidentenſtelle in Cleve und die Hauptmannſchaft zu Neuſtadt an der Doſſa, ſetzte ihm eine Penſion von 10,000 Thlr. aus und ſtellte ihm anheim, in Cleve, Neuſtadt, oder Berlin zu leben¹).

Soweit wäre alles noch gut geweſen; Fürſt und Land hätten zwar einen Miniſter verloren, wie ſie kei-

---

¹) Die Urkunde ſteht in Cosmar's und Klaproth's Staats-Rath, S. 877.

nen beſſern finden konnten; Preußen wäre aber doch der Vorwurf ungerechter Verfolgung und die ſchlimme Erfahrung, daß ſelbſt zur bloßen Ruhe und Sicherheit Gunſt noch wichtiger ſei, als Verdienſt, erſpart worden. Aber bald zog man andere Saiten auf. Fürchteten die Feinde Dankelmann's, er könne wieder in Gunſt kommen, und wollten ſie den Bruch zwiſchen dem Kurfürſten und ihm unverſöhnlich machen? Benutzten ſie die Misbilligung, mit welcher man ſich im Auslande, z. B. Wilhelm III.[1]), über Dankelmann's Entlaſſung ausſprach, bei dem Kurfürſten Mistrauen und Groll zu erregen? Bald nach Dankelmann's Abgange wurde ihm verboten, ſich ohne beſondern Auftrag mit fremden Miniſtern oder kurfürſtlichen Beamten in Briefwechſel oder Unterredungen einzulaſſen[2]). Dann erhielt er Befehl, alle noch in ſeinen Händen befindliche, auf Staatsangelegenheiten bezügliche Papiere verſiegelt einzuſchicken und von Berlin nach Neuſtadt zu ziehen. Hier ward er am 10. Dec. 1697, in der Nacht, durch den Gardeoberſten von Tettau, auf die roheſte Weiſe verhaftet und nach Spandau, zwei Monate ſpäter nach Peitz gebracht, ſein Vermögen mit Beſchlag belegt und der Proceß gegen ihn eröffnet.

Da der Hoffiscal Moller, dem die rechtliche Begründung des Proceſſes aufgetragen war, damit nicht vorwärts kam, erhielt er (1700) Befehl, den Proceß, bei 2000 Ducaten Strafe, binnen vier Wochen zu Ende zu bringen, und ſchrieb in ſeiner Herzensangſt in das Protokoll: „Heiliger Gott, gerechter Richter! Artikel kann ich machen, aber woher ſoll ich die Beweiſe nehmen?"

---

[1]) Dohna, Mémoires, 209 u. 216.

[2]) Derartige Beſchränkungen ſcheinen damals in ähnlichen Fällen üblich geweſen zu ſein. S. Th. II., S. 308 und 330.

Man brachte endlich ein ungerechtes und perfides Anklagelibell zuſammen, worin Dankelmann vorgeworfen ward, er habe die Leitung aller Angelegenheiten an ſich gezogen, deshalb ſeine Contraſignatur eingeführt, Vieles eigenmächtig verfügt, ſich als Herrn benommen, ſei zuletzt mehr venerirt worden, als der Kurfürſt, habe ſich gegen den Kurfürſten widerſetzlich, ungehorſam und unziemlich benommen, ſich in die kurfürſtlichen Familienangelegenheiten gemiſcht und den Kurprinzen auf ſeinen Weg zu führen geſucht, einen ſeiner Domeſtiken zu deſſen Lehrer gemacht[1]), bei Verhandlungen mit Oeſterreich, Schwerin und Sachſen das Staatsintereſſe vernachläſſigt und eigennützig gehandelt, den Kurfürſten durch Anlegung einer Schleuſe an der Saale, des Saiger- und Schmelzwerks in Neuſtadt, des Bergwerks bei Wettin und durch Unterſtützung der afrikaniſchen Handelsgeſellſchaft zu unnützen Geldausgaben verleitet, ſeine Anhänger übermäßig befördert, über andere Miniſter übel geſprochen, ſie durch ein ſatyriſches Gedicht verhöhnen laſſen u. ſ. w. Ja, man führte als Klagepunkte ſelbſt an, daß er den Miniſtern einmal zugemuthet, ihm einen Platz in der Kirche aufzuheben, und einmal zu einem geſagt habe: „der Herr weiß den Kurfürſten immer umzuſtimmen.“ Man ſieht, daß man ihm das ungeſuchte Zutrauen des Kurfürſten, das natürliche Gewicht ſeiner Stellung, ſeine eignen Verdienſte und die ſeiner Brüder zum Vorwurf machte und zuletzt, aus Mangel an wahrhaften

---

[1]) Es war das der kenntnißreiche J. Fr. Cramer, welcher Erzieher in Dankelmann's Hauſe geweſen war, 1690 Geheimer Legationsrath, bald aber mit dem Titel als magdeburgiſcher Regierungs- und Conſiſtorialrath entlaſſen wurde und 1715 als preußiſcher Reſident in Amſterdam in Dürftigkeit ſtarb. Sein Nachfolger bei dem Kurprinzen wurde ein ſchweizeriſcher oder franzöſiſcher Religionsflüchtling, Franz Rebeur.

Klagpunkten, zu den erbärmlichſten Dingen griff. Manche und ſelbſt Friedrich II. haben geglaubt, er ſei in Ungnade gefallen, weil er ſich dem Streben des Kurfürſten nach der Königskrone widerſetzt habe. Aber gerade das machten ihm ſeine Collegen, v. Fuchs namentlich, zum Vorwurf, daß er die Königswürde für den Kurfürſten geſucht, alſo gewollt habe, was bald nach ſeinem Sturze gethan ward! Wenn möglich noch frivoler und erzwungener waren die Gründe, mit denen man ſeine Beſitzungen einzog. Von einem Gute, welches er, auf Verwendung der Oberräthe, vom Kurfürſten, dem es als erledigtes Lehen zugefallen war, geſchenkt erhalten, ſagte man, es ſei ein Domainenſtück. Ein anderes, das er mit ausdrücklicher Genehmigung des Kurfürſten erkauft hatte, wurde für ein verwirktes Lehen erklärt. Sein Haus in Berlin nahm man ihm, als dem Kurfürſten unentbehrlich, auf Abſchlag eines Anſpruches, den man nach zwölf Jahren noch nicht namhaft gemacht; 287 Kure im Kohlenbergwerke zu Stettin, welche Dankelmann gekauft hatte, um das Werk in Aufnahme zu bringen, zog man ein, weil es Regale ſei, ließ aber allen übrigen Gewerken ihre Kure.

Man vermochte auch nicht eine einzige Anklage auszuführen und ließ daher den Proceß ruhen, ohne Dankelmann's Lage zu beſſern. Erſt auf wiederholtes Anſuchen von ſeiner Seite ward der Proceß wieder aufgenommen, und da erklärte denn der Oberprocurator in einem Berichte an den Monarchen (1702), daß nichts zu machen ſei. Gleichwol und ungeachtet bei Annahme der Königswürde eine ausgedehnte Amneſtie erlaſſen worden, blieb es mit Dankelmann beim Alten. Nur ſoviel ward ihm, auf die Fürbitte des Grafen Chriſtoph von Dohna der ein Werkzeug zu ſeinem Sturze geweſen war und jetzt ſelbſt unter ſeinem Nachfolger litt, geſtattet, ſich bis auf eine halbe Meile im Umkreiſe von Peitz bewegen zu dürfen. Erſt 1707 ward ihm, bei Gelegenheit der Geburt des erſten Enkels des Königs, auf Fürbitte der Kronprinzeſſin[1] erlaubt, ſich Berlin auf 2 Meilen zu nähern und gegen einen Revers (30 Nov. 1707), daß er gegen Niemand Rache üben wolle, nach Cottbus zu ziehen, auch aus ſeinem Vermögen jährlich 2000 Thlr. zu erhalten. Man erbot ſich auch, ihm einen Theil ſeiner Güter zurückzugeben, wenn er auf das Uebrige verzichte. Dankelmann erklärte ſich aber nur unter der Bedingung dazu bereit, daß ſeine Unſchuld öffentlich anerkannt würde — und das wollte man nicht! Doch das iſt noch nicht das Schlimmſte. Friedrich Wilhelm I., ein Fürſt, der, wo nicht ſeine bekannten Liebhabereien ins Spiel kamen, nicht ohne Sinn für Gerechtigkeit war, kannte Dankelmann's Unſchuld und achtete ihn hoch. Er ſetzte ihn auch in volle Freiheit (27. Mai 1713) und berief ihn nach Berlin, in der Hoffnung, durch ihn wichtige Aufſchlüſſe über die Finanzen des Staats zu erhalten, einer Hoffnung, welche der längſt den Geſchäften entfremdete Dankelmann nicht zu erfüllen vermochte. Der König zeichnete ihn ſehr aus, ließ ihn an ſeiner Seite in die Kirche gehen und den Rang vor allen Miniſtern einnehmen, gab ihm auch die urſprüngliche Penſion wieder. Aber die eingezogenen Güter gab er ihm nicht zurück und ſie ſind der Familie für immer entzogen worden[2] Man mag ſich damit getröſtet haben, daß er keine Kinder hatte, und ſeine Brüder und Neffen für gut gefunden haben mögen, keine Anſprüche zu machen. Dankelmann ſtarb am 31. März 1722. Er war mit einer von Calbeck vermählt, welche in Haft und Bann treu bei ihm aushielt, hatte aber keine Kinder.

---

[1] Der nachherigen Königin Sophie Dorothea, Tochter Georg's I.

[2] Vergl. über das alles: Stenzel, Geſchichte des preuß. Staates, Bd. III.

Seine Brüder wurden durch ſein Schickſal nicht berührt; der beſte Beweis, daß ſie nicht bloße Creaturen ihres Bruders waren und daß man nichts auf ſie zu bringen wußte. Es waren das übrigens: 1) Johann, geb. 1636, welcher 1701 als preußiſcher Geheimer Rath, Admiralitätspräſident und Bevollmächtigter beim weſtphäliſchen Kreiſe ſtarb und nur eine Tochter hinterließ. 2) Thomas Ernſt, geb. 1639, oraniſcher und preußiſcher Geh. Rath, Landrichter in Lingen und Geſandter in London, † 1710. (Sein Sohn Silveſter folgte ihm in der Stelle eines preußiſchen Geheimen Raths und Landrichters in Lingen, hat aber den Stamm nicht fortgepflanzt.) 3) Silveſter Jakob. Dies war der einzige von den Brüdern, welcher Eberhard's Sturz nicht erlebte. Er war 1640 geboren, ward Geſandter in Regensburg, dann wirklicher Geheimer Rath und Präſident des Kammergerichts, ſtarb aber ſchon am 6. Auguſt 1695, unverheirathet. 4) Daniel Ludolf, geb. 8. October 1648, Erzieher des Markgrafen Ludwig, wirklicher Geheimer Rath, Curator der Univerſität Halle, ward noch 1701, alſo nach ſeines Bruders Sturze, Präſident des Conſiſtoriums zu Berlin, erhielt auch 1702 die Stelle als General-Kriegs-Commiſſar, die ihm anfangs entzogen worden, wieder und ſtarb 14. Februar 1709. 5) Nikolaus Bartholomäus, geb. 25. Mai 1650, Geſandter beim Congreß in Ryswick, wirklicher Geheimer Rath, Kammer- und Regierungspräſident in Magdeburg, † 27. October 1739. Er ward allerdings 1708 nach Spandau geſetzt, aber ſchon am dritten Tage wieder freigelaſſen. Die ihm angebotene Wiedereinſetzung in ſeine Aemter nahm er nicht an und ſtarb nach langem Ruheſtande auf ſeinem Gute Lodersleben bei Querfurt. Von ihm ſtammen die ſpätern Dankelmanns. 6) Wilhelm Heinrich, geb. 1654, Geheimer Rath und Kanzler des Fürſtenthums Minden. — Der Sohn des Nikolaus Bartholomäus, Karl Ludolph, war von 1731—36 preußiſcher Geſandter in Regensburg, ging dann in kaſſeliſche Dienſte, wo er Geh. Etats-Miniſter und Präſident der Juſtiz in der Grafſchaft Hanau wurde, zog nach dem Tode ſeines Vaters auf das ererbte Gut, ward aber 1749 preußiſcher Miniſter und Chef der geiſtlichen Angelegenheiten und † 15. December 1764. Er war der Vater des Rudolph Albrecht Heinrich Leopold, der von 1780 bis 1795 preußiſcher Juſtizminiſter war, (6. Juli 1798) in den preußiſchen Grafenſtand[1] erhoben ward und 20. Juni 1807 ſtarb. Deſſen Sohn, Heinrich Wilhelm Auguſt Alexander (geb. 10. Mai 1768), ſtarb, gleichfalls als preußiſcher Juſtizminiſter, am 29. (30.) December 1830. Die Familie beſitzt jetzt die Herrſchaft Groß-Peterwitz bei Trachenberg in Schleſien und das Rittergut Schön-Ellguth bei Breslau. Der Name Eberhard wird noch immer von ihr in Ehren gehalten.

Derjenige, welcher Dankelmann geſtürzt und ſich an ſeine Stelle gehoben hatte, war allerdings ein Mann ganz andern Schlages, ihm in den höfiſchen Künſten unendlich überlegen, in Geſchäftsgewandtheit und Geſchicklichkeit vielleicht nicht nachſtehend, aber was gediegene Grundlage der Kenntniß und Bildung, wahre höhere Staatsweisheit, welche ſich nicht blos auf die Mittel, ſondern auch auf die Zwecke verſteht, und Rechtſchaffenheit anlangt, nicht den entfernteſten Vergleich mit ihm aushaltend. **Johann Caſimir Freiherr von Kolb** ſtammte aus einer pfälzer Familie, zu deren Beſitzungen auch ein altes verfallenes Schloß **Wartenberg** gehörte, von welchem Schloſſe ſie ſich Kolb von Wartenberg nannte. Er war der Sohn zweiter Ehe des pfalz-ſimmernſchen Rathes und Statthalters gleiches Namens[1]) und 6. Februar 1643 zu Metz geboren. Ohne gründliche Studien gemacht zu haben und ſich nur in der Reitkunſt, Kochkunſt und Galanterie auszeichnend, war er doch an dem pfalz-ſimmernſchen Hofe raſch zum Geheimen Rath und Oberſtallmeiſter aufgeſtiegen, auch zu Sendungen an mehre Höfe gebraucht worden. Seine Gewandtheit und Unterhaltungsgabe, wol auch ſeine Bereitwilligkeit, jedem Intereſſe zu dienen, wofür er bezahlt wurde, hatten ſelbſt dem großen Kurfürſten ſo zugeſagt, daß ihn derſelbe 1676 zum Kammerherrn und 1682, wo Kolb mit der Pfalzgräfin in Berlin war, zum Rath mit 600 Thlr. Penſion und der Erlaubniß, in pfälziſchen Dienſten zu bleiben, ernannte. Als die ihn beſonders begünſtigende verwitwete Pfalzgräfin, Marie von Oranien, Schweſter der Kurfürſtin Luiſe von Brandenburg, 1688 geſtorben war, ſcheint Kolb den dortigen Hof entweder zu unſicher, oder doch nicht vielverſprechend genug für ſich gefunden zu haben und benutzte nun ſeine berliner Verbindungen, um dort ein Terrain zu finden, was beſonders ſeit dem gerade um dieſe Zeit eintretenden Regierungswechſel für ihn ſehr günſtig ward. Da er bald erkannte, daß Friedrich III. ihm gewogen war, ſo machte er mit Erfolg ſein altes Kammerherrntalent geltend, ward in ſeinen Stellen beſtätigt, ſoll auch die Gage ſeit 1676 nachgezahlt erhalten haben[1]), ward 1690 Hauptmann zu Oranienburg, 1691 Grumbkow's Nachfolger als Schloßhauptmann, 1694 Dompropſt zu Havelberg, 1696 Oberſtallmeiſter und dann Oberkammerherr.

---

[1] Zu dem freiherrlichen Wappen ward der preußiſche ſchwarze Adler, ohne Scepter und Reichsapfel, als Mittelſchild gefügt. Als Deviſe dient der Spruch: cedant arma togae

---

[1]) Letzterer war am 29. Juli 1584 geboren und † am 22 Sept. 1661. Er war dreimal verheirathet: 1) den 20. Februar 1625 mit Ulrike Freiin von Raber († 23. September 1633); 2) 22. December 1634 mit Judith von Flersheim († 17. Juli 1644); 3) 6. Januar 1647 mit Maria Anna von Flersheim.

Eine Ehe, die er am 22. März 1696 einging, diente nur zur Vermehrung ſeines Einfluſſes, während ſie in andern Zeiten und Verhältniſſen ſeine Stellung unhaltbar gemacht haben würde. Katharina Rickers (oder Richers) war die älteſte Tochter eines Mannes, der erſt Schiffer auf der Wahl war und dann eine Wirthſchaft[2]) zu Emmerich im Cleveſchen etablirte, in welche ſeine zwei hübſchen und muntern Töchter viele Gäſte zogen. Von Katharina (geb. 1674) ſagte die chronique scandaleuse, daß ſie ihre Unſchuld ſchon im 14. Jahre an einen Kaufmann aus Amſterdam verkauft habe, daß die Sache, während ihr Vater nach Nymwegen gefahren, auf einem Schiffe vollzogen worden, daß das zärtliche Paar aber höchlich erſchrocken ſei, als der Alte unerwartet zurückkam und ſich hart an ihr Schiff legte, daß ſie über andere Schiffe entwiſcht wären und daß Käthchen dabei ins Waſſer gefallen ſei. Sie habe alsdann das Handwerk einer Courtiſane aufs eifrigſte betrieben. Auf einer

---

[1]) Büſching's Magazin, Th. 20, S. 222.

[2]) Er ſoll auch Weinlieferungen für den berliner Hof beſorgt haben.

Durchreiſe des Hofes lernte ſie ein kurfürſtlicher Kammerdiener Bidekam kennen, und ſie gefiel ihm ſo, daß er ſie heirathete und mit nach Berlin brachte. Auch hier ſoll ſie, noch bei ihres Mannes Lebzeiten und noch mehr nach deſſen baldigem Tode, viele glückliche Anbeter gehabt haben. Darunter war auch Kolb, welcher bald ganz öffentlich mit ihr lebte. Es iſt behauptet worden, daß Dankelmann ſelbſt dem Kurfürſten durch dritte Hand habe vorſtellen laſſen, wie das Verhältniß Kolb's zu der Bidekam Hof und Stadt zum Aergerniß gereiche und wie es beſſer ſei, daß, wenn er einmal nicht von ihr laſſen könne, er ſich mit ihr trauen laſſe. Sobald Kolb erfuhr, daß der Kurfürſt dieſe Anſicht theile, machte er ſich aus der Befriedigung ſeiner Neigung ein Verdienſt, erklärte ſeine Bereitwilligkeit zu der Heirath und ward am 22. März 1696, in Gegenwart des Kurfürſten, mit der liederlichen Schenkwirthstochter und Kammerdienerwitwe getraut. Ihre Kinder erſter Ehe, Friedrich Eberhard und Eleonore Sophie[1]), wurden vom Kaiſer unter dem Namen Bidekam von Aßbach nobilitirt und dieſe Erhebung auch (28. März 1700) beſtätigt.

Mit dem Sturze Dankelmann's, welcher bald darauf eintrat, kam Kolb ſofort factiſch an deſſen Stelle und bald auch in den Beſitz der wichtigſten Aemter und Würden. Er erhielt 1697 die Aufſicht über alle kurfürſtliche Luſtſchlöſſer, 1698 das Protectorat der Kunſtakademie und die Generalökonomiedirection, wurde 1699 Reichsgraf von Wartenberg, in demſelben Jahre Oberhauptmann aller Chatoullenämter, Generalerbpoſtmeiſter,

---

[1]) Geb. 1693, 1706 mit Ernſt Sigismund Grafen von Schlieben, welcher 1741 als Kammerpräſident und Hauptmann zu Raſtenburg ſtarb, vermählt.

Marſchall von Preußen und endlich 1701 auch dem Namen nach, was er der That nach bereits war, Premierminiſter. Dieſe Aemter ſollen ihm jährlich mindeſtens 100,000 Thlr. eingebracht und er damit und mit den ſonſtigen Geſchenken, welche der König ihm und ſeiner Frau machte, ein Vermögen von mehreren Millionen erworben haben. Dabei that der Kurfürſt (25. October 1699) allen Behörden zu wiſſen: da er nicht wolle, daß diejenigen, welche ihre Pflicht mit Treue und Eifer wahrnähmen, durch falſche Berichte ins Unglück geſtürzt würden [1]), und er durch unzweifelhafte Proben überflüſſig verſichert ſei, daß ſein oberſter Kämmerer das Beſte des Kurfürſten und ſeines Hauſes mit ungefärbter Treue ſuche, aber unmöglich alle ihm obliegenden endloſen Verpflichtungen erfüllen könne [2]), ſo ſollten bei Verſäumniſſen und Vernachläſſigung der kurfürſtlichen Intereſſen nur die Subalternen dafür einzuſtehen haben. Wenn bei des Oberkämmerers Verwaltung der Domainen und Chatoullgüter Unrichtigkeiten in den Rechnungen vorkämen, ſo ſollte doch niemals dieſer, auch wenn er die darüber ausgefertigte Verordnung revidirt und contraſignirt, zur Verantwortung gezogen werden, ſondern der Verfaſſer der Concepte. Wartenberg, ſeiner Frau und Kindern ward im Voraus volle und immerwährende Decharge ertheilt.

Die Räthe des Kurfürſten waren, außer Wartenberg, Barfuß, Fuchs und Schmettau, letzterer aber die längſte Zeit (14 Jahre) als Geſandter im Haag abweſend. Wartenberg hatte die Hof- und Finanzſachen, Barfuß die Kriegsſachen und Fuchs die Staats-, Juſtiz- und

---

1) Dachte er nicht an Dankelmann?

2) Warum legte man da ſo viel auf des Einzigen Schultern?

Lehnsſachen. Da aber Wartenberg nicht von der S
des Kurfürſten wich, ſo begutachtete er auch die V
lagen der andern Miniſter.

Im Uebrigen machten ſich die Gebrechen dieſer V
waltung mehr in den näheren Beziehungen des H
und in den mittelbaren und unmittelbaren Folgen fin
zieller Misbräuche geltend, als daß ſie den allgemei
Gang der durch die Verhältniſſe vorgezeichneten Sta
politik geſtört hätten. In der polniſchen Wahlſache
gnügte ſich der Kurfürſt, jedem franzöſiſchen Throne
didaten zu widerſtreben und zog von der Thorheit
guſt's II. Nutzen, indem er (1697) drei zwiſchen Sach
und Halberſtadt ſtreitige Aemter, die Erbvogtei ü
Quedlinburg, die Reichsvogtei und das Schultheißen
in Nordhauſen und das Amt Petersberg bei Halle
mäßigen Preis erwarb. Als die Aebtiſſin von Qued
burg proteſtirte, ſetzte man ſich, in brandenburgiſ
Weiſe, (1698) mit Gewalt in Beſitz und zwang
Stiftsgeiſtlichen und Beamte durch Suſpenſionen
Executionen zur Huldigung. Mit gleich „geſchwind
Verfahren" ſicherte man Nordhauſen gegen eine Ue
gabe an Hannover (1703). Elbingen, hinſichtlich de
man ſich mit Auguſt II. auf einer prächtigen Jagd
Preußen verſtändigt hatte [1]), wollte man durch Ue
rumpelung nehmen und erzwang endlich dieUeberg
durch die Drohung ernſter Belagerung (1698). D
gab man es ſpäter gegen die Zuſage der Erſtatt
einer Geldſumme wieder heraus (1700), beſetzte es a
da das Geld nicht gezahlt ward, 1702 von Neuem
behielt es von da an. Von dem Fürſten von Schwa
burg-Sondershauſen ward das Amt Dietenborn erka

---

[1] Lamberty, Mémoires, I, 95.

(1699), und den Anſprüchen der Grafen von Wittgenſtein zum Trotz die Grafſchaft Hohenſtein eingezogen.

Ein Hauptziel des Kurfürſten, worin ſich ſeine perſönliche Neigung und das Machtintereſſe ſeines Staates begegneten, war die Erwerbung der Königskrone. Anlaß dazu gab der Umſtand, daß man in dem Herzogthum Preußen ein Land beſaß, welches nicht zum Reichsboden gehörte und auf welches man folglich eine Würde gründen konnte, deren Sinn die Unabhängigkeit von jeder irdiſchen Oberhoheit iſt. Zu dieſem Zwecke bedurfte man aber des guten Willens des öſterreichiſchen Hofes, und mit dieſem wurden von nun an, im tiefſten Geheimniſſe, Unterhandlungen eingeleitet, zuweilen durch vorübergehende Spannungen unterbrochen, aber immer wieder aufgenommen. Bis 1695 war die Sache in Dankelmann's Händen und die andern Miniſter hatten keine Ahnung davon, ſelbſt Fuchs nicht. Nach Dankelmann's Sturze übernahm Kolb die Sache und betrieb ſie im Anfang mit gleichem Geheimniſſe. Nach Wien ward der Rath Bartholdi geſchickt. König Auguſt II. ſcheint für die Sache gewonnen geweſen zu ſein, und ſein Beichtvater, der Jeſuit Vota, ein begabter, aber eitler Mann, früher Erzieher der Prinzen Sobieski und von König Johann III. zu mancher geheimen Sendung gebraucht, ſchrieb eine Denkſchrift darüber, welche freilich darauf hinauslief, daß der Kurfürſt die königliche Würde nicht vom Kaiſer, ſondern vom Papſt annehmen ſolle[1]. Daran war doch auch bei Friedrich III. nicht zu denken. Als der Kurfürſt endlich auch denjenigen Miniſtern, die bisher nicht von der Sache unterrichtet geweſen, den Plan zu wiſſen that, erklärten ſie ſich ſämmtlich dagegen.

---

[1] Stenzel a. a. O., S. [illegible]

Der Kurfürſt widerlegte ihre Gründe in einem ausführlichen Aufſatze, welcher viele Einſicht und genaue Kenntniß der europäiſchen Staatslage dargelegt haben ſoll [1]. In Wien ging es jedoch lange nicht vorwärts. Bartholdi [2], welcher einem für habſüchtig geltenden einflußreichen Miniſter, dem Grafen Kinsky [3], 200,000 Gulden anbot, erhielt zur Antwort: man halte den Kurfürſten gewiß der Krone würdig und dem Kaiſer zugethan; da man aber nicht von allen Nachkommen einer gleichen Geſinnung verſichert ſei, ſo glaube er einen Verrath an dem Kaiſer zu begehen, wenn er deſſen Zuſtimmung erwirke. Auch die Sendung des Grafen Chriſtoph Dohna, welcher 1699—1700 in Wien war, ergab ſich als fruchtlos.

Endlich bewirkten die Zeitumſtände, was keine diplomatiſche Liſt zu erſtreben vermocht hatte. Zwar hat man auch hier ein Anekdötchen, was die Sache auf ein Misverſtändniß und zuletzt auf den Einfluß der Jeſuiten zurückführt. Es iſt auch ſoviel wahr, daß der Pater Wolf, ein geborner Baron von Lüdingshauſen, der ſich früher im Gefolge des kaiſerlichen Geſandten Grafen Lamberg als Geiſtlicher der Geſandtſchaft in Berlin befunden hatte, für die Sache gewonnen ward und manchen Scrupel des Kaiſers, bei dem er in hoher Gunſt ſtand, beſeitigt haben mag. Die Geſchichte, wie dieſer Wolf dazu gekommen, wird verſchieden erzählt. Nach der zuverläſſigſten Angabe [4] hätte Bartholdi dem König gerathen, ſich in einem eigenhändigen Schreiben an den Kaiſer zu wenden. Es wäre aber die Chiffre des Kaiſers mit der des Pater Wolf verwechſelt worden, der König hätte an Wolf geſchrieben und dieſer ſich ſo geſchmeichelt gefühlt, daß er ſich eifrigſt des preußiſchen Intereſſes angenommen. Andere ſagen: Bartholdi habe gerathen, Wolf zu vermeiden und man habe, ſtatt vermeiden: verwenden geleſen. Noch Andere laſſen eine berliner Depeſche dem Reſidenten auftragen, die von Kinsky ausgeſchlagene Summe einem andern Miniſter anzubieten, und Bartholdi die Chiffre des Miniſters auf Wolf beziehen. Gewiß iſt jedoch, daß Wolf auch nachher kein Geſchenk angenommen hat. Es würde aber weder Wolf noch ſonſtigen Jeſuiten gelungen ſein, den wiener Hof zur Einwilligung zu beſtimmen, wenn nicht die Zeitumſtände es dieſem ſehr nahe gelegt hätten, ſich die Dankbarkeit und Anhänglichkeit des Kurfürſten zu ſichern. Der ſpaniſche Erbfolgekrieg war vor der Thüre. Baiern war im franzöſiſchen Intereſſe. Sachſen war durch die polniſch-ſchwediſchen Händel beſchäftigt. Ein Theil der Reichsfürſten war durch die hannöverſche Kurſache gegen den Kaiſer verſtimmt. Es mußte dieſem höchſt wichtig ſein, wenigſtens Brandenburg auf ſeiner Seite zu ſehen. So finden wir denn auch, daß dem am 1. November 1700 erfolgten Tode König Karl's II. von Spanien bereits am 16. November der Abſchluß des geheimen Kronvertrages zwiſchen dem Kaiſer und dem Kurfürſten folgte. Kinsky war inzwiſchen geſtorben. Prinz Eugen aber ſoll geſagt haben: die Miniſter, die dem Kaiſer dazu gerathen hätten, verdienten, gehangen zu werden.

---

[1] Stenzel a. a. O., S. 92.

[2] Chriſtian Friedrich, Sohn eines berliner Bürgermeiſters. Er † als Baron und Juſtizminiſter 1714.

[3] Franz Ulrich, geb. 1632, Bevollmächtigter beim Congreß von Nymwegen, oberſter Kanzler von Böhmen, geh. Conferenzrath und Staatsminiſter, † 27. Februar 1699.

[4] Stenzel a. a. O., S. 104 f.

Bei den mit größtem Pompe begangenen Krönungsfeierlichkeiten fiel natürlich auch Wartenberg eine ausgezeichnete Rolle zu. Schon am Vorabende derſelben (17. Januar 1701) wurde er zum Kanzler und Inhaber des damals geſtifteten ſchwarzen Adlerordens ernannt. Bei der Krönung (18.) überreichte er dem König die Krone und trug ihm ſpäter die Schleppe. Die Pracht des Hofes wurde nun noch weſentlich erhöht, ungeachtet Friedrich den eben hierauf gerichteten Bedenken ſeiner Miniſter früher entgegnet hatte, ſie ſei bereits königlich. Es wurden neue Hofämter errichtet und die Koſten des Hofſtaates, noch abgeſehen von dem Etat der Chatoulle und des Kronprinzen, beliefen ſich 1706 ſchon auf 364,000 Thlr. (1674 hatten ſie nur 150,000 Thlr. betragen, waren aber bis 1688 ſchon auf 226,000 Thlr. geſtiegen.) Jetzt wurde auch ein Franzoſe als Intendant des plaisirs de Sa Majesté beſtellt und errichtete eine franzöſiſche Schauſpielergeſellſchaft, und in dieſe Zeit fällt auch die Erhebung der Gräfin Wartenberg zur, blos durch die Etikette gebotenen, königlichen Staatsmaitreſſe. Die Königin lachte und ſpottete nur darüber. Wartenberg fand aber ein Intereſſe darin, ſich als einflußlos und ſeine Frau als einflußreich darzuſtellen.

Im Uebrigen nahm Preußen an dem ſpaniſchen Erbfolgekriege den treuen und tapfern Antheil, den es Oeſterreich für die ihm gemachte Conceſſion ſchuldete, zu dem es übrigens auch durch die Intereſſen des europäiſchen Staatenſyſtems aufgefordert war [1]), benutzte aber die Anläſſe, welche ihm ſowol dieſer, als der nordiſche Kampf bot, zu mancherlei gelegentlichen Erwerbungen und Vortheilen. Dazu mag namentlich Rüdiger Heinrich Ilgen beigetragen haben, welcher ſeit 1702 an der Spitze der auswärtigen Angelegenheiten ſtand und unter dieſer, noch mehr aber unter der folgenden Regierung, die Seele dieſer Geſchäfte war. Ein kluger, arbeitſamer Mann, gewandt und zäh, nicht eben weitblickend, aber klar und ſcharf ſehend, nicht ſo noblen Weſens wie Dankelmann, aber dafür im Beſitze vorſichtigerer Selbſtbeſchränkung, mit der er in ſeinem Fache that, was ſeines Amtes war und die Andern in den ihrigen ſchalten ließ. Er war auch ein Weſtphale, wie Dankelmann und wie Meinders [1]), war des Letztern Secretair geweſen, hatte dann deſſen Neffen, den Baron Heidekamm [2]), auf Reiſen begleitet, war als Legationsſecretair bei der Friedensverhandlung zu St. Germain, kam darauf durch Meinders und Fuchs ins Cabinet und arbeitete ſich bis 1702 zum Miniſter empor, in welcher Stellung er ſich auch bis an ſeinen Tod behauptete. 1701 erhielt er den preußiſchen Adel und die Königskrone ins Wappen [3]). Es ſoll von ihm u. A. der erſte

---

[1]) Denn bei dem ſpaniſchen Erbfolgekriege handelte es ſich für die meiſten Glieder der großen Allianz nicht um die ſpaniſche Erbfolge, ſondern um den Gegenkampf gegen das drohende Principat der Franzoſen, hinſichtlich deren der Reichsgeneralfeldmarſchall Hans Karl von Thüngen (geb. 1648, † 8. October 1709) in die Taufformel ſeiner Kinder die Frage aufnehmen ließ: „Entſagſt du auch dem Teufel und den Franzoſen?“

---

[1]) Franz Meinders aus Ravensburg, geb. 1630, 1667 Hof- und Kriegsrath, 1672 Geheimer Rath, Geſandter zu Voſſem, St. Germain und Nymwegen, in Paris, Wien, dem Haag, Dresden, Hannover und Kopenhagen, 1682 geadelt, † 1695. Er bezog ſeit 1673 von Frankreich jährlich 20,000 Frcs., woran damals niemand Anſtoß nahm. Der bekannte Pöllnitz war ſein Stiefſohn.

[2]) Der Vater deſſelben war anfangs Kammerdiener, dann Schatzmeiſter und Finanzrath des großen Kurfürſten und ward 1701 baroniſirt. Der Sohn war durch bei Geſandtſchaften gemachten Aufwand heruntergekommen, ließ ſich ſpäter von Ilgen als Spion gebrauchen, verwickelte ſich nachmals in die Clementſche Geſchichte (1718) und kam auf Lebenszeit nach Spandau.

[3]) Auch er bekam große Geſchenke von auswärtigen Höfen, namentlich von England, deſſen Intereſſe er vertrat. Seine ältere

Plan einer Theilung Polens herrühren, der denn freilich erſt viel ſpäter zur Ausführung kam¹).

Die Hofſachen überließ er Wartenberg und nahm an den Verſuchen zu deſſen Sturze wenigſtens erſt dann einen Antheil, als ihr Gelingen gewiß war. Wartenberg aber war klug genug, den brauchbaren Mann zu nutzen und zu fördern. Einen Verſuch, Wartenberg zu ſtürzen, machte ſchon 1702 der Feldmarſchall Barfuß, in Verbindung mit dem Hofmarſchall von der Wenſe, deſſen Sohn, den Grafen Dönhoff und Lottum. Kurz vorher (1. Februar 1702) hatte der König befohlen, daß alle einkommenden Sachen geradezu an den Grafen Wartenberg und den Geheimen Rath von Ilgen gehen, von dieſen erbrochen und an die Departements vertheilt werden ſollten. Dieſes markirte Hervortreten der Bevorzugung dieſer Beiden, unter denen Ilgen als Anhänger Wartenberg's betrachtet wurde, mag die Eiferſucht der andern Großbeamten und namentlich des Feldmarſchalls Barfuß erweckt haben. Sie bedienten ſich des Hofmarſchalls von der Wenſe, eines Lüneburgers, der dem König geradezu ſagte: Wartenberg misbrauche ſeine Macht, erlaube ſich viele Ungerechtigkeiten und Erpreſſungen, kaufe davon Güter in der Pfalz, während die Gräfin ihr Geld nach England ſchaffe; die Tafel des Grafen koſte mehr, als die des Königs; er wolle alles beweiſen. Der König hörte ihn ruhig an, erzählte aber ſofort das Ganze Wartenberg, mit der Verſicherung, daß er nichts davon glaube, da Wenſe ein boshafter Menſch ſei. Wartenberg ſpielte, mit geſchickter Berechnung, den Großmü-

---

Tochter heirathete den Grafen Erdmann Pückler, die jüngere den Baron Knyphauſen, deſſen Schwiegerſohn Hertzberg wurde.

1) Stenzel a. a. Orte 163.

thigen und bat, die Sache zu verzeihen, was denn den König noch mehr rührte und in ſeinem guten Glauben beſtärkte. Barfuß wurde in Ruheſtand verſetzt. Die Grafen Chriſtoph und Alexander Dohna und der Graf Otto Dönhoff gingen auf ihre Güter in Preußen. Graf Philipp Karl Wylich von Lottum[1]) gab ſeine Stelle als Oberhofmarſchall auf und trat an die Spitze der Truppen in den Niederlanden, Wenſe dagegen kam auf die Feſtung (Küſtrin), und als ſein Stiefſohn Pöllnitz[2]) ſeine Freilaſſung erbeten, mußte er 10,000 Thlr. an Wartenberg zahlen und das Land meiden.

Wartenberg benutzte dieſen Ausgang einer für ihn bedrohlichen Angelegenheit, ſich mit ergebenen Anhängern zu umringen. Alexander Hermann von **Wartensleben**, geboren zu Lippſpring am 16. December 1650, hatte ſeit 1666 in franzöſiſchen Dienſten geſtanden und unter Turenne in Spanien und den Niederlanden gefochten, war dann ſchon 1673 in brandenburgiſche Dienſte getreten und hatte gegen die Schweden gekämpft. 1680 ging er als Oberſtlieutenant in heſſenkaſſelſche Dienſte, war bei dem Entſatz von Wien, führte ein in venetianiſchen Sold gegebenes Regiment nach Morea und wurde 1690 Generalmajor. Bald darauf kam er in ſachſen-gothaiſche Dienſte, führte, nach dem Tode des Herzogs Friedrich I. (3. December 1693), die Vormundſchaft über den Herzog Friedrich II.[3]), beſchligte darauf die gothaiſchen Truppen am Rhein und wurde 1701 Reichsfeldmarſchall. Dieſen nun, einen nicht ungeſchickten und gutmüthigen, aber ängſtlichen und gegen Wartenberg unbedingt nachgiebigen Mann, berief man jetzt (1702) wieder nach Preußen. Er wurde Feldmarſchall, Geheimer Kriegsrath und Gouverneur von Berlin und 1706 in den Reichsgrafenſtand erhoben [1]). An die Stelle des Grafen Lottum kam als Oberhofmarſchall und leitender Miniſter für die Kammerſachen der Graf Auguſt von Wittgenſtein [2]) (geb. 14. April 1662, † im Auguſt 1735), von der jüngeren oder ludwigiſchen Linie, der Enkel jenes verdienſtvollen Grafen Johann, der bei dem weſtphäliſchen Frieden die Sache Brandenburgs mit ſo unerwartetem, nicht durch Thaten, ſondern durch geſchickte Benutzung der Verhältniſſe des Augenblicks verdienten, zuletzt aber freilich in Brandenburgs geographiſcher Lage begründeten Erfolge geführt hatte. Graf Auguſt wird als hart, hochfahrend und eigennützig geſchildert und war um ſo abhängiger von der Gunſt Wartenberg's, der allein ihn gehoben.

---

[1]) Die Lottums ſtammten aus Cleve. Er war 27. Auguſt 1650 geboren, hatte ſich in den franzöſiſchen Kriegen ausgezeichnet, ward 1694 Generallieutenant, 1695 Oberhofmarſchall, 1701 Reichsgraf, 1704 General, 1713 Generalfeldmarſchall, † 14. Februar 1719 als Gouverneur zu Weſel.

[2]) Wenſe war der dritte Gemahl der reichen Witwe von Meinders worden, die in erſter Ehe den Vater des Pöllnitz gehabt hatte.

[3]) Vergl. Th. II., S. 159 ff.

Eine längere Zeit hielt ſich nun Wartenberg auf dem Gipfel der Macht. Doch arbeiteten dieſelben Mittel, auf die er ſeine Gewalt ſtützte, an ſeinem dereinſtigen Sturze. Der Aufwand, durch den er der Prachtliebe und Eitelkeit des Königs ſchmeichelte, nöthigte zu neuen und erhöhten Abgaben, unter denen die Carroſſen- und Perückenſteuer[1] (1698) die lächerlichſte, aber nicht die drückendſte war. 1698 wurde die Zollfreiheit der Städte für die Kauf- und Handelsleute zur Hälfte, für alle andern Bürger ganz aufgehoben. Die Generalacciſe wurde 1690 und 1701 erhöht. Zur Feier des Krönungsfeſtes ſchrieb man eine Kronſteuer aus. Die anfänglich nur auf ſechs Jahre ausgeſchriebenen Schloßbaugelder, ſowie die ſeit 1708 auferlegten Legationsgelder wurden ſtehende Abgaben. 1698 erließ man ein neues Reglement für die Marine- und Chargengelder, deſſen Anſätze 1706 noch erhöht wurden. 1700 wurden die Stempeledicte erneuert und ein Kartenſtempel ausgeſchrieben. Das Poſtporto wurde beträchtlich erhöht. 1704 wurde in allen Marken der Hufen- und Giebelſchoß wieder eingeführt; 1705 ein subsidium extraordinarium von 2 Millionen Thlr. aufgebracht. Jeder Schutzjude mußte 100 Speciesducaten zahlen. 1701, 1704, 1707 und 1710 wurde eine außerordentliche Generalkopfſteuer ausgeſchrieben, zu welcher Beamte einen Monatsgehalt und ſelbſt Pferde-, Ochſen-, Kuh- und Schweinehirten je 12 Gr. zu zahlen hatten. Für Projectmacher gab es ein ergiebiges Feld. Längere Zeit fand ein abenteuernder Goldmacher, der ſich Dominico Caetano Conte de Ruggiero nannte, ungeachtet man von mehreren Höfen aus vor ihm warnte, am berliner Hofe offene Ohren. Der König ließ ihn durch ſeinen Kämmerer Marſchall von Biberſtein aus Frankfurt a. M., wohin er gegangen war, weil man ihm nicht gleich 50,000 Thlr. vorſchießen wollte, abholen, ernannte ihn zum Generalmajor und ſchenkte ihm ſein Bild mit Brillanten. Dreimal flüchtete er, nach Stettin, Hamburg und Frankfurt a. M., und dreimal brachte man ihn wieder zurück 1) und ließ ſich immer wieder von ihm äffen, bis man endlich die eigene Thorheit erkannte und an dem Schwindler beſtrafte, der in Küſtrin, an einem mit Goldpapier beklebten Galgen, in einem aus Goldpapier verfertigten Kleide aufgehängt wurde. Lächerlicher noch war es, daß man 1708 den Steuer- und Commercienrath Creutz auf 6 Jahre mit einem Monopole des Ankaufs aller Schweinsborſten belieh. Zu deſſen beſſerm Schutze wurde bei Confiscation verboten, die Schweine durch Abſchneiden von Borſten, Brennen oder Schneiden an den Ohren zu zeichnen; wurde weiter befohlen, daß, da die Schweine alle Jahre um Johannis die Borſten verlieren, Jeder um dieſe Zeit den Schweinen die Borſten ausraufen und, von jedem Schweine beſonders, mit einem Faden zuſammenbinden und an die Commis des Creutz abliefern ſollte. 1709 mußte man, in Folge der Mißſtimmung, welche dieſes Schweineedict erregt hatte, ein neues erlaſſen, wonach jeder, der den Commercienrath Creutz oder deſſen Commis mit ſchimpflichen oder ehrenrührigen Worten, wie geſchehen, an-

---

[1]) Sein älteſter Sohn, Karl Sophronius Philipp (geb. 21. September 1680, † 7. October 1751), eine Zeitlang polniſch-ſächſiſcher Cabinetsminiſter, machte 1706 eine reiche Heirath mit Johanna Margarethe von Huffeln, Gräfin und Erbin von Flodrop im Geldriſchen (geb. 12. Juli 1691), hinterließ aber nur eine Tochter: Amalie Conſtance, welche die mütterlichen Güter erbte und ſich 7. Juni 1743 mit dem Grafen Heinrich IX. Reuß-Köſtritz vermählte. Aus zweiter Ehe hatte der Feldmarſchall mehrere Söhne, welche den Stamm fortpflanzten. Außerdem ſtiftete auch ſein Bruder Simon eine freiherrliche Linie und ſein Großoheim Johann Joachim eine dritte, welche 1745 mit der ganzen Familie gleichfalls reichsgräflich wurde.

[2]) Wartenberg, Wartensleben und Wittgenſtein nannte man die drei großen W des Landes. Der Zweite verdiente es eigentlich nicht.

---

[1] Frei davon waren Prediger, Schulbediente, Studenten, Schüler und Kinder unter 12 Jahren. Die Steuer richtete ſich nach dem Range derer, welche die Perücken trugen. Eine Zeitlang waren die Perücken auch geſtempelt und mit einer Werthsabgabe belegt. Das brachte nicht genug ein und ſo ging man zu dem erſten Modus zurück, wo die Steuer eine verſchleierte Rangſteuer war.

---

1) In Hamburg ließ man ihn, trotz der Proteſtation des Magiſtrats, mit Gewalt aufheben und nach Küſtrin bringen. Dergleichen fiel in jener Zeit überhaupt nicht ſelten vor. Hatte doch der große Kurfürſt den Kalkſtein, auf deſſen Blut er ſeine „Souverainetät ſtabilirte“, aus Warſchau entführen laſſen!

greiſe, ſofort ohne weitern Proceß mit Gefangenſchaft oder andern Leibesſtrafen belegt und ebenſo gegen die Uebertreter des Schweineborſtenhandlungsprivilegiums verfahren werden ſollte. Es ward nochmals eingeſchärft, die Borſten ja nicht umkommen zu laſſen und dafür zum Troſte verſichert, daß das Ausraufen der Borſten der Geſundheit der Schweine nichts ſchade. Dem Wartenberg hat dieſe Schweinsborſtengeſchichte in der Volksmeinung mit am meiſten geſchadet. — Einen Plan ganz anderen Charakters hatte ein gewiſſer Luben, welcher 1700 einen Entwurf zur Verbeſſerung der Domainen und Erhöhung ihres Ertrags durch Zergliederung und Vererbpachtung derſelben überreichte. Die Regierung ging darauf ein, ernannte ihn zum Geheimen Kammerrath und beauftragte ihn mit der Vererbpachtung von 11 Aemtern und 37 Vorwerken, wobei ſich auch im erſten Jahre ein Mehrertrag von mehr als 3000 Thlr. ergab. Allein theils verfuhr Luben, wie gewöhnlich, zu unbedingt und mit zu weniger Unterſcheidung der örtlichen Verhältniſſe, was namentlich der verſtändige Geheimrath Chriſtian Friedrich Kraut[1]) hervorhob, theils war die Zeit für die Sache noch nicht reif. Der Widerſtand der Provinzialcollegien und der Domainenpächter war zu groß und ausdauernd. Zwar waren die Erfolge ſo glänzend, daß der Ertrag der vererbpachteten Domainen in den Marken, im Magdeburgiſchen, Halberſtädtiſchen, Pommern und der Grafſchaft Hohenſtein ſich um mehr als 88,000 Thlr. ſteigerte, wozu noch 600,000 Thlr. für verkaufte Inventarien und eingezahlte Erbſtands- und Cautionsgelder kamen, und dieſe Erfolge befriedigten den König ſo, daß Luben 1710 die Erbpachten auch im Cleveſchen einführen ſollte. Doch dazu kam es nicht. Es gelang dem Kammerpräſidenten Ernſt Bogislav v. Kamecke (geb. 1674 † 1726), die Anſicht zu begründen, daß die meiſten jener Vortheile nur ſcheinbare und unſichere ſeien, und mit Wartenberg ſtürzten um dieſe Zeit die meiſten Beförderer eines Planes, den man, wie das gemeiniglich geſchieht, mit den vielen unhaltbaren Finanzprojecten des Miniſteriums zuſammenwarf, während er, mit Umſicht und Mäßigung ausgeführt, in der That zum Segen des Landes zu gereichen verſprach[1].

---

[1]) Er war 1651 im Magdeburgiſchen geboren, lernte die Kaufmannſchaft, heirathete eine reiche Frau, durch die er mit Ilgen und Beſſer verwandt wurde, etablirte ein Banquiergeſchäft und ward Kriegszahlmeiſter, auch 1703 geadelt und unter der nachfolgenden Regierung Miniſter. Sein Adel ſtarb (1723) mit ihm aus, da er die Kinder ſeines vor ihm geſtorbenen Sohnes, weil ſie mit einer Mutter aus ſehr geringem Stande erzeugt worden, für Baſtarde erklären ließ.

Weiter arbeitete an Wartenberg's Sturze der Hochmuth, den ſeine Frau zu dem an ſich ſchon ärgerlichen Lebenswandel, den ſie zu führen fortfuhr, geſellte. So lange die Königin, die von dem Könige aufrichtig geliebt und geachtet wurde und deren ſcharfer Spott die Gräfin von Zeit zu Zeit demüthigte[2], noch am Leben war, war der Hochmuth der Wartenberg immer noch etwas gedämpft geweſen. Er ward unerträglich, ſeit die Königin Sophie Charlotte am 1. Februar 1705, erſt 36 Jahre alt, geſtorben war. Die dritte Gemahlin, zu deren Wahl der König durch eine Intrigue Wittgenſtein's beſtimmt worden ſein ſoll[3], die Prinzeſſin Sophie Luiſe von Mecklenburg-Schwerin (geb. 5. Mai 1685 † 29. Juli 1736), eine fanatiſche Lutheranerin, die ſich überdem in das ſteife Hofceremoniel zu Berlin nicht finden konnte, war weit weniger geeignet, die Wartenberg im Zügel zu halten. Die Anmaßung derſelben überſtieg alle Grenzen. Bereits war ihr, in einem neuen Reglement, der Rang vor allen unverheiratheten, oder nicht an regierende Herren vermählten Prinzeſſinnen beigelegt, wie ihrem Gemahl vor allen nicht regierenden Fürſten. Die Herzogin von Holſtein ſoll vom Könige 10,000 Thlr. dafür erhalten haben, daß ſie der Gräfin den Vortritt ließ. Die Gemahlin des holländiſchen Geſandten Lintelo war weniger fügſam. Bei der Taufe der Prinzeſſin Friederike Sophie Wilhelmine (1709) ſprang ſie, als die Proceſſion ſich in Bewegung ſetzte, plötzlich hinter einer Thüre hervor, um der Gräfin den Vortritt abzugewinnen. Es kam zu Thätlichkeiten zwiſchen den beiden Damen, welche bald von einer Puderwolke umgeben waren. Mit Mühe gelang es dem Oberceremonienmeiſter von Beſſer, ſie zu trennen. Der König nahm ſich aber der Gräfin, welche übrigens als Siegerin aus dem Fauſtkampfe hervorgegangen war, ſo eifrig an, daß er den Generalſtaaten drohte, ſeine Truppen aus Flandern zurückzuziehen, wenn die Geſandtin der Gräfin

---

[1] Vergl. Stenzel a. a. O., S. 169 ff.

[2] Außerdem ſetzte ſie dieſelbe dadurch in Verlegenheit, daß ſie ſie franzöſiſch anredete, was die Gräfin nicht verſtand.

[3] Derſelbe ſoll ihm vorgeſpiegelt haben, die Kronprinzeſſin, deren Erſtgeborner 1708 an dem Knall der ihm zu Ehren gelöſten

---

Kanonen geſtorben ſein ſoll, könne ſchwerlich wieder ſchwanger werden. Kurz vor Vollziehung der neuen Ehe erfuhr der König durch ſeinen Sohn, daß die Kronprinzeſſin wieder ſchwanger ſei, und bereute jetzt, daß er ſich wieder gebunden. Der zweite Sohn, den die Kronprinzeſſin geboren (1709), ſoll von der Krone erdrückt worden ſein. Der Dritte ward Friedrich II. — An jener Intrigue ſoll auch Johann Auguſt Marſchall von Bieberſtein (damals wirkl. Geh. Rath und Oberheroldsmeiſter, früher Geſandter in London, 1712 in Utrecht, † 18. Juli 1736 als Miniſter) Theil gehabt haben.

nicht Abbitte leiſten wurde. Nun ward ſie immer unverſchämter. Zu Anfang des Jahres 1710 ließ ſie ſich in dem Zimmer der Königin von ihrem eigenen Kammerdiener Kaffee ſerviren, und als die hierüber erzürnte Königin ihr befahl, das Zimmer zu verlaſſen und ſich nie wieder vor ihr blicken zu laſſen, rief ſie mit höhniſchem Lachen: „das möchte ich doch einmal ſehen.“ Dies Mal mußte ſie doch, auf Befehl des Königs, Abbitte thun. Ebenſo als ſie gegen Ende deſſelben Jahres den Vorrang vor der Gemahlin des durchreiſenden ruſſiſchen Botſchafters im Haag, von Matuoff, verlangt hatte und, als ihr das nicht zugeſtanden ward, bei einem zu Ehren jener gegebenen Diner nicht erſchienen war. Auch hier mußte ſie, zum Beweis, welche Rückſichten man ſchon damals auf Rußland nahm, in Gegenwart der fremden Geſandten, Abbitte thun.

Vielleicht waren das ſchon Vorzeichen, daß ihr Treiben den König ermüdet hatte und ihre Gunſt im Sinken war. Die vielfache Mißſtimmung über die Regierungsmaßregeln, welche dem Grafen zur Laſt gelegt wurden, die ſchon am 17. März 1709 ein Edict wider das „muthwillige Suppliciren“ hervorgerufen hatte, der allgemeine Unwille des Hofes über die Gräſin, die Eiferſucht der Generale auf Wartensleben, der große Haß, den ſich Wittgenſtein durch ſeine Härte, beſonders durch den hohen Salzimpoſt und die gleichfalls übertriebene hohe Zwangsfeuerverſicherung zugezogen hatte, ſammelten allmälig ein Ungewitter über den Häuptern der Mächtigen. Der Kronprinz war mit dem ganzen Regierungsſyſteme ſeines Vaters, freilich auch mit Theilen deſſelben, an denen Wartenberg ſehr unſchuldig war, höchlich unzufrieden, wie es denn namentlich mit ſeiner Neigung zu einer Sparſamkeit, die ſeiner Mutter ſchon vor langen Jahren bedenklich erſchienen war [1], am wenigſten harmonirte. Er grollte Wittgenſtein, weil er die dritte Vermählung des Königs zuwegegebracht. Jetzt kam eine ſtarke Beſchwerde über den Letztern zu ſeiner Kenntniß, indem eine Summe, die der König der gänzlich abgebrannten Stadt Kroſſen aus der Generalfeuerkaſſe bewilligt hatte, nicht ausgezahlt worden war und Wittgenſtein die Beſchwerdeführer hart und ſtreng abgewieſen hatte. Dieſe Sache auch zur Kenntniß des Königs zu bringen, dazu bediente man ſich zweier Lieblinge des Königs, des großen und kleinen Kamecke. Der große Kamecke, Paul Anton, ein blos für die Geſellſchaft begabter, übrigens ehrlicher Mann, war Grand Maître de la Garderobe; der kleine Kamecke, Ernſt Bogislav, bei dem König beliebt, weil er zur reformirten Confeſſion übergetreten war, den König im Schach gewinnen ließ und ihm immer etwas Neues erzählte, damals Geheimer Rath [2]. Der große Kamecke brachte die Beſchwerde gegen Wittgenſtein zur Kenntniß des Königs, und dieſer nahm die Sache nicht mehr ſo leicht, wie einſt die Anklage gegen Wartenberg in dem Munde Weuſe's. Er nahm ſie ſo, daß Wartenberg ſelbſt nicht für gut fand, Wittgenſtein in Schutz zu nehmen. Es ward eine Unterſuchungscommiſſion niedergeſetzt und auf deren Bericht (am 23. December 1710) Wittgenſtein, am Abend des 27. December, durch einen Lieutenant mit 20 Mann verhaftet. Vergebens betheuerte er ſeine Unſchuld und ſchob alles auf Wartenberg. General von Gersdorf [1]) forderte ihm den Schwarzen Adlerorden ab. General von Tettau [2]) kündigte ihm an, daß er Befehl habe, ihn nach Spandau bringen zu laſſen. Letzteres erfolgte am 29. December, durch einen Oberſtlieutenant mit 12 Gardes du Corps, und unter ſo lauten Verwünſchungen des Volks, daß der Graf ſeine Kutſchenfenſter niederließ, um ſie nicht länger zu hören. Bald darauf wurden auch die Schwiegermutter des Grafen, die verwitwete Gräfin von Wittgenſtein-Valendar, geborne Gräfin von Leiningen-Dachsburg [3]), ſowie ſeine Schwägerin, die erſtere Oberhofmeiſterin, die letztere Staatsdame der Königin, in Haft genommen; ſo auch mehrere Beamte. Die Beſchuldigung, daß der Graf die öffentlichen Gelder zu ſeinem Nutzen verwendet habe, hat nicht erwieſen werden können; vielmehr that er dar, daß er die betreffenden Summen im Intereſſe des Königs verwendet, ſeinerſeits aber bei dem preußiſchen Dienſte noch jährlich einige Tauſend Thaler aus ſeinem Vermögen zugeſetzt habe [4]). Unregelmäßigkeiten in der Geſchäftsverwaltung ſoll man ihm aber nachgewieſen haben. Er mußte zuletzt 24,000 Thaler zahlen und die preußiſchen Staaten verlaſſen.

---

[1] Sie ſchrieb damals an eine Freundin: „Mein Gott, geizig in einem ſo zarten Alter; andere Laſter kann man verringern, dieſes wächſt." (Erman, Sophie Charlotte, 126 ff.)

[2] Er wurde ſpäter Finanzminiſter, Hofkammerpräſident, Chatulldirector, Generalpoſtmeiſter und Protector der Akademie und † 1726 im 53. Jahre.

Es mag bei der Unterſuchung gegen Wittgenſtein klar geworden ſein, daß derſelbe vielfach auf Wartenberg's Befehl gehandelt. Jedenfalls konnte der König dem Andringen, auch Wartenberg zu entlaſſen, nicht länger widerſtreben, ſo weh es ihm auch that. An demſelben 29. December, an welchem Wittgenſtein nach Spandau abgeführt wurde, erſchien der Miniſter von Ilgen in Wartenberg's Hauſe (dem ſpätern Poſtgebäude auf der Königsſtraße), und forderte ihm die Siegel ab, erklärte ihm auch, der König wolle, daß er um ſeine Entlaſſung einkomme. Dann erhielt er Befehl, ſich mit ſeiner Gemahlin auf ſein Gut Woltersdorf bei Berlin zu begeben. Wartenberg gehorchte und reiſte am 2. Januar 1711 dahin ab. Er erklärte, daß er ſtets nur nach dem Willen und den Befehlen des Königs gehandelt habe und bat nur um eine Abſchiedsaudienz bei dem Könige. Dieſer gewährte ſie und war bei der Trennung von ſeinem Günſtling (7. Januar) tief gerührt und erſchüttert. Er umarmte ihn und gab ihm einen Ring, 2000 Thlr. an Werth, den er vom Finger zog und dem Grafen mit der Bemerkung ſchenkte, er möge ihn als Zeichen ſeiner Hochachtung beſtändig bewahren. Und doch, was waren Wartenberg's Verdienſte um Friedrich gegen Dankelmann's! Mag auch der König gemeint haben, Dankelmann ſei ihm nur aus Pflicht getreu geweſen, Wartenberg aus Neigung, nun ſo hätte er gegen Wartenberg zärtlich ſein mögen, hätte aber gegen Dankelmann wenigſtens gerecht ſein ſollen. — Das jedoch erklärte er Wartenberg beſtimmt, daß das Wohl des Staats ſeine Entfernung fordere. Von Woltersdorf ſchrieb Wartenberg nochmals an den König und bat ihn, dieſes Gut, ſowie den Garten der Gräfin, nebſt allem darin enthaltenen Porzellan, als Geſchenk anzunehmen. Der König übernahm es, bezahlte es aber vollſtändig. Am 8. Januar reiſte Wartenberg über Dresden nach Frankfurt a. M.[1]. Auf des großen Kamecke Rath[2] erſparte man ſich eine Inhafthaltung Wartenberg's und ſicherte ſich doch gegen ſeine Umtriebe, indem man ihm 24,000 Thlr. jährlicher Penſion, welche auch auf ſeine Witwe übergehen ſollte, unter der Bedingung ausſetzte, Frankfurt a. M. nicht zu verlaſſen. Er ſoll mehrere Millionen mitgenommen haben und der Schmuck der Gräfin iſt auf 500,000 Thlr. geſchätzt worden. In Eiſenach holte ſie ein Courier ein und ſie zitterten ſchon um ihre Schätze; aber man forderte dem Grafen nur ſeinen Oberkammerherrnſchlüſſel und das Patent als General-Erbpoſtmeiſter ab.

---

[1]) David Gottlieb von Gersdorf, Chef der Grenadiergarde, † 1732 als Gouverneur von Spandau.

[2]) Johann Georg, Chef der Garde du Corps, derſelbe, der Dankelmann verhaftet. Er † 1713.

[3]) Pöllnitz ſagt von ihr: ſie ſei gutmüthiger und wohlwollender Natur, aber geeigneter geweſen, beim Reichskammergerichte zu figuriren, als am Hofe.

[4]) Das war auch Küßler's Klage. Siehe Th. 1., S. 279.

Ein Premierminiſter trat nicht an ſeine Stelle. Das Amt des Oberkämmerers erhielt der ehrliche Kamecke[3], jedoch weder Titel und Rang, noch Einkünfte ſeines Vorgängers. Die Poſt bekam der kleine Kamecke, aber nur mit dem halben Einkommen. Oberhofmarſchall und Schloßhauptmann wurde Marquard Ludwig von Printzen. Derſelbe war Geſandter in Moskau und Kaſſel geweſen, ward auch Präſident des Conſiſtoriums und Director des Lehnsweſens und mit einer Tochter des Generals Grafen Karl Ernſt von Schlippenbach vermählt. Er † 1725. Die Leitung des Kriegsweſens erhielt der

---

[1] Woltersdorf brannte am Tage ſeiner Abreiſe ab.

[2] Er hieß auch der ehrliche Kamecke. Es giebt übrigens eine ehrliche, biederbe Manier, hinter der ſich viel Schlauheit verbirgt, eine Derbheit, welche die feinſte Schmeichelei am ſicherſten an den Mann bringt. Wir wollen nicht ſagen, daß dergleichen bei dem ehrlichen Kamecke ſtattgefunden.

[3] Er war übrigens auch Brigadier und Generaladjutant des Königs, war 1673 geboren und † ſchon 1717. Der König hatte ihm die Tochter des reichen Grafen Adam Georg von Schlieben verſchafft, die aber bei ihrer Entbindung ſtarb. Dann heirathete er Ilſe Anna von Brunnow. Sein Sohn Friedrich Paul wurde 1740 preußiſcher Graf.

Geheime Staatsrath und General-Kriegscommiſſar Johann Moritz Freiherr von Blaſpiel. Das Feuerkaſſencollegium und der hohe Salzimpoſt wurden aufgehoben (1711), die franzöſiſche Hofkomödiantengeſellſchaft entlaſſen, aber auch die Vererbpachtung der Domainen aufgegeben.

Der König konnte auch jetzt noch ſeinen Liebling nicht vergeſſen und hat ihn wiederholt einladen laſſen, ohne ſeine Frau, nach Berlin zurückzukehren, auch ſeinen Umgebungen mit Wartenberg's Rückberufung gedroht. Man ſieht, daß die Gräfin der Hauptgrund war, warum Wartenberg ſtürzte. Dieſer aber erklärte, daß er ſich nicht von ihr trennen könne; ſei es nun, daß das unwürdige Weib, deſſen Untreue ihm nicht entgehen konnte und das ihn auch perſönlich ſchlecht behandelt haben ſoll, ihm wirklich noch immer ſo theuer geweſen, oder daß er froh war, noch ſo wohlfeilen Kaufs von dem gefährlichen Boden in Sicherheit gekommen zu ſein. Im Uebrigen ſtarb er ſchon am 1. Januar 1712[1]. Seine Leiche ward, ſeinem Wunſche gemäß, nach Berlin geſchafft, um in der Parochialkirche beigeſetzt zu werden. Der König ſah dem prächtigen Leichenzuge vom Schloſſe aus tiefgerührt zu, brach in Thränen aus und ließ ſich drei Tage lang von Niemand ſprechen.

Er folgte ſeinem Freunde in Jahresfriſt und ſein Tod ſoll zuletzt eine Folge jener dritten Vermählung geweſen ſein, zu der ihn die Wittgenſtein'ſche Intrigue verleitete. Er hatte überhaupt eine dritte Ehe nur eingegangen, weil er die Fruchtbarkeit ſeiner Schwiegertochter bezweifelte und hätte auch da noch eigentlich eine andere, die Prinzeſſin Dorothea Charlotte von Culmbach [1]), gewünſcht. Seine Schweſter aber, die verwittwete Herzogin von Sachſen-Zeitz [2]), welche vorher mit einem Prinzen von Mecklenburg verheirathet geweſen war, ſchlug ihm die Prinzeſſin Sophie Luiſe von Mecklenburg-Schwerin vor und beſtimmte ihn zu einer Reiſe nach Schwerin, auf welcher die Verbindung, da ihm die Prinzeſſin bei eigener Anſchauung gefiel, zu Stande kam. Aber noch vor ihrer Vollziehung erfuhr er, daß der Grund, der ihn überhaupt zur Eingehung einer dritten Ehe beſtimmt hatte, nicht beſtehe. Dann trat der lutheriſche Fanatismus der Königin hervor, der denn freilich ſehr gegen die elegante Philoſophie Sophien Charlottens abſtach. Sie war von Geiſtlichen umgeben. Eine Zeitlang war Franke von Halle an ihrem Hofe. Sie hatte ihre frühere Geſellſchaftsdame, Fräulein von Grävenitz, eine ſchon betagte Frömmlerin, mitgebracht und wider den Willen des Königs im Schloſſe einlogirt. Ihr Beichtvater, der Prediger an der Nicolaikirche Poeſt, übte vielen Einfluß. Eines Tages äußerte ſie gegen den König, daß es ſie ſehr ſchmerze, den König reformirt und daher nicht auf dem Wege des Heiles zu wiſſen. Er erwiederte: ob ſie ihn denn für verdammt halte? werde ſie nach ſeinem Tode nicht ſagen: der ſelige König? Wäre ſie höfiſch geweſen, ſo hätte ſie geantwortet: ſie hoffe nicht in den Fall zu kommen, den König zu überleben. So aber gerieth ſie in Verlegenheit, zögerte, beſann ſich und kam endlich mit der Albernheit heraus: „ich werde ſagen: der liebe verſtorbene König.“ Von da an zog ſich der König entſchieden von ihr zurück. Die Grävenitz mußte (1710) Berlin verlaſſen; Franke nach Halle zurückkehren; Poeſt erhielt ſtrenge Weiſungen, die Königin nicht mit theologiſcher Polemik einzunehmen. Ihr Hof vereinſamte und darüber wurde die, in ihrer Jugend an ein freies, ungezwungenes Leben gewöhnte Fürſtin trübſinnig, endlich geiſteskrank. Dem König, der übrigens am Aſthma litt, war der Zuſtand der Königin möglichſt verheimlicht worden. Eines Tages, als er auf einem Armſtuhle ſchlief, riß ſie ſich von ihren Damen los, ſtürzte, im Nachtgewande, mit fliegenden Haaren, über eine Galerie auf das Zimmer des Königs los, zerſchlug mit den Händen eine Glasthüre, beſpruͤtzte ſich dabei mit Blut und ſtand ſo, verſtört, weiß und blutig, vor dem nichts ahnenden, plötzlich erwachenden König, den ſie mit Vorwürfen überſchüttete und der im erſten Augenblicke die weiße Frau zu ſehen glaubte. Die Bedienten eilten, auf das entſtehende Geräuſch, aus dem Nebenzimmer herbei und brachten die Königin in ihre Gemächer zurück, von wo ſie nach einigen Tagen zu ihrer Mutter, der verwitweten Herzogin [1]), nach Grabow gebracht wurde, wo ſie erſt am 29. Juli 1736 geſtorben iſt. Der König verfiel ſofort in ein Fieber, mußte ſich zu Bette legen und ſtand nicht wieder auf. „In der Welt iſt's doch nur eine Komödie, die iſt bald zu Ende; wer nichts beſſeres hat, als dieſe, der iſt übel daran“, ſagte er zu den Hofpredigern und ſtarb, nach ſechswöchentlicher Krankheit, am 25. Februar 1713, nachdem er ſeinen Sohn, ſeine Schwiegertochter und ſeinen Enkel Friedrich geſegnet, ſeinen Miniſtern für ihre Treue gedankt und auch ſeiner unglücklichen Gemahlin noch mit Theilnahme gedacht hatte.

---

[1] Manche geben den März als den Zeitpunkt ſeines Todes an. Das rührt wol daher, daß die Leiche, über deren Ueberſchaffung nach Berlin, zum Theil in Folge des Geizes der Gräfin, lange unterhandelt worden, erſt im März nach Berlin kam.

---

[1]) Tochter Chriſtian Heinrich's Markgrafen von Brandenburg-Culmbach und der Gräfin Sophie Chriſtina von Wolfſtein. Sie war am 1. März 1691 geboren, heirathete am 8. Juli 1711 den Grafen Karl Ludwig von Hohenlohe und † im April 1712.

[2]) Maria Amalie, vermählt mit Moritz Wilhelm, Herzog zu Sachſen-Zeitz.

---

[1]) Chriſtine Wilhelmine, eine geborne heſſiſche Prinzeſſin und mit Herzog Friedrich zu Grabow vermählt, deſſen und ihr Sohn Schwerin erbte.

Die Gräfin Wartenberg ſpielte noch lange in der bunten Komödie ihrer Welt. Der Congreß zu Utrecht lockte ſie dorthin und zunächſt gab wol ihr alter Anbeter, der frühere Lord Raby, jetzige Earl von Strafford, dazu Anlaß. Derſelbe war 1711 von Berlin abgerufen und in den Haag geſchickt worden, wo er das Hauptorgan der Tories bei ihrem Abtreten von der großen Allianz und ihrer Ausſöhnung mit den Bourbons war und darauf die zweifelhafte Ehre genoß, als zweiter Bevollmächtigter bei dem Friedenscongreß zu Utrecht, ſeinen Namen unter deſſen Urkunden zu ſetzen[1]. Es ſcheint aber nicht, daß er ſich in Utrecht ſonderlich um ſeine alte Flamme bekümmert habe, und dies wird um ſo erklärlicher, wenn man annimmt, daß er ihr weniger um ihrer Schönheit willen, als um die Staatsgeheimniſſe durch ſie zu erfahren und durch ſie politiſchen Einfluß zu üben, die Cour gemacht habe. In dieſer Beziehung konnte ſie ihm nicht mehr dienen, und er verließ Berlin ſo bald nach ihrer Entfernung, ſchwerlich um ihr nachzueilen, ſondern weil er mit ihr ſeine beſte Quelle verloren hatte. — In Utrecht attachirte ſie ſich nicht an die engliſche, ſondern an die franzöſiſche Geſandtſchaft, namentlich an den ritterlichen Diplomaten, den Marſchall d'Huxelles. Nicht ihm, aber einem Attaché der Geſandtſchaft, dem ſie ein ſchriftliches Eheverſprechen abgewonnen hatte, folgte ſie nach Paris. Sie erhielt zu Verſailles eine Audienz bei Ludwig XIV., dem ſie die Bildniſſe dreier Könige mit den Worten zeigte: da ſie drei Könige zu ihren Füßen geſehen, komme ſie nunmehr, ſich zu den Füßen Sr. Majeſtät zu werfen [1]). Er ſah ſie an und ſchwieg. Der Chevalier, den ſie in ihre Netze gezogen, bemächtigte ſich ihres Schmuckes und gab ihn nur gegen Rückgabe des Heirathsverſprechens heraus. Ein deutſcher Cavalier, ein junger von Minkwitz, der ſich gleichfalls mit ihr verſprochen, ging ganz mit dem Schmucke durch, kam aber blos bis Meaux, ſoll ſich u. A. damit entſchuldigt haben, daß ſie ihn zweimal angeſteckt, während ſie einem Polen, dem dieſes Misgeſchick mit ihr nur einmal begegnet, 50,000 Frcs. dafür verſprochen, und kam, durch Vermittlung eines deutſchen Prinzen, mit Rückgabe der Juwelen davon. Sie wendete ſich ſpäter in den Haag, wo ſie am 19. März 1734 an den Pocken ſtarb.

---

[1] Er war viele Jahre engliſcher Geſandter in Berlin, ward 1708 Generallieutenant, 1712 erſter Lord der Admiralität und bei dem Tode der Königin Anna Mitglied der Regentſchaft. Georg I. entließ ihn ſofort und das Parlament verſetzte ihn in Anklageſtand. Doch blieb ſein Proceß liegen. Er † 26. November 1739 am Stein. Urſprünglich hieß er Thomas Wentworth.

Von den drei Söhnen [2]), welche Wartenberg hinterließ, ſtarb der zweite, Friedrich Karl (geb. 29. Juli 1704) am 20. September 1757 und hinterließ von Anna Regina Wagner von Treuenfels, mit der er ſich 1740 vermählt hatte, nur eine Tochter, Marie Sophie

---

[1]) Auguſt II. war nicht darunter. Sie hatte ſich viele Mühe um ihn gegeben, aber er war gegen dieſe Delila ſtark geblieben. Sonſt rühmte ſie ſich, man könne eher die Muſcheln bei Scheveningen, als ihre amours zählen.

[2]) Jung ſtarben: Friedrich (geb. 9. Januar 1697, † 14. December 1707), Eliſabeth (geb. 21. März 1678, † 17. April 1709), Sophia Dorothea (geb. 10. Februar 1707, † 1707).

Eleonore (geb. 9. December 1750). Der dritte, Wilhelm Anton (geb. 31. Auguſt 1705), ſtarb zu Frankfurt a. M. am 6. September 1778 unvermählt. Der älteſte, Caſimir (geb. 6. Mai 1699), ward preußiſcher Generalmajor und Geſandter bei dem ſchwäbiſchen Kreiſe, Domherr zu Halberſtadt und Ritter des ſchwarzen Adlerordens. Er vermählte ſich mit Sophie Wilhelmine Eleonore, Tochter Graf Ludwig's zu Solms-Rödelheim, am 11. Februar 1721 [1]) und hinterließ bei ſeinem, am 2. October 1772 erfolgten Tode, drei Söhne, von denen der zweite, Ludwig Ernſt, in franzöſiſche, der dritte, Karl Franz Leopold, in kaiſerliche Kriegsdienſte ging, beide aber erblos ſtarben. Der Aelteſte, Friedrich Karl auf Gurl und Oſtermannshofen, geb. 7. April 1725, ward kurpfälziſcher Generalmajor und vermählte ſich am 28. December 1751 mit Karoline Polyxena, Tochter Graf Friedrich Magnus von Leiningen-Dachsburg. Sie gebar ihm zwei Töchter und einen Sohn, Ludwig (geb. 14. October 1752, † 1806), welcher baieriſcher General wurde, aber, da er ſelbſt keine Kinder beſaß, die Kinder ſeiner mit einem Grafen Erbach vermählten Schweſter adoptirte, ſodaß mit dem Ausſterben der Wartenberge (1806) ihre Beſitzungen an die Grafen von Erbach fielen. Im Reichsdeputationshauptſchluß waren die Wartenberge für den Verluſt ihrer überrheiniſchen Beſitzungen durch Roth entſchädigt worden, welches die Grafen von Erbach-Erbach und Wartenberg 1845 für 1,816,000 Gulden verkauften.

---

[1]) Sie war 4. Juli 1698 geboren und † 1. October 1766.

III. Württembergiſche Prinzen.

Das Haus Württemberg hatte ſich im 17. Jahrhunderte in viele Zweige getheilt, welche fruchtbar an männlichen Sproſſen waren. Der gemeinſame Stammvater all dieſer Zweige war Herzog Friedrich († 1608). Drei Söhne deſſelben ſtifteten zunächſt drei Linien: Johann Friedrich († 1628) die Stuttgardiſche Hauptlinie, Ludwig Friedrich († 1631) die Mömpelgardiſche, Julius Friedrich († 1635) die Julianiſche.

Zuerſt von der Stuttgardiſchen Hauptlinie zu reden, ſo theilte ſie ſich durch die beiden Söhne Johann Friedrich's wieder in zwei Linien: Eberhard III. († 1674) ſtiftete die Stuttgardiſche, Friedrich († 1682) die Neuſtadtiſche. Die Neuſtadtiſche Linie erloſch im Mannsſtamme mit Friedrich's jüngſtem Sohne Karl Rudolph, am 17. November 1742. Eberhard III. zu Stuttgart aber hatte von zwei Söhnen Nachkommen. Von ſeinem Sohne Wilhelm Ludwig († 1677) vererbte die Regierung auf Eberhard Ludwig († 1733), deſſen Sohn und Enkel aber ſchon vor ihm geſtorben waren, weshalb das Land an den Vetter Eberhard Ludwig's, Karl Alexander, Sohn Friedrich Karl's († 1698), Enkel Eberhard's III. kam.

Die Mömpelgardiſche Linie erloſch in rechtmäßigen Erben ſchon am 25. März 1723. — Der Stifter der

Julianiſchen Linie hinterließ zwei Söhne, deren jüngſter, Friedrich Ferdinand, zu Weiltingen Hof hielt und 1705, ohne Mannsſtamm zu hinterlaſſen, ſtarb. Der Aeltere, Sylvius Nimrod († 1664), hatte 1647 Eliſabeth Maria[1], Tochter des Herzogs Karl Friedrich von Münſterberg und Oels and mit ihr das Fürſtenthum Oels erheirathet. Hier regierte zuerſt ſein älteſter Sohn Sylvius Friedrich bis 1697, wo ihm ſein Bruder Chriſtian Ulrich zu Bernſtadt folgte, welcher 1701 ſtarb. Der dritte Bruder, Julius Sigismund († 1684), reſidirte zu Juliusburg. Sein Sohn Karl, zu Bernſtadt, † 1745 erblos. Chriſtian Ulrich pflanzte den Stamm fort. Ihm folgte ſein älterer Sohn Karl Friedrich († 1744), dieſem deſſen Neffe (Sohn eines jüngeren Chriſtian Ulrich[2]), welcher 1723 zu Rom katholiſch wurde und 7. Februar 1731 zu Stuttgart ſtarb), Karl Chriſtian Erdmann, welcher 1745 auch in Bernſtadt ſuccedirte und 1792 ſtarb. Dieſer hinterließ, von Marie Sophie Wilhelmine Gräfin von Solms-Laubach, nur eine Tochter: Friederike Sophie Charlotte Auguſte, welche ſich 1768 mit dem Prinzen Friedrich von Braunſchweig-Lüneburg vermählte und das Fürſtenthum Oels an das Haus Braunſchweig gebracht hat. Soviel zur Orientirung in dem Kreiſe, aus welchem wir einige Geſtalten vorführen wollen. Es ſind viele ſtarke Naturen darunter, mit ſtarken Kräften, ſtarkem Willen, meiſt aber ſtarkeren Leidenſchaften. Ruhmvoll haben ſie auf den Schlachtfeldern gefochten ſeltener in der Regentenlaufbahn mit Segen gewirkt; Vielen war vornehmlich die geſchlechtliche Sinnlichkeit, die Prunkliebe und die zügelloſe Willkür gefährlich. Doch finden ſich auch unter ihnen beſonnene, gewiſſenhafte und wohlwollende Regenten.

---

[1] Sie † 1686.

[2] Seine Gemahlin war Charlotte Philippine, Tochter Graf Erdmann's von Redern und Charlotten von Schulz. Sie war am 18. Februar 1691 geboren, ward am 13. Juli 1711 vermählt, und † als Witwe am 17. Juni 1758 zu Oels. Ihr Gemahl reſidirte zu Wilhelminenort.

Herzog Eberhard Ludwig von Württemberg-Stuttgart, geb. 8. September 1676, war der Sohn des Herzogs Wilhelm Ludwig († 23. Juni 1677) und der Magdalene Sibylle von Heſſen-Darmſtadt († 11. Auguſt 1712). Anfangs regierte ſein Oheim Friedrich Karl [1]) für ihn. Von ſeinen Schweſtern überlebte ihn nur Magdalene Wilhelmine, eine Poſthuma, welche 1697 mit dem Markgrafen Karl Wilhelm von Baden-Durlach vermählt ward [2]). Seine Erziehung leitete ſein Hofmeiſter Johann Friedrich von Staffhorſt, mit dem er 1688 nach Regensburg und 1689 und 1690 nach Augsburg reiſte. 1690 erhielt er venia aetatis und ließ ſich 1693 huldigen, mußte aber, weil die Franzoſen in das Land fielen, nach Baſel flüchten. 1696 focht er unter Ludwig von Baden am Rhein. 1697 wurde er Befehlshaber der Truppen der fünf Kreiſe; dann kaiſerlicher General-Feldwachmeiſter. Am 16. Mai 1697 vermählte er ſich mit Johanne Eliſabeth von Baden-Durlach [3]), die ihm am 14. December 1698 den Prinzen Friedrich Ludwig gebar, den er aber, wie deſſen Sohn, überlebte[1]. 1700 machte er eine Reiſe durch Holland, England und Frankreich. Nach dem Ausbruche des ſpaniſchen Erbfolgekrieges zum k. k. General-Feldmarſchalllieutenant ernannt, kämpfte er vor Landau. 1703 ward er Reichsgeneral der Cavalerie und ſchlug die Baiern bei Dietfurt. 1704 kämpfte er als kaiſerlicher Reitergeneral bei Höchſtädt und nahm auch 1705 an der Eroberung Baierns Theil. In demſelben Jahre nahm er das Land des Herzogs Friedrich Ferdinand zu Weiltingen in Beſitz. 1706 focht er am Rhein. 1707 ward er Generalfeldmarſchall des Kaiſers und des ſchwäbiſchen Kreiſes, 1711 Oberbefehlshaber der Reichsarmee, 1713 Reichsgeneralfeldmarſchall. Seit 1723 erwarb er, wiewol unter langen Streitigkeiten, deren wir weiterhin gedenken werden, auch die Beſitzungen der Mömpelgardiſchen Linie, ſoweit ſie auf Reichsboden lagen. Die Linie zu Oels ward wegen Mömpelgards und Weiltingens mit Gelde abgefunden. Er † am 31. October 1733.

---

[1]) Derſelbe war am 12. September 1652 geboren, vermählte ſich am 28. October 1682 mit Eleonore Juliane, Tochter des Markgrafen Albrecht von Anſpach (geb. 13. October 1663, † 4. März 1724) und † am 20. December 1698.

[2]) Sie war am 7. November 1677 geboren, vermählte ſich am 27. Juni 1697, ward am 12. Mai 1738 Wittwe und † 30. October 1742.

[3]) Einer Tochter Markgraf Friedrich's VII., geb. 2. October 1680, † 2. Juli 1757.

Doch das alles iſt es nicht, was ſeine Geſchichte merkwürdig macht, ſowenig wie ſein Streit mit dem Biſchof von Koſtnitz über die Kreismatrikel (1720), oder mit Baden über Kehl; ſowenig wie ſeine geheime Allianz mit Wolfenbüttel (1727), ungeachtet derſelben 1729 ſelbſt der König von Schweden als Herzog von Pommern beitrat. Uns intereſſirt der Herzog, ſofern ſich auch in ihm das Zeitübel bloßlegt, deſſen Wurzeln durch alles Volk gehen, das aber auf den Höhen am ſichtbarſten und mit den ſchlimmſten Folgen hervortrat. Denn auch hierin iſt das böſe Beiſpiel wirkſamer geweſen, als das ſpätere gute. Die Wurzel aber iſt in dem allgemeinen Abfall von der Einfachheit und Sittenſtrenge der früheren Zeit, von der derben Geſundheit und Ehrbarkeit der Väter, in dem Uebergange zu dem franzöſiſchen Geſchmack, dem frivolen Skepticismus und der raffinirten und doch meiſt ſo kurzſichtigen Selbſtſucht neuerer Utilitätsprincipien zu ſuchen geweſen.

---

[1] Der Erbprinz vermählte ſich am 8. December 1716 mit einer Tochter des Markgrafen Philipp Wilhelm von Brandenburg-Schwedt, Henriette Marie (geb. 2. März 1702), ſtarb aber ſchon am 23. November 1731. Sie hatte ihm 1718 einen Sohn, der ſchon 1719 wieder ſtarb, und 1722 die Prinzeſſin Luiſe Friederike geboren, welche 1746 den Herzog Friedrich von Mecklenburg-Schwerin heirathete. Als Witwe lebte ſie zu Köpenick, was ihr Friedrich II. auf Lebenszeit überlaſſen hatte.

Herzog Eberhard Ludwig war ein prachtliebender und üppiger Fürſt. Prächtige Hoffeſte, großartige Bauten — von ihm rührt auch Ludwigsburg her —, die Jagd, für die er einen eignen Orden ſtiftete, vor allem aber eine der habgierigſten und anmaßendſten Maitreſſen, die ſelbſt jene Zeiten gekannt haben, zerrütteten die Finanzen des Landes. Die Geſchichte der Grävenitz iſt oft behandelt worden; wir wollen ſie nur ſummariſch aufführen.

Die Familie ſtammte aus Mecklenburg, wo der Vater der ſechs Geſchwiſter, welche für Württemberg ſo verhängnißvoll wurden, Friedrich von Grävenitz, Obermarſchall und mit Dorothea Margaretha von Wendeſſen verheirathet war [1]. Der älteſte Sohn, Friedrich Wilhelm, geb. 5. Mai 1679, war bei Herzog Eberhard Ludwig Capitain worden und bei demſelben ſehr in Gnaden gekommen. Er ließ die hübſcheſte ſeiner Schweſtern, Friederike Wilhelmine (geb. 4. Februar 1686), ein gutgewachſenes Mädchen, mit voller Bruſt, lebhaften Augen, in denen ſich Geiſt und Munterkeit malten, nachkommen, und ſie gefiel dem Herzog. Sie ſoll ſich anfangs geſträubt haben, ward aber endlich beſiegt, und als der erſte Schritt beſtanden war, fand ſie ſich überaus ſchnell in ihre Rolle. Sie beherrſchte den Herzog über 20 Jahre unumſchränkt, ſelbſt dann noch, als man annehmen mußte, daß er ihr Joch nur noch unwillig trage, und benutzte ihre Herrſchaft zur Begünſtigung maßloſer Verſchwendungen, zur Anſammlung eines überaus großen Vermögens, zur Verſorgung ihrer Familie in Württemberg, zur Beförderung zahlreicher Abenteurer, wie ſie damals ſo üppig in den Misbräuchen der Staaten wucherten, zur Verfolgung redlicher Patrioten, die dem Fürſten die Augen über das Elend des Landes zu öffnen ſuchten, und — was ihr am ſchlimmſten ausgeſchlagen iſt — zur Bedrückung und Anfeindung der herzoglichen Gemahlin. Sie wurde zunächſt (1708) zu einer Gräfin von Aurach erhoben und als der Herzog ſie ſelbſt vor den Landſtänden neben ihm ſitzen ließ, als er ſeiner Gemahlin zumuthete, ſie ſolle in ihre Heimat nach Durlach zurückkehren, war die Beſorgniß ſehr erklärlich, daß er damit umgehe, ſich ſcheiden zu laſſen und mit der Grävenitz zu verheirathen. Die Herzogin aber hielt ſtandhaft an ihrem Rechte und wandte ſich nicht erfolglos nach Wien um Schutz. Vor einer drohenden kaiſerlichen Execution wich die Gräfin nach Genf, wohin ihr freilich der Herzog folgte. Doch erkannten Beide, daß man jenen Argwohn beſeitigen müſſe, und ſo beſchloß man, der Gräfin einen Scheingemahl und damit der Welt wenigſtens den Beweis zu geben, daß ſie, wol auf die Rechte, aber nicht auf den Namen der Herzogin aſpirire. Man fand (1709) einen alten öſterreichiſchen Grafen Johann Franz Ferdinand von Wrbna und Freudenthal, katholiſcher Religion, der ſich bereit zeigte, der

---

[1] Dieſe † 1718 zu Stuttgart als Witwe.

Maitreſſe des Herzogs ſeinen Namen überzuwerfen, und recht froh war, die Einkünfte des ihm übertragenen Landhofmeiſteramtes, 10,000 Gulden, in Wien verzehren zu dürfen, wo er 1720 ſtarb. 1712 ſchenkte ihr der Herzog Schloß und Amt Stetten, den zeitherigen Witwenſitz ſeiner eben verſtorbenen Mutter! Ihr zu Liebe legte er Ludwigsburg an. Um ihretwillen verjagte er den Oberhofmarſchall von Forſtner[1]). Um ihretwillen mieden die Prinzen des Hauſes den Hof. Für ihre Geſchwiſter hatte ſie eifrig geſorgt. Ihr älteſter Bruder, Friedrich Wilhelm (geb. 5. Mai 1679), der allerdings ſchon an ſich die Gunſt des Herzogs beſaß und der erſte Urheber ihres ſogenannten Glückes geweſen war, wurde Oberhofmeiſter und Gouverneur von Mömpelgard. Ein zweiter, Karl Ludwig Freiherr von Grävenitz (geb. 4. Februar 1688), Generalmajor und ſtarb noch vor dem Sturze (2. November 1733)[2]). Der Jüngſte, Freiherr Johann Friedrich, ward Oberſtallmeiſter. Ihre Schweſter Eleonore heirathete Nathanael Baron von Sittmann, ehemals Haushofmeiſter bei — der Wartenberg; die Jüngere, Henriette, ein von Boldewin. Der Sohn ihres älteſten Bruders, Graf Friedrich Wilhelm (geb. 13. November 1700), ward Oberhofmarſchall; ſein Bruder Victor Sigismund (geb. 10. October 1701) Geheimer Rath und Comitialgeſandter.

---

1) Darüber vielleicht künftig einmal.

2) Er hinterließ von einer gebornen von Schaffalizky einen Sohn, Eberhard Wilhelm Ludwig, welcher in preußiſche Kriegsdienſte ging und eine Tochter, Charlotte Wilhelmine (geb. 19. Mai 1720), welche mit ihrer Tante nach Berlin zog und durch ihre reiche Mitgift (1735) die Hand des bei Friedrich ſehr in Gunſt ſtehenden Generalmajors Georg Konrad Freiherrn von der Goltz († 1747) gewann.

Doch geriethen die Geſchwiſter unter einander in Zwieſpalt und es trug ſich das Seltene zu, daß derſelbe Bruder, der die Grävenitz zuerſt gehoben, ſie ſtürzte und ſtürzen konnte. Der Graf wünſchte und förderte eine Annäherung an den preußiſchen Hof, was ihm auch in folgenden Zeiten von Nutzen geweſen iſt. Er betrieb daher 1731 eine Reiſe des Herzogs nach Berlin. Die Gräfin war dagegen, vielleicht beſorgend, es möchten dem Herzoge in Berlin Vorſtellungen in Betreff ſeines Verhältniſſes zu ihr gemacht werden. Der Graf drang jedoch durch und nach der Rückkehr ward die Gräfin verhaftet, nach Aurach gebracht und — wegen Zauberei prozeſſirt (1732). Sie wußte ſich aber einigen Schutz von Wien zu verſchaffen, und in der That vermittelte der Graf Kufſtein[1] einen anſtändigen Vergleich, wonach der Herzog ſich mit ſeiner Gemahlin ausſöhnte, die Gräfin aber das Land verließ. Sie wendete ſich jedoch zunächſt nur nach Mannheim und mochte noch immer auf die Rückkehr ihres Sklaven hoffen, der ihr ja einſt, bei ähnlichem Sturme, auch nach Genf gefolgt war. Indeß der Herzog, deſſen zu jener Zeit aufgetauchte Hoffnung, noch einen rechtmäßigen Erben zu erzielen, ſich als trügeriſch erwies, ſtarb am 31. October 1733. Als ſein Nachfolger in Mannheim eine Zuſammenkunft mit dem Kurfürſten von der Pfalz gehabt hatte (1734), ward der Grävenitz auch der dortige Boden unſicher und ſie ſiedelte nach Berlin über, wo es ihr gelang, ihre Nichte an einen Günſtling des Kronprinzen zu verheirathen, und wo ſie, im Genuſſe eines großen Vermögens, am 21. October 1744 geſtorben iſt. Ihr Bruder folgte ihr. Mit dem Tode Eberhard Ludwig's verblich der Stern der Grävenitze in Württemberg für die nächſte Zeit. Friedrich Wilhelm hatte ſich aber bereits ein Aſyl in Preußen geſichert, in deſſen Dienſte er als Generallieutenant trat [1]). Sein Sohn gleiches Namens, der Oberhofmarſchall, kam in Haft, erhielt aber 1734 durch kaiſerliche Vermittelung ſeine Freiheit wieder.

---

[1] Hans Ferdinand, geb. 26. Mai 1686, k. k. wirkl. Geheimrath, war Geſandter bei den vordern Reichskreiſen, ward hernach Hofvicekanzler und zuletzt Statthalter in Niederöſterreich, † 12. April 1755.

Württemberg jubelte, als der neue Landesfürſt, **Karl Alexander**, älteſter Sohn jenes Friedrich Karl, der in der Minderjährigkeit ſeines Neffen Eberhard Ludwig die Lande mit Treue und Segen adminiſtrirt hatte, und der Prinzeſſin Eleonore Juliane von Brandenburg-Anſpach (geb. 12. October 1663, vermählt 28. October 1682, † 4. März 1724), die Grävenitze ſtürzte. Es ahnte nicht, daß nun eine ſchlimmere Herrſchaft folgen ſollte, und daß das Joch eines Juden ſich noch ſchmählicher und drückender erweiſen würde, als das einer Maitreſſe. Allerdings that dem neuen Landesfürſten, welchem ſonſt ein glänzender Ruhm vorherging, in den Augen des orthodox lutheriſchen Landes Eintrag, daß er zur katholiſchen Kirche übergetreten war, und hierin iſt wol der erſte Grund der Verſtimmungen und Zerwürfniſſe zu ſuchen, welche ſeine Regierung trübten.

---

1) Er † 1755, nachdem er fünf Frauen nacheinander geheirathet. Von ſeinen Söhnen hatten zwei in Württemberg hohe Chargen erlangt, die ſie 1733 verloren. Doch finden wir ſpäter einen Enkel (Wilhelm Karl, geb. 20. April 1741, Sohn Friedrich Wilhelm's d. J.) wieder in württembergiſchen Hof- und Kriegsdienſten, andre in heſſiſchen, holländiſchen, preußiſchen. Der jüngſte Sohn des erſten Grafen, Friedrich, geb. 19. September 1740, war erſt in mecklenburgiſchen Dienſten und ward dann Reichshofrath. Jetzt blüht der gräfliche Zweig nur noch in Württemberg.

Er war am 21. Januar 1684 geboren. In frühem Alter zu Betreibung ſeiner Studien nach Tübingen geſchickt, hatte er ſie ſchon im 14. Jahre mit den Waffen vertauſcht und focht bereits 1697 als k. k. Oberſter mit dem entſchiedenſten perſönlichen Muthe vor der Ebernburg. Er hatte dann Reiſen nach Frankreich (1698) und England (1700) gemacht, dazwiſchen immer den Krieg ſuchend, wo er nur irgend ſeine Banner aufrollte: in Ungarn, in Dänemark[1]. 1702 ſtand er als General-Feldwachmeiſter vor Landau und 1703 am Rhein. 1704 wurde er bei dem Sturme des Schellenberges im Schenkel verwundet, bei Höchſtädt war er nicht, weil er dem Zuge Ludwig's von Baden gefolgt war. Später ſtand er unter Thüngen[2] vor Ulm und dann wieder vor Landau. 1705 folgte er den Fahnen Eugen's nach Italien und ward bei Caſſano ſchwer verwundet, ſodaß er in Brescia ſeine Heilung abwarten mußte. Zum Lohne ward er zum General-Feldmarſchallieutenant ernannt. 1706 nahm er an dem glorreichen Siege von Turin, 1707 an dem fruchtloſen Einfalle in die Provence Theil. 1708 zum General-Feldzeugmeiſter ernannt, eilte er zum Kampf in den Niederlanden, kam zwar zur Schlacht von Oudenarde zu ſpät, focht aber vor Ryſſel. 1709 übernahm er das Gouvernement von Landau, welches er 1713, nach tapferer Vertheidigung, übergeben mußte. Doch ſeine Kriegsthaten endigten nicht mit dem ſpaniſchen Erbfolgekriege. Der Türkenkrieg brachte ihm neue

---

[1] Dahin kam er zu ſpät. Der Friede war ſchon geſchloſſen.

[2] Hans Karl von Thüngen, geb. 1648, erſt in lothringiſchen Dienſten, dann bei einem fränkiſchen Kreisregimente, 1688 k. k. Feldmarſchallieutenant, 1690 kurmainziſcher Feldzeugmeiſter, 1696 des Kaiſers und Reichs Feldmarſchall, 1708 Reichsgraf, † 8. October 1709.

Lorbeeren. Bei Peterwardein that er (1716) den erſten Angriff; Temeswar eroberte er in Gemeinſchaft mit Palfy[1]) und ward dabei am Kopfe verwundet. Jetzt ward er zum Generalfeldmarſchall und Gouverneur des Banats ernannt, nahm 1717 an den Siegen vor Belgrad Theil und wurde 1718 Gouverneur dieſes Platzes, ſowie 1719 Generalcommandant in Serbien. 1720 wurde er zum wirklichen Geheimen Rath ernannt und 1721 mit dem goldnen Vließe geſchmückt. Vermählt hatte er ſich erſt am 1. Mai 1727 mit Maria Auguſte, einer Tochter des Fürſten Anſhelm Franz von Thurn und Taxis[2]), welche ihm drei Söhne und eine Tochter gebar.

Er war ſchlank von Geſtalt, von Antlitz ſchön, in ſpätern Jahren beleibt, ſein Aeußeres ſtreng ſoldatiſch. Keuſch, fromm, offenherzig, uneigennützig, treu in der Freundſchaft, haßte er alles Gemeine, Niedrige, jede Verſtellung, ſetzte aber auch arglos dieſelben Geſinnungen bei Jedem voraus, dem er ſein Vertrauen geſchenkt. Grenzenlos heftig, konnte er in den Augenblicken der Hitze gegen ihn Nahekommende hart, ja ungerecht ſein, war aber, wenn die Ruhe zurückgekehrt war, ebenſo bereit, das Unrecht gut zu machen. Beſcheidene Vorſtellung nahm er gern an; ſchroffer Widerſpruch brachte ihn außer ſich.

Er war am 28. October 1712 zu Venedig zur katholiſchen Kirche übergetreten und hat ſich noch in ſeinem Teſtamente vom 7. März 1737 mit der Sprache innigſter Ueberzeugung für die Vorzüge des Katholicismus erklärt. Gleichwol und ungeachtet weiter Karl Alexander der Prinz iſt, um den ſich Schiller's Geiſterſeher bewegt, iſt es doch das Wahrſcheinlichſte, daß zunächſt die Abſicht, ſeine Laufbahn in kaiſerlichen Dienſten noch beſſer ſichern zu wollen, den Schritt beſtimmt hat, den aus gleichen Gründen in jener Zeit u. A. auch zwei Prinzen von Darmſtadt thaten. Bis zum Jahre 1731 hatte er gar keine nahe Ausſicht zur Thronfolge, und ſelbſt von da an bis zum wirklichen Eintritt des Erbfalles war ſie immer noch ungewiß.

---

[1]) Johann Graf von Palfy, geb. 20. Auguſt 1659, 1741 Palatin, † 24. März 1751. Näheres über ihn vielleicht künftig einmal.

[2]) Ihre Mutter war eine Lobkowitz. Sie war am 11. Auguſt 1706 geboren, iſt 1735 mit dem Malteſer-, 1741 mit dem ſchwarzen Adler-, 1745 mit dem Katharinen- und dem kulmbachiſchen rothen Adlerorden geſchmückt worden, und † 1. Februar 1756 zu Göppingen.

Er hatte ſchon von Belgrad aus einen Revers ausgeſtellt, daß er den Proteſtantismus ſtets als Landesreligion anerkennen und aufrechterhalten werde. Dennoch war die Landſchaft, was er ihr nie vergaß, damit umgegangen, die Erbfolge einem Bruder Karl Alexander's zuzuwenden. Am 16. December 1733 hielt er, unter dem Jubel des Volks, ſeinen Einzug und am 27. Januar 1734 fand die Huldigung ſtatt, wobei er die Religionsreverſalien beſtätigte. Die Grävenitz wurde in contumaciam zum Tode verurtheilt, ihre Brüder und Neffen entlaſſen. Doch verglich man ſich mit der Gräfin, welche in Wien und Berlin Beſchützer gefunden, unter Vermittelung des Juden Süß-Oppenheimer, über eine Abfindungsſumme. Der Jude, der von der Gräfin ein Proxeneticum von 6000 Gulden bekommen, ſoll ſie bei der Verhandlung ſelbſt um 60,000 Gulden betrogen haben.

Karl Alexander war gegen die Landſchaft verſtimmt und dieſe grollte ſeinem Katholicismus. Doch hätten ſich beide vertragen mögen, wenn die Landſchaft keine ſchroffe Oppoſition unternommen und wenn ſie der natürlichen Neigung des Herzogs zum Soldatenweſen etwas nachgegeben hätte. Freilich hätte das dem Lande einen vielleicht unnöthigen Aufwand verurſacht; aber der Streit koſtete und ſchadete ihm noch viel mehr, und in politiſchen Dingen muß man ſich vor allem fragen, wie man ſteht und was man durchführen kann. Der Herzog forderte von der Landſchaft die Unterhaltung einer Armee von 12,000 Mann, ging aber in Betreff des ökonomiſchen Punktes mit den größten perſönlichen Einſchränkungen voran und machte zweckmäßige Vorſchläge zur leichteſten und gleichmäßigen Vertheilung der Steuerlaſt. Die Landſchaft ſchlug den Antrag in der rundeſten und verletzendſten Weiſe ab. Damit war der Bruch entſchieden und der Herzog ſetzte nun ſeinen lebendigen Willen dem Pergamente der Verfaſſung entgegen. Erzürnt zudem, daß die geheimſten Verhandlungen, mit der Indiscretion und in der Entſtellung, auf die ſich auch die damaligen Oppoſitionsmänner verſtanden, ins Publicum kamen, erklärte er wiederholt: er werde wider ſeinen Willen gezwungen, ſich der Ausländer zu bedienen, da die Landeskinder ſtets ihre Particularintereſſen dem Wohle des Vaterlandes vorzögen. Ein Wahn, welchen abenteuernde Glücksjäger in jener Zeit in mehreren deutſchen Ländern genährt zu haben ſcheinen und der ſich auf die Feſtigkeit gründete, mit welcher die verwachſenen Intereſſen der Landeskinder zuſammenhielten und der Ausdruck von alten Richtungen und Zuſtänden des Landes blieben, für welche Eingewanderte kein Verſtändniß, von denen ſie vielleicht nicht einmal geſchichtliche Kenntniß hatten.

Der Herzog ſtützte ſich nun zunächſt auf zwei Männer: den General von Remchingen und den Juden Süß-Oppenheimer. Remchingen war 1684 zu Pfaffenhauſen im Hochſtift Augsburg geboren, hatte als Oberſt und

Generaladjutant des ſchwäbiſchen Kreiſes unter Karl Alexander gedient, und war nach dem Frieden als Generalwachtmeiſter an die Spitze des württembergiſchen Militairweſens getreten. Auch ihm ſtand in Württemberg der Umſtand entgegen, daß er Katholik war. Er war kein unredlicher, niedrig geſinnter Menſch, aber ſtolz, eigenmächtig und unbeſonnen. Joſeph Süß-Oppenheimer[1] war gleichfalls 1684 zu Heidelberg geboren, der Sohn eines Schacherjuden, und hatte ſpäter zu Prag eine Barbierſtube gehalten. Von kleinen Geldgeſchäften ging er zu bedeutenden Lieferungen für die Kurfürſten von der Pfalz und von Cöln und für den Landgrafen von Heſſen-Darmſtadt über. Der Jude Iſaak Landauer empfahl ihn 1732 im Wildbade dem Herzog Karl Alexander und deſſen Gemahlin, worauf er dieſelben nach Belgrad begleitete und dort ihre Revenuen verwaltete. Als der Herzog die Regierung angetreten, ernannte er den Süß zunächſt zum Oberhof- und Kriegsfactor, dann zum Reſidenten bei der Stadt Frankfurt und ſtellte ihn, als der Widerſtand der Landſchaft die Finanzverwaltung ſchwierig gemacht, als Geheimen Finanzrath an die Spitze der Kammercollegien.

In der That brachte es Süß durch Beſtechung, Verführung, Einſchüchterung dahin, daß die Stände 1736 noch 1000 Mann mehr bewilligten, als gefordert worden. Um dieſe Truppen zu erhalten, wurde eine doppelte Jahresſteuer ausgeſchrieben und von aller Production der Dreißigſte erhoben, wogegen man die unbedeutenden Abgaben für das Erlegen der Wölfe und

---

[1] Vgl. Dizinger, Beiträge zur Geſchichte Württembergs (Tübingen 1834), 1. Heft — (von Heiſter), der württembergiſche Finanzdirector Joſeph Süß-Oppenheimer (in den Neuen Jahrbüchern der Geſchichte und Politik, Jahrg. 1845, Bd. II., S. 116 ff.).

Fangen der Sperlinge abſchaffte, jedoch auch verſprach, den Wildſchaden abzuſtellen, die Truppen in Caſernen zu legen und die Juden im Lande nicht weiter zu vermehren. Dieſe zogen ſich in der That in ſolcher Anzahl in das Land, daß Süß ſelbſt ihre Beſchränkung beantragte. Er ward der wahre Beherrſcher des Landes. Den Herzog feſſelte er durch raſches Eingehen in alle Lieblingspläne deſſelben, heitres Ertragen jeder Laune, bereiten Rath für jede Verlegenheit, ſowie dadurch, daß er ſich als den Zielpunkt von Verfolgungen darſtellte, gegen die nur der Herzog ihn ſchützen könne. Willige Werkzeuge des Juden waren namentlich der Waiſenhauspfleger Hallwachs und der Expeditionsrath Bühler. Dann die Glaubensgenoſſen des Süß, deren er ſich zunächſt zu ſeinen Geldſchwindeleien, dann aber auch, nebſt der von ihm beſoldeten Polizei und den Landhuſaren, zu einem das ganze Land umſpinnenden Kundſchafterſyſtem bediente. Die Geheimenräthe von Hardenberg und von Forſtner, der gelehrte Georgii und der Mathematiker Bielfinger[1]) wurden entlaſſen. Bei der Landſchaft hatte Süß den Prälaten Meiſſenſtein und den Rechtsconſulenten Steuffert erkauft, während an der Spitze der Oppoſition der Prälat Hochſtetter, der Bürgermeiſter Hoffmann, die Rechtsconſulenten Stürmer und Brenner ſtanden.

Alle Stellen wurden mit den Creaturen des Juden beſetzt. Er hatte zwei Kanzleien mit zahlreichem Perſonale. Bei dem geringſten Widerſpruche drohte er nicht blos den Subalternen, ſondern auch den Räthen mit

---

[1]) Eigentlich Vielfinger, weil Glieder dieſer Familie meiſt ſechs Finger an jeder Hand hatten. Der weibliche Stamm zeigte wenigſtens einen Anſatz zum ſechſten Finger.

Caſſation, Krummſchließen, Auspeitſchen und Henken. In den Deputationen nahm er ſeinen Platz neben den wirklichen Geheimenräthen, und drang einmal ſogar in den permanenten Ausſchuß der Landſchaft, um darin einen Vortrag zu halten. Ohne ſein Wiſſen und Willen gelangte keine Perſon, keine Bittſchrift zum Fürſten. Einſt ließ er ſogar in einem bereits vom Herzoge unterſchriebenen Decrete Bogen herausnehmen und andere dafür einheften. Das nöthige Geld ſuchte er zunächſt von den Beamten zu erpreſſen, die ſich dann an den Unterthanen ſchadlos hielten. Man beſchuldigte auch die Rechtlichſten erdichteter Vergehen und zwang ſie, ſich durch beträchtliche Summen von der fiscaliſchen Unterſuchung loszukaufen. Man nöthigte die Beamten, ihre Patente nochmals zu bezahlen und verkaufte die Aemter offen an den Meiſtbietenden, oder Mindeſtfordernden. Man verlangte von den Beamten Nachweiſe, woher ihr Vermögen ſtamme. Man errichtete ein Amt, wo Titel, Dispenſationen, Privilegien, Befreiungen zu kaufen waren. Man übertrug die obervormundſchaftliche Gewalt an den Tutelarrath in Stuttgart, wohin alle Depoſiten für Minorenne, deren unbewegliches Vermögen ſofort zu verkaufen war, abgeliefert werden mußten, und von wo ſie nur gegen enorme Abzüge zurückzuerlangen waren. Auf Teſtamente, Inventuren u. dgl. wurden ungemeſſene Steuern gelegt. Das Bancalitätsamt zog alle Capitalien der Kämmereien, Gemeinden und Stifter ein und verzinste ſie nur mit 3 pCt. Das Salz wurde Monopol und einer Geſellſchaft übergeben. Man legte neue Steuern auf Spielkarten, auf das Halten von Kaffeehäuſern, Spielbanken und Spezereiläden, ſelbſt auf das Kaminfegen. Am 29. Februar 1736 erſchien eine neue Schutz-, Vermögens- und Familienſteuer mit 21 Claſſen.

Eine Gemeinde, in deren Gemarkung ein wildes Schwein erlegt worden, mußte dafür 1 Gulden 30 Kreuzer an den Staat zahlen. Endlich zog der Jude alle Rechtsſachen, bei denen es ihm beliebte, in höchſter Inſtanz vor das von ihm präſidirte Fiscalamt. Alle dieſe Maßregeln wurden dem Herzoge in dem Lichte vorgeſtellt, als ſei nur das Landeswohl dabei Zweck, und als könnten nur auf ſolchem Wege Ambition und Moralität unter den Beamten erhalten werden.

Im Uebrigen vergaß der Jude natürlich auch ſeinen eigenen Vortheil nicht. Sowol bei den Operationen der von ihm übernommenen Münze, als bei dem auf eigene Rechnung betriebenen Tabacksmonopol gewann er enorme Summen. Außerdem handelte er mit Juwelen, Gold, Silber, Pferden und betrog bei den letztern den Staat um den Eingangszoll. Einträgliche Lieferungen, größere Pachtungen übernahm er ſelbſt und ließ ſich für das, was er ſeinen Creaturen überließ, abfinden. Er ſchoß zuweilen den Kaſſen Geld vor; dafür wurde von allen Gehalten der Judengroſchen (3 Kreuzer von 100 Gulden) zurückbehalten. Selbſt die Maskenkleider zu den Redouten lieferte er und veranſtaltete auf dieſen Lotterien mit theuern Looſen und ganz niedrigen Gewinnen. Seine Habſucht war übrigens nicht mit Geiz gepaart. Er hielt ſich prächtige Kutſchen, die ſchönſten Pferde, zahlreiche Dienerſchaft mit koſtbaren Livreen; ſeine Tafel war mit den erleſenſten Speiſen, den feinſten Weinen beſetzt. Für ſeine geſchlechtliche Sinnlichkeit wurde nicht Geld, noch Liſt, Ueberredung, ſelbſt Gewalt nicht geſpart. In Wien unterhandelte er um den Adel und ambirte ſelbſt die Würde eines Landhofmeiſters.

Doch fühlte er ſich unſicher, da er wohl wußte, daß die Landſchaft ihm unverſöhnlich zürne [1]), und daß der Herzog, wie die Sachen jetzt ſtanden, jederzeit ſeinen Frieden mit dieſer um den Preis der Aufopferung des Juden machen könne. Es kam ihm daher darauf an, den Bruch unheilbar zu machen. Auf der einen Seite ſollte durch immer zunehmende Begünſtigung der katholiſchen Kirche, neben ſtrengem Verfahren gegen das proteſtantiſche Conventikelweſen und den Pietiſmus, zugleich dem Herzog geſchmeichelt und die Landſchaft erbittert, auf der andern der Herzog zu Gewaltſchritten gegen die Stände gedrängt werden. Die lutheriſche Schloßkapelle in Ludwigsburg wurde in eine katholiſche verwandelt, und fruchtlos boten die Stände 20—30,000 Gulden zum Bau einer neuen katholiſchen Kirche, gegen Erhaltung des lutheriſchen Charakters jener Kapelle, an. Zu den Altarrequiſiten und Ornamenten mußte der evangeliſche Kirchenfond 1000 Gulden liefern! Die Regimenter erhielten katholiſche Feldpatres. Dem Herzog ward vorgeſpiegelt, das Volk haſſe ihn als Katholiken; nur die Militairmacht halte die Ruhe aufrecht; pflichtvergeſſene Räthe ſtänden mit den Ständen im Einvernehmen, und bereicherten ſich, wie dieſe, auf Koſten des Landes.

In der That ging der Herzog jetzt mit etwas Entſcheidendem um. Der Geheime Rath Fichtel erhielt Auftrag, „den Rath des Biſchofs von Würzburg darüber einzuholen, wie der Herzog die ihm leichtſinnig und gottlos abgezwackten Rechte vindiciren und treuvergeſſene Räthe und Unterthanen ſtrafen könne.“ Dann mußte derſelbe eine Deduction ſchreiben, worin der tübinger Vertrag dergeſtalt umgedeutet wurde, daß die Stände zu völliger Nullität herabſanken. Der Hauptſchlag, hieß es, ſollte nach der Rückkehr des Herzogs von einer Reiſe geſchehen, die er angeblich nach Danzig vorhatte. Gerade in dieſem Momente erhielt aber die Sache eine ganz andere Wendung. Der Freiherr von Röder, Oberſt der Leibeſcadron, Oberburggraf und Oberſtallmeiſter, und der Oberhofkanzler von Scheffer benutzten die Anweſenheit des kurpfälziſchen Kanzleidirectors Don Pancorbo, um den Herzog zu überzeugen, daß Süß ihn bei dem letzten Juwelenhandel um 50—60,000 Gulden betrogen habe. Höchlich entrüſtet, erklärte der Herzog: „jetzt brauche er den Schelm noch zu nöthig; aber bald werde er ihn zu Jedermanns Erſtaunen zu faſſen wiſſen.“ Der freie Zutritt ward dem Juden nicht mehr geſtattet und derſelbe hart zurückgewieſen, wenn er ſich in andere Angelegenheiten, als die ſeines Departements, miſchen wollte.

---

[1] Sie hatte einen geheimen Beſchluß gefaßt, ſobald der Herzog die Augen ſchließe, den Juden ſofort feſtnehmen zu laſſen, und das war ihm verrathen worden.

Jetzt ward ihm bange. Er bat am 4. Februar 1737 um ſeinen Abſchied, bot aber vergeblich 30, 40, ja 50,000 Gulden dafür. Als er von einer Flucht ſprach, drohte man, ihn für vogelfrei erklären und henken zu laſſen. Zwar erhielt er ein Abſolutorium, worin es hieß: „daß der Geheime Finanzrath Süß wegen ſeiner dem Herzoge zu deſſen völligem gnädigſten Vergnügen geleiſteten Dienſte zu einiger Verantwortung nicht gezogen, auch wegen eingenommener freiwilliger Verehrungen und Douceurs pro praeterito et in futurum von allem Anſpruche frei ſein und dieſes bei Hofe, als auch bei allen Collegien bekannt gemacht werden ſolle;“ worin ihm auch ausdrücklich erlaubt wurde, auch ferner noch Geſchenke anzunehmen, wenn ſie nicht über 400 Gulden betrügen; ſowie ihm auch über die Münz-, Chatoullen-

und Confiſcationsgelder eine Decharge ertheilt wurde. Man glaubt aber, daß damit der Jude nur habe ſicher gemacht werden ſollen, wie denn der Herzog bei Unterzeichnung jenes Abſolutoriums zu v. Scheffer äußerte: er möchte den Schuft lieber auf die Feſtung thun. Man glaubt, daß der Herzog beabſichtigt habe, unmittelbar nach ſeiner Abreiſe den Juden verhaften zu laſſen. Dieſer ſelbſt hat geäußert: wenn der Herzog zu dem einen Thore hinausfahre, werde er ſich durch das andere aus dem Staube machen.

Bereits hatte der Herzog eine Regentſchaft ernannt und war vorläufig nach Ludwigsburg gegangen, von wo er ſeine Reiſe antreten wollte. Da wurde er am 12. März 1737, Abends um 9 Uhr, plötzlich vom Schlage gerührt und ſtarb ſofort.

Süß fuhr ſogleich nach Stuttgart, um der Herzogin die Nachricht zu bringen. Ihm nach fuhr der Baron von Röder[1], und als der Jude aus dem Schloſſe in ſeine Wohnung gekehrt war, fand er dieſelbe von zahlreicher Wache beſetzt. Er fiel auf die Knie und rief: „Ciel, je suis perdu!“ Noch in derſelben Nacht ließ die Herzogin auch Bühler und Hallwachs verhaften, ſowie gleiches Geſchick auch den Regierungsrath Metz betraf. Am 13. März wurde das Teſtament eröffnet, worin die Herzogin-Witwe, der Herzog Karl Rudolph von Württemberg-Neuſtadt[2] und der Fürſtbiſchof von Würzburg, Freiherr von Schönborn, zu Vormündern des minderjährigen Herzogs Karl Eugen[3] beſtellt waren. Dem

---

[1] In einem Volkslied heißt es:

„Da rief der Herr von Röder:
Halt oder ſtirb entweder.“

[2] Näheres über ihn weiterhin.

[3] Geb. 11. Februar 1728, 1744 für majorenn erklärt, 26. Sep-

Biſchof ſtand aber ſeine Eigenſchaft als katholiſcher Fürſt entgegen; er ward nicht zugelaſſen und blieb auch nach langwierigem Prozeſſe abgewieſen. Der Herzog Karl Rudolph wollte aber auch die Herzogin nicht an der Regentſchaft Theil nehmen laſſen, von der er vor Notar und Zeugen allein Beſitz nahm. Zwar weigerte ſich General Remchingen, vom Herzoge anders als in Gemeinſchaft mit der Herzogin-Witwe Befehle anzunehmen. Da aber die Stände, die zu dem Herzog hielten, ſchlau genug waren, zu erklären, daß keine Verminderung der Armee ſtattfinden ſolle, fielen die Offiziere von ihrem Chef ab. Indeß wendete ſich die Herzogin an den Kaiſer und in einem Vergleiche vom 5. November 1737 ward ihr der Titel Obervormünderin und die Erziehung ihrer Kinder, dem Herzog Karl Rudolph aber die Adminiſtration zugeſprochen.

v. Remchingen und v. Scheffer waren ſchon am 19. März verhaftet worden. Der Erſtere entfloh zwar, wurde aber, als ein Opfer des antikatholiſchen Parteigeiſtes, ohne irgend genügenden Beweis des ihm Angeſchuldigten, wegen „vielfacher Dienſtüberſchreitung und Inſubordination“, in contumaciam zu Caſſation verurtheilt. Zu ſeiner Vertheidigung erſchien die Schrift: Innocentia Remchingiana vindicata. — In dem Urtheil gegen v. Scheffer, der doch mehr wider Süß gewirkt hatte, als die ganze ſtändiſche Oppoſition ohne den Tod

---

tember 1748 mit Eliſabeth Friderike Sophie von Baireuth vermählt, verfiel ſpäter in die Fehler Eberhard Ludwig's, ward in langwierigen Streit mit ſeinen Ständen verwickelt, ließ ſich 1756 von ſeiner Gemahlin ſcheiden, verband ſich morganatiſch mit der Gräfin von Hohenheim (Francisca von Bernardin), kehrte in den letzten Jahren zu beſſerer Regierung zurück, † 24. October 1793. Der jetzige König iſt ſein Großneffe. Wir kommen vielleicht künftig einmal auf ihn zurück.

des Herzogs vermocht haben würde, hieß es: „daß derſelbe zwar nicht durch wirklich vorſätzliche Begehung böſer Thaten, als vielmehr mit vielſeitig höchſt unachtſamer Unterlaſſung deſſen, was er vermöge ſeiner Obliegenheit hätte thun ſollen, ſich ſchuldig gemacht.“ Er wurde übrigens bald wieder in Freiheit geſetzt, behielt den Geheimrathstitel, hatte aber die Koſten des Prozeſſes zu tragen und † 1745 zu Tübingen.

Alle Juden, die ſich noch in Stuttgart betreffen ließen, wurden eingezogen, vernommen, mit Stockprügeln belegt und dann noch von dem Pöbel durch die Straßen gehetzt. Der Secretair des Süß, Funkratz, war entflohen, und ſein Kaſſirer, Salomon Jakob Levi, brach aus dem Gefängniſſe, in welchem er bereits 50 Stockprügel bekommen hatte.

Süß wurde, bis zum Thore vom Pöbel mit Koth und Steinen beworfen, erſt auf den Hohen-Stauffen, dann (8. April) auf den Hohen-Aſperg gebracht, und eine allgemeine Aufforderung erlaſſen, daß Jeder, der von ihm Uebles wiſſe, dieſes ſofort angeben ſolle. Anfangs trat er ſehr keck auf und wollte in ſeinem ganzen Verhältniſſe nichts Strafbares erkennen, wie er denn auch ganz ruhig ſagte: „daß es wider die Reichs- und Landesconſtitution ſei, daß man einen Juden zum Rath mache, habe er nicht gewußt, ſondern geglaubt, wozu ihn der Herzog declarire, das dürfe er ſein. Er habe keine andere Paſſion gehabt, als mit Fürſten umzugehen, ſei als Jude geboren, habe aber die Religion eines ehrlichen Mannes.“ Auf Näheres wollte er ſich nicht einlaſſen. Als man ihn aber krummgeſchloſſen bei Waſſer und Brot in eine feuchte Kaſematte werfen ließ, da ergriff ihn die Verzweiflung; er biß ſich die Nägel ab, machte einen Verſuch, ſich zu erhängen, und bot alles auf, um Gift zu erlangen. Als alles vergeblich war, hielt er offenes Bekenntniß für das beſte Mittel, ſeine Lage zu erleichtern. Er geſtand manches ein, was ſich als grober Misbrauch des fürſtlichen Vertrauens, Verfälſchung der Juſtiz, Betrug und Erpreſſung unverkennbar darſtellte, bot übrigens ſein Vermögen als Erſatz an, welches er, freilich viel zu niedrig, auf 100,000 Gulden anſchlug. Doch ſuchte er manche Beſchuldigungen gegen ihn abzuwehren, oder in milderem Lichte darzuſtellen, und als er merkte, daß die Unterſuchungs-Commiſſion es ganz gern ſah, wenn er ſoviel als möglich auf den vorigen Herzog und die Herzogin-Witwe[1]) wälze, ſo ergriff er das ſehr eifrig. Welchen Charakter die Unterſuchung hatte und wie ſehr ſie von dem Parteihaß der Perſönlichkeiten getrieben war, ergibt ſich auch daraus, daß man ihn nöthigte, alle Frauenzimmer namhaft zu machen, mit denen er verbotenen Umgang getrieben.

Einer ſeiner Richter, der tübinger Profeſſor Dr. Harprecht, erklärte zu den Acten, daß, wenn auch der Jude vielfach den Tod verdient habe, doch nach der peinlichen Halsgerichtsordnung niemals gegen ihn darauf erkannt werden könne. Man ſah aber wohl, daß die Zahl der Schuldigen überaus groß ſei, und mag gemeint haben, man werde das viel zu weit führende Verfahren gegen die Maſſe leichter unterlaſſen können, wenn man dem Volkszorne Ein blutiges Opfer gebracht habe. Das ſollte der Jude werden, welcher am 13. September 1737 wegen Amtserſchleichung, Betrug, Majeſtätsverbrechen und Hochverrath zum Tode verurtheilt wurde. In der

---

[1]) Gegen dieſe, welche übrigens zu ſeinen Gegnern gehört hatte, wollte man Ausſagen haben, weil man ihr die Vormundſchaft beſtritt.

Beſtätigung des Herzogs Karl Rudolph heißt es, ohne ſpecielle Aufführung der Vergehen: „ihm zur wohlverdienten Strafe und Jedmänniglich zum abſcheulichen Exempel.“ Am 30. Januar 1738 wurde er in einer offnen Kaleſche nach Stuttgart, hier, unter neuen Pöbelinſulten, ins Herrenhaus gebracht und ihm hier am folgenden Tage das Todesurtheil publicirt. Zwei evangeliſche Geiſtliche und ein katholiſcher verſuchten ſich fruchtlos an ſeiner Bekehrung, und er bat zuletzt auf den Knieen und mit Thränen in den Augen, ihn mit weiteren Zumuthungen zu verſchonen. Als am 4. Februar der Stab über ihn gebrochen wurde, bat er flehentlich um ſein Leben und widerſetzte ſich den Henkern, ſodaß man ihn knebeln mußte. Zur Henkersmahlzeit hatte man ihm, mit grauſamem Spotte, Gerichte vorgeſetzt, die er nach den Satzungen ſeiner Religion verabſcheuen mußte. Er wurde darauf, mit einem rothen, reich galonnirten Rocke angethan, auf einer Kuhhaut nach dem Richtplatze geſchleift und daſelbſt an einem 50 Fuß hohen eiſernen Galgen, zu dem er in einem eiſernen Käfig hinaufgezogen wurde und an welchem einſt Herzog Friedrich den Alchymiſten Honauer aus Mähren hatte henken laſſen (1597), gehenkt. Wie ſehr auch das Volk ſeinen Sturz und eine ſchwere Beſtrafung ſeiner Verbrechen gewünſcht hatte, ſo war doch ſeine Hinrichtung und die ganze Behandlung, die einem Manne zu Theil ward, deſſen Schuld Tauſende getheilt hatten und der ſich nie hätte dergeſtalt benehmen können, wenn nicht faſt das ganze Land vor ihm gekrochen wäre, ſelbſt dem Volke zu hart. Die Stuttgarter gingen ſchweigend und nachdenklich von der Hinrichtung zurück und man hörte nicht ein einziges Schmähwort gegen den Juden. Seinen Volksgenoſſen aber erſchien er als Märtyrer und die große Synagoge zu Fürth erklärte ihn, wegen Beſtändigkeit im Glauben, für einen heiligen Bußzeugen, deſſen Sterbetag für ewige Zeiten zu feiern ſei.

Der neue Adminiſtrator des Landes, Herzog Karl Rudolph von Württemberg-Neuſtadt, war der jüngſte Sohn des Herzogs Friedrich († 24. März 1682) und der Prinzeſſin Clara Auguſte von Braunſchweig-Lüneburg († 6. October 1700), und hatte ſechs ältere Brüder überlebt. Er war am 19. Mai 1667 geboren, begann 1684 die damals gewöhnliche große Tour und trat 1687 in venetianiſche Dienſte. Hier kämpfte er tapfer in Morea, ward 1688 Oberſt und vor Negroponte von einer Musketenkugel getroffen, die er bis an ſein Ende bei ſich trug. 1689 wurde er Brigadier und Commandirender der vier württembergiſchen Regimenter im Dienſte der Republik. 1690 ſollte er Generalmajor werden, zog es aber vor, zu dem däniſchen Corps zu treten, welches damals, unter dem Befehl ſeines Bruders, des Prinzen Ferdinand Wilhelm[1] (geb. 12. September 1659, † 7. Juni 1701), in engliſchen Sold trat. Bei dieſem Corps kämpfte er 1691 in Irland und 1692—93 in den Niederlanden. 1698 wurde er däniſcher Generalmajor und verdiente ſich 1700 die Beförderung zum Generallieutenant. 1704 zeichnete er ſich bei dem entſcheidenden Siege von Höchſtädt aus; 1706 bei Ramillies, wo er mit ſeinen Reitern das königliche Haus warf. 1707 wurde er General. 1708 focht er bei Oudenarde und vor Gent, 1709 bei Malplaquet. So nahm er noch bis 1713 an den Wechſelgängen des ſpaniſchen Erbfolgekrieges rühmlichen Antheil. Dann wurde er zum däniſchen Generalfeldmarſchall ernannt und vertauſchte den flandriſchen Kriegsſchauplatz mit dem von Holſtein. 1714 eroberte er Tönningen und kämpfte 1715 in Pommern. 1716 erbte er durch den Tod ſeines Bruders Friedrich Auguſt (geb. 12. März 1654, † 6. Auguſt 1716) Neuſtadt und nahm nun 1717 ſeinen Abſchied aus däniſchen Kriegsdienſten. Seine Ernennung zum k. k. Generalfeldmarſchall (1729) war mehr nur Titelſache. Die Adminiſtration des Herzogthums Württemberg-Stuttgart, die er, wie wir geſehen haben, 1737 übernahm, legte er, Alters halber, ſchon 1738 zu Gunſten des Herzogs Karl Friedrich von Württemberg-Oels (geb. 7. Februar 1690, † 1744) nieder und † zu Neuſtadt 17. November 1742, der letzte vom Mannsſtamme der Neuſtadtiſchen Linie.

---

[1] Vergl. Th. II, S. 151.

Andere Kriegsſcenen zum Theil umgaben zwei jüngere Prinzen des Hauſes Württemberg-Stuttgart, Söhne des Adminiſtrators Friedrich Karl und der Eleonore Juliane von Brandenburg-Anſpach, Brüder des Herzogs Karl Alexander. Der Aeltere von ihnen, **Heinrich Friedrich** (geb. 16. October 1681), war 1700 Rector der Univerſität Tübingen, ging 1703 mit zwei jüngern Brüdern auf Reiſen und ward dann holländiſcher Oberſt, 1709 Generalmajor. 1716 trat er als General-Feldmarſchalllieutenant in kaiſerliche Dienſte, focht in den Heldenkämpfen bei Peterwardein, vor Temeswar und vor Belgrad, ward 1723 General, kämpfte 1730 in der Lombardei, 1734 am Rhein und † hier 26. September 1734 an der Dyſſenterie.

Ein jüngerer Bruder, **Max Emanuel**, geb. 22. Februar 1689, folgte Karl XII. nach Rußland, ward bei Pultawa gefangen, erhielt zwar die Erlaubniß zur Rückreiſe, † aber am 25. September 1709 zu Dubar in Rußland.

Der jüngſte Bruder, Friedrich Ludwig, geboren 5. November 1690, trat ſchon 1706 als Volontair in den niederländiſchen Feldzügen auf und dann als Generalmajor in polniſch-ſächſiſche Dienſte. Als ſolcher wohnte er 1715 dem Feldzuge in Pommern bei. 1716 kämpfte er als Volontair in Ungarn, und wurde darauf k. k. General-Feldmarſchall-Lieutenant, gleich darauf auch polniſch-ſächſiſcher Generallieutenant. Er lebte jetzt längere Zeit zumeiſt in Dresden und bei der Fürſtin von Teſchen in Hoyerswerda, mit der er ſich am 22. October 1722 vermählte. Bald ward er General, dann k. k. General-Feldzeugmeiſter und 1731 Commandirender in Parma und Piacenza. 1732 führte er 7000 Mann Hilfstruppen zu Gunſten der Genueſen gegen Corſica und bewährte ſich bei dieſer ſchwierigen Aufgabe höchſt rühmlich, indem er zuerſt ſiegte und dann, die unweiſe Härte Derer, für die er geſiegt hatte, erkennend, zu Gunſten der Beſiegten vermittelte. Der Senat von Genua beſchenkte ihn prachtvoll, aber gewiß war ihm der Dank, den die Corſen ſeiner Großmuth und Menſchlichkeit zollten, ein ſchönerer Lohn. 1733 finden wir ihn in Schleſien, wo er einem bei Groß-Glogau gegen Polen errichteten Lager vorſteht. Der um Polen entſtandene Krieg ſollte aber in Italien ausgefochten werden und hier kämpfte er 1734, und blieb in der blutigen Schlacht bei Guaſtalla am 19. September.

In weniger rühmlicher Weiſe merkwürdig war der letzte Herzog von Württemberg-Mömpelgard, Leopold Eberhard (geb. 21. Mai 1670, ſuccedirte 1699, † 25. Februar 1723), ein Sohn des Herzogs Georg (geb. 5. October 1626, † 11. Juni 1699) und der Eleonore, einer Tochter des Marſchalls Kaſpar von

Coligny [1]. Dieſer lernte zunächſt am ölſer Hofe die Anna Sabine Hedwiger kennen, die Tochter eines Bürgers aus Liegnitz, Johann Georg Hedwiger [2], welche Kammermädchen am Hofe zu Oels war. Er verliebte ſich in ſie, und nachdem ein Verlöbniß derſelben mit einem Herrn von Zedtlitz caſſirt worden war, ließ er ſich im Juni 1695 zu Rajowitz heimlich mit ihr trauen. Nachdem ſie ihm einen Sohn und eine Tochter geboren, ſeparirten ſie ſich 1700. Doch wurde ſie noch am 1. Auguſt 1701, wol mit Rückſicht auf ihre Kinder, nebſt ihren beiden Brüdern [3], in den Reichsgrafenſtand, mit dem Namen von Sponeck, erhoben. Förmlich geſchieden wurden ſie erſt am 6. October 1714 durch das mömpelgardiſche Conſiſtorium.

Noch während des vollkommenen Beſtandes dieſer Verbindung hatte der Herzog eine andere mit zwei Schweſtern angeknüpft, welche nach und nach 15 Kinder gebaren. Dieſe Frauenzimmer nannten ſich Henriette Hedwig und Eliſabeth Charlotte L'Eſperance. Ihr Vater hieß eigentlich Richard Curie, war der Sohn des Peter Curie, genannt Perennot, des Stadtknechts in Mömpelgard, und nährte ſich anfangs als Schneider daſelbſt. Nachher war er unter dem Namen L'Eſperance in lothringiſche Kriegsdienſte gegangen, dann Offizier bei der Schaarwache in Mömpelgard worden, endlich unter die kaiſerlichen Truppen getreten und in Ungarn geblieben. Seine älteſte Tochter, Henriette Hedwig, verheirathete ſich mit Ludwig von Sandersleben, von dem ſie aber, nachdem ſie mit dem Herzog in Verbindung getreten, am 1. März 1701 geſchieden wurde. Der Herzog behandelte die Kinder, welche ſie während ihrer Ehe mit Sandersleben geboren, wie ſeine eigenen, verheirathete aber zweie davon mit den Kindern, die ihm die Hedwiger geboren. Die beiden Schweſtern ließ er ſchon am 10. September 1700 in den Reichsfreiherrnſtand erheben. Als die Aelteſte 1707 ſtarb, adoptirte er ſowol die 3 Kinder, welche ſie während ihrer Ehe mit Sandersleben, als die 5, welche ſie nachher geboren, und ſchenkte ihnen die von ſeiner Mutter ererbte Grafſchaft Coligny, von der ſie auch den Namen führten. Mit der jüngern Schweſter, Eliſabeth Charlotte, erzeugte er, jedoch erſt nach dem Tode der Aelteren, 7 Kinder, und zwar 3 außer der Ehe, 4 in der Ehe, indem er ſich am 15. Auguſt 1715, nachdem er von der Gräfin von Sponeck geſchieden worden, mit ihr trauen ließ. Dieſe Kinder hießen Freiherren de L'Eſperance.

---

[1] Vermählt am 9. März 1648, † 23. Januar 1680.

[2] Derſelbe wurde als von Geißbert geadelt.

[3] Der Aeltere, Georg Wilhelm, geb. 17. April 1672, ging in däniſche Kriegsdienſte, wurde 1710 Oberſter, kämpfte 1715 als Brigadier in Pommern, war als Generallieutenant Commandirender in Norwegen, wurde 1721 Gouverneur von Kopenhagen, General und Geheimer Conferenzrath und † 3. September 1740. Er hatte ſich mit Anna Sophie von Bejanowsky verheirathet, welche ihm 4 Söhne und 4 Töchter gebar und am 2. Mai 1733 ſtarb. Sein jüngerer Bruder, Johann Rudolph (geb. 10. Juni 1681), war württembergiſcher Geheimrath.

Es gehören hierher: A. von der Hedwiger (nachher Gräfin von Sponeck), 1) Leopoldine Eberhardine Gräfin von Sponeck, geb. 15. Februar 1697, am 31. Auguſt 1719 mit Karl Leopold Grafen von Coligny, den die älteſte L'Eſperance während ihrer Ehe mit v. Sandersleben geboren, vermählt. 2) Georg Leopold Graf von Sponeck, geb. 12. December 1697, am 22. Februar 1719 mit Eleonore Charlotte Gräfin von Coligny, von welcher das eben Bemerkte gilt, verheirathet [1]. Er wurde 1731 katholiſch, hieß in Frankreich, wo man ſeine Anſprüche auf Mömpelgard begünſtigte, Prinz von Montbeillard, und verunglückte am 14. Februar 1749 beim Fahren zwiſchen Paris und Verſailles.

---

[1] Sie gebar ihm zwei Töchter und einen Sohn: Eleonore Eber-

B. Von der älteſten L'Eſperance während ihrer Ehe mit v. Sandersleben geboren: 1) Karl Leopold Graf von Coligny, geb. 5. März 1698, vermählt wie oben bemerkt [1]). 2) Ferdinand Eberhard, geb. 18. September 1699, † jung. 3) Eleonore Charlotte Gräfin von Coligny, vermählt wie oben bemerkt. Von derſelben nach ihrer Scheidung von v. Sandersleben geboren: 1) Eliſabeth, geb. 1. Mai 1702, † 12. März 1703. 2) Eberhardine Gräfin von Coligny, geb. 18 Mai 1703. 3) Leopold Eberhard, geb. 13. Auguſt 1704, † 15. Mai 1705. 4) Leopoldine Eberhardine Gräfin von Coligny, geb. 15. September 1705. 5) Henriette Hedwig, geb. 27. März, † 6. Mai 1707.

C. Von der jüngeren L'Eſperance vor ihrer Trauung mit dem Herzog geboren: 1) Henriette Hedwig Baroneſſe de L'Eſperance, geb. 12. April 1711. 2) Leopold Eberhard Freiherr de L'Eſperance, geb. 28. Juli 1712, † jung. 3) Georg Freiherr de L'Eſperance, geb. 8. November 1714, † 12. Januar 1715. Nach ihrer Trauung mit dem Herzog geboren: 1) Karl Leopold Freiherr de L'Eſperance, geb. 1 Mai 1716. 2) Eliſabeth Charlotte Freiin de L'Eſperance, geb. 31. December 1717. 3) Ein am 21. Juni 1719 in der Geburt geſtorbenes

---

lotte, geb. 15. December 1719, Georg, geb. 5. Januar 1723, Franciſka Salome, geb. 30. Juni 1724.

[1]) Aus dieſer Ehe erwuchſen 2 Töchter und 3 Söhne: Eleonore Charlotte, geb. 5 Juni 1720, Leopold Ulrich, geb. 18. Mai 1721, Anna Eliſabeth Hedwig, geb. 7. September 1722, Karl Ferdinand, geb. 11. November 1723, Friedrich Georg, geb. 1724.

Mädchen. 4) Georg Friedrich Freiherr de L'Eſperance, geb. 16. Auguſt 1722.

Nach dem Tode des Herzogs machten ſeine Kinder aus dieſen mehrfachen Verbindungen, oder doch die Sponecks und de L'Eſperances [1]), Anſprüche auf Mömpelgard. Die Reichsgewalten ſchützten aber die Herzoge von Württemberg-Stuttgart, welche ſich zur Zahlung einer Geldrente an die Prätendenten verſtanden, die Agnaten zu Weiltingen und Oels aber mit Geld abfanden. Dagegen fanden die Prätendenten [2]) bei Frankreich Schutz, deſſen Gerichte ſich mehrfach zu ihren Gunſten ausſprachen und das in Kriegsfällen auch wol vorübergehend Beſitz nahm. Endlich gab auch Frankreich ihre Anſprüche auf und übernahm ihre Verſorgung in Gemäßheit des geſchloſſenen Vergleiches. Dieſer war namentlich durch den k. k. Oberſtlieutenant Tornaco vermittelt worden, welcher dafür zum württembergiſchen Oberſten und Commandanten der Stadt Mömpelgard ernannt wurde [3]).

---

[1]) Nur dieſe beiden Kategorien waren aus ehelichen Verbindungen des Herzogs hervorgegangen. Die Colignys waren ſogar während der rechtlichen Fortdauer der Ehe mit der Gräfin Sponeck erzeugt. Auch waren ſie mit der Grafſchaft Coligny abgefunden.

[2]) Der Reichshofrath hatte ſie (8. April 1723 und 18. September 1739) der fürſtlichen Würde und väterlichen Erbfolge unfähig erklärt.

[3]) Arnold Franz Freiherr von Tornaco, ein Niederländer. Er blieb auch ferner in k. k. Dienſten, wurde hier nach und nach General-Feldzeugmeiſter und Gouverneur von Dendermonde und † im April 1766.

IV. Natürliche Kinder der letzten Stuarts.

Daß nicht blos Ludwig XIV. in glänzender Weiſe für ſeine natürlichen Kinder ſorgte, mag folgende Ueberſicht beweiſen.

Karl II. erzeugte zuerſt mit der **Lucie Walters**, einem waleſer Fräulein von ſehr zweifelhaftem Rufe in Betreff ihres Geiſtes und ihrer Sitten, das aber ein (falſches) Volksgerücht mit ihm in geheimer Ehe verbunden ſein ließ und die Beweiſe dafür in einem ſeiner Zeit viel beſprochenen ſchwarzen Käſtchen ſuchte, noch im Exil den Jakob Crofts (geb. 19. April 1649), den er ſpäter als Jakob Fitzroy an den Hof brachte, zum Herzog von **Monmouth** in England, von Buccleugh in Schottland, zum Ritter des Hoſenbandes, Stallmeiſter, Befehlshaber der erſten Abtheilung der Leibgarde, Oberrichter von Eyre ſüdlich des Trent und Kanzler der Univerſität Cambridge beförderte, und mit der reichen Erbin der Herzoge von Buccleugh, Anna Scott (geb. 1645), verband. Bekanntlich ſtarb dieſer begabte, aber charakterſchwache Prinz, nach einem ebenſo unbeſonnen begonnenen, als ausgeführten Aufſtandsverſuche, unter der Regierung Jakob's II. auf dem Blutgerüſte (25. Juli 1685)[1]. Zwei ſeiner Söhne pflanzten aber ſeinen

---

[1] Die Schilderung dieſes Aufſtandes bildet denjenigen Abſchnitt

Stamm fort. Sein zweiter[1]) Sohn, Jakob Scott, Herzog von **Buccleugh** (geb. 23. Mai 1674), vermählte ſich am 8. November 1693 mit Henriette Hyde, Tochter des Earl von Rocheſter, und der mit ihr erzeugte Franz (geb. 1695) heirathete 1720 Henriette Douglas, Tochter des Herzogs von Queensberry. Der dritte Sohn des Monmouth, Heinrich Scott Earl von **Deloraine** (geb. 5. September 1677), trat in Kriegsdienſte, war 1708 Oberſt, nahm an dem Kriege in Spanien Theil, wurde 1710 Brigadier, 1722 ſchottiſcher Repräſentativpeer im britiſchen Parlamente, 1725 Ritter des Bathordens, 1727 Generalmajor und ſtarb, mit Hinterlaſſung eines Sohnes, am 4. Januar 1731 auf ſeinem Gute Loadwell in der Grafſchaft Oxford. — Monmouth's Witwe heirathete 1688 Karl Lord Cornwallis und † am 17. Februar 1732.

Mit der **Green** erzeugte Karl II. den Karl Fitz-Charles Earl von **Plymouth**, der in Kriegsdienſte trat und ſchon am 7. November 1680 zu Tanger ſtarb. Schon ſeine Reiſe dahin war ein Beweis von kriegeriſchem Muth. Er reiſte nämlich als freiwilliger Gefährte des Earl von **Mulgrave**[2]) auf einem Schiffe, welches eigentlich außer Stande war, die See zu halten, welches der auf den Earl erzürnte Karl II. aber gefliſſentlich für dieſen auserleſen hatte. Der Earl hatte die Expedition,

---

von Macaulay's Geſchichtswerk, worin die Zauberkraft ſeiner Darſtellung vielleicht am glänzendſten hervortritt.

[1]) Der älteſte Sohn, Karl Scott Earl von Doncaſter, geb. 14. Mai 1672, † ſchon 9. Februar 1674. Der Jüngſte, Franz, geb. 28. März 1678, † ſchon 14. December 1679. Die Tochter Anna, geb. 17. Februar 1676, † 22. Auguſt 1685, alſo kaum einen Monat nach dem ſchaurigen Tode ihres Vaters.

[2]) John Sheffield, ſpäter Herzog von Buckingham. Siehe die letzte Note zu dieſem Aufſatz.

um die er ſich ſelbſt beworben, nicht ablehnen mögen, rieth aber den Volontairs, die ſich bereit erklärt hatten, ihm zu folgen, ſich nicht Gefahren auszuſetzen, für die man ihnen wenig Dank wiſſen werde. Manche benutzten den Rath; andere hielten ſich in ihrer Ehre verpflichtet, bei ihrem erſten Entſchluſſe zu beharren. Zu den letzteren gehörte auch der Earl von Plymouth, deſſen Leben ſein Vater ſomit auch aufs Spiel ſetzte, um eine Rache zu befriedigen, die keinen weitern Grund hatte, als einen Scherz über ſeine Maitreſſen. Die Witterung begünſtigte die Reiſenden ſo, daß ſie, trotz des kläglichen Zuſtandes ihres Schiffes, unverſehrt nach Tanger gelangten, und Mulgrave rächte ſich nur dadurch, daß er während der Ueberfahrt die Geſundheit des Königs nicht trinken ließ. Der Earl von Plymouth aber entging der See nur, um am Lande zu ſterben. Er war mit Brigitte Osborne vermählt, einer Tochter jenes ſchlauen Thomas Osborne (geb. 1631, † 1712), welcher das Miniſterium der Cabal ſtürzte, als Earl von Danby an der Spitze eines neuen Miniſteriums ſtand, von der heftigeren Partei ſeinerſeits geſtürzt ward (1679), aber bald wieder zu Anſehn und Einfluß kam, von Wilhelm III. 1689 zum Marquis von Carmarthen und 1694 zum Herzog von Leeds ernannt, und der Stammvater der heutigen Herzöge von Leeds wurde [1]).

Barbara Palmer, Tochter des iriſchen Viscount Grandiſon und Gemahlin des iriſchen Earl von Caſtlemaine, die freigebige Geliebte des jungen Churchill, der als Herzog von Marlborough Weltruhm erlangte, des witzigen William Wycherley und vieler andern, die nicht berühmt worden ſind, als Maitreſſe Karl's II. Herzogin von **Cleveland**, ein gutmüthiges, aber höchſt leichtſinniges und ausſchweifendes, geradezu liederliches Weib 1)), gebar ihrem königlichen Buhlen: 1) Karl Fitzroy, Herzog von Cleveland und Southhampton, Earl von Chicheſter und Newberry, welcher übrigens in ruhiger Zurückgezogenheit lebte und am 20. September 1730 ſtarb. Er war in erſter Ehe mit Anna Wood, in zweiter mit Anna Pulteney, einer Tochter William Pulteney's, vermählt. Sein Sohn erſter Ehe, William (geb. 19. Februar 1697), heirathete am 2. Februar 1732 Henriette Finch, eine Tochter des Daniel Finch, Earls von Winchilſea und Nottingham; ſeine Tochter Barbara am 9. Auguſt 1725 den Lord Bare 2)). 2) Anna, 1674 mit Thomas Lennard Earl von Suſſex vermählt. 3) Heinrich Fitzroy Herzog von **Grafton**, geb. 1663. Bei dem Aufſtande des Herzogs von Monmouth führte er die Vorhut der königlichen Truppen. Den Gegner verachtend und wahrſcheinlich ſeine Nichtbetheiligung bei den unloyalen Plänen ſeines Halbbruders zu zeigen wünſchend, griff er die Aufſtändiſchen (27. Juni 1685) bei Philips Norton unvorſichtig an und wurde mit Verluſt zurückgetrieben. Er ſelbſt war abgeſchnitten, hieb ſich aber tapfer durch und kam glücklich davon 3)). Als bei der Ankunft des Oraniers und nach dem Abfall des Viscount Cornbury der König die in London anweſenden Militairchefs verſammelte, ihnen, wenn ſie Gewiſſensſcrupel hätten, für ihn zu kämpfen, die Zurücknahme ihrer Beſtallungen anbot, ſie aber dringend beſchwor, nicht das ſchimpfliche Beiſpiel Cornbury's

---

[1]) Ueber die Osbornes vielleicht künftig einmal.

---

1) Sie ſtarb am 20. October 1709.

2) Er hatte noch 2 andere Töchter: Grace und Anna.

3) Macaulay bezeichnet ihn als einen Jüngling von kühnem Geiſt und rauen Sitten.

nachzuahmen, war Grafton laut und vordrängend mit Verſicherungen ſeiner unverrücklichen Treue. Damit ſtand es noch nicht in Widerſpruch, daß er eine Adreſſe unterſchrieb, worin eine Anzahl geiſtlicher und weltlicher Peers um Berufung eines freien und geſetzlichen Parlamentes und Eröffnung einer Unterhandlung mit dem Prinzen von Oranien bat. Der König nahm jedoch, wie die Adreſſe überhaupt, die er während der Anweſenheit eines Feindes im Lande unzeitig fand, ſo namentlich die Unterſchrift ſeines Neffen Grafton ſehr ungnädig auf. „Sie wiſſen nichts von Religion,“ ſagte er zu ihm, „Sie kümmern Sich nicht darum, und doch wollen Sie meiner Treu behaupten, ein Gewiſſen zu haben.“ „Es iſt wahr, Sir,“ antwortete Grafton mit unverſchämter Offenheit, „daß ich ſehr wenig Gewiſſen habe; aber ich gehöre zu einer Partei, die deſſen ein großes Theil hat [1].“ In offnen Widerſpruch mit ſeinen loyalen Erklärungen trat aber Grafton, als er, nach dem Kriegsrathe vom 21. November, mit Churchill zu dem Hauptquartiere des Oraniers floh. Sein Ende war früh, aber rühmlich. Er nahm an dem Kriege in Irland Theil und ward daſelbſt am 19. October 1690 vor Cork erſchoſſen. Er war am 1. Auguſt 1672 mit Iſabella Bennet, der liebenswürdigen Tochter und Erbin Heinrich Bennet's, Earls von Arlington, verlobt worden, ſie damals 5, er 9 Jahre alt [2], und ward am 16. November 1679 mit ihr getraut, alſo in ihrem 12ten Jahre. „Ich geſtehe,“ ſagt Evelyn in ſeinem unſchätzbaren Tagebuche, „ich konnte Mylady Arlington wenig Freude verſprechen, und ſagte ihr das offen heraus; doch ſie ſagte, der König wolle es ſo haben und man könne nicht zurücktreten. So wurde dieſes ſüßeſte, hoffnungsvollſte, ſchönſte und tugendhafteſte Kind einem roh erzogenen Knaben geopfert, ohne irgend etwas zu ihrer Ermuthigung, als das Belieben Sr. Majeſtät. Ich bitte Gott, daß das ſüße Kind ſeinen Vortheil dabei finden möge; wenn meine Ahnung mich nicht täuſcht, ſo wird es in wenig Jahren ein Muſterbild ſein, paſſend, die Gemahlin des größten Prinzen in Europa abzugeben.“ 1683 beſuchte er die 16jährige Mutter in ihrem erſten Kindbett, und fand ſie „wo möglich ſchöner geworden und voll Tugend und Süßigkeit.“ Acht Jahre nach dem Tode ihres Gemahls vermählte ſie ſich anderweit mit Sir Thomas Hamner, Baronet, dem Sprecher des Hauſes der Gemeinen, dem ſie jedoch keine Kinder gebar. Ihr einziger Sohn erſter Ehe, Karl, zweiter Herzog von Grafton (geb. 25. November 1683), erbte von ihr das Earlthum Arlington und die Viscounty Thetford. Er wurde 1698 Oberſtallmeiſter des Herzogs von Glouceſter, unter Georg I. Kammerherr und Geheimer Rath, 1720—24 Lord Statthalter von Irland, dann Oberkammerherr und † 6. Mai 1757. Seine erſte Frau, mit der er ſich 12. November 1707 verband, war eine Knight. Im März 1713 vermählte er ſich mit Henriette Somerſet, Tochter des Herzogs von Beaufort, welche 20. Auguſt 1726 ſtarb. Sie gebar ihm zwei Söhne: Georg Fitzroy Earl von Euſton (geb. October 1716) und Auguſt Lord Fitzroy, ſowie drei Töchter: Karoline (geb. 8. April 1722), Henriette (geb. 8. Juni 1723) und Arabelle (geb. 19. Juli 1724)[1]. Aber von den Söhnen † der Aelteſte ſchon 1747, der Zweite als Schiffscapitain am 4. Juni 1741. Dieſer hinterließ jedoch einen Sohn, jenen Auguſt Herzog von Grafton, welcher unter Georg III. Miniſter und der Zielpunkt der bitterſten, aber vielfach ungerechten Angriffe des berufenen Junius war. — 4) Barbara, vermählt mit Eduard Heinrich Lee Earl von Lichfield († 16. Juli 1716). 5) Georg Fitzroy Herzog von Northumberland; vermählt mit Katharina, Tochter Robert Wheatley's von Brockwall und Witwe Thomas Lucy's von Charlock, aber (8. Juli 1711) ohne Kinder geſtorben [1]. Er hatte, als Kammerherr und Befehlshaber einer Abtheilung Leibgarde, den Dienſt bei dem König Jakob II., als derſelbe ſeine erſte Flucht antrat (11. December 1688), und beförderte dieſe, indem er die Thüre des königlichen Gemachs nicht eher öffnete, als bis es heller Tag war. Gleich darauf aber erklärte er ſich, auf Rocheſter's Andringen, zur Aufrechthaltung der Ordnung, für den Prinzen von Oranien.

---

[1] Macaulay, Cap. 9.

[2] Der Erzbiſchof von Canterbury fungirte und der König und alle Großen des Hofes waren bei der Verlobung zugegen.

---

[1] Eine dieſer Töchter heirathete 22. Auguſt 1746 Lord William Stanhope Earl von Harrington.

Die Shannon gebar Karl II. nur eine Tochter, welche an William Preſton, Earl von Yarmouth († im Januar 1733) vermählt ward.

Tragiſch war das Geſchick der Marie Tudor, deren Mutter die Schauſpielerin Marie Davis war. Sie wurde 1687 mit Franz Radcliffe, dem älteſten Sohne des Sir Franz Radcliffe zu Dilſtone [2], Caſtlerigg und Keswick [3], vermählt, und der Letztere ward für dieſe Fügſamkeit durch die Erhebung zum Earl von Derwentwater, Viscount Radcliffe und Langlay und

---

[1] Sie ſtarb 27. Juli 1731.

[2] Urſprünglich Devilſtone (Teufelſtein).

[3] Dieſe beiden reichen Güter waren durch Heirath aus dem Erbe der Derwentwaters erworben.

Baron Tyndale belohnt. Die Radcliffes blieben den Stuarts anhänglich. Als Jakob II. vertrieben ward, wurden die königlichen Enkel, Jakob und Karl, nach St. Germain gebracht, um dort mit dem Sohne des entthronten Monarchen in der katholiſchen Confeſſion erzogen zu werden. Ihr Vater, der zweite Earl von Derwentwater, ſtarb 1705 [1], und Jakob folgte ihm in Würden und Gütern. Er war ein milder, redlicher Mann, lebte auf ſeinen Gütern, unermüdet im Wohlthun und hielt ſich lange Zeit von politiſchen Umtrieben fern. Glücklich wenn er dieſem Grundſatze unverrückt treugeblieben wäre. Bei dem jakobitiſchen Aufſtande des Jahres 1715 fanden die Miniſter für gut, die bedeutendſten Jakobiten in Sicherheitshaft zu nehmen, und Lord Derwentwater erfuhr, daß auch gegen ihn ein Haftbefehl ergangen ſei. Noch fühlte er ſich unſchuldig und faßte daher den verſtändigen Beſchluß, ſich ohne Weiteres dem nächſten Friedensrichter zu übergeben. Zum Unglück war dies ein heimlicher Freund der Stuarts und nahm ihn nicht an. Er verbarg ſich nun eine Zeit lang, bis er, überdem von ſeinem heftigeren Bruder Karl geſtachelt, ſich der Sache des Aufſtandes, ungeachtet ſie in England noch viel plan- und hoffnungsloſer war, als in Schottland, anſchloß und ſeine Pächter bewog, zum Theil auch nöthigte, ihm zu folgen. Sie thaten nicht viel weiter, als umherziehen und an kleinen Orten den König Jakob III. ausrufen. Der gehoffte Beiſtand der Epiſkopalen blieb aus. Mit den Schotten vertrug man ſich nicht, weshalb dieſe, der ſtreitfertigſte Beſtandtheil der ganzen Schar, zum Theil umkehrten. Sobald ſie von den königlichen Truppen getroffen wurden, was zu Preſton geſchah, war die Sache entſchieden. Derwentwater und ſein Bruder Karl fochten tapfer. Bald war der Kampf nur noch ein Kampf der Verzweiflung und nicht die Mehrzahl hatte, wie Karl Radcliffe, den Entſchluß, ihn auszufechten. Auch Derwentwater war für Ergebung, weil er das nutzloſe Blutvergießen ſatt hatte. Sonſt wäre der Tod auf dem Schlachtfelde ein beſſerer geweſen, als der auf dem Blutgerüſte. Denn dieſes erwartete die Führer. Lord Derwentwater ward in den Tower geſetzt und mit ſechs anderen Lords von dem Hauſe der Gemeinen vor ihren Peers angeklagt (7. Januar 1716). Der Ankläger Derwentwater's war Mr. Lechmere. Bereits am 10. wurden ſie vor ihre Richter geſtellt. Derwentwater geſtand ſeine Schuld ein, bezeugte Reue, entſchuldigte ſich mit dem, was ſich für ihn anführen ließ, und bat um Fürſprache bei der königlichen Gnade. Es iſt gewiß, daß, wenn er dieſe erfahren hätte, ein Mann wie er nicht weiter zu fürchten geweſen wäre. Aber der Parteigeiſt war unverſöhnlich. Einige Mitglieder allerdings der herrſchenden Partei, wie der Herzog von Roxburghe, Thomas Townshend Viscount Sidney, Sir Richard Steele, machten eine Ausnahme. Die Peers richteten eine Petition an den König zu Gunſten der von ihnen Verurtheilten. Dem Erſten Lord des Schatzes wurden 60,000 Pf. St. angeboten, wenn er Derwentwater retten wolle. Doch es war alles umſonſt. Vergebens warf ſich die Gemahlin des Unglücklichen vor die Füße des Königs; vergebens übergab ſeine Mutter eine Bittſchrift. Als die Stimmen für Gnade auch im Hauſe der Gemeinen etwas lauter wurden, rief Walpole zornig aus: „er werde von Unwillen ergriffen, wenn er ſehe, daß es ſolche unwürdige Mitglieder dieſer großen Körperſchaft gebe, welche, ohne zu erröthen, ihren Mund zu Gunſten von Rebellen und Hochverräthern öffneten.“ Und als er ſah, daß er die allgemeine Stimmung doch nicht zum Schweigen bringen könne, vertagte er das Haus und in der Zwiſchenzeit wurden die Hinrichtungen vollzogen. Sie erfolgten am 24. Februar 1716 und Lord Derwentwater eröffnete den Reihen. Er ſtarb mit Standhaftigkeit und nahm vor ſeinem Ende die Bekenntniſſe der Reue zurück. Sein Haupt ward am Tempelthor aufgeſteckt, doch ſoll es ſeine Gemahlin bald darauf, als Fiſcherin verkleidet, weggebracht haben, auch der urſprünglich in der Kirche von St. Giles-in-the-Fields beſtattete Leichnam nach Dilſtone gebracht worden ſein. Weil in der Nacht vor der Hinrichtung ein glänzendes Nordlicht ſchien, wurden noch lange in der Gegend von Dilſtone die Nordlichte Lord Derwentwater's Lichter genannt. — Seine Güter wurden eingezogen [1]) und erſt 1788 iſt einem Nachkommen ſeines Bruders, dem Earl von Newburgh, eine Rente von 2500 Pf. St. jährlich als Erſatz bewilligt worden. — Der Earl war mit Anna Maria Webb, einer der fünf Töchter des Sir John Webb, Baronet, zu Oldſtocke in Wiltſhire, vermählt und hatte von ihr einen Sohn und eine Tochter. Sie ſtarb zu Brüſſel im Auguſt 1723. Von ſeiner Tochter ſtammt der heutige Lord Petre. Sein Sohn Jakob, geb. 1711, † am 12. Januar 1732 erblos, worauf der Oheim deſſelben, Karl, den Earlstitel annahm. Die unglückliche Mutter † im November 1726. — Es ward ihr dadurch ein neuer furchtbarer Schlag erſpart. Denn auch ihr zweiter

---

[1] Sein Vater war 1691 geſtorben.

---

[1]) Sie kamen erſt an das Greenwichhoſpital und wurden dann ſpäter an einen reich gewordenen Kaufmann von Leeds, Mr. Marſhall, veräußert.

Sohn, welcher damals dem Tode noch entging, wurde bei dem zweiten jakobitiſchen Aufſtande (1745) von demſelben Schickſale ereilt, das ſeinen Bruder getroffen hatte. Karl Radcliffe Earl von Derwentwater, fortdauernd ein eifriger Anhänger des Prätendenten, wurde am 19. December 1746 enthauptet. Seine Witwe, Charlotte, Tochter Karl's, Earl von Newburgh, kam nach der Hinrichtung ihres Gemahls wieder nach England, wo ſie ein Gnadengeld erhielt, ſich aber Gräfin von Newburgh nennen mußte. Sie hatte zwei Töchter und einen Sohn geboren. Das Geſchlecht wird jetzt durch Franz Eyre Earl von Derwentwater repräſentirt.

Eleonore Gwynn, ein munteres, aber gemeines Weib, gebar Karl II. den Karl Beauclair, Herzog von St. Albans (geb. 8. März 1670, † 27. Mai 1726). Er vermählte ſich 1694 mit der Tochter eines der älteſten und edelſten Geſchlechter Englands, mit Diana Vere, Tochter Aubrey's, des letzten Earl von Oxford aus dieſem ruhmreichen Hauſe. Sie gebar ihm 7 Söhne und ſein älteſter Sohn, Karl (geb. 1695, † 7. Auguſt 1757), pflanzte den Stamm fort.

Diejenige unter allen Maitreſſen Karl's II., die es am erſten verdiente, von ihm geliebt zu werden, war die Herzogin von Portsmouth, Luiſe de Querouaille (geb. 1648, † 14. November 1734). Eine Franzöſin und zunächſt als Werkzeug des franzöſiſchen Einfluſſes über den Canal geſendet, beſaß ſie alle die einnehmenden Eigenſchaften der damaligen Franzöſinnen, ſcheint aber ihrem königlichen Verehrer in der That treu und ergeben geweſen zu ſein[1]. Sie erlangte unbedingte Gewalt über ihn. Und doch war ſelbſt ihr Bitten und Beſchwören außer Stande, ihn bei dem großen Kampfe über die Ausſchließungsbill zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Denn das war der einzige Punkt, wo auch er zeigte, daß er ein Gewiſſen beſaß. — Sie war bei dem Könige, als er am 2. Februar 1685 von ſeiner letzten Krankheit befallen ward. Bei der Ankunft der Königin mußte ſie ſich zu ihren eignen Gemächern zurückziehen. „Dieſe Gemächer waren von ihrem Liebhaber dreimal niedergeriſſen und dreimal neugebaut worden, um ihre Laune zu befriedigen. Selbſt das Feuergeräth beſtand aus maſſivem Silber. Mehrere ſchöne Gemälde, die eigentlich der Königin gehörten, waren in die Wohnung der Maitreſſe verſetzt worden. Die Seitentiſche waren mit reich gearbeitetem Silbergeſchirr beſetzt. In den Niſchen ſtanden Schreibkäſtchen, die Meiſterwerke japaniſcher Kunſt. Auf den friſch von den pariſer Webſtühlen gekommenen Behängen waren in Farben, welche keine engliſche Tapezerei erreichen konnte, Vögel mit prächtigem Gefieder, Landſchaften, Jagdpartien, die herrliche Terraſſe von St. Germain, die Statuen und Springbrunnen von Verſailles gemalt. Inmitten dieſes durch Schuld und Schande erkauften Glanzes überließ ſich das unglückliche Weib einer Agonie des Kummers, die, um ihr Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, nicht völlig ſelbſtſüchtig war [1].“ Sie war die Einzige, welche daran dachte, dem Könige den letzten Troſt zu Theil werden zu laſſen. „Karl war niemals ein aufrichtiges Mitglied der Staatskirche geweſen. Sein Gemüth hatte

---

[1] Selbſt die Herzogin von Orleans, deren Fehler es nicht war, zu viel zu loben, ſchrieb über ſie (3. Mai 1715): „Engellandt iſt

---

der Duchesse de portsmuth gar gewiß viel ſchuldig, von der gattung iſt Es woll die beſte Frow, ſo Ich Mein Leben geſehen, ſie hatt Ein gutt gemühte und von gutten Commerse.“

[1] Macaulay, Geſchichte, Cap. 4.

lange zwiſchen Hobbismus und Papismus geſchwankt. Wenn ſeine Geſundheit gut und ſein Lebensmuth friſch war, ſo war er ein Spötter. In ſeinen wenigen ernſten Augenblicken war er ein römiſcher Katholik. Ein Leben voll Frivolität und Laſter hatte in der Herzogin von Portsmouth nicht alles Gefühl für Religion, oder all jene Güte ausgetilgt, die der Ruhm ihres Geſchlechts iſt. Der franzöſiſche Botſchafter Barillon, der in den Palaſt gekommen war, um ſich nach dem Könige zu erkundigen, ſtattete ihr einen Beſuch ab. Er fand ſie in einer Agonie des Kummers. Sie führte ihn in ein Geheimzimmer und ſchüttete ihr ganzes Herz vor ihm aus. «Ich habe Ihnen,» ſagte ſie, «eine Sache von höchſter Wichtigkeit zu eröffnen. Wenn es bekannt würde, ſo würde mein Kopf in Gefahr ſein. Der König iſt wirklich und wahrhaftig katholiſch, aber er wird ſterben, ohne mit der Kirche verſöhnt zu ſein. Sein Schlafzimmer iſt voll proteſtantiſcher Geiſtlichen. Ich kann nicht hineingehen, ohne Aergerniß zu geben. Der Herzog denkt nur an ſich. Sprechen Sie mit ihm. Erinnern Sie ihn, daß es hier eine Seele gilt. Er iſt nun Gebieter. Er kann das Zimmer leer machen. Gehen Sie dieſen Augenblick, oder es wird zu ſpät ſein.» Barillon eilte zu dem Schlafzimmer, zog den Herzog bei Seite, und theilte die Botſchaft der Maitreſſe mit. Das Gewiſſen Jakob's ſchlug ihn. Er fuhr empor, als wäre er aus dem Schlafe geweckt worden, und erklärte, daß nichts ihn verhindern ſolle, die geheiligte Pflicht zu erfüllen, die nur zu lange verzögert worden. Mehrere Pläne wurden überlegt und verworfen. Zuletzt gebot der Herzog dem Haufen, bei Seite zu ſtehen, ging zu dem Bette, bückte ſich nieder und flüſterte etwas, was keiner der Zuſchauer hören konnte, wovon ſie aber vermutheten, daß es irgend eine Frage über Staatsangelegenheiten ſei. Karl antwortete mit heiterer Stimme: «Ja, ja, von ganzem Herzen.» Niemand von den Umſtehenden, außer der franzöſiſche Botſchafter, errieth, daß der König ſeinen Wunſch erklärte, in den Schoos der römiſchen Kirche aufgenommen zu werden. «Soll ich einen Prieſter bringen?» ſagte der Herzog. «Thue es, Bruder,» erwiederte der kranke Mann. «Um Gottes willen thue es und verliere keine Zeit. Doch nein; es wird Dir Noth machen.» «Wenn es mir das Leben koſtet,» ſagte der Herzog, «ich will einen Prieſter ſchaffen.» Es war jedoch nicht leicht, einen Prieſter, zu ſolchem Zwecke, im Augenblicke zu finden. Denn wie das Geſetz damals ſtand, war die Perſon, welche einen Proſelyten in die römiſch-katholiſche Kirche aufnahm, eines Capitalverbrechens ſchuldig. Der Graf von Caſtel Melhor, ein portugieſiſcher Edelmann, der, durch politiſche Wirren aus ſeinem Heimathslande vertrieben, an dem engliſchen Hofe gaſtlich aufgenommen worden war, unternahm es, einen Beichtiger zu ſchaffen. Er wendete ſich an ſeine Landsleute, die zu dem Hofſtaate der Königin gehörten, fand aber, daß keiner von ihren Kaplänen Engliſch oder Franzöſiſch genug konnte, um den König Beichte zu hören. Der Herzog und Barillon wollten ſchon zu dem venetianiſchen Geſandten um einen Geiſtlichen ſchicken, als ſie hörten, daß ein Benedictinermönch, Namens Johann Huddleſton, gerade in Whitehall ſei. Dieſer Mann hatte, mit großer eigner Gefahr, des Königs Leben nach der Schlacht von Worceſter gerettet, und war aus dieſem Grunde immer ſeit der Reſtauration eine privilegirte Perſon geweſen. In den ſchärfſten Proclamationen, welche gegen papiſtiſche Prieſter erlaſſen wurden, als falſche Zeugen die Nation zur

Wuth entflammt hatten, war Huddleſton namentlich ausgenommen worden. Er willigte gern ein, ſein Leben ein zweites Mal für ſeinen Fürſten in Gefahr zu ſetzen; aber immer noch blieb eine Schwierigkeit. Der ehrliche Mönch war ſo unwiſſend, daß er nicht wußte, was er bei einem Anlaſſe von ſolcher Wichtigkeit zu ſagen habe. Er erhielt jedoch, durch die Vermittelung Caſtel Melhor's, einige Winke von einem portugieſiſchen Geiſtlichen, und ſo inſtruirt, ward er von Chiffinch die Hintertreppe heraufgebracht. Dies war ein vertrauter Diener, der, wenn den Satyren jener Zeit zu glauben iſt, oftmals Beſuchende von einer ſehr verſchiedenen Beſchaffenheit durch denſelben Eingang eingeführt hatte. Der Herzog befahl nun, im Namen des Königs, allen Anweſenden, außer Ludwig Duras Earl von Feversham und Johann Granville Earl von Bath, das Zimmer zu verlaſſen. Dieſe Lords bekannten ſich beide zur proteſtantiſchen Religion, aber Jakob wußte, daß er auf ihre Treue rechnen konnte. Feversham, ein Franzoſe von edler Geburt und Neffe des großen Turenne, bekleidete einen hohen Rang in der engliſchen Armee und war Kammerherr der Königin. Bath war Garderobeaufſeher. Den Befehlen des Herzogs wurde gehorcht, und ſelbſt die Aerzte zogen ſich zurück. Die Hinterthüre wurde nun geöffnet und Pater Huddleſton trat ein. Ein Mantel war über ſeine geheiligten Gewänder geworfen, und ſeine Tonſur ward durch eine wallende Perücke verdeckt. „Sir," ſagte der Herzog, „dieſer gute Mann rettete einſt Ihr Leben. Er kommt jetzt, Ihre Seele zu retten." Karl antwortete ſchwach: „Er iſt willkommen." Huddleſton löſte die Aufgabe beſſer, als erwartet worden war. Er kniete bei dem Bette nieder, hörte auf die Beichte, verkündigte die Abſolution und reichte die letzte Oelung.

Er fragte, ob der König das Abendmahl des Herrn zu empfangen wünſche. »Gewiß,« ſagte Karl, »wenn ich nicht unwürdig bin.« Die Hoſtie wurde hereingebracht. Karl machte einen ſchwachen Verſuch, aufzuſtehen und vor ihr niederzuknien. Der Prieſter hieß ihn ſtill liegen und verſicherte ihm, daß Gott die Demüthigung der Seele annehmen und nicht die Demüthigung des Körpers verlangen werde. Es fiel dem Könige ſo ſchwer, die Hoſtie zu verſchlucken, daß es nöthig war, die Thüre zu öffnen und ein Glas Waſſer zu ſchaffen. Nachdem dieſe Feierlichkeit beendigt war, hielt der Mönch ein Crucifix vor dem Bußfertigen empor, ermahnte ihn, ſeine letzten Gedanken auf die Leiden des Erlöſers zu heften, und entfernte ſich. Die ganze Ceremonie hatte etwa drei Viertelſtunden in Anſpruch genommen, und während dieſer Zeit hatten die Höflinge, die das Außenzimmer füllten, ſich einander ihren Verdacht durch Flüſtern und bezeichnende Blicke mitgetheilt. Endlich ward die Thüre wieder aufgemacht und der Haufen füllte wieder die Kammer des Todes[1].“ Der König, der durch das Vergegangene ſehr erleichtert ſchien, ſegnete nun ſeine natürlichen Kinder, wobei er mit beſonderer Zärtlichkeit zu Richmond, dem Sohne der Herzogin von Portsmouth, ſprach, und empfahl die Herzogin und ihren Sohn der Fürſorge Jakob's ernſtlich. Am 6. Februar ſtarb er. Die Herzogin wendete ſich nach Frankreich.

Sein mit der Herzogin von Portsmouth erzeugter Sohn war Karl Lenox, Herzog von Richmond, der ſich 1693 mit Katharina Boudenel, Witwe des Viſcount Bellaſyſe, vermählte, übrigens noch vor ſeiner Mutter, am 7./8. Juni 1723, ſtarb. Durch ſeinen Sohn Karl

---

[1] Macaulay a. a. O.

Lenox (geb. 29. Mai 1701, anfangs Earl von March, nach dem Tode ſeines Vaters Herzog von Richmond, nach dem ſeiner Mutter auch duc d'Aubigny, am 4. December 1729 mit Sara, Tochter Wilhelm's Earl von Cadogan, vermählt, † als Generallieutenant 19. Auguſt 1750), wurde er der Stammvater der heutigen Herzoge von Richmond, eines durch gemäßigten Freiſinn und philanthropiſche Tendenzen ausgezeichneten Geſchlechts, auf welches, außer den Dotationen, die ihm ſein königlicher Ahnherr gewidmet hatte, auch das höchſt bedeutende Vermögen ſeiner Stammmutter übergegangen iſt.

König Jakob II. erzeugte mit der Arabella Churchill, einer Schweſter des nachherigen Herzogs von Marlborough, welche ſpäter den Oberſten Karl Godfrey († 1715) heirathete[1]) und 1730 ſtarb, zwei Söhne und eine Tochter. Sein älteſter Sohn war der berühmte Marſchall Jakob Fitz-James Herzog von Berwick, geb. 1670. In Frankreich erzogen, hatte er den Krieg zuerſt in Ungarn unter dem Herzog Karl von Lothringen geſehen. Seine Entfernung ſcheint darin ihren Grund gehabt zu haben, daß die damals kinderloſe Königin ihn lange gehaßt hatte. Dagegen ſoll ein Theil der jeſuitiſchen Faction, bevor die Schwangerſchaft der Königin erklärt war, die Abſicht gehabt haben, ihn dem Prinzen von Oranien als Thronfolger entgegenzuſetzen[2]). In der letzten Zeit der Regierung Jakob's kam er nach England, wurde zum Herzog von Berwick, zum Oberſt der Blauen, zum Lord Statthalter von Hampſhire, zum Forſtmeiſter des Neuen Forſtes und

---

1) Ihm gebar ſie eine Tochter Charlotte, die den Viscount Falmouth heirathete.

2) Macaulay, Geſchichte, Cap. 8.

zum Gouverneur von Portsmouth ernannt. „Der ganze Gang ſeines Lebens wurde durch die Revolution, die ſeinen verblendeten Vater ſtürzte, umgewandelt. Berwick wurde ein Verbannter, ein Mann ohne Vaterland, und von dieſer Zeit an vertrat ihm ſein Lager das Vaterland, und Berufsehre war ſein Patriotismus. Er adelte ſeinen traurigen Beruf. Es lag eine ſtrenge, kalte, Brutus ähnliche Tugend in der Weiſe, in der er die Pflichten eines Glücksſoldaten erfüllte. Seine militairiſche Treue wurde durch die ſtärkſten Verſuchungen geprüft, und wurde unbeſiegbar erfunden. Zu einer Zeit kämpfte er gegen ſeinen Oheim [1]; zu einer andern Zeit kämpfte er gegen die Sache ſeines Bruders [2]; gleichwol wurde er nie des Verraths, oder auch nur der Schlaffheit beargwöhnt [3].“

Er begleitete, nach der Revolution, ſeinen Vater nach Irland, wo er verwundet ward, was ihm dann bis an ſeinen Tod nicht wieder begegnete. Er machte darauf die flandriſchen Feldzüge unter dem Marſchall von Luxemburg mit und wurde 1693 bei Neerwinden gefangen. Nach dem Ausbruche des ſpaniſchen Erbfolgekrieges diente er anfangs unter dem Herzog von Burgund und dem Marſchall Villeroi. 1704 wurde er mit 12,000 Mann dem Könige Philipp V. zu Hilfe nach Spanien geſchickt, wo er die Alliirten die ganze Campagne über in Schach hielt, aber, weil Philipp V. ihm nicht gewogen war [1]), abberufen und (1705) gegen die Camiſards in den Cevennen verwendet ward, worauf er Nizza eroberte. 1706 ward er zum Marſchall ernannt und abermals nach Spanien geſendet, eine faſt verzweifelte Sache zu retten. Er nöthigte Galway, Madrid zu räumen, ſtellte ſich zwiſchen die Alliirten und die portugieſiſche Grenze, und gewann am 25. Auguſt 1707, unterſtützt von der Tapferkeit des Ritters d'Aſfeld, die entſcheidende Schlacht von Almanza. Die Gegner verloren 18,000 Mann, 120 Fahnen, ihre ganze Bagage und Artillerie. Nur 4000 Mann retteten ſich nach Catalonien. Der Sieger wurde von Philipp V. durch die Erhebung zum Granden und Herzog von Liria, ſowie durch die Belohnung mit den Städten Xeria und Liria, von Ludwig XIV. durch die Statthalterſchaft Limouſin belohnt, aus Spanien aber, auf Betrieb der Orſini, abberufen und zur Vertheidigung von Toulon verwendet. 1708 befehligte er am Rhein und in Flandern, wo es ihm wenigſtens gelang, die Folgen der von Vendome erlittenen Niederlage vor Oudenarde zu mildern. 1709 leitete er die Anſtalten, welche den Einfall der Alliirten in die Dauphiné vereitelten. Nochmals ging er 1714 nach Spanien, um Catalonien zu unterwerfen, namentlich Barcelona, das den verzweifeltſten Widerſtand leiſtete, zu erobern. Zum vierten Male kam er in feindlicher Abſicht. Der Retter der bourboniſchen Dynaſtie in Spanien mußte 1719, bei den durch Alberoni erzeugten Wirren, gegen dieſelbe kämpfen. Er drang über die Pyrenäen und nahm Fuentarabia (17. Juni) und St. Sebaſtian (16. Auguſt). Bei dem durch die polniſche

---

[1] Marlborough.

[2] Des Prätendenten. Es geſchah das 1719 in dem Kriege gegen Spanien. Hier kämpfte Berwick gegen ſeinen eignen Sohn, der in ſpaniſchen Dienſten ſtand und den er zur treuen und eifrigen Pflichterfüllung ermahnte.

[3] Macaulay in ſeiner Kritik von Mahon's Geſchichte des Erbfolgekrieges in Spanien, in der Edinburgh Review.

---

[1] Er zürnte ihm, weil er zur Entfernung der Orſini beigetragen. Was die Königin über ihn urtheilte, ſiehe Th. 1, S. 115.

Königswahl veranlaßten Kriege zwiſchen Frankreich und Oeſterreich ward er (1733) an die Spitze der Rheinarmee geſtellt, beſetzte Lothringen, eroberte Kehl, und nahm Trarbach. Sein Leben lang Soldat, ſtarb er den Tod des Soldaten. Bei der Belagerung von Philippsburg tödtete ihn, als er am 12. Juni 1734, von ſeinem Sohne Eduard, dem Lord Clare und einigen hohen franzöſiſchen Offizieren begleitet, die Laufgräben beſichtigte, eine Kanonenkugel, welche auch noch den Herzog von Duras leicht beſchädigte, auf der Stelle. Die Feſtung ward erobert (18. Juli).

Er war zwei Mal verheirathet. Zuerſt mit Honorata von Burck, Tochter des Grafen Clarincart und Witwe des Grafen Lucan; dann (18. April 1700) mit Anna Bulkeley (geb. 1673 † 16. Juni 1751), einer Tochter Heinrich Bulkeley's und Schweſter des franzöſiſchen Generallieutenants Grafen Bulkeley. Von der erſten Gemahlin hatte er einen Sohn: Jakob Franz Fitz-James, anfangs Earl von Tinmouth, dann Herzog von Liria und als ſolcher am bekannteſten, zuletzt Herzog von Berwick, geb. 19. October 1695. Derſelbe nahm 1713 bis 1714 an dem Kampfe gegen Catalonien, der mit der Eroberung Barcelonas endigte, Theil, erhielt 1714 von ſeinem Vater das Herzogthum Liria und wohnte 1715 der ſchottiſchen Unternehmung des Prätendenten bei, von der er nur mit Mühe entkam. Er ward 1716, wo er die Katharina Colon y Portugal, Tochter des Herzogs Peter Emanuel von Veraguas heirathete, ſpaniſcher Oberſter, 1720 Brigadier, 1721 Kammerjunker, ging 1723 über Italien, wo er in Parma nicht angenommen wurde, weil er in Reiſekleidern erſchien, als Geſandter nach Petersburg, ward 1724 Marechal de

Camp und Oberhofmeiſter der Königin Witwe[1], die er nach Frankreich begleitete, war 1731 Geſandter in Wien, ward 1732 abberufen und Generallieutenant, kämpfte 1734 in Neapel, eroberte Gaeta und Capua, wurde 1737 ſpaniſcher Geſandter in Neapel und ſtarb daſelbſt am 1. Juni 1738. Er hatte 2 Söhne und 3 Töchter. Sein Mannsſtamm iſt aber erloſchen. Auguſt der Starke pflegte zu ſagen, daß er, außer dem Fürſten von Fürſtenberg[2] und dem Herzog von Liria, Niemand kenne, der ſich ſo in die Menſchen zu finden und beliebt zu machen wiſſe, wie den Grafen von Königseck[3].

---

[1] Des Königs Ludwig.

[2] Ueber ihn künftig einmal.

[3] Lothar Joſeph, aus der Rothenfelsiſchen Linie, jüngſter Sohn Graf Leopold Wilhelm's, k. k. wirkl. Geh. Raths und Reichs-Vicekanzlers und deſſen erſter Gemahlin, Maria Polyxena Gräfin von Scharfenberg. Er war am 17. Mai 1673 zu Wien geboren und ward, dem geiſtlichen Stande gewidmet, von den Jeſuiten zu Beſançon erzogen, mit Domſtiften zu Salzburg und Paſſau verſorgt und päpſtlicher Kämmerer. Doch ſein Sinn ſtand anders. Er ging als Volontair nach Ungarn, ward Rittmeiſter bei den Hohenzollerſchen Küraſſieren und focht gegen die Türken. Als Oberſtlieutenant zur Infanterie übergetreten, ward er 1702 vor Landau bleſſirt, kämpfte als Oberſter in Italien, ward 1704 Generalfeldwachtmeiſter, Commandant von Mirandola, das er nach tapferer Gegenwehr übergeben mußte, focht bei Turin, nahm das Caſtell von Mailand, wohnte dem Einfall in Frankreich bei, ward 1708 General-Feldmarſchall-Lieutenant, Commandant von Mantua, wirkl. Kämmerer und Hofkriegsrath. 1713 war er als k. k. Commiſſar zur Evacuation in Catalonien und 1714 zur Unterhandlung des Barrièretractats in Antwerpen. Am 31. Januar 1716 wurde er interimiſtiſcher General-Gouverneur der Niederlande, bis er dieſe Function zu Ende des Jahres an den Marquis de Prié abgab. Am 5. März 1716 verheirathete er die 24jährige Gräfin Marie Thereſe Iſidore v. Lannoy, Tochter des niederländiſchen Grafen Franz Hyacinth de la Motterie, hat aber keine Kinder mit ihr erzeugt. 1717 als Geſandter nach Paris geſchickt, entfaltete er eine außerordentliche Pracht und blieb daſelbſt bis 1719, wo er als Geſandter und Oberſthofmeiſter der Kurprinzeſſin nach Dresden kam. 1720 wurde er General-Feldmarſchall und wirkl. Geh. Rath, 1722 Gouverneur und Commandant-

Von der zweiten Gemahlin hatte der Marſchall Berwick vier Söhne. Der Aelteſte Jakob † 13. October 1721. Der Zweite, Franz (geb. 10. Juni 1709), wählte den geiſtlichen Stand, verließ ihn nach dem Tode ſeines Bruders, ergriff ihn 1726 wieder, wurde 1739 Biſchof von Soiſſons und † 29. Juli 1764. Der Dritte, Karl iſt der Stammvater der Herzöge von Fitz-James, und ſein Enkel Eduard (geb. 1776 † 1838) war jener beredte Redner der Legitimiſten in den Kammern Ludwig Philipp's. Der jüngſte Sohn, Eduard Graf von Fitz-James, geb. 17. October 1716, trat in franzöſiſche Kriegsdienſte. Er wurde 1740 Brigadier, 1744 Marechal de Camp, 1746 von den Engländern gefangen, 1748, wo er den Grafen von Coigny¹) im Duell entleibte, Generallieutenant und † 5. Mai 1758 zu Köln an den Blattern, ohne Nachkommen zu hinterlaſſen. — Eine Tochter des Marſchalls Berwick, Laura, heirathete 9. März 1732 den Marechal de Camp Joachim Ludwig Marquis von Bouzols († 29. April 1747).

Weiter gebar Arabella Churchill ihrem fürſtlichen Verehrer: 2) Heinrich Fitz-James, Herzog von Albe-

---

render in Siebenbürgen, 1725—1728 Geſandter in Spanien, 1731 Vicepräſident des Hofkriegsraths und Geheimer Conferenz-Miniſter. 1734 war er auf einer Sendung in München. Nach Mercy's Tode übernahm er den Oberbefehl in Italien, überfiel die Franzoſen bei Quingentolo (15. September 1734), verlor aber vier Tage ſpäter die blutige Schlacht von Guaſtalla. Doch gelang es, Mirandola zu entſetzen. Ende 1735 wurde er Oberſthofmeiſter der Kaiſerin und 1736—1738 Hofkriegsrathspräſident, 1741 Haus- und Landzeugmeiſter. In dem öſterreichiſchen Erbfolgekriege ward er dem Großherzog zur Seite gegeben. Bei Chotoſitz retteten ihn ſeine Bedienten zwei Mal aus den Händen der Feinde. Bei Fontenoy ward ihm ein Pferd unter dem Leibe erſchoſſen. Seit 1746 lebte er in Wien und † 8. December 1751.

[1] Anton Franz, einziger Sohn des Marſchalls Herzogs von Coigny.

marle, welcher ſich 19. Juli 1700 mit einer Tochter des Marquis von Luſſan vermählte, aber ſchon 1702 als franzöſiſcher Generallieutenant ſtarb. 3) Henriette, welche erſt mit dem Lord Heinrich Waldgrave verehelicht war und von ihm die Mutter des Earl Jakob Waldgrave[1]) wurde, nach ſeinem Tode aber 1695 einen Irländer heirathete.

Arabella Churchill war übrigens die Tochter eines armen Cavaliers und Ehrenfräulein im Gefolge der erſten Gemahlin des Herzogs von York[2]). Sie war nicht ſchön, aber Jakob's Geſchmack war nicht wähleriſch. Dies bewies er auch bei der Wahl ſeiner zweiten Maitreſſe: Katharine Sedley. „Dieſes Frauenzimmer war die Tochter des Sir Karl Sedley, eines der glänzendſten und liederlichſten Schöngeiſter der Reſtauration. Die Zügelloſigkeit ſeiner Schriften wurde nicht durch viel Anmuth oder Lebendigkeit aufgewogen, aber die Reize ſeiner Converſation wurden ſelbſt von ernſten Männern, die keine Achtung für ſeinen Charakter hatten, anerkannt. Im Theater in ſeiner Nähe zu ſitzen und ſeine Kritik über ein neues Stück zu hören, wurde als ein Vorrecht betrachtet. Dryden hatte ihm die Ehre erwieſen, ihn zu einem Hauptſprecher in dem Dialog über dramatiſche Poeſie zu machen. Die Moral Sedley's war ſo, daß ſie, ſelbſt in jenem Zeitalter, großen Anſtoß gab. Bei einer Gelegenheit zeigte er ſich, nach einem wilden Gelage, ohne einen Fetzen von Kleidung, auf dem Balcon einer Schenke bei Coventgarden, und redete die Vorübergehenden in einer ſo unanſtändigen und ruchloſen Sprache an, daß er durch einen Regen von Ziegelſteinen hineingetrieben, wegen peinlichen Vergehens verfolgt, zu einer ſchweren Geldbuße verurtheilt wurde und von dem Gerichtshofe der Kingsbench einen Verweis in den ſchneidendſten Ausdrücken erhielt. Seine Tochter hatte ſeine Gaben und ſeine Unverſchämtheit geerbt. Perſönliche Reize hatte ſie nicht, außer zwei funkelnden Augen, deren Glanz Männern von feinem Geſchmack wild und unweiblich erſchien. Ihre Geſtalt war hager, ihr Geſicht desgleichen. Karl fand zwar an ihrer Unterhaltung Gefallen, lachte aber über ihre Häßlichkeit und ſagte, die Prieſter müßten ſie ſeinem Bruder zur Buße empfohlen haben. Sie wußte wohl, daß ſie nicht hübſch war, und ſcherzte offen über ihre eigene Reizloſigkeit. Gleichwol liebte ſie es, in ſeltſamer Inconſequenz, ſich prächtig zu ſchmücken, und zog ſich viel ſcharfen Spott zu, indem ſie im Theater und Circus bepflaſtert, geſchminkt, in brüſſeler Spitzen gekleidet, von Diamanten ſtrahlend und alle Reize der 18 Jahre affectirend, erſchien. Die Natur ihres Einfluſſes über Jakob iſt nicht leicht zu erklären. Er war nicht mehr jung. Er war ein religiöſer Mann; mindeſtens war er willig, ſeiner Religion Anſtrengungen und Opfer zu widmen, vor denen die große Mehrzahl Derer, welche religiöſe Männer genannt werden, zurückgebebt ſein würden. Es ſcheint befremdend, daß irgendwelche Reize ihn zu einer Lebensart gezogen haben ſollten, die er als höchſt ſtrafbar angeſehen haben muß, und in dieſem Falle konnte Niemand begreifen, wo der Reiz lag. Katharina ſelbſt war über die Heftigkeit ſeiner

---

[1]) Er trat 1722 zur anglikaniſchen Kirche über, während er vorher katholiſch geweſen, ward 1729 Earl, war lange Zeit Geſandter, erſt in Wien, dann in Paris, und † 3. December 1740. Sein Sohn Jakob († 8. April 1763) ward 1751 kurze Zeit erſter Schatzcommiſſar. Nach deſſen Tode erhielt ſein Bruder, der General Waldegrave, Würden und Güter.

[2]) Anna Hyde, Tochter des Kanzlers Clarendon.

Leidenſchaft erſtaunt. »Meine Schönheit kann es nicht ſein«, ſagte ſie, »denn er muß ſehen, daß ich keine habe; und mein Witz kann es nicht ſein, denn er hat nicht genug, um zu wiſſen, daß ich welchen beſitze«.

In dem Augenblicke ſeines Regierungsantrittes machte ein Gefühl der neuen Verantwortlichkeit, die ihm auflag, das Gemüth des Königs eine Zeit lang beſonders offen für religiöſe Eindrücke. Er faßte und erklärte viele gute Entſchließungen, ſprach öffentlich mit vieler Strenge von den gottloſen und ausſchweifenden Sitten der Zeit, und verſicherte privatim ſeiner Königin und ſeinem Beichtvater, daß er Katharine Sedley nicht mehr ſehen wolle. Er ſchrieb an ſeine Maitreſſe und bat ſie, die Zimmer, die ſie zu Whitehall innehatte, zu verlaſſen und ein Haus auf dem St. Jamesplatze zu beziehen, das auf ſeine Koſten glänzend für ſie ausmeublirt worden war. Er verſprach zugleich, ihr eine große Penſion aus ſeiner Chatoulle zu bewilligen. Katharine, gewandt, ſtarkmüthig, unerſchrocken und ihrer Macht bewußt, weigerte ſich, zu weichen. In wenigen Monaten fing man an, ſich zuzuflüſtern, daß die Dienſte Chiffinch's wieder in Anwendung kämen, und daß die Maitreſſe häufig durch jene geheime Thüre käme und ginge, durch welche Vater Huddleſton die Hoſtie an die Bettſeite Karl's gebracht hatte. Die proteſtantiſchen Miniſter des Königs hatten, wie es ſcheint, eine Hoffnung gefaßt, daß die Verblendung ihres Gebieters durch dieſes Weib ihn von der verderblichern Verblendung heilen möge, die ihn antrieb, ihre Religion anzugreifen. Sie beſaß alle die Talente, die ſie in den Stand ſetzen konnten, mit ſeinen Gefühlen zu ſpielen, mit ſeinen Scrupeln ihren Scherz zu treiben und ihm die Schwierigkeiten und Gefahren, in die er ſich jählings zu ſtürzen im Begriff war, in ein ſtarkes

Licht zu ſetzen. Rocheſter, der Vorkämpfer der Kirche, bemühte ſich, ihren Einfluß zu verſtärken. Ormond ermuthigte den Plan. Selbſt Lady Rocheſter[1]) ſchämte ſich nicht, mitzuwirken, und zwar in der allerſchlechteſten Weiſe. Ihr Amt war, die Eiferſucht der beleidigten Frau auf eine junge Dame zu lenken, welche vollkommen unſchuldig war. Der ganze Hof bemerkte, wie kalt und rau die Königin das arme Mädchen behandelte, auf welches Verdacht geworfen worden war; aber die Urſache der übeln Laune Ihrer Majeſtät war ein Geheimniß. Eine Zeitlang ging die Intrigue glücklich und unentdeckt von Statten. Katharine ſagte dem König oft geradezu, was die proteſtantiſchen Lords des Rathes nur in den zarteſten Redeformen anzudeuten wagten. Es iſt möglich, daß ihre Liebkoſungen bewirkt hätten, was den vereinigten Ermahnungen der Lords und der Gemeinen, des Hauſes Oeſterreich und des heiligen Stuhles[2]) nicht gelungen war, wäre nicht ein ſeltſames Unglück eingetreten, das die Geſtalt der Dinge veränderte. Jakob beſchloß in einem Anfalle von Zärtlichkeit, ſeine Maitreſſe zur Gräfin von Dorcheſter zu machen. Katharine ſah die ganze Gefahr dieſes Schrittes und lehnte die gehäſſige Ehre ab. Ihr Liebhaber war hartnäckig, und zwang ihr ſelbſt das Patent in die Hände. Sie nahm zuletzt unter einer Bedingung an, welche ihre Zuverſicht zu ihrer eigenen Macht und zu ſeiner Schwäche beweiſt. Sie ließ ſich von ihm ein feierliches Verſprechen geben, nicht, daß er ſie niemals aufgeben wolle, ſondern daß, wenn er das thäte, er ihr ſeinen Entſchluß ſelbſt anzeigen und ihr eine Abſchiedszuſammenkunft bewilligen wolle.

---

[1]) Es war dies Henriette Boyle, Tochter des Earl Richard von Burlington. Sie † im folgenden Jahre, 22. April 1687. Ihr Gemahl † im März 1711. Ihr Sohn Heinrich Hyde, Earl von Rocheſter und ſeit dem Tode ſeines Vetters Eduard (1723) auch von Clarendon, † 19. December 1753. Sein einziger, mit einer Leveſon Gower († 24. Mai 1725) erzeugter Sohn, Heinrich Viscount Cornbury (geb. 1710), war im Sommer 1753 zu Paris geſtorben und hatte von der 1737 geheiratheten Charlotte, Tochter Georg Heinrichs Earl von Lichfield, keine Kinder hinterlaſſen. Den alten Earl überlebten zwei Töchter: die Herzogin von Douglas und Queensberry, und Charlotte Villiers. Die Titel erloſchen.

[2]) Auch der Papſt war gegen die Pläne Jakob's. Denn er ſah voraus, daß ſie die Lage der Katholiken in England nicht verbeſſern, ſondern verſchlimmern würden.

Sobald die Nachricht ihrer Erhebung herauskam, war der ganze Palaſt in Aufruhr. Das warme Blut Italiens kochte in den Adern der Königin. Stolz auf ihre Jugend und ihre Reize, auf ihren hohen Rang und ihre fleckenloſe Keuſchheit, konnte ſie nicht ohne Verzweiflungskämpfe des Grames und der Wuth ſich um ſolch einer Nebenbuhlerin willen verlaſſen und verhöhnt ſehen. Rocheſter, der ſich vielleicht erinnerte, wie geduldig, nach einem kurzen Kampfe, Katharina von Braganza eingewilligt hatte, die Maitreſſen Karl's mit Höflichkeit zu behandeln, hatte erwartet, daß Marie von Modena, nach einem Bischen Klagen und Schmollen, ebenſo fügſam ſein werde. Dem war nicht ſo. Sie verſuchte nicht einmal, die Heftigkeit ihrer Gemüthsbewegung vor den Augen der Welt zu verbergen. Tag für Tag bemerkten die Höflinge, die ſie ſpeiſen zu ſehen kamen, daß die Gerichte ungekoſtet von der Tafel entfernt wurden. Sie ließ unverhehlt in Gegenwart des ganzen Kreiſes von Höflingen und Geſandten die Thränen von ihren Augen herabſtrömen. Zu dem König ſprach ſie mit wilder Heftigkeit. «Laſſen Sie mich gehen», ſchrie ſie. «Sie haben Ihr Weib zu einer Gräfin gemacht; machen Sie es zu einer Königin! Setzen

Sie meine Krone auf ſein Haupt! Laſſen Sie mich nur mich in einem Kloſter verbergen, wo ich es niemals wiederſehe.» Dann, gelaſſener geworden, fragte ſie ihn, wie er ſein Verfahren mit ſeinen religiöſen Bekenntniſſen vereinige. «Sie ſind bereit», ſagte ſie, «Ihr Königreich um Ihrer Seele willen aufs Spiel zu ſetzen; und doch werfen Sie Ihre Seele um dieſes Geſchöpfes willen hinweg». Vater Petre[1]), auf ſeine Knie geſenkt, unterſtützte dieſe Vorſtellungen. Es war ſeine Pflicht, dies zu thun, und ſeine Pflicht wurde nicht weniger eifrig erfüllt, weil ſie mit ſeinem Vortheil zuſammentraf. Der König fuhr eine Zeit lang fort, zu ſündigen und zu bereuen. In ſeinen Stunden der Reue waren ſeine Bußen ſtreng. Marie hob die Geißel, mit der er ihre Beſchwerden kräftig an ſeinen eignen Schultern gerächt hatte, bis an das Ende ihres Lebens auf und vermachte ſie bei ihrem Tode dem Kloſter von Chaillot. Nichts als Katharinens Entfernung konnte dieſem Kampfe ein Ende machen. Jakob ſchrieb und beſchwor ſie und gebot ihr, abzureiſen. Er geſtand, daß er ihr verſprochen habe, ihr in Perſon Lebewohl zu ſagen. «Aber ich kenne», fügte er hinzu, «die Gewalt zu gut, die Sie über mich haben. Ich habe nicht Geiſtesſtärke genug, meinen Entſchluß zu halten, wenn ich Sie ſehe». Er bot ihr eine Yacht an, ſie mit aller Ehre und Bequemlichkeit nach Flandern zu ſchaffen, und drohte ihr, daß, wenn ſie nicht ruhig ginge, ſie mit Gewalt fortgeſchafft werden würde. Sie bearbeitete eine Zeit lang ſeine Gefühle, indem ſie ſich krank ſtellte. Dann nahm ſie eine Märtyrermiene an und erklärte ſich unverſchämterweiſe für eine Dulderin für die proteſtantiſche Religion. Dann bediente ſie ſich wieder des Styles von Johann Hampden. Sie bot dem Könige Trotz, ſie fortzuſchaffen. Sie wolle das Recht gegen ihn verſuchen. So lange die Magna Charta und die Habeas-Corpus-Acte das Recht des Landes wären, wolle ſie leben, wo es ihr gefiele. «Und Flandern», rief ſie; «nimmermehr! Eins habe ich von meiner Freundin, der Herzogin von Mazarin[1]), gelernt; und das iſt, mich nie in ein Land zu wagen, wo es Klöſter gibt». Endlich wählte ſie Irland zum Orte ihres Exils; wahrſcheinlich weil der Bruder ihres Gönners Rocheſter dort Vicekönig war[2]). Nach vielem Verzuge reiſte ſie ab, der Königin den Sieg laſſend[3])."

---

[1]) Eduard Petre, Viceprovinzial der Jeſuiten, Cabinetsſecretär Jakob's.

Sie blieb kein Jahr weg, und als ſie zurückkam, ward ſie wieder Maitreſſe des Königs. Ihre Rückkehr war aber von keiner politiſchen Bedeutung. Sie hatte aus Erfahrung die Thorheit des Verſuches erkannt, Jakob vor dem Verderben zu retten, in das er ſich über Hals und Kopf ſtürzte. Sie ließ daher die Jeſuiten ſein politiſches Verfahren leiten, und dieſe ließen zur Vergeltung ſie ihm Geld abſchmeicheln[4]). Sie gebar ihm Katharina Darnley, welche ſich 1) mit Thomas Wentworth Lord Raby, 2) mit Jakob Annesley Earl von Anglesea († 1700), 3) 1706 mit Johann Sheffield Herzog von Buckingham[5]) vermählte.

---

[1]) Hortenſia Mancini. Ueber ſie vielleicht künftig einmal.

[2]) Der Earl von Clarendon.

[3]) Macaulay, Geſchichte, Cap. 6.

[4]) Ebend.

[5]) Urſprünglich Earl von Mulgrave, von der Königin Anna zum Herzoge von B. erhoben, † 7. März 1721 im 73. Jahre. Mit ſeinem Sohne Edmund (geb. 1716 † zu Rom 1735), erloſch der Stamm, und der Krone fielen 500,000 Pfund zu.

V. Schickſale fürſtlicher Schriften[1].

Kaum waren einige Tage nach der Verurtheilung Karl's I. verfloſſen, als das Eikon Basilike als ſein Werk und ſein Abbild, als eine glorreiche Offenbarung des Mannes erſchien, den ſein Tod ſo eben in den Augen ſeiner Partei in die Reihe der Märtyrer verſetzt hatte. Die Wirkung davon war wunderbar; 47 auf einander folgende Ausgaben bezeugten die Popularität des Werkes, und vielfache Ueberſetzungen verbreiteten den Wiederhall der Bewunderung, die es aufregte, durch ganz Europa. Alle Schriftſteller der Zeit, britiſche wie fremde, haben Zeugniß von dem hohen Grade von Achtung und Verehrung abgelegt, welche Europa damals für die Talente und den Charakter des unglücklichen Fürſten faßte, den für den Verfaſſer zu halten man übereingekommen war. Dieſe eclatante Kundgebung der Geſinnungen und der Stärke der royaliſtiſchen Partei beunruhigte Cromwell und ſeine Anhänger. Milton veröffentlichte 1649, unter dem Titel Iconoclastes, eine bittere Widerlegung des Eikon Basilike und zog in der Vorrede die Authenticität in Zweifel. Zwei Jahre ſpäter wiederholte der Aſtrolog William Lilly dieſen Zweifel in ſeinen

---

[1] Auszugsweiſe nach Guizot (Etudes biographiques sur la Révolution d'Angleterre).

Bemerkungen über das Leben und den Tod Karl's I. Der öffentliche Unwille wies ihn aber wie eine Blasphemie zurück.

Wenn indeß den Gegnern der Echtheit die Beweiſe mangelten, ſo war es mit den Vertheidigern derſelben nicht viel beſſer beſchaffen. Das poſitivſte Zeugniß, welches man anführen konnte, war das des Buchdruckers Royſton, welcher am 23. December 1648 aus der Hand des Dr. Symmonds das Manuſcript des Eikon Basilike, wovon der Doctor verſichert hatte, daß es das Werk des Königs ſei, und das er von dem Dr. Bryan-Duppa, Biſchof von Salisbury und Kaplan Karl's I., haben wollte, empfangen hatte. Symmonds war bald darauf geſtorben, und man ſagte, er ſei wegen dieſer Sache vergiftet worden. Duppa war 1662 gleichfalls geſtorben, und war nicht veranlaßt worden, ſich öffentlich zu erklären. Die Witwe des Dr. Symmonds beſtätigte Royſton's Zeugniß. Ihr Mann hatte ihr oft verſichert, wie ſie ſagte, daß der König der Verfaſſer des Eikon Basilike ſei, ohne ihr jedoch ſagen zu wollen, wo er es her habe. In Betreff des Originalmanuſcripts waren die Angaben noch unſicherer. Sir Thomas Herbert hatte unter den Schriften, die ihm Karl I. bei ſeinem Tode hinterlaſſen, ein Manuſcript des Eikon Basilike gefunden; aber der König hatte ihm durch nichts Anlaß zu dem Glauben gegeben, daß er der Verfaſſer davon ſei, und Herbert ſelbſt drückt ſich über die Sache in einer Weiſe aus, welche mehr auf eine Neigung zum Glauben, als auf Ueberzeugung hinweiſt. Ein 1649 unter dem Titel: der fürſtliche Pelikan, wahrſcheinlich als Entgegnung auf Milton's Iconoclastes, erſchienenes Werk berichtet, daß das Manuſcript des Eikon Basilike bei der Schlacht von Naſeby in die Hände der Parlamentspartei gefallen, ſpäter aber dem Könige, mit ſeinen andern Papieren, durch einen Offizier der Arme zurückgeſtellt worden ſei, und nach der Reſtauration hat man erfahren, daß dieſer Offizier der Major Huntington geweſen. So erklärte wenigſtens Huntington ſelbſt und fügte hinzu: die reflectirenden Capitel ſeien von der Hand des Sir Edmund Walker, mit Zuſätzen oder Correcturen von der des Königs, die Gebete aber ganz von der Hand des Königs geweſen. Aber Sir Edmund Walker ſelbſt, der zu Gunſten der Echtheit geſchrieben hat, erwähnt dieſes Factum, welches doch entſcheidend geweſen wäre, nicht und führt dagegen an, daß ein Werk von ihm, die geſchichtliche Abhandlung über die Bürgerkriege, welches er auf Verlangen des Königs abgefaßt und dem König 1645 übergeben habe, und welches von dem König dem Lord Digby zur Reviſion ausgehändigt worden, bei der Schlacht von Naſeby verloren gegangen und dem Könige zwei Jahre nachher durch einen Offizier der Armee zurückgeſtellt worden ſei. Dieſes Werk ſcheint Correcturen von der Hand des Königs gehabt zu haben. Es iſt daher möglich, daß Huntington beide Manuſcripte verwechſelt hat. Indeß das Eikon Basilike war mit königlichem Privilegium unter den Werken Karl's I. gedruckt worden, und ſo ſchien die Sache abgemacht. Im Jahre 1686 aber fand man, bei dem Verkauf der Bibliothek des Lord Angleſea, auf einem leeren Blatte ſeines Exemplars des Eikon Basilike, folgende von ſeiner Hand geſchriebene Note: „der König Karl II. und der Herzog von York, denen ich, während der letzten Parlamentsſeſſion im Jahre 1675, im Oberhauſe eine Abſchrift dieſes Buches zeigte, in der ſich einige Correcturen und Aenderungen von der eignen Hand des verewigten Königs Karl I. befanden, haben mir alle beide verſichert, daß es keine Arbeit des verewigten Königs, ſondern das Werk des Dr. Gauden, Biſchofs von Exeter[1]) ſei; was ich, um Andere über dieſen Punkt zu enttäuſchen, hier durch dieſes mein eigenhändiges Zeugniß bemerke.“

Weder Gauden, noch ſeine Frau, noch ſein Sohn lebten noch, als nach der Revolution von 1688 der Streit über die Echtheit mit größerer Freiheit und Lebhaftigkeit geführt ward. Aber der Dr. Walker, ſein Freund und Vertrauter, behauptete die Richtigkeit der in der Note des Lord Angleſea angeführten Umſtände. Er hatte Gauden an dem Eikon Basilike arbeiten ſehen, er hatte ihn einmal zu dem Dr. Duppa begleitet, welchem Gauden ſein Manuſcript mittheilte, und an dieſem Tage hatte Gauden, nachdem er ſich lange mit dem Biſchof von Salisbury insgeheim unterredet, zu Walker geſagt: Duppa wünſche, daß dem Werke noch zwei Capitel beigefügt würden, das eine über die „Verordnung gegen die Liturgie,“ das andere über „die Weigerung, dem König zu erlauben, ſich von ſeinen Kaplanen beſuchen zu laſſen.“ Duppa hätte ſich in der That anheiſchig gemacht, dieſe beiden Capitel zu ſchreiben, während Gauden den Reſt vollendete. Endlich hatte Walker von Gauden ſelbſt die letzte Abtheilung des Manuſcripts des Eikon Basilike, in einem verſchloſſenen Packete, empfangen, und ſie am 23. December 1648 der Perſon übergeben, die ſie durch Vermittelung des Dr. Symmonds in die Hände des Buchdruckers Royſton gelangen laſſen ſollte.

---

1) Gauden war allerdings als Biſchof von Worceſter geſtorben, war es aber nur 3 Monate geweſen, ſodaß es nicht zu verwundern iſt, wenn Angleſea ihn bei ſeinem frühern, gewohntern Titel nannte.

Die Details, welche der Dr. Walker gegeben, wurden theilweiſe durch eine Niederſchrift der Mrs. Gauden beſtätigt, die ihr Schwiegerſohn, Mr. Arthur North, unter den Papieren ihres Sohnes gefunden haben ſoll, und deren Zweck, wie es ſcheint, geweſen iſt, nach dem Tode ihres Gatten Unterſtützungen vom Hofe zu erwirken. Hiernach hätte ihr Gatte das Eikon Basilike in der Abſicht geſchrieben, bei dem Publicum das Anſehen, welches Cromwell durch ſeine Frömmigkeit erlangt, aufzuwiegen und einen für den König vortheilhaften Eindruck auf die öffentliche Meinung zu machen. Er hatte ſeinem Werke anfangs den Titel: Suspiria Regalia gegeben, und das Werk für ein Manuſcript ausgeben wollen, das man in dem Zimmer des Königs gefunden habe, nachdem er von Holmsby entführt worden. Dieſer Plan wurde Lord Capel mitgetheilt, der ihn billigte, aber der Meinung war, das Buch dürfe nicht ohne die Zuſtimmung des Königs gedruckt werden, der ſich damals auf der Inſel Wight befand. Der Marquis von Hertford wurde insgeheim beauftragt, das Manuſcript dorthin zu bringen, und er brachte Gauden die Antwort zurück, daß der König, welchem der damals bei ihm befindliche Biſchof Duppa einige Capitel des Werkes vorgeleſen hatte, es als einen getreuen Ausdruck ſeiner Gedanken vollkommen billige und ſeine Veröffentlichung wünſche, nicht aber daß ſie unter ſeinem Namen erfolge, und daß er ſich Zeit bedingt habe, über den Plan des Verfaſſers nachzudenken. Gauden habe ſich darauf entſchloſſen, eine Abſchrift, die er zuruckbehalten, drucken zu laſſen, indem er gemeint habe, daß dieſe Veröffentlichung dem Könige nützen könne, deſſen Gefahren täglich drohender wurden. Er habe nur den Titel Suspiria Regalia in den des Eikon Basilike verändert, habe das Manuſcript an Symmonds zur Weiterbeförderung an Royſton übergeben, und ſie hätten ſich beeilt, es rechtzeitig erſcheinen zu laſſen, als das zur Hälfte gedruckte Werk entdeckt und weggenommen ward. Man mußte von vorn anfangen, und war nicht im Stande, das Eikon Basilike eher erſcheinen zu laſſen, als einige Tage nach der verhängnißvollen Hinrichtung.

Als adminiculirender Grund wird auch noch die Begünſtigung angeführt, welche Gauden unter der Reſtauration genoſſen hat, und welche doch ſeinen eignen Anſprüchen noch nicht genügte. Bei Ausbruch der Revolution war er Kaplan des Earl von Warwick, welcher bekanntlich zur Parlamentspartei gehörte, und hatte die Anſichten ſeines Patrons mit Eifer erfaßt. Eine von ihm 1640 vor dem Unterhauſe gehaltene Predigt hatte ihm eine reiche ſilberne Schöpfkanne eingetragen. 1641 erhielt er das Rectorat zu Bocking, eine anſehnliche Pfründe, fand jedoch, um ſich nach beiden Seiten hin zu ſichern, Mittel, ſich, nachdem er vom Parlamente zu der Pfründe präſentirt worden, durch den damals im Tower in Haft befindlichen Erzbiſchof Laud beſtätigen zu laſſen. Er wurde zum Mitglied der Theologenverſammlung ernannt; er nahm den Covenant an, jedoch ſo, daß ſeine Annahme etwas zweifelhaft blieb, und da er ſich nicht geradezu für die Abſchaffung, wohl aber für die Reform des Epiſkopats ausgeſprochen hatte, ſo wurde er aus der Verſammlung gewieſen. Er wußte ſich in ſeiner Pfründe, zugleich aber ſich die Rückkehr zu den loyalſten Anſichten offen zu erhalten. Er faßte am 10. Februar 1649 eine „gerechte Strafrede gegen die Mörder Karl's I." ab, ließ ſie aber erſt 1662 erſcheinen, und wenn er auch am 5. Januar 1649 unter ſeinem Namen eine „Proteſtation gegen das Project der Armee, unſern ſouverainen

Herrn den König richten und umkommen zu laſſen“ herausgegeben hatte, ſo war doch ſein übriges Verhalten augenſcheinlich berechnet, ihm ſeine Pfründe zu ſichern, die er auch unter allen Regierungen behauptete. Hier beſchäftigte er ſich mit Abfaſſung eines Werkes zu Gunſten des Epiſkopats, welches 1659 erſchien und gewiß von weitblickenden Geiſtern als eines der ſichern Vorzeichen der Reſtauration betrachtet worden iſt.

Man erwartete nach dieſer ganzen Haltung ſeine Beförderung von den Stuarts nicht. Auch waren der Biſchof Sheldon und mehrere andere Häupter der anglikaniſchen Kirche gegen ſeine Erhebung zu höheren Würden. Aber eine geheime Urſache nöthigte zu Rückſichten gegen ihn, und er wurde zum Biſchof von Exeter ernannt. Aber auch damit war er, namentlich in Betreff des Einkommens, nicht zufrieden. Mehrere ſeiner Schreiben an Lord Clarendon deuten, mit mehr oder weniger Deutlichkeit, die Anſprüche an, die er auf die königliche Freigebigkeit zu haben glaubte, die Hoffnung, daß, „was als König gethan worden, auch königlich werde belohnt werden.“ Endlich verlangte er einſtweilen wenigſtens die Beifügung einer Pfründe von 4—500 Pfd. zu ſeinem Bisthum. Unter den von Mr. Arthur North gefundenen Papieren findet ſich eine Antwort Clarendon's darauf, deren Echtheit deſſen Sohn anerkannt haben ſoll. Sie enthält die merkwürdige Stelle: „Das Factum, wovon Sie mir ſagen, iſt mir in der That als ein Geheimniß vertraut worden; ich bedauere, es jemals gekannt zu haben, und wenn es aufhören wird, ein Geheimniß zu ſein, ſo wird es Niemandem Freude machen, als Mr. Milton.“ Dazu kommt, daß Clarendon in ſeinem Geſchichtswerk über das Erſcheinen des Eikon Basilike, das doch alle Parteien mit

Recht als ein großes Ereigniß für die königliche Sache betrachteten, tiefes Schweigen beobachtet. Im Uebrigen erfuhr Clarendon das Geheimniß durch ſeinen Kaplan Dr. Morley, dem es Gauden vertraut hatte, und der ſich 1662 das Bisthum Wincheſter, nach welchem Gauden verlangte, verleihen ließ. Gauden mußte ſich mit dem von Worceſter begnügen und ſcheint aus Verdruß darüber geſtorben zu ſein.

Nach alle dem iſt es wahrſcheinlich, daß allerdings bekannte Anſichten, Ausſprüche, auch wol ſchriftliche Aufſätze des Königs, ſowie Mittheilungen ſeines Kaplans, des Dr. Duppa, zum Grunde gelegt worden ſind, während die Form wol Gauden angehört. Gewiß iſt, daß keine ſonſtige Schrift von Gauden dieſer gleichkommt.

Wenn hier die fürſtliche Autorſchaft zweifelhaft war, ſo iſt es dagegen gewiß, daß Jakob II, ein mittelmäßiger und beſchränkter, aber in ſeiner Beſchränktheit raſtloſer Geiſt, frühzeitig eine Art Tagebuch angefangen und ausdauernd fortgeführt hat, welches in ſeiner urſprünglichen, nicht zur Oeffentlichkeit beſtimmten Form viel Intereſſantes enthalten haben muß. Zur Zeit ſeiner Flucht ſoll daſſelbe auf 10 Bände Memoiren und 4 Bände Briefe angewachſen geweſen ſein, und dieſe waren ein beſonderer Gegenſtand ſeiner Sorge, als er England verließ. Er vertraute ſie dem ſavoyiſchen Geſandten, Grafen Thereſe, der ſie nach Livorno ſpedirte, von wo ſie nach Frankreich gelangten. Jakob deponirte ſie, einige Monate vor ſeinem Tode, im Collegium der ſchottiſchen Jeſuiten in Paris, bei dem Vorſteher deſſelben, Louis Innes. Hier blieben ſie, mit einem prächtigen, mit dem großbritanniſchen Wappen geſchmückten Einbande verſehen. Bei dem Ausbruche der franzöſiſchen Revolution ſchaffte man dieſe Manuſcripte nach St. Omer, von wo ſie nach England befördert werden ſollten. Mittlerweile wurden ſie einem Franzoſen, einem Freunde des Vorſtehers des Jeſuitencollegiums zu St. Omer, Mr. Stapleton, anvertraut und von ihm in ſeinem Keller verborgen. Aber bevor man eine Gelegenheit zu ihrer Fortſendung gefunden hatte, kam jener Franzoſe als Verdächtiger ins Gefängniß. Seine Frau faßte Beſorgniſſe wegen jenes Depoſitums, vernichtete zunächſt den Einband, der zu jener Zeit allein ſchon hingereicht hätte, die drohendſten Anklagen gegen den Beſitzer zu begründen, und ſchaffte dann die Papiere in ihr Landhaus, wo ſie im Garten vergraben wurden. Als aber die auf Frankreich laſtende Schreckensherrſchaft und mit ihr ihre Angſt immer zunahm, verbrannte ſie das Ganze.

Jakob hat jedoch früher, theilweiſe vielleicht ſchon vor ſeiner Vertreibung, aus einzelnen Abſchnitten ſeiner Memoiren, Auszügen aus dieſen und aus der Correſpondenz und neuredigirten Verbindungsſtellen eine Art Geſchichte ſeines Lebens zuſammenſetzen laſſen. Dieſe blieb in den Händen ſeiner Erben und ging, wie die andern Papiere des Hauſes Stuart, nach dem Tode der Herzogin von Albany [† 29. Januar 1804][1], Witwe des Prätendenten Karl Eduard, vermöge einer teſtamentariſchen Beſtimmung der Herzogin, in die des Generalprocurators der engliſchen Benedictiner, Abbé Waters, über. Dieſer verſtand ſich dazu, ſie gegen eine lebenslängliche Penſion, von der er nur den erſten Termin empfing, da er faſt unmittelbar darauf ſtarb, an den Prinzen von

---

[1] Luiſe Maximiliane Karoline Emanuele, Tochter des Fürſten Guſtav Adolph von Stolberg-Gedern, der in der Schlacht bei Leuthen blieb, verm. mit Karl Eduard 1772, geſchieden 1783, Freundin Alfieri's.

Wales, nachher Georg IV., zu überlaſſen. In Folge des Krieges und anderer Umſtände gelangten ſie jedoch erſt 1810 nach England, wo ſie in der Bibliothek von Carltonhouſe niedergelegt wurden. Hieraus ließ der Kaplan von Carltonhouſe und Bibliothekar des Prinzen von Wales, Dr. Clarke, 1816 die Memoiren Jakob's II. in zwei Quartbänden drucken. Nach Burnet ſcheint die Herzogin von York, die nachherige Königin, dieſe Redaction beſorgt zu haben; aber auch von der erſten Gemahlin Jakob's, der Tochter Clarendon's, verſichert er, daß ſie eine Biographie ihres Gemahls angefangen habe. Ein Theil des Manuſcripts von Carltonhouſe erſchien übrigens ſchon 1735, unter dem Titel: Mémoires du duc d'York, contenant le récit de ses campagnes en France et dans les Pays-Bas, indem Jakob dem Cardinal von Bouillon, Neffen Turenne's, einen auf letzteren bezuglichen Auszug auß ſeinen Memoiren mitgetheilt hatte, welcher ſich mit wenigen Veränderungen auch in den Carltonhouſepapieren findet und dem Ramſay'ſchen Werke über Turenne beigefügt wurde.

VI. Natürliche Kinder däniſcher Könige.

Ein natürlicher Sohn König Friedrich's III. von Dänemark († 1670) war Ulrich Friedrich Danneſkiold, Graf von Güldenlöw, Jarlsberg und Herzhorn, geb. 4. Juni 1638, † als däniſcher Generalfeldmarſchall und Statthalter in Norwegen am 17. April 1704. Derſelbe war zuerſt mit Sophia von Uhren, der Tochter des däniſchen Oberhofmarſchalls, verlobt, hatte auch mit ihr einen Sohn, den Stammvater der im Verfolg dieſes Aufſatzes hauptſächlich zu beſprechenden Freiherrn und Grafen von Löwendahl, erzeugt; es kam aber nicht zur Trauung und das Fräulein † unvermählt zu Hamburg 1714. Wirklich verheirathet wurde der Graf mit Cäcilia Grubbe, welche aber wieder von ihm geſchieden wurde und ſich nachmals anderweit verehelichte. Erſt von ſeiner zweiten Gemahlin, Antonie Auguſte, Tochter Anton's, Grafen v. Aldenburg (geb. 4. Auguſt 1660, vermählt 16. Auguſt 1677, † 14. Juli 1701), erlangte er legitime Nachkommenſchaft: die Grafen Danneſkiold zu Laurwigen[1].

---

[1] Eine Tochter, Margarethe Chriſtine Auguſte (geb. 18. Juli 1694 † 9. Juli 1761) wurde am 2. Februar 1711 die dritte Gemahlin des noch kinderloſen Grafen Georg Karl Ludwig von Leiningen-Weſterburg zu Grünberg († 4. Mai 1726) und gebar ihm 3 Söhne und 1 Tochter.

Dieſelben ſind nicht zu verwechſeln mit den Grafen von Danneſkiold zu Samſoe, welche von König Chriſtian V. († 1699) und der Sophie Amalie Mothe, Gräfin von Samſoe († 17. Januar 1719), einer Tochter des Arztes Paul Mothe, ſtammen. Dieſe erzeugten, außer drei Töchtern, auch 1) den Chriſtian Güldenlöw, Grafen von Samſoe, Baron von Lindenburg, geb. 28. Februar 1674, † als Generalfeldmarſchall, Statthalter in Norwegen (1700) und Oberkammerherr 15. Juli 1703. Vermählt war er a) 26. November 1696 mit Charlotte Amalie Danneſkiold von Laurwigen, der älteſten Tochter ſeines Vetters, des oben erwähnten Grafen Ulrich Friedrich (geb. 27. November 1682, † 7. December 1699); b) 25. Mai 1701 mit Dorothea von Krogh, Tochter des Oberſten Magnus von Krogh, Witwe des General-Admirals Baron Jens von Juel, Erbin von Giſſenfeld (geb. 27. September 1675 † 10. October 1751[1]). Seine Tochter erſter Ehe, Friderike Luiſe, geb. 2. October 1699 † 2. December 1744, vermählte ſich (21. Juli 1720) mit dem Herzog Chriſtian Auguſt von Holſtein-Sonderburg-Auguſtenburg, welcher Vorgang in der ſchleswig-holſteiniſchen Polemik auch eine Rolle ſpielt. Auch der jetzige Herzog von Auguſtenburg, Chriſtian, ſowie ſein Bruder, Prinz Friedrich, ſind mit Gräfinnen von Danneſkiold-Samſoe vermählt. — Aus zweiter Ehe hatte Graf Chriſtian zwei Söhne: Chriſtian (geb. 1. Auguſt 1702 † 17. Februar 1728), welcher den Stamm fortpflanzte, und Friedrich (geb. 1. November 1703 † 18. Juli 1770), welcher nur eine Tochter hinterließ.

---

[1] Sie ſchloß nach des Grafen Tode eine dritte Ehe mit dem Geh. Conferenzrath Johann Adolph von Ahlefeldt (5. Juni 1715).

2) Der zweite Sohn König Chriſtians und der Gräfin Samſoe war Ulrich Güldenlöw, Graf Danneſkiold zu Samſoe, geb. 1678, † als Großadmiral 18. December 1719.

Jener Graf Ulrich Friedrich zu Laurwigen nun, der mit Sophie von Uhren verlobt, aber nicht getraut war, erzeugte mit ihr: **Woldemar Freiherrn von Löwendahl**, geb. 25. September 1660. Dieſer diente erſt bei den Holländern, wo er es bis zum Hauptmann brachte. Dann ging er in kaiſerliche Dienſte und war als Oberſtlieutenant bei dem Entſatz von Wien. Hierauf wendete er ſich nach Dänemark, zerfiel aber mit den dortigen Machthabern und wurde ſächſiſcher Kammerpräſident. Als der König von Dänemark 1709 in Dresden war, fand er ſoviel Geſchmack an dem gewandten Hofmann, daß er ihn wieder für das Vaterland zu gewinnen ſuchte und zum Statthalter in Norwegen beſtellte. Von da machte er 1711 einen glücklichen Beutezug nach Schweden. Aber ſchon 1712 wurde er vom König Auguſt, der ihm überaus gewogen war, als Oberhofmarſchall wieder nach Dresden berufen und übernahm daſelbſt auch die Functionen eines Kammerpräſidenten und Directors des Bergraths, wurde auch zum wirklichen Geheimen Rath und zum Cabinetsminiſter erhoben. Bei dem Regierungsantritte König Auguſt's III. behielt er ſeine Functionen, mit Ausnahme der Stelle eines Kammerpräſidenten. Am 24. Juni 1740 wurde er aber in ſeinem Bette todt gefunden. Er war zweimal verehelicht. Zuerſt 16. Febr. 1687 mit Dorothea von Brockdorf, Tochter des Oberſten Cajus Bertram von Brockdorf auf Bothkamp († 20. Auguſt 1706); dann 19. Januar 1709 mit Benedicta Margaretha von Ranzau, Tochter Cajus von Ranzau zu Neuhaus (geb. 1686 † 25. Juli 1776).

Die erſte Gemahlin gebar ihm zwei Söhne: Ulrich Friedrich und Woldemar, und zwei Töchter: Sophie Margarethe und Ulrike Antoinette[1]). Von der Zweiten hatte er nur eine Tochter: Anna Sophie.

Ulrich Friedrich war am 22. Juli 1691 geboren, wurde ſächſiſcher Kammerherr, kam aber wegen Schulden und Ausſchweifungen auf den Königſtein, und als ſein Bruder in franzöſiſche Dienſte trat, folgte er ihm nach Frankreich, wurde katholiſch, Abbé de la Cour Dieu und Dechant von St. Marcell, und † 12. Juli 1751. Er hatte ſich am 11. November 1720 mit Wilhelmine Ferdinande Eliſabeth von Creutzen aus dem Hauſe Schwerſtadt verheirathet, welche ihm eine Tochter gebar und am 20. November 1727 ſtarb. Die Tochter, Wilhelmine Ferdinande, hat im November 1755 einen evangeliſchen Landprediger in der Diöces Eilenburg geheirathet.

Ungleich größeren Ruhm brachte dem Geſchlecht der zweite Sohn Woldemar. Derſelbe war am 6. April 1700 geboren und kam ſchon 1715 auf die däniſche Flotte. 1716 ging er in ſächſiſche Militairdienſte über und ward, nachdem er der Form nach von unten auf gedient, Lieutenant. Aber ſchon im folgenden Jahre finden wir ihn als Hauptmann im kaiſerlichen Heere, in Ungarn und Italien. 1722 tritt er wieder in ſächſiſche Dienſte und wird 1724 Oberſter. 1731 reiſt er nach Italien und macht den Feldzug auf Corſica[2]) als

---

[1]) Die Erſte war am 3. April 1697 geboren, und vermählte ſich 3. October 1719 mit Johann Benjamin Freiherrn von Bibra auf Modlau (geb. 28. Februar 1692 † 19. December 1741). Die Zweite, geb. 29. November 1701, † als Conventualin von Preetz 1778.

[2]) S. oben S. 145.

Volontair mit. Zum Generalmajor befördert (1732), kämpfte er ſeit 1733 in Polen und, als Volontair, am Rheine. Schon ſeit längeren Jahren, 23. Januar 1722, hatte er ſich mit Theodore Eugenie, Tochter des Generallieutenants Gottlieb Freiherrn von Schmettau (geb. 6. December 1705 † 6. October 1768) vermählt und zwei Kinder mit ihr erzeugt. Da lernte er in Warſchau die Gemahlin des Kronfähndrichs Johann Clemens Grafen von Branicki[1]), Barbara Magdalene Eliſabeth, Tochter Franz Grafen von Szembeck (geb. 1709 † 28. Mai 1762), kennen. Beide wurden von Liebe zu einander ergriffen. Löwendahl entführte ſie des Nachts aus ihrer Wohnung im Zeughauſe und brachte ſie mit ihrer polniſchen Kammerjungfer nach Petersburg, wo er bei dem Feldmarſchall Münnich Schutz und Gunſt fand. Er ließ ſich von ſeiner ſächſiſchen Gemahlin, welche einen großen Theil ihres Vermögens durch ihn verloren hatte, ſcheiden und am 13. November 1736 mit der Polin trauen, ward durch Münnich ruſſiſcher Generallieutenant und zog mit ihm vor Oczakow. 1740 wurde er General und Gouverneur von Eſthland, 1741 Reichsgraf. 1742 kämpfte er gegen Schweden. 1743 reiſte er nach Deutſchland, ſuchte den Grafen Moritz von Sachſen in Stadt-am-Hoff auf und ſicherte ſich durch ihn ein Unterkommen in Frankreich, worauf er von Liefland aus ſeinen Abſchied aus ruſſiſchen Dienſten nahm. Er ging zur katholiſchen Kirche über und wurde franzöſiſcher Generallieutenant. Seit 1744 in den Niederlanden kämpfend, nahm er Gent, Brügge, Oudenarde, Oſtende, Nieuport ein, wurde Gouverneur zu Brüſſel und zu Namur, eroberte das holländiſche Flandern, verdiente ſich durch die Einnahme von Bergen-op-Zoom den Marſchallsſtab und die Gouverneursſtelle daſelbſt und nahm, noch im letzten Kriegsjahre (1748), mit dem Marſchall von Sachſen, Maſtricht ein, deſſen Gouverneur er auch wurde. 1751 machte er eine Reiſe nach Dresden, Berlin und Hamburg. Einige Jahre ſpäter bekam er ein Geſchwür am Fuße; der kalte Brand kam dazu, und er † am 27. Mai 1755. Sein einziger Sohn erſter Ehe, Friedrich Waldemar, war bereits am 22. Februar 1740, im 16. Lebensjahre, geſtorben. Noch hatte er aus erſter Ehe eine Tochter: Benedicte Sophie Antoinette, geb. 1725. Dieſe vermählte ſich 25. Mai 1745 mit Johann Adolph von Wolffersdorf, genannt Kieſewetter, auf Dittersbach, Röhrsdorf und Zſcheſing, ſächſiſchem Kammerherrn und Hof- und Juſtitienrath, welchen der Präſident des Kriegsraths, Johann Chriſtian von Kieſewetter, adoptirt hatte. Er † 10. Juli 1751 im 31. Jahre und ſie verlobte ſich 1753 mit dem Generaladjutanten Grafen Renard[1], † aber 20. November 1753 an den Blattern. Die zweite Gemahlin des Marſchalls gebar ihm drei Kinder: 1) Eliſabeth Marie Conſtanze, geb. zu Reval im Februar 1742, verm. 21. März 1759 mit Lancelot Graf Turpin de Criſſe, franzöſiſchem Marechal de Camp; 2) Franz Xaver Joſeph, geb. zu Warſchau im December 1742, franzöſiſcher Brigadier und Oberſt des Regimentes Armagnac, vermählt 4. Februar 1742 mit der Mademoiſelle de Bourbon, legitimirten Tochter des Grafen von Charolais[1]). 3) Marie Luiſe, geb. zu Paris 16. Auguſt 1746, vermählt 25. Februar 1766 mit Ludwig Buſile Grafen von Brancas. Der Marſchall hatte die Herrſchaft La Ferté Aumin für 500,000 Livres gekauft. Sein Sohn bekam das Regiment des Vaters. Die drei Töchter erhielten zuſammen 8000 Livres, die Witwe 12,000 Livres Penſion.

---

[1]) Sie war erſt mit einem Rzewuski vermählt geweſen.

---

[1] Es war dies der Graf Andreas, Sohn des erſten Grafen Johann Baptiſt, deſſen Vater, ein hamburgiſcher Kaufmann franzöſiſcher Abkunft, ſich in Warſchau niedergelaſſen und deſſen Schweſter die Maitreſſe Auguſt's II., die Mutter der Gräfin Orzelska und Schwiegermutter eines Prinzen von Holſtein wurde (S. Th. I., S. 280). Johann Baptiſt trat in polniſche Militairdienſte, kämpfte 1715 und 1716 wider die Conföderirten und wurde 1726 unter den polniſchen Adel aufgenommen. In ſächſiſchen Dienſten wurde er 1734 Generalmajor, 1739 Generallieutenant, 1742 Reichsgraf, 1745 General. Er zeichnete ſich beſonders 1741 vor Prag aus und † 14. Februar 1746. Von ſeinem Sohne ſtammt der jetzige Graf Andreas auf Groß-Strehlitz, als ſpeculativer Landwirth und preußiſches Landtagsmitglied bekannt.

Das Verhältniß jener Nichte des Marſchalls, welche einen ſächſiſchen Landprediger heirathete, zu ihrem Vater, zu dem Marſchall und deſſen Kindern und zu den Danneſkiolds müßte kein übler Stoff für einen Novelliſten ſein.

---

[1]) Graf Karl von Charolais, aus dem Hauſe Condé, Urgroßoheim des unglücklichen Herzogs von Enghien, † 23. Juli 1760 und hinterließ von der Demoiſelle Craon de la Saone zwei natürliche Töchter, welche im December 1769 legitimirt wurden. Die Aelteſte heirathete 17. December 1769 den Grafen Puget, Oberſten der Grenadiere von Frankreich.

VII. Graf Lewenhaupt.

Ein tragiſches Geſchick waltete über den meiſten Nachkommen jenes Johann Chriſtoph Königsmark, der die letzte Waffenthat des dreißigjährigen Krieges durch Erſtürmung der Kleinſeite von Prag vollführte. Es beſtimmte ſie zu einem abenteuerlichen, wechſelvollen Leben und Mehrere unter ihnen zu vorzeitigem Ende. Johann Chriſtoph ſelbſt war zu Kötzlin in der Mark am 25. Februar 1600 geboren und von ſeinen Brüdern ſtammen die märkiſchen Königsmarke. Er kämpfte erſt in kaiſerlichen Dienſten unter Lauenburg und in Italien, ging aber ſpäter zu den Schweden über, ward nach dem Frieden Statthalter von Bremen und Verden, Graf und Reichsrath und hinterließ bei ſeinem 1663 erfolgten Tode ein jährliches Einkommen von 130,000 Thlrn. Er hatte drei Söhne. Der Mittlere, Johann Chriſtoph, ſtarb 1653 zu Rothenburg in Schwaben durch einen Sturz mit dem Pferde. Der Jüngſte, Graf Otto Wilhelm, war am 3. Juni 1639 zu Minden geboren, ſtudirte unter Führung des Eſaias Pufendorf, war 1654 Rector Magnificus in Jena, diente verſchiedenen Mächten als Militair und Diplomat, glänzte als venetianiſcher Feldherr in Morea und ſtarb am 16. September 1688 vor Negropont am Fieber. Er war mit einer Gräfin de la

Gardie vermählt, aus dem bekannten ſchwediſchen Geſchlechte. Er wahrſcheinlich war jener Graf Königsmark, zu welchem der Johann Leyſer (Theophilus Aletháus) ſeine Zuflucht nahm, als er die ſeit 1664 bekleideten Aemter eines Predigers und Inſpectors zu Pforta aufgab, worauf er, wiewol ſelbſt keuſch und ledig, die Vielweiberei als Pflicht vertheidigte, deshalb verfolgt und [illegible] Haft gebracht wurde und 1684 zu Amſterdam in tiefſter Armuth ſtarb. Der Aelteſte, Konrad, ſtand erſt in ſchwediſchen, dann in holländiſchen Dienſten, und fiel als Generallieutenant 1673 bei der Belagerung von Bonn. Er war mit Marie Chriſtine, Tochter des Marſchalls Hermann Wrangel und der Pfalzgräfin Amalie Magdalene von Sulzbach, vermählt, die ihm drei Söhne und zwei Töchter gebar. Ein Sohn ſtarb jung. Wer von den beiden Andern der Aelteſte geweſen, iſt ſtreitig. Gewiß iſt, daß der Eine, Karl Johann, den man gewöhnlich, jedoch ohne zureichenden Grund[1], für den Aelteren hält, 1659 zu Nienburg auf Fühnen geboren ward. Derſelbe lag bis 1674 zu Hamburg und Stade den Studien ob, ging dann auf Reiſen, nach Holland, England, Frankreich, Italien, kämpfte auf malteſiſchen Galeeren ſo tapfer, daß ihm bei ſeinem Abgange, 1678, das Ordenskreuz zu Theil ward, ungeachtet er Proteſtant war. Dann lebte er in Rom, Florenz, Genua, Venedig, Madrid, Paris, Holland, Hamburg, Stockholm, Windſor; eilte, als es um Tanger Kämpfe gab und die Flotte durch widrige Winde am Auslaufen verhindert war, durch Frankreich und Spanien nach Tanger;

---

[1] Eine Aeußerung der Herzogin von Ahlden würde darauf hinweiſen, daß ſein für den jüngeren ausgegebener Bruder 1656 geboren wäre.

von da wieder zurück nach Madrid und Paris; wieder nach Gibraltar und drei Mal nach Afrika; war mit den Engländern vor Algier; trieb ſich in Holland, England, Deutſchland umher, war mit den Franzoſen vor Courtrai und in Catalonien, kämpfte unter ſeinem Oheim tapfer bei Argos und ſtarb in Griechenland am 28. Auguſt 1686.

Die unheimlichſte Epiſode ſeines Lebens ward durch ſeine Bewerbung um eine der reichſten und vornehmſten engliſchen Erbinnen veranlaßt. Josceline, II. Earl von Northumberland war, erſt 26 Jahre alt, zu Turin geſtorben und hatte von ſeiner Gemahlin, der jüngſten Tochter Thomas Wriothesley's Earls von Southampton, nur eine einzige Tochter: Eliſabeth. Die Witwe vermählte ſich 1673 anderweit, mit Ralph Montague. Eliſabeth kam zu ihrer väterlichen Großmutter, der alten Herzogin von Northumberland, und wurde in ihrem 13. Jahre mit Heinrich Cavendiſh Earl von Ogle, einzigem Sohne des Herzogs von Newcaſtle, verlobt (oder wirklich getraut?), der ungefähr in gleichem Alter war, aber bald darauf ſtarb. Um die Hand der jungfräulichen Witwe ſtritten ſich zahlreiche Bewerber, unter ihnen, und wie man glaubte, von dem Herzen der Schönen vielleicht am meiſten begünſtigt, auch Graf Karl Johann von Königsmark. Die Hand trug aber nicht eben der würdigſte Bewerber, Thomas Thynne Esq. von Longleate in Wiltſhire, davon (1681), ein ungemein reicher, aber wüſter und anmaßender Mann, der Oppoſition aus Geldſtolz angehörig. Dieſer wurde am 12. Februar 1682 durch fremde Abenteurer, verabſchiedete Militairs aus Polen, Schweden, Deutſchland, ermordet und der Verdacht war dringend, daß Königsmark dieſe angeſtiftet. Er verbarg ſich und wollte flüchten, ward aber zur Haſt gebracht und vor die Aſſiſen geſtellt, die jedoch ein Nichtſchuldig über ihn ausſprachen. Die Witwe heirathete bald darauf den Herzog von Somerſet[1]). Unter den Entlaſtungszeugen bei dem Prozeſſe erſchien auch ſein Bruder nebſt ſeinem Hofmeiſter Hanſen. Die drei Mörder, Boroski, Johann Stern und Chriſtopher Wroats, wurden hingerichtet.

Der Graf tröſtete ſich mit einer anderen Engländerin geringeren Standes, die ihn, als Page verkleidet, auf ſeinen Reiſen und Feldzügen begleitete. Als er einſt in einem Gaſthauſe des ſüdlichen Frankreichs abgeſtiegen war, wurde ſein Page plötzlich unwohl und die um den Erkrankten beſchäftigten Leute kamen auf einmal mit dem beſtürzten Ausrufe in das Zimmer des Grafen: «votre Page accouche.» Die Frucht dieſes wunderbaren Pagenſtreiches, ein Mädchen, kam in ein Kloſter, und war wahrſcheinlich jene Marie Dorothee d'Hollande de Königsmark, welche 1723 väterliche Vermächtniſſe in Anſpruch nohm, bei einer Fürſtin von Tingri lebte und um 1726 einen Generallieutenant Grafen von Lacombe heirathete.

Der andere Bruder, Graf Philipp Chriſtoph, kam in das bekannte unglückliche Verhältniß mit der Gemahlin Georg's I., der unglücklichen Sophie Dorothea von Celle, nachherigen Herzogin von Ahlden, und ging in einer geheimnißvollen Kataſtrophe unter. Ueber dieſe wird in nächſter Zeit, von anderer Seite her, eine, auf vieljährige Forſchungen geſtützte, alles erſchöpfende Veröffentlichung erfolgen.

Die Schweſtern waren: Amalie Wilhelmine und jene bekannte Geliebte Auguſt's II.: Marie Aurora, die Mutter des Marſchalls von Sachſen[1]).

---

[1]) S. die Miscellen.

Amalie (Emilie?) Wilhelmine heirathete 1689 den Grafen Karl Guſtav von Lewenhaupt, der aus ſchwediſchen Dienſten in ſächſiſche getreten war, aber ſchon 1703 ſtarb. Sie gebar ihm zwei Söhne: Friedrich (geb. 1688 † 1770), welcher den Beinamen von Königsmark führte, und Karl Emil. Letzterer, geb. 28. März 1692, wurde zu Dresden erzogen, folgte aber ſeiner Mutter, die, um die Güter zu retten, nach Schweden zurückgekehrt war, dorthin. Ob er nun der Lewenhaupt geweſen, welcher 1709 in ſchwediſche Kriegsdienſte trat, 1712 als Major tapfer bei Gadebuſch focht, 1713 mit der Armee kriegsgefangen, 1715 Oberſter ward, 1716 und 1718 dem Feldzuge in Norwegen beiwohnte und 1719 zum Generalmajor ernannt ward, oder der Andere, welcher 1708 den Heinrich von Ahlefeld auf Lindau unverſehens auf der Jagd erſchoß, darauf in franzöſiſche Dienſte ging und erſt nach dem Tode Karl's XII. nach Schweden zurückkam, darüber lauten die Angaben verſchieden. Wir entſcheiden uns, mit Rückſicht auf ſein Lebensalter und eine offenbare Unrichtigkeit in der erſteren Angabe[2]), für die letztere.

Wie dem auch ſei, 1732 finden wir ihn als Generallieutenant, 1734 und 1740 als Reichstagsmarſchall und einflußreiches Mitglied der franzöſiſchen Partei unter den Ständen. So wirkte er 1738 zur Abſetzung mehrerer Reichsräthe und zum Bruch mit Rußland.

---

[1]) Auch dieſer hatte eine natürliche Tochter, Maria Aurora de la Rivière, welche, 1748 geboren und in St. Cyr erzogen, 1766 durch Parlamentsſpruch als ſolche anerkannt ward und darauf, von der Dauphine begünſtigt, den Hauptmann von Horn im Regiment Royal Bavière heirathete.

[2]) Sie läßt ihn den Vorſitz in der Commiſſion führen, welche über Görtz zu Gericht ſaß. Dieſe Commiſſion beſtand aber aus dem Landeshauptmann Peter Ribbing, dem Oberſt Arvidſon (nachher von Stute), dem Generalmajor Karl Cronſtedt, dem Commiſſar Stjerncrona, dem Kanzleirath Brauner, dem Dompropſt Molin und dem Bürgermeiſter Stylten.

Es ſtritten ſich damals in Schweden zwei Parteien um die Gewalt; Parteien, die, wie in England die Whigs und Tories, aus perſönlichen Gründen politiſche Syſteme verfochten[1]). Aber dieſe Syſteme waren nicht ſo wie dort mit Nothwendigkeit gegebene, bei denen es gut war, daß ſie abwechſelnd auftraten, einen äußeren Ausdruck fanden, ſich gegenſeitig in Gleichgewicht hielten. Auch war nicht wie dort der ganze Staatsorganismus ſo geſund und der Einfluß aller Claſſen auf das Allgemeine ſo lebhaft, klar und bewußt[2]), daß die perſönlichen Intereſſen ſich hätten beſcheiden müſſen, nur durch das gemeine Beſte ſich ſelbſt Befriedigung zu ſchaffen, ſtatt jenes ſich zu opfern. Es waren die Parteien der Hüte und Mützen. Die Hüte, deren Führer Gyllenborg war, verfochten die alten Pläne ſchwediſchen Kriegsruhms und eines Einfluſſes auf die großen auswärtigen Staatshändel, die Ideen der Eroberung und Macht; thaten es aber hauptſächlich, weil Frankreichs Einfluß und Geld ſie gewonnen hatte. Die Mützen, von Horn geführt, wollten Frieden und Selbſtbeſchränkung; aber auch nur weil ſie von England und Rußland geleitet und gewonnen waren. Auf dem Reichstage von 1738 ſiegten Gyllenborg und die Hüte und ein Subſidienvertrag ward mit Frankreich geſchloſſen[1]). Die nächſte Folge war, daß man ſich von Frankreich beſtimmen ließ, wie dieſes Rußland von jeder Einmiſchung in den öſterreichiſchen Erbfolgekrieg abzuhalten beſtrebt war, trotz des verſöhnlichen Entgegenkommens des ruſſiſchen Cabinets und der Abmahnungen Hollands, an Rußland, ohne Anführung weſentlicher Urſachen, den Krieg zu erklären (1. Auguſt 1741). Die Abſicht war Wiedereroberung der Oſtſeeländer, beſonders der abgetretenen Theile von Finnland. Aber der unglückliche Ausgang war gerechte Strafe des unzeitigen Beginnens. Der ruſſiſche General Lascy[2]) ſchlug mit 15,000 Mann ein aus 8000 Mann beſtehendes detachirtes Corps der Schweden bei Wilmanſtrand in Finnland, bevor die Hauptarmee unter General Buddenbrock zu Hilfe kommen konnte, bevor der zum General en Chef beſtimmte Lewenhaupt auch nur zur Armee gelangt war. Dieſer Sieg machte theils den damals verſuchten kriegeriſchen Bewegungen in Polen ein Ende, zu deren Beſchwichtigung überdem der König von Polen bereits Anſtalt traf; theils verbreitete er Muthloſigkeit unter den Schweden. Die ſchlimmeren Folgen wurden durch die damaligen inneren Gährungen Rußlands verzögert. Denn Lascy und Keith[3]) machten, um Eliſabeth's Thronbeſteigung zu unterſtützen, eine rückgängige Bewegung gegen St. Petersburg und die Schweden rückten an die ruſſiſchen Grenzen, unter dem Vorgeben einer gleichen Abſicht; worauf Eliſabeth ſich zum Frieden bereit erklärte und eine Waffenruhe

---

[1]) Wer in der That auf jede perſönliche Rückſicht reſignirt hat, der iſt ſelten zum Parteimann geſchaffen. Es iſt aber auch hier nicht von Einzelnen, ſondern eben von den ganzen Parteien die Rede.

[2]) Wenn auch nach Maß und Art in verſchiedener Weiſe wirkſam, wie das auch in der Ordnung iſt.

---

1) Am 10. November 1738; erneuert 1747 und 1754.

2) Bd. I., S. 8.

3) Jakob Keith, der bekannte nachherige preußiſche Feldmarſchall, welcher 1758 bei Hochkirchen fiel.

eintrat. Allein die Friedensunterhandlungen hatten keinen Fortgang, da Schweden Abtretungen forderte und Rußland, ſeiner neubefeſtigten Kraft bewußt und zeither im Siege, ſich dazu nicht bewogen fühlte. Zudem fand ſich Lewenhaupt durch die üble Witterung behindert, tiefer in Ingermanland einzudringen; vielmehr trieben ihn Froſt und Schnee zurück. Als endlich im Juli 1742 die Feindſeligkeiten wieder begannen, beobachteten die Schweden allerdings daſſelbe Verfahren, das ihre Gegner ſo oft mit Vortheil angewendet haben, wenn ſie im eignen Lande angegriffen waren, das aber nicht die Methode Karl's XII. war. Sie zogen ſich fortwährend zurück und zerſtörten Brücken und Wege hinter ſich. Aber Schweden iſt nicht Rußland. Die Schweden konnten nur vom tapferen Kampfe in offener Schlacht etwas erwarten. Dem Feinde fortwährend auszuweichen, dazu gebrach es ihnen an Raum, und die allgemeine Theilnahme des Volkes, die in Schweden bei einem feindlichen Einfalle ſtattgefunden haben dürfte, war in Finnland nicht zu erwarten. Die Ruſſen verfolgten ſie bis Helſingfort, wo die Armee und Flotte von den Ruſſen, die einen für ungangbar gehaltenen Weg paſſirt hatten, umſchloſſen wurden. Auch hier noch waren die Schweden in beſter Stellung. Aber die mistrauiſche Politik des ſchwediſchen Staats — in mancher Beziehung der venetianiſchen verwandt — hatte es den Generalen Lewenhaupt und Buddenbrock an Inſtructionen und ausreichenden Vollmachten mangeln laſſen, und machte es doch wieder den Generalen bedenklich, ohne gehörige Inſtructionen und Vollmachten etwas zu wagen. Ueberdem hatte man das Mistrauensſyſtem der ſchwediſchen Verfaſſung auch auf die Heerverfaſſung übergetragen. In allen wichtigen Fällen mußte Kriegsrath gehalten werden, welchem alle Oberſten beiwohnten und in welchem der Chef auch nur Eine Stimme hatte. Die Flotte glaubte, nicht verpflichtet zu ſein, den Landgeneralen zu gehorchen. Lewenhaupt und Buddenbrock verließen das Heer und eilten nach Stockholm. Es fehlte an Geld, da Schweden bei der ganzen Sache zu viel auf die Bankpapiere gerechnet und nicht bedacht hatte, daß dergleichen vom Credit abhängen. Es fehlte vor Allem an Muth, Entſchloſſenheit, Zuverſicht, und man zog dem ungewiſſen Ausgang eines Kampfes die Rettung der Armee und Flotte mittelſt einer Capitulation (4. Sept. 1742) vor, welche, gegen Räumung Finnlands, freien Abzug für beide, mit Ausſchluß von Geſchütz, Munition und Proviant, gewährte und die der älteſte Generalmajor Bousquet mit Lascy abſchloß. Nun unterwarf ſich ganz Finnland den Ruſſen und von den 10 finnländiſchen Regimentern, die bei der ſchwediſchen Armee waren, wollte kein einziges mit nach Schweden zurückkehren, ſondern alle zogen es vor, in der Heimath zu bleiben[1]).

Während dieſer Vorgänge hatte ſich der Stand der Parteien auf dem Reichstage geändert. Der misliche Gang des Krieges hatte der Friedenspartei das Uebergewicht verſchafft, während er eigentlich das Gegentheil hätte bewirken und nur zu der kräftigeren und beſſeren Führung deſſelben veranlaſſen ſollen. Bevor Lewenhaupt und Buddenbrock nach Stockholm gelangt waren, wurden ſie verhaftet, als Gefangene in die Hauptſtadt gebracht und ihnen der Prozeß gemacht. Am 8. October eröffnete ein Kriegsgericht, unter dem Vorſitze des Feldmarſchalls Hamilton[1]), ſeine Sitzungen. Da man dies für zu nachſichtig hielt, ſo ſetzten die Reichsſtände, in echt terroriſtiſcher Weiſe in die Juſtiz eingreifend, eine beſondere Unterſuchungscommiſſion nieder. Das Volk war über die allgemeine Lage des Landes und das ganze Treiben der Machthaber nicht ohne Grund unzufrieden, ſuchte aber die Abhilfe, wie gewöhnlich, am falſchen Ende und in Befriedigung roher Rachſucht. Der Groll der Parteien wurde durch die ſtreitige Königswahl noch heftiger. Die ruſſiſche Partei, welche gleichzeitig die Friedensverhandlungen zu Abo betrieb, war für die Wahl eines holſteiniſchen Prinzen, des Biſchofs von Lübeck, Adolph Friedrich; die franzöſiſche für die des däniſchen Kronprinzen. Endlich vereinigte man ſich dahin: den Letztern zu wählen, wenn der Friede nicht vor dem 4. Juli unterzeichnet werde. Sieben Tage vorher wurden die Präliminarien unterzeichnet; der Ueberbringer derſelben warf ſich in ein leckes Boot und kam glücklich noch rechtzeitig nach Stockholm[2]). Adolph Friedrich wurde gewählt; aber mehrfach brachen Aufſtände aus und namentlich die Dalekarlier zogen, von einem Major Wrangel geführt, gegen Stockholm.

---

[1]) S. meine Geſchichte des Europäiſchen Staatenſyſtems, II., 313 ff.

Das alles mußten Lewenhaupt und Buddenbrock büßen. Namentlich der Bauernſtand drang auf ihre

---

[1]) Hugo Johann Freiherr von Hamilton; bei Pultawa gefangen; 1735 Generalfeldmarſchall; † 20. Januar 1748.

[2]) Es war dies Reinhold Johann von Lingen, damals Oberſtlieutenant. Er brachte die am 27. unterzeichneten Friedenspräliminarien am 30. Abends nach Stockholm. Der König ernannte ihn ſofort zum Oberſten und zog ihn zur Tafel. Die Reichsſtände naturaliſirten ihn und die Ritterſchaft nahm ihn als Mitglied auf. Er wurde ſpäter Generalmajor, ward aber bei Prenzlau verwundet und † an den Folgen davon 1758.

Beſtrafung und deren Beſchleunigung. Umſonſt ſuchte man die Sache hinzuziehen, damit ſich die Leidenſchaften verkühlten. Auch der Prieſter- und Bürgerſtand war gegen ſie. Am 26. Mai 1743 wurde Lewenhaupt in den Kaſtenhof gebracht und am 1. Juli erhielt er das Urtel publicirt, das die Enthauptung über ihn verhängte. Der Adel wollte, vor Beſtätigung des Rechtsſpruches, die Acten der Unterſuchungscommiſſion prüfen. Der Bürger- und Bauernſtand verbot deren Auslieferung. Bittſchriften der Familie, des Regiments ſogar, das mit der Bewachung Lewenhaupt's beauftragt war, waren fruchtlos. Der Tieger Parteigeiſt, der blinde Groll wollte Blut. Umſonſt verlängerte der König die Executionsfriſt vom 5. auf den 10. Auguſt, während welcher Zeit der Graf (am 8.) auf dem Ritterhauſe erſchien und von ſeinen Freunden und Feinden, ſeinen Standesgenoſſen, feierlichen, rührenden Abſchied nahm. Der Prieſterſtand wollte ihm jetzt wenigſtens das Leben ſchenken. Aber Bürger und Bauern willigten in nichts, nicht einmal in eine Verwandlung der Enthauptung in Erſchießen.

Da machte er noch ſelbſt einen verzweifelten Rettungsverſuch. Es gelang ihm, mit Hilfe ſeines Kammerdieners und des Lakaien eines unter ihm wohnenden Oberſten, der die Zimmerdecke durchſchnitt, aus dem Gefängniſſe zu entkommen und glücklich eine Jacht zu erreichen. Aber auch das war vergebens. Er ward durch zwei Capitains, Gramann und Thesmoden, eingeholt, am 14. Auguſt zurückgebracht, am 15. enthauptet. Seiner Familie geſchah nichts. Er war mit einer Tochter Graf Salomon's v. Kronhielm verheirathet, und dieſe hatte ihm vier Kinder geboren: Karl Emil (geb. 1721), Ulrike Charlotte (geb. 1722), Adam (geb. 1725 † als franzöſiſcher Marechal de Camp 16. Juni 1775), Emilie Beate (geb. 1726).

Sein Unglücksgefährte, Heinrich Magnus v. Buddenbrock, welcher 1731 ſchwediſcher Generalmajor, 1739 Generallieutenant worden war, hatte ſeinen Tod auf dem Blutgerüſte bereits am 27. Juli 1743 gefunden. Seine Gemahlin ging mit ihren Kindern, unter denen der älteſte Sohn, der Gardelieutenant Karl Magnus, den Abſchied mit Majorsrang erhielt, nach Holland.

Die nächſten Kriegszüge der Schweden wurden durch dieſe Bluturtheile nicht glücklicher. Sie wurden es erſt, als Guſtav III. die königliche Gewalt in ihre gebührende Stellung und Berechtigung wieder eingeſetzt hatte.

VIII. Anton Ulrich Herzog von Sachſen-Meiningen.

Herzog Bernhard von Sachſen-Meiningen (geb. 10. September 1649 † 22. April 1706), der dieſen Zweig der erneſtiniſchen Linie des Hauſes Wettin geſtiftet, erzeugte mit ſeiner zweiten Gemahlin, Eliſabeth Eleonore, einer Tochter des Herzogs Anton Ulrich von Braunſchweig-Wolfenbüttel und Witwe des Herzogs Johann von Mecklenburg-Schwerin[1]), drei Söhne: Ernſt Ludwig, Friedrich Wilhelm und Anton Ulrich. Der letztere, nach ſeinem mütterlichen Großvater benannt, war am 22. October 1687 geboren und befand ſich, als ſein Vater ſtarb, eben in Holland auf der großen Tour, die er noch nach England, Genf und Italien fortſetzte. Er trat ſodann in die Kriegsdienſte des Kurfürſten von der Pfalz. 1711 vermählte er ſich mit Philippine Eliſabeth Cäſar, verwitweten Schurmann, der Tochter eines heſſiſchen Hauptmanns aus Kaſſel[2]), mit der er mehrere Kinder zeugte.

---

[1]) Sie war am 30. September 1658 geboren, am 25. Januar 1681 vermählt und † am 15. März 1729.

[2]) Sie war am 11. März 1686 geboren und † 14. Auguſt 1741.

Sein am 2. October 1672 geborener älteſter Bruder, der regierende Herzog Ernſt Ludwig, † am 24. Nov. 1724, hinterließ aber zwei, wenn auch noch unmündige Prinzen[1]). Um die Vormundſchaft ſtritten ſich die beiden andern Brüder. Doch hatte ſich Friedrich Wilhelm in Poſſeß geſetzt. Anton Ulrich ſtellte einen Prozeß bei dem Reichshofrath an, begab ſich ſelbſt nach Wien und arbeitete zugleich an der Standeserhöhung und Legitimirung ſeiner Gemahlin und Kinder[2]). Es gelang ihm auch, ein Reſcript Kaiſer Karl's VI. vom 11. Februar 1727 zu erwirken, wodurch er zu der Regierungsverweſung und Mitvormundſchaft zugelaſſen wurde, ſeine Gemahlin und Kinder aber in den Reichsfürſtenſtand, mit allen Lehns- und Erbfolgerechten, erhoben wurden. Das geſammte Haus Sachſen aber, ſowie die erbverbrüderten Häuſer Brandenburg und Heſſen, proteſtirten gegen die letztere Maßregel.

---

1) Er war in erſter Ehe mit Dorothea Maria, Tochter des Herzogs Friedrich I. von Sachſen-Gotha vermählt (geb. 22. Januar 1674, verm. 19. September 1704 † 13. April 1713). In zweiter Ehe verband er ſich 3. Juni 1714 mit Eliſabeth Sophie, Tochter des großen Kurfürſten von Brandenburg, Witwe des Herzogs Friedrich Caſimir v. Curland und des Markgrafen Chriſtian Ernſt von Brandenburg, welche am 26. März 1674 geboren war und am 21. November 1748 ſtarb. Seine erſte Gemahlin hatte ihm vier Prinzen geboren. Zwei ſtarben aber ſchon vor ihm, der Aelteſte, Joſeph Bernhard, 18 Jahre alt.

2) Die letzteren waren: 1) Philippine Antoinette geb. 2. Auguſt 1712 † 26. Januar 1785; 2) Philippine Eliſabeth, geb. 2. Auguſt 1713 † 18. Mai 1781; 3) Luiſe Philippine, geb. 10. October 1714 † 28. October 1771; 4) Philippine Wilhelmine, geb. 11. October 1715 † 16. November 1718; 5) Bernhard Ernſt, geb. 24. December 1716 † 14. Juni 1778; 6) Anton Auguſt, geb. 29. December 1717 † 19. September 1768; 7) Sophie Wilhelmine, geb. 23. Februar 1719 † 24. Nov. 1733; 8) Karl Ludwig, geb. 30. October 1721 † 30. Mai 1727; 9) Chriſtine Friederike, geb. 13. December 1722 † 27. October 1723; 10) Friedrich Ferdinand, geb. 12. März † 27. Juni 1723.

Die beiden unmündigen Prinzen ſeines verſtorbenen Bruders ſtarben erblos, Ernſt Ludwig am 24. Februar 1729 und Karl Friedrich, welcher die Majorennität erlebt hatte, aber damit nur in eine Mitregierung mit ſeinen beiden Oheimen eingetreten war, am 18. April 1743. Die beiden letzteren führten die Regierung gemeinſam fort. Doch hielt ſich Anton Ulrich meiſtens außer Landes, zu Wien, zu Frankfurt auf. Er war tief in Schulden und ſuchte 1733 bei dem Kaiſer um Conſens zu einer Anleihe von 100,000 Thlr. auf ſeinen fürſtlichen Landesantheil nach. Allein die meiningenſchen Landſtände machten ſo nachdrückliche Vorſtellungen dagegen, daß der Kaiſer den Conſens nicht ertheilte.

Am 9. März 1746 ſtarb auch Herzog Friedrich Wilhelm unvermählt und Anton Ulrich gelangte zur Alleinregierung. Er war nicht ohne vielſeitiges Wiſſen, in Geſchichte beſonders, Archäologie und Literatur und führte bei ſeinen zahlreichen Streitigkeiten die Feder meiſtens ſelbſt. Sein Temperament aber war heftig, eigenſinnig und ſtreitſüchtig. Dabei war er ein ſorgloſer Haushalter. Seine Regierung, die er die längſte Zeit von Frankfurt a. M. aus führte, wurde durch mancherlei, zum Theil ſeltſame und für die damaligen Zeiten und Zuſtände bezeichnende Wirren beunruhigt.

Eine Gräfin v. Solms-Lich, Tochter des Grafen Friedrich Wilhelm (geb. 13. Februar 1682 † 17. Januar 1744) und der Gräfin Wilhelmine Magdalene v. Iſenburg-Birſtein (geb. 13. November 1682, vermählt 22. Auguſt 1710 † 16. December 1749), verliebte ſich in einen Bedienten ihres verſtorbenen Vaters, Namens Pfaffenrath. Da ihre jüngſte Schweſter, Henriette Auguſte, am meininger Hofe in großem Anſehen ſtand, ſo begab ſie ſich mit ihrem Geliebten dahin und heirathete ihn hier unter dem Schutze des Herzogs. Dieſer ernannte den Pfaffenrath zum Hof- und Regierungsrath und ertheilte ſeiner Gemahlin den Rang vor allen Damen ſeines Hofes. Dieſen wollte ihr die Gemahlin des Landjägermeiſters v. Gleichen durchaus nicht zugeſtehen, es erfolgten ähnliche Scenen, wie die Gräfin Wartenberg in Berlin hervorrief (S. 107), und darüber ward der Frau v. Gleichen der Hof verboten. Sie rächte ſich nun durch ein Spottgedicht auf ihre Gegnerin, welches ſie abfaſſen und über ſie verbreiten ließ, und worin auch die jüngſte Gräfin Solms empfindlich angegriffen ward. Hierauf ließ der Herzog ſie ſammt ihrem Gemahl in Haft nehmen und ihr den Prozeß machen. Sie ward verurtheilt, der beleidigten Dame in deren Quartier Abbitte und Ehrenerklärung zu thun, weigerte ſich aber deſſen um ſo entſchiedener, als ſie ſich überhaupt nicht zu der fraglichen Schrift bekennen wollte. Der Herzog ließ ſodann die Spottſchrift öffentlich, im Beiſein der Dame, durch Henkershand verbrennen und die Dame, welcher nun noch mehrere, während ihrer Gefangenſchaft erſchienene injuriöſe Schriften zur Laſt gelegt wurden, wieder in Haft bringen. Sie wendete ſich jetzt an das Reichskammergericht und brachte bei dieſem zwei kaiſerliche Pönalbefehle wider den Herzog aus, kraft welcher ſie, nebſt ihrem Gemahl, nach Beſtellung von Caution, in Freiheit geſetzt werden ſollte. Für den Fall, daß der Herzog ſich nicht fügte, ſollte der Herzog von Gotha die Gleichenſchen Eheleute mit Nachdruck ſchützen und die Frau ſogleich, den Mann aber, falls ſich nichts Strafbares ergebe, bis auf anderweite kaiſerliche Verordnung in Sicherheit bringen.

Anton Ulrich fügte ſich nicht. Hierauf ſchickte der

Herzog v. Gotha[1]) Commiſſarien mit 30 Reitern nach Meiningen, die Verhafteten abzuholen. Wie der vorausgeſchickte Secretair vor das Thor zu Meiningen kam, wurde er ſchimpflich abgewieſen und Anſtalt zu gewaltſamem Widerſtande getroffen. Gotha ließ hierauf noch einige Compagnien nachrücken. Als ſie am 12. Februar 1747 bei Niederſchmalkalden an die Grenze kamen, erfolgte ein Zuſammenſtoß, wobei ein meiningiſcher Lieutenant mit 2—3 Mann todtgeſchoſſen, ein gothaiſcher Wachtmeiſter gefährlich verwundet wurde, die gothaiſchen Truppen aber durchbrachen und am 13. vor Waſungen anlangten. Sie erbrachen die verſperrten Thore, entwaffneten die in der Stadt verſammelte Landmiliz, ließen die Gewehre derſelben aufs Rathhaus ſchaffen und ſchickten die Leute zu Hauſe.

Anton Ulrich ließ — wir wollen hoffen, nicht aus Furcht, ſondern aus Scheu vor weiterem Blutvergießen — den Herrn und die Frau v. Gleichen in Freiheit ſetzen und nach Waſungen ſchaffen, während er ſelbſt ſich nach Koburg in Sicherheit brachte. Dagegen wollte er der kaiſerlichen Commiſſion durchaus nicht den Zutritt verſtatten, auch die Strafgelder- und Commiſſionskoſten, die ſich auf 9—10,000 Thlr. beliefen, nicht abtragen, weshalb die gothaiſchen Truppen zu Waſungen liegen blieben. Daneben kam er unter dem 12. Februar 1747 mit einem Schreiben bei der Reichsverſammlung zu Regensburg ein, worin er ſein Verfahren vertheidigte und ſich zugleich über das Reichskammergericht beſchwerte, weil es ſein privilegium de non appellando nicht reſpectirt, ihn auf das erſte Pönalmandat mit ſeinen Exceptionen nicht gehört, und die Execution dem Hauſe Sachſen-Gotha aufgetragen habe, mit dem er ſeit längerer Zeit geſpannt ſei und das auch nicht zum fränkiſchen-Kreiſe gehöre. Darüber entſtand ein vielfacher Federkrieg. Das Reichskammergericht verfügte jedoch am 7. Juni, daß die ausſchreibenden Fürſten des fränkiſchen Kreiſes den Herzog von Gotha wegen ſeiner Commiſſionskoſten in die Kammergefälle der Aemter Waſungen und Frauenbreitungen immittiren ſollten. Dieſe aber lehnten es ab[1], und ſo beſchloß der Herzog von Gotha, ſich ſo lange, mittelſt verſtärkter Truppen, im Meiningenſchen zu behaupten, bis ihm Genüge geſchehen ſei. Die Gothaiſchen Truppen, welche im März Waſungen bereits verlaſſen hatten, beſetzten es anderweit, wobei die Meininger abermals Widerſtand leiſteten und Blut vergoſſen ward. Am 23. Mai verſuchten die Meininger ihrerſeits, die Gothaer aus Waſungen zu vertreiben, wurden aber tapfer abgeſchlagen.

---

[1]) Es war dies Friedrich III., geb. 25. April 1699, ſucc. 1732, † 10. März 1772. Er war mit einer Tochter des Herzogs Ernſt Ludwig von Meiningen, des älteſten Bruders Anton Ulrich's, Luiſe Dorothea (geb. 10. Auguſt 1710, verm. 17. September 1729, † 22. October 1767) vermählt, einer geiſtreichen Dame, welche großen Einfluß auf den wohlgeſinnten Fürſten übte.

Eine weitere Verdrießlichkeit ſtieß dem Herzog Anton Ulrich in derſelben Zeit in Betreff ſeiner Kinder zu. Man hatte die Regierung des Kaiſer Karl VII. benutzt, um die von Kaiſer Karl VI. verfügte Standeserhöhung durch ein Concluſum vom 25. September 1744 für null und nichtig erklären zu laſſen. Da es jedoch hier, wie bei vielen andern Handlungen dieſer Zwiſchenregierung[2], zu klar vorlag, wie nur der Einfluß zeitweiliger

---

[1] Dergleichen wird bei allen ſolchen künſtlichen und verwickelten Verfaſſungen herauskommen, wie ſie auch in neuerer Zeit mehrfach für Deutſchland in Vorſchlag gekommen.

[2] Alle Regierungs- und Verfaſſungsformen ſind ſchlecht, welche

Umſtände und Intereſſen die Entſcheidung dictirt habe, ſo war die Sache damit nicht abgemacht, ſondern ward weiter vor der Reichsverſammlung verhandelt. Hier nun brachten die Häuſer Saalfeld, Gotha und Hildburghauſen eine Reſolution Kaiſer Karl's VI., auf das am 22. December 1735 vom Reichshofrathe erſtattete Gutachten, bei, worin es hieß: „Es dient dem Reichshof-Rathe zu weiterer Direction, daß Ich des Herzogs Anton Ulrich's Gemahlin und Kindern zwar den Fürſten-Stand habe angedeyhen laſſen; aber was etwann überdieß ſie glauben, ihnen gegeben worden zu ſeyn, oder wohl auch ihnen beygeleget worden, dieſes iſt mein Wille und Wiſſen nicht geweſen, nach welchem ſich der Reichs-Hof-Rath künftig zu richten.“ Hierauf wurde der Herzog durch ein Reichsgutachten vom 24. Juli 1747 mit ſeinem Recurs abgewieſen, dieſes Reichsgutachten durch Reichshofrathsdecret vom 1. September beſtätigt und am 20. durch Kurmainz bei der Reichsverſammlung zur öffentlichen Dictatur gebracht. So behielten die Kinder des Herzogs aus erſter Ehe zwar die fürſtliche Würde, durften aber kein Erbfolgerecht beanſpruchen.

In einen weiteren Streit wurde der Herzog verwickelt, als am 19. Januar 1748 der Herzog Ernſt Auguſt[1]) von Weimar und Eiſenach, mit Hinterlaſſung eines unmündigen Prinzen[2]), ſtarb. Der Herzog von

---

nicht auf den Boden des Staatslebens den dauernden Intereſſen und Principien des Staatsweſens ihren Ausdruck und ihre Vertretung ſichern.

[1]) Geb. am 19. Auguſt 1688, ſucc. in Weimar ſeinem Vater 1707, ſeinem Oheim 1728, in Eiſenach und Jena 1741; verm. 1) 24. Januar 1716 mit Eleonore Wilhelmine von Anhalt-Köthen, 2) 7. April 1734 mit Sophie Charlotte Albertine von Brandenburg-Baireuth († 2. März 1747).

[2]) Ernſt Auguſt Konſtantin, geb. 2. Juni 1737 † 28. Mai

Gotha übernahm, kraft einer angeblichen letzten Willenserklärung, welche nur in einer mündlichen Aeußerung des verſtorbenen Herzogs an ſeinen Oberſtallmeiſter beſtand, die Vormundſchaft und Regierungsverweſung. Dagegen proteſtirte der Herzog von Meiningen als Senior, der Herzog von Koburg-Saalfeld als Subſenior des erneſtiniſchen Hauſes. Der Saalfelder kämpfte ſowol gegen den Gothaner, als gegen den Meininger, welchen letzteren er wegen ſeiner Verſchuldung und fortwährenden Abweſenheit für unfähig zur Tutel und Landesverweſung erklärte, welche Umſtände auch den Herzog von Weimar zu ſeiner Verfügung beſtimmt haben mochten. Sie entſchieden auch bei dem Kaiſer, der ſich mit der weiſen Fürſorge und Unparteilichkeit[1]), mit welcher das Haus Oeſterreich in der Regel derartige Reichsſachen behandelte, dahin erklärte: „weil die Erklärung des Herzogs für kein eigentliches Teſtament zu halten, ſo komme nach den Hausverträgen die Vormundſchaft und Landesverweſung dem nächſten Senior zu; damit aber der fürſtliche Pupill bei der Abweſenheit des jetzigen Senioris und ſolange deſſen beſchwerliche Schuldenumſtände dauerten, nicht unbevormundet gelaſſen würde, ſo hätte Ihre Kaiſerl. Majeſtät proviſionaliter dem mit dem Herzoge von Meiningen in gleichem Grade dem fürſtlichen Pupillen anverwandten Herzoge von Koburg-Saalfeld[2]), welcher zugleich der nächſte nach dem Seniori im Alter

---

1758, Gemahl der gefeierten Amalie von Wolfenbüttel, Vater Karl Auguſt's.

[1]) Es kam ihm dabei zu ſtatten, daß es in dieſen Gegenden keine Vergrößerung zu ſuchen hatte, ſondern völlig mit ſeinem Einfluſſe darin zufrieden war.

[2]) Es war dies Franz Joſias, geb. 25. September 1697, ſucc. ſeinem Vater 1729, ſeinem Bruder 1745, † 16. September 1764.

ſei, die wirkliche Vormundſchaft allergnädigſt aufgetragen."

Die Herzoge von Meiningen und Gotha widerſprachen beiderſeits und dies führte zu einem Vergleiche unter ihnen über die Gleichenſche Sache. Anton Ulrich trat dem Herzog von Gotha ſeine Anſprüche in Betreff der weimariſchen Angelegenheit ab, und dieſer zog dafür die Commiſſionstruppen aus dem meiningenſchen Gebiete zurück und gedachte der Koſten nicht weiter. Endlich verglichen ſich auch Gotha und Saalfeld dahin, daß der Herzog von Gotha Vormund des unmündigen Prinzen und Adminiſtrator von Eiſenach, der Herzog von Koburg-Saalfeld aber Vormund der unmündigen Prinzeſſin[1]) und Adminiſtrator von Weimar ſein ſollte, worüber dann zu Wien am 17. September 1749 ein feierlicher Receß geſchloſſen wurde. Anton Ulrich, dem es, nachdem er ſelbſt einmal ausgeſchloſſen worden, eigentlich ſehr gleichgiltig ſein konnte, wer die Vormundſchaft führte, ſuchte doch, aus bloßer Streitluſt und Eiferſucht, den Vergleich möglichſt zu hintertreiben, und als er geſchloſſen war, proteſtirte er auf das eifrigſte, indem er behauptete, er habe dem Herzog von Gotha ſeine Rechte nur inſofern abgetreten, als der Herzog von Saalfeld keinen Antheil bekäme; womit er denn freilich etwas auszurichten ſo wenig vermochte, als verdiente.

Er ſpielte dafür ſeinen Vettern einen ärgeren Streich. Seit 1744 war er Witwer und war bereits 63 Jahre alt, als er ſich am 26. September 1750 mit der Prinzeſſin Charlotte Amalie von Heſſen-Philippsthal[2]) anderweit vermählte, und damit eine Ehe begann, aus welcher, wider Erwarten, nicht weniger als acht Kinder, vier Prinzen und vier Prinzeſſinnen, geboren werden ſollten. So verloren die Stammvettern, nachdem ſie eine Zeit lang in bänglicher Spannung gehalten worden, indem erſt drei Prinzeſſinnen erſchienen, bevor der erſte Prinz kam[1]), alle Hoffnung, ſich in die Meiningenſchen Lande zu theilen. Der Herzog blieb übrigens auch jetzt noch fortwährend in Frankfurt a. M., wo er ein ſehr gaſtliches Haus führte, welches die franzöſiſchen und ſächſiſchen Generale während ihrer Winterquartiere viel beſuchten. In Frankfurt ſtarb er auch, am 27. Januar 1763.

---

[1]) Erneſtine Auguſte Sophie, geb. 5. Januar 1740. Sie heirathete ſpäter (1758) den Herzog Ernſt Friedrich Karl von Sachſen-Hildburghauſen.

[2]) Geboren am 10. Auguſt 1730, eine Tochter des Landgrafen Karl.

Er hatte dafür geſorgt, daß es auch nach ſeinem Tode nicht ohne Streit blieb. In ſeinem Teſtamente verordnete er ſeine Witwe und ſeine Söhne aus erſter Ehe zur Obervormundſchaft und Landesadminiſtration.

---

[1]) Die Kinder waren: 1) Maria Charlotte Amalie, geb. 11. September 1751, vermählt 21. März 1769 mit dem Herzog Ernſt von Sachſen-Gotha und Altenburg, † 1804; 2) Wilhelmine Luiſe Chriſtine, geb. 6. Auguſt 1752, vermählt 18. October 1781 mit Landgraf Adolph von Heſſen-Philippsthal-Barchfeld, 1803 Witwe, † 3. Juni 1805; 3) Eliſabeth Sophie Philippine Friederike, geb. 11. September 1753, † 2. Februar 1754; 4) Auguſt Friedrich Karl Wilhelm, geb. 19. November 1754, vermählt 5. Juni 1780 mit Luiſe, Tochter Fürſt Chriſtian Karl's v. Stolberg, † 21. Juli 1782. Seine Witwe ward am 13. October 1764 geboren, vermählte ſich 21. Januar 1787 anderweit mit Herzog Eugen von Württemberg, ward 20. Juni 1822 abermals Witwe und † 24. Mai 1834; 5) Friedrich Franz Ernſt Ludwig, geb. 16. März 1756, † 25. März 1761; 6) Friedrich Wilhelm, geb. 18. November 1757, † 13. April 1758; 7) Georg Friedrich Karl, geb. 4. Februar 1761, vermählt 27. November 1782 mit Luiſe Eleonore, Tochter des Fürſten Chriſtian Albert Ludwig von Hohenlohe-Langenburg, † 24. December 1803. Er iſt der Vater des jetzigen Herzogs. Seine Witwe war am 11. Auguſt 1763 geboren, führte von 1803—21 die vormundſchaftliche Regierung des Landes und † 29. April 1837; 8) Amalie Auguſte Karoline Luiſe, geb. 4. März 1762, vermählt 10. Februar 1783 mit Fürſt Heinrich Karl Erdmann von Carolath, † 28. Mai 1798.

Dieſe ſetzten ſich auch in Beſitz und trafen in der Stadt Meiningen alle Anſtalten, ſich nöthigenfalls mit Gewalt zu behaupten. Die Herzoge von Koburg-Saalfeld, Gotha und Hildburghauſen ließen, ſobald ſie die Nachricht von dem Todesfall erhielten, ein kleines Truppencorps, unter Oberſt Seltzer, in die meininger Lande einrücken und nahmen in einem gemeinſchaftlichen Patente vom 2./4. Februar die Tutel in Anſpruch. Die meiningenſchen Prinzen Bernhard Ernſt und Anton Auguſt hatten Batterien aufwerfen laſſen, empfingen die anrückenden Truppen mit Kartätſchen, ſodaß dieſe ſich am 9. Februar mit einigem Verluſt zurückziehen mußten, und wirkten auch bei dem fränkiſchen Kreiſe ein Dehortatorium an die drei Herzoge aus (13. Februar). Dieſe kehrten ſich aber nicht daran, ſondern ließen ihre Truppen abermals anrücken, worauf die Feindſeligkeiten am 15. von neuem begannen. Ungeachtet die drei Herzoge ihre vermeinten Anſprüche und ihr Verfahren auch in Schriften vertheidigten, ſo verfügte doch der Kaiſer, durch Reichshofrathsconcluſum vom 25. Februar, ſehr zweckmäßiger Weiſe, daß die drei Herzoge ſofort ihre Truppen aus dem Meiningenſchen abführen und alles der kaiſerlichen Entſcheidung überlaſſen ſollten. Die ausſchreibenden Fürſten des fränkiſchen und oberſächſiſchen Kreiſes ſollten dazu nur einen Termin von drei Tagen ſetzen, und wenn dann nicht Folge geleiſtet würde, die Ruhe mit Waffenmacht herſtellen. Dagegen ward die unbedingte Beſtätigung des Teſtamentes gleichfalls verweigert, weil es theilweiſe dem Reichsgutachten vom 28. Juli 1747 entgegen ſei.

Die Stadt Meiningen wurde noch eine Zeit lang von den Truppen der Herzoge blokirt, ſodaß die verwitwete Herzogin nicht hinkonnte, ſondern ſich theils zu Saltzungen, theils zu Philippsthal aufhielt. Sie brachte inmittelſt die von ihr verlangten renunciationes SCti. Vellejani et secundarum nuptiarum bei und wurde nun, durch Reichshofrathsconcluſum vom 17. März, zur alleinigen Vormünderin und Landesregentin beſtellt. Schon vorher hatten die Herzoge, auf die Dehortatorien der kreisausſchreibenden Fürſten, ihre Truppen zurückgezogen, wiewohl auch diesmal der dreitägige Termin nicht eingehalten ward, und ſo konnte denn die fürſtliche Witwe am 22. März ihren Einzug in Meiningen halten, wo ſie alsdann bis zum Jahre 1775, wo ihr älteſter Sohn zur Volljährigkeit gelangte, die Regierungsverweſung geführt hat 1) und von da an bis zur Volljährigkeit ihres zweiten Sohnes Mitregentin war.

---

1) (Ranft) Fortgeſetzte neue genealogiſch-hiſtoriſche Nachrichten, XXV, 143 ff.

IX. Reiſeluſtige Prinzen.

Don Emanuel, Infant von Portugal, war der jüngſte Sohn des Königs Pedro II.[1]) von Portugal († 9. December 1706) und der zweiten Gemahlin deſſelben, Maria Sophie Eliſabeth von Pfalz-Neuburg († 1699), einer Schweſter der Gemahlin Kaiſer Leopold's, der Königin Maria Anna von Spanien und der Herzogin Dorothea Sophie von Parma. Er wurde am 3. Auguſt 1697 geboren und war erſt 9 Jahre alt, als ſein 17jähriger Bruder, Juan V.[2]), den Thron beſtieg.

---

[1] Natürliche Kinder deſſelben, die er mit einem Dienſtmädchen Armanda erzeugte, waren: 1) Luiſe Fürſtin von Carnida, 1691 legitimirt, 1695 mit Ludwig Ambroſius Herzog von Cadaval († 1700), 1702 mit deſſen Stiefbruder Jakob vermählt, † 27. Dec. 1732; 2) Michael, geb. 15. October 1699, Herzog von Lafoes, ertrank im Tajo 13. Januar 1724, vermählt mit Luiſe Caſimire, Tochter des Fürſten Karl Joſeph von Ligne, die ihm 2 Söhne und 2 Töchter gebar; 3) Joſeph Erzbiſchof von Evora.

[2] Geboren 22. October 1689, † 31. Juli 1750; vermählt 27. October 1708 mit der Erzherzogin Maria Anna Joſephe Antonie Regine, Tochter Kaiſer Leopold's I. (geb. 7. September 1683, † 14 April 1751). Er war der Vater des König Joſeph's I., hatte aber noch von einer unbekannten Geliebten drei natürliche Söhne: Don Antonie, Don Gaſpard, Erzbiſchof zu Braga, Don Joſeph, Großinquiſitor, welche 1755 legitimirt wurden. Ein zweiter Bruder, Franz Xaver (geb. 15. Mai 1691, † 21. Juli 1742), Großprior von Crato, hatte einen natürlichen Sohn, den Don Juan

Er beſaß unternehmenden Sinn, hatte keine Neigung zu dem geiſtlichen Stande, zu welchem ihn ſein Bruder zu beſtimmen ſchien, und beſchloß daher, ſich demſelben durch die Flucht zu entziehen. Er hatte drei Cavaliers, worunter ſein vertrauteſter Freund, Graf Vigo d'Azorre, und zwei Bedienten ins Verſtändniß gezogen, ſpeiſte mit ihnen zu Belem, ſetzte ſich dann auf ein engliſches Schiff und langte am 27. November 1715 unerwartet im Haag an, wo er in dem Quartier des portugieſiſchen Geſandten Grafen von Tarruca abſtieg. Als man in Liſſabon, nicht ohne Beſtürzung, ſeine Flucht erfuhr, ertheilte man dem Geſandten im Haag Befehl, ihn mit der ſicherſten Gelegenheit nach Liſſabon zurückzuſchicken. Er erklärte ſich auch ganz bereit, bat nur, ihn den Rückweg über Paris nehmen zu laſſen, nahm auch vorher alle Sehenswürdigkeiten der Stadt in Augenſchein und empfing die Beſuche der Standesperſonen. Endlich ging er nach Paris, gefiel ſich aber hier ſo wohl, daß er die Weiterreiſe, unter allerlei Vorwänden, von einer Zeit zur andern verſchob. Die triftigſte Entſchuldigung, daß er nämlich in Schulden gerathen war und nicht vor Bezahlung derſelben abreiſen wollte, beſeitigte der portugieſiſche Hof durch Ueberſendung eines Wechſels auf 40,000 Thlr. Aber kaum hatte der Prinz den Wechſel bekommen, als er das Geld erhob und, ohne ſich um die Gläubiger und den portugieſiſchen Geſandten zu bekümmern, nach Deutſchland eilte, um an dem Feldzuge in Ungarn theilzunehmen. In Wien, wo er am 24. Juli 1716 ankam, hielt er ſich nicht auf, und traf noch recht-

---

da Ben Poſta, welcher, 1750 kurz vor dem Tode Johann's V. legitimirt, Großadmiral und Oberhofmeiſter der Königin wurde. Der dritte Bruder, Antonio, † 19. October 1757.

zeitig (31. Juli), mit dem jungen Grafen Tarruca, in dem Feldlager ein, um an dem glorreichen Siege von Peterwardein (5. Auguſt) theilnehmen zu können. Eugen empfing ihn mit großen Ehrenbezeigungen; er trat als Volontair bei dem ſpaniſchen Dragonerregimente von Gallas ein und gab in der Schlacht Beweiſe von Muth. Er wohnte dann der Eroberung von Temeswar bei, wobei er leicht am Fuße verwundet ward.

Am 17. November langte er zu Wien an, wo er in der Hofburg einlogirt und mit allen Ehren empfangen ward. Im nächſten Jahre fand er ſich abermals bei der Armee ein und wohnte jener Schlacht bei Belgrad und der Eroberung dieſes Platzes bei, welche das deutſche Volkslied feiert. Den Winter brachte er wieder in Wien zu, machte aber im Frühjahre 1718 eine Reiſe nach Holland und Frankreich.

1719 trat er förmlich in kaiſerliche Kriegsdienſte, wurde General-Feldwachmeiſter und erhielt das Küraſſirregiment des General-Feldmarſchalls Grafen Gronsfeld. Der Kaiſer bewilligte ihm, bis ſeine Apanagen wieder flüſſig werden würden, einen Jahrgehalt von 50,000 Gulden und gab ihm 1721 das goldene Vließ. 1722 wohnte er zu Rheims der Krönung Ludwig's XV., 1723 zu Prag der Krönung Karl's VI. und der Kaiſerin Eliſabeth Chriſtine bei.

Nach dem Frieden von 1725 machte er, über Brüſſel und Frankreich, eine Reiſe nach Spanien und hielt ſich faſt zwei Jahre incognito zu Madrid auf. Hier wollte man ihn beſtimmen, in den geiſtlichen Stand zu treten, und der ſpaniſche Geſandte zu Rom, Cardinal Bentivoglio, mußte ſich viele Mühe geben, den Papſt zu bewegen, dem Prinzen den Cardinalshut zu verleihen. Indeß weder der Prinz, noch ſein Bruder, der König, betrieben dieſe Sache, erklärten vielmehr zuletzt offen ihren Widerſpruch, und der Papſt war damals ohnedies mit dem portugieſiſchen Hofe in Spannung.

Im October 1727 verließ der Prinz Madrid, nachdem er 20,000 Piſtolen Reiſegeld erhalten, und ging zu ſeiner Tante, der verwitweten Königin von Spanien, nach Bayonne, wo er bis 1728 blieb. Im Juni 1728 traf er, unter dem Namen eines Grafen von Brenne, in Genua ein und reiſte über Mailand nach Wien zurück.

1730 reiſte er über Ungarn und Polen nach Rußland, ſchon damals einem leitenden Zielpunkt von Glücksjägern. Er kam am 3. Auguſt in Moskau an, wo die neue Kaiſerin Anna ſich befand und wo ihm das Palais des ehemaligen Generals Lefort angewieſen ward, bewarb ſich ſo eifrig um die Hand erſt der Kaiſerin, dann wenigſtens ihrer Nichte, der nachherigen Großfürſtin und Regentin Anna, daß man alle Mühe hatte, ihn los zu werden, reiſte dann nach Petersburg und am 19. October über Riga, wo er noch ein paar Monate der Stadt zur Laſt lag, nach Warſchau an den glänzenden Hof Auguſt's II.

Erſt am 4. Juni 1731 traf er wieder in Wien ein und ſtieg bei dem portugieſiſchen Reſidenten Baron von Tinty ab. Es ſcheint, man fand jetzt auch in Wien den zähen Gaſt etwas läſtig, und gab ſich daher große Mühe, ihn mit ſeinem Bruder auszuſöhnen. Dies gelang 1732. Es ward beſtimmt, daß dem Prinzen die rückſtändigen Apanagen ausgezahlt und davon Güter in Deutſchland angekauft, die weitern Apanagen aber ihm jährlich aus Portugal zugeſchickt werden ſollten. Dagegen ſollte die kaiſerliche Penſion wegfallen. Sein Regiment ſollte ihm bleiben. Die Cavaliers, die ihn aus Portugal begleitet hatten, und von denen Graf Vigo vor kurzem geſtorben war, ſollten ihren Abſchied erhalten und ſich von dem Prinzen fernhalten. Er ſchlug nun ſeinen Sitz zu St. Pölten auf und wurde 1733 General-Feldmarſchalllieutenant.

In demſelben Jahre trat er unter den Candidaten der polniſchen Königskrone auf, und in dem ſogenannten Löwenwolder Vertrage[1] waren auch Oeſterreich, Rußland und Preußen, um von Frankreich empfohlene Candidaten auszuſchließen, übereingekommen, die Wahl auf ihn zu lenken. Ruſſiſcher Seits ſcheint das niemals ernſtlich gemeint geweſen zu ſein, und auch Oeſterreich trat wieder ab, als der Kurfürſt von Sachſen ſich bereit zeigte, die pragmatiſche Sanction anzuerkennen. Ruſſiſche und ſächſiſche Truppen hoben Auguſt III. auf den polniſchen Thron.

Damit ſcheinen dem Prinzen die Augen über manche kühne Pläne aufgegangen zu ſein. Denn im Auguſt 1734 kehrte er, noch zum Abſchied in die Liſte der kaiſerlichen Generalfeldmarſchälle aufgenommen und mit koſtbaren Geſchenken bedacht, in Geſellſchaft des portugieſiſchen Geſandten Grafen Tarruca in das Vaterland zurück, das er ſeit länger als 19 Jahren nicht geſehen hatte, und wo er, bei ſeiner im October erfolgten Ankunft, mit vielen Ehrenbezeigungen empfangen wurde. Der König zog ihn oft zu ſeinem Rathe und vermehrte ſeine Einkünfte bis auf 100,000 Cruſaden. Eine Verheirathung wollte er ihm aber durchaus nicht geſtatten.

Auch jetzt hielt er nicht lange aus. Am 14. September 1736 verließ er des Abends, von ſeinem Beichtvater, einem Cavalier Don Rodriguez d'Alcaſtro, einem Kapuziner, der in ſeinem Auftrage viele Juwelen eingekauft hatte, und einigen Bedienten begleitet, plötzlich Liſſabon, und man wußte lange Zeit nicht, wohin er gekommen ſei. Man glaubte, er ſei einer Dame, die er liebte, nachgereiſt. Er tauchte einige Male hier und da in Spanien auf. Endlich erfuhr man, daß er in Bayonne bei ſeiner Tante ſei. Von hier aus gab er ſich ſelbſt Mühe, wieder zu Gnaden aufgenommen zu werden, und bediente ſich dazu der Vermittelung der Königin mit ſolchem Erfolge, daß er am 28. Juni 1738 wieder in ſeine Verhältniſſe zu Liſſabon eintrat. Dennoch machte er 1742 einen neuen Fluchtverſuch, wegen deſſen die Grafen Ribeira und Mariani, die ihn dabei unterſtützt, in Ungnade fielen, der aber entdeckt und verhindert ward. Am 11. Mai deſſelben Jahres traf aber den König ein Schlaganfall — dergleichen ihn von da an bis an ſeinen Tod öfters heimſuchte — und dies bewog ihn, dem Infanten ſagen zu laſſen, daß er völlig mit ihm ausgeſöhnt zu werden wünſche. Von da an hat der Prinz, ſo lange ſein Bruder lebte, keinen Verſuch wieder gemacht, das Königreich zu verlaſſen.

---

[1] Vom 13. December 1732. Nach dem ruſſiſchen Oberſtallmeiſter Grafen Löwenwolde, jüngerem Bruder des Oberhofmarſchalls, benannt.

Nach dem Regierungsantritte ſeines Neffen, des Königs Joſeph [1]), aber ſoll er, ungeachtet er von dieſem jederzeit mit beſonderer Achtung behandelt wurde, insgeheim an die Marquiſe von Pompadour geſchrieben haben, um ſich durch ſie eine Zuflucht und einen ehrenvollen Empfang in Frankreich zu ſichern. Wie dem auch ſei, er hat Portugal nicht wieder verlaſſen. Faſt

---

1) Geboren 6. Juni 1714, † 24. Februar 1777, vermählt 31. März 1732 mit Maria Anna Victoria, Tochter Philipp's V. von Spanien, Ururgroßvater der jetzigen Königin.

wäre er aber wider Willen in minder erfreuliche Abenteuer geriſſen worden. Denn als er im Juli 1752 mit einer prächtigen Felukke eine Luſtfahrt auf der Rhede von Liſſabon machte, kam er in große Gefahr, von drei afrikaniſchen Corſaren ergriffen zu werden. 1757 erbte er das große Vermögen ſeines Bruders, des Infanten Antonio. Der König hatte ſein Einkommen bis auf 300,000 Thlr. erhöht, und es war ihm ein neuer, prächtiger Palaſt erbaut worden. Auf die Staatsangelegenheiten hatte er aber unter dieſer Regierung nicht den mindeſten Einfluß.

Schon 1760 (3. April) am grünen Donnerſtage traf ihn ein Schlaganfall, von welchem er ſich jedoch bald wieder erholte. Am 3. Auguſt 1766, ſeinem Geburtstage, ſtarb er nach nur 24ſtündiger Krankheit.

Um dieſelbe Zeit, wo dieſer Prinz ſeinen erſten Ausflug machte, ging ein franzöſiſcher Prinz, wenn auch auf kürzere Zeit, auf ähnliche Unternehmungen, nur daß er weder Frauen noch Kronen ſuchte. Karl von Bourbon[1]) Graf von **Charolais** war der zweite Sohn Ludwig's Herzogs von Bourbon († 4. März 1710) und der Luiſe Franciska von Bourbon († 16. Juni 1743), einer Tochter Ludwig's XIV. und der Monteſpan. Sein älterer Bruder war Ludwig Heinrich Herzog von Bourbon (geb. 16. Auguſt 1692, † 27. Januar 1740), Vater des Prinzen von Condé[2]), ſein Jüngerer: Ludwig Graf von Clermont. Er war am 19. Juni

---

[1]) Aus dem Hauſe Bourbon-Condé, den Nachkommen des Oheims Heinrich's IV., Ludwig's I. († 16. März 1569).

[2]) Er hat auch eine natürliche Tochter hinterlaſſen: Anna Henriette de Verneuil, welche 1740 legitimirt wurde und in demſelben Jahre den Generallieutenant Johann Grament Grafen de la Guiche († 1770) heirathete.

1700 geboren, folglich noch nicht ſo alt, wie der portugieſiſche Infant, als er 1717 auf den Gedanken gerieth, gleichfalls nach Ungarn zu gehen.

Er vertraute ſeinen Entſchluß ſeinem Cavalier v. Billi und ſeinem erſten Kammerdiener Renault. Sie gingen, unter dem Vorwande einer Jagd, zu Anfang des Jahres von Chamilly ab, fuhren mit den Pferden des Herzogs 5—6 Stationen, nahmen dann Poſtpferde und gelangten glücklich nach Lüttich. Von da ging es nach Bonn, damals der Reſidenz des Kurfürſten von Köln. Sie gingen hier zu dem erſten Miniſter, Grafen St.-Maurice, trafen ihn aber nicht und ließen ſich bei ſeiner Gemahlin melden, welcher der Prinz als ein junger Edelmann vorgeſtellt ward, der wegen einer Ehrenſache habe flüchten müſſen. Als der Graf kam, erkannte er den Prinzen ſogleich. Der Kurfürſt ließ ihn zu Hofe laden, wo er als Graf v. Dammartin erſchien, und ſchoß ihm die nöthigſten Gelder zur Reiſe nach München vor. Hier war der Kurfürſt abweſend; die Kurfürſtin aber ließ ihn aufs beſte empfangen und der Kurfürſt vermittelte nach ſeiner Rückkehr die Sache des Prinzen in Frankreich. Nun kamen ſeine Bedienten, worauf er durch Wien, ohne hier einen Beſuch zu machen, auf den Kriegsſchauplatz eilte. Hier kämpfte er muthvoll bis zur Unvorſichtigkeit und wohnte der Eroberung Belgrads bei. Nun ging er nach Wien und erſchien als Graf von Charolais bei Hofe. Von da nach München, wo er mehrere Monate blieb. Dann nach Venedig, Rom[1], Neapel und wieder in ſein geliebtes München, wo er diesmal anderthalb Jahre verweilte. 1719 wurde er zum Gouverneur von Touraine ernannt und erſchien am 3. Mai 1720 wieder in Frankreich. Hier beſchäftigte er ſich, unabhängig und ſich um Staatsſachen und Hofintriguen nicht kümmernd, ſein weiteres Leben hindurch faſt nur mit der Jagd, die ihm im Juli 1752 faſt das Leben gekoſtet hätte, als ihn ein wildes Schwein im Forſte zu Chantilly zu Boden warf und am Schenkel verwundete. Die Hunde retteten ihn. 1734 war er auf kurze Zeit in dem Lager des Herzogs von Berwick. Von 1740—52 war er Vormund ſeines Neffen, des Prinzen von Condé, und beſorgte dieſes Geſchäft mit ſoviel Treue und Sorgfalt, daß er ſeinem Mündel ein völlig ſchuldenfreies Beſitzthum übergeben konnte. In dieſer Eigenſchaft als Vertreter ſeines Hauſes machte er auch die Anſprüche deſſelben auf Mantua und Montferrat bei dem Congreſſe von Aachen geltend. Die Pompadour, vor der ſich alles beugte, behandelte er verächtlich. Als er einſt in ihr Zimmer kam, worin mit Abſicht nur ein einziger Lehnſtuhl für ſie ſelbſt ſtand, ſetzte er ſich ohne weiteres in dieſen und ſagte zur Marquiſe: er ſähe hier Niemand, der ein ſo gutes Recht hätte, darauf zu ſitzen, wie er. Wegen ſeines friſchen, kräftigen, natürlichen Weſens, ſeiner Leutſeligkeit und Gutherzigkeit war er allgemein ſehr beliebt. Er † am 23. Juli 1760 zu Paris. Verheirathet war er nie, hinterließ aber von der Demoiſelle Craon de la Saone zwei natürliche Töchter, welche 1769 unter dem Namen von Bourbon legitimirt worden ſind und von denen die Aelteſte 17. December 1769 den Grafen v. Puget, die Jüngſte 4. Februar 1772 den Grafen v. Löwendahl heirathete.

---

[1] Hier ſoll er mit der Prinzeſſin Orſini wegen eines Etabliſſements in Spanien unterhandelt haben. Man hat aber keinen Beweis dafür.

X. Leithorſt, Mayer, Menzel und Gſchray.

Maximiliane v. Leithorſt war eine natürliche Tochter des Kurfürſten Max Emanuel von Baiern und 1701 geboren. Ihre Mutter, welche unbekannt geblieben iſt, ging nach der Entbindung in ein Carmeliterkloſter und wollte nicht, daß ſie ihre Herkunft entdecken ſollte. Es ſcheint aber auch keinerlei Vorſorge für ihre Zukunft getroffen worden zu ſein. Als ſie 11 Jahre alt war, beſchloß ſie, ſich ſelbſt eine Exiſtenz zu bahnen, und mittellos wie ſie war, kleidete ſie ſich als Mann, nannte ſich Baron Leithorſt und wurde Page bei dem würzburgiſchen Geſandten in Regensburg, Baron Halden. Nach einigen Jahren dieſer Stellung entwachſen, ging ſie mit wenigem Gelde nach Wien und wurde an eine alte ledige Gräfin Weltz empfohlen. Dieſe brachte ſie als Cadet bei dem Franz-Lothringiſchen Regimente unter, in welchem ſie ſieben Jahre unentdeckt diente und den Türkenkrieg mitmachte. Viele Damen verliebten ſich in ſie, was wenigſtens dafür zu ſprechen ſcheint, daß ihre Schönheit etwas Männliches gehabt haben mag. Einſt mußte ſie ſich mit Einem ſchlagen, der einen verheiratheten Offizier auf ſie eiferſüchtig gemacht hatte. Um jeden Verdacht noch beſſer abzuwenden, verſprach ſie einem Frauenzimmer die Ehe, bat dieſe aber, als die Vollziehung zu lange ausblieb, nicht auf ſie zu warten und ja nicht eine anderweite Partie von der Hand zu weiſen. Doch ihre Braut hegte ſo innige Liebe zu ihr, daß alles Zureden umſonſt war. Endlich wurde ſie krank und der Feldſcheerer vermuthete ein galantes Uebel, weshalb er auf eine Ocularinſpection drang, wogegen ſie ſich natürlich aufs äußerſte ſträubte. Den Eigenſinn des widerſpenſtigen Patienten zu brechen, wendete der eifrige Aeskulap ſich an den Oberſten und dieſer erſchien ſelbſt in dem Krankenzimmer. Nun blieb ihr nichts übrig, als ſich ihrem Chef zu entdecken, womit denn freilich ihr Militairdienſt ein Ende hatte. Sie erhielt den Abſchied als Lieutenant und der Kaiſer bewilligte ihr eine Lieutenantsgage auf Lebenszeit. Ihre Mannskleider behielt ſie bei und legte nur dann, wenn ſie zum Abendmahl ging, Frauenkleider an. Am 29. Auguſt 1748 ſtarb ſie am Bruſtkrebs.

Ein glänzenderes Loos hatte ein natürlicher Sohn deſſelben Kurfürſten, den er mit Agnes Franciska v. Louchier († zu Paris im Februar 1717), der Witwe des Grafen Ferdinand v. Arco, erzeugte. Es war das Emanuel Franz Joſeph Graf v. Bayern, anfangs der Ritter von Bayern genannt. Dieſer ward in franzöſiſche Kriegsdienſte gebracht, 1719 Brigadier, 1734 Marechal de Camp, 1738 Generallieutenant und Commandant von Prag, 1744 Geſandter bei Karl VII., mit deſſen natürlicher Tochter, Marie Joſephe Gräfin v. Hohenfelß, er ſich 31. Mai 1736 verheirathete, 1745 Gouverneur von Parma und blieb am 2. Juli 1747 in der Schlacht bei Laffeld.

Johann v. Mayer, geb. zu Wien am 1. Mai 1716, war der natürliche Sohn eines Grafen v. Stella (des Bruders des Grafen Nikolaus, welcher als k. k.

wirkl. Geheimer Rath und Mitglied des Spaniſchen Rathes 9. November 1756 ſtarb), hat aber den Namen ſeines Vaters in dieſem Leben nie erfahren. Denn ſeine Mutter, die ihm denſelben verſchwiegen hatte, kurz vor ſeinem Tode aber aus Holland abreiſte, um ihn noch einmal zu ſehen, traf ihn nicht mehr am Leben. Sie war aus geringem Bürgerſtande und lebte von weiblichen Arbeiten. Neun Monate nach der Geburt des Sohnes heirathete ſie einen Billardeur Mayer, dem ſie mehrere Kinder gebar und für deſſen Sohn auch Johann galt. Sie bekam für dieſen ein kleines Ziehgeld, welches aufhörte, als er Soldat ward.

Johann wurde anfangs bei den Jeſuiten erzogen und ſollte dem geiſtlichen Stande gewidmet werden. Aber das Treiben im Hauſe ſeines Stiefvaters, wo ſtark geſpielt und gezecht wurde, war nicht geeignet, ſein wildes und zu Ausſchweifungen geneigtes Temperament für die geiſtliche Zucht zu ſtimmen. Neben jugendlichen Thorheiten widmete er ſich nur Einem Gegenſtande mit Ernſt und Eifer: der Muſik. 1732 ging er plötzlich nach Ungarn und nährte ſich dort als umherziehender Muſikant. So kam er bis Temeswar. Dem daſigen Commandanten, General v. Engelshofen [1]), gefiel ſeine Violine und er machte ihn zum Hautboiſten. So mit der Armee in Verbindung getreten, erfaßte er ſeine eigentliche Beſtimmung und trat in das Regiment Lothringen, in welchem er Unteroffizier ward. Er zeigte ſich geſchickt und tapfer, gab ſich aber ganz den drei Cardinallaſtern der Sinnlichkeit: dem Trunk, dem Spiel und der Wolluſt hin. Von dieſen gab er wenigſtens das erſte auf, als er in Italien in eine ſchwere Krankheit gefallen war und in der Fieberhitze ſich ein Meſſer in die Bruſt geſtoßen hatte. Den beiden andern Dämonen blieb er aber ſein Leben lang treu. 1737 wurde er Feldwebel.

---

[1]) Franz Leopold Freiherr von Engelshofen ſoll bürgerlicher Abkunft und anfangs Proteſtant geweſen ſein. Er hob ſich aber in der k. k. Armee ſo, daß er 1731, als Oberſt und Freiherr, Commandant zu Eſſek wurde. 1734 wurde er Generalfeldwachtmeiſter, 1736 Vicecommandant zu Belgrad, 1738 Commandant zu Temeswar und Hofkriegsrath. 1741 wurde er General-Feldmarſchall-Lieutenant, unterdrückte dann 1743 mit Trenck einen Aufſtand der Slavonier, organiſirte die Militairgrenze, ward 1754 Generalfeldzeugmeiſter und interimiſtiſcher Commandant von Wien und † 3. Februar 1761 im 70. Jahre. Er war mit einer von Kalenti verheirathet, welche 27. März 1753 ſtarb.

In Prag gefangen, trat er in baieriſche Dienſte, ward Lieutenant und Generaladjutant Seckendorff's, hatte aber mit ſeinem Oberſten, dem Grafen St. Germain, Verdruß, weshalb ihm Seckendorff Empfehlungen nach Dresden gab, die ihm den Eintritt in die ſächſiſche Armee verſchafften. Seinem Avancement that, neben ſeinem Mangel an Verbindungen, ſeine notoriſche Eigenſchaft als Spieler von Metier und Wüſtling Eintrag. Endlich verſchaffte ihm eben das Spiel die geſuchte Protection. Er verſpielte ſo glücklich 2000 Ducaten an ein einflußreiches Frauenzimmer [1], daß ſie ihm ihre Gunſt ſchenkte, worauf er (1745) Premierlieutenant wurde.

Bald darauf führte die Schlacht bei Keſſelsdorf, der er beiwohnte, für Sachſen den Frieden herbei, und es bot ihm nun weder Ausſichten, noch ein hinlänglich ergiebiges Feld. Er ging daher als Volontair in die Niederlande, wo er als Adjutant des Feldmarſchalls Grafen Batthyani [2] fungirte. In Bergen-op-Zoom mit eingeſchloſſen, ſchlug er ſich bei deſſen Eroberung glücklich durch und ward dafür Rittmeiſter. Da er aber bei der Reduction der ſächſiſchen Armee in Wartegeld geſetzt ward, ſo blieb er bis 1748 bei Batthyani und trieb ſich dann theils in Holland, theils in Aachen, hauptſächlich als Spieler, umher. 1750 ging er wieder nach Dresden und erlangte, da man Bedenken trug, ihn wieder in die ſächſiſche Armee aufzunehmen, wenigſtens ein Patent bei der polniſchen Kronarmee. Er blieb aber noch lange in Sachſen und gerieth hier in einen unglücklichen Streit mit dem Oberſten und Generaladjutanten des Königs, Georg Friedrich Vitzthum v. Eckſtädt, welcher ſich über Mayer's Treiben verächtlich ausgeſprochen. Anfangs belangte er ihn bei den Gerichten, worauf ſie zwei Jahre lang mit einander Prozeß führten. Beiden Herren ſcheint über den juriſtiſchen Weitläuftigkeiten die Geduld ausgegangen, oder durch die Prozeßſchriften ihrer Advocaten die Galle noch mehr erregt worden zu ſein. Sie ſchritten zum Zweikampf, trafen ſich am 27. Juni 1754 zwiſchen Sorau und Sagan und hier ward Vitzthum von Mayer in den Unterleib geſchoſſen, worauf er ſelbigen Tages in Sorau ſtarb.

---

[1] Wer war das?

[2] Karl, geb. 28. April 1697, Sohn des Feldmarſchalls und Banus Grafen Adam († 27. Auguſt 1703) und der Gräfin Eleonore

Mayer entkam über Schleſien nach Warſchau, wo er die Beilegung ſeiner Sache erwartete. Dieſe erfolgte auch; doch ward ihm der Rath gegeben, lieber in ruſ-

---

Magdalene Urſula von Strättmann († 1732), k. k. Conferenzminiſter, wirkl. Geh. Rath, Generalfeldmarſchall, Oberſthofmeiſter Joſeph's II., erbt die Strättmann'ſchen Majorate, kauft dazu reiche Herrſchaften in Niederöſterreich und Ungarn und wird 1764 Reichsfürſt. Er hatte drei Frauen: eine Gräfin Waldſtein, eine Gräfin Strättmann, die Erbtochter des Geſchlechts, und ſeines Bruders Tochter, ſtarb aber kinderlos am 15. April 1772. Sein ungeheures Vermögen fiel an ſeinen Neffen, den Fürſten Adam Wenceslaus von Batthyani-Strättmann.

ſiſche Dienſte zu gehen. Er beſchloß, dieſen Rath zu befolgen und war ſchon auf der Reiſe dahin, als ihn in Mitau ein Brief des Königs von Preußen ereilte, der ihn für den preußiſchen Dienſt zurückrief. (Ein bezeichnender Zug Friedrich's II.) Er trat zwar zunächſt nur als Volontair auf, erhielt aber vom Könige ſeit 1755 Beſoldung. Als der Krieg ausbrach, trug man kein Bedenken mehr, ihn förmlich in die Armee aufzunehmen. Er wurde 1756 geadelt und Flügeladjutant des Königs, 1758 Oberſter. Er errichtete zu Freiberg im ſächſiſchen Erzgebirge, von wo er am 21. November 1756 mit gegen 500 Mann nach Marienberg aufbrach, das erſte Freibataillon, durchzog nun Böhmen, das Erzgebirge, das Voigtland und Franken als einer der kühnſten und gefürchtetſten, aber auch rückſichtsloſeſten Parteigänger und trug durch manche kühne That, manchen glücklichen Streifzug ſeinen Namen in die Annalen der erſten Jahre des ſiebenjährigen Krieges ein. Am 3. Januar 1759 ſtarb er aber zu Plauen an einem hitzigen Bruſtfieber. Man fand bei ihm viele Koſtbarkeiten, nur 28 Louis-d'ors an Gold und viele Schulden. Später ſoll ſich jedoch noch hübſches Vermögen gefunden haben, welches ſeine Maitreſſen[1]) und ſeine Mutter geerbt hätten. Er hatte noch in Böhmen eine Frau geringen Standes geheirathet, mit der er mehrere Kinder gezeugt, davon ein Sohn ſich 1753 zu Dresden unter den Caſernenknaben befunden haben ſoll. Außerdem hatte er zwei regelmäßige Beiſchläferinnen und erkannte einen Sohn und eine Tochter, die er außer der Ehe erzeugt, als die ſeinigen an. Sein Vater ſoll ihn haben legitimiren laſſen wollen, wenn er in kaiſerliche Dienſte träte.

---

[1]) Eine derſelben ſoll nach ſeinem Tode einen Advocaten in Dresden geheirathet haben.

Er erinnert uns an einen andern Parteigänger einer etwas früheren Zeit, den Johann Daniel Menzel. Derſelbe war zu Leipzig am 30. September 1698 geboren, der Sohn eines daſigen Puder- und Seifenhändlers und zeigte von Jugend auf einen unternehmenden, nach Abenteuern dürſtenden und aus den engen Verhältniſſen des ſoliden Bürgerlebens herausſtrebenden Sinn. Schon 1711, als Peter der Große in Leipzig war, ſchloß er ſich deſſen Gefolge an und kam mit demſelben bis Töplitz, von wo er jedoch durch die bekümmerten Eltern reclamirt ward. Er beſuchte darauf die Nikolaiſchule und die Univerſität zu Leipzig, begleitete aber, noch als Student, einen Herrn v. Watzdorff nach Ungarn. Doch auch diesmal mußte er, da ſein Reiſegefährte unterweges ſtarb, nach Leipzig zurück und trat nun, zuerſt als Fourier, in das ſächſiſche Militair. Er ward Dragonerwachtmeiſter, ſtand darauf als Feldwebel in Dresden, ward aber hier verabſchiedet. Er wendete ſich nun, wie Mayer, nach Polen, wo es ihm gelang, Fähndrich bei der Kronarmee zu werden, ein Fräulein v. Sturchwitz zu heirathen und die Protection Flemming's zu erlangen, durch deſſen Einfluß er Lieutenant und Hauptmann wurde, ſowie er auch in jener Zeit geadelt worden iſt. Nach Flemming's Tode ging er 1728 in ruſſiſche Dienſte als Major. 1738 war er als Geſandter in Perſien. Später zerfiel er mit Münnich, erlangte ſeinen Abſchied und trat als Oberſtlieutenant in öſterreichiſche Dienſte, wo er ſich, als Führer eines Freicorps und kühner Parteigänger, im öſterreichiſchen Erbfolgekriege einen weitreichenden Namen machte, im Mai 1744 aber bei Stockſtadt erſchoſſen ward.

Eines der ſchlechteſten Exemplare von derartigen militairiſchen Abenteurern war der preußiſche Generalmajor Geſchrey. Er hieß eigentlich Johann Michael Gſchray und war um 1692 zu Monheim im Herzogthum Neuburg aus einer Familie geboren, welche, ſo lange man wußte, den daſigen Gerichten Landknechte — dort Eiſenamtmänner geheißen — gegeben hatte. Sein Vater ſtand auf dieſem Poſten zu Monheim. Er ſelbſt war anfangs Gerichtsknecht und ward dann Eiſenamtmann zu Schierling, nachdem er 1722 die Witwe ſeines Vorgängers geheirathet hatte, die ihm vier Kinder zubrachte. Er bekleidete dann dieſelbe Stelle in Mitterfels und ſpäter in Deggendorf. Als die Franzoſen 1741 dahin kamen, diente er ihnen als Spion, weshalb er ſpäter vor den Oeſterreichern nach Straubingen flüchten mußte. Hier machte ihn der franzöſiſche Commandant zu einem Freiſchützen, und er fiel mit freiwilligen Bürgern und Landſoldaten auf die herumſtreifenden Kroaten und Panduren aus, deren ſie viele gefangen nahmen. Mit einem Zeugniß ſeines Wohlverhaltens verſehen, begab er ſich zu Kaiſer Karl VII., der ihn zum Lieutenant ernannte und zur Aufrichtung einer Freicompagnie von 50 Pferden ermächtigte. Seckendorf wollte anfangs nichts von ihm wiſſen. Aber der Director der Feldkriegskanzlei Bauer, dem er einige ſchöne Pferde verſchafft hatte, ſetzte ihm ein Project auf, wie er zu Pferden, Leuten, Gewehr und Montirungsſtücken gelangen könne, das auch Seckendorf einleuchtete. Seine Freicompagnie, bei welcher auch ſeine zwei Söhne waren, wurde von den Oeſterreichern freilich die Schergen- und Büttelcompagnie genannt. Indeß hob ſie von Braunau und Pfarrkirchen aus verſchiedene Patrouillen und Commandos auf, wenn er auch einſtmals ſeinerſeits überfallen wurde und ſeine Equipage, die erbeuteten Pferde und beide Söhne in die Hände des Feindes gerathen laſſen mußte.

1743 wurde er Hauptmann und ſeine Freicompagnie auf 150 Mann vermehrt. Seine größte That in dieſem Jahre beſtand darin, daß er zu Waſſerburg einen öſterreichiſchen Huſarencornet mit 35 Mann überfiel, ihn und einige Huſaren gefangen nahm und die übrigen zerſtreute. Im Winter rekrutirte er ſich zu Wemding und ging dann 1744 in den Elſaß, wo er den nachherigen Marſchall Luckner [1]) zum Lieutenant annahm. Da er das Glück hatte, unweit Straßburg einen feindlichen Regimentsquartiermeiſter mit einigen Huſaren gefangen zu nehmen, und bei dieſem die Liſte der öſterreichiſchen Truppen im Elſaß gefunden wurde, ſo verſtärkte ihn Seckendorf durch einige Dragonercommandos. Auf dem Rückzuge wurde er bei Donauwerth in den Unterleib geſchoſſen. Dies verſchaffte ihm im September 1744 den Majorscharakter und eine Vermehrung ſeines Etats auf 300 Mann. Während ſeiner Heilung führte Luckner das Commando. Dieſer rettete auch den Reſt

---

1) Geboren 1722, nach den gewöhnlichen Angaben zu Kampen in Baiern, während Andre Kötzting im Walde am Regenfluß nennen. Er war Fähndrich bei dem Morawitzki'ſchen Regimente geweſen, dann als Volontair zu Gſchray gegangen. Nach dem Kriege ging er als Huſar in hannoverſche und ſpäter in preußiſche Dienſte, wo er Oberſt wurde und ſich im ſiebenjährigen Kriege als Parteigänger auszeichnete. Da er nach dem Frieden mit andern Freicorpsführern entlaſſen wurde, trat er 1763 als Generallieutenant in franzöſiſche Dienſte. 1791 wurde er Marſchall. Er erhielt den Oberbefehl an der Nordgrenze, wo er ein Spielball in den Händen Anderer war. Nach Lafayette's Flucht mußte er ſein Commando an Kellermann abgeben und ſollte ein Reſerveheer bilden. Da er aber verdächtigt wurde, ging er nach Paris. Der Convent gab ihm Stadtarreſt und er hätte verſchont bleiben mögen, wenn er ſich ruhig gehalten hätte. Als er aber ſeine Penſion forderte, wurde er verhaftet und am 4. Januar 1794 guillotinirt.

des Corps, als nach Gſchray's Rückkehr zu demſelben (im März 1745) daſſelbe bei Ismaring unweit Freyſingen von Huſaren überfallen wurde, wobei es über 60 Mann auf der Flucht verlor und Gſchray beinahe gefangen genommen worden wäre. Nach dem Frieden von Füßen wurde er Oberſtlieutenant und ſein Corps auf 100 Mann reducirt, welche als Gendarmen und Zollwächter dienen ſollten. Da ſie aber ſelbſt die größten Gewaltthätigkeiten und Unterſchleife begingen, ſo wurde er 1746 mit einer Penſion, ſammt ſeinen Leuten, entlaſſen. Holländiſche Dienſte, die ihm angeboten wurden, lehnte er ab, da er ſich wahrſcheinlich vor der ſtrengen bürgerlichen Ordnung dieſes Dienſtes ſcheute.

Er lebte jetzt einige Zeit in München, wo er ſich aber ſo roh benahm, daß er ſich nach Augsburg zurückziehn mußte. Von hier wendete er ſich an den Grafen von Sachſen, und ward im Juli 1747 in franzöſiſche Dienſte genommen. Er erhielt den Oberſtencharakter und ſollte ein Freicorps von 400 Dragonern und 800 Mann Fußvolk commandiren. Zur Errichtung deſſelben erhielt er bis zum 1. Januar 1748 Zeit und die Stadt Straßburg nebſt Neubreiſach zum Werbe- und Sammelplatz. Im März 1748 rückte er mit ſeinem neuerrichteten Corps nach Brabant und von da in die Gegend von Aachen. Aber der Friede machte allen Operationen ein Ende.

Das Corps wurde auf 120 Mann reducirt, deren Oberſter Gſchray blieb und ſich in Straßburg niederließ. Hauptmann Beyerle, ein Straßburger, heirathete ſeine Tochter und wurde ſein Oberſtlieutenant [1]. 1754 verließ er, mit Vorbehalt einer Penſion von 2000 Livres, die franzöſiſchen Dienſte, weil er zu Straßburg nicht auskommen konnte, und ſuchte in München Dienſte. Als ihm dies fehlſchlug, zog er nach Donauwerth, brachte hier das Seinige völlig durch und gerieth tief in Schulden. Seine Frau ſtarb inzwiſchen in Straßburg vor Gram.

---

[1] Dieſer übernahm ſpäter das Corps und führte es 1758, nachdem es verſtärkt worden, als Volontaires d'Alsace, zu Soubiſe nach

1756 reiſte er nach Sachſen, um ſächſiſche Dienſte zu ſuchen, fiel aber in die Hände preußiſcher Huſaren, die ihn zum König brachten, der ihm Erlaubniß gab, ein Freibataillon von 600 Pferden zu errichten und ihm Merſeburg als Werbeplatz anwies. Statt aber dahin, ging er nach Baiern zurück und ſchützte die Beſorgniß für ſeine in Frankreich lebende Familie vor. Als er 1760 dem Herzog von Württemberg vergebens ſeine Dienſte angeboten hatte und nicht mehr zu ſubſiſtiren wußte, ließ er durch einen Herrn v. Thürriegel, welcher Luſt hatte, unter ihm zu dienen, den Geſandten Englands und Preußens zu Regensburg Anerbietungen machen, reiſte jedoch auch mit Thürriegel nach Paris, um dort Dienſte zu ſuchen. Letzteres war fruchtlos; v. Plotho aber ſchrieb ihm, daß der König von Preußen den Vorſchlag genehmige. Sie verließen daher im Februar 1761 Paris und wollten, auf verſchiedenen Wegen, zu dem Erbprinzen von Braunſchweig nach Niederſachſen. Zwiſchen Duderſtädt und Nordheim gerieth Gſchray in die Hände der leichten Truppen des Brigadiers v. Belſuire, half ſich aber durch, indem er ſich, unter Vorzeigung ſeines Ludwigsordens, für einen franzöſiſchen Offizier ausgab. Er ging nun nach Meißen zum Kö-

---

heſſen. Im Juli 1759 wurde es in dem Dorfe Hämeln an der Weſer von den Feinden aufgehoben.

nige, mit dem er übereinkam, daß er als Generalmajor Chef eines Freicorps von 6 Compagnien zu Pferd und 6 zu Fuß, Thürriegel aber ſein Oberſtlieutenant werden ſollte. Als Werbeplatz wurde ihm anfangs Minden, dann Nordhauſen angewieſen, wo er am 7. Mai mit Thürriegel und Baumgärtner, welcher ſeine Schweſter geheirathet hatte und von ihm zum Major ernannt worden war, anlangte. Bald zerfiel er mit Thürriegel, beſchuldigte ihn vieler Verbrechen und ließ ihn auf Befehl des Königs nach Magdeburg ſchaffen.

Bevor aber noch ſein Corps vollzählig war, wurde er am 23. Auguſt von dem franzöſiſchen Parteigänger Grandmaiſon zu Nordhauſen überfallen und mit 330 königlichen Remontepferden gefangen nach Kaſſel und von da im Februar 1762 nach Landau gebracht. Im Auguſt entließ man ihn auf Parole, da man nicht erwartete, daß der König ihn ranzioniren würde. Er kam am 8. September nach Leipzig und übernahm das Commando über den Reſt ſeines Corps. Inzwiſchen hatte aber Thürriegel gegen Gſchray Beſchuldigungen erhoben, die bei dem Könige Glauben fanden. Im Januar 1763 wurde Thürriegel in Freiheit geſetzt, das Gſchray'ſche Corps, nachdem die beſten Leute in Regimenter untergeſteckt worden, abgedankt, Gſchray und Baumgärtner aber als Arreſtanten nach Berlin gebracht. Baumgärtner kam auf 3 Monate nach Magdeburg, ging dann nach Straßburg, brachte hier einen franzöſiſcher Offizier um und kam auf Lebenszeit auf die Galeeren. Gſchray wurde caſſirt und durch einen Offizier uber die Grenze gebracht, worauf er ſeinen Aufenthalt in Wemding nahm und dort ſein Leben in Dunkelheit beſchloſſen hat.

XI. Lord Peterborough.

Karl Mordaunt Earl von Peterborough war in den Gaben des Kriegers, Diplomaten und Parlamentsredners den Gefeiertſten eines Zeitalters, welches eine lange Reihe thatenreicher Männer ſchuf, gewachſen, an ritterlichem Sinne und warmer Begeiſterungsfähigkeit den Meiſten überlegen. Gleichwohl macht ſein Leben den Eindruck des Lebens eines unruhigen Abenteurers und der Grund iſt in der Excentricität eines Charakters zu ſuchen, dem es an Klarheit der Zwecke und Stetigkeit des Wollens gebrach.

Macaulay 1), welcher ſeine glänzendſte That, die einzige eigentlich geſchichtliche That ſeines Lebens, die Eroberung von Barcelona, mit Liebe und Sorgfalt geſchildert hat, urtheilt ſehr richtig über ihn: „Dieſer Mann war, wenn nicht der größte, doch gewiß der außerordentlichſte Charakter jenes Zeitalters, ſelbſt den König von Schweden nicht ausgenommen. In der That, Peterborough kann als ein gebildeter, gelehrter

---

1) In ſeiner Kritik von Lord Mahon's Geſchichte des Erbfolgekrieges in Spanien, in der Edinburgh Review, 1833. (Den größten Theil der Sammlung dieſer Aufſätze habe ich, unter dem Titel: Macaulay's kleine geſchichtliche und biographiſche Schriften, Leipzig 1850 ff. 3 Bde., deutſch bearbeitet.)

und verliebter Karl XII. geſchildert werden. Sein Muth hatte den ganzen franzöſiſchen Ungeſtüm und die ganze engliſche Feſtigkeit. Die Fruchtbarkeit und Thätigkeit ſeines Geiſtes waren faſt unglaublich. Sie zeigten ſich in allem, was er that, in ſeinen Feldzügen, in ſeinen Unterhandlungen, in ſeiner vertrauten Correſpondenz, in ſeiner leichteſten und unſtudirteſten Converſation. Er war ein gütiger Freund, ein großmüthiger Feind und in ſeiner Haltung durch und durch Gentleman. Aber ſeine glänzenden Talente und Tugenden wurden durch ſeinen Leichtſinn, ſeine Unruhe, ſeine Reizbarkeit, ſeine krankhafte Sucht nach Neuem und nach Aufregung, faſt nutzlos für ſein Vaterland gemacht. Seine Schwächen hatten ihn nicht blos, bei mehr als einer Gelegenheit, in ernſte Verlegenheit gebracht, ſondern hatten ihn auch zu einigen Handlungen getrieben, die ſeiner humanen und edeln Natur gänzlich unwürdig waren. Ruhe war ihm unerträglich. Er liebte es, ſchneller als ein reiſender Courier durch ganz Europa zu fliegen. Er war die eine Woche im Haag, die nächſte Woche in Wien. Dann fiel es ihm ein, Madrid zu ſehen, und kaum war er nach Madrid gekommen, als er Pferde beſtellte und nach Kopenhagen abreiſte. Keine Diener konnten mit ſeiner Eile Schritt halten. Keine körperlichen Gebrechen konnten ihn feſſeln. Hohes Alter, Krankheit, drohender Tod brachten kaum irgend eine Wirkung auf ſeinen unerſchrockenen Sinn hervor. Eben bevor er die ſchrecklichſte der chirurgiſchen Operationen beſtand, war ſeine Converſation ſo munter, wie die eines jungen Mannes in der vollen Kraft der Geſundheit. Am Tage nach der Operation wollte er, trotz der Bitten ſeiner ärztlichen Rathgeber, eine Reiſe antreten. Seine Geſtalt war die eines Skelettes. Aber ſein elaſtiſcher Geiſt hielt ihn unter Beſchwerden und Leiden aufrecht, welche hinreichend zu ſein ſchienen, den robuſteſten Mann ins Grab zu bringen. Wechſel der Beſchäftigung war ihm ſo nöthig, wie Wechſel des Ortes. Er liebte es, ſechs bis ſieben Briefe auf einmal zu dictiren. Diejenigen, welche Geſchäfte mit ihm zu verhandeln hatten, klagten, daß er zwar mit großer Geſchicklichkeit über jeden Gegenſtand ſpreche, daß er aber niemals bei der Sache feſtgehalten werden könne. «Lord Peterborough,» ſagte Pope, «konnte in ſeinen Briefen ſehr hübſche und lebendige Dinge ſagen, aber ſie fielen eher zu munter und umherſchweifend aus; während, wenn Bolingbroke an einen Kaiſer, oder einen Staatsmann zu ſchreiben hätte, er ſich an den Punkt, der der weſentlichſte wäre, heften, ihn in das ſtärkſte und ſchönſte Licht ſetzen und ihn ſo behandeln würde, wie er ihm am beſten zu ſeinem Zwecke diente.» Wie Peterborough ſich zu Bolingbroke als Schriftſteller verhielt, ſo verhielt er ſich zu Marlborough als General. Er war in der That der letzte der irrenden Ritter, tapfer bis zur Verwegenheit, freigebig bis zur Verſchwendung, ritterlich in ſeinem Verfahren gegen Feinde, der Beſchützer der Unterdrückten, der Verehrer der Frauen. Seine Tugenden und Fehler waren die der Tafelrunde." Die alte kluge Herzogin von Orleans, Mutter des Regenten, ſchrieb über ihn: „Verſtandt hatt Er wie der teuffel, aber gar Einen dollen wunderlichen Kopff und ſpricht wunderlich Ins gelach Nein."

Karl Mordaunt war der Enkel von Johann Baron von Mordaunt und Turrey, welcher 1627 von Karl I. zum erſten Earl von Peterborough ernannt wurde. Dieſer ſtarb 1642 und hatte zwei Söhne, von denen Heinrich den Titel eines Earl von Peterborough, Johann den eines Barons von Rygate erbte. Der Earl Heinrich war in jüngern Jahren ein thätiger Soldat, Hofmann und Diplomat geweſen, ward aber ſpäter durch Alter und Krankheiten gebrochen und gehörte zu den ſehr wenigen Männern von Rang, welche ſich unter Jakob II. beſtimmen ließen, zum Katholicismus überzugehen. „Wer ihn um die Galerien von Whitehall herumwanken ſah, auf einen Stock lehnend und in Flanelle und Pflaſter eingewickelt, tröſtete ſich über ſeinen Abfall mit der Bemerkung, daß er ſeine Religion erſt gewechſelt, nachdem er ſeine Fähigkeiten überlebt hatte[1].“ Er ließ ſich ohne Erfolg in Northamptonſhire zur Bearbeitung der Parlamentswahlen gebrauchen. Von einem urſprünglich höchſt radicalen und ſehr begabten Advocaten, William Williams, einem Demagogen, der in der radicalſten Zeit der Reſtauration Sprecher des Unterhauſes geweſen war, in einer auf Befehl des Hauſes der Gemeinen veröffentlichten Schrift heftig angegriffen, erhob er eine Klage gegen dieſen, der bereits wegen derſelben Schrift, trotz ſeiner Berufung auf die Privilegien des Parlamentes, zu einer Geldbuße von 10,000 Pf. St. verurtheilt worden war. Williams, aufs Aeußerſte gedrängt, verließ ſeine Partei und ergab ſich zum willenloſen Werkzeuge des Hofes, worauf Peterborough zur Zurücknahme ſeiner Klage beſtimmt, dem Williams aber der noch nicht bezahlte Theil ſeiner Geldbuße erlaſſen ward. Derſelbe Williams wurde zum Ritter geſchlagen, zum Generalprocurator ernannt und fungirte als ſolcher in dem famoſen Prozeſſe gegen die Biſchöfe mit der ganzen Leidenſchaftlichkeit ſeiner verlaſſenen Partei. Später fiel er wieder von Jakob ab, ſuchte die Gunſt der neuen Machthaber und unterſtützte in der Convention die Pläne der Whigs. Der alte Earl von Peterborough ſtarb am 29. Juni 1697 und hatte ſeinen Neffen Karl zum Nachfolger[1]). Dieſer war der älteſte Sohn Johann's, welcher 1660 von Karl II. zum Viscount Avalon erhoben worden war, ſich mit Eliſabeth, Tochter des letzten Earl von Monmouth aus dem Hauſe Carrey, vermählte und am 5. Juni 1675 ſtarb. Karl war ſchon als Viscount Mordaunt ins Oberhaus getreten, zu dem er am 19. November 1685 zum erſten Male, mit charakteriſtiſcher Beredtſamkeit, Lebhaftigkeit und Kühnheit, ſprach.

---

[1] Macaulay, Geſchichte Englands ſeit dem Regierungsantritte Jakob's II., Cap. 7.

Als das Parlament Tages darauf prorogirt wurde, begab er ſich in den Haag, und ſuchte Wilhelm von Oranien zu einer unmittelbaren Landung in England zu beſtimmen. Dieſer, der die damaligen Verhältniſſe für eine ſolche Unternehmung durchaus noch nicht reif fand, hörte ihn an, überlegte und antwortete in allgemeinen, ausweichenden Ausdrücken. Als drei Jahre ſpäter die Umſtände dahin gediehen waren, wo ſie ſtehen mußten, wenn die ſchwierige Sache gelingen ſollte, fand ſich Mordaunt unter den Erſten, die ſich im Haag um Wilhelm verſammelten, um an ſeiner großen Unternehmung Theil zu nehmen. Er war es aber auch, der ſich den Einwürfen jener Demagogen, von denen Macaulay ſagt: daß die ſchlechteſten Exemplare der Menſchennatur unter ihnen zu finden ſeien, gegen die maßvolle Erklärung des Prinzen anſchloß, die zum Glück aber bei den leitenden Whigs entſchiedenen Widerſtand fanden. Einen Vorzug hatte Mordaunt: er war nicht hartnäckig, was freilich zuletzt darin ſeinen Grund hatte, daß er eben nichts bezweckte, ſondern lediglich dem Impuls ſeiner Stimmung folgte. Wenn ſeine Meinung nicht angenommen ward, ſo ließ er die Sache eben ihren Gang gehen und that etwas anderes. Das war unter Umſtänden ein Fehler, aber gewiß viel richtiger, als das Verfahren derer, die, wenn eine Sache nicht gerade nach ihrem Plane geht, alles andere zu vereiteln trachten. — Wir finden Mordaunt als Führer der Vorhut bei dem triumphirenden Einzuge Wilhelm's in Exeter (9. November 1688), dem er Tages vorher vorauseilte.

---

[1] Eine Tochter Heinrich's, Maria Mordaunt, hatte ſich 1677 mit Heinrich Howard, Herzog von Norfolk, vermählt und † 1732.

Als Wilhelm den britiſchen Thron beſtiegen hatte, ernannte er ihn zum Mitglied des Geheimen Raths und Kammerherrn, bald darauf auch zu einem Commiſſar der Schatzkammer und erhob ihn (1689) zum Earl von Monmouth. Seine Gemahlin, eine Schottin, Cary Freſier († 28. Mai 1709), ward Hofdame.

Bald aber kam er in eine zweideutige Stellung zu der neuen Regierung. Gegen Ende Decembers 1690 hatte ein Schiffer in Barking in Eſſex dem Lord Carmarthen[1]) angezeigt, daß eines ſeiner Boote beſtellt worden ſei, um einige Perſonen nach Frankreich überzufahren. Man gab Befehl, jenes Schiff in Gravesend zu durchſuchen, und fand den Lord Preſton[2]), einen Mr. Aſhton, der in den Dienſten der vertriebenen Königin geſtanden hatte, und einen Mr. Elliot darauf, bei Aſhton aber Papiere, aus denen ſich eine jakobitiſche Verſchwörung ergeben haben ſoll. Aſhton wurde hingerichtet;

---

[1]) Peregrin Osborn, Marquis v. Carmarthen, geb. 1659, 1694 zum Herzog von Leeds erhoben, † im Juli 1729.

[2]) Er war unter Jakob II. Miniſter geweſen, hatte aber zu der gemäßigten Fraction gehört und unterwarf ſich der proviſoriſchen Regierung.

Preſton geſtand alles und erlangte Begnadigung. Sein Bruder, Mr. Graham, der Biſchof Turner von Ely, einer der ſieben Biſchöfe, die ſich Jakob II. gegenüber ſo mannhaft bewieſen, aber kein Freund der Revolution, und der berühmte Quäker William Penn, der Theilnahme bezüchtigt, ergriffen die Flucht[1]. Lord Clarendon[2] kam, jedoch unſchuldig, in den Tower. Unter den Notizen Preſton's fanden ſich aber auch die Earls von Shrewsbury, Devonſhire[3] und Monmouth erwähnt, und wenn man auch nichts gegen ſie vornahm, ſo blieben ſie doch nicht von Verdacht frei.

Schlimmer lief eine andere Sache für Monmouth ab, und dürfte in der That den dunkelſten Punkt in ſeinem Leben bilden. Es ſcheint gewiß, daß mehrere ſehr hochgeſtellte und einflußreiche Mitglieder der neuen

---

[1] Penn ſtellte ſich 1693 vor Gericht und ward für nichtſchuldig erklärt.

[2] Heinrich Hyde, der ältere Sohn des berühmten Kanzlers, Schwager Jakob's II., deſſen erſte Gemahlin Clarendon's Schweſter, eine Hyde, war, Bruder des Earl von Rocheſter, unter Jakob einige Zeit Vicekönig von Irland. (Geb. 2. Juni 1638, vermählt 1660 mit der Tochter des Lord Capel, Theodoſia, † 22. October 1709.)

[3] **Karl Talbot**, Earl von Shrewsbury, Sohn des im Duell gefallenen Franz Talbot Earls von Shrewsbury, als Katholik erzogen, aber nach reifer Prüfung aus Ueberzeugung zum Proteſtantismus übergegangen, hochherzigen Sinnes und milden Weſens, war unter Jakob II. Lordlieutenant von Staffordſhire und Oberſt eines Reiterregiments, verlor aber beide Aemter, weil er ſich nicht zum blinden Werkzeuge der Pläne Jakob's hergab, gehörte zu denen, welche Wilhelm nach England luden und ſich dann im Haag bei ihm einfanden, und überbrachte Jakob die Botſchaft, daß er nicht in Whitehall bleiben dürfe. Wilhelm verhinderte ihn an ferneren Verbindungen mit Jakob, indem er ihn zur Annahme einer Stelle als Staatsſecretair zwang. 1694 wurde er Herzog, trat 1700 aus dem Miniſterium, ward 1713 Lordlieutenant von Irland, 1714 Lordkanzler der Schatzkammer und † 1718 erblos. — William Cavendiſh, Earl von Devonſhire, war ein Hauptleiter der Whigs, ward 1694 Herzog und † 1707.

Regierung, welche weſentlich zu der Revolution mitgewirkt, gleichwol nachher einen lebhaften Verkehr mit dem vertriebenen König unterhielten; ſei es nun, daß die Revolution ſie perſönlich nicht ihren Wünſchen gemäß befriedigt, oder daß ſie ſich für alle Fälle decken wollten, oder auch daß das Ganze nur ein Trugmittel war, um den Umtrieben der Jakobiten auf die Spur zu kommen. Wilhelm III. wußte um die Sache und duldete ſie. Man behauptete, daß Marlborough, Godolphin, der Earl von Bath, der Admiral Ruſſel in ſolchem Verkehre ſtänden. 1696 wurde wieder eine Verſchwörung entdeckt, welche acht Perſonen das Leben koſtete. Darunter war auch Sir John Fenwick. Dieſem war es gelungen, durch Wegſchaffung eines Zeugen ſeine gerichtliche Ueberführung unmöglich zu machen. Man ſchlug nun aber einen Weg ein, den er ſelbſt einſt gegen den Herzog von Monmouth gefördert hatte: eine Verurtheilungsbill (bill of attainder), wobei die Verurtheilung, unter dem gewöhnlichen Zuſammenwirken der drei Factoren der Geſetzgebung, durch Geſetz ausgeſprochen wird. Er hatte gegen Marlborough, Godolphin, Bath, Shrewsbury und Ruſſel [1]) ausgeſagt, jedoch nichts beweiſen können und ſpäter dieſe Angaben nicht erneuert. Godolphin und Bath ſtimmten für ſeine Freiſprechung, während Marlborough dieſe Großmuth nicht hatte. Shrewsbury war abweſend. Die Bill ging mit geringer Mehrheit durch und Fenwick wurde am 28. Febr. 1697 enthauptet. In dieſer Sache hatte nun Monmouth eine ſehr zweideutige Rolle geſpielt. Da Fenwick ſeinen Namen nicht genannt hatte, ſo ſetzte er Verhaltungsregeln, wie er ſeine Vertheidigung führen ſolle, für ihn auf,

---

1) Dieſer ward noch 1697 zum Earl von Orford erhoben.

und darin rieth er ihm, die genannten Perſonen mit in den Prozeß zu ziehen. Fenwick that dies nicht und nun ſprach Monmouth zwei Stunden lang für die Verurtheilung Fenwick's. Letzterer erklärte nun die ganze Sache, worauf Monmouth alle ſeine Aemter verlor und in den Tower kam. Doch ließ ihn der König unter der Hand beruhigen und er kam bald wieder in Freiheit.

Bei der Königin Anna kam er früh in Gunſt. Als man zu Anfang des ſpaniſchen Erbfolgekrieges eine Expedition nach Amerika beabſichtigte, ſollte er als Generalcapitain an deren Spitze geſtellt werden. Die Sache zerſchlug ſich aber; indeß erhielt er 6000 Pf. St. Entſchädigung.

Im Juni 1705 wurde er mit 5000 holländiſchen und engliſchen Soldaten nach Portugal geſchickt. In Liſſabon ſchiffte[1]) ſich der Erzherzog Karl mit einem großen Gefolge von Begleitern ein, welche Peterborough während der Reiſe auf ſeine eignen Koſten prächtig bewirthete. Von Liſſabon ging die Flotte nach Gibraltar, und nachdem ſie den Prinzen von Heſſen-Darmſtadt an Bord genommen, ſteuerte ſie nordöſtlich längs der ſpaniſchen Küſte hin. Der erſte Platz, den die Expedition berührte, nachdem ſie Gibraltar verlaſſen, war Altea in Valencia. Die elende Regierung Philipp's hatte in dieſer ganzen Provinz große Mißſtimmung erregt. Die Angreifer wurden eifrig bewillkommnet. Das Landvolk ſtrömte zu der Küſte, Lebensmittel bringend und ausrufend: „lange lebe Karl III." Die benachbarte Feſtung Denia ergab ſich an den kühnen Baſſet[2]), den man, als Bettler verkleidet, bei Denia ans Land geſetzt und der bald eine Schaar entſchloſſener Männer um ſich verſammelt hatte, faſt ohne Widerſtand.

---

[1]) Die Begebenheiten in Spanien nach Macaulay's Skizze in der Edinburgh Review.

[2]) Baſſet war ein Valencianer von dunkler Herkunft, hatte eine Zeitlang in Deutſchland gedient und war mit den holländiſchen Trup-

Peterborough's Phantaſie fing Feuer. Er faßte die Hoffnung, den Krieg mit einem Schlage zu beendigen. Madrid war nur 150 (engl.) Meilen entfernt. Es gab kaum einen befeſtigten Platz auf der Straße. Philipp's Truppen waren entweder an den portugieſiſchen Grenzen, oder an der cataloniſchen Küſte. In der Hauptſtadt fand ſich keine Militairmacht, außer wenigen Reitern, die eine Ehrenwache um die Perſon Philipp's bildeten. Doch der Plan, mit einer Armee von nur 7000 Mann in das Herz eines mächtigen Königreiches zu dringen, war zu kühn, um den Rathgebern des Erzherzogs zuzuſagen. Der Prinz von Heſſen-Darmſtadt 1)), der unter der Regierung Karl's II. Gouverneur von Catalonien geweſen war und ſeinen Einfluß in dieſer Provinz überſchätzte, war der Anſicht, daß ſie ſofort dorthin gehen und Barcelona angreifen müßten. Peterborough war durch ſeine Inſtructionen gehemmt, und fand es nöthig, ſich zu fügen. (Im Uebrigen war es allerdings richtig, daß, wenn man das damals maßgebende Element im regie-

---

pen wieder nach Spanien gekommen. Karl III. erhob ſeine Mutter zur Marquiſe von Cullera.

1) Es war dies der Prinz Georg, Sohn Ludwig's VI. und der Eliſabeth Dorothea von Sachſen-Gotha, geb. 25. April 1669, † 14. September 1705. Bei ihm war auch ſein jüngerer Bruder, Heinrich, geb. 26. September 1674, ſeit 1705 k. k. Generalfeldmarſchallieutenant und Commandant von Lerida, 1708 Oberſter der Leibgarde. Dieſer verließ Spanien 1710, weil er mit Starhemberg, der ihm bei einem Commando den General Baron Wetzel vorgezogen, in Streit gerieth und der König das beabſichtigte Duell nicht zuließ. Er lebte darauf meiſt zu Butzbach, trat zur lutheriſchen Kirche, die er verlaſſen gehabt, zurück und † im Februar 1741.

renden Spanien, nämlich Caſtilien, nicht für ſich hatte, man ſich auf die Oppoſition Cataloniens ſtützen mußte. Aber wenn man das Erſtere ſchon damals angenommen hätte, ſo hätte man das ganze Unternehmen gar nicht anfangen und ſpäter nicht zwei Mal nach Madrid dringen ſollen.)

Am 11. Auguſt kam die Flotte vor Barcelona an, und Peterborough fand, daß die ihm zugewieſene Aufgabe faſt unbeſiegbare Schwierigkeiten habe. Eine Seite der Stadt wurde durch das Meer, die andere durch die ſtarken Befeſtigungen von Monjuich geſchützt. Die Wälle waren ſo umfangreich, daß 30,000 Mann kaum hingereicht haben würden, ſie einzuſchließen. Die Beſatzung war ſo zahlreich, wie die belagernde Armee. Die beſten Offiziere in dem ſpaniſchen Dienſte waren in der Stadt. Die Hoffnung auf einen allgemeinen Aufſtand in Catalonien, die der Prinz von Darmſtadt gehofft hatte, wurde ſchmerzlich getäuſcht. Nur ungefähr 1500 bewaffnete Landleute, deren Dienſte mehr koſteten, als ſie werth waren, ſchloſſen ſich den Angreifern an.

Peterborough war in einer mislichen Lage. Er hatte immer gegen den Plan, Barcelona zu belagern, opponirt. Seine Einwendungen waren nicht durchgedrungen. Er hatte einen Entwurf auszuführen, den er beſtändig als unausführbar dargeſtellt hatte. Sein Lager war in feindliche Parteien getheilt und er wurde von allen getadelt. Die Einen tadelten ihn, daß er nicht ſofort dazu verſchritt, die Stadt zu nehmen, gaben aber keinen Plan an die Hand, wodurch 7000 Mann in den Stand geſetzt werden könnten, das Werk von 30,000 zu verrichten. Andere tadelten ihn, daß er ſeine Leute bei einem Verſuch, das Unmögliche durchzuführen, opfere. Der holländiſche Befehlshaber erklärte geradezu, daß ſeine Leute ſich nicht rühren würden, Lord Peterborough möge Befehle geben, welche er wolle; aber ſich in eine ſolche Belagerung einzulaſſen, wäre Tollheit, und die Leute ſollten nicht in den gewiſſen Tod geſchickt werden, wo es keine Ausſicht gäbe, irgend einen Vortheil zu erlangen.

Endlich, nach drei Wochen der Unthätigkeit, kündigte Peterborough ſeinen feſten Entſchluß an, die Belagerung aufzuheben. Das ſchwere Geſchütz wurde an Bord geſchickt. Es wurden Vorbereitungen getroffen, die Truppen wieder einzuſchiffen. Karl und der Prinz von Heſſen waren wüthend; aber die meiſten Offiziere tadelten ihren General, daß er die Maßregel, deren Ergreifung er endlich nothwendig gefunden, ſo lange aufgeſchoben habe. Am 12. September fanden in Barcelona Freudenbezeigungen und öffentliche Luſtbarkeiten wegen dieſer großen Befreiung ſtatt. Am folgenden Morgen wehte die engliſche Flagge auf den Wällen von Monjuich. Das Genie und die Energie Eines Mannes hatte die Stelle von 40 Bataillonen erſetzt.

Um Mitternacht hatte Peterborough den Prinzen von Heſſen beſucht, mit dem er ſchon ſeit einiger Zeit nicht auf dem Fuße freundſchaftlichen Geſprächs geſtanden hatte. „Ich habe beſchloſſen, Sir,“ ſagte der Earl, „einen Sturm zu verſuchen; Sie können uns, wenn Sie es für angemeſſen finden, begleiten und ſehen, ob ich und meine Leute das verdienen, was Sie von uns zu ſagen beliebt haben.“ Der Prinz war betroffen. Er ſagte, der Verſuch ſei hoffnungslos; aber er ſei bereit, ſeinen Theil zu tragen, und ohne weitere Verhandlung rief er nach ſeinem Pferde.

Der Earl hatte 1500 engliſche Soldaten unter ſeinen Befehl genommen. Noch 1000 andere waren, unter

Stanhope's 1) Commando, bei einem benachbarten Kloſter, als ein Reſervecorps aufgeſtellt. Nach einem Bogenmarſch längs des Fußes der Hügel erreichten Peterborough und ſein kleines Heer die Wälle von Monjuich. Hier machten ſie bis Tagesanbruch Halt. Sobald ſie entdeckt waren, rückte der Feind in den äußeren Graben, um mit ihnen zuſammenzutreffen. Das war die Wendung, worauf Peterborough gerechnet hatte, und auf welche ſeine Leute vorbereitet waren. Die Engländer hielten das Feuer aus, ſtürzten vorwärts, ſprangen in den Graben, ſchlugen die Spanier in die Flucht und betraten die Werke zugleich mit den Flüchtigen. Bevor die Beſatzung ſich von ihrer erſten Ueberraſchung erholt hatte, war der Earl Meiſter der Außenwerke, hatte mehre Geſchützſtücke genommen, und hatte zum Schutze ſeiner Leute ein Bruſtwerk aufgeworfen. Er ſchickte nun nach Stanhope's Reſerve. Während er auf dieſe Verſtärkung wartete, kam die Nachricht, daß 3000 Mann von Barcelona gegen Montjuich marſchirten. Er ritt ſofort, ſie zu recognosciren; aber kaum hatte er ſeine Truppen verlaſſen, als dieſe von einem paniſchen Schrecken ergriffen wurden. Sie waren im Begriff, das Feld zu räumen, als Peterborough noch zur rechten Zeit davon Nachricht erhielt, worauf er im Galopp zu den Flüchtigen ritt, einige Worte an ſie richtete und ſich an ihre Spitze ſtellte. Der Klang ſeiner Stimme und der An-

---

1) Jack Stanhope, geb. 1673, Sohn des engliſchen Geſandten in Madrid, Alexander Stanhope, kämpfte unter Wilhelm III. in den Niederlanden, als Generallieutenant in Spanien, eroberte 1708 Minorca, ſiegte 1710 bei Almanara und Saragoſſa, ward gefangen und erſt 1712 freigegeben. Unter Georg I. wurde er Staatsſecretair und Schatzkanzler, 1718 zum Viscount Mahon ernannt, † 4. Februar 1721. Er war Whig; ſeine Nachkommen ſind gemäßigte Tories worden.

blick ſeines Geſichts ſtellten ihren ganzen Muth wieder her, und ſie marſchirten in ihre frühere Stellung zurück.

Prinz Georg von Heſſen-Darmſtadt war in der Verwirrung des Sturmes gefallen; aber ſonſt ging alles gut. Stanhope kam heran; das Detachement, das aus Barcelona herausgerückt war, zog ſich zurück; das ſchwere Geſchütz wurde ausgeladen und gegen die innern Befeſtigungen von Monjuich verwendet, welche ſchleunig fielen. Peterborough rettete, mit ſeiner gewohnten Großmuth, die ſpaniſchen Soldaten vor der Wildheit ſeines ſiegreichen Heeres, und zollte ſeinem Nebenbuhler, dem Prinzen von Heſſen, mit großem Gepränge die letzten Ehren.

Die Einnahme von Monjuich war die erſte einer Reihe glänzender Thaten. Barcelona fiel und Peterborough hatte den Ruhm, mit einer Handvoll Menſchen eine der größten und ſtärkſten Städte Europas zu nehmen. Er hatte auch den, für ſein ritterliches Weſen nicht weniger theuern Ruhm, der ſchönen Herzogin von Popoli [1], die er traf, wie ſie mit aufgelöſtem Haar vor der Wuth ſeiner Soldaten floh, Leben und Ehre zu retten. Geſchickt benutzte er die Eiferſucht, mit welcher die Catalonier die Bewohner Caſtiliens betrachteten. Er garantirte der Provinz, in deren Hauptſtadt er jetzt lag, alle ihre alten Rechte und Freiheiten, und es gelang ihm ſo, die Bevölkerung an die öſterreichiſche Sache zu feſſeln.

---

[1] Beatrix Conteleni Herzogin von Popoli, Gemahlin des Herzogs Restaimus, Mutter des letzten Herzogs von Popoli und Fürſten von Pettorano († 1749), und der Camilla, welche ſich 1724 mit Bernhard de Tocco, Fürſten von Monte-Mileto und Acaja, vermählte und deren Sohn, Restaimus Joachim de Tocco (geb. 1. Januar 1726), die Güter und Würden der Herzoge von Popoli von ſeiner Mutter, die 1752 im 53. Jahre ſtarb, erbte und ſich mit Maria Cibo, der am 20. April 1728 gebornen jüngſten Tochter des Herzogs Alderani von Maſſa vermählte.

Das offene Land erklärte ſich jetzt zu Gunſten Karl's. Tarragona, Tortoſa, Gerona, Lerida, San Mater öffneten ihre Thore. Die ſpaniſche Regierung ſchickte den Grafen Las Torres mit 7000 Mann, San Mater einzunehmen. Der Earl von Peterborough entſetzte es mit nur 1200 Mann. Seine Offiziere riethen ihm, ſich mit dieſem außerordentlichen Erfolge zu begnügen; Karl drängte ihn, nach Barcelona zurückzukehren; aber keine Vorſtellungen konnten einen ſolchen Geiſt inmitten einer ſolchen Laufbahn aufhalten. Es war im tiefen Winter; die Landſchaft war gebirgig, die Straßen waren faſt unpaſſirbar, die Mannſchaften waren ſchlecht bekleidet, die Pferde abgetrieben, die zurückziehende Armee war weit zahlreicher, als die verfolgende. Aber Schwierigkeiten und Gefahren verſchwanden vor Peterborough's Energie. Er drängte vorwärts, Las Torres vor ſich her treibend. Nules ergab ſich vor dem bloßen Schrecken ſeines Namens, und am 4. Februar 1706 kam er im Triumph zu Valencia[1]) an. Hier erfuhr er, daß eine Schaar von 4000 Mann auf dem Marſche ſei, um zu Las Torres zu ſtoßen. Er rückte in tiefer Nacht aus Valencia aus, ſetzte über den Xucar, kam unerwartet über das Lager des Feindes, und tödtete, zerſtreute, oder nahm die ganze Verſtärkung. Die Valencianer konnten ihren Augen kaum trauen, als ſie die Gefangenen hereinbringen ſahen.

Mittlerweile beſchloſſen die Höfe von Madrid und Verſailles, durch den Fall von Barcelona und den Aufſtand der umliegenden Landſchaften entrüſtet und beunruhigt, eine große Anſtrengung zu machen. Ein zahlreiches Heer, dem Namen nach von Philipp V. befehligt, thatſächlich aber unter den Befehlen des Marſchalls Teſſé, rückte in Catalonien ein. Eine Flotte, unter dem Grafen von Toulouſe, einem der natürlichen Söhne Ludwig's XIV., erſchien vor dem Hafen von Barcelona. Die Stadt wurde zugleich zur See und zu Lande angegriffen. Die Perſon des Erzherzogs war in erheblicher Gefahr. Peterborough marſchirte, an der Spitze von gegen 3000 Mann, in großer Eile von Valencia aus. Mit einer ſo kleinen Macht einer großen regulären Armee unter dem Commando eines Marſchalls von Frankreich eine Schlacht zu liefern, würde Tollheit geweſen ſein. Der Earl führte daher einen Krieg nach der Weiſe der Minas und Empecinados unſerer Zeit. Er nahm ſeine Stellung auf den nahen Bergen, quälte den Feind mit unabläſſigen Beunruhigungen, ſchnitt ihm ſeine Fourageurs ab, unterbrach ſeine Verbindungen mit dem Innern, und brachte Erſatz, ſowol an Menſchen, als an Lebensmitteln, in die Stadt. Er ſah jedoch, daß die einzige Hoffnung der Belagerten auf der Seite des Meeres lag. Seine Vollmacht von der britiſchen Regierung gab ihm nicht blos über die Armee, ſondern, ſo oft er wirklich an Bord ſein würde, auch über die Flotte oberſte Gewalt. Er ſtach des Nachts in einem offenen Boote ins Meer, ohne ſeine Abſicht irgend Jemandem mitzutheilen. Er wurde, mehre Meilen von der Küſte, durch ein Schiff des engliſchen Geſchwaders aufgenommen. Sobald er am Bord war, kündigte er ſich als oberſten Befehlshaber an, und ſchickte eine Pinaſſe mit ſeinen Befehlen an den Admiral. Es iſt wahrſcheinlich, daß, wenn dieſe Befehle wenige Stunden früher gegeben worden wären, die ganze franzöſiſche Flotte genommen ſein würde. Wie die Sache ſtand, ſtach der Graf von Toulouſe in See. Der Hafen war offen. Die Stadt war entſetzt. In der folgenden Nacht hob der Feind die Belagerung auf und zog ſich nach Rouſſillon zurück. Peterborough begab ſich wieder nach Valencia, welchen Platz er jedem andern in Spanien vorzog.

---

[1]) Dieſes war übrigens nicht durch ihn, ſondern durch Baſſet genommen worden.

Der glänzende Erfolg, welchen Peterborough auf der Oſtküſte der Halbinſel erlangt hatte, ſtachelte auch den trägen Galway[1]), der von Portugal aus vordringen ſollte, zum Wetteifer auf. Er rückte in das Herz von Spanien vor. Der Herzog von Berwick zog ſich zurück. Alcantara, Ciudad Rodrigo und Salamanca fielen, und die Sieger rückten der Hauptſtadt zu. Triumphirend zogen ſie in Madrid ein und riefen den Erzherzog in den Straßen der regierenden Stadt als König aus. Aragonien folgte dem Beiſpiele Cataloniens. Saragoſſa empörte ſich, ohne einen Feind zu ſehen. Der Gouverneur, welchen Philipp über Carthagena geſetzt hatte, vergaß ſeine Pflicht und übergab den Alliirten das beſte

---

1) **Heinrich** Marquis v. Ruvigny, Earl von Galway (auch Galloway), geb. 1647, Generalagent des proteſtantiſchen Adels in Frankreich, verließ Frankreich mit dem Marſchall Schomberg (Th. II, S. 107 ff.), ward in England naturaliſirt und mit einer iriſchen Earlſchaft beliehen, Oberſt eines Reiterregiments franzöſiſcher Flüchtlinge, 1696 Generalmajor, 1704 an die Spitze eines Armeecorps in Portugal geſtellt, 1709 zurückberufen, † 14. September 1720. Er war übrigens ein Verwandter der Lady Ruſſel, jener edeln Rahel Wriothesley, der Tochter des trefflichen Earl von Southampton († 16. Mai 1667), der Gemahlin erſt des Lord Vaughan, dann jenes berühmten unglücklichen William Lord Ruſſell, welcher am 21. Juli 1683 auf dem Schaffotte fiel, der Mutter des Herzogs von Bedford und der Herzoginnen von Devonſhire und Rutland. (Sie war 1636 geboren und † 29. September 1723.) Ihre Mutter, Rahel, war eine Tochter Heinrich's de Maſſey, Barons v. Ruvigny.

Arſenal und das letzte Schiff, welches Spanien beſaß. In Toledo, wo ſich die alten Gegner, die Königin-Witwe und der Cardinal Porto Carrero, im gemeinſchaftlichen Haſſe gegen die neue Dynaſtie verſöhnt hatten, zogen die Truppen Karl's III. ohne Widerſtand ein. Da auf einmal erhoben ſich Caſtilien, Leon, Andaluſien und Eſtremadura für die Sache Philipp's V. Jeder Landmann verſchaffte ſich ein Feuergewehr, oder eine Pike. Die Alliirten waren nur Herren des Bodens, auf dem ſie traten. Kein Soldat konnte 100 Ruthen von der Hauptmacht der eindringenden Armee abſtreifen, ohne drohende Gefahr, erdolcht zu werden. Das Land, durch welches die Eroberer nach Madrid gezogen waren, trat hinter ihnen unter Waffen. Ihre Verbindungen mit Portugal waren abgeſchnitten. Sie ſelbſt verfolgten ihre Vortheile nicht mit Energie. Galway blieb in Madrid ſtehen, wo ſeine Soldaten ſich ſo ſchrankenloſen Ausſchweifungen hingaben, daß eine Hälfte derſelben in den Hoſpitälern lag. Karl blieb unthätig in Catalonien. Peterborough hatte Requena genommen und wünſchte, von Valencia auf Madrid zu marſchiren und eine Vereinigung mit Galway zu bewirken; aber der Erzherzog verweigerte ſeine Zuſtimmung zu dem Plane. Der unwillige General blieb demzufolge in ſeiner Lieblingsſtadt an den ſchönen Küſten des Mittelmeeres, las Don Quixote, gab Bälle und Soupers, verſuchte, fruchtlos, mit den Valencianern einigen guten Sport anzuſtellen, und machte den valencianiſchen Frauen, nicht fruchtlos, die Cour.

Endlich rückte der Erzherzog nach Caſtilien vor, und befahl Peterborough, ſich ihm anzuſchließen. Aber es war zu ſpät; Berwick hatte bereits Galway genöthigt, Madrid zu räumen, und als die ganze Macht der Altirten zu Guadalaxara vereinigt war, fand man ſie entſchieden an Zahl der des Feindes nachſtehend.

Peterborough entwarf einen Plan, wieder Beſitz von der Hauptſtadt zu nehmen. Der Plan ward verworfen. Die Geduld des reizbaren und ruhmſüchtigen Helden war ermüdet. Er beſaß nichts von jener Gelaſſenheit des Weſens, welche Marlborough in den Stand ſetzte, in vollkommner Eintracht mit Eugen zu verfahren und die läſtige Einmiſchung der holländiſchen Deputirten zu ertragen. Er verlangte Erlaubniß, die Armee zu verlaſſen. Die Erlaubniß wurde bereitwillig gewährt, und er reiſte nach Italien ab. Damit ſeine Abreiſe einen Vorwand habe, wurde er bevollmächtigt, zu Genua eine Anleihe zu vermitteln. Er traf am 21. September daſelbſt ein, beſorgte ſeine Aufträge und eilte dann wieder nach Spanien, wo er im Januar 1707 anlangte, aber nur noch als Rathgeber auftrat, ohne auch als ſolcher Gehör zu finden. Es bewährt ſeine richtige Einſicht, daß er, unter veränderten Verhältniſſen, auch ein ganz anderes Verfahren anrieth, als wofür er ehedem geſtimmt hatte. Während er früher ein raſches Vordringen auf Madrid begehrt, war er jetzt der Meinung, daß keine Offenſivoperationen gegen Caſtilien unternommen werden ſollten. Es würde leicht ſein, ſagte er, Aragon, Catalonien und Valencia gegen Philipp zu vertheidigen. Die Bewohner dieſer Theile von Spanien wären der Sache des Erzherzogs zugethan, und die ganze Bevölkerung würde den Heeren des Hauſes Bourbon Widerſtand leiſten. In kurzer Zeit könne der Enthuſiasmus der Caſtilianer abnehmen. Die Regierung Philipp's könne unpopuläre Acte vornehmen. Niederlagen in den Niederlanden könnten Ludwig nöthigen, den Beiſtand zurückzuziehen, den er ſeinem Enkel geliefert habe. Dann würde es Zeit ſein, einen entſcheidenden Schlag zu führen. Dieſer treffliche Rath wurde verworfen[1]). Peterborough, welcher jetzt aus England förmliche Abberufungsſchreiben erhalten hatte, entfernte ſich vor Eröffnung der Campagne und dann folgte ein Unfall dem andern. Kaum hatte jemals ein General ſo viel mit ſo geringen Mitteln ausgerichtet. Kaum hatte jemals ein General gleiche Originalität und Kühnheit entwickelt. Aber weder die Rathgeber des Erzherzogs, noch die engliſche Regierung konnten ſich mit ſeinem Verfahren befreunden. Er war ſo excentriſch, daß man ihm das Urtheil, das er wirklich beſaß, nicht zutraute. Einen Tag nahm er Städte mit Cavaleriſten; dann verwandelte er wieder im Augenblick einige Hundert Mann Fußvolk in Reiter. Er erlangte ſeine politiſchen Nachrichten hauptſächlich durch Liebeshändel, und füllte ſeine Depeſchen mit Epigrammen. Die Miniſter glaubten, daß es höchſt unpolitiſch ſein würde, die Leitung des ſpaniſchen Krieges einer ſo flüchtigen und romantiſchen Perſon zu vertrauen. Aber die methodiſchen Feldherren, die ihm folgten, wurden geſchlagen, während Peterborough geſiegt hatte.

Seine Feldherrnlaufbahn war nunmehr zu Ende und er ward in dem diplomatiſchen Felde gebraucht. Er ging aus Spanien wieder nach Savoyen. Unterweges überraſchte ihn eine überlegene franzöſiſche Seemacht. Er entkam auf einer leichten Barke, mit der er nach Livorno eilte. Sein Sohn, Lord Mordaunt, vertheidigte ſich einen Tag lang und rettete ſich endlich nach Vintimiglia. Bald darauf wurde er nach England berufen und einige Jahre außer Activität gehalten. 1711, wo ein anderes Regiment eingetreten war, trat er unter den Tories in Thätigkeit. Nachdem ſein Verfahren geprüft und belobt worden war [1]), wurde er nach Wien geſchickt, von wo er, nach vier Wochen, nach Turin und Genua eilte. Er ſollte auch noch nach Spanien, was jedoch durch den Tod des Kaiſers rückgängig ward. Er eilte jetzt in kurzer Zeit nach Wien, nach England, zum Wahlconvent nach Frankfurt, zur Begrüßung des neuen Kaiſers nach Mailand, machte den Carneval in Venedig mit, bei welcher Gelegenheit in jenen Zeiten auch viel Politik getrieben zu werden pflegte, war im März 1712 wieder in Turin, flog von da nach Florenz, im April nach Venedig, eilte dem Kaiſer über Wien nach Presburg nach und war im Auguſt wieder in Turin. 1713 ging er nach England, wo ihm die Königin 20,000 Pf. St. und das Hoſenband gab, von wo er aber bald wieder nach Genua, Palermo, Neapel, Rom, Florenz, Wien ging, überall auf die Regierungen im Sinne der damaligen engliſchen Politik wirkend. Nach dem Tode der Königin kehrte er nach England zurück, wo Georg I. ihn achtungsvoll aufnahm. Doch war er mit den leitenden Whigs zu zerfallen, um beſchäftigt zu werden. Ueberhaupt war er nicht für Parteien: denn er wollte, daß große Dinge geſchähen, gleichviel in welchen Formen, durch welche Mittel, durch welche Leute und mit weſſen Nebennutzen. In den Armeeliſten wurde er übrigens noch fortgeführt, bezog ſeine Beſoldungen und ward noch 1722 zum General der Marine ernannt. Aber Dienſt that er nicht mehr.

---

[1]) Karl III. war diesmal ſelbſt Peterborough's Meinung. Aber Galway und Stanhope ſetzten den Angriff durch. Peterborough ſchickte noch von Turin das ihm beifällige Votum des Prinzen Eugen ein.

---

[1]) Dem lag allerdings eine Parteibosheit gegen Marlborough zum Grunde, dem man die gewohnten Dankvota diesmal entzog.

1716 machte er eine Vergnügungsreiſe über Frankreich nach Italien. Als er aber nach Bologna kam, welches damals unter der Verwaltung des Cardinallegaten Origbi[1]) ſtand, ließ ihn der Prätendent, unter Vermittelung jenes Cardinals, am 11. September durch zwei Engländer und eine Compagnie Grenadiere verhaften, ins Fort Urban bringen und ſeine Papiere verſiegeln. Der Prätendent hatte ſich nämlich eingebildet, Peterborough ſei nach Italien gereiſt, um den auf den Kopf des Erſteren geſetzten Preis zu verdienen. Die Sache war eine alberne Uebereilung und lief demgemäß aus. Der König Georg ließ durch den kaiſerlichen Geſandten in Rom, Grafen Gallas, ſtarke Vorſtellungen bei dem Papſte thun und drohte ſogar mit einem Bombardement Civita Vecchias. Man wollte ſich in der Stille aus der Schlinge ziehen und erklärte dem Earl ſehr höflich, er könne ungeſtört weiter reiſen. Er war aber ebenſo obſtinat, wie der Günſtling Kaiſer Joſeph's II., Graf Terzi di Siſſa, in Coblenz[2]). Er erklärte, daß er ſeinem Könige Nachricht gegeben und erſt deſſen Befehle erwarten müſſe. Die Offiziere und Soldaten ſeiner Wache hatten es inzwiſchen bei dem ſein

---

[1]) Er war am 1. März 1661 zu Rom geboren, ward 1712 Cardinal, war von 1716—21 Legat zu Bologna, und † 18. März 1737.

[2]) Wie derſelbe auf der fliegenden Brücke bei Coblenz von der Schildwache arretirt worden, weil er ſich in deren Nähe erleichtert und die Handlung als eine ſymboliſche Satyre auf die leichte Kleidung des trieriſchen Militairs betrachtet worden, wie er ſich nicht zu erkennen gegeben, wie man endlich hinter ſeinen Stand gekommen und wie, um ihn zuletzt zum Durchgehen zu bewegen, die Verwendung des Kurfürſten von Sachſen, des Herzogs von Sachſen-Teſchen und der Erzherzogin Chriſtine in Anſpruch genommen worden, mag man im Rheiniſchen Antiquarius (Abth. 2, Bd. 1, S. 6 ff.) nachleſen, wo es aufs ergötzlichſte geſchildert.

Leben lang großmüthigen Manne ſo gut, wie die Wachen des mittäglichen Reiſenden in Avignon. Kaiſerliche Vermittelung legte die Sache endlich in der Weiſe bei, daß der Papſt an eine mit dem König von Großbritannien verbündete katholiſche Macht einen oſtenſiblen Brief zu ſchreiben verſprach, worin die Sache dem Legaten in die Schuhe geſchoben ward, und der Staatsſecretair Cardinal Paulucci, wie der Cardinal Origbi, geeignete Erklärungen an den Admiral Bing abgehen ließen.

Bald darauf ging Peterborough wieder nach England, wo er nun längere Zeit nichts von ſich hören ließ. Er hielt ſich im Allgemeinen zur Hofpartei, nahm aber wenig Antheil an den Geſchäften. Im April 1735 ließ er ſich penſioniren und reiſte im October nach Liſſabon, wo er im November deſſelben Jahres ſtarb. Vor ſeiner Abreiſe machte er ſein Teſtament, zugleich aber bekannt, daß er ſich ſchon ſeit längerer Zeit mit der ehemaligen Opernſängerin Robinſon verheirathet habe. Ihr hinterließ er auf Lebenszeit Mount-Bevis bei Southampton, mit 2000 Pf. St. jährlich.

Seine erſte Gemahlin hatte ihm zwei Söhne geboren, Johann und Heinrich, welche aber, ſchon erwachſen, 1710 beide an den Blattern ſtarben. Doch hatte Heinrich, aus ſeiner Verbindung mit Franciska, der Tochter Karl Powlet's Herzogs von Bolton, zwei Söhne hinterlaſſen: Karl und Johann. Die Tochter des alten Earl, Henriette, war mit dem Herzog Alexander v. Gordon († 1728) vermählt. Ihr Sohn, der Herzog Kosmus Georg († 1752), heirathete eine Tochter ihres Bruders.

XII. Die Herzoge von Ormond.

Unter den älteſten Häuſern des in Irland angeſeſſenen engliſchen Adels gebührt ohne Frage dem der Butler eine der erſten Stellen. Der Urſprung des Geſchlechtsnamens führt ohne Zweifel auf das iriſche Oberſchenkenamt (Chief Butlerage) zurück, welches König Heinrich II. 1177 dem Theobald Fitzwalter verlieh. König Eduard III. übertrug 1328 dem Jakob Butler das Earlthum Ormond. Der dritte Earl, Jakob, kaufte 1391 das Schloß Kilkenny, ſeitdem der Hauptſitz der Familie, von Sir Hugh le De Spencer, Earl von Glouceſter. Von dem ſechſten Earl, Johann, ſagte Eduard IV.: „wenn gute Bildung und liberale Gaben in der Welt verloren gingen, ſo würden ſie alle bei dem Earl von Ormond gefunden werden.“ Zur Zeit Heinrich's VIII. forderte der Earl von Kildare den Sir Piers Butler, Earl von Oſſory [1], auf, ihre Macht zu vereinigen, Irland von England loszureißen und dann untereinander zu theilen. Sir Piers wies den Antrag mit den Ausdrücken äußerſter Verachtung zurück. Mit der unerſchütterlichſten Treue gegen ihren Lehn'sherrn verbanden die Ormonds aber ebenſo ſtandhaft den furchtloſeſten Freimuth. Der

---

[1] Dies der zweite Titel des Hauſes.

Earl Thomas trug kein Bedenken, ſein Mistrauen und ſeine Abneigung gegen den Günſtling der Königin Eliſabeth, den Earl von Leiceſter, in Gegenwart der Königin auszuſprechen und ihr offen zu ſagen, daß Leiceſter ein Schurke und Feiger ſei. Einſt traf er Leiceſter im Vorzimmer und dieſer ſagte, ihm einen guten Morgen bietend, zu ihm: „Mylord von Ormond, ich träumte letzte Nacht von Euch.“ „Was könntet Ihr von mir träumen?“ fragte Ormond. „Ich träumte,“ ſagte der Andere, „daß ich Euch eine Ohrfeige gab.“ „Träume bedeuten ihr Gegentheil,“ antwortete der Earl und gab Leiceſter ohne weitere Umſtände eine tüchtige Ohrfeige. Er wurde dafür in den Tower geſchickt, kam jedoch bald wieder frei.

Ein Großneffe dieſes Earl Thomas, welcher Letztere ſeinen Stamm nicht fortpflanzte, ſondern Würden und Güter ſeinem Bruder hinterließ, war beſtimmt, der berühmteſte und edelſte Repräſentant dieſes alten und edeln Hauſes zu werden und alle ſchönen und glänzenden Züge desſelben in ihrer höchſten und reinſten Entwickelung zu entfalten. Oder hatte er einen Nebenbuhler in ſolchem Ruhme, ſo war es ſein eigner, leider ihm im Tode vorangegangener Sohn.

Jakob Butler, geboren 1610, verlor ſeinen Vater, den Viscount Thurles, frühzeitig und ward nun von ſeinem Großvater, dem Earl von Ormond, erzogen. Doch bald zog König Jakob I. die Güter des in die katholiſchen Umtriebe verwickelten Earls ein, und ließ ſie für den jungen künftigen Erben verwalten, dieſen ſelbſt aber durch den Erzbiſchof Abbot von Canterbury proteſtantiſch erziehen. Karl I. gab dem Earl ſeine Güter und den Enkel zurück, welcher ſich 1629 mit Lady Eliſabeth Preſton vermählte, ſich eine Schwadron kaufte und nach

England überſiedelte. Nach Irland kehrte er 1632 zurück, wo er durch den Tod ſeines Großvaters deſſen Würden und Güter erbte.

Seine Verbindung mit Lady Eliſabeth Preſton kam übrigens nicht ſo leicht zu Stande. Sie war eine Mündel des Königs, der die Fürſorge für ſie dem Earl von Holland anvertraut hatte. Zwiſchen den Ormonds und den Desmonds, von denen die Lady ſtammte[1], beſtand uralte Feindſchaft, welche ſich ehedem oft in blutigen Fehden[2], in ſpäteren Zeiten aber in nicht minder erbitterten Rechtsſtreitigkeiten Luft gemacht hatte. Im Verfolg eines ſolchen Prozeſſes war ſie ihrem jungen Gegner, der damals Lord Thurles hieß, vor Gericht begegnet und von Liebe für ihn ergriffen worden. Sie verbarg das ſo wenig, daß es bald dem ganzen Hofe kund ward. Der König ließ Lord Thurles kommen und begehrte von ihm, daß er alle Anſprüche auf die Hand der jungen Dame aufgebe, da ſie einem Andern beſtimmt ſei. Der junge Lord erklärte jedoch, er glaube ein beſſeres Recht, als irgend ein Edelmann am Hofe, darauf zu haben, der Lady Eliſabeth die Aufmerkſamkeit zu widmen, die ihrer Schönheit und ihren Verdienſten gebührten, da er ihr armer Vetter und Blutsfreund ſei. Die Lady Eliſabeth zögerte auch nicht, ihre Abneigung gegen die von dem Könige vorgeſchlagene Verbindung und ihren Entſchluß zu erklären, Niemand als Lord Thurles zu ehelichen. Die Vernunft ſelbſt ſpreche für dieſe Neigung, da eine Verbindung zwiſchen ihnen das beſte Mittel ſei, ihre Familienzwiſte zu endigen. Doch der König blieb hartnäckig und der Vormund war ſtreng. Es fand ſich indeß ein weiches Herz, das den Verkehr der Liebenden vermittelte, und dies war niemand geringeres, als die eigne Tochter des Vormundes, Lady Iſabella Rich. Ihr Herz war nur zu weich; ihre im Intereſſe ihrer Freundin gepflogenen geheimen Unterredungen mit Lord Thurles wurden nur zu zärtlich und für ein junges Mädchen und einen 19jährigen Jüngling zu verführeriſch. Bevor noch der Haupthandel zu einem Ende geführt war, wurde Lady Iſabella Mutter eines Knaben, welcher im tiefſten Geheimniß geboren und nach Paris geſchickt wurde. Bald darauf gelang es Lord Thurles, den habſüchtigen Lord Holland mit der damals höchſt bedeutenden Summe von 15,000 Pf. St. zu beſtechen und durch ſeinen Einfluß die königliche Erlaubniß zu ſeiner Verbindung mit Lady Eliſabeth zu erlangen.

---

[1] Sie war das einzige Kind Richard's Lord Dingwall von der Lady Eliſabeth Butler, einer Tochter des zehnten Earls von Ormond, Thomas, deſſen Mutter, Johanne, die Tochter und Erbin Jakob's, des eilften Earls von Desmond war.

[2] Einſt hatte eine Ausſöhnung ſtattgefunden und ſollte durch ein gegenſeitiges Händeſchütteln der Häuptlinge beſtätigt werden. Man wagte aber nicht, dies anders vorzunehmen, als durch eine Oeffnung in einer eichenen Thüre! Dann war der Häuptling der Fitz-Geralds von Desmond durch die Butlers gefangen genommen worden, und weil er von Blutverluſt entkräftet war, wurde er auf den Schultern der Sieger getragen. Der Lord von Ormond rief triumphirend aus: „Wo iſt nun der große Earl von Desmond?“ „Hier,“ antwortete der Lord Gerald, „hier, an ſeinem rechten Platze: immer noch auf den Nacken der Butlers.“

Längere Jahre nachher reiſte er nach Paris und traf dort ſeinen Sohn zu einem blühenden, hoffnungsvollen Jüngling erwachſen. Er konnte es ſich nicht verſagen, der Mutter einige Nachricht über ihr Kind zukommen zu laſſen, beging aber das Verſehen, da er an demſelben Tage auch an ſeine Gemahlin ſchrieb, die Adreſſen zu verwechſeln. Die Gräfin, welche ihren Gemahl leidenſchaftlich liebte und nie eine Ahnung von ſeiner und ihrer Freundin Untreue gehabt hatte, ſaß noch, in ſchmerzlichem Erſtaunen, mit dem offenen Briefe in der Hand, als Lady Iſabelle hereintrat, die Briefe ausgetauſcht wurden, eine gegenſeitige Erklärung ſtattfand und die Schuldige, von Scham durchdrungen, ſich vor ihrer beleidigten Freundin zur Erde beugte. Die großmüthige Gräfin aber, außer Stande, den Anblick ihrer Demüthigung zu ertragen, ſchlang ihre Arme um ihren Hals und ſuchte, mit Thränen und tauſend zärtlichen Liebkoſungen, ſie mit ſich ſelbſt auszuſöhnen, verſicherte ſie ihrer vollſtändigen Vergebung und verſprach, daß das Vergangene für ſie wie nicht geſchehen ſein ſolle. Sie hielt Wort. Selbſt der Herzog hat nie erfahren, daß ſeine Gattin das Verhältniß kenne, und Lady Iſabelle hat ſpäter, als ſie in den Bürgerkriegen aus England flüchten mußte, auf eine Einladung von Seiten der Gräfin hin, zwei Jahre in dem Hauſe der Ormonds in Caen, unter einem Dache mit dem befreundeten Paare, gewohnt, ohne daß die Gräfin das geringſte Merkmal von Eiferſucht verrathen, oder zu einem ſolchen Anlaß bekommen hätte. Lady Iſabella bewahrte bis an ihr Ende einen fleckenloſen Ruf und ſtarb unvermählt[1]).

Als Jakob Butler nicht lange erſt das Earlthum ererbt hatte, erſchien er bei dem Parlamente, welches der Lord Statthalter Wentworth[2]) nach Dublin entboten hatte. Derſelbe ſtrenge Regent hatte eine Proclamation erlaſſen, welche jedem Mitgliede beider Häuſer verbot, mit ſeinem Schwerte zu erſcheinen. Als der Earl von Ormond durch die Thüre des Hauſes der Peers ſchritt, bat ſich der Thürhüter ſein Schwert aus. Da das Geſuch mit ſchweigender Verachtung behandelt wurde, erneuerte er es peremtoriſch, worauf der Earl verſetzte: nur in ſeinem Leibe ſolle er ſein Schwert erhalten, und ſtolz auf ſeinen Platz ſchritt. Der Lord Statthalter entbot den widerſpenſtigen Peer vor den Geheimen Rath und forderte ihn auf, ſein Verfahren zu verantworten, worauf Lord Ormond erklärte, er handele nach ſeinem Lehnseide, der ihn verpflichte, im Parlamente cum gladio cinctus zu erſcheinen. Wentworth erkannte den geiſtvollen Muth des jungen Mannes, beſchloß, ihn zu gewinnen, überhäufte ihn mit Gunſtbezeigungen und machte ihn mit 25 Jahren zum Geheimen Rath.

---

[1]) S. Burke, Anecdotes of the Aristocracy, I., 55 ff.

[2]) Der nachherige unglückliche Earl Strafford.

1640 erhielt Ormond den Auftrag, in Irland ein Heer gegen die Schotten zu bilden, was jedoch, hauptſächlich aus Mangel an Geld, ſcheiterte. Als dagegen 1641 der furchtbare iriſche Aufſtand, im barbariſchen Style eines Negeraufſtandes, losbrach, hielt Ormond die engliſche Sache allein noch aufrecht, nahm 1642 Drogheda und ſchlug die Aufſtändiſchen bei Kilkoſh und Roß. Er wurde dafür zum Marquis erhoben und in ſeinem Commando unabhängig geſtellt. Auch 1643 ſiegte er über die, an Zahl weit überlegenen, von Lord Preſton geführten Inſurgenten. Die ihm vom Parlamente zugeſchickten Aufſeher ſchickte er jedoch zurück und da ihn dieſes, in der an ſich richtigen, für die Engländer in Irland aber freilich ſehr rückſichtsloſen Anſicht, daß die iriſche Angelegenheit recht wohl warten könne, bis die Hauptfrage in England entſchieden ſei, ohne Unterſtützung ließ, ſo ſchloß er einen Waffenſtillſtand auf 12 Monate. Der König ernannte ihn dafür zum Vicekönig; in den Augen des Parlamentes aber und im Ganzen auch der engliſchen Volksmeinung ward dieſer Schritt mit großem Mistrauen betrachtet. Denn ſtatt den natürlichen Grund in der verzweifelten Lage der Engländer in Irland zu ſuchen, ſuchte man ihn lediglich in der Abſicht, die Truppen aus Irland zu ziehen, um ſie gegen das Parlament zu gebrauchen.

Ormond jedoch behauptete ſich ebenſo gegen die heftige iriſche Partei[1], wie gegen das Parlament bis 1647, wo er dem letzteren Dublin und andere Plätze ausliefern mußte und ſich erſt zu Karl I., der damals zu Hamptoncourt gefangen ſaß, dann nach Frankreich begab. Er hatte die Plätze, die er noch in Irland innehatte, dem Parlamente, auf Befehl des Königs, übergeben, damit ſie nicht in die Hände der fanatiſchen Iren fielen, woraus dem König der größte Vorwurf erwachſen wäre. In dem Vertrage mit dem Parlament war für Ormond die Freiheit bedungen, ſich ſechs Monate lang in England, wo immer er wolle, unangefochten aufzuhalten und dann nach ſeinem Gutfinden außer Landes zu gehen. Er hatte dieſe Freiheit zu häufigen Beſuchen bei dem König benutzt, erfuhr aber, als die Friſt nicht viel über die Hälfte verſtrichen war, daß die Militairpartei ihn zu verhaften beabſichtige. Nicht daß ſie etwas auf ihn zu bringen gehabt hätten; aber ſie hielten ihn für einen Mann, der es werth wäre, daß ſie ihn fürchteten[2]. Er ritt daher verkleidet und nur von einem Bedienten gefolgt, nach Suſſex und ſchiffte ſich hier, in einem wenig bekannten und unbewachten Hafen am Bord einer Schaluppe ein, die ihn glücklich nach der Normandie brachte, von wo er ſich nach Paris zu der Königin und dem Prinzen von Wales begab.

---

[1] Dieſe wollte ſich nur dann für den König erklären, wenn er die öffentliche Einführung des Katholicismus zuſage. Dazu wollte Ormond, der ein ſtrenger Proteſtant war, niemals die Hand bieten. Karl unterhandelte daher mit den iriſchen Conföderirten durch Lord Herbert, den älteſten Sohn des Marquis v. Worceſter, den er zum Earl von Glamorgan erhob. Ormond ließ aber Glamorgan verhaften und ſpäter leugnete der König die ganze Sache ab.

[2] A Man worthy of their fear, ſagt Clarendon.

Bald nach ſeiner Ankunft daſelbſt erſchienen Commiſſarien der iriſchen Conföderirten bei der Königin. Nachdem nämlich dieſe Heftigen den Träger der königlichen Autorität vertrieben, erkannten ſie bald, daß ſie dieſelbe zu ihrer eigenen Erhaltung bedürften. Die Parteiungen hatten unter den Iren ſo mächtig um ſich gegriffen, und der päpſtliche Nuntius Rinuccini übte ſeine Gewalt mit ſolcher Tyrannei und Anmaßung, daß man fürchten mußte, die Parlamentstruppen würden, wenn ſie ankämen, bei dem geſpaltenen und misgeſtimmten Volke leichtes Spiel finden. Die Commiſſarien baten daher die Königin und den Prinzen, vermitteln zu wollen, daß die königliche Autorität wieder einen Träger in Irland erhalte. Allerdings machte ſich der Marquis von Antrim, der ſich unter den Commiſſarien befand, einige Hoffnung, daß die Wahl auf ihn fallen werde. Aber zwiſchen ihm und Ormond konnte in der That keine Wahl ſein.

Dieſer Antrim, früher Earl und erſt vor kurzem zum Marquis erhoben, war ein Macdonnel und gehörte einem Stamme an, hinſichtlich deſſen es zweifelhaft iſt, ob er mehr ſchottiſchen, oder mehr iriſchen Urſprungs ſei. Er hatte in beiden Ländern Beſitzungen, doch die meiſten in Irland. Er war ein eitler und abenteuerlicher Mann, aber ſehr ſchwachen und beſchränkten Geiſtes. Am beſten ging es noch, wenn er unter der Leitung ſeiner Frau handelte, der er überhaupt ſeinen Reichthum und ſein Anſehen hauptſächlich verdankte. Denn ſie war eine Erbin des Hauſes Rutland und die Witwe und Mutter von Herzogen von Buckingham, dabei eine ſehr geiſtvolle und energiſche Frau. Nachdem er an dem engliſchen Hofe mit ſolcher Pracht gelebt, daß ſelbſt ihr großes Vermögen nicht ausreichte, hatte er ſich nach Irland zurückziehen müſſen, wo ſeine Mittel noch genügten, einen imponirenden Glanz zu verbreiten. Der iriſche Aufſtand hatte ſie wieder nach England vertrieben. Ihr Gatte war aber in Irland geblieben und hatte ſich, ſobald ihn der Verſtand ſeiner Frau verließ, zu den heftigſten Aufſtändiſchen gemacht, zu deren Führer ſein begabterer Bruder, Alexander Macdonnel, gehörte. Doch war es ihm, oder vielmehr ſeiner Frau, gelungen, ſeine Erhebung zum Marquis auszuwirken, indem er eine Truppenwerbung zu Gunſten der Unternehmungen des ſchottiſchen Earl von Montroſe veranſtaltete.

Die Königin und der Prinz waren keinen Augenblick in Zweifel, daß nur Ormond ihr Mann ſei. Auch dieſer entſchied ſich, den Antrag anzunehmen. Theils rieth der Cardinal Mazarin dazu und ſtellte eine Unterſtützung mit Geld, Waffen und Munition in Ausſicht. Theils wußte er, daß viele Perſonen in Schottland und England zu einer neuen Erhebung geneigt waren. Hauptſächlich aber war der Lord Inchiquin, der das Commando der engliſchen Truppen in der Provinz Munſter führte, ſehr geneigt, von der Sache des Parlaments, welches immer offener in das Stadium der Uſurpation und des Gewaltmisbrauchs eingetreten war, abzufallen. Er war bereit, Ormond als Stellvertreter des Königs in Munſter aufzunehmen. So verabredete dieſer denn vorläufig das Nöthige mit den Commiſſarien, welche darauf nach Irland zurückkehrten.

Freilich ſchlug gleich die erſte Berechnung fehl. Denn der Cardinal hielt nicht Wort und Ormond mußte ſich endlich (1648) nach Irland begeben, ohne irgend etwas von den Unterſtützungen mitzubringen, die ihm zugeſagt worden. Lord Inchiquin war inzwiſchen ſchon zu weit gegangen, um wieder umkehren zu können, und forderte Ormond ſelbſt auf, im Nothfalle auch nur allein zu kommen. Die conföderirten Iren vereinigten ſich mit Inchiquin und Ormond gegen den Nuntius, der in Waterford belagert ward und endlich für gut fand, ſich, unter Zurücklaſſung von Bann und Interdict gegen Irland, nach Italien zurückzuziehen. Doch half das alles der Unbeſtändigkeit der Iren gegenüber nichts. Bei der Ankunft des Marquis ſchickten ſie Commiſſarien an ihn, die ihn beglückwünſchen und Unterhandlungen über einen Unterwerfungsvertrag führen ſollten. Dieſe brachten ſofort, im Widerſpruch mit den früheren Zuſicherungen, den Religionspunkt wieder in den Vordergrund, und darauf konnte Ormond, ſelbſt wenn er perſönlich gewollt hätte, ſchon deshalb nicht eingehen, weil darin ein entſchiedenes Abſtoßen des Lord Inchiquin und der von ihm vertretenen proteſtantiſchen Engländer gelegen hätte. So verging der Winter unter fruchtloſen Unterhandlungen, während man die beſte Gelegenheit gehabt hätte, die noch ſchwachen und aller Hilfsmittel ermangelnden Parlamentstruppen anzugreifen. Ja, als es endlich Ormond, der ſich um Weihnachten ſelbſt nach Kilkenny begab, gelungen war, einen Vertrag zu Stande zu bringen (17. Januar 1649), worin ſich die Conföderirten, gegen billige Zugeſtändniſſe, verpflichteten, ein Heer von 17,000 Mann für den König aufzuſtellen, weigerte ſich Owen Neile, der Führer der iriſchen Streitkräfte in Ulſter, denſelben anzuerkennen, wollte mit Ormond beſonders unterhandeln und erhob namentlich neue Forderungen in Betreff des Religionspunktes. Dieſe waren jedoch, wie ſich ſpäter ergab, als es an den Tag kam, daß er bereits mit Monk im Einverſtändniß war, nur Vorwand, der Hauptgrund aber die zwiſchen den beiden Anführern, O'Neile und Lord Preſton, beſtehende Eiferſucht.

Indeß hatten ſich doch ſo viele Truppen um den Marquis v. Ormond verſammelt und waren durch Ueberläufer des Parlamentsheeres, welche ehedem dem König gedient, ſo verſtärkt worden, daß Ormond kein Bedenken trug, gegen Dublin zu ziehen. Oberſt Monk, der in Dundalk commandirte, wurde von ſeinen Soldaten gezwungen, den Platz auf die erſte Aufforderung zu übergeben. Ormond blokirte Dublin. Die Beſatzung war ſchwach, doch erwartete man Verſtärkungen von England. Da der Wind ihrer Ankunft ungünſtig war, ſo befürchteten die Belagerer, ſie möchten in Munſter landen, weshalb Lord Inchiquin mit einigen Truppen dorthin detachirt wurde. Allein kaum war er zwei Tage fort, als der Wind ſich drehte, die engliſche Flotte mit Waffen, Geld, Lebensmitteln und einer größeren Truppenzahl, als man erwartet hatte, einlief und die Nachricht mitbrachte, daß Cromwell ſelbſt komme. Das ermuthigte die Beſatzung ſo, daß der Gouverneur Jones, ein ehemaliger Advocat, einen Ausfall that, der das ganze Belagererheer in Verwirrung brachte. Ormond, der den Feind mit ſo viel Truppen, als er in der Eile um ſich ſchaaren konnte, kräftig angriff, mußte den Widerſtand, nach ſchweren Verluſten, aufgeben und zog ſich zunächſt nach Drogheda, ſowie, als wenige Tage ſpäter (18. Auguſt) Cromwell mit bedeutender Truppenmacht landete, noch weiter zurück. In Drogheda ließ er eine Beſatzung von 2—3000 Mann, größtentheils Engländern, unter dem Befehle des Sir Arthur Aſton, eines tapferen und erfahrenen engliſchen Katholiken. Cromwell aber rückte (3. September) gegen Drogheda; am 11. war Breſche geſchoſſen, und nachdem der erſte Sturm zurückgetrieben worden, ward der Befehl erlaſſen, kein Quartier zu geben. Die ganze Beſatzung fiel unter dem Schwerte und gegen tauſend katholiſche Einwohner wurden in der Kirche niedergemetzelt. Gleicher Weiſe ward Wexford genommen, und durch den Verrath der Offiziere des Lord Inchiquin, welche Cork übergaben, gerieth die ganze Provinz Munſter in die Hände Cromwell's. Durch Lord Broghill verſtärkt, nahm er im Frühjahr 1650 Kilkenny und Clonmel und wollte eben zum zweiten Mal gegen Waterford ziehen, als er wegen der ſchottiſchen Bewegungen abberufen ward, worauf Ireton und nach deſſen Tode (25. November 1651) Ludlow die Unterwerfung bis 1652 kräftig durchführten.

Ormond war nicht mehr in Irland. Nach der verrätheriſchen Uebergabe der Plätze von Munſter war ein unvertilgliches Mistrauen der Iren gegen alle Engländer erwacht und Ormond ſah ſich von allen Seiten verlaſſen, ja ſogar genöthigt, einen großen Theil ſeiner zuverläſſigſten Offiziere dieſem Mistrauen zu opfern. Allerdings erwachten eine Zeit lang neue Hoffnungen. Der Vertrag, welchen O'Neile mit Monk geſchloſſen hatte und deſſen Wirkungen der Parlamentsſache in den Tagen ihrer Bedrängniß ſo nützlich geweſen waren, wurde jetzt, wo man ihn nicht mehr zu brauchen glaubte, von dem Parlamente desavouirt. Der Biſchof von Clogher, O'Neile's Freund und Rathgeber, der den Vertrag mit Monk unterhandelt hatte, ſpäter aber in die Hände der Parlamentstruppen gefallen war, wurde gehenkt. Sofort ſchickte O'Neile zu Ormond und bot ſeine Dienſte an. Allein auf dem Marſche zu ſeiner Verbindung mit dem Lord Statthalter erkrankte er und ſtarb nach wenigen Tagen. Zwar ſetzte ſeine Armee den Zug fort und vereinigte ſich mit Ormond, aber die Truppen, welche faſt gänzlich aus den Eingeborenen von Ulſter beſtanden, gehorchten nur ihren Prieſtern und ließen ſich bald auseinander, oder löſten ſich in zuchtloſe Banden auf. Als Ormond einmal in Limerick den Befehl gegeben hatte, daß ſich mehre Compagnien auf dem Marktplatze aufſtellen ſollten, um zu einer Expedition verwendet zu werden, brachte ein gut geſinnter und bei den Soldaten beliebter Offizier in der That 200 wohl bewaffnete und dem Anſcheine nach gut disciplinirte Soldaten, mit denen er ſich, auf erhaltene Ordre, in Marſch ſetzte. Da warf ſich ein Franciskaner, mit dem Crucifix in der Hand, den abziehenden Truppen entgegen und verbot ihnen, bei Strafe der Verdammniß, auszurücken, worauf ſie alle die Waffen wegwarfen. Der Pater brachte die ganze Stadt zum Aufſtand; mehrere Magiſtratsperſonen wurden bei dem Verſuche, die Ruhe herzuſtellen, getödtet und verwundet, und Ormond mußte die Stadt verlaſſen. Die papiſtiſchen Biſchöfe erließen eine Erklärung gegen die Engländer, kündigten dem Lord Statthalter den Gehorſam auf und ſprachen den Bann gegen jeden aus, der ſeinen Befehlen gehorchen würde. Unter dieſen Umſtänden entſchloß ſich Ormond, das Land zu verlaſſen und den Verſuch zu machen, ob die Iren ſich einem Manne beſſer unterordnen würden, der dem Könige unzweifelhaft treu, zugleich aber ein iriſcher Katholik war. Dies war der Marquis von Clanricarde. Derſelbe wurde zwar, ſeiner Kränklichkeit halber, nur mit großer Mühe zur Uebernahme des Auftrags bewogen, unterzog ſich aber demſelben, nachdem er ſich einmal bereit erklärt, mit großem Eifer. Glücklicher als Ormond war er auch nicht. Die Iren trauten ihm ſo wenig wie dieſem; die Prieſter erklärten ſich auch gegen ihn und wollten ihm eine Zeit lang den Herzog von Lothringen entgegenſtellen. Als er einen geheimen Briefwechſel der fanatiſchen Partei mit dem Befehlshaber des Parlamentsheeres, Ludlow, entdeckt hatte, der durch einen Franciskaner, den Pater Cohegan, betrieben ward, befreiten die Biſchöfe den Mönch aus dem Gefängniſſe und beſtanden darauf, daß die Sache vor ihr Forum komme. Clanricarde erkannte nun, daß ihm nichts zu thun bleibe, ſchickte den ihm unwandelbar treugebliebenen Caſtlehaven zu dem Könige (jetzt Karl II.) und erwirkte ſich deſſen Erlaubniß zum Abgang, worauf er ſich, mit einem Paß von Ludlow verſehen, nach England begab, wo er vor Ablauf eines Jahres ſtarb.

Ormond hatte keinen Paß von Ireton gemocht, ſondern ſich, mit geringer Begleitung, auf einer kleinen Fregatte eingeſchifft (7. December 1650) und war glücklich in der Normandie angelangt, worauf er mit ſeiner Familie in Caen lebte, bis Karl II., nach dem Unfall von Worceſter, nach Paris kam. Zwiſchen ihm und dem Kanzler der Schatzkammer, Mr. Hyde, dem nachherigen Earl von Clarendon[1], beſtand eine alte Freundſchaft, die ſich jetzt immer feſter knüpfte. Beide waren in der That die beſten Rathgeber, die Karl II., der manchen mislichen Rathgeber und nicht den beſten an ſich ſelbſt hatte, unter damaligen Umſtänden finden konnte. Beide, ſowie der Lord Jermyn[1]) und der Lord Wilmot[2]), wurden denn auch zu Räthen Karl's II. ernannt. Die beiden Erſteren riethen ihm, ruhig den Gang der Dinge abzuwarten, und waren gegen alle die abenteuerlichen und ausſichtsloſen Unternehmungen, zu denen ihn von Zeit zu Zeit eine allerdings natürliche Ungeduld verführte. Sie riethen ihm, was jedoch ſchwerlich zum Ziele geführt hätte, wenn die Prinzeſſin ſich nicht ſelbſt unmöglich gemacht hätte, von der beabſichtigten Verbindung mit der Tochter des Herzogs von Orleans ab, indem ſie allen vorzeitigen und unweiſen Heirathsplänen, ſowie allen Annäherungen an den Katholiciſmus entgegenſtanden und den König fortwährend anlagen, ſeine Reſtauration nicht unmöglich zu machen. Damit zogen ſie ſich vielen Haß der Königin Mutter und der Katholiken zu. Doch war namentlich Ormond, nach allem, was er für die königliche Sache gethan und gelitten, unantaſtbar.

---

[1] Eduard Hyde, geb. zu Dinton in Wiltſhire 1608, Neffe des Oberrichters Nikolaus Hyde, zu Oxford gebildet, in dem langen Parlamente anfangs Mitglied der Reformpartei, dann, als die Reform zur Revolution wurde, ſtandhafter und muthvoller Gegner derſelben, Kanzler der Schatzkammer, Rathgeber Karl's II. in der Verbannung, 1657 zum Lord Kanzler ernannt, 1661 Earl von Clarendon, Viscount Cornbury, Haupt des Miniſteriums. Die veränderten Verhältniſſe Englands nicht verſtehend, war er dem Volke, wie dem Hofe zu antik und wurde 1668 von dem letztern dem erſteren geopfert. Er ging nach Frankreich, wo er im December 1674 ſtarb. Die kleinen Urſachen, die ihn ſtürzten, ſind vergeſſen. Aber noch immer heißt er in England: der große Earl von Clarendon. Seine Geſchichte der engliſchen Bürgerkriege iſt Quellenwerk. Seine Toch-

Die Königin verſuchte wenigſtens ihren jüngſten Sohn, den Herzog von Glouceſter, zum Katholiciſmus überzuführen und entfernte deshalb ſeinen Hofmeiſter von ihm. Auf die Nachricht davon ſchickte Karl II., welcher damals in Köln war, den Marquis von Ormond ſchleunigſt nach Paris, dem es auch gelang, den Herzog

---

ter Anna wurde 1659, ohne ſein Vorwiſſen, die erſte Gemahlin des nachherigen Königs Jakob II. und war die Mutter der Königinnen Maria und Anna. Seine Söhne waren die unter Karl II. und Jakob II. einflußreichen Earls von Clarendon und von Rocheſter.

[1]) Später Earl von St. Albans.

[2]) Später Earl von Rocheſter. Der Wüſtling und Dichter.

den Händen der Königin zu entziehen und erſt in das Haus des Lord Hatton, dann nach Köln zu bringen.

Als die Spanier Condé belagerten, ſchickte der König den Marquis dahin ab, um die Garniſon, welche meiſtens aus Irländern beſtand, zu beſtimmen, nach der unvermeidlichen Capitulation des Platzes in den ſpaniſchen Dienſt zu treten. Man rechnete hauptſächlich darauf, daß der Führer des einen Regimentes ein Neffe Ormond's war, Muſkery geheißen[1]). Indeß Muſkery war dem Ormond nicht blos dem Blute, ſondern auch dem Sinne nach verwandt. Die andern Regimenter hatten keine Bedenken, auf den Vorſchlag einzugehen. Muſkery aber erklärte: ſeine Ehre verlange, daß er ſein Regiment erſt nach Frankreich zurückführe; ſobald er dort angelangt ſei, werde er ſeinen Abſchied und ſeinen Paß fordern und mit ſeinem Regimente abziehen zu dürfen begehren. Demgemäß that er. Er wurde in Paris von dem Cardinal äußerſt gnädig empfangen, ihm auch aufs äußerſte zugeredet, in franzöſiſchem Dienſte zu beharren. Als er nicht abließ, gab man ihm endlich den Paß, aber nur für ſeine Perſon. Er ging damit nach Brüſſel und ſobald er ſeinen Leuten die nöthigen Anweiſungen gegeben, kam das ganze Regiment, Offiziere und Soldaten, ziemlich 800 Mann ſtark, in Abtheilungen von 6—7 Mann, mit Waffen und allem ihm nachgezogen.

Auf die Nachricht, daß die Unzufriedenheit mit dem derzeitigen Regimente in England auf den Gipfel geſtiegen ſei und man kaum noch den König erwarten könne, erbot ſich Ormond ſelbſt, insgeheim nach England zu gehen und ſich über den wirklichen Stand der Dinge in Kenntniß zu ſetzen. Zwar hatte ihn Cromwell, nachdem die in Irland gemachten Verſuche, den auch von ihm geachteten Edelmann auf ſeine Seite zu ziehen, an der unerſchütterlichen Treue des echten Cavaliers, den auch die glänzenden Eigenſchaften Cromwell's nicht von dem Haſſe und der Verachtung gegen das Unſittliche in dem ſelbſtſüchtigen Feinde ſeines Königs abwendig machen konnten, geſcheitert waren, zum Tode verurtheilen laſſen, und ſein Leben war in höchſter Gefahr, wenn er erkannt wurde. Aber auch unter Cromwell's höchſter Macht und trotz ſeines wachſamſten Mistrauens gingen die Royaliſten, unter dem Schutze ſo zahlreicher Sympathien, in größter Sicherheit nach London, blieben Monate dort und entkamen unverſehrt der Höhle des Löwen. Um jedoch die Abweſenheit zu verdecken, wurde ausgeſprengt, daß er nach Deutſchland zu dem Pfalzgrafen von Neuburg gehe, um zwei Regimenter für den Dienſt des Königs anzuwerben. Er nahm öffentlich Abſchied von dem König und ſeine Dienerſchaft ging nach dem inneren Deutſchland. Er ſelbſt aber, nur von Daniel O'Neile und einem Diener begleitet, ging insgeheim nach Holland, nahm eine Barke zu Scheevelingen und landete wohlbehalten in Eſſex, von wo er ebenſo ſicher nach London gelangte. Er fand bald, daß die Beſonneneren und Einſichtsvolleren die Umſtände noch durchaus nicht für reif zu einer Schilderhebung anſahen, während die raſche Jugend vor Ungeduld brannte und ſich in ebenſo ſanguiniſchen Träumen über die Macht der Verbannten wiegte, wie dieſe über die Zahl, den Muth und die Mittel ihrer Anhänger im Vaterlande hegten. Nachdem ſich Ormond nach allem erkundigt und den Vertrauten die nöthigen Warnungen und Mahnungen gegeben, fand er für gut, ſich wieder zu entfernen. Denn er erfuhr, daß Cromwell ſeine Abweſenheit wiſſe und mehrfache Nachſuchungen nach ihm habe anſtellen laſſen. Er wurde daher von dem königlichen Leibarzt, Dr. Quatermaine, durch Suſſex an die Küſte gebracht, wo er ſich einſchiffte und über Frankreich nach Flandern kam.

---

[1]) Muſkery's Vater, der Lord Muſkery, hatte eine Schweſter Ormond's zur Frau.

Cromwell hatte die Anweſenheit Ormond's durch denſelben Mann erfahren, mit welchem dieſer am meiſten verkehrte und auf den er das meiſte Vertrauen ſetzte. Es war das Sir Richard Willis, welchen der König für einen ſeiner treueſten Anhänger hielt[1]) und der ſich auch während des Bürgerkrieges, mit Ausnahme eines zweideutigen Vorfalles in Newark, gut bewährt hatte. Dieſer Willis ſtand, wie man kurz nach Ormond's Rückkehr aus England, durch einen andern vertrauten Beamten Cromwell's, Mr. Moreton, erfuhr, ſeit längerer Zeit in einer eigenthümlichen Verbindung mit dem Dictator. Er bezog eine Penſion von 200 Pfd. von Cromwell und ertheilte ihm dafür rechtzeitig alle Nachrichten, die zu ſeiner Sicherung und zur Vereitelung feindlicher Unternehmungen dienen konnten; alles aber unter der Bedingung, daß er niemals eine Perſon am Leben zu gefährden, oder als Zeuge gegen Jemanden aufzutreten brauche. Derſelbe Willis hatte Cromwell die Anweſenheit Ormond's gemeldet, war aber nicht zu bewegen geweſen, deſſen Zufluchtsort zu entdecken, ſondern hatte ſich lediglich anheiſchig gemacht, daß ſeine Reiſe keine Gefahr bringen und daß er ſchleunig wieder zurückkehren ſolle.

---

[1]) Derſelbe gehörte zu einem geheimen royaliſtiſchen Ausſchuß, welcher aus ſechs Mitgliedern beſtand und der verſiegelte Knoten hieß, und hatte den meiſten Einfluß in demſelben.

Als Cromwell erfuhr, daß der Marquis ſeinem Bereiche wieder entrückt ſei, verdroß ihn das äußerſt, und er ließ alle Perſonen, von denen er wußte, oder annahm, daß ſie mit ihm verkehrt hätten, — natürlich Willis ausgenommen — in Haft nehmen. Darunter war namentlich auch John Mordaunt[1]), Sohn, Bruder und Vater der Earls von Peterborough, der zu den eifrigſten Royaliſten gehörte. An dieſen hatte ſich ein Mr. Stapley aus Suſſex angeſchloſſen, deſſen Mutter eine Schweſter des Earl von Norwich geweſen war, deſſen Vater aber zu der entſchiedenſten Oppoſition gehört und mit über den König zu Gericht geſeſſen hatte. Der Vater war todt und der Sohn bezeugte große Neigung, die Schuld ſeines Vaters zu ſühnen. Durch Vermittelung Mordaunt's erhielt er von Karl II. eine Beſtallung als Befehlshaber eines Reiterregimentes. Bald darauf ließ ihn Cromwell kommen und entlockte ihm, durch Verſprechungen und Drohungen, namentlich auch durch die Vorſpiegelung, daß er alles ſchon wiſſe, das Geſtändniß dieſes Vorganges. Sofort wurde Mordaunt, der ſchon verhaftet, aber auf ſein hartnäckiges Leugnen wieder entlaſſen worden war, von Neuem in dem Tower geſetzt. Bald darauf wurde ein Hoher Gerichtshof, unter dem Vorſitze des John Lisle[2]), niedergeſetzt, vor welchen zunächſt John Mordaunt, Sir Henry Slingsby, ein reicher Gentleman aus Yorkſhire und Dr. Hewet, ein ſehr geachteter orthodoxer Prediger zu London, geſtellt wurden. Gegen Mordaunt waren nur zwei Zeugen gefährlich: ein Oberſt Mallory und

---

1) S. oben S. 212.

2) Der Gatte jener edeln Alice Lisle, die im höchſten Alter, unter Jakob II., auf Jeffreys' blutiger Rundreiſe, das Opfer eines gleichfalls ſchändlichen Bluturtheils anderer Gewalthaber wurde.

Stapley, welche beide, in dem Wahne, daß ſchon alles verrathen ſei, offen und rückhaltslos ausgeſagt hatten, was ſie wußten. Es gelang der Gemahlin Mordaunt's, den Mallory vor ſeiner gerichtlichen Vernehmung zu flüchten und Stapley legte ſein Zeugniß, als er ſeinem Freunde gegenübertreten ſollte, in höchſt verworrener und ungewiſſer Weiſe ab. Ein Richter war durch einen plötzlichen Krankheitsanfall behindert; die Stimmen der Uebrigen waren getheilt und der Vorſitzende entſchied ſich, mit Rückſicht auf viele Verpflichtungen, die er der Mutter des Angeklagten habe, für die Freiſprechung. Cromwell war über dieſen in ſeinen Gerichten faſt beiſpielloſen Vorgang ſo entrüſtet, daß er Mordaunt noch mehrere Monate im Tower hielt und ihn, als bald darauf Mallory wieder gefangen worden war und man außerdem einen neuen Zeugen gegen Mordaunt in einem franzöſiſchen Bedienten deſſelben gewonnen hatte, gern wieder vor Gericht geſtellt hätte, wenn nicht der entgegenſtehende Grundſatz des engliſchen Rechts ſelbſt Cromwell zu mächtig geweſen wäre. Mallory ward aber bis zur Rückkehr des Königs in Haft gehalten. Sir Henry Slingsby, ein früheres Parlamentsmitglied, welcher beſchuldigt war, vor zwei Jahren mit einigen Offizieren der Beſatzung zu Hull ein Complot gemacht zu haben, um dem Earl von Rocheſter ein Blockhaus in die Hände zu ſpielen, und der deshalb ſchon zwei Jahre im Gefängniß zu Hull geweſen war, erklärte, wie das die Royaliſten überhaupt in der Mehrzahl thaten[1]), offen ſeine Anhänglichkeit an die königliche Sache. Auch Dr. Hewet, auf den man nichts bringen konnte, als daß er Geld für den König geſammelt und an ihn geſendet habe, begnügte ſich, gegen die Competenz des Gerichts zu proteſtiren. Beide wurden zum Tode verurtheilt und erlitten ihr Schickſal mit chriſtlichem Muthe. Für beide hatten ſich die Tochter Cromwell's, Marie, und ihr Gemahl, Lord Falconbridge, auf das lebhafteſte verwendet. Denn Slingſby war mit einer Tante dieſes Lords verheirathet und Hewet hatte ihn mit ſeiner Gemahlin getraut 1). Cromwell aber war unerbittlich. Slingſby ſprach auf dem Schaffote: er ſterbe dafür, daß er ein ehrlicher Mann ſei, und ſei froh darüber. Uebrigens wurden dieſe beiden enthauptet, während drei von demſelben Gericht Verurtheilte, Oberſt Aſhton, Stacy und Betteley, gehenkt, geſchleift und geviertheilt wurden. Doch machten dieſe Blutſcenen einen ſo ungünſtigen Eindruck, daß Cromwell für gut fand, den Prozeß gegen die Uebrigen nicht fortzuſetzen, ſondern ſich begnügte, ſie in Haft zu halten.

---

[1]) Dieſelbe Erſcheinung, denſelben Gegenſatz gegen die Maſſe der Revolutionsparteileute finden wir auch in der franzöſiſchen Revolution.

Ormond begleitete den König zur Belagerung von Dünkirchen, wo ihm ein Pferd unter dem Leibe getödtet ward. Später ging er mit ihm nach Calais, und als der Cardinal Mazarin und der ſpaniſche Miniſter Don Luis de Haro die berühmte Zuſammenkunft zu Fuentarabia hielten, reiſte Karl II., von den Marquis von Ormond und Briſtol begleitet, ebendahin. Ormond mußte aber einen Abſtecher nach Toulouſe machen, wo ſich der franzöſiſche Hof befand. Als er von dort an den Platz kam, wo er ſich mit dem Könige wieder treffen ſollte, war keine Spur von dieſem zu finden. Er

---

1) Nach Andern war es Cromwell's zweite Tochter, Eliſabeth, welche Hewet (mit John Claypole) getraut hatte und die ſich für ihn verwendete.

eilte nach Fuentarabia und fand ihn auch dort nicht. Endlich kam O'Neil, der den König begleitet hatte, und es ergab ſich, daß dieſer, durch falſche Nachrichten von bereits erfolgter Beendigung der Unterhandlungen bewogen, nach Spanien gegangen ſei und erſt in Saragoſſa, wo er jetzt verweile, ſeinen Irrthum erfahren habe. Man ließ ſie nun ſchleunigſt nach Fuentarabia kommen. Indeß war auch hier nichts Sonderliches auszurichten und die Angelegenheiten Karl's ſtanden ausſichtsloſer, als je.

Die erſte, völlig unerwartete Nachricht von dem gänzlichen Umſchwunge der Dinge in England wurde zu Ormond, der ſich damals mit dem Könige zu Brüſſel aufhielt, in beiſpielloſer Schnelligkeit, durch einen gewiſſen Baily gebracht, welcher in Irland unter ihm als Offizier gedient hatte. Dieſer erzählte, er ſei bei Sir John Stephens in Lambeth-Houſe, wo viele Royaliſten gefangen ſaßen, geweſen, als die Nachricht gekommen ſei, General Monk ſei mit ſeiner Armee in die City gerückt, habe eine Conferenz mit dem Mayor und den Aldermen gehabt und ſofort ſei mit allen Glocken geläutet worden und Freudenfeuer würden angezündet. Hierauf habe ihn Sir John Stephens beauftragt, ſich in London umzuſehen, und wenn er etwas Außerordentliches bemerke, ſofort Poſt zu nehmen und nach Brüſſel zu eilen, habe ihm auch eine kurze Empfehlung an den Marquis von Ormond mitgegeben. Er habe darauf die Freudenfeuer geſehen, habe gehört, wie man des Königs Geſundheit getrunken habe, ein Exemplar des Schreibens erlangt, was der General an das Parlament gerichtet, habe von einer Einladung an den König gehört, und habe ſofort Poſt nach Dover genommen und dort eine Barke gemiethet, die ihn nach Oſtende gebracht habe.

Dieſe Nachrichten erwieſen ſich wider Erwarten begründet und der hilfloſe Verbannte ſah ſich plötzlich zur Vollgewalt ſeiner Väter hergeſtellt, ohne durch äußere Waffen zurückgeführt, ohne Bedingungen eingegangen zu ſein, lediglich durch das tiefe Gefühl des Ueberdruſſes an den republikaniſchen Schwankungen und Schwindeleien, welches die unermeßliche Mehrheit ſeines Volkes empfand, und womit ſich die Ueberzeugung verband, daß die alte Verfaſſung und Regierungsweiſe, ſelbſt im ſchlimmſten Falle, nimmermehr ſo unbekannte und unerträgliche Uebel bereiten könne, wie das Neue und daß das engliſche Volk mit Ehren nur einem Könige dienen könne, nicht einem aus unteren Reihen Hervorgetretenen. Das erbliche Königthum iſt geſichert, wo die Leute zu ſtolz ſind, ſich einem Wahlregimente zu unterwerfen und damit die Ueberlegenheit eines Mitbürgers einzugeſtehen, und wo ſie zu klug ſind, um nicht zu erkennen, daß die Verſuchungen zum Misbrauch der Gewalt durch keine Verfaſſung ſo weſentlich vermindert werden, wie durch die monarchiſche.

Ormond wurde ſofort bei der Reſtauration (1660) zum Herzog und zum Lord Oberhofmeiſter, 1662 aber zum Vicekönig von Irland ernannt, welches er vollſtändig beruhigte und ihm den für Irland ſo ſeltenen Genuß einer wahrhaft wohlwollenden und wohlthätigen Verwaltung gab. Ihm ſelbſt war ſeine Stellung in Irland, das er kannte und liebte, um ſo werther, als ſie ihn vom Hofe entfernt hielt, von dem er nichts begehrte und deſſen Treiben ihm nicht behagte. Er hat ſich im Uebrigen manchmal über den Hof zu beſchweren gehabt, ungeachtet das große Anſehen, in welchem er bei allem Volke, ganz beſonders aber bei der ſtreng royaliſtiſchen Partei, ſtand, ſowie die außerordentlichen Verdienſte, die er ſich um das königliche Haus erworden, dem Hofe unabweisbare Rückſichten gegen ihn auflegten, denen ſich ſelbſt ein Jakob II. nicht entziehen konnte. Aber auch, wenn er um ſeinet, oder um des Landes willen mit dem Hofe unzufrieden zu ſein alle Urſache hatte, verleugnete er doch niemals Treue und Pflicht, trat er doch niemals in ſyſtematiſche Oppoſition gegen ſeinen Souverain und das Königthum ſelbſt ein, vermied er doch Schritte, wie ſie wohl von gerechtem Zorn und edler Leidenſchaft eingegeben werden können, wie ſie aber in ihren Folgen meiſtens nur zur Befriedigung eben des aufgeregten Gemüthes des Einzelnen, nicht aber zum Heile des Ganzen dienen. Er hielt das Verfahren ein, was in Zeiten von Misregierung einem wahrhaft Loyalen zukommt. Er ſelbſt nahm an nichts Unrechtem Theil; er erklärte ſich offen, freimüthig und nachdrücklich gegen Unrecht und Thorheiten und gab ſeinen Rath nach vollſter Ueberzeugung treu und rückhaltslos; aber er that es an den Stellen, wo es wirken konnte, ohne ſchaden zu können, drängte ſich nicht damit auf den offenen Markt, rief nicht die Leidenſchaften und Verwirrungen der Maſſen zu Hilfe, und ſtand auch der ihm misfallenden Regierung in allem, wo ſie berechtigt war, kräftig und treu zur Seite. Die Pflicht der Treue gegen den verfaſſungsmäßigen Souverain, in welcher ſich die Pflichten gegen Vaterland und Mitbürger verkörpern und welche das wichtigſte Intereſſe Beider betrifft, war ihm die höchſte irdiſche, war ihm ſo natürlich, wie die Pflichten, welche aus dem Bande der Gatten, aus dem Verhältniß der Eltern und Kinder hervorgehen. Aber er wußte ihr nur auf edle Weiſe zu dienen.

Unter dem Regimente der Cabal[1]) und beſonders durch den Einfluß des Herzogs von Buckingham[1] wurde Ormond (1669) aus Irland abberufen. Bald nach ſeiner Ankunft in London fiel ein ſchmähliches Attentat wider ihn vor. Als er am 6. December des Abends von einem von der City gegebenen Feſtmahl zurückkehrte, wurde ſeine Kutſche in der St. Jamesſtraße angehalten, er ſelbſt herausgeriſſen, hinter einem Mann aufs Pferd geſchnallt und nach Hydepark zu geführt. Unterwegs gelang es dem Herzog, ſich mit dem Manne, an den er geſchnallt war, herabſtürzen zu machen, worauf ſie mit einander auf der Erde rangen. Man hörte Fußtritte Herannahender; der Mörder ſchnallte raſch den Riemen los, ſchoß ein Paar Piſtolen auf den Herzog ab, ohne ihn zu treffen, und ergriff die Flucht. Das Haus der Lords ſtellte eine Unterſuchung an und der König ſetzte eine Belohnung von 1000 Pfd., ſowie Begnadigung

---

[1]) Bekanntlich wurde das Ende 1667 gebildete Miniſterium, nach

---

den Anfangsbuchſtaben der Namen ſeiner Mitglieder: Clifford's, der ein heftiger und bigotter, aber ehrlicher Mann war, Arlington's, eines blaſirten Diplomaten ohne Grundſätze, Buckingham's, von welchem gleich näheres, Aſhley's, des nachherigen Earls von Shaftesbury, der ſich zu allem hergab, was ihm Macht ſicherte, und als der wüthendſte Demagog endigte und des unter der Maske eines polternden Biedermannes falſcheſten Lauderdale, Cabal genannt. Es war das ſchmählichſte Miniſterium, welches England gehabt hat, hielt ſich übrigens bis 1673.

[1] Georg Villiers, Sohn des erſten, 1628 ermordeten Herzogs v. B. aus dieſem Geſchlechte, geb. 1627, kämpfte in den Bürgerkriegen auf Seiten des Königs, floh nach der Schlacht von Worceſter nach Frankreich, kehrte aber, durch den Edelmuth des Generals Fairfax, der die Einkünfte der ihm verliehenen Güter des Herzogs mit deſſen Mutter theilte, beſtimmt, nach England zurück und heirathete Fairfax' Tochter. Später ließ ihn aber Cromwell in den Tower ſetzen, von wo ihn erſt die Reſtauration befreite. Er ward Oberſtallmeiſter, complottirte 1666 gegen Clarendon, ward begnadigt, 1671 Geſandter in Paris, ging nach dem Sturze der Cabal zur Oppoſition über, kam 1675 in den Tower, worauf er nachgab und ſich zurückzog. Er † 1688, der letzte ſeines Stammes, iſt übrigens auch als Schriftſteller bekannt.

ſolcher Mitſchuldigen feſt, welche die Uebrigen anzeigen würden. Am 9. Mai 1670 wurden drei Perſonen bei einem Verſuche, die Kronkleinodien im Tower zu rauben, ertappt und feſtgenommen. Der Hauptthäter, ein verabſchiedeter Oberſt Blood, gab bei ſeiner Vernehmung an, daß er auch den Anfall auf den Herzog von Ormond gemacht und dabei die Abſicht gehabt habe, denſelben in Tyburn aufzuhängen; daß er zu einer Schaar von 300 Männern gehöre, welche geſchworen hätten, einer des andern Tod zu rächen; daß er auch den König habe im Bade erſchießen wollen, aber durch die Heiligkeit der Majeſtät geblendet worden ſei. Der König wage ſein eigenes Leben, wenn er ihn nicht begnadige, ſichere ſich aber im Gegenfalle die Dankbarkeit einer Schaar getreuer und entſchloſſener Leute. Wird man auch annehmen können, daß in dieſen Angaben Blood's, welche, ſo dringend ſie zu der genaueſten Unterſuchung aufzufordern ſchienen, doch zu nichts weniger als einer ſolchen führten, viel Renommage und Lüge mit untergelaufen iſt, ſo mußte es doch jedenfalls befremden, daß der König ihn in der That begnadigte, ihm auch ein Gut in Irland mit 500 Pfd. jährlichem Ertrag ſchenkte und ihn bei Hofe behielt. Ormond ward von Seiten des Königs erſucht, dem Blood zu verzeihen, wobei der König blos bemerkte: er habe ſeine Gründe für dieſe Bitte. Der Herzog erwiederte: der Befehl Sr. Majeſtät ſei ein hinreichender Grund, zog ſich aber, in natürlicher Verſtimmung, zurück. Viele argwöhnten übrigens, daß Blood zu dem Attentate gegen Ormond von dem Herzog von Buckingham angeſtiftet worden ſei, und Ormond's Sohn, der Earl von Oſſory, ſprach dies offen und in Gegenwart des Königs aus. Als er Buckingham eines Tages im Zimmer des Königs und hinter deſſen Stuhle flehend antraf, ſagte er zu ihm: „Mylord, ich weiß, daß Ihr hinter dem neulichen Unternehmen Blood's gegen meinen Vater ſteckt, und ſage Euch daher offen vorher: wenn mein Vater durch Schwert oder Kugel zu einem gewaltſamen Tode kommt, wenn er durch die Hand eines Klopffechters, oder auf dem heimlicheren Wege des Giftes ſtirbt, ſo werde ich über den wirklichen Urheber davon nicht in Zweifel ſein. Ich werde Euch dann als den Meuchelmörder betrachten, ich werde Euch als ſolchen behandeln, und ich werde Euch erſchießen, wenn Ihr auch hinter dem Stuhle des Königs ſtändet. Ich ſage Euch das in Gegenwart Sr. Majeſtät, damit Ihr ſicher ſeid, daß ich mein Wort halte.“ Es kam kein Attentat gegen Ormond's Leben wieder vor.

Ormond, der bei den Streitigkeiten über das Dispenſationsrecht dem Könige zur Nachgiebigkeit gerathen hatte, dagegen bei dem noch wilderen Sturme über die Ausſchließungsbill auf Seiten des unbezweifelbaren Rechtes, alſo auf der Regierungsſeite, ſtand, wurde 1670 zum Kanzler der Univerſität Oxford erwählt, nahm unter dem Miniſterium Danby von neuem die Würde eines Vicekönigs von Irland an, womit er zugleich den Oberbefehl der bewaffneten Macht verband (1676), und wurde mit Jubel daſelbſt empfangen. Er traf ſo wohlwollende und im edleren Sinne freiſinnige Anordnungen, daß dieſelben in England Mistrauen erweckten, weshalb im Jahre 1682 eine ſtrenge Unterſuchung ſeines Verfahrens angeſtellt ward, die aber auf das entſchiedenſte zu ſeiner Rechtfertigung und zu ſeinem Ruhme ausſchlug und ihm, ſtatt Verantwortung, Belohnungen[1]) einbrachte.

Einen tiefen Kummer erfuhr er während ſeiner zweiten iriſchen Verwaltung durch den Tod ſeines einzigen Sohnes, des ritterlichen Earl von Oſſory, von welchem mit Recht geſagt ward: „ſeine Tugend war fleckenlos inmitten eines üppigen Hofes, ſeine Redlichkeit ohne Fehl inmitten aller Laſter der Zeiten; ſeine Ehre den ganzen Lauf ſeines Lebens hindurch ohne Tadel;“ von welchem ſein greiſer Vater, ſelbſt ein Muſterbild aller adeligen Tugend an der Bahre dieſes einzigen Sohnes ſagte: „ich möchte meinen todten Sohn nicht für irgend einen lebenden Sohn in der Chriſtenheit austauſchen!“ — **Thomas Butler**, Earl von Oſſory, geb. zu Kilkenny 1634, erſchien ſelbſt als Knabe Cromwell ſo gefährlich, daß ihn dieſer längere Zeit im Tower gefangen hielt und nur die Flucht ihn nach Flandern rettete. Nach der Reſtauration diente er in Irland als Generallieutenant, wurde 1666 als Lord Butler zum engliſchen Peer ernannt, ging, nach damaliger Gewohnheit, zur Flotte über und erwarb ſich ſolchen Ruhm darauf, daß er 1673 Contreadmiral und bald darauf Befehlshaber der geſammten Seemacht wurde. 1677 wurde er mit einigen engliſchen Truppen dem Prinzen von Oranien gegen Frankreich zu Hilfe geſchickt, und entſchied den blutigen Sieg von Mons gegen den Marſchall von Luxemburg. Mit ſo friſchen Lorbeeren geſchmückt, † er am 30. Juni 1680.

---

[1]) Er wurde zum engliſchen Herzog ernannt. Sein Sohn erhielt ſchon früher eine engliſche Peerſchaft.

Noch in den letzten Tagen Karl's II. war, unter dem Einfluſſe ſeines Bruders und Thronerben, der ſich in Irland ein katholiſches Heer bilden wollte, die Abberufung des Herzogs von Ormond beſchloſſen worden, und kurz nach dem Regierungsantritte Jakob's II. erfolgte ſie wirklich[1]).

---

[1]) Sein Nachfolger wurde zunächſt der Earl von Clarendon, der

Ormond ward höflich benachrichtigt, daß man ſeine Dienſte in Irland nicht länger bedürfe, und daß er ſich nach Whitehall begeben möge, um die Functionen des Lord Oberhofmeiſters zu verſehen. Er unterwarf ſich pflichtmäßig, verſuchte es aber nicht, zu verhehlen, daß das neue Arrangement ſeine Gefühle tief verwundete. Am Vorabend ſeiner Abreiſe gab er den Offizieren der dubliner Garniſon ein prächtiges Banket in dem damals eben vollendeten Kilmainhamhoſpital. Nach der Mahlzeit erhob er ſich, füllte einen Becher bis zum Rand mit Wein, und indem er ihn in die Höhe hielt, fragte er, ob er einen Tropfen vergoſſen habe. „Nein, Gentlemen, was auch die Höflinge ſagen mögen, ich bin noch nicht in kindiſches Alter verſunken. Meine Hand verſagt mir noch nicht, und meine Hand iſt nicht feſter als mein Herz. Auf das Wohlſein König Jakob's.“ Das war das letzte Lebewohl Ormond's an Irland. Er ließ die Verwaltung in den Händen der Lords Richter und begab ſich nach London, wo er mit ungewöhnlichen Zeichen der öffentlichen Achtung empfangen wurde. Viele vornehme Perſonen holten ihn ein. Ein langer Zug von Equipagen folgte ihm auf den St. Jamesplatz, wo ſein Haus ſtand, und der Platz war gedrängt voll von einer Menge, die ihn mit lautem Zurufe begrüßte[1]).

Er zog ſich nun auf ſein Schloß Kingſtonhall in der Grafſchaft Dorſet zurück[2]) und erſchien nur noch ſelten

---

die Politik Ormond's in ſchwächerem Abdrucke fortzuſetzen wünſchte, aber im Lande nicht das gleiche Vertrauen und bei der Regierung keine Unterſtützung fand. Dieſem folgte dann der halb wahnſinnige, boshafte Earl von Tyrconnel.

1) Macaulay, Geſchichte Englands, Cap. 4.

2) Er war reich begütert und ſein Einkommen wurde auf jähr-

in London. Als am nächſten Oſterfeſte der König in ſeinem Palaſte öffentlich Meſſe leſen ließ und von ſeinen Würdeträgern verlangte, daß ſie ihn in feierlichem Zuge in die Kapelle begleiten ſollten, ging Ormond nicht mit hinein, ſondern blieb im Vorzimmer. — Später wird es als ein Zeichen der tiefen Verderbtheit und ſchlimmen Lage der Zeiten betrachtet, daß bei dem Verſuche einiger Freunde des Königs und des Volkes, Jakob durch eine Maitreſſe[1]) dem Einfluſſe ſeiner böſen Rathgeber zu entziehen, Ormond, „der gemeiniglich für die Perſonificirung alles deſſen gilt, was rein und hochherzig in dem engliſchen Cavalier iſt, den Plan ermuthigte[2]).“

Dagegen erhielt Ormond noch am Schluſſe ſeines Lebens Gelegenheit, einen neuen Beweis zu geben, daß er ein treuer, aber kein ſerviler Diener ſeines Herrn ſei. Der König hatte (1687) den Curatoren von Charterhouſe, Männern von erſtem Range und Anſehen im Königreiche, befohlen, einen Römiſch-Katholiſchen Namens Popham in das unter ihrer Fürſorge ſtehende Hoſpital aufzunehmen. Der Vorſteher des Hauſes, Thomas Burnet, ein durch Geiſt, Wiſſen und Tugend ausgezeichneter Geiſtlicher, hatte den Muth, ungeachtet der grimmige Jeffreys im Collegium ſaß, ihnen vorzuſtellen, daß, was von ihnen verlangt würde, ſowol gegen den Willen des Stifters, als gegen eine Parlamentsacte ſei. „Was thut das zur Sache?“ ſagte ein Hofmann,

---

lich 22,000 Pfd. Sterl. geſchätzt, was in jener Zeit, ſowohl überhaupt, wie vergleichungsweiſe bedeutend mehr war, als es jetzt iſt in England.

[1]) Die Katharina Sedley, nachher Gräfin von Dorcheſter. Siehe oben S. 172 ff.

[2]) Macaulay a. a. O., Cap. 6.

der Einer der Leiter war. „Es thut ſehr viel zur Sache meine ich,“ antwortete eine Stimme, die von Alter und Sorge geſchwächt war, aber von keiner Verſammlung ohne Achtung gehört werden konnte, die Stimme des ehrwürdigen Ormond. „Eine Parlamentsacte,“ fuhr der Patriarch der Cavalierpartei fort, „iſt, nach meinem Dafürhalten, nichts Unwichtiges.“ Es ward die Frage geſtellt, ob Popham zugelaſſen werden ſolle, und es ward beſchloſſen, ihn abzuweiſen. Der Kanzler, der ſich gegen Ormond nicht füglich durch Fluchen und Schreien erleichtern konnte, lief in Wuth hinweg und Einige von der Minorität folgten ihm. Die Folge war, daß keine beſchlußfähige Anzahl übrig blieb und daß keine förmliche Antwort auf den königlichen Befehl abgefaßt werden konnte. In der nächſten Verſammlung, welcher gewaltthätige Maßregeln gegen die Vorſteher einer andern Stiftung vorhergegangen waren, wurde den Curatoren ein zweites Mandat unter dem großen Siegel vorgelegt; aber die tyranniſche Weiſe, in welcher das Magdalenencollegium behandelt worden war, hatte ihren Muth ermuntert, ſtatt ihn zu dämpfen. Sie ſetzten ein Schreiben an den Earl von Sunderland[1] auf, worin ſie ihn erſuchten, den König in Kenntniß zu ſetzen, daß ſie in dieſer Angelegenheit ihm nicht gehorchen könnten, ohne das Geſetz zu brechen und ihre Pflicht zu verrathen. Es kann wenig Zweifel darüber ſein, daß, wenn dieſem Actenſtücke gewöhnliche Unterſchriften beigefügt geweſen wären, der König irgend eine heftige Maßregel ergriffen haben würde. Aber ſelbſt er wurde durch die großen Namen Ormond, Halifax, Danby und Nottingham, die Häupter aller Abtheilungen jener großen Partei, der er ſeine Krone verdankte, erſchreckt. Die Sache blieb liegen[1].

---

[1] Dieſen behalten wir uns für eine ſpätere Gelegenheit zu ausführlicher Betrachtung vor.

Der Herzog von Ormond, der noch die Nationalfreude erlebte, die ſieben Biſchöfe in dem berühmten Prozeſſe freigeſprochen zu ſehen, ſtarb bald darauf zu Kingſtonhall am 21. Juli 1688[2]. In ſeinen Gütern und Würden, in ſeiner Milde und Mäßigung, aber nicht in ſeinem Unternehmungsgeiſte, ſeiner Kraft, ſeiner Thätigkeit, ſeinem Inſtinct für das Rechte, folgte ihm ſein Enkel, der Sohn Oſſory's, James Butler, nunmehr zweiter Herzog von Ormond. Derſelbe wurde am 29. April 1665 zu Dublin geboren. Auf die erſte Nachricht von dem Tode ſeines Großvaters veranſtaltete die Univerſität Oxford, damit der König nicht den Verſuch mache, ihr einen unerwünſchten Kanzler aufzudrängen, eine Kanzlerwahl, in welcher ſich die große Mehrheit für den Herzog von Ormond erklärte. Die Vorſicht war nicht grundlos; denn zwei Stunden nach Beendigung der Wahl kam ein königlicher Befehl, der die Erwählung Jeffreys' empfahl.

Als der Prinz von Oranien mit einem Heere in England gelandet war (1688), begleitete der Herzog von Ormond den König auf dem thatenloſen Feldzuge, fiel aber auf dem Rückzuge von ihm ab, nachdem er ſich ſchon vorher dazu entſchloſſen und mit andern Abtrünnigen verſtändigt hatte. Prinz Georg von Dänemark[3]), Schwiegerſohn des Königs und Gemahl der nachherigen Königin Anna, war, als der König nach

---

[1]) Macaulay a. a. O., Cap. 8.

[2]) Sein Leben hat der Engländer Carte beſchrieben.

[3]) Sohn Friedrich's III., geb. 21. April 1653, verm. mit Prinzeſſin Anna 7. Auguſt 1683, † 8. November 1708.

Andover kam, eingeladen, mit ihm zu Abend zu ſpeiſen. „Das Mahl[1]," ſagt Macaulay, „muß ein trauriges geweſen ſein. Der König war von ſeinen Misgeſchicken übermannt. Sein Schwiegerſohn war der langweiligſte aller Geſellſchafter. «Ich habe Prinz Georg nüchtern geprüft,» ſagte Karl II., «und ich habe ihn trunken geprüft; und, trunken oder nüchtern, er hat nichts in ſich.» Von Ormond, der ſein Leben lang ſchweigſam und blöde war, ließ ſich nicht erwarten, daß er in ſolch einem Augenblicke ſehr aufgeräumt ſein würde. Endlich ſchloß das Mahl. Der König begab ſich zur Ruhe. Für den Prinzen und Ormond ſtanden Pferde bereit, und ſobald ſie die Tafel verlaſſen hatten, ſtiegen ſie auf und ritten davon." Sie wurden von dem Earl von Drumlanrig, Oberſtlieutenant in Dundee's[2]) von den ſchottiſchen Whigs ſo gefürchtetem Reiterregiment, und älteſtem Sohne des Hauptes der biſchöflichen Proteſtanten in Schottland, des Herzogs von Queensberry, begleitet. — Wir wiſſen nicht, welches Verfahren der erſte Herzog von Ormond, wenn er die zweite Revolution erlebt hätte, in derſelben eingeſchlagen haben würde. Aber das wiſſen wir ſicher, daß er nicht von dem Tiſche des Königs zu deſſen Feinden geritten wäre.

Nachdem Ormond einmal die Seite Wilhelm's III. ergriffen hatte, bewährte er ihm ruhige Treue, und wir finden ſeinen Namen nicht in den Intriguen und Anfeindungen erwähnt, welche die Regierung des größten Fürſten ſeiner Zeit und Englands verbitterten, und bei denen, außer den entſchiedenſten Jakobiten, auch gar manche ebenſo

---

1) A. a. O. Cap. 9.

2) Der Graham von Claverhouſe in Walter Scott's Old Mortality; ſpäter zum Viscount Dundee ernannt.

entſchiedene Betreiber der Revolution betheiligt waren. Ormond begleitete den König auf den iriſchen Feldzug und zeichnete ſich bei der Unterwerfung dieſes ſeines Mutterlandes aus. Dann folgte er ihm auch nach Flandern und wurde in der Schlacht bei Neerwinden (1693) verwundet und gefangen.

Die Königin Anna, welche mit Ormond in einer geheimen, aber furchtſamen Hinneigung zu der verbannten Königsfamilie ſympathiſirte, mit ihm die eigenthümliche Lage theilte, gegen eine Sache zu wirken, der man im Herzen hold iſt, war ihm ſehr gewogen. Als man im Beginn des ſpaniſchen Erbfolgekrieges eine Expedition gegen Cadix beabſichtigte, wurde Ormond an deren Spitze geſtellt, während unter ihm Sir George Rooke die Flotte befehligte. Der Herzog hat keinen Ruhm bei dieſer Unternehmung geerntet, und auch der Vortheil, der bei Gelegenheit derſelben gewonnen ward, war ein Kind des Zufalls. Die Land- und Seeoffiziere, die Holländer und die Engländer, aus denen das Landungscorps zuſammengeſetzt war, vertrugen ſich nicht und Ormond verſtand es nicht, ſie unter Einen Willen, den ſeinigen, zu beugen, wie dies Peterborough durch Kraft und Kühnheit, Marlborough durch Feinheit und überlegenen Verſtand vermocht haben würde. Am 23. Auguſt erſchien die Flotte auf der Höhe von Cadix. Die ſpaniſchen Autoritäten hatten keine Fonds und keine regulären Truppen. Aber anſtatt unverzüglich zu landen, wurden drei Tage nutzlos über Berathungen und Streitigkeiten hinſichtlich des Landungsplatzes und anderer Punkte, über die man ſich längſt im Voraus hätte vereinigen ſollen, zugebracht. Dadurch gewann der Generalcapitain von Andaluſien, Villadarias, Zeit, von den Edelleuten und Pächtern patriotiſche Anlehen zu erheben, das Landvolk zu einer Art von Miliz zu formiren, die Stadt mit Lebensmitteln zu verſehen und quer über die Mündung des Hafens eine Barrière zu ziehen. Anſtatt auf der Inſel Leon zu landen, entſchloſſen ſich die Angreifer, zuerſt die Forts auf dem Feſtlande zu berennen, landeten daher in der Ochſenbai und rückten nach Rota vor, was ſofort übergeben ward; dann nach Porto Santa Maria, was ſie von den Einwohnern verlaſſen fanden. Es wurde keine Mannszucht gehalten, man geſtattete den Soldaten, Diejenigen zu berauben und zu beſchimpfen, an deren Gewinnung das Meiſte gelegen war. Kirchen wurden beraubt, Bilder herabgeriſſen, Nonnen geſchändet. Die Offiziere theilten den Raub, ſtatt die Plünderer zu ſtrafen. So machte man ſich die geſammte Bevölkerung Andaluſiens zu Feinden, und zog endlich am 30. September, beladen mit Beute und Schmach, wieder ab, indem man den einzigen notablen Spanier, der ſich für die Alliirten erklärt hatte, zurückließ, um von ſeinen Landsleuten gehenkt zu werden, und indem die Land- und Seebefehlshaber gegenſeitig die Schuld auf einander wälzten.

Die Flotte war auf der Höhe der portugieſiſchen Küſte, auf ihrem Rückwege nach England, als der Herzog von Ormond Nachricht erhielt, daß die Schatzſchiffe aus Amerika eben in E[illegible]opa angelangt ſeien und, um ſeiner Flotte auszu[illegible]en, ſich nach dem Hafen von Vigo begeben hätten. Die Ladung beſtand, wie es hieß, aus mehr als 3 Millionen Sterling in Gold und Silber, außer viel werthvoller Handelswaare. Die Ausſicht auf Beute beſchwichtigte alle Streitigkeiten. Holländer und Engländer, Admirale und Generale, waren gleich begierig aufs Gefecht. Die Spanier hätten den Schatz mit der größten Bequemlichkeit ſichern können, wenn ſie ihn einfach ans Land geſchafft hätten; aber es war ein Grundgeſetz des ſpaniſchen Handels, daß die Galleonen zu Cadix ausgeladen würden, und nur zu Cadix. Die Handelskammer von Cadix weigerte ſich, in echtem Monopolgeiſte, ſelbſt unter dieſen Umſtänden, ein Jota von ihren Privilegien abzulaſſen. Die Sache wurde an den Indiſchen Rath gebracht. Dieſes Collegium berathſchlagte und ſchwankte gerade einen Tag zu lange. Es wurden einige ſchwache Vorbereitungen zur Vertheidigung getroffen. In zwei verfallene Thürme an der Mündung der Bai von Vigo wurde eine Beſatzung von wenigen ſchlechtbewaffneten und ungeübten Landleuten gelegt; quer über den Eingang des Beckens wurde ein Maſtbaum gebracht, und einige franzöſiſche Kriegsſchiffe, welche die Galleonen von Amerika geleitet hatten, wurden innerhalb vor Anker gelegt. Doch das alles diente zu nichts. Die engliſchen Schiffe durchbrachen den Maſtbaum; Ormond landete mit 2000 Soldaten und nahm die Thürme weg; die Spanier begannen, ihre Schiffe zu verbrennen und ihre Ladungen in die See zu werfen, aber ſechs Galleonen und ſieben andere Schiffe wurden gekapert und von acht Millionen Dollars, welche die Spanier verloren, gewannen die Sieger doch die Hälfte; gewannen überdem den Vortheil, daß die bis dahin misliche Expedition einen glänzenden Ausgang nahm und in ganz Europa für die Sache der Alliirten ermuthigend wirkte. Als alle Galleonen genommen oder zerſtört waren, kam ein Befehl von Madrid, der in gehöriger Form ihre Ausladung geſtattete[1].

Immer war Ormond's Leiſtung nicht von der Art geweſen, daß man ihn ſo bald hätte wieder beſchäftigen mögen. Die nächſte ähnliche Expedition ward Peterborough anvertraut. Gleichwol war ihm beſchieden, noch im Laufe dieſes Krieges an die Spitze des engliſchen Hauptheeres geſtellt zu werden und an die Stelle des größten Feldherrn zu treten, welchen England vor Wellington gehabt hat, des Herzogs von Marlborough. Doch auch dies geſchah unter Umſtänden, wo keine Ehre zu ernten war. Während England noch mit Frankreich in vollem ſiegreichen und vielverſprechenden Kriege war, hatte es bereits beſchloſſen, Frieden mit Frankreich zu ſchließen, und zwar ſchleunigſt; zugleich auch dem Kriege eine ſolche Wendung zu geben, daß ſeine Alliirten nicht zu ſehr verſucht wären, auf deſſen Fortſetzung zu dringen. Es iſt das nicht aus den Zufälligkeiten, dem Glas Waſſer, der Ohrfeige u. ſ. w. erwachſen, die man als Urſachen ſo großer Geſchicke anzugeben liebt. Der Krieg hat nicht aufgehört, weil die Whigs geſtürzt ſind; ſondern die Whigs, welche die Königin Anna lange vorher geſtürzt haben würde, wenn ſie gekonnt hätte, ſind geſtürzt, weil ſie den Krieg über die Zeit ſeiner Nothwendigkeit für England hinaus verlängern wollten. Das aber iſt aus jenen Zufälligkeiten, aus der Einmiſchung von Perſönlichkeiten und Parteibeſtrebungen gefloſſen, daß in der Art und Weiſe und den Einzelheiten der Beendigung des Krieges gefehlt worden iſt. Man konnte den Frieden auf ungleich vortheilhaftere Bedingungen für ſich und ſeine Verbündeten erlangen. Daß das nicht geſchah, dazu mußte auch Ormond als Werkzeug dienen.

---

[1] Macaulay's Kritik von Stanhope's Geſchichte des Erbfolgekrieges in Spanien.

Er war bei dem entſchiedenen Eintritte des Miniſterwechſels (1710) zum Vicekönig von Irland ernannt worden. 1712 wurde er an die Spitze der engliſchen, oder in engliſchem Solde ſtehenden Truppen in den

Niederlanden geſtellt und ſollte hier neben dem Prinzen Eugen wirken. Hätte er frei handeln können und wie Marlborough handeln wollen, ſo ſtand die Sache ſo, daß man den Frieden unter den Mauern von Paris dictiren konnte. Aber Ormond hatte die Inſtruction, die Operationen ſeiner Verbündeten nicht zu fördern, eher zu hindern. Der Belagerung von Quesnoy ſah er unthätig zu. Endlich forderte er die von den Seemächten beſoldeten deutſchen Truppen, wozu auch die preußiſchen gehörten, förmlich auf, ſich von Eugen zu trennen und die Feindſeligkeiten gegen Frankreich einzuſtellen. Der tapfere Erbprinz von Heſſen-Kaſſel erklärte aber: „die Heſſen werden mit Freuden marſchiren, wenn es gegen die Franzoſen geht.“ „Wir dienen nicht um Sold, ſondern um des Ruhmes halber,“ riefen Andere. Aehnliche Geſinnungen ſprachen die meiſten Mitglieder eines großen Kriegsrathes aus, welchen Eugen berief, und Niemand kräftiger, als der Führer der preußiſchen Truppen, Leopold von Anhalt-Deſſau, der auch das zur Fügſamkeit mahnende Schreiben deſſelben Lord Raby[1]), der in Berlin ſoviel dafür gewirkt hatte, Preußen zur Thätigkeit für die Sache der Allianz zu ſpornen, kurzweg nach Berlin ſchickte und mit dem Herzog von Ormond heftige Worte wechſelte. Die preußiſche Regierung billigte das Verfahren Leopold's. Indeß dieſe Stimmung hielt nicht vor. Wie die Subſidien ausblieben, wie der Glücksſtern der Verbündeten, unter ſo mislichen Conſtellationen, erblich, wie den einzelnen Theilnehmern der Allianz allerlei Separatintereſſen gezeigt wurden, zogen ſie ſich einer nach dem andern zurück. Die preußiſchen

---

[1]) S. oben S. 116.

Truppen rückten zwar nicht mit den Engländern vor Dünkirchen; wol aber wendeten ſie ſich auf die Ueberrumpelung von Meurs. Zuletzt ward Oeſterreich auch in dieſem Kriege allein gelaſſen, und darüber entging Deutſchland abermals eine Gelegenheit, alte Verluſte wieder einzubringen.

Die damalige engliſche Politik fand, nicht ihrem Zweck, aber ihrem Verfahren nach, auch bei dem engliſchen Volke entſchiedene Misbilligung. Es wollte den Frieden, aber einen ehrenvollen Frieden und kein ſo ſchmähliches Verlaſſen treuer Verbündeten. Als der Waffenſtillſtand ausgerufen wurde, lief ein allgemeines Ziſchen durch das engliſche Lager; die Soldaten rauften ſich vor Wuth die Haare aus; die Offiziere ſchloſſen ſich in ihre Zelte ein und weinten bei dem Gedanken an die ruhmvollen Tage Marlborough's. Die niederländiſchen Städte weigerten den Engländern den Zutritt und ſie mußten ſich ihn zum Theil mit Gewalt erzwingen. Doch dies half alles nichts und der Friede wurde geſchloſſen.

Das Torycabinet hatte bis dahin hauptſächlich durch zwei Führer gewirkt: Harley, jetzt Earl von Orford[1], und St. John, jetzt Viscount Bolingbroke[1]. Nun das gemeinſame Ziel erreicht war, ſpaltete es ſich. Ein Theil ſeiner Glieder, unter Oxford's Führung, hielt an der proteſtantiſchen Thronfolge. Ein anderer Theil, an deſſen Spitze Bolingbroke ſtand, betrieb Pläne für Herſtellung der Stuarts, oder ſchmeichelte doch der jakobitiſchen Partei damit. Ormond ſtand auf der letzteren Seite. Dieſe ſiegte, doch nur für einen Augenblick. Am 27. Juli 1714 wurde Oxford entlaſſen. Am 29. erkrankte die Königin, ward durch die Herzoge von Somerſet und Argyle[2] beſtimmt, den Schatzmeiſterſtab nicht Bolingbroke, ſondern dem Herzog von Shrewsbury[3] zu vertrauen, und ſtarb am 1. Auguſt.

---

[1] Robert Harley, geb. zu London, 1661, Sohn eines Presbyterianers und Rundkopfs, trat zur Hochkirche über, ward 1702 Sprecher des Unterhauſes, bald darauf Staatsſecretair, bis die Whigs ſich 1708 ſtark genug hielten, ihre toryiſtiſchen Genoſſen zu beſeitigen. Durch ſeine Verwandte, die Lady Maſham, erlangte er Zutritt bei der Königin, und ſtürzte die Marlboroughs (1710), ward Schatzmeiſter und Earl von Orford, 1714 entlaſſen, 1715 angeklagt, 1717 freigeſprochen, jedoch vom König auf ſeine Güter verwieſen, wo er ſich ganz der Vervollſtändigung ſeiner großen literariſchen Sammlungen widmete, welche die Bibliotheca Harleiana im britiſchen Muſeum bilden. Er † 21. Mai 1724.

Die Jakobiten drängten Ormond, ſich an die Spitze zu ſtellen und Jakob III. ausrufen zu laſſen. Doch dazu gebrach es ihm an aller Entſchloſſenheit. Als die neue Regierung begründet und ein neues Parlament zuſammengetreten war, wurden Bolingbroke, Oxford, Ormond und Strafford[4] des Hochverraths angeklagt. Oxford und Strafford warteten die Sache ruhig ab und ſie erhielt in der That für ſie keine Folge. Bolingbroke und Ormond, Letzterer ſehr unnöthigerweiſe, flohen auf das Feſtland und gingen zu dem Prätendenten. Bolingbroke nahm ſich der Sache deſſelben eine Zeit lang mit vielem Eifer an, ward aber von den an dieſem Hofe graſſirenden Parteien geſtürzt und gab dann die Sache der Stuarts auf. Ormond blieb bei dem Prätendenten, begleitete ihn nach Spanien und zog ſich ſpäter nach Avignon zurück, wo er 1747 ſtarb.

---

[1] Wir behalten uns ihn für eine künftige ausführliche Betrachtung vor. Hier nur die Bemerkung, daß ihn bei ſeiner politiſchen Rolle nicht Princip und Geſinnung, ſondern Berechnung und Leidenſchaft leiteten. Er ſtand auf der Seite der Jakobiten und ſeine Anſichten waren die entgegengeſetzten. — Man unterſchied übrigens damals zwiſchen hannöveriſchen und jakobitiſchen Tories. Die Erſteren nannte man Whimsicals.

[2] S. die Miscellen.

[3] Ein Talbot, auf den wir zurückzukommen gedenken.

[4] S. oben S. 116.

XIII. v. Hochmuth und v. Bismark.

Karl v. Hochmuth war der Sohn eines wohlhabenden Tuchmachers zu Kirchberg im ſächſiſchen Erzgebirge und der Anna Wohlrabe, am 3. Juli 1673 geboren und Cornelius getauft. Sein Bruder Aegidius ward Paſtor zu Mühlberg, Nathanael Paſtor zu Thalhayn; ein dritter Bruder, Anton, blieb in Kirchberg und ſetzte wol das Gewerbe des Vaters fort. Ein ganz anderer Lebensgang ward dem Cornelius beſtimmt. Der Vater ſtarb, als er erſt 18 Wochen alt war. Nach der Sitte der Zeit und des Ortes, wo die meiſten Bürger mit dem Gewerbe etwas Landwirthſchaft verbanden, mußte er als Knabe von 8—9 Jahren das Vieh hüten, wobei ſein Kamerad der etwas ältere Klingenberg war, welcher 1709 als ruſſiſcher Oberſter bei Pultawa fiel. Wer hätte es den beiden Hirtenknaben vorausſagen mögen, welches Schickſal ihnen bevorſtand?

Der junge Hochmuth ſollte ſtudiren und kam auf die Thomasſchule zu Leipzig, wo er unter die Alumnen aufgenommen ward und mit ihnen, nach damaliger Gewohnheit, vor den Thüren der Einwohner ſang. Das Schulleben ſagte ihm aber nicht zu, und er verließ 1693 die Schule heimlich und nahm im Birkholziſchen Infanterieregimente Dienſte. Weil er aber nicht Fourier ward, wie man ihm Hoffnung gemacht, deſertirte er und ließ ſich bei den Brandenburgern anwerben, mit denen er als Fourier nach Brabant ging. Von den Franzoſen gefangen, entfloh er nach Holland und fuhr auf einem holländiſchen Schiffe nach Schweden, wo er Schiffsſchreiber wurde. Aus Verſehen und Unbekanntſchaft mit dem Namen Cornelius hatte man ihn in den Schiffsliſten als Karl Hochmuth eingetragen, welchen Namen er von da an beibehielt. 2½ Jahr fuhr er als Schiffsſchreiber umher. Dann ging er nach Berlin, wo er ein Unterkommen zu finden hoffte. Da ihm das nicht gelang, ſo ging er wieder unter die ſächſiſchen Truppen und mit ihnen nach Polen, wo er bis 1702 zum Adjutanten, damals eine Art Feldwebel, aufruckte. Bei Cliſſow ward er von den Schweden gefangen und mit vielen Unglücksgefährten auf ein Schiff gebracht, um nach Schweden abgeführt zu werden. Unterwegs empörten ſie ſich aber, uberwältigten die Mannſchaft und zwangen dieſelbe, ſie bei Danzig ans Land zu ſetzen. Von hier ging er in einem leinenen Kittel nach Berlin, und half unterwegs einer Bande Ochſentreiber, 30 Meilen weit, bei ihrem Geſchäft. Von Berlin wendete er ſich wieder nach Sachſen, trat von Neuem in die Armee, wurde, beſonders durch Begünſtigung des Oberſten v. Plötz, Lieutenant und ging wieder nach Polen.

Hier mag er ſeinen alten Jugendgeſpielen Klingenberg wieder getroffen haben, welcher inzwiſchen, wir wiſſen zur Zeit nicht auf welchen Wegen, ruſſiſcher Major im Schlüſſelburgiſchen Regimente geworden war, und mag durch ihn beſtimmt worden ſein, gleichfalls in ruſſiſche Dienſte zu treten. Er capitulirte mit General Oberwitz und Klingenberg unterſchrieb die Capitulation mit. Der erſte Anfang in dem neuen Dienſte war nicht glänzender, als der alte. Hochmuth zog mit dem ruſſiſchen Corps, das zu Patkul's Verfügung geſtellt war, in die Niederlauſitz, wo ſie 14 Monate blieben und dann nach Polen rückten, um ſich bei Frauſtadt von den Schweden ſchlagen zu laſſen. Hochmuth gelang es, mit 14—1500 Mann unter Oberſt Rentzel, nach Sachſen zu entkommen. Aber auch hier war ihres Bleibens nicht, da man außer Stande war, ſie gegen die Schweden zu ſchützen, vielmehr beſorgen mußte, ihre Anweſenheit im Lande würde von den Schweden nur zu einem neuen Vorwande zum Einrücken benutzt werden. Zurückzugehen war auch nicht möglich und ſo rieth ihnen denn der ſächſiſche Geheime Rath, ſich wenigſtens in die Sicherheit des „Reiches“ im engeren Sinne des Wortes zu begeben. Sie zogen ſich nämlich nach Franken und von da, da ſie Niemand leiden und aufnehmen wollte, weil man theils vor den Ruſſen ſelbſt, theils vor dem Zorne des Schwedenkönigs Furcht hatte, unter den größten Beſchwerden und Entbehrungen, nach dem Rhein und bis Philippsburg, unter deſſen Kanonen ſie ſich lagerten. Man hatte ſie unterwegs nirgends in Städte und Dörfer gelaſſen, die Thore vor ihnen verſchloſſen, ihnen kaum die nöthigſten Lebensbedürfniſſe geliefert, und nun waren ſie immer weiter von ihrer Heimath entfernt und konnten weder vorwärts, noch rückwärts. Endlich gab der Kaiſer die geheime Erlaubniß, daß ſie ſich durch Schwaben, Baiern, Oeſterreich, Ungarn und Siebenbürgen wieder nach Polen zurückſchleichen durften, was denn unter den furchtbarſten Beſchwerden endlich gelang.

Dem Czar gefiel Hochmuth ſo, daß er ihn ſofort zum Major ernannte. Auf dem Schlachtfelde von Pultawa, wo ſein Jugendfreund Klingenberg fiel, wurde er Oberſtlieutenant. Auch am Pruth war er mit und ward 1712 Oberſt. Dann diente er acht bis neun Jahr zur See gegen Schweden. 1723 kämpfte er als Brigadier in

Perſien. 1725 wurde er Generalmajor und Kriegsrath, 1730 Generallieutenant und Generalinſpector, geadelt, mit dem Alexander Newskiorden beehrt. 1734 wurde er Vicegouverneur von Riga und ſtarb daſelbſt am 27. Mai 1736. Er hatte in Rußland geheirathet und hinterließ einen Sohn. Seiner Vaterſtadt gedachte er freundlich, ließ einen Altar in dortiger Kirche bauen und beſchenkte die Kirche auch ſonſt.

Noch vor ſeinem Tode kam ein anderer Deutſcher nach Rußland, um ein noch glänzenderes, wenn auch wechſelvolleres Glück zu machen. Ludolph Auguſt v. Bismark war der Sohn Chriſtoph Friedrichs v. Bismark, preußiſchen Generalmajors und Commandanten zu Küſtrin († 24. December 1704) und der Luiſe Margarethe v. d. Aſſeburg († 18. December 1698), und am 21. März 1683 geboren. Er war früh in preußiſche Kriegsdienſte getreten und befand ſich ſchon in höheren Graden, hatte bereits eine erſte Gattin gewonnen und wieder verloren[1], als er in Magdeburg ſeinen Lakai erſtach, unters Bett ſteckte und davonging. Mit Mühe erhielt er Begnadigung und, auf Natzmer's[2] Verwendung, Wiederanſtellung. Er wurde aber drei Mal bei Vergebung der Regimenter übergangen, weshalb er ſeinen Abſchied nahm, ſein Gut Scatiken in Preußiſch-Litthauen verkaufte und 1732 als Generalmajor nach Rußland ging. Hier heirathete er 26. Mai 1733 eine Schweſter der Gemahlin des mächtigen Biron, eine Trotte v. Treyden, und wurde nun General und Gouverneur von Liefland. Mit Biron geſtürzt, erhielt er doch ſchon 1744 die Freiheit wieder und trat 1746 als Generallieutenant wieder in die Armee. Er commandirte nun von Pultawa aus in der Ukraine und ſtarb im October 1750.

---

[1] Am 22. November 1714 vermählte er ſich mit Johanne Margarethe v. d. Aſſeburg, welche ſchon 1719 † und ihm eine Tochter, Albertine Luiſe, hinterließ, die 1739 den preußiſchen Lieutenant v. Albe heirathete.

[2] Dubislav Gneomar v. N., geb. 14. September 1654, aus einem alten pommerſchen Geſchlechte, diente von unten auf, erſt bei den Holländern, dann unter dem großen Kurfürſten, ſtieg bei Eroberung Rügens der Erſte ans Land, ward 1682 Kammerjunker und ging auf Reiſen. Dann war er mit den Brandenburgern in Ungarn und ward bei der Erſtürmung Ofens verwundet. 1688 ging er mit dem ältern Grumbkow nach England und ward im folgenden Jahre von einem franzöſiſchen Kaper aufgebracht. Er entkam nach langer Haft und ward im franzöſiſchen Kriege Generalmajor, zeichnete ſich bei Höchſtedt und Oudenarde aus, ward 1715 General und 1728 Generalfeldmarſchall. Er war ein ſehr frommer Mann und hatte viel Einfluß auf Friedrich Wilhelm I.

In Betreff Biron's1) erwähnen wir bei dieſer Gelegenheit, daß ſein Vater Karl Büren hieß, kurländiſcher Cornet geweſen war, auch ein kleines Rittergut in Kurland, Kalnzehm, pfandweiſe an ſich gebracht hatte, aber erſt in ſpätern Jahren geadelt wurde und am 24. April 1733 zu Mitau ſtarb. Der Herzog hatte in Königsberg ſtudirt, wo er noch als Kammerjunker, 1718 oder 1719, auf einer Reiſe, mit alten Univerſitätsfreunden einem Nachtrencontre auf der Straße beiwohnte, wobei ein Stadtſoldat erſtochen wurde und in Folge deſſen auch Biron in Haft und Buße kam. Sein älterer Bruder, Karl, wurde durch ihn Generallieutenant und Gouverneur von Moskau, ſein jüngerer, Guſtav, commandirender General in Ingermanland, Carelien und Finnland. Beide ſtürzten mit ihm.

Er hauptſächlich bewirkte Welf's Vertreibung, ſtimmte aber gegen die Execution des Kronprinzen. Durch ſeine zweite Gemahlin, eine v. Gersdorf, war er Stiefvater des Stifters der Brüdergemeinde, Zinzendorf. Er ſtarb 15. Mai 1739 und ſein Stamm erloſch mit ſeinen beiden Söhnen aus zweiter Ehe.

1) Bd. II., S. 6.

XIV. Guſtav Wilhelm Freiherr v. Imhoff.

Es iſt im zweiten Bande dieſer Geſchichten des nürnberger Patriziergeſchlechts der Imhoff gedacht worden, von welchem ſich mehrere Zweige auswärts angeſiedelt und zum Theil zu hohen Würden gehoben haben, ohne daß doch dieſes auswärtige Glück, dem es an den für jene Zeit nöthigen einheimiſchen Stützen gebrach, immer recht feſte, nachhaltige Wurzeln hätte ſchlagen wollen.

Die braunſchweiger Linie ſtammte von Wilhelm v. Imhoff ab, welcher als innerer geheimer Rath und Landpfleger zu Nürnberg ſtarb. Sein Sohn Hieronymus begleitete die merkwürdige Geſandtſchaft, welche Herzog Friedrich III. von Holſtein-Gottorp nach Rußland und Perſien ſendete und die von Olearius beſchrieben[1] und von Paul Flemming auch dichteriſch geweiht worden iſt, als Hofjunker. Später wurde er wolfenbütteliſcher Hofrath. Er war der Vater jenes einflußreichen wolfenbütteliſchen Geheimen Raths und Staatsminiſters, auch Reichshofrathes, Rudolph Chriſtian, welcher mit ſeinen

---

[1] Einen zweckmäßigen Auszug hinſichtlich der perſönlichen Begegniſſe und Schickſale der Reiſenden gibt Varnhagen von Enſe in ſeiner Biographie Paul Flemming's, den er übrigens mit Unrecht zu einem Voigtländer macht, während ſein Geburtsort im Erzgebirge liegt.

Brüdern in den Reichsfreiherrnſtand erhoben wurde. Der Sohn des Letzteren, Wilhelm Heinrich, wurde oſtfriesländiſcher Geheimer Rath und Droſt und heirathete Iſabella Sophia v. Borrel, die Schweſter eines reichen Directors der oſtindiſchen Compagnie zu Amſterdam.

Dies entſchied über die Zukunft ſeines Sohnes Guſtav Wilhelm. Derſelbe war am 9. Auguſt 1705 geboren und trat 1725, durch ſeine, beſonders bei Compagnieregierungen ſo einflußreichen Familienverbindungen veranlaßt, in die Dienſte der oſtindiſchen Compagnie und ging nach Batavia. Seine Empfehlungen ebneten ihm die Bahn zu Anſehen und Einfluß und dies um ſo entſchiedener, als er ſich am 20. April 1727 mit der Tochter des Generaldirectors Anton Huysmann v. d. Holle, Katharina Magdalena[1]), vermählte.

1730 wurde er Staatsſecretair, 1735 ordentlicher Rath bei der Regierung zu Batavia, 1736 Gouverneur von Ceylon. Er übernahm hier eine wichtige und ſegensreiche Aufgabe, indem er die Unthaten ſeines grauſamen Vorgängers Fauſt gutzumachen hatte, der die Beſatzung decimirt hatte und ſich zum König von Ceylon aufwerfen wollte, aber zu Batavia hingerichtet ward. Imhoff war der Aufgabe gewachſen. Er war feſt, kräftig, ein tüchtiger Soldat, aber voll Menſchlichkeit und echt religiöſen Sinnes. Er bemühte ſich ſehr für Ausbreitung des Chriſtenthums auf Ceylon und legte Druckereien daſelbſt an, welche hauptſächlich Bibeln, Katechismen und andere religiöſe Schriften druckten. 1739 kam er wieder nach Batavia.

Generalgouverneur war damals Adrian Valckenaer, ein habſüchtiger und gewaltthätiger Mann. Zwar war bereits am 13. December 1740 die Erhebung Imhoff's zu dieſem wichtigen Poſten beſchloſſen worden. Aber bevor dieſe Nachricht nach Batavia gelangte, erfolgten dort mehrfache traurige Ereigniſſe, welche nicht eingetreten ſein würden, wenn Imhoff früher an die Spitze gekommen wäre. Valckenaer's Bedrückungen veranlaßten einen allgemeinen Aufſtand der damals ſehr zahlreichen chineſiſchen Bevölkerung auf Java. So ſehr auch Imhoff das Verfahren Valckenaer's misbilligte, ſo mußte er doch, zur Rettung der Colonie, ſelbſt die Leitung der energiſchſten Maßregeln übernehmen, und nach einem furchtbaren Blutbade, im October 1740, waren es Imhoff's Siege, welche den Aufſtand niederſchlugen. Die Vorwürfe aber, die er, in Gemeinſchaft mit den Räthen Hans und Schönne, dem Generalgouverneur machte, reizten dieſen ſo ſehr, daß er den drei freimüthigen Männern Hausarreſt gab und ſie 1741 nach Holland zurückſchickte. Sobald ſie dort angekommen und ihre Sache unterſucht war, wurde ihr Verfahren für gerechtfertigt erklärt und alle drei in ihren Würden beſtätigt. Die beiden Räthe zogen es aber vor, in Holland zu bleiben. Valckenaer, der inzwiſchen ſeine Abberufung erhalten hatte, ward auf der Rückreiſe auf dem Cap verhaftet und ſpäter zu ewiger Haft in Batavia verurtheilt.

---

[1]) Sie ſtarb am 22. Juli 1744. Alle Kinder, die ſie geboren, ſtarben in jungen Jahren.

Imhoff kam am 17. Mai 1743 wieder in Batavia an und übernahm das Gubernium. 1749 wurde er General, 1750 aber, man glaubt in Folge von Intriguen der Verwandten und Freunde Valckenaer's, zurückberufen, ſtarb aber vor der Abreiſe, am 1. November 1750.

Ein zwanzig Jahre ſpäter machte ein anderer Baron Imhoff, über deſſen Herkunft und ſpätere Schickſale wir zur Zeit nichts haben erkunden können, auf eine weniger ehrenvolle Weiſe in Oſtindien eine Art Glück. Derſelbe war in bedrängten Umſtänden und ging nach Madras, um dort als Portraitmaler Geſchäfte zu machen. Er hatte eine junge Gattin bei ſich, die aus Archangel geweſen ſein ſoll, ein angenehmes Aeußere, einen gebildeten Geiſt und im höchſten Grade gewinnende Manieren beſaß, ihren Gatten aber gründlich verachtete. Der Zufall wollte, daß ſie die Ueberfahrt auf demſelben Schiffe mit dem nachher ſo berühmten Generalgouverneur von Bengalen, Warren Haſtings, machten, welcher damals (1769) als Mitglied des Rathes zu Madras zum zweiten Male nach Oſtindien ging. Auf der Reiſe entſtand eine Zuneigung, welche durch die zärtliche Pflege, die die Dame ihrem Anbeter bei einer Krankheit deſſelben widmete, nur inniger werden konnte. Das Verhältniß ſtand ſo, daß Beide unbedenklich den Gatten zu Rathe ziehen und mit ihm ausmachen konnten, daß die Baroneſſe bei ſeinen heimiſchen Gerichten[1] eine Scheidungsklage anſtellen, der Baron den Prozeß in jeder Weiſe erleichtern, ſie Alle bis zum Urtheil in zeitheriger Weiſe beiſammenleben, Haſtings den gefälligen Gatten entſchädigen und nach Trennung der Ehe die Dame heirathen und die Kinder, die ſie Imhoff geboren hatte, adoptiren ſolle. Demgemäß geſchah es. Die Imhoffs folgten Haſtings nach Madras, und als er Generalgouverneur wurde, 1772 nach Kalkutta. Es dauerte noch mehre Jahre, bevor die deutſchen Gerichte die Scheidung ausſprachen. Dann verließ der Baron Kalkutta, mit den Mitteln, ein Rittergut zu kaufen[2], ausgeſtattet und

---

[1] Es ſollen fränkiſche geweſen ſein, was auf Nürnberg hinweiſen würde.

[2] Angeblich in Sachſen.

Haſtings feierte ſeine Verbindung mit der Geliebten durch ein glänzendes Feſt.

Was immer man Haſtings vorwerfen möge, von der Beſchuldigung der Habgier ſprechen ihn unbefangene Beurtheiler frei1)). Seine Gattin ſoll weniger ſcrupulös geweſen ſein. Man glaubte allgemein, daß ſie mit großer Bereitwilligkeit Geſchenke angenommen und auf dieſe Weiſe, ohne Mitwirkung ihres Gemahls, einen Privatſchatz von mehren Laks Rupien gebildet habe. In der That ſcheint ſie, bei vieler Liebe zu Pracht und Luxus, doch auch berechnend und vorausſehend geweſen zu ſein, und recht wohl gewußt zu haben, daß ihr Gemahl ſich auf das Erhalten des Vermögens nicht viel beſſer verſtand, wie auf das Erwerben deſſelben.

„Der Einfluß der Mrs. Haſtings auf ihren Gatten war ſo, daß ſie leicht weit größere Summen hätte erlangen können, als ſie jemals empfangen zu haben beſchuldigt worden iſt. Endlich fing ihre Geſundheit zu wanken an, und der Generalgouverneur war, ſehr gegen ſeinen Willen, genöthigt, ſie nach England zu ſchicken. Er ſcheint ſie mit jener Liebe geliebt zu haben, welche Männern von ſtarkem Geiſte, Männern eigen iſt, deren Neigung nicht leicht gewonnen, noch weit vertheilt wird. Das Geſpräch von Kalkutta bewegte ſich einige Zeit lang um die luxuriöſe Weiſe, in der ſie die große Kajüte eines Oſtindienfahrers zu ihrer Bequemlichkeit eingerichtet, um die Verſchwendung von Sandelholz und geſchnittenem Elfenbein, womit ihre eigene Kajüte verziert war, und um die Tauſende von Rupien, welche angewendet worden, um ihr die Geſellſchaft einer ange-

---

1) Macaulay, kleine geſchichtliche und biographiſche Schriften (deutſch von Bülau), I, 225 ff.

nehmen Reiſegefährtin zu verſchaffen. Die Briefe des Haſtings an ſeine Frau ſind ungemein charakteriſtiſch. Sie ſind zärtlich und voll von Merkmalen der Achtung und des Vertrauens, zugleich aber ein wenig ceremoniöſer, als in einem ſo vertrauten Verhältniſſe gewöhnlich iſt. Die feierliche Höflichkeit, mit welcher er »ſeine elegante Mariane« becomplimentirt, erinnert zuweilen an die würdevolle Miene, mit welcher ſich Sir Karl Grandiſon auf Miß Byron's Hand in dem Cederzimmer beugte[1]."

Sie fand ſelbſt bei Hofe Gnade und es befremdete damals ſehr, daß die Gemahlin Georg's III., eine ſo tugendſtolze und ſo ſtreng über die Sitte des Hofes wachende Frau, ſie mit Gunſt behandelte. Sie folgte darauf den Geſchicken ihres Gemahls. Ihr Schatz aber ſchwand durch den berühmten Prozeß deſſelben, oder durch den Aufbau des Schloſſes ſeiner Väter, deſſen Wiedererwerbung und Herſtellung er ſich als dürftiger Waiſenknabe vorgeſetzt, oder durch den Bankerott eines Banquiers, dahin.

---

[1] Macaulay a. a. O.

XV. Graf Wackerbarth und Graf Wackerbarth-Salmour.

Auguſt Chriſtoph v. Wackerbarth ward 1662 geboren und kam 1679 an den kurpfälziſchen Hof, wo er Page bei der Kurfürſtin Wilhelmine Erneſtine wurde. Nach dem Tode ihres Gemahls, des Kurfürſten Karl (16. Mai 1685), begleitete er ſie zu ihrer Schweſter, Anna Sophie, Gemahlin des Kurfürſten von Sachſen, Johann Georg's III. Er wurde nun Page bei dieſem Kurfürſten, der ihn, da er Neigung zu Mathematik und Fortification zeigte, auf Reiſen ſchickte. Er ward aus Morea zurückberufen, um als Ingenieur bei der Belagerung von Mainz mitzuwirken. 1690 und 1691 wohnte er den Feldzügen am Oberrhein bei. Dann ging er, mit Unterſtützung Johann Georg's IV., nach Ungarn und Italien. Aus Italien rief ihn Friedrich Auguſt zurück, um ihn mit zu ſeinem ungariſchen Feldzuge zu nehmen, und ſie trafen 1695 in Wien zuſammen. Nach Beendigung des Feldzugs wurde er Generaladjutant des Kurfürſten, und ging 1696 wieder nach Ungarn, wo er ſich namentlich bei Otlatſch auszeichnete. 1697 wurde er Geſandter in Wien, welche Stelle er, neben ſeinen anderweiten Functionen und vielfach abweſend, lange Jahre bekleidet hat. Damals aber wirkte er mit beſonderem Eifer und

Geſchick für die Erwählung ſeines Fürſten zum König von Polen und ward dafür 1699 Oberſt.

1700 ging er nach Liefland, wo freilich nicht viele Lorbeeren geerntet wurden, und ward 1702 Generalmajor. 1703 führte er dem Kaiſer 6000 Mann Hilfstruppen zu. 1704 kam er nach Sachſen zurück, rückte aber 1705 wieder an den Rhein. Bald darauf wurde er zum General-Haus- und Landzeugmeiſter, Generalintendanten der Civil- und Militairgebäude und Generalcommiſſar der Häfen des baltiſchen Meeres ernannt. Am 26. Auguſt 1705, während des Reichsvicariats, wurde er Reichsgraf. 1708 und 1709 war er als Generallieutenant bei der Armee in Flandern und wohnte der Einnahme von Ryſſel und Tournay bei.

Im October 1715 befehligte er die Armee in Pommern und leitete die Belagerungsarbeiten ſowol vor Wismar, als vor Stralſund[1]). Er erwarb ſich dabei die Zufriedenheit des Königs von Preußen ſo ſehr, daß ihm dieſer einen koſtbaren Ring und Empfehlungsſchreiben an ſeinen Monarchen als Zeichen ſeiner Anerkennung gab[2]). 1716 ging er in Befeſtigungsangelegenheiten nach Polen und 1717, als außerordentlicher Geſandter, wegen der Vermählung des Kurprinzen, nach Wien. 1718 wurde er Gouverneur von Dresden, Obercommandant der Veſten Königſtein, Sonnenſtein und Stolpen, Gouverneur des adeligen Cadettencorps und Chef der geſammten Artillerie und erhielt den weißen Adlerorden.

---

[1]) Die Eroberung dieſes würde übrigens nicht ſo ſchnell gelungen ſein, wenn nicht der Oberſt v. Köppen in ſeiner Jugend als ſchwediſcher Cadett in Stralſund geſtanden und beim Baden bemerkt hätte, daß das Meer zur Zeit der Ebbe einige hundert Schritte von den Feſtungswerken zurücktrete. Er erzählte das dem General Seckendorf, der die Sache ſelbſt unterſuchte und nun den Entwurf zum erfolgreichen Angriff danach einrichtete. Friedrich II. nennt mit Unrecht, in den Mém. de Brandenb., den Oberſten v. Gaudi, ſtatt Köppen's. Siehe Stenzel a. a. O. III, 271–75.

[2]) Auch Seckendorf erhielt einen Ring, der däniſche General Dewitz einen Brillanten, jeder Hauptmann 200 Thlr.

Als Gouverneur von Dresden bewies er namentlich bei den Unruhen, welche 1726 auf Anlaß der Ermordung des M. Hermann Joachim Hahn, Mittagspredigers bei der Kreuzkirche, durch den entlaſſenen Trabanten Franz Taubler, einen katholiſchen Fanatiker, entſtanden, ebenſoviel Energie, als Takt und Humanität und dämpfte ſie, ohne Ueberſchreitung des Maßes der Strenge. Sehr intereſſirte er ſich für den Bau der Frauenkirche, zu welcher am 26. Auguſt 1726 in ſeinem Beiſein der Grund gelegt wurde. Als 1728 der König von Preußen in Dresden war und im Gouvernementshauſe logirte, entſtand in der Nacht vom 17. zum 18. Januar Feuer darin und Wackerbarth verlor ſeine reiche Bibliothek und ſein ganzes Ameublement, weil er nichts retten laſſen wollte, bis nicht der König gerettet und das Zeughaus geſichert ſei. Auguſt II. ſchenkte ihm dafür ein Palais auf der Pirnaiſchen Gaſſe, das er bis zur Einweihung des neuen Gouvernementsgebäudes bewohnte.

Nach dem Tode des Grafen Flemming wurde er am 16. April 1730 Generalfeldmarſchall und dirigirte das Luſtlager bei Zeithain[1] (30. Mai—25. Juni). 1732 wurde zu Neuſtadt unter ſeiner Direction binnen 18 Wochen eine Interimskirche gebaut und am 12. Mai legte er den Grundſtein zu den Kaſernen, die nach ſeiner Vorſchrift und unter ſeiner Oberleitung vollendet wurden.

---

[1] Man hat die Koſten deſſelben auf 5 Millionen Thlr. angeſchlagen. Indeß überſtiegen die Geſammtausgaben des Jahres 1730, in welches dieſes Luſtlager fiel, die des Jahres 1728 noch nicht um Eine Million. (Das Plus betrug 968,750 Thlr. 4 Gr. 6 Pf.) Ueberhaupt iſt in Betreff des Luxus jener Zeiten die Phantaſie ſehr fruchtbar geweſen.

Am 4. December 1733 ging er zur Armee in Polen, reiſte aber, wegen Alters und Gebrechlichkeit, im März 1734 nach Dresden zurück, wo er am 14. Auguſt 1734 an der Waſſerſucht ſtarb. Seine Leiche wurde ausgeſtellt und dann auf ſein Gut Zabeltitz bei Großenhain[1]) abgeführt und in der dortigen Kirche beerdigt, wobei der Paſtor M. Czellius die Gedächtnißrede hielt.

Prinz Eugen ſagte bei der Nachricht von ſeinem Tode: „J'en suis veritablement faché, vous perdez un habile homme, qui sous un flegme étudié cachait toute la vivacité imaginable. Il a bien servi son maitre et longtemps, et je l'ai toujours estimé.“ Anders urtheilt freilich der Verfaſſer des Portrait de la cour de Pologne davon, einer Schrift, von welcher Hr. Fr. Förſter in Berlin verſichert, daß der Verfaſſer „in jedem Falle ein gut unterrichteter Mann war, der nicht blos den Hof, ſondern auch die Anforderungen ſeines Jahrhunderts genau kannte.“ Uns will es dagegen ſcheinen, als enthielte dieſelbe lediglich die galligen Ergüſſe einer von Neid und Malice geſchwellten boshaften Hofzunge. Die Charakteriſtiken ſind ohne alle pſychologiſche Begründung, rein chablonenmäßig, verrathen in ihren Uebertreibungen und öftern offenbaren Falſchheiten die Geſinnung, die ſie dictirt hat, auf das deutlichſte und daneben in vielen Einzelheiten und Antichambregloſſen einen ſehr kleinen Geiſt. Die Rathſchläge, die er dem König gibt, — den er, beiläufig geſagt, für einen vollkommenen, überall großen Fürſten erklärt, von deſſen Verdienſten

---

1) Auch das freundliche Wackerbarthsruhe an der Elbe zwiſchen Dresden und Meißen führt von ihm ſeinen Namen.

auf würdige Weiſe zu ſprechen, es nicht Worte gäbe, die zart und ſtark genug wären, und der nur das Unglück habe, bodenlos ſchlecht bedient zu werden, — beweiſen uns vollſtändig, daß der Verfaſſer eben nichts war, als eine ſcharfe Zunge. Da die Miniſter des Königs aus zwiefachen Gründen pflichtvergeſſen ſeien, die einen aus Bosheit, die andern aus Unwiſſenheit, da der König und ſeine Miniſter von den Finanzen nicht mehr Kenntniß hätten, als von den Einkünften des Groß-Moguls[1]), ſo ſchlägt dieſer weiſe Staatsreformator vor, der König ſolle Ausländer zu Miniſtern wählen, welche auf niemand anders, als auf ihren Herrn Rückſicht zu nehmen hatten, und ſolle ſich über die Landescollegien ſtellen, welche ihn als ihren Gebieter anerkennen müßten[2]). Einzig und allein auf dieſem Wege ſei es dem Könige von Frankreich gelungen, ſich zum abſoluten

---

[1]) Dieſer „vollkommene, überall große“ Monarch? Das war Auguſt II. gewiß nicht, übrigens in vielen Punkten beſſer als ſein Ruf. Der Verf. führt als Beleg ſeiner Erklärung an: Der König wiſſe nicht einmal, wie viel ein Quatember, eine Art Grundſteuer, die ſchon ſeit 300 Jahren eingeführt ſei, betrage. Er documentirt damit nur ſeine eigne Unwiſſenheit. Denn 300 Jahre vor Abfaſſung ſeiner Schrift gab es in Sachſen überhaupt noch keine Steuern, deren älteſtes Beiſpiel in das Jahr 1438 fällt und keine Grundſteuer, ſondern eine Acciſe war. Die Quatemberſteuer, urſprünglich eine Kopf- und Gewerbſteuer, und erſt ſpäter zu einer gemiſchten Grundſteuer geworden, kommt unter dem Namen Quatemberſteuer erſt ſeit 1640 vor.

[2]) Das haben ſie ſtets gethan und er hat immer über ihnen geſtanden. Aber der Verf. wollte, er ſollte ſich über Geſetz und Verfaſſung ſtellen und abſoluter Monarch werden. Das iſt in Preußen leidlich abgelaufen, weil Preußen Glück hatte. Die Unfälle aber, welche Sachſen bis 1763 verfolgten, würden nicht ſo gut überwunden worden ſein, wenn nicht ſelbſt unter den polniſchen Auguſten die Landes- und Behördenverfaſſung erhalten worden wäre, und wenn ſie lauter Miniſter gehabt hatten, welche blos auf ihren Herrn Rückſicht genommen und ſich nicht auch dem Lande und ſeinen Inſtitutionen verbunden gefühlt hatten.

Herrſcher zu machen[1]). Die Adeligen müſſe er „ſammt und ſonders vom Hofe und aus den Collegien entfernen" und ihre „Anmaßung zügeln". Alle Sachſen[2]) ſeien von Natur der Weichlichkeit ergeben, träge, hochmüthig; der Ueberfluß ihres Landes mache ſie zur Ausſchweifung geneigt und ſtolz gegen andere Nationen. Sie ſeien heimtückiſch und betrügeriſch, zu einer Menge niedriger Streiche aufgelegt. Ihr Großthun ſei nicht weit her. Ihre Verzärtelung ſei Urſache, daß ſie nicht einmal gute Soldaten ſeien. Nur außerhalb ihres Landes ſeien ſie brav. Sie ſeien unerträglich im Glück und untröſtlich im Unglück u. ſ. w. Leipzig halte den Handel im übrigen Lande zurück! Es ſei unglaublich, welche Spitzbübereien die leipziger Kaufleute begingen. Der dortige Magiſtrat ſei zu mächtig, und ſchließe ſich auf den Landtagen der Oppoſition an. Der König ſollte die Juden ins Land ziehen und ein Toleranzedict publiciren, um das Land bevölkerter zu machen. Dadurch würde er viel Geld gewinnen und im Stande ſein, die „Unverſchämtheit und den Geiz ſeiner Geiſtlichkeit zu zügeln, welche ihm beſtändig entgegenſei und in ihren Predigten das Volk gegen ihn aufrege[3])". — Das iſt nun der Standpunkt eines Schriftſtellers, den wir nur Solchen zur Quelle empfehlen möchten, zu deren Vorurtheilen oder Tendenzen ſeine Angaben gerade paſſen und die gewohnt ſind, alles Derartige dankbar hinzunehmen.

Gegen den armen Wackerbarth hat er einen beſondern Groll und verbreitet ſich ziemlich ausführlich über ihn. Er ſtellt ihn als in jeder Beziehung untüchtig,

---

1) Wie war der Ausgang?

2) Hr. Förſter reſtringirt das auf den Adel von 1704. Der Verf. hat aber dieſe Reſtriction nicht.

3) Gegen ihn nicht, höchſtens gegen die Coſel.

als einen eiteln, langweiligen, ſüßlichen, faden Stutzer dar, der nicht einmal gut — tanze! Seine Entwürfe und Zeichnungen machten die Hofmaler Karger und Fehling, ſeine Geſandtſchaftsberichte der junge Schierendorf, der aber auch nichts verſtehe und ein unleidlicher Schwätzer ſei u. ſ. w. — Wir glauben, der geſchichtlichen Wahrheit näher zu kommen, wenn wir von Wackerbarth annehmen, daß er zwar ein größerer Hofmann, als Staatsmann und kein Feldherrngenie geweſen ſein mag, aber ſeinem Fürſten aufrichtig treu und ergeben war und zu den gutherzigeren und redlicheren Hofleuten ſeiner Zeit gehörte.

Bei ſeinem Aufenthalte in Wien im Jahre 1707 hatte Graf Wackerbarth eine ſardiniſche Dame kennen gelernt, deren Jugendgeſchichte ihrer Zeit ein lebhaftes Intereſſe in den höheren Kreiſen aufgeregt hatte. Katharina Babiani hatte in früher Jugend einen ſardiniſchen Dragonercapitain Grafen Salmour geheirathet, dem ſie zwei Söhne gebar, der ſie aber bald als Witwe verließ. Ihre Schönheit zog die Aufmerkſamkeit des Markgrafen Karl Wilhelm von Brandenburg auf ſich, als dieſer 1691 von ſeinem Stiefbruder, dem Kurfürſten Friedrich III., mit einigen brandenburgiſchen Regimentern nach Piemont geſchickt worden war. Der junge Prinz faßte eine ſo warme Liebe zu der ſchönen Witwe, daß er ſich heimlich mit ihr trauen ließ. Der Kurfürſt ſchickte aber 1695 einen Offizier nach Turin und ließ die Verbindung gewaltſam trennen. Die Dame wurde in ein Kloſter gebracht und der Prinz ſtarb im Juli 1695 vor Baſel an einem hitzigen Fieber, deſſen Grund man in Gram und Aufregung ſucht[1]). Mit ſeinem Tode hörten die Gründe auf, die Freiheit der Witwe zu beſchränken. Sie nannte ſich, allerdings unter Widerſpruch des berliner Hofes, Madame de Brandenbourg, widmete ſich der Erziehung ihrer Söhne und zog ſpäter nach Wien. Hier traf ſie Wackerbarth, ward ihr dritter Gemahl und adoptirte den einen ihrer Söhne[2].

---

[1]) Wenn die Markgräfin von Baireuth, welche vieles leichtſinnige

Es war dies Joſeph Anton Gabaleon Graf v. **Wackerbarth-Salmour** (geb. 1685). Er trat 1708 in die Armee, mußte aber wegen einer Wunde am Fuß den Militairdienſt aufgeben, und widmete ſich nun dem Hofe und der Diplomatie. Er wurde 1712 Kammerherr, war von 1723—28 Geſchäftsträger in München, bis 1730 Geſandter in Wien, bis 1731 in Rom, wurde 21. October 1731 wirklicher Geheimrath, 1733 Cabinetsminiſter. Umſonſt bemühte er ſich, im Beſitz dieſer hohen Poſten auch einen ſolchen reellen Einfluß zu gewinnen, daß er dem Treiben Brühl's, deſſen Elendigkeit er ſehr wohl durchſchaute, die Wage hätte halten können. Selbſt die Unterſtützung, die er bei dieſem Streben durch die Königin, den Kronprinzen und die Kronprinzeſſin erhielt, fruchtete nichts. Seit 1740 hatte er nur die Titel und Einkünfte ſeiner Aemter, ohne wirkliche Function, und

---

Geſchwätz in die Welt gebracht hat, ihn von ſeinem Bruder vergiften läßt, ſo liegt, abgeſehen von dem gänzlichen Mangel aller äußern Beweiſe, ſchon die Frage nach dem Zwecke einer ſolchen, dem Charakter des Kurfürſten ſo ganz widerſprechenden Miſſethat ſo nahe, daß man nicht begreift, warum dergleichen ſo oft wieder aufgewärmt worden iſt. — Die 1703 erſchienenen Memoiren des Comte D. erzählen die Heirathsgeſchichte etwas ausgeſchmückt. Hier hätte die Trauung anfangs in dem herzoglichen Landhauſe la Venerie ſtattfinden ſollen, ein über die beabſichtigte Mißheirath entrüſteter Gaſt ſolle aber den Prieſter mit gezogenem Degen vertrieben haben. Dann hätte der Prinz ſich per procurationem trauen laſſen. Die Gräfin ſoll 25,000 Ducaten ausgeſchlagen haben, die man ihr geben wollen, wenn ſie die Ungiltigkeit ihrer Ehe einräume.

[2] Sie † am 16. December 1719.

hatte ſchon einmal den Hof gänzlich verlaſſen. Die Liebe zu dem Kurprinzen Friedrich Chriſtian[1]) führte ihn zurück und in ihm, deſſen Oberhofmeiſter er am 11. Auguſt 1747 wurde, deſſen Erzieher, Freund und Rathgeber er ſchon ſeit 1728 geweſen war, bildete und erhielt er dem Lande einen Hoffnungsſtern, der eine beſſere Zukunft verkündete.

Er war während des Krieges in Dresden geblieben. Am 9. April 1757 erhielt der alte 72jährige Mann — wie behauptet worden iſt, in Folge geheimer Denunciationen ſeines alten Gegners, des Grafen Brühl, was wir jedoch billig dahingeſtellt ſein laſſen — durch den preußiſchen Generalmajor v. Bornſtädt Stubenarreſt und wurde, trotz der Fürbitten der Königin, am 11. April nach Küſtrin geſchafft, wo er in einem Bürgerhauſe untergebracht und leidlich gehalten wurde, aber bis zum 8. Januar 1758 bleiben mußte. Dann ging er nach München und ſtarb am 8. Januar 1761 zu Nymphenburg an einem Seitenſtechfieber. Es beerbten ihn die Kinder ſeines Neffen, des Kammerherrn Grafen Joſeph Gabaleon v. Salmour, der mit einer Gräfin Lubienski vermählt, am 7. Auguſt 1759 zu Warſchau geſtorben war, und einen Sohn und eine Tochter hinterließ. Ein anderer Neffe war der Chevalier v. Salmour zu Turin.

---

[1]) Geboren 5. September 1722, ſuccedirt 5. October 1763, † 17. December 1763. Seine Regierung dauerte nur wenige Monate, aber auch in der kurzen Zeit wurde das Syſtem der Corruption gebrochen und das von ihm begonnene Werk ſetzten ſein Bruder und Sohn fort. Weſentliche Verdienſte um die Bildung des Kronprinzen hatte übrigens auch Karl Wilhelm Gärtner (ein geborner Dresdner, der in Leipzig ſtudirt und promovirt hatte, dann Appellationsrath und Informator des Kurprinzen, 1749 aber Reichshofrath, als Edler v. Gärtner in den Reichsadel erhoben ward und am 13. März 1760 ſtarb). Dann der kunſtſinnige Freiherr v. Racknitz, mit Wackerbarth ſein Begleiter nach Italien.

Mit dergleichen Wegführen von Standesperſonen, als Geißeln, oder wegen Verdachts, wurde es im ſiebenjährigen Kriege, namentlich preußiſcher Seits, ziemlich arg getrieben und war es meiſtens nutzloſe Plackerei. So wurde am zweiten Advent 1758 der alte Kriegsheld, Friedrich Heinrich Graf v. Seckendorf, zu Meuſelwitz durch preußiſche Huſaren aus der Kirche abgeholt und nach Magdeburg gebracht, wo er bis in dem Mai 1759 ſitzen und dann einen Revers, daß er niemals wieder mit den Feinden des Königs die geringſte Correſpondenz unterhalten wolle, unterzeichnen, auch eine Geldſumme erlegen mußte. Im März 1761 ſollte Hellmuth Graf v. Pleſſen, welcher ſächſiſcher Geſandter in Kopenhagen geweſen und 1754 wirklicher Geheimrath ohne Sitz und Stimme worden war, übrigens in friedlicher Weiſe auf ſeinen Gütern in Mecklenburg lebte, von den Preußen als Geißel fortgeführt werden und erſchrak darüber ſo, daß er plötzlich Todes verblich.

Begründeter mochte eine andere Wegführung ſein, erfolgte aber freilich in ſehr formloſer, für die Zuſtände übrigens bezeichnender Weiſe. Der Marquis v. Fraigne hielt ſich ſeit einiger Zeit in Zerbſt auf. In der Nacht vom 18.—19. Januar 1759 kam ein Detachement Huſaren, unter Lieutenant Borowski, auf Befehl des Oberſten v. Seydlitz, in einer zugemachten Kutſche, in welcher Kaufleute ſitzen ſollten, in Zerbſt an, kehrte in dem Gaſthof zum ſchwarzen Adler ein, wo auch Fraigne wohnte, beſetzte die Zugänge, brachte einige Bediente des Marquis in die Kutſche und hieb die Stubenthür mit den Säbeln ein. Der Marquis hatte kaum noch die Zeit, ſeine Papiere zu verbrennen und nach den Piſtolen zu greifen. Er ward an der rechten Hand verwundet, während er ſeinerſeits mit der einen Piſtole —

die andere verſagte — einen Huſaren leicht am Kopfe verwundete. Darüber kam die Wache (30 Mann unter einem Oberſtwachmeiſter) und der Fürſt [1]) ſelbſt hinzu. Der Letztere vermochte Borowski, daß er ſich, nach Empfang eines Atteſtats, wieder zurückbegab, und der Fürſt nahm nun den Marquis aufs Schloß. Aber im Februar wurde das fürſtliche Schloß ſelbſt von einem preußiſchen Corps umzingelt, und nachdem man Kanonen aufgeführt und die Auslieferung binnen 24 Stunden verlangt hatte, mußte Fraigne in preußiſche Hände gegeben werden und wurde nach Magdeburg gebracht.

Die Grenzen ſchwacher Staaten wurden überhaupt von den Preußen wenig reſpectirt. So erſchienen am 24. Februar 1759 die preußiſchen Generalmajors v. Wobersnow und v. Braun auf den polniſchen Gütern des bekannten erſten Fürſten Sulkowski, rückten vor ſein Schloß zu Liſſa, kündigten ihm Arreſt an, entwaffneten ſeine Garde und führten ihn nach Glogau. Preußiſcher Seits ward verſichert, es ſei darum geſchehen, weil er ein Regiment zum Dienſte des wiener Hofes habe aufrichten wollen. Oeſterreichiſcher Seits hob man nun den Fürſten v. Hatzfeld gleichfalls auf, worauf Beide gegeneinander ausgewechſelt wurden.

---

[1]) Es iſt das der wunderliche Fürſt Friedrich Auguſt (geb. 8. Auguſt 1734, ſuccedirt 1747, † 3. März 1793), der letzte Fürſt von Anhalt-Zerbſt, geweſen.

XVI. Friedrich Auguſt I. König von Sachſen im Exil.

Unter allen Maßregeln des Jahres 1815 war das Verfahren gegen Sachſen die ungerechteſte und dürfte auch außerdem zu den unpolitiſchſten zu rechnen ſein. Wenn man irgend einen deutſchen Fürſten zum Opfer ausleſen wollte, ſo war Friedrich Auguſt derjenige, der ein ſolches Loos unter allen am mindeſten verdient hätte. Es iſt aus der Geſchichte Deutſchlands bis zum Jahre 1806 bekannt, mit welcher Redlichkeit Friedrich Auguſt — ein Fürſt, der ſich die größte Hochachtung Friedrich's II. und Napoleon's verdiente und von welchem der Erſtere rühmte: „ſchon als Knabe war es ihm unmöglich, ſein Wort zu brechen“, ein Fürſt, der den Beinamen des Gerechten im edelſten Sinne und mit vollſter Berechtigung führte — an der deutſchen Sache gehalten, und wie wenig er an den Schritten Theil genommen, welche Deutſchland in die Hände ſeines Erbfeindes lieferten. Während die ſüddeutſchen Staaten wiederholt den Franzoſen den Zugang in das Herz des Reiches öffneten; während Preußen ſich von der deutſchen Sache fernhielt, das beſte Vernehmen mit Frankreich pflegte, mit ihm gegen Oeſterreich intriguirte, nur bedacht war, ſich Frankreichs Gunſt zu ſeiner Vergrößerung durch Säculariſirungen und Mediatiſirungen zu erwerben und ſich durch die in Hannover dargebotene Lockſpeiſe blenden ließ; während faſt alle Fürſten, die ſich behaupteten, auf Koſten des alten Rechtsſtandes, der alten Reichsverfaſſung, der alten Landesfreiheiten ihre Macht erweiterten: hielt ſich Sachſen rein von dem allen, bewahrte es echte Treue gegen Kaiſer und Reich, gegen Nachbarn und Bundesgenoſſen und gegen die Verfaſſung und die Rechte des eignen Landes. Auch der Rheinbund kommt zu Stande, das deutſche Reich wird aufgelöſt, ohne daß Sachſen dazu mitwirkt, daran Schuld hat, daran Theil nimmt. Endlich wird es von Preußen zur Theilnahme an einer unzeitigen, zu ſpät, oder zu früh kommenden Provocation gegen Frankreich gezwungen und in Folge davon in die Lage gebracht, wo nur ſeine Nachgiebigkeit gegen Frankreichs Gebote ſeinen Untergang abwehren kann. Da erſt tritt es gezwungen zum Rheinbunde und leiſtet nun nicht mehr, als alle Andern; wol aber bleibt es auch hier von manchen Sünden der Andern frei. Es bereichert ſich nicht auf Koſten Deutſchlands, ehemaliger deutſcher Mitſtände. Die auch formell erlangte Souverainetät verändert nicht das Mindeſte in Sachſens Maßnahmen und Beziehungen. Die landſtändiſche Verfaſſung bleibt in Kraft. Wenn der König von Sachſen ſich das Herzogthum Warſchau aufdrängen läßt, ſo iſt das ſichtbar keine von Ehrgeiz erſtrebte Vergrößerung Sachſens; nur die alte Verbindung zwiſchen der ſächſiſchen Dynaſtie und der polniſchen Krone gibt den Anlaß dazu; Preußen hatte es nichts geholfen, wenn ein Anderer Herzog von Warſchau geworden wäre, ein franzöſiſcher Marſchall etwa, oder ein Prinz jedes andern Hauſes, deren ſich genug dazu gemeldet haben würden; es war kein deutſches Land, um das es ſich handelte; es mußte kein deutſcher Fürſt zum Unterthan werden, damit dieſer Monarch ſeine Herrſchaft erwerbe; es war ein Beſitzthum, welches Preußen in den berüchtigten polniſchen Theilungen und namentlich in der dritten, der treuloſeſten und ſchlimmſten von allen, worin Preußen eine ſchauerliche Rolle geſpielt, erworben, und was es, im Kriege beſiegt, an Den überlaſſen, aus deſſen Händen es jetzt der König von Sachſen empfing. Es war Preußen im Kriege verloren gegangen und einem andern Herrn zugefallen. Sachſen machte keine Anſprüche darauf, und richtete alle Beziehungen ſeiner Erblande und dieſer neuen Erwerbung dergeſtalt ein, daß man wohl ſah, es betrachte die letztere nicht als eine bleibende. Friedrich Auguſt hat Warſchau nur Wohlthaten gebracht und gar keine Vortheile für ſich oder Sachſen daraus gezogen. Er hat es vollſtändig von Sachſen getrennt gehalten. Indem man ihm Warſchau wieder entriß, war dieſes ganze Verhältniß erledigt. Der ihm gleichfalls aufgezwungene kottbuſſer Kreis war keine Vergrößerung, nur ein Austauſch, und der König hätte viel lieber die alten Beſitzungen behalten, die er dafür an Weſtphalen abtreten mußte [1]. Sachſen war, in Erfüllung ſeiner Bundespflicht, mit gegen Oeſterreich gezogen, wie alle Rheinbundsfürſten, nicht, wie Württemberg [2], auf eigne Hand, ihnen nicht beigeſellte. Man hat Niemanden dafür ſtrafen zu dürfen geglaubt, daß er, um größeren Uebeln auszuweichen, vielleicht auch ohne ſolchen Grund, aus bloßer, ſchnöder Begierde, zum Rheinbund trat; man hat es Preußen nicht zum Vorwurf gemacht, daß es, durch die Noth gedrängt, mit den Franzoſen gegen Rußland geſtritten. Wie mochte man es dem Könige von Sachſen zum Vorwurf machen, daß er die öſterreichiſche Allianz, ſtatt der preußiſchen, ſuchte? Oeſterreichs damalige Lage verzögerte, ohne alle Schuld des Königs, die Entſcheidung, und nach der Schlacht bei Lützen war der Zuſtand des Zwanges, der bei Sachſen weit ſicherer vorhanden war, als bei dem preußiſchen Rückzug aus der Champagne[1], oder bei dem baſeler Frieden, oder bei den erſten Theilnehmern des Rheinbundes, ſo gewiß vorhanden, daß man dem Könige nicht den mindeſten Vorwurf machen kann, wenn er, um ſein Land nicht einer feindlichen Behandlung von Seiten der Franzoſen auszuſetzen, zu Napoleon zurücktrat[2]. Sachſen war in den Händen der Franzoſen, es war der Schauplatz des Krieges. Wenn in dieſen Dingen gefehlt worden wäre, ſo wäre es doch nur ein Fehler des Urtheils über einen damals noch ſehr problematiſchen Ausgang, aber nichts weniger, als ein Fehler der Geſinnung, nichts weniger, als Vorliebe für die franzöſiſche Sache, oder Ländergier, welche beide dem Könige völlig fremd waren. Und deshalb, daß der König von Sachſen nicht mehr wagte, als von irgend einem damaligen Monarchen gefordert ward, daß er nicht mehr wagte, als irgend einer that — höchſtens den König von Preußen ausgenommen, der nicht anders konnte, deſſen meiſte Beſitzungen doch ſchon vom Kriege frei waren, und deſſen Cabinet auch vor 1807 weit mehr an Deutſchland geſündigt hatte, als Sachſen jemals — deshalb ſollte er, er allein, geſtraft, nicht als befreiter, ſondern als beſiegter, als gefangener Fürſt, ſein Land, ein altes, angeſtammtes, kein erſt durch franzöſiſche Gunſt oder ſonſt in neueſter Zeit zuſammengebrachtes Land als erobertes behandelt, er des Erbes ſeiner Väter verluſtig gemacht werden! Und damit fing man an, als es galt, zu zeigen, daß man das Schwert in uneigennützigem Eifer für die gemeine Sache erhoben, daß man nicht als Eroberer und Unterdrücker, ſondern als Befreier gekommen ſei, daß man der alten Ländergier entſagt, daß man in den frühern, mit Hilfe des Auslandes verübten Beraubungen ſchwächerer Nachbarn, und in der Hintanſetzung des Rechts hinter den eigennützigen Vortheil die Quelle alles Unheils erkannt habe, das man ſelbſt, das Alle erfahren! Wie Viele ließen ſich aufführen, die wenigſtens beſchuldigt werden konnten, daß ſie mehr als nöthig für die franzöſiſche Sache gethan, daß ſie die franzöſiſche Zeit in ſehr ſelbſtſüchtiger Weiſe benutzt hatten! Friedrich Auguſt iſt nicht unter ihnen. Bei den Friedensverhandlungen zu Poſen wurde es ihm franzöſiſcher Seits nahegelegt, Mediatiſirungen zu ſeinen Gunſten zu erlangen. Aber der König hatte ſeinem Geſandten in deſſen Inſtruction bemerklich gemacht: „que l'Electeur n'a jamais ambitionné ni ambitionnera d'agrandissement au dépens d'autrui.“ Es hätte ihm ein Wort bei Napoleon gekoſtet und die Länder des Erneſtiniſchen Sachſens, Anhalts, der Schwarzburge, der Reuße wären in Sachſen einverleibt worden. Auch der Gedanke eines ſolchen Schrittes blieb ihm fern. Von allen Fürſten des mittleren und ſüdlichen Deutſchlands hat nur Baiern ſich einige Tage vor der Schlacht bei Leipzig der Allianz angeſchloſſen, weil es konnte, weil in Baiern, nicht wie in Sachſen die Franzoſen, ſondern im Weſentlichen nur Baiern und die zugleich ſchützenden und drängenden Oeſterreicher ſtanden, überall aber keine Gefahr in Ausſicht war. Alle andern entſchieden ſich erſt nach der Entſcheidung, zum Theil, wie Baden [1]), ſehr langſam und unwillig. Ungern auch Württemberg [2]). Und nur dem Könige von Sachſen ſollte es zum Schaden gereichen, daß er ſich nicht vor der Entſcheidung entſchieden! Ihm, der ſich unter allen am treueſten, am rechtlichſten, ſo lange er frei war, am deutſcheſten erwieſen, der nur dem Zwange der Umſtände gewichen! Es gibt auch nicht einen Grund zu dem Ausnahmegeſetze, das gegen den König von Sachſen geltend gemacht wurde, als: daß ſein Land ein Zielpunkt der preußiſchen Politik war, daß es Preußen bequem lag, daß es ſich zu einer jener Erwerbungen in Norddeutſchland eignete, die ſich Preußen ſchon in den geheimen Artikeln des kaliſcher Vertrages von Rußland hatte zuſagen laſſen [3]). Und damit debutirte man im Beginn der Freiheit, und daß das nicht ganz ſo durchging, wie man wollte, darüber zürnten edle Männer, wie Stein, wie Niebuhr, wie Arndt, wie Eichhorn, wie Hoffmann, darüber zürnen noch heute auch achtbare preußiſche Wortführer. So iſt das menſchliche Urtheil, wo Parteigeiſt, Parteiintereſſe ins Spiel kommt [1]).

---

[1] Als Friedrich II. ihm 1778 den, in mehrfacher Beziehung ſehr vortheilhaften Austauſch der Lauſitzen gegen die fränkiſchen Markgrafthümer, deren Anfall an Preußen damals ſchon vorauszuſehen war, anbot, erwiederte der Kurfürſt: „daß er ſich nicht entſchließen könne, ihm ergebene und völlig treue Unterthanen abzutreten und gegen andere zu vertauſchen.“

[2] Nur der König von Württemberg erließ 1809 gegen Oeſterreich eine förmliche, auf ihm ſpeciell angehörige Gründe geſtützte

---

[1] Siehe den Rheiniſchen Antiquarius (Coblenz, 1851) I, 1, 112 ff.). Endlich einmal ein Wort der Wahrheit über dieſe Sache.

[2] Napoleon gab nur zwei Stunden Bedenkzeit und drohte, im Weigerungsfalle Sachſen als erobertes Land zu behandeln.

---

[1]) Dieſes ſuchte noch nach der Schlacht bei Leipzig Neutralität.

[2]) Man ſehe die Actenſtücke in den „Lebensbildern aus dem Befreiungskriege", II, 154–55.

[3]) Als Hardenberg die Nachricht von dem Siege bei Leipzig erhielt, begrüßte er ſeinen König, nicht als Befreier Deutſchlands, ſondern als König von Sachſen und Großherzog von Polen. (Vergl. Hippel a. a. O., 94–95.)

Wie gewöhnlich, hat ſich das ungerechte Verfahren auch unpolitiſch erwieſen. Es war an ſich ſchon eine Thorheit, einen der wenigen deutſchen Mittelſtaaten, welche groß genug waren, ein wirklicher Staat zu ſein, und den einzigen, welcher auf jahrhundertealter Vereinigung beruhte, zu zerſpalten, während eine vernünftige Politik, damals wie jetzt, gefordert hätte, daß man keinen kleinern Staat bildete, als das damalige Sachſen war. Wäre Sachſen nicht getheilt worden, ſo dürfte es dem Sturme von 1830 widerſtanden, ſo dürfte es nicht jene fieberhafte Bewegung entfaltet, nicht jene fremden, unruhigen Elemente in ſich aufgenommen, nicht in ſolcher Weiſe ſeinen alten Charakter verändert haben, als in welcher es jetzt als ein Ferment auf Preußen und Oeſterreich gewirkt hat. Ohne die ſogenannte Theilung Sachſens dürfte das öſtliche Deutſchland, in compacter Maſſe, dem Anſpülen der revolutionären Fluth bis 1848 und dem Hereinbrechen derſelben in dieſem Jahre weit eher widerſtanden haben, als ſo, wo das, ehedem ſo ruhige und beſonnene Sachſen, vielfach gereizt und krankhaft angeſpannt, wie ein ſpitziger Keil zwiſchen Oeſterreich und Preußen hineingeſchoben war.

Es liegt uns ein, wahrſcheinlich von einem Hofbeamten verfaßtes ſchriftliches Tagebuch über die Lage des Königs, von der Abreiſe aus Dresden an bis zur Rückkehr nach Sachſen, ſoweit ſie dem Verfaſſer in ſei-

---

1) Vergl. meine Geſchichte Deutſchlands von 1806—30, S. 314—331.

ner Stellung bekannt werden konnte, vor und wir theilen daraus folgendes mit.

Als Napoleon für gut fand, das Hauptquartier von Dreſden nach Leipzig zu verlegen, ließ er dies dem Könige durch den Herzog von Baſſano[1]) am 5. October in einer faſt zweiſtündigen Audienz bekanntmachen. Hierauf hatte der König eine zweimalige lange Conferenz mit dem Kaiſer, worauf ſofort die Anſtalten zur Abreiſe getroffen wurden. Am 7. October früh 7 Uhr reiſten der König, die Königin[2]) und die Prinzeſſin Auguſte, von franzöſiſchen, weſtphäliſchen und ſächſiſchen Garden begleitet, ab. Unmittelbar vor dem königlichen Wagen ritten polniſche Gardeuhlanen. Nachmittags um 5 Uhr kam man in Meißen an, wo die Nacht zugebracht ward. Am 8. October brauchte man die Stunden von 10—6, um bis Oſchatz zu gelangen. Am 9. kam man bis gegen Abend nicht weiter als Wurzen, wo ſoupirt und dann die Nacht über Eilenburg, alſo auf einem großen Umwege, nach Leipzig gefahren ward. Hier kam der König am 10. Nachmittags um 2 Uhr an. Eine halbe

---

[1]) Hugo Bernhard Maret, geb. zu Dijon 1. Mai 1763, Sohn eines Arztes, anfangs Advocat und Literat, lernte Napoleon als Lieutenant kennen und unterſtützte ihn, ward 1792 Diviſionschef im Miniſterium des Auswärtigen, als Geſandter nach England geſchickt, aber abgewieſen, 1793 auf einer Sendung nach Neapel von den Oeſterreichern verhaftet und bis 1795 nach Kufſtein geſetzt, war 1796 in dem Rath der Fünfhundert, unter dem Conſulat Generalſecretair der Conſuln, ſeitdem Schreibfeder Napoleon's, 1811 Herzog von Baſſano, 1813 kurze Zeit Kriegsminiſter, während der 100 Tage Staatsſecretair, 1816 verbannt, lebte in der Schweiz, dann zu Linz und Graz, 1819 wieder in Frankreich, 1830 Pair, 1834 auf drei Tage Miniſterpräſident, † 13. Mai 1839.

[2]) Marie Amalie Auguſte, Tochter des Herzogs Friedrich Michael von Pfalz-Zweibrücken, Schweſter des Königs Maximilian Joſeph von Baiern, geb. 10. Mai 1752, vermählt 29. Januar 1769, † 15. November 1828.

Stunde vor Leipzig trafen ſich der Kaiſer und der König und ſetzten ſich zu Pferde. Am 16. October wurden die Herrſchaften durch einen franzöſiſchen Ordonnanzoffizier eingeladen, ſich auf das Obſervatorium zu begeben und die Schlacht zu ſehen. Um 1 Uhr kamen ſie zur Tafel und der Herzog von Baſſano brachte ihnen die (falſche) Nachricht, daß die Schlacht gewonnen ſei. Prinz Ferdinand von Preußen und 20,000 Oeſterreicher ſeien gefangen. Die Herrſchaften waren, mit dem Cabinetsminiſter Grafen Einſiedel und dem Generallieutenant v. Gersdorff[1]), bis halb 7 wieder auf der Sternwarte. Am 18. fielen Granaten in das Hintergebäude des Hauſes, wo der König wohnte. Der Hof ſpeiſte daher, der Sicherheit halber, in dem in demſelben Hauſe befindlichen Gewölbe der Herren Nörner und Senff. Hier kam die Nachricht, daß Capitain v. Fabrice[2]) mit 3 Escadrons zu den Verbündeten übergegangen ſei. In

---

1) Karl Friedrich Wilhelm v. Gersdorff, geb. zu Gloßen bei Löbau 16. Februar 1765, ſtudirte zu Leipzig und Wittenberg, wurde 1786 Lieutenant, 1791 Adjutant, kämpfte 1794 bei Kaiſerslautern und Wetzlar, ward 1801 Adjutant des Generals v. Polenz, kämpfte vor Danzig, bei Heilsberg und Friedland als Major. 1808 Chef des Generalſtabes einer Diviſion und Flügeladjutant des Königs, 1809 Oberſter, königlicher Generaladjutant und Chef des Generalſtabes geworden, verdiente er ſich bei Linz die Ehrenlegion und zeichnete ſich bei Wagram aus. Nach durch ihn bewirkter Neuorganiſation der ſächſiſchen Armee, ward er 1810 Generallieutenant. Während des fremden Gouvernements lebte er auf ſeinen Gütern. 1815 trat er wieder als Generaladjutant bei dem König ein und ward 1822 Commandant des Cadettencorps. Der edle und geiſtvolle Mann † 15. September 1829.

2) Die Fabrices ſtammen von dem darmſtädtiſchen Kanzler Philipp Ludwig Fabricius, welcher als v. Fabrice geadelt wurde. Sein Sohn Wipert Ludwig war hannoverſcher Geh. Rath und Präſident des Ober-Appellationsgerichts zu Celle. Von deſſen Söhnen war der Aelteſte, Friedrich Ernſt, mit Karl XII. in Bender, der Zweite, Auguſt Chriſtian, pflanzte den Stamm for

der Nacht um 2 Uhr kam der Herzog von Baſſano zum Könige, der ſogleich geweckt werden mußte und im Beiſein des Grafen Einſiedel eine lange Conferenz mit dem Herzog hatte. Am andern Morgen (19.) kamen der Kaiſer, der König von Neapel und der Fürſt von Neufchatel (Berthier) auf kurze Zeit zum Könige. Um 11 Uhr begab ſich der Hof wieder in das Gewölbe. Der König ging aber gegen 1 Uhr allein auf ſein Zimmer, als der ruſſiſche General Toll[1]) kam und ihn zu ſprechen verlangte. Dazu kamen noch Bennigſen[2]) und der öſterreichiſche General St. Vincent[3]). Die Stadt war in den Händen der Verbündeten. Die Wachen bei dem Könige wurden von ruſſiſchen und ſächſiſchen Truppen gemeinſchaftlich beſetzt.

Um halb 2 Uhr kam der Kronprinz von Schweden zum Könige, der ihm in das Haus hinunter entgegenging, wobei die herzlichſten Bewillkommnungen ſtattfanden. Die Unterredung dauerte nur eine Viertelſtunde. Da kamen der Kaiſer Alexander, der König und der Kronprinz von Preußen vor das Haus geritten und ſtiegen ab. Der König ging ſogleich herunter. Als aber der Kronprinz von Schweden, der vorausgegangen war, dem Kaiſer etwas ins Ohr geſagt hatte, ſtiegen ſie wieder auf und ritten fort[1]). Nachmittags ritt auch der Kaiſer von Oeſterreich vorüber.

---

[1]) Karl Graf v. Toll, aus altem liefländiſchen Adelsgeſchlechte, gegen 1772 geb., im Cadettenhauſe zu Petersburg gebildet, als Offizier im Generalſtabe mit Suwarow in Italien und der Schweiz, 1805—6 in Oeſterreich und Preußen, 1808—12 im Türkenkriege zum Oberſten geſtiegen, Generalquartiermeiſter Kutuſow's, deſſen Gneiſenau er geweſen ſein ſoll, wie 1829 der des Diebitſch, 1812 Generalmajor, 1814 Generallieutenant, 1829 gegen die Türken, Graf, General, 1831 in Polen, wo er nach Diebitſch's Tode den Oberbefehl führte, bis Paskewitſch kam; ſpäter Generaldirector der Wege und Bauten und Generaladjutant des Kaiſers, kurze Zeit in vorübergehender Ungnade, † 5. Mai 1842. — Zum König von Sachſen kam er damals, um ihn aufzufordern, die Stadt von den Reſten der Franzoſen räumen zu laſſen, weshalb der König auch ſofort zu dem franzöſiſchen Commandanten ſchickte.

[2]) Siehe Th. I, Art. II.

[3]) Nikolaus Karl Graf von St. Vincent, bekannt von Leoben, wiederholt Ueberbringer von Vermittelungsanträgen, 1814 Generalgouverneur von Belgien, 1814—20 Geſandter in Paris, † 1827.

Am 20. wurden den Generallieutenants v. Gersdorff und v. Zeſchau[2]) die Degen abgenommen und der Erſtere erhielt Wache ins Zimmer. Halb 1 Uhr fuhr der König zum Kronprinzen von Schweden[3]), kam aber bald wieder zurück. Gegen 6 Uhr meldete der ruſſiſche Staatsrath Baron Anſtetten[4]) der Königin den Beſuch

---

1) Das Gerede, der König habe den Monarchen nicht entgegengehen wollen und dadurch ihren Unwillen erregt, iſt, abgeſehen davon, daß es auf die Monarchen ein viel ungünſtigeres Licht werfen würde, als auf den König, falſch (Vergl. auch Pölitz, die Regierung Friedrich Auguſt's, II, 146). Bald nach dem Einzuge der Monarchen ſendete der König ſeinen Generaladjutanten an dieſelben und bat um Erlaubniß, ihnen ſeinen Beſuch abzuſtatten. Alexander antwortete, daß der König Nachricht von ihm haben werde. Der König von Preußen antwortete gar nichts. Der Kaiſer von Oeſterreich hatte ſich nicht in der Stadt aufgehalten.

2) Heinrich Wilhelm v. Zeſchau, geb. zu Garenchen in der Niederlauſitz 1760, erzogen zu Bückeburg am Hofe des Grafen Wilhelm, deſſen Gemahlin ſeine Pathe war, unter Herder's Leitung, ſowie auf der Militairakademie zu Wilhelmſtein, wo er Scharnhorſt's Freund ward, 1776 bückeburgiſcher, 1778 ſächſiſcher Lieutenant, bis 1803 Generalmajor, verdiente ſich bei Saalfeld den Heinrichsorden, bei Wagram die Ehrenlegion, ward 1810 Generallieutenant, führte in Rußland und bei Leipzig eine Diviſion, folgte dem König als Generaladjutant in die Gefangenſchaft, ward 1815 Staatsſecretair der Militairangelegenheiten, 1823 Gouverneur von Dresden, kam 1830 in Ruheſtand, † 14. November 1832.

3) Er hatte 1809 das ſächſiſche Contingent befehligt.

4) Johann Protaſius Anſtetten, Sohn eines ſtraßburger Advocaten, ging 1789 in ruſſiſche Dienſte, ward 1791 Aſſeſſor beim Collegium der auswärtigen Angelegenheiten, war ſeit 1801 bei der ruſſiſchen Geſandtſchaft in Wien, 1809 Staatsrath, 1812 auf den Gütern ſeiner Frau, einer Polin, von wo er gute Nachrichten nach Rußland

ſeines Kaiſers[1], der auch bald darauf kam und ſich über eine Stunde mit ihr und der Prinzeſſin Auguſte unterhielt. Am 21. October ließ ſich der König von Preußen durch den Major v. Breuſchütz nach dem Befinden des Königs erkundigen. Gegen Abend hatten Graf Metternich und dann Baron Anſtetten eine lange Audienz beim Könige[2]. Gleich darauf ertheilte der König den Befehl zur Abreiſe für den 23.

(Der König hatte in der Nacht vom 19. zum 20. an die Kaiſer von Oeſterreich und Rußland geſchrieben und ſich bereit erklärt, ſich ihrer Sache anzuſchließen. Der Kaiſer Franz antwortete ihm: er möge ihm vollkommenes Vertrauen ſchenken. Die Verſuche Einſiedel's, mit Metternich, Neſſelrode und Hardenberg eine Unterhandlung anzuknüpfen, waren fruchtlos.)

Am 23. früh ein Viertel auf 5 reiſte der König, nebſt Familie und Suite, über Landsberg, Zörbig, wo ſie mit allen Ehren empfangen wurden, nach Acken, wo ſie bei dem Oberförſter Olberg zu Nacht blieben und einen Theil ihrer Begleitung zurückſchickten. Am 24. über Schweinitz nach Zieſer, wo ſie bei dem Oberamtmann Schönberg übernachteten. Am 25. nach Brandenburg. Hier wurden ſie ſehr feierlich empfangen und es war, auf Befehl des Königs von Preußen, ein ſchönes Diner bereitet, was aber ſpäter aus der ſächſiſchen Chatoulle mit 40 Auguſtdors bezahlt worden iſt. Abends nach

---

lieferte, ſchloß 1813 die Conventionen von Kaliſch und Reichenbach ab, war auf den Congreſſen zu Prag und Wien, ſeit 1815 Geſandter bei dem Bundestage, wo er 1835 ſtarb.

[1] Er ließ dem König ſagen, daß er ihn als ſeinen Gefangenen betrachte, und daß eine perſönliche Zuſammenkunft für beide Theile nur unangenehm ſein könne.

[2] Anſtetten zeigte ihm den Ort ſeiner nächſten Beſtimmung an.

Potsdam, wo gleichfalls feierlicher Empfang und große Tafel war. Von da fuhren ſie halb 1 Uhr des Nachts ab und kamen um 4 nach Berlin, wo ſie mit vielen Ehren empfangen wurden. Von Leipzig aus war der Wagen der königlichen Familie von dem Fürſten Galizin, dem Baron Anſtetten und 100 Koſaken mit 3 Offizieren umgeben.

In Berlin waren dem Könige anfangs ein Ehrenoffizier, Generallieutenant von Knobelsdorf[1]), 2 Cavaliers, 2 Pagen, 1 Kammerdiener und 4 Hofjäger, der Königin 2 Kammerherren, 2 Pagen und 4 Bedienten, der Prinzeſſin 1 Kammerherr, 2 Pagen, 1 Kammerdiener und 2 Bedienten zugetheilt; die königliche Tafel, die Marſchallstafel und der Kammertiſch wurden von Seiten des preußiſchen Hofes verſorgt, und die ſächſiſche Dienerſchaft erhielt ebendaher Diäten. Aber ſchon am 28. October wurde befohlen, daß von da an der preußiſche Dienſt ceſſire, und die Verpflegung wieder auf Koſten des Königs von Sachſen geſchehe[2]). Am 26. October war fürſtlicher Damenbeſuch bei der Königin. Am 27. October kam der König von Preußen zu der Königin, die ihm entgegenging. Er wünſchte ihren Gemahl zu ſprechen und bei dieſer, gewiß für alle Theile peinlichen Conferenz waren nur die drei fürſtlichen Perſonen. Der Beſuch dauerte eine halbe Stunde und der König von Sachſen begleitete den König von Preußen bis an die

---

[1]) Friedrich Wilhelm, geb. zu Berlin 1752, Militair und Diplomat, Geſandter in Konſtantinopel und Paris, † 1820.

[2]) Der Aufwand, welchen der König während ſeines Aufenthaltes zu Berlin und Friedrichsfelde machte, ward theils aus den Geldern ſeiner Chatoulle und den Fonds der Hauptkaſſe, theils durch eine Anleihe bei dem berliner Banquierhauſe Benecke beſtritten; für die Prinzen des Hauſes wurden zu Prag Anleihen eröffnet (Pölitz a. a. O. II, 147—48).

Treppe. Die Spatzierfahrten erfolgten ſtets unter Begleitung des Fürſten Galizin, oder der Hofdame Freiin v. Nieregg.

Am 7. November kam der Hauptmann v. Römer vom Königſtein, welche Feſtung nie in die Hände der Feinde kam, nie deren Herrſchaft anerkannte und ihre Befehle fortwährend vom Könige erhielt. Am 15. brachte Generalmajor v. Watzdorff[1]) die Nachricht von der Uebergabe Dresdens. Seine Abſchiedsaudienz am 18. dauerte zwei Stunden. Am 19. brachte der Silberpage OByrn die Nachricht, daß die ſämmtlichen Prinzen und Prinzeſſinnen des königlichen Hauſes, mit Ausnahme der hochbejahrten Prinzeſſin Eliſabeth[2]), nach Prag gegangen ſeien[3]). Am 26. Nov. kam der zum Kronprinzen von Schweden geſendete Capitain v. Montbé zurück. Am 15. December kam Legationsrath Breuer[4]) von

---

[1]) Später General und Oberhofmeiſter der Prinzen Friedrich, Clemens und Johann. Er war bis 1812 Geſandter in Petersburg geweſen und hatte 1813 in Wien wegen eines Bündniſſes zwiſchen Sachſen und Oeſterreich unterhandelt. Der König ſchickte ihn jetzt nach Frankfurt a. M. mit drei Schreiben an die verbündeten Monarchen. Er ward aber nicht als Unterhändler anerkannt und erhielt nur von Alexander eine, unbeſtimmte, Antwort.

[2]) Es war das eine Tante des Königs, Tochter des Königs August III. von Polen und einer kaiſerlichen Prinzeſſin, Marie Eliſabeth Apollonie, geb. 9. Februar 1736, † 24. December 1818. Sie hielt tapfer in Dresden aus und bewies den Feinden, was ſie verdienten.

[3]) Kaiſer Franz hatte ſie dahin eingeladen.

[4]) Friedrich Ludwig Breuer, geb. zu Dresden 28. Februar 1786, ſtudirte 1804—6 zu Leipzig und Göttingen, ward 1808 Legationsſecretair in München, 1810 in Kaſſel, 1813 Legationsrath im auswärtigen Departement, — 1815 auf Sendungen, 1815—17 Geſchäftsträger in Berlin, 1822 erſter vortragender Cabinetsrath in jenem Departement; ſchrieb die lehrreichen Schriften: „Exposé de la marche politique du Roi de Saxe", „Ein Wort über die Zukunft Sachſens und ſeines Königshauſes", „Zuruf an Sachſens Patrioten"; „Wie

Frankfurt an. Der Geburtstag des Königs wurde ſolenn gefeiert. Am 23. December hatte der aus ſächſiſchen Dienſten getretene Generalmajor v. Boſe[1]) eine Abſchiedsaudienz bei dem Könige. Am 31. kam Generalmajor v. Watzdorff von Frankfurt zurück. Die Herrſchaften beſuchten die preußiſchen Prinzen zur Neujahrsgratulation, was am 1. Januar 1814 erwiedert ward. Am 22. Januar kam die Kaiſerin von Rußland an, der der König ſogleich einen Beſuch abſtattete. Als am 25. deren Geburtstag gefeiert ward, erhob ſich der König Punkt 12 Uhr an der Tafel und brachte ihre Geſundheit aus, wobei 50 Kanonenſchüſſe erfolgten.

Am 24. März wurden die Bürgergardiſten, welche bis dahin die Wache bei dem Könige verſehen hatten, durch ein Commando Garde abgelöſt. Am 3. April kam Graf Einſiedel von Dresden zurück. Am 13. April hatte der von der Univerſität Leipzig an den König geſendete Profeſſor Gilbert[2]) Audienz. Am 10. Mai ſtatteten die preußiſchen Prinzen zum Geburtstage der Königin ihre Glückwünſche ab. Am 30. Mai wurde Generalmajor v. Watzdorff nach Paris und London geſchickt. Am 13. Juni hatte ein oberlauſitzer Deputirter, v. Schindler, eine Audienz. Am 19. Juni reiſte Generallieutenant v. Zeſchau nach Wien ab[3]). Am 21. Juni wurde der

---

wurden wir, was wir ſind?" 1832 wurde er Mitglied des Staatsrathes und † 31. December 1833.

[1]) Wol derſelbe dicke Boſe, der früher Adjutant des alten Kolliner Benkendorf, dann 1806 dem Prinzen Louis von Preußen als Generaladjutant beigegeben war, und von dem Karl v. Noſtitz (Leben und Briefwechſel, Dresden und Leipzig, 1848) S. 94—96 ſo Intereſſantes erzählt.

[2]) Der bekannte Phyſiker.

[3]) Watzdorff und Zeſchau überbrachten Glückwünſchungsſchreiben wegen des pariſer Friedens.

Geburtstag der Prinzeſſin Auguſte ſolenn gefeiert. Am 7. Juli hatte der von Dresden zurückgekommene polniſche Generaladjutant v. Bleszynsky eine lange Audienz bei dem Könige. Am 8. Juli kam Zeſchau von Wien zurück und hatte eine lange Conferenz mit Graf Einſiedel bei dem Könige. Am 10. Juli kam Watzdorff von London zurück. Am 13. Juli wurde Lieutenant v. Lützerode nach Frankfurt a. d. O. geſchickt, die durchreiſende Kaiſerin von Rußland zu beglückwünſchen[1]). Am 14. Juli traf die Nachricht von dem zu Prag erfolgten Tode des Grafen Camillo Marcolini ein. Dieſer war Page bei dem Könige in deſſen früher Jugend geweſen, hatte den ſchwächlichen Körper deſſelben durch Gewöhnung an freie Luft und Bewegung in ihr gekräftigt, ward im Auguſt 1768 Kammerherr, am 21. Jan. 1769 Kämmerer, am 3. Aug. 1772 wirklicher Geheimer Rath und blieb lebenslänglich ſeines Fürſten liebſter Umgang und Vertrauter. Der Monarch ſchätzte in ihm einen perſönlich anhänglichen Freund, einen ihm angenehmen Geſellſchafter, einen taktvollen Hofmann und einen geſchickten Ordner ſeiner Privatunterhaltungen, wie Jagd und Bauweſen in Moritzburg. Aber das Verhältniß möchte bald abgebrochen worden ſein, wenn irgend eine Prätenſion des Grafen auf ſtaatlichen Einfluß hervorgetreten wäre.

In dieſen Tagen erhielt man auch Nachricht, daß der ſächſiſche Hof nach Friedrichsfelde, einem Luſtſchloſſe, eine Meile von Berlin gelegen, dem ruſſiſchen Fürſten Bariatinski gehörig und bisher von deſſen Enkel, dem Grafen Tolſtoi, bewohnt, ziehen ſolle[2]), und am 26. Juli erfolgte der Umzug, wobei 1 Unteroffizier und 10 Mann preußiſcher Garde als Ehrenwache dienten. Dieſe blieben in Friedrichsfelde und wurden aus der ſächſiſchen Hofküche beköſtigt.

---

[1]) Karl Auguſt Freiherr v. Lützerode. Er war in viel ſpätern Jahren ſächſiſcher Geſandter in Petersburg und lebt noch als Generalmajor außer Dienſt.

[2]) In den „Denkwürdigkeiten aus dem kriegeriſchen und politi-

Am 1. September hatte Profeſſor Diemer, am 5. Kammerrath Frege aus Leipzig, am 6. October Hofrath Kohlſchütter[1] Audienz. Am 13. October reiſte Watzdorff nach Prag und an deſſen Stelle kam (19.) Generallieutenant Sahrer v. Sahr zum Könige. Sahr ging am 2. Januar 1815 nach Wien, von wo Breuer am 20. December zurückgekehrt war. Am 5. Januar erſchien eine Deputation des freiberger Bergbaues, aus Schichtmeiſter Schmidthuber, Hüttengehilfen Köttig, Cuſtos Köhler, Akademiſt Wagner und Schmelzer Kürſchner beſtehend. Am 19. Januar kam der Geheime Finanzrath Graf Wallwitz, am 2. Februar der junge Graf Hohenthal, am 7. Februar die Deputation der Niederlauſitz, aus dem Kanzler v. Carlsburg und dem Syndicus v. Houwald[2] beſtehend, am 15. Februar der Domdechant der Stifter Naumburg und Zeitz, Wurmb v. Zink[3].

ſchen Leben eines alten Offiziers" (Dresden und Leipzig, 1848) erzählt der Verfaſſer derſelben, der Liefländer C… Martens, der König habe von Friedrichsfelde aus einen Verſuch gemacht, zu entfliehen, ſei aber eingeholt und zurückgebracht worden. Wir haben ſonſt nirgends etwas davon gehört und rechnen die Sache zu den vielen Unglaublichkeiten jenes abenteuerlichen Buches. Der König wußte ſehr wohl, daß ihm eine Flucht gar nichts helfen konnte.

1) Karl Chriſtian Kohlſchütter, geb. zu Dresden 11. Juni 1761, Verfaſſer der Schriften: „Hat der König von Sachſen ſeinem Lande entſagt?" und: „Acten- und thatmäßige Widerlegung einiger der gröbſten Unwahrheiten und Verläumdungen in der Schrift: Blicke auf Sachſen, ſeinen König und ſein Volk", † als Geh. Cabinetsrath 9. Februar 1837.

2) Vater des Dichters.

3) Von ihm iſt das weiter unten mitgetheilte Actenſtück. Man

Am 17. Februar kam der k. k. Geheime Legationsrath Baron v. Bühler von Wien, hatte eine lange Audienz bei dem Könige und reiſte ſofort wieder ab[1]. In Folge davon gab der König am 18. Befehl zur Abreiſe nach Brünn. Am 20. erhielt der Miniſter v. Golz eine Abſchiedsaudienz und wurden Abſchiedsbeſuche gemacht. Am 22. Februar reiſte der Hof, über Frankfurt a. d. O., Grünberg (23.), Lübben (24.), Ohlau (25.), Neiße (26.), bis Troppau, wo er am 27. eintraf. Hier empfingen ihn die von Oeſterreich entgegengeſendeten Herren, der Feldmarſchalllieutenant v. Weißenborn und die Kammerherren Graf Wolkenſtein, Graf Stahremberg, Graf Apponyi und Graf Schulenburg. Am 28. gelangte man nach Olmütz, wo der Erzbiſchof Graf Trautmannsdorf die hohen Gäſte prächtig bewirthete. Sowie die öſterreichiſche Grenze überſchritten war, erhielt der König überall die königlichen Ehren, die man ihm in Preußen verſagt hatte. Am 1. März nach Brünn, wo Prinz Anton und Prinz Max ihren königlichen Bruder empfingen und dann nach Prag zurückgingen. Am 3. März nach Wolkersdorf; am 4. über Wien nach Preßburg, wo der König den Palaſt des Primas bezog.

Am 5. März, einem Namenstage des Königs, brachten ihm ſein Schwager, der König von Baiern, und ſein Oheim, der Herzog von Sachſen-Teſchen[2], perſönlich

---

ſieht übrigens, wie ſich die Deputationen treuer Sachſen häuften, je näher die Entſcheidung kam.

[1] Er überbrachte eine, am 13. Februar erlaſſene Einladung des Kaiſers von Oeſterreich an den König, ſich in die Nähe der Congreßſtadt zu begeben. Am 9. Februar war das Protokoll unterzeichnet worden, welches über das Schickſal Sachſens entſchied, ſoweit Menſchen über ſo etwas entſcheiden können.

[2] Albert Caſimir Auguſt, Sohn Auguſt's III. von Polen, geb. 11. Juli 1738, vermählt 8. April 1766 mit der Erzherzogin Marie

ihre Glückwünſche. Am 6. März erſchien Generallieutenant v. Lecoq[1] von Dresden. Am 7. März die Prinzen Alfred und Eduard von Schönburg; ein leipziger Kaufmann Wagner; ferner von Dresden: Bürgermeiſter Dr. Schulz, Viceſtadtrichter Dr. Tittmann, die Viertelsherren Finanzſecretair Denhardt, Buchhändler Rennthaler, Schönfärber Leonhardt, Schönfärber Voigt. Am 8. kamen die Deputirten der Niederlauſitz: v. Carlsburg und Graf Brühl.

Am 3. März erſchienen die Fürſten von Metternich und von Talleyrand und der Herzog von Wellington und hatten, erſt gemeinſchaftlich, dann einzeln, Audienzen[2]. Am 11., an welchem der Graf v. Einſiedel den drei Deputirten des Congreſſes eine Proteſtation übergeben hatte, hatten v. Ferentheil und v. Gersdorf, als Deputirte der Oberlauſitz, ferner die leipziger Kaufleute Thieriot, Meyer und Seyfferth Audienzen. Am 16. März kam Prinz Anton von Wien[3]. Am 18. hatte der Graf Schulenburg[4] Audienz und Lecoq reiſte

---

Chriſtine, Tochter Kaiſer Franz I. und der großen und guten Maria Thereſia, † 10. Februar 1822.

[1] Karl Chriſtian Erdmann Edler v. Lecoq, geb. zu Torgau 28. October 1767, 1795 Hauptmann, 1807 Oberſtlieutenant, 1809 Generalmajor, 1810 Generallieutenant und Chef der von ihm gebildeten leichten Infanterie, 1812 und 1813 Commandirender, 1814 Brigadier in den Niederlanden, ſpäter Chef der Armee bis 1830, wo er am 30. Juni ſtarb.

[2] Sie legten dem Könige die gemeinſchaftlich verabredeten Artikel und Punkte vor. Er antwortete ausweichend und nahm ſich Bedenkzeit.

[3] Er war der Schwager des Kaiſers von Oeſterreich, indem ſeine zweite Gemahlin, die nachmalige Königin Marie Thereſe (Joſephe Karoline Johanne), (geb. 14. Januar 1767, vermählt 18. October 1787, † 7. November 1827), eine Tochter des Kaiſers Leopold II. war.

[4] Graf Friedrich Albrecht v. d. Schulenburg-Cloſterroda, Conferenzminiſter, 1799—1801 Geſandter in Kopenhagen, — 1804 in

wieder nach Dresden ab. Am 26. kam Kammerherr v. Lüttichau aus Dresden. Am 28. wieder Prinz Anton. Am 31. hatten der Conferenzminiſter Graf Hohenthal[1], der Geheime Rath Baron Gutſchmidt und der Viceoberſteuerdirector v. Noſtitz, in ihrer Eigenſchaft als Landſtände, Audienz. Am 2. April kam Geheime Rath Baron v. Werthern, der nachherige Kanzler, aus Merſeburg. Am 4. April Domherr Dr. Tittmann aus Leipzig. Am 5. April hatte die Deputation der Landſtände, welche zunächſt zu fruchtloſen Interceſſionen bei dem Congreſſe erſchienen war, und aus Graf Schönfeld, dem Landesälteſten v. Gersdorf, Graf Hohenthal jun., Domherrn v. Kroſigk, Dr. Tittmann, Dr. Burſian (von Freiberg, † 1819), Senator Schmidt, Dr. Schulz (von Dresden) und v. Carlsburg beſtand, Audienz. Am 6. April die ſtiftiſchen Deputirten v. Wurmb und Graf Brühl, die leipziger Doctoren Volkmann und Einert (ſpäter Bürgermeiſter), der Kaufmann Wiedemann von Naumburg. Am 8. wieder ſtändiſche Deputirte: Graf Wallwitz, Baron Taube, v. Fehrentheil, v. Poſern, v. Lüttichau, Major v. Metſch, Senator Krötzſch.

Die Bemühungen der Deputirten des ſächſiſchen Volks bei dem Congreſſe waren fruchtlos. Man bildete ſich ein, die Rückkehr Napoleon's mache die ſchleunigſte Befriedigung Preußens nöthig, damit die Verbündeten der neu erwachten Gefahr einig entgegentreten könnten, und dieſer eingebildeten politiſchen Convenienz wurden

---

Petersburg, — 1830 in Wien, Bevollmächtigter des Königs zum wiener Congreſſe.

[1] Peter Karl Wilhelm Graf v. Hohenthal, geb. zu Troſſin 1754, † 1825. Gutſchmidt war ein Sohn des trefflichen Cabinetsminiſters und war ſpäter Conferenzminiſter und Präſident des Geh. Finanzcollegiums. Noſtitz † als Oberſteuerdirector.

das klare Recht und die Stimme des ſächſiſchen Volkes nachgeſetzt. Eingebildet war jene Convenienz; denn eben die Rückkehr Napoleon's bedrohte keinen Staat ſo unmittelbar und ſo empfindlich wie Preußen, und machte dieſem den Beiſtand Oeſterreichs, Englands, Baierns und der andern deutſchen Verbündeten ſo wichtig, daß es nicht daran denken konnte, ſich in einem Augenblicke, der es dem Verluſte alles Errungenen ausſetzte, mit dieſen zu verzwiſten. Aber die engliſchen Staatsmänner namentlich ſchienen durch das untoward event wahrhaft perplex worden zu ſein und nur Einen Gedanken zu haben: ſchnellſtes Durchhauen aller diplomatiſchen Knoten, um nur ſo raſch als möglich eine Million gegen Napoleon ins Feld führen zu können, und die Verwendung der königlich franzöſiſchen Diplomatie ceſſirte natürlich unter dem Drange der Umſtände gleichfalls.

Am 18. April hatte der von Dresden gekommene Capitain v. Eppendorf Audienz. Am 11. kam Prinz Anton wieder, am 13. der Herzog von Teſchen. Am 17. April fand eine lange Conferenz des Königs mit den betrauten Räthen, die er zu dieſem Zwecke zum Theil aus dem Vaterlande berufen: Graf Einſiedel, Graf Hohenthal, Baron Gutſchmidt und v. Noſtitz, ſtatt. Auch kamen an dieſem Tage die Prinzen Friedrich und Clemens, welche am 29. wieder abreiſten. Am 18. kam der Kammerherr Graf Marcolini. Am 26. wieder Prinz Anton. Am 30. erfolgte der Befehl zur Abreiſe nach Laxenburg, wohin der König am 27. April von dem Kaiſer von Oeſterreich eingeladen worden war, damit er den Verhandlungen näher wäre. An demſelben 27. April hatten die Verbündeten dem König einen peremtoriſchen Termin von fünf Tagen geſetzt, binnen welches er zur unbedingten Annahme des Feſtgeſetzten ſich zu verſtehen, oder zu gewarten habe, daß die ihm gemachten Anträge ganz zurückgenommen, und über die ihm verbleibenden Landestheile anderweit verfügt werden würde[1]). Er dehnte (30. April) die dem Grafen Schulenburg ertheilte Vollmacht auch auf den Hofrath v. Globig aus; beide verhandelten ſeit dem 3. Mai mit den Freiherren v. Weſſenberg, v. Humboldt und Graf Capodiſtrias und am 18. Mai wurde der Vertrag geſchloſſen.

Am 2. Mai war der König mit Graf Einſiedel und v. Zeſchau nach Laxenburg übergeſiedelt, wo ſie von Prinz Anton und deſſen Gemahlin, ſowie von dem k. k. Oberkämmerer Grafen Wrbna, empfangen und am 3. Mai von dem Herzog von Teſchen beſucht wurden. An demſelben 3. Mai hatten die Grafen Einſiedel und Schulenburg eine lange Conferenz mit dem Könige, worauf Schulenburg noch an demſelben Abend, Einſiedel am 4. nach Wien gingen. Am 5. kamen Graf Einſiedel und v. Globig von Wien und hatten eine lange Unterredung mit dem Könige. Am 6. wollte der König nach Schönbrunn, aber der Kaiſer Franz kam ihm mit ſeinem Beſuche zuvor. Sie ſprachen lange allein, und als der Kaiſer fort war, wurde Einſiedel gerufen und arbeitete bis ſpät in die Nacht mit dem Könige, was auch am anderen Tage bis Mittag fortgeſetzt ward. Am 8. kam Prinz Anton auf eine halbe Stunde, worauf der König nach Schönbrunn fuhr und erſt ſpät zurückkam. Am 10., dem Geburtstage der Königin, fand eine Zuſammenkunft zu Brüx ſtatt, wohin auch die Kaiſerin[2]) kam.

---

[1]) Daraus ergibt ſich der Ungrund der Meinung, der König hätte die Abtretung verhüten können, wenn er in ſeiner Weigerung beharrt hätte.

[2]) Es war dies die dritte Gemahlin des Kaiſers Franz, Marie Ludovike (Beatrix Antonie Joſephe Johanne), Tochter des Herzogs

In Laxenburg erfolgten Beſuche von Erzherzogen und dem Herzoge von Koburg [1]. Am 12. gingen Prinz Anton und Graf Einſiedel nach Wien und der König nach Schönbrunn, von wo er erſt ſpät zurückkehrte, darauf lange mit dem wieder angekommenen Einſiedel ſprach und dann ganz allein ſpeiſte. Am 14. Mai kam der k. k. General Klenau [2], dann Schulenburg und Einſiedel, mit welchen die Conferenzen, durch Reiſen derſelben nach Wien unterbrochen, mehrere Tage fortgingen. Am 19. kam General Lecoq. Die Entſcheidung war erfolgt und am 20. wurden Abſchiedsbeſuche in Schönbrunn gemacht. Am 21. hatten die Grafen v. Einſiedel und v. d. Schulenburg, die Generallieutenants v. Lecoq und v. Zeſchau Abſchiedsaudienzen. Später die Prinzen Friedrich und Clemens, die mit v. Watzdorff und Major Eppendorf zum Heere nach Frankreich gingen. Am 23. ging der Hof nach Preßburg, Zeſchau nach Dresden. Am 31. Mai wurde die Rückreiſe angetreten, wobei einige Merkwürdigkeiten Wiens beſichtigt wurden, wor-

---

Ferdinand von Modena, geb. 11. December 1787, vermählt 6. Januar 1808, † 7. April 1816.

[1] Ernſt I. (Anton Karl Ludwig), geb. 2. Januar 1784, ſuccedirt 2. December 1806, † 29. Januar 1844, Vater des jetzigen Herzogs und des Prinzen Albert. Er hatte nicht vergeſſen, daß er der Verwendung des Königs ſeine Herſtellung im Jahre 1807 verdankte und daß überhaupt die Souverainetät der Erneſtiner der Uneigennützigkeit Friedrich Auguſt's zu danken war. Er wirkte ritterlich im Intereſſe Sachſens. Namentlich gehört hierher ſein Schreiben an Lord Caſtlereagh vom 14. October 1814. Weimar dagegen zog es, nach einer matten Verwendung, neben der es die eigne Vergrößerung betrieb, vor, ſich durch einen Theil der unrühmlichen Spolien zu bereichern.

[2] Johann Graf v. Klenau, geb. 1760, 1793 Oberſtlieutenant, 1800 Generalmajor, führt 1809 bei Wagram das 5te Corps, 1813 als Feldzeugmeiſter ein Corps bei Dresden, kämpft als General bei Leipzig, nimmt Dresden ein, † 1822.

auf man bis Hollabrun fuhr und von da über Igla
(1. Juni), Czaslau (2.), Prag (3.) und Töplitz (6.) i
das Vaterland zurückkehrte (7.), wo der begeiſtertſ
Empfang den kindlich geliebten, durch ſein Unglück ſe
nem Volke doppelt ehrwürdig gewordenen Monarche
erwartete.

XVII. Actenſtücke aus der Zeit des fremden Gouvernements in Sachſen.

Die unabläſſigen Bemühungen des ſächſiſchen Volkes, auf geſetzlichem Wege für Recht und Intereſſe ſeines Königs und Vaterlandes zu wirken und vor allem durch unableugbare Kundgebung der wahren Volksmeinung die Ausſtreuungen argliſtiger oder befangener Gegner zu entkräften [1]), waren den aufgedrungenen Machthabern überaus unbequem. Der erſte General-Gouverneur, Fürſt Repnin, im Uebrigen ein perſönlich wohlwollender Mann, wie auch das ſächſiſche Volk mit der ruſſiſchen Verwaltung immer noch beſſer zufrieden war, als mit der unbedingt verhaßten preußiſchen, ſah ſich genöthigt, um nicht dem Verdachte, als ſei er zu nachſichtig, Nahrung zu geben, mehrfach gegen die zur Oeffentlichkeit hervortretenden Verſuche einzuſchreiten, wie denn im Mai 1814 eine ſtändiſche Verſammlung zu Leipzig durch den, von Dresden dahin abgeſchickten ruſſiſchen General-Polizeidirector v. Roſen geſprengt und gegen die Mitglieder Unterſuchung verhängt ward. Dahin gehört denn auch eine geheime Verfügung, die der

---

[1]) Vergl. Pölitz a. a. O. II, 161—67, 203.

Fürſt an ſämmtliche General-Gouvernements-Commiſſariate erließ und welche alſo lautete:

„Ew. ꝛc. haben dieſem Schreiben, welches zu Ihrer Belehrung und Richtung, nicht aber zur Bekanntmachung dienen ſoll, Ihre ganze Aufmerkſamkeit zu widmen. Nicht ohne Mißfallen nehme ich gerade jetzt, wo Ruhe und Ergebung am nothwendigſten ſind, verſchiedene Bewegungen und Stöhrungen gewahr, welche weder mit dem Rechte noch mit der Klugheit vereinbar ſind, und das Wohl des Landes viel mehr entfernen, als herbeyführen werden. Diejenigen, welche jene Bewegungen und Umtriebe veranlaſſen, oder ſich ihnen überlaſſen, ſcheinen die frühere, und die jetzige Lage nicht zu kennen.

„Der König von Sachſen hat ſich durch ſeine beharrliche Anhänglichkeit an den Feind der Menſchheit ſein Schickſal ſelbſt bereitet [1]. Nach der Schlacht bei Leipzig, als das Gefühl der Rechtlichkeit ſchon allgemein (?) erwacht war, ſuchte der König die Flucht des Unterjochers durch Unterhandlungen und ſchlaue Verzögerungen zu decken [2]. Bey dieſem unſeeligen Geſchäft ward der König gefangen [3]. Er iſt in der Kriegsgefangenſchaft der hohen Verbündeten.

„Sein Heer ging erſt über, als die Sache der Franzoſen verlohren war [4]; auch das Volk iſt nicht früher aufgeſtanden. Sachſen war ein erobertes Land. Nur die Grosmuth der hohen Verbündeten, vorzüglich Sr. Majeſtät des Kayſers Alexanders, deßen Scharfblick das Gute und Groſe, das in dieſem Volke lag, und nur eine Erweckung bedurfte, im voraus erkannte, gab ſeit dieſem, dieſen Verhältnißen eine andere Wendung; die Sachſen wurden mit aufgenommen in die Reihe derer, die für Recht und wahre, nicht eitle Ehre kämpften, und da haben ſie ſich nun allerdings von der vortheilhafteſten Seite gezeigt, und im Thun und Dulden Beyſpiele gegeben, welche in allen Zeiten gelobt und gerühmt werden. Ich darf annehmen, daß Ich ſelbſt, mit denen, die Mir am nächſten ſtehen, zu dieſem Erfolge beygetragen habe — und ich darf mich auf das Zeugniß der Sachſen berufen, daß ich den wohlwollenden und wohlthuenden Abſichten des Kayſers meines Herrns, ſoviel in meinen Kräften war — nachgekommen bin, und unter den ungünſtigſten, hinderlichſten und traurigſten Umſtänden, eine Herſtellung, ein Wiederaufblühen, nicht zwar vollendet, aber doch begründet habe, und daß mir daher einiges Recht auf die Freundſchaft und das Vertrauen der Sachſen zukommt. Wie ſträflich iſt demnach das Beginnen jener, welche eben heute, da Sachſen im Begriff iſt, die Früchte ſeiner Anſtrengung einzuerndten, durch unverſtändiges, vielleicht böswilliges Einmiſchen die helle Ausſicht verdunkeln, die wohlerworbene Hoffnung zu vereiteln wagen! Ihr Streben wird vergeblich ſeyn.

---

[1] Der Ungrund dieſer Beſchuldigung iſt in der Einleitung zu dem vorhergehenden Aufſatze erwieſen.

[2] Iſt völlig unwahr. Bemerkenswerth iſt es aber, daß man hier dem Könige blos ſein Verfahren nach der Schlacht bei Leipzig zur Laſt legt, welches auch nicht den Schatten eines Vorwurfs zuläßt.

[3] Er blieb freiwillig in Leipzig, in ſeinem Lande. Wäre er mit den Franzoſen abgezogen, ſo würde man ihm wieder das zum Vorwurf gemacht haben.

[4] Die Heere vieler andern Fürſten gingen ſelbſt dann noch nicht über.

„Ew. Hochwohlgeboren werden fortfahren, den Ihnen anvertrauten Bezirk nach den, vom Anfange her angenommenen Grundſätzen des General-Gouvernements zu belehren und zu leiten, und zu dieſem Ende ſich in Ihren Aeußerungen an den Innhalt dieſes Schreibens halten, und denſelben mit Ernſt und Vorſicht benutzen; die Mehrheit der Gutgeſinnten iſt zu groß — ſie bedarf keiner Unterſtützung. Sollten jedoch die erwähnten Bewegungen und Stöhrungen nicht ſogleich und überall aufhören (als worüber Ew. ꝛc. an mich ſelbſt mit jedem Poſttage Bericht zu erſtatten haben), dann werde ich, wiewohl ſehr ungern, in dem Fall ſeyn, von der mir verliehenen Gewalt Gebrauch zu machen und im Nahmen Sr. Majeſtät des Kaiſers, 60,000 Mann rußiſcher Truppen den Befehl geben, in Sachßen ſtehen zu bleiben. Ich lege dasjenige bey, welches ich an die zurückkehrende Landwehr beim feierlichen Empfange derſelben gerichtet habe.

Dresden am 12./24. Junius 1814.

General-Gouverneur Fürſt Repnin."

Einer der Commiſſare, der Domdechant Wurmb v. Zink zu Naumburg, reichte darauf folgende Eingabe ein:

„Gouvernements-Commiſſariat zu Naumburg No. 529.

In Gemäßheit der unterm 12./24. Juni 1814 erlaſſenen Hohen General-Gouvernements-Verordnung die in Sachſen bemerkten verſchiedenen Umtriebe und Bewegungen betreffend.

„Sogleich nach Eingang der hohen Verordnung vom 12./24. Junius d. J. die verſchiedenen in dem Lande bemerkten Umtriebe und Bewegungen betreffend, habe ich die Diſtricts-Commiſſarien in dem mir anvertrauten Landestheile unter behufiger extractsweiſen Mittheilung jener Verfügung inſtruiret, auf die erwähnten Bewegungen ein wachſames Auge zu haben, jedermann von dem ſie etwa wußten, oder vermuthen könnten, daß er daran Theil genommen, ernſtlich davon abzumahnen, und mir von allen was ſie diesfalls erfahren würden, poſttäglich Rapport abzuſtatten, da ich dann nicht verfehlen werde, ſogleich weitere Anzeige davon zu machen. Für jetzt bin ich ſo glücklich, Einem Hohen General-Gouvernement die Verſicherung geben zu können, daß mir von keinerley Art von Umtrieben und Bewegungen in meinem Diſtricte etwas bekannt iſt, am wenigſten von ſolchen, die eine Störung der öffentlichen Ruhe befürchten ließen, oder gar eine Anwendung militairiſcher Gewalt nöthig machten. Allenthalben herrſcht die vollkommenſte Ruhe und Ordnung, und jedermann ſucht nur nach Erhohlung von den ſchweren Laſten, die das Land zu Boden drücken. Was jedoch die allgemeine Stimmung, in Beziehung auf die politiſchen Verhältniße unſers Landes anlangt; ſo ſtehe ich nicht an, hierüber dasjenige zu bemerken, was mir davon bekannt iſt, und dabey mit aller der Offenheit und Freymüthigkeit zu ſprechen, welche eine Pflicht deſſen iſt, der mit einigen Vertrauen von der Regierung beehrt iſt, und ſolches verdienen will.

„Jeder Sachſe, der an dem Wohl ſeines Vaterlandes einigen Theil nimmt, iſt durchdrungen vom Danke gegen die Hohen verbündeten Monarchen, daß ſie unſerm Lande eine auf die grosmüthigſten und menſchenfreundlichſten Grundſätze gebaute interimiſtiſche Verwaltung gegeben, und dieſe einem Statthalter anvertraut haben, der mit gleicher Liberalität in ihren Geiſt einzudringen, und ihre Anordnungen mit gemüthvoller Herzlichkeit in Ausübung zu bringen verſteht. Nie und nimmer wird das Andenken an die dem Lande dadurch erzeigte Wohlthat verlöſchen.

„So glücklich man ſich auch deshalb preißt, ſo kann dieſes Dankgefühl doch nicht den Wunſch unterdrücken, unter die Regierung unſers vorigen Landesherrn zurückzugehen. Ohne daß nur die mindeſte Unzufriedenheit mit der gegenwärtigen Adminiſtration dabey ſtattfindet; ſo iſt dieſer Wunſch doch ſo allgemein, daß nicht der tauſendſte Theil der Landes-Einwohner anders denkt. Wie? pflegt das Publicum zu ſagen, jetzt, da ſo viele und ſchwere Beleidigungen, ſo ſchreckliche Mishandlungen mit unglaublicher Grosmuth vergeben werden, ſoll der König von Sachſen allein von der allgemeinen Amneſtie ausgeſchloßen bleiben? Jetzt, da alle deutſche Länder die Rückkehr ihrer vorigen rechtmäßigen Regenten mit triumphirender Freude feyern [1]), ſoll Sachſen allein über den Verluſt des ſeinigen trauern, und ſtatt der verheißenen Freyheit und Unabhängigkeit, ſeine Anſtrengungen für die gemeine deutſche Sache mit dem Verluſte ſeiner Selbſtſtändigkeit erwiedert ſehen? Man beſcheidet ſich zwar, in die eigentlichen höhern Motiven der Verbündeten nicht eindringen zu können, auch vielleicht mit dem wahren Verhalten des Königs, wodurch eine ſolche Strenge gerechtfertiget wird, unbekannt zu ſeyn, nichts deſto weniger wird ſie doch allenthalben ſchmerzlich empfunden.

„An das Verlangen der Rückkehr des Königs, reihet ſich allgemein der Wunſch, daß von Seiten der Landeseinwohner ſelbſt, und nahmentlich der Stände eine Verwendung zu ſeinen Gunſten bey den Hohen Verbündeten geſchehe, und ihnen der Wunſch des Landes in dieſer Rückſicht ausgedrückt werden möge. Man hält einen ſolchen Schritt unter vorausgeſetzter Genehmigung eines Hohen General-Gouvernements weder für unerlaubt und ungebührlich, noch kann man glauben, daß er den Hohen Verbündeten und insbeſondere dem edelgeſinnten hochherzigen Kaiſer Alexander, mißfällig ſein könne, da er theils in der Natur der Sache gegründet iſt, theils ſogar nothwendig ſcheint, ihn ſelbſt dann zu wagen, wenn man eines ungünſtigen Erfolgs ſchon im Voraus verſichert wäre, um die Ehre der Nation zu retten, und der Welt zu zeigen, daß die gerühmte Treue und Anhänglichkeit der Sachſen an ihren Regenten, kein leerer Schall ſey, und daß die Wohlthaten einer 45jährigen väterlichen Regierung in den Herzen eines gutgeſinnten und zufriedenen Volkes über die Verirrung eines halben Jahres nicht ſofort vergeſſen werden. In welchem Lichte, wie geringſchätzig müßten dem neuen Regenten, der uns vielleicht zu Theil werden ſoll, Unterthanen erſcheinen, die eines ſolchen Leichtſinns fähig, ſo ganz in Apathie und Gleichgültigkeit verſunken wären. Ausländer pflegen ſich öfters über dieſen Punkt auf eine der Ehre der Sachſen ſehr nachtheilige Art unverhohlen zu äußern. Das allgemeine, und aus den angeführten Grunden wohl zu entſchuldigende Verlangen der Sachſen nach der Wiederherſtellung ihrer vorigen Regierung iſt vielleicht neuerdings erhöht worden, durch die Veränderungen, welche in dem Innern vorgenommen worden. So lange die Veränderungen blos einzelne Zweige der Finanz-Verwaltung und deren Form betrafen, nahm das große Publicum, welches dabey kein Intereſſe hat, wenig oder gar keinen Theil daran. Nicht ſo iſt es mit denen in der 56ſten Nummer des General-Gouvernements-Blattes enthaltenen Patenten, wegen Aufhebung ſtatutariſcher Erbrechte, und der Gerade und des Heergeräthes, ingl. wegen Aufhebung des Abſchoſſes. Dieſe griffen ſo tief in die Privatrechte und Verhältniſſe ein, daß ſich Jedermann mehr oder weniger dadurch betroffen findet. Sie haben bei denen, welche über die Tendenz öffentlicher Verordnungen nachzudenken gewohnt ſind, eine nicht ganz günſtige Senſation, man möchte ſagen eine gewiße Conſternation verurſacht. Einestheils iſt dabey die gänzliche Umgehung der den Landſtänden des Königreichs Sachſen verfaßungsmäßig zuſtehenden Concurrenz bey der Geſetzgebung nicht unbemerkt geblieben, und man will daraus Folgen ziehen, welche der Fortdauer einer freyen ſtändiſchen Landesverfaßung nicht günſtig ſind, anderntheils weiß man ſich nicht zu erklären, durch welchen Drang der Umſtände dieſe blos Privatrechte betreffenden und viele Individuen weſentlich beeinträchtigenden Verfügungen als nothwendig und unerlaßlich bey der gegenwärtigen Lage des Landes herbeygeführt ſeyn mögen. Man erinnert ſich, daß in Sachſen (wie wohl in allen Ländern) eine Menge, wenn auch nicht gerade guter, doch aber ziemlich unſchädlicher Verhältniße und Einrichtungen beſtehen, welche mit gleichem Rechte einer Reformation unterworfen werden konnten. Das Publicum iſt daher geneigt, jene Patente als den Anfang einer noch zu erwartenden Reihe von Edicten zu betrachten, wodurch nach und nach die beſtehenden Landesgeſetze und Rechte umgeſchmolzen werden ſollen, und da dies nicht ohne tief eindringende Erſchütterung aller Privat-Verhältniße geſchehen kann, da man nicht weiß, wie weit ſich die beabſichtigten Veränderungen erſtrecken werden; — auch bey einem etwanigen Regenten-Wechſel, unausbleiblich wiederum neue Umformungen zu erwarten ſind; ſo verbreiten ſich die größten Beſorgniße über die Sicherheit ſo mancher Gattung des Eigenthums, der Rechte und Anſprüche unter Individuen, welche den Muth, das Vertrauen und die Zuverſicht der Einwohner niederſchlagen, ſtatt ſie zu beleben und zu befeſtigen, und ſich in den allenthalben laut geäuſerten Wunſch ausſprechen, daß von Seiten Es. hohen General Gouvernements, während der gegenwärtigen interimiſtiſchen Adminiſtration allen ſolchen Abänderungen im Innern, welche nicht durch die Lage der Umſtände dringend geboten werden, wenigſtens ſolchen, die das Eigenthum und die Rechte der Privatorum afficiren, Anſtand gegeben werden möge.

---

[1]) Namentlich war das in Kurheſſen geſchehen. Wie aber war das Verhalten des Kurfürſten von Heſſen 1806 geweſen? Wie ſtand er in der öffentlichen Meinung, im Vergleich mit Friedrich August!

E. hohes General Gouvernement wird mir dieſe offene aber pflichtmäßige und treue Darſtellung der öffentlichen Meinung wie ſie jetzt herrſchend iſt, zu Gnaden halten, und in ſeiner Weisheit die Mittel erwägen, wie die Nation beruhiget, und den ſchädlichen Folgen der erweckten Beſorgniße vorgebeugt werden könne.

Naumburg am 1ſten Julius 1814.“

Am 11. Juli erklärte, auf Anlaß der Durchreiſe des Kaiſers Alexander durch Sachſen, eine polizeiliche Verordnung: „daß der Kaiſer das ſtrengſte Incognito behalten und keine Aufwartung und Vorſtellung annehmen wolle, daß jedoch freudige Aeußerungen des Volks beim Erkennen Sr. Majeſtät nicht unterdrückt werden ſollten.“ In den von der Stadt Leipzig und der Univerſität dem Kaiſer überreichten Adreſſen mußten diejenigen Stellen unterdrückt werden, welche ſich auf die Stimmung des ſächſiſchen Volkes für den König bezogen. So mußte auch aus dem von Gottfried Hermann verfaßten lateiniſchen Gratulationsgedichte die Stelle wegbleiben:

„Unum precamur: restituas Patrem
Reddasque nobis, heu nimium diu
Desideratum, quem fideli
Corde memor populus requirit.“

Es ſoll jedoch gelungen ſein, dieſe Stelle in einigen Exemplaren des Gedichts noch anzubringen und gerade ein ſolches in die Hände des Kaiſers zu bringen. Wenige Jahre ſpäter hatte ſich auch Alexander ſelbſt überzeugt, daß er in Betreff des Königs getäuſcht worden.

Auch Repnin kannte und würdigte die Geſinnungen des ſächſiſchen Volkes beſſer, als man nach obigem Erlaſſe erwarten möchte. Bei Niederlegung des Generalgouvernements, am 18. November 1814, ſagte er u. A.: «Enfin, Messieurs, j'arrive au sujet, qui le plus a affecté vos âmes, c'est l'incertitude sur le sort de votre patrie et l'intérêt, que vous portez à un Souverain, qui pendant un demi siècle a présidé à vos destinées; il était digne de vous d'oublier les maux des derniers temps, pour ne vous rappeler que les 45 années d'un règne calme et tranquille, pendant lesquelles d'anciennes playes furent cicatrisées. Le malheur d'un particulier intéresse tout coeur sensible; mais celui d'un Souverain a quelque chose de religieux, qui entraine, inspire l'enthousiasme; ce ne sera donc pas moi, qui blâmera les sentiments, que vous avez manifestés, et si vous m'avez vu employer des moyens répressifs contre quelques démarches, dans lesquelles vous avez été entrainés, ne l'attribuez qu'à la conviction certaine, où je suis, qu'une pleine confiance et une soumission illimitée aux desseins des hautes Puissances alliées pourraient uniquement assurer votre bonheur futur et préserver la Saxe de la calamité d'être morcélée.»

Daß das letztere Schickſal noch nicht ſo ſchlimm war, dürfte ein Vergleich der äußerſt paſſiven und unſcheinbaren Rolle, welche die preußiſche Provinz Sachſen von 1815 — 1848 geſpielt hat, mit dem gleichzeitigen, ſo kräftigen und längere Zeit ſo viel Achtung erwerbenden Streben des Königreichs Sachſen lehren, und zugleich zeigen, daß doch etwas Anſpornendes in dem Prinzip der Selbſtändigkeit liegt. Preußiſche Schriftſteller ſchweben zum Theil jetzt noch in dem Wahne, daß man in Sachſen für die Vereinigung mit Preußen geſtimmt geweſen ſei. Dieſer ſtarke Irrthum erklärt ſich durch die Unmöglichkeit für den Preußen, ſich den Grad von Abneigung zu denken, den man damals und von dem Augenblicke an, wo die preußiſchen Pläne hervortraten, beſonders aber ſeit dem Eintritt des preußiſchen Gouvernements, in Sachſen gegen Preußen empfand; ferner dadurch, daß den Preußen natürlich mehr die ſich zu ihnen drängenden freundlichen Stimmen, als die feindlichen Geſinnungen bekannt wurden. Die Freunde der Vereinigung mit Preußen bildeten eine äußerſt geringe Minorität, wurden von dem übrigen Volke gemieden und gehaßt und verdienten, mit Ausnahme Weniger, welche durch Unzufriedenheit mit den ſächſiſchen Staatseinrichtungen verleitet, oder ſonſt von dem älteren Syſteme verletzt waren, ſelten ſonderliche Achtung. Vergeſſe man nicht, daß auf der preußiſchen Seite die Macht und alle Lockungen für Ehrgeiz und Selbſtſucht, auf der lange Zeit ſehr ausſichtsloſen ſächſiſchen Seite nur — Gefahr und Treue waren. Verwechſele man auch nicht das in den gebildeten Claſſen beſonders der größeren Städte vorhandene Intereſſe für Deutſchland mit einem in gar keiner Claſſe, höchſtens in einigen Individuen vorhandenen Intereſſe für Preußen. (Und ſelbſt jenes deutſche Intereſſe wurde nach eingetretener Theilung durch den Ingrimm über dieſe, beſonders auch über das Verfahren gegen die ſächſiſchen Truppen in Lüttich überwogen, und man hätte ſich 1815 über einen Sieg Napoleon's gefreut, wenn er nur Preußens Sturz bereitet hätte.) In Leipzig war der deutſche Enthuſiasmus vielleicht am lebhafteſten geweſen, aber auch dort trat, auf die erſte Nachricht von den preußiſchen Abſichten, Haß gegen Preußen an die Stelle. Das auf dem Schlachtfeld errichtete erſte rohe Siegesdenkmal wurde des Nachts, man glaubt von Studirenden, umgeſtürzt und zerſtört. Als die Nachricht von der beſchloſſenen Zerreißung Sachſens nach Leipzig kam und in dem Convictorium der Studirenden bekannt wurde, ſtürzten dieſe, Inländer wie Ausländer, auf die Straßen, riefen Burſchen heraus! ſammelten in der kürzeſten Zeit eine ungeheure Maſſe Studenten und Volk um ſich und zogen damit auf den Markt vor die Wohnung des preußiſchen Commandanten, wo ſie dem Könige von Preußen ein dreimaliges Pereat brachten und ſich dann ſpurlos zerſtreuten. Der Commandant, Generalmajor v. Bismark, ließ Generalmarſch ſchlagen und die preußiſche Garniſon hatte das Vergnugen, bis früh 2 Uhr mit geladenem Gewehr und aufgefahrenen Kanonen auf dem Roßplatz zu ſtehen und dann nach Hauſe zu gehen.

Die Wunde iſt jetzt verharſcht; man urtheilt jetzt über Friedrich Wilhelm III. und das preußiſche Volk viel anders, als in den nächſten Jahren nach 1815; aber die Kenntniß jener Stimmungen gehört zur Wahrheit der Geſchichte und hat ihr Lehrreiches.

XVIII. Die Capitulation von Paris[1].

Der Verluſt von Paris war für Napoleon entſchieden, als er ſich entſchloß, ſich ſeinen Rheinfeſtungen zu nähern, um die Verbündeten dorthin zu locken, und als dieſe ſich entſchloſſen, ihn im Rucken zu laſſen und raſch auf Paris zu dringen. Daß wer Paris hatte, Frankreich hatte, war eines jener Werke der Revolution, welche beweiſen, daß die Revolutionen nur den Herrſchern, nicht dem Volke zum Beſten gemacht werden.

Am 29. März beſetzte der Vortrab der Ruſſen, unter General Rajewßkij, den Wald von Bondy und im Dorfe gleiches Namens war das Hauptquartier des Kaiſers von Rußland. Hier verſammelte ſich am 30. bei Tagesanbruch ſein Gefolge im Schloßhofe, den Augenblick erwartend, wo der Kaiſer den Oberbefehl über den entſcheidenden Kampf übernehmen werde. Schon begann der Donner der Kanonen und ſchon ſetzten ſich die Colonnen in Bewegung, als ein franzöſiſcher Offizier gebracht wurde, der ſich für einen Parlamentair ausgab, und zum Kaiſer geführt ward. Inzwiſchen ſagte der Generaladjutant Uwarow dem Oberſt Orlow[2], daß Graf Neſſelrode den Auftrag erhalten habe, bei der erſten Ausſicht, daß man auf eine Unterhandlung eingehen werde, eine ſolche zu eröffnen. Orlow ſtellte vor, daß man ſolchenfalls dem Grafen einen Militair beigeben und dieſen ermächtigen ſollte, dem Feuer überall Einhalt zu thun, wo er es für gut finde. Uwarow trug dies dem Kaiſer vor und nach wenigen Minuten wurde Orlow in das Cabinet des Kaiſers gerufen. Als er eingetreten war, entwickelte ihm der Kaiſer raſch und klar alle ihm über die Lage des Feindes zugekommenen Nachrichten und ſagte zum Schluß: „Ich ertheile Ihnen Vollmacht, überall wo Sie es nöthig finden dem Feuer Einhalt zu thun und ſelbſt die entſcheidendſten und ausſichtsvollſten Angriffe aufhören zu laſſen. Paris, ſeiner Vertheidiger und ſeines großen Mannes beraubt, vermag, wie ich feſt überzeugt bin, keinen Widerſtand zu leiſten. Gott, der mir die Macht und den Sieg verliehen, will, daß ich beides nur zur Herſtellung des Friedens und der Ruhe in Europa gebrauche. Können wir dieſen Frieden ohne Kampf erlangen, deſto beſſer, wo nicht, ſo weichen wir der Nothwendigkeit und kämpfen. Freiwillig oder gezwungen, kämpfend oder im Parademarſch, auf Ruinen oder in Paläſten, noch heute muß Europa in Paris übernachten.“

---

[1] Nach Orlow, auszugsweiſe.

[2] Michael Feodorowitſch, natürlicher Sohn des Grafen Feodor

Orlow entfernte ſich mit dem franzöſiſchen Offizier, von zwei Trompetern begleitet, und ſprengte im Galopp

---

Orlow, eines Bruders der Günſtlinge der Kaiſerin Katharina, zuletzt Generallieutenant, ſoll Alexander haben bereden wollen, eine Conſtitution zu geben, die denn eine beſondere Art von Conſtitution hätte ſein müſſen, wenn ſie für Rußland paſſen ſollte, und wurde 1825 auf ſeine Güter verwieſen. Sein Bruder Alexis Graf Orlow, iſt der bekannte General und Chef der Gendarmerie unter Kaiſer Nikolaus.

in das von einer ruſſiſchen Infanteriebrigade beſetzte Dorf Pantin. Das Feuer hatte bereits begonnen und alle Colonnen waren in Bewegung.

Bei den Vorpoſten angelangt, ließ er ſofort das ruſſiſche Feuer einſtellen und befahl ſeinen Trompetern, zu blaſen. Gleichzeitig näherte ſich der franzöſiſche Offizier den Seinigen und that hier gleichfalls dem Feuer Einhalt. Als ſie aber den Franzoſen auf 30—40 Schritt nahe gekommen waren, drängte ſich der angebliche Parlamentair unter dieſe und verſchwand, worauf ſofort ein wüthendes Geſchrei und eine allgemeine Salve von Seiten der Franzoſen den Wiederanfang der Feindſeligkeiten verkündete und etwa 20 reitende Jäger auf Orlow und den ihn begleitenden Oberſten Djakow einſprengten. Es gelang ihnen, zu entkommen und die Jäger, die ſich als betrunken erwieſen, wurden gefangen genommen. Aber in ähnlicher Weiſe ging es überall und es war unmöglich, dem Kampfe Einhalt zu thun.

Endlich, nach achtſtündigem Kampfe, um 4 Uhr Nachmittags, gelang es, das Dorf Belleville und den Hügel von Chaumont zu beſetzen. Erſt jetzt erſchien ein wirklicher Parlamentair, mit dem Vorſchlage, die Unterhandlungen zu beginnen. Der Kaiſer rief Orlow und befahl ihm, mit dem Offizier zu ſprechen. Da derſelbe keine Vollmacht hatte und nur das Verlangen überbrachte, daß die Verbündeten den Angriff einſtellen möchten, ſo erhielt er eine abſchlägige Antwort. Doch ward Orlow beauftragt, mit ihm zu dem Herzog von Raguſa zu reiten. Sie ſprengten mit verhängten Zügeln neben einander, mitten unter dem Hagel von Kartätſchen und Kugeln, wobei ſie Beide Gefahr liefen, von ihren gegenſeitigen Feinden oder Freunden niedergeſchoſſen zu werden.

Der Erſte, den Orlow an der äußerſten Kette der franzöſiſchen Scharfſchützen erblickte, war der Marſchall Marmont. Er ſtand mit dem Degen in der Hand, und ermunterte durch Geberden und Zuruf ſeine gelichtete Artillerie zu verzweifelter Gegenwehr. Sein Aeußeres war ernſt und kriegeriſch; in ſeinen Zügen verrieth ſich das Gefühl einer großen Verantwortlichkeit in ausſichtsloſer Sache. Es ſchien, als ſehe er ſchon damals vorher, daß er zum Zielpunkte aller Angriffe der Parteien und zum Opfer des gekränkten Nationalſtolzes beſtimmt ſei. Als er Orlow erblickte, näherte er ſich ihm mit den Worten: „Ich bin der Herzog von Raguſa; wer ſind Sie?“ — „Oberſt Orlow, Flügeladjutant Sr. Maj. des Kaiſers von Rußland, welcher Paris für Frankreich und die Welt zu retten wünſcht.“ — „Das iſt auch unſer Wunſch und meine einzige Hoffnung; denn ſonſt bleibt uns Allen nur übrig, hier zu ſterben. Ihre Bedingungen?“ — „Das Feuer hört auf; die franzöſiſchen Truppen ziehen ſich hinter die befeſtigten Barrièren zurück, und es wird unverzüglich eine Commiſſion ernannt, um wegen der Uebergabe von Paris zu unterhandeln.“ — „Ich willige ein, und werde mit dem Herzog von **Treviſo** (Mortier) Sie bei der Barrière von Pantin erwarten. Laſſen wir denn nun ungeſäumt das Feuer auf beiden Linien aufhören. Leben Sie wohl.“ — Orlow entfernte ſich, kehrte aber ſchnell wieder um und ſagte zu ihm: „die Höhe des Montmartre muß gleichfalls von den franzöſiſchen Truppen geräumt werden.“ Nach kurzem Beſinnen ſagte er: „das iſt in der Ordnung; ſie iſt außerhalb der befeſtigten Batterien.“ — Als franzöſiſcher Seits der Befehl zur Waffenruhe ertheilt ward, ertönte längs der ganzen franzöſiſchen Linie der Ruf: „Es lebe der Kaiſer! Es lebe der große Napoleon!“ und drückte die fortdauernde

Kampfluſt und die unwandelbare Ergebenheit der Soldaten aus. — Die Ruſſen ſtanden 200 Schritt von dort. Die Trommeln wirbelten; die Offiziere eilten die Reihen entlang und nur wenige hartnäckige Soldaten ſetzten ihr Gewehrfeuer fort. Als der ſich nähernde Orlow einen ruſſiſchen Grenadier am Schuſſe hinderte und ihn zu ſeiner Compagnie zurückkehren hieß, ſah derſelbe ihn vorwurfsvoll an und bat flehentlich, indem er auf einen franzöſiſchen Scharfſchützen zeigte: „Ew. Hochwohlgeboren, erlauben Sie mir nur dieſen da niederzuſchießen.“ Die Bitte ward ihm natürlich nicht gewährt.

In einiger Entfernung von da fand Orlow den Kaiſer Alexander und den König von Preußen. Beide waren von den Pferden geſtiegen und ſtanden auf einer Anhöhe, wo der Kaiſer ſelbſt eine Batteriecompagnie der Garde ordnete. Der König von Preußen dankte den ruſſiſchen Offizieren für den glänzenden Angriff, den ſie aus dem Dorfe Pantin auf die Flanke und den Rücken der auf dem Hügel von St. Chaumont poſtirten franzöſiſchen Batterie gemacht hatten. Alle warteten mit Ungeduld auf die Nachrichten, die Orlow bringen würde. Kaum hatte er ſeinen Bericht geendigt, ſo ließ der Kaiſer den Grafen Neſſelrode rufen und gab ihm eine, bereits früher mit dem König von Preußen und dem Fürſten von Schwarzenberg entworfene Inſtruction. Fürſt Schwarzenberg gab noch ſeinen Adjutanten, den Oberſten Grafen Paar, Neſſelrode gab noch den Capitain Peterſon mit, und die Commiſſare ritten nun ſchleunigſt zur Barrière von Pantin, wo ſie den Herzog von Raguſa mit ſeinem Stabe antrafen. Die franzöſiſchen Truppen waren bereits in die Stadt gerückt und hatten ſich hinter den Paliſſaden zu beiden

Seiten des von einer Batterie gedeckten Einganges aufgeſtellt. In dieſer Gegend hatte das Feuer aufgehört; aber nach Blücher's Seite hin, wo der Waffenſtillſtand noch nicht bekannt war, hörte man noch den Donner der Kanonen.

Der Herzog von Treviſo war noch nicht erſchienen und Marſchall Marmont ſchlug vor, ihm entgegenzureiten. Sie ritten längs der Paliſſaden nach der Barrière la Villette zu. Hinter den Truppen ſah man faſt gar kein Publicum; man hörte kein Geſchrei, ſah keine Bewegung, keine außergewöhnlichen Rüſtungen; es war eine ruhige, überdachte, rein militairiſche Vertheidigung, ohne lebhaften Antheil von Seiten des Volkes, ohne revolutionaire Improviſation von Seiten der Behörden.

Bei der Barrière la Villette trafen ſie den Herzog von Treviſo. Nach einem kurzen Geſpräche zwiſchen den Marſchällen, traten ſie in eine Art Wirthshaus, wo die Unterhandlungen ſogleich begannen. Der Herzog von Raguſa führte das Geſpräch allein, und Mortier gab nur durch ein Zeichen mit dem Kopfe ſeine Zuſtimmung oder Ablehnung zu erkennen.

Graf Neſſelrode eröffnete die Unterhandlungen, indem er den Vorſchlag machte, die Stadt mit der ganzen Garniſon zu übergeben. Faſt unwillig widerſprachen die Marſchälle. Sie gedachten ihrer früheren Thaten, zählten die Schlachten auf, in denen ſie ſich mit Ruhm bedeckt, und erklärten einmüthig, ſie würden ſich lieber unter den Ruinen von Paris begraben, als eine ſolche Capitulation unterzeichnen. Plötzlich, als die Unterhandlungen am lebhafteſten waren, nahm die Kanonade am äußerſten Ende des rechten Flügels der Verbündeten außerordentlich zu, und es folgte ein lebhaftes Gewehrfeuer. Gleich darauf trat die tiefſte Stille ein, und bald kam die Nachricht, daß Graf Langeron, bevor er noch die Nachricht von dem Waffenſtillſtande erhalten, die Höhe des Montmartre genommen, gleich darauf aber die Feindſeligkeiten eingeſtellt und die Franzoſen davon benachrichtigt habe. Immer noch blieben die Marſchälle hartnäckig, und Graf Neſſelrode beſchloß, bei den Monarchen neue Vollmachten einzuholen. Franzöſiſcher Seits wurde General Lapointe[1]) mitgegeben, um das Ultimatum der Verbündeten zu überbringen.

Derſelbe (?) General brachte auch einen Brief Napoleon's an den Fürſten Schwarzenberg, worin Napoleon verſicherte, er habe directe Unterhandlungen mit dem Kaiſer von Oeſterreich angeknüpft, man ſei bereits in allen Punkten übereingekommen, und es ſei daher angemeſſen, den Angriff auf Paris einzuſtellen. Der Fürſt erkannte ſofort die Täuſchung und überreichte den Brief den Monarchen. Mit neuen, aber immer noch nicht den jenſeitigen Wünſchen entſprechenden Inſtructionen kamen die Commiſſarien, um 7 Uhr Abends, abermals mit den Marſchällen an dem früheren Orte zuſammen.

Nach kurzer Einleitung, worin Graf Neſſelrode die Großmuth der Monarchen pries, erklärte er, dieſelben willigten darein, daß die Soldaten derjenigen Corps, welche Paris vertheidigt hätten, die Stadt räumten, behielten ſich aber vor, die Straßen zu beſtimmen, auf denen die Truppen abzuziehen hätten. Nachdem ſich die Marſchälle in eine Ecke des Zimmers zurückgezogen und mit einander berathen hatten, erklärte Marmont: Paris ſei nicht eingeſchloſſen und könne nicht eingeſchloſſen werden, es ſtünden den Franzoſen eigentlich alle Wege offen und müßten ihnen dem Rechte nach auch offen bleiben; indeß möge Graf Neſſelrode die Straße angeben, auf welcher ſie abziehen ſollten. Als aber die Straße nach der Bretagne genannt wurde, erklärte der Herzog, daß er unter dieſen Bedingungen nicht länger unterhandeln könne. Wenn er Paris Schritt vor Schritt vertheidige, ſo könne er auf die Straße zur Vorſtadt St. Germain zurückgeworfen werden; dieſe bleibe zwiſchen ihm und den Verbündeten und ſein Rückzug gehe dann auf der Straße von Fontainebleau; was man ihm aber nicht durch die Gewalt der Waffen entziehen könne, dürfe man ihm auch nicht durch Unterhandlungen abdingen wollen. Er ſchloß mit den Worten: „Meine Herren, das Glück der Waffen hat Sie begünſtigt; es iſt nicht zu zweifeln, daß Sie geſiegt haben, und ich ſehe, daß die Folgen dieſes Sieges ſich nicht berechnen laſſen. Seien Sie zugleich großmüthig und klug, treiben Sie Ihre Forderungen nicht aufs Aeußerſte. Die Rathſchläge der Großmuth ſind oft beſſer, als die Rathſchläge der Macht.“ Die Commiſſare konnten, ihrer Inſtruction und der Tendenz derſelben nach, nicht nachgeben: man wollte vor Allem die Armee vertheilen und von Napoleon entfernen. Nun begannen neue Vorſtellungen und Entgegnungen, hartnäckig wiederholte Vorſchläge und abermalige, heftigere Einwendungen. Endlich ging Mortier fort, indem er ſagte, ſeine Pflicht gebiete ihm, zu den Truppen zu gehen und die Anordnungen zur Vertheidigung von Paris zu treffen; die Unterhandlungen überlaſſe er Marmont, deſſen Entſcheidung er im voraus beitrete.

---

[1]) Orlow iſt über den Namen nicht ganz gewiß; den gleich zu erwähnenden Brief brachte der General Dejean. Dieſer ſoll aber ſchon, bevor die Unterhandlung angegangen, von Mortier an Schwarzenberg geſendet worden ſein.

Marmont entſprach dem Vertrauen ſeines Kameraden. Ungeachtet er ſchon ſeit 1 Uhr Nachmittags vom König Joſeph die Vollmacht hatte, auch in Ergebung der Armee zu willigen[1], blieb er ſtandhaft auf ſeinem Sinne und die Unterhandlungen rückten keinen Schritt vorwärts. Es war 8 Uhr Abends, die Nacht rückte heran. An einen nächtlichen Angriff auf Paris war nicht zu denken; wol aber war zu beſorgen, daß die Franzoſen auf dem von ihnen ſelbſt gewählten Wege in der Nacht abzogen und daß Mortier ſich entfernt hatte, dies anzuordnen. Graf Neſſelrode brach nun die Unterhandlungen ab und ließ Orlow, der ſich dazu erboten hatte, als Geißel zurück, indem er ſein Ehrenwort gab, daß der Angriff auf Paris nicht erneuert werden ſolle, bevor Orlow zu den ruſſiſchen Vorpoſten zurückgekehrt wäre.

Dieſer folgte nun dem Herzog von Raguſa in die Stadt. Sie ritten langſam; tiefes Schweigen und Dunkelheit umgab ſie. Man hörte nur den Tritt ihrer Pferde; ſelten erblickte man einige ängſtliche Geſichter an den haſtig geöffneten und ſchnell wieder geſchloſſenen Fenſtern. Die Straßen waren wie ausgeſtorben. Die Reitenden glichen einer ſtillen Patrouille, welche die Straßen einer verödeten Stadt durchzieht. Jeder war in tiefe Gedanken verſunken und es ward kaum ein Wort gewechſelt. Einmal rief Marmont einen Adjutanten zu ſich und gab ihm mit leiſer Stimme einen Befehl. Der Adjutant entfernte ſich und nach wenigen Minuten hörte man in einer nahen Straße das Geräuſch eines mit Kanonen vorüberziehenden Detachements. Dieſes Geräuſch dauerte während des Rittes ununterbrochen fort und beſtärkte Orlow in der Meinung, daß die Marſchälle beſchloſſen hätten, aus der Stadt in ihre Verbindungslinie zu rücken. Endlich kamen ſie an das von oben bis unten erleuchtete Hotel des Herzogs von Raguſa, wo eine Menge Perſonen ihre Ankunft mit Ungeduld erwarteten und bei ihrem Eintritte in die Gaſtzimmer des Marſchalls ihnen entgegenſtrömten, dann aber ſich bald zu lebhafteſter Unterhaltung in einzelne Gruppen vertheilten. Der Marſchall übertrug es ſeinen Adjutanten, ſich mit Orlow zu beſchäftigen, und begab ſich mit einigen Perſonen in ſein Cabinet.

---

[1] Daß ſich die Vollmacht ſo weit erſtreckt habe, mag Orlow vertreten. Ausgeſtellt hatte Joſeph zur angegebenen Zeit eine Vollmacht zur Capitulation, als er durch einen gefangen geweſenen und von Schwarzenberg nach Paris entlaſſenen Offizier Namens Peyre erfuhr, daß die Verbündeten mit ganzer Macht vor Paris ſtanden. Dieſer Offizier brachte auch eine Proclamation an die Pariſer, worin ihre Sache von der Napoleon's getrennt ward.

Orlow fand, im Vergleich zu früheren Zeiten, den Nationalſtolz der Franzoſen reizbarer, empfindlicher, ihre durch Widerwärtigkeiten erſchöpfte Höflichkeit kalter und weniger mittheilend. Er hatte mehr als Einem Epigramme zu begegnen, mehr als Einen Kampf zu beſtehen, mehr als Eine ſanguiniſche Illuſion oder berechnete Rodomontade herabzuſtimmen, was er mit Takt und Würde that. Als aber ſeine Gegner endlich merkten, daß weder in ſeinen Gedanken, noch in ſeinen Gefühlen etwas Feindliches war, was ihre Eigenliebe verletzen konnte, wurde das Geſpräch friedlicher und nach einer Stunde plauderten ſie ſo offen und freundſchaftlich, daß Alle mit einander zufrieden waren. Ueberhaupt genoſſen die Ruſſen von Seiten der Franzoſen eines größeren Wohlwollens, als alle anderen Nationen. Man bedauerte auch bei jener Gelegenheit das Aufgeben deſſen, was die Franzoſen die erfurter Politik nannten. „Wenn,“ ward geäußert, „beide Kaiſer Freunde geblieben wären, ſo hätten ſie die Welt unter ſich getheilt.“ „Aber“ — fügten Einige halbleiſe hinzu, und das war das kühnſte Wort, was Orlow hörte — „ſelbſt die ganze Welt war zu eng für Napoleon.“

Unterdeſſen wurden die Zimmer des Marſchalls nicht leer; ununterbrochen kamen eine Menge vornehmer Perſonen an. Nur Wenige näherten ſich Orlow. Faſt Alle waren nur mit der Gefahr ihrer derzeitigen Lage und der Ungewißheit der Zukunft beſchäftigt; die Ungunſt der Verhältniſſe wie die Laſt der ungeheuern Verantwortung beugte ſie nieder. Mit Eile traten ſie ein und mit Haſt fuhren ſie wieder fort. Niemand von ihnen miſchte ſich in das geſellige Geſpräch des Kreiſes, in dem ſich Orlow befand. Mit den Maßregeln des Herzogs ſchienen Alle mehr oder weniger unzufrieden. Die pariſer Behörden hätten lieber geſehen, wenn die eigentliche Garniſon von Paris, oder wenigſtens ein Theil davon in Paris geblieben wäre, um für Aufrechthaltung der Ordnung zu ſorgen. General Hullin, der Commandant von Paris, antwortete aber: „Zum Teufel! wollen Sie mich zwingen, die Waffen zu ſtrecken? Haben Sie denn keine Nationalgarde?[1] Sie vergeſſen, daß Napoleon mich mit Schmähungen überſchütten wird, wenn ich ihm nicht alles zuführe, was nur zuzuführen iſt!“

Auch Fürſt Talleyrand ging mit ſeiner ruhigen, gleichgiltigen Miene durch das Gaſtzimmer. Er blieb ziemlich lange im Cabinet; als er es verließ, verweilte er einige Augenblicke unter der Menge und ſprach mit

---

[1] Ein Inſtitut, welches, weil es auf gänzlicher Verleugnung unſerer geſellſchaftlichen Verhältniſſe und des Grundgeſetzes der Theilung der Arbeit beruht, ſich als eines der ſchwächlichſten und trügeriſchſten Producte der an Derartigem ſo reichen Neuzeit ergeben und noch keiner großen Kriſis gewachſen gezeigt hat.

Einzelnen einige Worte. Alle waren neugierig, zu erfahren, was er geſagt hatte, und Orlow blieb faſt allein in ſeiner Ecke. Talleyrand benutzte dieſen Augenblick, näherte ſich ihm und ſagte mit einer gewiſſen Feierlichkeit: „Mein Herr, übernehmen Sie die Mühe, Ihrem Monarchen den Ausdruck der tiefſten Hochachtung des Prinzen von Benevent zu Füßen zu legen." „Prinz," antwortete Orlow mit halbleiſer Stimme, „ſein Sie verſichert, daß ich dieſes Blanket unfehlbar Sr. Majeſtät vorlegen werde." Ein leichtes, faſt unbemerkliches Lächeln ſpielte auf den Lippen des Fürſten, und zufrieden damit, daß ſein halbes Wort verſtanden worden, verließ er das Zimmer. — In dieſem Augenblicke entſtand im Salon eine ungewöhnliche Bewegung, welche durch das Eintreten des kaiſerlichen Generaladjutanten, Generallieutenants Alexandre de Girardin[1]), veranlaßt ward. Das Erſcheinen eines Repräſentanten der perſönlichen Herrſchaft veränderte ſofort die Phyſiognomie der Geſellſchaft. Alle nahmen eine ſtolze, kriegeriſche Miene an; das Geſpräch ward zum leiſen Geflüſter; diejenigen, welche ſich Orlow hatten nähern wollen, zogen ſich zurück und verloren ſich unter der Menge. Es war gegen 11 Uhr Abends und man ſetzte ſich zur Tafel, wobei Orlow's Platz neben Girardin war, den er von Wilna her kannte. Er hatte hier abermals die berechneten Ausſtreuungen und falſchen Behauptungen eines über das Misliche der Lage und das Fehlſchlagen ſeiner eigenen Sendung erbitterten Mannes, welcher die Macht Napoleon's größer, die der Verbündeten geringer, als ſie war, darzuſtellen und vor den Abſichten der Letztern bange zu machen befliſſen war, zu bekämpfen. Herr v. Girardin hatte übrigens, wie Orlow verſichert, den grauenvollen Befehl Napoleon's überbracht, das Pulvermagazin von Grenelle in die Luft zu ſprengen, eine Maßregel, welche Feinde und Freunde, die Hauptſtadt mit all ihren Schätzen, Denkmälern und ihrer großen Bevölkerung unter denſelben Ruinen begraben haben würde, deren Ausführung aber an der Feſtigkeit des Oberſten Lescours ſcheiterte, der ſich weigerte, Herrn v. Girardin zu gehorchen, ſo lange er nicht einen beſtimmten, ſchriftlichen Befehl von ſeinem Monarchen in Händen habe.

---

[1]) Der bekannte Journaliſt und Deputirte iſt ein natürlicher Sohn deſſelben.

Es war ſchon ſehr ſpät, als man vom Tiſche aufſtand. Erſchöpft, ſetzte Orlow ſich in eine Ecke des Saales und verſank bald in eine Art von Schlummer, die ihn jedoch nicht hinderte, von Zeit zu Zeit hinzuhorchen und zu bemerken, was man um ihn her redete und vornahm. „Das iſt der Schlaf des Siegers," ſagte Einer. „Und des ehrlichen Mannes," ſetzte ein Anderer hinzu.

Seit der Entfernung der Commiſſarien hatten alle Verbindungen Orlow's mit den Hauptquartieren gänzlich aufgehört, und er wußte durchaus nichts von den Plänen der Alliirten. Schon wurde er unruhig, als man ihm, um 2 Uhr des Morgens, die Ankunft des Grafen Paar meldete, der ihm folgenden entſcheidenden Brief des Grafen Neſſelrode brachte:

„Dem Herrn Oberſten Orlow. Mein Herr. Se. Majeſtät der Kaiſer finden es, in Uebereinſtimmung mit dem Herrn Feldmarſchall Fürſten Schwarzenberg, am vortheilhafteſten für die verbündete Armee, nicht auf der früher in Betreff der Räumung von Paris vorgeſchlagenen Bedingung zu beſtehen; die Verbündeten behalten ſich jedoch das Recht vor, die franzöſiſche Armee auf der Straße, die ſie bei ihrem Rückzuge einſchlagen wird, zu verfolgen. Demgemäß werden Sie andurch, in Gemeinſchaft mit dem Herrn Oberſten Grafen Paar, bevollmächtigt, die Convention wegen der Uebergabe und Beſetzung von Paris auf die Bedingungen abzuſchließen, über die wir, vor meiner Entfernung, mit den Herren Herzogen von Treviſo und Raguſa übereingekommen waren[1]). Genehmigen Sie, mein Herr, die Verſicherung meiner beſonderen Hochachtung. Bondy, den 18. (30.) März 1814. Graf Neſſelrode.“

Dieſer Brief beſeitigte alle Hinderniſſe. Orlow theilte den Inhalt deſſelben dem Grafen Paar mit, beſprach ſich mit dieſem und ſie ließen nun dem Marſchall Marmont ſagen, daß ſie bereit ſeien, die Capitulation von Paris zu entwerfen und zu unterzeichnen. Der Marſchall erſchien und ſie gingen gleich im Salon vor allen Anweſenden an die Arbeit. Orlow ſchrieb den Vertrag auf gewöhnlichem Poſtpapier und Graf Paar, auf ſeine Schulter gelehnt, folgte dem Schreibenden mit den Augen und drückte ſeine Zuſtimmung aus. In einer Viertelſtunde war alles fertig und Orlow überreichte dem Marſchall folgenden Entwurf:

„Capitulation von Paris. Art. I. Die franzöſiſchen Truppen unter den Marſchällen, Herzogen von Treviſo und Raguſa, räumen Paris am 19. (31.) März um 7 Uhr Morgens. Art. II. Sie nehmen alle dieſen beiden Corps gehörige Artillerie und Fuhren mit ſich. Art. III. Die Feindſeligkeiten dürfen nicht eher als zwei

---

[1]) Hiernach wäre Orlow's frühere Erzählung doch unvollſtändig geweſen und die Commiſſarien mußten die Vorſchläge der Marſchälle, vorbehaltlich der höheren Genehmigung, angenommen haben.

Stunden nach der Räumung der Stadt, d. h. am 19. (31.) März um 9 Uhr Morgens beginnen. Art. IV. Alle Kriegsarſenale und Magazine verbleiben in dem Zuſtande, wie ſie ſich bei Abſchließung der gegenwärtigen Capitulation befinden. Art. V. Die Nationalgarde zu Fuß und zu Pferde wird ganz von den Truppen getrennt, ſie wird, je nach dem Ermeſſen der Verbündeten, beibehalten, entwaffnet, oder entlaſſen werden. Art. VI. Die Stadtgendarmen theilen in Allem das Schickſal der Nationalgarden. Art. VII. Verwundete und Marodeurs, die man nach 3 Uhr in der Stadt antrifft, werden Kriegsgefangene. Art. VIII. Die Stadt Paris wird der Großmuth der Verbündeten anheimgeſtellt.“

Marmont nahm das Papier und durchlief es mit unruhiger Miene. Bald aber erheiterten ſich ſeine Züge. Er las alle Artikel laut und deutlich vor, und zwar mit der Miene, als erwarte er von ſeinen zahlreichen Zuhörern Bemerkungen und Rathſchläge. Alle ſchwiegen. Nun gab er Orlow das Papier mit der Erklärung zurück, daß er weder gegen die Form, noch gegen den Inhalt etwas einzuwenden habe und ſeine volle Zuſtimmung gebe. Er beauftragte die Oberſten Fabvier und Ducis, den Vertrag mit Orlow und Paar zu unterzeichnen. Dies geſchah auf demſelben Blatte und eine Abſchrift davon wurde Marmont eingehändigt.

Es wurde nun die Civildeputation ernannt, welche ſich in das Hauptquartier der Verbündeten begeben ſollte und aus dem Seinepräfecten Grafen Chabrol, dem Polizeipräfecten Grafen Pasquier und einigen Mitgliedern der Municipalität beſtand. Schon brach der Tag an, als die Deputation bereit war, abzugehen. Orlow geleitete ſie nach Bondy durch die ruſſiſchen Bivouaks. Im Hauptquartier angekommen, führte er ſie in den großen Saal des Schloſſes und ließ ihre Ankunft dem ſogleich erſcheinenden Grafen Neſſelrode melden. Er ſelbſt ging zum Kaiſer, der ihn im Bette liegend empfing „Nun was bringen Sie Neues?“ ſagte der Kaiſer. „Hier iſt die Capitulation von Paris,“ war die Antwort. Der Kaiſer nahm und las ſie, faltete das Papier zuſammen, ſteckte es unter das Kopfkiſſen und ſagte: „Umarmen Sie mich; ich wünſche Ihnen Glück, daß Sie Ihren Namen an dieſes große Ereigniß geknüpft haben.“ Orlow mußte ihm nun den ganzen verlebten Abend ſchildern, und der Kaiſer äußerte das lebhafteſte Erſtaunen, als er ihm den Vorgang mit Talleyrand erzählte. „Jetzt iſt das noch eine Anekdote,“ ſagte er, „ſie kann aber zur Geſchichte werden.“ Darauf entließ er ihn, um die Deputation zu empfangen.

Nun verabredeten die Commiſſarien mit den Oberſten Fabvier und Ducis, um 8 Uhr bei der Barrière von Pantin zuſammenzutreffen, um die Stadt den Verbundeten zu übergeben. Sie begaben ſich auch dahin, aber die Ungeduld der Pariſer erlaubte eine regelrechte Durchführung der Formalität nicht.

XIX. John Lilburne[1].

John Lilburne, der Typus und Held der engliſchen Radicalen des 17. Jahrhunderts, war 1618 in einer alten und guten Familie der Grafſchaft Durham geboren und kam, als ein jüngerer Sohn, zu einem großen londoner Tuchhändler, Thomas Hewſon, in die Lehre. Die Lehrburſchen der City bildeten damals eine zahlreiche Claſſe[2]), welche alte Gewohnheiten praktiſcher Freiheit, eine gewiſſe behagliche Sicherheit und einige Muße allen neuen Ideen ſehr zugänglich machte. Ihr politiſches Glaubensbekenntniß wurde nicht durch die Zweifel bedrängt, die die Wiſſenſchaft manchmal mit ſich führt; ſie hefteten ſich, mit mehr Feuer als Nachdenken, an hochherzige Regungen, oder einige einfache Vorſtellungen des natürlichen Rechtsgefühls, und jene gelehrte Subtilität der Jurisprudenz, welche die meiſten jungen Studenten des Tempels beſtimmte, ſich auf die Seite der „Misbräuche" zu ſtellen, gehörte zu den Gegenſtänden der Feindſchaft der Lehrlinge. Sie erhoben unter Karl I. das Banner der Reformen und lieferten anfangs dem

---

[1]) Nach Guizot (Études biographiques sur la Révolution d'Angleterre).

[2]) Walter Scott hat ſie in Nigel's Schickſalen mit gewohnter Meiſterhand geſchildert.

Parlamente im Innern Londons ſeine lärmendſten Hilfstruppen und ſpäter der Armee einige ihrer tapferſten Streiter. Doch konnten die Lehrlinge ſich nicht lange über ihre wahren Bedürfniſſe täuſchen, und als ſie ſahen, daß der Bürgerkrieg ihnen nicht Freiheit und Verbeſſerung der Zuſtände, ſondern Hemmungen und neue Steuern brachte, ſo wurden ſie ſo eifrig für den Frieden, wie ſie für den Krieg geweſen waren, und trugen bald den Haß, der ſie gegen die alten Gebieter empört hatte, auf die neuen über. Die Lehrlinge waren es, welche 1660 die londoner Schlachthäuſer ausleerten, um die Verjagung des Rumpfes zu feiern, und ſie begrüßten Karl II. mit ihrem Jubelrufe, wie ſie Karl I. mit ihrem Geſchrei verfolgt hatten.

Lilburne hatte ſeine Laufbahn in Gemeinſchaft mit den Lehrlingen begonnen, ſchlug aber bald ſeinen eigenen, einſamen Weg ein, ſich ſein Leben lang mit Leidenſchaft einem einzigen Intereſſe hingebend: dem der rückſichtsloſen Behauptung ſeiner eigenen Anſichten. Stets die herrſchenden Mächte angreifend und in Folge davon unabläſſig genöthigt, mit ihnen um Freiheit, Vermögen, Leben zu ſtreiten, vertheidigte er unerſchütterlich ſeine Rechte als Engländer, vielmehr die des freien Mannes, und verdiente ſich damit den Beinamen: freeborn John. Seine erſten Verſuche geſetzlichen Widerſtandes hatte er gegen ſeinen Lehrherrn zu machen, erhielt Genugthuung, ward ſeiner Verbindlichkeit enthoben und folgte nun keinem anderen Berufe, als dem, zu dem er ſich durch die Stimme des Herrn beſonders erleſen fühlte. Seine regelmäßigen Beziehungen knüpften ihn an die Puritaner; ihre unbedingten Grundſätze, ihr Feuereifer, ihre Hartnäckigkeit, ihr Muth und die ſie bedrängende Verfolgung machten Lilburne zu einem der ihrigen. Sie erkannten

Lilburne als ein Organ des göttlichen Willens an. Noch als Lehrburſche wurde er über die gefährlichſten Unternehmungen zu Rathe gezogen, und ſeine Freiheit benutzte er eifrig, ſich ihnen anzuſchließen. Ihr Kampf bewegte ſich damals beſonders um die Verbreitung verbotener Schriften. Lilburne ging nach Holland, ließ die Werke der damals gefeierten Presbyterianer Prynne und Baſtwick drucken und kam dann nach England zurück, um ſie hier zu verbreiten. Er war noch nicht 20 Jahre alt, als er (1638) ſchon die Aufmerkſamkeit der Sternkammer auf ſich zog. Hier begannen jener unbeugſame Charakter und jene aus Fanatismus, Spott, Chicane und Starrſinn zuſammengeſetzte Dialektik ſich zu entfalten, welche zuletzt aus der gewöhnlichen Richtung ungebildeter, aber begabter und in redlicher Ueberzeugung handelnder Eiferer entſprang, worin ſie ſich einbilden, ſich ſelbſt ihr Recht ſchaffen und vor aller Welt deſſen Anerkennung fordern zu dürfen, welche aber ganz geeignet war, die Behörden ebenſo zu erbittern, als zur Verzweiflung zu bringen. Er ſtellte ſich, als verſtände er die Fragen nicht; er antwortete in Eulenſpiegel's Manier; er weigerte ſich überhaupt zu antworten; er ergoß ſich in Ausfälle gegen die herrſchende Kirche; er verweigerte den Eid; er widerſprach jedem Worte der Beamten; er ſtritt ſich mit ihnen um jeden Buchſtaben herum. Man ſchickt ihn ins Gefängniß zurück und führt ihn einige Tage ſpäter vor die Schranke der Sternkammer. Hier erneuert ſich der nämliche Streit; man kann weder Lilburne, noch ſeinem Mitangeklagten Wharton, einem 85jährigen Drucker, der bereits 8 Mal im Gefängniß geweſen, weil er den Eid vor der Sternkammer verweigert, die geringſte Fügſamkeit abgewinnen. Lilburne erklärt, daß er dieſen Eid als dem Worte

Gottes zuwider betrachte, und der alte Wharton, dem man das Wort bewilligt, um ſich über dieſe Angelegenheit zu erklären, beginnt mit ſolcher Heftigkeit gegen die Biſchöfe und gegen die Eide, die ſie forderten, daß man ſich beeilt, ihm Schweigen aufzulegen. Wharton's Rede ging nicht verloren; als er in ſein Gefängniß zurückkehrte, trug er ſie ſeinen Wächtern vor, und Lilburne rief, als er die Schranke verließ, ſeinen Richtern mit lauter Stimme zu: „Milords, ich bitte Gott, Euch zu ſegnen und Euch über die Grauſamkeit und Verkehrtheit der Biſchöfe zu erleuchten.“

Beide wurden verurtheilt: Wharton, mit Rückſicht auf ſein hohes Alter, blos zu 500 Pfd. Geldbuße und zum Pranger; für Lilburne fügte man die Auspeitſchung hinzu. Er erlitt ſeine Strafe, am 18. April 1638, die Straßen von Weſtminſter hindurch, hinter einen Karren gebunden, der ihn fortzog, während der Büttel ihn mit knotigen Stricken ſchlug. Lilburne ſang dabei Pſalmen oder haranguirte die von Zärtlichkeit und Unwillen erregte Menge. Alles ſtürzte ſich auf den Weg des jungen Märtyrers, um ihn zu preiſen und ihm zu ſeinem Muthe Glück zu wünſchen. Als er ans Ziel kam, traf ihn ein Bote der Sternkammer, die ihm Erlaß des Prangers anbot, wenn er eingeſtehen wolle, daß er gefehlt habe. Das war nicht der Augenblick zum Nachgeben; Lilburne machte bemerklich, daß man ſich etwas ſpät entſchließe, von ihm eine Gefälligkeit zu verlangen, deren Preis ſich für ihn bereits beträchtlich verringert habe und die er abgelehnt, als ſie ihm mehr genutzt hätte. Nach Verbindung ſeiner Wunden führte man ihn an den Pranger, welcher für ſeine lange Statur zu niedrig war und den Schmerz ſeiner Wunden vermehrte. Die Sonne brannte auf ſeinen Scheitel und man wollte ihm nicht geſtatten, ſich irgendwie dagegen zu ſchützen. Unempfindlich für ſeine Lage, oder vielmehr durch ſeine Leiden erregt, ſprach Lilburne zum Volke, ſchilderte ihm die Tyrannei der Biſchöfe und ihrer Werkzeuge, tadelte ſeine Langmuth und ermahnte es, das Joch abzuwerfen. Vergebens wollte man ihm Stillſchweigen auflegen; vergebens bedrohte man ihn mit einer andern Auspeitſchung; man mußte ihn knebeln; man mußte ihm die Hände binden, denn er warf Pamphlets, mit denen ſeine Taſchen gefüllt waren, unter das Volk. Sein Muth hielt für alles aus, was er zu leiden hatte; kein Zeichen der Ermattung verrieth einen Augenblick der Schwäche, und als er die Strafbühne verließ, war ſei erſter Ausruf: „Da bin ich, mehr als Sieger, durch die Gnade Gottes, der mich geliebt hat!“

In der That Lilburne war zum Heiligen geworden; der ſchwärmeriſche Cultus, den ihm das londoner Volk von da an widmete, beſtand und überdauerte alle Revolutionen, die in der Folge die Volksmeinung weit von den Pfaden ablenkten, auf die ſie ſich zuerſt geſtürzt hatte. Wenn Lilburne, im Laufe der Bürgerzwiſte, nicht alle Wünſche ſeiner Mitbürger gleichmäßig theilte, ſo kämpfte er doch immer gegen ihre Beſchwerden, und auch wenn er ihre Bundesgenoſſen nicht als die ſeinigen annahm, blieb er doch der Feind ihrer Unterdrücker.

Ins Gefängniß zurückgeführt, blieb er 2½ Jahr im Kerker. An Händen und Füßen gefeſſelt, übte er ſeine unermüdliche Thätigkeit bald in Abfaſſung und Ausſendung von Schriften, die mit dem Geiſte durchdrungen waren, der ihn erfüllte, bald indem er die Geduld oder die Brutalität ſeiner Wächter auf die Probe ſtellte, eine ſolche Brutalität, daß ihm in einem ſeiner Händel mit ihnen zwei Finger verſtümmelt wurden. Einmal legte er Feuer an ſein Gefängniß, auf die Gefahr hin, ſelbſt zu verbrennen, und das Geſchrei der anderen Gefangenen erwirkte, daß man Lilburne aus ihrer Nachbarſchaft entfernte, da ſie ſonſt, wie ſie ſagten, ihres Lebens nicht ſicher wären. Seine Kerkermeiſter erſchwerten für ihn, ſei es aus natürlicher Bosheit, oder aus Rache, oder um ihn zahm zu machen, die Härten ſeiner Gefangenſchaft. Oft weigerten ſie ſich, die Nahrungsmittel, die man ihm von außen brachte, zu ihm gelangen zu laſſen, und Lilburne erklärt in einer ſeiner zahlreichen Schriften, daß er ohne den rührigen und ſinnreichen Eifer ſeiner Freunde mehr als einmal Gefahr gelaufen wäre, Hungers zu ſterben. Dieſe aber hatten ihm immer, auf einem oder dem andern Wege, und mit beträchtlichem Aufwand, die nöthigen Lebensmittel zuzufördern gewußt.

Endlich, im November 1640, führte die Berufung des Langen Parlamentes ſeine Freiheit herbei. Er war der erſte der Gefangenen der Sternkammer, deſſen Freilaſſung das Parlament verfügte. Man konnte nicht erwarten, daß dieſe zwei Jahre den Geiſt eines Menſchen von 20 Jahren beruhigt und ſeine Vernunft gereiſt hätten. Im Mai 1641 erſchien Lilburne an der Spitze von Auflaufen gegen das Leben des Earl v. Strafford, und in einer Zeit, wo die Gewaltthätigkeiten des Volks weit gehen konnten, ohne die Geduld des Parlamentes zu ermüden, brachte er es doch dahin, daß er verhaftet und vor die Schranke des Oberhauſes gebracht wurde. Er wurde jedoch freigeſprochen, und durch ein natürliches Zuſammentreffen bewilligte ihm das Unterhaus an demſelben Tage Entſchädigungen für das, was er durch die Sternkammer gelitten.

Bald rief ein regelmäßigerer Krieg die Männer von Lilburne's Anſicht unter die Fahnen des Parlaments.

Er trat als Volontair in die Armee des Earl von Eſſex, und am 23. October 1642 kämpfte er bei Edgehill, in der Eigenſchaft eines Hauptmanns der Infanterie, tapfer. Am nächſten 12. November zu Brentfort gefangen, wurde er nach Oxford gebracht, wo Karl I. ſeinen Sitz aufgeſchlagen hatte, und dort wegen Hochverraths vor ein Kriegsgericht geſtellt. „Er benahm ſich,“ ſagt Clarendon[1], „mit ſolcher Unverſchämtheit in der Art und Weiſe, wie er die Gewalt des Parlamentes feierte, daß es klar wurde, er ſtrebe danach, der Märtyrer ſeiner Sache zu werden.“ Aber das Parlament intervenirte und erklärte, daß das Leben der in ſeinen Händen befindlichen Gefangenen für das ſeine hafte. Der Prozeß ward ſuspendirt und der Gefangene iſt, wie Clarendon berichtet, unter Beſtechung ſeines Wächters entſprungen, wie Lilburne ſelbſt verſichert, in ſehr ehrenvoller, über ſeinen Rang hinausgehender Weiſe, ausgewechſelt worden. Bei ſeiner Rückkehr im Lager des Parlaments „wurde er,“ ſagt Clarendon, „wie ein Kämpfer empfangen, der dem König an ſeinem eigenen Hofe Trotz geboten. Man bot ſeiner Frau für ihn eine Stelle von gegen 1000 Pfd. an. Er ſchlug ſie, wie er ſagt, zum großen Bedauern der Mrs. Lilburne aus und erklärte dieſer: ſeine Pflicht gebiete ihm, für 8 Pence den Tag zu kämpfen, bis er Frieden und Freiheit in England hergeſtellt ſehe, und keinen einträglichen Poſten anzunehmen, ſo lange ſein Vaterland in ſolchen Zerwürfniſſen ſchwebe.“ In der That man kann ſchwerlich bezweifeln, daß Lilburne damals, wenn er gewollt hätte, ſo gut wie ſo viele andere, ihm an Anſehen und Volksgunſt weit Nachſtehende, ſein Glück hätte machen können; aber er beſaß ebenſo die

---

[1] History of the rebellion, Buch XIV.

Uneigennützigkeit, wie die Zuverſicht eines Gläubigen, und man kann nicht entſcheiden, auf wen er feſter vertraute, auf Gott oder ſich. „Seit zehn Jahren,“ ſagt er, „hat mir Gott die Gnade erzeigt, daß ich ſtets bereit geweſen bin, ihm mein Leben in einer Viertelſtunde darzubringen, ſicher, daß er mir eine Wohnung ewigen Ruhmes aufbewahre.“ Und ſorglos um ſeine Perſon, zweifelte er bei jeder Gelegenheit ſo wenig an ſeinen Einſichten, wie an ſeiner Rettung, und kümmerte ſich kaum um die Gefahren oder Leiden, denen er ſich ausgeſetzt finden konnte. Ebendeshalb war ihm der Eifer ſeiner Anhänger, ſeiner Freunde ſo treu und aushaltend.

Indeß die Armee begann ſich zu ſpalten; der Earl von Eſſex wurde das Haupt der presbyterianiſchen Partei, welche jetzt den Männern von Lilburne's Anſicht verhaßter war, als die Hofpartei jemals geweſen. Lilburne flüchtete ſich daher 1643 in die Armee des Earl von Mancheſter, welche der neuen Revolutionspartei, die ſich auf den Trümmern der alten erheben ſollte, als Kern zu dienen beſtimmt und deren Seele bereits Cromwell war. Lilburne war ein zu werthvolles Werkzeug, als daß man es ſich entgehen laſſen durfte; Cromwell gewann ihn ohne Mühe; er hatte Gewandtere verführt. Entſchloſſen, den Oberſten King zu ſtürzen, dem er nicht traute und der ihm nicht zu Gebote ſtand, machte er Lilburne zum Major in deſſen Regimente, trug ihm auf, ihn von allem zu benachrichtigen, was ihm in dem Verhalten des Oberſten dem Gemeinwohl zuwider ſchiene, und verſprach ihm, dergleichen zur Rechenſchaft ziehen zu wollen. Lilburne entzog ſich dem mislichen Auftrage, den ihm Cromwell vertraute, in keiner Weiſe und ſein Oberſt ließ es ihm nicht an Anläſſen mangeln. Der Major beobachtete, hörte, ſammelte mit großer

Sorgfalt Facta, die wider den Oberſten ſprachen, auf den er überdies grollte, weil er ihn nicht an der Belagerung von Newark hatte theilnehmen laſſen. Eines Tages fertigte er ſeine Klagſchrift, reiſte zu Cromwell, übergab ſie ihm und forderte ein Kriegsgericht. Man verſprach es ihm; man hielt ihn von Tag zu Tag hin; inzwiſchen wurde Oberſt King abgeſetzt und verlor alle ſeine Aemter. Cromwell brauchte nichts weiter; aber Lilburne wollte durchaus ein Urtheil; er forderte das Kriegsgericht, und da er es nicht erlangen konnte, ſo brachte er endlich ſeine Klage vor das Unterhaus, wo er das, was er verlangte: einen Prozeß und ein Urtheil, ebenſo wenig erlangte.

Nicht beſſer ging es ihm in Betreff des Earl von Mancheſter, wo er ſich verpflichtet hatte, eine gegen denſelben von Cromwell erhobene Anklage zu unterſtützen, welche Cromwell ſelbſt ſpäter fallen ließ, als Mancheſter, durch die neue Organiſation der Armee bei Seite geſetzt, aufgehört hatte, ihm Beſorgniſſe zu erregen. Dieſe Verdrießlichkeiten, ſein erklärter Widerwille gegen den Covenant, dem man ſich unterwerfen mußte, wenn man im Dienſte bleiben wollte, und die ſtürmiſche Unruhe ſeines Charakters beſtimmten Lilburne, eine Laufbahn zu verlaſſen, wo ſeine Anſicht und ſein perſönlicher Wille nicht ſein einziges Geſetz ſein konnten. Seine Dienſte hatten ihn zum Range eines Oberſtlieutenants erhoben; ſeine Tapferkeit hatte ihn in der Schlacht von Marſton-Moor bemerklich gemacht; man bot ihm 1645 einen vortheilhaften Poſten in der neugeſtalteten Armee an, aber er ſchlug es aus und da er ſich nie ſo frei bewegte, als wenn er für ſeine eigene Rechnung und ganz allein kämpfte, ſo vertauſchte er das Schwert mit der Feder und den Krieg mit der Polemik.

Von dieſem Augenblicke an folgten ſich ſeine Angriffe, gegen alles, was ſeinen Tadel, oder ſein Misfallen auf ſich zog, unabläſſig. Maßregeln der Regierung, Verfahren der Parteien, perſönliche Handlungen, alles gehörte in ſeinen Bereich und unterlag ſeinem Urtheil. Zu den allgemeinen Intereſſen bekam er bald auch perſönliche Intereſſen zu vertheidigen; denn ſo viele nach allen Seiten gerichtete Angriffe und Abwehren zogen ihm von allen Seiten Feinde oder Verwickelungen zu. Man hatte ihm Rechnung über die Verwaltung der Militairämter, die er bekleidet hatte, abgefordert; er hatte um ſo weniger gegen deren Ablegung einzuwenden, als er noch von dem Staate herausbekommen zu müſſen behauptete; aber der Rechnungsausſchuß hatte verlangt, daß er die ſeinigen eidlich bekräftige, Lilburne hatte ſich deſſen geweigert und ſo belangte ihn der Ausſchuß wegen 2000 Pfd., die er dem Staate ſchulden ſollte. Lilburne betrieb ſeinerſeits, vor dem Oberhauſe, die Auszahlung einer gleichen Summe, die ihm als Entſchädigung für die Zeit, wo er durch Beſchluß der Sternkammer im Gefängniß geweſen, bewilligt worden war; aber der Oberſt King forderte ebenſo viel als Entſchädigung dafür, daß er ihn Verräther geſcholten; eine Klage, welche Lilburne damit zurückwies, daß er den Oberſten vor dem Unterhauſe wegen Verraths belangte. Er verfolgte gleichzeitig ſeinen Prozeß gegen Prynne, ſeinen alten Bundesgenoſſen, jetzt Präſident des Rechnungsausſchuſſes, und ſeit die Gewalt in die Hände der Presbyterianer gefallen war, ſein Todfeind geworden, ſeine Beſchwerden gegen Cromwell und den Earl von Mancheſter, Sprecher des Oberhauſes, und eine Anklage gegen Lenthall, Sprecher des Unterhauſes, in einem Streite, an dem er aus Liebhaberei theilgenommen.

Dergleichen Beſchäftigungen waren nicht ohne Gefahr. **Lilburne**, auf Anſuchen des Oberſten King verhaftet, ſtellte Bürgſchaft, ward aber vom Oberhauſe, wegen ſeiner Angriffe auf den Earl von Mancheſter, wieder verhaftet. Vor die Schranke der Lords geführt, weigerte er ſich, ihre Gerichtsbarkeit anzuerkennen, erſchien vor ihnen mit dem Hute auf dem Kopfe, wollte nicht niederknien und hielt ſich die Ohren zu, ſo lange man die Anklage gegen ihn vorlas. Man ſagte ihm, er ſei nicht immer ſo ſchwierig geweſen, und als er 1641, auf Anlaß der Aufläufe gegen Strafford, vor derſelben Verſammlung belangt worden, habe er nicht angeſtanden, ſich zu vertheidigen. „Als ich ein Kind war,“ ſagte er, „ſprach und handelte ich wie ein Kind; jetzt bin ich ein Mann und habe alles kindiſche Treiben aufgegeben.“ Er wurde verurtheilt und nach Newgate und von da in den Tower geſchickt, wo man ihm Feder und Dinte verweigerte. Er fand gleichwol Mittel zu ſchreiben und faſt täglich erſchienen Pamphlets von Lilburne. Eines derſelben führt den Titel:

„Die Entſchloſſenheit des Mannes, der entſchloſſen iſt, bis zu dem letzten Tropfen ſeines Herzblutes ſeine Freiheiten und Bürgerrechte zu behaupten, wie ſie ihm durch die guten, gerechten und würdigen Geſetze Englands, ſeines Geburtslandes, zugeſtanden worden, und nicht zu ruhen, ſo lange er eine Zunge hat, zu ſprechen, und eine Hand, zu ſchreiben, bis er ſeine Gegner vom Hauſe der Lords und diejenigen, welche ſich in der Kammer der Gemeinen mit jenen zur Unterſtützung der Willkür verbinden, gezwungen hat, entweder ihm Recht und Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, indem ſie ihn ſeiner grauſamen und ungeſetzlichen Haft entledigen und ihn geſetzlich, durch eine reichliche Genugthuung, für alle ſeine ungerechten Leiden entſchädigen, oder ihn nach Tyburn zu ſchicken, was ihm keine Furcht macht, da er ſehr ſicher iſt, daß er ihnen in ſeinem Tode und durch ſeinen Tod, wie Simſon, mehr ſchaden wird, als in ſeinem ganzen Leben. Alles das ausgedrückt und erklärt in dem folgenden Briefe, geſchrieben von dem jungen Oberſten John Lilburne, Gefangenen der Prärogative in dem Tower von London, an meine ſehr getreuen Freunde, die Bürger dieſer Stadt, im April 1647.“

Mit der ſeiner Zeit und ſeiner Secte gewöhnlichen Bizarrerie des Styles verband Lilburne eine andere, die ihm eigen war: eine Miſchung des Märtyrertones mit dem eines Großſprechers. Er bot fortwährend ſein Leben an, als fordere er heraus, es zu nehmen, und durch ſeine Beſchwerden über die Unbilligkeit ſeiner Gegner blickt ſtets ein eitles Gefühl ſeiner Ueberlegenheit. Eines ſeiner Pamphlets gegen die Lords „ſoll leben,“ ſagt er, „wenn er ſelbſt nicht mehr ſein wird.“ Er nennt das, was er geſagt oder geſchrieben, kaum anders, als „trefflich und ſehr zeitgemäß.“ Sich rühmen, hielt er für ſein Recht; er konnte es ſo wenig entbehren, als, ſagt er, „das Eſſen, wenn ihm hungerte,“ und ohne Zweifel hätte er lieber einen ganzen Tag das Eſſen entbehrt, als das Streiten. „Wenn er allein in der Welt wäre,“ ſagte ſein Freund Heinrich Martyn, „ſo würde John mit Lilburne und Lilburne mit John ſtreiten.“ Außer den Reizen des Märtyrerthums, hatte die Verfolgung für ihn die Annehmlichkeiten eines Streites.

Wenn es übrigens für den alleinſtehenden und wehrloſen Mann ein Genuß iſt, mächtige Gegner zu beunruhigen, ſo konnte Lilburne ſich daran ſättigen. Frei oder in Feſſeln war er ſeinen Feinden gleich unbequem, und die Drohung, das Volk zu ſeinen Gunſten gegen die, welche ihm Gerechtigkeit verweigerten, zu bewaffnen, war keine Rodomontade von ihm. Kaum war er im Gefängniß, als von 8—10,000 Menſchen unterzeichnete Petitionen vom Parlamente die Freiheit dieſes Volksfreundes zu erlangen kamen. Die Frauen zumal, von der des Lilburne, der würdigen Genoſſin ſeiner Thaten und Bedrängniſſe, geführt, machten die Umgebungen Weſtminſters von ihrem Geſchrei zu Gunſten des jungen Kämpen der Freiheit widerhallen. Man nöthigte ſie, ſich ohne Antwort zu entfernen; ſie kamen wieder, kamen nochmals wieder; man ſchickte ſie damals fort, „ihre Näpfe zu ſcheuern;“ aber in unruhigen Momenten, wo die Petitionen ſich leicht in Aufſtände verwandelten, wahrte man ſich ſorgfältig gegen diejenigen, welche Lilburne zurückforderten.

Der Dazwiſchenkunft des Volkes gelang es nicht, ſeinen Kämpen freizumachen, und Lilburne dachte daran, die noch mächtigere Dazwiſchenkunft der Armee zu erlangen. Er wendete ſich an die, unter dem Namen der Agitatoren bekannten Volksführer der Regimenter, ihre Sache war die ſeinige; aus dem Grunde ſeines Gefängniſſes ſchürte er ihre Empörungen und ſchloß ſich ihren Plänen an. Unter dieſen ſoll auch der geweſen ſein, ſich Cromwell's zu entledigen. Indeß berechtigt nichts zu dem Glauben, daß dieſe Idee, die vielleicht in einigen Köpfen aufgefaßt worden iſt, eine große Conſiſtenz gewonnen habe. Cromwell war bereits für die Agitatoren eine Art Talisman, woran ſich das Geſchick ihrer Sache knüpfte. Wenn ſie ihn beſiegen wollten, ſo war es, um ihn ſelbſt und allein zu beſitzen. Lilburne ſchrieb an Cromwell einen drohenden Brief, der mit den Worten ſchloß: „John Lilburne, der die Schlechtigkeit nicht mehr liebt, als er die Größe fürchtet.“ Cromwell unterhandelte damals mit dem Könige. Seine Lage, in Betreff der Agitatoren und der Maſſe der Republikaner, war nicht von der Art, daß er einen Widerſacher wie Lilburne hätte geringſchätzen können. Er beſuchte ihn im Gefängniß, nahm ſich die Mühe, ihn von neuem durch Verſicherungen und Verſprechungen zu täuſchen, gab ihm zu verſtehen, wie ſehr in dieſem Augenblicke die öffentliche Sache durch einen Angriff auf Cromwell leiden könne, und da mehrere Freunde Lilburne's ſich in gleichem Sinne bei ihm bemühten, ſo beſchränkte er ſich, ſeine Freiheit zu verlangen, indem er verſprach, ſeine Beſitzthümer zu verkaufen und das Königreich zu verlaſſen, wo er, wie er ſagte, nicht leben könne, „weil er, um in London von ſeinem Gewerbe als Tuchmacher zu leben, den Eid leiſten, und wenn er auf ſeinen Landgrundſtücken leben wolle, den Zehnten bezahlen müſſe."

Indeß war Cromwell's Stern augenblicklich erbleicht. Ungeachtet der Ergebniſſe des Rendezvous von Ware, ſiegte die Volkspartei der Armee über die der Anführer, und die Wirkung davon machte ſich in dem Unterhauſe fühlbar. Lilburne erhielt von dieſem die Erlaubniß, den Tag über ohne ſeinen Wächter den Tower zu verlaſſen, unter der Bedingung, des Abends dahin zurückzukehren; bald aber thaten ein regerer Geiſt des Aufruhrs, der ſich unter den niederen Offizieren verbreitete, und Entwürfe von Petitionen, um das Parlament zu drängen, daß es ſeinem zu langen Beſtehen ein Ziel ſetze, die Gegenwart des neuen Fermentes kund, das man in die Geſellſchaft zurückgeworfen hatte. Die Lords beklagten ſich und verlangten Rechenſchaft über Lilburne's Freiheit. Man antwortete ihnen mit dem Befehle des Unterhauſes. Sie baten dieſes, einen ſolchen Anlaß zum Bruche unter den beiden Kammern zu vermeiden. Nach langen

Debatten gab das Unterhaus nach. Lilburne, vor die Schranken geführt, antwortete ſeinen Anklägern durch eine Hochverrathsklage gegen Cromwell und Ireton. Er wurde von neuem in dem Tower eingeſchloſſen und vor die Kingsbench gewieſen. Er ſchrieb, plaidirte, machte Petitionen und ließ ſolche machen. Inzwiſchen rückten die Schotten an; Cromwell, gewiſſermaßen gezwungen, zur Armee zu flüchten, hatte zu London das Feld für ſeine Feinde frei gelaſſen. Sei es, daß der Krieg, den Lilburne gegen ihn führte, dem unbeugſamen Nivellirer zu gute gerechnet wurde, ſei es Achtung für ſeinen Charakter und Mitleid mit ſeinen langen Leiden, ſei es der Wunſch geweſen, ſich die Gunſt des Volks zu verſchaffen, oder einfach die Abſicht, dem Willkürregimente ein Ende zu machen, deſſen Opfer ſie ſelbſt geweſen, die Presbyterianer, für einen Augenblick zur Gewalt zurückgebracht, warfen einen Blick des Wohlwollens auf ihn, und Maynard, eines der 11 Mitglieder, welche wieder in Beſitz ihrer Plätze geſetzt worden waren, bewirkte ſeine Freilaſſung. Der erſte Gebrauch, welchen Lilburne davon machte, beſtand darin, daß er ſich mit Cromwell, mit welchem die gefährliche Lage ſeiner Sache ihn damals verbündete, gegen die Presbyterianer verſöhnte, denen er ſeine Freiheit verdankte. Er erklärte ſich auch gegen jede perſönliche Unterhandlung mit dem Könige. Aber als die Armee wieder zur Herrſchaft gelangt war, widerſetzte ſich Lilburne den illegalen Formen des Gerichts, das man gegen Karl I. vorbereitete. Er verlangte, daß die Einführung einer geregelten Verfaſſung einem Prozeſſe vorhergehe, der nur der Triumph des Geſetzes ſein ſolle. Die Führer der Armee wollten den Tod Karl's, um ſeine Macht in Ruhe zu genießen; Lilburne wollte nur das Gericht über ihn, als eclatantes

Beiſpiel eines für Alle gleichen Geſetzes, und er wollte es vor den gewöhnlichen Gerichten. Die Errichtung eines Specialgerichtshofes erſchien ihm als ein Angriff auf die Rechte des Angeklagten und als eine Verhöhnung derer der Nation, da dieſe Maßregel immer noch einen Unterſchied zwiſchen dem König und dem ſchuldigen Unterthan verrathe.

Damals zeigte ſich deutlich der Unterſchied zwiſchen den Independenten und den Nivellirern, zwiſchen denen, welche die Herrſchaft, und denen, welche die Gleichheit wollten. Vergebens verſuchten ſie, ſich in mehreren Conferenzen zu verſöhnen, welche fortwährend unterbrochen und mehrmals, trotz der Erbitterung, die ſie zerſtört hatte, wieder aufgenommen wurden, und welche, nach den heftigſten, ganze Nächte verlängerten Debatten, nur zu einem eclatanten Bruche führten. Im Begriff, zu Thätlichkeiten zu kommen, trennten ſich die beiden Parteien und Lilburne erklärte, daß er mit den Armeeführern, die er als Schurken und betrügeriſche Charlatons bezeichnete, nichts mehr zu thun haben wolle.

Er begnügte ſich für den Augenblick, einige Grundſätze der Verfaſſung drucken zu laſſen, die er unter dem Namen einer Convention des Volks hatte zur Annahme bringen wollen, und wahrſcheinlich von den Meiſten der Seinen, welche eingeſchüchtert oder verführt worden, verlaſſen, unterbrach er einige Zeit einen Streit, bei dem er kaum noch andere Beiſtände gefunden hätte, als die Feinde ſeiner Sache, die Presbyterianer und die Cavaliers. Er entfernte ſich von London, um ſich mit der Eintreibung ſeiner Entſchädigungsgelder zu beſchäftigen, und kam erſt nach dem Tode des Königs zurück, zu deſſen Richtern zu gehören er ſich geweigert hatte. Bei ſeiner Rückkehr fand er den Hohen Gerichtshof mit dem

Prozeſſe des Lord Capel, des Lord Goring und ihrer Genoſſen beſchäftigt (Februar 1649). Er proteſtirte gegen dieſe neue Ungeſetzlichkeit, und beſonders ergriffen von der Unerſchrockenheit des Lord Capel, bemühte er ſich lebhaft zu ihren Gunſten und bot ihnen ſeine Rathſchläge und Dienſte an, die ſie doch nicht benutzen zu dürfen glaubten.

Die Armee war Gebieterin und die Reſte des Langen Parlamentes, deſſen ſie ſich als eines Schattenbildes der Volksvertretung bediente, tröſteten ſich mit dem Namen der Republik über die Knechtung der Freiheit. Der zügelloſen Herrſchaft der Militairgewalt ſtanden die Nivellirer, nicht als eine geſchloſſene Partei, aber als eine übereinſtimmende Geſinnung, die ſich jedoch, ihrem Weſen nach, in tauſend verſchiedenen Plänen, Verſuchen und Meinungen äußerte, gegenüber. Lilburne vertrat immer noch das ehrlichſte, mindeſt unvernünftige und folgerichtigſte in dem Ideenchaos dieſer Partei von Männern entſchiedenen Willens, aber unklarſter, phantaſtiſchſter Vorſtellungen. Trotz der Starrheit ſeiner Theorien hatten denn doch zwölf im Getümmel der Revolutionen verbrachte Jahre einige richtige und praktiſche Ideen in ſeinen Kopf gebracht. Da er ſich überdem den ſehr poſitiven Uebeln einer ſchwer laſtenden Tyrannei gegenüber befand, ſo beſchäftigte er ſich weniger mit dem Aufbau von Chimären, als mit dem Kampfe gegen Wirkliches.

Da er erfuhr, daß im Kriegsrath von Whitehall einige Drohungen gegen ihn ausgeſtoßen worden, gab er am 22. Februar 1649 eine Schrift unter dem Titel: „Die neuen Ketten Englands aufgedeckt“ heraus, und am 26. überreichte er, von drei anderen Gleichmachern, Walwin, Prince und Overton begleitet, dem Parlamente einen neuen Verfaſſungsplan, im Gegenſatz zu dem von der Armee entworfenen. Schon auf Anlaß des erſten Pamphlets, bei deſſen Herausgabe ſich dieſe vier Männer betheiligt hatten, war ein Verhaftsbefehl gegen ſie erlaſſen worden, und Lilburne führte dies, in ſeiner Rede vor der Schranke des Hauſes, als Grund an, warum ſie nicht auf die Tauſende von Unterſchriften, auf die ſie hätten rechnen können, gewartet hätten. Er und ſeine Freunde bedauerten übrigens, fügte er hinzu, nicht mehr als Ein Leben zu haben, um es für „eine ſo würdige Schrift“ zu opfern.

Man entließ ſie ohne Antwort. Indeß der Verhaftsbefehl wurde nicht vollzogen. Lilburne benutzte dieſe Friſt, um eine zweite Abtheilung ſeiner „neuen Ketten Englands“ erſcheinen zu laſſen, worin er ſeinen Verfaſſungsplan wieder abdruckte, indem er hinzufügte: da man auf ſeinen früheren Vorſchlag deſſelben nicht geantwortet habe, ſo hoffe er, daß diesmal eine von mehreren Tauſenden von Unterſchriften unterſtützte Petition ihm helfen werde, „eine wirkſame Antwort“ zu erlangen. Sie beſtand darin, daß er mit ſeinen Genoſſen in den Tower geſchickt ward, und daß man ſeine Worte durch die anabaptiſtiſchen Congregationen desavouiren ließ. Indeß die Petitionen zu ſeinen Gunſten vermehrten ſich; eine war mit 10,000 Unterſchriften bedeckt; Tauſende von Frauen überbrachten eine andere, mit der ganzen Lebhaftigkeit des Ausdruckes, welche dieſem Geſchlechte eigen iſt, verfaßte; unter den Beſchwerden, welche die Nivellirer von allen Seiten erhoben, figurirte immer die „barbariſche und ungeſetzliche“ Einkerkerung Lilburne's und ſeiner Freunde.

Derſelbe Geiſt that ſich in der Armee kund. Ein Aufſtand brach aus; fünf Reiter wurden zum Tode verurtheilt, vier davon allerdings begnadigt, aber der fünfte, Namens Lockier, ungeachtet der Schriften Lilburne's und der Anſtrengungen ſeiner Anhänger, in der That erſchoſſen (7. April 1649). Seine Kameraden begingen ſeine Beſtattung mit dem größten Pompe; 100 Reiter, denen ihre ſchwarz verkappten Pferde folgten, eröffneten den Zug; ſechs Trompeter ließen einen Trauermarſch ertönen; der mit dem Säbel des Todten und mit blutbefleckten Rosmarinzweigen geſchmückten Bahre folgte eine unabſehbare Menge, zuletzt die Frauen. Einige Tauſend Bürger von höherem Stande erwarteten den Zug auf dem Gottesacker.

Das Parlament ließ die Gefangenen, welche fortfuhren, heftige Schriften, beſonders gegen Cromwell, auszuſenden, enger bewachen und allen Verkehr unter ihnen abſchneiden. Man verweigerte ihnen die Geldunterſtützung, welche den Gefangenen häufig bewilligt wurde, und beauftragte den Towerlieutenant, allein für ihren Unterhalt zu ſorgen. Drei Tage lang war Lilburne auf eine halbe Ration beſchränkt. Als der Zorn und die Kraft der Nivellirer immer drohender wurden, bewilligte man zwar den Gefangenen 20 Schilling die Woche, nahm aber gleichzeitig (14. Mai 1649) ein Geſetz an, welches jeden des Verraths ſchuldig erklärte, der das Parlament oder den Staatsrath der Tyrannei oder Uſurpation beſchuldigen, oder die Verfaſſung zu ändern verſuchen würde, und an demſelben Tage klagte man Lilburne des Hochverraths an und belegte ſein Vermögen mit Beſchlag. Man wollte in ihm die ganze Preſſe treffen, deren Cenſor, Gilbert Mabbott, ſo eben ſeine Entlaſſung gegeben hatte, theils weil eine Menge Pamphlets erſchienen, die ihm niemals vorgelegen hatten, theils weil er die Cenſur principmäßig nicht billigte.

Sechs Monate brachte man in Berathungen und Erwägungen über den ſicherſten Weg, zum Ziele zu kommen, zu; dieſe ganze Zeit über ließ der Pamphletkrieg nicht nach und die von Lilburne folgten ſich unabläſſig. Daneben erbot er ſich zu einer öffentlichen Verhandlung vor fünf Perſonen, von denen er zwei, das Unterhaus zwei und dieſe vier einen fünften erwählen ſollten, und wobei er Vermögen und Leben anbot, wenn ſeine Unſchuld nicht anerkannt würde. Statt einer Antwort, ſchickte man Beamte ab, um ein neues Pamphlet von ihm wegzunehmen. Dieſen ſetzte er ſo zu, daß ſie unverrichteter Sache wieder fortgingen. Um ihn auf jede Weiſe zu ſtürzen, ließ man ihn ſogar durch Thomas May eines Einverſtändniſſes mit Karl Stuart, ſpäter Karl II., beſchuldigen. Endlich beſchloß man, ihn vor eine Specialcommiſſion von 40 Perſonen zu ſtellen, und wendete alle mögliche Sorgfalt an, die Geſchwornen dem Zwecke entſprechend auszuleſen. Vergebens verſuchten ſeine Frau und ſein Bruder, der Oberſt Robert Lilburne, ihn dem Gericht zu entziehen. Sie reichten eine Petition ein, worin verſprochen ward, daß er England mit ſeiner Familie verlaſſen werde, ſobald die Regierung ihm bezahle, was ſie ihm ſchuldig ſei. Aber an demſelben Tage (22. October) ließ Lilburne eine Schrift erſcheinen, worin er die weitere Bedingung hinzufügte, daß es Allen, die ihn nach Weſtindien begleiten wollten, verſtattet ſein und daß der Staat ihnen ihre Rückſtände bezahlen und den Bedürftigen das Reiſegeld geben ſolle. Sein Bruder bat wenigſtens um einen Aufſchub, damit er Zeit gewänne, John von ſeinen Irrthümern zu überzeugen, oder ihn zur Auswanderung zu vermögen. Endlich willigte Lilburne ſelbſt, wegen der Verzweiflung ſeiner Gattin, deren Muth und Zärtlichkeit ſeine ganze

Liebe verdient hatten, ein, einen Aufſchub zu verlangen. Aber Alles umſonſt. Der Prozeß begann am 24. Oct. 1649 in der Guildhall. Die Verhandlung dauerte drei Stunden, während welcher Lilburne ſeinen Richtern die Spitze bot, indem er ihnen jeden Augenblick in die Rede fiel, das ihm entzogene Wort ihnen zum Trotz wieder aufnahm, endlich mit ſeiner Hartnäckigkeit durchdrang und in der behaupteten Rede gegen die Ungeſetzlichkeit, die Uſurpationen, die Tyrannei der Regierung eiferte, deren Hand auf ihm lag. Am Schluſſe der Verhandlung wendete er ſich plötzlich zu den Geſchwornen und ſprach:

„Meine Herren Geſchwornen, Ihr ſeid meine alleinigen Richter, die Wächter meines Lebens; von Euch wird der Herr Rechenſchaft für mein Blut fordern. Ich beſchwöre Euch demnach, Euch Eurer Gewalt wohl bewußt zu ſein, Eure Pflicht gegen Gott, gegen mich, gegen Euch ſelbſt, gegen Euer Vaterland wohl zu erwägen, und möge der Geiſt des Herrn Gottes, des Allmächtigen, Gebieters des Himmels und der Erde und alles was darin iſt, mit Euch ſein, Euch beiſtehen und Euch leiten, und Euch lehren, zu thun, was recht iſt und zu ſeinem Ruhme gereicht.“

„Amen! Amen!“ riefen die ganzen Zuhörer mit Einer Stimme. Die Richter ſahen ſich mit einiger Unruhe an und verlangten von dem Generalmajor Skippon, daß er noch 3 Compagnien kommen laſſe. Der Generalfiscal und der vorſitzende Oberrichter erneuerten ihre Bemühungen, die Geſchwornen von der Gerechtigkeit und Nothwendigkeit der Verurtheilung zu überzeugen. Aber nach dreiviertelſtündiger Ueberlegung ſprachen die Geſchwornen ein Nichtſchuldig aus. Als es geſprochen ward, ertönte die Guildhall von einem Jubelruf, wie er vielleicht noch nie gehört worden. Eine halbe Stunde lang blieben die Richter, blaß und zitternd auf ihren Sitzen, dieſem Ausbruch der öffentlichen Freude ausgeſetzt. Der Gefangene, ruhig an der Schranke ſtehend, zeigte in ſeiner Haltung etwas weniger Stolz und Aufregung, als vorher. Er wurde, unter dem Jubelrufe der Menge, in den Tower zurückgeführt und die ganze Nacht brannten Freudenfeuer auf den Straßen. Man verſuchte ihn noch ferner in Haft zu halten; aber die Unzufriedenheit des Volkes und die Bemühungen der Freunde Lilburne's, z. B. Ludlow's und Heinrich Martyn's, erwirkten nach 14 Tagen endlich ſeine Freilaſſung. Seine Freunde ließen eine Medaille auf dieſen Prozeß ſchlagen.

Er beſchäftigte ſich nun zunächſt mit einem heftigen Streit mit Sir Arthur Haſlerig, dem Vorſitzenden des Sequeſtrationsausſchuſſes, wegen Geldſachen, zumal dieſer ſich auch gegen Lilburne's Oheim, Sir Georg Lilburne, vergangen haben ſollte. Auch dieſe Sache kam vor das Parlament, welches ſo gegen Lilburne erbittert war, daß es ſeine Wahl zum Gemeinderath von London annullirte (26. December) und mehrere Wähler deshalb verfolgen ließ, ja einen gewiſſen Chetwyn ins Gefängniß ſchickte und ſeines Wahlrechts beraubte. Die Anklage gegen Sir Arthur Haſlerig wurde für verleumderiſch erklärt und Lilburne zu 7000 Pfd. Buße und Verbannung verurtheilt. Cromwell war ebenſo froh, ihn los zu ſein, wie daß das Parlament ihm ſelbſt dieſe Mühe erſpart hatte, hatte ſich vielmehr gerade zu jener Zeit mit Lilburne ausgeſöhnt.

Der Letztere betrachtete jetzt das Lange Parlament als ſeinen wahren Feind und erklärte offen, daß er, wenn er einen Herrn brauche, lieber den Prinzen Karl haben wolle, als jeden andern, vorausgeſetzt, daß man mit ihm auf dem Grund ſeiner Convention des Volks unterhandele. Zu Amſterdam, wohin er ſich zurückzog, ſoll er mit dem Herzog von Buckingham, mit Sir John Colepepper, Sir Ralph Hopton, mit dem Biſchof Bramhall und anderen Royaliſten in dem vertrauteſten Verhältniſſe gelebt und ihnen ſogar, wie freilich nur die Spione Cromwell's berichteten, verſprochen haben, wenn man 10,000 Pfd. zu ſeiner Verfügung ſtelle, ſie in ſechs Monaten Cromwell's, des Staatsrathes und des Parlamentes zu entledigen. Als er 1653 die Vertreibung des Langen Parlamentes erfuhr, ſchrieb er einen ehrerbietigen Brief an Cromwell, um die Erlaubniß zur Rückkehr nach England zu verlangen. Da er ſie nicht erhielt, ſo kam er ohne Erlaubniß (Juni). Er wurde faſt im Augenblicke ſeiner Ankunft verhaftet und vor die Old Bailey geſchickt.

Auch diesmal hatte man alle Vorkehrungen getroffen, ſeine Verurtheilung zu ſichern. Man begann den Prozeß zu einer Zeit, wo die berühmteſten Advocaten London verließen, um den Rundreiſen der Richter zu folgen. Man weigerte ſich, ihm eine Abſchrift der Anklageacte zu geben und die Parlamentsacte, die ſeine Verbannung ausſprach, vorleſen zu laſſen. Um die Geſchwornen gegen ihn einzunehmen, veröffentlichte man die Berichte der Agenten, die ſeinen Verkehr mit den royaliſtiſchen Emigranten in Holland angezeigt hatten. Er kämpfte mit unbegrenzter Energie gegen alle dieſe Hemmniſſe. Es gelang ihm, ſich den Rath und die Unterſchrift zweier Sachwalter von Ruf, worunter der gelehrte Presbyterianer Maynard, vor ihrer Abreiſe zu verſchaffen. Er erſtritt eine Abſchrift der Anklageacte und das Verſprechen der Vorleſung der Parlamentsacte;

er forderte den Generalfiscal Prideaux, welcher wider die Regel unter den Richtern ſaß und ſich ſehr erbittert gegen ihn zeigte, auf, von ſeinem Sitze herabzuſteigen, und als der Gerichtshof ſich unbeugſam erwies, apoſtrophirte er noch zum Schluſſe den Vorſitzenden in pathetiſcher Weiſe.

Das Publicum war leidenſchaftlich aufgeregt; die Verwandten und Freunde Lilburne's, ſein alter Vater, ſeine Waffengefährten umgaben ihn ſtandhaft und unterſtützten ihn bei jedem Schritte. Die Richter ließen, mitten in ihrem Zorne, ihre Unbehaglichkeit und Unruhe merken; der Ankläger ſprach leiſe und ſtotternd; man ließ verſtärkte Wachen kommen. Der Prozeß dauerte vom 13. Juli bis zum 20. Auguſt 1653. Im letzten Augenblicke ſprach Lilburne zu den Geſchwornen:

„Die Acte, kraft deren man mich verfolgt, iſt eine unbillige, ungeſetzliche Acte, welche keinen Schatten von Grund oder Recht hat; dem Geſetze nach iſt es eine Acte, wie die des Pharao, worin er befahl, daß alle männlichen Kinder erwürgt würden. Seit man dem Könige den Kopf abgeſchlagen hat, kann man, dem Geſetze nach, keine Parlamentsacte mehr machen. Wie ſie meinen Tod beſchloſſen haben, können ſie den Tod meiner zwölf rechtſchaffenen Geſchwornen beſchließen. Bedenket es wohl; wenn ich des Montags ſterbe, kann das Parlament am Dienſtag ein gleiches Verbannungsurtheil bei Todesſtrafe gegen jeden von Euch Zwölfen und gegen Eure Frauen und Eure Kinder und gegen Eure Verwandten und gegen die ganze übrige City und gegen die ganze Grafſchaft Middleſex und nachgehends gegen die Grafſchaft Hertford beſchließen, und bald wird Niemand mehr übrig bleiben, England zu bewohnen, Niemand, als ſie ſelbſt.“

Die Volksſympathie und die inconſequente Achtung für die alten Geſetze des Landes ſiegten über die Bemühungen aller parlamentariſchen und militairiſchen Häupter der Revolution: zum zweiten Male ſprach die Jury Lilburne frei.

Drei Tage darauf wurden die Geſchwornen, auf Befehl des Parlaments Barebone, vor den Staatsrath gefordert, um zu erklären, warum ſie einen ſolchen Ausſpruch gethan hätten. Sieben von ihnen weigerten ſich ausdrücklich, zu antworten, und ſagten, ſie ſeien für ihre Entſcheidungen nur Gott und ihrem Gewiſſen verantwortlich. Viere führten einige Gründe für ihre Abſtimmung an, hielten aber an ihr feſt und trennten ſich nicht von ihren Collegen. Gegen dieſe Feſtigkeit unbekannter Bürger wagte die revolutionaire Tyrannei nichts weiter: man ließ ſie ruhigen Weges ziehen. Lilburne aber ward nicht in Freiheit geſetzt. Auf den Bericht des Sir Anton Aſhley Cooper, welcher ſpäter der berühmte Earl von Shaftesbury ward und als Demagog und Verſchwörer endigte, befahl das Parlament dem Staatsrath, Maßregeln zu ergreifen, daß der nicht zu zähmende Streitkopf den Frieden der Nation nicht ſtören könne. Man ſchickte ihn auf die Inſel Jerſey, wo er in Haft gehalten ward. Aber es gab kein Gefängniß, aus welchem die Stimme Lilburne's nicht dringen, keine Entfernung, die er nicht überſchreiten konnte. Man erfuhr, daß er neue und heftigere Angriffe vorbereite. Cromwell beſchloß, ihn zu begütigen. Man behauptet, daß er Lilburne, unter der Form einer Entſchädigung, eine ſeinem Gehalte als Oberſtlieutenant gleichkommende Penſion bezahlen ließ. Lilburne war eines Streites, deſſen Erfolge ſelbſt fruchtlos waren, gleichfalls müde. Sein Bruder, Robert, ein geachteter Offizier, der ſich dem

Protector angeſchloſſen hatte, fuhrte die Unterhandlung. John verſprach, ſich ruhig zu halten. Man gab ihm Freiheit und Vaterland zurück. Er verbrachte die letzten vier Jahre ſeines Lebens zu Eyham in der Grafſchaft Kent unter den Quäkern und ſtarb am 29. Auguſt 1657, immer noch populär und unmächtig. Ein chimäriſcher Geiſt, ohne Originalität oder Tiefe in der allgemeinen Staatskunſt, und der unter einer guten Regierung ebenſo unruhig, ebenſo ſtreitſüchtig geweſen wäre, wie unter tyranniſchen Gewalten, aber ein redliches, aufrichtiges und bis zum Heroismus der praktiſchen Vertheidigung ſeiner Rechte ergebenes Herz, mit jenem einſichtsvollen und unermüdlichen Muthe, der zuletzt die beſte und nothwendigſte Bürgſchaft freier Inſtitutionen iſt. Freilich dieſelbe Geſinnung macht dieſe Inſtitutionen zum Unheil, wenn ſie nicht Hand in Hand geht mit williger Anerkennung und treuer Erfüllung der Pflicht und mit der den berechtigten Trägern derſelben gebührenden Ehrfurcht.

XX. Liscow, Karl Leopold von Mecklenburg und Brühl.

Der bekannte deutſche Satyriker Liscow hat ſich ſchon lange einer beſonderen Gunſt der deutſchen Kritik zu erfreuen gehabt und wird von den deutſchen Literarhiſtorikern namentlich dem Rabener weſentlich vorgezogen. Wir haben Urſache, gegen unſer äſthetiſches Urtheil mistrauiſch zu ſein, da wir es ſo oft im Widerſpruche mit den Ausſprüchen der renommirteſten Kritiker der neueſten Zeit finden, und wollen uns daher nicht ausführlich darüber verbreiten, warum wir auch in dieſem Punkte für jene Claſſification keine rechte Begründung zu finden vermögen. Erklären können wir ſie uns allerdings daraus, daß Liscow derjenigen Satyre, welche die Literaten unſerer Zeit übten, und der ganzen Richtung derſelben allerdings näher ſtand, als der gemüthliche und nur von allgemeinen Humanitätstendenzen belebte Rabener. Liscow kämpfte meiſt mit beſtimmten Perſönlichkeiten und hatte unmittelbare Zwecke bei ſeiner Satyre im Auge, wenn ſie auch meiſt nur ſehr untergeordneter und localer Natur waren. Er ſchwang ſeine Geißel mit Geiſt und Schärfe und jener Miene unbedingter Verachtung ſeiner Gegner, in der ſich auch ſeine Nachfolger gefallen. Die hohe Werthſchätzung, die man ſeinen, an ſich ſehr ſpärlichen und dem heutigen Publicum wol gänzlich fremden literariſchen Leiſtungen widmete, hat man auch auf ſeinen Charakter übergetragen, zumal man ihn irriger Weiſe für einen politiſchen Märtyrer anſah. Ohne im Entfernteſten zu bezweifeln, daß Liscow ein ſehr achtbarer Mann war und indem wir auf manches aufmerkſam machen werden, was ſeinen Charakter in der That in günſtigem Lichte erſcheinen läßt, können wir uns doch einiger Verwunderung nicht erwehren, den Agenten des Herzogs Karl Leopold von Mecklenburg und den Secretair des Grafen Heinrich Brühl gerade von gewiſſen Seiten her ſo überaus hochgeſtellt zu ſehn.

Doch dem ſei wie ihm wolle, wie geprieſen der Mann auch in der deutſchen Literaturgeſchichte wurde, ſein Leben war ſehr wenig gekannt und — was ſchlimmer war — es war viel Falſches darüber bekannt. Das iſt erſt in der neueſten Zeit hauptſächlich durch die Forſchungen des unermüdlichen, gründlichen und zuverläſſigen Liſch und durch die Entdeckungen, welche Helbig im dresdener Staatsarchive gemacht hat[1], weſentlich anders geworden. Stellen wir die in einander greifenden Ergebniſſe kürzlich zuſammen.

Chriſtian Ludwig Liscow ſtammte aus einer Predigerfamilie, welche mit ſeinem, in Prenzlau (1615) geborenen Urgroßvater Chriſtian Liscow nach Mecklenburg gekommen war. Dieſer hatte in Roſtock ſtudirt, war dann Hauslehrer bei einem Herrn v. Oertzen geweſen und hatte 1639, trotz der Proteſtation einiger Gemeindeglieder gegen den Ausländer, die Pfarre zu Alten-Gaarz bei Neu-Bukow erhalten. Er ſtarb 1681, nachdem ihm ſein Schwiegerſohn Johann Schütz († 1705) adjungirt worden war. Sein Sohn Chriſtian wurde 1671 Prediger zu Weſtenbrügge, wo er 1695 ſtarb. Von ſeinen beiden Söhnen ward der älteſte, Heinrich Friedrich, nachdem er 16 Jahre ſchwediſcher Garniſonsprediger geweſen, 1718 Paſtor in Volkenshagen und ſtarb kinderlos 1725. Der jüngſte dagegen wurde der Vater des Satyrikers und ſeiner Geſchwiſter. Es war dies Joachim[1] Friedrich, geb. am 12. März 1675, früher Pagenhofmeiſter zu Grabow, 1699 Prediger in Wittenburg, wo er am 28. Juli 1721 ſtarb. Von ſeiner Frau weiß man nur die Vornamen: Marie Chriſtine mit Gewißheit. Sie wurde am 11. Juni 1734 beerdigt.

---

[1] Liſch, Chriſtian Ludwig Liscow's Leben; Schwerin 1845.
Helbig, Chriſtian Ludwig Liscow; Dresden und Leipzig, 1844.
Die erſte Schrift iſt für die erſte, die zweite für die letzte Periode von Liscow's Leben beſonders wichtig.

Sie hatte ihrem Gatten drei Söhne und eine Tochter geboren. Der Satyriker war das älteſte Kind. Dann folgte die Tochter: Erneſtine Eliſabeth Auguſte (getauft am 8. Mai 1701). Sie heirathete am 30. November 1722 den Nachfolger ihres Vaters, Johann Anton Schütze, welcher aber ſchon am 20. December 1726 ſtarb und ihr zwei Kinder hinterließ. Der zweite Bruder war Joachim Friedrich (getauft am 29. November 1705), welcher die Schule zu Lübeck und (ſeit 1723) die Univerſität Jena beſuchte, auf letzterer mit Hagedorn innige Freundſchaft ſchloß und 1728 Hauslehrer in ſeinem Vaterlande war. In demſelben Verhältniſſe ſtand der jüngſte Bruder, Karl Heinrich (geb. 30. December 1707), im gleichen Jahre im Lauenburgiſchen. Nun hatte die Mutter gewünſcht, daß ihre Tochter, welche von den Gläubigern ihres verſtorbenen Mannes bedrängt wurde, ſich anderweit mit deſſen Nachfolger verheirathe[1]. Sie hatte ſich aber mit einem lüneburgiſchen Landmeſſer Coch in einen Liebeshandel eingelaſſen und war dadurch in übeln Ruf gekommen. Die beiden jüngeren Brüder nahmen ſich der Sache an und forderten Coch am 31. Auguſt 1728 zu einem Zwiegeſpräch hinter den beiden Prieſterſcheunen. Alle Drei erſchienen bewaffnet und es kam zu Thätlichkeiten, in deren Folge Coch und Friedrich Liscow nach Hauſe getragen werden mußten. Der Letztere war von Coch mit einem Hirſchfänger in das rechte Ellbogengelenk verwundet worden und die Wunde wurde ſo ſchlimm, daß die Mutter am 11. September bereits die Erlaubniß zur ſtillen Beerdigung ihres nicht mehr zu rettenden Sohnes nachſuchte, was ihr auch, in Betracht, daß ihr Mann viele Jahre Prediger in Wittenburg geweſen, am 14. September bewilligt wurde. Er ward aber gleichwol hergeſtellt, wiewol er eine faſt ganz gelähmte rechte Hand davontrug, ging nach Hamburg, lebte daſelbſt, in innigem Verkehr mit Hagedorn, redigirte die literariſchen Artikel des Hamburger Correſpondenten und der Hamburger Nachrichten, iſt von Manchen für den Satyriker Liscow gehalten worden und ſcheint erſt nach 1764[2] unverheirathet zu Hamburg geſtorben zu ſein. — Von den Schickſalen des jüngſten Bruders fehlt ſeit jenem „Zwiegeſpräch“ jede Spur. — Die Schweſter, Witwe Schütze, ging mit dem Feldmeſſer Coch[3], von dem ſie ſchwanger war, fort und ließ ihrer Mutter ihre beiden Kinder zurück. Sie ließen ſich trauen und als er 1742 ins Feld ging, zog ſie zu ihrem Bruder nach Hamburg. Bald darauf erfuhr ſie, daß er geblieben ſei, und zog nach Schleswig, wo ſie bis an ihr Ende in dem Hauſe des Advocat Hanſen wohnte.

---

[1] Nicht Johann.

---

[1] Man nannte das: bei der Pfarre conſerviren.

[2] 1740 hatte er einmal den Gedanken, die Tochter eines Kaffetiers zu heirathen und das Kaffeehaus zu übernehmen.

[3] Georg Johann Eberhard Coch war der einzige Sohn des hannöveriſchen Majors Johann Coch und trat früh in hannöveriſche Militairdienſte. Er nahm 1728 ſeinen Abſchied als Ingenieurlieute-

Unſer Chriſtian Ludwig Liscow nun wurde gleichfalls zu Wittenburg geboren und am 29. April 1701 getauft. Sein Geburtstag war höchſt wahrſcheinlich der 26. April. Seine Taufpathen waren, in Folge der früheren Beziehungen ſeines Vaters zu dem grabower Hofe, die Herzogin Chriſtine Wilhelmine[1], die Prinzeſſin Sophie Luiſe und der Prinz Chriſtian Ludwig, der nachherige Adminiſtrator und ſeit 1747 wirkliche Herzog von Mecklenburg-Schwerin (geb. 26. Mai 1683 † 30. Mai 1756).

Seine Jugendgeſchichte iſt immer noch dunkel. Es ſcheint gewiß, daß er das Gymnaſium zu Lübeck beſucht hat. Ob vielleicht vorher die Schule zu Wismar, iſt zweifelhaft. Am 17. Juni 1718 wurde er auf der Univerſität Roſtock immatriculirt, ſtudirte vielleicht anfangs Theologie, ſpäter aber jedenfalls Jura und beſchäftigte ſich viel mit claſſiſchen Studien und neuerer Literatur. Eine Anekdote, wonach er bei dem Reformationsjubi-

---

nant. 16 Wochen nach der Hochzeit mit der Liscow, am 26. April 1729, gebar ſie ihm einen Sohn, Georg Friedrich. 1742 trat er wieder in hannöveriſche Dienſte und ſchrieb zuletzt von Ilmenau, wo er meldete, daß er Hauptmann geworden. Georg Friedrich ſtudirte 1751—3 in Halle, wurde Advocat zu Schleswig, und † als Hardesvogt des Amtes Gottorf am 2. September 1780. Er ſoll eine ſtarke ſatyriſche Ader gehabt haben. Ein Sohn von ihm wurde Paſtor zu Rahlſtedt und deſſen Sohn iſt der Dr. jur. v. Gech zu Wilſter.

[1] Witwe des 1688 verſtorbenen Herzogs Friedrich, Tochter Wilhelm Chriſtoph's, Landgrafen zu Heſſen-Bingenheim, geb. 30. Juni 1653, verm. 28. Mai 1671 † 16. Mai 1722.

läum zu Roſtock 1717, wo eine Disputation zwiſchen Luther und Tetzel vorgeſtellt worden ſei, die Rolle des Tetzel übernommen und nicht nur den Darſteller des Luther, ſondern auch den Präſes gänzlich aus dem Felde geſchlagen habe, dafür aber relegirt und von ſeinem Vater mit einer Ohrfeige empfangen worden ſei, worauf er die Theologie mit der Jurisprudenz vertauſcht habe, iſt recht charakteriſtiſch, hat aber ihre chronologiſchen Haken, da Liscow erſt 1718 inſcribirt ward. Die Sache könnte aber bei dem Univerſitätsjubiläum (1720) vorgegangen ſein. Man weiß jedoch nicht, wann er Roſtok verlaſſen hat, und vermuthet nur aus unter ſeinen Papieren gefundenen Collegienheften[1]), daß er auch in Jena und Halle ſtudirt habe.

Man vermuthet, daß er ſich nach ſeiner Univerſitätszeit zuerſt nach Schwerin gewendet habe. Von da und zwar vom 30. November 1726 iſt die Kritik des vom Profeſſor Mantzel zu Roſtock herausgegebenen Naturrechts datirt, die er 1735 drucken ließ und von der er ſelbſt ſagt, daß ſie 10 Jahre vor dem Erſcheinen geſchrieben worden. Dann wurde er bei dem Domdechanten und Reichshofrath v. Thienen in Lübeck Informator der Stiefſöhne deſſelben, der beiden jungen Herren v. Brömbſen. Der Domdechant muß aber mistrauiſch gegen Liscow's Unterrichtsgaben gemacht worden ſein; denn er ließ die jungen Herren durch den Cantor Sievers examiniren und die Prüfung hatte den Ausgang, daß Liscow ſeine Schüler verlor und der Cantor ſie bekam. Es iſt nicht freundlich von den Freunden Liscow's, daß ſie in dieſem Vorgange den erſten Keim der Fehde ſuchen, welche Liscow ſehr bald gegen den Sohn jenes Cantors, den M. Sievers (geb.

---

[1]) Aus Jena eines über Geiſterlehre von 1722, aus Halle eines von Thomaſius de jure decori.

1701 † 1736) eröffnete, der 1730 nach Lübeck zurückkam und ſchon 1726 „poetiſche Erſtlinge“ erſcheinen ließ, von 1728 an in Roſtock allerlei polemiſche Schriften herausgab und damit nun in Lübeck fortfuhr. 1729, wo Liscow noch bei Thienen war, lernte ihn Gottſched auf ſeiner Rückreiſe von Königsberg und Danzig kennen und ſcheint ihn zu einer Schriftſtellerei veranlaßt zu haben, in welcher Gottſched nicht ahnete, daß ſie ſich ſpäter gegen den ganzen Gottſchedianismus richten ſollte. Noch bis 1734 blieb er in Lübeck und führte ſatyriſche Feldzüge gegen den M. Sievers und den Profeſſor Philippi[1]) in Halle. Er ſcheint dann zu ſeiner ſterbenden Mutter nach Wittenburg gegangen zu ſein und ward noch 1734 Privatſecretair bei dem holſtein-gottorpiſchen Geheimerath Mathias v. Clauſenheim[2]) in Hamburg.

---

1) Johann Ernſt Philippi war der Sohn eines Hofpredigers und Conſiſtorialaſſeſſors zu Merſeburg und wurde 1731 außerordentlicher Profeſſor der deutſchen Beredtſamkeit in Halle. Ein geſchmackloſer Geck, voll lächerlicher Eitelkeit, zugleich frech und kriechend, war er für Liscow's Satyre ein faſt zu leichtes Ziel. 1734 myſtificirte ihn eine leipziger Geſellſchaft mit einem Schreiben angeblicher Bewunderer, an deren Spitze ein fränkiſcher Reichsritter ſtehen ſollte. Der beglückte Philippi ſuchte nun gleich deſſen Verwendung in einer mißlichen Affaire nach. Er wollte gern nach Göttingen. Als er aber dem Könige auf der Parade ſein Abſchiedsgeſuch nebſt einem Gedichte überreichte, hatte ihn derſelbe vor allen Leuten mit einem ſpaniſchen Rohre geſchlagen. In derſelben Zeit entging ihm eine reiche Heirath, indem die Braut, die Tochter eines leipziger Banquier Ackermann, ſtarb. Später ward er von halleſchen Offizieren halbtodt geprügelt. Durch ein ohne Cenſur gedrucktes Blatt: „der Freidenker“ machte er ſich ſo viel Feinde, daß er Halle und Göttingen verlaſſen mußte und ſelbſt in Jena kein Aſyl fand. Er kam in ſo betrübte Lage, daß Liscow ihn bemitleidete und ihm Unterſtützungen verſchaffte.

2) Enkel des gottorpiſchen Leibarztes Mathias Clauſen, ſeit 1721 gottorpiſcher Geheimerath, ſeit 1732 in Hamburg privatiſirend, † 6. April 1744. Seine Frau Margarethe Lucie Rebecke, einzige Erbin ihres 1716 verſtorbenen Vaters, des Hofraths Heinrich Mu-

Hier und in Körchow lebte er bis in den October 1735 und hier ſind ſeine meiſten und ſeine letzten literariſchen Arbeiten entſtanden. Er ſchrieb hier gegen Philippi und ſeine unperſönliche Satyre „von der Vortrefflichkeit und Nothwendigkeit der elenden Scribenten“ (1734), mag auch manche kleine Beiträge zu den hamburger Blättern geliefert haben, hinſichtlich deren aber ſeine Thätigkeit mit der ſeines Bruders zuſammenfließt.

Hier erhielt er den Antrag, in die Dienſte des Herzogs Karl Leopold von Mecklenburg zu treten[1]. Dieſer Fürſt[2] iſt einer der ſehr wenigen deutſchen Fürſten geweſen, die man wirklich Tyrannen nennen konnte. „Er war kalt in ſeinem ganzen Weſen und unfähig jeder Leidenſchaft und Begeiſterung; er war unklar, ſodaß er nie wußte und ſagte, was er eigentlich wollte, ſchwankend und wankelmüthig, ſodaß er ſein Vorhaben oft änderte, dabei aber wieder eigenwillig und hartnäckig für den Augenblick, ſodaß man kein Haar breit von ſeinen Befehlen abweichen durfte, forderte unbedingten Gehorſam, nahm keine Gründe an und war nie zu bedeuten; er war unruhig und verſtelleriſch, habſüchtig und geizig,

---

dolph Medecke, brachte ihrem Manne die Güter Scharſtorf und Petrems bei Laage zu. Er ſelbſt kaufte 1716 Körchow bei Wittenburg und 1712 Brahlſtorf.

[1] Die hierher gehörigen Vorgänge, ſowie der Aufenthalt bei v. Glauſenheim ſind bis auf die Schrift von Liſch gänzlich unbekannt geweſen.

[2] Geb. 26. November 1678, † 1713, verm. 1) 1703 mit Sophie Hedwig von Naſſau-Diez, 1710 geſchieden, 2) 19. April 1716 mit Katharina Iwanowna von Rußland; Großvater des Czar Iwan, † 28. November 1747. Die Großfürſtin war am 25. Juni 1733 in Moskau geſtorben, wohin ſie ſchon 1723 gegangen und nie nach Mecklenburg zurückgekehrt war. Ihre Tochter war die unglückliche Regentin von Rußland, die Großfürſtin Anna (Bd. 1, S. 6 und 51).

dabei aber wieder verſchwenderiſch, wenn es auf die Beförderung ſeiner Pläne ankam, bigott und heuchleriſch im Glauben," eben deshalb ohne die wahre Wärme der Frömmigkeit und ohne religiöſe Liebe, „der Alchymiſterei ergeben und am liebſten mit geringen und kriechenden Menſchen umgehend. Sein ganzes Sinnen und Treiben drehte ſich einzig und allein um ſeinen Kampf mit der Ritterſchaft. Er hatte beim Antritte ſeiner Regierung eigenmächtig und rechtswidrig große Opfer von den Landſtänden gefordert; dieſe widerſetzten ſich ſogleich ſeinem Anſinnen mit derſelben Hartnäckigkeit, mit der er ſeine Pläne verfolgte. Sein einziges Streben ging fortan dahin, Mittel zu gewinnen, Geld und Soldaten, um ſeine rebelliſche Ritterſchaft züchtigen zu können. Alle die zahlloſen Geſandtſchaften, die er in alle Welt ausſchickte, alle die Verbindungen, die er mit den meiſten Fürſten Europas anknüpfte, alle die unermeßlichen Correſpondenzen, die er meiſtentheils ſelbſt führte, hatten allein den Zweck, zu einer ungezügelten Herrſchaft zu gelangen; ja ſelbſt ſeine Vermählungsprojecte und die, nach vielen andern Verſuchen, endlich erreichte Vermählung mit der Czarin Katharina Iwanowna bezweckten allein die Gewinnung einer unwiderſtehlichen militairiſchen Macht, freilich vergebens[1]." Im Uebrigen ſoll nicht geleugnet werden, daß er ſelbſt von ſeinem Rechte überzeugt und daß das Unrecht nicht in allen Stücken auf ſeiner Seite war.

Der Kaiſer nahm ſich des Landes und des Rechtes an und 1721 erſchien eine kaiſerliche Commiſſion mit Executionstruppen in Mecklenburg. Der Herzog ging nach Danzig und proteſtirte und regierte von da aus, ſo gut es gehen wollte. Wie der Herzog Karl von Braunſchweig in unſeren Tagen, ſuchte er ſeinen Kampf als einen Kampf gegen den Adel darzuſtellen und die Sympathien des kleinen Bürger- und Bauernſtandes zu gewinnen. Wie dieſer, kehrte er dieſe Seite erſt dann vor, als die Noth über ihn hereingebrochen war. Wie dieſer, hat er nie einen Zug wahrer Liebe zu Volk und Menſchen ſpüren laſſen, wohl aber von jeher den ſchroffſten Eigenwillen und die rückſichtsloſeſte Kälte und Gleichgiltigkeit gegen Menſchenwohl verrathen. Doch täuſchte er Viele und die untern Stände hingen ihm, theils aus angeſtammter Ehrfurcht vor dem Landesfürſten, theils aus Haß gegen den Adel, längere Zeit an. Bereits war Wolffrath's[1] Blut auf ſeinem Haupte. Als ſein Bruder, der Herzog Chriſtian Ludwig (geb. 15. Mai 1683 † 30. Mai 1756), zum Adminiſtrator ernannt war, erſchien Karl Leopold wieder im Lande und hielt ſich, bis er 1735 durch neue Executionstruppen zur Flucht genöthigt ward. Er lebte darauf von 1735 bis 1741 in dem damals ſchwediſchen Wismar und von da an bis an ſeinen Tod in Dömitz.

---

[1] Liſch, Graf Heinrich 24. Reuß zu Köſtritz, und Herzog Karl Leopold von Mecklenburg-Schwerin; Schwerin, 1849, 4.

In Wismar hatte er den Daniel Chriſtian Meſter, welcher früher Poſtſecretair zu Schwerin, dann Bürgermeiſter in Sternberg geweſen war, als Secretair zu ſich genommen. Im Herbſt 1735 machte der Arzt Dr. Heintze von Wismar auch unſerm Liscow, der ſich damals in Körchow aufhielt, den Antrag, in die Dienſte des Herzogs zu treten. Liscow verſprach (4. October), in den nächſten Tagen nach Wismar zu kommen, unterhandelte hier mit Meſter und erklärte ſich am 11. October, in einem franzöſiſchen Schreiben an den Herzog, bereit, in ſeine Dienſte zu treten, ſobald er ſein Verhältniß zu dem Herrn v. Clauſenheim auflöſen könne, wohin er mit allen ſeinen Kräften ſtreben werde. Schon am folgenden Tage leiſtete er ſeinen Dienſteid als wirklicher Secretair des Herzogs, zu deſſen Dienſte er eine «inclination naturelle» und für den er von der Wiege an «sentimens de respect et de zèle» gehabt zu haben verſicherte. Er erhielt, bis auf „baldige beſſere Zeiten", nur 20 Thlr. monatlich, wovon er ſich „bei etwanigen Verſchickungen auch beköſtigen ſollte." Freie Station mag damit verbunden geweſen ſein; denn am 17. Februar 1736 beklagten ſich Liscow und Meſter bei dem Herzog, daß ihnen die Geheimeräthin von Wolffrath kein Holz zum Einheizen verabfolgen laſſe.

---

[1] Hermann Chriſtian v. Wolffrath war Favorit des Herzogs und Kanzler, fiel aber 1721 in Ungnade und ward im September 1723 zu Dömitz enthauptet. Er ſelbſt verlangte, daß es öffentlich geſchehe. Der Geheime Secretair Scharff, der wegen einer Art angeblicher Pulververſchwörung in Unterſuchung kam, ſtarb im Gefängniß, aber ſein Leichnam wurde am 16. December 1733 geviertheilt, das Herz herausgeriſſen und auf einen Pfahl geſteckt. Der in dieſe Sache verwickelte Bürgermeiſter Barſch zu Dömitz ſtarb im Gefängniß. Der Oberſt v. Bugenhagen entfloh. Wolffrath's Witwe ward und blieb die Maitreſſe des Herzogs und war eine der frechſten ihrer Zeit. Sie gebar ihm einen Sohn, Emanuel.

Bald darauf verwendete ihn der Herzog zu einer auswärtigen Miſſion. Er hatte ſchon ſeit einiger Zeit ſeine Hoffnung auf Frankreich geſetzt und von 1728 bis 1731 den Dr. Hieronymus v. Germann als Agenten in Paris gehabt, auch 1733 den Geheimen Secretair Hofrath Chriſtian Wilhelm Heil und den Rath Heinrich Günther Raiſer, 1734 abermals Heil nach Paris geſendet. 1736 wurde nun Liscow im tiefſten Geheimniß ebendahin abgefertigt, reiſte am 11. April, in Begleitung eines Dieners Namens Loiſon ab, ging durch

Hamburg, ohne ſeinen Bruder und ſeine Freunde zu beſuchen, und langte am 26. Mai über Calais in Paris an.

Die Sendung war hoffnungslos. Von friedlicher Vermittelung war nichts zu erwarten und einen Krieg deshalb zu führen, dazu war die Sache für Frankreich nicht angethan. Der Siegelbewahrer Chauvelin empfing Liscow (20. Juni) äußerſt kalt und mit verächtlicher Miene und erklärte ihm rund heraus, daß er nicht begreiſe, wie der Herzog Hilfe von Frankreich erwarten könne. Als Liscow auf ein Bündniß mit Rußland hindeutete, fragte Chauvelin, ob er denn Vollmachten vom ruſſiſchen Hofe habe. Als Liscow dies verneinte, kehrte er ihm den Rücken und ließ ihn ſtehen. Er hatte zwar verſprochen, ihn dem Cardinal vorzuſtellen, und als Liscow allein zum Cardinal ging, wies ihn dieſer wieder an Chauvelin. Liscow ſchrieb denn auch ſchon am 23. Juni an den Herzog: er habe von Frankreich nichts zu erwarten, es wäre denn durch ein Bündniß Frankreichs mit Rußland, welches aber durch Rußland angeboten werden müſſe; der Herzog müſſe ſich alſo an Rußland wenden; etwas Anderes und Beſſeres könne er ihm nicht vorſchlagen. Er ſcheint überhaupt durch die in Frankreich gemachten Erfahrungen, wie man ſelbſt dort über den Herzog dachte, ſehr enttäuſcht worden zu ſein, und ſchrieb am 28. Juni an Meſſer: „es wäre nach gerade Zeit, ſich eines Beſſern zu beſinnen, und gelinderen und vernünftigeren Rathſchlägen Platz zu geben.“ Das hätte er ſich ſagen können, bevor er in des Herzogs Dienſte trat. Liscow ſelbſt aber kam bei dem Herzog dadurch in ein falſches Licht, daß der Cardinal in ſeinem Antwortſchreiben nicht ſo unbedingt ablehnend, ſondern mehr ausweichend ſchrieb. Er habe

Liscow nicht wiedergeſehen; wenn derſelbe in der allerdings ſchwierigen Sache Mittel angeben könne, ſo werde der König ſich bereit finden laſſen. Der Herzog glaubte nun, Liscow laſſe es an Bemühungen fehlen, und gab ihm geſchärfte Befehle. Liscow folgte nun dem Hofe nach Compiègne und antichambrirte 14 Tage bei Chauvelin, ohne vorkommen zu können. Endlich brachte er ihn am 28. Juli auf kurze Zeit zum Gehör. Aber bald unterbrach ihn Chauvelin und fertigte ihn mit den Worten ab: man könne doch kein Heer nach Mecklenburg ſenden und werde keine Erklärung zu Gunſten des Herzogs geben. Am andern Tage erhielt Liscow die formellen Antwortſchreiben und damit ſeine Entlaſſung.

Aber das Fortkommen ward nicht ſo leicht; denn die 500 Thlr., die ſie mitgenommen, waren faſt aufgezehrt. Er bat (2. Auguſt) um 200 Thlr. Nachſchuß zur Rückreiſe und erhielt ſtatt deren von Meſter die Forderung: erſt die Rechnung zur Monitur vorzulegen. Da er ſich in Paris gar nicht mehr halten konnte, ging er am 4. September nach Rotterdam und verlangte nun 300 Thlr. Es kam aber keine Antwort. Der Herzog ließ ihn fallen, weil er ihm das Unmögliche nicht geleiſtet. Privatfreunde machten ihm die Abreiſe von Rotterdam durch Zahlung ſeiner Schulden und weitere Vorſchüſſe möglich.

Von Hamburg aus nahm er am 19. April 1737 ſeinen Abſchied, indem er ſchrieb: „Ich würde nicht ermangeln, mich perſönlich zu Ew. Hochfürſtlichen Durchlaucht Füßen zu werfen, allein das Verfahren Ew. Hochfürſtl. Durchlaucht gegen mich iſt ſo beſchaffen, daß ich dieſes zu wagen billig Bedenken trage, und ſo außerordentlich ungnädig, daß ich nothwendig daraus ſchließen muß, daß Ew. Hochfürſtl. Durchlaucht meine Dienſte nicht weiter verlangen. Ich laſſe dahingeſtellt ſein, was Ew. Hochfürſtl. Durchlaucht vor Urſachen gehabt, eine ſo große Ungnade auf mich zu werfen. Mein Gewiſſen ſagt mir, daß ich Ew. Hochfürſtl. Durchlaucht redlich zu dienen geſuchet, und bis an meines Lebens Ende gedienet haben würde, wenn es Ew. Hochfürſtl. Durchlaucht nicht gefallen, durch das ungnädige Benehmen gegen mich mir ſtillſchweigend meinen Abſchied zu geben[1])." Er bat ſchließlich um Erſtattung ſeiner Reiſekoſten und eine förmliche „Dimiſſion," damit er ſein Glück in der Welt weiter ſuchen könne, und erneuerte dieſes Geſuch am 6. Mai 1737, ohne daß ſich eine Spur von einem Erfolge fände.

Der Herzog hatte es in derſelben Zeit mit einem andern ſeiner Agenten, der ſich freilich in keiner Weiſe mit Liscow vergleichen läßt, ganz ähnlich gemacht.

Seit dem Uebertritte des Herzogs Chriſtian Ludwig (geb. 1. December 1623 † 21 Juni 1692) zur katholiſchen Kirche (1663) hatten die Jeſuiten Mecklenburg ins Auge gefaßt, und ungeachtet der faſt fortwährend im Auslande lebende Herzog nicht viel für ſie thun konnte, doch einzelne Converſionen bewirkt. Indeß lebte zur Zeit ſeines Todes in der Stadt Schwerin ſelbſt nur eine einzige Katholikin, die Stallmeiſterin v. Bibow, geborene Flavigny. Ihr geſtattete ſein Neffe und Nachfolger, Friedrich Wilhelm († 1713), ſich durch einen Hausgeiſtlichen katholiſchen Gottesdienſt halten laſſen zu dürfen. 1711 erlangte aber der kaiſerliche Geſandte bei dem niederſächſiſchen Kreiſe, Graf Schönborn, die Erlaubniß des Herzogs zu Erbauung einer katholiſchen

---

[1]) Die „große Würde," welche Liſch in dieſem Dimiſſionsgeſuche findet, können wir ebenſo wenig erkennen, als wir aus dem derben Curialſtile das Gegentheil ableiten möchten.

Kirche in Schwerin. Doch war bei dem Tode des Herzogs und dem Regierungsantritte ſeines Bruders Karl Leopold noch nichts in der Sache geſchehen. 1714 ſendete der Letztere den Geheimen Rath und Oberhofmarſchall Baron v. Eichholz, einen treuen und gewandten Beamten katholiſchen Glaubens, nach Wien, um zunächſt wegen der Scheidung von ſeiner erſten Gemahlin zu verhandeln. Als derſelbe in Wien angelangt war, ſchrieb ihm der Herzog, er „befände eine Regung, der katholiſchen Religion recht nachzudenken. Er möchte am Hofe dieſe Inſinuation thun und daß er Sr. Kaiſerl. Maj. allerunterthänigſt erſuchen ließe, daß Sie ihm in dieſer ſein zeitlich und ewiges Heil betreffenden Sache an die Hand zu gehen geruhen möchten.“ Eichholz machte dem Herzog bemerklich, daß der dermalige Kaiſer (Karl VI.) die Sache, wenn ſie ihm auch lieb ſein werde, doch ſchwerlich ſo gut aufnehmen würde, wie Kaiſer Leopold gethan haben dürfte, daß er aber nicht wagen möchte, ohne ein Handſchreiben an den Kaiſer einen Schritt in der Sache zu thun. Das Handſchreiben kam an und der Kaiſer wies Eichholz an den Reichsvicekanzler[1]). Bei der Beſprechung mit dem Letzteren kam man überein, daß das Beſte ſei, einen „wackern, gelehrten und weltgeſchickten Missionarium nach Mecklenburg zu ſenden,“ wozu kein geſchickterer zu finden, als der Prälat von Göttweih, Gottfried Beſſel[2]). Eine Vermählung des Herzogs mit der Erzherzogin Magdalene[3]) und ein Gouvernement in Schleſien oder Tyrol wurde in Ausſicht geſtellt. Beſſel langte denn auch, bald nach der Rückkehr des Eichholz, unter dem Namen eines Grafen v. Wolfſtein an. Sein Prior figurirte als Hofmeiſter. Er ſtellte ſich als Cavalier dar, welchen Eichholz auf Reiſen kennen gelernt, kam aber mitten in große Wirren. Der Herzog hatte kurz vorher und während jener Verhandlungen den Rath der Stadt Roſtock gefangen ſetzen laſſen und die Stadt beſetzt. Darauf hatte der König von Dänemark ſeine Armee zuſammengezogen und war vor Roſtock gerückt, die tractatmäßige Einräumung verlangend. Eichholz erzählt hier:

---

[1]) Kaunitz (S. Th. II., S. 173).

[2]) Der Herausgeber des Chronicon Gottwicense.

[3]) Eine Leopoldiniſche Erzherzogin, Marie Magdalene Joſephe, geb. 1689, † unvermählt 1752.

„Er wäre geſchwind zum Herzog hingelaufen, da er ihm dann unterm Gebet ganz leiſe ins Ohr geraunt: Ihro Durchlaucht, der König iſt vor dem Thor. Allein der Herzog hätte ſich nicht wollen umſehen. Nach dem Gebet wäre ein Geſang angeſtimmt worden, da er dann nochmals dieſe Worte ganz ſachte wiederholt, allein der Herzog hätte laſſen den Geſang fortſingen. Nach dem Geſang hätte der Hofprediger die Litanei wollen beten, und angefangen: Kyrie Eleiſon! Da wäre aber dem Herrn Eichholz die Geduld vergangen und hätte geſagt: «Gotts hundert Sacrament! Hier iſt nicht mehr Zeit zum Kyrie Eleiſon. Der König iſt vor dem Thor!» Auf welches Wort der Herzog mit all ſeinen Offiziers in höchſter Eyle aufgeſprungen, ohne ihm ein Wort zu antworten, davon gegangen, als wenn ſie der Wind zerſtreuet hätte, daß er nicht gewußt, wohin der Herzog geſtoben oder geflogen1).“

Gerade in dieſer Zeit langte der Pſeudograf v. Wolfſtein in Roſtock bei Eichholz an, der ihm, um ihm nur die Zeit zu vertreiben, Dobberan und den heiligen Damm zeigte, was denn auf den Prälaten einen dauernden Ein-

---

1) Liſch, Graf Heinrich 24., S. 17.

druck gemacht zu haben ſcheint. (Liſch vermuthet auch, daß ſich von dieſer Beſichtigung die in Dobberan herrſchende Sage ſchreibe, es kämen von Zeit zu Zeit katholiſche Mönche nach Dobberan, um nachzuſehen, ob gewiſſe Dinge noch in gehörigem Stande ſeien.) Erſt nach acht Tagen erfuhren ſie, daß der Herzog zu Crank auf ſeinem Jagdhauſe war, und begaben ſich dahin. Die Religionsconferenzen zwiſchen dem Herzog und dem Prälaten hoben an. Aber der Prälat hatte von Anfang an wenig Hoffnung und ſagte: der Herzog miſchte ihm zu viel weltliche Dinge unter das geiſtliche[1]; ließ auch wol, wenn er vom Herzog herauskam, die Worte fallen: „Das iſt mir ein wunderlicher Herr!“ Endlich begehrte er ſeine Entlaſſung, wobei nun der Herzog in große Verlegenheit kam, was er dem Kaiſer antworten ſolle, und ſich endlich mit einer „großen Dankſagung“ half, „daß Se. Kaiſerl. Maj. ſo gnädig ſeien wollen, ihm einen ſo wackeren Mann zu ſenden, der ihm ſo geſchickte und gelehrte Vorſtellungen in pto. religionis gethan. Er hätte noch eine oder andere dubia, zu deren Nachdenkung er noch Zeit gebrauchte.“ Die Hauptſache war, der Herzog hatte mit der Erzherzogin Magdalene das Königreich Neapel, oder die Souverainetät der Niederlande verlangt, „welche ungereimte praetensiones denn nicht zu erhalten geweſen.“

Der Herzog machte ſich nun an Rußland und erlangte die Hand der Nichte Peter's des Großen. Aber auch Peter fand ſeine Prätenſionen ebenſo ungereimt, wie der wiener Hof, und rieth zum Frieden. Nachdem 1719 kaiſerliche Execution in Mecklenburg eingerückt war, ging der Herzog 1720 ſelbſt nach Wien und nahm hier, als nichts anderes fruchtete, abermals ſeine Zuflucht zu dem Katholicismus, ohne es doch auch damit ernſt zu meinen. Er ſuchte die Bekanntſchaft des kaiſerlichen Beichtvaters Pater Tonnemann, wich aber dann jeder Unterredung mit ihm aus, weil ihm kein Ort geheim genug war. Endlich ſchickte er ihm ein Memorial. Wie der Pater daſſelbe las, erſtaunte er über die Worte: „Rebelliſche Ritterſchaft! Blutdürſtige Commiſſion!" und ließ dem Herzog vorſtellen: „wie ſehr das Memoriale Se. Kaiſerl. Maj. choquiren würde, indem aus den angeführten Expreſſionen erhellete, als ob der Kaiſer Rebellen ſchützete ꝛc." Hierauf ließ der Herzog nichts weiter von ſich hören.

---

[1] Ein Jeſuit würde daran weniger Anſtoß genommen haben.

Später, von Danzig aus, wohin er 1720 gegangen, hielt er zu Wien unter andern Agenten einen Hauptmann, Chriſtian Paulſen, welcher früher in der kaiſerlichen Armee gedient und ſich auf die „Gold- und Silbergaſſe", ſowie auf den Einfluß der Frauen zu verſtehen rühmte. Dieſer nun ſchlug dem Herzog vor, das Kloſter Dobberan mit 6 oder 8 Benedictinermönchen zu beſetzen, worauf denn ſowol der päpſtliche Nuntius, als der venetianiſche Geſandte ihm bei dem Kaiſer das Wort reden würden. Auch der Abt von Göttweih, welcher Dobberan nicht vergeſſen hatte, ſchrieb genau in dieſer Zeit an den Herzog, der jedoch abermals „zuviel weltliches unter das geiſtliche miſchte." Uebrigens wendete ſich der Herzog gerade in dieſer Zeit auch an Auguſt Hermann Francke und ſeine Freunde, erhielt aber auch von ihnen nur Rathſchläge, wie er ſie nicht wollte.

Als er 1730 nach Mecklenburg zurückkehrte, befand ſich im Gefolge ſeiner Maitreſſe, der Geheimeräthin v. Wolffrath, ein Abenteuerer, der ſich François d'Antragues Duc de Falari nannte. Er behauptete, ſeine Mutter ſei eine Schweſter der Herzogin Eliſabeth Angelique von Montmorency, Gemahlin des Herzogs Chriſtian Ludwig, geweſen; er ſei durch Teſtament Univerſalerbe der Herzogin, und habe als ſolcher noch mehrere Forderungen an das Haus Mecklenburg. Seine Schweſter ſei an den Herzog von Bethune vermählt geweſen. Er ſei am Hofe der Herzogin von Mecklenburg[1]) in Frankreich erzogen worden, und habe ſich darauf mit einer Schweſter des Marquis von Nanzis vermählt, welche geſtorben ſei. Um 1720 ſei er unter dem Vorwande der bretagniſchen Wirren[2]) verbannt und ſeiner Güter beraubt worden. Der wahre Grund ſei aber geweſen, daß der Herzog von Orleans ihm ſeine zweite Frau genommen habe. Er verſuchte erſt ſein Glück zu Wien, wo er ſich fünf Jahre zu halten wußte. Dann ging er nach Rom. Hier wollte er vom Papſte in wichtigen Angelegenheiten nach Spanien geſendet worden ſein und als Belohnung den Herzogstitel von Falari mit einem Jahreseinkommen von 5000 Thlr., wovon aber niemals etwas zu ſpüren war, erhalten haben. Gewiß iſt nur, daß Papſt Benedict XIII. ihn 1726 dem König von Spanien zu einer hohen Militairſtelle empfahl. Die Empfehlung ſcheint nicht wirkſam geweſen zu ſein. Denn 1728 finden wir ihn in Polen, an der Spitze eines Dragonerregiments. Von da geht er nach Danzig und will ſeine angeblichen Forderungen an Mecklenburg geltend machen. Geld konnte er freilich von dem Herzog nicht bekommen; wol aber nahm ihn dieſer im November 1729 in ſeine Dienſte und er ſowol, als, wie es ſcheint, der aus dem Gneſenſchen ſtammende Kanzleirath Chriſtian David Schröder, lenkten den Herzog wieder auf das katholiſche Project und wieſen ihn dabei gleich an die rechte Quelle, den Papſt.

---

[1]) Das war die zweite Gemahlin Chriſtian Ludwig's, Iſabelle Angelica v. Montmorency Bouteville, Schweſter des Marſchalls von Luxemburg und Witwe des Herzogs Kaspar Coligny v. Chatillon. Sie heirathete den Herzog in demſelben Jahre 1663, in welchem er katholiſch wurde, und † am 27. Januar 1698.

[2]) Th. I., S. 157.

Falari kannte in Rom das Terrain und ließ dem Papſte durch den Cardinal Landadari folgende Vorſchläge machen: er ſolle dem Herzog und deſſen Unterthanen, die zur katholiſchen Kirche übertreten würden, den Genuß des Abendmahls in beiderlei Geſtalt bewilligen; ihm Subſidien zur Truppenwerbung geben; der Herzog werde dafür ein katholiſches Conſiſtorium errichten und das evangeliſche aufheben, ſowie einen katholiſchen Biſchof in Schwerin einſetzen. Als der Papſt ſich geneigt erklärt hatte — wenn das nicht von Falari blos vorgeſpiegelt war — trat dieſer ſelbſt die Reiſe nach Rom an. Der Secretair Jeremias Wilhelm Waltſchmidt war ihm beigegeben, führte die Kaſſe und ſollte den Geſandten, dem der Herzog doch nicht ganz traute, im Auge haben. Außerdem waren noch drei Bediente beigegeben, und ſo reiſte die Geſellſchaft am 4. December 1730 von Schwerin ab. Falari führte aber unterwegs ein zügelloſes und verſchwenderiſches Leben, und als ſie endlich nach Rom gelangten (28. Februar), waren Geld und Credit ausgegangen, und Falari ſorgte nur für ſich, ohne ſich um ſeine Begleiter zu kümmern. Endlich trennten ſie ſich von ihm, traten ihre Rückreiſe zu Fuße an und kamen am 18. Juni 1731 in dem kläglichſten Zuſtande nach Schwerin zurück. Falari, der ſich der Sache des Herzogs in keiner Weiſe angenommen und dem dieſer deshalb die Vollmacht entzogen hatte, trat am 5. April 1731 ſeine Rückreiſe an, blieb in Nürnberg, wo es ihm ſchon auf der Hinreiſe ſehr gefallen hatte, machte Schulden und kam endlich ins Gefängniß, wo er ſechs Jahre lang, bis in den September 1737 blieb, während der ganzen Zeit den Herzog unaufhörlich, aber fruchtlos, mit Bitten beſtürmend.

In Rom ließ man übrigens die Sache nicht gleich fallen. Schröder wurde zum päpſtlichen Grafen und Ritter des goldenen Spornes erhoben, ſtarb aber ſchon im Herbſte 1731. Der Nuntius zu Wien, Paſſionei, ſendete den Weihbiſchof zu Hildesheim, Freiherrn Ernſt Friedrich v. Twickl, einen Jeſuiten, unter dem Namen eines Herrn v. Nienberg, nach Schwerin, wo er am 16. December 1731 anlangte. Aber auch diesmal zeigte ſich, daß der katholiſche Agent nicht inſtruirt war, das zu bewilligen, woran dem Herzog gelegen war und wozu ihm Falari Hoffnung gemacht hatte. So zerſchlug ſich die Sache abermals. Indeß ſchreibt ſich von daher die Jeſuitenmiſſion in Schwerin, an deren Spitze 1732 der Pater Karl Burchardins geſtellt ward, und welche bald eine Kirche, öffentlichen Gottesdienſt, ein Seminar und eine Schule erhielt.

1737 ſchrieb Falari an den Herzog, ſeine Schweſter, die Herzogin von Bethune, ſei im Auguſt geſtorben. Dadurch ſei er in den Beſitz von 30,000 Livres Renten und vielen Pretioſen gekommen, ſei nun ſeiner Haft ledig und biete dem Herzog ſeine Dienſte und das Geld an. Der Herzog ging jedoch nicht in die Falle. Nun trieb ſich Falari in Deutſchland umher, ſaß vom September bis 6. December 1738 zu Leipzig in Schuldhaft und ging dann doch nach Mecklenburg. Am 18. und 25. Februar 1739 ſchrieb er an den Bruder des Herzogs, den Adminiſtrator Chriſtian Ludwig, indem er ihn um 100 Fl. Reiſegeld nach Rußland bat: Karl

Leopold habe wiederholt katholiſch werden wollen; erſt 1730, dann wieder nach dem Tode der Herzogin (1733), wo er Luſt gehabt, die Wolffrath zu heirathen, endlich im vorigen Jahre, wo er ihn wieder nach Rom habe ſchicken und um eine Nichte des Papſtes werben wollen. Möglich jedoch, daß das letztere nur Erfindung Falari's war, dem ſie übrigens den erwarteten Vortheil keineswegs brachte. Indeß ließ ſich Karl Leopold, der ſich immer ängſtlicher und planloſer nach Hilfe umſah, doch noch einmal blenden und beglaubigte ihn (9. Mai 1739) bei dem Grafen v. Oſtermann. Die Kaiſerin von Rußland nahm das aber ſehr übel und Karl Leopold bat nun, „ein eclatantes Beiſpiel an dem ſchändlichen Falari zu ſtatuiren,“ worauf derſelbe im September 1739 „fürs erſte“ abgeführt ward, und wol in Sibirien ſeine Rolle geendigt haben mag[1].

Es verräth mindeſtens einen großen Mangel an Welt- und Menſchenkenntniß, daß Liscow, den man uns, und nicht ohne allen Grund, als einen der Zeit vorausgeeilten freien Geiſt und hellen Kopf preiſt, ſich in Gefahr brachte, mit derartigen Agenten des Herzogs verwechſelt zu werden. Und er trat nicht in den erſten Jahren des Kampfes, ſondern nachdem der Herzog ſich ſchon vollſtändig und vielfach enthüllt hatte, auf deſſen Seite, und würde ihm „bis an ſeines Lebens Ende gedient haben, wenn es Sr. Hochfürſtl. Durchlaucht nicht gefallen, durch das ungnädige Benehmen gegen ihn ihm ſtillſchweigend ſeinen Abſchied zu geben!“

Hierauf blieb er wahrſcheinlich einige Zeit in Hamburg. Von da ging er 1738 oder 1739 nach Preetz als Privatſecretair des 1738 zum Propſt des daſigen

---

[1] Ueber das alles ſ. Liſch in der zuletzt angeführten Schrift.

Kloſters ernannten Geheimenraths v. Blome, wo er „herzliche Aufnahme und einen Kreis gebildeter, angenehmer Menſchen fand.“ Er lebte hier, außer in dem Hauſe des Herrn v. Blome, beſonders in denen der Kloſterfräulein v. Wonsfleth und v. Ahlefeld, der Prediger Calliſen und Henſeler und des Kloſterorganiſten Hargens und deſſen geiſtreicher Gattin († 1790). „Wegen ſeiner geſelligen, fröhlichen und gutmüthigen Laune und wegen ſeiner Kinderliebe war er ein willkommener Gaſt.“ Mit ſeiner Schweſter und ihrem Manne, welche gleichzeitig in Preetz waren, ſcheint er wenig Verkehr gehabt zu haben. Von Preetz aus beſorgte er eine Geſammtausgabe ſeiner ſämmtlichen gedruckten Schriften.

1739 hatte ihn J. J. Mascow an eine Familie Löſchenkohl in Leipzig als Hauslehrer empfohlen, und Hagedorn rieth ihm ſehr, den Antrag anzunehmen[1]). Es ſcheint aber, Liscow hatte ſelbſt bei dem mislichen Auftrage des Herzogs Karl Leopold Geſchmack an der diplomatiſchen Carrière gefunden, und es zog ihn mehr zu einer Verbindung mit Staatsmännern, als zu einem literariſchen Leben. Er ſchrieb in Preetz: Réflexions sur la sanction pragmatique[2]), die er Hagedorn mittheilte, welcher ſie nach Wien ſchicken wollte, wo er ſich gute Wirkung davon verſprach. Er wäre gern in preußiſche Dienſte getreten, und Hagedorn ließ ihn durch Baron Bielefeld[3]) an den preußiſchen Geſandten in

---

[1]) Siehe ſeinen Brief vom 28. December 1739 bei Helbig a. a. O. S. 41 ff.

[2]) Sie ſind nicht gedruckt worden und es hat ſich nur ein Fragment davon unter Liscow's Papieren gefunden.

[3]) Jakob Friedrich Bielefeld, Sohn eines hamburgiſchen Leinwandhändlers, geb. 1711, zu dem Rheinsberger Kreiſe Friedrich's gehörig, 1740 Legationsrath, 1748 Baron, trat 1752 ab und † 1770 auf ſeinem Gute Treben im Altenburgiſchen. Er hatte ein reiches Fräulein v. Reich aus Halle geheirathet.

Hannover, Grafen Friedrich Sebaſtian Truchſeß v. Waldburg[1]), empfehlen. Nach einem Briefe deſſelben, aus Rheinsberg vom 17. November 1740, erhielt er auch eine Ausſicht auf eine Legationsſecretairsſtelle. Als er aber nach Hannover kam, hatte der Graf bereits einen Andern angenommen[2]). Doch vertröſtete er ihn und nahm ihn mit nach Berlin, wo er ſich viele Mühe gab, ihn anzubringen. Anfangs ſollte er als Legationsſecretair nach England gehen, dann in die Dienſte des Markgrafen v. Baireuth treten. Endlich gab man ihm (9. December 1740) dem Freiherrn Karl Ludolph v. Dankelmann[3]) als Legationsſecretair bei, als der König denſelben als Geſandten nach Mainz ſchickte. Er reiſte ſchon am 10. December nach Mainz ab, wo es ihm ſo ziemlich gefiel. Doch ſchreibt er: „Meine Geſchäfte ſind ungefähr ſo groß, als meine Einkünfte. Das iſt, auf Deutſch geſagt, ſie bedeuten beide ſehr wenig.“ In Mainz traf er den gelehrten Heinrich v. Bünau[4]) und den Bruder ſeines Freundes Hagedorn, den ſächſiſchen Legationsſecretair **Chriſtian Ludwig**[5]).

---

[1]) Fiel 1745 bei Hohenfriedberg als Generallieutenant.

[2]) Brief Liscow's vom 9. December 1740. (Holſt. Prov. Bl. 1827, S. 680).

[3]) S. oben S. 80.

[4]) Geb. am 2. Juni 1697, ſtudirte in Leipzig, war Mitarbeiter der Acta eruditorum, wurde nach und nach ſächſiſcher wirkl. Geh. Rath und Appellationsgerichtspräſident, ſchrieb das Leben Kaiſer Friedrich's I. und die Deutſche Kaiſer- und Reichshiſtorie, trat 1742 als Geheimer Rath, Reichshofrath und Geſandter am niederſächſiſchen Kreiſe in die Dienſte Kaiſer Karl's VII., zog ſich nach deſſen Tode auf ſeine Güter zurück, war 1748—55 Statthalter in Weimar und 1755 Premierminiſter daſelbſt, vermittelte die Heirath des Herzogs mit der Herzogin Amalie, zog ſich nach dem Tode des Herzogs nach Oßmannſtädt (dem ſpäter Wielandiſchen Gute), zurück und † daſelbſt 7. April 1762.

[5]) Geb. zu Hamburg 11. Februar 1713, † zu Dresden als Director der Kunſtakademie 21. Januar 1780.

Im Mai 1741 reiſte Dankelmann nach Schleſien zum König. Er nahm Liscow mit, ließ ihn aber in Paderborn, unter den freundlichſten Zuſicherungen ſeiner Zufriedenheit, zurück, indem er ihm, nebſt 5 Louisdors!, die Weiſung gab, nach Hamburg zu gehen, von wo er ihn auf ſeiner Reiſe nach Kopenhagen abholen, oder, falls er einen andern Wirkungskreis bekäme, nach Berlin berufen wolle. Liscow aber ſchöpfte Verdacht, daß Dankelmann, der ihm noch einen bedeutenden Theil ſeines Gehaltes ſchuldig geweſen ſein ſoll, ihn nur losſein wolle. Da er überdem in Hannover unwohl wurde, ſo beſchloß er, da zu bleiben und die nahe Ankunft ſeines Gönners, des Grafen Truchſeß, zu erwarten, bei dem er ſich über Dankelmann zu beſchweren gedachte. Er ſchrieb an Dankelmann und bat um ſo viel Geld, daß er in Hannover leben könne. Auch Truchſeß billigte ſeinen Entſchluß, bis zur definitiven Entſcheidung über Dankelmann's künftigen Aufenthalt in Hannover zu bleiben. Dankelmann aber, ſei es nun, daß er wirklich gleich anfangs die Abſicht gehabt, ſich von Liscow loszumachen, oder über deſſen Verfahren und Brief empfindlich geworden, ſchrieb an Truchſeß und verſicherte ihm, daß er Liscow nur als Copiſten habe brauchen können, und daß derſelbe übrigens Indiscretionen begangen und dem Herrn v. Bünau Mittheilungen über die Abſichten des preußiſchen Hofes gemacht habe. Truchſeß glaubte das oder handelte doch, als wenn er es glaube, und ließ Liscow nicht mehr vor ſich. Liscow vertheidigte ſich ſchriftlich bei Truchſeß und bei dem Miniſterium, brachte auch ein Zeugniß Bünau's bei. In dem Schreiben an das Miniſterium drückte er ſeine Freude aus, daß Dankelmann ſelbſt bezeugt habe, wie er ihm nur als Copiſt gedient habe. Denn er habe immer gefürchtet, der Miniſter möchte ihn ſelbſt für den Verfaſſer der von ſeiner Hand geſchriebenen Berichte gehalten haben. Wenn aber Herr von Dankelmann zu verſtehen geben wolle, daß er zu nichts tauge, weil er nicht im Stande ſei, ſo zu denken und zu ſchreiben wie jener, ſo ſei das freilich eine andere Frage. Dann ſpricht er ſich noch über Dankelmann's Eitelkeit und über «médiocrité de son genie et sur les choses pitoyables, qu'il disait quelquefois» aus. Daß es nun mit dem preußiſchen Dienſte für ihn vorbei war, iſt zu begreifen[1]).

Noch im Juli deſſelben Jahres finden wir ihn als Privatſecretair in den Dienſten des ſächſiſchen Miniſters Grafen Brühl, eines Miniſters, dem zu dienen noch weniger Ehre machte, als eine Anſtellung unter Karl Leopold. Heinrich v. Brühl ſtammte aus einem, bis auf ihn wenig bekannten thüringiſchen Geſchlechte, deſſen Urſprung ſpäter von gefälligen Genealogen nach Polen zurückgeführt worden iſt[2]). Sein Vater Johann Moritz war ſachſen-weißenfelſiſcher Oberhofmarſchall und erhielt ſpäter von Auguſt II. den Titel Geheimerath, ſowie er auch Landeshauptmann im Fürſtenthum Querfurt ward. Die Mutter, Erdmuthe Sophie († 24. März 1702), war die Tochter eines ſchwediſchen Oberſten und kurpfälziſchen Kammerherrn, Peter v. der Heyde, aus einem voigtländiſchen Geſchlechte[3]). Die Brühls beſaßen ſeit

---

[1]) Ueber dieſe preußiſche Dienſtzeit hat Helbig a. a. O. das Meiſte.

[2]) Das Wappen unterſtützte allerdings dieſe Deutungen. Daß auch die Wappen ein nationales Gepräge haben, iſt Heraldikern wohlbekannt.

[3]) Sie gebar ihrem Gemahl 4 Söhne, von denen ſpäter, und 1 Tochter, Johanne Eleonore, welche an Erich Volkmar v. Berlepſch auf Urleben verheirathet ward.

1474 das Rittergut Gangloff-Sömmern bei Weißenſee, welches jedoch eben der Vater des Miniſters 1738, wegen zerrütteten Vermögens, für 52,000 Thaler an den Herzog von Weißenfels verkaufte. Hier oder zu Weißenfels wurde Heinrich v. Brühl am 17. Auguſt 1700 geboren, beſuchte das Gymnaſium zu Weißenfels, und trat ſchon 1713 als Page bei der verwitweten Herzogin von Sachſen-Weißenfels, Friederike Eliſabeth[1], ein, welche ſich damals größtentheils in Leipzig aufhielt. Dieſe empfahl ihn ſpäter dem König Auguſt II. und ſeit 1720 wird er als königlicher Silberpage aufgeführt. Er erwarb ſchon Auguſt's II. Gunſt[2], wurde 1727 Kammerjunker, 1730 Kämmerer, 1731 Oberkämmerer und Generalaccisdirector und noch in demſelben Jahre Director des Departements der inneren Angelegenheiten im geheimen Cabinet und wirklicher Geheimerath; 1732 Vice-Oberſteuerdirector, Director des Zeitungsweſens und Director der Kammer, Renterei und des Berggemachs, 1733 endlich Kammerpräſident.

Man glaubte nicht, daß er auch unter Auguſt III in gleicher Gunſt ſtehen werde, nahm vielmehr an, daß **Sulkowski** deſſen Favorit bleiben und Brühl zurückdrängen werde. Brühl war bei dem Tode Auguſt's II. zugegen, verſicherte ſich ſogleich ſeiner Juwelen, man ſagt auch der polniſchen Reichskleinodien, und der wichtigſten Papiere, und eilte nach Dresden, wo er am 22. Februar 1733 noch vor dem königlichen Gefolge eintraf[1]). Damit ſetzte er ſich natürlich gleich auf einen guten Fuß bei dem neuen Regenten, während er zugleich die Klugheit befolgte, Sulkowski, den er noch nicht ſtürzen konnte, nicht nur nicht in den Weg zu treten, ſondern ihm zu Erlangung jeden Vortheiles, den derſelbe erſtrebte, behilflich zu ſein. Auguſt III. hatte von ſeinem Vater die Gutmüthigkeit und einen an Leichtſinn grenzenden Gleichmuth, nicht aber ſeinen Thätigkeitstrieb, ſein, wenn er es anſtrengen wollte, richtiges Urtheil, ſeinen Geſchmack, überhaupt nicht ſeine geiſtigen Gaben geerbt. Ausſchweifend war er nicht, aber an Prachtliebe kam er ſeinem Vorgänger gleich. Hauptſächlich war er durch und durch ſchlaff, jede Anſtrengung ſcheuend und damit ganz geeignet, die Beute eines Höflings zu werden, der ihm die Geſchäfte leicht zu machen verſtand und ihm die einzige ernſtere Sorge abnahm, die ihn gekümmert haben würde: die Sorge, wo das Geld herkommen ſolle, um den Hofſtaat in der gewohnten Weiſe fortführen zu können. Beides verſtand Brühl und war in der Wahl der Mittel ſo gleichgiltig, daß ſich im Schooſe des regierenden Hauſes ſelbſt, des Hofes, des Adels, des Militairs, der Beamten eine Oppoſition gegen ihn und ſein Syſtem bildete, welche zwar nicht ſtark genug war, ihn zu ſtürzen, ſo lange ſein gänzlich von ihm gefeſſelter Monarch lebte, welche aber die Zahl ſeiner zuverläſſigen Werkzeuge auf einen kleinen Kreis von faſt lauter Emporkömmlingen[1]) beſchränkte, und die Schnelligkeit erklärt, mit der nach dem Sturz des Syſtems die Reform[2]) alle Zweige des Staatsweſens durchdrang.

---

[1] Seit 1712 Witwe des Herzogs Johann Georg, geborene Prinzeſſin von Sachſen-Eiſenach.

[2] Eine unverbürgte Anekdote verſichert, er habe ſich die erſte Aufmerkſamkeit des Königs in folgender Weiſe verſchafft. Ein Courier habe wichtige Depeſchen überbracht, welche ſofortige Beantwortung erheiſcht hätten. Brühl ſei beauftragt worden, den Geh. Kriegsrath und Cabinetsſecretair Pauli zu rufen. Als dieſer gekommen, habe ſich gezeigt, daß er vor Trunk gänzlich von Sinnen geweſen ſei. Da habe ſich nun Brühl zur Abfaſſung der Antwort erboten und das Geſchäft zur höchſten Zufriedenheit des Königs beſorgt.

---

[1]) Die erſte Nachricht von dem Todesfalle hatte jedoch der Kammerpage v. Marſchall gebracht. Die königliche Equipage beſtand in 6000 Perſonen, 20 beladenen Maulthieren, 74 ſechsſpännigen und vierſpännigen Wagen.

Die Königin[3]) gewann Brühl im Anfang, wo es ihr noch möglich geweſen wäre, ihn zurückzudrängen, indem er ihr und dem Beichtvater des Königs, Pater Guarini, einen größeren Zugang zu den Geſchäften eröffnete, als Sulkowski geſtattete. Er ſoll ſich auch den Beiſtand des öſterreichiſchen Hofes dadurch verſchafft haben, daß er (1735) die Pläne, welche Sulkowski für den Fall des Todes des Kaiſers auf Böhmen gefaßt hatte, dem durchreiſenden Fürſten Liechtenſtein verrieth. Als nun Sulkowski die Unklugheit beging, ſich 1737, als Befehlshaber des nach Ungarn geſendeten ſächſiſchen Hilfscorps, vom Hofe zu entfernen, ward die Kriſis beſchleunigt. Sulkowski, der nach ſeiner Rückkehr eine Erkaltung des Königs ſpürte und durch einen ihm ergebenen Pater Liegeritz die Machinationen ſeines Gegners erfuhr, drang auf Brühl's Entfernung. Statt deſſen wurde er ſelbſt, durch Ordre vom 5. Februar 1738, „wegen gegen den König bewieſenen reſpectwidrigen

---

1) Wenn man rühmend die anerkennenswerthen Verdienſte einzelner Männer hervorhebt, die ſich im 18. Jahrhundert aus bürgerlichem Stande zu hohen Würden emporgearbeitet, wovon auch Sachſen in den Gärtner, Fritzſch, Gutſchmidt, Ferber, Wagner, Lindemann, Juſt, Leyſer, Spillner, Biedermann, Welck u. A. ehrenwerthe Beiſpiele liefert, ſo läßt ſich nichts dawider ſagen. Wenn man das aber zu ſcheelen Seitenblicken gegen den Adel benutzt, ſo bemerken wir doch, daß es auch nicht an Beiſpielen von Bürgerlichen fehlt, welche die Würden, zu denen ſie emporgekrochen, auf das ſchnödeſte misbrauchten und entwürdigten.

2) Eine wahre Reform, in re, nicht in den Formen, eine Reform im Geiſte und Sinne.

3) Marie Joſephe, Tochter Kaiſer Joſeph's I., geb. 8. December 1699, verm. 2. September 1719, † 17. November 1757.

Benehmens“ entlaſſen, und dieſe Maßregel ihm durch den Oberſten v. Schlichting[1]), mit dem er in Ungarn Streit gehabt, angekündigt[2]). Sachſen ſoll ſich über den Sturz eines katholiſchen Günſtlings gefreut haben. Es hatte keinen Grund dazu; denn der neue Günſtling war viel werthloſer, willkürlicher und habſüchtiger, als der alte[3]), beutete auch hauptſächlich Sachſen aus, während Sulkowski mehr auf Polen gerichtet war.

Brühl wurde 1734 Oberſteuerdirector, 1737 Reichsgraf, Dompropſt zu Budiſſin, 1739 Oberinſpector der Porzellanmanufactur, 1741 Oberſt eines von ihm errichteten Infanterieregiments, 1742 General der Infanterie, 8. December 1746 Premierminiſter mit dem Rang über allen andern Chargen im Kurfürſtenthum, 1753 Director der Kammercollegien in den Stiftern Merſeburg und Naumburg, 1755 Oberaufſeher der Parforcejagd. Nachdem er für Polen katholiſch geworden, während er für Sachſen den aſcetiſchen Lutheraner fortſpielte, erlangte er 1749 das polniſche Indigenat[4]), erkaufte 1752 die polniſche Kronfeldzeugmeiſterſtelle und ward 1757 Staroſt des zipſer Landes. Die regelmäßigen Einkünfte ſeiner Aemter ſind mit 52,142 Thlr. jährlich wol zu niedrig angeſchlagen worden. Dazu ſchenkte ihm der König

---

[1]) Georg Sigmund v. Schlichting, ein Schleſier, diente in Sachſen von unten auf, vertheidigte 1733 tapfer den königlichen Palais in Warſchau, wurde 1741 Generalmajor, 1745 Commandant des Sonnenſteins, bei Striegau verwundet und gefangen, † 26. November 1749.

[2]) Nach andern Nachrichten durch zwei Cabinetsminiſter.

[3]) Näheres über Sulkowski und ſeinen Sturz ſiehe bei Gretſchel, Sächſ. Geſch., III, S. 13 fg.

[4]) Es ward ein Stammbaum gefertigt, wonach er von einem Johann v. Brühl ſtammen ſollte, welcher Kämmerer von Poſen geweſen ſei. Ernſt Graf v. Deiesbyno-Brühl habe die Tochter des Caſtellans Pronarowski von D[illegible]miecin zur Gemahlin gehabt.

1740 die Herrſchaften Forſta und Pförten[1]) in der Niederlauſitz und 1746, nach dem Ausſterben der weißenfelſiſchen Linie, angeblich als Aequivalent für ſeine Forderung bei dem weißenfelſiſchen Schuldenweſen, das Stammgut Gangloff-Sömmern nebſt den Dörfern Grünſtadt, Kutzleben, Obertopfſtädt und Herrenſchwende, auch den ſogenannten Oberſee bei Weißenfels, einſchließlich des Ordenshofes daſelbſt. Außerdem beſaß er bei ſeinem Tode noch: die Rittergüter Niſchwitz, Zſcheplin, Lindenau und Tetten, Ober- und Niederlichtenau, Seifersdorf mit Großnaundorf, Bellersdorf, ein prächtiges Palais in Dresden, überhaupt einen Grundbeſitz, den man auf 1,050,700 Thlr. abſchätzte, wozu noch ein ungeheures Mobiliarvermögen (u. a. 376,843 Thlr. an Pretioſen, 62,007 Thlr. an Silberwerk, 52,905 Thlr. an Garderobe u. ſ. w.) kam, ſodaß das Geſammtvermögen, bei ſeinem Tode, nach Abzug der Schulden, 1,539,346 Thlr. betrug. Und doch hatte Brühl einen Aufwand gemacht, der den ſeines Königs bei weitem übertraf[2]).

Die Königin und den Pater Guarini wußte Brühl, nachdem er ſie benutzt hatte, bald wieder ihres Einfluſſes zu berauben. Uebrigens umgab er den König, wie die Königin, möglichſt mit ſeinen Creaturen. Zur Behauptung ſeines Einfluſſes bei Hofe und ſpeciell zur Ueberwachung der Königin diente ihm namentlich ſeine Schwiegermutter, die verwitwete Gräfin v. Kolowrat-Krakowski[3]), welche Oberhofmeiſterin der Königin war. Er hatte ihre Tochter[1]) im nächſten Jahre nach dem Regierungsantritte Auguſt's III. geheirathet und damit ein tüchtiges Werkſtück für den Aufbau ſeines weitern Glückes gewonnen. Als weitere Werkzeuge dienten ihm, in höheren Stellungen, zunächſt ſeine Brüder: Hans Moritz (geb. 1693, 1740 wirkl. Geheimer Rath, 1743 Oberſtallmeiſter, 1754 General der Cavallerie, † zu Leipzig 16. October 1755), Johann Adolph (geb. 6. September 1695, 1738—42 Oberſtallmeiſter, † 26. December 1742), Friedrich Wilhelm[2]) auf Martinskirchen (geb. 4. Februar 1699, 1739 Kreishauptmann, 1743 wirkl. Geh. Rath, 1746 Landeshauptmann in Weißenfels, Querfurt und Barby, † 23. Auguſt 1760). Dann der durch ihn aus geringem Stande gehobene Graf v. Hennicke[3]). Weiter rechnete man zu ſeiner engeren Cotterie nur noch den Schwiegerſohn ſeines Bruders Johann Adolph, den

---

[1]) Nach andern Nachrichten bekam er blos Forſta geſchenkt, während er Pförten erkaufte.

[2]) Gretſchel a. a. O. S. 14 ff.

[3]) Maria Anna Thereſia, Tochter Philipp Ernſt Joſeph's Freiherrn v. Stein auf Jettingen, geb. 6. Auguſt 1688, am 30. Auguſt 1713 mit Maximilian Norbert Grafen v. Kolowrat vermählt, 1721 Witwe, 1730 Oberhofmeiſterin der Königin, † 2. Mai 1751

---

[1]) Maria Anna Thereſia, geb. 2. April 1717 — folglich nicht, wie Gretſchel annimmt, die Tochter der erſten Gemahlin des Grafen Kolowrat, einer Gräfin Wrbna, welche ſchon 1712 ſtarb — vermählt am 29. April 1734, wobei das Beilager auf dem Schloſſe Moritzburg vollzogen ward, † zu Warſchau 12. Mai 1762. Sie gebar ihrem Gemahl 5 Töchter und 5 Söhne, wovon eine Tochter und 4 Söhne die Eltern überlebten. Daneben unterhielt der Graf, wie man ſagt mit ihrem Vorwiſſen, die Signora Albuzzi als Maitreſſe.

[2]) Er pflanzte den Stamm durch zwei Söhne fort, deren Nachkommen jedoch die Familiengüter verloren haben.

[3]) Th. II, S. 305. Seine Frau, Sophie Eliſabeth, war eine geborne Götz und † 5. Juli 1749, im 63. Jahre. Ihr einziger Sohn war der Graf Friedrich Auguſt, welcher von zwei Frauen keine männlichen Erben hinterlaſſen hat. Der alte Hennicke war am 10. Juli 1692 zu Halle geboren, wo ſein Vater Unterbornmeiſter war, kam bei dem jungen Erbprinzen Friedrich Auguſt von Sachſen-Zeitz (geb. 1700, † 1710), der in Halle ſtarb, als Lakai in Dienſt und durch dieſen in die zeitziſchen Lande, wo er die a. a. O. angegebene Laufbahn betrat. Er hatte den Hof der ausſterbenden Linie im Auftrage der kurfürſtlichen Linie überwacht, und war dann Commiſſar bei der Uebergabe.

Geheimen Rath und Oberconſiſtorial-Präſidenten Hanns Gotthelf v. Globig (geb. 20. März 1719, vermählt 17. Februar 1756 mit Marie Auguſte Amalie Gräſin v. Brühl, Witwer am 17. April 1766, † 6. November 1779), und den Kanzler Hieronymus Friedrich v. Stammer (geb. 1709, † 25. December 1778), welchen Brühl vom Lieutenant zum Hof- und Juſtitienrath befördert hatte[1]. Untergeordnetere Agenten waren z. B. Siepmann der Brieferöffner[2], der Kammerrath Karl Heinrich v. Heinecken[3] (geb. 1706, † auf und zu Altdöbern 23. Januar 1791), der Amtmann zu Dresden

---

[1] Dies geſchah 1736. 1752 wurde er Vicekanzler, 1755 Kanzler, 1760 Conferenzminiſter und wirkl. Geh. Rath, 1764 Landvogt der Oberlauſitz. 1766 reſignirte er auf die Kanzlerſtelle und wurde 1773 Dompropſt zu Meißen.

[2] Siehe Th. II, S. 294 ff.

[3] Wol der Achtbarſte unter dieſer Geſellſchaft, von dem auch Liscow empfohlen worden ſein ſoll. Er war der Sohn des lübecker Malers und Architekten Paul Heinecken und der Blumen- und Fruchtmalerin und Alchymiſtin Katharina Eliſabeth Oeſterreich, der ältere Bruder des Wunderkindes Chriſtian Heinrich Heinecken (geb. 6. Februar 1721, † 27. Juni 1725). 1724 ging er mit dem jüngeren Liscow von der Schule ab und bezog die Univerſität Leipzig. Hier verband er mit dem Studium der Rechte das der ſchönen Literatur. Er wurde darauf Hauslehrer in den Häuſern des Ceremonienmeiſters v. König, des Grafen Menard und des Grafen Löwendahl, von wo er als Privatſecretair und Bibliothekar zu dem Grafen Brühl kam. 1737 gab er einen verdeutſchten Longin und 1738 ein Handbuch der Moral heraus. Bei Brühl genoß er viel Gunſt und Vertrauen, wurde geadelt und Geheimer Kammerrath. 1754 hatte er eine geheime Miſſion zu der Dauphine nach Verſailles. Während des ſiebenjährigen Krieges führte er die Aufſicht über die ſächſiſchen Beſitzungen Brühl's, der ihm das Rittergut Bollensdorf bei Dahme vermachte. Nach dem Tode Brühl's wurde er verhaftet, jedoch bald wieder entlaſſen, worauf er die Güterverwaltung für die Brühl'ſche Familie noch bis 1778 fortführte. Später lebte er auf ſeinem Rittergute zu Altdöbern, mit Literatur und Kunſt und ökonomiſchen Speculationen beſchäftigt. Die Gallerie de Dresde gab er auf eigne Koſten heraus. Doch erhielt er ſpäter für die Platten und andre

Auguſt Franz Eſſenius[1]), von dem behauptet wird, daß er einmal in einem Prozeſſe gegen eine Gegnerin Brühl's ein falſches Urtel gemacht und ſich zu deſſen Unterſieglung das Schöppenſiegel mit Staffette habe von Leipzig kommen laſſen[2]), Hauſius[3]), welchem nach Brühl's Sturze der Criminalprozeß gemacht wurde, der Kriegsſecretair Georg Gottlob Seyffert, der, jedoch durch Brühl, auf den Sonnenſtein kam, der Rath Johann Chriſtian Garbe, der, weil er dem Grafen Friedrich Wilhelm Brühl 1752 eine Chatoulle mit 3000 Thlr. geſtohlen, zum Strange verurtheilt wurde, wenn er nicht den Erſatz oder den Erlaß der entwendeten Sachen beibrächte, der dann aufs Zuchthaus kam, 1756 aber daraus entlaſſen und 1759 völlig begnadigt wurde.

Nicht ohne wehmüthige Verwunderung kann man Liscow an der Seite ſolcher Beamten und im Dienſte eines Miniſters ſehen, deſſen begünſtigte Werkzeuge von dem Schlage der meiſten Genannten waren. Bei Karl Leopold konnte der feſte, ſtarre, Ein Ziel unverrückt im Auge habende und ein Leben lang hindurch verfolgende Charakter des Mannes ſein Anziehendes für Liscow haben, wenn auch dieſes Ziel der Abſolutismus war. Es konnte ſelbſt dieſer Abſolutismus für einen Freiſinnigen jener Tage weniger abſtoßend ſein, weil er ihm nicht

---

Kunſtſachen eine Leibrente und dadurch ſind ſeine Sammlungen von Kupfern und Handſchriften den dresdner Sammlungen zugewachſen. Noch im hohen Alter (1782—88) pachtete er das Amt Schlieben und machte, um Amtsverweſer erſparen zu können, die Amtmannsſpecimina. Er war mit der einzigen Tochter des reichen Küchenmeiſter Keller verheirathet. Sein Sohn Karl Friedrich war unter Auguſt III. Kammerherr geworden.

1) 1720 Kammerſecretair, 1723 Amtmann in Gommern, 1732 in Dresden, 1742 Hofrath, † 7. April 1758.

2) Leben und Charakter des Grafen v. Brühl, II, 63.

3) Th. II, S. 271—72.

als Gegenſatz gegen freies Bürgerthum, ſondern zunächſt im Conflict mit bevorrechteten Claſſen erſchien. Wurde doch auch ein Pombal, ein Joſeph II. von den Liberalen jener Tage geprieſen! War doch auch Friedrich II. ein abſoluter Herrſcher, und nicht blos de jure, ſondern durch und durch, auch dem Sinne nach! Aber bei Brühl war auch gar nichts zu finden, was einen Mann, der etwas Höheres wollte, als Geld und Titel, Prunk und Wohlleben, hätte gewinnen können. Brühl's innere und äußere Politik war ohne alles höhere Princip, ohne allen Halt, von den elendeſten Beweggründen hin und her geſchleudert, nur von der Einen Tendenz durchdrungen: durch jegliches Mittel ſich in der Gunſt eines ſchwachen Fürſten zu halten, Geld zu ſchaffen und unbequeme Stimmen zum Schweigen zu bringen.

Doch dem ſei wie ihm wolle, Liscow trat im Juli 1741 bei dem Grafen Brühl, dem er durch den aus Lübeck gebürtigen Heinecken empfohlen worden ſein ſoll[1], als Privatſecretair an und muß ſich doch in ſeinen Principal gefunden haben, indem er ſchon im September zum königlichen Secretair, mit 400 Thlr., ernannt wurde, im October 1745, zu welcher Zeit er die Witwe des Kammerraths Buch, Johanne Katharine Chriſtiane Mylius aus Eilenburg, Beſitzerin des Gutes Berg vor Eilenburg, heirathete, das Prädicat eines Kriegsrathes erhielt und bis 1750 in dieſer Stellung verblieb[2].

---

[1] Aus Dankbarkeit vielleicht ſchrieb Liscow die Vorrede zur zweiten Auflage der Heineckiſchen Ueberſetzung des Longin. Er ſtellt ſich darin auf die Seite der Schweizer gegen Gottſched.

[2] Sein Nachfolger bei Brühl wurde der bekannte leichtfertige Dichter: Johann Chriſtoph Roſt (geb. 7. April 1717 zu Leipzig, wo er ſtudirte, ſich aber dann einem Literatenleben ergab, bis er 1744 Secretair und Bibliothekar des Grafen Brühl, 1760 aber Oberſteuerſecretair wurde, als welcher er 1765 ſtarb). Wenn der

Dann trat eine Kataſtrophe ein, über deren Urſprung und Ausgang zeither viel Falſches berichtet worden und von einer Literaturgeſchichte in die andere übergegangen iſt. Es iſt nämlich ebenſo unrichtig, daß Liscow wegen freimüthiger Aeußerungen über den ſiebenjährigen Krieg, der bekanntlich erſt 1756 ausbrach, in Haft gekommen, als daß er als Gefangener geſtorben ſei. Der Hergang iſt vielmehr folgender geweſen[1].

Brühl hatte ſich, um ſeine Geldbedürfniſſe zu befriedigen, mit einer Menge Project- und Plusmacher umgeben, welche die abenteuerlichſten oder betrügeriſchſten Pläne ausheckten. Zu dieſen gehörte auch ein Abenteurer, der, unter dem Namen Alexander Ludwig Macphail Baron de Biſhopfield, beſonders mit einer lotterieähnlichen Leib- und Familienrentennegotiation auftrat, auf welche die Regierung anfangs auch einging, deren Schwindleriſches aber bald hervortrat und die man daher auch fallen ließ. Am Schluſſe des Landtages von 1749, auf welchem über dieſe Sache verhandelt worden, wurden Biſhopfield und der von ihm zur Ausführung ſeiner Projecte empfohlene Kriegsſecretair Seyffert verhaftet und zur Unterſuchung gezogen. Bei dieſer Unterſuchung, in welche mehrere hochgeſtellte Beamte und Mitglieder der Ritterſchaft verwickelt wurden,

---

gute Liſch bei dieſer Gelegenheit ſagt: „Mit dem ſeit 1741 gebildeten leipziger Gelehrtenvereine, in welchem Gellert und Rabner waren, da der heitere, kühne und klare liscow-hagedorniſche Geiſt nicht zu dem moraliſchen Tone der jüngeren Männer ſtimmte,“ ſo muß uns der Gegenſatz zwiſchen: „heiter, kühn und klar“ und „moraliſch“ einigermaßen befremden. Gellert und Rabner waren doch wahrlich keine finſtern Asceten.

[1] Die Hauptbegebenheiten erzählte ſchon 1822 Schmidt in den Schleswig-Holſteiniſchen Provinzialblättern ganz richtig. Gleichwol ſchleppten ſich die Irrthümer fort. Neuerdings hat ſie Helbig a. a. O. actenmäßig widerlegt.

ſoll ſich herausgeſtellt haben, daß beide Angeſchuldigte in ihrem Briefwechſel mit verſchiedenen Perſonen des In- und Auslandes ſich über die ſchlechte Wirthſchaft Brühl's[1] und über den ſinkenden Credit Sachſens ausgeſprochen hatten, daß in Seyffert's Wohnung „unanſtändige Discurſe beſonders wegen des Steueredicts und ungleiche Raiſonnements gegen die Miniſter“ geführt worden waren, und daß Seyffert, mit Beihilfe des Biſhopfield, ein Memoire an den König aufgeſetzt und ſeinen Freunden mitgetheilt hatte, welches die Landſtände übergeben ſollten und in welchem der König gebeten wurde, die Miniſter Brühl und Hennicke zu entlaſſen und die Steuerſchulden ohne Zuziehung des Oberſteuerdirectors unterſuchen zu laſſen. Daneben ſei die Rede davon geweſen, daß die Landſtände allein die Steuern in Einnahme und Ausgabe zu übernehmen hätten, der Hof aber nichts dabei zu thun haben ſollte[2]. Ohne daß den Angeſchuldigten eine Vertheidigung zugeſtanden worden wäre, ſprach eine aus den Geheimen

---

[1] Darin hätten ſie denn ganz Recht gehabt. Biſhopfield aber hatte wenigſtens keine Vorſchläge gemacht, die die Sache hätten beſſern können. In Betreff Seyffert's erzählt der Verf. des Lebens des Grafen v. Brühl, welcher freilich keine ganz zuverläſſige Quelle, ſondern deſſen Schrift, wie Gretſchel (S. 4) ſehr richtig ſagt, in einem „unwürdigen, vom Parteigeiſt eingegebenen Tone“ geſchrieben iſt, dem aber die neueren Hiſtoriker mit Vorliebe gefolgt ſind: Seyffert ſei der Vertraute der Gräfin geweſen, habe aber eine ihrer Kammerjungfern hübſcher gefunden. Man habe nun das Mädchen verheirathet und Seyffert das Vertrauen entzogen. Er habe ſich rächen wollen und anonyme Briefe nach Holland geſchrieben, in welchen er den Bankerott der ſächſiſchen Steuer angezeigt habe.

[2] Alle von den Ständen bewilligten Steuern wurden ſchon damals von einer unter ſtändiſcher Controle ſtehenden Behörde, unter ſtändiſcher Mitwirkung, erhoben, verwaltet und zu den von den Ständen genehmigten Zwecken verwendet. Kammer und Steuer und ihr Schuldenweſen waren getrennt.

Räthen und drei Appellationsräthen, mit Einſchluß des Ordinarius der leipziger Juriſtenfacultät, zuſammengeſetzte Commiſſion, das Urtel: daß Biſhopfield 8 Jahre auf der Feſtung Sonnenſtein [1]), wohin er am 13. September 1749 gebracht worden, zu detiniren, Seyffert aber mit Pranger und lebenslänglichem Zuchthaus zu beſtrafen ſei. Den übrigen Angeklagten wurde ſechsmonatlicher Arreſt zuerkannt, und ob die Beamten darunter in ihrem Amte bleiben könnten, höherer Entſcheidung überlaſſen. Dieſes Erkenntniß wurde höhern Orts in Bezug auf Biſhopfield und Seyffert beſtätigt, (letzterer jedoch nach ſechs Jahren begnadigt), den Uebrigen die Gefängnißſtrafe erlaſſen und den Angeſtellten, mit Ausnahme Liscow's, die Ausſicht auf baldiges Wiedereintreten in ihr Amt eröffnet.

Denn auch Liscow war, auf eine Ausſage Seyffert's, als wenn er an jenem Memorial einigen Antheil gehabt, am 15. December 1749 zur Verantwortung gezogen worden. Am zweiten Tage erhielt er Hausarreſt und ſeine Papiere wurden weggenommen. Am 30. December wurde er in das Amtsarreſthaus gebracht und zum erſten Male verhört, wobei er insbeſondere befragt wurde, ob er bei Seyffert geweſen und mit wem er daſelbſt zuſammengekommen, ob ihn Biſhopfield gebeten, ihm bei Brühl Audienz zu verſchaffen, ob er, beſonders zur Zeit des letzten Landtags, ungleiche Raiſonnements gegen das Miniſterium gehört, was die mit ihm bekannten Mitglieder der Ritterſchaft geäußert, und ob er von jenem Memorial etwas wiſſe. Er antwortete ſo, daß er weder ſich, noch Andere compromittirte. Er geſtand zu, einige Male bei Seyffert geweſen zu ſein und manches Urtheil über die Landtagsangelegenheiten gehört zu haben, verſicherte aber beſtimmt, von dem Memorial nichts zu wiſſen und ſich in keiner Art mit Biſhopfield eingelaſſen zu haben.

---

[1]) Siehe jedoch Th. II, S. 270, woraus man ſieht, daß Biſhopfield am 12. September 1756 auf den Königſtein kam, wo er am 22. Juli 1758 ſtarb.

Da er der Haft nicht entlaſſen ward, ſo ſchrieb er am 11. Januar 1750 an Brühl einen franzöſiſchen Brief[1], welcher allerdings wenig mit dem Bilde harmonirt, das ſich die Bewunderer Liscow's von ihm machen, und dem jedenfalls das Prädicat „großer Würde" noch weniger gebührt, als dem Abſchiedsgeſuch an den Herzog Karl Leopold. Er wirft ſich darin vor die Füße Sr. Excellenz mit einem zerknirſchten und reuevollen Herzen, um wegen des ungebührlichen Verfahrens, das ihn der Gewogenheit Sr. Excellenz ſo unwürdig gemacht und Se. Excellenz genöthigt habe, ihn das ganze Gewicht ſeines gerechten Unwillens empfinden zu laſſen, um Verzeihung zu bitten. Er könne ſeine Haft nur unbedachten und unehrerbietigen Reden zuſchreiben, die er über Se. Excellenz gehalten. Leider nöthige ihn ſein Gewiſſen, zu bekennen, daß er ſich in der That erlaubt habe, ſich zuweilen in unſchicklichen, der dem Miniſter gebührenden Achtung und den unendlichen Verpflichtungen, die er gegen ihn habe, wenig entſprechenden und überdem ſeiner innerlichen Meinung über denſelben widerſprechenden Weiſe über Se. Excellenz auszuſprechen. Er könne den Abſcheu nicht genug ausdrücken, den er gegen ein ſo ungehöriges Benehmen empfände. Er halte Se. Excellenz für völlig berechtigt, ihm die ſtrengſte Strafe erfahren zu laſſen. Er fühle ſich jeder Verzeihung unwürdig. Er unterwirft ſich Allem, was Se. Excellenz beſchließen wird, wendet ſich aber lediglich an die Milde, Großmuth und das vortreffliche Herz des Grafen, erinnert an Frau und Kinder und bittet, zu glauben, daß es unendlich ruhmlicher ſein werde, einem Schuldigen zu verzeihen, als eine unſchuldige Familie ins Verderben zu ſtürzen.

---

[1] Siehe den Brief bei Helbig S. 70 ff.

Dieſer Brief hatte nun die Wirkung auf das „vortreffliche Herz“ des Grafen, daß eine weitere Unterſuchung gegen Liscow angeordnet wurde, der nun angeben ſollte, was er gegen Brühl geſprochen und wo, wann und zu wem er es gethan habe. Er erklärte (21. Januar): Dieſe Reden hätten den Zuſtand des Landes betroffen, und weil dabei dem Miniſter viel Schuld gegeben worden, ſo habe er freilich viel davon geredet, jedoch vielmals Se. Excellenz vertheidigt. Es ſei von Sachen, die auf dem Landtag vorgekommen, vom Schulden- und Steuerweſen die Rede geweſen, wozu er öfters etwas geſagt, ſo Sr. Excellenz nicht würde anſtändig ſein. Aber des Einzelnen, und wo und zu wem er dergleichen geſprochen, könne er ſich durchaus nicht mehr erinnern. Dieſe Weigerung ſcheint übel aufgenommen worden zu ſein; denn zwei folgende Briefe an Bruhl (vom 22. Januar und 1. Februar) bewegen ſich vielfach um eine Entſchuldigung derſelben. Beide Briefe ſind deutſch geſchrieben, und in deutſcher Sprache ſcheint es Liscow ſchwerer gefallen zu ſein, ſich ſo ſehr ſeinem Charakter widerſprechend auszudrücken, wie in jenem franzöſiſchen Schreiben. Wenn auch „fußfälliges Anflehen“, Schuldbekenntniſſe und Reueverſicherungen natürlich nicht ausbleiben, wenn auch verſichert wird, daß die betrübte Vorſtellung, der Miniſter halte ihn für einen böſen und undankbaren Menſchen, und die Reue, die er empfinde, denſelben beleidigt zu haben, ihn mehr drücke, als alles, was er ſonſt leide, ſo fallen doch die eigentlichen Schmeicheleien weg und man kann aus dem Ganzen ein gewiſſes Gefühl des Unwillens über die erfahrene Behandlung wohl herausleſen. In dem erſten Briefe heißt es u. A.: „Ich hätte nicht gedacht, daß Ew. Hoch-Reichsgräfl. Excellenz das in meinem unterthänigſten Schreiben vom 11. dieſes an Dieſelben gethane Bekenntniß zum Grunde einer fernern Inquiſition wider mich legen würden. Die Beſtürzung, mich ſo unvermuthet in ein ſchimpfliches Gefängniß eingeſperrt zu ſehen, die Begierde nach einer baldigen Befreiung und das feſte Vertrauen auf die Großmuth Ew. Hochgräfl. Excellenz haben mich zu dieſem Bekenntniß gebracht, und ſind Urſache, daß ich meine Vergehungen größer gemacht, als ſie wirklich ſind. Ich bekenne, daß ich bei vieler Gelegenheit frei und unbeſonnen genug geredet habe. Allein es iſt mir unmöglich, Zeit, Ort und Veranlaſſung dazu anzugeben, noch weniger mich der eigentlichen Worte, der ich mich bedient, zu erinnern oder praecise zu ſagen, mit wem, wann und wo ich ſolche Reden geführet, und was diejenigen, mit denen ich geredet, dazu geſaget." Am Schluſſe heißt es: „Ich bin genug gezüchtigt, und werde mich inskünftige ſo betragen, daß Ew. Hoch-Reichsgräfl. Excellenz an meiner Aufführung ein gnädiges Wohlgefallen haben werden. Mein Herz iſt wahrhaftig nicht ſo böſe, als man es vielleicht Ew. Excellenz glauben gemacht hat, und ich bin gewiß mit wahrerer Ehrerbietung und aufrichtigerem

Eifer, als alle meine Angeber, Ew. Exc. unterthäniger Diener." Das zweite Schreiben iſt flehentlicher. Er bittet wenigſtens um Verwandlung der Haft in Hausarreſt, zumal er ſeit einigen Tagen „einen Anſtoß von Podagra geſpüret [1])."

Indeß er blieb bis zur Beendigung der Unterſuchung gegen Biſhopfield und Seyffert in Haft, und erhielt nur einige Male die Erlaubniß, ſich in Gegenwart einer Gerichtsperſon in Familienangelegenheiten mit ſeiner kranken Frau beſprechen zu dürfen. In dem Reſcripte vom 18. April 1750, welches das Schickſal ſämmtlicher Angeklagten und Verurtheilten feſtſtellte, hieß es von ihm:

> „er ſei mit Entziehung ſeiner Anſtellung vom 1. Januar 1750 anzuſehen, übrigens aber, gegen ſchriftliches Angelöbniß an Eides ſtatt, ſich aller und jeder Machinationen und heimlicher Verſtändniſſe, auch Correſpondenz in ihn nicht angehenden öffentlichen Angelegenheiten zu enthalten und von dem, was mit ihm vorgegangen und woruber er befragt, niemals das Geringſte zu entdecken, noch deshalb einige Satisfaction zu fordern, und unter der Bedeutung, ſich von hier binnen 4 Wochen weg und an einen andern Bewohnungsort im Lande zu begeben, auch allda bei Vermeidung deſto empfindlicherer Beſtrafung ſich gebührend zu betragen, aus dem Gefängniſſe zu entlaſſen."

Liscow ging nun auf das Gut ſeiner Frau bei Eilenburg. Er muß aber die Abſicht gehabt haben, Sachſen ganz zu verlaſſen; denn er erhielt, nach Beſchluß des Geheimen Raths vom 4. December 1750, gegen einen am 12. Januar 1751 ausgeſtellten Revers und das Verſprechen, nicht ohne beſondere Permiſſion nach Sachſen zurückzukehren, die Erlaubniß, Sachſen zu verlaſſen. Er muß aber entweder dieſe Erlaubniß nicht benutzt, oder die zur Rückkehr bald erwirkt haben; denn die wenigen Nachrichten von ſeinem weiteren Leben weiſen alle auf den Aufenthalt bei Eilenburg zurück. Hier wurden ihm 1752 und 1753 Töchter geboren. Hier iſt er am 30. October 1760, an ſeinem Schreibtiſche vom Schlage getroffen, plötzlich geſtorben und am 2. November beerdigt worden. Seine 1752 geborene Tochter iſt erſt 1811 unverheirathet in Eilenburg, ein Sohn iſt ſchon 1766 als Fürſtenſchüler zu Grimma verſtorben. Ein jüngerer Sohn iſt ſächſiſcher Major bei Zaſtrow Kuraſſieren worden und 1808 in Danzig geſtorben. Auch er hat Söhne hinterlaſſen.

---

[1] Beide Briefe ſiehe bei Helbig S. 72 ff.

In Betreff der Schriften, welche Liscow vielleicht, während der zehnjährigen Muße ſeiner letzten Jahre, verfaßt haben mag, hat ein Herr v. Pankuch dem Dichter Schubart[1]) erzählt, daß Liscow's Witwe dieſelben einem Geiſtlichen gebracht habe, um ſie durch denſelben bei einem Verleger unterbringen zu laſſen, daß aber der Geiſtliche das Manuſcript verbrannt habe. Wieviel daran wahr iſt, mag um ſo mehr dahingeſtellt bleiben, als die Erzählung ſichtbar in dem outrirten Tone gehalten iſt, in dem ſich damalige und jetzige „Freunde des Lichts und der Wahrheit (!)“ gefallen[2]).

---

[1]) Geſammelte Schriften und Schickſale. Stuttgart, 1839, Bd. 1, S. 127.

[2]) Woher mag wol der Herr v. Pankuch gewußt haben, daß die „längſt, zuvor“ vernichteten Manuſcripte „voll der [illegible]

Ueber Liſcow's Perſönlichkeit hat Liſch aus mehreren Quellen Folgendes zuſammengeſtellt. „Er war klein, von ziemlichem Embonpoint, fein gebaut, dunkel von Augen, Haar und Geſichtsfarbe, lebhaft in Blick und Bewegung. Ueber ſeine Geſtalt pflegte er oft zu ſeiner Schweſter zu ſagen: «Sonſt ginge es noch mit meiner Geſtalt, wenn nur meine Naſe nicht ſo verzweifelt klein wäre.» Vom Tabakrauchen war er ein großer Liebhaber. Im geſellſchaftlichen Umgange war Liſcow ernſt und genügſam, jedoch geſprächig, heiter und launig; er liebte häusliche Geſelligkeit, ſuchte den Umgang mit gebildeten Frauen und hatte große Freude an Kindern, mit denen er lange ſcherzen und ſpielen konnte. Er war überhaupt ein zartfühlender Menſch; daher wirft ihm auch der muntere Hagedorn vor, daß er Weiber und Wein nicht genug liebe."

Die logiſche Conſequenz des letzten Satzes verſtehen wir nicht ganz zu faſſen. Im Uebrigen halten auch wir Liſcow für einen begabten, wenn auch in ſeiner Zeit nicht ſo ſehr, wie Manche geglaubt haben, iſolirt daſtehenden, für einen achtungswerthen und liebenswürdigen Menſchen. Wie man aber nach den vorliegenden Thatſachen behaupten kann, daß er „den Grundſätzen, die er als Schriftſteller ausgeſprochen hatte, auch auf der ſchlüpfrigen Bahn ſeiner politiſchen Thätigkeit treu blieb", bleibt uns dunkel. Beziehe man ſich nicht auf die Bedrängniſſe ſeiner Zeit und ſeiner Lage. Einen Brief,

---

Zeichnungen waren" und daß das Manuſcript ins Feuer flog, als dem Geiſtlichen, nachdem er ein Paar Seiten geleſen, eine markirte Pfaffenzeichnung auffiel? Hat es etwa der Geiſtliche ihm ſelbſt, oder der Witwe Liſcow's erzählt, die er zu einer „armen" macht, um das Unrecht des Geiſtlichen noch ſchreiender zu machen?

wie jener erſte an Brühl, hätte ein Johann Jakob Moſer, ein Juſtus Möſer, hätte, wie wir überzeugt ſind, auch ein Gellert nie geſchrieben, und daß die Gefahr nicht ſo groß war, bewies das ſpätere Urtel, welches Alle, die derſelben Kategorie angehörten, wie er, ohne eigentliche Strafe entließ. Ja, er mag durch jenen Brief ſeine Sache nur verſchlimmert haben. Einer ſeiner enthuſiaſtiſchen Verehrer rechnet ihn zu denen, „welche zuerſt für das vorzuarbeiten wagten, was die noch nicht erledigte Aufgabe unſers Lebens und Strebens iſt.“ Das mag ſeine Wahrheit haben, wenn wir das „unſers“ nicht als von der Aufgabe der Zeit, ſondern von der einer Partei geltend anſehen. Das Syſtem, oder das Conglomerat von Misbräuchen, Schwächen und Schlechtigkeiten, deſſen Repräſentant Brühl war, iſt nicht durch Männer wie Liscow geſtürzt worden. Wenn es in wenigen Jahren gründlich aus dem ſächſiſchen Staate entfernt wurde, wenn das directe Gegentheil deſſelben, wenn der Geiſt der Gerechtigkeit, Sparſamkeit, Ordnung, wenn die ernſteſte Gewiſſenhaftigkeit und Pflichtliebe zur Herrſchaft kamen, ſo verdanken wir das edeln und weiſen Fürſten und einer Schule wohlerfahrener, gründlich gebildeter, beſonnener, ſittlich feſter Staatsmänner und Beamten. Eine lange Reihe von Jahren nachher hat Sachſen ſich einer ſehr ſchönen Blüthe erfreut und iſt viel Gutes darin gewirkt und geſchaffen worden. Was die Männer der ſcharfen Zunge und des heftigen Sinnes, der outrirten Phraſe und nimmer ruhenden Agitatorgeißel Gutes geſchaffen haben, die ſichern Nachtheile ihres Wirkens zu überwiegen, fragen wir vergebens.

Am 5. October 1763 ſtarb König Auguſt III., plötzlich vom Schlage getroffen. Wenige Tage nach ſeinem

Tode ſuchte Brühl um Entlaſſung von ſeinen ſämmtlichen Chargen und Functionen nach und ſtarb ſchon am 28. October [1]). Seine Söhne wendeten ſich nach Preußen.

---

[1]) Auf ſeinem Sterbebette ließ er ſich das heilige Abendmahl durch den Oberhofprediger in evangeliſcher Weiſe reichen.

XXI. Wilhelm Ludwig Weckhrlin.

Wilhelm Ludwig Weckhrlin, den wir mehr als Liscow als einen Vorläufer von Richtungen betrachten möchten, die ſich neuerlich nur zu bemerkbar gemacht haben, war der Sohn eines Predigers in dem württembergiſchen Dorfe Ober-Eßlingen und daſelbſt 1743 geboren. Er beſuchte die Schule in Stuttgart und die Univerſität Tübingen, wo er die Rechte ſtudiren ſollte, aber nicht lange aushielt, ſondern bald als Hauslehrer nach Straßburg und von da nach Paris ging. Hier blieb er mehrere Jahre und ſuchte ſich zu nähren, ſo gut es gehn wollte. Als er ſich gar nicht mehr halten konnte, ging er nach Wien und begann hier ein Literatenleben, bei dem er ſich durch Arbeit an Journalen, Gelegenheitsgedichte, Schreiben von Liebesbriefen, Sprachunterricht u. dergl. eine leidliche Einnahme verſchafft zu haben ſcheint, bald aber auch ſich an ſchlechte Geſellſchaft, Spieler, Tagediebe und liederliche Dirnen hing und durch Pasquille und Schmähſchriften um Achtung und Credit brachte. Als er ſelbſt ſeine Autorſchaft der berüchtigten Denkwürdigkeiten von Wien (1777) verrathen hatte, erhielt er eine halbjährige Gefängnißſtrafe und ward ausgewieſen.

Er ging nun nach Regensburg und von da, wo ihm die Diplomaten zu unbequem waren, nach Augsburg. Seine geſelligen Talente verſchafften ihm Zutritt in den beſten Häuſern. Allein ein Pasquill gegen einen Mann, dem er Verpflichtungen ſchuldete, trieb ihn auch hier fort, worauf er nach Nördlingen überſiedelte und nichts Eiligeres zu thun hatte, als ſeinen ganzen Zorn in der Schmähſchrift: *Anselmus Rabiosus* auszuſchütten, welche in Augsburg confiscirt wurde und in kurzer Zeit drei Auflagen erlebte, übrigens in lauter Localbeziehungen und Perſönlichkeiten verlief. Er gab nun in Nördlingen eine Zeitſchrift unter dem Titel „Felleiſen“ heraus. Da er ſich aber bald darauf mit ſeinem Verleger entzweite und die Nördlinger ſich ihres Mitbürgers gegen den Fremden annahmen, ſo ward er auch gegen Nördlingen erbittert, nannte den Staat von Nördlingen, welches damals eine freie Reichsſtadt war, eine naſenlange Welt, ſeine Bürger Kimmerier und verfolgte namentlich den Bürgermeiſter v. Meltſch, der ihm in die Stadt und in ihr vielfach geholfen hatte, ſo heftig mit ſeiner Geißel, daß er ſich auch in Nördlingen nicht mehr halten konnte, ſondern ſich nach einem nahen wallerſteiniſchen Dorfe Baldingen zurückzog.

Hier gab er nun eine Reihe von Schriften [1]) in freien Heften heraus, welche, ſo lange die Friſche ſeines Geiſtes anhielt, dem Gifte einer flachen encyklopädiſtiſchen Freigeiſterei durch witzige, originelle Darſtellung in weiten Kreiſen Eingang verſchafften und ſeinen Namen vielfach bekannt machten. Die Gallicismen, von denen ſeine Schriften voll waren, fielen in damaliger Zeit nicht auf. In ſeinem nächſten Kreiſe wirkte er auch unmittelbarer, indem er die Frühpredigt, die ein nördlinger Kaplan alle Sonn- und Feiertage in Baldingen zu halten hatte, Abends im Wirthshauſe vor den Bauern perſiflirte und kritiſirte, ſodaß die baldinger Bauern beinahe zu lauter Freigeiſtern wurden. Gegen ſeine auswärtigen Freunde, deren er namentlich in Wien noch manche auch in höhern Ständen hatte, gab er ſich für den Beſitzer von Baldingen aus, und dieſe wunderten ſich dann ſehr, wenn ſie, gelegentlich in die Gegend gekommen, den „Ritter v. Weckhrlin“ in einer elenden Wohnung fanden, einen grauen tyroler Hut auf dem Kopfe, ein loſe umgeſchlungenes Halstuch auf der Bruſt hängend, mit einem Rocke, deſſen urſprüngliche Farbe nicht mehr zu erkennen war, die Strümpfe über die Beinkleider hinaufgezogen und die Schuhe mit einem zerlumpten Bande gebunden. Dazu ſtimmte denn ſein Faunengeſicht und ſein ſchneidendes Lächeln. Gewöhnlich traf man ihn im Bette, wo er las, notirte und eine glückliche Stunde zur Conception eines Aufſatzes abwartete.

---

[1]) Der Chronolog (12 Bde., 1779—83), das graue Ungeheuer (12 Bde., 1784—87), Hyperboreiſche Briefe (7 Bdchen, 1788), Paragrafen (3 Bdchen, 1791). — Er erhielt für den Bogen 9 Fl. Honorar, was für jene Zeit nicht unanſehnlich war, und bezog außerdem aus dem väterlichen Nachlaß jährlich 400 Fl. Bei nachläſſiger Wirthſchaft war er aber immer in Geldnöthen.

Die literariſchen Kriegsregeln beobachtete er nicht immer ſtreng. Einſtmals hatte er es übel genommen, daß der Dichter Schubart von ſeiner Empfehlung eines wallerſteiniſchen Cancelliſten, der mit den württembergiſchen Truppen nach dem Cap gehen wollte, keine Notiz genommen hatte und ihm obendrein die Antwort auf ſeinen Brief ſchuldig geblieben war. Er rächte ſich, indem er ein mit vielem Geſchick nachgeahmtes Schreiben Schubart's in ſeine Hefte abdrucken ließ, deſſen Unechtheit Niemand ahnte, bevor Schubart ſelbſt ſich über den Betrug beklagte. Weckhrlin entſchuldigte ſich damit, daß ihm dieſer Brief unter Schubart's Namen zugeſchickt worden und die Handſchrift Schubart's ihm noch nicht zu Geſicht gekommen ſei. Durch letzteres gab er zu verſtehen, worauf ſich ſeine Rache beziehe. — Wenn ausreichende Beſtechung angewandt wurde, verleugnete er auch gelegentlich ſeine Ueberzeugungen. So als er im Widerſpruch mit ſeinen ganzen Anſichten und Tendenzen die Mesmerſche Geſchichte in Schutz nahm.

1788 ließ er in Straßburg eine Schmähſchrift gegen den nördlinger Magiſtrat drucken, und in einzelnen Packeten durch die Poſt an die Bürgerſchaft verſenden. In dieſer Schmähſchrift waren nicht nur einige angeſehene Perſonen der Stadt empfindlich bloßgeſtellt, ſondern es ward auch darin die Bürgerſchaft beinahe direct zur Empörung aufgefordert. Der Rath ließ ſie daher öffentlich verbrennen, und ließ den Fürſten v. Wallerſtein[1], welchen Weckhrlin, nach anderen Angaben, um dieſe Zeit auch durch einen frechen Spott über die katholiſche Abendmahlslehre erzürnt haben ſoll, erſuchen, den Verfaſſer in Unterſuchung zu nehmen. Indeß Weckhrlin ſtand bei dem Fürſten, welcher ebenſoviel Geſchmack an zweideutiger Genoſſenſchaft gefunden zu haben ſcheint, wie ein bekannter Verwandter deſſelben, zu gut, als daß mehr als eine Scheinhaft daraus hätte werden ſollen. Weckhrlin ward nach Hochhaus, einem fürſtlichen Oberamtshauſe gebracht, aber mehr als Gaſt, denn als Gefangener daſelbſt behandelt[2]. Es gefiel ihm hier ſo, daß er ſich vier Jahre lang recht ruhig und behaglich daſelbſt aufhielt, indem er mit ſchadenfrohen Blicken den Gang der franzöſiſchen Revolution beobachtete.

---

[1] Graf Kraft Ernſt Jos. Thaddäus, geb. 3. Auguſt 1748, ſuccedirt 1766, wird 1774 in den Reichsfürſtenſtand erhoben, † 6. October 1802. Er war der Vater des jetzigen Fürſten.

[2] Hier lernte er auch den gelehrten und aufgeklärten damaligen

1792 entriß ihn ein unwiderſtehliches Verlangen nach journaliſtiſcher Thätigkeit ſeiner Ruhe. Allen Warnungen ſeiner Freunde zum Trotz beſchloß er, in Anſpach eine Zeitung zu gründen. Hardenberg, der noch nicht erkannt hatte, daß die Weckhrlinſche Art von Aufklärung nicht die rechte war, gab ihm Conceſſion und Schutz. Ein anſpacher Gaſtgeber übernahm Verlag und Spedition und machte Weckhrlin beträchtliche Vorſchüſſe zu einer der Aufſuchung von Correſpondenten halber unternommenen Reiſe nach Straßburg und Paris. Nach ſeiner Rückkehr zögerte er, da er von allen Seiten gewarnt war, noch lange, bevor er zum Werke ſchritt. Endlich aber erſchienen die Anſpacher Blätter, eine ziemlich ungleich gehaltene Zeitſchrift, welche nicht viel über ein Vierteljahr gelebt hat.

Daß er ſich damit viele Feinde machte, war natürlich. Doch ſchützte ihn der Miniſter. Einſtmals war dieſer aber abweſend und gerade da kam, vielleicht von Weckhrlin's Feinden ausgeſtreut, ein falſches Gerücht, die Franzoſen ſeien im Anzuge und Weckhrlin habe die Stadt an ſie verrathen. Noch war die Volksgeſinnung in Deutſchland von der Art, daß man die Franzoſenfreunde und Neuerer[1]) mit Mistrauen und

---

Superintendenten Lang zu Hohenaltheim kennen, und ſchonte ſeit dieſer Zeit die Geiſtlichen, bis dahin das Hauptziel ſeiner unabläſſigen Angriffe, etwas mehr.

[1]) Warum ſind die deutſchen Reformer lieber bei den Franzoſen, als bei Juſtus Möſer in die Schule gegangen? Letzterer war der Träger der wahrhaft volksthümlichen, ſegenſchwangeren Reformgedanken, jene der undeutſchen und volksfeindlichen. Aber der Weg

Haß betrachtete. Es entſtand eine Art Auflauf gegen Weckhrlin und die Behörde fand für gut, ihm Stubenarreſt zu geben und ſeine Brieſſchaften, in denen übrigens, wie gewöhnlich, nichts Bedenkliches gefunden wurde, zu verſiegeln. Aus Gram oder Wuth über dieſen Vorgang ſtarb er am 24. November 1792. Er wurde in der Stille auf fremde Koſten beerdigt.

Weckhrlin war wohlthätig gegen Dürftige, leutſelig, zuvorkommend gegen Fremde und im höchſten Grade freigebig. Dagegen beſaß er auch die reizbarſte Empfindlichkeit und eine Rachſucht ohne Grenzen. Seinem Witze huldigte er unbedingt, und ſelbſt auf Koſten ſeiner Freunde. Dadurch ſchreckte er Viele von ſeinem Umgange ab, und zuweilen mußte ſein Rücken für die Freiheit ſeiner Zunge büßen. Nichts freute ihn mehr, als wenn er ſah, daß es ihm gelungen war, einen Angegriffenen dahin zu bringen, daß er ſich ärgerte. Als einſt ein Schweizercanton ſeine Chronologen verbrennen laſſen wollte, ſchickte er ihm ſeinen Schattenriß zur Vervollſtändigung der Feierlichkeit. — Das ſinnliche Vergnügen war ſein höchſtes Gut und der Wolluſt und dem Weine hatte er viel geopfert. Daher auch eine unheilbare Krankheit, die in den letzten Jahren ſeines Lebens an ſeinem Marke nagte. Alle hitzigen Getränke waren ihm nun verboten und er befolgte das auch in der Regel, konnte ſich aber doch zuweilen nicht enthalten, zu große Becher zu leeren, die ihn dann gewöhnlich in eine Pfütze oder einen Graben warfen, woraus ihn ſeine Magd mit Mühe zog und nach Hauſe

---

Juſtus Möſer's erforderte Kenntniß, Erfahrung, Pflichttreue und Selbſtbeherrſchung und bot der Eitelkeit und Genußſucht keine Ausſichten.

führte. Liederliche Dirnen benutzten ſeinen cyniſchen Leichtſinn, ihn als permanenten Scheinvater ihrer unehelichen Kinder anzugeben, was ihn nur zu Scherzen über die Menge ſeiner Sprößlinge, deren Mütter er meiſtens nie geſehen hatte, beſtimmte[1]).

---

[1]) Supplementband zu Schlichtegroll's Nekrolog (Gotha, 1798), S. 250 ff.

XXII. Johann Friedrich Sillig[1].

Der in Bd. II, S. 385 ff. geſchilderte Johann Gottfried Sillig, weiland Diakonus in Döbeln, hatte zwei Söhne, die ihn überlebten: Paul, welcher Theologie ſtudirt hatte und als Oberrechnungsrath in Dresden ſtarb, und den in der Ueberſchrift genannten Johann Friedrich, geb. in Döbeln am 12. Mai 1773. Von ſeiner früheſten Jugend iſt wenig bekannt; er ſelbſt berührte ſie nur äußerſt ſelten im Geſpräche mit den Seinigen. Er wurde von einem Hauslehrer, Namens Lehmann, zur Univerſität Leipzig vorbereitet, die er ſchon im Alter von 16 Jahren bezog, um, wie ſein älterer Bruder, Theologie zu ſtudiren. Seine Candidatenjahre verlebte er als Hauslehrer theils in Freiberg, wo er gemeinſchaftlich mit ſeinen Zöglingen v. Hartitzſch die Bergakademie beſuchte, theils in Dresden, hier nicht allein pädagogiſch, ſondern bereits auch ſchriftſtelleriſch beſchäftigt. Im Jahre 1801 zum Diakonat in Frankenberg befördert, rückte er nach und nach zum Archidiakonat und Paſtorate ebendaſelbſt und zur Adjunctur der Chemnitzer Ephorie auf. Bald nach ſeiner Anſtellung verehelichte er ſich mit Friederike

---

[1] Nach ſeinen Lebensverhältniſſen und ſeinen Briefen an einen jungen Freund; von dem Letzteren mitgetheilt.

Wilhelmine geborne Wenzel, deren Bekanntſchaft er in Dresden gemacht zu haben ſcheint, einer nach Geiſt und Gemüth vorzüglichen Frau, die ihm am 20. December 1817 durch den Tod entriſſen wurde und zwei Kinder, eine verheirathete Tochter und einen ſeit 1826 in der Schweiz angeſiedelten Sohn, hinterließ. Sie überlebte er nur fünf Jahre, während deren er ſich, ohne zu einer zweiten Ehe zu ſchreiten, der Erziehung ſeiner Kinder widmete.

So iſt dieſes Leben in ſeinen äußern Beziehungen ein höchſt einfaches, deſto reichhaltiger aber und bemerkenswerther in ſeinen innern. Denn Johann Friedrich Sillig war ein ungewöhnlicher Menſch. Bei der Tiefe, Richtung, Fülle und Mannigfaltigkeit ſeiner Kenntniſſe ſchwer in ſeiner Totalität erfaßbar, noch ſchwerer darum, weil, während er der Außenwelt den belebenden Anblick eines heitern Lebensweiſen gewährte, ſein Gemüth von ſchmerzlichen Kämpfen heimgeſucht war, welche, in Verbindung mit wiſſenſchaftlichen, ſeine Kraft überbietenden Forſchungen, ihr Ende erſt mit einer beklagenswerthen Kataſtrophe erreichten. So kann dieſer Mann nur von Denjenigen vollſtändig begriffen und beurtheilt werden, welche in der geheimen Werkſtätte ſeines Geiſtes- und Gemuthslebens geſtanden haben. Jetzt, nachdem an 30 Jahre ſeit ſeinem in Irrſinn beſchloſſenen Leben verfloſſen ſind, mögen nachſtehende Aufzeichnungen dem theilnehmenden Leſer, wo nicht ein ins Einzelne gemaltes Lebensbild, doch, ſoweit die Oeffentlichkeit Anſpruch darauf hat, Aufſchluſſes genug über einen jener nicht allzu ſeltenen Menſchen bieten, welche anſcheinend ſpurlos im Dunkel des Lebens wieder verſchwinden, in erhöhterer Stellung und hellerer Beleuchtung aber eine dauernde Bedeutſamkeit erlangen würden.

Sillig's Wiſſen war ein ausgebreitetes und vielſeitiges, raſtlos ſein Streben, auch das Entlegnere ſich anzueignen, das einmal Gewonnene feſtzuhalten, dieſes Alles harmoniſch in ſich zu verſchmelzen. Auch auf Dasjenige, worin er ſich nicht in gleichem Grade heimiſch wußte, ging er mit Leichtigkeit ein, und ſein combinatoriſches Talent ſetzte ihn in den Stand, ſich an jeder Gattung wiſſenſchaftlichen Geſprächs zu betheiligen. Dadurch, daß ihm faſt aus jedem Wiſſensgebiete treffende Bemerkungen, Gleichniſſe, Bilder, Anſpielungen ungeſucht zuſtoſſen, legte ſich dar, daß dies Alles der wachſende Ertrag einer von früher Jugend auf umſichtig weiſe benutzten Zeit, nicht erſt der Nachwuchs ſeiner Mannesjahre war. Seine Bildung ruhte auf philoſophiſchem und linguiſtiſchem Fundamente. Kant und Fichte waren ſeine Lehrmeiſter geweſen; aber ſeines Geiſtes Richtung mußte ihn mehr noch zu Schelling, dem Naturphiloſophen, hinziehen. Alle Einwendungen gegen deſſen Syſtem oder, wie man es damals kurzweg nannte, Pantheismus beſeitigte er faſt aufbrauſend mit der Erklärung: „Man verſteht ihn nicht. Nur wer die Naturwiſſenſchaft ſtudirt hat, vermag es, ſolch einen Geiſt zu faſſen; wer aber ſtudirt ſie?“ Doch urtheilte er unbefangen über den mislichen Einfluß philoſophiſcher Studien auf die Klarheit der Darſtellung, wenn er u. A. ſchreibt: „Wie ſteif bewegt man ſich bald kantiſch, bald fichtiſch, bald baderiſch und ſchellingiſch redend, wie unklar iſt alles, das auf die Urforſchung (Filoſofie: denn ſo ſchreibt er) zurückgeführt wird!“ Außerdem hatte er ſich mit den Theoſophen, namentlich mit Jakob Böhme und Swedenborg und ihren Schriften befreundet, mehr als befreundet, wie ſein in Dresden 1804 anonym erſchienenes Schriftchen: „Jakob Böhme, ein biographiſcher Verſuch,“ bezeugt, und nicht ſelten floß ſein Mund vom Lobe ihres Ideenreichthums, ihrer Tiefe über, ohne daß ſeine natürliche Nüchternheit ſonſt etwas von myſtiſchen Eindrücken gewahren ließ. Immer merkwürdig in einer Zeit, wo die Bekanntſchaft mit der Myſtik jener Denker wol noch eine Seltenheit war; denn erſt nach Sillig's Tode wurde im Südweſten Deutſchlands die Neigung zu dieſen Studien wieder angefacht.

Ihn tiefer in Schelling's Philoſophie einzuführen, hatte jedenfalls ſein Aufenthalt in Freiberg beigetragen. Hier bot ſich für ſeinen regen Geiſt erwünſchte Gelegenheit zum Studium der Naturwiſſenſchaften, und er benutzte ſie mit Eifer. Es erging ihm, wie Jedem, der einmal vertrauten Umgang mit der Natur gepflogen hat und mit andächtigem Gemüth durch ihre geweihten Hallen gezogen iſt: weder Berufs- noch andere Studien entfremdeten ihn jemals wieder jenen Wiſſenſchaften. Die Bergakademie und ihre Illuſtrationen, und was ſonſt mit ihr und Freiberg zuſammenhing, blieb für ihn ein Gegenſtand von Intereſſe und Bedeutung. Einem Schweizer, der, gleich Sillig, von Freiberg her ein begeiſterter Anhänger Werner's geblieben war, freute er ſich von Zeit zu Zeit über die Zuſtände oder Veränderungen, die nach des großen Mannes Tode an der Akademie eintraten, ausführliche Nachricht zu ertheilen. Auf ſeinen Excurſionen durchs Vaterland richtete er ſein Augenmerk vorzugsweiſe auf Geognoſtiſches und Mineralogiſches. Stand er auf dem Oybin, ſo überraſchte und feſſelte ihn wol die Naturſchönheit der Gegend und ihr Sagenhaftes; aber weit mehr beſchäftigte ihn die Unterſuchung des Geſteins, welches er da vorfand, oder der Pflanzen- und Inſektenwelt, alles deſſen, was der gewöhnliche Wanderer kaum ſieht, geſchweige längerer Beachtung für werth hält. Aehnlich hielt es jener Schweizer, mit welchem ihn die gemeinſchaftliche Erinnerung an Freiberg befreundet hatte: auch er widmete auf ſeinen Ausflügen im Jura und Jorat gewiß jeder reizenden Ausſicht, die ſich plötzlich aufthat, ein entzücktes Oh! aber, während die Begleitenden noch lange im Anſchauen und Genuß verſenkt daſtanden und ihrem Entzücken Worte liehen, wandte er mit ſeinem Stäbchen, das er gleich einer Wünſchelruthe mit ſich trug, Halme und Gräſer um, oder jagte ſummenden Inſekten und Schmetterlingen nach, oder hob zu viertelſtündiger Betrachtung jedes ſeltenere oder eigenthümlich geformte Mineral auf, das er, der Franzoſe, auch jedesmal mit dem in Freiberg erlernten, übrigens auch in franzöſiſchen Wiſſenſchaftswerken eingebürgerten, deutſchen Namen benannte, und wofür er von ſeinen Gefährten ein gleiches Intereſſe forderte, wie für eine großartige Anſicht ferner Alpenhäupter und Seen. So mikroſkopiſche Naturbetrachtung aber war Sillig fremd: dazu war der Kreis ſeines Wiſſens zu weit gezogen, der Gegenſtände ſeines Intereſſes eine zu große Zahl. Das Kleine und Einzelne pflegte er in kurzem unter den allgemeinen Geſichtspunkt zu bringen, und über einem Dutzend foſſiler und mineralogiſcher Raritäten, die er jetzt am Oybin, jetzt um Lohmen entdeckte, vergaß er nicht zu bemerken, daß er hier an der Vorhut, dort am muthmaßlichen Ausgang des ſächſiſchen Sandſteingebirges ſtehe; „denn,“ ſchrieb er recht artig nach der Schweiz, „in der Nähe der Jungfrau würde die Dinte roth werden, wenn hier ſtände: ſächſiſche Schweiz.“

So war Sillig auch, wenn nicht ein eifriger Pflanzenſammler, doch ein kundiger Botaniker. Auf einſamen Spaziergängen, wofern er nicht durch ſeine Lieblingsmeditationen abgezogen war, und in Geſellſchaft Anderer beſchäftigte ihn die umgebende Blumen- und Blütenwelt, er wandelte durch ſie hin wie durch Kreiſe alter Bekannter und hielt Zwiegeſpräch mit ihr. Auch liebte er in der Unterhaltung ſeine Bilder und Vergleiche aus dem Reiche der Gewächſe zu entlehnen, wodurch ſie ein für jugendliche und weibliche Hörer ſehr anziehendes Gepräge von Sinnigkeit erhielt. Daheim pflegte er ſeinen Garten mit eifriger Liebe, und war darin vom Frühling bis Herbſt in ſchönen Nachmittagsſtunden, meiſt im Kreiſe der Seinigen, anzutreffen. An ſternenhellen Abenden überließ er ſich gern der Betrachtung der Geſtirne, und auch die Winterkälte ſcheuchte ihn nicht davon zurück. Große Freude machte es ihm, wenn er dafür empfängliche Gemüther fand, und bei ſeiner anſchaulichen Docentenweiſe war man in kurzem eingebürgerter am Himmelsgewölbe, als mit dem gründlichſten uranographiſchen Wegweiſer in der Hand. Jedoch auch die Sternbilder waren ihm nicht Gegenſtände des Studiums allein, ſondern befreundete überirdiſche Weſen, mit denen er ſich austauſchte, die er in ſeine Ideenkreiſe hereinzog, Mittel der Annäherung zwiſchen Himmel und Erde. „Sie ſind jetzt," ſchreibt er einmal, „der entfernteſte von allen denen, die mir lieb und theuer ſind. Wenn ich nun den Oſiuchus (Ophiuchos) ſüdweſtlich ſtehen ſehe, denke ich mir zuweilen, wie er ſich Ihnen höher am Himmel zeigt; dafür müſſen Sie um dieſelbe Zeit den Polarſtern niedriger ſuchen und die helle Capelle faſt vermiſſen, blickend nach uns her. Spener, der fromme, von Unzähligen gebeten, ſie in ſeine Gebete einzuſchließen, hatte ſich dieſelben nach den Himmelsgegenden gemerkt und vertheilt. Haben wir deren nicht ſo viele, die uns theuer ſind, ſo iſt doch der Blick nach der Himmelsgegend oft eine Veranlaſſung zu traulichem Andenken."

Vor andern doch aber ſtanden ihm die Sprachſtudien, wie er denn im Sprachenlernen die rechte Grundlage aller Schulen erkannte. Seinen Sohn bereitete er ſelbſt im letzten Stadium zur Univerſität vor. „In den Alten," ſchreibt er darüber, „habe ich mit ihm noch manche ſchöne Stunde gelebt. Beſonders hat der herrliche, fromme Antonin mich nicht wenig angezogen, und wenn dann an einem Morgen Paulus und Plato und die hebräiſchen Denker vor mir vorübergegangen waren, ſo erſchien die Spanne Zeit, die uns und ſie trennt, in dem Einklang ewiger Ideen." Alles, was in das Gebiet der Sprachen und Literaturen einſchlägt, zog ſeine Aufmerkſamkeit und Theilnahme auf ſich, auch engliſche und franzöſiſche Literatur, jene nur durch Ueberſetzungen ihm bekannt. Er nennt ſich voll von Bewunderung Walter Scott's; aber nachdem er ſeinem ſchöpferiſchen Geiſte, Leben der Darſtellung und treffendem Witz vollauf des Lobes geſpendet hat, ärgert ihn doch der geſchichtliche Grund, z. B. in Ivanhoe Richard Löwenherz und Johann, in Kenilworth Eliſabeth und Leiceſter [1]. Das ſei zwar immer noch eine Verklärung von Schlenkert, Naubert u. dergl., aber doch eine „Verunreinigung" der Geſchichte fur Leſer, die nun alles an den Namen anheften, was im Romane ſtand. Es ſei ſchon mislich mit geſchichtlichen Trauerſpielen, wie Don Carlos, aber hier höre man doch wenigſtens den Dichter in Einem fort. Anſtatt hier überflüſſige Randgloſſen zu machen, ſei bemerkt, daß er in ſeinen Anforderungen an hiſtoriſche Treue und Naturbeſchreibung ein Rigoriſt war und z. B. Schilderung von Oertlichkeiten, die man nicht betreten, als vag abwies, wobei er an Johannes v. Müller erinnerte, der ja, bevor er an ſeine Schweizergeſchichte gegangen, jeden Stein auf dem Boden der hiſtoriſchen Schweiz umgewendet habe. — Vierzehn Tage vor ſeinem Ende (10. December 1822) ſchreibt er: „Ich habe in dieſen Tagen die Corinna, von Schlegel überſetzt freilich nur, geleſen, mit dem Wunſche, Sie ſollten ſie nicht eher vornehmen, bis Sie den Reiſeplan nach Rom ordnen könnten. Denn ich kalter Menſch bin alt zu dem Wunſche verleitet worden, die ewige Roma auch ſo genießen zu können — Alles Trug! Ich müßte ja auch das ganze Rege, Hochbegeiſterte dieſer ſinnvollen Pariſerin beſitzen.“ Darauf, nach einigen Worten über die Mutter der Stael, dieſen „an Frankreichs Thron verſetzten Brillanten“, berührt er Necker's Cours de morale religieuse und L'importance des opinions religieuses, ſowie die Lettres de Mad. Necker, und ſchließt: „Alles herrliche Schriften edler Menſchen!“

---

[1] Da würde ſein Verwerfungsurtheil freilich auch den neuen, vielgeprieſenen Roman der Holländerin Mlle. Touſſaint „Leycester in Nederland" (Amſterdam, 1850. 4 Bde.) treffen. Ein ähnliches Urtheil fällt auch H. König über A. G. Meißner's hiſtoriſche Romane. „Solche Erzeugniſſe haben die begehrliche deutſche Bildung wenig gefördert und nur den Ernſt der Geſchichte geſchwächt, indem ſie den poetiſchen Geſchmack allzuſehr an das ſtoffliche Intereſſe bedeutungsloſer Wirklichkeit gewöhnten." Deutſches Muſeum 1851, Heft 2, S. 128.

In der vaterländiſchen Literatur war Sillig's Beleſenheit und Bewanderung ungewöhnlich groß, und aus den Claſſikern der Poeſie wie Proſa ſtand ihm, ſeine Unterhaltung zu beleben und zu ſchmücken, eine unberechenbare Zahl der ſchönſten und körnigſten Sentenzen in jedem Augenblicke zu Gebot. Hebel gehörte vor dreißig Jahren im nördlichen Deutſchland noch ſo ziemlich zu den unbekannten, und noch mehr den unverſtandenen Autoren; im Sillig'ſchen Hauſe war er heimiſch und das Alemanniſche verſtändlich. Denn die Abendſtunden daſelbſt waren in der Regel Feierſtunden, die der Hausvater ſeiner Familie und Mittheilungen aus dem Beſten der Literatur widmete. Wer lieſt jetzt Sonnenberg? Oder wie Viele haben ihn geleſen? Das an erſchütternden Scenen reiche Epos Donatoa, wol auch damals nicht von ſehr Vielen gekannt, wurde gleichfalls den Seinigen vorgeführt. Was ſeine Vorleſungen und Geſpräche vorzüglich würzte, war auch ſeine Vertrautheit mit den Lebensverhältniſſen unſerer claſſiſchen Schriftſteller, und die in ſeinem Gedächtniß aufgeſpeicherte Menge pikanter Anekdoten, die er zu gelegener Zeit in die Unterhaltung zu verweben wußte. Auch in ſeinen Briefen ſprach er ſich gern, zuweilen kritiſch ſcharf, über Gegenſtände der deutſchen Literatur aus, wie beiſpielsweiſe über „Meiſters Wanderjahre“, damals eine neue Erſcheinung. Oder er ſtellte anziehende Erörterungen, wie, mit Bezugnahme auf einzelne Geſtändniſſe Goethe's, über das Weſen der Tragödie, das eigentlich tragiſche Moment in einem bürgerlichen Trauerſpiel u. a. an. Oder er erwiederte auf eine briefliche Bemerkung: „Ganz natürlich beſingt der Dichter die Gegenwart ſchlecht. Vergangenheit iſt das Paradies, Zukunft iſt der Himmel, die Gegenwart iſt beſtändig das elende Jammerthal Erde. Jede Hoffnung iſt ſchöner als die ſchönſte Wirklichkeit, und je weiter zurück die Vergangenheit, die unwiederbringlich verlorne ganz vorzüglich, deſto maleriſcher wird ſie ausgeſchmückt, deſto ſchwermuthiger zurückgewünſcht, deſto reuevoller jeder Fehler empfunden, durch welchen ihr Reiz verſchuldet geringer war, als derſelbe geweſen wäre.“ — Streng hielt er auf correctes Sprechen in „guter Geſellſchaft“, und wer ſich zu den „Honoratioren“ zählte, dennoch aber, meißniſch oder berlineriſch, den Accuſativ oder Dativ verwechſelte oder andere Sprachſünden verſchuldete, entging in Sillig's Hauſe nicht leicht gelegentlichen Sarkasmen.

Für junge ſtrebſame Köpfe, die ſich auf dem Felde der Literatur zu verſuchen wünſchten, war Sillig ein vortrefflicher Leiter. Zuerſt verlangte er in Allem Maßhalten, wie es die Alten und nächſt ihnen die Briten ſo verſtändig üben, Zügelung der Einbildungskraft, Abklärung, nach der Correctheit des Gedankens erſt die Correctheit der Form. Er ſelbſt, zum Dichter keineswegs geſchaffen, kannte und erklärte doch ſcharfſinnig die Geſetze, denen der Dichter unterworfen iſt. In der Civiliſation unſeres Jahrhunderts, meinte er, ſchieße der Dichter nicht mehr wild aus dem Naturboden empor, ſondern, wer etwas Tüchtiges hervorbringen wolle, dem dürfe eine gründliche Vorbildung nicht erlaſſen werden. Streng mußten daher auch ſeine Beurtheilungen jugendlicher Verſuche ausfallen, ohne Rückhalt und Beſchönigung, doch aber ſtets ſo überzeugend, ſo belehrend, ſo human, daß er nicht verletzte; er ermuthigte, anſtatt abzuſchrecken. Zu einem ſeiner jungen Freunde, der ſich einen ganzen Winter hindurch des Leſens bei Licht enthalten mußte, kam er einige Male in der Woche, ihm Ludwig Wachler's Geſchichte der deutſchen Nationalliteratur vorzuleſen, und an dieſe Lecture knüpfte ſich eine Fülle von Bemerkungen, wie nur ein ſolcher Mann ſie geben konnte. Wachler's inhaltſchweres Wort, es gebe des Vortrefflichen ſo viel im deutſchen Schriftenthum, daß an Mittelmäßiges nicht gedacht werden dürfe, wenn auch Zeit dazu bliebe, wurde da als Norm feſtgeſetzt. Es verräth aber mehr, als Anderes, Sillig's gediegenen Geſchmack, daß er vor andern das Studium

Leſſing's empfahl, den Nathan, die Hamburger Dramaturgie, Laokoon, die Erziehung des Menſchengeſchlechts. Unbedingt forderte er auch bei jedem literariſchen, namentlich dichteriſchen Unternehmen unausgeſetzte Beſchäftigung mit, Einleben in daſſelbe. Lieber nicht anfangen als Pauſen machen, meinte er. „Mag auch,“ ſchrieb er, „noch ſo ſehr der Plan zu einem längeren Kunſterzeugniß vor der Seele des Schöpfers ſtehen und in treuem Bilde feſtgehalten werden, als aus einem Guſſe wird es nicht entſtanden daſtehn, wenn in großen Zwiſchenräumen die Haupttheile geſchaffen ſind. Wie wenig läßt ſich eine Predigt mit einem ſolchen Werke vergleichen, und doch wie bemerklich iſt es mir, daß ſie etwas ganz anderes geworden, wenn ich ſie an einem Tage vollendet, und wenn ich, oft unterbrochen, einzelne Stücke geliefert habe. Es iſt nicht möglich, daß ich durchaus morgen der bin, der ich heute war. Ich pflege daher, wenn ich durch die Stunden des Tags genöthigt worden abzubrechen, meiſt mitten in einem Satze aufzuhören, um dadurch am leichteſten denſelben Faden fortzuſpinnen. Das denke ich mir bei einem dichteriſchen Werke noch viel ſtärker, je wandelbarer das dichteriſche Gefühl iſt, je abhängiger davon die Leichtigkeit des Versbaues, je ungleichartiger die Bilder, welche ſich im Winter oder Sommer, nach einem Zwiſte mit Menſchen und nach einem im Hintergrunde fortlönenden Ballſaale der Seele zeigen.“

Andere Male gelang es ihm deſto weniger, für ſeine Heterodoxien auf dem ſprachlichen Gebiete Proſelyten zu gewinnen. So hielt er es für eine Verkehrtheit aller Wörterbücher, die ſinnlichen Bedeutungen allemal als die erſten, die abſtracten als die ſpäteren aufzuſtellen. Dies angewendet auf ꝛc. welches (ſagte er, ohne von

Paſſow zu wiſſen) in den Lexicis die Bedeutung 1) Sehne, 2) Nerv, 3) *Kraft hat, glaubte er dagegen,* der dem Deutſchen ſo nah verwandte Grieche habe ſeine Kraft eher gefühlt, als er einen Bogen hatte, und wenn i „gehe und ſei“ heiße, ſo müſſe auch ἴς als Kraft eher gedacht ſein. Auf die ihm gemachten Einwendungen erwiderte er: „Damit haben Sie die ganze gelehrte Welt auf Ihrer Seite. Deſto furchtſamer ſtehe ich allein und muß fallen, wenn ich es nicht nachzuweiſen vermag, daß ſich die Sprache gebildet wie die Welt, nämlich das unendliche Luftmeer nicht aus dem luftaushauchenden Baume und Thiere, ſondern umgekehrt aus dem Luftgeiſte Luft, Waſſer, Kriſtall, Pflanze, Thier, und daß ſie geſchaffen worden ſei künſtleriſch frei zugleich mit der Schrift, und daß ſich die Sagen hiervon über Je-od, Seth, hinaus verlieren bis in die Vedams (Wis-ung).“

Dieſer dunklere Paſſus ſchließt ſich unmittelbar an eine briefliche Expectoration an, welche unverkürzt mitgetheilt werden muß, weil ſie einen Einblick in des merkwürdigen Mannes Geiſtesthätigkeit eröffnet, zugleich ahnen läßt, mit welchem Feuereifer er auf Schlegel's, Bopp's, Burnouf's u. A. Forſchungen auf dem Gebiete des Sanſkrit eingegangen ſein würde, wenn ihm ein längeres Leben mit ſattſamer Geiſteskraft beſchieden geweſen wäre. „Daß Sie,“ ſchreibt er, „dem Teutſchen das Wort reden würden, wie konnte ich das jemals anders denken! Aber wie noch mehr würde ich mich freuen, wenn ich Ihnen könnte meine Anſichten einreden, die ich ſeit unſerer Trennung unverrückt betrachtet und für mich bis zur Gewißheit gebracht habe [1]). Gelingt es mir durch eine Schrift einige Köpfe zu erobern, ſo werde ich glauben, daß meine Anſichten wahr ſind. Ohne dieſen Prufſtein der Beiſtimmung Anderer muß man ſolche Dinge für Täuſchung erklären. Ich meine nämlich Folgendes. Der Menſch iſt Vernunft, denkend und redend, durch Urgemeinſchaft mit der Gottheit, und daher hat er die Sprache nicht vom lieben Vieh gelernt. Die teutſche Sprache aber trägt die Spur des Urerſten in ſich. Denn ſie hat ihre Töne anſchießen laſſen an den reinen Hellton (Vocal), und J E A H O U Y (y, ü), i e a ä (ʒ) o u ü ſind die Urtöne derſelben, welche in den einfachen Wurzeln ihre beharrende Bedeutung behaupten. Dieſe Helltöne bezeichneten im Urzuſtande des Teutſchen ſeine Uranſchauungen Gottes im ſeligen Zuſtande der reinen Kinderwelt des korperlich und alterlich Erwachſenen. I das Einfache, Hohe, Urerſte; daher von J. von jeher, daher ich, di, ig, ihn, in, ni, si alle Zweyungen Perſonen oder zur Perſon erhebend, kurz i Urſeyn, Seyn, Gott, Perſon, perſönlich ſeyend. E Uebergang vom Seyn zum Werden; daher **Bezeichnung** *en* des **Infinitiv**, und **Beugungen** des Zeit- und Hauptworts durch *e*; daher **Bildung** der Hiſilform z. B. ſinken, ſeyend, ſenken, wirkend, und ſo eine große Menge Formen. A erſcheinendes DAſeyn und Leben; H ä Uebergang zu niedern Geſtalten im Raume O; U Herabſteigen zur Tiefe; Ü Rückkehr zur freyen, reinen, hohern Einheit.“

---

[1]) Ein anderes Mal ſchreibt er an denſelben Correſpondenten:

„Einſam ſind Sie doch unter Ihren franzöſiſchen Freunden, der teutſch fühlende Je–od. O! wie hat mich ihre ſchöne Lobpreiſung der angebornen Sprache gefreut! Sie preiſen ſie blos aus Vergleichung mit andern und werden dabei begeiſtert warm. Urtheilen Sie, wie warm ich ſein müſſe nach meinen eigenthümlichen Anſichten, möchten dieſe auch noch Vielen als Wahn erſcheinen.“

Es mag ſchon hier geſagt ſein, daß die Vertieſung
dieſe Gattung von Unterſuchungen, das Sichverlieren
eine unwirthbare Region, worin er die Wurzeln
eut's, wie des Hermes μάλ. mit Gewißheit aufzu-
nden vermeinte, es war, was ſein geiſtig Theil trübte,
erwirrte, aufrieb, was ſeinen Lebensfaden kürzte. Die-
s dennoch erſt im Zuſammenhang mit einem zweiten
gens, deſſen ſpäterhin gedacht werden muß. Wie man
nmer obigen Auszug aus, wie er ſelbſt bemerkt, ſechs-
nddreißig Bogen beurtheilen mag, tritt doch aus ihm
es Mannes glühend patriotiſche Schwärmerei für das
oſtbarſte Gemeingut der deutſchen Nation, ihre Sprache,
ervor. Darum hatte er auch Chriſtian Heinrich Wol-
e's (ſtarb 1825) „Anleit zur deutschen Geſamtſprache"
ründlich ſtudirt und empfahl dieſes Werk manniglich,
hwer beklagend, dabei wol auch an ſein eignes Loos
enkend, daß ſo tieſe, patriotiſche Forſchungen nutzlos
ür die Geſammtheit bleiben ſollten. Denn, wie ſchon
nehrmals geſagt, was fernab von hundert Andrer Ge-
chtskreiſe lag, das hatte für Sillig's Wißbegier Anzie-
ungskraft. So vernahm er auch mit Beifall von des
nehrgedachten Schweizers Vorliebe für Unterricht ver-
nittelſt Tabellen, und machte ihn aufmerkſam auf eines
lten Freundes, deſſen feine und gründliche Gelehrſam-
eit er oftmals rühmte, auf Semler's „Verſuch über die
ombinatoriſche Methode: ein Beitrag zur angewandten
ogik und allgemeinen Methodik" (Dresden, 2. Aufl.
822). Desgleichen freute ihn, als einen urſprünglichen
antianer, daß auch Jener in ſeinem neuen Unterrichts-
yſtem jede Kategorie trichotomiſch darſtellte: ihm, Sillig,
oar dies etwas Natürliches geworden, ihm, wie er ſich
usdrückte, lag das Dreitheilige in der tiefſten Tieſe der
Weſen, und wenn der Schweizer z. B. alles Irdiſch-

ſinnliche unter Sujet, Objet und Moyen begriff, oder den Menſchen in dreifacher Beziehung dachte, ſo rechtfertigte Sillig letzteres durch den Gebrauch der Alten, der Griechen wie der Bibel, die da ſagen: Geiſt, Seele, Leib.

Gewiſſermaßen hängt das Vorſtehende zuſammen mit Sillig's Anſichten von Erziehung und Bildung. Daß Alles, was ſich auf Volks-, Gelehrten-, Weltbürger-, Menſchenerziehung bezog, für ihn ein Gegenſtand höchſter Bedeutung war, braucht kaum hervorgehoben zu werden. Nichts dürfte ihn in dieſer Hinſicht beſſer charakteriſiren, als folgende längere Stelle eines ſeiner Briefe. „Die Sinnlichkeit ſehe ich, und vermuthlich viel ſchärfere Denker als ich bin, an für das Weſentliche im endlichen Vernunftgeiſte. Denn ſie iſt das Vermögen, die unendliche Mannigfaltigkeit der gegenüberſtehenden Welt aufzufaſſen. Und daher ſollte alle unſere Erziehung des jungen Geſchlechts und alle unſere Selbſtbildung bis zum 25, 30. Jahre nur darauf gehen, die Sinnlichkeit zu bilden. Die wenigſten Menſchen können ſehen und hören, wie ſie ſollten. Denn zum Sehen rechne ich: das ſcharfe, beſtimmte, treue Auffaſſen aller Lichtgeſtaltung, und folglich auch die höchſte Kraft des Malers, Bildners, Bau- und Gartenmeiſters; zum Hören nicht nur den unendlichen Reichthum im Wechſel der Töne, ſondern auch der Sprachen. Darum bleibt Sprachenlernen mit Recht die Grundlage aller Schulen. Daher haben Baſedow und Peſtalozzi Recht, wenn ſie ſie redend gelernt wiſſen wollten. Daraus geht hervor, warum der Genius auch wenigſtens von einer Seite ein unmeßbares Aufnehmvermögen hat: Sinn für die ganze ſichtbare Schöpfung, Lebendigkeit aller jemals gehabten Eindrücke, und dadurch nachher ſpäter Reichthum der innern Bilder; dann Fähigkeit zu Tonkunſt, Geſang und Dichtung, und Leichtigkeit, die Sprachen vieler Völker zu erfaſſen, wie Sie alles in Goethe finden. — Wann wir nun recht ſehen gelernt haben, ſo können wir die Werke der Natur und der im Lichte bildenden Künſte genießen, und ſpäterhin geben wir uns denn auch Gedanken mittels dieſes Genuſſes; und haben wir auch recht hören gelernt, dann ſteht der Geiſt aller vergangenen Menſchen vor uns in Werken der Kunſt und der Geſchichte. Dabei könnte der Menſch ganz bequem zwanzig Jahre alt geworden ſein, und hätte blos handelnd im Spiele, im Handwerk, im häuslichen Rechtskreiſe denken gelernt, und könnte nun ſich ſelbſt fragen: Wer bin ich? was ſoll ich, was will und darf ich, was kann ich leiſten? Und das war wirklich die Erziehung der Alten. Vielleicht ſind die Griechen ſo glücklich, unſern Misgriffen in unſerem Erziehungsweſen zu entgehen, wenn ſie als freies, kräftiges, im Kriege dem Handel entwöhntes Volk daſtehen werden."

Die Stelle bleibe hingeſtellt ohne Kritik und Commentar, deſſen ſie bei nicht durchgängiger Klarheit benöthigt ſcheinen kann, als lückenvoller Erguß der Feder. Mag ſtatt deſſen — ihr Schluß berechtigt einigermaßen dazu — Sillig's politiſches Glaubensbekenntniß hiernächſt einen Platz finden. Der griechiſche Freiheitskampf war das große Thema der damaligen Zeit. Wie betheiligte Sillig ſich an ihm? Einmal erklärte er auf die ſummariſche Inhaltsmittheilung eines Aufſatzes, den ſein Correſpondent in der Begeiſterung für Hellas wiederauflebende Sache geſchrieben hatte, Folgendes: „Wenn ich den Verfaſſer nicht kennte, würde ich ſprechen: Junger Weltbürger, ſei auch gerecht gegen Fürſten und verſetze dich mit Klarheit in ihre Lage. Nach Gefühlen ſoll wol ein König, der König in der Idee, niemals handeln, nämlich nach ihnen allein. In der Griechenſache ſollten die Fürſten, oder hätte ich als Furſt, als Alexander, Franz, Ludwig, Georg ſchwerlich mehr gethan als gedroht, gebeten, gewarnt, kurz hingehalten, und höchſtens ein Auge zugemacht, wenn die Gefühle, der Eigennutz, die Weltanſicht der Einzelnen die Griechen gefördert hätte mit Geld, mit Waffen, mit Verſtand. Menſchen müſſen bei ſolchen Aufregungen allemal bluten; aber aus Griechenblut allein kann der alte Griechengeiſt erſtehen; darum ſoll Ruſſen- und Ungarnblut nicht fließen. Skio jammert zum Segen des ganzen Volks. Wenn 100,000 Ruſſen und Ungarn an Peſt und Wunden geſtorben wären, hätten ebenſo viele Mütter auch geweint, ohne Segen und Nutzen für die Griechen. Moſes ließ in der Wüſte das alte Volk abſterben, die Griechen müßten durch 30 und 40jährigen Krieg ihres elenden Knechtſinnes entledigt werden.“ Im Weiteren überläßt er ſich ſanguiniſchen Hoffnungen auf den Fall des Islam in Europas Oſten und die Wiedererſtehung Griechenlands; dieſer Phönix, „der einſt dem ruſſiſchen Adler werde die Klauen brechen helfen, wenn er Deutſchland nehmen und die Knute auch über Sachſen ſchwingen wolle.“ — Ein andermal ſchreibt er: „Sie ſind dem groſſen Schauplatze Verona jetzt näher als wir. Welche Frucht wird von da aufgehen? Möge ein Geiſt Gottes über dieſe Menſchen kommen, welche ſo ganz ungeiſtlich, unfrei, unklar denken und ganz in ihren Leidenſchaften befangen ſind. Denn handeln ſie ſo fort, wie es jetzt ſcheint, ſo beſchlieſſen ſie theils Krieg gegen Spanien, und dann Wehe der abermals furchtbar aufgeregten Menſchheit, theils legen ſie noch mehr Feſſeln an jeden freien Gedanken, jedes freie Wort. Nicht unwahrſcheinich wird dann der Freimaurerorden in ganz Europa vernichtet, wie in Rußland, und dadurch der allgemeine Geiſt der Unzufriedenheit gegen das Thun und Treiben der Mächtigen auch in die oberſten und gebildetſten Stände gebracht, wie der Gelddruck, die Handelslähmung, die Waarenſperre, das Zollweſen, der Poſtzwang alle niederen empört. So ſind wir noch lange nicht an einem Zeitpunkte, wo das Gute in der Politik die Oberhand gewinnt. Und die Griechen? O der heilloſen Politik, die nicht einmal den freien Menſchen kämpfen laſſen will gegen Vernichtung aller Menſchenrechte! Doch bin ich immer noch der Meinung: mit Heeren zu Hilfe ziehend kann Europa nicht helfen u. ſ. w."

Im Rückblick auf Damals gewahren wir indeß noch Kämpfe andrer, nicht politiſcher Art, woran Sillig gleichfalls ſeinen Antheil nahm und von Berufswegen Antheil nehmen mußte. Es waren dies die kirchlichen und theologiſchen Händel der Zeit, deren Betrachtung zugleich, wie man längſt erwarten durfte, zu derjenigen von Sillig's amtlicher Wirkſamkeit führen muß. Iſt er im Bisherigen einzig als Gelehrter, als Forſcher, als eine Gattung Polyhiſtor und in mancherlei Zeit- und Lebensbeziehungen geſchildert worden, ſo gebührt ſich um ſo mehr, ihn nun auch als den, der er nach Stand und Lebensberuf war, als Theologen, Pfarrer, Seelſorger und, weil ſich vom Geiſtlichen der Menſch nicht füglich trennen läßt, nochmals als Menſchen ins Auge zu faſſen. Unerörtert mag indeß bleiben, ob er in ſeiner theologiſchen Anſicht Supranaturaliſt oder Rationaliſt war. Vielleicht keins von beiden ohne Clauſeln; ein eifriger Proteſtant aber war er ſonder Zweifel.

Als er nach Oſtern 1822 ſeinen Sohn gen Leipzig geleitete und da zum erſtenmal nach 25 Jahren wieder die Univerſitätsſtadt betrat, feierte er nicht nur im ſchönſten Mai das Andenken an die alten Zeiten und ſprach im Anſchaun von Müller's Schöpfungen zu ſich ſelbſt: „Thue nur im Glauben das Gute, ſtelle das Schöne dar; die Mitwelt höhnt dich vielleicht, aber die Nachwelt ſegnet dich und nennt deinen Namen mit Ruhm," — ſondern äußerte ſich auch mit großer Befriedigung über Krug als Docenten, über Wolf's, Tzſchirner's, Tittmann's Kanzelvorträge. Dieſe Drei in Einen verſchmolzen, meinte er, müßten einen großen Redner geben. Tzſchirner'n glaubte er zwar das Gefühlvolle, das ganze Leben Ergreifende, auch wol das herauszuhebende Chriſtliche abſprechen zu müſſen. Aber in andrer Beziehung war Tzſchirner ganz der Mann ſeines Herzens; denn, wie dieſer, glühte Sillig für Luther's Werk und war nächſtdem allem Pietismus grundſätzlich abhold. Recht ungünſtig fällt daher ſein Urtheil über das „ſteife Frommthun" der Herrnhuter aus, deren Gemeinde er im Lauf deſſelben Sommers beſucht hatte, und das unter den ſtrengen Formen eines altväteriſchen Anzugs einherwandelnde weibliche Geſchlecht erinnert ihn nur zu ſehr an den Mangel chriſtlicher Freiheit, der das Ganze drücke. Es war damals Tzſchirner's „Katholicismus und Proteſtantismus in politiſcher Hinſicht betrachtet" erſchienen. „Herrliche, kräftige Worte," ſchreibt er darüber, „werden Sie finden. Er richtet ſie an die Fürſten und die Welt. Ihre Zuſchrift fand mich an den letzten Zeilen eines Flugblattes, das ich in die Welt ſenden will[1]. Uns bewegt das immer anmaßender werdende Umſichgreifen des Papſtchriſtenthums. Ich habe die evangeliſchen Pfarrer gefragt, ob es wieder zeitgemäße Pflicht ſei, den Gegenſatz zwiſchen evangeliſcher Wahrheit und Papſtchriſtenthum in dem Volksunterrichte kräftig hervorzuheben, veranlaßt dadurch, daß hieſige Papſtchriſten (ich möchte Kath-ol gern abſchaffen helfen und auf unſere Kirche übergetragen «evangeliſch-katholiſch» eingeführt ſehen, Kath-All, mit gutem Rechte, weil wir uns auf die ewigen Ideen des Sohnes Gottes ſtützen) mich mit Verklagen bedrohen, weil ich an einem Marientage gepredigt, daß die göttliche Verehrung Mariens ein Ueberreſt des Heidenthums im Chriſtenthume ſei." — In einem folgenden Briefe erzählt er noch Weiteres über Tzſchirner's und Krug's energiſche Demonſtrationen gegen das Proſelytenmacherweſen und den nie raſtenden Ultramontanismus, namentlich von des Letztern Schrift über die Bekehrung des Herzogs von Sachſen-Zeitz a. 1728.

---

[1] Iſt ſchwerlich im Druck erſchienen, wenn nicht in irgend einer Zeitſchrift aufgenommen.

So auch äußerte er ſich mit Entrüſtung über die religiöſen Wirren in der Schweiz und den „abſcheulichen Unfug der engliſchen Methodiſten". Der Methodismus hatte zu Anfang der 20er Jahre dort bereits mächtig um ſich gegriffen, und rief im Jahre 1824 Seitens einiger Cantonsregierungen ſehr ſtrenge, aber unkluge und darum fruchtloſe Maßregeln hervor. „Das Schnupfenfieber der Zeit," ſchreibt Sillig, „iſt eine anſteckende Krankheit, wie das gelbe Fieber, das nicht eher weicht, bis alles Anſteckbare ergriffen und begraben iſt, und hat Unzählige unſerer Zeitgenoſſen ergriffen. An ſchnelle Heilung iſt nicht zu denken." Ein Verſuch zur Heilung war indeß mit einem jungen, ſonſt lebensfrohen Mädchen angeſtellt worden: man hatte es in den Strudel der Zerſtreuung zu ſtürzen gewagt, um die Eindrücke zu verwiſchen, welche eine zu ſtarke Anregung eines Myſtikers in ihm hervorgebracht hatte. Sillig's Votum hierüber war: „Schwer bleibt die Grenzlinie zu ziehen zwiſchen der ängſtlichen, zagenden, Lebensluſt tödtenden Gewiſſensverſtimmung und der echten Gewiſſenhaftigkeit und dem hohen Ernſte des Lebens; ſchwer mag der Uebergang aus jener zu dieſem Beſſeren ſein; leichter mag es ſein, die wahre Haltung des Geiſtes zu gewinnen ohne vorhergehende Ueberreizung und verkehrte Ueberſpannung. Dennoch würde ich die junge Schwärmerin nicht durch einen ſolchen Sprung aus der trüben Glut in die helle Kälte getrieben haben, wenigſtens nach dem beginnenden Verlöſchen der myſtiſchen Irrlichter alsbald die klare Fackel des echten, heilig ernſten Chriſtenthums vorgehalten haben." — Nebenbei ertheilt er Auftrag, nach den Waldenſern in den Thälern und Bergen Piemonts Nachforſchungen anzuſtellen.

Schon aus dem Eifer, welchen Sillig für die Würde, Reinerhaltung, äußere Stellung ſeiner Kirche ohne Scheu vor Polemik bethätigte, mag erſehen werden, in wie ausgedehnter Weiſe er ſeine eigentliche Berufsaufgabe verſtand und faßte. Nicht minder groß war die Thätigkeit, die er innerhalb der ihm geſteckten Grenzen entwickelte. Schon während ſeiner Candidatenjahre, wo dies nicht eine Prolepſis iſt, hatte er es bei Einführung des neuen Dresdner Geſangbuchs auch ſeiner Seits an warmen Empfehlungen nicht fehlen laſſen. Wenigſtens fällt in ſein erſtes Amtsjahr (1801) die Herausgabe folgender zwei Schriften: „Katechiſationen über religiöſe Geſänge" (Freiberg) und „Urſachen der chriſtlichen Freude über Verbeſſerungen in der öffentlichen Gottesverehrung und über Einführung eines beſſeren Geſangbuchs" (Chemnitz). Aus ſeiner Feder kam auch: „Der kleine Katechismus des Chriſtenthums, zum Auswendiglernen. Mit einer Vorrede von Ammon" (Leipzig 1816). Dieſem Werklein vorangingen ſeine „Gebete und Andachten auf alle Tage, Zeiten und Feſte des Jahres" (Leipzig 1815), die vom Publikum mit nicht geringem Beifall aufgenommen wurden. Ueber ein Erbauungsbuch ſich kritiſch und nach ſeiner Subjectivität auszulaſſen, iſt im Allgemeinen ein misliches Unternehmen, und rathſam hier, wenn irgendwo, jedem Gewiſſen ſeine freie Ueberzeugung zu gönnen. Die Hauptſache iſt, daß es, wenn nicht Alle, doch Viele erbaut; zur Erbauung aber fordern die Einen, zwar nicht andre Speiſe, doch weit andre Zubereitung, als die Andern, Beide mit vollkommenſter Berechtigung. Sillig ſelbſt ſprach ſich über den klaren, frommen Sinn der „Stunden der Andacht" ſehr beifällig aus, und theilte hierin die Ueberzeugung ſeiner Zeit, deren wiedererwachtes religiöſes Bedürfniß ſie in erfreulicher Weiſe befriedigten. Und dieſer chriſtlich fromme Sinn, einfach, wie das Gebet, warm, wie das Herz verlangt, webt unverkennbar auch aus ſeinen eignen Erhebungen zu Gott.

Seine Predigten pflegte er am Vorabende ſeiner Gattin und, weil ihm dieſe Gewohnheit zum Bedürfniß geworden war, auch nach deren Tode ſeiner Tochter und dem weiblichen Kreiſe, den er in ſeinem Hauſe um ſich verſammelt hatte, vorzuleſen. Sie waren ſtets durchdacht und gehaltvoll, und der gebildete Zuhörer konnte nicht anders als befriedigt ſein von dem Schlagenden, Eindringlichen, oft Ueberraſchenden ſeiner Gedanken, ſeiner Rede. So, wenn er an einem Johannisfeſte predigte, daß jedes Menſchenleben ſeinen Johannistag (den Wendepunkt des Jahres und des Lebens) habe, und dieſes Thema glänzend durchführte. Dennoch fehlte ſeinen Kanzelvorträgen in der Regel die erweckliche und erquickliche Wärme, für die große Menge das Zündende, das wahrhaft Erbauende, um nicht zu ſagen: das pectus quod facit disertum. Nicht lag dieſes aber am Mangel redneriſcher Fülle: denn nichts weniger als trocken und rein auf den Verſtand berechnet waren ſeine Predigten, ſondern wol an einer gewiſſen docirenden Kühle, womit ſie vorgetragen wurden; denn Sillig, im Umgang und Geſpräch lebendig, beweglich, erſchien auf der Kanzel kaum mehr als derſelbe. Wer ihn ſonſt als gründlich gebildeten Mann kannte und jetzt als Kanzelredner beobachtete, konnte leicht zu der Anſicht kommen, er ſei nach Individualität, Bildungsgang, Vielſeitigkeit der Bildung und des Strebens geeigneter zum Mann der Wiſſenſchaft als zum Hirten einer Pfarrgemeinde.

Ein Wort bei dieſer Gelegenheit, oder vielmehr ein Beiſpiel von der Strenge ſeiner moraliſchen Grundſätze, denen, wie man wol bemerkt, Kant und Fichte ihren Stempel aufgedrückt hatten. Es war zu einer Differenz im Urtheil über die Nothlüge gekommen. Er ſchreibt darüber: „Sie ſetzen mit warmen Gefühlen für Freundſchaft die Pflicht der Treue gegen den Freund der Wahrheitspflicht voran, ganz recht behauptend, es gebe keinen Pflichtſtreit, weil in jedem Augenblick des Daſeins der endliche Vernunftgeiſt nur Eins zu üben habe. Ich dagegen entſchuldige die Nothlüge mit der menſchlichen Schwachheit, Unbehilflichkeit, Muthloſigkeit; rechtfertigen kann ich ſie nie. Ich glaube, daß ich in zehn Fällen vor Befangenheit und Unfreiheit ſelbſt lügen werde, aber ich weiß auch, daß ich mich nachher deshalb verdamme oder beweine.“

Der prieſterliche Stand, ſoll er nicht zum Levitenthum werden, erheiſcht ein demüthig Herz, ein kindlich Unterordnen des Individuums unter die Gebote eines heiligen Berufs, ohne Ausnahme auch bei denen, die ſich ihres ſittlichen Werthes, ihrer geiſtigen Höhe bewußt ſind. Daß chriſtliche Demuth rara avis unter den geiſtlichen Standesgenoſſen iſt, würde keine Entſchuldigung für Sillig ſein, wenn ſie auch ihm gemangelt hätte. Und doch, wenn man tiefer in ſein Gemüth blicken durfte, fand man ſie dort wohnen, wahrlich nicht zur Miethe, ſondern da zu Haus, eben weil Sillig kein Miethling ſeines Amtes, ſondern ein von deſſen Weſen und Inhalt durchdrungener Geiſtlicher war. Aber nicht gerade Viele trauten ihm demüthigen Sinn zu; ſchon ſeine natürliche Erregbarkeit ließ die Form derſelben nicht aufkommen. Ohne ſeine geiſtige Ueberlegenheit irgendwem fühlbar machen zu wollen, kam er doch durch ſeine Stellung vielfach in Verhältniſſe, wo ihm der irdiſche unberechtigte Hochmuth gegenüberſtand, und ſolchem Hochmuth Conceſſionen zu machen, vielleicht gar zu liebäugeln mit den vulgo Optimaten, was nichts anders iſt als eine Verleugnung ſeines beſſern Selbſt, dazu war Sillig der Mann nicht. Oft mochte auch ſein Amtseifer ihm den Anſchein von Rechthaberei geben, ihn ſelbſt mit ſeinen Collegen, zweien Ehrenmännern, entzweien. In einem 1817 herausgegebenen Schriftchen: „Bericht über die Wunderärztin J. D. Humizſch in Schönborn,“ rügte er nicht nur ein öffentliches Scandal, ſondern verletzte und entfremdete ſich auch einen ſehr achtbaren Amtsgenoſſen in der Nachbarſchaft, deſſen Namen er darin bloßſtellte 1)). Dieſe Selbſtvergeſſenheit hat er ſpäter ſchwer bereut. Ueberhaupt, wenn er, der ſonſt Humane,

---

1) Eine im nämlichen Jahre von ihm in Leipzig erſchienene Schrift ſei hier der Vollſtändigkeit halber nachgetragen: „Sammlung derjenigen lateiniſchen Wörter, welche urſprünglich mit gleichbedeutenden deutſchen verwandt ſind, oder ſchon längſt das deutſche Bürgerrecht haben.“

durch Hitze, herriſches Weſen, Ungeduld oder ſonſt wie Jemanden gekränkt hatte, konnte man verſichert ſein, daß er auf ſeinem Kämmerlein, in ſeinem Sorgenſtuhl, unmittelbar nachher Abrechnung mit ſich hielt und, auch dann ſich nicht entſchuldigend, wo er ſich im Rechte wußte, jedes ungeſtüme Wort ſchnell erkannte und bereute, das über das Gehege der Lippen geſchlüpft war, darum bereute, weil ſolch ein Wort ſeiner Ueberzeugung von geiſtlicher Würde widerſprach. Freilich mußte er dabei erfahren und ertragen, daß hinter der ſo Manchen abſtoßenden Form blöden oder voreingenommenen Augen ſein edlerer Kern verborgen blieb, wiewol ihm, dem ſo viel gute Menſchen anerkennend, hochachtend, liebend angehörten, lange nicht das Schlimme widerfuhr, was andre edle Menſchen erdulden müſſen, denen einſam und verlaſſen unter gemeinem Zudrang zu ſtehen und nur in Verhüllung ſich zu zeigen beſchieden iſt.

Wo viel Licht, muß auch ein angemeſſen Theil Schatten ſein. Nicht ohne Schatten ſteigt in der Erinnerung Sillig's Bild vor uns wieder auf. Betrachten wir daſſelbe noch von einer ſeiner lichten Seiten, bevor wir zum entſcheidenden Momente übergehen. Wie empfänglich er für Freundſchaft war, und wie dankbar für jede ihrer Aeußerungen, geht ſattſam aus den obigen Mittheilungen hervor. Und wie viele ſinnige, zarte, rührende Stellen, worin er die ſeinige ausſpricht, enthält nicht ſein übriger Briefwechſel! Aber wer von allen denen, die ihn gekannt und verſtanden, würde ihm nicht eben daſſelbe bezeugen! Und deren zog ſein reichhaltiges Wiſſen, ſeine geſchmackvolle Bildung, ſeine Geſelligkeit und Gaſtfreundſchaft Viele zu ihm hin: Amtsbrüder und Geſchäftsmänner, Fremde und Anverwandte, Alt wie Jung, Frauen wie Männer. Für junge Mädchen, welche der Umgang mit ſeiner ſchön heranblühenden Tochter häufig dahin führte, war das Pfarrhaus in Frankenberg eine Muſterſchule feiner Bildung. Und doch beſaß Sillig in ſeinem Aeußern keineswegs etwas Feſſelndes, Dämoniſches, Herzgewinnendes, nicht einmal durch ſeine Unterhaltung Jedermann und ſofort Befriedigendes. Vorherrſchte darin der Verſtand mit einer obligaten Zugabe von Phantaſie, während die Wärme des Gefühles weder aus ſeinen Blicken leuchtete, noch ſich über ſeine Lippen ergoß. Wie man ihm nicht leicht Demuth zutraute, ſo ahnete man bei nur flüchtigem Verkehr auch nicht, wie wohlwollend ſein Herz war, und wie zart es fühlte. Faſt ſcheint es — aber vielleicht wird nicht Jeder dieſes unterſchreiben —, daß es bei ihm des Mediums der Feder bedurfte, um ſein Innerſtes zu ergießen und ſich im wohlthuendſten Lichte darzuſtellen.

Wie ihn noch kurz vor ſeinem Ende über dem Leſen der Corinna die Sehnſucht nach Italien ergriff, iſt oben angemerkt worden. Vier Monate früher empfahl er ſeinem Correſpondenten, der ſich allgemach zum Aufbruch dahin anſchickte, angelegentlich zum Vorſtudium das Buch der Lady Morgan über Italien[1] und fuhr dann fort: „Was ſagen Sie dazu: des Dittersbachers Schulmeiſters Sohn, Berthold, ein Maler, iſt von hier aus mit 26 Thalern bis Rom gekommen. Wahrſcheinlich hat ihm zuweilen ſeine Guitarre freie Zehrung bereitet.“ So war es auch. Aber im zweitfolgenden Lenz, als

---

[1] Daſſelbe Buch, welches zuerſt die ergötzliche Geſchichte von dem in einem Bronzeſchrein im Schiff der Peterskirche aufbewahrten „Stuhl St. Petri“ erzählte, worauf Champollion in kufiſchen Schriftzügen die arabiſche Formel ermittelte: Gott iſt Gott und Muhamed ſein Prophet.

Sillig längſt ſchon den Grabesſchlummer ſchlief, war auch der junge Maler, deſſen Vorhaben er mit Rath und That gefördert hatte, nicht mehr unter den Lebenden. Wol hatte ers bis zur ewigen Roma gebracht, jedoch ohne ihrer froh zu werden. Mühſame Arbeit von früh bis ſpät, die er, des römiſchen Klima ungewohnt, ſich trotz aller Warnungen ſeiner Landsleute zumuthete, um ſeinen Lebensunterhalt zu erſchwingen, hatte ihn ſchon nach dem erſten Winter ins Grab geſtürzt. Auf dem Begräbnißplatz der Proteſtanten vor der Pyramide des Ceſtius entdeckte Sillig's Freund zu ſeiner nicht geringen Ueberraſchung einen Denkſtein mit der Inſchrift: „Berthold aus Sachſen.“ Darunter ſchlummerte der Frühverblühte, nachdem er ſein gelobtes Land kaum erſt betreten.

Wir kommen jetzt in Zeichnung dieſes Lebens zu dem bedeutſamen Abſchnitt, der den Schleier über Sillig's Innerſtes vollends lüften, frühere Andeutungen ergänzen, ſelbſt auch ſeine letzten Lebenskämpfe erklärlicher machen wird. Seine eignen brieflichen Geſtändniſſe laſſen hierüber keinen Zweifel. Dasjenige, worin ſeine menſchlichen Beſtrebungen ſich concentrirten, war das brennende Verlangen, etwas Ruhmwürdiges zu ſchaffen, was ſeines Namens Gedächtniß auf die Nachwelt brächte, ein Etwas, „des Schweißes der Edeln werth.“ Mag der Phlegmatikus ein ſolches Verlangen unmäßigen Ehrgeiz ſchelten, an Sillig bleibt es ſo ſehr ein menſchlich gerechtfertigter Anſpruch als, bei der Leidenſchaftlichkeit, womit er ſeinem Ziel zuſtrebte, eine tief beklagenswerthe Flamme, die ihn zuletzt ſelbſt zerſtörte. Er theilte dies Verlangen mit Tauſenden der Beſten. Nicht einmal der Rigoriſt würde das Recht zum Tadel haben, als Bedingung des Gelingens jedes großen Werks vorerſt das

Abthun, wenn dies irgend möglich, aller menſchlichen Eigenſucht ſetzend. War doch Sillig ſelbſt Rigoriſt genug, und ſeine Geiſteslampe nährte er fortwährend mit dem Oel des Glaubens, der chriſtlichen Hoffnung oder Ergebung. In Momenten der Unzufriedenheit mit ſich ſelbſt erklärte er: mit dreißig Lebensjahren habe er gehofft, endlich werde doch mit wachſendem Alter dieſer Geiſt der Unruhe in ihm fein ſtille werden und ſich bändigen laſſen; nun er ein Funfziger ſei, fühle er ihn ſchier noch mächtiger in ſich toben, als ehedem, und dies entmuthige ihn oft. Wir laſſen ihn im Folgenden ſelbſt ſprechen, mit denjenigen Verkürzungen, welche die ihm ſchuldige Rückſicht uns auferlegt.

„Ich habe geglüht in dem Wunſche, nicht ſpurlos von der Erde zu verſchwinden und etwas zu thun, was mit würdiger Dauer auch den Namen (das liebe Ich) auf die Nachwelt brächte. — Oft floh mich der nächtliche Schlaf, und mit fixer Idee ſtarrte ich auf das Eine hin und dachte mich berufen zu einem Hohen. Und eine That mußte es ſein; denn Schreiben iſt weiter nichts als lautes Denken. — In dieſem Zuſtande von krankhafter Ueberſpannung entſtanden die Blätter, welche Ihnen vielleicht unter der Aufſchrift: «Der Bund der Religioſen», einmal zu Geſicht gekommen ſind.“ — Dieſe Blätter ſind gedruckt, doch nicht in den Buchhandel gekommen. Wir haben ſie vor langen Jahren wirklich geleſen. Sie enthielten die Grundzüge oder Glaubensartikel eines, unſeres Wiſſens um das Jahr 1808 von Sillig geſtifteten, ſeparatiſtiſchen Vereins, an welchen ſich aus ſeiner Gemeinde eine kleine Anzahl ihm Ergebener anſchloß, zum Zweck gemeinſchaftlicher Privaterbauung und Kräftigung des religiöſen Lebens. Es war ein Kirchlein in der Kirche, und der Zweck deſſelben ja doch kein andrer als derjenige der großen evangeliſchen Kirche, von deren Grundlehren Sillig übrigens in keinem Stück abwich. Von dieſem Geſichtspunkt aus betrachtete man auch von Oben her den Bund der Religioſen. Reinhard, der Sillig kannte und ſchätzte, mahnte ihn zu mehreren Malen ab und, als Sillig ſich nicht ſofort bequemte, ſchrieb er ihm ein letztes Mal als „Freund“, mit der Erinnerung, daß er im ferneren Weigerungsfall als Kirchenrath einſchreiten, ſeinen factiſchen Separatismus aber durchaus nicht dulden würde. Worauf die Sache einſchlummerte.

Sillig fährt nach dem Obigen alſo fort: „Ich büßte meinen Wahn und kam nun erſt zu der klaren Ueberzeugung: Keine inwohnende Kraft allein kann einen Menſchen, den Einzelnen, den Tropfen im Meere, den Augenblick in der Zeit, zu einem weltgeſchichtlichen machen. Die Zeitumſtände, die Schickſalsverhältniſſe müſſen wundervoll zuſammentreffen mit der Kraft. Es hat ganz gewiß Menſchen gegeben von der Kraft Luther's und Napoleon's, mit den Gedanken eines Kopernikus, Colombo, ich will bis zum Aeußerſten ſteigen, mit dem idealen Streben des Einzigen aus Nazareth. Als die Zeit erfüllet war — muß es allemal heißen — ſonſt greift nichts Ideelles in die Wirklichkeit dauernd und ſchaffend ein, nämlich ſo, daß der Einzelne dabei erſcheint. Der Mehrheit iſt das Mindere, der Wahrheit nach eben ſo Schöne beſchieden: unberühmt an dem heiligen Baue Gottes miterbaut zu ſein, erbaut zu haben. Denn alles Gute iſt ewig, und kein wahrer, guter, echter Gedanke, der auch nur eine im kleinen Hauſe eine Stunde wirkende That erzeugte, geht verloren für den Himmel, für das Heil des Geſchlechtes. — Ich ſtiftete nun mit Geld mein Andenken für Frankenbergs

Zukunft. Wenn alle Leiden und Leidenſchaften verhallt ſein werden, ſoll — und doch auch nur unter Gottes ſchickendem Segen — mein Name für Frankenberg leben in reinerem Lichte, als der lebende Pfarrer.“ Hierzu ſei bemerkt, daß Sillig weit mehr gethan hat, als dieſe wenigen Worte glauben laſſen. Das Pfarrarchiv zu Döbeln enthält die Urkunden zweier Stiftungen Sillig's, der einen für die Schule ſeiner Geburtsſtadt, der andern zum Beſten der Witwen von Geiſtlichen in Frankenberg ſowol als Döbeln. Es iſt ſelbſt mehr als wahrſcheinlich, daß auch für arme Schulkinder in Frankenberg von Sillig ein Legat ausgeſetzt worden iſt. — „Wenn es mir,“ heißt es weiter, „zuweilen jetzt ſcheint, als könnten meine Sprachideen nicht ohne Bedeutung ſein, ſo halte ich auch dies in der nüchterneren Stunde für Traum und Wahn. Bedürfte ich noch ein niederſchlagendes Hilfsmittel, ſo nähme ich das Bücherverzeichniß einer Verſteigerung, etwa von 1670, 1700 u. ſ. w. und überlieſe die Namen. Auf ganzen Seiten kaum einmal noch ein Name, den der Gelehrte nennt. Und als ſie lebten, mögen ſie ſich ſelbſt betrachtet haben! Keine Seele hat mehr gedürſtet nach Unſterblichkeit auf Erden, als Marcus Aurelius, aber auch nicht leicht eine die ganze Nichtigkeit des Nachruhms öfterer beſchaut, als er. Z. B. IV, 33, wo er ſagt (der Brief enthält die Worte im Urtext): «Die Namen der einſt Hochgefeierten ſind jetzt gewiſſermaßen fremde Laute: Camillus, dann Scipio und Cato, dann auch Auguſtus, Hadrian und Antonin. Denn Alles iſt vergänglich und verfällt der Sage. Was iſts nun, was ſich dauernd in der Erinnerung erhält? Und was iſt's, worauf man all ſein Streben richten ſoll? Auf das Eine: ein gut Gewiſſen, Wirken zum Heil des

Ganzen, eine Sprache, die niemals trügt, ein Gemüth, das alles Widerfahrende als nothwendig und heilſam aufnimmt.» — Oft kann alſo der edelſte Geiſt ſeinen Namen kaum einige Jahre in einer kleinen Stadt im Andenken erhalten, und der, welchem der Zufall eine Entdeckung in die Hand führt, glänzt lange und weit, z. B. Edward Jenner, und könnte übrigens weder bürgerlich, noch häuslich, noch weniger moraliſch etwas ſein. Und welches iſt nun der langen Rede kurzer Sinn?" Nun folgt eine herzliche Anſprache, mit Ausdauer, Kraft und Ernſt jede Anlage auszubilden und den Gang Gottes in Geduld abzuwarten[1]. Hierauf ſchließt er: „Ehe man vierzig Jahre alt iſt, überſieht man den einzelnen Zweck ſeines Schickſalsganges noch nicht, und eher verſteht man ſich ſelbſt noch nicht. So muß der Sommer angegangen ſein, ehe der Baum zeigt, was er in dem Jahre wirkt. Und ſelbſt in dieſem Alter bringen wir es noch nicht ſo weit, daß nicht das aufgereizte und verſtimmte Gefühl plötzlich einmal davonläuft mit dem Verſtande und den beſten Vorſätzen. Ich bin 50 und noch immer vergeht kaum ein halbes Jahr, in welchem ich mich nicht geärgert hätte über dieſe Hitze."

So weit aus Sillig's Selbſtbekenntniſſen. Sein Geſchick erfüllte ſich wenige Monate darauf. Was er darin von ſeinen Sprachideen, dieſem Werk von 36 Bogen, dem Ergebniß geiſtanſtrengendſter Forſchung, einer Geiſtesſchöpfung, die ſtatt einer Großthat ſeinem Namen Dauer verleihen ſollte, ahnend und gefaßt andeutete, auch dieſes hat ſich erfüllt. Nicht iſt dieſes Werk hervor ans Licht getreten, noch unſeres Wiſſens auf irgend einer Bibliothek niedergelegt worden, um vielleicht nach vielen Decennien, zufällig im Staube aufgefunden, durch Titel und Inhalt eines Neugierigen Aufmerkſamkeit zu feſſeln; vielleicht iſt es ſogar der Vernichtung preisgegeben, und nichts iſt zu ſeiner Kunde übrig, als jener oben mitgetheilte Um- und Schattenriß. Sic transit gloria mundi. Das Eine aber iſt nur zu gewiß, daß es für Sillig die Klippe wurde, wenn auch nicht die einzige war, woran ſo früh ſein Lebensſchiff ſcheiterte.

---

[1] In einem früheren Briefe ſchreibt er: „Für einen jungen Mann halte ich die Stunden für die glückſeligſten, in denen er würdig, nützlich, edel beſchäftigt iſt und dabei liebt, nicht eine Einzelne, ſondern das ganze Geſchlecht, und daher an allen Einzelnen leicht etwas entſprechend Erfreuliches findet."

Gegen die Mitte des Decembers 1822 fanden ihn die Seinen merklich verändert und aufgeregter als je, wenn man ihn in ſeinen Studien unterbrach. Aber man beruhigte ſich bei dem Gedanken, daß ihn etwas Schriftſtelleriſches beſchäftige, um ſo lieber, als Stunden, ja Tage wieder kamen, wo er heiter war wie ſonſt. In der Nacht des 16. trat in überſpannten oder unverſtändlichen Aeußerungen der Irrſinn entſchiedener hervor, der ſich in den folgenden Tagen mehrmals bis zu Ausbrüchen vollſtändiger Geiſtesverwirrung ſteigerte. Von da an kehrte er nicht mehr zu völligem Bewußtſein zurück, obgleich er ſeine Angehörigen, und ſo auch alle Andern, die an ſein Leidenslager traten, erkannte und bei Namen nannte. In den Traumbildern, die ihn umgaukelten, verſicherte er bald Wonnevolles geſehen, bald ſich in einer übervollen Kirche zu Tode gepredigt zu haben. Wie innig auch die umſtehenden Seinen Erlöſung für ihn von dieſem jammervollen Zuſtand wünſchen mußten, ſo ſchnitt es dennoch tief in ihre Seele, wenn er mit rührendſtem Tone klagte, daß er ſterbe und ins Grab wolle. Ein ihm verordneter Aderlaß hatte ihn nur für kurze Zeit ruhiger gemacht; bald aber wurden auch die ſtärkſten aller Mittel, die ein von Waldheim herbeigerufener Arzt anwandte, wirkungslos befunden. Vom 19. oder 20. an ſchien alles körperliche und geiſtige Gefühl in ihm abgeſtorben zu ſein. In dieſem troſtloſen Zuſtande fanden ihn ſein von Leipzig herbeigeeilter Sohn und ſein dresdner Bruder. Auch ſie erkannte er noch, aber zeigte keine Spur von Theilnahme an ihrem Erſcheinen. Vom 22. an konnte er vor Schwäche kaum mehr ſprechen: er war zur ſeelenloſen, regungsloſen Maſchine geworden. Die Seinen nahmen Abſchied von ihm, er vermochte ihn mit keinem Segensſpruche zu erwidern.

So nahete der Morgen des heiligen Weihnachtsabends, wo er um die ſiebente Stunde ſanft, doch ohne wiederaufdämmerndes Bewußtſein verſchied. Am dritten Feiertage ward ſein Leichnam in die Erde geſenkt, und den Seinigen blieb Nichts als die Erinnerung an ſeine weiche Liebe, der Stolz auf ſeinen Werth und die tröſtliche Zuverſicht, ihn in dem Lande, wo Alles Klarheit iſt, geborgen zu wiſſen und verſetzt in einen Frieden, den ſolchen Menſchen dieſe Welt nicht zu geben vermag. Denn dahin hätte er mit heiterem Blick emporgeſchaut, wenn in der Sterbeſtunde nicht ſein Auge von den Aengſten der Erde umflort geweſen wäre. Noch hatte er nicht einmal ſein fünfzigſtes Lebensjahr vollendet. Erſt nach ſechswöchentlicher Friſt gelangte die bittere Todespoſt an ſeinen fernen Freund, der im Innerſten erſchüttert ſie empfing und jetzt erſt, ſelbſt am Lebensabend angelangt, in dieſen Blättern dem Freunde ſeiner Jugend ein Denkmal treuer Liebe und Dankbarkeit ſetzt.

K.

Miscellen.

1. Hohe Würden aus geringen Anfängen.

Simon Vollimhauß aus Königsſee in Thüringen war, wol als Olitätenkrämer, nach Schweden gewandert, hatte ſich aber dort der Apothekerkunſt ernſtlich angenommen und hatte zuletzt als Apotheker in Upſala Anſehen und Vermögen erworben. Das ſetzte ſeinen Sohn, Jakob, in den Stand, eine Laufbahn zu machen, auf welcher er 1680 unter dem Namen v. Gyllenborg in den Adelsſtand erhoben, 1689 Baron, 1695 Graf und Reichsrath wurde. Er war mit einer Tochter des Landeshauptmanns Freiherrn Olof Theyner, Anna, vermählt und ſtarb am 23. März 1701 als Präſident der Reductionscommiſſion. Von ſeinen 14 Kindern zeichnete ſich der dritte Sohn, Karl v. Gyllenborg (geb. 11. März 1679) frühzeitig aus, ward 1698 mit der Ehrenwürde als Rector illustris von Upſala geſchmückt, trat dann in die Armee ein und ward 1701 Adjutant, ging aber ſchon 1703 in diplomatiſchen Aufträgen nach London, wo er 1710, nach Cejoncrone's Tode, ſchwediſcher Reſident, 1715 Geſandter, auch von der dortigen königlichen Societät zum Mitglied ernannt wurde. Er vermählte ſich mit Sara Wright, einer Torydame, die ihm nach der Schlacht von Pultawa, wo er längere Zeit ohne alle Zuflüſſe aus Schweden blieb, aus der Noth geholfen hatte[1]. 1717 wurde er, in Folge der damaligen, von Alberoni und Görtz geſchürten jakobitiſchen Intriguen, „wegen verdächtigen Briefwechſels“ verhaftet und aus dem Lande geſchafft[1]). Er ward entſchädigt, indem er 1718, ſtatt des verſtorbenen Blixenſtierna, Staatsſecretair des Aeußern und des Handels, 1719, nachdem er Bevollmächtigter bei den Verhandlungen auf Aland geweſen, Vicehofkanzler, 1720 Hofkanzler, 1728 Kanzler der Univerſität Lund, 1739 Kanzler der Univerſität Upſala wurde. Er war das Haupt der franzöſiſchen Partei und der Gegner Englands und Rußlands. Er ſtarb am 29. December 1746, ohne Kinder zu hinterlaſſen. Die Tochter ſeiner Frau aus ihrer erſten Ehe mit Mr. Duret, Eliſabeth, wurde aber 1720 für eine Gräfin Gyllenborg erklärt und heirathete den Reichsrath Baron Karl Guſtav Sparre.

---

[1] Sie † 22. März 1745.

Karl Gyllenborg's Bruder, Johann, geboren 9. September 1682, trat 1700 als Cornet in das Heer, wurde 1706 Capitain, bei Pultawa aber gefangen und nach Sibirien geſchafft, von wo er erſt nach zehn Jahren (1719) wieder in Freiheit kam. In den darauf folgenden Friedenszeiten war das Avancement langſam und wir finden ihn 1739 noch als Oberſtlieutenant. Dafür wurde er 1741 Reichsrath und 1742 Kanzler der Univerſität Lund. Er † 2. Juni 1752. Von ſeinen acht Kindern heirathete Sara, die Urenkelin des Königsſeers, den Grafen Georg Oxenſtierna. — Ein dritter Bruder, Guſtav Samuel, war Landeshauptmann und mit einer Freiin Stierncrona vermählt. Sein Sohn Henning Adolph ward Hofkanzler. Ein vierter Bruder, Friedrich, gleichfalls mit einer Stierncrona, einer Schweſter der Erſteren, verheirathet, ward Präſident des Bergcollegiums[2]).

Reinhold Tersneeden, Hütten- und Hammerherr zu Lanſke, war mit der Chriſtine Birſtel, Tochter des Propſtes M. Lorenz Birſtel verehelicht, ſtarb aber frühzeitig. Die Wittwe vermählte ſich anderweit mit dem Jonas Larſon

---

[1]) Franzöſiſche Verwendung verſchaffte ihm die Freiheit. Er war der Verfaſſer der Schrift: Remarques d'un marchand anglais.

[2]) Er † 25. Auguſt 1759 im 63. Jahre.

Folcker, welcher 1711 geadelt wurde, 1719 den Namen Cedercreutz erhielt und 1727 als Landeshauptmann in Weſtmannland ſtarb, nachdem er, nach dem Tode ſeiner eigenen Kinder, die Kinder ſeiner Frau adoptirt hatte.

So wurde Hermann Tersmeden ein v. Cedercreutz. Derſelbe war am 21. Februar 1684 geboren und erhielt ſeine Jugendbildung durch ausgezeichnete Lehrer, unter denen ſich auch Nordberg befand. Sein Zuſchnitt ward früh auf eine große Staatscarriere gemacht. Nachdem er 1701 als Auſcultant ans Reichshofgericht gekommen und 1704 eine Reiſe durch Holland, England und Frankreich gemacht hatte, wurde er 1707 dem Prinzen Alexander Sobieski beigegeben, bei dem er bis 1709 blieb. Nach dem Schlag von Pultawa wurde er nach Stralſund berufen und durch König Stanislaus zu Karl XII. nach Bender geſchickt. Hier wurde er als Generalauditeur bei der Feldkanzlei und zu Miſſionen gebraucht. 1711 wurde er als Secretair des Oberſten Funk an den Großvezier Mohamed Paſcha geſendet, der ihn in Haft nehmen ließ. Doch gelang es ihm, die Chiffren und die Inſtruction zu retten. Erſt nach der Rückreiſe des Königs kehrte auch Cedercreutz in das Vaterland zurück[1]. Er wurde nun 1718 Secretair in der Reichskanzlei, 1719 Kriegsrath, 1720 Kanzleirath und Freiherr. Von 1722 bis 1727 war er Geſandter in St. Petersburg und übernahm dann das Miniſterium des Aeußern. 1736 wurde er Präſident der Reichskammerreviſion; 1742 Reichsrath und Graf. Er war der Erſte Geſandte bei den Friedensverhandlungen zu Abo, deren Knotenpunkt zugleich die ſchwediſche Königswahl war und mit ihm zunächſt war die Verabredung erfolgt, daß dieſe Wahl auf den ruſſiſchen Candidaten fallen ſolle, wenn der Friede bis zu einem beſtimmten Tage geſchloſſen ſei[2]. Nach geſchloſſenem Frieden war er wieder ein Jahr lang (1744—45) Geſandter in Petersburg. 1751 ward er in den Grafenſtand erhoben und ſtarb am 24. November 1751. Er hinterließ von zwei Frauen, Maria Beate Gräfin Poſſe und Marie Campbell, keine Kinder und der Stamm der Cedercreutze erloſch mit ihm.

---

[1] Die einzigen Begleiter Karl's XII. auf ſeinem tollkühnen Ritt in die Heimath waren bekanntlich der Generaladjutant Baron Roſen und der Capitain, nachherige Oberſt Düring, und Roſen ritt nicht mit dem König, ſondern einige Stunden hinter ihm her.

[2] S. oben S. 205.

Andreas Oldermann, deſſen Vorfahren ſich der Religion halber aus Oeſterreich nach Roſtock gewendet hatten, ließ ſich in Stockholm als Kaufmann nieder und heirathete eine Kaufmannstochter, die Anna Gordes. Dieſe vermählte ſich als Witwe anderweit mit dem Director Martin Pehrſon Gawelius, welcher 1686 unter dem Namen Cronſtedt geadelt wurde und die ſechs Kinder ſeiner Frau aus erſter Ehe adoptirte. Der älteſte darunter, Jakob (geb. 8. Februar 1668), ſtudirte zu Upſala, ging dann auf Reiſen, wurde Hofjunker, Kammerherr, 1718 Landeshauptmann, 1719 Freiherr, 1723 Reichsrath, 1732 Graf. Er ſtarb am 1. März 1751. Sein einziger Sohn Karl Johann wurde 1743 Oberhofintendant. — Ein anderer Bruder, Gabriel (geb. 2. Mai 1670), trat in Kriegsdienſte, ſtieg nach und nach zum Generallieutenant (1755) und Director der Fortificationen, zeugte mit zwei Frauen 25 Kinder[1]), von denen ihn, bei ſeinem 1751 erfolgten Tode, 3 Töchter und 7 Söhne überlebten. — Ein dritter Bruder, Karl (geb. 20. Mai 1672), trat als Feuerwerker in die Armee, wurde 1700 Adjutant[2]) bei der Artillerie, bis 1703 Fähndrich, bis 1706 Capitain. Am Dnieper wurde er gefangen, jedoch, glücklicher als Johann Gyllenborg, ſofort wieder ausgewechſelt und ſtieg bis 1713 zum Oberſten hinauf. Bei Toningen wurde er abermals gefangen, 1714 aber ausgewechſelt. 1715 wurde er auf Rügen verwundet und die Verwundung würde tödtlich geweſen ſein, wenn nicht ein harter Thaler, auf welchen die Kugel traf, dieſe aufgehalten hätte. Er wurde nun Generalmajor. In

---

1) 11 mit der erſten, 14 mit der zweiten.

2) S. oben 59 und 306.

Stralſund gerieth er als Verwundeter abermals in Gefangenſchaft, entkam aber verkleidet aus Berlin und ging über Kaſſel und Amſterdam nach Schweden zurück. Er wurde nun Chef der ganzen Artillerie, 1716 Freiherr, 1720 Generallieutenant, 1733 Commandirender der Armee in Finnland, 1740 Präſident des Reichskriegscollegiums und † 13. December 1750. Zwei Söhne und 3 Töchter überlebten ihn.

Theodor Chriſtophers (geb. 15. Februar 1681) war der älteſte Sohn Theodor Chriſtophers, Rathsherrn zu Carlscrona, und hatte 11 Geſchwiſter. Er lernte in Amſterdam bei ſeinem Vetter Jakob Chriſtophers die Handlung. 1712 trat er als Supercargo bei der weſtindiſchen Compagnie in Dienſte, wurde aber von den Franzoſen gefangen und trat nun als Volontair erſt auf die franzöſiſche, dann auf die engliſche Flotte. Hier wurde er Schiffslieutenant, vertauſchte aber 1711 den engliſchen Dienſt mit dem ſeines Vaterlandes. 1715 wurde er Commandeur, 1717 als v. **Ankarkrona** geadelt, 1720 Generaladjutant, 1729 Schout by Nacht (Contreadmiral), 1736 Viceadmiral, 1742 Admiral, 1743 Landeshauptmann in Stockholmslehn und † 12. November 1750. — Der Stamm iſt durch ſeinen Bruder Jakob (geb. 1693) fortgepflanzt worden, welcher 1751 gleichfalls geadelt wurde.

2. Cromwell's Nachkommen und die Familien Ruſſell und Cavendiſh.

Die Nachkommen des großen Protectors Cromwell haben zum Theil einen gar ſeltſamen Ausgang genommen. Sein älteſter Sohn und Nachfolger, der ſanfte, gelaſſene Richard, ſtarb bekanntlich zu Cheſhunt, wo er von den reſtaurirten Stuarts, auf deren Throne er eine kurze Zeit geſeſſen, unangefochten gelaſſen wurde, am 13. Juli 1712, im 88. Jahre. Er hatte in ſeiner Ehe mit Dorothea, der Tochter des Richard Major Esq. von Hunkley in Hampſhire, drei Töchter erzeugt, von denen Eliſabeth unvermählt blieb, die zweite einen Mr. Gibſon, die dritte den John Mortimer Esq. heirathete, aber keine Erben hinterließen. Dieſer Zweig erloſch alſo früh. Der begabteſte Sohn des Protectors, der glänzende, üppige Heinrich, lebte nach der Reſtauration zu Spinnen Abbey in Cambridgeſhire, ſtarb aber ſchon 1673. Er hatte in ſeiner Ehe mit Eliſabeth, der älteſten Tochter des Sir Francis Ruſſell, Baronet, zu Chippenham, fünf Söhne und eine Tochter erzeugt. Von den Söhnen ſtarben vier erblos. Der zweite Sohn jedoch, Heinrich († 1711), der als Major in der britiſchen Armee ſtand, hatte ſich mit der Tochter des Kaufmanns Benjamin Hewling, Hannah, verheirathet und mit ihr einen Sohn Thomas erzeugt. Dieſer, der Urenkel des großen Protectors, ſtarb am 2. October 1748 als Zuckerbäcker in London. Seine älteſte Tochter, Anna, heirathete John Field in London und von ihren Kindern (4 Söhnen und 5 Töchtern) iſt ein Sohn Münzbeamter geworden, eine Tochter an einen Geiſtlichen verheirathet. Der Sohn jenes Thomas, Oliver, wurde Advocat und ſtarb erſt 1821. Seine Tochter Eliſabeth Oliveria, geb. 1777, heirathete 1801 Thomas Artemidorius Ruſſell Esq. — Auch die Tochter Heinrich Cromwell's, Eliſabeth, ward mit William Ruſſell Esq. von Fordham Abbey vermählt und gebar ihm ſieben Söhne und ſechs Töchter. Davon ſcheinen die meiſten früh geſtorben zu ſein. Ein Sohn jedoch, Franz (geb. 1691), hat Nachkommen gehabt, die in höheren Standesverhältniſſen blieben. Sein Sohn Thomas war Offizier und deſſen Tochter Rebekka heirathete 1) Jakob Harley Esq., 2) Wilhelm Dyer Esq. zu Ilford in Eſſex. Eine Tochter jener Eliſabeth Ruſſell dagegen, gleichfalls Eliſabeth geheißen, heirathete Robert D'Aye von Soham, der in einem Armenhauſe ſtarb. Margarethe Ruſſel heirathete einen Mann geringen Standes. Eine andere Schweſter war mit Mr. Nelſon von Mildenhall verheirathet und ihr Sohn ward

uwelier; ihre Tochter hatte erſt einen Advocaten Mr.
edderock zum Gatten und hielt dann als Witwe eine
rivatſchule. Das wären denn die Nachkommen der Söhne
s Protectors.

Die Töchter deſſelben waren: 1) Bridget, vermählt
mit General Heinrich Ireton, b) mit General Karl
eetwood. Sie gebar in erſter Ehe Heinrich, der erblos
arb, Eliſabeth, vermählt mit Thomas Pethill Esq. zu
lſead in der Graſſchaft Kent, Jane, vermählt mit Richard
ond Esq., Bridget, ihres Großvaters Ebenbild, ver-
ählt mit Thomas Bendyſhe Esq. zu Southtenon in der
raſſchaft Suſſex, endlich die Mrs. Carton. 2) Eliſabeth,
elche entſchieden königlich geſinnt war, den John Claypole
sq. heirathete und im 29. Lebensjahre ſtarb. 3) Marie
rmählt mit Thomas Viscount Fauconbern. 4) Fran-
ca, verm. a) mit Robert Rich, Enkel des Earl von
arwick, b) mit Sir John Ruſſell, Baronet, zu Chippen-
m, von welchem letzteren ſie eine zahlreiche Nachkommen-
aft hatte. So iſt im Ganzen das Schickſal der weib-
hen Deſcendenz Cromwell's glänzender geweſen, als das
r männlichen. Noch machen wir auf die mehrfache Ver-
wägerung der Familien Cromwell und Ruſſell auf-
erkſam.

Die Familie Ruſſell iſt übrigens in folgender Weiſe
die Höhe gekommen. John Ruſſell, ein ſchlichter Dor-
ſhire Squire, in der Nähe von Bridport, ward mit dem
zherzog Philipp, dem Vater Kaiſer Karl's V., bekannt,
s der Sturm dieſen nach Weymouth getrieben, gefiel
m durch ſeine geſelligen Gaben und begleitete ihn nach
of. Auch hier machte er ſich beliebt und blieb am Hofe.
39 wurde er Baron Ruſſell von Cheneys. 1540
enkte ihm Heinrich VIII. die Abtei Taviſtock. Eduard V.
b ihm das Kloſter Woburn. Sie wurden Earls von
edford und unter Karl II. wurde der fünfte Earl Herzog.
l aber auch das Haupt ſeines Sohnes auf dem Blut-
rüſte.

Die jetzt ſo bedeutende Familie Cavendiſh, aus welder Herzoge von Devonſhire und Newcaſtle erwachſen ſind, iſt in folgender Weiſe zu ſolchem Glanze gekommen. William Cavendiſh war Ceremonienmeiſter des Cardinals Wolſey und ſtarb 1557. Seine Witwe, Eliſabeth, heirathete erſt Sir William St. Loe von Tormarten in Glouceſterſhire, Gardehauptmann der Königin Eliſabeth und Oberſchenk von England, dann Georg Earl von Shrewsbury († 18. November 1590), war 17 Jahre lang die Hüterin der Maria Stuart und ſtarb 1607, 87 Jahr alt. Ihr Stiefſohn dritter Ehe, Gilbert, heirathete ſeine Stiefſchweſter Marie Cavendiſh und ihr Sohn Heinrich Cavendiſh heirathete dagegen ihre jüngſte Stieftochter Grace. Nun waren ſie in Beſitz von Vermögen und ariſtokratiſchen Verbindungen, welches dann beides auf das mächtigſte angewachſen iſt.

3. Die Whartons.

Der alte Philipp Lord Wharton gehörte zu den Rundköpfen, hatte bei Edgehill ein Regiment gegen Karl I. commandirt, und hatte noch in grauem Alter den Sinn ſeiner Jugend treu genug gewahrt, daß er in der Verſammlung der Lords, nach Jakob's Flucht aus Rocheſter, als des Prinzen von Wales gedacht ward, unwillig ausrief: „ich hätte nicht erwartet, um dieſe Zeit des Tages Jemanden das Kind erwähnen zu hören, was Prinz von Wales genannt worden, und ich hoffe, daß wir jetzt zum letzten Male von ihm gehört haben.“ Sein älteſter Sohn Thomas Wharton führte denſelben Kampf mit andern Waffen. Er war, wie Macaulay von ihm ſagt, ein ebenſo durch Gewandtheit, wie durch Verwegenheit ausgezeichneter Mann und beſtimmt, eine anſehnliche, wenn auch nicht immer achtbare Rolle in den Staatshändeln verſchiedener Regierungen zu ſpielen. Er war gleichmäßig als Libertin wie als Whig ſehr bekannt. Begabt, unternehmend, aber

ach leidenſchaftlich, nicht ohne Zug von Bosheit und
chadenfreude, ehrgeizig und weiten Gewiſſens, war er ein
orläufer einer Schattirung neuerer Freiheitsmänner. Be-
its unter Karl II. hatte er zu der heftigſten Parlaments-
poſition gehört und war unter denjenigen Mitgliedern
s Hauſes der Gemeinen geweſen, welche die Ausſchlie-
ungsbill (gegen den Herzog von York, nachher Jakob II.)
der Schranke der Lords gebracht hatten, wo ſie dann,
auptſächlich in Folge der Beredtſamkeit des Halifax, ver-
orfen ward. Bei den neuen Wahlen unter Jakob war
her der Hof befliſſen, ihn durch ehrliche oder unehrliche
ittel zu verdrängen. Der Lord Oberrichter Jeffreys kam
lbſt nach Buckinghamſhire herunter, um einem Gentleman,
amens Hacket, beizuſtehen, der zu den äußerſten Tories
elt. Es ward eine Kriegsliſt ausgedacht, von der man
einte, daß ſie des Erfolges nicht verfehlen könne. Es
ard ausgeſprengt, die Wahl werde zu Ailesbury ſtattfin-
n, und Wharton, deſſen Geſchicklichkeit in allen Wahl-
nſten ohne Gleichen war, traf ſeine Anordnungen auf
eſe Vorausſetzung hin. Im letzten Augenblicke verlegte
r Sheriff den Poll nach Newport Pagnell. Wharton
d ſeine Freunde eilten dahin und fanden, daß Hacket, der
Geheimniß war, alle Gaſthöfe und Quartiere in Be-
hlag genommen hatte. Die Whigfreiſaſſen waren genö-
igt, ihre Pferde an die Hecken zu binden und unter dem
eien Himmel auf den Wieſen zu ſchlafen, die die kleine
tadt umgaben. Nur mit der größten Schwierigkeit konnten
ſo kurzer Friſt bei einer ſo großen Menge Menſchen
d Vieh Erfriſchungen geſchafft werden, wiewol Wharton,
r keinerlei Rückſicht auf das Geld nahm, wo ſeine Ehr-
cht und ſein Parteigeiſt erregt waren, 1500 Pfund an
em Tage ausgab, ein unermeßlicher Aufwand für jene
iten. Doch erhielt er die meiſten Stimmen und über-
ichlich. — Bekannter noch machte er ſich wenige Jahre
äter durch eine ſatyriſche Ballade, worin ein Irlän-
r einem andern, in einem barbariſchen Jargon, zu dem
rannahenden Triumphe des Papismus und des mileſiſchen

Stammes Glück wünſchte, wo der proteſtantiſche Erbe ausgeſchloſſen, die proteſtantiſchen Offiziere entlaſſen, die Magna Charta und die Schwätzer, die ſich darauf beriefen, an Einen Strick gehängt werden, der gute Talbot (Tyrconnel) Beſtallungen auf ſeine Landsleute regnen und den Engländern die Kehlen abſchneiden würde. Dieſe Verſe, die in keiner Weiſe über das gewöhnliche Maß der Straßenpoeſie hinausgingen, hatten zum Refrain ein Rothwelſch, wovon man ſagte, daß es den Aufſtändiſchen von Ulſter 1641 als Looſung gedient habe: „Lillibullero Bullen al la“ und erhielten davon den den Leſern des Triſtram Shandy vertrauten Namen Lillibullero. Die Verſe und die Melodie ſprachen die Stimmung der Nation an. Von einem Ende von England zum andern ſangen alle Claſſen fortwährend dieſe leere Reimerei, und vor allem war ſie die Luſt des engliſchen Soldaten. Selbſt die Schildwachen, welche Jakob's Palaſt bewachten, ſangen es, und mehr als 70 Jahre ſpäter hatten alte Krieger noch immer das Lillibullero auf den Lippen.

Thomas Wharton kam frühzeitig zu Wilhelm nach Exeter. In der Convention gehörte er zu denen, die ſich entſchloſſen dafür erklärten, daß Jakob nicht länger König ſei. Von Wilhelm wurde er zum Earl und ſpäter iſt er zum Marquis von Wharton erhoben worden[1]. Ins Amt kam er zwar erſt 1708, gehörte aber ſchon vorher, mit Somers, dem jüngeren Halifax, Orford und Sunderland, zu der ſogenannten Junta der Whigs. Als die Whigmacht ſchon ihren Höhepunkt erreicht hatte, ward er Lord Lieutenant von Irland und ernannte Addiſon zum erſten Secretair. Macaulay ſagt darüber[2]: „Wharton und Addiſon hatten nichts gemein, als den Whiggismus. Der Lord Lieutenant war nicht blos ausſchweifend und feil, ſondern that ſich auch vor anderen Wüſtlingen und Gunſtmäklern durch eine verhärtete Unverſchämtheit hervor, welche in dem

---

[1] Memoiren aus ſeinem Leben ſind 1715 erſchienen.

[2] In ſeiner Skizze über Addiſon in der Edinburgh Review.

ärkſten Contraſte mit dem noblen und zartſinnigen Weſen
des Secretairs ſtand.“ Als die Whigs 1710 in Folge
hrer unklugen Verfolgung gegen Sacheverell ſtürzten, trat
auch Wharton ab. Dagegen wurde er von Georg I. gleich
bei deſſen Ankunft (1714) zum Geheimſiegelbewahrer er-
nannt, als welcher er aber ſchon am 23. April 1715 ge-
ſtorben iſt.

Sein älteſter Sohn Philipp, geboren 1696, hieß an-
fangs Lord Wincheton, ſtudirte in Leyden und heirathete
m 17. Jahre, wider Willen ſeines Vaters, ein Frauen-
zimmer von geringem Herkommen, welches 1717 ſtarb. Er
hatte von ſeinem Vater das für die damalige Zeit ſehr an-
ehnliche Jahreseinkommen von 11,000 Pfd. ererbt, daſſelbe
aber durch maßloſe Verſchwendung, zuletzt auch in Folge
von über ihn verhängten Güterconfiscationen, bis auf 600
Pfd. reducirt. Sowie er in das öffentliche Leben eintrat,
überließ er ſich der heftigſten toryiſtiſchen Oppoſition, der
r ſowohl im Oberhauſe, wie in ſeiner Wochenſchrift the
rue Briton Luft machte. Den Earl von Stanhope ärgerte
r durch eine am 15. Februar 1721 ausgeſprochene Ver-
ächtigung dergeſtalt, daß derſelbe, nachdem er ſich hitzig
ertheidigt, von einem peinlichen Kopfſchmerz befallen ward
und des andern Tages ſtarb. Als man im Jahre 1722
in jakobitiſches Complot witterte, in Folge deſſen der be-
annte Atterbury[1]), Biſchof von Rocheſter, durch Parla-
nentsacte abgeſetzt und verbannt, ein Advocat Sayer ſogar
ingerichtet wurde, vertheidigte Wharton die Angeſchuldigten
ffentlich und beſchenkte den degradirten Biſchof mit einem
oſtbaren Degen. Er ſelbſt konnte ſich nicht lange mehr
n England halten. 1725 ging er nach Wien, wo er ſich
n Ripperda[2]) anſchloß; dann zum Prätendenten nach Rom,

---

[1]) Francis Atterbury, geb. zu Middleton 1664, † zu Paris
732; ſtreng hochkirchlich, vielſeitig gebildet, Freund Pope's und an-
erer Literaten ſeiner Zeit.

[2]) Th. I., Art. IV.

der ihn zum Herzog von Northumberland und Ritter des Hoſenbandes ernannte. Hier ſtarb ſeine zweite Frau. Er wendete ſich nun 1726 nach Madrid, ward hier katholiſch und heirathete eine Kammerfrau der Königin. Als er nun vollends ſo weit ging, 1727 mit vor Gibraltar zu rücken und demnach gegen ſein Vaterland zu kämpfen, erging von England aus ein Decret, was ihn aller ſeiner Würden und Aemter entſetzte und nach England vorlud. Dieſe Ladung wurde ihm zu Madrid auf öffentlicher Straße eingehändigt, worauf er ſie uneröffnet auf die Erde warf und da liegen ließ. Seine Güter wurden eingezogen. Bald darauf ging ihm ſein Secretair mit ſeiner Chatoulle und wichtigen Papieren durch. 1730 wurde er auf Antrag der engliſchen Geſandtſchaft verhaftet und mußte eine Art Urphede leiſten. Am 31. Mai 1731 ſtarb er in einem Kloſter bei Barcelona. Er hatte keine Kinder. Seinen beiden Schweſtern gab die königliche Gnade die confiſcirten Erbgüter zurück.

4. Herzoge von Somerſet und von Argyle.

Karl **Seymour**, ſechster Herzog von Somerſet, gewöhnlich der ſtolze Herzog von Somerſet genannt, geb. 1661, ſuccedirte ſeinem Vater William in ſehr frühem Alter und wurde ſchon 1684, erſt 22 Jahre alt, mit dem Hoſenbandorden geſchmückt. Er ſtand an der Spitze der engliſchen Peers, da die ihm im Range Vorgehenden katholiſch und dadurch von den öffentlichen Functionen ausgeſchloſſen waren. Er fungirte bei den Krönungen Jakob's II., Wilhelm's und Maria's, Anna's, Georg's I. und Georg's II., und bei den Leichenbegängniſſen Karl's II., Maria's und Wilhelm's III. Er war in erſter Ehe mit Eliſabeth Percy, Tochter und Erbin Joſceline's, elften Earls von Northumberland, vermählt, der jungen Witwe jenes Thomas Thynne von Longleate, welcher 1682 ermordet wurde und deſſen Mord man dem Anſtiften eines früheren Freiers der Eliſabeth, des Grafen Karl Johann von Königsmark, zur Laſt legte, von welcher Beſchuldigung der Letztere aber von den Geſchworenen freigeſprochen ward. Sie war die Nachfolgerin der Herzogin von Marlborough als Groom of the stole bei der Königin Anna, und hielt dem jakobitiſchen Einfluſſe der Maſham die Wage. Sie † 23. Nov. 1722, 55 Jahre alt. In zweiter Ehe vermählte er ſich mit Charlotte Finch, Tochter Daniels Earls von Winchilſea und Nottingham, von einem Adel der Robe ſtammend. Er ließ ſich mit königlicher Etikette bedienen und hielt auch in ſeiner Familie ſtrenge Schranken aufrecht. Als ihm ſeine zweite Gemahlin einmal vertraulich auf die Achſeln klopfte, kehrte er ſich um und ſagte: „meine erſte Herzogin war eine Percy und hat nie gewagt, ſich ſolch eine Freiheit herauszunehmen.“ Seine Tochter Charlotte erhielt in ſeinem letzten Willen 20,000 Pfund weniger, als ihre Schweſter, und er hatte ihr das ſchon lange vorher angezeigt, weil ſie ſich während ſeines Mittagsſchlafes, den ſie, abwechſelnd mit einer andern Schweſter, bewachen mußte, niederzuſetzen erlaubt hatte. Der Stolz war aber nicht blos der herzoglichen Linie des Hauſes Seymour eigen. Sie war die jüngere. Die ältere Linie beneidete die Herzogskrone nicht, ſondern legte einen größeren Werth auf ihr höheres Alter. Als Sir Eduard Seymour, ein talentvoller Führer parlamentariſcher Oppoſition, der erſte Torygentleman Englands, zu dem Oranier ſtieß, ſagte dieſer zu ihm und meinte damit artig zu ſein: „Ich denke, Sir Eduard, Sie ſind aus der Familie des Herzogs von Somerſet.“ „Um Vergebung, Sir,“ entgegnete Sir Eduard, „der Herzog von Somerſet iſt aus meiner Familie.“

Wie gewiß übrigens auch der Herzog von Somerſet das ſolidariſche Intereſſe der hohen Ariſtokratie mit der Krone empfand, ſo opferte er doch der letzteren ſeine unabhängige Würde nicht. König Jakob II. muthete ihm zu, an der feierlichen Proceſſion, in welcher der päpſtliche Nuntius zu Hofe gehen ſollte, theilzunehmen. Er war damals Kammerherr und Oberſt. Er hatte kein Bedenken gehabt, an Feſttagen das Staatsſchwert in die königliche Kapelle zu tragen, aber er weigerte ſich jetzt entſchloſſen, den Feſtzug des Nuntius zu vermehren. Einige Mitglieder ſeiner Familie beſchworen ihn, ſich das königliche Mißfallen nicht zuzuziehen; aber ihre Bitten richteten nichts aus. Der König ſelbſt ſetzte ihn zur Rede. „Ich glaubte, Mylord," ſagte er, „daß ich Ihnen eine große Ehre erwieſe, indem ich Sie beſtimmte, den Geſandten des Erſten von allen gekrönten Häuptern zu geleiten." „Sir," ſagte der Herzog, „man hat mir geſagt, daß ich Ew. Majeſtät nicht gehorchen kann, ohne das Geſetz zu verletzen." „Ich will Sie dahin bringen, daß Sie mich ſo ſehr fürchten, wie das Geſetz," antwortete der König übermüthig. „Wiſſen Sie nicht, daß ich über dem Geſetze ſtehe?" „Ew. Majeſtät mögen über dem Geſetze ſtehen," erwiederte Somerſet; „aber nicht ich, und ſo lange ich dem Geſetze gehorche, fürchte ich nichts." Der König wendete ſich in höchſter Ungnade ab, und Somerſet wurde augenblicklich von ſeinen Poſten im Hofſtaate und in der Armee entlaſſen[1]). Etwas ſpäter verlor er auch ſeine Stelle als Lord Statthalter des öſtlichen Bezirks von Yorkſhire, weil er ſich weigerte, zu den Maßregeln mitzuwirken, durch welche Jakob II. ein gefügiges Parlament zuſammenzufälſchen gedachte. Er war übrigens Kanzler der Univerſität Cambridge und ſpäter längere Zeit Oberſtallmeiſter. Er † am 22. Auguſt 1746. Von 13 Kindern, die ihm ſeine erſte Gemahlin geboren, überlebten ſie nur zweie[2]). Auch ſein Sohn und Nachfol-

---

[1]) Macaulay's Geſchichte, Cap. 8.

[2]) Aus der zweiten Ehe ſtammte Francisca, geb. 19. Juli 1728, welche ſich am 6. Auguſt 1750 mit dem Generallieutenant Johann Manners Marquis v. Granby, älteſtem Sohne des Herzogs von Rutland, vermählte und am 24. Januar 1760 ſtarb. Eine Tochter des Herzogs, Katharina, war an den Ritter William Wyndham,

r, Algernon, früher Earl von Hertford, ſpäter Herzog von
omerſet, ſtarb ſchon zwei Jahre nach dem Vater. Der-
lbe war mit einer Tochter derſelben Familie Thynne ver-
irathet, aus welcher der frühere Gemahl ſeiner Mut-
r ſtammte, und erzeugte mit ihr eine einzige Tochter
nd Erbin, durch welche die reichen Beſitzthümer der Per-
es von Northumberland an die Familie des Sir Hugh
mithſon kamen, von welchem die heutigen Herzoge von
orthumberland ſtammen. — Eine Schweſter des Herzogs
ar die Gemahlin des Lord Worsley Montague († 1761
t 95. Jahre), ehemaligen Geſandten in Konſtantinopel.
ie rühmte ſich, drei Tage im Serail zugebracht und von
m Sultan ihren Sohn, den Lord Montague, empfangen
haben. Sie hat die Blatterimpfung in England einge-
hrt. Von ihrem Gemahl war ſie geſchieden und † 22.
uguſt 1761. Ihre Tochter war die Gemahlin des be-
nnten Earl von Bute.

Johann Campbell, Herzog von Argyle und Green-
ich, Marquis von Kyntire und Corn, Earl von Green-
ich, Argyle, Campbell und Conwall, Viscount von Lochow
nd Glen-Hop, Baron von Chatham, Inverary, Mull,
overn und Terry, war der Sohn Archibald's Herzogs
n Argyle († 1704) und der Eliſabeth Talmaſh († 20.
ai 1735) und 1678 geboren. Bei den erſten fruchtloſen
nterhandlungen über die Union mit Schottland war er
bercommiſſar und wurde für den Eifer, mit dem er ſich
r engliſchen Intereſſen annahm, durch eine engliſche Peer-
aft (als Earl von Greenwich und Baron von Chatham)
lohnt. Auch bei den erneuerten Unterhandlungen ſollte er
gleicher Eigenſchaft wirken. Da er aber den Herzog
Hamilton durch die Ausſicht, gleichfalls zum Commiſſa-
s beſtellt zu werden, für die Sache der Union gewonnen

Gegner Walpole's, vermählt und ſtarb als Witwe 1731. Doch
te ihr Sohn Karl, nach dem Ausſterben der herzoglichen Sey-
urs, das Earlthum Egremont und die Baronetſchaft Cockermouth,
10,000 Pfd. jährlich.

hatte und die Regierung dieſem Verſprechen keine Folge gab, ſo hielt er es für unehrenhaft, ſich dem Auftrage zu unterziehen. Er ging zum Heere, kämpfte bei Ramillies, worauf er Generallieutenant wurde, 1708 bei Oudenarde, 1709 bei Malplaquet und erhielt 1710 das Hoſenband. Wie der Stern der Tories ins Aufſteigen kam, neigte auch er ſich zu ihrer Seite. Er half mit zu Marlborough's Sturze, und wurde 1711 von der neuen Verwaltung als Geſandter zu Karl III. geſchickt, von wo er ſchon 1712 zurückkam. Er wurde darauf zum Gouverneur von Edinburgh, von Minorca und von Gibraltar ernannt. Als man aber eine Verwendung, die er angebracht hatte, nicht berückſichtigte, neigte er ſich wieder zu den Whigs und verlor darüber ſeine Chargen. Er rächte ſich, indem er, in Gemeinſchaft mit dem Herzog von Somerſet, weſentlich dahin wirkte, daß die Königin Anna in ihrer letzten Krankheit nicht Bolingbroke, ſondern Shrewsbury an die Spitze des Miniſteriums ſtellte. Damit erleichterte er die hannoveriſche Thronfolge. Zum Lohne ward er von Georg I. zum Oberkammerherrn und General ernannt, und erhielt die Gouvernements von Edinburgh und Minorca zurück. 1715 wurde er Erſter Kammerherr des Prinzen von Wales und bewies ſeine Treue, indem er bei der ſchottiſchen Inſurrection den Earl von Marr von Stirling aus angriff und ihm bei Dunblaine (13. November) ein Gefecht lieferte, in welchem zwar der linke Flügel der Königlichen von den Bergſchotten in 7 Minuten über den Haufen geworfen wurde, der vom Herzog ſelbſt geführte rechte Flügel aber den Feind in die Flucht trieb. Als er die nöthigen Verſtärkungen erhalten hatte, erkannte der Prätendent die Hoffnungsloſigkeit ſeiner Sache und ſegelte wieder ab. Dennoch wurde Argyle 1716 entlaſſen. Aber ſchon 1719 erhielt er neue Gnadenbeweiſe, indem er zum Herzog von Greenwich und Oberhofmeiſter ernannt wurde. Lange Zeit hielt er ſich nun in gutem Vernehmen mit Hof und Miniſterium. 1725 ward er Oberzeugmeiſter und Gouverneur der Inſel Wight und 1737 erhielt er zum dritten Male das Gouvernement von

Edinburgh. Da er ſich aber 1739 lebhaft für den Krieg mit Spanien ausſprach, wurde er 1740 entlaſſen und nahm dafür 1746 an Walpole's Sturze eifrigen Antheil. Er wurde nun abermals zum Oberzeugmeiſter ernannt, legte aber bald darauf dieſes Amt nieder und † am 15. October 1747, worauf er in der Weſtminſterabtei begraben wurde. Aus zwei Ehen erhielt er keine Söhne. Sein Bruder Archibald (geb. 1682 † im April 1761) erbte den herzoglichen Titel von Argyle; der von Greenwich kam auf ſeine Tochter Marie Gräfin von Dalkeith.

5. Reinbaben und Wutgenau.

Georg Wilhelm Freiherr v. Reinbaben, in Schleſien, wo er die Güter Stein und Oberſtrelitz beſaß, am 11. April 1674 geboren, ſtudirte zu Breslau und Jena, führte dann junge Herren in fremde Länder, war erſt an dem ölſiſchen, dann an dem weimariſchen Hofe, eine Zeit lang auch in Saalfeld Geheimer Rath und Kammerpräſident. Nach Weimar zurückgekehrt, ward er nach und nach gemeinſchaftlicher Hofrichter zu Jena, auf vielen Geſandtſchaften gebraucht, Geheimer-Raths-Director, Regierungspräſident und Ordenskanzler, 1736 Reichsfreiherr. Mit einer Freiin von Frankenberg vermählt, ſtarb er am 20. Februar 1739. Er war zu ſeiner Zeit die alles belebende Seele der weimariſchen Regierung, und ebenſo vielgewandt und praktiſch tüchtig in Geſchäften, wie in den Wiſſenſchaften, namentlich Sprachen, Geſchichte und Jurisprudenz, wohl erfahren und Freund derſelben und der Dichtkunſt. Dabei ſagte ein Prinz von ihm: wenn alle Redlichkeit aus der Welt entwichen wäre, glaubte er dieſelbe in dem Baron v. Reinbaben wiederzufinden.

Ein bewegteres Leben führte ein gleichzeitiger ſinnesverwandter Landsmann von ihm, der, nur in anderem

Fache, eine ähnliche Lebensbahn durchſchritt: Gottfried Ernſt Freiherr v. Wutgenau. Derſelbe war am 20. Auguſt 1673 zu Bielau im Fürſtenthum Oels geboren, der Sohn eines in den Adelſtand erhobenen Leibmedicus des Herzogs von Württemberg-Oels. Er ſtudirte in Jena, wo er beſonders Mathematik und Kriegswiſſenſchaft trieb und bei Erhard Weigel in Haus und Koſt war. 1697 wurde er in einem auf dem adeligen Hofe zu Drackendorf vorgefallenen Rencontre mit Offizieren, wobei ſein Stubenburſche, Wolf v. Werthern aus Wiehe, ums Leben kam, mit vielen Wunden ſo gefährlich verletzt, daß man anfangs auch ihn aufgab und er aus dieſer Privatfehde mehr Narben davontrug, als aus allen den Kriegen und Belagerungen, denen er ſpäter beiwohnte. Dieſer Vorgang beſtimmte ihn, Jena früher zu verlaſſen, als er urſprünglich beabſichtigte, und ſeine weitere Ausbildung lieber auf Reiſen durch Frankreich, Italien, England, Holland zu ſuchen. Von dieſen Reiſen war er kaum zurück, als er wieder als Führer des jungen Grafen Erdmann II. v. Promnitz[1]) auf Reiſen ging. Eine Zeit lang blieb er nun überhaupt dem Promnitziſchen Hauſe[2]) attachirt, und beſuchte den weißenfelſiſchen Hof, um für ſeinen geweſenen Eleven um die Hand der Prinzeſſin Maria Anna zu werben, die er auch davontrug. Doch das Hofleben genügte ihm nicht. 1706 ging er als Volontair zu dem Kriege in den Niederlanden, machte ſich hier namentlich dem tapferen Erbprinzen von Kaſſel vortheilhaft bekannt und trat in kaſſelſche Dienſte. Das Regiment, bei dem er ſtand und deſſen Oberſter er im Laufe der Zeit wurde, kämpfte ſeit 1712 für den Kaiſer in Ungarn und ward 1719 nach Sicilien geſendet. Wutgenau zeichnete ſich bei Francavilla und vor Meſſina, hier auch als Kriegsbaumeiſter aus, wie denn namentlich eine von ihm erfundene Brücke ſehr bewundert wurde. 1720 ging er nach

---

[1]) Th. II., S. 314.

[2]) Th. II., S. 312 ff.

Kaſſel zurück und wurde Generalmajor, bald darauf zu einer Sendung nach Petersburg gebraucht. Er lebte jetzt meiſt auf ſeinen Gütern, oft auch in Weimar bei ſeinem Freunde, dem Geheimen Ober-Kirchen- und Conſiſtorialrath, Oberhofprediger und Dr. der Theologie, Freiherrn Johann Friedrich v. Werthern auf Wiehe (geb. 25. Januar 1665 † 15. März 1729). Er beſchäftigte ſich mit wiſſenſchaftlichen und praktiſchen Arbeiten in ſeinen Lieblingsfächern. Ein bezeichnender und hervorzuhebender Zug iſt es, daß, als er von Auguſt II. für eine nach neuer Conſtruction erbaute Schiffbrücke 25,000 Thlr. erhalten, er für dieſe Summe ſeinen Unterthanen neue Häuſer baute.

1730 ging er, auf Veranlaſſung des Prinzen Eugen, in kaiſerliche Dienſte als Generalfeldwachmeiſter. Er wurde Commandant von Piacenza. 1733 organiſirte er das bei Oppeln aufgeſchlagene Lager, wurde Generalfeldmarſchall-Lieutenant und interimiſtiſcher Commandant von Philippsburg, deſſen ſchlechte Vertheidigungsmittel er zum Theil aus eignem Vermögen beſſerte, das er aber doch, nach tapferſter Gegenwehr, übergeben mußte. Er hatte das Mögliche geleiſtet und das Reich erſtattete ihm nicht blos ſeine Vorſchüſſe wieder, ſondern gab ihm auch noch 5000 Thlr. Gratification. 1734 kämpfte er am Rhein, 1735 in Mantua. Er wurde Reichs-Generalfeldmarſchall-Lieutenant und kaiſerlicher Generalfeldzeugmeiſter, 1736 Intendant aller Feſtungen. In demſelben Jahre noch ſtarb er, auf einer Inſpectionsreiſe in Ungarn, plötzlich erkrankt, am 23. December zu Raab. Er war ein großer, ſchwarzbrauner, ernſthaft und martialiſch ausſehender Mann, frommer Lutheraner und durch ſtrenge Decenz ſich vor vielen ſeiner damaligen Waffenbrüder auszeichnend, ein Freund der Wiſſenſchaften und vieler Sprachen kundig. Vermählt war er mit der Tochter des kurheſſiſchen Generallieutenants Gottfried Ernſt v. Buttlar, Sophie Clementine, und hatte von ihr einen Sohn.

6. Die Gräſin v. Martinitz.

Adolph Bernhard Graf v. Martinitz, Sohn des ehemaligen Vicekönigs in Neapel, Grafen Georg Adam Ignaz, wurde 1680 geboren, ſtieg bis zum k. k. wirkl. Geheimen Rath, Oberhofmarſchall und Oberhofmeiſter der Kaiſerin Eliſabeth und ſtarb am 3. Auguſt 1735. Er hatte ſich am 12. Auguſt 1705 mit der 18jährigen Tochter des Grafen Johann Quintinus v. Jörger, Maria Eliſabeth Franciſca, vermählt. Sie gebar ihm eine einzige Tochter, Dominica, geb. 1720. Dieſe war, jedoch wie es ſcheint wider ihren und ihrer Mutter Wunſch, mit dem Grafen Leopold Karl v. Windiſchgrätz[1]) verlobt, ließ ſich aber in ein heimliches Verſtändniß mit einem lothringiſchen Kammerherrn des Großherzogs Franz, angeblich dem Grafen Heinrich Hyazinth von Richecourt, Sohn des Kammerpräſidenten zu Florenz, Grafen Emanuel, ein, in deſſen Verfolg ſich Beide, allem Anſcheine nach von der Mutter begünſtigt, 1737 durch einen proteſtantiſchen Pfarrer heimlich trauen ließen. Das ſollte dem armen 17jährigen Mädchen, gegen welches ſich der vereinte Unwille einer ſtolzen Ariſtokratie und der katholiſchen Prieſterſchaft erhob, theuer zu ſtehen kommen, während der wahrſcheinlich ſchuldigſte Theil durch ſeine Beziehungen zu den lothringiſchen Prinzen geſchützt ward. Sobald die Sache bekannt ward, wurde die alte Gräſin auf acht Jahre in das Carmeliterkloſter zu Linz, dann auf ihre Güter verwieſen und ſollte jährlich 1600 Gulden an die wiener Armenkaſſe zahlen[2]). Die Ehe ward für ungiltig erklärt. Die junge Gräſin ſollte eigentlich ihre ganzen Güter verlieren, was jedoch auf den dritten Theil derſelben gemildert ward, und ward außerdem verurtheilt, auf ein Jahr in ein Kloſter zu gehen, worauf es ihr freiſtehen ſollte, ſich, mit Zuſtimmung der Familie, anderweit zu vermählen. Die Beſtrafung des Grafen Richecourt, ſtatt deſſen man auch einen Grafen Rachecourt genannt ſindet, wurde dem Großherzoge überlaſſen. Es war aber wol mehr nur eine Präventivmaßregel, daß er zunächſt nach Teſchen verwieſen ward. Schon am 5. April 1738 durfte er wieder nach Wien zurück, wurde darauf toscaniſcher Geſandter im Haag, 1742—43 in Berlin, dann wieder im Haag, ſpäter in Turin, wo er ſich am 24. Februar 1743 mit Thereſe Camilla Euphemie, verwitweten Gräſin Blancardi de Cicala, gebornen Marcheſa Tuzzone v. Creſcentia, vermählte. In demſelben Jahre wurde er Geſandter in London. Auf der Rückreiſe von da ſtarb er am 10. September 1752 in Löwen. — Auch die alte Gräſin wurde ſchon 1749 in ſofern begnadigt, daß ſie wieder in ihr Haus auf den Leimgruben, nicht aber in die innere Stadt durfte. Sie iſt am 28. Februar 1758 geſtorben. Die junge Gräſin ging erſt in ein auswärtiges, am 6. November 1738 aber in das St. Nicolaikloſter zu Wien, lehnte jeden Wiedereintritt in die Welt beharrlich ab, und hat noch in den 80er Jahren in jenem Kloſter gelebt. — Der Graf Leopold Karl v. Windiſchgrätz tröſtete ſich mit der Hand der Gräſin Marie Antonie v. Khevenhiller [1]), älteſten Tochter des Generalfeldmarſchalls [2]), die er am 17. Februar 1743 davontrug.

---

[1]) Sohn des wirkl. Geh. Raths und erſten Botſchafters auf dem Congreß zu Cambrai, Grafen Leopold Johann Victorin. Er war am 15. November 1718 geboren und † als k. Kämmerer und Regierungsrath am 12. Februar 1746.

[2]) So mußte auch ein Graf v. Seeau, der einen gewiſſen Doctor durch vier vermummte Kerls zu Wien auf öffentlicher Straße durchprügeln laſſen und dieſer Expedition von weitem zugeſehen, 3000

Gulden an die Armenkaſſe zahlen und kam 3 Monate nach Brünn. Seine Bedienten wurden auf öffentlichem Markte jeder mit 12 Schlagen abgeſtraft und dann in das Rumorhaus gebracht (1737).

[1]) Geboren 29. März 1726, † 17. Januar 1746.

[2]) Ludwig Andreas Graf v. Khevenhiller, dritter Sohn des Oberſtjägermeiſters Grafen Franz Chriſtoph und der Prinzeſſin Erneſtine v. Montecucoli, verwitweten Gräſin v. Weißenwolf, Enkel des

7. Ein beſtrittener Zweig des Hauſes Naſſau Siegen.

Fürſt Johann Franz von Naſſau-Siegen, der katholiſchen Linie angehörig, hatte ſich in zweiter Ehe mit einem Fräulein Iſabella Clara Eugenie de la Serre verheirathet. Die Kinder ſollten, nach dem Ehevertrage vom 9. Februar 1669, nur die adelige Würde führen und nicht erbfolgefähig ſein. Sein Sohn Emanuel Ignaz (geb. 1678) nannte ſich aber, wenn auch unter beſtändigem Widerſpruch der geſammten Agnaten, fortwährend Prinz von Naſſau-Siegen, wurde k. k. Generalfeldmarſchalllieutenant, Hatſchierhauptmann bei der Erzherzogin Gouverneurin der Niederlande und Adminiſtrator der Siegenſchen Lande und ſtarb am 9. Auguſt 1735. Er hatte ſich am 13. Mai 1711 mit einer Tochter Ludwig's von Mailly Marquis v. Nesle, Katharine Charlotte (geb. 17. März 1688, † 15. März 1769), vermählt. Dieſe vertrug ſich aber nicht mit ihm, verließ ihn 1715 und zog nach Paris, ging auch 1727 in das Kloſter Poiſſy. Vorher aber, am 23. November 1722, hatte ſie einen Sohn: Maximilian Wilhelm

---

Miniſters Grafen Franz Chriſtoph, geb. 30. November 1683, trat früh in Kriegsdienſte, ward 1707 Kämmerer, Oberſt, führte 1716 die Dragoner Eugen's in Ungarn, brachte die Siegesnachricht von Peterwardein nach Wien, ward 1723 General-Feldwachmeiſter, 1733 General-Feldmarſchalllieutenant, 1735 General, 1736 Commandirender in Italien, 1737 Gouverneur von Slavonien, wirkl. Geh. Rath und General-Feldmarſchall. Er vertrug ſich ſchlecht mit Seckendorf, wurde aber, bei der damaligen Unterſuchung des Verhaltens der Generale, freigeſprochen. 1741 wurde er proviſoriſcher, 1743 wirklicher Commandant von Wien, kämpfte in Böhmen, Baiern und Flandern, hatte 27. Juni 1743 die Zuſammenkunft mit Seckendorf im Kloſter Kitter-Schönfeld, und † 26. Januar 1744 zu Wien. Er hatte ſich am 28. September 1718 mit einer Tochter des Fürſten Leopold Matthias v. Lamberg, Philippine Marie Anna (geb. 17. März 1695, † 16. November 1762) vermählt, welche ihm zwei Töchter gebar.

Adolph, geborem, dem ſie den Namen eines Prinzen von Naſſau-Siegen beilegte. Die Häuſer Naſſau-Dillenburg und Dietz widerſprachen ſofort und behaupteten, daß Emanuel Ignaz ſeiner Gemahlin ſeit 1716 nicht ehelich beigewohnt habe, wofür ſie auch ſpäter eine ſchriftliche Erklärung deſſelben beibrachten. Max Wilhelm Adolph fuhr indeſſen fort, in Frankreich den fürſtlichen Titel zu führen, und nachdem er ſich, am 1. December 1743, mit einer Tochter des reichen Nikolaus de Mouchy Marquis v. Senarpont, Marie Magdalene Amalie, vermählt hatte, fand er es an der Zeit, mit ſeinen Anſprüchen auch in Deutſchland hervorzutreten, zumal gerade damals der daſelbſt beſtehende Ausnahmezuſtand eines baieriſchen Kaiſers mancherlei neue Bewerbungen begünſtigte. Im April 1744 kam er, unter dem Namen eines Grafen Senarpont, nach Frankfurt a. M. und ſuchte bei Karl VII. Anerkennung. Er müſſe dem Fürſten Hyacinth im Fürſtenthum Siegen und der Hälfte der Fürſtenthümer Hadamar und Dillenburg folgen. Fürſt Emanuel Ignaz habe ſich im Januar 1722 mit ſeiner Mutter ausgeſöhnt und ihr bis in den Februar, wo er nach Brüſſel gezogen, ehelich beigewohnt. Indeß auch gegen dieſe Behauptungen wurden Actenſtücke aus Brüſſel beigebracht und der Reichshofrath erklärte, durch eine Definitivſentenz vom 5. Auguſt 1746, die Geburt dieſes Sohnes der Marquiſe v. Mailly für unrechtmäßig. Daß 1756 ein Spruch der großen Parlamentskammer zu Paris das Gegentheil behauptete, half in Deutſchland nichts und von oraniſcher Seite bekämpfte man den Spruch auch ſofort mit einer ausführlichen Deduction vom 11. October 1756. In Frankreich dagegen gewannen die Kinder des Prätendenten, in Folge jenes, ſie für legitim erklärenden Beſchluſſes, noch 1767 einen bedeutenden Prozeß gegen die Familie ihrer Großmutter, die Maillys.

Ihr Vater, jener Max Wilhelm Adolph, war ſchon am 17. Januar 1748 im 26ſten, ihre Mutter ſchon am 12. April 1752 im 28ſten Jahre geſtorben. Sie hatten zwei Kinder erzeugt: Karl Heinrich Nikolaus Otto, geb.

9. Januar 1713 und Charlotte Amalie, eine Poſthuma, geb. 8. April 1718.

Die Schickſale des Sohnes entſprachen den verworrenen Verhältniſſen, aus denen er ſtammte. Er führte ſtandhaft den fürſtlichen Titel. Im 14. Jahre trat er als Freiwilliger in franzöſiſche Kriegsdienſte und war bis zum Rittmeiſter avancirt, als er ſich 1766 entſchloß, Bougainville[1] auf ſeiner abenteuervollen Reiſe um die Welt zu begleiten. 1769 nach Frankreich zurückgekehrt, wurde er Oberſt eines Infanterieregiments. 1779 machte er einen vergeblichen Verſuch, den Engländern die Inſel Jerſey zu nehmen. 1782 befehligte er eine der ſchwimmenden Batterien vor Gibraltar und ſetzte ſich hier ſo muthvoll allen Gefahren aus, daß er ſich zuletzt nur durch Schwimmen vom Tode retten konnte. Der König von Spanien belohnte ſein tapferes Verhalten, indem er ihn zum Granden erſter Claſſe und Mareſcal del Campo erhob. Graf Segur empfahl ihn der Kaiſerin von Rußland, in deren Dienſte er als Viceadmiral trat und zunächſt gegen die Türken im ſchwarzen Meere kreuzte, deren dortige Seemacht er in einer Reihe von Gefechten vernichtete, und zwar, indem er mit Galeeren und kleinen flachen Fahrzeugen gegen Linienſchiffe kämpfte. Die Kaiſerin ſchenkte ihm mehrere Landgüter. Auch vermählte er ſich mit der reichen polniſchen Fürſtin Sanguſka. Als der preußiſche Hof dem ruſſiſchen den Plan der erſten polniſchen Theilung vorgelegt hatte, ſendete die Kaiſerin Naſſau mit hierauf bezüglichen Aufträgen nach Wien, Verſailles und Madrid. Von dieſer Sendung zurückgekehrt, erhielt er den Oberbefehl der ruſſiſchen Flotte in der Oſtſee, ſchlug die ſchwediſche Scheerenflotte und ſchloß ſie in den wiborger Sund ein. Guſtav III. aber brach heraus, durchbrach ſeine Linie und verſenkte oder nahm 16 ruſſiſche Schiffe. Das unverſchuldete Misgeſchick erſchütterte ſeine Hofgunſt. Dazu kam, daß er, mit einer Polin vermählt und im Beſitz des polniſchen Indigenats, die zweite Theilung Polens nicht billigte. Er zog ſich aus dem ruſſiſchen Dienſte zurück, lebte auf Reiſen und ließ ſich nach dem Frieden von Amiens in Paris nieder, wo er 1805 ſtarb.

---

[1] Ludwig Anton de Bougainville, geb. zu Paris 11. November 1729, Sohn eines Notars, anfangs Juriſt, dann Militair, 1754 Geſandtſchaftsſecretair in London, 1756 Adjutant Montcalm's in Canada, 1758 Oberſt, 1761 bei dem Feldzug in Deutſchland, trat nach dem Frieden in die Marine ein, machte 15. December 1766 bis 16. März 1769 die erſte franzöſiſche Reiſe um die Welt, die er auch beſchrieb (1771—72), ward im nordamerikaniſchen Unabhängigkeitskriege 1779 Chef d'Escadre, und kam 1780 als Marechal de Camp zur Armee zurück. Seit der Revolution verließ er den Staatsdienſt und lebte zurückgezogen den Wiſſenſchaften. Unter Napoleon ward er Reichsgraf und Senator und † am 31. Auguſt 1811. Sein Charakter war höchſt liebenswürdig.

8. Schnelle Juſtiz.

Dem Generalmajor Suborzicki, Deputirten zum Tribunalsgericht der Woywodſchaft Rava, ward die Rechtmäßigkeit ſeiner Wahl beſtritten, und der Caſtellan von Lubaczew, Mlodzianowski, beſchuldigte ihn überdies einer Ehrloſigkeit. Darüber entrüſtet, zog er am 12. October 1752 in der Verſammlung, mit ſeinem zahlreichen Anhange, den Säbel und verwundete den Caſtellan, mit 18 Wunden, am Haupte, Nacken und Rücken, in der Kirche, dergeſtalt, daß derſelbe am 14. ſtarb. Der Caſtellan hatte ſich unter den Mantel des Woywoden von Maſovien geflüchtet; aber auch unter dieſem ſuchte ihn die mörderiſche Waffe. Mehrere Prälaten wurden im Getümmel verwundet. Darauf zwang Suborzicki die Siradiſchen Landgerichte, indem er in der einen Hand das Crucifix, in der andern den Säbel hielt, ihm den Tribunalseid abzunehmen. So gewaltthätig und tumultuariſch dieſes Verfahren war, ſo ſtracklich war auch die Vergeltung. Als er am 13. auf das Rathhaus kam, um ſeinen Sitz als Deputirter einzunehmen, wurde er von dem Tribunalsgerichte höflich erſucht, ein wenig abzutreten, weil man erſt über die Giltigkeit ſeiner Wahl verhandeln wolle. Sobald er aus der Stube getreten war, wurde er von Soldaten ergriffen, auf die Wache geführt, und am 11. October früh um 4 Uhr bei Fackelſchein enthauptet. Seine Anhänger wurden theils für ehrlos und vogelfrei erklärt, darunter ſeine 7 Brüder, welche ſämmtlich an dem Morde theilgenommen, theils zu Gefängniß von 1 Jahr und 6 Wochen verurtheilt.

Nicht ganz ſo ſchnell, aber doch auch ziemlich raſch verfuhr man 1738 in Ulm. Da hatte der daſige Bürgermeiſter Harsdörffer am 11. Februar 1738 früh nach 8 Uhr den andern Bürgermeiſter v. Beſſerer, in der Herrſchaftsſtube, gleich beim Eintritte, mit einer Piſtole erſchoſſen. Er hatte ſich ſofort ſelbſt auf der Hauptwache zur Haft geſtellt. Er gab an, daß er ſich ſchon ſeit 10 Jahren ein Journal über die Beleidigungen gehalten, die ihm der Entleibte zugefügt. Derſelbe ſei ſeiner Wahl zum Bürgermeiſter entgegen geweſen, habe die Aufnahme ſeines Schwiegerſohnes in die Stadt verhindert u. ſ. w. Am 30. April 1738 wurde er früh nach 5 Uhr, bei geſchloſſenen Thüren, durch 4 Grenadiere erſchoſſen. Er war 50 Jahre alt.

Auch in Sicilien gab es damals ſolche Beiſpiele. Ludwig Ruggiero, Fürſt von Ventimiglia (geb. 1706), Sohn des 1748 verſtorbenen Fürſten Johann, war einem Kaufmann zu Palermo 1000 Ducatis ſchuldig und ward, nach langen Erinnerungen, von dieſem bei dem Vicekönig verklagt, der den Fürſten zur Zahlung nöthigte. Als nun der Kaufmann ſein Geld geholt hatte, verlangten die Bedienten ein Trinkgeld, fingen über deſſen Betrag, auf Anſtiften des Fürſten, Händel an und prügelten ihn durch. Als er zum Fürſten zurücklief, um ſich über das Betragen ſeiner Leute zu beklagen, ließ der Fürſt ihn zum Fenſter hinauswerfen, wobei er ſo verletzt ward, daß er am vierten Tage darauf ſtarb. Der Vicekönig, Marquis Fogliani, ſchickte ſofort Soldaten zur Verhaftung des Fürſten. Dieſer vertheidigte aber ſeinen Palaſt und erſchoß 9 Soldaten aus dem Fenſter. Der Vicekönig befahl, den Palaſt anzuzünden; der Fürſt mußte ſich ergeben; der Prozeß ward in 21 Stunden entſchieden und der Fürſt im Juli 1755 enthauptet. Vergebens verwendeten ſich die vornehmſten Geſchlechter wenigſtens für einen Aufſchub der Execution und verlangten, daß der Vicekönig die Sache dem Könige vorlegen ſolle. Er erwiderte: „Der König hat mich hierher geſendet, die Gerechtigkeit in ſeinem Namen zu handhaben. Ich würde mich ſchämen, ihn um neue Befehle anzugehen, wo es ſich um Beſtrafung eines ſchweren Verbrechens handelt.“ Der Hingerichtete war in zweiter Ehe (1742) mit Roſalia Colonna, Tochter des Herzogs Anton von Ceſara, vermählt, hatte aber keine Kinder. Erbe war ſein Bruder Anton (geb. 1714).

9. Preßſtrafen.

Dr. Chriſtoph Chriſtian Händel, fürſtlich anſpachiſcher Oberhofprediger und Generalſuperintendent, gerieth 1710 mit dem Diakonus M. Kern in Streit, weil dieſer ein früheres Beichtkind des Erſteren, einen fürſtlichen Rath, in ſeinem Beichtſtuhl angenommen, ungeachtet Händel die von ihm erbetene Einwilligung dazu verweigert. Händel ſchrieb deshalb gegen Kern und dieſer antwortete ebenſo öffentlich. Der Stiftsprediger Dr. Tietzmann nahm Kern's Partei und gedachte der Sache auf der Kanzel, worauf neuer Streit ausbrach. Der Markgraf Wilhelm Friedrich 1) entzog Händeln jetzt das fürſtliche Beichtvateramt und ſuchte ihn überhaupt zu veranlaſſen, eine Verſetzung anzunehmen. Er bot ihm, unter Beibehaltung ſeiner ſonſtigen Würden und

---

1) Geboren 29. December 1685, ſuccedirt 1703, † 7. Januar 1723.

Einkünfte, das Decanat zu Schwabach an. Aber Händel ſchlug es aus. Nun wurde er abgeſetzt. Jetzt gab er eine „Zuſchrift an den Durchlauchtigſten Markgrafen“ heraus, worin er bittere Klagen fuhrte und um Niederſetzung einer Commiſſion bat, welche ſeine Sache unterſuchen ſollte. Eine beſonders heftige Schrift ſchrieb er gegen Tietzmann, der ſein Nachfolger geworden war, und dieſe veranlaßte wieder eine Replik und eine Duplik. Jetzt fühlte Händel ſelbſt, daß ihm der Boden zu heiß geworden unter den Fußen, und wollte heimlich aus dem Lande gehen, ward aber am 9. Juni 1711 zwiſchen Koburg und Nurnberg aufgehoben und nach Wülzburg gebracht. Ein juriſtiſches Reſponſum brachte ihm 1718 — das Schwert, eines aus Jena 1719 ewiges Gefängniß, beide öffentiche Verbrennung ſeiner Schriften, die durch den Henker geſchah. Der Hof ließ eine eigne Schrift uber die Sache erſcheinen. Händel ſtarb nach 20jähriger Haft, am 31. Juli 1731, zu Wülzburg.

Strenger noch war man zu Rom. Hier wurden 1737 der Canonicus Giacomini und der Graf Trivelli, wegen Schmähſchriften gegen den Papſt und deſſen Regierung, zum Tode verurtheilt. Das Urtheil des Erſtern ward, weil er aus dem Geſchlechte des heiligen Jakob de la Marche ſtammte, in ewiges Gefängniß gemildert. Graf Trivelli aber ward im Februar 1737 wirklich enthauptet, und dictirte kurz vor ſeinem Tode zwei Bogen Verſe zum Lobe des Papſtes.

10. Ein nurnberger Kreistagsſchluß.

Folgender merkwurdiger Kreistagsſchluß wurde am 14. Februar 1650 zu Nurnberg gefaßt:

„Demnach auch die unumgängliche deß heyl. Römiſchen Reichs Nothdurfft erfordert, die in dieſem 33. Jerig blutigen

Krieg ganz abgenommene, durch das Schwerdt, Krankheit und Hunger verzehrte Mannſchaft wiederumb zu erſetzen und in das khünfftig eben deſſelben Feinden, beſonders aber dem Erbfeind des chriſtlichen Namen, dem Türckhen, deſto ſtattlicher gewachſen zu ſein, auf alle Mitt, Weeg und Weiß zur gedenkhen, Als ſeinds uf reiffe Deliberation und Berathſchlagung folgende 3 Mittel vor die bequembſte und beyträglichſte erachtet, und allerſeits beliebt worden: 1) Sollen hinfüro innerhalb den nechſten 10 Jahren von Junger mannſchaft oder Mannſperſonen, ſo noch unter 60 Jahren ſein, in die Clöſter ufzunemmen verbotten, vor das 2te denen Jenigen Prieſtern, Pfarrherrn ſo nicht ordensleuth, oder auff den Stifftern Canonicaten ſich Ehelich zu verheyrathen; 3) Jedem Mannſperſohnen 2 Weyber zur heyrathen erlaubt ſein: dabey doch alle und Jede Mannſperſohn ernſtlich erinnert, auch auf den Canzeln öffters ermanth werden ſollen, Sich dergeſtalten hierinnen zu verhalten und vorzuſehen, daß er ſich völlig und gebürender Discretion und verſorg befleiße, damit Er als ein Ehelicher Mann, der ihme 2 Weiber zu nemmen getraut, beede Ehefrauen nicht allein nothwendig verſorge, ſondern auch under Ihnen allen Unwillen verhüette."

II. Aſſam.

Aſſam, der Sohn eines Renegaten aus Languedoc und ſelbſt ein berüchtigter marokkaniſcher Seeräuber, ließ vor ſeinem, im November 1752 zu Kephalonien, ungefähr im 56. Lebensjahre, erfolgten Tode zwei junge Chriſtenſklaven von vornehmer Abkunft erwürgen. Um ſeinen Leib fand man einen Gürtel mit den Worten: „Aſſam, berühmt durch ſeine Thaten zur See und dem es Niemand an Pracht gleichthun kann, begehrt, um gute Geſellſchaft nach der andern Welt zu haben, daß man die beiden zur Stunde getödteten Chriſtenſklaven und zugleich die ſchönſte ſeiner Sklavinnen, letztere lebendig, mit ihm in das Grab lege.“ Hinſichtlich der Sklavin wurde ſein Wille nicht erfüllt; denn — er war todt und nur der Lebende hat — Macht.

Regiſter.

Addiſon, 504.
Ahlden, Herzogin v., 199.
Albany, Herzogin v. 181.
Albemarle, Herzog v., 171—72.
Albuzzi, Signora, 438.
Angleſea, Lord, 181.
Anhalt-Zerbſt, Friedrich Auguſt, Fürſt zu, 326.
Ankarkrona, Theodor, 499.
Anſtetten, 339—40.
Antrim, Earl v., 271 ff.
Argyle, Herzog v., 509 ff.
Asfeld, Ritter d', 75.
Aſhton, 246.
Aſſam, 523—24.
Atterbury, 505.
Auguſtenburg, Herzoge v., 190.

Baiern, Max Emanuel, Kurfürſt v., 229—30.
—— Emanuel Joſeph, Graf v., 230.
Baily, 285.
Barfuß, Joh. Albrecht, Graf v., 76. 93. 100.
Bartholdy, 95—97.
Baſſet, 249, 255.
Bath, Earl v., 164, 248.
Batthyani, Karl Graf v., 232 ff.
Baumgärtner, 240.
Beichling, Gottfried Hermann v., 22, 34, 62.
—— Wolfgang Dietrich, Graf v., 20, 24, 62.
Bennet, Iſabella, Herzogin von Grafton, 154—55.
Ben-Poſta, Don Juan da, 220—21.
Bentink, 74.
Berwick, Herzog v., 166 ff.
Beſſel, Gottfried, 421—24.
Beſſerer, v., 520.
Beverle, 238—39.
Bibow, Frau v., 420.
Bidekam v. Ißbach 92.
Bielefeld, Baron v., 429.
Bielfinger, die, 133.
Biſhopfield, 442.
Bismark, v., 308—9.
Blood, Oberſt, 289.
Bolingbroke, 243, 303.
Borowski, Lieut., 325—26.
Boſe, Generalmajor v., 343.
Bougainville, 518.
Brandenburg, Dorothea, Kurfürſtin v., 70.
—— Karl Wilhelm, Markgraf v., 322.
Breuer, Geh. Cabinetsrath, 342—3.
Brühl, Miniſter, 313, 324, 432 ff.

Brown-Duppa, Dr., 180, 182—3, 186.
Buccleugh, Herzoge v., 151.
Buckingham, John Sheffield, Herzog v., 151, 178.
Buckingham, Georg Villiers, Herzog v., 288.
Buddenbrock, General v., 292.
Bünau, Heinrich Graf v., 430—431.
Burnet, Thomas, 293.

Cabal 287 ff.
Carel, Lord 182.
Carmarthen, Marquis v., 152, 246.
Carnida, Fürstin v., 230.
Carpzov, Oberhofprediger, 9, 16, 23.
Castel-Melhor, Graf, 163—64.
Cavendish, die, 501—2.
Cedercreutz, Graf v., 496—498.
Charolais, Graf, 195, 226 ff.
Chauvelin, 418—19.
Chiffinch, 164, 174.
Churchill, Arabella, 166, 172.
Clanricarde, Marquis v., 276—77.
Clarendon, Heinrich Earl v., 185, 247.
—— Eduard, Earl v., 277 ff.
Clausenheim, Mathias v., 413—14.
Cleveland, Herzogin v., 162.
—— Karl Herzog v., 155.
Cock, Landmesser, 410—11.
Coigny, Anton Franz, Graf v., 171.
Coligny, Kaspar Marschall v., 145—46, 425.
—— die Grafen v., 147 ff.
Cramer, J. Fr., 85.
Creuz, Commercienrath, 104.
Cromwell, 280 ff., 393 ff., 499 ff.
Cronstedt, Grafen v., 498—99.

Dänemark, Friedrich III., König v., 188 ff.
—— Christian V., König v., 190—91.
Dänemark, Georg, Prinz v., 295—96.
Danby, Earl v., 152, 294.
Dankelmann, die v., 79, 88 ff.
—— Eberhard v., 70 ff.
—— Silvester v., 71.
—— Karl Ludolph, Frhr. v., 89, 430—32.
Danneskield, Grafen zu Laurwigen, 189.
—— —— Samsoe, 190 ff.
Darnley, Katharine, 178.
Deloraine, Earl v., 130.
Derwentwater, die Earls v., 156 ff.
Desmonds, die, 266.
Devonshire, William Herzog v., 247.
Dönhoff, Otto Graf v., 100—101.
Dohna, Christoph Graf v., 82, 86, 100—1.
Drandorf, Anna Margarethe v., 39 ff.
Dunin, Gräfin v., 16.

Eichholz, Baron v., 421—22.
Engelschall, 61 ff.
Engelshofen, Freiherr v., 231.
England, Karl I. König v., 179 ff.
—— Karl II., König v., 150 ff., 181—82, 284—85, 296.
—— Jakob II., König v., 162 ff., 166 ff., 181, 192, 186 ff., 507—8.
—— Marie von Modena, Königin v., 176 ff.

England, Wilhelm III., König v., 15, 16, 25, 33, 84, 245, 247, 279, 507.
—— Maria, Königin v., 16.
—— Anna Königin v., 249, 297, 510.
Erdmannsdorf, Wolf Dietrich v., 30.
Eſperance, die de l', 146 ff.
Eſſenius, 440.
Eugen, Prinz, 97, 100, 319.

Fabrice, die v., 337.
Falari, 424.
Fauſt, Gouverneur von Ceylon, 311.
Fenwick, Sir John, 248—49.
Feverſham, Earl v., 164.
Fitz-James, Herzog v., 171.
Flemming, Paul, 310.
Fleury, Cardinal, 418.
Fogliani, Marquis, 520—21.
Fraigne, Marquis v., 325.
Francke, Auguſt Hermann, 424.
Fuchs, Paul v., 73—74, 86, 90.
Fürſtenhof, v., 2.

Gärtner, Karl Wilhelm Edler v., 324.
Galway, Earl v., 257.
Garbe, Rath, 440.
Gauden, Dr., 182 ff.
Gersdorff, David Gottlob v., 110.
—— Karl Friedrich Wilhelm v., 337.
Geyer, Heinrich Wolfgang Graf v., 77.
Gilbert, Prof., 343.
Girardin, Alexander de, 376.
Gleichen, Frau v., 211 ff.
Globig, Hans Gotthelf v., 430.
Godolphin, Earl v., 248.
Golz, Georg Konrad Freiherr v. d., 125.
Gottſched, 413.
Grävenitz, die, 123 ff.
Grafton, Herzoge v., 153 ff.
Grumbkow, Joachim Ernſt v., 75.
—— Friedrich Wilhelm v., 75.
Gſchray, Joh. Michael, 236 ff.
Guarini, Peter, 435, 437.
Gwynn, Eleonore, 160.
Gyllenborg, die Grafen v., 495—96.

Händel, Dr. Chriſtoph Chriſtian, 521—22.
Hagedorn, Friedrich v., 410, 429.
—— Chriſtian Ludwig v., 430.
Hamilton, ſchwediſcher Feldmarſchall, 205.
Hardenberg, 451.
Harprecht, Prof., 141.
Harsdörffer, Bürgermſtr., 520.
Haſtings, 313 ff.
Haugwitz, Joh. Rudolph v., 4
—— Friedrich Adolph, 4, 27.
Haxthauſen, Chriſtian Auguſt v., 6, 7, 42 ff.
Hedwiger, die, 146 ff.
Heidekamm, Baron, 99.
Heinicken, v., 439—40.
Hennicke, Graf v., 438.
Herbert, Sir Thomas, 180.
Hermann, Gottfried, 317.
Hertford, Marquis v., 183.
Heſſen-Kaſſel, Karl Landgraf v., 74.
Heſſen-Darmſtadt, Georg, Prinz v., 249, 250 ff.
—— —— Heinrich, Prinz v., 254.
Hewet, Dr. 282 ff.
Hochmuth, v., 305 ff.
Hohenthal, Peter Karl Wilhelm, Graf v., 348.
Holland, Lord, 286—87.

Honauer, Alchymiſt, 142.
Hoym, Frhr. v., 56, 61, 63.
Huddleſton, Mönch, 163 ff.
Hullin, General, 375.
Huntington, Major, 181.
Hyde, Henriette, 157.

Ilgen, Miniſter v., 99, 111.
Imhoff, Freiherren v., 310 ff.
Inchiquin, Lord, 272 ff.

Kaliſcher Aufruf, 330.
Kamecke, Ernſt Bogislav v., 106, 109, 112.
—— Paul Anton v., 109, 112.
Karl VI., Kaiſer, 249 ff., 421.
Kaunitz, Graf, 421.
Khevenhiller, Andreas Graf v., 515—16.
Kinski, Franz Ulrich Graf v., 96—97.
Klemm, Oberſter, 6, 17, 53 ff.
Klenau, Joh. Graf v., 351.
Klingenberg, v., 395—7.
Knobelsdorf, Friedrich Wilh. v., 341.
Knoch, Hans Ernſt v., 34 ff.
Königseck, Lothar Joſeph Graf v., 170—71.
Königsmark, die Grafen v. 196 ff.
Köppen, Oberſt v., 317.
Kohlſchütter, Geh. Cabinetsrath,, 345.
Kolowrat, Gräfin, 437.
Kraut, Geheimerath v., 105.
Kufſtein, Hans Ferdinand Graf v., 126.
Kuhlau, Fräulein v., 24, 29, 35.

Lang, Superintendent, 456—57.
Lecoq, General v., 347.
Leeds, Herzog v., 152.
Leithorſt, Maximilian v., 229 ff.
Leopold I., Kaiſer, 23, 421.
Lescours, Oberſt, 377.
Lewenhaupt, die Grafen v., 200.
Leyſer, Johann, 197.
Liegeritz, Pater, 435.
Lillo, 179.
Lingen, Reinhold Johann v., 205.
Lintelo, holl. Geſandter in Berlin, 107.
Liria, Herzog v., 169—70.
Liscow, 407 ff.
Löwendahl, Freiherren und Grafen v., 191 ff.
Lottum, Philipp Karl Wylich Graf v., 100—1.
Luben, 105.
Luckner, Marſchall, 237 ff.
Lüderode, Freiherr v., 344.

Mabbott, Gilbert, Cenſor, 399.
Malzahn, Oberſt v., 29.
Marcolini, Graf, 344.
Maret, Herzog von Baſſano, 336.
Marlborough, Herzog v., 152, 248.
Marmont, Marſchall, 308 ff.
Marſchall v. Biberſtein, Joh. Auguſt, 107.
Mascow, 429.
Martinitz, Gräfin v., 514—15.
Mayer, Joh. v., 230 ff.
Maynard, 395, 407.
Mecklenburg, Chriſtian Ludwig, Herzog v., 420.
—— Friedrich Wilhelm, Herzog v., 420.
—— Karl Leopold, Herzog v., 414 ff.
—— Chriſtian Ludwig Herzog v., 411, 416, 427—28.
—— Iſabelle Angelique, Herzogin v., 425

Mecklenburg, Chriſtine Wilhelmine, Herzogin v., 411.
Meinders, Franz v., 99, 101.
Menzel, Joh. Daniel, 235—36.
Meſter, Daniel Chriſtian, 416—19.
Milton, 178, 185.
Möller, Hoffiſcal, 84.
Monmouth, Herzog v., 150.
—— Earl v., 246.
Montague, Lady, 509.
Mordaunt, 241, 282 ff.
Morley, Dr., 186.
Mortier, Marſchall, 308 ff.
Müller, Hofrath Karl, 330.
Mulgrave, Earl v., 151, 178.
Muſkery, 219.

Naſſau-Siegen, Prinzen v., 516—19.
Natzmer, v., 308—9.
Nelle, Owen, 233—35.
Neitſchütz, Rudolph v., 4, 33.
—— Urſula Margarethe v., 4 ff.
—— Rudolph Heinrich v., 33, 37.
Neſſelrode, Graf v., 306, 309 ff., 373, 377.
Northumberland, Georg Fitzroy, Herzog v., 156.
—— Joſceline, Earl v., 198, 506.

Oeſterreich, Magdalene, Erzherzogin, v., 421.
Oettingen-Wallerſtein, Fürſt v., 456.
Orighi, Cardinal, 262.
Orlow, Michael, 365 ff.
Ormond, Herzoge v., 264 ff.
Oſborne, Thomas, 152.
Oſſory, Earl v., 280.
Oxenſtierna, 75.
Oxford, Robert Harley, Earl v., 302—3.

Paar, Graf v., 300, 378.
Palfy, Joſ. Graf v., 129.
Pauelſen, Chriſtian, 124.
Pauli, Geh. Kriegsrath, 433.
Penn, 247.
Percy, Eliſabeth, 198.
Perrückenſteuer in Preußen, 103.
Peterborough, Karl Earl v., 241 ff.
—— Heinrich Earl v., 244—45.
Pfaffenwerth, 210—11.
Philippi, Prof., 413—14.
Pleſſen, Hellmuth Graf v., 325.
Plymouth, Karl Earl v., 151 ff.
Pöllnitz, Baron v., 9, 64, 99, 101.
Pompadour, Marquiſe v., 225, 228.
Popoli, Herzogin v., 254.
Portsmouth, Herzogin v., 160 ff.
Portugal, Pedro II, König v., 220.
—— Juan V., König v., 220.
Portugal, Joſeph I., König v., 220, 225 ff.
—— Emanuel, Prinz v., 220 ff.
Preſton, Lord, 246—47.
Preußen, Friedrich I., König v., 69 ff.
—— Friedrich Wilhelm I., König v., 87, 413.
—— Friedrich II., König v., 234, 327, 440.
—— Sophie Charlotte, Königin v., 81, 106.
—— Sophie Luiſe, Königin v., 106 ff.
Printzen, Marquard Ludwig v., 112.
Promnitz, Grafen v., 512.
Pufendorfe, die, 77.
—— Eſaias, 196.

Raby, Lord, 116, 178.

Racknitz, Frhr. v., 324.
Radcliffes, die, 156 ff.
Reinbaben, Frhr. v., 511.
Remchingen, General v., 131 ff., 139.
Renard, die Grafen, 194.
Repnin, Fürſt, 353, 362.
Rich, Lady Iſabella, 267 ff.
Richecourt, Graf v., 514—15.
Richmond, Herzoge v., 165—66.
Riviere, Maria Aurora de la, 200.
Rocheſter, Earls v., 175.
—— Lady, 175.
Rochlitz, Gräfin v., 1 ff.
Röder, Frhr. v., 324.
Royſton, Buchdrucker, 180, 182, 184.
Ruggiero, 163. Fürſt von Ventimiglia, 520—21.
Ruſſel, Lady, 257.
—— die, 501.
Rußland, Alexander, Kaiſer v., 7, 338—40, 361—62, 367—69.
Sachſen, Johann Georg III., Kurf. v., 1 ff., 74, 316.
—— Johann Georg IV., Kurf. v., 1 ff., 316.
—— Friedrich Auguſt I., Kurf. v., (Auguſt II. von Polen) 3, 10, 27—28, 31 ff., 117, 130, 316 ff., 433.
—— Friedrich Auguſt II., Kurf. v., (Auguſt III. von Polen) 433 ff. Seine Gemahlin 323, 434 ff.
—— Friedrich Chriſtian, Kurf. v., 324.
—— Friedrich Auguſt I., König v., 327 ff. Seine Gemahlin, 336 ff.
—— Anna Sophia, Kurfürſtin v., 8.
—— Eleonore Erdmuthe Luiſe, Kurfürſtin v., 8 ff., 47 ff.
Sachſen, Marie Thereſe, Königin v., 347.
—— Eliſabeth, Prinzeſſin v., 342.
Sachſen-Teſchen, Herzog v., 346—47.
Sachſen-Weimar, 214 ff., 351.
Sachſen-Gotha, Friedrich III., Herzog v., 212 ff.
—— —— Luiſe Dorothea, Herzogin v., 212.
Sachſen-Meiningen, Anton Ulrich, Herzog v., 208 ff.
Sachſen-Koburg-Saalfeld, Franz Joſias, Herzog v., 215—16.
—— —— —— Ernſt, Herzog v., 351.
Sachſen-Weißenfels, Friederike Eliſabeth, Herz. v., 433.
Sachſen, Marſchall v., 200.
St. Albans, Herzog v., 160.
St. Hilaire, 75.
St. Vincent, Nikolaus Karl Graf v., 378.
Saladin, 6, 44.
Salmour, Grafen v., 322 ff.
Sandersleben, Ludwig v., 147.
Scheffer, v., 137, 139.
Schlichting, Oberſt v., 436.
Schöning, Hans Adam v., 22, 35, 58.
Schomberg, Meinhard Graf v., 75.
Schrader, Superintendent, 23.
Schröder, Chriſtian David, 416—17.
Schulenburg-Gloſterrode, Graf v., 347—48.
Schweden, Karl Johann, Kronprinz v., 338—39.
Schwediſches Parteiweſen, 202 ff.
Schweinsborſtenmonopol in Preußen, 104—5.

Schwerdtner, Superintendent, 15 ff.
Schwerin, Otto v., 70.
Sebiſch, M., 23.
Seckendorf, Graf v., 236 ff., 317, 325.
Sedley, Katharina, 172 ff.
Seeau, Graf v., 514.
Seyffert, Kriegsſecret., 442 ff.
Seymour, 307.
Shrewsbury, Karl Earl v., 247, 301, 502, 510.
Sievers, M., 412—13.
Sillig, Joh. Friedrich, 460 ff.
Slingsby, Sir Henry, 282 ff.
Solms-Lich, Gräfinnen v., 210 ff.
Somerſet, Herzoge v., 506—9.
Sorlisi, Caſtrat, 1.
Spener, 1, 34.
Sponek, Grafen v., 146 ff.
Stanhope, Earl, 253, 505.
Stapley, Mr., 282—83.
Stella, Grafen v., 230—31.
Strafford, Thomas Earl v., 116, 268 ff.
Stryk, 20.
Süß-Oppenheimer, 130 ff.
Suberzicki, 519.
Sulkowski, Fürſt, 326.
Symmonds, Dr., 180, 182, 184.

Talleyrand, Fürſt, 375—76.
Tarruca, Graf v., 221—22, 224.
Tettau, Joh. Georg v., 84, 110.
Thienen, Domdechant v., 412—13.
Thomaſius, 20, 77.
Thüngen, Hans Karl v., 98, 128.
Thürriegel, 239—40.
Thynne, Thomas, 198, 507.
Toll, Karl Graf v., 338.
Tonnemann, Pater, 424.
Tornaco, Arnold Franz, Frhr. v., 149.
Trivelli, Graf, 522.
Truchſeß v. Waldburg, Friedrich Sebaſtian, Graf, 430—31.

Uhren, Sophie v., 188.

Valckenaer, Adrian, 311 ff.
Verneuil, Anna Henriette de, 226.
Vitzthum, Friedrich Graf v., 6.
— Georg Friedrich v., 233.
Vota, Jeſuit, 95 ff.

Wackerbarth, Auguſt Chriſtoph Graf v., 316 ff.
Wackerbarth-Salmour, Graf v., 323 ff.
Waldgrave, Jakob Carl v., 172.
Waller, Sir Edmund, 181.
Walpole, Robert, 158—59.
Walters, Lucie, 150.
Wartenberg, Kolb v., 90 ff.
Wartensleben, Grafen v., 101 ff.
Waters, Abbé, 187.
Wazdorff, General v., 342.
Weckhrlin, Wilhelm Ludwig, 453 ff.
Wenſe, v. d., 100 ff.
Werthern, Joh. Friedrich Freiherr v., 513.
Whartons, die, 502.
Wharton, Drucker, 283—84.
Williams, 244.
Willis, Sir Richard, 281.
Windiſchgrätz, Leopold Karl Graf v., 514.
Wittgenſtein, Auguſt Graf v., 102 ff.
Wolf, Pater, 96.
Wolffersdorf genannt Kielewetter, Joh. Adolph v., 194.

Wolffrath, Hermann Chriſtian v., 416. Frau v., 416, 417, 424, 428.
Wrbna, Joh. Franz Ferdinand Graf v., 124—25.
Württemberg, das Haus, 119 ff.
—— die Herzoge, resp. Prinzen, Eberhard Ludwig, 121 ff., Friedrich Karl, 121, 123, Karl Alexander, 127 ff., Karl Rudolph, 138—39, 143—44, Karl Eugen, 138—39, Karl Friedrich, 144, Heinrich Friedrich, 144, Max Emanuel, 144, Friedrich Ludwig, 145, Leopold Eberhard, 145 ff.
Württemberg, Marie Auguste, Herzogin v., 129, 138—41.
Wurmb v. Zink, 345, 356.
Wutgenau, Frhr. v., 511—13.

Zeithain, Luſtlager bei, 318.
Zeſchau, Heinrich Wilhelm v., 339.
Ziegler, 57.

* * *

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Geheime Geſchichten

und

Räthſelhafte Menſchen.

Geheime Geſchichten
und
Räthſelhafte Menſchen.

Sammlung
verborgener oder vergeſſener Merkwürdigkeiten.

Herausgegeben
von
Friedrich Bülau.

Vierter Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1852.

AB= B 2[illegible]
£ 37, 1+1

Inhalt.

Seite

I. Die Geheimnißvollen im Schloſſe zu Eishauſen. (Mitgetheilt.) 1
II. Die vermeintliche Kaiſertochter 121
III. Der Zarewitſch und ſeine Gemahlin 161
IV. Lamoignon und de Fargues 185
V. Ein Wahrſager 191
VI. Der Zauberſpiegel 198
VII. Geſandtſchaften aus dem Orient 216
VIII. Briſacier 232
IX. Der Marſchall de la Force 238
X. Die Grafen von Falkenſtein und von Storum 255
XI. Eine Pſeudokönigin 271
XII. Der Ausgang des Hauſes Cleve 294
XIII. Bucquoy 318
XIV. Die Grafen von Flemming 346
XV. Suſanne Henriette d'Elbeuf. Von C. K. 366
XVI. Graf Erich Brahe 378
XVII. Bilfinger und Herzog Karl Eugen von Württemberg 403
XVIII. Caſtlereagh und Wellington 428
XIX. Pfarrergeſchichten 445
  Gottfried Ketteritz 445
  Chriſtian Kethe 446
  Johann Nikolaus Jacobi 448
  Gottlieb Fuchs 449
  Johann Friedrich Hübner 451
  Samuel Uricke 453
  Johann von Peſſeck 454
  Ephraim Richter 456
  Franz Chriſtoph Heinrichshofen 457
  Daniel Kleſch 458

Miſcellen.

Seite
1. Eugenius 463
2. Ein Duell 465
3. Todtſchlag aus Irrthum 466
4. Cardinal d'Oſſat 469
5. General Rautencranz 473
6. Deutſche in Rußland 476
7. Ein ſtreitluſtiger Pfarrer 478
8. v. Beckerodt 479
9. v. Rebentiſch 480
10. Spaniſcher Reichthum 481
Nachträge 482

I. Die Geheimnißvollen im Schloſſe zu Eishauſen.

Eine wahre Geſchichte ohne Löſung.

1. Einleitung. — 2. Die Unbekannten in Ingelfingen. — 3. Der Graf und die Gräfin in Hildburghauſen. — 4. Ueberſiedelung nach Eishauſen. Der geheimnißvolle Kammerdiener und die übrigen Diener. Die Equipage. — 5. Die Perſönlichkeit des Grafen. Einzelne Züge der Lebensweiſe und des Charakters. — 6. Die Correſpondenz des Grafen mit der Herzogin Charlotte und mit dem Geiſtlichen des Dorfes. Politiſche Anſichten, wiſſenſchaftliches Leben. — 7. Die Gräfin. — 8. Das Geheimniß des Grafen bedroht. Der Graf erhält das Ehrenbürgerrecht. — 9. Tod der Gräfin. — 10. Tod des Grafen. — 11. Verſuch einer Kritik der Geſchichte der Unbekannten. — 12. Die Preſſe über den Grafen. — 13. Die gerichtlichen Ermittelungen und Verſuch einer Kritik derſelben. — 14. Eine ſchauerliche Hypotheſe. — 15. Schlußbetrachtung.

1. Einleitung.

An der Straße, welche von Koburg nach Hildburghauſen führt, liegt, eine gute Stunde vor letztgenannter Stadt, das Dorf Eishauſen. Links ab von der Chauſſee, am fernſten Ende des ziemlich anſehnlichen Dorfes, bemerkt der Reiſende ein ſtattliches, alle anderen Häuſer des Ortes überragendes Gebäude. Und wer einmal in der Zeit von 1810 bis 1845 des Weges gekommen iſt und im Dorfe ſich näher erkundigt hat, der erinnert ſich wohl, daß ihm die Bauern geſagt haben, jenes Haus ſei das Schloß; darin wohne der „gnädige Herr“; der ſei ſehr reich und ſehr wohlthätig; aber wer er ſelbſt ſei, das wiſſe kein Menſch, ſelbſt der Herzog nicht.

Am 8. April 1845 ſtanden zum erſten Male nach 35 Jahren die Thüren des geheimnißvollen Schloſſes offen. Der Unbekannte war geſtorben. Männer, Weiber und Kinder drängten ſich mit geheimer Scheu in das Schloß; von Thränen verdunkelte Augen ſuchten nach der Löſung des Geheimniſſes, das länger als ein Vierteljahrhundert unter ihnen gelebt hatte. Das Gericht drang ein, Schlöſſer wurden geöffnet, Siegel angelegt; aber der greiſe Einſiedler, noch im Tode ein kräftiges, ſchönes Bild, hielt ſein Geheimniß feſt.

Geſchäftige Federn brachten jetzt die Geſchichte auf den Markt der Journaliſtik und, wie es bei einer ſo myſteriöſen Sache natürlich iſt, miſchten ſich wahre Nachrichten mit falſchen, wenige wohlmeinende Vermuthungen mit vielen ſchlimmen auf ſo wunderliche Weiſe, daß es dem geſpannten Publikum unmöglich werden mußte, zu einer nur etwas klaren Auffaſſung des geheimnißvollen Lebens zu gelangen.

Ich habe dieſes merkwürdige Einſiedlerleben, das ein günſtiges Zuſammentreffen von Umſtänden meiner Beobachtung beſonders naherückte, 31 Jahre lang nur ſelten aus dem Auge verloren. Was ich beobachtet oder mittelbar erfahren habe, will ich in dieſen Blättern mittheilen. Ich glaube, daß ich im Stande bin, mehr zu erzählen, als irgend Jemand aus der nähern oder fernern Umgebung des Geheimnißvollen; aber ich muß freilich zugleich erklären, daß ſelbſt die ganze Summe meiner Wahrnehmungen nicht hinreicht, um den Schluß der Geſchichte — die Löſung des Räthſels — finden zu laſſen.

Das Bild, das ich den Leſern gebe, iſt immer nur ein verſchleiertes Bild. Es hat ſich auch mir nie enthüllt. Wäre dies der Fall, ſo würde ich anders erzählen — oder auch vielleicht gar nicht.

Ich habe 40 Jahre lang auf die Enthüllung des Geheimniſſes gewartet, das ich vor Augen hatte; jetzt geht meine Geſchichte in die Welt, nicht um eine ſolche Enthüllung zu geben, ſondern um ſie zu ſuchen. Die Neugierde des Publikums, der Scharfſinn der Polizei, alle Bemühungen der Gerichte haben nicht vermocht, den Schleier zu heben. Vielleicht kommen dieſe Blätter vor die Augen eines Menſchen, der mit Hülfe der Daten, die ſie enthalten, den Schlüſſel des Räthſels zu finden vermag.

Ich bin mit meinen Wahrnehmungen nicht hervorgetreten zu jener Zeit (unmittelbar nach dem Tode des Unbekannten), als alle Zeitungen das Intereſſe ihrer Leſer nach dem geheimnißvollen Schloſſe in Eishauſen lenkten und die widerſprechendſten Hypotheſen über das Leben des Einſiedlers durcheinander fluteten, und ich komme deswegen mit meinen Mittheilungen vielleicht etwas zu ſpät für die Curioſität des Publikums. Aber ich wünſche eben auch ein höheres Intereſſe in Anſpruch zu nehmen, als das der Neugierde, und in ſolcher Beziehung wird es von einigem Werthe ſein, daß die Eindrücke, die ich empfing, Zeit genug hatten, ſich abzuklären. Selbſt jetzt würde ich mit dieſen Mittheilungen, obgleich es mir nicht an mancher Aufforderung zu deren Veröffentlichung gefehlt hat, ſchwerlich hervortreten, wenn ich nicht glaubte, daß die Oeffentlichkeit ein Recht wie ein Intereſſe an dem Geheimniſſe des Schloſſes in Eishauſen hat, und daß der Wahrheit nicht allein, ſondern ſelbſt dem Intereſſe der Perſonen beſſer gedient ſei, wenn die düſtere Wolke des Zweifels und Argwohns, die ſich über das Grab des Einſiedlers gelagert hat, mit ſcharfem Strahl beleuchtet und zerſtreut, oder ſelbſt zur Entladung ihres Wetterſtoffs gebracht wird, als wenn ihre giftigen Dünſte im ungeſtörten Zwielichte des Gerüchts das Monument, das Dankbarkeit und Pietät auf dem Grabe des Unbekannten erhalten möchten, allmälig zerbröckeln.

Die Leſer bitte ich, daß ſie durch den Reiz des Geheimnißvollen, Abenteuerlichen und Schauerlichen ſich nicht verleiten laſſen, bei der Betrachtung des wunderbaren Lebens, das ich ihnen vorführen will, den Standpunkt pſychologiſcher Beobachtung zu verlaſſen; denn von dieſem aus betrachtet bietet der Gegenſtand, nach meiner Meinung, unter allen Umſtänden das größte und reinſte Intereſſe. Die Geſichtspunkte, welche das Intereſſe der Polizei und der Rechtspflege in Anſpruch nehmen, bieten ſich von ſelbſt dar.

Ich werde ſtets der Spur der Wahrheit zu folgen ſuchen und in das Gebiet der Dichtung und Sage, ſo nahe es hier auch an die Wirklichkeit grenzt, nirgends abſchweifen. Ich werde unparteiiſch alles vorräthige Material liefern, unbekümmert, ob es der guten Meinung, oder dem Argwohn zum Anhalt dienen mag, und eben ſo nüchtern, hoffe ich, wird meine Kritik ſein.

2. Die Unbekannten in Ingelfingen.

Erſt in der neueſten Zeit iſt es gelungen, die Spur des Unbekannten rückwärts bis zum Jahre 1803 oder 1804 zu verfolgen 1). Um jene Zeit erſchien in dem Städtchen Ingelfingen im Württemberg'ſchen ein Unbekannter, der ſich Graf oder Baron nannte, und lebte daſelbſt einige Zeit in räthſelhafter Dunkelheit. Er hatte eine Miethwohnung bezogen, zugleich mit einer Dame, die er ſelbſt ſeine Gemahlin genannt haben ſoll, oder die man wenigſtens allgemein dafür hielt. Die vornehme Einfachheit ſeiner Lebensweiſe ließ den hohen Rang, ſeine Zurückgezogenheit von der Welt ließ reiche Welterfahrung durchblicken. Er hatte eigene Equipage; ſein einziger Diener, der zugleich Kutſcher war, theilte die Abgeſchiedenheit ſeines Herrn und zeigte in ſeiner noblen Haltung eine weit über ſeinen Stand gehende Bildung. Eine weibliche Dienerin war unter der Verpflichtung der Verſchwiegenheit angenommen worden; ſie durfte nur zu gewiſſen Stunden die Wohnung der Fremden betreten. In die Nähe der Dame aber iſt ſelbſt dieſe Dienerin nie gekommen. Der Graf war das einzige menſchliche Weſen, mit welchem die Unbekannte in Berührung kam. Niemand in Ingelfingen hat ſie geſprochen, oder auch nur ſprechen hören. Wenn ſie Tritte auf der Treppe hörte, flüchtete ſie in ihr innerſtes Gemach, das ſie hinter ſich verſchloß. Sie ſoll viel geweint

---

1) Die nachfolgende Mittheilung aus Ingelfingen verdankt man einer Dame, der Tochter des Geheimeraths K., die zu der angegebenen Zeit ſelbſt in Ingelfingen lebte. Sie iſt durch einige Perſonen, namentlich die (kürzlich verſtorbene) Fr. v. B. in Ludwigsburg beſtätigt.

haben. Wenn ſie am Arme ihres Gemahls ſpazieren ging, oder wenn ſie mit ihm ausfuhr, war ſie verſchleiert oder trug eine grüne Brille; doch wollten damals Perſonen, die ſie ſahen, behaupten, daß ſie eine auffallende Ähnlichkeit mit der Tochter Ludwig's XVI zeige.

Der Graf mied nicht allen Umgang. Er kam z. B. öfters zu dem Apotheker, in deſſen Haus er wohnte, intereſſirte ſich für deſſen chemiſche Arbeiten und ſprach mit ihm einſichtsvoll über mediciniſche Gegenſtände. Die Wenigen, die mit dem Grafen in nähere Berührung kamen, prieſen mit Entzücken die Liebenswürdigkeit ſeines Charakters, ſein edles, gemüthvolles Weſen, ſeine wiſſenſchaftliche Bildung, ſeine tiefen Kenntniſſe politiſcher Verhältniſſe und bedeutender Perſonen.

Man erinnerte ſich, daß er einſt auf die Frage, ob er Kinder habe, mit tiefer Wehmuth antwortete: „Wenn ich ſo glücklich wäre!“ Und doch war damals der Graf ein blühender Mann, höchſtens ein Vierziger, und die Dame, die er begleitete, ſtand in der erſten Jugendblüthe!

Der Graf intereſſirte ſich ſehr für die politiſchen Geſinnungen der Vornehmen in Ingelfingen; er ſelbſt zeigte Sympathie für die rechtmäßige Dynaſtie in Frankreich. Zeitungen in verſchiedenen Sprachen hielt er für ſeine Perſon; von fernen Poſten kamen häufige Briefe an ihn. In Ingelfingen war man allgemein der Meinung, daß er ein franzöſiſcher Prinz ſei; Viele hielten ihn für den Herzog von Angouleme ſelbſt.

Eines Morgens waren die Unbekannten plötzlich verſchwunden; für einige Bekannte hatte der Graf werthvolle Geſchenke zurückgelaſſen. Gleich darauf kam die Nachricht, daß der Herzog von Enghien auf badiſchem Gebiet aufgegriffen und nach Paris abgeführt worden ſei (März 1804). Man war in Ingelfingen allgemein der Meinung, daß der Graf, von dieſem Vorfall zeitig benachrichtigt, ſich einem ähnlichen Schickſale durch die Flucht habe entziehen wollen. Einige Monate ſpäter aber las man im Schwäbiſchen Merkur die Nachricht von dem Tode eines franzöſiſchen Emigranten von Bedeutung, der ſich einige Zeit in Ingelfingen aufgehalten habe. Die Beſchreibung des Verſtorbenen paßte Zug für Zug auf den Grafen. Seitdem hielten die Ingelfinger ihren Unbekannten für todt, und er war faſt vergeſſen, als im Jahre 1845 die öffentlichen Nachrichten über den Geheimnißvollen in Eishauſen in den wenigen noch Lebenden die Erinnerung an ihn wieder weckten.

So weit unſere Mittheilung aus Ingelfingen.

Die Vermuthung liegt nahe, daß der Zeitungsartikel von dem Tode des Emigranten fingirt war und die Abſicht hatte, die Spur des Unbekannten von der Erde zu verwiſchen. Außer allem Zweifel ſteht es, daß daſſelbe Geheimniß, welches den Augen der Ingelfinger entſchwunden war, drei oder vier Jahre ſpäter von einem Grafen Vavel de Verſay in Hildburghauſen eingeführt wurde. Es iſt dieſelbe einſiedleriſche Dame mit Schleier und grüner Brille, es iſt derſelbe ſeltſame Diener, der zugleich Kutſcher war, und der Graf Vavel ſcheint nach Allem der aus dem Grabe erſtandene Mann von Ingelfingen; die Beſchreibung ſeiner äußeren Erſcheinung und ſeiner Lebensweiſe, wie wir ſie von Ingelfingen erhielten, ſpricht für die Identität der Perſon. War der Geheimnißvolle von Ingelfingen wirklich geſtorben, ſo war es ſein Doppelgänger, der in Hildburghauſen erſchien, — ſo war es ein Mann, der die Rolle jenes Geheimnißvollen in demſelben Augenblick aufnahm, als ſie dem Sterbenden aus der Hand fiel, und ſie bis zu ſeinem eigenen Tode fortſpielte. Gegen das

Ende unſerer Erzählung wird dieſe Frage der Identität, die hier ziemlich müſſig erſcheinen mag, in höchſter Bedeutung wieder hervortreten.

3. Der Graf und die Gräfin in Hildburghauſen.

In Hildburghauſen finden wir den Grafen mit der Dame, die ihn begleitete, zuerſt in dem Engliſchen Hof, dem damals angeſehenſten Gaſthaus der kleinen Reſidenz [1]). Er bleibt hier Wochen und Monate lang, macht Anſprüche auf die feinſte Lebensweiſe und entſpricht dieſen Anſprüchen durch reichliche Bezahlung. Man hört in der Stadt, der Fremde ſei ein Graf Vavel de Verſay. Er gilt für einen franzöſiſchen Emigrirten, ſein Grafentitel und das Ariſtokratiſche ſeiner Erſcheinung für genügende Legitimation; den Grund ſeiner gänzlichen Zurückgezogenheit ſucht man in politiſcher Verfolgung, oder in einem vom Unglück gebeugten Gemüthe.

Daß der Fremde von der Polizei nach einer Legitimation gefragt worden ſei, hat man nie gehört. Gewiß iſt, daß er weder einen Paß, noch eine andere Legitimation vorgezeigt hat. Den Grafentitel ſcheint er übrigens ohne ſein Zuthun erhalten zu haben; wenigſtens äußerte er dreißig Jahre ſpäter mit Lächeln: „man hat mich zum Grafen gemacht; ſelbſt zum Monſeigneur wollte man mich einſt machen."

---

[1]) Die Bekanntmachung, welche das Hildburghauſer Kreisgericht nach dem Tode des Unbekannten erließ, gibt das Jahr 1806 als die Zeit ſeines erſten Auftretens in Hildburghauſen an. Ich muß aber bemerken, wie die Behauptung zuverläſſiger Zeitgenoſſen dafür ſpricht, daß der Graf erſt im Jahre 1807 nach Hildburghauſen gekommen iſt.

Geheimerath S. in J. ſoll behauptet haben, daß er als früherer hildburghäuſer Geheimerath die Unterſchrift des Unbekannten als „Baron Vavel de Verſay" zu ſehen Gelegenheit gehabt habe. Allein dies iſt wol eine Verwechſelung damit, daß Briefe an den Unbekannten jene Adreſſe trugen und Herrn S. zu Geſicht kamen. Daß eine Unterſchrift des Unbekannten dem Herrn Geheimerath je vor das Auge gekommen ſei, muß ich ſehr bezweifeln. Wenigſtens iſt dies gewiß, daß ſich nirgends, auch nicht in den geheimſten Aktenſchränken Hildburghauſens, auch nur ein Buchſtabe von des Unbekannten Hand vorfindet. Der Diener, den er bei ſich führte, nannte ihn: „der gnädige Herr." Die Namen ſeines Gebieters nannte er nie. Das Publikum betrachtete ihn als einen namenloſen Menſchen; nur mitunter hörte man ihn den „Pfaffel" nennen, eine Benennung, die jedenfalls aus der Verſtümmelung des Namens Vavel entſtanden war. Der Name Vavel de Verſay curſirte nicht. Man nannte den Fremden nur ſchlechtweg den „Grafen", und dieſen Titel mag der Unbekannte auch in der nachfolgenden Erzählung fortführen.

Man hat vielfach und mit Beſtimmtheit behauptet, der Graf habe ſich dem damals regierenden Herzog Friedrich von Sachſen-Hildburghauſen, oder der geiſtreichen Herzogin Charlotte (Schweſter der Königin Luiſe von Preußen) anvertraut, wenigſtens Empfehlungsbriefe von hoher Hand an das herzogliche Haus abgegeben. Dieſer Behauptung muß indeß auf das Beſtimmteſte widerſprochen werden. Der Vorgang, welcher zu jener Annahme Veranlaſſung gegeben haben mag, ſoll ſpäter erwähnt werden. Hier nur ſoviel, daß Niemand in Hildburghauſen das Geheimniß des Grafen kannte, — wenn nicht ſein Diener.

Uebrigens hatte in den erſten Wochen und Monaten ſeines Aufenthalts in Hildburghauſen die Erſcheinung des Unbekannten nichts beſonders Auffälliges. Man war ja damals noch nicht aus der Gewohnheit gekommen, franzöſiſche Emigranten ohne Paß und in der myſteriöſeſten Verhüllung durch Deutſchland reiſen zu ſehen. Dazu erfuhr man, daß der Graf ſich ſchon einige Zeit in der Gegend aufgehalten habe, namentlich auch in Themar, wo der damalige Amtmann, Hofrath Mereau, ihn geſehen und wahrſcheinlich auch geſprochen hat. Von einem frühern Aufenthalt in Ingelfingen hatte man nicht die entfernteſte Ahnung; auch ſpäter erſt erfuhr man, daß der Fremde ſich einige Zeit in Frankfurt am Main und, gleichzeitig mit einer großen Anzahl hervorragender franzöſiſcher Emigranten, in Mainz aufgehalten hatte (dies erklärte er ſpäter ſelbſt), und daß in Offenbach ein räthſelhafter Mann, Namens Frank, gelebt haben ſolle, der wenigſtens durch ſeine Zurückgezogenheit (nicht aber durch ſeinen Charakter) an den Unbekannten in Hildburghauſen erinnerte.

Dieſer ſelbſt zeigte nicht die Abſicht eines bleibenden Aufenthaltes in Hildburghauſen. Zwar miethete er, nach einigem Verweilen im Engliſchen Hofe, eine Privatwohnung — die dritte Etage in dem anſehnlichſten Gebäude der Stadt (dem jetzigen ſogenannten Regierungsgebäude). Als aber, bald nach ſeinem Einzuge, in der Druckerei, die im Parterre des Hauſes arbeitete, ein kleiner Feuerlärm entſtand, verließ er ſofort dieſe Wohnung und bezog nun die zweite Etage eines frei ſtehenden Hauſes in der Neuſtadt.

Die Beſitzerin des Hauſes (die verwitwete Geheime-Aſſiſtenzräthin Radefeld) mußte verſprechen, wenn zu dem Hauſe ein Käufer ſich fände, ſogleich ihren Miethsmann es wiſſen zu laſſen.

Aus jener Zeit kommen etwas deutlichere Nachrichten über das Leben der Unbekannten, deren Geheimniß nunmehr das gute Hildburghauſen in große Spannung gebracht hatte. Ehe der Graf das letzterwähnte Haus bezogen hatte, war er faſt täglich in eigner Equipage mit ſchönen Schimmeln, den reichbedreßten Diener auf dem Bock, ſpazieren gefahren. Nunmehr hatte er die Pferde abgeſchafft und fuhr, zwar in eigenem Wagen, aber mit Poſtpferden. Bei ſolchen Fahrten hat die herzogliche Kinderfrau, die damals im jetzigen Batty'ſchen Hauſe vor der Stadt wohnte, den Grafen einige Male geſehen, und ſie erzählte gerne davon, wie vornehm und ſchön der Mann ausgeſehen habe und wie artig er ſie und die fürſtlichen Kinder gegrüßt habe; doch fuhr er nie im zurückgeſchlagenen Wagen und gewöhnlich in die Ecke des Sitzes zurückgelehnt, auch ſah man ihn zuweilen mit der tief verſchleierten Dame am Arm ſpazieren gehen. — Einige Handwerker, von denen er Verſchläge zu Treppe und Vorplatz bauen und dadurch ſeine Wohnung von dem übrigen Hausraum abſperren ließ, — der Kaufmann und Rathsherr A., den er zum Geſchäftsführer angenommen hatte, aber auch nur mit Geldgeſchäften betraute, — eine Köchin und eine Aufwärterin, die beide außerhalb des Hauſes wohnten, und die Hausbeſitzerin ſelbſt waren die einzigen Menſchen, die der Graf in jener Zeit ſprach.

Die Hausbeſitzerin, ſchon damals eine Matrone, wurde nicht ſelten zu dem Grafen gerufen. War ſie bei demſelben eingetreten, ſo verſchloß er hinter ihr die

Thüre. Er unterhielt ſich dann mit ihr und wußte ſich dadurch bald und unvermerkt in den bedeutenderen Perſönlichkeiten der Stadt und in den bedeutendſten ſeiner Nachbarſchaft vollkommen zu orientiren. Mit einer, wie es der Hausfrau vorkam, kleinlichen Neugierde, aber höchſt wahrſcheinlich tieferer Abſicht, erkundigte er ſich nach den Fremden, die in Hildburghauſen ab- und zugingen. Die fremde Dame war bei ſolchen Beſuchen nie zu ſehen; ſie wurde von ihrer Hauswirthin nur einige Male beim Ausgehen flüchtig erblickt, und die Witwe wußte daher von der Dame nichts zu erzählen, als daß ſie jung und ſehr ſchön geweſen ſei.

Die Fenſter waren ſtets dicht verhängt, die Treppenthüre verſchloſſen; man erzählte, der Fremde habe ſcharf geladene Gewehre zu ſeinem Schutze; gewiß ſcheint, daß er einen Handwerksburſchen, der unberufen eingedrungen war, im höchſten Zorn mit der Piſtole in der Hand verjagte.

Wenn der Graf zugleich mit der Dame (meiſtens am frühen Morgen) ſpazieren fuhr, ſtiegen ſie innerhalb des verſchloſſenen Hofraumes in den Wagen; dem Poſtillon war es unterſagt, ſich nach der Herrſchaft umzuſehen, und als einſt die Kinder der Hausfrau ſich an ein auf den Hof gehendes Fenſter drängten, um die Gräfin einſteigen zu ſehen, führte der Graf darüber Beſchwerde bei der Mutter und foderte Schutz vor ſolcher Neugierde. Die zahlreichen Briefe, welche unter der Adreſſe Vavel oder Vavel de Verſay ankamen, mußte die Hausfrau in Empfang nehmen, in einen Korb werfen, der zu ſolchen Zwecken an der Treppe hing, und dieſes dem Grafen mit einem Zeichen der Glocke andeuten. Im Hauſe durfte keine Thüre mit Geräuſch geſchloſſen werden, kein lautes Lachen ſich hören laſſen. Als einſt die erwachſenen Söhne der Hausfrau in ihrem Wohnzimmer zu ebener Erde mit Rappieren fochten, drohte der Graf mit Aufkündigung, weil er ſolche Unruhe nicht vertragen könne. Im obern Stock herrſchte faſt immer lautloſe Stille; doch hörte man häufig noch ſpät in der Nacht den Mann die Zeitungen mit ſtarker Stimme und großer Lebhaftigkeit vorleſen.

In jener Zeit war der Graf mit der Dame oft mehrere Tage lang abweſend. Niemand, als der vertraute Diener, begleitete ſie auf ſolchen Reiſen. Niemand, als er, hat erfahren, wohin dieſe geheimnißvollen Ausflüge führten. Während einer ſolchen Abweſenheit hatte die ſtets außer dem Hauſe wohnende Köchin es gewagt, die Küche zu betreten, zu welcher ſie einen Schlüſſel hatte. Ihr Beſuch wurde bei der Rückkehr des Grafen entdeckt und ſie ſelbſt ſofort ihres Dienſtes entlaſſen. Auch das Auge der Köchin hatte die Dame, der ſie diente, nie erblickt.

Der Hausfrau wurde die Miethe für Wohnung und Mobilien reichlich bezahlt und dadurch Entſchädigung gewährt für die klöſterliche Stille, die ſie in ihrem Hauſe erhalten mußte. Als aber der Graf einſt erfuhr, daß ſeine Hausfrau ohne ſein Vorwiſſen ſich auf Anerbietungen zum Verkauf des Hauſes eingelaſſen hatte, kündigte er und miethete das herrſchaftliche Schloß auf dem Domainengut zu Eishauſen, 1½ Stunde von Hildburghauſen.

---

4. Ueberſiedelung nach Eishauſen. Der geheimnißvolle Kammerdiener und die übrigen Diener. Die Equipage.

Am 30. September 1810 überſiedelte der Graf in das Schloß zu Eishauſen. Er nahm dort die zweite und dritte Etage in Beſitz, während zu ebener Erde noch ein ergrauter herrſchaftlicher Schloßverwalter (Handſchuh) mit ſeiner ebenſo alten Frau wohnte. Durch dieſen ſtand die Belle-Etage des Schloſſes im ungehinderten Verkehr mit dem Dorfe; nur tiefe Stille wurde den Beſuchenden anempfohlen. Der Verwalter ſelbſt, ſo wie ſeine Frau, waren ſtille, ſehr brave Leute; das einzige Amt, das ſie noch zu verwalten hatten, nämlich dies: die Stille und Ruhe des Schloſſes zu hüten, ſtimmte zu ihrer Neigung, und überdies ſpornten Geſchenke aus Küche und Keller des Grafen zum Eifer an.

Als ein Kind von neun Jahren wurde ich einmal zum Verwalter ins Schloß geſchickt; ich ging zaghaft und auf den Fußſpitzen die ſteinerne Treppe des Schloſſes hinan. Ehe ich noch nach dem Klingelzuge griff, öffnete ſich ſchon von Innen leiſe die Thüre und der Verwalter ſchob mich freundlich flüſternd in ſeine Stube. Der gute alte Mann mit dem kaffeebraunen Rocke, der halb Frack, halb Ueberrock war und von oben bis zu den Knöcheln herab mit zwei Reihen thalergroßer Metallknöpfe beſetzt war, ſchenkte mir damals ein uraltes Bilderbuch: aber er ſprach nur flüſternd mit mir, und ich war froh, als ich aus dem verzauberten Schloſſe heraus war.

Ungeachtet dieſes treuen Eifers für Bewahrung der Stille und Ruhe, konnte der Graf die Hausgenoſſenſchaft der alten Leute nicht ertragen. Er bot ihnen überreiche Entſchädigung, wenn ſie ſich in einem Hauſe des Dorfes einmiethen wollten, und das alte Ehepaar ging endlich darauf ein, überlebte aber nur ein oder zwei Jahre die Verbannung aus dem Schloſſe. Nunmehr war der Graf im ausſchließlichen Beſitze der drei Etagen des Schloſſes. Er und die Dame ſcheinen vorzugsweiſe in der mittlern, ſelten in der obern Etage gewohnt zu haben; in der Belle-Etage wohnten der Kammerdiener und die Köchin. So waren vier einſiedleriſche Menſchen die alleinigen Bewohner des großen Gebäudes, in dem nicht viele Jahre früher ein penſionirter General mit ſeiner Familie und ſeiner zahlreichen Bedienung gewohnt hatte, und tiefe Stille herrſchte jetzt in den öden Räumen, in denen ſonſt die Zechgenoſſen des alten Kriegers gelärmt hatten. Nur der Fruchtboden des Schloſſes blieb, zum großen Verdruß des Grafen, noch dem Kammergutspachter zur Benutzung überlaſſen. Obſchon die Pachtersknechte, wenn ſie die Getreideſäcke brachten oder holten, gewöhnlich in Strümpfen leiſe die Treppe auf- und abſchlichen, konnte der Graf die Hausgenoſſenſchaft des Getreides doch nicht ertragen, und nach mehreren Jahren gelang es ihm, durch bedeutende Geldopfer (er ſchoß das Geld zur Erbauung einer neuen Pachterwohnung vor und zahlte erhöhte Miethe) ſich auch in den Beſitz des Bodens zu ſetzen.

Nach dem Auszuge des oben erwähnten Verwalters lebten, wie geſagt, im ganzen Schloſſe neben dem Grafen und der Gräfin nur noch zwei Perſonen: der „Kammerdiener", der mit dem Unbekannten gekommen war, und die Köchin.

Der Kammerdiener war ein ernſter, abgemeſſener, wortkarger Mann, eine kräftig gebaute, breitſchultrige Geſtalt, mit vollem Geſichte und ſchneeweißem Haare. Er zeigte ſich nie, wenn nicht in voller, reich bedreßter Livree; er ging fleißig in die Kirche, ſtand aber in wenig Verkehr mit dem Dorfe. Niemand hat von ihm eine Andeutung über die Geſchichte ſeines Herrn vernommen, oder auch nur eine Anſpielung darauf, daß er irgend ein Geheimniß zu bewahren habe. Im Dorfe ſtand er im Geruche eines Wundermanns: er konnte das Blut ſtillen, ſagte die Witterung vorher und dergleichen mehr; ein Ruf, der ſich wahrſcheinlich nur auf ſeine, ſeinen Stand überragende Bildung gründete. Ich ſelbſt habe den Mann nie geſprochen, oder ſprechen hören, obſchon ich vier bis fünf Jahre lang mit ihm in demſelben Dorfe wohnte.

Die Köchin durfte das Schloß niemals verlaſſen. Als nach Jahren der Abſperrung der Graf ſie in einer außerordentlichen Verlegenheit, von der ich ſpäter erzählen werde, in der Nacht zu dem Pfarrer ſchickte, konnte ſie ſich kaum über den Weg fortſchleppen; ſie hatte das Gehen auf bloßer Erde verlernt.

Die Vereinſamung des Kammerdieners mit der Köchin blieb indeß nicht ohne Folgen. Die Köchin bekam ſchnell hinter einander zwei Kinder; das erſte, ein Knabe, wurde nach dem ausdrücklichen Willen des Grafen Papageno getauft. Beide Kinder wurden ſogleich nach der Geburt aus dem Schloſſe geſchafft und in dem nächſten Dorfe (Steinfeld) erzogen. Papageno, oder Papperle, wie ihn die Leute nannten, machte ſpäter durch unordentliches Leben dem Grafen viel Verdruß. — Ein den Grafen berührender Verdacht knüpfte ſich durchaus nicht an dieſe Kinder.

Kammerdiener und Köchin waren übrigens nicht die einzige Dienerſchaft des Grafen. Der Graf hatte einen gewiſſen Schmidt und deſſen Frau in Dienſt genommen. Der Mann war, ſo viel ich weiß, aus Böhmen gebürtig. Er ſoll mit einem öſterreichiſchen Werbecommando nach Thüringen gekommen und hier, dem Dienſte ſich entziehend, zurückgeblieben ſein. Seine Frau war aus Heldburg. Sie hatten früher, ſo erzählte mir die Frau, in kümmerlichen Verhältniſſen gelebt; da prophezeite ihnen eine Zigeunerin [1]), ihr Unglück werde noch wachſen; dann aber werde ein Fremder aus fernen Ländern bei ihnen anklopfen; wenn ſie dem gewährten und treu blieben, ſo werde er ſie und ihre Nachkommen glücklich machen. Beide gaben ſich wirklich mit unerſchütterlicher Treue dem Dienſte des Grafen hin. Sie wohnten aber nicht im Schloſſe und ſelbſt nicht im Dorfe, ſondern fortwährend in Hildburghauſen und gingen von hier aus täglich zum Dienſt nach Eishauſen. Die ganze Gegend kannte ſie unter den Namen: „der Schmidt und die Schmidtin", oder „der Bote und die Bötin". Sie vermieden den Verkehr mit Menſchen. Auf der Straße nach Hildburghauſen, die über eine halbe Stunde weit der Graf mit ſeinem Fernrohr zu beſtreichen vermochte, konnte man ihnen täglich begegnen; aber nie, wenigſtens nie an den dem gräflichen Fernrohr offenen Stellen ſah man ſie ihre eilfertigen Schritte hemmen, niemals in Begleitung gehen, oder mit einem Begegnenden ſprechen. Sie ſtarben beide in des Grafen Dienſt, und dieſer erbte auf ihre beiden Söhne und deren Frauen fort.

Außer den Genannten hatte der Graf ſtets noch ein Mädchen aus dem Dorfe im Dienſt, die aber nicht im

---

[1] Es läßt ſich fragen, ob dieſe Zigeunerin vielleicht im geheimen Dienſte des Unbekannten handelte.

Schloſſe wohnte und ihre Aufträge gewöhnlich nur durch das Fenſter erhielt, ohne das Schloß ſelbſt betreten zu dürfen.

Eine ziemlich unveränderliche Tagesordnung herrſchte. Früh um 4 oder 5 Uhr klopfte die „Aufwärterin“, ſo wurde das im Dorfe wohnende Dienſtmädchen genannt, an einem Fenſter des Schloſſes, gab durch das Fenſter die Milch an die Köchin ab, erhielt die Zeitung für den Pfarrer und andere Aufträge. Um 9 Uhr ſah man die „Bötin“ aus der Stadt kommen; ſie brachte Nahrungsmittel und andere Beſtellungen aus der Stadt und die Briefe und Zeitungen der Morgenpoſt; ihr wurde das Schloß geöffnet; ſie beſorgte das Reinigen der Zimmer und dergleichen mehr.

Der „Kammerdiener“ beſorgte, neben ſeinem geheimen Dienſte im Schloſſe, die Wartung der Pferde, welche wieder angeſchafft worden waren. Um 10 Uhr hielt gewöhnlich die Equipage des Grafen vor der Schloßthüre. Der Graf erſchien mit der tief verſchleierten Dame, führte ſie mit dem Hut in der Hand die Treppe herab an den Wagenſchlag, hob ſie nach einer Verbeugung hinein, ſetzte dann ſich ſelbſt ein, und nun brauſten die zwei rieſengroßen pechſchwarzen Rappen mit dem niemals zurückgeſchlagenen Wagen, den „Kammerdiener“ in dreieckigem Hute und ſilberſtrotzender Livree als Kutſcher auf dem Bock, das Dorf hervor auf dem Wege nach Rodach zu, einem kleinen koburgiſchen Landſtädtchen. Ein paar Hundert Schritte vor der Stadt wendete der Wagen um und fuhr nach Hauſe. Mitunter fuhr der Graf allein, ohne Begleitung der Dame; ſehr ſelten des Nachmittags. Niemals iſt die Dame allein ausgefahren.

Gegen Mittag verließ die „Bötin“ das Schloß; am

Nachmittage kam der „Bote“ mit den Nachmittagszeitungen und zur Beſorgung neuer Geſchäfte. Am Mittwoch und Sonnabend Nachmittag ging noch ein dritter Bote, ein Mann vom Dorfe, in die Stadt, um die Abendzeitung zu holen.

Der Kammerdiener ſtarb bald nach der Geburt ſeines zweiten Kindes.

Schon bei einer frühern Krankheit des Mannes war ein Arzt aus Hildburghauſen zu ihm gerufen worden. Dieſer beſuchte den Kranken zwei Mal und war ſo glücklich, ihn wiederherzuſtellen. Bei dem zweiten Beſuche hatte er ſich etwas länger bei dem Kranken aufgehalten, worauf dieſer ängſtlich bat, er möge ſich lieber entfernen, „denn der gnädige Herr ſei zuweilen wunderlich“. In der letzten Krankheit des Kammerdieners, ein oder zwei Jahre ſpäter, wurde derſelbe Arzt wieder zu dem Kranken gerufen, fand ihn aber bereits in einem höchſt bedenklichen Zuſtande. Der Graf ließ den Arzt fragen, ob er an die Herſtellung des Kranken glaube, und da der Arzt dies verneinte, ließ er ihm wenige Tage darauf ſagen, er wolle ihn nicht weiter bemühen, ſondern lieber dem Kranken mit einem Glaſe Wein etwas zugute thun. Wirklich ſtarb der Kranke ohne weitere ärztliche Hilfe, und nur von einer zur Verſchwiegenheit verpflichteten Frau, der ſogenannten Teichgreth, gepflegt. Es wurde damals erzählt, auf dem Sterbebette habe der Kammerdiener in großer Unruhe nach dem Geiſtlichen verlangt, der Graf aber die Erfüllung ſeines Wunſches verweigert. Gewiß iſt, daß der Kammerdiener in ſeinen geſunden Tagen den Pfarrer angegangen hatte, er möge ihm geſtatten, daß er heimlich bei ihm beichte und das Abendmahl nehme; der Graf dürfe es nicht erfahren. Der Pfarrer glaubte ihm das Verſprechen der Verheimlichung nicht geben zu dürfen, und die Communion unterblieb daher. — Als der Geiſtliche um die nöthigen Lebensnotizen über den Verſtorbenen bat, erklärte der Graf, der Geſchiedene heiße Philipp Scharre, ſei 60—66 Jahre alt und aus der Schweiz gebürtig. Näheres könne er nicht angeben. Merkwürdiger Weiſe ſollen noch 20 Jahre lang, bis zum Tode des Grafen, mitunter Briefe unter der Adreſſe des Kammerdieners ins Schloß gelangt ſein.

Nach dem Tode des Kammerdieners wurde ein Kutſcher aus dem Dorfe angenommen, ein junger Menſch aus einer armen, aber ſehr ſtillen Weberfamilie, deſſen einziger Bruder taubſtumm war. Er überkam die Pflege der Pferde, durfte aber das Schloß nie betreten. Die Köchin war von nun an das einzige menſchliche Weſen, das mit dem geheimnißvollen Paare in den weiten Räumen des Schloſſes wohnte.

Selbſt der geringe Verkehr mit der Außenwelt, welchen die gräflichen Pferde vermittelten, wurde bald beſchränkt und endlich ganz abgeſchnitten.

Einſt, als die Equipage des Grafen an dem täglichen Ziele ihrer Fahrt in der Nähe von Rodach umwenden wollte, hielt der Chauſſeegeldeinnehmer von Rodach den Wagen an und bat höflich: der Herr Graf fahre doch ſchon ſeit zwei Jahren täglich auf der Chauſſee und wende immer kurz vor dem Schlagbaum um; er möge ihm doch auch eine Entſchädigung für Chauſſeegeld zukommen laſſen. Der Graf fuhr zornig auf, warf dem Menſchen einen Kronthaler zu, und von dieſem Tage an hat er nie wieder das Koburger Gebiet berührt. Der Wagen wendete von nun an ſtets an der hildburghäuſer Grenze um, und da dieſe nur eine gute Viertelſtunde von Eishauſen entfernt war, wurde die gewöhnliche Spazierfahrt um mehr als die Hälfte abgekürzt; ſehr ſelten nahm ſie ihren Weg nach der entgegengeſetzten Richtung hin.

Die Pferde hatte der Graf dem Kammerguts pachter (Kaiſer) in Stall und Futter gegeben und bezahlte für beides reichlich. Eines Tages machte der Pachter erhöhte Foderungen. Das heftige Temperament des Grafen wallte auf. Am andern Morgen blieb zu unſerer Verwunderung die gräfliche Equipage aus und bald ſahen wir, zu noch größerem Erſtaunen, den Schulzen des Orts und deſſen Schwiegerſohn die gräflichen Rappen, mühſam ſie bändigend, durchs Dorf reiten. In der Nacht hatte der Graf den Schulzen wecken laſſen und ihm die Pferde um ein Drittel des Werthes verkauft. Wie Diogenes zuletzt noch ſeinen Becher wegwarf, ſo hatte der Graf ſich des letzten Verkehrs mit der Umgegend entſchlagen. Er verließ ſeitdem nie mehr die nächſte Umgebung des Schloſſes, einige ſpäter zu erwähnende Ausflüge ausgenommen. Dem Pachter aber zahlte er Stall- und Futtergeld für zwei Pferde fort bis zu deſſen Tode. „Er darf nicht denken,“ ſoll er geäußert haben, „daß ich die Pferde um des Geldes willen abgeſchafft habe; nur von ſeiner Unverſchämtheit will ich nicht abhängig ſein.“

Nach dem Abzug der Rappen wurde ein Grasgarten in der unmittelbaren Nähe des Schloſſes, von dieſem faſt nur durch eine, über einen tiefgebetteten Bach führende Brücke getrennt, dem Kammergutspachter abgemiethet und, obgleich er ſchon durch ſeine Lage und hohes Buſchwerk geſchützt war, noch mit einer acht Schuh hohen Einfaſſung von Bretern umgeben. Dieſer Garten war fortan der einzige Reſt der Erde, der den Einſiedlern zu ihren Spaziergängen blieb.

5. Die Perſönlichkeit des Grafen. Einzelne Züge der Lebensweiſe und des Charakters.

„Mein Noviciat in dem Schloſſe zu Eishauſen," ſo ſchrieb der Graf viele Jahre ſpäter, „iſt mir ſchwer, ſehr ſchwer geworden." — Daß es der Anfang einer lebenslänglichen Kloſtereinſamkeit ſein würde, vermuthete Niemand. Die Einrichtung im Schloſſe deutete auf die Abſicht eines nur vorübergehenden Aufenthalts. Alle Meubles und Betten waren nur gemiethet, und die reichliche Miethe wurde von Monat zu Monat gezahlt, als ob man ſich für jeden Augenblick zur Abreiſe bereit halte. Allgemein glaubte man, daß nach Entwirrung der franzöſiſchen Zuſtände das Geheimniß der Unbekannten ſich enthüllen und ſie ſelbſt aus ihrer Verbannung in Eishauſen ſcheiden würden. Erſt viele Jahre ſpäter verlautete, daß alle gemietheten Meubles und Betten, obſchon die Miethe dafür noch fortlief, ſchon lange auf den Boden geſchafft und durch heimliche Sendungen aus der Ferne nach und nach vollſtändig erſetzt worden waren.

Von dem Leben der Einſiedler im Innern des Schloſſes drang faſt gar keine Kunde heraus. Unter den Erzählungen, die darüber curſirten, zog mich als Kind beſonders die an, daß man im Schloſſe den artigen Zeitvertreib habe, Hunde an einen Wagen zu ſpannen und damit die Katzen durch die Zimmer und Säle des Schloſſes hindurch ſpazieren zu fahren. Auch eine große Drehorgel befand ſich in einem Hinterzimmer des Schloſſes und wurde öfters gehört. Sonſt war, ſo viel ich weiß, kein muſikaliſches Inſtrument im Schloſſe, und außer den Klängen der Orgel, die nach den erſten Jahren des Aufenthalts aber auch verſtummten, hat man Sang und Klang nie aus den immer todtenſtillen Räumen des Schloſſes herausſchallen hören. — Die Gräfin war, ſo viel erfuhr man, ſelbſt der Köchin und dem Kammerdiener unſichtbar. Die Speiſen wurden im Vorzimmer ſervirt und von hier durch den Grafen ſelbſt in das Speiſezimmer gebracht.

Der Graf wurde, als er ſich in Eishauſen niederließ, für einen Mann von ungefähr 40 Jahren gehalten. In der erſten Zeit ſeines Aufenthalts zeigte er ſich einige Male allein, oder auch in Begleitung der Dame, auf einer Wieſe in der Nähe des Schloſſes; aber bald wurde ſeine Abſchließung noch ſtrenger.

Ich ſelbſt habe den Mann einige Male geſehen, wenn er ſpazieren fuhr, und ein Mal in unmittelbarer Nähe. Dies letztere Begegnen iſt mir unvergeßlich. Es war nämlich unter den Bauern des Dorfes allmälig ſtillſchweigende Verabredung geworden, daß Geräuſch in der Nähe des Schloſſes ſoviel als möglich vermieden werde, daß die Kinder nicht dort ſpielten, daß Niemand nach den Fenſtern des Schloſſes gaffe. Mir ſelbſt war dieſes Verbot durch meinen Vater eingeſchärft. Wie geheiligt es uns war, mag eine Anekdote beweiſen. Ein vierjähriger Knabe war bei meinem Vater, ſeinem Oheim, zum Beſuch; in der Nacht wacht er zufällig auf — es war zwiſchen 3 und 4 Uhr; ſeine Begleiterin wird auch munter, ſieht ſich durchs Fenſter den nächtlichen Himmel an, ſieht auch nach dem ziemlich entfernten Schloſſe hin und ſagt: „Nun, ſieh nur einmal, der Graf hat ſchon Licht in ſeinem Zimmer.“ — „Du, du,“ ruft der Knabe erſchrocken, „weißt du nicht, daß es der Oncle verboten hat, es ſoll Niemand dem Grafen an die Fenſter ſehen.“ — Ich war damals ſchon 11 oder 12 Jahre alt, aber nicht viel minder ängſtlich. Einmal jedoch rannte ich im Spiel vor mich hin bis in die Nähe des Schloſſes. Plötzlich auf einem ſchmalen Stege, der aus der Nähe des Schloſſes über einen Bach führte, ſehe ich den Geheimnißvollen, der auf eben dieſer Brücke mit raſchen Schritten mir entgegenkommt. Ein Knabe vom Rieſengebirge, der urplötzlich die Geſtalt Rübezahl's neben ſich erblickt, kann nicht mehr erſchrecken, als ich bei dem Anblicke des Unbekannten; noch ſehe ich ihn im grauen Filzhute, langem dunkeln Oberrocke, weißen Strümpfen — ſein kräftiges, ſcharfgezeichnetes Geſicht, die friſche, dunkle Farbe, beſchattet von rabenſchwarzem Haar und ſtarkem Backenbart, die blitzenden Augen, den entſchiedenen, raſchen Gang. Ich drückte mich an das Geländer des Stegs, zog ſchüchtern meine Mütze und ſtand unbeweglich. Der Graf ging, ohne mich anzuſehen, vorüber, kehrte aber, wie im Zorn, raſch wieder um, und ehe ich noch von meinem Platze losgekommen war, ging er wieder zurück an mir vorüber und verſchwand im Schloß. Der Magd des Pfarrers begegnete er, als ſie eben einen ſchweren Sack mit Getreide in die Mühle trug, auf demſelben Steg; das erſchrockene Mädchen wollte eilig umkehren; doch er rief: „Ihr habt ſchwer, ich will warten, bis Ihr herüber ſeid.“

Der brave Chirurg Bochmann, der alte Schulze Schlund, der Schreiner Chriſt, den er beſonders liebte, und zwei bis drei andere Handwerker ſind die einzigen Männer des Dorfes geweſen, welche bei einzelnen Gelegenheiten Zutritt ins Schloß erhalten und dabei den

Grafen geſprochen haben. Dieſe rühmten ſeine Vornehmheit eben ſo, wie ſeine Freundlichkeit und bewunderten die erſtaunliche Macht ſeiner fließenden Rede. Außer dieſen ſprach der Graf einige Male die Frau des Kammergutpachters Kaiſer, welcher in ſeiner unmittelbaren Nähe wohnte; er ſagte ſpäter in Erinnerung an ſie und an die manchen Verdrießlichkeiten, die er mit dem Manne der Frau gehabt hatte: „überhaupt bin ich immer mit den deutſchen Frauen leichter in Einklang gekommen, als mit den deutſchen Männern.“

Einen Gaſt hat das Schloß nie aufgenommen, obſchon der Graf, wie er ſelbſt ſpäter ſagte, Verwandte hatte, welche reiſten.

Die Lebensweiſe der Unbekannten zeigte, ſo weit ſie der Beobachtung zugänglich war, die feinſte Vornehmheit. Der gräflichen Küche wurden die beſten Ergebniſſe der Jagd und des Fiſchfanges geliefert; das feine Backwerk mußte die Köchin ſelbſt bereiten. Auf Oſtern wurde bis zum Tode der Dame regelmäßig ein Oſterlamm gegeſſen. Der Graf trank feine Liqueure, nur theure franzöſiſche Weine (vor allen Haut Sauterne), Porter und manches ſeltene Getränk, und im gräflichen Keller war ſo ſtarker Umſatz, daß die Dienerſchaft des Grafen mit den leeren Bouteillen in der Umgegend einen einträglichen Handel treiben konnte. — Die Garderobe für Herr und Dame kam ſtets von Frankfurt, und die Moden, welche die Damen auf den pariſer Boulevards entfalteten, konnten wenige Wochen ſpäter, über den hohen Breterzaum hinüber, die Weidenbäume im einſamen, düſter beſchatteten Garten zu Eishauſen an der unbekannten Gräfin bewundern. Der Graf trug ſtets Schuhe, weißſeidene Strümpfe und ein und daſſelbe Paar nie länger als 14 Tage. Alles deutete auf eine Gewohnheit zu faſt übertriebener Reinlichkeit und dieſe, wie manches Andere, auf holländiſchen Urſprung. Sein Dienſtmädchen, an deren Bruder er freundlichen Antheil nahm, wies ihm einſt einen Brief, den dieſer aus der Fremde geſchrieben; der Graf las den Brief, aber ohne ihn zu berühren; das Mädchen mußte ihn in der Hand halten. Niemals las er eine Zeitung, die ſchon eine andere Hand berührt hatte; Papier, Briefe und dergleichen, die nach Taback rochen, ekelten ihn an. Bei einer Klage über Unreinlichkeit that er die Aeußerung: „in meinem Schloſſe daheim, auf den großen Marmortreppen, die zum Eingang führen, durfte nie ein Stäubchen liegen, und hier finde ich ſelbſt im Zimmer Staub.“

Das Geld, das dem Grafen zuging, kam gewöhnlich über Frankfurt; er erhielt es durch jenen Geſchäftsführer, den er in Hildburghauſen hatte; ich ſchlage ſeinen Aufwand auf 8000 — 9000 Gulden jährlich an. Die Poſt behauptete früher, daß ſie jährlich 12,000 Fl. ins Schloß beförderte. Nach den ſpätern Ermittelungen des Gerichts ſollen die Jahreseinkünfte des Grafen 7000 Fl. betragen haben. Daß ihm aber weit größere Hilfsmittel augenblicklich zu Gebote ſtanden, bewies er bei einigen Gelegenheiten. Die Quelle, aus der ſeine Geldmittel floſſen, hat man nie erkunden können. Es iſt übrigens deutlich, daß dieſe Einkünfte des Grafen, ſo außerordentlich ſie auch im Verhältniß zu ſeiner Eingezogenheit und zu den dörflichen Umgebungen erſchienen, nicht zugereicht haben würden, den Luxus eines vornehmen Hauſes in einer großen Stadt zu befriedigen. Und wenn ich dabei an die Art denke, wie der Graf, zwar allerdings nie eine Spur von Geldprahlerei zeigte, aber doch oft ſehr deutlich merken ließ, daß Reichthum ihm etwas ganz Gewöhnliches und kleinbürgerliche Verhältniſſe ihm ganz unbekannt ſeien, ſo möchte ich faſt auf die Vermuthung kommen, dies ſichtliche Hervortreten des Bewußtſeins der Wohlhabenheit habe ſeinen Grund eben darin gehabt, daß der Mann zu einer früheren Zeit nicht in gleicher Wohlhabenheit gelebt hatte.

Ich habe oben ein Beiſpiel erzählt, wie der Unbekannte Geld opferte, um nicht geldgierig zu erſcheinen; von der Art ſeines Geldgebrauchs laſſen ſich noch andere, ſehr bezeichnende Züge anführen. Er beauftragte einſt ſeinen Geſchäftsträger, eine koſtbare Tiſchuhr aus Paris bis zu einem beſtimmten Tage kommen zu laſſen. Die Uhr langt einen Tag zu ſpät an und der Graf ſendet ſie zornig dem Geſchäftsführer zurück, legt aber den Koſtenbetrag bei. — Er wünſcht einen Garten (den oben erwähnten) von der herzoglichen Kammer zu miethen. „Weils der Graf iſt, ſagt der herzogliche Commiſſar, kann man ſchon 20 Fl. Pacht fodern" (Niemand hätte mehr als 10 Fl. bezahlt). Der Graf läßt zurückſagen, der vorige Kammergutspächter habe 40 Fl. Pacht von ihm gefodert und erhalten; es würde ihn in Verlegenheit ſetzen, wenn die herzogliche Kammer weniger nehmen wolle.

Er haßte die Bettelei. Wenn ich einen einzigen franzöſiſchen Gendarmen hier hätte, entfuhr ihm einmal, ſo wollte ich die ganze Umgegend von Bettlern ſäubern. Die Köchin erhielt zwar täglich 24—36 Kreuzer, um damit die Bettler, die ans Fenſter kamen, zu befriedigen; er gab aber mit Widerwillen, wenn er gebeten wurde. Deſto großartiger übte er freiwillige Wohlthätigkeit. Wo er von Nothleidenden hörte — und er beſaß die Kunſt, bei aller ſeiner Abgeſchiedenheit Noth und Armuth in ſeiner nähern und weitern Entfernung zu erkunden — da half er, und wo er einmal Noth gefunden, da war ſein Gedächtniß treu für deren fortwährende Unterſtützung. Die Armen Eishauſens erhielten ein beſtimmtes monatliches Almoſen und daneben vertheilte er noch weit reichere Geſchenke; an Feiertagen erhielten die Armen Fleiſch, Reis und Weißbrot. Aber das Bedürfniß durfte nicht betteln bei ihm; er mußte unter der Hand davon in Kenntniß geſetzt werden; „nur die freiwillige Gabe hat Werth,“ ſchrieb er ſpäter einmal.

In Hildburghauſen war kein wohlthätiges Inſtitut, das nicht den Grafen zu ſeinen ausdauerndſten und freigebigſten Unterſtützern gezählt hätte. Als bei einer ſolchen Gabe der Vorſteher der Induſtrieſchule in Verlegenheit war, auf welchen Namen er den Empfang des Geldes beſcheinigen ſollte, ſagte die damalige Beſchützerin der Schule, die Erbprinzeſſin Amalie, mit glücklichem Takte: „Schreiben Sie: «Von einem Manne, der unſerm Lande nur durch ſeine Wohlthaten bekannt iſt.»“ Dieſer Ausdruck wurde von da an ſtehend, und es verging ſelten ein Monat, in dem nicht unter dieſem Titel reiche Gaben (wol keine unter einem Louisdor) für wohlthätige Anſtalten im hildburghäuſer Regierungsblatt beſcheinigt wurden.

Er nahm höchſt ungern Gefälligkeiten an, die er nicht reichlich vergelten konnte. Aber er war auch ſehr zart im Geben. Hatte er Dienſte angenommen, die von perſönlicher Freundſchaft für ihn zeugten, ſo vermied er ſelbſt den Schein, als ob er ſie mit Geſchenken belohnen wolle.

Seine Wohlthätigkeit ſchien natürliches Ergebniß der Menſchenfreundlichkeit. Einſt war ſein heftiges Temperament durch eine Unbilligkeit des Kammergutspachters aufs Aeußerſte gereizt; da hörte er, daß das einzige

Kind des Pachters gefährlich erkrankt ſei. Sogleich ſendet er Erquickungen ins Krankenhaus und läßt ſich zu jedem Dienſt bereit erklären.

Unter den Kindern des Dorfes ſuchte er ſich (mit dem Fernrohr) Lieblinge aus, und einige von dieſen wurden zu Weihnachten ins Schloß gerufen, um Geſchenke aus des Grafen Hand zu erhalten. — Eine beſondere Zuneigung hatte er zu dem braven Schreiner Chriſt gefaßt; er hatte den Geburtstag des Mannes erfahren und verſäumte nie, ihn mit einem Kuchen und andern Geſchenken zu begrüßen. Wenn der Schreiner Arbeit ins Schloß lieferte, ließ ihn der Graf gewöhnlich vor ſich kommen, und er unterhielt ſich mit ihm gern, auch dann noch, als der alte Mann ſehr harthörig geworden war. Aber auch Chriſt vermochte nicht die entfernteſte Notiz über das Geheimniß des Grafen zu geben.

Im Winter fütterte er die Sperlinge auf ſeinem Blumenbrete. Thierquälerei empörte ihn; ſo weit ſein Fernrohr reichte, durfte kein Bauernjunge es wagen, ein Vogelneſt auszunehmen. Noch lange bedauerte er den Tod eines alten Pfauen, den er beſeſſen hatte.

Er zeigte entſchiedenen Abſcheu gegen alle Lüge und jede Unrechtlichkeit, und konnte ſolche nie verzeihen.

Obgleich ſein Weſen genug Andeutungen dafür gibt, daß er nicht eben Sonderling war, und am allerwenigſten mit einer Art Spleen coquettiren wollte, ſo will ich doch auch ſolche Züge nicht vorenthalten, die, iſolirt beurtheilt, für Bizarrerien gehalten werden könnten. — Einem Dorfjungen (Bergner) ſetzte er gleich im Anfang ſeines Aufenthalts in Eishauſen ein monatliches Geſchenk von 24 Kr. aus, blos aus dem Grunde, weil er bemerkt hatte, daß der Knabe es vermied, an die Fenſter des

Schloſſes zu ſehen. — Die Kammergutspachterin (Kaiſer) geht einſt in höchſt verdrießlicher Laune nach Hauſe; auf der Brücke begegnet ihr das eine Kind der gräflichen Köchin mit ſeiner Amme; in ihrem Aerger geht ſie vorüber, ohne ſich umzuſehen und ohne zu grüßen. Kaum iſt ſie zu Hauſe angekommen, ſo ſchickt der Graf, der ſie vom Fenſter aus beobachtet hat, zwei Bouteillen Wein für die Frau Pächterin.

Der Graf und die Dame zeigten ſich faſt nie am Fenſter, und die Beobachtungen, die vom Schloſſe aus angeſtellt wurden, müſſen mit dem Tubus hinter den Fenſtervorhängen gemacht worden ſein.

Ruheſtörungen in der Nähe des Schloſſes, beſonders zur Nachtzeit, konnten den Grafen in den heftigſten Zorn verſetzen, und es iſt anzunehmen, daß dieſer Zorn ſeinen Grund nur in der Theilnahme für ſeine Gefährtin hatte; denn der Graf ſelbſt ſchien eine Natur, die auch unter etwas Kanonendonner weder Gemüthsruhe, noch ruhigen Schlaf verlor. Kein Nachtwächter durfte ſich in der Nähe des Schloſſes hören laſſen. Als ein auf das herzogliche Domainengut neu angezogener Pachter verlangte, der Nachtwächter ſolle, wenn er um das einſame Schloß und die Gutsgebäude die nächtliche Runde mache, wenigſtens an das Fenſter des Pachters anklopfen, um ein Zeichen ſeines Daſeins zu geben, ſo gab dies zu großen Mishelligkeiten Veranlaſſung, und der Graf ſetzte endlich durch, daß auch das Anklopfen unterblieb.

In der Nachbarſchaft des Schloſſes wohnte ein Tagelöhner, der ſich einen Hund hielt. Dem Hunde gefiel es, die ganze Nacht hindurch den Mond und die Sterne anzubellen, und der glückliche Schlaf der Tagelöhnerfamilie wurde dadurch nicht im mindeſten geſtört. Deſto mehr aber litt die Ruhe im Schloſſe. Der Graf, in der höchſten Verſtimmung, bat den Pfarrer heftig um Abſtellung dieſes Unfugs. Der Pfarrer rieth, den Hund zu kaufen; er ſei für 24 Kreuzer feil. Der Graf wies der Vorſchlag zurück — „die Polizei ſolle die Nachtruhe ſchützen, das verlange er.“ Endlich bewog der Pfarrer den Tagelöhner, daß er den Hund des Nachts einſperrte. Am Morgen nach der erſten ſtillen Nacht ſchickte der Graf dem armen Mann einen Kronthaler. Alle Familien in der Nähe des Schloſſes genoſſen in Zukunft die Freigebigkeit des Grafen, und niemals hat wieder ein Hund in der Nähe des Schloſſes gebellt.

In einer Neujahrsnacht machte ſich die Luſt der Bauerburſche in unendlichen Freudenſchüſſen Luft. Der Tumult dauerte die Nacht hindurch bis zum anbrechenden Morgen. Nachts um 2 Uhr wird der Pfarrer geweckt; die Köchin, die einzige Perſon, welche der Graf im Schloſſe hat, ſie, die ſeit vier Jahren nicht über die Schwelle des Schloſſes gekommen war, hatte ſich in der Nacht über den ſteinigen Weg nach dem Pfarrhauſe geſchleppt; — „der gnädige Herr,“ meldete ſie, „ſei außer ſich über das Schießen im Dorfe; er laſſe dringend bitten, Ruhe zu ſchaffen!“ Das war ſchwierig und, ſoviel auch der Pfarrer in Gemeinſchaft mit dem Schulzen noch in der Nacht ſich anſtrengte, nur ſehr unvollkommen zu erreichen. Am nächſten Morgen ſchickte der Graf dem Geiſtlichen 25 Gulden; dieſe möge er aufbewahren und dann unter die Armen des Dorfes vertheilen, wenn die Bauern für ihr nächtliches Schießen zur verdienten Strafe gezogen würden. Zugleich ging eine Beſchwerde des Grafen durch deſſen Geſchäftsführer an das Amt in Hildburghauſen. Dieſes nahm die Sache ſehr ſtreng. Acht bis zwölf Bauerburſche, welche die

Unterſuchung ermittelte, wurden ins Gefängniß nach Hildburghauſen geſetzt und nebenbei in die Koſten verurtheilt. Am Tage der Abführung erhielt der Geiſtliche noch 25 Gulden rhein.; die Deponirten ſolle er unter die Armen des Dorfes vertheilen, die letztern an die Armenkaſſe in Hildburghauſen abgeben.

Für die nächſte Neujahrsnacht wurden energiſche Maßregeln ergriffen. Zwei Landjäger mit einem Militärcommando wurden nach Eishauſen geſendet; des Nachmittags war ein Regierungsbeamter, der jetzige Staatsrath F., angelangt und hatte zwölf der angeſehenſten Bauern verpflichtet, die Wache mit zu übernehmen und für die Ruhe einzuſtehen. Es war eine rabenſchwarze Nacht und es hatte geglatteiſt. Alle Gaſſen und Plätze des Dorfes waren mit Wachen beſetzt; es blieb lautloſe Stille — bis 12 Uhr. Mit dem erſten Schlag der Mitternacht aber fielen 4 — 6 ſtark geladene Schüſſe; ſie waren theils auf die Fenſter des Pfarrhauſes, theils auf die des Schloſſes gerichtet, und im Augenblick knallte es an allen Ecken des Dorfes hinter Hecken und Scheunen hervor. Die wachthabenden Bauern ſtellten ſich an, als ob ſie mit grimmigem Eifer auf die Verfolgung der Schützen gingen, hatten aber gewöhnlich das Unglück, auf dem Glatteiſe hinzufallen, wenn ſie einem derſelben nahekamen; die Polizeimannſchaft und die Soldaten, mit den Schlupfwinkeln des Dorfes unbekannt, rannten rathlos und vielfach von den Bauern ſelbſt irregeführt hin und her. Es war ein heilloſer Spectakel, faſt ärger, als im Jahre vorher; nur daß er liſtiger getrieben wurde. Keiner der Schützen wurde erwiſcht.

Noch in zwei oder drei Neujahrsnächten wiederholte ſich derſelbe Auftritt. Jedesmal wurde Polizei und Militärcommando nach Eishauſen gelegt und aus den Bauern des Dorfes ſelbſt eine Schutzmannſchaft auserleſen und jedesmal derſelbe Erfolg — derſelbe Unfug, dieſelbe ſchreckliche Alteration im Schloſſe. Die trotzigen Burſche in Eishauſen hatten ſich, da ſie ſelbſt ihre Mädchen nicht mehr „anſchießen“ ſollten, gute Freunde von den naheliegenden Dörfern beſtellt, um für ſie zu ſchießen.

Endlich, in einem der nächſten Jahre fand der Pfarrer die Bannformel für die unbändigen Schutzen; er hielt den Bauern die Wohlthaten vor, die der Graf dem Dorfe erzeige, führte ihnen zu Gemüthe, welche Qualen aller Vermuthung nach die Gräfin unter einem ſolchen Tumulte leide, bat die Burſche, daß ſie das Dorf auch vor dem Eindringen fremder Schützen von den benachbarten Dörfern ſchützen möchten, und verbürgte ſich, daß kein Soldat und keine Polizeimannſchaft das Dorf betreten ſolle. Das half. Die Neujahrsnacht ging ruhig vorüber. — Am Neujahrsmorgen ſendete der Graf dem Pfarrer volle Kaſſe; er ſolle in den nächſten Tagen ſämmtlichen jungen Burſchen und Männern einen fröhlichen Schmauß geben. Nun war der Friede geſtiftet. Die Eishäuſer Burſche verſagten mit ſchwerer Selbſtüberwindung ſich und ihren Mädchen die Luſt des Neujahrſchießens, und jedes Jahr erhielten ſie vom Grafen ihren „Trunk“ und eine beträchtliche Beiſteuer zur Kirchweihfeier. Kein Schuß fiel mehr.

6. Die Correſpondenz des Grafen mit der Herzogin Charlotte und mit dem Geiſtlichen des Dorfes. Politiſche Anſichten, wiſſenſchaftliches Leben.

Nur mit drei Perſonen in der Umgegend iſt der Graf in ſchriftlichen Verkehr getreten. Die erſte Annäherung dieſer Art fand mit der damaligen Herzogin Charlotte von Hildburghauſen ſtatt, ganz im Anfange des Aufenthalts des Grafen in Eishauſen. Dieſe geiſtreiche und hochgeſinnte Fürſtin intereſſirte ſich lebhaft für die Unbekannten. Ein Wunſch des Grafen in Bezug auf die von ihm gemietheten Localitäten des Eishäuſer Schloſſes kam durch den Geiſtlichen, den frühern Lehrer der herzoglichen Prinzeſſinnen, zu den Ohren der Fürſtin. Dieſe benutzte die Gelegenheit, um in einem kurzen, artigen franzöſiſchen Handbillet dem Grafen zu ſagen, daß ſie ſich freue, ihm die Erfüllung ſeines Wunſches von Seiten des Herzogs zuſagen und dabei einen Dank ausſprechen zu können, für die Wohlthaten, die er im Lande verbreite. Dieſer Brief ſetzte den Grafen in heftige Aufregung; doch die Höflichkeit nöthigte ihn zu einer Antwort. Er ſchrieb einen franzöſiſchen Brief, ein Muſter von Artigkeit, reiche Gedanken in wenige Zeilen gefaßt, aber ſo, daß auch kein Häkchen aufzufinden war, an das ſich eine Antwort hätte anknüpfen laſſen. Er hoffe, ſo ſchrieb er, ſpäter noch das Glück zu haben, Ihrer Hoheit ſich perſönlich nähern zu dürfen. Die Handſchrift war wunderſchön, aber, wie ſich ſpäter ergab, nicht die des Grafen. Die Unterſchrift war unleſerlich. Dies iſt die einzige Berührung, in welche der Unbekannte mit dem herzoglichen Hauſe trat, und Alles, was von einer vertraulichen Mittheilung des Grafen an den Herzog oder die Herzogin erzählt und ſeiner Zeit ſelbſt in einem, angeblich von einem Vertrauten des Grafen herrührenden Artikel der Allgemeinen Zeitung behauptet worden, iſt unwahr, oder beſchränkt ſich auf das eben Mitgetheilte.

Längere Zeit nach dem Tode der Herzogin richtete die Erbprinzeſſin von Hildburghauſen mit einigen ſchriftlichen Worten an den Grafen die Bitte um einen Beitrag zum Ankauf eines Hauſes für die Induſtrieſchule. Eine Stunde nach Empfang des Briefes erhielt der Pfarrer 10 Louisdor zu dem bezeichneten Zwecke, mit der Bitte, den Grafen bei Ihrer Hoheit zu entſchuldigen. Unwohlſein halte ihn vom Schreiben ab.

Es mag übrigens gleich hier erwähnt ſein, daß die herzogliche Familie mit zarteſter Schonung die Zurückgezogenheit des Unbekannten ehrte. Nicht ſelten beſuchten Glieder des herzoglichen Hauſes das Pfarrhaus in Eishauſen; ſie gingen auch wol in und bei dem Dorfe ſpazieren; aber niemals traten ſie in die Umgebung des geheimnißvollen Schloſſes.

Mit dem oben erwähnten Geiſtlichen des Dorfes ſtand der Graf in einem langjährigen, höchſt merkwürdigen und ſeltſamen ſchriftlichen Verkehr, über deſſen Entſtehen und Verlauf ich hier einiges Nähere beibringen muß. Der Graf hatte dem Geiſtlichen, als dieſer (im Jahre 1812) ſeine Stelle in Eishauſen antrat, einige politiſche Zeitungen zum Leſen anbieten laſſen; es waren deutſche und franzöſiſche und zeitweiſe auch engliſche Blätter, durchgehends legitimer Tendenz, welche der Graf las. Das Anerbieten wurde dankbar angenommen. Und von nun an fand der Pfarrer jeden Morgen beim Aufſtehen eine ſorgfältig couvertirte Zeitung vor, die gewöhnlich vor dem Oeffnen des Hauſes durch eine Spalte unter der Hausthüre eingeſchoben worden war. Bald ließ der Graf, der ſich — es war gerade in den verhängnißvollen Jahren des Befreiungskrieges — aufs Lebhafteſte für die Politik intereſſirte, dem Pfarrer einzelne Bemerkungen über Zeitungsartikel mündlich (durch die „Bötin“) mittheilen, und ſein tiefer politiſcher Blick und ſeine umfaſſende und eindringliche Kenntniß der politiſchen Verhältniſſe äußerte ſich hier in erſtaunenswerther Sagacität. Bald wünſchte der Graf auch Bücher aus der Bibliothek, oder durch Vermittlung des Pfarrers. Nach vergeblichen Verſuchen, durch den Mund der Bötin über zum Theil lateiniſche oder franzöſiſche Titel ſich zu verſtändigen, ſah ſich der Graf genöthigt, den Titel des fraglichen Buches auf ein Blättchen zu ſchreiben. Aber nicht ein ſolcher Titel durfte in der Hand des Geiſtlichen bleiben; die Bötin, die ihn — immer mit weißen Glacehandſchuhen — überreichte, hatte gemeſſenen Befehl, ihn ſtehenden Fußes wieder zurückzubringen.

Bald wurden indeß auf ſolchen Blättchen auch einzelne Bemerkungen des Grafen an den Geiſtlichen gebracht und allmälig ging dieſer Verkehr in eine ununterbrochene Correſpondenz über, in welcher ein faſt täglicher Ideenaustauſch über Politik, Literatur und Kunſt, und in ſpäteren Jahren ſelbſt ein wahrhaft gemüthlicher Verkehr ſich fortgeſponnen hat. Keine wichtige Erſcheinung ging über den Markt des öffentlichen Lebens oder der Wiſſenſchaft, ohne auch zwiſchen Schloß und Pfarrhaus in geheimnißvollen Briefen zu curſiren; kein freudiges oder trauriges Ereigniß traf das Pfarrhaus, ohne daß der Geheimnißvolle im Schloſſe es mit zarter Theilnahme begleitete; kein Familienfeſt wurde bei dem Pfarrherrn gefeiert, das nicht der Familien- und Namenloſe erkundet und mitgefeiert hätte. Für das Leben des Geiſtlichen wurde dieſe Correſpondenz, obſchon mit bedeutenden Aufopferungen verbunden, doch ein reicher geiſtiger Gewinn, und dieſer Gewinn wurde um ſo reiner genoſſen, als auch der Charakter des Grafen ſich ſeinem Correſpondenten immer und ſtets in ſehr achtungswerthem Lichte darſtellte.

Aber es iſt eben ſo gewiß, als es fabelhaft klingt: der Geiſtliche hat aus einer 14—15jährigen täglichen Correſpondenz auch nicht eine Zeile von der Hand des Unbekannten in ſeinen Händen behalten; jeder Brief oder Zettel wurde ſogleich, nachdem er geleſen war, von der Botin wieder zurück an den Grafen gebracht. Auch trugen die Briefe niemals eine Namensunterſchrift, niemals ein Datum. Der Graf ſchrieb ſtets mit lateiniſchen Lettern und wünſchte, daß auch ihm ſo geſchrieben werde. Seine Blätter waren gewöhnlich mit Oblaten couvertirt. Das Petſchaft war ein quarrirtes; nur zweimal unter vielen hundert Fällen fand der Geiſtliche ein charakteriſirtes Siegel. Dieſes war auffallend. Obſchon es nicht ganz ausgeprägt war, ſo glaubte doch der Geiſtliche mit Gewißheit drei Lilien im Felde zu entdecken.

Auch der Geiſtliche ſchrieb, wie der Graf, ohne Anrede, ohne Unterſchrift, meiſt auf einzelne Blättchen. Zu einer Zeit wurde ihm ein ganzes Paquet ſeiner Blätter zurückgegeben.

Niemals haben die beiden Männer ſich geſprochen. Vierzehn Jahre lang, mit einer einzigen Unterbrechung, ſchreiben ſie ſich faſt täglich; ſie faſſen ein Herz zu einander; ihr Verkehr wird Bedürfniß ihres Lebens; nicht ſelten entſpinnt ſich eine förmliche hitzige Disputation; die Bötin eilt mit Theſen und Antitheſen 6—10 mal an einem Vormittage zwiſchen dem Schloſſe und dem Pfarrhauſe hin und her; aber ſelbſt dieſe Correſpondenz geht nur durch die Bötin, die dazu 1½ Stunde weit von der Stadt herauskommen muß; ohne ihre Vermittlung kann der Pfarrer keine Nachricht ins Schloß gelangen laſſen; er darf die Frau ſelbſt nicht anreden, wenn ſie auf ihrem Wege von der Stadt vor ſeinem Fenſter vorübergeht; er muß warten, bis der Graf von freien Stücken ſie ſendet; er darf die Aufträge, die ihm der Graf nach der Stadt gibt, nicht der gräflichen Bötin mitgeben, die täglich ins Pfarrhaus und in die Stadt kommt, ſondern er muß neben der Bötin einen expreſſen Boten ſenden. Aus ihren Fenſtern hätten die beiden Männer, wenn ſie wollten, ſich ſehen und mit Hilfe eines Glaſes erkennen können; aber der Pfarrer hat ſich zu hüten, daß er einmal nach dem Schloſſe blickt. Wenn der Graf vor dem Fenſter des Pfarrhauſes vorüberfährt, biegt er ſich aus dem Schlage und grüßt; wenn der Pfarrer zu Pferde, der Graf zu Wagen ſich im Freien begegnen, ſo ziehen ſie höflich vor einander den Hut. So begegnen ſich die Männer, die vielleicht eben im Eifer ihrer Correſpondenz die Pferde auf ſich haben warten laſſen. Sie grüßen ſich ſtumm und fremd und eilen nach Hauſe — um ſich zu ſchreiben. Sie ſprechen ſich nie.

Der Graf ſchloß ſeinem Freunde ſeine Gedanken auf; er zeigte ihm ſeine äußere Perſönlichkeit; was konnte er für Gefahr laufen, wenn er auch ſeine Stimme ihm hören ließ?

Als die Verbündeten ſiegreich in Frankreich einrückten, hatte der Graf dem Geiſtlichen wiſſen laſſen: „Wenn Friede wird, ſo werde ich das Vergnügen Ihrer perſönlichen Bekanntſchaft ſuchen.“ Aber der Friede wurde geſchloſſen, und die beiden Männer ſprachen ſich nie.

Und doch empfand der Graf ſelbſt, wie ſehr ihm die Brücke eines perſönlichen Verkehrs fehlte. Er ſelbſt ſchrieb an den Geiſtlichen: „Manches im Leben läßt ſich bei weitem beſſer mündlich, als ſchriftlich behandeln; ja es bedarf ſehr häufig erſt eines durch perſönliches Zuſammenſein zuwegegebrachten Berührungs- und Anknüpfungspunktes.“ Die Unmöglichkeit einer mündlichen Verſtändigung erhöhte für den Geiſtlichen die Schwierigkeit der Correſpondenz mit einem Manne von ſo reizbarem und leicht aufwallendem Temperamente, wie der Graf war. So ſehr dieſer die Oppoſition in der Theorie achtete und ſelbſt liebte, ſo leicht empfindlich war er, wenn er Widerſpruch gegen ſeinen Willen, Bekämpfung ſeiner Gemüthsſtimmung erfuhr, oder Verletzung ſchonender Rückſichten, die er foderte, argwöhnte. Und ſo wurde die Correſpondenz manche Woche mit Discuſſionen der Empfindlichkeit, wie ſie ſich in den Briefen eiferſüchtiger Freunde nicht ſchöner finden können, vergeudet. Einmal als der Geiſtliche einen Mann, von dem ſich der Graf hart beleidigt glaubte, mit Nachdruck vertheidigt hatte, ging die Empfindlichkeit des Letztern ſo weit, daß er auf längere Zeit die Correſpondenz ganz abbrach und ſie erſt wieder anknüpfte, als ſeine Theilnahme für eine längere Krankheit des Geiſtlichen ihn zur Rückkehr trieb. „Rechnen Sie,“ ſo ſchrieb er ſelbſt ſpäter einmal, „zu meiner natürlichen Anlage meine gänzliche Entfernung von der Außenwelt, meine Erfahrungen, und Sie werden meine Reizbarkeit entſchuldigen.“

Daß er übrigens von ſeinen Geheimniſſen auch dem Geiſtlichen nichts vertraute, vielmehr daß ſeine Correſpondenz mit der größten Vorſicht für die ſtrenge Bewahrung dieſes Geheimniſſes geführt wurde, erhellt ſchon aus dem Vorſtehenden. Ueber die Grenzen jener (man kann ſagen mistrauiſchen) Vorſicht iſt der Graf auch nicht einmal hinausgegangen. Der Geiſtliche hätte die Briefe aller Welt vorleſen können, vom Geheimniß des Grafen hätten ſie nichts verrathen.

Der Inhalt der Correſpondenz war übrigens ſehr verſchieden. Neben der vorherrſchenden Discuſſion über Gegenſtände der Politik, Wiſſenſchaft und Kunſt kamen Klagen über Bedrohung der Ruhe und Stille des Schloſſes und Bitten um deren Abſtellung; da wird hin und her geſchrieben über Rüben, die auf dem Gutshofe verfaulen und die Luft des Schloſſes verpeſten; — über Tauben, die auf dem Schloſſe ſich eingeniſtet haben und über welche der Gutspachter ſich unbillig beſchwert haben ſoll; über Verletzungen, die der Graf dabei von der Domainenverwaltung erfahren haben will und welche ihn zu der Erklärung drängen, daß er Eishauſen verlaſſen werde, wenn ihm nicht eine rückſichtsvollere Behandlung werde; — über die wachſende Vergnügungsſucht der Bauern; über des Müllers ſchöne Tochter, die zum Kirmestanz gegangen und mit den wilden Burſchen zu tanzen keinen Anſtand genommen habe; — über die „Löwin des Dorfes,“ die noch ſchönere Tochter des Schulmeiſters (und beide hatte der Graf natürlich nur durch ſein Fernrohr beobachtet); — über andere Vorfälle des Dorfes; über Arme und deren zweckmäßigſte Unterſtützung u. ſ. w.

Die Correſpondenz des Grafen zeugte von umfaſſenden und gründlichen Kenntniſſen, von einem ſcharfen Urtheil überhaupt und von tiefer politiſcher Einſicht insbeſondere, von einer lebendigen, ſelbſt in der größten äußern Abgeſchloſſenheit nie raſtenden, nie in vorgefaßten Meinungen erſtarrenden Theilnahme an Wiſſenſchaft, Kunſt und Politik, von einem ſtaunenswerthen Gedächtniß, das ſich namentlich in reichen und treffenden Citaten aus franzöſiſchen, engliſchen italieniſchen, lateiniſchen und deutſchen Schriftſtellern äußerte.

Schon ſeine Wahl von Zeitſchriften deutet auf eine überwiegend legitimiſtiſche und conſervative Anſicht in der Politik. Er hat bei mehreren Veranlaſſungen eine Sympathie für die Bourbons geäußert, die mehr als eine nur politiſche zu ſein ſchien. Mit dem größten Intereſſe kam er wiederholt auf die Erwähnung und Beurtheilung der franzöſiſchen Revolution zurück. Mit Spannung verfolgte er die Verhandlungen in Frankreich über die Frage der Entſchädigung für die Emigranten und war unwillig über den Vorſchlag, dieſe Entſchädigung auf den alten Hofadel zu beſchränken. Das Schickſal Karl's X. erkannte er zwar als eine politiſche Nothwendigkeit, widmete ihm aber die ſchmerzlichſte Theilnahme.

Für das ruſſiſche Kaiſerhaus zeigte er wiederholt die lebhafteſte Sympathie und auch die ruſſiſche Politik vertheidigte er vielfach in ſeinen Correſpondenzen. Daß er den Kaiſer Alexander perſönlich gekannt und im Jahre 1805 von Frankfurt zu einer Zuſammenkunft mit dem Kaiſer nach Wien gerufen worden ſei, erklärte er bei einer ſpäter zu erwähnenden Gelegenheit ſelbſt[1]). Der

---

[1]) Hiernach iſt die von einem ſonſt wohl unterrichteten Correſpondenten in der Allgemeinen Zeitung vom Jahre 1845 veröffentlichte Nachricht zu berichtigen, welche behauptet, der Graf ſei zu der Zeit, als die Verbündeten am Rhein ſtanden, zu einer Conferenz mit dem Kaiſer Alexander nach Frankfurt eingeladen worden und ſei dieſer Einladung wirklich gefolgt. — So lange der Graf das Schloß zu Eishauſen bewohnte, hat er es nie über Nacht verlaſſen.

Geiſtliche war einige Zeit zu der Annahme geneigt, daß der Graf ein Kurländer ſei.

Bei Gelegenheit der Truppendurchzüge im Jahre 1814 oder 1815 war ein Ruſſe als Deſerteur in der Umgegend von Eishauſen zurückgeblieben und hatte ſich ſpäter als **Knecht** zu dem Kammergutspachter verdingt. Der Hof des Kammerguts lag unmittelbar vor dem Schloſſe. Einſt wird der Ruſſe in dieſem Hofe von zwei andern Knechten gemishandelt. Da reißt der Graf das Fenſter auf, und (wie die Knechte erzählten) mit der Piſtole in der Hand, im höchſten Zorn, mit einer Fluth von Worten (aber keinem einzigen Schimpfworte) droht er, denjenigen niederzuſchießen, der noch eine Hand an den Ruſſen lege. Die Knechte wichen erſchrocken zurück. Der Ruſſe erfuhr von nun an mehrfach die Gnade des Grafen. — Ob indeß dieſer Zug auf eine politiſche Sympathie deutet, oder nur die Empörung über eine Unmenſchlichkeit überhaupt ausdrückte, muß dahingeſtellt bleiben.

Der Graf führte, ſo ſeltſam es auch klingt, ein raſtlos thätiges Leben. Er legte ſich früh zu Bette, ſtand aber täglich um 3 oder 4 Uhr auf. Man ſagt, die Gräfin ſelbſt, ſo lange ſie gelebt, habe ihm jeden Morgen in ſeinem Zimmer den Kaffee bereitet. Wenn es die Witterung nur einigermaßen erlaubte, ſo ging er jeden Vormittag ins Freie — ſeit er nicht mehr Equipage hatte, in ſeinen Garten. Der Nachmittag war einem unausgeſetzten Studium gewidmet; „nur eine Stunde des Tags," ſchrieb er, „gönne ich mir, um blos zu meinem Vergnügen zu leſen." — Ich erinnere mich, daß er einmal ſeine tägliche Correſpondenz nach dem Pfarrhauſe ausſetzte, „weil dringende Geſchäfte ſeinen ganzen Tag in Anſpruch genommen."

Neben der Politik müſſen ernſtere Studien den Grafen beſchäftigt haben. Nach den Büchern, die er lieh, läßt ſich z. B. annehmen, daß er mehrere Jahre hintereinander Naturphiloſophie (franzöſiſche und deutſche) ſtudirte und hierauf chriſtliche Ketzer von den älteſten Zeiten an und chriſtliche Kirchengeſchichte überhaupt. Mit Vorliebe wendete er ſich den älteren franzöſiſchen Philoſophen zu. Voltaire ſchätzte er ſehr hoch. Er war, was man ſagt, ziemlich bibelfeſt; doch in Sachen des Glaubens ſtand er mit Leſſing's Nathan auf einer Linie. Er las David Strauß mit großem Intereſſe. „Zur katholiſchen Religion erzogen," ſo ſchrieb er einſt, „wurden doch in meiner Jugend deren Grundpfeiler gerade ſo tief erſchüttert, daß ſie nie wieder feſt ſtanden." — Er ging nie in die Kirche.

Franzöſiſche, engliſche, deutſche, lateiniſche und griechiſche Claſſiker ſcheint er in wohlgeordneten Studien durchleſen zu haben. „Können Sie eine Vorſtellung davon haben," ſagte er in ſpätern Jahren, „welches Glück ich auch in meiner Einſamkeit genoſſen habe? Wo hätte ich ſonſt dieſen ſtillen Frieden genoſſen, wo ſonſt die Muße gefunden, die Claſſiker von vier Nationen der Reihe nach zwei- und dreimal zu leſen?" Er pflegte, wenn ihm in ſeiner Correſpondenz der ganz entſprechende deutſche Ausdruck zu fehlen ſchien, ihn durch parenthetiſche lateiniſche, engliſche, franzöſiſche oder italieniſche Ausdrücke zu erklären. — Auch für die neuere und neueſte Literatur intereſſirte er ſich lebhaft; er verfolgte alle neuen Erſcheinungen auf dieſem Gebiete, las namentlich Politiſches, Biographiſches, Phyſikaliſches, nie aber, ſo viel man weiß, bloße Unterhaltungsſchriften, und auch die neueren philoſophiſchen Syſteme nach Kant und Schelling ſcheint er nur durch Relationen kennen gelernt zu haben. Wieland las er gern; Börne und Heine ſchätzte er, obgleich deren deſtructive Richtung den politiſch conſervativen Grundſätzen des Grafen hätte verhaßt ſein müſſen. Die Briefe, welche zwiſchen dem Schloſſe und dem Pfarrhauſe hin- und hergingen, waren fortlaufende literariſche Converſationsblätter. So finden wir, wie eigenthümliches Intereſſe oder die Tagesliteratur gerade den Stoff darboten, in dem Zeitraume eines Jahres die Correſpondenz über thieriſchen Magnetismus — Locke, Kant, Schelling, Schleiermacher, de Wette — ſpecielle Vorſehung, Unſterblichkeit, poſitive Religion, Stolberg's Uebertritt, Reform des Univerſitätsweſens, Urſprung der alten Aegypter, neben andern Tagesfragen ſich verbreiten.

Meteorologie nannte der Graf ſein Steckenpferd. Die Bauern richteten ſich mit ihren Feldarbeiten nach den Wetterprophezeiungen, die ſie durch Vermittelung des Kammerdieners, oder ſpäter des Pfarrers, aus dem Schloſſe erhielten. — Mediciniſche Kenntniſſe ſoll er in einem nicht unbedeutenden Umfange beſeſſen und mit Hilfe einer kleinen Hausapotheke auch ausgeübt haben. Er conſultirte bis in die letzten Jahre ſeines Lebens nie einen Arzt, ſelbſt nicht während einer ſehr bedeutenden Krankheit im Jahre 1830, in der er ſelbſt und ſeine Diener an ſeinem Wiederaufkommen zweifelten; doch ſoll er mehrere Male ſelbſt Recepte geſchrieben und in einer Apotheke zu Koburg haben machen laſſen. Erſt nach dem Tode der Gräfin und ſpäter wieder ein Mal, kurz vor ſeinem eigenen Tode, ließ er einen Arzt zu ſich kommen.

Bis zu ſeinem Tode behielt er eine bewundernswerthe Geiſtesfriſche und Vielſeitigkeit. Welch ein Geiſt mußte das ſein, der in vierzigjähriger Abgeſchiedenheit von den

Menſchen nie in Schlaffheit, Theilnahmloſigkeit oder Einſeitigkeit verſank.

Man wird vielleicht meinen, der Graf ſei Sonderling oder Miſantrop geweſen; aber dem letztern widerſprechen diejenigen, mit denen er in nähere Berührung getreten iſt, aufs Beſtimmteſte, und das erſtere läßt ſich kaum beweiſen! (Daß es nicht das Motiv ſeines Einſiedlerlebens war, ergibt ſich von ſelbſt.) Er ſoll ſich nie trübſinnig oder lebensüberdrüſſig gezeigt haben. Bei einer ganz objectiven Auffaſſungsweiſe zeigte er doch auch die Seite eines Gefühlsmenſchen, und bei ſeiner heftigen Gemüthsart blickte doch immer ein natürliches Wohlwollen durch. Ein köſtlicher Humor war ihm eigen; die ihm zunächſt liegenden Begebenheiten und Familienverhältniſſe des Dorfes, von denen er ſich auf wunderbare Weiſe in Kenntniß zu ſetzen wußte, verſtand er, ohne je zu ihnen herabgezogen zu werden, in den Mittheilungen an ſeinen Correſpondenten mit liebenswürdiger Laune aufzufaſſen, theils zu idealiſiren, theils zu perſifliren. Witz und Satyre liebte er.

Der Geiſtliche ſtarb im Februar 1827 plötzlich in der Nacht. Am Morgen verkündigte das Geläute der Glocken der Gemeinde den Tod des Seelſorgers. Der Graf fragte nicht nach der Bedeutung des Geläutes; aber er befahl, ihm die Zimmer einzurichten, welche abgewendet vom Pfarrhauſe lagen. In dieſe begab er ſich. Die Bötin brachte die Morgenzeitung uneröffnet aus dem Pfarrhauſe zurück. Der Graf fragte nicht, die Bötin ſagte nicht, warum. Aber ſie ſah Thränen in ſeinen Augen. — Einige Jahre früher, meinte ſie, habe ſie den Grafen ebenſo in Thränen getroffen; damals habe er geſagt, ein großer Fürſt ſei geſtorben. Ob damit vielleicht der Herzog von Berry († 1820), oder der

Kaiſer Alexander († 1825) gemeint war, ließ ſich nicht errathen; von letzterem ſchrieb der Graf einmal: „es war ein wahrhaft guter und liebenswürdiger Mann.“

Der Witwe des Pfarrers bezeigte er ſeine Theilnahme; aber, „mit dem Pfarrer ſei das letzte Band mit der Welt für ihn geriſſen,“ ließ er ſagen; — und er ſchien kein neues wieder anknüpfen zu wollen. Erſt in ſpäterer Zeit trat er auch mit der Witwe, die ſich in Hildburghauſen niederließ, in Correſpondenz und ſetzte dieſen Verkehr in gleich geheimnißvoller Weiſe, wie mit dem Verſtorbenen, mit ihr bis zu ſeinem eigenen Tode fort. Viele ſeiner Wohlthaten gingen durch ihre Hand.

7. Die Gräfin.

Wenn der geneigte Leſer, den ich für meine Darſtellung zu intereſſiren vermochte, ſchon in dieſer vieles höchſt Wunderliche, Merkwürdige und Räthſelhafte gefunden hat, ſo muß ich nun bemerken, daß ich mit dem Allen nichts gezeichnet habe, als die äußere, wahrſcheinlich unweſentliche Umgebung des eigentlichen Geheimniſſes, das im Schloſſe zu Eishauſen gelebt hat. Im Mittelpunkte dieſes Geheimniſſes ſteht die Gräfin. Es iſt Zeit, daß ich über dieſes geheimnißvolle, bis heute namenloſe Weib die ſpärliche Auskunft gebe, welche ſich hat erlangen laſſen.

Die wenigen Perſonen, welche die Gräfin bei ihrer Ankunft in Hildburghauſen und Eishauſen, aber nur hinter dem Schleier geſehen haben, behaupten, daß ſie damals 15, höchſtens 18 Jahre alt geweſen ſei. Einige Bauern erzählten mir mit Bewunderung von ihrer ſchlanken Figur, von ihrem zierlichen Gang, ihren lebendigen Bewegungen; ſie behaupteten, wenn ſie mit dem Grafen — wie es in der allererſten Zeit ihres Aufenthalts einige Male geſchah — auf der Wieſe beim Schloſſe ſpazieren gegangen ſei, ſo habe man's an Allem geſehen, daß ſie die Vornehme ſei; der „gnädige Herr" habe ordentlich wie ihr Untergebener ausgeſehen. — Es iſt aus mehreren Gründen der bedeutungsvolle Schluß zu ziehen, daß der Takt des Volkes auch hier die Wahrheit fand. Gewiß iſt wenigſtens, daß dieſe Dame das eigentliche Geheimniß und ſomit das ganze Motiv des Einſiedlerlebens im Schloſſe zu Eishauſen geweſen iſt. So wenige Perſonen hatten übrigens die Gräfin geſehen und ſo wenig ausreichend ſchien deren Beobachtung, daß noch 6 bis 10 Jahre nach dem erſten Auftreten der Unbekannten in Eishauſen bei einem Theile des Publikums die Meinung feſtſtand, das Geſicht der Dame ſei durch einen Schweinerüſſel entſtellt. Es wurde erzählt und vielfach geglaubt, ein Friſeur in Koburg, der vor der Ankunft der Unbekannten in Hildburghauſen die verſchleierte Gräfin einmal friſirte, habe ſich, als der Schleier ſich verſchob, an dem Anblick dieſes Rüſſels entſetzt und könne deſſen Daſein beſchwören.

Das ſchöne Geſicht, das Andere geſehen haben wollten, wurde daraus erklärt, daß die Dame eine Larve trage. Ich ſelbſt habe die Gräfin, obſchon ich 15 Jahre lang, theils ganz, theils in allen Ferien auf dem Dorfe lebte, überhaupt nur zwei Mal und nur ein Mal einigermaßen deutlich geſehen; dies Letztere geſchah aus einiger Entfernung mittelſt eines Glaſes. Es mag im Jahre 1818 geweſen ſein. Die Gräfin ſtand am offnen Fenſter und fütterte mit Backwerk eine Katze, die unter dem Fenſter war. Sie erſchien mir wunderſchön; ſie war brünett; ihre Züge waren ausnehmend fein; eine leiſe Schwermuth ſchien mir eine urſprünglich lebensfriſche Natur zu umhüllen; in dem Augenblicke, wo ich ſie ſah, lehnte ſie in ſchöner Unbefangenheit im Fenſter, den feinen Shawl halb zurückgeſchlagen, wie ein Kind mit dem Thiere unter ſich beſchäftigt. Ich ſehe noch, mit welcher Grazie die ſchöne Gräfin das Backwerk zerbröckelte und die Fingerſpitzen am Taſchentuche abwiſchte.

Sogleich in der erſten Zeit ihres Aufenthalts in Eishauſen hatte die Pfarrerin in ganz unbefangener Weiſe dem Dienſtmädchen, das Beſtellungen aus dem Schloſſe brachte, den ſchönſten Strauß, den der pfarrherrliche Garten hergab, mit unterthäniger Empfehlung an die „Frau Gräfin" zu beſtellen gegeben. Das Dienſtmädchen verſicherte, der gnädige Herr müſſe ſich ſehr gefreut haben, denn er ſei, als ſie ihm den Strauß gegeben, „wie närriſch in der Stube herumgeſprungen." Bald darauf aber mußte die Pfarrerin erfahren, daß das närriſche Umherſpringen des Grafen der Ausdruck des höchſten Zorns über das wohlgemeinte Geſchenk geweſen war. Natürlich unterblieb das Blumenſenden, — und die Exiſtenz einer Dame des Schloſſes wurde von nun an im Pfarrhauſe ignorirt.

Niemals hat der Graf gegen die, mit denen er verkehrte, auch nur irgend ein Wort fallen laſſen, daß eine Dame bei ihm im Schloſſe wohne. Vierzehn Jahre lang hat er mit dem Geiſtlichen des Orts in faſt täglicher Correſpondenz geſtanden. Beide Männer wurden ſo vertraut, als es nur immer unter gleichen Verhältniſſen geſchehen kann; aber gegen ſeinen Correſpondenten hat der Graf niemals auch nur mit einem Worte der Dame erwähnt, die bei ihm lebte. Nur in ſehr einzelnen Fällen ſchien ein unbeſtimmtes „man" die Anweſenheit einer zweiten Perſon im Schloſſe anzudeuten. So ſchrieb der Graf bei einer oben erwähnten Gelegenheit: „man hat, wegen der Unruhe in der Nähe des Schloſſes, die Nacht ſchlaflos zugebracht und fühlt ſich ſehr angegriffen.“

Der Agent des Grafen, ein bejahrter Rathsherr, dem der Graf einiges Vertrauen ſchenkte und den er im Anfang ſeines Aufenthalts in Eishauſen mitunter von Hildburghauſen zu ſich kommen ließ, wagte bei einem ſolchen Beſuche im Schloſſe die Aeußerung: „man ſei in Hildburghauſen ſehr neugierig, wer die Dame ſei.“ — „Ich halte es für gut,“ erwiederte der Graf, „wenn Sie in Wahrheit ſagen können, daß Sie es nicht wiſſen.“ Damit klingelte er, und befahl, den Wagen des Mannes vorzufahren [1]).

Es iſt früher ſchon bemerkt worden, daß der hoch umfriedete und dicht umwachſene Grasgarten, 30 bis 40 Schritte vom Schloſſe entfernt, der einzige Reſt der Erde war, den die Unbekannten außerhalb des Schloſſes betraten. Der Beſuch dieſes Gartens geſchah ſehr regelmäßig.

An jedem Morgen, in der ſchönen Jahreszeit, doch nie früher als die Bötin aus der Stadt ins Schloß gekommen war, begab ſich der Graf in den Garten; hier ging er eine Stunde lang auf und ab, und kehrte dann ins Schloß zurück. Darauf trat die Bötin aus der Thüre des Schloſſes und harrte, dieſer den Rücken zugekehrt. Die Thüre wurde von Innen aufgeſchloſſen, die Gräfin, tief verſchleiert, trat heraus und die Bötin, ohne ſich nach ihr umſehen zu dürfen, ſchritt ihr voraus, über den Steg hinüber an die Gartenthüre, ſchloß dieſe auf und ſtellte ſich hinter die Thüre, die ſie aufzog. Sobald ſie merkte, daß die Gräfin hinter ihr in den Garten geſchlüpft war, zog ſie die Thüre wieder zu, verſchloß ſie und hielt Wache davor. Der Graf beobachtete vom Fenſter aus die im Garten auf- und abgehende Dame. Wenn dieſe ins Schloß zurückkehren wollte, warf ſie ihr Schnupftuch in die Höhe, und nun erhielt die Bötin vom Schloſſe aus einen Wink, die Dame zurückzuführen. Dies geſchah auf dieſelbe Weiſe, wie das Begleiten nach dem Garten hin. Dreißig Jahre lang hat ſo die Frau Schmidt die Gräfin vom Schloſſe zum Garten und von dieſem zum Schloſſe geführt, und niemals hat ſie geſehen, wen ſie geführt hat. Und dieſe Frau Schmidt war diejenige Perſon, welcher unter allen Menſchen ſeiner Umgebung der Graf am meiſten zu vertrauen ſchien. Man ſagt zwar, die Schmidt ſei im Innern des Schloſſes in die unmittelbare Nähe der Gräfin gekommen und habe ſie ſelbſt geſprochen. Doch muß ich das in Abrede ſtellen; Frau Schmidt ſelbſt hat, ſo lange ſie lebte, nie zugegeben, daß ſie die Gräfin je geſehen habe.

---

[1]) Dieſe Anekdote ſchrieb der Graf ſelbſt nach der Gräfin Tod der Witwe des Pfarrers und ſetzte hinzu: „es that mir leid, dem alten Manne ſo begegnen zu müſſen.“

Die früher erwähnte Köchin hat 26 Jahre in dem Schloſſe gewohnt. In dieſem ganzen Zeitraum, während eines Vierteljahrhunderts alſo, hat die Köchin (wie ſie ſelbſt verſichert hat) die Gräfin nur zwei Mal geſehen. Das erſte Mal hörte ſie zur ungewöhnlichen Zeit die Klingel des Grafen und eilte in deſſen Zimmer. Sie fand ihn im Bette liegend und bedeutend erkrankt; zu ihrem unausſprechlichen Erſtaunen war die Gräfin gegenwärtig. „Köchin“, ſagte der Graf, „wenn ich ſterbe, ſo nehmen Sie Sich dieſer Dame an.“ Damit winkte er ihr zum Abtreten. — Das zweite Mal, es war im Winter 1829 auf 30, wurde ſie wieder gerufen und fand wieder in dem Zimmer des Grafen auch die Gräfin. „Der Herr," ſagte dieſe, „iſt plötzlich erkrankt; helfen Sie mir, ihm einen Trank bereiten." Die Dame ſchien aufgelöſt in Thränen. Das Leben des Grafen ſcheint damals in großer Gefahr geſchwebt zu haben. Die erſten Zeilen, die er nach ſeiner Wiederherſtellung (mit Bleiſtift und noch mit zitternder Hand) an ſeine Correſpondentin ſchrieb, ſagten: „Die Pflege, die ich habe, iſt über alles Lob erhaben; die Theilnahme, die ich hier und in Hildburghauſen fand, überraſchte mich; es fiel mir wie Schuppen von den Augen."

Außer jener Köchin hat, ſoviel ich habe erfahren können, die Gräfin bis zu ihrem Tode auch nicht ein menſchliches Weſen geſprochen — alſo vom Jahre 1807 bis 1837 traf ihre Stimme keines Menſchen Ohr, als das des Grafen.

Doch noch eine Ausnahme: ein Bauer hat einmal gehört, wie die Dame Katzen (dieſe liebte ſie beſonders) vom Fenſter des Schloſſes aus „Puß! Puß!" lockte. Dies iſt, ſoviel ich weiß, im Hannoverſchen, Weſtphäliſchen, Engliſchen und Holländiſchen der Lockruf für die Katze.

Ich werde ſpäter noch einige Notizen über die Dame beibringen können, fürchte aber ſehr, daß alle zuſammengenommen nicht hinreichend erſcheinen, um im ganzen Bereiche der Möglichkeit eine einigermaßen genügende Erklärung des wunderbaren Geheimniſſes, in das dieſe Dame gehüllt war, aufzufinden. Schon hier indeß drängt ſich die Vermuthung auf, daß die Dame eine Gefangene geweſen ſei. Aber welche Urſache iſt denkbar, durch welche die Nothwendigkeit einer ſolchen Gefangenſchaft erklärt würde? Wo finden ſich Spuren in dem Charakter des Grafen, die es zuließen, ihm die Eigenſchaften eines Gefangenwärters beizulegen? Und hätte die Dame, wenn ihr das ſchreckliche Schickſal einer lebenslänglichen ſchuldloſen Gefangenſchaft zugedacht war, in den 30 Jahren ihrer Gefangenſchaft nicht ein Mal die Möglichkeit der Befreiung gefunden? Auf ihren Gängen vom Schloſſe zum Garten, obgleich dieſer nur 30 bis 40 Schritte vom Schloſſe entfernt war, wäre es ihr doch wol ein Mal möglich geweſen, der Führerin, in deren Rücken ſie ging, zu entfliehen und bei dem erſten beſten Bauer, oder bei dem Pfarrer Rettung zu ſuchen. Vom Fenſter aus, an dem man ſie doch hin und wieder einmal geſehen hat, hätte ſie um Hilfe rufen können, und noch leichter wäre ihr wol bei ihrem frühern Aufenthalte in Hildburghauſen eine Hilfe zur Hand geweſen. Wäre aber ihre Gefangenſchaft freiwillig geweſen, hätte ſie ſelbſt für ihre Perſon eine Entdeckung zu fürchten gehabt, ſo hätte ſie doch nichts, auch gar nichts gewagt, wenn ſie mit Leuten des Dorfes, die ja doch mitunter ſie erblickten, auch geſprochen hätte.

In welchen Beziehungen ſie zum Grafen geſtanden, ob ſie ihm durch Verwandtſchaft, Freundſchaft, oder Liebe verbunden war, — Niemand wußte es. Aber die Dame galt bis zu ihrem Tode für die Gemahlin des Grafen. Die Leute nannten ſie nicht anders, als die Gräfin, oder die gnädige Frau.

Ich will indeß hier noch eine ſeltſame Bemerkung geben. Ein alter Chauſſeewärter, ein nüchterner, zuverläſſiger Mann, der in jener früheren Zeit, wo der Graf noch eigene Pferde hatte, die Equipage der Schloßbewohner faſt täglich an ſich vorüberfahren ſah, hat mir oft verſichert, der Graf habe zwei Frauen bei ſich im Schloſſe, eine ältere und eine jüngere, und er ſagte mit Beſtimmtheit: „heute iſt die Alte mit ihm ausgefahren", oder: „heute hat die Junge bei ihm geſeſſen."

Ich muß übrigens hier ausdrücklich bemerken, daß damals die öffentliche Meinung nicht mit dem Verdachte eines Verbrechens um die verſchloſſenen Thüren des Schloſſes herumſpürte, ſondern den wunderbaren Einſiedler für einen hochſtehenden ehrenhaften Mann hielt und als Wohlthäter des Dorfes und der Umgegend verehrte, und daß der leiſe Faden des Argwohns, der ſich durch das Leben dieſes Mannes zieht, erſt gegen das Ende das Verlaufs deutlicher in die Erſcheinung trat und beachtet wurde.

8. Das Geheimniß des Grafen bedroht. Der Graf erhält des Ehrenbürgerrecht.

Es wird wahrſcheinlich im Verlaufe der Erzählung dem Leſer wiederholt die Frage ſich aufgedrängt haben, wie es denn möglich geweſen ſei, daß nie irgend ein Zufall den Schleier des Geheimniſſes der Unbekannten gelüftet und daß ſelbſt die Regierung nie Hand angelegt habe, dieſen Schleier zu heben.

Ich will auf dieſe Frage mit der Erzählung einiger Fälle antworten, welche das Geheimniß des Grafen allerdings bedrohten, aber ſo wenig als irgend ein Zufall zur Enthüllung führten.

Zur Zeit der Truppendurchzüge in den Jahren 1812 und 1813 hatte der Graf einige Male Einquartierung in die untere Etage des Schloſſes aufnehmen müſſen, in welchem damals noch der herrſchaftliche Verwalter wohnte. Keiner der Einquartirten hat den Grafen geſehen, — erſt im Jahre 1814 oder 1815 wurde er von einem Soldatenbeſuche bedroht. Damals nämlich, bei Gelegenheit der Durchzüge ruſſiſcher Truppen, lag einſt ein ruſſiſcher Hauptmann, ein geborner Oſtpreuße, ein finſterer, harter Mann, drei Tage lang im Pfarrhauſe im Quartier. Dieſer erkundigte ſich vielfach nach dem unbekannten Bewohner des Schloſſes und verlangte endlich, ins Schloß geführt zu werden, oder daß man ihm wenigſtens Gelegenheit gebe, den Unbekannten zu ſehen; es ſei möglich, daß er einen Bekannten in ihm wiederfinde, und er müſſe darüber klar werden. Der Pfarrer hatte alle Mühe anzuwenden, um den Zudringlichen abzuhalten, und es gelang endlich nur dadurch, daß auf Einleitung des Pfarrers gerade an dem Nachmittage, wo der Sturm aufs Schloß verſucht werden ſollte, der Pfarrer H. vom benachbarten Streſſenhauſen erſchien und den Hauptmann dringend zu einer Verſammlung von Offizieren nach Streſſenhauſen einlud. Mit Widerſtreben ſetzte der Mann ſich zu Pferd, kam Abends etwas berauſcht zurück und am andern Morgen mußten die Truppen aufbrechen.

Zwei und zwanzig Jahre ſpäter äußerte der Graf gegen den Arzt: „damals (bei den Truppendurchzügen) war ein Mann hier, der mein Geheimniß kannte und, wenn er mich geſehen hätte, mein Schickſal entſchieden haben würde.“ Ob aber damit auf eine ruſſiſche oder franzöſiſche Einquartierung gedeutet war, ließ ſich nicht beſtimmen.

Weit ernſtlicher wurde das Geheimniß des Grafen im Jahre 1826 bedroht. Nachdem im Herbſte dieſes Jahres in Folge der Gothaiſchen Erbtheilung der herzogliche Hof von Hildburghauſen ſeinen bisherigen Sitz verlaſſen hatte und das Herzogthum Hildburghauſen an das S. Meiningiſche Haus übergegangen war, forderte die neue Regierung, zwar ſchonend, aber beſtimmt, Legitimation des Unbekannten. Dieſer erklärte, daß ſeine Papiere bereit lägen, daß er aber, wenn er gezwungen werden ſollte, ſie vorzulegen, ſofort das Land verlaſſen werde, um in einem andern Winkel der Welt unbekannt zu leben. Man gab darauf dem Grafen an die Hand: der regierende Herzog ſei bereit, die Legitimation des Grafen perſönlich anzunehmen und werde das Geheimniß, das man ihm anvertraue, bewahren und die Verantwortlichkeit dafür perſönlich übernehmen, wenn es zu verantworten ſei. Aber auch auf dieſe Connivenz ging der Graf nicht ein.

Nun blieb der Regierung nur die Wahl übrig, entweder ein ſeit faſt zwanzig Jahren unbeſcholtenes und ſich durch Wohlthaten für das Land äußerndes Leben als Legitimation anzunehmen, oder auf Herausgabe einer papiernen Legitimation zu dringen und dadurch dieſes Leben ſelbſt für das Land zu verlieren. Man entſchied ſich für das Erſtere. Der Graf blieb ungeſtört im Beſitze ſeines Geheimniſſes. Es mag dieſe Nachſicht der Regierung den Herren von der Polizei und der Juſtiz und Anderen, die am Ende einer Sache klüger ſind, als beim Anfange, unbegreiflich und unverantwortlich erſcheinen. Ich muß aber hier wiederholt auf die Umſtände hinweiſen, unter denen der Unbekannte zuerſt in das Land trat, Umſtände, die denſelben eben ſo unverdächtig erſcheinen ließen, als hundert andere Emigranten. Ich muß ferner darauf hinweiſen, daß der Unbekannte den Entſchluß eines bleibenden Aufenthalts nie erklärte, vielmehr lange zu verſchleiern wußte, daß ſeine Ungefährlichkeit für das Land ſich bald eben ſo ſicher herausſtellte, wie ſeine grandioſe Wohlthätigkeit, und daß die neue Regierung billig Bedenken tragen mußte, bei ihrer Beſitzergreifung des Landes ſogleich einen Mann daraus zu vertreiben, der, nächſt dem herzoglichen Hauſe, mit deſſen Wegzuge eine Menge von Nahrungsquellen verſiegten, für die Umgegend von größtem materiellen Nutzen war und dabei in der öffentlichen Meinung den Ruf eines ehrenhaften Mannes behauptete. Wenn man dies erwägt, ſo wird man meine Verſicherung begreifen, daß die Nachſicht der neuen Regierung den ungetheilten Beifall des Publikums erhielt, und daß der Argwohn, der ſonſt überall lauert, und die Neugierde, die das geheimnißvolle Inſtrument lieber zerſchlagen, als ſeine Mechanik unerforſcht laſſen will, es auch in jener Zeit nicht wagte, an die verſchloſſenen Pforten des Eishauſer Schloſſes zu klopfen.

Einige Jahre ſpäter ging eine weitere Bedrohung der Ruhe des Grafen ſpurlos an demſelben vorüber. Es war nämlich in einem berühmten Polizeibeamten eines Nachbarlandes der Verdacht aufgeſtiegen, daß das Geheimniß des räthſelhaften Kaspar Hauſers vielleicht in dem geheimnißvollen Schloſſe zu Eishauſen ſeinen Urſprung habe. Der Gedanke war ſehr natürlich. So weit das Polizeiauge über die deutſche Erde hinſah, fand es alle menſchlichen Wohnungen und deren Inſaſſen bis zu den Thieren herab polizeilich regiſtrirt. Funfzig Meilen weit im Umkreis von Nürnberg konnte jede Polizeibehörde dafur einſtehen, daß in ihrem Kreiſe keine Kammer ſei, in der ein Menſch 18 Jahre lang vor jedem menſchlichen Auge hätte eingeſperrt leben und verkümmern können. Und in jedem Dorfe — und von einem ſolchen ſchien doch K. Hauſer gekommen zu ſein —

hätte eine ſolche Marterkammer ſelbſt vor den Augen der Nachbarn nicht verheimlicht werden können. Das Schloß in Eishauſen allein war, wie gewiß kein anderes Haus in Deutſchland, für die Wiſſenſchaft der Polizei unzugänglich. In ſeinen weiten Räumen konnte mehr als eine Kammer ſein, von der aus nie eines Menſchen Stimme hinaus an ein menſchliches Ohr dringen konnte, und in das Schloß herein trat ja ohnedies nie ein unberufener Fuß. Noch gewichtiger war der Gedanke, daß gerade in dieſem Schloſſe das Leben eines Kindes, zu deſſen Urſprung doch in dem Zuſammenleben des Unbekannten mit der Dame eine ſehr naheliegende Veranlaſſung gegeben war, läſtig wie nirgends anderswo werden, ja die ganze Baſis der Exiſtenz der beiden Einſiedler, nämlich ihr Geheimniß, vernichten mußte. Aber ſo nahegelegt der Verdacht war, fand er doch keine Beſtätigung. Der erwähnte Polizeibeamte führte zwar den nürnberger Findling in der Stille nach Eishauſen und in die Umgebung des Schloſſes, um zu verſuchen, ob der Anblick dieſer Umgebung irgend eine Erinnerung in dem Unglücklichen erwecke; — aber er fand ſeine Erwartung getäuſcht. Hauſer erklärte, daß er dieſe Gegend nie geſehen habe.

Das Urtheil der öffentlichen Meinung über das Verhalten, welches die Regierung im Herbſte 1826 gegen den Grafen beobachtete, bekundete die Stadt Hildburghauſen durch einen deutlich ſprechenden Act. Sie verlieh dem Grafen das Ehrenbürgerrecht der Stadt. Der Graf erwiederte die Freundlichkeit damit, daß er ein, in der Nähe der Stadt, dem Spital gegenüber gelegenes Haus, das eben jetzt, in Folge des Wegzugs des herzoglichen Hofs verlaſſen ſtand, kaufte. Das Haus, das mehrmals die Wohnung eines Geheimeraths geweſen war, wurde von Innen und Außen neu und elegant hergerichtet und durchaus meublirt; zu dem am Hauſe befindlichen Garten wurde noch ein weit größerer Garten käuflich hinzugezogen; das Ganze wurde mit einer hohen dichten Breterverzäunung umgeben; ein Hofraum mit hohen Verſchlägen wurde hergeſtellt und nun wurde ein eleganter Wagen von Frankfurt verſchrieben, vier Poſtpferde wurden von Hildburghauſen beſtellt und der Graf und die Gräfin fuhren, auf einem Umwege die Stadt vermeidend, nach ihrer neuen Beſitzung und ſtiegen im verſchloſſenen Hofraume ab, um ſich — einige Stunden in ihrem Garten aufzuhalten. Der Beſuch wurde in jedem Sommer vier oder fünf Mal wiederholt.

Auf dieſen Fahrten haben einige Perſonen auch die Gräfin geſehen, ſelbſt unverſchleiert, aber mit einer grünen Brille verſehen. Auf jenem Seitenwege (der Marienſtraße), auf welchem die Unbekannten zu ihrem Landhauſe in Hildburghauſen zu fahren pflegten, führte einſt (im Jahre 1827 oder 1828) der Zufall die gräfliche Equipage gerade an einem Ort, wo ſie langſam zu fahren genöthigt war, einem Manne entgegen, der die Bourboniſche Familie kannte. Dieſer, der Geheimerath von B. in Meiningen, war betroffen, in dem Geſichte der Dame eine auffallende Aehnlichkeit mit der charakteriſtiſchen Geſichtsbildung der Bourboniſchen Familie zu finden. Von einer gleichen Wahrnehmung der Ingelfinger war dieſem Beobachter durchaus nichts bekannt. Auch ſcheint er ſeine eigene Wahrnehmung nur in vertrauten Kreiſen mitgetheilt zu haben; wenigſtens iſt mir ſelbſt dieſelbe erſt in neueſter Zeit (aus dem Munde eines Enkels des Genannten) mitgetheilt worden.

Bald nach jenem erſten Hauskauf erwarb der Graf noch zwei Häuſer in der Umgegend von Hildburghauſen.

Das eine war ein unbedeutendes, aber dem größern Hauſe des Grafen ziemlich nahe gelegenes Haus (in Walrabs), — es wurde zum Witwenſitz der Frau „Schmidt“ beſtimmt. Das zweite war ein ſchönes Gartenhaus mit einem Berggarten; auch dieſes hat er ſpäter der Familie Schmidt geſchenkt. Im größern Gebäude wohnten die alten „Schmidts“, ſolange ſie lebten, und nach ihrem Tode der eine Sohn und ſeine Frau. Dieſer, obſchon er täglich zum Dienſte nach Eishauſen ging, hat den Grafen in den letzten Jahren nie geſehen. Ob dies in Folge einer Abneigung gegen den Mann geſchah, weiß ich nicht. Doch iſt hier der paſſende Ort, eine Anekdote einzuſchalten, die dem Unbefangenen ſehr lächerlich, aber dem Argwohn von größter Bedeutung erſcheinen dürfte.

Jener Schmidt nämlich hat mir bald nach dem Tode ſeines Vaters, in deſſen Dienſt bei dem Grafen er eingetreten war (wenn ich nicht irre im Jahre 1832), einmal zu verſtehen gegeben: der gnädige Herr ſei eiferſüchtig auf ihn. Die Aeußerung des jungen Menſchen amüſirte mich damals ſehr. Als er aber meine Ungläubigkeit bemerkte, rückte er weiter heraus: Bei einem der Beſuche, die der Graf und die Gräfin in ihrer neuen Beſitzung zu Hildburghauſen gemacht, ſei er, der junge Schmidt, in einem Winkel des Gartens beſchäftigt geweſen, — allerdings ohne Vorwiſſen des Grafen, der wol den Garten leer geglaubt hätte. Da ſei aus einem Gange des Gartens heraus die Gräfin getreten, habe ihn erblickt und ſei, wie es ſchien, anfangs erſchrocken, bald aber mit haſtigen Schritten auf ihn zugeeilt und habe faſt athemlos geſagt: Lieber Schmidt, ich möchte Sie gern ſprechen, ich.... In dem Augenblick aber ſei der Graf aus dem Gange getreten, wie wüthend herbeigerannt und habe die Gräfin am Arme fortgeführt. Er ſelbſt (Schmidt) ſei ſeit jenem Vorfall immer ferngehalten und der Garten ſei ihm ganz verboten worden, als ſpäter die Gräfin einen zweiten Verſuch gemacht habe, ihn zu ſprechen. Der junge Mann erzählte mir dieſe Geſchichte mit manchen Nebenumſtänden und mit der Selbſtbefriedigung, die ſehr natürlich in dem Bewußtſein lag, der heimliche Geliebte einer verwunſchenen Gräfin zu ſein. Ich ſelbſt hielt damals die ganze Geſchichte für das Ergebniß eines komiſchen Misverſtändniſſes: So arglos erſchien mir das Leben der Geheimnißvollen, daß ich den Gedanken, ob nicht die Unglückliche den jungen Menſchen zu ihrer Rettung aus der Gefangenſchaft habe anrufen wollen, nur als eine müſſige Vermuthung in mir aufkommen ließ.

Nach dem Tode des Geiſtlichen und vielleicht eben durch das Gefühl des Verlaſſenſeins bewogen, hatte ſich der Graf entſchloſſen, wieder eine männliche Perſon in das Schloß zu nehmen. Er nahm einen unverheiratheten, nicht mehr jungen, braven und durchaus eingezogenen Mann. Dieſer hatte um unbedeutenden Gehalt und mit unendlicher Mühe und Arbeit bei dem Kammergutspachter als Verwalter gedient. Jetzt erhielt er die doppelte Einnahme, Koſt und Wohnung aufs Beſte, und hatte keine andere Arbeit, als die, das Schloß und den Garten zu beaufſichtigen, und die Pflicht, aus dem Bereiche beider ſich nicht viel zu entfernen. Nach einem halben Jahre aber erklärte der Mann, daß er ein ſolches Leben nicht aushalten könne, und verließ den Dienſt des Grafen.

9. Tod der Gräfin.

Am meiſten gefährdet erſchien das Geheimniß des Grafen im Jahre 1837. In dieſem Jahre ſtarb die Gräfin.

Im Herbſte des Jahres hatte der Graf, in einem Briefe an ſeine langjährige Correſpondentin, gegen die er noch *nie* eine Aeußerung von der Anweſenheit einer Dame im Schloſſe hatte fallen laſſen, zum *erſten* Mal *„ſeiner Lebensgefährtin“* erwähnt und zugleich mit Beſorgniß von der Abnahme ihrer Kräfte geſprochen. Es ſah aus wie eine Vorbereitung auf den Fall, der wenige Tage ſpäter eintrat und freilich das längere Ignoriren der Gräfin unmöglich machte. Am 25. November ſtarb die Dame. Die Arme, ſeit ihrer Jugend aus der Welt Geſchiedene, war ohne ärztliche Hilfe, von Niemandem gepflegt, als von dem Gefährten ihrer Einſamkeit, aus dieſer Welt geſchieden. Keiner geringern Gewalt, als der des Todes, war es gelungen, die ſeit dreißig Jahren verſchloſſenen Gemächer zu öffnen. Das erſte Geleite, das die lebendig Begrabene wieder unter Menſchen führte, war ihr Grabgeleite.

Der Graf ließ die Dame in dem Berggarten begraben, den er in der Umgebung von Hildburghauſen beſaß, und in dem, wie er ſagte, die Verſtorbene einige Mal mit Freuden verweilt habe. Die Leiche wurde nach Mitternacht mit Fackeln von Eishauſen abgeführt; die Diener des Grafen, mehrere Handwerker und Bauern vom Dorfe geleiteten ſie; eine Anzahl Neugieriger erwartete, trotz der tiefen Nacht, die Leiche an dem Begräbnißplatze; der Sarg wurde von der Dienerſchaft geöffnet; der Graf ſelbſt hatte es ſo befohlen; die Todte war in weißen Atlas gekleidet; Alle, die ſie ſahen, waren ergriffen von der rührenden Schönheit, die hier der Erde übergeben wurde.

Im Publikum aber kam bald die Sage in Umlauf, es ſei eine Wachspuppe begraben worden und die Gräfin ſelbſt ſei nächtlicher Weiſe aus dem Schloſſe geführt worden und von der nächſten Station aus mit Extrapoſt abgefahren.

Noch vor dem Begräbniß hatte die Geiſtlichkeit den Grafen um die Perſonalien ſeiner „verſtorbenen Gemahlin“ gebeten. Zu allgemeinem Erſtaunen erwiederte der Graf: „die Verſtorbene war nicht meine Gemahlin; ich habe ſie nie dafür ausgegeben!“ Und erſt auf wiederholtes Andringen ließ er ſich bereit finden, die Perſonalien der Verſtorbenen zu geben, gegen das Verſprechen des Geiſtlichen, daß die Angabe bis zum Tode des Grafen verſchwiegen gehalten werde. Später ergab ſich, daß die ganze Mittheilung ſich auf die Worte beſchränkte: „Sophia Botta, ledig, bürgerlichen Standes, aus Weſtphalen, 58 Jahre alt.“

Indeſſen hatte auch das herzogliche Kreisgericht eine Erklärung über die Verſtorbene gefordert und war, als der Graf eine ſolche ſchlechthin verweigerte, ſofort zur Verſiegelung des Nachlaſſes der Verſtorbenen geſchritten. Die ſeit 30 Jahren unzugänglichen Gemächer, in denen ſolange das Geheimniß ungeſtört gelebt hatte, mußten dem Willen des Gerichts ſich öffnen. Man fand, außer einer reichen Garderobe, gegen hundert neue Goldſtücke, wie Spielwerk in verſchiedenen Beutelchen in Winkeln herumliegend. Auch ein katholiſches Gebetbuch fand man, aber keine Papiere. So nachſichtig bisher die Verwaltung geweſen war, ſo beſtimmt forderte jetzt die Juſtiz, daß das Recht ſeinen ungeſtörten Gang gehe.

Sie drang mit Entſchiedenheit auf Mittheilung der Perſonalien der Verſtorbenen; der Graf erklärte ebenſo entſchieden, daß keine Gewalt der Erde dieſe ihm entreißen werde. Durch dieſe Weigerung wurde die Verwickelung noch unangenehmer und das entſchiedene Vorgehen des Gerichts noch nöthiger. Der nächſte Schritt, der nach dem Geſetze gefordert wurde, war der Erlaß eines öffentlichen Aufrufs an Alle, welche Erbanſprüche an den Nachlaß der unbekannten Dame im Schloſſe zu Eishauſen zu machen hätten. Aber auch dieſe Alternative, obſchon ſie den Grafen in die höchſte Aufregung ſetzte, brach ſeinen Widerſtand nicht. Ein wohlmeinender Mann, deſſen Worten einiger Einfluß auf den regierenden Herzog von Meiningen zuzutrauen war, ließ durch die Correſpondentin des Grafen dieſem ſeine Vermittlung anbieten. Aber der Graf antwortete: „Ich habe nichts in Meiningen zu erbitten..... Meine Maßregeln ſind auf alle Fälle genommen und können in der Folge durch nichts erſchüttert werden. Herrn N. N. verbindliches Anerbieten darf und kann ich nunmehr nicht annehmen und für daſſelbe nur meinen innigſten Dank ſagen."

Wirklich hatte der Graf ſeine Maßregeln getroffen; es war Alles zu ſeiner Abreiſe aus dem Lande gerüſtet. Ob auch bereits, wie damals erzählt wurde, die Regierung eines benachbarten Landes für die Aufnahme des Auswanderers bereitwillige Conceſſionen gemacht hatte, iſt nicht erwieſen.

Doch es gelang noch einmal, zwiſchen den Forderungen der Juſtiz und den menſchlichen Wünſchen aller Theilnehmenden eine Vermittelung zu finden und ſo den Unbekannten den Reſt ſeines Lebens in Frieden beendigen zu laſſen. Der Graf hinterlegte den Schätzungswerth des Nachlaſſes der Verſtorbenen, im Betrag von

1470 Fl., und dieſe Summe wurde „bis auf Weiteres“, d. h. bis zum Tode des Grafen, gerichtlich deponirt. So ſehr war man damals von der Schuldloſigkeit des Einſiedlerlebens überzeugt, daß die Milde eines wohlmeinenden Regenten und die Gewiſſenhaftigkeit einer umſichtigen Juſtiz mit dieſem Auswege gleich einverſtanden waren und daß er den ungetheilten Beifall der öffentlichen Meinung erhielt.

Der Schmerz und Sturm jener Tage ſcheint den greiſen Mann im Innerſten erſchüttert zu haben. Er, deſſen Ruhe ſeit 30 Jahren ſtets mit der zarteſten Rückſicht geſchont worden war, fühlte jetzt durch die Strenge des Gerichts ſich aufs Tiefſte verletzt und er ertrug dieſe Verletzung vielleicht nur, weil ein noch tieferer Schmerz die Oberhand behauptete. Es iſt mir erlaubt, hier einen Brief des Grafen (wenige Tage nach dem Tode ſeiner Lebensgefährtin geſchrieben) im Auszug zu geben.

„Meine Lage, ſchrieb er, wird immer unerträglicher; es iſt keine getrennte Ehe; es iſt mehr, es iſt eine Zerreißung eines zuſammengewachſenen Geſchwiſterpaares; das Eine kann nicht ohne das Andere fortleben. — Der Nachlaß wurde geſtern mit unendlicher Mühe in einem Zimmer aufgehäuft. Sie können denken, daß viele werthvolle Stücke, beſonders aus früheren Zeiten, — ſeidne Oberröcke, Shawls ꝛc. wovon die meiſten nie gebraucht, darunter ſind. Es fanden ſich in einem ſeidenen Beutelchen 20 Louisdor, in einer Schachtel 10 — 12 Dukaten und vielleicht ein paar Dutzend Kronthaler. Sie hat ſeit dreißig Jahren keinen Heller auszugeben Gelegenheit gehabt, zeichnete ihre Wäſche nur mit Bleiſtift auf, konnte auch an Niemand ſchreiben, da ſie keine Bekannten hatte.... Ich habe immer, wie mit religiöſer Scheu, ihre vielen Kommoden betrachtet, nie ſie berührt; ich wußte nicht, wie viel ſchöne, ihr aufgedrungene Sachen ſie enthielten. Die Verſiegelung iſt ſtill vor ſich gegangen.... — Ich habe mich dem Geſetz unterworfen. — Ich lege mich öfters des Tags nieder, doch vergeblich; die Gicht läßt meinem Körper ſo wenig Ruhe, als die mich umgebenden Gegenſtände meinem Geiſte. Das Haus iſt wie verödet. — Hätte man nicht verſiegelt, der ganze Nachlaß würde der Armenverwaltung überlaſſen worden ſein, mit Ausnahme von einigen Dutzend Hemden und einigen Roben."

Seine Dankbarkeit gegen Diejenigen, welche ſich damals bemühten, ihn vor einer weiteren gerichtlichen Verfolgung der Angelegenheit zu bewahren, trug den Ausdruck tiefer Empfindung. Noch ehe jene Bemühungen ein Reſultat gewonnen — in jenen Tagen, da er noch mitten im erſten Schmerz über den Verluſt ſeiner Lebensgefährtin ſich rüſtete, ſein Aſyl in Eishauſen auf immer zu verlaſſen, ſchrieb er, mit der Bemerkung, daß es auf ſeine eigenen Empfindungen paſſe, folgendes Gedicht: [1])

Lebt wohl, ihr Räume, die mich lang geborgen,
Geliebtes treues Stübchen, lebe wohl!
Hier ſchwanden mir die bangen Erdenſorgen,
Hier fühlt' ich mich ſo heimiſch und ſo wohl.
Hier ſah ich langſam meine Haare bleichen,
Mein greiſes Haupt ſich hin zur Grube neigen.

Oft wandelt' ich nach jenen grünen Räumen,
Die treulich bergen unſer letztes Haus,
Und ſuchte mir dort unter Blüthenbäumen
Zu meinem Grab ein ſtilles Plätzchen aus.

---

[1]) Abſchied eines alten Dresdener Hospitaliten bei dem Umzuge nach Hubertusburg.

Und vor mir lag im milden Abendſcheine
Die Vaterſtadt, mit der ich's redlich meine.

Es war ein Traum, er iſt ſchon aufgegeben —
So ſchön er war, ſo ſchnell löſt er ſich auf:
Ich muß hinaus in ein mir fremdes Leben,
So ſpät trifft mich des Schickſals harter Lauf;
Gleich einem Baum, der Wurzeln tief geſchlagen,
Werd' ich in fremden Boden fortgetragen.

Vor mancher Stelle bleib' ich zitternd ſtehen,
Das Auge ſtill die bittre Zähre weint;
Es iſt ſo ſchwer, vom Freunde wegzugehen,
Der treu und redlich es mit uns gemeint;
Und traurig ſinkt das müde Haupt mir nieder:
Lebt ewig wohl, wir ſehn uns nimmer wieder.

Und Alles, Alles, was ich nur erblicke,
Erinnert mich an die vergangne Zeit;
Hier träumte ich von längſt genoſſnem Glücke,
Dort von empfundnem ſchweren Herzeleid,
Und jeden Gang durch die belaubten Gaſſen
Hat die Erinn'rung mir zurückgelaſſen.

Und brächt' ich auch im freundlichſten Aſyle
Die letzten Tage meines Lebens zu,
Das Eine wiſſ' ich immer und ich fühle,
Man bringt mich bald zur ſtillen Grabesruh!
Dann mag von mir ein ſchlichtes Kreuz euch ſagen:
Ein tiefes Leid hat ihn ins Grab getragen.

Von nun an gab er ſeiner Correſpondentin hin und wieder noch Andeutungen über ſeine Lebensgefährtin. „Sie war eine arme Waiſe", ſagte er, „die Alles, was ſie beſaß, mir verdankte, aber mir das tauſendfach vergolten hat." — „Meine Verbindung mit ihr hatte etwas Romantiſches, einer Entführung Aehnliches." — „Ich war nie verheirathet." — Selbſt einen Brief, wie er ſagte, von der Hand der Verſtorbenen und an ihn gerichtet, aber ohne Namensunterſchrift, theilte er mit. Der Brief war deutſch geſchrieben, nicht ganz orthographiſch, aber voll Gefühl der Liebe und Dankbarkeit gegen den Mann, „der aus großer Gefahr und Unglück ſie errettete.“ — „Ich weiß es“, ſchrieb ſie, „daß du, geliebter Ludwig, um meinetwillen Vieles hingabſt, und nur mit meiner Liebe kann ich deine tauſend Opfer vergelten.“ — Auch der verſtorbene Kammerdiener hatte einſt geſagt: „Sie hat kein Vermögen, aber — ſie iſt die Herrin über Alles.“

„Muß man denn ein Gut erſt verlieren, um ſeinen ganzen Werth zu empfinden?“ ſo ſchrieb der Graf in jener Zeit. „Ich möchte hinaus ins Freie, auf die Höhen der Berge; da nur, meine ich, könne mir leichter werden.“ Körperliches Leiden und die Jahreszeit (Ende November) hinderten auch dieſen Verſuch. Er ſchrieb mit Wehmuth davon, wie die beiden Lieblingskatzen der Verſtorbnen, obgleich aufs ſorgſamſte gepflegt, dieſer in wenig Tagen nachgeſtorben ſeien, wie der Hund des Pachters täglich zur gewohnten Stunde winſelnd unter dem Fenſter des Schloſſes ſitze, aber von keiner Hand Speiſe annehme, da die, welche ſie ihm bisher gereicht, nicht erſcheine. — Seine Wohlthätigkeit wurde noch reger. — „Schreiben Sie mir nur von dem Glücke Anderer“, ſagte er, „damit ich, des eignen entbehrend, daran mich erheitere.“

In jener Zeit, da das innerſte Leben des Grafen durch den Tod des einzigen Weſens, das es mit ihm getheilt hatte, erſchüttert ſchien, und da er zugleich aus ſeinem dreißigjährigen ſtillen Frieden herausgeſchreckt werden ſollte, ließ er einen Arzt zu ſich bitten, der ihm bereits literariſch bekannt war und mit dem er ſchon früher in mannichfachen indirecten Verkehr getreten war. Dieſer fand den Grafen zu Bette liegend, körperlich leidend, aber noch mehr geiſtig. Doch der Graf wollte keinen ärztlichen Rath, ſondern menſchlichen. Der ſiebenzigjährige Greis erſchien wie ein ſchwer getroffener Löwe. Im Geſpräch entzündete ſich das ganze Feuer ſeines reichen Geiſtes; er ſprach ohne Zorn, ohne Sentimentalität, in überwältigender Beredtſamkeit; ein tiefer Schmerz war zu erkennen, aber keine Spur von Kleinmuth; — ungebrochene Willenskraft, bereit, das Aeußerſte zu wagen zur Bewahrung ſeines Geheimniſſes, — der geiſtige Blick ſo frei und beweglich, wie der eines Mannes, der eben erſt von dem dichteſten Marktgewühle des politiſchen und wiſſenſchaftlichen Lebens heimkommt. So traf der Arzt den ſeit länger als dreißig Jahren von der Welt geſchiedenen Einſiedler! Er durfte den Grafen zwei Mal beſuchen.

Auf des Arztes Bemerkung, daß er den Mangel an Verkehr mit Menſchen für nicht gut und namentlich auch für die Geſundheit nicht förderlich halte, erwiederte der Graf: alle ſeine Verwandten ſeien in jungen Jahren geſtorben, und er, bei ſeinem heftigen Temperament, habe wol ein ähnliches Schickſal erwarten müſſen, wenn er ſich nicht von der Welt zurückgezogen hätte. — Dies war wol nur eine Ablenkung von dem eigentlichen Heerd des Geheimniſſes.

Doch die Aufregung, in der ſich der Graf befand, mochte ihn faſt über die Schranken ſeiner Vorſicht führen. Wenigſtens ſchrieb er ſpäter in Beziehung auf des Arztes Beſuch: „Es geht mir wie den Nonnen: wenn ſie einmal ſprechen dürfen, ſprechen ſie zu viel.“ Es entfielen ihm Andeutungen, daß er die Glieder der Bourboniſchen Familie genau gekannt; daß er bei einer

Geſandtſchaft in Paris und (vielleicht in ähnlicher Eigenſchaft) auch in London geweſen ſei, daß er in Paris mit Lafayette und Benjamin Conſtant verkehrt habe; — am Hofe in Weimar mit Liefländern und Kurländern zuſammengetroffen, in Jena zur Zeit Schiller's geweſen ſei und dort Loder genau gekannt habe. Auch ſeiner Reiſe nach Wien zum Kaiſer Alexander erwähnte er: „Denken Sie,“ ſprach er, „damals war die Dame ſchon bei mir; ich mußte unaufhaltſam mit Courierpferden reiſen; die Dame konnte ich nicht verlaſſen, ſie mußte mich begleiten, und Niemand durfte ihr Daſein ahnen. Denken Sie, welche Verlegenheit!“ Als der Arzt äußerte, es ſei doch zu bedauern, wenn die Erinnerungen eines ſo reichen Lebens für die Welt verloren gehen ſollten; vielleicht werde der Graf ſeine Memoiren hinterlaſſen; — da erwiederte der Graf lächelnd: „Memoiren hinterlaſſen? — In meinem Nachlaſſe wird man nichts finden, als einige Küchenzettel.“

„Ich wollte für die Kranke Sie als Arzt rufen laſſen,“ ſagte er im Verlaufe des Geſprächs; „doch ſie wollte das nicht; auch hätte ſie Opfer von Ihnen verlangt.“ — Und als der Arzt, den Sinn der Worte deutend, ſagte: ein Arzt ſei gewohnt, Geheimniſſe zu bewahren, fuhr der Graf auf: „Herr, Sie wiſſen gar nicht, welche Verantwortung Sie auf ſich genommen hätten, wenn ich Sie zu dieſer Dame geführt hätte? — „Wenn,“ ſo äußerte er, „ein Mann etwas früher geſtorben wäre, ſo würde ich in die Welt zurückgekehrt ſein.“ Nunmehr, da die Dame geſtorben (ſo ſchien er anzudeuten), verlohne es ſich nicht der Mühe. In demſelben Sinne ſchrieb er ſpäter, kurz vor ſeinem eigenen Tode: „Meine Zurückgezogenheit war lange eine gezwungene; in letzter Zeit aber war ſie freiwillig.“

Im Frühling nach der Dame Tod beſuchte der Graf ihr Grab in dem erwähnten Berggarten. Als er ſpäter dieſen Garten durch ſeinen Agenten in einer gerichtlichen Schenkung an den jüngeren Schmidt abgab, ließ er die Bedingung niederſchreiben: daß ihm ſelbſt ſein Grab an der Seite der Dame bereitet werde, und daß bis auf 10 Jahre nach ſeinem Tode der Garten zu keinem öffentlichen Vergnügungsorte (was er früher geweſen war) benutzt werde. — Am Jahrestage des Todes der Gräfin ſchenkte er der Armenkaſſe in Eishauſen funfzig Gulden und würde dieſe Schenkung wiederholt haben, wenn nicht die Art des öffentlichen Dankes für dieſe Gaben ihn zu unangenehm berührt hätte. „Ueberhaupt,“ ſchrieb er einſt „würde ich gern ſolche kleine Gaben öfters, mir zur Freude, ſenden, wäre nicht ſolch laute Beſcheinigung mir unerträglich.“

10. Tod des Grafen.

Im Jahre 1815 erreichte endlich das wunderbare Leben des Einſiedlers ſein Ende. Seit mehreren Jahren war der Graf leidend. Er hatte ſogleich nach dem Tode der Gräfin die Köchin (weil ſie einſt ihren Sohn, um dieſen zu ſprechen, ins Schloß hatte einſteigen laſſen) aus ihrer zweiunddreißigjährigen Gefangenſchaft entlaſſen und ſtatt ihrer den einen Sohn der „Schmidt“ nebſt deſſen Frau und zwei Kindern ins Schloß genommen. Er bedurfte der Pflege. Er klagte über die ſchwere Hand des Alters, namentlich über Gichtleiden; doch blieb ſein Geiſt in ungeſchwächter Friſche; ſein Humor zeigte ſich noch immer, aber in noch milderer

Auffaſſung, als vordem. Der früher erwähnte Arzt war nicht wieder zu ihm gerufen worden. Er ſchien den Grafen verletzt zu haben, — vielleicht dadurch, daß er ein bedeutendes Geldgeſchenk ablehnte. Medizinalrath K. war öfters ins Schloß gerufen worden. Das Leiden des Grafen verſchlimmerte ſich aber. Die Frau ſeines Dieners pflegte ihn mit Sorgfalt. Wol mochte er an ſeinen Tod denken, aber, wie nahe er ſei, nicht berechnen können.

Schon bei einer frühern Krankheit, im Winter 1829 bis 1830, hatte er die Abſicht gehabt, ein Teſtament zu machen. Aber da das Gericht eine perſönliche Uebergabe deſſelben foderte, ſo unterblieb die Ausführung des Vorſatzes. Nach dem Tode der Dame äußerte er wieder dieſelbe Abſicht, doch abermals ohne ſie auszuführen. „Ueber mein Vermögen," ſchrieb er damals, „ſind längſt alle Beſtimmungen feſt getroffen; ich habe nur noch über das Wenige zu verfügen, was ich hierherum beſitze. Ich habe Verwandte, die ſehr reich ſind, mich herzlich lieben und an dieſe Kleinigkeiten keine Anſprüche machen." Schon weit früher hatte er einmal dem Geiſtlichen mitgetheilt, daß in einem Proceß mit ſeinen Verwandten ihm eine bedeutende Erbſchaft zugeſprochen worden ſei, daß er aber, da jene Verwandten ihn zu Gevattern baten, die gewonnene Erbſchaft dem Pathen geſchenkt habe.

Die Tage vor ſeinem Tode brachte er in großer Unruhe zu. Möglich iſt es, daß der Wunſch zu teſtiren ihn beunruhigte; doch würde er eine ſolche Abſicht wol ſeinen Dienern, zu deren Vortheil er doch teſtirt hätte, mitgetheilt haben. Weit wahrſcheinlicher iſt es, daß er im Angeſicht des Todes ſich gedrängt fühlte, wichtige Enthüllungen über das Geheimniß ſeines Lebens und das ſeiner Lebensgefährtin zu geben, und daß er in der peinlichen Ungewißheit ſchwankte, ob der Moment, für den er dieſe Enthüllungen aufſparen wollte, nämlich ſein Tod, wirklich ſchon in nächſter Nähe ſei. „Daß ich doch zu keinem Entſchluſſe kommen kann!“ hörte ihn ſeine Pflegerin einmal ſagen. — Er ließ den einen der Schmidt'ſchen Söhne von Hildburghauſen kommen, um ihm Aufträge an das Gericht zu geben, und ſchickte ihn wieder fort, weil er zu keinem Entſchluſſe kommen konnte.

Am Tage vor ſeinem Tode ſoll er noch viel und lebhaft, aber unverſtändlich, wahrſcheinlich in fremder Sprache, geſprochen haben. Wenige Stunden vor ſeinem Tode, ſo behauptet die Krankenwärterin, erhielt er ſein volles Bewußtſein wieder. „Wenn ich ſterbe,“ ſoll er da zu ſeiner Dienerin geſagt haben, „wird man einen öffentlichen Aufruf erlaſſen; hierauf wird eine Dame kommen — denn der einzige männliche Verwandte, den ich habe, iſt kürzlich verunglückt — dann werdet Ihr ſehen, daß gut für Euch geſorgt iſt.“

So ſchloß der Unbekannte ſein großartiges Einſiedlerleben, ein Leben von ſtaunenswerther Conſequenz. — Keine befreundete Hand drückte ihm die Augen zu; kein Verwandter gab ihm das Grabgeleite. Aber in aufrichtiger Trauer geleitete die Gemeinde, in der er faſt 40 Jahre gelebt, den Todten zum Grabe, den nur ſehr Wenige von ihnen im Leben erblickt hatten. Die Waiſenkinder waren mit ihrem Lehrer von Hildburghauſen herausgezogen und reihten ſich um das Grab ihres Wohlthäters. Neben dem Denkſteine, den die edle Königin Thereſe von Baiern ihrem Lehrer, dem verſtorbenen Geiſtlichen des Orts, errichtet hat, war dem Grafen ſein

Grab bereitet.[1] „Er ruht nun neben ſeinem Freunde,“ ſagte der Pfarrer in ſeiner Grabrede.

Ich gebe auch dieſe Umſtände, um anzudeuten, daß die öffentliche Meinung einſtimmig darin war, es ſei ein ehrenhafter Mann, den man dort begrub, und der dichte Schleier des Geheimniſſes, der ſein Leben verhüllt, berge ein großes Unglück oder ein Vergehen der Jugend, das nunmehr reich geſühnt ſei, ſicher aber nicht ein Verbrechen, vor dem die Moral zurückbeben müſſe. Die Theilnahme für den Todten war allgemein.

II. Verſuch einer Kritik der Geſchichte des Unbekannten.

Ehe ich das an ſich ſehr ſpärliche Ergebniß mittheile, welches die ſpätere gerichtliche Erhebung des Nachlaſſes des Verſtorbenen ermittelte, ſei mir geſtattet, eine kurze Kritik des merkwürdigen Lebens zu geben, wie ich ſie, auf dem Grund ungetrübter Wahrnehmungen und noch ohne Hilfe, aber auch unbeirrt von dem mehr neben als über den Verſtorbenen ermittelten objectiven Thatbeſtand, mir zurechtlegte und unmittelbar nach dem Tode des Einſiedlers niederſchrieb. Die Verſuchung, Hypotheſen aufzuſtellen, iſt um ſo größer, je weniger ihnen eine ſichere Grundlage gegeben iſt. Und ſo drängt dieſe Verſuchung auch hier ſich um ſo mehr auf, je dunkler die Geſchichte ſelbſt iſt, die erklärt werden ſoll.

---

[1] Weshalb der Wunſch des Verſtorbenen, im [illegible] zu Hildburghauſen neben ſeiner Lebensgefährtin begraben zu werden, nicht erfüllt worden iſt, weiß ich nicht zu ſagen.

Ein Mann von Geiſt und Welt, der ohne erkennbares Motiv 40 Jahre lang mit nie wankender Conſeſequenz ſich gegen die Welt abſchließt, — eine Frau neben ihm, die 32 Jahre lang ſich in ihr Zimmer verſchließt, in dieſer ganzen Zeit nur zwei Mal zu einer andern Perſon, als zu dem Gefährten ihrer Einſamkeit, ſpricht, dies iſt eine ſo außerordentliche Erſcheinung, daß zu ihrer Erklärung auch die außerordentlichſten Vermuthungen geſtattet ſein müſſen. Es iſt aber die Wahl gelaſſen, entweder eine gewaltſame äußere Nöthigung, oder eine das Leben durchdringende innere Nöthigung als Grund dieſer Welt- und Menſchenentſagung anzunehmen.

Soll eine äußere Nöthigung angenommen werden, ſo kann ſie nur darin geſucht werden, entweder daß eine große politiſche Bedeutung, oder daß ein großes allgemein verfolgtes Verbrechen auf den Perſonen geruht hat. Will man aber eine innere Nöthigung annehmen, ſo kann, da wir von der Gewalt einer Geiſtesverwirrung oder Schwärmerei nirgends eine Spur finden, nur noch übrig bleiben, das Gebot eines durch ſittliche Vergehungen zur Buße getriebenen Gewiſſens zu vermuthen. Nur nach dieſen drei Wegen hin ſcheint die Vermuthung Anhaltspunkte zu finden. Immer aber wird man dabei den eigentlichen Grund des Geheimniſſes in der Perſon der Dame zu ſuchen haben.

Nimmt man zuvörderſt ein zwingendes Gewiſſen als Motiv der Zurückgezogenheit an, ſo kann vielleicht am natürlichſten daran gedacht werden, daß die Dame, aus einem Kloſter entwichen, das Gelübde gethan hatte, den Bruch des Kloſtergelübdes durch das ſtrengſte klöſterliche Leben zu ſühnen, d. h. dieſes Leben nur zu theilen mit — ihrem Geliebten. Doch liegt allerdings ein Widerſpruch darin, daß ein Weib, die den Muth hatte, das Kloſtergelübde zu brechen, nicht auch, zumal an der Seite eines freigeiſtigen Mannes, hinreichende geiſtige Freiheit gewonnen haben ſollte, um ihr Gewiſſen mit dieſem Bruche ſelbſt zu verſöhnen, oder auch durch offenen Uebertritt zur proteſtantiſchen Kirche und durch Eingehung einer geſetzmäßigen Ehe den möglichen Verfolgungen ihrer Glaubensgenoſſen ſich zu entziehen. Zwar könnte eine Aeußerung des Unbekannten darauf gedeutet werden, daß er ſich ſtrengen katholiſchen Grundſätzen der Dame accommodirt habe; denn als einſt ſeine Aufwärterin ihn beſonders feſtlich gekleidet fand, ſagte er ſcherzend: „Wißt Ihr, warum ich ſo geputzt bin? Wir feiern heute das Feſt aller Seelen.“ — Aber einer katholiſchen Bigotterie der Dame widerſpricht wieder, daß dieſelbe nach Beichte und Abſolution niemals verlangt, ganz ohne öffentlichen Gottesdienſt gelebt hat, und daß, ſo viel ich weiß, zwar ein katholiſches Gebetbuch, aber Crucifixe, Roſenkränze und dergl. im Nachlaß der Unbekannten nicht gefunden worden ſind.

Will man aber die weitere Möglichkeit annehmen, nämlich die, daß Furcht vor der Entdeckung eines Verbrechens den Umgang mit Menſchen verboten habe, ſo treten in der Erſcheinung der Unbekannten auffallende Gegengründe hervor. Niemand in der ganzen Umgegend kannte die, jedenfalls aus weiter Ferne Eingewanderten. Sie liefen alſo gar keine Gefahr, wenn ſie, bei mäßiger Zurückgezogenheit, in Verkehr mit ihrer nächſten Umgebung traten. Im Gegentheil mußte ihnen die Klugheit ſagen, daß gerade das Auffallende ihrer Zurückgezogenheit den Verdacht, den ſie vermeiden wollten, erſt erregen müſſe. Das einzig Denkbare wäre die ſeltſame Annahme, daß die Dame auf der Stirne gebrandmarkt geweſen wäre. Daraus ließe ſich dann die Aeußerung der Dame (wenn dieſe echt iſt), erklären, daß der Mann ſie „aus großer Gefahr und Unglück gerettet habe;“ daraus ließe ſich dies ängſtliche Verbergen des Antlitzes erklären, ein Verbergen, welches mit ſolcher Conſequenz durchgeführt wurde, daß noch 6 bis 10 Jahre nach der Ankunft der Dame in ihrer nächſten Umgebung die Meinung feſtſaß, die Dame habe einen Schweinerüſſel. Aber wie dann die grüne Brille erklären? und wie, daß nach dem Tode der Dame Mehrere ſie ſahen, ohne ein ſolches Brandmal zu bemerken? Oder war vielleicht die Stirn der Todten bedeckt? Oder war das Märchen, es ſei eine Wachspuppe begraben worden, eine Wahrheit?

Statthafter ſcheint die dritte Annahme, daß in den Mauern des Schloſſes ein großes politiſches Geheimniß ſich verborgen habe. Und zwar gibt die Betrachtung der äußeren Erſcheinung zunächſt die Vermuthung an die Hand, daß der Unbekannte die Gefangenſchaft einer Dame von großer politiſcher Bedeutung bewacht habe. Nur ungemeine Zwecke ſcheinen den Aufwand von außerordentlichen Mitteln rechtfertigen zu können — die Aufopferung eines ganzen Menſchenlebens, die großen Summen, die nach und nach verwendet wurden, in 40 Jahren doch wenigſtens 300,000 Fl. — Aus der Beſorgniß, daß die Dame den erſten Menſchen, der ihr nahe, zur Befreiung aus ihrer Gefangenſchaft anrufen werde, ſcheint, äußerlich genommen, die ängſtliche Abſperrung der Dame erklärt werden zu können. Aber die Blicke, die wir in das innere Leben des Unbekannten haben thun laſſen, ſcheinen einem ſolchen Verdachte zu widerſprechen — obgleich dabei allerdings erwogen werden muß, daß wir den Charakter des Unbekannten faſt allein nach den eigenen Aeußerungen deſſelben und in der Vorausſetzung, daß dieſe aufrichtig geweſen ſeien, beurtheilen.

Es finden aber dieſelben Umſtände auch ihre Erklärung bei Annahme einer mehr oder weniger freiwilligen Gefangenſchaft, immer wieder vorausgeſetzt, daß die Gefangenſchaft eine Perſon traf, die politiſch in ausgedehnten Kreiſen bekannt, vielleicht durch deutliche Spuren von Familienähnlichkeiten leicht erkennbar war. Manche Gründe laſſen ſich für eine ſolche Annahme aufbringen.

Es iſt zuvörderſt beachtenswerth, daß man im Jahre 1803 oder 1804 in Ingelfingen bei der Dame eine auffallende Aehnlichkeit mit der Tochter Ludwig's XVI. zu finden glaubte, daß man geneigt war, ſie ſelbſt dafür zu halten, und daß der Unbekannte, der ohne Zweifel von dieſer Vermuthung Kenntniß erhielt (denn darauf ſcheint ſeine Aeußerung im Jahre 1837 „Man hat mir ſogar den Titel Monseigneur gegeben,“ hinzudeuten), alſobald die Stadt verließ, durch eine erdichtete Todesnachricht ſeine Spur von der Erde zu verwiſchen ſuchte und von nun an, wie während ſeines ganzen Aufenthalts in unſerer Gegend, das Geſicht der Dame mit weit größerer Aengſtlichkeit verbarg und überhaupt in weit ſtrengerer Zurückgezogenheit lebte, als in Ingelfingen.

Im Zuſammenhalte mit jener Vermuthung der Ingelfinger erſcheint die Wahrnehmung des Herrn v. B. merkwürdig, der, ohne je von ähnlichen Vermuthungen gehört zu haben, in dem Geſichte der Dame eine auffallende Aehnlichkeit mit den Bourbonen fand.

Es iſt ferner bemerkenswerth, daß der Geiſtliche in Eishauſen, der ebenfalls von einem frühern Aufenthalte des Unbekannten in Ingelfingen und von den Vermuthungen, die ſich dort an die Dame knüpften, durchaus nichts wußte und überhaupt eine vorgefaßte Meinung von einer politiſchen Bedeutung der Dame nicht hatte, dennoch ſpäter, aber ſchon lange vor der Wahrnehmung des Herrn von B., ebenfalls, zunächſt durch das oben erwähnte Siegel mit den drei Lilien, auf die Spur der Bourboniſchen Familie geleitet wurde. Daſſelbe Siegel hat in weit ſpäteren Jahren, neben hundert charakterloſen, auch die Witwe des Geiſtlichen ein Mal auf einem an ſie gerichteten Briefe geſehen. Die drei Lilien waren deutlich zu erkennen; auch die Krone ſchien bemerkbar, doch nicht mit Sicherheit zu erkennen.[1] — Als nach dem Tode des Grafen der Nachlaß der Gräfin öffentlich verſteigert wurde, fand man darunter mehrere Hemden, deren eingenähtes Zeichen in drei Blumenſtengeln beſtand, die man für nichts Anderes als für drei Lilienſtengel halten kann. Bei dieſer Entdeckung wird man nothwendig an jene Erklärung des Grafen nach dem Tode der Gräfin erinnert: „Ich würde den ganzen Nachlaß der Dame zum Beſten der Armen überlaſſen haben, mit Ausnahme von einigen Hemden und Roben.“

Ich erkenne ſehr wohl, daß ich das Vertrauen zu der Nüchternheit meiner Kritik gefährde, wenn ich den abenteuerlichen Spuren, welche zu der Höhe eines Königsthrons zu führen ſcheinen, noch einige Schritte weiter nachgehe. Indeß ſelbſt auf dieſe Gefahr hin ſoll es geſchehen. Ich will daher noch bemerken, daß, während der Geiſtliche die Entdeckung an den Siegeln nirgends verlauten ließ und überhaupt in unſerer Gegend der Gedanke an eine fürſtliche Geburt der Dame, ſo viel ich weiß, nirgends Grund faßte, im Jahre 1824 oder 1825 eine franzöſiſche Zeitung (ich erinnere mich leider nicht mehr, welche) die myſteriöſe Notiz enthielt: man habe in einem verborgenen Winkel von Thüringen die Spur einer längſt verſchwundenen franzöſiſchen Prinzeſſin entdeckt, möge aber wol Gründe haben, dieſe Spur nicht zu verfolgen.[1] — Eine ſolche Annahme würde das reſpectvolle Benehmen des Herrn gegen die Dame erklären, die Wichtigkeit, die er ſelbſt auf das Geheimniß der Dame legte, ſeine Aeußerung gegen den Arzt: „Die Dame würde Opfer von Ihnen verlangt haben; Sie wiſſen gar nicht, welche Verantwortung Sie auf ſich genommen hätten, wenn ich Sie zu dieſer Dame geführt hätte.“ — Auch die Bemerkung des Grafen: „Sie war eine arme Waiſe,“ und ſelbſt die: „Sie hatte kein Vermögen,“ ließen ſich für dieſe Vermuthung ausdeuten. — Das Alter der Dame, wie es der Graf angab (58 Jahre im Jahre 1837), würde mit dem der Tochter Ludwig's XVI. zuſammenſtimmen, und es würde einem Romandichter nicht ſchwer werden, eine Intrigue zu erfinden, wodurch dieſe echte Königstochter, halb mit Gewalt, halb freiwillig, ins Schloß nach Eishauſen verbannt und eine untergeſchobene Herzogin von Angoulême an ihre Stelle geſetzt würde. Doch bin ich der Letzte, der einen ſolchen Roman dichten will. — Auch für die Annahme einer Prinzeſſin Condé ließen ſich vielleicht einige Daten aufbringen, wenigſtens die Theilnahme, die der Graf bei dem Tode des Prinzen von Condé äußerte, und die Verſicherung, die er gegen ſeine Correſpondentin ausſprach: „man thue großes Unrecht, wenn man dem Prinzen zutraue, daß er ſich ſelbſt ums Leben gebracht habe." (Er war bekanntlich erhängt gefunden worden.)

---

[1] Es liegt der Gedanke ſehr nahe, daß der Unbekannte in ſeinem langen Leben in dem ſtets unzugänglichen Schloſſe es nicht verſäumt habe, über oder unter der Erde, in Wänden oder unter den Dielen, verborgene Behälter anzulegen, in welchen auch für den Fall einer plötzlichen Ueberrumpelung, und ſelbſt noch für den Fall ſeines Todes die Documente ſeines Geheimniſſes (Briefe, Petſchafte, bezeichnende Schmuckſachen ꝛc.) vollkommen geſichert ſein konnten.

---

[1] Dieſe Notiz verdanke ich einem zuverläſſigen Manne, der gerade zu jener Zeit, als das Blatt erſchien, ſich in Geſchäften des Königs von Württemberg in Paris befand, und dem man die eben erwähnte Zeitung, Erklärung ſuchend, vorlegte. Es iſt übrigens auch denkbar, daß jene Zeitungsnachricht von einem Solchen herrühren konnte, der in Deutſchland von den Unbekannten in Eishauſen erfahren und in Paris eine Löſung des Geheimniſſes ausgedacht hatte. In Paris vermuthete man übrigens, die Nachricht deute auf eine Prinzeſſin von Condé.

Soll man vielleicht aus dem hohen Stande der Dame auch noch die Annahme herleiten, daß der Unbekannte mit derſelben in keinem vertrauteren Verhältniſſe geſtanden habe? Dieſe Frage wird unter allen Fällen intereſſant ſein. Es iſt wenigſtens ſeltſam: damals, da Beide in dem blühendſten Lebensalter ſtanden, höchſt wahrſcheinlich erſt ſehr kurze Zeit verbunden waren, äußerte der Graf mit Wehmuth: „Daß ich doch ſo glücklich wäre, Kinder zu beſitzen!" Aber es iſt auch ſchon darauf aufmerkſam gemacht worden, daß die Erfüllung eben dieſes Wunſches, die doch unter gleichen Verhältniſſen ſehr natürlich zu erwarten war, die Schranken des Geheimniſſes mit einem Male niedergeriſſen haben würde, und es iſt und bleibt immer ſehr merkwürdig (wenn nicht bedenklich), daß ein vertrautes Verhältniß, wie es doch wol anzunehmen iſt, eben da kinderlos blieb, wo Kinderloſigkeit nothwendige Bedingung zur Erreichung des Lebenszweckes war.

Es braucht übrigens kaum erſt erwähnt zu werden, daß die Gründe, die wir für die Annahme einer fürſtlichen Herkunft der Dame angeführt haben, zu einem *Beweiſe* durchaus unzureichend ſind, und daß eben dieſer Annahme die ſchlichte Bezeichnung der Dame: „Sophia Botta, ledig, bürgerlich, aus Weſtfalen,“ wie ſie der Graf gab, geradezu widerſpricht, wenn anders man geneigt iſt, dieſe Angabe für Wahrheit zu halten.

Wenn aber auch, was ich keineswegs für unmöglich halte, die Dame ohne alle politiſche Bedeutung war, ſo iſt doch gewiß, daß auf ihr das eigentliche Geheimniß ruhte. Und auf dieſen Umſtand und auf das rein pſychologiſche Intereſſe des Gegenſtandes wünſche ich die nüchterne Kritik der Leſer auch für Auffaſſung des Nachfolgenden zurückzulenken.

12. Die Preſſe über den Grafen.

Die Preſſe, die während des Lebens des Grafen ſein Geheimniß mit ſeltener Diſcretion behandelt hatte, bemächtigte ſich alſobald nach ſeinem Tode aller Materialien, die irgend zu einer Schilderung ſeines Lebens dienen konnten; die widerſprechendſten Märchen und Hypotheſen traten hervor; nur wenige Zeitungen brachten ernſte und würdige Artikel über den Geſtorbenen, keine gab volle Wahrheit; einige Broſchüren erſchienen — es waren theils Romane, aus dem dürftigſten Stoffe der Wahrheit gewoben, theils ſelbſt erfundene Geſchichten. Nirgends war Wahrheit. Seltſam, daß derſelbe Mann, der 40 Jahre lang von der Juſtiz und der öffentlichen Meinung für unverdächtig gehalten worden war, nun mit ſeinem Tode auf ein Mal in die Reihe geheimnißvoller Verbrecher, oder politiſch Geächteter verſetzt wurde. Die Artikel, welche damals durch die öffentlichen Blätter liefen, hatten zum größten Theil die Tendenz ſolcher Verdächtigung. Doch fehlte es auch wenigſtens nicht ganz an ſolchen, welche, im Hinblick auf ein 40 Jahre lang nur durch Wohlthaten ſich äußerndes Leben die Ehre des Grafen auf das Entſchiedenſte vertheidigten. Einen Artikel der letzten Art (der in der Augsb. Allgemeinen Zeitung, Beilage 130 vom Jahre 1845) erſchien, theilen wir nachfolgend im Auszug mit:

„Vom Rhein. Ueber den zu Eishauſen bei Hildburghauſen verſtorbenen «Grafen Varel de Verſay», der auch noch andere Namen führte, ſind in jüngſter Zeit ſo viele grundloſe Gerüchte durch die Tagesblätter gegangen, daß man ſich in der Lage ſieht, dieſen hiermit entgegenzutreten. Graf Varel de Verſay — ſo hieß er eigentlich nicht, obgleich er ein Recht auf dieſen Namen hatte — wohnte früher nicht in dem angegebenen Orte, ſondern zuerſt in der Rheingegend, dann an einem andern Orte, den anzugeben man nicht ermächtigt iſt, und kam vor etwa 40 Jahren, in Folge von politiſchen Vorgängen, nach Hildburghauſen, um daſelbſt ruhig und unbekannt zu leben. Bald nach ſeiner Ankunft überreichte er der damaligen Herzogin von Hildburghauſen ein Schreiben von ſehr hoher Hand, theilte ihr die Gründe mit, weßhalb er unbekannt bleiben wollte, was die Fürſtin gern gewährte, und ſtand ſpäter mit derſelben hohen Frau noch lange in Correſpondenz.[1] Letzteres dürfte in Hildburghauſen wol noch bekannt ſein, weßhalb es eine Verletzung der Pietät iſt, wenn ein Zeitungscorreſpondent vermuthend ausſpricht, der Graf habe der Fürſtin etwas weißgemacht. Ob der dermalige Landesherr, der jetzige Herzog von Sachſen-Meiningen, von den Verhältniſſen des Grafen unterrichtet war, weiß man nicht anzugeben, aber er hatte jedenfalls Takt genug, den Grafen, der ſchon 20 Jahre im Lande lebte und ſo viele Wohlthaten ausübte, in ſeiner Ungeſtörtheit zu laſſen und bei einem gewiſſen Vorkommniß den Behörden deßhalb Anweiſung zu geben. Seine Hand ſtreute überall eine Menge Wohlthaten aus und manche Thräne hat er getrocknet, ſodaß ſelbſt die Stadtbehörde einen ſchicklichen Anlaß benutzte und ihm das Bürgerrecht ſchenkte. Nachdem alſo der Graf faſt 40 Jahre in der Gegend von Hildburghauſen gelebt und während dieſer ganzen Zeit es Niemand gewagt hatte, auch nur ein Mal eine ſchlimme Vermuthung gegen ihn öffentlich zu äußern, treten plötzlich jetzt, wo er ſich nicht mehr vertheidigen und den Verleumdern die Stirne bieten kann, verſchiedene unberufene Leute auf und ſchleudern Vermuthungen gegen den edeln Mann, welche nur von gemeinen Verbrechen reden. Obwol man ſich nicht für befugt hält, Verhältniſſe zu erörtern, über welche der Graf ſtets Stillſchweigen beobachtete und wonach zu fragen Niemand berechtigt iſt, ſo fodert doch die Pietät gegen den Verſtorbenen, daß man Nachfolgendes der Oeffentlichkeit übergibt. Der Graf ſtammt aus einer alten vornehmen Familie und gelangte in eine Sphäre, wo er mancherlei wichtigen Ereigniſſen naheſtand und von woher ihn einige noch jetzt Lebende wol kennen dürften. Die politiſchen Ereigniſſe zu Anfang des jetzigen Jahrhunderts veranlaßten ihn, ſeinen Wohnort mehrmals zu verändern; auch verlangte es ein Mal ſogar ſeine Sicherheit, ſich den Nachſtellungen ſeiner Feinde zu entziehen. So kam er nach dreimaligem Ortswechſel nach Hildburghauſen, wo er auf hohe Briefe hin eine ſichere Wohnſtätte fand. Als die Verbündeten gegen Frankreich zogen, gedachte der Graf, Hildburghauſen zu verlaſſen und reiſte an den Rhein, um mit einem Diplomaten Rückſprache zu nehmen, aber den Kaiſer Alexander ſah und ſprach er in Frankfurt nicht. Nun erhielt der Graf ſeine Güter zurück, darunter ein ſchönes Gut an der Seeküſte; der größte Theil ſeines Vermögens lag aber in der engliſchen und holländiſchen Bank und durch einen dieſer Banquiers ging ſeine ganze Correſpondenz. Die Gründe, die den Grafen urſprünglich zu ſo ſtrenger Zurückgezogenheit bewogen hatten, fielen nun zwar hinweg, aber ſchmerzliche Erinnerungen und der Rath von hoher Seite hielten ihn ab, die Heimat wieder aufzuſuchen, und ſo beſchloß er, in Hildburghauſen zu bleiben, wo man ſein Geheimniß ehrte und er außer aller Berührung mit Menſchen bleiben konnte, da er durch traurige Erfahrungen das ganze Leben hindurch eine Art Menſchenhaß [1] in ſich eingeſogen hatte. Später, nach einer Reihe von Jahren, ergab ſich wieder eine Veranlaſſung für den Grafen, von Hildburghauſen zurückzukehren, aber die Gewohnheit ſiegte über ihn, ſodaß er beſchloß, da zu ſterben, wo er ſo lange gelebt und auch ſeine Begleiterin Ruhe gefunden hatte. Dieſe Begleiterin vorzüglich iſt es, welche leichtfertige Correſpondenten zu Vermuthungen veranlaßten, die den Grafen als Verbrecher erſcheinen laſſen und Urſache zu dieſen Zeilen ſind. Die erwähnte Dame lebte durchaus ganz freiwillig bei dem Grafen in ſolcher Abgeſchiedenheit; auch trug ſie nie eine Larve, und nur um den Blicken der Zudringlichen auszuweichen, ließ ſie häufig den Schleier nieder. Viele (?) haben ſie in ihrem Leben von Angeſicht geſehen und ſelbſt die Leichenträger ſahen ſie noch im Sarge. Daraus folgt doch gewiß, daß ſie ſich nicht vor den Menſchen zu verbergen brauchte; auch hätte ſie täglich Gelegenheit genug gehabt, den Grafen zu verlaſſen und die Freiheit zu ſuchen, wenn wahr wäre, was die Correſpondenten ſagten, daß der Graf ſie gefangen gehalten hätte wie Kaspar Hauſer, eiſerne Maske und dergl. Daß die Dame ihre Befehle nicht mündlich zu geben pflegte, kam einfach daher, daß ſie nicht deutſch reden konnte.[1] Ein Verbrechen oder Vergehen liegt alſo überall nicht vor, und daß auch die meiningiſche Regierung keinen Grund zu ſolchen Vermuthungen ſah, beweiſt der Umſtand, daß ſie die ganze Zeit hindurch nicht in die Geheimniſſe des Grafen einzudringen ſuchte, während ſie ſich doch wahrlich von dem Vorwurfe freihalten mußte, ein Verbrechen zu dulden und zubefördern. Da es des Grafen beſtimmter Wunſch geweſen, daß auch nach dem Tode ſeine Verhältniſſe unbekannt blieben, ſo hat er alle darauf bezüglichen Papiere theils in geeignete Hände gelegt, theils vernichtet, jedoch durch Teſtamente, die er längſt bei ſeinem Banquier niedergelegt hat, über ſeinen Nachlaß in rechtlicher Form verfügt. Das eine, auf Hildburghauſen Bezug habende, worin für ſeine Diener und wohlthätige Zwecke all ſein dortiges Vermögen beſtimmt wurde, iſt wahrſcheinlich nach Eishauſen zurückgekehrt;[2] ſollte aber dieſes nicht der Fall ſein, ſo wird nach des Grafen Anordnung (wenn dieſe nicht inzwiſchen geändert wurde), auf die gerichtliche Todesanzeige im amſterdamer Handelsblad, dem hamburger Correſpondenten und dem pariſer Moniteur daſſelbe ausgefolgt werden und vielleicht eine mit der Ausführung des letzten Willens beauftragte Perſon in Hildburghauſen erſcheinen. Inzwiſchen dürfte es Pflicht der Behörde ſein, den Nachlaß unverſehrt Jahr und Tag zu belaſſen. Das langbewährte Geheimniß zu erforſchen, iſt die Behörde jetzt nicht mehr befugt, nachdem ſie es zu Lebzeiten des Grafen nicht gethan; läge aber ſogar die Vermuthung eines Verbrechens vor, ſo wäre ohnehin mit 40 Jahren eine Verjährung längſt eingetreten und der Graf hätte nicht nöthig gehabt, unbekannt zu bleiben, da er ohnehin früher nicht in Deutſchland gelebt hatte. Mehr darüber zu ſagen, ſind wir nicht ermächtigt. Für die wenigen noch lebenden Männer, welche den Grafen vor einem halben Jahrhundert kannten, wird beigefügt, daß die nöthigen Anknupfungspunkte allein in Holland zu ſuchen ſind, und man iſt überzeugt, daß bei fortgeſetzten Verleumdungsverſuchen einer dieſer wenigen ſich erheben und durch ſeine Worte dieſelben niederſchlagen wird, da dieſe Zeilen gewiß einem derſelben zu Geſicht kommen."

---

[1] Dieſe Notiz iſt, wie ſchon oben geſagt, obſchon während des Lebens des Unbekannten allgemein für wahr angenommen, doch unrichtig. Der Graf war ohne Empfehlungsbriefe nach Hildburghauſen gekommen.

---

[1] Davon findet ſich keine Spur.

---

[1] Aus dem, was wir mitgetheilt, geht hervor, daß die Dame deutſch ſprach, und wenn der Brief, den der Graf mittheilte, wie wir nicht zweifeln wollen, echt iſt, daß ſie auch deutſch ſchrieb.

[2] Ein ſolches Teſtament iſt nicht zum Vorſchein gekommen.

Der Kritik der Leſer überlaſſen wir es, zu entſcheiden, ob der Verfaſſer des vorſtehenden Artikels wirklich einen Blick hinter den Schleier des Geheimniſſes gethan hat, oder die Rolle eines Eingeweihten nur fingirte. Uns ſelbſt ſcheint Manches für die letzte Annahme zu ſprechen; wir denken daran, daß der Artikel von einem wohlmeinenden Mann in der Nähe des Schloſſes herrührt. Dies angenommen, iſt die Correſpondenz bezeichnend für die Meinung und die Anſichten, die ſich in der nächſten Umgebung des Grafen über denſelben gebildet hatten.

13. Die gerichtlichen Erörterungen und Verſuch einer Kritik derſelben.

Sofort nach dem Tode des Grafen hatte das Kreisgericht zu Hildburghauſen den Nachlaß unter Siegel gelegt. Es nahm eine Unterſuchung der Papiere vor. Das weſentliche Ergebniß dieſer Unterſuchung findet ſich in der gerichtlichen Edictalladung, die ich hier mittheile.

„(Edictalladung.) Seit dem Jahre 1806 hat ein fremder Herr, welcher ſich Vavel de Verſay nannte, das Schloß zu Eishauſen im hieſigen Gerichtsbezirke als Miethmann bewohnt. Dieſer Herr iſt am 8. April d. J. ohne bekannte Erben und ohne hier letztwillig verfügt zu haben, verſtorben. Es iſt daher ſein Nachlaß unter Siegel gelegt, gerichtlich verzeichnet und dabei befunden worden, daß derſelbe an Immobilien, Mobilien und baarem Geld, rückſichtlich im Schätzungswerthe, 15,100 Fl. rhein. beträgt. Bei Gelegenheit dieſer Inventariſation haben ſich verſchiedene Papiere gefunden, aus welchen faſt ohne Zweifel hervorgeht, daß der Verſtorbene, nicht wie er ſich nannte, ſondern Leonardus Cornelius van der Valck geheißen hat, am 22. September 1769 in der katholiſchen Kirche zu Amſterdam getauft war, und daß ſein Vater Adrianus van der Valck, ſeine Mutter aber Maria Johanna van Moorſel geheißen habe. Ferner geht aus jenen Papieren hervor, daß L. C. van der Valck zuerſt Offizier in der franzöſiſchen Armee, ſpäter aber und bis ins Jahr 1799 Secretair bei der holländiſchen Geſandtſchaft in Paris geweſen, und darauf mit Reiſepaß vom 1. Juni 1799 nach Deutſchland gegangen iſt.“

„Endlich iſt aber auch aus den Papieren des Verſtorbenen erſichtlich, daß er bis an ſeinen Tod mit ſeinen Verwandten in Amſterdam in ſtetem Briefwechſel geſtanden hat.“

„Da nun, wie oben erwähnt, dem Gerichte nicht bekannt iſt, ob der Verſtorbene irgendwo ein Teſtament errichtet hat, und wer ſonſt ſeine Erben geworden ſind: ſo werden alle diejenigen, welche Erbrechte oder ſonſtige Anſprüche an den Nachlaß des obengenannten Herrn Vavel de Verſay oder Leonardus Cornelius van der Valck zu haben glauben, edictaliter hierdurch vorgeladen,

Dienſtag den 30. Juni 1846

vor dem unterzeichneten Gerichte legal zu erſcheinen, ihre vermeintlichen Anſprüche oder Foderungen in dieſem Termin gehörig anzumelden, und darauf das Weitere zu gewärtigen, bei Vermeidung daß die Vorgeladenen, welche nicht erſcheinen, ihres Erb- oder Miterbrechts, auch aller andern Anſprüche, auf welchem Rechtsgrunde ſie irgend geruht haben könnten, für verluſtig geachtet, oder daß diejenigen, welche wirklich erſcheinen und ſich legitimiren, für die rechtmäßigen Erben werden angenommen und ihnen als ſolchen der vorhandene Nachlaß werde ausgehändigt werden.“

„Im Uebrigen werden alle diejenigen, an welche gegenwärtige Ladung gerichtet iſt, andurch angewieſen, zur Annahme der etwa künftig noch zu erlaſſenden Decrete am Sitz des Gerichts Bevollmächtigte mittels gehöriger Urkunden zu beſtellen.“

„Hiernächſt iſt am 25. November 1837 eine nach Namen, Stand und Herkunft völlig unbekannte Dame, welche das Schloß gleichzeitig mit obengenanntem Herrn Vavel de Verſay oder L. C. van der Valck bewohnt hat, ohne bekannte Leibeserben oder Teſtament verſtorben. Damals iſt der Nachlaß dieſer Dame zwar gerichtlich verzeichnet, auf beſonderes Bitten des Herrn Vavel de Verſay oder L. C. van der Valck aber dieſem gegen baare Erlegung des Schätzungswerthes von 1470 Fl. rhein. überlaſſen, dieſe Summe aber einſtweilen als ein Depoſitum verwahrt worden. Unter den Papieren des mehrgenannten Herrn ꝛc. de Verſay oder ꝛc. van der Valck haben ſich indeß auch eine Reihe aus Mans im Jahre 1798 und 1799 datirte Briefe einer Frau gefunden, welche ohne Zweifel an den mehrgenannten Verſtorbenen gerichtet und mit

Angés Berthelmy née Daniels

unterzeichnet ſind. Der Inhalt dieſer Briefe, verbunden mit andern Umſtänden, laſſen die Annahme zu, daß die Verfaſſerin der Briefe mit der am 25. November 1837 im Schloſſe zu Eishauſen verſtorbenen Dame vielleicht identiſch geweſen ſein könnte. Erſt in den letzten Tagen iſt uns aber von Seiten des hieſigen Hofkirchenamtes auf Verlangen noch mitgetheilt worden: Herr de Vavel habe gleich nach dem Tode ſeiner Lebensgefährtin der pfarramtlichen Auffoderung zur Angabe des Namens ꝛc. derſelben zu entſprechen ſich geweigert, ſpäter aber, auf das Verſprechen, ſeine Angaben bis nach ſeinem Ableben verſchwiegen zu halten, erklärt, ſie heiße Sophia Botta, ſei ledigen Standes, aus Weſtfalen und 58 Jahre alt."

„Ob indeß dieſe Angaben gegründet ſind, oder nicht, iſt bis jetzt nicht zu ermitteln geweſen."

„Es werden daher nunmehr auch alle diejenigen, welche an den Nachlaß der fraglichen unbekannten Dame

Erb- oder ſonſt irgend welche Anſprüche zu haben glauben, andurch vorgeladen, in dem oben beſtimmten Termine

den 30. Juni 1846

vor dem unterzeichneten Gerichte gehörig zu erſcheinen und ihre Anſprüche anzumelden, unter der Verwarnung, daß die Nichterſcheinenden mit ihren etwaigen Erb- oder ſonſtigen Rechten für ausgeſchloſſen und derſelben für verluſtig erklärt, der in Gewahrſam befindliche Nachlaß aber entweder denen, welche erſcheinen und ſich dazu legitimiren, oder dem Fiscus, als herrenloſes Gut, werde hinausgegeben werden."

Beſchloſſen Hildburghauſen im Herzogthum
Sachſen-Meiningen, am 2. Juni 1845.
Herzoglich S. M. Kreis- und Stadtgericht
daſelbſt.
E. Rommel."

In Folge dieſer Bekanntmachung erſchien ein Herr van der Valck aus Holland, von einem Rechtsanwalt begleitet, in Hildburghauſen, wußte ſich als Verwandter des Leonardus Cornelius van der Valck zu legitimiren und erhielt den Nachlaß des „Grafen" ausgehändigt. Man vernahm bei dieſer Gelegenheit, daß die Verwandten des Verſtorbenen ein ſchwunghaftes Handelsgeſchäft betreiben.

Die Leſer werden nun vielleicht meinen, mit dieſen Nachrichten ſei die Glorie meines wunderbaren Einſiedlers merklich getrübt und ſein Geheimniß habe eine ziemlich alltägliche Löſung gefunden.

Aber auch angenommen, daß in dieſen actenmäßigen Daten die Löſung des Geheimniſſes wirklich gegeben wäre, und daß hinter dem weggezogenen Schleier weder

der grauenhafte Anblick eines Verbrechens, noch der Glanz eines politiſch großen Lebens ſich zeigte, ſo müßte doch noch gefragt werden, ob denn die pſychologiſche Merkwürdigkeit dieſes 40jährigen Einſiedlerlebens an Bedeutung verloren habe, oder ob ſie nicht vielmehr eben durch die Annahme erhöht werde, daß die Verbannung des wunderbaren Mannes eine freiwillige war.

Aber jene Annahme ſelbſt, welche das Geheimniß als enthüllt betrachtet und nichts weiter als eine pſychologiſche Merkwürdigkeit übrig läßt, iſt ganz unſtatthaft.

Das Geheimniß iſt noch nicht enthüllt. Selbſt die einzige Entdeckung, die man gemacht zu haben meint — der *Name* — iſt noch nicht conſtatirt. Ich wage dies zu behaupten, ohne damit die Umſicht und Gewiſſenhaftigkeit des Gerichts auch nur im Entfernteſten zu bezweifeln.

Sehen wir die angebliche Entdeckung etwas näher an.

Unter den Papieren, die man in der Wohnung des Verſtorbenen findet und deßhalb für ſein Eigenthum hält, befindet ſich ein Paß auf den Namen Leonardus Cornelius van der Valck und ein Taufzeugniß, auf denſelben Namen lautend. Was iſt daraus zu folgern? — Unter *gewöhnlichen* Umſtänden allerdings die ſehr wahrſcheinliche Annahme, daß der Verſtorbene Inhaber des Paſſes geweſen ſei, und daß dieſer und der entſprechende Taufſchein die Perſonalien deſſelben enthalten. Eine Gewißheit aber kann ſich in dem vorliegenden Falle um ſo weniger ergeben, als die Perſonalbeſchreibung des 30jährigen Geſandtſchaftsſecretairs, die im Jahre 1799 ein pariſer Paßexpedient gab, in ihrer Vergleichung mit dem 76jährigen Greis, den das Gericht im Jahre 1845 auf dem Todtenbette beſichtigte, zu keinem nur irgend beweiſenden Reſultate führen konnte. Es bleibt alſo bei der

Vermuthung; aber dieſe Vermuthung ſelbſt, ſoviel ſie unter gewöhnlichen Umſtänden für ſich hat, verliert an Grund unter den ungewöhnlichen Umſtänden, die wir bei dem Todten in Eishauſen finden.

Der Graf trug nicht, wie andere Leute, ſeinen Paß mit ſich herum, um ihn zu ſeiner Legitimation andern Leuten unter die Augen zu halten. Er hat ſeit 40 bis 45 Jahren nirgends einen Paß vorgewieſen; er hat dies vielmehr unter allen Umſtänden verweigert. Seit mehr als 40 Jahren ſchien ſein ganzes Leben an die Aufgabe geknüpft, ſeinen Namen zu verhüllen, das Publikum mit einem falſchen Namen irrezuführen. Und nun ſoll man glauben, daß der Mann, der ſeit faſt einem halben Jahrhundert mit der ganzen Zähigkeit ſeines Weſens das Geheimniß ſeines Namens gehütet, dieſes mit ſterbender Hand von den ſieben Siegeln gelöſt und es zur leichtern Kenntnißnahme des Gerichts neben ſeinem Sterbelager ausgebreitet habe? Und dieſes ſoll er gethan haben aus dem einzig denkbaren Grunde, um ſeinen reichen Verwandten, die er nie geſehen, eine kleine Erbſchaft von 15,000 Gulden einzuliefern? Denn mit der bloßen Nennung ſeines Namens war ja nur dies erreicht; er hatte nicht die Enthüllung des Geheimniſſes ſeines Lebens, wozu ihn vielleicht auf dem Sterbebette ſein Gewiſſen oder wohlmeinende Rückſichten hätten drängen können, gegeben, ſondern nur einige Daten, die er doch 40 Jahre lang zu verſchweigen Grund hatte. Sieht eine ſolche Halbheit dem Manne ähnlich, deſſen Leben und Weſen wir beſchrieben haben?

Die natürlichere Annahme wäre faſt die, daß der Mann, der mit dem Namen Vavel de Verſay hatte irreleiten wollen, auch mit dem Namen L. C. van der Valck täuſchte. Er brauchte zu dieſer letzten Täuſchung kein anderes Mittel, als: Paß und Taufſchein eines Herrn L. C. van der Valck, die er vielleicht durch irgend einen Zufall oder mit Abſicht einmal in ſeine Hände bekommen hatte, unberührt unter ſeinen Papieren liegen zu laſſen.

Das Gericht hat nun zwar neben jenen beiden Documenten noch andere Papiere gefunden — eine Reihe von Briefen, aus welchen hervorgeht, daß die Verwandten des L. C. van der Valck von Holland her mit dem Geheimnißvollen im Schloſſe bis zu ſeinem Tode in Correſpondenz ſtanden und dieſen alſo wol ſelbſt für den L. C. van der Valck hielten. Indeß auch dieſe Papiere konnten einen evidenten Beweis der Identität der Perſonen nicht liefern; und das Gericht hatte daher ganz Recht, nicht mehr zu ſagen, als: „aus den Papieren (an ſich) geht faſt ohne Zweifel hervor, daß der Verſtorbene, nicht wie er ſich nannte, ſondern L. C. van der Valck geheißen hat.“

Und hat nun der Herr van der Valck, welcher im Termine am 30. Juni 1846 erſchien und Erbanſprüche anbrachte, etwa die noch fehlenden Beweisgründe beigebracht? Nur ſo viel ſcheint gewiß: er hat den Nachweis geliefert, daß die van der Valcks in Holland mit demſelben Manne, deſſen Papiere im Schloſſe zu Eishauſen ſich finden, als mit ihrem Verwandten correſpondirt haben, und daß derſelbe aus dem Valck'ſchen Familienvermögen Renten bezogen hat. Es verlautet aber zugleich in ſehr glaubwürdiger Weiſe, daß das Gericht trotz dieſes Nachweiſes Anſtand genommen habe, den Nachlaß des Einſiedlers der Familie van der Valck auszuantworten, und daß die Aushändigung dieſes Nachlaſſes erſt mit Hilfe diplomatiſcher Vermittelung, welche die holländiſche Geſandtſchaft bei dem Gouvernement in

Meiningen eintreten ließ, erlangt worden ſei. Wir zweifeln nicht, daß dieſe Auslieferung ein Act der Billigkeit war; denn es ſcheint ja der Beweis geliefert, daß der Nachlaß des Unbekannten aus van der Valck'ſchen Renten angeſammelt worden war, und es wurden auch die Rechte dritter Perſonen nicht verletzt; denn ſolche waren in dem Präcluſivtermine nicht angemeldet worden und daher rechtlich erloſchen, und die Erbſchaft fiel, wenn die van der Valck'ſchen Anſprüche aus Mangel hinreichender Begründung zurückgewieſen wurden, als herrenloſes Gut dem Fiscus zu, der damit nach Gutdünken ſchalten konnte. Gewiß iſt mir aber dies, daß ein evidenter Beweis der Identität nicht geliefert worden iſt, und zwar einfach aus dem Grunde, weil es überhaupt unmöglich iſt, unter Umſtänden, wie die vorliegenden, einen ſolchen Beweis zu führen.

Ich gehe dabei einfach von dem Satze aus, daß das Medium ſchriftlicher Documente allein für die Führung eines evidenten Beweiſes der Identität der Perſon unzureichend iſt. Daß Documente, die neben einem Todten ſich finden, wirklich auf dieſen ſich beziehen, muß erſt durch Zeugen dargethan werden, welche dieſe Perſon ſelbſt und ihre Beziehung zu den Documenten aus Erfahrung gekannt haben. Eine ſolche Zeugenſchaft aber fehlt für die im Schloſſe zu Eishauſen gefundenen Papiere.

Der Herr van der Valck, der mit einem Anwalte aus Holland kommt, behauptet zwar, der Verſtorbene ſei ſein Verwandter Leonardus Cornelius geweſen; ſeine Behauptung wird durch Thatſachen unterſtützt und gewiß durch ſubjective Ueberzeugung getragen. Aber der evidente Beweisgrund fehlt. Er hat den Mann im Schloſſe nie geſehen; er bekennt ſogar, daß nie ein Glied der Valck'ſchen Familie das Schloß in Eishauſen betreten und in dem Bewohner jenen Verwandten erkannt, ja daß unter den jetzt noch lebenden Gliedern der Valck'ſchen Familie nicht eines iſt, welches den Leonardus Cornelius je geſehen hätte. Es iſt überhaupt in der weiten Welt kein Zeuge aufzutreiben, der behaupten könnte: ich habe den Mann im Schloſſe als einen van der Valck erkannt; ja, kein Menſch in der Welt kann ſagen: ich habe aus dem Munde des Mannes ſelbſt gehört, er ſei ein van der Valck. Läge der Einſiedler noch auf dem Todtenbette, ſeine Verwandten würden ſuchen, die Familienzüge in ihm zu erkennen; aber ſo modert er ſchon im Grabe.

Der Fremde legt Briefe vor, welche die Valck'ſche Familie aus dem Schloſſe in Eishauſen erhalten hat; ſie ſtimmen zu der Handſchrift von Scripturen, die man im Schloſſe zu Eishauſen findet; aber Niemand kann eigentlich behaupten, daß die Handſchrift hier und dort die des Todten ſei. Der Mann hat ſeine Schriftzeichen, wo er auch ſolche hinausgegeben hat, immer wieder ſorgſam eingezogen, als fürchte er von ihnen Verrath ſeines Geheimniſſes. Niemand hat auch nur eine Zeile aufzuweiſen, von der er behaupten könnte, ſie ſei von der Hand des Todten geſchrieben. Eine Recognition der Handſchrift, welche die Verwandten aus Holland produciren, kann alſo nicht ſtattfinden.

Und der Behauptung der Familie van der Valck ſteht die Thatſache gegenüber, daß der Mann ſelbſt ſich öffentlich Vavel de Verſay, nicht van der Valck genannt hat. Ja, jener Behauptung ſteht noch eine Erklärung entgegen — eine Erklärung, die der Verſtorbene ſelbſt gegeben hat, ohne einen denkbaren Zweck des Betrugs; eine Erklärung, die ihm in einem Augenblick entfallen iſt, wo ſein ganzes Gemüth in Schmerz aufgelöſt ſchien, in einem Augenblick, wo ſeine Zurückgezogenheit „nur noch eine freiwillige“ und von der Entdeckung ſeines Geheimniſſes nichts mehr für ihn zu fürchten war — dieſe Erklärung findet ſich in dem Briefe, den der Graf, mit der Verſicherung, daß er von ſeiner Lebensgefährtin an ihn geſchrieben geweſen ſei, ſeiner Correſpondentin in Hildburghauſen mittheilte. In dieſem Briefe wird der Mann nicht Leonardus und nicht Cornelius, ſondern Ludwig genannt. Sollen wir dieſe Notiz, unter ſolchen Umſtänden gegeben, ſo leicht als Falſum über Bord werfen?

Oder muß man dennoch zu der Annahme der Identität greifen, — eben deswegen, weil die Umſtände keine andere Annahme zulaſſen?

Nehmet ihr an, daß der Mann ein Mal einen Namen erlogen, ſo iſt nur ein Schritt zu der andern Annahme, daß er auch ein anderes Mal gelogen und den Namen van der Valck uſurpirt habe. Und ſehet ihr einmal den Faden des Argwohns ſo weit ausgeſponnen, daß er alle Maſchen des Schleiers eines vierzigjährigen Geheimniſſes bildet, ſo dürft ihr nur das Verbrechen eines Eugen Aram annehmen, und der Unbekannte iſt in dem Beſitz der Documente des von der Erde verſchwundenen Leonardus C. van der Valck, und nur einige Vertrautheit mit den Familienverhältniſſen derer van der Valck und nur eine kunſtfertige Hand, die Schrift des todten Leonardus nachzuahmen, dürft ihr annehmen, und die Familie des van der Valck in Holland iſt durch einen Betrug umſtrickt, der thatſächlich bis zum Tode Deſſen fortdauert, der ihren Namen uſurpirt hat und auch nach dem Tode den wahren Namen des Betrügers der Entdeckung entzieht.

Ich will annehmen, daß die van der Valck die Spur ihres Anverwandten mit unbezweifelter Gewißheit bis zum Anfange dieſes Jahrhunderts verfolgt haben. Sie wiſſen wol mit Beſtimmtheit, daß der Geheimnißvolle in Ingelfingen ihr Leonardus Cornelius war. Aber ſie haben wol nicht die Zeitung geleſen, die damals den Tod des Mannes von Ingelfingen berichtete, nicht jenes beſtimmte Zeugniß des Schwäbiſchen Merkurs, daß der Leonardus Cornelius ſchon vor vierzig Jahren geſtorben war. Oder wenn der Todtgeſagte nach Holland geſchrieben hat: ich bin nicht todt, — ich lebe noch! — hat denn einer der van der Valcks dem Schreiber ins Auge geſehen und ſich überzeugt, daß es wirklich der Leonardus Cornelius iſt, der noch lebt? Nein, das Angeſicht ihres Verwandten haben die van der Valck ſeit jener Zeit nie wieder erblickt.

Nehmen wir an, daß jene Todesnachricht wahr, daß es alſo nicht der echte Leonardus Cornelius war, der in Hildburghauſen auftauchte, ſondern ſein Doppelgänger, ſein Ebenbild, der dieſelbe Dame, denſelben Diener mit ſich führte, wie jener Leonardus in Ingelfingen, dann iſt leicht zu erklären, weßhalb der Mann ſich in ein tiefes Geheimniß hüllte. Deßwegen, kann man ſagen, hat der Namenloſe ſich vor der Welt vergraben, deßwegen im vierzigjährigen Gefängniß ſeine eigene Geſtalt gehütet, daß ſie nicht einem eingeweihten Auge zum Verräther ſeiner That werde; deßwegen hat er den van der Valcks geſchrieben, daß er, ihr Vetter, nur noch unter dem Namen Vavel de Verſay exiſtire und der Welt abgeſtorben ſein wolle, damit nicht etwa einer der vielen Bekannten des Leonardus einmal auf den Gedanken komme, nach Eishauſen zu reiſen, um den alten Freund wiederzuſehen, und zurückbebe, wenn er einen untergeſchobenen Leonardus finde; — deßwegen namentlich hat er in vierzig Jahren nie einen van der

Valck ſein Angeſicht ſehen laſſen. — Und der ergraute, ſchweigſame Kammerdiener, — hat vielleicht die Geſtalt des todten Cornelius vor ſeiner Seele geſtanden, als er auf ſeinem Todtenbette nach dem Geiſtlichen rief, um ihm zu beichten?

Auf den Grund äußerer Erſcheinungen läßt ſich allerdings eine ſolche Hypotheſe aufbauen. Aber ein Blick auf den Charakter des Unbekannten, wie wir ihn mit einigen Zügen zu zeichnen geſucht haben, wird uns wenigſtens geneigt machen, einem ſchwarzen Verdachte, wie er ſich wol an jene Hypotheſe knüpfen müßte, nicht Raum zu geben. Ich wenigſtens halte eine Verſchiedenheit der Perſonen für denkbar, ohne daß dadurch der Charakter meines Einſiedlers befleckt wird. Denn wenn einmal Hypotheſen das wunderbare Geheimniß erklären ſollen, ſo muß auch dieſe zuläſſig ſein, daß der wahre Leonardus von Amſterdam lebend oder ſterbend ſeinen Namen, ſeine Papiere, ſeine Renten einem Andern übertragen hat, — vielleicht aber mit dem köſtlichen Vermächtniß, das dieſer hüten ſollte, — mit dem unbekannten Weibe. Für dieſe Annahme wäre es von großer Bedeutung, zu ermitteln, ob der Verſtorbene neben den van der Valck'ſchen Renten noch andere Einkünfte bezogen. Die frühere Berechnung der Poſt, welche die Jahreseinkünfte des Grafen zu 12,000 Gulden angab, und die Ermittelung des Gerichts, welche nur 7000 Fl. angab, weiſen, wenn ſie richtig ſind, auf das Daſein einer ſolchen Differenz hin.

Kehre ich aber ſelbſt zu der thatſachlich am meiſten begründeten Annahme zurück, daß der Geheimnißvolle, vierzig Jahre lang Unbekannte als Leonardus Cornelius van der Valck aus Amſterdam entdeckt ſei, trete ich alſo mit dieſem Namen ganz in die nackte Wirklichkeit, in den Bereich eines vornehmen, achtbaren holländiſchen Handelshauſes, dann erſt, weit entfernt, die Erklärung zu finden, verliere ich alle Fäden zur Enthüllung des Geheimniſſes im Schloſſe zu Eishauſen vollends aus den Händen. Was in aller Welt, ſo frage ich, konnte den jungen, reichen, kräftigen, geiſtreichen Geſandtſchaftsſecretair Leonardus bewegen, in ſeinen beſten Jahren aus einer ausſichtreichen Laufbahn und von der Metropole der Welt ſich loszureißen? War es eine Grille, eine hypochondriſche oder misanthropiſche Laune? Im Charakter des Unbekannten findet ſich keine Spur von einer ſolchen Stimmung, und eine ſolche ſelbſt dauert nicht fünf und vierzig Jahre lang aus, ohne wenigſtens in einzelnen hellen Augenblicken in ein natürliches Verhältniß zu den Menſchen zurückzuſpringen. Was konnte den jugendlichen Mann beſtimmen, für ſein ganzes Leben ſich ſelbſt für alle ſeine Freunde und Bekannte ſterben zu laſſen, allen ſeinen Verwandten für immer Lebewohl zu ſagen? Was konnte dem reichen, nach dem literäriſchen und politiſchen Treiben der Welt hinaus dürſtenden Geiſte dieſen furchtbaren Bann auflegen, der ihm vierzig Jahre lang nur einige Worte an Handwerker und Bauern zu richten erlaubte, aber es nicht geſtattete, ihn in mündlichen Verkehr auch nur mit einem Menſchen ſeines Bildungsſtandes zu ſetzen? Warum hat er ſogar den Geiſtlichen des Orts, dem er ſich mittheilte, mit dem er ſchriftlich lebte, nie geſprochen? Was hat dieſem ſtürmiſchen Temperamente ſo furchtbar imponirt, daß es ſich in vierzig Jahren, ſelbſt bei manchen dringenden Veranlaſſungen, nie über die Grenze dieſes Banns hinausreißen ließ? Was in aller Welt läßt ſich denken, das ihn gefährdet hätte, wenn er den Geiſtlichen, dem er ſchrieb, auch geſprochen hätte? Waum hat der furchtloſe, feurige Mann ſich nicht einmal auf die Gaſſen des Dorfes hinausgewagt? Was wäre dabei gewagt geweſen, wenn die Bauern den Leonardus Cornelius geſehen und gegrüßt hätten? Wozu dieſes Geheimniß? Und wozu der große, auffallende Apparat zur Bewahrung des Geheimniſſes, der mehr verdächtigte als beruhigte? Warum hat der Mann ſich einen falſchen Namen beilegen laſſen? Warum ſelbſt bei allem Andringen der Regierung den Paß verweigert? Der Paß wäre ja ausreichend geweſen, er hätte die Ruhe des Einſiedlers weit vollkommner geſchützt, als der Grafentitel und der Name Vavel de Verſay, an den Niemand recht glaubte. Wie ruhig und unangefochten hätte man den reichen Holländer in ſeiner Wunderlichkeit in Eishauſen fortleben laſſen!

Iſt es wirklich der unbedeutende und unbeſcholtene Geſandtſchaftsſecretair van der Valck geweſen, der in das Schloß von Eishauſen eintrat und dort ſtarb, dann drängen alle Umſtände zu der Annahme, daß er nicht der Held des unentwickelten Dramas geweſen iſt, ſondern nur der Diener, — der Hüter eines großen Geheimniſſes, — eines Geheimniſſes, das wichtig, drängend und vielleicht lohnend genug war, um an ſeine Hut ein ganzes Leben, das Leben eines an Ausſichten, an allen Glücksgütern und an geiſtiger Begabung reichen Mannes zu ſetzen.

Und mit dieſer Annahme ſtehen wir wieder an der verſchloſſenen Zelle, in welcher die Dame dreißig Jahre lang unzugänglich lebte, ſpüren um den hochumbuſchten Garten herum, als das einzige Stück Erde, das ihr Fuß betrat, ſtehen auf dem ſchon eingeſunkenen Grabhügel im hohen Berggarten zu Hildburghauſen, der die Geheimnißvolle nun für immer verſchließt.

Wer iſt die Dame geweſen? Welches Geſchick hat das jugendlich blühende Geſchöpf aus der Welt geriſſen und in ein einſames Schloß begraben, das ſie nur verlaſſen durfte, als das Grab ſie in noch feſtere Hut nahm.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß das Gericht dieſe Frage auch dem Verwandten des Cornelius Leonardus vorgelegt hat. Und was hat dieſer geantwortet? — Er hat vollgiltige Documente für den Beweis ſeiner Verwandtſchaft mit Leonardus Cornelius vorgelegt, aber er hat erklärt: Weder ich, noch meine Verwandten in Holland haben gewußt, daß unſer Verwandter in Eishauſen mit einer Dame lebe; wer die Dame geweſen ſei, wiſſen wir nicht. Alſo ſeinen eigenen Verwandten hat „der Graf“ das Daſein der Dame im Schloſſe verhehlt?!

Was hat das Gericht über die Dame zu ermitteln vermocht?

Nichts, als daß unter den Papieren des Verſtorbenen ſich eine Reihe von Briefen einer Frau findet, „welche ohne Zweifel an den Verſtorbenen gerichtet und mit Angés Berthelmy née Daniels unterzeichnet ſind, und deren Inhalt, verbunden mit andern Umſtänden, die Annahme zulaſſen, daß die Verfaſſerin der Briefe mit der am 25. November 1837 im Schloſſe zu Eishauſen verſtorbenen Dame vielleicht identiſch geweſen ſein könnte“, — und neben dieſer gerichtlichen Erhebung die Angabe des Hofkirchenamts, daß Herr de Vavel gleich nach dem Tode ſeiner Lebensgefährtin erklärt habe, ſie heiße Sophia Botta, ſei ledigen Standes, aus Weſtphalen und acht und fünfzig Jahre alt, — eine Erklärung, über deren Grund oder Ungrund nichts zu ermitteln geweſen.

Es werden in zahlreichen öffentlichen Blättern alle diejenigen, welche an den Nachlaß der fraglichen unbekannten Dame Erb- oder ſonſt irgend welche Anſprüche zu haben glauben, vorgeladen, binnen Jahresfriſt vor dem Gerichte zu erſcheinen; — deutſche, holländiſche, franzöſiſche und engliſche Blätter excerpiren überdies die Bekanntmachung und geben ihrem Publikum das Räthſel zur Löſung; — es wird eine hübſche Erbſchaft von 1470 Fl. geboten. Aber Niemand meldet ſich dazu.

Die einzige Auskunft, die auf eine Spur zu helfen ſcheint, gibt eine Correſpondenz aus Heidelberg in der Augsburger Allgemeinen Zeitung. Sie lautet:

„In Ihrer Zeitung iſt geſagt, daß in dem Nachlaſſe des van der Valck ſich Briefe von einer Dame Berthelmy geb. Daniels vorgefunden hätten, welche von der geheimnißvollen Dame herrühren könnten. Wahr iſt, daß eine geborne Daniels, verehelichte Berthelmy, Ausgangs der neunziger Jahre in Frankreich lebte. Dieſe Frau, aus Cöln ſtammend und mit einer gräflichen Familie Foy in Paris verwandt, muß nachher im jetzigen Rheinbaiern wenigſtens eine Zeit lang bei einem Verwandten gelebt haben, wo ihre Tochter, wahrſcheinlich noch lebend, verheirathet war. Jener Berthelmy ſoll ein franzöſiſcher General geweſen ſein. Vielleicht führt dieſe Mittheilung, ſtreng der Wahrheit treu, zu näherer Aufklärung der Geſchichte.“

Aber auch dieſe Mittheilung hat zu keiner Aufklärung geführt. Weder die Edictalladungen des Gerichts, noch die Wißbegierde und Neugierde der Journaliſtik des gebildeten Europa hat den Namen der Unbekannten in irgend einem Kirchenbuche, oder auch nur eine Lebensſpur von ihr außerhalb des verzauberten Schloſſes aufzufinden, keinen auch noch ſo entfernten Verwandten der Todten aufzutreiben vermocht.

War es in unſerm, Alles regiſtrirenden Staate möglich, das Leben einer Frau ſo ganz ſpurlos von der Erde zu verwiſchen?

Bleiben wir zunächſt ſtehen bei der eigenen Erklärung des Unbekannten, daß ſeine Lebensgefährtin Sophia Botta geheißen habe, und daß ſie ledigen Standes und bürgerlicher Herkunft geweſen ſei, ſo ſprechen allerdings mehrere Umſtände für die Wahrheit dieſer Erklärung. Der Charakter des Grafen zeigte ſich immer als wahrheitsliebend; in den vierzig Jahren ſeines Einſiedlerlebens hat ihn Niemand einer Lüge zeihen können; denn die Verhüllung ſeines Incognitos mit dem Namen Vavel de Verſay war ſo deutlich eben nur als Verhüllung gegeben, daß ſie nicht eine Lüge genannt werden kann. Auch nach dem Tode der Dame, in der großen Verlegenheit, in welche er durch das Gericht gedrängt wird, verſchmäht er das zunächſt liegende Auskunftsmittel, die Verſtorbene für ſeine Gemahlin auszugeben. Er ſagt beſtimmt: „ſie iſt nicht meine Frau geweſen, ich habe ſie nie dafür ausgegeben." Sollte er nun neben dieſer Erklärung eine geradezu lügenhafte Erklärung zu den Acten des Hofkirchenamts gegeben haben? Sollte er gerade in der Zeit, wo ſein Gemuth durch den Schmerz über den Tod ſeiner Lebensgefährtin beſonders weich geſtimmt war, ſollte er mitten unter den Ausdrücken dieſes tiefen Schmerzes, die er ſeiner Correſpondentin in Hildburghauſen zeigte, dieſe ohne alle Noth durch Angabe falſcher Perſonalien, ſelbſt durch Mittheilung eines Briefes, der von der Verſtorbenen herrühre, mit Betrug umſtrickt haben? Alles das iſt ſehr unwahrſcheinlich! Und wenn die Dame eine Vertheilung nie Daniels war und wenn der Graf ſelbſt nach ſeinem Tode dieſen Namen durch ihre Briefe wollte offenkundig werden laſſen, warum hat er dem Kirchenamte wieder einen andern Namen angegeben, da er doch, wie wir wohl wiſſen, überzeugt ſein konnte, daß der der geiſtlichen Stelle anvertraute Name ſicher bis zu ſeinem Tode verſchwiegen blieb. — Wenn aber einmal der Graf mit Sophia Botta einen falſchen Namen, alſo wol einen Namen, der gar nicht in der Welt exiſtirte, angegeben hätte, warum hätte er noch verlangt, daß dieſer bis zu ſeinem Tode geheim bleiben ſolle? Was hätte er gewagt mit dem Namen, zu dem keine Perſon ſich finden konnte?

Nehmen wir hiernach die Erklärung des Grafen für wahr an, und alſo auch die Angabe, daß die Verſtorbene arm, von unbedeutendem Stande geweſen und keine Verwandten habe, ſo iſt zwar ſehr begreiflich, daß Niemand zum Antritt der Erbſchaft der Dame ſich meldete. Aber wenn ſich irgend Perſonalien erfinden laſſen, welche die Lebensweiſe der Dame unerklärlich erſcheinen laſſen, ſo ſind es eben die von dem Grafen erklärten Umſtände. Eine arme, bürgerliche, vater- und mutterloſe Waiſe, die keinen Verwandten mehr in der Welt hat, — dieſe wird in das verzauberte Schloß geführt, mit Verehrung und zarteſter Aufmerkſamkeit wie die Herrin deſſelben behandelt und mit einem unſäglichen Aufwand von großartigen Mitteln, mit einer, das ganze Leben des Mannes abſorbirenden Reſignation von dieſem dreißig Jahre lang vor den Augen der Welt gehütet, wie ein koſtbares Kleinod, das, der Welt geraubt, jeden Augenblick in Gefahr ſteht, entdeckt und wieder zurückgefordert zu werden. Die arme Waiſe, nach der Niemand fragt, wird gehütet wie eine entführte Königstochter!

Das ſoll alſo die verwaiſte Sophia aus Weſtphalen geweſen ſein, die im Jahre 1807 auf der Wieſe in Eishauſen hinſchwebte und den „Herrn“, wie einen „Diener“ hinter ſich hatte? Und der Herr hinter ihr, der ſtolze, feurige Graf, der ſie, den Hut unter dem Arm, in den Wagen hebt, iſt ihr Wohlthäter, ihr Erretter? Die arme Waiſe, zu der Niemand ſich bekennen will, obſchon alle Tuben der Journaliſtik nach ihren Verwandten rufen, — alſo ſie iſt es, die man ſelbſt vor den Augen der Bäuerinnen von Eishauſen verbergen mußte, als ob jede derſelben ihr Geheimniß entdecken könnte?!

Der Schlüſſel, den der Graf uns zu dem Geheimniß der Unbekannten gibt, bricht ab, ſobald wir ihn gebrauchen wollen, und die dunkle Pforte, hinter der die Geheimnißvolle lebte und ſtarb, ſchließt ſich nur noch feſter.

Wenn ich, wie ich ſo gern möchte, an der Wahrheitsliebe des Grafen nicht zweifeln ſoll, ſo bleibt mir nur übrig, die ſachlichen Perſonalien, die er für die Dame freiwillig angab — nämlich, daß ſie eine Waiſe ſei und ohne Verwandte, — buchſtäblich oder in bildlichem Sinne für wahr zu halten, den Namen, Sophia Botta, aber nicht für den urſprünglichen, ſondern für einen, in früherer verhängnißvoller Zeit auf die aus dem Verzeichniß der Lebenden geſtrichene Frau übergetragenen und von ihr angenommenen Namen.

Zu der Annahme, daß die Unbekannte die franzöſiſche Briefſtellerin Angés Berthelmy née Daniels geweſen ſei, kann ich mich nicht verſtehen, weil damit die eigenen Angaben des Grafen als unwahr, namentlich der von ihm ſo unverfänglich mitgetheilte deutſche Brief als untergeſchoben betrachtet werden müßten, und weil auch andere Umſtände mit einer ſolchen Annahme ſich nicht in Einklang bringen laſſen.

Damit nun aber auch der, nach dieſer Seite hin ſich richtenden Kritik ihr Recht werde, ſo will ich hier einen Aufſatz mittheilen, der mir von einer Stelle her zugeſendet wurde, der ich Veranlaſſung hatte, meine Geſchichte der Geheimnißvollen im Schloſſe zu Eishauſen im Manuſcripte vorzulegen. Der Verfaſſer ſelbſt iſt mir unbekannt; aber es iſt mir verbürgt und erhellet aus ſeinem Aufſatze ſelbſt, daß ihm verſtattet war, Einſicht in die aufgefundenen Papiere der Dame zu nehmen, und daß er mit Treue und Scharfſinn Notizen aus denſelben geſammelt hat. Ich gebe den Aufſatz hier, obſchon er meinem Scharfſinn ein ſehr ſchlechtes Compliment macht und durch ſchwunghafte, ſchöne Darſtellung meinen einfach referirenden Styl ſehr in Schatten ſtellt. Ich gebe ihn, um auch Anſichten hervortreten zu laſſen, welche der meinigen widerſprechen.

14. Eine ſchauerliche Hypotheſe.

(Von einem anderen Autor.)

„Wie anſchaulich und treffend auch das Eremitenleben des außerordentlichen Mannes in der uns mitgetheilten Darſtellung gezeichnet iſt, ſo ſind doch die Verſuche zur Löſung des Räthſels auf politiſchem Wege durchaus nicht befriedigend [1]).

---

[1]) Ich muß hier bemerken, daß die erwähnte Darſtellung, als ſie dem Autor der „ſchauerlichen Hypotheſe" vorlag, zwei nach der

Auf die hingeworfenen Aeußerungen des Unbekannten iſt um ſo weniger Gewicht zu legen, je mehr ihm daran gelegen ſein mußte, ſich in ein myſtiſches Dunkel zu hüllen und die Forſchenden auf falſche Spuren zu leiten. Deutlich ſieht man, wie der ſchlaue Diplomat die Fäden des geheimnißvollen Gewebes, in das er ſich einſpann, fein zu weben wußte, und wie geſchickt er die guten Ingelfinger, die ihn Monſeigneur titulirten, eben ſowohl wie die Hildburghäuſer zu myſtificiren verſtand durch Andeutungen ſeiner hohen Bekanntſchaften. Erſt nach dem Tode ſeiner Gefährtin, als ſeine Furcht vor Entdeckung ſich legte und ſeine frühere Zurückgezogenheit, wie er ſelbſt ſagt, zur freiwilligen wurde, lüftete er bisweilen die Maske, und bei ſeinem Scheiden aus der Welt läßt er, gewiß nicht ohne kluge Berechnung, die Schlüſſel, nicht zu dem Ganzen ſeines Geheimniſſes, ſondern zu deſſen unverfänglichem und unſchuldigerem Theile zurück, — ſeinen Taufſchein und die Briefe ſeiner Geliebten. Aus jenem erſieht man, daß er L. Cornelius van Valck hieß und aus einem Amſterdamer Patriciergeſchlechte ſtammte, — aus dieſen, daß er der Geſandtſchaft der bataviſchen Republik in den neunziger Jahren attachirt war.

Von Paris aus correſpondirt er mit Angés Berthelmy, geb. Daniels, einer geborenen Deutſchen vom Niederrhein, deren Brüder zu Bonn, Zweibrücken und Kaiſerslautern lebten. Er hatte ſie vor ihrer Vermählung gekannt und geliebt, mochte aber durch ſeine Fa-

---

Bourboniſchen Familie deutende Daten noch nicht enthielt: nämlich das Muſterzeichen der Leibwäſche der Dame und die Behauptung des Hrn. v. B., daß die Dame eine auffallende Aehnlichkeit mit der Bourboniſchen Familie zeige.

milie von der Verbindung mit ihr abgehalten werden ſein. Sie war Mutter einer lieblichen Tochter, die ihr einziges Glück ausmachte. Denn ihr Gatte, wahrſcheinlich Soldat, lebte um 1798 ſchon vier Jahre getrennt von ihr und ließ ſie zu Mans (Dep. Maine et Loire) in dürftigen und peinlichen Verhältniſſen, von ſeiner Familie bewacht, aus Eiferſucht, weil er wol merken mochte, daß ihr Herz einem Andern gehörte und daß ſie mit dieſem correſpondirte und reiche Geſchenke von ihm erhielt. Er dringt auf Scheidung, in welche Angés jedoch nicht willigt, in der Hoffnung, daß er einſt ſein Unrecht noch erkennen und ſich mit ihr ausſöhnen werde. Van der Valck unterſtützt ſie von Paris aus, ſendet ihrer Tochter anſehnliche Geſchenke und ſcheint ſie beredet zu haben, mit ihm nach Deutſchland zu entfliehen. Sie widerſteht, ihrer Pflicht getreu, beſchwört ihn, ſie zu vergeſſen, räth ihm ab, ſich, wozu er aus Schwermuth ſich entſchloſſen zu haben ſchien, in die Einſamkeit zurückzuziehen, dringt in ihn, doch vergeblich, eine ſehr glänzende Verbindung, die ſich ihm darbot, einzugehen.

Endlich, da ſie die Hoffnung aufgibt, Berthelmy zu verſöhnen, zeigt ſie ſich geneigt, in die Scheidung zu willigen, wenn Berthelmy ihr eine Penſion für ihre Tochter ausſetzen wolle, mit der ſie ſich dann zu ihrer Familie nach Deutſchland wenden wollte. Berthelmy ſcheint dies nicht eingegangen zu ſein, und ſo ſchreibt ſie endlich im Herbſte 1799, daß ſie geſonnen ſei, um ihrer peinlichen Lage in Mans zu entgehen, eine Reiſe nach Deutſchland zu ihren Brüdern zu machen, mit denen van der Valck in Correſpondenz ſtand. Hier ſchließen die Briefe. — In Deutſchland nun ſcheint ſie ihren frühern Geliebten wiedergefunden und, ohne von Bertheimy geſetzlich getrennt zu ſein, ihr Loos mit dem ihres Wohlthäters unzertrennlich verbunden zu haben.

Aber ſie fürchten die Rache des beleidigten Gatten, der Weib und Tochter aufſucht, und dieſe Furcht treibt ſie unſtät umher, bis ſie in Hildburghauſen eine ſichere Zuflucht gefunden haben. Doch auch da bleibt van der Valck fortwährend auf ſeiner Hut und ſeine Furcht hört erſt mit dem Tode des Mannes auf, von dem er ſagt: wenn ein Mann etwas früher geſtorben wäre, ſo würde ich in die Welt zurückgekehrt ſein; doch nun verlohnt es ſich nicht mehr der Mühe. Derſelbe Mann, von deſſen Aufenthalt er ſich durch beſoldete Agenten gewiß fortwährend berichten ließ, war es vielleicht, der 1813 mit dem Corps von Augereau über Koburg nach Eishauſen kam und von dem er ſpäter ſagte: „damals war ein Mann hier, der, wenn er mich geſehen hätte, mein Schickſal entſchieden haben würde.“

Die Identität des Unbekannten von Ingelfingen mit dem von Eishauſen ſcheint unbezweifelt. Seine Begleiterin zu Ingelfingen aber, im Jahre 1803, in welcher die treuherzigen Schwaben die Tochter Ludwig's XVI. zu erblicken vermeinten, wird ſie wol jemand anders geweſen ſein, als ſeine angebetete Angés? Wenn man ſie bald für ſeine Gemahlin, bald für Ludwig's XVI. Tochter halten konnte, ſo mußte ſie damals in den Zwanziger Jahren ſtehen.

Aber wie? jene Dame, die er 1810 mit ſich nach Eishauſen bringt, wird von den Wenigen, die ſie erblickten, als eine jugendliche Schönheit von 15 bis höchſtens 18 Jahren bewundert! Unmöglich war dies dieſelbe, welche zu Ingelfingen mehrere Jahre vorher an ſeiner Seite erſchien. Die Briefe laſſen uns keinen Zweifel, es war der reizenden Angés, die auf Cornelius einen ſo tiefen Eindruck gemacht hatte, verjüngtes Ebenbild, von welchem Angés mit Mutterſtolz ſchrieb: „j'ose le dire, elle est bien jolie“, welche damals 1798, bereits vier Jahre von dem Vater verlaſſen, etwa ſechs Jahre, mithin im Jahre 1810 deren 17 — 18 zählte. Die Zärtlichkeit des Barons war von der Mutter auf die Tochter übergegangen, wer will ſagen, in welchem Grade? Das war jene „arme Waiſe,“ wie der Unbekannte ſie ſelbſt nach ihrem Tode bezeichnet, der er, nach ſeinen eigenen Worten, ſo viele ſchöne Sachen aufgedrungen, die von Kind an ſchon, wie aus den Briefen erhellt, ihm wegen reicher Geſchenke zur Dankbarkeit verpflichtet war und die Mutter oft mit Fragen beſtürmte, wer ihr unbekannter Wohlthäter ſei. Er hatte ſie und ihre Mutter der Armuth entriſſen, mit koſtbaren Gaben überhäuft und mochte ihr wol vorgeſpiegelt haben, um ihretwillen hatte er ſich von der Welt zurückgezogen. Darum ſchreibt ſie in dem Billet, welches der Graf nach ihrem Tode ſeiner Correſpondentin zu Hildburghauſen mittheilte, in ſo zärtlichen Ausdrücken an den geliebten „Ludwig“ (auch ſie hatte er über ſeinen Vornamen getäuſcht, vielleicht ſich für einen Bourbon ausgegeben), deſſen tauſend Opfer ſie nur mit ihrer Liebe vergelten könne.

Das war die arme Mignon im Schloßgefängniß zu Eishauſen, die, von aller Welt abgeſchieden, ein Kind am Geiſte blieb, welche, an ihren Beſchützer und Wohlthäter, ihren Hüter und Tyrannen gekettet durch Dankbarkeit und Gewohnheit, mit Näſchereien und Putzwaaren, Schmuck und Spielwerk für die verlorne Freiheit entſchädigt wurde, die mit jenen Beutelchen, deren man nach ihrem Tode Hunderte in ihrem Zimmer fand, ſpielte, — das arme Kind, dem man Katzen zur Geſellſchaft gab ſtatt der Menſchen, das an jene ſchmeichelnden, falſchen Thiere die Liebe verſchwendete, die ſie edleren Weſen zu widmen gehindert war. Das war das arme Geſchöpf, wie der Kammerdiener Philipp ſagt, „arm, ohne Vermögen und doch Herrin über alles,“ — Herrin und Sklavin zugleich, die nur den Blumen und Gebüſchen des hoch umzäunten Serails ihre Klagen anvertrauen durfte, auch da von den Falkenaugen des vom Schloßfenſter lauernden van der Valck überwacht; — die umſonſt bei dem jungen Arbeiter im Winkel des Gartens beim Spital Zuflucht ſucht mit den Worten: „lieber Schmidt, ich wollte Sie gern ſprechen“, — denn der Graf rennt wüthend aus dem Gebüſche hervor und reißt ſie hinweg; — die mit ſtummer Verzweiflung jeden Verſuch, ſich Hilfe und Freiheit aus ihren goldnen Ketten zu verſchaffen, vereitelt ſieht, — die zarte Taube, die umſonſt ſich den ſcharfen Krallen des Falken zu entwinden ſtrebt. Cornelius van der Valck gibt ſein Opfer nicht eher los, als bis es der allgewaltige Tod ihm abringt.

Da entflieht die erlöſte Seele dem Kerker des Leibes, deſſen Schönheit ihr Unheil geweſen, und findet in ſeligen Räumen vor dem Throne des Allſehenden Zuflucht, um dort ihren Tyrannen anzuklagen — oder für ihn zu bitten.

Wie oft mag ſie aus ihrem Gefängniß zu den Sternen betend emporgeblickt haben! Kein Prieſter, weder derjenigen Kirche, in der ſie geboren und bis zum achten Jahre erzogen war, noch jener, deren Glockentöne ſie ſeit ſiebenundzwanzig Jahren von fern herüber vernahm, ohne ihren Troſt genießen zu können, — weihte die Stätte des einſamen Berggartens hoch über dem Werrathale, wo, fern von Menſchenwohnungen, fern von den Ufern der Maine, an der ſie das Lebenslicht zuerſt erblickt hatte. der noch im Tode ſchöne und bewunderte Leib unter Lampenſchein in ſchauriger Novembernacht eingeſenkt ward. Das war nicht „Sophia Botta, ledig, bürgerlichen Standes, aus Weſtphalen, 58 Jahre alt,“ wie der greiſe Diplomat täuſchend vorgab, das war eine volle, noch wohlerhaltene Schönheit von 45 Jahren, die arme Waiſe aus Mans, des ungeſtümen Berthelmy und der unglücklichen Angés Daniels unglückliche Tochter, — nicht gewaltſam, wie die wohlweislich vom Grafen angeordnete Oeffnung des Sarges an dem Grabe darthut, ſondern langſam hingemordet, ohne ärztliche Hilfe, am gebrochenen Herzen dahingewelkt.

Und was war aus ihrer Mutter geworden? Konnte ſie der Tochter, über deren Kinderkrankheit ſie ſich in den Briefen ſo ängſtet, nicht beiſtehen? Hat ſie eigener Wille, oder Nothwendigkeit des Schickſals, oder der Tod von ihr ſchon längſt getrennt? War ſie nicht in Ingelfingen an der Seite des Grafen erſchienen?

Wahr iſt es, immer ſah man nur Eine Dame an ſeiner Seite, verſchleiert oder mit grüner Brille. Aber konnte nicht bei den Reiſen, die der Graf von Hildburghauſen aus machte, einmal noch eine zweite Dame, im Abenddunkel, im verſchloſſenen Hofe, den Hausbewohnern unbemerkt aus dem Wagen geſtiegen ſein und in den ſelbſt vom Kammerdiener kaum betretenen Gemächern ſich verborgen halten? nicht Mutter und Tochter zugleich im verſchloſſenen Wagen den Grafen nach Eishauſen begleiten? Die Gräber ſchweigen, und der Zeugen Mund iſt verſtummt; aber „wenn dieſe ſchweigen, ſo werden die Steine ſchreien.“ Und ſiehe, von ſeinem Steinhaufen richtet ſich der alte Chauſſeewärter von Eishauſen empor, ein unverdächtiger Zeuge, von dem das Manuſcript ſagt: „ein nüchterner, zuverläſſiger Mann, der die gräfliche Equipage oft vorüberfahren ſah“; dieſer hat dem Verfaſſer oft verſichert, der Graf habe zwei Frauen bei ſich, und er ſagte mit Beſtimmtheit: „heute iſt die Alte mit ihm ausgefahren“, oder: „heute hat die Junge bei ihm geſeſſen.“

Hat den Verfaſſer, der die Briefe, der Schlußnote zufolge, ihrem Inhalt nach kannte, beim Niederſchreiben dieſer Worte keine Ahnung durchſchauert? Wer mag wiſſen, was die innern Gemächer des Schloſſes zu Eishauſen geborgen haben? was hinter den ſtets zugezogenen Gardinen vorgegangen iſt? Nur der Kammerdiener, der treue Philipp, der Vertraute des Grafen, konnte außer dieſem darum wiſſen und mußte wol darum wiſſen. Was hat ihm denn ſo ſehr auf dem Herzen gelaſtet, das er gern beichten wollte und nicht konnte und durfte? Wo iſt die „Alte“ hingekommen? wo hat ſie ihre letzten Seufzer ausgehaucht? wo ihr Grab gefunden? Laſſen wir den ſtillen Gräbern ihr Geheimniß und dem Allwiſſenden im Lichte das Gericht.

Gewiß, der Graf war ein ausgezeichneter Mann, von hohem Geiſte, ſeltner, gründlicher und feiner Bildung, von hellem, durchdringendem Verſtande, reicher Welterfahrung, diplomatiſcher Feinheit, eiſerner Conſequenz, tiefem Gefühle und warmem Herzen. Der Verluſt ſeiner Liebe hatte ihn mit bitterm Haß erfüllt und ſchon in Paris in ihm den Gedanken erzeugt, ſich von der Welt zurückzuziehen. Der Welt kann er entſagen, aber derjenigen nicht, die ſein Herz beſeſſen; er wird ihr Wohlthäter, ihr Beſchützer gegen den harten Ehegatten; er flieht endlich mit ihr in einen einſamen Winkel. Da vergräbt und verſchanzt er ſich in ſeinen

Bau und weiß die Späher, die Neugierigen ſowohl, als den rachedürſtenden Gatten, der vergeblich nach Weib und Tochter forſcht, liſtig zu täuſchen und umgibt, um auf falſche Spuren zu leiten, ſich mit einem Nimbus politiſcher Myſterien. Von fern ſchaut er geborgen auf das Gewühl der Welt; er ſpottet ihrer; er kann ſie entbehren; er iſt ja Philoſoph, d. h. ein franzöſiſcher Philoſoph, ein Epikuräer, ein Encyklopädiſt, ein Jünger Diderots; er hat, was er lange erſtrebt; er genießt in Ruhe ſein Glück, umgibt ſich mit den größten unſterblichen Geiſtern der gebildeten Nationen, macht ſich durch Studium der Medicin ſelbſt von ärztlicher Hilfe unabhängig; — umgeben von den Erzeugniſſen des Luxus und der Eleganz der franzöſiſchen Hauptſtadt, im Genuſſe der Freuden der Tafel und der feurigſten, würzigſten Weine, im Umgange mit zwei liebenswürdigen Damen, ſeiner erſten Flamme und deren heranblühender Tochter, die ihm ganz ergeben ſind, ihm Alles verdanken, ihn lieben, verehren, fürchten, — durch die Furcht vor Entdeckung zwar in reger Spannung und Thätigkeit erhalten, aber nicht gequält von Gewiſſensbiſſen, über die ihn ſein tiefes Studium der franzöſiſchen Philoſophie erhebt, entſagt er der Welt.

Das iſt die großartige Reſignation des ehrwürdigen Eremiten von Eishauſen. Er entſagt der Welt und verachtet ſie; darum darf er ſie auch täuſchen, und er täuſcht und ſpinnt ſein Gewebe bis an das Ende ſeiner Tage fort. Nur der Correſpondentin zu Hildburghauſen vertraut er nach dem Tode ſeiner Gefährtin, mit der auch ſeine Furcht vor Entdeckung vollends zu Grabe getragen iſt, daß ſeine Verbindung mit der Verſtorbenen etwas Romantiſches, einer Entführung Aehnliches gehabt habe, und im Tode iſt er redlich genug, die

Maske abzulegen und der Nachwelt einen Blick in ſein Geheimniß zu gönnen, doch nur einen Blick. Er hinterläßt den erſten Theil des Romans, der ſein Leben ausmacht, die Briefe, — den erſten Theil, der ihn im vortheilhaften Lichte zeigt. Die folgenden Theile hat er für ſich behalten und mit ins Grab genommen und es bleibt dem Leſer unbenommen und überlaſſen, mittelſt Combination und Phantaſie das Uebrige zu ergänzen, als ein politiſches oder bürgerliches Schauſpiel.“

15. Schlußbetrachtung.

So ſcharfſinnig und anziehend auch die vorſtehende Darſtellung und ſo ſehr ſie auch dem, nach einer ſchauerlichen Löſung des Räthſels gelüſtenden Leſer zuſagen mag, ſo kann ich ihr doch nicht das letzte Wort in dieſer Schrift laſſen.

Der Verfaſſer meint, daß der ſchlaue Einſiedler auch ſterbend nur die erſte Hälfte des von ihm geſpielten Dramas enthüllt habe. Ich glaube, daß er den Vorhang nur geöffnet hat, um durch den ſichtbaren Auftritt das Auge des Zuſchauers weiter von dem wahren Hergang abzuleiten.

Die Unbekannte in Ingelfingen ſoll die ſchöne Angés Berthelmy geweſen ſein, die geraubte Gattin eines franzöſiſchen Offiziers, die der kühne Entführer ängſtlich vor dem rachſüchtigen Gatten verbirgt. Ich frage: wozu dieſe Entführung? wozu dieſes Wagniß, vor deſſen Entdeckung, wie es den Anſchein hat, die beiden Schuldigen ihr ganzes Leben hindurch zittern mußten? — Der Mann hat ja ſelbſt der Frau ledig ſein wollen;

er ſelbſt hat auf Scheidung gedrungen; dieſe muß alſo wol auch durch die Confeſſionsverhältniſſe geſtattet geweſen ſein, zumal in den neunziger Jahren in der franzöſiſchen Republik. Die Frau geht auf die Scheidung nur deßhalb nicht ein, weil ſie auf Verſöhnung mit ihrem Manne hofft und eine Penſion für ihr Kind verlangt. Aber was in aller Welt kann einer Frau, die ſich von einem Geliebten ihrem Manne entführen läßt, an der Verſöhnung mit dieſem gelegen ſein? und wie mag ſie um eine Penſion für ihre Tochter feilſchen, wenn der reiche Entführer ihr die Hand bietet? Warum nimmt ſie nicht ganz einfach die Scheidung an? Dann hat ſie ihre Freiheit und kann ungefährdet mit ihrem Geliebten in die Welt gehen, braucht nicht ihm und ſich die Laſt eines Verbrechens aufzubürden, die zwar der „Epikuräer“ vielleicht von dem Gewiſſen wegphiloſophiren kann, aber deren furchtbarer Druck noch wie ein Alp auf ſeinem ganzen Leben laſtet.

Der Referent lieſt in den Briefen die Erwiederung einer tiefen Leidenſchaft der Liebe. Aber der ſchriftliche Ausdruck trügt; er ſteigert gewöhnlich die Empfindungen des Schreibenden, und nun vollends der galante franzöſiſche Styl. Kein einziger Ausdruck enthält einen entſchiedenen Beweis eines zwiſchen den Correſpondenten beſtehenden ſträflichen Liebesverhältniſſes.

Der Referent nimmt an, daß der Entführer auch die Tochter ſeiner Geliebten in den Bann ſeines Geheimniſſes hineingezogen habe. — Das, wenn wirklich die ſchöne Angés bei ihm lebte, ſcheint mir nicht unglaublich; ſondern nur darüber wundere ich mich, daß er das Kind nicht ſogleich mit der Mutter zu ſich genommen, ſondern daß die zärtliche Mutter ihr Kind verlaſſen, man kann ſich nicht denken, wem und mit welchen

Subſiſtenzmitteln hinterlaſſen hat. Und hat ſie fliehend ihr geliebtes Kind verlaſſen, wer anders wird ſich deſſen angenommen haben, als der Vater, und dieſer ſoll die Tochter ſpäter dem Entführer ſeiner Frau nachgeſendet, oder auch ſie ſich haben entführen laſſen?

Und wenn wirklich der Graf auch die Tochter in ſeine Einſamkeit zu ſich und ihrer Mutter genommen hat, iſt es irgend denkbar, daß er ſie, deren Schönheit er noch nie geſehen, gleich in der vorbedachten Abſicht habe kommen laſſen, um ſeine Angés gelegentlich abzuthun und ihr die jugendliche Tochter zu ſubſtituiren? Hat er deßhalb die, ſeine ganze Reputation bedrohende Gefahr auf ſich genommen, daß, neben der ſchon geheimnißvollen Dame, noch ein zweites eingeſchmuggeltes weibliches Weſen bei ihm entdeckt würde? Wollte er die Tochter zu ſich nehmen, ſo konnte er es ohne Verheimlichung ihrer Perſon thun. Dies war offenbar das Sicherſte.

Und war es ſelbſt die entführte Angés, die er bei ſich hatte, und hat er ſelbſt auch die Tochter noch neben ihr gehütet, ſo war dieſe auffallende, mehr verdächtigende, als ſichernde Verheimlichung immer nur baarer Unſinn. Die würdige Matrone, in deren Haus er in Hildburghauſen wohnte, die ehrſamen Bäuerinnen im Dorfe Eishauſen würden wahrhaftig nicht dem rachſüchtigen Berthelmy in Frankreich ſeine Beute verrathen haben.

Vollends die Wahrheit der ſchauerlichen Hypotheſe angenommen, daß Leonardus Cornelius ſeine einſt geliebte-Angés heimlich begraben und für ſeine Liebe ihre jugendliche Tochter ſubſtituirt habe, iſt es dann irgend denkbar, daß er die Briefe, die ſteten Ankläger während ſeines Lebens und die Verräther nach ſeinem Tode, aufbewahrt und ſterbend ſelbſt dem Gerichte überliefert haben ſollte?

Die Aufbewahrung ſpricht nur dafür, daß die Briefe ihm, vielleicht als eine alte, nicht mehr in ſein jetziges Leben greifende Erinnerung, beſonders lieb waren, oder daß ſie mit ſeinem Geheimniß nicht in Verbindung ſtanden und in dieſer Beziehung ihm ganz unwichtig erſchienen. Das Gericht hat dieſe Umſtände wohl erwogen, und der Referent des vorſtehenden Aufſatzes geſteht wenigſtens dieſes zu, daß die entführte Angés und die im Berggarten begrabene Gräfin nicht ein und dieſelbe Perſon ſein können.

Uebrigens behauptet die oben mitgetheilte Correſpondenz aus Heidelberg ausdrücklich, daß die Tochter der Angés Berthelmy, wahrſcheinlich noch lebend, in Rheinbaiern verheirathet war. Warum hat ſich kein Glied der Familien Berthelmy oder Daniels zur Erbſchaft in Eishauſen gemeldet? Ganz einfach aus dem Grunde, weil ſie wiſſen mußten, daß die Dame im Schloſſe weder ihre Angés, noch deren Tochter ſein könne, da beide ihnen nie verloren gegangen waren.

Uebrigens möchten wir in dem Charakter des Grafen ſelbſt den gewichtigſten Grund gegen die Deduction des Referenten finden. Ein junger Mann, der ſich in faſt jugendlichem Lebensalter aus dem bewegten, glänzenden und ihm günſtigen Leben von Paris in die Einſamkeit zurückzieht, zeigt nicht eben die Neigung eines Lüſtlings. Als ein ſolcher zeigt er ſich auch nachgehends in keinerlei Weiſe. Ein Mann, deſſen eiſerne Conſequenz durch ein vierzigjähriges Leben der Entſagung bewieſen iſt, ſieht nicht danach aus, daß er eine Geliebte, für die er eben ſeine ganze Exiſtenz aufgegeben hat, bald wieder auf die Seite werfen könnte. Und hatte er die Natur der Veränderung ſuchenden Liebe, ſo wäre er wol nicht bei dem zweiten Gegenſtande derſelben ſtehen geblieben. Und wir haben doch bereits genugſam erwähnt, daß dem Grafen in einem vierzigjährigen Leben keinerlei Unſittlichkeit zur Laſt gelegt werden konnte, obſchon die Einſamkeit und andere Umſtände leicht dazu locken mochten. Endlich ſieht der kühne Widerſtand des Grafen gegen die Forderung des Gerichts, ſein entſchiedenes Ablehnen aller Winkelzüge und jeder, auf dem Wege der Bitte zu ermöglichenden Vermittelung wahrhaftig nicht aus, wie die Angſt eines vor der Entdeckung eines Verbrechens zitternden Gewiſſens.

So ſtehen wir denn am Schluſſe unſerer Geſchichte wieder am Anfang derſelben. Alle Fäden, die wir in die Hand nahmen, um den geſchürzten Knoten des Geheimniſſes zu entwirren, verknoten ſich zu neuen Schwierigkeiten.

Das Räthſel iſt ungelöſt.

Doch halten wir eine endliche Löſung für möglich, ja für wahrſcheinlich und geben eben dieſe Blätter auch mit dem Wunſche hinaus in die Welt, daß ſie an den rechten Pforten die Löſung des Geheimniſſes ſuchen. Nachtheilig kann eine ſolche Enthüllung des Geheimniſſes, deſſen Anfang und Motiv nunmehr ein halbes Jahrhundert hinter uns liegt, gewiß für Niemand ſein. Diejenigen aber, die ſich berufen finden, der Löſung nachzugehen, möchten wir bitten, daß ſie ihre Forſchung und Kritik auch nach einer Seite hin wenden, die bis jetzt noch kaum betreten worden iſt, — ſie mögen einmal nachſehen, ob die großartige Weltentſagung, die dort im Schloſſe zu Eishauſen vierzig Jahre lang geübt wurde, vielleicht nicht nur in einem großen politiſchen Verhängniſſe ein trauriges, ſondern auch in einer bewundernswerthen Aufopferung der Freundſchaft, der Liebe, oder des Patriotismus das edelmüthigſte Motiv hatte.

Wir unſers Theiles hoffen, daß, wenn über dem Grabe des Einſiedlers des Schloſſes von Eishauſen die noch feſtgeſchloſſene Knospe des Geheimniſſes ſich öffnet, die erſchloſſene Blüthe es zeigen wird, wie ſie aus einem reinen, großen, aber vielleicht unglücklichen Leben hervorgetrieben iſt, und daß die Dankbarkeit nicht wird erröthen müſſen, wenn ſie dieſe Blüthe auf dem Grabe der Verſtorbenen pflegt.

II. Die vermeintliche Kaiſertochter.

Während des Sommers von 1768 erhielt der damalige bevollmächtigte Miniſter in den öſterreichiſchen Niederlanden, Graf Karl Johann Philipp Cobenzl [1], zu Brüſſel einen von Bordeaux datirten Brief, ſichtbar von weiblicher Hand geſchrieben, mit nicht ſehr feinen Federzeichnungen von Amoretten, Pfeilen, Herzen und dergl. umgeben. Es hieß darin: er möge ſich nicht wundern, daß man ſich um Rath und wohlwollende Theilnahme an ihn wende. Die hohe Achtung, in der er ſtehe, und das Anſehen, das er bei Hofe genieße, hätten dazu vermocht. Er werde bald erfahren, wer die Perſon ſei, die um ſein Wohlwollen bitte, und es dann vielleicht nicht bereuen, es ihr gewährt zu haben. Die Antwort möge er an Demoiſelle Freule zu Bordeaux adreſſiren. Der Brief war unterzeichnet: La Freulen, übrigens in ſchlechtem Franzöſiſch geſchrieben. Bald darauf langte ein aus Prag datirtes Schreiben an, unterzeichnet: Johann von Weißendorff [2], worin ihm die Demoiſelle Freulen beſtens empfohlen und er autoriſirt wurde, ihr bis zur Summe von 1000 Ducaten Vorſchüſſe zu machen, wenn ſie es bedürfe. Wenn er erfahren werde, wer die Unbekannte ſei, ſo werde es ihn freuen, ihr nützlich geweſen zu ſein, und werde er es Denen Dank wiſſen, die ihm dazu Gelegenheit gegeben [1]). Auch von Wien kam ein mit Graf Dietrichſtein unterzeichnetes Empfehlungsſchreiben, worin der Graf jedoch gebeten ward, bei den der Dame zu machenden Vorſchuſſen, deren Bewilligung übrigens unbedenklich ſei, ihr mehrere Einſchränkung bei ihren Ausgaben möglichſt ans Herz zu legen. Seine Antworten auf die Briefe aus Prag und Wien blieben ohne Erwiederung, während er mit der Dame ſelbſt in einen regelmäßigen Briefwechſel kam.

---

[1] Geb. 21. Juli 1712, früher Geſandter bei den vorderen deutſchen Reichskreiſen, k. k. wirkl. Geh.-Rath, mit einer Tochter des Generalfeldmarſchall Palffy vermählt, † 27. Januar 1770.

[2] So ſagt unſere Hauptquelle. Wir möchten Weißenwolf ver-

Gegen Ende des Jahres kam eine Kaufmannsfrau aus Bordeaux, eine Madame Englumée, in Handelsgeſchäften nach Brüſſel, und hatte auch mit dem Grafen zu thun. Er erkundigte ſich nach der unbekannten Dame, und was er erfuhr, konnte nur ſein Intereſſe für dieſelbe vermehren. Sie ward hinſichtlich ihrer Schönheit, ihres anmuthigen Weſens, ihres verſtändigen und ſtreng ſittlichen Benehmens höchlich belobt. Madame Englumée erzählte, daß die Dame, über deren Herkunft ein geheimnißvolles Dunkel ſchwebe, und die eine auffallende Aehnlichkeit mit dem verſtorbenen Kaiſer Franz [2]) habe, ſchon ſeit drei Jahren [3]) in Bordeaux lebe. Sie mache

---

muthen, wenn der Vorname paßte. Anderwärts finden wir auch Weißenſtein. Aber nirgends kommen wir auf eine ſichere Perſönlichkeit.

[1]) Ganz dieſelbe Wendung wie im erſteren Briefe.

[2]) War man mit dieſem in Bordeaux ſo genau bekannt? Sollte die Englumée nicht geſtempelt geweſen ſein?

[3]) Kaiſer Franz I. † am 18. Auguſt 1765, alſo gerade zu der Zeit, auf welche die Ankunft der Dame in Bordeaux verlegt ward.

ein großes Haus und ſei vielleicht zu wenig ökonomiſch. Der Marſchall von Richelieu[1] behandle ſie mit der größten Auszeichnung.

Eines Tages ſchrieb ihm die Dame, die wir das Fräulein nennen wollen, da wir faſt vermuthen möchten, daß bei der Wahl ihres falſchen Namens eine Reminiſcenz an jene Bezeichnung im Spiele geweſen iſt, oder daß die franzöſiſchen Berichterſtatter eine damit zuſammenhängende Confuſion begangen haben, er ſolle ihr eine brüſſeler Spitzenhaube im Preiſe von 50 Louisdor ſchicken, was er auch that. Bald darauf zeigte ſie ihm an, daß ſie ihm die Haube, die ſie nur ein Mal getragen habe, zurückſchicken wolle, weil ſie dieſelbe nicht bezahlen könne, worauf der gefällige Mann ſie ihr natürlich zum Geſchenk machte. Ein Dankſchreiben enthielt wieder allgemeine Andeutungen, wobei er jedoch wegen weiterer Aufſchlüſſe auf die Zukunft, und namentlich auf eine perſönliche Zuſammenkunft in Brüſſel vertröſtet ward. Zugleich beſchwerte ſie ſich über den öſterreichiſchen Geſandten in Paris, Grafen Mercy d'Argenteau[2], der ſich unabläſſig bemühe, in ihre Geheimniſſe einzudringen. Sie werde ſich aber hüten, ſie ihm mitzutheilen; nur dem Grafen Cobenzl werde ſie ſie anvertrauen; ſie ſeien aber zu wichtig, als daß das anders als mündlich geſchehen könne. Zugleich ſchickte ſie ihm ihr Portrait, mit der Bemerkung, daß, wenn er es aufmerkſam betrachte, er vielleicht Einiges von dem errathen werde, was ſie ihm zu ſagen habe. Er ſah nichts darin, als das Bild eines hübſchen Frauenzimmers; aber der Herzog Karl von Lothringen [1]), dem er es zeigte, wollte eine große Aehnlichkeit mit den Zügen ſeines verſtorbenen Bruders, des Kaiſers Franz, entdecken. Namentlich ſeien es ſeine Augen, behauptete er. Im Verlaufe des Briefwechſels kündigte ſie ihm an, daß ſie ihm zwei Portraits ſchicken werde, mit deren Einem er das Ihrige vergleichen möge. Als er ſie nach längerer Zeit an dieſes Verſprechen erinnerte, entſchuldigte ſie ſich damit, daß dieſelben noch bei dem Goldarbeiter ſeien, der ſie aus der mit Brillanten beſetzten Kapſel nehmen ſolle. Etwa 14 Tage nachher kamen die Portraits richtig an, und erwieſen ſich als die des Kaiſers und der Kaiſerin, das Erſte von einem der bedeutendſten Portaitiſten der Zeit gemalt.

---

[1] Derſelbe war bekanntlich Geſandter in Wien geweſen, aber allerdings ſchon 40 Jahre früher. Er war Gouverneur von Guyenne und Gascogne.

[2] Florimond Claude, Graf Mercy d'Argenteau, geb. 1722, 1757—1760 öſterreichiſcher Geſandter in Turin, dann bis 1790 in Paris, dann in den Niederlanden thätig, und am 26. Aug. 1794 als Geſandter in London geſtorben.

Im December 1768 erhielt der Graf einen Brief, welcher datirt war: „aus meinem Bette, um zwei Uhr des Morgens, Wien.“ Er wurde darin wegen der guten Rathſchläge, die er der Unbekannten gegeben, höchlich belobt und ihm befohlen, ſo fortzufahren. Graf Mercy habe ſich in dieſer Sache ganz anders benommen, und könne Urſache bekommen, das zu bereuen. Das arme Kind habe ſo viel ausgeſtanden, daß man ſich vorgenommen habe, ihm ein Loos zu bereiten, welches ihm Erſatz bieten werde. „Sie iſt mir,“ hieß es, „von der Perſon, die mir die theuerſte auf der Welt war, ſo zärtlich empfohlen worden.“ Der Graf möge ihr übrigens

---

[1]) Karl Alexander, geb. 14. December 1712, Großmeiſter des deutſchen Ordens, k. k. General-Feldmarſchall, Statthalter in den Niederlanden, am 7. Jan. 1744 mit der Erzherzogin Maria Anna, der Schweſter der Kaiſerin, vermählt (geb. 14. Sept. 1718, † 16. Dec. 1744), zu Brüſſel 14. Juli 1780 geſtorben.

Sparſamkeit einſchärfen und im Uebrigen das Geheimniß ſtreng bewahren. Der Brief war nicht unterzeichnet, aber ſo gehalten, daß der Graf nicht in Zweifel ſein konnte, von wem er — ſein ſollte. Einige Zeit darauf ſchrieb die Unbekannte dem Grafen, er müſſe einen ſie betreffenden Brief erhalten haben. Auf ſeine Erwiederung, daß das allerdings geſchehen, und daß ſie ihm in jenem Schreiben ſehr empfohlen worden ſei, bekam er die etwas wunderliche Antwort: ſie ſei ihm für ſeine Güte ſehr verbunden; wenn ſie aber in den Fall käme, eines großen Dienſtes zu bedürfen, ſo geſtehe ſie, daß ſie ſich lieber an Gott[1]), als an die Heiligen wenden würde.

So zog ſich nun das Verhältniß hin, ohne daß man Zweck und Ziel der Sache abſehen konnte, ohne daß es ſchiene, als hätte der Graf über das Verhältniß an ſeinen Hof, oder einflußreiche und eingeweihte Perſonen deſſelben berichtet, und ohne daß die Unbekannte ihr angebliches Vorhaben, nach Brüſſel zu reiſen, ausgeführt hätte.

Auf ein Mal erhielt die Sache eine ganz andere Wendung. Zu Anfang des Sommers 1769 erhielt Graf Cobenzl Depeſchen von Wien, worin ihm mitgetheilt ward, daß der franzöſiſche Hof angegangen worden ſei, die Frèle zu Bordeaux verhaften und unter ſichere Bedeckung nach Brüſſel bringen zu laſſen, wo Graf Cobenzl und der Chef-Präſident Graf Neny ſie vernehmen ſollten. Faſt gleichzeitig erhielt der Prinz Karl einen Brief von der Kaiſerin, worin er angewieſen ward, mit größter Sorgfalt ein Entrinnen der Gefangenen zu verhüten, und zu dieſem Zwecke nicht Mühe, noch Geld zu ſparen. Es hieß darin: „Dieſe Unglückliche will für die Tochter unſeres verſtorbenen Herrn gelten; wenn dies auch nur den mindeſten Anſchein hätte, ſo würde ich ſie wie meine eigenen Kinder lieben und behandeln; aber ich weiß, daß es ein Betrug iſt, und ich will, daß man Alles aufbiete, den ſo theuren und heiligen Namen unſeres Herrn nicht länger von dieſer Unglücklichen entweihen zu laſſen.“ Sie empfahl übrigens ſtrengſtes Geheimniß. Die Sache habe ſchon zu viel Lärm gemacht, und es ſei zu fürchten, daß in Kurzem ganz Europa davon voll ſein werde.

---

[1]) Alſo an die höchſte Stelle.

Die Veranlaſſung dieſer Maßregeln, welche jedenfalls zu beweiſen ſchienen, daß die früheren Mittheilungen, die der Graf aus Oeſterreich empfangen, untergeſchoben geweſen, ſoll in folgenden Umſtänden gelegen haben. Während der Reiſe des Kaiſers Joſeph II. nach Italien erhielt der König von Spanien, Karl III., ein anſcheinend von jenem Monarchen herrührendes Schreiben, worin ihm mitgetheilt ward, daß der verewigte Kaiſer eine natürliche Tochter hinterlaſſen habe, deren Daſein nur der Erzherzogin Maria Anna [1]) und einigen treuen Freunden des Kaiſers Franz bekannt ſei; daß ſein Vater ihm dieſe Perſon ſehr warm empfohlen habe, und daß ſie ſich gegenwärtig zu Bordeaux aufhalte. Er wünſche, daß der König von Spanien ſie nach Madrid kommen, dort bei einer Dame von Stande, oder in einem Kloſter unterbringen und mit allen ihrer Geburt zukommenden Rückſichten behandeln laſſe, bis ſich weitere Maßregeln zu ihrem Glücke treffen ließen. Er ſelbſt wage es nicht, dieſe Sorge auf ſich zu nehmen, weil ſonſt die Kaiſerin von der Sache erfahren könne, der er es für ewig verborgen halten wolle. Der König, der dieſes Schreiben befremdend fand, ſchickte es dem Kaiſer nach Mailand zu, um nähere Aufklärung bittend.[1] Der Kaiſer, dem die Sache völlig fremd war, ſchickte den Brief an ſeine Mutter, worauf die geeigneten Maßregeln getroffen wurden.

---

[1]) Die älteſte, unverheirathet gebliebene Tochter des Kaiſers Franz, geb. 6. Oct. 1738, Aebtiſſin des Fräuleinſtifts zu Prag ſeit 1766, † 19. Oct. 1789.

Im Auguſt 1769 wurde die Dame durch den Lieutenant der Maréchauſſée von Guyenne, Carel de Ferrand, der ihr vertrauter Freund war und deſſen Neffe ihr vergeblich ſeine Hand angetragen hatte, in ihrer Wohnung verhaftet. Sobald das in der Stadt bekannt ward, meldeten ſich zahlreiche Gläubiger, unter denen ſich dieſelbe Madame Englumée, die dem Grafen Cobenzl ſo viel Gutes von der Unbekannten geſagt, durch beſondern Ungeſtüm bemerklich machte und ſie ſo brutal behandelte, daß Herr de Ferrand ſie hinausbringen ließ. Schrecken und Aufregung griffen die Dame ſo an, daß ſie Blut auswarf und einen Anfall von Kolik bekam, weshalb man nur kurze Tagereiſen mit ihr machen konnte. Ihr Begleiter war Poyot, ein Gefreiter der Maréchauſſée von Guyenne. Kurz bevor ſie die franzöſiſche Grenze überſchritten, kam ein Unbekannter, der wie ein Courier ſah, an den Wagen geſprengt, reichte ihr ein Billet und ſprengte wieder davon. Sie bat ihren Begleiter, es zu leſen. Es enthielt nur die Worte: „Theures Kind, man hat das Unmögliche verſucht, Sie zu retten; verlieren Sie den Muth nicht; hoffen Sie immer.“ Sie behauptete, weder den Reiter, noch die Schriftzüge zu kennen.

---

[1] Daß er dem Kaiſer über die Sache ſchreiben, und daß dies zu einer Entdeckung führen würde, hätte ſich der Briefſteller ohnedies ſagen müſſen.

In Brüſſel angelangt, brachte man ſie ſogleich zu dem Grafen Cobenzl. Sie trug ein graues Taffetkleid, und darüber einen ſchwarzen Mantel, nebſt weißem Schleier, welchen letzteren ſie zurückſchlug, als ſie in das Cabinet des Miniſters eintrat. Ihre Erſcheinung würde den unempfindlichſten Menſchen zu ihren Gunſten eingenommen haben. Sie war ſchlank und ſchön gewachſen, mit trefflich gebauten Schultern, edler und ſittſamer Miene. Buſen und Arme waren die ſchönſten von der Welt; die Haare ſchwarz, ſchön geflochten und ungemein geeignet dazu; ihr Teint ſo friſch, wie keine Schminke es nachahmen kann; die Augen groß, lebhaft und ausdrucksvoll. Eine kleine, zarte, etwas zurückgebogene Naſe war nicht die geringſte Zierde ihres Geſichtes. Sie ſprach Franzöſiſch mit einem deutſchen Accent. Schien ſie auch ſehr aufgeregt, ſo gab ſie doch kein Zeichen von Furcht, und ihre Unruhe wich ſehr bald der Gabe des Grafen Cobenzl, Vertrauen einzuflößen. Sie hatte ihn in ihren Briefen immer Vater genannt, und bediente ſich dieſes Ausdruckes auch, indem ſie zu ihm ſprach. Sie wollte ihm die Hände küſſen, aber er verhinderte das und umarmte ſie. Er ſetzte ſich an ihre Seite, erkundigte ſich zuvörderſt nach ihrem Befinden, und ermahnte ſie dann, ruhig zu ſein, indem er ſie verſicherte, daß ſie jede Rückſicht und gute Behandlung erwarten könne, ſobald ſie aufrichtig wäre. Sie wiederholte ihm mehrmals: „Ich werde Ihnen Alles ſagen, mein theurer Vater; ich bin ein gutes Mädchen, das niemals Jemandem etwas zu Leide gethan hat. Es iſt wahr, daß ich Schulden gemacht habe; aber iſt das ein ſo großes Vergehen? Man hatte mir ſo viel Geld gegeben, und ich dachte, man werde das immer thun.“ Sie ſchien nur über ihre Schulden in Sorgen zu ſein, und dieſe als die einzige Urſache ihrer

Verhaftung, und als ihr einziges Vergehen zu betrachten. Sie beklagte ſich ſehr über das Benehmen der Englumée, und ſagte, Herr Ferrand habe ihr verſichert, die Foderung dieſer Frau ſei weſentlich zu kürzen, weil ſie ſie offenbar in dem Preiſe der ihr verkauften Waaren betrogen habe. Sie zeigte keine Unruhe darüber, daß ſie in Haft war, und fragte den Grafen Cobenzl nur, ob ſie nicht bei ihm bleiben könne. Er erklärte ihr aufrichtig die Unmöglichkeit, und verſicherte ihr, daß ſie in der Wohnung, die er ihr in dem Fort Monterel, einen Büchſenſchuß von der Stadt, habe einrichten laſſen, mit allen möglichen Rückſichten werde behandelt werden. Wenn ſie irgend etwas vermiſſe, ſo habe ſie es nur zu ſagen, und werde augenblicklich befriedigt werden. Er verſprach ihr, ſie am nächſten Tage zu beſuchen, und ſie ſchien ſich ruhig und zufrieden an ihren Beſtimmungsort zu begeben. Sie wurde unter Aufſicht des Platzmajors, Herrn de Camerlang, eines geiſtreichen, milden und aufgeweckten Mannes, und in Begleitung einer Kammerfrau, die ihr Herr von Reny beſorgt hatte, in das Fort Monterel gebracht. Als Graf Cobenzl ſie beſuchte, fand er ſie heiter. Sie ſchien mit ihrer Wohnung, mit dem Major und mit ihrer Kammerfrau ſehr zufrieden. Er bot ihr Bücher an; ſie dankte aber dafür, indem ſie bemerkte, daß ſie ſich niemals langweile, da ſie ſich mit Erbauen von Luftſchlöſſern beſchäftige. Sie konnte weder leſen noch ſchreiben, und Herr de Camerlang lehrte ſie in ihrer Haft, ihren Namen zu unterzeichnen.

Die Vernehmung begann am folgenden Tage. Graf Cobenzl und der Chef-Präſident begaben ſich früh um 10 Uhr auf das Fort Monterel. Graf Reny, der die Gefangene noch nicht geſehen hatte, war über ihre ungemeine Aehnlichkeit mit dem verewigten Kaiſer höchſt betroffen. Man fragte ſie, wo ſie geboren ſei. Sie erwiederte: ſie wiſſe davon nichts; man habe ihr aber geſagt, der Ort, wo ſie erzogen worden, heiße Böhmen. Man fragte ſie, ob dieſes eine Stadt geweſen ſei, und wie weit ihre Erinnerung zurückreiche. Sie erwiederte, der Ort, wo ſie erzogen worden, ſei ein kleines, alleinſtehendes Landhaus geweſen; es habe in der Nähe keine Stadt, oder Dorf gelegen; ſie erinnere ſich an keine frühere Wohnung, als dieſes Haus, ſoweit ſie zurückdenken könne; ſie ſei von zwei Frauen erzogen worden, deren Eine, dem Anſehen nach, etwa 50, die Andere 30 Jahre alt geweſen; die Erſtere habe ſie Mama, die Andere Katharina genannt; ſie habe in dem Zimmer der Erſteren geſchlafen und Beide hätten ſie mit viel Sanftmuth und Rückſicht behandelt; von Zeit zu Zeit ſei ein Geiſtlicher, ihrer ſpätern Vermuthung nach ein Jeſuit, gekommen, um in einem Zimmer des Hauſes die Meſſe zu leſen und ſie den Katechismus zu lehren; die Frau, die ſie Mama genannt, habe angefangen, ſie leſen und ſchreiben zu lehren; der Geiſtliche habe ſich dem aber, ſobald er es erfahren, widerſetzt, und von da an habe man ſie nichts mehr gelehrt; ſie fügte hinzu, dieſer Geiſtliche habe ſie mit außerordentlichen Rückſichten behandelt. Ungefähr ein Jahr nachher, ſagte ſie, ſei ein gut ausſehender Mann, im Jagdkleide, mit einem ebenſo gekleideten Manne, Beide zu Pferde, zu ihrer Wohnung gekommen. Man habe ſie ſogleich holen laſſen; der Fremde habe ſie umarmt, auf die Knie genommen, ſie viel geliebkoſt, und ihr empfohlen, verſtändig und folgſam zu ſein. Sie vermuthe, daß jener Mann ſie ſchon früher geſehen haben müſſe, denn ſie erinnere ſich, daß er ſie gewachſen und verändert gefunden habe; ſie ſelbſt aber könne ſich nicht beſinnen, ihn früher geſehen zu haben. Etwa 18 Monate ſpäter ſei er wiedergekommen, in derſelben Begleitung und Tracht. Bei dieſem zweiten Zuſammenſein hätten ſich die Züge des Unbekannten ſo in ihren Geiſt eingedrückt, daß ſie ihn nicht wieder vergeſſen haben würde, wenn ſie ihn auch niemals wiedergeſehen hätte. Er ſei von mittlerer, unterſetzter Statur geweſen, mit offener Stirn, friſcher Geſichtsfarbe, ſchwarzem Bart, einem kleinen weißlichen Maal an der einen Schläfe. Sie blickte dabei den Grafen Reny an, indem ſie bemerkte, daß ſie einige Aehnlichkeit zwiſchen ihm und dem Unbekannten entdecke, beſonders in dem unteren Theile des Geſichts. Weiter ſagte ſie: bei dieſer zweiten Zuſammenkunft habe ſie unter dem Ueberkleide des Fremden an ſeinem Halſe etwas Rothes bemerkt, und auf ihre Frage danach die Antwort erhalten: daran erkenne man die Offiziere. Als ſie darauf, in ihrer gänzlichen Unkenntniß, gefragt, was ein Offizier ſei, ſei ihr erwiedert worden: das ſeien brave Leute, die ſie lieben müſſe, weil ſie ſelbſt die Tochter eines Offiziers ſei. Bei dieſem zweiten Beſuche habe ſie ſich ſehr an den Unbekannten attachirt und, als er abreiſen wollen, viel geweint, was ihn anſcheinend ſehr bewegt und worauf er ihr verſprochen habe, bald wiederzukommen. Er ſei aber erſt nach zwei Jahren wiedergekommen, und als ſie ihn über eine ſo lange Abweſenheit Vorwürfe gemacht, habe er geſagt: gerade in der Zeit, wo er wiederzukommen vorgehabt, ſei er, in Folge einer Erhitzung auf der Jagd, ſchwer erkrankt. (Der Herzog Karl von Lothringen erinnerte ſich, daß in einer damit ſtimmenden Zeit der Kaiſer in der That bei der Rückkehr von einer Jagd erkrankt ſei.) Als der Fremde, welcher mit ihr allein zu bleiben verlangt habe, ihr von ſeiner Krankheit geſprochen, ſei ſie, ſo berichtete ſie weiter, in Thränen zerfloſſen. Er ſei davon zärtlich bewegt worden, und habe nach der Urſache ihrer Thränen gefragt, worauf ſie erwiedert habe: „meine Liebe zu Ihnen iſt es.“ Er habe ihr dann verſichert, daß er ſie auch liebe; er werde für ſie ſorgen; ſie ſolle reich und glücklich werden; er werde ihr ein Haus, Geld und Dienerſchaft geben, und die Dienerſchaft würde gelb und blaue Livrée tragen. Er habe ſie gefragt, ob ſie wol die Königin ſehen möchte, worauf ſie erwiedert, daß ſie nicht wiſſe, was eine Königin ſei. Darauf habe er geſagt: ſie ſei eine ſchöne Frau, die ſie ſehr lieben würde, wenn ſie ſie kennte, es ſei aber für ihre Ruhe wünſchenswerth, daß ſie ſie niemals kennen lerne. Dann habe er ihr die beiden Portraits gegeben, die ſie dem Grafen Cobenzl von Bordeaux geſchickt habe. Sie habe dem Fremden geſagt, daß das Eine das Seinige ſei, was er auch zugeſtanden und ſie ermahnt habe, es immer zu bewahren, ebenſo wie das der Kaiſerin, und ein drittes, das er ihr gab, und das eine halb verſchleierte Dame vorſtellte, von der er ſagte, daß ſie ſeine Mutter ſei. Dieſe Portraits hätten ſich in einem blauſeidenen Beutel befunden, der auch noch viele Ducaten enthalten habe. Beim Abſchied habe er ihr nochmals verſichert, er werde ſie glücklich machen und es ihr an nichts fehlen laſſen; ſie müſſe ihm aber verſprechen, ſich nie zu verheirathen, und ſich dieſes Verſprechens ſtets erinnern. Er ſei ſehr zärtlich beim Abſchied geweſen, und auch ſie habe derſelbe ungemein ergriffen.

In der Zeit zwiſchen dem erſten und zweiten Beſuche des Unbekannten ſei eines Tages eine von zwei Männern begleitete Dame gekommen und habe ſie zu ſehen verlangt. Dieſelbe ſei ſehr einfach gekleidet, von mittlerer Statur, etwas wohlbeleibt, von weißem Teint und angenehmen Geſichtszügen geweſen. Sie habe ſie aufmerkſam betrachtet, geweint, einige gleichgiltige Fragen an ſie gerichtet, ſie einige Male mit den Worten: „mein Kind, Du biſt ſehr unglücklich,“ umarmt, dann Waſſer verlangt, um ihre Aufregung zu ſtillen, und ſie darauf wieder verlaſſen. Sie könne nicht behaupten, daß das Portrait, welches ihr der Fremde bei ſeinem letzten Beſuche gegeben, das dieſer Dame ſei.

Ueber alle dieſe bisher berichteten Umſtände blieb die Unbekannte ſich fortwährend gleich, während ſie hinſichtlich der weiteren Erzählungen, wie man ſehen wird, in dem fortgeſetzten und ſchärfer eindringenden Verhöre zu allerlei Variationen gebracht ward und Manches als unwahr und erſonnen einräumte. In Betreff der obigen Punkte aber iſt ſie ſich unveränderlich gleich geblieben und hat ſie ſtets in der nehmlichen Weiſe nach allen Umſtänden wiederholt.

Ihre Entfernung aus dem Hauſe, wo ſie aufgewachſen, erzählte ſie folgendermaßen. Wenige Monate nach dem letzten Beſuche des Fremden ſei der Geiſtliche, der ſeit ihren Kinderjahren für ſie Sorge getragen, gekommen und habe ihr geſagt: ihr Beſchützer ſei todt, und habe vor ſeinem Hinſcheiden beſtimmt, daß ſie in ein franzöſiſches Kloſter gebracht werden ſolle. Sie werde in wenigen Tagen abreiſen, und er komme, um ihr das Maß zu Kleidern zu nehmen, was er mit einem Bande verrichtete. Acht Tage ſpäter kam er, ſo verſicherte ſie, des Nachts in einer Poſtchaiſe und brachte ihr zwei Pelze, ein ſchwarzes und ein rothes Kleid mit, während ſie bisher nur Hauskleider von Barchent getragen habe. Der Geiſtliche ließ ſogleich die kleinen Effecten der jungen Perſon einpacken; ſie zog einen blauen Pelz an und er ſtieg mit ihr und Katharinen in die Chaiſe. Bei der Trennung von der Frau, die ſie Mama nannte, weinte ſie ſehr, und neben dem Schmerz des Abſchieds empfand ſie eine ſchreckliche Furcht vor dem Kloſter. Sie hatte in den letzten acht Tagen vor ihrer Abreiſe viele Fragen deshalb an ihre Mama und an Katharinen gerichtet, und ſich aus den Antworten ein ſchreckliches Bild von dem Leben gemacht, zu welchem ſie ſich für den Reſt ihrer Tage beſtimmt hielt. Sie wußte die Städte nicht anzugeben, durch die ſie gereiſt war, ſagte aber, daß der Geiſtliche, nach ihrer Ankunft in Hamburg, die Katharina zurückgeſchickt, ſie ſelbſt aber auf ein nach Bordeaux abgehendes Schiff gebracht habe. Sobald ſie am Bord geweſen, habe ihr ein Mann von anſcheinend etwa 50 Jahren ſeine Dienſte angeboten und ihr geſagt, daß er während der Reiſe für ſie Sorge tragen werde. Derſelbe habe viel Uebergewicht über ſie geltend gemacht. In Bordeaux angelangt, habe er ſie zu einem in dieſer Stadt etablirten deutſchen Handelsmanne geführt, und deſſen Frau habe ſie bei Madame Guillaumot untergebracht, bei der ſie während ihres Aufenthaltes zu Bordeaux beſtändig gewohnt habe. Zwei Wochen ſpäter brachte man ihr einen an Demoiſelle Felicie Julie von Schönau, welchen Namen ihr der Geiſtliche als den ihrigen bezeichnet habe, wie er ſie einſchiffen ließ, adreſſirten Brief. Sie ließ ſich ihn von Madame Guillaumot vorleſen. Er enthielt Verhaltungsregeln und die Verſicherung, daß man reichlich für ihren Unterhalt ſorgen werde. Sie ſolle bei Madame Guillaumot bleiben, dieſelbe aber beſtimmen, ihre anderen Penſionairinnen zu entlaſſen und das Haus für ſie allein zu behalten. Der Brief, der weder Datum, noch Unterſchrift trug, ſchloß mit der Mahnung, verſchwiegen und nicht neugierig zu ſein. Einige Tage ſpäter kam ein Mann zu ihr und überreichte ihr ohne Weiteres eine Börſe mit 1000 Louisdor, indem er bloß bemerkte, daß er angewieſen ſei, ihr dieſe Summe zu ihrer Einrichtung zu übergeben. Sie fragte ihn, woher ſie dieſes Geld bekomme; er bat ſie aber, ſich darüber keine Unruhe zu machen und nicht neugierig zu ſein. Der Mann ſei ihr wie ein Geiſtlicher vorgekommen. Sie miethete nun ein Haus und verſchaffte ſich Equipage. Madame Guillaumot zog zu ihr und ſie lebte zu Bordeaux in der beſten Geſellſchaft bis zu dem Augenblicke ihrer Verhaftung.

Was die Unbekannte über ihre Einſchiffung in Hamburg und ihre Ankunft in Bordeaux geſagt hatte, erſchien dem Grafen Cobenzl unwahrſcheinlich, und er erklärte ihr, es ſei augenſcheinlich, daß ſie ihn nur täuſchen wolle; ſie möge ſich erinnern, wie er ihr am Tage ihrer Ankunft zu Brüſſel geſagt habe, das einzige Mittel, ſich den Schutz der Kaiſerin zu gewinnen, beſtehe in Wahrheit und Aufrichtigkeit; nur unter dieſer Bedingung habe er ihr ſeine Verwendung verſprochen; wenn er aber bemerke, daß ſie ihn getäuſcht habe, ſo würde er ſie allen Folgen ihrer Täuſchungen überlaſſen. Er nahm bei dieſen Worten eine feſte und ſtrenge Miene an, die ſie um ſo mehr außer Faſſung brachte, da ſie ihn niemals anders als mit jenem gefühlvollen und feinen Ausdrucke geſehen hatte, der ihm eigen war. Sie verſtummte; aber als Graf Cobenzl aufſtand, um hinauszugehen, hielt ſie ihn bei den Kleidern zurück, fiel ihm zu Füßen und ſagte ſchluchzend: es ſei wahr, ſie habe noch Manches zu ſagen, aber ſie würde es nicht in Gegenwart des Secretairs des Herrn von Neny ſagen. Man ließ ihn hinausgehen. Nun verdoppelte ſich ihr Schluchzen, ſie fiel nochmals auf die Knie, und nachdem ſie den Grafen angefleht hatte, ſie zu retten, geſtand ſie, daß ſie ihn über das Einzelne ihrer Einſchiffung zu Hamburg getäuſcht habe, verſicherte aber unter Schwüren, daß Alles, was ſie von ihrer erſten Erziehung in Böhmen geſagt habe, bis zu dem kleinſten Umſtande wahr ſei. Bei dieſer Verſicherung iſt ſie ſtets geblieben und iſt bei keinem ſpäteren Verhör von ihrem erſten Berichte über jene Punkte abgewichen.

Das Spätere aber ſtellte ſie jetzt anders dar. Sie ging von ihrer Furcht vor dem Kloſterleben aus. Dieſe habe ſie gleich bei der Abreiſe aus ihrer böhmiſchen Wohnung auf den Gedanken der Flucht gebracht. Auf dem Wege nach Hamburg habe ſie keine Gelegenheit dazu gefunden; in dieſer Stadt aber habe der Anblick des Meeres und des Schiffes ihre Furcht ſo verdoppelt, daß ſie am Vorabend des zu ihrer Einſchiffung beſtimmten Tages des Nachts von der Seite Katharinens aufgeſtanden ſei, etwas Wäſche und ein Kleid zuſammengepackt, die Börſe mit den drei Portraits und den 100 Ducaten, die ihr der Fremde geſchenkt hatte, zu ſich geſteckt und die Stadt mit Tagesanbruch verlaſſen habe. Sie ging, erzählte ſie weiter, eine lange Strecke; endlich erlag ſie der Angſt und der Müdigkeit, ging in die Scheune eines Meierhofs und ſchlief dort ein. Der Eigenthümer des Hofes fand ſie, und bot ihr uneigennützig ein kleines Gemach mit dem beſten Bette in ſeinem Hauſe an, was ſie auch annahm, jedoch bald, Bedenken tragend, ſo nahe bei Hamburg zu bleiben, den Meierhof wieder verließ, wobei die biederen Leute jedes ihnen gebotene Geſchenk ablehnten. Sie ſchlug auf einem ſchlechten Wagen die Straße nach Schweden ein. Am dritten Tage ihrer Reiſe fiel ſie vom Wagen und verletzte ſich ſo gefährlich am Kopfe, daß man genöthigt war, ſie in einer Herberge zu trepaniren. Zufällig befand ſich in dieſem Hauſe eine holländiſche Familie, die nach Schweden reiſte. Dieſe bezahlte ihre Heilungskoſten und gab ihr, aus Mitleid, einen Platz in ihrem Wagen bis Stockholm[1]. Sie machte dieſe Holländer, ſowie einen lutheriſchen Geiſtlichen[2], der ſich in ihrer Geſellſchaft befand und zur Zeit Lehrer bei einem hamburger Kaufmann war, namhaft. Bei ihrer Ankunft in Stockholm trennte ſie ſich von dieſen guten Leuten und zog zu einer deutſchen Frau, deren Mann eine kleine Stelle bekleidete. Zum Glücke für ſie war die Frau ſehr rechtſchaffen und faßte die zärtlichſte Zuneigung zu ihr. Im Hauſe dieſer Frau ſagte ihr ihr Friſeur eines Tages, daß der öſterreichiſche Geſandte, Graf Belgiojoſo[3] die ſorgfältigſten Nachforſchungen anſtelle, um ein junges Frauenzimmer zu entdecken, das von Hamburg entflohen ſei. Die Unbekannte, welche die Unbeſonnenheit ihrer Flucht zu erkennen anfing, und ſich vor dem ſich nähernden Mangel mehr zu fürchten begann, als vor dem Kloſter, ſagte dem Friſeur, ſie ſei die Perſon, die man ſuche, und er könne es dem Geſandten ſagen. Den folgenden Tag erhielt ſie ein Billet dieſes Herrn, worin ſie eingeladen wurde, ihn zu beſuchen. Sie ließ ſich dieſes Billet von ihrem Dienſtmädchen Sophie vorleſen, und trug kein Bedenken, ſich noch an demſelben Tage zu dem Grafen zu begeben. Er empfing ſie mit Zeichen von Achtung, befragte ſie über die Umſtände ihrer Abreiſe von Hamburg, und da er aus ihren Antworten ſich verſichert halten zu können glaubte, daß ſie die Perſon ſei, die er ſuchte, ſo ſagte er ihr, er ſei beauftragt, die größte Sorge für ſie zu tragen, und er werde ſich überzeugen, ob ſie angemeſſen logirt ſei. Er bot ihr Geld an, das ſie annahm, weil die blaue Börſe erſchöpft war. Graf Belgiojoſo beſuchte ſie folgenden Tages und ſagte, ſie könne nicht länger in ihrer zeitherigen Wohnung bleiben, und er werde ihr ein angemeſſeneres Logis in einem näher an ſeinem Hotel gelegenen Stadttheile einrichten laſſen. Zwei Tage darauf bezog ſie dieſes Quartier bei einem Gewürzkrämer, und behielt Sophien als Kammermädchen. Graf Belgiojoſo gab ihr einen Lakai und ſchickte ihr das Eſſen aus ſeiner Küche. Wenige Tage ſpäter ſagte er ihr, daß ſie ihm ſehr empfohlen worden ſei und daß er ſie zu ſich ins Haus nehmen wolle, wohin ſie ſich noch denſelben Abend begab. Während ſie ſich bei dem Grafen befand, wurde ſie bei dem Anblicke eines Portraits, das dem Fremden, der ſie in ihrer böhmiſchen Wohnung drei Mal beſucht hatte, vollkommen glich, dergeſtalt ergriffen, daß ſie in Ohnmacht fiel. Dieſer Umſtand ſoll durch einen Brief des Grafen Belgiojoſo beſtätigt worden ſein. Das Portrait war das des Kaiſers Franz. Auf die Ohnmacht, aus der man ſie nur mit Mühe wieder zu ſich ſelbſt bringen konnte, folgte ein heftiges Fieber, das ſie an den Rand des Grabes brachte. Während dieſer ſechswöchentlichen Krankheit wollte ſie außerordentlich gewachſen ſein, und ſich ſo verändert haben, daß ſie 30 Jahr alt ſchien, obgleich ſie höchſtens 16 gezählt habe.

---

[1] Reiſten ſie zu Lande dahin?

[2] Wol einen Candidaten.

[3] Graf Ludwig, ſeit 1767 in Stockholm, ſpäter in London und in den Niederlanden.

Nach ihrer völligen Herſtellung ſagte ihr Graf Belgiojoſo, man habe ihm von Hamburg geſchrieben, daß ſie von dort mit einem jungen Engländer fortgegangen ſei. Sie leugnete dies anfangs entſchieden, wie ſie denn in der That niemals einen Engländer gekannt haben will. Als aber Graf Belgiojoſo immer auf ſeiner Behauptung beharrte, gab ſie endlich, aus Verdruß, die falſche

Anſchuldigung zu. Es ſcheint, daß gleichzeitig wirklich ein hamburger Mädchen mit einem Engländer durchgegangen war, und daß Graf Belgiojoſo auf den Gedanken kam, es habe eine Verwechſelung ſtattgefunden, und die Unbekannte ſei nicht die, welche er geſucht habe[1], ſondern die hamburgiſche Kaufmannstochter, die ihn nichts anging. Er ſagte ihr auf ein Mal: ſie ſei nicht die Perſon, die er ſuche, und er rathe ihr, nach Hamburg zurückzukehren, wozu er ihr 25 Louisdor gab und ſie einem Kaufmann empfahl, der nach Hamburg zurückreiſte und ſie mitnahm.

Nach ihrer Rückkunft wünſchte ſie Diejenigen wiederzufinden, denen ſie ſo eifrig entflohen war, und promenirte täglich am Hafen und in den beſuchteſten Gegenden der Stadt. Bei dieſer Gelegenheit redete ſie ein Mann von anſcheinend 50 Jahren, einfach gekleidet, der ihr mehrere Tage von Weitem nachgegangen war, endlich an und ſchlug ihr vor, nach Bordeaux zu gehen. Sie entſchloß ſich um ſo leichter dazu[2], da ſie ſich erinnerte, daß der Geiſtliche ſie hatte nach Bordeaux einſchiffen laſſen wollen, und da ſie nun hoffte, wenn ſie ihrer erſten Beſtimmung folge, werde ſie am leichteſten von Denen wiedererkannt werden, die an ihrem Schickſale theilnähmen. Der Mann, der ſie am Hafen angeredet, ſchiffte ſich mit ihr ein und bediente ſie während der Ueberfahrt.

Als ſie einige Tage bei Madame Guillaumot gewohnt hatte, erhielt ſie einen Brief ohne Unterſchrift, worin ſie angewieſen wurde, zu dem Herzog von Richelieu zu gehen und um deſſen Schutz zu bitten, der ihr nöthig ſei. Sie ſolle das mit um ſo größerer Zuverſicht thun, als der Herzog bereits unterrichtet ſei. Sie ging hin und der Herzog ſagte ihr, daß er in der That ſoeben einen Brief von der Fürſtin von Aremberg [1] empfangen habe, worin ihm Fräulein von Schönau ſehr empfohlen werde. Er bot ihr demgemäß alle mögliche Dienſte an, und ſchloß zuletzt, ſeiner Gewohnheit nach, mit einem Anerbieten, das weiter ging, als bloße Gefälligkeit. Sie brach in Thränen aus und ſank auf die Knie, worauf der Herzog ſich entſchuldigte und ſeitdem den ſtrengſten Anſtand beobachtete. Wenige Tage darauf machte ſie ihren Gegenbeſuch, wobei er ihr rieth, Franzöſiſch zu lernen, das ſie nur nothdürftig verſtand. Der Herzog beſuchte ſie öfters, behandelte ſie ſtets mit großer Rückſicht, lud ſie zu allen Feſten und antwortete auf alle Fragen, die man in Betreff der Unbekannten an ihn richtete, ſtets: „es iſt eine ſehr achtungswerthe Perſon.“

---

[1] Aber wen hatte er geſucht? Hat man nicht danach geforſcht?

[2] Aber fragte ſie den Unbekannten nicht, wie er dazu komme, ihr gerade dieſen Vorſchlag zu machen?

Aus den weiteren, im Verhör angeſtellten Fragen, die ſich meiſtens auf die Geſellſchaften bezogen, die ſie in Bordeaux beſucht hatte, ergab ſich, daß ſie zwei Mal Gelegenheit zu ſehr anſtändigen Partien gehabt, aber beide abgelehnt hatte, angeblich wegen des oben erwähnten, dem geheimnißvollen Fremden, der ſie in Böhmen beſucht hatte, gegebenen Verſprechens.

---

[1] Drei Damen dieſes Geſchlechts können damit gemeint ſein: 1) und wol am wahrſcheinlichſten die Herzogin Louiſe Margarethe, geboren als Erbtochter des letzten Grafen von der Mark, Ludwig Engelbert, am 10. Juli 1730, vermählt 18. Juni 1748 mit dem Herzog Karl Maria Raymund von Aremberg, k. k. wirkl. Geheimen-Rath, General-Feldmarſchall, Gouverneur zu Mons, Witwe 17. Auguſt 1778; 2) allenfalls deren Schwiegermutter, die Herzogin Maria Franciſca, geb. 4. Juni 1696 als Tochter des Nikolaus Pignatelli, Herzogs von Biſaccia und Grafen von Egmont, verm. 29. März 1711 mit Herzog Leopold von Aremberg, k. k. wirkl. Geheimen-Rath, General-Feldmarſchall und Commandirenden in den Niederlanden, Witwe 4. März 1754, lebte zu Brüſſel und ſtarb ſchon 3. Mai 1766. Man könnte denken, dieſe ſei es, die an Richelieu um die Zeit der Ankunft der Unbekannten zu Bordeaux geſchrieben, und ihr bald erfolgter Tod habe das Ausbleiben des Geldes verurſacht. Aber ſie kann nicht dieſelbe ſein, an die, wie wir ſpäter ſehen, der Herzog von York noch 1767 geſchrieben. 3) Maria Adelheid, eine Stiftsdame in Burgund.

Ihre Unterhaltsmittel wollte ſie daher bezogen haben, daß derſelbe Unbekannte, der ihr kurz nach ihrer Ankunft in Bordeaux eine Börſe mit 1000 Louisdor gebracht, ihr nach und nach ungefähr 150,000 Livres gebracht habe, ohne daß ſie jemals habe entdecken können, woher dieſe beträchtlichen Unterſtützungen kämen. Sie befeſtigte ſich in der Idee, daß ſie ſehr reichen Leuten angehören müſſe, und verthat die Summen, wie ſie ſie empfing. Auf ein Mal blieben ſie aus. Sie hatte wenig Geld mehr, und da ſie die zeitherige Lebensweiſe fortſetzte, ſo machte ſie in kurzer Zeit 60,000 Livres Schulden. In der Bedrängniß nun, in die ſie die Drohungen ihrer Gläubiger brachten, kam ſie auf den Gedanken, an vornehme, dem öſterreichiſchen Hofe naheſtehende Perſonen Briefe zu ſchreiben, welche die Aufmerkſamkeit derſelben auf ſie lenken ſollten. Zur Erklärung dieſes Verfahrens [1], deſſen Tadelnswürdigkeit ſie niemals einſehen wollte, gab ſie an: daß ſie durch alle vorhergegangenen Umſtände nothwendig dazu gebracht worden ſei, ſich für die Tochter des Kaiſers zu halten. Da ſie ſich nun auf ein Mal verlaſſen geſehen habe, ſei ſie auf den Gedanken gekommen, die Perſon, durch die ihr ihre Unterhaltsmittel zugekommen, möge geſtorben ſein und vielleicht allein ihren Aufenthaltsort gekannt haben. Da ſie es aber für wahrſcheinlich gehalten, daß ihr Vater mehr als einer Perſon von ihrem Daſein Kunde gegeben, ſo habe ſie geglaubt, wenn ſie an alle bedeutende Perſonen, die dem öſterreichiſchen Hofe naheſtünden, ſchriebe, ſo könne es kommen, daß ſie Jemanden träfe, der mit dem Geheimniß ihrer Geburt bekannt wäre, und daß ſie auf dieſem Wege wieder in den Genuß der Vortheile kommen könne, die ihr Vater ihr zugedacht. Im eigenen Namen habe ſie nicht ſchreiben wollen, um ſich nicht den Unannehmlichkeiten der Fragen nach ihrer Geburt und Erziehung von Seiten Solcher auszuſetzen, die nicht im Geheimniß wären. Auch habe ſie keine unanfechtbaren Beweiſe gehabt, und hätte daher bei mit der Sache nicht Vertrauten leicht in das Licht einer Abenteurerin kommen können, während Eingeweihte mehr von ihrer Herkunft gewußt haben würden, als ſie ſelbſt. Der beſte Beweis, daß ſie nichts Uebles zu thun geglaubt und ſich wirklich für die gehalten habe, als die ſie ſich, ohne es leider beweiſen zu können, dargeſtellt habe, liege darin, daß ihre Briefe den Ort angaben, wo man ſie finden könne, und daß ſie alle darauf abzielten, ſie in die Hände des wiener Hofes zu bringen, der allein ein Intereſſe daran gehabt hätte, eine Täuſchung zu ſtrafen. Sie behauptete fortwährend, daß ſie über die betreffenden Schritte Niemand zu Rathe gezogen habe. Ein Commis des öſterreichiſchen Conſuls in Bordeaux, den man nach Brüſſel holen ließ und abhörte, hatte ihr zuweilen als Secretair gedient, wie ſie denn ſich bei all jenen Briefen ähnlicher Hilfe bedient haben muß, da ſie ja nicht ſchreiben konnte. Jener Commis wollte ihr in der That, als ſie ihm zumuthete, einen fremden Namen unter einen Brief zu ſetzen, Vorſtellungen gemacht haben, worauf ſie entgegnet hätte: „wer will mir verwehren, zu thun, was ich will? kann ich nicht einen Namen annehmen und ſchreiben laſſen, wie es mir beliebt?“ Im Uebrigen gab ſie zwar zu, den Brief aus Wien an Graf Cobenzl, der mit den Worten bezeichnet war: „aus meinem Bette,“ den des Grafen von Weißendorff, den an den Kaiſer Joſeph nach Prag, einen an den baieriſchen Geſandten zu Paris und den an den König von Spanien fabricirt zu haben, ſtellte aber fortwährend in Abrede, von andern eine Kenntniß zu haben. Namentlich verleugnete ſie ſtets einen Brief, den der Herzog von Richelieu, in der erſten Zeit ihres Aufenthalts in Bordeaux, angeblich von der Fürſtin von Aremberg erhalten hatte. Dabei iſt es allerdings bemerkenswerth, daß Richelieu ſofort der Fürſtin entſprechend geantwortet hatte, ohne eine Erwiederung zu erhalten, wie doch zu erwarten geweſen wäre, wenn die Fürſtin nichts von der Sache gewußt hätte. Auch ſoll die Kaiſerin ausdrücklich verboten haben, die Fürſtin über die Sache zu befragen, wie denn überhaupt die Unterſuchung keineswegs alle Beziehungen dieſer verwickelten Sache verfolgt zu haben ſcheint.

---

[1] Wenn die Sache wahr iſt, ſo erwächſt freilich die Frage, warum man jene Summe nicht lieber anlegte, ſtatt ſie dem jungen Mädchen in die Hände zu geben, für welches die Rente derſelben vollkommen ausgereicht hätte. Und hatte man den Kloſterplan aufgegeben?

Noch brachte die räthſelhafte Perſon folgende eigenthümliche Geſchichte an. Als der Herzog von York[1] nach Bordeaux gekommen ſei, habe er ihr ſagen laſſen, daß er ſie zu ſprechen wünſche und daß ſie ihm eine Stunde beſtimmen möge, wo er ſie beſuchen konne, ohne daß es in Bordeaux bekannt würde. Sie beſtellte ihn zwiſchen 5 und 6 des Morgens, nach einem Ball bei dem Herzog von Richelieu. Er erſchien zur beſtimmten

---

[1] Eduard August, Bruder Georgs III., geb. 25. März 1739, † auf der Reiſe in Italien 17. Sept. 1767.

Zeit und ſagte ihr: eine Dame von Diſtinction habe ihn beauftragt, ſich nach dem Stande ihres Schuldenweſens zu erkundigen und ihr Geld zu geben. Sie habe ihm denn auch geſtanden, daß ihre Gläubiger ſie ſehr um 60,000 Livres drängten. Der Herzog habe ihr darauf geſagt: ſie möge ſich beruhigen. Er habe ihr noch am nehmlichen Tage 700 Louisdor geſchickt und ihr ſagen laſſen, er werde ſich beeilen, ihr die Mittel zur Tilgung ihrer ſämmtlichen Schulden zukommen zu laſſen. Am nächſten Tage ſei er abgereiſt. Bald darauf wurde ſie krank, und Herr St. Gere[1]) befand ſich an ihrem Bette, als ihr ein aus Monaco datirter Brief des Herzogs von York gebracht wurde. St. Gere begann, ihn ihr vorzuleſen, und der Eingang enthielt folgende Worte: „Ich war bereit, Ihnen zu ſchicken, was ich noch für Sie hatte; aber als ich von Ihnen wegging, erhielt ich einen Brief, worin mir ausdrücklich aufgetragen ward, Ihnen das Geld nur nach und nach zu geben. Ich habe an die Fürſtin von Aremberg geſchrieben" — bei dieſen Worten riß die Unbekannte — und dieſer Vorgang ſoll conſtatirt ſein — Herrn St. Gere den Brief aus den Händen, und wollte ihm nicht geſtatten, denſelben weiter zu leſen. Nach dem Grunde dieſes Verfahrens befragt, ſagte ſie: der Herzog von York habe ihr verſichert, die Fürſtin von Aremberg intereſſire ſich ſehr für ihr Schickſal, ſie kenne das ganze Geheimniß ihrer Geburt; als ſie nur die erſte Sylbe des Namens derſelben habe nennen hören, habe ſie die Beſorgniß gefaßt, es möge in dem Reſte des Briefes etwas auf dieſe Fürſtin, vielleicht auf ihre eigene Geburt Bezügliches ſein, wovon ſie nicht gewollt habe, daß Herr St. Gere etwas erfahre. Hierauf zog ſie den

---

[1]) Etwa jener Commis?

Brief des Herzogs von York aus der Taſche[1]) und der Präſident Reny las ihn. Die fehlende Stelle lautete: „Ich habe der Fürſtin Aremberg geſchrieben, um mir die Erlaubniß zu erwirken, Ihnen wenigſtens die Summe zukommen zu laſſen, die Sie brauchen, um vor den Verfolgungen Ihrer Gläubiger ſicher zu ſein, aber —“ Wenige Tage nach Empfang dieſes Briefes erfuhr ſie, daß der Herzog von York geſtorben ſei. Sie ließ an die Perſonen, welche ſeine Angelegenheiten zu ordnen hatten, ſchreiben, und bat, ihr ihre Briefe und ihr Portrait zurückzuſenden. Es fand ſich nur Ein Brief vor, den ſie mit dem Portrait zurückerhielt.

Mehr wurde in den 24 Sitzungen, die man mit Vernehmungen zubrachte, nicht ermittelt. Graf Cobenzl und Graf Reny berathſchlagten nun, was man mit der Unbekannten machen ſolle. Der Hof hatte ihre Meinung wiſſen wollen, und ſie waren anfangs darüber einig, das Beſte wäre, die Unglückliche in irgend einem entlegenen Kloſter unterzubringen und ſie dort zu behalten, bis die Zeit über ihre Verhältniſſe Aufſchluß bringe. In dem Augenblicke aber, wo ſie dieſes Gutachten nach Wien berichten wollten, erhielt Graf Reny einen Brief ſeines Vaters, welcher Cabinetsſecretair der Kaiſerin war und ihm mittheilte: die Kaiſerin habe, nach dem Inhalte der im Verlauf der Vernehmung an den Hof geſendeten Protocolle, eine ſehr ungünſtige Meinung von der Unbekannten gefaßt, und ſei entſchloſſen, ſie mit ganzer Strenge behandeln zu laſſen. In Folge dieſer Mittheilung änderte Graf Reny ſeine Meinung dergeſtalt, daß er jetzt dafür war, die Unglückliche nach Bordeaux zurückzuſchicken und ſie ihren Gläubigern zu überlaſſen. Dieſes Gutachten erſtattete er nach Wien. Graf Cobenzl dagegen, ſeiner Ueberzeugung treubleibend, faßte das ſeinige in folgender Weiſe: „Scheint es auch, daß die Unbekannte nicht eine Tochter des hochſeligen Kaiſers iſt[1]), ſo finden ſich doch Umſtände in ihrer Geſchichte, welche einigen Zweifel über ihre Herkunft beſtehen laſſen[2]), und bei dieſer Ungewißheit möchte ich nicht der Meinung des Grafen Neny ſein. Der Vorſchlag, die Unbekannte ihren Gläubigern zu überlaſſen, ſcheint mir ſowol gefährlich, in Betreff des Willens Ihrer Majeſtät, ſoviel als möglich dieſe Angelegenheit nicht ruchtbar werden zu laſſen, als ihrer Humanität und Milde zuwiderlaufend. Indem man dieſe Unglückliche zu ihren Gläubigern zurückſchickte, verſetzte man ſie in die gehäſſige und verhängnißvolle Nothwendigkeit, zwiſchen dem ſichern Untergange in einem Gefängniſſe, oder der Schmach zu wählen, ſich durch ihre Reize und Figur zu helfen, und der letztere Ausweg würde ein um ſo größeres Unglück und doppelt geeignet ſein, das Mitleid Ihrer Majeſtät zu erwecken, da die ſittliche Führung dieſer jungen Perſon jederzeit tadellos geweſen iſt. Im Uebrigen würde man durch die Zurückſendung derſelben nach Bordeaux die Vermuthungen, die man erſticken will, beſtärken, weil das Publikum nicht verfehlen würde, zu ſagen: da man ſie nicht als Betrügerin beſtraft habe, ſo müſſe man einigermaßen von ihrer Herkunft überzeugt ſein. Der Einwand, daß man ihre Schulden bezahlen müſſe, wenn man ſie ihren Gläubigern nicht wiedergäbe, ſcheint mir ſchwach im Vergleich mit den Gefahren, die ſich aus dem Vorſchlage des Grafen Reny ergeben müßten. Ihre Schulden belaufen ſich nicht ganz auf 60,000 Livres; ſie beſitzt zu Bordeaux noch werthvolle Effecten, wie eine vergoldete Toilette, viele reiche Kleider, feines Meublement ꝛc. Der Verkauf dieſer Effecten könnte einen guten Theil der Summe decken, die ſie ſchuldet, und was dann noch zu bezahlen bliebe, ſcheint mir ein unbedeutender Gegenſtand für die Wohlthätigkeit Ihrer Majeſtät zu ſein. Dieſes Liebeswerk würde der Kaiſerin das unbedingte Recht geben, über dieſe Unglückliche in einer Weiſe zu verfügen, die ſie vor den Gefahren der Verführung ſchützen würde. Mein Rath iſt daher: daß Ihre Majeſtät die Unbekannte in ein Kloſter in Tirol oder in einem anderen Theil ihrer Gebiete bringen laſſe, wohin die Kunde dieſer Sache noch nicht gedrungen. Hier könnte ſie, mit geringen Koſten und im Verborgenen, ein ruhiges Leben führen, und wenn die Zeit einiges Licht über ihr Schickſal brächte, und ihre Beziehung zu rechtlichen oder angeſehenen Perſonen, auf welche die großen Summen, die ſie erhalten hat, hindeuten, nachwieſe, ſo hätte man es ſich erſpart, ſich die Leiden vorzuwerfen, denen dieſe junge Perſon unfehlbar ausgeſetzt ſein würde, wenn man den Rath des Grafen Reny befolgte. Ich halte deſſen Vorſchlag für in jeder Rückſicht gefährlich, und würde weit mehr der Meinung ſein, die Unbekannte nach der ganzen Strenge der Geſetze zu behandeln, wenn das nicht mit der Milde Ihrer Majeſtät unbedingt unverträglich wäre. Wenn der Hof meinen Vorſchlag anzunehmen geruhte, könnte man die Effecten der Unbekannten verkaufen und ihre Schulden bezahlen laſſen, ohne daß die Gläubiger erführen, daß dies von

---

[1]) Trug ſie ihn beſtändig bei ſich, und iſt ſeine Echtheit conſtatirt worden?

---

[1]) Wir finden im Vorſtehenden keinen Grund, woher das ſo ſcheinen ſollte.

[2]) Es hat ſich vielmehr gar nichts über dieſe ermittelt.

Ihrer Majeſtät herrühre. Das letztere ſie vermuthen zu laſſen, würde gefährlich ſein, weil ſie Ihrer Majeſtät ſonſt ein ſtärkeres Intereſſe unterlegen könnten, als das des bloßen Mitleids. Es würde hinreichen, durch die Unbekannte einen Banquier in Bordeaux zum Verkauf ihrer Effecten und Regulirung ihrer Schulden beauftragen zu laſſen; das Fehlende würde dann im Namen des jungen Mädchens hingeſchickt, und die Gläubiger, zufrieden, bezahlt zu ſein, und gewohnt, ſie beträchtliche Summen verzehren zu ſehen, würden keinen Grund haben, die wohlthätige Hand zu beargwöhnen, die ihr dieſe letzte Hilfe geleiſtet."

Dieſer verſtändige Rath wurde nicht befolgt, und der des Grafen Neny konnte nicht in Ausführung gebracht werden. Der Herzog von Choiſeul verweigerte beharrlich den Paß, den man von ihm verlangte, um dieſes unglückliche Mädchen nach Bordeaux bringen zu laſſen. Umſonſt ſtellte Herr de Barré, der öſterreichiſche Geſandtſchaftsſecretair in Paris, der in Abweſenheit des Grafen Mercy die Geſchäfte zu verſehen hatte, dem Herzog vor, daß die Gläubiger in ihrem Rechte gekränkt würden, wenn man ihnen ihre Schuldnerin nicht zurückgäbe 1): der Herzog nahm die Sache fortwährend ſehr leicht und beharrte in ſeiner Weigerung. Inzwiſchen fiel Graf Cobenzl in ſeine letzte Krankheit. An dem Tage, wo er die letzte Oelung empfing, ſagte er einer vertrauten Perſon, welche von allem, was ſich auf die Unbekannte bezog, unterrichtet war, er habe ſoeben Befehl von Wien erhalten, in Betreff der Gefangenen alles zu ſiſtiren, ſie nicht nach Bordeaux zurückzuſchicken, überhaupt bis auf weitere Befehle nichts in der Sache

---

1) Was konnte ihnen dieſe helfen, ohne Geld und ohne Freunde?

zu thun. Dieſe Anweiſung ſei in einem eigenhändigen Briefe des Fürſten Kaunitz[1]) enthalten geweſen, den er ſofort verbrannt habe.[2]) „Sie ſehen," ſetzte er nach einigem Nachſinnen hinzu, „daß der Rath eines ehrlichen Mannes durchdringen kann." Zwei Tage darauf ſtarb er, und vier Tage ſpäter zog man die Unbekannte aus ihrem Gefängniß; ein Unterlieutenant der Maréchauſſée von Brabant brachte ſie nach Quevrin, jenſeit von Mons; man gab ihr 50 Louisdor[3]) und überließ ſie ihrem Schickſale.

Von dieſem Augenblicke an verſchwindet jede ſichere Spur von der Unbekannten. Man hat ſie aber in einer anderen unglücklichen Perſon wiederzufinden geglaubt, über welche gegen Ende des Jahres 1780, oder Anfangs 1781 das engliſche Journal Craftman berichtete. Dieſes erzählte: vor ungefähr vier Jahren[4]) kam ein junges Frauenzimmer in ein Dorf in der Nähe von Briſtol und bat um etwas Milch, um ſich zu erfriſchen. Sie hatte etwas ſo Einnehmendes in ihrem ganzen Aeußern, daß ſie die Aufmerkſamkeit Aller auf ſich zog, die ihr nahe kamen. Sie war ſehr jung[1], von auffallender Schönheit, elegantem und anmuthvollem Benehmen und ungemein anziehenden Geſichtszügen. Sie war allein, war Fremde und in äußerſter Dürftigkeit. Gleichwol ließ ſie keine Klage hören und wendete keine Kunſt an, Mitleid zu erwecken. Ihr Benehmen und ihr Geſpräch deuteten auf die feinſte Erziehung; in allem aber, was ſie that oder ſagte, war etwas Irres und Unſtetes. Sie lief den ganzen Tag bald da, bald dorthin, ein Plätzchen zu ſuchen, um ihr unglückliches Haupt in Ruhe zu legen. Des Nachts flüchtete ſie ſich in eine Hürde auf dem Felde. Umſonſt ſtellten ihr die Damen der Umgegend die Gefahren einer ſo ſchutzloſen Lebensweiſe vor. Sie nahm die unentbehrlichſten Gegenſtände von ihnen an; aber weder Bitten, noch Drohungen konnten ſie bewegen, in einem Hauſe zu ſchlafen, und da ſie einige Male augenſcheinliche Zeichen des Wahnſinns gab, ſo erwirkte man endlich einen Befehl, ſie in Gewahrſam zu bringen. Dieſe Freiheitsbeſchränkung ſcheint ſie aber in einen ſo fürchterlichen Zuſtand verſetzt zu haben, daß man ſich endlich entſchloß, ſie wieder in Freiheit zu ſetzen. Sofort wendete ſie den Reſt der ihr gewordenen Kräfte an, um zu ihrem theuren Aſyle zu fliegen, wiewol es ſechs (engl.) Meilen von dem Orte ihres Gewahrſams entfernt war, und ihr Entzücken, ſich wieder in Freiheit und unter dem elenden Obdache zu finden, das ſie gewählt hatte, war unbeſchreiblich. Harte Entbehrungen, Krankheit, ſtrenge Kälte und äußerſtes Elend ſchwächten wol allmälig ihre Geſundheit und verringerten ihre Schönheit; aber immer blieb ihre Geſtalt höchſt anziehend, und in ihren Zügen und ganzem Benehmen lag ungemeine Sanftmuth und Zartheit. Ueber alles, was die Eitelkeit ihres Geſchlechts zu reizen pflegt und gerade den Irrſinnigen faſt immer gefällt, war ſie hinaus; ſie wollte kein Pelzwerk, keinen Zierrath annehmen oder tragen, ſondern hing dergleichen, als ihrer Betrachtung unwerth, an den erſten beſten Strauch, den ſie auf ihrem Wege fand. Ueber ihr Schickſal verweigerte ſie jede Auskunft; ihre Schweigſamkeit in dieſer Beziehung war unbeſiegbar; ihr Gedächtniß ſchien geſchwächt, und ihr Urtheil ſichtbar geſtört zu ſein; indeß antwortete ſie ſo ziemlich richtig, außer wenn ſie argwöhnen konnte, daß die an ſie gerichtete Frage den Zweck hätte, ihr ihr Geheimniß zu entreißen. Ihre Lebensweiſe war die unſchuldigſte, die ſich denken ließ. Bei ſchönem Wetter ſtreifte ſie in allen Dörfern der Umgegend umher, unterhielt ſich mit den Kindern armer Landleute, machte ihnen kleine Geſchenke von Sachen, die man ihr gegeben hatte, und empfing andere von ihnen, nahm aber nie etwas an, als Milch, Thee und die einfachſten Nahrungsmittel.

---

[1]) Th. III, S. 233 ff.

[2]) Warum das?

[3]) Auf weſſen Veranſtaltung das alles geſchehen, darüber ſchweigen unſere Quellen. Uebrigens folgten wir im Vorſtehenden hauptſächlich der 1785 (anonym und ohne Angabe des Druckorts) erſchienenen Schrift: L'Inconnue, histoire véritable. Der Herausgeber derſelben erklärt ſie für einen treuen Auszug aus Protocollen über 24 Verhöre. Dieſe Protocolle hätte ihm der Neffe des Grafen Cobenzl, der Graf C..r..n (Coronini von Kronberg, ein Sohn der Gräfin Kaſſandra von Cobenzl) mitgetheilt, welcher den Verhören beigewohnt habe. Den Charakter eines ſolchen Protocollauszugs trägt aber die Schrift nicht. Sie enthält Manches, was in den Verhören nicht vorkommen konnte, und Vieles nicht, was man in dieſen erwartet hätte.

[4]) Alſo etwa 1776, während Graf Cobenzl 1770 ſtarb.

---

[1] Unſere Unbekannte war in Schweden 16 Jahre alt, lebte dann 3 Jahre in Bordeaux, ſtand 2 Jahre mit Graf Cobenzl in Verkehr, muß alſo 6 Jahre nach deſſen Tode hoch in die Zwanzig geweſen ſein.

Die Damen der Umgegend, beſonders eine, die niemals aufgehört hat, ihre Wohlthäterin zu ſein,[1]) wendeten alle Mittel an, ſie zu beſtimmen, in einem Hauſe zu wohnen, aber ihre gewöhnliche Antwort war: „in den Häuſern wohnen Unruh und Elend, und es gibt kein wahres Glück, außer in Freiheit und friſcher Luft.“

Aus einer gewiſſen Eigenthümlichkeit ihrer Ausdrucksweiſe und ſprachlichen Wendungen und aus der, wenn auch wenig, fremdartigen Ausſprache[2]) hatten einige

---

1) Mrs. Atking zu Briſtol.

2) Woher hätte dieſe Unbekannte eine ſolche Fertigkeit im Eng-

Perſonen geſchloſſen, daß ſie keine Engländerin ſei. Man machte von da an wiederholte Verſuche, zu verſchiedenen Zeiten, über ihre Herkunft Licht zu bekommen. Ein Gentleman redete ſie in verſchiedenen feſtländiſchen Sprachen an; ſie ſchien unruhig, verlegen und beängſtigt; als er aber deutſch zu ihr ſprach, war ihre Bewegung ſo groß, daß ſie dieſelbe nicht verbergen konnte; ſie entfernte ſich von ihm und ergoß ſich in Thränen. Zwei andere Gentlemen hatten davon gehört und ſuchten die arme Verlaſſene auf. Einer von ihnen, der ſehr fertig deutſch ſprach, verſuchte die Probe ein zweites Mal. Sie zeigte augenſcheinliche Verwirrung, ward roth, und ſei es Zufall, oder daß ſie jene Sprache wirklich verſtand,[1] ſie antwortete auf einige Fragen engliſch. Aber ſofort, als hätte man ſie durch Ueberraſchung zu dieſer Unbeſonnenheit verleitet, wendete ſie das Geſpräch geſchickt auf einen anderen Gegenſtand und läugnete, verſtanden zu haben, was man zu ihr geſprochen.

Nach einiger Zeit gelang es der Mrs. Atking, ſie bei einem Chirurg in Briſtol unterzubringen, dem es glückte, ihr Zutrauen zu gewinnen. So oft derſelbe aber ſie nach ihrer Herkunft fragte, legte ſie den Finger auf den Mund. Da ſie fortfuhr, ſich durchaus in kein Bett legen zu wollen, ſo breitete man ihr Matratzen auf die Erde. Oft unterhielt ſie ſich damit, daß ſie ihre Decke wie einen königlichen Mantel um ſich ſchlug. Eines Tages, als ein mit vier Pferden beſpannter Wagen durch die Straße fuhr und Alles ans Fenſter trat, fragte ſie nach der Urſache und ſagte dann: das iſt nicht der Mühe

---

liſchen erlangt? Wir haben geſehen, daß ſie erſt in Bordeaux franzöſiſch zu lernen anfing.

[1] Alſo Gewißheit hatte man auch darüber nicht erlangt.

werth; mein Vater fuhr ſtets mit achten. Sie ſoll ſich Bicky genannt haben, ihr Accent deutſch und italieniſch geweſen ſein, und Mrs. Atking behauptete, daß ſie die Erzeugniſſe dieſer beiden Länder zu kennen ſcheine [1].

Wir finden keinen nur irgend ſicheren Grund, eine Identität beider Perſonen anzunehmen. Selbſt Zeit und Lebensalter wollen nicht paſſen. Nicht ein Mal das iſt gewiß, daß die zweite Unbekannte keine Engländerin geweſen. Die Vermuthung des Berichterſtatters im Craftman, daß ſie 1775 oder 1776 von einem fremden Schiffe ans Land geſetzt worden ſei, erſcheint als reine Conjectur. Die einzelnen Aeußerungen der Irren, welche auf vornehme Geburt deuteten, ſind bei ſolchen Unglücklichen nur zu gewöhnlich. Sollten aber beide Perſonen identiſch geweſen ſein, welche Laſt von traurigen Schickſalen müßte ſich da dieſe fünf, ſechs Jahre hindurch auf die Unglückliche gelegt haben, die das unbefangene, leichtſinnige Mädchen zu ſolchem Irrſinn und ſolcher Verſchloſſenheit bringen konnten!

Aber auch abgeſehen von der Frage nach der zweiten Unbekannten, das Verhältniß der Erſten bleibt räthſelhaft. Soll man ſie für eine gewöhnliche Abenteurerin halten? Die mehrfachen Unwahrheiten und Täuſchungen, die ſie ſich zu Schulden kommen ließ, könnten dazu führen. Aber erlauben ſich nicht häufig auch Solche dergleichen, die in der Hauptſache völlig unſchuldig ſind? Man ſieht weder einen rechten Zweck des Betrugs, noch wie ſie hoffen konnte, auf ihrem Wege irgend ein Ziel zu erreichen, als Entdeckung und Beſtrafung. Sie ſelbſt rief ja zur Unterſuchung ihrer Sache auf und verbarg ſich keiner Prüfung. Was weiter von ihrer ganzen Lebensweiſe bekannt iſt, zeugt für eine zwar ſehr leichtſinnige und unerfahrene, aber harmloſe, züchtige und offenherzige Perſon, überhaupt dafür, daß ſie in gutem Glauben gehandelt hat. Daß ſie im Anfang mit reichen Geldmitteln ausgerüſtet geweſen iſt, daß ſich bedeutende Perſonen für ſie intereſſirt haben, ſcheint gewiß. Eine andere Herkunft, andere Lebensgeſchichte, als die ſie angegeben, iſt nicht ermittelt worden. Auch darauf führt keine Spur, daß ſie nur ein Werkzeug in Anderer Händen geweſen ſei. (Bemerkenswerth bleibt jedoch der Reiter, der ihr an der franzöſiſchen Grenze das Billet in den Wagen warf.)

---

[1] Was für Erzeugniſſe haben dieſe Länder, die nicht auch in England bekannt wären?

Auf der anderen Seite finden wir aber auch keinen ſicheren Anhalt zu der Annahme, ſie ſei wirklich eine natürliche Tochter des Kaiſer Franz geweſen, und manches ſpricht gegen dieſelbe. Wollen wir auch nicht behaupten, daß, weil ſie einzelne Unwahrheiten eingeſtanden hat, man ihrer ganzen Erzählung keinen Glauben beizumeſſen habe [1]), ſo hat man doch für den, hier beſonders wichtigen früheren Theil ihres Lebens nur ihre eigene Ausſage. Will man dieſe als wahr betrachten, ſo bleibt es immer bloß ihre eigene Vermuthung, daß der Unbekannte der Kaiſer geweſen ſei. Aehnlichkeiten trügen, und man glaubt leicht, was man wünſcht. Die Portraits konnten ihr ſpäter zugekommen ſein. In ihrer weiteren Geſchichte bleibt, auch in der verbeſſerten Ausgabe, die eigentlich noch wunderlicher iſt, als die erſte, vieles Zweifelhafte. Warum ließ Graf Belgiojoſo, der ſich ihrer anfangs ſo warm anzunehmen ſchien, ſie ſo plötzlich und gleichgiltig fallen, während man hätte annehmen ſollen, daß ſein näherer Verkehr mit ihr und was er darin über ihre Herkunft und Verhältniſſe etwa vermuthen können, ihn hätte beſtimmen müſſen, ſie jedenfalls nicht aus den Augen zu laſſen? Die Perſonen, die ſie nach Hamburg gebracht, ſcheinen ſich nicht bemüht zu haben, ſie zu finden und zurückzubringen. Höchſtens daß ſie einem weiteren Unbekannten Auftrag gegeben, ihr behilflich zu ſein, wenn er ſie etwa in Hamburg träfe. War es ſo wahrſcheinlich, daß ſie ſich gerade dorthin wenden würde, und woran erkannte ſie dieſer Unbekannte? Ueberhaupt wie viele Leute ſtehen nicht dieſen unbekannten Freunden zum Beſten des Fräuleins zu Gebote, und wie verſchwinden dieſe doch alle mit einem Male! Warum hatte man den Kloſterplan ſo gänzlich aufgegeben, und was war es für ein unüberlegter Gedanke, daß man dieſes junge 16jährige Mädchen ganz allein, oder nur unter der Obhut einer Zimmervermietherin, welche keinen erziehenden Einfluß auf ſie geübt zu haben ſcheint, in dem Beſitz von Summen, mit denen ſie nicht umzugehen verſtand, in Bordeaux wohnen, alle Freuden der Geſellſchaft koſten, die erſten Häuſer beſuchen und allmälig in Schulden gerathen ließ, ihr ſelbſt überlaſſend, wie ſie ſich wieder heraushelfe? War ſie die Tochter des Kaiſers und auf ſeine Koſten erzogen, ſo mußten — darin hatte ſie Recht — manche Perſonen darum wiſſen, und von dieſen hätte doch Eine durch die Briefe, die ſie in ihrer Noth ſchrieb, durch ihre, nicht eben in tiefem Geheimniß bewirkte Abführung nach Brüſſel und dortige Haft und Vernehmung aufmerkſam gemacht werden ſollen. Es hat ſich Niemand gerührt. Die Fürſtin von Aremberg, die ſie dem Herzog von York empfohlen und als die wahrſcheinlichſte Quelle des Geldes dargeſtellt wird, lebte in den öſterreichiſchen Niederlanden und war gewiß von dem unterrichtet, was mit der Unbekannten vorging, wenn auch die Kaiſerin verboten haben ſoll, ſie zu befragen.

---

[1]) Einzelnes hat ſich außerdem als wahr erwieſen, wie die Vorgänge in Schweden und Bordeaux.

Am wenigſten können wir der Vermuthung Raum geben, daß die Kaiſerin, oder daß die in dieſer Sache thätigen Organe der kaiſerlichen Regierung die Unbekannte als eine natürliche Tochter des Kaiſers Franz erkannt hätten, ohne ſie als ſolche anerkennen und behandeln zu wollen. Dem Charakter der Kaiſerin und der Haltung, die ſie ſpeciell in Betreff ihres Gemahls und ſeiner galanten Verbindungen beobachtet hat, widerſpräche das vollkommen. Maria Thereſia liebte ihren Gemahl, mit dem ſie eine überaus glückliche und geſegnete Ehe führte, auf das Zärtlichſte; ſie liebte ihn ſo ſehr, daß ſie die öfteren Galanterien, ja die fortgeſetzten Nebenverbindungen, in die er ſich einließ, ihm niemals entgelten ließ,[1] ja kaum zu kennen ſchien. Wenn ſie dieſelben geahndet hat, ſo war es nicht gegen ihn, oder die Gegenſtände ſeiner Neigung, ſondern es zeigte ſich dann in der Strenge, mit welcher die Kaiſerin überhaupt gegen die Verirrungen der Geſchlechtsliebe zu Felde zog. Die Liebe, die ſie ihrem Gemahl im Leben gewidmet hatte, wurde nach ſeinem plötzlichen Tode zu einer Art von Cultus. Mit eigenen Händen bereitete ſie ſein Leichentuch. Das Zimmer, wo er geendet,[2] wurde zur Kapelle, die Stelle, wo er, vom Schlage getroffen, umgeſunken war, zum Altar verwandelt. Funfzehn Jahre lang und bis zu ihrem Tode legte Maria Thereſia die Trauerkleidung nicht ab. Sie verließ ihre gewohnten Gemächer und bezog andere, im dritten Geſtock, die ſie mit ſchwarzem Sammt ausſchlagen ließ. Monatlich am 18. und den ganzen Auguſt hindurch verblieb ſie in völliger Einſamkeit. Sie ließ ſich ihr Mauſoleum neben dem ihres Gemahls errichten. In den letzten Jahren verweilte ſie täglich mehrere Stunden vor einem Crucifix, in der Todtenkapelle, die mit Todtenköpfen, dem Bilde ihres Gemahls im Sarge und ihrem eigenen Bilde als Leiche behängt war. Mehrmals ließ ſie ſich in die Gruft des Kaiſers in der Kapuzinerkirche in Wien herabſenken, an ſeinem Sarge zu beten.

---

[1] Sie entſchuldigte ihn mit ſeiner Geſchäftsloſigkeit und warnte ihre Vertraute, wie Karoline Pichler in ihren Denkwürdigkeiten erzählt, einen Mann zu heirathen, der nichts zu thun habe. Freilich hielt ſie ſelbſt ihren Gemahl von den Staatsgeſchäften fern.

[2] In Insbruck am 18. Auguſt 1765

Seine letzte, ſtärkſte und dauerndſte Neigung war, nächſt ſeiner Gemahlin, der Fürſtin Maria Wilhelmine Joſephe von Auersperg gewidmet geweſen. Dieſelbe war am 30. April 1738 geboren, eine Tochter jenes Grafen Wilhelm Reinhard von Neipperg,[1] den die Verwickelungen des belgrader Friedens auf einige Zeit auf die Feſtung brachte, der ſich aber bald wieder emporſchwang[2] und in hohen Würden erſt kurz vor ſeiner Tochter ſtarb. Sie war am 10. April 1755 mit dem Fürſten Johann Adam von Auersperg [1]. vermählt werden. In den Niederlanden — wo ihr Vater Gouverneur von Luxemburg war — erzogen, kam ſie mit 16 Jahren an den kaiſerlichen Hof, alles in Staunen und Entzücken ſetzend. Sie war von mittlerer Größe, hellbraunem Teint; die Augen grau, das üppige Haar kaſtanienbraun. Wenn ſie ſprach, leuchtete eine Fülle von Grazie und Anmuth in ihr auf. Ihr Charakter war ſanft und einnehmend, ihr ganzes Weſen bezaubernd. Verſchwenderiſch war ſie in hohem Grade, und namentlich dem Spiel ſehr ergeben. Sie hatte ihrem Gemahl gegen 80,000 Thaler zugebracht, die ſie aber im erſten Sommer ihrer Ehe verſpielte. Sie war zärtlich und hingebend, in ihren Neigungen aber unbeſtändig und launenhaft. Der Kaiſer Franz brachte, ſo oft er konnte, ſeine Abende bei ihr zu, wo eine ausgewählte Geſellſchaft in ungezwungener Heiterkeit vereinigt war. [2]) Sie war auch mit in Insbruck, bei dem

---

[1] Geb. 27. Mai 1684, k. k. wirklicher Geh.-Rath und General-Feldmarſchall, Commandant zu Wien, verm. 24. April 1726 mit Maria Franciſca Gräfin von Khevenhüller (geb. 8. Nov. 1702, † 2. Sept. 1760), † 26. Mai 1774. Er hatte einen Sohn, Leopold, der das Geſchlecht fortpflanzte, und zwei Töchter, davon die Aelteſte den Marquis von Ives heirathete, aber ſchon 15. Dec. 1758, 31 Jahre alt, †. Die Jüngere war die Fürſtin Auersperg.

[2] Maria Thereſia ſtellte ihn gleich wieder an. Man hat das daraus erklären wollen, daß er ſich für ſie geopfert habe, indem er den belgrader Frieden um ihret- und ihres Gemahls willen unterzeichnet habe. Indeß die Erzählung, daß Franz auf einer Jagd von den Türken gefangen und nur unter der Bedingung der Uebergabe Belgrads freigegeben worden ſei, gehört lediglich dem Roman an. Die zweite, etwas weniger romantiſche Verſion, wonach Neipperg, mit Rück-

---

ſicht auf die bevorſtehenden größeren Wirren, von der Thronerbin und ihrem Gemahl inſtruirt geweſen wäre, den Frieden um jeden Preis zu ſchließen, ermangelt jedes Beweiſes, und der Sohn des Feldmarſchalls hat in ſeiner Rechtfertigungsſchrift ſeines Vaters keinen Bezug darauf genommen. Neipperg's Verfahren läßt ſich auch ohne jene Annahme pſychologiſch wohl erklären. Die Sachen ſtanden ſchlecht; alles war entmuthigt; die Türken waren ſehr ſtarr; Wallis war nicht offen gegen Neipperg, und dieſer verlor den Kopf.

1) Derſelbe war am 27. Aug. 1721 geboren, der zweite Sohn des Fürſten Heinrich und der Fürſtin Maria Dominica Magdalena von Lichtenſtein, ward 14. Aug. 1746 in den Reichsfürſtenſtand erhoben und war in erſter Ehe mit der Gräfin Maria Katharina von Schönfelds (geb. 1728, verm. 14. Nov. 1746, † 4. Juni 1753) vermählt. Nur von dieſer hatte er einen Sohn, Joſeph Heinrich (geb. 19. März 1749), der als k. k. Hauptmann vor ihm ſtarb (Mai 1772).

2) Näheres bei Wraxall, Memoirs of the courts of Berlin, Dresden, Warsaw and Vienne; Lond., 1799.

Tode ihres kaiſerlichen Freundes. Als nun, bevor die Leiche des Kaiſers in die Gruft nach Wien abgeführt ward, ſich die Kaiſerin, das erſte Mal nach dem Tode ihres Gemahls, ihrem Hofe zeigte, ſah ſie, aus ihrem Cabinet tretend, den ganzen Hof auf der einen Seite und auf der anderen, alleinſtehend und gemieden, die Thränen von dem langen ſchwarzen Schleier nicht genug verborgen, die Fürſtin Auersperg. Sofort ging ſie auf ſie zu, gab ihr die Hand und ſprach, daß Alle es hören konnten: „Wir haben wahrlich viel verloren, meine Liebe!“ Noch am Tage vor ſeinem Tode ſoll, wie Coxe erzählt, der Kaiſer ſeiner Geliebten eine Anweiſung auf 200,000 Fl. ausgeſtellt haben, die bei ſeinem Tode noch nicht bezahlt war. Die Miniſter wollten die Zahlung beanſtanden; die Kaiſerin aber befahl, ſie ohne Weiteres zu leiſten. Ein kleines Landhaus in der Nähe von Laxenburg, das der Kaiſer ihr geſchenkt hatte, kaufte ſie ihr weit über dem Werth ab. Auch weiterhin behandelte ſie ſie ſtets mit größter Zartheit und ließ ihr nie einen Groll merken, wenn ſie ihr auch natürlich keine Gunſt ſchenkte und ihre Nähe nicht liebte. Die Kaiſerin überlebte die Fürſtin, welche letztere am 21. Oct. 1775, erſt 37 Jahre alt, an einer Lungenentzündung ſtarb.

Kann man, nach dieſen Vorgängen, noch annehmen, Maria Thereſia würde, wenn ſie nur im Mindeſten für möglich gehalten, die Unbekannte ſei das Kind ihres verewigten Gemahls, ſie ſo ins Elend geſtoßen haben? Und auch die Räthe und Diener, wenn ſie nicht für gewiß gehalten hätten, daß die Erzählung der Unbekannten außer allem Bezug zu ihrem Kaiſer ſtehe, würden ſie wol ihre Zurückſendung nach Bordeaux, oder ihre Entlaſſung in gänzliche Freiheit empfohlen haben, wo ſie in beiden Fällen erwarten mußten, daß der ganze

Handel öffentlich werde? Der Befehl, den Graf Cobenzl in der letzten Stunde erhielt, ſcheint nur darauf Bezug gehabt zu haben, daß die Kaiſerin damit umging, aus Mitleid ſeinen Rath zu befolgen. Wäre ein tieferer Grund im Spiele geweſen, ſo würde man der Unglücklichen, auch nach ihrer, wahrſcheinlich durch den Uebereifer des Grafen Neny bewirkten Entlaſſung, nachgeſpürt haben. Auch iſt es bemerkenswerth, daß Prinz Karl, der ſich anfangs für die Unbekannte intereſſirt zu haben ſcheint und manche Aehnlichkeiten entdeckte, welche Anderen entgangen waren, ſie ſpäter gleichfalls fallen ließ.

Vielleicht daß der erſte Theil ihrer Geſchichte in der Hauptſache wahr, wenn auch durch ihre jugendliche Phantaſie, wie das ſo zu geſchehen pflegt, ausgeſchmückt, der Kaiſer aber dabei nicht betheiligt war. Auf dieſen kann ſie ohnedies erſt nach ihrem Eintritt in die größere Welt gebracht worden ſein, und hier mögen die Einflüſterungen Anderer, die ihr aus Eigennutz ſchmeichelten, nicht ohne Einfluß geweſen ſein. Wer ſie geweſen, woher ihr die Mittel gekommen, wer ſich ihrer früherhin angenommen und warum man ſie ſpäter ſo gänzlich fallen laſſen, was ſie zuletzt für ein Ende genommen, daß das noch ermittelt werde, dazu iſt wenig Ausſicht. Wol aber müßte ſich für das zeither Bekannte noch manche Ergänzung und Berichtigung aus den Depeſchen und Papieren der Grafen Mercy und Belgiojoſo erwarten laſſen.

III. Der Zarewitſch und ſeine Gemahlin.

Gewiß ereignen ſich im wirklichen Leben wunderbarere und bunter verflochtene Begebenheiten und Schickſale, als die erſinderiſchſte Phantaſie zu erdenken vermag, und die überraſchendſten Gebilde der letzteren ſind zuletzt doch dem wirklichen Leben abgelauſcht und wirken am meiſten, wenn ſie es ſind. Auf der anderen Seite iſt es aber auch wahr, daß das Unwahrſcheinliche, wenn es einige pikante, romantiſche Färbung hat, oft weit willigeren und feſteren Glauben ſindet, als die einfache und nüchterne Wahrheit, und daß es namentlich überaus ſchwer fällt, Einen, der ſo eine pikante Geheimgeſchichte erlauſcht zu haben vermeint, zu überzeugen, daß es mit der ganzen Sache nichts ſei.

In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts lief, bis die franzöſiſche Revolution und ihre Folgen alle Aufmerkſamkeit von den Schickſalen einzelner Perſonen ab und auf die ſogenannten großen Weltbegebenheiten hinzogen, eine Geſchichte durch Europa, die auch wol heute noch zuweilen wiederholt und als immerhin möglich hingenommen wird, ungeachtet ſie in ihren weſentlichſten Vorderſätzen mit notoriſchen und gänzlich unabläugbaren Thatſachen ſo in Widerſtreit ſteht, daß man nicht begreifen kann, warum ihre erſten Erfinder die Erfindung nicht etwas feiner anlegten. Indeß iſt es mit den meiſten pikanten Geſchichten, von denen die franzöſiſchen Memoiren wimmeln, ungefähr ebenſo, und überall begegnen wir bei Schriftſtellern und Leſern dem größten Leichtſinn in Betreff der Beweiſe, der größten Ungenauigkeit in Betreff der äußeren Thatſachen, und der größten Geneigtheit, doch alles auf Treu und Glauben hinzunehmen, was der Richtung oder Tendenz gerade zuſagt.

Die Prinzeſſin Charlotte Chriſtine Sophie von Braunſchweig-Wolfenbüttel war die zweite Tochter des kräftigen und geiſtvollen Herzogs Ludwig Rudolf,[1] die Enkelin des talentvollen, aber ehrgeizigen und unruhigen Anton Ulrich. Ihr Vater, der in ſeiner Jugend große Reiſen gemacht, auch gegen die Franzoſen gekämpft hatte, wobei er bei Fleurus (1690) gefangen ward, hatte die längſte Zeit in der kleinen Grafſchaft Blankenburg reſidirt, die ihm als erbliche Apanage zugefallen war, und die er ſeit dem Tode ſeines Vaters mit voller Oberhoheit regierte, nachdem ihm ſchon vorher (1. Nov. 1701) gelungen war, ſie zu einem Fürſtenthume erheben zu laſſen. Hier wurden ihm, in der ſchönen ländlichen Einſamkeit des romantiſchen Harzes, auf dem von ihm erbauten Schloſſe, das in einer viel ſpäteren Zeit ein Aſyl geflüchteter Bourbons werden ſollte, aus ſeiner Ehe mit Chriſtine Louiſe[2]), einer Tochter des Fürſten Albrecht Ernſt von Oettingen, vier

---

[1] Er † 1714 als 81jähriger Greis. Sein älteſter Sohn, Auguſt Friedrich, war 1676 in k. k. Dienſten bei der Belagerung von Philippsburg gefallen. In der Regierung folgte ihm erſt ſein zweiter Sohn Auguſt Wilhelm, dann nach deſſen, trotz dreimaliger Verehelichung, kinderloſem Tode (23. März 1731) der dritte Sohn Ludwig Rudolf (geb. 1671).

[2] Sie † erſt 1747.

Töchter geboren. Die Aelteſte, Eliſabeth Chriſtine, geb. 28. Auguſt 1691, vermählte ſich, nachdem ſie (1. Mai 1707) zu Bamberg zur römiſch-katholiſchen Religion übergetreten war, 1708[1]) mit dem damaligen König Karl III. von Spanien, nachherigen Kaiſer Karl VI. Sie beſtand die Gefahren ſeiner ſpaniſchen Kämpfe mit ihm; ja ſelbſt nachdem er, zur Uebernahme größerer Beſtimmungen, nach Deutſchland zurückgeeilt war, blieb ſie noch drei Jahre lang als Regentin in Catalonien, unterſtützt vom Fürſten Anton Liechtenſtein und Graf Guido Starhemberg, und geſchützt von den treuen Catalanen. Sie war eine ſchöne, liebenswürdige und allgeliebte Frau, geiſtvoll und tugendhaft und zog im Ganzen ein nicht bloß glänzendes, ſondern auch glückliches Loos, wenn ſie auch manchen Kummer und manche Unruhe erlebt hat. Die zweite Tochter, Charlotte Auguſte (geb. 23. Juli 1692), ſtarb im Jahre ihrer Geburt (8. Auguſt). Die jüngſte Tochter Rudolf's, Antoinette Amalie, geb. 22. April 1696, vermählte ſich am 15. Oct. 1712 mit ihrem Vetter, dem Herzog Ferdinand Albert von Braunſchweig-Bevern[2]), und ward dadurch die Stammmutter des heutigen Hauſes Braunſchweig, die Großmutter jenes tapfern, geiſtvollen und edelſinnigen Karl Wilhelm Ferdinand, welcher ſich 1806 bei Auerſtädt ſeine Todeswunde holte, die Urgroßmutter jenes Friedrich Wilhelm, der 1815 bei Quatrebras fiel. Ihr Gemahl [1] folgte ihrem Vater am 1. März 1735 in der Regierung der braunſchweigiſchen Lande, welche der letztere ſeit dem Tode ſeines Bruders (1731) übernommen hatte, ſtarb aber ſchon am 3. September deſſelben Jahres. Sein älteſter Sohn, der 22jährige Herzog Karl, mit einer Schweſter Friedrich's II. vermählt, übernahm die Regierung. Zu ihren anderen Kindern gehörte jener unglückliche Anton Ulrich, [2] der Gemahl der Regentin von Rußland, Anna von Mecklenburg; die Eliſabeth Chriſtine, welche an der Seite Friedrich's II. eine würdige, aber freudenloſe Ehe führte; Ludwig Ernſt, welcher in k. k. Dienſten tapfer bei Belgrad und Dettingen kämpfte, nach Biron's Sturz zum Herzog von Kurland gewählt ward; ohne in Beſitz gelangen zu können, 1749 holländiſcher Feldmarſchall wurde, von 1759 — 1766 die Vormundſchaft über den jungen Erbſtatthalter Wilhelm V. mit Geſchick und Ruhm führte, ſpäter bittere Erfahrungen republikaniſchen Undanks und Mistrauens machte, 1784 ſich zurückzog und 1788 in Eiſenach ſtarb; Ferdinand, der berühmte Heldenführer der alliirten Armee im ſiebenjährigen Kriege; Albrecht, der als k. k. Offizier, erſt 20 Jahre alt, 1745 bei Sorr, ſeinem Bruder Ferdinand gegenüber fiel; Friedrich Franz (geb. 1732), der als preußiſcher Obriſter 1758 bei Hochkirch erſchoſſen ward; Luiſe Amalie, mit Prinz Auguſt Wilhelm von Preußen vermählt und durch ihn Mutter König Friedrich Wilhelm's II.; Sophia Antoinette, Gemahlin des Herzogs Ernſt Friedrich von Sachſen-Koburg-Saalfeld; Thereſe Natalie, Aebtiſſin zu Gandersheim; endlich jene ränkeſüchtige Königin von Dänemark, Juliane Marie, die Verfolgerin der ſtammverwandten unglücklichen Königin Karoline Mathilde. — Die Mutter dieſer zahlreichen Familie, die Herzogin Antoinette Amalie, ſtarb als Witwe am 6. März 1762.

---

[1]) Die Ehe ward per proc. zu Maria Hietzing am 23. April geſchloſſen und dann zu Barcelona am 1. Auguſt vollzogen. Sie ward am 10. Oct. 1714 als Königin von Ungarn, am 8. Sept. 1723 als Königin von Böhmen gekrönt. Nach einer glücklichen Ehe am 20. Oct. 1740 zur Witwe geworden, † ſie am 21. Dec. 1750, nachdem ſie noch das Glück und den Sieg ihrer großen Tochter Maria Thereſia erlebt hatte.

[2]) Sein gleichnamiger Vater war ein Bruder Anton Ulrich's, er ſelbſt alſo mit Ludwig Rudolf Geſchwiſterkind. Sein kunſtſinniger Vater war viel gereiſt, hieß in der fruchtbringenden Geſellſchaft der Wunderliche, beſchrieb ſeine Reiſen unter dem Titel: „Wunderliche Begebniſſe und wunderlicher Zuſtand in dieſer wunderlichen und verkehrten Welt“ (Bevern, 1678. 5 Bde. 4.), ererbte von ſeiner Mutter das berühmte mantuaniſche Gefäß, verlor zwei Söhne auf dem Schlachtfelde und † 1687.

---

[1] Geb. 19. Mai 1680, tapfer vor Landau und Belgrad, k. k. und des Reichs General-Feldmarſchall (1716), Gouverneur von Komorn.

[2] Th. I, S. 50 ff.

Ein traurigeres Loos, als jene beiden Töchter Ludwig Rudolf's, zog die drittgeborene Schweſter, Charlotte Chriſtine Sophie, geb. am 29. Auguſt 1694. Sie wurde am 25. Oct. 1711, nicht ohne Einfluß des ihr ſeit drei Jahren ſo nahe verſchwägerten wiener Hofes,[1] mit dem Zarewitſch Alexei, dem einzigen Sohn Peter des Gr. vermählt. Die Hochzeit fand in Gegenwart des Zaren zu Torgau, dem damaligen Aufenthalte der Gemahlin König Auguſt's von Polen, ſtatt und war mit großen Feierlichkeiten verbunden. Dieſe Ehe ward eine unglückliche. Alexei (geb. 18. Febr. 1690), der Sohn einer längſt verſtoßenen Mutter, Awditja Lapuchin, in ſeiner erſten[2] Erziehung vernachläſſigt, in die Hände altgläubiger Ruſſen gerathen, die ihn gegen alle Neuerungen ſeines Vaters feindſelig geſtimmt und ſein geiſtiges Leben in den engen Kreis der Subtilitäten byzantiniſcher Theologie gebannt hatten, dabei roh und ausſchweifend, beſchränkt und voller Vorurtheile, ohne Theilnahme für irgend einen der Gegenſtände, die ſeinem Vater vornehmlich am Herzen lagen, beſaß begreiflich des Letzteren Gunſt nicht in beſonderem Grade, und der Vater ſcheint ſich auch wenig Mühe gegeben zu haben, in zweckmäßiger Weiſe einen anderen Sinn in ſeinem Sohne zu erwecken. Doch verheirathete er ihn, wie wir ſahen, ſtandesmäßig, ließ ihn in der Hauptſache nach ſeinen Neigungen leben, nahm ihn, was freilich nicht die Sache des Prinzen war, auf mehrere Feldzüge mit, übertrug ihm auch, während des Türkenkrieges, die nominelle Regentſchaft des Reiches. Doch war es eben in dieſem Zeitpunkte bezeichnend für das Urtheil des Kaiſers über den Regentenberuf ſeines Sohnes, daß er in jenem berühmten Schreiben, das er in der großen Gefahr am Pruth an den Senat ſendete, dieſem auftrug, im Fall ſeines Unterganges den Würdigſten zum Nachfolger zu wählen.

---

[1] Zunächſt jedoch war dieſe Verbindung zu Jaroslaw in Rußland durch den braunſchweigiſchen Geſandten Hans Chriſtoph v. Schleinitz verhandelt worden.

[2] Später ward ein Baron Huyſſen aus waldeckiſchen Dienſten nach Rußland gezogen. Der war aber nur Lehrer. Der Aufſeher ward Mentſchikow, der ſchwerlich geneigt war, den Prinzen zum großen Kaiſer zu erziehen.

Das junge Paar war von Torgau aus über Wolfenbüttel nach Rußland gereiſt, und mag die Prinzeſſin bei dieſem letzten Aufenthalte in der geliebten Heimat wol ihre letzten frohen Stunden genoſſen haben. Ihrem Gemahl und deſſen Umgebungen war es ſchon ein Dorn im Auge, daß der Prinzeſſin verſtattet worden war, bei der lutheriſchen Confeſſion zu beharren.[1] Sie gewann nicht den mindeſten Einfluß über ihn, ſein Herz und ſein Weſen. Wie er in allem wider die Wünſche ſeines Vaters handelte, ſo konnte es auch der Prinzeſſin nichts helfen, daß der große Zar ihre Bildung und Tugend beſſer zu würdigen wußte, als ſein Sohn. Dieſer behandelte ſeine Gemahlin mit gänzlicher Mißachtung. Er hatte ſich eine finniſche Magd zur Geliebten erkoren, mit der er den rechten Flügel bewohnte, während ſeiner Gemahlin der linke angewieſen war. Er vermied es, ſie zu ſehen, und wenn er ihrer Geſellſchaft nicht ausweichen konnte, ſprach er doch kein Wort mit ihr. Doch vielleicht war dieſe Gleichgiltigkeit, dieſes Ausweichen noch eine Erleichterung für die Arme, im Vergleich zu den näheren Berührungen mit dieſem rohen, geiſtloſen und jedes Zartgefühls, jedes ritterlichen Sinnes für Ehre und Frauenwürde ermangelnden Menſchen, der ſich ſelbſt perſönliche Mißhandlungen gegen ſie erlaubt haben ſoll.

---

[1] Sonſt hätte auch die Vermählung nicht bei der ſtreng lutheriſchen Chriſtine Eberhardine gefeiert werden können.

Um die weiteren Schickſale dieſer unglücklichen Prinzeſſin iſt nun eben jenes romantiſche Geſpinnſt verbreitet worden, deſſen Wahrheit man theilweiſe wünſchen möchte, deſſen Ungrund aber ſich leicht erkennen läßt. Hören wir die Geſchichte, wie ſie im vorigen Jahrhundert verbreitet ward und ſeitdem, mit kleinen Abweichungen, von Memoirenſchreibern und Novelliſten mehrfach benutzt worden iſt.[1]

Sie heben natürlich von der unglücklichen Ehe der Prinzeſſin, der Rohheit ihres Gemahls, ſeiner Abneigung gegen ſie an. Sie verſichern, ohne eine Quelle, ohne den Schatten eines Beweiſes anzugeben, daß er ſie mehrmals habe vergiften wollen, daß aber ein Gegengift ſie gerettet habe. Endlich habe er ihr, als ſie im letzten Monat ihrer Schwangerſchaft geweſen, einen ſo wüthenden Fußſtoß auf den Leib gegeben, daß ſie ohnmächtig und im Blute ſchwimmend zu Boden geſunken ſei. Der Zar ſei damals auf Reiſen geweſen. Sein Sohn, überzeugt, daß die unglückliche Prinzeſſin nicht wieder zu ſich kommen könne, ſei ſofort auf ſein Landgut gereiſt. Nun kommen ſie auf die Entbindung der Prinzeſſin. Ohne daß ſie es ausdrücklich ſagen, ſcheint es doch, daß ſie dieſelbe unmittelbar nach jenem Vorgange, wahrſcheinlich als dadurch veranlaßte vorzeitige Geburt, eintreten laſſen, und jedenfalls laſſen ſie dieſelbe vor der Rückkehr des Zaren und des Zarewitſch erfolgen. Die Gräfin Königsmark, Mutter des Marſchalls von Sachſen, ſei bei der Prinzeſſin geweſen,[1] als dieſelbe von einem todten Kinde entbunden worden ſei. Dieſe nun ſei auf den Gedanken gekommen, die Prinzeſſin auf ein Mal den Leiden und Gefahren, die ihr von der Rohheit ihres Gemahls drohten, durch das abenteuerliche Mittel eines Scheintodes zu entziehen. Sie habe die Frauen der Prinzeſſin gewonnen, und darauf dem Prinzen geſchrieben, ſeine Frau und ſein Kind ſeien todt. Der Zarewitſch befahl, ſie ſofort und ohne Feierlichkeit zu beerdigen; man ſchickte Couriere an den Zar und an alle Höfe, und Europa legte um einen Holzblock Trauer an, den man ſtatt der Prinzeſſin begraben hatte.

---

[1] Vergl.: Duclos Pièces intéressantes et peu connues, S. 130 ff.

Es wäre nun das Natürlichſte geweſen, daß man ſie in ſichere Verborgenheit gebracht hätte, bis ſie ſich unter den Schutz des Zaren ſtellen konnte, der den Willen und die Mittel hatte, ihr ſolchen zu bieten. Aber nein, ſie ſollte ihrer ganzen Stellung, ihrem Namen, jeder fernern Verbindung mit den Ihrigen, jeder Hoffnung des Wiederſehens ihrer Eltern und Geſchwiſter entſagen; die Großfürſtin ſollte aus dem Reiche der Lebenden verſchwunden bleiben und als eine ganz andere Perſon fortleben.

---

[1] Iſt das wahr? Die Gräfin Aurora reiſte zwar nur zu viel an Höfen umher. Wir haben aber nirgend ſonſt gefunden, daß ſie zu jener Zeit in Rußland geweſen wäre.

Man hatte die Prinzeſſin in ein entlegenes Zimmer gebracht, wo ſie nach und nach wieder zu Geſundheit und Kräften kam. Die Gräfin verſchaffte ihr Gold und einige Edelſteine[1], und ſie reiſte in Tracht einer Bürgersfrau, mit einem alten deutſchen Bedienten, der für ihren Vater galt, nach Paris. Hier hielt ſie ſich nicht lange auf, nahm eine Kammerfrau an, eilte in eine Hafenſtadt und ſchiffte ſich nach Luiſiana ein.

Ihr Aeußeres erregte dort Aufmerkſamkeit, und ein Offizier, Namens d'Aubant, der in Rußland geweſen war, glaubte in ihr die Großfürſtin wiederzuerkennen, wie ſchwer es ihm auch fiel, ſie hier und in dieſen Verhältniſſen zu ſuchen. Um ſeiner Sache gewiſſer zu werden, näherte er ſich dem angeblichen Vater, war ihm gefällig und knüpfte allmälig eine immer innigere Vertrautheit an, die ſich ſelbſt zum Beziehen einer gemeinſamen Wohnung ſteigerte. Einige Zeit nachher fand man in den Zeitungen die Nachricht von dem Tode des Zarewitſch (7. Juli 1718). Jetzt erklärte d'Aubant der Prinzeſſin, daß er ſie kenne und bereit ſei, Alles aufzugeben, um ſie nach Rußland zurückzuführen. Doch die Witwe des Zarewitſch fühlte ſich in ihrer ſicheren Verborgenheit glücklicher, als ſie je in der Nähe des Thrones geweſen, und weigerte ſich, irgend einer Lockung des Ehrgeizes[2] die Ruhe ihres Privatlebens zu opfern. Sie verlangte von d'Aubant bloß die unverbrüchlichſte Verſchwiegenheit, und daß ſie auf dem bisherigen Fuße fortleben wollten. Er gelobte es und blieb ſeinem Worte getreu. Indeß „der Weg von Freundſchaft bis zur Liebe iſt eine blumenreiche Bahn.“ Auf ihn hatten die Schönheit, der Geiſt und die Tugenden der Prinzeſſin den lebhafteſten Eindruck gemacht, den die Gewohnheit des Beiſammenlebens täglich nährte. Er ſelbſt war noch jung und liebenswürdig, und ſein rückſichtsvolles Benehmen gegen ſie, deſſen erſten Grund ſie lange nicht gekannt, hatte ſie längſt für ihn eingenommen. Sie wurden ſich täglich theurer, und als der alte Bediente, der für ihren Vater galt, geſtorben war, und ihr Beiſammenwohnen keine Berechtigung mehr hatte, willigte ſie ein, d'Aubant ihre Hand zu reichen. Im erſten Jahre ihrer Ehe erhielt ſie eine Tochter, die ſie ſelbſt ſtillte, ſelbſt erzog, und die ſie franzöſiſch und deutſch lehrte.

---

[1] Die Gräfin Aurora war bekanntlich faſt immer in Geldnöthen.

[2] Aber 1718 lebten noch zwei Kinder, die ſie geboren hatte.

So lebten ſie zehn Jahre in jenem glücklichen Mittelſtande, wo die gegenſeitige Liebe zweier Gatten allen Glanz der Erde vergeſſen macht. Da erkrankte der Mann an einer Fiſtel, eine Operation ward nöthig, und die zärtlich beſorgte Gattin beſtand darauf, daß ſie zu Paris erfolge. Sie verkauften ihre Wohnung und ſchifften ſich auf dem erſten abgehenden Schiffe ein. In Paris wurde d'Aubant dem geſchickteſten Wundarzte anvertraut und ſeine Gattin widmete ihm die zärtlichſte Pflege, die nicht nachließ, bis ſeine Geneſung vollendet war. Dann dachten ſie an die Sicherung ihrer Zukunft, und d'Aubant bewarb ſich mit Erfolg bei der Indiſchen Compagnie um eine Anſtellung auf der Inſel Bourbon.

Während er noch mit dieſen Angelegenheiten beſchäftigt war, ging ſeine Gattin zuweilen mit ihrer Tochter, um Luft zu ſchöpfen, in die Gärten der Tuilerien. Eines Tages, als ſie auf einer Bank ſaßen und, um von den in der Nähe Befindlichen nicht verſtanden zu werden, miteinander deutſch ſprachen, ging gerade der Marſchall von Sachſen vorbei, hörte die vaterländiſchen Klänge und blieb ſtehen, um die Sprechenden zu betrachten. Die Mutter ſchlug die Augen gegen ihn auf, ließ ſie aber ſofort, als ſie den Marſchall erkannte, mit ſolcher Verlegenheit wieder ſinken, daß er ausrief: „Wie, Madame, wäre es möglich?“ [1] Sie ließ ihn nicht weiter reden, ſondern erhob ſich, zog ihn bei Seite, geſtand ihm, wer ſie ſei, bat ihn um die ſtrengſte Verſchwiegenheit und erſuchte ihn, ſie jetzt zu verlaſſen und ſie zu Hauſe zu beſuchen, um das Nähere zu vernehmen. Er erſchien am folgenden Tage. Sie theilte ihm ihre Erlebniſſe mit und wie ſich die Gräfin, ſeine Mutter, dabei betheiligt. Zugleich beſchwor ſie ihn, bis zum Schluſſe einer Unterhandlung, die ſie angeknüpft habe, und die ſich vor Ablauf von drei Monaten entſcheiden müſſe, dem Könige nichts zu entdecken. Er verſprach es ihr und beſuchte ſie und ihren Gatten von Zeit zu Zeit im Geheimen.

Als er ſie eines Tages, kurz vor Ablauf des ihm geſteckten Termins, beſuchen wollte, erfuhr er, daß ſie vor zwei Tagen nach der Inſel Bourbon abgegangen ſeien. Er begab ſich ſogleich zum Könige, dieſem das Ganze zu entdecken. Der König ließ den Marineminiſter kommen, und befahl ihm, ohne ihm den Grund zu ſagen, dem Gouverneur der Inſel die rückſichtsvollſte Behandlung des Herrn d'Aubant zu empfehlen. Zugleich ſchrieb er an die Königin von Ungarn, mit der er damals im Kriege war, [2] und unterrichtete ſie von dem Schickſale ihrer Tante. Die Königin dankte ihm, und ſchickte ihm einen Brief für die Prinzeſſin, worin ſie dieſelbe einlud, zu ihr zu kommen, jedoch unter der Bedingung, daß ſie ſich von Gatten und Kind trenne, für die der König ſorgen werde. Die Prinzeſſin wies dieſe Bedingungen zurück und blieb bei ihrem Gatten bis 1747, wo er ſtarb. Da die Tochter auch geſtorben war, ſo kehrte ſie nach Paris zurück, mit der Abſicht, in ein Kloſter zu gehen. Die Königin von Ungarn bot ihr aber an, ſich zu Brüſſel, mit einer Penſion von 20,000 Fl., niederzulaſſen. Um 1765 und noch 1768 ſoll ſie wieder zu Vitry bei Paris gelebt haben. Sie habe damals den Namen Frau von Moldack geführt und drei Domeſtiken gehabt, worunter ein Neger. — In dieſer Geſchichte ſind nun ſehr wichtige Umſtände, welche die Flucht der Großfürſtin erklären und möglich machen ſollen, notoriſch falſch. Die Entbindung, in deren Folge die Prinzeſſin, wirklich oder ſcheinbar, geſtorben, fand am 23. Oct. 1715 ſtatt. Weder der Zar noch der Zarewitſch waren abweſend. Die Großfürſtin wurde nicht von einem todten Kinde, ſondern von dem nachherigen Kaiſer Peter II. Alexiewitſch entbunden, welcher erſt am 30. Jan. 1730 ſtarb, nachdem er am 17. Mai 1727 ſeiner Stiefgroßmutter, der Kaiſerin Katharina I., auf dem Throne gefolgt und am 6. Mai

---

[1] Der Marſchall — was er erſt 1741 wurde — war 1696 geboren, ſeit 1709 im Kriege. Kann er auch die Prinzeſſin vor ihrer Verheirathung geſehen haben — in Rußland gewiß nicht — ſollte er in der gereiften Frau, unter ſolchen Umſtänden, an dieſem Orte, in dieſer Kleidung die Fürſtin wiedererkannt haben, die er als Knabe geſehen?

[2] Hier ſcheinen Anachronismen obzuwalten. 1718 ſtarb Alexei,

---

und die Nachricht davon mag zu Ende dieſes Jahres oder Anfang 1719 nach Luiſiana gekommen ſein. Länger als drei bis vier Jahre haben die Liebenden ſchwerlich gewartet, bevor ſie zur Ehe ſchritten. Dann ſollen ſie 10 Jahre in Luiſiana gelebt haben und darauf nach Paris gereiſt ſein. Dies würde etwa auf das Jahr 1733 hinführen, wo allerdings ein Krieg zwiſchen Frankreich und Oeſterreich ausbrach, der aber nicht gegen die Königin von Ungarn, ſondern gegen Kaiſer Karl VI. geführt wurde." Der Krieg Maria Thereſia's begann erſt 1740 und der mit Frankreich ſogar erſt im Herbſt 1741.

1728 gekrönt worden war, ſich auch erſt (5. Juni 1727) mit der Prinzeſſin Maria Alexandrowna Mentſchikoff,[1]) dann (12. Dec. 1729) mit der Prinzeſſin Katharina Alexiewna Dolgorucki verlobt hatte.[2]) Die Großfürſtin, die ſchon vorher eine Tochter, Natalie (geb. 23. Juli 1714, † 1728), geboren hatte, ſtarb nicht ſogleich nach der Entbindung, ſondern neun Tage ſpäter, am 1. Nov. 1715. Sie wurde nicht heimlich und ohne alle Feierlichkeiten, ſondern mit großem Gepränge begraben (7. Nov.) und an dem Leichenbegängniß nahmen der Zar und der Zarewitſch perſönlich Theil. Sie ſtarb mit Bewußtſein und klarem Vorgefühl ihres Todes. Der Zar war an ihrem Sterbebette und ihm legte ſie das Schickſal ihrer Kinder ans Herz. Dann ſegnete ſie ihre Dienſtleute und ſagte zu den Aerzten: „Quälet mich doch nicht ſo, und laßt mich ruhig ſterben, weil ich nicht länger leben will. Das Leben liegt ſchwer auf mir!“ Auf die weiteren, zum Theil ſchon angedeuteten Unwahrſcheinlichkeiten der folgenden Geſchichte brauchen wir nun nicht zurückzukommen. Uebrigens ſoll die Frau des d'Aubant, welcher Letztere allerdings exiſtirt zu haben ſcheint, Maria Eliſabeth Danielſon geheißen haben.[3])

Daß die harte Behandlung von Seiten ihres Gemahls das Herz und die Geſundheit der unglücklichen Prinzeſſin gebrochen, iſt wol glaublich.[4]) In der That richtete der Zar an demſelben Tage, an dem er von dem Leichenbegängniſſe der Großfürſtin zurückkehrte, jenes Schreiben an ſeinen Sohn, worin er ihm ſeine Unfähigkeit, oder vielmehr ſein eigenſinniges Verſchmähen aller derjenigen Mittel, die ihn nach dem Vater zur Herrſchaft tüchtig machen ſollten, in ſehr eindringlicher, aber nicht erbitternder, nicht des Wohlwollens und väterlichen Gefühls ermangelnder Sprache weniger vorwarf, als auseinanderſetzte. Hätte er von Anfang an und immer ſo ruhig und maßvoll ſich zu dem Sohne geſtellt, und ſich von Anfang an der Erziehung des Sohnes, deſſen Wichtigkeit für das Reich er ſelbſt ſo hoch anſchlug, mit Sorgfalt angenommen, er möchte beſſere Freude an ihm erlebt haben. Aber freilich ſagt er ſelbſt in jenem Briefe: „Ob ich gleich deshalb auf Dich geſchmäht, Dich geſchlagen und ſeit ſo vielen Jahren mit Dir gar nichts davon geredet habe,[1]) ſo war dies doch Alles umſonſt, Alles in den Wind, und Du wollteſt nichts thun, als zu Hauſe leben und Dich ergötzen, unbekümmert, was daraus nicht bloß für Dich, ſondern auch für das ganze Reich entſtehen könnte.“ Schließlich hieß es dann: „Da ich denn dieſes Alles mit Wehmuth erwäge, und ſehe, daß nichts Dich zum Guten bringen kann, ſo gebe ich Dir meinen letzten Entſchluß ſchriftlich zu erkennen, noch einige Zeit zu warten, ob Du Dich nicht aufrichtig beſſern wirſt; ſollte dies aber nicht geſchehen, ſo ſei hiermit verſichert, daß ich Dich als brandiges Glied von der Nachfolge trenne. Denke nicht, daß ich ſolches bloß zum Schrecken ſchreibe, oder daß ich ja keinen anderen Sohn habe.[2]) Es ſoll wahrlich, ſo Gott will, erfüllt werden. Da ich mein Leben für Vaterland und Volk nicht geſchont habe und noch nicht ſchone, wie ſollte ich Dich als Unwürdigen ſchonen? Lieber ein würdiger Fremder [1]), als ein unwürdiger Eigener." Für unſern ſpeciellen Zweck iſt es übrigens bemerkenswerth, daß der Zar in dieſem ganzen Schreiben, welches ihm im Allgemeinen zur Ehre gereicht, ſehr ruhig und verſtändig gefaßt iſt, nichts Barockes hat und ein tiefes Gefühl ſeiner Regentenpflichten athmet, weder des Todes der Großfürſtin mit einem Worte gedenkt, noch auch ſonſt das Privatleben des Prinzen berührt, ſondern lediglich das Politiſche, ſein Verhältniß zum Reiche, ins Auge faßt.

---

[1]) Sie ſtarb im Exil zu Bereſow.

[2]) Sie heirathete 1743 den General Grafen Alexander Bruce.

[3]) Auf dieſe Angabe legen wir nicht viel Werth, wenn man eben nur dieſen Namen und nicht die ſonſtige Herkunft weiß. Es könnte der Name ſein, den die Prinzeſſin, vielleicht nach dem Bedienten, der für ihren Vater galt, angenommen und unter dem ſie ſich hätte trauen laſſen.

[4]) Man gibt auch der Unwiſſenheit der Hebammen Schuld.

---

[1]) Das war es eben!

[2]) Zwei Tage darauf, am 9. Nov., gebar ihm Katharina einen Sohn, der aber am 25. April 1719 wieder ſtarb.

Das Antwortſchreiben dagegen ging ſogleich von der Beerdigung der Großfürſtin aus. Es lautete [2]): „Allergnädigſter Herr und Vater! Das am heutigen Tage, dem 27. Oct. 1715 [3]), nach Beerdigung meines Weibes, von Dir, Herr, empfangene Schreiben habe ich durchgeleſen und erwidere darauf: wofern ich nicht fähig ſein ſollte, die ruſſiſche Krone zu tragen, ſo möge mir geſchehen nach Deinem Willen. Ich bitte dringend darum, indem ich mich ſelbſt zu ſolchen Geſchäften ungeſchickt und untauglich fühle, auch mein Gedächtniß faſt hin iſt (ohne welches man nichts thun kann), und ich, an geiſtigen und körperlichen Kräften durch mancherlei Krankheiten geſchwächt, untüchtig bin [4]), ein ſolches Volk zu beherrſchen, das keinen ſo verfaulten Menſchen verlangt, wie ich bin. Ich mache daher keine Anſprüche auf die ruſſiſche Thronfolge, — (erhalte Gott Euch noch viele Jahre — werde auch künftig keine darauf machen, nehme Gott darüber zum Zeugen, auf Gefahr meiner Seele, und beglaubige dieſes eigenhändig."

---

[1]) Der „würdige Fremde" wurde die Kaiſerin Katharina I.

[2]) Beide Schreiben ſiehe in: Herrmann, Geſchichte des ruſſiſchen Staats, IV., S. 215 ff.

[3]) Alten Styles.

[4]) Der Zar ſchrieb dagegen: „Eigenſinn nenne ich Deine Unfähigkeit, da es Dir weder an Verſtand, noch an Körperkraft gebricht."

Zwei Tage darauf antwortete ihm der Zar. Er vermißte in dem Schreiben des Sohnes die rechte Aufrichtigkeit, fürchtete jedenfalls, daß „die Bärtigen ihn umlenken", und daß er nach des Vaters Ableben deſſen Werke wieder vernichten werde. „Nun denn", ſchrieb er, „ſo ändere Dich, und ſei ein würdiger Nachfolger, oder geh ins Kloſter." Darauf antwortete der Zarewitſch kurz, ſich mit Krankheit entſchuldigend, und bat um die Einwilligung des Zaren, den Mönchsſtand erwählen zu dürfen. Daß Verſtellung im Spiele, mußte der Zar argwöhnen, als er vor ſeiner Abreiſe ins Ausland den Sohn beſuchte und denſelben, angeblich krank, im Bette fand, dann aber erfuhr, daß er gleich darauf einer Gaſterei beigewohnt habe. Er gab ihm ſechs Monate Bedenkzeit. Dann verlangte er, von Kopenhagen aus, kategoriſch Erklärung. Er ſollte ſich binnen acht Tagen entweder ins Lager, oder ins Kloſter begeben. Alexei ſchien das Erſtere zu wählen, war aber plötzlich mit ſeiner Concubine Affraſija verſchwunden und tauchte erſt in Königsberg wieder auf. Von dort verlor ſich ſeine Spur wieder. Er hatte nach Frankreich oder Italien gewollt; aber ein übler Rathgeber, Alexander Kikin, der ihn, nebſt Nikiphon Wäſemski, hauptſächlich bei ſeinen verkehrten Schritten geleitet und eben damals die Schweſter des Zaren, Maria Alexejewna, nach Karlsbad und von da zurückgeleitet hatte, theilte ihm in Libau mit, daß er bei Kaiſer Karl VI. eine Zuflucht finden könne. Er ging nun nach Wien, fand ſich aber da natürlich nicht verborgen genug, begab ſich daher erſt nach der Tiroler Feſtung Ehrenberg, dann in das Caſtell St. Elmo bei Neapel. Auch da ſpürten ihn Tolſtoi [1]) und Romanzow [2]), die der Zar nach ihm ausgeſchickt hatte, aus, und überbrachten ihm ein Schreiben des Zaren (vom 10. Juli 1717), worin ihm Verzeihung verſprochen wurde, wenn er zurückkehren und ſich gehorſam zeigen wolle. Folge er dieſem Befehle nicht, ſo werde ihn der ewige Fluch des Vaters und die unausweichliche Strafe des Hochverraths treffen. In einem Schreiben vom 15. Oct. 1717 ſprach Alexei ſeinen Dank für die verſprochene Verzeihung aus und gelobte Rückkehr, langte auch, mit ſeinen beiden Beaufſichtigern, am 3. Febr. 1718 in Moskau an.

Bereits hatte der Zar die Unterſuchung eingeleitet und die Ausſchließung ſeines Sohnes von der Thronfolge beſchloſſen. Schon am Morgen des 1. Februar verſammelten ſich die vornehmen Ruſſen, weltliche wie geiſtliche, auch die Angeſehenſten aus dem Bürgerſtande Moskaus im Conferenzſaale des Kreml, in welchem die preobrazenskiſche Garde unter Waffen ſtand, während die übrigen in Moskau liegenden Truppen ſich in und um den Kreml zuſammenzogen und alle Zugänge beſetzt hielten. Der Zar trat nun mit ſeinem Gefolge in den Audienzſaal und ſetzte ſich auf den Thron. Dann erſchien, von dem Grafen Tolſtoi begleitet, der Zarewitſch, warf ſich zu Füßen des Zars und überreichte ihm einen Brief, welchen der Zar vorleſen ließ und der die Bitte um Gnade enthielt. Der Zar hielt ihm darauf eine lange Strafrede, deren Schluß dahin ging, daß ſolchen Schritten eines ungehorſamen Sohnes nichts Geringeres als die Todesſtrafe gebühre. Hier warf ſich der Zarewitſch abermals zu den Füßen des Vaters nieder und rief: „ich flehe um keine andere Gnade, als um das Leben.“ Der Zar ſagte ihm dieſes zu, erklärte aber, daß er ihm die Thronfolge für immer entziehe, womit ſich Alexei, auf Befragen, natürlich einverſtanden erklärte und ſofort die ihm vorgelegte Entſagungsacte unterzeichnete. Hierauf begaben ſich der Zar, der Zarewitſch und ſämmtliche Anweſende in feierlichem Zuge in die uſpenskiſche Kirche, wo Alexei die Verzichtleiſtung eidlich bekräftigen mußte. Ebenſo mußten die Geiſtlichen, die Großen des Reichs, die Bürger von Moskau eine den Zarewitſch ausſchließende Urkunde unterzeichnen, welche Handlung drei Tage in Anſpruch nahm.

---

[1]) Es war dies Peter Tolſtoi, 1702–1714 Geſandter in Konſtantinopel, dann Senator und Reiſebegleiter Peter des G., Präſident des Handelscollegiums, in den Grafenſtand erheben, unter Peter II. geſtürzt und ins Kloſter geſchickt, wo er 1728 †.

[2]) Alexei Romanzow, Gardehauptmann, 1731 Geſandter in Konſtantinopel, 1736 General en Chef und Eroberer Oczakows, 1739 Generalgouverneur der Ukraine und Geſandter in Konſtantinopel — 1742, ſchloß den Frieden von Abo, ward in den Grafenſtand erhoben und † 1742. Sohn und Enkel gehören zu den ausgezeichnetſten Männern Rußlands.

War ſomit auch dem Zarewitſch Begnadigung zugeſichert, ſo ſollte dieſelbe doch nicht ſeinen Anſtiftern, Verleitern und Förderern zu Theil werden. Am 4. Febr. wurde Alexei verhört und ſagte aus, was er wußte, vielleicht auch, was man wollte. Das ſcheint gewiß, daß die altruſſiſche Partei ſich mit Erfolg bemüht hatte, ihn ganz in ihre Hände zu bekommen, und daß ihm von dieſer Seite her der Rath gekommen war, ſich zu verſtellen, in Alles zu fügen, nöthigenfalls auch ins Kloſter zu gehen, aber ſeiner Zeit die Maske abzuwerfen. Der beſte Rath, den ſie ihm auch in ihrem eigenen Intereſſe geben konnten, wäre freilich geweſen, ſich ernſtſich um die Gunſt ſeines Vaters zu bewerben; aber es ſcheint, daß er in der That außer Stande war, einen ſolchen zu befolgen, wenn er ihm auch ertheilt werden wäre. Die Flucht ſcheint ſein eigener Gedanke geweſen zu ſein, und nur eventuell hatte er ſich mit Kikin über deren Richtung beſprochen. Dieſer hatte ihn in Libau ermahnt, in keinem Falle zu ſeinem Vater zurückzukehren, der ihm ſonſt öffentlich den Kopf abſchlagen laſſen würde. Aus Wien hatte er auf Verlangen eines Secretairs des Grafen Schönborn[1]), Namens Keyl, zwei Briefe an die Senatoren und Erzbiſchöfe geſchickt, worin er von ſeinem Leben Kunde gab und ihn nicht zu vergeſſen bat. Außerdem ſagte er aus, daß ihn mehrere Perſonen auf den nicht zu fernen Tod des Zaren vertröſtet, Andere ſich ungünſtig über Letzteren ausgelaſſen.

In Folge dieſer Ausſagen wurden ſogleich in Moskau 70 Perſonen in hartes Gefängniß gebracht, und gingen Verhaftsbefehle in alle Theile des Reichs. Die von den Verhafteten erwirkten Ausſagen zogen immer mehr Perſonen in die Sache. Auch die verſtoßene Zarin Awdotja und die Schweſter des Zaren, Marie, wurden in die Unterſuchung verflochten. Unter den Papieren der Erſteren fand man Nachrichten über einen Plan, den Zar vom Throne zu ſtoßen, ſowie Beweiſe, daß ſie im Kloſter mit Stephan Glebow in den engſten Beziehungen geſtanden. Sie wurde nach Moskau gebracht, und vor Beginn der Unterſuchung gab der Zar ihr eigenhändig die Knute[2]). Beide fürſtliche Frauen waren vornehmlich durch den Erzbiſchof Doſithei von Roſtow inſtigirt worden, und ſie hatten wieder auf den Zarewitſch gewirkt. Doſithei, Kikin, Wäſemski und Glebow wurden (25. März 1718) verurtheilt und unter den furchtbarſten Martern zu Tode gequält. Die ausgeſuchteſten Foltern konnten Glebow, deſſen Verbindung mit der verſtoßenen Zarin durch aufgefundene Briefe noch ſicherer erwieſen war, wie durch das der Letzteren vielleicht abgezwungene Geſtändniß, kein Wort entlocken, das gegen die Zarin gezeigt hätte. Er wurde zuletzt gepfählt, die drei Andern gerädert. Sie waren Alle ſchon durch die vorhergehenden Foltern dem Tode nahegebracht.

---

[1]) Wol der Reichsvicekanzler und Biſchof von Bamberg und Würzburg, Friedrich Karl. Von dieſem glaubte man, daß er mit dem Zar in naher Verbindung ſtehe und deſſen Intereſſen diene, wo denn jene Briefe als eine Falle für den Zarewitſch erſcheinen würden.

[2]) Dieſelbe Ehre ließ er in dieſer Sache noch einer alten Fürſtin Golizyn, einem äußerſt liſtigen und ſinnlichen Weibe, zu Theil werden.

Die Unterſuchung gegen die Uebrigen wurde in Petersburg fortgeführt, und hier traten auch neue Ausſagen gegen den Zarewitſch hervor, beſonders von Seiten ſeines Haushofmeiſters und ſeiner Maitreſſe, die erſt jetzt aus dem Auslande zurückkam. Inzwiſchen trat doch nichts hervor, was auf einen Plan gegen den Zar ſelbſt gewieſen hätte, und im Hauptwerke drehte ſich Alles um den in gelegentlichen Aeußerungen hervorbrechenden Widerwillen Alexei's gegen das Syſtem ſeines Vaters, ſowie um die Pläne, die er ſich für den Fall ſeiner dereinſtigen Thronbeſteigung gemacht hatte, und wobei freilich die hauptſächlichſten Werkzeuge des großen Zaren ſehr übel wegkamen. Es ſchien gewiß, daß die auf den Zarewitſch hoffende Partei ſich ſchon ſeit ſieben Jahren mit dieſen Plänen beſchäftigt hatte. Scheremetew[1],

---

[1] Boris Petrowitſch, geb. 1652 aus altem und hohem Hauſe, als Geſandter und Feldherr ausgezeichnet, die Seele der Entſcheidungsſchlacht von Pultawa, 1701 Feldmarſchall, 1705 Graf, † zu Moskau 1719. Sein Leben hat G. F. Müller beſchrieben; deutſch von Baumeiſter, Petersburg 1789.

Mentſchikow¹), Schaffirow²), Jaguſinski ſollten geſpießt, alle Deutſchen im ganzen Reiche niedergemetzelt werden. Petersburg wollte man den Schweden zurückgeben, das ſtehende Heer auflöſen, die Soldaten wieder zu Bauern machen. Die Großfürſtin Marie Alexejewna ſollte Mitregentin werden.

Bei ſeinem Vater möchte Alexei Gnade gefunden haben, bei den durch ihn bedrohten Günſtlingen deſſelben konnte er keine erwarten, und die Angſt, die ihn nach dieſen Enthüllungen unabläſſig quälte, kann nicht befremden. Am 6. Juni ward eine Verſammlung von 20 hohen Geiſtlichen und 124 Staatsbeamten berufen, wobei die Geiſtlichen ein Gutachten uber den Fall auf dem Grunde der heiligen Schrift erſtatten, die Letzteren aber den Sohn ihres Kaiſers richten ſollten. Die Geiſtlichen ſtellten eine Reihe Schriftſtellen zuſammen, welche gut oder übel auf den Fall zu paſſen ſchienen, ſchloſſen aber mit folgender Erklärung: „als Geiſtliche nicht befugt, zu urtheilen, beſonders in einem Staate, wo unumſchränkte Gewalt das Urtheil des Unterthanen überwiegt, gehorchen wir dem Willen unſers Monarchen, indem wir die auf dieſen furchtbaren Fall paſſenden Stellen aus der heiligen Schrift zuſammenſtellen. Will der Herrſcher den Gefallenen nach ſeiner That und nach dem Maße ſeiner Schuld ſtrafen, ſo ſtehen vor ihm die von uns aufgeführten Beiſpiele; will er aber Barmherzigkeit üben, ſo ſtehet vor ihm das Beiſpiel Chriſti, der den verlornen und reuigen Sohn wieder aufnimmt.“ Die weltlichen Richter, auch auf der Uloſhenie und den Kriegsartikeln fußend, ſprachen unbedingt das Todesur-

---

¹) Th. I. S. 4.
²) Th. II. S. 417.

theil über den Zarewitſch aus, dem es am 7. Juli vor dem verſammelten Senate, bei offenen Thüren, bekannt gemacht wurde.

Am nächſten Morgen berichtete man dem Zar in der Frühe, daß die heftige Gemüthsbewegung und die Todesangſt ſeinem Sohne einen ſtarken Schlagfluß zugezogen hätten. Zu Mittag verſicherte ein zweiter Bote, es ſtände gefährlich mit dem Zarewitſch, und nun ließ der Zar die Vornehmen ſeines Hofes zuſammenberufen. Bald meldete ein dritter Bote: Alexei werde den Abend nicht erleben und verlange dringend, den Vater zu ſprechen. Peter begab ſich zu dem Unglücklichen, nahm den Fluch, den er über ihn ausgeſprochen, zurück, ertheilte ihm ſeinen Segen und nahm Abſchied von ihm. Um 5 Uhr Nachmittags meldete der Gardemajor Uſchakow, daß der Zarewitſch äußerſt verlange, den Vater noch einmal zu ſprechen, und Peter machte ſich auf den Weg, als ein neuer Bote das eben erfolgte Ableben des Zarewitſch meldete [1]. Seine Leiche wurde zwei Tage lang in der

---

[1] So die officielle Erzählung. Der ſächſiſche Legationsrath Le Fort läßt, in einem Berichte an ſeinen Hof, der ſich im dresdner Staatsarchiv befindet, aber erſt dem Jahre 1724 angehört, den Zarewitſch an ſeinem Todestage drei Mal die Knute erhalten, die erſten Streiche vom Zaren ſelbſt. Unter der dritten Züchtigung ſei er geſtorben. Andere laſſen ihn vergiften. Der Apotheker Bär habe das Gift bereitet und General Weide daſſelbe überbracht. Noch Andere laſſen ihn durch General Weide (Adam Adamowitſch, † 1721) enthauptet werden. Schon dieſe Verſchiedenheiten der Relation beweiſen, daß man nur eben vermuthete, der Zarewitſch ſei keines natürlichen Todes geſtorben, wie man das bei jedem plötzlichen Tode einer hochgeſtellten Perſon vermuthete, über das Wie aber eben nichts wußte. Für die mildere Erzählung hat man auch angeführt, daß Peter, wie er ſeinen Sohn öffentlich richten und verurtheilen ließ, das Urtheil auch öffentlich würde haben vollſtrecken laſſen, wenn er überhaupt deſſen Vollſtreckung beſchloſſen gehabt hätte.

Dreifaltigkeitskirche öffentlich ausgeſtellt und am 11. Juli mit allen Feierlichkeiten begraben.

Der Haushofmeiſter Iwan Aſſanaßjew, ferner Fedor Dubrowski, Abraham Lapuchin, der Bruder der verſtoßenen Zarin, und Jakow Puſtinoi wurden mit dem Beile enthauptet. Fürſt Scherbatow wurde geknutet und verlor Naſe und Zunge. Der Erzbiſchof von Kiew wurde nach St. Petersburg berufen, um ſich wegen der ihm zur Laſt gelegten Theilnahme an dem Complot zu verantworten, ſtarb aber unterwegs, man glaubt an Gift. — Andere, minder compromittirt und durch einflußreiche Verbindungen geſchützt, kamen mit einer kurzen Verbannung davon[1].

Als der Zar, nach völliger Beendigung des Proceſſes, das erſte Mal wieder in den Senat kam, ſprach er: „Die Verbrechen eines undankbaren, der Verkehrtheit preisgegebenen Sohnes und ſeiner Theilnehmer ſind beſtraft,“ ſetzte aber ſofort ein neues Inquiſitionstribunal ein, welches die Veruntreuungen der Beamten unterſuchen ſollte. General Weide ward der Vorſitzende, die Generallieutenants Buturlin und Graf Schlippenbach, die Generalmajors Golizin und Jaguſinski waren Theilnehmer. Unter den Angeklagten und für ſchuldig Befundenen waren die angeſehenſten Richter Alexei's. Man verfuhr milder mit ihnen, als ſie verfahren waren. Nur der Gouverneur von Sibirien, Fürſt Matwei Petrowitſch Gagarin, büßte mit dem Tode am Galgen. Gegen Mentſchikow und Admiral Apraxin ſtellte man ſich anfangs ſehr ingrimmig; zuletzt kamen ſie aber mit einer Geldſtrafe von, bei dem Erſten 500,000, bei dem Zweiten 300,000 Rubeln davon, worauf ſie dem Zar auf Vergeſſenheit des Vorgefallenen Beſcheid thaten. Beſſerung ſcheinen ſie nicht gelobt zu haben, denn 1722 ward eine ähnliche Unterſuchung gegen Schaffirow, Mentſchikow, Apraxin, Piſſarew, Dolgorucki, Golizin u. A. angeſtellt, bei welcher Schaffirow und Piſſarew erſt auf dem Schaffot das Leben geſchenkt erhielten und Mentſchikow abermals 200,000 Rubel bezahlen mußte.

---

[1] Vergl. über dieſe ganze Sache Herrmann a. a. O. Er hat eine Handſchrift der herzogl. Bibliothek zu Gotha benutzt, unter dem Titel: „Relations touchant la degradation et l'emprisonnement du Tzarewitz“, für deren Verf. der preußiſche Geſandte Baron Mardefeld gilt. Es war dies Guſtav Freih. v. Mardefeld, geb. 1661, erſt kaſſelſcher Geh. Rath, dann 1711 preußiſcher Geſandter in Petersburg, wo er bis 1724 blieb und dann ſeinen Neffen, Axel, zum Nachfolger erhielt. Der Oheim † 1728, der Neffe, 1747 zurückgekehrt, 1748.

IV. Lamoignon und de Fargues.

In derſelben Duclos'ſchen Sammlung geſchichtlicher Anekdoten, der wir bei der vorſtehenden Erzählung des fabelhaften Berichts von dem Fortleben der Großfürſtin folgten, findet ſich eine andere, an ſich weniger intereſſante kleine Erzählung, welche dadurch beachtenswerth wird, daß ihr in einer ſpätern Ausgabe (1781) die Berichtigung beigegeben iſt, und daß ſie uns ein recht eclatantes Beiſpiel der leichtfertigen und (oft abſichtslos) verleumderiſchen Berichterſtattung der Kleinhändler des geſchichtlichen Scandals bietet, deren Fabeln und Ausſchmückungen nur zuviel Einfluß auf das geſchichtliche Urtheil geäußert haben und noch äußern.

Die Erzählung lautete ſo: „Das Landgut Courſon gehörte einem Edelmanne Namens Fargues. Er hatte in den Wirren der Fronde eine Rolle geſpielt, zog ſich aber, nachdem die Amneſtie verkündet worden, auf ſein Gut zurück, wo er ruhig und von allen ſeinen Nachbarn geliebt und geachtet lebte. Eines Abends hatten ſich der Graf von Guiche, der Marquis, nachher Herzog von Ludes, ferner Vardes und Lauzun bei der Rückkehr von der Jagd verirrt und waren, einen Zufluchtsort ſuchend, durch ein Licht, das ſie von Weitem ſahen, nach Courſon geleitet worden, wo ſie um Aufnahme bis zu Tagesanbruch baten. De Fargues empfing ſie mit Freuden, ließ ihnen eine Mahlzeit auftragen und überhäufte ſie mit Artigkeiten. An den Hof zurückgekommen, erzählten ſie dem Könige ihr Abenteuer und ſprachen ſich ſehr lobend über de Fargues aus. Bei dieſem Namen, der in der Bruſt des Königs den Groll gegen die Fronde aufweckte, rief er: „wie, dieſer Frevler iſt in meinem Reiche und ſo nahe bei mir!“ Er ließ den erſten Präſidenten de Lamoignon kommen und trug ihm auf, über das ganze Leben de Fargues' Nachforſchungen anſtellen zu laſſen. Da fand ſich denn unglücklicherweiſe, daß er in jenen unruhigen Zeiten, wo die Verbrechen nichts Seltenes waren, einen Mord begangen. Der Generalprocurator erhielt Befehl, gegen ihn einzuſchreiten. Er wurde verhaftet, verurtheilt und enthauptet, trotz der Amneſtie, von der man hätte glauben ſollen, daß ſie alles Vorgegangene verwiſcht hätte. Sein Vermögen wurde eingezogen und der König verlieh das Landgut Courſon dem erſten Präſidenten.“

An dieſer Geſchichte, welche ein ſo übles Licht auf Ludwig XIV., von dem man doch ſonſt weiß, daß er nicht ohne Adel der Geſinnung und Großmuth und daß ein Gegner wie de Fargues ihm zu klein war, und auf Lamoignon wirft, der nach ſeiner übrigen Wirkſamkeit für eine Zierde des Richterſtandes gilt, iſt auch gar nichts wahr, als daß das Landgut Courſon einem de Fargues gehörte, welcher hingerichtet war, und daß es ſpäter dem Lamoignon verliehen ward. Alles Uebrige iſt entweder völlig unwahr, oder gröblich entſtellt, oder nicht nur jedes Beweiſes, ſondern auch aller Wahrſcheinlichkeit ermangelnd.

Balthaſar de Fargues hatte unter der Fronde keine Rolle geſpielt, wol aber, wie in ſeinem Proceſſe erwieſen worden iſt, vorher, während der Fronde und nachher unausgeſetzt in dem Dienſte des Königs geſtanden. Die Jagdgeſchichte läßt ſich nicht controliren, weil keine Zeit angegeben iſt, wo ſie vorgefallen ſein ſoll. Der Graf von Guiche1) war übrigens 1662 erſt in Lothringen, dann in Polen, entzweite ſich darauf mit dem Marquis von Vardes vollſtändig und ging 1664 nach Holland. Das dem Charakter des Königs ſo wenig entſprechende Verfahren, deſſen er beſchuldigt wird, verliert ſein Motiv durch das eben Angeführte. Im Uebrigen würde Ludwig XIV., dem es, wenn er gewollt hätte, freiſtand, durch einen Cabinetsact, eine lettre de cachet, den de Fargues auf Lebenszeit in die Baſtille zu bringen, oder dem es, wenn er ihm ans Leben wollte, näher gelegen hätte, mit jenen Nachforſchungen ſeine Polizei zu beauftragen, nicht beigekommen ſein, einen ſolchen Befehl an ein in ſo hohem Rufe der Gerechtigkeit und Unbeſtechlichkeit ſtehendes Haupt der Juſtiz zu richten, wie Lamoignon war, und noch weniger würde der Letztere einem ſolchen, ſeinem Berufe ſo fremdartigen, ja feindlichen Befehle gehorcht haben. De Fargues wurde aber auch gar nicht von dem Generalprocurator verfolgt und nicht von dem Parlamente gerichtet, ſondern er wurde von dem königlichen Advocaten zu Abbeville, Guignerol, belangt, nachdem die Vorunterſuchung durch den Richter und Criminallieutenant zu Narbonne, Le Vignier, an-

---

1) Armand von Grammont, Graf von Guiche, geboren 1638, Sohn des Marſchalls von Grammont, Enkel der ſchönen Coriſande, der Diana Gräfin von Guiche, einer Geliebten Heinrichs IV., mußte das erſte Mal Frankreich verlaſſen, weil er mit einer hohen Dame ein Verhältniß anzuknüpfen verſucht, das zweite Mal, weil er mit ſeinem Freunde Vardes eine auf die Entfernung der La Valliere gerichtete Intrigue geſponnen hatte, kam erſt 1669 zurück und durfte erſt 1671 wieder an den Hof, wurde Generallieutenant, † 1673

geſtellt worden, und von einer ebendaſelbſt beſtellten **Commiſſion** gerichtet, welche aus der Sénéchauſſée und dem Präſidialgericht jener Stadt zuſammengeſetzt ward, und in der der Intendant von Amiens, Herr de Machault, den Vorſitz führte. Anfangs war der Proceß vor zwei Beamten deſſelben Präſidialgerichtes, als Subdelegirten der 1661 errichteten Juſtizkammer, geführt, durch einen Conſeilbeſchluß vom 18. Februar 1665 aber vor jene Commiſſion verwieſen worden. Es handelte ſich aber auch bei dieſem, wie man ſieht ſehr langwierigen Proceſſe gar nicht um einen Mord, ſondern um Unterſchleiſe, welche de Fargues bei den Brotlieferungen an die Garniſon zu Hesdin und die durch dieſen Platz marſchirenden Truppen begangen haben ſollte. Er war Major in dem Regimente von Bellebrune. Aus Quittungen und Rechnungen der Jahre 1645—1651 erhellt, daß er während dieſer ganzen Zeit bei der Brotlieferung nach Hesdin betheiligt geweſen. Aus einem Actenſtücke von 1648 ergibt ſich, daß er damals bei dem Generalſtab gebraucht ward. Er hatte ſich auch mit Lieferanten aſſociirt, und es lag bei ſeinem Proceſſe ein von ihm ſelbſt geſchriebener Vertrag vor, den er mit den Sieurs Pollard, Cazetre und Jacques 1654 über eine gemeinſchaftliche Lieferung abgeſchloſſen. Er wurde auch nicht enthauptet, ſondern auf dem Marktplatze von Hesdin gehängt. Die Amneſtie berührte dergleichen Verbrechen, wie ihm vorgeworfen wurden, in keiner Weiſe. Das Urtheil gegen ihn wurde am 27. März 1665 geſprochen.

Was endlich die Verleihung des Landgutes Courſon an Herrn von Lamoignon, der mit dieſem ganzen Proceſſe nichts zu thun gehabt hatte, anlangt, ſo hing es damit ſo zuſammen. Das Vermögen des de Fargues war zum Beſten des Fiscus eingezogen worden, um damit zuvörderſt die Summen zu erſtatten, welche de Fargues unterſchlagen hatte, und dieſe überſtiegen daſſelbe bei Weitem [1]). Nun erhoben aber die verſchiedenen Grundherren, von denen Courſon zu Lehen ging, nämlich der Präſident de Lamoignon, als Chatelain von Mont-Lhery, Heinrich de Bouillon, Graf von Fontenoi, Karl de Fitte, Seigneur von Soucy, und Peter Péquot, Seigneur von St. Maurice, Anſprüche auf dieſes Gut, Anſprüche, welche nicht durchzuführen waren, weil die Forderung des Fiscus ein unbedingtes Prioritätsrecht hatte. Der König aber, der die langjährigen Verdienſte Lamoignon's zu belohnen wünſchte [2]), trat ihm ſeine Rechte an dem Gute ab (30. Juni 1667), worauf auch die übrigen Prätendenten in einem Vergleiche mit Herrn von Lamoignon (27. Jan. 1668) ihre Anſprüche aufgaben und das Gut vollſtändig in die Hände des Präſidenten kam. So war der actenmäßig conſtatirte Verlauf einer Sache, die man in ſo boshafter und gehäſſiger Weiſe verdreht hat. Wie viele Erzählungen der Scandalchronik mögen einen ähnlichen Kern haben, bei denen es nicht mehr möglich iſt, das fabelhafte Geſpinnſt auf die nüchterne Wahrheit zurückzuführen!

Und doch hätte namentlich Lamoignon von dem unwürdigſten Verdachte, der einen Richter treffen kann, freibleiben ſollen, er, deſſen ganzes Leben jene verleumderiſche Anekdote Lügen ſtraft, jener zartfühlende und muthvolle Richter, der gegen den ganzen befangenen Unwillen Ludwig's XIV., gegen die ganze Erbitterung Colbert's, den unglücklichen Fouquet zu vertheidigen wagte, der ſein perſönlicher Feind war, den er ſogar für ſchuldig hielt, den er aber parteiiſch und willkürlich verfolgt ſah, und deshalb lieber von ſeinem Amte zurücktrat, als ſich zum Theilnehmer dieſer Verfolgung zu machen.

---

[1]) Sie wurden (28. Mai und 14. Juni 1666) im Betrage von 500,000 Livres feſtgeſtellt. Courſon hatte de Fargues 1655 für 7800 Livres Renten gekauft.

[2]) Wilhelm de Lamoignon, Seigneur de Baville, geb. 1617, 1644 Requetenmeiſter im Staatsrath, 1658 erſter Präſident des Parlaments, gab wegen der Fouquet'ſchen Sache ſeine Entlaſſung und † 10. Dec. 1677. Die Arretés de Lamoignon ſind die Grundlage des Code civil. Zwei ſeiner Söhne und ein Enkel erlangten die höchſten Würden der franzöſiſchen Robe. Der berühmte Malesherbes war ſein Urenkel

V. Ein Wahrſager.[1]

An einem glänzenden Oſtermorgen im Frühjahr 1814 fuhr das britiſche Kriegsſchiff Vanguard mit vollen Segeln in den Hafen von Alexandrien ein und legte ſich dort vor Anker, bald von zahlreichen Booten umſchwärmt, welche den Seefahrern die lang entbehrten Genüſſe des Landes zuführten. Obwol der Aufenthalt des Schiffes nur von kurzer Dauer ſein ſollte, ertheilte der Capitain doch den Offizieren, ſoweit er deren irgend entbehren konnte, bereitwillig die erſehnte Erlaubniß, den Boden des ägyptiſchen Wunderlandes betreten und ſeine Merkwürdigkeiten, wenigſtens in Alexandrien und deſſen nächſter Umgebung, in Augenſchein nehmen zu dürfen. Es war drei Tage nach der Ankunft, als einige dieſer Offiziere, nachdem ſie mehrere Stunden ihren wilden Ritt durch die Straßen der Stadt und der Umgegend gehalten, ſich in einem Khan erfriſchten und über die Verwendung der wenigen Stunden berathſchlagten, die ihnen noch bis zu Ablauf ihres Urlaubs blieben. Der herbeigerufene Dragoman, den ſie in ihrer Raſtloſigkeit zu Tode ermüdet hatten, verſicherte, daß ſie Alles geſehen hätten, was die Stadt irgend Merkwürdiges biete. Doch fiel ihm noch Magraubin [1], der Wahrſager, ein, der ihnen die Nativitäten ſtellen und nach ſeinem Aſtrolabium wahrſagen könne, wie viele Jahre es dauern werde, bevor ſie Alle Admiräle würden. Der Vorſchlag fand allgemeinen Beifall.

---

[1] Nach **Burke**, Anecdotes of the aristocracy and episodes in ancestral story, I, 121 ff.

Ali ging, den Magier zu ſuchen, und kehrte nach Verlauf einer Stunde mit ihm zurück. Den Magraubin begleitete ein etwa zehnjähriger koptiſcher Knabe, welcher das Medium der magiſchen Enthüllungen ſein ſollte. Denn der ägyptiſche Weiſe erklärte, daß die Zukunft ſich nur dieſem Knaben, in deſſen Bruſt noch kein unreiner Gedanke gekommen ſei, offenbaren könne. Er ſeinerſeits werde die Geiſter anrufen und der Knabe werde der Geſellſchaft verkündigen, was immer für im Unſichtbaren verborgene Nachrichten ſie zu begehren belieben würden.

Eine mit brennenden Holzkohlen gefüllte Pfanne wurde nun hereingebracht und auf den Boden geſetzt. Papier, Federn und Dinte kamen zum Vorſchein, und nachdem der Magier die Geſellſchaft befragt hatte, was er von den Geiſtern erforſchen ſolle, worauf er zur Antwort erhielt: ein Jeder wolle ſein letztes Geſchick wiſſen, ſetzte er ſich auf den Boden vor die Kohlenpfanne und ſetzte den Knaben auf die andere Seite, ſich gerade gegenüber. Er zerriß nun das Papier in kleine Streifen, deren jeden er mit arabiſchen Charakteren beſchrieb. Dann nahm er Räucherwerk, warf es in die Pfanne und begann ſeine Beſchwörungen, indem er einige unverſtändliche Worte wiederholte. Der Rauch ſtieg in dicken Ringen aus der Pfanne und der Magier ſchwang ſich hin und her, immer dieſelben Worte ſo ſchnell als möglich wiederholend. Plötzlich hielt er inne. Nun faltete er ein Stück Papier in Form eines Bechers zuſammen, füllte es zur Hälfte mit Dinte und gebot dem Knaben, ſeinen Blick andauernd auf die dunkle Flüſſigkeit zu heften, und wenn er etwas ſehe, zu rufen. Die Beſchwörung ging nun mit verdoppelter Kraft wieder los. Dann unterbrach der Ruf des Knaben die Operation des Magiers.

---

[1] Soll wol heißen: Megrebin?

„Ich ſehe," ſagte der Knabe, „zwei Leute mit Beſen die Gaſſe kehren, und jetzt kommt ein Fremder zu ihnen herunter, der auf einem weißen Pferde reitet." „Genug!" [1] rief Magraubin. „Jetzt, ihr Herren, laßt mich eure beſonderen Wünſche wiſſen." Hier trat ein junger Midſhipman vor und bat, in einer ruhigen, aber etwas ernſten Stimme, daß ihm der Ausgang, auf welchen Alle mehr oder weniger geſpannt ſind, die Schlußſcene ſeines Lebens, vorgeführt werden möge. Eine Verbeugung von Seiten des Magiers bezeigte ſeine Zuſtimmung zu den Wünſchen des jungen Mannes.

Friſches Räucherwerk wurde in die Pfanne geworfen, und reichlicher warf der Magier ſeine Papierſtreifen in das Feuer. Rauchwolken verbreiteten ſich dicht umher und verbargen zuweilen Magraubin und ſeinen Knaben, die ſie einhüllten, den Blicken der Zuſchauer. Es bedurfte nur weniger Anſtrengung der Phantaſie, dieſe wogenden Rauchwolken zu übernatürlichen Geſtalten zu bilden, die ſich um den Zauberer zu drängen ſchienen, als horchten ſie auf die grellen Beſchwörungen, die er unabläſſig erſchallen ließ. Wieder hörte man den Ruf des

---

[1] Er ſah, der Knabe war jetzt an dem Punkte, wo ihm Geſichte vor die Seele traten.

Knaben ihn unterbrechen und wie der Magier ihm befahl, zu ſagen, was er ſehe.

„Eine Inſel, mit Bäumen wie die Dattelpalme bepflanzt. Ich ſehe ſie jetzt ſehr deutlich. Es iſt ein ſchöner Platz. Der Boden iſt grün und blumenreich, wie die Ebenen hier, wenn der Nil zurückgetreten iſt. Vorn iſt ein Hafen und jetzt ſegelt ein großes Schiff in ihn hinein. Die Segel ſind ſehr weiß und von den hinterſten flattert eine Flagge, auf der ein rothes Kreuz iſt. An der Küſte ſind Leute, wie ich deren nie geſehen. Sie ſind lang und beinahe nackend. Ihre Häuſer ſind mir fremd. Sie ſind, wie mir ſcheint, aus Bäumen gefertigt. — Dieſes Bild iſt vorüber. Ich ſehe jetzt Leute wie dieſe hier; aber ſie ſind nicht alle in gleicher Weiſe gekleidet. Nur Einer hat Gold an ſeinem Kleide. Die Anderen haben Flinten, während er einen Degen führt. Sie ſind auf jener ſchönen Inſel, aber ſie ſind nicht in der Nähe der Küſte. Sie gehen einen Hügel hinauf, auf welchem ein einzelner Baum ſteht. Die wilden Menſchen greifen ſie an. Sie fechten tapfer. Haufen von Inſelleuten fallen vor den Flinten der Seeleute todt nieder, aber ſtärkere Haufen ſammeln ſich von allen Seiten. Der Seemann mit dem Gold auf der Achſel iſt erſchlagen und noch einige ſeiner Leute liegen todt bei ihm. Sie graben ſein Grab unter dem Baume, der auf dem Gipfel des Hügels ſteht. — Ich kann nichts mehr ſehen.“

Die übrigen Mitglieder der Geſellſchaft beſtanden dieſelbe Ceremonie und erfuhren, der Eine dieſen, der Andere jenen Ausgang ſeines Lebens. Wie viel davon eingetroffen, wiſſen wir nicht; aber das dem Erſten Verkündete erwies ſich als wahr, und zwar nachdem alle

Wahrſcheinlichkeit ſeiner Erfüllung längſt entſchwunden ſchien.

Denn Walter Croker, ſo hieß der junge Midſhipman (1), aus einem iriſchen Zweige der Crokers von Lincham in der Grafſchaft Devonſhire ſtammend, war gleich nach dem Frieden auf Halbſold geſetzt worden. Er hatte ſich lange vergeblich bemüht, wieder im activen Dienſte angeſtellt zu werden, da er dem erwählten Berufe ſehr ergeben war. Da er aber fand, daß all ſeine Anliegen erfolglos waren, gab er endlich die vergeblichen Bemühungen auf, zog ſich auf ſein väterliches Erbe zu Lisnabrin in der iriſchen Grafſchaft Waterfort zurück, heirathete und trat — wie er glaubte, für immer — in die achtbare Claſſe der britiſchen Landgentlemen ein. Er war ein braver, offenherziger, gaſtlicher Mann, der ſich durch ſein herzliches, gefälliges und leutſeliges Weſen das allgemeine Wohlwollen ſeiner Nachbarn erwarb. Wenn er ſeine Gäſte von den Abenteuern ſeiner Seefahrten unterhielt, erzählte er wol auch zuweilen von der Weiſſagung Magraubin's, welche übrigens wenig Eindruck auf ihn gemacht hatte und unter den nun eingetretenen Umſtänden ihm und Anderen nur zum Anlaß herzlichen Lachens diente.

Da ſollte die Politik der Orleans auf ein Mal eine neue und unerwartete Wendung auch in dem Lebensgange Croker's herbeiführen. Zwanzig Jahre und mehr waren verſtrichen, und Croker glaubte ſich gänzlich vergeſſen von den Lords der Admiralität, als er, zu ſeiner freudigſten Ueberraſchung, eine Zuſchrift dieſer empfing, worin ihm zu erkennen gegeben ward, daß man ihn

---

1) Er muß übrigens noch während des damaligen Krieges aufgerückt ſein.

nicht aus den Augen verloren habe, und daß ſehr bald eine ſchöne neue Fregatte in den activen Dienſt treten würde, zu deren Führung er beſtimmt werden ſolle. Er begab ſich nach London und fand, daß die Nachricht wahr war. Die Intriguen der Franzoſen auf den Inſeln der Südſee, durch die Beſetzung Tahitis offenkundig geworden, machten es nöthig, einige von erfahrenen Männern befehligte Schiffe, zur Beobachtung der gegneriſchen Bewegungen, dorthin zu ſenden, und Croker war zu dieſem ehrenvollen, aber ſchwierigen Dienſte auserſehen worden. Es ſollten nur wenige Schiffe ſein, um kein Mistrauen zu erregen, und die Capitains wurden angewieſen, jede Colliſion mit den Schiffen der anderen Nation zu vermeiden, zugleich aber Britannien jenen Ruf überlegener Seemacht zu ſichern, der für ſein Anſehen unentbehrlich erſcheint. Die engliſchen Schiffe ſollten das ſtille Meer in allen Richtungen durchkreuzen, die Inſeln beſuchen, freundliche Verbindungen mit den Häuptlingen anknüpfen, ſolche in Schutz nehmen, die es begehren würden, und ſo als wirkſame Vertreter ihrer Regierung handeln.

Im Verfolg dieſer Obliegenheiten kam Croker's Schiff in die Bai von Tongatabu.[1] Der ſpecielle Zweck war, die Miſſionaire zu beſchützen, die eine Station auf der Inſel hatten. Das Leben dieſer guten Leute war von dem wilden Volke bedroht worden, noch bevor es die Friedensbotſchaft gehört hatte, die zu bringen ſie gekommen waren. Das britiſche Schiff kam gerade zur rechten Zeit, um die Miſſionaire an ſeinen Bord zu retten. Nachdem ihre Perſonen in Sicherheit waren, wollte der wohlwollende Befehlshaber nicht abſegeln, ohne einen Verſuch gemacht zu haben, ihr Eigenthum zu retten. Er landete mit einer wohlbewaffneten Abtheilung Marineſoldaten und Matroſen und ſchlug einen kurzen Weg nach der Niederlaſſung der Miſſionaire, nach dem Innern des Landes zu, ein. Bei dem Rückmarſch gerieth er in einen Hinterhalt der Eingeborenen. Er ſchlug ſich glücklich durch und erreichte eine Höhe, wo er zu halten beſchloß, bis Verſtärkungen vom Schiffe gekommen wären. Dieſe waren ſofort, nachdem man das Feuern gehört hatte, ausgerückt; aber bis ſie ihrem tapfern Führer zu Hilfe kommen konnten, war er niedergehauen und getödtet. Seine Reſte wurden auf der Stelle begraben, wo er gefallen war, unter einer Palme, welche Morgens und Abends ihren einſamen Schatten auf den grünen Hügel über des Engländers Grab wirft. Das Geſicht des koptiſchen Knaben war erfüllt.

---

[1] Eine der Tonga- oder Freundſchaftsinſeln.

VI. Der Zauberſpiegel.[1]

Zu Edinburg lebte noch bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts herab Lady Eleanor Campbell, eine Tochter des zweiten Earl von Loudon, eine Enkelin des Kanzlers. Sie war in erſter Ehe mit James Viscount Primroſe[2] vermählt, einem Manne von ausſchweifender Lebensart und unbezähmbaren Leidenſchaften, deſſen Liebe zu ihr, wenn er jemals dergleichen gehegt hatte, ſich bald in Haß verkehrte. Die Dame war ſehr achtbar, aber gerade einzelne ihrer ſchätzbarſten Eigenſchaften, ihr Geiſt, ihr Muth, ihr ſittlicher Ernſt, waren nicht geeignet, ihr Verhältniß zu einem ſolchen Gemahle angenehmer zu geſtalten. Je mehr ſie ſeinen wirklichen Charakter kennen lernte, deſto verächtlicher wurde er ihr, und je öftere Vorleſungen ſie ihm über die Abſcheulichkeit ſeines Benehmens hielt, deſto weniger verhehlte der Eheherr ſeinen zunehmenden Widerwillen gegen ſie, der zuletzt zu einer Art von Monomanie wurde. Tag und Nacht beſchäftigte ſie ſeine Gedanken, aber nicht als der Gegenſtand von Liebe und Sehnſucht, ſondern wie ein läſtiger Kobold, welchen keine Beſchwörungsformel vertreiben kann. Er faßte den furchtbaren Entſchluß, ſich ihrer um jeden Preis zu entledigen, aber immer, wenn der Augenblick kam, den Streich zu führen, trat irgend etwas dazwiſchen. Bald fehlte ihm im Moment der Entſcheidung die Entſchloſſenheit zur Ausführung des Gedankens, bald trat irgend ein äußeres Ereigniß zwiſchen ihn und ſein Opfer.

---

[1] Nach Burke a. a. O. S. 357 ff.

[2] Er war der älteſte überlebende Sohn des Sir William Primroſe zu Carrington († 1687) und der Mary Scott, der Enkel des erſten Baronets Sir Archibald Primroſe († 1679). Er war 1703 Parlamentsmitglied für Edinburg und wurde am 30. Nov. 1703 als Lord Primroſe von Caſtlefield und Viscount Primroſe zur Peerſchaft erhoben. Er † 1706, mit Hinterlaſſung von zwei Söhnen, deren älteſter, Archibald, 1716 unverheirathet ſtarb, während der zweite, Hugh, Obriſtlieutenant, zwar mit Miß Derlincourt verheirathet war, aber auch ohne Kinder † (1746). Die Peerſchaft erloſch nun. Die Baronetſchaft kam auf die Earls von Roſeberry, die von dem jüngſten Sohne Sir Archibald's ſtammen.

Es war um dieſe Zeit eine feſtſtehende Gewohnheit des Lord James geworden, die ganze Nacht mit Trinken zu verbringen, und zu Zechkumpanen wählte er ſich gewöhnlich gerade ſolche Perſonen, die zu vermeiden ihn die gewöhnlichſte Klugheit hätte lehren ſollen, ſodaß bloße Trunkenheit ſelten die einzige Thorheit war, die bei dieſen Zuſammenkünften vorfiel, ſondern Schwerter, oder, in deren Ermangelung, Seſſel und Kohlenſchippen in Thätigkeit geſetzt wurden. Bei einer ſolchen Gelegenheit hatte ſich das Bankett die ganze Nacht hindurch und noch einige Zeit, nachdem die Sonne bereits aufgegangen war, hinausgezogen. Der größere Theil der Zechgenoſſen lag unter dem Tiſche, und war außer Stande, wieder aufzuſtehen; andere ſchliefen mit dem Kopf auf der Tafel, oder halb vom Stuhle herabgerutſcht. Nur Lord James und ein alter ausgepichter Zecher, der zu Land und See gedient hatte, und den das gute Getränk, das er zu ſich genommen, ſo wenig anfocht, wie das

Gefäß, aus dem es gefloſſen war, ſaßen noch aufrecht. Auf Lord James hatte der Wein gewirkt, wie Feuer auf grünes Holz, wo es keine helle, wohlthätige Flamme, aber Rauch und Brand erzeugt. Er war murriſch und wild geworden, beſaß aber die Fähigkeit zum Reden und Handeln noch, und auch ſeine Urtheilskraft war nur wenig geſchmälert. Er war in dem Zuſtande eines Wahnſinnigen, der ganz ſcharfſichtig iſt in Betreff der Mittel zu einem tollen Zwecke. Seinem Genoſſen war dieſe verdrießliche Stimmung unbequem; es entſpann ſich ein Geſpräch über deren Urſprung, das jedoch von Seiten des Lords nur zu einzelnen Ausrufungen führte, und bei dem der Andere auf allerlei Reden verfiel, die den lange genährten Entſchluß des Lords zu voller Reiſe brachten. Er brach plötzlich ab, goß ſich eine Flaſche Waſſer über den Kopf, trocknete ſich ab und ging mit der ganzen verſtockten Entſchloſſenheit von dannen, wie ſie einem Manne von ſeiner Art unter ſolchen Umſtänden zuzutrauen war.

Lady Eleanor ſaß, erſt halb angekleidet, an ihrer Toilette. Das Zimmer war lang und ihr Tiſch ſtand an dem äußerſten Ende, der Thüre gegenüber, unter einem Fenſter, das ſie der Morgenwärme wegen geöffnet hatte. Auf ein Mal ſah ſie im Spiegel die Geſtalt des Lord James, ein bloßes Schwert in der Hand, das Geſicht faſt ſchwarz gedunſen von der Heftigkeit böſer Leidenſchaft. Er war ſo leiſe eingetreten, daß ſie keinen Tritt gehört hatte, und aus der langſamen, ſchleichenden Art, wie er weiter ging, konnte man abnehmen, daß er durchaus nicht bemerkte, wie ſie jede ſeiner Bewegungen im Spiegel beobachtete. Jederzeit raſchen Entſchluſſes, ſah und ergriff ſie ſogleich das einzige Mittel, das ſie möglicherweiſe retten konnte. Wie hoch auch das Fenſter vom Boden war, es blieb kein anderer Ausweg, und ſo ſprang ſie mit dem Muthe der Verzweiflung hinaus, kam glücklich auf die Füße und flüchtete zu Lord James' eigener Mutter, dort nicht bloß eine Zufluchtsſtätte, ſondern auch Sicherheit gegen jeden unwürdigen Verdacht gewinnend. Sie gab ſofort jede Gemeinſchaft mit ihrem Gemahle auf, und bald darauf ging er außer Landes. Es verging eine lange Zeit, während welcher man nichts von ihm hörte. Einige glaubten, er ſei todt; Andere vermutheten, daß er einen anderen Namen angenommen.

Jahre[1]) waren vergangen, da ſchlug in Canongate[2]) ein Fremder ſeinen Wohnſitz auf, welcher bald einen hohen Ruf unter den guten Leuten von Edinburg im Fache der Nekromantik erlangte. Vor Allem ſollte er eine beſondere Gabe haben, den Leuten zu zeigen, was ihre abweſenden Freunde trieben. Wäre er auch ſelten geneigt, dieſe Gabe auszuüben, ſo wäre doch, wenn er es ein Mal gethan hätte, die Wahrheit ſeiner Darſtellungen jederzeit völlig probehaltig befunden worden, ſo hieß es. Bei aller ihrer Geiſtesſtärke beſaß Lady Eleanor doch ſowol Neugier als Aberglauben. Auch war es ihr nicht eben zu verargen, daß ſie gern gewußt hätte, ob ſie Frau oder Witwe ſei. So machte ſie ſich denn eines Abends, zu ſpäter Stunde, des Anſtandes halber von einer Freundin begleitet, auf den Weg zu dem Nekromanten. Während ſie ihm zutrauten, daß er ihnen tauſend Meilen entfernte Perſonen und Sachen zeigen könne, verſuchten ſie doch, ihn über ſie ſelbſt zu täuſchen, indem ſie ſich in die Tartans und Plaids ihrer Dienerinnen hüll-

---

1) Es können doch nicht zu viele geweſen ſein, da Primroſe 1703 Peer wurde und 1706 ſtarb.

2) Eine Stadtgegend Edinburgs, welche durch Walter Scott claſſiſch geworden iſt.

ten. Das Wetter war kalt und ſtürmiſch; wenige Menſchen waren auf den Straßen, und ſo kamen ſie unangefochten weiter, bis ſie, eben in eine Sackgaſſe einbiegend, in der ſie die Wohnung des Adepten vermutheten, durch eine Stimme, die in tiefen Tönen hinter ihnen ausrief: „Sie gehen fehl, Ladies, Ihr Weg liegt nicht dorthin!“ plötzlich, in großer Beſtürzung, zum Stehen gebracht wurden.

Beide ſahen ſich unwillkürlich nach dem Sprecher um, der ſich als ein langer, muskulöſer Mann, in ſchwarzen Kleidern von fremdem und ungewöhnlichem Schnitte, mit ungemein ſtrengen und eine Annäherung abweiſenden Zügen darſtellte. Doch lag nichts Gemeines oder Niedriges in Geſicht oder Haltung; ſein Benehmen war würdevoll und eine Gewohnheit des Gebietens zeigte ſich in ſeiner hohen Stirne und ſeinen eiſernen Zügen. Seine Farbe war tief olivenbraun und ein Paar große ſchwarze Augen brannten wie glühende Kohlen unter den buſchigen Brauen, die über ſie herabhingen. Mehrmals wiederholte dieſe ſeltſame Perſon: „Sie gehen fehl, Ladies.“ „Worin gehen wir fehl?“ fragte Lady Eleanor. „In Ihrem Wege, denn er liegt dorthin; in Ihrer Verkleidung, denn ſie verbirgt Sie nicht vor den Augen deſſen, der durch den Schleier der Zukunft blicken kann. Glauben Sie, daß dieſe Stücke Tartan nicht leichter zu durchſchauen ſind, als der Vorhang, der uns von der Geiſterwelt ſcheidet?“ „Gott ſei uns gnädig!“ rief Lady Jane, die Begleiterin Eleanor's, aus, „Er muß der Magier ſein.“ „Ich bin der, den Sie ſuchen,“ erwiederte der Fremde mit Stolz, „und meine Wohnung iſt dort, wo ein Licht durch die Fenſter des oberen Stockes ſcheint.“ „Ein ſehr unzureichendes Merkmal,“ ſagte Lady Eleanor; „ein halbes Dutzend Lichter brennen auf dem Platze, auf den

Sie zeigen.“ „Wahr, Lady Eleanor; aber blicken Sie nochmals hin.“ „Er kennt Sie!“ rief Lady Jane aus. „Ich kenne Sie,“ erwiederte der Adept. „Und abermals ſage ich Ihnen, blicken Sie nochmals hin; ſagen Sie mir, ob Sie unter all jenen Lichtern nicht Eines ſehen, welches ſelbſt für Ihr trübes Auge glänzender, ſtärker und reiner leuchtet, als alle die anderen?“ Sie ſahen in die Richtung, die ſeine Hand zeigte, und hatten keine Mühe, das Fenſter zu entdecken, das er meinte, denn das Licht darin hatte jedenfalls etwas ganz Eigenthümliches, es war merkwürdig weiß, gar nicht wie Wachs- oder Oelbeleuchtung, und doch ſo ſtark, daß man es unter anderen Umſtänden für die Flamme eines Leuchtthurms hätte halten können. „Sind Sie nun überzeugt?“ fragte der Adept. „Ich ſehe das Licht, das Sie meinen,“ antwortete Lady Eleanor, und ihre Gefährtin ſtimmte bei. „Woher ſollen wir aber wiſſen, daß Sie der Zau—, ich meine der gelehrte Mann ſind, von dem alle Welt ſpricht?“ „An dieſem Zeichen,“ ſagte der Adept, indem er dicht zu Eleanor hintrat und ihr etwas ſo leiſe zuflüſterte, daß ihre Gefährtin es nicht verſtehen konnte. Lady Eleanor fuhr zuſammen und ſtieß einen halb unterdrückten Ausruf einer, nicht ganz von Unruhe freien Ueberraſchung aus. „Sind Sie zufriedengeſtellt?“ fragte der Adept. „Ja, ja,“ war die heftige Antwort; „Sie ſind entweder der Mann, den wir ſuchen, oder der Teufel.“ „Nun denn, Flamme, du haſt deine Pflicht gethan,“ rief der Adept aus und ſofort erloſch das Licht in dem Zimmer, als hätte es ſeine Stimme gehört. „Wohlan denn, folgen Sie mir!“

Lady Jane, deren anfänglicher Schrecken durch das inzwiſchen Vorgegangene nicht wenig vermehrt worden war, würde gern gegen eine weitere Verfolgung des Abenteuers Vorſtellungen gemacht haben, aber ein gebieteriſches: „Schweigen Sie, und kommen Sie mit!“ erſtickte ihre ſchwache Oppoſition ſofort. Das Gemach, in welches der Adept ſie führte, lag im hinteren Theile des Gebäudes, hatte aber eine zweite Thüre, die es, aller Wahrſcheinlichkeit nach, mit dem Zimmer verband, das ſie von der Straße aus geſehen. Mit einer bei ſeiner Berufsclaſſe ungewöhnlichen Feinheit des Benehmens ſetzte er Stühle zurecht und bat ſie, ſich niederzuſetzen, während er fortging, um, wie er ſagte, alles für die beabſichtigte Operation in Stand zu ſetzen. „Um Himmels willen,“ rief Lady Jane, ſobald die Thüre hinter ihm geſchloſſen war, „was war es, das das verhaßte Geſchöpf Ihnen auf der Straße zuflüſterte?“ „Etwas, was ich ſelbſt Ihnen nicht wiederholen möchte, meine theure Jane; darum fragen Sie mich nicht weiter. Ich hielt mich für völlig ſicher, daß es nur eine Perſon in der Welt gäbe, die außer mir das Geringſte von der Sache wiſſe, und jetzt — es iſt ſehr wunderbar — der das ſagen konnte, kann, wie ich ſicher glaube, alles und jedes ſagen, was ihm beliebt.“

Nachdem ſie noch ein Weilchen in dieſer Weiſe geſprochen und Lady Jane ihre Angſt, Lady Eleanor ihre Entſchloſſenheit dargelegt hatte, öffnete ſich die Seitenthüre und der Adept trat wieder ein, vollſtändig für die Rolle, die er zu ſpielen hatte, angekleidet. Arme, Beine und Füße waren entblößt, außer daß er ſchwarze Sammtſandalen trug, die an die Knöchel gebunden und mit einem goldenen Knopf befeſtigt waren. Eine Tunica, gleichfalls von ſchwarzem Sammt, reichte bis etwas über die Knie, war aber vorn ſo ausgeſchnitten, daß ſie einen großen Theil ſeiner breiten Bruſt ſehen ließ. Unter der Tunica trug er ſeidene Beinkleider, die jedoch durch das Obergewand faſt ganz bedeckt waren. In der Hand hielt er ein kleines Körbchen von Silberdraht. Der Adept wendete ſich, ohne die zitternde Lady Jane zu beachten, an die muthvollere Eleanor, mit den Worten: „Haben Sie die Güte, Lady, Ihre Börſe bei Ihrer Freundin zu laſſen; Gold und Silber dürfen nicht in jenes Gemach kommen.“ „Was?“ rief die erſchrockene Lady Jane aus, „Sie wollen doch nicht ſagen, daß ich hier allein bleiben ſoll?“ „Ohne Zweifel,“ erwiederte der Adept; „die Geiſter ſind ein trübſinniges Geſchlecht und lieben die Geſellſchaft der Menſchen ſo wenig, wie das Tageslicht.“ „O! ich werde in Ohnmacht fallen! — ich weiß es gewiß — wenn Sie mich hier allein laſſen.“ „Wir müſſen es darauf wagen,“ ſagte der Adept mit einem unheimlichen Lächeln, das nicht dazu diente, ihre Stimmung behaglicher zu machen. Lady Eleanor aber ließ die Börſe zurück und folgte dem Adepten in das anſtoßende Zimmer.

Es war ein großes Manſardenzimmer, mit keinem Meublement, außer den dunkelſtoffigen Vorhängen an den Fenſtern- und den wenigen Gegenſtänden, die zu dem Beabſichtigten nöthig waren. Ein raſcher Blick durch das Zimmer zeigte der Lady Eleanor, daß dieſe lediglich in einem altmodiſchen Armſeſſel und in einem Altar von ſchwarzem Marmor beſtanden, über welchem, an der Stelle, wo ſich in einer katholiſchen Kapelle das Altarbild befunden haben würde, ein großer Spiegel hing. Auf dem Altar, vor dem Spiegel, befand ſich ein kleiner eiſerner Ofen, mit irgend einer fremdartigen Subſtanz gefüllt, der mit einer niedrigen blauen Flamme brannte, dem einzigen ſichtbaren Licht in dem Zimmer. „Setzen Sie ſich, Lady,“ ſagte der Adept, nachdem er die Thüre, durch die ſie hereingekommen, verſchloſſen hatte, „und laſſen Sie ſich, ſo lieb Ihnen Ihr Leben iſt, weder durch Furcht, noch durch Neugier verleiten, eine einzige Sylbe zu ſprechen; die Folgen könnten verhängnißvoll für Einen von uns, oder für Beide ſein. Setzen Sie ſich, ſage ich, und beten Sie ein ſtilles Gebet zu den ſchützenden Heiligen, während ich, ſoweit es möglich iſt, die vier Eingänge des Böſen bewache.“ Dies geſagt, nahm er aus ſeinem Körbchen ein gelbes Wachslicht, und nachdem er es in dem Ofen angezündet, ging er mit gemeſſenem Schritt nach der öſtlichen Ecke des Zimmers, wo er es an der Wand befeſtigte und, ſich drei Mal davor verbeugend, in gedämpften Tönen, einen engliſchen Vers recitirte, der die beſſeren Geiſter zu ſeiner Hilfe entbot:

„Heilig Feuer, du das Kind
Von der Luft im Wirbelwind,
Wie man immer dich benennt
Und wo auch Dein Heerd entbrennt,
Lebensſeele, Lichtesmacht,
Ohne die wär' ew'ge Nacht,
Hilf von Sünde uns befrein,
Laß nichts Böſes hier herein.“

Wie zur Antwort auf dieſe Auffoderung erſchallten oder zitterten einige wilde, aber klagende Töne durch das Gemach und erſtarben faſt augenblicklich wieder. Der Adept, der mit anſcheinend ſehr ängſtlicher Spannung auf dieſe Antwort gehorcht hatte, wiederholte dieſelbe Ceremonie an jeder der übrigen Ecken und, wie es ſchien, wohl zufrieden mit dem Erfolg, kniete er jetzt mit gebeugtem Haupte und bloßen Knieen an dem Altar. Groß war der Lady Verlangen, das Schweigen zu brechen; aber der Adept erhob ſich rechtzeitig, um dieſe Symptome des Ungehorſams zu bemerken, und legte ſeinen Finger mit ſolchen Zeichen der Unruhe an die

Lippen, daß ſie der Schrecken von Neuem überkam und ſie ſtumm blieb. Es ſchien ihr ſelbſt, als wenn ſeine Hand zittere, wie er eine Partie rothen Pulvers aus dem Körbchen nahm und über die Flamme des Ofens ſtreute.

Als das Pulver in das Feuer geworfen war, verwandelte ſich die blaue Flamme in eine karmoiſinrothe, die ſofort im Spiegel wiederſtrahlte. Nach wenigen Augenblicken machte die rothe Gluth Wolken von Rauch oder Nebel Platz, welche, wie Woge auf Woge, über die Oberfläche des Spiegels rollten und aus denen Blitze hervorzuckten, wenn ſie den Rahmen erreichten, über den ſie niemals hinauskamen. Wie der Dunſt am dichteſten war, erfolgte ein ſcharfer klirrender Ton, ſodaß Lady Eleanor erwartete, die zerſplitterten Stücke des Spiegels nach allen Seiten fallen zu ſehen. Aber als die Dünſte ſich wieder zertheilten, ſah ſie den Spiegel ſo ganz wie je, und nun trat eine noch merkwürdigere Veränderung, als die frühere, ein. Der Nebel verſchwand nicht ganz, ſondern bildete ſich zu einer Art fernen Gemäldes, welches das Innere einer Kirche darſtellte, und wobei die Lichter und Schatten beſtändig wechſelten, die Farben bald matt, bald lebhaft waren, wie die Wolken, die ſich in phantaſtiſchen Geſtalten um die Abendſonne drängen und unter deren Einfluſſe ſich raſtlos in ihrer Färbung ändern. Es erſchien ein Prieſter mit ſeinen Begleitern am Altar, und ein Hochzeitszug ſtand vor ihm. Plötzlich ſchien das Ganze durch unſichtbare Mittel in größere Helle geſetzt zu werden, die Geſtalten traten ſchärfer hervor und Eleanor erkannte in dem Schattenbräutigam das getreue Spiegelbild des Lord James. Bevor ſie ſich von dieſem Schreck erholen konnte, trat ein Fremder, das Geſicht in den Mantel gehullt, mit dem eiligen Schritte Eines, der zu ſpät zu kommen fürchtet, in die Kirche. Niemand ſchien ihn zu bemerken, und er ſtand eine Weile regungslos; aber in dem Augenblicke, wo der Prieſter in Begriff war, die Hände des Brautpaares ineinanderzulegen, ließ er den Mantel fallen und ſtürzte vor, als wolle er die Ceremonie unterbrechen. In dieſer Geſtalt ſah Lady Eleanor deutlich das Ebenbild ihres Bruders. Er und der Bräutigam zogen die Schwerter und machten mehrere Gänge, während alle Umſtehenden zu beſtürzt ſchienen, um dazwiſchentreten zu können. Sie hörte ſogar, oder bildete ſich ein, es zu hören, wie der Stahl an einander ſchlug, wiewol es ſo klang, als käme der Schall aus weiter Ferne. In ihrem Schrecken ſchrie ſie laut auf, ſchlug die Hände zuſammen und rief: „Gnädiger Himmel, mein Bruder wird getödtet werden!“ Kaum waren dieſe Worte über ihre Lippen gekommen, als die ganze Scene ſich verwirrte und abbrach, die Nebelſchichten durch- und übereinander rollten und allmälig verſchwanden, worauf nur der Spiegel blieb und nichts mehr zeigte, als die Gegenſtände im Zimmer, von dem matten Schein aus dem Ofen beleuchtet. Zugleich gingen die Kerzen in den vier Ecken mit einem ziſchenden Tone aus.

„Alles iſt vorbei für die Nacht,“ ſagte der Adept mit heftiger Stimme, indem er ihre Hand faßte, „und je ſchneller wir dieſes Zimmer verlaſſen, deſto beſſer. Der Himmel gebe, daß, wie die Sache nun ſteht, nichts Böſes erfolge.“ Lady Eleanor ließ ſich, ohne ein weiteres Wort, in das Nebenzimmer zurückführen, ſehr zur Freude ihrer Gefährtin, welche während ihrer Abweſenheit nicht wenig Angſt ausgeſtanden hatte. Die Freude ward jedoch ſehr gemindert, als ſie ihre Gefährtin anblickte. Sie erſchien ihr, wie ſie ſich ſpäter auszudrücken pflegte, wie Eine, die der Blitz getroffen; eine ſo düſtere, wilde Wandelung war über ihre Züge gekommen.

Der Adept wies jede Belohnung zurück und erwiederte auf alle Erbietungen Lady Eleanor's: „Nein, Lady; was ich dieſen Abend gethan, iſt nicht des Gewinnes halber geſchehen, und hätte ich die Gefahr vorher gekannt, die wir laufen ſollten — ich ſowol wie Sie — ſo würde ich es höchſt wahrſcheinlich nicht gewagt haben. Es iſt hinreichende Belohnung für mich, der ich mehr von dieſer Sache weiß, als Sie auch nur ahnen können, daß wir beide hier lebend und unverſehrt ſtehen." „Beging ich den Fehler, als ich ſprach?" fragte Lady Eleanor, durch die gänzlich unerwartete Uneigennützigkeit ſehr in Verlegenheit geſetzt. „Sie begingen ihn," erwiederte der Adept mit einem leichten Schaudern; „indeß die Geiſter des Feuers thaten ihre Pflicht, und ein Glück für uns, daß ſie es thaten. Doch ich will Sie nicht länger aufhalten," fügte er eilig hinzu, indem er eine Lampe nahm, ihnen herunterzuleuchten; „es iſt eine ſpäte Stunde für Damen von Ihrem Stande, allein auf der Straße zu gehen, wenn auch in die Tartans Ihrer Dienerinnen gehüllt, und überdem zieht ſich ein Unwetter zuſammen, und Sie werden kaum nach Hauſe kommen, bevor der Regen in Strömen herabſtürzt."

Die erſte Sorge der Lady Eleanor, wie ſie ſich wieder wohlbehalten in ihrem Zimmer befand, war, die genauen Umſtände ihres Abenteuers, mit Tag und Stunde, aufzuzeichnen. Dieſes Document ſiegelte ſie in Gegenwart ihrer Gefährtin zu und verſchloß es in einem geheimen Fache. Bald darauf kam ihr Bruder vom Feſtland zurück. Sie fragte ihn, ob er auf ſeinen Reiſen nichts von Lord Primroſe geſehen, oder gehört habe, worauf er erwiederte, er hoffe, eine ſo unzweifelhaft ehrloſe Perſon niemals wiederzuſehen, und zugleich befliſſen ſchien, das Geſpräch auf etwas Anderes zu lenken. Da ſie dieſes Ausweichen bemerkte, ſo drängte ſie ihn, indem ſie fallen ließ, daß ſie nicht ohne guten Grund frage. Endlich geſtand der Bruder, daß er Lord Primroſe geſehen habe, es ſei aber unter Umſtänden geſchehen, die es ihm höchſt widerwärtig machten, auch nur ſeinen Namen wieder auszuſprechen. Doch ſie drängte weiter und lockte nach und nach die Geſchichte heraus. Er hatte in Amſterdam einen unermeßlich reichen Kaufmann kennen gelernt, welcher eine einzige Tochter beſaß. Eines Tages hatte ihm dieſer geſagt, daß die junge Dame in Begriff ſei, zu heirathen, und zwar einen Engländer, weshalb der Vater hoffe, daß ſein geehrter Freund der Hochzeit beiwohnen werde. Er erwiederte, daß er zwar an dem betreffenden Morgen ein wichtiges Geſchäft zu beſorgen habe, ſich jedoch in der Kirche einfinden werde, wenn es ihm möglich ſei. Er kam ſpät, aber doch noch zeitig genug, um den Bräutigam, der, wie wir wiſſen, Lord Primroſe war, zu entlarven und das arme unſchuldige Mädchen zu retten. Es fiel alles ſo vor, wie es Lady Eleanor im Zauberſpiegel geſehen. Blut floß aber nicht, indem die Streitenden rechtzeitig getrennt wurden. Lord Primroſe war den nächſten Tag verſchwunden. Nachdem ihr Bruder ihr dieſe Geſchichte erzählt, auch den Tag angegeben hatte, wo ſich alles zugetragen, brachte ſie ihm ihre Niederſchrift, und es ergab ſich die genaueſte Uebereinſtimmung aller Umſtände.¹)

---

¹) Unſere Quelle berichtet zwar, daß die Lady ihren Bruder nach dem Datum gefragt, und daß alles zugetroffen hatte, ſagt jedoch nicht ausdrücklich, daß der Beſuch bei dem Zauberer an demſelben Tage geſchehen ſei, wo die Scene in Amſterdam ſich zutrug. Dieſelbe

Im Jahre 1706 ſtarb Lord Primroſe, und die Witwe war frei. Da ſie noch hübſch und jung war, fehlte es nicht an Freiern, aber ſie trug großes Bedenken, einen neuen Verſuch zu machen. Am ausdauerndſten in ſeinen Bewerbungen zeigte ſich der berühmte Lord Stair[1], der auch wirklich Eindruck auf ihr Herz gemacht hatte. Aber ſelbſt er vermochte ſie nicht von ihrem Entſchluſſe abzubringen, bis er endlich auf ein weniger würdiges, auch nicht ganz originales, aber wirkſames Mittel verfiel, ſie zur Nachgiebigkeit zu bringen. Er beſtach einen treuloſen Dienſtboten und verſchaffte ſich eines Nachts Eingang in ein kleines Gemach im Hauſe der Lady, das theils als Betzimmer, theils als Ankleidezimmer diente, neben ihrem Schlafgemach lag und ein Fenſter hatte, welches auf einen der beſuchteſten Durchgänge ſah. Als der Morgen kaum vorrückte und die Straße belebter zu werden begann, zeigte ſich Se. Lordſchaft, nur halb angekleidet, am offenen Fenſter; ein Anblick, welcher natürlich die Aufmerkſamkeit und die Bemerkungen der Vorübergehenden hervorrief. Einige lachten, Andere machten ernſte Mienen, und die Scandaljäger freuten ſich, eine neue Geſchichte zu erzählen zu haben, und zwar von einer Dame, die ihrer Bosheit bisher keinen Stoff geboten. Alle Verſuche der Lady, der Welt den wahren Zuſammenhang begreiflich zu machen, waren gänzlich fruchtlos;

Stunde kann es nicht geweſen ſein, denn die Trauung war am Vormittag, der Beſuch erfolgte am ſpäten Abend; folglich zeigte der Zauberſpiegel der Lady, aller Wahrſcheinlichkeit nach, etwas, was ſchon geſchehen war, nicht, wie man hätte erwarten ſollen, die Vorgänge des Augenblickes. Das würde denn die Sache ſehr erklärbar machen. Wäre es freilich an demſelben Tage geweſen, dann konnte man in Edinburg noch keine Kunde davon haben.

[1] Näheres über ihn unten.

je mehr ſie ſich in Auseinanderſetzungen erſchöpfte, deſto weniger fand ſie Glauben, und ſo ſah ſie ſich am Ende genöthigt, dem Frevler ihre Hand zu reichen.

Deſſenungeachtet ſoll die Ehe eine glückliche geweſen ſein, mit der einzigen Ausnahme, aus der man in dem damaligen England nicht ſoviel gemacht zu haben ſcheint, daß der Ehemann die Flaſche zu ſehr liebte, und wenn er betrunken war, einen Hang hatte — ſeine Frau zu ſchlagen. Doch auch dieſer ſein einziger Fehler verlor ſich auf ein Mal. Eines Abends war er ungewöhnlich ſtark berauſcht, und in dieſem Zuſtande verſetzte er der Lady einen ſo heftigen Schlag, daß ihr Geſicht augenblicklich mit ihrem Blute bedeckt war. Nachdem er dieſe Heldenthat verübt, ging er ganz ruhig zu Bette, in glücklicher Unkenntniß deſſen, was er gethan. Lady Eleanor konnte die Sache aber nicht ſo leicht verwinden, ſondern brachte die Nacht auf einem Sopha zu, ohne auch nur einen Verſuch zu machen, das Blut zu ſtillen, ſodaß ſie, als der Schläfer erwachte, einen Anblick darbot, der ein noch nicht ganz von dem Zechen der vorhergegangenen Nacht erholtes Gehirn wol in Verwirrung ſetzen konnte. Es folgte eine Erklärung, und der Nobleman, der in ſeinen nüchternen Augenblicken nicht ohne Gefühl und Edelſinn war, ſchämte ſich ſo über ſich ſelbſt, daß er ſofort einen förmlichen Schwur that, hinführo nie ein geiſtiges Getränk zu ſich zu nehmen, das ihm nicht von der eigenen Hand ſeiner Gattin zugemeſſen worden, welchen Eid er auch bis an ſeinen Todestag treulich hielt. Nie nahm er an einer geſellſchaftlichen Partie Theil, bei welcher er ſeine Hebe nicht mitnehmen konnte; nie überſchritt er die Grenze, die ſie, in ihrer Klugheit, ihm zumaß; wenn die Zeit kam, wo ſie ſich, nach engliſcher Sitte, mit den anderen Damen entfernte, ſo theilte ſie ihm eine beſtimmte Quantität zu, die er in ihrer Abweſenheit trinken durfte, und keine Verſuchung, kein Bitten oder Spotten konnte ihn je beſtimmen, das angewieſene Maß zu überſchreiten.

Lady Eleanor überlebte auch ihren zweiten Gemahl um 12 Jahre, und ſtarb erſt 1759, ſeit langer Zeit als Leiterin der beſten Geſellſchaft Edinburgs anerkannt. Sie war hochbejahrt, hatte etwas Schroffes in ihrem Benehmen, und ſoll die erſte Dame der ſchottiſchen Hauptſtadt geweſen ſein, die einen ſchwarzen Dienſtboten in ihrem Hauſe gehalten.

Der Lord Stair, den wir hier die Hand ſeiner Frau auf Koſten ihres Rufes erringen und dann ſich betrinken, und in der Trunkenheit ſeine Gattin mißhandeln ſahen, von dem wir aber zugleich hörten, wie er ſich ſeiner Fehler ſchämte und ſie gutzumachen befliſſen war, nimmt freilich in Genealogie und Geſchichte eine glanzvollere Stellung ein. John Dalrymple Earl of Stair war der älteſte Sohn John Dalrymple's, des zweiten Viscounts und erſten Earls of Stair († 8. Jan. 1707), welcher unter Wilhelm III. Lord Advocat von Schottland und Staatsſecretair wurde, und der Eliſabeth Dundas, der Enkel James Dalrymple's, des erſten Viscounts Stair († 25. Nov. 1695), der von Cromwell zum Lord of Seſſion, von Karl II. (1664) zum Baronet und Präſident des Court of Seſſion[1]) ernannt, 1681 aber entlaſſen und 1682 zur Flucht nach Holland gedrängt wurde, 1688 mit dem Oranier zurückkehrte, wieder Präſident des Court of Seſſion und (1690) ſchottiſcher Peer wurde[2]), und der Margarothe Roß. Das Gut, von dem dieſe Peers den Titel führten, Stair-Montgomery in Aireſhire, hatte William de Dalrymple 1450 durch Verheirathung mit der Erbtochter Agnes Kennedy erworben.

---

[1]) Ein hoher ſchottiſcher Gerichtshof.

[2]) Baron Glenluce und Stranraer, Viscount Stair.

Unſer Lord Stair war 1673 zu Edinburg geboren, aber zeitig nach Holland gegangen, um unter Wilhelm von Oranien zu dienen. Dieſer ſendete ihn 1688 nach Schottland, um die dortigen Bewegungen organiſiren zu helfen, und gab ihm dann eine Offizierſtelle in der Leibgarde, als welcher er den König nach Irland begleitete. Den ſpaniſchen Erbfolgekrieg machte er unter Marlborough (von 1702—1709) mit, wurde Brigadier, zeichnete ſich namentlich bei Oudenarde aus und brachte die Nachricht dieſes Sieges nach England. In Marlborough's Schule hatte er ſich nicht bloß zum Kriegsführer, ſondern auch zum Diplomaten gebildet. So wurde er denn 1709 als Geſandter nach Dresden geſchickt, aber zurückberufen, nachdem Marlborough geſtürzt war. Georg I. ernannte ihn dagegen zum Oberbefehlshaber der ſchottiſchen Truppen, und bald darauf zum Geſandten in Paris, wo er namentlich während der Regentſchaft viel Einfluß hatte. 1730 wurde er zum Großadmiral von Schottland ernannt. 1741 trat er als Feldmarſchall an die Spitze der engliſchen Armee in Flandern und beſtimmte zugleich, als Geſandter im Haag wirkend, die Generalſtaaten zur Theilnahme an dem Kriege. Er ſiegte am 27. Juni 1743 in der Schlacht bei Dettingen. Mit der weiteren Führung des Krieges, in welche ihm zu viele Andere hineinredeten, war er unzufrieden, gab die Gründe davon in einer eigenen Schrift an und zog ſich nach Schottland zurück, wo er 1747 ſtarb. Er hinterließ keine Kinder und ſeine Würden gingen auf die Kinder ſeiner Brüder uber, von deren Jüngſtem der gegenwärtige Earl ſtammt, der am 11. Auguſt 1841 als Baron von Orenfoord auch Peer des vereinigten Königreichs wurde.

VII. Geſandtſchaften aus dem Orient.

Am 11. Sept. 1600 erſchien am Hofe zu Kaſſel, wo damals der gelehrte und vielgeſchäftige Landgraf Moritz[1]) regierte, eine an alle chriſtlichen Potentaten Europas gerichtete, ſpeciell aber mit Creditiven für den Kaiſer, den Papſt, die bedeutendſten deutſchen Fürſten, den König von Frankreich, den Dogen von Venedig, den Großherzog von Toscana verſehene perſiſche Geſandtſchaft. Ihr Abſender war jener berühmte, wenn auch durch Grauſamkeit und Gewaltthätigkeit befleckte Schah Abbas I., welcher Perſien von 1587—1629 regierte, Choraſan, Meſopotamien, Armenien, Kandahar, Tauris, Bagdad und Balſora eroberte, Georgien unter neue Zinsbarkeit beugte und den Portugieſen, unterſtützt von einer engliſchen Flotte, Ormuzd entriß. Der Zweck der Geſandtſchaft war: eine allgemeine Conföderation gegen die Türken und ihren Sultan Mahmud III. zu Stande zu bringen. Sie ſelbſt beſtand aus einem Engländer, Sir Anton Shirley, einem Sohne des Sir Thomas Shirley zu Wiſton

---

1) Geb. 1572, regierte von 1592—1627, wo er die Regierung ſeinem Sohn überließ, † 1631.

der Grafſchaft Suſſex und der Anna Kempe, welcher nach Perſien gereiſt war[1]) und ſich dort in ſolche Gunſt geſetzt hatte, daß Schah Abbas in ſeinem Vollmachtsbriefe mit orientaliſchem Redeſchmucke von ihm ſagte: er habe ihn, als ob er ſein Bruder wäre, aus ſeiner Schüſſel ſpeiſen und aus ſeinem Becher trinken laſſen. Demſelben waren Sin Ali Bey, Haſſan und einige andere perſiſche Hofleute und Prieſter und ein der deutſchen Sprache kundiger Dolmetſcher aus Cypern beigegeben. Sie kamen uber das kaſpiſche Meer und hielten ſich zuerſt längere Zeit in Moskau bei dem Großfürſten Boris Godunow auf, dem Schah Abbas noch im Auguſt 1603 den goldenen Thron der alten Herrſcher Perſiens, als „Zeichen der Liebe zu ſeinem Bruder", ſendete. Hier wurden dem Shirley durch die Intriguen einiger Begleiter allerlei Weiterungen gemacht, aus denen er ſich jedoch durch Feſtigkeit und Entſchloſſenheit zog. Dann ſind ſie durch Litthauen gezogen, müſſen ſich in einem Oſtſeehafen eingeſchifft haben und erſcheinen zuerſt wieder zu Emden, wo Graf Enno ſie gaſtlich aufnahm. Von da begaben ſie ſich zunächſt nach Kaſſel, wo ſie, prächtig bewirthet, acht Tage verweilten und Shirley ſich von dem in alle Verſchlingungen der damaligen politiſchen Welt tief eingeweihten Landgrafen in den Verhältniſſen orientiren ließ. Im Auftrage des Landgrafen geleitete ſie Johann von Bodenhauſen, über Rotenburg und Naum-

---

1) Der Graf von Eſſex hatte den jungen, thatendurſtigen Mann beredet, mit einigen tapfern Begleitern dem Herzog von Ferrara gegen den Papſt zu Hilfe zu ziehen. Sie kamen zu ſpät, und ihr Gönner rieth ihnen nun, um ſie für den Verluſt an „Zeit, Geld und Hoffnung" zu tröſten, nach Perſien zu gehen. Anton Shirley hatte ſeinen Bruder Robert und 26 wohl berittene und bewehrte Begleiter bei ſich. Sein beſonderer Gönner in Perſien war, nächſt dem Schah, der Heerführer Ali Verdi Bey.

burg, wo ſie am 30. Sept. in fünf Kutſchen einzogen[1]) und von wo Shirley ein Dankſagungsſchreiben an den Landgrafen erließ, nach Prag. Kaiſer Rudolf II. ließ ſie mit 300 Pferden und prächtigen Wagen einholen und behandelte ſie mit großer Aufmerkſamkeit. Auf ihren Antrag ſelbſt einzugehen, trug er aber umſomehr Bedenken, als er, abgeſehen von ſeinem unentſchloſſenen und träumeriſchen Charakter, ſich wol ſagen mochte, daß er durch einen Beitritt zunächſt ſich die Türken auf den Hals ziehen, daß ihm dann die Hilfe des fernen perſiſchen Schahs leicht zu ſpät kommen dürfte, und daß wenig Ausſicht ſei, bei den eiferſüchtigen und durch ſo viele nähere Händel beſchäftigten und verzwiſteten europäiſchen Mächten den Willen und die Thatkraft zum Beiſtand zu finden. Nach Allem, was die Abgeſandten in Deutſchland ſahen und erfuhren, verging ihnen der Muth, ihr Heil noch weiter zu verſuchen. Nach Frankreich gingen ſie gar nicht. Schon am 2. Febr. 1601 treffen wir ſie zu Nürnberg, wo ſie mit fürſtlichen Ehren empfangen wurden und bis zum 5. verweilten, worauf ſie nach Augsburg zogen und über Rom und Venedig, nicht ohne manchen Nachſtellungen von Seiten der Türken ausgeſetzt zu ſein, nach Perſien zurückkehrten.[2])

Mislicher noch geſtaltete ſich eine zweite perſiſche Geſandtſchaft. Ein jüngerer Bruder jenes Anton Shirley, Sir Robert Shirley, war von ſeinem Bruder, als Pfand gewiſſermaßen ſeiner Treue, in Perſien gelaſſen werden,

---

1) Vergl. Lepſius, Die perſiſche Geſandtſchaft des Schah Abbas, auf ihrem Zuge durch Deutſchland, in Naumburg und Nürnberg, in Vulpius Curioſitäten, III, 298 ff.

2) Juſti in den „Neuen Jahrbüchern der Geſchichte und Politik," Jahrg. 1841, II, 481 ff. — Nach Ludolf's „Allgemeiner Schaubühne der Welt," II, 47 ff., waren ſie von Rom nach Spanien und Portugal gezogen, und von da über Oſtindien zurückgekehrt.

hatte die Kriege des Schah mitgemacht, deſſen Gunſt erworben und erſchien 1623 als Geſandter in England. Seine Creditive waren in perſiſcher Sprache geſchrieben, und es gab damals Niemand in England, der ſie hätte überſetzen können. Indeß hegte man kein Mistrauen, und der Geſandte wurde mit großen Ehren empfangen. Da erſchien, auf einem Schiffe der oſtindiſchen Compagnie, welches durch Unfälle und ungünſtigen Wind auf ſeiner Fahrt lange aufgehalten worden, ein Anderer, der ſich für den rechten Geſandten des Schahs ausgab, von Shirley nichts wiſſen wollte und von der Geſammtheit der mit Oſtindien verkehrenden Kaufleute unterſtützt und empfohlen wurde. Sir Robert ließ ſich ſeine Creditive von dem Staatsſecretair leihen und begab ſich, von ſeinem Verwandten, Lord Cleveland, und einigen anderen Hofleuten begleitet, zu ſeinem Mitbewerber. Als ſie vorgelaſſen und die Gründe ihres Beſuchs erklärt waren, bezeigte der Perſer nur dem Lord den üblichen Gruß. Darauf begann folgende eigenthümliche Scene: Sir Robert Shirley entfaltete ſeine Briefe, berührte, nach perſiſcher Sitte, zuerſt ſeine Augen mit ihnen, hielt ſie dann über ſeinen Kopf, küßte ſie darauf und überreichte ſie dem Geſandten, damit dieſer ihnen die gleichen Ehren erweiſe. Der Geſandte aber erhob ſich plötzlich von ſeinem Sitze, ſchritt auf Sir Robert zu, riß ihm die Briefe aus der Hand, zerriß ſie und gab ihm mit der Fauſt einen Schlag ins Geſicht. Während Lord Cleveland zwiſchen ſie trat, um weitere Gewaltthätigkeiten zu verhüten, warf ſich der zunächſtſtehende Sohn des Perſers auf Sir Robert und ſchlug ihn zu Boden. Lord Cleveland und der Kammerherr Mr. Maxwell ſtürzten dazwiſchen und zogen ihn zurück. Zwei andere engliſche Herren legten die Hand an ihre Degen, zogen ſie aber nicht, weil auch die Perſer nicht Schwert noch Dolch zogen. Lord Cleveland ließ dem Geſandten durch den Dolmetſcher die Gefährlichkeit und das Unangemeſſene ſeines Verfahrens vorſtellen und ſagte: wenn nicht er und die Gentlemen bei ihm mehr Achtung für den König, den er repräſentire, gehegt hätten, als er den zur Beglaubigung des Andern erlaſſenen Briefen bewieſen habe, ſo wurden weder er (der Geſandte), noch diejenigen von ſeinen Begleitern, welche dieſen Frevel begangen, lebendig vom Platze gekommen ſein. Auf dieſe Rede entſchuldigte ſich der Geſandte einigermaßen und erklärte, es thue ihm leid, Se. Lordſchaft beleidigt zu haben; er ſei zu dem, was er gethan, durch den äußerſten Zorn gebracht worden, wie er geſehen, daß Jemand es gewagt habe, die Unterſchrift des Königs, ſeines Gebieters, zu fälſchen, welche ſich ſtets an der Spitze der Schreiben befinde, nicht, wie hier, auf der Kehrſeite, und wie dieſer Betrüger zu behaupten gewagt habe, er habe die Nichte ſeines königlichen Herrn geehelicht. Hier trat Sir Robert, der ſich inzwiſchen, ganz beſtürzt und verwirrt durch die erfahrene Mißhandlung, hinter die Geſellſchaft gezogen hatte, wieder vor und entgegnete: er habe nie geſagt, daß er die Nichte des Königs, wohl aber, daß er deſſen Verwandte geheirathet. Wahr ſei, daß, wenn der König von Perſien ſeine Unterthanen an fremde Fürſten ſende, oder ſonſt an ſolche ſchreibe, er ſeinen Namen an die Spitze der Schreiben ſetze; wenn er aber einen Fremden an einen auswärtigen Fürſten ſchicke, ſo ſei es gewöhnlich, daß ſeine Unterſchrift auf der Außenſeite der Schreiben angebracht werde, damit man vor deren Eröffnung erſehen könne, wer ſie ſende. Hierauf antwortete der Geſandte bloß mit verächtlichen Blicken.

Der ganze Vorgang wurde ſofort dem König Jakob berichtet, der hierauf den feierlichen Empfang des Geſandten bis nach erfolgter Prüfung ſeiner Angaben aufſchob. Inzwiſchen ſchrieb Sir Robert an den König und bat, man möge ihn nach Perſien zurückſchicken, die beiden Schreiben um ſeinen Hals gebunden, um zu erfahren, ob ſie echt oder falſch ſeien. Der König willigte ein, da das der beſte Weg zur Erledigung der Frage ſei.

Die beiden Geſandten ſollten zunächſt im Mai 1625 mit der oſtindiſchen Flotte und in Geſellſchaft des Sir Dodmore Cotton abſegeln, welcher als außerordentlicher Geſandter des Königs an den perſiſchen Hof gehen ſollte, um einen Handelsvertrag mit Schah Abbas abzuſchließen, und der bei dieſer Gelegenheit auch die Shirley'ſche Sache ins Klare zu bringen hatte. Da die drei Herren jedoch zu ſpät am Einſchiffungsplatze erſchienen, ſo mußten ſie wieder nach London zurückkehren und ihre Abreiſe bis zum März 1626 verſchieben, wo ſie ſich auf drei verſchiedenen Fahrzeugen einſchifften.

Der perſiſche Geſandte ſtarb auf der Reiſe. Sir Dodmore Cotton dagegen und Sir Robert Shirley kamen wohlbehalten nach Perſien. Schah Abbas bewilligte dem engliſchen Geſandten zu Aſhraff eine Audienz, bei welcher Sir Robert Shirley ſelbſt und einige andere engliſche Gentlemen, worunter Sir Thomas Herbert, zugegen waren. Letzterer hat in ſeiner Reiſebeſchreibung [1] auch dieſe Vorgänge geſchildert. Sir Dodmore Cotton ſagte in ſeiner Anrede: der Hauptzweck ſeiner Sendung ſei, den Schah wegen ſeines Erfolges gegen den gemeinſamen Feind, die Türken, zu beglückwünſchen, ewiges Bündniß zu ſchließen, den Handel zu fördern und das Verfahren des Sir Robert Shirley gerechtfertigt zu ſehen. Der Schah ergoß ſich in ſeiner Erwiederung zuerſt in einige Ausfälle gegen die Türken, und ſprach den Wunſch aus, daß die chriſtlichen Fürſten einig ſein möchten, da der osmaniſche Kaiſer ſeine Eroberungen hauptſächlich ihrer Uneinigkeit verdanke. Dem Vorſchlage eines directen Handelsverkehrs, vorausgeſetzt, daß die Engländer die alte Handelsſtraße durch die Gebiete ſeines Feindes aufgeben wollten, gab er ſeine Zuſtimmung. In Betreff des Sir Robert Shirley erkannte er an, daß derſelbe ihm werthvolle Dienſte geleiſtet und verſprach, daß, wenn er ungerecht angeklagt werden, er Genugthuung empfangen ſolle.

---

[1] Travels in Asia and Africa. Lond., 1634. Herbert kam 1630 nach England zurück, ſchloß ſich in den Bürgerkriegen der Sache des Parlaments an, war 1640 Commiſſar bei Karl I., bei dem er ſich beliebt machte und, auf deſſen Wunſch, bis zu ſeinem Tode bei ihm blieb, ward nach der Reſtauration Baronet und † 1681. Er hat auch eine Threnodia Carolina geſchrieben. Er iſt derſelbe, der in dieſen Geh. Geſch. Th. III, S. 180 erwähnt iſt.

Der Hof ging gleich darauf nach Kaswin, wohin die Geſandtſchaft nachfolgte. In Betreff der Shirley'ſchen Sache fand ſich freilich, daß der erſte und einflußreichſte Miniſter, Mahomed Ali Bey, dem Shirley äußerſt abgeneigt war. Der Geſandte, der ſich der Sache des Sir Robert mit vieler Wärme annahm, bat um die Originalcreditive, auf welche Sir Robert ſeinen Anſpruch gründete, um ſie genau unterſuchen zu laſſen. Nach drei Tagen kam der Miniſter perſönlich zu Sir Dodmore und erklärte ihm: der Schah habe das Schreiben unterſucht, es nicht für das ſeinige erkannt und im Zorne verbrannt. Sir Robert habe übrigens die Erlaubniß ſeines Herrn, abzureiſen. Dieſen Ausgang der Sache zog ſich der arme Sir Robert ſo zu Herzen, daß er eine Dyſſenterie bekam, an der er in der zweiten Woche nach ſeiner Ankunft in Kaswin ſtarb. Auch Dodmore Cotton ſtarb in Perſien.

Mag es auch ſein, daß Sir Robert ſich in Perſien etwas von der dort landesüblichen Prahlſucht angeeignet, wie denn ſeine, angeblich aus der Verwandtſchaft des Schah entſtammte Gemahlin eine circaſſiſche Sklavin aus dem kaiſerlichen Harem geweſen ſein ſoll, die ihm als Zeichen der fürſtlichen Gunſt geſchenkt worden ſei.[1]) (Sie ſoll ſpäter, unter dem Namen Lady Tereſa, zu Rom gelebt haben.) Daß Shirley wirklich nicht mit einer Sendung an den engliſchen Hof beauftragt, daß ſein Beglaubigungsſchreiben gefälſcht geweſen ſei, glauben wir nicht. Es iſt kaum abzuſehen, welchen Zweck und Grund ſolche Täuſchung, die ja doch nicht lange vorhalten konnte, hätte haben ſollen, und man müßte ſich wundern, daß Shirley, wenn er ſolchen Betrug getrieben, ſich gerade nach Perſien zurückgewagt hätte. Auch ſeine Aufnahme daſelbſt ſpricht nicht für jene Annahme. Schah Abbas mußte doch ſofort wiſſen, ob er ihn geſchickt hatte, oder nicht. Die hohe Gunſt, in welcher Shirley bei dem Schah geſtanden, wird auch durch andere Zeugen beſtätigt.[2]) Wenn man dagegen die Weiſe dieſer orientaliſchen Höfe und ihrer Großen bedenkt, ſo erſcheint es gar nicht unwahrſcheinlich, daß die ganze Sache auf dem Neid des Veziers beruhte; daß dieſer erſt den Shirley, der ihm zu hoch in der Gunſt des Schah ſtieg, durch eine Scheinſendung entfernte, daß er ihm dann einen Geſandten ſeiner Wahl nachſchickte, daß er inzwiſchen die fernere Gunſt des Schahs untergrub, daß er ihm den zweiten Geſandten vielleicht in der Hoffnung nachſchickte, daß ihn dies von der Rückkehr nach Perſien abhalten werde, und daß Shirley, als er doch nach Perſien zurückkam, ſein früheres Terrain ſchon zu weit verloren hatte, als daß es nicht dem Vezier hätte leicht fallen ſollen, die Dinge zu dem Ausgange zu leiten, den ſie genommen haben.

---

[1]) Bei dem erſten Kinde, das ſie Shirley gebar, ſoll der Schah Gevatter geſtanden haben. S. Harley's Reiſen, I., 738.

[2]) S. Preacher's und Harley's Reiſen.

Noch ein wunderlicher und zweifelhafter perſiſcher Geſandter ſpielte, wenige Monate vor dem Tode Ludwig's XIV., in Frankreich ſeine ſeltſame Rolle.[1]) Auf die Nachricht von ſeiner bevorſtehenden Ankunft ſchickte ihm der König den Kammerherrn St. Olon bis Marſeille entgegen. Zwei Meilen von Paris mußte ihn der Einführer der Geſandten, Baron von Breteuil, einholen, begleitet von dem Marſchall von Matignon. Als Breteuil zu dem Geſandten, der ſich Mahomet-Riza-Beg nannte, ins Zimmer trat, fand er ihn vor dem Kamine auf einem perſiſchen Teppich kauernd, von dem er ſich, ſobald Breteuil ſich geſetzt hatte, auf eine kleine Matratze erhob. Der Baron redete ihn in folgender Weiſe an:

„Der Kaiſer von Frankreich, mein Gebieter, der größte und frömmſte aller chriſtlichen Kaiſer, der erhabenſte unter allen Königen in Europa, der mächtigſte im Kriege zu Waſſer und zu Lande, der immer Unüberwindliche, die Freude ſeiner Unterthanen, das vollkommenſte Muſter aller Tugenden eines Königs, hat mich hierher geſendet, um Euch ſeinen Gruß zu entbieten, und verſichert Euch ſeiner Freude über Eure Ankunft in der Nähe von Paris, der Hauptſtadt ſeines Reiches, der größten und prächtigſten Stadt in dem Theile der Welt, den wir bewohnen. Er weiß, daß der Kaiſer von Perſien, Euer Gebieter, der mächtigſte und glanzvollſte Kaiſer im Morgenlande iſt, und hält für ſicher, daß dieſer Monarch, der an ſeinem Hofe ſo viele würdige Männer hat, Euch als einen vorzüglich würdigen Mann erwählt habe, der ſich am beſten eigne, das Band der Eintracht zwiſchen zwei mächtigen Kaiſern zu knüpfen.“

---

[1]) Vergl. die Memoiren von Breteuil, Richelieu u. A. Auch die Herzogin von Orleans gedenkt ſeiner.

So conciliant, wie in dieſer Anrede vorausgeſetzt war, zeigte ſich der Geſandte nun freilich nicht. Im Anfang war er ganz artig und vernünftig; als es ſich nun aber um Zeit und Ort des feierlichen Einzugs handelte — in dem damaligen Geſandtſchaftsweſen bekanntlich ein Hauptmoment — erhob er viele Schwierigkeiten. Er wollte ſeinen Einzug nicht eher halten, als nach dem Neumond im Februar, um die unglücklichen Tage zu vermeiden. Er verlangte, daß der Marquis von Torcy[1]), den er für den Großvezier hielt, ihn in Charenton einholen ſolle. Von da aus wollte er ſeinen Einzug zu Pferde halten, da es nicht ſeine Sache ſei, ſich mit einem Chriſten in einen Kaſten einzuſperren. Breteuil machte ihm mit vieler Mühe begreiflich, daß die Miniſter des Königs keine Veziere ſeien. Da er ſie aber als bloße Secretaire ſchilderte, denen der Monarch ſeine Reſolutionen in die Feder dictire, ſo nahmen wieder die Miniſter dieſe Darſtellung ihrer Wirkſamkeit übel. Doch gelang es, den Geſandten von jener Foderung abzubringen.

Er hatte, nach langem prüfenden Studium im Kalender, endlich gefunden, daß der 7. Februar vielleicht ein glücklicher Tag ſei. Der Marſchall von Matignon, der Baron von Breteuil und andere Männer von Stande erſchienen, ihn abzuholen. Da erklärte er wieder: vor Chriſten werde er nicht aufſtehen; wenn er aufſtünde, ſo geſchähe es, um abzureiſen, wenn und wie es ihm gefalle. Aergerlich über dieſe Antwort, erwiederte Breteuil: er würde nie ſeinen Einzug in Paris halten, noch Audienz beim Könige bekommen, wenn er nicht artiger und beſcheidener aufträte, und entfernte ſich. Sobald der Baron, in deſſen Gegenwart der Geſandte durchaus nicht hatte ſtehen wollen, ſondern beharrlich ſitzen geblieben war, ſich entfernt hatte, ſprang er eilig auf und beſtieg ein Pferd, um ſeinen Einzug allein und ohne chriſtlichen Beiſtand zu halten. Breteuil rief ihm zu: er werde ihn ſchon vom Pferde herunterzubringen wiſſen. Der Perſer griff nun wüthend nach ſeinem Säbel[1]) und gab dem Pferde die Sporen. Der Baron aber ließ das Hofthor zumachen. Nun that der Geſandte, als hielte er ſich für gefangen, ſtieg vom Pferde, lief auf ſein Zimmer, und ſetzte ſich auf ſeinen Teppich. Breteuil eilte ihm nach, ward aber, auf Befehl des Geſandten, von ſechs bewaffneten Leuten deſſelben umringt. Ohne ſich dadurch irren zu laſſen, ſondern durch den Dolmetſcher erklärend, daß es nur von ihm abhänge, ſogleich 6000 Mann erſcheinen zu laſſen, die den Geſandten wol lehren würden, den Befehlen des Königs zu gehorchen, faßte er ihn bei den Knöpfen ſeines Unterkleides, nöthigte ihn, aufzuſtehen und rief den Marſchall von Matignon herbei. Da der Perſer nun ſah, daß es nicht anders ging, ſo ſprang er eilends auf, rannte zwei oder drei Leute über den Haufen und ſtürzte ſich in den Wagen, in welchen ihm der Marſchall von Matignon und der Baron Breteuil folgten. Der Geſandte kehrte dem neben ihm ſitzenden Marſchall den Rücken zu und würdigte ſeine Begleiter keines Wortes. Auf dieſe Weiſe zogen ſie mit Pomp in Paris ein.

---

[1]) Th. I. S. 108 ff.

Dem Marquis von Torcy begegnete er artig und verſohnte ſich auf deſſen Wunſch auch mit Breteuil, dem er eine Orange als Friedenszeichen gab. Die Audienz wollte er anfangs bis nach dem 17. des Monats verſchoben wiſſen, ſchlug aber dann, nach längerem Blättern in Koran und Kalender, einen früheren Tag vor, der „vielleicht kein ſo ganz unglücklicher Tag ſein möchte.“ Inzwiſchen ritt er täglich mit ſeiner Fahne, ſeinen Fuſilieren und vier perſiſchen Handpferden aus, ward ein Lion von Paris und erfreute ſich zahlreicher Damenbeſuche. Herren und Damen duldete er nicht gemeinſchaftlich bei ſich, ſondern empfing die Herren des Morgens, die Damen des Abends. Er blieb dabei auf ſeinem Teppich ſitzen, rauchte ſeine Pfeife und bewirthete ſeine Gäſte mit Thee, Kaffee und Sorbet, ließ auch den Damen zu den Tänzen aufſpielen, die ſie vor ihm, ohne Herren, aufzuführen ſo gefällig waren.

---

[1]) Später verſicherte er, er habe die Hand bloß an den Säbel gelegt, um einen Schwur darauf zu thun.

Seine Speiſen ließ er durch ſeine eigenen Köche in ſeinen eigenen Geſchirren kochen und auftragen. Er ſpeiſte mäßig und kurz, auf einem goldbrocatenen Tuche, welches auf den Teppich gebreitet wurde. Von europäiſchen Meublen gefiel ihm nur das weiche Bett, an das er ſich leicht und gern gewöhnte.

Am Audienztage mußten ihm ſeine Fuſiliere mit der Fahne ſeiner Nation bis zu dem Eingange des Schloſſes von Verſailles folgen. Die Geſchenke, die er überbrachte, wurden ihm unter Bedeckung vorangetragen. Er wurde, um ſeine üblichen Begrußungen mit Bequemlichkeit machen zu können, in der großen Galerie empfangen, an deren äußerſtem Ende der König, von den Prinzen des Hauſes umgeben, auf dem Throne ſaß, während auf beiden Seiten der Hof in großer Gala ſtand. Als der Geſandte eintrat, machte dieſer Anblick ſichtbaren Eindruck auf ihn. Doch faßte er ſich bald und machte ſeine Begrüßungen, bei deren erſter der König aufſtand und den Hut abnahm. Der Geſandte ſtieg dann zu der

Erhöhung hinauf, wo der Thronſeſſel des Königs ſtand, und überreichte ihm das Creditiv. Er hatte ſich bei der ganzen Ceremonie mit Würde und Anſtand benommen und keine der erwarteten Bêtiſen begangen.

Bald aber verbreiteten ſich durch Paris allerlei misliche Berichte über ihn. Man verſicherte: er habe in Konſtantinopel gefangen geſeſſen, und wäre mit Beihilfe des franzöſiſchen Geſandten entſprungen. Seine Geſchenke hätten in 106[1]) kleinen Perlen und 180 Türkiſen, zuſammen 1000 Thaler an Werth, und ein Paar Gefäßen mit Gummi beſtanden. Das Publicum ſchloß nun ſogleich, daß der Geſandte ein Betrüger ſei, und nach dem Tode des Königs wollte man entdeckt haben, es ſei ein portugieſiſcher Jeſuit geweſen, der ſich lange in Perſien aufgehalten, dann in Konſtantinopel gefangen geſeſſen hätte und den die Jeſuiten, die nun einmal überall ihre Hände im Spiele haben ſollten, freigemacht hätten, um dem Könige ein Schauſpiel zu geben, das ihn in die Träume ſeines alten Glanzes wiegen ſollte. Dieſe Geſchichte herrſcht in der Memoirenliteratur vor und wurde, wie aller Scandal, lieber und bereitwilliger geglaubt, als die nüchterne Wahrheit.

Die Sache war aber doch anders. Schon vor einigen Jahren hatte der franzöſiſche Conſul zu Aleppo, Michel, zu Iſpahan einen Vertrag mit der perſiſchen Regierung abgeſchloſſen, welcher manche Begünſtigungen der franzöſiſchen Handelsleute und Miſſionaire enthielt. Die armeniſchen Kaufleute, angeſtachelt, wie man glaubt, von Engländern und Holländern, appellirten und intriguirten gegen dieſe Begünſtigungen, und verſuchten durch ihren Einfluß am Hofe eine Annullirung der wichtigſten

---

[1]) Flaſſan (IV, 369) ſpricht gar nur von ſechs.

Punkte zu erwirken, wobei ſie wol beſonders auf die misliche Lage der franzöſiſchen Angelegenheiten während des ſpaniſchen Erbfolgekrieges Bezug genommen haben mögen. Sobald dieſe ſich einigermaßen wendete, bekam der franzöſiſche Geſandte zu Konſtantinopel, Marquis des Alleurs[1]), Muth, die Sache wieder aufzunehmen. Er ſchickte dem Vorſteher der franzöſiſchen Miſſionaire zu Iſpahan, Richard, einen gedruckten Bericht von der Niederlage der Alliirten bei Denain. Richard ließ ihn ſofort ins Perſiſche überſetzen und überreichte ihn dem Vezier, der ihn ſeinem Gebieter, dem Schah Sultan Huſſein, vorlas. Von dieſer Zeit an wurde der perſiſche Hof den Franzoſen wieder günſtig, und der Entſchluß, eine Geſandtſchaft nach Frankreich zu ſchicken, kam zur Reife. Daß die Franzoſen, alſo auch die jeſuitiſchen Miſſionaire, ihn möglichſt gefördert haben, iſt ſehr wahrſcheinlich; der Zweck aber hat nicht darin beſtanden, daß man den greiſen König täuſchen wollte, ſondern man wollte die Begünſtigungen des Handels und der Miſſionen erneuert wiſſen, und vielleicht Europa zeigen, daß der Ruhm Ludwig's XIV. noch immer auch im Orient glänze. Die Briefe und Geſchenke wurden vom Vezier dem Pater Richard zugeſtellt, der ſie an den Chan von Erivan beförderte, welcher den Geſandten auswählen ſollte.[2]) Dieſer beſtimmte den Intendanten von Erivan, Mahomet Riza Beg, einen geborenen Perſer, dazu.

Derſelbe reiſte am 15. März 1714 ab, und kam am

---

[1]) Pierre Puchot, Marquis des Alleurs, Marechal de Camp, franzöſiſcher Geſandter in Dresden, Köln, Berlin, von 1709—1717 in Konſtantinopel, † zu Paris 1725, 82 Jahre alt.

[2]) Allerdings ein ſeltſames Verfahren; indeß ländlich ſittlich. Wer weiß, was ſich der perſiſche Hochmuth dabei gedacht hat!

28. April mit ſeinem ganzen Gefolge in Smyrna an. Er ließ ſogleich den franzöſiſchen Conſul, Herrn de Fontenu, insgeheim von ſeiner Sendung benachrichtigen, und übergab dieſem ſeine Creditive und Geſchenke, welche auf ein franzöſiſches Schiff, das nach Marſeille ſegelte, gebracht wurden. Der Einſchiffung Riza Begs widerſetzten ſich die türkiſchen Behörden, die eine verkleidete Perſon von Wichtigkeit in ihm witterten. Hierauf ging er nach Konſtantinopel, um ſich unter den Schutz des Marquis des Alleurs zu ſtellen. Aber kaum war er angekommen, als er verhaftet und befragt wurde, ob er nicht als perſiſcher Geſandter nach Frankreich gehe. Riza Beg leugnete ſtandhaft und beharrte darauf, daß er ein eifriger Muſelman ſei, der nach Mekka pilgere. Als Pilger verließ er daher Konſtantinopel mit einer Pilgerkaravane. Ihm folgte aber der Dolmetſcher der Geſandtſchaft, Paderi, und half ihm unterweges fort, auf ein Schiff, das ihn im October glücklich nach Marſeille brachte, wo er die Schreiben und Geſchenke vorfand.

Ob man einen Handelsvertrag mit ihm abgeſchloſſen, hat ſelbſt Flaſſan nicht ermitteln können, weshalb auf die Behauptung einzelner Memoirenſchreiber, daß es geſchehen ſei, nichts zu geben iſt. Gewiß aber iſt, daß man bei Hofe zu merken anfing, der perſiſche Hof habe in der ganzen Sendung, und namentlich in der Wahl und Ausſtattung des Geſandten, eben keinen beſonderen Regard für die Würde und Macht des franzöſiſchen an den Tag gelegt, und daß man den Perſer baldigſt ſatt bekam und ſich ſeiner zu entledigen begehrte. Der König hatte anfangs befohlen, den Thron bis zur Abſchiedsaudienz in der Galerie ſtehen zu laſſen, ließ ihn aber wegnehmen, da man den Geſandten lieber ohne Sang und Klang abziehen laſſen wollte. Man bezahlte ſeine

Schulden und vergütete ſeinen täglichen Aufwand, der ſich auf 1500 Frs. täglich belaufen haben ſoll. 24,000 Frs. ſoll ſeine Reiſe von Marſeille nach Paris gekoſtet haben; 10,000 Frs. koſtete ein Badezimmer, das der König für ihn einrichten ließ. Der Perſer beſtand darauf, daß man auch die Weiber bezahlen müſſe, die für ihn und ſeine Leute geholt worden waren, und auch dazu verſtand man ſich endlich. So brachte man dieſen theuern Geſandten endlich dahin, daß er abzog.

Er ſchiffte ſich zu Havre ein und ſoll eine Madame de l'Epinay, die er zu ſeiner Favoritin gemacht hatte, in einem Kaſten mitgeführt haben, von dem er vorgab, er enthalte Porzellan. Er hat ſich in Kopenhagen, Hamburg, Berlin gezeigt, und ſoll uber Rußland nach Perſien zurückgekehrt ſein.

VIII. Briſacier.

Unter der Regierung des Königs Johann Sobieſki[1] kam ein franzöſiſcher Carmelitermönch nach Warſchau, welcher den König ſehr inſtändig um eine Privataudienz angehen ließ, indem er verſicherte, daß es ſich um eine beſondere Angelegenheit handele, die für Se. Majeſtät ungemeines Intereſſe habe. Als er die Audienz mit einiger Mühe erlangt hatte, übergab er dem Könige einen Brief folgenden Inhalts: Da derjenige, der den Brief ſchreibe, nicht die Ehre habe, Sr. Majeſtät bekannt zu ſein, ſo ſehe er ſich genöthigt, auf Koſten des Rufes ſeiner Mutter den König daran zu erinnern, daß, als derſelbe in Frankreich geweſen, beim Abgang von der Akademie, er mit einer ſchönen verheiratheten Frau Verkehr gepflogen, welche einen von Sr. Majeſtät empfangenen Sohn für eine Frucht ihres Gatten ausgegeben. Dieſer Sohn habe ſich mittels des von ſeinem angeblichen Vater ererbten Vermögens die Stelle eines Secretairs der Königin[2] erkauft. Da aber das Glück und Verdienſt des Vaters ihn auf den Thron gehoben hätten, ſo hätte der, der die Ehre habe, ſich als deſſen Sohn zu nennen, Grund, einige Standeserhöhung zu hoffen. Ueberdem genieße er den Vorzug, von der Königin beſchützt und begünſtigt zu werden, der er nicht bloß ſeine Herkunft, ſondern auch die an Se. polniſche Majeſtät zu richtende Bitte vertraut habe. Die Königin würde ſich ſehr freuen, auch ihrerſeits die Bitte unterſtützt zu haben, die er an ihn richte, vom Könige Ludwig XIV. ſeine Erhebung zum Herzog und Pair zu erwirken.

---

[1] Geb. 2. Jan. 1629, 21. Mai 1674 zum Könige erwählt, † 17. Juni 1696.

[2] Der Gemahlin Ludwig's XIV., Maria Thereſia, einer Tochter König Philipp's IV. von Spanien. Sie † 1683, ſodaß die Geſchichte in die Jahre 1674—1683 fällt.

Der Brief war unterzeichnet: Briſacier, und bemerkte zugleich, daß der Carmeliter die Ehre haben würde, Sr. Majeſtät einige Umſtände vorzutragen, um deren Beachtung Se. Majeſtät erſucht würde. Der Mönch übergab dem Könige auch ſofort zwei weitere Schreiben. Das Eine war von der Königin, und ſie bat darin Se. polniſche Majeſtät, in den ſtärkſten Ausdrücken, die ſich nur denken ließen, von dem Könige von Frankreich, ihrem Gemahl, die erwähnte Gnade zu erbitten. Das Zweite war ein Wechſel auf 100,000 Frs., zahlbar zu Danzig, auf die Ordre des Königs von Polen. Dem allen war ein Portrait der Königin von Frankreich beigegeben, deſſen Einfaſſung mit vielen Diamanten verziert war und das mindeſtens 20,000 — 25,000 Frs. an Werth betrug.

Der König war über dieſes ſeltſame Abenteuer ſehr betroffen. Er erinnerte ſich weder an Madame Briſacier, noch daran, daß er einen Sohn in Frankreich zu haben geglaubt habe. Da er jedoch, zur Zeit ſeiner erſten Reiſen in Frankreich, mit mehreren Frauen von zweifelhafter Tugend Umgang gehabt, ſo war es möglich, daß alles, was der Brief des Herrn Briſacier enthielt, wahr war. Er fand nun für gut, ſich zunächſt in Beſitz des Portraits zu ſetzen, und ſchickte dann nach Danzig, um ſich zu erkundigen, ob der Wechſel honorirt werden würde. Als er da erfuhr, daß der Auszahlung des Wechſels nicht das mindeſte Bedenken entgegenſtehe, ſo dachte er bei ſich: 100,000 Frs. ließen ſich am Ende ganz gut gebrauchen; das Portrait habe auch ſeinen Werth, und der Brief der Königin von Frankreich ſei eine Thatſache, die faſt nicht daran zweifeln laſſe, daß die Sache mit Briſacier ſich ſo verhalte, wie er angegeben. Er gab daher dem Carmeliter[1]) einen Brief für den König mit, worin der Inhalt des von Briſacier Erhaltenen mitgetheilt war und der König erſucht ward, Rückſicht darauf zu nehmen, daß Briſacier ein Sohn des Königs von Polen ſei, den dieſer anerkennen wolle und um deſſen Erhebung zum Herzog er deshalb bitte. Nun hielt er ſich berechtigt, von dem Wechſel Gebrauch zu machen, und verlor keine Zeit, ſich die 100,000 Frs. in Danzig auszahlen zu laſſen.

Die Ueberraſchung des Königs von Frankreich war nicht gering, als er den Brief des Königs von Polen erhielt. Briſacier machte durchaus keine Figur, und hatte überhaupt ſtets für ein ſehr mittelmäßiges Subject gegolten, für den es ſchon eine übergroße Ehre ſei, daß er die Stelle eines Secretairs der Königin bekleide. Der König hielt die Sache geheim, behandelte Briſacier wie gewöhnlich, ſchrieb aber an ſeinen Geſandten in Polen, den Marquis von Bethune,[2]) und beauftragte dieſen, auszumitteln, ob der König von Polen den Briſacier wirklich fur ſeinen Sohn halte.

---

[1]) Daß derſelbe als Ueberbringer der Briſacierſchen Sendung gebraucht wurde, begreift ſich beſſer, als daß auch der König ihn zu ſeinem Agenten bei Ludwig XIV. machte. Indeß, man war noch im 17. Jahrhundert.

[2]) Dieſer war der Schwager der Königin von Polen, Maria Caſimire Luiſe, einer Tochter des Marquis Lagrange d'Arquien.

Der Marquis benutzte einen Augenblick, wo der König auf der Jagd und guter Laune war, zu ihm zu ſagen: „Darf ich es wagen, Sire, Ew. Majeſtät zu fragen, wie es ſich mit einem gewiſſen Briſacier verhält, von dem das Gerücht in Frankreich geht, daß er die Ehre habe, Ihr Sohn zu ſein, daß Ew. Majeſtät bereit ſeien, ihn anzuerkennen und von dem Könige, meinem Herrn, ſeine Erhebung zu der höchſten Würde ſeines Reiches verlangt hätten.“ „Der Teufel ſoll mich holen,“ erwiederte der König, „wenn ich weiß, wer Herr oder Madame Briſacier ſind. Ich war kein Joſeph, wie ich in Frankreich war, und habe da gutes und böſes Glück gehabt.“ Und damit erzählte ihm der König den ganzen Inhalt des Briſacierſchen Schreibens, die Entdeckungen, die er ihn über ſeine Geburt gemacht, den Umſtand mit dem Wechſel von 100,000 Frs. und mit dem mit Diamanten beſetzten Bildniß, und fügte hinzu, was ihn am meiſten zu dem Glauben beſtimmt habe, daß Briſacier wirklich ſein Sohn ſei, wäre ein Schreiben der Königin von Frankreich geweſen, worin dieſe ihm das verſichert habe, und daß ſie ihn protegire, ſowie auch ſonſt daraus hervorgegangen ſei, daß ſie ihn ungemein hochhalten müſſe.

Der Marquis von Bethune ſagte ihm, was ihm von den Gaben Briſacier's und der Rolle, die er ſpielte, bekannt war, meinte auch, derſelbe ſei wol fähig, einen Betrug geſpielt zu haben, dem man auf den Grund zu kommen ſuchen müſſe. Nach der Rückkehr von der Jagd gab ihm der König das Originalſchreiben der Königin von Frankreich, mit den Worten: „Sehen Sie, mein Herr, ob ich weniger für einen Mann thun konnte, der ſich meinen Sohn nennt, und der mir von einer Fürſtin von der Frömmigkeit, der Tugend, und dem Range der Königin ſo warm empfohlen iſt?"

Der Marquis von Bethune ſchickte den Brief an den König ſeinen Herrn, der damit zu der Königin ging und ihr ſagte: „Sehen Sie, Madame, was es mit dieſem Briefe für eine Bewandtniß hat." Die Königin erkannte ihre Unterſchrift an. Als ſie aber den Brief las, ſtieg ihr Erſtaunen mit jeder Zeile, und ſie beſtand darauf, niemals an eine ſolche Albernheit gedacht zu haben; ſie wiſſe nicht, wie die Sache zuſammenhänge; Briſacier müſſe wahnſinnig geworden ſein; offenbar habe der Spitzbube ihr dieſen Brief unter einer Menge bloßer Höflichkeitsbriefe, die man gewöhnlich unterzeichne, ohne ſie anzuſehen, weil ſie ohne Bedeutung und völlig gleichlautend zu ſein pflegten, mit unterzeichnen laſſen. „Nun wohlan, Madame," ſagte der König, „geben Sie künftig Acht auf das, was ſie unterzeichnen. Sagen Sie aber dieſem albernen Briſacier nichts von der Geſchichte." Wenige Tage darauf ließ ihn der König verhaften und in die Baſtille bringen. Man nahm ſeine ſämmtlichen Papiere weg und verhörte ihn.

Der kleine Tollhäusler geſtand, daß er die ganze ſchöne Geſchichte erſonnen habe. Er erzählte, wie er einen ihm bekannten Carmeliter vermocht habe, den Brief zu überbringen, den er die Königin hatte unterzeichnen laſſen, ohne daß ſie ſeinen Inhalt kannte. Er vergaß auch den Umſtand mit dem Portrait und dem Wechſel nicht. Der König theilte die ganzen Entdeckungen und Ausſagen Sr. polniſchen Majeſtät mit, der die Betrügerei erkannte und ſich wegen ſeiner Leichtgläubigkeit entſchuldigte.

Nachdem Briſacier einige Zeit in der Baſtille Buße gethan, ſetzte man ihn in Freiheit, mit der Weiſung, Frankreich zu verlaſſen. Seine erſte Sorge war, dem

Wechſel nachzueilen, den der König von Polen gezogen hatte. Er begab ſich nach Warſchau, um zu erfahren, ob er etwas erlangen könne. Der König Johann nahm ihn aber wie einen Spitzbuben und Betrüger auf. Indeß machten ſeine Gläubiger, die bei den 100,000 Frs. auch intereſſirt waren, Sr. polniſchen Majeſtät ſo viele triftige Vorſtellungen, daß der König einige zu bezahlen verſprach, was er jedoch nur nach und nach, im Laufe von vier Jahren, und in den ſchlechteſten Effecten ausführte. Dem armen Teufel ſelbſt gab er zuletzt 500—600 Piſtolen, mit denen derſelbe nach Moskau ging. Hier ſtarb er, im Begriff, in Indien das Glück zu ſuchen, das er in Europa verfehlt hatte. [1])

---

[1]) Memoires de l'abbé de Choisy, I, IX.

IX. Der Marſchall de la Force.

In jener furchtbaren Nacht, die dem 24. Auguſt des Jahres 1572, dem Bartolomäustage, voranging, gab bekanntlich die Ermordung des berühmten Admiral Coligny das Signal zur Niedermetzelung der in Paris befindlichen Hugenotten. In der Nähe der Wohnung des Admirals wohnte ein Pferdehändler, welcher der reformirten Confeſſion angehörte und mit einem angeſehenen hugenottiſchen Edelmann, dem Herrn de la Force, in Geſchäftsverkehr ſtand. Sobald er das Geſchehene erfuhr, beſchloß er, dieſen Letzteren davon zu benachrichtigen. Derſelbe wohnte aber auf dem anderen Ufer der Seine, und alle Fahrzeuge waren mit Beſchlag belegt, damit eben die Hugenotten überfallen und zugleich außer Stand geſetzt werden ſollten, ſich zu ſammeln und gegenſeitig zu Hilfe zu kommen. Nachdem der treue Bote an mehreren Stellen fruchtlos ein Fahrzeug geſucht, entſchloß er ſich raſch, zog ſeine Kleider aus, band ſie ſich am Kopfe feſt, ſchwamm durch die Seine und eilte ſogleich in die Wohnung des de la Force. Sobald dieſer die unheilvolle Kunde erhalten, ſuchte er ſeinen Bruder, den Herrn von Caumont, auf, worauf ſie die angeſehenſten hugenottiſchen Edelleute, die in der Faurbourg St. Germain wohnten, von dem Vorgefallenen benachrichtigten, damit ſie ſich verſammeln und berathſchlagen könnten. Als ſie alle verſammelt waren, beſchloſſen ſie, nach dem Vorſchlage des Herrn von Caumont, der ſich nicht von der Meinung trennen konnte, die Sache ſei wider Willen des Königs geſchehen, ſich um Se. Majeſtät zu ſchaaren, und zu dieſem Ende gingen ſie Alle durch die Seineſtraße direct an den Fluß. Als ſie aber hier fanden, daß alle Fahrzeuge an das jenſeitige Ufer geſchafft worden waren, kam die ganze Verſammlung zu der Einſicht, daß es bedenklich mit ihnen ſtehe und wol Zeit ſei, an ihre Sicherheit zu denken. Man beſchloß nun, daß Jeder in ſeine Wohnung zurückkehren, ſich eilends reiſefertig machen, zu Pferde ſteigen und ſich nach dem Pré-aux-Clercs begeben ſolle, um dort, falls ſie angegriffen würden, ihr Leben zu vertheidigen, falls ſie aber noch Zeit hätten, ſich ins Land zu werfen und in die Heimat zu flüchten.

Mit Tages Anbruch bemerkten ſie, daß alle Seineſchiffe voll Soldaten waren, welche, ſobald ſie gelandet waren, durch die Seineſtraße zogen. Diejenigen Herren, die ſich am meiſten beeilt hatten, führten den gefaßten Plan aus und retteten ſich vom Pré-aux-Clercs aus. Bei ihnen war auch Herr von Caumont. Herr de la Force aber war zwar auch ſchon zu Pferde, kehrte aber, da er ſah, daß ſeine Kinder noch nicht reiſefertig waren, und er dieſe nicht verlaſſen wollte, in ſeine Wohnung zurück, wo er die Thüre ſchließen ließ und ſich in ſein Zimmer zurückzog. Plötzlich wurde das Hausthor von einigen Soldaten angegriffen, welche die Oeffnung deſſelben verlangten und viele Schmähungen ausſtießen. Herr de la Force ſchickte eine Dienerin hinunter, um zu öffnen, und beſchloß, ruhig in ſeinem Zimmer zu erwarten, was es Gott gefallen würde, ihm zu ſchicken.

Der ganze Hof war ſogleich voll Soldaten, die ein Hauptmann Martin führte, der mit einem großen Haufen, mit entblößtem Schwerte, unter dem Geſchrei: „Schlagt todt, ſchlagt todt!“ zu dem Wohnzimmer hinaufſtieg, allen im Hauſe die Schwerter abnehmen und ſie dann ſich ſämmtlich in einem Winkel des Zimmers aufſtellen ließ, wo er zu ihnen ſagte: „Betet zu Gott, wenn ihr wollt, denn ihr müßt augenblicklich ſterben.“ Herr de la Force ſagte mit großer Faſſung zu ihm: „Mein Herr, thut was Euch beliebt; ich habe ohnedies nicht lange mehr zu leben! Schont aber dieſe jungen Kinder, die niemals Jemand beleidigt haben, und durch deren Tod Ihr wenig gewinnen werdet. Ich bin im Stande, Euch ein anſtändiges Löſegeld zu geben, das Euch nützlicher ſein wird.“ Das ſchien ſie milder zu ſtimmen und ſie entſchloſſen ſich, vorerſt das ganze Logis nach werthvollen Gegenſtänden zu durchſuchen. Da ſie aber die Kofferſchlüſſel nicht fanden, mit denen der Kammerdiener entflohen war, ſo ſchleppten ſie die Koffer in den Hof und ſchlugen ſie dort auf. Alles, was ſich vorfand, Gold, Silbergeſchirr, Meubles und Kleidungsſtücke, wurde geplündert. Dies geſchehen, nahmen ſie ihre alte Rede wieder auf, indem ſie unter Schimpfreden ſchrieen: es muß geſtorben! ſein und ſie hätten Befehl, alles zu tödten, ohne irgendwen zu verſchonen.

Indeß die freundlichen Anſprachen, welche Herr de la Force unabläſſig an ſie hielt, und die Hoffnung auf ein Löſegeld von 2000 Frs., die er ihnen machte, erweichten ihr Herz ſo weit, daß Capitain Martin endlich ſagte: „Folget mir, Alle!“ Nachdem ſie die Treppe heruntergeſtiegen waren und bevor ſie zum Hauſe hinausgingen, hieß Martin ihnen, ihre Schnupftücher in Kreuzesform an ihrer Kopfbedeckung befeſtigen und ihren rechten Aermel bis an die Schultern zurückzuſchlagen, was das Erkennungszeichen der Mörder war [1]).

Der Gefangenen waren fünf: Herr de la Force und ſeine beiden Söhne, der Kammerdiener der Letztern, Namens Gaſt, und ihr Page La Vigorie. Sie führten ſie längs der Seine hin, die ſie dem Louvre gegenüber paſſirten. Hier, glaubten ſie, werde man mit ihnen ein Ende machen, denn ſie ſahen dort viele ihrer Glaubensgenoſſen tödten und in den Fluß werfen, der bereits an vielen Stellen vom Blute geröthet war. Indeß Capitain Martin führte ſie weiter ſeinem Logis zu. Als ſie bei dem Louvre vorbeikamen, ſahen ſie wieder viele Leichname liegen. Der Hauptmann brachte ſie unverſehrt in ſeine Wohnung. Da er aber zu neuen Plünderungen zurückzukehren wünſchte, ſo ſagte er zu Herrn de la Force: wenn er ihm ſein Ehrenwort geben und ihm verſprechen wolle, daß weder er ſelbſt, noch ſeine Kinder, vom Platze weichen würden, ſo wolle er ihm zwei Schweizer zur Wache laſſen; mittlerweile ſolle er Sorge tragen, ſein Löſegeld zu beſchaffen. Als er das Verſprechen empfangen, entfernte er ſich. Herr de la Force aber ſchickte ſofort den Kammerdiener Gaſt in das Arſenal zu ſeiner Schwägerin, der Madame de Briſemburg, ſie von ſeiner Lage in Kenntniß zu ſetzen und um das Geld zu bitten. Sie ließ ihm ſagen, daß ſie ihm zum Dienſtag die Summe ſchaffen zu können hoffe; daß übrigens das Gerücht umgehe, ſie ſeien gefangen genommen worden, und daß ſie fürchte, man werde ſie tödten laſſen, ſobald es zu den Ohren des Königs käme. Gaſt beſtätigte das und rieth, die Gelegenheit zur Flucht zu benutzen, indem die Schweizer ſich bereit erklärten, ſie überall hin zu führen und ihr Leben für ihre Rettung zu wagen. Herr de la Force aber entgegnete fortwährend: „ich habe mein Wort verpfändet; ich werde ihm nicht untreu werden, bin vielmehr entſchloſſen, die Fügung Gottes zu erwarten, der über uns beſtimmen wird, wie es ihm beliebt." Gaſt beſchwor ihn nun, wenigſtens zu geſtatten, daß ſeine Söhne, oder doch Einer von ihnen, ſich rette; er aber blieb feſt bei ſeinem Worte und ſagte: es ſoll nichts geſchehen, als was Gott geordnet hat.

---

[1]) Nach Andern hätten ſie eine weiße Binde um den linken Arm getragen.

An demſelben Abende, wo das verſprochene Löſegeld ausgezahlt werden ſollte, kam der Graf von Coconas[1]) mit 40—50 Soldaten, theils Franzoſen, theils Schweizern. Sie ſtiegen ſämmtlich hinauf und der Graf ſagte Herrn de la Force, daß Monſieur, der Bruder des Königs[2]), gehört habe, daß ſie gefangen genommen worden, und daß er nun abgeſchickt worden ſei, ihn zu ſuchen, weil der Prinz mit ihm zu ſprechen wünſche. Sie merkten aber ſogleich, was dieſe trügeriſche Anrede zu bedeuten habe, denn man nahm ihnen plötzlich die

[1]) Hannibal Graf Coconas, ein Piemonteſe, Liebhaber der Herzogin von Nevers, Vertrauter des Herzogs von Alençon, mit dem Grafen de la Mole nomineller Führer der Partei der Politiques oder Malcontents, die den Plan gehabt haben ſollen, den König von Navarra, Condé und Alençon, mit deren Willen, vom Hofe entführen zu laſſen, und Alençon nach dem Tode Karl's auf den Thron zu heben, zu Vincennes vor dem König verhört und, nach offenem Geſtändniß, am 30. April 1574 hingerichtet. Man beſchuldigte ihn großer Grauſamkeit, die er in der Bartholomäusnacht verübt habe. Er ſoll ſich gerühmt haben, daß er an 30 Hugenotten erſt den Händen des Volks entzogen und dann, nachdem er ſie durch das Verſprechen, ihr Leben ſchonen zu wollen, zur Verleugnung ihres Glaubens bewogen, doch dem Tode überliefert habe. Heinrich III. ließ 1576 das Urtheil gegen ihn caſſiren.

[2]) Der Herzog von Anjou, nachher Heinrich III.

Mäntel und Kopfbedeckungen und hieß ſie die Treppen hinuntergehen. Herr de la Force ſah wohl, daß es zum Tode gehe, beſchwerte ſich über den Bruch des Vertrags, da das Löſegeld bereit liege, und bat zuletzt nur, ſeine zwei unſchuldigen Kinder zu ſchonen. Der jüngſte Knabe, damals 13 Jahre alt, Jakob Nompar geheißen, warf den Feinden fortwährend ihre Treuloſigkeit vor und tröſtete ſeinen Vater. Er ſah wohl, daß es die Abſicht ſei, ſie alle zu morden; er ſelbſt aber trug die Zuverſicht in ſich, daß er nicht ſterben werde. Da die Mörder nur vier Perſonen fanden, ſo fragten ſie nach der fünften. Dies war Gaſt, der ſich in eine Dachkammer geflüchtet hatte, aber, nach ſorgfältigem Suchen, ausgeſpürt wurde und nun auch mitmußte.

Als ſie ans Ende der Straße der Petit Champs gekommen waren, ſchrien die ſämmtlichen Mörder: „ſchlagt todt! ſchlagt todt!“ Der älteſte Knabe wurde zuerſt verwundet, taumelte und rief: „ach, mein Gott!.... ich ſterbe!“ Im ſelben Augenblicke fiel auch der Vater, mit Wunden bedeckt, auf ſeinen Sohn. Da ſank auch der jüngſte Sohn, von Blut beſpritzt, aber ohne eine Wunde erhalten zu haben, zwiſchen Vater und Bruder, indem er ausrief: „ich ſterbe!“ Die beiden Andern erhielten noch auf der Erde zahlreiche Stiche; der Jüngſte, vielleicht durch Jene verdeckt, blieb verſchont und, ungeachtet man ſie ſofort völlig nackend auszog, bemerkten die Mörder doch nicht, daß er keine Wunde hatte.

Da ſie nun ihr Werk zu Ende gebracht zu haben glaubten, gingen ſie mit den Worten hinweg: „hier liegen ſie alle Drei!“ 1) Bald traten Leute aus den näch-

---

1) Gaſt und der Page waren alſo doch verſchont geblieben, und von dem Schickſal des Letztern hören wir weiterhin.

ſten Häuſern heran, theils aus Neugier, um die Leichname zu beſichtigen, theils auch um zu ſehen, ob noch etwas zu holen ſei. Ein Aufwärter aus dem Ballhaus in der Straße Verdelet bemerkte, daß der jüngſte Knabe noch einen Strumpf anhatte. Indem er ihn auszog, beſah er ſich den Knaben und rief mitleidig aus: „Ach, das iſt ja nur ein armes kleines Kind! was kann das gethan haben?“ Wie der kleine Caumont — ſo hieß er nun — das hörte, erhob er den Kopf ein wenig, und flüſterte: „ich bin nicht todt; aus Barmherzigkeit, rettet mir das Leben. Sogleich legte ihm der gute Mann die Hand auf den Kopf und ſagte: „Still! rührt Euch nicht, Kleiner, denn ſie ſind noch da.“ Er ging darauf nach der Seite, wohin die Mörder abgezogen waren, und kam nach einiger Zeit zurück, worauf er ſagte: „geſchwind, mein Kind, ſtehet auf, denn ſie ſind fort.“ Hierauf warf er ihm einen alten ſchlechten Mantel über den Rücken, da er ganz nackend war, und als die Nachbarn ihn fragten, wen er da führe, ſagte er: „es iſt mein Neffe, der ſich betrunken hat, und den ich heute Abend tuchtig durchhauen werde.“

Er fuhrte ihn nun in eine kleine Kammer, die er im oberſten Geſtocke eines alten Hauſes bewohnte. Hier gab er ihm einige alte Kleider des gedachten Neffen. Er behielt ihn die ganze Nacht bei ſich und fragte ihn dann, wohin er geführt ſein wolle. Der junge Caumont antwortete: „ins Louvre;“ denn er hatte dort eine Schweſter, die bei der Königin war. Aber der gute Mann verſicherte ihm, dahin könne er ihn nicht führen, da ſie dort viele Gardepoſten zu paſſiren haben würden, wo man ſie leicht erkennen könne und dann Beide tödten würde. Der junge Menſch ſchlug ihm nun vor, mit ihm in das Arſenal zu gehen, wo er eine Tante hatte[1]). Der Andere ſtellte ihm vor, daß der Weg lang ſei, meinte aber endlich, er wolle ihn dorthin lieber, als anderswohin führen, da der Weg den Wall entlang führe, wo ſie faſt keinem Menſchen begegnen würden; nur müſſe er ihm, da er ſehr arm ſei, verſprechen, ihm 30 Thaler auszahlen zu laſſen.

Nachdem ſie darüber übereingekommen, gingen die Beiden mit Tagesanbruch fort; der junge Menſch in einem ſchlechten Anzug des Neffen, mit einer rothen Mütze, auf der ein bleiernes Kreuz angebracht war. Sie langten zeitig an Ort und Stelle an, und er ſagte zu dem guten Mann: „bleibt hier, ich werde Euch Euern Anzug zurückſchicken, nebſt den 30 Thalern, die ich Euch verſprochen habe." Der junge Mann blieb lange an der Thüre ſtehen, da er nicht zu klopfen wagte, aus Furcht, daß ihn Jemand fragen möchte, wer er ſei. Da aber Jemand herausging, ſo ſchlüpfte er geſchickt hinein, ohne geſehen zu werden. Er ging durch den erſten Hof und gelangte bis an die Wohnung ſeiner Tante, ohne jemand Bekanntes zu treffen. Endlich bemerkte er den Pagen, der bei ihnen geweſen war. Dieſer hatte ſich mit Hilfe eines Schweizers gerettet, der ihm ſagte: „rettet Euch, denn man wird dieſe abthun," und hatte ſich noch denſelben Abend ins Arſenal begeben. Er fragte dieſen Pagen, der ihn in den ſchlechten Kleidern nicht wiedererkannte, wo Herr de Beaulieu, ein Cavalier ſeines verewigten Vaters, ſei, worauf ihn der Page zu demſelben führte. Dieſer war höchſt erſtaunt, ihn wiederzuſehen, da man ſie alle für todt gehalten, wie denn der Page verſichert hatte, er habe von weitem geſehen, wie man ſie alle niedergemetzelt. Er bat den Marſchall der Madame de Briſemburg, die, von ſo grauſigem Unglück höchlich erſchüttert, im Bette lag, den Knaben zu ihr zu führen.

---

[1]) Eben die Frau von Briſemburg.

Als ſie zu ihr gekommen waren, umarmte ſie ihn ſofort, ganz in Thränen gebadet, lobte Gott, daß er ſie ihn wiederſehen laſſen, und fragte, durch welches Wunder er ſich gerettet habe. Nach einigem Geſpräche ließ ſie ihn in ihre Garderobe und zu Bette bringen. Bevor er ſie aber verließ, bat er ſie, ſchleunigſt dem armen Manne, der ihn gerettet und zu ſich genommen hatte, die verſprochenen 30 Thaler, ſowie die ihm geliehenen Kleider, zukommen zu laſſen. Etwa zwei Stunden ſpäter zog man ihm die Kleidung eines Pagen des (nachmaligen) Marſchalls von Biron[1] an, der damals Großmeiſter der Artillerie war, und um ihn beſſer verborgen zu halten, brachte man ihn in das eigne Cabinet deſſelben, wo man ihn, um ihm die Zeit zu vertreiben, den erwähnten Pagen beigab.

Hier blieb er zwei Tage, nach deren Ablauf Biron Nachricht erhielt, daß man dem König gemeldet habe, es hätten ſich mehrere Hugenotten in das Arſenal geflüchtet[2], und Se. Majeſtät beſchloſſen habe, es vollſtändig durchſuchen zu laſſen. Aus Furcht vor dieſem Beſuche nahm man ihn aus dem Cabinet und brachte ihn in das Mädchenzimmer, wo er zwiſchen zwei Betten geſteckt und ganz und gar mit Hüftenwulſten, die man zu jener Zeit trug, bedeckt wurde. Hier blieb er 3—4 Stunden. Etwa eine Stunde nach Mitternacht brachte man ihn in das erſte Cabinet zurück, und Madame de Briſemburg hatte keine Ruhe, bis ſie ihn nicht an einem andern Ort wußte, da ſich das Gerücht verbreitet hatte, daß er ſich gerettet und dorthin geflüchtet habe [1]. In Folge davon kam am folgenden Morgen der Generallieutenant der Artillerie, Herr von Biron, in das Cabinet, ließ ihn an einem andern Orte frühſtücken und führte ihn dann zu dem Controleur der Artillerie, Guillon, wobei er ihm ſagte, er ſolle ſich auf Befragen Beaupuy nennen und für den Sohn des Lieutenants der dem Baron Biron gehörigen Compagnie Gensdarmen ausgeben. Zugleich ermahnte er den Knaben nachdrücklich, die Wohnung, wohin er ihn bringe, nicht zu verlaſſen, und nichts vorzunehmen, was ihn irgend Jemand verrathen könne. Bei Guillon angelangt, ſagte er zu dieſem: Ihr gehört zu meinen Freunden; thut mir den Gefallen, dieſen jungen Mann, der mein Verwandter und ein Sohn des Herrn von Beaupuy iſt, hier zu behalten. Ich habe ihn kommen laſſen, um ihn zum Pagen zu machen; aber ich will erſt dieſen Tumult vorüberlaſſen. Guillon war gern bereit; aber obwol er zu den Freunden Biron's gehörte, wollte dieſer ihm niemals ſagen, wer der junge Mann, hinſichtlich deſſen Guillon allerdings ſeine Zweifel hatte, eigentlich ſei.

---

[1] Armand de Gontaut, Baron von Biron, geb. um 1524, Page bei der Königin Margarethe von Navarra, ſtieg unter den Königen Karl IX. und Heinrich III., wurde unter Heinrich IV., dem er große Dienſte leiſtete, Gouverneur von Guienne und (1577) Marſchall, und blieb bei der Belagerung von Epernay (1592). Er war der Vater des berühmten Herzogs von Biron und der von ihm gerettete de la Force heirathete ſpäter ſeine Tochter.

[2] Biron hatte zwei Feldſchlangen in demſelben aufpflanzen laſſen und damit die Mörder abgewehrt.

Nachdem er hier 7—8 Tage geblieben war, trug es ſich zu, daß, als der Controleur, wie er täglich that, ins Arſenal gegangen war, der junge Caumont um die Zeit, wo Guillon zum Mittagseſſen zurückzukommen pflegte, an die Thür klopfen hörte und in der Meinung, daß es Guillon ſei, hinlief. Als er aber ſah, daß es jemand anders ſei, ſchloß er raſch wieder zu, worauf die Perſon, die geklopft hatte, ſagte: „erſchrecket nicht, mein Kind! Frau von Briſemburg ſchickt mich, um zu hören, wie es Euch geht“, worauf ſie ſich entfernte. Bald darauf kam der Controleur zurück und fragte, ſeiner Gewohnheit nach, ob Jemand da geweſen ſei. Der Knabe erzählte ihm das Vorgefallene und dies beunruhigte Guillon ſo, daß er ſofort das Eſſen im Stiche ließ und zu Herrn von Biron ritt. Dieſer begab ſich ſogleich zu Frau von Briſemburg und Beide waren ſehr betroffen, da die Letztere Niemand zu Guillon geſchickt hatte.

---

[1] Man hatte natürlich ſeinen Leichnam vermißt.

Schon einige Tage vorher hatte man Mittel gefunden, einen königlichen Paß zu erlangen, auf den Hausmeiſter des Herrn von Biron und einen ſeiner Pagen lautend, die er als Ueberbringer von Ordres abſchicke, durch die er ſeine Compagnie Gensdarmes zu ſich entbiete. Ohne daher weitere Zeit zu verlieren, ging Biron mit Guillon in deſſen Quartier zurück, ließ dem Knaben Stiefeln und ein Pferd bringen, hieß ihn aufſitzen und ihm folgen. Es ſchloß ſich noch ein Mann an ſie an. Gleich beim Fortreiten kam ihnen auf der Straße eine Proceſſion in den Weg, vor welcher der Paßgänger, welchen Caumont ritt, ſcheute und dabei große Unordnungen verurſachte, was dem Reiter um ſo unangenehmer war, als ihn alles Vorhergegangene bereits ſo ängſtlich gemacht hatte, daß er ſich einbildete, Alle, die ihn anſähen, müßten ihn wiedererkennen. Indeß der Himmel hatte es anders beſchloſſen, und er kam glücklich an das Stadtthor, wo Herr von Biron den Wachecommandanten rief und ihm ſagte: „mein Capitain, hier iſt der Hausmeiſter des Herrn von Biron, der den Befehl überbringt, daß deſſen Compagnie Gensdarmen kommen ſoll, und dem ich dieſen Pagen, meinen Vetter, beigebe. Hier iſt der königliche Paß.“ Der Capitain erwiderte: „Das genügt, mein Herr; Sie können paſſiren, ſobald es Ihnen beliebt.“ Als ſie zum Thore hinaus waren, ſagte Herr von Biron zu dem jungen Mann, indem er ihm den Unbekannten vorſtellte, der ſich ihnen angeſchloſſen hatte: „das iſt der Herr de Fraiſſe, der Befehl hat, Euch zu führen,“ worauf er Abſchied von ihnen nahm.

Der junge Caumont ritt alſo mit Herrn von Fraiſſe allein weiter und fragte dieſen, wohin er ihn bringe. „Aufs Land“, war die Antwort, „wenn es Gott gefällt.“ „Ach,“ erwiderte der Knabe, „ich bitte ihn, daß er uns dieſe Gnade zu Theil werden laſſe.“ Nach zwei Tagereiſen kamen ſie in einen Gaſthof, wo bereits ein Mann von Stande angekommen war, der ein Gefolge von 6—7 Pferden hatte, und deſſen Reden ſich alle darum drehten, wie gut man dieſe abſcheulichen Hugenotten in die Falle gebracht habe, und den Entſchluß des Königs aufs höchſte lobten. Mit dieſer Geſellſchaft reiſten ſie den folgenden Tag gemeinſam. Als der Herr ins Quartier gekommen war, zog er ſeinen Hausrock an, und wie Caumont dieſen betrachtete, erkannte er ihn als den ſeines Bruders. Auch redete jener Edelmann beſtändig davon, wie ſehr es ihn verdrieße, daß er Herrn von Caumont[1]) nicht habe erwiſchen können. Er ſei direct auf deſſen Hotel zugegangen, jener aber ſei zur Hinterthür hinaus entkommen. Sein Bruder dagegen, Herr de la Force, ſei abgethan worden, er und ſeine Kinder. Dieſe Geſellſchaft war ihnen natürlich nichts weniger als angenehm, weshalb ſie derſelben allmälig vorauszukommen ſuchten und auch glücklich von ihr loskamen.

---

[1]) Den Oheim des Knaben.

Zwei Tage ſpäter hatten ſie eine neue Gefahr zu beſtehen. In einem Wirthshauſe, wo, wie gewöhnlich, von dem großen Gemetzel geſprochen wurde, das in ganz Frankreich ſtattgefunden, entfuhr dem Herrn von Fraiſſe, in der Hitze des Geſprächs mit drei oder vier Perſonen, die ſich dort befanden, die Aeußerung, daß jene Maſſacrade ein ſchlechter Streich und eine große Treuloſigkeit und Grauſamkeit ſei. Aus den heftigen Antworten der Andern erkannte er bald, daß er gefehlt und ſich zu weit herausgelaſſen habe, und daß dieſe Leute aus ſeiner Aeußerung leicht den Verdacht ſchöpfen könnten, ſie ſeien Hugenotten und dem pariſer Gemetzel entronnen. In der That, als ſie am andern Tage das Wirthshaus mit Abſicht an ſehr früher Morgenzeit verlaſſen hatten, trafen ſie die Andern bereits in der Vorſtadt, auf ſehr guten Pferden reitend, alle mit Piſtolen bewaffnet und ſich den Anſchein gebend, als amuſirten ſie ſich an der Thüre eines Schenkhauſes. Sie waren kaum eine Viertelmeile geritten, als ſie dieſe Leute hinter ſich herkommen hörten und in nicht geringe Unruhe verſetzt wurden. Zum Glück entdeckten ſie gleichzeitig ein kleines Thal, das ſie deckte und den Verfolgern aus den Augen brachte. Sie ſetzten ſich daher in Galopp und erreichten glücklich, bevor die Andern hatten an ſie herankommen können, einen großen Marktflecken. Hier hielten ſie an und thaten, als ſuchten ſie ſich zu erfriſchen. Die Andern thaten daſſelbe und redeten ſie an. Herr von Fraiſſe aber, der ihre böſe Abſicht erkannt hatte, beſchloß, ſie anderen Sinnes zu machen, und eröffnete ihnen, daß er von dem Grafen von Biron beordert ſei, deſſen Compagnie Gensdarmen zu holen, und daß er zu dieſem Behufe einen ausdrücklichen Paß des Königs beſitze, indem Se. Majeſtät in Begriff ſei, eine große Armee auf die

Beine zu bringen, um die gänzliche Vernichtung der Reſte der Hugenotten, die ſich noch in ſeinem Reiche finden könnten, durchzuführen. Nachdem er das erklärt, ſetzten ſie ihren Weg fort und bemerkten bald, daß dieſe Leute, die ihnen ohne Zweifel in übler Abſicht gefolgt waren, ihren Weg wieder zurück nahmen. So ſetzten ſie ihre Reiſe fort und am achten Tage, nachdem ſie Paris verlaſſen, kamen ſie in das Schloß Caſtelnau-des-Mirandes, wohin ſich Herr von Caumont, der Oheim, zurückgezogen hatte, der ſeinen für todt gehaltenen Neffen mit äußerſter Freude und Befriedigung empfing. In der That, obwol er ſelbſt einen einzigen Sohn beſaß, bewies er doch ſeinem Neffen eine zärtliche Freundſchaft und ſagte oft, daß er mehr Hoffnung auf ihn ſetze, als auf ſeinen eigenen Sohn. Oft ließ er ſich von ihm die Einzelheiten ſeiner Leiden, Gefahren und Rettung erzählen, nahm ihn in ſein Cabinet und ermahnte ihn, fortwährend Gott vor Augen zu haben, der ihm ſo wunderbar beigeſtanden. Auch für ſeine Erziehung und die Verwaltung ſeines Vermögens trug er die treueſte Sorge.

Leider ſollte der junge Caumont dieſen trefflichen Führer nicht lange behalten; denn etwa 14—15 Monate nach ihrem Wiederſehen ſtarb der Oheim und Jakob ſtand nun, in ſehr jungem Alter, ohne Eltern und männlichen Beiſtand da. Auf ſich ſelbſt verwieſen, half er ſich durch eigne Kraft und gab den Beweis, daß die Vorſehung ihn nicht umſonſt ſo wunderbar gerettet und erhalten [1]). Er ſchloß ſich, ſobald Heinrich IV. an die Spitze trat, mit Eifer der Sache der Hugenotten an, deren Gegner vor ſeinen Augen ſeinen Vater und Bruder tückiſch und räuberiſch ermordet hatten, und zeichnete ſich in dieſen Reihen, in denen ſein Name ohnedies einen trefflichen Klang hatte, ſo rühmlich aus, daß er ſich bald zu Führerſtellen und Vertrauenspoſten emporſchwang. Wir finden ihn, wie er ſich bei Angers auszeichnet, wie er — und auch das iſt ein bezeichnender Zug für Bürgerkriege, — 1585 Marans, den einzigen Platz, den die Hugenotten in Poitou noch beſaßen, gegen ſeinen eignen Schwiegervater, denſelben Biron, in deſſen Cabinet er ſich verborgen gehalten, ſo tapfer vertheidigte, daß dieſer die Belagerung, nach fünfwöchentlicher Dauer, aufheben mußte. Bei Heinrich IV. ſtand er in hohem Anſehn und trat in deſſen Streitigkeiten mit dem Schwager des de la Force, dem Herzog von Biron[1], als beſonnener Vermittler auf, der namentlich die ungemeſſenen Anſprüche Biron's möglichſt zu mäßigen ſuchte, was ihm freilich nicht auf die Dauer gelang. Heinrich IV. übertrug ihm das Gouvernement von Bearn, von wo er, im Auftrage des Königs, eine geheime Unterhandlung mit den ſpaniſchen Moriscos anknüpfte, die zwar anfangs zu keinem praktiſchen Ergebniſſe führte, in den letzten Zeiten Heinrich's IV. aber, als dieſer ſeine großen Pläne gegen die ſpaniſche Macht zur Ausführung bringen wollte, ſo weit gediehen war, daß die Moriscos

---

[1]) Dieſe Rettung ward zuerſt in einer Anmerkung zu Voltaire's Henriade erzählt und dieſer Bericht ſtimmt im Weſentlichen mit der eignen Erzählung des Marſchalls de la Force in ſeinen, damals noch ungedruckten Memoiren überein.

---

[1] Charles de Gontaut, Herzog von Biron, geb. 1562, 1589 General, 1592 Admiral, 1594 Marſchall, 1598 Herzog, Fulmen Galliae genannt, eins der erſten Werkzeuge bei der Erhebung Heinrich's IV., aber im Kirchlichen, wie im Weltlichen unbeſtändig, von Ehrgeiz und Leidenſchaft beherrſcht. Schon einmal vom Könige für ſchwere Verräthereien begnadigt, beging er neue, die Heinrich ihm nochmals vergeben hätte, wenn er hätte geſtehen wollen. Zu ſtolz, um Gnade zu bitten, ward er am 31. Juli 1602 enthauptet. Die ſpäteren Birons ſtammten von ſeinem Neffen.

La Force bereits 120,000 Ducaten zukommen ließen, ihm drei bedeutende Städte auszuliefern und 80,000 Mann aufzuſtellen verſprachen und alles zum Aufſtande bereit war, während La Force vom König bevollmächtigt war, an der Spitze einer Armee in Spanien einzurücken. Da machte Ravaillac's Mordſtahl dieſen Plänen ein Ende (14. Mai 1610), und de la Force ſaß im Wagen des Königs, als dies geſchah.

Unter der folgenden Regierung brachen die Religionsſtreitigkeiten, wenn auch nicht mit dem frühern Fanatismus, und noch weit mehr durch der Religion ſehr fern liegende Intriguen influirt, wieder aus, wobei ſich La Force als ſtandhafter Anhänger ſeiner Kirche bewährte. So gehörte er zu den angeſehenſten Unterzeichnern der neuen Unionsurkunde, welche im Mai 1612 auf der Nationalſynode der Reformirten zu Paris, zugleich als Proteſt gegen die zu Saumur gemachten Conceſſionen, vollzogen ward. So erregte er 1615, als es zum Kampfe zwiſchen Condé und dem Hofe kam, einen Aufſtand in Bearn. So veranſtaltete er, als ein Edict vom Juni 1617 die Herſtellung des katholiſchen Gottesdienſtes in Bearn und die Zurückgabe aller Kirchengüter befahl, eine Proteſtverſammlung, aus den drei Ständen der Landſchaft und Deputirten der reformirten Kirchen in Ober-Languedoc und Nieder-Guienne beſtehend, woraus große Wirren hervorgingen, die zuletzt nur durch das perſönliche Einrücken des Königs in Bearn unterdrückt werden konnten (1620). Während der König ihn gleichwol in ſeiner Gouverneurſtelle beließ, ernannte ihn (1621) die Verſammlung der Reformirten in Rochelle zu ihrem Oberbefehlshaber in Bearn. Indeß der Herzog von Epernon unterwarf Bearn; auch ſonſt waren die königlichen Truppen überall ſiegreich, und ein hugenottiſcher Befehlshaber nach dem andern machte ſeinen Frieden mit der Regierung, welche weiſe genug war, ſich nicht unverſöhnlich zu zeigen. Auch la Force, der ſich nach St. Foy zurückgezogen hatte, unterwarf ſich (1622) und wurde dafür, wie Chatillon[1], mit dem Marſchallsſtabe belohnt. Das Gouvernement verlor er jetzt, erhielt aber eine Geldentſchädigung.

Einmal mit dem Hofe verſöhnt, ſchloß er ſich dieſem auch ſo treu an, daß er ſich Vertrauen genug erwarb, um 1626 zu jener Verſammlung der Notablen berufen zu werden, welche den finanziellen und handelspolitiſchen Plänen Richelieu's den Nimbus einer parlamentariſchen Bekräftigung zu geben hatte, außerdem aber auch durch die Bitte um Schleifung der feſten Plätze im Innern des Reichs weſentlich zur Vernichtung der Feudalmacht und zur Vorbereitung der Centraliſation beitrug. Daß er ſeinen Marſchallsſtab nicht mit Unehren trug, bewies er in den Kriegen Richelieu's. Er eroberte Pignerol, ſchlug die Spanier bei Carignan (1630), verfolgte Gaſton von Orleans, bei deſſen Einfall in Frankreich (1632), nahm 1634 Luneville durch Ueberfall und bemächtigte ſich in Kurzem des ganzen Lothringens, behauptete dieſes auch gegen den kaiſerlichen General Gallas und wurde, bei der gefahrdrohenden Invaſion, welche der Cardinal-Infant Ferdinand 1634 in die Picardie machte, und bei der die Reiter Johann's von Werth bis in die Nähe von Paris ſtreiften, dem Herzog von Orleans im Befehl der Armee beigegeben, die ſich zu Compiegne ſammelte. Er und Chatillon. In demſelben Jahre entſetzte er Philippsburg und 1635 nahm er Speier. Zum höchſten Alter gefriſtet, ſtarb er erſt 1652.

---

[1] Lesdiguieres wurde Connetable, trat aber noch zur katholiſchen Kirche über, was la Force nicht that.

X. Die Grafen von Falkenſtein und von Styrum.

Im II. Bande dieſer Geheimen Geſchichten (S. 103 ff.) iſt des Mordes gedacht worden, welchen der Graf Johann Caſimir von Leiningen-Dachsburg, in heimtückiſcher Weiſe, wegen eines mit dem Bruder des Gemordeten gehabten Zwiſtes und aus Rache über den gerechten Tadel, den der Letztere über ihn ausſprach, an dem ritterlichen Grafen Otto Heinrich zur Lippe (1648) verübte. Ein Seitenſtück dazu noch ſchnöderer Art liefert folgende Geſchichte.

Bei Mühlheim an der Ruhr lagen dicht beiſammen die Beſitzungen zweier ſtammverwandter Geſchlechter, der Grafen von Falkenſtein zu Broich[1]) und der Grafen von Lymburg-Styrum. Schon die alten, im Mannesſtamme früh erloſchenen Herren von Broich und die gleichfalls frühzeitig untergegangenen Grafen von Mühlheim hatten ihre ſich ſtets erneuernden Zwiſte. Ein Urenkel Eberhard's Grafen von der Mark (1160), ein Sohn jenes Grafen Friedrich, der ſich von der Iſenburg nannte und den Erzbiſchof Engelbert von Köln ermordete (7. Nov. 1225), deshalb aber geächtet und am 13. Nov. 1226 zu Köln hingerichtet ward, Dietrich, der hauptſächlich durch den Beiſtand ſeines mütterlichen Oheims, Heinrich's von Limburg, allmälig wieder in den Beſitz ſeiner väterlichen Lande kam (1243), wurde durch dieſen auch mit der Burg Limburg an der Lenne belehnt, und nannte ſich von dieſer Graf von Limburg. Von ſeinen zwei Söhnen ſtiftete der Aelteſte, Johann I., die Hohenlimburgiſche, der Zweite, Eberhard I., die Limburg-Styrumſche Linie, die ſich Herren von Limburg und Grafen von Styrum nannten. Eberhard I. erbaute 1289 das Schloß Styrum.

---

[1]) v. Kamp, Das Schloß und die Herrſchaft Broich; Duisburg, 1852.

Die Grafen von Limburg kamen durch eine Erbtochter Burkhard's von Broich, Luccardis, welche mit Graf Dietrich V. vermahlt war, 1372 in den Beſitz der ſchönen Herrſchaft Broich. Ein Nachkomme des Letztern, Graf Johann Limburg zu Broich († 1508), war kinderlos, und vermachte (1505), mit Bewilligung ſeines Lehnsherrn, des Herzogs von Berg, das Mannlehen Limburg und Broich dem Gemahl ſeiner Nichte, Wirich von Dhun, Herrn zu Falkenſtein und Oberſtein, welcher mit Irmgard von Sayn, einer Tochter Sebaſtian's von Sayn und der Marie von Limburg, Johann's Schweſter, vermählt war. Limburg kam jedoch ſchon 1542, mit der Hand der Tochter Wirich's, Amöna, an Graf Gumprecht von Nuenar, und mit deren Tochter, Magdalene, 1592 an Graf Arnold von Bentheim-Tecklenburg und Steinfurt. In Broich erhielt ſich eine Linie der Dhun, die ſich Grafen von Falkenſtein nannten.

Von dieſer ſtammte Graf Wilhelm Wirich von Dhun-Falkenſtein, welcher von 1623 an 59 Jahr dieſe Beſitzungen innehatte, übrigens ein frommer, wohlthätiger

Mann war, äußerlich eine edle, kräftige Geſtalt, ſtattlichen, würdevollen, mild ernſten Weſens, für die Wiederaufrichtung der durch die Gräuel des dreißigjährigen Krieges hart betroffenen Gegend überaus wirkſam. Sowie die Neutralität, die der Pfalzgraf von Neuburg erlangte, einige Sicherheit gewährte, begann er die Herſtellung der zerſtörten Befeſtigungen. Dann ſchenkte er den lutheriſchen Glaubensgenoſſen der Herrſchaft ein Haus mit großem, dazu gehörigen Platze, zur Erbauung einer Kirche und eines Pfarrhauſes, zu deren Koſten er auch weiterhin reichlich beitrug. Den erſten bei dieſer Gemeinde angeſtellten Prediger ernannte er (1658) zu ſeinem Hofprediger. Unter dem 12. Nov. 1661 errichtete er einen billigen Vergleich über die grundherrlichen Rechte ſeinen Unterthanen gegenüber, worin auf die Beſchwerden der Letzteren freundliche Beſcheidung gegeben wurde. Darin ward zugleich beſtimmt, daß jährlich an einem feſtgeſtellten Tage die ganze Gemeinde der Herrſchaft Broich zuſammenberufen werden ſolle, um ihre Beſchwerden vorzubringen.

Bald darauf traf ihn aber ein herbes Unglück. Zwiſchen den Herren auf Broich und den Grafen von Styrum beſtanden, wie bemerkt, ſeit alter Zeit Streitigkeiten, welche von Seiten der Letzteren um ſo hartnäckiger gepflegt wurden, als ihre Beſitzungen weit geringer waren und bei collidirenden Berechtigungen die Dynaſten zu Broich von Anfang an manchen Vorzug genoſſen.

Zu jener Zeit gehörte Schloß Styrum dem Grafen Moritz, der jedoch, weil er in ſpaniſchen Kriegsdienſten ſtand, nur von Zeit zu Zeit in die Heimat kam. Bei einem ſolchen Beſuche ſtreifte er auf einer Jagd in das broicher Jagdgebiet und machte dabei ſolchen Jagdlärm, daß Graf Wilhelm Wirich es in ſeinem Bette hörte.

Dieſer ſprang heraus, eilte im Nachtgewand auf den Wartthurm, ſah den Styrumer in der nahen Speldorfer Aue, ließ ſich ein geſatteltes Pferd vorführen, ſprengte mit einigen Dienern zur Stelle, erſchoß den erſten Jagdhund, den er antraf, und hielt dem Styrumer mit Worten des Zornes ſeinen Frevel vor. Letzterer mußte Reue und Leid bezeigen, ſich mit ſeiner Unkenntniß der Jagdgrenze, oder mit Ueberſehen derſelben entſchuldigen und, unter Beziehung auf ihre verwandtſchaftlichen Verhältniſſe [1]), um Nachſicht und Verzeihung bitten, welche auch gewährt ward. Doch traute Wilhelm Wirich von dieſer Zeit an dem Styrumer nicht, und hatte auch Grund dazu, da Aerger und Groll in des Letztern Seele um ſo bitterer nagten, als der ganze Vorgang ſeinen Stolz gekränkt und alten Unmuth genährt hatte.

Einſt kam Graf Moritz, von einem Beſuche, den er dem Abt zu Werden gemacht hatte, zurückkehrend, den Thalweg längs der Ruhr geritten und kehrte in einem Wirthshaus ein, von wo man die Ausſicht auf das Schloß Broich hatte. Hier ſtand er an einem Fenſter und betrachtete die glänzende Beſitzung des verhaßten Stammes. Er ſtampfte den Boden, ergoß ſich in bittern Worten gegen den Wiricher, zog ſein Piſtol, richtete es auf das Schloß und feuerte es gegen daſſelbe ab. Graf Wilhelm Wirich erfuhr dieſen Vorgang wohl, erkannte darin die Geſinnung ſeines Gegners und nahm ſich um ſo ſorgfältiger in Acht, mit ihm irgendwo zuſammenzutreffen, oder ihm weitere Gelegenheit zum Streite zu geben.

---

[1]) Abgeſehen von dem gemeinſchaftlichen Urſprunge beider Familien, waren ſie auch Schwäger. Graf Wilhelm Wirich hatte die älteſte Tochter des Grafen Bernhard Albrecht von Limburg-Styrum, eines Oheims des Grafen Moritz, und der Gräfin Anna von Berg, Agnes, zur Frau, Graf Moritz die Zweite, Marie Bernhardine. Allerdings war die Gräfin Agnes ſeine zweite Gemahlin, die Witwe eines Theoderich von Linden. In erſter Ehe war er mit Eliſabeth, Tochter Graf Chriſtian's von Waldeck, vermählt, und wir haben zur Zeit nicht ermitteln können, ob Karl Alexander aus der erſten, oder zweiten Ehe ſtammte. Wäre das Letztere, ſo würde die ſpätere That des Grafen Moritz durch die nahe Verwandtſchaft zu ihrem Opfer noch ſchauriger. Karl Alexander war übrigens das ſiebente Kind ſeines Vaters unter zehnen. Zu der Zeit dieſes Vorganges lebte Graf Wilhelm Wirich jedenfalls in zweiter Ehe. Denn ſchwerlich hatte er nach demſelben die Schwägerin des Mannes geheirathet, der ſeinen Sohn getödtet.

Graf Wilhelm Wirich hatte einen einzigen Sohn, den Grafen Karl Alexander. Dieſen ſchickte er erſt, mit einem Hofmeiſter, nach Paris, worauf er Obriſt eines franzöſiſchen Chevauxlegers-Regiments wurde. Als er einſtmals bei ſeinem Vater zum Beſuch war, ließ ihn Graf Moritz einladen, mit ihm nach Lipperhaidenbaum zu reiten, um dort die Koppelpferde zu muſtern, die man erwartete. Der junge Graf bezeigte ſofort Luſt, der Einladung ſeines Oheims 1) zu folgen; aber ſein Vater verweigerte ihm die Erlaubniß. Er ließ darauf ſeinen Vater durch den Hofmeiſter nochmals angehen, aber wieder fruchtlos. Endlich, als er zum dritten Male inſtändig bitten ließ, ihn doch nur ziehen zu laſſen, da er ſich vor dem Styrumer ſchon in Acht nehmen werde, willigte der Vater unter der Bedingung ein, daß er 30 Reiter mitnehme.

Am 8. October 1659 ritt der junge Graf des Morgens mit ſeinem Gefolge nach Styrum, wo er von dem Grafen Moritz mit der größten Freundlichkeit empfangen wurde. Nach eingenommenem Frühſtück ritten ſie zuſammen nach Lipperhaidenbaum. Nachdem die Koppelpferde gemuſtert waren, ſchlug der Styrumer, da es noch

---

1) Oheims oder Stiefoheims

früh am Tage war, eine Jagdpartie vor. Als ſie ſich bei dieſer der Abtei Hamborn genähert hatten, proponirte er weiter, dem Abte einen Beſuch zu machen. Karl Alexander, immer argloſer geworden und durch die Freundlichkeit des Grafen Moritz in der Anſicht beſtärkt, daß ſein Vater zu mistrauiſch geweſen, ging in Alles ein.

Der Abt ließ ſogleich ein koſtbares Mahl anrichten, Als er aber dabei dem jungen Grafen von Broich, dem in der Gegend anerkannten höhern Range ſeines Geſchlechtes gemaß, den oberſten Platz anwies, ergoß ſich der unterdrückte Groll des Styrumers in den beleidigendſten Ausdrücken, die der junge Graf nicht dulden konnte. So entſpann ſich ein heftiger Streit, und bald ſtanden ſich die beiden Grafen im Kloſterſaale mit gezückten Wehren gegenüber. Doch der Abt trat dazwiſchen und ſeinen Ermahnungen gelang es, nicht nur den Gebrauch der Waffen zu verhüten, ſondern auch die erhitzten Gemüther dergeſtalt zu beſchwichtigen, daß ſie die Waffen wieder in die Scheide ſteckten, ſich die Hand zur Verſohnung reichten, zum Mahle zuruckkehrten und fröhlich die Becher kreiſen ließen.

Inzwiſchen wurde es Abend und der Abt, der dem Frieden doch nicht traute, gebrauchte klüglich die Vorſicht, unter irgend einem Vorwande den Styrumer noch zuruckzuhalten, während der junge Graf, in der Meinung, daß ſein Gefährte ihm bald folgen werde, gegen 9 Uhr ruhig von dannen ritt. Er ritt langſam durch den Wald der Lipperhaide zu. Es war eine mondhelle, ſtille Nacht. Als er etwa eine halbe Stunde geritten war und der Styrumer noch nicht kam, fiel ihm plötzlich der Gedanke bei, daß der Abt den Grafen gefliſſentlich zurückhalte, und das erregte den Unwillen des thörichten Jünglings. „Soll ich etwa,“ ſprach er zu ſeinen

Leuten, „aus Furcht vor dem Styrumer nach Hauſe eilen? Ich fürchte ihn nicht. Ich will hier bleiben und warten, bis er kommt.“ So hielt er am Ausgange des Waldes, bis Graf Moritz in der That anlangte. Dieſer ſprach ſeine Freude aus, daß er auf ihn gewartet habe, und in der That hätte dieſer Beweis des Zutrauens ſeines Neffen ihn entwaffnen ſollen, auch wenn er wirklich arge Gedanken gehegt hätte.

Unter freundlichen Geſprächen zogen ſie mit einander auf die Lipperhaide, während das Gefolge ein Stückchen hinter ihnen, doch nahe genug ritt, um hören zu können, daß ſie ſich in freundſchaftlichem Tone unterhielten. Dann verſtummte das Geſpräch und es ſcheint, daß der junge Graf ſchläfrig ward. In dieſer Stille der Nacht mag, wenn die Ausſagen der broicher Dienſtleute richtig ſind, der Verſucher dem Styrumer plötzlich den Gedanken der Rache und die lockende Gelegenheit dazu vor die Seele geführt haben. Auf einmal — ſo erzählten die Broicher den Hergang — neigt ſich Graf Moritz zu dem jungen Grafen, welcher dicht neben ihm ritt, herüber, ſetzt ihm die Piſtole auf die Bruſt, drückt ſie ab, und der Broicher ſtürzt vom Pferde, während der Styrumer eilends davonjagt. Das Gefolge eilt herzu, um nur noch eben ſeinen im Blute ſchwimmenden Herrn die letzten Athemzüge aushauchen zu ſehen.

Der beſorgte Vater hatte indeſſen mit Ungeduld und ſich von Moment zu Moment ſteigernden bangen Ahnungen der Rückkehr des geliebten einzigen Sohnes geharrt, auch bereits einen Boten entſendet, um in Styrum wegen des Ausbleibens des jungen Grafen Erkundigungen einzuziehen. Da kommt das Pferd deſſelben, das durch die Ruhr geſchwommen war, mit blutbeflecktem Sattel vor dem Schloſſe an. Der Graf läßt ſegleich eine Schaar ſeiner Mannen ausrücken und einen größern Zuzug rüſten. Inzwiſchen kommen die Boten, die die Kunde des grauenvollen Ereigniſſes bringen, kommt, von Fackeln beleuchtet, da der Mond ſich verhüllt hat, der Trauerzug mit der Leiche des letzten männlichen Sproſſen der Falkenſteiner.

Sofort wird alle waffenfähige Mannſchaft gegen Schloß Styrum aufgeboten, das man einnahm und verwüſtete. Graf Moritz ſelbſt war dem Arme des ſchwer verletzten Vaters, war der Gewalt der geſetzlichen Richter, aber doch ſelbſt der irdiſchen Strafe nicht entronnen. Er war noch in derſelben Nacht davongeeilt und beabſichtigte, nach Spanien zu flüchten. In Paris hielt er ſich auf der Durchreiſe auf, und als im Gaſthof, wo er mit mehrern Offizieren an offener Tafel ſaß, von Schlachten und Zweikämpfen erzählt wurde, fing er auch an und ſagte: „es iſt noch nicht lange her, daß ich zu Hauſe einen jungen Grafen im ehrlichen Duell expedirt habe.“ Er wußte nicht, daß bereits ein Eilbote die Kunde ſeiner That zu dem Regimente ſeines Schlachtopfers gebracht hatte, und daß ſich ein Offizier dieſes Regimentes in der Geſellſchaft befand. Dieſer trat ihn mit der Frage an, wer das geweſen ſei, den er getödtet habe. Als er nun erwiderte: „der junge Broicher, Karl Alexander“, rief der Offizier: „dann haſt Du meinen Obriſten ermordet! Da haſt Du Deinen Lohn!“ und erſtach ihn, daß er augenblicklich todt niederſank.

Die Styrum'ſche Familie behauptete jedoch: Karl Alexander ſei nicht durch Meuchelmord, ſondern wirklich im ehrlichen Zweikampfe ums Leben gekommen, weshalb ſie Genugthuung wegen der Anſchuldigung verlangten, woraus ſich ein langjähriger Rechtsſtreit vor den Reichsgerichten entſpann, der in der Hauptſache unentſchieden geblieben ſein ſoll. Später näherten ſich die gräflichen Familien wieder, wiewol ſich von Zeit zu Zeit Streitigkeiten unter ihnen erneuerten.

Die Leiche des jungen Grafen ſollte einbalſamirt werden, und bis in dieſem Geſchäfte bewanderte Aerzte ankamen, ſtellte man ſie auf dem Mühlberge unter den Linden hin und umlegte ſie mit Eis. Es iſt jedoch nicht gelungen, ſie gänzlich vor Verweſung zu bewahren. Auf dem Sarge ward der Vers angebracht:

„Geſtern war ich friſch und ſtark,
Heute lieg ich ſchon im Sarg. —
Das bedenk ein jeder Chriſt,
Wer hier lebt und ſterblich iſt."

Dem unglücklichen Vater des Gemordeten, dem Grafen Wilhelm Wirich von Falkenſtein, wurde (1682) Schild und Helm ins Grab gegeben, und ſeine Herrſchaft kam an den Gemahl ſeiner Tochter Anna Eliſabeth[1]), den Grafen Georg Wilhelm von Leiningen-Heydesheim (geb. 8. März 1636, verm. 1658, † 29. Juli 1672).

Die dritte Tochter[2]) Wilhelm Wirich's, Amalie

---

[1]) Sie heirathete in zweiter Ehe den Rheingrafen Georg Friedrich und † 1673.

[2]) Eine zweite Tochter, Charlotte Auguſte, heirathete den Prediger der reformirten Gemeinde zu Mühlheim, Arnold Sibel, welcher 1687 nach Weſel und 1690 nach Cleve berufen ward und ein ausgezeichneter Mann geweſen zu ſein ſcheint. Mit der gräflichen Familie ſcheint er in gutem Vernehmen geſtanden zu haben; denn es war ihm „von der gnädigen Herrſchaft vorgeſchlagen," ihn, wenn er alt und ſchwach würde, aufs Schloß zu nehmen. Doch bedang er ſich, bei Ablehnung eines frühern Rufes nach Frankfurt a. M. (1684), aus, daß die Gemeinde ihn ſolchen Falls „möchte unterhalten helfen." Er † 1698. Hat er Kinder hinterlaſſen, ſo ſind dieſe mit den erſten Regentenfamilien des heutigen Europa, durch die Nachkommen ſeiner älteſten Schwägerin (ſiehe unten), blutsverwandt.

Sibylle (geb. 1639), verlobte ſich 1664, mit Einwilligung beiderſeitiger Agnaten, mit Graf Johann Ludwig von Leiningen-Guntersblum (geb. 26. Febr. 1643, † 2. März 1687), war ihm aber nicht förmlich angetraut worden, ward auch ſpäter von ihm verlaſſen, gebar ihm aber (zu Köln 29. Juli 1673) einen Sohn Johann Ludwig, der jedoch nicht für rechtmäßig erkannt und von aller Erbfolge ausgeſchloſſen wurde. Derſelbe vermählte ſich 1694 mit Anna Erneſtine Gräfin von Bechlen und Meggen und erzeugte mit ihr Johann Franz (geb. 23. Mai 1698), welchem Charlotte Gräfin von Walderode Eckhauſen, verwitwete Gräfin von Formentini (verm. zu Grätz 6. Juli 1736), verſchiedene Kinder[1] gebar, die ſich früher Grafen zu Leiningen-Dachsburg-Guntersblum ſchrieben, jetzt aber die Linie Leiningen-Willigheim bilden. Denn der erwähnte Umſtand bewirkte es, daß, als die männliche Deſcendenz, welche Graf Johann Ludwig, jener untreue Verlobte, mit der Gräfin Sophie Sibylle von Leiningen-Weſterburg-Oberbaum (geb. 1656, verm. 1678, anderweit vermählt 15. Nov. 1692 mit Landgraf Friedrich von Heſſen-Homburg) erzeugt hatte, mit ſeinem Enkel Friedrich Theodor

---

oder verſchwägert. Die vierte Tochter, Chriſtine Luiſe, heirathete 11. Juli 1664 den Grafen Emich Chriſtian von Leiningen-Dachsburg (geb. 29. März 1642, † 27. Auguſt 1712). Sie † 1717. Zwei Töchter, Johanne Sophie und Hollandine Julie, † jung. Ebenſo zwei Söhne: Ferdinand im 7. und Wilhelm im 11. Jahre. Die Eingangs erwähnte Schrift verwechſelt die Namen der erſten und zweiten und die Gatten der erſten und vierten Tochter.

[1] Sein älteſter Sohn, Wilhelm Karl (geb. 8. Juli 1737, † 26. Jan. 1809), war der Vater des jetzigen Grafen Karl Theodor Auguſt. Der zweite Sohn, Wenzel Joſeph (geb. 30. Sept. 1738) war kurtrieriſcher Geh. Rath und Hofmarſchall und mit einer Freiin von Sickingen vermählt. Die Tochter, Clementine Charlotte (geb. im Sept. 1739), heirathete den Grafen Joſeph Coronini.

Ludwig[1]) erloſch (1774), die Beſitzungen an die Linie zu Hardenburg fielen, aus welcher der heutige Fürſt von Leiningen ſtammt.

Broich kam nach dem Tode Georg Wilhelm's an ſeinen Sohn, den Grafen Johann Karl Auguſt[2]), und nach deſſen Tode an ſeinen älteſten Sohn, den Grafen Chriſtian Karl Reinhard zu Heidesheim (geb. 7. Juli 1695, † 17. Nov. 1766), den man den erſten Grafen des deutſchen Reichs nannte, und der die ihm angebotene Fürſtenwürde ausſchlug, weil er lieber der erſte Graf, als der letzte Fürſt des deutſchen Reichs ſein wollte. Derſelbe reſidirte in fürſtlicher Pracht zu Heidesheim und war mit Katharina Polyxena Gräfin von Solms-Rödelheim (geb. 30. Dec. 1702, verm. 27. Nov. 1726, † 21. März 1765) vermählt, die ihm ſieben Töchter gebar, welche alle ſehr ſchön geweſen ſein ſollen. Die zweitgeborene Tochter, Marie Luiſe Albertine (geb. 16. März 1729), war mit dem Prinzen Georg Wilhelm von Heſſen-Darmſtadt (geb. 21. Juli 1722, verm. 16. März 1748, † 21. Juni 1782), k. k. General, Gouverneur von Philippsburg, des Oberrheiniſchen Kreiſes General-Feldmarſchall, vermählt. Nach dem Tode ihres Vaters entſpann ſich ein langer Streit, indem der Kaiſer die Herrſchaft Broich für das Reich einziehen wollte, und als dieſe Gefahr im Rechtswege abgewendet ward, die Geſchwiſter über den Anfall dieſer wichtigen Beſitzung haderten. Zuletzt jedoch fiel ſie der Prinzeſſin von Heſſen zu.

---

[1]) Geb. 7. Sept. 1715, ein Sohn des Grafen Emich Leopold und der Charlotte Amalie (geb. 4. Juli 1682, verm. 5. März 1709, † 1722), einer Tochter jenes Grafen Emich Chriſtian und der Chriſtine Luiſe von Falkenſtein. Er vermählte ſich 5. Jan. 1740 mit Magdalene Sophie, Tochter Karl Julius Grafen von Löwenhaupt, Witwe Ludwig's Freiherrn von Sinclair, welche, 1696 geb., am 6. Jan. 1766 †, wurde 24. Sept. 1770 der Regierung für unfähig erklärt und † 30. Sept. 1774.

[2]) Geb. 17. März 1662, † 6. Nov. 1699. Er hatte ſich 1685 mit Johanne Magdalene, Tochter des Grafen Johann Reinhard zu Hanau vermählt, welche am 18. Dec. 1660 geboren war und am 21. Aug. 1715 †. Sein zweiter Sohn, Johann Ludwig Wilhelm, geb. 5. April 1697, war in franzöſiſchen Dienſten und hinterließ, bei ſeinem im Nov. 1742 erfolgten Tode, von Sophien Eleonoren Eliſabeth (geb. 1710, verm. 1730, † 19. Juni 1768 zu Kolmar), einer Tochter jenes Grafen Emich Leopold zu Guntersblum, nur eine Tochter Sophie Chriſtine (geb. 10. Jan. 1736), welche als Canoniſſin zu Herforden † (im Oct. 1777).

Dadurch erlangte Broich für einen weit größern Kreis Bedeutung. Denn die zweite Tochter Marien Luiſen Albertinens, Friederike Karoline Luiſe (geb. 20. Aug. 1752), vermählte ſich am 18. Sept. 1768 mit dem Herzog (damals Prinzen) Karl Ludwig Friedrich von Mecklenburg-Strelitz (geb. 10. Oct. 1741, ſucced. ſeinem Bruder 2. Juni 1794, † 6. Nov. 1816), und wurde durch ihn die Mutter der nachherigen Herzogin Charlotte von Sachſen-Altenburg (geb. 17. Nov. 1769, verm. 3. Sept. 1785, † 14. Mai 1818), der Fürſtin Thereſe von Thurn und Taxis (geb. 5. April 1773, verm. 25. Mai 1789, † 12. Febr. 1819), der unvergeßlichen Königin Luiſe von Preußen (geb. 10. März 1776, verm. 24. Dec. 1793, † 19. Juli 1810), der Königin Friederike von Hannover (geb. 2. März 1778, verm. 1) 26. Dec. 1793 mit Prinz Ludwig von Preußen, welcher, geb. 5. Nov. 1773, am 28. Dec. 1796 †; 2) 10. Jan. 1799 mit Prinz Friedrich Wilhelm von Solms-Braunfels, welcher, am 22. Oct. 1770 geb., am 13. April 1814 †; 3) am 29. Mai 1815 mit Ernſt Auguſt, Herzog von Cumberland, nachher König von Hannover († 29. Juni 1841) und des gegenwärtigen Großherzogs Georg Friedrich Karl Joſeph von Mecklenburg-Strelitz (geb. 12. Auguſt 1779). Die Mutter dieſer und anderer, früh verſtorbener Kinder ſtarb am 22. Mai 1782. Ihr Gemahl wählte zu ſeiner zweiten Gattin die nächſtfolgende Schweſter der Erſten, die Prinzeſſin Charlotte Wilhelmine Chriſtine Luiſe (geb. 5. Nov. 1755, verm. 28. Sept. 1784). Aber auch ſie ſtarb ſchon nach Jahresfriſt (12. Dec. 1785), nachdem ſie kurz vorher (30. Nov.) jenen Herzog Karl Friedrich Auguſt geboren, der am Berliner Hofe ſo einflußreich war und am 21. Sept. 1837 †. Nun mußte ſich die Großmutter der jüngſten Kinder annehmen, und bei ihr wurden die Prinzeſſinnen Luiſe und Friederike und der Prinz Karl erzogen.

Zwei Mal beſuchte ſie mit ihnen die Herrſchaft Broich; zuerſt 1789, um mancherlei Beſchwerden perſönlich zu unterſuchen; dann zwei Jahre ſpäter, um einen großen Bau am Schloſſe ausführen und ihrem zweiten Sohne[1]), dem Prinzen Georg Karl, huldigen zu laſſen. Beide Beſuche waren Jubelzeiten für die Bewohner der Gegend und noch leben tauſend Züge von der Leutſeligkeit und Natürlichkeit dieſer hohen Frauen in der Erinnerung, beſonders in den Familien, mit denen ſie in näheren Verkehr getreten[2]). Noch als Königin, als ſie im Jahre 1799 mit ihrem Gemahl in Frankfurt a. M. war und, am Arme ihres Oheims, des Prinzen Georg Karl von Heſſen, aus dem Tarisſchen Palais heraustrat und die Tauſende überſchaute, die ſich ſchauluſtig auf dem Platze drängten, rief Luiſe plötzlich aus: „Sehe ich da nicht ein Broicher Geſicht? Iſt Sie nicht Malchen

---

[1]) Der ältere Prinz, Ludwig Georg Karl, hatte ſich für ſein Erbrecht mit Geld abfinden laſſen.

[2]) Vergl. die angeführte Schrift, S. 213 ff.

Bilger[1]?" brachte den ganzen Zug zum Stehen, wartete, bis ſich die Jugendgeſpielin, jetzt die Gattin des naſſauiſchen Hofpredigers, durch die Menge gedrängt hatte, fragte eilig nach Dem und Jenem und beſtimmte ihr eine Stunde zu näherer Beſprechung, die ſie dann mit tauſend Erkundigungen und Erinnerungen ausfüllte. Die ehrwürdige Mutter der Königin ſtand bis an ihren Tod in vertrautem Briefwechſel mit der Mutter des „Malchen Bilger." Sie hielt ſich die letzte Zeit viel in Neuſtrelitz auf, wo ſie auch am 11. März 1817, nach nur dreitägigem Krankenlager, an Lähmung und Entzündung der Lunge ſtarb. Fünf Tage noch und ſie hätte das 89. Jahr erreicht. Sie hatte neun Kinder, 24 Enkel, 86 Urenkel und 11 Ururenkel erlebt. — Broich blieb, unter preußiſcher Oberhoheit, eine Standesherrſchaft des darmſtädtiſchen Hauſes.

Auch das Haus Limburg-Styrum iſt erloſchen. Dem Grafen Moritz folgte ſein Sohn, Graf Moritz Hermann (geb. 1650, † 9. Oct. 1703). Er war mit einer Enkelin des Mannes, dem ſein Vater den Sohn getödtet hatte, verheirathet, mit Eliſabeth Dorothee, Tochter Emich Chriſtian's Grafen von Leiningen-Dachsburg und der Chriſtine Luiſe von Falkenſtein (geb. 12. Juni 1665, verm. 9. Oct. 1692, † 1722), und ſie gebar ihm vier Söhne. Der Zweite, Karl Moritz, ferner Bernhard Alexander (geb. 12. Febr. 1698, kurpfälziſcher Generallieutenant, † 1754) und Philipp Wilhelm zu Walburg ſtarben, ohne Nachkommenſchaft zu hinterlaſſen. Der Aelteſte dagegen, Chriſtian Otto (geb. 25. März 1694,

---

[1] Die Tochter des fürſtlichen Beamten zu Broich, des Rath Bilger. Ihre Mutter war eine Tochter des Superintendenten Gros, welcher Beichtvater des Grafen Karl Reinhard geweſen war.

† 24. Febr. 1745), war drei Mal vermählt: 1) 1718 mit Julie Eliſabeth, Tochter Landgraf Karl's von Heſſen-Warnfried (geb. 20. Oct. 1696, † 13. Juli 1724); 2) 28. Febr. 1726 mit Luiſe Juliane, Tochter und Erbin Johann Ferdinand's Kager, Grafen von Globen († 12. März 1732); 3) 7. Sept. 1733 mit Karoline Juliane, Tochter Philipp Ernſt's, Fürſten von Hohenlohe-Schillingsfürſt (geb. 20. April 1705, † 31. Auguſt 1758). Aus der erſten Ehe wurde ihm Erneſtine Eliſabeth Alexandrine geboren (19. Nov. 1721), die als Urſulinerin zu Köln ſtarb. Aus der zweiten Ehe ſtammte Karl Joſeph Auguſt (geb. 14. Jan. 1727, k. k. w. Kämmerer, † 15. Febr. 1760), der ſich am 17. Oct. 1751 mit Marie Luiſe, der Tochter Ludwig Ferdinand's, Grafen von Clairmont, Marquis von Lavergne, und Erbin der Herrſchaften Argenteau und Hermalle in den Niederlanden (geb. 27. Nov. 1736), vermählte, aber nur eine Tochter mit ihr erzeugte: Maria Joſephe (geb. 28. Oct. 1759), welche von ihrer Mutter die Grafſchaft Globen und die Herrſchaft Waltſch in Böhmen erbte. Aus der dritten Ehe ſtammte: Philipp Ferdinand (geb. 31. Aug. 1731), welcher ſeinem Stiefbruder in Styrum ſuccedirte, auch als Erbe ſeiner Großmutter auf die ſchöne Herrſchaft an der Nahe, welche gleichfalls den Dhun von Falkenſtein gehört hatte [1]) und von ihnen an die Leiningen zu Heidesheim übergegangen war, einen Anſpruch erhob, der zuletzt (1771) durch die Spruchcollegien der Univerſitäten Gießen, Göttingen und Heidelberg dahin

---

[1]) Ihr Gedächtniß erhielt ſich dort in Segen. Wilhelm Wirich's Großvater, Graf Philipp Franz von Dhun und Oberſtein, hatte die lutheriſche Kirche und die noch jetzt blühenden Achatſchleifereien daſelbſt eingeführt. Vergl. Barnſtedt, Beſchreibung d. Fürſt. Birkenfeld (Birkenfeld, 1845), S. 32 ff.

entſchieden ward, daß die Herrſchaft ihm zufiel, die Regierung jedoch gemeinſam mit Kurtrier[1]) geführt ward. Er war aber kinderlos und verzichtete bald darauf zu Gunſten ſeines Bruders Ernſt Maria (geb. 16. Mai 1736), Domicellars zu Köln, welcher Letztere aber auch wenig Genuß davon hatte, indem er durch die franzöſiſche Invaſion vertrieben ward, worauf er ſich nach Frankfurt a. M. wendete, wo er 1809 geſtorben iſt. Mit ihm erloſch der Mannsſtamm der ganzen Linie. Noch hatte Chriſtian Otto drei Töchter: Joſephe Friederike Polyxena (geb. 28. Oct. 1738, verm. 6. Mai 1757 mit Fürſt Ludwig Karl von Hohenlohe-Bartenſtein, † 26. Febr. 1798); Sophia (geb. 5. April 1741, ward 14. Febr. 1759 die zweite Gemahlin des Grafen Franz Xaver von Montfort, † 1771); Johanne Franciſca Maximiliane (geb. 16. Febr. 1745, ward 24. Mai 1766 die dritte Gemahlin Graf Johann Wilhelms von Manderſcheid-Blankenheim, † 31. Juli 1772)[2]).

---

1) Dieſes hatte gleich nach dem Tode des Grafen Chriſtian Karl Reinhard einſtweiligen Beſitz von den Lehen genommen.

2) Herr von Kamp nennt noch eine vierte Tochter, Franciſca Eliſabeth, die er ſich mit dem Fürſten Philipp Ernſt von Hohenlohe-Schillingsfürſt vermählen läßt. Indeß dieſer Fürſt, der in erſter Ehe mit einer Gräfin von Welz, in zweiter mit einer Gräfin von Oettingen vermählt war, war am 6. Jan. 1664 geboren, trat 1753 wegen hohen Alters die Regierung ab und † 29. Nov. 1759, im 96. Lebensjahre, während jene Gräfin, die erſt nach 1745 geboren ſein kann, kaum 13 Jahre alt geweſen ſein könnte.

XI. Eine Pſeudokönigin.

Wir haben in dieſem Bande der Geheimen Geſchichten mehrere Perſonen beſprochen, bei denen es zweifelhaft blieb, ob ſie Das waren, wofür ſie ſich ausgaben. In der folgenden Erzählung, die übrigens auch noch ihre Lücken und unerklärten Punkte hat, bleibt ſchwerlich ein Zweifel, daß eine gefliſſentliche Täuſchung obwaltete, die aber allerdings gegen eine Perſon gerichtet ward, welche für ſolche Täuſchung, für ein leichtgläubiges Hinnehmen des Unwahrſcheinlichſten und Abenteuerlichſten ganz beſonders empfänglich war.

Der unglückliche Kurfürſt Johann Friedrich der Großmüthige war ein redlicher und überaus glaubenseifriger Mann, der Rolle aber, die er auf ſich genommen, weder als Feldherr, noch als Staatsmann gewachſen, nur in dem Zwecke feſt, über die Mittel ſchwankend und unentſchloſſen, und auch in ſeiner religiöſen Ueberzeugungstreue einer Einſeitigkeit verfallen, die ihn ſowol über die äußern Verhältniſſe verblendete, als, wie das eben da ſo oft geſchieht, wenn Jemand von der Heiligkeit ſeiner Sache ganz durchdrungen iſt, ihn überſehen ließ, daß die Eine Pflicht, der er ſich aus Neigung hingab, ihn nicht von allen andern, auch unwillkommenen, entbinden konnte, und daß man bei einer Colliſion der Pflichten erſt das Aeußerſte aufbieten muß, ſie zu verſöhnen, bevor man, in der Unmöglichkeit, das zu erreichen, zu der Erwagung ſchreitet, welche Pflicht die höhere ſei, der die andern unbedingt weichen müßten. Indeß er handelte in dem Gefühle ſeiner Pflicht. Unruhiger Unternehmungsgeiſt, phantaſtiſche Zielpunkte, Ehrgeiz und Selbſtſucht blieben ihm fern. Auch war ſein Verſtand in gewöhnlichen Dingen nüchtern und hausbacken. Sein älteſter Sohn, Johann Friedrich II. der Mittlere[1]), welcher mit ſeinen beiden Brüdern, dem klügern und kräftigern Johann Wilhelm[2]) und dem gebrechlichen Johann Friedrich III.[3]) erſt eine gemeinſchaftliche Regierung, die er aber vertragsmäßig (1557) allein verwaltete, führte, dann aber, nach des Letztern Tode, mit dem überlebenden Bruder in ein Mutſchirungsverhältniß trat (1566), wonach das Land in den weimariſchen und koburgiſchen Theil geſondert ward, in denen die Brüder alle drei Jahre in der Regierung wechſeln ſollten, wäh-

---

1) Geb. 8. Jan. 1529, verm. 1) 26. Mai 1555 mit Agnes, Tochter Landgraf Philipp's von Heſſen und Witwe des Kurfürſten Moriz von Sachſen, welche ſchon am 4. Nov. deſſelben Jahres †, 2) 12. Juni 1558 mit Eliſabeth, Tochter Kurfürſt Friedrich's III. von der Pfalz, welche am 8. Febr. 1594 in dem, von ihr freiwillig getheilten Gefängniſſe ihres Gemahls in Neuſtadt †. Er ſelbſt wurde am 12. Dec. 1566, wegen ſeiner Theilnahme an den grumbach'ſchen Händeln, in die Reichsacht erklärt, 1567 gefangen und zu lebenslänglicher Haft abgeführt, in der er am 9. Mai 1595 geſtorben iſt. Zwei ihn überlebende Söhne, Johann Caſimir († 1633) und Johann Ernſt († 1638), regierten zu Koburg und Eiſenach. Mit dem Zweiten erloſch ſeine Linie.

2) Geb. 11. März 1530, verm. 10. Dec. 1560 mit Dorothea Suſanna, Tochter Kurfürſt Friedrich's III. von der Pfalz, welche 1592 †. Er ſelbſt † ſchon 2. März 1573, iſt aber der Stammvater des heutigen Erneſtiniſchen Hauſes geworden.

3) Geb. 16. Jan. 1538, † 31. Oct. 1564 unvermählt.

rend alle Ausfertigungen in Beider Namen ergingen, beſaß keine eben glänzendere Begabung, als ſein Vater, war aber von Natur und durch die in früher Jugend erfahrenen Schickſale zu einem launenhaften, unruhigen, phantaſtiſchen Weſen gebracht worden, das ihn zur willigen Beute politiſcher Projectmacher und Abenteurer und überaus empfänglich für jeden Plan machte, raſch und auf ungewöhnliche Weiſe eine Verbeſſerung ſeiner Glückslage zu erzielen, die er weit ſicherer und wohlthätiger erlangt hätte, wenn er ſich den beneideten und gehaßten Vetter in Kurſachſen, den Kurfürſten Auguſt, als Staatswirth und Geſetzgeber zum Muſter genommen und in den auswärtigen Angelegenheiten die geſetzliche Bahn mit feſter und verſtändiger Staatskunſt benutzt hätte. Die weiſen Lehren ſeines ſterbenden Vaters [1]), der ſeine Söhne, wie zum Halten an dem unverfälſchten Worte Gottes, zur Gerechtigkeit gegen ihre Unterthanen, zur Eintracht unter einander, ſo auch namentlich zur Vermeidung jedes Krieges ermahnte, den nicht die äußerſte Noth erfodere, ſcheint er, wenn nicht in den erſteren, doch in den letzteren Theilen, keineswegs tief genug beherzigt und feſtgehalten zu haben. Doch, wie geſagt, man muß ſeinen Schickſalen und der natürlichen Stimmung eines Fürſten Rechnung tragen, deſſen Haus durch ſein Auftreten in einer ihm unbedingt gerecht erſcheinenden Sache, deren ſchwächere Seiten ihm ſchwerlich jemals zum Bewußtſein gekommen ſind, in Verluſt und Nachtheil gerathen war.

Dieſer Fürſt nun fand, als er im December 1558 von einer kleinen Reiſe nach Weimar zurückkehrte, zwei

---

1) Johann Friedrich der Großmüthige, geb. 30. Juni 1503, † 3. März 1554.

von Eckartsberge aus, von einer Dame, die ſich: Anne, Herzogin zu Aybelen, weiland Herzog Heinrich's zu Cypern in Irland Witwe unterzeichnet hatte, ſehr unleſerlich geſchriebene Briefe vor, worin die Briefſtellerin ihn erſuchte, einen Vertrauten zu ihr zu ſchicken, dem ſie gewiſſe, die Königin Anna von England betreffende Dinge eröffnen könne, welche höchſt wichtig wären und ſich der Feder nicht wohl vertrauen ließen.

Die Königin Anna von England war nun allerdings ſeiner Mutter 1) Schweſter geweſen, eine Tochter des Herzogs Johann III. von Cleve, Jülich und Berg († 6. Febr. 1539, kaum 50 Jahr alt) und der Erbprinzeſſin Maria von Jülich und Berg († 27. Auguſt 1543). Sie kam in die Reihe der zahlreichen Frauen, deren Leben Heinrich VIII. von England vergiftete. Als nämlich derſelbe ſich, nach dem Tode ſeiner dritten Gemahlin, Johanne Seymour († Oct. 1537), anderweit vermählen wollte, ſuchte er lange an den europäiſchen Höfen umher, ohne eben viel Bereitwilligkeit zu finden, was ihn auch nicht verwundern durfte. Vergeblich fragte er wegen der verwitweten Herzogin von Mailand, einer däniſchen Königstochter und Nichte des Kaiſers Karl V., an. Er wendete ſich dann nach Frankreich, aber die verwitwete Herzogin von Longueville, eine Guiſe, war ſchon mit dem König von Schottland verlobt, und Marie von Bourbon, die Tochter des Herzogs von Vendome, ſtand ihm nicht an, weil der Schottenkönig ſie ausgeſchlagen. Als er darauf den Vorſchlag zu einer Zuſammenkunft in Calais machte, zu welcher Franz die ſchönſten Damen ſeines Hofes bringen ſolle, äußerte dieſer:

---

1) Sibylle, Kurfürſtin von Sachſen, geb. 17. Juni 1512, vermählt 2. Juni 1527, † 21. Febr. 1554.

er könne die franzöſiſchen Damen nicht wie ein Roßkamm behandeln, der die Pferde auf dem Markte vorgaloppiren laſſe. Hierauf brachte ihn ſein damaliger Rathgeber Cromwell[1]) auf den Gedanken, ſich durch ſeine Verheirathung den proteſtantiſchen Fürſtenhäuſern Deutſchlands zu nähern. Er ſchlug ihm Anna[2]) von Cleve vor, deren Schweſter, wie bemerkt, dem Haupte des ſchmalkaldiſchen Bundes ſo nahe verbunden war. Es ward ihm ein von Hans Holbein gemaltes Bildniß der Prinzeſſin vorgelegt, und dieſes gefiel ihm ſo, daß er auf den Vorſchlag einging und ſeine Anwerbung anbringen ließ. Zwar erklärte ſich der Kurfürſt Johann Friedrich gegen dieſe Partie, wie denn Luther niemals auf Heinrich VIII. wohl zu ſprechen war; indeß dem Bruder der Prinzeſſin, dem nach dem Tode ihres Vaters regiegierenden Herzog Wilhelm[3]), ſchmeichelte die Ausſicht auf die Verbindung mit einem ſo großen Monarchen zu ſehr, als daß er der Verſuchung hätte widerſtehen können. Die Prinzeſſin war zudem groß und ſtark und heirathsluſtig. Das Jawort wurde ertheilt und die Braut nach England geſendet. Am 31. December 1539 landete ſie zu Dover und traf am 1. Jan. 1540 in Rocheſter ein, wohin ihr der ungeduldige, liebesdurſtige König entgegengeeilt war. Aber zum Unglück fand er nicht, was er erwartet hatte. Zwar war die Prinzeſſin groß und voll, wie er es, auch hierin dem türkiſchen Geſchmacke huldigend, liebte. Ihre Züge aber waren grob, ihre Manieren ohne Anmuth, ſie verſtand nur holländiſch und war aller feinern Bildung fremd. Er war ſo ärgerlich und betroffen, daß er vielleicht dem armen Mädchen ſeinen Unmuth nicht hätte verbergen können, wenn er ſie nicht zum Glücke erſt unbemerkt beobachtet und demnach Zeit gehabt hätte, ſich vor der Zuſammenkunft mit ihr zu faſſen. Bei dieſer fiel ſie auf die Knie, er hob ſie auf und küßte ſie auf die Wange, konnte es aber nicht über ſich bringen, ihr die mitgebrachten Geſchenke zu überreichen, trug auch vielleicht juriſtiſche Bedenken, da er ſofort den Gedanken eines Abbrechens faßte. Als er wieder zu ſeinen Vertrauten gekommen war, warf er ihnen vor, daß ſie ihm eine große flandriſche Stute zugeführt hätten. Zunächſt verlangte er von Cromwell, er ſolle einen Weg ausfindig machen, die Heirath rückgängig werden zu laſſen. Indeß man fand keinen, und es ſchien bedenklich, die proteſtantiſchen Fürſten vor den Kopf zu ſtoßen. „Nun denn,“ rief Heinrich in kläglichem Tone aus, „ſo muß ich meinen Hals unter das Joch beugen.“ Am 6. Jan. 1540 wurde die Prinzeſſin, durch Cranmer 1), dem Könige angetraut.

---

[1]) Thomas Cromwell, geb. 1490, Sohn eines Schmiedes, als kaiſerlicher Soldat bei der Eroberung von Rom 1526, durch Wolſey gehoben, nach deſſen Sturz nach und nach Staatsſecretair, Carl von Eſſex, Oberkammerherr, Siegelbewahrer, geſtürzt und enthauptet 1540.

[2]) Geb. 20. Sept. 1515.

[3]) Geb. 28. Juli 1516, verm. 26. Juli 1546 mit Marie, der Tochter des römiſchen Königs und Königs von Ungarn und Böhmen, nachherigen Kaiſers Ferdinand I. (welche am 12. Dec. 1581 †), † 25. Jan. 1592.

---

1) Thomas Cranmer, geb. 1489, Prof. der Theologie in Cambridge, durch ſeine Beförderung der erſten Scheidung des Königs bei dieſem in Gunſt gekommen, 1532 Erzbiſchof von Canterbury, Hauptbeförderer der engliſchen Reformation, woran der Umſtand, daß er ſich kurz vor ſeiner Erhebung verheirathet hatte, einigen Theil gehabt haben ſoll, Gegner Anna Boleyn's, unter der Königin Marie des Hochverraths und der Ketzerei angeklagt, widerrief aus Furcht vor dem Tode, nahm den Widerruf zurück, als er deſſen Fruchtloſigkeit erkannte, und wurde am 20. März 1556 verbrannt.

Am andern Morgen erkundigte ſich Cromwell, der recht wohl wußte, daß es ſich um eine Sache handele, in der der König am wenigſten mit ſich ſpaßen laſſe, ſehr angelegentlich nach den nunmehrigen Geſinnungen des Königs, erfuhr aber, zu ſeinem Schrecken, daß die Sache eher ſchlimmer, als beſſer ſtand. Je näher er der Dame komme, deſto unausſtehlicher werde ſie ihm, erklärte Heinrich. Er werde nie eine Nacht wieder mit ihr zubringen. Er ſei ſelbſt nicht ohne Argwohn in Betreff ihrer Jungfrauſchaft[1], in welcher Beziehung er gleichfalls ſehr orientaliſch dachte.

Zunächſt behandelte er jedoch die Königin höflich und ließ ſich auch gegen Cromwell nicht merken, wie ſehr er ihm zürne. Ja, mit einer bei ihm nicht ungewöhnlichen Verſtellung überhäufte er ihn gerade damals mit neuen Gnadenbezeigungen. Er gab ihm das Knieband; er ernannte ihn zum Oberkammerherrn; er verlieh ihm Titel und Güter der kurz zuvor erloſchenen Earls von Eſſex (16. April). Die Feinde Cromwell's aber waren ſcharfſichtig genug, zu erkennen, daß jetzt der rechte Zeitpunkt gekommen ſei, ihn zu ſtürzen. Er hatte in beiden Lagern Gegner; ſein Sturz aber ging von der katholiſchen Seite aus, indem bei einem von Gardiner[2] veranſtalteten Mahle der Herzog von Norfolk[3] den König mit ſeiner Nichte Katharina Howard bekannt machte, welche zwar kleiner Statur, aber überaus einnehmenden Benehmens war, und daher um ſo ſtärker mit der Königin contraſtirte. Heinrich's Herz war ſofort gewonnen und ſo ließ er denn Cromwell durch denſelben Herzog von Norfolk als Hochverräther am Miniſtertiſche verhaften. Die Verurtheilungsbill ging durch beide Häuſer, nur im Unterhaus einigen Widerſtand findend; ein Brief, den Cromwell an den König ſchrieb, bewegte ihn zwar zu Thränen, brachte ihn aber doch von ſeinem Entſchluſſe nicht ab, und am 28. Juli wurde Cromwell auf Towerhill enthauptet. Die Königin war inzwiſchen nach Richmond geſchickt worden, wo der Herzog von Suffolk, der Earl von Southampton und St. Thomas Wriothesley ihr eröffneten, daß der König, da er mit ihrem früheren Eheverſprechen mit dem Herzog von Lothringen unbekannt geweſen ſei, ſich Gewiſſensſcrupel mache und ſich deshalb von ihr ſcheiden zu laſſen gedenke. Trotz ihres Phlegmas fiel ſie bei der erſten Eröffnung doch in Ohnmacht. Dann aber ließ ſie ſich beſtimmen, die Entſcheidung der Kirche anheimzuſtellen, ſich aber bereit zu erklären, den Titel Königin niederzulegen und dafür als angenommene Schweſter des Königs zu gelten. Sie ſchrieb auch zu dieſem Ende einen Brief an den König und einen andern an ihren Bruder, den Herzog Wilhelm, machte ſich auch anheiſchig, alle Briefe, die ſie

---

[1] Dieſer Zweifel ſcheint jedoch nur ſehr leiſe geweſen zu ſein; ſonſt wäre er unfehlbar bei dem Scheidungsproceſſe zur Sprache gekommen.

[2] Stephan Gardiner, Biſchof von Wincheſter, geb. 1483, Hauptſtütze der katholiſchen Partei, wiewol gegen Heinrich's VIII. Privatwünſche nachgiebig, unter Maria Kanzler, † 1555.

[3] Thomas Howard, älteſter Sohn des Herzogs Thomas von Norfolk, des Siegers von Flodden (1513), welche Schlacht ihm ſelbſt die Würde eines Earl von Surrey verſchaffte, 1513 Lordadmiral der Flotte gegen Frankreich, 1521 Lordſtatthalter von Irland, 1524

Nachfolger ſeines Vaters, in Kriegen und diplomatiſchen Sendungen mehrfach verwendet, zu Ende der Regierung Heinrich's mit ſeinem Sohne wegen Hochverraths verhaftet, worauf ſein Sohn auch bald verurtheilt und (1547) enthauptet wurde, während ſein eigner Proceß ſich über das Leben Heinrich's († 1547) und Eduard's IV. († 1553) hinauszog, wo dann die Königin Maria ihn in Freiheit und Ehren wieder einſetzte. Er † 1554. Katharina war die Tochter ſeines zweiten Bruders Edmund.

von ihrer Familie erhalten würde, vorzuzeigen. Im Oberhauſe erhob ſich nun ein Mitglied, beklagte den König und das Land wegen der durch die Vermählung des Königs mit der Verlobten eines Andern erwachſenen Schmach und beantragte eine Bittſchrift, daß der König die Sache dem Gutachten der Kirche anheimgeben möge. Der Antrag ging in beiden Häuſern durch und der von der Synode zur Entſcheidung der Sache eingeſetzte Ausſchuß erklärte die Ehe für nichtig, da das frühere Verlöbniß nicht in genügender Weiſe erledigt worden ſei, der König ſich mit Annen ohne ſeinen innerlichen Willen vermählt, auch die Ehe nicht vollzogen habe, noch vollziehen wolle, weshalb es für das allgemeine Beſte wünſchenswerth ſei, daß er ſich anderweit vermähle. Das Parlament beſtätigte dieſes Gutachten und erklärte es für Hochverrath, ſeine Giltigkeit anzufechten. Der geſchiedenen Königin ward der Palaſt von Richmond, ein Jahrgehalt von 3000 Pfd. und der Rang nächſt der Königin und den Kindern des Königs eingeräumt. Sie blieb in England, weil ſie nicht als Verſtoßene in die Heimat zurückkehren wollte, auch nicht ganz unberechtigte Zweifel hegte, ob ihr das Geld nach Deutſchland richtig übermacht werden würde. Sie lebte ſtill und eingezogen, bald in Richmond, bald zu Chelſea, an welchem letzteren Orte ſie, unter der Regierung der Königin Maria, am 16. Juli 1557 ſtarb. Ihr Tod wurde ihrer Familie und andern befreundeten Höfen angezeigt und von dem engliſchen Hofe Trauer um ſie angelegt. Eine politiſche Bedeutung hatte ihr Leben oder Tod zu jener Zeit, wie wegen des Folgenden hervorzuheben iſt, in keiner Weiſe mehr, und wenn auch Maria den Proteſtantismus in ihrem Volke verfolgte, ſo ging ihr Bekehrungseifer doch nicht ſo weit, daß man annehmen könnte, ſie würde ihn gegen eine fremde Prinzeſſin, die unter den bemerkten Umſtänden in England lebte, geltend gemacht haben.

Am 16. Juli 1557 ſollte alſo die Königin Anna in England geſtorben ſein, und im December 1558 fand ſich die unbekannte Dame in Thüringen ein, die dem Neffen der Königin Nachrichten von ihr bringen wollte. Nach einigem Hin- und Herſchreiben, in dem ſich auch ſchon das ſchwankende Weſen des Herzogs, nicht ſowol in der Sache, als in Betreff der Mittel und Wege, darlegte, ſchickt er endlich (20. Dec.) ſeinen Stallmeiſter, mit einem Credenzſchreiben, in welchem er ſie „die hochgeborene Fürſtin, unſere freundliche liebe Muhme, Anna, Herzogin zu Aybeln, weilandt Herzog Heinrich's zu Seypern, in Irlandt, Witwe“ nennt, zu ihr. Sie will ſich aber mit dieſem nicht einlaſſen, ſondern den Herzog ſelbſt ſprechen. Endlich hat ſie in Trebra eine Conferenz mit dem Secretair des Herzogs, Hans Rudolf, welcher auch ein Credenzſchreiben mitbringt, worin es heißt: dieſem Manne könne ſie ihr Zutrauen ſchenken. Er habe Befehl, ihre Ausſagen zu Papier zu bringen. Sie erzählt nun dieſem Secretair: Sie ſei aus einem Gefängniß in London entflohen, indem ſie ſich an einem Seile herabgelaſſen habe, zu Schiffe gebracht worden und nach Danzig gereiſt ſei. Ebendahin ſei auch die Königin Anna von England, nachdem ſie aus einer Kloſterhaft entkommen, gelangt. Es werde das 14 Tage vor nächſter Faſtnacht ein Jahr. Sie habe einen Geleitsbrief von dem König von Polen erhalten, ſei aber in Neuſtädtlein, zwiſchen Warſchau und Krakau, bei einem nächtlichen Einfall des jungen Tofzky und des Georg von Leſeynski, um ihr ganzes Vermögen, 8 Tonnen Goldes, gekommen, habe im Hemde zum Fenſter herausſpringen müſſen und nur eine goldene Kette und ihre Taſche gerettet. Ihre Kammerfrau, Katharine von der Recke, Schweſter des Hofmeiſters des Herzogs von Jülich, ſei bei dieſer Gelegenheit ums Leben gekommen. Ebenſo ihr Cavalier, Johann von Hollersheim. Einem engliſchen Edelmann, Wilhelm von Zieritz, ſei die Hand abgehauen worden. Ihren Hofmeiſter und fünf ihrer Kammerfrauen habe man nach Kußmarkt bei Poſen gebracht, wo ſie bei einer gewiſſen Katharina Proderin verſteckt wären. Dieſe ſollten noch Juwelen bei ſich haben, dieſelben aber nicht wegbringen können. Nach jenem Unfall wäre ſie nach Liegnitz gegangen, wo ſie 12 Wochen bei Herzog Friedrich krank gelegen. Sie habe den Vorgang dem Woiwoden von Krakau geſchrieben, der aber gegen ſeinen Verwandten Leſcynski nichts habe thun wollen. Auf der Reiſe nach Thüringen habe ſie in Wittenberg Schmuck und Kleider verſetzen müſſen. Den Herzog Johann Friedrich habe ſie ſprechen wollen, um ihm zu ſagen, daß die Königin Anna noch lebe und frei ſei, auch ihre Schätze nach Deutſchland gerettet habe. Ein Kaufmann, dem ſie einſt das Leben gerettet, habe ihre Schätze nach Augsburg zu einem Jobſt Reffhauſen, der für die Fugger viel nach England handle, zu bringen übernommen. Bei dieſen Schätzen wären „der löblichen Krone England Scepter, Kronapfel, die engliſchen Privilegien (!), und ein Halsband von Edelſteinen mit einem Karfunkel.“ Ueber Beides hatte ſie Empfangſcheine. Ferner wären bei genanntem Kaufmann als Schätze der Königin: 25 Tonnen Goldes in Kronen, 7 Perlen- und 3 goldene Röcke, 14 goldene Ketten, 5000 Kronen ſchwer, 24 Armbänder, 2000 Kronen ſchwer, 14 Gürtel und Leibketten, 7000 Kronen ſchwer, 12 Perlenhauben, 14 Barette und ein Halsband zu 3000 Kronen an

Werth. Sie habe dies alles mit Wilhelm von Zieritz, auf deſſen Ankunft ſie warten müſſen, abholen ſollen. Der Herzog ſolle ihr nur einen Vertrauten mitgeben, und es ſollten ihm und ſeinen Brüdern die 25 Tonnen Goldes geſchenkt ſein. Das Scepter, der Kronapfel und die Privilegien möchten bis auf Weiteres aufgehoben werden. Die Königin werde auch dem Könige von Frankreich ſchreiben, daß er ſeine Tochter dem Herzog Johann Friedrich (welcher ſich doch kurz vorher zum zweiten Male verheirathet hatte) zur Gemahlin geben möge, dem ſie dann die engliſchen Kronſchätze und Privilegien ausliefern werde. Die Königin ſei aus Vorſicht nicht ſelbſt gekommen, werde dies aber thun, wenn Alles nach ihrem Wunſche gehe. Darauf zeigte ſie dem Secretair ihr Handſiegel, indem ſie ihm bemerklich machte, daß es ganz von Gold ſei. Zugleich bat ſie, die Reiſe nach Augsburg noch vor Eröffnung des Reichstags zu betreiben[1], damit dem Herzog nichts entginge. Sie begab ſich darauf nach Roßla, von wo ſie um einen Trunk Rheinwein und um Wildpret bat.

Das plumpe, handgreifliche Lügengewebe hätte ſelbſt in jener Zeit, wo man über die Verhältniſſe anderer Länder noch ſehr im Unklaren war und die Nachrichten langſam circulirten, dem Befangenſten die Augen öffnen müſſen. Hatte der Herzog auch daran glauben können, daß ſeine Tante nicht geſtorben, ſondern, vielleicht um ſie zum katholiſchen Glauben zu zwingen, in ein Kloſter geſperrt worden und aus dieſem entflohen ſei, ſo mußte er ſich doch fragen: woher ſie, von den 3000 Pfd. jährlich, die ſie ein 16 Jahre lang bezogen, übrigens aber, wie er wiſſen mußte, vom Hofe entfernt und vernachläſſigt, ſolche Schätze geſammelt habe; wie ſie in den (unter allen Umſtänden unrechtmäßigen) Beſitz der engliſchen Kronſchätze, Kleinodien und Documente gekommen; wie ſie und die gleichfalls aus der Haft entflohene angebliche Herzogin beide ihre Schätze fortgebracht hätten; wie dieſe Herzogin dazu komme, die Schätze der Königin zu verſchenken, wie man ihm, dem eben verheiratheten Manne und ſtrengen Lutheraner, die Tochter des katholiſchen Königs von Frankreich verſchaffen wolle; kleinerer Unwahrſcheinlichkeiten in Nebenumſtänden, wie des deutſchen Namens eines engliſchen Edelmanns, der Titel Herzogin von Aybelen, verwitwete von Seypern (Cypern) u. ſ. w. nicht zu gedenken. Indeß der Herzog glaubte Alles, und dieſer Zug beleuchtet ſein ganzes Weſen. Er ſchrieb ihr ſehr bald, dankte für die gethanen Zuſagen, hatte Befehl gegeben, ſie mit Wildpret und Wein zu verſorgen, auch Stoff zu Kleidern zu kaufen, hatte auch durch ſeinen Rath und Kanzler Dr. Chriſtian Brück[1]), der folglich auch in dieſe Thorheiten einging, nach Wittenberg ſchreiben laſſen, um ihre angeblich dort verſetzten Sachen wieder zu bekommen.

---

[1] Wußte ſie vielleicht, daß dies nicht möglich war, da der Kaiſer auch nach Neujahr in Augsburg erwartet wurde, und wollte ſie dadurch die Sendung nach Augsburg, die ſie entlarven mußte, aufſchieben?

Bald darauf hatte er eine Zuſammenkunft mit ihr ſelbſt, und hier gab ſie ſich ihm als ſeine Tante, die Königin Anna ſelbſt, zu erkennen. Jetzt ward ſein Glaube verdoppelt. Es fiel jetzt ein Theil jener Unwahrſcheinlichkeiten, die er freilich ſchwerlich als ſolche erkannt hat,

---

1) Derſelbe wurde am 18. April 1567 zu Gotha geviertheilt, nachdem ihm das Herz aus dem Leibe geſchnitten und um den Mund geſchlagen worden.

hinweg. Er fand auch, wie er ſeinem Bruder Johann Wilhelm, der inzwiſchen dem König von Frankreich gegen Spanien gedient hatte, nach Paris ſchrieb, vollkommene Aehnlichkeit der Dame mit einem Portrait der Königin. Auch habe ſie an der Stirn eine Narbe gehabt, wobei er ſich erinnere, von ſeiner Mutter gehört zu haben, daß ſie ihrer Schweſter, der nachherigen Königin einmal eine Schneiderſcheere an die Stirn geworfen.

Wenige Tage darauf kam allerdings ein Brief eines gewiſſen Fritz Dietrich Küchenſchreiber aus Leipzig an den Herzog, worin es hieß: er höre, es ſei eine gewiſſe Perſon zu Roßla; mit dieſer ſolle der Herzog ſich vorſehen, denn es habe dieſelbe in Mecklenburg, bei dem Kurfürſten von Brandenburg und dem Herzoge von Liegnitz ſchlimme Streiche gemacht, ſei auch in Halle und Leipzig geweſen und habe allerlei Schwindeleien ausgehen laſſen. Dieſe Warnung prallte aber gänzlich an dem Herzog ab, und mag er ſie den Verfolgungen Englands zugeſchrieben haben, wo man, wie ſie ſagte, 5 Tonnen Goldes auf ihre Auslieferung geſetzt hätte. Er ſchickte ihr (15. Jan. 1559) einen Ring; ſeine Gemahlin ſchrieb ihr die freundlichſten Briefe; er wies ihr auf dem Grimmenſtein zu Gotha, mit ihren zwei Kammerjungfern, einer Magd und einem Buben, fürſtliche Wohnung und Unterhalt an, und hier wußte ſie auch den Commandanten, Bernhard von Mila, zu verblenden und anzuborgen. Dafür ſtellte ſie zwei Schenkungsbriefe aus, die ſie mit dem jülich-cleveſchen Wappen beſiegelte, und worin ſie dem Herzog und ſeinem Bruder Johann Wilhelm alle ihre Schätze und Kleinodien zuſicherte. Dem jüngſten Bruder ſetzte ſie, „wegen ſeiner Leibesgebrechlichkeit und ſeinem Zuſtande“ nur 500,000 Kronen aus. Ihre liebe jüngſte Schweſter

Amalie[1]) zu Jülich wolle ſie zu ſich nehmen und für ſie ſorgen; auch ſolle ſie nach ihrem Tode zwei Tonnen Goldes haben; wolle ſie aber nicht kommen, ſo ſolle das Geld dem Herzog und ſeinen Brüdern zufallen. Durch immer neue Vorſpiegelungen erhielt ſie den Herzog in günſtiger Stimmung, machte aber auch die Gefahr der Entdeckung dringender. So wollte ſie auch bei Herzog Adolf von Holſtein Schätze haben und ſchrieb deshalb an dieſen. Der Magiſtrat in Danzig ſollte ihr 15,000 Gulden ſchulden, weshalb ſie noch am 15. Juli einem erfurter Bürger, Johann Fohmann, genannt Nürnberger, Vollmacht gab. Ferner wollte ſie eine Tonne Goldes bei dem Rath in Nürnberg haben.

Von hier aus kam der erſte Wendepunkt. Es ward ein gewiſſer Hans Jäger nach Nürnberg geſendet, das Geld zu holen, ſchrieb aber: die jungen Rathsherrn wüßten nichts davon und die ältern wären auf dem Reichstage. Und der Agent des Herzogs in Nürnberg berichtete (22. Mai) geradezu: der Rath wiſſe kein Wort von der Tonne Goldes. Jetzt ward der Herzog doch ſo zweifelhaft, daß er Mila befahl, die Königin nicht aus dem Schloſſe zu laſſen, ſondern auf die Auszahlung des Geldes zu dringen, „dadurch den ihm zugefügten Schimpf zu entnehmen“, womit er wol die vergebliche Sendung nach Nürnberg meinte. Indeß blieb er doch in Ungewißheit und ſchrieb ihr ſelbſt ſehr freundlich. Er wollte nicht um das Geld kommen, wenn es doch vorhanden wäre. Am 30. Juni erhielt er von ſeinem verſtändigern Bruder aus Paris eine Antwort, worin dieſer, der ſich wahrſcheinlich am jülicher Hofe erkundigt hatte[1]), ihn warnte, der vorgeblichen Anna nicht zu trauen, von der „verlaute, daß ſie bei unſerer gnädigen, lieben Frau Mutter Schweſter vor eine Jungfer im Frauenzimmer geweſt ſein ſoll.“ Auch jetzt noch blieb er mit der Fremden in ſolchem Verhältniß, daß ſie ihm den verſprochenen Freierbrief an den König von Frankreich zur Beſorgung übermachen konnte, die er aber doch zu unterlaſſen ſo klug war. Da erſchien aber ein Geſandter des Herzogs von Jülich, welcher die Verhaftung der angeblichen Anna verlangte, die denn auch Ende Juli erfolgte. Sie wurde darauf vor dem herzoglichen Rath Dr. Stephan Clodius, Johann Luther und dem Schöſſer der Stadt Gotha verhört. In zwei Verhören blieb ſie bei ihrer Ausſage. Darauf wurde ſie nach Schloß Tenneberg geſchafft, wo ſie, auf ſchärferes Zureden des Clodius, auf die Kniee fiel, um Gnade bat und — wenigſtens ihre alten Lügen zurücknahm, um neue zu ſchmieden, deren ſie noch ein ganzes Sortiment in Vorrath hatte. Zunächſt wollte ſie eine geborne Gräfin von Oſtfriesland und mit einem Grafen von Manderſcheid zu Antorf getraut worden ſein, nachdem ſie von ihm Mutter geworden. Dieſer habe ſie an den engliſchen Hof gebracht, ſei aber auf einer Reiſe erſchlagen worden. Die Königin Anna habe vor ihrem Tode ihrem Neffen, dem Herzog zu Sachſen, viel Geld zugedacht und dieſe, ſchon vorher außer Landes geſchickten Schätze habe ſie überbringen ſollen. Deshalb ſei ſie nach Antorf gereiſt. Hier habe ſie ein irländiſcher Edelmann beredet, ſich für die Königin Anna auszugeben. Als Mann verkleidet, ſei ſie mit ihm und zwei Jungfern durch Oſtfriesland geritten, ſei aber eines Tages von ihrem Bruder erkannt und auf ein Schloß geſetzt worden, aus dem ſie mit Hilfe ihrer Freunde entſprungen ſei. Sie habe nun nach Bremen gewollt. Da ſei ihr der Graf von Oldenburg, ihr Verwandter, begegnet und habe ſeine Büchſe auf ſie angelegt. Mit fünf Buchſen verſehen, habe ſie auch auf ihn gehalten. Da ſein Gewehr nicht geladen geweſen, habe er ſich begütigen laſſen und ſie in Bremen treffen wollen. Sie ſei aber nun nach Verden und von da nach Danzig geeilt. Das Uebrige ließ ſie, wie ſie vorher behauptet.

---

[1] Geb. 15. Nov. 1517, † 1. März 1586 zu Düſſeldorf unvermählt.

---

[1]) Seinem Bruder kam das ſo wenig bei, daß er ihm vielmehr einſchärfte, Niemand etwas von der Sache zu ſagen und den Brief zu verbrennen. Er mochte fürchten, die Jülicher würden auch von den Schätzen haben wollen.

Dieſe Ausſage wird nach Jülich geſendet und von dort aus, mit Beweisſtücken, fur Lüge erklärt. Nachdem ſie anfangs dabei beharrt, verſichert ſie im ſechsten Verhöre: ihre Mutter ſei eine Gräfin von Friesland, ihr Vater aber Graf Johann von Rietberg geweſen. Sie habe mit einem von Neuning Kinder gezeugt. Ob der Sohn noch lebe, wiſſe ſie nicht, die Tochter ſei geſtorben. Dieſer Neuning habe ſie nach England gebracht, wo ihr die Königin Anna ſehr gnädig geweſen. Alles Uebrige ſei, wie ſie geſagt habe.

Auch dieſe Angaben werden von Jülich aus widerlegt und im ſiebenten Verhöre rückt ſie (vielleicht) der Wahrheit näher, indem ſie ſagt: ſie ſei eine natürliche Tochter des Herzogs Johann von Cleve. Erzeugt ſei ſie mit Margaretha von Schenk, welche Nonne im Kloſter Eſſen geweſen. Ihr Oheim, Heinrich von Schenk, habe ſie nach England zur Königin Anna gebracht. Zieritz habe ſie in Polen verlaſſen, ſich an eine Andere gehängt und von ihrem Gelde nichts herausgegeben. Sie bekommt hierauf Viſionen und will vom Teufel beſucht werden, der ihr die Wahrheit zu ſagen verbiete. Wenn man nicht Wächter bei ihr laſſe und ihr des Nachts kein Licht gebe, werde ſie ſich umbringen.

Hierauf wird der Scharfrichter von Jena nach Tenneberg geſchickt, und in dem in deſſen Gegenwart angeſtellten achten Verhöre die Gefangene, unter Bedrohung mit der Folter, zu wahrheitsgemäßem Bekenntniſſe aufgefordert. Sie bleibt dabei, daß ſie eine natürliche Tochter des Herzogs von Cleve ſei. Als ihre Mutter gibt ſie aber jetzt eine Gräfin Eliſabeth von Defurte an. Sie ſei erſt in einem Kloſter zu Cleve, dann im Stifte Eſſen, dann bei einer Frau von Sielbach, geb. von Schmelingen zu Klarenberg erzogen worden, wohin ſie der Herzog ſelbſt gebracht und wo er ſie oft beſucht und ihr geſagt habe, er habe ſie ſo lieb, wie ſeine ehelichen Kinder. Nach dem Tode jener Dame ſei ſie ins Kloſter Aſpeck im Münſteriſchen, zu einer Jungfrau Ida von Depenbruck, und als auch dieſe geſtorben, ins Kloſter Tangenhorſt gekommen. In ihrem 21. Jahre habe man ſie zu einer Gräfin Brerode (Brederode?) gethan, durch die ſie an einen von Rockhauſen verheirathet worden ſei. Vom Herzog habe ſie 16,000 Fl. zur Ausſteuer erhalten. Sie habe 15 Jahre in der Ehe gelebt und zwei Kinder geboren. Nach dem Tode ihres Gemahls ſei ſie nach Lüttich gezogen, wo ſie den Zieritz kennen gelernt habe, welcher in der Dienerſchaft des Domherrn Grafen von Beichlingen geweſen ſei. Dieſer habe ſie beredet, einige ihren Kindern gehörige Güter zu verkaufen und mit ihm nach England zu gehen. Dort habe ſie, meiſt zu London, 1½ Jahr gelebt und ſei in große Noth gekommen. Ihre Wirthin, Frau Marning, habe Mitleid mit ihr gehabt und ſie zur Königin Anna geführt, der ſie ihre Geburt entdeckt und die ſich auch ihrer erinnert und ſowol im Geſicht ihre Familienähnlichkeit gefunden, als auch das Geſchlechtszeichen erkannt habe, welches ſie mit ihrem Vater, mit der Königin und mit der Kurfürſtin von Sachſen getheilt habe: daß nämlich die großen Zehen wie lahm wären und unter den andern Zehen lägen. Da habe die Königin ſie recht wohl beſchenkt. Dieſe Ausſage ſei nun die reine Wahrheit und könne ſie nichts anderes ſagen, und wenn man ſie in Stücke reißen wolle. Daß ſie es nicht früher geſagt, komme vom Teufel her, von dem ſie viele Anfechtung habe, ungeachtet ſie ſich ihm nicht ergeben, auch keine Buhlſchaft mit ihm getrieben habe. Als man ſie nun fragte: was ſie denn eigentlich mit all den Fabeln bezweckt habe, ſagte ſie: wenn nur Zieritz gekommen wäre, ſo hätte ſie dem Herzog Alles entdecken und um Gnade bitten wollen. Nach nochmaliger Ermahnung, die Wahrheit zu ſagen, worauf ſie bei Gott und Seligkeit ſchwur, daß ſie dieſelbe geſagt habe, wurde ſie dem Scharfrichter übergeben und von dieſem auf die Leiter gebracht und geſtreckt. Auch hier blieb ſie bei ihrer Ausſage. Da nun die Richter ſahen: „daß ihre Arme vom Teufel — der ſie geknippen — ſehr mit Flecken zugerichtet ſeien, und ſie denn doch eine, wenn auch Uneheliche, von Cleve ſei," auch der Scharfrichter ſagte: „ſie ſei ganz von Gliedern und könne ohne Gefahr nicht angegriffen werden," ſo wurde ſie wieder von der Leiter gelaſſen. Sie ſagte nun nochmals: daß ſie eine uneheliche Tochter des Herzogs von Cleve ſei und daß man etwas Anderes nicht werde finden können. Dieſer Behandlung habe ſie ſich nicht verſehen. Darauf bat ſie, weinend und mit gefalteten Händen, um Gottes willen: der Herzog möge ihr vergeben und ihr ein Stuck Brot reichen laſſen, bis man erfahren habe, wohin Zieritz gekommen ſei. Auch bat ſie um einen Prieſter, der ihr Troſt zuſpreche, um Salben und einen Barbier, der ſie verbinde, und um Beibehaltung der Wache, wegen des Teufels.

Der Herzog von Jülich, dem (22. Sept.) auch dieſe Ausſage zugeſendet ward, wollte ſie auch nicht als uneheliche Schweſter anerkennen. Sein Vater, ſo ſchrieb er am 10. Oct., habe nur zwei uneheliche Töchter gehabt, deren Eine geſtorben ſei und die Andere noch im Kloſter lebe. Keiner ſeiner Räthe und Diener wiſſe etwas von der Sache, und von den 16,000 Fl. Brautſchatz ſei in keiner Rechnung etwas zu finden. Auch ſeine Schweſter Amalie wiſſe von nichts. Es ſei Alles ein erdichtetes, unverſchämtes Vorgeben, und wenn die Perſon nur ſcharf gefragt würde, ſo würde wol der wahre Grund zuletzt ganz anders an den Tag kommen.

Indeß in Sachſen ſcheint man doch gemeint zu haben: es müſſe an jener Verwandtſchaft mit dem cleveſchen Hofe etwas ſein, und die von Jülich aus angeführten Gegengründe ließen allerdings den Einwand zu, der Herzog Johann könne gerade dieſen Liebeshandel, vielleicht wegen der Verhältniſſe der Mutter, ganz beſonders geheim gehalten haben. Man ſtellte zwar noch ein neuntes Verhör an, dem der Kanzler Brück ſelbſt beiwohnte, unterließ aber die peinliche Frage. Sie blieb bei ihrer frühern Ausſage, ergänzte ſie aber noch dahin: daß Zieritz ihr nach ihres Mannes Tode einen Liebestrank beigebracht habe, von dem ſie krank geworden ſei. Doch habe ſie den Zieritz ſo lieb gewonnen, daß ſie ihn geheirathet. Wegen ihrer Aehnlichkeit mit der Königin von England habe dieſer ſie beredet, ſich für dieſelbe auszugeben. Er habe ſie aber bei Bremen, in einem Walde, an einen Baum gebunden und verlaſſen. Kaufleute aus Münſter hätten ſie losgemacht, worauf ſie ihm nachgezogen ſei. Sie wolle noch das Haus in Antorf zeigen, wo das Gut liege. Dem Kanzler Brück ſagte ſie aber, in einem von ihr erbetenen Separatgeſpräch, es ſei kein Gut in Antorf und ſie habe vor Zieritz noch einen Liebhaber gehabt.

Aus in Gotha, auf der herzoglichen Bibliothek, befindlichen Briefen ergibt ſich, daß ſie ſich ſchon vorher auch an den Kurfürſten Joachim von Brandenburg, den Herzog Friedrich von Holſtein und den Herzog von Liegnitz gemacht hatte, wovon aber nichts Näheres bekannt iſt. Alle dieſe Fürſten hatten aber an ſie unter der Adreſſe: „An Frau Anna, geborene Herzogin von Jülich und Cleve, gekrönte (?) Königin von England, Unſere liebe Frau Muhme“ geſchrieben, waren alſo alle von ihr getäuſcht worden. Dem Herzog Johann Friedrich hatte ſie 480 Fl. 5 Gr. gekoſtet; außer was noch weiter an ſie gewendet ward. Denn man behielt ſie in Haft zu Tenneberg, wo ſie zwar ſpärlich gehalten ward, indeß Sonntags Braten und Wein, auch Bücher zur Erbauung und Unterhaltung bekam, und wo ſie geſtorben ſein mag, wenn ſie nicht in den ſpätern Wirren entkommen iſt.

Ein Johann von Froemont, der dem Rath zu Nürnberg über ſie berichtet, bringt allerdings nur die, ſichtlich ausgeſchmückten, Ausſagen eines Boten, Hans Heinrich von Erfurt, den ſie früher ſelbſt nach Nürnberg geſchickt gehabt. Man ſieht, daß dieſer nur Volksgerüchte mittheilt. Darunter kommt jedoch noch vor: daß man endlich erforſcht habe, ſie wäre eines Grafen Tochter und der Königin Anna Gürtelmagd geweſen. Nach dem Tode der Königin habe ſie deren Siegel und andere Kleinodien wegzubringen gewußt. Sie habe ſelbſt mit König Heinrich VIII. gebuhlt und ſei — was völlig falſch iſt — an der Scheidung Schuld geweſen. Es haben ſich auch Beweiſe gefunden, daß ſie mit andern Perſonen in Verbindung geſtanden, die ihr die falſchen Briefe und Scheine geſchrieben. Ihrem Dialekte nach ſchien ſie aus Weſtphalen zu ſtammen [1].

Das Wahrſcheinlichſte iſt wol, daß ſie in der That eine natürliche Tochter des Herzogs Johann von Cleve, oder doch ſonſt aus einem Stande geweſen, der ihr gewiſſe Anſprüche gab, und daß ſie auch in den Dienſten der Königin Anna geſtanden hat. Nicht unwahrſcheinlich iſt es auch, da ſie, ohne daß es für ihre Sache etwas ausmachen konnte, immer darauf und namentlich auf die zwei Kinder zurückkommt, daß ſie früher verheirathet geweſen, Witwe geworden, und durch einen ſchlechten Menſchen, den Zieritz, zu übeln Streichen verführt worden iſt. Sie mag in der That nach dem Tode der Königin deren Handſiegel und andere Sachen von Werth entwendet haben, und dann durch ſchlaue Betrüger, die ſich, als die Sache ſo übel ablief, zurückgezogen, verleitet worden ſein, dieſe Beſitzthümer und ihre Aehnlichkeit mit der Königin zu ihrem Vorgeben zu benutzen. Wahrſcheinlich hat ſie Zieritz, nachdem er aus den Verſuchen an den andern Höfen gemerkt, daß mit dieſer

---

[1] Vergl. Tenzel: Supplementa historiae Gothanae, p. 793—95, der eigentliche Entdecker dieſer Sache. Monatliche Unterredungen, J. 1698, S. 1248. Acta eruditorum, Th. 41, S. 310. Buddäi: Kurze Nachricht von der ſogen. Königin Anna in den Dresdner Gelehrten Anzeigen von 1758, St. 28. Galletti, Geſchichte des Herzogthums Gotha, I., 177. Ziegler, Hiſtoriſches Labyrinth der Zeit, Nr. 16, S. 36. Vulpius, Curioſitäten, II., 1 ff. Thuanus hat ſich, wol durch Zeitgerüchte, verleiten laſſen, zu erzählen: es ſei eine Courtiſane aus England gekommen, die ſich für eine Königin Eliſabeth von England ausgegeben und Grumbach's Anhang habe Johann Friedrich verleitet, um ſie zu heirathen, ſeine Gemahlin verſtoßen zu wollen.

Sache nicht durchzukommen, verlaſſen, worauf ſie das Spiel am Hofe Johann Friedrich's auf eigne Hand verſucht hat. Was ſie freilich zuletzt bezweckte, iſt kaum abzuſehen, da ſie ſich ſagen mußte, daß die Lüge nicht durchzuführen ſei, und jedenfalls hätte ſie, nicht bloß ehrlicher, ſondern, wie immer, auch klüger gehandelt, wenn ſie ſich bei Johann Friedrich als eine natürliche Schweſter und ehemalige Dienerin ſeiner königlichen Tante gemeldet hätte.

XII. Der Ausgang des Hauſes Cleve.

Der vorhergehende Aufſatz hat ſich an Familienverhältniſſe der Herzoge von Jülich, Cleve und Berg angeknüpft, und ſo mögen wir denn einige andere, etwas ſpätere Ereigniſſe deſſelben Hofes und Landes anſchließen. Vorher einen Rückblick auf das Geſchlecht, um das es ſich handelt.

Den älteſten geſchichtlich bekannten Vogt von Cleve und Nymwegen, Theodor Urſinus (um 700), leitet die Sage von einem altrömiſchen Geſchlechte ab, das mit Cäſar an den Rhein gekommen ſei. Durch die Vermählung mit der Erbtochter des Grafen Walter von Teiſterband, Beatrix, erwarb er das Land zwiſchen der Leck, der alten Maas und der Waal. Er hinterließ eine einzige Tochter, gleichfalls Beatrix geheißen, an deren Verheirathung und den Urſprung der alten Grafen von Cleve ſich bekanntlich eine der ſchönſten deutſchen Sagen knüpft: wie ſie nämlich an einem ſchönen Sommertage des Jahres 711, trauernd über den Tod ihres Vaters und über ihre hilfloſe Lage unter gewaltthätigen Nachbarn, aus der Burg zu Nymwegen in die Fluten der Waal geblickt, und wie ſie da einen weißen Schwan geſehen habe, der ein Schifflein an goldener Kette gezogen. In dem Schifflein habe ein ſchöner Jüngling geſeſſen, in der Hand ein vergoldetes Schwert, an der Hüfte ein ſchimmerndes Jagdhorn, am Finger einen koſtbaren Ring, vor ſich ein goldenes Schild, mit ſilbernem Inſchild, in dem ſich goldene Scepter kreuzten. Der Jüngling habe Gehör bei ihr angeſucht, ihr mit Erfolg ſeine Dienſte erboten, ihr Land mit Kraft beſchirmt und ihre Hand zum Lohne davongetragen. Verboten aber habe er ihr, nach ſeinem Stand und Herkommen zu forſchen, und nur ſo viel geſagt, daß er Elias Grail [1]) heiße, ritterbürtig ſei und aus fernen Landen komme. Er ſei vom Schickſal zu ihrem Gemahl beſtimmt, und das von ihnen abſtammende Geſchlecht werde Glück, Sieg und Ruhm haben. Würde ſie aber jemals nach ſeinem Herkommen fragen, oder ſonſt danach forſchen, ſo wurde er ſie für immer verlaſſen müſſen. Vierundzwanzig Jahre ſollen ſie ſo in glücklicher Ehe gelebt haben und drei Söhne aus ihrer Verbindung erwachſen ſein. Dem Aelteſten, Dietrich, habe er ſein Schild und ſein goldenes Schwert gegeben, ihn zu ſeinem Nachfolger beſtimmt und mit einer Tochter des Grafen von Hennegau vermählt. Der Zweite, Gottfried, habe ſein Horn und den von Elias eroberten Gau Loon erhalten. Dem Dritten, Konrad, der den Ring bekam, habe er die Landgrafſchaft Heſſen [2]) zu verſchaffen gewußt. Er ſelbſt ſoll in den Kriegen Karl Martell's tapfer und ruhmvoll mitgeſtritten, und dafür mit der zur Grafſchaft erhobenen Vogtei Cleve, auf die nun auch ſein

---

[1]) Combinationsluſtige mögen hier an Helies und den heiligen Graal denken.

[2]) Freilich gab es eine ſolche in jenen Zeiten, und noch fünf Jahrhunderte lang gar nicht. Das nachherige Heſſen war damals in viele kleine Gaue getheilt, aus denen ſich ſpäter einzelne Herrſchaften bildeten. Der Titel Landgrafen, kam erſt nach 1247 nach Heſſen, in Folge des Succeſſionsſtreites um die Landgrafſchaft Thüringen.

Schildzeichen übergegangen ſei,[1] belehnt worden ſein. Eines Tages aber habe es Beatrix, als echte Evastochter, doch nicht laſſen können, in vertrauter Stunde ihren Ehegeſpons nach dem Geheimniß ſeiner Herkunft zu fragen, worauf er aus ihren Augen verſchwunden und nie zurückgekehrt ſei. Aus Gram darüber ſei ſie bald verſchieden, und verkünde ſeitdem als weiße Frau[2] in den Schlöſſern zu Cleve und Berlin ihren Nachkommen freudige und traurige Familienereigniſſe. Eine nüchternere, aber nicht beſſer beglaubigte Erzählung läßt ihn 734 bei Narbonne gegen die Saracenen (die Mauren vielmehr) fallen und Beatrix in demſelben Jahre ſterben.

Seine glückverheißende Vorherſagung in Betreff ſeines Stammes ging inſofern in Erfüllung, als 27 Grafen aus demſelben einander in ununterbrochener Reihe folgten, und, nach allem was man von ihnen weiß, ein ſehr tüchtiges Geſchlecht geweſen zu ſein ſcheinen.[3] Hier mag jedoch nur angemerkt werden, daß 827 eine Theilung ſtattfand, welche die Grafſchaften Cleve und Teiſterband trennte, und in deren Folge die letztere 1005 an das Bisthum Utrecht kam. Denn dort war der Letzte aus der Teiſterbandſchen Linie, Ansfried, nachdem ſeine Frau ins Kloſter gegangen war, Biſchof geworden und hatte die Grafſchaft dem Bisthum einverleibt. Die Clevesche Linie beſtand noch über vierthalbhundert Jahre. Der letzte Graf aus dem Mannesſtamme Elias Grail's war ſeinen Vorfahren an Edelſinn, nicht aber an Glücke gleich. Es war dies Graf Johann II., der, als er ſich noch allein von allen männlichen Sproſſen des Geſchlechts übrig ſah, den urſprünglich ergriffenen geiſtlichen Stand aufgegeben und ſich vermählt hatte, aber, nach manchen Fährlichkeiten durch Peſt und Kriege, am 19. Nov. 1368 kinderlos ſtarb.

---

[1] Dem Urſinus legt man eine rothe Roſe im goldenen Felde als Wappen bei. Freilich fällt das alles in die vorheraldiſche Zeit.

[2] Die allerdings auch mit vielen anderen Sagen in Verbindung gebracht wird.

[3] Vergl.: Char, Geſchichte des Herzogthums Cleve. Cleve und Leipzig, 1845.

Die Grafſchaft ging auf die Kinder des Grafen Adolf von der Mark und der Margarethe von Cleve, einer Nichte des letzten Grafen, über, und unter ihnen auch wieder auf einen geiſtlichen Herrn, Adolf, der bereits Erzbiſchof von Köln und Biſchof von Münſter war, jetzt aber ſeine geiſtlichen Würden niederlegte, ſich mit der Gräfin Margarethe von Berg vermählte und im Beſitz der Grafſchaft Cleve behauptete. Von ihm ſtammten nun die Grafen, ſeit 1416 Herzoge [1]) von Cleve ab, die bis zum Jahre 1609 beſtanden. Dieſelben hatten ihre Beſitzungen weſentlich erweitert. Sie hatten 1398 die Grafſchaft Mark ererbt. Sie hatten, durch glückliche Heirath, die Herzogthümer Jülich und Berg [2]) mit dem ihren vereinigt. Ihre Macht und Blüte ſchien kurz vor ihrem Erlöſchen am höchſten, und doch ſollten die letzten Zeiten vorher Verfall und Verwirrung aller Art bezeichnen.

Jener Herzog Wilhelm, deſſen im vorhergehenden Aufſatze gedacht worden, und der von 1579—1592 die herzogliche Würde von Jülich, Cleve und Berg bekleidete,

---

1) Am 28. April 1416 wurde Graf Adolf II. von Cleve zu Koſtnitz zum Herzog erhoben.

2) Die Grafſchaft Berg war ſchon 1348 mit der Erbtochter Margarethe an das Haus Jülich gekommen und 1423 ganz mit dieſem vereinigt worden. Die Grafen von Jülich wurden 1336 Markgrafen, 1357 Herzoge, erloſchen aber im Mannsſtamme 1511.

war ein edler, kräftiger und geiſtvoller Mann. Die erſte Zeit ſeiner Regierung war durch Unfalle begleitet, ſofern er das vertragsweiſe von dem Herzog Karl von Geldern und den geldernſchen Ständen zugeſprochene Herzogthum Geldern, ſammt der Grafſchaft Zütphen, trotz des Sieges von Sittard (24. März 1543), gegen die Uebermacht Kaiſer Karl's V. nicht zu behaupten vermochte, vielmehr im Lager von Venloo knieend einen Frieden erbitten mußte, in dem er auf Geldern und Zütphen verzichtete (7. Sept. 1543). Obwol ihn dieſer Friede reute, ſodaß er die Rathgeber deſſelben enthaupten ließ, näherte er ſich doch nunmehr der kaiſerlichen Seite, während er bis dahin ſich auf Frankreich geſtützt und ſelbſt mit Johanna von Navarra verlobt hatte. Dieſes Verlöbniß wurde von franzöſiſcher Seite ſelbſt gekündigt und vom Papſte aufgelöſt, worauf Herzog Wilhelm ſich mit der Nichte des Kaiſers, der Erzherzogin Maria, vermählte (26. Juli 1546). Er ſchickte ſeine Truppen dem Kaiſer gegen die Schmalkaldiſchen zu Hilfe, obgleich der Kurfürſt Johann Friedrich von Sachſen ſein Schwager war. Dagegen trat er ſchon auf dem Reichstage zu Augsburg vermittelnd auf, und von hoher Bedeutung war ſeine Vermittelung für das Zuſtandekommen des paſſauer Vertrages. Im Uebrigen war ſeine Regierung friedlich, wohlwollend, gerecht. Selbſt durch ungewöhnliche wiſſenſchaftliche Bildung ausgezeichnet, war er eifrig bemüht, dieſelbe auch unter ſeinem Volke zu verbreiten, ſtiftete neue Schulen und vermehrte die Dotationen der beſtehenden. Er faßte den Gedanken, eine Univerſität zu Duisburg zu gründen, und erwirkte die päpſtliche und kaiſerliche Zuſtimmung. Doch verhinderten damals die Zeitereigniſſe die Ausführung.

Die letzten 30 Jahre ſeiner Regierung waren trube und waren es hauptſächlich, weil ſein eigenes Walten und Eingreifen gelähmt ward. Schon 1564 überfielen ihn krankhafte Zuſtände, die nicht bloß den Körper, ſondern auch den Geiſt afficirten. Als er ſich davon erholt hatte, erklärte er ſeinen Erbprinzen Karl Friedrich (15. Febr. 1565) zum Nachfolger. 1566 kam ihm auf dem Reichstage zu Augsburg ein neuer Anfall, und von da an wechſelte ſein Zuſtand 25 Jahre lang zwiſchen einer in förmliche Tobſucht ausartenden Geiſteszerrüttung und ebenſo langen Zeiträumen völliger Geiſtesklarheit, in denen er thätig und vorſorgend in die Regierung des Landes eingriff. Endlich ward er an einer Seite des Körpers gänzlich gelähmt, was ein Stumpfwerden des Geiſtes zur Folge hatte, welches bis zu ſeinem Tode währte. Nun war aber der von ihm bezeichnete Nachfolger ſchon lange vor ihm hinübergegangen und ſein zweiter Sohn ſchwach an Körper und Geiſt.

Es waren nämlich dem Herzog Wilhelm aus ſeiner Ehe mit Maria von Oeſterreich folgende Kinder geboren worden: 1) Maria Eleonore, geb. 26. Juni 1550, vermählt 14. Oct. 1573 mit Albert Friedrich von Brandenburg, Herzog zu Preußen. Zu ſpät erfuhr der Vater und die Braut, daß der Verlobte geiſteskrank ſei. Der Vater wollte die Heirath rückgängig machen, aber die Braut blieb feſt, erklärte ſich vielmehr jetzt doppelt verpflichtet, und erfüllte ihre Pflichten mit ſeltener Treue und Hingebung, bis an ihren Tod (1608). 2) Anna, geb. 1. März 1552, vermählt 27. Sept. 1574 mit Pfalzgraf Philipp Ludwig, † 1632. 3) Magdalena, geb. 2. Sept. 1553, vermählt 4. Oct. 1579 mit Pfalzgraf Johann. 4) Karl Friedrich, geb. 24. April 1555. Schön, kräftig, talentvoll und edelſinnig, ließ er den trefflichſten Nachfolger ſeines trefflichen Vaters erwarten. Italien aber wurde ſein Grab. Er ging, nach damaliger Fürſtenſitte, im Oct. 1571 mit ſeinem Hofmeiſter Stephan Pighius und einem kleinen Gefolge auf größere Reiſen. In Wien wurde er von den Erzherzogen Rudolf und Ernſt feſtlich empfangen. Von da reiſte er durch Kärnthen, Tyrol und Steiermark nach Venedig, wo er von Dogen und Senat mit Ehrenbezeigungen überhäuft ward. Ebenſo in Rom, wo er ſich längere Zeit aufhielt. Im Januar 1575 ging er nach Neapel und kehrte ſchon im Februar nach Rom zurück. Hier aber befiel ihn ein hitziges Fieber, dem er nach wenigen Tagen erlag. 5) Eliſabeth, geb. 29. Juli 1556, † 19. April 1561. 6) Sibylla, geb. 26. Aug. 1557, vermählt 1. Mai 1601 mit Erzherzog Karl von Oeſterreich, Markgraf von Burgau, † 1625. 7) Johann Wilhelm, geb. 28. Mai 1562.

Der Letztere wurde zum geiſtlichen Stande beſtimmt, war ſchon als Kind Probſt zu Xanten und Domherr zu Köln, ſchon als 10jähriger Knabe (1572) Bisthumsverweſer zu Münſter. Als aber ſein Bruder geſtorben und er der einzige männliche Sproſſe des Hauſes war, wurde er ſeiner geiſtlichen Würden entbunden und zum künftigen Regenten des Landes beſtimmt. Als er ſein 22. Jahr erreicht hatte, dachte man an ſeine Vermählung und ſah ſich nach einer Prinzeſſin um, deren körperliche Eigenſchaften geſunde Nachkommenſchaft verſprächen und deren Geiſt erſetzen könne, was dem Gemahl gebreche. Man ſoll erſt an eine lothringiſche Prinzeſſin gedacht haben, aber durch den Kurfürſten von Köln, Ernſt von Baiern, an den münchener Hof gelenkt worden ſein. Damals lebten am Hofe des Herzogs Albrecht von Baiern[1] die Kinder ſeiner Schweſter Mechtild und des früh verſtorbenen Markgrafen Philibert von Baden-Baden:[1] Philipp[2] und Jakobea, welchen Namen die Letztere nach ihrer mütterlichen Großmutter Maria Jakobea von Baiern führte. Sie war das ältere Kind, 1558 geboren, und beſaß eine ſeltene, ſtrahlende Schönheit, reichen Geiſt und ein heiteres, anmuthvolles Weſen. Bereits ſoll ſie mit dem Grafen Hans Philipp von Manderſcheid-Blankenheim und Geroltſtein verlobt geweſen ſein, als die Geſandten von Cleve (1585) am baieriſchen Hofe erſchienen und für ihren Erbprinzen um die Hand Jakobea's warben. Schon war es ein ſchweres Opfer, was ſie dem Glanze des Hauſes und den Berechnungen der Staatsklugheit in ihrer Jugendliebe brachte, und mit verdoppelter Schwere fiel es auf ihre Bruſt, als ſie den Schwächling ſah, an deſſen Seite ſie ihr Leben vertrauern ſollte.

---

[1] Albrecht IV., genannt der Weiſe, geb. 1447, ſucced. in München und Straubing 1460, † 1508.

Die Vermählung wurde am 16. Juli mit einer Pracht vollzogen, die mit dem ſtillen, in ſich gekehrten Sinnen der Braut, mit dem gedankenlos ſtierenden Auge des Bräutigams grell contraſtirte. Doch nicht von dieſem ſo ſehr kamen die Bedrängniſſe Jakobea's, als von Menſchen, die reicher begabt waren — zum Böſen. Sie fand vor allen Eine Feindin am Hofe: ihre Schwägerin Sibylle, ihr nachſtehend an Schönheit, Bildung und Grazie; ſie beneidend um ihren Rang und Einfluß, beneidend ſelbſt um den Schatten eines Gemahls, da ſie ſelbſt bereits den dreißiger Jahren nahte und noch unvermählt war.[1] Dieſe Feindin belauerte, mit aller Argliſt eines böſen, neidiſchen Weibes, jeden Schritt der Prinzeſſin, deren jugendlich leichter Sinn weder Argwohn noch Vorſicht kannte, und wo ſie irgend etwas entdeckte, worauf ſich ein Zweifel werfen ließ, da ergriff ſie es eifrigſt und benutzte es zu grellſter Verdächtigung. In der That hatte Jakobea, in den verworrenen und rathloſen Zuſtänden des dortigen Hofes, unter der Mitwirkung einiger Räthe, nach dem Tode ihres Schwiegervaters die Regierung an ſich gezogen, ohne die Stände befragt, ohne ſonſt die Formen beobachtet zu haben. Dieſe Regierung ſelbſt, von einem jungen, des Landes und der Geſchäfte unkundigen Weibe und einigen nur auf ihre Gunſt geſtellten Räthen geführt, mochte manchmal der geſetzlichen Formen nicht mit aller Strenge achten. Prachtliebe und daraus erwachſende Verſchwendung blieben ihr nicht fremd. Bei einem lebhaften Charakter und raſchem Weſen ſetzte ſie ſich wol öfters über die Schranken der ſtrengen Etikette, zuweilen wol auch über die des wahren Anſtandes hinweg. Den Herzogen, ihrem Schwiegervater und Gemahl ſoll ſie nicht immer die ſchuldige Theilnahme bewieſen haben, wurde deſſen wenigſtens beſchuldigt, und ſcheint jedenfalls in jenem Verhältniſſe nicht den pflichtgetreuen und gewiſſenhaften Sinn bewährt haben, für den ſie an ihrer Schwägerin Maria Eleonore ein ſo ſtrahlendes Muſter hatte. Auch von kirchlicher Seite aus wurde ſie angefeindet. Sie war in früheſter Jugend in der proteſtantiſchen Confeſſion, der ihr Vater angehörte, unterrichtet worden.

---

[1] Geb. 1535, ſucc. 1536, wurde am Hofe Wilhelm's von Baiern erzogen, 1555 mündig, kämpfte in Ungarn und gegen die Hugenotten. Sieger bei Montcontour 1569, wo er aber verwundet ward und †.

[2] Geb. 1559, ſucc. 1569, 1571 für volljährig erklärt; als Regent thätig und ſtrebſam, aber prachtliebend und bigott katholiſch, † 1598 unvermählt.

---

[1] Sie war mit Jakobea's Bruder, Markgraf Philipp, verlobt geweſen. Sein früher Tod verhinderte, zu Jakobea's Unglück, die Vollziehung dieſer Ehe. Oder hatte er ſie verſchmäht? Dann wäre ihr Groll doppelt erklärbar.

In Baiern wurde ſie genöthigt, ſich zur katholiſchen Kirche zu bekennen, der ſie aber keineswegs ſo aufrichtig anhing, wie ihr Bruder und wie ihre Schwägerin Sibylle. Die ſtrengen Katholiken im Lande hielten es mit dieſer; mit Jakobea dagegen, wer ſich mehr oder weniger zu den proteſtantiſchen Richtungen neigte. Die Proteſtanten aber, deren Führer der Herr zu Breidenbendt, Pallandt, und der Graf zu Falkenſtein-Broich, Wyrich von Dhun 1), waren, hatten nicht die Oberhand im Lande, und ließen ſich, im Moment der Entſcheidung, die Katholiſchen in Beſetzung des Schloſſes zu Düſſeldorf zuvorkommen. Die erbittertſten Gegner Jakobea's waren der bergiſche Hofmarſchall und jülichſche Amtmann Wilhelm von Waldenfels, genannt Schenkern (Schinker) und der Kanzler Nikolaus von Broel (Broill). Nachdem man nun durch zahlreiche, unabläſſig und immer giftiger ausgeſtreute Gerüchte die Volksmeinung mehr und mehr gegen die Herzogin eingenommen, trat ihre Schwägerin, auf dem 1595 zu Grevenbroich eröffneten Landtage, öffentlich klagend gegen ſie auf, was denn die Folge hatte, daß die Stände ihr den Antheil an der Regierung und die Pflege ihres Gemahls entzogen und endlich dem Kaiſer Rudolf II. die erhobenen Anklagen mit Bitte um Unterſuchung und Abhilfe vorlegten.

Die Beſchuldigungen, welche die Prinzeſſin Sibylle gegen ihre Schwägerin erhob, und welche in ihrer ſpeciellen Ausführung gar Manches enthalten, worüber ſich zu verbreiten ihr allerdings, in ihrem „wohlgelebten fürſtlichen Jungfernſtande“ ſehr ſchwer angekommen

---

1) Er wurde 1598 von den Spaniern ermordet. Einer ſeiner Söhne hatte gleiches Schickſal. Sein Enkel war Wilhelm Wirich, von welchem oben S. 256 ff.

ſein muß,[1]) waren nun allerdings zum größten Theile eben bloße Beſchuldigungen, die den Stempel der Unwahrheit oder Entſtellung an der Stirn trugen, und zeigten durch und durch das Gepräge der entſchiedenen, urſprünglichen Feindſchaft gegen die Beklagte. Die Herzogin ſollte — wofür kein Schatten eines Zeugniſſes beigebracht wird — ſchon vor ihrer Vermählung mit ihrem eigenen Bruder „mit allerhand Leichtfertigkeit, welche folgends an den Tag kommen, umgegangen“ ſein. Mit dem Grafen Manderſcheid habe ſie, auch vor der Vermählung, „ſonderliche Kenntniß, Freundſchaft und Converſation wider furſtlichen Brauch gehalten.“ Hier wird Näheres angeführt. Sie habe ihm „allerhand argwöhniſche Brief zugeſchrieben,“ dieſelben zum Theil mit Blut unterzeichnet, Eheverſprechungen mit ihm auszuwechſeln „ſich unterſtanden“, ihn brieflich geſchworen, „bis in den Tod mit treuem Herzen bei ihm zu halten,“ ſei mit ihm wiederholt zuſammengekommen, habe ihm Geſchenke gemacht, habe auf gegenſeitige Freundſchaft das hochwürdige Sacrament genommen. Alles Dinge, die wol wahr ſein konnten, aber nichts bewieſen, als was alle Welt wußte: daß die Herzogin vor ihrer Vermählung den Grafen Manderſcheid, welcher gar keine unwürdige Partie für eine damalige Prinzeſſin von Baden war, geliebt hatte. Was das weitere Anführen bedeuten ſoll, daß jener Graf, als er darauf auf Andringen ſeiner Eltern nach Frankreich geſchickt worden, in eine „überaus ſchwere Blödigkeit“ verfallen ſei, würde man nicht wiſſen, wenn ſich nicht weiter ergäbe, daß die Klägerin gern den Verdacht erweckte, ihr Bruder der Herzog ſei erſt nach ſeiner Verheirathung mit Jakobea blödſinnig geworden. Jakobea ſoll ferner ihren Schwiegervater unehrerbietig behandelt haben. Sie habe ihn oftmals bei dem Kirchengange, bei winterlicher Zeit, mit entblößtem Haupte in der Kapelle vorſätzlich warten laſſen. Ein Beweis iſt nicht angeführt, und konnte wol für das „vorſätzlich“ keiner geführt werden. Sie habe ihn „heimlich“ verſpottet, was denn, wenn es „heimlich“ geſchehen, ſchwer zu beweiſen ſein müßte, und den Schalksnarren Martin auf ihn gehetzt. Mit Letzterem habe ſie ſich oftmals eingeſchloſſen, wobei er „die Oberhoſen ausziehen müſſen und ſie ſich angelaſſen, als wenn ſie denſelben geſtrichen.“ Sie habe ihn „geliebkoſet, zärtlich gekleidet, ausgeputzet, auch wochentlich beinahe zweimal ins Bad bringen und reinigen laſſen.“ (Das Letztere war jedenfalls kein Verbrechen, und im Uebrigen iſt es bekannt, daß die Damen jener Zeit mit den Unglücklichen, die als geiſtige oder körperliche Curioſitäten an den Höfen gehalten wurden, mancherlei Kurzweil zu treiben und ſie, wie etwa die Sklavenbeſitzer Amerikas ihre Sklaven, als Sachen, oder als eine Art Haus- und Schooßthiere zu behandeln pflegten. [1]) Nun kommen die Vergehen gegen ihren Gemahl. Sie habe die Prinzeſſin Sibylle nicht zu ihm gelaſſen, was wol erſt geſchehen, nachdem die Feindſchaft zwiſchen beiden Damen ſo offen ausgebrochen, daß ſie ſich gegenſeitig das Zimmer verboten [2]. Sie habe ihn durch Tanzen, Springen, Banketiren, Masqueraden und andere unziemliche Kurzweil oftmals zu „Unruhe, Wehr und Waffen gereizt.“ So habe ſie einmal ihrem Lakaien ihre Kleider angezogen und ihn als Mummenſchanz zum Herzog geſchickt, der ihn für die Herzogin gehalten und mit ihm freundlich getanzt, dann aber, als er ihn erkannt, mit einem Feuerbrand „geſchmiſſen“ habe. Ein ander Mal habe ſie vier Edelleuten die Kleider ihres Gemahls anlegen und „öffentlichen auf die Hofſtube mit einer mummenſchanz vor ſich kommen laſſen.“ (Sehr gewöhnliche Späße in Carnevalszeiten.) Nun kommen ſchwerere Anklagen, die aber ſehr in die Kategorie der den Leſern des III. Theiles dieſer Geheimen Geſchichten aus der Geſchichte der Gräfin von Rochlitz bekannten Dinge gehören. Sie habe dem Herzog „in der Kammer vor und nach allerhand gekocht und zugebracht;“ wie denn in specie wahr, daß ſie ihm vor ungefähr drei Jahren „ihr eigen Blut, Kreiſem und andere Dingen,“ welche ihr eine Kloſterjungfer Eliſabeth von einem Dr. Berlin gebracht, eingegeben. Auch ſei dem Herzog ins „Wambaß“ ein Brieflein mit allerhand ſeltſamen Charakteren eingenähet worden, und „wenn ſeine Liebden ſolch Wambaß angehabt, habe ſie großen erbärmlichen Angſt und Jammer erlitten, auch ſelbſt geſagt, der Teuffel iſt in dem Wambaß.“ Daß die Herzogin das „Brieflein“ in das Wambaß genähet, wird nicht behauptet, und ebenſowenig etwas Specielles angeführt, was dem

---

[1]) Sie fühlte das ſelbſt, aber — die Wahrheit über alles. Sie mußte der Sache auf die Spur kommen, und wenn ſie ſich „ein heimlich Ort“ machen laſſen mußte, dadurch man auf und an das Bett der Herzogin ſehen konnte.

---

[1] So tragen bekanntlich die ſüdamerikaniſchen Damen kein Bedenken, in Gegenwart ſchwarzer Sklaven ihr Hemd zu wechſeln.

[2] Das iſt erſt im Januar 1595 geſchehen, alſo kurz vor dem am 23. Jan. 1595 eröffneten Landtage. Bis dahin beſtand Schein-

---

freundſchaft. In einer in katholiſchem und der Herzogin unbedingt feindſeligem Sinne geſchriebenen Erzählung dieſer Vorgänge wird die Sache ſo dargeſtellt, als ſei erſt damals „Zwieſpalt zwiſchen beiden Fürſtinnen fürgefallen.“ Jene Erzählung führt die ganze Verwickelung auf einen Streit zwiſchen Pallandt und Schenkern zurück, wobei die Herzogin für Erſteren Partei genommen. Vergl.: „Originaldenkwürdigkeiten von einem Zeitgenoſſen am Hofe Johann Wilhelm's III.“ (Düſſeldorf, 1834), S. 1 ff.

Herzog das ihm früher Eingegebene geſchadet. Möglich, daß Jakobea allerlei abergläubiſchen Unſinn mit ihm getrieben, aber ebenſo möglich, daß ſie es in der Hoffnung gethan, es werde zu ſeiner Heilung gereichen. Man hat ſpäter eine viel draſtiſchere Cur mit ihm verſucht, worüber weiterhin. Die ganz allgemein hingeſtellte Behauptung, daß der Herzog erſt „dieſer und anderer Urſachen halber“ in ſeine „ſchwere Blödigkeit der Sinne“ verfallen, entbehrt jeder Begründung. Weiter verbreiten ſich die Klagpunkte darüber, daß die Herzogin ſich durch die traurige Lage ihres Gemahls nicht habe abhalten laſſen, ihr üppiges Leben fortzuführen, ſondern „freier und unverzagter als vorhin mit unzüchtigem Tanzen, Mommen, Freſſen, Saufen und ander Ungebühr fortgefahren,“ im Lande umhergezogen, Geld verſchwendet, ihre Diener reich beſchenkt, ihrem Gemahl aber es habe an der Nothdurft mangeln laſſen, ſodaß ſeinen Edelknaben „die Hemder durch die Hoſen gehenkt,“ ihm auch verderbter Wein gereicht worden, „welcher zweimal wegen Unreinigkeit durch ein Tuch geſiebet.“ Wieviel daran wahr, und welche Schuld die Herzogin an der angeblichen Vernachläſſigung getragen, konnte nur eine unparteiiſche und gründliche Unterſuchung ausweiſen. Die Stände ſcheinen ihr auch vorgeworfen zu haben, daß ſie ihren Gemahl zu oft mit ehelichen Pflichten behelligt. Denn ſie erklärt:[1] ſie gehe nicht ſo oft bei ſr. L., ſondern nur „uff die dritte oder vierte Nacht, und wann J. F. Gn. ſonſt von Ihrer F. Gn. erfodert würden.“ Sie habe ihn einmal 9—10 Wochen nicht geſehen, und er ſei da nur viel unruhiger geworden. Der Arzt dagegen beklagt ſie wegen „gänzlichen Mangels ehelicher Beiwohnung“ (ſ. unten). Am Speciellſten ausgeführt iſt der Vorwurf des Ehebruchs mit Junker Dietrich von Hall zu Uphofen. Dieſen habe ſie oftmals auf ihr Zimmer kommen laſſen. Der Lakai Karl habe ihn im Sommer 1593 ſieben Mal heimlich bei ihr eingeführt. Sie habe dann Thüren und Fenſter verſchließen und die Thüren bewachen laſſen. Am 17. Auguſt 1593 ſei es von einem „heimlichen Ort" aus, ſo die Prinzeſſin zurichten laſſen, beobachtet worden, wie Hall ſich in der Herzogin Kammer „bis aufs Hemd entblößet, die Schuh für dem Bett ausgethan, aufs Bett geſtiegen, die Gardinen vorgezogen, und beinahe bis zu 4 Uhren von 2 Uhren (Nachmittags) an darauf bei der Markgräfin verblieben, wie dann das Schuttern und Wiegen am Bett genugſam verſpürt worden." Als ſie aufgeſtanden, habe die Herzogin ihren weißen Unterrock über das Haupt angezogen, ſich in der Kammer angekleidet, die Herzogin das Bett zugeſchüttelt, und ſich „mit einem Beutel das Angeſicht verkühlet." Die Prinzeſſin hatte ſelbſt das Hemd und die Laken von jenem Tage an ſich zu bringen gewußt, und führte ſie als Beweismittel an. [1]) Als ihm durch die Räthe der Hof verboten, ſei ſie mit ihm im Lande umhergereiſt. Sie habe ihm koſtbare Geſchenke gemacht, ihre Diener in ſeine Farben kleiden laſſen, einen Ring von ihm angenommen, ihm noch nach Italien nachgeſchickt. Seiner Mutter habe ſie u. A. einen Ring für ihn geſendet, den er — einmal ſeiner Braut geben ſollte. [2])

---

[1] A. a. O. S. 110.

---

[1]) In Zuſatzartikeln bringt die Prinzeſſin noch andere Dinge, angeblich Aeußerungen Hall's über die Gründe, warum die Herzogin ſie an ihm hange, vor, die ſich gar nicht wiedergeben laſſen.

[2]) Dietrich von Hall wurde 1599 aus dem limburger Lande, wo ihn jülichſche Soldaten gefangen, nach Jülich gebracht (4. Jan.) und dort bis in den Sommer 1601 in Haft gehalten, worauf man ihn wieder freiließ.

Es iſt leicht zu erkennen, was in all dieſen Anklagen, auch ohne ſpeciellen Nachweis, als nicht ganz unbegründet angenommen werden kann, und in ihrer eigenthümlichen Lage, die ſie, wider Willen und Neigung, an einen Gemahl gekettet hatte, den ſie nicht lieben konnte, und die ihr keinen weiſen und redlichen Rathgeber zur Seite ſtellte, wenigſtens Entſchuldigung finden mag. Für das Schwerere ſind in der oberflächlich und parteiiſch geführten Unterſuchung keine Beweiſe beigebracht worden, als von den Dienern der Herzogin durch die Folter erpreßte Ausſagen, Geſtändniſſe keine. Sehr gemildert wird das Urtheil über die Herzogin durch das unbefangene Zeugniß eines Ehrenmannes, des Dr. Reiner Solenander, des herzoglichen Leibarztes, welchem der Kanzler und einige Räthe ſchon vor dem 6. Jan. 1595 zumutheten, die Herzogin zu vergiften, der aber den Antrag mit Abſcheu zurückwies. Dieſer ſagt ausdrücklich in ſeinem Schreiben an einen Feind der Herzogin, den Hofmarſchall Schenkern: er wiſſe nicht anders, „als daß die Herzogin, ehe von dem böſen Weſen zwiſchen ihr und Dietrich Hallen die Rede gegangen, ſich ſehr vernünftig und rühmlich gehalten, ob Sie gleich ſchlechte Freude und Troſt in ihrem Eheſtande gehabt, und man ihr bisweilen mit einlaufender Confuſion allerhand Verdruß gethan. Sie iſt, wie wir wiſſen, eine Fürſtin von gar geſunder Complexion, der es gewiß kein geringes Leiden geweſen, alſo einſam und betrübt die weiblichen Blödigkeiten zu überwinden, welches oft an andern vornehmen Höfen auch wol von denen nicht geſchehen, welche ihre geſunde Ehegemahl und ſolchen gänzlichen Mangel ehelicher Beiwohnung nicht gehabt.“ Er könne „im Vertrauen und der Wahrheit zum Beſten wohl verſichern, daß die Herzogin, wie von andern Ehr und Tugend liebenden Weibern hiebevor auch wol beſchehen, ſeines Raths begehrt, und ſolche Sachen gebrauchet, welche diejenigen, ſo ſich unziemlicher Lüſte befleißigen, nicht hätten fodern, viel weniger einnehmen würden. All ihr Thun und Weſen," ſagt er, „iſt mir viel anders vorgekommen, ich hab aus ihren Reden und Werken nicht übel urtheilen können; was von der Materie im Laken bei den Acten ſoll gebracht ſein, iſt ein thörichtes Weibergeſchwätz. — — Mir iſt der Herzogin Natur bekannt, und weiß, daß bei ſolcher Beſchaffenheit bloß daraus nichts unglimpfliches zu muthmaßen," worüber er ſich dann weiter verbreitet. „Sollte aber," ſagt er weiter, „die Herzogin, welches ich doch in Wahrheit nicht wohl glauben kann, ſich dergeſtalt verſündigt haben, ſo wird ſie dahero in ihrem Gewiſſen Strafe und Qual genug zu empfinden, und ſolches Gott dem Herzenskündiger mit bittern Schmerzen und ängſtigem Herzen abzubitten, und ihr Lebtage daran zu nagen haben, bevorab da ſie ihr bald ein Ding zu Herzen zu nehmen und ſehr übel darob zu thun pflegt." Man möge ihr durch verordnete Geiſtliche das Gewiſſen wohl regen und ſchärfen laſſen. „Solche spirituales torturae et poena evangelica iſt dienſamer, einen Menſchen zu bekehren, und was gutes aus ihm zu machen, als wenn man noch ſo hart verfährt, und es auf Leib und Leben angehen läßt." Es finde ſich ja weder effectus noch inditio stirpis spuriae. Auch ſei die Herzogin zu dieſer Heirath mit Verſchweigung des Herzogs Blödigkeit und Simplicität faſt wider ihren Willen beredet worden, folglich mitius zu behandeln. Die Herzogin Sibylle könne „den Sachen nicht ſo nachdenken," ſondern folge dem, was ihr Andere vorſagten, ſei auch ſchon eine geraume Zeit her auf die Herzogin Jakobea übel zu ſprechen geweſen, „und des Humores, daß ſie gemeiniglich nicht leicht etwas vergeſſen könne." Der Hofmarſchall möge nicht ſo viel auf den Kanzler hören. Schließlich ſagt der ehrliche Mann: „Ich gewiß wollte lieber meines Amtes, ja Lebens verluſtig werden, als dazu behilflich ſein, und meiner bisher von Gott reichlich geſegneten Kunſt ſolchen gräulichen Schandfleck anhängen, und aus einem Hof-Apotheker einen Abdecker und Büttel machen helfen. Es haben die Teutſchen bisher ſolche ſchändliche Künſte vor ein großes Bubenſtück erachtet. Gott verhüte, daß dergleichen welſche Practiquen ja nicht bei uns eingeführt und wir dadurch bei der Chriſtenheit auch infam gemacht werden. — — Data est medicina ab ipso Deo mortalibus in salutem, non ad internecionem. Die heimliche weſtfäliſche Executionen ſind nunmehr Gottlob verboten, und laufen auch den heidniſchen Rechten ſelbſt zuwider. Der Herr Marſchall möge doch zum Beſten reden."

Dieſer gute Rath fand freilich bei dem Marſchall keine gute Stelle, und ſein Antwortſchreiben iſt ſehr charakteriſtiſch. Er ſchrieb: „Herr Doctor. Ich habe euren Brief heute empfangen, und mich gewiß ſolcher ſpitzigen Antwort nicht verſehen. Ihr ſeid Eurem Vaterlande und Erbfürſten, welche ſo höchlich beſchimpfet, zu einem mehreren (!) verbunden, und ſeid nicht andern das Recht, weil ihr ja daſſelbe nicht gründlich ſtudiret, zu lehren geſchickt genug, ſondern ſollet bei Eurer Arzney verbleiben, und nicht, wie in eurem Schreiben gethan, einen Advocaten oder der Herzogin Vorſprecher abgeben. Wenn ich euer Schreiben dem Collegio der Herren Räthe gezeiget, würdet ihr in große Ungelegenheit gerathen ſein; weil ich euch aber von vielen Jahren her gekannt, und aufrichtig befunden, ſo hab ich euch hierunter verſchonet, vermahne euch aber ernſtlich, ihr wollet hiervon keine Rede auskommen, noch euch der ſachen im geringſten merken laſſen, ſondern, ſo lieb euch das Leben ſelbſt iſt, alles in höchſter Verſchwiegenheit halten, denn von niemanden als euch nur kann hievon etwas auskommen, und man würde euch gewaltig nachtrachten, wo ihr euch im geringſten verlauten, oder etwas propaliren würdet. Erinnert euch ſelbſten hierbei, daß man der Fürſten Heimlichkeiten verſchweigen ſoll; ihr ſollt weiter in dieſer Sache nicht angeſprochen werden, wenn ihr nur ſchweigen könnt, und euch ſelbſten kein Unglück auf den Hals ziehet. Es wird dieſe Sache von hochgelahrten und verſtändigen Leuten geführt, die auch wohl wiſſen und reichlich erwegen, was nützlich (!) und gut (?) iſt. Nehmet eure Reden wohl in Acht, und glaubet frey, daß dieſes eine Sache ſei, daran viel hängt und wovon nicht ein jeder urtheilen kann, lebet wohl, und zerreißt das Schreiben angeſichts; ich habe mehrer Sicherheit halber meinen Jungen mitreiten laſſen, der euch mein Schreiben ſelbſt einhändigen ſoll. Düſſeldorf, den 10. Jan. 1595. Ew. befliſſener Freundt Wilhelm zu Waldenfelß, genannt Schinker. P. S. Es iſt ſchon befohlen, euch zwei rückſtändige Quartale eurer Beſoldung folgen zu laſſen, und habt euch nur bei dem Rentmeiſter anzugeben.“ Der ehrliche Doctor nahm eiligſt Abſchrift von dieſem Schreiben, zerſchnitt es dann und gab es dem Diener wohlverſiegelt zurück.[1])

Aus dem Mitgetheilten erhellt der Charakter der Feinde der Herzogin. Wer ſich vor einem Giftmorde nicht ſcheute, dem konnte es auf eine Verleumdung, auf eine ungerechte Anklage nicht ankommen. Zugleich ſpricht es dafür, daß man ſich von vorn herein nicht getraute, ſie ſolcher Handlungen zu überführen, die eine rechtliche Verurtheilung und Hinrichtung gerechtfertigt hätten, wohl aber ſich ihrer um jeden Preis zu entledigen wünſchte. Von ſolcher Art waren die Vergehungen der Fürſtin nicht, daß man annehmen könnte, die Räthe hätten ſich in ihrem Gewiſſen gedrungen gefühlt, ſie der Gerechtigkeit halber am Leben zu ſtrafen, und den Weg der heimlichen Vergiftung bloß aus Rückſicht gewählt. Hat man doch ihren vermeintlichen Buhlen, den Dietrich von Hall, nicht am Leben geſtraft. Hielt man ſie auch für ſchuldig, nun ſo war die Ehe zu trennen und die Herzogin in ein Kloſter zu ſchicken. Das war nach damaligen Begriffen der geeignete Weg. So aber wollte man ihr ans Leben.

---

[1]) Hiſtoriſches Portefeuille, Febr. 1782.

Die kaiſerliche Commiſſion, beſtehend aus dem Reichshofrath Hans von Hoimb und dem kaiſerlichen Appellationsrath Daniel Printz von Buchart, ſtatt deſſen, als er im Auguſt zum Vicekanzler in Böhmen befördert ward, der frühere Vicekanzler Hardenrat eintrat, langte am 27. April in Düſſeldorf an. Es wurden mehr als 50 Zeugen, zum Theil peinlich verhört und, in Folge ihrer Ausſagen, die Herzogin, der die Commiſſarien ſogleich nach ihrer Ankunft den Verkehr mit ihrem Gemahl, ſo wie allen Antheil am Regimente unterſagten, dagegen die darauf begehrte Heimkehr zu den Ihrigen abſchlugen, in Haft genommen (1. Auguſt). Ueber die Commiſſarien beſchwerten ſich übrigens beide Theile, und namentlich den Gegnern der Herzogin verfuhren ſie viel zu umſtändlich. Sie ſelbſt mochten erkennen, daß es ſich hier nicht um ein rechtliches Verfahren, ſondern um den Kampf von Parteien handele. Aber ſtatt das zu ändern, zogen ſie Ende October vor ausgetragener Sache wieder ab.

Die Herzogin aber, wie allein ſie auch ſtand, trat ihren Richtern und Feinden unerſchrocken entgegen. Sie perhorreſcirte die Commiſſion, die von Anfang an Partei gegen ſie genommen — die Gegner ſagten das Gegentheil[1] — proteſtirte gegen das ganze Verfahren und appellirte an die unmittelbare Entſcheidung des Kaiſers. Mehr und mehr erhoben ſich auch Stimmen und Meinungen, die ihr günſtig waren. Auch ihre Verwandten fingen ſich an zu regen. Da fand man ſie am Morgen des 3. Sept. 1597, nachdem die Acten faſt zwei Jahre geruht hatten,[2] todt in ihrem Bette. Sie war „noch den Abend friſch und geſund geweſen, über Nacht Ihr ein Kathar abgefallen, darob ſie folgenden Tages verſtorben." Ihr Hals ſoll die deutlichen Spuren eines gewaltſamen Todes getragen haben. Man hat auch von heimlicher Enthauptung geſprochen. Am 10. Sept. wurde ſie zu Düſſeldorf in der Kreuzbrüderkirche begraben. Es waren dazu „etliche aus der Bergiſchen Ritterſchaft verſchrieben, aber dieſelben blieben aus; den Vorrau hat getragen der Markgräfinne geweſener Vorſchneider, folgends der Kanzler Broell — der ſchlimmſte Feind der Verſtorbenen — und die ſämmtlichen Kanzlei-Verwandten, und iſt ſonſt dabei geringe Pracht oder Stat geweſen."

Schon vorher hatte man allerhand Verſuche mit einer Cur des Herzogs gemacht. Die Prinzeſſin Sibylle hatte erfahren, die „Jungfer zu Ertzelbach, Margarethe von Ahr, hätte gar ſichere und gewiſſe Mitteln, einem Menſchen, ſo mit Schwermuth und Melancholie beladen, zu helfen;“ ſie wurde berufen, ihre Kräuter, deren Bereitungsart ſie Niemand offenbaren wollte, ärztlich unterſucht, und dem Herzog der von ihr bereitete Trank gegeben (Juni 1596). Dann kam wieder ein „ſonderlicher Meiſter aus Holland,“ dem man 10,000 Thlr. und einen ſtattlichen Jahresgehalt verſprach, und der dem Herzog einen Trank gab, welchen erſt der Arzt ſelbſt, dann deſſen Diener, dann die drei Leibärzte, Kanzler und Räthe und die Prinzeſſin Sibylle koſteten, und nach deſſen Genuß der Herzog drei Tage und Nächte nicht ruhen, ſondern beſtändig im Zimmer auf- und abgehen ſollte. Der Zuſtand des Herzogs war von jeher abwechſelnd, und wenn es nach ſolcher Cur ein Mal beſſer ging, ſo ſchrieb man es der Cur zu; aber bald kamen wieder die Rückfälle.[1])

---

[1] Original-Denkwürdigkeiten ꝛc. S. 50.

[2] Prinzeſſin Sibylle ſoll wiederholt beim Kaiſer um eine Sentenz angehalten, aber nichts erlangt haben, als daß man die Herzogin auf dem Schloß zu Düſſeldorf verwahrlich verhalten möge. A. a. O. S. 89.

Nach dem Tode der Herzogin nährte man aber um ſo eifriger den Glauben, daß es ſich mit dem Zuſtande des Herzogs gebeſſert habe, je mehr man ihn anderweit zu vermählen wünſchte.

In der That wurde der Herzog am 20. Juni 1599 mit der Prinzeſſin Antoinette von Lothringen anderweit vermählt. Eine Ehe, die zwar gleichfalls das Ausſterben des Hauſes nicht hindern konnte, aber doch ruhiger verlief, da die neue Herzogin weder Neid, noch Eiferſucht, noch Glaubensfeindſchaft erregte, auch die ränkeſüchtige Sibylle, durch ihre endliche Verheirathung mit dem Markgrafen Karl von Burgau, 1601 aus dem Lande entfernt ward. Der Herzogin Antoinette übertrugen die Stände willig die Mitregentſchaft (1600), worin zugleich der Beweis lag, daß es mit dem Herzog noch ebenſo ſtand, wie zu Zeiten Jakobea's. Vorher aber half ſie ihrer Schwägerin noch, den vorher ſo ſehr von ihr begünſtigten Hofmarſchall ſtürzen und aus der Veſte Jülich treiben (22. Juni 1600), in die ſich beide fürſtliche Damen ſelbſt begaben und ihm die Schluſſel abforderten. Es ward auch ein Prozeß 1) gegen ihn erhoben, aus dem er jedoch, nachdem er vorher ſeine Perſon ſalvirt, ziemlich glücklich herauskam. Den immer drohender werdenden Zeitumſtänden war aber auch dieſe Herzogin nicht gewachſen, und der Tod des herzoglichen Paares — Johann Wilhelm, † plötzlich am 25. März 1609, Antoinette (in Nancy 2)) am 10. Auguſt 1610 — ſollte eine neue Verwickelung herbeiführen, die nicht ohne Einfluß auf die folgenden großen Weltbegebenheiten blieb — den jülich-cleveſchen Erbfolgeſtreit. Die ſächſiſchen Häuſer, der Kurfürſt von Brandenburg, der Pfalzgraf von Neuburg, der Herzog Johann von Zweibrücken, der Markgraf Johann von Burgau, der Herzog von Nevers und Mantua, Karl Gonzaga, der Graf Ernſt von Manderſcheid traten als Prätendenten auf. Bekanntlich ſetzten ſich Brandenburg und Pfalz-Neuburg zuvörderſt in Beſitz und verglichen ſich dann, zuerſt über eine interimiſtiſche gemeinſame Behauptung und ein Zuſam-

---

[1]) Im Jahre 1600 verſuchte ſich auch ein geiſtlicher Teufelsbeſchwörer mit ihm.

---

1) Sibylle ſoll jedoch nur eine ſtumme Rolle dabei geſpielt haben. — Den Markgraf von Burgau ſoll ſie früher abgewieſen haben, weil ſeine Mutter die Welſerin. Jetzt nahm ſie ihn willig, wol weil ihr die neue Schwägerin zu fein war.

2) Sie war ſchon am 20. Juli, wo das feierliche Begräbniß des Herzogs noch gar nicht ſtattgefunden, abgereiſt.

menhalten gegen alle andern Mitbewerber, dann über eine Theilung (19. Sept. 1666), worin Cleve, Mark und Ravensberg definitiv an Brandenburg, Jülich und Berg an Pfalz-Neuburg kamen. Später hat Preußen auch dieſen Theil zu erwerben gewußt.

XIII. Bucquoy.

Die Longuevals ſind ein altes Adelsgeſchlecht der Grafſchaft Artois. Sie theilten ſich in zwei Linien, von denen die franzöſiſche den Zunamen de Manicamp, die belgiſche den de Vaux führte. Der Enkel des Stifters der belgiſchen Linie, Adrians de Longueval, Barons de Vaux, war Maximilian de Longueval, Graf von Bucquoy, Baron de Vaux, niederländiſcher Finanzminiſter und Kriegsrath. Zu ſeinen Gunſten hatte Philipp II. 1575 die Herrſchaft Bucquoy zu einer Grafſchaft erhoben. Bei der Belagerung von Tournai im Jahr 1581 führte er ein Commando und ward, wenige Tage vor der Uebergabe, durch einen von der Mauer geſchleuderten Stein tödtlich verwundet. Aus ſeiner Ehe mit Marguerite de Lisle, Dame de Fresne-Goeulzin, hinterließ er eine Tochter, Yolande, welche mit Hermann de Bourgogne, Baron de Fallez, Gouverneur von Limburg, vermählt war, und einen Sohn, Karl Bonaventura.

Karl Bonaventura war 1571 geboren, folglich bei dem Tode ſeines Vaters noch in frühem Knabenalter. Alexander von Parma, der den Vater ungemein werthhielt, hatte den Knaben an deſſen Sterbebette kommen laſſen, worauf er auch an dem feierlichen Leichenbegängniſſe Theil nahm. Der militairiſche Pomp, der bei dieſer

Gelegenheit entfaltet wurde, das Zuſtrömen des Volkes, die ernſte Theilnahme, die ſich allgemein kundthat, machten einen ſolchen Eindruck auf den Knaben, daß er dem Herzog, ſeinem Beſchützer, erklärte: um eines Tages beſtattet zu werden, wie ſein Vater es worden ſei, wolle er Soldat werden. Hierauf übertrug ihm der Herzog die Compagnie Lanzenreiter, die ſeinem Vater gehört hatte, und deſſen Poſten als Grand Louvetier (Oberwolfsjägermeiſter) von Artois. Mit 14 Jahren war der feurige Knabe zum Manne gereift, und folgte ſeinem edeln Führer auf deſſen franzöſiſchen Feldzügen. Auch nach dem Tode des Herzogs erhielt er ſich das Zutrauen ſeiner Oberen, und war bereits Obriſt, als er 1596 zu dem Erzherzog Albrecht ſtieß, um an der ſiegreichen Belagerung von Calais und Ardres theilzunehmen.

Er wurde darauf Commandant von Arras, das der Marſchall Biron vergebens einzunehmen verſuchte, und von wo Bucquoy mit 2500 Mann nach dem ſoeben genommenen Amiens rückte. Da aber der Erzherzog dieſe Unternehmung, wider Bucquoy's Rath, der einen kräftigen Angriff auf die Franzoſen erwartet hatte, aufgab und ſich zurückzog, mußte ſich Bucquoy die Rückkehr nach Arras mit dem Verluſte von zwei Drittheilen ſeiner tapfern Mannſchaften erkaufen. Bald folgte Heinrich IV. mit ſeinem Heere und erſchien vor den Mauern von Arras. Bucquoy überließ, als Zeichen ſeiner Geringſchätzung des Feindes, den Bürgercompagnien die Vertheidigung der Stadt, was Heinrich IV. bei ſeinem Abzuge zu der Aeußerung veranlaßte: „Ich entferne mich, wenig zufrieden mit der Artigkeit der Spanier, die nicht einmal einen Schritt zu meinem Empfange haben entgegengehen wollen, und ſelbſt die Ehre ablehnen, die ich ihnen erzeigen will.“ Der Erzherzog aber ſchrieb, im Gefühl ſeines Fehlers, ſelbſt an König Philipp aufrichtig: „vor Amiens, wie vor Cambrai, ſind die Rathſchläge des Grafen von Bucquoy im Einklang mit den Foderungen unſerer Soldaten geweſen, und vielleicht ebendeshalb wurden ſie, bei dem einen wie bei dem anderen Anlaſſe, nicht befolgt.“ Der König überſchickte darauf dem Grafen, mit großen Lobeserhebungen, das Patent als General der Artillerie.

Der Friede von Vervins verſetzte das Kriegstheater von Artois zu den Ufern des Rheins. Bucquoy ſtieß zu dem Marquis von Guadaleſte,[1] dem der Erzherzog bei ſeiner Abreiſe nach Spanien den Befehl der Armee übertragen hatte. Bucquoy betrat jetzt zum erſten Mal den deutſchen Boden, auf dem er ſpäter ſo viele Lorbeeren ſammeln ſollte. Es war eine gute Kriegsſchule für ihn; denn wenn er auch ſeinem Befehlshaber an Feldherrntalent wol überlegen war, ſo beſaß doch dieſer die dem ſtürmiſchen Jüngling noch abgehende Vorſicht, und mäßigte deſſen allzu ungeſtüme Keckheit. Ein ſtrenger Winter hatte den Admiral veranlaßt, die Winterquartiere zeitig zu beziehen, und er hatte ſie mit Rückſicht auf Sicherheit gewählt, während Bucquoy ſich nach Emmerich eingelagert hatte, einem zugleich zu einem Einfall in Holland, wie zur Ueberwachung der aufſtändiſchen Provinzen und der Landſchaften von Cleve und Berg ungemein wohlgelegenen Platze. Bei dem erſten Anbruche des Frühlings erſchienen die Feinde, und Graf Ludwig Walther von Naſſau, auf Bucquoy's Verwegenheit rechnend, machte mit einigen Regimentern einen

---

[1] Franz de Mendoça, Marquis de Guadaleſte, Sohn des Ignaz von Mondejar, Admiral von Aragonien, Commandant von Val de Peñas, mehrfach zu Geſandtſchaften verwendet, † 1. März 1623.

Scheinangriff auf einen Transport von Kriegsbedürfniſſen. Bucquoy hörte kaum das Gewehrfeuer ertönen, als er zu Pferde ſtieg, ohne ſich darum zu kümmern, wie Viele ihm folgten. Er gerieth faſt allein unter die Feinde, vertheidigte ſich wie ein Verzweifelter, fiel aber doch zuletzt, mit Wunden bedeckt, in ihre Hände.

Sobald er die Beſchwerden einer Reiſe ertragen konnte, begleitete er den Grafen Ludwig Walter nach dem Haag, wo er bald darauf, für 20,000 Livres tournois, ausgelöſt ward und ſich auf das Schloß ſeiner Väter zurückzog, das er nur verließ, um zu dem Empfange der neuen Souveraine, des Erzherzogs Albrecht und der Infantin Iſabelle, zu eilen. Ihm, dem Admiral von Aragonien und de Solre ward es verdankt, daß Moritz von Naſſau bei ſeinem erſten Angriffe ein wohl gerüſtetes und zu ſeinem Empfange bereites Heer ſich gegenüber fand. Sie hatten durch Verſprechungen und durch ihren kriegeriſchen Ruf die meuteriſchen Soldaten zu ihren Fahnen zurückgeführt und die Garniſonen aus allen ſicheren Plätzen herangezogen. Ein Misgriff aber war es, daß ſie ſich noch 5000, ebenſo ſchlecht bewaffnete, als geführte flämiſche Bauern beigeſellt hatten. Dieſe flohen beim erſten Angriff, wie es hieß, weil ſie ſich in der Bedeutung eines Manoeuvres geirrt hatten, und brachten die übrige Armee in rettungsloſe Verwirrung. Bucquoy erfuhr dies erſt ſpäter. Er hatte im Beginn des Gefechtes mehrere ſchwere Wunden empfangen und war vom Schlachtfelde gebracht worden. Die Folgen der Niederlage waren nicht ſo ſchlimm, wie man anfangs beſorgte, da es dem Erzherzog gelungen war, eine friſche Armee ins Feld zu ſtellen. Er wollte übrigens die Schuld des Unfalls auf den gefangenen Admiral und den verwundeten Bucquoy wälzen, fand aber bald für gut, den Letztern wieder zu begütigen.

Dazu benutzte er den Umſtand, daß Bucquoy ſich im Herbſt 1600 mit Magdalene von Biglia, der Tochter eines mailändiſchen Edelmanns, der im Gefolge des Erzherzogs nach den Niederlanden gekommen war, vermählte. Der Erzherzog bezeigte ſich bei dieſer Gelegenheit ſo verbindlich gegen Bucquoy, daß dieſer allen Groll vergaß und mit Freuden ein Commando bei der Belagerung von Oſtende übernahm, wo er der Nachfolger des Grafen Friedrich von Bergh [1]) wurde. Da er aber mit der Leitung der Operationen durch Johann Rivas unzufrieden war, ſo begehrte er bald eine anderweite Verwendung, und wurde auch zum Entſatz von Bois-le-Duc abgeſendet, den er auch, im Verein mit dem Grafen von Bergh, Mansfeld und Büren, glücklich bewerkſtelligte. Dann wurden ſie zu dem Erzherzog nach Venloo beſchieden, wo ſie aber alles in größter Verwirrung fanden und eine Abtheilung Reiter, die in Folge eines Misverſtändniſſes in ein weit entlegenes und iſolirtes Quartier gekommen war, noch in der Nacht ihrer Ankunft von dem Feinde überfallen ſahen. Statt dieſen zu verfolgen, wie Bergh und Bucquoy wünſchten, führte der Erzherzog die Truppen wieder vor Oſtende. Hier fand Bucquoy bei dem erſten Blicke, daß jetzt ein anderer Geiſt die Belagerung leite, und daß dieſelbe jetzt nicht mehr, wie er eine Zeit lang geglaubt hatte, eine Thorheit, eine Unmöglichkeit ſei. Er fand Spinola [2]) und Spinola allein hatte die Leitung, hatte ſie mit den Worten übernommen: „Ich will alles bezahlen, aber ich will auch alles machen.“ Spinola ernannte Bucquoy zum Director ſeines Geſchützweſens, und beide Männer faßten bald die innigſte Freundſchaft für einander. Spinola bewies ſeinem jungen Gefährten ein grenzenloſes Vertrauen und eine ſehr gerechtfertigte Rückſichtnahme. Bucquoy widmete ihm eine blinde Ergebenheit und eine wahrhaft kindliche Bewunderung aller der Meiſterwerke des tiefen Taktikers, des ſinnreichen Ingenieurs.

---

[1]) Friedrich Graf von Bergh, Baron von Bexmeer und Bylant, Gouverneur und Generalcapitain von Geldern, † 3. Sept. 1618.

[2]) Ambroſius Marquis Spinola, geb. zu Genua 1569, führte 9000 italieniſche und ſpaniſche Veteranen nach den Niederlanden,

Die endliche Einnahme von Oſtende brachte Bucquoy das goldene Vließ aus den Händen des Erzherzogs und die Ernennung zum Kriegsrath von Seiten des Königs. Dann wurde er an den Rhein geſchickt, wo er in nicht ganz fünf Wochen Köln, Jülich, Cleve und Berg durchſtreifte, den Rhein herüber und hinüber ging, Militairtransporte aufhob, Befeſtigungswerke zerſtörte, Dörfer plünderte und Städte brandſchatzte, ſodaß die bittern Klagen, die aus dieſen Ländern nach Wien ſtrömten, ſelbſt den träumeriſchen Kaiſer Rudolf II. aus ſeinen Speculationen erweckten und zu einem völlig erfolgloſen Drohbriefe (12. Sept. 1605) veranlaßten. Auch auf erneuerte Mahnung (1. Oct. 1606) verließ Bucquoy

---

die er, gegen Erſtattung aus den ſpaniſchen Staatskaſſen, ſelbſt bezahlte und eben dadurch in ſteter Ordnung hielt. Er eroberte Oſtende nach einer Belagerung, die drei Jahre und zwei Monate gedauert hatte, 1604, und wurde nun zum Oberbefehlshaber der ſpaniſchen Truppen in den Niederlanden ernannt. Der weitere Feldzug war ein Schachſpiel zwiſchen zwei Meiſterſpielern. Nach Ablauf des 12jährigen Waffenſtillſtandes maßen ſich beide große Gegner, Spinola und Moritz von Naſſau, von Neuem. Spinola nahm Cleve, und nach zehnmonatlicher Belagerung 1625 Breda, hatte aber dabei in der Sumpfluft ſeine Geſundheit ſo geſchwächt, daß er den Oberbefehl niederlegen mußte. Seine letzte Waffenthat verrichtete er 1630 in Italien, wo er Caſale nahm. In demſelben Jahre ſtarb er.

den Boden des Reichs nur, als die Zeit gekommen war, wo er ſeine Vereinigung mit Spinola bewerkſtelligen konnte, deren unmittelbare Folge der Abſchluß eines Waffenſtillſtandes war.

Bucquoy widmete ſich jetzt dem ruhigen Genuß des Familienlebens, bis ihn die Nachricht von der Ermordung Heinrich's IV. daraus abrief. Die niederländiſche Regierung fand es damals für angemeſſen, eine beſondere Condolenzgeſandtſchaft an die Königin Witwe zu ſchicken, die zugleich mancherlei ungereimte Gerüchte und Verdächtigungen zerſtreuen ſollte, und wählte dazu Bucquoy, der als gerader, offener Soldat und als beſonderer Verehrer des verewigten Königs bekannt war. In der That bewährte der Erfolg ſeiner Miſſion die Richtigkeit der getroffenen Wahl. — Im folgenden Jahre begleitete er, auf höhere Veranlaſſung, Spinola auf einer Ehrengeſandtſchaft nach Böhmen, um den neuen König Matthias zu beglückwünſchen und bei deſſen Krönung zu aſſiſtiren. Er brachte eine goldene Kette, mit dem Bildniß des böhmiſchen Königs in reichverziertem Medaillon, mit in die Heimat zurück. — Am 25. März 1613 wurde er, nach dem Tode des Herzogs Karl von Croy († 13. Jan. 1612), zum Groß-Baillif des Hennegau gewählt, einem wahren Statthalteramte, welches die oberſte Leitung der Juſtiz, mit Einſchluß des Begnadigungsrechtes, der Polizei und der Finanzen in ſich begriff. Da ſich aber die ſtete eigne Verwaltung deſſelben mit den Obliegenheiten ſeines militäriſchen Poſten nicht vertrug, ſo wurde ein Stellvertreter in der Perſon des Marquis von Chaſteler gewählt.

Im Jahre 1614 wurde er zu dem Congreß geſendet, welcher damals zu Budweis auf Anlaß der ſiebenbürgiſchen Angelegenheiten gehalten wurde. Er verließ Brüſſel mit einem wenig zahlreichen Gefolge, kam am 15. Febr. in Linz und 13 Tage ſpäter in Budweis an, wo ihn Kaiſer Matthias aufs gnädigſte empfing und er ſich deſſen Gunſt und Vertrauen in vollem Maße zu gewinnen wußte. Bereits waren die Vorzeichen der bevorſtehenden Stürme von der Art, daß weder der Kaiſer, noch Bucquoy ſie verkennen konnte, und der Erſtere richtete am 11. Sept. ein Schreiben an den Erzherzog, worin er, mit ſpeciellem Bezug auf das in allen Provinzen des Reichs ſichtbare Aufſtreben der „Ketzer", ſeinen Entſchluß, ſich mit in Krieg und Rath erfahrenen Männern zu umgeben, ausſprach und zugleich anzeigte, daß er, nach früherer Vernehmung mit Spinola, den Grafen Bucquoy zum Generalfeldzeugmeiſter ernannt habe. Der Erzherzog ſtellte ſich, als betrachte er das als eine bloße Ehrenernennung und inſtruirte auch Bucquoy demgemäß. Gleichwohl ſchickte er ihn im folgenden Jahre wieder nach Prag, und in den Briefen, die er von da aus nach Belgien ſchrieb, finden ſich die deutlichſten Anzeigen und Aufklärungen über die nach wenigen Jahren in Böhmen ausbrechenden Bewegungen. Als er im September von dem Kaiſer Abſchied nahm, äußerte dieſer: er rechne darauf, ihn, da er in ſeinem Dienſte ſtehe, auf den erſten Ruf zurückkehren zu ſehen; worauf Bucquoy, nach den vom brüſſeler Hof erhaltenen Anweiſungen, nur ausweichend antworten konnte. Der Kaiſer beſtürmte darauf ihn und den Erzherzog Albrecht mit den dringendſten Bitten und Vorſtellungen. Die niederländiſchen Regenten aber, gerade damals mit dem Erzherzog Maximilian 1) unzufrieden, und in einiger

---

1) Geb. 12. Oct. 1558, Deutſchmeiſter, † 23. Oct. 1620.

Beſorgniß über die Stimmung des ſpaniſchen Hofes gegen ſie, ſowie ungewiß, wie dieſer die Sache aufnehmen würde, fanden für gut, den Grafen Bucquoy, unter dem Vorwande, dem Könige ihre Glückwünſche zu der Vermählung ſeines Sohnes zu überbringen, nach Madrid zu ſenden. Er fand den ſpaniſchen Hof weit freundlicher geſtimmt, als er erwartet hatte. Die Entſcheidung über ſeine eigene Angelegenheit wurde dem Erzherzog überlaſſen. Dieſer weigerte ſich darauf ausdrücklich (20. Aug. 1616), Bucquoy dem Kaiſer Matthias abzutreten.

Indeß ein Jahr ſpäter beſtimmte ein äußerſt freundſchaftlicher und bittender Brief des Kaiſers den Erzherzog, ſeine Einwilligung zu jener Maßregel zu geben (5. Nov. 1617). Bucquoy war dieſe Wendung der Dinge höchſt unangenehm; indeß dachte er nicht an Weigerung, ſondern ſuchte nur die Sache hinauszuziehen, indem er einen möglichſt hohen Preis für ſeine Dienſte foderte. Graf Wratislaw Fürſtenberg[1] aber, der Geſandte des Kaiſers und ein alter Freund Bucquoy's, ließ ihm keine Ruhe. Endlich, am 13. Juli 1618, in dem Anfangsjahre des 30jährigen Krieges, wurde der Vertrag unterzeichnet, der für Bucquoy eine weltgeſchichtliche Bedeutung begründen, zugleich aber ihm einen frühen Tod auf fremdem Boden bereiten ſollte.

Er erhielt monatlich 2000 Fl. Gehalt, jährlich 13,000 Fl. Entſchädigung, bei der Unterzeichnung des Vertrags 6000 brabantiſche Kronen als Remuneration. Nun reiſte er aus Belgien ab, nur von dem Generalkriegscommiſſair Don Juan Ceſate begleitet, und kam am 15. Auguſt 1618 in Wien an, wo er von dem Kaiſer auf das Gnädigſte empfangen ward. Er fand die Keime der Verwirrungen, die er in ihrem erſten Aufwachſen erkannt hatte, bedeutend in die Höhe geſchoſſen. In Böhmen waren nur drei Städte, Budweis, Krummau und Pilſen, dem Kaiſer treu geblieben. Der einzige General, den der Kaiſer in Böhmen hatte, Dampierre[1]), hatte ſich mit ſeinen 9000 Mann in Neu-Biſtritz verſchanzt und die böhmiſchen Stände benutzten dieſe Sicherheit, um ſich zur Abwehr ſtärkerer Schaaren zu rüſten, und Krummau und Budweis anzugreifen. Nur das Erſtere fiel in ihre Hände.

---

[1] Geb. 1577, als Diplomat unter den Kaiſern Rudolf II., Matthias und Ferdinand II. thätig, Ritter des goldenen Vließes und Präſident des Reichshofrathes, † 1631. Er war der Schwiegervater des bekannten Feldmarſchalls von Ilow (vulgo Ille).

Bucquoy befahl Dampierre, Neu-Biſtritz am beſtimmten Tage zu verlaſſen und zu Deutſch-Brod zu ihm zu ſtoßen. Er ſelbſt traf am 4. Sept. in dem mähriſchen Orte Schorncheraſt ein, wo die aus den Niederlanden gekommenen ſpaniſchen und walloniſchen Truppen ihn erwarten ſollten. Er fand, daß noch keineswegs alle Abtheilungen, im Ganzen vielmehr nur 4300 Mann von verſchiedenen Waffengattungen und einige Kanonen, eingetroffen waren. Indeß er drang vorwärts, ſeinem Glück vertrauend. Dampierre war am 14. Sept. ausgerückt, hatte vergebens verſucht, Neuhaus zu nehmen, dagegen 500 Mann, die Graf Thurn gegen ihn entſendet, niedergemacht und Pilgram genommen, von wo er zu Bucquoy ſtieß, der ihn zu Deutſch-Brod erwartete.

---

[1]) Heinrich Duval, Graf von Dampierre, geb. bei Mez um das Jahr 1570, in den erſten Jahren des Kaiſers Rudolf nach Deutſchland und in deſſen Dienſt gekommen, 1604, zum Lohne eines Sieges über Bethlen Gabor, Obriſt, dann in Gran, bei einem Aufruhr der Beſatzung, gefangen, ſpäter gegen Venedig und in Böhmen verwendet, fiel bei dem Sturm auf Presburg 1620.

Bucquoy zog jetzt einen Theil der Reiterei und 2000 Mann Fußvolk von Dampierre's Truppen an ſich und beſchloß, mit ſeinem ſo verſtärkten Corps von der Elbe aus auf Prag zu operiren, während Dampierre die Saſawa aufwärtsrücken ſollte, aber ernſtlich gewarnt ward, jedem Conflict mit dem böhmiſchen Landvolk möglichſt auszuweichen. Dieſe Warnung vergaß der wilde Lothringer, verbrannte Dörfer, wendete ſich in gieriger Beuteluſt gegen Czaslau, fiel in einen Hinterhalt und mußte froh ſein, ſich mit großem Verluſt nach Pilgram zurückziehen zu können. Bucquoy ſtand noch, abwartend, bei der kleinen Grenzſtadt Polna, wo er eine ſtarke Poſition eingenommen hatte. Als er von da nach Pilgram gedrungen war (1. Oct.), fand er Dampierre nicht mehr, und erkannte nun wohl, daß auf ein einiges Zuſammenwirken zwiſchen ihnen nicht zu rechnen ſei. Bucquoy hielt zu dem Kaiſer, deſſen Politik auf Milde und Verſöhnung gerichtet war, Dampierre zu Ferdinand und deſſen ſtrengen Maßregeln.

Bucquoy blieb jedoch ruhig zu Pilgram, bis ein feindliches Heer von 15,000 Mann ſich dem Platze näherte. Dann begann er (12. Nov.) ſeinen Rückzug auf Neuhaus, im Angeſicht der Vorhut des Grafen Thurn. Der Marſch dauerte drei Tage und jeder Tag war mit um ſo mörderiſcheren Gefechten bezeichnet, als die Streitenden meiſt nur eine Pikenlänge von einander entfernt waren. Dennoch ſetzten die kaiſerlichen Truppen ihren Rückzug in unverrückter Ordnung durch, wofür Bucquoy beſonders der Tapferkeit des ſpaniſchen Reiterobriſten Don Balthaſar de Marradas [1]) und des Wilhelm von

---

[1]) Malteſercomthur; mit ſeinem Oheim, Don Wilhelm de San-Clemente, ſpaniſchem Geſandten, nach Deutſchland gekommen, 1625

Lamboy [1]) Dank wußte. Am 19. Nov. hielt Bucquoy in der Nähe von Budweis an und bot, in vortheilhafter Stellung, welche die Ungleichheit der Zahl einigermaßen gutmachte, die Schlacht an, die ſich bis ſpät in die Nacht verlängerte, nur durch die gänzliche Ermattung beider Theile zum Abbruch gebracht ward, aber doch das Reſultat hatte, daß die Feinde den andern Morgen abzogen, um einen Beutezug nach Oeſterreich zu machen, wo ihnen kein Bucquoy entgegenſtand. Sie ließen ein Beobachtungscorps unter Ulrich Kinski († 1619) zurück, welches Bucquoy in keiner Weiſe genirte, vielmehr ihm diente, ſeine Truppen in Uebung und Selbſtvertrauen zu halten.

Ein Gegner, dem er größere Bedeutung beimaß, war inzwiſchen aufgetreten: Ernſt von Mansfeld [2]), gleich ihm in der belgiſchen Kriegsſchule erwachſen. Derſelbe war zu Anfang Octobers mit 4000 Mann Fußvolk und 300 Reitern, die er ſelbſt geworben und ausgerüſtet hatte, in Prag eingerückt, von der Union zum General der Artillerie ernannt und gegen Pilſen geſendet worden, welches

---

Feldmarſchall, Kämmerer, Geheimrath, † in Böhmen um 1640, 78 Jahre alt, wobei Khevenhüller bemerkt, daß er niemals Kopfſchmerzen gekannt habe.

[1]) Dieſer war um 1580 in der Gegend von Gent geboren, mit Bucquoy nach Böhmen gekommen, wo er als Obriſter eintrat, ſtieg zu den höchſten militairiſchen Würden, machte den ganzen Krieg durch, und ſtarb in hohem Alter in Böhmen. In Belgien beſaß er die Herrſchaften Deſſenaer, Wintersboven und Gertesheim.

[2]) Ein natürlicher Sohn des Fürſten Peter Ernſt von Mansfeld, (geb. 1517, † 1604), der ſchon mit Karl V. in Belgien war und 1592—1594 als Generalgouverneur der Niederlande fungirte. Er wurde 1585 von einer mechelner Dame geboren, von Kaiſer Rudolf legitimirt, am Hofe des Erzherzogs Ernſt, ſeines Pathen, katholiſch erzogen, diente dem Kaiſer und den Spaniern, trat aber 1610, weil man ihm die Belehnung mit einem Theile der Güter ſeines Vaters weigerte, zum Proteſtantismus und zur Union über, † zu Uracowicz in Bosnien 1626.

Felix Derhans mit wenig über 500 Mann zu vertheidigen hatte. Damit war der Platz gegen ſolchen Gegner nicht zu halten. Bucquoy glich jedoch ſeinen Verluſt durch einen Reiterſieg bei Budweis (22. Nov.) wenigſtens einigermaßen aus, und wendete ſich dann gegen Krummau, das nach zweitägiger Belagerung capitulirte. Hier ließ Bucquoy 300 flandriſche Muſketiere und 200 Reiter zurück, und bezog mit dem übrigen Corps in Oeſterreich Winterquartiere.

Während des Winters begab er ſich nach Wien, um an den allerdings ausſichtsloſen Friedensunterhandlungen theilzunehmen, entfernte ſich aber bald wieder, müde, ein Zeuge der Ruckſichtsloſigkeiten zu ſein, mit denen man die letzten Tage des dem Grabe nahenden Kaiſers verbitterte, und eilte wieder nach Krummau. Von da gelang es ihm, 1000 Mann Fußvolk und 500 Reiter durch die für ungangbar gehaltenen Sümpfe, hinter denen ſich Kinſki trefflich verſchanzt hatte, mittels unter einander verbundener kleiner, auf doppelten Reihen von leeren Tonnen ruhender Brücken, nach Budweis zu werfen, ohne einen Mann zu verlieren. Daneben fielen einzelne, mehr oder minder heftige Gefechte zwiſchen den Kaiſerlichen und den Böhmen vor, mit wechſelndem, aber doch im Ganzen den Erſteren günſtigerem Glück. Bucquoy zog zwar den Waldſtein mit ſeinem Regiment von 1000 Reitern, die er auf eigene Koſten in den Niederlanden geworben, und den Dampierre mit einigem Fußvolk und 500 ungariſchen Reitern an ſich, brachte damit ſeine Truppen aber doch nicht auf mehr als 9000 Mann. Mit dieſen beſchloß er, ſich zwiſchen die beiden proteſtantiſchen Heere zu werfen, und ſuchte zunächſt Mansfeld auf, den er am 10. Juni bei Nadelitz traf. Die kaiſerliche Vorhut, von Dampierre geführt, wich im Anfang.

Walloniſche Reiter traten an ihre Stelle und ihr Angriff war ſo unwiderſtehlich, daß ſich die Feinde nur in einen mit Mauern umgebenen Begräbnißplatz flüchten konnten, wo ſie ſich mit Verzweiflung vertheidigten und bis auf den letzten Mann fielen. Das Dorf ging in Flammen auf; Bucquoy drang durch das brennende Dorf und griff Mansfeld an, der eben die letzten Befehle zum Ruckzug gab. Der Umſtand, daß Bucquoy's Fußvolk noch zurück war, machte den Ausgang des hartnäckigen Gefechtes, das ſich nun entſpann, zweifelhaft. Als aber, in Folge eines misverſtandenen Befehles, eine Lücke in den Reihen der Gegner entſtand, erkannte Bucquoy's Adlerblick das augenblicklich, warf ſich in die Lücke hinein und ſprengte die Feinde auseinander. Mansfeld hielt ſich noch eine Zeit lang hinter einer Wagenburg, mußte zuletzt aber doch mit dem geringen Reſt ſeiner Leute gegen Pilſen abziehen. 1100 Todte, eben ſo viel Gefangene, 7 Fahnen, 2 Geſchütze und die ganze Correſpondenz Mansfeld's, die in die Hände des Siegers fiel, waren die Ernte dieſes Kampfes. Er ward an demſelben Tage gefochten, an welchem die Standhaftigkeit des von aufrühreriſchen Baronen bedrängten Ferdinand und die rechtzeitige Hilfe walloniſcher Reiter Oeſtreich rettete. Ferdinand hatte an Bucquoy um Zuzug geſchrieben, und dieſer, der ſich ſelbſt nicht entblößen wollte, dem Gouverneur der Citadelle von Krems Befehl ertheilt, 500 walloniſche Reiter von Dampierre's Regiment unter Obriſt Gebhard St. Hilaire[1]) nach Wien zu ſenden. Dieſe trafen in dem

---

[1]) Ein Lothringer, der Sohn des Zeughaushauptmanns, was er ſpäter ſelbſt ward.

Augenblicke ein, wo Ferdinand kaum noch Widerſtand leiſten konnte, und Andreas Tſchernembel[1]) ihn bei den Knöpfen des Wamſes faßte und ihm zurief: „Nandel, gib Dich, Du mußt unterſchreiben.“[2]) Aber der Ruf: „Die Wallonen! die Wallonen!“ dem ſofort der Schall ihrer Trompeten folgte, die im Hofe der Kaiſerburg widerhallten, verſcheuchte auf einmal die trotzigen Rebellen. Dem kühnen Obriſten brachte ſein raſches Handeln die Würde als Oberfiſchmeiſter ein, weil er durch das Fiſcherthor hereingedrungen war, das einzige, das die Böhmen nicht beſetzt hatten. Das Regiment erhielt das ausſchließliche Vorrecht, mit Muſik durch die Hofburg ziehen zu dürfen.

Neben den Schwierigkeiten, welche Bucquoy ohnedies das Misverhältniß der Zahl ſeiner Truppen zu der der Gegner zuzog, hatte er auch mit der Feindſchaft aller militäriſchen Verwaltungsbeamten, deren Misbräuchen und Unterſchleifen er energiſch entgegentrat, und die ihn daher möglichſt im Stiche ließen, ſowie mit der Eiferſucht Dampierre's zu kämpfen. Mansfeld brachte ein neues Heer auf. Kinski deckte Neuhaus und Graf Thurn wurde jeden Tag in Böhmen erwartet. Bucquoy aber war um ſo raſtloſer, theilte ſich mit Dampierre und Marradas in die Aufgabe, und in 27 Tagen hatte er die Schlüſſel von 20 böhmiſchen Städten und mehreren Schlöſſern erobert.

---

[1]) Er entkam ſpäter nach Prag, wurde Präſident des Kriegsrathes, ging darauf nach Heidelberg und † in mißlicher Lage 1626 zu Genf.

[2]) Er ſollte die Union der öſterreichiſchen Stände mit den Böhmen unterſchreiben. Schon in der Nacht des 6. Juni hatte er einen Sturm zu beſtehen, als die damals von Thurn befehligten Tiefenbacher die Burg beſtürmten, die Kugeln ihn aus ſeinen Zimmern verdrängten, und er die ganze Nacht vor einem Crucifix auf den Knien lag, bis er die Worte zu hören glaubte: „Ferdinande, non te deseram.“

Größere politiſche Entſcheidungen hielten jetzt die Waffen eine Zeit lang in factiſcher Ruhe. Ferdinand war unerwartet nach Frankfurt geeilt und, da ſein einziger gefährlicher Mitbewerber, Maximilian von Baiern, weiſe zurücktrat, zum Kaiſer gewählt worden. Die Böhmen dagegen hatten den Kurfürſten Friedrich von der Pfalz zu ihrem König gewählt und dieſer die angebotene Krone angenommen. Dieſe Wahl und Annahme war gleichmäßig unklug. Friedrich war weder an ſich der Mann für die Umſtände, noch brachte er den Böhmen den mächtigen Beiſtand, den ſie brauchten. Denn ſein Schwiegervater, Jakob von England, unterſtützte ihn nicht, und als Reformirter hatte er die lutheriſchen Proteſtanten wider ſich. Auch entſprach er der nationalen Seite der böhmiſchen Bewegung nicht, die doch ungleich mehr national-politiſche Oppoſitionsſache war, als daß ſie wahrhaft auf dem Boden des Confeſſionsſtreites gewurzelt hätte, der überhaupt in jenem Kriege nur zu Vielem blos zu Vorwand und Maske gedient hat.

Jetzt brach der Bürgerkrieg mit allen Schrecken aus. Bucquoy ſuchte ſie nach Kräften zu mildern. Die ungariſchen und polniſchen Schaaren, die die kaiſerlichen Fahnen verlaſſen hatten, um im Lande umher zu plündern und zu brennen, ließ er durch Marradas und Waldſtein verfolgen, zerſprengen, über die Grenze jagen. Sein Hauptquartier hatte er lange Zeit zu Mirowetz, einem kleinen Dorfe am linken Ufer der Moldau, wo er nach allen Seiten hin die Bewegungen der Gegner überwachen konnte. Er verließ es am 28. September, durch die Nachricht von der drohenden ungariſchen Invaſion veranlaßt. Er ſetzte Dampierre, der ſich in einer vortheilhaften Stellung an der böhmiſch-mähriſchen Grenze hielt, in Kenntniß, eilte nach Budweis, vertraute es Marradas als Gouverneur an, und rückte darauf mit einem durch erhaltene Verſtärkungen auf 16,000 Mann gewachſenen Corps gegen Oeſterreich. Ueberall findet er die proteſtantiſche Bevölkerung feindſelig, durch Geiſtliche und Emiſſaire Bethlen Gabor's erhitzt. In Hoorn muß er die Thore mit Kanonen aufſprengen. Zu Roetz ſtößt Dampierre mit den Trümmern ſeines Corps zu ihm, das durch Verrath und Abfall decimirt worden. Vergebens fodert Bucquoy die Feinde zur Schlacht auf, indem er einen Tag lang die Mauern von Znaym beſchießt. Er geht über die Theiß zurück und zieht langſam der Donau zu. Einen Angriff auf ſeine Nachhut bei Biſamberg weiſt er durch ſeine Geſchütze ſiegreich ab und trifft an der Donau mit dem Erzherzog Leopold[1] zuſammen, der ihm mit einem Theile der wiener Garniſon entgegengerückt war. Am 25. und 26. October hatte Bucquoy unter raſtloſen Kämpfen, bei denen auch Waldſtein ſich ungemein auszeichnete, den Uebergang über die Donau zu behaupten, Bagage, Geſchütz und Heer, unter dem ſteten Angriffe der Feinde, über den Strom zu ſchaffen, was mit einer Ordnung und Ruhe geſchah, welche die Zeitgenoſſen nicht genug bewundern konnten, und die Brücken hinter ſich zu zerſtören. Ihm ſelbſt wurde von einer Flintenkugel der linke Arm zerſchmettert.

Als aber Obriſt Rudolf Tiefenbach[2], der gegen

---

[1] Leopold Wilhelm, zweiter Sohn Kaiſer Ferdinand's und der baieriſchen Maria Anna, geb. 6. Jan. 1614, ſchon im 16. Jahre im Beſitz von neun hohen Kirchenwürden, von 1646—1656 Statthalter der ſpaniſchen Niederlande, dann Vormund ſeines Neffen, des Kaiſers Leopold, mild, kunſtſinnig, verſtändig, † 20. Nov. 1662.

[2] Später Feldmarſchall und Geheimrath. Sein 1619 errichte-

Preßburg entſendet worden, allein und mit der Nachricht zurückkam, ſeine Leute ſeien umgekommen, Preßburg in den Händen Bethlen Gabor's, die Armee des Vicekönigs vernichtet, vergaß Bucquoy ſeine Wunde und ſtürzte ſich mit ſeinen Küraſſieren den Ungarn entgegen. Er greift ihre Vorhut mit äußerſtem Feuer an; es entſteht ein furchtbarer Kampf; ſtets an der Spitze der Seinen, wird er umringt und erkannt; man entreißt ihm ſein reiches Wehrgehänge; ein Säbelhieb legt ſeinen Hals blos; nach jedem dieſer Schläge ſtürzt ein Feind getödtet nieder, und obwol er den Arm im Bunde hat und kaum ſein Roß lenken kann, gelingt es ihm, ſich loszumachen, ſeine Reiter zu ſammeln und ſich unangefochten zurückzuziehen. — Als dann die wilden Schaaren, welche Wien in die äußerſte Gefahr geſetzt hatten, abgezogen waren, reinigte er zuvörderſt das Herzogthum von den Horden der Ukraine und den böhmiſchen Marodeurs, und erfüllte dann ſein Verſprechen, eine Armee von 20,000 Mann in den Erbſtaaten aufzubringen, wozu das Geld aus Spanien, den Niederlanden und Rom kam. Zu Offizieren der zahlreich herbeiſtrömenden Soldaten wählte er unter den ſich um die Ehre, unter ſeinen Fahnen zu dienen, drängenden jungen Belgiern; darunter einen Wilhelm von Melun[1]), Karl von Croy[2]),

---

tes Infanterieregiment iſt das älteſte der öſterreichiſchen Armee, das noch beſteht. Aus Wallenſtein's confiscirten Gütern erhielt er Rumburg und Aulibiz.

[1]) Wilhelm von Melun, Fürſt von Eſpinoy, Marquis von Richebourg, Graf von Beauſſart, Seneſchall von Hennegau, Ritter des goldenen Vließes, ſpäter von Spanien zu Geſandtſchaften nach Holland und Deutſchland verwendet, † 10. Sept. 1635.

[2]) Karl Alexander von Croy, Erbcaſtellan von Mons, Marquis von Havré, Graf von Fontenay-le-Chateau, Ritter des goldenen Vließes, ermordet zu Brüſſel 9. Nov. 1624. Unter ihm fochten bei Prag

Ernſt von Suys, Baron von Clingelandt, welcher ſpäter, als Commandant von Prag, zu denen gehörte, die gegen Wallenſtein auftraten, und dafür zum Generalfeldzeugmeiſter, ſowie 1645 zum Grafen ernannt wurde, Albert de Ligne-Aremberg († 1674), Fürſt von Barbençon, Graf von Aigremont, Maximilian von Villéhé, welcher 1634 bei Nördlingen fiel und ein Sohn des Baron von Vierſet war, Johann Bette, Baron von Leede, welcher 1619 Bucquoy 500 in Belgien geworbene Küraſſiere zugeführt hatte, aber bei Eichſtädt von den Truppen der Union überfallen und geſchlagen wurde, Franz von Morialmé, Albert von Gavre, Baron von Juchy, Karl von Mazures, Alexander von Bournonville, Graf von Hennin-Lietard (geb. 1586, † zu Lyon 22. März 1656), Franz von Herzelles, Jakob von Arlin, Baron von Bornival. Nach Vollendung dieſer Organiſation, zu Ende des Januars 1620, rückte Bucquoy ins Feld, um ſich zunächſt gegen Mansfeld zu wenden, welcher ſoeben mehrfache Vortheile über die Grenzgarniſonen davongetragen.

Mansfeld jedoch war nach Prag berufen worden und hatte das Commando dem jungen Baron von Fels übertragen, welcher ſich unbeſonnen zu weit wagte, bei Langenlois (21. Febr.) von Bucquoy angegriffen und, nach einem fünf[illegible]igen hartnäckigen Gefechte, unter Verluſt von 1200 [illegible]dten, mindeſtens ebenſo viel Gefangenen, 6 Fahnen, 2 Standarten und 2 Feldſtücken, geſchlagen wurde. Auch bei Eggenburg und Burgſchleinitz beſtand man in den nächſten Tagen ſiegreiche Gefechte. Man beſchloß, auf Prag zu rücken, brauchte aber zwei Wochen,

---

ſein Bruder Ernſt, Baron von Feneſtrange, und ſein Vetter Franz, Baron von Reirthout.

um die Armee vorher mit allem Bedarf zu verſehen, und während dieſer Zeit trafen die Gegner ſolche Anſtalten, welche die Unternehmung zur Zeit vereitelten. Chriſtian von Anhalt hatte ſich jenſeits Eggenburg mit 12,000 Mann und zahlreichen Geſchützen ſo verſchanzt, daß ein zweitägiger verzweifelter Angriff der Kaiſerlichen fruchtlos war. Bucquoy beklagte beſonders den Verluſt des Obriſten der walloniſchen Reiter, Baron Miromont, der mit 140 der Seinigen fiel. Dafür rächte ſich die kaiſerliche Reiterei, indem ſie den Sieg bei Sitzendorf (21. April) entſchied, der den Böhmen zwei Generale, Fels und Haugwitz, und die Blüte ihres Adels koſtete. Bucquoy benutzte die Verwirrung, welche die Folge dieſer Niederlage der Gegner war, um einige Städte und Schlöſſer im Erzherzogthum, welche von den Feinden beſetzt worden waren, zurückzuerobern. Dafür verloren die Kaiſerlichen andere Plätze an der mähriſchen Grenze.

Da brachte ihm ſein Schwager, der Graf von Biglia, den er mit der Botſchaft des Sieges zum Kaiſer geſchickt hatte, die willkommene Nachricht nach Krems, daß der Herzog von Baiern mit 30,000 Mann auf die Donau marſchire. Tilly führte die Armee der Ligue. Auch unter ihm befehligten mehre Belgier. De Mortaigne[1]) war Obriſt von 3000 Arkebuſirern, Baron Bronckhorſt[2]) Generalfeldwachmeiſter der Infanterie, van der

---

[1]) Zwei Brüder Mortaigne, Cornelius Gaſpard, von dem hier die Rede iſt, und Chriſtoph, dienten erſt der Ligue, gingen aber ſpäter zu Schweden über. Cornelius wurde von den Letztern auch zu diplomatiſchen Miſſionen gebraucht und ſtand beſonders bei Baner in hoher Gunſt. Nach deſſen Tode wurde er kaſſelſcher Generalfeldmarſchall und † auf dem Bette der Ehre 18. Juli 1648.

[2]) Johann Jakob Graf von Bronckhorſt und Anholt, Baron von Batenburg, Müllendonck, Bar und Latumb, Herr von Neuwerburg, Drachenfels und Meular, geb. 1580, verlor, wie Bucquoy, in jungen Jahren ſeinen Vater unter den Mauern von Lochem (1585), machte

Merſen, van Liedeloo, de Virmondt Obriſten der Reiterei. Zu Neu-Polda ſtellte ſich Bucquoy dem Herzog vor. Bei dem darauf gehaltenen Kriegsrathe bekämpfte er eifrig die vorherrſchende Meinung, daß man ſofort auf Prag ziehen müſſe, wollte vielmehr, mit Rückſicht auf die Jahreszeit und die Schwierigkeit, die Armee zu ernähren, daß man in Mähren Winterquartiere beziehe. Er konnte, den Wünſchen des Herzogs, dem Kriegseifer Tilly's und hauptſächlich dem Fanatismus des Barfüßergenerals Dominicus de Jeſus-Maria gegenüber, nicht durchdringen, worauf er zu Tilly ſagte: „Jetzt, Baron, müſſen wir uns beeilen, zu ſiegen, oder uns gefaßt machen, Hungers zu ſterben." Zu Budweis, wohin man ſofort marſchirte, fand er jedoch einen Troſt. Wilhelm Verdugo[1] war von Mailand mit 8000 Spaniern eingetroffen, was die Armee der Ligue auf 50,000 brachte. Der Herzog von Baiern führte die deutſchen Truppen, Bucquoy die ſpaniſchen, belgiſchen, italieniſchen und polniſchen.

Beide Heere ſchlugen verſchiedene Wege ein, vereinigten ſich aber nach drei Tagen unter den Mauern von Piſeck wieder. Dieſes wollte Widerſtand leiſten; da aber der Succurs ausblieb, ſo erklärte der Commandant am dritten Tage, daß er capituliren wolle, worauf eine Waffenruhe beſchloſſen ward. Zum Unglück war ein halbes Jahr vorher ein ſpaniſcher Commandant deſſelben Platzes, Don Martinez de Huerta, von ſeinen Soldaten

---

ſeine Kriegsſchule unter Spinola, trat dann in die Dienſte der Ligue, zeichnete ſich in Böhmen, gegen den Braunſchweiger, gegen Mansfeld und gegen die Dänen aus, erhielt das goldene Vließ, wurde Reichsgraf, k. k. Feldmarſchall, † an der Peſt 19. Oct. 1630.

[1] Geb. 1578, † zu Kreuznach 15. Jan. 1629. Er erhielt die Schlick'ſche Herrſchaft Dupau und die Stampach'ſche Maſchau; ſein Stamm erloſch aber.

erwürgt und der Platz den Feinden ausgeliefert worden. Die Wallonen brannten nach Rache und, trotz des Waffenſtillſtandes, erſtieg ein walloniſches Regiment die Mauern und hieb die Beſatzung bis auf den letzten Mann nieder. Hinter ihnen kamen die Koſaken und würden die ganze Stadt zerſtört und Alles niedergemetzelt haben, hätten ſich nicht der Herzog Maximilian und Bucquoy mit gezogenen Schwertern den Wüthenden entgegengeworfen. Platz auf Platz ergab ſich darauf und der Herzog ſagte, wenn er von einer neuen Stadt Beſitz nahm: „Wieder ſind es dieſe eingefleiſchten Teufel von Wallonen, die uns die Thore öffnen.“ — Vor Pilſen jedoch, wo der Mansfelder war, ließ man ſich lange durch verſtellte Unterhandlungen hinhalten, bis man ſich endlich entſchloß, auf Prag zu dringen.

Bei Radnitz, wo Bucquoy mit der Vorhut an einem Gefechte zwiſchen Wallonen und Ungarn, das mit der Einnahme des Platzes geendigt hatte, mit kriegeriſcher Leidenſchaft einen perſönlichern Antheil nahm, als dem Feldherrn gebührte, ward er durch einen Schuß in den Unterleib beſtraft, ſodaß er die nächſte Zeit nicht zu Pferde ſteigen, ſondern ſich in einer Sänfte tragen laſſen mußte. Von da aus leitete er die Operationen mit einer Geiſteskraft, die der Schmerzen der Wunde ſpottete. Im Kriegsrathe wollte er auch diesmal nicht den Angriff auf die Stellung der Feinde auf dem weißen Berge, ſondern den Ueberfall Prags, ließ ſich aber, bei dem Donner der Kanonen, der die Berathungen unterbrach, von dem allgemeinen Enthuſiasmus hinreißen und rief: „Nun wohlan, meine Herren, gebrauchen wir die Hände ſtatt der Zunge!“ Schon am Vorabend der Schlacht gelang den Wallonen, unter dem alten Obriſten Gaucher le-Bourguignon, ein Ueberfall auf ein am Fuße des

Berges gelegenes Dorf, wo ſie die ungariſchen Reiter metzelten, bis ihre Arme ermatteten und dann mit reicher Beute von Pferden davonjagten. Das brennende Dorf beleuchtete ihre Rückkehr!

Ein kalter, trüber Novembertag ſollte der der Schlacht werden, welche die Unterwerfung Böhmens unter Oeſterreichs Scepter entſchied und beſiegelte. Gegen Mittag zerſtreute ſich der Nebel und das war das Signal zum Angriff. Bucquoy, der ſeine Sänfte verlaſſen hatte, befehligte den rechten, der Herzog und Tilly den linken Flügel. Auf beiden wurde trefflich geführt und tapfer gefochten. Die erſte halbe Stunde arbeitete nur das Geſchütz. Dann warf Chriſtian von Anhalt zwei Regimenter kaiſerlicher Reiter. Ihm entgegen ſtellte Bucquoy den Wilhelm Verdugo und ſeine Wallonen, welche die Reiter Anhalts zerſprengten und eine feindliche Batterie nahmen. Tilly ſchickte den Gegnern den Obriſten Kratz in die Flanke und ſie wurden vollſtändig geworfen. Verdugo eroberte mit eigner Hand eine Standarte und machte den Prinzen zum Gefangenen. Auf dem linken Flügel ging es ebenſo gut und nach einer halben Stunde war der vollſtändigſte Sieg errungen.

Wenige Stunden nachher erſchien ein Parlamentair bei Bucquoy und zeigte ihm an, daß die Beſatzung des Schloſſes auf dem weißen Berge ſich nur ihm ergeben wolle, da ſie ſeine Großmuth kenne und ihr vertraue. Bucquoy befahl ſogleich dem Baron Philipp von Merode[1]), der ſoeben ſeinen Bruder verloren hatte, das Schloß mit 200 Mann zu beſetzen. Merode bewies bei Erfüllung dieſer Aufgabe ebenſo viel Muth als Humanität. Er vertheidigte das Leben ſeiner Gefangenen und das koſtbare Mobiliar des Schloſſes gegen die andern Truppen ſtandhaft und erfolgreich. Von den Belgiern, welche Bucquoy gefolgt waren, ſind in der Schlacht der Obriſt de la Croix, Herr de la Motte (geb. zu Mons), der ein walloniſches Küraſſierregiment befehligte, Johann von Merode, die Hauptleute de Mazures, de Villers und Dompré, der Lieutenant Trieux und zwei Fähnriche gefallen.

---

[1] Johann und Philipp von Merode traten mit Beginn des Kriegs in die kaiſerlichen Dienſte. Johann, Baron von Peterſem, zeichnete ſich beſonders bei Radelitz aus, fiel aber, an der Spitze von 500 walloniſchen Küraſſieren, bei Prag. Philipp, Baron von Warreux, kämpfte in Böhmen, Mähren und der Pfalz, ging dann nach Belgien zurück, wurde vom König von Spanien zum Marquis von Weſterloo ernannt

Als Bucquoy nach der Schlacht die Verwundeten beſuchte, für deren Unterbringung in die Hoſpitäler er ſofort geſorgt hatte, gab es eine rührende und ergreifende Scene, indem Alles in Freudenbezeigungen und Dankſagungen ausbrach. Die Kräftigſten drängten ſich zu ihm, umfaßten ſeine Knie und nannten ihn ihren Vater. Andere zeigten ihm lächelnd ihre Wunden. Andere, denen der Tod ſich nahte und die es wußten, erinnerten ihn an ihre gemeinſamen Feldzüge und ſegneten ſeinen Namen.

Von Prag rückte Bucquoy mit ſeinen Spaniern und Wallonen gegen den Karlſtein (13. Decbr.), deſſen Beſatzung ihn ſofort übergab, da ſie lediglich aus engliſchen Hilfsvölkern beſtand, welche König Jakob ſeinem Schwiegerſohne geſchickt hatte und die ihren Auftrag durch die Flucht des Königs erledigt glaubten. Dieſer unerwartete Glücksfall erlaubte es den Kaiſerlichen, ſofort in Mähren einzudringen. Iglau wurde genommen, Trebitſch und 20 andere Städte folgten; ſelbſt Znaym

---

und † 1638. Er iſt oft mit dem Reichsgrafen Johann von Merode-Thiant verwechſelt werden, der 1633 als General zu Oldendorf bei Hameln fiel.

ging verloren, und die mähriſchen Stände unterwarfen ſich Bucquoy, der ſie für das Weitere an den Kaiſer verwies. Den Beſchluß des Feldzugs machte Bucquoy mit Zerſprengung einer räuberiſchen Schaar, die von Ungarn aus die Grenzen beunruhigte, und mit Beſetzung von Skalitz und Treuſchin, worauf er die Winterquartiere zu Olmütz bezog.

Zu Anfang des Januars 1621 begab er ſich, das Commando einſtweilen dem tapfern Wilhelm Verdugo übertragend, nach Wien, um mit dem Kaiſer ſowol über die Unterwerfung Ungarns, als über ſeine eigene Erſetzung zu ſprechen. Denn ſein ſehnlicher Wunſch war, ſeines glänzenden Ruhmes im Vaterlande und in der Mitte ſeiner Familie und Freunde zu genießen. Der Kaiſer aber wollte ihn um keinen Preis entlaſſen und überhäufte ihn mit Gnadenbezeigungen. Er hatte ihm ſchon vorher die Grafſchaft Gratzen verliehen; jetzt ſchenkte er ihm, außer andern Gütern, das prächtige Roſenberg in Böhmen. Bei der feierlichen Uebergabe der errungenen Trophäen ſtand Bucquoy an der Seite des Kaiſers und nannte ihm, ſo oft ein Krieger eine feindliche Fahne vor die Füße des Souverains legte, den Ort des Gefechts und das Regiment, das die Fahne genommen. 85 Fahnen, Banner und Standarten, in weniger als drei Monaten genommen, wurden vor den Kaiſerthron niedergelegt. Von dem frohgeſtimmten Kaiſer erlangte Bucquoy endlich die Erlaubniß, nach Flandern zurückzukehren, *ſobald* Bethlen Gabor die Waffen niedergelegt hätte. Dieſes Sobald ſollte er nicht erleben.

Bucquoy ſtieß an der Grenze Ungarns zu Verdugo und ſeinem Heere und führte es auf Presburg, in welches Bethlen Gabor 15,000 Mann geworfen hatte. Doch mußte es fallen, und Bucquoy hielt am 12. Mai ſeinen

Einzug in die Stadt, während die Garniſon ſich in das Schloß zurückgezogen hatte und die rothe Fahne aufſteckte. Auf dem Platze vor dem Schloſſe läßt Bucquoy, trotz alles Abmahnens, ſeine Truppen die Revue paſſiren; drei Mal wird von den Mauern auf ihn geſchoſſen, während er an der Front der Truppen herabreitet; die dritte Kugel ſtreift ſein Pferd, aber Bucquoy antwortet nur mit fröhlichem Zuruf. Am fünften Tage wird auch das Schloß übergeben, deſſen Beſatzung ehrenvollen Abzug erhielt. Bald folgen St. Georgen, Pöſing, Modern, Altenburg, Tyrnau, Neytra, die Inſel Schütt dem Beiſpiel und nehmen kaiſerliche Beſatzungen ein. Nun wird vor Neuhäuſel gerückt, wo Graf Thurn befehligt. Täglich rückt hier Bucquoy aus ſeinem Lager, das Land zu recognoſciren, nur von einigen Reitern begleitet, und ſchon einmal ward er dabei von mehrern Hundert Ungarn überfallen, die ſeine tapfern Wallonen doch glücklich zurücktrieben. Als dann die Horden Bethlen Gabor's das Land verwüſteten und die Zufuhren abſchnitten, mußte man die Recognoſcirungen und Fouragirungen mit größerer Truppenmacht decken, was aber regelmäßig einen Ausfall der Belagerten und oftmals heftige Gefechte zur Folge hatte. Am 3. Juli 1621 wurde, etwa eine Meile vom Lager, ein dahin beſtimmter Transport von überlegenen Streitkräften angegriffen. Bucquoy ward benachrichtigt und, ohne ſich auch nur die Zeit zu nehmen, ſich vollſtändig zu wappnen, ſprang er im leichten Reiterwams zu Pferde und ſprengte der Stelle des Gefechts zu, nur von einem Reitertrupp und einigen Fußgängern begleitet. Angekommen, ſieht er wohl, daß die Partie ſehr ungleich ſteht. Doch er feuert ſeine Leute mit Stimme, Blicken und Winken an, ergreift ein Schwert und dringt auf die Feinde. Da wird ſein Pferd in die Bruſt getroffen und ſtürzt zuſammen. Noch vertheidigt er ſich, als ein Lanzenſtoß ihn zum Fallen bringt und die Feinde ihm bald den letzten Athem entreißen. Ein ungariſcher Graf Ladislaus Sturzo hat ſich ſpäter berühmt, dem Feldmarſchall den letzten, tödtlichen Stoß gegeben zu haben. Er hatte 16 Wunden erhalten. Sein Fall entflammte ſeine Soldaten zu ſolcher Wuth, daß ſie die triumphirenden Feinde zurücktrieben und, zwar in ſehr geſchwächter Zahl, doch mit der Leiche ihres Helden ins Lager zurückkehrten.

Am 31. Juli bewegte ſich ein ebenſo zahlreicher als prachtvoller Zug, eine doppelte Haie von Soldaten entlang, durch die Straßen von Wien nach der Kirche der Cordeliers, wo eine Gruft den Leichnam des Feldmarſchalls Bucquoy erwartete. Der Wunſch des Knaben war erfüllt: er hatte die letzten Ehren des Kriegers in noch glänzenderer Weiſe als ſein Vater empfangen.

Auch das Vaterland trauerte um ſeinen Helden. Die Erzherzogin-Infantin, vor kurzem Mutter geworden, drückte den Hinterlaſſenen Bucquoy's ihr Beileid aus. Der Rector der Univerſität Löwen, Erycius Puteanus, ſchrieb dem Sohne des Feldmarſchalls einen lateiniſchen Troſtbrief, wie er mit ſeinem hochgebildeten Vater in mehrfachem gelehrten Briefwechſel geſtanden. Vernuläus verfaßte zu ſeiner Ehre Gedächtnißreden[1]. Lambert von Vlierden beſang die böhmiſchen Feldzüge in lateiniſchen Verſen. Dionys Coppäus ſchrieb einen Panegyrikus. Olivier de Wree übertrug die Reden des Vernuläus in ein flämiſches Gedicht.

---

[1] Laus posthuma Bucquoi supremi S. Caesareae Majestatis Exercitus praefecti a quinque militibus Wallone-Belga, Italo, Germano, Hispano, Cosacco-polono celebrata. Stylo Nicolai Vernulaei. Lovani. 1622.

Der Kaiſer wollte Heinrich van Bergh[1] zu Bucquoy's Nachfolger gewinnen. Dieſer jedoch ſchlug es aus. Ebenſo Caraffa[2], auch ein Waffengefährte Bucquoy's. Die größte Ehre bereitete dem großen Gegner **Bethlen Gabor**, indem er nach deſſen Tode die Kaiſerlichen nöthigte, die Belagerung von Neuhäuſel aufzugeben, ihnen die meiſten eroberten Plätze wieder entriß, bis in das Herz des Erzherzogthums eindrang und 1200 Dörfer, Weiler und Schlöſſer in Flammen aufgeben ließ.[3]

Bucquoy hinterließ einen einzigen Sohn, Karl Albert, Kämmerer des Kaiſer Ferdinand's II. und des Erzherzogs Albrecht, Kriegsrath des Königs von Spanien, Ritter des goldenen Vließes, General der Cavalerie, Statthalter und Groß-Baillif des Hennegau. Dieſer erzeugte in ſeiner Ehe mit Wilhelmine de Croy, Gräfin von Solre († 1663), ſechs Kinder: Ferdinand, Karl Philipp, Landelin, Albert, Margarethe, vermählte Gräfin von Quesnoi und Argenteau, Marie Magdalene, vermählt mit Graf von T'Serclaes-Tilly. Landelin fiel als k. k. Obriſt bei Salankenem gegen die Türken. Karl Philipp wurde 1688 in den ſpaniſchen Fürſtenſtand, als Fürſt von Longueval, erhoben, dieſe Würde auch (1689) in den öſterreichiſchen Erblanden anerkannt. Aber die fürſtliche Linie erloſch ſchon 1703 mit dem Fürſten Karl (Philipp?) Emanuel. Albert († 7. Oct. 1714), k. k. Kriegsrath, hat das Geſchlecht fortgepflanzt, welches noch jetzt in dem Beſitz der durch ſeinen großen Ahnen erworbenen Herrſchaften Gratzen und Roſenberg, ſowie der Allodialgüter Nusle und Werſchowitz, iſt und gegenwärtig in dem Grafen Georg (geb. 2. Aug. 1814, k. k. Kämmerer, vermählt 30. Mai 1847 mit der am 6. Jan. 1829 geborenen Prinzeſſin Sophie von Oettingen-Wallerſtein) ſein Haupt hat.

---

[1] Geboren zu Bremen von flüchtigen Niederländern 1573, trat er 1591 in ſpaniſche Dienſte, machte dieſelben Feldzüge, wie Bucquoy in ſeiner Jugend, zeichnete ſich 1604 in der Vertheidigung von Oldenſee aus, wurde 1618 Befehlshaber der ſpaniſchen Truppen in den Niederlanden, und folgte ſeinem Bruder Friedrich als Statthalter von Geldern und Zütphen. Er verſchwor ſich aber gegen Spanien und wurde 1632 zum Tode verurtheilt. Nach Holland entflohen, führte er deſſen Heer gegen den zeitherigen Herrn und † im Exil 12. Juni 1638.

[2] Hieronymus Fürſt von Caraffa, Marquis von Montenegro, damals Generalcapitain der ſpaniſchen Truppen in Sicilien. Er war mit Hippolyta von Lannoy vermählt und † zu Genua 1633, 69 Jahre alt.

[3] Vergl.: Rahl, Les Belges en Bohême; Bruxelles, Leipzig et Gand. 1850.

Der Vater des Grafen Georg war nicht im Dienſte der Waffen, ſondern in dem der Wiſſenſchaften eifrig, ein merkwürdiger, geiſtreicher Sonderling. Georg Franz Auguſt de Longueval, Graf von Bucquoy, Freiherr von Vaur, war zu Brüſſel am 7. Sept. 1781 geboren und auf der Ritterakademie zu Wien gebildet worden. Nachdem er durch den Tod ſeines Oheims (1805) in den Beſitz der Fideicommißgüter gekommen war, bereiſte er die Schweiz, Frankreich und Italien. Dann verheirathete er ſich (15. Juli 1806) mit der Gräfin Marie Gabriele von Rottenhan (geb. 16. Jan. 1784), Erbin der Allodialgüter Rothenhaus, Prosnitz und Hauenſtein. Er lebte nun auf ſeinen Gütern, widmete ſich ganz ſeinen Lieblingsſtudien: der Naturphiloſophie, Mathematik, Phyſik, Chemie und Nationalökonomie und der Leitung bedeutender Fabriken, in deren Pflege er ſeiner Zeit voranging. Er hat mehrfache Schriften geſchrieben, in denen aber allerdings die Naturphiloſophie den tüchtigen Mathematiker zu ſehr übermeiſtert hat. Ueberhaupt konnte er, bei unverkennbarer Begabung, vielſeitiger Kenntniß und regſtem Eifer, doch die gewöhnlichen Einſeitigkeiten und Gebrechen des Autodidakten nicht verleugnen. In den Taumel des Jahres 1848 ſoll auch er ſich haben hineinziehen laſſen, wo er denn an der Zerſtörung des Werkes ſeines Ahnherrn gearbeitet hätte. Er kam darüber einige Zeit in Unterſuchungshaft und † zu Prag am 19. April 1851.

XIV. Die Grafen von Flemming.

Das Geſchlecht derer von Flemming, deſſen Urſprung, wol auf Anlaß des Namens, aus den Niederlanden abgeleitet worden, hat doch ſeine älteſten nachweisbaren Sitze in Pommern gehabt, wo Böck[1] bei Gülzow als ihr eigentliches Stammhaus betrachtet wurde, wo ſie ſeit langen Jahrhunderten reich begütert waren, wo ſie früher das Erblandmarſchallamt von Stettin führten und noch heute das Erbmarſchallamt von Hinterpommern bekleiden. Von Pommern aus haben ſie ſich über die Marken, nach Sachſen, nach andern deutſchen Ländern verbreitet. Ebenſo nach Schweden. Ob die Flemmings in Brabant und Schottland mehr als Namensvettern ſind, mag dahingeſtellt bleiben. Den Stammbaum der pommeriſchen Flemminge führen die Genealogen bis auf Tham Flemming hinauf, der um 1295 gelebt haben ſoll. Schon mit ſeinen Söhnen und Enkeln ſchieden ſich die Linien zu Böck, zu Ribbertow und zu Martentin.

Einige aus dieſem Geſchlechte haben eine vorſtechende Rolle in der brandenburgiſchen, ſächſiſchen, polniſchen Geſchichte geſpielt. Zuerſt that das Haino Heinrich (geb. 8. Mai 1632), ein Sohn des hinterpommeriſchen Landmarſchalls und ſtargarder Oberconſiſtorialpräſidenten Jakob von Flemming. Ein tapferer Soldat, wenn auch kein Feldherr, und ein gewandter Hofmann, war er von dem großen Kurfürſten 1681, auf Anlaß des finſterwalder Bündniſſes, nebſt dem tapfern von der Goltz[1]), ausdrücklich in kurſächſiſche Dienſte überlaſſen worden, trat aber zu derſelben Zeit, wo Schöning den brandenburgiſchen Dienſt mit dem ſächſiſchen vertauſchte, aus den Dienſten Johann Georg's III. von Sachſen in die Friedrich's III. von Brandenburg zurück, und zwar als Generalfeldmarſchall, Gouverneur von Berlin und Geheimer Staats- und Kriegsrath. Er befehligte ein abgeſondertes Corps am Rhein, neben Spaen[2]), fand aber dabei keine Gelegenheit, glänzende Thaten zu verrichten. Nach Derfflinger's Tode erhielt er 1695 die Statthalterſchaft von Pommern, trat aber 1698, mit 8000 Thaler Penſion, aus dem activen Dienſte, worauf er, noch am 16. Nov. 1700 vom Kaiſer zum Reichsgrafen erhoben, auf ſeiner Herrſchaft zu Buckow in der Mark lebte, wo er am 28. Febr. 1706 geſtorben iſt. Er war Spener's Freund und hatte den Uebergang dieſes nach Berlin vermittelt. Er nahm ſich auch Patkul's auf deſſen Flucht an, der bei ihm durch Paykul eingeführt wurde und dabei den damaligen Obriſten Jakob Heinrich Flemming zuerſt kennen lernte. Er war drei mal verheirathet: 1) 3. September 1663 mit Barbara Gottliebe (geb.

---

[1] Es gehört gegenwärtig dem Erblandmarſchall Julius von Flemming.

---

[1]) Joachim Rüdiger Freiherr von der Goltz, der Stiefvater des Dichters Canitz, erſt in franzöſiſchen, 1654—1665 in brandenburgiſchen Dienſten, ſeit 1661 Gouverneur von Berlin, 1665 däniſcher, 1681 ſächſiſcher Feldmarſchall, 1683 beim Entſatz von Wien, † 1687.

[2]) Alexander Freiherr von Spaen (auch Spaan), aus dem Cleviſchen, geb. 1619, † als Generalfeldmarſchall und Gouverneur von Cleve 1693.

1645, † 1664), der jüngſten Tochter des braunſchweigiſchen Generallieutenants Johann Kaſpar von Klitzing; 2) im September 1667 mit Agnes Dorothea, einer Tochter Philipp Julius von Schwerin auf Zuchen, welche im Februar 1673 ohne Kinder ſtarb; 3) im Juli 1674 mit Dorothea Eliſabeth (geb. 6. Juli 1654, † 1740), der einzigen Tochter des Generalmajors Georg Adam von Pfuhl auf Buckow. Von der Letztern waren ihm zwei ihn überlebende Söhne geboren: 1) Johann Georg, geb. 16. Mai 1679, der in polniſch-ſächſiſche Dienſte trat und hier als Generallieutenant am 6. April 1747 †. Von ſeiner Gemahlin, Sigris Katharina (geb. 2. Nov. 1681, † 24. Juli 1765), einer Tochter des ſchwediſchen Generalgouverneurs in Pommern, Nikolaus Grafen von Bielke, hatte er viele Kinder. Unter den Töchtern war Dorothea (geb. 1716) mit Friedrich Caſimir von Grumbkow (1734) vermählt, und † 18. Nov. 1766. Sophie Eva Charlotte heirathete in erſter Ehe den Obriſtlieutenant Lebrecht von Buſch, in zweiter Friedrich Wilhelm von Schack auf Radibor († 1742). Eva Charlotte Dorothea vermählte ſich (5. Febr. 1739) mit Hans von Dieskau auf Zſcheplin. Der Sohn, Graf Friedrich, auf Buckow, Poſterſtein, Kroſſen, preußiſcher Hauptmann, geb. 29. Oct. 1707, † am 22. Juni 1777 als der letzte männliche Sproſſe der ganzen Linie. Von ſeiner Gemahlin, Karoline Johanne, einer Tochter des bekannten preußiſchen Generalfeldmarſchalls Friedrich Wilhelm von Grumbkow, die er am 12. Mai 1730 heimführte, hinterließ er nur Töchter, von denen Wilhelmine Karoline ſich mit dem Grafen Konrad Maximilian von Flemming Iviſcher Linie (ſ. unten) vermählte (22. Oct. 1760), Chriſtiane Karoline aber (geb. 1721) am 5. März 1767 den preußiſchen Obriſten Karl Wilhelm von Kreckwitz

(† 4. Sept. 1774) heirathete. Eine dritte Tochter, die ſich 1751 mit dem preußiſchen Major Johann Friedrich von Löben vermählte, † ſchon im Febr. 1756. 2) Adam Friedrich zu Hermsdorf, geb. 18. April 1688, † 24. Oct. 1744, war polniſch-ſächſiſcher Kammerherr, und hatte ſich am 29. Nov. 1708 mit Katharine Henriette, einer Tochter des däniſchen wirklichen Geheimen Raths Johann Heinrich von Ahlefeld auf Seſtermühle, vermählt, welche, am 26. Febr. 1690 geboren, am 9. Dec. 1721 im Kindbette ſtarb. Auch ſie hinterließ ihm nur Töchter, von denen Franciſca Henriette Friederike, Erbfrau auf Puſchwitz[1]), geb. 24. Aug. 1712, den edeln und kunſtſinnigen Hofmarſchall des Kurprinzen Friedrich Chriſtian, Freiherrn Gallus Maximilian von Racknitz heirathete (20. Juli 1735), am 27. Oct. 1758 zur Witwe wurde und am 4. Oct. 1790 ſtarb. Eine Tochter Haino Heinrich's war mit dem polniſchen Krongroßſchatzmeiſter Przebendowski vermählt, was für ſeinen Neffen ſehr wichtig werden ſollte.[1])

Früher noch war der gräfliche Zweig im Mannsſtamme erloſchen, der von dem ältern Bruder Haino Heinrich's, von Georg Kaſpar, ſtammte. Georg Kaſpar, geb. 28. April 1630, wurde kurbrandenburgiſcher Geheimer Rath und Präſident im hinterpommeriſchen Hofgerichte, erhielt mit ſeinem Bruder 1700 die reichsgräfliche Würde und † 4. Mai 1703. Seine Gemahlin, Agnes Helene (geb. 12. Sept. 1646, vermählt 5. Juli 1663, † 3. Sept. 1696), eine Tochter Ewald Joachim's von

---

[1]) Durch Schriftſteller, denen es zu langweilig iſt, ſich um die Genealogie zu kümmern, iſt in dieſe Verhältniſſe viel Confuſion gekommen. Häufig wird Jakob Heinrich für den Sohn Haino Heinrich's, für den Schwager, für den Schwiegervater des Krongroßſchatzmeiſters gehalten.

Flemming auf Böck und Ribbertow, hatte ihm mehre Söhne geboren, die ſich in polniſch-ſächſiſchen Angelegenheiten geltend machten. Am bedeutendſten trat darunter der zweite Sohn hervor: Jakob Heinrich. Derſelbe war am 14. März 1667 geboren. Nachdem er mit ſeinen beiden Brüdern in Frankfurt a. d. O. und Utrecht ſtudirt hatte, ſchloß er ſich 1688 dem weltgeſchichtlichen Zuge Wilhelm's von Oranien nach England an. Im folgenden Jahre trat er in brandenburgiſche Dienſte und focht tapfer bei Fleury und Heilbronn, ſowie 1693 mit den engliſchen Truppen bei Orbaſſan in Piemont. 1693 kam er nach der Schlacht bei Marſiglia zu der alliirten Armee an den Rhein und bot dem Kurfürſten Johann Georg IV. ſeine Dienſte an, der ihn auch ſogleich zu ſeinem Generaladjutanten und Obriſten machte. Kurfürſt Friedrich Auguſt beſtätigte ihn in dieſem Poſten und gab ihm ein Regiment Grenadiere. Bald wurde er der entſchiedene Günſtling und das gewandteſte Werkzeug des neuen Kurfürſten Friedrich Auguſt, wobei er ſich jedoch weniger in den innern ſächſiſchen Angelegenheiten, als in den auswärtigen und beſonders in den polniſchen Sachen geltend machte. Wenn wir die Charakteriſtiken betrachten, welche Pöllnitz und der Verfaſſer des Portrait de la cour de Pologne von ihm geben und dabei — wie man bei dieſen Leuten allemal muß — den Tadel als jedenfalls übertrieben betrachten, dagegen von den guten Eigenſchaften, die ſie an ihm rühmen, annimmt, daß ſie in hohem Grade vorhanden geweſen ſein müſſen, weil ſelbſt jene Läſterzungen ſie nicht ableugnen konnten, und wenn man weiter in Betreff einiger der ihm zur Laſt gelegten Fehler beherzigt, daß es ſolche waren, die ſich eben bei allen Hofmännern und Diplomaten jener Zeit finden und ohne die vielleicht damals Niemand als Hofmann und Diplomat Erfolge haben konnte, ſo wird man auf die Meinung geführt werden, daß der Kurfürſt nicht ſo übel gewählt hatte. Sie werfen ihm vor, daß ſeine anſcheinende Freimüthigkeit affectirt geweſen ſei, daß er zuweilen ſelbſt ſeinen Gebieter grob und rückſichtslos behandelt habe, was ſonſt der Höflinge Weiſe nicht iſt und was auch, wenn es wirklich die Grenzen überſchritten hätte, gerade jener Fürſt gewiß nicht geduldet haben würde. Sie geben ihm Prahlſucht, Ehrgeiz, Gleichgiltigkeit über die Wahl der Mittel Schuld. Aber ſie rühmen ſeine Tapferkeit, ſeine unermüdliche Thätigkeit und Arbeitskraft, die Leichtigkeit, mit der er die ſchwierigſten Geſchäfte behandelte, ſeinen regen und unternehmenden Geiſt.

Er begleitete den Kurfürſten als Obriſt 1695 und 1696 nach Ungarn, wo er den Obriſtlieutenant Baron von Löwel im Duell entleibte. Im Mai 1697 kam ſein Verwandter, Johann von Przebendowski, damals Caſtellan von Culm, ſpäter polniſcher Krongroßſchatzmeiſter, nach Dresden, wo er und Flemming den Gedanken des Kurfürſten, ſich um die polniſche Königskrone zu bewerben, wenn nicht zuerſt erweckten, doch nach Möglichkeit pflegten, der Pole aber ſogleich bemerkte, daß es große Summen koſten werde, wenn man über die Partei des Prinzen Conti ſiegen wolle. Oeſterreich[1]) und Brandenburg machten Vorſchüſſe. Bei den wiener Jeſuiten ſollen Diamanten verpfändet worden ſein. Der Biſchof von Raab, Chriſtian Auguſt von Sachſen-Zeitz[2]), gab auch etwas Geld her, und ſo reiſte Flemming mit überlegenen Mitteln nach Polen, wo zwar bei der erſten Wahl (16/26. Juni 1697) drei Viertheile der Stimmen auf Conti fielen, aber da der Primas in der Hoffnung, eine Vereinigung zu erzielen, mit der Bekanntmachung der Wahl zögerte, über Nacht die ſächſiſche Partei noch die Anhänger Jakob Sobieski's und einige zeither franzöſiſch Geſinnte gewann[1]), ſodaß es am 17/27. zu einer Doppelwahl kam, und der Primas den Prinzen Conti, der Biſchof von Cujavien den Kurfürſten als König ausrief. Flemming beſchwor im Namen Auguſt's II. die Pacta conventa und dieſer ſelbſt rückte mit 8000 Sachſen über Breslau nach Tarnowitz an die polniſche Grenze. Hier empfing ihn der Woiwode von Volhynien, Jablonowski, mit mehr als 1000 Polen, denen ihr neuer König mit einer Kleidung entgegentrat, deren Werth man auf eine Million ſchätzte. Am 2/12. Sept. zog er mit großer Pracht in Krakau ein, wo er am 5/15. durch den Biſchof von Cujavien gekrönt ward. Das Schloß wollte Graf Wielopolski anfangs nicht übergeben, that es aber, nachdem Auguſt ſeiner Gemahlin ein Armband mit Brillanten und ihm eine goldene Doſe mit 2000 Ducaten geſchickt hatte. Die Wächter der Reichskleinodien lieferten zwar die Schlüſſel nicht aus, aber zwei darunter ließen die Wand einſchlagen,

---

[1]) Es hatte erſt für Jakob Sobieski 150,000 Thaler beſtimmt, wendete ſie aber, als deſſen Sache hoffnungslos wurde, dem Kurfürſten zu.

[2]) † als Cardinal und Erzbiſchof von Gran 1725. Sein Neffe

Moritz Adolph wurde auch durch ihn katholiſch und Biſchof von Leitmeritz.

[1]) Die Anhänger Jakob Sobieski's ſollen von ihm die Beſchaffung von 300,000 Thalern verlangt haben, welcher Federung er zu genügen außer Stande war. Dann bot ſie ihr Führer Potocki dem franzöſiſchen Geſandten, Abbé Polignac, für 60,000 Thaler an. Da dieſer nicht ſoviel anwenden wollte oder konnte, verkaufte er ſie an Flemming und dem Beiſpiele folgten dann Andere.

worauf man das Nöthige auch ohne Schlüſſel herausholen konnte. Zwar war Prinz Conti[1]) endlich (Sept.) von Paris abgereiſt und hatte ſich (7.) in Dünkirchen eingeſchifft, war auf der Rhede von Danzig angelangt und bei Oliva vor Anker gegangen. Der Adel der umliegenden Bezirke fand ſich zahlreich im Kloſter Oliva ein und unterhandelte, die mächtigen Sapiehas an der Spitze, über die entſcheidende Frage der Subſidien. Die Städte aber erklärten ſich, unter Danzigs Vortritt, für Auguſt. Dieſer ſchickte ein combinirtes ſächſiſches Corps unter dem Caſtellan von Poſen, Gelecki, und den Generalen von Brandt und Graf Flemming von Krakau ab, und dieſes Corps fand um ſo weniger Widerſtand, als die franzöſiſche Partei immer mehr zerfiel, da die Franzoſen nur Verſprechungen gemacht, Auguſt aber baar und reell bezahlt hatte. Als Auguſt der Gemahlin eines der eifrigſten Anhänger Conti's, des Krongroßſchatzmeiſters Lubomirski[2]), eine Toilette mit 20,000 Ducaten geſchickt hatte, trat auch Lubomirski zu ihm über. Ein Beiſpiel zog das andere nach ſich und bald riethen die letzten Anhänger des Prinzen ihm nur, ſich nach Stettin zu begeben. Denn auch ſie wollten ihren Theil an der Beute, die bei jedem Regierungswechſel zu machen war. Als am 8. Nov. die ſächſiſchen Reiter vor Oliva erſchienen, fanden ſie nichts zu thun, als ſeine Wagen und die Habſeligkeiten eines Theils ſeiner Anhänger und Begleiter zu plündern.

---

[1]) Franz Louis de Bourbon, Prinz de la Roche ſur Yon und de Conti, zweiter Sohn des Prinzen Armand, geb. 1664, † 1709.

[2]) Hieronymus, ſeit 1692 Krongroßſchatzmeiſter, 1702 Kronfeldherr, † 20. April 1706. Er war mit Anna Victoria von Bonkem, der ältern Schweſter der Frau ſeines Bruders, der nachherigen Fürſtin von Teſchen, vermählt, welche 22. Dec. 1707 †. Zwei Söhne von ihm und ein Enkel wurden ſpäter ſächſiſche Generale.

Auch der Cardinal-Primas (Michael Radziejowski) wurde (wenigſtens für jetzt) gewonnen, nachdem man ſeiner Freundin, der Caſtellanin von Lenczicz, zwei ſchöne Garnituren von Diamanten und Saphiren geſchickt und ihm ſelbſt 100,000 Thaler geſpendet hatte. Der König ließ die ſächſiſchen Regimenter, welche, 10,000 Mann ſtark, ſoeben (1. Sept.) an dem großen Türkenſiege Eugen's bei Zentha ruhmvollen Antheil genommen, mit Zuſtimmung des Kaiſers nach Polen kommen und zog nun im Triumph, durch Hunderte von Ehrenpforten, von Krakau nach Warſchau, wo er aufs feierlichſte empfangen ward. Hier fanden ſich auch die Sapiehas ein (9. Jan.), zuletzt noch durch ruſſiſche Drohungen entſchieden, und bald waren ſie ganz auf Auguſt's Seite, während der niedere litthauiſche Adel, durch ihr Verfahren verletzt, ſich unter die Oppoſitionsfahne Oginski's ſchaarte. Auch in Marienburg, Danzig und Elbing hielt Auguſt II. pomphafte Einzüge.

Nach ſolchen Erfolgen, welche freilich ſehr viel gekoſtet hatten, wurde auch der gewandte Unterhändler belohnt. Er war Generalmajor und Geheimer Kriegsrath geworden und hatte das Generalpoſtmeiſteramt in Kurſachſen als erbliches Lehen erhalten. (Dieſes verkaufte er ſchon 1700 wieder an den König für 150,000 Thaler und eine Penſion von 1000 Thalern, nur den Titel Erbpoſtmeiſter vorbehaltend, den er ſeinem Bruder abtrat.) Schon 1699 rückte er weiter zum wirklichen Geheimen Rath und Generallieutenant auf. Zu Ende dieſes Jahres führte er ein Heer zunächſt nach Lithauen, wo die Sapiehas und Oginskis in offener Fehde ſtanden, welche erſt die perſönliche Gegenwart des Königs beſchwichtigte. Auf dieſem Zuge hatte der junge Potocki den Przebendowski gröblich beleidigt und ward von Flemming zum Tode verurtheilt. Da aber Jablonowski ſich ſeiner annahm und man Bedenken trug, ſich dieſen zum Feinde zu machen, ſo that Przebendowski großmüthig einen Fußfall bei Auguſt und erbat das Leben ſeines Feindes.

Während Flemming in Lithauen war, verliebte er ſich in die Reize oder ſonſtigen Vorzüge einer Sapieha und verlobte ſich mit ihr, unter der Bedingung, ſich Amt und Beſitzthum in Lithauen zu verſchaffen. Die Erfüllung dieſer Bedingung war, der Indigenatsverhältniſſe halber, nicht ſo leicht. Doch bezeugte das Burggericht zu Glochow, daß einmal ein Flemming über Güter in dieſem Gerichtsbezirke zu verfügen gehabt habe. Unterdeſſen waren die Pläne gegen Liefland dahin gereift, daß man ernſtlich einen Schlag gegen dieſes ins Auge faßte. Flemming, der den Bund mit Dänemark unterhandelt hatte, und Patkul theilten dem Cardinal-Primas den Plan und die Bedingungen mit, unter denen Liefland an Polen kommen ſollte, und er billigte alles, nahm auch eine Schuldverſchreibung von 100,000 Thalern an, freilich nur, wie er ſpäter ſagte, damit ſie ihm künftig als Beweismittel gegen den König dienen könne. Der erſte Anſchlag gegen Riga, nach der Weiſe politiſcher und militairiſcher Abenteurer und Naturaliſten auf eine Ueberrumpelung abgeſehen, war von Patkul gemacht, der aber nicht befehlen konnte, und nur dem wirklichen Befehlshaber Flemming bekannt, der noch nicht beim Heere war, weil er ſich eben, nach Erlangung der Würde als Großſtallmeiſter von Lithauen, mit der Gräfin Sapieha vermählt hatte (Decbr. 1699). Man ſtand nur zwölf Meilen von Riga, ohne zu wiſſen, was man thun ſollte, ließ den bis dahin in Sicherheit gewiegten Schweden Zeit, achtſam zu werden und ſich zur Gegenwehr zu rüſten, faßte dann einen zweiten, noch abenteuerlicher angelegten Plan, welcher fehlſchlug, und verſäumte endlich den rechten Zeitpunkt zum offenen Angriff auf Riga. Auch ein Streifzug, den Flemming mit dem Obriſten Milkau[1]) ins Wendenſche unternahm, hatte keinen ſonderlichen Erfolg. Dafür griff Carlowitz[2]) Dünamünde an, Flemming ruckte nach, und die Feſtung mußte, nach tapferſter Gegenwehr und erkauft durch den Tod des tapfern Carlowitz, fallen (26. März 1700). Flemming taufte ſie in Auguſtenburg um, und ſandte ſeinen Bruder mit der Nachricht von dem Siege nach Warſchau, wohin er ſelbſt ſich im April zu dem Könige begab.

Dann aber kamen die Schweden und mit den Siegen war es vorbei. Polen und Lithauer, letztere ohnedies über das Eindringen Flemming's misvergnügt, thaten ſo wenig, wie die Liefländer, und von den ſächſiſchen Befehlshabern gab Einer dem Andern die Schuld der Unfälle. Die Freundſchaft Flemming's und Patkul's löſte ſich in jener Zeit auf und verwandelte ſich in ihr Gegentheil. Am 23. März 1701 ging Flemming nach Berlin, um, wo möglich, den preußiſchen Hof zur Mitwirkung zu beſtimmen. Hier blieb er bis zum Juli. Den Oberbefehl der Sachſen führte erſt der Prinz Ferdinand von Kurland, unter welchem Flemming nicht dienen wollte, dann der Feldmarſchall Steinau.[1] Die Geſchäfte gingen bekanntlich ſchlecht, da die Ruſſen, auf die doch gerechnet war, damals ihre Kriegsſchule erſt anfingen. Sie wie die Sachſen wurden aus Liefland vertrieben; der Cardinal-Primas und die Sapiehas waren die erſten, die von Auguſt abfielen; die Schweden rückten ſchon im Mai 1702 in Warſchau ein und Karl XII. erklärte offen ſeine Abſicht, Auguſt zu entthronen. Er ſiegte (9/19. Juli 1702) in der Schlacht bei Cliſſow, weil die Polen nach dem erſten Angriffe flohen. Schulenburg's Geſchicklichkeit ſicherte den tapfer kämpfenden Sachſen einen leidlichen Rückzug. In dieſer Schlacht begegnen wir auch Flemming wieder, der darin gefährlich verwundet ward. Mit Schulenburg vertrug er ſich übrigens ſchlecht und hatte ein gefährliches Duell mit ihm zu beſtehen. Dann ging er (1703) als Geſandter nach Kopenhagen. 1705 wurde er General und Cabinetsminiſter und erhielt den Oberbefehl über die Cavalerie, während Schulenburg die Infanterie befehligte. 1706 wurde er wirklicher Geheimrath und Chef der Garde. Das Königreich, das er ſeinem Gebieter verſchafft hatte, ging inzwiſchen — für einige Jahre — verloren, aber ſeine Gunſt hielt aus. Er wurde 1708 Gouverneur von Dresden. Als er 1710 zum Geheimen

---

[1]) Moritz Friedrich von Milkau, geb. 1671, 1704 Generalmajor, 1715 Generallieutenant, 1732 General der Cavalerie, 1736 Chef der Armee, † 5. Aug. 1740.

[2]) Georg Karl von Carlowitz auf Gallſchütz, Sohn Georg Karl's auf Alt-Schönfels und Anna Maria's von Römer, geb. 1652, ſtudirt zu Leipzig, reiſt in den Niederlanden, England und Italien, geht zur kaiſerlichen Armee nach Ungarn, verweilt während der Belagerung von Wien durch die Türken bei ſeinem Bruder Hans Adolf, dem Commandanten von Presburg, kämpft gegen die Türken, 1685—86 in Morea, dann wieder in Ungarn, wird 1689 Generaladjutant des Kurprinzen von Sachſen, nachherigen Kurfürſten Johann Georg IV., wohnt 1694—98 den Feldzügen am Rhein und in Ungarn bei. Er war mit Dorothea Eliſabeth Theß von Erlebach vermählt, mit der er Hans Karl auf Schwarzbach erzeugte.

---

[1] Adam Heinrich von Steinau, aus dem Hennebergiſchen, erſt in hannoveriſchen, ſeit 1693 in venetianiſchen Dienſten, erobert 1694 Scio, 1696 ſiegreich in Morea, baut die Feſtungswerke am Iſthmus von Korinth, tritt nach Schöning's Tode in ſächſiſche Dienſte, 1706 wieder in venetianiſche, zieht ſich aber bald auf ſeine Güter bei Pilſen zurück, wo er 1712 †.

Kriegsraths-Präſidenten ernannt wurde und, nach dem Tode des Feldmarſchalls Ogilvy[1], den Oberbefehl über die Armee erhielt, nahm Schulenburg ſeinen Abſchied und trat in die Dienſte Venedigs, wo er ſeine ſchönſten Lorbeeren erringen ſollte. Die polniſche Krone ward, unter Auguſt's perſönlichem Befehl, zurückerobert. 1711 rückte er mit 20,000 Sachſen, Ruſſen und Polen nach Pommern, brachte auch 1712, wo er Feldmarſchall wurde, den ſchwediſchen Feldmarſchall Steenbock in ſo gefährliche Lage, daß derſelbe einen Waffenſtillſtand einging. Die inzwiſchen verabredeten Friedenspunkte genehmigte Karl XII. nicht und Steenbock hatte inzwiſchen Zeit gewonnen, die Dänen bei Gadebuſch zu überfallen und gänzlich zu ſchlagen. Flemming eilte zur Hilfe herbei, kam aber zu ſpät, und nur mit 3000 Reitern, da die erwarteten 15 Bataillone Ruſſen ausblieben. Die Schlacht hatte ſchon begonnen, als er anlangte, und die Poſitionen waren zu ungünſtig. Flemming befehligte auf dem linken Flügel, wich aber bald dem überlegenen Andrange der Schweden. Als aber Steenbock, verleitet, wie es ſcheint, durch den ſchwediſchen Geſandten Grafen Moritz von Vellingk[2], als Repreſſalie für die Einäſcherung Stades durch die Ruſſen, Altona niedergebrannt hatte

---

[1] Georg Benedict Freiherr von Ogilvy, ein Schotte, jedoch in Böhmen geboren, Sohn Georg Jakob's, geb. 1648 oder 1651, erſt in öſterreichiſchen, dann 1693 in ruſſiſchen, dann in kurſächſiſchen Dienſten, 1709 Feldmarſchall, † zu Danzig 8. oder 10. Oct. 1710. Er war Reichsgraf geworden, hatte eine böhmiſche Dame geheirathet, Zebrezan bei Prag für 120,000 Fl. gekauft und das böhmiſche Indigenat erhalten. Sein Sohn, Hermann Karl, geboren zu Prag 31. Dec. 1679, ſtieg in öſterreichiſchen Dienſten bis zum Generalfeldmarſchall (1745) auf, war mit einer Gräfin Waltz vermählt, und † im Juni 1751.

[2] Er gab während des Brandes von Altona ein Banket in Hamburg und führte ſeine Gäſte auf die Wälle, um ihnen das Schauſpiel zu zeigen.

(9. Jan. 1713), da verwandelte ſich der Segen, den der vergebens fußfällig um Erbarmen flehende Probſt Saß noch über den unerbittlichen Feind geſprochen hatte, für ihn in Fluch[1]), und bald ſah er ſich in Tönningen eingeſchloſſen und mußte ſich (16. Mai) mit ſeinem ganzen Corps ergeben. Bei den mancherlei Unterhandlungen, die während dieſer Zeit gepflogen wurden, hatte ſich übrigens Flemming wiederholt geneigt gezeigt, die Partei zu wechſeln, und mehr die Umſtände, als der Wille, hielten die vielköpfige Allianz zuſammen. Er ließ ſich auch, wie Mentſchikoff, beſtimmen, gegen Erſtattung von 400,000 Thalern Belagerungskoſten, Preußen im Vertrage von Schwedt (6. Oct. 1713) die alleinige Sequeſtration Stettins zu überlaſſen. Die Belagerung von Stralſund leitete Wackerbarth[2]), und Flemming ward 1715 in Polen verwendet, wo man fortwährend mit meuteriſchen Conföderationen zu kämpfen hatte. Dieſe brachten ihn einſt ſo ins Gedränge, daß er nur als Kapuziner verkleidet zu dem König nach Warſchau gelangen konnte, den er dann nach Danzig zu einer Zuſammenkunft mit dem Zaren begleitete (1716). 1717 beſchuldigte ihn König Stanislaus, daß er den Plan gemacht habe, ihn durch ſächſiſche Offiziere aus Zweibrücken entführen zu laſſen, welcher Anſchuldigung König Auguſt in einer öffentlichen Schrift mit der Bemerkung widerſprach, wenn er zu ſolchen Mitteln hätte greifen wollen, ſo würde er leicht ſchwediſche Offiziere gefunden haben, die ſich ihm mehrmals dazu angeboten hätten. Der Tod Karl's XII. machte dieſen Wirren ein Ende, und das fernere Leben Flem-

---

[1]) Das ſagte Steenbock ſpäter ſelbſt, und daß er ſeit der Einäſcherung Altonas keine frohe Stunde mehr genoſſen.

[2]) Th. III., S. 316 f.

ming's verfloß ruhiger. Er ſtarb, im Genuß ſeiner Gunſt und ſeines Glücks, am 30. April 1728 auf einer Reiſe in Wien. Er war zwei Mal vermählt, 1) mit der Gräfin Sapicha, 2) mit der Prinzeſſin Thekla von Radzivil. Nur die letztere gebar ihm ſeinen Sohn, der ihm aber auch bald im Tode folgte.

Sein älteſter Bruder, Graf Joachim Friedrich, geb 27. Aug. 1665, ſtudirte in Frankfurt a. d. O., reiſte darauf 1681 durch Holland und die Schweiz nach Turin, wo er 1½ Jahr blieb, und dann noch in andere Theile Italiens. In Venedig traf er den demaligen Kurprinzen Johann Georg von Sachſen, deſſen Vater, Johann Georg III., er ſich bei ſeiner Rückkehr zu Frankfurt a. M. vorſtellte, worauf er Hauptmann bei der Garde wurde. 1692 trat er in gleicher Eigenſchaft in kurbrandenburgiſche Dienſte, wo er zum Obriſtlieutenant aufrückte und die Feldzüge in Ungarn mitmachte. 1698 trat er, als Obriſt und Kammerherr, wieder in ſächſiſche Dienſte, wurde 1699 Generalmajor, 1707 Generallieutenant, 1714 General der Cavalerie und 1724 Gouverneur von Leipzig, wo er am 12. Oct. 1740 ſtarb. Er war (11. Nov. 1696) mit Charlotte Chriſtine von Watzdorff, verwitweten von Vitzthum, vermählt, die er am 26. Jan. 1738 verlor. Sie hatte ihm zwei Töchter geboren: Eva Charlotte Friederike, die den Hofmarſchall Johann Georg von Einſiedel heirathete, und Chriſtine Friederike, die Gemahlin des Grafen Moritz Karl von Lynar. Letztere überlebte der Vater, da ſie ſchon am 24. März 1730 ſtarb. Ein dritter Bruder, Graf Bogislaus Bodo, geb. 24. April 1671, ſtieg gleichfalls in kurſächſiſchen Dienſten zum Generallieutenant der Cavalerie auf, als welcher er am 14. Oct. 1732 ſtarb. Er hatte ſich 11. März 1703 mit Luiſe (geb. 26. Juni 1685,

† 2. Nov. 1720), einer Tochter des preußiſchen Generals der Cavalerie, Joachim Friedrich von Wreech auf Büſſe, vermählt, und von den von dieſer geborenen Töchtern heirathete Dorothea Charlotte Luiſe (geb. 18. Aug. 1706) am 24. Jan. 1724 den Oberamtshauptmann Grafen Friedrich Kaſpar von Gersdorf († 16. Juli 1751), Jakobine Henriette (geb. 21. Jan. 1709) am 25. Mai 1724 den Grafen Georg von Werthern zu Eythra († 15. Dec. 1768) und Agnes Auguſte (geb. 20. Febr. 1716) am 22. Juni 1733 den Grafen Friedrich Ludwig von Wartensleben.

Dieſe erſte gräfliche Linie erloſch alſo im Mannsſtamme ſchon 1777. Die noch blühende ſtammt aus dem Hauſe Iven. Felix Friedrich (geb. 1659), ein Sohn des k. k. Majors Felix Paris, ein Enkel des pommerſchen Geheimen Raths Hans Heinrich von Flemming († 1622), Herr auf Iven, Ribbertow, Zebbin ꝛc., königl. preuß. Geheimrath und Erblandmarſchall in Pommern, wurde 25. Nov. 1712 vom Kaiſer Karl VI. in den Reichsgrafenſtand erhoben und † 20. Aug. 1738. Er war mit Dorothea Sophie (geb. 1675), einer Tochter des Freiherrn Franz Ludwig von Flemming auf Ribbertow, vermählt, welche am 5. Mai 1754 ſtarb. Sein älteſter Sohn, Graf Georg Detlev (geb. 20. März 1699), ſuchte auch, nach dem Vorgange ſeiner Vettern, in Sachſen und Polen ſein Glück, und wurde in kurſächſiſchen Dienſten 1728 Obriſt, 1734 Generalmajor. Nachdem es ihm aber 1738 gelungen war, lithauiſcher Feldzeugmeiſter zu werden, wendete er ſich ganz nach Polen, wo er ſich (13. Febr. 1744) mit Antoinette, einer Tochter des lithauiſchen Großkanzlers, Fürſten Friedrich Michael Czartoryiſky, vermählte und nach deren ſchon am 26. März 1746 erfolgten Tode deren Schweſter Conſtantia heimführte (20. Febr. 1749). Er † im December 1771. Es war ihm die günſtige Beendigung eines ſeit 1726 enſponnenen Proceſſes geglückt (1742), welchen die Flemmings mit den Limburg-Styrums um die niederländiſche Herrſchaft Borkeloo, zwiſchen Münſter und Zütphen, die von Letzteren an Jene verkauft werden war, führten, und er ſoll 10—12 Millionen Fl. hinterlaſſen haben. Damit hat er nicht ſein Geſchlecht, ſondern die Czartoryisky bereichert. Denn er hinterließ eine einzige Tochter aus erſter Ehe, Eva Iſabella (geb. im März 1746), welche er 1761 an den Fürſten Adam Czartoryisky vermählte. Noch jetzt iſt Borkeloo im Beſitze des Hauptes dieſer Familie, des Fürſten Adam, und hat ihm auch durch die Confiscationsmaßregeln nicht entzogen werden können, die ſeine polniſchen Beſitzungen betroffen.

Auch ein zweiter Sohn Felix Friedrich's, Graf Karl Georg Friedrich, wendete ſich nach Sachſen. Geboren am 17. Nov. 1705, trat er in kurſächſiſche Dienſte, wurde ſächſiſcher General der Infanterie und polniſcher Generallieutenart, ſowie Staroſt von Mewe. Er war durch die Brühl'ſche Periode mit ſo unbeflecktem Rufe gegangen, daß ihm Kurfürſt Friedrich Chriſtian, als Geheimen Cabinetsminiſter und wirklichem Geheimen Rathe, 1763 das Departement der auswärtigen Angelegenheiten zutheilte, † aber ſchon am 19. Aug. 1767. Auch er hatte ſich mit einer vornehmen Polin vermählt (23. Sept. 1745), mit Henriette Charlotte (geb. 18. Juli 1720, † 23. Oct. 1782), einer Tochter des Fürſten Jakob Alexander Lubomirski[1]), und der ihm von dieſer geborene Sohn[1]), Johann Heinrich Joſeph Georg (geb. 9. März 1752, † 7. Juni 1810), welcher polniſcher Krongroßſchwertträger geweſen war, dieſe Charge aber 1775 verkauft hatte, iſt der Vater des jetzigen Grafen Karl Ludwig Adam Friedrich (geb. 18. Dec. 1783), welcher bis 1844 königlich preußiſcher Oberpräſident der Regierung zu Erfurt war, die Herrſchaft Croſſen bei Zeitz, Groß-Helmsdorf bei Weißenfels und das Stammgut Iven bei Anclam beſitzt, und aus ſeiner Ehe mit einer Gräfin von Hardenberg drei Söhne und vier Töchter am Leben hat.

---

[1]) Geb. 11. Mai 1695, kurſächſiſcher General der Infanterie und Chef der Leibgrenadiergarde, † zu Dresden 16. Nov. 1772. Er war mit einer Gräfin von Vitzthum, einer Tochter des im Duell gefallenen Grafen Friedrich, vermählt und von ſeinen Töchtern heira-

Ein dritter Sohn Felix Friedrich's, Graf Konrad Maximilian, geb. 12. Dec. 1712, ging in preußiſche Kriegsdienſte, war Obriſtlieutenant des Treßkow'ſchen Infanterieregimentes, quittirte aber 1760, wo er ſich, wie oben erwähnt worden, mit einer Tochter des letzten Grafen aus der Linie Haino Heinrichs vermählte. Noch gehörte dem Hauſe Iven der Graf Ernſt Bogislav an, welcher gleichfalls anfangs in ſächſiſchen Dienſten war, dann aber in preußiſche Dienſte trat und ein aus den bei Pirna gefangenen Sachſen errichtetes Regiment erhielt, das ihm hoffentlich davongelaufen ſein wird. Ueber den Grafen Flemming, welcher preußiſcher Geſandter in Rio de Janeiro geweſen und 1827 geſtorben iſt, haben wir zur Zeit nichts Näheres ermitteln können.

---

thete Friederike Conſtanze erſt den franzöſiſchen Diplomaten Grafen des Alleurs, dann einen de la Bourdonnaye, Henriette Charlotte unſern Grafen Flemming und Luiſe Amalie den ſächſiſchen Feldmarſchal Grafen Rutowski.

[1]) Von ſeinen Töchtern ward Charlotte Henriette an den Grafen Karl Ludwig zu Stolberg-Stolberg, Luiſe aber an Johann Nepomuck von Przebendowski auf Kolibki vermählt, ſodaß alſo die alten Beziehungen der Flemmings zu dieſem polniſchen Hauſe erneuert wurden.

XV. Suſanne Henriette d'Elbeuf.

Das Haus Lothringen-Elbeuf mit ſeinen beiden Abſenkern, dem ältern und jüngern Zweige der Grafen von Harcourt, ſtammte von René, dem ſiebenten Sohne Claude's (geb. 20. Oct. 1496, † 12. April 1550), der das von König Franz I. zur herzoglichen Würde und zur Pairie erhobene Haus Lothringen-Guiſe gegründet hatte. Nachdem das Haus der Guiſe in ſeinem letzten männlichen Sproſſen Franz Joſeph, dem ſiebenten Duc de Guiſe, 1675 und am 3. März 1688 auch in der weiblichen Deſcendenz mit deſſen unvermählt gebliebener Großtante Marie, Mademoiſelle de Guiſe genannt und Erbin ihres Großneffen, ausgegangen war, floß das Blut Claude's, des erſten Guiſe, noch gegen 140 Jahre lang in den Nachkommen jenes ſiebenten Sohns, des Marquis von Elbeuf, fort. René, geb. zu Joinville 14. Aug. 1536, half 1552 Metz gegen die Spanier und Deutſchen vertheidigen, geleitete 1561 ſeine Nichte Maria Stuart [1]) heim nach Schottland und ſtarb, erſt 30 Jahre alt, im J. 1566. Aus ſeiner Ehe mit

---

[1]) Tochter der älteſten ſeiner vier Schweſtern, Marie (geb. 22. Nov. 1515), welche 9. Mai 1538 zu Paris mit Jakob V. Stuart von Schottland vermählt wurde.

Louiſe de Rieur, welche ihm die nachmals verkaufte Baronie Arcenis als Heirathsgut zubrachte, hatte er eine Tochter und einen Sohn.

Letzterer, Karl I. (geb. 18. Oct. 1556), Marquis und ſeit 1581 Herzog von Elbeuf, Graf von Harcourt, Vicomte von Lillebonne, Brionne und la Carnaille, Baron von Arcenis, begleitete 1573 den Herzog von Anjou nach Polen und 1581 deſſen Bruder, den Herzog von Alençon, auf dem gleich abenteuerlichen Feldzuge in die Niederlande, und ſah zur Belohnung ſeiner Dienſte ſein Marquiſat zum Herzogthum und ſich zum erblichen Pair erhoben. Demungeachtet traf auch ihn die königliche Ungnade, wie ſeine guiſeſchen Vettern, Heinrich le balafré und deſſen Bruder, den Cardinal Ludwig, die Häupter der Ligue, welche 1688 zu Blois ermordet wurden. Zur gleichen Zeit wurde Karl I. verhaftet und, auch nach Heinrich's III. Ermordung, bis 1591 gefangen gehalten. Seine Ausſöhnung mit Heinrich IV. erfolgte 1594, worauf er das Gouvernement über Bourbonnais erhielt und 4. Auguſt 1605 zu Moulins mit Tode abging. Vermählt war er mit Margarethe Chabot, Gräfin von Charny und Buzençois († 87 Jahre alt, 9. Sept. 1652). Der ältere ſeiner Söhne, Karl II., wegen Theilnahme an Gaſton's von Orleans Complot im März 1631 des Hochverraths ſchuldig erklärt, flüchtete in die Niederlande und erlangte erſt 1643 durch die Königin Witwe ſeine Begnadigung und die Erlaubniß zur Rückkehr. Während der Unruhen der Fronde ſtand er auf Seiten des Parlaments und ſtarb, 61 Jahre alt, zu Paris 5. Nov. 1657. Seine Gemahlin Katharine Henriette, legitimirte Tochter Heinrich's IV. und der Gabriele d'Eſtrées und 20. Juni 1663 geſtorben, gebar ihm vier Söhne und zwei Töchter.

Der älteſte der Söhne, Karl III.[1]) (geb. 1620, † 4. Mai 1692), unbedeutend und unberühmt geblieben, war dreimal verehelicht. Zuerſt 1648 mit Anna Eliſabeth, Gräfin von Lannoy († 1654), welche ihm zwei Kinder gebar: Anna Eliſabeth (geb. 1649, † 5. Aug. 1714), vermählt mit dem Prinzen Heinrich von Vaudemont, und Karl von Lothringen, Malteſerritter (geb. 1650, † 1690). In zweiter Ehe (1656) mit Eliſabeth de la Tour, Tochter des Herzogs Friedrich Moritz von Bouillon (ſie ſtarb 1680), wurde Karl III. Vater von ſechs Kindern. Von dieſen ſtarb der älteſte Sohn in früher Kindheit; ein zweiter, Ludwig, wurde Abt in Orcamp; zwei Töchter nahmen den Schleier. Heinrich, nun der älteſte aus zweiter Ehe und der „Prince d'Elbeuf“ genannt (geb. 7. Aug. 1661) war ſeines Großoheims Turenne erklärter Liebling und bald auch ſelbſt ein Kriegsheld, indem er an allen Feldzügen und Waffenthaten unter Ludwig XIV. glorreichen Antheil nahm. Er ſtarb im Alter von 87 Jahren am 17. Mai 1748, und da alle ſeine Kinder vor ihm verſtorben waren, ſo fiel das Herzogthum Elbeuf ſammt Dependenzen an ſeinen überlebenden, nicht weniger merkwürdigen oder noch merkwürdigern Bruder Emanuel Moritz (geb. 30. Dec. 1677). Dieſer, in ſeinen frühern Jahren Geiſtlicher und unter dem Namen des „Abbé de Lorraine“ bekannt, vertauſchte gleich ſeinem Vorbilde, dem Prinzen Eugen, das geiſtliche Gewand mit dem Kriegsmantel, mußte ſich aber ebenfalls, wie jener, abgewieſen ſehen, als er am Verſailler Hofe ein Regiment begehrte. Hierüber erbittert, verließ er Frankreich, unter dem Vorwande eines Beſuchs bei ſeiner oben genannten Schweſter, der Prinzeſſin von Vaudemont, die ſich in Italien aufhielt, und ging in Begleitung eines Gefährten nach Wien, wo er mit offenen Armen aufgenommen und bald unter dem Namen „der Prinz Emanuel" allgemein bekannt wurde. Unter Eugen nahm er Antheil an dem ruhmvollen Feldzuge von 1706 und wurde Inhaber eines kaiſerlichen Küraſſierregiments, während man ihn daheim in Frankreich als Ueberläufer ächtete und das Todesurtheil gegen ihn ausſprach. Schon 1708 jedoch trat er in die Kriegsdienſte der Krone Neapel über, wurde zum Generalmajor und Granden von Spanien ernannt, nahm auch ſeinen dauernden Aufenthalt in Neapel und vermählte ſich mit der einzigen Tochter des Duca di Saſſa, Maria Thereſia Stramboni, die er 1745 verlor. In der Nähe ſeiner ſelbſterbauten Villa bei Portici und bei Gelegenheit einer auf ſein Geheiß im Jahr 1711 veranſtalteten Brunnengrabung war es, wo die Auffindung der im Dresdener Antikenſaal befindlichen drei weiblichen bekleideten Statuen auf die erſten Spuren des verſchütteten Herculanums leitete. Der Tod ſeines Bruders Heinrich nöthigte ihn jedoch 1748, nach Frankreich zurückzukehren, wo vermöge einer Clauſel des Raſtadter Friedens das Strafurtheil wider ihn annullirt worden war, und die Erbſchaft zu übernehmen. Er ſtarb zu Paris am 17. Juli 1763, 86 Jahre alt und kinderlos; denn auch aus ſeiner zweiten Ehe mit Innocentia Katharina Renata le Rougé, Witwe des Marquis von Bellièvre, hatte er keine Erben. Die Güter des Hauſes gingen an den noch übrigen Zweig über, welchen Karl's I. jüngerer Sohn, der berühmte Heinrich von Harcourt 1), gepflanzt

---

[1]) S. über ihn das Weſtfäl. Autographen-Album unter Nr. 356.

---

1) Geb. 7. März 1601, geſt. 25. Juli 1666 und „la perle des Cadets" genannt. Er begann ſeine kriegeriſche Laufbahn in der

hatte. Der Letzte dieſes Hauſes und zugleich der Letzte aller Guiſen war Karl Eugen, gemeiniglich der Prinz von Lambesc genannt (geb. 25. Sept. 1751), der alle Würden ſeines Hauſes, die duché-pairie von Elbeuf, die Fürſtenthümer Lambesc, Pons und Vaudemont, die Grafſchaften Armagnac, Brionne, Marſan u. ſ. w. in ſeiner Perſon vereinigte, während der Revolution emigrirte und ſich in Wien anſiedelte, wo er ſich 1816 verheirathete und am 21. Nov. 1825 ohne Nachkommen ſtarb.

Wir wenden uns nach obigem Ueberblick über die letzten Sproſſen dieſes Hauſes zu Karl III. zurück, um auch von deſſen dritter Ehe, die zu gegenwärtiger Aufgabe in weit näherer Beziehung ſteht, das Erfoderliche zu bemerken. Eingegangen wurde dieſe Ehe im Jahre 1684 mit Franziska von Montault, Tochter und Erbin des Herzogs Philipp von Navailles, die ihren Gatten um 25 Jahre überlebte und 11. Juni 1717 mit Tode abging. In den gleichzeitigen Briefen der Frau von Maintenon, ſowie den damit übereinſtimmenden Memoiren Saint-Simon's wird dieſe Frau als ein unwiſſendes, ehrſüchtiges und äußerſt leidenſchaftliches Weib geſchildert. Die Maintenon zumal weiß viel von ihrem ungeſtümen und auffahrenden Weſen zu erzählen. Spricht ſie, heißt es u. a., vom lieben Gott, ſo geſchieht dies in demſelben Tone, womit ſie ihre Lakaien auszankt. Auf dem Krankenlager iſt ſie noch ebenſo heftig, als wenn ſie in voller Geſundheit ſteht. Frau von Maintenon will ſie ſtets in einer Art von Agonie angetroffen

---

Schlacht am weißen Berg (8. Nov. 1620), zeichnete ſich nachmals durch Waffenthaten zu Waſſer und Land, in Italien, Spanien, Amerika, den Niederlanden aus, und war einer der Hauptgegner der Fronde.

haben und wundert ſich, daß ſie noch immer lebt. Auch von ihrer Unwiſſenheit werden ergötzliche Züge mitgetheilt. Sie vergleicht ſich z. B. einmal mit dem Leidensträger Hiob, und als ihr Beichtvater ſie auf den großen Unterſchied zwiſchen ihr und Hiob aufmerkſam macht, dieweil ſie den Troſt habe, eine Chriſtin zu ſein, erwidert ſie mit ihrem gewöhnlichen barſchen Tone: „Aber was Teufel hat der gute Hiob nicht die letzte Oelung empfangen! Ich finde das ſehr übel.“

Von einer ſolchen Mutter nun wurden dem Herzog Karl III. zwei Töchter geboren. Die jüngere, Luiſe Anna Radegundis, geb. 10. Juli 1689, ſtarb 1762 als Aebtiſſin. Die ältere, mit welcher wir es von jetzt an ausſchließlich zu thun haben, hieß Suſanne Henriette und war am 1. Febr. 1686 geboren. Von ihr berichtet Herr von Stramberg in Erſch' und Gruber's Encyklopädie (ſ. u. „Elbeuf“ S. 119) Folgendes: „Sie wurde zu Mailand 8. Nov. 1701 mit Karl IV., letztem Herzog von Mantua, vermählt, ſcheint aber des Glücks wenig in dieſer Ehe gefunden zu haben; denn noch bei des Herzogs Lebzeiten begab ſie ſich nach Lothringen in ein Kloſter. Witwe am 5. Juli 1708 geworden, ſtarb ſie zu Paris am 16. Dec. 1710.“ Dieſe etwas dürftige, theilweiſe auch nicht ganz richtige Angabe erhält aus franzöſiſchen Quellen [1]), denen wir folgen, nachſtehende weitere Ausführung.

An den Hof Ludwig's XIV. drängte ſich eine Menge kleiner Prinzen, beſonders italieniſcher, die um ſeine Protection und, wenn ſie ledigen Standes waren, noch um etwas Anderes warben. So hochmüthig waren nun zwar ihre Wünſche nicht, daß ſie ſich bis zur königlichen Familie ſelbſt verſtiegen; aber in der nächſten Nähe von Ludwig's Thron gab es eine Mittelſchicht zwiſchen den Prinzeſſinnen von königlichem Geblüt und dem hohen franzöſiſchen Adel, wohin ſich ihre verlangenden Augen richteten; manchmal ſenkten ſie ſich wol auch bis zu dieſem herab. Dergleichen Eheſtandscandidaten nun wandten ſich mit der Bitte an den König, für ſie zu wählen, und ſetzten ihren Stolz darein, von ihm perſönlich empfohlen zu werden. Mit ſolchem Anliegen fand ſich am Verſailler Hofe auch ein Gonzaga ein, der Herzog Karl von Mantua. Dieſem ſchlug der König eine Witwe von hoher Geburt vor, die Herzogin von Lesdiguières, Tochter des Marſchalls von Duras. Dieſe aber lehnte den Antrag ab: denn der Herr Herzog ſtand in ſchlechtem Rufe. Ohne ſchon alt zu ſein, war er durch Ausſchweifungen frühzeitig welk geworden; von dem Ertrag der Auflagen, womit er ſein kleines Land belaſtete, unterhielt er ein ſultaniſches Serail. Seine erſte Frau war auf ſehr verdächtige Art geſtorben, und die noch am ſchonendſten vom Herzog redeten, verſicherten, ſie ſei aus Gram geſtorben.

---

[1]) Außer den bereits genannten Denkwürdigkeiten des Herzogs von St. Simon und den Briefen der Maintenon beſonders die Mittheilungen des am 29. Sept. 1851 verſtorbenen Akademikers Alexis de St.-Prieſt in der Revue d. d. M. vom 1. März 1851.

Der Korb, den Frau von Lesdiguières austheilte, kam den Lothringern ſehr erwünſcht, und ſie beſchloſſen ſich dieſe „folie", wie ſie es nannten, zu Nutze zu machen. Eine der Prinzeſſinnen des Hauſes Guiſe, die Herzogin Franciska von Elbeuf, geborne von Navailles, hatte eine heirathbare Tochter, Suſanne Henriette. Die junge Suſanne war ihrer Mutter ganz unähnlich. Ihr Charakter war ſanft und, nach ihrem Bildniß zu urtheilen, ihr Aeußeres verführeriſch. Es war eine jener ſchwermüthigen und rührenden Schönheiten, wie ſie, ſagt man, im 17. Jahrhundert zu den Seltenheiten gehörten. Ihre Mutter, alle ihre Verwandten trugen ihr den Gonzaga an. Dies war ſo viel als ein Machtgebot. Suſanne ſchauderte. Vor ihre Seele trat der ſchreckliche Ruf des Mantuaners; auch ſie machte einen Verſuch, abzulehnen. Aber das ganze Haus Lothringen drang mit Ungeſtüm in ſie und beſiegte ihren Widerſtand. Suſanne unterwarf ſich. Ihre einzige Hoffnung war noch auf den König geſtellt. Ludwig war dieſer Ehe entgegen geweſen, wahrſcheinlich weil er um Suſannens Widerwillen wußte. Obſchon ihn Alter und Devotion unempfindlicher gemacht hatten, hörte er doch noch immer gern betrübte Schönen an, die ihm ihr Leid klagten. Allein die Oppoſition des Königs wurde durch die Intriguen und Gegenvorſtellungen der Lothringer bald gehoben. Um nun die Heirath zu beſchleunigen, war ihnen jedes Mittel recht. Die Zeit drängte, und noch mehr die Gefahr, ihren Plan ſcheitern zu ſehen. Andere Liebſchaften hatten dem Herzog ſeine ſchöne Verlobte aus dem Gedächtniß gebracht. Leichtſinnig, unbeſtändig, ſeines Wortes uneingedenk, hatte er Paris verlaſſen, ohne daran zu denken, daß er in etlichen Tagen heirathen ſollte. Fräulein von Elbeuf glaubte ſich erlöſt; aber, aller Scham zum Trotze, mußte ſie ſich von Mutter und Tante dem Flüchtlinge auf der Straße nach Italien von Poſt zu Poſt nachſchleppen laſſen. Endlich wird er in Nevers eingeholt und dort in einem Hotel getroffen. Man erinnert ihn an ſein Verſprechen; er weiß anfangs nicht, was man von ihm will, und widerſpricht; aber allmälig kommt ihm Beſinnung und Gedächtniß wieder, und nun folgt eine Scene, welche St. Simon ſo beſchreibt: „Sobald man dem Herzog das Wort abgenommen hatte, laſſen die Herzogin und ihre Schweſter, Frau von Pompadour, den Kaplan des Herzogs heraufkommen, und dieſer ſegnet ihn ohne Weiteres ein. Alles, was im Zimmer iſt, muß nun hinaus, um die Neuvermählten für ſich zu laſſen, mochte er dawider ſagen und ſich ſperren, wie er wollte. Frau von Pompadour blieb an der Thür ſtehen und horchte, vernahm aber nichts als eine ſehr züchtige und verlegne Unterhaltung, ohne daß ſich die Vermählten einander näherten. Sie blieb einige Zeit ſo ſtehen, aber da ſie ſich überzeugte, es werde nichts Anderes erfolgen, und jedenfalls könne man dieſes tête-à-tête nach Belieben auslegen, gab ſie zuletzt den Rufen des Herzogs, die ſich von Zeit zu Zeit vernehmen ließen, Gehör, rief ihre Schweſter herzu und Beide traten wieder ins Gemach."

Die Folgen einer ſolchen Ehe ließen ſich leicht vorausſehen, und die unglückliche Suſanne hatte ſie nur zu wohl geahnt. Ihre Lage wurde bald unerträglich. Erbittert über die Gewalt, die man ihm angethan hatte, hielt ſich der Elende an Diejenige, welche das ſchuldloſe Opfer derſelben geworden war. Er behandelte ſie aufs ſchmählichſte, gefiel ſich, ſie zur Zeugin ſeiner zügelloſen Liederlichkeit zu machen, ſie unwürdigen Buhlerinnen zu opfern, und umſtellte ſie mit Spionen und Verleumdern. Ihr Ruf und ihr Leben war bedroht. In ſteter Gefahr, für ihre übrigen Tage irgendwo eingeſperrt zu werden oder dieſe von Verbrecherhand abgekürzt zu ſehen, ſuchte die Geängſtigte die Wachſamkeit ihrer Feinde zu täuſchen. Da ſie weiter keinen Rettungsweg ſah, als das Erbarmen des Königs, ſo ſchrieb ſie insgeheim an Frau von Maintenon, erinnerte ſie an die Liebe, die dieſe ihr von Kindheit an bewieſen, und beſchwor ſie bei dem Angedenken an jene Zeiten, ihr zur Flucht, zur Rettung von Schande und Tod behilflich zu ſein. „Ich bin", ſchrieb ſie, „das Opfer des Gehorſams gegen die Meinigen. Betrübt iſt meine Lage, und kühn mein Vorhaben. Dennoch hoffe ich, daß die Vorſehung, die mich meinem Widerwillen und meinen Ahnungen entgegen ſo weit gebracht hat, mir zu meiner Befreiung hilfreiche Hand leiſten wird. Man wird mich, hoffe ich, beklagen und nicht verdammen." Schließlich bittet ſie um ſtrengſte Verſchwiegenheit, ſelbſt vor ihrer Mutter.

Es gelang der Unglücklichen wirklich, die Wachſamkeit ihrer Beaufſichtiger zu hintergehen. Sie entkam und flüchtete in ein lothringiſches Kloſter, nach Pont-à-Mouſſon, wo ſie jedoch nicht lange blieb. Ihr Bruſtleiden, das der Gram genährt und verſchlimmert hatte, nöthigte Suſannen, einen andern Zufluchtsort zu ſuchen. Sie fand Aufnahme im Schloſſe zu Vincennes. Sie hier eine Milchcur gebrauchen und die Landluft genießen zu laſſen, diente als Vorwand der Aufnahme. Alſo in einer Atmoſpäre, wo die Cabale zu Hauſe war, worin St.-Simon, der Berichterſtatter aller dieſer Vorgänge, beinahe ſelbſt erſtickte, ſollte die Leidende die Luft der Felder, den Schatten der Wälder, den Duft der Blumen, den Frieden, die Ruhe, das fröhliche Licht des Tages, die Stille des Abends, in ſolcher Behauſung ſollte ſie genießen, was ein wundes Herz zu beſchwichtigen, eine entzündete Bruſt zu erfriſchen, eine junge ſterbende Frau wiederzubeleben vermag! Unter dem Vorwand einer Milchcur, eines Luftbades alſo ward Suſanne nach Vincennes geführt. Und was thaten ihre Mutter und Verwandten? Anſtatt liebevoller Sorgfalt, die ſie der Armen hätten widmen ſollen, waren dieſe nur darauf bedacht, ihre ſo theuer erkaufte Größe zum Vortheil ihres eignen Hochmuths auszubeuten; ſie zwangen Suſannen, die Rolle einer Souverainin zu ſpielen, und nahmen alle Prärogativen einer ſolchen, wirkliche und chimäriſche, für ſie in Anſpruch. Man hörte nur von den Prätenſionen der Herzogin von Mantua ſprechen. Bald verweigerte ſie der und der Prinzeſſin ihre Hand; bald mußte ihr der Wagen der und der Herzogin Platz machen. In kurzem war ſie mit allen den Perſonen zerfallen, welche die Achtung vor ihrem Unglück und der Reiz ihres Benehmens in Menge zu ihr hingezogen hatte. In tiefer Unterthänigkeit gegen Mutter und Familie beſaß ſie nicht die Kraft, ſich ihrem Beginnen zu widerſetzen, empfand aber lebhaft die Gefahr, der man ſie ausſetzte. Sie bat Frau von Maintenon um Rath und Unterſtützung. „Ich bin jung", ſchreibt ſie, „folglich unerfahren, ich bedarf der Leitung und Ihrer Freundſchaft." Aber Niemand bemitleidete ſie; ſie wurde verkannt und verleumdet. Ihr legte man das Unrecht der Ihrigen zur Laſt. Man machte ſie lächerlich; ihre unbegrenzte Sanftmuth ward als Albernheit oder Falſchheit ausgelegt; alle Welt gab ſie auf. Bei ihren Verwandten überſtieg die Habſucht noch den Hochmuth; denn es lebte dieſes einſtmals ſo begüterte Haus faſt nur noch von den Wohlthaten des Hofs. Als die gute Geſellſchaft von dannen gegangen war, griffen ſie zur ſchlechten, zogen Abenteurer und Spieler heran, und das Schloß Vincennes verwandelte ſich in eine Spielhölle. Die junge, tugendhafte, vorwurfsfreie Suſanne gerieth jetzt ſogar in Verachtung.

Endlich befreite ſie der Tod von ſo vieler, unverdienter Schmach. Ihr Bruſtübel war unheilbar geworden. Stete Unruhe und Nachtwachen rieben ihre Kräfte vollends auf. Vergebens rief man Quackſalber zu Hilfe; ſie unterlag einer langen und quälenden Krankheit, welche ſie mit einer Frömmigkeit, Geduld und Ergebung ertrug, die ſogar der Trockenheit und Stumpfſinnigkeit der Frau von Maintenon ein Wörtchen ſpäten Mitgefühls entlockte, wenn Das Mitgefühl zu heißen verdient, was ſie an die Prinzeſſin des Urſins ſchreibt: „Die arme Herzogin von Mantua ſtirbt; ich beklage ſie weniger als ihre Mutter. Unſer ganzer Hof iſt in beſter Geſundheit.“ — So endete dieſe junge Frau, bevor ſie noch ihr 24. Jahr vollendet hatte, ihr kurzes und ſcheinbar glänzendes Daſein. Was irgend das Leben an verborgner Bitterniß und Herzeleid bieten kann, das war ihr in vollem Maß zu Theil geworden.

Eduard Kohler [1]).

---

[1]) Von demſelben Verfaſſer iſt der mit K. unterzeichnete Aufſatz: J. F. Sillig (Bd. II, S. 460 ff.).

XVI. Graf Erich Brahe.

Bekanntlich hatte ſich in Schweden die Verfaſſung ſeit Karl's XII. Unglück und Tode zu einer Adelsherrſchaft umgebildet, die zwar mit monarchiſchen und demokratiſchen Elementen verſetzt war, das Hauptgewicht aber in die Hände eines in Parteien geſpaltenen, ehrgeizigen, zahlreichen und — weil im Ganzen arm — auch habſüchtigen Adels legte. Dem Volkscharakter war ohnedies ein Zug des Mistrauens eigen und zu oft ſuchte man in ſtarren Satzungen zu feſſeln und durch Controlen und Repreſſivmaßregeln zu erzwingen, wo die Engländer ohne das alles zu machen wiſſen, daß das Gewünſchte wird. Die Rechte des Königs wurden von dem Adel in einer Weiſe beſchränkt, wo mit dem Misbrauch auch der gute Gebrauch verhindert ward. Seit dem Jahre 1738 vornehmlich ward auch der auswärtige Einfluß vorherrſchend, und bald löſte ſich der Kampf der politiſchen Parteien in einen Kampf der auswärtigen Politik auf, welche abwechſelnd Schweden zu lähmen, oder zu unweiſen und unzeitigen Maßregeln in fremdem Intereſſe zu beſtimmen wußte und ſich dazu der ſchwärzeſten Intriguen und der ſchnödeſten Beſtechung bediente. Dahin iſt es jedoch nur allmälig gekommen und, wenn man gerecht ſein will, muß man den letzten Grund der illegalen und naturwidrigen Stellung, welche der Adel gegen den Hof einnahm, in den Gütereinziehungen ſuchen, welche Karl XI. in die Grenzen des Rechts und der Billigkeit weit überſchreitender Weiſe vorgenommen hatte [1]). Dazu kam noch der öftere Dynaſtieenwechſel, die unglückliche Einmiſchung des Wahlweſens in das Erbrecht, welche nach Karl's XII. Tode erſt einen heſſiſchen, dann einen holſteiniſchen Prinzen auf den Thron ſetzte.

Unter dem Letztern, unter Adolph Friedrich [2]), erreichte die Anmaßung des Adels ihren höchſten Gipfel, ſodaß es ſelbſt dieſem äußerſt ruhigen und phlegmatiſchen, übrigens verſtändigen und rechtſchaffenen Manne wiederholt zu arg wurde und er wiederholt mit Niederlegung der Krone drohte, was auch zuletzt zu einiger Milderung des Uebels führte. Niemand konnte aber behaupten, daß die große Beſchränkung der königlichen Gewalt und die Verpflanzung ihrer politiſchen Macht in die Hände des Adels zu einer beſſern Verwendung derſelben für die wahren Intereſſen des Volks geführt habe. Im Gegentheil war die Verwaltung im Innern ſchlecht und die auswärtige Politik geradezu unverantwortlich. Die Unzufriedenheit der untern Volksclaſſen zeigte ſich von Zeit zu Zeit unverkennbar, ward aber immer mit höchſter Strenge niedergedrückt. In dieſer Sachlage fehlte es nicht an Männern, welche, bald aus wahrem Patriotiſmus, bald vielleicht aus Ehrgeiz und Streben nach Macht und Hofgunſt, eine Veränderung der Verfaſſung ins Auge faßten, die auch ſpäter (1772) durch die Energie Guſtav's III. glücklich durchgeführt ward.

---

[1]) Das erkannte auch Guſtav III. an. S. ſeine nachgelaſſenen Papiere, herausgeg. von Geijer (Hamburg, 1843, 3 Thle.), I., 1 ff. Vergl. auch: Wernich, J. R. v. Patkul, Berlin, 1849.

[2]) Geb. 14. Mai 1710, durch ſeine Großmutter Enkel Karl's XI., zum Thronfolger gewählt 3. Juli 1743, ſucced. 5. April 1751, † 12. Febr. 1771.

Mehr noch als der König, deſſen ruhigen und nichts weniger als unternehmenden Charakter man kannte, war die Königin Luiſe Ulrike [1]), eine Schweſter Friedrich's II. von Preußen, ein Gegenſtand des Argwohns, und mußte es in einer Zeit um ſo mehr werden, wo bereits, von franzöſiſcher und ruſſiſcher Seite her, Schweden zur Theilnahme an den gegen Preußen vorbereiteten Unternehmungen gedrängt ward, in denen es, zur gerechten Strafe grund- und planloſer Einmiſchung, nur Spott geerntet hat. Schon im Sommer 1755 verbreitete man das Gerücht, der König beabſichtige, ſeine Gewalt zu vermehren und habe, auf einer Reiſe in die Provinzen, Verſuche gemacht, Geiſtlichkeit, Bürger und Bauern zu gewinnen. Gleich mit Beginn des Reichstags, der im Herbſte 1755 zuſammentrat, traten Zwiſtigkeiten zwiſchen dem Könige und dem Reichsrathe hervor und führten zu einem Schriftenwechſel, welcher nachmals von dem Reichsrathe in ſehr indiscreter Weiſe veröffentlicht wurde. Ein Schreiben, worin der König im Nov. 1755 den Ständen das oft kleinliche und rückſichtsloſe Verfahren des Reichsrathes gegen ihn darlegte, ſchloß mit den Worten:

„Die Reichsſtände wollen nun im Namen des Höchſten dieſe wichtige Sache frei und ungehindert überlegen. Der Gott der Ewigkeit regiere und ſegne ihre Erwägungen. Ich habe aus Ergebung in Gottes wunderbare Schickung mein väterliches Erbtheil aufgegeben und aufgeopfert, um dieſem Reiche vorzuſtehen und es zu regieren. Ich habe in gutem Glauben meinen Eid geleiſtet und meine zeitliche Wohlfahrt mit dieſem Reiche verknüpft. Ich will auch für deſſelben Beſtes Alles, was ich in der Welt habe, gerne daran wagen. Dafern ich aber (was Gott verhüte) durch oben angeführte ſchwere Umſtände meinem Anliegen und Vorhaben des Herzens für das ſchwediſche Reich ein Genüge zu thun außer Stand geſetzt ſein ſollte, ſo möchte ich lieber ſchon längſt mein Scepter, das mir Gott und der Reichsſtände Wahl vertraut, zurückgegeben haben, ſtatt daſſelbe mit Sorge und ohne königliche Würde zu führen."

---

[1]) Geb. 24. Juli 1720, verm. 29. Aug. 1744, † 16. Juli 1782.

Schon am 29. Nov. 1755 fiel bei dem Bauernſtande ein gegen deſſen Vorſtand, Olof Häkanſon, gerichteter tumultuariſcher Auftritt vor, der ſo arg war, daß zwei Hauptexcedenten verhaftet wurden, während der Dritte, Lars Larſon, die Flucht ergriff [1]). Ueberhaupt ließen die Stände, welche eine Art Sicherheitsausſchuß, unter dem Namen: „geheime Deputation der Stände zur Beſchirmung des öffentlichen Ruheſtandes, zur Verhinderung und Beſtrafung aller Störung deſſelben" eingeſetzt hatten, eine Menge Verhaftungen vornehmen, die ſchon Solche betrafen, welche ſich bloß darüber ausgeſprochen hatten, daß man den König in unwürdiger Weiſe behandele. So wurden im Januar 1756 ein finniſcher Bataillonsprediger Forbus und zwei Hauptleute, Huſtsko und Schichtas, verhaftet. Ebenſo ein königlicher Trabant, Iſaak Silfverhielm, der zwar entſprang, worauf

---

[1]) Dabei ſollte ihm der Kammerdiener des Kammerherrn Baron Rålamb geholfen haben. Ferner der Baron Erich Wrangel.

1000 Thlr. auf ſeine Einbringung geſetzt und die Unteroffiziere, die ihn zu nachläſſig bewacht haben ſollten, zum Theil zum Tode verurtheilt wurden, der aber von den die Thore bewachenden Adeligen, unter denen ſich ſelbſt der Oberjägermeiſter Gyllenſword befand, wieder ergriffen ward. In dieſelbe Sache, über die es jedoch zu keiner vollen Klarheit gebracht worden, war der Lagmann Baron Erich Wrangel verwickelt, welcher ſowol bei der Flucht jenes Bauern Lars Larſon, als bei der des Trabanten betheiligt geweſen ſein ſollte, aber glücklich entkommen war.

Sehr verletzend für den Hof war es und hat auch bei dem damaligen Kronprinzen, nachherigen König Guſtav III., nachwirkende Eindrücke hinterlaſſen, daß man, ungeachtet das, am 6. Febr. 1756, in Gegenwart einer ſtändiſchen Deputation vorgenommene ſiebenſtündige Examen des Prinzen die befriedigendſten Ergebniſſe geliefert hatte, den Umſtand, daß ſein Gouverneur, Graf Teſſin[1]), ſich von dieſem Poſten zurückzuziehen wünſchte, benutzte, um das Perſonal ſeiner Hofmeiſter und Lehrer gänzlich und in dem Hofe misbeliebiger Weiſe zu ändern. Teſſin war längſt bei dem Hofe in Ungnade und ſeine Erſetzung durch Baron Scheffer [1]) mochte daher gleichgiltig ſein. Auch erhielt dieſer ſpäter das Vertrauen Guſtav's. Sehr ungern verlor man aber den Untergouverneur Grafen Niels Adam Bielke, von dem der Prinz mit thränenden Augen Abſchied nahm. Ebenſo griff ihn die Trennung von ſeinem Hofmeiſter, dem Grafen Claus Stromberg († 25. Juni 1782) und ſeinem geliebten Lehrer Dalin [2]) ſo an, daß er krank wurde. Die Stände, oder die ſie beherrſchenden Oligarchen, waren aber gerade gegen Dalin ſo erbittert, daß ihm der Hof verboten wurde. An ſeine Stelle kam der Profeſſor der Geometrie zu Upſala, Samuel Klingenſtierna († 20. Oct. 1765). Weiter wurden dem Prinzen Baron Friedrich Sparre [3]), Baron Guſtav Wrangel [4]), Baron Silfverhielm [5]), und Graf Guſtav Friedrich Gyllenborg, (der Dichter, † 30. März 1808) beigegeben. Wrangel und Silfverhielm waren aber dem Könige ſo widerwärtig und für ihre Functionen ſo unpaſſend, daß man ſie bald darauf doch entfernte und durch Baron Axel Gabriel Lejonhufwud († als Präſident des Aboer Hofgerichts 19. Juni 1789) und Graf Ulrich Bark († 2 Dec. 1772) erſetzte.

---

[1]) Karl Guſtav Teſſin, geb. 1695, Geſandter in Paris, Wien (1742), Kopenhagen (1743), Berlin (1744), Reichsrath (1744), Kanzler von Abo (1745), Präſident der Geſetzcommiſſion (1745), Präſident des Kanzleicollegiums (1747), Gouverneur des Kronprinzen und Obermarſchall der Mutter deſſelben (1747), Führer der Hüte, legte ſeine ſämmtlichen Aemter 1761, wegen des ſchlechten Ganges des ſiebenjährigen Krieges, nieder und † in gänzlicher Zurückgezogenheit auf Akerö in Südermannland den 7. Jan. 1770. Er war ein feiner, vielſeitig gebildeter, aber ehrgeiziger und ränkevoller Mann. Sein Vater, der große Baumeiſter des königlichen Schloſſes zu Stockholm, Baron Nikodemus Teſſin (1712 Hofmarſchall, 1714 Graf und Kanzler von Lund, 1717 Obermarſchall), wurde 1727 durch den Führer der Mützen, den Grafen Arwid Bernhard Horn (1705 Kanzleirath, 1706 Graf, 1707 Kanzler von Pernau, 1710 Präſident des Kanzleicollegiums, 1718 Kanzler von Upſala, 1723 Kanzler von Abo, † zu Ekebyholm im Upland 18. Auguſt 1742) geſtürzt und † 1728. Sein Sohn rächte ihn, indem er 1738 ſeinen Gegner gleichfalls ſtürzte und die Reichsräthe Horn, Pielke, Bark, Creutz, Hard und Taube ausſchließen ließ. Dadurch wurde der Parteikampf ſo erbittert.

---

[1]) Karl Friedrich Scheffer, Geſandter in Paris, 1751 Reichsrath, legt ſeine Stelle als Gouverneur des Kronprinzen 1762 nieder, 1766 Graf, 1786 Mitglied der ſtockholmer Akademie, † 27. Aug. 1786.

[2]) Derſelbe wurde 1751 Informator des Kronprinzen, 1752 geadelt, † 12. Aug. 1763 als Hofkanzler.

[3]) Kanzleirath 1770, Hofkanzler 1773, Gouverneur des Kronprinzen Guſtav Adolf 1781—87, Obermarſchall der Königin Sophie Magdalene und Reichskanzler 1792, Graf 1797, † 30. Juni 1803.

[4]) Sohn des Feldmarſchalls, 1757 und 1759 Generaladjutant bei der Armee in Pommern, 1760—61 Geſandter beim niederſächſ. Kreiſe, 1775 Landshauptmann in Weſterbotten, 1781 in Halland, 1789 Geſandter in Italien, † in Livorno 7. Dec. 1795.

[5]) Sohn des Feldmarſchalls Göran S., † als Obriſter 1783.

Es wurden nun alle Monate Perſonen, die man als unzufrieden kannte und verfaſſungswidriger Umtriebe beſchuldigte, verhaftet und theilweiſe hingerichtet. Vielfaltig bezeichnete man ſchon damals den Grafen Erich Brahe als eine Hauptſtütze dieſer Umtriebe.

Das uralte Geſchlecht der Brahe, welches ſeinen Urſprung von dem Bruder des Königs Swerker I., Andreas, herleitete, ſeinen Namen mit ſtarken Zügen in die Annalen der ſchwediſchen Geſchichte gegraben hat, die heilige Brigitta unter ſeine Ahnen zählt, in der ſchwediſchen Adelsmatrikel die erſte Stelle einnimmt, und deſſen Stammſchloß Brahehus auf einem Berge bei Grenna am öſtlichen Ufer des Wetterſees zu ſehen iſt, war ſchon zu Zeiten Erich's XIV. (1560—1578) im Mannsſtamme ausgeſtorben, nachdem kurz vorher Peter Brahe (1561) in den Grafenſtand erhoben worden war. Die Erbtochter verheirathete ſich jedoch an einen Moshammer, welchem Namen, Würden und Wappen der Brahes verliehen wurden und von dem die neuern Brahes ſtammen. Graf Erich Brahe war der Sohn des (13. Mai 1722) ſehr jung geſtorbenen Grafen Nikolaus, und der Gräfin Friederike Wilhelmine, Tochter des Grafen Erich von Steenbock, der Enkel des Generalmajors Grafen Abraham Brahe, und als Poſthumus am 28. Juni 1722 zu Stockholm geboren. Ehe er ein Jahr alt war, verlor er auch die Mutter (1723), und wurde darauf erſt bis ins ſechsſte Jahr bei dem mütterlichen Großvater, dann bis ins zehnte bei ſeiner

Tante, der Gräfin Ulrika Brahe[1]) erzogen, ſpäter von der Marſchallin Eva Horn bemuttert. 1730 bekam er einen deutſchen Informator, Martin Klefeker aus Hamburg, mit welchem er 1732 nach Upſala ging, um hier acht Jahre lang den Studien obzuliegen. 1734 ward der nachherige Major Stieremark ſein Hofmeiſter, mit dem er 1740 die wichtigſten ſchwediſchen Provinzen bereiſte[2]). 1741 trat er in das Leibregiment, wo er bald als verwegener Reiter bekannt ward. 1743 ſprang ein Pferd mit ihm ins Meer, er ſtürzte herab und kam drei Mal auf den Grund, ward aber doch noch gerettet. Bald darauf wurde er Rittmeiſter bei dem Norder-Schoni'ſchen Regimente, und begleitete 1744 den Grafen Teſſin auf der Brautwerbung nach Berlin. 1745 vermählte er ſich mit Eva Freiin von Sacken. Am Sonntag vor der Trauung ging das Pferd, dicht am Waſſer, mit dem Schlitten durch; er ſprang heraus und kam nur eine halbe Elle weit vom Ufer zu liegen. 1746 wäre er mit ſeiner Gemahlin in den Scheeren auf dem Rödboholm, von Orkan und Ungewitter überraſcht, beinahe zu Grunde gegangen, ward aber auch diesmal noch — einem ſchlimmeren Geſchicke vorbehalten. In demſelben Jahre wohnte er dem Reichstage bei, wo er, als erſter Graf des Reichs, dem neuerwählten Landesmarſchall, Grafen von Teſſin, den Marſchallsſtab zu überreichen hatte. Im Nov. 1751 mußte er ſelbſt, bei einer Erkrankung des Landesmarſchalls Grafen Henning Adolph von Gyllenborg, deſſen Stelle bis in das nächſte Jahr verſehen. Im Juli 1752 wurde er zum Obriſten der königlichen Leibgarde ernannt. In demſelben Jahre ſtarb ſeine erſte Gemahlin, worauf er ſich (28. April 1754) mit Chriſtina Gräfin von Piper, einer Tochter des Präſidenten des Reichs-Kammercollegiums, Grafen Karl Friedrich Piper, anderweit vermählte. Er gehörte zu den vertrauteſten und ergebenſten Anhängern des Hofes, war übrigens ein reicher Mann, deſſen Einkünfte man auf 20,000 Thlr. ſchweres Geld ſchätzte.

---

[1]) Sie heirathete ſpäter den Reichsrath Grafen Nikolaus Gyllenſtierna.

[2]) Das Tagebuch über dieſe Reiſe kam in die Bibliothek zu Skog-Kloſter.

In der Nacht vom 23. zum 24. Juni eröffnete ein Corporal der Garde, Namens Schedwin, ſeinem Lieutenant, dem Grafen von Creutz [1], der zugleich Mitglied der erwähnten Reichstagscommiſſion war, er habe von ſeinem Sergeanten Chriſtiernin den Befehl erhalten, die Nacht bewaffnet und angezogen zu bleiben, und ſich auf den erſten Trommelſchlag an der Brücke von Ladugardslandel einzufinden. Der Lieutenant machte natürlich Anzeige; es wurden die erfoderlichen Vorſichtsmaßregeln ergriffen, und der Sergeant, ſowie ein ehemaliger Laufer des Königs, Namens Ernſt, der jetzt ein Wirthshaus hielt, verhaftet. Die Ausſagen des Letztern compromittirten vor Allem den Capitain bei der Fortification Stalſwärd, den Artillerieunteroffizier und ehemaligen holländiſchen Capitain Puke, den Hofmarſchall Baron Horn, welche alle, nebſt dem Unteroffizier der Leibgarde Eſcolin und dem Sergeanten bei dem kronprinzlichen Regimente Gabriel Mozelius, in Haft genommen wurden [2]. Puke wurde gefoltert und ſeine Geſtändniſſe bewirkten, daß auch Graf Erich Brahe am folgenden Tage, ſeinem Geburtstage (25. Juni), Hausarreſt erhielt.

---

[1] Guſtav Philipp Graf von Creutz, geb. 1729 in Finnland, ſpäter Geſandter in Madrid und Verſailles, Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, Kanzler von Upſala, als Dichter bekannt, † 1785.

[2] Man ſuchte auch einen Gardefourier de la Chapelle, konnte ihn aber nicht finden.

Der Hof befand ſich in ſeiner Sommerreſidenz, dem Schloſſe Karlberg, reiſte aber, auf die Nachricht von dem Vorgefallenen, eilends nach Stockholm ab, wo die Herrſchaften Abends 9 Uhr ſo unerwartet eintrafen, daß ſie kein Abendeſſen vorfanden [1]).

Man verſtärkte die Wache am Artilleriehofe um 100 Mann und verſah ſie mit 6 Kanonen. Ebenſo wurde der Ritterholm, außer der gewöhnlichen Wache, von 60 Artilleriſten bewacht und die Gardewache auf dem Suder-Malm bis auf 50 Mann gebracht. Alle Nächte durchzogen Reiterpatrouillen die Stadt. Graf Brahe, Baron Horn, Stalſwärd und Puke wurden in das Roſenhaniſche Haus auf dem Ritterholm gebracht, wo die Commiſſion ihren Sitz hatte.

Ueber die Verſchwörung ſelbſt hieß es in dem ſpätern Urtel: es ſei von dem Obriſten der königlichen Trabantengarde, Grafen Hard, der übrigens, als Student verkleidet, glücklich aus dem Reiche entkommen war, ein Plan entworfen worden, wonach zuerſt ein Volksauflauf ſtattfinden und von der Garde und Artillerie unterſtützt werden ſollte, in deſſen Verlauf man die einflußreichſten Reichsräthe und Stände, 100 an der Zahl, verhaften [2]), den Reichstag unter Trompetenſchall für geſchloſſen erklären und einen neuen Reichstag nach Weſteräs oder Norköping berufen wollte, auf dem eine königliche Commiſſion die Inhaftirten richten ſollte. Der Laufer Ernſt habe den Pöbelaufruhr organiſiren ſollen und ſei dazu mit Geld verſehen worden. Graf Brahe, Baron Horn, die Hauptleute Stalſwärd und Puke, der Sergeant Mozelius, die degradirten [1]) Unteroffiziere Chriſtiernin und Eſcolin ſeien in Alles eingeweiht und dafür thätig geweſen. Brahe habe auf ſeinem Gute Rykboholm mit Puken Kugeln gegoſſen, 800 Patronen gefüllt und dieſelben heimlich in die Stadt bringen laſſen [2]). In der Hauptſache waren die Angeklagten alle geſtändig. Nur beharrte Graf Brahe darauf, daß er die Patronen, auf Befehl des Königs, zu deſſen Vertheidigung gegen einen gefürchteten Angriff gefertigt habe. Hierüber hieß es in dem Urtel, abgeſehen von widerſprechenden Ausſagen Anderer:

---

[1]) Denkwürdigkeiten des Freiherrn A. F. v. d. Aſſeburg, S. 85.

[2]) Die Angaben des Freiherrn v. d. Aſſeburg (S. 86), daß man einen Theil der Reichsräthe habe umbringen und, um die Verwirrung zu vermehren, die Vorſtadt Ladugardslandel anzünden wollen, mögen wol aus, wie gewöhnlich, übertreibenden Tagesgerüchten gefloſſen ſein, da das Urtel keine Spur davon enthält.

„Es iſt aber des Grafen Vorgeben und Entſchuldigung um ſo viel weniger für giltig anzuſehen, da dieſelbe eine beleidigende Beſchuldigung gegen des Königs Majeſtät enthält, als wenn Se. Majeſtät ein ſo ſchlechtes Vertrauen in die ſo heilig bekräftigte und erhärtete unterthänigſte Treue und den Gehorſam Dero Unterthanen ſetzen ſollten; da es an ſich ſelbſt eine widerrechtliche Vertheidigung, welche den Grafen um ſo viel mehr ſchuldig macht, weil er einen ſo niedrigen und ſtrafbaren Gedanken gegen ſeine Mitbürger geheget, und dieſelben auf dieſe Art bei ihrem Könige verhaßt machen wollen (!), indem die Unwahrheit dieſer Entſchuldigung dadurch offenbar geworden, daß Se. Königl. Maj. in Dero, unterm 9. Juli ausgefertigten Notification, auf Dero hohes und Königl. Wort und Ehre ſich erklärt haben, daß nie eine Spur gefunden worden, die einen wider Se. Majeſtät geſchmiedeten Plan habe anzeigen können."

---

[1] Sie waren wegen ihrer Theilnahme an Silfverhielm's Flucht degradirt worden.

[2] Er hatte ſie durch den Bereiter Niels Halleens, bei ſeinem Hauſe auf dem Ritterholm, in den Hafen verſenken laſſen. Der Bereiter entfloh, ward aber ergriffen und auf ſeine Angabe wurden ſie auch gefunden

Schon am 15. Juli wurde das Urtel gefällt, welches gegen Alle die Todesſtrafe ausſprach. Dagegen wurde der Corporal Schedwin, dem man die Entdeckung des Complots verdankte, in den Adelſtand erhoben, zum Lieutenant befördert, und erhielt von den Ständen ein Capital von 100,000 Thlr. Kupfermünze (8000 Mark), um dafür ein Fideicommißgut zum ewigen Eigenthum für ſich und ſeine Deſcendenten zu erkaufen. Auch ein Gardeſoldat Luſtig, der ſich bei dieſen Vorgängen verdient gemacht, erhielt 12,000 Thlr. Kupfermünze und wurde zum Unteroffizier befördert, ihm auch zugeſichert, daß, wenn er aus den Kriegsdienſten entlaſſen ſein wolle, er die Freiheit erlangen ſolle, eine ihm zuſagende Nahrungsart zu treiben. Am 27. Juni wurde in allen Kirchen des Reiches ein feierliches Dankfeſt gehalten. Zugleich wurde beſtimmt, daß daſſelbe hinführo jährlich am Johannisfeſte begangen werden ſolle. Am 11. Juli mußte der König ein Manifeſt erlaſſen, worin er ſich hauptſächlich gegen die „ausgeſprengten Gerüchte" erklärte, als ſei ein Anſchlag gegen ſeine Perſon im Werke geweſen, zu deſſen Abwehr die Pläne der Verſchwörer gefaßt worden wären. Er bedürfe keines anderen Schutzes, als den die Liebe und Ergebenheit ſeiner Unterthanen ihm leiſte.

In der That waren der König und noch mehr die Königin durch die letzten Ausſagen der Verurtheilten nicht wenig compromittirt worden. Baron Horn, der allerdings viel Todesfurcht zeigte, und deſſen Ausſage etwas nach dem Einfluſſe des Beichtvaters klingt, hatte, wenige Augenblicke vor ſeinem Tode, ſeinen Beichtvater beauftragt, der Königin zu ſagen: er verliere das Leben, weil er ihr gehorcht habe; er bitte Gott, das Blut, das er zu vergießen im Begriff ſei, nicht zu rächen; aber er beſchwöre die Königin, in ſich zu gehen, ihre gefährlichen Anſchläge gegen das Reich (?) aufzugeben und ſich von Gott Vergebung für ihren Antheil an dieſem verhängnißvollen Ereigniſſe zu erwirken. Aber auch Graf Brahe ſagte, in einem Schreiben und in einer Audienz, die er ſich zwei Tage vor ſeinem Tode bei der Commiſſion erbat: er wolle ſeinem Vaterlande (?) einen letzten Dienſt (?) leiſten; die Königin habe den König, als dieſer im vorigen Winter zu Ulrichsdal geweſen, oft gedrängt, ſich an die Spitze ſeiner Garden zu ſtellen, auf Stockholm zu rücken, ſich der Kanonen zu bemächtigen und die Stände zu zwingen, ihm die Gewalt zuzugeſtehen, die er wolle. Bei Gelegenheit eines Feuers, das im verfloſſenen Juni im Schloſſe ausgebrochen und viele Leute um den Palaſt verſammelt habe, hätte dieſe Fürſtin alles aufgeboten, den König zu einem ſolchen Schritte zu bringen; er ſelbſt aber, der Graf Brahe, habe ſich dem auf das eifrigſte widerſetzt und, trotz aller übeln Begegnung und Schmähung von Seiten der Königin, den König beſtimmt, von einem Vorhaben abzulaſſen, deſſen Folgen ihm ſo unheilvoll geſchienen. (Der letzte Theil dieſer Ausſage macht ſie etwas verdächtig und das Ganze gereicht dem Grafen nicht zum Vortheil. Im Uebrigen läßt ſich nicht bezweifeln, daß der König und namentlich die Königin ihre Feſſeln, die ſie nicht zum Beſten des Reiches trugen, ſondern durch die nur die Misherrſchaft oligarchiſcher Selbſtſüchtler verlängert ward, mit Unmuth trugen und ſich nach einer Gelegenheit umſahen, ſie abzuwerfen). Auch Baron Horn ſoll jene Ausſagen beſtätigt haben [1]).

Der ſiegreichen Partei kamen ſie jedenfalls ſehr gelegen. Sie konnten zu neuer Demüthigung und Beſchränkung des Königs benutzt werden. Man berathſchlagte in einer aus den vier Ständen zuſammengeſetzten Deputation, welche Maßregeln gegen König und Königin in Betreff des Antheils, den beide, höchſter Wahrſcheinlichkeit nach, an der Revolution genommen, zu ergreifen ſeien. Es wurde u. A. die Frage erhoben, ob dem König nicht die Hälfte ſeiner Handgelder (Civilliſte) zu entziehen ſei. Der Bürgerſtand, dem ſchon die ökonomiſche Seite der Sache gefallen mochte, ſprach ſich dafür aus; doch ſcheiterte der Vorſchlag in den andern Ständen. Dagegen begaben ſich der ganze Reichsrath und vier Sprecher der vier Stände am 28. Auguſt zum Könige und trugen ihm mündlich vor: „daß er öffentlich und insgeheim gegen die Grundgeſetze des Reiches, gegen ſein eigenes Verſprechen und gegen die Rechte ſeiner freien (?) Nation gehandelt habe. Hiernach hielten ſich die Stände berechtigt, den Thron für erledigt zu erklären; allein aus alter Anhänglichkeit (!) zögen ſie vor, nicht ſo weit zu gehen, inſofern der König ſeinerſeits in Zukunft keine andere Richtſchnur ſeines Verfahrens nehmen wolle, als die rechtmäßige Form der Regierung geſtatte und die Freiheit der Nation, ſowie die feierlichen Verſicherungen, die er früher für Erhaltung des Einen und des Andern gegeben habe, mit ſich bringe.“ Der König nahm dieſe Eröffnung gelaſſen auf, verſprach, in Zukunft die ausgeſprochene Erwartung zu rechtfertigen, und ertheilte hierüber eine ſchriftliche Verſicherung. Uebrigens entzogen die Stände dem Könige damals das Recht, den Gouverneur von Stockholm, die Oberſten der Garde und der Artillerie und den Capitainlieutenant der Leibtrabanten aus einer Vorſchlagsliſte zu ernennen; vielmehr ſollten dieſe Poſten nach dem Stimmenmehr im Rathe beſetzt werden.

---

[1]) v. d. Aſſeburg a. a. O., S. 89 ff.

Schon vorher hatte die Königin ihre Vermahnung erhalten. Am 9. Auguſt verfügten ſich, auf Beſchluß der Stände, der Erzbiſchof von Upſala und der Biſchof Troilius nach Ulrichsdal und laſen der Königin den einſchlagenden Beſchluß ihres Standes vor, „um ihr zu beweiſen, daß es nicht mehr bloßer Verdacht, ſondern Wahrheit ſei, was den ſchwediſchen Klerus nöthige, ſie zu aufrichtigem Bereuen des Unheils zu ermahnen, das ſie über den Staat habe bringen wollen, und ſie durch ein wahres und aufrichtiges Verlangen, die Gnade des Allmächtigen und das Vertrauen der Schweden zu verdienen, die ſie beide durch die bis dahin betriebenen Anſchläge verwirkt habe, zu Gott und dem Vaterlande zurückzuführen.“ Sie überreichten der Königin eine Schrift ihres Standes, worin die Geſtändniſſe des Grafen Brahe und des Freiherrn von Horn aufgezeichnet waren, und jeder der beiden Abgeordneten fügte noch einen Sermon hinzu, wodurch ſie der Königin, der natürlich dieſe in Berlin nicht mögliche Scene ſo peinlich ſein mußte, wie ſeiner Zeit Karl II. die Ermahnungen der ſchottiſchen Prediger, einige Thränen und „eine Art“ Geſtändniß entlockten, daß ſie gegen Gott gefehlt habe, aber zu ihm zurückkehren wolle, indem ſie ihm ein von den Pflichten einer Chriſtin beſſer durchdrungenes Herz widmen wolle. Sie konnte das, wie jeder Menſch, bekennen, ohne damit das ihr ſpeciell zur Laſt Gelegte einzuräumen, und in der That bemühte ſie ſich nachher, in einer langen Unterredung, allen Verdacht von ſich zu entfernen, als hätte ſie an der Verſchwörung Theil.

Nicht alle Theilnehmer der unzufriedenen Partei waren in die Gewalt der Machthaber gefallen. Graf Hard, ferner ſchon früher der Lagmann Baron Erich Wrangel und ein Hauptmann Gyllenſchatz, denen man ſämmtlich die Abſicht von Ruheſtörungen zuſchrieb, waren entkommen. Es ſcheint, daß ſie ſich theilweiſe bemühten, von außen her Volksbewegungen zu ſchüren. Im Dahlland wurde ein, theils gedrucktes, theils geſchriebenes Manifeſt über den dermaligen Zuſtand des Reiches ausgeſtreut, worin dem erſten Kirchſpiele, welches die Waffen ergreife und gegen Stockholm marſchire, 150,000 Thlr. Silbermünze angeboten wurden. Man ließ einen gewiſſen Flodelius, eines Schützen Sohn, verhaften und nach dem Hauptverbreiter dieſer Schriften, Namens Hallberg, einem bankerottirten Krämer, forſchen, welcher auch von einem Bauerknecht gefangen wurde, dem man dafür 300 Thlr. Silbermünze und Befreiung von den jährlichen Abgaben bewilligte. Er ſagte aus, daß der Lagmann Baron Wrangel, den er in Chriſtiania getroffen, die Schriften verfaßt und ihn beauftragt habe, ſie zum Druck zu befördern. Wegen der Koſten habe er ihn durch Wechſel an den Grafen Brahe gewieſen. Der Capitain Gyllenſchatz, der ſich gleichfalls in Norwegen aufhalte, habe 60 Exemplare empfangen, um ſie in Wärmeland auszutheilen. Auch zwei Bauern aus Wennerborgslehen hätten 190 Exemplare zur Vertheilung in ihren Kirchſpielen bekommen. Auch ein Lieutenant Sahlfeld wurde verhaftet, der ſich heimlich im Dahlland aufhielt.

Dieſe Vorgänge konnten nicht zur Milderung des

Verfahrens gegen diejenigen Verſchwornen, die man in ſeiner Gewalt hatte, dienen. Noch am 16. Juli, wo das Urtel geſprochen wurde, nahm die Gemahlin des Grafen Brahe, die ein Pfand ſeiner Liebe unter ihrem Herzen trug, den zärtlichſten Abſchied von ihm, wobei er hohe Faſſung und Gelaſſenheit bewies. Sein neunjähriger Sohn aus erſter Ehe, Peter, war bei der rührenden Scene zugegen. Er umarmte ihn liebevoll, gab ihm ernſte Ermahnungen und führte ihn zuletzt zu ſeiner Stiefmutter, indem er ſagte: daß von ihm an jenem Tage Rechenſchaft gefodert werden würde, wenn er ihr nicht in ſeinem ganzen Leben kindliche Liebe und Ehrerbietung beweiſe. Zugleich verſprach er, ihm noch eine ſchriftliche Unterweiſung zu ſenden.

Auf Begnadigung durch den König war keine Hoffnung, denn dieſem war das Recht dazu im Laufe des Proceſſes von den Ständen entzogen worden. Wol aber bedurfte das Urtel der Beſtätigung durch die vier Stände, die auch ſchon am 17. ertheilt ward. Die Gräfin Brahe machte zwar einen Verſuch, dieſelbe abzuwenden, und begab ſich deshalb zu den Verſammlungen des Adels und der Geiſtlichkeit, ward aber nirgend zugelaſſen. Im Saale der Ritterſchaft ſtimmten nur 10 — 12 für die Beſtätigung des Todesurtels gegen einen ſo hochſtehenden Standesgenoſſen; die Uebrigen bejahten nur durch Schweigen. Graf Piper legte ſeine Stelle nieder und verließ am 20. mit ſeiner unglücklichen Tochter Stockholm, um aufs Land zu gehen, entſchloſſen, nie wieder nach Stockholm zurückzukehren, oder bei Hofe zu erſcheinen. Die Witwe hat übrigens ſpäter einen der Richter ihres Gemahls, den Baron Scheffer, geheirathet.

Am 23. Juli, früh zwiſchen 9 und 10 Uhr, erfolgte zu Stockholm, auf dem Ritterholm, die Hinrichtung des

Baron Horn, des Grafen Brahe und der Hauptleute Stalſwärd und Puke mit dem Beile. Die Brücken zu der Inſel waren aufgezogen. Vor dem Gerichtsplatze befand ſich ein ſtarkes Detachement Garde und Artillerie. Die ganze Bürgerſchaft ſtand, zu Roß und zu Fuß, auf allen großen Plätzen der Stadt und der Vorſtädte in Waffen und ſendete Patrouillen durch alle Straßen. Baron Horn war das erſte Opfer. Als er bereits das Haupt auf den Block gelegt, erhob er ſich wieder und verlangte eine halbe Stunde Aufſchub, indem er ſeine Seele in der Unruhe, worin er ſich befinde, nicht wagen könne. Da aber der commandirende Gardeoffizier und die Prediger ihm vorſtellten, wie er ſich einen Augenblick vorher ſchon ſehr wohl zum Tode bereitet hätte und die Execution nicht aufgeſchoben werden könne, legte er ſich wieder nieder und empfing zwei Hiebe mit dem Beile. Graf Brahe ward mit dem erſten Schlage getödtet. Erſt nachdem dieſe beiden Herren hingerichtet waren, wurden auch die beiden Hauptleute herbeigebracht und auf gleiche Weiſe enthauptet. Die Leichname Horn's und Brahe's wurden zur Beerdigung auf ihre Güter abgeführt. Auch für die anſtändige Beſtattung Puke's ſorgte ſeine in Stockholm lebende Mutter. Stalſwärd war aber in ſolcher Armuth und Verlaſſenheit geſtorben, daß er auf Koſten der Stadt begraben werden mußte. — Am 26. Juli gegen 10 Uhr wurden, unter ähnlichen Anſtalten, auf demſelben Platze, Mozelius, Chriſtiernin, Eſcolin und Ernſt gleichfalls mit dem Beile hingerichtet. Der Trabant Silfverhielm wurde zu Anfang des Auguſt verurtheilt, caſſirt, acht Tage auf Waſſer und Brot geſetzt, dann auf ſechs Jahre nach Maſtrand gebracht und für immer von der Stadt, wo die Stände ihre Verſammlung hielten, verbannt

Am 22. Sept. wurde das Urtel gegen die Theilnehmer der Entwürfe im Dahlland geſprochen, von denen jedoch nur Sahlfeld und Hallberg zum Tode und zwar dergeſtalt verurtheilt wurden, daß ſie Kopf und rechte Hand verlieren, dann geviertheilt und aufs Rad geflochten werden ſollten. Flodelius kam mit 40 Paar Ruthenſtreichen davon. Dieſe Executionen ſollten jedoch im Dahlland vorgenommen werden, weshalb ſie dorthin abgeführt wurden. Graf Hard, Baron Wrangel und Gyllenſchatz wurden in contumaciam verurtheilt, daß ſie Leib, Ehre und Gut verlieren und enthauptet, bis zu ihrer Habhaftwerdung aber ihre Namen an den Pranger geſchlagen werden ſollten.

Graf Brahe hatte das ſeinem Sohne gegebene Verſprechen gehalten und für denſelben noch vor ſeinem Ende folgende weiſe, chriſtliche und rührende Zuſprache aufgeſetzt:

„Mein herzlich geliebter Sohn Pehr Brahe!

Das ſo eben gegen mich geſprochene Urtheil macht es mir unmöglich, Dir einen andern Beweis meiner väterlichen Liebe zu geben, als durch Aufzeichnung einiger Bemerkungen. Ich hoffe zu dem gütigen Gott, daß er Dir die Gnade verleihen wolle, ſie nicht zu misachten, ſondern ſie als Pfänder meines zärtlichen Herzens zu betrachten, welches ſeine letzte Pflicht nicht vergeſſen kann, Dir Lehren zu geben, die um ſo ſicherer ſind, je mehr mein eignes Unglück und meine Erfahrung ſie beſtätigen.

1) Ich laſſe Dich in den Händen einer guten Mutter, deren Fußtapfen ein undankbarer Sohn entehren würde. Ich zweifle nicht, daß ſie Dich liebt; aber Du würdeſt es mir einmal vor Gott verantworten müſſen, wenn Du es jemals an Liebe, Aufmerkſamkeit, Zärtlichkeit und Gehorſam gegen ſie fehlen ließeſt. Wenn der

gütige Gott Dich zu reifern Jahren kommen läßt, ſo erinnere Dich, daß Du Deine und meine Stelle zugleich bei ihr zu vertreten haſt. Mögen niemals ihre Seufzer Dein Gewiſſen belaſten; denn umſonſt ſucht man ſich darüber durch chimäriſche Tröſtungen zu beruhigen; man muß am Tage des Gerichts Rechenſchaft geben.

2) Da ſie ihrerſeits nichts verſäumen wird, nach ihren Kräften zur Bildung Deines Herzens und Geiſtes beizutragen, und Dich in den Grundſätzen der Frömmigkeit und Ehrliebe und in den Pflichten eines den Geſetzen unterworfenen Bürgers zu erziehen, ſo beſtrebe Dich zuvörderſt, Gott zu erkennen und die Weisheit, mit der er alles regiert. Glaube und ſei im Namen des Erlöſers überzeugt, daß man Dich eine Straße führt, die Dich von Gott entfernt, wenn man Dich glauben machen will, daß die oder jene Sünde keine große ſei und daß man ſich nach dem Gebrauch der Welt ſchicken müſſe, wenn man in ihr leben wolle. So oft Dir jemand ſolche Gedanken einflößen will, ſo rufe die Gnade Gottes an, daß er Dich abhalte, wende Dich zu irgend einer andern Beſchäftigung und folge den Böſen nicht auf ihren Wegen. Bei dem Niederlegen und bei dem Aufſtehen richte immer einige Gebete zu Gott, denn die Seufzer ſind gut zur Wahrheit, aber die Welt zerſtreut Dich und läßt Dir für die Seufzer ſo wenig Zeit, daß dieſes oder jenes Geſchäft ſie Dir gänzlich entzieht.

3) Wenn Du in die große Welt trittſt, ſo ſei auf Deiner Hut gegen das, was man es wie die Andern machen nennt. Bevor Du etwas thuſt, unterſuche wohl, ob das, was man Dir vorſchlägt, mit dem göttlichen und menſchlichen Geſetze übereinſtimmt. Findeſt Du es nicht ſo, ſo ziehe Dich davon zurück.

4) Habe nicht viele Freunde; es iſt unmöglich, daß ſie alle aufrichtig ſeien, beſonders wenn Du Vermögen haſt. Dulde nicht, daß Dir Jemand zwei Mal eine Sache vorſchlage, die Du den Pflichten eines Chriſten und eines guten Bürgers zuwider findeſt. Haſt Du ihr auch nur Dein Ohr geliehen, ſo ſei gewiß, daß man Deinen Namen leihen wird, ſelbſt wenn Du Dich nicht mit ihnen eingelaſſen haſt. Wo das Geſetz es verlangt, zeige das an, was zu verhehlen Dir nicht erlaubt iſt, und glaube niemals, daß die Pflichten der Freundſchaft über dem Geſetze ſtehen.

5) Kommſt Du zu irgend einer vorragenden Stellung, ſo verlaſſe Dich nicht auf Dich und Deine eignen Gaben. Findeſt Du etwas unrecht, ſo bitte Gott, daß er Dich herauszieht, denn die Welt iſt ſo beſchaffen, daß man ſich nicht immer zurückhalten kann. Möge das Unglück Deines Vaters Dir zum Beiſpiel dienen!

6) Tritt nicht in Dienſt, wenn Du ſonſt zu leben haſt; ſonſt nimmſt Du den Bedürftigen das Brot. Möge der Beſtand der Freiheit und die Aufrechthaltung der Geſetze Dir immer am Herzen liegen. Ehre den König, aber ſuche das Vertrauen Deines Souverains nicht. Erinnere Dich, daß in unſerer ganzen Familie Dein Vater der Einzige iſt, der, bei höchſter Verachtung alles deſſen, was Günſtlingsthum heißt, gleichwol zu ſeinem Unglücke auf den ſchlüpfrigen Stufen des Schloſſes gefallen iſt, lediglich weil er die Hand des Allmächtigen vergeſſen und geglaubt hat, es hänge von ihm ab, das Uebel anzuhalten, ehe es einträte, indem er nicht daran dachte, daß Andere thun könnten, was er nicht gethan haben wollte. Bemerkeſt Du, daß irgend eine Uneinigkeit in dem königlichen Hauſe entſtehen will, was Gott verhüten wolle, ſo halte Dich jederzeit fern davon; laſſe Dich

nicht in das Rathgeben ein; thue, was das Geſetz vorſchreibt, und lebe anſtändig und gut mit Allen.

7) Schließe Dich niemals an irgend eine Partei im Lande, ſondern ſchöpfe aus Deinem eignen Boden; ſprich Deine Meinung mit Mäßigung aus und folge dem Geiſte der Geſetze. Bilde Dir niemals ein, in Deinen eigenen Einſichten den wahren Weg finden zu können, ſondern bitte Gott, Dich zu erleuchten, und halte Dich überzeugt, daß, wenn Du das verabſäumſt, Du Deinem Verderben zuſchreiteſt, wenn Dich Gott nicht rettet.

8) Achte und ehre Deine Verwandten und alle Menſchen. Man kann darin beſſer zu viel, als zu wenig thun, und wiſſe, daß Artigkeit keine Niedrigkeit iſt; ſondern darin beſteht die Niedrigkeit, daß man Böſes denkt und ſich durch falſche Gründe entſchuldigen will.

9) Vertraue Dich niemals Mehreren an, am wenigſten eiteln und eigennützigen Leuten. Aber, wenn es Dir möglich iſt, ſo erwähle Dir einen Freund, deſſen Denkungsart Du kennſt und der kein Intereſſe daran hat, Dich zu täuſchen; denn es iſt nöthig, Jemanden zu haben, dem man ſein ganzes Herz entdecken kann. Du wirſt eines Tages finden, daß das einer der größten Vortheile der Ehe iſt.

10) Laß Dich niemals Schönheit und artigen Weltton zu einer Heirath verleiten. Bedenke vorher, von welchen Mißſtänden ſie begleitet ſind, und wie ſchnell die Schönheit vergeht! Wähle Dir eine Gefährtin, die in der Furcht Gottes und in der Tugend erzogen iſt, und deren Weisheit und gute Aufführung Dir ein dauerndes Glück verbürgen kann. Betrachte mit Bewunderung die Wege des Allmächtigen, der Deinem Vater zwei ſeiner Liebe ſo würdige Gemahlinnen gegeben hat.

11) Führe niemals größeren Staat, als Dir zukommt.

Borge niemals, an wen es auch ſei, größere Summen, als deren Verluſt Dich im Falle der Nichtbezahlung nicht in Verlegenheit bringen kann. Denn, was man Dir auch für ſchöne Worte machen mag, Du leiheſt einem Freunde und forderſt Dein Geld von einem Feinde wieder. Bürge aber werde niemals für wen es auch ſei.

12) Wenn Du eines Tages in fremde Lande reiſen wollteſt, ſo darfſt Du Dich nicht auf den Weg machen, bevor Du nicht Deine theologiſchen Grundlehren innehaſt, damit Du nicht über die Wahrheit und die Grundlagen der Religion in Irrthum verlockt werden kannſt. Suche zuvörderſt Dein Vaterland und ſeinen Haushalt kennen zu lernen, und dann reiſe, um zu unterſuchen, was daran gebeſſert werden könne. Hute Dich aber, fremde Sitten einzuführen. Die ſchwediſche Nation liebt die Standhaftigkeit und das Ernſte.

13) Ueberhebe Dich nicht, wenn das Glück Dir lächelt. Erinnere Dich, daß der Herr Dich prüfen will, ob Du das Glück vertragen kannſt. Danke Gott und ſiehe das Glück als einen Probirſtein an. Wenn Dir dagegen ein Unfall begegnet, ſo ehre die Hand des Herrn, trage Deine Widerwärtigkeit mit Geduld, und ſei überzeugt, daß das eine und das andere Mahnungen ſind, um Dich zu Ihm zu wenden, Dich Deiner Sünden zu erinnern und Dich durch die Mittel zu bekehren, die die göttliche Gnade Dir verliehen hat.

14) Verſchiebe es nicht von einem Tage zum andern, zur Beichte zu gehen. Denn es iſt ein Fallſtrick des böſen Geiſtes, Deinen Geiſt an weltliche Dinge geheftet zu halten.

15) Wenn Dein Souverain von Dir Rathſchläge in ſeinen Unternehmungen verlangt, ſo verweiſe ihn beſcheiden an Die, denen es zukommt, ihn zu berathen. Du

kannſt glauben, daß es die Pflicht eines Unterthanen iſt, ſeinem Souverain zu rathen; aber wenn man Dir einen dem Geſetz zuwiderlaufenden Vorſchlag macht, ſo mußt Du Dich erinnern, daß das Geſetz Dir verbietet, darauf einzugehen. Wenn man Dir denſelben Vorſchlag wiederholt, ſo mußt Du die Sache anzeigen. Wenn man Dir dagegen Vorſchläge macht, die dem Geſetze nicht widerſprechen, ſo gibt es Leute, denen es zukommt, darüber zu urtheilen. Verführt Dich die Eitelkeit, in Dienſt zu treten, und würdeſt Du zum Reichsrath erhoben, ſo rathe niemals etwas im Cabinet, oder im Rathe, was nicht in die Protokolle geſetzt werden kann.

16) Wenn das noch Ungeborne, das Deine Mutter in ihrem Schooße trägt, ans Tageslicht kommt, ſo empfange es mit Zärtlichkeit und aufrichtiger Geſinnung, als Dein eigen Blut und das letzte Pfand der Liebe Deiner Aeltern. Gott bewahre Deinen Eingang und Deinen Ausgang, und leite Dich immer in ſeiner Furcht, und nehme Dich endlich in ſein ewiges Reich auf, um der Liebe Jeſu Chriſti willen. Dann werden wir uns wiederſehen, um ewig zu ſingen Halleluja, Amen, im Namen unſers Erlöſers, Amen!

Stockholm, den 16. Juli 1756.

Erich Brahe."

Der junge Peter Brahe ſtarb ſchon am 12. Juni 1771 unvermählt. Dagegen wurde ſeine Stiefmutter im October 1756 von einem Poſthumus entbunden, welcher die Namen Magnus Friedrich erhielt und das Geſchlecht fortpflanzte. Sein Sohn, Graf Magnus Brahe (geb. 1790), wurde, nicht eben im Einklang mit den Mahnungen ſeines Großvaters, aber ohne nachtheilige Folgen, nicht bloß der Günſtling, der Vertraute, nein der innige Freund des Königs Karl XIV. Johann, und nahm, anfangs nur mit dem Kriegswesen beſchäftigt, ſeit 1826 einen ſehr einflußreichen geheimen Antheil an den Staatsgeſchäften, der anfangs viel beneidet und angefeindet, ſpäter als wohlthätig und uneigennützig anerkannt wurde. Er war Generallieutenant und Generaladjutant, Chef des Generalſtabes, Reichsmarſchall, Kanzler und Oberhofſtallmeiſter, und ſtarb am 16. Sept. 1844, ſechs Monate nach ſeinem königlichen Freunde, den er in ſeiner letzten Krankheit mit aufopfernder Treue gepflegt hatte.

XVII. Bilfinger und Herzog Karl Eugen von Württemberg.

Der im dritten Bande dieſer Geſchichten (S. 133) erwähnte Bilfinger oder Bielfinger, von welchem dort bemerkt ward, ſein Name bedeute eigentlich Vielfinger, weil in ſeiner Familie der Beſitz von zwölf Fingern und eben ſo viel Zehen erblich geweſen ſei[1]), führte die Vornamen Georg Bernhard und war am 23. Jan. 1693 zu Canſtadt geboren, der Sohn des dortigen Superintendenten. Er entfaltete ſchon in früher Kindheit ungewöhnliche Anlagen, die ſich jedoch mehr auf die techniſchen Fächer und deren Grundlehren, als auf die Sprachen richteten. Sein Lieblingswunſch war, Drechsler zu werden, und oft hat er in ſpätern Jahren, zu hohen Würden und anſcheinend großem Glücke gelangt, die Aeußerung gethan: „Und doch wäre ich vielleicht glücklicher, wenn ich ein Drechsler geworden wäre.“

Wiewol er aber den Schulſtudien wenig Fleiß und Liebe zuwendete, ſo hatte er doch, bei ſeinen vorzüglichen

---

[1] Auch unſer Bilfinger hatte an jeder Hand ſechs Finger, von denen ihm jedoch die überzähligen in früher Kindheit abgenommen wurden. Außerdem hatte er ein Feuermaal auf der Stirn.

Anlagen, ſolche Fortſchritte gemacht, daß ſein Vater gar nicht anders für möglich hielt, als daß ein ſo vielverſprechender Knabe ſtudiren müſſe und zwar Theologie. Dieſelbe frühe Auszeichnung bewirkte, daß das Conſiſtorium ihn in das Stift aufnahm, ungeachtet ſchon ſein älterer Bruder darin ſtudirte und ſeine Aufnahme ebendeshalb eigentlich regelwidrig war. Er kam daher im 13. Lebensjahre nach Blaubeuren, zwei Jahre ſpäter nach Bebenhauſen, und wieder zwei Jahre ſpäter in das theologiſche Stipendium nach Tübingen, und dies ungeachtet andauernden, gefliſſentlichen, in bewußtem Widerwillen gegen dieſe Studien begründeten Unfleißes. In Tübingen, wo er größere Freiheit hatte, verſäumte er alle Collegien, warf die ihm angeprieſenen Bücher mit Verachtung von ſich, ging dem Umgange mit Gelehrten ſorgfältigſt aus dem Wege und kam in ſo übeln Ruf, daß ihm einer ſeiner genaueſten Freunde ins Geſicht ſagte: er kenne keinen faulern Menſchen als ihn, und gewiß werde er bald der Unwiſſendſte und Verdorbenſte unter allen Bewohnern des Stifts werden.

Und doch lag ſeinem Widerwillen nichts anderes zu Grunde, als das, was auch den großen Baco die Univerſität[1]) mit tiefer Verachtung gegen den damals dort verfolgten Studiengang verlaſſen ließ; nur daß Baco ſo klug geweſen war, den Beweis zu liefern, daß er ſich auch auf dieſer von ihm für falſch erklärten Bahn mit Geſchick zu bewegen wiſſe. In Tübingen herrſchte damals noch die ſcholaſtiſche Philoſophie mit allen ihren Spitzfindigkeiten, und gegen dieſe war ſein Widerwille gerichtet. Sobald er mit mathematiſchen Schriften bekannt wurde, war auf einmal der Bann gelöſt, fiel es wie Schuppen von ſeinen Augen, hatte er gefunden, was die eigenthümliche Organiſation ſeines Geiſtes verlangte. Nun wurde er fleißig, ruhig und ausdauernd, und während er ſich in der Mathematik, beſonders in deren angewandten Theilen, zu einer hohen Stufe aufſchwang, ſodaß er zu den beſten Phyſikern und Mathematikern ſeiner Zeit gezählt wurde, ſah er nun auch die Wiſſenſchaften überhaupt mit andern Augen an und hatte Geſichtspunkte gewonnen, aus denen ſie alle ihm Intereſſe gewährten. Zudem wurde er durch ſeinen mathematiſchen Hauptlehrer Wolf auch zu deſſen philoſophiſchen Schriften geführt, und dieſe Philoſophie nahm ihn dergeſtalt ein, daß er ihr faſt die Mathematik gänzlich zum Opfer gebracht hätte. Die philoſophiſchen Probleme beſchäftigten ihn unausgeſetzt. Er ging früher zu Bett und ſtand ſpäter auf, nicht aus Trägheit und Schlafluſt, ſondern um ungeſtörter ſich ſeinen Meditationen überlaſſen zu können. Oft ſtand er ſtundenlang, in Gedanken verſunken, ſchweigend auf Einer Stelle. Einſtmals fiel er, nachdem er lange in einer ſolchen Stimmung ſtumm und regungslos an dem Ofen geſtanden, um. Als man erſchrocken herzueilte, ihn aufgehoben hatte und beſorgt nach ſeinem Befinden fragte, verrieth er, womit ſich ſeine Gedanken beſchäftigt, in den Worten: „Es iſt doch ein unerforſchliches Geheimniß, die Verbindung der Seele mit dem Leibe.“

---

[1]) Cambridge. Vergl. Macaulay's Recenſion der Montagu'ſchen Ausgabe von Baco's Werken, in ſeinen kleinen geſchichtlichen und biographiſchen Schriften, II., 1 ff.

Schon damals begann er an ſeinen nachher zu großem Rufe gediehenen Schriften: de Deo, anima et mundo und de origine mali zu arbeiten, und zugleich wendete er jetzt auch der Theologie die ſo lange verſagte Aufmerkſamkeit zu, indem er ſie durch die Philoſophie zu erklären verſuchte, was freilich nur mittelſt einer Philoſophie gelingen kann, die auf theologiſchem Grunde ruht. Er ſelbſt blieb übrigens fortwährend ein gläubiger Anhänger der ſymboliſchen Bücher. Bald galt er für einen der fleißigſten und gediegenſten Studirenden auf der ganzen Univerſität, und ward denn auch raſch hintereinander Vicar bei dem Kloſter und der Kirche zu Bebenhauſen, dann Schloßprediger zu Tübingen, dann Repetent in dem theologiſchen Stift.

Seine Verehrung für Wolf war aber ſo groß, daß er das ſehnlichſte Verlangen empfand, deſſen Umgang und Unterricht zu genießen, und nicht abließ, bis er ſich von der Regierung und ſeinen Freunden die Mittel verſchafft hatte, vorläufig ein Jahr in Halle zuzubringen. Ja, er opferte dieſem Verlangen ſogar eine Braut. Er war mit der Tochter eines angeſehenen tübinger Lehrers bekannt worden, und der Vater wollte ihm ihre Hand geben, wenn er ſeinem Reiſeplane entſage. Bilfinger aber gab die Braut auf und reiſte ab. Mit der perſönlichen Bekanntſchaft mit Wolf wuchs ſeine Verehrung für ihn, und er wußte es möglich zu machen, daß er, mit Hilfe erneuter Unterſtützungen, im Ganzen drei Jahre in Halle bleiben konnte. Auch Wolf war ungemein für ihn eingenommen und geſtand noch lange nachher, daß er beſonders in theologiſchen Gegenſtänden, ſofern ſie mit der Philoſophie zuſammenhingen, vieles von Bilfinger gelernt, „und daß er ohne deſſen Unterſtützung ſeine Philoſophie nicht gegen die Theologen hätte retten können.“

Ein wie bedeutender Wolfianer nun aber auch Bilfinger geworden und wie ſehr er auch bemüht war, ein leidliches Compromiß zwiſchen dieſer Philoſophie und der Theologie zu ſtiften, in ſeinem orthodoxen und jeder

Neuerung abgeneigten Vaterlande kam der Jünger der neuen Lehre doch noch zu früh. Nur mit großer Mühe erhielt er (1724) eine außerordentliche Profeſſur zu Tübingen, ohne allen Gehalt, und was noch ſchlimmer war, er erhielt auch keine Zuhörer, da alles vor dem gefährlichen Jugendverführer warnte. Da erhielt er durch Wolf einen Ruf als Profeſſor und Mitglied der eben errichteten Akademie der Wiſſenſchaften nach St. Petersburg, den er mit Freuden annahm. Aber kurz vor ſeiner Abreiſe wäre er faſt wieder in ſeinem Entſchluſſe wankend geworden, als er erfuhr, daß Peter der Große geſtorben[1] und Katharina I. ihm auf dem Throne gefolgt ſei, deren Gunſt zu gewinnen er ſich wenig Rechnung machte. Dennoch entſchloß er ſich und reiſte mit Kraft[2] ab. Aber auch auf der Reiſe verfolgte ihn Unglück und er verlor in der Gegend von Friedberg durch irgend ein Misgeſchick Geld, Bücher, all ſeine Habſeligkeiten.

Indeß bewies die nächſte Folgezeit, daß das alles keine böſen Vorzeichen geweſen ſeien. Er nahm in Petersburg eine ſehr ehrenvolle und geachtete Stellung ein, und ſein literariſcher Ruf wurde mächtig gefördert, als er den von der pariſer Akademie ausgeſetzten Preis für eine Abhandlung über das Geſetz der Schwere erwarb.

Einige Zeit darauf las Herzog Eberhard Ludwig[3] von Württemberg, als er eben im Bade zu Deinach[1]) war, eine Zeitung, worin Bilfinger's Schrift und Wirkſamkeit ſehr gerühmt war. Er fragte den ihn begleitenden Oberhofprediger Tafinger, ob das ein Württemberger ſei, und als Tafinger dies bejahte und zugleich ſeinem Freunde Bilfinger das günſtigſte Zeugniß gab, befahl der Herzog ſowol ihm als ſeinem Miniſter Grafen Grävenitz[2]), ihn bei der nächſten Erledigung einer Profeſſur in Tübingen an Bilfinger zu erinnern. Eine ſolche trat ſchon nach zwei Monaten ein und Bilfinger ward berufen, ungeachtet die Cabale ihn des Atheismus beſchuldigte. Er ſoll weniger aus eigenem Antriebe, als in Folge der Bitten und Ueberredungen ſeiner Verwandten, in das Vaterland zurückgekehrt ſein. Auch in Petersburg wollte man ihn nicht fortlaſſen und verzögerte ſeine Entlaſſung ein ganzes Jahr hindurch. Dann aber bewilligte man ihm eine jährliche Penſion von 400 Fl., die ihm auch über 20 Jahre lang richtig aus Rußland überſchickt worden iſt, ſowie er auch, wenige Jahre vor ſeinem Tode, für eine Erfindung in der Fortification, von dem ruſſiſchen Hofe 2000 Fl. erhielt. Er war nur ſechs Jahre in Rußland geweſen, indem er ſchon 1732 als Profeſſor der Theologie und Superintendent des Stifts wieder in Tübingen auftrat.

---

[1] 8. Febr. 1725.

[2] Georg Wolfgang Kraft, geb. zu Tuttlingen 1701, 1725 Profeſſor der Mathematik und Phyſiologie zu St. Petersburg, 1744 Profeſſor zu Tübingen, † 1755. Zwei Jahre ſpäter (1727) ging noch ein dritter Württemberger nach Petersburg, Joh. Georg Gmelin (geb. zu Tübingen 1709), welcher 1731 Profeſſor der Chemie und Naturgeſchichte daſelbſt war, 1733—43 auf kaiſerliche Koſten in Sibirien reiſte, 1747 nach Würtemberg zurückging, 1749 Profeſſor der Botanik und Chemie zu Tübingen wurde und 1755 †.

[3] Th. III., S. 121 ff.

1733 ſtarb der Herzog Eberhard Ludwig. Sein Nachfolger, Karl Alexander[3]), hatte ſchon von Belgrad aus eine beſtändige Correſpondenz mit Bilfinger unterhalten, auch einmal mehre Wochen im Wildbad blos in ſeinem Umgange zugebracht. Er entbot ihn gleich nach ſeinem Regierungsantritte zu ſich, beſuchte ihn in Tü-

---

1) Ein Dorf mit einem Geſundbrunnen in der Gegend von Calw.

2) Th. III. a. a. O.

3) Th. III., S. 127 ff.

bingen, nahm ihn mit nach Hohentwiel, in Befeſtigungsangelegenheiten, und ernannte ihn hier ſofort zum Geheimen Rath[1] (Dec. 1734). Bilfinger machte Einwendungen, die aber nicht anſchlugen, worauf er ſagte: „Nun ſo ergebe ich mich auf Galgen und Rad." Er ahnte damals ſchwerlich, in was für eine gefährliche Stellung er ſich in der That begeben hatte. Im Uebrigen ſollte ihm der Geheimrathstitel zunächſt Rang und Beſoldung ſichern, während ſein eigentlicher Wirkungskreis der eines Geheimen Cabinetsraths war. Es war ſchon ein Anfang der Ungnade, als er, fünf Monate ſpäter, auf ſeine Functionen im Geheimen Rathe verwieſen ward.

---

[1] Das Geheime Raths-Collegium, welches unter der Grävenitz'ſchen Verwaltung durch das Cabinetsconſeil, das factiſch nur aus dem Grafen Grävenitz, einem faſt immer abweſenden andern Rath und einem Aſſeſſor mit bloß conſultativer Stimme beſtand, ganz in den Hintergrund gedrängt worden, auch ſehr zuſammengeſchmolzen war, wurde von Karl Alexander ergänzt und neu gekräftigt. Er beſtätigte von den zeitherigen Mitgliedern die Geheimen Räthe von Regendanck, Andreas Heinrich von Schüz und den aus Preußen berufenen Joh. Friedrich Göze, ernannte aber den Hofrichter Chriſtoph Peter von Forſtner zum Präſidenten, den Oberſtallmeiſter Heinrich Reinhard von Röder, ferner den erſt in durlachiſchen, dann in kaſſelſchen Dienſten geſtandenen Joh. Eberh. Fr. von Wallbrunn, den Oberhofmarſchall Friedrich Auguſt von Hardenberg und ſeinen alten Geſchäftsträger, den Hofrath Philipp Jakob Neuffer, zu Mitgliedern des Collegiums. Göze's Nachfolger ward 1734 Konradin Abel, nach deſſen Tode (14. April 1735) Weinland folgte. Bilfinger ward zugleich Referendar. Aber ſchon nach zwei Monaten wurden Regendanck und Hardenberg entlaſſen (Febr. 1735), Forſtner bald darauf diſpenſirt, Neuffer, der dem Herzog die Religions-Reverſalien vorgelegt, penſionirt, und Weinland ſtarb (20. März 1736). Nun war wieder das Cabinet, oder, wie es jetzt hieß (16. Juni 1735), das Conferenzminiſterium allmächtig, in welchem von Schüz, Scheffer, Pfau, Georgii und Knab fungirten, und das das Werkzeug des Juden war. Der Geheime Rath beſtand noch aus von Röder, der ſich nicht darum kümmerte, von Schüz, der allen Einfluß verloren, Bilfinger und dem alten Hellwer, den nur die Anciennetät dorthin gebracht hatte.

Der neue Geheime Rath ſuchte ſich zuvörderſt die ihm fehlenden publiciſtiſchen Kenntniſſe zu verſchaffen, weshalb er, zwei Jahre lang, täglich einige Stunden zu einem in weit geringerer Stellung lebenden Verwandten ging, um ſich von dieſem namentlich über Geſchichte und poſitive Grundlagen des württembergiſchen Staatsrechts belehren zu laſſen. Er hatte deß auch durchaus kein Hehl, ſondern verließ, ſobald die Lehrſtunde ſchlug, jede Geſellſchaft, indem er offen erklärte, daß er nun in die Schule gehen müſſe.

Eine Zeit lang genoß Bilfinger die Gunſt ſeines Fürſten ungetheilt und konnte manches Nützliche wirken. Dann aber kamen Jahre, wo er höchſtens ſich bemühen konnte, das Aergſte zu verhüten, und auch daran zuletzt verzweifeln mußte. Wie die Macht und der Einfluß des Juden Süß[1] zu ſteigen begann, verminderten ſich Bilfinger's Macht und Einfluß, bis ſie faſt gänzlich verſchwanden. Soweit ihn dies perſönlich betraf, war es ihm keineswegs peinlich. Als ihn in dieſer Zeit ein Fremder bei mathematiſchen Arbeiten traf, ſagte er ihm: Wünſchen Sie mir Glück zu meiner Ungnade, denn dieſer danke ich es, daß ich wieder unter meinen Cirkeln ſitzen kann. Auch ließen ihn ſeine Gegner im Anfange unangefochten, ſpeculirten ſogar darauf, ihn auf ihre Seite zu ziehen. Denn der Hauptgehilfe des Juden, der Expeditionsrath Hallwachs, war klug genug, vorauszuſehen, daß ihr Regiment höchſtens ſolange dauern könne, als der Herzog lebe, und daß ſie nach deſſen Tode vor ſchwerer Verantwortung nicht ſicher ſeien. Er ſchlug daher vor, einen Mann auf ihre Seite zu ziehen, welcher Anſehen genug beſitze, um ſie auch nach dem Tode des Herzogs ſchützen zu können, und bezeichnete Bilfinger als einen Solchen. Im Anfang verwarf Süß den Vorſchlag, indem er, hierin mit richtigerem Urtheil als Hallwachs, bemerkte: „Pfui, Bilfinger hat ja Verſtand, mehr als wir Alle." Nachher aber war er ſelbſt ſo ängſtlich geworden, daß er auch dieſes Rettungsmittel wenigſtens des Verſuches werth hielt. In Betreff der zu ergreifenden Mittel ſagte Hallwachs in zugleich für Bilfinger ſehr bezeichnender Weiſe: „Er iſt über die Eitelkeit der Titel und Ehrenbezeigungen des Hofes erhaben; er nimmt keine Geſchenke; er hat durchaus keine ſchwache Seite, als die Vorliebe zu ſeinen Verwandten; hier alſo, oder nirgends, müſſen wir ihn angreifen." (Vielleicht daß auch noch der Hinterhaltsgedanke im Spiele war, daß man ihn, wenn das Mittel nicht einſchlug, des Nepotismus verdächtigen konnte.) Sogleich wurden zwei Stellen, ohne daß er es begehrt hätte, mit ſeinen Verwandten beſetzt. Bilfinger dankte ſehr höflich, ließ ſich aber weiter nicht mit ihnen ein. Er ging in demſelben Jahre ins Bad. Einige Mitglieder der Coterie folgten ihm dahin, überſchütteten ihn mit Artigkeiten, und wieder ward ein Verwandter von ihm angeſtellt. Aber auch jetzt blieb Bilfinger kalt und zurückhaltend. Sie ſahen, er war nicht zu gewinnen, und beſchloſſen daher, ſich ſeiner zu entledigen. Doch auch dies war nicht ſo leicht, wie bei Anderen. Der Herzog ſchenkte ihm zwar ſeine Gunſt nicht mehr, weil ihm Bilfinger nicht nach dem Sinne rieth und redete. Aber er kannte den Werth des Mannes ſehr wohl und unterhielt ſich überdem immer noch gern mit ihm über Fortification, Türkenkriege und den Feldmarſchall Münnich. Die Cabale ſchlug eine allgemeine Verminderung der Beſoldungen vor, machte, um ihre Aufrichtigkeit zu beweiſen, mit den eigenen den

---

[1] Bd. III, S. 132 ff.

Anfang, was die Herren um ſo leichter konnten, als die fixen Beſoldungen der geringſte Theil ihrer Einnahmen waren, und legte der Eingabe ein Billet bei, worin ſie die Entlaſſung Bilfinger's rieth. Der Herzog aber ſagte darauf: „Wenn wir den Mann entließen, ſo würde er von Königen und Fürſten geſucht werden, und wir wären proſtituirt.“ Bilfinger ſelbſt, wiewol ſeine Wirkſamkeit, wie die Bedeutung ſeines Collegiums ſehr geſchwächt war, wollte doch lange nicht vom Platze weichen. Als man ihn einſtmals fragte, wie er es in dieſer Wirthſchaft aushalten könne, erwiderte er: „Wirds denn beſſer, wenn ich gehe?“ Wol etwas ſpäter ſagte er dem Kammergerichtsaſſeſſor von Harpprecht auf die gleiche Frage: „Ich mache mich jede Seſſion gefaßt, aus dem Geheimen Rathe auf die Feſtung geführt zu werden.“ Endlich aber wurde es ihm doch zu arg und er bat um ſeine Entlaſſung, hatte ſie aber noch nicht erhalten1), als der plötzliche Tod des Herzogs (12. März 1737) mit Einem Schlage das ganze Verhältniß wendete.

Der neue Herzog, Karl Eugen2), war minderjährig. Wie immer der Streit verglichen werden mochte, der ſich über die Vormundſchaft zwiſchen der Herzogin-Witwe und dem nächſten Agnaten entſpann, an der Mitvormundſchaft des Geheimen Raths-Collegiums war nicht zu zweifeln. Beide ſtreitende Theile mußten ſich um ſeinen Beiſtand bewerben. Der Herzog-Adminiſtrator, Karl Rudolf3), verſprach feierlichſt: in Landes-Adminiſtrationsſachen ohne Verwiſſen und Einwilligung des Geheimen Raths durchaus nichts zu reſolviren und ſich jedenfalls am Ende nach der Stimmenmehrheit deſſelben

---

1) Hiernach iſt die Angabe Th. III, S. 133 zu berichtigen.

2) Th. III, S. 138 ff.

3) Th. III, S. 143 ff.

zu richten. Schon vorher hatte Bilfinger, der beiweitem bedeutendſte Mann in dem alten Collegium, dafür geſorgt, daß die Majorität ſeines Sinnes ſei. Er hatte dem Herzog-Adminiſtrator vorgeſtellt, daß das Collegium zu ſchwach beſetzt ſei, worauf dieſer, fünf Tage nach Karl Alexander's Tode, die Geheimen Räthe Forſtner[1] und Neuffer[2] wieder in Activität ſetzte, und den bedeutenden Publiciſten Phil. Eb. Zech[3] zum wirklichen Geheimen Rath ernannte. Der Oberſtallmeiſter von Röder[4] blieb bald aus den Sitzungen weg und wurde überdem 1737 von dem engern Ausſchuß der Stände förmlich belangt, weshalb er um Diſpenſation von den Sitzungen bat. Daſſelbe that gleichzeitig Hellwer, Alters halber. An Neuffer's Stelle kam (22. Oct. 1738) der Kammerdirector Johann Eberhard Georgii, der zu Ende des Jahres 1741, auf Bilfinger's Betrieb, mit den Prinzen nach Berlin ging und mit ihnen bis zu Anfang des Jahres 1744 daſelbſt blieb. Der Geheime Rath Andreas Heinrich von Schütz erhielt ſchon im Auguſt 1738, auf ſein Anſuchen, die Stelle als Hofrichter und Oberhofmeiſter bei dem Collegium illustre zu Tübingen, trat ſie aber erſt 1741 an, worauf der treffliche Fr. Auguſt von Hardenberg zu ſeinem Nachfolger im Geheimen Rathe ernannt wurde. Auch Forſtner reſignirte im Auguſt 1738 und an ſeine Stelle kam (28. April 1739) der Ober-Hofmarſchall Fr. R. von Wallbrunn, während der Comitialgeſandte zu Regensburg, Joh. Eb. Fr. von Wallbrunn das älteſte Mitglied des Collegiums war.

---

[1] Der Neffe des viel bedeutenderen Chriſtoph Forſtner, der Enkel des muthvollen Kanzlers Leffler.

[2] Dieſer war lange Jahre der Geſchäftsträger Karl Alexander's geweſen, † aber den 1. Sept. 1738 plötzlich.

[3] † 1. Sept. 1755.

[4] Th. III, S. 138.

Die beiden Wallbrunns, Hardenberg, der zugleich Kammerpräſident war, Bilfinger, Zech und Georgii, der, wie bemerkt, von 1741—44 nicht im Lande war, bildeten nun von 1737—49, unter zwei hochbejahrten Herzog-Adminiſtratoren, die kein Verlangen nach Selbſtregierung trugen, die eigentliche Regierung des Landes, und Bilfinger hatte einen ſehr weſentlichen Antheil daran. Die Kammer kam in dieſer Zeit in die blühendſten Umſtände. Man beſtimmte die Stände, die jetzt Zutrauen zur Regierung hatten, zur Uebernehmung von zwei Millionen Schulden, und tilgte das Uebrige faſt gänzlich. Man verglich koſtſpielige und langwierige Proceſſe, eröffnete neue Einnahmequellen und füllte durch Sparſamkeit die Kaſſen. Die landesfürſtlichen Rechte den Ständen gegenüber wurden von dieſer wahrhaft treuen Verwaltung nicht blos aufrechterhalten, ſondern noch erweitert, und in dieſer Zeit erſt verſtanden ſich die Stände zu einer fortlaufenden Bewilligung für ein ſtehendes Militair. Auch gegen außen erhielt ſich Württemberg in Unabhängigkeit und Anſehen. Bilfinger war aber auch für die Zukunft beſorgt. Er hielt Stuttgart nicht für den rechten Ort, wo die Bildung der Prinzen, namentlich des Thronfolgers, gedeihen könne. Er ſcheute den Einfluß der Hofleute und noch mehr den der Herzogin-Witwe.1) Berlin ſchien ihm ſchon damals, wo doch die öffentliche Meinung über Friedrich II. noch lange nicht die war, die ſie 30 Jahre ſpäter ward, als ein beſſerer Punkt, wo ſie in die Jahre der Selbſtbeſtimmung reifen könnten, und er vorzüglich ſchickte ſie in dieſe Regentenſchule und hielt ſie dort, ungeachtet aller Gegenintriguen der Herzogin-Witwe, über zwei Jahre lang. (Man muß

---

1) Th. III., S. 129.

freilich ſagen, daß die Früchte der berliner Schule in Betreff des jungen Herzogs ſelbſt nicht eben anders waren, als man ſie in Stuttgart auch erwarten konnte.)

Der Herzogin-Witwe und ihren Verwandten, den Taxis, gelang es inzwiſchen, unterſtützt von Friedrich II., die Volljährigkeitserklärung des jungen, 16jährigen Herzogs bei dem kaiſerlichen Hofe zu erwirken, was auch anfangs im Lande, wo man auf die Familienariſtokratie neidiſch war, welche Bilfinger begünſtigte, und darüber ihre guten Leiſtungen und Erfolge vergaß, mit Jubel aufgenommen wurde. In den erſten Jahren äußerte dieſe Veränderung jedoch wenig Einfluß. Karl Eugen hatte Mädchen, Vergnügen, Reiſen im Sinne und ließ die alten Geheimen Räthe ſchalten, die denn ihre Sache auch ferner gut machten. Zwar ward von Röder ſofort wieder in den Geheimen Rath eingeſetzt und zwar an deſſen Spitze; aber auch Röder hielt mit Hardenberg und Bilfinger zuſammen.

Da ſtarb Bilfinger am 18. Febr. 1750. Er ward ſehr beklagt und vermißt. Die hohe Achtung, die ſein uneigennütziges, jederzeit ſich gleich bleibendes, zuverläſſiges Weſen ihm erworben hatte, ſchien ihn zum ſicherſten Bürgen einer ſtetigen, feſten Verwaltung zu machen. Um die Schulen, die theologiſchen Studienanſtalten, die Univerſität hatte er hohe Verdienſte. Alles freilich, was ihm im Sinne lag, konnte er nicht durchſetzen. Als er einſt in einer wichtigen Sache durch die Wallbrunns überſtimmt ward (1742), ſchrieb er an Georgii nach Berlin: „Es wäre eben gut, wenn man die Vota nach den Köpfen zählte, und nicht nach andern Gliedern des Leibes.“ Ungemeine Thätigkeit und Arbeitſamkeit zeichneten ihn, wie in den Staatsgeſchäften, ſo in den Wiſſenſchaften aus. Nur die Abendſtunde von 7—8 war der

Erholung in ſeinem Garten oder dem vertrauten Geſpräch mit Freunden gewidmet, und für dieſe Zeit vergaß er Geſchäft und Studium und lebte nur der Erholung. Seine Anhänglichkeit an ſein Vaterland bewies er durch mehrmalige Ablehnung vortheilhafter Berufungen ins Ausland. Immer nur die Sache, die Pflicht im Auge, ließ er ſich nicht von Nebenrückſichten beſtimmen. Er war der erſte Conſiſtorial-Präſident; aber um zu zeigen, daß er die Errichtung dieſer Stelle nur um der Sache, nicht um ſeinetwillen vorgeſchlagen, nahm er die damit verknüpfte Beſoldung (600 Fl.) nicht an. Geſchenke nahm er niemals, und als ihm einſt ein Landprediger einige Fiſche geſchickt hatte, die in ſeiner Abweſenheit abgegeben worden waren und ſich nun nicht wieder zurückſchicken ließen, bezahlte er die Fiſche und den Boten, der ſie gebracht hatte. Als der Prälat, der ſein entſchiedenſter und ausdauerndſter Gegner geweſen war, ſtarb, bat ein anderer Prälat, welcher gleichfalls zu Bilſinger's Gegnern gehörte, daß der ſehr armen Witwe des Erſtern eine Penſion ausgeſetzt werden möchte. Sowol der Herzog-Adminiſtrator, als der ganze Geheime Rath, außer Bilſinger, waren dagegen, weil ſie ſämmtlich ebenſo dem verſtorbenen Prälaten, wie dem jetzt bittenden feind waren. Bilſinger ſprach dagegen deſto lebhafter für die Witwe und ſchlug zuletzt vor, ihr 300 Fl. von der Beſoldung des Conſiſtorial-Präſidenten, die er eigentlich ſelbſt beziehen konnte, anzuweiſen. Der Herzog fragte ihn, warum gerade Er ſich der Witwe ſo annehme? worauf Bilſinger erwiderte: „Weil ich auf der ganzen Erde keinen größern Feind hatte, als dieſen Prälaten.“ Als ſpäter einmal ein Beamter den Miniſter Hardenberg verleumdet hatte und deshalb, ohne Vorwiſſen und Zuthun Hardenberg's, entlaſſen worden war, bat dieſer, als eine andere geeignete Stelle erledigt ward, ſie dieſem Beamten zu geben, und als man ſich über dieſe Großmuth verwunderte, ſagte er: „Dieſe Handlungsweiſe habe ich von Bilfinger gelernt.“

Seinen Freunden, deren vertrauteſter der Prälat Tafinger blieb, war Bilfinger überaus treu, ungemein zärtlich gegen ſeine Verwandten und dankbar gegen die Wohlthäter ſeiner frühern Jahre. Nie verſäumte er es, ſeine Mutter an ihrem Geburtstage zu beſuchen und dieſen ganzen Tag nur ihr und der Feier ihres Feſtes zu widmen. Ebenſo bewies er dem Verwandten, der ihm in ſeiner Jugend 1000 Fl. zu ſeinen Studien in Halle vorgeſchoſſen hatte, einem Beamten auf dem Lande, ſtets die größte Dankbarkeit, beſuchte ihn oft und pries ihn als die erſte Quelle ſeines Glückes. Der Religion blieb er treu, ſprach ſtets mit Ehrfurcht von allem, was ſie betraf, und tadelte Männer, die er ſonſt zu den Größten ſeines Zeitalters zählte, weil ſie es nicht thaten. „Alles“, ſagte er, „iſt an ihnen groß; nur das iſt klein, daß ſie ſo wenig glauben.“ Er las jeden Morgen einen Pſalm und jeden Abend ein Capitel aus dem griechiſchen Neuen Teſtamente. Vor ſeinem Ende legte er ſein letztes Glaubensbekenntniß feierlich ab, und bezeugte ſeinem Freunde Tafinger und den Umſtehenden: daß er ſeinen Grundſätzen von chriſtlicher Religion und beſonders der Ueberzeugung, nur allein durch Chriſtus ſelig zu werden, noch in dieſem letzten entſcheidenden Augenblicke getreu bleibe, daß er in dieſer Ueberzeugung auf ſein verfloſſenes Leben ruhig und freudig zurückſchaue und ebenſo ruhig und freudig einem andern entgegeneile. Als er zuletzt die Sprache verloren und Tafinger ihm zurief, ob er im Glauben an das Verdienſt Jeſu Chriſti freudig ſterbe? hob er die drei Eidesfinger in die Höhe, legte ſie dann auf ſeine Bruſt und blickte lächelnd zum Himmel.

Als 1765 der in militäriſchen und mathematiſchen Wiſſenſchaften ausgezeichnete Neffe Bilfinger's, der württembergiſche Obriſtlieutenant Bilfinger, Friedrich II., welcher früher ſo gegen Bilfinger eingenommen geweſen war, daß er Karl Eugen bei deſſen Abreiſe von Berlin vor demſelben gewarnt hatte[1]), vorgeſtellt wurde, fragte ihn dieſer ſogleich, ob er ein Verwandter des berühmten Bilfinger ſei, und ſetzte hinzu: „Das war ein großer Mann, deſſen Andenken ich ſtets verehre.“[2])

Nach ſeinem Tode trat es deutlicher hervor, was die berliner Schule bei dem Herzog gefruchtet hatte. Es ſcheint, man faßte den talentvollen, aber überaus feurigen, kraftbewußten und eigenwilligen Fürſtenjüngling bei ſeiner Empfindlichkeit über jede ſcheinbare Abhängigkeit und Bevormundung an, und führte ihn zu dem Gedanken, er müſſe zeigen, daß er der Herr ſei. Der erſte Streich traf einen Mann, der allerdings — eine triviale Redensart zu gebrauchen — Werg am Rocken hatte, ward aber doch auf eine Weiſe geführt, die nicht löblich war. Der Erboberſtallmeiſter Geheimer Rath von Röder war ſeit den erſten Tagen dieſer Regierung erſter Miniſter und Günſtling geweſen, und der Herzog nannte ihn noch bei den zärtlichen Namen des Vaters und Freundes, als er ſchon den Befehl zu ſeiner Verhaftung unterzeichnet hatte (1751). Er war mit dem Herzog und einem großen Theile des Hofes zu Waltenbuch geweſen, und der Herzog hatte ſich ſo freundlich wie immer zu ihm verhalten. Am nächſten Tage wurde er verhaftet, und daß die gleichzeitig verhängte ſtrenge Unterſuchung, beſonders des Stallrechnungsweſens, mit ſeiner völligen Entlaſſung endigen würde, war vorauszuſehen. Der Grund ſeiner Ungnade aber lag nicht in ſeinen Rechnungen, ſondern darin, daß er ſich von dem älteſten Bruder des Herzogs, dem Prinzen Ludwig[1], ſein Erboberſtallmeiſteramt hatte beſtätigen laſſen, welches Factum der Prinz ſeinem Bruder, dem Herzog, zu verrathen indiscret genug geweſen war.

---

[1]) Götting. hiſtoriſches Magazin, I., 4., 686.

[2]) Vergl. Moſer, Patriotiſches Archiv für Deutſchland, IX., 369 ff. — An Schriften ſind von Bilfinger folgende erſchienen: De triplici rerum cognitione, histor., philosoph., mathem., Tüb. 1722. 4. — De harmonia animi et corporis hum., Francof. ad M., 1723. — De origine et permissione mali, ibid., 1724. — Dilucidationes de Deo, anima humana, mundo et generalibus rerum affectionibus, Tüb. 1724. 4. — Praecepta logices, Jenae 1729. — Supplément aux maximes ordinaires touch. la fortification, Tüb., 1733. 4. — Nouveau système de fortification, Stuttg., 1734.

Der zweite Streich traf einen Mann, deſſen Verdienſte ungleich ſtrahlender, als Röder's, deſſen Leben und Wirken makellos war, den jetzt vorſitzenden Geheimen Rath und Kammerpräſidenten von Hardenberg. Der letzte Grund, warum man ſich dieſes zu entledigen ſuchte, mochte darin liegen, daß er auf Ordnung und Sparſamkeit im Haushalte hielt. Am 4. April 1755 erſchien der Herzog im Geheimen Rathe und überhäufte Hardenberg plötzlich mit den ſtärkſten perſönlichen Vorwürfen, daß ſeine Befehle öfters nicht befolgt und die wichtigſten Dinge nach bloßer Privatwillkür behandelt würden. Hardenberg faßte noch an demſelben Tage eine ruhige, würdevolle Vertheidigung ab, die er durch den Oberhofmarſchall von Wallbrunn (6. April) dem Herzog übergeben ließ. Noch an demſelben Tage antwortete der Herzog in noch raſcheren Ausdrücken, als er das erſte Mal gebraucht hatte. Einige Worte, die Hardenberg gegen Wallbrunn geäußert, wurden als ein Abſchiedsgeſuch gedeutet, ſeine Erläuterung zugelaſſen und der Abſchied (24. Juni) in ungnädigſter Weiſe, ohne die zugeſicherte Penſion, ertheilt. Damals war J. J. Moſer der Rathgeber des Herzogs, kam aber 1759 nach Hohentwiel, wo er bis 1764 zubrachte und auch da erſt durch den Reichshofrath befreit wurde. Im September 1756 verließ die Herzogin[1]) ihren Gemahl, der das ganze Land wie ſeinen Harem betrachtete und ſich immer zügelloſer ſeiner Sinnlichkeit, Prunkſucht und Eigenwilligkeit überließ.

---

[1] Ludwig Eugen Johann, geb. 6. Jan. 1731, königl. franz. Generallieutenant, bis 1749 in preußiſchen Kriegsdienſten. Er vermählte ſich 1762 mit Sophie Albertine, einer Tochter Auguſt Gottfried Dietrich's, Grafen von Beichlingen, kurſächſ. wirkl. Geheimen Raths (geb. 23. März 1703, † 18. Sept. 1769), und †, nachdem er erſt am 24. Oct. 1793 die Regierung ererbt hatte, am 10. Mai 1795. Er hatte keine Söhne, hatte überdies ohne Vorwiſſen des Herzogs geheirathet und auf eine Succeſſion ſeiner Deſcendenten verzichtet. Sein Nachfolger wurde ſein jüngerer Bruder, Friedrich Eugen (geb. 21. Jan. 1732, verm. 29. Nov. 1753 mit Friederike Dorothea Sophie, Tochter des Markgrafen Friedrich Wilhelm zu Brandenburg-Schwedt, welche am 18. Dec. 1736 geboren war und am 9. März 1798 †). Herzog Friedrich † 23. Dec. 1797 und war der Großvater des jetzigen Königs

Seine Werkzeuge und Vertrauten waren damals der zeitherige Hauptmann und Regimentsquartiermeiſter Rieger, welcher im December 1757 als Geheimer Kriegsrath und Obriſtlieutenant beim Generalſtabe angeſtellt wurde, man glaubt auf Empfehlung eines der Brüder des Herzogs, deren Gunſt ihm anfangs bei dieſem geſchadet haben ſoll, und Graf Samuel Fr. von Montmartin, welcher im Februar 1758 aus ſachſen-gothaiſchen Dienſten in württembergiſche kam. Rieger war ein genialer Mann, von raſtloſer Thätigkeit und den vielſeitig-

---

1) Eliſabeth Friederike Sophie, Tochter Markgraf Friedrich's von Brandenburg-Baireuth, Nichte Friedrich's II., geb. 20. Auguſt 1732, verm. 26. Sept. 1748, reſidirte nach ihrer Trennung zu Baireuth.

ſten Gaben, aber grundſatzlos, unſtet, voller Einfälle, Muthwillen und Uebermuth, gänzlich ohne Rechtsſinn, Wohlwollen und Humanität. Er übte einige Jahre den größten Einfluß, leiſtete ſeinem Gebieter die erfolgreichſten — ſchlechten Dienſte, war ein Meiſter in der Kunſt, die Menſchen durch geſchickte Behandlung ihrer Leidenſchaften, Gelüſte und Schwächen zu beherrſchen, ſtürzte aber zuletzt noch ſchneller, als er geſtiegen war. Am 28. Nov. 1762 wurde ihm, ohne irgend eine vorherige Anklage oder Unterſuchung, auf der Parade der Orden abgeriſſen, der Degen genommen und vor die Füße geworfen und er ſelbſt nach Hohentwiel geſchafft, wo er Jahre lang unverhört in dem elendeſten Kerker ſchmachten mußte. Dann wurde er nicht bloß wieder freigelaſſen, ſondern Obriſt und Commandant des Hohenaspergs. Man hätte keine unpaſſendere Wahl treffen können; denn wenn ſich auch Rieger im Kerker zur Orthodoxie bekehrt hatte, ein beſſerer Menſch war er nicht geworden, und hatte nur neue Mittel[1]) gewonnen, die Unglücklichen, deren Wächter er war, zu peinigen. Er ſtarb am 15. Mai 1782. Von ſeinem Sturze glaubt man, daß ihn Montmartin durch einen erdichteten Brief bewirkt habe, worin ſich Rieger im preußiſchen Sinne und mit perſönlichen Ausfällen gegen den Herzog ausgeſprochen haben ſollte, und den man dem Prinzen Friedrich in die Hände geſpielt habe. Montmartin hatte nur ſeine Bereicherung und zu dem Ende die Behauptung einer dazu Gelegenheit gebenden Stellung im Sinne, beſaß weder beſondere Einſichten, noch Kenntniſſe, wol aber die Kunſt, ſich lange Jahre ſeinem Gebieter als ein brauchbares Werkzeug für Befriedigung ſeiner Launen

---

1) Vergl. Strauß, Schubert's Leben, Berlin, 1849, 2 Bde.

und als ein Mann zu empfehlen, den man, wenn auch nicht zum Guten, doch zu allem Schlechten gebrauchen konnte, weil er keine Scham und kein Gewiſſen kannte und für jede Perfidie oder Gewaltthat eine Ausflucht oder eine Phraſe bereit hatte.

Bei ſeinem Eintritt ward ſogleich ein beſonderes Staats- und Cabinetsminiſterium gebildet (11. Febr. 1758), deſſen Mitglieder der Oberhofmarſchall von Wallbrunn (für alle in das „gemeine, innerliche Landes-, Religions- und Hofweſen einſchlagenden Geſchäfte"), der Graf von Montmartin (für „alle innerlichen und auswärtigen Staatsgeſchäfte, Reichs-, Comitial- und ſchwäbiſche Kreisangelegenheiten"), und der Regierungspräſident von Pflugk (für alle „innerlichen Regierungs-, Juſtiz-, Lehen- und dahin gehörigen Sachen") wurden. Montmartin's Hauptgehilfe war Lorenz Wittleder, urſprünglich ein thüringiſcher Gerbergeſell, der ſich ſchon damals bis zum Kirchenraths-Expeditionsrath emporgearbeitet hatte, und bald der Meiſter der zahlreichen Finanzprojectmacher wurde, die das Geldbedürfniß des Herzogs herbeizog. Der Geheime Rath hatte nun nur zu expediren, was Graf Montmartin vorſchrieb. Er lichtete und wandelte ſich mehr und mehr. Auch der nominelle Vorſitzende, der Oberhofmarſchall von Wallbrunn, mancher lange geduldeter perſönlicher Mishandlungen endlich müde, nahm ſeinen Abſchied (19. Mai 1761) und Graf Montmartin hieß nun Geheimer Rathspräſident (6. Auguſt). Man ſetzte zwei geſchmeidige Creaturen, Ernſt Ludwig von Volgſtädt und Tobias Konrad Renz[1]), letzterer ein arbeitſamer und talentvoller, aber des Wahrheitsſinnes ermangelnder Mann, in den Geheimen Rath, der nun ganz blindes Werkzeug war.

---

[1]) Ein anderer Renz, Günther Albrecht, wurde (12. Mai 1751) Bilfinger's Nachfolger.

Von den Ständen verlangte man jetzt mehr als das Fünffache ihres zeitherigen Beitrags zum Militair. Für 22,000 Fl. jährlicher Rente erkaufte der Herzog die Jungfrauſchaft einer ſchönen Elſaſſerin, Joſephine von Wimpfen, der Schweſter ſeines Generaladjutanten, die etwa drei Vierteljahr ſeine Favoritin war und von ihrem Bruder an den Herzog verkauft ward (Dec. 1763). Zugleich fing er den koſtbaren Bau der Solitude an.

Mit den Ständen kam man in ernſteſten Streit, worüber die letzten redlicheren Mitglieder des Geheimen Raths austraten. Georgii nämlich bat, vom Votiren in der Angelegenheit wegen Aufbringung der Militairbedürfniſſe dispenſirt zu werden, und Günther Albrecht Renz legte ein höchſt ernſthaftes ſchriftliches Votum ein und bat, weil einmal kein Recht mehr heilig ſei, um ſeine Entlaſſung. Zwei Tage darauf kam ein Reſcript, wodurch Renz caſſirt und Georgii quieſcirt wurde (12. April 1764). Der Geheime Rath beſtand jetzt aus den beiden Miniſtern Montmartin und Pflugk und den drei Geheimen Rathsacceſſiſten[1]) von Volgſtädt, Tobias Konrad Renz und Commerell, Letzterer ſeit dem 17. April 1765 dahin aufgerückt.

Dennoch dauerte Montmartin's Regiment nicht mehr lange. Der Streit mit den Landſtänden war nicht bloß mit dieſen zu führen, ſondern ſie hatten ganz andere Mächte im Rückhalt: Kurbrandenburg, Kurbraunſchweig (Hannover) und den König von Dänemark als Herzog

---

1) Sie waren nicht wirkliche Geheime Räthe, weil ſie in ihren anderweiten Collegien und Stellungen verblieben und nur daneben an den Sitzungen des Geheimen Rathes theilnahmen.

von Holſtein, welche 1734 die Reverſalien Karl Alexander's und ſeine Beſtätigung der Landes-Compactaten garantirt hatten und von 1764 an als Vermittler in den Streit eintraten[1]), welcher gleichzeitig vor dem Reichshofrath geführt wurde, an den ſich die Stände klagend gewendet hatten. Sah man auch in Wien, wo man ohnehin dem Herzog wegen ſeiner antipreußiſchen Richtung nicht ungünſtig war, dieſe Einmiſchung ungern, ſo ſtellten ſich doch ſo viele Rechtsverletzungen und Uebelſtände heraus, daß auch der öſterreichiſche Hof ſich mehr und mehr von dem Herzog abneigte. Ende 1765 ſchickte nun der Herzog den Grafen Montmartin nach Wien, um einen letzten Verſuch zu machen; aber dieſe Miſſion ſcheiterte gänzlich und dies mag die Urſache geweſen ſein, daß der Herzog etwas einzulenken beſchloß und daß namentlich Montmartin am 10. Mai 1766 entlaſſen wurde. Ungnädig war dieſe Entlaſſung nicht; er erhielt **4000 Fl.** Penſion und wurde noch in demſelben Jahre wieder verwendet. Auch von Pflugk trat im December 1766, mit gleicher Penſion, in den Ruheſtand. Man ernannte nun von Volgſtädt und Renz zu wirklichen Geheimen Räthen und erhob zu der gleichen Würde die Regierungsräthe von Uexküll, von Knieſtädt und Weikersreuter. So war das Collegium der Form nach wieder beſetzt; aber mit lauter mittelmäßigen Köpfen, fügſamen Männern, welche alle dieſelbe Laufbahn gegangen waren, während der Geheime Rath die höhere Geſchäftserfahrung unabhängiger Staatsmänner aus allen Dienſtzweigen umfaſſen ſollte. Schon im December 1766 erhielt Montmartin die Direction wieder, jedoch nur in Form einer außerordentlichen Commiſſion, ohne Dienſteid und Verpflichtung, folglich mit noch geringerer Verantwortlichkeit. Am 5. Dec. 1767 wurde von Knieſtädt entlaſſen, weil er ſich nicht nach Regensburg entfernen laſſen wollte, wohin nun Montmartin's Schwiegerſohn, der Graf B. C. F. von Dürkheim, ging (2. Jan. 1769), der zugleich Geheimer Rath wurde. Im März 1769 zog ſich ſelbſt von Volgſtädt zurück, deſſen Tochter der Herzog von einem Balle weg zu ſeinem Gebrauche genommen hatte.

---

[1]) Manches darüber in den Denkwürdigkeiten des Freiherrn von der Aſſeburg, welcher ſelbſt in der Sache als däniſcher Geſandter thätig war.

Inzwiſchen war der Erbvergleich zu Stande gekommen (1770) und bei dieſen Verhandlungen hatte man auch die alte geſetzliche Verfaſſung des Geheimen Raths, auf Grund der in den Religions-Reverſalien zum Landesgeſetz erhobenen Eberhardiniſchen Kanzleiordnung, zur Sprache gebracht, und alle Bemühungen des Herzogs, in Wien eine völlige Herſtellung der Autorität des Collegiums zu verhindern, waren fruchtlos. Indeß war die Sache nicht ſo ſchlimm, wie ſie ausſah. Man hatte den Geheimen Rath aus geduldigen, fügſamen Männern zuſammengeſetzt, und der Herzog regierte factiſch allein.

Die Gewaltſtreiche, welche zu Rieger's und Montmartin's Zeiten an der Tagesordnung geweſen, kamen jedoch allmälig außer Uebung, oder fielen vielmehr ſeit 1773, wo Montmartin gänzlich abtrat, weg. Der Herzog war älter und ruhiger geworden, und ſeine jetzigen Rathgeber waren feinere Leute und wußten durch mildere Mittel daſſelbe zu erreichen. Im April 1773 wurde der Geheime Legationsrath Bühler Geheimer Referendar und Geheimer Rath, und war bald die Seele des Collegiums. Der im December 1775 wieder eintretende von Knieſtädt war ihm nicht gewachſen, da er zwar natürlichen Verſtand und guten Willen beſaß, auch nicht ohne politiſchen Muth war, aber nicht Kenntniſſe, Fleiß und Anſehen genug hatte, um eine neue Ordnung der Dinge begründen zu können. „Albrecht Jakob Bühler war ein Mann von ſicherm praktiſchen Verſtande, geſunden Einſichten und unermüdeter Arbeitſamkeit, klug bis zur Schlauheit, und wie in allen ſeinen politiſchen Maßregeln, ſo auch in ſeinem ganzen Aeußern, ſcheinbar nachgiebig, fein und mild.“[1]) Sein erſtes raſches Avancement verdankte er jedoch nicht dieſen Eigenſchaften, ſondern ſeiner Verheirathung mit der Tochter des Stadtvoigts Groß in Stuttgart, die der Herzog ſehr genau kannte; ſeine weitere Beförderung der Protection der Gräfin von Hohenheim. Für ſich ſelbſt ſorgte er hauptſächlich durch ein Syſtem des ausgedehnteſten Nepotismus. Als Werkzeug zur Beherrſchung des Herzogs diente ihm auch ſeine Frau, eine unermüdete Zwiſchenträgerin, und der Herzog ward freier, als dieſe (24. Febr. 1788) ſtarb, war aber ſchon zu ſchwach und zu tief in den Netzen, um ſich dieſen ganz entwinden zu können.[2])

Bühler und die Gräfin von Hohenheim beherrſchten ihn von 1773—88 gänzlich. Die Letztere hieß urſprünglich Franciska Thereſia Freiin von Bernadin, und war am 10. Juni 1748 zu Adelmannsfelden bei Ellwangen geboren, wo ihr Vater begütert war. Nach dem Wunſche der Aeltern heirathete ſie den baireuther Kammerherrn Freiherrn von Leutrum, dem ſie abzugewinnen dem Herzog nicht ſchwer fiel. Der Herzog entführte ſie, ſie ward von ihrem Gemahl geſchieden, und ſie wußte den Herzog, durch kluge Behandlung und Nachgiebigkeit gegen ſeine Launen, ſo zu feſſeln, daß er ſich im October 1784 insgeheim morganatiſch mit ihr vermählte und dies im Februar 1786 öffentlich bekannt machen ließ. Auch ſie war leiſen Ganges und übte einen mildernden Einfluß auf den Herzog aus. Nach ſeinem Tode zog ſie ſich auf ihren Witwenſitz zu Kirchheim unter Teck zurück, wo ſie 1811 ſtarb.

---

[1]) Von Spittler's ſämmtliche Werke, XIII, 449.

[2]) Von Spittler, Geſchichte des würtembergiſchen Geheimen Rathes, a. a. O.

XVIII. Caſtlereagh und Wellington.

Wir beabſichtigen bei der Zuſammenſtellung und Beſprechung dieſer beiden berühmten Männer weder eine eingehende Charakteriſtik ihres Weſens und Wirkens, noch ein Eindringen in ihre Geheimgeſchichte. Die letztere dürfte ohnedies nur bei dem Erſtgenannten einen eigentlich geſchichtlichen Stoff bieten, während das Sein und Leben Wellington's ſich in großen, klaren und offenen Zugen in die Geſchichte geprägt hat. Beide haben nur das gemeinſam, daß ſie, durch ihre nächſte Abſtammung und den Beſitz ihrer Väter dem iriſchen Boden angehörig, ihr Leben hindurch im Dienſte Großbritanniens wirkten. Sonſt war nichts Verwandtes zwiſchen dem ehrgeizigen, vielgewandten, dichtverſchleierten Diplomaten und Staatsleiter, der zuletzt aus dem verworrenen Netze, das er ſelbſt geſponnen und immer feſter zuſammengezogen, keinen Ausweg wußte, als noch im Vollbeſitz der Macht und des äußeren Glückes — einen Schnitt durch das eigene Leben, und dem Feldherrn, der ſein Leben hindurch nur ſeine Pflicht und den geraden Weg zur Loſung der von dieſer bezeichneten Aufgabe vor Augen gehabt, der als Staatsmann derſelben Richtſchnur folgte, wie als Feldherr, der von derſelben politiſchen Baſis ausging, wie ſein Genoſſe, aber den Conflicten des Letztern entging, weil er das Mittel, das Parteiprincip, dem großen Endzwecke unterzuordnen wußte, der die Volksgunſt jederzeit verachtet hat, nicht aber das Volk, wie man dem Andern wenigſtens ſchuldgab, und dem dafür die Achtung deſſelben Volkes, das zuweilen heftiger gegen ihn aufgebrauſt war, als gegen den Erſteren, bis ans Grab und über daſſelbe begleitete, ja dem das ſeltene Glück zu Theil ward: das höchſte Greiſenalter in Kraft und Ruſtigkeit zu erleben, und dann noch von einem ganzen Volke betrauert und vermißt zu werden. Doch, wie geſagt, wir wollten keine Charakteriſtik dieſer Männer und keine Geſchichte ihres Lebens und Wirkens geben; wir wollen nur, veranlaßt zunächſt durch den in dieſen Tagen erfolgten Tod des Herzogs von Wellington, einige — genealogiſche Blumen auf ihr Grab ſtreuen, einen romantiſchen Zug aus dem ſonſt ſo unromantiſchen Leben des Erſteren, und einen, dem größeren Publikum des Feſtlandes wol weniger bekannten Umſtand aus der Familiengeſchichte des Letzteren hervorheben.

Der Familienname des in dem Titel Lord Caſtlereagh am bekannteſten Staatsmannes war Stewart, und in der That führte ſein Stammbaum in die Verwandtſchaft jenes unglücklichen Geſchlechtes hinauf, das auf dem ſchottiſchen Throne durch die Ungunſt der Verhältniſſe, auf dem Engliſchen mehr noch durch eigne Schuld ſo viel tragiſche Kataſtrophen erlebte. Sir Walter Stewart, ein Sohn des Sir James Stewart auf Bonkyll, ein Enkel Alexander's, des Großſtewart von Schottland, deſſen Urenkel von ſeinem zweiten Sohne James 1371 als König Robert II. den ſchottiſchen Thron beſtieg, lebte zu Anfang des 14. Jahrhunderts, und erhielt die Baronie Garlies in Schottland von John Randolf, Earl of Moray, der ihn in der betreffenden Urkunde Oheim nennt, verliehen. Von ihm ſtammte Sir William Stewart zu Garlies und Dalswinden, welcher 1429 Minto, nach langem Streite mit deſſen früheren Beſitzern, den Turnbulls, an ſich brachte. Von des Letztern zweitem Sohne, Alexander, ſtammen die heutigen Earls of Galloway.[1] Von dem dritten Sohne, Thomas auf Minto, ſtammte John Stewart zu Ballylawn Caſtle, der ſich zuerſt aus dieſem Geſchlechte in Irland niederließ und unter König Jakob I., durch Vermittelung des Herzogs von Lennox, eine Landverleihung in der Grafſchaft Donegal erhielt. Ein Nachkomme des Letzteren war Robert Stewart auf Ballylawn Caſtle und Mount Stewart (in der Grafſchaft Down), der ſich durch große Familienverbindungen, entſchiedene Anhänglichkeit an die Sache der Regierung und ſpäter wol auch durch die Leiſtungen ſeines Sohnes mächtig auf der Stufenleiter britiſcher Ehren und Würden emporhob. Derſelbe wurde am 18. Nov. 1790 iriſcher Baron Stewart, am 6. Oct. 1795 iriſcher Viscount Caſtlereagh, am 10. Aug. 1796 iriſcher Earl of Londonderry, am 22. Jan. 1816 Marquis von Londonderry. Er ſtarb, in hohem Alter, am 8. April 1821, nur ein Jahr vor ſeinem ſo glänzenden und ſo unglücklichen Sohne. Er war zwei Mal vermählt, zuerſt 1716 mit Sara Frances, der zweiten Tochter Frances', Marquis of Hertford; 2) mit Frances, älteſter Tochter Karl's Earls of Camden. Aus der erſten Ehe ſtammt Robert, der vielgeſchmähte, mächtige und berühmte Staatsmann, welcher aus ſeiner, 1794 geſchloſſenen Ehe mit Emilie Anna, der jüngſten Tochter John Herbert's, zweiten Earls of Buckinghamſhire, keine Kinder erzeugte. Aus der zweiten Ehe ſtammt der jetzige Marquis, der bekannte ſtarre, excentriſche, aber gutmüthige und ritterliche Ultratory: Karl Wilhelm Vane-Stewart, iriſcher Marquis of Londonderry, Viscount Caſtlereagh, Baron Stewart, großbritanniſcher Earl of Vane, Viscount Seaham und Baron Stewart.[1]

---

[1] Am 19. Juli 1607 wurde Sir Alexander Stewart ſchottiſcher Baron von Garlies, und am 9. Sept. 1623 Earl von Galloway. Er war Mitglied des ſchottiſchen Geheimen Raths. John, der ſiebente Earl, wurde 6. Juni 1796 großbritanniſcher Peer, als Baron Stewart of Garlies, und † 13. Nov. 1806. Sein Enkel iſt der jetzige Earl of Galloway, Rudolf Stewart (geb. 16. Sept. 1800).

Doch nicht mit ihm, deſſen Laufbahn zudem noch nicht geſchloſſen iſt, haben wir es zu thun, ſondern mit ſeinem älteren Halbbruder, deſſen Erbe in denjenigen Glücksgütern, die ſich vererben laſſen, er ward. Robert Stewart war am 18. Juni 1769 auf dem Familiengut Mount Stewart geboren, und in der den großen engliſchen Häuſern gewöhnlichen Weiſe erzogen. Er ſtudirte in Cambridge und machte dann ſeine üblichen Reiſen. Bevor er aber in das öffentliche Leben eintrat, welches er nicht in romantiſcher Weiſe auffaßte und betrieb, ſcheint er ſich noch ein Mal mit der Romantik abgefunden zu haben, indem er ſich eine Zeitlang auf dem Lande, an den Ufern der maleriſchen Foylebucht, im einfachen Gewand der Fiſcher dieſer Gegend, ganz deren Leben anſchloß, nur in ſeinem Nachen wohnte, und dem Fiſchfang, der Jagd, den ſtärkſten körperlichen Uebungen lebte, des Abends im Kreiſe der Fiſcher ſich die alten Sagen des Landes erzählen ließ und ihnen dafür, neben materielleren Geſchenken, eine Jagd- und Fiſchereiordnung octroyirte, die Meerenge zwiſchen Irland und England auf ſchwacher Barke durchkreuzte, an der Inſel Man Schiffbruch litt, einer Fiſchertochter, der reizenden Nelly, die Cour machte und mit einem Nebenbuhler einen Zweikampf auf Aexte rühmlichſt beſtand.

---

[1] Er iſt am 18. Mai 1778 geboren, wurde am 1. Juli 1814 britiſcher Baron Stewart, am 28. Mai 1823 britiſcher Viscount Seaham und Earl of Vane, vermählte ſich 1) 8. Aug. 1804 mit Katharina, der jüngſten Tochter Johann's, des dritten und letzten Earl of Darnley, welche 1812 †; 2) 3. April 1819 mit Frances Anna, der einzigen Tochter und Erbin des Sir Harry Vane-Tongeſter und Anna Katharina's, der letzten Gräfin von Antrim. Von daher fügte er den Namen Vane ſeinem Familiennamen bei. Aus erſter Ehe iſt ihm ein Sohn, der jetzige Viscount Caſtlereagh (geb. 7. Juli 1805), der zwar verheirathet, aber kinderlos iſt, aus der zweiten ſind ihm drei Söhne, darunter der Viscount Seaham (geb. 21. April 1821) und drei Töchter am Leben.

Aus dieſem Leben heraus trat er in die politiſche Laufbahn, in der er ſich von da an mit aller Feinheit, kalten Berechnung, aalglatten Gewandtheit, allem Raffinement eines in Hof-, Cabinets- und Parteiintriguen gereiften Staatsmannes bewegte. Durch den Einfluß ſeines Vaters wurde er, ein Jüngling von 24 Jahren, nach einer ſehr beſtrittenen Wahl,[1] für die Grafſchaft Down in das iriſche Parlament gewählt. Er ſetzte ſich auf die Bänke der Oppoſition, unter deren Rednern er glänzte; aber auch in ſeinen Oppoſitionsreden zeigte er Maß genug, um ſich nicht unmöglich zu machen, und jenen Sinn für die Bedürfniſſe der Herrſchaft, welchen Solche verleugnen, die keinerlei Anſpruch auf eine Theilnahme an derſelben machen, oder haben. In der That, als im Innern der Oppoſition ſich Spaltungen erhoben, die ſich aus dem Conflicte zwiſchen dem Sonderſtandpunkte Irlands und dem des Geſammtreichs, zunächſt der engliſchen Herrſchaft ergaben, als vollends, von dem revolutionirten Frankreich aufgeſtachelt, tumultuariſche Volksbewegungen, deren Unterdrückung er ſich, nach dem Beiſpiele der geſammten engliſchen Ariſtokratie, auch der alten Whigs, zum Grundſatz gemacht hatte, fand er bald die Brücke zur Regierungsſeite. Als der Vater ſeiner Stiefmutter, Lord Camden, zum Vicekönig in Irland ernannt ward, erhielt Lord Caſtlereagh — wie er ſeit kurzem hieß — das Amt eines erſten Secretairs der iriſchen Verwaltung (1797), ward der hauptſächlichſte Leiter in der Entdeckung und Unterdrückung der iriſch-franzöſiſchen Umtriebe, in dem durch manches zweideutige Mittel erkauften Zuſtandekommen der vielbeſprochenen iriſchen Union, mit deren Auflöſung ſich lange nachher O'Conell vergeblich mühete, in der feſten Organiſation der Orangiſtenpartei. Als Lord Camden durch Lord Cornwallis 1) erſetzt und, nach völliger Unterdrückung des Aufſtandes, die Zeit der Gnade und Verſöhnung gekommen war, ſchied Lord Caſtlereagh aus der iriſchen Verwaltung, aber nur um von der britiſchen Regierung in ihre eigene Mitte gerufen zu werden. Er wurde in das vereinigte Parlament gewählt und an die Spitze des oſtindiſchen Hofes geſtellt.

---

[1] Sie ſoll 30,000 Pfd. gekoſtet haben.

Um dieſe Zeit beſuchte Lord Caſtlereagh einmal

---

1) Charles, Lord Broome, Marquis von Cornwallis, geb. 31. Dec. 1738, im ſiebenjährigen Kriege Adjutant des Marquis Granby, 1762 Nachfolger ſeines Vaters als Earl of Cornwallis und General, 1776 nach Amerika, wo er Philadelphia eroberte und Gates ſchlug, 1781 aber, nicht durch eigene Schuld, capituliren mußte, 1786—1793 Generalgouverneur von Bengalen, 1793 Marquis und Lord der Admiralität, dann Lord-Statthalter von Irland, 1801 Friedensgeſandter in Amiens, 1805 wieder nach Indien, wo er am 5. Oct. deſſelben Jahres ſtarb. Sein Bruder William, geb. 1743 oder 1744, ward Admiral der rothen Flagge und † 1819. Der Sohn des Marquis Charles † 1823 und hinterließ nur Töchter. Das Marquiſat erloſch; die übrigen Würden vererbten aber auf ſeinen Oheim, den Biſchof von Lichfield († 28. Jan. 1824), den Vater des jetzigen Earl, der ſich von ſeiner Mutter Mann-Cornwallis nennt.

einen Gentleman im nördlichen Irland. Man wies ihm ein alterthümliches Gemach an, mit dunklem, einen Reichthum an Schnitzwerk enthaltendem Getäfel, einem ungeheuer weiten und hohen Kamine, Bildern grimmblickender Männer und ſtrenger Frauen längs der Wände, ſchweren, düſtern Behängen um die von ihnen verhüllten Fenſter und um ein unheimlich ausſehendes Lager. Lord Caſtlereagh unterſuchte das Zimmer, machte ſich mit den Geſtalten und Zügen der alten Beſitzer des Schloſſes bekannt, entließ dann ſeinen Diener und begab ſich zur Ruhe. Er hatte nicht lange ſeine Kerzen ausgelöſcht, als er einen Lichtſtrahl auf die Draperien des hohen Betthimmels über ſeinem Haupte fallen ſah. Da er wußte, daß kein Feuer mehr im Kamin, daß die Vorhänge zugezogen, daß er ſelbſt die Kerzen gelöſcht hatte und daß das Zimmer noch wenige Minuten vorher dunkel geweſen war, ſo vermuthete er, daß ein Fremder durch irgend einen Zufall in das Zimmer gerathen ſei, und wendete ſich raſch nach der Seite, von welcher der Lichtſtrahl herkam. Zu ſeinem grenzenloſen Erſtaunen erblickte er die Geſtalt eines ſchönen Knaben, der in die Strahlen eines milden Lichtes gekleidet ſchien, dem matten Schimmer des abnehmenden Mondes vergleichbar, das die nächſten Gegenſtände ſchwach und unbeſtimmt ſichtbar macht. Die Erſcheinung ſtand in kurzer Entfernung von der Seite des Bettes. Lord Caſtlereagh war ſich bewußt, daß hier keine Täuſchung ſeiner Sinne obwalte, vermuthete aber, irgend einer der zahlreichen Gäſte, welche gleichzeitig im Hauſe waren, mache ſich einen Scherz mit ihm. Er ging daher auf die Geſtalt zu; ſie wich vor ihm zurück; wie er langſam vorſchritt, ging ſie mit gleichen Schritten langſam rückwärts, trat dann in den düſtern Bogen des weiten Kamines und verſank in die

Erde. **Lord Caſtlereagh** ging wieder in ſein Bett, fand aber keinen Schlaf mehr.

Er beſchloß, am nächſten Morgen des Vorganges nicht zu gedenken, bevor er nicht das Benehmen und die Haltung der Familie genau beobachtet hätte. Er war überzeugt, daß, wenn ein Betrug geſpielt worden, die Urheber deſſelben ſich ihres Erfolges zu ſehr freuen würden, als daß ſie ihren Triumph verbergen könnten. Als aber die Gäſte an der Frühſtückstafel verſammelt waren, ſuchten Lord Caſtlereagh's Blicke umſonſt nach jenem verborgenen Lächeln, jenen Blicken des Mitwiſſens, jenem ſtillen Verkehre, durch welchen die Urheber und Beiſtände ſolcher häuslichen Verſchwörungen in der Regel verrathen werden. Alles ging in ſeiner gewöhnlichen Ordnung. Das Geſpräch bewegte ſich raſch und ohne Stocken über die Materien, die der Tag an die Hand gab; Niemand ſchien ſich irgend einen Zwang anzuthun, irgend ein Geheimniß auf der Zunge zu haben, oder — was auch zu jenen Merkmalen gehört — auf eine Eröffnung ſeinerſeits zu warten und verſtohlne, forſchende Blicke auf ihn zu werfen.

Endlich ſah er ſich genöthigt, den Vorfall, nach längerer Einleitung, während deren er ſorgfältig die Anweſenden beobachtete, ſelbſt zu erzählen. Diejenigen in der Geſellſchaft, welche gleichfalls Fremde und Gäſte des Hauſes waren, waren ſämmtlich der Meinung, daß irgend ein Betrug geſpielt worden ſein müſſe. Die Familie des Hauſes aber erſchien völlig gefaßt und ruhig. Endlich ſagte der Gentleman, bei welchem Lord Caſtlereagh zum Beſuch war, indem er den Austauſch der mancherlei Anſichten, die über die Sache vorgebracht wurden, unterbrach: „Der Vorgang, den Sie eben erzählt haben, muß natürlich Denen, die nicht ſchon lange meine

Hausgenoſſen geweſen, oder nicht mit den Sagen meines Geſchlechts bekannt ſind, ſehr ſeltſam erſcheinen. Die Andern aber werden darin nur die Beſtätigung einer alten Ueberlieferung über das Zimmer, in dem Sie geſchlafen haben, finden. Sie haben den ſtrahlenden Knaben geſehen. Laſſen Sie ſich das nicht leid ſein. Es iſt ein Vorzeichen günſtigen Geſchickes. Ich wünſchte aber, daß die Sache nicht weiter beſprochen würde.“ [1])

Ob der Gentleman vielleicht nur die lichte Seite des Omens hervorgehoben und eine Kehrſeite verſchwiegen hat, muß ebenſo dahingeſtellt bleiben, wie wir alle Conjecturen für eine natürliche Erklärung unterlaſſen. Das weitere Leben des Lord Caſtlereagh ſcheint dafür zu ſprechen, daß die Erſcheinung äußeres Glück, aber nicht inneren Frieden und keinen freundlichen Ausgang bedeutete.

Lord Caſtlereagh blieb auch nach dem Rücktritte Pitt's, den die Abſicht, mit Frankreich Frieden zu ſchließen, nothwendig machte, im Miniſterium, wurde bei Pitt's Wiedereintritt (1805) Kriegs- und Colonialſecretair, trat 1806 aus und zur Oppoſition über, übernahm 1807 von Neuem das Kriegsminiſterium, zu dem er nicht berufen war und dem namentlich die unglückliche Expedition nach Walcheren keinen Ruhm brachte. Mit ſeinem Collegen Canning, der damals Miniſter des Auswärtigen war, kam er darüber in ſolchen Streit, daß ſich beide (21. Sept. 1809) auf Piſtolen duellirten und dann ihre Aemter niederlegten. [2]) Aber noch in demſelben Jahre trat Caſtlereagh, als Miniſter des Aeußern, wieder in das Miniſterium, deſſen wahre Seele er, namentlich nach der Ermordung Perceval's (1812), war. Er hat einen weſentlichen Theil an der Bildung und eifrigen Unterſtützung der letzten großen Coalition, die den endlichen Sturz Napoleon's bereitete, machte ſich aber damit natürlich auch zum Zielpunkt der Feindſchaft aller Anhänger des Kaiſers. Er war bei dem Congreß von Chatillon, bei dem erſten pariſer Frieden, bei dem Congreß von Wien, bei dem zweiten pariſer Frieden, und wie gewiß auch bei all dieſen Vorgängen das ſpecielle Intereſſe Englands beſſer gewahrt worden iſt, als vielleicht das irgend eines anderen Großſtaates, ſo blieb doch in dieſem Gedränge von Fragen und Angelegenheiten unvermeidbar Manches, was mit Recht oder Unrecht dem Tadel Stoff bot. Es kam ihm nachher und in der Periode, die man als die der heiligen Allianz bezeichnet, nicht bei, ſich zum Beſchützer aller Verſchwörer und Revolutionairs in Europa und Amerika zu machen, wiewohl er diejenigen Bewegungen, deren Begünſtigung in Englands Intereſſe war, ebenſo zu fördern verſtand, wie ſeine liberalen Nachfolger ſie im Gegenfalle zu unterdrücken wußten, und wiewohl er den eigenthümlichen Standpunkt Englands wenigſtens durch Paſſivität wahrte; aber er wurde eben dadurch den Schmähungen der ganzen kosmopolitiſch-liberalen Partei, die in ihren damaligen politiſchen Kinderjahren noch mit dem Feuer zu ſpielen liebte und mit allem ſympathiſirte, was Revolution — in der Ferne hieß, bloßgeſtellt. Er trat auch inneren Bewegungen der unteren Claſſen, wenn ſie geſetzwidrig wurden, mit Kraft und Strenge entgegen und

---

[1]) Burke. Romantic records of distinguished families. I. 105 ff.

[2]) Man hat Canning beſchuldigt, daß er, aus Eiferſucht auf Caſtlereagh, Fouché von den Abſichten des Letztern in Kenntniß geſetzt habe. Jedenfalls arbeitete er an der Entfernung Caſtlereagh's aus

---

dem Miniſterium. Im Duell wurde Canning nicht unbedeutend verwundet.

wurde, nach überſtandener Gefahr, von denſelben Claſſen angefeindet, die er geſchützt hatte. Am meiſten Tadel verdient jedenfalls ſein Miniſterium wegen des ſervilen und zugleich taktloſen Verhaltens in dem berüchtigten Proceß der Königin Karoline. Aber er ſtand noch in voller Macht und dem Glanze der Ehren, mit denen ihn alle Monarchen Europas überhäuft hatten; er konnte, ſelbſt wenn er der Laſten ſeines Berufes müde geweſen wäre, in ſeiner eben erfolgten Erhebung zur Peerſchaft einen Vorwand zum Abgang finden. Es ſcheint aber, er konnte ſich weder von der Gewalt, noch von ſeinen Principien trennen, noch ſich über die zunehmende Abneigung des Volks gegen ſeine Verwaltung, über das allmälige weitere Umſichgreifen des feſtländiſchen Liberalismus auch in England, bis dahin dem Lande der wahren geſchichtlichen Freiheit und politiſchen Erbvernunft, über die zunehmenden Verwickelungen und Wandelungen der Continentalpolitik, über den ſteigenden Einfluß ſeines alten Gegners Canning, über die Ahnung, daß ſeine Partei die Macht verlieren, oder ſie nur unter vielfachſter Modification ihres Syſtems werde behaupten können, hinwegſetzen. Er ſprach von einer Reiſe auf den Continent, zum Congreß von Verona, wäre es auch nur, um die dort verſammelten Souveraine und Staatsmänner zu ſehen. Canning hoffte ſchon, er werde, wenn er einmal fort ſei, um ſeine Entlaſſung einkommen. Es kam noch ſchneller. Man bemerkte eine ſtarke nervöſe Aufregung an ihm; Trübſinn ſprach ſich in ſeinen Aeußerungen aus, was ſelbſt dem Könige auffiel; er klagte über eine Schwere im Kopf; ſprach wenig, abgebrochen, nicht ohne Zeichen von Ungeduld und Laune; gedachte der Leiden des Lebens, der Eitelkeit irdiſcher Dinge. Man überwachte ihn. Als aber am Morgen des 12. Auguſt ſein Arzt, Mr. Bankhead, zu ihm in ſein Toilettezimmer trat, ſagte der Marquis zu ihm: „Doctor, laſſen Sie mich in Ihren Arm fallen; es iſt Alles vorbei!“ und ſofort fiel er mit dem Gewicht eines Leichnams, während das Blut aus einer tiefen Wunde ſtrömte, die er ſich, mittels eines kleinen, in einer Brieftaſche verborgenen Federmeſſers, in der Halsader gemacht hatte.

Wenden wir uns nun zu ſeinem berühmteren und glücklicheren Landsmanne Wellington und deſſen Familie. Soviel auch in dieſen Tagen in den öffentlichen Blättern über denſelben zu leſen geweſen, es dürfte doch auf dem Feſtlande Manchen unbekannt ſein, daß der Familienname ſeiner Vorfahren nicht, wie man gemeiniglich glaubt, Wellesley war, und den Meiſten vielleicht, durch welchen ſeltſamen Glücksfall der Namenwechſel veranlaßt ward. Wellington's väterliche Vorfahren hießen Cowley oder Colley, und ſtammten von Walter Cowley, welcher 1537 Solicitor-General war und 1548 Surveyor-General in Irland wurde. Seine Nachkommen beſchäftigten ſich, wie er, als Männer der Robe, in Gerichts- und Verwaltungsämtern. Der älteſte Sohn Henry Colley's zu Caſtle-Crokery, Namens Dudley Colley, hatte acht Söhne und 10 Töchter. Von den Töchtern heirathete Eliſabeth den Garrett Wesley[1] Esquire, auf Dangan-Caſtle, und gebar ihm einen Sohn gleiches Namens, welcher kinderlos war, keine nahen Blutsfreunde hatte und über ſeine großen Beſitzthümer frei verfügen konnte.

---

[1] Die Wesleys, die ſich auch Weßley, Wellesley ſchrieben, ſollen von einem Bannerträger König Heinrich's II. ſtammen, dem dieſer 1172 große Lehen in Irland verliehen.

Um jene Zeit lebte zu Epworth in Lincolnſhire, auf einer kleinen Pfründe, ein Geiſtlicher, Namens Samuel Wesley, oder Weßley, ein frommer und gelehrter Mann, mit einer Tochter des Dr. Annesley, Suſanne, verheirathet. Drei Söhne zog er groß: Samuel, John und Charles, und brachte einen nach dem andern nach Oxford. Als der Jüngſte, Charles, noch in der Schule zu Weſtminſter, der Aelteſte aber ſchon Unterlehrer daſelbſt war, ſchrieb jener Garrett Wesley aus Irland an den Vater: ob er einen Sohn Namens Charles habe; dann wolle er dieſen zu ſeinem Erben machen. In der That, der fremde Namensvetter bezahlte mehrere Jahre ſeine Schulrechnungen. Inzwiſchen erhielt Charles eine Stelle im Chriſtchurchcollegium zu Oxford. In dieſer Zeit kam ein unbekannter Herr, von dem man aber annimmt, daß es Mr. Garrett Wesley geweſen, zu ihm, unterredete ſich lange mit ihm und fragte ihn endlich, ob er ihn nach Irland begleiten wolle. Der junge Mann erklärte, daß er erſt an ſeinen Vater ſchreiben müſſe; der Vater überließ es ſeiner eigenen Entſcheidung, und er beſtimmte ſich, mit Rückſicht auf ſeine Stellung im Chriſtchurchcollegium dahin, in England zu bleiben. An dieſem Entſchluſſe eines jungen oxforder Studenten hing nach beiden Seiten hin Großes. Er ſelbſt blieb in Oxford und vereinigte ſich dort mit einigen Untergraduirten zu gemeinſamer Andacht, Bibelſtudium, regelmäßiger Lebensweiſe, wöchentlichem Empfange des heiligen Abendmahls, ſodaß man ſie ſpottweiſe Sacramentarier, Bibelfrömmler, Bibelmotten, Heilige des frommen Clubs, endlich auch, wegen ihrer methodiſchen Lebensweiſe, Methodiſten nannte. Als ſein zweiter Bruder, John, der inzwiſchen zu Lincoln geweſen war, nach Oxford zurückkehrte, ſtellten ſie ſich unter deſſen Leitung, nahmen eine noch geregeltere Verfaſſung an und wuchſen an Zahl. — Daraus entſtand die in zwei Welttheilen verbreitete Secte der Methodiſten.[1]

Der unbekannte Herr war nach Irland zurückgereiſt, und bald darauf ſetzte Mr. Garrett Wesley ſeinen Vetter Richard Cowley, einen Enkel des oben erwähnten Dudley, teſtamentariſch zum Erben ſeines geſammten Vermögens, unter der Bedingung, ein, daß er den Namen ſeiner Familie, die ſich Wesley, oder Wellesley ſchrieb, annehme. Dieſer Richard Wellesley wurde am 9. Juli 1746 iriſcher Baron Mornington und † 31. Jan. 1758. Sein Sohn Garrett, mit Rückſicht auf den Wohlthäter der Familie ſo geheißen, geb. 19. Juli 1735, wurde am 20. Oct. 1760 Viscount Wellesley und Earl von Mornington und vermählte ſich (6. Febr. 1759) mit Anna, der älteſten Tochter Arthur Hill's, erſten Viscounts von Dungannon. Er † ſchon am 22. Mai 1781; ſeine Gemahlin überlebte ihn ein halbes Jahrhundert, erreichte das höchſte Alter und ſah den Ruhm und die Größe ihrer Söhne. Sie † erſt am 10. Sept. 1831.

Ihr älteſter Sohn war jener Richard Viscount Wellesley[2] (geb. 20. Juni 1760), welcher 1797—1805 Generalgouverneur von Bengalen war, Tippo Saib ſtürzte, Seringapatnam eroberte, die Mahratten beſiegte, das Land zwiſchen Ganges und Dſchumna eroberte, aus Oſtindien Truppen gegen die Franzoſen nach Aegypten ſchickte, dann (1809) als britiſcher Commiſſar bei der ſpaniſchen Centraljunta wirkte, von 1809 — 1812 das britiſche Miniſterium des Aeußern verwaltete, 1821 — 1828 und wieder 1833 — 1835 mit großem Ruhme[1] Lord-Statthalter von Irland war, und ſich dann auf ſeine Güter zurückzog, wo er am 26. Sept. 1842 †, ohne aus zwei Ehen Kinder zu hinterlaſſen.

---

[1] John Wesley ward am 17. Juni 1703 geboren, ging 1735 mit ſeinem Bruder Charles nach Amerika, von wo dieſer, der 1708 geboren war, ſchon 1731, John 1738 nach England zurückkehrte. Charles † 1788, John am 2. März 1791.

[2] Er wurde am 28. Oct. 1747 großbritanniſcher Baron Wellesley of Wellesley in der Grafſchaft Sommerſet, am 2. Dec. 1757 iriſcher Marquis Wellesley.

Der zweite Bruder, William Wellesley (geb. 20. Mai 1763), wurde am 27. Juli 1821 britiſcher Lord Maryborough und nach dem Tode ſeines Bruders Earl von Mornington. Er † 1845, und von ihm ſtammt William Pole-Tillney-Long Wellesley, Earl of Mornington, Viscount Wellesley, britiſcher Lord Maryborough in der Queens County, geb. 22. Juni 1788, vermählt am 14. März 1812 mit Katharina, älteſten Tochter und Erbin des Sir James Tillney-Long,[2] Baronet, die am 12. Sept. 1825 †; 2) mit Helene Patterſon, verwitweten Bligh. Nur aus erſter Ehe hat er Kinder: zwei Söhne, William Richard Arthur Viscount Wellesley (geb. 2. Oct. 1803) und James Fitzroy Henry William Wellesley (geb. 12. Aug. 1815), und eine Tochter.

Der dritte Bruder war **Arthur** Wellesley, geb. Ende April 1769, zu Eaton und Angers gebildet, 1794 als Obriſt in Holland, 1797—1805 in Oſtindien kämpfend, Beſieger der Mahratten bei Aſſye, 1807 Staatsſecretair in Irland, dann bei der Expedition gegen Kopenhagen, 1808 als Generallieutenant in Portugal, von da an bis 1815 Sieger in zahlreichen Schlachten und Belagerungen und noch mehr in der ganzen ſtrategiſchen Leitung über die Franzoſen, Viscount Wellesley von Talavera, Marquis von Torres Vedras, ſpaniſcher Herzog von Ciudad Rodrigo und Grand erſter Claſſe, 1812 Marquis of Wellesley, 1813 britiſcher Feldmarſchall, ſpaniſcher Herzog von Vittoria, 3. Mai 1814 Herzog von Wellington und Marquis von Douro, 1815 auf dem Congreß zu Wien, dann mit Blücher Sieger bei Waterloo, niederländiſcher Herzog von Waterloo, öſterreichiſcher, ruſſiſcher, preußiſcher Feldmarſchall, Inhaber der Hauptorden aller europäiſchen Staaten, 1822 auf dem Congreß zu Verona, 1828—1830 erſter Lord des Schatzes, 1834—1835 Miniſter des Aeußern, Oberbefehlshaber der Armee, Gouverneur des Tower, Hüter der fünf Häfen, Kanzler der Univerſität zu Oxford, Rathgeber des Souverains und der Miniſterien jeder Farbe, vom Volke „der eiſerne Herzog" genannt, † 14. September 1852. Aus ſeiner 1806 geſchloſſenen Ehe mit Miß Packenham, einer Tochter Lord Longford's, ſind ihm zwei Söhne geboren: 1) Arthur, geb. 2. Febr. 1807, verm. 18. April 1839 mit Lady Eliſabeth Hay, Tochter des Marquis of Tweeddale; 2) Charles, geb. 16. Jan. 1808, vermählt 9. Juli 1844 mit Auguſte Sophie Anna, einzigen Tochter des Sir Henry Mawers Pierrepoint, die ihm zwei Söhne (Heinrich, geb. 5. April 1846, Arthur Karl, geb. 18. März 1849) und zwei Töchter gebar.

---

[1] Obwol Tory, wurde er das zweite Mal von einem Whigminiſterium nach Irland geſendet.

[2] Daher die Erweiterung des Namens.

Der vierte Bruder, Gerald Valerian, geb. 7. Dec. 1770, iſt Geiſtlicher geworden, hat eine Tochter des erſten Earl von Cadagan geheirathet und zeichnet ſich durch eine ſehr zahlreiche Familie aus.

Der fünfte Bruder, Henry, geb. 20. Jan. 1773, iſt der einzige, der den alten Familiennamen bewahrt hat, indem er, früh in die diplomatiſche Laufbahn eingetreten, Secretair ſeines Bruders in Oſtindien, Viceſtatthalter von Oude, 1807 Secretair des Schatzamtes, 1809 diplomatiſcher Commiſſair in Spanien, wo er bis 1822 als Geſandter blieb, dann bis 1831 Geſandter in Wien, 1838 Peer als Lord Cowley, 1841 — 1846 Geſandter in Paris ward, wo er am 27. April 1847 †. In erſter Ehe war er mit Charlotte, der zweiten Tochter des Earl von Cadagan, mit deren Schweſter ſein Bruder, der Geiſtliche, ſo glücklich lebte, vermählt, ließ ſich aber 1810, nachdem ſie Jahres vorher mit Lord Paget durchgegangen war, von ihr ſcheiden und heirathete in zweiter Ehe eine Tochter des Marquis Salisbury. Aus der erſten Ehe ſtammt der gegenwärtige Lord Cowley, geb. 12. Juni 1804.

Die Schweſter, Anna, iſt zwei Mal: 1) mit Henry Fitzroy, 2) mit Charles Billing-Smith verheirathet geweſen und am 16. Dec. 1844 geſtorben.

XIX. Pfarrergeſchichten.

Gottfried Kötteritz war der Sohn des Schulmeiſters und Organiſten Paul Kötteritz in Teuditz bei Lützen, der Enkel und Urenkel von Schulmeiſtern in dortigen Gegenden, und am 28. Febr. 1671 geboren. Im 12. Jahre kam er auf das Domgymnaſium zu Merſeburg, wohin ihm ſein Vater neun Pfennige mitgab, die ſich in 10 Jahren bis auf 16 Thaler vermehrten, mit denen er nach Leipzig auf die Univerſität ging und glücklich ſeine drei Jahre daſelbſt ſtudirte. Nachher ging er als Hauslehrer zu einem Landprediger und wurde drei Vierteljahre darauf erſter Lehrer an dem von der verwitweten Herzogin von Sachſen-Merſeburg [1]) 1698 daſelbſt geſtifteten Waiſenhauſe. Sie hatte ihm verſprochen, ihn, wenn er drei Jahre in dieſer Stellung bliebe, auf eine Pfarre zu verſorgen, ſtarb aber, bevor ſie ihr Verſprechen erfüllen konnte. Ehe aber noch ihre Beiſetzung geſchah, ritt, als er eben zum Fenſter ſeiner Wohnung hinausſah, ein Reiter vorbei, und ſagte im Vorüberreiten: „über acht Tage ſieht er nicht mehr heraus.“ Am nächſten Morgen wurde er von dem Major von Winkel, von den Küraſſieren, befragt, ob er binnen hier und acht Tagen Feldprediger werden wolle. Er ließ ſich in Leipzig examiniren und ordiniren, und trat als Feldprediger bei den Küraſſieren ein.

---

[1]) Chriſtine, Tochter Herzogs Philipp zu Holſtein-Glücksburg, vermählt 19. Nov. 1650 mit Chriſtian I., Herzog von Sachſen-Merſeburg, Witwe ſeit dem 18. Oct. 1691, † zu Delitzſch 26. Mai 1701.

Damit begann für ihn ein Leben voll Drangſale und Fährlichkeiten, deſſen erſter Act die Vorbereitung von 12 Delinquenten war, welche in Belgern hingerichtet wurden. Dann ging er mit dem Regiment nach Polen. Bei Pitſchkow gerieth er mit vielen Menſchen und Pferden in einen Sumpf, aus dem er mit Mühe herauskam und Knecht, Rock und einen Stiefel darin verlor, auch in Folge der Angſt und Erkältung ſelbſt gefährlich krank wurde. Er gelobte in dieſer Krankheit, für den Fall ſeiner Wiedergeneſung jährlich einen Thaler an das merſeburger Waiſenhaus zu zahlen, was er auch redlich erfüllte. Aus Polen zurückgekehrt, machte er zwei Feldzüge „im Reich“ mit, wobei er wieder einmal ſeinen Knecht und alle ſeine Habe verlor. Er wohnte der blutigen Action am Schellenberg bei und zog dann wieder nach Polen. Hier wurde er zwei Mal von den Schweden gefangen, und das eine Mal nur durch die collegialiſche Interceſſion eines ſchwediſchen Feldpredigers vom Tode gerettet.

Seine ſpäteren Jahre waren fröhlicher. Er wurde 1707, für die beſtandenen Strapazen, durch das Diakonat in Frankenberg belohnt, rückte daſelbſt zum Archidiakonus auf und hinterließ, als er, nach 42jähriger Ehe, am 26. März 1748 ſtarb, neun Kinder und 14 Enkel.

Chriſtian Köthe von Colditz, Sohn des daſigen Kirchners Johann Köthe und der Margarethe Funke, beſuchte die Stadtſchule zu Colditz und die Thomasſchule zu Leipzig, wo er auch ein Jahr lang ſtudirte, dann aber, Armuths halber, eine Hauslehrerſtelle bei Andreas Dietrich von Schleinitz auf Böhlen annahm. Als nun anderthalb Jahre ſpäter ſein Vater ſtarb, der noch 50 Fl. Beſoldung vom colditzer Rathe zu fodern haben ſollte, ging unſer Köthe, in Rechnung auf dieſe Erbſchaft, wieder auf die Univerſität; diesmal auf das wohlfeilere Wittenberg. Der Rath zahlte aber nicht, und ſo mußte er wieder Informator werden; erſt in Roskowitz bei Hans von Saalen, dann nochmals bei dem von Schleinitz. Hier blieb er bis 1658. Dann ging er nach Jena, ließ ſich inſcribiren, blieb einige Wochen, wanderte aber bald nach Hamburg, von wo er Holſtein, Dänemark und Schweden bereiſte. Auf der Rückreiſe gerieth er unter ſchwediſche Werber, die ihn zum Soldaten preßten. Er ward jedoch gleich Corporal, und im dritten Jahre Cornet. Dafür hatte er aber viele Drangſale zu beſtehen, wurde in Arm und Schenkel verwundet — die Kugel im Schenkel nahm er mit ins Grab — von Dänen und Polen gefangen, litt ſogar Schiffbruch, wobei er ſich auf einem Stück Holz erhielt, bis die Bergeleute ihn retteten — und das alles in einem Jahre. Indeß der kriegeriſche Cornet hatte doch den gewöhnlichen Vortheil des Militairs: er gefiel den Damen, und ſo gelang es ihm, 1659 im Stift Bremen die Hand der Margarethe Raabe, einer hamburger Patrizierstochter, deren Mutter zu Görnsdorf auf ihrem Gute lebte, davonzutragen. Er nahm nun ſeinen Abſchied und wurde, durch Graf Hans Chriſtoph von Königsmark,[1] 1661 Rector in Neuhauß. Indeß ſchon 1663

---

[1] Th. III, S. 196.

(30. Jan.) verlor er ſeine Frau, nachdem ſchon vorher die drei Kinder, die ſie ihm geboren, geſtorben waren. In Neuhaus gefiel es ihm nun nicht mehr. Königsmark war auch todt. Seine Mutter lebte aber noch und hatte einen Handelsmann in Rochlitz, Samuel Meißner, geheirathet. Von hier aus ward er freundlichſt eingeladen und kam 1664 wieder nach Sachſen. Als er nun ſeinen einzigen Bruder, den Bürgermeiſter Johann Köthe in Neuſtadt an der Orla, aufſuchte und mit dieſem einen Beſuch in Mosbach machte, gefiel er dem daſigen Paſtor M. Konrad Wendler (und der Tochter deſſelben) ſo, daß er ihn zu ſeinem Subſtituten vorſchlug, was er auch 1665 wurde und ſich dann am 11. Juli deſſelben Jahres mit der Tochter ſeines Seniors, Maria, trauen ließ, von der er ſechs Söhne, zwei Tochter und 12 Enkel erlebte. Er folgte 1673 ſeinem Schwiegervater im Amte, und † 12. März 1709.

Johann Nikolaus Jacobi, geb. 23. Dec. 1639 zu Lauſa, wo ſein Vater Prediger war, der frühzeitig ſtarb und den Sohn ſeiner Witwe, Maria geb. Klette, hinterließ. Dieſe machte es möglich, ihn zu Pforta, Leipzig und Wittenberg für den Beruf ſeines Vaters bilden zu laſſen. Zuletzt aber raubte ihm ſeine gänzliche Mittelloſigkeit Muth und Hoffnung ſo ſehr, daß er ziemlich daran verzweifelte, das Unternommene durchführen zu können, und zu dem Entſchluß kam, eine andere Laufbahn einzuſchlagen. Auch ſeine Freunde riethen ihm, Schreiber zu werden. Als er aber ſeiner Mutter davon ſagte, bat ſie ihn mit Thränen, es nicht zu thun, zog ihren Trauring vom Finger und ſagte: „Da haſt Du, lieber Sohn, meinen Ring; ſo gewiß ich Dir dieſen Ring gebe, ſo gewiß wird Gott Dich nicht verlaſſen, ſondern Dir ſeine Hilfe reichlich erzeigen, Mittel und Rath beſcheeren, Deine Studien weiter glücklich fortzuſetzen, daß Du Gott in ſeiner Kirche darauf herrlich wirſt dienen können. Ich habe Dich nun mit Gott verlobet. Dem wirſt Du nicht wieder untreu werden.“ Sie gingen darauf zu Bette, und dem Sohne war es im Traume, als wenn Jemand zu ihm ſagte: „Es ſollen wol Berge weichen, und Hügel hinfallen, aber meine Gnade wird nicht von Dir weichen, und der Bund meines Friedens ſoll nicht hinfallen, ſpricht der Herr, Dein Erbarmer“ (Jeſ. 54, 10), welche Worte er ſpäter auch zum Text ſeiner Leichenpredigt beſtimmte.

Von da an wendete ſich ſein Glück. Kaum nach Wittenberg zurückgekehrt, erhielt er ein kurfürſtl. Stipendium. Dann ward der Prof. Oſtermann auf den fleißigen Kirchgänger aufmerkſam, fragte nach ihm, ließ ihn kommen, gab ihm auf, einen lateiniſchen Brief aufzuſetzen, ſtatt deſſen er 200 griechiſche Verſe über das Lied: „Warum betrübſt Du Dich, mein Herz“ ſchrieb, und nahm ihn dann zum Informator ſeiner Kinder. Hier blieb er ſechs Jahr. Dann ließ ihn ſein wohlwollender Principal zum Magiſter promoviren, und er wurde Prinzenhofmeiſter zu Zerbſt. 1668 wurde er Superintendent zu Gommern und Licentiat der Theologie, 1678 Superintendent in Leißnig, 1681 Doctor der Theologie, 1690 Superintendent in Meißen, wo er am 27. März 1700 am Stein ſtarb. Ob die fromme Mutter es noch erlebt hat, ihn wenigſtens noch in den Anfängen ſeiner geſegneten geiſtlichen Wirkſamkeit zu ſehen, iſt uns unbekannt.

Gottlieb Fuchs, geb. 10. April 1722 zu Löpersdorf in der Ephorie Freiberg, war der Sohn ganz armer

Bauern, und mußte anfangs die Kühe hüten, dann, wie er kräftiger wurde, bei dem Kohlenbau und den Schmelzhütten mitarbeiten. Er hatte aber von früh an eine außerordentliche Liebe zum Leſen, und durch nichts konnte ihm eine größere Freude bereitet werden, als wenn ihm ein Buch in die Hände fiel. Da kaufte ihm denn ſein Vater einmal den Donat, den er hundert Mal durchſtudirte und im Kittel bei ſich herumtrug. Der Schulmeiſter beredete endlich den Vater, den 17jährigen Jüngling noch auf die Schule zu ſchicken. Freilich konnte ihn der Vater nichts ausſetzen, als wöchentlich ein Haferbrot, und deſſen Schwärze war ſo auffällig, daß ſeine Schulkameraden den Superintendenten Dr. Wiliſch davon erzählten. Dieſer nahm ſich darauf ſeiner an, unterſtützte ihn und verſchaffte ihm Stunden, durch welche und durch das Chorſingen er ſich die Schuljahre über erhielt. Als er darauf 1745 nach Leipzig auf die Univerſität zog, wofür in den guten Zeiten des Fußwanderns noch eine beſondere „Studentenſtraße“ beſtand, ergoß er ſeine Gefühle unterweges in einem Gedichte, das ſich anfing:

„Mir zittern Herz und Knie, und ängſtlich ſuche ich
Der Linden Heiligthum. O Vorſicht, leite mich.“

Er hatte ſieben Thaler mit nach Leipzig gebracht, von denen und von dem Ertrage durch ihn gefertigter Gelegenheitsgedichte er ſich ein Jahr lang nährte. Im zweiten Jahre aber ging ihm das Geld ziemlich aus und er gerieth in die äußerſte Noth. Da bekam er, in ſeiner höchſten Bedrängniß, auf einmal von unbekannter Hand 300 Thlr. — ihm ein Kröſusſchatz — zugeſchickt, und bald darauf, durch den Abt Jeruſalem, 100 Thlr. als den Ertrag einer bei dem in Braunſchweig ſtudirenden Adel gemachten Sammlung, auch noch einzelne Beiträge aus

Berlin, der Schweiz, ſelbſt aus England. Jetzt löſte ſich auch das Räthſel. Jenes oben erwähnte Gedicht war dem Dichter Hagedorn in die Hände gefallen, hatte ſeine Aufmerkſamkeit und Theilnahme für den Verfaſſer erweckt, und nun hatte theils er ſelbſt einen anſehnlichen Beitrag geſpendet, theils hatte er in dem weiten Kreiſe ſeiner literariſchen Freunde eine gleiche werkthätige Theilnahme zu erwecken gewußt. Der arme Poet war nun geborgen und über alle Klippen hinweg. Er blieb gemächlich noch bis 1750 in Leipzig. Dann wurde er Informator bei dem Bürgermeiſter Hübner in Dresden, deſſen Tochter Johanna Friderike er heirathete, nachdem er 1752 Diakonus in Zehren geworden war, von wo er ohne Zweifel, wenn ihm ein längeres Leben beſtimmt ward, noch zu weiteren geiſtlichen Pfründen befördert worden iſt.

Johann Friedrich Hübner, geb. 25. Dec. 1680 zu Niederzwönitz im ſächſiſchen Erzgebirge, der Sohn des daſigen Schulmeiſters Abel Hübner und der Juſtine Hahn, der Enkel des Schulmeiſters Mathias Hübner, der zuletzt in Breitenbrunn ſtand, der Urenkel des Paſtor Simon Hübner in Thum, verlor ſeinen Vater ſchon 1683, und ward von der frommen Mutter in ihrer Armuth auferzogen. Sein älteſter Bruder, Abel, ſchlug ſich inzwiſchen durch die Schulnöthen durch und war zum Chorpräfecten zu Annaberg aufgeſtiegen, als er 1692 ſeinen Bruder zu ſich nahm. Hier erhielt er ſich, wie das der armen Schüler Art war, durch Singen und Stundengeben, bis er 1699 muthig mit 10 Groſchen nach Leipzig zog. Da aber fand er weit härtere Entbehrungen und weniger Hilfsmittel, als er auf der Schule gekannt hatte, und war faſt ganz auf kleine, gelegentliche Einnahmen und Glücksfälle verwieſen. Dennoch, als er einmal 12 Groſchen beiſammen hatte, gleichzeitig aber von der großen Noth und Theuerung im Gebirge hörte, ſchickte er die 12 Groſchen ſofort ſeiner armen Mutter, die ihm dafür ihren letzten, lange Jahre hindurch bewahrten Ducaten ſendete. Kaum hatte er ihn erhalten, als er ihn verlor. Dafür fand er aber den nächſten Tag einen andern und eine ſilberne Schaumünze dazu. 1701 war er in ſolcher Noth, daß er bloß von unreifem Obſte und Waſſer lebte. Die unentgeltliche ärztliche Behandlung des Dr. Bohne und die Unterſtutzung, die ihm während ſeiner Krankheit durch die wohlthätige Familie Olearius zu Theil ward, rettete ihn. 1702 wollte er ſich durch einen Anſchlag am ſchwarzen Brete zum Informator anbieten. Als er hinkam, ging eben ein Herr fort, welcher einen Lehrer für ſeine Kinder ſuchte. Beide fanden ſich, wurden einig und unſer Hübner kam nach dem Städtchen Taucha bei Leipzig, von wo er 1704 in größere Nähe von Leipzig kam. 1707 hatte er, bei einem Beſuche im Gebirge, in Purſchenſtein gepredigt, und dies verſchaffte ihm (1708) eine vortheilhafte Hauslehrerſtelle bei den reichen Beſitzern dieſer Herrſchaft, den von Schönbergs. Hier blieb er bis 1715, nachdem er auf Koſten ſeiner Principalität 1711 Magiſter geworden war, und würde noch länger geblieben ſein, wenn nicht damals ſeine letzte Schülerin, ein Fräulein, geſtorben wäre. 1716 wurde er in Dresden Informator zweier jungen Herren von Eberſtädt und von Rer und eines Fräulein von Rer. 1718 verſchaffte ihm der General und Gouverneur zu Dresden, Leberecht Gottfried Freiherr Janus zu Eberſtädt,[1]) kurz vor ſeinem Tode, die Stelle als daſiger Garniſonprediger. 1730 fungirte er als Generalſtabsprediger in dem großen Luſtlager bei Mühlberg, wo 27 Feldprediger unter ihm ſtanden. 1733—1734 wohnte er in gleicher Eigenſchaft dem Feldzuge in Polen bei, ſcheint aber nicht ſo ſchlimmen Fährlichkeiten ausgeſetzt geweſen zu ſein, wie ſein Confrater Kötteritz. Aber auch für das, was er gethan und beſtanden, wurde er 1737 durch ſeine Berufung zum Hofprediger in Dresden belohnt, als welcher er am 19. April 1742 geſtorben iſt.

---

[1]) Der Bruder deſſelben, Adolf Wilhelm, war k. k. General-

Samuel Uticke, geb. 1. Juni 1670 zu Bahnen in Vorpommern, wo ſein Vater Schmied war, ging in die daſige Stadtſchule, dann, da er offenen Kopf und Wißbegierde zeigte, mit 12 Jahren in das Gymnaſium zu Altſtettin. Als er zwei Jahre dort war, ſchrieb ihm ſein Vater: er könne ihn nicht ſtudiren laſſen; er ſolle Schmied werden, welchem väterlichen Wunſche er ſich denn auch, wenn auch noch ſo ungern, unterwarf und ein Jahr lang rüſtig und unverdroſſen an dem Amboß arbeitete. Da kam 1688 ein Predigersſohn, mit dem er in Stettin in Tertia geſeſſen, luſtig des Weges vorbeigegangen, ſah ihn vor der Schmiedeeſſe ſtehen, erkannte ihn wieder und drückte ihm ſeine Verwunderung und

---

Feldmarſchall-Lieutenant und Gouverneur zu Tortona († 1731). Deſſen Sohn, Franz Maximilian, geb. zu Mailand 16. Aug. 1711, wurde 1723 k. k. Cadet, 1729 Student zu Jena, 1732 k. k. Fähndrich, 1745 Major, 1750 Obriſter, 1757 als General-Feldmarſchall-Lieutenant ehrenvoll entlaſſen und Commandant zu Hamburg, ſollte 1770 venetianiſcher Feldmarſchall werden, was er ausſchlug, und † 26. Jan. 1772.

ſein Bedauern über dieſe Veränderung ſeiner Beſtimmung aus. Dies brachte ihn zu dem Entſchluſſe, die Lebensbahn, die er ſich früher mit ſo viel Liebe und Hoffnung erkoren, doch noch einzuſchlagen [1], und er nahm zunächſt die Bücher wieder vor, das Vergeſſene und Verſäumte wieder einzubringen. Der Vater wollte erſt lange nicht daran, ließ ſich aber endlich, als er den ernſten Willen des Sohnes erkannte, erweichen, und gab, außer ſeiner Erlaubniß, noch ſechs Thaler, ein Bette und etwas Wäſche auf den Weg. Freitiſche und Chorſingen halfen ihn über drei Jahre in Stettin hinweg, worauf er zwei Jahre nach Stargard ging. Dann hatte Jemand in Leipzig von ihm ſo Günſtiges erzählt, daß ein Leipziger ihn einlud, dorthin zu gehen und ſein Fortkommen daſelbſt zu ſuchen. Er entſchloß ſich dazu, kam 1693 nach Leipzig, errichtete erſt eine schola collecta, ward dann Hauslehrer, 1699 zu Wittenberg Magiſter und 1701 Paſtor zu Deltſchau bei Leipzig, wo er 1751 ſein 50jähriges Jubiläum gefeiert hat, 1752 einen Subſtituten erhielt und am 31. Jan. 1753 geſtorben iſt. [2]

---

[1] Einige Aehnlichkeit theils mit dem hier, theils mit dem oben von Paſtor Jacobi Erzählten hat folgender Vorgang. Johann Erhard Möckel, am 29. Aug. 1664 zu Zwickau von armen Aeltern geboren, beſuchte anfangs die Schule, mußte ſie aber, wegen gänzlicher Mittelloſigkeit, wieder verlaſſen und Schneider werden. Als er das ein Vierteljahr getrieben, hörte er einmal die Schüler auf der Gaſſe das Lied ſingen: „Keinen hat Gott verlaſſen.“ Sofort entſchied er ſich, ging wieder auf die Schule, gelangte glücklich an das Ziel ſeiner Studien und wurde Pfarrer, erſt in Wilſchdorf, dann in Lauſa.

[2] Sein Sohn wurde Paſtor in Engelsdorf bei Leipzig.

Da einmal von Paſtoren der leipziger Gegend die Rede, ſo mögen noch folgende Umſtände Platz finden. Johann von **Boſſeck**, wie ihn unſere Quelle nennt, ein fränkiſcher Edelmann, war kurkölniſcher Geheimrath. Sein Sohn gleiches Namens ſollte Dominicaner werden, ging aber mit dem Kurfürſten Gebhard Truchſeß zur proteſtantiſchen Confeſſion über und mußte nach deſſen Sturze, von dem katholiſchen Vater obendrein enterbt, ins Exil gehen. Er kam nach Lippſtadt und wurde dort proteſtantiſcher Geiſtlicher, ſollte übrigens gewöhnlich der Mönch genannt worden ſein, was unſere Quelle von ſeiner frühern Beſtimmung zum Kloſter herleitet, während wir geneigt ſind, die Erklärung darin zu ſuchen, daß er wol eigentlich zu dem Geſchlechte der Münch von Buſeck gehört haben mag. Er verheirathete ſich mit Einer von Rittberg, und ſein Sohn Johann ward Dr. Med. und Stadtphyſikus zu Lippſtadt, wo er ſich mit einer Patriziertochter verheirathete. Deſſen Sohn, gleichfalls Johann geheißen und zu Lippſtadt am 29. Sept. 1635 geboren, beſuchte das Gymnaſium zu Flensburg. Als er die Univerſität beziehen wollte, verloren ſeine Aeltern durch Brand die Mittel, ihm beizuſtehen. Indeß der flensburgiſche Generalſuperintendent Dr. Stephan **Clotzius** nahm ſich ſeiner an, und ſo wurde es ihm möglich, ſeine Studien in Leipzig durchzuführen. Den Adelstitel hörte er, oder ſchon ſein Vater, zu führen auf. Er wurde darauf (1659) Hauslehrer bei dem Stadtſyndicus Georg Börner in Dresden, wo er den nachherigen Oberconſiſtorialrath Joh. G. Börner, den Vater des Profeſſor Chriſtian Friedrich Börner unterrichtete. 1663 wurde er Pfarrſubſtitut in Gautzſch bei Leipzig und 1667 Paſtor daſelbſt, erlebte ſein 50jähriges Amtsjubiläum, war zwei Mal verheirathet,[1] und hinterließ, als er am 2. April 1719, im 84. Lebensjahre ſtarb, aus der erſten Ehe vier Söhne,[2] ſieben Töchter, 34 Enkel, zwei Urenkel.

* * *

Die Fälle, wo proteſtantiſche Geiſtliche — es müßten denn Anglikaner ſein — zur katholiſchen Kirche übertraten, ſind weit ſeltener, als die entgegengeſetzten, an welcher Erſcheinung allerdings wol das Cölibat, dann aber auch die theologiſche Bildung ihren Theil haben mag. Wird die Frage einmal aus dem Gebiete des Glaubens und religiöſen Gefühls und der großen Grundanſchauungen und Principe auf das der ſpeciellen wiſſenſchaftlichen Erörterung und Polemik hinübergeführt, dann wird der Proteſtant durch die Wiſſenſchaft in ſeiner Meinung befeſtigt, der Katholik eher irregemacht werden. Dieſe Bemerkungen zu ein Paar kleinen Notizen über zwei der angedeuteten Fälle.

Ephraim Richter, ein Pfarrersſohn aus Greifendorf in der Ephorie Freiberg, wurde erſt Subſtitut ſeines Vaters, dann Paſtor in Flöha bei Chemnitz, wo auch der Vater der Pufendorfe Pfarrer geweſen war. Ob nun häusliche Verhältniſſe ihm ſeine Stellung verleideten, oder durch welche Umſtände er in Beziehungen zu dem Katholicismus getreten war, wiſſen wir nicht; aber gewiß iſt, daß er mit dem Prior eines böhmiſchen Kloſters in Verbindung ſtand, der ihm die Bibliothekarſtelle verſprochen haben ſoll. Darauf hin entfloh er nach Böhmen, von wo er an ſeine Frau ſchrieb. Als er ins Kloſter kam, war ſein Freund der Prior inzwiſchen geſtorben und der Empfang von Seiten der andern Mönche muß nicht ſehr einladend geweſen ſein. Denn er entſchloß ſich plötzlich, nach Floha zurückzukehren. Aber hier hatte ſich der Stand der Dinge mittlerweile ſehr zu ſeinem Nachtheil verändert. Seine Frau hatte den Brief empfangen und in ihrer Herzensangſt zum Ephorus getragen. Da aus dem Briefe der Vorſatz des Abfalls klar hervorging, ſo war ſeine Abſetzung nicht zu vermeiden. Da er aber Reue und Leid zeigte, ſo ſetzte man ihn erſt als Diakonus nach Pauſa im Voigtlande und ſpäter (1733) als Paſtor nach Lichtenhain in der Ephorie Pirna. Aber der alte Plan muß doch tiefere Wurzeln in ihm gehabt haben und die Nähe Böhmens ließ ihm keine Ruhe. Schon 1734 floh er wieder nach Böhmen, ließ Weib und ſechs Kinder im Stiche und trat zur katholiſchen Kirche über. Er ſoll Secretair bei dem Biſchof von Leitmeritz geworden und 1743 geſtorben ſein.

---

[1] 1) 12. Juli 1664 mit Barbara Margarethe, Tochter des Paſtor Otto in Molbis, welche 17. Sept. 1693 †; 2) mit Anna Eliſabeth Hartung, verwitwete Gerichtsverwalter Roſt.

[2] Von dieſen wurde der Erſte, Johann, geb. 26. Sept. 1668, Doctor der Theologie und Superintendent, erſt zu Herzberg, dann (1711) zu Oſchatz, wo er 21. Jan. 1720 †. Ein zweiter, Benjamin Gottlieb, wurde Doctor der Rechte und Beiſitzer des Schöppenſtuhls zu Leipzig. Ein Dritter, Chriſtian Heinrich, war erſt Archidiakonus zu Herzberg, dann Paſtor zu Prettin.

Umgekehrt dagegen Franz Chriſtoph Heinrichshofen, zu Karlſtadt in Siebenbürgen geboren, wurde ſchon im 11. Jahre Minorit, ſpäter Prediger zu Villach und Provinzial von Kärnthen, in einer Zeit, wo die proteſtantiſche Bewegung dort längſt unterdrückt war. Als er aber 10 Jahre lang in dieſer angeſehenen und einflußreichen Stellung geweſen war, vermochte ihn die Lectüre einiger proteſtantiſchen Streitſchriften, alles aufzugeben. Er ging nach Sachſen, legte in Dippoldiswalde ſeine Kutte ab und hielt am 13. Oct. 1703 zu Leipzig ſeine Revocationspredigt. Schon 1701 wurde er als Feldprediger angeſtellt, 1706 Pfarrer in Rabenau und 1710 nach Oberdorla bei Tennſtädt verſetzt, wo er geſtorben iſt. Er ſoll bei ſeinen Gemeinden viele Liebe genoſſen haben.

Daniel Kloſch, aus Iglo in der Grafſchaft Zips, geb. 22. Febr. 1624, Sohn Chriſtoph Kloſch's, welcher des inneren Raths Mühlenherr und Bergrichter war, ſtudirte zu Eperies, Preßburg und ſeit 1643 zu Wittenberg. Von da an ging er kurze Zeit nach Leipzig, wo es ihm aber zu theuer war, worauf er ſich wieder nach Wittenberg wendete und dort Magiſter und Baccalaureus der Theologie wurde. In die Heimat zurückgekehrt, erhielt er das Rectorat an dem Gymnaſium zu Sempronien, ward 1659 Oberpfarrer und Inſpector zu Groicz, Paſtor zu St. Georgen, und nachdem dieſes 1664 von den Türken verheert worden, 1665 Ephorus in Szczuſcen. Hier kam er 1673, auf Betrieb des Erzbiſchofs Szelepczeni, ſieben Monate lang in Haft, worauf er mit anderen katholiſchen Geiſtlichen ins Exil wandern mußte. Er hatte mancherlei Fährlichkeiten zu beſtehen, Verfolgungen durch Reformirte und Katholiken, Waſſersgefahren rc., bevor er 1676 Rector an der Rathsſchule zu Jena wurde. Von da kam er nach Weißenfels und wurde ſpäter Hofprediger der Gräfin Charlotte von

Tecklenburg.[1]) 1683 kam er als Superintendent nach Heldrungen. Hier verfiel er auf apokalyptiſche Weiſſagungen und ſonſtige Schwärmereien. Der jüngſte Tag ſollte 1690 oder 1700 kommen. Die Verſe 10—11 des 12. Capitels der Offenbarung Johannes ſollten auf die Siege Wilhelm's III. und Friedrich's III. gehen. Das Lutherthum ſei ein leeres Lauenthum und Afterpapſtthum. Die reine lutheriſche Lehre ſei nach Dänemark und Schweden gewichen u. ſ. w. Er ſollte zu Weißenfels vor dem Conſiſtorium revociren, war aber nicht dazu zu bringen und ging 1690 ab, worauf er zu Halle und zu Köthen Vertheidigungsſchriften drucken ließ. Er hatte ſich nach Berlin gewendet, wo er 1697 die Treppe herunterfiel und daran ſtarb.

---

1) Charlotte, geb. 1652, Tochter des Landgrafen Friedrich zu Heſſen-Eſchwege, vermählt 1) 1673 mit dem Prinzen Auguſt von Sachſen-Weißenfels (geb. 3. Dec. 1650, † 11. Aug. 1674); 2) 1679 mit Johann Adolf von Bentheim-Tecklenburg († 1701), von dem ſie geſchieden ward, und 1708 zu Bremen geſtorben.

Miscellen.

1. Eugenius.

Den Leſern von Sterne's unübertrefflichen Schriften iſt jener Eugenius in treuer Erinnerung, in welchem uns der große engliſche Dichter, mit wenigen, einfachen Zügen und ohne daß er den Geſchilderten aus ſeiner Stellung an der Seite und im Schatten hervortreten und in die Handlung eingreifen ließe, doch das lebenstreue Bild eines ſanften, ruhigen Freundes und eines edeln Menſchen in vollſter Wahrheit erſcheinen läßt, eines Freundes, in deſſen Buſen ein ſtürmiſches Herz ſeine ganzen Gefühle ergießen und gewiß ſein kann, ein offenes Ohr, einen weiſen Rath und unter allen Umſtänden Troſt und Theilnahme zu finden.

Nicht allen Leſern Sterne's dürfte es aber bekannt ſein, daß derſelbe in ſeinem Eugenius eine beſtimmte Perſon, einen Zeitgenoſſen geſchildert hat und wer das geweſen iſt. Sterne's Eugenius war John Theophilus Rawdon zu Skelton-Caſtle in der Grafſchaft York, der zweite Sohn des (iriſchen) Earl of Moira und (britiſchen) Lord Rawdon und deſſen dritter Gemahlin, Eliſabeth Haſtings, einer Erbtochter der Earls of Huntingdon, der Bruder jenes berühmten Generalgouverneurs von Oſtindien, des Earl of Moira, des ſpäteren Marquis of Haſtings, nicht zu verwechſeln mit dem noch berühmteren Warren Haſtings. Die Rawdons ſtammen von einem normanniſchen Krieger, Paulinus, der als Führer einer Schaar Bogenſchützen mit Wilhelm dem Eroberer nach England kam, und von dieſem die Herrſchaft Rawdon in der Nähe von Leeds zu Lehen erhielt. Sein

Deſcendent in der 19. Generation, Georg Rawdon († 1684), ſpielte eine große Rolle in der Unterwerfung Irlands und wurde (20. Mai 1665) britiſcher Peer, als Lord Moira. Deſſen Urenkel John († 20. Juni 1793) wurde iriſcher Earl of Moira und britiſcher Lord Rawdon. Sein älteſter Sohn, Frances, geb. 7. Dec. 1754, kämpfte tapfer in Amerika, wo er vom Hauptmann zum Obriſten und Generaladjutanten des Lord Cornwallis aufrückte, ſich aber manche Vorwürfe zuzog, als er den Amerikaner Iſaak Hannes vor ein Kriegsgericht ſtellen und erſchießen ließ, nahm während der erſten franzöſiſchen Revolution für Irland gegen England Partei, erwarb ſich aber ſpäter die perſönliche Freundſchaft des Prinzen von Wales, den er (1805) mit ſeinem Vater verſöhnte, wurde 1806 Generalfeldzeugmeiſter, war von 1814 — 1823 Generalgouverneur von Oſtindien, wo er die Pindarees, die Mahratten von Scindiah und die Gebirgsvölker von Nepaul beſiegte, wurde bei dem Tode ſeines Vaters Earl of Moira und Lord Rawdon, bei dem ſeiner Mutter (1808) Erbe der Baronieen Haſtings, Hungerford und anderer Beſtandtheile der großen Beſitzthümer der Haſtings[1]), am 7. Dec. 1816 Viſcount of Loudoun, weil er ſich (12. Juli 1804) mit Flora Muir (Campbell) Counteß of Loudoun in her own right vermählt hatte, ferner Earl of Rawdon und Marquis of Haſtings, 1824 Gouverneur von Malta, Chef-Gouverneur des Tower, und † 28. Nov. 1826 auf der Rhede von Bajä. Er war der Großvater des jetzigen Marquis.

Der zweite Sohn John Earls of Moira, John Theophilus, unſer Eugenius, war mit Frances Hall vermählt und † 1808, mit Hinterlaſſung einer einzigen Tochter: Eliſabeth Anna. Dieſe heirathete 22. Juni 1817 Lord Georg William Ruſſel (geb. 8. Mai 1790, † im Juli

---

[1]) Das Earlthum Huntingdon fiel in abeyance, bis ſich viele Jahre nachher der rechte Erbe dazu, ein Haſtings, fand, der bis dahin ein armer Schiffsoffizier geweſen war und ſein Recht erſt erſtreiten konnte (1818), als er einen Sachwalter fand, der die Koſten verſchoß.

1846), welcher Generalmajor und eine Zeit lang Geſandter in Berlin, übrigens der Bruder des jetzigen Herzogs von Bedford und des berühmten Whigminiſters John Ruſſel war.

2. Ein Duell.

Georg Bogislaus Freiherr Staël von Holſtein, erſt in holſteiniſchen, dann in ſchwediſchen Dienſten, reiſte 1720, als ſchwediſcher Obriſter, nach Hannover und gerieth hier, im Hauſe des Kammerpräſidenten Baron Görz[1]), in Wortwechſel mit dem däniſchen Admiral Tordenſkiold. Sie wurden zuletzt handgemein und der Admiral warf den Obriſten zu Boden und prügelte ihn, in ſeemänniſcher Weiſe, tüchtig durch. Anders geſtaltete ſich die Sache, als ſie ſich, in Folge dieſes Vorganges, am 12. November an der hildesheimiſchen Grenze trafen. Hier rannte ſich der Admiral, der ſich wol auf dem Lande weniger ſicher zu bewegen wußte, als auf ſeinem Schiffe, gleich im erſten Gange den Degen ſeines Gegners in die rechte Bruſt. Er fiel, richtete ſich wieder auf und ſagte: Arm ab! Dann ſank er um und ſtarb. Baron Staël ging nach Hannover zurück, ſpeiſte daſelbſt mit anſcheinender Ruhe und fuhr gegen Abend nach Kaſſel, von wo er nach Hamburg eilte, ſich darauf auf einem Gute der Gräfin Lewenhaupt verbarg und von da nach Schweden entkam. Hier wurde er bald darauf Generalmajor und Landeshauptmann zu Calmar, 1743 Generallieutenant, 1755 Landeshauptmann zu Malmöe, 1757 Generalfeldmarſchall und † 17. Dec. 1764.

Das Opfer dieſes Streites, Admiral Tordenſkiold, hieß urſprünglich Peter Weſſel und war zu Drontheim 1691 geboren. Er wurde 1704 Cadet der königlich däniſchen

---

[1]) Iſt wol der Staatsminiſter Baron Friedrich Wilhelm von Schlitz genannt Görz geweſen, welcher, geb. 4. Juni 1647, 1726 Reichsgraf wurde und 26. Sept. 1728 †.

Marine, befehligte 1711 einen Kaper, wurde 1712 königlicher Schiffslieutenant, 1714 Capitain einer Fregatte und zeichnete ſich 1715 in der Seeſchlacht bei Rügen und dann bei der Belagerung von Stralſund dergeſtalt aus, daß er nach der Eroberung Stralſunds als von Tordenſkiold geadelt und zum Flotteninſpector ernannt wurde. 1718 zum Viceadmiral befördert, nahm er am 25. Juli 1719 die ſchwediſche Flotte, die in dem Hafen von Marſtrand vor Anker lag, worauf Karlſtein capitulirte. Der Friede von Friedrichsborg (25. Juli 1720) gab ihm Muße und er trat die Reiſe an, die ihn ſo früh dem Tode überlieferte.

3. Todtſchlag aus Irrthum.

Ein fränkiſcher Reichsritter Jakob von Gültlingen auf Teufringen, Obervogt zu Schorndorf, war vor Jahren bei Maſtricht am Kopfe verwundet worden und ſeitdem dem Uebel ausgeſetzt, daß er, wenn er des Abends etwas ſcharf getrunken, in der Nacht aufſtand und im Schlafe um ſich herumhieb, bis er durch Anreden erweckt und zur Beſinnung gebracht ward. Ein Freund von ihm, Konrad von Degenfeld, war ein vollſtändiger Nachtwandler. Einſt (9. Oct. 1600) hielt er Vogtgericht zu Geradſtetten. Gleichzeitig war eine große adelige Hochzeit in Waiblingen, zu welcher Konrad von Degenfeld mit ſeiner Gattin, die Frau des Gültlingers, der Junker von Dirnau, welcher auch einen Theil von Geaddſtetten beſaß, und andere Edelleute reiſten. Auf der Rückkehr von Waiblingen trafen die Genannten in Geradſtetten wieder zuſammen und blieben mit einander über Nacht, ſich einrichtend, wie ſie konnten. Am Abend zechten ſie fröhlich zuſammen und Gültlingen bezeigte ſich namentlich gegen Degenfeld überaus herzlich und freundſchaftlich. Nachdem er den Genoſſen noch einen Nachttrunk zugebracht, ging er zuerſt zur Ruhe und hatte ſich gefliſſentlich eine kleine Kammer ausgeſucht, wo er ganz allein zu ſchlafen gedachte. Auch ſeinen Diener, für den ein Lager in derſelben Kammer bereitet war, ſchickte er fort zu den Pferden. Seinen Degen hatte er mit Abſicht unten gelaſſen. Als er eingeſchlafen, kommt Degenfeld in die Kammer. Ueber die Veranlaſſung ſind die Angaben verſchieden. Er ſoll durch ſeinen Knecht, aus Verſehen, in dieſelbe geführt worden ſein; er ſoll ſich abſichtlich hinein begeben haben, um noch allerlei mit Gültlingen zu ſprechen, dann aber dieſen nicht haben ſtören wollen; er ſoll ſich in den Wagen ſchlafen gelegt haben und im Schlafe aufgeſtanden ſein. Genug, er befand ſich in Gültlingen's Kammer, hatte auch ſeinen Degen auf eine Truhe in derſelben gelegt und wandelte im Schlafe, ein Bettuch um ſich geſchlagen, in der Kammer auf und ab. Darüber erwacht Gültlingen, ruft ihn vergeblich an, glaubt ein Geſpenſt zu ſehen, findet Degenfeld's Waffe und ſticht ihn todt. Nun ruft er um Licht; die Bewohner des Hauſes kommen herbei; er ſieht mit Entſetzen, was er gethan hat, und läßt ſich ohne Widerſtand in Haft nehmen. Die Gemahlin des Erſtochenen eilt nach Stuttgart zu ihrem Schwiegervater, dem Obriſten Kammer- und Hofrath Chriſtoph von Degenfeld, und beide beſtürmen den Herzog Friedrich von Württemberg[1]). Das war ein Fürſt von ſtürmiſchem, hartem und leidenſchaftlichem Charakter, welchen ſein Wunſch, ſich von dem Joche der eigennützigen Cotterien freizumachen, die ſich unter dem Deckmantel der alten Verfaſſung ihre bequemen Neſter erbaut und ſeine ſchwachen Vorgänger gegängelt hatten, wie ſie ſeinen phlegmatiſchen Nachfolger gängelten, ſowie ſeine finanziellen Bedürfniſſe zu einer Gewohnheit von Willkürhandlungen verführt hatten. In dem vorliegenden Falle ſchien ihm alles ganz klar. „Wer Menſchenblut vergießt, deß Blut ſoll wieder vergoſſen werden.“ Gültlingen hatte Degenfeld getödtet, folglich mußte er auch getödtet werden. Zwar erforderte er ein Gutachten von ſeiner Regierung; als aber dieſes dahin ausfiel, daß die Sache in regelmäßiger Weiſe zu unterſuchen und zu verſprechen ſei, ſo erklärte er dieſes Gutachten für „zu ſeicht“, ſprach das Todesurtheil ſelbſt, ſchickte den Scharfrichter mit demſelben nach Waiblingen ab, wohin Gültlingen geſchafft worden war, und am 15. October wurde Gültlingen für den in der Nacht vom 9. zum 10. deſſelben Monats abſichtslos verübten Todtſchlag zu Waiblingen enthauptet. Er ſtarb mit großer Faſſung, männlicher Würde und chriſtlicher Ergebung. Der Leichnam ward einbalſamirt und in Waiblingen beigeſetzt, bis die „Freundſchaft“ ihn nach Teufringen abholen ließ, ihn zu ſeinen Voräaltern zu beſtatten. Nach ſeinem Tode erſchien ein Klagelied [1]), etwas im Bänkelſängerton gehalten, den ganzen Hergang mit großer Umſtändlichkeit erzählend, unverkennbar aber den Ausdruck tief gefühlten Kummers und bitterer, doch gemeſſener Klage über erfahrenes Unrecht enthaltend. Das Lied ging von Hand zu Hand und kam auch Degenfeld's Vater vor Augen, gegen den, nicht gegen den Herzog, allerdings der Vorwurf darin lag, daß er dem Enthaupteten die rechtliche Vertheidigung abgeſchnitten, daß er ihn gefliſſentlich ohne Proceß habe hinrichten laſſen. Dieſer Vorwurf wurmte ihn tief und er erhob deshalb Klage bei den Geheimen Räthen, worauf denn auch der Kanzler Enzlin [2]) eine ſcharfe Nachforſchung nach dem Verfaſſer jenes Liedes anſtellte. Als man aber erfuhr, daß die eigne Schweſter des Enthaupteten [3]) das

---

[1]) Geb. 19. Aug. 1557, verm. 21. Mai 1581 mit Sibylla, Tochter Fürſt Joachim Ernſt's zu Anhalt, regiert anfangs als Graf zu Mömpelgard, ſuccedirt ſeinem Vetter, dem Herzog Ludwig 8. Auguſt 1592, † 29. Jan. 1608.

---

[1]) Es ſteht in J. J. Moſer's patriotiſchem Archiv, IX, S. 310—335.

[2]) Matthäus Enzlin, Dr., war das gefügigſte Werkzeug und der ſervilſte Rathgeber des Herzogs Friedrich, den er bei allen ſeinen Willkürhandlungen mit den juriſtiſchen Gründen verſorgte. Als unter der folgenden Regierung die alte Partei wieder aufkam, wurde Enzlin der Proceß gemacht und iſt er zuletzt, gleichfalls unter mannigfachen Ungerechtigkeiten, auch enthauptet worden.

[3]) Er hatte bei ſeinem Tode Mutter, Schweſter, Frau und Kinder hinterlaſſen.

Lied gedichtet habe, war der Herzog zu weiteren Schritten gegen dieſelbe nicht zu beſtimmen. Ebenſo wenig hat aber auch die Abſicht der fränkiſchen Reichsritterſchaft, ſich über das Vorgegangene bei dem Reiche zu beſchweren, zu irgend einem Ergebniſſe geführt.

4. Cardinal d'Oſſat.

Arnold d'Oſſat wurde am 23. Auguſt 1536 in der Diöceſe Auch geboren. Als ſeinen Vater haben Einige einen Wundarzt, andere und die gewichtigſten Stimmen einen Hufſchmied genannt. Man hat auch behauptet, er ſei der natürliche Sohn des Seigneur von Caſſagnabere, einem Dorfe jener Diöceſe, geweſen. Sein wirklicher oder angeblicher Vater ſtarb ſo arm, daß er nicht einmal die Beerdigungskoſten hinterließ, ſodaß ſich der damals erſt neunjährige Arnold in der verlaſſenſten Lage befand. Da er aber ein begabtes und gutartiges Kind war, ſo brachte ihn ein Edelmann derſelben Diöceſe, Thomas de Marca, als Unterrichtsgenoſſen zu ſeinem Neffen und Mündel, dem jungen Seigneur de Caſtelnau de Magnoac. Arnold machte ſolche Fortſchritte, daß er nach 3—4 Jahren aus dem Mitſchüler zum Lehrer ward. Im Mai 1559 begleitete er den jungen Herrn von Caſtelnau, ſowie zwei Vettern deſſelben nach Paris, wo ſie bis 1562 ihren Studien oblagen, ihr Führer aber ſich ihr ſtetes dankbares Andenken erwarb. Arnold ging nun nach Bourges, wo er unter dem berühmten Cujas[1]) die Rechte ſtudirte, Licentiat wurde und dann, nach Paris zurückgekehrt, unter die Parlamentsadvocaten aufgenommen ward. Seine Praxis warf ihm wenig Gewinn ab, machte ihn aber einigen Standesperſonen vortheilhaft bekannt. 1569 ließ er ein Schriftchen drucken, worin er die Dialektik des Peter Ramus gegen einen mediciniſchen Doctor Jakob Charpentier vertheidigte. Zu den einflußreichen Perſonen, mit denen er in Verbindung kam, gehörte auch Paul de Foix. Er begleitete ihn 1574 auf einer Reiſe nach Rom. 1580 wurde dieſer Herr, welcher 1582 Erzbiſchof von Toulouſe wurde, von Heinrich III. mit einer diplomatiſchen Sendung nach Rom betraut und wählte Oſſat zu ſeinem Secretair. Das ward der entſcheidende Punkt ſeines Lebens. Er war die Seele der Miſſion, aus welcher bald eine ordentliche Geſandtſchaft wurde, und als ſein Principal gegen Ende des Jahres 1582 ſtarb, nahm der Protector der franzöſiſchen Angelegenheiten, Cardinal Ludwig d'Eſte, O. in ſein Haus, ſowie auch der Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, de Villeroy [1], die Geſchäfte der Geſandtſchaft durch ihn fortbeſorgen ließ. Cardinal d'Eſte ſtarb am 16. December 1586 und vermachte O. 4000 Thlr., beſtimmte auch, daß derſelbe einen großen Diamanten, den man auf 10,000 Thlr. ſchätzte, als Pfand bis zur Auszahlung des Legates bewahren ſolle. Oſſat ſchlug aber dieſes Pfand aus und verließ ſich auf die Rechtlichkeit der Erben, auf deren Bethätigung er 13 Jahre warten mußte, und ſich dann noch ſehr verpflichtet fühlte, da das Geld ihm im erſten Jahre ſeines Cardinalats ſehr erwünſcht kam. Er hatte zu jener Zeit, wo d'Eſte ſtarb, noch kein ſicheres Einkommen, als eine Kleinigkeit von einer Rathsſtelle zu Melun.

---

[1]) Jacques Cujas, geb. zu Touloufe 1522, Sohn eines Gerbers, 1534 Lehrer der Rechte zu Cahors, 1555 zu Bourges, 1567 zu Valence, 1575 wieder zu Bourges, 1576 zu Paris, 1577 zu Bourges, † daſelbſt 4. Oct. 1590.

---

[1] Nikolaus de Neufville, Seigneur de Villeroy, geb. 1542, Miniſter Karl's IX., Heinrich's III. und IV. und Ludwig's XIII., † 12. Nov. 1617; ſchrieb die Mémoires d'état, servant à l'histoire de notre temps, depuis 1567 — 1606; Paris, 1622 ff. Er war Großvater und Urgroßvater von Marſchällen. Heinrich IV., in deſſen Politik er mit ganzer Seele einging, rühmte öffentlich ſeine große Kenntniß aller Angelegenheiten, die Ordnung in ſeinem Geſchäftskreiſe, ſein großmüthiges Herz, ſeine Uneigennützigkeit, ſeine Verſchwiegenheit und gemeſſene Haltung. Er war überaus arbeitſam und wußte das Verdienſt zu erkennen und zu belohnen.

Auch bei dem Nachfolger d'Eſte's, dem Cardinal de Joyeuſe [1], blieb Oſſat, auf ausdrücklichen Befehl des Königs, als Secretair, zumal der Cardinal noch ſo jung war und kein Italieniſch verſtand. Der Cardinal gab ihm 1588 die Priorie von St. Martin du Vieux Belleſme, die er bis an ſeinen Tod behielt. Einer ihm von Heinrich III. ſchon vorher zugedachten Pfründe, der Abtei Varennes, hatte er gleich wieder entſagt, weil ſich ein Streit darüber zu erheben drohte. Heinrich III. bot ihm ſogar die Stelle eines Staatsſecretairs an; Oſſat, der ſich nicht in die ſchwierigen und ihm weniger vertrauten franzöſiſchen Verhältniſſe miſchen, auch nicht an die Stelle ſeines Gönners Villeroy treten wollte, lehnte den Antrag aber ab, wofür ihm Villeroy ſtete Achtung und Gunſt bewahrte.

Zu ſeinen wichtigſten Unterhandlungen in Rom gehörte vor allen die der Abſolution Heinrich's IV., für deren glückliche Durchführung er 1596 durch das Bisthum Rennes belohnt wurde. Gern hätte er ſich in dieſes zurückgezogen, wenn der Staat ihn nicht gebraucht hätte. Der König ſchützte ihn auch gegen das bretagniſche Parlament, das ihn zur Reſidenz zwingen wollte. Im September 1597 wurde er Staatsrath. Er leiſtete den Eid in die Hände des Botſchafters zu Rom, des Herzogs von Luxemburg, welcher Auftrag hatte, in allen Punkten ſeinen Rath einzuholen und zu befolgen. 1598 ſchickte ihn der König nach Florenz, die Rückgabe der Inſeln If und Pomegues zu erwirken, deren Toscana ſich bemächtigt hatte. Er bewies hier ebenſo viel Feſtigkeit, als Takt und Geſchick. Angenehmer war der Auftrag, der Signoria von Venedig die Nachricht von dem Frieden von Vervins zu überbringen. Er wurde hier, als ein alter Freund der Republik, mit ungemeiner Munificenz aufgenommen und bewirthet. Dann brachte er dieſelbe Nachricht nach Florenz und beſtimmte zugleich den Großherzog, auf die ſtipulirten Bürgſchaften für die von Frankreich an ihn zu zahlenden Summen Verzicht zu leiſten. Im October verließ der Herzog von Luxemburg

---

[1] Ueber ihn weiterhin.

Rom und Oſſat hatte nun die Geſandtſchaft zu verſehen. Am 26. October hatte er ſeine erſte Audienz als Vicebotſchafter beim Papſte. Im November aſſiſtirte er bei der Vermählung per procurationen des Königs und der Königin von Spanien, wobei der Erzherzog Albrecht die Stelle des erſteren vertrat. Um dieſe Zeit verhinderte er auch die von dem Herzoge von Lothringen, zum Nachtheil der Biſthümer Metz, Toul und Verdun, beabſichtigte Errichtung eines Biſthums zu Nancy. Am 1. März 1599, in welchem Jahre er die Annullirung der Ehe Heinrich's IV. und der Margaretha von Valois bei der päpſtlichen Curie glücklich durchführte, wurde er Cardinal. Er bekam am 18. den Titel de St. Eusebe, zugleich aber den Rath vom Papſte, ſeinen Familiennamen beizubehalten. Er war noch ſo einfach eingerichtet, daß er die Beſuche des heiligen Collegiums im Palais des Cardinal de Joyeuſe [1]) annahm. Bei der Abreiſe des Letzteren im Auguſt wurde er Viceprotector von Frankreich. Im April 1600 verlieh ihm Heinrich IV. das Biſthum Bayeux. Am 13. März 1604 ſtarb er.

Flaſſan [2]) ſagt von ihm: „das war ein Mann, wie man ihn Denen zum Muſter vorhalten muß, welche bei Verfolgung der diplomatiſchen Laufbahn ſowol ihren Herren mit Eifer dienen, als die gebührenden Rückſichten gegen die fremden Regierungen beobachten wollen; eine doppelte Aufgabe, welche ſo Wenige gleichmäßig zu löſen wiſſen. Unter den zahlreichen Vorzügen, welche den Cardinal d'Oſſat auszeichneten, bewunderte man vor allen ſein ſtetes Sichgleichbleiben, ſeine Beſcheidenheit, Urbanität, ſeinen Rechtsſinn, die ſinnreiche Gewandtheit, mit der er ſchickliche Rechtfertigungsgründe und Auskunftsmittel zu finden wußte, Auskunftsmittel, nicht wie das Laſter ſie auch hat, ſondern wie die Tugend ſie billigt. Die Geſchicklichkeit und der überlegene Geiſt des Cardinals d'Oſſat prägen ſich in ſeinen Briefen aus, deren Lectüre immer als eine Schule der Umſicht und Gewandtheit empfohlen worden iſt."

---

[1]) Franz, Duc de J., geb. 1562, Erzbiſchof von Narbonne, 1583 Cardinal und Erzbiſchof von Toulouſe und Rouen, bedeutender Diplomat unter Heinrich III. und IV. und Ludwig XIII., † zu Avignon als Doyen des Cardinalscollegiums 1615. Er war ein Sohn von Guillaume Vicomte de J., welcher erſt auch Geiſtlicher war, dann aber Soldat und (1582) Marſchall von Frankreich ward und 1592 †. Von ſeinen Brüdern war Annas Duc de J. ein Günſtling Heinrich's III., ward mit Margaretha von Lothringen, Schweſter der Königin Louiſe vermählt, 1582 Admiral von Frankreich, fiel 1587 bei Coutras gegen die Hugenotten. Ein anderer Bruder Henri Duc de J. du Bouchage, geb. 1567, ward nach dem Tode ſeiner Gemahlin Kapuziner, nach dem Tode ſeines Bruders Annas wieder Soldat, 1596 Marſchall, 1600 wieder Kapuziner, † zu Rivoli 1608.

[2]) Histoire de la diplomatie française, I^{2}, 174 ff.

5. General Rautencranz.

Karl Sigmund von Rautencranz ward am 18. Juni 1675 im Regimentshauſe zu Meißen geboren. Sein Vater Joachim Franz, war ein Lauenburger, die Mutter, Cordula Veronica, eine Geyſin auf Lodſee und Haun. Bei ſeiner Taufe vertrat der damalige Kurprinz, nachherige Kurfürſt Johann Georg III., Pathenſtelle. Zwei Jahre ſpäter ward ihm eine Schweſter geboren, Suſanne Polyxena. Wieder zwei Jahre ſpäter ward der Vater, der als Cornet bei dem kurprinzlichen Leibregimente zu Pferde ſtand, ſo gefährlich verwundet, daß er vier Wochen darauf ſtarb. Die Kinder waren mit der Mutter zu Rotenburg an der Tauber, als die Poſt von dem Tode des Vaters kam. Die Mutter, durch das eigne Unglück gewarnt, wollte den Sohn wenigſtens nicht auch den Gefahren des Krieges ausſetzen und beſtimmte ihn zum Studiren. Als aber 1688 das Schöning'ſche Infanterieregiment nach Rotenburg kam, litt es den Knaben nicht länger, und war er mit Mühe abzuhalten, nicht ſofort mit dem Regimente zu ziehen. Er blieb bei dieſem Sinne, und 1690 brachte es der Hauptmann von Schwerin bei der Mutter dahin, daß er ihn als Cadet zu ſich nehmen durfte. Mit Jenem ging er erſt nach Leipzig, wo noch einigen Unterricht genoß, und kam dann nach Bar zu ſtehen. 1691 ging es an den Rhein, wo unter Viel auch Schwerin erkrankte und im Winter zu Nördling ſtarb. Nun wurde Rautencranz weniger geſchont und ve mißte ſchmerzlich den väterlichen Freund und Berather. Do bekam er einen Erſatz. Der Obriſt von Utterodt [1]) gewan den willigen, munteren Knaben lieb, ſodaß er ihn mit ſeiner Hochzeit nach Dresden nahm. Ebenſo begleitete ſeinen Gönner, der 1692 Generalmajor ward, nach übe ſtandener Jahrescampagne, die dem jungen Cadet ei ſchwere Krankheit zugezogen hatte, im Winter nach Lan genſalza, Dresden und auf die Güter. So folgte er ih auch in den nächſten Jahren, wo noch am Rhein geſtritte ward. 1695 rückte er dagegen als Sergeant nach Ungar wo er im folgenden Jahre Fähndrich wurde. Der woh wollende Utterodt equipirte ihn. Nachdem er die ungariſch Krankheit überſtanden, nahm er an dem ſiegreichen Kamp bei Zentha Theil. 1698 ging es nach Polen, wo Souslieutenant und 1700 Premierlieutenant, 1701 Haup mann, aber auch ſchwer verwundet wurde, bei der Retirad alles verlor und auch nach ihr in Bitterfeld in eine lang wierige Krankheit verfiel. Nach ſeiner Wiedergeneſung be zeigte er Luſt, in andere Dienſte zu treten, was auch Ut terodt, der ihn neu equipirte, nicht mißbilligte, ihn vielmeh 1702 ſelbſt darauf aufmerkſam machte, daß die Herzog von Sachſen-Weimar und Eiſenach ein Regiment für de kaiſerlichen Dienſt aufrichten wollten. [2]) Er nahm darau mit Mehreren Abſchied und fand ſeinem Grade gemäße Anſtellung, worauf er, unter Generalmajor von Bibra, nach Italien rückte. Allein in Folge der Schlacht von Luzzara (30. Jan. 1702) waren die öſterreichiſchen Truppen in Italien ſo geſchwächt, daß ein kaiſerlicher Commiſſar den Ankommenden erklärte, ſie müßten, zur Completirung, unter andere Regimenter geſteckt werden. Die Offiziere wurden „verdankt.“ Darüber brach großer Unwille aus. Viele Abtheilungen zerriſſen ihre Fahnen, wobei Rautenkranz die ſeinige mittels eines Ducatens, den er ſpendete, gerettet und dann zum Andenken aufbewahrt hat. Mit Mühe brachte er es bei dem Prinzen Eugen, dem es der Hofkriegsrath ſelbſt an Allem mangeln ließ, dahin, daß jeder Offizier wenige Ducaten Reiſegelds und Päſſe erhielt. In Eiſenach bekam er, als Entſchädigung für das verfehlte Unternehmen, 300 Thlr. Abfindungsgeld. Er wollte nun nach Holland, und hielt ſich einſtweilen bei ſeinem treuen Gönner Utterodt auf. Da bot ihm General von Wangenheim eine gothaiſche Compagnie an, mit der er 1703 in die Niederlande zum Dienſte der Holländer rückte und bei dem unglücklichen Gefechte war, in welchem General Obdam durch Boufflers geſchlagen wurde. Im folgenden Jahre beſtand er ein Duell mit einem Franzoſen, der in holländiſchen Dienſten ſtand, und erhielt eine Stichwunde, die für tödtlich gehalten wurde, von der er aber doch wieder genas. 1706 nach Italien gerückt, focht er in der Schlacht bei Turin mit und ward abermals verwundet. 1707 wohnte er dem unglücklichen Zuge auf Toulon bei, wo Prinz Johann Wilhelm von Sachſen-Gotha[1]) fiel, und ging dann auf Werbung. 1708 nahm er an der Belagerung von Exilles und Feneſtrelles Theil, und blieb dann bis 1712 in Piemont und Savoyen. 1713 ging er wieder auf Werbungen. Dann kam eine Zeit des Friedensdienſtes für ihn. 1715 wurde er Major, 1716 Obriſtlieutenant, 1718 Obriſt und Commandant von

---

[1]) Adam Adolf von Utterodt, geb. 1654, ſtarb als weimariſcher Generallieutenant im Nov. 1730. Er heirathete 1691 Hedwig Katharine, Tochter des kurſ. Geheimraths-Directors Freiherrn Nikolaus von Gersdorf. Sein Sohn gleiches Namens war von 1731—1738 ſächſiſcher Geſandter in Stockholm, dann — 1742 in London und † am 12. März 1744 zu Dresden, 47 Jahre alt.

[2]) Utterodt trat ſpäter ſelbſt in weimariſche Dienſte.

---

[1]) Johann Wilhelm, geb. 4. Oct. 1677, zweiter Sohn des Herzogs Friedrich's I., Bruder des Herzogs Friedrich's III. (Th. II, S. 159 ff.), fiel 15. Aug. 1707 vor Toulon.

Altenburg. In den Feldzügen von 1733—1736 rückte e
wieder an den Rhein, und von da führte ihn der Kriegsgan
noch einmal nach Italien. 1736 kam er wieder nach Alten
burg, von wo er, der Kriegsrechnungen halber, nach Wie
geſendet ward. Er hatte ſich ſoviel Achtung in der kaiſer
lichen Armee erworben, daß er zum Eintritt in dieſelbe ein
geladen ward, was er jedoch ablehnte. 1740 wurde e
Generalmajor, 1758 Generallieutenant. Er wurde in dieſe
Zeit zu Sendungen nach Hannover und in den Haag ge
braucht und regulirte 1744 drei Regimenter für Holland
Am 24. Sept. 1716 hatte er ſich mit Margarethe Fran
cisca Sibylle Freiin von Herzberg vermählt († 1. Dec.
1785). 1738 kaufte er das Rittergut Nauendorf, das er
Nautenberg nannte. 1754 ſtiftete er ein Garniſonslazareth
für Altenburg. Er ſtarb, ohne Kinder zu hinterlaſſen, am
1. Sept. 1760.

6. Deutſche in Rußland.

Der Generallieutenant von Hochmuth, deſſen Avancement vom Hirtenknaben in Kirchberg im ſächſiſchen Erzgebirge zum ruſſiſchen General im dritten Bande dieſer Sammlung (S. 505 ff.)[1] beſprochen worden, hatte ſich in Rußland verheirathet und zwei Söhne erzeugt, zu deren Informirung und als ſeinen Cabinetsprediger er gegen Ende des Jahres 1731 den M. Johann Gottlieb Schreiner (geb. zu Leipzig 26. Jan. 1692) aus Leipzig berief. Letzterer blieb aber kein volles Jahr bei ihm, ſondern wurde im October 1732 von dem in ruſſiſchen Dienſten ſtehenden Prinzen von Heſſen-Homburg als Hof- und Feſtungsprediger nach Sulock berufen, wo der Prinz eine lutheriſche Kirche bauen ließ, welche Schreiner am erſten Pfingſttage des Jahres 1733 feierlich einweihte. Schon am 6. Oct. 1733 mußte er als Hof- und Bataillonsprediger mit nach Polen ziehen, wo er bis 1735 blieb und dann das Heer in die Krimm begleitete. Hier wohnte er u. A. der Erſtürmung von Oczakow bei. 1738 wurde er dem Paſtor Schattner in Moskau adjungirt, ging aber, nach kurzer Zeit, mit Empfehlungen an Brühl nach Sachſen zurück, wo er auch 1740 Diakonus zu Marienberg und 1742 Paſtor zu Gahlenz wurde. — Jener Prinz von Homburg war Ludwig Johann Wilhelm, älteſter [1]) Sohn des Landgrafen Friedrich Jakob und der Eliſabeth Dorothea von Heſſen-Darmſtadt. Er war am 5. Jan. 1705 geboren, wurde erſt im Hauſe des Oberhofpredigers Richier in Homburg, dann zu Orbisfeld, Helmſtädt und Gießen gebildet, war eine Zeit lang darmſtädtiſcher Capitain, ging aber 1723, mit ſeinem jüngeren Bruder Karl († 28. April 1728), nach Rußland, wie es ſcheint nicht ohne Speculation auf eine Großfürſtin. Er wurde ruſſiſcher Obriſter, 1725 Generalmajor, befehligte gegen Schweden und in der Ukraine, wurde 1730 Generallieutenant, Generalgouverneur von Aſtrakan und Chef der Truppen in Perſien, zog 1733 durch die Ukraine und Volhynien nach Polen, ward 1735 Generalfeldzeugmeiſter, 1736 General en Chef und Commandirender in der Ukraine, unterſtützte die Thronbeſteigung der Kaiſerin Eliſabeth und ward dafür 1741 Generalfeldmarſchall. Er vermählte ſich am 20. Jan. 1738 mit Anaſtaſia, einer Tochter des Fürſten Georg Trubetzkoi und

---

[1] Wenn dort geſagt iſt, ſein zweiter Bruder, Nathanael ſei Paſtor in Thalhayn geweſen, ſo iſt das irrig. Sein zweiter Bruder hieß Nathan und wurde 1701 Paſtor in Zſchorla (Ephorie Zwickau), wo er am 28. Sept. 1729, $60^3/_4$ Jahr alt, ſtarb. Derſelbe hatte aber drei Söhne, von denen der Aelteſte Chriſtian Nathanael hieß (geb. 1. Oct. 1703) und 1735 Pfarrer in Thalhayn, 1750 in Zſchorla wurde. Dieſer war in zweiter Ehe mit einer Schweſter Gellert's verheirathet. Der zweite Sohn wurde Cantor in Kirchberg. Der dritte, Gottlob Friedrich (geb. 30. Juni 1716), ſollte erſt Soldat werden, fand aber doch die Theologie ſicherer, ging 1736 auf die Univerſität Leipzig und wurde 1745 Diakonus, 1750 Paſtor in Wahrenbrück.

---

[1]) Eigentlich unter ſieben Geſchwiſtern das fünfte Kind. Aber die Aelteren ſtarben frühzeitig.

Witwe des Fürſten Cantemir. Krankheit nöthigte ihn, mi dere Himmelsſtriche aufzuſuchen, und er ſtarb auf der Reiſ zu Berlin. am 25. Oct. 1745.

7. Ein ſtreitluſtiger Pfarrer.

Kleincroſtiz in der Ephorie Eilenburg gehörte erſt denc von Hacke, dann denen von Croſtewitz. Bei dem Tode de Balthaſar von Croſtewitz († 16. Nov. 1652), der ein noch junge Witwe und einen geiſtesſchwachen Sohn hinterließ, zeigte ſich Ueberſchuldung und es brach Concurs au Der Paſtor Jonas Ditzſcher in Hohenleina heirathete di Witwe und glaubte dadurch in das Gut zu kommen. Di ſer Ditzſcher war (8. Mai 1603) zu Altranſtädt geboren ein Paſtorsſohn, nach abſolvirten Studien Feldprediger geworden und 1637 nach Hohenleina gekommen, wo er ſic (9. Jan. 1639) mit Maria Selnecker verwitwete Paſto Kirſten verheirathet, auch einen Sohn mit ihr erzeugt hatte.[1] Nach ihrem Tode heirathete er, wie geſagt, die verwitwet von Croſtewitz, Frau Anna Maria, eine Tochter Otto's vo Croſtewitz auf Lomſel, mit der er noch drei Söhne un zwei Töchter erzeugte.[2] Der Stiefſohn, den ſie ihm mit brachte, kam durch einen Zufall um. In dem Gute konnt der Pfarrer ſich aber nicht behaupten, denn es hatte ſic ein gefährlicher Concurrent eingefunden: der Rittmeiſter vo Wackernagel, der im 30jährigen Kriege den tollen heſſiſchen Fritz gefangen genommen hatte und deßhalb bei dem Kurfürſten ſehr gut ſtand. Wackernagel kaufte den Gläubigern ihre Foderungen ab und erhielt einen Immiſſionsbefehl. Der ſtreitbare Pfarrer trieb ihn zwar wieder ab; indeß wurde das Gut, während der Dauer des Proceſſes, ſequeſtrirt. Endlich gewann der Rittmeiſter den Proceß; aber ſofort entſpann ſich zwiſchen ihm und dem Pfarrer ein neuer Proceß über das Liquidationsgeſchäft. Im Laufe deſſelben begegneten ſie ſich einmal auf der Straße und geriethen ſo aneinander, daß der Rittmeiſter dem Pfarrer ein Piſtol auf die Bruſt ſetzte. Darüber erwuchs ein dritter Proceß und der Rittmeiſter fiel bei dem Kurfürſten in Ungnade. Vor ſeinem Tode verſöhnte er ſich aber noch mit dem Pfarrer inſoweit, daß er das heilige Abendmahl von demſelben annahm. Ueber den Proceß verglich ſich der Paſtor, nach dem Tode ſeines älteſten Sohnes und Subſtituten, dergeſtalt, daß er noch 750 Fl. und ein Füllen herausbekam. Aber freilich hatte er ihm wol 3000 Fl. gekoſtet. Er ſtarb noch in dem Jahre (20. Dec. 1686), wo er den Vergleich geſchloſſen.

---

[1] Jonas, ſtarb als Paſtor zu Wahrenbrück; ſein Sohn gleiche Namens als Paſtor zu Schilda.

[2] Der älteſte Sohn (geb. 9. Sept. 1653) wurde Subſtitut des Vaters, ſtarb aber vor ihm (25. Juni 1680). Nun wurde Johann Benedict Metzler Subſtitut und bald auch Nachfolger, von deſſen Bruder Benjamin u. A. die Buchhändler Metzler in Württemberg ſtammen.

8. v. Bockerodt.

Johann Gotthilf von Bockerodt wurde zu Halle, als ein Sohn des daſigen Conrectors, am 15. Mai 1693 geboren. Er ging mit ſeinem Vater nach Gotha, wo dieſer Rector wurde, und ſtudirte ſpäter in Halle Theologie. 1711 wurde er Hofmeiſter bei dem Sohne des ruſſiſchen Generals Baron Rönne, dann bei dem Sohne des Grafen Bruce,[1] dann bei dem Fürſten Cantemir,[2] als deſſen Secretair er fungirte. Er ſollte hierauf Schaffirow's Sohn auf Reiſen begleiten, woran ihn aber, am Abend vor der Abreiſe, ein Fall verhinderte, der ihn längere Zeit an die Stube feſſelte. Nun wurde er Privatſecretair des preußiſchen Geſandten von Mardefeld.[1] 1728 wurde er Bürgermeiſter in Königsberg. 1734 ging er als Legationsſecretair wieder nach St. Petersburg und blieb daſelbſt bis 1737, wo er ins Cabinet berufen und bei dem auswärtigen Departement beſchäftigt ward. 1739 wurde er Geheimer Cabinetsrath, als welcher er am 5. März 1756 ſtarb.

---

[1] Jakob Daniel, Graf von Bruce, geb. 1670 zu Moskau, aus einer in Rußland eingebürgerten ſchottiſchen Familie, Sohn eines Generals, ward Generalfeldzeugmeiſter, commandirte die Artillerie bei Pultawa, † 1735.

[2] Fürſt Demetrius, ſtarb als Director der petersburger Akademie 1723. Sein älteſter Sohn, Antiochus, war 1709 geboren, fungirte

9. v. Rebentiſch.

Johann Karl Freiherr von Rebentiſch, der Sohn eines k. k. Hofkammerraths und Kammerdirectors in Siebenbürgen, der von einem alten mähriſchen Geſchlechte abgeleitet wurde, war 1710 geboren und trat frühzeitig in die Armee, wo er bis zum Major aufgerückt war, als er 1747, als Flügeladjutant und Obriſtlieutenant, in preußiſche Dienſte trat. Hier wurde er 1755 Obriſter und, nachdem er bei Prag verwundet worden, 1757 Generalmajor. Er hatte ſich mit einer Tochter des erſten ſchleſiſchen Grafen von Schaffgotſch, Hans Anton (geb. 19. April 1675, Reichsgraf 1708, † 19. März 1742), aus deſſen zweiter Ehe mit der Gräfin Anna Thereſia von Kolowrat (geb. 9. Sept. 1690, vermählt 29. Juni 1710, ſtarb, nachdem ſie 14 Kinder geboren, 29. Aug. 1756), der Gräfin Maria Anna Hedwig, (geb. 2. Febr. 1719, † 19. Nov. 1765), verehelicht. Bei Schweidnitz gefangen, wurde er 1758 ausgewechſelt und focht mit bei Kunnersdorf. Sein Unglück wollte, daß er bei dem berühmten Finkenfang bei Maxen abermals gefangen

---

als ruſſiſcher Geſandter in London und Paris, an welchem letzteren Orte er 12. April 1744 †.

[1] S. oben S. 183.

ward. Erſt der Friede führte ihn nach Preußen zurück, wo er ſofort vor ein Kriegsgericht geſtellt und nach Spandau geſchickt ward. 1764 nahm er ſeinen Abſchied und ging nach Wien, wo ihn der portugieſiſche Geſandte[1] zur Einführung des preußiſchen Exercitiums in der portugieſiſchen Armee engagirte. In Liſſabon auf das Gnädigſte empfangen und zum Generallieutenant ernannt, hatte er doch ſeine Wirkſamkeit kaum angetreten, als er, im Auguſt 1765, ſtarb.

10. Spaniſcher Reichthum.

Joſeph Joachim Guzman, Herzog v. Montalegro, Marquis von Sales, war der Sohn des Grafen Martin Dominico von Montalegro († 18. Mai 1722) und Thereſia's, einer Tochter des Marquis Ambroſio von Los Ballazes. Er begleitete 1731 den Infanten Don Karlos als Staatsſecretair nach Parma, folgte ihm auch nach Neapel und wurde hier Director der Kriegs- und Seeſachen und 1740 Herzog und Marquis. 1746 wurde er aber entlaſſen, weil er gegen eine Truppenſendung in die Lombardei war. Er ging nach Spanien, wurde in den Staatsrath aufgenommen und 1749 Geſandter in Venedig, wo er am 16. Juni 1771 †. Seine Schweſter, Donna Iſabella, war mit dem Herzog von Arcos vermählt. Er ſelbſt hinterließ eine eheliche Tochter in Amerika und mehrere uneheliche Kinder, deren Legitimation er anordnete. Bei ſeinem Tode hatte er 700,000 Ducati zu Venedig, ebenſoviel zu Genua, 60,000 Duc. in England, 500,000 Thlr. zu Amſterdam und 1 Million Duc. zu Neapel ſtehen.

---

[1] Don Ambroſio Freyre d'Andrade e Caſtro war mit einer Gräfin Schafgotſch verheirathet, mithin mit Rebentiſch verwandt worden.

Nachträge.

(Zu Band I, S. 245 und 277.) Die Gräfin Rindsmaul, mit welcher von Nüßler in ſeiner Jugend an dem Hofe zu Drehna lebte, und die Gräfin von Hohberg, welche ihre letzten Jahre bei ihm in Berlin zubrachte, waren eine und dieſelbe Perſon. Maria Creſcentia Gräfin von Rindsmaul war in ſehr jungen Jahren, der Religion halber, aus Steiermark nach Sachſen gebracht und am Hofe zu Dahme lutheriſch erzogen worden. Sie heirathete ſpäter den Grafen Max Leopold von Hohberg, Amtshauptmann zu Fürſtenberg, deſſen zweite Gemahlin ſie wurde, und der ſie am 4. März 1750 als kinderloſe Witwe hinterließ. Sie ſtarb zu Berlin am 10. Juni 1755 im 56. Jahre.

(Zu Th. II, S. 261—262; vergl. auch Th. III, S. 510 ff.) Wilhelm Ludwig Freiherr von Imhoff, Sohn des Freiherrn Anton Albrecht, der den Altranſtädter Frieden mit abſchloß und deshalb auf den Königſtein kam, wurde am 15. Febr. 1702 geboren und war anfangs Page am Hofe zu Dresden. Er trat dann in polniſch-ſächſiſche Kriegsdienſte, wo er 1740 Major wurde und ſich 29. Dec. 1750 mit einem Fräulein von Noſtitz vermählte. 1747 ging er in holländiſche Dienſte und † im Nov. 1770 als Generalmajor und Gouverneur zu Coevorden.

(Zu Th. II, S. 312 ff.) Die Familie der Freiherren und Reichsgrafen von Promnitz, welche in Th. II, S. 312 ff. dieſes Werks eine ausführliche Beſprechung von anderer Seite her gefunden hat, war im Laufe des 16. und 17. Jahrhunderts durch die dem Kaiſer und den Kurhäuſern Sachſen und Brandenburg geleiſteten Dienſte, durch anſehnlichen Gütererwerb und Erbſchaften, ſowie durch mehrere hervorragende Perſönlichkeiten zu ſo großer Bedeutung gelangt, daß es dem Unterzeichneten die Mühe zu verlohnen ſchien, nochmals auf dieſes hochangeſehene Haus zurückzukommen, theils um zu den hiſtoriſch-genealogiſchen Ermittelungen jenes Aufſatzes noch einige, vielleicht nicht unweſentliche Nachträge zu liefern, theils um mehrere der früheren Angaben nach der Ausſage anderer glaubwürdiger Geſchichtsquellen und neuer aus dieſer Familie ihm vorliegender Autographen zu modificiren.

Hinſichtlich des Breslauer Biſchofs Balthaſar, von dem mit ſeinem Großneffen Abraham 1613 eingehenden Laſſendorfer Zweige, iſt im II. Theile ſattſam nachgewieſen und hervorgehoben worden, wie viel er durch Erwerbung der Herrſchaften Pleß (1542), Sorau und Tribel (1556 vermittelſt Ankaufs) zum ſteigenden Glanze ſeines Hauſes beigetragen habe. Nur iſt dieſer Balthaſar nicht erſt 1548, ſondern bereits 1539 zum Biſthum Breslau gelangt. Man kennt ſelbſt den 17. Dec. dieſes Jahres als das Datum ſeiner Wahl zum Nachfolger des Jakob von Salza. Und kurz darauf war es auch, wo ihm Philipp Melanchthon ſowol als Ambroſius Moibanus zu ſeiner Standeserhöhung Glück wünſchten; denn ihre Briefe wurden 1541 in Breslau gedruckt, und um dieſelbe Zeit auch ein lateiniſches Carmen unter dem Titel: Obtestatio Silesiorum ad Episcopum Balthasarem, das dem neuen Biſchof die allgemeine Zufriedenheit der ſchleſiſchen Bevölkerung mit ſeiner Wahl bezeugen ſollte. Da er im Jahre 1561 ſtarb, ſo erreichte er ein Alter von nahebei 74 Jahren, und ſaß an die 23 Jahre auf dem biſchöflichen Stuhle.

Den jüngern oder den Weichauer Zweig, an welchen das Familienmajorat überging, ſtiftete des Biſchofs gleichnamiger Oheim († 1480), und wurde derſelbe fortgepflanzt durch deſſen Sohn Kaspar, älteſten Enkel Heinrich, Urenkel Anſelm und Ururenkel Seyfried, welcher nach des Biſchofs Balthaſar Ableben die Herrſchaft Sorau erbte, kaiſerl. Rath und eine Zeit lang Kammerpräſident in Ober- und Niederſchleſien war, 1593 als Abgeſandter des Kaiſers nach Polen ging und 1597 im Alter von 63 Jahren ſtarb. Reich an Kindern war dieſes Seyfried Ehe mit Urſula, geb. Freiin von Schaffgotſch. Sie zählte ihrer zwanzig, worunter drei Söhne namentlich auszuzeichnen: Heinrich Anſelm, Weighard und Seyfried.

Seyfried, der jüngſte, erhielt auf ausdrückliche kaiſerliche Verordnung, um ſeiner als kaiſerl. Oberſt im Türkenkrieg geleiſteten Dienſte willen, nach Ausſterben der Laſſendorfer Linie (1613) die Herrſchaft Pleß, die an den älteſten der Brüder hätte fallen ſollen. Er ſtarb unvermählt.

Weighard, der mittelſte, dem Hoyerswerda zufiel, hatte einen gleichnamigen Sohn, der kaiſerl. Kämmerer, Kriegsrath und Oberſt war, nebſt andern ſchleſiſchen Edlen von Rudolf II. 1609 den Majeſtätsbrief erhielt und 1618 ſtarb. Mit deſſen einzigem Sohne Seyfried, der alle ſeine Kinder überlebte, endigte 1650 auch der mittlere Zweig.

Bei weitem wichtiger, als die Vorgenannten, iſt der älteſte Bruder Heinrich Anſelm (geb. 1564, † 1622). Erzählt wird von ihm, die Univerſität zu Frankfurt a. d. O. habe ihn 1578 zum Rector magnificus creirt — eine Ehre ſonder Gleichen für einen Vierzehnjährigen. Er war kaiſerl. Rath, Kammerherr und Landvogt des Markgrafthums Niederlauſitz. Mit ſeinem Bruder (oder viel wahrſcheinlicher dem Neffen) Weighard befand er ſich 1613 auf dem Regensburger Reichstage, wie die von Beiden unterzeichneten Gedenkblätter darthun. Mit ſeiner ihn überlebenden Gattin Sophia geb. Freiin von Kurtzbach zeugte er acht Kinder, von denen vor allen Sigismund Seyfried zu bemerken iſt. Denn ſo, nicht Sigismund Friedrich, iſt ſein Name, wie er ſich denn auch auf einem mit ſeinem Wappen reich geſchmückten Blatt vom Jahre 1628 „Sigmundt Seyfridt, Herr von Promnitz“ unterzeichnet.

Er war 26. Juli 1595 geboren, dreimal vermählt, 1625 mit Anna Margarethe Freiin von Putbus, 1647 mit Katharine Eliſabeth Freiin von Schönburg, 1651 mit Agnes Freiin von Rackenitz, und ſtarb 30. Juni 1654 als erſter Reichsgraf von Promnitz, kaiſerl. und kurſächſ. Rath, Kammerherr und Landvogt in der Niederlauſitz. Er bekannte ſich zur proteſtantiſchen Kirche. Als, wie oben bemerkt, im Jahre 1650 ſein Vetter Seyfried ohne Leibeserben abging, fiel die von dieſem ererbte und beſeſſene Herrſchaft Pleß an Siegmund Seyfried. Um nun die Lehen zu empfangen, verfügte er ſich 1651 an den Kaiſerhof und empfing von Ferdinand III. nicht allein, weshalb er gekommen war, ſondern überdies, aus freier kaiſerlicher Entſchließung, den Reichsgrafenſtand. Nicht alſo erſt in ſeinem Todesjahr 1654, nur daß die Ausfertigung der kaiſerl. Urkunde ſich bis ins Jahr 1652 oder ſogar 53 verzogen haben mag. Unmittelbar nachdem er den Kaiſerhof verlaſſen hatte, vollzog er in Preßburg ſeine dritte Vermählung.

Dieſe dritte Ehe blieb kinderlos. Aus der erſten und zweiten hatte er dagegen fünf Söhne, und zwar aus jener 1. Erdmann, über deſſen Nachkommenſchaft und deren Fata Th. II. S. 315 bis Schluß Ausführliches beigebracht iſt; 2. Leopold, von welchem nichts bekannt; 3. Otto (geb. 1634), der 1663 als kaiſerl. Oberſt bei Preßburg fiel und keine Nachkommen hinterließ; 4. Ulrich Hipparch (geb. 1636), der aus kaiſerlichem Hauptmannsdienſt in den Dienſt des großen Kurfürſten von Brandenburg übertrat und darin bis zum Generalmajor ſtieg, ihn aber 1680 mit kurſächſiſchen Dienſten vertauſchte und 1695 als Generalwachtmeiſter und Oberſt zu Roß, auch Kriegsrath und Kammerherr ſtarb. Er ſtand im Rufe eines ſehr gelehrten Mannes. Wie weiland ſeinem Großvater Heinrich Anſelm zu Frankfurt, wurde ihm im Alter von 18 Jahren (1654, dem Todesjahre ſeines Vaters) zu Gießen die Würde eines Rector magnificus übertragen. Daß ſeine Deſcendenz ſchon mit ſeinem Sohne Anſelm a. 1726 erloſch, iſt in Th. II. nachzuleſen. — Aus der zweiten Ehe Siegmund Seyfried's ſtammte der fünfte Sohn Heinrich (geb. 1650, geſt. 1695).

kurſächſiſcher Kammerherr, Generalmajor und Oberſt übe ein Regiment zu Fuß, deſſen Nachkommenſchaft mit ſeinen 1680 gebornen Sohne Erdmann im Jahre 1704 ausgin

C. Köhler.

Zu Th. III, S. 23 und 123 ff.) Wie der Gräfin vo Rochlitz in Sachſen, ſo wurden auch der Gräfin von Urac (der Grävenitz) in Württemberg wegen des heiligen Abendmahls Schwierigkeiten gemacht. Sie meldete ſich 1708 be dem Diakonus zu Urach, M. Georg David Zorn, zu Beichte, wobei ſie darauf rechnete, daß dieſer damals noc junge Mann, auf ſeiner geringen Stelle, nicht den Mut haben werde, ihr Begehren abzuſchlagen. Er that es aber nach genommener Rückſprache mit dem ihm vorgeſetzte Special, doch und verſagte der Gräfin Abſolution und heiliges Abendmahl, ermahnte ſie jedoch mit aller Sanftmut und Beſcheidenheit, ſich in Geduld zu faſſen und den Ausgang der Verhandlungen abzuwarten, welche eben damal die kaiſerliche Commiſſion in Tübingen pflog. Noch in derſelben Nacht eilte das erzürnte Weib nach Urach un beſtimmte den Herzog, dem ſie vorſpiegelte, daß Zorn ſich mit Reden gegen ihn vergangen, denſelben am nächſte Tage, dem Vorabend des heiligen Pfingſtfeſtes, durch 12 Gardereiter verhaften und nach Hohen-Staufen bringen zu laſſen. Als er an das Thor von Urach kam, begegnete ihm ſein Special, dem er noch zurief: ego vincula patior propter Christum. Indeß erregte dieſes Verfahren einen ſolch allgemeinen Sturm des Unwillens im Lande und auch die höchſten Stände, auch die fürſtlichen Agnaten verwendeten ſich ſo nachdrücklich für Zorn, daß er bald wieder der Haft entlaſſen wurde. Er † am 28. Jan. 1733 als Special zu Urach.

Regiſter.

Ailleurs, Marquis des, 229 ff., 365.
Anhalt, Chriſtian Fürſt von, 337 ff.
Aremberg, Herzogin v., 140, 143.
Atkins, Miß, 152.
Aubant, d', 160 ff.
Auersperg, Maria Wilhelmine Joſephe, Fürſtin v., 157 ff.; Johann Adam, Fürſt v., 158.

Baiern, Maximilian, Herzog v., 337 ff.
Bark, Ulrich, Graf v., 384.
Belgiojoſo, Ludwig, Graf. v., 137 ff., 155, 160.
Berg, die Grafen v., 297.
Bergh, Friedrich, Graf v., 322; Heinrich v., 345.
Bethune, Marquis v., 234 ff.
Bielke, Niels Adam, Graf v., 383.
Biglia, Graf v., 337.
Bilfinger, 402 ff.
Bilger, Familie, 268.
Billehé, Max v., 336.
Biron, Armand, Marſchall v., 246 ff.; Charles, Herzog v., 252.
Blankenburg, Schloß, 162.
Bodenhauſen, Joh. v., 217.
Berner, Familie, 454.
Bohne, Dr., 452.
Borkeloe, Herrſchaft, 364.
Boiſſeck, Familie, 454
Bournonville, Alexander v., 336.
Brahe, die, 384 ff. Nikolaus, Graf v., 384; Erich, Graf v. 384 ff.; Ulrike, Gräfin, 385; Chriſtine, 386, 394; Peter, Graf v., 394; Magnus Friedrich, 401; Magnus, 401—402.
Braunſchweig-Wolfenbüttel, Ludwig Rudolf, Herzog. v., 162; Anton Ulrich, 162; Chriſtine Luiſe, Herzogin v., 162; Antoinette Amalie, 163 ff.; Ferdinand Albert, 163 ff.; Ludwig Ernſt, 164; Charlotte Chriſtine Sophie, Prinzeſſin v., 165.
Breteuil, Baron, 224 ff.
Briſacier, 232 ff.
Briſembourg, Madame de, 241 ff.
Broich, Herrſchaft, 253 ff., 266 ff.
Brockdorff, Johann Jakob, Graf v., 337 ff.
Bruce, Alexander, Graf v., 173; Jakob Daniel, Graf v., 179.
Brück, Dr. Chriſtian, 283 ff.
Bucquoy, Maximilian, Graf v.,

318; Karl Bonaventura, 319 ff.; Karl Albert, 345; Landelin, 345; Albert, 346; Georg, 346; Georg Franz August, 346 ff.
Bühler, Geh. Rath, 425 ff.
Burgau, Karl, Markgraf v., 316.

Camerlana, de, 129.
Campbell, Lady Eleonor, 198 ff.
Canning, 136, 138.
Cantemir, Demetrius, Fürſt, 179; Antiochus, 179—180.
Caraffa, Hieronymus, Fürſt v., 345.
Carlowitz, Georg Karl v., 358.
Caſtelnau, die v., 169.
Caſtlereagh, Lord, 128 ff.
Caumont, de, 238 ff., 251 ff.
Chapelle, de la, 386.
Choiſeul, Herzog v., 148.
Chriſtiernin, 386 ff.
Cleve, das Haus, 294 ff.; Johann, Herzog v., 274; Wilhelm, Herzog v., 274 ff. 297 ff.
Cleveland, Lord, 219 ff.
Clodius, Dr. Stephan, 286.
Clesius, Stephan, 455.
Cobenzl, Karl Johann Philipp, Graf v., 121 ff.
Coconas, Graf v., 242 ff.
Conti, Prinz, 353 ff.
Coronini, Graf, 149; Joſeph, 264.
Cotton, Sir Dodmore, 221 ff.
Cowley, die, 139 ff., 143—144.
Cranmer, Thomas, 276.
Creutz, Guſtav Philipp, Graf v., 386.
Croker, Walter, 195 ff.
Cromwell, Thomas, 275 ff.
Creſtowitz, die v., 178.
Croy, Karl v., 335—336.
Cujas, Jacques, 109.
Czartoryisky, die, 363—364.

Dalin, 383.
Dampierre, Heinrich, G
327 ff.
Danielſen, 173.
Degenfeld, Konrad v., 4
Chriſtoph v., 467 ff.
Dhun, Grafen v. Falken
251 ff.
Ditſcher, Pfarrer, 178.
Dolgor[illegible]ki, Katharina Ale
na, 177.
Eishauſen, die Unbekannte
1 ff.
Elbeuf, das Haus, 367
Eliſabeth Chriſtine,
rin, 163.
England, Jakob I., Köni
220 ff.; Heinrich VIII., 27
Anna, Königin v., 271
Englumee, Madame, 122,
Enzlin, Dr., 168.
Epinay, Madame de l', 2
Ernſt, 386 ff.
Eſcelin, 386 ff.
Eſſex, Graf v., 217.
Eſte, Cardinal, Ludwig d',

Falkenſtein, Grafen v., 2
Fargues, Balthaſar, de, 1
Ferdinand II., Kaiſer, 33
Ferrand, Carel de, 127.
Flemming, die Grafen v., 3
Flodelius, 393, 396.
Force, de la, 238 ff.
Forſtner, 113.
Foy, Paul de, 170.
Fraiſſe, de, 249 ff.
Frankreich, Franz I., Köni
274—275; Heinrich IV., 25
319, 367, 470; Ludwig XIV.,
ff., 227 ff., 234 ff.; Ludwig V
171 ff.; Maria Thereſe,
nigin v., 232 ff.
Franz I., römiſcher Kaiſer, 12
Fuchs, Paſtor, 149 ff.
Fürſtenberg, Wratislav, G
v., 326.

Gagarin, Fürſt Michael, 184.
Galloway, Earls of, 430.
Gardineri, Stephan, 277.
Gaſt, 241 ff.
Gaucher-le-Bourguignon, 339—340.
Georgii, 409, 413, 423.
Glebow, Stephan, 179—180.
Gmelin, Johann Georg, 407.
Golitzyn, Fürſtin, 179.
Goltz, Joachim Rüdiger, Freiherr v. d., 349.
Grävenitz, Gräfin v., 486.
Guadaleſte, Marquis de, 220.
Guiche, Armand, Graf v., 185 ff. 187.
Guillaumet, Madame, 134.
Guillon, 247 ff.
Guiſe, die, 366.
Güttlingen, Jakob v., 466 ff.
Gyllenberg, Guſtav Friedrich, Graf v., 383; Henning Adolf, 385.
Gyllenſchatz, 393, 396.
Gyllenſtierna, Nikolaus, Graf v., 385.

Hagedorn, 451.
Hall, Dietrich v., 308.
Hallwachs, 410—411.
Harcourt, Heinrich v., 369—370.
Hard, Graf, 387, 393, 396.
Hardenberg, Friedrich Auguſt v., 409, 413, 415—417, 419—420.
Hardenrat, 313.
Haſtings, die, 463—464; Frances, Marquis v., 464.
Heinrichshofen, Paſtor, 457—458.
Hellberg, 393, 396.
Herbert, Sir Thomas, 221.
Heſſen-Darmſtadt, Marie Luiſe Albertine, Prinzeſſin v., 265 ff.
Heſſen-Homburg, Ludwig J
hann Wilhelm, Prinz v., 4
ff.; Karl, 477.
Heſſen-Kaſſel, Moritz, Lan
graf v., 216—217.
Hochmuth, General v., 476.
Hohenheim, Gräfin v., 41
Hoimb, Hans v., 313.
Horn, Arwid Bernhard, Graf
382; Eva, 385; Baron v., 3
Howard, Katharina, 277.
Hübner, Paſtor, 451.
Huerta, Don Martinez 338—339.
Huntingdon, Earlthum, 4

Jacobi, Paſtor, 448 ff.
Janus v. Eberſtadt, 152 ff.
Jeruſalem, Abt, 450.
Illow, Feldmarſchall, 326.
Imhoff, Wilhelm Ludwig, Fr
herr v., 482.
Ingelfingen, die Unbekann
in, 5 ff.
Joyeuſe, Cardinal de, 471
472; Guillaume, Vicomte
472; Annas, Herzog v., 47
Henri, 472.
Jülich, die Herzoge v., 297.

Keyl, 179.
Kikin, Alexander, 176, 179
180.
Kinsky, Graf Ulrich, 329
Kieſeker, Martin, 385.
Klingenſtierna, Prof., 3
Kleſch, Paſtor, 458—459.
Knieſtädt, v., 424 ff.
Königsmark, Aurora, Grä
v., 168 ff.
Köthe, Paſtor, 446 ff.
Kötteritz, Paſtor, 445.
Kraft, Georg Wolfgang, 4

Lambeſc, Karl Eugen, Pr
v., 370.

Lamberg, Wilhelm v., 329.
Lamoignon, de, 186. 189.
Lapuchin, Awdotja, 165, 179.
Leede, Baron v., 336.
Leiningen, Grafen v., 263 ff.
Lejonhufvud, Baron Axel Gabriel, 384.
Limburg-Styrum, die Grafen v., 254 ff., 268 ff., 364.
Longueval, Duc v., 318; Karl Philipp Fürſt v., 345—346.
Lothringen, Karl Alexander, Herzog v., 121 ff., 160.
Lubomirſky, Hieronymus, Fürſt v., 355; Alexander, 364—365.
Luſtig, 389.

Mahomed Riza Beg, 221 ff.
Maintenon, Frau v., 370 ff.
Manderſcheid, Hans Philipp, Graf v., 301, 304.
Mansfeld, Ernſt v., 329 ff.
Mantua, Suſanne Henriette, Herzogin v., 371 ff.; Karl Herzog v., 372 ff.
Markefeld, Freiherr v., 183.
Maria Thereſia, Kaiſerin, 125 ff., 156 ff., 171 ff.
Marrokas, Don Balthaſar de, 328 ff.
Martin, Capitain, 100 ff.
Mathias, Kaiſer, 321 ff.
Matignon, Marſchall v., 221.
Melun, Wilhelm v., 335—336.
Menſchikow, Maria Alexandrowna, 173; Fürſt, 181.
Mercy d'Argenteau, Graf, 123, 160.
Merode, Philipp und Johann, Freiherren v., 340 ff.; Johann, Graf v., 341.
Meſler, Familie, 178.
Mila, Bandorf v., 281 ff.
Miltan, Moriz Friedrich v., 358.
Mockel, Pater, 154.
Montmartin, Graf v., 420 ff.
Montaigne, Cornelius Gaſpard und Chriſtoph de, 337.
Montalcare, Herzog v., 481.
Moſer, J. J., 420.
Mozelius, Gabriel, 386 ff.

Neipperg, Wilhelm Reinhard, Graf v., 157 ff.
Neny, Graf, 125 ff., 145, 160.
Neuffer, 409, 413.
Norfolk, Herzog v., 277—278.

Oberſtein, Herrſchaft, 209.
Oeſterreich, Maria Anna, Erzherzogin v., 126; Albrecht, Erzherzog v., 319 ff.; Maximilian, 325; Leopold Wilhelm, 331.
Ogilvy, Georg Benedict, Graf v., 360; Hermann Karl, 360.
Olearius, Familie, 152.
Oſſat, Cardinal d', 409 ff.
Oſtermann, Prof. 119.

Parma, Alexander, Herzog v., 318 ff.
Patkul, 349 ff.
Perſien, Abbas, Schah v., 216 ff.; Huſſein, 229.
Pflugk, v., 422—424.
Piper, Karl Friedrich, Graf v., 386, 391.
Polen, Johann Sobieski, König v., 232 ff.
Preußen, Luiſe, Königin v., 267 ff.
Primroſe, Viscount, James, 198 ff.
Prinz v. Buchart, Daniel, 313.
Promnitz, Grafen v., 483 ff.
Przebendowſki, Johann v., 353 ff., 365.
Puke, Capitain, 386 ff.

Radziejowſki, Michael, 356 ff.
Rautencranz, General v., 400.

Rawdon, die, 463 ff.; John Theophilus, 464—465.
Rebentiſch, Joh. Karl, Freiherr v., 480 ff.
Reuß, Günther Albrecht und Tobias Konrad, 422—424.
Richelieu, Herzog v., 127, 139 ff.
Richter, Ephraim, 456 f.
Rieger, 420 ff.
Rindsmaul, Gräfin v., 482.
Röder, Oberſtallmeiſter v., 409 ff.
Romanzow, Alexei, 177.
Rudolf II, Kaiſer, 218.
Ruſſel, Lord, Georg Will. 464 ff.
Rußland, Alexei Jarewitſch, 165 ff.; Peter I., 166 ff.; Peter II., 172 ff.; Natalie, Großfürſtin v., 173; Marie, 179, 181.

Sachſen-Gotha, Johann Wilhelm, Prinz v., 475.
Sachſen-Hildburghauſen, Amalie, Erbprinzeſſin v., 28.
Sachſen, Johann Friedrich, Kurfürſt v., 271—272, 275; Friedrich Auguſt I., Kurfürſt v., 352 ff.; Johann Friedrich II., Herzog v., 272 ff.; Johann Wilhelm, 272; Johann Friedrich III., 272 ff.; Sibylle, Kurfürſtin, 274.
Sachſen, Marſchall v., 171 ff.
Sachſen-Merſeburg, Chriſtine, Herzogin v., 445.
Sachſen-Zeitz, Chriſtian Auguſt, Herzog v., 353 ff.; Moritz Adolf, 364.
Sahlfeld, 393.
Schedwin, 386, 389.
Scheffer, Karl Friedrich Graf v., 383, 394.
Scheremetew, 180.
Schlitz, genannt Görz, Friedrich Wilhelm, Freiherr v., 465.
Schönborn, Friedrich Karl Graf v., 179.
Schottland, Maria Stuart, Königin v., 366.
Schreiner, Paſtor, 477 ff.
Schütz, v., 409, 413.
Schulenburg, Matthias Johann, Graf v. d., 359 ff.
Schweden, ſein Parteiweſen, 378 ff.; Adolf Friedrich, König v., 379 ff.; Guſtav III., 382 ff.; Karl XIV. Johann, 401—402; Luiſe Ulrike, Königin v. 380 ff.
Schwerin, Hauptmann von, 477 ff.
Shirley, Anton, 216 ff.; Robert, 217 ff.
Sibelius, Paſtor, 263.
Silfverhielm, Trabant, 381, 382, 395; Baron v., 383—384.
Solenander, Dr., 309 ff.
Spaen, Baron Friedrich, 383.
Spaen, Alexander Freiherr v., 349.
Spener, 349.
Spinola, Ambroſius, Marquis v., 322 ff.
Staël-Holſtein, Georg Bogislaus, Freiherr v., 465.
St. Gere, de, 144.
St. Hilaire, Gebhard v., 331—332.
Stair, Lord, 211 ff., 213 ff.
Stalſwärd, 386.
Steenbock, Feldmarſchall, 369 ff.
Steinau, Adam Heinrich v., 359.
Stromberg, Claus, Graf v., 383.
Sturze, Ladislaus, Graf v., 344.
Süß, 410—411.
Suys, Ernſt v., 336.

Tafinger, 408, 417.

Teſſin, Nikodemus, 382; Karl Guſtav, 382.
Tiefenbach, Rudolf v., 334—335.
Tilly, Feldmarſchall, 337 ff.
Tolſtoi, Peter, 177—178.
Torcy, Marquis v., 226.
Tordenſkiold, Admiral, 465 ff.
Tſchernembl, Andreas, 332.
Turenne, Marſchall, 368.

Uricke, Paſtor, 453 ff.
Utterodt, General v., 474 ff.

Valck, van der, 1 ff.
Vardes, Marquis de, 186 ff.
Varel de Verjay, 1 ff.
Vellingk, Moritz, Graf v., 360.
Verdugo, Wilhelm, 338 ff.
Vigerie, La, 241 ff.
Villeron, Nikolaus de, 470.
Vockerodt, Joh. Gotth. v., 179 ff.
Volgſtädt, Ernſt Ludwig v., 122 ff.

Wackernagel, Rittmeiſter v., 178 ff.
Wakemski, Nikiphor, 177, 180.
Waldenfels, Wilhelm v., 303.
Waldſtein, 330 ff.
Wallbrunn, v., 409, 41
420, 422.
Weide, General, 182—1
Weißendorf, Johann v.,
Wellesley, Richard, Vis
441—442.
Wellington, 428 ff., 439 ff.
Wesley, die, 439 ff.
Wiliſch, Dr., 457.
Wimpfen, Joſephine v.,
Wittleder, Lorenz, 422.
Wolf, 405—407.
Wrangel, Erich, Baron v.,
393, 396; Guſtav, 3
384.
Württemberg, Eberhard
wig, Herzog v., 401 ff.;
Alexander, 408 ff.; Karl
gen, 412 ff.; Karl Rudolf,
ff.; Ludwig Eugen Johann,
Friedrich Eugen, 419,
Eliſabeth Friederike So
Herzogin v., 420; Fried
Herzog v., 461 ff.

York, Eduard Auguſt, He
v., 443 ff., 445.

Zech, Philipp Ch., 483
Zorn, M., 486.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

415,

3.
121.
unf,

12ff.

23.

82,
3 —

Zur-
Karl
Eu-
412
19;
21;
hie,
rich,

s'g

Geheime Geſchichten

und

Räthſelhafte Menſchen.

Sammlung

verborgener oder vergeſſener Merkwürdigkeiten.

Herausgegeben

von

Friedrich Bülau.

Fünfter Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1854.

Inhalt.

Seite
I. Wallenſtein und ſeine Kataſtrophe 1
II. Aus dem Leben Johann von Werth's 202
III. Johann Keppler 230
IV. Waldſteine und Sinzendorfe in den Herrſchaften Trebicz und Selowicz 282
V. Die Königswahl in Warſchau 1669. Nach einem deutſchen Tagebuche. Von G. E. Guhrauer 300
VI. Franzöſiſche Geſandtenhändel in Rom 319
VII. Noch etwas über d'Eon. Von C. Köhler 343
VIII. Graf Friedrich Ludwig von Solms 364
IX. Dörnberg und der Aufſtand in Heſſen. Aus dem Nachlaſſe des Generallieutenants von Dörnberg 409
X. Erinnerungen aus meinem Leben und aus meiner Zeit, von Chr. von Rommel 421
Miscellen 601
Nachträge und Berichtigungen 605
Register 607

I. Wallenſtein und ſeine Kataſtrophe.

Wenige bedeutende geſchichtliche Perſönlichkeiten gehören ſo entſchieden in die Kategorie der „räthſelhaften Menſchen" und ſind ſo vielfach in die Geheimgeſchichte ihrer Zeit verflochten, wie der Mann, deſſen Namen die Ueberſchrift dieſes Aufſatzes nennt. Selbſt in ſeiner Zeit, die des Abenteuerlichen, Wunderlichen und auch des Romantiſchen noch ſo viel ſah, war die Erſcheinung des Friedländers eine durch ihr Beſonderes und Geheimnißvolles imponirende, entlehnte er einen guten Theil ſeiner Macht eben aus dieſem myſtiſchen Nimbus, den er, wenigſtens in der ſpätern Zeit, gefliſſentlich um ſich breitete, und obwol er keine populäre Sache verfocht und Volksgunſt eher abſtieß, als ſuchte, hat doch, nächſt Guſtav Adolph, kein Mann ſeiner Zeit einen ſo tiefen Eindruck in der Volksmeinung hinterlaſſen. Mancherlei Mythen, Sagen und Fabeln haben ſich in der Geſchichte ſeines Lebens eingebürgert, und es wird der Kritik gar ſchwer fallen, ſie aus dem Volksglauben zu entfernen. Eine dichteriſche Geſchichtſchreibung und eine claſſiſche Dichtung haben ſein Bild in feſtbeſtimmten Zügen den Gemüthern der Jugend eingeprägt und poetiſchen Zauber um ſeine Geſtalt verbreitet. Die neueſte Zeit hat aber über wenige geſchichtliche Charaktere ſo viel neue Aufſchlüſſe, ſo viel Beiträge zu ihrer genauern Erkenntniß aufgefunden und beigebracht, wie über Wallenſtein. Mag man auch darüber in Zweifel ſein, ob ſie an dem, was geſchichtlicher Blick in den weſentlichen Punkten auch früher erkannt hat, viel und Bedeutendes ändern, zahlreiche Einzelheiten werden doch durch ſie näher beſtimmt und in helleres, reineres Licht gebracht, auch zu frühern Annahmen die vorher mangelnden Belege geliefert. Manches bleibt auch jetzt noch dunkel und zweifelhaft. Sei es geſtattet, eine gedrängte und kritiſche Zuſammenſtellung des jetzt in der Hauptſache Ermittelten zu verſuchen und auf das, was auch jetzt noch zu weitern Nachforſchungen einladet, aufmerkſam zu machen.

Albrecht Wenzel Euſebius von Waldſtein, oder, welcher Name ihm ſeit Schiller unentreißbar beigelegt iſt, Wallenſtein, gehörte einem alten böhmiſchen Adelsgeſchlechte an, deſſen erſte urkundlich nachweisbare Vorfahren, die im Jahre 1175 lebenden Brüder Hermann, Hawel und Zavica, als Söhne Markward's bezeichnet werden. Nachkommen dieſer Brüder nannten ſich von Lewenberg, Zwirietic, Michalavie, Wartenberg, Waldſtein, Turau ꝛc.[1]; im 16. Jahrhunderte beſtanden aber von dieſen Linien nur noch die Wartenberg und die Waldſtein; im 18. nur noch die Letztern. Der Name Waldſtein tritt in Böhmen erſt in Urkunden des 14. Jahrhunderts auf, und auch da noch in der böhmiſchen Form Valsteina, welcher Name dann in Waldſtein germaniſirt wurde, in dem ſpätern Wallenſtein aber fortlebt. Die Trümmer des Schloſſes, das als Stammſitz der Waldſtein betrachtet wird, liegen bei Skal, im jungbunzlauer Kreiſe. Wallenſtein's Eltern, Wilhelm Wallenſtein und Margaretha Freiin Smirczicka, waren Utraquiſten, und er wurde ihnen am 14. oder 15. Sept.[1] 1583 auf dem väterlichen Gute Hermanic an der Elbe, im königingrätzer Kreiſe, geboren, der Sage nach zwei Monate zu früh. Die Mutter verlor er bereits am 22. Juli 1593, den Vater am 24. Febr. 1595. Des verwaiſten Knaben nahm ſich zuerſt der ihm nahe verwandte Slawata[2] an, und ließ ihn auf ſeinem Gute Koſchumberg, im chrudimer Kreiſe, in der Schule der böhmiſchen Brüdergemeinde unterrichten. Bald aber übernahm ein anderer Blutsfreund, Johann von Ricam, die Vormundſchaft des Knaben, und dieſer, ein eifriger Katholik, brachte ihn nach Olmütz zu den Jeſuiten, wo ein Pater Pachta oder Puchta ſeine Bekehrung zum katholiſchen Glauben vermittelte. Sein ſpäteres Verhältniß zu der Kirche ſcheinen mehr politiſche als religiöſe

---

[1] Zur Zeit König Ottokar's ſoll Einer dieſes Stammes ſich dem König mit 21 ſtreitbaren Söhnen zum Zuge gegen die Preußen vorgeſtellt haben.

---

[1] Allgemein iſt zeither der 15. Sept. als ſein Geburtstag angenommen worden. In der von Keppler ſchon 1609 entworfenen Nativität, von welcher ſich eine Abſchrift im Staatsarchive zu Dresden befindet, welche Helbig (Der Kaiſer Ferdinand und der Herzog von Friedland während des Winters 1633 — 1634, Dresden 1852) S. 60 ff. mittheilt, wird aber der 14. Sept. angegeben. Aſtronomen mögen ausmitteln, auf welchen von beiden Tagen der beigefügte situs planetarum paßt. Geſchmeichelt iſt Wallenſtein in jener Nativität nicht worden und merkwürdig bleibt es, daß darin dem damals noch unbedeutenden jungen Manne wiederholt vorausgeſagt wird, er könne ein Rädelsführer von Malcontenten werden, mit ſeiner Obrigkeit in Conflict kommen ꝛc. Dabei bemerkt Keppler, der natürlich der Aſtrologie keinen ernſtern Werth beilegte, wiederholt: „ſeine Natur gilt mir mehr als ſein Stern.“ Wallenſtein hat übrigens die Nativität mit eigenhändigen Bemerkungen begleitet. Keppler ließ ſich nur ſehr ſelten zu Entwerfung dergleichen für Private herbei.

[2] Wallenſtein's Großmutter war eine Slawata.

Gründe beſtimmt zu haben. Ein Freund der Hierarchie ward er nie und den großen Kampf, in dem er ſeinen Glanz und ſeinen Untergang fand, hätte er gern auf das rein politiſche Feld verſetzt. In ſeinen politiſchen Verbindungen machte er keinen Unterſchied zwiſchen Katholiken und Proteſtanten. Auch im perſönlichen Dienſt hatte er Proteſtanten und war gegen ſeine proteſtantiſchen Unterthanen duldſam. Irgend eine Hinneigung zu dem Proteſtantismus hat er aber nie an den Tag gelegt. In dem Hausgeſetze, das er am 26. Mai 1628 für ſeine Herzogthümer Friedland und Sagan errichtete, beſtimmte er ausdrücklich, daß nur Katholiſche in denſelben ſollten ſuccediren dürfen und daß Abtrünnigkeit mit Verwirkung derſelben zu ſtrafen ſei. Auf ſeinen Gütern errichtete er Klöſter und vertraute das Schulweſen den Jeſuiten. Dieſe empfahl er auch dem Kaiſer als die beſten Werkzeuge zur Ausbreitung des Katholicismus. Seinem Bekehrer bewahrte er ſtete dankbare Erinnerung.

Lediglich Fabeln ſind: daß er auf der Schule zu Goldberg geweſen, wo ihm geträumt habe, Lehrer, Schüler und Bäume ſogar verneigten ſich vor ihm, worüber ihn denn der Cantor Fechner verſpottet hätte; daß er ferner zu Altorf ſtudirt habe und was da von ſeinem luſtigen Streiche mit dem Carcer und ſeinem Pudel erzählt wird [1]; endlich daß er als Page am Hofe des Markgrafen von Burgau von einem Fenſter des Innsbrucker Schloſſes drei Stock hoch herabgeſtürzt und durch ſeine wunderbare Rettung zu gänzlicher Wandelung ſeiner Richtungen gebracht worden ſei. Er hat während ſeiner Jugend weder in Goldberg, noch in Altorf, noch in Innsdruck gelebt. Ob die Jugendgeſchichten, die man weiter von ihm erzählt, und die jedenfalls auch nicht auf urkundlichen Nachrichten beruhen, ebenfalls nur aus dem Eindrucke ſeines ganzen Weſens, wie es ſich in ſpäterer Zeit dem Volke darſtellte, entſprungen ſind, mag dahingeſtellt bleiben. Es wird nämlich erzählt: als ſiebenjähriger Knabe habe er, von ſeiner Mutter gezüchtigt, ausgerufen: „wäre ich doch ein Prinz, damit ich keine Schläge bekommen könnte!“ Bei Kinderſpielen habe er immer den Anführer gemacht, und ſich ſchon als Knabe gefreut, wenn er mit der dem vornehmen Stande gebührenden Etiquette bedient wurde; letzteres allerdings mehr ein Zeichen des Emporſtrebens, als der wirklichen Vornehmheit, die das ihr Zukommende hinnimmt, ohne es auch nur zu merken. Als ihm ſein Oheim Adam von Waldſtein bei ſolcher Gelegenheit zugerufen: „Ei, ei, Herr Vetter, Ihr thut ja, als ob Ihr ein Fürſt wärt,“ habe ihm Wallenſtein geantwortet: „Nun was nicht iſt, kann noch werden.“ Aeußerungen und Züge, die allerdings nicht ſo originell und bedeutſam ſind, daß man ihre Aufbewahrung ſehr natürlich finden könnte, die aber jedenfalls bezeugen, daß das Hochfahrende und Hochſtrebende als ein Grundzug in Wallenſtein's ſpäterem Weſen erſchien.

---

[1] Hier ſoll eine Verwechſelung mit einem Vetter im Spiele ſein.

Sein erſtes Auftreten in der Welt bot nichts ſehr Eigenthümliches und auch ſein Aufſteigen erfolgte keineswegs früh und raſch. Nach Vollendung ſeiner Studien ging er, gemeinſchaftlich mit einem mähriſchen jungen Edelmann, der mit ihm in gleichen Verhältniſſen ſtand, Adam Leo Liczek von Rieſenburg 1), auf Reiſen. Unter

---

1) Nicht ſchon damals, wie es nach Förſter, Wallenſtein's Proceß, S. 2, ſcheinen kann, Herr von Pernſtein in Mähren. Dieſes inter-

der Führung des damals berühmten Mathematikers und Aſtrologen, Peter Verdungus, eines Franken, beſuchten ſie das ſüdliche Deutſchland, die Niederlande, England, Frankreich und Italien. Einen längern Aufenthalt machte Wallenſtein zu Padua und Bologna, wo er Mathematik, Kriegswiſſenſchaften und unter dem paduaniſchen Profeſſor Andreas Argoli [1]) aſtrologiſche und kabbaliſtiſche Studien trieb, für die ihn wol ſchon Verdungus gewonnen hatte. Heimgekehrt trat er zuerſt in kaiſerlichen Kriegsdienſt und kämpfte unter Georg Baſta [2]) gegen die Türken in Ungarn. Während der Belagerung von Gran ward er Hauptmann. 1606 wieder nach Böhmen gekommen, ſuchte er, wie es ſcheint vergeblich, Hofdienſte bei Erzherzog Mathias. In den Empfehlungsbriefen, die ihm ſein Oheim, der Freiherr Karl von Zierotin, der mit einer Schweſter von Wallenſtein's Vater vermählt war, zu dieſem Zwecke gab, wird er als „von angenehmem Aeußern, anſtellig und für ſein Alter

---

Hanke Beſitzthum brachte er vielmehr erſt 1609 als kaiſerlicher Oberſt an ſich. Die Pernſtein ſelbſt hatten ihre Herrſchaft 1596 veräußert und erloſchen 1631. Sie kam durch Rieſenburg's Witwe an die Liechtenſtein, dann an die Stockhammer, dann an Freiherrn von Schröffl und von dieſem an ſeinen Schwiegerſohn, den Grafen Mittrowsky. S. Wolny, Mähren, II, 2, 284.

[1]) Bei Gelegenheit des venetianiſchen Feldzugs ſoll Wallenſtein dieſen ſeinen Lehrer in Friaul beſucht haben, wo ihm derſelbe den Tod des Kaiſers Mathias in ſieben M vorausgeſagt habe: Magnus Monarcha Mundi Mathias Moritur Mense Martio. Nicht ohne Einfluß auf Wallenſtein ſei es geblieben, daß man in Argoli's Nachlaß die fünf F gefunden habe: Fidat Fortunae Friedlandus Fata Favebunt.

[2]) Sohn des Epiroten Nikol Baſta, der ſich unter Alba und Alexander Farneſe auszeichnete. Er ſelbſt kämpfte als ſpaniſcher Reiteroberſt in den Niederlanden, ward dann kaiſerlicher General, wo er ſich in Siebenbürgen und gegen die Türken hervorthat und dafür in den Grafenſtand erhoben ward. Er hat eine italieniſche Schrift über die leichte Reiterei verfaßt.

ſehr klug dargeſtellt; er gehöre nicht zu denen, welche von ſich eingenommen ſeien und ſich überall vordrängten; ſeine Naturanlagen ſeien gut und ſein Benehmen für ſein Alter lobenswerth; das Waffenhandwerk liebe er leidenſchaftlich“ [1]). Da es jedoch damals am Hofe nicht gegangen zu ſein ſcheint, ſuchte Wallenſtein auf eine andere und zwar ſehr proſaiſche Weiſe ſein Glück zu machen, nämlich durch das Heirathen einer reichen Witwe, wodurch er auch in der That einen wichtigen Grundſtein ſeiner ſpätern Höhe gelegt hat. Die Vermählung fand im Mai 1609 ſtatt.

Die Glückliche, die übrigens, nach der Sage, mehr ihn geſucht haben ſoll, als er ſie, ſodaß man ſogar von einem Liebestrank wiſſen will, den ſie ihm beigebracht hätte und an dem er beinahe Todes verblichen wäre, war Lucretia Nekes von Landeck, verwitwete von Wickow. Sie war die Tochter Sigismunds Nekes von Landeck, kaiſerlichen Truchſeſſes und ſeit 1548 Beſitzers der Herrſchaft Wſetin im nördlichſten Theile des hradiſcher Kreiſes. Ihre Mutter war Anna Kunowna von Kunſtadt. Bei dem 1591 erfolgten Tode ihres Vaters hatte ſie Wſetin geerbt. An Artleb von Wickow-Pruſinowic vermählt, erbte ſie 1604 durch letztwillige Verfügung ihres Oheims Wenzel Nekes von Landeck deſſen im nordweſtlichen Theile jenes mähriſchen Kreiſes belegene Herrſchaft Lukow [2]), ſammt den Gütern Rimnitz, Wšetul und Prilep.

---

[1] Förſter, Wallenſtein's Proceß (Leipzig, 1844), S. 3—4.

[2] Sie hatte früher lange Zeit einer Linie derer von Sternberg, dann der Kuna von Kunſtadt gehört und war ſeit 1547 in den Händen der Nekes von Landeck. Wallenſtein ſoll ſie 1610 einem Freiherrn Minkwitz von Minkwitzburg verkauft haben. Von den Erben des Letztern erkaufte ſie Freiherr von Rotal 1710 für 213,000 Fl., von dieſem 1721 der Hofvicekanzler Freiherr von Seilern, der ein Fidei-

Der Erblaſſer hatte ihr ihren erſten Gemahl und dieſem den Beſitzer von Biſtritz, Wilhelm von Wickow, ſubſtituirt. Sie nahm aber ihren zweiten Gemahl, Wallenſtein, in Gemeinſchaft, und als ſie am 23. März 1614, als Letzte ihres Geſchlechts, ſtarb, hinterließ ſie ihm ihre geſammten Beſitzungen. Ihren Leichnam ließ er 1623 aus Stipa nach Gicin bringen und in der fürſtlichen Gruft beiſetzen. Die Güter verkaufte er ſpäter [1], da er ſich mehr in Böhmen zu concentriren ſuchte.

Das ſo erlangte Vermögen, das auch noch durch die Erbſchaft eines Oheims vermehrt ward, welche 14 Güter umfaßt haben ſoll, ſetzte ihn in den Stand, als er 1616 an dem Kriege Erzherzog Ferdinand's von Steiermark und Krain gegen Venedig theilzunehmen wünſchte, zwei Compagnien Dragoner auf eigene Koſten aufzuſtellen. Dieſer Krieg, der Uzkochenkrieg genannt [2], bewegte ſich hauptſächlich um die durch die Venetianer, mit holländiſcher Hilfe, unternommene Belagerung von Gradisca und ward von Dampierre [3] geleitet. Wallenſtein zeich-

commiß darauf errichtete, in deſſen Genuß die jetzigen Grafen von Seilern ſind. S. Wolny, Mähren, IV, 269.

[1] Wſetin verkaufte er 1623 für 130,000 Fl. an Zdenek Zampach von Pottenſtein, worauf es an die Paßmann von Panaß, dann an die Grafen von Illieshazy kam. Graf Stephan ſchenkte 1827 die Herrſchaft den vier Geſchwiſtern Scharff, doch ſo, daß Thereſie Gräfin Gatterburg den lebenslänglichen Genuß davon haben ſollte. Der Gemahl der Sidonie Scharff, Joſeph Edler von Wachtler, löſte die Antheile der Geſchwiſter ab und ward 1831 als Beſitzer der Herrſchaft eingetragen. S. Wolny, Mähren, IV, 490.

[2] Uzkochen hießen die Piraten, die ſich, aus albaniſchen, dalmatiſchen und croatiſchen Flüchtlingen beſtehend, im Golf von Quarnero in Iſtrien angeſiedelt hatten. Venedig verlangte von Oeſterreich, daß es dem Unweſen derſelben ſteuern ſolle, und griff endlich zur Selbſthilfe. Der madrider Vertrag vom 26. Sept. 1617 legte die Sache bei.

[3] S. Bd. IV, S. 327.

nete ſich durch die Kühnheit und Geſchicklichkeit aus, mit der er Proviant in die ſchwer bedrängte Feſtung zu werfen wußte. Bei Beendigung des Kriegs entwarf er noch, auf Befehl des Erzherzogs, ein Reglement für die ſchwarzen Reiter, und ward um 1617 vom Kaiſer Mathias in den böhmiſchen Freiherrnſtand erhoben und zum Oberſt, Hofkriegsrath und Kämmerer ernannt.

Bei Ausbruch der böhmiſchen Unruhen ſoll ihm von den Aufſtändiſchen eine Befehlshaberſtelle angeboten worden ſein, die er aber abgelehnt habe. Jedenfalls bewies er damals nicht blos ſtandhafte Treue für das Kaiſerhaus, ſondern auch entſchiedene Abneigung gegen die Aufſtändiſchen, vielmehr Verachtung derſelben. Er mochte ſeine Leute kennen. Die mähriſchen Stände wollten ſich anfangs der böhmiſchen Union nicht anſchließen, indem die katholiſche Partei unter der Führung des Cardinals Dietrichſtein 1) das Uebergewicht eine Zeitlang noch behauptete. Sie warben ein Regiment, deſſen Führung ſie Wallenſtein vertrauten. Als aber Graf Thurn mit 16,000 Mann gegen Mähren zog und ſich zu Znaim mit den proteſtantiſchen Ständen vereinigte, konnte Wallenſtein die Beſetzung von Brünn, Olmütz, Iglau durch die Böhmen nicht hindern und die proteſtantiſche Partei erhielt die Oberhand. Er legte jedoch den Böhmen ſo viel Hinderniſſe als möglich in den Weg, kümmerte ſich nicht um die Beſchlüſſe des mähri-

---

1) Franz von Dietrichſtein, der jüngſte Sohn Adam's von Dietrichſtein, des Erziehers Kaiſers Rudolph's II., geb. 22. Aug. 1570 zu Madrid, 1599 Cardinal, 1600 Biſchof von Olmütz, wurde bei jenem Aufſtand ſeiner Güter verluſtig erklärt und in Haft geſtellt, 1621 aber Landesgubernator. Aus den reichen Gütern, die er in Mähren, Böhmen und Oeſterreich erworben, bildete er ein Primogenitur-Fideicommiß und Fürſtenthum, nachdem er 26. März 1624 ſeinem Hauſe die Reichsfürſtenwürde erworben. Er † 19. Sept. 1636.

ſchen Landtags, ließ ſeinen Vettern, den Herren von Waldſtein, die im böhmiſchen Heere dienten, ſagen, er gedenke ſie dafür mit Prügeln und Ruthen zu tractiren, und als er ſich gegen die Uebermacht gar nicht mehr halten konnte, rettete er ſich glücklich nach Wien und brachte auch noch die Kriegskaſſe, mit 90—100,000 Fl., mit. Die Stände entſetzten ihn ſeines Regiments und drohten, ſich wegen des Geldes an Dietrichſtein halten zu wollen, der in ihren Händen war, weshalb der Kaiſer die Rückgabe des Geldes befahl. Wallenſtein warb nun in den Niederlanden ein Küraſſierregiment und diente als Generalquartiermeiſter unter Bucquoy [1], deſſen Zufriedenheit er in hohem Grade erwarb. Der Schlacht vom weißen Berge wohnte er nicht bei, da er, zur Deckung einer großen Fouragirung entſendet, erſt nach Beendigung des Kampfes wieder eintraf. Dann wirkte er zur Unterwerfung der mähriſchen Oppoſition mit und ward noch 1620 in den Reichsgrafenſtand erhoben. An dem Kampfe gegen Bethlen Gabor, der 1622 durch den Nikolsburger Frieden beendigt wurde, nahm er unter Caraffa rühmlichen Antheil und erhielt in letzterm Jahre, zum Erſatz für die in Böhmen, Mähren und Ungarn aufgewendeten Kriegskoſten, die Herrſchaft Friedland im nordöſtlichen Böhmen, nach der er von da an zu ſeiner Zeit zumeiſt benannt wurde. Weitere Beſitzungen noch verſchaffte ihm kluge Benutzung ſeines Reichthums zu wohlfeiler Erwerbung confiſcirter Güter der böhmiſchen Geächteten oder Geflüchteten, von denen er viele um Spottpreiſe erſtand, ſodaß er eine Maſſe von Herrſchaften zuſammenbrachte, deren Zahl über ſechszig betrug und, nächſt dem Kaiſer, der größte Grundherr in dem nördlichen Böhmen wurde. Er hatte acht Millionen Gulden auf dieſe Ankäufe gewendet; der Werth der Güter war aber bedeutend höher. Am 7. Sept. 1623 wurde der Inhaber dieſes fürſtlichen Beſitzes in den Reichsfürſtenſtand erhoben. Bereits war er auch am wiener Hofe in einflußreiche Familienverbindungen getreten, indem er ſich (9. Juni 1623) in zweiter Ehe mit Iſabella Gräfin von Harrach, einer Tochter des bei Kaiſer Ferdinand II. in hoher Gunſt ſtehenden Geheimen Raths und Kämmerers Grafen Karl Harrach, vermählt hatte. Der Cardinal Ernſt Adalbert Harrach [1]), ſeit 1625 Erzbiſchof von Prag, und der Oberhofmarſchall Graf Leonhard Karl von Harrach († 1695), ein Schwiegerſohn des Fürſten Eggenberg [2]), waren Brüder ſeiner Gemahlin. Von ihren Schweſtern war Katharina mit ſeinem Vetter Max Waldſtein und Maximiliane mit

---

[1] Bd. IV, S. 318 ff.

---

1) Geb. 1598, 1648 von den Schweden in ſeinem Palaſt zu Prag gefangen und nur auf Mazarin's Verwendung gegen Löſegeld wieder in Freiheit geſetzt, † 1667. Er hat 600 katholiſche Kirchen und 10,000 Prieſter geweiht, nachdem er die proteſtantiſchen Prediger aus Böhmen vertrieben.

2) Hans Ulrich von Eggenberg ſtammte aus einem ſteiermärkiſchen Geſchlecht, deſſen Vorfahren dem Kaiſer Friedrich III. nützliche Dienſte in Finanzſachen geleiſtet hatten und das zum Lohne der Tapferkeit Ruprecht Eggenberg's († 1611) 1598 von Kaiſer Rudolph II. in den niederöſterreichiſchen Freiherrnſtand erhoben worden war. Er war 1568 geboren, kämpfte, nachdem er ſeine Studien und Reiſen abſolvirt, in den Niederlanden, ging dann in den Hofdienſt über, ward 1597 Mundſchenk und Kämmerer, begleitete 1599 die Erzherzogin Margarethe nach Spanien, ward 1600 Oberſthofmeiſter der Gemahlin Ferdinand's, 1609 Geh. Rath und Kammerpräſident, 1615 Oberſthofmeiſter, 1621 Director des kaiſerl. Geheimen Raths, erhielt 1622 die Herrſchaft Krummau, ward 1623 Reichsfürſt, 1628 Herzog von Krummau, zog ſich 1634 auf ſeine Güter zurück und † 18. Oct. 1634. Sein Geſchlecht erloſch 1717. Die Güter fielen an die Schwarzenberg.

Graf Adam Erdmann Terczke von Lippy (gewöhnlich Terzki, Terzky, auch Terzka genannt) vermählt.

Bis hierher hatte er ſich nur als Unterbefehlshaber unter der Führung Höherer vorgethan. Jetzt ſollte er aber als Schöpfer und Führer eines ihm allein vertrauten Kriegsheers auftreten. Der Kaiſer hatte ſich durch eigne Standhaftigkeit und Bucquoy's Feldherrntalente gegen die furchtbaren Gefahren, welche den Beginn ſeiner Regierung umdrängten, gehalten. Den eigentlichen Sieg verdankte er, neben den innern Gebrechen der gegneriſchen Sache und ihrer Anhänger, der katholiſchen Ligue, ihrem Führer Maximilian von Baiern und deſſen Feldherrn Tilly. Nach Unterdrückung des böhmiſchen Aufſtands und Vertreibung des pfälzer Fürſtenhauſes aus ſeinem Erblande, welches Kurfürſt Friedrich durch Annahme der böhmiſchen Königskrone und gewaffnetes Auftreten gegen ſeinen Kaiſer verwirkt hatte, trat der Dreißigjährige Krieg in ſeine zweite Phaſe. Das Heer der Ligue hatte die Trümmer der Feinde bis nach Niederſachſen verfolgt und blieb hier ſtehen, gerüſtet, während alle Gegner entwaffnet waren. Wohin die Waffen der Ligue reichten, erfolgten auch Bedrückungen der Proteſtanten, und wenn auch das Reſtitutionsedict noch nicht erlaſſen war, ſo durfte es doch nicht befremden, wenn den niederſächſiſchen Fürſten für die daſelbſt ſäculariſirten Stifter bangte. Es durfte um ſo weniger befremden, als den Fürſten gar wohl bewußt werden mußte, daß ſie zwar den langen, bei der Schwäche der vorhergehenden Regierungen unangefochten gebliebenen und für unentreißbar gehaltenen Beſitz, nicht aber den Wortlaut des Religionsfriedens für ſich hatten. Die Bedrohten bewaffneten ſich, und da ſie Niemanden in eigener Mitte hatten, dem ſich die Andern nach Macht und Anſehen willig und vertrauensvoll untergeordnet hätten, ſich auch überhaupt der gegneriſchen Macht nicht allein gewachſen hielten, ſo geriethen auch ſie auf den unheilvollen Abweg, auswärtige Hilfe zu ſuchen. Frankreich und England kamen willig entgegen, ſchürten und gaben Subſidien. An die Spitze des Widerſtands trat König Chriſtian IV. von Dänemark, neidiſch auf die Lorbeeren und Vortheile, welche Schweden in dem polniſchen Kriege erntete, und wol dem Gedanken nicht fremd, in dem Norden Deutſchlands zu ſuchen, was Schweden in den Oſtſeeländern finden mochte. Dänemark, als Herzog von Holſtein, und zum Oberſten des niederſächſiſchen Kreiſes ernannt, Magdeburg, durch ſeinen ehrgeizigen Adminiſtrator, Chriſtian Wilhelm von Brandenburg [1]), beſtimmt, Braunſchweig theilweiſe [2]), Mecklenburg, Heſſen-Kaſſel, Lauenburg ſtanden in gewaffneter Defenſive da. Hierauf ergingen kaiſerliche Mandate, welche Niederlegung der Waffen geboten. Als dieſe fruchtlos waren, ſchritt das Heer der Ligue zum Angriff.

Bei dem Anblicke nun der machtvollen und ausſichtreichen Stellung der Ligue mußte dem kaiſerlichen Cabinet der Gedanke naheliegen, gleichfalls ein Heer aufzuſtellen und an den zu hoffenden Vortheilen ſelbſtändigen Antheil zu nehmen. Was Oeſterreich ſo oft behindert hat, der Geldmangel, ſtand auch damals entgegen. Da erbot ſich Wallenſtein, ein Heer von 40,000 Mann für den Kaiſer aufzuſtellen, ohne daß es dieſem das Mindeſte koſten ſolle. Nur müßten ihm in allen Ländern des Kaiſers Werbeplätze eröffnet und der unbedingte Oberbefehl über dieſe Kriegsmacht vertraut werden. Die letztere Foderung erregte ſchon damals Bedenken, und es kam in Vorſchlag, es einſtweilen nur mit 10,000 Mann zu verſuchen. Wallenſtein aber erklärte: 10,000 Mann konnten ſich nicht erhalten, wol aber 40,000. Er hatte Recht; denn es kam darauf an, eine Macht aufzuſtellen, welche überallhin in dem zerſplitterten Deutſchland imponirte und der Niemand Unterhalt und Kriegsſteuern weigern konnte. Am 25. Juli 1625 wurde ihm ſeine Beſtallung als General-Oberſt-Feldhauptmann, mit einem Monatsgehalt von 6000 Fl., ausgefertigt. Seine Werbetrommeln gingen durch alle kaiſerliche Staaten, und nicht blos aus dieſen, auch aus Italien und Spanien und dem proteſtantiſchen Deutſchland ſtrömten ihm Kriegsknechte zu. Doch waren die 40,000, ungeachtet er bis zum 3. Sept. in Eger wartete, von wo er die Organiſation betrieb, noch lange nicht voll, als er endlich aufbrach; an der Ausrüſtung fehlte noch viel und ſelbſt das Geld war ſo wenig flüſſig, daß ſich eine Unzufriedenheit unter den Truppen kundgab, welche auf der Gegenſeite den Gedanken rege machte, die Wallenſtein'ſchen Regimenter möchten leicht zum Uebergange zu vermögen ſein[1]).

---

[1]) Geb. 28. Aug. 1581, Sohn Kurfürſt Joachim Friedrich's und der Katharina von Brandenburg, ſeit 1595 Adminiſtrator von Magdeburg, 1628 geächtet, worauf er bei Bethlen Gabor und Guſtav Adolph ſchürte, auch für Leztern die deutſchen Fürſten zu bearbeiten ſuchte, dann 1630 wieder in Magdeburg erſchien und dieſes zu dem Widerſtande reizte, der ſein Verderben ward, bei der Einnahme der Stadt gefangen und ſchon 1632 durch die wiener Jeſuiten bekehrt, ſodaß er ſelbſt eine Schrift gegen die Proteſtanten herausgab, 1635 mit einer Rente von 12,000 Thlr. jährlich abgefunden, † 1. Jan. 1665. Seine erſte Gemahlin war eine braunſchweigiſche Prinzeſſin († 1643). In zweiter Ehe heirathete er (1650) eine Martinitz und in dritter (1657) eine Salm und Witwe des Max von Waldſtein.

[2]) Wahrhaft bei der Sache war nur der abenteuerliche, aber heldenmüthige und begeiſterungsfähige Chriſtian von Wolfenbüttel, ſelbſt ein proteſtantiſcher Biſchof von Halberſtadt. Wolfenbüttel ſelbſt, wo Anton Ulrich regierte, ward nur durch einen beſtochenen Rath den Dänen geöffnet. Die Lüneburger hielten ſich ſtets klug zurück

---

[1]) Das Genaueſte über den anfänglichen Zuſtand der Wallenſtein-

Indeß wie die Truppen einmal in Bewegung kamen, ſich zu größern Maſſen vereinigten, und unterwegs erkannten, daß der Führer ihnen gute Pflege und auf Koſten Anderer Sold und Ausrüſtung zu ſchaffen und daß er zwar den Ungehorſam ſtreng zu ſtrafen wiſſe, ſonſt aber dem Soldaten ſeine Luſt und ſeine Ehre gönne, änderte ſich die Stimmung und im Frühjahre 1626 waren die 40,000 voll, gut genährt, bezahlt und gerüſtet. Den Wallenſteinern voraus zogen Zigeunerbanden, die als Kundſchafter dienten und deren unheimliche und myſteriöſe Erſcheinung mit zu dem Apparate von Mitteln gehören mochte, durch den er den Nimbus des Wunderbaren um ſich zu breiten liebte. Gegen Ende des Septembers vereinigte er ſich mit Tilly, der in Hildesheim ſtand, und nahm ſein Hauptquartier in Celle.

Während des Winters wurde zu Braunſchweig unterhandelt. Die Foderungen ſtanden ſich aber direct entgegen. Die unter Dänemarks Führung Vereinigten verlangten Entfernung der Heere Tilly's und Wallenſtein's aus Niederſachſen, Erſatz der Kriegskoſten, freie Landeshoheit in geiſtlichen und weltlichen Sachen. Tilly und Wallenſtein dagegen foderten Entlaſſung der ſtändiſchen Truppen, die aber weder Mansfeld noch dem Chriſtian von Wolfenbüttel zu überlaſſen ſeien. Der König von Dänemark ſowol als Mansfeld ſollten den deutſchen Boden räumen. Der niederſächſiſche Kreis ſollte, ohne Einwilligung des Kaiſers, nicht wieder Truppen werben und dem Kaiſer die Kriegskoſten erſetzen.

ſchen Truppen findet ſich in einem Berichte Marquard's von Hodenberg an Herzog Chriſtian von Braunſchweig, vom 27. Sept. 1625. S. v. d. Decken, Herzog Georg von Braunſchweig, I, 155 ff.

Man hat viel Nachdruck darauf gelegt, daß Tilly und Wallenſtein ſich nicht vertragen hätten und der Letztere ſich eigenmächtig von Tilly getrennt gehalten und ſeine beſondere Aufgabe geſucht habe, und allerdings hatten ſich gleich bei dem erſten Eintreffen Wallenſtein's Competenzſtreitigkeiten zwiſchen ihnen erhoben; Wallenſtein wachte eiferſüchtig über die Selbſtändigkeit ſeiner Stellung und hielt ſich immer möglichſt entfernt von Tilly, wie er denn ſein Hauptquartier gegen Ende des Jahres 1625 nach Halberſtadt und in den erſten Tagen des neuen Jahres nach Aſchersleben verlegte. Indeß fand in jener Zeit doch das nöthigſte Zuſammenwirken zwiſchen ihnen ſtatt[1] und manche Schritte, die man aus jenen Zerwürfniſſen hat erklären wollen, finden ihre ganz natürliche Begründung in der Sachlage. Dieſer war überhaupt das getrennte und doch nach Einem Ziele gerichtete und ineinandergreifende Operiren zweier Heere weit entſprechender, als wenn ſie in Eine Maſſe zuſammengeſtoßen wären. Sollte es wirklich der Plan des Dänenkonigs geweſen ſein, ihre Vereinigung zu hindern, ſo möchte man meinen, daß er eher das Entgegengeſetzte hätte bezwecken ſollen. In der That aber ſuchte Wallenſtein gar keine ſolche Vereinigung. Dagegen iſt der andere Plan, der den Dänen zugeſchrieben wird, daß ſie nämlich Wallenſtein durch Mansfeld in die öſterreichiſchen Erblande locken wollten, ſchließlich, trotz eines vielgerühmten Wallenſtein'ſchen Siegs, doch gelungen, hat aber nicht die erwarteten Früchte gebracht, da Tilly ſeinen Gegnern in Niederſachſen auch ohne Wallenſtein gewachſen war.

---

[1] Selbſt die Schlacht von Lutter ward hauptſächlich durch die Ankunft dreier Wallenſtein'ſchen Reiterregimenter, unter Dufour, entſchieden.

Wallenſtein hatte den Winter zu beſſerer Ausrüſtung ſeines Heers und zu Sicherung des Elbübergangs benutzt. Zu erſterer hatte er die Mittel großentheils aus ſeinem eigenen Fürſtenthume verſchrieben, während er ſonſt für den Unterhalt ſeiner Truppen die fetten Winterquartiere der Stifter Halberſtadt und Magdeburg wohl zu benutzen wußte. Für den andern Zweck aber ließ er bei Deſſau einen Brückenkopf anlegen und im Frühjahre eine Schiffbrücke ſchlagen, deren Bewachung er dem Oberſten Aldringen vertraute. Dreimal (am 1., 11. und 25. April 1626) ſtürmte Mansfeld[1] dieſen mit 20,000 Mann vergebens, und der dritte Angriff wurde ſo nachdrücklich zurückgewieſen, daß Mansfeld von den flüchtigen und zerſtreuten Schaaren kaum 5000 Mann wieder ſammeln konnte. Er hatte ſich in die Mark gewendet und dachte, den Friedländer dorthin und durch die Lauſitzen und Schleſien bis in die Nähe Bethlen Gabor's zu locken. Wallenſtein ging aber damals nicht auf die Lockung ein, ſondern blieb in der Elbgegend ſtehen, ſein Heer immer noch vermehrend und in beſſere Verfaſſung ſetzend. Seine ſcheinbare Unthätigkeit gab ſchon damals auch auf kaiſerlicher Seite zu Bedenken Anlaß, wiewol man den Grund nur in ſeinem geſpannten Verhältniſſe zu Tilly ſuchte. Der Kurfürſt von Baiern klagte, daß Wallenſtein auch nach erlangtem Siege nichts vornehme und doch auch dem Tilly nicht ſuccurriren wolle. Gleichwol gab Wallenſtein ſelbſt als Grund ſeines Zurückbleibens an[2], daß „der General Graf Tilly ſo vielfältigen und mächtigen Feinden dieſer Orte nicht würde reſiſtiren können."

---

[1] Th. IV, S. 329 ff.

[2] In einem an den Kaiſer gerichteten Schreiben aus Halberſtadt vom 5. Juni 1626.

Die nächſte Erfahrung bewies das Gegentheil. Wollen wir nicht annehmen, daß Wallenſtein damals, wie wol auch bei mancher ſpätern Gelegenheit, ſich von rein perſönlichen Motiven, oder ziemlich kleinlichen materiellen Vortheilen beſtimmen ließ, während die Welt ihm tief angelegte politiſche Pläne unterſchob und über deren eigentliche Beſchaffenheit grübelte, ſo mag doch Wallenſtein einerſeits geglaubt haben, Mansfeld ſei dergeſtalt „auf das Haupt zerlegt, zertrennt und in die Flucht geſchlagen," daß er zunächſt nichts Sonderliches werde vornehmen können; andererſeits aber dachte er vielleicht, daß die Stelle, wo er ſtand, für große politiſche Abſichten, deren Betreibung er von dem wiener Cabinete erwarten mochte, eine ausſchlaggebende ſei. Es ſcheint in der That, daß er ſich damals noch, was ſpäter immer weniger der Fall ward, als einen General des Kaiſers fühlte, der als Werkzeug des Aufbaues wahrer Kaiſermacht dienen möge. Aeußerungen in dieſem Sinne werden aus jener Zeit von ihm berichtet: „es ſei jetzt an der Zeit, den Fürſten die Kurhüte vom Kopfe zu ſtoßen und ſie alle unter einen Hut, die Kaiſerkrone, zu bringen." Man müſſe das Beiſpiel nachahmen, das in Frankreich und Spanien gegeben worden. Man müſſe „die deutſchen Fürſten auf italieniſch tractiren und ſie überhaupt abſchaffen [1])." Damit würde es freilich nicht übereinſtimmen, was gleichfalls erzählt wird, daß die Wallenſteinſchen Offiziere behauptet hätten, ihr General ſei ſchon zum voraus mit der Mark Brandenburg und Pommern beliehen und daß ſie auf das Wohl des neuen Kurfürſten getrunken hätten. Wallenſtein war wol der Mann, ſolange er nur General des Kaiſers war, die Macht der alten Fürſten brechen zu helfen; aber ſelbſt in deren Reihen getreten, würde er ein Führer des Widerſtands geweſen ſein. Innerhalb unſers Gedenkens uns ſo vieler Aeußerungen erinnernd, die nur Parteigeiſt oder Intrigue bedeutſamen Perſönlichkeiten in den Mund gelegt und die dann wieder Parteigeiſt und Tendenzeifer feſthält, wollen wir den Erzählungen von mündlichen Aeußerungen nicht zu viel Gewicht beilegen. In Betreff Brandenburgs gab ſich aber Wallenſtein anfangs viel Mühe, den Kurfürſten zu beſtimmen, daß er Mansfeld zur Räumung der Mark nöthige, und verſprach unter dieſer Bedingung, das Land zu ſchonen. Es iſt aber allerdings zu bemerken, daß er in ſeinen Berichten an den Kaiſer vor Brandenburg warnte, deſſen „tractation nur auf einen Betrug abgeſehen" ſei, dem „keineswegs zu trauen wäre" ꝛc., während die Urſache der Unthätigkeit der damaligen brandenburgiſchen Regierung in der That lediglich darin lag, daß es ihr gänzlich an Muth und Mitteln fehlte, Mansfeld zu vertreiben.

---

[1]) Dies berichtet der engliſche Geſandte Amſtruther aus Wallenſtein's Hauptquartier in Halberſtadt (1625) an den berliner Hof. Möglich freilich, daß der Geſandte die Nachricht erfunden, oder ausgeſchmückt hat, da es in ſeiner Aufgabe lag, **Brandenburg mistrauiſch** gegen Oeſterreich zu machen.

Dieſer hatte ſich, da ihn Wallenſtein nicht verfolgte, ſolange in der Mark gehalten, bis 5000 Dänen unter Oberſt Baudiſſin, ſowie der Herzog Johann Ernſt von Weimar zu ihm geſtoßen waren, worauf ſie bei Frankfurt über die Oder gingen und nach Schleſien zogen. Jetzt mußte Wallenſtein doch ihnen nacheilen, kam aber zu ſpät, die Vereinigung der Gegner mit Bethlen Gabor und dem Paſcha von Belgrad zu hindern. Er hatte 50,000 Mann mitgebracht und fand die Ungarn und Kroaten bereits gerüſtet, ihm beizuſtehen. Gleichwol fiel keine ernſtere kriegeriſche That vor. Bethlen Gabor, erkennend, daß er die ihm gegenüberſtehende Macht nicht zu brechen im Stande ſei, bot die Hand zum Frieden, der am 28. Dec. 1626 zu Leutſchau geſchloſſen wurde. Wallenſtein brachte ſeine Truppen auf der Inſel Schütt unter, worauf er ſelbſt nach Wien ging und ſich den Auftrag erwirkte, Schleſien von den däniſchen Truppen zu ſäubern und Brandenburg, Pommern und Mecklenburg an Unterſtützung der däniſchen Pläne zu hindern.

Am 4. Jan. 1627 wurde er mit dem Herzogstitel begnadigt, „zur Belohnung dafür, daß der Herzog von Friedland zum Schutz und Rettung des Kaiſers, ſowie des heiligen römiſchen Reichs, deſſen Anverwandten und getreuen Kurfürſten und Stände zu Dämpfung der im niederſächſiſchen Kreiſe ausgebrochenen weitausſehenden Kriegsbereitſchaften auf den Befehl Sr. Maj. Ferdinand's II. ein anſehnliches Kriegsheer zuſammen und auf die Beine gebracht.“ In demſelben Jahre erkaufte er auch das ſchleſiſche Fürſtenthum Sagan von dem Kaiſer für 150,850 Fl. rhein., ließ es ſich aber ſpäter (2. Jan. 1628) als kaiſerliches Lehen auftragen, ſowie es am 16. Febr. 1628 zu einem Herzogthum erhoben ward. Daſſelbe hatte bis 1473 eigene Fürſten piaſtiſchen Stammes gehabt, war dann durch Kauf an Kurfürſt Ernſt und Herzog Albrecht von Sachſen gekommen, ſeit 1486 bei der Albertiniſchen Linie des Hauſes Sachſen geblieben, 1549 aber, im Wege des Tauſches, an Böhmen gekommen, 1553 an Georg Friedrich von Brandenburg, 1558 an die Promnitze [1]) verpfändet worden und 1601 an den Kaiſer zurückgefallen. Nach Wallenſtein's Sturze gehörte es wieder dem Kaiſer, den jedoch die Schweden nicht zu ruhigem Beſitz kommen ließen und der es 1646 an Fürſt Wenzel Euſebius von Lobkowitz [1]) für 80,000 Fl. verkaufte, bei welchem Hauſe es bis 1786 blieb. Dann wurde es von den Vormündern des minderjährigen Herzogs Franz Joſeph Maximilian [2]) für 1 Million Fl. an Herzog Peter von Kurland [3]) aus dem Hauſe Biron, aus einem Hauſe alſo, das, wie Wallenſtein, von geringen Anfängen zu Macht und Reichthum geſtiegen war, deſſen Begründer aber auch ſeine Kataſtrophen erlebt hatte, verkauft und befindet ſich ſeit 1844 in den Händen ſeiner jüngſten Tochter, der Herzogin Dorothea von Talleyrand [4]).

---

[1]) Bd. II, S. 312, Bd. IV, S. 483.

Im Juni hielt Wallenſtein bei Glatz Muſterung über ein Heer von 40,000 Mann. Dann vertrieb er die Dänen aus Schleſien, erwirkte die Beſetzung der Päſſe und Feſtungen der Neumark durch kaiſerliche Truppen, drang bis zum 30. Aug. nach Mecklenburg, beſetzte dieſes, vertrieb die Dänen aus Schleswig und Holſtein, worein er gleichzeitig mit dem über Hamburg kommenden Tilly einrückte, und ging, nachdem er die kaiſerlichen Fahnen bis an die nördlichſten Küſten Deutſchlands getragen und die Behauptung des in Beſitz Genommenen dem Oberſten Arnim 1) empfohlen, auf ſeine Güter nach Böhmen, um dort den Winter zu verbringen und mit dem Kaiſer über wichtige Punkte zu verhandeln. Ob er wirklich, als das Meer ihn behinderte, die Dänen auf ihre Inſeln zu verfolgen, in einem Unmuth, der in gleichem Anlaß auch neuere Kriegsführer überkommen haben mag, daſſelbe mit glühenden Kugeln hat beſchießen laſſen, oder ob dieſe, wie manche andere, von den zahlreichen Feinden und Neidern, die er auf beiden Seiten gehabt hat, und von einer „öffentlichen Meinung", die ihn hochgeſtellt und gefürchtet, aber nie mit Liebe betrachtet hat, mit Begier aufgegriffene und verbreitete Sage gänzlich aus der Luft geſchöpft oder eine Entſtellung irgend einer ganz gewöhnlichen kriegeriſchen Maßregel geweſen iſt, können wir nicht entſcheiden. Unwahr iſt übrigens, daß Wallenſtein das Rantzau'ſche Schloß Breitenburg, das einzige adelige Schloß in Holſtein, das ſich wenigſtens ſechs Tage lang vertheidigte, nach 14tägiger Belagerung eingenommen, daß der Vertheidiger

---

[1]) Jener berühmte Miniſter Kaiſer Leopold's I, geb. 1608, Sohn Zdenko Adalbert's, k. k. Geh. Raths und oberſten Kanzlers in Böhmen, der 1624 gefürſtet wurde und 1628 †, und der heldenmüthigen Polyxena von Pernſtein, der Beſchützerin Slawata's und Martinitz' gegen die Wuth der böhmiſchen Inſurgenten. Er war ſchon unter Ferdinand III. Oberhofmarſchall, erwarb 1646 die Herrſchaft Raudnitz aus dem Erbe der ausgeſtorbenen Smirczickys, auf welche ſpäter die herzogliche Würde transferirt wurde, ward 1669, nach Auersberg's Sturze, der Erſte im kaiſerl. Geheimen Rath, der Kaunitz ſeiner Zeit, 1674 aber durch die Kaiſerin Claudia, die Jeſuiten und die ſpaniſche Partei geſtürzt und auf ſeine Güter verwieſen, wo er am 24. April 1677 ſtarb. Man hatte ihm, bei eifriger Unterſuchung, irgend etwas Strafwürdiges nicht nachweiſen können. Er war in erſter Ehe 1638 an Johanna Miskon von Zlonitz († 17. Jan. 1650), in zweiter (20. Jan. 1653) an Auguſte Sophie Pfalzgräfin von Sulzbach († 30. April 1682) vermählt. Wir kommen vielleicht ſpäter einmal auf ihn zurück.

[2]) Geb. 7. Dec. 1722, † 15. Dec. 1816.

[3]) Geb. 15. Febr. 1724, † 13. Jan. 1800.

[4]) Vergl. Leipelt, Geſchichte der Stadt und des Herzogthums Sagan (Sorau 1853).

---

1) Johann Georg von Arnim, geb. zu Boitzenburg 1581, begann in ſchwediſchen Dienſten, ging dann in polniſche und aus dieſen in kaiſerliche über, hierauf in kurſächſiſche, die er 1635 aufgab und ſich auf ſeine Güter zurückzog. Hier 1636 von den Schweden aufgehoben, rettete er ſich 1637 durch kühne Flucht, und ſollte an die Spitze eines öſterreichiſch-ſächſiſchen Heeres treten, als er am 28. April 1641 zu Dresden ſtarb. Er war Feldherr und Staatsmann und ein echter deutſcher Patriot, der vor Allem gegen die Einmiſchung der Fremden arbeitete, aber freilich nirgends in dem damaligen Deutſchland die Mittel fand, wie ſie Deutſchland brauchte, um wahrhaft ſich ſelbſt zu helfen.

deſſelben, Major Dunbar von den ſchottiſchen Hilfstruppen, ſich mit den Seinen auf einem Pulverfaß in die Luft geſprengt, daß Wallenſtein hohnlächelnd der Niedermetzelung der im Gemache zuſammengedrängten wehrloſen Bauern zugeſehen habe und daß bei dieſem Sturme die Rantzau-Breitenburg'ſche Bibliothek gänzlich zerſtört worden ſei. Das Schloß ward allerdings am 19. Sept., nach ſechstägiger Belagerung durch 10,000 Mann und nachdem der Commandant, Major Dunbar, gefallen und zwei Breſchen geſchoſſen waren, erſturmt und Alles ohne Unterſchied niedergehauen. Aber die Belagerer gehörten nicht zu Wallenſtein's Heere, ſondern zu Tilly's. Wallenſtein lag zu derſelben Zeit vor Rendsburg, das er am 16. Oct. mittels Capitulation einnahm und dann ſein Hauptquartier nach Colding verlegte. Die Bibliothek aber hat noch nach jener Zeit beſtanden [1]).

Wallenſtein hatte dem Kaiſer, mit dem er im Januar 1629 auf dem Schloſſe Brandeis in Böhmen zuſammenkam, vielfache Projecte vorzutragen, die ſich immer umfaſſender, aber auch abenteuerlicher bei ihm geſtalteten. Dem Kaiſer offerirte er die däniſche Krone, lediglich auf das Gerücht hin, daß die Dänen, worunter übrigens nur eine nach Frieden verlangende Partei zu verſtehen war, ihren König nicht mehr wollten. Man müſſe ſie, unter Zuſicherung freier Ausübung ihrer Religion, zugleich aber im Weigerungsfalle mit Androhung feindlicher Unterwerfung, beſtimmen, den Kaiſer zu ihrem Könige zu wählen. In dem Gedanken, wenn er ausführbar geweſen wäre, in dem Anſchluſſe Dänemarks an Deutſchland lag allerdings eine große Zukunft für beide Länder und Völker. Wenige andere Erwerbungen würden für Deutſchland ſo wichtig, ſo wahrhaft ergänzend und erfüllend geweſen ſein, wie die der däniſchen Inſeln, und wieder Dänemark würde aus ſeinen Kräften und Hilfsmitteln weit beſſere Früchte geerntet und eine ungleich höhere Entwickelung genommen haben, wenn es ſie dem, mit Wucherzinſen vergeltenden Dienſte eines großen Ganzen, ſtatt der immer hoffnungsloſern Erhaltung des koſtbaren Schattens einer unmächtigen Selbſtändigkeit gewidmet hätte. Aber ausführbar war der Gedanke nicht, da zuvörderſt König Chriſtian in ſeinem Lande geliebt war, dem Kaiſer keine Flotte zu Gebote ſtand und die Seemächte faſt ſämmtlich zum Schutze Dänemarks bereit geweſen ſein würden. Am wiener Hofe ſcheint man das Phantaſtiſche der Sache bald erkannt zu haben und hat das Project mit der recht feinen Wendung zurückgewieſen, daß man Wallenſtein rieth, ſich ſelbſt wählen zu laſſen, was ihm der Kaiſer gern vergönnen werde. Damals war Wallenſtein noch klug genug, zu bemerken: „ich habe mich gar ſchön bedankt, denn ich könnte mich damit nicht mainteniren." In der That ſtimmte er Dänemark gegenüber ſeine Anſprüche bald ſehr herunter. Am 2. Sept. 1627 hatte er, gemeinſam mit Tilly, von dem König unter anderm die Verzichtleiſtung auf das Herzogthum Holſtein mit der Feſtung Glückſtadt, ſowie Erſtattung aller Kriegskoſten, als Friedensbedingung verlangt, was Alles man im endlichen, gerade von Wallenſtein, mit ſeinen frühern Anſchauungen ganz widerſprechenden Gründen, betriebenen Frieden fallen ließ.

---

[1]) S. Lucht, Glückſtadt (Kiel 1854) S. 131 ff.

In einer andern, ihn perſönlich betreffenden Sache ging es dem Friedländer während ſeines Winteraufenthalts in Böhmen mehr nach Wunſche. Durch Patent vom 1. Febr. 1628 erklärte der Kaiſer, von Prag aus, die Herzöge Adolf Friedrich und Johann Albrecht von Mecklenburg ihrer Länder verluſtig. Sie hatten auch nach der Schlacht bei Lutter und bei Tilly's Herannahen den von kaiſerlicher Seite wiederholt an ſie gebrachten Ermahnungen, ſich zu accommodiren und kaiſerliche Beſatzung aufzunehmen, weil ſonſt der endliche Ausſchlag dem fürſtlichen Hauſe zu ſchwer fallen dürfte 1), keine Folge geleiſtet, noch nachher den Dänen ihre feſten Plätze eingeräumt, däniſche Regimenter aufgenommen, dem König Chriſtian Truppen zu ſenden verſprochen. Dazu kam, daß die Stände ſich ungleich fügſamer und mit großer Devotion für den Kaiſer ausgeſprochen und die Schuld des Widerſtands auf die Herzöge geſchoben zu haben ſcheinen. Man mag wol glauben, daß dies nur in der Abſicht geſchehen iſt, die herandringenden kaiſerlichen Truppen zu begütigen, wenn nicht gar eine ähnliche Politik gewaltet hat, wie die, wonach in Schottland bei Bürgerkriegen Eltern und Kinder, oder Brüder, gefliſſentlich auf verſchiedene Seiten traten, damit die Familie in jedem Falle gedeckt ſei. Aber die Sache der Herzöge mußte es in den Augen des Kaiſers verſchlimmern, und was Herzog Friedrich von Holſtein zu ihren Gunſten berichtete: „daß er aus ihren Worten und Erklärungen nichts Anderes entnommen, als daß ſie in Devotion und ſchuldigſtem Gehorſam zu verharren gemeint, jedoch außer Stande ſeien, wegen des Königs von Dänemark Kriegsmacht, zu des Kaiſers Satisfaction mehr Realdemonſtration zu bezeugen,“ würde ihren Anſpruch auf den Namen von Duldern für die proteſtantiſche Sache ſchmälern, fand aber kaiſerlicher Seits kei-

---

1) Graf Mailath, Geſchichte des öſterreichiſchen Kaiſerſtaates, III, 145 ff.

nen Glauben. Man mag es, wie Tilly die loyale Erklärung der Ritterſchaft, für „zierliche Worte" gehalten haben, „an denen in der Wirklichkeit nichts ſei." Dazu kam, daß die Herzöge bei Wallenſtein's Einrücken das Land verließen, um erſt durch ſchwediſche Waffen wieder in daſſelbe zurückgeführt zu werden[1]. Ein förmliches Verfahren hatte aber nicht gegen ſie ſtattgefunden und wol mit Recht hat man die willkürliche Vertreibung eines der älteſten Fürſtenhäuſer aus ſeinem Erbe und die Verleihung ſeiner Lande an einen glücklichen Soldaten als einen der größten politiſchen Fehler bezeichnet, die der Kaiſer begangen, da dieſer Schritt bei allen Fürſten, auch den katholiſchen, Mistrauen und Unwillen erregte, ohne daß doch der Kaiſer die Macht oder den Willen hatte, allen Fürſten zu thun, wie er den Mecklenburgern gethan hatte, und auch in dieſem Falle die Vertauſchung der alten Fürſtengeſchlechter mit neuen Emporkömmlingen wol die Zerrüttung deutſcher Verhältniſſe, nicht aber den Aufbau wahrer Kaiſermacht gefördert haben dürfte. Man ſcheint aber in Wien die Verfugung über jenes entlegene Land nicht ſo hoch angeſchlagen zu haben, mag auch wol gemeint haben, das Statuiren eines ſolchen Exempels werde Andern zur Warnung gereichen, und außerdem war die Sache ein bequemes Mittel, einen ſo wichtigen Mann und ſtarken Staatsgläubiger, wie Wallenſtein, zu befriedigen. Auch ſollen einige Geiſtliche, denen der Herzog die Reſtitution der geiſtlichen Güter in Mecklenburg verſprochen, die Sache bei dem lange unſchlüſſigen Kaiſer betrieben haben[1]. Zudem fällt es Niemandem leicht, ſich auf den Standpunkt eines Gegentheils zu verſetzen — woraus ja die meiſten Irrungen in der Welt entſtehen — und ſo ſah man eben kaiſerlicher Seits die Dinge anders an, als fürſtlicher Seits. Im Uebrigen war die Sache, nach dem offenen Patente, auch noch nicht dahin angelegt, daß das Land für immer und definitiv an den Friedländer überlaſſen worden wäre. Es hieß vielmehr nur: er ſolle „wegen ſeiner heroiſchen Tapferkeit und aufgewandten Speſen und Unkoſten, das Fürſtenthum Mecklenburg mit allen ſeinen Pertinentien, ein- und zugehörigen Renten und Einkommen zu einem Unterpfand alſo und der Geſtalt, daß ſeine Liebden und deroſelben Erben mehrbeſagtes Herzogthum Mecklenburg ꝛc. ſammt allen dazu gehörenden Land und Leuten, wie daſſelbe genannte Herzoge zu Mecklenburg innegehabt, mit allen Rechten, Gerechtigkeiten und Ehren ꝛc. in Gewalt und Beſitz nehmen, auch ſo lange nutzen und genießen ſollen, bis ſeine Liebden angelegte Kriegskoſten erſtattet und bezahlt worden.“ Allein bereits hatte man (26. Jan. 1628) einen förmlichen Kaufbrief[2] ausgeſtellt, wonach ihm das Herzogthum „frei, zu einem Accord und ohne allen Anſchlag,“ gegen einen Kaufſchilling überlaſſen wurde, von welchem zunächſt die auf dem Herzogthum Mecklenburg haftenden Schulden, dann die Anfoderungen des Herzogs an den Kaiſer und die ihm zugeſtandene Gnadengabe von 100,000 Fl. berichtigt, der Ueberreſt aber, ſowie der Erlös aus der Confiscation der Güter mecklenburgiſcher Particularrebellen, zur Bezahlung der Armee verwendet werden ſollte [1]). Das Bisthum Schwerin und die geiſtlichen Stifter im Mecklenburgiſchen verpfändete der Kaiſer dem Herzog noch beſonders wegen vorgeſchoſſener 750,000 Fl. Uebrigens wurden auch in dem Patente vom 1. Febr. die Unterthanen von Eid und Pflicht gegen die Herzöge entbunden und angewieſen, dem Herzoge von Friedland die gebührende Pflicht und Huldigung zu leiſten. Der Herzog erließ denn auch bereits am 9. Febr. aus Prag ein Patent, in welchem er die mecklenburgiſchen Unterthanen anwies, dem von ihm bevollmächtigten Oberſten St.-Julien die Huldigung für ihn zu leiſten. Noch in Brandeis übte der Herzog, während der Aufwartung bei der Tafel des Kaiſers, das Recht aus, mit bedecktem Haupte zu erſcheinen, wie es nur Reichsfürſten zuſtand. Dagegen dauerte es noch über ein Jahr, bevor ihm die wirkliche Belehnung ertheilt wurde, und erſt von da an ſchrieb er ſich Herzog von Friedland und Mecklenburg. Im Uebrigen beginnt nun wieder eine neue Phaſe in Wallenſtein's Leben und gerade die Erwerbung Mecklenburgs hat weſentlich dazu beigetragen, ſeine Pläne und Richtungen zu ändern, zu verwirren, ihn zuletzt in die Stellung zu bringen, aus welcher ſeine Kataſtrophe hervorging. Indem man ihm ein altes, mit wahren Herrſcherrechten begabtes Reichsfürſtenthum überließ, verrückte man ſeine frühere Stellung als Diener des Kaiſers und als Unterthan des Königs von Böhmen und legte man den Grund zu den Prätenſionen, in denen er ſpäter, auch nachdem er Mecklenburg wieder verloren, gehandelt hat: ſich als ein ſelbſtändiger Fürſt und als Träger einer eigenen politiſchen Macht zu geriren. In dem Zeitraume, bei dem wir jetzt ſtehen, war er jedoch noch nicht ganz dahin und empfand er das Zweideutige und Unſichere ſeiner Stellung noch ſo ſehr, daß er darauf ausging, ſie durch Erhebung Anderer zu gleichen Verhältniſſen zu feſtigen. Zunächſt wollte er auf Koſten des Herzogs Friedrich Ulrich von Braunſchweig-Wolfenbüttel Pappenheim zum Fürſten von Wolfenbüttel und Tilly zum Fürſten von Calenberg gemacht wiſſen. Friedrich Ulrich, ein ſchwacher, von untreuen Räthen geleiteter Fürſt, hatte ſich nur mit halbem Herzen und zögernd an Dänemark angeſchloſſen und ſeine Hauptſtadt war nur durch Verrath den Dänen überliefert worden. Schon vier Tage vor der Schlacht bei Lutter hatte er ſeine Truppen von der däniſchen Armee abberufen und nach der Schlacht die Räumung ſeiner Lande von den Dänen gefodert, an den Kaiſer geſchrieben, auch dem Tilly einen Unterwerfungsact ausgeſtellt, worin er ſich der Gnade des Herzogs empfahl und nur Religionsfreiheit für ſich und ſeine Unterthanen bedingte. Gleichwol eröffnete Wallenſtein durch Pappenheim eine förmliche Unterſuchung gegen ihn und ließ dieſelben Räthe, die ihn gegängelt hatten und von denen Rautenberg Wolfenbüttel den Dänen in die Hände geſpielt hatte und Ely[1]) notoriſch in däniſchem Solde ſtand, ſpäter aber in Wallenſtein's Dienſte trat, in das Feldlager nach Güſtrow bringen und über den Herzog verhören. Indeß ſo geneigt auch dieſe Räthe waren, jede Schuld von ſich ab und auf den Herzog zu wälzen, es waren doch keine Thatſachen aus der Zeit nach dem mit Tilly getroffenen Abkommen zu ermitteln, welche den Herzog irgendwie gravirt hätten. Der Reichshofrath gab zwar ſein Gutachten dahin ab, daß der Kaiſer ſich an des Herzogs Lande zu erholen wohl berechtigt ſei, rieth aber zur Mäßigung. Hauptſächlich der Kurfürſt von Baiern trat kräftig zu Gunſten des Herzogs auf, ungeachtet er mit dieſem „und dem ganzen braunſchweigiſchen Hauſe nimmer in gutem Vernehmen geſtanden," und ſprach ſeine Zuverſicht und Hoffnung aus, „der Kaiſer werde weder geneigt ſein, noch verſtatten, daß dergleichen Unterſuchungen gegen vornehmem, deutſchem, fürſtlichem Geblüt entſproſſene Stände des Reichs angeſtellt würden," verwies auch dem Pappenheim die Annahme des ihm von Wallenſtein ertheilten Auftrags nachdrücklich[2]). Dazu kam, daß die meiſten andern Glieder des Hauſes Braunſchweig ſich entweder neutral verhalten, oder auf der kaiſerlichen Seite geſtanden hatten. So ließ der Kaiſer die Sache auf ſich beruhen. Indeß wurde in dem Lübecker Frieden dem Herzog aufgelegt, die 400,000 Thlr., welche der Kaiſer dem Tilly als Belohnung verſprochen hatte, gegen Wegfall einer angeblichen däniſchen Fode-

---

[1] Es mag übrigens zur Geſchichte der ſchwediſchen Politik bemerkt werden, daß Guſtav Adolf den Baner nach Mecklenburg geſendet hatte, um die Herzöge zu vermögen, in Roſtock und Wismar ſchwediſche Truppen aufzunehmen, daß er ihn aber, ſowie das bereits abgeſendete Regiment, zurückrief, weil die Katholiken die Oberhand zu bekommen ſchienen, die Sachen ſich ſehr verändert hätten und er nicht geſonnen ſei, ſich „in dieſem deutſchen Weſen zu engagiren." Wie die Kaiſerlichen immer weiter in die däniſchen Beſitzungen eindrangen, ſchrieb er aber an Oxenſtjerna (6. Nov. 1627): „Wir können ſchwerlich entgehen, in dieſen Krieg verwickelt zu werden, da die Gefahr täglich näher kommt."

---

[1] Förſter, Wallenſtein's ungedruckte Briefe, I, 188.

[2] Zuerſt allerdings von F. Förſter in ſeiner Parteiſchrift: „Wallenſtein's Proceß vor den Schranken des Weltgerichts und des k. k. Fiscus zu Prag“ (Leipzig 1844) S. 91—93 des Urkundenbuchs mitgetheilt. Correct ſcheint der Abdruck nicht und namentlich will es uns vorkommen, als müſſe S. 92, Z. 11 irgend eine Auslaſſung oder ſonſtige Irrung vorgefallen ſein.

---

[1]) Wie wäre das Alles zu beſtreiten möglich geweſen, wenn die betreffende Stelle jenes Förſter'ſchen Kaufbriefs ſo zu verſtehen wäre, daß der Kaufſchilling nur in 1 Proc. von ſämmtlichen Landeseinkünften Mecklenburgs beſtehen ſollte (Förſter, S. 31, Urkundenbuch, S. 92)? Jedenfalls iſt der vierfache Betrag dieſer Landeseinkünfte gemeint, wenn nicht auch an dieſer Stelle eine Irrung obwaltet.

---

[1]) Th. II, S. 401 ff.

[2]) Graf Mailath a. a. O. S. 141 ff.; v. d. Decken, Herzog Georg, I, 279 ff.

rung an den Herzog, zu zahlen, und wurden, nach einem ſpätern Vergleiche dem Tilly drei Aemter der Grafſchaft Hoya als Pfand eingeräumt. Aus der Erbſchaft des geächteten und geſtorbenen Herzogs Chriſtian verkaufte der Kaiſer dem Grafen Chriſtoph Simon von Thun[1] die Grafſchaft Hohnſtein für 60,000 Fl., dem Grafen Max Waldſtein die Grafſchaft Reinſtein für 50,000 Fl. Blankenburg wurde dem Grafen Merode geſchenkt. Das Reichskammergericht erkannte auf Reſtitution des großen Stifts Hildesheim und Erſtattung der ſeit länger als 100 Jahren daraus bezogenen Einkünfte. Wallenſtein's Plan aber war in dieſem Punkte geſcheitert, und er wurde vielmehr vom kaiſerlichen Hofe zu milderer Behandlung der betreffenden braunſchweigiſchen Lande ausdrücklich, wenn auch ohne ſonderlichen Erfolg, angehalten. Auch aus den weitern Plänen, wonach Württemberg dem mächtigen Gönner Wallenſtein's, dem Fürſten Eggenberg und dem Grafen Max Trautmannsdorf[2], Baden dem Grafen Johann Franz Trautſon[3] zugetheilt werden ſollte, iſt bekanntlich nichts geworden. Der noch phantaſtiſchere Gedanke, das Kurhaus Sachſen nach Schleswig und Jütland zu verſetzen, Sachſen aber, mit Ausſchluß der Lauſitzen, die an Böhmen zurückfallen ſollten, dem Herzog Karl von Lothringen zu überlaſſen, iſt vollends nicht über das erſte Anfangsſtadium eines wilden Projects hinausgediehen, ſtimmte aber zu den weitern Plänen, in denen ſich Wallenſtein gerade in jener Zeit gefiel, um ſie nach Jahresfriſt wieder gänzlich fallen zu laſſen. Sei es, daß er nach Erwerbung Mecklenburgs noch an weitere Beſitznahmen in jenen Gegenden, für ſich [1], oder Befreundete, oder den Kaiſer, dachte, oder daß ihn ein dunkles Gefühl der aus dem Norden drohenden Gefahr bewegte, es erſchien ihm als die nächſte und dringendſte Aufgabe: die ganze nordiſche Küſte durch kaiſerliche Truppen zu beſetzen. Indem er das Verhältniß dieſer Küſte lediglich aus dem militäriſchen Geſichtspunkte und wol auch dem ſeines eigenen Intereſſes auffaßte, ließ er einen bedeutſamen Gedanken der kaiſerlichen Regierung, welchen dieſelbe durch den Grafen Ludwig Schwarzenberg bei dem Congreß der Hanſeſtädte zu Lübeck betrieb, und wonach Lübeck, Hamburg, Roſtock, Wismar, Stralſund und Lüneburg zu Stapelplätzen des Handels mit Spanien für das nördliche Deutſchland erklärt werden ſollten, während die Abſchaffung des Sundzolls im Hintergrunde lag [2], ohne alle Unterſtützung, hintertrieb ihn ſogar, indem er die Zurückberufung Schwarzenberg's erwirkte [3]. Dafür ließ er ſich am 20. April 1628 zum „General des baltiſchen und oceaniſchen Meeres“ ernennen, ſchrieb an Arnim: „achtundzwanzig Seehäfen ſind am baltiſchen Meere; die müſſen alle beſetzt werden,“ und wendete alles auf, um — ſelbſt wider die Wünſche des Kaiſers — Stralſund in ſeine Gewalt zu bekommen.

---

[1] Oberſthofmeiſter des Kaiſers, † 1675.

[2] Der berühmte Diplomat, der den Weſtfäliſchen Frieden abſchloß, geb. 1584, 1623 Reichsgraf, † als wirkl. Geh. Rath und Oberſthofmeiſter 1650.

[3] Ein Jugendfreund Ferdinand's III., Sohn des erſten Grafen und Vater des erſten Fürſten dieſes ſeit 1775 im Mannsſtamme erloſchenen Geſchlechts.

Dorthin eilte er, als er im Frühſommer Böhmen verließ, um ſelbſt wieder die Leitung im Norden zu übernehmen. Im erſten Anfange ſcheint man jedoch auf den Beſitz Stralſunds nicht das große Gewicht gelegt zu haben, das die ſpätern Anſtrengungen veranlaßte, und man kann meinen, daß auch hier mehr perſönliche Stimmungen des Herzogs ihn verleiteten, hartnäckig auf einer Unternehmung zu beſtehen, deren ſchließliches Scheitern ihm und ſeiner Sache großen Eintrag bereitet hat. Man muß jedoch geſtehen, daß, wie man ſich einmal in dieſelbe weiter eingelaſſen hatte, ein Zurücktreten, bevor irgend ein annehmliches Zugeſtändniß erlangt war, ſein Bedenkliches hatte. Indeß auch das war zu heben, wenn das Abſtehen von der Sache auf kaiſerlichen Befehl aus Gnade erfolgte. Die Sache entſpann ſich in folgender Weiſe [1]). Stralſund wollte keine kaiſerliche Garniſon annehmen, und Arnim zeigte ſich auch geneigt, es mit ſolcher zu verſchonen, wenn es 150,000 Reichsthaler zahle, beſetzte aber, während der Unterhandlungen, eine den Hafen beherrſchende Inſel, Dänholm, und befeſtigte ſie. Darüber griff ihn die Bürgerſchaft eigenmächtig an. Der erſchrockene Magiſtrat erklärte ſich zwar bereit, ihm 130,000 Thlr. zu zahlen und ihn im Beſitz des Dänholms zu laſſen, gab auch 30,000 Thlr. auf Abſchlag, aber ein Volksauflauf verhinderte die weitere Ausführung; die Stadt ward in Vertheidigungsſtand geſetzt; ein Vermittelungsantrag des Herzogs Bogislav von Pommern ward abgelehnt; der Beſatzung des Dänholm ſchnitt man die Zufuhr ab, und ſie mußte ſich (5. April 1628) ergeben. Auf die erſte Nachricht von der Widerſetzlichkeit der Stadt hatte Wallenſtein von Prag aus (27. Febr.) an Arnim geſchrieben: „Ich vernehme, daß die von Stralſund ſich widerwärtig und rebelliſch bezeugen, und ſchlimme Kerls werden — — der Herr Obriſt muß daher ſehen, die Stadt mit Ernſt anzugreifen und nicht eher wegziehen, bis ſie eine ſtarke Garniſon eingenommen hat. Denn ich will es nicht dazu kommen laſſen, daß die Bürger etwas wider uns erhalten, dadurch ſie und andere ihres Gleichen ein Herz faſſen und Ungebührlichkeiten anfangen.“ Arnim unternahm nun auch drei Stürme gegen die Stadt (16., 23., 25. Mai), welche aber ſämmtlich abgewehrt wurden, der dritte zunächſt durch die Geiſtesgegenwart einer Frau, die die Feinde zuerſt gewahrt hatte und ſofort die Lärmtrommel rührte. Auch hatten die Stralſunder auswärtige Unterſtützung erlangt. Zwar hatten die Schweſterſtädte der Hanſe nur leere Vertröſtungen für ſie; aber der König von Dänemark ſchickte den Oberſten Holk mit neun Compagnien, und eine Beihilfe, welche Schweden leiſtete, war der erſte Act einer Einmiſchung Guſtav Adolf's in die deutſchen Wirren. Es war nämlich von Stralſund ein Schiff nach Danzig geſendet worden, um Pulver zu holen. Dem ſtand das polniſche Ausfuhrverbot entgegen. Der Schiffscapitän klagte ſeine Verlegenheit dem Admiral der auf der danziger Rhede ankernden ſchwediſchen Flotte und durch dieſen dem Schwedenkönig, worauf Guſtav Adolf ſogleich ein Geſchenk an Pulver ſendete und zugleich in einem freundlichen Schreiben ſeine Verwunderung ausſprach, daß die Stralſunder noch nicht den Beiſtand eines glaubensverwandten Fürſten angeſprochen hätten. Stralſund benutzte den Wink eifrig und Guſtav Adolf ſendete den Oberſten Roslادin mit 600 Mann. Er fand aber für gut, ſich wegen dieſer den Stralſundern geleiſteten Hilfe in einem Schreiben an den Kurfürſten von Sachſen zu rechtfertigen [25. April 1629][1], mochte alſo damals noch ziemliche Bedenken in Betreff einer eigenmächtigen Einmiſchung in die innern Händel des deutſchen Reichs hegen, welche ſpäter wegfielen, als er die innern Schwächen und Spaltungen deſſelben näher erkannte. Trotz der auswärtigen Hilfe aber überſah man in Stralſund die Gefahr keineswegs, in der man ſchwebte, und der Protonotarius Wahl ward nach Böhmen an Wallenſtein und den Kaiſer geſendet. Der Herzog erklärte: er habe befohlen, daß noch 15 Regimenter vor die Stadt geführt werden ſollten; er werde ſelbſt hinkommen und nicht von dannen weichen, bis die Stadt kaiſerliche Beſatzung eingenommen, oder es ſolle nichts von ihr übrig bleiben, ſollten auch 100,000 Menſchen und er ſelbſt davor das Leben einbüßen. Bei dem Kaiſer fand die ſtralſunder Bitte billigeres Gehör und Wahl erhielt die Vertröſtung, daß Befehl zu Einſtellung der Thätlichkeiten, gütlicher Beilegung des Streits und Verſchonung der Stadt mit Einlegung der Truppen ergangen ſei. Hier wie in manchen andern Fällen jener Zeit bewies der kaiſerliche Hof eine weit größere Mäßigung und Weisheit, als ſeine Feldhauptleute, als namentlich auch Wallenſtein. Aber ſchon war dieſer ſo mächtig und darüber ſo eigenwillig geworden, daß man ihm kaum noch direct zu befehlen wagte[2] und auf ſtricten Gehorſam nicht rechnen konnte. Auch diesmal milderte ſich der intendirte Befehl in die kaiſerliche Erinnerung: daß die Belagerung von Stralſund eine allgemeine Deſperation nicht nur bei den Hanſeſtädten, ſondern bei allen Ständen des Reichs erzeugen könne, was um ſo gefährlicher, da auch bei dem gemeinen Manne eine Generalrevolte leicht erfolgen könnte; Wallenſtein ſollte über dieſen Gegenſtand, ſeiner hohen Importanz und Wichtigkeit halber, nachdenken, wie dieſer Gefahr vorzubeugen ſei [1]. Als aber Wahl den Herzog zu Prenzlau einholte und die kaiſerliche Reſolution vorwies, fand er des Friedländers Geſinnung in keiner Weiſe geändert. Hier ſoll er jene berufene Aeußerung gethan haben: und wäre Stralſund mit Ketten an den Himmel gebunden, ſo müßte es doch herunter; eine Aeußerung, in Betreff deren wir wenigſtens erwähnen müſſen, daß ſie ganz ebenſo auch in Bezug auf das gleichzeitig und gleichfalls vergeblich durch Aldringen und Cerboni belagerte Glückſtadt erzählt wird [2]. In Frankfurt a. d. O. traf er (17. Juni) weitere Abgeordnete Stralſunds, ſowie eine Geſandtſchaft des Herzogs von Pommern. Hier ſoll er geäußert haben: die Stadt Stralſund ſei zu muthwillig und habe ſich ihren Herren allezeit ungehorſam erwieſen; er wolle ſie aber jetzt aus der böſen Gewohnheit bringen; vor den Schweden fürchte er ſich nicht, da er kein Polack ſei.

---

[1] Er hat namentlich Pommern im Auge gehabt.

[2] Graf Mailath a. a. O. S. 150 ff.

[3] Wallenſtein ward übrigens auch durch ſeinen Groll gegen Spanien dabei beſtimmt.

---

[1]) Zober, Geſchichte der Belagerung Stralſunds durch Wallenſtein im Jahre 1628 (Stralſund 1828).

---

[1] Helbig, Guſtav Adolf und die Kurfürſten von Sachſen und Brandenburg (Leipzig 1854) S. 4.

[2] Oder war es damals noch wahre Achtung vor ſeinen Befähigungen und Erwartung großer Dienſte? Hatte er bei dem perſönlichen Zuſammenſein dem Kaiſer imponirt und ihn gänzlich gewonnen? Vertrauen bewies man ihm damals noch vielfach.

Um Stralſund, das von 1000 Mann däniſcher und ſchwediſcher Soldaten und 2000 Mann Stadtmiliz vertheidigt, von der Seeſeite aber durch die däniſche Flotte ſtets mit allem Bedarf verſehen ward, waren inzwiſchen 20,000 Mann zuſammengezogen worden, und ſobald der Herzog (7. Juli) im Lager angekommen war, unternahm er ſofort einen allgemeinen Sturm, wobei der tapfere

---

[1] Graf Mailath a. a. O. S. 155.

[2] Lucht a. a. O. S. 138.

Schwede Roslabin und zwei Hauptleute fielen. Jetzt ſchickten die Stralſunder ihre Weiber und Töchter zu Schiffe nach Schweden, zum Zeichen, daß ſie aufs Aeußerſte gefaßt ſeien, beſchickten aber gleichzeitig Wallenſtein durch eine Deputation. Er empfing ſie gütig, erbot ſich zum Abzug, wenn die Stadt 50,000 Thlr. zahle und eine pommeriſche Beſatzung einnähme, welche zugleich dem Kaiſer, dem Herzog von Pommern, dem Kurfürſten von Brandenburg und der Stadt Stralſund ſchwören ſollte, und rieth den Stralſundern, mit einem bekannten lateiniſchen Verſe [1]), die Gelegenheit beim Schopfe zu faſſen. Während man aber in Stralſund berieth, ſuchte Wallenſtein durch unausgeſetztes furchtbares Geſchützfeuer den Entſchluß des Nachgebens zu fördern. In der That kam jetzt, unter pommerſcher Vermittelung, ein Vergleich im Sinne der Wallenſtein'ſchen Vorſchläge zu Stande. Aber die Bürgerſchaft widerſetzte ſich nochmals und wollte wenigſtens Alles darauf geſtellt wiſſen, daß die fremde Beſatzung ſich gutwillig zum Abzug verſtehe. Heftiges Regenwetter hinderte die Arbeiten der Belagerer; einige glückliche Ausfälle unterhielten den Muth der Beſatzung, die unter ſicherm Obdach lag und an nichts Mangel litt, und als ſchließlich noch eine ſchwediſche Flotte anlangte, welche die Oberſten Leslie und Brahe mit 2000 Mann brachte, erkannte der Herzog, daß er Stralſund nicht bezwingen könne, ſolange er außer Stande ſei, ihm die See zu ſperren. Er dachte nun nur noch, wie er das Aufgeben der Unternehmung vermitteln könne, ohne ſeinem Anſehen zu viel zu vergeben. Am 19. Juli verließ er das Lager, um nach Güſtrow zu gehen. An Arnim ſchrieb er: „Bitt, disponire der Herr auf ſolche Weis mit ihnen, daß wir mit Ehren beſtehen und abziehen können.“ In der That, wenn der Vergleich, über den er mit dem Herzog von Pommern übereingekommen war, zur ungehinderten Ausführung gekommen wäre, hätte er ſchon am 17. das Heer abführen ſollen. Aber, wie bemerkt, die ſtralſunder Bürgerſchaft ſelbſt hatte dieſe Ausführung gehindert und noch am 29. Juli machten die Stralſunder, von Dänen und Schweden unterſtützt, einen Ausfall, wobei über 700 Kaiſerliche getödtet oder gefangen genommen worden ſein ſollen. Schon am 31. ſchrieb nun Wallenſtein an Arnim: „Der Herr ſehe, auf alle Weis von Stralſund abzuziehen, doch daß Alles unter dem Prätext geſchehe: auf des Herzogs von Pommern Begehren.“ Arnim hatte die Belagerung bereits aufgehoben (1. Aug.), als ein erneuter Befehl Wallenſtein's vom 4. Aug. ihn anwies: „die kaiſerliche Armee von der Stadt belagerung abzuführen und mit eheſten von dannen abzuziehen.“ Der Herzog von Pommern ging übrigens gleichfalls von der Vorausſetzung eines abgeſchloſſenen Abkommens aus und hatte in einem Schreiben vom 29. Juli den Friedländer an den verſprochenen Abzug erinnert, auch die Schuld der erneuerten Feindſeligkeiten den Kaiſerlichen zur Laſt gelegt. Er erhielt dafür eine ziemlich ſcharfe Antwort vom 4. Aug., worin ihm mit dürren Worten Unbedachtſamkeit vorgeworfen, auch die Vermuthung ausgeſprochen wird, die Räthe und Abgeordneten des Herzogs möchten wol mit den Stralſundern „zuvor und währender Tractation unter der Decke gelegen“ haben. Der Herzog werde „wohl erwägen und wiſſen“ daß Wallenſtein Mittel genug habe, ſich an ihm zu erholen. In einem Schreiben an Arnim vom 11. Aug. ſprach er geradezu den Wunſch aus, daß der Herzog ſich antikaiſerlich erklären möchte. Denn — „Pommern ſtände Mecklenburg gewaltig glatt an [1]." Im Uebrigen verſtand ſich der ſtralſunder Magiſtrat, der ohnedies an dem Widerſtande ſehr unſchuldig geweſen, zu einer formellen Genugthuung [2]), die allerdings weit weniger bekannt worden iſt, als die Spottlieder, welche die ſtralſunder Bürger den abziehenden Kaiſerlichen nachſangen [3]), wie denn überhaupt dieſe ganze Unternehmung auf die öffentliche Meinung weſentlich und zwar ſehr zum Nachtheil der kaiſerlichen Sache gewirkt hat. Wie viel weiſer wäre es geweſen, wenn man dem kaiſerlichen Willen Folge geleiſtet und die Belagerung zeitig und unter unverfänglichen Verhältniſſen abgebrochen hätte! Weiſer freilich noch, wenn man dieſe ganze Sache niemals angefangen gehabt hätte, ſolange man beſonders der Mittel, ſie durchzuführen, nicht wahrhaft ſicher war. Wie die an Stralſund geleiſtete Hilfe die erſte active Einmiſchung Guſtav Adolf's in die deutſchen Händel war, ſo lag der erſte Impuls zu dieſer Einmiſchung allerdings in den See- und Handelsprojecten. Guſtav Adolf fürchtete den Nachtheil, den das Feſtſetzen der Kaiſermacht an Deutſchlands Nordküſten den ſchwediſchen Handelsintereſſen bringen mochte. Die proteſtantiſche Sympathie war zwar kein bloßer Vorwand bei ihm, würde ihn aber allein und zunächſt nie zum Einſchreiten bewogen haben. Wiederholt erbot ſich der König im Anfange, wieder zurückzugehen, wenn ihm in Betreff der Nordküſte Genüge geſchähe. Erſt wie er weiter in Deutſchland eindrang, reiften auch weitere Pläne[1], die bis dahin höchſtens Wünſche geweſen ſein mögen.

---

[1]) Fronte capillata est post haec occasio calva.

---

[1] Förſter a. a. O. S. 39—40.

[2] Graf Mailath a. a. O. S. 156.

[3] Schon vorher hatte Wallenſtein in die von ihm vorgelegte Capitulation auch die Beſtimmung aufgenommen wiſſen wollen, daß die Pasquillenſchreiber aus der Stadt gewieſen und ausgeliefert werden ſollten. Die Stralſunder haben übrigens damals wol nicht geahnt, daß der ſchließliche Ausgang ſie zu Unterthanen ihrer damaligen Beſchützer, der Schweden, machen würde und daß ſie unter der ſchwediſchen Herrſchaft bleiben ſollten, bis ſie brandenburgiſche Unterthanen wurden. Hätten ſie ſich dem Kaiſer angeſchloſſen, wo ſie noch keineswegs katholiſch zu werden brauchten, ſo hätten ſie ſich die vollen Rechte einer freien Reichsſtadt erwirken können. Und was für Drangſale und Nachtheile dürften Deutſchland erſpart werden ſein!

Nun Wallenſtein hatte die Pläne, die ſich an ſeine Admiralſchaft des oceaniſchen und baltiſchen Meeres knüpften und nun vollends den Traum einer Verdrängung König Chriſtian's auf einmal gänzlich aufgegeben. Im Verein mit Tilly rieth er dem Kaiſer zum Frieden mit Dänemark und die Gründe, die ſie dafür anführten, hatten viele Wahrheit, ja zum Theil bleibende Geltung, waren aber allerdings von der Art, daß man dieſelben von vorn herein hätte bedenken mögen. Sie machten darauf aufmerkſam, daß England, Frankreich, Holland und Schweden, die bedeutendſten damaligen Seemächte alſo, bereit ſeien, den Dänen Hilfe zu leiſten, wie denn namentlich England und Holland auch nachmals öfters den Dänen zu Hilfe geeilt ſind, wenn der Untergang der däniſchen Selbſtändigkeit zu fürchten ſchien; daß das Reſtitutionsedict in Deutſchland eine bedenkliche Stimmung erzeugt habe, die Küſte von Preußen bis zur Elbe aber zu lang ſei, als daß man ſie ausreichend beſetzen könne; daß der König von Dänemark landen könne, wo er wolle, da man keine Schiffe habe, ihn abzuwehren u. ſ. w. So wurden denn am 23. Jan. 1629 die Friedensverhandlungen zu Lübeck eröffnet. Kaiſerlicher Seits wurden ſie durch Wallenſtein's und Tilly's Subdelegirte geführt: den Generalwachtmeiſter Freiherrn von Aldringen, den Oberſten Freiherrn von Gronsfeld, den kaiſerlichen Kämmerer Freiherrn von Dietrichſtein, den Oberſtlieutenant von Rupa, den Hofkammerrath von Walmerode und den Generalmajor Hannibal von Schauenburg, der vor Glückſtadt gefangen, aber gegen den däniſchen Oberſten Nelle ausgewechſelt worden war. Däniſcher Seits waren der Kanzler Chriſtian Friis und die Reichsräthe Jakob Ulfeld und Albrecht Scheel, ſowie der deutſche Kanzler Levin Marſchalk und die Landräthe Detlev Rantzau und Heinrich Rantzau, nebſt dem Secretär Friedrich Günther, zugegen. Auch fehlte es nicht an ſich ſelbſt anbietenden Vermittlern. Als Solche traten zunächſt zwei ottorpiſche Räthe, v. d. Lanken und der Kanzler Hedemann, auf, wurden aber däniſcher Seits recuſirt. Als dagegen der Secretär der ſchwediſchen Geſandtſchaft zu Kopenhagen in Lübeck erſchienen war, um an den Verhandlungen Theil zu nehmen, ließ ihn Wallenſtein abweiſen, und als der Geſandte ſelbſt von Kopenhagen um freies Geleit bat, gab Wallenſtein die würdige Antwort: es könne mit Schweden keine Unterhandlung eröffnet werden, bevor nicht der König ſeine Truppen vom Boden des Reiches entfernt haben würde¹).

---

[1] Recht deutlich geht das Alles aus den Mittheilungen hervor, welche Helbig neuerdings, in der angeführten Schrift, aus dem ſächſiſchen Staatsarchive gebracht hat. S. auch Geijer's Geſchichte von Schweden.

---

¹) Man war, wie ſich aus Geijer ergibt, in Schweden auf die Abweiſung ziemlich gefaßt und die Anſicht, als habe Guſtav Adolf ſie beſonders übel genommen, iſt ſchwerlich gegründet. Man war ſich in Schweden bewußt, daß man bei der Sendung keinen friedlichen Zweck gehabt hatte. Der Geſandte war inſtruirt, unter der Hand zu verbreiten, was für Foderungen Guſtav Adolf zu Gunſten der norddeutſchen Stände zu erheben bereit ſei, und zugleich zu ermitteln,

Bei den Verhandlungen ſelbſt wurden die anfänglichen Foderungen der kaiſerlichen Abgeordneten, dem ſtandhaften Widerſtande des Dänenkönigs gegenüber, fortwährend gemildert. Es war natürlich: man hatte zwar die Dänen auf deutſchem Boden geſchlagen und faſt gänzlich von demſelben vertrieben; überwunden aber waren ſie nicht und an dem eigentlichen Sitze ihrer Macht konnte man ihnen nicht beikommen. So mußte man ſich mit den Zugeſtändniſſen begnügen, welche der Eindruck der erlittenen Niederlagen und die Erſchöpfung der Dänen bewirkte. Aldringen, Schauenburg und v. d. Lanken reiſten zu Wallenſtein nach Güſtrow und brachten neue und gemäßigte Vorſchläge mit. Mit dieſen begaben ſich die drei däniſchen Reichsräthe zu ihrem König, welcher noch mehr verlangte, worauf die Kaiſerlichen nochmals nachgaben. Am 22. Mai war der Friede geſchloſſen; am 6. Juni ward er unterzeichnet, am 13. vom Kaiſer ratificirt. Schon am 11. begannen die kaiſerlichen Truppen, Holſtein zu räumen, und vollzogen dieſe Räumung bis Ende Juli vollſtändig. Erwähnen wollen wir noch, daß bei dieſem Frieden kaiſerlicher Seits ein Verſuch vorkam, Schleswig dem deutſchen Reiche zu vindiciren. Er war zunächſt darauf begründet, daß das Bisthum Schleswig 1521 irrthümlich in die Reichsmatrikel geſetzt worden war, wurde aber von den Dänen, mit Hinweiſung auf viele Geſtändniſſe der Kaiſer und einen erſt von 1624 datirenden Ausſpruch im Reichskammergerichte, zurückgewieſen. Dagegen ließ der König die Clauſel, daß der Kaiſer die Fürſten

---

auf wen man rechnen könne. Auch ward noch nach jener Abweiſung ſchwediſcher Seits eine Verhandlung mit Wallenſtein angeknüpft, deren Hauptzweck freilich geweſen zu ſein ſcheint, die Zurückberufung der Hilfstruppen aus Polen zu erwirken. Graf Mailath a. a. O. 3. [illegible] und Stände des Reichs gegen die ordentlichen Rechte nicht beſchweren wolle, fallen und gab damit ſeine Verbündeten, wie Kurpfalz, Mecklenburg, Magdeburg u. ſ. w., preis. Sonſt wurde der Friede auf den Grund des status quo ante abgeſchloſſen. Von Erſatz der Kriegskoſten war keine Rede mehr. Der König verſprach, ſich nicht mehr in die Sachen des Reichs zu miſchen, außer ſoweit es ihm als Reichsſtand wegen des Herzogthums Holſtein gebühre, auch für ſich und ſeine Söhne keinerlei Anſpruch auf die Stifter zu machen. Kaiſerlicher Seits wurden Spanien, die Infantin in Brüſſel, Polen, das ganze Haus Oeſtreich, Kurbaiern und „alle andere aſſiſtirende gehorſame Kurfürſten und Reichsſtände“, däniſcher Seits wurden England, Frankreich, Holland und Schweden eingeſchloſſen. Das hinderte nicht, daß eben jetzt ein faſt zwanzigjähriger Krieg gegen Schweden und bald auch gegen Frankreich entbrannte!

Daß Guſtav Adolf von Schweden kein zu verachtender Feind ſei, hat Wallenſtein zeitig erkannt, wenn er auch deſſen ganze Bedeutung damals noch nicht ahnen konnte, zumal Guſtav Adolf dieſelbe doch erſt zu entfalten vermochte, nachdem er Unterſtützung von Frankreich und den Beitritt deutſcher Stände erlangt hatte. Während des Winteraufenthaltes in Böhmen (1627—28) hat der Herzog in einer Woche mehr als zwanzig Briefe an Arnim geſchrieben, oft an einem Tage drei, vier, am 20. Dec. aus Brandeis ſogar acht, in denen allen Schweden und das Project berührt wird, ſowol die ſchwediſche Flotte zu verbrennen, als eine eigene kaiſerliche Flotte aufzurichten. Um Guſtav Adolf ſicher zu machen, werden Unterhandlungen angeknüpft, in denen ihm, als Preis eines Auftretens gegen Dänemark, die Eroberung Norwegens in Ausſicht geſtellt wird. Einmal zwar, wie dem Herzog die Unterhandlung mit Schweden gut von Statten zu gehen ſcheint, will er die Verbrennung der Schiffe anſtehen laſſen und ſchreibt, in gleichfalls bezeichnender Weiſe an Arnim[1]: „Ich remittir's dem Herrn, Er kennt den Schweden, darum thu Er, was Er vermeint, daß Ihrer Majeſtät und der Chriſtenheit am beſten iſt“[2]. Dann fuhr er fort: „Den Schweden will ich gern zum Freunde haben, aber daß er nicht gar zu mächtig iſt (wird), denn: amor et dominium non patitur socium.“ Doch ſchon am andern Tage ſchreibt er anders und ſagt geradezu: „Die Schiff müſſen einen Weg als den andern in Rauch aufgehen.“ Die Herren bei Hofe ſeien freilich gar zu furchtſam, ſchreibt er wieder am 26. Nov.; Arnim möge aber darauf ſehen, daß die Schiffe ſofort verbrannt würden; „denn“, ſetzt er hinzu, „je ärmer der Schwed und je kraftloſer er iſt, deſto beſſer iſt es für uns.“ So ſchreibt er auch aus Lauban, 30. Nov.: „Sonſt bitt ich, der Herr wende allen möglichen Fleiß an, ihm die Schiffe zu verbrennen.“ In Böhmen jedoch ſcheint ihn der Plan der Ausrüſtung einer eigenen kaiſerlichen Flotte, wozu ihm der König von Spanien 200,000 Kronenthaler Hilfsgelder geſchickt, mehr beſchäftigt zu haben, als jener Anſchlag auf Schweden. Arnim möge alle Kriegshäfen beſetzen und alle Schiffe in Beſchlag nehmen, indem man dieſe theils armiren, theils zum Ueberſetzen gebrauchen wolle. Er hoffe, ſie (die Dänen) noch in ihren Inſeln zu ſuchen; denn vor den Schweden graue ihm gar nicht (11. Jan. 1628). Wie er aber nach Pommern zurückgekehrt iſt, muß er ſich überzeugt haben, daß zu dem Flottenbau doch keine Ausſicht ſei, wie es denn in kriegeriſchen Zeiten beſſer iſt, gar keine Flotte zu haben, als eine dem Gegner nicht gewachſene, und kehrt nun wieder zu dem Anſchlage gegen die ſchwediſche Flotte zurück. Aus ſeinen Briefen an Arnim erſieht man, daß Letzterer einen Kaufmann[1] für das Unternehmen gewonnen und demſelben 15,000 Thlr. verſprochen hatte. Dieſer Kaufmann war im Sept. 1628 in Wallenſtein's Feldlager bei Mietſchkau und erhielt 5000 Thlr. zum Anfang, wobei ihm Wallenſtein verſprach, ihm zu den von Arnim zugeſagten 15,000 Thlrn. noch 15,000 Thlr. zu geben, wenn das Werk ſeinen Fortgang gewinnen würde. Der Mann ſcheint ein Pommer und zwar wol ein Greifswalder geweſen, aber vor Ausführung der Sache geſtorben zu ſein. Bei ſeiner Witwe fand man ein verſiegeltes, für Feldmarſchall Arnim oder Jemand von des Herzogs von Friedland treuen Dienern beſtimmtes Paket, worin über die bereits ausgegebenen Gelder und gethanen Schritte Rechenſchaft gegeben war. Die Leute, denen er das Geld gegeben — ſo berichtet Graf Hatzfeld aus Greifswalde am 31. Jan. 1630 — waren bereit, unter gleichen Bedingungen, die Sache noch auszuführen, wollten aber auch etliche Tauſend Thaler auf die Hand haben. Auch gegen die däniſche Flotte hat man einen ähnlichen, auf deren Verbrennung oder Entführung gerichteten Anſchlag gehabt, wie aus einem Schreiben Pappenheim's, aus Gardelegen, 31. Jan. 1629, erhellt[1]).

---

[1] Aus Frankfurt a. d. O., 21. Nov. 1627.

[2] Wol entſpräche es Wallenſtein und den Männern ſeines Schlages und ſeiner Verhältniſſe ganz: in bedenklichen, zweifelhaften Fällen einem Untergebenen, bald abmahnend, bald antreibend, freies Ermeſſen zu laſſen, um dann je nach dem Ausgange ſich das Verdienſt zuſchreiben, oder auf Jenen die Schuld wälzen zu können. Doch vielleicht war Wallenſtein hierin aufrichtig und fühlte ſich in der That ſchwankend und unſchlüſſig, wie ihm das auch nicht ſelten begegnete.

---

[1] Oder war das nur eine verabredete Bezeichnung für die betreffende Perſon?

Stralſund hatte dem Herzog den nordiſchen Krieg verleidet, und indem er den Schwedenkönig durch die Polen, denen er einige Regimenter[2]) zu Hilfe ſendete, zu beſchäftigen gedachte, wendete er ſelbſt ſich, nach dem Lübecker Frieden, wieder der Elbe und den fetten Quartieren im Magdeburgiſchen und Halberſtädtiſchen zu. Am 3. Aug. 1629 traf er in Tangermünde ein, von wo er ſich nach Wolmirſtädt und ſpäter nach Halberſtadt begab. Magdeburg aber bereitete ihm eine ähnliche Erfahrung, wie er bei Stralſund gemacht hatte. Es ward durch daſſelbe, neben der politiſch-militäriſchen Wichtigkeit des Platzes, auch ein nahes Intereſſe des kaiſerlichen Hofes berührt. Das dortige Domcapitel hatte 1628 den brandenburgiſchen Adminiſtrator des Erzſtifts für abgeſetzt erklärt, weil er ſich, der Wahlcapitulation zuwider, in einen Krieg mit dem Kaiſer eingelaſſen, hatte aber zu ſeinem Nachfolger wieder einen proteſtantiſchen Prinzen, Auguſt von Sachſen, den zweiten Sohn des Kurfürſten Johann Georg I., ſeit einigen Jahren Coadjutor des Erzſtifts, gewählt, für welchen ſein Vater auch die Wahl angenommen hatte[3]). In

---

[1]) Förſter a. a. O. S. 27 ff.

[2]) 10,000 Mann unter Arnim's Befehle. Sie fochten meiſt glücklich. Bei Marienwerder kam Guſtav Adolf ſelbſt in Gefahr und ſein Hut ward erbeutet, den Arnim dem Herzog von Friedland als Siegeszeichen ſchickte.

[3]) Er ſelbſt war noch minderjährig. Er war 13. Auguſt 1614 geboren, erhielt im Weſtfäliſchen Frieden das Erzſtift auf Lebenszeit, ward der Stifter der 1746 im Mannsſtamme erloſchenen Herzöge von Sachſen-Weiſſenfels, und † 4. Juni 1680, worauf das Erzſtift größtentheils an Brandenburg fiel. Vermählt war er 1) 23. Nov. 1647

Wien hätte man gewünſcht, daß, wie in Halberſtadt bereits geſchehen, Prinz Leopold Wilhelm gewählt und das Erzſtift wieder dem Katholicismus gewonnen würde, weshalb denn auch der Kaiſer die Wahl nicht beſtätigte. So näherten ſich denn Wallenſteiniſche Truppen Magdeburg und man begehrte die Aufnahme eines Regiments kaiſerlicher Fußvolker. Wie der Magiſtrat dies verweigerte, wurde die Stadt in Blokadeſtand erklärt und damit der wichtige Stapelhandel Magdeburgs ſo gut wie vernichtet. Auch dort that ſich die damalige Schwächung der von der ſogenannten öffentlichen Meinung unterjochten obrigkeitlichen Gewalt kund, indem die Volksmaſſe die Initiative zu Schritten ergriff, deren Tragweite zu ermeſſen ſie weder befähigt noch gewillt war. Der magdeburger Pöbel nahm neun kaiſerliche Getreideſchiffe weg, welche die Elbe herauffuhren; er durchſtreifte die Gegend und ermordete alle Kroaten, die er antraf. Die kaiſerlichen Führer nahmen keine Entſchuldigungen an, mit denen der Magiſtrat ſich verſuchte, und Magdeburg wurde mit 16 Schanzen eng eingeſchloſſen. Vergebens ward die Vermittelung der Hanſeſtädte angerufen. Wallenſtein ſelbſt erſchien vor Magdeburg und drohte das Aeußerſte, ungeachtet der Kaiſer ihn ſchon im Juni gemahnt hatte, die Sache möglichſt in Güte und wo thunlich ohne Gebrauch der Waffen beizulegen. Als er aber die Möglichkeit, er könne aus ſeiner Stellung abtreten müſſen, klarer zu erkennen anfing, änderte ſich wieder einmal ſeine Stimmung. Er empfand kein Intereſſe mehr an Magdeburgs Eroberung; er hätte ſich gern

---

mit Anna Marie von Mecklenburg-Schwerin (geb. 1. Juli 1627, † 11. Dec. 1669), 2) 29. Jan. 1672 mit Johanne Walpurgis von Leiningen-Weſterburg (geb. 3. Juni 1647, † 4. Nov. 1687).

den Proteſtanten, namentlich dem Kurfürſten von Sachſen, freundlich genähert; ſo nahm er die Vermittelung der Hanſeſtädte, die er vorher zurückgewieſen, an, ließ ſeine meiſten Foderungen fallen und begnügte ſich zuletzt mit Erſatz der Getreideſchiffe, worauf am 7. Oct. der Waffenſtillſtand geſchloſſen ward und die Truppen von der 28wöchentlichen Belagerung aufbrachen. Abermals ſchrieb man lediglich der Standhaftigkeit und Tapferkeit der Magdeburger alles Verdienſt dieſes Erfolges zu und Magdeburgs Name wurde hochgefeiert. Aber ſelbſt ſeine Freunde erſtaunten, als gleich darauf derſelbe Magiſtrat, deſſen mit Takt und Umſicht gepaarte Feſtigkeit ſoeben in ganz Deutſchland geprieſen worden, unter dem Einfluſſe fanatiſcher und beſchränkter Prediger, als katholiſch geſinnt beſeitigt und durch unerfahrene, ſchwache Menſchen erſetzt ward, woraus ſich dann eine Herrſchaft gemeiner Demagogen, die Rückkehr des Adminiſtrators, die Belagerung und Einnahme der Stadt durch Tilly und deren furchtbare Zerſtörung entſpann[1]).

Wallenſtein blieb den Winter über in Halberſtadt, mit Ausführung des Reſtitutionsedictes, wo und ſoweit ſie thunlich war, beſchäftigt. Er hat ſpäter eine Zurücknahme deſſelben fur das Klügſte gehalten, wie denn eine ſolche auch wol erfolgt wäre, wenn die katholiſche Ligue es zugegeben hätte. Zu jener Zeit hätte er es am liebſten geſehen, wenn wenigſtens ein Theil der zurückgenommenen Güter zeitweilig zu weltlichen Zwecken benutzt worden wäre. Im Allgemeinen aber ſtimmte er hinſichtlich der Verwendung dieſer Güter mit dem Beichtvater des Kaiſers, Pater Lamormain, überein, daß man ſie nämlich nicht durchgehends den Orden, denen ſie früher angehört, zurückſtellen, ſondern Collegien und Seminarien ſtiften ſolle, deren Errichtung das einzige Mittel ſei, wodurch die katholiſche Religion in dortigen Gegenden fortgepflanzt werden könne1). Mit andern Worten hieß das, ſie ſollten den Jeſuiten vertraut werden, als dem Orden, der die in andern geiſtlichen Brüderſchaften erſtorbene Kraft der Propaganda in der Zeit entſprechender Weiſe und voller Friſche in ſich trug.

---

[1]) Vergl. Wolter, Geſchichte der Stadt Magdeburg (Magdeburg 1845). — Heiſing, Magdeburg nicht durch Tilly zerſtört (Berlin 1846).

In Halberſtadt kamen Beauftragte des Kurfürſten von Brandenburg zu ihm, um ihn in deſſen Namen um Zurückziehung der kaiſerlichen Truppen aus der Mark zu bitten. Es war dies allerdings eine ſeltſame Zumuthung. Der Kurfürſt von Brandenburg bezeigte fortwährend große Treue und Devotion für den Kaiſer und vollkommene Abneigung, ſich an deſſen Gegner anzuſchließen. Auch war dies keine blos erheuchelte Geſinnung. Gleichwol hat er ſich wider Willen an Schweden anſchließen müſſen, weil er ſelbſt keine Mittel zum Widerſtande zu gewinnen verſtand und auch die kaiſerlichen Truppen in der Mark zu ſchwach dazu waren. Man hätte daher denken mögen, es wäre brandenburgiſcher Seits das Geſuch vielmehr dahin zu richten geweſen, daß eine ſtarke kaiſerliche Truppenmacht, von brandenburgiſchen Zuzügen unterſtützt, die Schweden zurückdrängen und die Marken gegen ſie ſchützen möge. Eben in einem offenen, vertrauensvollen Anſchließen an den Kaiſer lag die beſte Bürgſchaft gegen Unterdrückung. In der That ſcheint auch bei jenem brandenburgiſchen Geſuche nicht ſowol Mistrauen und Beſorgniß vor aus

---

1) Graf Mailath a. a. O. S. 172—73.

der Anweſenheit der kaiſerlichen Truppen drohenden Gefahren, als Unmuth über die Laſten gewirkt zu haben, welche der Aufenthalt dieſes viel begehrenden und wenig reſpectirenden Kriegsvolkes mit ſich brachte. Aber die damaligen Drangſale, über die man ſo ungeduldig war, waren nur erſt ein Schatten von Dem, was man über ſich kommen ließ, als erſt Schweden und Franzoſen vollſtändig in das Innere Deutſchlands gezogen waren und nun, nach dem Tode Guſtav Adolf's, der Krieg vollends jeden höhern Charakter verlor und lediglich noch durch das Beſtreben jener Fremden beſtimmt ward, Deutſchland recht gründlich zu ruiniren, wobei dann einige gefeierte Kleine mithalfen, die in der allgemeinen Verwirrung auch etwas zu gewinnen hofften! — Nun Wallenſtein fiel jenen brandenburgiſchen Beauftragten ſogleich in die Rede und rief: „Ich müßte ein Narr, ein Hundsbube und des Kaiſers Verräther ſein, wenn ich das Volk bei jetzigen Zeiten, wo der Schwede durch Pommern in das Reich zu gehen meint, aus den kurfurſtlichen Landen abführen ließe.“ Dabei blieb es. Auch bei einer Zuſammenkunft, die er im Febr. 1630 zu Cottbus mit dem kurfürſtlichen Hauptminiſter, Grafen Schwarzenberg, hatte, ſprach er ſich in gleichem Sinne aus, äußerte aber zugleich entſchiedenes Mistrauen gegen die brandenburgiſchen Intentionen. Der Kurfürſt ſei „gut ſchwediſch und bös kaiſerlich“, obwol er keine Urſache dazu und von Schweden viel mehr zu befahren habe, als vom Kaiſer; „es fiele alſo, daß der Schwede etwas behaupten könnte, ſo würde er doch Pommern ganz gewiß für ſich behalten, und gäbe er aus Gnaden dem Kurfürſten etwas wieder von der Kur, ſo würde es doch nur wenig ſein; denn“, und hier bezeichnete er den Punkt, der die Herrſchaft der Kaiſer aus dem Hauſe

Oeſterreich vornehmlich empfahl und noch heute ſeine Bedeutung hat, ſehr richtig: „die Könige von Schweden ſind nicht gewohnt, große Herren unter ſich zu haben.“ Noch bemerkte er in Betreff der damaligen brandenburgiſchen Politik: „die alte Mutter[1]) ſei in dem Hauſe das rechte equus trojanus.“ Sie habe einen Sohn, den Kurfürſten in Heidelberg, um Land und Leute gebracht; jetzt wolle ſie ſo lange „fort practiciren“, bis ſie auch den andern Sohn, den Kurfürſten von Brandenburg, um Land und Leute gebracht habe. Schließlich meinte er: „Wenn der Kurfürſt Ihrer kaiſerlichen Majeſtät treu bleibt, dann iſt es mir vom Grunde meines Herzens leid, daß Pommern und dies Land ſo leiden müſſen; aber ich kann's nicht ändern. — — Will der Herr mich verſichern von des Kurfürſten Beſtändigkeit und guten Treue gegen den Kaiſer, ſo will ich ihm mehr als hundert Andern glauben und dem Kurfürſten dienen, worin ich kann, aber das Volk, ſo jetzt im Lande iſt, kann ich nicht wegnehmen, bis ich ſehe, wohin es hinaus will mit den Schweden.“[2])

Durch die fortwährenden Klagen über die Zügelloſigkeit und Habgier der wallenſteiniſchen Truppen, worin die proteſtantiſchen Stände mit den katholiſchen wetteiferten, haben die Erſtern mit zu dem Sturze Wallenſtein's und — was das Wichtigſte an der Sache war — zu der Auflöſung des kaiſerlichen Heeres, als einer ſelbſtändigen Kriegsmacht, und deſſen Verſchmelzung mit dem Heere der Ligue beigetragen. Klug war das nicht von den proteſtantiſchen Ständen. Wallenſtein war kein bigotter Katholik, ſein Heer war kein Glaubensheer, es machte keinen Unterſchied zwiſchen Katholiſchen und Proteſtantiſchen, und der kaiſerliche Hof war weit geneigter, den Proteſtanten Billigkeit zu beweiſen, als die Ligue. Allerdings aber hat Graf Mailath ſicher Recht, wenn er ſagt:[1] „Tilly's Schaaren waren wild, ſie waren aber regelmäßiger bezahlt, als die ſpaniſchen Truppen, darum wurden ſie durch die Zügelloſigkeit der letztern überboten, ſowie dieſe von den Wallenſteiniſchen Kriegsknechten in allem Unfuge übertroffen wurden.“ Die Unregelmäßigkeit der Soldauszahlung und das mangelhafte Syſtem der Proviantirung gehörten zu den Haupturſachen, warum die Feldherren nicht im Stande waren, ſtrenge Disciplin zu handhaben. Der Kaiſer hat den Unfug ſeines Heeres weder gebilligt, noch auch nur ihm mit Stillſchweigen zugeſehen, vielmehr wurden eine Reihe ſpecieller und genereller Verordnungen erlaſſen, die ihm abhelfen ſollten[2]; aber wenn auch Wallenſtein zuweilen ein Exempel ſtatuirte, im Ganzen mußte er doch vieles geſchehen laſſen, was er nicht ändern konnte, da er nun einmal nicht im Stande war, die Bedürfniſſe des Heeres in regelmäßigerer Weiſe zu decken[3]).

---

[1]) Gemeint war Luiſe Juliane von Oranien (geb. 1576, † 5. März 1644), verwitwete Kurfürſtin von der Pfalz, Mutter Friedrich's V. und Schwiegermutter des Kurfürſten von Brandenburg. Sie war eine Tochter des Schweigenden und der Anna von Sachſen.

[2]) Förſter a. a. O. S. 41—43.

Dieſe Kriegsnöthen waren übrigens lange nicht der einzige Grund, der zu der damaligen Entfernung Wallenſtein's führte, vielmehr wirkten gar mancherlei Urſachen und Feindſchaften verſchiedener Art zuſammen. Er hatte wol von Anfange an die ſpaniſche Partei und die katholiſchen Fanatiker wider ſich, und von dieſer Seite aus mochte am Hofe ſelbſt fortwährend wider ihn gewirkt werden. Gefährlicher noch ward ihm, daß er durch die Annahme der Herzogswürde von Mecklenburg, durch das, was ſonſt von analogen Plänen ruchtbar geworden ſein mochte, durch ſein ganzes Auftreten, ſich die geſammten Reichsfürſten, als deren Vertreter hierin ſich namentlich der damals Mächtigſte unter ihnen, Maximilian von Baiern, kundgab, zu Feinden gemacht hatte. Der Kern der Sache war in der Beſchwerde ausgedrückt: die Hauptſäulen des Reiches, die Kurfürſten, ſeien durch die Kriegshauptleute faſt alles Anſehens beraubt, ſowie in dem Begehren: das Oberhaupt des Heeres habe nur nach dem Gutachten der Kurfürſten zu handeln. Man wollte die alten Fürſtenhäuſer nicht durch einen neuen Kriegsadel verdrängt und die Beſchränkung der Kaiſergewalt durch die Fürſtenmacht nicht geſchmälert ſehen. In der That, man begnügte ſich auch nicht damit, Wallenſtein's Entlaſſung zu verlangen, brachte nicht gegen ihn perſönlich beſondere Beſchwerden vor, ſondern ſein Heer war es, deſſen man entledigt ſein wollte. War auch der Argwohn völlig grundlos, der auch wol von den dem Kaiſer näher ſtehenden Höfen nie gehegt worden iſt, daß Ferdinand II. ſich dieſes Heeres zu bedienen gedenke, die abſolute Kaiſermacht in Deutſchland aufzurichten, immerhin war das Beſtehen eines gefürchteten Heeres, welches Wallenſtein allmälig bis auf mehr als 100,000 Mann gebracht hatte, ein Mittel, das unter Umſtänden zu unberechenbaren Dingen benutzt werden konnte und jedenfalls der kaiſerlichen Würde einen Nachdruck gab, wie ihn die deutſchen Fürſten ſchon ſeit lange nicht mehr gewohnt geweſen waren. Es geſchah natürlich auch nicht im Intereſſe des Kaiſers und Deutſchlands überhaupt, daß auch die franzöſiſche Politik gegen Wallenſtein arbeitete, wie denn als ein Haupturheber ſeiner Entlaſſung der bekannte Vertraute des Cardinals Richelieu, der Kapuziner Pater Joſeph, betrachtet wird, der ſowol den Kurfürſten von Baiern noch mehr gegen Wallenſtein aufgereizt, als auf der andern Seite die kaiſerlichen Miniſter, unter allerlei Vorſpiegelungen[1], für die Sache gewonnen habe. War man auch in Italien mit Frankreich im Kriege, ſo war doch jene offene Richtung der franzöſiſchen Politik gegen die ſpaniſch-öſterreichiſche Macht noch nicht zu Tage gekommen, welche Richelieu im Sinne trug und mit der er gegen außen und im Innern vielbewunderte Vortheile errungen und dem franzöſiſchen Staatsweſen einen Charakter gegeben hat, aus dem zuletzt — ſo iſt es mit der menſchlichen Weisheit beſchaffen — die franzöſiſche Revolution mit all ihrem Unheil hervorgegangen iſt. Wenige nur mochten an die Möglichkeit denken, daß das katholiſche Frankreich ernſtlich und nachhaltend zu Gunſten der deutſchen Proteſtanten, wenn auch freilich nicht um dieſer willen, auftreten würde, und eben zur Beilegung des italieniſchen Krieges war jene franzöſiſche Geſandtſchaft in Regens-

---

[1] Förſter a. a. O. S. 179.

[2] Graf Mailath a. a. O. S. 180 ff.

[3] In neuerer Zeit erinnerte das Treiben der Heere der franzöſiſchen Republik und theilweiſe auch Napoleon's I., aus analogen Gründen, mehrfach an jene Zeiten und Maximen. S. u. A. die leſenswerthe Schrift: Die Helden der Republik und Bürger und Bauern am Niederrhein (Elberfeld 1851).

---

[1] Allerdings was die Vie du véritable père Joseph (Haag 1705) erzählt: er habe den Miniſtern gerathen, ſie ſollten Wallenſtein nur zum Scheine entlaſſen; dann würden die Kurfürſten den Sohn des Kaiſers zum römiſchen König wählen und hernach könne man Wallenſtein ja immer wieder anſtellen, ſchmeckt etwas ſehr nach franzöſiſchen Memoirenlügen und wäre jedenfalls eine gar plumpe Falle geweſen. Wir laſſen auch die angebliche Aeußerung des Kaiſers: „Dieſer Kapuziner hat mich mit ſeinem Scapulier entwaffnet und ſechs Kurhüte in ſeine Kapuze geſteckt“ gern dahingeſtellt ſein.

rg erſchienen, in deren Gefolge ſich der Pater Joſeph
and.

So wirkte man von gar verſchiedenen Seiten auf
allenſtein's Entfernung, vielmehr auf den Schaden
Kaiſers hin. Dem Friedländer war es keineswegesl
bekannt, was man gegen ihn im Schilde führte. Er
tte eine Warnung vor perſönlicher Gewaltthat, wie
ihm in einem Briefe des böhmiſchen Oberſt-Kanzlers
awata ſchon unter dem 14. Juni 1629 ertheilt ward,
wonach Tilly beauftragt ſein ſollte, ihn in Haft
nehmen, falls es nicht gelänge, ihn auf eine andere
t aus der Welt zu ſchaffen, mit gerechter Verachtung
gewieſen und auf jenen Brief, der in der That von
fang bis zu Ende ſo ganz das Gepräge eines Ur-
bers trägt, der entweder ſehr geneigt war, boshaftes
klatſch zu glauben, oder gar, es auszuſtreuen, die ihm
e Ehre machende Antwort ertheilt: „Ich muß mich
ndern, wie Ihr Euch mit ſo kindiſchen Sachen zu
aſſen Belieben tragen könnt. Mein Herr, der Rö-
ſche Kaiſer, iſt ein gerechter und erkenntlicher Herr,
die treuen Dienſte auf eine andere Art belohnt, als
r mir ſchreibt. Herr Tilly iſt auch ein Cavalier, der
verſteht, die Aufwiegler zu Paaren zu treiben, aber
ht mit Meuchelmord umzugehen.“[1]) Später ſcheinen
ernſte Warnungen vor heimlichen Angriffen durch
deckte Feinde vermocht zu haben, ſich an ſeinen Freund
ueſtenberg in Betreff eines Mittels gegen Vergiftung
wenden, der ihm auch, 2. März 1630, ein entſpre-
ndes Recept ſchickte.

Im Frühjahre 1630 ging der Herzog nach Böhmen
ſeine Güter und in das Karlsbad, das er gegen

) Förſter a. a. O. S. 33—44.

ſein Gichtleiden brauchte. Im Mai begab er ſich über Nürnberg und Ulm nach Memmingen, wo er am 27. Juni ankam. In Memmingen befand ſich das Hauptquartier eines auf die italiſche Verwickelung berechneten Armeecorps, und hier war er auch dem Fürſtentage zu Regensburg nahe, zu dem ſich der Kaiſer und die katholiſchen Fürſten perſönlich einfanden, während die beiden proteſtantiſchen Kurfürſten für klüger hielten, ſich durch Geſandte, und die proteſtantiſche Sache allenfalls durch den raſtlos, aber erfolglos vermittelnden Landgrafen Georg von Heſſen-Darmſtadt vertreten zu laſſen. Es ergab ſich bald, daß ſich zunächſt auf dieſem Fürſtentage Alles darum drehte, Wallenſtein und ſein Heer zu beſeitigen; ohne Erfüllung dieſer Vorbedingung wollten die katholiſchen Stände ſich auf gar nichts einlaſſen; aber auch nach ihrer Bewilligung haben ſie weder dem kaiſerlichen Intereſſe irgend eine wahrhafte Förderung gebracht, noch für die Sicherung Deutſchlands ausreichende Bürgſchaften geboten.

Wallenſtein kannte, wie geſagt, die ihm drohende Gefahr ſehr wohl und faſt ſcheint es, als hätte er ſchon damals einige, wenn auch leiſe und vorſichtige Verſuche gemacht, ſich nach neuen Stützen umzuſehen. Möglich aber auch, daß er eben nur unter dem Eindrucke der durch ſeine Verhältniſſe hervorgerufenen Stimmung handelte. Entſchiedener, als je, ſprach er ſich gegen die ultrakatholiſchen Pläne und Maßregeln aus. Zu ſeinen Umgebungen ſoll er damals geäußert haben: „Alle Teufel und das hölliſche Feuer ſollen den Pfaffen in den Magen fahren, daß ſie gar keine Ruhe halten können.“ Den Proteſtanten bewies er alle Schonung, weigerte ſich geradezu, Executionsmaßregeln gegen ſie auszuführen, und machte den kaiſerlichen Räthen die dringendſten

Vorſtellungen[1]). Beſonders gern hätte er mit dem Kurfürſten von Sachſen angeknüpft und ließ dieſem deshalb durch Herzog Ludwig Friedrich von Württemberg und die Grafen von Hohenlohe Andeutungen zukommen. Wenn nur der Kurfürſt nach Regensburg kommen und ſich um den Frieden bemühen wolle[2]), ſo wolle er ihn auf jede Weiſe unterſtützen und ſeine Soldaten aus dem Reiche führen.

In der That aber hätte er ſelbſt eher Unterſtützung gebraucht, als ſolche gewähren können. Der Kaiſer gab (4. Juli 1630) dem allſeitigen Andringen nach, „ungern, ohne Gutheißen", mit der Betheuerung, „von allen hieraus entſtehenden Unheilen vor Gott und der Welt entſchuldigt zu ſein." Noch iſt es keineswegs aufgehellt, wie und wodurch man den Kaiſer zu einem Schritte vermocht hat, welcher nicht nur die unverſchuldete Entlaſſung eines Feldherrn, der in jener Zeit noch das volle Vertrauen des Kaiſers genoſſen zu haben ſcheint, ſondern auch ein Selbſtaufgeben des Kaiſers in die Hände der katholiſchen Ligue, eine Selbſtentwaffnung Oeſterreichs, die Auflöſung der größten und gefürchtetſten Kriegsmacht, die jemals bis dahin ein Kaiſer zur Verfügung gehabt, das Verzichtleiſten auf die erſte Bedingung, unter der wahre Herrſchaft zu erlangen war: den Beſitz eines dem Kaiſer verpflichteten ſtehenden Heeres, in ſich faßte. Damals konnte man vielleicht noch nicht erkennen, was ſich jetzt annehmen läßt: daß nur, wenn Wallenſtein fortgefahren hätte, ſein großes Kriegsheer ſelbſtändig neben dem der Ligue zu führen, eine Zurückdrängung Guſtav Adolf's, oder doch eine Beſchränkung deſſelben auf die deutſche Nordküſte zu erwarten geweſen wäre, ja daß Guſtav Adolf unter ſolchen Verhältniſſen leicht ſelbſt ſeinen Unternehmungen nicht die ſpätern Zielpunkte geſteckt haben dürfte. Jene Entlaſſung Wallenſtein's war ein großer politiſcher Fehler und wenigſtens der Kaiſer konnte nicht ſagen, daß Wallenſtein ihm Veranlaſſung gegeben, wenn auch Letzterer Urſache gehabt hätte, den Unbedacht und die Ueberhebung zu beklagen, mit der er ſeiner Zeit das Herzogthum Mecklenburg angenommen. Die Nachgiebigkeit des Kaiſers war um ſo entſchiedener, als er nicht blos in Wallenſtein's Entlaſſung, ſondern auch in die Vereinigung des von Wallenſtein für den Kaiſer geworbenen Heeres, ſoweit es nicht aufgelöſt ward, mit dem der Ligue willigte, und der Gedanke, der ſich doch wenige Jahre ſpäter ausführbar erwies, es nur mit einem Commandowechſel zu verſuchen, gar nicht aufkam. Iſt man zu dem ganzen Schritte, neben den wol hauptſächlich wirkſamen perſönlichen Einflüſſen und Bearbeitungen, vielleicht durch die Beſorgniß einer Coalition zwiſchen der Ligue und Frankreich bewogen worden, nun ſo wäre Wallenſtein's Macht, wie er ſie ſeit dem Frühjahre faſt gänzlich nach Süddeutſchland gezogen und von der franzöſiſchen Grenze bis an die Iller hin verlegt hatte, wol ausreichend geweſen, ſowol die Franzoſen abzuwehren, die noch in Italien beſchäftigt, von Spanien und den Niederlanden aus bedroht und im Innern von mancherlei Unzufriedenheit beunruhigt waren, als die Ligue im Zaume zu halten. Wie Ferdinand II. in der urkundlichen und thatſächlichen Geſchichte weit maßvoller und rechtliebender, weit weniger verfolgungsſüchtig[1]) und im Politiſchen übergreifend erſcheint, als es ihn darzuſtellen in der norddeutſchen Geſchichtſchreibung lange Zeit faſt ſtereotyp geworden war, ſo hat er auch bei jener Gelegenheit gezeigt, daß ihm gewaltſame Uſurpationen völlig fernlagen. Wir zweifeln zwar, daß ihm Wallenſtein wirklich den Vorſchlag gemacht hat, die zu Regensburg verſammelten Fürſten mit einem Truppencorps zu überfallen und ihnen damit ſeinen Willen zu dictiren. Ausführbar wäre die Sache geweſen, wenn man auch zweifeln mag, ob in jenen noch nicht durch Revolutionen von unten[1]) auf Revolutionen von oben vorbereiteten Zeiten und noch nicht centraliſirten und büreaukratiſirten Ländern zu dauerndem Beſtande. Indeß findet ſich kein glaubhafter Beleg für jenes Anführen, und auch in den zahlreichen Berichten der ſächſiſchen Geſandten und Agenten, in denen alle in Regensburg auftauchenden Gerüchte gemeldet werden, trifft man weder von dem Vorhaben, noch von den angeblichen Gegenmaßregeln der Ligue eine Spur[2]). Dem Kaiſer ſelbſt kam kein ſolcher Gedanke bei, noch würde er darauf eingegangen ſein.

---

[1] Helbig a. a. O. S. 21.

[2] Würde das irgend etwas gefruchtet haben?

---

[1]) In ſeinen Erblanden unterdrückte er allerdings den Proteſtan-

Die Entlaſſung Wallenſtein's ſuchte man kaiſerlicher Seits in den gnädigſten Formen zu vermitteln. Zwei Freunde Wallenſtein's, Glieder der Partei, die am Hofe in ſeinem Sinne gewirkt hatte, der Geheime Rath, Kämmerer und Hofkanzler Graf Johann Baptiſt von Werdenberg (geb. 1582, geſt. 1648[3]) und der (damalige)

---

tismus mit eiſerner Hand, wie denn die Herrſchaft Einer Landeskirche im Geiſte der Zeit lag und von beiden Seiten geübt ward. Für das übrige Deutſchland aber ging er nicht hinter den Standpunkt des Religionsfriedens zurück.

[1]) Wenigſtens nicht in größerm Maßſtabe und als wahre Umformungen eines großen Theils der ſtaatlichen Einrichtungen.

[2]) Helbig a. a. O. S. 22.

[3]) Er ſtammte aus Italien und die Familie hieß urſprünglich

Kriegsrath Freiherr Gerhard von Queſtenberg[1], wurden nach Memmingen geſendet, den Herzog für den Rücktritt zu gewinnen. Er war bereits durch ſeinen Vetter und Schwager, Grafen Max von Waldſtein, von dem Entſchluſſe des Kaiſers in Kenntniß geſetzt, empfing die Herren freundlich, bewirthete ſie glänzend und kam, als ſie endlich Anſtalt machten, mit ihrem leidigen Auftrage herauszurücken, ihren Eröffnungen zuvor, indem er die Nativität des Kaiſers und des Kurfürſten von Baiern und ſeine eigene vorlas, und ihnen daraus bewies, daß die Sache nicht anders hätte kommen können. Dem Kaiſer könne er daher keine Schuld geben, wiewol es ihm wehe thue, daß Se. Majeſtät ſich ſeiner ſo wenig (?) angenommen; er wolle Gehorſam leiſten.

Berka, was zur Annahme des Namens jenes berühmten mittelalterlichen Grafengeſchlechts veranlaßt haben mag. Er beſaß die Grafſchaft Namieſcht im znaimer Kreiſe von Mähren, welche der berühmte Karl von Zierotin 1628 an Wallenſtein überlaſſen, dieſer aber ſchon 30. Jan. 1629 dem damaligen Freiherrn von Werdenberg cedirt hatte, worauf ſie, nach dem Erlöſchen des Mannsſtammes der Werdenberge, deren Letzter, Graf Johann Philipp, 1732 †, nach frühern teſtamentariſchen Beſtimmungen an die Grafen von Enkevoirt kam, 1752 aber von den damaligen Erbinnen für 460,000 Fl. rhein. an Graf Friedrich Wilhelm von Haugwitz verkauft wurde, welcher Familie ſie noch gehört. Auch die im olmützer Kreiſe gelegene Herrſchaft Namieſcht, ſpäter den Grafen Kinsky gehörig, hat Werdenberg 1632 beſeſſen; ſie findet ſich aber ſchon 1637 in andern Händen. In Oeſterreich beſaß er die Herrſchaft Gravenegg, jetzt den Grafen Breuner gehörig; in Böhmen hatte er das auf 350,000 Fl. taxirte Katzow für 116,000 Fl. gekauft. Er hat das Kapuzinerkloſter zu Medling gebaut.

[1] Unter Kaiſer Matthias war er noch Regiſtrator und Secretär, 1646 ſtarb er als Vicepräſident des Hofkriegsraths und Geheimer Rath, Herr auf Petſchau in Böhmen und Jaromeritz in Mähren. Sein Sohn Johann Anton wurde in den Grafenſtand erhoben und † 1686. Mit deſſen Sohne, Johann Anton, erloſch der Mannsſtamm des Geſchlechts 1752. Das Erbe kam an die Kaunitz. Ein Bruder Gerhards, Hermann, war Referendar im Geheimen Rathe.

Schriftlich dankte er dem Kaiſer für alle erwieſene Gnade und bat, er möge ihn bei ſeinen reichsfürſtlichen Würden, Land und Leuten ſchützen und ſeinen Widerſachern keinen Glauben ſchenken. Mündlich ließ er noch den Kaiſer und die Kurfürſten durch die zurückkehrenden Commiſſarien bitten, Mecklenburg vertheidigen zu dürfen, wie ein anderer Reichsfürſt. Der Kaiſer ließ ihn aber in dieſer Beziehung ſagen, daß er über die mecklenburgiſche Angelegenheit eine Unterſuchung verfügen werde, deren Ausgang der Herzog auf ſeinen böhmiſchen Gütern abwarten möge. Bald darauf ſollten die rechtmäßigen Herzöge von Mecklenburg in das Erbe ihrer Väter durch ſchwediſche Waffen wieder eingeführt werden, worauf Wallenſtein wol ſelbſt auf dieſen Theil ſeiner Träume verzichtet hat. Sie haben nachmals ihren Frieden mit dem Kaiſer gemacht, wobei ſie mit einer Buße von 100,000 Thlrn. durchkamen. Wenige Tage nach Wallenſtein's Sturze erſtürmte Collalto[1] Mantua und der Friede von Chierasco ward angebahnt. Man entließ nun 30 Regimenter (an 60,000 Mann) von Wallenſtein's Heere; der Reſt trat zu dem Heere der Ligue, an deſſen Spitze nochmals Tilly, ſehr wider ſeine Neigung[2], geſtellt ward. Der Fürſtentag dauerte noch bis in den November fort und die Proteſtanten erlangten wenigſtens ſoviel, daß die Vollſtreckung des Reſtitutionsedicts ſuspendirt ward, bis man auf einem im nächſten Jahre zu Frankfurt a. M. zu haltenden Tage entſchieden haben würde, wie daſſelbe zu vollziehen und den zeither dabei ſtattgehabten Ausſchweifungen Einhalt zu thun ſei. Was das bedeuten ſolle, hing von der Zeitlage ab; vor der Hand aber konnte es zur Beruhigung der Proteſtanten dienen. Schon aber war Guſtav Adolf (20. Juni 1630) in Deutſchland gelandet, nachdem er wiederholt verſöhnliche Schritte des Kaiſers abgewieſen hatte, oder ihnen ausgewichen war[1]).

---

[1] Rambold Graf Collalto, geb. 1579 zu Mantua, eines venetianiſchen Generaliſſimus Sohn, aus Venedig verbannt, ſtieg in kaiſerlichen Dienſten zum Feldmarſchall und Präſidenten des Hofkriegsraths, † auf der Rückreiſe nach Deutſchland 19. Nov. 1630 zu Chur. Mit Wallenſtein vertrug er ſich nicht und verließ deshalb 1626 eigenmächtig das Heer.

[2] Er ſei zu alt, ſagte er, und möge ſeinen Kriegsruhm nicht aufs Spiel ſetzen. S. Helbig a. a. O. S. 23

Wallenſtein verließ Memmingen am 2. Octbr. und begab ſich nach Böhmen, wo er theils in ſeinem, eben noch im Baue begriffenen Schloſſe zu Giczin[2]), theils in

---

[1]) Das Nähere ſ. bei Graf Mailath S. 205 ff. Derſelbe bemerkt mit Recht, daß der Kaiſer dieſen Gegner keineswegs zu gering anſchlug, und wir finden mit ihm die dem Kaiſer in den Mund gelegte Aeußerung: „wir haben halt ein Feindl mehr“, ſehr unwahrſcheinlich, nachdem der Kaiſer noch zu Anfang des Jahres 1630 an Wallenſtein geſchrieben: wegen Stralſund mit Schweden einen Krieg anzufangen und zu führen, ſei, wo nicht faſt gefährlich, doch ganz unnöthig, weil er, der Kaiſer, weder Gelegenheit noch Mittel habe, an den ſchwediſchen Landen etwas zu gewinnen, wol aber zu beſorgen ſei, daß durch Guſtav Adolf und ſeinen Anhang das Reich und die Erblande in Gefahr und höchſte Verlegenheit leicht verſetzt werden könnten. Stralſund, aus welchem die ſchwediſche Beſatzung nicht wich, blieb aber immer der Ausgangspunkt des ganzen ſchwediſch-deutſchen Kriegs.

[2]) Giczin, der Sitz der Inhaber der Herrſchaften Kumburg und Aulibitz, gehörte ſchon zu Anfang des 14. Jahrhunderts denen von Wartenberg, alſo demſelben Geſchlechte, aus welchem Wallenſtein ſtammte, kam 1316 an einen von Friedland, dann wieder an die Wartenberg, zu Anfang des 15. Jahrhunderts an die Kuſtina von Lichtenberg, im 16. an die Terzka, und ward 1607 von Jaroslav Smirczicky erkauft, der es ſeinem Vetter Albrecht Johann, dem Bräutigam der Gräfin Amalie Eliſabeth von Hanau, welche ſich nachmals mit dem Landgrafen Wilhelm V. von Heſſen-Kaſſel vermählte (21. Nov. 1619), und die Geſinnung ihres Jugendgeliebten gegen die katholiſche Kirche und das Haus Oeſterreich ihr Leben lang bewahrt,

Prag lebte, und ganz die Miene eines in das Privatleben zurückgetretenen grand seigneur, der ſich nur mit der Verwaltung ſeiner Privatbeſitzungen und der Befriedigung perſönlicher Neigungen beſchäftigt, annahm. Indeß, auch abgeſehen davon, daß er, wenn auch im tiefſten Geheimniß, dennoch den öffentlichen Angelegenheiten keineswegs ſo völlig fernblieb, wie er das Publicum glauben machen wollte, vielmehr theils mit dem Kaiſer in Correſpondenz ſtand[1]) und von demſelben namentlich zu allerlei wenig fruchtenden Verſuchen gebraucht ward, eine Coalition gegen Schweden zu Stande zu bringen, theils, wie wir ſehen werden, auf eigene Hand und mehr im eigenen Intereſſe mit Schweden und Sachſen unterhandelte, hatte doch auch die ganze Lebensweiſe, die er annahm, etwas, wobei wir unwillkürlich an Na-

---

hat, hinterließ. Albrecht Johann, der zu den erſten Theilnehmern der böhmiſchen Inſurrection gehörte, † 18. Nov. 1618 an einem im Lager vor Pilſen geholten Entzündungsfieber, wo nicht, wie böſe Zungen ſagten, an einem auf die bevorſtehende Heirath berechneten Stärkungsmittel. Ueber die Erbſchaft ſtritten ſich die Schweſtern Eliſabeth Katharine, vermählte von Wartenberg, und Margarethe Salome, vermählte Slawata. Die königlichen Gerichte entſchieden für die Letztere, und Heinrich Slawata ſelbſt erſchien mit den königlichen Commiſſarien, das von Eliſabeth Katharine in Beſitz gehaltene Schloß zu übernehmen. Die Letztere ſoll nun ihre Soldaten betrunken gemacht und dann, zur Faſſung von Pulver, in die Pulverkammer geſchickt haben. Gewiß iſt, daß am 1. Febr. 1620 eine furchtbare Exploſion die Frau von Wartenberg, die Commiſſarien, eine Menge Soldaten, Damen und Dienerinnen mit dem Schloſſe in die Luft ſprengte Aber auch Margarethe Salome mußte, nach der Schlacht auf dem Weißen Berge, ins Exil, und die Smirczicky'ſchen Güter wurden confiscirt. Nur gegen den blödſinnigen Heinrich Georg, einen Bruder Albrecht Johann's, konnte dieſe Maßregel nicht verhängt werden; aber deſſen Vermögen verwaltete Wallenſtein und die 600,000 Schock Groſchen, um die er die Herrſchaft Schwarz-Koſteletz, aus der es beſtand, an die Fürſten von Liechtenſtein verkaufte, kamen mit in deſſen Maſſe.

[1]) Graf Mailath a. a. O. S. 292.

poleon in Elba denken müſſen, ſchien mancherlei Geſuchtheit und Affectation in ſeiner Abſchließung zu liegen, und iſt es ſichtbar gerade dieſe Zeit, in der er jenen Nimbus um ſich breitete, der ihn für die erſten Jahre in den Augen der Welt zu etwas ganz Abſonderlichem machte, ihn der Sphäre gewöhnlicher Kriegsheerführer entrückte und als einen Träger eigenthümlicher Hoheit und geheimnißvoller Beſtimmungen erſcheinen ließ. Er, der ſich früherhin einfach und prunklos gehalten, lebte jetzt mit faſt mehr als fürſtlicher Pracht. Sein Hofſtaat zählte 899 Perſonen und mehr als 1000 Pferde. Zu denſelben gehörte ein Oberſthofmeiſter, Graf Karl von Liechtenſtein, welcher, außer der freien Station für ſich, 48 Perſonen und 48 Pferde, monatlich 200 Fl. erhielt, ein Oberſtkämmerer, **Graf Harrach**, mit 30 Perſonen, 32 Pferden, 100 Fl. monatlich, ein Oberſtſtallmeiſter, Graf Hardegg, mit 30 Perſonen, 37 Pferden, 100 Fl. monatlich, ein Viceſtallmeiſter, von Breuner, mit 30 Perſonen, 35 Pferden, 50 Fl. monatlich, der Geheime-Rath Oels (Elß?), mit 18 Perſonen, 20 Pferden, 100 Fl. monatlich. Von den 24 Kammerherren erhielten die 16 älteſten 40, die andern 30 Fl. monatlich und wurden jedem 10—15 Dienſtleute und 20 Pferde gehalten. 60 Edelknaben, in hellblauen Sammt mit Gold gekleidet, gehörten zum Dienſte der Tafel, auf welcher nie unter 100 Schüſſeln aufgetragen wurden, und zu welcher die ehemaligen Offiziere des Herzogs jederzeit freien Zutritt hatten. Unter dem Oberſt-Silberkämmerer, Ladislaus Liczek, ſtanden zahlreiche Truchſeſſe, Silberdiener, Silberwäſcher, Tafeldecker und 50 Trabanten. An Silbergeſchirr hatte der Herzog allein zu Genua 1036 Mark und außerdem zu Regensburg, Augsburg, Prag arbeiten laſſen. Die Feldſilberkammer enthielt an Gewicht gegen 1000 Mark. In der Küche waren 64 Perſonen beſchäftigt. Der Etat der Vorſchneider, zu welchem ſeltſamer Weiſe auch die Leibärzte, die Hofbarbiere, der Apotheker und der Hofaſtrolog, jener berufene Johann Baptiſt Zenno, gezählt wurden, umfaßte 87 Perſonen und 128 Pferde. Seine Roſſe fraßen aus marmornen Krippen. Die Herzogin erhielt jetzt gleichfalls einen glänzenden Hofſtaat, mit einem Oberſthofmeiſter, einer Oberſthofmeiſterin, Kammerherren, Edelfräulein und Edelknaben u. ſ. w. Ihre Zimmer und Garderobe ließ der Herzog auf das prachtvollſte ausſtatten[1]. In Giczin, das er zum eigentlichen Sitze ſeiner Regierung beſtimmte, ließ er 80 Häuſer niederreißen, um ſeinen Palaſt darauf zu bauen. Dem Palaſt, den er auf der Kleinſeite von Prag erbauen ließ und zu dem ſechs Portale führten, während im Schloßhofe eine Leibwache von 50 Hellebardieren ſtand, mußten 100 Häuſer weichen. Kaiſerliche Kammerherren gaben ihre Schlüſſel dem Hofe zurück, um in die gleiche Stellung bei Wallenſtein einzutreten. Dieſer ſelbſt lebte, mitten in dieſem nur auf ihn geſtützten, auf ihn bezogenen Glanze und Gedränge, wie in der Kleidung einfach[2], ſo in tiefſter Abgeſchloſſenheit, ſcheinbar über tiefen Gedanken, geheimnißvollen Plänen brütend und die Sterne über ſein Geſchick und die Geſchicke der Welt befragend. Die Straßen, deren Geräuſch bis zu ihm hätte dringen können, waren mit Ketten geſperrt, damit nichts ſein

---

[1] Förſter a. a. O. S. 47.

[2] Seine Kleider waren meiſt aſchfarben, lederfarben, nägelbraun, aus Raſch, Boy, ſpaniſchem Tuch, Barrikon gefertigt; die Wämſer von Leinwand; ein Lederkoller mit Aermeln von Canvas; die Beinkleider roth; der Mantel von Scharlach; weiße, gewichſte Corduanſtiefeln, des Podagras wegen mit Pelz gefüttert.

Nachdenken ſtöre, wie ſich denn mancherlei Sagen über ſeine angebliche äußerſte Empfindlichkeit gegen Geräuſch und beſonders gegen beſtimmte Arten deſſelben verbreiteten. In einem Saale ſeines prager Palaſtes hatte er ſich als Triumphator malen laſſen, von vier Sonnenroſſen gezogen, das Haupt mit Lorbeer bekränzt und einen Stern darüber ſchimmernd. Die meiſten Zimmer des Palaſtes waren mit allegoriſchen, mythologiſchen und aſtrologiſchen Figuren beſetzt. Große Gärten, mit zahlreichen Springquellen und von breiten Canälen durchzogen, umgaben ihn. Der gewaltige Aufwand ſolches Hofſtaates wurde aus den Einkünften ſeiner großen Beſitzungen, ferner aus den Zinſen der Capitalien beſtritten, die er in den Banken von Amſterdam und Venedig ſtehen hatte, und man hat ſeine Jahreseinkünfte auf 6 Mill. Fl. angegeben.

Der Verwaltung ſeiner Beſitzungen, hinſichtlich deren er übrigens unter dem 26. Mai 1628 ein förmliches Hausgeſetz erließ [1], wie der damit verbundenen wahren Regierungsthätigkeit, nahm er ſich mit Eifer und nicht ohne Einſicht und Wohlwollen an. Die böhmiſchen Güter beſonders waren durch den Bürgerkrieg furchtbar zerrüttet worden und der Herzog erließ, damit die Unterthanen wieder zu Kräften kommen möchten, denſelben auf drei Jahre alle Contributionen und Abgaben, wie auch alle Dienſte und Roboten. In Betreff der Juſtizpflege hatte er vom Kaiſer das Privilegium erlangt (11. Mai 1627), „ein abſonderliches Landrecht und Tribunal im Herzogthum Friedland aufzurichten, ſowohl in Civil- als Criminalſachen, und daß die Appellationen nirgendhin, als an J. F. Gn. gehen ſollen, daß auch J. F. Gn.

---

[1] Bei Förſter a. a. O., Urkundenbuch S. 59 ff.

nur in personalibus bei J. K. Maj. beklagt werde.“ Die Leitung der Juſtiz im Herzogthum Friedland wurde einer Canzlei zu Giczin übertragen. Ebendaſelbſt ſaß die herzogliche Kammer, aus einem Präſidenten und mehren Räthen beſtehend. Ueber beide Behörden führte in Abweſenheit des Herzogs der Landeshauptmann, Gerhard von Taxis, die Aufſicht. Dieſem gegenüber hatte die Kammer nur zu rathen, der Landeshauptmann aber zu reſolviren. Den einzelnen Herrſchaften und Gütern waren Regenten, Cuſtoden und Hauptleute vorgeſetzt. Nicht in förmlicher Anſtellung, aber in freundſchaftlichem Auftrage vertrat auch Wallenſtein's Vetter und Schwager, Graf Max von Waldſtein, oftmals deſſen Stelle im Anordnen und Leiten dieſer Beziehungen. Der Herzog wollte weiter auch darin ſich auf den Fuß anderer regierenden Herren ſeiner Zeit ſetzen[1], daß an der Vertheilung und Erhebung der Steuern Landſtände theilnehmen ſollten, denen er eine neue Verfaſſung zu geben gedachte, wonach die Landſtände, wie anderwärts, aus einem geiſtlichen Stande (Pröpſte, Aebte, Dechanten u. ſ. w.), einem Herren- und Ritterſtande (den Beſitzern lehnpflichtiger Rittergüter) und einem bürgerlichen Stande (den Abgeordneten[2]) der Städte Giczin, Friedland, Böhmiſch-Leipa, Arnau, Turnau, Weißwaſſer und Reichenberg), mit Curiatſtimmen, beſtehen, im Uebrigen aber nicht in ihrer Geſammtheit, ſondern durch ihre Ausſchüſſe erſcheinen ſollten. — In den kirchlichen Angelegenheiten bewies er ſich duldſam, erließ zwar ſcharfe Befehle, gab ihnen aber keine ſtrenge Ausführung. Er behielt mehre Proteſtanten in höhern Verwaltungsſtellen und ſchützte arme Witwen, die ſich nicht zur katholiſchen Kirche halten wollten, gegen Austreibung. Die Juden ließ er des Handels wegen gern zu. Dagegen füllte er aber auch die Klöſter wieder mit Mönchen, die ihm manchen Verdruß machten, und von deren Sinne und Leben er keine ſonderliche Meinung hatte. Den Auguſtinern räumte er ein Kloſter zu Leipa, den Karthäuſern die Karthauſen zu Stipa in Mähren und zu Waldiß bei Giczin ein, traf übrigens Vorſorge gegen Vergrößerung der Kirchen- und Kloſtergüter im Herzogthum. Für die Jeſuiten errichtete er das Seminar in Giczin und übertrug ihnen die Leitung des Schulweſens. Als ihnen aber ihr Bekehrungseifer Händel mit den Bauern zuzog, ſchrieb er ſeinem Landeshauptmann (aus Aſchersleben, 20. Juni 1626): er ſolle ſich nicht einmiſchen. „Werden's die Jeſuiten gut machen, ſo werden ſie's gut haben; ich begehr ihre Impertinenzen nicht mit bracchio seculari zu defendiren, denn ihre exorbitanzen ſeindt unerträglich. — Könnte ich mit 100,000 Fl. der fundacion ledig werden, ſo thät ich's gern.“ Ließ er auch aus Sagan, ſelbſt aus Mecklenburg[1]), adelige Knaben und begüterte Bürgersſöhne nach Giczin bringen und bei

---

[1] Dies und nicht die freiſinnigen Anſichten, welche Herr Förſter, ohne die allgemeine Verfaſſung der Zeit, den damaligen Standpunkt deutſcher und ſpeciell öſterreichiſcher Landſtände, die Beſchränkung des Wirkungskreiſes der friedländiſchen Stände auf Vertheilung und Erhebung der Steuern und Rechtspflege und die Zuſammenſetzung derſelben zu bedenken, dem Herzog zuſchreiben möchte, dürfte wol der Hauptbeweggrund geweſen ſein. Beſchränkt und gehindert dürften dieſe Stände den Herzog in nichts haben, und wenn ſie es hätten verſuchen wollen, ſo würde er ſehr bald ihnen die Wege gewieſen haben.

[2] Wobei natürlich an keine Wahl im modernen Sinne zu denken

---

iſt. Es handelte ſich um Mitglieder der Gemeindebehörden, die im Auftrage ihres Collegiums erſchienen; was auch gar nicht übel iſt.

[1]) Wenigſtens beabſichtigte er es auch von dort aus.

den Jeſuiten unterrichten, ſo war er doch unwillig, wenn er hörte, daß man die jungen Leute in den Orden einzutreten verleite. Zwei Grafen Harrach und einen Grafen Waldſtein, mit denen dies der Fall geweſen, ließ er ſogleich aus dem Collegium entfernen und mit ihrem Präceptor nach Aiche ſchicken. Von dem „Franzel“ von Harrach ſagte er dabei: „Sein Vater hat ihn mir gegeben, daß ich einen Soldaten und nicht einen Jeſuiten aus ihm machen ſolle.“ Aus den Feldlagern ſchreibt er über die ritterlichen Uebungen und ſchönen Künſte, zu denen die Junker angehalten werden ſollen, über Ordnung, Reinlichkeit, ärztliche Pflege und ſonſtiges Gedeihen der Knaben und ſeine Fürſorge erſtreckte ſich bis auf das Haarabſchneiden [1]).

Beſondere Aufmerkſamkeit wendete er der wirthſchaftlichen Förderung ſeiner Beſitzungen zu. Aus den Jahren 1623—32 haben ſich 150, großentheils eigenhändige Briefe und Decrete des Herzogs erhalten, die ſich auf Güterverwaltung, Fabriken, Bau- und Straßenweſen, Einführung neuer Induſtriezweige u. drgl. beziehen und in ihren eingehenden Einzelheiten und der Verflechtung von Staats- und Privatwirthſchaft mehrfach an die Capitularien Karl's des Großen erinnern. Der Armen und Kranken nahm er ſich treulich an, ließ in theuern Jahren Brodbäckereien für die armen Leute errichten, baute Krankenhäuſer und Hoſpitäler ꝛc. Zog er auch vielfachen Kriegsbedarf aus ſeinen Beſitzungen, ſo knauſerte er doch auch nicht mit der Bezahlung und ſuchte keinen ungebührlichen Gewinn dabei, hielt aber ſtreng auf genaue Buch- und Rechnungsführung. Für ſeine eigene Perſon war er in Geldſachen ſcrupulös und vermied ängſtlich Alles, was ihm auch nur einen Verdacht zuziehen konnte, daß er in dieſen Dingen verfahre, wie die meiſten Kriegsheerführer ſeiner Zeit offenkundig thaten[1]). Im gleichen Sinne übte er auch das Münzregal, auf das er übrigens, „nicht des Nutzens, ſondern der Reputation wegen“, großen Werth legte, und Sold und Gnadengeſchenke in friedländiſcher Münze auszuzahlen liebte. Viel Aufmerkſamkeit widmete er der Pferde- und Schafzucht und gab auch hierüber die ſpeciellſten Anordnungen. Gab er doch ſelbſt über die Mäſtung der für die Tafel des Herzogs und der Herzogin beſtimmten Kälber und Schweine, ſowie über das Austheilen der kranken und blöden Kapaune und Hühnlein in die Vorwerke, wo ſie an der jungen Grasweide wieder geſund werden ſollten, ſpecielle Befehle. Da er das Bier dem Weine vorzog, aber kein Gerſtenbier, ſondern nur Weizenbier trinken konnte, ſo ſuchte er dem Broyhahn Eingang in Böhmen zu verſchaffen. Zum Glück hatten ſeine Landsleute einen beſſern Geſchmack, als er und die Märker, und ſo iſt ihm dieſe verderbliche Neuerung nicht gelungen.

---

[1]) Näheres bei Förſter a. a. O. S. 61—62.

Auch ſeines ſchleſiſchen Herzogthums Sagan gedachte er mit häufiger Fürſorge. Er hatte einen beſondern Landeshauptmann dahin beſtellt, Otto Heinrich Stoſch von Kaunitz, an den er zahlreiche Verordnungen erließ, wie er Stadt und Land in Aufnahme bringen, die Intereſſen des Herzogs fördern, Willkürlichkeiten und Parteilichkeiten aber vermeiden ſolle. Mehre dieſer Verfügungen beweiſen entſchiedenen Sinn für Billigkeit und Gerechtigkeit[2]). Der Stadt Sagan ſuchte er Nachlaß der Steuerreſte und der „übermäßigen hohen Schatzung“ zu erwirken, nahm ſeine Unterthanen auch gegen räuberiſches Kriegsvolk in Schutz. Zwar kaufte er der Stadt die herzoglichen Kammergüter wieder ab, die ſie 1601 für 94,000 Thlr. erworben hatte; indeß that er dies mit in der Abſicht, ihr in ihrer großen finanziellen Bedrängniß zu helfen, beſtimmte den Kaufpreis von 1601, der in jenen Zeiten in keinerlei Weiſe zu erlangen geweſen wäre, und geſtand ihr außerdem zu, ſie nach ſeinem Tode für denſelben Preis wieder zurückkaufen zu dürfen[1]). Er wollte daneben die Bürger auf Handel und Gewerbe hinweiſen, durch welche die Stadt ſchon in der ſächſiſchen Zeit ſehr geblüht hatte, gedachte den Bober bei Croſſen ſchiffbar zu machen und wollte ſich in Sagan eine große Reſidenz gründen. Das alte Schloß ließ er niederreißen und begann, durch einen italieniſchen Baumeiſter, den Aufbau eines großartig angelegten Schloſſes[2]). Auch hier wurden, der Ausſicht wegen, 75 Häuſer niedergeriſſen und andere noch, ſelbſt das Rathhaus, waren bereits zu gleichem Schickſale beſtimmt. Das meiſte Bedenken erregte es den Saganern, daß er ihre Knaben zur Erziehung bei den Jeſuiten nach Giczin verlangte. Er wollte erſt nur drei, dann ſechs Knaben adeliger Aeltern, ſpäter aber auch 60 Bürgerſöhne von Sagan, die obendrein nicht auf ſeine Koſten leben, ſondern „von dem Ihrigen ſpendiren" ſollten, wobei er jedoch mahnte, daß „die Bürger ihnen die Koſt und Logement um ein Billiges geben und ſie nicht ſchinden" ſollten. Die Saganer weigerten die Abſendung unter allerlei Vorwänden, und der Landeshauptmann ſcheint ſie dabei unterſtützt zu haben, worauf ihm Wallenſtein nochmals befahl (aus Prag, 12. Febr. 1628), die Knaben ohne alle fernere Entſchuldigung nach Giczin zu ſchaffen, hinzufügend: „In Verbleibung deſſen wollen wir niemanden anders dann Euch ſelbſt die Schuld zumeſſen." Auch nach Sagan ſelbſt ſchickte er Jeſuiten. Mit denſelben kam aber noch ein ganz anderer Gaſt, der berühmte Johann Keppler, über den und ſeinen Aufenthalt in Sagan wir in einem beſondern Aufſatze handeln.

---

[1]) Auch hierüber Näheres bei Förſter S. 68—69.

[2]) Näheres ſ. bei Leipelt a. a. O. S. 129 ff.

---

[1]) Die Sache lief aber ſchließlich doch für die Stadt übel aus. Wallenſtein hatte die Güter noch nicht völlig bezahlt und neue Schulden darauf gemacht. So wollte ſie der Kaiſer nicht annehmen und ſie fielen der ohnedies ſchon tief verſchuldeten Stadt zu, die ſich 1670 bankerott erklären mußte. Der lobkowitziſche Herzog kaufte dann die Güter den Gläubigern ab. S. Leipelt S. 136.

[2]) Die lobkowitziſchen Herzoge ſetzten den von Wallenſtein begonnenen Bau fort und der Herzog von Kurland vollendete ihn

Bereits war Guſtav Adolf auf deutſchem Boden. Bereits begannen die norddeutſchen Fürſten, ſich an ihn zu ſchließen, die Einen durch die ſchwediſchen Waffen, die Andern durch die Uebergriffe und Bedrohungen des liguiſtiſchen Heeres dazu gezwungen. Letzteres galt von Johann Georg von Sachſen, der vergeblich in langen und öftern Verhandlungen mit Brandenburg und zuletzt auf dem leipziger Convente verſucht hatte, die Abſtellung der proteſtantiſchen Beſchwerden mit der Wahrung der deutſchen Lehnstreue und mit der Sicherung des Reiches gegen fremde Eingriffe zu verbinden. Die Geſchichtſchreiber beider Seiten ſind gewohnt, dieſen Fürſten den ziemlich willkürlich ausgewählten Sündenträgern des Dreißigjährigen Krieges beizugeſellen und ihn, wenn auch nicht der Selbſtſucht und des böſen Willens, doch der Schwäche und Halbheit, der Unfähigkeit oder Rath- und Thatloſigkeit anzuklagen. Nun, Johann Georg war allerdings kein Moritz; aber auch ſeine Zeit war eine andere. Schon in die kirchliche Bewegung des 16. Jahrhunderts, in welcher das reformirende, vielmehr repriſtinirende Element, das dem Wirken der erſten großen Reformatoren ſeine wahre Weihe gab, nur zu bald durch das den Schwächen und Trieben der Menſchen ungleich mehr entſprechende proteſtirende überwogen ward und die ſich dann im Negiren und Opponiren viel ſtärker und nachhaltiger gezeigt hat, als im Schaffen, Beleben und Geſtalten, hatten ſich vielerlei unreine Intereſſen und Beweggründe eingemiſcht. Aber wie ungleich mehr war das doch im 17. Jahrhunderte der Fall, wo die proteſtantiſche Kirche ohnedies in Sectenhaß zerſplittert, in geiſt- und herzloſes Formeln- und Formenweſen erſtarrt und Licht und Leben aus ihr entwichen war. Ebenſo war im 17. Jahrhunderte der Verfall der mittelalterlichen Kraft und Selbſtändigkeit ſchon ungleich weiter vorgeſchritten, wie es denn die wahre culturhiſtoriſche Bedeutung der großen Kriſis des Dreißigjährigen Krieges war, daß die letzten Reſte des Geiſtes der Feudalzeit abgeſtreift wurden und Deutſchland mit dem Frieden aus der Zeit der Helme und Harniſche in die der Perücken und Zöpfe und in den modernen Beamtenſtaat hineintrat, den auch die franzöſiſche Revolution wol zerrüttet, aber nicht überwunden hat. Johann Georg wollte zwiſchen mehr als ihr Recht begehrenden Parteien die ſchmale Linie des Rechtes einhalten und verdarb es darüber mit allen Parteien. Was er wollte, war recht und er ſah ſehr wohl, was Deutſchland noth that. Wie Moritz, wollte er in die Oppoſition gegen den Kaiſer nicht eher und weiter eingehen, als die unbedingte Nothwendigkeit erfoderte, und lenkte in die Bahn des Gehorſams wieder ein, ſobald das Nöthigſte geſichert war. Daß die Fremden Deutſchland nur auf deſſen Koſten helfen wollten, war ihm jederzeit klar. Aber wie wenig das damalige Deutſchland wahren Geiſt und Kraft zur Selbſthilfe beſaß, das iſt ſchon aus der Geſchichte der damaligen ſtändiſchen Verhandlungen, das iſt aus zahlreichen Beiſpielen jener kurzſichtigen Selbſtſucht zu erkennen, an denen jene Zeit reich iſt; und wo ſich größerer Reichthum an Muth und Kraft fand, da walteten nur zu häufig Richtungen und Strebungen, mit denen Johann Georg ſich einzulaſſen gerechtes Bedenken trug. Allein die proteſtantiſche Sache zu tragen, dazu gebrach es ihm ohnedies an Mitteln, und unter Denen, als deren Haupt er handeln ſollte, waren die Meiſten auch nur zum Nichsthun eifrig; ſelbſt Dem, was auf dem leipziger Convente beſchloſſen worden war, leiſteten nicht alle Contrahenten Folge[1], wie überhaupt auf Verträge und Bündniſſe auch damals nur ſolange Verlaß war, als Intereſſe und Umſtände gleich blieben; der Kurfürſt Georg Wilhelm von Brandenburg war noch weit willen- und rathloſer, als Johann Georg, welcher ſowol der ſchwediſchen, mit Guſtav Adolf's Tode erlöſchenden, wie der ſpätern kaiſerlichen Allianz wenigſtens mit ganzer Treue und Anſtrengung anhing; dem prager Frieden traten faſt alle proteſtantiſchen Stände bei, die meiſten aber nur, um ſich gänzlicher Paſſivität zu ergeben und über ſich ergehen zu laſſen, was da komme, während Johann Georg ſolange fortſtritt, als es ihm irgend noch möglich war. Wir geben vollkommen zu, daß Johann Georg nicht der Mann war, die Lauen, Halben, Unſchlüſſigen, welche die größte Mehrzahl bildeten, fortzureißen und feſtzuhalten. Aber was die wenigen deutſchen Fürſten, die thatkräftiger und unternehmmender waren, gethan haben, das kann nur auf dem Standpunkt gänzlicher confeſſioneller Einſeitigkeit, nicht aber in unbefangener Würdigung der Motive, oder mit Rückſicht auf die Würde und die Intereſſen Deutſchlands geprieſen werden. Die Politik des ehrlichen Mannes iſt allerdings nicht immer vom Erfolge gekrönt, wie Sachſen nicht blos damals erfahren hat; aber ſie trägt ihren Lohn in ſich ſelbſt und unrecht Gut gedeiht doch nicht.

---

[1] Helbig a. a. O. S. 36, Anm. 3.

Doch dem ſei wie ihm wolle, Johann Georg war durch Tilly und Pappenheim, welche die Uebergabe des ſächſiſchen Heeres an die Kaiſerlichen, Kriegscontribution, Aufgeben des leipziger Bündniſſes verlangten und bereits in Thüringen einbrachen, zum Anſchluß an Guſtav Adolf genöthigt worden[1], über welchen am 1. Sept. 1631 abgeſchloſſen ward, nachdem man ſeit dem 17. Auguſt verhandelt hatte[2]. Tilly ward bei Breitenfeld (7. Sept.) gänzlich geſchlagen und Guſtav Adolf und Johann Georg theilten ſich in den weitern Krieg in der ſeltſamen, aber bezeichnenden Weiſe, daß Guſtav Adolf das liguiſtiſche Heer verfolgen, der Kurfürſt aber gegen die Kaiſerlichen zunächſt in Schleſien, wo ein kleines kaiſerliches Corps unter Teufenbach ſtand, agiren ſollte[3]. Daraus wurde ein Einrücken in Böhmen, bei welchem Wallenſtein nicht unbetheiligt war. Mitte October kam nämlich Graf Thurn nach Dresden und ſuchte den ſächſiſchen Hof und

---

[1] Vom kaiſerlichen Hofe kamen allerdings immer noch begütigende Schreiben und Sendungen; aber Tilly hatte zu Dem, was er that, Vollmacht. Dieſer Widerſpruch rührte von dem ſchwankenden Parteitreiben in Wien her. S. Helbig a. a. O. S. 51.

[2] Helbig a. a. O. S. 51.

[3] Ueber dieſen Kriegsplan ſ. Bülau, Geſchichte des europäiſchen Staatenſyſtems, I, 176 ff. Vergl. jedoch Graf Mailath a. a. O. S. 264 ff.

Arnim mit dem Herzog von Friedland in Verbindung zu ſetzen, als deſſen Agent er, wie ſich bei dieſer Gelegenheit ergibt, auch bei Guſtav Adolf gedient hatte. Der Kurfürſt ließ ſich auf die Sache nicht ein, mag aber doch durch die Mittheilungen Thurn's beſtimmt worden ſein, einen Schlag gegen Böhmen zu führen. Ende October rückte Arnim von Görlitz über Schluckenau und Kamnitz nach der Elbe, und nahm Tetſchen, Außig und Leitmeritz. Von da aus bemächtigte er ſich am 5. Nov. Prags[1]). Am 9. Nov. hatten Wallenſtein und Arnim eine Zuſammenkunft zu Kaunitz, einem Terzky'ſchen Schloſſe, bei der ſich aber der Erſtere weſentlich verändert zeigte und keineswegs Hoffnung gab, die weitern Schritte Sachſens gegen den Kaiſer zu unterſtützen.

---

[1]) Wir machen bei dieſer Gelegenheit noch auf Folgendes aufmerkſam. Sezima Raſchin von Rieſenburg, ein böhmiſcher Exulant, der von Wallenſtein zu den Unterhandlungen mit Guſtav Adolf gebraucht worden, hatte nach Wallenſtein's Tode ſeinen Frieden mit der Regierung durch Veröffentlichung einer Schrift über Wallenſtein's Umtriebe gemacht, welche dann lange eine Hauptunterlage der Beſchuldigungen gegen Wallenſtein bildete. Wir ſind überzeugt, daß ſie manches Unwahre enthält, daß ſie Wallenſtein Aeußerungen in den Mund ſchiebt, die er ſchwerlich gethan hat, am wenigſten zu dem angegebenen Zeitpunkte, und daß der Verfaſſer, aus Unkenntniß des ganzen Sachverhalts, Wallenſtein Manches zur Laſt legt, was dieſer im Einvernehmen mit dem Kaiſer gethan hat. Aber ſo durchaus lügenhaft, wie ſie von Wallenſtein's Vertheidigern betrachtet wird, iſt ſie doch auch nicht. Herr Helbig hatte in der erſten Mittheilung, die er aus dem ſächſiſchen Staatsarchive über dieſe Dinge, unter dem Titel: „Wallenſtein und Arnim 1632—34" (Dresden 1850), brachte, noch geſagt, durch Arnim's Briefe aus dem Jahre 1632 werde Raſchin's Beſchuldigung, als ob die Sachſen nach einer Uebereinkunft mit Wallenſtein in Böhmen eingefallen wären, genügend widerlegt. In ſeiner neueſten Schrift ſagt er ſelbſt, der Feldzug nach Böhmen ſei insgeheim von dem Herzog von Friedland unterſtützt worden und nicht ohne Vorſchub des Herzogs habe Arnim ſich Prags bemächtigt. Man ſieht, auch archivaliſche Nachrichten müſſen vollſtändig ſein, bevor ſie ihren vollen Zweck erfüllen.

Ob es begründet iſt, daß das Scheitern ſeiner Annäherungsverſuche an Guſtav Adolf ihn verſtimmt hatte, ob vielleicht auch ſeinen Verhandlungen mit Sachſen lediglich hinterliſtige Abſichten und theilweiſe der auch erreichte Zweck, eine Schonung ſeiner Beſitzungen zu erwirken, zu Grunde lag, läßt ſich zur Zeit nicht mit Sicherheit beſtimmen.

Bald aber ſollte er wieder handelnd auftreten. Noch ſtanden die Sachſen in Böhmen, eine wenig zahlreiche, zerſplitterte und ohne Sold und Kriegsbedarf gelaſſene Schaar, als Wallenſtein wieder an die Spitze des kaiſerlichen Heeres trat, vielmehr berufen ward, ein ſolches zu ſchaffen. Er hatte, wie bemerkt worden, auch nach ſeiner Entlaſſung immer noch mit einflußreichen Perſonen, ja mit dem Kaiſer ſelbſt im Verkehr geſtanden. Von Letzterm war er vielfach über den Krieg conſultirt worden. Auch von ſeinen alten Feldoberſten, wie Pappenheim, erhielt er fortwährend Briefe und Berichte und dieſer ſowol, wie Queſtenberg, ſprachen ſich nicht zufrieden mit der damaligen Leitung des Krieges aus und ſchoben die Schuld auf des Herzogs Rücktritt. Aehnlich äußerten ſich Teufenbach, Aldringen, ſelbſt Piccolomini[1]). Aus Queſtenberg's Briefen ſieht man, daß der Kaiſer ſich ſchon im April 1631 gern mit Wallenſtein perſönlich berathen hätte. Er wird zu Verhandlungen mit Dänemark und mit Sachſen gebraucht und jene Conferenz zu Kaunitz findet mit ausdrücklicher kaiſerlicher Genehmigung ſtatt. Perſönlich ſprach ſich Wallenſtein, ſeinen Umgebungen gegenüber, dahin aus: „er hätte allerzeit gerathen, wie dieſer Krieg mit Unordnung angefangen, alſo müßte man ihn auch continuiren, wenn

---

[1]) Graf Mailath a. a. O. S. 286.

J. Kaiſ. M. zu dem intent gelangen, ihr Regiment stabiliren, die gefallene reputation reſtauriren und die Reichsſtände zu ſchuldigem Gehorſam bringen wolle.“ Mit den vielen Zuſammenkunften und der Beobachtung alter Ordnungen wäre nichts auszurichten und im Wege der Güte an keinem Orte etwas zu erlangen. Jetzt hätte J. K. M. einmal die Mittel nicht, den Krieg aus ihren Erblanden, mit Zuziehung der matrikelmäßigen Contribution und Zulagen der Reichsſtände zu führen, weshalb „man in der angefangenen Unordnung fortfahren, die Contribution mit Gewalt herauspreſſen und die Stände dadurch vollends enerviren müſſe; alsdann wären ſie beſſer in Gehorſam zu erhalten. Der König von Schweden ſei ein ſo mächtiger Feind, wie ihn J. Kaiſ. Maj. bisher niemals gehabt, und wenn man demſelben nicht mit großer Macht begegne und ihn dämpfen oder einen beſtändigen Frieden mit ihm treffen könnte, ſo werde er J. Kaiſ. Maj. noch ſehr viel zu ſchaffen machen.“[1]

Schon im Octbr. 1631 ſchickte der Kaiſer den Kriegsrath Queſtenberg zu Wallenſtein, um ihn zur Wiederannahme des Commandos zu bewegen. Der Herzog ſchützte das Podagra vor, das ihn übrigens ſchon ſeit dem April 1620 von Zeit zu Zeit heimſuchte. Da ſchrieb der Kaiſer ſelbſt an Wallenſtein, mit dem „gnädigſten Erſuchen und Begehren“, daß der Herzog ſich nach einem nahe gelegenen Ort „nahe oder in Oeſterreich begeben“[2], jedenfalls „nicht aus Handen gehen, viel weniger“ den Kaiſer verlaſſen werde. Der Herzog ſendete den Oberſten Breuner nach Wien und ließ dem Kaiſer melden, daß er in Znaim ſeine Befehle erwarte. Zu den Unterhandlungen beſtimmte der Kaiſer Wallenſtein's großen Gönner, den Fürſten Eggenberg, der ſich bei dem Siege der liguiſtiſchen Politik, der mit Wallenſtein's Entlaſſung entſchieden ward, aus Mismuth, ohne aus dem Staatsdienſte zu treten, auf ſeine Güter zurückgezogen hatte, aber ſeit den neuern großen Unfällen wieder nach Wien zurückberufen worden war. Es verzog ſich noch bis tief in den December, ehe die Zuſammenkunft wirklich ſtattfand. Zu der Zögerung gab dem Herzog Anlaß[1]), daß der Wunſch der ſpaniſchen Partei, den römiſchen König an die Spitze des Heeres zu ſtellen und ihm Wallenſtein nur zur Aſſiſtenz zu geben, ein Wunſch, den der König ſelbſt, aus ſehr natürlichen und achtbaren Gründen, theilte, neuerdings wieder hervorgetreten, Wallenſtein aber entſchloſſen war, unter keiner Bedingung auf eine ſolche Combination einzugehen. Wäre der Plan mit Wallenſtein's Perſönlichkeit verträglich geweſen, ſo würde er allerdings den wahren und wohlverſtandenen Intereſſen aller Theile gar gut entſprochen haben. Bei dem maßliebenden, anſpruchsloſen und verſtändigen Weſen des jungen Königs hätte Wallenſtein wol erwarten können, daß einſichtsvolle und pflichtmäßige Rathſchläge bei demſelben ſtets williges Gehör finden würden, und wenn es ihm nur um die Behauptung ſeiner derzeitigen Stellung zu thun war, ſo hätte ihm die Gelegenheit, ſich Vertrauen und Gunſt des Thronfolgers zu erwerben, nur erwünſcht ſein können. Wallenſtein weigerte ſich jedoch entſchieden. Er wollte dem Könige Guſtav Adolf in gleicher Selbſtändigkeit gegenübertreten. Er ſoll geäußert haben: „Und wenn ich neben dem Herrgott ſelbſt das Commando haben ſollte, möchte ich es in Ewigkeit nicht thun.“ Er machte es zur Bedingung, daß weder der Kaiſer, noch der König auch nur bei der Armee erſcheinen, oder das Mindeſte mit ihr zu ſchaffen haben ſollten. Auch hierin gab der Hof nach und mit dem desfallſigen kaiſerlichen Handſchreiben reiſte Fürſt Eggenberg am 20. Dec. nach Znaim ab, wo er am 24. Dec. mit dem Herzog zuſammentraf.

---

[1] Dieſe Aeußerungen Wallenſtein's wurden dem ſächſiſchen Hofe aus Prag berichtet. S. Helbig a. a. O. S. 53.

[2] Hier heißt es bei Förſter S. 81: „auf daß ich dahinwärts meine Leute zu Ew. Liebden nehme“; bei Graf Mailath dagegen (S. 293): „auf daß ich dahinwärts meine Leute zu Euer Liebden anordnen könne.“ Die letztere Verſion entſpricht den Thatſachen beſſer.

---

[1]) Förſter (S. 81—82) ſagt noch, der Herzog habe an Fürſt Eggenberg geſchrieben und ihn gebeten, den Kaiſer auf andere Gedanken zu bringen. Aus dem, was er von der Antwort des Fürſten mittheilt, erhellt aber blos, daß Eggenberg verſucht hatte, ſeinerſeits des Auftrags entledigt zu bleiben.

Auch ſo konnte er Wallenſtein nur zu dem Verſprechen bringen, den Oberbefehl auf drei Monate zu übernehmen, als welche Zeit er mit Grund für hinreichend hielt, ein Heer von 40—50,000 Mann aufzubringen. Den Titel als Generaliſſimus, der mit einem Gehalt von 100,000 Thlrn. verbunden ſein ſollte, lehnte er ab. Schon die erſte Nachricht, daß Wallenſtein an der Spitze ſtehe, machte einen Eindruck, wie er ſich heutzutage durch ein ſtarkes Steigen der Courſe ausſprechen würde. Die alten Kriegshauptleute, z. B. Teufenbach und Adam Traun, der dem Herzog erklärte, er halte ſich „für viel glückſeliger, unter Sr. fürſtl. Gnaden eine Pike zu tragen, als auf dieſe Weiſe Oberſt zu ſein“, ſchickten Glückwünſchungsſchreiben. Selbſt Tilly ſchrieb ihm und drückte ihm ſeine Freude aus, ſeinerſeits der Bürde und Arbeit nun überhoben zu werden, eine Hoffnung, die freilich auf ganz andere Weiſe und in anderm Sinne in Erfüllung gehen ſollte.

Das Heer, deſſen Beſchaffung Wallenſtein verſprochen hatte, ward noch vor der angegebenen Zeit vollzählig. Auf allen Werbeplätzen waren die Werbetrommeln des Friedländers erſchollen. Graf Merode war zu den flandriſchen Wallonen, Graf Terzky nach Polen geeilt, von wo er Koſaken, wie Graf Iſolani aus Ungarn zahlreiche Kroaten brachte. Bald hatte Wallenſtein 120 Compagnien Fußvolk, 214 Schwadronen Reiterei, nebſt 44 Kanonen[1]) beiſammen. Die Geſammtzahl ward auf gegen 40,000 Mann angeſchlagen. Durch reiche Spenden der Großen des Reichs und eine hohe Vermögensſteuer wurden anſehnliche Geldmittel beſchafft, ſodaß diesmal die Rüſtung keineswegs lediglich auf des Friedländers Credit ſtand, ſowie auch die meiſten Truppen aus des Kaiſers Landen waren. Jetzt aber waren die drei Monate um und Wallenſtein wollte den Oberbefehl wieder niederlegen. Bei einem eben erſt neugebildeten, folglich noch nicht zu einem feſten, bewußten Organismus verwachſenen, noch nicht von einer Mannichfaltigkeit ſelbſtändiger Intereſſen durchzogenen, noch keinerlei Einflüſſen vom Hofe aus zugänglich geweſenen Heere, das weſentlich durch Wallenſtein's Namen und Anſehen und ſeiner nächſten Freunde und Verwandten Bemühungen zuſammengebracht worden, war es doppelt erklärlich, daß die Nachricht von ſeinem bevorſtehenden Abgange eine ſofortige Auflöſung des Heeres zu bewirken drohte. Je entſchiedener ſich dies aber herausſtellte, deſto beharrlicher hielt er an ſeiner Weigerung, und wenn man bedenkt, daß er ſich ſchließlich doch durch die zuletzt von ihm erwirkten Bedingungen beſtimmen ließ, zu gewähren, was er den dringendſten Bitten und Vorſtellungen ſolange abgeſchlagen und daß er ſpäter ſich von dem, angeblich ſo ungern übernommenen Commando nicht wieder trennen wollte, ſo liegt der Gedanke nicht zu fern, daß ſein Widerſtreben kein ganz aufrichtiges geweſen und daß er ſich mehr deshalb ſo hartnäckig geweigert habe, um ſeinen Preis zu ſteigern. Will man ſagen, daß er die harten Bedingungen, nach deren Erfüllung er ſich zuletzt ergab, habe ſtellen müſſen, um der erfolgreichen Führung des Krieges ſicher und gegen die Intriguen ſeiner Gegner geſchützt zu ſein, ſo läßt ſich dem entgegnen: daß der Hof überhaupt keine Schwierigkeiten machte, jeden ſeiner Wünſche zu erfüllen, daß ihm in keinem Falle etwas geweigert worden wäre, was er brauchte, um den Krieg im wahren Intereſſe des Kaiſers mit Erfolg zu führen, und daß er ſich am beſten gegen ſeine Gegner decken konnte, wenn er ſich das ungemeine Vertrauen, das der Kaiſer ihm bewies, durch unverrückt maßvolle und weiſe Führung zu erhalten wußte und dabei billigen Wünſchen des Hofes gebührende Rückſicht ſchenkte.

---

[1]) Es war ein Hauptvortheil der Schweden in jenem Kriege, daß ſie mit Geſchütz beſſer verſehen waren und es beſſer bedienten, als ihre Gegner.

Der Kaiſer beſtürmte ihn erſt durch Eggenberg, der zu Grätz erkrankt war und nur brieflich einwirken konnte. Dann ſchickte er ihm zwei Männer zu, in deren Erſcheinen als Bittende in ſolcher Angelegenheit eine neue Genugthuung für den Herzog liegen mußte: den Pater Quiroga, Beichtvater der Königin von Ungarn, und den ſpaniſchen Präſidenten Bruneau, die der Kaiſer mit einem eigenhändigen Beglaubigungsſchreiben (Wien, 28. Febr. 1632) verſah. Aber auch ſie brachten keinen günſtigen Beſcheid zurück. Hierauf ſendete der Kaiſer den Biſchof

Anton von Wien[1], kündigte deſſen Ankunft durch ein äußerſt gnädiges vertrauliches Handſchreiben (25. März) an und gab ihm auch noch ein beſonderes Empfehlungsſchreiben mit. Er bewirkte wenigſtens ſoviel, daß der Herzog ſich verſtand, bis zur Hälfte April, alſo noch zwei bis drei Wochen, beim Heere zu bleiben, da der Feldzug doch nicht früher eröffnet werden dürfte. Aber nochmals erklärte er: daß er ſich wegen zunehmender Körperleiden einem ſo großen Geſchäfte nicht gewachſen fühle. Wurden dieſe Leiden durch die Bedingungen gehoben, deren Gewährung er ſchließlich verlangte und zugeſtanden erhielt? Fürſt Eggenberg war geneſen und erhielt die ausgedehnteſten Vollmachten, ſowie Schreiben des Kaiſers (vom 11. April) und des römiſchen Königs an den Herzog. Hier nun ſtellte der Herzog folgende Bedingungen: Der Herzog von Friedland ſoll nicht allein der Röm. K. Maj., ſondern auch des ganzen Hauſes Oeſterreich und der Krone Spanien Generaliſſimus ſein und dieſe Würde in optima forma erhalten. Der römiſche König ſoll ſich nicht perſönlich bei dem Heere befinden, vielweniger darüber zu commandiren haben. Wenn Böhmen wieder erobert ſein wird, ſoll der römiſche König zu Prag reſidiren, wo ihm Don Balthaſar de Maradas[2] mit 12,000 Mann zur Schutzwache bis zum allgemeinen Frieden dienen ſoll. „Kaiſerliche Aſſecuration auf ein öſterreichiſches Erbland in optima forma als ordinari recompense. Nach occupirten Ländern das höchſte Regal[1] im Römiſchen Reiche als eine extraordinari recompense.“ Die Confiſcation im römiſchen Reiche in absolutissima forma, ohne alle Einmiſchung des Reichshofraths, der Hofkammer und des Reichskammergerichts. Auch der Pardon ſoll vom Herzog abhängen. Der Kaiſer kann nur in Bezug auf Leben und Ehre pardonniren, und auch ein ſolcher Pardon muß vom Herzog beſtätigt werden; einen Realpardon kann nur der Herzog ertheilen[2]. Bei einer Friedensverhandlung ſollte auch des Herzogs Privatintereſſe, u. A. Mecklenburgs halber, mit aufgenommen werden. Dem Herzog ſollen „alle Mittel und Speſen zur Continuation des Krieges hergegeben werden.“ Alle Erblande des Kaiſers „ſollen zu ſein und ſeiner Armada der Rücken und retirada offen ſtehen.“ Gewiß waren dieſe Bedingungen, namentlich hinſichtlich der Stellung Wallenſtein's zu den Gegnern, des Confiſcationsrechts und der Beſchränkung der kaiſerlichen Gnade, ausſchweifend und für Viele bedrohlich. Dagegen können wir nicht finden, daß der Kaiſer damit völlig in die Hände Wallenſtein's gegeben geweſen wäre, oder daß jene Bedingungen Wallenſtein bei ſeinen

---

[1] Herr Förſter (S. 85) ſpottelt, daß der Kaiſer ſich abermals an einen „Gewiſſensrath" gewendet. Nun Dr. Anton Wolffrath, Fürſtbiſchof zu Wien, geb. zu Köln 1581, im collegium germanicum zu Rom gebildet, wo ihm bei ſeiner Promotion die Cardinäle Baronius und Bellarmin opponirten, 1613 Abt zu Kremsmünſter, war von 1624—30 Hofkammerpräſident und hatte 1630 zu Regensburg über den italieniſchen Frieden verhandelt. 1631 ward er Biſchof von Wien und Reichsfürſt, 1634 Director des Geheimen-Raths. 1635 leitete er zu Leitmeritz den Prager Frieden ein. Er † 1639.

[2] Dieſer commandirte ſchon vor der Einnahme Prags durch die Sachſen daſelbſt und ſoll damals den Herzog um Rath gefragt ha-

---

ben, worauf dieſer geantwortet: er möge thun, was er wolle; er habe kein Commando mehr. Maradas zog ohne Schwertſtreich ab.

[1] Seltſam genug erklärt Herr Förſter dies (S. 87) für die Oberlehnsherrlichkeit, die doch nur dem Kaiſer zuſtand. Graf Mailath verſteht richtiger die Rechte des unmittelbaren Reichsfürſten in ihrem vollen Umfange darunter.

[2] Als Motive werden angeführt, daß der Kaiſer gar zu mild ſei, ſowie — was wol das Hauptmoment geweſen iſt — daß man Mittel haben müſſe, „die Oberſten und Officiere zu remuneriren, auch die Soldateska zu contentiren.“

ſpätern Schritten zur Rechtfertigung hätten dienen können. Das Heer blieb des Kaiſers; Wallenſtein's Pflicht blieb es, den Krieg für den Kaiſer und in deſſen Intereſſe zu führen; ſelbſt bei der Art der Kriegführung iſt er von den Befehlen ſeines oberſten Kriegsherrn keineswegs entbunden worden, wie er denn in der That vielfach nach Hofe berichtete, Inſtructionen einholte, ſich an Eggenberg wendete, um die Zuſtimmung des Kaiſers zu einer Operation zu erwirken[1]). Ebenſowenig war darin die Stellung des Generaliſſimus für unantaſtbar erklärt und nach wie vor blieb dem Kaiſer das Recht, den Auftrag zu jeder Zeit zurückzunehmen. So können wir es gar nicht ſo wunderlich finden, daß man in Wien, wohin Fürſt Eggenberg 14. April dieſe Nachrichten überbrachte, nicht die mindeſte Schwierigkeit machte, in die Bedingungen einzugehen und höchſt erfreut war, daß der Herzog ſich endlich doch noch bereit gezeigt habe, das Commando zu übernehmen[2]). Der Kaiſer ließ dem Herzog durch den Biſchof von Wien „alle Gnaden, Dankbarkeit und Satisfaction" verſichern. Als ein erſter Beweis diente (16. April) die pfandweiſe Verleihung des Fürſtenthums Glogau, das der Herzog ſo lange genießen ſollte, bis er in Mecklenburg reſtituirt, oder für daſſelbe anderweit entſchädigt worden wäre.

Vorerſt hatte der Herzog nun die Sachſen aus Böhmen zurückzudrängen. Schon ſeit einiger Zeit hatte er mit Sachſen, zunächſt mit Arnim, unterhandelt, diesmal rein im Intereſſe des Kaiſers, um Sachſen von der ſchwediſchen Allianz abzuziehen. Obgleich aber Wallenſtein ſich dabei ermächtigt erklärte, vollkommene Poſſeſſion der geiſtlichen Güter, ſowol der vor als der nach dem Paſſauiſchen Vertrage eingezogenen, zuzugeſtehen und zu verſichern[1], und obgleich der Kurfürſt zu jener Zeit auch von Dänemark und Frankreich, von beiden aus Eiferſucht auf Guſtav Adolf's Erfolge, durch beſondere Geſandtſchaften zum Frieden gedrängt ward[2], den er ſelbſt ſehr eifrig wünſchte, ſo wollte er doch auf einen Abſchluß ohne Schwedens Theilnahme nicht eingehen, noch hat ihm Arnim ſo etwas gerathen. Die Verhandlungen, welche zunächſt dazu beigetragen haben mögen, daß Wallenſtein mit dem Angriffe auf die Sachſen noch zögerte, waren ſo gut wie abgebrochen, als der ſchwediſche Geſandte, Graf Solms, davon Kenntniß erhielt und dem Kurfürſten Abſchriften von drei Briefen vorlegte, deren Einer von dem Unterhändler des Herzogs, Sparr, der Zweite von dem Herzog ſelbſt, der Dritte von Arnim herrührte. Daß auch bedenkliche Sachen vorgekommen, läßt ſich aus einer Antwort Arnim's ſchließen, worin er an Sparr ſchreibt: „Ich bitte Ihn um Gottes willen, Er ſchreibe mir ſolche Briefe nicht, ſonſten wird er mich um Ehre, Leib und Leben unverſchuldet bringen. Er ſchreibe mir aber, damit ich es dem Kurfürſten weiſen kann.“ Die Schweden faßten ſeitdem einen Argwohn gegen Arnim, der freilich weder unbedingt ſchwediſch-proteſtantiſch, noch kaiſerlich, ſondern gut deutſch-proteſtantiſch war, d. h. Deutſchland durch ſich ſelbſt in ſeiner alten politiſchen und kirchlichen Freiheit behauptet wiſſen wollte. — Wie der Herzog ſich überzeugte, daß er keinen Zwieſpalt bei ſeinen Gegnern erregen könne, nahm er 5. Mai das ſchwach beſetzte Prag wieder ein. Nochmals wurden vergebliche Unterhandlungen verſucht, welche es Arnim möglich machten, die ſächſiſchen Truppen unverſehrt über Außig zurückzuziehen.

---

[1]) S. z. B. das Schreiben des Herzogs an den Kaiſer, Chemnitz, 21. Nov. 1632, und das darauf bezügliche vom folgenden Tage, bei Philippi, Der Tod Guſtav Adolf's (Leipzig 1832), S. 109. ff.

[2]) Da das Breve, womit Papſt Urban VIII. dem, wie es ſagt, wieder zum Commando berufenen Herzog einen geweihten Degen ſchickt (Förſter S. 58 ff.), vom 17. Jan. 1632 datirt, ſo muß es ſich auf den erſten Wiedereintritt beziehen.

---

[1] Helbig, Wallenſtein und Arnim, S. 11.

[2] Derſelbe, Guſtav Adolf ꝛc., S. 75.

Inzwiſchen war Guſtav Adolf durch die fetten Bisthümer Frankens und der Rheinlande gezogen, hatte Würzburg, Bamberg, Mainz genommen und am letztern Orte ſeine Winterquartiere gehalten. Sei es nun, daß dieſer Zug franzöſiſche Intriguen ſtören oder unterſtützen ſollte, oder daß er der Ausbeutung reicher Lande und der Vorbereitung künftiger Erwerbungen und Verleihungen galt, ohne am Rhein irgend etwas Wichtiges und für den fernern Gang des Krieges, deſſen Beendigung er nicht dort, ſondern vor Wien zu ſuchen gehabt hätte, Entſcheidendes vermocht zu haben, rückte er nach Franken zurück und wider Baiern, ſiegte am Lech über Tilly nochmals und drang in das Herz von Baiern. Am 17. Mai zog er in München ein. Es war nicht blos zum Schutze Baierns, nein zu Oeſterreichs Schutze ſelbſt, wenn Wallenſtein ihn in Baiern aufſuchte und von weiterer Verfolgung der nun endlich eingeſchlagenen Bahn zurückrief. Der Kurfürſt von Baiern kam ſelbſt nach Eger, um ſich mit Wallenſtein über die Vereinigung der beiderſeitigen Heere zu beſprechen. Bei der Zuſammenkunft ſuchten Beide ihren Groll in Freundlichkeit zu verkehren; es haben aber, ſagt Khevenhüller, „die Curioſi vermerkt, daß Ihre kurfürſtliche Durchlaucht die Kunſt zu diſſimuliren beſſer als der Herzog gelernt.“

Guſtav Adolf hatte bei der Nachricht von dem Heranrücken des kaiſerlichen Heeres, das ihm leicht ſeine

Verbindungen hätte abſchneiden können, wenn er ſich weiter gewagt hätte, eine rückgängige Bewegung gemacht und ein feſtes Lager bei Nürnberg bezogen. Von hier konnte er ſeine Beziehungen zu dem Weſten decken, oder Sachſen zu Hilfe eilen, oder, wenn es ihm gelang, das kaiſerliche Heer durch Schlachten zu zerſtreuen und aufzulöſen, den Zug längs der Donau wieder aufnehmen. Wallenſtein ließ ihn einen Monat lang auf ſich warten und weigerte ihm dann die Schlacht, welche Guſtav Adolph, wenn auch bedeutend ſchwächer an Zahl, gewünſcht hatte. Das vereinigte kaiſerlich-liguiſtiſche Heer zählte bei 60,000 Mann, das des Schwedenkönigs anfangs nur 18,000. Wallenſtein aber bemerkte mit Recht: „Mein Heer iſt neu; wird es in einer Feldſchlacht überwunden, ſo iſt Deutſchland und Italien in Gefahr; ich will dem König von Schweden eine neue Art zeigen, Krieg zu führen.“ So verſchanzte er ſich gleichfalls bei Nürnberg und benutzte ſeine Ueberzahl und beſonders ſeine zahlreichen leichten Truppen, den Schweden die Zufuhren abzuſchneiden, während er das Hinzukommen der Verſtärkungen, welche der König aus Franken, Schwaben und Sachſen an ſich zog, nicht hinderte. Sie vermehrten nur die Bedrängniß durch Vermehrung des Bedarfs und ihren Angriffen glaubte der Herzog gewachſen zu ſein. Zudem raffte der Mangel von Tag zu Tag eine Menge Menſchen und Pferde hinweg, ſodaß der Verluſt der Schweden auch ohne Schlacht groß war. So lagen ſich die Heere neun Wochen hindurch gegenüber. Dann verſuchte der König einen tagelangen Sturm auf die Stellung der Gegner, aber alle Angriffe wurden abgeſchlagen. Guſtav Adolf fühlte das Mißliche ſeiner Lage und ſendete den gefangenen kaiſerlichen Oberſten Sparr an den Herzog, um wegen der gegenſeitigen Freigebung der

Gefangenen, wegen Einführung des beſtändigen Quartiers[1]) und wegen des Friedens Verhandlungen anzuknüpfen. Dem erſten Punkte trat Wallenſtein bei. In Betreff des Quartiers aber erklärte er: „er verlange, die aufeinander ſtoßenden Truppen ſollten entweder combattiren oder crepiren.“ Wegen des Friedens müſſe er mit dem Kurfürſten Maximilian Rückſprache nehmen und bei dem Kaiſer anfragen. Ueber die Antwort des Kaiſers exiſtiren verſchiedene Verſionen. Graf Mailath[2]) hat im k. k. Staatsarchiv ein Antwortsconcept gefunden, worin der Kaiſer ſich zum Frieden geneigt bezeigt, zu deſſen Verhandlung der Kurfürſt von Baiern beizuziehen ſein und über deſſen Bedingungen der Herzog nähere Inſtructionen erhalten würde. Dieſes Schreiben iſt aber nicht abgegangen, weil, wie Graf Trautmannsdorf bei Anſicht des Concepts bemerkt hat, der Biſchof von Wien bereits geantwortet habe. Ob in dem Schreiben des Letztern die von Förſter[3]) angeführte Vorſchrift geſtanden hat: „keiner gütlichen Antwort mehr zu trauen, ſondern die gedrungene Nothwehr und Gegenexpedition noch ſtärker zu inſinuiren,“ wiſſen wir nicht. In der That aber iſt nicht wohl anzunehmen, daß man ſich damals, wo beide Theile noch Kraft zur Fortführung des Kriegs in ſich fühlten, über den Frieden geeinigt haben würde. Denn Guſtav Adolf wollte vor Allem etwas zu ſeiner „Satisfaction“, in welcher Beziehung er ſeine Anſprüche ſeit Pommern gewaltig geſteigert hatte [1]), und was er begehrte, war ſchon den proteſtantiſchen Fürſten zu viel, wie viel mehr dem Kaiſer.

---

[1]) Es handelte ſich dabei nicht, wie es nach Förſter's Darſtellung ſcheinen will, um das Pardongeben an einzelne Feinde, ſondern um eine damals in den Niederlanden gebräuchliche Einrichtung, wonach eine kleinere Partei, die auf eine größere ſtieß, ſich ohne Gefecht ergeben ſollte.

[2]) A. a. O. S. 298—299.

[3]) A. a. O. S. 92.

Im Uebrigen war Guſtav Adolf bereits von Nürnberg aufgebrochen, bevor eine Antwort von Wien eintreffen konnte. Seine Abſicht, Wallenſtein nach Baiern zu locken und dadurch von Sachſen abzuziehen, ſchlug fehl; Wallenſtein warf ſich auf Sachſen, indem er die Deckung Baierns dem liguiſtiſchen Heere überließ, dem er noch ein Corps unter Aldringen beigab. So zog er den König nach Sachſen zurück und befreite Süddeutſchland wirkſamer, als wenn er dort geblieben wäre. Wallenſtein hat, als Oberbefehlshaber, in keiner offenen Feldſchlacht geſiegt, auch nicht, wie Guſtav Adolf, ſich um die taktiſche Beweglichkeit der Truppen und die Verbeſſerung der Kriegsmittel weſentliche Verdienſte erworben; aber als Strateg ſteht er jedenfalls hoch, und wenn auch gewonnene Schlachten mehr zu imponiren pflegen, als gelungene Feldzüge, ſo ſind doch die großen Strategen ungleich ſeltener, als die tüchtigen Schlachtenführer. In Sachſen zogen die Kaiſerlichen bis gegen Torgau, wo ſie der ſächſiſche Generalmajor Hofkirchen, mit 2000 Reitern, zu denen auch Herzog Georg von Lüneburg ſeine Reiter geführt hatte [2]), eine Zeitlang beſchäftigte. Auf die Nachricht von Guſtav Adolf's Anrücken aber, der ſich zu Arnſtadt mit Herzog Bernhard vereinigt hatte, gingen auch die Kaiſerlichen auf Leipzig zurück, wo Pappenheim zu dem Herzog ſtieß, der auch an Gallas nach Böhmen, an Aldringen nach Franken Befehl erließ, zu ihm zu kommen 1), ſobald er höre, daß der König Baiern verlaſſe. „Denn,“ ſo ſchrieb er, „wenn wir den König gedämpft haben, ſo ſindt die andern alle gefallen.“ Als der König ſich aber in Naumburg verſchanzte, vermuthete Wallenſtein, derſelbe werde ſein Beiſpiel von Nürnberg her nachahmen und jedenfalls nicht ſo bald und vor ſeiner Vereinigung mit den Sachſen und Lüneburgern zu einem Angriff ſchreiten. Da er nun bis dahin auf Verſtärkungen durch Gallas und vielleicht Aldringen rechnete und ſich auch ohnedies den Schweden an Zahl überlegen wußte, ſo bezog auch er erſt ein Lager bei Weißenfels, dann, wie er dies nicht ſicher genug fand, um Lützen und entließ Pappenheim zunächſt nach Halle, wo er die Moritzburg nehmen und auch von dort aus die Sachſen und Lüneburger an ihrer Vereinigung mit den Schweden hindern ſollte. Sobald aber Guſtav Adolf Pappenheim's Abzug erfuhr, beſchloß er den Angriff und rückte auf Weißenfels und Lützen. Wallenſtein ward durch Colloredo, der von dem Schloſſe zu Weißenfels die anrückenden Schweden gewahrt hatte, noch zeitig genug gewarnt, um Pappenheim für den Schlachttag zurückbeſtellen zu können und ſich ſelbſt zu dieſem zu rüſten. Am 6. Nov. ward denn jene berühmte Schlacht bei Lützen geſchlagen, in deren Anfang bereits Guſtav Adolf

---

[1]) S. Helbig, a. a. O. S. 78—80, 83.

[2]) Helbig, a. a. O. S. 58 ff. Die Sachſen waren theils in Schleſien, theils in Franken. Hofkirchen war jedoch vom König zurückgeſchickt worden. An den Kurfürſten ſchrieb Herzog Bernhard, der König werde ihm gewiß zu Hilfe kommen; er ſolle bis dahin wenigſtens Dresden, Torgau und Wittenberg halten. Ebend. S. 86.

---

1) An Gallas erging der Befehl am 30. Oct. Der an Aldringen, Zwickau, 24. Oct., erlaſſene kam nicht an ſeine Beſtimmung, da er aufgefangen ward. Der nach der lützener Schlacht gegebene Befehl gleichen Inhalts war hiernach nur ein erneuerter. S. Helbig, a. a. O. S. 86—88. Pappenheim hatte in Niederſachſen den Krieg auf eigene Fauſt geführt und Wallenſtein rechnete nicht auf ſein Herankommen.

von feindlichen Kugeln zum Tode verwundet ward [1]), und wo zwei Angriffe der Schweden, der zweite durch den zurückkehrenden Pappenheim und ſeine Reiter mit Verluſt ihres kühnen Führers, abgeſchlagen wurden, der dritte aber, zu welchem Herzog Bernhard den Reſt der Schweden befehligte, die Kaiſerlichen zum Rückzug brachte, zu deſſen Deckung Pappenheim's Fußvolk noch rechtzeitig eintraf. Wallenſtein war mitten im Kampfe geweſen und ward von einer Kugel getroffen, die aber nicht eindrang, was denn den Glauben beſtärkte, daß er kugelfeſt ſei, oder beſondere Schutzmittel, ein Elendskoller namentlich, trage. Neben ihm hatten vornehmlich Pappenheim [2]) und Piccolomini, der fünf Pferde verlor und ſechs Wunden erhielt, ſich hervorgethan. Auch Colloredo, Holk, Terzky, Harrach, Grana, Breuner waren verwundet worden. Bei 10,000 Todte oder Verwundete hatte beiden Theilen die neunſtündige Schlacht gekoſtet, welche beide zu größern Unternehmungen für die nächſte Zeit außer Stande ließ, deren bedeutungsvollſtes Ereigniß aber der Tod Guſtav Adolf's war, jenes wahrhaft hochſinnigen und, ſoweit dies mit den Strebungen im Gebiete der haute politique vereinbar, edeln, dabei aber überaus klugen und namentlich in der äußern Politik gewandten Fürſten. Mit ſeinem Tode verſchwanden die ausſichtsreichern Entwürfe zu größern Umgeſtaltungen, verlor aber auch der Krieg den Reſt von höherer Weihe, den er noch gehabt hatte, und wurde völlig ein Tummelplatz der Hab- und Ländergier, des Uebermuths und der ſelbſtſüchtigen politiſchen Intrigue. Auch für Wallenſtein's Entſchlüſſe iſt Guſtav Adolf's Tod ſchwerlich ohne Bedeutung geweſen.

---

[1]) Ueber ſeine Entwürfe und ſeinen Tod vielleicht künftig einmal.

[2]) Gottfried Heinrich Marſchall von Pappenheim, geb. am 29. Mai 1594, zu Altorf und Tübingen gebildet, in ſeinem 20. Jahre zur katholiſchen Kirche übergetreten, der er bis an ſein Ende feurig ergeben war, diente erſt König Sigismund von Polen, dann der Ligue, zeichnete ſich ſchon bei Prag aus, wo er ſchwer verwundet ward, wie er denn überhaupt, ſeiner vielen Wunden halber, von den Soldaten Schrammhanns genannt wurde, kämpfte von 1623—25 in der Lombardei, dämpfte 1626 in Monatsfriſt den proteſtantiſchen Bauernaufſtand in Oberöſterreich, focht dann an Tilly's, ſpäter an Wallenſtein's Seite, öfters auch detachirte Corps führend, bis er bei Lützen fiel. Ein eigentlicher Anhänger Wallenſtein's wäre er wol nie geworden.

Wallenſtein wollte zwar geſiegt haben, erkannte aber am Tage nach der Schlacht, daß ihm nur übrigbleibe, ſich nach Böhmen zurückzuziehen. Er erließ erneute Befehle an Aldringen, ſich von den Baiern zu trennen und nach Eger zu rücken, nahm ſie jedoch, da der Kurfürſt von Baiern ſehr über dieſe Maßregel klagte und das Heer ſich in Böhmen bald wieder in leidlichen Stand geſetzt hatte, der Feind aber nur ſehr lau, eigentlich gar nicht verfolgte, zurück [1]). Zunächſt theilte er darauf Lohn und Strafe wegen des Benehmens bei der Schlacht aus; beide ſehr reichlich. Graf Merode, der mit Pappenheim's Fußvolk noch rechtzeitig zur Deckung des Rückzugs eingetroffen war, erhielt 1000 Ducaten, Marcheſe di Grana 4094 Fl., Feldzeugmeiſter Breuner 12,316 Fl., Oberſt Kehraus 10,000 Fl., mehre Officiere goldene Ketten, ſieben Regimenter größere Geldſummen bis zu 10,000 Fl. Dagegen wurden, nach dem Ausſpruch des zu Prag niedergeſetzten Kriegsgerichts und ohne daß ein Anrufen der kaiſerlichen Gnade geſtattet wurde, elf höhere Officiere und vier gemeine Reiter geköpft, ein niederer Officier gehängt, ſieben unter dem Galgen für ehrlos erklärt, die Namen von vierzig an den Galgen geſchlagen. Die Italiener bei dem Heere nannten ſeitdem den Herzog „il Tiranno".

---

[1]) S. Philippi, a. a. O. S. 104—109.

Den Winter und das Frühjahr blieb der Herzog ruhig in Böhmen, beſchäftigt, ſein Heer zu ergänzen und zu kräftigen. In Unterhandlungen ſcheint er ſich in dieſer Zeit nicht eingelaſſen zu haben, wies vielmehr die Anträge des nach der lützener Schlacht aus ſchwediſchen in kurſächſiſche Dienſte getretenen Herzogs Franz Albrecht von Sachſen-Lauenburg [1]), der ſich damit an Gallas gewendet hatte, zurück, indem er (Prag, 19. Jan. 1633) an Letztern ſchrieb: „Unſer Herr, der Kaiſer [2]), wird dies Werk durch Waffen und nicht durch Tractaten entſcheiden; ich glaub wohl, daß die Schweden Fried begehren, ſie wollen nach Haus und habens Urſach. Die beiden Kurfürſten ſehen ſelbſt, in was vor Labirinth ſie ſtecken, aber vorm Jahre haben ſie den Frieden nicht ambraciren wollen, darum iſt jetzunder für ſie occasio calva" [3]). Im Mai brach er plötzlich nach Schleſien auf, lag den vereinigten Sachſen und Schweden, denen er an Zahl überlegen war, eine Woche lang thatlos gegenüber, wendete ſich dann raſch gegen Nimptſch und erſtürmte es [1]), ſtand dann bei Schweidnitz wieder neun Tage den Gegnern gegenüber und ſchloß darauf (7. Juni 1623) einen Waffenſtillſtand auf 14 Tage, zu deſſen Abſchließung er aufgefodert hatte, worauf ſich General Arnim und die Oberſten von Burgsdorf und Fels in ſeinem Lager einfanden.

---

[1]) Ueber dieſen vielleicht künftig einmal.

[2]) Möchte er die Bedeutung dieſer ihm damals noch geläufigen Worte ſtets im Auge behalten haben!

[3]) Förſter, a. a. O. S. 98. — Helbig, Wallenſtein und Arnim, S. 16, ſucht den Grund dieſer Abweiſung darin, daß das Heer noch nicht völlig organiſirt war, Wallenſtein aber ſtets dem Grundſatz gefolgt ſei: si vis pacem, para bellum. Wir glauben auch, daß Wallenſtein aus dieſem Grunde in jener Zeit mit keinen Friedenserbietungen verging. Weniger möchten wir glauben, daß er deshalb an ihn gebrachte Anträge ohne Weiteres abgewieſen hätte, und ſcheinen uns die Worte ſeines Schreibens das Gepräge der Wahrheit und Ueberzeugung zu tragen, höchſtens mit der Nebenabſicht, den Kurfürſten etwas bange zu machen.

Ueber die während dieſes Waffenſtillſtands und in der nächſten Zeit zwiſchen dem Herzog und Arnim, zum Theil in Gegenwart des ſchwediſchen Oberſten Fels, gepflogenen Verhandlungen verbreiteten ſich ſchon damals ſehr befremdliche und großes Aufſehen machende Gerüchte, die dann von gleichzeitigen und ſpätern Schriftſtellern zuſammengeſtellt und vermehrt wurden und den Gegnern Wallenſtein's viel anſcheinenden Grund zu der Annahme gaben, er habe ſchon damals untreue und verrätheriſche Entſchließungen gefaßt gehabt, von denen er nur zurückgetreten, weil er auf der andern Seite nicht das erwartete Entgegenkommen und Vertrauen gefunden. Auch die Vertheidiger Wallenſtein's konnten ihn nur durch die Vermuthung zu rechtfertigen verſuchen, daß er mit ſeinen Anträgen und Aeußerungen den Gegnern habe eine Falle ſtellen und ſie bis zur Ausführung eines kühnen Kriegsſtreichs in Sicherheit wiegen, vielleicht auch Uneinigkeit und Verdacht unter ihnen ſelbſt hervorrufen wollen. Es wurde nämlich zu jener Zeit in Breslau erzählt, der Herzog habe ſeinen Degen auf die Erde geworfen und ausgerufen: der müſſe ein Erzſchelm ſein, der ihm den Degen, der Krone Schweden und den Kur-

---

1) Hier ließ er den ſächſiſchen Hauptmann und den ſchwediſchen Lieutenant, die dort befehligten, erſchießen, weil ſie ſich nicht ſofort ergeben hatten. Eine Grauſamkeit, welche das neuere Kriegsrecht ſehr weislich gänzlich beſeitigt hat. Jeder Staat muß ſich freuen und es aufmuntern, daß die Diener des Staats ihre Pflicht thun.

fürſten von Sachſen und Brandenburg zuwider, aufheben würde; als man ihm das: Haereticis non esse fidem habendam entgegengehalten, habe er mit einem Ha! Ha! geantwortet: das wäre ein Pfaffenſchluß und wolle er ſchon einen Strich dadurch machen; er habe ſich als ärgſten Feind der Jeſuiten geſtellt, ſie Beſtien und mehr geſcholten ꝛc.[1]) Weiter wird berichtet: er habe gegen Arnim geäußert, daß er die Abſicht habe, einen allgemeinen Frieden herbeizuführen, und die Mittel beſitze, den Kaiſer dazu zu zwingen. Die Exulanten ſollten reſtituirt, die Jeſuiten zum Teufel gejagt werden. Die Kurfürſten von Sachſen und Brandenburg ſollten Koſten und Schaden fallen laſſen, die Schweden auf Koſten der Ligue mit Geld abgefunden werden. Den Baierfürſten, der „das Spiel angefangen,“ wolle er im Nothfall ſelbſt bekriegen helfen, und dann mit beiderlei Armeen gegen den Türken ziehen und dieſen aus Europa treiben. Für Mecklenburg, Glogau und Sagan wolle er Böhmen und Mähren nehmen, den Vertriebenen die Güter zurückſtellen, das kurpfälziſche Haus wieder einſetzen [2]).

Gemäßigte und unbefangene Geſchichtſchreiber hatten gezweifelt, daß der Herzog in der That alle dieſe Aeußerungen gethan, ſich vielmehr überzeugt gehalten, daß er Manches darunter gewiß nicht geſagt habe, nicht geſagt haben könne. Was durch Helbig im ſächſiſchen Staatsarchive über die Sache gefunden worden [1]), beſtätigte dieſe Vermuthung nicht nur, ſondern machte es auch höchſt wahrſcheinlich, daß Wallenſtein in derſelben, ſoweit es ſich um beſtimmte Erklärungen und Anträge gehandelt, immer noch in Uebereinſtimmung mit ſeinen Vollmachten verfahren ſei [2]), und daß die „wunderlichen Reden", die er vielleicht nebenbei fallen laſſen und die zu obigen Geſchichten ausgeſchmückt worden, eben nur unbeſtimmte Aeußerungen und Phantaſieſtücke geweſen ſeien, denen obendrein die Abſicht der Täuſchung wol zu Grunde gelegen haben könne. Aus Arnim's Berichten an ſeinen Hof geht nichts hervor, was über die Abſicht, Sachſen für eine gemeinſame Operation zur Herſtellung des Friedens zu gewinnen, hinausginge. Es ſolle Alles im römiſchen Reiche, ſowol was die Religion, als was weltliche Sachen betreffe, in den vorigen Stand geſetzt und dabei erhalten werden. Hat das Erbieten: „wider alle Diejenigen, ſo ſich dem entgegenſetzen ſollten, ohne einigen Unterſchied," ſeine Waffen zu wenden, auch ſein Bedenkliches, ſo verſchwindet dieſes, wenn man annimmt, der Herzog ſei von der Vorausſetzung ausgegangen, ein Widerſtand ſei nicht von dem Kaiſer, ſondern von Schweden und Frankreich zu beſorgen [3]). Daß aber der Herzog mit derartigen Reden und Vorſchlägen ſich an den Gedanken gewöhnte, wenn nicht Andere daran gewöhnen wollte, ſich und ſein Heer als eine Macht zu betrachten, die er zur Herſtellung des Friedens wider Jedermann, alſo auch gegen den Kaiſer, ſeinen und ſeines Heeres Herrn, gebrauchen könne, mag man nicht ganz in Abrede ſtellen. Von den ſpeciellen politiſchen Projecten, welche oben erwähnt worden, kommt in Arnim's Berichten ſo wenig ein Wort vor, wie von den Aeußerungen über die Jeſuiten und den Kurfürſten von Baiern. Direct widerlegt ſcheint Wallenſtein's angebliches Streben nach dem Beſitz von Böhmen und Mähren für jenen Zeitpunkt durch folgende Mittheilung Arnim's: „doch habe ich ſo viel vernommen, daß er ſeine Mühe auch nicht vergebens anwenden wolle; (er) ſuchet die Unterpfalz, anſtatt Mecklenburgs, vor ſein recompens.“ Nun dieſes Begehren, wie viel es auch umfaßte, ſtand doch nicht im Widerſpruch mit dem, was Wallenſtein vom Kaiſer in Ausſicht geſtellt worden, und er konnte die kaiſerliche Zuſtimmung dazu weit eher erwarten, als die der Proteſtanten.

---

[1]) Aus Bukiſch Religionsacten in K. A. Menzel's Neuerer Geſchichte der Deutſchen, VII, S. 381—382. Die ganze Relation trägt das Gepräge jener Erfindungen, wie ſie der Parteigeiſt bis auf den heutigen Tag ſo häufig ausſtreut und ſo leichtgläubig hinnimmt, wie ſie ſich aber für den Kundigen dadurch verrathen, daß ſie die Männer, denen ſie nachgeſagt werden, nicht nach deren eigenem Weſen, ſondern nach dem der Erfinder und der Gläubigen handeln und reden laſſen.

[2]) So bei Chemnitz, Khevenhüller, Feuquières, im Theatrum europ.

---

[1] In der erwähnten Schrift: Wallenſtein und Arnim, S. 16—31.

[2] Unterſtützt wurde dieſe Anſicht auch dadurch, daß er von ſeinen Friedensanträgen durch Gallas auch den Kurfürſten von Baiern benachrichtigen ließ. S. Aretin, Urkunden, S. 68.

[3] Die allerdings etwas weitergehende Verſion, wo „die Waffen conjunctis viribus, ohne respect einiger Perſonen, wider dieſelben, ſo ſich unterfangen würden, den statum imperii noch weiter zu turbiren, und die Freiheit der Religion zu hemmen," zu gebrauchen, iſt eben die Arnim'ſche Verſion der mündlichen Auslaſſungen des Herzogs, von der

Sächſiſcher Seits erwartete man in jener Zeit mehr von der im Gange begriffenen däniſchen Vermittelung, welcher freilich die ſchwediſche Eiferſucht entgegenſtand, war in Ungewißheit, wieweit der ganzen Sache zu trauen, verhehlte ſich auch nicht, daß dieſe Unterhandlung ſowol

---

er ſelbſt an Wallenſtein ſchreibt: „wenn ich es nur in dieſem Verſtande recht eingenommen, daß E. F. G. gemüthsmeinung dieſes geweſen.“ Auch ſie läßt ſich übrigens mit obiger Annahme billig erklären, wenn man zudem bedenkt, daß der Herzog mit Proteſtanten verhandelte und ſie gewinnen wollte. Die ſächſiſchen Räthe ſcheinen unſerer Meinung geweſen zu ſein und ſagen, es ſei leicht zu ermeſſen, wer unter Denjenigen verſtanden würde, die das römiſche Reich ferner turbiren wollten.

bei Frankreich und Schweden, als bei Dänemark „Suspicion“ erregen, ja auch dem Kaiſer zu Beſchwerde Anlaß geben könne [1]), und trug Bedenken, in der Hoffnung, aus einem Feind einen Freund zu machen, die jetzigen Freunde zu Feinden werden zu ſehen. Man beſchloß, den Herzog weiter auszuforſchen und hinzuhalten. Darüber verlief die Zeit des Waffenſtillſtands, während deſſen die Officiere beider Heere in geſelliger Eintracht lebten und Wallenſtein ſie gaſtlich bewirthete. Wallenſtein foderte nun, als Vorbedingung ſeiner Verlängerung, daß die Sachſen die Fürſtenthümer Schweidnitz, Glogau und Breslau räumen ſollten. Das wollten ſie nicht und der Waffenſtillſtand wurde gekündigt. Wallenſtein brach gegen Schweidnitz auf und belagerte es, zog ſich aber zurück, als Arnim zum Entſatz herankam. Am 16. Aug. veranlaßte Wallenſtein wieder eine Unterredung mit Arnim, aus der ein neuer, für Sachſen, Brandenburg und die kaiſerlichen Lande auf vier Wochen abgeſchloſſener Waffenſtillſtand hervorging (22. Aug.), in deſſen erſten Tagen neue auf den Frieden bezügliche Beſprechungen ſtattfanden. Hier ſcheint Arnim die Nothwendigkeit, ſich auch mit den Schweden zu verſtändigen, ſtark hervorgehoben zu haben. Wallenſtein berief ſich auf den Willen des Kaiſers, der nur mit beſtimmten deutſchen Reichsſtänden verhandeln wolle, legte aber, unter Aeußerungen, auf die wir gleich näher kommen werden, ſeinerſeits Geſinnungen an den Tag, welche Arnim veranlaßten, zu dem ſchwediſchen Reichskanzler zu reiſen, mit dem er zu Gelnhauſen zuſammentraf (11. Sept.). Ueber dieſe Unterredung iſt erſt jetzt, durch Dr. Dudik aus Mähren, im Verfolg ſeiner Nachforſchungen in den ſchwediſchen Archiven, eine zuverläſſige Auskunft in einem Schreiben Oxenſtierna's an Herzog Bernhard von Sachſen-Weimar, Frankfurt a. M., 2./12. Sept. 1633, gewonnen worden [1]), und ſie enthält allerdings ſehr verdächtige Punkte, wie ſie mehr zu den oben erwähnten gravirenden Gerüchten, als zu Arnim's zeitherigen Berichten an ſeinen Hof ſtimmen. Hiernach hätte der Herzog, in ſeinem zwiſchen beiden Lagern gehaltenen Geſpräch mit Arnim, erſt im allgemeinen Diſcurs über die Verhältniſſe und Fragen der Zeit geäußert: daß man die Jeſuiten „aus dem Reiche bandiſiren ſollte“, auch der Krone Böhmen gedacht, daß ſie in ihre freie Wahl wiederum geſetzt würde. Der Kaiſer wäre geneigt, mit den Kurfürſten von Sachſen und Brandenburg, ſo ſich die Zeit daher nicht gar zu widerlich angeſtellt, den Frieden zu tractiren und zu ſchließen; von der Krone Schweden aber und Frankreich, auch etlich andern Fürſten und Ständen wolle er nichts hören. Arnim [2]) verſichert ferner: der

---

[1]) Dieſe Bedenken ſtellt Arnim ſelbſt vor und ſeine rationes affirmandi ſcheinen durchaus nicht überwiegend; auch kommt er ſchließlich ſelbſt auf das Empfehlen großer Vorſicht zurück. Hr. Helbig iſt ſehr geneigt, überall die Nichtbefolgung der Arnim'ſchen Rathſchläge durch den Kurfürſten als die Schuld alles Mislingens anzugeben. Wir finden aber gar nicht, daß Arnim weſentlich anders gerathen hatte, als der Kurfürſt handelte, außer ſoweit er beſtändig auf Vermehrung, beſſere Ausrüſtung, richtigere Bezahlung der Truppen drang, wozu der Kurfürſt auf gewöhnlichem Wege ſchwerlich die Mittel hatte und ſie auf ungewöhnlichem Wege zu beſchaffen nicht der Mann war.

---

[1]) Dudik, Forſchungen in Schweden für Mährens Geſchichte (Brünn 1852), S. 131 ff.

[2]) Das iſt allerdings zu beachten, daß in Folgendem nicht Wallenſtein, ſondern Arnim ſpricht, und da wol Manches ſagt, was er dem Herzog eben nur abzumerken geglaubt hat. Daß Wallenſtein ſeine Reiſe zu Oxenſtierna nicht gebilligt, hat Arnim dem Reichskanzler jedenfalls verſchwiegen, wenn er ihm nicht gar, wie die frühern Berichte ſagen, verſichert hat, daß der Waffenſtillſtand eben dieſer Reiſe halber geſchloſſen worden ſei.

Herzog habe den Affront nicht vergeſſen, der ihm vor drei Jahren widerfahren, wäre auch nicht im beſten concept zu Wien, und es verdrieße ihn ſehr und heftig, daß der Duc de Feria herbeigezogen worden, was keinen andern Zweck habe, als ihm (dem Herzog) die Stange zu halten [1], weshalb er entſchloſſen ſei, ſich, wenn er ſchwediſchen Beiſtand erhielte, zu revangiren. Der Herzog glaube des Holke und des Gallas ſicher zu ſein, habe aber ſchon einige ſuspecte Officiere abgeſchafft, und ginge noch täglich damit um, wie er ſich Derer, denen er nicht traue, entledigen könne. Deshalb habe er den monatlichen Stillſtand geſchloſſen. Für den Fall, daß einige Regimenter Holke's ſchwierig ſein ſollten, würde es gut ſein, wenn Herzog Bernhard in deren Nähe rücke, um dem Holke nöthigenfalls zu aſſiſtiren. Der Herzog von Friedland wolle Arnim ſechs Regimenter, denen er am wenigſten traue, untergeben. Wäre er gewiß, daß die Schweden ihm beiſtänden, ſo würde er mit ſeiner Armee nach Böhmen zurückgehen und von da aus nach Oeſterreich und Steiermark rücken. Herzog Bernhard ſollte mit Holke Baiern angreifen, Feldmarſchall Horn den Herzog von Feria entgegentreten, Frankreich zur Erneuerung des Kriegs in Italien vermocht werden. Arnim habe bereits mit Holke über die Sache unterhandelt [2], aber nicht recht erfahren können, wohin dieſer inclinire.

---

[1] Sollte Wallenſtein nicht gewußt haben, daß Feria zunächſt beſtimmt war, mit dem Herzog von Lothringen gegen Frankreich, auf deſſen innere Unzufriedenheiten man rechnete, zu operiren.

[2] Arnim ſuchte auf dieſer Reiſe zuvörderſt Holke auf, zunächſt um ihn von dem Waffenſtillſtande zu benachrichtigen und ihn dadurch zum Rückzuge aus dem ſächſiſchen Erzgebirge zu beſtimmen. S. Helbig, Wallenſtein und Arnim, S. 27.

Gewiß alſo, daß Arnim in der That dieſe Dinge an Oxenſtierna als Auslaſſungen Wallenſtein's berichtet hat, und von Arnim war keineswegs zu erwarten, daß er Wallenſtein zu Liebe hätte helfen wollen, den Schweden eine Falle zu ſtellen. Man kann alſo annehmen, daß Wallenſtein jene oder ähnliche Reden geführt hat. Für die bloße Abſicht, die Sachſen und Schweden in irgend eine Schlinge zu locken, oder in Sicherheit zu wiegen, erſcheinen ſie aber zu weitgreifend und keck. Jedenfalls ſollte man denken, daß Wallenſtein ſehr ſorgliche Vorkehrung gegen mögliche Misdeutungen in Wien hätte treffen müſſen, wovon doch nichts vorliegt, und ſelbſt dann ſind in jenen Sätzen Gedanken enthalten, die ihm, auch wenn ſie in keiner Weiſe ernſt gemeint geweſen wären, bei Hofe böſes Blut hätten machen müſſen. Auf der andern Seite erſcheint der Uebergang von Wallenſtein's zeitherigem Verhalten zu ſolcher Untreue zu raſch und zu unmotivirt. Graf Schlick, den der wiener Hof, von den Waffenſtillſtänden und den Unterhandlungen des Herzogs mit Arnim durch denunciatoriſche Briefe in Kenntniß geſetzt [1], auf Kundſchaft nach Schleſien geſendet hatte, ſcheint nichts Gravirendes ermittelt zu haben, gehörte jedoch ſpäter zu denen, welche Wallenſtein's Entfernung vom Commando am eifrigſten betrieben. Weder Oxenſtierna, noch Herzog Bernhard haben der Sache ſonderlichen Glauben geſchenkt, wozu kam, daß namentlich der Erſtere, wie die Schweden überhaupt, gegen Arnim ſelbſt Mistrauen hegten; Beiden ſchienen die Projecte ausſchweifend und phantaſtiſch; Beide hielten nicht für unmöglich, daß eine Falle dahinter ſtecke; indeß behielten die Schweden ſich vor, die „occasionen in acht zu nehmen", und der Kanzler ſchickte einen Officier nach Schleſien, der ſich, wenn möglich, mit dem Herzog beſprechen und ihn eventuell des ſchwediſchen Beiſtands verſichern ſollte [1].

---

[1] Sollte Wallenſtein wirklich nicht ſelbſt nach Wien berichtet haben, da er doch wenigſtens von den erſten Verhandlungen nach Baiern Nachricht geben ließ? Oder exiſtiren dieſe Berichte nicht mehr?

Die ganze Sache wird dadurch noch verwickelter, daß Wallenſtein ſich bei einer andern Unterhandlung, welche faſt gleichzeitig für ihn mit Frankreich geführt wurde, mit viel größerer Vorſicht und Zurückhaltung benahm. Marquis Feuquières nämlich, der im Juni 1633 nach Dresden und Berlin geſendet worden war, um die beiden Höfe zum Beitritt zu dem Heilbronner Bündniß zu bewegen, kam in Dresden mit Wallenſtein's Schwager, dem Grafen Wilhelm Kinsky, der zu den böhmiſchen Exulanten gehörte, in Verbindung und es entſpann ſich eine Unterhandlung, bei welcher die Franzoſen bis zum Ende ſtandhaft glaubten, daß ſie durch Kinsky für und mit Wallenſtein ſelbſt geführt werde [2]. Hier handelte es ſich allerdings um die böhmiſche Krone für Wallenſtein und den Franzoſen kam es nicht darauf an, noch Höheres in Ausſicht zu ſtellen. Sie machen die größten Hoffnungen, verſprechen, was nur zu wünſchen war, Geld, Truppen und ſonſtige Unterſtützung, ſichern die böhmiſche Krone ganz beſtimmt zu, ſchicken einen eigenen Agenten mit einem Memoire an den Herzog, können es aber nicht dazu bringen, daß er ſelbſt aus ſeinem ſchweigenden Dunkel heraustritt, und halten ſich zuletzt ſelbſt überzeugt, daß er ſie nur habe täuſchen und die Verbündeten untereinander verzwiſten wollen. Auch Burgsdorf habe nach Berlin geſchrieben, die Friedensvorſchläge, welche Wallenſtein gemacht[1]), wären in ganz allgemeinen Ausdrücken gefaßt geweſen; als man zu den einzelnen Punkten gekommen, habe man gefunden, daß Wallenſtein ſie zum Narren gehabt und ſich des Waffenſtillſtands nur bedient habe, um ſeine Truppen zu verſtärken und ſeine Gegner zu ſchwächen.

---

[1] Röſe, Herzog Bernhard von Weimar, I, 246.

[2] Daß der dem franzöſiſchen Intereſſe ergebene Kurfürſt Philipp Chriſtoph von Trier am 29. Sept. 1633 von Wallenſtein's bevorſtehendem Abfall Kenntniß gehabt, wie der Rheiniſche Antiquarius (II, 1, 320) berichtet, beweiſt nur den Glauben der Franzoſen, und iſt auch ſo etwas verſpätet, da die Unterhandlungen zu jener Zeit als aufgegeben betrachtet wurden.

So bleibt es allerdings immer noch unentſchieden, ob Wallenſtein's *damalige* Verhandlungen ernſtlich gemeint waren und nur zu wenig Entgegenkommen bei den Proteſtanten und Schweden fanden, als daß der Herzog bei ihnen hätte beharren ſollen; oder ob ſie lediglich Fallen und Schlingen waren, die er den Gegnern des Kaiſers legte, und durch die er ſie hinhalten, täuſchen, gegen einander mistrauiſch machen wollte; oder endlich ob es *Fühler* waren, durch welche der Herzog erkunden wollte, was er etwa für mögliche Eventualitäten auf jenen Seiten zu hoffen habe. Bei letzterer Annahme könnte man dann meinen, und manches Einzelne dadurch erklären, der Herzog ſei, was in ſo gefährlicher und zweifelhafter Sache am wenigſten zu verwundern, ſchwankend und unſchlüſſig geweſen[2]); er habe ſich des alten Haſſes ge-

---

[1]) Hier ſind die bei Gelegenheit des erſten Waffenſtillſtands gemachten, blos an Sachſen und Brandenburg gerichteten Anträge gemeint.

[2]) Arnim ſchrieb, nachdem er Wallenſtein bei ſeiner Rückkehr von Gelnhauſen ganz verändert gefunden: „daß mit dem Mann nichts Sicheres zu tractiren, denn da iſt keine Beſtändigkeit.“ In demſelben Briefe geht er aber immer noch davon aus, daß es Wallenſtein

gen Schweden und Frankreich nicht völlig entſchlagen können; es ſeien ihm von Zeit zu Zeit Bedenken gekommen, ob er der Truppen gewiß ſei, ob die Verbündeten ihm Wort halten würden, nachdem ſie ihren Zweck erreicht hätten; er habe auf Wendungen und Entſcheidungen am wiener Hofe gewartet [1]; er hätte die Sache am liebſten blos mit deutſcher Hilfe verſucht, zu den Franzoſen, die ihm am bereitwilligſten entgegenkamen, gerade das mindeſte Zutrauen gehabt [2], bei den Schweden aber, an die ihn Arnim verwies, die kälteſte Aufnahme gefunden, ſei deshalb von dem eingeleiteten Unternehmen wieder abgekommen, habe es vielmehr eher zum Nachtheil der geſuchten Verbündeten benutzt und dieſen dabei zugleich zeigen wollen, daß er nicht aus Schwäche und Furcht handle.

Wie dem auch ſei, ſeine Handlungen waren in jener Zeit nicht von der Art, daß ſie ſeine Worte bekräftigt hätten. Er hatte Arnim's Reiſe zu Oxenſtierna nicht gern geſehen, und äußerte, auf dieſe Weiſe werde das Werk keinen Beſtand haben [3]. Als Arnim zurückkehrte,

---

vorher Ernſt geweſen, und kann „nicht ausfinden, was Friedland unter ſeinen Praktiken für Fineſſe geſucht.“ Er halte dafür, es ſei „nur durch eine Boutade geweſen, daß er anderes Sinnes geworden.“

[1] Merkwürdig bleibt es immer, daß man aus jener Zeit ſo wenig über den Verkehr zwiſchen Wallenſtein und ſeinen Freunden und Gönnern am Hofe weiß. Hatten ſich dieſe ſchon gänzlich von ihm zurückgezogen? Bei Allen ſcheint es doch nicht der Fall geweſen zu ſein. Oder ſind dieſe Papiere nach ſeinem Sturze vernichtet worden?

[2] Daß Kinsky völlig eigenmächtig gehandelt, iſt nicht zu glauben; möglich aber, daß er Manches de propriis zugethan, da dem Vertriebenen das Project wol äußerſt am Herzen lag und die Schwierigkeiten und Bedenken weniger erheblich ſchienen, als ſie Unbefangenen und Nüchternen erſcheinen mußten.

[3] Fürchtete er die weitere Ausbreitung ſeiner Mittheilungen an Arnim, den er kannte und dem er vertraute? Oder war ihm die

fand er den Herzog ganz verändert. Wallenſtein machte ihm den Antrag, beide Armeen nach dem Rhein zu führen, worauf Arnim erwiderte, das ſei nicht nöthig, da die Schweden keine Hilfe brauchten. Andern Tages trat er nun, gegen den Herzog von Lauenburg, mit dem eigentlichen Sinne und Grunde jenes Antrags heraus, indem er erklärte: es könne kein beſtändiger Friede gemacht werden, wenn nicht vorher die Ausländer vom Reichsboden geſchafft worden wären. Man ſolle ſich mit ihm verbünden und die Schweden ſchmeißen, um hernach einen Frieden nach Belieben zu machen [1]). Dieſer Vorſchlag hätte freilich Vieles für ſich gehabt; es war aber doch unter damaligen Umſtänden und Stimmungen nicht zu verwundern, daß die Sachſen erklärten: es ſei vor Gott und Menſchen nicht zu verantworten, die Krone Schweden, deren König die Evangeliſchen zuerſt wieder auf die Füße geſetzt und ſein Leben für ſie eingebüßt habe, mit ſolchem Danke abzufertigen, worauf Arnim die Unterhandlungen, zu denen er vom Kurfürſten, nachdem er dieſen von dem Einverſtändniß des Reichskanzlers unterrichtet, förmliche Vollmacht erhalten [2]), abbrach, der Herzog aber den Waffenſtillſtand kündigte und ſofort zu kriegeriſcher That ſchritt.

Er machte eine Scheinbewegung nach Sachſen zu. Als nun Arnim zur Deckung deſſelben mit dem größten Theile der Sachſen aufbrach [3]) und ſich höchlich freute,

---

Beiziehung der Schweden doch zu fatal? Allerdings konnte er ein Verſtändniß mit Sachſen und Brandenburg allenfalls noch verantworten und bemänteln; ein ſchwediſches nicht.

[1]) Röſe, a. a. O., Urkunde 10.

[2]) Helbig, Wallenſtein und Arnim, S. 29—30.

[3]) Er handelte ſeinen Inſtructionen gemäß und verdiente den ſchwediſchen Verdacht keineswegs.

daß er den Kaiſerlichen um einige Tagemärſche zuvorgekommen, kehrte ſich der Herzog plötzlich um und überfiel (11. Oct.) mit 30,000 Mann die Schweden, die, unter Thurn, Duval und Fels, mit zwei ſächſiſchen und brandenburgiſchen Regimentern zurückgeblieben waren[1], bei Steinau. Sie mußten capituliren und vom Capitän abwärts wurde die Mannſchaft zum kaiſerlichen Dienſte gezwungen. Die höhern Officiere ſollten Freiheit haben, zu gehen, wohin ſie wollten. Aber andern Tages foderte Wallenſtein von den gefangenen Generalen Befehle an die Commandanten der von den Schweden beſetzten Feſtungen, dieſe zu übergeben, und als ſie dies natürlich verweigerten, ließ er ſie verhaften[2]. Duval entfloh zu Schlackenwitz und entkam zu den Schweden nach Brieg; Thurn ſtellte nach acht Tagen den Befehl aus und wurde dann entlaſſen, worauf er erſt nach Halle, dann nach Pommern ging. Als die Officiere Wallenſtein abriethen, dieſem Haupturheber des ganzen Kriegs und unverſöhnlichen Feinde Oeſterreichs die Freiheit zu ſchenken, erwiderte er: „Wollte Gott, die Schweden hätten keinen beſſern Anführer; er wird uns beim Feinde größern Nutzen ſchaffen, als im Gefängniſſe.“ Allerdings war Thurn ſehr mittelmäßig und eines Schlages, von dem wir noch in unſerer Zeit nur zu viel Exemplare kennen gelernt. In Wien aber meinte man, Wallenſtein habe ſeine Ausſagen gefürchtet, nachdem er eben den Thurn zu mancherlei zweideutigen Unterhandlungen gebraucht gehabt.

---

[1] Die Anzahl dieſer Truppen wird ſehr verſchieden angegeben: von 6—12,000. Arnim hatte ſie auch mit an ſich ziehen wollen; ſie hatten aber vom Reichskanzler beſtimmten Befehl, die Oder nicht zu verlaſſen, weigerten ſich daher, Arnim's Befehl Folge zu leiſten, und blieben in ihrem verſchanzten Lager. Wallenſtein hatte Schaffgotſch zu ihrer Bewachung zurückgelaſſen und ſie wurden nun von Beiden umzingelt.

[2] So wird die Sache ſelbſt vom Grafen Mailath (S. 329) erzählt. In ſeinem Berichte an den Kaiſer vom 12. Oct. ſagt aber der Herzog: er habe den Officieren, welche nicht im kaiſerlichen Heere dienen wollten, und namentlich dem Grafen Thurn und Oberſt Dubald (Duval) unter der Bedingung freien Abzug bewilligt, daß die ſchleſiſchen feſten Plätze geräumt würden. S. den Bericht von Schels über das Treffen bei Steinau in der öſtr. milit. Zeitſchrift, Jahrg. 1843, Bd. IV., S. 1 ff.

Wallenſtein überzog nun Schleſien, die Lauſitz und Brandenburg. Berlin mußte Brandſchatzung zahlen; der Kurfürſt flüchtete nach Stendal. Den Commandanten von Görlitz, Major von Brochau, ließ Wallenſtein, weil er ſich nicht ſofort ergeben, durch einen Piſtolenſchuß tödten und die nackte Leiche zur Schau ausſtellen, worauf ſich auch Bautzen ergab.

Er hatte in Sachſen die Winterquartiere zu nehmen gedacht. Dieſe an ſich, mit Rückſicht auf die Verpflegung des Heers auf fremde Koſten und auf die Stellung deſſelben für den weitern Krieg, ganz zweckmäßige Maßregel kann dafür ſprechen, daß Wallenſtein damals noch nicht beabſichtigte, gegen den Kaiſer aufzutreten. Indeß machte ſie es ihm, für den Fall, daß er ſich dazu doch entſchließe, möglich, Sachſen zur Theilnahme an ſeinen Plänen zu zwingen und mit dieſem vereint gegen Böhmen zu ziehen. Da aber drängten ihn kaiſerliche Befehle, Baiern zu Hilfe zu eilen, das von Bernhard von Weimar bedroht und bedrängt ward. Schon im October hatte der Kurfürſt ſich deshalb perſönlich an Wallenſtein gewendet, der aber die Unterhandlungen mit Sachſen und Brandenburg vorſchützte, nach deren Beendigung er ſowol Gallas ſchicken, als ſelbſt ins Reich hinaufziehen wolle. Auf erneuerte Anliegen antwortete er gleichfalls vertröſtend, verſicherte, Herzog Bernhard wolle nur an der Donau hin und her vagiren, und ſchickte zwar Graf Strozzi mit 1500 Reitern gegen Baiern zu ab, gab ihm aber den gemeſſenen Befehl, die böhmiſche Grenze nicht zu überſchreiten. Während dieſer Zögerungen hatte Bernhard Regensburg, Straubing und Cham erobert und ſich an beiden Ufern der Donau bis gegen Paſſau ausgebreitet. Neue Hilfegeſuche des Kurfürſten trafen mit kaiſerlichen Befehlen zuſammen. Gallas, an den der Kurfürſt gleichfalls geſchrieben, hatte verſprochen, mit 12,000 Mann zu Hilfe zu eilen, erhielt aber Gegenbefehl von Wallenſtein. Endlich (27. Nov.) verſprach der Herzog, mit ſtarken Tagemärſchen kommen zu wollen, worauf der Kurfürſt ihm den Grafen Wahl [1]) entgegenſchickte, um für die Bedürfniſſe der Truppen zu ſorgen. Wallenſtein, der nur 10,000 Mann, meiſt Reiter, mitgenommen, blieb aber in Furt in Böhmen ſtehen, erklärte dann, daß hier nichts auszurichten ſei, die Reiterei, wegen Mangels an Fourage und Proviant, zu Grunde gehen müſſe, Arnim und Baner gegen Schleſien, Kniphauſen gegen Culmbach und Eger rückten, er alſo wieder nach Böhmen wolle. Vergeblich bat Graf Wahl, daß der Herzog wenigſtens noch einige Tage in der Stellung bleiben möge; an demſelben Tage, wo Wallenſtein ſeinen Entſchluß erklärt hatte, zog er wieder nach Pilſen. Seine Generale und Oberſten, die er zu einem Kriegsrath verſammelte, bezeugten pflichtſchuldigſt, daß eine Unternehmung gegen Regensburg in dieſer Jahreszeit unmöglich ſei [2]), und nichts übrig bleibe, als in Böhmen Winterquartiere zu nehmen. Regensburg, meinte der Herzog, könne man den folgenden Sommer allezeit wieder haben [1]).

---

[1]) Th. II, S. 92—94.

[2]) Das mochte ſein; aber war es unmöglich, dem Kurfürſten ein Hilfscorps gegen Herzog Bernhard zu ſenden?

In Pilſen ſchlug der Herzog ſein Hauptquartier auf und ſchrieb an den Kaiſer, er möge ihm Queſtenberg ſenden, um wegen der Winterquartiere zu berathen. Auch lud er den Grafen Trautmannsdorf [2]), der ſich eben auf ſeinen Gütern befand, zu einer Zuſammenkunft in Pilſen ein. Zu dieſem nun zeigte er ſich ſehr empfindlich und gereizt, klagte, daß in Wien ſelbſt von vornehmen ministris ungünſtig über ſeine Operationen geſprochen werde und daß den Generälen Befehle zugeſchickt würden, ohne ihn davon in Kenntniß zu ſetzen. Er habe ſich nie mehr beleidigt gefühlt und wolle das Commando niederlegen. Dem Kaiſer könne er nur rathen, Frieden zu ſchließen; ſonſt ſei Alles verloren. Wenn der Kaiſer auch zehn Siege davontrüge, ſo ſei doch nichts gewonnen, da der Feind allezeit Mittel habe, ſich aus eigenen Kräften und benachbarten Ländern wieder zu erholen; wenn der Kaiſer dagegen auch nur ein einziges Treffen verliere, ſo ſei kein Gutmachen möglich, ſondern Alles würde daraufgehen. Wenn nicht Friede würde, ſo wolle er mit acht oder zehn Perſonen nach Danzig gehen und dort das Ende abwarten. Der Herzog von Lauenburg habe ſich, im Auftrage des Kurfürſten von Sachſen, mit neuen Friedensvorſchlägen in Pilſen eingefunden; er habe ihn aber wegen Unwohlſeins nicht annehmen können. Folgenden Tages wiederholte er dieſelben Reden und fügte hinzu: mit den Particularien des Friedens wolle er ſich nicht beladen; es würde ihm aber lieb ſein, wenn der Kaiſer ihn über die vornehmſten Punkte vernehme, „damit er einen favor bei dem Reiche erlange, daß er auch bei Tranquilliſirung deſſelben etwas gedient habe.“ Letzteres wenigſtens war offen geſprochen. Was den übrigen Inhalt dieſer Reden betrifft, ſo hätte der Herzog daran gewöhnt ſein können, daß ſeine Gegner am Hofe, deren er ſtets eine beträchtliche Anzahl gehabt hatte, ungünſtig über ihn urtheilten, hätte ſich aber, wie früher, ruhig darüber hinwegſetzen können, wenn er ſich bewußt war, daß er das Vertrauen des Kaiſers beſaß und verdiente. Die an die Generale erlaſſenen Befehle bezogen ſich auf eine Angelegenheit, hinſichtlich deren er gar nicht Urſache hatte, die Rolle des Beſchwerdeführers zu übernehmen. Der Kaiſer hatte, um doch etwas für Baiern zu thun, das Wallenſtein ſo gänzlich im Stiche ließ, ſowol dem General Aldringen, der ein detachirtes Corps in Schwaben befehligte, Befehl ertheilt, zu dem Herzog von Feria, der durch Tirol heranzog, zu ſtoßen, als auch den Generalmajor de Suys angewieſen, ohne Rückſicht auf entgegengeſetzte Ordres, nicht in Unteröſterreich die Winterquartiere zu beziehen, ſondern nach Linz und, wenn die Bewegungen des Herzogs Bernhard es an die Hand gäben, nach Baiern zu rücken. Es geſchah dies übrigens zu einer Zeit, wo der Kaiſer ſoeben Wallenſtein ſelbſt Befehl gegeben hatte, nach Baiern zu rücken und noch keineswegs ahnte, wie ſchlecht der Herzog dieſen Befehl befolgen werde. Wallenſtein berief Aldringen zu ſich und wollte ihn abſetzen; indeß Aldringen kam nicht und die Kataſtrophe Wallenſtein's trat dazwiſchen [1]. Dem de Suys, der bereits bis Paſſau gerückt war, befahl er bei Todesſtrafe, nach Oberöſterreich zurückzumarſchiren. Die Aeußerungen in Betreff der Nothwendigkeit des Friedens beruhten jedenfalls auf ſtarken Uebertreibungen. Es mochte richtig ſein, daß es dem Kaiſer ſchwerlich gelingen konnte, ſeine Gegner vollſtändig und für immer zu überwinden; daß aber die kaiſerliche Sache gleichfalls manchen Unfall überdauern konnte, hat die vorhergehende Geſchichte und hat die nachfolgende bewieſen. Es ſcheint aber allerdings, daß Wallenſtein meinte, er habe in dem jetzigen Krieg, nachdem die auswärtigen Mächte in denſelben verflochten werden und ſich ſo verſchiedenartige Widerſtandselemente erhoben, keine Ausſicht, im Dienſte des Kaiſers wieder in eine ähnliche Machtſtellung zu gelangen, wie die, in der er ſich befunden, als er ſich zum Admiral des oceaniſchen und baltiſchen Meers ernennen ließ und über Kurfürſtenhüte verfügen zu können glauben durfte. (Und doch, was würde erfolgt ſein, wenn Er der Sieger bei Nördlingen geweſen wäre?) Er liebte nur einen ſolchen Krieg, in dem er des Siegs gewiß war; in ungewiſſen, ſchwankenden Lagen ward auch Er ſchwankend, unſchlüſſig und verdrießlich. Bei der Nothwendigkeit, den Krieg auf verſchiedenen Seiten zu führen, war es nicht zu vermeiden, daß ſich neben ihm ſelbſtändige Generäle erhoben. Es mag auch ſein, daß ſeine damals ſehr geſtiegenen Körperleiden ihm den Wunſch nach Ruhe nahelegten. Er wollte aber doch nicht wieder in die, wenn auch noch ſo glänzende Stellung zurücktreten, die er anſcheinend ſo ungern verlaſſen hatte, als er das Commando zum zweiten Male übernahm. Er wollte auf

---

[1]) Aretin, Baierns auswärtige Verhältniſſe, 1, 326—332.

[2]) Graf Max Trautmannsdorf, einer der achtungswertheſten Staatsmänner ſeiner Zeit, ſoll gegen die erſte Entlaſſung Wallenſtein's, aber auch gegen ſeine Wiederanſtellung geweſen ſein.

---

[1] Es ſcheint übrigens dieſer Handel ſchon vorher einigermaßen

unbegreiflichen geweſen zu ſein, da Wallenſtein den Altringen zu der zweiten Verſammlung in Pilſen einlud und ſich wenigſtens ſtellte, als rechne er auf deſſen Ankunft.

irgend eine Weiſe eine Frucht der Macht, über die er zu verfügen glaubte, mitnehmen, ſei es durch eine Thathandlung, ſei es durch Friedensſtiftung, und er drängte zum Frieden, weil er wohl fühlte, daß der zeitherige Gang des Kriegs ihn jedenfalls nicht höher gehoben hatte und daß eine längere Dauer deſſelben die Umſtände für ihn eher ungünſtiger geſtalten könnte. Im Uebrigen mögen die exilirten Verwandten und Freunde Wallenſtein's, deren einziger Hoffnungsanker er war, dann abenteuernde Intriguanten, die ſich an ihn drängten, tüchtig an ihm gearbeitet, auch manchen alten, vielleicht von ihm ſelbſt vergeſſenen Groll raſtlos wieder aufgeweckt haben. Die Theilnahme an den Friedensverhandlungen wünſchte er, um ſeine Privatverhandlungen damit verdecken zu können und ſich auf der andern Seite Freunde zu machen.

Trautmannsdorf ſcheint keinen Argwohn gefaßt zu haben und rieth ſelbſt, den Herzog bei dem Friedensgeſchäft zu verwenden. Der Kaiſer antwortete: er wiſſe nichts von einer böſen Nachrede gegen den Herzog; wenn ihm Diejenigen namhaft gemacht würden, von denen dergleichen ausgegangen ſein ſolle, ſo würde er nach Recht und Billigkeit verfahren. Er habe keine Befehle an Generale erlaſſen, ohne ſie zuvor dem Herzog mitzutheilen, auch nie eine Friedensapertur zurückgewieſen. Er wolle auch über die jetzt zu beginnenden Verhandlungen des Herzogs Gutachten vernehmen, wegen der Winterquartiere den Queſtenberg ſenden. Als aber dieſer anlangte, fand der Herzog neuen Anlaß zum Unmuth, indem Queſtenberg ihn beſtimmen ſollte, die Winterquartiere aus den Erblanden weg zu verlegen 1), wobei der Kaiſer in der

---

1) Graf Mailath (S. 333) ſagt: wenn möglich in ein Land an

Inſtruction für Queſtenberg die Beſorgniß äußerte: „es möchte ſeine hohe Autorität verkleinert, auch bei fremden Potentaten allerhand Scrupel erweckt werden [1]), daß er gleichſam einen corregem an der Hand und in ſeinem eigenen Lande keine freie Diſpoſition mehr übrig habe," jedoch beſchwichtigend hinzufügte: „Wir begehren darum nicht, Sr. Lbd. von der Ihm durch Uns eingeräumten Dignität und Vollmacht ichtwas zu benehmen." Wallenſtein beharrte aber darauf, das Heer nicht aus Böhmen und den angrenzenden Erblanden zu laſſen, und ließ durch einen Kriegsrath die Unthunlichkeit der Verlegung beſcheinigen. Nun gab der Kaiſer nochmals nach und begnügte ſich (24. Dec.), die Abſendung von nur 1000 Mann nach Baiern zu verlangen. Der Herzog ſagte auch hierüber nur zu, daß er thun wolle, was ihm möglich ſei, und nun erklärte der Kaiſer (3. Jan. 1634), überzeugt, nicht daß er das Unmögliche verlangt habe [2]), ſondern daß von Wallenſtein nicht mehr zu erlangen ſei, daß er es, „nach ſeithero veränderter Zeit und ziemlicher Späte des Winters für diesmal bei der Wohlmeinung des Herzogs bewenden laſſen", d. h. es dem guten Wil-

---

der Donau. Nach Förſter (S. 107) ging das Gutachten des Kriegsraths dahin, daß es unmöglich ſei, noch ſpät im December das Heer aus Böhmen und Mähren hinaus in die vom Hofkriegsrath angewieſenen Winterquartiere von Landsberg an der Warthe bis an den Weſerſtrom zu verlegen. Das iſt freilich ein mächtiger Unterſchied. Nach der ganzen Sachlage möchte man die Mailath'ſche Verſion wahrſcheinlicher finden. Bezog ſich das Gutachten vielleicht auf einen frühern Plan? Denn verlöre es vollends an ſeiner Bedeutung.

[1] Förſter hat hier (S. 107) eine Abweichung, die mit ſeiner Annahme einer gegen den unſchuldigen Wallenſtein gerichteten Verſchwörung harmonirt. Er läßt den Kaiſer ſagen: „daß ihm allerlei Scrupel erwecket würden, als habe er" ꝛc.

[2] Wie Förſter a. a. O. ſagt.

len des Herzogs überlaſſen wolle, wieviel er für Baiern thun werde.

So ſchienen noch einmal alle Misverſtändniſſe und Streitgründe behoben und Alles zu des Herzogs Zufriedenheit geordnet. Indeß war es mit dieſer Ausgleichung auf beiden Seiten nicht aufrichtig gemeint. Wallenſtein hatte bereits neue und ernſtlich gemeinte Verſtändniſſe mit den Feinden des Kaiſers angeknüpft und am Hofe ging man bereits, theils durch in eben ſolchen Beziehungen erwachſenen ſtarken Verdacht, theils durch das Verfahren des Herzogs gegen Baiern und ſein ganzes, immer eigenwilliger werdendes Verfahren bewogen, damit um, ſich des unbequemen und unzuverläſſigen Befehlshabers durch Entfernung deſſelben vom Commando zu entledigen.

Die früheſten gegen Wallenſtein's Treue erhobenen Verdächtigungen fanden in Wien keinen Glauben und auch wir können kein Gewicht darauf legen. Nach ſeiner erſten Entlaſſung ſuchten die Franzoſen die katholiſchen Fürſten Deutſchlands auch dadurch zu einem Neutralitätsvertrag zu bewegen, daß ſie ihnen vorſpiegelten, Wallenſtein ſinne auf Rache und habe insgeheim einen Botſchafter Guſtav Adolf's angenommen und mit einer goldenen Kette beſchenkt. Ein Blatt dieſes Inhalts theilte Tilly, „aus treuherziger Affection und Gemüth“, dem Herzog ſelbſt mit, ſeinerſeits ſich gegen jeden Glauben daran verwahrend. Wallenſtein antwortete: „Dergleichen nehme ihn nicht Wunder; es ſei immer der Welt Brauch geweſen; dem ſchwediſchen Abgeordneten würde er eine ganz andere Kette verehren, als in jener Zeitung gemeldet werde; er fühle ſich vom Kaiſer keineswegs beleidigt.“ Er ſelbſt ſchickte Tilly's Schreiben an Queſtenberg (14. März 1631) und fügte hinzu: „Der Herr wird können vorbringen, was vonnöthen iſt, aber es ſind gar zu alberne Poſſen. Ich bin vom Kaiſer wenigſtens nicht offendirt; unſer Herr behüte mich auch, daß mir in Gedanken etwas Solches kommen ſollte.“ Möchte er ſtets bei dieſer Geſinnung geblieben ſein! Wir bemerken aber bei dieſer Gelegenheit, daß er es hiernach 1631 für etwas Schlechtes anſah, einen ſchwediſchen Abgeordneten auch nur anzuhören. Die im Sommer des Jahrs 1633 mit Sachſen, Schweden, Frankreich gepflogenen Verhandlungen laſſen noch immer die Ausflucht zu, daß ſie nicht ernſtlich gemeint geweſen, wobei jedoch weder der rechte Grund und Zweck zu ermeſſen iſt, noch in Abrede geſtellt werden kann, daß Wallenſtein bei denſelben über alle denkbare Nothwendigkeit ſeiner Abſichten weit hinausging und Aeußerungen that, bei denen es ihm als das Dringendſte hätte erſcheinen müſſen, ſich gegen eine Misdeutung ſeiner Abſicht kaiſerlicherſeits vollkommen ſicherzuſtellen. Früher, z. B. bei den Verhandlungen mit Arnim in Böhmen, iſt er gar wohl ſo verfahren. Man kann ſagen, durch die Unterlaſſung ſolcher Vorſicht habe er es ſich ſelbſt zuzuſchreiben, wenn ihm auch jene Verhandlungen zur Schuld angerechnet wurden. Freilich waren jene Aeußerungen zum Theil derartig, daß er ſie gar nicht füglich dem kaiſerlichen Hofe mittheilen konnte, und daß man nicht weiß, welche Bürgſchaft er letzterm hätte für die Loyalität ſeiner Abſicht geben wollen. Indeß wollen wir jene Verhandlungen nicht in dem Sinne als den Anfang von Wallenſtein's Schuld betrachten, daß er wirklich ſchon damals mit Untreue und Verrath umgegangen wäre, wenigſtens dies nicht als erwieſen annehmen. Wol aber waren ſie es in dem Sinne, daß er ſich und Andere an den Gedanken gewöhnte, er könne das Heer, das er im Namen des Kaiſers errichtet hatte und führte, auch gegen den Kaiſer wenden und im Verein mit deſſen Feinden ihm Geſetze dictiren und ſeine eignen kühnſten Träume verwirklichen. Ferner in dem, daß er ſeine ſpätern, offenbar verrätheriſchen Entwürfe daran anknüpfen konnte.

Er that dies ungefähr gleichzeitig an zwei, vielleicht an drei Seiten. Am 1. Jan. 1634 traf ein böhmiſcher Edelmann bei Feuquières ein, der ſich eben auf der Rückreiſe von Frankreich nach Deutſchland befand und zunächſt nach Erfurt zu Oxenſtierna wollte. Derſelbe brachte ein Schreiben Kinsky's, worin dieſer berichtete, ſein Herr ſei entſchloſſen, auf die vorgeſchlagenen Bedingungen mit Frankreich einzugehen, und erwarte die Ratification derſelben durch den Ueberbringer. Feuquières verſprach, von Erfurt aus einen Edelmann zum Abſchluß der Unterhandlungen zu ſchicken, und erſtattete ſeinem Hofe Bericht. Franzöſiſcher Seits wurde Feuquières ermächtigt, ſtatt der Bedingungen vom Sommer 1633 vielmehr folgende vorzuſchlagen: der Herzog ſolle ſich verpflichten, mit dem Kaiſer offen zu brechen, mit der Beſitznahme Böhmens oder eines andern Erblandes beginnen, ein Heer von 14—15,000 Mann ſchlagfertig halten, ohne Zuſtimmung des Königs keinen Frieden oder Waffenſtillſtand eingehen. Dafür ſollten ihm jährlich, ſolange der Krieg dauere, 1 Million und ſogleich 50,000 Livres gezahlt werden. Der König wolle ihm den ungeſtörten Genuß der Staaten, die er früher beſeſſen, ſichern, ſich auch bemühen, ihn noch höher zu heben [1], und keinen Frieden mit dem Kaiſer eingehen, ohne des Herzogs Intereſſen zu wahren. Sollte der Herzog jedoch auf den Vorſchlägen von 1633 beſtehen, ſo möge Feuquières die gegenwärtigen Punkte mit den frühern in Einklang zu bringen ſuchen, ſich aber ſorgfältig hüten, den König in Betreff der Krone Böhmens zu verpflichten, außer ſoweit es ſich nur um eine Unterſtützung für den Fall handle, daß Böhmen als ein Wahlreich betrachtet würde. Noch wurden Beſtimmungen angegeben, welche vorgeſchlagen werden ſollten, falls der Herzog ſich nicht offen gegen den Kaiſer erklären wolle oder könne, Bedingungen, die auf eine Förderung der Intereſſen Frankreichs und ſeiner Verbündeten hinausliefen, auf deren Einzelheiten wir aber um ſo weniger einzugehen brauchen, als alle dieſe Vorſchläge gar nicht zur Kenntniß des Herzogs gelangt ſind, welchen Feuquières' Beauftragter, de la Boderie, nicht mehr am Leben fand. Wol aber war am 21. Febr. ein Bote Kinsky's an Feuquières abgegangen, der die franzöſiſche Antwort, auf welche der Herzog ungeduldig harre, beſchleunigen ſollte, und der den Feuquières am 1. März in Frankfurt traf. Es hieß in dieſem Schreiben Kinsky's, daß der Herzog ſich ſofort offen gegen den Kaiſer erklären werde, ſobald ihm Frankreich die Krone Böhmen garantiren und die nöthige Hilfe leiſten wolle. Gleichzeitig ſetzte Kinsky auch Oxenſtierna in Kenntniß von dem Entſchluſſe des Herzogs. — Mit Herzog Bernhard von Weimar ſcheint der Herzog erſt zu der Zeit in nähere Communication getreten zu ſein, wo ihm ſchon kein Rücktritt mehr möglich war. Für die „während der Winterquartiere" in Böhmen mit Herzog Bernhard von Weimar gepflogenen einſeitigen Verhandlungen", von denen Graf Mailath (S. 335) ſpricht und wobei er offenbar nicht an die letzten Verſtändniſſe denkt, auf die ſich die hinzugefügten Worte: „ohne den Kaiſer hiervon auch nur durch ein Wort zu verſtändigen“, ſelbſtverſtändlich nicht beziehen laſſen, finden wir in der von ihm angezogenen Quelle, dem gothaer Diarium des Generalquartiermeiſters des Herzogs Bernhard, Johann Chriſtoph von der Grün, keinen Beleg. Denn Grün ſagt darin ausdrücklich, daß die Annäherung Wallenſtein's an Herzog Bernhard nach der Entſetzung Wallenſtein's erfolgt ſei[1]. Aus Dudik's Mittheilungen[2] ergibt ſich ferner klar, daß Herzog Bernhard am 9. Jan. 1634 noch keine Ahnung von der Sache hatte und ſelbſt am 14. Febr., wo er zuerſt davon ſchreibt, nachdem er am 11. durch den Herzog von Lauenburg davon unterrichtet worden, und ebenſo noch am 16. die Sache für einen Betrug hält und der Meinung bleibt: „dem Werke ſei nit zu trauen.“ Wir ſind daher überzeugt, daß ſich über Verhandlungen Wallenſtein's mit Herzog Bernhard nicht viel „Particularitäten“ gefunden haben würden, auch wenn Herzog Bernhard ſein Kriegsarchiv nicht nach der Schlacht von Nördlingen verbrannt hätte. Gewiß aber ſcheint, daß das Mistrauen Bernhard's ein Hauptgrund war, warum nicht wenigſtens ein Theil der Wallenſtein'ſchen Pläne in Ausführung kam und warum die Verbündeten ſo wenig Vortheil von dieſen Verwirrungen ernteten.

---

[1] Dieſer Punkt wurde in unbeſtimmte franzöſiſche Phraſen gehüllt und Wallenſtein würde ſehr leichtgläubig geweſen ſein, wenn er viel darauf gegeben und ſich nicht vielmehr daraus herausgeleſen hätte, daß er nichts Weiteres zu erwarten habe.

---

[1] Unerklärlich bleibt es freilich, wie Grün ſagen kann, daß der Herzog anfangs nicht getraut, endlich aber, „als er mit vielen Particularitäten erbeten worden,“ Ordre gegeben habe, daß ſeine ganze Armee „zu Eingang des Monats Februarii“ bei Regensburg erſcheinen ſolle. Allerdings rechnet Grün jedenfalls nach altem Styl. Aber wir werden gleich ſehen, daß der Herzog Bernhard am 11. Febr. (alten Styls) die erſte Eröffnung erhielt, und ſo paßt die ganze Angabe nicht.

[2] S. 435—439. Auszüge aus Schreiben Herzog Bernhard's an Horn, Ernſt von Sachſen und Oxenſtierna, ſowie Abſchriften Illow'ſcher Schreiben. Die Data ſind alten Styls, mit Ausnahme der Illow'ſchen. Am 14. (alten Styls) langen die Illow'ſchen Schreiben vom 21. und 22. (neuen Styls) an.

Dagegen knüpfte Wallenſtein, gleichzeitig mit der franzöſiſchen Unterhandlung, auch die ſächſiſche wieder an[1]. Bereits gegen Ende des Decembers ward Graf Kinsky durch ein „auf Begehren des Herzogs" verfaßtes Schreiben Terzky's an deſſen Schweſter, die Gemahlin Kinsky's, von Dresden zu einer Beſprechung nach Teplitz, einem Kinsky gehörigen Gute, geladen, erhielt aber ſchon unterwegs Schreiben von Terzky (26. Dec.) und von dem Herzog ſelbſt[2], welche ihn beſtimmten, ſofort an den ſächſiſchen Generalzeugmeiſter von Schwalbach zu ſchreiben und ihm eine deutſche Ueberſetzung des Terzky'ſchen Schreibens beizulegen. Hiernach erklärte Terzky den Herzog für „resolvirt, nicht allein mit beiden Churfürſten Sachſen und Brandenburgk ſich zu veraccortiren, ſondern auch mit Schweden und Frankreich." Man ſei „im Wergk," die Truppen zuſammenzuführen und nunmehr entſchloſſen, „die Maſcara" (Maske) ganz abzulegen. Am Beſten wäre es, wenn Arnim ſelbſt käme; fände das Bedenken, ſo möge Kinsky und der Herzog Franz Albrecht (von Lauenburg) kommen; „da ſoll es mit wenigen geſchloſſen ſein; wofern das negligiret, würde ſich in Ewigkeit dergleichen occasion nicht presentiren." In Dresden wollte man zwar keine Gelegenheit, zu einem ſichern und erwünſchten Frieden zu gelangen, von der Hand laſſen 1), gleichwol aber an den extremen Intentionen des Herzogs weder theilnehmen, noch ihn dazu ermuntern. Man trug daher dem Herzog Franz Albrecht auf, nur ganz allgemein an den Herzog von Friedland zu ſchreiben, daß man ſich über ſeine Intention freue, Frieden und Ruhe im Reiche herzuſtellen, derſelben möglichſt entgegenkommen und den Herzog Franz Albrecht nach Pilſen ſchicken wolle. Am Schluſſe waren einige warnende Andeutungen in Betreff „gefehrlicher resolution“ hinzugefügt. Arnim traute der Sache immer noch nicht und ſchrieb von Beeskow: man könne des Herzogs Anbringen wol anhören; aber wenn er nicht Zeichen und Wunder ſehe, ſo glaube er nicht. Am 13. Jan. (neuen Styls) kam, von Kinsky bereits am 11. angemeldet, der Oberſt Anton Schlieff, gleichfalls ein böhmiſcher Exulant, der unter ſächſiſchem Schutze in Dresden lebte 2), brachte einen Paß für Arnim und referirte über die Verhandlungen des Herzogs mit Kinsky und ihm. Ueber dieſen Bericht iſt ein Protokoll vom 14. vorhanden, wo er ihn vor den Geheimen Räthen von Miltitz und Dr. Timäus wiederholen mußte. Er gab darin einen Extract der Reden, die der Herzog in Pilſen zu ihm geführt, während er auf einem Stuhl vor des Herzogs Bette geſeſſen, und auch jetzt noch wa-

---

[1] Hierüber ſ.: Helbig, Der Kaiſer Ferdinand und der Herzog von Friedland, während des Winters 1633–34 (Dresden 1852).

[2] Nach Seſyma Raſin, deſſen ſo verſchrieene Ausſagen immer mehr Beſtätigung finden, hat Kinsky in Pirna zu ihm geſagt: „nunmehr glaube er dem Friedländer, daß es ihm ein Ernſt ſei, weil er nunmehr ſeine eigene Hand da hätt."

---

1) Der Herzog von Lauenburg ſchrieb am 28. Dec. aus dem ſächſiſchen Hauptquartier an Schwalbach und fand die Noth ſo groß, daß er meinte, der Kurfürſt ſollte den Frieden nicht ausſchlagen, „er ſei auch ſo ſchlecht als er welle.“

2) In Pilſen mit gefangen, ward er freigelaſſen und kehrte nach Dresden zurück. 1636 wurde er von Prag aus requirirt; der Kurfürſt half ihm jedoch nochmals los. 1637 wurde er aber wegen misliebiger Correſpondenzen ausgewieſen. Er hatte mit der alten Gräfin Thurn in ſteter Verbindung geſtanden. Helbig, Der Kaiſer Ferdinand ꝛc., S. 57.

ren ſie nicht von der Art, daß ſie viel Zutrauen hätten erwecken können, daß ſie als beſtimmte, gereifte und unabänderliche Entſchlüſſe erſchienen wären. Die Entwürfe ſind nicht ohne innern Widerſpruch und Untreue nach allen Seiten hin. Es ſchien jetzt: der Herzog hätte ſich am liebſten als ein Reichsfürſt mit deutſchen Reichsfürſten gegen alle andern Parteien verbündet. An des Herzogs von Lauenburg Ankunft ſcheint ihm wenig gelegen geweſen: er wünſchte vor Allem Arnim zu ſprechen, wo möglich auch eine Zuſammenkunft mit dem Kurfürſten ſelbſt. Wenn der Kurfürſt ihm trauen würde, ſo wäre kein Zweifel, daß die andern Stände alle herzutreten würden. Das Erzſtift Magdeburg, Halberſtadt, die Lauſitzen ſollten dem Kurfürſten verbleiben. Frankreich dürfe man nicht über den Rhein laſſen, ſonſt ſtände es den drei geiſtlichen Kurfürſten auf dem Halſe. (Wie ſtimmten damit die an Frankreich gerichteten Anträge?) Daß der Herzog nicht viel Belieben hatte, ſich mit Schweden einzulaſſen, erfuhr Schlieff von ſeinem „alten guten Freund", dem von Ilaw (Illow); ihm ſelbſt gegenüber ſagte der Herzog nur: mit Schweden würde es keine großen Difficultäten geben, es ſuche die Meerporten zu behalten, wobei auch Brandenburg intereſſirt ſei; es würden aber wol noch Mittel gefunden werden, ſie zu contentiren. Pfalz müſſe reſtituirt werden. Die Kurfürſten, wie auch andere Biſchöfe, müßten ihre Stifter, deren ſie entſetzt, wieder haben, dem Herzog Bernhard in Elſaß oder Baiern etwas gegeben werden. Den Kurfürſten von Baiern, hatte Schlieff „vermerken können", hatte der Herzog „gänzlichen zu vertilgen vor". Der bairiſchen Armee wäre der Herzog mächtig [1]), wie denn von dort der Oberſt von Schärffenberg und der Oberſt Bredow bei ihm in Pilſen geweſen. Die Spanier wollte der Herzog ſelbſt aus Italien, Artois und Hennegau vertreiben helfen, und ſchien er hierin eine „satisfaction“ für Frankreich zu erblicken. Tirol und was dem anhängig ſollte allezeit bei dem Kaiſerthum verbleiben [1]).

---

[1]) Das war eine der in ſolchen Verhältniſſen ſehr gewöhnlichen

In dem Allen waren die Einflüſſe perſönlicher Entwürfe, Strebungen und Leidenſchaften nicht zu verkennen, und keineswegs abzuſehen, wie auf dieſem Wege zum Frieden zu kommen ſei, wo man den Kaiſer, Spanien und Baiern zum Kampfe auf Tod und Leben herausfoderte und den damals ſtärkſten Gegnern derſelben, den Schweden, Franzoſen und dem Herzog Bernhard, wenig Anreiz und Befriedigung bot. Man ſieht nirgends, daß der Herzog ſich klar und beſtimmt vergegenwärtigt gehabt hätte, was man jedem Theile bieten müſſe, damit er ſich zufriedengebe, und was jeder Theil einräumen könne, um damit den Frieden zu erkaufen. Nur auf den Grund eines hiernach klar und beſtimmt formulirten Vorſchlags, welcher ebenſo dem Kaiſer und ſeinen deutchen Verbündeten, wie den deutſchen Proteſtanten Genüge gethan, die Fremden aber wenigſtens inſoweit beriedigt hätte, daß ſie eines Mehrern halber nicht weiter inen Kampf gegen die vereinigte Macht des Reichs hätten fortführen mögen, ließ ſich ein wahres Friedenswerk urchführen.

Recht bezeichnend iſt, was Arnim auch in jener Zeit

---

lluſionen. Uebrigens iſt nicht die Armee des Kurfürſten von Baiern, ndern es ſind die in Baiern ſtehenden kaiſerlichen Truppen von dringen's Corps gemeint.

[1]) Bei dem Kaiſerthum; aber ob bei dem Erzhaus Oeſterreich? s iſt auffallend, daß in dem ganzen Actenſtücke keine Rede davon , was mit dem Kaiſer und was mit Böhmen werden ſolle.

an von Schwalbach über die Offerten des Herzogs ſchrieb: es ſei „damit ſehr vorſichtig umbzugehn und um ſo viel mehr, da er allerwege, wenns zum Schluß kommen ſollen, ſeine Meinung geendert. Iſt dieſes aus einem betrüglichen Vorſatz geſchehen, ſo iſt ihme ganz nicht zu trauen; iſt es eine Unbeſtendigkeit geweſen, ſo iſt auf ihn nicht viel zu bauen; habens ſeine Schiefrige affecten gehindert, ſo muß man ſich deren wieder verſehen.“

Sächſiſcher Seits hatte man den Herzog von Lauenburg nach Pilſen geſchickt, ohne ihm jedoch beſtimmte Vollmachten zu geben. Er reiſte am 14. Jan. von Dresden ab, ſchickte ſchon am 17. von Schlackenwalde aus eine Abſchrift der am 12. von den Generalen und Oberſten zu Pilſen unterzeichneten Schrift und kam am 18. in Pilſen an. Wallenſtein berief ſich ihm gegenüber auf das, was Oberſt Schlieff in Dresden berichtet habe, verſicherte, „daß er zum Frieden thuen wolle, der Kaiſer möge wollen oder nicht“, verlangte aber die ſchleunige Abſendung Arnim's nach Pilſen. Da der Herzog durch die Verhandlungen mit Franz Albrecht, von deren Bevorſtehen der Kaiſer unterrichtet war, ſeine eigenen verdecken wollte, ſo zeigte er die Ankunft des Herzogs am 20. in Wien an, und bat, den kaiſerlichen Rath Dr. Gebhardt nach Pilſen zu ſchicken [1]. Der Herzog Franz Albrecht ging übrigens ganz in die in Pilſen herrſchenden Intentionen und Stimmungen ein, hielt die Maßregeln des Herzogs dem Intereſſe des Kurfürſten entſprechend, der dadurch des von Wallenſtein geführten Heers deſto mehr verſichert werde, trieb zur Beſchleunigung und ließ ſich ſelbſt zu Verſendungen an den Herzog Bernhard gebrauchen. In Dresden ſah man die Sache kühler an. Man wollte nicht ohne Brandenburg handeln und ſchickte Arnim zuvörderſt nach Berlin, worüber Wallenſtein anfangs ſehr ungehalten war [1], da es Arnim's Ankunft in Pilſen verzögern mußte. In Berlin fand Arnim ſchwediſche Einflüſſe vorherrſchend, und man wollte nichts ohne Oxenſtierna und die übrigen evangeliſchen Stände thun. Indeß ſtimmte er den Kurfürſten ziemlich um, ſodaß dieſer zuletzt ſagte: „ich will von Sachſen nicht ſetzen, ſondern in Gottes Namen zugleich mit Ihnen den Frieden ſchließen,“ welche, allerdings nur ſehr allgemeine und unbeſtimmte Zuſage ihm auch ſchriftlich ertheilt wurde. In Dresden fanden nun wieder längere Berathungen über ſeine Inſtruction ſtatt, zumal der Kurfürſt des Herzogs Privatintentionen ganz ignoriren wollte, wogegen Arnim Vorſtellungen machte. Endlich am 18. Febr. (neuen Styls) kam eine Inſtruction zu Stande, als deren Hauptpunkte wir folgende anführen: Der Herzog muß zunächſt die kaiſerliche Vollmacht zur Friedenszeichnung vorzeigen. Sollte ſie eine beſchränkte ſein, ſo iſt die Verhandlung dennoch, mit Vorbehalt der kaiſerlichen Ratification, zu führen. Hat der Herzog keine Vollmacht für die katholiſche Ligue, ſo muß er verſprechen, ſich um deren Zuſtimmung zu bemühen, wie der Kurfürſt daſſelbe für die evangeliſchen Reichsſtände verſpricht. Wenn der Herzog böſe Abſichten gegen den Kaiſer hat, ſo muß ihn Arnim auf alle mögliche Weiſe davon abzubringen ſuchen, da der Kurfürſt einen Univerſalfrieden zum Beſten des Reichs und der evangeliſchen Kirche zu Stande bringen will und die getrennten Reichsglieder mit ihrem Haupte wiederzuvereinigen hofft. Schnelle Betreibung des Einzelnen wird eingeſchärft, ſchnelle Reſolution bei etwanigen Schwierigkeiten zugeſagt. Sollte jedoch der Kaiſer das nicht ratificiren wollen, worüber der Kurfürſt und der Herzog einig geworden, ſo wollte der Kurfürſt ſich angelegen ſein laſſen, daſſelbe in ſeine Kraft und Wirklichkeit bringen zu helfen. Nach der Einigung ſollten beide Heere gemeinſchaftlich operiren, doch ohne daß das ſächſiſche ſich dem Oberbefehle des Herzogs unterordne. Wegen des Herzogs „recompens“ wolle man erſt ſehen, was er verlange[1]. Für ſich ſelbſt verlangte der Kurfürſt den erblichen Beſitz der Lauſitzen, womöglich auch Magdeburg oder Halberſtadt, oder doch die Beſetzung dieſer Stifter, wenn dies nicht zu erlangen, den eger'ſchen Kreis. Arnim zögerte, wahrſcheinlich durch die aus Böhmen eintreffenden Nachrichten beſtimmt, noch einige Tage in Dresden, war am 1. März in Chemnitz, am 2. in Zwickau und erfuhr hier den Tod des Herzogs.

---

[1] Förſter, der dies als Beweis von Wallenſtein's Loyalität anführt, kannte freilich die neuern Enthüllungen noch nicht, welche auch die von ihm (S. 126, Anm.) angegriffene Stelle der kaiſerlichen Rechtfertigungsſchrift vollkommen beſtätigen.

---

[1] Helbig, Der Kaiſer Ferdinand, S. 25.

Wir haben uns nun zu der Kataſtrophe ſelbſt zu wenden und dabei ſowol die kaiſerlicher Seits, als die von Wallenſtein und ſeinen Anhängern gethanen Schritte ins Auge zu faſſen.

Die Stellung Wallenſtein's zu dem Kaiſer und dem Heere war von Haus aus eine ſolche, daß ſie dem Feldherrn die Beobachtung einer dem außerordentlichen Vertrauen, das in ihn geſetzt worden, entſprechenden Rückſicht und Mäßigung zur dringenden Pflicht machte, ſowie er dieſelbe lediglich zu dem Zwecke zu benutzen hatte, zu dem ſie für ihn bereitet worden. Im Weſentlichen hatte er ſich bis zum Sommer 1633 in dieſem Sinne gehalten und dieſe Zeit über kamen auch keine ernſtern Mishelligkeiten vor. Die Unterhandlungen mit Arnim in Schleſien, die dazu abgeſchloſſenen Waffenſtillſtände, die Reiſe Arnim's zu Oxenſtierna mußten einen Verdacht aufregen, den doch das plötzliche Einſchreiten des Herzogs gegen Sachſen und Schweden zunächſt wieder erſtickt haben mag. Dagegen mußte die beharrliche Weigerung des Herzogs, dem Kurfürſten von Baiern zu Hilfe zu kommen, ihn auch nur durch kleinere, detachirte Corps unterſtützen zu laſſen, es mußte die Erfahrung, die der Kaiſer bei de Suys machte, der ſich mit einem Befehle Wallenſtein's entſchuldigte, wenn er den Befehlen des Kaiſers nicht Folge leiſte, allerdings ein Verhältniß als ein unleidliches erſcheinen laſſen, das jetzt nicht mehr als ein nothwendiges erſchien und obendrein keineswegs durch beſondern Glanz der Erfolge gedeckt ward. Sollte, konnte der Kaiſer das Geſchick des Kaiſerſtaats, der Sache des Reichs und der Kirche in den Händen eines Mannes laſſen, deſſen Maßnahmen durchaus nicht darauf hinführten, durch ineinandergreifende Aufbietung und Vereinigung der geſammten Streitkräfte des Kaiſers und ſeiner Verbündeten eine den Gegnern überlegene Macht zu ſammeln und zur Erzwingung des Friedens zu verwenden, der vielmehr den Verbündeten des Kaiſers Haß und Mistrauen bewies und dagegen mit des Kaiſers Feinden in fortwährenden geheimnißvollen und verdächtigen Verhandlungen ſtand? Man erinnerte ſich aber gar wohl der Dienſte, die der Herzog geleiſtet, trug auch Bedenken, den immerhin mächtigen Mann zum Aeußerſten zu treiben, und verſuchte noch wiederholt, ihm Wege zu öffnen, auf denen er ſelbſt eine ihm angemeſſenere Stellung einnehmen und entweder ruhig zurücktreten, oder dem Verhältniß ſeinen bedrohlichen Charakter benehmen konne. In den letzten Tagen des Decembers war Graf Trautmannsdorf wieder in Pilſen, um den Herzog für den Gedanken zu gewinnen, daß nächſtes Jahr der römiſche König bei dem Heere erſcheinen und an den Feldzügen theilnehmen möge, wobei jedoch dem Herzog das Commando ungeſchmälert bleiben ſolle. Hat Wallenſtein wirklich darauf geantwortet, wie er dem Schlieff erzählt hat [1]: „Ich ſehe wohl, was Ihr mir vor eine Maske vor die Augen machen wollet, Ich will ſie abziehen, Ich vermerke, daß man damit umgehe, mir die Armee aus den Händen zu ſpielen; Ich ſage Euch, werdet Ihr mir noch einmal mit dergleichen Sachen kommen, ich will Euch auf Stücken hauen laſſen“, ſo hätte er ſelbſt ſeine gänzliche Verkennung des Verhältniſſes und ſeine eigenen Abſichten auf das Plumpſte und Handgreiflichſte an den Tag gelegt. Weiter erzählt er dem Schlieff: „nach dieſem hätten ſie einen Geiſtlichen geſchickt, welcher Ihm das Geſetz und Evangelium fürlegen ſollen [2]), der hätte ihm angezeiget, wie am Kayſerlichen Hofe ausgegeben werde, als ſollte er, der Herzog, den Staaten 1) haben zuentbieten laſſen, er wollte nicht zugeben, daß Spania die deutſche Freiheit ſollte unterdrücken, welches aber die Kay. Maj. nicht hette glauben wollen, worauf er geantwortet, Ja, Er hette es Ihnen nicht allein ſagen laſſen, ſondern auch geſchrieben, die Spanier hetten allezeit böſe concilia geführet, hetten zur Ungebür den Herzog zu Mantua attaquirt und darüber Herzogenbuſch, Maſtrich, Reinbergk und andere Plätze verlohren." Wir laſſen es dahingeſtellt ſein, ob Wallenſtein wirklich dergleichen Aeußerungen gegen vom Kaiſer an ihn entſendete Perſonen gethan, ob er ſich gegen dieſelben jener jedenfalls unpaſſenden Correſpondenz mit den Generalſtaaten berühmt und ob und wann er die letztere wirklich geführt hat. Es ließ ſich nichts dagegen ſagen, daß er die deutſche Freiheit nicht durch Spanien unterdrücken laſſen wollte, ſehr viel aber dagegen, daß er als Feldherr des Kaiſers, einer Spanien und dem Kaiſer feindlichen Regierung gegenüber, einen Glauben an denſelben Popanz zur Schau trug, durch welchen die politiſche und kirchliche Oppoſition in Deutſchland vornehmlich auf die Gemüther zu wirken und dem Kaiſer die ſpaniſche Hilfe zu verkümmern ſuchte. Kam es ihm zu, die ſpaniſche Hilfsmacht für zur Unterdrückung Deutſchlands beſtimmt darzuſtellen? Hätte er dieſen Glauben gehabt, ſo hätte er aufhören müſſen, des Kaiſers Feldherr zu ſein, und hätte offen in die Reihen der Oppoſition übertreten müſſen. Aber er hatte ihn nicht einmal, oder hatte ihn früher verleugnet. Denn wollte

---

[1] Der Kurfürſt und Arnim waren darüber einig, daß ſie ad terminos honestatis et possibilitatis reducirt werden, gegen das Reich und die Nachkommen zu verantworten und den evangeliſchen Ständen unnachtheilig ſein müſſe. Helbig, Der Kaiſer Ferdinand, S. 28.

---

[1] Helbig, Der Kaiſer Ferdinand, S. 13.

[2] Man ſieht, der Herzog ſpricht hier ſpöttiſch und ſcheint es in ſeinen ganzen Mittheilungen an Schlieff nicht an Renommage zu fehlen. Uebrigens iſt über dieſe Sendung des Paters wenig bekannt. Sie muß ſpäteſtens in den erſten Tagen des Januars erfolgt ſein, da Schlieff ſchon am 14. in Dresden berichtet, was ihm der Herzog in Pilſen darüber, als von einer vergangenen Sache, erzählt hat. Der Herzog ſelbſt nennt in ſeiner Rede an die Officiere (Graf Mailath, S. 346) „der Königin Beichtvater“ (Quiroga), gibt aber nur an,

---

daß es ſich um die Gelder und Kriegsbedürfniſſe gehandelt. S. auch Förſter, S. 119, der die ſpaniſchen Hilfsgelder als Grund der Verhandlung angibt und dabei anführt, daß man ſich darüber geeinigt habe.

1) Die Generalſtaaten von Holland.

er nicht früher ſelbſt in dem mantuaniſchen Kriege die Franzoſen aus Italien treiben helfen? Und nahm er nicht dieſe ganze Zeit daher die ſpaniſchen Hilfsgelder für das von ihm geführte Heer in Anſpruch?

Kaiſerlicher Seits ſind jene Aeußerungen nicht gegen ihn geltend gemacht worden. Man hatte andere und größere Beſchwerdepunkte. Vor Allem war es der Kurfürſt von Baiern, der aus den naheliegendſten, völlig gerechtfertigten Gründen den höchſten Unwillen gegen Wallenſtein empfand und durch ſeinen Geſandten Bernhard Richel in Wien die abermalige Entfernung Wallenſtein's vom Commando betreiben ließ. Indeß hat auch dieſer von Wallenſtein ſo ſchwer gekränkte und benachtheiligte Fürſt erſt am 18. Dec. 1633 ſeinem Geſandten den Auftrag ertheilt, dem Kaiſer ein Promemoria zu überreichen und darin über Wallenſtein's Verfahren in Betreff Baierns Beſchwerde zu führen. Sollte der Kaiſer dieſe nur zu gerechte Beſchwerde eines der erſten Fürſten des Reichs, ſeines Jugendfreundes und treueſten Verbündeten, deſſen Beiſtand ihn in den erſten Jahren des Kriegs aus der äußerſten Noth gerettet hatte, gegen einen übermüthigen Emporkömmling etwa leicht nehmen, der bereits überſchwänglich für die Dienſte belohnt worden war, die er dem Kaiſer geleiſtet und die er demſelben weniger um des Kaiſers und der Sache ſelbſt willen, als zu ſeinem eigenen perſönlichen Vortheil und unter Auflegung harter Bedingungen geleiſtet hatte? Aus dem Zuſatze in der Inſtruction des baieriſchen Geſandten, wonach der Geſandte zwar die Entlaſſung des Herzogs eifrig betreiben, jedoch ſich erkundigen ſollte, ob des Friedländers Caſſirung bereits im Werke ſei und durch Andere tractirt werde, in welchem Falle er zurückhalten ſolle, „da es dem Kurfürſten lieber ſei, wenn das

Eis durch einen Dritten gebrochen werde, damit es ihm der Wallenſtein nach ſeiner bekannten Art nicht eintränken möge", erſieht man übrigens, daß bis dahin von einer Entlaſſung Wallenſtein's am wiener Hofe, trotz der vorangegangenen Anläſſe, noch keine Rede geweſen, indem dies dem baieriſchen Hofe nicht unbekannt geblieben ſein würde. Ebenſo, daß man in Baiern lediglich an eine Entfernung des Herzogs vom Commando dachte, da man ſelbſt in dieſem Falle zu vermeiden wünſchte, ſich ſeinen Groll zuzuziehen. Erſt am 30. Dec. ſchreibt der Geſandte in der That, aber auch da, wie es ſcheint, etwas voreilig: daß der Kaiſer ſich bereits reſolvirt habe, dem Wallenſtein die Kriegsdirection abzunehmen; daß man aber, ehe es public werde, ſich der Treue der bedeutendſten Generäle der Armee verſichern wolle, zu welchem Zwecke der Comthur von Blumenthal zum Gallas, der Walmerode zum Aldringen geſchickt worden ſeien und auch mit andern Generälen unterhandelt werde. Der Kaiſer ſtehe noch an, was er mit des Herzogs Perſon vornehmen wolle; ihn ganz frei zu laſſen, ſei bedenklich; mit Arreſt und gänzlicher Captur zu verfahren, habe auch ſeine Schwierigkeiten; man habe noch keine Reſolution gefaßt und wolle die Erklärung der Generäle und die Rückkehr Trautmannsdorf's abwarten. Uebrigens ſei Verdacht vorhanden, daß Friedland mit Frankreich tractire und man ſei den wider das Haus Oeſterreich gerichteten Praktiken deſſelben mit dem General Arnim auf der Spur. Aber ſchon am 9. Jan. 1634 ſchreibt er, daß es mit Friedland's Caſſirung ſchlechtſtehe, ſonderlich dreier vornehmer Opponenten wegen. Der Kaiſer ſei zur Amotion geneigt; einige Miniſter hielten es aber für beſſer, nur die Vollmachten zu reſtringiren. Als die ſtärkſten Betreiber der Entlaſſung nennt er den Grafen

Schlick, den Präſidenten des Hofkriegsraths, und den Marcheſe di Grana, der jetzt auch im Hofkriegsrath war. Der römiſche König, den ſein Entfernthalten vom Heere kränken mußte, war derſelben Anſicht, die auch der ſpaniſche Geſandte[1]) unterſtützte. Erſt am 11. Jan. meldet Richel: Der Kaiſer habe ſogleich nach der Ankunft Trautmannsdorf's den Biſchof von Wien zu ihm geſchickt und ihm ſagen laſſen: er habe aus ſeinem Anbringen vernommen, wie übel der Kurfürſt bisher durch den Friedland tractirt worden; ſolches ſei ganz wider ſeinen Willen geſchehen. Es ſei die höchſte Nothdurft, zu remediren, welches auch im vollen Werke ſei und zu des Kurfürſten contento ausfallen werde; allein man müſſe ſehr gemach und behutſam zu Werke gehen und „summum secretum“ beobachten. Um dieſe Zeit erhielt man durch den Herzog von Savoyen genaue Nachricht von den Verhandlungen Wallenſtein's mit Frankreich. Hatte der kaiſerliche Hof, hinter deſſen Rücken ſie gepflogen worden, irgend einen Grund, ſie für bloße Liſt und Verſtellung zu halten? Und mußte nicht das darin enthaltene Verlangen Wallenſtein's nach der böhmiſchen Krone, in Verbindung mit dem beharrlichen Zurückhalten des Heers in Böhmen und deſſen nächſter Nähe, die größten Beſorgniſſe aufregen? Man könnte es nicht befremdlich halten, wenn der Kaiſer ſich nun jeder Rückſicht entbunden gehalten hätte, außer der der Vorſicht. Der Kaiſer berieth die Sache in einem engern Rathe, woran der römiſche König, Fürſt Eggenberg[2]), Graf Trautmannsdorf, der Biſchof von Wien, Pater Lamormain, der ſpaniſche Botſchafter Oñate, Graf Schlick und di Grana theilnahmen. Den Ausſchlag gaben die Vorgänge in Pilſen und am 24. Jan. erfolgte die Entſcheidung.

---

[1]) Der auf außerordentlicher Miſſion nach Wien geſendete Don Inigo Velez de Guevara, Conde de Oñate.

[2]) Fürſt Eggenberg war zeither der größte Gönner des Herzogs geweſen, aber auch er war von der Nothwendigkeit, ſich des Herzogs zu entledigen, ſo überzeugt, daß der bairiſche Geſandte ſchon

Wallenſtein hatte, wie wir geſehen haben, ſchon Ende Decembers angefangen, neue Verſtändniſſe mit den Gegnern des Kaiſers einleiten zu laſſen. Es kam ihm jetzt darauf an, ſich des Heers, über das er bis dahin nach Willkür verfügen zu können lediglich vorausgeſetzt hatte, auch wirklich zu verſichern. Schon zu Anfang des Januars ſchickte er den Ottavio Piccolomini [1]) nach

---

am 1. Febr. berichtete: „Eggenberg habe ihm geſagt, der success in dieſer Sache beſtehe in secreto et celeritate; die Reſolution ſei gefaßt, das remedium intamirt und man hoffe, der Allmächtige, der dieſe böſen Praktiken offenbar gemacht, werde Gnade und Segen geben,“ und daß Eggenberg bald darauf ſich ſogar vernehmen ließ, es ſei ebenſo leicht und weniger Gefahr, den Friedland gleich umzubringen, als zu fangen. (Auch der ſpaniſche Geſandte ſoll geſagt haben: ein Dolchſtoß, ein Piſtolenſchuß könne vieles ändern.) Graf Trautmannsdorf und der Biſchof von Wien hatten früher Beweiſe gegeben, daß ſie billige Wünſche des Herzogs wohl zu vertreten wüßten. Nach einem Berichte des Chemnitz an den ſchwediſchen Reichstag ſagte der Herzog Franz Albrecht von Lauenburg in Regensburg: der ſpaniſche Geſandte habe die kaiſerlichen Räthe, auch Eggenberg, „umbgekaufft“, nur Queſtenberg ſei auf des Herzogs Partei geblieben (Dudik, S. 441). Das waren aber Friedländiſche Reden, denen ſchon das entgegenſteht, daß Eggenberg, nicht aber Queſtenberg, nach der Kataſtrophe die kaiſerliche Ungnade erfuhr, nach deren erſtem Zeichen — als ihn nämlich der Kaiſer nicht mehr mit Ew. Liebden anredete — er ſich eilends auf ſeine Güter zurückzog.

1) Geboren 1599, trat früh zu Mailand in ſpaniſche Kriegsdienſte und kam mit einem Reiterregimente, das der Großherzog von Florenz für den Kaiſer geworben, nach Deutſchland, wo er ſich vielfach und vor allem bei Lützen, ſpäter bei Nördlingen und während des ganzen Kriegs auszeichnete. 1643 trat er aber in ſpaniſche Dienſte und focht in den Niederlanden, wurde jedoch 1648 vom Kaiſer als Feldmarſchall zurückberufen. 1654 wurde er Reichsfürſt. Spanien verlieh ihm das ſchon früher einer andern Linie der Piccolomini zuge-

Schleſien, um Gallas und Colloredo zu bearbeiten. Er ſoll durch aſtrologiſche Grillen verleitet worden ſein, dem mit ihm unter derſelben Conſtellation geborenen Piccolomini, der ſich ſeit 1631 in ſeiner Umgebung befand, beſonderes Zutrauen zu ſchenken, hatte ſich aber ſehr verrechnet und hier, wie anderwärts, wenig Menſchenkenntniß bewieſen. Die Italiener im Allgemeinen wollten dem Kaiſer dienen, nicht einem böhmiſchen Edelmanne, hielten ſich überdem aus natürlichen Gründen zur ſpaniſchen Partei und Piccolomini war wol auch klug genug, das Schwankende und Unſichere der Wallenſtein'ſchen Pläne und ihrer Unterlagen zu durchſchauen. Er vollzog ſeinen Auftrag im entgegengeſetzten Sinne, kehrte aber dann, wie ihm befohlen, nach Pilſen zurück und unterzog ſich der ſchweren, aber wichtigen und ehrenwerthen Pflicht, ſich in dem Vertrauen des Herzogs noch ſo lange zu erhalten, bis er deſſen Pläne weiter durchſchauen und zu ihrer Vereitelung beitragen konnte. Der Verſtellung und Hinterliſt, mit denen Wallenſtein verfuhr, auch gegen ſeine Officiere verfuhr, war nur auf dieſem Wege zu begegnen, und wenn die angewendeten Mittel zweideutig waren, ſo macht es denn doch einen mächtigen Unterſchied, ob ſie im Dienſte der Pflicht, oder im Dienſte des Verraths gebraucht werden.

Bereits auf den 12. Jan. hatte der Herzog die Generale und Feldoberſten nach Pilſen beſchieden. Als ſie angekommen, entfernte man diejenigen, denen man nicht traute, unter allerlei Vorwänden. Von den entferntern

---

vorig geweſene neapolitaniſche Herzogthum Amalfi. Er † 10. Aug. 1656, ohne aus ſeiner Ehe mit einer Prinzeſſin von Sachſen-Lauenburg Kinder zu hinterlaſſen, und ſetzte die Enkel ſeines Bruders Aeneas zu Erben ein. Der deutſche Zweig der Familie erloſch 1751 und der italieniſche verkaufte die deutſchen Güter.

Corps waren ohnedies nur ausgewählte Vertreter geladen. Die Vertrauten des Herzogs eröffneten nun den Verſammelten, daß der Herzog, weil das Heer vom Hofe vernachläſſigt werde und wegen der Umtriebe ſeiner Feinde das Commando niederlegen wolle. (Dies ſpiegelte er ihnen in derſelben Zeit vor, wo er mit auswärtigen Staaten in Unterhandlungen ſtand, bei denen er das Heer als ſein eigenes betrachtete und die eben auf ſeinen Befehl des Heers berechnet waren!) Es läßt ſich denken, welche gehäſſige Inſinuationen die Wortführer des Herzogs mit dieſen Mittheilungen verbinden und wie ſie den Verſammelten die Nachtheile ausmalen mochten, die ein ſolcher Schritt für die Privatintereſſen der einzelnen Oberſten haben müſſe, da ſie damit den Bürgen für die auf ihre Regimenter aufgewendeten Summen verlören, den ſie an Wallenſtein beſaßen. Die Verſammelten ſchickten daher eine aus dem Feldmarſchall von Illow und den Oberſten Mohr von Wald 1), Bredow 2), Loſy und Henderſen beſtehende Deputation an den Herzog, die ihm Gegenvorſtellungen machen ſollte. Der Herzog ließ ſich denn auch zu der Erklärung herbei, noch eine Zeitlang bei dem Heere verbleiben zu wollen, um zu ſehen, was für Mittel zur Unterhaltung der Armada beſchafft werden möchten 3), und ohne ausdrückliches Vor-

---

1) Gewöhnlich Mohrwald genannt.

2) Dieſer muß bald ſeinen Frieden mit dem Kaiſer gemacht haben. Johann Rudolph von Bredow ward in den nächſten Jahren Freiherr und Feldmarſchall und erhielt böhmiſche Güter. Er fiel am 15. Nov. 1640 bei Ziegenhain in Heſſen gegen Roſen.

3) Noch am 3. Jan. waren dem Herzog 100,000 Fl. angewieſen worden und der Kaiſer ließ der Armee häufigen Proviant aus Ungarn und Oeſterreich zuführen. Wären aber auch Wallenſtein's Beſchwerden in dieſem Punkte begründet geweſen, ſo hatte er andere Mittel, ihnen abzuhelfen, indem er ſich bei dem Hofe in Gunſt hielt, nicht mit die-

wiſſen und Willen der Oberſten ſich nicht von dieſen und der Armada zu begeben, wogegen die Oberſten einen ihnen von Illow und Terzky vorgelegten Revers 1) unterzeichnen ſollten, worin, nach einer Relation aller dieſer Vorgänge und Umſtände, dieſelben ſich verpflichteten, bei dem Herzog „ehrbar und getreu zu halten, ſo lange 2) er in des Kaiſers Dienſten verbleiben, oder der Kaiſer ihn zu ſeiner Dienſte Beförderung gebrauchen werde;“ ſich auf keinerlei Art von ihm zu trennen, noch trennen zu laſſen, ſondern Alles, was zu des Herzogs und der Armada Conſervation gereiche, mit dem Herzoge nach äußerſter Möglichkeit zu befördern, den letzten Blutstropfen aufwenden und Jeden ihres Mittels, der dem zuwiderhandle und ſich abſondern wollte, wie treuloſe, ehrvergeſſene Leute verfolgen zu wollen. Abends gab Illow ein Banket, bei welchem es wild und ſtürmiſch herging 3) und wo der Revers zur Unterzeichnung vorgelegt, auch von den Meiſten unterzeichnet wurde. Am nächſten Morgen ließ der Herzog die Oberſten zu ſich kommen und gab ihnen mündliche Erklärungen, welche auch die bisher noch Bedenklichen zur Unterzeichnung gebracht haben ſollen 4). Nach einem Berichte

---

ſem verzwiſtete und indem er das Heer, wie der Kaiſer wünſchte, aus deſſen Landen herausführte. Auch wußte er wohl, daß es dem Hofe weniger an gutem Willen, als an Mitteln gebrach. Wie contraſtirt übrigens ſeine jetzige Sprache mit der, die er 1625 führte!

1) Entworfen war er im Rathe des Herzogs.

2) Hier folgt die bedeutſame und beſtrittene Clauſel, welche wir weiterhin zu beſprechen haben werden.

3) So wird auch dem Kurfürſten von Baiern berichtet. Sonſt wollen wir auf die Ausſagen über die Trunkenheit und Confuſion, die von ſolchen gethan wurden, welche ſich wegen ihrer Unterzeichnung entſchuldigen wollten, nicht viel geben.

4) Die urſprüngliche Erzählung Förſter's, daß der Herzog bei dieſer Gelegenheit damit angefangen habe, den Revers zurückzugeben

vom 13., den der Kurfürſt von Baiern aus Pilſen erhielt, hatte der Herzog bei dieſer Gelegenheit ſich dagegen verwahrt, daß mit dem Revers irgend etwas gegen den Kaiſer oder das Reich gemeint. In einem Bericht, der ſich im Staatsarchiv zu Wien befindet und des Herzogs Rede ausführlich mittheilt, ſteht davon nichts[1]), ſondern die dort gegebene Verſion der Rede enthält hauptſächlich die bekannten Beſchwerden des Herzogs, zu denen auch die vage Beſchuldigung tritt, daß ſeine Feinde ihm „mit Gift beikommen wollten", ferner die Verſicherung, daß er mit Rückſicht auf die Oberſten, von denen die meiſten auf ſeinen Credit hin gehandelt, noch eine Zeitlang „dem Werke beiwohnen, ſehen" wolle, „was für Präparation zum Krieg und Unterhalt gemacht werden wird, und einmal mit dem Frieden Anfang machen, welchen ſie zu Wien nicht haben wollten, ſondern begehrten, er ſolle Sachſen und Brandenburg ſepariren." Abſchriften des Reverſes ſollen der älteſte Befehlshaber des Fußvolks, der älteſte Befehlshaber der Reiterei und der Befehlshaber der Kroaten erhalten haben. Es nahm aber auch Oberſt Schaffgotſch eine ſolche für das ſchleſiſche Heer, wahrſcheinlich auch Oberſt Schärfenberg eine für das in Baiern ſtehende Corps[2]) mit, ſowie andere anderweit vertheilt worden ſind.

Hier iſt nun der Umſtand zu erwähnen, daß in meh-

---

und zu erklären, daß er nun unbedingt zurücktreten werde, was denn eine moraliſche Daumſchraube geweſen wäre, hat er ſpäter ſelbſt fallen laſſen. Uebrigens wäre es möglich, daß Piccolomini ſich inzwiſchen mit den Bedenklichen in Vernehmen geſetzt und ſie zur Unterzeichnung beſtimmt hätte.

1) S. Graf Mailath, a. a. O. S. 345 ff. Daß dieſe Verſion im Weſentlichen Wallenſtein's Aeußerungen wiedergeben möge, erkennt auch Förſter an (a. a. O. S. 114, Anm.).

2) Graf Mailath, a. a. O. S. 347.

rern Abſchriften dieſes Reverſes die allerdings wichtigſte Clauſel, welche die Verpflichtung der Unterzeichner auf die Zeit beſchränkt, wo der Herzog noch in dem Dienſte des Kaiſers ſtehen werde, fehlt 1), was denn eine alte Sage unterſtützt, wonach der Revers, wie er vor dem Banket verleſen worden, jene Clauſel enthalten haben, dieſelbe aber in dem nach der Tafel zur Unterzeichnung vorgelegten Exemplare weggelaſſen worden ſein ſoll. Die Sache iſt allerdings wichtig. Ohne die Clauſel war die Vorlegung und Unterzeichnung des Reverſes ein ſehr ſchweres und ganz offenes und unzweifelbares Verbrechen, und enthielt der Revers offenbar den Sinn, daß das Heer ſich lediglich an den Herzog ſchließen und ihn, nöthigenfalls mit Gewalt, an der Spitze erhalten wolle. Es wäre damit das Heer aus dem Dienſte des Kaiſers, dem man jedoch wunderlicher Weiſe noch immer die Sorge für Sold und Unterhalt aufgelegt hätte, in den des Herzogs übergeführt worden. Mit der Clauſel bleibt der Revers zwar immer noch eine große Ungehörigkeit, die jedoch unter damaligen Verhältniſſen und Zuſtänden eher zu erklären und zu entſchuldigen ſein würde, als in unſerer Zeit, verliert aber ungemein an ſeiner Tragweite, ja verliert eigentlich Sinn und Zweck, ſoweit man ihm nicht einen ſolchen durch die Annahme verleihen will, daß die Vorleger des Reverſes ſich vorbehalten hätten, ihn weiterhin in einer Weiſe auszudeuten, wonach die Oberſten ſich verpflichtet hätten, den Herzog auch wider den Willen des Kaiſers in deſſen Dienſten zu erhalten. In dieſem Sinne wäre er allerdings auch höchſt ſtrafbar geweſen; aber die Unterzeichner wenigſtens hätten anführen können, daß ſie ihn nicht in dieſem Sinne ver-

---

1) S. Helbig, a. a. O. S. 17 ff., S. 54.

ſtanden hätten. Für den Wegfall der Clauſel ſpricht der angeführte Umſtand, daß ſie in der That in mehrern Ausgaben des Reverſes und namentlich in der Abſchrift fehlt, die der Herzog Franz Albrecht von Lauenburg ſchon am 17. Jan. in Schlackenwalde erhielt und nach Dresden ſchickte. Khevenhüller gibt zwar den Revers mit der Clauſel, erzählt aber dann eben jene Geſchichte von dem Weglaſſen derſelben bei der Unterzeichnung. Es kann ferner für dieſelbe Meinung angeführt werden, daß der ganze Revers ohne die Clauſel kaum der Mühe werth ſchiene, und die Bedenken, wodurch ſich Manche anfangs von der Unterzeichnung abhalten ließen, werden noch weit erklärlicher, wenn man die Clauſel wegdenkt. Auf der andern Seite findet ſich die Clauſel in andern Verſionen des Reverſes. Bei der ſpätern Unterſuchung ſcheint nicht von einem Reverſe ohne die Clauſel ausgegangen worden zu ſein und die Beklagten haben ſich nicht, wie doch zu erwarten geweſen wäre, auf den ihnen angeblich geſpielten Betrug berufen. Die Regierung hat die Sache mehr als eine Ungehörigkeit, denn als ein Verbrechen behandelt und bezeichnet und Keinen verfolgt, der ſich nichts Weiteres, als dieſe Unterzeichnung, zu Schulden kommen laſſen, wobei freilich auch Klugheitsgründe gewaltet haben, wo man aber doch meinen muß, daß ſie ſich über einen Revers ohne die Clauſel ganz anders ausgeſprochen haben würde. Graf Mailath, ein Schriftſteller, der, wenn auch mit Mäßigung, Billigkeit und Wahrheitsliebe, doch die Regierungsſeite vertritt, erklärt ausdrücklich, daß ſich die in dieſer Geſchichte liegende Anſchuldigung Wallenſtein's durchaus nicht beweiſen laſſe. Auch läßt ſich gegen die Gründe für den Wegfall Manches anführen. Ohne die Clauſel wäre es ſehr befremdlich, daß nicht noch weit Mehre ſich zu unterzeichnen weigerten, und daß Diejenigen, die ſich beim Banket geweigert hatten, am nüchternen Morgen doch noch unterzeichneten. Eben dieſer letztere Umſtand macht die Annahme eines geſpielten Betrugs, der wol allenfalls von den Berauſchten überſehen werden konnte, von den Nüchternen aber gewiß entdeckt worden wäre, und deſſen Entdeckung leicht allgemeinen Unwillen hätte hervorrufen und die ganze Sache zunichte machen können, im höchſten Grade unwahrſcheinlich. Ueberhaupt iſt der ganze Gedanke, auf dieſe Weiſe das Heer an Wallenſtein binden zu wollen, denn doch für Wallenſtein und ſeine Vertrauten zu plump und kindiſch, und ſie mußten ſich ſagen, daß die Wirkung eines ſolchen Betrugs nicht über die Dauer des Rauſches ausdauern, jedenfalls Keinen verpflichten werde, in Noth und Tod und ſchweren Verſuchungen bei ſolcher Sache auszuharren. Scheint der Revers ohne die Clauſel auch an ſeiner Bedeutung ungemein zu verlieren, ſo kann man doch meinen, daß die Betreiber deſſelben weniger auf das formell Ausgeſprochene, als auf die moraliſche Bedeutung des Acts, der denn doch eine Geſammterklärung des Heers für den Herzog enthielt, geſehen, ſowie auf die Auslegungen gerechnet haben mögen, die ſie dem Reverſe zu geben vorhatten. Was aber das Vorkommen von Reverſen ohne die Clauſel anlangt, ſo können Beſtrebungen entgegengeſetzter Art daſſelbe veranlaßt haben. Auf der einen Seite konnen Gegner des Herzogs, zu Vergrößerung ſeiner Schuld, bei ihren Abſchriften des Reverſes die bedeutſame Clauſel weggelaſſen haben 1). Auf der andern Seite können die Schürer und Hetzer bei dem Her-

---

1) So z. B. in der nach Baiern gekommenen Verſion, welche Aretin mittheilt.

zog, die allerdings in der Wahl der Mittel wenig bedenklich geweſen zu ſein ſcheinen, Abſchriften ohne die Clauſel verbreitet haben, um zunächſt den Auswärtigen, die man zu Unterſtützung der Friedländ'ſchen Pläne gewinnen wollte, in dem Reverſe einen Beweis vorzulegen, daß der Herzog über das Heer unter allen Umſtänden und auch gegen den Kaiſer verfügen könne. Ein ſolcher Beweis war der Revers nur ohne die Clauſel; mit der Clauſel bewies er eher das Gegentheil. So finden wir es denn ganz natürlich, daß man dem Herzog von Lauenburg, jedenfalls für Kurſachſen, einen Revers ohne die Clauſel ſchickte. Möglich auch, daß in einzelnen, für Abweſende beſtimmten Abſchriften die Clauſel, die man allerdings nur ungern beigefügt haben mag, weggelaſſen wurde, wobei man darauf gerechnet haben könnte, daß der Glaube, die große Maſſe der Oberſten des Hauptheers habe den Revers ſo unterſchrieben, über die Scrupel weghelfen werde. Die Sache bleibt dunkel; aber bis uns nicht ein Gegenbeweis geliefert iſt, halten wir denn doch dafür, daß die Clauſel in dem Reverſe ſtand und nur in einzelnen Abſchriften, aus verſchiedenartigen Gründen, weggelaſſen ward.

Der Kaiſer erhielt auf verſchiedenen Wegen, nur nicht durch ſeinen Generaliſſimus, von dem Vorgefallenen Nachricht. Es ward ihm von dem Kurfürſten von Baiern, von Piccolomini, der ſelbſt mit unterſchrieben hatte, von Aldringen, durch einen geheimen Boten, den die in Pilſen anweſenden Prinzen Matthias und Franz von Toscana [1]), auf Piccolomini's Veranlaſſung, an den

---

[1]) Beide jüngere Söhne des Großherzogs Cosmo II. und der Maria Magdalena von Oeſterreich, einer Schweſter des Kaiſers Ferdinand II., deſſen Neffen ſie ſonach waren. Matthias war 1613 geb. und † 1667. Franz war 1614 geb. und † 25. Juli 1634.

Kaiſer ſendeten, berichtet. Es verſtärkte weniger die Gründe, welche zu Wallenſtein's Entfernung trieben, als die Ueberzeugung, daß man in dieſer Sache mit ebenſoviel Umſicht, als Energie handeln müſſe, um nicht einem gefährlichen, in ſeinen Folgen unüberſehbaren Widerſtande, zu dem der Herzog ſich ſichtbar vorbereitete, zu begegnen. Das am 24. Jan. 1634 vom Kaiſer unterzeichnete Patent iſt ſichtlich darauf berechnet, das Nöthige mit größter Mäßigung zu verfügen, die Verführer von den Irregeleiteten zu trennen und den Letztern die Rückkehr zu ihrer Pflicht zu erleichtern. Der Kaiſer erklärt: daß er, „aus Hochwichtigen und dringenden urſachen", mit ſeinem „geweſenen General Obriſten Veldthaubtman eine Enderung vorzunehmen bewegt worden", was ſeiner kaiſerlichen Armada und allen ihren Officieren und Befehlshabern zu verkündigen[1]) er für höchſt nöthig erachte, auch das Heer aller Verpflichtung gegen den Herzog entlaſſe und es dafür für jetzt und bis zu anderweiter Beſetzung des Generalats an ſeinen „General Veldt Leutenampt" Grafen Matthias Gallas[2]) weiſe.

---

[1]) Förſter ſcheint einen Widerſpruch darin zu finden, daß hier von einer öffentlichen Verkündigung die Rede iſt, während Gallas ermächtigt ward, das Patent geheim zu halten. Es verſtand ſich von ſelbſt, daß der Kaiſer ſich und Gallas den Zeitpunkt der öffentlichen Verkündigung vorbehalten durfte. Solange das Patent nicht veröffentlicht war, konnte ſein Inhalt dem Herzog nicht ſchaden, am wenigſten, wie Förſter (S. 116, Anm.) auch außerdem völlig grundlos annimmt, ſein Leben gefährden. Das konnte es auch nach ſeiner Veröffentlichung nicht, da die Ausnahme von einer Amneſtie noch keine Verurtheilung, geſchweige denn eine Achtung iſt.

[2]) Er war 1589 zu Trient geboren, ward Page bei einem lothringiſchen Edelmann, mit dem er 1616 im ſpaniſchen Heere gegen Savoyen focht, diente dann unter Tilly und Wallenſtein in Deutſchland, ward Reichsgraf, zeichnete ſich bei mehrfachen Gelegenheiten aus, hatte die Hauptleitung bei Nördlingen, beging aber ſpäter öftere Fehler, oder hatte ſo zahlreiches Unglück, daß er zweimal das Com-

In Betreff der Vorgänge zu Pilſen heißt es: Der Kaiſer habe zwar vernommen, daß einige ſeiner Kriegsoberſten und Officiere bei der den 11. Jan. zu Pilſen angeſtellten Verſammlung „etwas weit gegangen und mehr als von Rechtswegen gebühret ſich eingelaſſen“[1], befinde jedoch, daß ſie durch falſche Vorſpiegelungen dazu verleitet worden, und wolle daher, „damit deßwegen niemandt zu unverandtwortlichen verzweiffelten Consiliis ſich verleitten laſſe“, alles, was diesfalls vorgegangen, nachſehen und vergeſſen, von welchem Pardon nur der General und zwei andere Perſonen[2] ausgenommen ſein ſollten, als welche, wie der Kaiſer berichtet ſei, „ſich zu dieſem Werke als rädelsführer vor andern gebrauchen laſſen.“ Dann folgen Verſicherungen, daß der Kaiſer nach aller Möglichkeit ſeine kaiſerliche Gnade und Dankbarkeit Allen, die ihm treulich gedient, beweiſen und für den Unterhalt des Heers ſorgen werde[3].

Gallas erhielt dieſes Patent, mit der Ermächtigung, erſt dann davon Gebrauch zu machen, wenn er es für nöthig erachte. In der nach Wallenſtein's Tödtung erſchienenen Rechtfertigungsſchrift, über welche wir weiterhin zu ſprechen haben und welche durch mancherlei perſönliche Rückſichten, die aber nicht dem Kaiſer und dem kaiſerlichen Hofe galten, behindert war, die volle Wahrheit und nur die Wahrheit zu ſagen, wird erzählt, es ſei an Gallas mit dem Patente auch der Specialbefehl

---

mando niederlegen mußte, ward aber doch 1645 nochmals an die Spitze berufen und † 1647. Sein Mannsſtamm erloſch 1757 und die Güter kamen an die Clam, die ſich nun Clam-Gallas nannten.

[1] Ganz nach unſerer obigen Auffaſſung des Reverſes mit der Clauſel.

[2] Illow und Terzky.

[3] S. das Patent bei Helbig, Der Kaiſer Ferdinand, S. 21 ff.

ergangen, „ſich des Friedländers zu bemächtigen und ihn mit ſeinen vornehmſten Anhängern, den Illow und Terzky, in gefänglichen Verhaft und an einen ſolchen Ort zu bringen, allda er gehört werden und ſich über alles dieſes genugſam defendiren und purgiren möge, oder doch ſich ſeiner lebendig oder todt zu bemächtigen.“ Auch Khevenhüller berichtet, Gallas habe den Befehl bekommen, ſich des Friedländers todt oder lebendig zu bemächtigen. Schon am 23. Febr. ſchrieb ein Agent des Kurfürſten von Mainz an dieſen: Piccolomini, Gallas und Iſolani hätten Befehl, den Friedländer lebendig oder todt nach Wien zu bringen, weshalb man ſtündlich den Verlauf dieſer Execution erwarte [1]). Von Seiten Derer, welche geneigt ſind, in dieſer Sache als Ankläger gegen den kaiſerlichen Hof aufzutreten, hat man in dieſem Befehle, in den ſie natürlich keinen weſentlichen Zweifel ſetzen, eine Aechtung und für vogelfrei Erklärung gegen den Herzog finden wollen, die ihn einem Jeden preisgegeben habe. Von anderer Seite iſt dagegen das Vorhandenſein jenes Befehls, von dem ſich allerdings nirgends eine Spur gefunden hat, völlig in Abrede geſtellt und behauptet worden, man habe ihn erſt nach Wallenſtein's Tödtung fingirt, wo nicht wirklich ausgefertigt, um Diejenigen, welche Wallenſtein umgebracht, zu rechtfertigen und gegen Wallenſtein's Anhänger zu ſchützen. Thatſächlich hat Gallas und haben die mit ihm zuſammenwirkenden Generäle keineswegs auf eine Gefangennehmung des Herzogs, ſondern mehr darauf hin operirt, ihm die Truppen zu entziehen, ihn mehr und mehr zu iſoliren und an die Grenze, alſo gerade dahin zu drängen, wo ihm die Flucht am leichteſten war. Es iſt auch die Faſſung des oben angeführten Befehls jedenfalls, ſoviel den ganz kahl und unmotivirt angehängten Schlußſatz „oder doch ꝛc.“ anlangt, verdächtig und möchten wir, das Vorhandengeweſenſein des Befehls angenommen, vermuthen, daß noch etwas dazwiſchen geſtanden hätte. Im Ganzen aber könnte man wol vorausſetzen, daß auch über das Verfahren in Betreff des Herzogs Inſtructionen ertheilt worden ſind, die nicht füglich andere ſein konnten, als daß man ſich bemühen ſolle, ihn zur Haft zu bringen, und daß ein ſolcher Befehl für den Fall, daß die zu verhaftende Perſon Widerſtand leiſtet, die Ermächtigung zur Anwendung perſönlicher Gewalt in ſich ſchließt, verſteht ſich von ſelbſt. In einem ſolchen Befehle an Gallas, wenn er wirklich ertheilt worden, lag aber nichts weniger, als eine allgemeine Aechtung und Preisgebung des Herzogs1), und dies um ſo weniger, als der Befehl ja geheim blieb. Im Uebrigen hat dieſe ganze Streitfrage auch deshalb nicht die ihr öfters beigelegte Bedeutung, weil, mag nun der Befehl erlaſſen worden ſein oder nicht, Diejenigen, welche den Herzog tödteten, nichts von einem ſolchen Befehle gewußt und nicht in Kraft deſſelben gehandelt haben.

---

[1]) Dieſer Agent hat übrigens wol ſchwerlich den Befehl ſelbſt geleſen und kann vielleicht, wie das ſo oft geſchehen, Geklatſch gehört und berichtet haben. Correct ſind dergleichen Berichte, die nicht auf amtlichen Unterlagen fußen, ſelten.

Gallas verſtändigte ſich nun in der Stille mit Piccolomini, Aldringen und Maradas und trat erſt nachdem man ſich über die zu ergreifenden Maßregeln vereinbart haben mochte, andererſeits aber auch Wallenſtein die ſämmtlichen Generale, Oberſten und Regimentscomman-

---

1) Dies erkennt auch Helbig, Der Kaiſer Ferdinand, S. 24, ſehr richtig an.

danten auf den 13. Febr. abermals nach Pilſen beſchieden und dieſe Verſammlung ſtattgefunden hatte, hervor. Ueber dieſe Verſammlung vom 13. meldet der Herzog Franz Albrecht von Lauenburg, in einem Berichte an den Kurfürſten von Sachſen, der Herzog habe die Genannten, und zwar deren mehr als das vorige mal, nach Pilſen beſchieden, „zu dem Ende, daß Ihre Lbd. ſich Ihrer deſto mehr verſichern können.“[1]) Es iſt aber damals zu keiner Verhandlung gekommen. Piccolomini *und Gallas erſchienen bei der Zuſammenkunft und Al*dringen wurde erwartet, zögerte aber in der Nähe. Der Herzog ſchickte Gallas nach ihm ab; dieſer aber kam auch nicht wieder, hatte ſich vielmehr in Pilſen erſt vollſtändig von den Abſichten der Friedländiſchen überzeugt[2]) und verabredete am 14. in Grazen bei Budweis mit Aldringen die zu ergreifenden Maßregeln. Am 15. machte ſich auch Piccolomini aus Pilſen fort. Schon am 13. hatte Aldringen dem Oberſtlieutenant Mohra in Prag das kaiſerliche Patent überſendet und ihn beauftragt, es nach drei Tagen den höhern Officieren mitzutheilen. Gallas ging nach Linz, Aldringen nach Wien, wo er über das (von Gallas) in Pilſen Beobachtete berichtete. Ein Befehl vom 15., von Wallenſtein, Illow und Terzky keine Befehle mehr anzunehmen, ſondern nur Gallas, Piccolomini, Aldringen und, nach einem ſpätern Befehle, Maradas Folge zu leiſten, ſollte am 16. publicirt werden. Von Wien aus ergingen am 18. und 19. Befehle an die Oberſten Breuner, Beck, Wangler, die Regimentscommandanten Mohr von Wald, Teufenbach, die Oberſtlieutenants Rauchhaupt, Streithorſt, Buire, Buchheim, nach Prag zu rücken, wo Oberſt Wangler bis auf Weiteres befehligen ſollte. Maradas und Suys wurden in kaiſerlichen Schreiben ihrer Treue wegen belobt, Herzog Heinrich Julius [1]) von Sachſen-Lauenburg von dem Vorſeienden verſtändigt und an Gallas, Piccolomini, Maradas, Colloredo, Suys und Hatzfeld verwieſen. Schauenburg im Elſaß wurde angewieſen, ſeine Truppen in der Treue für den Kaiſer zu erhalten, der Landeshauptmann in Linz, Graf Kuefſtein, das linzer Schloß zu verwahren. Das Alles hatte den beſten Erfolg. Die Regimenter eilten nach Prag; ihre Commandirenden fügten ſich nicht nur, ſondern beeilten ſich auch, ſelbſt Wilhelm Terzky, der Bruder des Vertrauten und Schwagers Wallenſtein's, ſich von jedem Verdachte zu reinigen. Die befreundeten auswärtigen Fürſten wurden in Kenntniß geſetzt.

---

[1]) Helbig, Der Kaiſer Ferdinand, S. 25.

[2]) Wir wiſſen zwar nicht, worauf ſich Helbig's (Der Kaiſer Ferdinand, S. 31) Verſicherung gründet, daß Gallas vorher noch nicht recht an den Verrath des Herzogs habe glauben wollen, haben aber auch keinen Grund, an der Sache zu zweifeln.

Bis zum 13. Febr. hatte der Kaiſer mit Wallenſtein in Correſpondenz geſtanden, die von beiden Seiten mit allem Scheine des gegenſeitigen Einverſtändniſſes geführt wurde. Man hat das dem Kaiſer zum Vorwurfe machen wollen, dabei aber nicht bedacht, daß die Täuſchung eine gegenſeitige war, zwiſchen den Täuſchenden aber zwei wichtige Unterſchiede obwalteten, welche wol dem Kaiſer, nicht aber Wallenſtein zu Gunſten kommen. Einmal war der Kaiſer in dem, was er vorhatte, in ſeinem vollkommenen und unzweifelhaften Rechte, Wallenſtein aber in ſeinem Vorhaben in ſchuldbarem Unrechte[1]), und die Täuſchung, die der Kaiſer übte, war eine von der Sicherheit des Staates erfoderte Nothwendigkeit zur Ausführung einer durch das Staatswohl gebotenen und im Rechte begründeten Maßregel, ſowie zur Verhinderung ſtaatsgefährlicher Verbrechen, während die von Wallenſtein geübte Täuſchung eben die Ausführung dieſer Verbrechen befördern ſollte[2]). Dann war auch der Kaiſer von Wallenſtein's Verhalten und davon, daß dieſer ihn täuſche, aus ſichern Quellen unterrichtet und dadurch weit beſſer berechtigt, Gleiches mit Gleichem zu vergelten, als Wallenſtein, der über die Abſichten des Hofes gegen ihn nur vage Vermuthungen hatte[3]) und ſo im Dunkeln tappte, daß er noch am 13. Febr. auf Gallas, Aldringen und Piccolomini rechnete.

---

[1]) Es war dies ein älterer Bruder von Franz Albrecht und ſtand in kaiſerlichen Kriegsdienſten.

---

[1]) Daß ſein Vertrag mit dem Kaiſer ihn nicht berechtigte, das Heer wider den Kaiſer zu verwenden, oder ſich mit Gewalt im Commando zu behaupten, ergibt ſich aus dem früher über dieſen Vertrag Bemerkten. Seine Eigenſchaft als Reichsfürſt, deren materielle Unterlage, das Reichsland, er ohnedies längſt verloren hatte, hätte ihn höchſtens berechtigt, zu verſuchen, ob er ein eigenes Heer aufſtellen könne, mit dem er dann vornehmen mochte, was er wollte, nicht aber, das für den Kaiſer geworbene und lediglich dieſem durch Eid und Pflicht verbundene Heer demſelben aus den Händen zu ſpielen und gegen ihn zu gebrauchen. Dabei ſehen wir noch davon ab, daß er nur durch den Kaiſer Reichsfürſt geworden war, daneben aber immer noch Vaſall und Unterthan des Kaiſers in deſſen Eigenſchaft als König von Böhmen blieb. Spricht man von Undank des Hofes, ſo vergißt man, wie reichlich der Herzog vom Kaiſer belohnt worden war, wie viel ſchlecht vergoltenes Vertrauen derſelbe dem Herzog bewieſen hatte und daß die Dankespflicht eine gegenſeitige war.

[2]) Hätte es ſich nur um Wallenſtein's perſönliche Sicherheit gehandelt, ſo wäre es noch in dieſer Zeit möglich geweſen, dieſelbe durch Vergleich mit dem Hofe zu erlangen, auch abgeſehen von der Leichtigkeit einer Flucht.

[3]) Im Februar berichtet Herzog Franz Albrecht nach Dresden: „Bei Hofe iſt er (der Herzog) ſehr ſchwarz und redet man wunderlich von ihm und ſeinen Leuten." Das war ſchon lange geſchehen. Erſt am 13. ſchreibt er vertraulich an Arnim, Wallenſtein ſei bekannt, daß man in Wien nicht feiere.

Erſt daß Gallas, der den Aldringen hatte holen ſollen, nicht wiederkam, dann daſſelbe mit Piccolomini eintrat, der ſich erſt am 15., unter dem Vorwande, wieder den Gallas zu holen, von Pilſen hatte fortmachen können, und daß Oberſt Deodati ohne Ordre nach Oeſterreich marſchirte, öffnete dem Herzog völlig die Augen und ließ ihn ahnen, daß er vom Hofe übermeiſtert worden und daß es mit ſeinem Anhange im Heere und ſeiner unbedingten Verfügung über daſſelbe keineswegs ſo ſtehe, wie er angenommen hatte. Ueberhaupt ergibt ſich aus dem ganzen Verlaufe, daß das damalige Heer keineswegs auf Wallenſtein mehr als auf den Kaiſer geſtellt war, und es bietet uns dieſes Heer durchaus nicht das Bild eines in inniger Anhänglichkeit einmüthig mit ſeinem Führer verbundenen, in welches nur durch fremde Einflüſterungen, Lockungen und Ränke eine Spaltung gebracht worden wäre; vielmehr ſehen wir, daß der einzige Schritt, den die Oberſten zu Gunſten des Herzogs thun, nur durch Geldintereſſen veranlaßt iſt und nur durch Unbekanntſchaft mit ſeinen eigentlichen Plänen, wo nicht durch offenen Betrug, möglich wird; bei der erſten Erklärung des Kaiſers gegen ihn verläßt ihn beinahe das ganze Heer, und das Häuflein iſt klein und beſteht faſt nur aus ſeinem allernächſten Kreiſe, das bis zum Ende bei ihm aushält. Es muß dabei übrigens auch ins Auge gefaßt werden, daß dieſes Heer ein ganz anderes war, als dasjenige, das er 1625 aufſtellte. Das letztere beſtand aus Abenteurern aller Nationen, welche weſentlich Wallenſtein's Ruf und der Durſt nach Beute unter die Fahnen gelockt hatte, war zunächſt auf Wallenſtein's Koſten errichtet worden und ward durch ſein Kriegsglück und auf Koſten der von ihm Unterworfenen erhalten. Das jetzige Heer war zum großen

Theile in des Kaiſers Landen geworben; der Kern deſſelben beſtand aus kaiſerlichen Unterthanen; die Ausrüſtung ward durch außerordentliche Beiträge und Steuern aus dem ganzen Lande beſtritten, Sold und Unterhalt, ſoweit nicht Feindesland dabei angezogen ward, vom Staate beſchafft. Wir wollen nicht mit Gewißheit behaupten, daß dem Herzog ſein Plan bei dem frühern Heere gelungen ſein würde; aber die Chancen ſtanden jetzt noch ſchlechter für ihn.

Das Spiel des Herzogs wird nun immer trügeriſcher und ſchlimmer. Auf der einen Seite ſuchte er ſich als völlig unſchuldig darzuſtellen und jede böſe Abſicht gegen den Kaiſer zu verleugnen; auf der andern trifft er nach allen Richtungen hin Verkehrungen zur Durchführung derſelben Entwürfe, die er abgeleugnet. Am 19. Febr. hatte er 29 Oberſten in Pilſen verſammelt, denen er eine im Ganzen wenig ſagende und ausweichende Rede hielt[1]), in der er als Grund der Verſammlung zwiſchen den Oberſten und Illow vorzunehmende Verhandlungen über Wirthſchaftsſachen angab, die Abweſenheit des Gallas und Aldringen's bedauerte[2]), ſich dagegen verwahrte, gegen die katholiſche Religion, den Kaiſer und deſſen Hoheit irgend etwas tentirt oder im Sinne zu haben, dabei aber hinzuſetzte: es würden bei

---

[1]) Den Inhalt derſelben ſ. ausführlich bei Graf Mailath (S. 353 ff. und, nach dieſem, bei Förſter, S. 131 ff.). Wenn Herr Förſter dabei ſagt, daß Graf Mailath zwar die Stunde angebe, in der ſie gehalten werden (früh 9 Uhr), aber den Tag verſchweige, auf den es weſentlich ankomme, ſo begreifen wir das nicht. In unſerm Exemplar des Mailath'ſchen Werkes ſteht der 19. Febr. ganz deutlich, wie alle Daten, am Rande.

[2]) Von Aldringen ſagt er: „iſt nach Frauenburg kommen, ſagt ſei krank“; von Gallas: „weiß nicht, aus was Urſachen er ausbleibt, will verhoffen, er werde doch noch kommen.“ Von Piccolomini ſchweigt er.

Hofe viele Sachen begehrt, die vom Reiche nimmer könnten gutgeheißen und conſentirt werden; darum ſei er nun dem gemeinen Weſen zum beſten willens, einen Frieden zu machen. Die Tractationspunkte ſollte Illow den Oberſten mittheilen und bei den Verhandlungen einige zugegen ſein[1]. Er erwarte aber auch, daß ſie zu ihm halten würden, und ſähe ihrer Antwort an dieſem oder den nächſten Tagen entgegen. Abgeſehen davon, daß es nicht in der Befugniß des Herzogs und der Oberſten lag, einen Frieden ohne den Kaiſer und wider deſſen Willen zu ſchließen, ſo ſprach der Herzog das Alles in derſelben Zeit aus, wo Kinsky Frankreich beſchickte, um Wallenſtein die böhmiſche Krone zu bedingen, wo Franz Albrecht von Lauenburg an Bernhard von Weimar geſendet[2] und Arnim's Ankunft aufs dringendſte betrieben wurde. So ging es auch in den nächſten Tagen.

---

[1] Er behielt deshalb die Oberſten Beck und Gonzaga zurück, welche übrigens nicht zu ſeinen Anhängern gehörten. S. Förſter S. 145.

[2] Dieſe Sendung war ſchon vor dem 18. beſchloſſen; denn an dieſem ſchreibt der Herzog Franz Albrecht an Arnim: „Damit er (W.) auch des Herzogs Berndt's verſichert iſt, hat er an mich begehret, ich ſolle eine Reiſe zu ihm thun, damit er nur verſichert were, wenn er etwas mit den andern zu thun hette, er vor ihm alsdann ſicher were." Der Herzog ſei willens, „ſein Volk bei Prag zum theils zu ſameln"; denn er beſorge, es möchte ihm „ein theils Regimenter" abſpenſtig gemacht werden, wiewol die Meiſten und Beſten zu dem Herzog hielten! Den Herzog verlange ſehr, Arnim zu ſprechen. Auch habe er gebeten, Sachſen möge doch „etliche 1000 Pferde an den böhmiſchen Grenzen in Meiſſen ſamlen laſſen, im Fall es von nöthen, daß ſie ihm zu Hülffe kommen konten." Ebenſo, dafür zu ſorgen, daß die ſächſiſchen Garniſonen in Schleſien mit Schaffgotſch „in guter Correſpondenz und vernehmen weren." In einer Nachſchrift des „in höchſter eile" geſchriebenen Briefes heißt es noch: „wegen beſſerer Zuſammenführung des Volkes bittet der Herzog zum allerhöchſten, Ich will's bei Herzog Berndt auch ſchon machen, daß an den grenzen etwas aufwarten ſoll, wenn's von nöthen

Am 20. unterzeichneten Wallenſtein und 29 Oberſten eine Schrift, worin ſie den Pilſener Revers erklärten und ſich dagegen verwahrten, mit demſelben „das Geringſte, ſo Ihrer Kaiſerlichen Majeſtät, Dero Hoheit noch der Religion zuwider“ gemeint zu haben, der Herzog auch die Unterzeichner für den Fall, daß er ſich das Geringſte dergleichen „unterſtehen“ würde, von allen Verpflichtungen losſprach; am 26. ſchickte er den Oberſten

---

ſein wirdt. J. G. kommen umb Gottes willen balde.“ (Helbig, Der Kaiſer Ferdinand, 37. ff.) In einem gemeſſneren Schreiben an den Kurfürſten, vom 19., gibt Franz Albrecht als Grund ſeiner Reiſe gleichfalls an, er ſolle dem Herzog Bernhard verſichern, daß der Herzog nichts gegen ihn vorhabe, fügt aber hinzu, er ſolle denſelben zugleich dahin disponiren, daß er „etliche 1000 Pferde ahn deſſen frontieren zuer Vorſorge in Bereitſchafft haben wolte“, welche gleiche Bitte auch an den Kurfürſten gerichtet wird. (Helbig a. a. O. S. 39.) Dabei iſt nun noch zu berückſichtigen, daß Franz Albrecht, der in obigem Briefe an Arnim ſchreibt: er habe dem Herzog verſprochen, daß er und Arnim bei ihm leben und ſterben wollten, offenbar ganz für die Friedländiſchen Tendenzen gewonnen war und weder dem Kurfürſten, noch Arnim die ganze Tragweite ſeiner Sendung offenbarte. Denn aus einem Bericht des Chemnitz an den ſchwediſchen Reichsrath ($\frac{\text{20. Febr.}}{\text{2. März}}$), welchen Dudik (a. a. O. S. 111 ff.) gefunden hat, erhellet, daß Franz Albrecht dem Herzog Bernhard erklärte: man ſolle nicht glauben, es werde wieder ſo gehen, wie in Schleſien; es ſei dem Herzog, der bei Hofe in völlige Ungnade gekommen, rechter Ernſt; daß er den Pilſener Revers in originali (ſicherlich ohne die Clauſel) producirte und daß er ſich erbot: es ſolle der Herzog zur Verſicherung Landsberg und Frankfurt übergeben. Davon aber hat er nach Dresden kein Wort berichtet. Erſt nachher, aber doch ſchon am 21. und 22., kommen „Poſten auf Poſten“ von Illow, worin um raſchen Zuzug gebeten, Pilſen und Eger, auch Torgau und Mies zu ſchwediſcher Beſetzung offerirt, auch die Erregung eines Bauernaufſtandes im Lande ob der Ens empfohlen wird. Ebenſo erließ Franz Albrecht eigenmächtige Befehle an die ſächſiſchen Commandanten in Schleſien, daß ſie ſich mit Schaffgotſch in Correſpondenz und gutes Einvernehmen ſetzen ſollten. Dieſe wurden ſchon am 22. Febr. bei dem in Prag verhafteten Ueberbringer, dem Oberſt Schlieff, gefunden. S. Helbig, Der Kaiſer Ferdinand, S. 36.

Mohr von Wald mit einer Abſchrift obiger Erklärung[1] an den Kaiſer ab und erbot ſich zugleich zur Niederlegung des Commandos[2]. Am 22. (?) ſchickte er den Oberſten Breuner mit Blanquets zu Befehlen an die Generale nach Wien, deren Ausfüllung er den kaiſerlichen Miniſtern überließ[3]. Aber wie er ſeit dem 19. Befehle erlaſſen hatte, durch welche er, freilich zu ſpät kommend, bis zum 24. die Truppen bei Prag concentriren wollte[4], wohin er am 22. aufzubrechen gedachte, ſo ließ er am 20. den Herzog Franz Albrecht nach Regensburg abgehen. Schon vor dem 18. hatte er nach Schleſien ſchreiben laſſen, um Schaffgotſch das Commando zu übertragen, da er Hatzfeld, Colloredo und Götz nicht traute, ihm auch den Befehl gegeben, Denen, die nicht mit ihm halten wollten, „die Hällß zu brechen", ließ auch Kurſachſen bitten, da nöthig, dort zu aſſiſtiren. Am 21. ſchreibt Illow an Herzog Franz Albrecht nach Regensburg: „Dieweilen es nunmehro zu der genzlichen rottura (gekommen), Alls begehren Ihr Fürſtl. Gn. Generaliſſimus, daß E. Fürſtl. Gn. Herzogs Bernhard's Fürſtl. Gn. dahin diſponiren, das Er eilfertigen ſeine Cavallerie und Dragoner gegen Eger avanziren laſſe, In allem Nothfall ſich mit ſelbigen zu conjungiren", und am 22. erklärt Illow: ſie wollten Pilſen und Eger „mit Schwediſchem Volk aſſecuriren" und um darüber zu unterhandeln, möge ihm ſchleunigſt ein Paß geſchickt werden, ſagt auch, daß es nun hohe Zeit, „mit den Pauern im Ländtl zu negociren undt ſie Aufrühreriſch Zue machen."[1]

---

[1] S. dieſelbe bei Förſter S. 132 ff. Graf Mailath (S. 356) ſpricht von zwei Erklärungen, deren Inhalt aber, wie er ihn angibt, in dem Förſter'ſchen Actenſtücke zuſammengefaßt iſt.

[2] Förſter (S. 135) ſetzt hinzu, der Herzog habe ſich erboten, ſich zur Verantwortung zu ſtellen, wohin der Kaiſer befehlen würde. Graf Mailath (S. 356) hat ſtatt deſſen das Erbieten: ſich mit 10 oder 20 Perſonen nach Danzig oder Hamburg zurückzuziehen, wobei er nur ſeine Quenti zu behalten wünſche. Dies ſtimmt auch mit der von Förſter ſelbſt (S. 136 Anm.) angeführten Ausſage des Oberſten Breuner. Es kommt nichts darauf an; denn es war beides nur Maſke.

[3] Mohr ward von Piccolomini, Breuner von Deodati aufgehalten, weil Befehl da ſei, Niemand „von hier" paſſiren zu laſſen. Sie wären ohnedies zu ſpät gekommen. Die Sendboten ſcheinen übrigens von der Aufrichtigkeit der Sendung überzeugt geweſen zu ſein. Mohr ſollte auch Eggenberg zu einer Zuſammenkunft mit dem Herzog einladen!

[4] Förſter (S. 132 Anm.) bezweifelt dies noch und beſchuldigt Graf Mailath der Verdächtigung. Der Brief Franz Albrecht's (bei Helbig a. a. O. S. 37) beſtätigt es.

Am 21. Febr. erfuhr der Herzog die von Maradas, Gallas und Piccolomini ertheilten Befehle, ihm, Terzky und Illow nicht mehr Folge zu leiſten[2]. Es wurden nun einige, ohne Wirkung gebliebene Befehle erlaſſen, Regimenter und Artilleriepferde heranzuziehen. Oberſt Schlieff ging mit Befehlen des Herzogs nach Schleſien, ward aber in Prag verhaftet. Ein letzter Bote Kinsky's, mit mancherlei Prahlereien und lügenhaften Nachrichten, die wir dem Herzog nicht zurechnen wollen, ging an Feuquières ab und der Ueberzug nach Eger ward, wie aus Illow's Briefe an Franz Albrecht erhellt, ſchon am 21. beſchloſſen, weshalb Terzky am 22. an den Commandanten Gordon ſchrieb. Am 22. ergingen vergebliche Befehle an die Truppen, nur dem Herzog, Illow und Terzky zu gehorchen. Illow ſchrieb an Oberſt Uhlfeld ins Reich, er möge ſich herbeiziehen, wenn er keine Diverſion machen könne; Herzog Bernhard, den er in der That durch Franz Albrecht deshalb hatte angehen laſſen, werde ihn paſſiren laſſen. Doch immer ausſichtsloſer ward die Lage des Herzogs. Terzky kam mit der Nachricht, daß ſein eigenes Regiment ihm den Gehorſam verweigere. Von allen Seiten erfuhr man, daß die Armee ſich von dem Herzog abwende, und wo man ſich noch mit einigen gegentheiligen Nachrichten ſchmeichelte, da waren theils Uebertreibungen im Spiele, theils blieb die Sache eine ganz vereinzelte und folgenloſe.

---

[1] Dudik a. a. O. S. 338—39. Auch dieſer Brief machte Herzog Bernhard nur mistrauiſch.

[2] Helbig (S. 40) hat wol Recht, wenn er in Abrede ſtellt, daß der Herzog ſchon am 21. von dem Anſchlagen der Patente in Prag, das erſt am 22. erfolgt iſt, benachrichtigt worden ſei. Ob Sparr die am 21. eingetroffenen Nachrichten, oder, wie Förſter (S. 140) zu meinen ſcheint, die Kunde von der Publication des Patents gebracht hat, laſſen wir dahingeſtellt ſein. Die von Helbig (S. 41) angeführten nochmaligen Erklärungen der Oberſten und Wallenſtein's ſcheinen uns aber lediglich die vom 20. zu ſein, die er S. 40 erwähnt hat und die Graf Mailath (S. 356) um einen Tag zu ſpät anſetzt.

Die Kaiſerlichen hatten in der That nicht gefeiert. Unter dem 18. Febr. wurde, da das Patent vom 24. Jan. den inzwiſchen hervorgetretenen Umſtänden nicht mehr völlig entſprach, ein zweites Patent erlaſſen und (wahrſcheinlich) am 22. in Prag publicirt[1]). Es iſt auch an die Soldaten gerichtet und unterſcheidet ſich von dem frühern theils dadurch, daß die gegen Wallenſtein beobachtete Rückſicht wegfällt und ihm offen und ausführlich die Abſicht beigemeſſen wird, die durch falſche Vorſtellungen zu Stande gebrachte pilſener „Verbindtnuß“ benutzen zu wollen, den Kaiſer und das Kaiſerhaus zu vertreiben, des Kaiſers Krone ſich ſelbſt anzueignen, das Kaiſerhaus gänzlich auszurotten, wobei dann nach dieſer mit ſtarken Farben aufgetragenen Anklage die Schlußfolge ſich ziemlich kahl ausnimmt: „Alß ſeynd Wir euſſeriſten Noth halben, zu Verſicherung Unſer, und Unſers Haußes gedrungen worden, Mit demſelben eine Veränderung vorzunehmen.“ Weiter unten werden die Officiere und Soldaten jetzt nicht mehr blos an Gallas, ſondern namentlich auch an Aldringen, Maradas, Piccolomini und Colloredo, ſowie an alle getreue dieſen nachgeſetzte Generalofficiere gewieſen. Dann folgen erneuerte Verſprechungen wegen der Geldpunkte. Der Pardon wird nicht wieder erwähnt, nicht weil man ihn zurückgezogen hätte, ſondern weil das frühere Patent durch das neue keineswegs zurückgenommen war[1]. Aber auch das letztere enthielt keine Achtung Wallenſtein's, noch ein Wort darüber, wie gegen ihn zu verfahren ſei. — Am 20. Febr. wurde der Oberſt Graf Puchheimb beauftragt, die Güter, Gelder

---

[1]) Die aus ziemlich entgegengeſetzten Gründen gefloſſene Annahme Förſter's (Wallenſtein, S. 270) und Graf Mailath's (S. 382), daß das Patent vom 18. Febr. erſt nach der Tödtung Wallenſtein's gefertigt worden ſei, wird dadurch widerlegt, daß Herzog Franz Julius von Sachſen-Lauenburg ſchon am 27. eiusd. vom Kaiſer, dem Grafen Schlick und J. G. Pucher eigenhändig unterzeichnetes, übrigens gedrucktes Exemplar, das er bei ſeiner am 26. erfolgten Ankunft in Prag gefunden, nach Dresden ſchickte. (S. Helbig, Der Kaiſer Ferdinand, S. 32 ff., wo auch das Patent ſelbſt nach jenem Exemplare abgedruckt iſt.) Auch beſchwerte ſich Sparr, daß in einem, von ihm am 22. oder 23. eingeſehenen Patente alle Generale, außer Wallenſtein, Illow, Terzky und ihm ſelbſt, genannt ſeien, was ſich nicht auf das Patent vom 24. Jan. beziehen kann, in welchem nur Gallas genannt ward, wol aber auf das vom 18. Febr. Die Publication in Prag am 22. meldet Oberſtlieutenant Mohra am 23. dem Kaiſer. Das Patent vom 24. Jan. wurde aber ſchon ſeit dem 13. bekanntgemacht. Vom 15/25. Febr. berichtet Taupadl aus Cham an Herzog Bernhard,

---

daß am vergangenen Montag (20.) in Linz und Budweis Mandate gegen Wallenſtein angeſchlagen worden ſein ſollten. (Dudik S. 439.)

[1] Deshalb bezog ſich der Kaiſer ſelbſt in einem Schreiben vom 1. März an Grana darauf, und hätte dieſer Umſtand Herrn Förſter nicht auffällig ſein, ſondern ihn den Ungrund ſeiner Conjectur lehren ſollen. Aber auch Graf Mailath kann ſich beruhigen. In dem Patent vom 18. Febr. iſt von der Formel: „todt oder lebendig“, die ihm daſſelbe wol hauptſächlich fatal gemacht hat (a. a. O. S. 386), keine Spur zu finden.

und Fahrniſſe des Herzogs, Terzky's und Illow's zu confiſciren und den Befund dem Kaiſer anzuzeigen[1]).

Piccolomini ſchrieb am 21. an Gallas: er ſolle zu ihm ſtoßen, damit ſie mit den ihnen Beiden zu Gebote ſtehenden Truppen *Wallenſtein verfolgen und aus Böhmen hinausjagen könnten*, da der Feind dem Letztern noch keine Verſtärkungen habe ſenden können und er ſelbſt nur wenig Leute bei ſich habe, die dazu voller Furcht ſeien[2]). Die liguiſtiſchen und ſpaniſchen Truppen ſeien zu benachrichtigen, wenn der Weimar ſich rege, um ihm auf der Ferſe folgen zu können. De Suys ſei angewieſen, gegen Arnim Vorkehrungen zum Widerſtand zu treffen und auch Colloredo, deſſen Truppen man in Böhmen nicht brauche[3]), ſei bedeutet, die Bewegungen des Feindes zu beobachten, um ihn in jedem Falle zu beſchäftigen. Suys ſolle, ſobald er die Grenzen geſichert, die entbehrlichen Truppen gegen Pilſen ſchicken. Am 22. ſtand Gallas in Linz, Piccolomini in Horasdiewitz, Suys in Prag, Aldringen in Wien. Die von Wallenſtein befohlene Abſendung der Artilleriepferde aus Prag nach Pilſen wurde gehindert. Noch in einiger Ungewißheit über die Stimmung der Truppen, ſuchte Piccolomini auf dieſelben zu wirken, indem er an die Commandirenden ſchrieb, es würden binnen zwei Tagen 30,000 Mann verſammelt ſein; der Erzherzog Ferdinand werde ſtündlich erwartet; der Armee ſolle ein zweimonatlicher Sold ausgezahlt werden. Dieſe zum

---

[1] Darüber weiterhin.

[2] Hatte er dieſe Beobachtung bei ſeinem letzten Aufenthalte in Pilſen gemacht?

[3] Man ſieht, man war vorbereitet, ſowol Herzog Bernhard als die Sachſen zu empfangen, und iſt daher mit dem Unterlaſſen eines ernſtern Angriffs von Seiten dieſer nichts verloren geweſen.

Theil grundloſen Verſicherungen[1]) waren unnöthig. An demſelben Tage berichtete Suys an Gallas: daß immer neue Regimenter kämen, und daß der Oberſt des Terzky'ſchen Regiments mit neun andern Offizieren einen Revers ausgeſtellt habe, worin ſie ſich dem Kaiſer bis in den Tod verpflichteten. Nur wenige friedländiſche Officiere, wie ein Schlick, ein Waldſtein, der Oberſt Kehraus, wurden verhaftet. — Am 23. hatten ſich Gallas und Maradas bis Frauenberg gezogen. Der Kurfürſt von Baiern hatte alle disponiblen Truppen bei Vilshofen vereinigt und zwei Reiterregimenter nach Budweis geſendet. Das Regiment Gonzaga, deſſen Oberſt bei dem Friedländer zurückgehalten ward, brach gegen Letztern auf, der an dieſem Tage Pilſen verlaſſen hatte und in Mies ſchlief. Der Oberſtlieutenant Mohra[2]) ließ ſein Regiment dem Kaiſer nochmals ſchwören und zog noch das Regiment des Mohr von Wald nach Prag. Bei Liſtina, einem Schloſſe Illow's, ſtießen Truppen von Wallenſtein's Begleitung und vom Regiment Maradas aufeinander und die Erſtern wurden geworfen. In Pilſen war der Feldzeugmeiſter Sparr mit einer Anzahl Geſchützen und einigen Compagnien vom Regiment des Herzogs Heinrich Julius von Sachſen-Lauenburg geblieben und machte den Bürgern bekannt, daß er nicht willens ſei, etwas gegen den Kaiſer zu unternehmen.

---

[1] Piccolomini that übrigens ſein Möglichſtes, ſie nachträglich zur Wahrheit zu machen, ſchrieb beſtändig um Geld und empfahl die Herreiſe des römiſchen Königs. Wenn der Soldat ſehen werde, daß man ihm das gegebene Verſprechen halte, ſchreibt er, ſo werde bei dem Rebellen nicht ein Mann mehr bleiben.

[2] Von des bei Wallenſtein zurückgehaltenen Beck's Regimente. Er ſoll, nach Förſter (S. 145), durch Aldringen auf die bevorſtehenden Mutationen aufmerkſam gemacht und ihm Prag empfohlen werden ſein

Gallas, Maradas und Piccolomini wollten Wallenſtein, auf des Kaiſers Befehl, als Majeſtätsverbrecher abſetzen. Derſelbe habe ſich nach Eger zurückgezogen, um ſich von dort aus zu reinigen. So ſchwankend aber dieſe Erklärung auch war, ſo leiſtete er doch den kaiſerlichen Truppen keinen Widerſtand; ſie beſetzten Pilſen ohne Schwertſtreich, wurden gut aufgenommen und Deodati meldet am 24., wo er in Pilſen ankam, er habe gefunden, daß die guten Sachſen dem Kaiſer viel treuer ſeien, als ſie[1]). Ja er ſchreibt an demſelben Tage an Piccolomini: „Man betrachtet mich hier, als wäre ich der Meſſias und Ew. Exc. werden betrachtet werden, als käme Gott ſelbſt.“[2])

Wallenſtein war mit fünf Compagnien des altſächſiſchen Regiments und fünf Compagnien Terzky, nebſt 200 Dragonern[3]), von Pilſen ausgezogen. Mit ihm waren Kinsky und Terzky, deren Frauen[4]), der Feldmarſchall von Illow. An den Oberſten Butler, der mit größtentheils aus Irland ſtammenden Dragonern in Klatrup lag, war, nach der jetzt gewöhnlich angenommenen Darſtellung, Befehl erlaſſen worden, bei Todesſtrafe ſogleich nach Empfang der Ordre das Regiment zu ſammeln und nach dem weißen Berg bei Prag zu führen. Dieſer Befehl beſtärkte den Verdacht, welchen Butler ſchon früher in Betreff des Herzogs gefaßt hatte. Es befremdete ihn, daß er von der Vertheidigung der Päſſe, die aus der Oberpfalz nach Böhmen führten, abberufen ward. Er war entſchloſſen, zwar zu gehorchen, aber dem Kaiſer Treue zu wahren und es im Nothfalle auf einen Kampf ankommen zu laſſen[1]. Er rückte mit acht Compagnien aus und gewahrte auf der Straße von Pilſen nach Mies mehre Wagen[2], die von Fußvolk und Reitern begleitet waren. Ein Officier ſprengte mit einigen Reitern auf ihn zu und befahl ihm im Namen des Herzogs, ſich ihm anzuſchließen. In Mies, wo der Herzog auf einem Schloſſe Illow's übernachtete, mußte Butler, auf Befehl des Herzogs, mit den Fahnen in der Stadt bleiben, getrennt von ſeinen Soldaten, die im Felde campirten, woraus er ſchloß, daß man ihm mistraue. Der Herzog entließ hier den Herzog Heinrich Julius von Lauenburg, der ſofort von ihm abfiel, und den Feldzeugmeiſter Sparr, der das Commando in Pilſen führen ſollte. Am 23. kamen ſie bis Plana. Auf dem Wege mußte der Oberſt vorausmarſchiren, was ihm unmöglich machte, unvermerkt zurückzubleiben, und auch in Plana wurde er mit den Fahnen vom Regiment getrennt. Hier rief er ſeinen Feldkaplan, den Pater Patrizius Taaffe, zu ſich und beauftragte ihn, zu Gallas oder Piccolomini zu eilen und ſie zu unterrichten, daß er nur gezwungen folge, dem Kaiſer aber unerſchutterlich treu bleiben werde. Vielleicht, ſetzte er hinzu, werde er durch beſondere Schickung Gottes auf dieſen Weg gezwungen, um irgend eine heroiſche That zu thun. Er gab dem Pater einen Zettel mit, auf den er einige engliſche Worte geſchrieben hatte, und entließ ihn. Es iſt wohl zu beachten, daß er keine Inſtruction erbat, keine Frage ſtellte, ſondern lediglich ſich gegen ſpätere Misdeutung ſeines Verfahrens durch Darlegung ſeiner Geſinnungen verwahren wollte. Er hat auch vor der Kataſtrophe keine Antwort oder Anweiſung erhalten, noch, nach Maßgabe der Entfernung, der Zeit und der Schwierigkeit des Verkehrs, erhalten können[1]. — Von Plana aus ſchickte der Herzog den Oberſtlieutenant Leslie von Terzky's Regimente voraus, um ihn dort anzumelden. Der Commandant von

---

[1]) Unter den Sachſen iſt das Regiment des Herzogs Heinrich Julius gemeint. Der Schluß iſt natürlich ſcherzend, und mag ſich wol auf den Uebereifer beziehen, den in Verdacht Gezogene zu beweiſen pflegen, um ſich von dem Verdachte zu reinigen.

[2]) Bei den pilſener Bürgern war dieſe Stimmung natürlicher, als ſie an ſich ſchon iſt, wenn es wahr iſt, daß Terzky vor ſeinem Abzuge aus Pilſen mehrere Häuſer geplündert hatte. S. Graf Mailath S. 364.

[3]) Nach Einigen von Butler's Regiment, was jedoch nicht wahrſcheinlich iſt. Helbig (Der Kaiſer Ferdinand, S. 42) ſagt, jedoch ohne Angabe der Quelle, es ſeien 200 Mann Fußvolk des altſächſiſchen Regiments geweſen.

[4]) Die Kinsky, geb. Terzka, ſoll gut friedländiſch, die Terzka aber, eine Harrach, gut kaiſerlich geweſen ſein.

---

[1] So berichtet wenigſtens ſein Feldkaplan, Pater Taaffe, die Sache. Er nennt den Tag nicht, wo der Befehl bei Butler eintraf, ſagt aber ausdrücklich, daß der Oberſt ihn ſogleich habe wecken laſſen, ſich mit ihm berathen und Couriere an ſeine zerſtreut liegenden Truppen geſchickt habe. Als alle verſammelt geweſen, habe man ſich, 1000 Mann ſtark, gegen Pilſen in Marſch geſetzt und auf halbem Wege den Herzog und die Seinen getroffen. Butler ſelbſt aber berichtet an Gallas nach der That: er habe die Ordre des Letztern empfangen, wonach er dem Herzog, Illow und Terzky nicht pariren ſolle; ſie wären aber in ſein Quartier — bei Förſter (S. 159) ſteht dabei: (zu Pilſen) und wiſſen wir nicht, ob das eigener Zuſatz Förſter's, oder ob es im Original ſteht — gekommen und hätten ihn ſammt ſeinem Regiment (?) wider Willen bis nach Eger genommen. In Deodati's Briefen iſt immer nur von 200 Butler'ſchen Dragonern die Rede.

[2] Wallenſtein, der ſchwer an Gicht litt, ſoll übrigens in einer Sänfte gereiſt ſein.

---

[1] Sowol Gallas als Piccolomini ſind nach Butler's Wünſchen unterrichtet worden, und der Letztere hat ihn auffodern laſſen, Wallenſtein lebend oder todt herzuzuſchaffen, wie denn Piccolomini der ſchroffſte Gegner Wallenſtein's war. Indeß dieſer Rath Piccolomini's iſt Butler erſt nach der That zugekommen. Ebenſo beweiſen andere ähnliche Aeußerungen und Erbietungen aus jener Zeit, z. B. die des Oberſtlieutenant Teufel, der ſich ſchriftlich erbot, den Herzog umzubringen, eben nur, daß Manche die Anſicht hatten, die Gefahr ſei auf dieſem Wege am ſicherſten zu beſchwören und man erwerbe ſich damit Verdienſt um den Kaiſer.

Eger, Gordon, ein proteſtantiſcher Schotte, auf welchen Wallenſtein rechnete, da er ihm erſt vor kurzem ein Regiment verliehen hatte, war übrigens bereits durch Deodati von der bevorſtehenden Ankunft des Herzogs aviſirt[1]. Auf dem Wege von Plana nach Eger (24. Febr.) ließ der Herzog Butler an ſeinen Wagen kommen und machte ihm, wider ſeine Gewohnheit, folgende vertrauliche Mittheilungen[2]: es thue ihm leid, daß er ſich bisher ſo fremd, ja undankbar gegen einen ſo tapfern und wohlverdienten Officier gehalten; die Schuld liege aber nicht an ihm, ſondern an dem Kaiſer, der ihm ſein Verſprechen nicht gehalten, ihm nicht die Mittel zur Belohnung wohlverdienter Officiere und Soldaten gegeben habe; er ſei der Officiere wegen genöthigt, einen andern Weg einzuſchlagen und den Kaiſer zu zwingen, ihm jene Mittel zu geben. Er werde Butler zwei Regimenter ſchenken und ihm 200,000 Thlr. Werbegelder anweiſen. Butler antwortete verſtellt und ausweichend: er ſei durch keine Militärpflicht, durch kein Geſetz an den Kaiſer gebunden, wolle aber doch, ſeiner Ehre halber, erſt vom Kaiſer ſeine Entlaſſung ſuchen; dem Herzog möchte er vor allen Sterblichen dienen. In Eger wurde er wieder mit den Fahnen in die Stadt gelegt, während ſeine Soldaten im Felde blieben. Dem Herzog war Leslie bis Plana entgegengeritten und Gordon empfing ihn vor dem Thore. Er nahm im Hauſe des Bürgermeiſters Bachhälbel am Markte Quartier, in deſſen Hintergebäude auch Terzky und Kinsky mit ihren Frauen Unterkunft fanden.

---

[1] So berichtet Deodati ſelbſt. Daß er aber dem Gordon keine Inſtructien gegeben, ergibt ſich daraus, daß nicht Gordon, ſondern Butler das Weitere leitete und Gordon ſich erſt von Butler beſtimmen ließ. Auch erwarteten die kaiſerlichen Feldherren, Gordon werde den Herzog nicht in Eger einlaſſen und hielten ihn für einen Verräther, weil er es doch gethan.

[2] Allerdings ſind das nur die eigenen Erzählungen Butler's. Ohne innere Wahrſcheinlichkeit ſind ſie nicht, da Wallenſtein gewohnt war, Jedem das zu verſprechen, wodurch er ihn zu gewinnen meinte. Hätte Butler erfinden wollen, ſo lagen noch andere Dinge nahe, und ſo würde er ſeine That durch Berichte über die Pläne des Herzogs entſchuldigt haben.

Gleich am erſten Abend lud Butler den Oberſtlieutenant Gordon und den Oberſtwachtmeiſter Leslie, Beide von Terzky's Fußvolke, Beide Schotten, wie Butler ein Irländer war, in ſein Quartier, und nachdem ſie gezecht, begann er von dem Verdächtigen der jetzigen Bewegung des Herzogs, der ſich, wider ſeine Gewohnheit[1], mit ſo wenig Truppen dem Feinde nähere, zu ſprechen, und fand bald, daß die Sache auch den Andern bedenklich ſchien. Hierauf foderte er ſie zu einer Berathung auf, wie ſie ihre Ehre und die Treue, mit der ſie dem Kaiſer verpflichtet ſeien, unbefleckt erhalten könnten. Sie ſeien Ausländer und hätten kein anderes Erbtheil, als Treue und Ehre, die allen Gütern vorzuziehen ſeien. Nachdem ſie noch Mehres in dieſem Sinne hin und her geſprochen, rieth Gordon zur Flucht, welche leicht ſei, da er die Schlüſſel der Stadt habe[2]. Butler entgegnete, es ſei ſchändlich, zu fliehen und die ihnen anvertrauten Fahnen und Soldaten zurückzulaſſen, damit ſie gegen den Kaiſer geführt würden. An ihnen Dreien ſei viel weniger gelegen, als an ihren tapfern Leuten.

---

[1] Wallenſtein galt dafür, im Kriege den ſichern Weg zu gehen, und erſt dann mit Energie zu handeln, wenn er der Sache gewiß war.

[2] Nach Einigen wäre auch zur Sprache gekommen, ob man nicht kaiſerliche Truppen durch heimliche Botſchaft vor der Ankunft der Schweden heranbringen könne. Man mag das als zu ungewiß und die Verhältniſſe als zu drängend betrachtet haben.

Endlich brach Leslie in die lange von Butler erſehnten Worte aus: „Tödten wir die Verräther!“ und nun erklärte Butler, daß er die Leitung der Sache übernehmen wolle. Gordon weigerte ſich anfangs[1]), ward aber von Butler zuletzt doch noch zum Beitritt vermocht. Am nächſten Morgen ließen Gordon und Leslie mehre Butler'ſche Officiere, namentlich Geraldin, Deveroux, de Burzo, Macdonald, Birch, Brown, dann etwa 100 Butler'ſche Dragoner und faſt ebenſoviel deutſche Soldaten[2]) heimlich in die Stadt und Gordon lud den Herzog, Kinsky, Illow, Terzky und den Rittmeiſter Neumann, einen eifrigen Agenten des Herzogs, der ihm erſt bei ſeiner Güterverwaltung gedient hatte und ſpäter zu ſeinen Unterhandlungen gebraucht worden ſein ſoll, zum Mittagsmahle, welche Einladung der Herzog, mit Bezug auf ſein Podagra, ablehnte, worauf ſie, auf den Wunſch der übrigen Geladenen, mit der zu einem Abendſchmauße vertauſcht wurde. Die Entſchlüſſe der Verſchworenen wurden durch das von Illow freudig erzählte Gerücht befeuert, daß die Schweden im Anzuge ſeien und den nächſten Tag eintreffen würden. Gegen Abend ließ Gordon Wachen und Patrouillen, unter Bezugnahme auf die Nähe des Feindes, verſtärken und namentlich ſchloß ſich de Burzo mit 100 Mann der Patrouille an. Als die Geladenen ſich zum Banket einfanden, wurde das Hausthor von 20 Mann beſetzt. Nachdem die Dienerſchaft ſich in die Küche zum Mahle begeben hatte, ſperrte man auch ſie ab und ſtieß einen Diener, der herauswollte, nieder. Dann traten Butler'ſche Dragoner in den Bankettſaal, geführt vom Oberſtwachtmeiſter Geraldin und Hauptmann Deverour. Geraldin rief: „Wer iſt gut kaiſerlich?“ worauf Gordon und Leslie aufſprangen, ihre Degen zogen, Jeder einen Leuchter vom Tiſche nahmen und mit dem Rufe: „Es lebe das Haus Oeſtreich!“ ſich nach der Wand des Saales zurückzogen. Die Dragoner warfen die Tiſche um. Kinsky und Illow wurden niedergeſtoßen, als ſie nach ihren Degen eilten. Terzky erlangte ſein Schwert und vertheidigte ſich, in eine Ecke gedrückt und durch ſein Wams von Elentshaut geſchützt, mannhaft, bis er endlich durchbohrt zu Boden ſank. (Deverour ſoll ihn mit einem Dolche erſtochen haben.) Neumann war aus dem Saale entkommen[1]), ward aber von der Wache auf der Treppe niedergeſtoßen.

---

[1]) Auch dies ein Beweis, daß er von Deodati, der ihn doch von der Ankunft des Herzogs benachrichtigt hatte, keine weitern Inſtructionen erhalten.

[2]) Dies ſagt Taaffe, nach Butler's Erzählung (Graf Mailath S. 374). Aber von welchem Regiment waren ſie? Allerdings hatte Butler nicht lauter Irländer.

Nun ging Deverour mit 12 Dragonern in die Wohnung des Herzogs[2]), in die er ſich durch das Vorgeben, eine Meldung zu bringen, Einlaß verſchaffte. Gleichzeitig müſſen auch die Frauen der Grafen Kinsky und Terzky von dem Tode ihrer Gemahle Kunde erhalten haben und aus ihren Gemächern erſchallte Wehgeſchrei. Der Herzog, der eben erſt ſeinen Aſtrologen entlaſſen gehabt haben ſoll, hörte es, ſtand auf, trat ans Fenſter und fragte die Wache, was das für ein Lärm ſei. Da ſprengte Deverour mit einem Fußtritt die Thür des

---

1) Nach Einigen ſchwer verwundet.

2) Es iſt ein Irrthum, wenn Graf Mailath, wie es ſcheint, nach Taaffe, dieſelbe in das Schloß verlegt. Ebenſo iſt es auffallend, daß Beide nicht Deverour, ſondern Geraldin die Tödtung des Herzogs zuſchreiben. Andere laſſen Geraldin und Deverour zum Herzog gehen, den Letztern aber den Todesſtoß thun.

Schlafzimmers und drang mit dem Rufe: „Biſt du der Schelm, der den Kaiſer um Land und Krone bringen will?“ in das Zimmer. Schweigend breitete der Herzog — im Tode gefaßt und würdig — die Arme aus und die Partiſane durchſtieß ſeine Bruſt. Lautlos ſank er zu Boden[1]).

Was immer man von den frühern Verhandlungen, durch die er ſich verdächtig gemacht, den Entwürfen und

---

[1]) Graf Mailath, Förſter, überhaupt die meiſten Neuern folgen bei Darſtellung dieſer letzten Scenen dem Berichte, den der Feldkaplan Butler's, Pater Taaffe, einem ihm befreundeten Geiſtlichen in Regensburg über dieſe Vorgänge gab. Dieſer Bericht iſt jedenfalls längere Jahre nach den Ereigniſſen verfaßt. Als den Zeitpunkt der Abfaſſung des Berichts gibt Graf Mailath (S. 367, Anm.) den 12. Febr. 1653 an; Förſter (S. 153, Anm.) ſagt, er ſei neun Jahre nach der That geſchrieben, was uns wahrſcheinlich macht, daß die Zahl 1653 ein Druckfehler für 1643 iſt, zumal der Bericht bei einem Proceſſe über Butler's († 1634) Nachlaß ans Licht kam. Bei den Vorgängen in Eger war Taaffe nicht zugegen, hat vielmehr nur aus Mittheilungen Anderer, wahrſcheinlich Butler's, geſchöpft. Indeß iſt Taaffe's Bericht im Weſentlichen auch von Wallenſtein's Vertheidigern nicht angefochten worden. Irrungen in Einzelheiten können durch die Länge der Zeit, die zwiſchen Butler's Mittheilungen und der Abfaſſung des Berichts verfloß, erklärt werden, und derſelbe Umſtand, ſowie daß Butler längſt verſtorben war, kann für die Unbefangenheit des nicht für die Oeffentlichkeit, nicht in politiſchem Intereſſe verfaßten Berichts ſprechen. Uns aber iſt es allerdings bedenklich erſchienen — und wir wundern uns, daß namentlich Herr Förſter dieſen Umſtand nicht bemerkt und benutzt hat — daß die ganze Erzählung der Vorgänge, bei denen der Pater Augenzeuge geweſen ſein will, in directem Widerſpruche mit Butler's eigenem Bericht ſteht, wie wir ſchon S. 160 hervorgehoben. Will man nicht annehmen, Butler habe den Gallas nicht gern wiſſen laſſen wollen, daß er dem Befehle des Herzogs Folge geleiſtet, ſo muß man den Bericht des Paters gerade in den Punkten, die er als Augenzeuge beſpricht, für falſch erklären. Jene Annahme wird aber wieder dadurch erſchwert, daß Butler in der That den Pater zu den Feldherren geſchickt hat, folglich nicht zweifeln konnte, daß dieſe von den ganzen Vorgängen unterrichtet ſeien. Ebenſo auffällig iſt, daß er

Strebungen, die ihm beigemeſſen wurden, halten möge[1], ſeine letzten Maßnahmen waren offener Treubruch und Landesverrath. Auch können wir es nicht als Rechtfertigung, oder auch nur, da ſolche nicht möglich, als einigermaßen mildernde Entſchuldigung gelten laſſen, was von ſeinen Vertheidigern behauptet wird: daß er, durch ſeine Feinde gedrängt, in Nothwehr gehandelt habe. Denn, abgeſehen davon, daß der Schwede Geijer in ſeiner Geſchichte des ſchwediſchen Volkes die Frage, auf die ſich, nach ihm, auch der ſtärkſte Vertheidiger Wallenſtein's beſchränken muß: ob er freiwilliger oder nothgedrungener Verräther ſeines Herrn geweſen, nicht ohne Grund für eine an ſich nichtige erklärt, ſo war auch der Fall der Nothwehr, einer ſolchen Nothwehr, die zum Aeußerſten treiben kann, gar nicht vorhanden. Es ſtand Wallenſtein völlig frei, ſich in Sicherheit zu bringen, und auch allein war ſein Name eine Macht, die ihm wol noch verſtattet hätte, eine wichtige Rolle in der Welt zu ſpielen und ſelbſt noch ſchließlich ſeinen Frie-

---

von der Gallas'ſchen Ordre nichts weiß, die doch Butler empfangen zu haben bekennt. Weniger verdächtig iſt der Widerſpruch zwiſchen den 1000 Mann des Paters und den 200 Dragonern der meiſten andern Berichte; denn auch Butler ſpricht in ſeinem Berichte von ſeinem Regimente, das doch aus mehr als 200 Mann beſtanden haben muß. Dieſe ganzen Punkte ſind noch immer dunkel.

[1] Uns ſcheinen auch die neueſten, ihn allerdings ſehr gravirenden Entdeckungen Helbig's und Dudik's zwar den Stand der Sache gegen ihn inſoweit zu verſchlimmern, daß es jetzt gewiß iſt, er habe ſich ſchon ſeit Ende Decembers 1633 die Möglichkeit des Verraths vorbereitet, immer aber noch die Annahme zuzulaſſen, er habe ſich vorbehalten, geſtützt auf das Heer, dem Kaiſer neue Bedingungen zu dictiren und, wenn dieſen genügt worden wäre, den herbeigelockten Schweden und Sachſen nochmals zu thun, wie er bei Steinau gethan hatte. Freilich wäre auch dieſer Plan ſchuldvoll genug und nach beiden Seiten hin treulos geweſen.

den mit dem Kaiſer zu machen. Aber er wollte nicht allein kommen; er wollte ſeinen Uebertritt zu den Feinden ſeines Kaiſers werthvoller machen, indem er ihnen Truppen und feſte Plätze überlieferte. Hier handelte nicht Nothwehr und Verzweiflung, ſondern berechnende Selbſtſucht. Konnte man früher auch hier noch, wenigſtens zu einiger Milderung des Urtheils, auf das Gefühl hinweiſen, mit welchem ein ſo hochgeſtellter und verdienter Mann durch ſchuldloſe Verfolgung und erfahrenen Undank erfüllt worden ſei, ſo haben die neuern Enthüllungen auch dieſe Schutzrede entkräftet und die Wagſchale ſeiner Schuld nur tiefer ſinken gemacht. Mag ſich Wallenſtein vorgeſpiegelt haben, daß er in all ſeinen eigenmächtigen Verhandlungen, ſeinen Umtrieben und Plänen berechtigt ſei: das mußte er ſich ſagen, daß er bei dem Kaiſer keinen Dank verlangen könne und daß dieſer ihn nicht mehr als einen treuverdienten Diener, ſondern als einen falſchen und hinterliſtigen Feind und Verräther zu betrachten und zu behandeln volle Befugniß habe.

Denen, die Wallenſtein's Tödtung beſchloſſen und ausgeführt haben, kommt dies allerdings nicht zu gute; denn ſie kannten den Umfang von Wallenſtein's Schuld nicht. Aber ſie hielten ſich an die einfache Thatſache, daß der Herzog ſie und andere Truppen den Schweden zuführe, nicht um mit dieſen zu kämpfen, ſondern um ſich mit ihnen, mit den Feinden des Kaiſers zu vereinigen, und daß er eine Feſtung des Kaiſers an deſſen Feinde zu überliefern gedenke, ſelbſt aber damit offen mit dem Kaiſer breche und als deſſen gefährlicher Feind erſtehen werde. Wer hat es noch je einen Mord geſcholten, wenn ein treuer und entſchloſſener Officier dem Commandanten, der die ihm anvertraute Feſtung, aus

Feigheit oder Verrätherei, dem Feinde übergeben will, eine Kugel durch den Kopf jagt und den Platz bis aufs Aeußerſte vertheidigt? Es iſt eine Kriegsthat, ein Act der Treue zur Sicherung des Kriegsherrn und ſeines Staates. Einen beſſern Dienſt allerdings hätten ſie dem Kaiſer geleiſtet, wenn es ihnen möglich geweſen wäre, Wallenſtein gefangen zu nehmen; dieſem ſelbſt ſchwerlich. — Im Uebrigen verfuhren die Handelnden völlig auf eigene Hand und nach ihrer Ueberzeugung von dem, was Pflicht und Gewiſſen, was die Lage der Zeit und der Drang der Umſtände erfoderte[1]). Es war ihnen nichts von einer Aechtung des Herzogs bekannt[2]); es war ihnen keine Anweiſung, ihn lebendig oder todt zu liefern, zugekommen; ſie waren ſelbſt ungewiß, wie man ihre That aufnehmen werde, und die kaiſerlichen Generale erwarteten dieſe That nicht[3]).

---

1) Wenigſtens gilt das von den Leitern, namentlich von Butler. Den untergeordneten Ausführern mag allerdings von Butler Geld verſprochen worden ſein, wiewol es zweifelhaft iſt, ob vor oder nach der That. (Förſter S. 162—63 und 165.) Das lag ſo in der Zeit.

2) Nur daß man ſeinen Befehlen nicht mehr zu gehorchen habe, war Butler bekannt, wie er ſelbſt an Gallas ſchreibt (Förſter S. 159). Aber warum brach er da, auf Wallenſtein's Befehl, von ſeinem Standquartier auf? Freilich waren dieſe Befehle nicht auf Eger, ſondern auf Prag gerichtet, und er war entſchloſſen, dort für den Kaiſer zu handeln.

3) In einem Berichte an den Kaiſer ſagt Butler: er habe die „verhoffentlich ſo hoch nothwendige als Sr. K. Maj. Dienſt erſprießliche Execution an die Hand zu nehmen nicht umgehen können." Blos Gallas hatte eine Nachricht, daß Butler entſchloſſen ſei, wenn Arnim ſich Eger auf zwei Meilen nähere, den Herzog zu tödten oder gefangen zu nehmen. (Waren dies die engliſchen Zeilen, die Butler dem Pater mitgab?) Dem Deodati hatte er, wol unterweges, geſchrieben, daß er gezwungen nach Eger gehe, ſich aber zu entfernen wiſſen werde. Gallas beſchuldigt noch in einem Schreiben vom 27. Gordon und Leslie der Untreue, weil ſie den Herzog in Eger eingelaſſen. S. im Uebrigen Graf Mailath.

Sollen wir, bevor wir noch das zuſammendränge was über den nächſten Verlauf dieſer Angelegenheit no zu ſagen ſein wird, noch einen Blick auf Wallenſtein Weſen und Streben werfen, wie es uns nach dieſe Abriß des über ihn Vorliegenden erſcheint? Gewiß wa er ein bedeutender Feldherr und geboren und gebilde dazu, Heere zu führen und zu herrſchen. Er ſchein aber mehr mit Klugheit, Berechnung, Liſt, Verſtellun operirt zu haben, als mit Kühnheit, raſcher Thatkra und Schwung der Begeiſterung. Auch bei Guſtav Adol ging der Staatsmann, wie bei Wallenſtein der Diplomat, Hand in Hand mit dem Feldherrn; aber wie Guſtav Adolf auch die Strebungen perſönlichen Ehrgeize durch ihre Verflechtung mit großen, allgemeinen Principien und Intereſſen weihete und ſtützte, und nicht affectirte Hoheit, äußeren Pomp und die Geldintereſſen einzelner Feldoberſten, ſondern den evangeliſchen Glaube zu ihrer Unterlage nahm, ſo war auch ſein ganzes Weſen verklärt zu der vollendeten, harmoniſchen Geſtalt de Helden und Königs und in all ſeinem Thun und Treiben Natürlichkeit, Menſchlichkeit und angeborene, ungeſuchte Würde. Wallenſtein konnte den Emporkömmlin nie verleugnen; noch in den erſten Zeiten des Krieg unterſcheidet er ſich nicht von andern Feldhauptleute ſeiner Zeit und trägt er nur das gewöhnliche Gepräge ſelbſt nachdem er ſein erſtes Heer geſchaffen, iſt er nebe Tilly doch nur der Zweite, dann dieſem nur eben gleic und auch den Pappenheim nicht weſentlich überragend zu ſeiner glänzenden Höhe, deren Grundlagen weniger imponirende Thaten, als Reichthümer und kaiſerlich Gnadenbezeigungen bildeten, ſchraubt er ſich vielmeh künſtlich durch allerlei Abſonderlichkeiten empor, bei denen ſchwerlich zu ermitteln, wieviel daran Berechnung, wieviel Phantaſterei daran Antheil gehabt. Wallenſtein war kein roher oder gemeiner Menſch, nicht nutzlos grauſam, nicht in gemeiner Weiſe habſüchtig, nicht von Neid oder Bosheit erfüllt, bei günſtiger Stimmung den Mahnungen der Billigkeit nicht unzugänglich[1]; es liegen aber auch wenig oder keine Züge beſondern ritterlichen Edelmuths, ſchöner Menſchlichkeit, chriſtlich-biedern Sinns, warmer Begeiſterung für hohe Zwecke von ihm vor. Doch wie wäre er zu dieſer gekommen, nachdem er Alles nur auf ſich zu beziehen gelernt hatte? Das iſt es vornehmlich, was Wallenſtein zu ſeinem Nachtheil bezeichnet, daß er, verleitet freilich durch überſchwängliches äußeres Glück, lockende Gunſt der Umſtände, die Einflüſterungen der Schmeichler und Ränkemacher, das Hetzen politiſcher Desperados und den verwirrenden Einfluß aſtrologiſcher Schwärmereien, zuletzt nur die eigene Größe erſtrebte und, gleichviel durch welches Mittel, auf welcher Seite, ohne Rückſicht auf einen Glauben, ein Volk, eine Pflicht, nur ſich neben die Fürſten zu ſetzen und unter ihnen zu halten und zu heben trachtete. In Allem, was von ſeinen Plänen und Entwürfen bekannt geworden, die er im Einzelnen ohnedies fortwährend nach den Umſtänden und nach den Intereſſen Derer modificirte, die er gerade gewinnen wollte, tritt kein höheres Princip, tritt keine leitende Idee hervor, als die der Vergrößerung des Herzogs ſelbſt, und kommen dabei beſtändige Schwankungen und Widerſprüche vor. Es ſoll nicht geleugnet werden, daß er in der letzten Zeit das Bedürfniß des Friedens ſtark hervorhob und daß er recht wohl einſah, wie verderblich für Deutſchland die Einmiſchung der Fremden ſei. Doch ſcheint ihm die erſtere Einſicht erſt gekommen zu ſein, wie er die Fruchtloſigkeit ſeiner Pläne am baltiſchen Meere erkannt hatte und wie ſeine eigene Macht zu wanken begann, und dann that er doch nichts dafür, den Frieden auf eine Weiſe herbeizuführen, die nicht weſentlich ſeinen eigenen Intereſſen diente, nämlich durch kräftige Aufrichtung und Geltendmachung der Kaiſermacht. Für dieſe, in deren Dienſten er ſtand, that er in der letzten Zeit gar nichts mehr; ihre Verbündeten gab er den Feinden preis; ihre Verſtärkung durch ſpaniſche Hilfe war ihm ein Dorn im Auge. Das Hervorheben des Friedensbedürfniſſes in ſeinen Unterhandlungen und Erklärungen hat ihm überdem auch als diplomatiſches Mittel gedient, durch das er die proteſtantiſchen Fürſten und die Meinung der nach Ruhe Verlangenden gewinnen wollte. Die Fremden, deren Einmiſchung ihm verhaßt war, lud er doch ſelbſt dazu ein, vor allem Frankreich, das er freilich auch zu täuſchen und bald wieder zu beſeitigen hoffte, zuletzt auch die Schweden. Mit dieſen ließ er ſich am ungernſten ein und kam zuletzt doch dazu, ihnen das Reellſte zu bieten! Diente er den Plänen des Kaiſers nicht mehr, ſo trat er doch nicht als Vertheidiger der Reichsfreiheit gegen dieſen auf und hatte ſeiner Zeit, mehr als ein Anderer, für Herabdrückung der Fürſten und Stände gewirkt und

---

[1] Keppler freilich ſchreibt ihm in der oben erwähnten Nativität, bei deren Entwerfung er mehr auf des jungen Mannes Natur, als auf den Stand der Sterne geachtet, viele ſchlimme Eigenſchaften zu. Er ſei unruhig, nach Neuerungen begierig, trachte nach ſeltſamen Mitteln, habe viel mehr in Gedanken, als er äußerlich ſpüren laſſe, ſei melancholiſch und argwöhniſch, verachte menſchliche Gebote, Sitten und Religionen, ſei unbarmherzig, ohne brüderliche oder eheliche Liebe, nur ſich und ſeinen Wollüſten ergeben, hart gegen die Unterthanen, geizig, betrüglich, ungleich im Verhalten. Doch fügt er die Hoffnung hinzu, mit reiferm Alter würden ſich die meiſten Untugenden abwetzen und ſeine ungewöhnliche Natur, die ihn bei ſeinem Ehrendurſt nach zeitlichen Dignitäten und Macht ſtreben mache, zu hohen, wichtigen Sachen fähig werden. Das war eine verhüllte Mahnung

Pläne gemacht. Er war weder eifriger Katholik, noch Proteſtant und die Kirchenſache ihm gleichgiltig. Selbſt indem er die böhmiſche Krone ambirte, dachte er nur an ſich, handelte er nicht als der böhmiſche Edelmann, der die alte Unabhängigkeit ſeines Vaterlands erſtrebte. Er hatte ſeiner Zeit recht wohl erkannt, daß deren Zeit vorüber war, und hatte die böhmiſchen Pläne ſelbſt und aus Ueberzeugung bekämpft. Er würde ebenſo gern eine Krone an der Oſtſee oder wo ſonſt getragen haben. Ueberall war es ihm nur um ſich zu thun und alles Andere ſollte nur Mittel für ſeine Zwecke ſein. Auch daran ſcheiterte er; denn dauernden Erfolg wird auch der Ehrgeiz nur haben, wenn er Andern, wenn er großen Zwecken der Zeit dient. Verkennen wollen wir dabei nicht, daß er zu hoch geſtiegen und geſtellt worden war, als daß es ihm nicht ſchwer hätte fallen ſollen, wieder Privatmann zu werden, zu gehorchen, wo er der Allgebietende geweſen, daß namentlich der Moment, wo ſein Kaiſer, wo ſelbſt ſeine Feinde: der Kurfürſt von Baiern, Spanien, die Jeſuiten ihn mit Bitten beſtürmten, unter beliebigen Bedingungen wieder an die Spitze des Heers zu treten, wohl geeignet war, ihn ſchwindeln zu machen, und daß auch die gährende Uebergangszeit ihr Verlockendes hatte. Aber ſie war doch nicht mehr für ſolche Entwürfe, für neue Schöpfungen an die Stelle der alten, feſtgegründeten, tiefgewurzelten. Es iſt auch Andern Aehnliches nicht gelungen. Mansfeld blieb ein Freiſchaarenführer; Herzog Bernhard hat ſein weſtliches Reich nicht errungen, und was die Schweden ſchließlich erhielten, war überaus nüchtern im Vergleich zu dem, was Guſtav Adolf zu winken ſchien. Wallenſtein war ein Mann, der in früherer Zeit, in Italien, als Condottiere, eine Dynaſtie gegründet haben möchte. Er hatte in ſpäterer Zeit ein napoleoniſcher König werden mögen. In ſeiner Zeit und ſeinen Verhältniſſen konnte er, dem Kaiſer treu und eifrig dienend, in den höchſten Ehren und Gütern eines Unterthanen gehalten werden. Da ihm dies nicht genügte und da er Schein und Weſen im Zuge der Umſtände nicht zu ſcheiden verſtand, ſo ſtürzte er, nachdem ihm die letzten Tage noch die herbſten Enttäuſchungen bereitet [1]).

Die Leichen der im Schloſſe Getödteten hatte man von den Dragonern plündern laſſen. Die des Herzogs wickelte man in einen rothen Teppich, der unter ſeinem Bette gelegen hatte, und brachte ſie in Leslie's Kutſche auf das Schloß, wo ſie den ganzen folgenden Tag, einen Sonntag, über mit den andern Leichen im Hofe lag. Piccolomini ließ die Leichen in ſchlechte Tücher wickeln und in die ausgeleerten Silbertruhen legen, um ſie nach Prag zu ſchicken und an den ſchimpflichſten Orten ausſetzen zu laſſen [2])! Gallas, überhaupt maßvoller, misbilligte das, befahl, die Leichen einſtweilen nach Mies auf Illow's Schloß zu ſchaffen [3]) und dort bei den Franciscanern beizuſetzen, und holte die Befehle des Kaiſers ein. Dieſer verfügte, den Leichnam „des geweſenen Friedland“ den Verwandten deſſelben zu überlaſſen, die ihn in der Stille an einem beliebigen Orte begraben laſſen könnten. Von den Uebrigen könnten die Katholiſchen zu Eger an geweihten Orten, die Unkatholiſchen aber in der Vorſtadt auf dem Kirchhofe beſtattet werden (Illow und Kinsky waren Proteſtanten). Nur der Neumann ſollte, „ſeiner ungehaltenen Zunge halber“, unter das Halsgericht der Uebelthäter begraben werden. Die verwitwete Herzogin[1]) ließ den Leichnam ihres Gemahls nach der walditzer Karthauſe bei Giczin bringen und daſelbſt beiſetzen. Der Schwede Baner beging, als er 1639 nach Giczin kam, den „rohen Frevel“, wie Förſter mit Recht ſagt, den Kopf und die rechte Hand des Feldherrn herauszunehmen und als vermeintliche Trophäe, in Wahrheit aber als ein Denkmal gedankenloſen, barbariſchen Uebermuths, nach Schweden zu ſchicken. 1785 geſtattete Kaiſer Joſeph II. dem Grafen Vincenz von Waldſtein, die Gebeine des Herzogs in die Familiengruft zu Münchengraz bringen und ihm ein Denkmal daſelbſt errichten zu laſſen. Wallenſtein's Witwe erhielt (5. Juni 1635) die böhmiſche Herrſchaft Neuſchloß als Witthum angewieſen. Seine einzige Tochter, Maria Eliſabeth, vermählte ſich ſpäter mit dem Grafen Rudolf von Kaunitz, dem und deſſen Hauſe ſie Neuſchloß und Böhmiſch-Leippa[2]) zubrachte. Die Frauen Terzky's und Kinsky's hatte man nach der Kataſtrophe über Pilſen nach Wieneriſch-Neuſtadt gebracht und ſie ſind nicht weiter angefochten worden. Der Kaiſer ließ für die Getödteten 3000 Seelenmeſſen leſen[1]).

---

[1]) Daß er ſehr verſtimmt geweſen, wozu freilich auch Körperleiden beitrug, wird mehrfach berichtet. Er mochte jetzt wol etwas klarer und weiter in den Stand der Dinge ſehen, als ſeine immer noch ſanguiniſchen Vertrauten. Bezeichnend iſt, was er in Plana geäußert haben ſoll: er gedenke, ſeine Cavaliere, als öſterreichiſche begüterte Edelleute, wenn die Sachen dahinauslaufen ſollten, wie es ſich anſehen ließe, nicht wider ihre Pflicht bei ſich zu behalten, oder ins Unglück zu bringen, ſondern zu entlaſſen.

[2]) Graf Mailath, S. 380. Förſter, S. 161.

[3]) Wallenſtein's Sarg ſoll zu klein geweſen ſein, weshalb man ihm die Beine habe brechen müſſen.

---

[1]) Sie war nicht mit in Böhmen und erfuhr die Kataſtrophe zu Prugg an der Leitha in Unteröſterreich. Ihre vierzehnjährige Tochter war bei ihr. Auch dies ſpricht dafür, daß der Herzog die Kriſis noch nicht ſo nahe glaubte.

[2]) Dieſe waren in Wallenſtein's Statut ſeiner Witwe als Witthum ausgeſetzt.

Butler erſtattete nach der That Berichte an Gallas und (27.) den Kaiſer, erließ auch, mit Gordon gemeinſchaftlich, ein offenes Patent an die Armee, worin ſie ſich beſonders auf die Tractaten des Herzogs mit den Kurfürſten von Sachſen und Brandenburg beriefen[2]). Am 26., Nachmittags 4 Uhr, ließen Butler und Gordon den Bürgermeiſter und den Rath der Stadt Eger auf die Burg ſodern, ihnen durch Herrn von Steinheim das Vorgefallene und deſſen Gründe mittheilen und ſie zur Verſicherung ihrer Treue auffodern, die denn auch von den Anweſenden ebenſo einhellig erfolgte, wie am 27., früh 8 Uhr, von Rath und ganzer Gemeinde auf dem Rathhauſe[3]). Auch die außer der Stadt campirenden Truppen, zu denen ſich Butler, nur von Wenigen begleitet, verfügte, erneuerten willig den Eid der Treue. Ueberhaupt blieben die Truppen faſt allerwärts ruhig und nur in Schleſien gelang es, einige Regimenter aufzuwiegeln, die jedoch bald zur Ordnung gebracht wurden.

---

[1]) Graf Mailath bemerkt mit Recht gegen Förſter, es beweiſe dies nicht, daß der Kaiſer Reue gefühlt, ſondern vielmehr, daß er die Getödteten für ſchuldig gehalten.

[2]) Förſter entſetzt ſich darüber, daß man gerade dieſe Beſchuldigung gewählt, da doch der Herzog zu dieſen Tractaten vom Kaiſer ermächtigt geweſen ſei (S. 160). Nun darüber hat Helbig eine andere Ueberzeugung begründet. Aber auch in jener Zeit wußte man ſehr wohl, daß zwiſchen Wallenſtein und Arnim andere Dinge im Gange waren, als wozu der Kaiſer ermächtigt hatte, und es liefen gerade hierüber die wunderlichſten Gerüchte um. Daß der ſächſiſche Bevollmächtigte, der Herzog Franz Albrecht, ſich von Wallenſtein zu Verhandlungen mit Bernhard von Weimar gebrauchen ließ, erſah Butler aus aufgefundenen Briefſchaften, weshalb er, mit Erfolg, ſchon am 26. auf den Rückkehrenden fahnden ließ.

[3]) S. Briefwechſel und mündlicher Verkehr zwiſchen Goethe und dem Rathe Grüner (Leipzig, 1853), S. 33 ff.

Bald kam Piccolomini, der die nähern Umſtände des Vorgangs unterwegs durch Butler's Gemahlin, Anna Maria, eine geborene Burggräfin von Dohna, erfahren; dann auch Gallas. Die Kanzlei des Herzogs war ſogleich nach der That geſchloſſen worden und Butler nahm die Schlüſſel zu ſich. Wallenſtein's Hofbeamten erhielten Sicherheitswachen. Zenno kam in Haft und ſoll ſich theils durch ſeine Ausſagen, theils durch Herausgabe ihm von dem Herzog noch am 24. geſchenkter 4000 Kronen losgekauft haben. In den Papieren des Herzogs ſcheint ſich nichts ſonderlich Gravirendes gefunden zu haben, und dabei wollen wir auf die Behauptung, daß der Herzog am Abend des 24. 600 Briefe verbrannt habe [1], kein großes Gewicht legen. Denn da der Herzog ſchwerlich befürchtete, daß er in die Hände der Kaiſerlichen fallen werde, ſo wird er wol eher ſolche Papiere verbrannt haben, die ihm bei den Schweden nicht dienen konnten. Dagegen iſt auch behauptet worden, daß die Gräfin Terzka „in dem geweſenen Rumor alle ihres Herrn Schriften verbrannt" habe. Das eigentliche Feldarchiv iſt nach Budweis, wo die Unterſuchung gegen Wallenſtein's Anhänger geführt wurde, geſchafft worden, dort in Vergeſſenheit gerathen und erſt 1801 in einer Dachſtube des dortigen Rathhauſes entdeckt worden. Das goldene Vließ des Herzogs wurde dem Kaiſer zurückgeſendet.

---

[1] Kinsky, der, nebſt Terzky, wol das meiſte Compromittirende beſaß, ſoll auch Briefe verbrannt haben. Das ſind Dinge, die bei ſolchen Vorgängen allemal, wenn nichts gefunden worden, von der einen Seite behauptet, von der andern geleugnet werden.

Bei dem Eifer, mit welchem die meiſten Officiere ſchon vor dem Tode des Herzogs ihren Frieden mit dem Hofe gemacht hatten, und der Nachſicht, womit dieſer ſelbſt die blos Irregeleiteten zu behandeln geneigt war, überhaupt bei dem ſchnellen Verſchwinden einer eigentlichen Gefahr, oder dem folgenloſen, faſt meteorartigen Vorübergehen derſelben knüpfte ſich auch keine ausgedehnte Verfolgung daran. Ferdinand II. konnte ſtreng ſein, wo er es durch wichtige Intereſſen des Staats und der Kirche geboten glaubte; ſeinen perſönlichen Neigungen nach war er nicht ohne Milde und Mäßigung. Schon darin lag eine Milderung, daß der Kaiſer ſich, nach dem Vorſchlage des römiſchen Königs, gegen die Anwendung des damals überaus ſtrengen Kriegsmaleſizrechts[1] erklärte, vielmehr die Angeklagten vor das gewöhnliche Gericht zu ſtellen befahl. Zuvörderſt wurden die Gefangenen, welche bis dahin theils zu Wien, theils zu Budweis in Haft gehalten wurden, in das Feldlager zu Regensburg gebracht, wo ſie vor einer, aus dem kaiſerlichen Generalauditor Ludwig von Seſtich, als Vorſitzendem, dem kurbaieriſchen Generalauditor Alexander Khopp, dem Auditor Piccolomini's, Heinrich Graß, vier Regimentsſchultheißen, drei Oberſten und vier Oberſtlieutenants beſtehenden Commiſſion verhört wurden, damit entſchieden werden könne, wer ſofort zu entlaſſen, wer weiterm Verhöre zu unterwerfen ſei. Die vor dieſer Commiſſion Vernommenen waren der Herzog Heinrich Julius von Sachſen-Lauenburg, der kaiſerliche Oberſt zu Roß und zu Fuß, General-Feldzeugmeiſter von Sparr, die Oberſten Johann Ernſt von Schärffenberg, Peter Loſi, Mohr von Wald und der Oberſtlieutenant Hammerle. In der That eine kleine Auswahl unter ſo Vielen, die den Verſammlungen zu Pilſen beigewohnt. Dem Herzog von Lauenburg mochte, neben dem Umſtande, daß er faſt bis ganz zuletzt bei dem Friedländer geblieben, worauf er allerdings zum Gehorſam zurückgekehrt war und auch an ſeine Truppen die entſprechenden Befehle erlaſſen hatte, theils der Verdacht, der aus den Bemühungen ſeines Bruders Franz Albrecht zu Gunſten der friedländiſchen Pläne erwachſen konnte, theils das geſchadet haben, daß er ſich auch nach der Kataſtrophe, zu Prag, als Wortführer Derer gerirt, die den Sturz des Wallenſtein hauptſächlich dem Haſſe und Ehrgeize der italieniſchen Partei zuſchreiben wollten [1]). Inzwiſchen behandelte man ihn mit ſichtbarer Rückſicht und Schonung. Man brachte gegen ihn vor, daß er, obſchon er ſich ſonſt ſeiner Regimenter wenig oder gar nicht angenommen, doch die Verſammlung zu Pilſen beſucht und befördert habe, zu Pilſen von dem Patente des Kaiſers in Kenntniß geſetzt, dem Friedländer doch bis Mies gefolgt ſei und demſelben auch noch ſeine Bagage mit 100 Artilleriepferden habe nachfahren laſſen; endlich die gefährlichen Reden, die er zu Prag geführt. Die Verhörenden meinten aber: als Majeſtätsverbrecher könne man ihn nicht behandeln, da in ſolchen Fällen die Beweiſe klarer ſein müßten, als die Mittagsſonne. Auch habe Wallenſtein, der den Herzog mehr deſpectirt als reſpectirt gehabt, eine übergroße Autorität über denſelben geübt. Endlich hatten ſie ihre Competenzzweifel in Betreff der reichsfürſtlichen Würde des Beklagten. Sie empfahlen vorläufige Haft, bis alle Unterſuchungen beendet. Feldzeugmeiſter Sparr ſollte des Friedländers Verrätherei durch ſeinen Vetter, den Oberſten Sparr, der allerdings ein alter Agent des Herzogs war, ſowie durch einen Brief Illow's gekannt haben und hätte ihm doch die Artillerie nach Eger nachſchicken wollen, auch den Zugoberſtlieutenant Veithen, der dies durch Fortſendung der Pferde verhindert, in Arreſt gethan, ſowie zugelaſſen, daß der Herzog von Lauenburg die Bagage des Friedländers mit 100 Artilleriepferden beförderte. Schärffenberg hatte den Pilſener Revers, den er unterzeichnet, ſeinem Chef, dem General Aldringen, verſchwiegen, dagegen die Commandanten der unter ihm ſelbſt ſtehenden Truppen zuſammenberufen und ihnen den Revers vorgelegt. Loſi hatte gleichfalls unterzeichnet, war dann von Iſolani fruchtlos gewarnt worden, hatte die Päſſe auf Marienberg und Annaberg geöffnet und ſeinen Officieren verboten, dem Iſolani zu gehorchen. Hammerle hatte, ungeachtet er von dem Patente des Kaiſers gewußt, das Commando der Stadt Pilſen von Wallenſtein mit der Weiſung übernommen, nur Wallenſtein und Illow zu gehorchen, war vergeblich von ſeinem Oberſten gewarnt worden, und hatte Illow auf den Mangel der Pferde für die Artillerie aufmerkſam gemacht. Mohr von Wald hatte ein unterſchriebenes Exemplar des Pilſener Reverſes zu ſich genommen und ſich — was eher zu ſeinen Gunſten ſprach — zu der Sendung an den Kaiſer verwenden laſſen. Nach dem Verhöre wurden die Angeklagten nach Budweis geſchickt, wo ſie ein ſehr freies und flottes Leben führten, täglich mit einander zuſammenkamen, ſpazieren gingen, Bankette hielten,

---

[1] Der kaiſerliche Generalauditor von Seſtich erklärte: es ſei ſo ſcharf, daß, wenn man ein ganzes Lager anklagen wollte, Wenige davonkommen würden.

---

[1]) Einige Zeit lang beſtanden darüber in der That unter den Officieren Reibungen, die zu zahlreichen Duellen führten. Lag doch dem ganzen Handel etwas Partei- und Verbindungsmäßiges zu Grunde.

„große ungebräuchliche Feuer“ anmachten, ihre Frauen kommen ließen, an die 200 Roſſe und dazu gehöriges Geſinde bei ſich hatten, von den Officieren ihrer Regimenter Beſuche erhielten, ſelbſt noch Befehle an dieſe erließen [1]), und dabei, nachdem die Truppen, die ſie hingeleitet, wieder zu ihren Regimentern zurückgekehrt waren, lediglich der Bewachung der Bürger überlaſſen blieben. Die endliche Entſcheidung über ſie, deren Beſchleunigung der römiſche König erwirkt hatte [2]), fiel in folgender Weiſe aus: Mohr von Wald wurde als deutſcher Ritter dem deutſchen Orden übergeben, Herzog Heinrich Julius auf Verwendung des Kurfürſten von Sachſen [3]), Sparr auf die des Königs von Polen freigelaſſen. Loſi und Hammerle blieben in lebenslänglicher Haft. Schärffenberg geſchah nichts.

Hingerichtet wurde wegen dieſer Angelegenheit nur Hans Ulrich Freiherr von Schaffgotſch auf Kynaſt, Greifenſtein, Kemnitz, Trachenberg. Gegen denſelben ſprachen allerdings ſtarke Verdachtsgründe, die aber damals nur zum Theil zu erweiſen geweſen ſein mögen. Colloredo, den er zu entſetzen befehligt war, mag ihm perſönlich gegrollt [4]), auch ſein proteſtantiſcher Glaube, dem er bis ans Ende treu blieb, ihm Ungunſt bereitet oder doch Fürſprache entzogen haben. Hauptſächlich ſchadete es ihm, daß zu ſeinen Gunſten eine Revoltirung von Truppen ſtattgefunden hatte und bei dieſer Gelegenheit Reden geführt worden waren, die allerdings ſeiner Sache großen Eintrag thun mußten. Er war mit dem Befehle Wallenſtein's nach Schleſien gegangen, das Commando daſelbſt ſtatt Colloredo's, dem der Herzog ſowenig wie dem Hatzfeld und Götz traute, zu übernehmen und ſollte er denen, die es in der Mark und Schleſien nicht mit dem Herzog hielten, „die Hälß brechen“ [1]), dagegen ſich mit den Sachſen in Correſpondenz und Einvernehmen ſetzen. Es ging aus ſeinen eigenen Briefen hervor, daß er auf die Sicherung der Truppen und Feſtungen für den Herzog ausging, um die Unterhandlungen mit Sachſen und den Schweden wußte. Er bemerkte dabei: wäre man da richtig, ſo hätte es mit denen, die dem Herzog entgegen wären, keine Noth; doch müſſe man wegen Gallas und Piccolomini dazuthun und nicht feiern; er habe das Seine gethan und die Conjunction mit des Feindes Garniſonen emſig ſollicitirt. Ob er aber doch nicht der rechte Mann zur Sache war, oder ſeinen Boden zu unſicher fand, jedenfalls hat er nicht mit der nöthigen Umſicht und Energie für die Ausführung des Unternommenen gehandelt. Er war bei der Verſammlung zu Pilſen geweſen, hatte den Revers unterſchrieben, ſoll Iſolani durch falſche Vorſpiegelungen zur Unterzeichnung bewogen haben [2]) und brachte ein Exemplar deſſelben mit, um es von den ſchleſiſchen Commandanten unterſchreiben zu laſſen. Dem General Gallas zeigte er in Glogau den Revers, verſchwieg ihm aber, daß er den Auftrag habe, ihn unterzeichnen zu laſſen, und ließ ſich gleichwol „discurrendo verlauten, daß das Haus Oeſterreich jetzt in der größten Gefahr und gleichſam in einer Stunde ruinirt werden ſolle.“ Er ſchrieb aber noch um Colloredo's Abberufung, fertigte (23. Febr.) Befehle an die Commandanten aus, daß ſie den Revers unterzeichnen ſollten, und ſetzte Memoriale über Organiſationen auf, als er am 24. Febr. zu Ohlau durch Colloredo verhaftet und erſt nach Glatz, dann nach Wien geſchafft ward. Das Schlimmſte für ihn war, wie geſagt, daß noch nach ſeiner Verhaftung, am 2. März, ſein Oberſtlieutenant Albrecht von Freiberger zu Troppau verſucht hatte, zwei Regimenter, das Schaffgotſchiſche und ein böhmiſches, zur Empörung zu verleiten. Er hatte ſie auf dem Marktplatze verſammelt, haranguirt, über den Undank, den er nach achtzehnjährigem Dienſte vom Kaiſer erfahren ſolle, geklagt, ſie mit Erfolg aufgefodert, mit ihm „Vivat Friedland!“ zu rufen und ſie dann dem Herzog ſchwören laſſen. Hierauf berief er Rath und Bürgerſchaft auf das Schloß, wo er eine wunderliche Rede hielt, in welcher, aller Wahrſcheinlichkeit nach, viele eigene Ausſchmückungen und phantaſtiſche Uebertreibungen der Entwürfe des Herzogs vorkamen, die aber, auch wenn man Vieles auf dieſe Rechnung ſetzte, im Zuſammenhalt mit dem, was doch auch anderweit von den Friedländiſchen Plänen verlautet hatte und durch Thatſachen beſtätigt ſchien, weſentlich beitragen mußte, die kaiſerliche Seite glauben zu machen, daß dieſelben ungeheuerlicher Natur, daß Schaffgotſch tief in ſie eingeweiht geweſen ſei und daß Freiberger nur gethan habe, was Schaffgotſch ſelbſt vorgehabt und wozu er Jenen inſtruirt habe[1]. Es hieß darin: Rath und Bürgerſchaft hätten dem König von Frankreich als neuerwähltem römiſchen König[2], dem Herzog von Friedland als König von Böhmen, der Krone Schweden und den Kurfürſten von Sachſen und Brandenburg zu ſchwören. Jetzt ſei die Zeit erſchienen, die Landes- und Religionsfreiheit aufzurichten. Der Kaiſer habe die Abſicht, die evangeliſche Religion ganz und gar auszurotten, und habe dem Herzog von Friedland befohlen, die Güter aller Evangeliſchen zu confisciren und darauf das Sacrament zu empfangen, ſei auch von dieſem Vorſatz nicht abzubringen[3]. Deshalb hätte ſich das römiſche Reich mit dem König von Frankreich und den Generalſtaaten verbunden, vereint mit den Schweden die evangeliſche Sache zu retten, welchem Bunde der Generaliſſimus (deſſen Tod alſo noch nicht bekannt war) und mit ihm das Königreich Böhmen beigetreten ſeien. Fünf Regimenter ſeien bereits vereinigt; ſechs andere würden binnen wenigen Tagen eintreffen, ebenſo anderes Hilfsvolk aus Breslau, Brieg und Oppeln. Der ſächſiſche General Arnim und der ſchwediſche Duval ſeien im Anzug [1]. Ein Theil der Bürgerſchaft fiel ihm zu. Einige ſich weigernde Mitglieder der Ritterſchaft, der Landeshauptmann der Fürſtenthümer Oppeln und Ratibor, mehrere kaiſerliche Commandanten und die kaiſerlich geſinnten Oppersdorf, Eberſtein, Schlick und Dietrichſtein wurden in Haft genommen, zumal ſie als Geißeln für Schaffgotſch dienen ſollten. Lilienfeld, genannt Schneider, zeitheriger kaiſerlicher Kriegscommiſſarius, verfaßte ein mit den Namen der vornehmſten Stände von Troppau, Ratibor und Jägerndorf unterzeichnetes und mit dem Siegel der Stadt Troppau verſehenes Patent, welches verbreitet werden ſollte. Ein Dragonerregiment ward gegen Olmütz beordert. Da zog, ſtatt der Sachſen und Schweden, der kaiſerliche General Götz mit überlegener Macht heran und Freiberger, welchem Pardon zugeſagt worden, mußte ſich ergeben, worauf er nach Wien geſchickt worden iſt. Sein weiteres Schickſal iſt unbekannt [2].

---

[1]) Der Herzog von Lauenburg, der ſich übrigens, klug geworden, von den übrigen Beklagten zurückhielt und ſich „gutwillig“ ganz ſtill in ſeinem Zimmer hielt, ließ Reiter von ſeinem Regimente kommen, um ſeine Gemahlin zu ihm zu geleiten.

[2]) Graf Mailath, S. 308.

[3]) Im December 1635; zugleich mit ſeinem Bruder Franz Albrecht.

[4]) Die Behandlung wenigſtens, die er dem Gefangenen angedeihen ließ, ſoll eine ſchimpfliche geweſen ſein.

---

[1]) Dieſe Umſtände hat man allerdings 1634 nicht alle ſo gewußt, wie ſie ſich aus dem von Helbig (Der Kaiſer Ferdinand, S. 37) mitgetheilten Briefe des Herzogs Franz Albrecht vom 18. Febr. ergeben.

[2]) Helbig, Der Kaiſer Ferdinand, S. 39. Möglich freilich, daß dies vielmehr ein falſches Vorgeben Iſolani's geweſen ſei. Wir finden nicht, daß auf dieſe Beſchuldigung im Proceſſe Gewicht gelegt worden.

---

[1] In der That ſind dieſe Verdachtsgründe ſehr dringend, wenn man nicht annehmen will, daß Freiberger wahnſinnig geweſen. Wie hätte er es wagen können, ſo zu reden und zu handeln, wie er that, wenn er ſich nicht überzeugt hielt, daß der Herzog ihn im Hauptwerke nicht desavouiren werde? Förſter geht daher auch ſehr klüglich ganz kurz über dieſe Sache hinweg. Indeß hatte Freiberger ſeine Nachrichten über die Pläne des Herzogs jedenfalls erſt aus zweiter und dritter Hand und die Anhänger Wallenſtein's mögen wol manche eigene Projecte hineingethan haben, wie das ſo zu gehen pflegt.

[2] Daran hatte Wallenſtein, nach Allem, was man weiß, niemals gedacht. Von Verhandlungen mit den Generalſtaaten, von denen weiterhin die Rede, iſt jedoch auch anderwärts geſprochen worden. Sollte ſich in Holland nichts darüber finden?

[3] Dies natürlich lauter Lügen, die nun einmal zu den Lieblingsmitteln der Demagogen jeder Farbe und jedes Zeitalters gehören.

Schaffgotſch leugnete beharrlich und ſuchte ſeinen Briefen unverfängliche Deutungen zu geben. Auch in Regensburg konnte man nichts, ja weniger als zu Wien geſchehen [3], aus ihm herausbringen. Ein Kriegsgericht verurtheilte ihn nun, wegen des genugſam dargethanen militäriſchen Verbrechens, zum Tode durch das Schwert, unter Abhauung der rechten Hand. General Götz, der dies nach Wien berichtete, fügte hinzu, daß die Tortur nicht angewendet worden ſei, da Se. Majeſtät es nicht ausdrücklich befohlen. Es wurde hierauf ein Gutachten der deputirten Räthe des Reichshofraths erfodert: ob der bereits zum Tode verurtheilte Schaffgotſch vor der Hinrichtung noch mit der Tortur angeſtrengt werden könne, indem man immer noch hoffte, von ihm das Sicherſte und Umfaſſendſte über „das vorgeweſte abſcheuliche Tradiment“ zu erfahren, woran dem status publicus viel gelegen. Das Gutachten fiel bejahend aus und, wie es in dieſer ſublunariſchen Welt, zum Guten wie zum Schlimmen, nie an einem Grunde fehlt, ſo hieß es auch hier: Schaffgotſch wurde durch genaue Erkundung des verrätheriſchen Anſchlags nur deſto mehr gravirt werden [1], werde übrigens durch ſeine Verurtheilung „servus poenae und als ein cadaver mortuum, wie die jura reden, zu halten.“ Er wurde über drei Stunden lang mit Daumſchrauben und Leiter gefoltert (4. Juni 1635); es war aber nichts Zuſammenhängendes oder irgend dem Zwecke dieſer eifrigen Wächter des status publicus Entſprechendes aus ihm zu erpreſſen [2]. Am folgenden Tage wurden die Beiſitzer des Kriegsgerichtes befragt, ob die Tortur nochmals zu verſuchen ſei. Generalwachtmeiſter Wangler und mehre Oberſten, wol alte Kriegskameraden des Generals, der ihnen jetzt als servus poenae dienen ſollte, ſagten denn doch, es ſeien ihnen „dieſe Sachen als extra professionem zu ſchwer“, wie denn in der That eine lange Gewohnheit, eine harte Zeit und eine ſtarke Natur dazu gehört haben muß, ſie und ſo manches Andere nicht „zu ſchwer“ zu finden. Doch fand ſich unter den Beiſitzern des Gerichts die hinlängliche Anzahl Solcher, die es nicht zu ſchwer fanden; indeß der Kaiſer geſtattete die weitere Tortur nicht, erließ auch das Handabhauen, beſtätigte aber das Todesurtheil (5. Juli). Schaffgotſch hatte ſich noch am 23. Juni mit einem Bittſchreiben an den römiſchen König gewendet und beharrlich verſichert, daß er „von des Friedländers böſer Intention keine Wiſſenſchaft gehabt.“ Man bot ihm an, die Hinrichtung im Gefängniß vornehmen zu laſſen, er ſchlug es aber aus mit den Worten: „ich will lieber öffentlich unter Gottes freiem Himmel vor aller Welt ſterben, als im Winkel gerichtet werden.“ Als er hörte, der Platz ſeiner Hinrichtung hieße die Haide, ſagte er: „ich habe wol gedacht, daß ich auf grüner Haide ſterben würde; doch ſtirbt ſichs allenthalben wohl, wenn man darauf vorbereitet iſt.“ [1]) Die Jeſuiten ließ er nicht vor ſich, ſondern verlangte nach einem lutheriſchen Prediger, wobei er bemerkte: „hätte ich meiner ehrlichen Freundſchaft und der Kirche Gottes das Aergerniß anthun und jeſuitiſch werden wollen, ich wollte jetzo nicht hier ſitzen.“ Er beſtand ſeine am 23. Juli 1635 vollzogene Hinrichtung mannhaft [1]). Seine Kinder wurden zu den Jeſuiten gebracht und katholiſch erzogen, worauf ſie die confiscirten Güter ihres Vaters, mit Ausnahme der dem General Hatzfeld geſchenkten Herrſchaft Trachenberg, zurückerhielten und zu hohen Ehren und Würden aufſtiegen [2]). Sein Urenkel war mit einer Hatzfeld-Trachenberg vermählt und vereinte ſo die Familien zweier Gegner durch verwandtſchaftliche Bande. Ein anderer Urenkel, Philipp Gotthard, ward 1747 Fürſtbiſchof zu Breslau.

---

[1] Auch dieſe muthmachenden Vorſpiegelungen erinnern an Zeiten, die wir ſelbſt durchlebt haben.

[2] Graf Mailath, S. 399—400.

[3] Förſter, S. 172.

---

[1] Er trage alſo die der ſchon verhängten Strafe zugefügten Qualen billig, mochten ſie denken, wollten aber freilich erſt durch die Folter erfahren, ob — ſie ein Recht gehabt hätten, ſie anzuwenden. So können Menſchen mit Menſchen umgehen!

[2] Daß Schaffgotſch Manches ausſagen konnte, was den Verdacht gegen den Herzog ſehr verſtärkt haben würde und daß er namentlich um die gleichfalls ſtrafbaren Pläne, dem Kaiſer das Heer aus den Händen zu ſpielen und es zu einem Werkzeug für die Pläne Wallenſtein's und ſeiner Anhänger zu machen, wußte, iſt wahrſcheinlich. In die Verhandlungen des Herzogs mit den Fremden war er ſchwerlich eingeweiht und unter dem, was ihm darüber geſagt worden ſein mag, können auch mancherlei Vorſpiegelungen geweſen ſein.

---

[1]) Eine Sage erzählt: ein Aſtrolog habe ihm und einem eben geborenen Lamme die Nativität geſtellt und gefunden: das Lamm werde der Wolf verzehren; er aber werde durch das Schwert umkommen. Hierauf habe Schaffgotſch, um dieſe Vorherſagung ſogleich in dem einen Theile Lügen zu ſtrafen, das Lamm ſchlachten und braten laſſen, das gebratene Lamm ſei aber doch von einem im Schloſſe gehaltenen zahmen Wolfe erhaſcht und verzehrt worden. Bei der Tafel vermißte der Freiherr das Lamm und der herbeigerufene Koch geſtand das Geſchehene, worauf der Freiherr nachdenklich ward und mit Ernſt ein „ſo ſei Gott mir gnädig“ ſprach.

Bei dem großen Aufſehen, das Wallenſtein's Kataſtrophe durch ganz Europa gemacht hatte, hielt es der wiener Hof und hielten es auch die Parteien, die hauptſächlich an Wallenſtein's Sturze gearbeitet, für zweckmäßig, die öffentliche Meinung für die Rechtmäßigkeit des Geſchehenen zu gewinnen. Die ſchon im März zu

---

[1]) Er war 1595 geboren, durch Studien und Reiſen gebildet, und 1619 in die kaiſerlichen Dienſte getreten, in denen er raſch, ſpäter namentlich durch Wallenſtein gefördert, emporſtieg. Durch Diplom vom 4. Dec. 1627 erhielt er, damals kaiſerlicher Kämmerer und Oberſter, den Stand eines Semperfreien des heil. römiſchen Reichs. 1620 hatte er ſich mit Barbara Agnes, einer Tochter Herzog Joachim Friedrich's von Liegnitz und Brieg und Annen Marien von Anhalt, vermählt. Graf, wie man ihn häufig genannt findet, wurde erſt ſein Sohn, Reichsgraf ſein Enkel.

[2]) Sein Sohn Chriſtoph Leopold, geb. 1623, † 1703, war Ritter des goldenen Vließes, k. k. Kämmerer, Geheimerath und Oberamtsdirector in Schleſien, ward 1651 Oberſt-Erblandhofmeiſter von Schleſien und Erbhofrichter der Fürſtenthümer Schweidnitz und Jauer, erhielt am 14. März 1671 das Prädicat Hochgeboren und am 6. Oct. 1700 den böhmiſchen Grafenſtand. Deſſen Sohn Johann Anton bekleidete die gleichen Würden und ward am 15. April 1708 Reichsgraf und bekam das liegnitz-brieg'ſche Wappen ſeiner Großmutter ins Wappen.

Prag erſchienene anonyme Schrift: „Alberti Friedlandi perduellionis chaos sive ingrati animi abyssus“ hat keinerlei officiellen Charakter und auch ſonſt keinen Werth. Dagegen erſchien ſpäter, jedoch auch noch 1634, ein auf kaiſerlichen Befehl verfaßter: „Ausführlicher und gründlicher Bericht der vergeweſenen Friedländiſchen und ſeiner Adhärenten abſcheulichen Prodition.“ Derſelbe war in mehren Hauptpunkten behindert, die Wahrheit zu ſagen, und mußte ſich daher theils mit outrirten Worten, theils mit Behauptungen behelfen, welche mehr auf Conjectur und Verdacht, als auf Beweiſen beruhten, weshalb es denn den neuern Vertheidigern des Friedländers leicht geweſen iſt, die ganze Schrift als haltlos darzuſtellen. Die Abſicht des Hofes war von vornherein lediglich darauf gerichtet geweſen, den Herzog vom Commando zu entfernen. Seine eigenen Schritte, namentlich die Maßregeln, die er ergriff, ſich des Heers zu verſichern, machten es der Regierung zur Nothwendigkeit, auf ihre eigene Vertheidigung bedacht zu ſein, und dabei ſich auch auf die äußerſten Mittel gefaßt zu machen. Daß ſeine Abſichten auch die ſtrengſten Mittel rechtfertigten, dafür hatte man durch das, was man über ſeine Verhandlungen erkundet, jedenfalls entſchiedene moraliſche Ueberzeugung gewonnen, wenn auch die Beweiſe theils juriſtiſch nicht genügend, theils nicht von der Art ſein mochten, daß man ſie öffentlich darlegen konnte. Die Operationen der kaiſerlichen Generale und, wie aus deren vertraulicher Correſpondenz erhellt, auch ihre Abſichten und Erwartungen, waren jedoch nur darauf gerichtet, ihn zu iſoliren und, allein oder mit ſo wenig Begleitern als möglich, aus Böhmen zu drängen [1]. Da hatte es ſich begeben, daß der Herzog, mit ſeinen ergebenſten und in ſeine Pläne eingeweihteſten Anhängern, durch die eigenmächtige That einiger Officiere getödtet worden war. Die Regierung hatte dieſes Ereigniß, das ihr in manchen Beziehungen unerwünſcht kommen mußte, desavouiren können. Aber noch war der Name des Friedländers ſo furchtbar, der Eindruck der Gefahr, der man durch ſeinen Sturz entronnen, ſo groß, daß man das Gefühl der Befriedigung, auf einmal ſo ſchwerer Sorgen enthoben zu ſein, nicht zu verleugnen vermochte. Butler, Gordon, Leslie hatten in Treue und in feſter Ueberzeugung, dem Gebote der Pflicht zu folgen, gehandelt. Die kaiſerliche Partei war voll Jubels und Alles drängte ſich danach[1], ſich an der Beute des gefällten Feindes zu bereichern, ſich auf ſeine Koſten für wahre oder erheuchelte Treue belohnen zu laſſen. Auch die Thäter rechneten auf Belohnungen, wie ſie ſahen, daß ihre That mit Beifall aufgenommen ward. Die Regierung ſcheint ſofort entſchloſſen geweſen zu ſein, das Geſchehene anzuerkennen und auf ſich zu nehmen. Letzteres that ſie indirect ſchon in einer Note an die Höfe, worin die Tödtung des Herzogs als durch ſein Verbrechen verwirkte Execution bezeichnet ward, die man nothgedrungen vornehmen laſſen. Später rieth der römiſche König ausdrücklich, „wider die executirten proditoren auch sententiam post mortem zu publiciren“, was uns übrigens durchaus nicht ſo gemeint ſcheint, wie es ebenſo Graf Mailath, als Förſter auslegen und wunderſame

---

[1] Graf Mailath, S. 378—80

---

[1] Auch Graf Mailath (S. 389 ff.) bezeichnet die Gier, mit welcher Mehre über Wallenſtein's Verlaſſenſchaft herfielen, als ſchamlos, und bemerkt, daß nur Wenige ihre Belohnungen mit beſcheidener Bitte begehrt, oder ohne Bitte empfangen hätten.

Hypotheſen von freilich entgegengeſetzter Tendenz darauf gründen. Der römiſche König dachte nicht an eine zurückdatirte, ſondern an eine nachträgliche Sentenz. Um ſo nöthiger ward es, die Schuld des Herzogs, die Dringlichkeit der Gefahr darzulegen. Da aber war man wieder behindert: in Bezug auf die das Heer betreffenden Maßregeln durch die Rückſicht auf die Vielen, die an den Pilſener Verhandlungen theilgenommen, dann aber ihren Frieden mit dem Kaiſer gemacht hatten, auf die Gründe überhaupt, welche die Regierung ſchon früher bewogen hatten, die Reversſache mit einer gewiſſen Nachſicht zu behandeln; ebenſo hinſichtlich der franzöſiſchen Verhandlungen, wenn nicht durch Rückſicht auf Frankreich, doch durch Rückſicht auf den Herzog von Savoyen, von dem man die Nachrichten empfangen und deſſen Beziehungen zu Frankreich man ſchonen mußte. Durch die Kataſtrophe von Eger waren die wichtigſten Fäden des Geheimniſſes zerriſſen worden. Die Eingeweihteſten, Kinsky, Terzky, Illow, waren verſtummt. Man war auf einen kleinern Kreis von Anſchuldigungen verwieſen und mußte ſich bei dieſem auf Behauptungen beſchränken und Verdacht für Beweis geben. Es iſt jedoch wohl zu bemerken, daß dies von beinahe dem ganzen Inhalte jener Schrift gilt, daß die Vertheidiger Wallenſtein's deshalb die ganze Schrift verwerfen, und daß gleichwol neuere Entdeckungen einen guten Theil ihres Inhalts beſtätigt haben. Hr. Helbig [1]) erklärt, daß die Darſtellung der Umtriebe des Herzogs im letzten Winter ſeines Lebens, wie ſie jene Schrift gibt, „im Ganzen richtig" ſei und hat in der That gar Manches beigebracht, wodurch Dinge, die z. B. von Förſter für

---

1) Der Kaiſer Ferdinand, S. 40.

rein erſonnen gehalten werden und über deren Behauptung ſich dieſer mächtig ereifert hatte, vollkommen bewieſen werden. Noch mehr iſt das der Fall in Bezug auf die ſo gänzlich verſchriene und als tückiſche, ſelbſtſüchtige Verleumdung bezeichnete Schrift jenes Jaroslav Seſyna Raſchin von Rieſenburg [1], der dem Wallenſtein als Unterhändler gedient, dann aber durch Ausſagen gegen ihn ſeine Amneſtirung und die Rückgabe ſeiner Güter erwirkt hatte, und auf den ſich die obige officielle Schrift bezieht. Raſchin's Schrift enthält weit mehr Einzelheiten und ein guter Theil derſelben, der von Wallenſtein's Vertheidigern für die unwahrſcheinlichſte Erfindung erklärt worden, Einzelnes auch aus frühern Jahren, ſteht jetzt als vollkommen beſtätigt da [2]; nur daß Raſchin, als untergeordneter Agent, nicht immer den rechten Zuſammenhang der Dinge kannte und am wenigſten über die letzte Abſicht des Herzogs urtheilen konnte. Auf Seiten der Gegner des Kaiſers wurde natürlich der Vorgang nur in einem dem Herzoge günſtigen Sinne aufgefaßt; er wurde durch ſeine Kataſtrophe populär; der Kanzler Oxenſtierna, der ihm erſt ſolange gemistraut, ſprach ſein Bedauern aus: „daß der Herzog nit lenger das Leben haben ſollen und ehe er ſeinen dessein inß werk richten und ſich mit der Evangeliſchen Parthey conjungiren und die fundamenta zu einem ſichern, beſtendigen und durchgehenden Reichsfrieden legen helffen können, auß dem Wege geräumt worden [1].“ Ja ſelbſt Cardinal Richelieu, dem ſein Leben lang jedes Mittel, das ſeinem Zwecke diente, gleich war, drückte ſeinen Abſcheu vor dieſem „Meuchelmord“ aus.

---

[1] Sie erſchien 1631 lateiniſch und deutſch. Den ausführlichen Titel ſ. bei Förſter, S. 183.

[2] Vergl. Dudik, a. a. O. S. 131 ff. — Graf Mailath hätte ſich vielen, erfolglos aufgewendeten Scharfſinn erſparen können, wenn er die Entdeckungen gekannt hätte, welche namentlich Helbig und Dudik gemacht haben.

Wie ſchon erwähnt, waren bereits vor dem Tode des Herzogs Confiscationsbefehle erlaſſen worden, und den Tag nach deſſen Tode, bevor man aber denſelben bereits kannte, reiſte der Commiſſar, Graf Adolf Puchheim, zur Beſitznahme von Friedland und Sagan ab. Dies ſoll um ſo nöthiger geweſen ſein, als ſchon von vielen Seiten Plünderungen und Entfremdungen begonnen hatten, weßhalb Gallas, ſchon bevor der Herzog nach Eger gekommen war, drei Compagnien als Sicherheitswache in das Herzogthum Friedland legte. Die Güter des Herzogs und der mit ihm Gefallenen wurden zunächſt für den kaiſerlichen Fiscus in Beſitz genommen, wobei jedoch alle rechtlichen, auf den confiscirten Gütern haftenden Foderungen anerkannt wurden [2]. Die Confiscation der Güter des Herzogs ſcheint damals allgemein erwartet worden zu ſein, keinerlei Befremden erregt und keinerlei Widerſpruch gefunden zu haben. Zwei Jahrhunderte ſpäter aber hat ſich noch ein Rechtsſtreit daraus entſponnen, der ſich durch längere Jahre durchgezogen, jedoch mehr nur um formelle Rechtsfragen, Competenzzweifel u. dergl. bewegt hat und, wenn wir nicht irren, zuletzt durch Vergleich beendigt worden iſt. Schon am 15. Sept. 1622 waren dem Wallenſtein, damals als k. k. Oberſt und Regierer des Hauſes Waldſtein und Friedland bezeichnet, unter Genehmigung der Errichtung eines Majorats und Fideicommiſſes, nach Maßgabe der darüber damals ſchon vorliegenden Dispoſition, die pfalzgräflichen Rechte und die darin begriffenen oder gewöhnlich damit verbundenen Ehren- und ſonſtigen Befugniſſe verliehen worden, welche dann in gewöhnlicher Weiſe pomphaft aufgeführt wurden und unter denen ſich auch die Unverjährbarkeit dieſer Begnadigungen befand [1]). Er hatte ſich weiter, unter Anführung, daß „mit Veränderung der Zeiten und Leuft, durch Anſtiftung böſer friedhäſſiger Leut und Verhängnus Gottes des Allmächtigen, je bisweilen aus fürſtlichen und andern vornehmben Geſchlechtern gebohrne junge Leut, aus Unverſtand ſich verleiten und zu einem Aufſtand, oder andere Ungebührlichkeiten wider ihre vorgeſetzte ordentliche höchſte Obrigkeit bewegen ließen", unter dem **11.** Mai 1627, wo er bereits Herzog von Friedland und des Kaiſers General-Oberſt-Feldhauptmann war, das Privilegium geben laſſen [2]), daß, wenn einer ſeiner Succeſſoren ſich „des Criminis laesae Majestatis theilhaftig oder beipflichtig machen würde, der, oder dieſelben nicht, wie ſonſt rechtlich ausgeſetzet, mit Einziehung des ermeldeten Herzogthums Friedland, oder anderer Güter, ſondern an Leib, und Leben beſtrafet, das Herzogthumb aber, und die Güter, auf den nach ihnen folgenden ältiſten Herzogen, oder

---

[1] Gilt es denn von den Diplomaten, den Staatsmännern aller Zeiten, daß ihnen die Sprache gegeben iſt, ihre Gedanken zu verbergen? Den Schweden kam das Ereigniß ganz gelegen; denn ſie rechneten nun, daß die Proteſtanten, namentlich Sachſen, ſich lediglich auf ſie ſtützen würden. S. Helbig, Der Kaiſer Ferdinand, S. 48.

[2] Graf Mailath (S. 389) erwähnt hier eine bemerkenswerthe Reclamation. Graf Adam Gronsberg verlangte nämlich 12,000 Ducaten, die ihm Wallenſtein für Freilaſſung des bei Nürnberg gefangen genommenen ſchwediſchen Generalfeldzeugmeiſters Bernhard Torſtenſon verſprochen.

---

[1]) Die Urkunde bei Förſter (Wallenſtein's Proceß), Urkundenbuch, S. 7 ff.

[2]) Es iſt ausdrücklich auf ſein Anſuchen geſchehen.

Fürſten von Friedland fallen, und ſtammen ſolle.“ [1]) Es war ihm weiter am 1. März 1628 geſtattet worden, eine fideicommiſſariſche Dispoſition in Betreff der Succeſſion in den Herzogthümern Friedland und Sagan zu treffen [2]), worauf er auch (26. Mai 1628) das bereits erwähnte Statut begründet hatte. In demſelben beſtimmte er, für den Fall, daß ſein eigener Mannsſtamm abſtürbe, den zweiten Sohn des Oberſt-Burggrafen Adam von Waldſtein [3]), den Max von Waldſtein und deſſen Linie nach dem Rechte der Erſtgeburt, im Mangel und Abgang aber auch dieſer Linie, den dritten Sohn des genannten Adam, Berthold von Waldſtein, und deſſen männliche Nachkommen zu Nachfolgern. (Letzterer fiel übrigens bei Lützen und hatte keine Deſcendenten.) Der Herzog ſelbſt hatte keine männlichen Nachkommen, wol aber ſein Vetter Graf Maximilian, von welchem die beiden jetzt beſtehenden Linien des gräflichen Hauſes Waldſtein-Wartenberg ſtammen, und zwar die zu Münchengratz ꝛc. von ſeinem älteſten Sohne Ferdinand Ernſt († 21. Mai 1656 als k. k. Geheimer Rath, Statthalter, Oberſtlandrichter und Oberſtlandkämmerer im Königreich Böhmen[1]), die zu Dux ꝛc. von ſeinem fünften Sohne Karl Ferdinand († 9. April 1702 als k. k. Geheimer Rath, Oberſt-Erbtruchſeß im Königreich Böhmen, Oberſthofmeiſter der Kaiſerin, Oberſtkämmerer, Geſandter in England, Holland und Polen, Ritter des goldenen Vließes[2]). Das gegenwärtige Haupt der erſten Linie nun, Graf Chriſtian Vincenz Ernſt (geb. 2. Jan. 1794, k. k. Kämmerer und wirklicher Geheimer Rath), erhob 1841 die erwähnten Anſprüche auf Anerkennung der auf ihn verfällten herzoglichen und fürſtlichen Würde, Entſchädigung für Sagan und die bei dem Tode des Herzogs das Herzogthum Friedland bildenden Herrſchaften mit anderweitem äquivalenten Beſitze und Beſtätigung derſelben mit den ihm bereits zugehörigen Gütern zu einem Familienfideicommiß nach den friedländiſchen Diſpoſitionen[3]). Wenn dabei ſowol auf das Privilegium der Unverjährlichkeit, als auf das der Nichtverwirkbarkeit beſonderer Bezug genommen worden, ſo mögen Juriſten, nach genauer Einſicht der betreffenden Documente ſelbſt, entſcheiden, ob das erſtere ſich auf etwas Weiteres bezieht, als auf die in dem Majeſtätsbriefe vom 15. Sept. 1622 aufgeführten Rechte und Freiheiten, und ob bei dem zweiten Privilegium der Fall ins Auge gefaßt war, wo nicht einer der Succeſſoren des Herzogs, ſondern dieſer ſelbſt ſich ſolcher Verbrechen ſchuldig machte, welche nach damaligen Rechten die Confiscation der Güter nach ſich zogen. Auch finden wir es mindeſtens ſehr unwahrſcheinlich, daß Graf Maximilian Waldſtein, der Vetter, Schwager und Vertraute des Herzogs, dem er in Abweſenheitsfällen die Regierung ſeiner Beſitzungen, ſtatt ſeiner, übertrug, das von ihm errichtete Familienſtatut und die darin zu Gunſten des Erſtern getroffene Dispoſition nicht gekannt haben ſollte. Doch dem ſei wie ihm wolle, Graf Maximilian erhob nicht den mindeſten Anſpruch und war jedenfalls froh, nicht in den Sturz ſeines Vetters verwickelt zu werden, ſondern nach wie vor die Gunſt des Kaiſerhauſes und den Beſitz hoher Würden und reicher Güter zu behaupten und auf ſeine Nachkommen zu vererben. Er ſtarb, in Böhmen reich begütert, als k. k. Oberſtſtallmeiſter, wirklicher Geheimer Rath und oberſter Kämmerer, Oberſter eines Regiments zu Fuß, Generalcommandant im Königreich Böhmen, Ritter des goldenen Vließes, den 19. Febr. 1655 [1]).

---

[1]) Die Urkunde ſ. bei Förſter, a. a. O. S. 88 ff. Unter dem crimen laesae majestatis verſtand man übrigens damals auch den Hochverrath.

[2]) Förſter, a. a. O. S. 51 ff.

[3]) Adam der Jüngere Reichsgraf von Waldſtein, in Böhmen und Mähren reich begütert, kaiſerlicher Oberſtſtallmeiſter, Oberſtburggraf von Böhmen, Ritter des goldenen Vließes, vermählt mit Eliſabeth von Waldſtein († 14. Jan. 1614), geb. 8. Jan. 1570, † 26./27. Aug. 1638. Er war Andergeſchwiſterkind mit Wallenſtein's Vater. Sein älteſter Sohn war Rudolf, der 1644 als kaiſerlicher Oberſthofmarſchall ſtarb und von Zdislawa von Sezyma-Auſti den 1666 ohne männliche Nachkommen verſtorbenen Franz Adam hinterließ. Weitere Kinder Adam's des Jüngern waren: Maximilian, Berthold, Franz Auguſtin und Polyxena

---

[1]) Er war böhmiſcher Geſandter bei dem Friedensſchluſſe zu Münſter.

[2]) Graf Maximilian hatte übrigens ſechs Söhne und zwei Töchter. Unter den erſtern wurde Graf Franz Auguſtin Großbailif des Johanniterordens, Ritter des goldenen Vließes, k. k. wirklicher Geheimer Rath, Hatſchierergardehauptmann und Oberſthofmarſchall. Er war der vierte Sohn und † 11. Aug. 1684. Der ſechſte Sohn, Johann Friedrich († 4. Juni 1694), wurde Erzbiſchof von Prag. Das Haupt dieſer Linie beſitzt auch das Seniorat Trebicz in Mähren (ſ. den Aufſatz sub IV.). Eine andere nicht vom Grafen Adam ſtammende Linie des Hauſes Waldſtein iſt die zu Arnau.

[3]) Er beſchränkte ſeine Anſprüche in Böhmen auf die Herrſchaften Reichenberg und Friedland, Weiß- und Hünerwaſſer, Hirſchberg, Widim, Hauska, Horcicz, Aicha, Kopidlar, Smidar, Semil, Weliſch Kumburg und Aulibitz, Arnau und das Gut Altenburg. Weiß- und Hünerwaſſer und Hirſchberg waren übrigens bereits durch Kauf wieder an die Familie gekommen.

Der kaiſerlichen Kammer verblieb übrigens keineswegs die ganze große Gütermaſſe, die durch die Confiscation des Wallenſtein'ſchen, Terzky'ſchen und Illow' ſchen Vermögens verfügbar ward. Das Wichtigſte, was ſie erhielt, war noch das ohnedies nur pfandweiſe überlaſſen geweſene Fürſtenthum Glogau. Auch das Illow'ſche Mies ward eine königliche Stadt. Smirkowitz ſchenkte der Kaiſer ſeinem Sohne Ferdinand. Sagan ward an die Lobkowitz verkauft. Neuſchloß und Böhmiſch-Leippa behielt Wallenſtein's Witwe und Tochter. Die Herrſchaften Friedland und Reichenberg, welche Wallenſtein übrigens auch aus einer Confiscationsmaſſe, der des Chriſtoph von Röder, der wegen „begangenen abſcheulichen Criminis perduellionis, rebellionis, et Laesae Majestatis condemniret“ worden, erworben hatte, ferner Kinsky's Haus und Garten zu Prag, nebſt mehrern Bergwerken, erhielt Graf Matthias Gallas, von deſſen Nachkommen dieſe Beſitzungen auf die Clam-Gallas übergegangen ſind. Piccolomini bekam die große Herrſchaft Nachod in Böhmen, welche Terzky aus der Confiscationsmaſſe Albrecht Johann Smirczicky's um 200,000 Fl. erkauft hatte, während ſie auf über 600,000 Fl. taxirt war. Die friedländiſche Herrſchaft Opoczno erhielt Graf Rudolf Colloredo (geb. 2. Nov. 1585, 1624 Reichsgraf, † 24. Jan. 1657 als Feldmarſchall, Gouverneur von Prag, Großprior des Johanniterordens in Böhmen), der ein großes Fideicommiß ſtiftete, das zunächſt an den Sohn ſeines Bruders Hieronymus (geb. 1582, 1632 kaiſerlicher General, 3. Mai 1634 von Arnim bei Liegnitz geſchlagen, 1638 beim Entſatz von St.-Omer geblieben) [1],

---

[1]) Er war drei Mal vermählt: mit Katharina von Harrach, mit Maria Polyxena von Thalenberg und mit Maximiliane von Salm. Ferdinand Ernſt ſtammte aus der erſten Ehe.

---

[1] Ein dritter Colloredo, Johann Baptiſt, war auch in k. k. Dienſten im Dreißigjährigen Kriege, zeichnete ſich 1642 bei Leipzig aus, wurde 1643 venetianiſcher Feldmarſchall und fiel 1649 auf Candia. Derſelbe gehörte aber einer andern Linie an, als die im Texte genannten beiden

Ludwig, und als dieſer am 28. Dec. 1693 ohne männ-iche Nachkommen ſtarb, an einen Lehnsvetter, Hierony-mus, fiel, deſſen Sohn, Rudolf Joſeph, 1763 in den Fürſtenſtand erhoben wurde. Graf Johann von Aldrin-gen [1]) bekam die Kinsky'ſche Herrſchaft Teplitz und ſeine Schweſter hat ſie, nachdem ihr mit einer Gräfin Eliſa-beth Waldſtein vermählter Sohn erſter Ehe ohne männ-iche Erben geſtorben war, an die Clary gebracht, welche ſich, ſeit Diplom vom 23. Jan. 1666, Grafen Clary-Aldringen ſchrieben und 1767 in den Fürſtenſtand erho-ben wurden. Aicha und Friedſtein bekam (5. Mai 1636) der bekannte Kroatenführer Johann Ludwig Hector Graf von Iſolani, der Sohn jenes Johann Marcus Baron Iſolani aus Cypern, der in kaiſerlichen Dienſten in Un-garn kämpfte und 1598 in türkiſcher Gefangenſchaft ſtarb; er ſelbſt, 1586 geboren, 1612 gleichfalls von den Türken gefangen, denen er glücklich entkam, Oberſt eines Kroa-tenregiments, 1631 General, 1634 Feldzeugmeiſter und General der Kroaten, 1635 Graf, ſtarb 1640. Kum-burg und Aulibitz, mit Giczin, auch aus der Emir-czicky'ſchen Maſſe ſtammend, wurden dem Feldmarſchall Rudolf Freiherrn von Teuffenbach für ſeine Foderung von 200,000 Fl. an das Aerar und einen Monatsſold für ſein Regiment überlaſſen. Sie ſind jetzt Trautmannsdorf'ſches Beſitzthum. Hohenelbe wurde dem Oberſten Rudolf Freiherrn von Morzin wegen geleiſteter Kriegsdienſte geſchenkt (22. Jan. 1636) und iſt noch jetzt in dem Hauſe der Grafen dieſes Namens. Arnau wurde dem Wilhelm Lamboi Freiherrn von Defernes für 60,000 Fl. überlaſſen, woneben er noch ſeinem Regimente einen Monatsſold zu bezahlen hatte. Die Herrſchaft Horcicz wurde den Söhnen des Jakob Strozzi, Grafen von Schreitenthal, Peter und Octavian, für geleiſtete Kriegsdienſte gegeben (9. Nov. 1635). Widim erhielt Generalwachtmeiſter Johann Bekh; Semil Graf Nikolaus Desfours. Oberſt Butler wurde Reichsgraf und Kammerherr, ſtarb aber ſchon im Auguſt 1634. Seiner Witwe wurde, nebſt mehrern Terzky'ſchen Gütern, die friedländiſche Herrſchaft Hirſchberg überwieſen. Das Erbe kam dann an ſeinen Großneffen, von welchem die Grafen Butler-Clonebough, genannt Haimhauſen, ſtammen, welche Hirſchberg 1722 an die Waldſtein verkauft und ſich nach Baiern gewendet haben. Oberſt Johann Gordon bekam aus der friedländiſchen Maſſe Smidar[1]) und Skriwam, wobei ihm 120,000 Fl., als Belohnung für Kriegsdienſte, an dem Taxpreiſe abgerechnet wurden, während er 58,323 Fl. 11 Kr. 4 Pf. demjenigen berichtigen ſollte, den der Kaiſer anweiſen würde. Auch erhielt er einige Kinsky'ſche Güter. Walter Leslie ward damals Reichsgraf, Kammerherr, Trabantenhauptmann und Chef eines Regiments und erhielt die friedländiſche Stadt Neuſtadt an der Mettau.

---

[1]) Ueber ihn vielleicht künftig einmal beſonders. Hier wollen wir nur bemerken, daß die Geſchichte mit der Hinrichtung des Oberſten von Fahrensbach, die wir Th. II, S. 339 erzählten und dabei mit dem „Rheiniſchen Antiquarius“ (II, 1, 401—2) Aldringen den Befehl zur Durchführung der Execution ertheilen ließen, worauf Aldringen acht Wochen darauf bei Landshut erſchoſſen worden, jedenfalls hinſichtlich des letztern Umſtands, wie uns gleich hätte beikommen ſollen, falſch iſt, da Aldringen erſt am 22. Juli 1634 fiel. Kitlitz' Böhmiſche Ehrentafel (ſ. Förſter, Wallenſtein's Proceß, S. 97, Anm.) läßt Wallenſtein den Pardon verweigern und den Verurtheilten durch einige Scharfrichter niederhauen, wofür ihn Fahrensbach in das Thal Joſaphat citiret habe, ihm daſelbſt binnen Jahr und Tag vor Gottes Richterſtuhl Rechenſchaft zu geben.

---

[1]) Dieſes ſtammte aus der Silberſtein'ſchen Confiscationsmaſſe.

Er heirathete die Tochter des Fürſten Max Dietrichſtein, ward 1650 Generalfeldmarſchall von Kroatien, 1655 Geheimer Rath, 1665 Ritter des goldenen Vließes, 1665—66 außerordentlicher Geſandter in Konſtantinopel, und ſtarb am 5. März 1667, 61 Jahre alt. Ihn beerbte ſein mit einer Liechtenſtein vermählter Bruder Jakob. Aber auch deſſen Geſchlecht erloſch 1802 und Neuſtadt kam an die Fürſten Dietrichſtein. — Weliſch, Altenburg und Ploſchkowitz wurden dem Grafen Heinrich Schlick für ſeine Kriegsfoderung verſchrieben (29. Juli 1637). Weiß- und Hünerwaſſer erhielt (20. Mai 1639) Franz Marcheſe di Grana und Caretto, Graf von Milleſimo, der eifrigſte Betreiber des Confiscationswerks und unverſchämteſte Bettler dabei. Gitzin kam an Graf Max Trautmannsdorf, welche Familie es noch beſitzt, Kopidlar an Graf Sigismund Dietrichſtein als Entſchädigung für ſeine und ſeines Bruders Foderung (11. März 1636). Trnawa wurde dem Grafen Adam von Waldſtein für 15,000 Fl. abgelaſſen (1. Juli 1637), Hauska der Gräfin Veronica von Sultz und der Gräfin Hypolita Canoſin geſchenkt (13. Jan. 1637).

II. Aus dem Leben Johann von Werth's.

Daß Wallenſtein's Erwartung, das Heer werde ſich von ihm nach welcher Seite er wolle leiten und fortreißen laſſen, eine ſelbſt unter damaligen Verhältniſſen allzu kuhne war, hat theils ſeine eigene Erfahrung bewieſen, theils wird es auch durch den Ausgang beſtätigt, den eine ähnliche, nur in den Beweggründen reinere, größern Anſchein der Berechtigung tragende und in ihren Abſichten unverfänglichere Unternehmung eines andern berühmten Kriegsführers jener Zeiten nahm. Wir meinen den Verſuch Johann von Werth's, das baieriſche Heer in den Dienſt des Kaiſers, für deſſen Sache es geſtritten hatte, überzuführen, als Baiern ſeinen Waffenſtillſtand mit Frankreich geſchloſſen hatte.

Wir beabſichtigen diesmal nicht, das Leben des tapfern Reiterführers, um den es ſich handelt, im Einzelnen zu ſchildern und verweiſen hinſichtlich der Details auf die ausführliche Erörterung, die ihm der „Rheiniſche Antiquarius“ (III, 1, 100—173) in ſehr dankenswerther Weiſe gewidmet hat. Nur auszugsweiſe mag, zur Einleitung, das Nöthigſte daraus mitgetheilt werden.

Johann von Werth iſt ein Rheinländer, hat ſeine Jugendjahre zu Büttgen bei Neuß verlebt[1]), und war wahrſcheinlich 1593 geboren, der Sohn einer verarmten adeligen Familie. Er hatte ſich zeitig unter das Kriegsvolk anwerben laſſen und 1620, mit einem Vetter gleiches Namens, der dabei den Heldentod ſtarb, in der Schlacht auf dem weißen Berge gefochten, worauf er in den Niederlanden unter Spinola diente, ſpäter aber in baieriſche Dienſte überging. Noch am 20. Sept. 1632 wird er als Obriſtwachtmeiſter des Regiments von Einötten genannt und ſtand an der Spitze von vier Regimentern, als er in jenem Jahre die in der Gegend von Linz aufgeſtandenen öſterreichiſchen Bauern zerſprengte und ſich dann während der Tage von Nürnberg als Befehlshaber eines detachirten Corps hervorthat. Im Spätherbſte jenes Jahres überfiel er eine ſchwediſche Reiterabtheilung, welche von der Donau an den Rhein zu Guſtav Horn zog, und nur acht Feinde entrannen dem Blutbade, das Johann von Werth in jener Schaar anrichtete. Im December traf er bei Herrieden auf Graf Hohenlohe, trieb ihn in die Flucht und nahm ihm zehn Fahnen und zwei Kanonen. Noch am 27. Dec. endlich bewirkte er durch forcirte Märſche und einen zwiſchen Nürnberg und Anſpach geſchickt gelegten Hinterhalt die Gefangennehmung dreier Regimenter.

---

[1]) Dies beweiſt der „Rheiniſche Antiquarius", gegen anders lautende Verſionen, aus dem eigenen Teſtamente unſers Helden, der der Kirche zu Büttgen, „allwo er erzogen und von Jugend auf meiſtentheils gewohnt habe", 1000 Thlr. zu Seelmeſſen für Vater, Mutter und alle aus dem Werth'ſchen Geſchlecht verſtorbene Seelen vermachte. Dieſelben ſollten vier mal des Jahres gehalten und nachher ein Malter Weizengebäck unter die Theilnehmenden vertheilt werden. Auch vermachte er den Armen des Orts, ſolange er katholiſch bliebe, gleichfalls 1000 Thlr. Das Teſtament ſcheint aber nicht in Kraft getreten zu ſein, indem der Teſtator vor rechtskräftiger Vollendung deſſelben verſtorben. Andere laſſen ihn zu Weert in der Grafſchaft Hoorn von Aeltern geringen Standes geboren ſein und daher den Namen führen. Von da habe ihn unglückliche Liebe unter die Fahnen geführt. Dem widerſpricht, auch wenn man dem kaiſerlichen Diplome keinen Glauben beimeſſen will, ſowol das Teſtament, als auch einigermaßen der Umſtand, daß ſich zwei Brüder von ihm, denſelben Namen führend, als höhere Officiere finden.

Er wurde nun aggregirter Oberſt, bis auf Erledigung eines Regiments und eröffnete ſeinen Feldzug von 1633 damit, daß er zu Anfang Januars einen nach Weißenburg beſtimmten Proviantzug zwiſchen Rothenburg und Calenberg aufhob. Am 5. März überfiel er mit 16 Reitercompagnien zwei Regimenter des Herzogs Bernhard, die zu Breitsfeld bei Ebermanſtatt Quartier genommen hatten, ſo plötzlich, daß an Widerſtand nicht zu denken war. Er war der Ueberall und Nirgends und jede vereinzelte Schaar konnte darauf rechnen, ihn blitzesſchnell erſcheinen, zerſchmettern und verſchwinden zu ſehen. Den Herzog Bernhard ſelbſt überraſchte er am 3. April, mit 2000 Reitern, in deſſen Quartier zu Altenried, warf ſein Leibregiment, erbeutete 500 Pferde und vieles Gepäck und zog ſich dann nach Arnbau an der Altmühl zurück, wo er ſich von dem ſcharfen Ritte zu erholen gedachte. Der Herzog aber folgte ihm mit der ganzen Reiterei, 400 Musketieren und 3 Kanonen. Werth glaubte es nur mit der Vorhut zu thun zu haben, ging über den Fluß und ſtürzte unter klingendem Spiel auf die Feinde, ward aber durch die Uebermacht zum Rückzug genöthigt und inzwiſchen hatten ſich die Musketiere in das Städtchen geſchlichen und waren die Geſchütze gegen ihn am Ufer aufgefahren worden. Noch gelang es ihm, mit der Nachhut den Feind drei Stunden lang aufzuhalten, worauf er mit ſeiner Reiterei verſchwand. Doch hatte er in dieſem Gefechte 500 Mann und zwei Standarten verloren. Die Vereinigung Herzog Bernhard's mit Guſtav Horn (8. April) hatte er auch nicht hindern können und kam nun unter Aldringen's Befehl, bis ihn dieſer, nach Oberſchwaben abziehend, zur Deckung Baierns zurückließ.

Der tapfere ſchwediſche Oberſt Claus Dietrich von Speerreuter[1]) hatte die Umgegend von Augsburg durchſtreift, die von Aldringen geſchlagenen Brücken zerſtört und war mit 10 Fähnlein Reitern und 1500 Mann Fußvolk, nebſt bedeutender Beute, in den Dörfern Kaufringen, Fridrichingen und Möringen bei Augsburg in die Quartiere gegangen, wo er ſich zu verſchanzen und Augsburg vom Lande aus mit Getreide zu verſehen gedachte. Ein gefangener, aber wieder entkommener baieriſcher Reiter hatte Werth von Speerreuter's Aufenthalt und Abſicht Kunde gegeben und ſofort beſchloß er, den Feind ungeſäumt zu überfallen. Am 3. Oct. 1633, Nachts 10 Uhr, ſtürzten die Werth'ſchen Reiter, zugleich mit den feindlichen Feldwachen, in die von den Schweden beſetzten Dörfer und hieben die überraſchten Schweden nieder, oder ſprengten ſie in die Sümpfe. Speerreuter, von den Seinigen abgeſchnitten, irrte im Dorfe umher und entging mit Mühe der Gefangenſchaft. Nur von dem Fußvolke hielten ſich einige Compagnien, die ſich auf dem Kirchhofe geſammelt hatten. Werth ließ ſie ſtehen und die aus den Dörfern auflodernden Flammen verkündeten ihnen den Abzug der Werth'ſchen, welche alles Gepäck, viele Pferde und einige Geſchütze als Beute entführten. Speerreuter aber ſammelte wieder 30 Compagnien und dieſen trat Werth am 11. Oct. zu offener Feldſchlacht entgegen. Lange wogte der Kampf unentſchieden, bis endlich die Baiern den Sieg errangen. Auf ſchwediſcher Seite waren der Oberſt Stein und viele andere Officiere geblieben, ein Oberſt und mehrere Hauptleute in die Hände der Feinde gefallen, ebenſo neun Fahnen und alles Gepäck. Werth vermißte nur den Oberſtlieutenant von Manteuffel und auch an Mannſchaft war ſein Verluſt weit geringer, als der der Schweden, ſodaß er ſchon nach 14 Tagen zur Berennung des vom Herzog Bernhard eroberten Eichſtädt verſchreiten konnte. Der ſchwediſche Oberſt von Taupadel zog zum Entſatz herbei, während auch aus Franken einige Regimenter heranrückten und Herzog Bernhard ſelbſt nicht fern war. Sich wenigſtens den nächſten Feind vom Halſe zu ſchaffen, ließ Werth den Oberſten Schnetter vor Eichſtädt zurück und überfiel den Taupadel in Spalt ſo unvermuthet und gewaltig, daß von den Schweden nur 13 Mann entkamen, die über die Stadtmauer ſprangen. Werth ſendete dem Kurfürſten 14 eroberte Reiterfähnlein und eilte vor Eichſtädt zurück, das ſich am 26. Oct. ergab.

---

[1]) Er war ein geborner Liefländer. 1635 ſollte er zu dem Landgrafen Wilhelm von Heſſen ſtoßen und fand ſich dabei zurückgeſetzt, indem er glaubte, daß man ihm den Befehl über das Fußvolk nicht anvertrauen wolle. Er wurde deshalb lau und knüpfte Verbindungen mit den Kaiſerlichen an, denen er auch einige Regimenter zuführen wollte. Die Sache wurde aber entdeckt und er konnte nur einige Compagnien mitbringen. 1636 wurde er bei Lemgo gefangen und mußte ſich mit 17,000 Thlrn. loskaufen. 1637 wäre er in Bremen beinahe von einem Pöbelhaufen gemetzelt werden. Nach dem Frieden wollte er in venetianiſche Dienſte treten, beſann ſich aber anders und kehrte nach Liefland zurück, wohin er eine Frau mitbrachte, ein deutſches Fräulein, mit dem er ſich 1633 verbunden.

Herzog Bernhard kam aber nun mit Uebermacht, täuſchte Werth durch ſeine Bewegungen, ſodaß dieſer München decken zu müſſen glaubte, und erſchien plötzlich vor Regensburg, in welches Werth vergebens eine Verſtärkung zu werfen verſuchte. Dem nach der Einnahme Regensburgs weiter dringenden Bernhard gegenüber machte Werth jeden Fußbreit Landes ſtreitig, ſodaß dieſer einſtmals, den Gegner unvermuthet bei dem Dorfe Plädling gewahrend, ihm über den Fluß hinüber zurief: „Führt denn der Teufel Euch Schwarzen aller Orten hin!“ Als Johann endlich doch einige Verſtärkung an Fußvolk durch Strozzi erhielt, wendete er ſich geſchickt in des Herzogs Rücken, deſſen Verbindung mit Regensburg zu durchbrechen drohend, und beſtimmte hierdurch, ſowie durch die Vernichtung von vier ſchwediſchen Regimentern bei Straubingen (9. Dec.), den Herzog, ſich nach Regensburg zurückzuziehen.

Werth wurde jetzt zum Generalwachtmeiſter befördert und erwirkte, nach einigen Streifzügen, mit Aldringen die Befreiung von Straubingen (1. April 1634). Hierauf hatte er die Oberpfalz und Franken zu durchſtreifen, die Bewegungen der beiden ſchwediſchen Heere zu beobachten und ihre Verbindung zu erſchweren, wobei es an kühnen Streichen und Abenteuern, von mehr oder minder glücklichem Ausgange, nicht mangelte, Johann von Werth aber ſeine unermüdliche Beweglichkeit und Schnelligkeit auf das Staunenswertheſte bethätigte. Vor dem Tage der großen Schlacht bei Nördlingen (6. Sept.) war er aber wieder bei der Hauptarmee und befehligte in der Schlacht, mit dem Herzog von Lothringen, den rechten Flügel. Ihre Reiter waren es, welche, durch viermalige Angriffe auf die den Rückzug der Schweden deckenden Schaaren Bernhard's, zuletzt dieſe brechend, den anfangs von Guſtav Horn in großer Ordnung geleiteten Rückzug in die wildeſte, verworrenſte Flucht verwandelten. Werth's Regiment nahm den General

Horn[1] ſelbſt gefangen und erbeutete 75 feindliche Fahnen. Schwerlich ahnete Werth, daß ſein Gefangener einſt gegen ihn ſelbſt ausgewechſelt werden würde! Für jetzt belohnte ihn ſeine Beförderung zum Feldmarſchalllieutenant. Sein Angriff auf Heidelberg ward aber durch das erſte offene kriegeriſche Eintreten der Franzoſen, mit denen es Werth in der Folgezeit hauptſächlich zu thun bekommen ſollte, vereitelt (22. Dec.). Dafür ging er in der Nacht vom 2. Febr. 1635 mit 5000 Mann über den gefrorenen Rhein, brachte Speier zur Uebergabe und that den Franzoſen mancherlei Abbruch, bis er, Thauwetter beſorgend, zurückging und acht erbeutete Geſchütze mitbrachte, wofür ihm der Kurfürſt das Prädicat „Veſter" verlieh. Der Kaiſer aber erhob ihn (4. April) zum Reichsfreiherrn. Zu Berathungen zurückberufen, traf er im Juli wieder bei Breiſach ein, vernichtete, auf den ungangbarſten Wegen heraneilend, zwei Regimenter des Marſchalls de la Force und konnte am 12. Juli über 37 erbeutete Standarten berichten. Im Herbſt endlich drang er mit 70 Fähnlein Reitervolks über die Vogeſen in Lothringen ein, das er rings durchſtreifte und ſolchen Schrecken verbreitete, daß man von Paris aus den Arrièreban aufbot und der König ſelbſt, mit 5000 Edelleuten, für kurze Zeit heranzog. Schon am 4. Oct. konnte Werth die Erbeutung von 50 feindlichen Fahnen, am 24. den bei

---

[1] Er wurde erſt ſpäter Feldmarſchall, welche Würde in der Zeit eines Jahrhunderts vier Grafen Horn bekleideten: ſein Vater Karl, der Vertheidiger Narwas gegen die Ruſſen (1577), ſein Bruder Eberhard, der 1616 vor Pleskow blieb, Guſtav ſelbſt nach ſeiner Rückkehr nach Schweden, und ſein Neffe Guſtav, Eberhard's Sohn, der im Laufe des Dreißigjährigen Krieges Generalmajor und 1663 Feldmarſchall und Gouverneur von Bremen und Verden wurde.

Dieuze erfochtenen Sieg über 1500 Pferde, wobei 22 Fahnen genommen wurden, berichten, worauf er am 20. Nov. die Bedeckung einer Proviantzufuhr ereilte und einen Werth von 20,000 Dublonen davontrug. Die Franzoſen hatten eine ſolche Achtung vor dem kühnen deutſchen Reiterführer gewonnen, daß Feuquières ſich den ganzen Winter hindurch vergeblich mühte, ihn in franzöſiſchen Dienſt zu locken.

Ein von ihm ziemlich eigenmächtig begonnenes Unternehmen auf Lüttich ſcheiterte, worauf er ſich dem Heere des Cardinal-Infanten[1]) anſchloß, und mit dieſem die Grenzen der Picardie überſchritt, bis zum 11. Juli 1636 37 Fahnen erbeutend. Er ſetzte es durch, daß bei Ceriſy (4. Auguſt) der Uebergang über die Somme erzwungen ward, nahm zwiſchen Nesle und Noyon den Marquis Bonnivet und acht Fahnen, überſchritt die Oiſe mittels einer Furt und verbreitete Schrecken und Verwüſtung bis Compiègne. Ueberall erbat man Werth'ſche Salvegarden und ſelbſt der König mußte auf einer Jagd bei Compiègne eine ſolche jenſeit der Oiſe erblicken. Doch ließen die Spanier, da das ganze in Frankreich eingedrungene Heer nur aus 20,000 Reitern und 12,000 Mann Fußvolk beſtanden haben ſoll, dem Könige Zeit, ein Heer von 50,000 Mann zu ſammeln, vor dem ſie zurückweichen mußten. Werth führte noch Anfangs October einen nächtlichen Ueberfall auf Degenfeld's deutſche Reiter im franzöſiſchen Dienſte, die bei Montigny, in der Nähe von Corbie, lagen, aus, konnte aber Corbie ſelbſt nicht entſetzen und zog ſich in das Moſelthal zurück.

---

[1]) Ferdinand, Sohn Ludwig Philipp's III. von Spanien und der Margarethe von Oeſterreich, einer Schweſter des Kaiſers Ferdinand II., geb. 1609, Erzbiſchof von Toledo und Cardinal, † 1641.

In München misbilligte man ſeinen ganzen Antheil an dieſem Zuge, da er ihn „ungeheißen", wenn auch in ſeinem Bewußtſein, daß er auch kaiſerlicher General war und kaiſerliche Regimenter befehligte, mitgemacht hatte. Er bot ſeine Entlaſſung an, ward aber vom Kurfürſten wieder beruhigt. Witwer von ſeiner erſten Gemahlin, Gertrud von Gend zu Konen, die ihm zwei Kinder geboren, feierte er eben zu Köln ſeine Hochzeit mit einer Gräfin von Spaur[1]), als er die Nachricht erhielt, daß Melander[2]) heranrücke, um Proviant in die von den Franzoſen beſetzte Feſtung Ehrenbreitſtein zu werfen. Noch in der Nacht des 28. Jan. 1637 verließ er Köln mit 80 Pferden, ſammelte ſeine Truppen, erwartete die Heſſen bei Grenzhauſen, überfiel und zerſprengte ſie und nahm ihre Wagen[3]), worauf er die Leitung der Blokade des Ehrenbreitſteins bekam, daneben bis Frankenberg Streifzüge vornehmend, bis ihm am 26. Juni 1637 die berühmte Feſte übergeben ward.

Von der darauf begonnenen Blokade von Hanau ward er durch Herzog Bernhard's beabſichtigten Rheinübergang abberufen, den zu hindern er einen Tag zu ſpät kam und vergebens einen verzweifelten Sturm auf die Stellung des Herzogs unternahm (10. Auguſt), bis ihm, nach Bernhard's Abzug mit dem Hauptcorps, die Erſtürmung der Schanzen bei Rheinau gelang (2. Nov.), wobei 41 Offiziere und gegen 1000 Franzoſen gefangen genommen wurden, von denen man die Franzoſen, als die Aufbewahrung nicht lohnend, mit weißen Stecken in den Händen laufen ließ. Das rechte Rheinufer war befreit, die Truppen in die Winterquartiere — wenn auch wider den Rath Johann's — in Schwaben verlegt, und er ging nun nach München, ſich gegen Savelli's Verleumdungen zu vertheidigen, ſeine auf 50,850 Thlr. veranſchlagten Foderungen zu betreiben, und ſich durch Marian zu Augsburg eine Kugel ausſchneiden zu laſſen, die ihm unter dem Ohre ſtak. Inzwiſchen war aber Herzog Bernhard wieder über den Rhein gebrochen und bedrängte Rheinfelden, bis Savelli und Werth (28. Febr. 1638) dieſem zu Hilfe kamen. Werth ſetzte den Kampf durch, der erſt durch die Nacht unterbrochen ward, aber doch die Folge hatte, daß die kaiſerlichen Generale um 10 Uhr in Rheinfelden einreiten konnten, wo ſie vergeblich auf Zuzug harten, bis am 3. März Herzog Bernhard abermals hereinbrach. Hier wurde Johann von Werth, nach tapferſter Gegenwehr, wie Savelli trotz zeitiger Flucht, wie der tapfere Enkevort, wie Johann's Bruder, der Oberſtlieutenant Anton von Werth, gefangen, das ganze Corps zerſprengt.

---

[1]) Maria Iſabella, Tochter Graf Georg Friedrich's von Spaur und Barbara's von Lebron.

[2]) Damals noch in heſſiſchen Dienſten, ſpäter in kaiſerlichen, als Graf von Holzapffel bekannt. S. über ihn den „Rhein. Antiquarius", II, 3, S. 273—304.

[3]) „Rhein. Antiquarius", II, 1, 377—79.

Herzog Bernhard, der ihn nicht ohne Hohn empfangen, ließ ſich bereden, ihn den Franzoſen auszuliefern, und er ward im Triumph, von 750 Musketieren geleitet, dem Volke zur Schau geſtellt, wenn auch perſönlich, zum Theil eben der Schauſtellung halber, die höchſte Auszeichnung erfahrend, nach Paris gebracht und dort im vollſten Sinne des Wortes der Löwe des Tages. Anfangs brachte man ihn, den Gegenſtand langen Schreckens, in Vincennes unter und verwahrte ihn hinter Eiſengittern, die er herausgeriſſen haben und zwei Stock hoch in den Hof geſprungen ſein ſoll, worauf er dann doch im Juni, gegen Ehrenwort, der Haft entlaſſen ward und die Pariſer alle die Aufmerkſamkeiten auf ihn häuften, mit denen ſie einen Lion zu umringen pflegen. Richelieu gab ihm Bankets; dem König ward er vorgeſtellt, und das Volk nahm ſeinen Namen in ſeine Chansons auf. Eine Auswechſelung aber verzögerte ſich, ungeachtet auf der andern Seite Guſtav Horn darauf warten mußte, vier Jahre lang, und zwar theils weil die Franzoſen nicht unrichtig calculirten, daß die Schweden eher einen geſchickten General miſſen könnten, als die Kaiſerlichen, die an dergleichen keinen Ueberfluß beſaßen, theils weil in Wien und München ſelbſt eine mächtige Partei gar nicht eifrig darauf war, den gefährlichen Nebenbuhler ihrer begünſtigten Mediocritäten wieder an der Spitze ſeiner Reiter zu ſehen. Zwar ward er, erſt (Jan. 1641) nach Nancy, dann nach Breiſach gebracht, wo er von Erlach und d'Oiſonville glänzend bewirthet ward und ihm ſelbſt geſtattet war, in der Umgegend zu jagen; aber erſt am 14. März kam der Befehl, ihn unter den artigſten Formen gegen Horn auszuwechſeln, und am 24. März 1642 fand die Auswechſelung wirklich ſtatt, auf der Schutterbrücke bei Dinglingen unweit Lahr aufs feierlichſte vollzogen und mit einem gemeinſchaftlichen Gelag der befreiten Feldherren beſiegelt [1]. Der Erzherzog Leopold Wilhelm hatte den Ausſchlag gegeben und den Widerſtand in Wien und München beſiegt.

Da nicht ſofort ein abgeſondertes Corps für Werth zur Verfügung ſtand, ſo wurde er vom Kaiſer und vom Kurfürſten zum Generallieutenant der Reiterei des gemeinſchaftlichen Heeres ernannt, und vereinigte ſich, zur Rettung des Kurfürſten von Köln, mit Hatzfeld und

---

[1] Theatr. europ. IV, 807.

Wahl im Lager zu Zons, von Neuem ſeine kühnen Streifzüge beginnend. Vom Rhein rief ihn der Kurfürſt, nach der Schlacht bei Leipzig, zur Deckung Frankens zurück, wo er unter Mercy's Befehlen ſtand. In einem Gefecht bei Schorndorf verlor er (31. Jan. 1643) ſeinen jüngern Bruder, den Rittmeiſter Stephan von Werth, half übrigens wacker mit, den Guebriant in den Schwarzwald zu drängen. Bei der Verfolgung desſelben verirrte er ſich in der Nacht, mit 2000 Reitern, und gelangte nach Oſterdingen, wo die feindlichen Regimenter Wittgenſtein und Kanowski lagen. Der Ueberfall, zu dem er ſich ſofort entſchloß, brachte ihm 800 Beutepferde, zwei Standarten und das Gepäck der Wittgenſteiner. Dann überfiel er wieder in Hemmendorf drei Regimenter, die zwar gewarnt waren, aber doch theils niedergehauen, theils verjagt wurden.

Im Sommer deſſelben Jahres entſetzte er Rottweil, das jedoch im Winterfeldzuge in die Hände der Franzoſen fiel. Das Heer aber, das es genommen und das am 24. Nov. ſeinen Führer, den tapfern Guebriant [1]), verlor, ward an demſelben Tage in Tuttlingen von Johann von Werth, Hatzfeld und Mercy überfallen. Nachdem die Einſchließung dort geſichert, eilte Werth nach Möhringen, wo zehn feindliche Regimenter lagen, auch dieſe zu umzingeln, und am 25. Nov. ſtreckten an beiden Orten über 6000 Mann die Waffen; 3000 waren gefallen. Das Infanterieregiment Royal italien, das Widerſtand verſucht hatte, war faſt ganz zuſammengehauen worden. Die Cavallerie verſuchte zum Theil die Flucht; Oberſt Sporck aber, der den Flüchtigen nachſetzte, brachte viele Gefangene und acht Fahnen zurück. Nur die deutſchen Reiterregimenter retteten ſich theils nach Kenzingen, theils appellirten ſie, wie der Volkswitz ſagte, von Rottweil[1]) nach Laufenburg. Die Generale Ranzau, Noirmoutier, Sirot, Maugiron, Ehm, die Oberſten Schönbeck, Kluge, Chambrai, Rothhaft fielen, neben reicher Beute an Geſchütz und Gold- und Silbergeſchirr, in die Hände der Sieger. Nur Roſen und Taupadel waren entkommen. Am 3. Dec. ergab ſich auch die über 2000 Mann ſtarke Beſatzung des kaum erſt von den Franzoſen eroberten Rottweil mit 70 Fahnen.

---

[1]) Jean Baptiſte de Budes, Graf von Guebriant, ein Bretagner, geb. 1602, 1642 Marſchall. Er ſtarb unter trüben Ahnungen in Betreff ſeines Heeres.

Werth hatte gehofft, nun endlich den Oberbefehl der Baiern zu erhalten, wurde aber nur mit Belobigungen und der Auffoderung „zur Continuation“ abgefunden. Den Unmuth darüber zu zerſtreuen, reiſte er nach Köln, erkrankte unterweges, ſodaß er zwölf Tage lang liegen bleiben mußte, und glaubte vergiftet worden zu ſein. In Köln fiel ihn Graf Merode, beim Weggange von einem Banket, ſtatt eines andern Gegners, mit welchem Merode über dem Wein Streit gehabt, mit dem Degen an, und in dem Zweikampfe erſtach Werth ſeinen Gegner. Er ward in Haft genommen, aber losgeſprochen. An dem ſiegreichen Gefechte vom 5. Auguſt 1644 bei Freiburg hatte Werth beſondern Antheil und deckte dann den, der Uebermacht gegenüber nöthig werdenden Rückzug Mercy's (9.—11. Auguſt). Dennoch erhielt er Beweiſe, daß man bei Hofe auf ſeine Feinde hörte und gern eine Gelegenheit ergriff, ihm etwas anzuhaben, wenn man auch, auf ſeine derbe Verantwortung, begütigend wieder einlenkte. Am 7. Octbr. überfiel er Mannheim und Roſen mußte in einem kleinen Nachen über den Rhein flüchten. Im November trieb er die Heſſen aus Höchſt und verhinderte Turenne's Rheinübergang. Dann ward er nach Böhmen berufen, um mit Hatzfeld und Götz dem Torſtenſon entgegenzutreten. Bei Jankau (6. März) kam es zur Schlacht. Die drei Generale verſtanden ſich nicht und es fehlte die leitende Einheit. Götz[1] verwickelte ſeine Schaaren zwiſchen Wieſen und Waldungen, fiel, von einer Falconetkugel tödtlich getroffen, und ſeine Truppen wurden faſt gänzlich aufgerieben. Hatzfeld wollte nun den Kampf vermeiden, bis der Eindruck des Götziſchen Unglücks etwas vorüber wäre; aber Johann von Werth griff heftig mit ſeinen Reitern an und warf auch die ihm entgegenſtehenden Schweden. Dieſe aber ſammelten ſich wieder, als die kaiſerlichen Reiter ſich theilweiſe zerſtreut hatten, das Gepäck zu plündern — ein in den Kriegen jener Zeiten ſehr gewöhnlicher Fehler — und die Kaiſerlichen erfuhren eine gänzliche Niederlage. Hatzfeld[1]) wurde mit 3000 Mann gefangen; 2000 Mann waren geblieben; Johann von Werth war zwei mal von den Feinden umzingelt worden, ſchlug ſich aber mit ſeinen, von ihm ſelbſt ausgerüſteten und bezahlten Freireitern, denen ſich ſelbſt Herzog Ulrich von Württemberg[2]) angeſchloſſen, durch nach Tabor, ohne doch die dort ſich ſammelnden Flüchtigen, ſoweit ſie nicht ſeinen eigenen Schaaren angehörten, zum Stehen bewegen zu können.

---

[1]) In Rottweil war der Sitz eines kaiſerlichen Hofgerichts.

---

[1] Johann Graf von Götz oder Götzen, geb. 1599 zu Zehlendorf in der Mark, urſprünglich Proteſtant und bei den Böhmen, dann unter Mansfeld fechtend, trat 1625 zu den Kaiſerlichen über und ward unter Wallenſtein Oberſt ſeiner gefürchteten Arkebuſirer, 1633 Freiherr, 1635 Graf, trat zum Katholicismus über, ward Feldmarſchall, 1638 wegen des Verluſtes von Breiſach vor ein Kriegsgericht geſtellt, 1641 wieder in Freiheit geſetzt, 1643—44 ſiegreich in Schleſien und Sachſen. Er ſoll ein wilder, roher Soldat geweſen ſein, dem Trunke äußerſt ergeben und viele Gräuel verübt haben. Auf Rügen, wo er Statthalter war, ſoll er adelige Kloſterjungfrauen haben entkleiden und vor ſeinen Augen durch Kroaten ſchänden laſſen. Seine Nachkommen ſind 1771 im Mannsſtamme erloſchen und die Güter durch Heirath an die Grafen de Magnis, ſchwediſcher Herkunft, gekommen. Die preußiſchen Götzen ſtammen von dem Oheim des Feldmarſchalls. Ein Bruder des Letztern, Graf Peter, war ſchon 1638 als k. k. Generalmajor gefallen.

So zog er mit den Seinigen wieder Schwaben zu, wo er, mit Mercy und Reuſchenberg, bei Herbſthauſen am

---

[1]) Der ſchon Th. I, S. 171—75 erwähnte Graf Melchior von Hatzfeld, ein Sohn Sebaſtian's von Hatzfeld und Bruder des Biſchofs von Würzburg und Bamberg, Franz († 30. Juli 1642), der ihm die reichen, durch das Ausſterben der Roſenberge eröffneten Stiftslehen verlieh. Er war 1593 geboren, führte im Dreißigjährigen Kriege oftmals ſelbſtändige Commandos, oft mit Glück, bei Wittſtock und Jankau aber mit entſchiedenem und namentlich im erſtern Falle ſehr folgenreichen Unglücke, erhielt Trachenberg aus der Confiscationsmaſſe des Schaffgotſch, von Kurſachſen, das er 1636 von Baner befreit, Maßbach, wurde am 6. Auguſt 1641, mit ſeinen Brüdern, zum Reichsgrafen von Hatzfeld und Gleichen erhoben, befehligte ſpäter die Truppen, die der Kaiſer Leopold den Polen zu Hilfe ſchickte, ſtarb als k. k. Geheimer Rath, Hofkriegsrath und Feldmarſchall am 9. Jan. 1658 zu Powitzke bei Trachenberg. Sein Herz und ſein Bart wurden zu Laudenbach bei Mergentheim, ſein übriger Leichnam zu Pausnitz beigeſetzt. Er war unvermählt und ſeine Güter kamen, nach langem Streite, theils an die Kinder ſeines im Oct. 1677 als k. k. Oberſt und Reichshofrath verſtorbenen Bruders, des Grafen Hermann, theils an die ſeiner Schweſter, Lucie Freifrau von Neſſelrode. Aber auch Hermann's Mannsſtamm erloſch am 23. Mai 1794 und die Güter fielen theils an die Grafen Schönborn, theils an die Lehnsherren, theils an eine ganz andere Linie des Hauſes Hatzfeld.

[2]) Ein Sohn Johann Friedrich's zu Neuburg, geb. 15. Mai 1617, † 5. Dec. 1671; verm. 1) 10. Oct. 1647 mit Sophie Dorothea Gräfin Solms (geb. 1622, † 12. Oct. 1648), 2) 14. Mai 1651 mit Iſabelle von Aremberg († 17. Auguſt 1678). Er hinterließ keine Söhne.

Mai 1645 einen gänzlichen Sieg über Turenne erfocht, i welchem auch Roſen endlich gefangen ward, neben ihm chmidtburg, Paſſage, Lameth, 59 Fahnen und Standarn in die Hände der Sieger fielen, 2000 Franzoſen gefallen aren und Turenne ſelbſt nur mit zwei Regimentern vonkam, auch dann noch bis tief in Heſſen verfolgt. ier vereinigte er ſich mit Königsmark und den Heſſen, hielt friſche Zuzüge aus Frankreich und erlangte bald ieder die Uebermacht. Mercy wich ihm geſchickt aus d nahm zwiſchen Nördlingen und Donauwörth eine tellung zur Deckung Baierns. Bei Allerheim ward n 3. Auguſt 1645 eine Schlacht gegen Turenne und ondé geſchlagen, in welcher anfangs alle Anſtrengun n der Franzoſen ſcheiterten. Da aber fiel, durch einen chuß vom Kirchthurm, der Feldherr Mercy [1]. Werth, rch nichts mehr gezügelt, brach in die Feinde, warf ei Reihen derſelben und verfolgte ſie ſiegesfreudig zwei tunden weit, fand aber bei der Rückkehr den rechten ügel des Heeres aufgelöſt, den für Mercy eingetreten Feldmarſchall Gottfried Hugo von Amſtenrad, Freirrn von Geleen, gefangen. Der Rückzug erfolgte mit rdnung und die Baiern brachten drei Kanonen, viele efangene, worunter der Marſchall von Gramont, und) Fahnen mit, während die Franzoſen mehr verloren atten, als die Baiern, und durch den Sieg nichts geannen, als Nördlingen und Dinkelsbühl. Immer ug Werth die Schuld, daß der Sieg verloren ging, nd ſo erhielt die in München herrſchende Anſicht, daß nur eben ein guter Reiterführer ſei, aber ſich nicht zu ſelbſtändigem Commando eigne, neue Nahrung und man beeilte ſich, Geleen, einen vorſichtigen Kleinmeiſter, gegen Gramont auszuwechſeln. Die Franzoſen mußten vor dem andringenden Erzherzog Leopold Wilhelm weichen, und nicht an Werth, dem es zwar zuweilen an taktiſcher Beſonnenheit, aber nicht an ſtrategiſchem Feldherrnblicke gebrach, lag die Schuld, daß es Turenne gelang, den Neckar zu überſchreiten, deſſen Päſſe zu beſetzen Werth gerathen hatte. Nachher begannen Unterhandlungen über einen Waffenſtillſtand zwiſchen Baiern und Frankreich, Unterhandlungen, mit denen Werth höchſt unzufrieden war und beſtändig mahnte, ſich nicht täuſchen zu laſſen und zu entſchloſſener That zu ſchreiten. Augsburg rettete er (22. Oct.), konnte aber das ſpätere Einbrechen Turenne's und Wrangel's in Baiern nicht hindern, das zur Wiederaufnahme der bereits abgebrochenen Unterhandlungen führte. Dieſe wurden nun im Geheimen, aber eifrig betrieben. Ob man in Wien, wo man durch den Kurfürſten ſelbſt von den Unterhandlungen unterrichtet war und vergebens abgemahnt hatte, deshalb den Gallas in der Oberpfalz faſt feindlich auftreten ließ, was dann wieder den Kurfürſten um ſo mehr zum Abſchluſſe trieb, laſſen wir dahingeſtellt bleiben. Werth, der nicht aufgehört hatte, zu warnen und abzumahnen, kam die Nachricht von dem am 14. März 1647 mit Frankreich, Schweden und Heſſen-Kaſſel abgeſchloſſenen Waffenſtillſtand völlig überraſchend und machte ihm den peinlichſten Eindruck. Geleen, der gleichfalls über die Abſichten des Hofes im Dunkeln gehalten worden, nahm ſeine Entlaſſung; die Reiterei ward an Werth, das Fußvolk an Rauſchenberg gewieſen, Beiden eingeſchärft, keine Ordre von Gallas anzunehmen.

---

[1] Franz von Mercy, ein Lothringer, der in baieriſchen Dienſten ſtiegen, Großvater des Grafen Florimund Claudius, der 1734 als k. commandirender General in Italien bei Croiſette fiel.

Der kaiſerliche Hof dagegen erließ an Werth und die ſonſtigen Befehlshaber Schreiben, die zum Gehorſam gegen das Reichsoberhaupt mahnten. Werth foderte — wie es jedoch ſcheint, erſt nach vorheriger Veranlaſſung von München aus[1]) — die Schreiben ein und bat um Verhaltungsbefehle, erhielt die Verſicherung, daß der Kurfürſt ihn zu vertreten wiſſen werde, und verſprach nun Treue. Doch war ihm der Gedanke, daß er und das Heer doch auch in des Kaiſers Dienſt ſtänden, in deſſen Namen und für die Sache des Reichs geworben wären, ſtets vor der Seele, und die Ausſicht, den Kaiſer und die katholiſche Kirche den Erbfeinden und den proteſtantiſchen Schweden gegenüber wehrlos laſſen zu ſollen, unerträglich. Auch mag es ſein, daß ihn die Zurückſetzung, die er in Baiern erfahren zu haben glaubte, und die offene Verſtimmung, in die ihn, wie andere Generale, der dort übliche ſchulmeiſternde Ton verſetzt hatte, in der Abneigung beſtärkte, aus Reichsdienſten ganz in baieriſchen Dienſt verſetzt zu werden. Für Beſtechung ſpricht weder Beweis, noch auf Factiſches gegründeter Verdacht, wie überhaupt Eigennutz nicht in Werth's Charakter lag und er ſich in dem Haſſe gegen Erpreſſungen und Unterſchleiſe vortheilhaft von den meiſten Kriegsführern ſeiner Zeit unterſchied. Auch braucht man die Jeſuiten nicht dazu, um ſich zu erklären, daß Werth auf den Gedanken kam, das Heer zum Kaiſer überzuführen, um daſſelbe auch ferner für die Sache ſtreiten zu laſſen, für die es nun faſt dreißig

---

1) Erſt am 16. Mai fragte er an und meldete die Abfoderung der Schreiben; in der Antwort vom 24. wird aber von „wiederholter mündlicher und ſchriftlicher Abfoderung" des an ihn ergangenen Schreibens geſprochen, die doch ſchwerlich in die Zeit vom 16.—24. Mai fällt

Jahre lang und nicht Baierns allein halber gekämpft hatte. Nicht wie Wallenſtein wollte er das Heer zu dem Feinde, der keinerlei Recht darüber hatte, führen und wider die zeither verfochtene Sache fechten laſſen. Freilich war dieſe Entſcheidung nicht ſeines Amtes, die Sache aber doch, mit Rückſicht auf die collidirende Reichspflicht, ungleich zweifelhafter, als bei Wallenſtein, der ſich höchſtens auf ſubjective politiſche Meinung berufen konnte, die dem klaren beſtehenden Rechte gegenüber keine Befugniß gibt. Daß auch der Kaiſer Anſprüche an das Heer habe, geſtand der Kurfürſt bald darauf ſelbſt zu[1]).

Johann von Werth entſchloß ſich und trat zuvörderſt mit Wien in Unterhandlung, um die Ausführung durch übereinſtimmende Maßregeln zu ſichern. Er ſendete den Oberſtwachtmeiſter Grafen Salm nach Wien, während kaiſerlicher Seits ein Spanier, als Diener verkleidet, ihm zur Seite ſtand. Nach München entboten, wußte er den verfänglichen Fragen, durch die man ihn auszuforſchen bemüht war, geſchickt auszuweichen und den Kurfürſten zu beruhigen. Wegen der Rechtsſcrupel ward er auf eine kurfürſtliche Erklärung verwieſen, welche zu Landshut den Generalen und Oberſten gemacht werden ſolle, bei einer Muſterung zu Regensburg aber ihm auch diesmal der gehoffte Feldmarſchallſtab nicht zutheil. Zur Ausführung ſeines Vorhabens, um welches von den Commandeurs nur Feldzeugmeiſter Sporck und die Oberſten Kreuz, Guſchenitz und Schock wußten, gab ihm der Kurfürſt ſelbſt Gelegenheit, indem er ihn anwies, mit auserleſenen Schwadronen von jedem Regimente die Grenzen der Oberpfalz zu decken. Der Befehl ward zwar ſchon am 25. Juni zurückgenommen, aber Werth ignorirte das, oder erhielt den Befehl nicht[1], und befehligte nicht blos auserleſene Schwadronen, ſondern ſämmtliche Reiterregimenter, ſich an beſtimmten Punkten zu concentriren. Auch den Generalmajor von Holz, der jetzt das Fußvolk befehligte, ſuchte er zu gleichen Maßregeln zu beſtimmen, und als dieſer — zudem ein Proteſtant — ſich weigerte, ohne kurfürſtlichen Befehl die Regimenter aufbrechen zu laſſen, zwang er ihn mit dem Degen in der Fauſt dazu; — etwas, das Wallenſtein allerdings nicht gethan, oder — dem Illow überlaſſen haben würde. Er mußte ſich ſagen, daß Holz nicht verfehlen würde, den Vorgang nach München zu berichten. Dort erhielt man ſchon von anderer Seite Kunde. Man hatte Commiſſarien abgeſchickt, den Generalen und Oberſten die gewünſchte Erklärung zu geben, und dieſe hatten die Waſſerreiſe vorgezogen, wodurch ſie der Gefangennahme durch den ihnen entgegengeſendeten Hauptmann Fabri entgingen. In Landshut erfuhren ſie (2. Juli), daß Werth von da nach Geiſenhauſen aufgebrochen ſei, und ſonſt noch Manches, was ſie die ganze Sache erkennen ließ. In Eile berichteten ſie nach München und ſendeten Boten an die in Marſch begriffenen Oberſten, worauf die Regimenter, denen dieſe Nachrichten zukamen, meiſt oder ſämmtlich wieder umkehrten. Neun Regimenter erſchienen jedoch in Vilshofen, ſei es, daß ſie keine abmahnende Nachricht erhalten, oder daß ihre Oberſten mit dem Plane einverſtanden waren.

---

[1]) Als Brandenburg 1641 ſeinen Waffenſtillſtand mit den Schweden ſchloß, ließ es ſeine Reiterei, die dem Kaiſer geſchworen hatte, auch ferner bei dieſem. Dachte Werth vielleicht auch daran? Und das waren Proteſtanten, die baieriſchen Truppen aber katholiſch!

---

[1] Letzteres wird wahrſcheinlich, da er noch am 1. Juli nach München berichtete, daß er zur Ausführung der erſten Ordre geſchritten ſei.

Hier vernahm man, daß das Vorhaben entdeckt war und in München zu den ſchärfſten Maßregeln geführt hatte. Johann von Werth und alle Oberſten, die ihm beifielen, waren für meineidige, ehrloſe Verräther und vogelfrei erklärt und ein Preis von 10,000 Thlrn. für Den, der den Erſtern, von 1000 Thlrn. für Den, der einen der Andern, todt oder lebendig, einbringe, ausgeſetzt. Werth's Vermögen, das ihm verliehene Gut Podenſtein, wie ſeine bewegliche Habe, wurden eingezogen und der Kurfürſt ging ſoweit, die Franzoſen aufzufodern, Werth's Beſitzung bei Bruchſal, ſein Gut im Rheingau, die Herrſchaft Odenkirchen mit Feuer und Schwert heimzuſuchen. Werth war vor Wuth außer ſich. Er verſtattete den Soldaten, zu plündern, ließ fürſtliche Diener aufgreifen, wie man ſeine Beamten hatte aufgreifen laſſen, ſtieß die wildeſten Drohungen gegen den Kurfürſten und deſſen Räthe aus[1]). Am 8. Juli ward aufgebrochen und die Donaubrücke überſchritten. Ein kaiſerlicher Abgeordneter, Graf Starhemberg, ſtand bereit, die Regimenter in Eid und Pflicht zu nehmen. Schon trafen ſie in Berlasreit, in der Nähe der böhmiſchen Grenze ein. Da, in dieſem Augenblicke, ohne vorherige Bearbeitung und Verabredung, trat eine Wendung ein, welche bedeutſamerer Natur iſt, als in der an ſich ſchon bedeutſamen Sache an ſich lag, eine Wendung, die uns als ein merkwürdiges Zeichen des deutſchen Volksgeiſtes erſcheint, wie er durch die urſprüngliche Gliederung der Deutſchen und deren geſchichtliche Entwickelung gebildet worden. Wie der entſcheidende Moment herannahte, wo die Baiern — denn das waren ſie der größten Zahl nach — die böhmiſche Grenze überſchreiten und damit in das Land und den Dienſt des Kaiſers eintreten ſollten, ging ihnen auf einmal die Bedeutung dieſes Schrittes in einem neuen Lichte auf: in dem der Vertauſchung Baierns mit Oeſterreich, der Heimat mit der Fremde, des angeſtammten Landesfürſten mit dem Fürſten eines fremden Staates, der ihnen nur durch eine ſtaatsrechtliche Würde, die er neben ſeinem Erbrechte bekleidete, verbunden war. Sie hielten inne; Einzelne ſchrien über Verrath; zuerſt waren es die eigenen Küraſſiere des vertrauteſten Theilhabers der Unternehmung, des Sporck, welche ohne Weiteres umkehrten und der Donaubrücke wieder zutrabten. Die übrigen Truppen riefen, unter drohenden Blicken und Geberden, immer lauter und einmüthiger, daß Niemand es wagen ſolle, ſie über die Grenze zu führen. Werth wollte zu den Soldaten ſprechen, als er von einem vertrauten Oberſten gemahnt wurde, ſich durch eilige Flucht zu retten, da die Stimmung immer drohender werde und ſein eigenes Regiment den Gehorſam weigere. Raſch ſaß er auf und ſprengte (10. Juli), von Sporck, der ſelbſt ſeine Gattin zurücklaſſen mußte, und einigen zwanzig Dienern begleitet, der Grenze zu, ſich ſo von einer Armee trennend, der er, nicht blos ſeiner den Soldaten begeiſternden Reiterkühnheit, ſondern auch der treuen Fürſorge halber, die er für ſeine Truppen, für Alle und Jeden, trug[1]), ſo lange Jahre der geliebteſte Führer geweſen war.

---

[1]) Auf eine wirkliche, ſchon vorher bedachte Abſicht, den Kurfürſten nach Wien zu liefern, wovon man geſprochen hat, waren ſeine ganzen Maßregeln nicht berechnet, und auch jetzt that er keinen Schritt zur Anbahnung eines ſolchen Unternehmens.

Bei Wodnian erreichte er das kaiſerliche Lager. Den Schweden wäre an Wallenſtein allein nichts gelegen geweſen; die Verbündeten von 1813 empfingen Thielmann[2]) mit Kälte, als er allein kam; Kaiſer Ferdinand ehrte den Willen wie die That und ließ ſein Urtheil nicht durch den Erfolg beſtimmen. Er caſſirte die kurfürſtliche Achtserklärung kraft kaiſerlicher Machtvollkommenheit, ſtellte bei großer Muſterung des Heeres Werth als General der Cavallerie, Sporck[3]) als deſſen Generallieutenant vor, verlieh Werth, der auch Inhaber des berühmten Dampierre'ſchen Regiments wurde, für das in Baiern Verlorene, die Herrſchaft Benatek im bunzlauer Kreiſe von Böhmen, erließ ein Schreiben an Kurfürſt Max, worin er Werth und deſſen Genoſſen rechtfertigte, und Avocatorien an ſämmtliche Officiere und Gemeine des bairiſchen Heeres, wodurch ſie aufgefodert wurden, ſich in Böhmen unter des Kaiſers und Reiches Fahnen zu ſtellen, wie Johann von Werth und die ihm gefolgt der Ehre und Pflicht gemäß gethan. Der Kurfürſt dagegen erließ (3. Auguſt) ein Sendſchreiben an die Officiere, worin er Anſprüche des Kaiſers an die Armee einräumte, aber auch ausführte, wie er, der Kurfürſt, das Reichsheer mit ſeinen und des Landes ſchweren Koſten bis hierher im Stand erhalten und noch ferner das Generalat behauptet; ſie möchten ihm ſtandhaft zuhalten und ſich nicht, wie Werth und Sporck, mit Abtrünnigkeit „beſchmutzen". Der ganzen Armee ließ er einen Monatsſold auszahlen; die Officiere, die ſich in der Sache verdient gemacht, erhielten noch weitere Belohnungen.

---

[1]) Thomas Carve rühmt in ſeinem Itinerarium, daß Werth lieber ſich ſelber, als einen der Seinen leichtſinnig aufgeopfert hätte, während andere Generäle ganze Regimenter aus Gewinnſucht hätten umkommen laſſen.

[2]) S. Gretſchel und Bülau, Geſchichte des ſächſiſchen Volkes und Staates, III, 380 ff., 470—85, 549 ff., 588 ff.

[3]) Johann von Sporck war 1597 zu Delburg in Weſtfalen geboren, trat als Reiter in das Heer der Ligue, ward 1637 Oberſt, 1647 Reichsfreiherr, führte 1660 den Dänen ein kaiſerliches Hilfscorps gegen Schweden zu, hatte 1664 großen Antheil an dem Siege in der Türkenſchlacht von St. Gotthard, ward dafür Graf und General der Cavalerie, ſowie Commandirender in Ungarn, war 1671 in den Niederlanden, wo er Dinant eroberte, dann mit Montecuculi am Rhein, ſtarb auf ſeinen Gütern in Böhmen 1679.

Werth war nun in kaiſerlichen Dienſten und rückte, unter Melander's Befehle, den er einſt bei Grenzhauſen geſchlagen, gegen den Grafen Karl Guſtav Wrangel, der Eger genommen. Bereits am 28. Juli war er wieder im Kampfe, und wäre am 29. beinahe von einer Stückkugel weggerafft worden. In der darauf folgenden Nacht drang eine ſchwediſche Partei, von dem „tollen" Holm Wrangel geführt, durch die kaiſerlichen Poſtirungen nach dem Schloſſe Triebel, wo der Kaiſer übernachtete. Ein treuer Diener entdeckte die Eindringenden noch glücklich, als ſie die Treppe zu des Kaiſers Schlafgemach betreten wollten, ſtieß den Vorderſten nieder, machte Lärm und bald kam allerſeits Hilfe, wobei Johann von Werth, faſt unbekleidet, der Erſte auf dem Platze war. Von den Schweden machte ſich davon, wer da konnte, und auch ihr Führer entkam, wenn auch nur um am 22. Auguſt in einem ritterlichen Gefechte zu fallen, in welchem Johann von Werth und neben ihm Raimund Montecuculi[1]) ſechs ſchwediſche Regimenter warfen und 23 Fahnen erbeuteten, das ſchwediſche Lager aber nicht zu erſtürmen vermochten.

---

[1]) Ueber ihn vielleicht künftig einmal.

Der Kurfürſt von Baiern hatte ſich inzwiſchen überzeugt, daß er geirrt, wenn er geglaubt hatte, ſein Waffenſtillſtand werde zum Frieden führen. Das Bündniß mit dem Kaiſer ward erneuert und der Waffenſtillſtand aufgekündigt. Ungeachtet er aber ſonach die Richtigkeit der Werth'ſchen Abſichten anerkannt hatte — vielleicht eben deshalb, da es zu den gewöhnlichſten Schwächen der Menſchen gehört, Dem zu zürnen, deſſen Rath man erſt durch Schaden als richtig erkannt und nun vollends Dem, den man unbillig behandelt hat — beſtand der Kurfürſt auf das Unbedingteſte darauf und machte es zur conditio sine qua non, daß Werth nicht beim Heere ſein dürfe. In der That war dieſer vom October 1647 bis März 1648 außer Activität. Aber das Glück war inzwiſchen den kaiſerlichen und baieriſchen Fahnen nicht treu geweſen. Die Grafen Holtzapfel (Melander) und Gronsfeld[1]) — Letzterer der Führer der Baiern — hatten zwar Wrangel aus Böhmen vertrieben, dann aber, plötzlich von ſeiner Verfolgung abſtehend, ſeine Vereinigung mit Turenne nicht gehindert und wurden am 14. Mai 1648 bei Zusmarshauſen gänzlich geſchlagen. Melander fiel; Gronsfeld ward, als auch der Lech nicht vertheidigt ward und das Heer ſich auf dem Rückzuge ſo gut wie auflöſte, in Haft genommen (4. Juni) und nach München und Ingolſtadt gebracht[2]), und der Kurfürſt war nun wieder einmal in der Lage, bei Oeſterreich Schutz und Beiſtand ſuchen zu müſſen. Jetzt hatte er nichts dagegen, daß Johann von Werth in Piccolomini's Heere die Reiter befehligte, und ſo die Genugthung erlebte, dem Lande, deſſen Fürſt ihn geächtet, als Befreier zu erſcheinen. Seit einem Jahre zum zweiten mal Witwer, verheirathete er ſich am 25. Juli 1648 zu Linz in dritter Ehe mit Marie Suſanne, einer Tochter des Freiherrn Ludwig von Kuefſtein, war aber noch vor Ablauf des Monats in Piccolomini's Feldlager bei Landau, beſtand am 12. Auguſt ein unentſchiedenes Gefecht und ſetzte die Streifzüge fort, die ihm ſeinen Namen gemacht. Noch am 6. Oct. überfiel er, mit Enkevort und auserleſenen Reitern, Wrangel und Turenne bei einer, in ziemlichem Uebermuthe unternommenen, wenn auch durch 16 Schwadronen gedeckten Hirſchjagd im Walde zwiſchen München und Dachau, ſprengte alle Deckungen auseinander und hätte die ganze Geſellſchaft gefangen genommen, wenn nicht ein großmüthiger Hirſch ſeinen Verfolgern eine Furt durch den Sumpf gezeigt hätte, über welche die Feldherren noch eben zu Fuß ſich retten konnten. Wrangel's Bruder, ſein Vetter Guſtav Wrangel, der junge Horn und viele andere hohe Officiere wurden gefangen, die Standarten von Wrangel's Regiment, gegen 1000 Pferde, ſilbernes und goldenes Tafelgeſchirr erbeutet. Der ewig unzufriedene Kurfürſt grollte aber auch diesmal und witterte Abſicht darin, daß Werth die Führer entkommen laſſen.

---

[1]) Maximilian Graf von Gronsfeld war ſchon bei Tilly's Heere und trat nach dem Kriege in kaiſerliche Dienſte.

[2]) Er ward 1649 wieder in Freiheit geſetzt. Die geheimen Inſtructionen, die er vom Kurfürſten gehabt, und deren Tendenz es geweſen zu ſein ſcheint, die Franzoſen möglichſt zu ſchonen und den Kaiſer nicht zu mächtig werden zu laſſen, mögen ihn geſchützt haben.

Ohne weitere Schlacht drängte Piccolomini die Schweden und Franzoſen bis über den Lech zurück, auf deſſen linkem Ufer Werth die Nachhut des Feindes bei Oberhauſen zu überfallen gedachte. Sie war aber durch einen Ueberläufer gewarnt, wies ihn ab und verfolgte ihn bis an die Wälle von Rain, von wo eine den Schweden beſtimmte bairiſche Stückkugel ſeinen Nebenmann zerriß und ihm den Hut vom Kopfe warf. — Die Nachricht von Königsmark's Fortſchritten in Böhmen rief die Kaiſerlichen und Baiern dorthin zurück; doch noch in der Nähe von Cham traf ſie am 8. Nov. die Friedensbotſchaft.

Johann von Werth verbrachte den kurzen Reſt ſeiner Tage meiſt zu Benatek, zu welcher Herrſchaft er noch das Gut Zdonin kaufte, zuweilen auch ſeinen Freund, den Abt Cornelius Strauch zu Lilienfeld († 23. Juni 1650), beſuchend. Erſt 1651 gelang es ihm, ſtatt des czechiſchen Stadtpfarrers, ſeinen Feldkaplan, Johann Chimäus, bei ſich in Benatek zu ſehen. Aber ſchon am 12. Sept. 1652[1], früh fünf Uhr, ſtarb der kühne Krieger, und wurde in der Schloßkirche zu Benatek begraben, in welchem Schloſſe man ſein Bild[2] und ſeinem Sarge entnommene rieſige Arm- und Beinknochen zeigt. Nur in erſter Ehe hatte er Kinder erzeugt; ſein Sohn Johann

---

[1] Dieſer Tag wird in dem Teſtamente als der Sterbetag bezeichnet (Rheiniſcher Antiquarius III, 1, S. 109) und wiſſen wir nicht, warum derſelbe Schriftſteller S. 171 den 16. als den Todestag angibt. Am Sterbebette finden wir auch den genannten Kaplan nicht, ſondern einen Pfarrer Laurentius Heell. Unter den Teſtamentszeugen war Sporck.

[2] Seinem Bilde zu Lilienfeld, das er ſelbſt dorthin geſtiftet, ſind die kräftigen Zeilen beigefügt worden:

„Wer den General de Werth
Zu Fuß und zu Pferd
Nicht hochanſehnlich ehrt,
Derſelbige iſt nicht werth,
Daß er ſoll tragen ein Schwert
Allhier auf dieſer Erd.“

Demſelben Kloſter verlieh er einen Silberpokal und Rubens' Heiland vor Pilatus.

Anton war aber vor ihm, im ſechzehnten Lebensjahre, geſtorben; die Tochter, Lambertine Irmgard, heirathete Winand Hieronymus Raitz von Frentz. Benatek aber und Zdonin kamen an die Witwe, die ſich nachmals mit Franz Chriſtoph Freiherrn Hartmann von Klarſtein und dann, in dritter Ehe, mit dem Grafen Ernſt Gottfried Schütz von Leypoldsheim vermählte.

III. Johann Keppler.

Zu den weiſeſten und beſten Menſchen, von denen wir wiſſen, gehört uns unzweifelbar der in der Ueberſchrift Genannte, welchem einige Seiten dieſes Bandes zu widmen wir zunächſt durch die Beziehung veranlaßt wurden, in die er mehrfach auch zu Wallenſtein getreten iſt, deſſen Leben aber auch ſonſt des Merkwürdigen, Wechſelvollen und ſeine Zeit Bezeichnenden nur zu Vieles bietet. Reines und raſtloſes Streben nach Wahrheit, von einer wunderbaren Organiſation, oder einem divinatoriſchen Inſtinct für deren Erkenntniß getragen, ließ ihn, in einer finſtern, verworrenen und gewaltthätigen Zeit, wo nur einzelne ſeltene Geiſter iſolirte und gefahrdrohende Verſuche begannen, ſich und die Menſchheit von uraltem Irrwahne loszureißen, der Unterlagen und Hilfsmittel neuerer Zeiten ermangelnd, tiefe Blicke in die Geſetze des Weltalls thun, mit kühnem Schritte ſich von einem verjährten Irrthume nach dem andern befreien, Vorläufer einer helleren Wiſſenſchaft werden, wichtige Grundſteine für Syſteme legen, die um Nachfolgende ihren Glanz verbreitet haben, ſeinem Jahrhunderte weit vorauseilen und in dem, was er geleiſtet, den Beweis geben, wie viel Größeres noch er unter günſtigern Umſtänden, in andern Zeiten geleiſtet haben dürfte.

Doch nicht darauf, nicht auf ſeine Forſchungen und Leiſtungen gründen wir das Urtheil, das wir in den Anfangsworten über ihn ausſprachen; wohl aber auf den Sinn und Geiſt, der ſie leitete und der ſich in all ſeinem Weſen und Wirken kundthut. Ueberall, in allen Lagen und Beziehungen, in die er gekommen, bewährt er jenes reine und edle Wollen, bewährt er ſich in Lauterkeit und Treue; ein Mann der Pflicht, des Gewiſſens und der Liebe; glaubensſtark und doch voll Milde und Duldſamkeit, voll Demuth und Selbſterkenntniß; ſelbſtbewußt und männlich, ohne Schroffheit und Eigenſinn, beſcheiden und maßvoll; harmlos und anſpruchslos, ſtets an ſich zuletzt denkend; auch in den perſönlichen Beziehungen liebenswürdig und vielgeliebt. Sein Leben iſt nicht vom äußern Glücke begünſtigt worden, aber unter allen Beſchwerden, allen Entbehrungen und trüben Erfahrungen iſt das Leben kein unglückliches geweſen, das von ſoviel eigener Reinheit, ſoviel Liebe zu Gott und den Menſchen, ſoviel Freuden des Forſchens und Erkennens erfüllt und durch das Bewußtſein einzelner großer Erfolge und die Freundſchaft guter Menſchen geſchmückt war.

Die Herkunft Keppler's 1) leitet man aus einem edeln, aber herabgekommenen Geſchlechte ab. Kaiſer Sigismund ſchlug auf ſeinem, allerdings den alten Römerzügen nicht vergleichbaren Zuge nach Rom zur ſpäten Kaiſerkrönung (1433) auf der Tiberbrücke einen Kriegsmann zum Ritter, der der Ahnherr der Edlen von Kappel wurde. Dieſe haben ſpäter ihren Namen in Keppler

---

1) Man findet ihn Keppler und Kepler geſchrieben. Er ſelbſt ſchrieb ſich deutſch Keppler, lateiniſch Keplerus. S. Freiherr von Breitſchwert, Johann Keppler's Leben und Wirken (Stuttgart 1831) S. IX.

verwandelt und von ihm ſtammte Keppler's Großvater, Sebald Keppler, welcher Bürgermeiſter der freien Reichsſtadt Weil in Schwaben, jetzt einer kleinen württembergiſchen Landſtadt, war. Sein Sohn Heinrich heirathete Katharine Guldermann, die Tochter eines Wirthes in Eltingen bei Leonberg, mit der er einigen Grundbeſitz zu ihm ſelbſt zuſtehendem erhielt und ſich darauf, erſt in Weil, dann, ſeit 1575, in Leonberg wohnhaft, als Landwirth nährte[1]). Johannes aber wurde zu Magſtadt im Württembergiſchen, wo ſeine Mutter bei Verwandten zu Beſuch war, am 27. Dec. 1571 geboren, wie Wallenſtein ein Siebenmonatkind, ſein Leben lang zart und klein bleibend. Den Verhältniſſen ſeiner Aeltern that es Eintrag, daß es ſeinem Vater, in dem vielleicht die Erinnerung früherer Zeiten des Geſchlechts lebte, in der ſtillen Häuslichkeit und bei der friedlichen Arbeit nicht Ruhe ließ. Spaniſche Werber lockten im nahen Württemberg und Heinrich Keppler zog um 1572, wenn auch Proteſtant, doch zu Alba's Heere, bald von ſeiner marketendernden Frau gefolgt, während der kleine Johannes bei den Großältern in Weil blieb. Hier traf ihn die von der Mutterliebe zurückgetriebene Mutter ſchwer an bösartigen Blattern erkrankt, in Gefahr, das Augenlicht und die entzündete rechte Hand zu verlieren. Beſtimmt, auch hienieden noch Großes zu ſehen und zu wirken, genas er und behielt nur in der Schwäche und Reizbarkeit ſeiner Augen ein beſchwerliches Merkzeichen der trüben Jugendprüfung. Ob es weiterhin ſeinem Körper und Geiſte zum Nachtheil gereicht hat, daß die mislicher werdenden Verhältniſſe ſeiner Aeltern ſeine frühern Jugendjahre mehr von ländlicher Arbeit, als von der Schule in Anſpruch nehmen ließen, mag gefragt werden. Erziehung muß mit dem erſten Erwachen des Kindes beginnen und, allmälig zurücktretend, den jungen Menſchen begleiten, bis ſie ihr weiteres Amt dem Leben überlaſſen kann; der Unterricht trifft in dem körperlich gekräftigten und auch geiſtig durch das Leben ſelbſt gereifteren Geiſte des älteren Knaben ein gar gutes Feld, das begierig aufnimmt, tief einſenkt, feſthält und fruchtreich verwerthet. Doch dem ſei wie ihm wolle, Keppler's Vater war 1575 ohne Ruhm und Schätze aus dem Kriege zurückgekehrt und verlor dann noch, durch unvorſichtige Bürgſchaft, einen großen Theil ſeines Vermögens. Johann, ohnedies mit ſeinem erſten Unterrichte an eine Dorfſchule jener Zeit gewieſen (zuerſt zu Ellmendingen im Badiſchen, wo ſein Vater ſeit 1578 eine Wirthſchaft gepachtet hatte, die er doch bald wieder aufgab und nach Leonberg zurückkehrte), ward auch dieſer durch das Hüten des Viehes und ähnliche ländliche Geſchäfte vielfach entzogen. Indeß fand ſein ſanftes, ſtilles und dabei lernbegieriges Weſen wohlwollende Theilnahme befreundeter Gönner, und ſeine körperliche Schwächlichkeit mußte es ſelbſt dem Vater wünſchenswerth machen, ihn einem andern Berufe zu widmen, als in denen er ſelbſt vergeblich das Glück geſucht hatte. So ward ihm der Eintritt in die reichen Stiftungen eröffnet, in denen die Frömmigkeit und Einſicht württembergiſcher Fürſten auch dem dürftigen Talent Aſyle der Bildung geſichert hatte. Er beſuchte die Kloſterſchulen zu Hirſau und Maulbronn und trat 1589 in das theologiſche Stift zu Tübingen ein, bei der Aufnahmeprüfung unter 25 Genoſſen die zweite Stelle erringend. Sein Vater ſollte ihn hienieden nicht wieder ſehen, indem er, durch ſeinen unruhigen Geiſt und wol auch durch die Vorwürfe der heftigen und unverträglichen Frau über den Verfall ihrer Nahrung getrieben, eben im Jahre 1589 in öſterreichiſche Kriegsdienſte getreten und in dem Türkenkriege verſchollen iſt[1]. Unter den Kindern befanden ſich noch zwei Söhne, Chriſtoph und Heinrich. Sie wurden Beide Soldaten. Chriſtoph hat ſpäter als Zinngießer und Trillmeiſter der Landmiliz zu Weil gelebt und ſoll ein ordentlicher, wenn auch heftiger und ungebildeter Mann geweſen ſein. Heinrich lief aus der Lehre unter die Soldaten, ward katholiſch und brachte es bis zum kaiſerlichen Trabanten, worauf er 1614 als Invalid und mit vielen Kindern verſehen in die Heimat zurückkehrte und nicht lange darauf ſtarb. In der Tochter Margarethe waltete der Geiſt der Liebe und Treue, der ihren Johannes ſchmückte. Sie ſoll ſchön geweſen ſein und heirathete 1608 den Pfarrer Georg Binder zu Heumaden bei Stuttgart.

---

[1] Er hatte 1000, ſie 3000 Fl. in die Ehe mitgebracht.

Im Stifte fand Keppler einen väterlichen Beſchützer an dem Superintendenten Stephan Gerlach, der in ſeiner Jugend mit dem kaiſerlichen Geſandten Freiherrn David von Ungnad als Geſandtſchaftsprediger in Konſtantinopel geweſen war[2] und ſpäter ſeine dort angeknüpften Verbindungen benutzte, die ſanguiniſchen Projecte der württembergiſchen Theologen, welche eine Verbindung der proteſtantiſchen und der griechiſchen Kirche wider die römiſche zu Stande zu bringen ſuchten, zu fördern. Wichtiger noch ward es für Keppler's ſpätern

---

[1] Die Frau ſcheint noch 1616 geglaubt zu haben, daß er noch am Leben ſei. S. von Breitſchwert S. 194.

[2] Man beſitzt von ihm ein intereſſantes „Türkiſches Tagebuch“, das zu Frankfurt 1679 im Druck erſchienen iſt. Er war 1545 zu Knittlingen geboren und † 1612.

ensgang, daß Michael Mäſtlin die Mathematik lehrte,
zwar das Ptolemäiſche Syſtem zu Grunde zu legen
alten, ſeinerſeits aber einer der eifrigſten Anhänger
Verbreiter[1]) der Copernicaniſchen Anſchauungen
r, ſodaß er ſeinen Schülern zwar die ältern Lehrſätze
oriſch entwickelte, dabei aber die in denſelben liegen-
Dunkelheiten und Widerſprüche hervortreten und
auf die klaren Löſungen, welche die neue Lehre bot,
ſo freudiger erfaſſen ließ. Zunächſt jedoch war dem
ppler die Mathematik nur eine disciplina mentis, zur
rbereitung auf das theologiſche Studium, vielmehr auf
geiſtliche Leben, dem er ſich zu widmen entſchloſſen
r, das er aber freilich in anderer Weiſe auffaßte, als
meiſten Theologen ſeiner Zeit.

Mit unbefangener Offenheit ſprach Keppler ſeinen
iderwillen gegen Streit- und Verdammungsſucht, ge-
geiſtliche Ueberhebung und gegen ein Einkerkern des
riſtenthums in Formeln und Buchſtaben, während es
h in ſeinem Urſprunge auf viel Beſſeres, auf das
ſönliche Weſen und Wirken Jeſu Chriſti, auf den
eligenden Eindruck jedes Wortes, jedes Zuges in dem
n Geiſte Gottes durchhauchten Walten des aus Gott
endeten Erlöſers begründet iſt, in einem lateiniſchen
dicht, ſowie in einem Aufſatze aus, den er der theo-

---

[1]) Soll doch Er es geweſen ſein, der auf einer Reiſe nach Italien
Galileo Galilei, mit dem er ſein Leben hindurch in vertrauter
rreſpondenz ſtand, die ſich bald auch auf Keppler verpflanzte, zur
en Ueberzeugung von der Wahrheit des Copernicaniſchen Syſtems
racht hat. Er war zu Göppingen 1550 geboren und † 1631.
n Namen ſoll er von einer Baſe erhalten haben, weil er ein ſo
er Bube geweſen. Das Schickſal ſeines Vorgängers Apianus, wel-
1584 wegen theologiſcher Scrupel entlaſſen wurde und in Armuth
Tübingen ſtarb, ſchüchterte ihn anfangs ein und er ließ ſich dazu
rauchen, gegen den Gregorianiſchen Kalender zu ſchreiben. Später
int er muthvoller geworden zu ſein, blieb jedoch ſtets gemäßigt

logiſchen Facultät vorzulegen kein Bedenken trug. Damit war es entſchieden, daß ihn die eifrigen Zionswächter vom Geſchlechte der nimmer ausſterbenden Phariſäer nicht wieder in dem württembergiſchen Weinberge arbeiten laſſen würden. Haben es doch auch ſein Zeitgenoſſe Johann Valentin Andreä, Spener, Franke erfahren müſſen, daß man ſie nicht als Chriſten erkennen wollte, weil ſie auf Chriſtus mehr achteten, als auf die Theologen. Keppler verfiel jedoch keiner eigentlichen Verfolgung, wie denn ſein mildes, harmloſes Weſen mehrfach die geiſtliche Unduldſamkeit entwaffnet zu haben ſcheint. Es fand ſich ein milderer Weg, ihn für Württemberg unſchädlich zu machen!

Bekanntlich hatte der Proteſtantismus ſich, bis in die Zeiten Ferdinand's II., auch in den öſterreichiſchen Erblanden ausgebreitet und wurde namentlich von dem öſterreichiſchen Adel, ſei es auch nicht immer aus religiöſen Gründen geſchehen, mit einem Eifer gepflegt, der zuletzt in den Anfängen des Dreißigjährigen Krieges ſeine Kehrſeite entfaltete. Erzherzog Karl von Oeſterreich, der Begründer der ſteiermärkiſchen Linie, zu deren Beſitzungen auch Kärnthen und Krain gehörten und die mit ſeinem Sohne Ferdinand den Kaiſerthron beſtieg, ließ dieſe Bewegung, wie ſein Vater Ferdinand I., ſein Bruder Maximilian II., im Weſentlichen unbehindert, und wie die proteſtantiſchen Edelleute auf ihren Schlöſſern Geiſtliche von zum Theil buntgewählten proteſtantiſchen Secten unterhielten, ſo ſuchten ſie faſt vorzugsweiſe proteſtantiſche Gelehrte in das Land zu ziehen. Jetzt zudem war eine Minderjährigkeitsregierung im Lande[1], wo der mächtige Adel noch unabhängiger daſtand.

---

[1] Erzherzog Karl (geb. am 3. Juni 1540), war am 1. Juli 1590

Die ſteieriſchen Stände wendeten ſich an Herzog Ludwig[1] von Württemberg mit der Bitte, ihnen einen geeigneten Lehrer der Mathematik und Moral für das neueingerichtete Gymnaſium zu Graz zuzuweiſen und das geiſtliche Miniſterium, das er deshalb befragt, empfahl ihm Keppler zu dieſem Zwecke, zumal die württembergiſche Prüfungsbehörde demſelben, nach Vollendung ſeiner theologiſchen Studien, kein anderes Zeugniß hatte geben wollen, als daß er redneriſches Talent gezeigt habe. Ungern, weil ſeinen Kenntniſſen für das neue Lehrfach nicht vertrauend, wiewol ſeiner Anlagen dafür ſich bewußt, nahm Keppler die Berufung, aus Rückſicht auf die Pflichten der Dankbarkeit für die Regierung, auf deren Koſten er erzogen worden, an, behielt ſich aber ausdrücklich die theologiſche Laufbahn, die ihm damals immer noch die würdigere und höhere, die Bahn ſeines eigentlichen Berufes ſchien, in Württemberg vor.

Im Jahre 1593 ſiedelte er nach Graz über, wo er als eines ſeiner erſten Amtsgeſchäfte die Fertigung des ſteieriſchen Kalenders für das nächſte Jahr und darin die aſtrologiſchen Vorherſagungen in Betreff der Witterung und der Weltgeſchicke zu beſorgen erhielt. Mit kühner Entſchiedenheit bot er einem proteſtantiſchen Vorurtheile, das noch weit über 100 Jahre, in Schweden noch bis 1753 von Befolgung einer päpſtlichen Reform zurückhielt, Trotz und nahm die Gregorianiſche Zeitrechnung in ſeinen Kalender auf. Die Aſtrologie aber,

---

geſtorben. Für ſeinen minderjährigen Sohn Ferdinand (geb. 9. Juli 1578) regierte deſſen Mutter, Maria von Baiern († 30. April 1608).

[1] Geb. 1. Jan. 1554, † 18. Auguſt 1593, der letzte der Ulrich'ſchen Linie, worauf Herzog Friedrich I., aus der von Herzog Georg geſtifteten Mömpelgard'ſchen Linie, ſuccedirte.

deren Eitelkeit ihm natürlich völlig bewußt war, benutzte er, wie auch in einer ſpätern Stellung, in welcher gleichfalls „dieſe (unechte) Tochter der Aſtronomie ihre alte Mutter mit ihren Reizen ernähren mußte“, von ihm geſchehen iſt, lediglich als eine Form, in die er ſeine eigenen, aus der friſchen Kraft ſeines hellen und lebendigen Geiſtes und aus ſcharfer und unbefangener Beobachtung der Menſchen und der Dinge gefloſſenen Bemerkungen, Winke, Rathſchläge kleidete, behandelte übrigens die Sache mit Humor und Gewandtheit. In vertrauten Kreiſen ſprach er ſich ſchon damals über die Nichtigkeit der Aſtrologie entſchieden aus. Bemerkenswerth iſt, wie er ſich in der ſchon früher (S. 3 und 171) von uns erwähnten, neuerdings erſt bekannt gewordenen Nativität Wallenſtein's, welche übrigens ſichtbare Beweiſe ſeiner Offenheit, ſeiner Menſchenkenntniß und der Geſchicklichkeit enthält, mit der er weiſe Rathſchlüſſe in aſtrologiſches Gewand hüllte[1]), über die Aſtrologie äußert. Es heißt darin u. A.: „Die Astrologi haben eben darumb die anfangs gemelte außtheilung der 12 Heuſer erdacht, damit ſie uf alles dasjenige, ſo der mentſch zu wißen begehret, underſchiedlich antworten möchten, ich halte aber dieſe Weiſe für unmöglich, abergläubiſch, wahrſageriſch und einen anfang des arabiſchen Sacrilegii, da man uf jede frag, ſo dem Mentſchen einfellet, Ja oder nein anttworten und alſo aus der Astrologia ein oraculum machen und consequenter ſich uf eingebung des Himliſchen (vielmehr Helliſchen) geiſtes verlaßen will. Weil den ich ſonſten nit in Brauch habe, alſo durch alle Heuſer zu gehen und specialfragen zu erörttern, als wird mir auch izo darumb kein unfleiß, Sintemal ichs mit guttem bedacht unterlaſſen, zuzumeſſen ſein.“ Weiter ſagt er: „welcher Astrologus einiege ſache blos und allein aus dem Himmel vorſaget und ſich nicht fundiret auf das Gemüth, der Seelen Vernunfft, Crafft oder Leibesgeſtalt desjenigen Mentſchen, dem es begegnen ſoll, der gehet uf keinen rechten grundt und ſo es ihm ſchon gerathe, ſey es glücks ſchuldt.“ Er hatte ſich jedoch, wie zur eigenen Beruhigung, ein mit ſeiner Vorliebe für die pythagoräiſche Lehre von der Harmonie der Sphären zuſammenhängendes Syſtem gemacht, worin eine Anerkennung der Einwirkung der Naturkräfte auf des Menſchen Geiſt und Sinn und dadurch auf ſein Schickſal enthalten war. „Die Eintheilung des Himmels in zwölf Häuſer, die Herrſchaft der Trigone, alles dieſes verwerfe ich“, ſchrieb Keppler an den engliſchen Naturforſcher Harriot. „Ich führe die Aſtrologie auf die Harmonie des Himmels zurück.“ Ebenſo ſchrieb er anderwärts: „Jenachdem die Strahlen der Geſtirne bei der Geburt eines Menſchen configurirt ſind, fließt dem Neugeborenen das Leben in dieſer oder jener Form zu. Iſt die Configuration harmoniſch, ſo entſteht eine ſchöne Form des Gemüthes, und dieſes baut ſich eine ſchöne Wohnung. Inzwiſchen werden Starke von Starken, Gute von Guten geboren. Die einzelnen Zufälle ſtehen unter der Macht Gottes und in der Gewalt des Schutzgeiſtes[1] unter ſeiner Zulaſſung; iſt das Gemüth übel zubereitet, ſo muß man trachten, es zu verbeſſern. Harmonie iſt Vollkommenheit der Verhältniſſe. Nur der Unendliche erkennt die Harmonie der Sphären in ihrem ganzen Umfange; der Erdball hat nur ein ſchwaches Nachgefühl. Dieſes Nachgefuhl belebt die Erdſeele und macht den Menſchen zum Denken und jeglichem Thun geſchickter." Und ſo ſagt er auch in jener Wallenſtein'ſchen Nativität: „Sintemal alles, was der Mentſch vom Himmel zu hoffen hat, da iſt der Himmel nur Vater, ſeine eigene Seele aber iſt die Mutter darzu, und wie kein Kind außerhalb ſeiner Mutter gezeuget wird, alſo hoffet man vergeblich ein gluck von oben herab, deßen man keine Andeutung in des Mentſchen Seel und Gemüth findet, Und hingegen ſo große Correspondenz iſt zwiſchen der Gebärmutter und dem menlichen Samen, Noch viel eine größere neigung haben unſere verborgene Cräffte der Seelen zu den himliſchen erſcheinenden Configurationibus und werden von denſelben aufgemuntert und in des mentſchen geburth formiret und gearthet." Wenn er weiterhin in einer Conſtellation die Hinweiſung auf eine ſtattliche Heirath findet, ſagt er ſcherzend: „die Astrologi pflegen hinzu zuſezen, das es eine Witib, und mit Sohn aber an herrſchaften geben Viehe und bahren gelde reich ſein werde[1]). Ich bin der meinung, er werde ihme eine ſolche vor allen andern belieben laſſen, ob es wohl Himmelshalber nit ſo specificirt werden kann, dan ſein natur und neigung gilt bei mir mehr den kein

---

[1]) So wenn er erſt aus dem „Saturnus im Aufgange“ allerlei ſchlimme und bedenkliche Eigenſchaften des damals noch jungen Wallenſtein's ableitet, und dann hinzuſetzt: „es iſt aber das beſte an dieſer geburth, daß Jupiter darauf folget und Hoffnungen machet, mit reifem alter werden ſich die meiſten untugenden abwetzen, und alſo dieſe ſeine ungewöhnliche natur zu hohen wichtigen Sachen fähig werden.“

---

[1] An einen ſolchen glaubte er aufrichtig und meinte, von demſelben wichtige Gedanken zugeflüſtert zu erhalten.

---

[1] Noch in demſelben Jahre heirathete Wallenſtein eine reiche Witwe (S. 7). Indeß darf man nicht annehmen, daß Keppler ſo etwas ſchon gemerkt gehabt. Denn die Witwe war nicht „mit Sohn" und Keppler's Vorherſagung ging nicht auf 1609, ſondern auf 1615

Sterne.“ Und an einer andern Stelle ſagt er: Wan die Astrologi dieſe direction ſehen ſollten, würden ſie alle ohne Zweifel einen Todtfall votirn, ich aber mir nichts daraus als dieß, daß er zu derſelben Zeit jach, unbeſonnen ſein wirdt und leichtlich in ein gefahr gerathen möge.“ — Wir kommen noch weiterhin auf Keppler's Aſtrologie zurück.

Im Uebrigen ſetzte ſein erſter Kalender Keppler in den Ruf eines gar geſchickten Aſtrologen, indem man darin die Bauernunruhen in Oeſterreich und den ſtrengen Winter von 1593—94 vorausgeſagt fand.

Gewichtigern Beifall verdiente ihm das erſte von ihm verfaßte wiſſenſchaftliche aſtronomiſche Werk, wenn es auch mehr nur als „Beluſtigung des Verſtandes und Witzes“ gelten mag: ſeine Entdeckung einer Uebereinſtimmung der Raumverhältniſſe der fünf der Sonne nähern (damals bekannten) Planeten mit denen der fünf regulären Körper der Mathematiker. Er verfaßte dieſe Schrift[1]), die er zugleich mit großer Freude als eine Beſtätigung des Copernicaniſchen Syſtems anſah, 1595. Sie kam aber erſt 1596 zum Druck, indem der akademiſche Senat in Tübingen, dem ſie Keppler im Manuſcripte vorgelegt hatte, ſich erſt durch das beifällige Gutachten Mäſtlin's und das Wohlwollen, mit welchem Herzog Friedrich[2])

---

[1]) Prodomus dissertationum cosmographicorum orbium coelestium demonstratus per quinque regularia Corpora geometrica. Sie erſchien zu Tübingen, mit einer Vorrede und einem Anhange von Mäſtlin.

[2]) Geb. 19. Auguſt 1557, verm. 22. Mai 1581 mit Sibylle von Anhalt (geb. 20. Sept. 1564, † 16. Nov. 1614), † 29. Jan. 1608. Er intereſſirte ſich für die Sache ſo, daß er ſehr geneigt war, auf Keppler's Vorſchläge einzugehen, die copernicaniſch-pythagoräiſche Sphäre bildlich darſtellen zu laſſen, wozu Keppler erſt einen Credenzbecher, dann ein Uhrwerk vorſchlug. Die Sache ſcheiterte an der Un-

Keppler's Mittheilungen über die Sache aufgenommen hatte, beſtimmen ließ, ſie zum Drucke zu laſſen. Auch dann noch mußte Haſenreffer 1) an Keppler die Warnungsworte ſchreiben: „Gott verhüte es, daß du deine Hypotheſe mit der H. Schrift öffentlich in Uebereinſtimmung zu bringen ſuchſt. Ich fodere von dir, daß du blos als Mathematiker handelſt und die Sache der Kirche ungeſtört läſſeſt.“ Bei den Männern vom Fache fand Keppler's Erſtlingsſchrift um ſo größern Beifall. Tycho de Brahe erkannte den Scharfſinn und die Darſtellungsgabe des jungen Gelehrten gar wohl und dachte ihn, durch die Einladung, zu ihm zu kommen und an ſeinen Beobachtungen theilzunehmen, zu einem Vertheidiger ſeines eigenen Syſtems, in welchem er einen Mittelweg zwiſchen dem alten und dem neuen Syſteme verſucht hatte und an dem er bis an ſein Ende mit Autorliebe feſthielt, zu gewinnen. Darauf konnte Keppler, der zwar die Mängel des Copernicaniſchen Syſtems gar wohl erkannte, aber mit Recht vorausſagte, daß ſie ſich bei und in dieſem Syſteme ſelbſt verbeſſern ließen, nicht eingehen, ließ ſich aber, da ihm der Inſtrumente 2) halber an Tycho's Gunſt gelegen war, beſtimmen, die Vertheidigung deſſelben gegen den kaiſerlichen Hofaſtronomen Reimarus Urſus 3) zu übernehmen, der ſich für den eigentlichen Erfinder des Tycho'-

---

geſchicklichkeit des Silberarbeiters, der ſie ausführen ſollte. Keppler ließ aber ſeine Zeichnung in Kupfer ſtechen und widmete ſie dem Herzog, der ihn dafür mit einem ſilbernen Becher beſchenkte.

1) Matth. Haſenreffer von Lorch ſtarb als Kanzler in Tübingen 1619. Er war ein milder Mann und beſonderer Gönner J. V. Andreä's.

2) Mit welchen mangelhaften, ſelbſtgefertigten Inſtrumenten er ſich behelfen mußte, ſ. bei von Breitſchwert S. 42.

3) Contra Urſum. 1600.

ſchen Syſtems ausgegeben hatte. Galiläi ferner ſchrieb glückwünſchend an Keppler und blieb ſein Leben lang mit ihm in Correſpondenz. Im Uebrigen gab Keppler die in jener Schrift noch herrſchende metaphyſiſche Methode ſpäter auf, erklärte, die Aſtronomie müſſe mit der Phyſik verbunden, die eine aus der andern erklärt werden, und antwortete Mäſtlin, der ihn gebeten hatte, von dieſer Auffaſſung abzuſtehen: „Hypotheſen ſind bloße Einbildungen; ich nehme nur dasjenige für wahr an, was reell phyſiſch wahr [1]) iſt. Dieſes Verfahren iſt mein Vergnügen und mein Ruhm, der mir nachfolgen wird.“

Keppler kam um dieſe Zeit noch mit dem einflußreichen und gelehrten baieriſchen Geheimen-Rathe Johann Georg Herwart von Hohenburg, einem Affilirten der Jeſuiten, in Correſpondenz und hat den aſtronomiſchen Calcul zu dem chronologiſchen Werke deſſelben geliefert. Ebenſo gab eine zufällige Mittheilung jenes Gelehrten zu Keppler's bedeutungsvollen Forſchungen und Berechnungen über die Abweichungen der Magnetnadel und über den Magnet überhaupt Anlaß [2]).

Doch wir haben es an dieſer Stelle weniger mit den wiſſenſchaftlichen Leiſtungen, als mit den perſönlichen Zügen und Schickſalen des Mannes zu thun. Sein Leben in Graz geſtaltete ſich im Anfang vielverſprechend. Er war allgemein geachtet und beliebt und hatte zu den angeſehenſten Familien des ſteieriſchen Adels Zutritt. In dem Hauſe der reichbegüterten Müller von Mühleck, welche gleichfalls zu dem proteſtantiſchen Adel gehörten, lernte er die ſchöne Barbara, eine Tochter des Hauſes, kennen, die zwar ſchon zwei Gatten gehabt hatte, aber, von dem erſten nach kurzer Ehe durch den Tod, von dem zweiten durch eine von ihr geſuchte Scheidung getrennt, erſt 23 Jahre alt war. Sie ſchenkte ihm ihr Herz. Die Zuſtimmung der Aeltern wurde aber von dem Nachweiſe der adeligen Abkunft, auf die er ſich berufen hatte, abhängig gemacht, und als er, um die erfoderlichen Beweisſtücke zu holen, in die Heimat gereiſt war, hätte man ihm die Braut beinahe abtrünnig gemacht. Indeß bei ſeiner Rückkehr ſiegte der Eindruck ſeiner Perſönlichkeit von neuem und die Verbindung ward noch 1597 geſchloſſen. Die junge Frau brachte ihm eine Tochter aus früherer Ehe, aber auch eigenen und ihres Kindes Beſitz, ſowie weitere Ausſichten, neben der Verbindung mit einer angeſehenen Familie, mit.

---

[1]) Wohl zu merken: Keppler ſagte: „wahr“, nicht: „wahrnehmbar“.

[2]) De Magnete. 1600. Vergl. von Breitſchwert S. 44.

Bald aber kam eine Prüfung. Erzherzog Ferdinand übernahm die Regierung ſelbſt und damit war eine Aenderung in der kirchlichen Politik der Regierung entſchieden. Die proteſtantiſchen Geiſtlichen ſelbſt gaben den Anlaß, indem ſie, wie Keppler am 9. Dec. 1598 ſchrieb, die Katholiken durch Schmähungen von der Kanzel reizten, ſowie auch Kupferſtiche zur Verſpottung des Papſtes verbreiteten. Kaum war der Erzherzog aus Italien zurückgekehrt, ſo erklärte er den Ständen, daß hierdurch ihrerſeits der Friede gebrochen ſei, beſchloß die Aufhebung des von ſeinem Vater ertheilten Freiheitsbriefes und befahl, die proteſtantiſchen Lehrer innerhalb 14 Tagen zu entlaſſen. Am 17. Sept. kam an dieſe ſelbſt der Befehl, die Stadt bei Todesſtrafe vor Sonnenuntergang zu räumen. Auf den Rath ihrer Vorgeſetzten gingen ſie einſtweilen blos bis an die ungariſche und kroatiſche Grenze, und hier wurde zu Gunſten Keppler's eine Ausnahme gemacht, für den ſich, außer den Verwandten ſeiner Frau, auch am Hofe einflußreiche Perſonen und Gelehrte 1) verwendet zu haben ſcheinen und an deſſen „Erfindungen" der Erzherzog ſelbſt Vergnügen fand, ſowie ihm auf der andern Seite ſein harmloſes und verträgliches, lediglich vom Durſt nach Wahrheit, nicht von Disputirſucht und Rechthaberei, einer Mutter der Unduldſamkeit, durchdrungenes Weſen zu Statten gekommen ſein mag. Er erhielt Befehl, nach Graz zurückzukehren und bekam, auf ſein Anſuchen, noch eine Art Schutzbrief in der Form des nachfolgenden Decrets: „Ihro Durchlaucht wollen aus beſondern Gnaden bewilligt haben, daß der Supplicant, der Generalausſchaffung ungeachtet, noch länger hier verbleiben möge; doch ſoll er gebührliche Beſcheidenheit gebrauchen und ſich alſo unverweißlich verhalten, damit Ihro Durchlaucht nicht verurſacht werden, ſolche Gnaden wiederum aufzuheben." Der Unterricht an dem Gymnaſium hatte aber aufgehört und Keppler, dem es peinlich war, daß ihm die Beſoldung „mehr aus Mitleid, als wegen eines zu erwartenden Nutzens" gereicht werde, würde ſich ſofort nach Württemberg gewendet haben, hätte er dort eine ſichere Ausſicht gehabt und hätte nicht ſeine Gattin „an ihren Gütern und an der Hoffnung der Erbſchaft der älterlichen Güter gehangen." Aber ſchon im Auguſt 1599 fand er ſeine Stellung in dem mit ſtrenger Gewalt zur ausſchließlichen Herrſchaft der katholiſchen Kirche zurück-

---

1) Namentlich die ingolſtädter Jeſuiten: Johann Fickler, aus Weil, Keppler's Verwandter, Lehrer des Erzherzogs und des Herzogs von Baiern; Johann Cyſatus, welcher auswirkte, daß die anderwärts inhibirten Ephemeriden Keppler's in Ingolſtadt gedruckt werden durften, und Chriſtoph Schreiner, der Beichtvater des Erzherzogs Karl, der Entdecker der Sonnenflecken.

geführten Lande ſo ſchwierig, daß er ernſtlich an einen Wegzug dachte. Dem Dienſte der Kirche könne er ſich freilich nicht widmen, ſchrieb er an Mäſtlin; denn — dies bezeichnet die Trefflichkeit des echt chriſtlichen Mannes — er könnte bei ſeiner Ueberzeugung keine größere Pein leiden, als wenn er an den Streitigkeiten der Theologen theilnehmen müßte. Einer Stelle in der philoſophiſchen Facultät zu Tübingen glaubte er aber, in ſeiner Beſcheidenheit, „nicht unwürdig zu ſein". Drei Monate ſpäter klagte er ſehr, keine Antwort von Mäſtlin erhalten zu haben, dem es zu ſchwer gefallen war, ſeinem Freunde zu eröffnen, wie abgeneigt der akademiſche Senat demſelben war und daß er in Württemberg ſchwerlich etwas zu hoffen habe.

Keppler fand Troſt in der Wiſſenſchaft. Er übergab dem Erzherzog einen Aufſatz über die im Jahre 1600 zu erwartende Sonnenfinſterniß, zerlegte zuerſt den Sonnenſtrahl in ſeine ſieben Farben und erforſchte den Bau der Netzhaut und der Kryſtalllinſe, ſowie die Geſetze ihrer Wirkſamkeit im menſchlichen Auge[1]. Er kam zuerſt auf die Einrichtung eines aus zwei convexen Gläſern zuſammengeſetzten aſtronomiſchen Fernrohrs, für deſſen Herſtellung er freilich keinen Künſtler in Deutſchland fand, und ward in ſeinen damals gepflegten, wiewol erſt ſpäter veröffentlichten Unterſuchungen[2] der Begründer der Dioptrik. Eben in dieſer Zeit zeigte er auch die Weisheit des Schöpfers in Erſchaffung der Welt, in ſeiner Schrift: De causis obliquitatis in Zodiaco. „In der Schöpfung", ſagte er, — und das war die

---

[1] Paralipomena ad Vitellionem. 1604.

[2] Dioptrica. 1611.

Weihe ſeines ganzen Strebens — „greiſe ich Gott gleichſam mit Händen.“

Wenn ihm ſein wahrhaft chriſtlicher Sinn alles Hadern um theologiſche Spitzfindigkeiten, um menſchliche Zuthat, um Außerweſentliches überhaupt zur Pein machte, ſo war er doch keineswegs lau und gleichgiltig gegen die Sache einer gemeinſamen Ueberzeugung, und die bedrückte Lage der Proteſtanten in Steiermark rührte ihn ſo, daß er, unbekümmert um die Folgen, die eine ſolche active Parteinahme für ihn haben konnte, vielleicht auch darauf vertrauend, daß er ſich keinen Angriff auf die Katholiſchen erlaubte und nur Liebe und Frieden athmete, einen Troſt- und Ermuthigungsbrief an ſeine Glaubensgenoſſen ſchrieb und unter ihnen verbreitete. Weiter ſprach er in einem Briefe an Herwart von Hohenburg ſeine unverbrüchliche Anhänglichkeit an das Augsburgiſche Glaubensbekenntniß, ſeine Theilnahme an dem Looſe der ihrer Religion halber Verfolgten, ſeine Betrübniß über die Lage der Dinge in Steiermark mit einer Offenheit und Entſchiedenheit aus, welche die Vermuthung[1]) unterſtützten, er habe mit ſo beſtimmter und rückſichtsloſer Erklärung Anmuthungen begegnen wollen, die auf der Vorausſetzung beruhten, Keppler könne ſeinen Glauben ſeiner Wiſſenſchaft zum Opfer bringen.

Welche von beiden Erklärungen nun die Veranlaſſung gegeben habe, die Regierung fand jetzt, daß Keppler die im Schutzbriefe zur Bedingung ſeiner Duldung gemachte „gebührliche Beſcheidenheit“ und das „unverweißliche Verhalten“ verletzt habe, und ſo wurde ihm aufgelegt, innerhalb 45 Tagen die Güter ſeiner Gemahlin entweder zu verkaufen, oder zu verpachten und das Land zu verlaſſen. Er entſchied ſich, wie es ſcheint auf den Wunſch ſeiner Gattin, für die Verpachtung, wiewol dabei nur eine unbedeutende Rente erlangt ward, von der überdies noch der zehnte Theil dem Fiscus zugewendet werden mußte.

---

[1]) S. von Breitſchwert S. 51—52.

Seine Hoffnung und Sehnſucht war immer noch auf Württemberg gerichtet und dringender erneuerte er ſeine desfallſigen Schreiben. Alles aber fruchtlos. Der Mann der Liebe und Duldung, welchem theologiſche Zänkereien, der Stolz und die Wonne der Pfründner ſeiner Zeit, eine Pein waren, der hellblickende Forſcher, der nicht einmal den Gregorianiſchen Kalender aufgeben wollte, gegen den ſich doch der akademiſche Senat zu Tübingen (1583) ausdrücklich erklärt hatte[1], der Vertheidiger des Copernicaniſchen Syſtems konnte in Württemberg keine Stelle finden. Doch ſchon war ihm ein anderes Aſyl bereitet, wo er, wenn auch unter mannichfach widrigen und beengenden Verhältniſſen, doch eine Reihe von Jahren hindurch und mit beſſern Hilfsmitteln ſeinen Forſchungen leben konnte. Tycho de Brahe, der am Hofe Kaiſer Rudolf's II. eine Zuflucht gefunden hatte, lud ihn ein, ſein Gehilfe bei Verbeſſerung der von Copernicus entworfenen aſtronomiſchen Tafeln zu werden. Keppler nahm die Einladung wenigſtens verſuchsweiſe an und verließ Steiermark im Oct. 1600, ließ jedoch ſeine Familie und Habe in Linz zurück, da er immer noch auf Württemberg hoffte. Er hatte ſich bedungen, daß der Kaiſer den Fortbezug ſeiner grazer Beſoldung auswirken und 100 Gulden zulegen ſollte, wofür er zwei Jahre bei Brahe bleiben wollte. Aber kaum in Prag angekommen und dabei von einem Tertianfieber geplagt, erfuhr er, daß die kaiſerliche Empfehlung fruchtlos geweſen, die ſteieriſche Beſoldung ihm entzogen ſei, fand auch ſonſt die Verhältniſſe in Prag mislich und in Tycho einen hochfahrenden und unverträglichen Mann, ging mit dem Plane um, Medicin zu ſtudiren und darauf ſeine fernere Exiſtenz zu gründen[1]), und kündigte noch im October ſeinen Vertrag mit Tycho. Aber gleich darauf erhielt er aus Württemberg ſolche Nachrichten, die ihn überzeugen mußten, er habe dort nichts zu hoffen, und ſo ſah er ſich genöthigt, ſich ganz in Tycho's Hände zu geben. Sein Fieber drohte, in eine Auszehrung überzugehen. Seine ihm nach Prag nachgekommene Gattin erkrankte gleichfalls und fand das Verhältniß der Abhängigkeit ihres Gatten von Tycho, von welchem Keppler's Beſoldung zu beziehen und oft nur thalerweiſe zu erbetteln war[2]), unerträglich, und auch ſonſt mußte es Keppler's und Brahe's gegenſeitige Stellung erſchweren, daß jede Beobachtung, welche Keppler auf der kaiſerlichen Sternwarte machte, eine Beſtätigung des Copernicaniſchen Syſtems und eine Widerlegung des Brahe'ſchen war. Daß Brahe gleichwol mit Keppler nicht brach, ſpricht ſowol für des Letztern eminente Brauchbarkeit, als dafür, daß dem Tycho die Wiſſenſchaft doch noch höher ſtand, als ſein Syſtem. Keppler aber ſchrieb von neuem an Mäſtlin, an den er ſich immer wendete, ungeachtet ihm derſelbe erklärt hatte: „Frage Klügere um Rath, ich bin in politiſchen Dingen ein Kind“, und bat inſtändig, dafür zu ſorgen, daß, wenn eine Stelle in Tübingen vacant würde, Keppler ſie erhalte. Gewiß würden ſich viele ſteieriſche Edelleute nach Tübingen ziehen, wenn er dahinkäme.

---

[1] Der neue Kalender ſei offenbar zur Beförderung des Papſtthums geſtellt; der Papſt greife damit den Reichsfürſten nach ihren Fürſtenhüten; ſolche und ähnliche Dinge brachten die Weiſen von Tübingen vor.

---

[1]) Ausgeführt hat er dieſen Plan nicht und keineswegs, wie man geſagt hat, ärztliche Praxis betrieben.

[2]) Einſt drängte ſie ihren Mann durch einen Beſchwerdebrief zu heftigen Vorwürfen gegen Tycho. Als aber Keppler vorgeſtellt ward, daß Tycho ſelbſt von Geld entblößt geweſen ſei, bat Keppler ſeine Uebereilung ab.

Tycho's Tod (24. Oct. 1601) erleichterte Keppler's Lage in anderer Weiſe. Der Kaiſer ernannte ihn ſofort zu deſſen Nachfolger, wobei der beſcheidene Keppler, ſtatt der 3000 Goldgulden, welche Tycho als Jahresgehalt ausgeſetzt geweſen, von denen aber die Mitarbeiter zu bezahlen und manche ſonſtige Unkoſten zu tragen waren, nur 1500 beanſpruchte. Wären dieſe nur regelmäßig und vollſtändig ausgezahlt worden! Aber oft mußte er ganze Tage in der Hofkammer ſtehen, um eine Abſchlagsſumme zu erwirken, und ſchon 1612 beliefen ſich die Rückſtände auf 4000 Thlr.[1]).

Doch für Vieles entſchädigte ihn die Wiſſenſchaft, welche jenen Jahren eine Reihe ſchöner Entdeckungen verdankt. Noch 1601 entdeckte er einen neuen Fixſtern im Sternbilde des Schwans, den er bis 1620 beobachtete, worauf er wieder verſchwand, 1655 aber durch Caſſini von neuem beobachtet wurde. Nach längerm Streite gelang es, die Brahe'ſchen Beobachtungen, deren Herausgabe deſſen Erben verweigerten, durch kaiſerliche Entſcheidung zur Benutzung zu erhalten, und nun brachte es

---

[1]) Es trug weniger wirklicher Mangel die Schuld, als daß es zu den vielen Marotten Kaiſer Rudolf's II., über welchen wunderſamen Kaiſer und ſeine Umgebungen wir vielleicht künftig einmal handeln, gehörte, das Geld aus ſeinen Truhen nicht herauszugeben. Die Alchymiſten lockten es ihm aber doch zuweilen heraus.

Keppler durch die mühſamſte Vergleichung und Beobachtung, zunächſt auf den Mars gerichtet, in welchem Planeten er von vorn herein den Schlüſſel zu den Geheimniſſen der Sternkunde geſucht hatte, zu der hochwichtigen Entdeckung, welche die erſte Keppleriſche Regel genannt wird, daß die Planeten ſich nicht kreisförmig, ſondern in elliptiſchen Bahnen um die Sonne bewegen. Ferner erkannte er, daß die Planeten ſich in ihrer Sonnennähe ſchneller, in ihrer Sonnenferne langſamer bewegen, als in ihrer mittlern Entfernung von der Sonne, gleichwol aber eine von der Sonne nach den Planeten gezogene Linie (radius vector) in gleichen Zeiten immer gleiche Flächenräume der Bahn abſchneidet. Das iſt die zweite Keppleriſche Regel, und durch beide wurden künſtliche Hypotheſen überflüſſig, zu denen ſich noch Copernicus genöthigt gefunden hatte. Galiläi las zu Pavia über Keppler's „neue Aſtronomie“[1], die in der That erſt den rechten Schlußſtein zu dem Syſtem des Copernicus legte. Weiter fügte er zu den 777 Fixſternen, welche Tycho beobachtet hatte, 280 und widmete 1607 dem nachher nach Halley benannten Kometen, wenn auch unter ungünſtigen Witterungsverhältniſſen, ſeine Aufmerkſamkeit.

Als kaiſerlicher Hofaſtronom war er verpflichtet, auch die aſtrologiſche Bedeutung der Erſcheinungen am Sternenhimmel anzuzeigen und wurde bei mehrfachen Gelegenheiten amtlich dazu aufgefodert. Er half ſich in ſeiner ſchon früher beſprochenen, oft humoriſtiſchen, immer ſinnreichen und geiſtvollen, mit wohlmeinender Schalkhaftigkeit und treuen Winken ausgeſtatteten Weiſe, und in ähnlicher Weiſe trat er, wie ſchon 1601 in den „Fundamenten der Aſtrologie“, ſo auch 1610 gegen Diejenigen auf, welche die Aſtrologie ganz verwarfen[1]). Dabei wahrte er aber ſtets die Würde ſeiner wiſſenſchaftlichen Ueberzeugung, und als er z. B. 1606 von dem Kaiſer zu einem aſtrologiſchen Gutachten[2]) über den Streit zwiſchen dem Papſte und Venedig aufgefodert ward, erſtattete er es ausdrücklich ſo, wie es die Aſtrologen, denen er aber in dem Glauben an die ſtimmgebende Einmiſchung des Himmels nicht beipflichte, geben würden. Doch auch ſo brachte er, wie das die Aſtrologen auch gethan haben würden, ein Reſultat heraus, das ſeinen eigenen Wünſchen und Anſichten entſprach und das auch zutraf. Auch fehlte es nicht an Winken für den ſorgloſen Kaiſer über die ihm ſelbſt drohenden Gefahren.

---

[1] Astronomia nova, seu physica coelestis, tradita commentariis de motibus stellae Martis, 1609. Keppler widmete dieſe Schrift, in deren Zueignung er auch Tycho's Verdienſten um die Beſchaffung des Materials Gerechtigkeit widerfahren ließ, dem Kaiſer.

Sie ſollten nur zu bald hereinbrechen und auch Keppler unſanft berühren. Im Jahre 1607 trat der am Alter nächſte Bruder des Kaiſers, Mathias, mit Zuſtimmung der beiden jüngern Brüder, Maximilian und Albrecht, an die Spitze des Hauſes und trat ſchon 1608 als König von Ungarn, 1611 auch in Böhmen als König auf, wo der Kaiſer zuletzt auf das prager Schloß beſchränkt blieb. Als 1607 die paſſauer Truppen, welche der Kaiſer endlich zur Gegenwehr hatte werben laſſen, wegen rückſtändigen Soldes plünderten und dies auch in der Nähe von Keppler's Wohnung thaten, erſchrak ſeine ſchon ſeit längerer Zeit in Schwermuth verfallene Gattin dergeſtalt, daß ſie epileptiſche Zufälle bekam, aus denen ſich völlige Geiſtesſtörung entwickelte, bis 1611 der Tod ſie von ihren Leiden erlöſte. Sie hatte die Verhältniſſe, in denen ſie in Steiermark gelebt, nie vergeſſen können. In demſelben Jahre verlor Keppler drei Kinder an den Blattern, und ſeine Stieftochter, die ſich wieder nach Steiermark gewendet, machte ihren Geſchwiſtern die mütterliche Erbſchaft ſtreitig[1]. Der Kaiſer Mathias beſtätigte ihn zwar in dem Amte eines kaiſerlichen Mathematicus, aber die Beſoldung wurde nun noch viel ſchlechter ausgezahlt, ſodaß die Rückſtände, die ſich in eilf Jahren unter Rudolf II. auf 4000 Thlr. erhoben hatten, in den ſieben Jahren unter Mathias auf 12,000 Thlr. ſtiegen. Die Gehilfen, Arbeiter und Diener der Sternwarte konnten nicht mehr bezahlt werden, und Keppler, der ſich und die Seinen durch Kalender und Prognoſtica ernähren mußte, wandelte allein in den verödeten Sälen umher. Auf die Frage des kaiſerlichen Geheimenraths Wakher von Wakhenfels: warum die Tafeln ſo lange nicht erſchienen, antwortete Keppler: „Damit die Ehre des Kaiſers, bei deſſen Kammerbefehlen ich verhungern müßte, geſchont werde, ſchrieb ich nichtswerthe Kalender mit Prognostica; dies iſt etwas beſſer, als betteln. Als mein Mädchen ſtarb, verließ ich die Tafeln, und wendete mich zur Harmonie des Himmels.“ — Im Jahre 1613 folgte er dem Kaiſer nach Regensburg, wo er dem Reichstage ein ausführliches Gutachten zu Gunſten der Kalenderreform erſtattete, die jedoch abermals an der Starrheit der proteſtantiſchen Vorurtheile ſcheiterte. Den Ausweg übrigens, welchen Keppler damals vorgeſchlagen hatte, daß man nämlich, damit es ja nicht ſchiene, als ließe man ſich die Tage der beweglichen Feſte vom Papſte vorſchreiben, den Oſtervollmond nicht nach den pruteniſchen Tabellen, denen der päpſtliche Mathematiker gefolgt war, ſondern nach den genaueren Rudolphiniſchen Tabellen berechnen ſollte, ſchlugen die Proteſtanten 1700 in der That ein. Da dies aber zur Folge hatte, daß das Oſterfeſt 1724 und 1744 von den Proteſtanten an einem andern Sonntage, als von den Katholiken gefeiert wurde, ſo fügten ſich die Proteſtanten endlich 1776 darein, den Gregorianiſchen Kalender als allgemeinen Reichskalender angenommen zu ſehen. Auf demſelben Reichstage von 1613 wurden Keppler's Anſprüche an die Kammer anerkannt, ohne daß ſie deshalb beſſer befriedigt worden wären.

---

[1]) Tertius interveniens, oder: Warnung an etliche Theologos, Medicos, Philosophos, daß ſie mit billiger Verwerfung des ſternguckeriſchen Aberglaubens das Kind nicht mit dem Bade ausſchütten. — Was er von dem Kometen von 1607 aſtrologiſch ſagte, ſich auch diesmal gegen jede Specialbedeutung deſſelben verwahrend, dabei aber gute Einſicht in die ſonſtigen Zeichen der Zeit bewährend, ſ. bei von Breitſchwert S. 67 ff.

[2]) S. daſſelbe bei von Breitſchwert S. 85.

---

[1] Sie hat ſich ſpäter nach Walderbach bei Regensburg verheirathet und ſcheint wieder in gutes Vernehmen mit ihrem Stiefvater getreten zu ſein, indem ſie, auf deſſen Veranlaſſung, Keppler's Mutter einlud, mit ihr in das Karlsbad zu gehen. S. von Breitſchwert S. 122—23.

Da der Kaiſer ihn nicht bezahlen konnte, fand Keppler ſich ſchon 1612 genöthigt, mit des Kaiſers Bewilligung die ihm von den Ständen von Oeſterreich ob der Ens angetragene Profeſſur am Gymnaſium zu Linz anzunehmen. Hier aber ſollte er gleich von vorn herein geiſtliche Kränkungen erfahren und neue Beweiſe proteſtantiſcher Unduldſamkeit erhalten. Der Hauptpaſtor der lutheriſchen Gemeinde in Linz, Daniel Hizler[1]), ein geborener Württemberger, legte ihm nach den erſten Kirchenbeſuchen die Concordienformel zur Unterſchrift vor, und da Keppler in Betreff der Verfluchung der Reformirten wegen ihrer abweichenden Auslegung der Einſetzungsworte eine Verwahrung beifügen wollte, ſo ſchloß er ihn von dem heiligen Abendmahle aus. Keppler wendete ſich an das Conſiſtorium zu Stuttgart und bat, ihm entweder ſeine Zweifel zu löſen, oder doch zu erklären, daß Hizler ihn ohne Gewiſſensverletzung zur Communion laſſen könne. Im Gegenfalle würde er genöthigt ſein, außerhalb der Stadt zu communiciren, und das könnte „bei dem gemeinen Mann, der die Subtilitäten der Schule nicht begreiſe", den Wahn erzeugen, als wären der Geiſtliche und die Gemeinde, wo er das heilige Abendmahl genöſſe, reformirt, während er doch mit den übrigen abweichenden Lehren der Reformirten keineswegs einverſtanden ſei, wie er denn gegen die Prädeſtinationslehre geſchrieben habe. Das Conſiſtorium entſprach jedoch ſeinen Wünſchen nicht und konnte es auch wol, nach dem Standpunkte jener Zeit, nicht, nachdem Keppler allerdings erklärt hatte, in einer der unterſcheidenden Lehren der lutheriſchen Kirche von derſelben abzuweichen; auch nahm es Bezug darauf, daß Keppler auch ſonſt in

---

[1] Er war ſeit 1610 in Linz, wurde 1626, infolge der „kaiſer-

---

lichen Reformation", die dem Aufſtande der öſterreichiſchen Bauern folgte, ins Gefängniß geworfen und erſt nach 30 Wochen, auf Verwendung des Herzogs von Württemberg, freigelaſſen, worauf er nach Württemberg zurückkehrte, Decan zu Kirchheim, ſpäter Propſt zu Stuttgart wurde, 1634 mit Herzog Eberhard III. nach Straßburg floh und 6. Dec. 1635 daſelbſt ſtarb. Er war ſonſt kein unmilder Mann, wie er denn 1633, im Bade zu Teinach, alte, ſchon 1619 auf einer confeſſionellen Sendung nach Linz geſchloſſene Freundſchaft mit J. V. Andreä erneuerte. (S. des Letztern Selbſtbiographie, herausgegeben von Seybold, Winterthur 1799, S. 141, 146, 169), auch ſich ſpäter mit Keppler ausſöhnte.

„unterſchiedlichen Schreiben, Confessionibus, Protestationibus, Quaestionibus, Notis et Scrupulis“ abweichende Meinungen, „ungewiſſe zweifelhafte opiniones“ an den Tag gelegt, ſich und Andere „tucken und irre gemacht“ und inſonderheit „der Formulae Concordiae in etlichen Articuln widerſprochen“ habe. Hizler, dem dies bekannt geweſen, habe ganz recht gethan, daß er Keppler „vor geſchehener Vergleichung in doctrina cum Ecclesia Orthodoxa ad communionem nicht admittiren wollen“; Keppler excludire ſich ſelbſt, indem er in ſeinem Schreiben an Hizler die „tröſtliche, in Gottes Wort gegründete“, von ihm aber „mit dem verhaßten Namen der Ubiquität verſchimpfte“ Lehre von der „omnipraesentia carnis Christi ex actu personali resultante“, die er ſelbſt als eine „notam confessionis nostrae“ anerkenne, für eine neue Lehre erkläre und ihr widerſpreche. Wenn daraus ein Aergerniß entſtehe, ſo gäbe nicht Hizler, ſondern „Dominus Kepplerus dazu Urſach, der ſich nicht will warnen noch weiſen laſſen, ſondern ſeine Singularitates defendirt, ſo gut er ſie ihm einbildet“. Inſoweit erſcheint dieſes Gutachten [1], den Standpunkt jener Zeit ins Auge gefaßt, allerdings concludent und das Uebel lag nur eben darin, daß man ſolche „notas confessionis“, an deren Sinn und Bedeutung doch theologiſche Auslegung größern Antheil hatte, als Chriſtus, aufſtellte und von Allen, die zu Chriſti Mahle zu gehen begehrten, anerkannt wiſſen wollte. Die Verfaſſer des Gutachtens gingen aber davon aus, daß die Laien unter allen Umſtänden den Theologen überlaſſen ſollten, feſtzuſtellen, was der rechte Glaube ſei, dem ſich die Erſtern dann, ohne weiteres Fragen und Bedenken, „in piscatoria simplicitate“ zu unterwerfen hätten. Für ſich die Entſcheidung, für die Andern die „chriſtliche Einfalt in Religions-Sachen“, meinten ſie. Hätten ſie nur bedacht, daß es für den Chriſten der rechte Glaube iſt: Chriſtum liebhaben, woraus alles Andere von ſelbſt fließt und worin viel Beſſeres und Größeres liegt, als in allen Bekenntnißformeln, welche die theologiſche Subtilität und Gelehrſamkeit ausgedacht. Darin hatte Keppler allerdings fehlgegriffen, daß er ſich nicht einfach auf ſeinen Widerwillen gegen die Verfluchung berief[1], ſondern ſeine gleichfalls theologiſchen Bedenken gegen eine ſpecielle Lehre aufführte. Am Schluſſe des Gutachtens heißt es: „Derowegen, beſonders lieber Herr, bitten und ermahnen wir euch, um der Ehre Gottes und Euerer Seligkeit willen, daß ihr bei der reinen geſunden Lehr, in denen ihr singulari clementia et sumptibus illustrissimorum Ducum Wirtembergicorum ſeyd erzogen worden, beſtändig verharren und die chriſtliche Einfalt in Religions-Sachen euch wohl belieben laſſen wollet. Ihr ſeyd zwar deſſen beredt, euere subtilitates ſeyen dem gemeinen Mann viel zu hoch. Bedenket aber darneben, daß Mysteria in scripturis revelata unvergeßlich höher, und eurem Verſtand, wenn ihr gleich an Scharfſinnigkeit

---

[1] S. daſſelbe (vom 25. Sept. 1612) bei von Breitſchwert S. 184 ff. Im Ganzen geleſen, macht es, wie ſo häufig, einen andern Eindruck, als in den gewöhnlichen Referaten darüber, mit, ſei es auch unwillkürlich, nach der Auffaſſung des Referenten zugeſtutzten Auszügen. Wir hoffen jedoch, daß von unſern Auszügen nicht daſſelbe gilt.

---

[1] In einem Briefe an Mäſtlin gibt er gar wohl als ſeinen Beweggrund nur das ſchöne Gefühl an: „ich will ihren Haß nicht theilen; mein Gewiſſen erlaubt mir nicht, durch meine Unterſchrift mich zum verdammenden Richter aufzuwerfen; ich verdamme meine Brüder nicht, ſie ſtehen oder ſie fallen, ſo ſind ſie des Herrn und meine Brüder.“

Platoni et Aristoteli, Ptolemaeo et Copernico weit überlegen wäret, zu begreifen ſchlecht unmöglich ſeyen. Trauet eurem guten Ingenio nicht zu viel und ſehet zu, daß euer Glaub nicht auf Menſchen-Weisheit, ſondern auf Gottes Kraft beſtehe, 1. Cor. 2. Es wird doch hierdurch Gottes Ehr nicht gefördert, es dienet nichts zur Gottſeligkeit noch zu Erbauung der Gemein Gottes, euch ſelber kann es nicht nutzen, wenn ihr gleich alle Tage neue subtilitates erdenket und viele curiöſe Fragen. Laßt uns dem nachſtreben, das zum Frieden und was zur Beſſerung untereinander dient, Röm. 14. Ihr habt einen ordentlichen Beruf, darbei ſollt ihr billig bleiben, und deſſen euch ſtets annehmen, was euch Gott befohlen hat.“ Nun Keppler beſchied ſich ſicherlich, die in der Schrift geoffenbarten Geheimniſſe auch mit ſeinem Geiſte nicht durchdringen zu können. Hatten aber die Verfaſſer der Formula Concordiae ſoviel höhere Befähigung dazu, daß ſie ihre Auffaſſung der göttlichen Myſterien zum Glaubensprüfſtein erheben und Diejenigen verdammen und verfluchen durften, die ihr nicht huldigten? Und hat nicht in alten und neuen Zeiten die Kirche nur gar zu viel Gewicht auf „subtilitates und curiöſe Fragen“ gelegt, welche nicht zur Förderung der Ehre Gottes, nicht zur Gottſeligkeit, nicht zur Erbauung der Gemeinde Gottes, nicht zum Frieden und zur Beſſerung der Menſchen unter einander dienten? Bemerkenswerth iſt es übrigens, daß Keppler in dem ganzen Gutachten lediglich als Mathematiker genommen wird und die Verfaſſer ſeine theologiſchen Studien vollſtändig ignoriren. Mit Hizler verſöhnte er ſich, als dieſer ſelbſt in Bedrängniß kam, und beobachtete mit ihm 1620, in dem von dem liguiſtiſchen Heere belagerten Linz, in brüderlicher Eintracht eine Mondfinſterniß.

In Linz dachte Keppler bald an eine neue Verheirathung, um ſeinen Kindern eine Mutter zu geben. Es waren ihm eilf Frauenzimmer vorgeſchlagen worden, und er wählte diesmal nicht aus vornehmem Stande, aber ein ſchönes, gebildetes Mädchen von treuem, liebevollem Herzen: Suſanne Rettinger aus Effertingen in Oberöſterreich, die Tochter eines Tiſchlers, aber von der Grundherrin des Ortes, einer Freiin von Starhemberg, erzogen. Sie hat ihm auf ſeinem fernern dornigen Lebenspfade treu und liebevoll zur Seite geſtanden und ihn mit ſieben Kindern beſchenkt, von denen jedoch drei ſchon bei ſeinen Lebzeiten ſtarben und auch die übrigen nicht zu reifern Jahren gelangten. — Bis 1620 war Linz Keppler's Hauptſitz. Er hat hier, unter mancherlei Störungen und Bedrängniſſen, ſeine reifſten und erhabenſten Werke verfaßt.

Erſt von den äußern Vorgängen zu reden, ſo fällt in die Jahre 1615—21 die langwierige Angelegenheit ſeiner der Hexerei beſchuldigten Mutter, die ihn zu mehrfachen Reiſen nach Württemberg veranlaßte, ihm aber auch Gelegenheit gab, ſich in unabläſſigem Eifer als treuer Sohn zu bewähren und der Beſchützer und Retter ſeiner Mutter zu werden. Darüber weiterhin. Der Tod des Kaiſers Mathias (10. März 1619) brachte neue Ungewißheit in Keppler's Lage, und in der That wurde er erſt am 30. Dec. 1622 in dem Amte eines kaiſerlichen Mathematicus beſtätigt. Im Jahre 1620 hatte er die Belagerung der Stadt Linz zu beſtehen. Mitten in dieſer Bedrängniß und Ungewißheit lehnte er einen Ruf nach England ab, den König Jakob I. durch ſeinen Geſandten zu Venedig, Sir Henry Wotton, an ihn ergehen ließ. „Soll ich über das Meer hinübergehen", ſchreibt er an ſeinen treueſten Freund Bernegger in Straßburg, „wohin mich Wotton einladet? Ich ein Deutſcher? Ein Freund des Feſtlandes? Dem vor der engen Inſel bange iſt? Der ihre Gefahren ahnet? Ich mit meinem ſchwachen Weibe und einem Haufen Kinder? Denn außer einem jetzt dreizehnjährigen Sohne, Ludwig, habe ich eine erwachſene Tochter, einen zweijährigen Sohn aus zweiter Ehe und ein neugeborenes Mädchen. Das mütterliche Erbe meiner Kinder[1]), mein übriges Geldvermögen haben die öſterreichiſchen Stände in Händen.“ Er lehnte den Ruf ab, ungeachtet er damals weder vom Kaiſer das Geringſte, noch ſeine linzer Beſoldung ausgezahlt erhielt, letztere nicht, weil der Herzog von Baiern die Auszahlung aller Beſoldungen inhibirt hatte. Später ſollte er nach Venedig, wohin ihn Julius von Medici, der nachherige Papſt Clemens VII., durch Galiläi empfohlen hatte, ja ſogar an die päpſtliche Univerſität Bologna berufen werden, ſcheute ſich aber vor den italieniſchen Zuſtänden und dem Schickſale des Aſtronomen Jordan Brunus, der am 7. Febr. 1600 zu Rom auf dem Scheiterhaufen endete. In Venedig hätte er zwar ein ſolches Schickſal ſchwerlich zu befahren gehabt; indeß hätte ihm da ſeine Gewohnheit, ſich „im Reden und Handeln der deutſchen Freiheit zu bedienen“, in anderer Beziehung gefährlich werden können.

Für ſeine Mutter, die er zur Zeit des engliſchen Rufes nicht für ſo gefährdet hielt, als ſie ſpäter wurde, war es ein Glück, daß er in Deutſchland blieb, wo bei den Proteſtanten die Hexenproceſſe an die Stelle der katholiſchen Ketzerproceſſe getreten waren. Katharine Keppler ſcheint bis zum Jahre 1615, wo ihre großen Bedrängniſſe anhoben, zu Leonberg im Ganzen in leidlichen Verhältniſſen gelebt zu haben. Die Schwiegertochter eines Bürgermeiſters von Weil, die Mutter des kaiſerlichen Mathematicus und Schwiegermutter eines Pfarrers, galt ſie für eine Art Standesperſon, genoß eines guten Leumundes[1]), der auch in ihrem langen Proceſſe nicht durch irgend eine Beſchuldigung in Betreff ihres Wandels, während der vielen Jahre, daß ſie von ihrem Manne verlaſſen war, getrübt worden iſt, und ſcheint auch ihr leidliches Auskommen gehabt zu haben. Der Eindruck der Nachrede, daß ſie ihren Mann in die Fremde getrieben, war das Einzige, was in der Meinung gegen ſie fortwirkte. Sie blieb auch im höhern Alter eine raſche, unruhige Frau, der es im Hauſe zu einſam war und die viel bei den Nachbarn umherlief, um mit Gevatterinnen zu plaudern. Im Jahre 1601 war ſie, das Grab eines Enkels beſuchend, auf den ſeltſamen Einfall gekommen, den Schädel ihres Vaters ausgraben laſſen zu wollen, um ihn in Silber faſſen zu laſſen und ihrem Sohne, dem Mathematicus, zu ſchicken. Sie war zwar durch den Todtengräber davon abgebracht worden; die Sache ward aber nicht vergeſſen. Eine ihr fremde Frau, der ſie in der Badeſtube gegen ein unbedeutendes Uebel ein Mittel[2]) gerathen und geſchickt hatte, wendete dieſes wahrſcheinlich unpaſſend an und bekam einen bleibenden Schaden. Seit ihre Tochter verheirathet war, ließ ſie aus Bequemlichkeit, um nicht ſo oft in den Keller zu müſſen, einen Vorrath von Wein in zinnernen Kannen im Zimmer ſtehen und der Genuß deſſelben war, aus ſehr natürlichen, aber damals unbegriffenen Gründen, dem Einen oder Andern übel bekommen. Ein krankes Kind, über das ſie einen Segen geſprochen, ſtarb. Mehre Perſonen, die in Krankheit verfielen und vergeblich nach einer Urſache derſelben ſannen, oder an die wahre Urſache nicht denken mochten, erinnerten ſich, einmal etwas bei der Keppler genoſſen zu haben, und gaben nun dem die Schuld. Wenn ihr ſo etwas zu Ohren kam, ſo vermehrte ſie durch unwirſche und verletzende Antworten nur die Erbitterung. Beſonders ward ihr die Glaſerin Urſula Reinbold, eine Verwandte des Forſtmeiſters zu Leonberg und Schweſter des Leibbarbiers des Prinzen Friedrich Achilles von Würtemberg[1]), Ulrich Kräutlein, gefährlich. Das war ſonſt eine gute Freundin von ihr geweſen und ſie waren oft zu einander, nach damaliger Ortsſitte, zu Weine gegangen. Da hatte die Reinbold einmal von einem Kräuterweine gekoſtet, den die Keppler für ſich ſelbſt hingeſtellt hatte. Als ſich ſpäter aus heftigen Mutterbeſchwerden ein periodiſcher Wahnſinn bei ihr entwickelte, ſann ſie, durch ihren Bruder, der an ihr curirt hatte, veranlaßt, umher, wer ihr wol etwas angethan haben möge und kam endlich auf den bittern Trank, den ſie vor Jahren bei der Keppler gekoſtet. Dieſe dagegen, als ſie von dem Verdachte erfuhr, ließ die unbedachten Worte fallen: die Glaſerin muſſe nur das unrechte Kännchen erwiſcht haben; ihr Zuſtand rühre von einer Arznei her, die ihr ein Apothekergeſelle, mit dem die Urſula zu Anſpach unerlaubten Umgang gepflogen, zu Verhinderung einer Schwangerſchaft gegeben; ſie möge brauchen was ſie wolle, es werde nicht beſſer mit ihr werden. Endlich mußten ſelbſt unmuthige Aeußerungen ihres Sohnes Heinrich, den ſie bei ſeiner Rückkehr aus den Kriegsdienſten wegen ſeines Religionswechſels ſchalt und kurz hielt, verdreht und misgedeutet, nach ſeinem bald danach erfolgten Tode gegen ſie zeugen 1). Ja wer mag wiſſen, ob in der finſtern Zeit nicht auch der Ruf ihres großen Sohnes, ob namentlich nicht ſeine aſtrologiſchen Scherze 2) und ſeine Zerwürfniſſe mit der Orthodoxie ihr geſchadet? Ein vor kurzem nach Leonberg gekommener Untervoigt, Lutherus Einhorn, griff einige der Hexerei verdächtige Weiber auf den Amtsorten auf, und man fragte ſich unter den Leuten, ob es in der Stadt nicht auch dergleichen gäbe. Jetzt begann die Reinbold, vor der Hausthüre ſitzend, allen Vorübergehenden ihre Beſchwerden und die angeblichen Hexenſtücke des Kätherichens, wie die Keppler gemeiniglich genannt wurde, zu erzählen, ſchrie die Vorwürfe auch wol in der Pein ihrer Anfälle zum Fenſter hinaus. Ja ſie nahm bei ihrem Beichtvater, Decan Beck, das heilige Abendmahl auf ihre Ausſage. Dieſer war ſeitdem der Keppler entſchieden entgegen. Den Voigt Einhorn ſoll ſie ſich zunächſt durch den Vorwurf der Beſtechlichkeit zum Feinde gemacht haben; auch glaubte er, durch den Forſtmeiſter und den Leibbarbier in die Gunſt des Hofes zu kommen, und ſpäter mußte er Alles gegen ſie aufbieten, um ſein vielfach willkürliches und rechtswidriges

---

[1]) Dieſes hatte er alſo doch herausgeſtritten.

---

[1]) Auch im Proceſſe ward er durch neun unverwerfliche Zeugen beſcheinigt.

[2]) Man erfährt bei dieſer Gelegenheit, daß ſie 1602, allem Anſcheine nach, ihren Sohn in Prag beſucht hat. S. von Breitſchwert S. 212.

---

[1] Geb. 25. April 1591, † 20. Dec. 1630, der ſiebente Sohn Herzog Friedrich's I. und der Sibylle von Anhalt.

---

1) Das Speciellſte über dieſe ganze Sache ſ. bei von Breitſchwert S. 97 ff., der die Acten des Proceſſes gefunden und ſorgfältig benutzt hat.

2) In ſeinem erſten Schreiben in der Sache ſagt er in der That: „Es will ſogar verlauten, als ob auch ich ſelbſt verbotener Künſte bezüchtigt worden ſei." S. von Breitſchwert S. 107.

Verfahren in der Sache zu verdecken. — Sie kam in das allgemeine Geſchrei, eine Hexe, eine Unholdin, eine unrechte Frau zu ſein. Man verbat ſich ihre Beſuche und ſchrieb jeden Unfall auf ihre Rechnung. Fabeln aller Art entſtanden über ſie und verbreiteten ſich und abergläubiſche Mittel wurden angewendet, um neue Zeugniſſe gegen ſie zu gewinnen[1].

Zwar hatte die der Zauberei beſchuldigte Apollonie Wellinger aus Eltingen, dem Geburtsorte der Keppler, ſelbſt unter den Schmerzen einer vom Voigt Einhorn über ſie verhängten Folter, bei der ein Daumen an der Waage hängen blieb, nichts gegen ſich oder die Keppler ausgeſagt. Aber deſto gravirender ward es für Letztere, daß ein Gerichtsbeiſitzer Frick, auch ein Verwandter der Reinbold, auf eine ſpöttiſche Frage eine unwirſche, von ihm als Bedrohung mit einem Schaden ausgelegte Antwort erhalten und gleich darauf einen Schmerz im Fuße empfunden hatte, der ſich verloren, als er, in der Kirche die Keppler ſtehen ſehend, drei mal vor ſich hingemurmelt hatte: „Kätherichen, hilf mir um Gottes willen“. Hier war, ſo glaubte man, Bedrohung mit Bezauberung, Ausführung derſelben und Löſung derſelben durch eine zweite. Zugleich knüpfte ſich an dieſen Vorgang ein Verſuch des Voigts und des Leibbarbiers, die ſich beim Forſtmeiſter wohl bezecht und Brüderſchaft gemacht hatten, die Keppler durch Verſprechungen und Bedrohungen zu bewegen, daß ſie auch der Reinbold wieder zu ihrer Geſundheit helfen möge. Theils mochten ſie an dieſe Möglichkeit wirklich glauben und um der Reinbold willen die Erfüllung wünſchen; theils war es eine Falle, die der Keppler gelegt ward.

---

[1] S. von Breitſchwert S. 105.

Dieſe aber erklärte ſtandhaft: ſie habe der Reinbold die Geſundheit nicht entzogen und könne ſie ihr daher auch nicht wiedergeben; was man von ihr fodere, ſei teufliſch; wenn man glaube, man könne etwas an ihr ſuchen, ſo ſolle man es vor Gericht bringen.

Jetzt glaubten ihr Schwiegerſohn, der Pfarrer, und ihr Sohn, der Zinngießer, daß ſich nicht mehr zu der Sache ſchweigen laſſe und erhoben einen Injurienproceß, zunächſt gegen die Reinbolds gerichtet, aber auch für den Voigt und den prinzlichen Leibbarbier bedenklich. Wie dieſe nun Alles aufboten, um die Familie zu drucken und zu chicaniren, erfuhr endlich auch Johann Keppler das Vorgefallene durch einen Brief ſeiner Schweſter, der ihn zunächſt zu einem heftigen Schreiben[1] an den Magiſtrat zu Leonberg beſtimmte, das nur Oel in das Feuer goß. Seine damalige Erklärung aber: daß er ſeine Mutter mit Daranſetzung Leibes und Guts, mit Hilfe ſeiner Freunde und Gönner, zu verfechten gedenke und nicht eher ruhen werde, als bis er ihre Sache auf rechtlichem Wege zu Ende geführt habe, hat er redlich erfüllt. — Er lud ſeine Mutter ein, zu ihm nach Linz zu ziehen; ſie wollte aber nicht von der Stelle weichen, bis der Proceß zu Ende geführt ſei. Nur als die Parteilichkeit des Voigts zu arg hervortrat, zog ſie zu ihrer Tochter nach Heumaden. Der Voigt ließ jetzt den Proceß über ein Jahr ruhen, um inzwiſchen den Verdacht gegen die Keppler rechte Wurzel ſchlagen zu laſſen und wo möglich von anderer Seite her eine Anklage gegen ſie erhoben zu ſehen. Dies geſchah durch ein eilfjähriges Kind einer Frau, die bereits früher durch abergläubiſche Poſſen etwas auf die Keppler zu bringen geſucht hatte, und deren Mann, Jerg Heller, ein Wächter der eingeſperrten Hexen war. Das Kind wollte von der Keppler, als es mit andern Mädchen vor derſelben, als einer Hexe, entflohen, einen Schlag erhalten haben, worauf es keinen Finger mehr rühren können. (Es war übrigens ſehr bald wieder friſch und munter.) Nun ſetzte der Voigt (21. Oct. 1616) das anberaumte Zeugenverhör in dem Injurienproceſſe aus, wobei die Keppler wieder die Thorheit beging, ihn durch einen ſilbernen Becher zur Fortführung des Rechtsſtreites beſtechen zu wollen, und erſtattete einen parteiiſchen und lügenhaften Bericht an die Kanzlei, die auch ihre Verhaftung und ihr Verhör verfügte. Jetzt brachten ſie ihre Kinder dazu, die Reiſe nach Linz anzutreten, wobei ſie aber blos bis Ulm ging und dann, um nicht den Schein eines böſen Gewiſſens auf ſich zu laden, zurückkehrte. Neue Verfolgungen beſtimmten ſie aber doch, mit ihrem Sohne Chriſtoph nach Linz zu reiſen, wo ſie bei Johann Keppler eintraten, als dieſer eben einen Brief in der Sache an den Vicekanzler Sebaſtian Faber[1]) zu ſchreiben begonnen hatte. Er beſtellte Sachwalter zu Leonberg, Stuttgart und Tübingen und wendete ſich unmittelbar an Herzog Johann Friedrich[2]), dem er ſich und ſeine Familie, bei deſſen Regierungsantritte, zu landesfürſtlicher Gnade empfohlen. Seiner Abſicht, ſeine Mutter unter kaiſer-

---

[1] S. von Breitſchwert S. 165 ff.

---

1) Er hatte ihn wol 1609 kennen gelernt, wie er als Mitglied der Geſandtſchaft der proteſtantiſchen Union an den Kaiſer Rudolf II. in Prag war.

2) Geb. 5. Mai 1582, ſuccedirt 29. Jan. 1608, † 18. Juli 1628, vermählt 5. Nov. 1609 mit Barbara Sophie von Brandenburg (geb. 16. Nov. 1584, † 13. Febr. 1636), älteſter Sohn Herzog Friedrich's I., Stammvater des jetzigen württembergiſchen Hauſes, ein nicht übelwollender, aber ſchwacher, träger, von durch Familieneinfluß beſtellten Räthen abhängiger Fürſt.

licher Juriſdiction zu laſſen, da er nicht zugeben könne, daß „eine geſchwätzige, von Alter gebeugte Frau einer Reinigung unterworfen werde, die ungerecht, grauſam und mit dem höchſten Grade der Unterdrückung verbunden ſei und der ſie nothwendig unterliegen müſſe“, wirkte es wieder entgegen, daß der Pfarrer und der Zinngießer, die immer nach eigenem Kopfe handelten, ſich erboten hatten, ſie zu ſtellen. Auch die Mutter ſelbſt war gleichen Sinnes, reiſte zurück und als er ihr folgte, um ſie wieder abzuholen, wozu er auch die Erlaubniß erwirkte, ließ ſie ihn allein wieder abziehen. Er empfahl die Sache ſeinem Freunde Beſold, der aber auch klagte: daß die Keppler'ſchen Verwandten „Alles hinter ihm verhandelten“.

Keppler hatte denn doch erwirkt, daß dem Voigt die Fortſtellung des Injurienproceſſes aufgegeben ward, während die Heller'ſche Beſchuldigung erſt ſpäter wieder in der Reinboldſchen Klageſchrift auftauchte. Der Voigt aber verſchob das Zeugenverhör bis 1618, erſtattete dann einen parteiiſchen Bericht, der jedoch ohne nachtheiligen Erfolg war und blieb nun wieder unthätig, bis Keppler durch den Tod des Kaiſers Mathias in ſeiner Stellung erſchüttert und obendrein in dem belagerten Linz eingeſchloſſen war. Jetzt geſtattete der Voigt der Reinbold eine Gegenklage auf Zauberei, worin alle die alten Fabeln zuſammengeſtellt und noch durch die Behauptung vermehrt wurden, daß die Keppler ein Mädchen die Schwarzkunſt habe lehren wollen[1] und daß ſie einem Bürger ein, wo nicht zwei Kinder getödtet.

---

[1] Man wollte das Mädchen zu einer Beſtätigung der fraglichen Beſchuldigung überreden; indeß gelang dies nicht und der Klagepunkt blieb ganz unbeſcheinigt. S. von Breitſchwert S. 198—99.

Der Zinngießer verdarb durch eine unbedachte Entgegnung die Sache mehr, als daß er die Klage entkräftet hätte[1]), und der Pfarrer, ihr Schwiegerſohn, geſtattete ihr zwar den Aufenthalt im Pfarrhauſe, verbot ihr aber, ihm unter die Augen zu treten! Vergebens lud Keppler die Mutter ein, mit ſeiner Stieftochter ins Karlsbad zu reiſen. Sie kam auch diesmal nur bis in die Gegend von Ulm, wo ſie wieder umkehrte. Nun wurde ihre Verhaftung befohlen, die in der Nacht zu Heumaden vollzogen ward. Die erſchrockene Tochter ſprang im Hemde aus dem Bette und trug die ſchlafende Mutter in eine Truhe, und auch dies galt als neuer Verdachtsgrund. Margarethe ließ aber nicht von ihrer Treue ab und übergab eine Fürbitte, worin ſie bezeugte, daß ihre liebe Mutter ſie in der Furcht Gottes und in allen Tugenden unterwieſen, auch ſelbſt einen chriſtlichen Wandel geführt habe. Auch im Gefängniß ſuchte ſie ihr Schickſal zu erleichtern. Die Beklagte wurde gleich den Tag nach ihrer Verhaftung einem völlig tumultuariſchen Verhör unterworfen, wobei der Stadtſchreiber Feucht, ein junger, unwiſſender Menſch, eine Creatur Einhorn's, das liederlichſte Protokoll führte, und auf die daraus gefertigte Relation ward die Anklage auf Tortur anbefohlen. Der Zinngießer erwirkte zwar eine Verlegung des Proceſſes an einen andern Ort, nach Güglingen, that es aber lediglich mit dem Anführen, daß das nunmehr bevorſtehende Mittel ſchimpflich ſei, weshalb er bitte, daß ſeiner Mutter ihr Recht an einem andern Orte angethan werde, und Voigt Einhorn entwarf für Voigt Aulber zu Güglingen die Anklage und ſchrieb ihm dazu, daß nun nur noch Meiſter Jakob (der Scharfrichter)

---

1) S. von Breitſchwert, S. 100—1.

nöthig ſei. Dieſe von Einhorn verfaßte Anklage[1] trug Voigt Aulber am 4. Septbr. 1620 vor dem Gericht zu Güglingen vor. An demſelben Tage ward aber, auf Bitten Johann Keppler's, zu Stuttgart verfügt, daß bis zu des Letztern Ankunft mit dem peinlichen Proceſſe innegehalten werde. Auf die Nachricht von der Verhaftung ſeiner Mutter trat er die Reiſe nach Württemberg an, traf am 26. Septbr. zu Güglingen ein, und erwirkte ſogleich, daß die Gefangene in die Wohnung des Gefängnißwärters gebracht wurde, wo der gefeſſelten, alten und kranken Frau gleichwol zwei Wächter gehalten werden mußten. Auch erlangte Keppler die Geſtattung des ſchriftlichen Proceſſes, was wieder dem Zinngießer, der Koſten halber, nicht recht war. Nach mancherlei proceſſualiſchen Weiterungen und nach einem Zeugenverhör, in welchem ſich beſonders der Decan Beck leidenſchaftlich gegen die Beklagte benahm[2] und ſich jedenfalls herausſtellte, daß ganz Leonberg ſie für eine Hexe hielt und ſich über Johann Keppler ärgerte, weil dieſer Urſache ſei, daß mit ihr mehr Umſtände gemacht würden, als mit andern Hexen, wurde die Exceptionsſchrift am 7. Mai 1621 in 58 Bogen übergeben[3]. Keppler hat ſie wahrſcheinlich, ganz oder zum Theil, ſelbſt verfaßt; die Vertheidigung ſelbſt war aber dadurch ſehr erſchwert, daß es Niemandem damals beikommen konnte, die Möglichkeit der Beſchuldigungen zu leugnen, ſondern daß man nur ihre thatſächliche Begründung in Abrede zu ſtellen hatte. Es folgte nun eine Gegenſchrift[1]) und eine von Johann Keppler in zwei Tagen verfaßte[2]) Concluſionsſchrift, die der Voigt Aulber für bloße Wiederholung der alten Ausflüchte erklärte, wodurch der Richter in dieſer ſonnenklaren Sache irregemacht werden ſolle. Zum Glücke ward befohlen, rechtliches Bedenken von der Juriſtenfacultät zu Tübingen einzuholen, und dieſes fiel (am **10.** Sept. **1620**) dahin aus, daß die Beklagte zwar an den zur Tortur beſtimmten Ort geführt, ihr der Nachrichter und die Inſtrumente gezeigt und ſie mit der Tortur ernſtlich bedroht, dieſe ſelbſt aber nicht an ihr vollſtreckt werden ſollte. Am 28. Sept. erfolgte nun dieſe Scene, wobei ſie ihre Unſchuld aufs Feierlichſte betheuerte, auf die Knie fiel, Gott ihre Sache empfahl und betete, worauf ſie von der Klage abſolvirt und, nachdem ihr Unvermögen zur Bezahlung der Koſten dargethan worden, indem Johann Keppler bewies, daß er auf Alles, was ſie beſitze, alte Anſprüche habe, aus dem Gefängniß entlaſſen wurde. Die Koſten wurden nun ſcharf moderirt und das Verbleibende den Städten Güglingen und Leonberg, dem Fiscus, dem Reinbold und dem Chriſtoph Keppler aufgelegt. Reinbold wollte nicht zahlen und wurde in den Thurm geſteckt, bis er ſich fügte. Die Leonberger wunderten ſich am meiſten, daß ſie „eine ſo hochgravirte

---

[1] S. von Breitſchwert, S. 199 ff.

[2] Einhorn und Beck legten auch darauf viel Gewicht, daß ſie nicht weine; man glaubte, daß die Hexen nicht weinen könnten. Bei einem frühern Verhör hatte ſie ein Gerichtsbeiſitzer wenigſtens nach der Urſache gefragt, worauf ſie die rührende Antwort gab: „Ich habe in meinem Leben ſo viel geweint, daß ich nicht mehr weinen kann.“

[3] Ein Auszug daraus ſ. von Breitſchwert, S. 263 f.

---

[1]) Bei dieſer Gelegenheit ſteht im Protokoll wörtlich: „Die Verhaftete erſcheint leider mit Beiſtand ihres Herrn Sohnes, des Mathematikers Johann Keppler.“

[2]) Es war ihm geſtattet worden, ſeinen Rechtsfreund nicht zu nennen.

Perſon aus dem Malefizrechte löſen ſollten, was ihnen und ihren Nachkommen in ewigen Zeiten zu Hohn und Spott gereichen würde“. Sie drohten in ihrer Eingabe an das Oberamt, daß gewiß ein Todtſchlag erfolgen würde, wenn die Keppler länger in Leonberg bleiben dürfe, und das Oberamt ahndete dieſe Sprache nicht. Die Stadt mußte zwar 40 Fl. zahlen, aber der Voigt zog dieſelbe eigenmächtig der Tochter der Keppler an dem Hauskaufſchilling ab und entgegnete auf ihre Beſchwerde: ſie ſolle froh ſein, daß es mit ihrer Mutter „einen ſo leidentlichen Ausgang genommen“ habe. Und in der That würde bei einer andern Frau der dritte Theil des gegen die Keppler Vorliegenden hingereicht haben, ſie auf die Folter und auf den Scheiterhaufen zu bringen, und es iſt kein geringer Beweis des hohen Anſehens, in welchem Keppler denn doch ſtand, und des treuen Eifers ſeiner Freunde, namentlich Faber's und Rath Bidenbach's[1], daß die Sache einer nach damaligen Begriffen ſo ſchwer gravirten Frau, die den Voigt und den Decan und eine Hofpartei und die Meinung der ganzen Stadt wider ſich hatte, doch noch „einen ſo leidentlichen Ausgang“ nahm.

Die Dulderin ſelbſt entging durch ihren am 13. April 1622 erfolgten Tod jeder weitern Verfolgung. Keppler wurde mit ſeinen Erbanſprüchen auf Grundſtücke verwieſen, an denen er bei den damaligen Verwirrungen viel verlor. Er eilte darauf nach Linz zurück, wo man inzwiſchen allerlei Gerüchte über ihn ausgeſtreut hatte, die ſich zum Theil auch weiterhin erhalten haben, wie daß ſeine Mutter wegen Giftmiſcherei angeklagt geweſen ſei, daß Kaiſer Mathias, deſſen Tod er vorausgeſagt, einen hohen Preis auf ſeinen Kopf geſetzt gehabt habe, daß ſein Kalender verbrannt worden ſei. Letzteres geſchah allerdings, aber erſt 1624, und lediglich deshalb, weil die Landeskreiſe ſich um den Vorrang ſtritten und er den Kreis ob der Ens vorangeſetzt hatte.

---

[1] Wilhelm Bidenbach, Profeſſor der Rechte in Tübingen, ein Gegner Beſold's, kam wegen eines Aufſatzes gegen dieſen 1630 nach Urach, mußte aber auf kaiſerlichen Befehl in Freiheit geſetzt werden, und ging nach Wien, wo es ihm anfangs nicht beſonders ging, da er ſich beharrlich weigerte, zum Katholicismus überzugehen. Später wurde er däniſcher Reſident in Wien und auch von Herzog Eberhard III. von Württemberg vielfach als diplomatiſcher Agent gebraucht.

Doch zu Erfreulicherem überzugehen, die von ſo manchen Bedrängniſſen erfüllte Zeit, in welche dieſe Begegniſſe fallen, war doch auch reich an geiſtigen Genüſſen für Keppler. Am 8. März 1618 entdeckte Keppler zuerſt ſeine dritte Regel, prüfte ſie ſeit dem 15. Mai von neuem und theilte ſie im nächſten Jahre der Welt in einem claſſiſchen Werke[1] mit: das Geſetz der Entfernungen und Umlaufszeiten der Weltkörper, nach welchem die Würfelzahl der Entfernungen gleich iſt der Quadratzahl der Umlaufszeiten, ſodaß man mit Leichtigkeit aus letztern die erſtern berechnen kann. Er eignete dieſes Werk dem Könige Jakob I. von England zu, aus Dankbarkeit für den früher erwähnten Ruf. Ferner verfaßte er in dieſen Jahren ſeinen Inbegriff der Copernicaniſchen Lehre[2], welcher 1618—1622 in vier Bänden erſchien. Neu waren in dieſen beiden Werken auch die Lehren: daß alle Fixſterne Sonnen ſeien, jeder wahrſcheinlich mit einer Planetenwelt umgeben, unſer Sonnenſyſtem aber wol in einer nähern Beziehung zu der Milchſtraße ſtehe. Daneben verſuchte er ſich in allerlei kleineren

---

[1] Harmonices mundi. 1619.

[2] Epitome astronomiae copernicanae.

Arbeiten, wie die Stereometrie der Fäſſer[1]), welche Fermont auf die Erfindung der Differentialrechnung brachte. Er ſtellte Forſchungen über die Geſtalt der Schneeflocken an[2]), erging ſich in Gedanken über die Vermehrung des Menſchengeſchlechts, gab Paradoxa physica heraus und erfand die Waſſerſchraube. Er beſchrieb die Mondfinſterniſſe des Juni und December 1620. Als Lord John Nepper's (Napier's, geb. 1550, † 1617), des Erfinders der Logarithmen, Canon mirificus Logarithmorum erſchien (1614), worin der Verfaſſer den wiſſenſchaftlichen Grund ſeiner Erfindung verſchwiegen hatte, weshalb derſelben kein Zutrauen geſchenkt ward, erkannte Keppler ſofort, worauf es ankam, und erſt ſeit er die Theorie der Logarithmen erklärt hatte[3]), bedienten ſich die Mathematiker der erleichternden Methode.

Seit ſeiner Rückkehr nach Linz verſchritt er auch wieder zu der Fortſetzung jenes ſeit 1600 ohne ſeine Schuld ſo oft unterbrochenen Rieſenwerkes der Rudolphiniſchen Tafeln, worin zum erſten male die aſtronomiſchen Berechnungen auf die wahren Geſetze der planetariſchen Bewegung begründet waren und deren Vollendung von allen Freunden der Sternkunde mit Ungeduld erwartet und oft erinnert wurde. Damals ließ Keppler durch ſeinen Freund Mathäus Bernegger[4]) heimlich den Druck einer Apologie beſorgen, worin die Umſtände dargelegt waren, die das Erſcheinen der zum Druck bereitliegenden Tafeln behinderten. Jetzt wies der Kaiſer 6000 Fl. zu den Druckkoſten auf die Reichsſtädte Nürnberg, das

---

[1]) Stereometria doliorum. 1615.

[2]) De nive sexangula.

[3]) Chilias Logarithmorum, 1624.

[4]) Geb. zu Hallſtadt 1582, † als Profeſſor zu Straßburg 3. Febr. 1640.

1000 Fl. zahlen ſollte, Memmingen und Kempten an. Keppler meldete ſich perſönlich mit den Anweiſungen bei dieſen Städten, aber Nürnberg, angeblich durch Wallenſtein behindert[1]), zahlte gar nichts, die beiden andern nur einen Theil. Dennoch begann er den Druck, den er aber 1626, wo er ſich, infolge der neuen Maßregeln gegen die öſterreichiſchen Proteſtanten, in Linz nicht mehr ſicher glaubte, nach Ulm verlegte, wohin er ſich, nachdem er die kaiſerliche Erlaubniß dazu erhalten, mit der Druckerei und ſonſtigen Apparaten begab. Frau und Kinder ließ er in Regensburg zurück. Vorher hatte er noch eine abermalige Belagerung von Linz, diesmal durch Proteſtanten, durch Mansfeld nämlich und die aufſtändiſchen öſterreichiſchen Bauern, beſtanden, welche 14 Wochen andauerte, bis Wallenſtein zum Entſatz kam, worauf der Kaiſer Ferdinand II. die ſogenannte kaiſerliche Reformation anordnete, welche natürlich eine Gegenreformation war.

In Ulm dachte Keppler doch daran, im Nothfall auch außer Deutſchland, in Frankreich nämlich, den Niederlanden oder England, nach dem Erſcheinen der Tafeln eine Stellung zu ſuchen, wo er dieſelben, gegen ordentlichen Gehalt, vor einem zahlreichen Publicum erklären könne. Doch iſt er darüber zu keinem Entſchluß gekommen und fiel es ihm ſtets zu ſchwer, ſich von Deutſchland zu trennen. Ja am liebſten wäre er auch jetzt noch in Württemberg geblieben, das er auch von Ulm aus, während der bald durch Geldmangel, bald durch Einquartierung geſtörte Druck nur langſam fortſchritt, beſuchte und zu Göppingen den Sauerbrunnen trank. In Ulm, wo er mit Johann Faulhaber, einem Aſtronomen und Ingenieur, in vertrautem Verkehr lebte, maß er die Polhöhe der Stadt und gab ein Originalmaß in Form eines Keſſels an, welches das Ulmer Wein-, Getreide- und Ellenmaß in ſich begriff und noch jetzt im ſtädtiſchen Archive aufbewahrt wird. Im Jahre 1627 erſchienen endlich die Rudolphiniſchen Tafeln, auf deren Titel er zugleich des Kaiſers Rudolph II., als des kaiſerlichen Mäcens der Unternehmung, wie des Tycho de Brahe, der den Gedanken dazu zuerſt gefaßt gehabt, zu gedenken nicht unterließ [1]). Da Keppler die Koſten zum großen Theil vorgeſchoſſen hatte, war ihm geſtattet worden, ſo viele Exemplare zu 3 Fl.[2]) voraus zu verkaufen, als erfoderlich waren, um ſeine Auslagen zu decken; den weitern Erlös ſollte er mit den Erben Tycho's theilen. Er erhielt jedoch von Fürſten, Univerſitäten und einzelnen Freunden der Wiſſenſchaft für einzelne Exemplare Summen, die alle ſeine Erwartungen überſtiegen.

---

[1]) L. von Breitſchwert S. 166.

Gegen den Schluß ſeines Lebens ſollte er noch in ein eigenes Verhältniß verſetzt werden. Er hatte ſeit ſeiner Beſtätigung als kaiſerlicher Mathematicus ſeine Beſoldung wieder ausgezahlt erhalten; der Hof war aber keinesweges geneigt, ihn, den ſtandhaften Proteſtanten[3]), im Lande zu haben und ſeine Dienſte zu nutzen. Da wünſchte denn die kaiſerliche Hoffammer, ſich der Beſoldung ſowol, als der immer noch unberichtigten Rückſtände mit einem male zu entledigen, indem man Keppler mit all ſeinen Anſprüchen an Wallenſtein, den neuen Herzog von Mecklenburg, der ja ein Freund der Aſtrologie war, überwies, damit er aus den Einkünften Mecklenburgs ſowol die Beſoldung, als die frühern Foderungen Keppler's bezahle. Dieſe Combination hatte er freilich in dem mehrerwähnten Horoſkope nicht gefunden. Dem Wallenſtein war er übrigens ſchon durch ſeinen Lehrer Verdungus (S. 6) empfohlen, und Keppler zog anfangs mit ziemlichem Vertrauen nach Sagan, ſodaß er ſowol einer Einladung, zu dem Landgrafen von Heſſen-Kaſſel[1]) zu kommen, als der ſeines Freundes Bernegger, den Reſt ſeiner Tage bei ihm in Straßburg zu verleben, keine Folge leiſtete. In Sagan empfahl ihn Wallenſtein ſeinem Landeshauptmann daſelbſt als einen „in der Mathematic und Astronomia qualificirten und hocherfahrenen Mann“ und befahl, ihn nicht allein mit einer bequemen Wohnung gegen leidliche Bezahlung zu verſehen, ſondern ihm auch ſonſt in Allem die behilfliche Hand zu bieten[2]), trug ihm auch die Berechnung der nächſten Zuſammenkunft des Jupiter und Saturn auf und ſcheint ihm auch ſeine Beſoldung gezahlt zu haben[3]). An die Tilgung der Rückſtände dachte er aber nicht und als ihn Keppler in einem

---

[1]) Tabulae Rudolphinae totius Astronomicae scientiae a Tych. Braheo primum conceptae continuatae et absolutae. Ulmae 1627.

[2]) Den Preis hatte, auf Keppler's Wunſch, die kaiſerliche Büchercommiſſion beſtimmt.

[3]) Seine Anhänglichkeit an den Proteſtantismus bewies er auch ſeinem Freunde Beſold gegenüber, der ihm die erſten Andeutungen einer Stimmung gab, die jenen, aus Widerwillen über den grübelnden Verfolgungseifer der proteſtantiſchen Theologen, 1630 zum Katholicismus führte, bei Keppler aber nur die Stimme des warnenden Freundes fand

---

[1]) Es war dies jedenfalls Landgraf Moritz I. (geb. 25. Mai 1572, † 15. März 1632), der im Jahre 1627 die Regierung niedergelegt hatte und ſich in ſeiner Zurückgezogenheit weſentlich mit phyſikaliſchen Wiſſenſchaften beſchäftigte.

[2]) Leipelt, Geſchichte der Stadt und des Herzogthums Sagan, S. 134—35. Das Schreiben datirt Prag, 26. April 1628.

[3]) F. von Breitſchwert, S. 166.

Schreiben nach Güſtrow darum mahnte (10. Febr. 1629), wollte er ſich des kaiſerlichen Decrets nicht mehr erinnern. Ein zweites Schreiben vom 24. Febr.[1]) hatte wenigſtens die Folge, daß der Herzog dem akademiſchen Senat zu Roſtock befahl, Keppler auf den Lehrſtuhl der Mathematik zu berufen, was auch geſchah. Keppler aber mochte dem Beſtande der Wallenſtein'ſchen Herrſchaft in Mecklenburg nicht trauen, wie er denn ſchon früher an ſeinen Freund Bernegger geſchrieben hatte: „Wenn das bisherige Glück dieſes Herren fortdauert, ſo kannſt Du ſehr leicht in Roſtock angeſtellt werden, denn er buhlt nach dem Ruhme eines Beförderers der Wiſſenſchaften ohne Unterſchied der Religion, ſollte hingegen ſein Glück ſich wenden, ſo kann ich noch leichter zu Dir nach Straßburg kommen"; er trug auch gerechtes Bedenken, ſeine Anſprüche an den Kaiſer völlig aufzugeben und ſich lediglich auf Wallenſtein's unſicheres Glück anweiſen zu laſſen. So erklärte er dem Herzoge furchtlos: er werde dieſem Rufe nicht eher folgen, als bis der Herzog die kaiſerliche Genehmigung ausgewirkt haben und die Rückſtände bezahlt ſein würden, und ſagte in einem Briefe an Bernegger, worin er dieſem den Vorgang erzählte: „Du wirſt über meine Kühnheit ſtaunen und lachen; doch bedenke, daß der Herzog über ſeine Gnade Herr und Meiſter, das Glück aber beides über den Herzog iſt."

In Sagan bezog er einen Thurm neben dem Spitalthore, der nach ihm benannt wurde, und blieb bis 1630 dort, in welchem Jahre er noch ſein jüngſtes Kind, Anna Maria, taufen ließ. Auch hatte er hier eine ſeiner letzten Erdenfreuden, indem ſeine einzige Tochter erſter Ehe, Suſanna, mit ihrem jungen Gemahl, dem Profeſſor

---

[1]) Förſter, Wallenſtein's ungedruckte Briefe, II, 1 ff.

Bartſch in Straßburg, mitten durch die Fährlichkeiten des Krieges zu ihm reiſte, den väterlichen Segen zu ihrer Verbindung zu empfangen. Sie war im Fräuleinſtift zu Pforzheim erzogen worden, und als ſie heranwuchs, hatte Keppler ſeinen Aerger über ſeine Schweſter, die der Nichte gern einen Mann verſchafft hätte und ſie, wie er meinte, „mit ihren Ausrufungen lächerlich machte". Aber auch Bernegger, gegen welchen Keppler dieſe Klagen angeſtimmt hatte, beſchäftigte ſich mit ihrer Verſorgung und ſchrieb an Bartſch, der damals als Gehilfe bei Keppler in Sagan war, er möchte ſich doch um Suſanna bewerben, legte aber den Brief in der Zerſtreuung unverſiegelt einem Briefe an Keppler bei, der ihn las und die Sache vor der Hand ruhen ließ, indem er die Zerſtreuung ſeines Freundes einem Schutzgeiſte beimaß. Als aber Bartſch bald darauf Profeſſor der Mathematik in Straßburg wurde, übertrug Keppler ſeinem Freunde die Stelle des Vaters und beauftragte ihn, ſeine[1] Tochter zu fragen, ob ſie frei ſei und ob ſie glaube, ſich ſicher auf Bernegger verlaſſen zu können, wenn dieſer ihr einen Bräutigam auswähle, den er ihr der Entfernung halber nicht perſönlich zeigen könne. Die Hochzeit möge zu Leonberg oder Straßburg gehalten werden; in Sagan ſei er ein unbekannter Fremdling. Sie ward im März 1630 in Bernegger's Hauſe begangen; der Bruder der Braut, Ludwig, Student der Medicin zu Tübingen, die Tante Margarethe und der Oheim Chriſtoph, der Zinngießer, waren zugegen. Den Vater wird der Beſuch des liebenden Paares ſicherlich mehr gefreut haben, als die goldene Ehrenkette, die ihm der Großherzog von Florenz[1]) nach Sagan ſchickte. Die Ehe ward übrigens ſchon nach einem Jahre, wo Bartſch an der Peſt ſtarb, wieder getrennt und die Witwe verehelichte ſich anderweit mit Martin Heller.

---

[1] Frage du „meine, ja deine Tochter", ſchrieb er.

In Sagan berechnete Keppler, in kaiſerlichem Auftrage, aſtronomiſche Ephemeriden bis 1637. Er arbeitete hier ſeinen Hipparch, ferner die Schrift: Terrentii epist. ex regno Sinarum ad mathemat. Europ. missae; cum coment. J. Kepleri; acc. J. Keppler de insigni defectu Solis (Sagan 1630); und als opus posthumum ſein Somnium de Astronomia lunari, von dem er ſelbſt ſchreibt: „In meiner Aſtronomie des Mondes ſtehen ebenſo viele Räthſel als Zeilen, Räthſel, welche nur mit Hilfe theils der Sternkunde, theils der Naturlehre, theils der Geſchichte aufgelöſt werden können.“ Die Kriegsunruhen aber brachten die Druckerei wie den Vertrieb ſeiner Werke zum Stillſtand, und ſo beſchloß er, ſich mit ſeinen Foderungen an den Reichstag zu Regensburg zu wenden, denſelben Reichstag, der die Entlaſſung Wallenſtein's erwirkte. Seine Abſicht war, von Regensburg nach Linz und wieder zurück nach Sagan zu reiſen; doch nahm er eventuell, „bei der jetzigen Ungewißheit aller Dinge“, das erneuerte Erbieten der Gaſtfreundſchaft Bernegger's mit innigem Danke an, wie er dieſem aus Leipzig, 21. Oct. 1630, ſchrieb. Wahrſcheinlich wollte er in Linz ſeine dortigen Foderungen betreiben und in Sagan ſeine Familie und Apparate abholen, um nach Straßburg überzuſiedeln. Die in rauher

---

[1]) Ein Cosmus, wie von Breitſchwert S. 118 ſchreibt, kann dies nicht geweſen ſein, denn Cosmus II. war ſchon 1621 geſtorben und Cosmus III. wurde erſt 1642 geboren; wahrſcheinlich der Großherzog Ferdinand II. (geb. 1610, † 1670).

Jahreszeit zu Pferde gemachte Reiſe griff ihn an; er kam erſchöpft nach Regensburg, ward mit Kälte empfangen und, durch die Ausſichtsloſigkeit ſeiner Hoffnungen gekränkt, erkrankte und ſtarb er, im Hauſe des Handelsmanns Hillibrand Pylli, am 15. Nov. 1630. Er ward auf dem St. Peterskirchhof beerdigt und erhielt die von ihm ſelbſt verfaßte Grabſchrift:

Mensus eram coelos, nunc terrae metior umbras;
Mens coelestis erat, corporis umbra jacet.

Die Grabſtätte ward bei der Erſtürmung von Regensburg durch Herzog Bernhard von Weimar, im Nov. 1632, von den einſtürzenden Außenwerken der Feſtung verſchüttet, und konnte nur mit Mühe wieder aufgefunden werden, als Karl von Dalberg, als Fürſtbiſchof von Regensburg, ein geſchmackvolles Denkmal, das ſeinen Kunſtwerth Döll und Dannecker verdankt, errichten ließ.

Das Inventarium über die Effecten, welche Keppler bei ſeinem Tode bei ſich führte[1]), woneben er auch in Württemberg und in Sagan noch Beſitz hatte, ſowie es ihm ſonſt auch nicht an Freunden und Zufluchtsſtätten mangelte, zeigt allerdings, daß es etwas zu viel geſagt war, wenn man ihn den Hungertod ſterben ließ. Die Schuldbriefe, die er bei ſich führte und die ein für jene Zeit gar nicht unanſehnliches Vermögen darſtellten, waren freilich theils völlig ausſichtslos, theils wenigſtens vorläufig, bei den Stockungen, die der Krieg erzeugte, ohne Nutzen.

Die Studienkoſten ſeines Sohnes Ludwig ſcheinen aus dem Vermögen beſtritten worden zu ſein, welches ſeine Schweſter Margarethe für ihn in Händen hatte, woneben auch der treue Bernegger aushalf[1]). Zu jenem ihrem Stiefſohn kam Keppler's Witwe mit vier kleinen Kindern nach Tübingen und brachte ihm das Manuſcript des Somnium, mit der Bitte, es zum Beſten der Verwaiſten herauszugeben, was derſelbe auch 1634 that und die Schrift dem Landgrafen Philipp von Heſſen zueignete. Ludwig Keppler blieb aber nicht in Württemberg, ſondern lebte und ſtarb als Arzt in Königsberg und mit ſeinem einzigen Sohne erloſch der Mannsſtamm des großen Johann Keppler.

---

[1]) S. daſſelbe aus dem Göttinger Magazin II, 4, bei von Breitſchwert, S. 225 – 28.

---

[1]) S. von Breitſchwert, S. 171.

IV. Waldſteine und Sinzendorfe

in den Herrſchaften Trebicz und Selowicz.

Es iſt im erſten Aufſatze dieſes Bandes beiläufig des Oberſtburggrafen von Böhmen, Grafen Adam von Waldſtein, des Vetters des Friedländers und des Stammvaters zweier noch jetzt blühenden Linien dieſes berühmten Hauſes, zugleich auch ſeiner mähriſchen Beſitzungen und des darauf errichteten Seniorats zu Trebicz gedacht worden. Dieſe in der äußerſten öſtlichen Ecke des iglauer Kreiſes gelegene Herrſchaft, zu welcher auch das Städtchen Trebicz, früher ein Hauptſitz der Huſſiten und dann der mähriſchen Brüder gehört, war ehedem ein Beſitzthum der bis gegen das Ende des Mittelalters überaus angeſehenen und reichen Benedictinerabtei Trebicz (Trebjč), die auch unter dem Namen „Maria Himmelfahrt“ oder „Maria Reich“ bekannt war. Sie war von Fürſt Ulrich von Brünn († 1115) und Fürſt Leopold von Znaim († 1112), beides Söhnen Herzog Konrad's von Znaim und Neffen König Wratislaus' II. von Böhmen, um das Jahr 1109 geſtiftet worden, und es ſoll damals ein an jener Stelle geſtandenes landesfürſtliches Schloß in das Stiftsgebäude umgewandelt und dabei eine Kirche zu Ehren der Geburt Mariä erbaut worden ſein, in wel cher Kirche auch beide fürſtliche Stifter nach ihrem Tode beigeſetzt wurden. Die Propſteien deſſelben Ordens zu Wollein und Kumrowicz waren Filiale dieſer Abtei, als deren erſte Aebte Kuno († 1138), Adalbert, zu deſſen Zeiten Herzog Konrad II. von Znaim († 1150) und Prinz Spitihnew von Brünn († 1151) ebendaſelbſt beerdigt wurden, Nadeg, wahrſcheinlich ein Sohn des Fürſten Swatopluck von Olmütz, ein zweiter Kuno, um 1174, und ſeit 1184 Tiburz genannt werden. Um 1169 ſoll ein Mönch dieſes Kloſters, Namens Albinus, ein geſchichtliches Werk über Mähren verfaßt haben, das ſich zu Comenius', des bekannten Verfaſſers des Orbis pictus, Zeiten in der Zierotin'ſchen Bibliothek befunden, und mögen bald darauf die Annales monasterii Trebitiensis begonnen worden ſein, von denen der mähriſche Geſchichtsforſcher Peſſina von Czecherod ein Bruchſtück beſeſſen hat. Noch im 14. Jahrhundert galt dieſe Abtei für die erſte des Benedictinerordens in Mähren und ſelbſt Benedict XII. erließ an ihren Vorſtand eine Bulle in Betreff der Ordenscapitel, der Disciplin und der Studien für den Orden in Mähren. Im 15. Jahrhunderte begann der Verfall, zunächſt infolge der Huſſitenkriege. Gegen die Huſſiten hatte der fromme, gelehrte und tapfere Abt Benedict von Lomnic mannhaft gekämpft und den Biſchof Johann den Eiſernen von Olmütz bei Belagerung und Einnahme der Burg Czernahora (1423) weſentlich unterſtützt. 1430 fiel aber Prokop der Kahle in Mähren ein, verwüſtete die Stiftsgüter und ſoll Trebicz bis 1431 behauptet haben, ohne jedoch das Stiftsgebäude, trotz eines von den Bürgern unterſtützten verrätheriſchen Anſchlags [1], in ſeine Gewalt bekommen zu haben. Von jener Zeit an kam die Abtei in unentwirrbare finanzielle Bedrängniſſe, zu denen wol auch das Abnehmen der Spenden der Umwohner beigetragen hat, veräußerte oder verpfändete ein Einkommen, ein Beſitzthum nach dem andern und contrahirte eine beträchtliche Schuldenlaſt. Den Hauptſtoß gab dem Stifte aber der Krieg zwiſchen König Georg Podiebrad von Böhmen und König Mathias Corvin von Ungarn. Der Sohn des Erſtern, Herzog Victorin von Münſterberg[1], warf ſich 1468, von König Mathias mit einem ſtarken Heere gedrängt, in die Stadt Trebicz, welcher König Mathias darauf mit grobem Geſchütz und wiederholten Stürmen gewaltig zuſetzte, während die Böhmen ſie, vielmehr ſich, auf das Tapferſte vertheidigten. Endlich gelang es den Ungarn, eine Breſche zu ſchießen, durch die zuerſt ein Rittmeiſter der im Heere des Ungarkönigs gegen die ketzeriſchen Böhmen fechtenden Kreuzſoldaten mit den Seinen eindrang, worauf die Ungarn dem Beiſpiele folgten und im Innern der Stadt ein wüthender Kampf entbrannte. Vergebens ließen die Bürger die weiße Fahne wehen. Ein in den Vorſtädten ausgebrochenes Feuer ergriff die innere Stadt und in dem furchtbaren Brande ſollen über 1000 Menſchen umgekommen ſein, während der Kampf auf Seiten der Vertheidiger über 250 Kriegsleuten und Bürgern das Leben koſtete. Prinz Victorin zog ſich nun, obwol die Brücke über die Iglawa unter den erſten Wagen brach, mit ſeinen Krie-

---

[1] Schon hatten ſich huſſitiſch geſinnte Bürger in die Stiftskirche

---

eingeſchlichen, von wo man am St.-Nikolaustage (6. Dec.) das Stift überrumpeln wollte, als ſie entdeckt, gefangen und nach Brünn geliefert wurden, wo zwei geviertheilt, drei gehängt, die Uebrigen durch Abſchneiden der Naſen und Ohren beſtraft wurden.

[1] Starb am 30. Aug. 1479. Sein Mannsſtamm erloſch 151

gern und Anhängern in das Stift zurück, von deſſen Größe es einen Beweis geben mag, daß damals an 4000 Mann, die Weiber und Kinder ungerechnet, in demſelben Raum fanden. König Mathias belagerte darauf das Stift, deſſen Abte er mit Verweiſung oder ewigem Kerker drohte, wenn er die Uebergabe nicht ermöglichte. Dies hing aber nicht von dem armen Abte Mathias, ſondern von dem Prinzen Victorin ab, der die Abtei erſt verließ, nachdem über 300 Pferde nebſt den vorhandenen Katzen aufgezehrt worden 1). Da ſchlug ſich Victorin mit einem Theil ſeiner Leute glücklich zu ſeinem Bruder Heinrich durch, der ihm zu Hilfe geſchickt war und in der Nähe lagerte. Immer noch hatte er, wol zur Deckung des Rückzugs, eine Beſatzung im Stifte zurückgelaſſen, die ſich noch 1½ Wochen vertheidigte und dann noch freien Abzug erwirkte. König Mathias ſoll die Beute in vielen Wagen abgeführt haben und ſchaltete übrigens mit dem Stifte wie mit einem eroberten Lande. Er verpfändete die Stiftsgüter erſt an Zdenek von Sternberg, dann, ungeachtet der Friede von Wieneriſch-Neuſtadt (21. Juli 1479) die Rückgabe an den Orden ausdrücklich bedingt hatte, 1480 an Jaroslaw und Waneck von Lomnic, 1490 aber an Wilhelm von Pernſtein, den er zugleich ermächtigte, alle verſetzten Stiftsgüter einzulöſen. Darüber ging das Stift, das ſich vergeblich durch Abſetzung des Abts Mathias zu retten geſucht und in Tiburz ſeinen letzten Abt gefunden hat, dergeſtalt zu Grunde, daß man über die weitern Schickſale des Abts und ſeiner Ordensbrüder nichts irgend Sicheres

---

1) Scriptores rerum Bohemicarum, III, 188 ff. S.: Wolny, Mähren, VI, 370 ff.

weiß [1]). In guten Zeiten hatte die Abtei bei 200 Ordensmänner gehabt.

Die Stadt Trebicz, welche übrigens ihre eigenen Burggrafen gehabt hat, ſoll ſieben Jahre wüſt gelegen haben, war aber 1476 ſchon wieder ſo ſtark und übermüthig, daß ſie, aus unbekannten Urſachen, in eine Empörung gegen den Abt ausbrach, um deren Beſchwichtigung ſich die 18 Vaſallen des Stifts vergebens mühten, ſodaß zuletzt die landesfürſtliche Hilfe angerufen ward. Dieſelbe Stadt wurde darauf ein Hauptſitz der akatholiſchen Secten. Bald nach 1494 erbauten ſich die Utraquiſten ein eigenes Bethaus in der Vorſtadt Unterkloſter. Zwar wurden 1505 auf dem Landtage zu Brünn ſtrenge Beſchlüſſe gegen die Akatholiken gefaßt; aber 1523 fand Paul Sperat [2]), nachdem er aus Iglau verwieſen, in Trebicz Aufnahme und predigte dort und in der Umgegend die Lehre Luther's, bis er gefangen genommen und nach Olmütz abgeführt wurde, wo er zum Tode verurtheilt ward, jedoch, auf Fürſprache gleichgeſinnter Barone, mit Landesverweiſung davonkam. Aber um 1570 hing die ganze Stadt dem Utraquismus an; der katholiſche Dechant war nach Jarmeritz ausgewichen und der akatholiſche Geiſtliche hatte die Pfarrkirche der Stadt unter Glockengeläute in Beſitz genommen. Auch das pikarditiſche Brüderhaus wurde mit Paſtoren des

---

1) Einer Tradition zufolge ſoll der letzte Abt in Budiſchau geſtorben und begraben ſein.

2) Eigentlich Speter oder Spetter, geb. 13. Dec. 1481 in Schwaben, ſtudirte zu Paris und auf den italieniſchen Univerſitäten, ſchloß ſich den Reformatoren an und zog propagandiſtiſch umher, bis er nach ſeinen mähriſchen Fährlichkeiten noch 1523 zu Luther nach Wittenberg kam, der ihn nach Königsberg empfahl. Er wurde zuletzt Biſchof zu Pomezan in Preußen und ſtarb am 17. Sept. 1551

neuen Glaubens beſetzt. Nun mußten zwar dieſe Geiſtlichen dieſe Kirchen und mit einem Theile ihrer Glaubensgenoſſen auch die Stadt 1628 räumen. Im Allgemeinen aber hatte ihr Grundherr, der edle und geiſtvolle Karl von Zierotin [1]), den Akatholiſchen ſeiner Herrſchaft einen kaiſerlichen Schutzbrief erwirkt, und ſo klagte noch 1656 der Dechant von Polna in Böhmen, daß ſich in Trebicz, außer den Juden, nicht weniger als 21 akatholiſche Secten befänden. Im dritten Decennium dieſes Jahrhunderts enthielt es dagegen, unter 6731 Einwohnern, nur 10 helvetiſchen Bekenntniſſes, neben 1490 Juden, die in einer eigenen Judenſtadt [2]) wohnten.

Dem Wilhelm von Pernſtein wurde 1502 vom König Ladislaus von Böhmen der erbliche Pfandbeſitz der Herrſchaft nochmals zugeſichert. Kaiſer Ferdinand ſchenkte dieſelbe mit allem Zubehör ſchließlich am St.-Philipps- und Jakobstage (1. Mai) 1556 dem Ladislaus von Pernſtein, für deſſen „wichtige, den kaiſerlichen Prinzen Maximilian und Ferdinand geleiſtete Dienſte", ſowie wegen der großen auf den Stiftsgütern haftenden Schuldverſchreibungen des Hauſes Pernſtein. Das Stiftsgebäude war damals ganz herabgekommen und zerſtört, ſeit langer Zeit weder von einem Abte, noch von Ordensmännern bewohnt [3]). Der neue Erwerber verkaufte

---

1) Ueber dieſen vielleicht künftig einmal.

2) Die dortige Judengemeinde ſoll eine der älteſten in Mähren ſein und hat man die Erbauung einer Synagoge bis auf das Jahr 922 zurückführen wollen. Sie wurde 1410 von den ſokoliſchen Raubrittern geplündert und nachher zwei Mal vertrieben. Graf Ferdinand von Waldſtein gab (18. Juli 1693) eine ausführliche Judenordnung. S. Wolny, Mähren, VI, 563.

3) Wenn der verdienſtvolle Wolny die handſchriftliche Nachricht, ein Pfandinhaber der Herrſchaft, Arkleb von Bozkowic, der ſie von

die Herrſchaft aber ſofort an Burian Oſowſky von Daubrawic, mit deſſen Sohn oder Enkel Smil der Mannsſtamm dieſes alten Geſchlechts am 16. Febr. 1613 erloſch. Smil war in erſter Ehe mit Bohunka von Zierotin († 1588), in zweiter mit **Katharina von Waldſtein**, einer Vatersſchweſter des Friedländers, verheirathet, nahm die Letztere 1612 in die Gemeinſchaft des Beſitzes und ſetzte ſie zur Erbin ein. Nach ſeinem Tode heirathete ſie den Karl von Zierotin, dem ſie gleichfalls keine Kinder brachte. Dem Glauben der mähriſchen Brüder treuer ergeben, als ihr Vetter und Neffe, wanderte ſie 1620 lieber nach Breslau aus, als daß ſie zum Katholicismus übergetreten wäre, und überließ (15. Mai 1628) die Herrſchaft ihrem Vetter, dem Oberſtburggrafen Adam Grafen Waldſtein, gegen eine jährliche Rente von 6000 Fl. Indeß noch in demſelben Jahre erhielt ſie die kaiſerliche Erlaubniß zur Rückkehr und nahm am 30. Sept. die Herrſchaft wieder in Beſitz.

In ihrem letzten Willen nun, den ſie am 6. Febr. 1637, alſo nach dem Sturze des Friedländers, errichtete, ernannte ſie ihren Vetter Adam zum Haupterben und

---

den Pernſteins einige Zeit lang übernommen gehabt, habe 1551 alle katholiſchen Geiſtlichen von Trebicz, und darunter auch 14 Benedictiner, den Ueberreſt der Stiftsgeiſtlichkeit, aus Trebicz vertrieben, in Widerſpruch mit obiger Verſicherung der Schenkungsurkunde findet, ſo können wir dem nicht unbedingt beiſtimmen. Abgeſehen davon, daß bei der Zahl 1551 ein Irrthum obwalten könnte, ſodaß etwa 1531 zu leſen wäre, in welche Jahre der Beſitz der Bozkowic fällt, und daß man auch für möglich halten kann, die Schenkungsurkunde habe den Verfall des Stifts gefliſſentlich als älter dargeſtellt, wie er war, ſo löſt ſich der Widerſpruch auch ſehr leicht, wenn man annimmt, daß jener Ueberreſt der Stiftsgeiſtlichkeit ſich zwar nicht mehr in dem verfallenden Stifte halten konnte, aber doch noch in der nahen Stadt weilte und auf beſſere Zeiten harrte.

ſubſtituirte dieſem ſeinen älteſten Sohn Rudolf und deſſen männliche Nachkommen, dieſem aber wieder, im Falle des Ausſterbens, ſeine jüngern Brüder und deren Mannsſtamm dergeſtalt, daß immer der Aelteſte unter ihnen die Herrſchaft beſitzen und benutzen ſollte.

Neben dieſer fideicommiſſariſchen Stiftung traf ſie in dem erwähnten Teſtamente noch folgende, zum Theil **charakteriſtiſche Beſtimmungen**: Zu ihrem Begräbniß, das in Trebicz an der Seite ihres erſten Gemahls, Smil Oſowsky, ſtattfinden ſollte, wies ſie 1000 Ducaten an. Ihrem Haupterben Adam legirte ſie noch 30,000, ſeinem älteſten Sohne Rudolf 25,000 Fl. rhein., deſſen Sohne Franz Adam eine goldene Kette, 1000 Ducaten ſchwer; der Tochter Rudolf's, Katharine Polyxena, ein großes Halsband mit einer Diamantenſpange, ſieben Diamanten-, ſieben Rubinen- und 14 Perlengliedern, letztere je zu vier Perlen; dem Berthold Bohobud Freiherrn von Lipa 25,000 Fl. rhein. und den größern Theil des Silbergeräths; ſeinen drei Söhnen, Adam, Karl und Czenek Howora von Lipa, jedem 25,000 Fl. rhein., die ſie auf der Herrſchaft Brandeis ſtehen hatte; ihrem Vetter Friedrich von Kaunitz 25,000 Fl. rhein. nebſt 24 Silberſchalen; ihrem Vetter Erdmann von Lobkowitz 25,000 Fl. rhein. nebſt einer kleinen Truhe mit Silberwerk; der Schweſter Friedrich's von Kaunitz, Euſebia, und der Gemahlin Rudolf's von Waldſtein, Zdislawa Sezyma von Auſtj, den Reſt des Erbtheils, das die Teſtatorin von ihrem zweiten Gemahl, Karl von Zierotin, in Breslau erhalten; der Tochter Friedrich's von Kaunitz, Maria, eine neue Perlhaube mit diamantenen Verzierungen; der jüngern Katharina Zehuſſicka von Waldſtein 1000 Ducaten und eine Schnur großer runder Perlen, welche fünf Mal um den Hals gebunden werden konnte und ſieben Loth wog; jeder von ihren drei Leibdienerinnen eine Goldkette von 100 Ducaten im Werth und 1500 Fl. rhein.; den übrigen weiblichen Dienerinnen zuſammen 400 Ducaten; dem Hofmeiſter Martin Sternfeld 1000 Ducaten; der männlichen Dienerſchaft adeligen und bürgerlichen Standes gegen 3000 Fl. rhein. Die Kutſcher, Vorreiter, Senftenträger und geringern Dienſtleute wurden gleichfalls beſonders bedacht. Kleider, Bett-, Tiſch- und anderes Linnenzeug ſollte unter die oben genannten Verwandtinnen vertheilt werden, der Ueberreſt von jeder noch nicht vertheilten Habe an Frau Maria von Lipa, geb. Zaruba von Huſterow fallen. In einem Codicill vom 28. Dec. 1637 ſetzte ſie noch dem zweiten Sohne Adam's von Waldſtein, dem Grafen Max, 25,000 Fl. rhein., dem Bartholomäus von Zierotin 5000 Fl. rhein., dem nachgelaſſenen Sohne des Laurenz von Zierotin, Karl, 5000 Fl. rhein., der Stadt Trebicz 2992 Fl. rhein. und dem ſtädtiſchen Spital 546 Fl. rhein. aus [1]).

An der Stelle des ehemaligen Benedictinerſtifts befindet ſich jetzt das herrſchaftliche Schloß, der Sitz des Wirthſchaftsamts mit den Kanzleien und Beamtenwohnungen, auf einem ſich im Weſten der Stadt ziemlich ſteil erhebenden Hügel gelegen und eine reizende Anſicht der Stadt und des Iglawathals gewährend. In den Zimmern des Schloſſes finden ſich viele Porträts der Häuſer Daubrawic und Waldſtein und ein in Oel gemalter Stammbaum des Daubrawicer Geſchlechts. Dicht am Schloſſe nach Norden zu ſteht der letzte Reſt der Abtei, die Stiftskirche, jetzt dem heil. Prokop geweiht und ſeit 1751 von einem Schloßkaplan verwaltet. Sie iſt ein großartiges Denkmal der gothiſchen Baukunſt; ihrer innern Einrichtung nach von Graf Johann Joſeph von Waldſtein 1730 „aus profanirten Trümmern“ wieder hergeſtellt, während die zwei Thürme am Frontiſpiz 1750 von ſeiner Tochter, der Fürſtin Maria Anna von Fürſtenberg [1]), erbaut wurden [2]).

---

[1]) Wolny, a. a. O. S. 551

Graf Adam genoß das Seniorat nur wenige Monate. Auch ſein Sohn **Rudolf** ſtarb ſchon 1644 und deſſen minderjähriger Sohn **Franz Adam**, für welchen ſeine Mutter Zdislawa Sezyma von Auſtj die Verwaltung führte, trat zwar 1655 die eigene Leitung des Beſitzthums an, ſtarb aber 1666 ohne männliche Nachkommenſchaft. Nun folgte im Seniorat ein Brudersſohn ſeines Vaters, der k. k. Oberſthofmarſchall und Großprior des Johanniterordens, **Graf Franz Auguſtin**, und nachdem dieſer am 11. Auguſt 1684 verſtorben, deſſen jüngerer Bruder, **Graf Karl Ferdinand**. Den Letztern ſuccedirte am 9. April 1702 ſein Sohn **Graf Karl Ernſt**, geb. am 13. Mai 1661, vermählt 1686 mit Marie Thereſe Gräfin von Loſenſtein (geb. 2. Dec. 1667, † 20. Aug. 1729), k. k. Oberſt-Kämmerer, Geheimer Conferenzrath, Geſandter in Portugal, deſſen Beitritt zu der großen Allianz er 1703 erwirkte, dafür aber auf der Heimfahrt von franzöſiſchen Kriegsſchiffen gefangen genommen und zehn Monate lang nach Vincennes geſetzt ward [1]), geſtorben am 7. Jan. 1713, mit Hinterlaſſung einer einzigen Tochter, Karoline Henriette, die ſich am 11. März 1717 mit Fürſt Georg Chriſtian von Lobkowitz (geb. 10. Aug. 1686, k. k. wirklicher Geheimer Rath, Generalfeldmarſchall und commandirender General in Ungarn, † 9. Oct. 1753) vermählte. Nach ſeinem Tode entſtand unter den männlichen und weiblichen Erben ein Rechtsſtreit über den Nachlaß, der jedoch am 12. Dec. 1763 durch Vergleich geſchlichtet wurde. Das Seniorat übernahm Graf Johann Joſeph, welchem 1731 ſein Neffe Franz Ernſt, dieſem aber ſein Bruder Franz Joſeph Georg folgte. Der Letztere, geb. am 24. April 1709, war k. k. wirklicher Geheimer Rath und (12. Mai 1729) mit Marie Joſephe Gräfin Trautmannsdorf (geb. 27. April 1704, † 12. Oct. 1757) vermählt, trat aber am 15. April 1760 in den Kapuzinerorden, that am 2. Oct. Profeß und ſtarb noch in demſelben Jahre. Ihm folgte im Seniorat ſein Sohn Emanuel Philibert auf Groß-Skal, Dux ꝛc., k. k. wirkl. Geheimer Rath und Oberſt-Erbvorſchneider im Königreich Böhmen, geb. am 2. Febr. 1731, † am 22. Mai 1775, vermählt am 21. Mai 1754 mit Maria Anna Prinzeſſin von Liechtenſtein; dieſem aber ſein Vetter Graf Vincenz, von der ältern Linie zu Münchengraz, k. k. wirklicher Geheimer Rath und Kämmerer, Inhaber des genannten böhmiſchen Erbamts, geb. am 17. Juni 1731, † 1790, vermählt am 14. April 1759 mit Gräfin Sophia von Sternberg. Dann iſt das Seniorat wieder auf die Durer Linie übergegangen und nach einander von Graf Joſeph Karl († 17. März 1814 als k. k. Generalfeldwachtmeiſter), deſſen Bruder Graf Franz Anton († 24. Juni 1823), Graf Ernſt († 24. Juni 1823) und dem gegenwärtigen Inhaber, Graf Anton Georg Chriſtian auf Leutomiſchl, Dux, Oberleutersdorf, Maltheuern und Brandeis an der Adler, k. k. Kämmerer und Major in der Armee, geb. am 10. Juli 1797, beſeſſen werden [1]).

---

[1]) Geb. 21. Febr. 1707, ward ſie am 6. Juni 1723 die erſte Gemahlin des Fürſten Joſeph Wilhelm Ernſt von Fürſtenberg (geb. 11. April 1699, k. k. wirklicher Geheimer Rath, 1716 gefürſtet, längere Zeit k. k. Principal-Commiſſarius auf dem Reichstage, ſtarb am 29. April 1762) und ſtarb am 13. Nov. 1756, eine Stammmutter der heutigen Fürſten.

[2]) Wolny, a. a. O. S. 561 ff.

---

[1] Man behandelte ihn anfangs ſehr hart, nahm ihm alle ſeine Effecten und ließ ihm nur zwei Hemden, damit das eine gewaſchen werden könne, während er das andere trage. Später gab man ihm einen Theil ſeiner Sachen zurück und ließ ihm größere Freiheit.

Graf Adam Waldſtein beſaß in Mähren auch noch die im brünner Kreiſe, gleichfalls an der Iglawa, belegene Herrſchaft Selowicz [2]), die Kornkammer Mährens, wie man ſie genannt hat. Dieſelbe hatte ſchon 1420 einem Hinko von Waldſtein gehört, der ſich auch danach nannte und 1450 ſeine Schweſter Anna von Waldſtein in Gütergemeinſchaft nahm. Dieſer fiel die Herrſchaft auch wirklich zu. Sie vermachte ſie aber in ihrem letzten Willen vom Jahre 1482 ihrer Muhme Kunka von Krawar-Straznic und den Jaroslaw und Ladislaw von Bozkowic, für die ihr und ihrem Bruder erwieſenen Liebesdienſte. Kunka trat 1483 ihren Antheil den Bozkowic ab, von denen ſie 1508 durch Kauf auf Wilhelm von Pernſtein kam. Wratislaw von Pernſtein verkaufte ſie 1560 an Johann Zdansky von Zaſtrzizl, der ſie 1564 dem Friedrich von Zierotin teſtamentariſch überließ. (Seine Gemahlin, Eliſſka, war eine Zierotin und bekam für ihre Lebzeit die Burg Buchlau, das Silbergeräth und das baare Geld in der Truhe zu Selowicz.) Auch Friedrich von Zierotin verfügte teſtamentariſch über die Herrſchaft.

---

[1]) Wolny, a. a. O. S. 554 ff.

[2]) Wolny, II, 2, 115 ff.

zu deren Erben er 1598 ſeinen Vetter Johann Dionys von Zierotin-Namieſcht beſtimmte. Der Erbe mußte dafür den Getrzich, Kaſper Melchior und Ladislav Welen von Zierotin jedem 10,000 Fl. rhein., der Witwe des Erblaſſers, Magdalene von Chlum-Koſſenberg, die auch das Gut Paußram erhielt, jährlich 1000 Fl. rhein. zahlen. Das Gut Moritz fiel an Johann den ältern, Victorin und Johann Wilhelm, Prerau aber an Karl von Zierotin. Den Unterthanen auf dieſen Gütern wurde auf ein Jahr jede Zahlung erlaſſen. Jeder der drei Teſtamentsvollſtrecker erhielt einen alten ſilbernen Pokal, der Beſitzer von Selowicz eine runde ſilberne Flaſche. Der dem Teſtator von den mähriſchen Ständen verehrte Pokal in Form zweier Schwäne ſollte für immer bei der Zierotinſchen Familie verbleiben. Dem Spital in Selowicz wurden für ewige Zeiten jährlich 100 Fl. rhein. ausgeſetzt. Die Pferde erhielt die Dienerſchaft.

Johann Dionys ſtarb um 1615 ohne männliche Erben und am 12. Oct. 1616 verkauften die ſämmtlichen Zierotine die Herrſchaft Selowicz, zu welcher das Städtchen gleiches Namens, ſowie die Städtchen Lautſchitz, Menitz, Nußlau und Pohrlitz gehören, um 400,000 Fl. rhein. an den oft erwähnten Grafen Adam von Waldſtein. Dieſer trat die Herrſchaft um 1630 ſeinem älteſten Sohne, dem Grafen Rudolf, ab, von dem ſie 1640 an Franz Adam, 1666 aber an deſſen einzige Tochter, Maria Anna Franciſca, überging, welche ſich mit Graf Octavian Ladislaus von Waldſtein vermählte und mit ihrem Vetter, dem Grafen Karl Ferdinand von Waldſtein, einen mehrjährigen Rechtsſtreit um den Beſitz von Selowicz führte, in dem ſie obſiegte. Sie ſtarb am 23 Juli 1689, nachdem ſie in ihrem letzten Willen vom

21. Jan. 1689 die Herrſchaft ihren beiden Töchtern, Maria Anna Franciſca, nachher verehelichten Gräfin von Paar [1]), und Roſina Katharina Iſabella, nachher verehelichten Gräfin von Löwenſtein, vermacht hatte. Von dieſen wurde dieſes Beſitzthum am 31. Dec. 1714 und 30. März 1715 an den zweiten Gemahl der Letztern [2]), Philipp Ludwig Wenceslaus Grafen von Sinzendorf, k. k. Oberſt-Landvorſchneider, Ritter des goldenen Vließes, Geheimer Conferenzrath und Oberſt-Hofkanzler, um 660,000 Fl. rhein. verkauft. Graf Sinzendorf, der das ſchöne Schloß in Selowicz erbaut und die großen Gartenanlagen hergeſtellt hat, war 1671 geboren, der zweite Sohn jenes reichen Hofkammerpräſidenten, Georg Ludwig, der, am 17. Juni 1616 geboren, unter Ferdinand III. Kämmerer und Hofkammerrath, dann Geheimer Rath, Hofkammervicepräſident und Oberſthofmeiſter der Kaiſerin Eleonore war, 1653 Reichserbſchatzmeiſter wurde und zur katholiſchen Kirche überging und 1657 Hofkammerpräſident ward, mit welchem Poſten er ſeit 1672 auch den eines Präſidenten der böhmiſchen Kammer verband. Dies zu ſeinem Unglück. Denn aus Böhmen kamen die Anzeichen, welche dazu führten, daß er 1680, als er ſich eben mit dem Kaiſerhofe zu Prag befand, plötzlich ſuspendirt und vor ein judicium delegatum, unter Vorſitz des böhmiſchen Kanzlers, Grafen Noſtitz, geſtellt ward, das ihn, wegen zahlreicher

---

[1]) Mit Graf Joſeph Ignaz von Paar, unter Kaiſer Joſeph I. Oberſtjägermeiſter, Oberſthofmeiſter des Kaiſers, wirklicher Geheimer Rath, Geſandter, geb. 1660, † 1714.

[2]) Roſine Katharine Iſabelle Waldſtein vermählte ſich zuerſt 1692 an Graf Wilhelm von Löwenſtein-Rochefort, k. k. Oberſtlieutenant, der aber ſchon 1693 ſtarb. Die junge Witwe ward dann die Gemahlin Graf Sinzendorf's.

Defraudationen, die ſich auf nahe an 20 Tonnen Goldes belaufen haben ſollen, zu ewigem Gefängniß und Confiscation ſeiner geſammten Güter verurtheilte. Seine Gemahlin erwirkte die Rückgabe einiger Güter und daß er ſich auf eins derſelben zurückziehen dürfe, und ſchon im nächſten Jahre gab ihm ein kaiſerliches Abſolutorium völlige Freiheit und Erlaß weiterer Foderungen; er ſtarb aber ſchon am 14. Dec. 1681. In erſter Ehe mit Anna Regina aus dem alten Geſchlecht der Jörger vermählt, ward (20. Nov. 1661) ſeine zweite Gemahlin die Prinzeſſin Dorothea Eliſe von Holſtein-Wieſenburg (geb. 1645), eine Tochter jenes Philipp Ludwig von Holſtein-Wieſenburg, deſſen im zweiten Bande dieſer Geſchichten (S. 98 und 102) gedacht worden. Nach ſeinem Tode und ſchon am 13. März 1682 vermählte ſie ſich anderweit und zwar mit dem tapfern Franzoſen Grafen Ludwig Buſſy-Rabutin, der am 19. Nov. 1717 als k. k. Generalfeldmarſchall, Geheimer Rath und Gouverneur von Siebenbürgen ſtarb. Ihr Haus war noch bis zu ihrem erſt am 8. Jan. 1725 erfolgten Tode ein Sammelplatz der wiener vornehmen Welt.

Sie nun war die Mutter jenes Grafen Philipp Ludwig Wenceslaus Sinzendorf, den ſie 1671 als ihren zweiten und jüngſten Sohn gebar, weshalb er anfangs zum geiſtlichen Stande beſtimmt und Domherr in Köln wurde. Da aber ſein älterer Bruder 1687 in Ungarn wider die Türken fiel, ſo trat Philipp Ludwig zum Militär über, machte unter ſeinem Stiefvater Campagnen in Italien und am Rheine mit, wurde k. k. Kämmerer und ſeit 1694 mehrfach zu diplomatiſchen Sendungen nach München, Brüſſel, Paris, wohin er 1697 als außerordentlicher Geſandter ging, und nach Polen zu Karl XII. gebraucht, 1705 aber vom Kaiſer Joſeph I. zum Oberſt-hofkanzler für die Staatsſachen [1]) ernannt. Er wohnte den fruchtloſen Haager Friedensverhandlungen bei und war kaiſerlicher Geſandter bei dem Friedenscongreſſe zu Utrecht. 1712 erhielt er das goldene Vließ, ward 1713 zweiter Geheimer Conferenzminiſter und unter der ganzen Regierung Karl's VI. ein Hauptleiter der auswärtigen Politik, ſoweit nicht theils der Kaiſer ſelbſt, theils der ſtille, aber mächtige Einfluß Bartenſtein's eingriff. Mit Prinz Eugen, mit welchem er ſehr befreundet war, und Fürſt Adam Liechtenſtein bildete er die engliſche Partei am wiener Hofe, was denn doch für jene Zeiten, wo Englands Politik und Zuſtände weſentlich andere waren, als gegenwärtig, dafür ſpricht, daß er nicht blos der vollendete Hof- und Weltmann war, als der er allgemein anerkannt wurde, ſondern auch ſtaatsmänniſchen Blick beſaß. Daſſelbe beweiſt der Eifer und die Ausdauer, mit welcher er für die pragmatiſche Sanction gewirkt hat, dieſes oft beſpöttelte Werk, das aber doch ſchon der Maria Thereſia in ihrem großen Kampfe den wichtigen Beiſtand des Rechts, des Beſitzſtandes, der öffentlichen Meinung und des eigenen guten Glaubens verſchafft [2]) und dann wieder in unſern Zeiten ſich rettend erwieſen hat. Er war Mäcen der Gelehrten, wobei jedoch einige Oſtentation im Spiele geweſen ſein ſoll, wie er denn ſelbſt, bei paſſenden Gelegenheiten, einen Nimbus von Gelehrſamkeit um ſich zu breiten liebte. Doch ward er nie pedantiſch, ſondern beſaß Geſchmack, Takt, die feinſte Weltbildung. Allen Genüſſen der Sinnlichkeit ergeben, blieb er namentlich den Tafelfreuden bis an ſein Ende ſo treu, daß Friedrich II. ihn den Apicius des Kaiſerhofs nannte. Die wol auch dadurch mit veranlaßte häufige Verwickelung ſeiner Finanzen ſchmälerte ſeine Unabhängigkeit, und er ließ zuletzt Manches verdroſſen gehen, dem er nicht mit Entſchiedenheit entgegenzutreten wagte. Marie Thereſie beſtätigte ihn zwar in ſeinen Poſten; er zog ſich aber von den Geſchäften zurück und ſtarb 1742.

---

[1]) Graf Seilern übernahm die Rechtsſachen.

[2]) Vergl. meine „Geſchichte des europäiſchen Staatenſyſtems", II, 212 ff.

Seine Söhne, mit denen der Mannsſtamm ſeiner Linie, der zu Friedau oder Neuburg, erloſch[1], verkauften Selowicz nebſt dem Gute Rohrbach 1743 für 1,100,000 Fl. rhein. an Graf Leopold von Dietrichſtein (geb. 24. Juni 1703, vermählt 1770 mit der zwanzigjährigen Gräfin Marie Joſephe von Schrattenbach, nachherigen Gräfin Khevenhüller-Metſch, ſtarb im März 1773), k. k. wirklichen Geheimen Rath und Oberſtkämmerer in Mähren, der das Jagdſchloß Leopoldsruhe baute, das ganze Beſitzthum aber bereits am 26. Juli 1748 ſeinem Bruder, Karl Maximilian Philipp Franz Xaver Fürſten von Dietrichſtein (geb. 28. April 1702, vermählt 2. Sept. 1725 mit Maria Anna Joſepha Gräfin von Khevenhüller, Witwer 4. Oct. 1764, † 1782), k. k. wirklichem Geheimen Rath und bis 1754 Oberſthofmarſchall, um 1,130,000 Fl. rhein. überließ. Der Enkel des Letztern, Franz Joſeph (geb. 28. April 1767, vermählt

---

[1] Zuletzt mit Graf Octavian, Johanniter-Comthur zu Klein-Oels († 19. Juli 1767). Auch die ältere Linie der Sinzendorf, aus welcher der Letzte des Stammes, Prosper (geb. 23. Febr. 1751), 1803 in den Fürſtenſtand erhoben ward, erloſch mit deſſen am 18. Aug. 1822 erfolgtem Tode. Die Sinzendorfe waren Erbſchatzmeiſter des heil. römiſchen Reichs, Oberſt-Erbmundſchenken in Oeſterreich ob der Ens, Oberſt-Erbſchildträger, Kampfrichter und Oberſt-Erblandvorſchneider in Oeſterreich ob und unter der Ens.

16. Juli 1797 mit Alexandrine Gräfin Schuwalow, ſucced. 25. Mai 1808, Witwer 10. Nov. 1847, † 8. Juli 1854), Fürſt von Dietrichſtein zu Nikolsburg, Graf von Proskau und Leslie, Freiherr von Hollenburg, Finkenſtein und Thalberg, k. k. wirklicher Geheimer Rath und Kämmerer, verkaufte Selowicz, ſammt Groß-Niemtſchitz und Pürſchitz, am 10. Dec. 1819 für 1,500,000 Fl. C.-M. an den Herzog Albrecht von Sachſen-Teſchen (Th. III, S. 346 fg.), welcher bekanntlich den gefeierten Erzherzog Karl zum Univerſalerben einſetzte, auf welchen daher auch Selowicz am 11. Febr. 1822 überging.

V. Die Königswahl in Warſchau 1669.

Nach einem deutſchen Tagebuche.

Von **G. E. Guhrauer.**

Der König Johann Kaſimir von Polen 1) faßte nach einer zwanzigjährigen unglücklichen und betrübten Regierung den Entſchluß, einen lange gehegten Wunſch auszuführen und die Krone niederzulegen. Dies geſchah den 16. Sept. 1668. Er ging nach Frankreich und zog ſich in das Kloſter von Saint-Germain de Prés zurück, wo er Abt wurde, ſowie ſpäterhin Abt des Kloſters St.-Martin in Nevers, in welchem er am 16. Dec. 1672 ſtarb.

Von verſchiedenen Seiten erhoben ſich gleich anfangs Bewerber um den erledigten Thron, deſſen Wiederbeſetzung unter den damaligen Verhältniſſen eine Angelegenheit von der höchſten und allgemeinſten Bedeutung war; es traten gleichzeitig der ruſſiſche Thronerbe, der

---

1) Geb. am 22. Mai 1609, ein Sohn Sigismund's III. aus dem Hauſe Waſa und der Conſtantia von Oeſterreich, ſuccedirte ſeinem Bruder Ladislaus am 10. Mai 1648 und vermählte ſich 1649 mit deſſen Witwe, Marie Gonzaga, welche 1667 ſtarb. B.

Prinz von Conti, der Prinz Karl von Lothringen und in Deutſchland der Pfalzgraf Philipp Wilhelm von Neuburg als Candidaten der polniſchen Krone auf. Unter allen dieſen hatte Rußland die geringſte Ausſicht auf Erfolg; Frankreich unterſtützte den Prinzen von Conti; hinter Karl von Lothringen ſtand Oeſterreich; der Pfalzgraf von Neuburg aber wurde von Friedrich Wilhelm, dem großen Kurfürſten von Brandenburg, kräftig unterſtützt. In der That ſchien Niemand beſſere und begründetere Anſprüche als er aufzuweiſen[1]. Um dieſen Anſprüchen Geltung und Erfolg zu verſchaffen, übertrug der Pfalzgraf von Neuburg, auf den Rath des Kurfürſten von Brandenburg, die Werbung um die Krone und die Geſandtſchaft nach Polen dem berühmteſten Staatsmann im deutſchen Reiche in dieſer Zeit, dem Freiherrn Johann Chriſtian von Boineburg, welcher bis vor wenigen Jahren erſter Miniſter des Erzbiſchofs und Kurfürſten von Mainz, Johann Philipp von Schönborn, war, jetzt aber in der Zurückgezogenheit lebte und ſeine Zeit zwiſchen religiöſen Uebungen und den Wiſſenſchaften theilte, in denen er ebenſo ſeine Heimat hatte, wie in der Staatskunſt. Vor kurzem hatte er einen jungen Gelehrten von glänzendem Genie und erſtaunlicher Gelehrſamkeit auf einer Reiſe durch Nürnberg entdeckt und an ſich gezogen:

---

[1] Er war ſeit 1642 mit der einzigen Schweſter der beiden letzten Könige, Anna Katharine Conſtantie (geb. am 7. Aug. 1619, † am 16. Sept. 1651), vermählt. Schon ſein Vater war 1614 zur katholiſchen Kirche übergetreten. Er ſelbſt war am 5. Nov. 1615 geboren, der Sohn des Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm von Neuburg und der Magdalene von Baiern. Aus ſeiner polniſchen Ehe erhielt er keine Kinder. Seine zweite Gemahlin, Eliſabeth Amalie von Heſſen-Darmſtadt, gebar ihm dagegen deren 17, und doch erloſch ſein Mannsſtamm ſchon 1742. Für das ihm entgehende Polen entſchädigte die Kurpfalz, die ihm 1685 zufiel. Er ſtarb am 2. Sept. 1690. B.

dies war Leibnitz, welcher dort den Secretär einer geheimen Geſellſchaft gemacht hatte, die den Stein der Weiſen gefunden zu haben glaubte und ihn wenigſtens mit Eifer ſuchte. Leibnitz folgte ſeinem neuen Gönner nach Frankfurt und widmete den Winter von 1668 der Ausarbeitung einer Staatsſchrift zu Gunſten des Fürſten, welcher dem Freiherrn von Boineburg die Geſandtſchaft nach Polen übertragen hatte. Als das Frühjahr 1669 herankam, trat Boineburg ſeine ſchwierige Sendung an, unbekümmert um die Warnungen und Ahnungen ſeines berühmten Freundes und Lehrers, des Profeſſors Herm. Conring an der Univerſität zu Helmſtädt, deſſen Befürchtungen nur allzu ſehr in Erfüllung gingen.

Der Ausgang dieſer Sendung und der polniſchen Königswahl im Juli 1669 iſt aus der Geſchichte hinlänglich bekannt. Von der Geſandtſchaftsreiſe des Freiherrn von Boineburg aber iſt uns ein ungedrucktes Tagebuch in deutſcher Sprache von der Hand eines ſeiner Begleiter in die Hände gekommen, der ſich nicht weiter genannt hat, und aus welchem wir alles Dasjenige für unſere Leſer ausziehen wollen, was zur Kenntniß der Sitten in den Gegenden, welche die Geſandtſchaft beſuchte, aber auch zur nähern Beleuchtung der Königswahl ſelbſt dienen kann [1].

Am 11. April alſo, um 9 Uhr Vormittags, begab ſich das Gefolge der fürſtlichen Geſandtſchaft von Neuburg an der Donau, der Reſidenz des Pfalzgrafen, auf den Weg. Es beſtand aus vier Cavalieren, vier Pagen, zwei Trompetern, ſechs Lakaien, einem Küchenmeiſter, einem Koch, einem Einkäufer, einem Zahlmeiſter, einem Silberdiener, zwei Scribenten, drei Handpferden, drei mit ſechs Pferden beſpannten Kutſchen, einer Kaleſche mit vier Pferden, zwei Bagagewagen, zwölf Gardereitern und andern Dienern. Dieſen folgte der Geſandte, nach dem Eſſen, um zwölf Uhr, mit ſeinem Beichtvater und vier Bedienten. Die erſte Nacht wurde in Neuſtädtel zugebracht. Von hier aus ſchickte Boineburg einen Cavalier nach Regensburg an den fürſtlich neuburgiſchen Reſidenten, um Quartier zu beſtellen. Der Reſident ging dem Geſandten vor der Stadt entgegen, ſetzte ſich mit in ſeine Kutſche und ſie fuhren in die Stadt, während die Wagen mit der Garde etwas zurückbleiben mußten. Auf die Nachricht dieſer Ankunft kamen noch denſelben Tag der brandenburgiſche erſte Geſandte, Freiherr von Marenholz und der trierſche Geſandte zum Beſuche des Freiherrn. Dieſen folgten am andern Tage (den 13.) der brandenburgiſche zweite Geſandte, Dr. Jena, der ſchwediſche Geſandte Schnolsky und der kurmainziſche, Hettinger. Nachmittags erſchienen der franzöſiſche Geſandte Gravell, der däniſche, der gräflich wetterau'ſche und der fürſtlich kaſſelſche. Der Magiſtrat der Stadt erzeigte den Geſandten die übliche Ehre durch Präſentiren des Weins, beſtehend aus 36 Kannen von allerhand fremden Weinen, getragen von 18 Rathsknechten in rothen und weißen Röcken, denen ihre „Verehrung" gereicht wurde. Zwei Männer vom Rathe waren gegenwärtig, welche den Wein präſentirten.

---

[1] Ich verdanke dieſes Manuſcript der Güte des Herrn Majors a. D. Frhrn. A. von Boineburg, welcher durch vieljährige Forſchungen die reichhaltigſten Materialien zur Geſchichte ſeines berühmten Vorfahren, Johann Chriſtian von Boineburg, erworben hat.

Den andern Tag beſuchte der Freiherr das Jeſuitercollegium, wo er ſeine Andacht verrichtete, bevor er die Reiſe fortſetzte. Den 16. erreichte er im Böhmerwalde die Grenze Böhmens. „Es gibt Bären da herum", heißt es. Den 18. in Prag, wo ſie in den drei Kronen in der Altſtadt wohnten. Die Merkwürdigkeiten der Stadt ſind mehr oder weniger ausführlich beſchrieben; ich übergehe ſie als bekannte Gegenſtände. Am 20. wurde Boineburg von dem Oberſtburggrafen von Martinitz auf dem Hradſchin zu Gaſte geladen und nach Tiſche ging die Reiſe weiter. Bis zu dem drei Meilen entfernten Dorfe Stewitz wurde dem Freiherrn der Graf Kubſch nebſt einem Trompeter und einem Lakaien mitgegeben. Den 23. näherte ſich der Zug dem Rieſengebirge. „In ſelbigen Gebirg (heißt es) ſoll ſich ein Geſpenſt aufhalten, quod vulgo nominatur der Rübezahl." Den 24. näherten ſie ſich der Stadt Glatz in der Grafſchaft gleichen Namens. „Als wir faſt in die Stadt gelangt, kam der allda wohnende Ober-Regent, ſo einer von Adel, uns mit einer Kutſche mit ſechs Pferden entgegen, ſowie einem Pater Jeſuiter. Nachdem er Ihre Gnade complimentirt, führte er ſie in ſeiner Kutſche nach dem Jeſuiter-Collegio (dieſes wurde damals erſt gebaut) und nachdem ſie in ſelbiger Kirmeß gehört, wurden ſie in dem Collegium geſpeiſt" (zu merken: die Speiſen wurden hingeſchickt). Der Ober-Regent gab ihm nach dem Eſſen das Geleite bis Wartha, dem berühmten Wallfahrtsort zur Mutter Gottes. Eine Viertelſtunde davon beginnt das eigentliche Schleſien. Die Geſandtſchaft nahm ihren Weg nach Breslau, wo ſie den 26. um 12 Uhr Mittags anlangten und zum Güldenen Baum abſtiegen. „Es iſt dieſes die Hauptſtadt in der Schleſien, groß, volkreich, hat auch ſchöne Häuſer und breite Gaſſen. Die Thore ſind mit ſtarker Wacht verſehen, und wird in der Stadt Handel mit Kunſt-Bäumen getrieben. Das ſchönſte hier zu ſehen iſt das Rathhaus und das Zeughaus, ſammt etlichen Kirchen, ſowohl lutheriſchen als katholiſchen." Gleich nach dem Mittagseſſen ſchickte der Biſchof einen Domherrn zu dem Freiherrn von Boineburg, ihn zu becomplimentiren und dieſer erwiderte die Artigkeit. Am 29. kamen ſie, als es bereits dunkel war, in Oels an. Sobald die verwitwete Fürſtin von Oels-Württemberg [1] Nachricht von ſeiner Ankunft erhielt, ſchickte ſie, gemeinſchaftlich mit ihren drei erwachſenen Prinzen, fünf Edelleute nebſt etlichen Lakaien und Pagen mit Fackeln zu dem Geſandten, ihn zu becomplimentiren und ins Schloß zu führen. Dieſer aber ließ ſich entſchuldigen, worauf die Fürſtin Speiſen mit Wein und Bier in das Haus beſorgte.

Den 30. April gelangte der Zug über die polniſche Grenze. In dem nächſten Dorfe Schwenkowizke mußte die Geſellſchaft bei großer Hitze im Freien vor dem Hauſe eſſen, denn „die allda wohnende Staroſten-Frau wollte uns nicht einlaſſen, weil ihr Mann nicht zu Hauſe und im Wirthshaus keine Gelegenheit war. Wir hatten zu thun, daß wir Bier und für die Pferde Futter bekamen." Von da ging es durch einen Wald und über drei böſe Brücken über Moraſt auf Chronabritza, einem Dorfe, wo ſie die Nacht in der Kutſche zubrachten.

Den 2. Mai gelangte man nach dem Städtchen Widowe, wo Mittag gegeſſen wurde und welches bei unſerm Berichterſtatter „ein rechtes Dorf" heißt. Eine

---

[1] Es war dies Eliſabeth Maria, geb. 1625, die Erbtochter des letzten Herzogs von Oels aus dem Hauſe Podiebrad, Karl Friedrich, und der Anna Sophia von Sachſen-Altenburg, vermählt am 28. April 1647 mit Prinz Sylvius Nimrod von Württemberg (geb. 2. Mai 1622), dem ſie fünf Söhne und vier Töchter gebar, Witwe 16. April 1664, † 17. März 1686.
B.

Compagnie Polaken, ſtattlich angezogen („wohl mundirt“ drückt ſich unſer Bericht aus) paſſirte eben durch und als ſie vorüber waren, ſchickte der Officier zwei Edelleute, den einen mit einem Panzer angethan, indeß der andere einen Bogen mit Pfeilen führte, wieder zurück, und „ließen Ihro Gnaden eine glückliche Reiſe und gute Expedition für ſie und das ganze Königreich wünſchen.“ Die Polen hatten an 20 Wagen bei ſich. Der Geſandte hörte in dem dortigen Franziscanerkloſter die Meſſe und ließ ſein Eſſen dorthin bringen; den Mönchen kaufte er Wein ab. In einem drei Meilen davon entfernten Dorfe, Butzke genannt, kam der Beſitzer, ein Graf, der in einem hübſchen Hauſe wohnte, dem Freiherrn zuvorkommend entgegen und bot ihm ſein Haus zum Nachtquartier an. Boineburg entſchuldigte ſich aber wegen großer Eile, aß nur ein Weniges vor dem Hauſe in der Kutſche und fuhr die Nacht durch bis Warſchau, wo er mit einem Theile ſeines Gefolges in der Nacht zum 5. Mai anlangte. Die beiden erſten Tage vergingen unter den Bewillkommnungen der anweſenden fremden Geſandten in Warſchau, des kaiſerlichen Abgeſandten Grafen Schaffgotſch, des kurbrandenburgiſchen, Dr. von Jena, des franzöſiſchen, Herrn von Bezieres und des päpſtlichen Nuntius. Die Begrüßung geſchah gegenſeitig durch Abſendung von Cavalieren. Nachher wurden die Beſuche perſönlich abgeſtattet. Man ſchickte Creditive ab und bald war man mitten in den Verhandlungen. Am 10. wurde der Marſchall gewählt in der Perſon Potocky's, welcher nach der Meinung des Berichts auf der Seite des Pfalzgrafen von Neuburg ſtand.

Den 26. Mai hielt der Fürſt Bogislaus Radzivil ſeinen feierlichen Einzug in die Stadt. Sein Vetter Michael Radzivil zog ihm entgegen mit 1000 Mann von Adel, ſämmtlich in Galla; bei mehreren war das Pferdezeug von Gold rund umgeben und mit Steinen beſetzt, Schild und Decken mit Gold geſtickt, erſtere auch mit Steinen beſetzt, ſowie mit Gold auch das Reihergebüſch. Ihnen folgten drei Compagnien Heiducken, jede Compagnie 120 Mann ſtark. Die Heiducken hatten ein langes gezogenes Rohr, Säbel und eine andere Waffe, welche in dem Bericht nicht deutlich bezeichnet iſt. Sie waren theils roth, theils blau gekleidet, voran Schalmeien und Sackpfeifen. Ferner ſah man vier Compagnien Deutſche und zwei Compagnien Polaken zu Pferde; dann eine Compagnie Moldauer mit lang gezogenem Rohr und Säbel, voran Schalmeien und eine große Trommel, „nur mit einem Klüppel geſchlagen, lautet faſt wie eine Pauke". Den Schluß bildete eine Compagnie Musketiere. Alle dieſe Truppen waren an der warſchauer Seite an der Weichſel aufgeſtellt und bildeten den Vortrab. Hinter dieſen folgten 16—17 Kutſchen, jede mit ſechs Pferden beſpannt. Darauf kam eine kleine polniſche Compagnie, ganz in Panzer, mit Wurfſpießen, Säbel und Piſtolen, zum Theil noch mit Bogen und Pfeilen bewaffnet. Dann wiederum viele Polen von Adel und Officiere von der Miliz mit Pfeilen und Piſtolen. Nach ihnen des Fürſten Cavaliere, über 60 und deutſch gekleidet, und hinter ihnen viele andere polniſche und deutſche Herren. Mitten unter ihnen ritt der Fürſt Bogislaus und ihm zur Linken ſein Vetter Michael. Bogislaus war deutſch gekleidet, mit einem blauen, mit Silber und Gold verbrämten Rock, ſein Vetter aber in polniſcher Tracht. Zwei junge Fürſten Lubomirski ritten hinter ihnen. Dieſen allen folgte die fremde Cavallerie, erſt zwei deutſche Compagnien, alle mit langen Kollern, voran fürſtliche Trompeter in blauer Kleidung mit gelben und ſchwarzen Schnüren; drei deutſche Compagnien Dragoner, eine polniſche, dann wieder zwei deutſche zu Pferde und eine Compagnie Janitſcharen und Küraſſiere. Mit etlichen Kutſchen wurde der Zug geſchloſſen. Unſer Bericht ſchätzt die Mannſchaft auf 6000 Mann, bemerkt aber dabei: „es wurden keine Trompeten geblaſen und keine Pauken geſchlagen". Der Fürſt begab ſich in ſeinen Palaſt in der Vorſtadt; ſein Gefolge, 3000 Mann ſtark, blieb vor der Weichſel zurück.

Am 4. Juni wurde der päpſtliche Nuntius zur Audienz gerufen. Er ließ darum allen Geſandten dieſes kundthun und jeden um eine Kutſche mit den Cavalieren zur Cortege bitten. Der Freiherr von Boineburg, welcher mit dem lothring'ſchen Geſandten wegen der Präcedenz im Streit war, ſchickte keine Kutſche und ließ ſich entſchuldigen. Darauf ließ der Nuntius ſogleich, um alle Gefahr zu vermeiden, heißt es, dem Lothringer abſagen.

Der Zug entfaltete ſich um 5 Uhr Nachmittags, nachdem ſich eine kaiſerliche und eine franzöſiſche Kutſche, ſammt denen vieler andern Fürſten und vornehmer Herren, am Palaſte des Nuntius eingefunden hatten. Der Nuntius ſtieg, begleitet von zwei Biſchöfen und dem Erzbiſchof von Gneſen und Primas des Königreichs, in des Letztern Kutſche, welcher ſeine drei eigenen folgten. Vor der Kutſche des Nuntius ritten an 50 polniſche Cavaliere. Von der Vorſtadt an bis auf die Kohl, wo das neu erbaute Wahlrathshaus ſtand, waren zu beiden Seiten 23 Compagnien zu Pferde und 24 Compagnien zu Fuß aufgeſtellt, Polen, Deutſche, Ungarn, Moldauer und Huſaren, ſämmtlich in Parade, etliche Compagnien im Panzer, die Deutſchen alle mit langen Kollern. Die

Fahnen und Standarten flatterten alle luſtig und die Trommeln, Schalmeien, Trompeten und Pauken wurden gerührt. Die Stärke der anweſenden Soldateska betrug 6000, die des Adels 2000 Mann, wozu an 2000 von den Dienern und Zuſchauern kamen. Das Feld war ringsum mit Kutſchen und Pferden bedeckt und das Haus war gedrückt voll. Hier hielt der Nuntius unter freiem Himmel, nachdem er ſein Creditiv übergeben, eine Anrede, worin er die Republik ermahnte, einen König zu wählen, welcher gut katholiſch, ein Beſchützer des wahren Glaubens und ein eifriger Feind und Vertilger aller Ketzereien und böſen Secten wäre. Mit dieſer Rede ſchloß die ganze Handlung.

Den 7. Juni erfolgte endlich die Audienz des Freiherrn von Boineburg, als Geſandten des Pfalzgrafen von Neuburg. Die Feierlichkeit wird in folgender Art beſchrieben. Der Geſandte wurde im Namen der Republik von einem Woiwoden mit ſechs Kutſchen, jede mit ſechs Pferden beſpannt, nebſt 20 Cavalieren zu Pferde abgeholt. Der Aufzug erfolgte des Abends um 6 Uhr. Voran fuhren über 50 ſechsſpännige Kutſchen; ihnen folgten über 100 polniſche Cavaliere zu Pferde mit ſehr reicher und koſtbarer Ausſtattung. Hinter ihnen die zwei Trompeter des Geſandten, darauf der Geſandte ſelbſt mit zwei vornehmen Polen, in der Kutſche des Erzbiſchofs von Gneſen; ihr zur Seite gingen 18 Lakaien und hinter der Kutſche ritten acht Pagen. Dann folgte des Geſandten Leibkutſche ledig; ſie war von rothem Sammet, der Kaſten vergoldet, mit Glasfenſtern. In der nächſtfolgenden Kutſche, von rothem und geblümtem Sammet, ſaßen die Cavaliere und in einer dritten von grünem Sammet verſchiedene Bediente. Die Kleidung des Geſandten war goldgeſtickt auf ſpaniſch mit einem

Mantel. Die Diener trugen Livreen mit ſilbernen Schnüren und ſie alle hatten, wie auch die Kutſcher, Federn auf und ganze Kragen mit Spitzen. Doch hatten nur die Trompeter und Pagen ganze Federbüſche, die Andern aber nur eine Feder an dem Hut. Draußen auf dem Felde ſtand die nämliche Mannſchaft zu Pferde und zu Fuß in Gewehr, wie bei der Audienz des Nuntius. Durch alle dieſe Mannſchaft fuhr der Geſandte mit großer Pracht, ja, wie der Bericht bemerkt, mit weit größerer Pracht, als der Nuntius. Auf das Rathhaus gelangt, wurde er empfangen und hineingeführt; da übergab er ſein Creditiv und darauf trug er ſeine Orationen vor, die er aber von dem Papiere ablas. Nach Beendigung ſeiner Rede befragte der Marſchall die Woiwodſchaften alle, ob ſie ihre Zuſtimmung geben würden, worauf ſie alle mit „ja“ antworteten. So endigte ſich dieſer Actus, welcher ſcheinbar große Hoffnungen erregte. Bei dieſer Handlung ſaß der Erzbiſchof oben an und ringsum die Senatoren, unten aber der Geſandte.

Den folgenden Tag, als den 8. Juni, wurde der franzöſiſche Geſandte zur Audienz gefodert; weil aber den Tag vorher der Candidat Frankreichs, der Prinz Conti, ausgeſchloſſen worden war, ſo weigerte er ſich, zu erſcheinen. Um die Nacht vom 10. Juni wurde die Ruhe der Stadt durch einen furchtbaren Brand unterbrochen, welcher von 9 Uhr Abends bis an den Morgen währte und über 100 Häuſer in Aſche legte. Außer daß mehrere Menſchen in den Flammen verunglückten, fielen auch viele Todſchläge und Räubereien vor; unter anderm wurde eine vornehme Jungfrau, welche mit einem jungen Menſchen die Straße hinaufkam, um etwas zu retten, beraubt und ſammt ihrem Begleiter erſchlagen.

Am 9., als am Pfingſtfeſte, kam der polniſche Unterfeldherr, Fürſt Demetrius Wisnowiesky, mit ſeinem Bruder, dem Fürſten Michael, an und ſie hielten einen ſchönen Einzug, heißt es, faſt wie der Fürſt Radzivill, aber nicht ſo ſtark.

Am 12. war zum andern Mal die Reihe an dem pfalzneuburg'ſchen Geſandten, Freiherrn von Boineburg, vor der Verſammlung aufzutreten. In dem Hauſe, von wo der Zug ausging, ſtellten ſich „die vornehmen Herrn ein, als der Erzbiſchof, alle Feldherrn und Kanzler und die vornehmſten Cavaliere, welche alle eingeladen worden waren. Es wurden alle wohl tractirt mit Confect und Wein, alles in der Menge; ſowohl Großen als Kleinen, wurde Alles gegeben, was ſie begehrten, und hat ſolches Saufen faſt den ganzen Tag gewährt. Der Wein, ſo getrunken wurde, hat ſich auf 300 Thaler, und das Confect auf 200 Thaler belaufen, ohne das was an Bier und andern Sachen aufgegangen. Die Kutſcher und Heiducken hatten Wein und Bier genug. Nur die fremden Geſandten hatten ſich auf die an ſie ergangene Einladung entſchuldigen laſſen, wie auch der Fürſt Radzivill wegen des Präcedenzſtreites, ſo ſie mit dem Feldherrn Sobiesky hatten. — Um 4 Uhr Nachmittags kamen zwei Kutſchen, eine vom Erzbiſchof, die andere von der Republik geſchickt, um den Geſandten abzuholen, von vielen Cavalieren begleitet. Die Einladungs-Oration hielt der Woiwode, worauf der Geſandte mit ihm und dem Kanzler in des Erzbiſchofs Kutſche ſtiegen. Der Aufzug geſchah wie folgt: die Spitze bildeten gegen 30 Kutſchen mit ſechs Pferden beſpannt, welche zur Begleitung bei dem Geſandten vorgefahren waren; zu dieſen kamen noch mehrere vor dem Thore, ſodaß es zuſammen gegen 50 waren. Darauf folgten gegen 60 polniſche Cavaliere zu Pferde, nach ihnen die deutſchen Cavaliere; dann die Kutſchen der Republik und hinter ihnen die des Erzbiſchofs, worin der Geſandte ſaß. Neben der Kutſche gingen die Lakaien. Vor der Kutſche ritten unſere zwei Trompeter, hinter ihr vier Pagen, hierauf unſere Leibgarde mit Livreeröcken. Darauf kam unſere ledige Leibkutſche, inwendig mit rothem Sammet, mit goldenen Franzen und Glasfenſtern; auswendig war ſie ganz vergoldet und künſtlich gemalt. Unſere Livree war ſtahlgrünes Tuch mit Roth gefüttert und Silber- und Nacaraſchnüren beſetzt. In dem Felde vor der Vorſtadt bis an die Kohl ſtanden auf beiden Seiten bis auf die 60 Fahnen und Standarten und bei jeder ein Gewehr. Um das Haus, gleichwie drinnen, war es gedruckt voll Volks, man ſchätzte Alles auf 2000 Menſchen." Als der Zug an dem Schlagbaum der Kohl angelangt war, kamen die beiden Kron- und Rittermarſchälle dem Geſandten bis an den Schlagbaum entgegen und führten ihn und ſein Gefolge herein. Als ſie hineinkamen, ſaßen alle Senatoren unter freiem Himmel in einem weiten Kreis, der Erzbiſchof oben an. Als der Geſandte die Verſammlung begrüßte, trat ein Geiſtlicher an ihn heran und holte ſein Creditiv. Während Boineburg und der Kanzler Gieſe unten bei den Marſchällen Platz nahmen, eröffnete der Erzbiſchof das Creditiv, worauf der eben genannte Geiſtliche es öffentlich vorlas, erſt den Titel und die Unterſchrift und dann erſt den Inhalt. Als die Vorleſung beendigt war, begann der Geſandte, ſeine „Propoſition", ſitzend und mit bedecktem Haupt, diesmal auswendig in ununterbrochenem Fluß vorzutragen. Der Erzbiſchof beantwortete ſie, worauf der Rittermarſchall im Kreiſe herumging und alle Woiwodſchaften fragte, ob ſie mit der Propoſition content wären? Alle ſagten ja! — Als er ſeinen Platz wieder eingenommen hatte, begann er, dem Geſandten ſeinen Dank auszudrücken, wegen des guten Affects, ſo Ihre Durchlaucht zu der Republik trieben. Darauf gingen die zwei Marſchälle mit dem Geſandten hinauf in den Kreis zu dem Erzbiſchof, welcher ſie bewillkommnete, was auch die übrigen Senatoren und Biſchöfe thaten. Hierauf nahm er Abſchied und fuhr in dem vorigen Comitat zuerſt in das Haus zurück und, nachdem die fremden Herren ſich am Trinken gut gethan, nach Valent.

Nach dem Freiherrn von Boineburg wurde der lothringiſche Geſandte zur Audienz eingeführt, mit den nämlichen Ceremonien.

Den 14. wurden verſchiedene Beſuche gegeben und empfangen, unter den letztern der Fürſt Michael Wisnowieczki, welcher in deutſcher Kleidung erſchien.

Den 15. Vormittags wurde der Biſchof von Varna und darauf der Großfeldherr Sobieski beſucht. Des Letztern Palaſt wird näher beſchrieben: „Es war im Palaſt eine dreidoppelte Guardia von Deutſchen, Polaken und Türken. Des Fürſten Gemach war mit Goldſtück tapezirt; auf dem Tiſche lagen ein Säbel, ein Degen und ein Regimentsſtab, alles mit Edelſteinen beſetzt. An der Wand hingen zwei paar Piſtolen mit doppelten Läufen.“ Von da zu dem lithauiſchen Großkanzler, welcher ſie, wie der Großfeldherr, unten empfing. In dem ſchön tapezirten Gemach hingen ſchöne Gemälde und ein großer Leuchter von lauter Kryſtall, welcher wol 20 Lichter tragen konnte.

Am 16. wurden, außer mehreren Beſuchen, Schreiben an alle Palatinaten, die im Felde ſtanden, abgefertigt. Nachmittags hatte der ſchwediſche Geſandte mit den nämlichen Feierlichkeiten, wie Tags vorher, Audienz.

Am 17. Abends wurde in dem Schloſſe des Erzbiſchofs eine zweiſtündige Conferenz gehalten, an welcher die Geſandten von Pfalz-Neuburg, Frankreich und Kurbrandenburg theilnahmen. Bei ſeiner Zurückkunft empfing Boineburg zwei aus dem Lager abgeordnete Officiere, welche die Antwort auf die vorerwähnten Schreiben überbrachten. Es war in dieſen Tagen eine große Bewegung und Unruhe unter den Polen. Der ganze Adel aus den Woiwodſchaften rückte vor die Kohl; er begehrte die Wahl des Königs. Es verdroß den Adel ſehr, daß der Erzbiſchof nicht hinaus wollte. Unſer Tagebuch gibt an, daß verſchiedene aus dem Adel von der lothringiſchen Partei dieſen Tag mit 100,000 (polniſchen) Gulden beſtochen worden, um ihren Herzog mit Gewalt zum Könige zu machen, weshalb denn Etliche angefangen, mit Piſtolen auf die pfalzgräfliche Partei zu ſchießen; vier blieben todt und 14 wurden verwundet. „Es hat der Feldherr Sobieski den Säbel gezücket."

Den folgenden Tag wurde der Verſuch wiederholt, die Wahl zu beſchleunigen; da aber die Erzbiſchöfe und Senatoren ſich hinauszukommen weigerten, ſo zogen die Pospolite Ruſſenie wieder in ihr Lager und beſchloſſen, von nun ab nicht Alle hinzukommen, ſondern Deputirte zu ſchicken. Dieſen Tag war die Seſſion der Senatoren im Schloſſe bei dem Erzbiſchof, wobei Letzterer, unſerm Bericht zufolge, ſcharf für Pfalz-Neuburg geſtritten, die Urheber des Tumults am vorhergehenden Tage ſcharf getadelt und mit Nachdruck eine Unterſuchung gegen diejenigen, welche das Geld von dem Herzog von Lothringen empfangen, gefodert, auch verlangt haben ſoll, daß ſie ſolches herausgeben ſollten. Die Großpolen bekannten ſich mit vieler Devotion dem Feldherrn Sobiesky ergeben; was er thäte, damit wollten ſie zufrieden ſein. Der Erzbiſchof bat die Verſammlung, keine Spaltung zu machen und ſich aus Liebe zum Vaterlande in Güte zu vergleichen; er ſeinerſeits rathe zu Neuburg. Einer in der Verſammlung trat auf und machte den ſeltſamen Vorſchlag, zwei Zettel zu nehmen mit den Namen Neuburg und Lothringen, ſie in einen Kelch legen und ein kleines Kind „um den König greifen zu laſſen". Der Feldherr Sobiesky antwortete hierauf nur: „ſie wären keine, ſo des Lebens verwirkt hätten, daß ſie darum looſen ſollten". Nach beendigter Seſſion, nachdem die Verſammlung auseinandergegangen war, fuhr der Freiherr von Boineburg incognito allein mit zwei Pferden zum Erzbiſchof zurück, wo ſich auch der franzöſiſche Geſandte und der Palatinus Pomeraniae eingefunden hatte und man hielt Conferenz bis Mitternacht, worauf Boineburg den Palatinus in ſeine Kutſche nahm und nach Hauſe fuhr. Hätte nicht den Tag über ein ſo großer Sturmwind geherrſcht (bemerkt unſer Bericht), ſodaß Niemand vor dem aufgewirbelten Staub bleiben konnte, ſo hätten die Senatoren mit Gewalt in die Kohl gemußt. Bis Abends um 10 Uhr brannte ein Haus in der Vorſtadt dicht am Pulverthurm und man ergriff etliche Gefangene, welche das Feuer angelegt hatten.

Der 19. Juni endlich war der Tag der Wahl. Nachdem das Veni Creator spiritus geſungen worden, ſchritt man zur Ernennung des Königs. Die Vota faſt ſämmtlicher Senatoren fielen auf Neuburg und nur zwei ſtimmten für Lothringen, und ſchon gab ſich die neuburg'ſche Geſandtſchaft und Partei der Hoffnung eines glänzenden Erfolgs hin, als unvermuthet einer aus der Pospolite Ruſſenie auftrat und ausführte, wie bei ſolcher zwiefacher Wahl dem Vaterlande Krieg und großes

Blutvergießen entſtehen würde, daher er einen Piaſten zum Könige vorſchlug, und nachdem ſie keine Stunde deliberirt hatten, wurde der Fürſt Thomas Michael Wießnowieczki[1]) gewählt und zwar in Abweſenheit des Erzbiſchofs und der vornehmſten Senatoren. Erſterer mußte mit Gewalt hinaus und den König proclamiren. Unſer Berichterſtatter wollte dieſe Wahl nicht anders als dem göttlichen Verhängniß zumeſſen, weil der Gewählte nicht im Geringſten früher ſelbſt daran gedacht und weil eine große Menge Volks wider ihre Natur ſo bald übereingeſtimmt hatte. Der neugewählte König ſelbſt hatte ausdrücklich ſeine Stimme keinem Andern, als dem Pfalzgrafen von Neuburg, gegeben und ſich hierüber noch denſelben Tag mit ſeinem Vetter, dem Fürſten Demetrius, geſtritten. Als er hörte, daß man ihn wählen wollte, fing er an zu weinen und rief aus: Ah! non sum dignus tantae dignitatis! (sic.)

Die Senatoren hatten die Wahl prolongiren wollen, allein die Pospolite widerſetzte ſich dem und die Wahl mußte durchaus beendigt werden; der König wurde alsbald in die Stadt nach dem Palaſte geführt, auch das Te Deum laudamus geſungen, die Stücke gelöſt und aus andern Gewehren eine Salve gegeben. Das Schießen währte die ganze Nacht und ein Jubelgeſchrei tönte auf allen Gaſſen.

---

[1]) Derſelbe ſtammte von dem Herzog Coributh, ſpäter Demetrius, von Litthauen († 1393), einem Bruder des Königs Jagello von Polen, vermählte ſich 1670 mit Eleonore, der Tochter Kaiſer Ferdinand's III., und ſtarb bereits am 10. Nov. 1673, worauf Johann Sobiesky und nach dieſem Friedrich Auguſt von Sachſen gewählt wurden. Michael's Wahl, durch die der niedere Adel den Magnaten ſeine Macht hatte zeigen wollen, war eine unglückliche, da der Gewählte zwar nicht bös, aber den Verhältniſſen in keiner Weiſe gewachſen war. B.

Anlangend den König, heißt es in dem Bericht, ſo iſt er ſehr kleiner Statur und etwas ſchwarz, an Mitteln aber ſehr arm, indem ſeine Güter von den Tataren und Moskowitern alle zu Grunde gerichtet worden. Sein Vater iſt ſonſt ſehr reich geweſen. Er iſt der franzöſiſchen und italieniſchen Sprache kundig, hat auch Frankreich und Italien ſelbſt beſucht, übrigens auch die Wiſſenſchaften getrieben, da ihn der König Johann Caſimir hat ſtudiren laſſen. Seinem Alter nach mag er bei 29 Jahren ſein.

Den 20. wurden dem neuen Könige viel Geſchenke gegeben, als gegen zwölf Züge Pferde, viele Reitpferde, Kutſchen, Tapiſſerien, Silbergeſchirr und andere Dinge, aber auch ganze Compagnien Zugpferde. Es wurde dem Könige von allen vornehmen Herren, auch den Geſandten des Kaiſers und Frankreichs, gratulirt, und Mittags ein treffliches Banket vom Erzbiſchof im Schloſſe gehalten und der König tractirt. Nach dem Eſſen ritt der König zu Pferde aus der Stadt auf das Feld, in Begleitung des kaiſerlichen Ambaſſadeurs und vieler vornehmer Herren. Er wollte ſich bei der Pospolite und der andern Miliz für die Wahl bedanken. Die Armee, welche ſich auf 120,000 Mann, meiſtens Polen, und zwar Edelleute, belief, ſtand in drei großen Kreiſen im Gewehr, und begrüßte den König mit Trompeten-, Pauken-, Schalmeien- und Trommelſchall. Sobald der König bei einer Compagnie vorbeiritt, wurde von ihr eine Salve gegeben, wie auch gleichzeitig aus den Stücken, die nahe an der Stadt ſtanden. Die Pospolite hatte ſtarke Compagnien, die eine bis auf 500, ja bis auf 600 Mann. Der König und die Armee blieb bis in die Nacht draußen ſtehen. Als der König in die Stadt zurückritt, zerſtreuten ſich die Uebrigen. Er begab ſich jetzt wieder in den Palaſt und wurde hier von dem Erzbiſchof mit Confect tractirt.

Den 21. Vormittags verabſchiedete ſich Boineburg von dem franzöſiſchen Geſandten. Nachmittags fuhr er in den Palaſt zu dem neuen Könige. Dieſer kam, umgeben von vielen polniſchen Herren, in das Vorzimmer heraus und empfing den Freiherrn, indem er ſtehend mit ihm ſich unterredete. „Es wollten die Polacken gar nicht zurückweichen, ſondern blieben dabei ſtehen, und wußte der König ſeine Gravität auch ſchon ſehr wohl in Acht zu nehmen.“

Am 23. Juni reiſte der **Freiherr von Boineburg** mit ſeinem ganzen Gefolge von Warſchau ab und trat die Rückreiſe an. Den 28. traf er in Breslau ein, den 6. Juli in Leipzig, den 9. in Jena (hier die Bemerkung: „man zeigte auf der Bibliothek daſelbſt ein Stück von der Muttergottes ihrem Rock“), den 14. Juli in Würzburg. — Das Tagebuch bricht hier ab.

VI. Franzöſiſche Geſandtenhändel in Rom.

Das hochfahrende und aufbrauſende Weſen, das die franzöſiſchen Geſandten beſonders ſeit Ludwig XIV. anzunehmen und dadurch oftmals zaghaften Miniſtern oder ſchwerfälligen Collegen zu imponiren wußten, und das allerdings einestheils auf das ſtolze Bewußtſein, einer mächtigen, zu voller Wirkſamkeit ihrer Kräfte gegen außen geeinigten Nation anzugehören, begründet, anderntheils aber auch aus Uebermuth und angeborener Reizbarkeit entſprungen war, hat vielleicht nirgends ſo oft zu Reibungen Anlaß gegeben und iſt nirgends ſo bitter empfunden worden, wie in Rom. Allerdings gaben die Zuſtände des Kirchenſtaats und ſeiner Hauptſtadt, mit der mittelalterlichen Verwirrung, die ſich dort, nächſt Konſtantinopel, mit am längſten erhielt, auch andern Geſandtſchaften oft zu Beſchwerden Anlaß, deren Erledigung meiſt nur im Wege der Selbſthilfe zu ſuchen war. Am öfterſten aber iſt es doch den franzöſiſchen Geſandten begegnet, daß ſie mit der päpſtlichen Regierung in Conflicte geriethen, und die Geſandten keiner Nation haben ſolchen Conflicten mit ſo viel Stolz und Energie zu begegnen gewußt, während ſie z. B. in England, meiſt auch in Rußland, die Gefügigkeit ſelbſt zu ſein pflegten und nur durch ſanft und heimliche Mittel zu wirken ſuchten.

In den ſechsziger Jahren des 17. Jahrhunderts war der Cardinal d'Eſte mit der Wahrung der franzöſiſchen Intereſſen in Rom beauftragt, und war von Paris aus angewieſen worden, die Anſprüche der Herzöge von Parma und Modena auf gewiſſe, von der apoſtoliſchen Kammer eingezogene Güter bei dem heiligen Stuhle zu befürworten. Bei Erfüllung dieſes Auftrags trat er um ſo entſchiedener mit dem Stolze auf, der ihn als Vertreter einer großen Macht beſeelte, je mehr die Sache zugleich das Intereſſe ſeines Hauſes berührte. Denn Rainald d'Eſte (geb. 1618, † 1672), der ſeit 1641 die Cardinalswürde bekleidete, war der fünfte Sohn des Herzogs Alphons I. von Modena und der Iſabelle von Savoyen [1], der Bruder des Herzogs Franz I. (geb. 5. Sept. 1610, ſuccedirt 1629 [2]), † 13. Oct. 1658), der Oheim des damals regierenden Herzogs Alphons II.

---

[1] Eine fruchtbare Mutter, welche ihrem Gemahl in den 18 Jahren ihrer Ehe 14 Kinder gebar, worunter ſechs Söhne zu mannbaren Jahren gelangten. Und doch war dieſes Haus ſchon am Ende deſſelben Jahrhunderts ſo arm an Prinzen, daß ein jüngerer Cardinal Rainald d'Eſte (geb. 25. April 1655, Cardinal 1686, † 26. Oct 1737) den geiſtlichen Stand aufgeben mußte, um die Regierung zu übernehmen, ſich zu vermählen (mit Charlotte Felicitas von Hannover) und dem Hauſe Nachfolger zu erwecken, deren Mannsſtamm doch auch erloſch, als wieder ein Jahrhundert abgelaufen war.

[2] Sein Vorgänger und Vater, Alphons I., ſtarb zwar erſt 1644, ging aber ſchon 1629 in ein Kloſter, nachdem er nur ein Jahr regiert hatte. Alphons war ein jähzorniger Fürſt, der aber den Entſchluß, Mönch zu werden, ſchon 1626 an dem Sterbebette ſeiner Gemahlin und unter dem Eindrucke ihrer Ermahnungen gefaßt hatte. Am 24. Juli 1629 machte er plötzlich ſein Teſtament, beſtimmte über Nachfolge und Apanagen und ging zu Ende des Monats nach Trient, wo er ſich als Kapuziner einkleiden ließ und den Namen Johann Baptiſta von Modena annahm.

(geb. 13. Febr. 1634, † 16. Juli 1662), der Großoheim des damals kaum geborenen Herzogs Franz II. (geb. 6. März 1660, † 7. Sept. 1694), der nur zwei Jahre ſpäter auf den Thron kommen ſollte, und deſſen podagriſcher Vater ſchon damals ſehr kränklich war. Der Papſt aber, ohnedies in verdrießlicher Stimmung wegen des ohne alle Theilnahme des römiſchen Hofs geſchloſſenen pyrenäiſchen Friedens, und dem Cardinal nicht ſonderlich gewogen, ward durch die ſtolze Sprache des Prälaten nur gereizter, nicht eingeſchüchtert. Uebrigens war der damalige Papſt Alexander VII.[1] von jeher antifranzöſiſch geſinnt, hatte dem kaiſerlichen Intereſſe gedient, hatte im Conclave anfangs dem franzöſiſchen Veto unterlegen, welches nur zurückgezogen wurde, weil durchaus über keinen andern Candidaten eine Vereinigung zu erlangen war, und mußte ſich bewußt ſein, daß man ihn in Paris nicht mit geneigten Augen betrachte. Er erwiderte dieſe Geſinnung und ließ eben 1660 eines der Streitobjecte, das dem Herzog von Parma gehörige Herzogthum Caſtro, welches bis dahin nur, unter dem Vorwande darauf haftender Schulden, ſequeſtrirt war, förmlich einziehen und den Kammergütern der römiſchen Kirche einverleiben, es damit unter die Bulle ſtellend, welche alle Veräußerung von Kirchengütern verbietet. (In der That haben die Herzöge von Parma, welche jenes Beſitzthum übrigens einer Schenkung des Papſtes Paul III. an ſeinen Sohn Peter Aloys Farneſe, nachherigen Herzog von Parma und Piacenza, verdankten, es nie zurückerlangt und 1736 allen Anſprüchen darauf entſagt.)

---

[1] Fabio Chigi aus Siena, geb. 1599, Nuntius beim Weſtfäliſchen Frieden, 1652 Cardinal, 7. April 1655 Papſt, † 22. Mai 1667.

Jetzt kam ein neuer, durch das geſandtſchaftliche Aſyl- und Schutzrecht hervorgerufener Streit hinzu. Dieſes in Zeiten der Willkür und Gewaltthätigkeit ſehr natürliche und gerechtfertigte Befugniß hatte ſich nirgends im chriſtlichen Europa in ſolcher Ausdehnung erhalten, wie in Rom, wo die Geſandtſchaften ſich förmlich als Staaten im Staate gerirten, gelegentlich Truppen annahmen, um mit einander oder gegen die päpſtliche Polizei einen kleinen Krieg zu führen, und die geſandtſchaftlichen Exemtionen auf ganze Stadtquartiere ausdehnten. Am 21. Juni 1660 wollten einige Sbirren einen Handelsmann wegen einer Schuld von 10 Scudi verhaften. Da er aber in den Wagenremiſen des Cardinals von Eſte wohnte, ſo widerſetzten ſich deſſen Leute und trieben die Sbirren mit blanker Waffe fort. Mario Chigi [1], der Bruder des Papſtes und General der päpſtlichen Truppen, die einflußreichſte Perſon an dem Hofe dieſes Papſtes, der als Cardinal gegen allen Nepotismus geeifert und nach ſeiner Erwählung den Seinigen verboten hatte, nach Rom zu kommen, bald aber ſeinen Bruder und deſſen Familie an ſeine Seite berief, befahl jetzt dem Oberſbirren, ſich mit verſtärkter Mannſchaft in die Wohnung des Beklagten zu begeben und ihn mit Gewalt zur Haft zu bringen. Die Leute des Cardinals aber liefen in großer Zahl zuſammen, griffen die Sbirren, die den Geſuchten bereits ergriffen hatten und fortführten, an, entriſſen ihn ihren Händen, tödteten drei Menſchen und verwundeten mehrere andere. Jetzt befahl Mario Chigi den Corſen und andern päpſtlichen Soldaten, den

---

[1] Geb. 1594, † 1667, Vater des Cardinals Flavio Chigi (geb. 1631, Cardinal 1657, † 1693), Oheim des Cardinals Sigismund Chigi (geb. 1631, Cardinal 1667, † 1678).

Oberſbirren zu unterſtützen. Da bewaffnete ſich die ganze Dienerſchaft des Cardinals; alle Geſandten, ſelbſt der ſpaniſche, und viele römiſche Barone, welche Anhänger Frankreichs waren, boten dem Cardinal Leute zur Vertheidigung an, und alle Franzoſen zogen ſich in ſeinen Palaſt. Chigi fand nun nicht für gut, Gewalt zu verſuchen, und begnügte ſich, die Straßen ſperren und ſtarke Poſten ausſtellen zu laſſen. Indeß mochten es beide Theile nicht gern zu einem Eclat kommen laſſen; der Cardinal ſchickte zu Mario Chigi und ließ erklären, daß er von dem ganzen Handel nichts wiſſe; der venetianiſche Geſandte vermittelte und Cardinal Pio ſetzte dem Papſte das Sachverhältniß auseinander, worauf dieſer den Cardinal Barberini zu Abſchließung eines Vergleichs ermächtigte, der denn auch zu Stande kam.

Indeß der Groll beider Theile hatte ſich bei dieſem Anlaſſe nur vermehrt und der Cardinal von Eſte empfahl der franzöſiſchen Regierung die Abſendung eines eigenen Geſandten nach Rom. Die Wahl deſſelben und ſein erſtes Auftreten ſprechen ſtark dafür, daß nicht die Abſicht der Verſöhnung bei der Wahl gewaltet hatte. Charles de Blanchefort, Herzog von Crequi, war ganz Franzoſe und grand seigneur, in den Waffen erzogen, ſtolz und furchtlos. Er brachte Officiere und Soldaten mit, und Mario Chigi fand gleich bei ſeiner Ankunft für gut, die gewöhnliche Wache mit 150 Corſen zu verſtärken. Er verweigerte den Verwandten des Papſtes den erſten Beſuch, erklärte, als ihm das Herkömmliche dieſes Schrittes vorgeſtellt wurde, er würde ihn ſeiner Würde als Herzog und Pair von Frankreich zuwider finden, und entſchloß ſich erſt auf königlichen Befehl dazu. Seine Leute benahmen ſich im Geiſte ihres Gebieters und es fehlte nicht an kleinen Reibungen. Endlich kam es zu einem größern Ausbruch. Drei päpſtliche Soldaten von der Nachtpatrouille kamen in ein Wirthshaus und trafen dort einen franzöſiſchen Fechtmeiſter mit ſeinen Kumpanen, die ſogleich auf die corſiſchen Soldaten ſchimpften, ihnen die Waffen nahmen und ſie davonjagten. Der Cardinal Imperiali, als Gouverneur der Stadt, ſetzte einen Preis auf Einlieferung des Fechtmeiſters. In dieſer Stimmung geriethen am 20. Aug. 1662 zwei Franzoſen mit drei corſiſchen Soldaten, denen ſie begegneten, in Streit und wurden von dieſen zur Flucht gebracht und verfolgt. Die Stallbedienten des Herzogs kamen ihnen zu Hilfe und verwundeten einen Corſen, der keinen Antheil an den Händeln gehabt haben ſoll, gefährlich. Die Corſen liefen nun nach ihrer Caſerne und alarmirten dieſe, worauf 400 Corſen, ohne auf ihre Officiere zu hören [1], herausbrachen, unter Trommelſchlag nach dem Palaſt Farneſe, wo der franzöſiſche Geſandte wohnte, marſchirten und auf alle Franzoſen, die ihnen aufſtießen, Feuer gaben. Der Bediente eines franzöſiſchen Edelmanns und der eines Buchhändlers wurden wirklich von den Wüthenden erſchoſſen, auf einige Cavaliers des Geſandten, die den Auflauf ſtillen wollten, gefeuert, der Capitän ſeiner Leibwache verwundet; ja auf den Geſandten ſelbſt ſoll geſchoſſen worden ſein, als er auf den Balkon trat, um ſich nach dem Lärm umzuſehen [2]. Da die Corſen den Palaſt geſchloſſen fanden, ſo zogen ſie ab, ſtießen aber auf einen Wagen, in dem ſich die von einer Spazierfahrt zurückkehrende Gemahlin des Herzogs befand, griffen dieſen an, ſchoſſen auf ihn, tödteten einen Pagen der Herzogin und einen armen Hausknecht, der dem ſterbenden Pagen hatte beiſtehen wollen, und verwundeten noch ein paar ihrer Leute, namentlich auch einen im zweiten Wagen fahrenden Edelmann, ſodaß die Herzogin voll Schrecken in den Palaſt des Cardinals d'Eſte floh [1]), der ſie nach ein paar Stunden zu ihrem Gemahl zurückbrachte. (Die Herzogin hieß Armande und war eine Tochter des Gilles von Lauſac, Barons von Balon.) Mario Chigi ſchickte zwar nun ſeinerſeits einen Cavalier an den Herzog, um ſeine Nichtbetheiligung bei dem Vorfall und ſein Bedauern deſſelben zu bezeugen, aber der Abgeſendete wurde kaum angehört, und die Ueberzeugung des Herzogs, daß der Groll der päpſtlichen Familie zum Grunde liege, erhielt neue Nahrung, als die Rädelsführer der Tumultanten in der Nacht entflohen waren.

---

[1] Flaſſan, Histoire de la diplomatie française, läßt die Corſen ſogar von ihren Officieren zu dem Attentate geführt werden. Graf de Garden, in ſeinem Traité complet de la diplomatie, läßt jedoch dieſen Punkt unentſchieden und die römiſchen Berichte ſagen das Gegentheil.

[2] Römiſcher Seits wurde dieſer Punkt in Abrede geſtellt, und es wird freilich ſchwer zu ermitteln geweſen ſein, ob die Corſen den Geſandten erkannt und mit Abſicht auf ihn geſchoſſen haben.

Am folgenden Tage berief der Papſt ein Conſiſtorium, von dem ſich aber die franzöſiſchen und ſpaniſchen Cardinäle ausſchloſſen, und ſprach ſein Bedauern über das Vorgefallene aus. Man ſchickte ſogleich einen Courier mit Schreiben an den König ab, welche berechnet waren, den zu erwartenden Unwillen deſſelben möglichſt zu beſänftigen. Aber auch der Herzog von Crequi fertigte einen Courier mit Depeſchen ab, welche die Sache in ganz entgegengeſetztem Lichte darſtellten und die ganzen Reibungen als eine Kette behandelten, die in dem Grolle der

---

[1]) Die Geiſtesgegenwart und Unerſchrockenheit ihres Kutſchers rettete ſie.

Chigi ihren Anfang habe, und deren Schuld namentlich Cardinal Imperiali und Mario Chigi trügen.

In Paris wurde ſogleich nach Eintreffen der Depeſchen großes Conſeil gehalten, nach deſſen Schluſſe ſich der Graf von Brienne zu dem päpſtlichen Nuntius [1]) begab, um denſelben zu veranlaſſen, ſich nächſten Tages nach Meaux zu verfügen und dort bis auf Weiteres zu bleiben, damit er, wie ſarkaſtiſch hinzugeſetzt ward, vor einem ähnlichen Vorfall geſichert werde, wie dem franzöſiſchen Geſandten zu Rom begegnet ſei. Der Nuntius verlangte, vorher gehört zu werden, und begab ſich noch denſelben Abend nach Hofe, konnte aber nur Hrn. von Lionne ſprechen, dem er fruchtlos das lebhafte Bedauern des Papſtes über das Vorgegangene bezeugte und den vom Papſte erlaſſenen Befehl der Beſtrafung der Schuldigen mittheilte. Er mußte Paris verlaſſen, ging jedoch, um den Schein zu vermeiden, als geſtehe er der franzöſiſchen Regierung das Recht zu ſolcher Maßregel zu, nicht nach Meaux, ſondern nach St.-Denis. Hier wurde er von 40 Musquetaires bewacht. Dennoch ſchien ſich die Stimmung des franzöſiſchen Hofes zu beruhigen, als ein Geſandtſchaftscavalier die Nachricht brachte, daß der Herzog ſich veranlaßt gefunden habe, Rom zu verlaſſen. In der That hatte man in Rom dem Unmuth gegen die Franzoſen keine Zügel anlegen wollen, oder können, während die Letztern wieder ein herausfoderndes Benehmen feſthielten, das ſich unter den damaligen Umſtänden, wo ſie jeden Schein der Furcht verleugnen mußten, allerdings entſchuldigen läßt. Aber es ſcheint, daß eine Zeitlang kein Franzoſe in Rom ſicher war; wer franzöſiſch ſprach, ſah ſich Mishandlungen ausgeſetzt; ſelbſt franzöſiſchen Pilgern begegnete dies. Nicht blos die Stimmung des Publicums war ſo. Auch bei der Regierung ſprach man davon, den Cardinal d'Eſte zu verhaften und dem Duca Ceſarini, der dem Herzog ſeinen Beiſtand angeboten, den Proceß zu machen. Man löſte die corſiſche Garde auf, eine Maßregel, die man als Genugthuung darſtellen wollte, die aber offenbar die Wirkung hatte, jede Möglichkeit, eine ſolche Genugthuung durch Beſtrafung Schuldiger zu gewähren, aufzuheben. Man bekleidete den Cardinal Imperiali mit der eine Zeitlang unbeſetzt geweſenen Legation zu Ancona, die man eigends für ihn wieder herſtellte. Der Geſandte hatte inzwiſchen alle ſeine Leute, durch zahlreiche neu angenommene verſtärkt, bewaffnet, zeigte ſich nie auf den Straßen, außer von einer ſtarken Garde begleitet, und erklärte, auf ihm von päpſtlicher Seite gemachte Gegenvorſtellungen, daß er um ſeiner Sicherheit willen ſo zu handeln genöthigt ſei. Nun ließ die päpſtliche Regierung 4—5000 Mann, ſowol Cavalerie als Infanterie, nach Rom kommen und alle zu dem Palaſt Farneſe, in den ſich die Franzoſen aus der ganzen Stadt geflüchtet hatten, führenden Straßen beſetzen; ſie verbot allen Handelsleuten, irgend einen Verkehr mit Franzoſen zu pflegen; ſelbſt der Bäcker und Fleiſcher der Geſandtſchaft durfte ihr nicht über ein gewiſſes tägliches Maß liefern, das der Geſandte obendrein ungenügend fand. Dergeſtalt bedroht und blokirt, hielt ſich der Geſandte veranlaßt, Rom zu verlaſſen und begab ſich nach S. Quirico, einem zwiſchen Siena und den Grenzen des Kirchenſtaats gelegenen toscaniſchen Orte, wo er von dem Großherzog von Toscana[1], der damals in den freundlichſten

---

[1]) Ein Piccolomini.

---

[1] Damals Ferdinand II., geb. 1610, ſuccedirte 1621, † 24. März

Beziehungen zu Frankreich ſtand, alle erdenkbaren Aufmerkſamkeiten erfuhr. Der Papſt ſchob übrigens Alles auf den Geſandten, der ſo viel Truppen verſammelt habe, daß die Römer nichts Geringeres, als die Plünderung und Verwüſtung der Stadt befürchteten. Er beſtellte eine Congregation von Cardinälen und andern hohen Prälaten und erklärte ſich bereit, dieſer die Entſcheidung über die ihm, dem Papſte, gebührende Genugthuung zu überlaſſen.

In Frankreich ſchien man zu den äußerſten Maßregeln bereit. Auf die Vorſtellungen des Papſtes ließ man ſich nicht ein, ſondern verwies ihn ganz einfach an den Herzog von Crequi. Den päpſtlichen Nuntius ließ man, unter Bewachung durch 40 oder 50 Musquetaires, bis zur Brücke von Beauvoiſin (Buonvicino), an der Grenze Savoyens, bringen. Der Herzog von Crequi erhielt Befehl, Namens des Königs eine dem Attentat entſprechende Genugthuung zu fodern. Man drohte, Truppen nach Italien zu ſenden. Das beunruhigte alle italieniſchen Staaten und von verſchiedenen Seiten gab man ſich Mühe, zu vermitteln. Namentlich intereſſirten ſich Venedig und Toscana für eine Ausgleichung. In der That fing man jetzt auch päpſtlicher Seits an, einige Conceſſionen zu verſuchen, die freilich dem Geſandten nicht genügen konnten. Man theilte ihm die Namen der Mitglieder der Congregation mit, von der er natür-

---

1670; vermählt 1633 mit Victorie von Urbino († 1694). Eben (19. April 1661) war der Erbprinz, nachher Großherzog Cosmus III. mit der Prinzeſſin Margarethe Luiſe von Orleans vermählt worden, welche Ehe freilich nichts weniger als glücklich war, weil die Prinzeſſin Paris, wohin ſie auch ſpäter zurückkehrte, hauptſächlich aber weil ſie den Herzog Karl von Lothringen nicht vergeſſen konnte. Wir beſprechen dieſe Geſchichte vielleicht künftig einmal.

lich den Cardinal Imperiali und den Mario Chigi, die man unbedachter Weiſe mit aufgenommen hatte, ausſchloß. Die Congregation zeigte ihm die Auflöſung der corſiſchen Garde an, worauf er, da dieſe Maßregel mehr wider als für das Intereſſe Frankreichs diente, gar keine Antwort gab. Man erklärte ihm, daß der Cardinal Imperiali nicht mehr Gouverneur von Rom ſei, worauf er erwiderte, daß die Legation von Ancona den Gouverneurpoſten reichlich aufwiege und der Cardinal ſonach mehr belohnt als beſtraft ſei. Selbſt daß man ein paar arme Teufel, einen Corſen und einen Sbirren, die ſich hatten fangen laſſen, hängen ließ, befriedigte den Geſandten nicht. Man ſchickte nun den Ceſare Raſponi [1]), Secretär der Conſulta, nach S. Quirico, wo ſich eine Art italieniſchen Congreſſes bildete, und trug ihm auf, zu ermitteln, was der König denn eigentlich verlange. Als eigentlicher Vermittler war von beiden Theilen der Großherzog von Toscana angenommen worden, der die Sache durch den Prinzen Mathias (S. 141) betreiben ließ. Der Herzog verlangte vorläufig die Verbannung des Cardinals Imperiali und die Auslieferung des Mario Chigi, als des Capitäns der corſiſchen Leibwache, weiterhin vollſtändige Erledigung der Anſprüche Modenas und Parmas.

Der letztern Angelegenheit begegnete man lediglich ausweichend. Die erſtgedachten Foderungen konnte man nicht gewähren. Sie waren auch um ſo unbilliger, als es gewiß ſcheint, daß der einzige Vorgang, der eine ſolche Foderung rechtfertigen konnte, das Attentat der Corſen, in keiner Weiſe etwas Vorbedachtes und Verabredetes, ſondern ein ſpontaner Act der natürlichen Aufwallung dieſer hitzigen und rachſüchtigen Menſchen war. So wollte ſich auch Chigi nicht zu dem von ihm verlangten förmlichen Geſtändniß, daß er den Zorn des Königs verdient habe, verſtehen. Crequi verließ S. Quirico und ging nach Siena, wo der Großherzog vergeblich eine Fortſetzung der Unterhandlungen verſuchte. Man glaubte päpſtlicher Seits auf nichts mehr eingehen zu können und ſah ſich nach äußerer Hilfe um. Ueberall aber fruchtlos. Nur der Kaiſer verſprach insgeheim einigen Beiſtand, der ſich doch auch nur auf die Erlaubniß zu päpſtlichen Truppenwerbungen im Reiche beſchränken ſollte. Der König von Spanien ſchützte den portugieſiſchen Krieg vor, der ihm nicht erlaube, ſich in andere Händel zu miſchen. Toscana, Parma, Modena waren auf franzöſiſcher Seite. Venedig hielt an ſeiner Neutralitätspolitik feſt, durch die es zwar vielen Gefahren entgehen, aber auch mehr und mehr verfallen ſollte. Die Bewohner von Avignon und Venaiſſin, ſtets bereit, ſich der geiſtlichen Herrſchaft zu entziehen und der militäriſchen Herrſchaft Frankreichs anzuſchließen, vertrieben den Vicelegaten Lascari, riſſen die päpſtlichen Wappen ab und ſetzten die franzöſiſchen an deren Stelle. Ludwig XIV. ließ Beſitz ergreifen und durch das Parlament von Aix die Wiedervereinigung dieſer alten Lehne mit Frankreich ausſprechen. Unter dem Vorwande, Parma und Modena 1) zu ſchützen,

---

[1]) Nicht den Abbé, ſpätern Cardinal Rospiglioſi, wie man auch findet.

---

1) In Parma regierte damals Ranuzzio II., geb. 17. Dec. 1630, ſuccedirte 1646, † 8. Dec. 1694. Er war ein Sohn Odoardo's II. und der Margarethe von Medicis, und damals in erſter Ehe mit Margaretha Jolanthe von Savoyen (geb. 1635, vermählt 1660, † 1663), einer Tochter Victor Amadeus' I. und der Chriſtine von Frankreich, vermählt. Später heirathete er hintereinander zwei modeneſiſche Prinzeſſinnen. In Modena war ſoeben der Herzog Al-

wurden einige Regimenter franzöſiſcher Reiter und Fußvolks in dieſe Staaten geſchickt. Der Papſt faßte den kühnen Entſchluß, 20,000 Mann Fußvolks und 2000 Reiter aufzuſtellen, und zu dieſem Behufe in Deutſchland und der Schweiz werben zu laſſen. Er nahm Anleihen auf und ſchrieb auf die italieniſchen Klöſter, die venetianiſchen ausgenommen, eine Auflage von 300,000 Scudi aus. Indeß das war Alles weitausſehend und, was man ſich hätte ſagen mögen, wenig verſprechend, weniger, als wenn man es darauf ankommen ließ, was der allerchriſtlichſte König gegen das Oberhaupt der katholiſchen Kirche unternehmen werde. Man verſuchte nochmals den Weg der Güte und ſendete Raſponi nach Frankreich ab. Dort wurde er nicht über die Grenze gelaſſen; wol aber fand zwiſchen ihm und Crequi, der inzwiſchen nach Frankreich zurückgekehrt war [1]), eine Unterredung auf der Brücke von Beauvoiſin ſtatt. Hier kam man, unter Vermittelung der Geſandten Spaniens und Venedigs, über verſchiedene Hauptpunkte überein; aber Alles gerieth wieder ins Stocken, als Crequi die ſofortige Zurückgabe von Caſtro an Parma verlangte. Inzwiſchen kam d'Aubeville in Florenz an und ſuchte bei dem Großherzog freien Durchzug für 6000 Franzoſen, die, unter dem Befehle des Marſchalls du Pleſſis-Praslin, im Frühjahr in den Kirchenſtaat einfallen ſollten, ſowie den Gebrauch der toscaniſchen Seehäfen für die ſeewärts zu ſendenden Truppen und Kriegs-

---

phons II. geſtorben und für ſeinen unmündigen Sohn führte ſeine Witwe, die kluge Laura Martinozzi (vermählt 1655, † 19. Juli 1687), eine Verwandte des Cardinals Mazarin, die Regierung.

[1]) Er wurde noch ſpäter zu Geſandtſchaften gebraucht und ſtarb am 13. Febr. 1687.

bedürfniſſe nach, lud auch den Großherzog zur Theilnahme an den Unternehmungen gegen den Kirchenſtaat ein. Der Großherzog erklärte ſich bereit, den Durchmarſch und die Seehäfen einzuräumen, beharrte aber ſonſt auf vollkommener Neutralität. Denn, abgeſehen von allen andern Bedenken, war eben damals der Cardinal Johann Karl Medicis [1] (geb. 1611, Cardinal 1644) geſtorben (23. Jan. 1663); der einzige noch übrige Cardinal aus dem Hauſe Medicis, Karl [2] (geb. 1595, Cardinal 1615, † 1666), war hochbejahrt, und es lag dem Hauſe daran, die Erhebung eines andern ſeiner Prinzen zur Cardinalswürde zu ſichern, die auch 1667 in der Perſon eines Bruders des Großherzogs, des Prinzen Leopold (geb. 1617, † 21. Nov. 1675), erfolgte. Auch hatte man einen geheimen Wunſch, dem Prinzen Matthias, der, ſeiner mehr kriegeriſchen Dispoſitionen wegen, weniger zum Cardinalate paßte, als der die Wiſſenſchaften liebende Leopold, eine ſpaniſche Statthalterſchaft zu verſchaffen.

Frankreich that jetzt einen letzten Schritt. Der König ſchrieb (8. Jan. 1664) an den Cardinal von Medicis, als den Doyen des Cardinalcollegiums, und erklärte: nachdem er 18 Monate hindurch auf Genugthuung gewartet, ſei er jetzt entſchloſſen, ſeine Truppen über die Alpen zu ſchicken; die Cardinäle ſollten einſchreiten und ſich vorſehen, daß der apoſtoliſche Stuhl nicht größeres Unheil erleide; er habe dem franzöſiſchen Auditor rotae Bourlemont, der ſich in Florenz aufhalte, eine Vollmacht zugehen laſſen, welche bis zum 15. Febr.

---

[1] Der nächſtfolgende Bruder des Großherzogs.

[2] Ein Oheim des Großherzogs, Sohn Ferdinand's und der Chriſtine von Lothringen.

gelte; nach Ablauf dieſer Friſt ſolle die Gewalt entſcheiden; er wolle im Allgemeinen auf die bei Beauvoiſin verabredeten Bedingungen eingehen, müſſe aber auf der Freigebung des Herzogthums Caſtro von Seiten der päpſtlichen Kammer beſtehen. Der Unterdoyen Cardinal Barberini [1]) theilte dieſes Schreiben dem Cardinalscollegium mit, und die einmüthigen Vorſtellungen der Cardinäle beſtimmten den Papſt, dem Raſponi auch wegen Caſtros die nöthigen Vollmachten zu ertheilen.

Nun wurde am 28. Jan. 1664 zu Piſa, wo der Großherzog von Toscana, von ſeiner Jugend an, dieſe Zeit des Jahres zu verbringen pflegte, ein Congreß eröffnet, auf welchem endlich am 12. Febr. die den Streithandel beendigende Uebereinkunft zu Stande kam. Päpſtlicher Seits hatte ſie Ceſare Raſponi, franzöſiſcher Seits Louis de Bourlemont unterhandelt. Der Papſt erkannte im Eingange an, daß das „abſcheuliche Attentat" der Corſen dem Könige eine gerechte Urſache zur Unzufriedenheit gegeben und verſicherte, daß es ihm ſelbſt den lebhafteſten Kummer verurſacht habe. Die Einverleibung von Caſtro und Ronciglione ſollte zurückgenommen werden. Da aber die Foderungen des römiſchen

---

[1]) Es war dies Franz Barberini, geb. 1597, Cardinal 1623, † 10. Dec. 1679, ein Neffe Papſt Urban's VIII., wie ſein Bruder, Anton Barberini (geb. 1608, Cardinal 1628, † 4. Aug. 1671). Ein anderer Cardinal Anton Barberini (geb. 1569, Cardinal 1622, † 11. Sept. 1616) war der Bruder Urban's VIII., deſſen anderer Bruder, wie Mario Chigi, General der päpſtlichen Truppen war. Dieſer war der Vater der vorgenannten Cardinäle, und deren Bruder Thaddäus ward Ahnherr der Fürſten von Paläſtrina, Vater des Cardinals Karl Barberini, der zu jener Zeit auch ſchon im Collegium war, und Großvater des Cardinals Franz Barberini. Die Familie dieſer Cardinäle, die zur franzöſiſchen Partei gehörten, ſtammte aus Florenz.

Monte di pieta zu ſichern waren, ſo ſollte der Herzog Caſtro binnen acht Jahren mit 1,629,750 Scudi einlöſen. Würde er die erſte Hälfte dieſer Summe gezahlt haben, ſo ſollte er in den Beſitz der Hälfte des Landes, nach einer binnen zwei Monaten vorzunehmenden Theilung, wobei dem Herzog das Wahlrecht blieb, geſetzt werden. Die Sache war im Ganzen einem Vertrage von 1649 gemäß [1]; aber ſchon damals hatte man parmeſaniſcher Seits eine längere Zahlungsfriſt, von 20 Jahren, verlangt, und auch diesmal würde man die Erfüllung jener Vertragsclauſel nur dann erwirkt haben, wenn Frankreich das Geld vorgeſchoſſen hätte. So aber begnügte ſich dieſes, ſeinem eigenen Stolze genuggethan zu haben, bekümmerte ſich nicht weiter um die Sache, und Caſtro iſt bei dem Kirchenſtaate verblieben. Wegen der Anſprüche Modenas in Betreff der Thäler von Comacchio und ſonſt verglich man ſich dahin, daß die päpſtliche Kammer den Monte di Eſte, d. h. die modeneſiſche Schuld von 300,000 Scudi nebſt Zinſen übernehmen, dem Herzog noch 45,000 Scudi baar herauszahlen, ihm auch noch zwei Patronate verleihen ſollte. Auch dies war nur eine geringe Entſchädigung im Vergleich zu dem Betrage der Anſprüche. Ungleich großartiger, wenn auch nur perſönlicher Natur, war die Genugthuung, welche Frankreich für ſich ſelbſt erwirkte. Der Cardinal Chigi (S. 322), Neffe des Papſtes, ſollte als legatus a latere nach Frankreich geſendet werden und dem Könige in der Antrittsrede, wie ausdrücklich vorgeſchrieben ward, ſagen: „wenn ich und unſer Haus einigen Antheil an dem Attentate vom 20. Aug. gehabt hätten, ſo würden wir uns als unwürdig der Verzeihung betrachten, die wir von Ew. Majeſtät zu erbitten gehabt und erbeten haben würden.“ Mario Chigi ſollte auf Cavaliersehre verſichern, daß er an dem Vorgefallenen keinen Theil gehabt, und ſich ſo lange von Rom entfernt halten, bis der Cardinal ſeine Deprecationsrede bei dem König gehalten. Auguſtus Chigi[1]), ein anderer Neffe des Papſtes, ſollte dem Herzog von Crequi bei deſſen Rückkehr nach Rom, und ſeine Schwägerin, die Signora Beatrice, ſollte der Herzogin von Crequi entgegengehen und ſie im Namen des Papſtes des Kummers verſichern, mit dem das Verfahren der Corſen Se. Heiligkeit erfüllt habe. Der Cardinal Imperiali[2]), der bereits ſeiner Legation enthoben und aus Rom verwieſen, ja auch aus Genua, ſeiner Vaterſtadt, aus Rückſicht auf Frankreich entfernt worden war, erhielt die Erlaubniß, den König perſönlich um ein gnädiges Vergeſſen des Geſchehenen zu bitten. Die corſiſche Nation ſollte für immer für unfähig erklärt werden, im Kirchenſtaate zu dienen, und ihrer Hauptwache gegenüber ſollte, auf Koſten der päpſtlichen Kammer, eine Pyramide errichtet werden, worauf das gegen die corſiſche Garde erlaſſene Decret und ſeine Gründe zu verzeichnen waren. Wenn dies Alles erfolgt war, dann wollte der König den Papſt wieder in den Beſitz von Avignon und Venaiſſin ſetzen, deſſen Bewohner man, wie gewöhnlich, fallen ließ, nachdem man ſie im franzöſiſchen Intereſſe benutzt hatte. Demgemäß geſchah es. Cardinal Chigi wurde in Paris mit dem größten Pompe und den höchſten Ehrenbezeigungen empfangen, was ja der demüthigenden Sendung und der in ihr liegenden Genugthuung für Frankreich nur um ſo größern Eclat gab, und auch Cardinal Imperiali fand gnädige Aufnahme.

---

[1] So viel nämlich die Zahlung und deren Friſt betraf. Damals hatte aber der Papſt die Bedingungen dictirt, nachdem er eben Caſtro hatte erobern und die Stadt Caſtro, weil in derſelben ihr Biſchof ermordet worden, ſchleifen und eine Schandſäule darauf errichten laſſen. Es war dies Papſt Innocenz X. Der Biſchof von Caſtro wurde durch vier Banditen ermordet, die der parmeſaniſche Miniſter Gaufrid, der ſich vom Sprachlehrer bis zum Miniſter emporgeſchwungen und die unter Odoardo II. erlangte Gewalt noch unter Ranuzzio II. fortſetzte, gedungen haben ſollte. Als er im Kriege unglücklich war, ſtürzte er; man ſoll in ſeinen Papieren Beweiſe ſeines Antheils an jenem Morde gefunden haben, und er wurde noch vor der Schleifung von Caſtro hingerichtet.

---

[1]) Der Sohn Auguſt Chigi's († 1651), geb. 1630, erhielt die Herrſchaft Farneſe und ſtarb 1705. Er hatte ſich 1659 mit Marie Virginie Borgheſe vermählt. Sein Bruder war der Cardinal Chigi

[2]) Lorenz Imperiali, geb. 1612, ein Sohn Michael's Marquis von Dyra, 1654 Cardinal, † 1672. Sein Vetter, den er ſelbſt nach Rom gebracht, der Genueſe Joſeph Renat, geb. 29. April 1651, wurde 1690 Cardinal, war Legat zu Ferrara und Protector der Auguſtiner, Thereſianer, Malteſer und Irlands, gehörte zur öſterreichiſchen Partei, ſtiftete 1703 die Akademie der Pizzardani für Kirchenrecht, † 15. Jan. 1737. Durch ihn ſtieg wieder ſein Vetter Cosmus Imperiali, geb. zu Genua 24. April 1685, lange in päpſtlichen Dienſten, 1747 Gouverneur von Rom, 1753 Cardinal, † 10. Oct. 1764.

Weniger Erfolg hatte Ludwig XIV. in einem Streite, den er ein paar Decennien ſpäter wieder mit der päpſtlichen Regierung und wieder des Aſylrechts halber führte, bei dem aber freilich das Recht in keiner Weiſe auf ſeiner Seite war. Innocenz XI.[1], einer der würdigſten Päpſte, die je auf dem päpſtlichen Stuhle geſeſſen, wünſchte das Aſylrecht der Geſandten auf denſelben Fuß zu bringen, auf dem es bereits in andern Reſidenzen ſtand, und namentlich die ungebührliche Ausdehnung auf die das Geſandtſchaftshotel umgebenden Häuſer, welche den größten Verbrechern zum Aufenthalt dienten, zu beſeitigen. Er hatte deshalb an alle Staaten, welche Geſandte bei ihm hielten, geſchrieben und ihnen die ſchreienden Nachtheile der alten Unſitte auseinandergeſetzt. Er wollte zwar den Geſandten, die ſich bereits in Rom befanden, den Fortgenuß ihrer hergebrachten Rechte laſſen, erklärte aber, daß er ſie keinem neuantretenden einräumen, vielmehr keinen neuen Geſandten annehmen werde, der nicht ausdrücklich auf jenen Misbrauch verzichtet hätte. Venedig wollte Einſpruch thun, fügte ſich aber. Der Kaiſer, die Könige von Spanien, England und Polen willigten ohne Zögerung ein. Ludwig XIV. hatte anfangs auch ganz willfährig geantwortet: er werde ſich hierin nach dem Beiſpiele anderer Fürſten richten und nicht der Letzte ſein, der ſich dem heiligen Vater gehorſam bezeige. Als aber die andern Fürſten in der That das Beiſpiel gegeben, weigerte er ſich auf einmal, demſelben zu folgen und erklärte ganz in ſeiner Weiſe: er habe ſich niemals nach dem Beiſpiele Anderer gerichtet; vielmehr komme es ihm zu, als Beiſpiel zu dienen.

---

[1] Benedict Odescalchi aus Como, geb. 1611, 1647 Cardinal, 21. Sept. 1676 Papſt, † 12. Aug. 1689.

Als nun am 30. Jan. 1687 der franzöſiſche Geſandte in Rom, der Herzog d'Eſtrées, mit Tode abging, gab der Papſt ſogleich nach Beendigung der Obſequien Befehl, daß die Sbirren auf dem farneſianiſchen Platze patrouilliren und alle Miſſethäter, die ſich dorthin flüchten würden, feſtnehmen und ins Gefängniß bringen ſollten. Vergebens widerſprach der Cardinal d'Eſtrées (Th. I, S. 105), der für ſich, als Vertreter der franzöſiſchen Kirche, daſſelbe Privilegium in Anſpruch nahm, das ſein Bruder als Geſandter genoſſen. Der Papſt erkannte das nicht an, erließ am 12. Mai 1687 eine von den meiſten Cardinälen unterzeichnete Bulle, welche Jeden, der ſich fernerhin die Quartierfreiheit anmaßen würde, für excommunicirt erklärte, und ließ den König erſuchen, lieber gar keinen Geſandten vor Ausgang des Streites zu ſchicken, indem der Papſt von ſeinem Grundſatze nicht abgehen könne, ohne das Wohl des Staats aufs Spiel zu ſetzen. Ohne die mindeſte Rückſicht darauf zu nehmen, vielmehr nun erſt recht zum Widerſtande gereizt, ernannte Ludwig den Heinrich Karl Beaumanoir Marquis von Lavardin zu ſeinem außerordentlichen Botſchafter in Rom und gab ihm Befehl, ſofort nach Rom abzureiſen und das alte Recht mit Feſtigkeit zu behaupten. Man muß dabei ins Auge faſſen, daß das Recht, Geſandte zu ſchicken und zu empfangen, dem allgemeinen europäiſchen Völkerrechte nach, ein völlig facultatives iſt, und daß jeder ſouveräne Staat das Recht hat, ſich zu entſchließen, ob er überhaupt von einem andern Staate einen Geſandten und ob er dieſen ſpeciellen Geſandten annehmen wolle. Es iſt deshalb ein allgemeiner Gebrauch, daß dem betreffenden Staate die Perſon des gewählten Geſandten vertraulich mitgetheilt wird und daß der Geſandte nicht vor Empfang einer zuſtimmenden Antwort hingeht. Unbekümmert darum reiſte Lavardin im September mit einem Gefolge von 300 Perſonen ab. In Verſailles und Toulon gingen gegen 450 Militärs, theils Officiere, theils zur Garde des Königs gehörig, zu Schiffe und ſtießen im Florentiniſchen zu Lavardin. Mit einem ſolchen Truppencorps hielt er am 16. Nov. ſeinen Einzug in Rom, nahm Beſitz von dem Palaſt Farneſe und deſſen Umgebungen, ſtellte überall ſeine bewaffneten Wachen aus und ließ ſeine Reiter Tag und Nacht mit blanker Waffe in den Gegenden patrouilliren, auf die zeither das Aſylrecht [1]) ausgedehnt worden. Der Papſt ignorirte ihn, verweigerte die wiederholt nachgeſuchte Antrittsaudienz, betrachtete ihn mit allem Rechte gar nicht als Botſchafter [2]) und verbot den Cardinälen und dem Adel, mit ihm Verkehr zu pflegen. Lavardin lachte darüber, fuhr in größtem Pomp, mit einer Reihe von Wagen, von einer Garde von 200 Reitern begleitet, in Rom umher, ließ vor ſeinem Palaſte unausgeſetzt 300 Mann Wache halten, gab offene Tafel und ließ ſtolze und drohende Reden ausgehen. Dem Papſte fiel es freilich nicht bei, an Aufſtellung eines Heeres und einen Krieg mit Frankreich zu denken, wie ſein Vorgänger. Als ihm etwas dergleichen gerathen ward, ſagte er mit einer Miſchung von Frömmigkeit und feiner Ironie: „Hi in curribus et in equis, nos autem in nomine Domini nostri invocabimus." Unbekümmert darum, daß er der Bulle vom 12. Mai 1687 unterlag, fuhr Lavardin am Vorabend der Weihnacht mit großem Gepränge nach der Kirche des heil. Ludwig und wohnte dem Gottesdienſte bei. Sofort wurde das Interdict über dieſe Kirche ausgeſprochen. Hierauf erſchien Lavardin mit einer Wache von 300 Mann in der St.-Peterskirche, die aber ſogleich von allen Prieſtern verlaſſen ward. Auch erließ er eine Proteſtation gegen das Interdict, von dem er nicht glauben könne, daß es von Sr. Heiligkeit ausgegangen ſei. Sein Charakter als Repräſentant der geheiligten Perſon eines ſo großen Monarchen [1]) müſſe ihn gegen jeden Bannſpruch ſichern. Ludwig XIV. ließ ſein Parlament einen Beſchluß gegen die Maßregeln des Papſtes faſſen, der an die Thüre des Nuntius Ranucci zu Paris angeſchlagen ward, und ließ darauf dieſen Nuntius ſelbſt, der von Paris abberufen wurde, nicht abreiſen, ſondern im St.-Lazaruskloſter detiniren, wo er acht Monate zubringen mußte, für welche kleinliche Quälerei der lächerliche Vorwand gebraucht ward, der Nuntius ſolle als Geißel für Lavardin dienen. Ludwig drohte, bald ſelbſt nach Italien zu kommen und die Sache in Ordnung zu bringen.

---

[1]) Die Franchigie, oder die Liſtone, wie es in Rom genannt wurde.

[2]) Erſt die Uebergabe des Creditivs bezeichnet den wirklichen Antritt der Geſandtſchaft. Zwar werden dem Geſandten auch vorher die geſandtſchaftlichen Vorrechte und Freiheiten zugeſtanden, aber doch erſt nachdem ſeine bevorſtehende Ankunft angezeigt und in dieſelbe gewilligt worden war.

Innocenz XI. ließ ſich durch das Alles nicht irre machen. Er ließ Proceſſionen veranſtalten, verbot die Luſtbarkeiten des Carnevals und befahl, ſeine Seeplätze in Vertheidigungsſtand zu ſetzen. Er verſtand ſich zwar, auf den Rath einiger befreundeten Fürſten, dazu, das Interdict gegen die Ludwigskirche aufzuheben, lehnte aber die angebotene Vermittelung Englands und Venedigs ab, indem er erklärte: die Rechte der Kirche könnten nicht von einem Schiedsrichterſpruche abhängig gemacht werden, und er werde Lavardin nicht als Geſandten anerkennen, bevor ihm nicht die ſeiner verletzten Souveränetät gebührende Genugthuung geworden. So ſtand die Sache, als Lavardin zurückberufen ward. Vor ſeiner Abreiſe ließ er das königliche Wappen von dem Geſandtſchaftspalais herabnehmen und entzog ihm damit ſeine öffentliche Qualität. Wie Lavardin durch Toscana reiſte, fand er keinen Prieſter, der ihm die Sacramente reichen wollte. Der Hof begab ſich aufs Land, um ihm auszuweichen.

---

[1]) Ein nicht anerkannter Geſandter iſt nichts als ein diſtinguirter Fremder.

An eine nahe Ausgleichung war um ſo weniger zu denken, als auch über die kölner Erzbiſchofswahl der bekannte Streit zwiſchen Frankreich auf der einen, Kaiſer und Papſt auf der andern Seite ausbrach. Bei dieſer Gelegenheit erinnerte Ludwig ſich auch, daß ſein Verbündeter, der Herzog von Parma, noch immer nicht in den Beſitz von Caſtro und Ronciglione, den Beſtimmungen des Vertrags von Piſa zufolge, geſetzt ſei, und erklärte daher (6. Septbr. 1688): wenn dieſelben nicht ſofort reſtituirt würden, werde er ſeine Truppen nach Italien marſchiren laſſen und Avignon bis zur vollſtändigen Erfüllung des Vertrags von Piſa behalten, oder dem Herzog von Parma einräumen. In der That wurden Avignon und Venaiſſin, nach Beſchluß vom 2. Oct. 1688, wieder einmal von den Franzoſen beſetzt. Unter dieſen Umſtänden ſtarb der ebenſo milde als feſte und ſtandhafte Papſt Innocenz XI. (12. Aug. 1689) und an ſeine Stelle trat der Cardinal Peter Ottoboni, ein Venetianer, als Papſt Alexander VIII.[1]). Dieſe Gelegenheit glaubte Frankreich benutzen zu müſſen, um ſich aus dem leidigen Streithandel zu ziehen und durch Nachgiebigkeit in einer unwichtigen Sache vielleicht den neuen Papſt, den es ſich freundlich geſinnt hielt, zu Conceſſionen in wichtigern Dingen zu beſtimmen. Schon der Herzog von Chaulnes, der als franzöſiſcher Geſandter zum Conclave in Rom war, erhob die Anſprüche nicht mehr, um die man gehadert hatte, und der König erklärte ſich bereit, in eine Beſchränkung des Aſylrechts zu willigen, ließ auch Avignon und Venaiſſin wieder räumen (3. Nov. 1689), ohne weiter an den Vertrag von Piſa und die Intereſſen des Herzogs von Parma zu denken. Das erwartete Entgegenkommen des Papſtes fand er aber nicht, und erſt unter dem nachfolgenden Papſte, Innocenz XII. [1]), kam die definitive Einigung durch gegenſeitige billige Nachgiebigkeit zu Stande.

---

[1]) Geb. 1620, Cardinal 1652, Papſt 6. Oct. 1689, † 31. Aug. 1691. Der Cardinal Peter Ottoboni war ſein Großneffe.

Ueber die Streitſache Choiſeul's bei ſeiner geſandtſchaftlichen Wirkſamkeit in Rom iſt Th. II, S. 237 ſchon gehandelt worden.

---

[1]) Anton Pignatelli, ein Neapolitaner, geb. 1615, Cardinal 1681, Papſt 12. Juli 1691, † 27. Sept. 1700.

VII. Noch etwas über d'Eon.

Von E. Köhler.

In einem Werke, wie „Geheime Geſchichten und räthſelhafte Menſchen", durfte ein ſo räthſelhaftes Individuum, wie der berühmte oder berüchtigte Chevalier d'Eon, begreiflicher Maßen nicht fehlen. Ihm iſt denn auch ſchon im erſten Theil deſſelben, von S. 184—195, ein Abſchnitt gewidmet, er darin jedoch mehr in ſeiner Eigenſchaft eines der Agenten der „geheimen Diplomatie Ludwig's XV.", als nach ſeinen übrigen, frühern und ſpätern, Lebensverhältniſſen betrachtet worden. Genau genommen, ſind auch dieſe, ſelbſt in einer Biographie des abenteuerlichen Menſchen, das weniger Weſentliche. Das Abenteuerliche an ihm aber iſt bekanntlich, um es kurz zuſammenzufaſſen, daß ein Mann, der bis zum Alter von 43 Jahren eben als Mann und Ritter gegolten, der bis dahin der Reihe nach als Doctor der Rechte, Parlamentsadvocat, Cenſor ſchöngeiſtiger Schriften, diplomatiſcher Agent, Ordensritter von St.-Louis, Dragonercapitän, Geſandtſchaftsſecretär und während einiger Monate proviſoriſch als Stellvertreter des bevollmächtigten Miniſters der Krone Frankreich am londoner Hofe fungirt, der während des Siebenjährigen Kriegs den Degen nicht ohne Auszeichnung geführt hatte, der ſich gleich jedem andern Dragoner raſirte und, wie ſich Beaumarchais ausdrückt, ſoff, rauchte und fluchte, gerade wie ein deutſcher Bedienter (estafier allemand): daß ein ſolcher auf den eigenen Einfall gerathen, oder einer fremden Zumuthung Gehör geben konnte, als ein reifer Funfziger das Dragonerhabit abzulegen und 1778 ſich zu Verſailles in Jupe und Haube zu präſentiren, welche die ſo traveſtirte Chevalière d'Eon von da an bis zu ihrem Tode trug. Wir wiſſen gegenwärtig, daß Beaumarchais, dem ſich d'Eon als zum sexus femininus gehörig offenbart hatte, und der für ſeine Perſon ſteif und feſt glaubte, der verkappte Dragoner ſei ein Weib, und zwar ein ſterblich in ihn verliebtes, es war, der ihm 1775 im Namen und Auftrag Ludwig's XVI. das Verſprechen abnahm, ſich öffentlich als Weib zu bekennen und demzufolge Weiberkleider anzuthun; wiſſen auch, daß d'Eon die abverlangte Erklärung wirklich unterzeichnete, nur daß er erſt drei Jahre nachher in dem octroyirten Coſtüm ſich vor der Welt zu zeigen wagte, vielleicht weil er zuvor noch einige ritterliche Bedenken, die ſich in ihm regten, hatte niederkämpfen müſſen, oder, wie noch wahrſcheinlicher, aus einem andern Grunde, der weiter unten in Betracht kommen wird. Der Ruf von dieſer ſeltſamen Metamorphoſe, oder vielmehr, wie man glauben machen wollte, Anamorphoſe verbreitete ſich bald auch durch Druckſchriften. Unter d'Eon's thätiger Mitwirkung kam ein hübſcher Roman zu Stande: „Vie militaire, politique et privée de la demoiselle d'Eon,“ worin es heißt: Seine Aeltern hätten ihr Töchterlein als Knabe taufen laſſen, um ſich eine Beſitzung zu erhalten, die in Ermangelung männlicher Erben für die Familie verloren geweſen wäre. Er ſelbſt veröffentlicht, Beweiſes halber, eine Reihe von Thatſachen, worin er ſich als

Ritterin geberdet und gerirt, und preiſt ſich glücklich, daß er mitten im Getümmel des Lagerlebens, der Schlachten und Belagerungen ein ſo koſtbares und ſo gebrechliches Gut, wie „die Blume jungfräulicher Keuſchheit", unbefleckt zu bewahren vermocht habe. Kein Wunder, wenn man ein ſolches Tugendmuſter mit Minerva und Jeanne d'Arc zuſammenſtellte, wenn Dorat verliebte Epiſteln an dieſe alte Heroine richtete. Laſſen ſich doch die bedächtigſten Schriftſteller, und die man für die beſtunterrichteten halten ſollte, ebenſo gut, als alle andern, hinters Licht führen. Auf Flaſſan, den umſichtigen Flaſſan, iſt in dieſer Beziehung ſchon Th. I. S. 195 hingewieſen worden. Je umſichtiger aber der Mann, deſto komiſcher nimmt ſich jetzt der Vorwurf aus, den er noch 1808 der vermeintlichen Demoiſelle macht, daß ſie von der Sucht beſeſſen ſei, den Mann zu ſpielen.

Nun iſt zwar die eine große Hälfte des Räthſels durch die im Jahre 1810 in London vorgenommene Section, welche das männliche Geſchlecht der vulgo Chevalière außer allen Zweifel ſetzte, vollkommen gelöſt worden 1). Ueber die zweite Hälfte des Räthſels aber, oder die geheimen Urſachen, welche die lächerlichſte und mährchenhafteſte aller Myſtificationen, wie jene abenteuerliche Traveſtie war, welcher derjenige am wenigſten widerſprach, der die Sache am beſten wiſſen mußte, allgemach bei Hofe, in Stadt, Provinzen und Ausland, vielleicht

---

1) Das über das chirurgiſche Ergebniß ausgeſtellte und durch die Unterſchriften einer Menge notabler Zeugen beglaubigte Atteſt lautet, wie folgt: „Ich bezeuge durch Gegenwärtiges, daß ich den Leichnam des Ritters d'Eon in Gegenwart der Herren Adair, Wilſon und des Paters Eliſée unterſucht und ſecirt, und daß ich die männlichen Zeugungsorgane in jedweder Hinſicht vollkommen ausgebildet befunden habe. Den 23. Mai 1810. Thom. Copeland, Chirurgus."

auch bei einem ſonſt ſo hellſehenden Miniſter, wie de Vergennes, Boden gewinnen und eine ſo lange Reihe von Jahren hindurch Glauben finden ließen, iſt das Dunkel ungelichtet geblieben. Beſtimmter gefaßt, lautet die Räthſelfrage ſo: Wie hat eine poſſenhafte Maskerade zu einer Art Staatsfrage werden, zu einer Menge von Verhandlungen Anlaß geben, königliche und miniſterielle Hände, Zungen und Federn in Bewegung ſetzen, Couriere auf die Beine bringen und ſo gewaltigen Geldaufwand verurſachen können? Man iſt verſucht, auf dieſe verſchiedentlichen Fragen mit einem Scherz Montaigne's zu antworten: La plupart de nos vacations sont farcesques. Wenn nur, kann man freilich ſagen, es überhaupt die Mühe lohnte, in einer mehr die Neugier kitzelnden, als hiſtoriſch wichtigen Sache den Reſt des Dunkels lichten zu wollen! Genug, auch durch die folgenden Nachträge wird die Räthſelfrage keine ſummariſche Löſung finden. Verdankt werden dieſe Nachträge den von Louis de Loménie neuerdings herausgegebenen und in der Revue des deux Mondes, wovon jedoch nur das erſte Märzheft von 1853 hierher gehört, niedergelegten „Denkwürdigkeiten von Beaumarchais' Leben, Schriften und Zeit". Es erhellt aus dieſen, daß auch Beaumarchais unter den geheimen Agenten Ludwig's XV. und des grundehrlichen Ludwig's XVI. eine hervorragende und ſehr intereſſante Rolle ſpielte; zweitens, daß auch er, wie übrigens ſchon oben bemerkt, unter die über d'Eon's Geſchlecht Myſtificirten gehörte und bis zu ſeinem Tode (1799) dieſen für ein Weib hielt. Das Erſtere kann zu Vervollſtändigung des in Th. I über die geheime Politik des franzöſiſchen Cabinets Mitgetheilten dienen; das Andere kommt hier nur als nebenſächlich in Erwägung. Die räthſelhaft gebliebenen Motive der ſexuellen Metamorphoſe anlangend, bringen zwar, wie geſagt, die Denkwürdigkeiten keine völlige Entſcheidung, verbreiten indeß durch ihr reiches und bisher unbekanntes Detail nicht wenig neues Licht über den geheimnißvollen Punkt und ermöglichen im beſten Fall ein individuelles Urtheil über das wahre Sachverhältniß. Doch zur Sache.

Es wird verſichert, daß in ſeinen Jugendjahren der Chevalier d'Eon in Ausſehen, Stimme und Benehmen einer hübſchen Frau täuſchend ähnlich war. Hieran zu zweifeln, iſt kein Grund vorhanden. Solch ein Aeußeres ſoll Ludwig XV. auf den Gedanken gebracht haben, ſich ſeiner zu einer heimlichen Sendung an den petersburger Hof zu bedienen, woſelbſt er auch wirklich in Frauenkleidern Eingang fand, von der Kaiſerin Eliſabeth als Vorleſerin angenommen wurde und zur gegenſeitigen Annäherung der zwei Höfe nicht wenig beitrug. Gewiß alſo politiſche Beweggründe, nicht eine romanhafte Grille, veranlaßten den König zu dieſer vertraulichen Miſſion. Bei ſeiner Rückkehr nach Frankreich tauchten die erſten Zweifel über d'Eon's Mannheit auf, ſo heißt es, zerſtreuten ſich aber bald wieder, als man in ſeinem ganzen Thun ſo gar nichts Weibliches oder Weibiſches wahrnahm, er vielmehr während ſeiner folgenden öffentlichen Laufbahn ſich vollkommen als Mann und Ritter erwies, als Dragonerofficier ſogar mehrfache Proben ungemeiner Mannhaftigkeit ablegte. Weiter heißt es nun, erſt lange Jahre nachher habe der König ſelbſt die längſt außer Cours gekommenen Gerüchte wieder in Anregung gebracht und zwar, infolge des Aufſehens, welches der ſcandalöſe Streit ſeines geheimen Agenten mit dem franzöſiſchen Geſandten, dem Grafen de Guerchy, in der londoner und pariſer Welt erregte, gefliſſentlich in neuen Umlauf ſetzen laſſen. Wir ſtehen hier bei der am wahrſcheinlichſten befundenen und daher am weiteſten verbreiteten Deutung des Myſteriums. Nach ihr wollte der König nicht hart mit einem Manne verfahren, der ihm und ſeiner Diplomatie ſo erſprießliche Dienſte geleiſtet hatte, doch aber auch der Familie des Geſandten Genugthuung geben, ohne es zu einem Duell kommen zu laſſen, da der junge Guerchy geſchworen hatte, ſeinen Vater zu rächen, d'Eon aber als Duellant ein gefürchteter Gegner war, wollte alſo, mit einem Worte, allen mislichen Folgen des ärgerlichen Streites vorbeugen. Da er ſich nun wohl erinnerte, mit welchem Geſchick und Erfolg der Chevalier in früherer Zeit ſeine Rolle in St. Petersburg geſpielt hatte, ſo mußte ſich dieſer auch jetzt zu gleichem Spiel hergeben und, auf Commando ſeines königlichen Gebieters, das Gerücht ausſprengen helfen, er ſei ein Weib. Ludwig XVI. endlich, der in dieſem Stücke die großväterliche Politik beibehielt, that hierzu nichts, als daß er den Ritter zu einer öffentlichen Erklärung und zum Anlegen von Damenkleidern verpflichtete.

Dieſe Meinung theilt ſelbſt Madame Campan, wenn ſie ſpricht: „Seit geraumer Zeit ſuchte dieſer ſonderbare Menſch um die Erlaubniß zur Rückkehr nach Frankreich nach; aber es mußte vorerſt ein Mittel gefunden werden, um der von ihm beleidigten Familie den Schimpf zu erſparen, welchen ſie in der Bewilligung des Königs geſehen haben würde; man nöthigte ihm alſo das Coſtüm eines Geſchlechtes auf, dem in Frankreich Alles verziehen wird.“ Voltaire dagegen weiß ſich die Sache in keiner Weiſe zu deuten. Er ſchreibt im Jahre 1777: „Die abenteuerliche Geſchichte macht mich ganz verdutzt; ich kann weder den d'Eon, noch das damalige Miniſterium, noch Ludwig's XV. Maßregeln, noch was man jetzo thut und vorhat, begreifen; dieſe Leute bleiben mir ein Räthſel." Irren wir nicht, ſo könnte man ſich noch, zu mehrerer Beglaubigung der die Maskerade betreffenden Cabinetsmotive, auf ein Schreiben des Herrn de Vergennes, Miniſters des Auswärtigen, an Beaumarchais, d. d. 26. Auguſt 1775, berufen. Nachdem der Miniſter darin ſeine große Beſorgniß über die Folgen des Wiederauftretens d'Eon's in Frankreich und Paris geäußert hat, wo, wie er ſagt, ſeine Feinde Wache ſtehen und ihm ſchwerlich je vergeben würden, was er über ſie geſagt u. ſ. w., fährt er ſo fort: „Si M. d'Eon voulait se travestir, tout serait dit: c'est une proposition que lui seul peut se faire." Nur bleibt in den Worten s'il voulait se travestir unklar, ob Vergennes ſie ſo verſtanden wiſſen wollte: „Herr d'Eon iſt ein Mann, ſoll ſich aber in Frauenkleider ſtecken", oder ob er damit meinte: „Herr d'Eon ſollte ſich als Frau kleiden, da er ja als Frau anerkannt iſt." Im erſtern Falle würden die Briefe des Beaumarchais, für welchen das weibliche Geſchlecht des Ritters außer allem Zweifel war, völlig unverſtändlich ſein. Im andern Falle wäre der Ausdruck se travestir etwas uneigentlich gebraucht, und man käme zu dem Schluß, daß Vergennes ebenſowol als alle Andern in Betreff des Geſchlechts des Ritters getäuſcht war und ſein Auftreten in Frauenkleidern als eine natürliche Folge der Entdeckung ſeines wirklichen Geſchlechts betrachtete[1].

---

[1] Louis de Loménie theilt den Brief des Miniſters vollſtändig mit, aber bei einer ſpätern Gelegenheit und in verſchiedenem Zuſammenhang, ohne, wie es ſcheint, zu bemerken, daß er gar wohl als Zeugniß des umlaufenden Gerüchts dienen könnte.

Wie glaubwürdig indeß auch obige Annahme befunden werden und wie verbreitet ſie ſein mag, erhebt ſich dennoch mehr als ein Bedenken gegen ſie, ja ſie erſcheint bei genauerer Prüfung geradezu unbegreiflich, unzuläſſig. Wie ſollte zuerſt ein König nicht ein einfacheres Mittel auffinden, um die Nachwehen eines Streits zu hintertreiben, als indem er den einen der beiden Widerſacher in ein Weib umwandelte? Wie erklärt man ſich ferner, daß ein 47jähriger Officier lieber auf jeden männlichen Wirkungskreis Verzicht leiſtet, ſich lieber ſein ganzes übriges Leben hindurch in Weiberkleider hüllt, als daß er ganz einfach erklärt, der König befehle ihm, die Herausfoderung abzulehnen, und alſo müſſe er ſie ablehnen? daß er nicht lieber in Ungnade und Verbannung bleibt, wo er ſeine Freiheit und ſein Geſchlecht behaupten kann? Endlich, wenn der Ritter d'Eon wirklich das ergebene Schlachtopfer Ludwig's XV. und XVI. war, wie erklärt man ſich, daß nach dem Tode der zwei Könige, nach dem Zerfall der franzöſiſchen Monarchie, d'Eon, der jetzt zu London in der Zurückgezogenheit lebte, jetzt durch kein finanzielles Intereſſe noch ſonſtige Speculation mehr gebunden war, dennoch bis an ſeinen Tod die Maske nicht ablegte? In den Augen ſehr Vieler trug er ſie freilich, trotz aller Geheimthuerei, längſt nicht mehr. Denn es hat ſich herausgeſtellt, daß, während man in Frankreich noch im Jahre 1809 ſeine Weiblichkeit für etwas Ausgemachtes hielt, in England Alle, die in irgend einer Weiſe mit ihm verkehrten, nicht mehr bezweifelten, daß d'Eon ein Mann ſei.

So ſchiene demnach obige Annahme ſehr zweifelhaft zu ſein. Eine andere, die vor etlichen und zwanzig Jahren auf die Bahn kam, iſt nicht nur höchſt gewagt, ſondern klingt auch ſo anſtößig, daß wir ihrer nur um des Zuſammenhanges willen gedenken. Sie befindet ſich in einem zweibändigen Werke, das einen gewiſſen Gaillardet, den Verfaſſer von La Tour de Nesle, zum Urheber hat, und deſſen Angaben ſich auf Familienpapiere d'Eon's und anderes Urkundliche im Miniſterialarchive der auswärtigen Angelegenheiten ſtützen ſollen. Gedachtes Machwerk iſt nun aber kein anderes, als die bekannten Mémoires du Chevalier d'Eon, die erwieſener Maßen längſt ins Reich der Fiction gehören, womit denn auch der in ihnen enthaltenen Behauptung hinſichtlich der Motive der Vermummung des Ritters ihr Urtheil geſprochen iſt. Dieſe Vermummung, will der Autor glauben machen, geſchah keineswegs im Ehreninteresse des Hauſes Guerchy, ſondern, wohl zu merken! zur Ehrenrettung der Königin von England und Gemahlin Georg's III., einer Fürſtin alſo, deren ſittlicher Ruf bis dahin fleckenlos und unangetaſtet geweſen. Der König nämlich, heißt es da, überraſchte d'Eon bei der Königin, ließ ſich indeß durch die Verſicherung eines Arztes, der zur Königin hielt, der Ritter ſei nur ein verkapptes Weib, einſtweilen wieder beruhigen. Georg III. habe ſich nun zwar insgeheim bei Ludwig XV. erkundigt, dieſer aber, in wohlgemeinter Rückſicht auf die Gemüthsruhe ſeines königlichen Bruders, mit der Erklärung geantwortet, d'Eon ſei in der That eine Dame. Aber von dem Tage an habe dieſer ſich zu dem Geſchlechtswechſel bequemen müſſen, wobei ihm jedoch der Troſt geblieben ſei, den Engländern einen König gegeben zu haben. Denn der Autor der Memoiren geht in ſeiner Dreiſtigkeit bis zu der Behauptung, die angebliche Frau ſei der wahre Vater des Prinzen von Wales oder Georg's IV. Durch Beweisgründe wird dieſe Angabe oder vielmehr Verleumdung nicht unterſtützt oder gerechtfertigt; ſie zerfällt von ſelbſt in ihr romanhaftes Nichts. Verlohnte ſich die Widerlegung des Herrn Gaillardet der Mühe, ſo könnte man fragen: warum ſchweigt d'Eon, wenn ihm wirklich um die Rettung der königlichen Ehre zu thun iſt, vier Jahre lang (ſeit 1771) zu allen Wetten, die um ſeines Geſchlechts willen eingegangen wurden, und nur dazu dienten, den Verdacht zu unterhalten, oder zu beſtätigen? Hatte ſodann Georg III., dem ſo viel an Aufklärung des Myſteriums gelegen ſein mußte, ſo gar kein Mittel, hinter die Wahrheit zu kommen? Auch einem conſtitutionellen König, ſollte man denken, müßte ein ſolches leicht zu Gebote ſtehen. Würde endlich — und dieſer Gegenbeweis iſt entſcheidend — die Königin nicht alles Mögliche gethan haben, um nach des Ritters Ableben die Entdeckung ſeines Geſchlechts vermittelſt der Section zu verhindern? Nichts leichter, als ſie zu verhindern. D'Eon ſtarb bekanntlich in ſehr ärmlichen Umſtänden. War er nun der Königin ergeben genug, um ihr dreißig Jahre lang ſein Leben und Glück zu opfern, ſo hätte er ſich gewiß auch von ihr für geringen Preis beſtimmen laſſen, in ein fernes Land zu wandern und dort zu ſterben, anſtatt daß er in London fort und fort einer wundärztlichen Unterſuchung ausgeſetzt blieb. Endlich paßt auch die Zeit in keiner Weiſe. Denn Georg IV. wurde am 12. Aug. 1762 geboren und d'Eon kam erſt im September als franzöſiſcher Geſandtſchaftsſecretär nach London.

Die erſten nachhaltigen Zweifel über das Geſchlecht des Ritters ſcheinen ins Jahr 1771 zurückzugehen. Wenigſtens fingen in dieſer Zeit die Wetten in England an, wobei d'Eon den ſtummen Zuſchauer abgab und dadurch die Wettluſtigen in ihrer Neugier und Ungewißheit beſtärkte. Sein Zerwürfniß mit dem Grafen de Guerchy hatte ihm Ungnade und Verbannung zugezogen, ohne daß er jedoch damit die ihm ſeit 1766 ausgezahlte geheime Penſion von 12,000 Livres einbüßte: eine Summe, die er auch nach Ludwig's XV. Tode regelmäßig bezog. Dies in ſtillſchweigender Anerkennung ſeiner früher geleiſteten Dienſte. Denn was dem Manne in den Augen der franzöſiſchen Regierung eine ſo große Wichtigkeit gab, war **keineswegs** ſein geſchlechtliches Geheimniß, ſondern vielmehr der Umſtand, daß man ihn, den vieljährigen geheimen Correſpondenten Ludwig's XV. und der wenigen Vertrauten deſſelben, im Beſitze von Aufſchlüſſen und Papieren wußte oder dachte, die nicht einmal zur Mitwiſſenſchaft der Miniſter gelangen, geſchweige vor das Forum der Oeffentlichkeit treten ſollten. Mag d'Eon immerhin den Werth von manchen dieſer Papiere überſchätzt und übertrieben haben, ſo verſtand er ihn doch geltend zu machen und Prätenſionen darauf zu gründen, die bis zum Unverſchämten gingen. So trieb er's z. B. mit den auf den engliſch-franzöſiſchen Frieden von 1763 bezüglichen. Er gibt zu vermerken, daß die Publication derſelben ohnfehlbar den Krieg zwiſchen beiden Nationen aufs Neue zum Ausbruch bringen würde; daß ihm die engliſche Oppoſition ungeheure Summen dafür geboten, er aber, als guter Franzoſe, die Zumuthung abgelehnt habe; daß er jedoch, weil er viel Schulden machen müſſen, Geld, viel Geld brauche, und daß, wenn die Regierung ſich in den Beſitz ſeiner Papiere ſetzen wolle, ſie vorerſt ſeine Schulden tilgen müſſe. Mit dieſer Foderung hat er es keineswegs auf eine Gratification, auf ein Geſchenk abgeſehen; nein, die franzöſiſche Regierung iſt ſeine Schuldnerin, ſie ſchuldet ihm viel mehr Geld, als er ſelbſt ſchuldig iſt.

Indeß war dieſes noch lange nicht die einzige Foderung. Im Jahre 1774 hatte der koſtſpielige Agent dem Miniſter Vergennes die Rechnung über ein Guthaben von 145,000 Livres geſchickt: zum Erſatz eines Diamanten im Werthe von 6000 Livres, den er bei einem gewiſſen Vorfall in Polen eingebüßt haben will; zum Erſatz ferner eines Geldgeſchenks, das ihm der König von England zugedacht habe, aber durch den Grafen Guerchy davon abgebracht worden ſei, und das er zu 24,000 Livres veranſchlagte; weiter zu Schadloshaltung für den Verluſt, den er in den Jahren 1763—73 wegen Nichtbewirthſchaftung ſeiner Weinberge in der Bourgogne erlitten habe (15,000 Livres, dies etwa nur, ſagt er, die Hälfte des wirklichen Verluſtes); endlich zu Erſtattung des Aufwandes, den er in den gedachten zehn Jahren zu laufenden und außerordentlichen Ausgaben habe in London machen müſſen (100,000 Livres). Man traut ſeinen Augen kaum, wenn man lieſt, wie ſich des Ritters Geſammtfoderung auf 318,477 Livres 1) 76 Sous belief. Außerdem verlangte er hinſichtlich der 12,000 Livres Penſion, daß dieſe in eine gleich hohe lebenslängliche Rente umgewandelt werden ſollte. Um ihn nun zu Aushändigung der Papiere unter annehmbaren Bedingungen zu vermögen, ſchickte man nacheinander zwei Unterhändler an ihn. Der eine von ihnen, Namens de Pommereux, Grenadierhauptmann und ein Mann von ſeltener Unerſchrockenheit, ging während der Verhandlungen ſo weit, daß er dem Dragonerhauptmann

---

1) In der erſtmaligen Anführung obiger Summe iſt ſtatt 318, wie alle folgenden male ſteht, bei Loménie, jedenfalls durch einen Druck- oder Schreibfehler, 316 geſetzt.

ein Ehepactum antrug. Allein d'Eon wollte nichts von ſeinen Anſprüchen fahren laſſen, und ſo ließ man die Unterhandlungen fallen. Im Mai des nächſten Jahres (1775) befand ſich Beaumarchais, obwol um ganz verſchiedener Angelegenheiten willen, in London, auf welche Nachricht der Ritter nicht ſäumte, ihm einen Beſuch abzuſtatten. Bei Gelegenheit dieſes und der folgenden Beſuche war es nun, wo ſich der ſonſt ſo ſchlaue und welterfahrene Beaumarchais durch die Suada und ſogar Thränen des noch ſchlauern Abenteurers, der ihm ſo beredt eindringlich vorzulügen wußte, berücken ließ und ihm nachdrückliche Verwendung zu Gunſten ſeiner Anſprüche zuſicherte. Denn Beaumarchais war ſo entzückt über die Gelegenheit, ſich eine durch ihren kriegeriſchen Muth, ihre diplomatiſchen Talente, ihre Widerwärtigkeiten ſo intereſſante Dame verpflichten und zugleich eine ſo ſchwierige Verhandlung zu Ende führen zu können, daß er die rührendſten Briefe an Ludwig XVI. richtete und u. A. ſagte: „Wenn man bedenkt, daß dieſe arme, verfolgte Creatur einem Geſchlechte angehört, dem Alles gern verziehen wird, ſo fühlt man ſich das Herz von Mitleid bewegt.“ Ein anderes mal heißt es: „Ich wage Ew. Majeſtät zu verſichern, daß, wenn man dieſes wunderliche, aber durch zwölfjähriges Ungemach reizbar gemachte Geſchöpf mit Geſchick und Freundlichkeit behandelt, es ſich leicht zu Auslieferung aller den hochſeligen König betreffenden Papiere, und zwar auf vernünftige Bedingungen hin, willig finden laſſen wird.“ Seinerſeits läßt es d'Eon nicht an Liebkoſungen und ſchönen Worten fehlen; er nennt Beaumarchais ſeinen Schutzengel; er ſchickt ihm, mit der Bitte um nachſichtige Beurtheilung, ſeine „Oeuvres complètes“ in 14 Bänden. Denn dieſes merkwürdige Mixtum Compoſitum von Dragoner, Weib und Diplomaten war, außerdem auch der ärgſte Papierverwüſter.

Noch voll der Eindrücke, welche die vermeintliche Chevalière auf ihn gemacht, langt Beaumarchais in Verſailles an, verſicht aufs wärmſte ihre Sache, iſt befliſſen, darzuthun, daß alle in ihren Händen befindlichen Papiere, die er doch nicht einmal zu ſehen bekommen hat, von höchſter Wichtigkeit ſeien, und bittet um die Erlaubniß, von Amtswegen die abgebrochenen Unterhandlungen mit ihr wieder anzuknüpfen. Letztere wird ihm auch von Vergennes zugeſtanden, der in ſeinem Antwortſchreiben vom 21. Juni 1775 zugleich auf des Ritters Geſuch um Verwandlung ſeines Jahrgehalts in eine lebenslängliche Rente eingeht, dagegen die Uebernahme und Realiſirung ſeiner enormen Schulden ſchwierig, ja unmöglich findet, ohne jedoch zu zweifeln, daß der Chevalier honett und klug genug ſein werde, ſich zu einer beträchtlichen Ermäßigung ſeiner Geldanſprüche zu verſtehen. Er ſetzt hinzu, daß, wenn wider Erwarten, Beaumarchais nichts ausrichten, d. h. die Herausgabe der Papiere nicht erlangen ſollte, man diesſeits auf alle Folgen gefaßt und vorbereitet ſei; anfangs möchte zwar ihr Bekanntwerden ein für die Regierung unangenehmes Aufſehen machen; die ſpätern Folgen aber dürften für Herrn d'Eon ſchrecklich ausfallen; ein verbannter Vaterlandsverräther ſpiele eine ſehr erniedrigende Rolle; Verachtung ſei ſein Loos. — Beaumarchais benahm ſich von jetzt an, dem d'Eon gegenüber, mit vieler Vorſicht. War er in einem Punkte — wir wiſſen, welchem — der Dupirte, ſo war er in einem andern, dem Geldpunkte, deſto zäher. Die ungereimten Foderungen d'Eon's weiſt er geradezu ab, ſetzt aber ſtatt ihrer keine eigene Ziffer, ſondern, laut der Transaction vom 5. Oct. 1775, wonach ſich der Ritter zu Auslieferung der königlichen Papiere anheiſchig macht, verpflichtet ſich ſeinerſeits Beaumarchais einzig zu Ausſtellung eines Contracts über eine Rente von 12,000 Livres, ingleichen, zur Deckung ſeiner Schulden in England, über ſtärkere Summen, deren Betrag ihm zugeſtellt werden ſoll. Im Grunde hielten ſich beide Contrahenten ein Hinterpförtchen offen. Kamen die ſtärkſten Summen dem Ritter noch immer nicht ſtark genug vor, ſo gedachte er einen Theil der Papiere innezubehalten, um noch ſtärkere zu ertrotzen; Beaumarchais dagegen, ganz und gar nicht geſonnen, ſämmtliche ihm von d'Eon zugerechneten Schulden zu übernehmen, bittet den König um Ermächtigung, mit der Demoiſelle über eine Summe von 100 bis 150,000 Livres capituliren (batailler, wie er ſich ausdrückt) zu dürfen, wobei er ſich vorbehält, das Geld nur in Raten (par fractions) herzugeben und, je nach dem Vertrauen, das ihm die Demoiſelle einflößen würde, die Summe zu vergrößern oder zu beſchränken.

D'Eon deponirt nun bei dem Admiral Lord Ferrers, ſeinem Freunde, als Unterpfand für eine Schuldſumme von 5000 Pfd. St., einen mit Vorlegeſchlöſſern verſehenen Eiſenkoffer, der, nach ſeiner Verſicherung, die geſammte geheime Correſpondenz enthalten ſoll. Alsbald erhebt ſich für Beaumarchais eine ſchwere Bedenklichkeit. Geſetzt, er gibt Geld her, ſo kann er ja dafür Wäſchrechnungen oder ſo etwas im Koffer finden; eine Vollmacht aber, die Papiere zu unterſuchen, beſitzt er nicht. Es wird alſo eine neue Reiſe nach Paris nöthig, um ſich die Vollmacht zu Aufnahme eines Inventars zu holen, und er erhält ſie. Sein Verdacht iſt nur zu wohl gegründet geweſen. Bei Oeffnung des Koffers findet ſich, daß Lord Ferrers, er ſei nun wirklicher oder vergeblicher Gläubiger geweſen, zum Unterpfande nichts erhalten hat, als eine Menge faſt ganz bedeutungsloſer Papiere. D'Eon muß beſchämt eingeſtehen, daß die werthvollſten noch bei ihm unter dem Eſtrich ſeines Zimmers verſteckt liegen. Dort finden ſich denn auch wirklich, wie Beaumarchais dem Miniſter meldet, fünf wohlverſiegelte Mappen mit der Ueberſchrift: „Geheimpapiere, dem König allein zuzuſtellen.“ Dieſe machten nach d'Eon's Erklärung die ganze geheime Correſpondenz und überhaupt die Geſammtmaſſe der in ſeinem Beſitze befindlichen Papiere aus. Beaumarchais machte ſich ohne Säumen an Verzeichnung des Fundes, um ſich gegen Unterſchlagung eines der Papiere zu ſichern; noch mehr, während der Ritter an dem Inventar ſchrieb, durchlief Beaumarchais in aller Eile die Papiere, um ſich zu überzeugen, daß keins darunter fehle. Jetzt erſt zahlte er an Lord Ferrers die Schuldfoderung, und erhielt dagegen eine entſprechende Zahl Anweiſungen, von d'Eon unterzeichnet, worauf er ſich mit ſeinem Koffer zur Abreiſe nach Verſailles anſchickte. Der Ritter fand natürlicher Weiſe die ſtarken Summen noch nicht ſtark genug; aber die Uebereinkunft vom 5. Oct. verpflichtete ihn zur Auslieferung der Papiere, zum Anlegen von Frauenkleidern und Schweigen über ſeine ehemaligen Händel mit der Familie Guerchy, und ſolange er ſich hierzu nicht verſtand, bekam er den Brodkorb oder Leckerbiſſen nur aus der Ferne zu ſehen. Uebrigens verabſchiedete ſich Beaumarchais mit dem Verſprechen, daß, wenn Demoiſelle d'Eon ſich klug, ſittſam, discret und gut betrüge, er ſich bei Miniſter und König für ſie verwenden und hoffentlich einige fernere Begünſtigungen auswirken würde. Er ſtellte dieſe Ausſicht im Hinblick auf einen Geldvorrath von 41,000 Livres, der, wie er an den Miniſter ſchrieb, noch zu ſeiner Verfügung ſtand. Bei ſeiner Ankunft in Verſailles mit dem obligaten Koffer fand Beaumarchais nicht nur bei Vergennes die artigſte Aufnahme, ſondern erhielt auch durch dieſen ein ſchriftliches Zeugniß, daß Se. Majeſtät von dem Eifer, der Einſicht und Geſchicklichkeit, womit ſich Beaumarchais des ihm gewordenen Auftrags entledigt habe, höchſt befriedigt ſei.

Bei einem etwas ſpätern Aufenthalt in London fand jedoch Beaumarchais die Demoiſelle ihren Verpflichtungen zu Ehrbarkeit und Stillſchweigen wenig nachkommend und ſah ſich daher zu lebhaften Vorwürfen genöthigt. Anſtatt den Wettluſtigen über einen Punkt, der nun doch als erledigt gelten durfte, Einhalt zu thun, bekräftigt ſie der eitle Menſch durch ſein geheimnißvolles Thun und Reden. Auf die Vorwürfe antwortet er mit größter Gereiztheit. Er iſt bitterböſe darüber, daß ihm der geſtrenge Freund den Geldbeutel des Königs vor der Naſe zuhält. Alſo Bruch und ein Briefverkehr, worin es bald Injurien regnet, wie ſie nur ein Mann über Feder und Lippen bringen kann, bald wieder verliebte Klagen über den Undank des Treuloſen. Beaumarchais antwortet im ernſten Tone, wie ein Mann, der ſeine Pflicht thut und ſich Mühe gibt, bei den Schmähungen und verbuhlten Lockungen der alten Jungfer unempfindlich zu bleiben. Höchſt ſpaßhaft aber iſt folgender Brief von ihm an Vergennes: „Alle Welt ſagt mir, daß dieſe närriſche Perſon närriſch in mich verliebt iſt. Sie denkt, ich habe ſie verachtet, und eine ſolche Beleidigung vergeben die Weiber nie. Ich bin weit davon, ſie zu verachten, aber wer zum Teufel hätte ſich vorgeſtellt, daß ich, um den König in dieſer Angelegenheit gut zu bedienen, einem Dragonercapitän gegenüber zum galanten Ritter werden ſollte? Die Geſchichte kommt mir ſo poſſirlich vor, daß ich alle Mühe von der Welt habe, mich bei Ernſt zu erhalten." Wußte der Miniſter nun das wahre Geſchlecht der Chevalière, ſo mußte er beim Leſen des Obigen gewiß herzlich lachen, aber auf Koſten von Beaumarchais. Auch d'Eon ſchreibt an Vergennes, als er ſieht, daß er kein Geld mehr bekommt; aber in ſeinen Briefen iſt aus dem Schutzengel, wie er ihn vormals nannte, ein Narr, ein Schurke, ein unverſchämter Uhrmachergeſell, ein Barbier Olivier Ledain, nicht aus Sevilla, ſondern aus Ludwig's XI. Zeit geworden. Beaumarchais nimmt alle dieſe Invectiven mit dem Gleichmuth eines galanten Cavaliers hin. D'Eon ſtellt ſich, als habe er noch Papiere in ſeinen Händen, und droht mit ihrer Preisgebung; Beaumarchais geräth anfangs in Unruhe, faßt ſich aber bald wieder und denkt: „es iſt eine von d'Eon's Aufſchneidereien, er hat nichts mehr, er hat für 120,000 Livres alles Verlangte herausgegeben."[1]) Ueberdies hat Beaumarchais den Rentenbrief in Händen und kann ihn vorkommenden Falls inhibiren laſſen, wenn ſich die Demoiſelle den Beſtimmungen des Vertrags nicht fügt. Dem Miniſter räth er, das eitle Individuum fernerhin ganz unbeachtet zu laſſen: ein Rath, der gut anſchlägt. Denn wie er ſich mit Vergeſſenheit bedroht ſieht, kommt eines ſchönen Morgens (im Auguſt 1777) der Ritter ungeladen in Verſailles an. Nur hat er vergeſſen, Weiberkleider anzulegen, leiſtet aber Folge, als man ihm dies zur Pflicht macht, iſt eine Zeitlang Gegenſtand der öffentlichen Neugierde;

---

[1]) Statt ſeiner anfänglichen Foderung von 318,000 Livres fand man ihn mit 100,000 ab, deren Betrag nachgehends durch einige Nachſchüſſe auf 120,000 erhöht wurde.

dann, als er ſieht, daß das Intereſſe an ihm müde wird, reiſt er wieder nach London ab. Mit Beaumarchais ſtand er von da an in keiner weitern Verbindung. Er hatte gegen ihn das Gerücht ausgeſprengt, als habe er einen Theil des ihm beſtimmten Geldes an ſich behalten. Beaumarchais, der laut Verſicherung der Memoiren nicht einmal ſeine Reiſekoſten erſtattet ſah, beklagte ſich bei Vergennes über dieſen neuen Unglimpf, worauf ihm dieſer d. d. Verſailles 10. Jan. 1778 in der beruhigendſten und ehrenvollſten Weiſe antwortete, ihm zugleich die Erlaubniß zu Veröffentlichung ſeines Briefs ertheilte.

Es iſt, um zum endlichen Schluß zu kommen, ſchon anderwärts unſtatthaft befunden worden, daß auch ſo ehrenhafte und ernſte Männer, als Ludwig XVI. und Vergennes, ſich zu einer ſo lächerlichen Komödie hergegeben und dem d'Eon Frauentracht aufgenöthigt haben ſollten, ohne ſelbſt den allgemeinen Wahn zu theilen. Man könnte höchſtens ſagen: da Beiden die ſogenannte Entdeckung des wahren Geſchlechts ein recht gelegenes Mittel darbot, um den möglichen Folgen der alten Streitigkeiten des Chevalier mit den Guerchy und deren Freunden vorzubeugen, ſo ließen ſie dieſelbe gern als ausgemachtes Factum gelten, ohne ſich viel um deſſen Verificirung zu kümmern. Mit dieſer Annahme ſtimmt nun auch der oben (S. 349) angeführte Brief des Miniſters vollkommen überein. D'Eon nun aber, ſcheint es, ließ ſich um ſo eher gefallen, die ihm höchſten Orts angewieſene Rolle vollends durchzuſpielen, als dabei zwei, freilich nicht eben noble, aber ganz zu ſeiner Sinnesart und Lage paſſende Triebfedern wirkſam waren: zuerſt die zuverſichtliche Hoffnung, der franzöſiſchen Regierung noch mehr Geld abzupreſſen, ſodann die Eitelkeit, das Bedürfniß, um jeden Preis von ſich reden zu machen. Eitelkeit iſt auch der hervorſpringendſte Zug ſeines Charakters. In einem unedirten Briefe von ihm an einen Freund lieſt man: „Ich bin ein Lamm, das Guerchy zur Raſerei gebracht hat, weil er es in den Strom der Vergeſſenheit ſtürzen wollte.“ Dieſe Phraſe malt den Mann, wie er war. Hätte er ſich in einer gewöhnlichen Stellung befunden, ſo würde er unbemerkt geblieben ſein, beſonders ſeit die ſcandalöſe Geſchichte mit dem Grafen Guerchy ihm jede fernere officielle Laufbahn verſchloß [1]). Galt er als Frau oder als ein Amphibium, deſſen Geſchlecht ein Geheimniß war, ſo war er gewiß, die öffentliche Aufmerkſamkeit auf ſich zu heften. Wie eitel und ſelbſtgefällig der Mann war, geht auch aus einem ſeiner Briefe an den Herzog von Praslin hervor, worin er ſagt: „Liegt Ihnen etwas daran, Herr Herzog, mich kennen zu lernen, ſo muß ich Ihnen frei bekennen, daß ich nur zum Denken, Sinnen, Fragen, Reflectiren, Combiniren, Leſen, Schreiben, Herumſtreifen von Morgen nach Abend, von Süden nach Norden, zum Fechten auf freiem Felde oder im Gebirge tauge. Hätte ich zu Alexander's oder Don Quixote's Zeiten gelebt, ſo wäre ich Parmenio oder Sancho Panſa geworden. Heißen Sie mich da meiner Wege gehen, ſo verzehre ich Ihnen, ohne einen dummen Streich zu machen, binnen eines Jahres alle Einkünfte Frankreichs, und alsdann ſchreibe ich Ihnen einen prächtigen Tractat über Oekonomie. Wollen Sie den Beveis hiervon, ſo ſehen Sie einmal an, was ich Alles in meiner Geſchichte der Finanzen über Verwendung der Staatsgelder geſchrieben habe."

---

[1]) Er hatte im Jahre 1765 das Scandal ſo weit getrieben, daß er den Geſandten vor den engliſchen Tribunalen belangte, als habe dieſer ihn vergiften oder ſonſt ermorden laſſen wollen.

Doch genug der Belege. Seine Liſt iſt ihm geglückt, denn ſie hat ihm eine Celebrität verſchafft, wozu es große Charaktere und edle Handlungen nicht immer bringen.

VIII. Graf Friedrich Ludwig von Solms.

Das erlauchte Haus Solms, von ſeinem erſten Auftreten an gräflich [1], jetzt zum Theil zu fürſtlichem Stande erhoben, mag man es nun mit dem gründlichen und ſcharfſinnigen Wenck, dem auch der Rheiniſche Antiquarius, eine gewichtige Autorität auf ſolchem Felde, beitritt, von den heſſiſchen Giſonen und deren Abkömmlingen, den Grafen von Wegebach oder Weibach herleiten, oder gemeinſamen Urſprunges mit dem ſaliſchen Königsſtamme ſein laſſen, welche letztere Ableitung noch 1828 Archivrath Schaum vertheidigt hat, hat ohne Frage eine beträchtliche Zahl bedeutender Männer, tapferer Kriegshelden und gewiegter Staatsmänner, aus ſeinem Schooſe geboren und zum Theil ſeinen Namen bedeutſam in die Zeittafeln der Geſchichte gegraben. Schildern wir diesmal das Leben eines Mannes, welcher zuerſt ſich im Kampfe die ritterlichen Sporen und die Achtung und Zuneigung berühmter Feldherren erworben, dann eine lange Zeit als treuer, väterlich waltender Beamter eines neugewonnenen Vaterlandes ſich ein dankbares Andenken in Vieler Herzen geſichert hat, auch in dieſer Stellung in ſeltſame kriegeriſche Händel, in geheime patriotiſche Wirkſamkeit gezogen ward und dabei auch die Wiſſenſchaft nicht blos hochſchätzte, ſondern ſelbſt erfolgreich pflegte.

---

[1] Urkundlich kommt zuerſt 1129 ein Marquardus de Solmese und dann wieder 1141 jedenfalls derſelbe Marquardus de Solmese vor. Dann erſcheinen erſt 1232 und 1245 wieder Henricus et Marquardus dicti comites de Solmese in Urkunden. Marquard's II. Stamm erloſch im 14. Jahrhundert. Von den Söhnen Otto's († 1. Sept. 1409) hat Bernhard II. die Linie zu Braunfels geſtiftet und Johann iſt der Stammvater der Linien zu Lich, Hohen-Solms, Laubach, Wildenfels, Sonnenwalde, Baruth, Rödelheim ꝛc. geworden.

Graf Friedrich Ludwig ſtammte aus dem wildenfelſer Zweige des Hauſes Solms und war ein jüngerer Sohn der erſten Ehe des Grafen Heinrich Wilhelm zu Wildenfels. Dieſer war der Stifter der Speciallinie zu Wildenfels, das er in der Erbtheilung übernahm, während ſein Bruder Friedrich Ernſt die Speciallinie zu Laubach, ſein anderer Bruder Karl Otto die mit deſſen Sohne Karl Ludwig wieder erloſchene zu Utphe ſtiftete. Wildenfels, eine Herrſchaft im ſächſiſchen Erzgebirge, war an die Solmſe, vermöge einer vom Kurfürſten Auguſt von Sachſen 1585 ertheilten Anwartſchaft, gekommen, als der Letzte des alten, danach benannten Dynaſtengeſchlechts, Anarch Friedrich von Wildenfels, kurfürſtlicher Hauptmann im Voigtlande, am 26. Febr. 1602 zu Prag in der Trunkenheit aus dem Bette gefallen war und darüber den Hals gebrochen hatte[1]). Graf Heinrich Wilhelm von Solms, unſers Helden Vater, war 16. Mai 1675 geboren, preußiſcher Kammerherr und Generalmajor, lebte lange in Königsberg, beſaß Güter bei Labiau, brachte 1730 die Herrſchaft Bielitz in Oberſchleſien an ſich und ſtarb zu Wartenberg 15. Sept. 1741. Derſelbe war in erſter Ehe (18. März 1701) mit Helene Dorothee, einer Tochter Graf Joachim Heinrich's Truchſeß von Waldburg, preußiſcher Linie, vermählt. Sie gebar ihm 28. Febr. 1706 Heinrich Karl († 7. Oct. 1746), auf den und deſſen Nachkommen die Herrſchaft Wildenfels übergegangen iſt, und am 2. Sept. 1708 unſern Friedrich Ludwig, dem am 30. Nov. 1709 eine Schweſter folgte, Sophie Charlotte, die als Canoniſſin zu Hervorden unvermählt in hohem Alter geſtorben iſt (29. Jan. 1786).

---

[1]) Dem Rheiniſchen Antiquarius macht es Scrupel, daß ſchon eine Solmſiſche Gerichts- und Landordnung vom 4. April 1576 auf Wildenfels bezogen iſt. Sollte ihm nicht ein ſpäterer Abdruck vorgelegen haben, in den man die neuerworbene Herrſchaft eingeſchoben?

Friedrich Ludwig war kein volles Jahr alt, als ihn ſeine Aeltern nach Karwinden zu der befreundeten gräflich dohnaiſchen Familie brachten, wo er drei Jahre blieb, indem die Aeltern inzwiſchen eine große Reiſe zu ihren Verwandten und Beſitzungen in Sachſen und dem Reiche unternahmen. Der Obhut der Gräfin Luiſe Dohna anvertraut, ward er von dieſer glücklich aus den Fährlichkeiten eines Sturzes ins Waſſer und eines verſchluckten Pflaumenkernes gerettet. Kaum waren ihm ſeine Aeltern wiedergegeben, als er die Mutter für dieſe Welt gänzlich verlor. Sie ſtarb am 11. Juli 1712, wol an den Folgen ihrer am 11. Juni deſſelben Jahres ſtattgehabten Entbindung von ihrem jüngſten Sohne, Friedrich Chriſtoph, der nachmals als ſächſiſcher General und Gouverneur der Feſtung Königſtein in hohem Alter (11. Mai 1792) verſtorben iſt. Sterbend hatte ſie ihren Gemahl gebeten, ihren Kindern eine zweite Mutter zu geben, und ihm dazu die Gräfin Sophie Albertine von Dohna (geb. 12. Auguſt 1674, † 23. Sept. 1746), eine Tochter des Grafen Friedrich von Dohna-Schlobitten, empfohlen, mit der er ſich auch bereits am 16. April 1713 verband. Auch dieſe Wahl war eine glückliche. Bald nach Vollziehung derſelben zog die Familie, da in Königsberg eine epidemiſche Krankheit ausgebrochen war, nach Sachſen und ließ ſich zu Wildenfels nieder.

Hier begannen nun die Studien, anfangs durch Privatlehrer geleitet. Ein zum Proteſtantismus übergetretener Jeſuit, Harding, ſpäter Prediger in Weißenborn bei Zeitz, hatte aus dem Orden die Liebe zu claſſiſchem Latein mitgebracht und Friedrich Ludwig hat ſpäter Beweiſe gegeben, daß dieſe Liebe auch auf ihn übergegangen war. M. Büchner nachmals gräflich reußiſcher Archivar, gab mathematiſchen Unterricht. Der Familienkreis erweiterte ſich durch die am 28. Mai 1714 erfolgte Geburt einer Schweſter, Friederike Amalie Albertine, welche nachmals (1734) an den preußiſchen Generallieutenant Grafen Chriſtoph von Dohna-Schlodien vermählt worden, aber ſchon am 9. April 1755 geſtorben iſt. Sonſt wird von dieſem Jugendaufenthalte in Wildenfels berichtet, daß die beiden ältern Brüder einſtmals, bei einem Gewitter auf einem Tiſche am Fenſter ſtehend, von einem dicht vorbeifahrenden Blitzſtrahl, der in einen Hollunderbuſch einſchlug, betäubt wurden und vom Tiſche herabfielen. Ebenſo glücklich ging eine noch bedrohlichere Gefahr an Friedrich Ludwig vorüber, nach dem ein von der ſtillen Wuth befallener Hund ſchnappte, den er, arglos und mitleidig, ſtreicheln wollte. Im funfzehnten Lebensjahre kam er mit ſeinem Bruder auf das Pädagogium zu Halle, in dem er zwei Jahre blieb und dann, ſich aus freier Neigung einer auf wiſſenſchaftliche Bildung baſirten Laufbahn beſtimmend, während ſein älterer Bruder ſich auf die dereinſtige Verwaltung der Güter vorbereitete und der jüngere den Waffendienſt wählte, 1724 die Univerſität des genannten Ortes bezog. Eigene Fügungen haben ihn ſpäter auch die Laufbahnen ſeiner Brüder nacheinander einſchlagen laſſen und ſchließlich in Lagen gebracht, wo er alle drei Berufszweige vereinen mußte. Seine Studien zu Leipzig leitete, als beigegebener Hofmeiſter, Cruſius, nachmals erſter Cabinetsſecretär Auguſt's III., zuletzt Kammeraſſiſtenzrath. Im Jahre 1726 ging er, mit ſeinem älteſten Bruder, nach Leipzig, und beſtand nach Ablauf des Trienniums, nachdem er eine von ihm ſelbſt verfaßte Abhandlung *de Majoratu* vertheidigt hatte, das Examen vor der Juriſtenfacultät. Die Diſſertation hatte er dem Kaiſer Karl VI. dedicirt, der ihm dafür die dereinſtige Verleihung einer Reichshofrathsſtelle in Ausſicht ſtellte. Zu ſolcher ſich würdig vorzubereiten, begab er ſich, nach damaliger löblicher Sitte, auf die hohe Schule der praktiſchen Reichspubliciſten, nach Wetzlar, dem Sitze des Reichskammergerichts, wo er in einem angenehmen Kreiſe gelehrter und ſtrebſamer Männer und Jünglinge lebte und viele Beweiſe von Achtung und Freundſchaft erhielt.

Faſt aber wäre er damals von ſeinem eigenen Bedienten, und wider deſſen Willen, getödtet worden. Er war mit einem Herrn von Uffel, der ſich gleichfalls ſeiner Bildung halber in Wetzlar aufhielt, nach Gießen geritten, um ſeine dort ſtudirenden Rödelheimiſchen Vettern zu beſuchen. Unterweges hatten die beiderſeitigen Bedienten Freundſchaft geſchloſſen und wollten dieſe, bei der Zurückkunft, durch ein Glas Wein bekräftigen. Fiſcher, der Diener unſers Grafen, der ſchon drei Jahre lang bei ihm geweſen und ſich jederzeit ordentlich, redlich und treu erwieſen hatte, war aber des Weines ungewohnt und trank mehr, als ihm gut war. Sie gerathen in Streit und gehen im Zorn auseinander. In dieſer Aufregung und auch ſonſt die Zeichen ſeines Zuſtandes an ſich tragend, erſcheint er vor ſeinem Herrn, bei welchem von Uffel noch verweilte. Der Graf heißt ihm ruhig ſeinen Rauſch ausſchlafen; aber unten im Hauſe geräth er mit dem fortgehenden von Uffel in einen Wortſtreit, läuft in vollem Zorne in das Weinhaus zurück, ſeinen dort zurückgelaſſenen Hirſchfänger zu holen, trifft bei der Rückkehr ſeinen Herrn in der Hausflur, hält ihn für von Uffel und verſetzt ihm, durch einen gewaltigen Hieb über den Kopf, eine ſchwere Wunde. Doch behielt der Graf die Faſſung und Kraft, ihn zu Boden zu werfen, worauf Fiſcher verhaftet ward. Der Graf mußte 14 Wochen die Stube hüten und es wurden ihm 29 Splitter aus dem Hirnſchädel gezogen. Ueber den Thäter wurde eine ſchwere Strafe verhängt, bei der es als eine große Milderung erſchien, daß ſie, auf Fürbitte des Grafen, zu dreijähriger Bauſtrafe auf der Feſtung Wittgenſtein herabgeſetzt wurde.

Graf Friedrich Ludwig dachte nun nach Wien zu gehen. Sein Vater aber hatte theils einige Beſorgniſſe, man könne den jungen Mann in Wien zur katholiſchen Kirche hinüberziehen wollen; theils wünſchte er ihn in Schleſien, wo er vor kurzem die Herrſchaft Bielitz gekauft hatte, bei ſich zu haben und für die Oekonomie zu bilden, die des Vaters Lieblingsfach war und in der er in dortiger Gegend für beſonders bewandert galt. Der folgſame Sohn fügte ſich, fand aber damals wenig Geſchmack an der Landwirthſchaft und gefiel ſich überhaupt in ſeinen neuen Umgebungen nicht beſonders. An der Jagd fand er niemals Geſchmack. Der Adel der Umgegend hatte aber nur für Jagd, Pferde und Zechgelage

Sinn, und der gänzliche Mangel an Bildungsmitteln[1] und gelehrtem Umgang fiel den wiſſenſchaftlichen Neigungen des jungen Reichshofrathscandidaten überaus empfindlich. Er tröſtete ſich mit dem einzigen Zweige der Landwirthſchaft, der ihm damals zuſagte, der Fiſcherei, zu deren Betriebe ihm über 100 Teiche, die Weichſel und zahlreiche Bäche zu Gebote ſtanden, und mit ſeinem Horaz, den er allmälig in deutſche Reimverſe zu übertragen begann, welche oft gefeilte Arbeit 1757 zu Braunſchweig im Druck erſchienen iſt.

Da ſollte 1735 der Krieg, der von der polniſchen Thronfolge ſeinen Anfang genommen und in Italien (und Lothringen) ſein Ziel hatte und ſein Ende fand, auch unſern Grafen auf eine neue Laufbahn führen, die ihn zunächſt noch weiter von ſeinen gelehrten Freunden entfernte, die ihm aber ſpäter den Uebergang zu einer diplomatiſchen Wirkſamkeit bahnte, in der er wieder an ſeine wetzlarſchen Zeiten anknüpfen konnte. Ein für den Rhein beſtimmtes ruſſiſches Hilfscorps von 10,000 Mann, von Kaiſerin Anna zu Oeſterreichs Beiſtand geſendet — der erſte Verſuch einer derartigen Einmiſchung Rußlands in die Händel des weſtlichen Staatenſyſtems — rückte in Schleſien ein. Ein Vetter des Grafen, Georg Wilhelm, früher in ſächſiſchen Dienſten, hatte da Verdruß gehabt und war in die ruſſiſche Armee als Hauptmann übergetreten. General Lasey (Th. I, S. 8), mit Keith[2] der Führer dieſes Corps, wünſchte noch mehrere Deutſche herbeizuziehen und veranlaßte jenen Capitän, unſern Grafen dazu einzuladen. Mehr

---

1) Der nächſte Buchladen war 30 Meilen entfernt.

2) Der bekannte nachherige preußiſche Feldmarſchall Jakob Keith, deſſen Leben Varnhagen geſchildert hat.

nur ſcherzweiſe trug er den Vorſchlag ſeinem Vater vor, der die Sache für Ernſt nahm und ihm ſorgfältig die Gründe für und wider entwickelte, ihm die Entſcheidung völlig überlaſſend. Nachdem er das ruſſiſche Corps in eigenen Augenſchein genommen, entſchloß er ſich zum Eintritt, ward von ſeinem Vater ſtattlich equipirt und begann ſeine militäriſche Laufbahn im Juni 1735 bei dem Veroniziſchen Regimente als Fähnrich.

Ueber die damaligen ruſſiſchen Befehlshaber und das ruſſiſche Heerweſen überhaupt hat er handſchriftliche Mittheilungen[1]) hinterlaſſen. Laſcy bezeichnet er als einen geſchickten und vorſichtigen Kriegsmann, der aber ein allzu genauer Wirth geweſen ſei. Keith ſei beſonders ein großer Ingenieur geweſen, dabei ein liebreicher Mann, für Freundſchaft und Liebe hochempfänglich. Generalmajor Karl Biron blos Soldat, brav, furchtlos, ein Feind von Complimenten und Falſchheit, ein Freund aller Tapfern, aber brutal und trunkſüchtig. Generalmajor Iwan Iwanowitſch Bachmetoff, ein wahrer Ruſſe, der nicht weiter ging, als ſeine Ordre beſagte. Oberſt Kaiſerling ſei ein großer Windmacher geweſen und auch als General daſſelbe geblieben. Sein eigener Oberſt, der Prinz Peter Auguſt von Holſtein-Beck[2]), habe für ſein Regiment gut geſorgt, ſei aber in militäriſchen Kenntniſſen nur mittelmäßig beſchlagen geweſen. Er war aus der preußiſchen Schule und hielt auf ſchöne lange Leute. Die ruſſiſchen Officiere ſchildert er als weniger brav, wie ihre Leute; ſie hätten ſich immer nach Hauſe geſehnt. Deshalb fechte auch der ruſſiſche Soldat lieber unter fremden Officieren, als unter nationalruſſiſchen (die humanere Behandlung wird da wol auch etwas ausmachen). Die ruſſiſche Infanterie ſei die beſte in der Welt; ſie ſtehe gleich einer Mauer und weiche faſt gar nicht. Die liefländiſchen Officiere ſeien brave, treuherzige Leute, die Kurländer dagegen prahleriſch, auch wol falſch, die Engländer und Irländer in ruſſiſchem Dienſte faſt verwegen zu nennen geweſen. Wer in Rußland fortkommen wolle, müſſe nicht geldgierig ſein, Bravour beſitzen, die Nation nicht verachten, den Trunk und Plaudereien vermeiden.

---

[1]) Lebensbeſchreibung des Reichsgrafen F. L. von Solms zu Tecklenburg. Leipzig, 1795.

[2]) Peter Auguſt Friedrich, geb. 7. Dec. 1697, † als ruſſiſcher Generalfeldmarſchall und Gouverneur von Eſthland 22. März 1775. Vermählt war er 1) 1723 mit Sophie von Heſſen-Philippsthal (geb. 6. April 1695, † 9. Mai 1728), 2) 15. März 1742 mit Natalia, einer Tochter des ruſſiſchen Admirals Nikolaus Grafen Golowin, die, am 4. Sept. 1724 geb., am 8. Jan. 1767 †. Von ihm, aus ſeiner erſten Ehe, ſtammt das heutige Haus Holſtein-Glücksburg.

Mit dem ruſſiſchen Corps rückte Graf Solms nun zunächſt nach Böhmen, wo es bei Pilſen gemuſtert wurde. Eine zweite Muſterung beſtand es bei Ladenburg in der Pfalz, wo es auch dem Prinzen Eugen[1]) vorgeſtellt wurde. Die Waffenthaten der Ruſſen beſchränkten ſich damals lediglich darauf, daß ſie zur Allarmirung des Feindes ein Commando über den Rhein ſchickten, das ſich nach Anzündung eines Heumagazins wieder zurückzog, worauf das Corps bei Wieſeloch oberhalb Philippsburg ein Lager bezog, im November aber, nach Unterzeichnung der Friedenspräliminarien [1]), die Winterquartiere erſt im Württembergiſchen, dann in Böhmen und Mähren nahm.

---

[1]) Dieſer, damals ſchon hochbejahrt und entkräftet — er † im April 1736 —, ſprach wenig; „aber was er ſagte, war groß und bündig“. Für ihn übernahm bald darauf Herzog Alexander von Württemberg das Commando, an dem man „eine beſtändige Unruhe und Unzufriedenheit mit ſich ſelbſt“ bemerkte. Auch der alte Deſſauer war da, und als derſelbe mit den Preußen, mit denen er, auf Befehl ihres Königs, nichts gethan hatte, zeitig in die Winterquartiere ging und von Eugen Abſchied nahm, ſagte ihm dieſer, wie Solms berichtet: „wir hätten es längſt gern geſehen“.

Graf Friedrich Ludwig hatte von Württemberg aus ſeinen jüngern Bruder, der damals in ſchwediſchen Dienſten ſtand, aber den Feldzug als Volontair mitgemacht hatte, in Mainz beſucht, wobei er auch den General Seckendorf kennen lernte. Er kam darauf als Lieutenant zu dem Caporiſchen Regiment, deſſen Oberſten, Kermann, er als ſehr eigennützig ſchildert, während der Oberſtlieutenant, Browne, nachmals Generalgouverneur von Lievland, brav, menſchenfreundlich und geſchickt geweſen ſei. Ihm und ſeinem Capitän de Grave, der ſpäter Generaladjutant bei Keith wurde, dankte er viel von ſeiner Dienſtkenntniß. Im Frühjahr ging das Corps durch Schleſien und Polen nach Rußland. Bei dem Durchmarſch durch Polen, wo von Seiten der Polen einzelne Störungen gemacht wurden, die zu Sicherungsmaßregeln veranlaßten, empfahl ſich der Graf dem Feldmarſchall Münnich, indem er für die noch nicht angekommenen Ingenieure eintrat und fünf Redouten anlegte. Er kam nun als Capitän zu dem Roſtoſiſchen Regiment, deſſen Oberſt Fermor war, und lernte einen größern Kreis höherer Officiere des ruſſiſchen Heeres kennen. Das höchſte Lob zollt er Münnich, den er einen gebornen General nennt, der Feuer, Bravour und Ambition mit der höchſten Umſicht vereinigt habe. Guſtav Biron ſei ein ſtolzer und geiziger, aber tapferer und unterrichteter Mann geweſen; Romanzoff ein ruſſiſcher

---

[1]) Zu Wien, 3. Oct. 1735.

General, der geführt werden müſſe, und allein keine Anſtalten zu treffen verſtanden, gegen Münnich aber ſich ſehr undankbar erzeigt habe. Löwendahl (Th. III, S. 129 ff.), „vielleicht der größte Artilleriſt ſeiner Zeit, ein gefälliger, freundlicher Mann, von viel Verſtand und Witz, aber ſonſt von keinem guten Charakter und nicht fähig, Freundſchaft zu halten." Sagreski, ein Ruſſe, der nur diente, um reich zu werden, was ihn ſchließlich ins Unglück gebracht habe. Fürſt Repnin, ein guter General, der aber ſein Wiſſen nicht merkbar zu machen und ſeinen heimlichen Feinden nicht auszuweichen verſtand. Apraxin,* generös und lernbegierig, damals aber noch Anfänger. Der älteſte Lieven, ein geſchickter Mann, aber mistrauiſch gegen alle Welt, daher ihm auch nicht zu trauen war. — Fermor, des Grafen Oberſt, war vier Jahre lang Generaladjutant bei Münnich geweſen, und verſah im nächſten Kriege die Stelle des Generalquartiermeiſters. Doch ſchreibt ihm Solms nur mäßige Geſchicklichkeit zu und ſchildert ihn außerdem als eigennützig, rachgierig, falſch und ſervil. Keith, Biron, Löwendahl und Lieven ſeien dem Fermor ſehr abgeneigt geweſen; bei Münnich aber habe er gehorchen müſſen, weshalb dieſer ihn brauchen können.

Noch in demſelben Jahre, in welchem der Graf nach Rußland gekommen war, begann der von den Franzoſen ſchon ſeit mehreren Jahren geſchürte Türkenkrieg, den aber auch Münnich bereits vorhergeſehen und ſeine Maßregeln dafür getroffen hatte. Der Krieg, den die Türken zunächſt durch Grenzverletzungen provocirten, ward von beiden Seiten ſchon in der zweiten Hälfte des Jahres 1735 thatſächlich begonnen; die Kriegserklärung erfolgte erſt im Frühjahre 1736. Auch beſchränkte ſich der Krieg in dieſem Jahre auf die Eroberung der Krim, nach Einnahme von Perekop und Aſow. Während des folgenden Winters ward Graf Solms, der ſein eigentliches Quartier in Oſter hatte, nach Kiew commandirt, und hatte hier Gelegenheit, zu beobachten, wie der Feldmarſchall die Polen, die als türkiſche Kundſchafter dahin gekommen, auf falſche Fährde zu führen und zu dem Glauben zu bringen wußte, Münnich's Anſchlag ſei auf Bender gerichtet. Oeffentlich ſprach er von Oczakow, deſſen **Eroberung er wirklich** im Sinne hatte; im Vertrauen ließ er aber den Polen Charten von der Route nach Bender zeigen, was denn die Türken beſtimmte, einen großen Theil ihrer Streitmacht bei letztern Platze zu concentriren.

Im Frühjahr 1737 hatte Graf Solms den Transport wiedergeneſener Soldaten und vieler Bagage von Kiew bis Miſchurnirog am Almenik, wo das erſte Lager jenſeits des Dnieper war, auf neun Schiffen zu leiten. Anfangs Mai brach die Armee auf und rückte nach dem Bug, Proviant, Munition und ſonſtiges Gepäck auf ein halbes Jahr in ungeheuern Wagenzügen mit ſich führend. Im Juni ging es über den Bug und die Truppen erhielten Befehl, alles ſchwere Gepäck unter Bedeckung zurückzulaſſen und nur das Nöthigſte mitzunehmen. Noch war Alles in Zweifel, ob es auf Bender oder auf Oczakow gehen werde, und der erſte Marſch ging nach jener Seite. Sogleich, erzählt Solms, verließen alle Polen und alle Spione die Armee und eilten nach Polen, um die Türken zu benachrichtigen, daß es Bender gelte, wohin die Türken nun eilends Verſtärkungen von Oczakow zogen. Die Ruſſen aber rückten in Eilmärſchen auf Oczakow und eröffneten die Belagerung ſofort mit aller Kraft. Als bei dem Hauptſturm vom 13. Juli ein großes türkiſches Pulvermagazin[1]) in die Luft flog, erfaßte die Türken, die ſich bis dahin verzweifelt gewehrt hatten, ein paniſcher Schrecken, ſodaß ſie zu Tauſenden nach der See liefen und ſich in die Galeeren warfen. Auch der Seraskier, dem die geſuchte Capitulation abgeſchlagen worden, verſuchte mit dem Reſte der Beſatzung ſeinerſeits zu entkommen, ward aber von den Ruſſen daran verhindert und mußte ſich auf Discretion ergeben. Die Ruſſen hatten große Verluſte gehabt; Keith und Löwendahl waren verwundet. Auch Graf Friedrich Ludwig war durch die Seite und durch den Fuß geſchoſſen worden.

Münnich ließ in dem kaum noch haltbaren Oczakow den Generalmajor von Stoffeln zurück, der darauf im Spätjahr eine vierwöchentliche Belagerung durch die Türken glücklich beſtand. Das Hauptcorps zog gegen Bender und erwartete den Feind am Bug. Die Türken aber hatten ſich über den Dnieſter zurückgezogen und ſo ging auch die ruſſiſche Armee für den Winter in die Ukraine zurück. Von hier ging Graf Friedrich Ludwig auf Urlaub zu ſeinem Vater, deſſen Zuſtimmung er für ſeine Wünſche, ſich um die jüngſte Tochter des Grafen Münnich, Comteß Beate, zu bewerben, einholen wollte. Er erhielt ſie bereitwillig und ſchrieb deshalb ſelbſt an Münnich, der auch ſeinerſeits einverſtanden war. Doch bei der Rückkehr zur Armee, wo Graf Solms zum Second-Major bei dem Roſtoſiſchen Regiment ernannt ward, traf ihn die Nachricht, daß ſeine Braut auf dem Wege von Petersburg nach Moskau an den Blattern verſtorben war. Ungefähr gleichzeitig ſtarb aber auch der Gemahl ihrer Schweſter, Luiſe Dorothee (geb. 30. Sept.

---

[1]) Graf Solms ſchreibt von zweien.

1713), der anſpachiſche Oberſtallmeiſter Freiherr Johann Michael von Schaumburg, und Fermor, der unſerm Grafen dies mittheilte, rieth ihm zugleich, ſeine Bewerbung auf dieſe überzutragen, da der Feldmarſchall ihn ſo ſchon für ſeinen Schwiegerſohn gehalten habe.

Inzwiſchen wurde der Feldzug von 1738 am 29. Mai eröffnet, wobei Münnich jedoch mit ſeiner auf 55,000 Mann geſchmolzenen Armee nur an den Dnieſter rückte, die Türken in guter Verfaſſung zu ſeinem Empfange fand und dann wieder zurückging, nachdem der Hin- und Hermarſch, durch Krankheiten, Mangel und die unabläſſigen Anfälle der Tataren, an 20,000 Mann gekoſtet hatte. In den Winterquartieren erſuchte General Fermor den Grafen Solms, Oberquartiermeiſtersdienſte, mit Premiermajorsrange, zu übernehmen, in welcher Stellung er fünf Monate lang des Nachts in kein Haus kam, ſondern die Nächte in ſeinem Schlafſchlitten, oder in unterirdiſchen Höhlen, die die Koſaken gegraben hatten, zubringen mußte. Im Frühjahre reiſte er wieder nach Hauſe, die Ehepacten zu holen, wurde bei Opatowice von 13 Polen, die ihn anfielen, beinahe erſchlagen, und mußte ſich durch einen Straßenräuber über ausgetretene Gewäſſer ſetzen laſſen. Im Mai ins Lager zurückgekehrt, feierte er ſeine öffentliche Verlobung mit der Baroneß Schaumburg und ward Generaladjutant ihres Vaters, des Grafen Münnich.

Während des glänzenden Feldzugs von 1739, der im Juni eröffnet ward und in deſſen Verlaufe Münnich den großen Sieg von Stawutſchane erfocht, Choczim nahm, über den Pruth drang, in Jaſſy einzog, ſeine leichten Reiter bis Braila ſtreifen ließ und im Begriff war, auf Bender zu rücken, als die Nachricht von dem

Belgrader Frieden und Befehle aus Petersburg den Fortſchritten Einhalt thaten, war Graf Solms in mehr diplomatiſchen Aufträgen in Polen. Er hatte dem Woiwoden von Sendomir, Grafen Tarlo, ein Präſent von 100,000 Rubeln gebracht und blieb dann bei ihm in der kleinen Veſte Zlovief, von wo er, überhaupt mit Wahrung der ruſſiſchen Intereſſen in Polen beauftragt, eine Chiffrecorreſpondenz mit dem petersburger und dem polniſch-ſächſiſchen Hofe und dem Grafen Münnich beſorgte, zu deren Beförderung auf gewiſſen Stationen in Polen Officiere mit einigen Dragonern bereitſtanden. In Lemberg ſtand Lewinsky, der den Schweden Sinclair ermordet hatte, und Waſiltſchikoff. Zu ſeinen Ausfahrten gab ihm der Woiwode allemal ſechs Dragoner nebſt einem Officier, oder einem Pater mit. Und das mit Grund, indem nur drei Meilen davon der junge von Zezſchwitz, Flügeladjutant des Grafen Löwendahl, der für Graf Solms angeſehen worden, von zwei Polen, Lasdezky und Schinulewsky, im Schlafe in ſeinem Wagen erſchoſſen und ſeiner Papiere beraubt wurde.

Den Grafen Tarlo ſchildert Solms als einen damals ſchon ältlichen, aber großen und ſchönen Mann, der feſt zu der einmal ergriffenen Partei gehalten und — bei den Polen das Seltenſte — unbedingt zuverläſſig geweſen ſei. Einen guten Beiſtand hatte Graf Solms an dem Pater Stanislaus Konarsky, Rector piarum scholarum in Warſchau, Bruder des Caſtellans von Sendomir. Er ſchildert ihn als einen guten Kopf, einen Mann von großer Gelehrſamkeit und edlem Herzen, bei allen Vorfällen unerſchrocken. Durch ſeinen Rath konnte der Graf drei gegen die Ruſſen beabſichtigte Conföderationen beſeitigen. In Volhynien hatte der Woiwod Jablonowsky zum Zwecke einer ſolchen Geld vertheilen wollen [1]). Solms aber beſtimmte ihn durch Verſprechungen, das Geld zu Gunſten der Ruſſen zu verwenden. Polanowsky ſtand ſchon als Marſchall an der Spitze einer antiruſſiſchen Conföderation. Der Graf ſchickte ſeinen Vetter (Georg Wilhelm?) an ihn, mit Briefen von Tarlo und Konarsky, welche ihn zu dem Verſprechen bewogen: dafern die Ruſſen nichts Feindliches in Polen unternehmen wollten, wolle er nicht Einen mehr in das Buch ſchreiben laſſen, was er auch that und ein ihm gebotenes Geſchenk von 1000 Ducaten ausſchlug. In der Woiwodſchaft Halicz nahm der erwählte Marſchall Wolinsky ein weit geringeres Präſent an und zerriß ſeine Conföderation. In Podolien kam eine zu Stande. Der Grodrichter, Fürſt Meszersky, ließ den Grod ſchließen; aber der einäugige Gurocky, der ſchon die Tataren hatte durch Polen führen wollen, um den Ruſſen in den Rücken zu fallen, ſprengte den Grod auf, und als der Biſchof von Kaminiec ihn deshalb in den Bann that, verfolgte er den Biſchof mit bloßem Säbel bis in den biſchöflichen Palaſt. Als jedoch der Woiwod Rzewusky, der Fähndrich von Podolien, Telephus, und Andere eine Gegenconföderation gegen Alle, die ſich in jenen Grod einſchreiben würden, errichteten, gab Gurocky die Sache auf.

Nach Beendigung des Kriegs eilte Graf Solms zu ſeiner Braut und brachte acht auserleſene Pferde von Graf Tarlo zum Geſchenk mit. Am 14. Dec. 1739 feierte er zu Kiew ſeine Vermählung, unter Anweſenheit vieler Biſchöfe, Generäle und Stabsofficiere. 1740 erhielt er das Patent als Oberſt und das Kiew'ſche Regiment, wurde aber im November nach Wartenberg geſendet, um dieſe Biron'ſche Herrſchaft nach dem Sturze des Herzogs für die Krone zu adminiſtriren, bald darauf auch für Graf Münnich, dem die Großfürſtin Anna ſie geſchenkt hatte, in Beſitz zu nehmen [1], und beſuchte bei dieſer Gelegenheit ſeinen Vater in Bielitz mit einer Suite von mehr als 40 Pferden. Auf der Reiſe nach Wartenberg fuhr er durch beide feindliche Armeen und unter den Kanonen von Neiße hindurch, wo er die Vorſtadte noch brennen ſah. Er ſollte aber nun auch ſeine Erfahrung von der Natur ruſſiſchen Glückes, wie es damals war, machen. Noch im März 1741 wurde er zum wirklichen Geheimen Rath und Geſandten nach Dresden ernannt, hatte aber ſeinen Poſten noch nicht angetreten, als ſein Schwiegervater erſt bei der Großfürſtin Anna, der damaligen Regentin des Reichs, in Ungnade fiel und (21. März) entlaſſen, dann bei der großen Thronrevolution, welche der Großfürſtin Eliſabeth die Kaiſerkrone verſchaffte (6. Dec.), völlig geſtürzt ward. Graf Solms wurde natürlich in deſſen Fall mit gezogen, ohne jedoch weitere Nachtheile zu erfahren, als den Verluſt der Stellen und Einkünfte, zu denen ihm ſeine ruſſiſche Carriere verholfen. Selbſt ſeine Entlaſſung wurde ihm „in Gnaden" gewährt. Wie überhaupt ſein beſcheidenes, gefälliges und uneigennütziges Verhalten ihm nur Freunde gemacht, ſo hatte ſich auch in den bei jener Kataſtrophe durchſuchten Papieren nichts gefunden, was ihn compromittirt hätte, wol aber der Beweis, daß er ſich ſtets nur mit ihm vom Hofe aufgetragenen Sachen befaßt habe und dabei ſtets mit Geſchick und Discretion verfahren ſei. Namentlich ſoll man Belege gefunden haben, wie er geräuſchlos und uneigennützig in einer wichtigen Sache zum Beſten des Reichs gehandelt habe, indem er den Einfluß des alten Grafen Stolberg-Wernigerode benutzte, den däniſchen Hof von Frankreich ab und zu Rußland zu lenken. So ließ man ihn ungefährdet und in Ehren abziehen. Freilich konnte es nun ſcheinen, als wäre er jetzt gerade wieder auf dem Punkte, auf dem er geſtanden, bevor er in den ruſſiſchen Dienſt trat, und aus dieſer ganzen glänzenden Epiſode ſeines Lebens wäre ihm nichts geblieben, als eine, zunächſt doch mehr aus conventionellen Rückſichten, als aus Liebe gewählte Frau und der weiße Adlerorden, den ihm Auguſt III. verliehen, als er zum ruſſiſchen Geſandten am polniſch-ſächſiſchen Hofe ernannt wurde. Indeß dem war doch nicht ſo. Theils beſaß er an der in Rußland gewonnenen Gemahlin eine treue und liebevolle Lebensgefährtin, welche 36 Jahre hindurch das Glück ſeines Hauſes begründet hat. Theils mußten die gewonnenen Erfahrungen, die geſammelte Menſchen- und Lebenskenntniß, die militäriſche, wie die civilgeſchäftliche Schule, die dem früher etwas zu gelehrtem Pedantismus neigenden jungen Manne gegebene praktiſche Richtung, die Verbindung, in die er mit ſo vielen angeſehenen Männern gekommen und in der er ſich deren Achtung und Zutrauen erworben hatte: das Alles mußte ihm auch für ſein weiteres Leben zu Statten kommen. Sollte doch ſelbſt die Stellung, die er in Polen eingenommen, wo er als geheimer Agent der ruſſiſchen Regierung unter auflauernden Feinden und verworrenen Zuſtänden leben und unter tauſend Fährlichkeiten ſich umherbewegen mußte, ſpäter einmal zum Nutzen ſeines neuen Vaterlands gereichen.

---

[1] Viel ſcheint bei dem armen polniſchen Adel nicht nöthig geweſen zu ſein. Graf Solms ſpricht nur von einigen 100 Ducaten.

---

[1] Unſere Hauptquelle, die oben angeführte, nach handſchriftlichen Mittheilungen des Grafen Solms gearbeitete Schrift hat hier eine kleine Ungenauigkeit. Sie läßt den Grafen erſt nach Wartenberg gehen, daſſelbe für die Krone zu adminiſtriren und dann „im November" für Münnich in Beſitz nehmen. Aber Biron ſtürzte erſt 20. Nov. 1740.

Dies ward Sachſen, wo ſich der Graf auf dem Rittergute Sachſenfeld bei Schwarzenberg niederließ und 1744 von Auguſt III., unter Zuſtimmung des ruſſiſchen Hofes, zum Amtshauptmann, bald darauf zum Kreishauptmann im erzgebirgiſchen Kreiſe und wirklichen Geheimen Rathe [1]) ernannt wurde. Dieſe Stellungen wurden damals nur im Kreiſe mit Rittergütern Angeſeſſenen verliehen und hatten allerdings in jener wenig regierenden und nicht ſehr organiſationsſüchtigen Zeit noch lange nicht den ausgefüllten Wirkungskreis, der ihnen ſpäter zu Theil ward; doch waren ſie im Allgemeinen auf dieſelben Objecte gewieſen und es hing von dem Einzelnen ab, wie viel er in ſeinen Wirkungskreis legen wollte. Graf Friedrich Ludwig war ganz der Mann dazu, ihn würdig zu erfaſſen und auszufüllen und bei den vielartigen Angelegenheiten, in denen er dabei rathend, helfend, ordnend, befürwortend einzugreifen Gelegenheit hatte, war ſeine vorhergehende wechſelvolle Lebensbahn ihm eine treffliche Vorbereitung. Er behandelte das Geſchäft nicht als Formſache, ſondern mit ganzem Geiſt und Herzen, ſah überall ſelbſt, ging auf den Grund der Sachen und wußte überall ſolches Vertrauen zu erwecken, daß es ihm leichter ward, als tauſend Andern, Wahrheit zu ermitteln. Bald ward es Gewohnheit der obern Behörden, bei jeder das Erzgebirge betreffenden Angelegenheit, über die ſie gründliche Auskunft zu erlangen wünſchten, zu ſagen: wir wollen nur an Graf Solms reſcribiren. Die Unterthanen aber betrachteten ihn wie einen Vater, und Jeder, der eines Rathes benöthigt war, wendete ſich mit kindlicher Zuverſicht an ihn. Sein ſchlichtes, wohlwollendes Weſen, die echte Menſchenfreundlichkeit, die ihn belebte, das Ganze ſeiner kernigen Natur feſſelte die Herzen an ihn und machte ihn im edelſten Sinne des Worts populär. Bieder und ohne Nebenrückſicht, ein Mann der Pflicht und des Gewiſſens, nach allen Richtungen treu und edel, fand er in dem Bewußtſein nützlichen Wirkens, in dem ſorgſamen Streben für Menſchenwohl den einzigen Lohn, den er ſuchte. — Mehrfach wurde er auch in jener Zeit mit commiſſariſchen Aufträgen verſehen. Er unterhandelte mit den Grafen Reuß wegen der Winterquartiere für einige Regimenter. Er brachte, unter Mitwirkung des Geheimen Kammerraths von Poigk[1]) und des Kammerherrn Preuß, die verworrene Forſtwirthſchaft im Hennebergiſchen, mit deren Regulirung man ſich Jahre lang fruchtlos gemüht, in drei Monaten in Ordnung. In jener Zeit (1743) gründete er auch zu Sachſenfeld die Loge „Zu den drei Roſen", welche aus der zu Dresden 1738 von Graf Rutowski (Th. I, S. 198) gegründeten Loge „Zu den drei weißen Adlern" hervorging. Rutowski war (1735) zu Warſchau in den Maurerbund aufgenommen worden und bei Stiftung der dresdener Loge der franzöſiſche Legationsrath d'Ecombes beſonders thätig, was denn dazu beitrug, daß das Clermont'ſche Syſtem längere Zeit in dieſen Logen vorherrſchte. Die ſachſenfelder Loge wurde ſpäter nach Rußdorf verlegt, wo ſie einging.

---

[1]) Dieſer Titel gab das Prädicat Excellenz.

---

[1]) Hans Georg von Poigk, geb. 1722, ſtarb als Kanzler ſchon am 17. Mai 1767, vor ſeinem Vater, dem Kammerpräſidenten und Director des Berggemachs, Hans Chriſtoph von Poigk, geb. 1696, † 5. Jan. 1779.

Der Siebenjährige Krieg, welchen Friedrich II. bekanntlich zum großen Theile auf Koſten Sachſens führte und ſich dabei mit jener Unbedenklichkeit in der Wahl der Mittel verhielt, welche ſich bei jenem berühmten Monarchen nicht ſelten darlegte, ſollte auch unſern Grafen in Lagen bringen, welche, wie ſchon bemerkt, ihn an ſeine polniſchen Fährlichkeiten erinnern konnten. Die Kreishauptleute, die Vorſteher der Provinzen, waren die Nächſten, an die ſich die militäriſche Zwiſchenherrſchaft um Auskunft und Dienſte wendete, und Graf Solms war nicht geneigt, die erſtere zum Nachtheil ſeines Fürſten zu geben, die letztern zum Schaden des Landes zu leiſten. Man fand in ihm kein blindes Werkzeug jeglicher Gewalt und hatte ſchon Anſtalt getroffen, ihn in ſichere Verwahrung zu bringen, als es ihm gelang, an die böhmiſche Grenze zu kommen und ſich dort von dem Oberſtlieutenant Wehſe entführen und zu dem öſterreichiſchen General Grafen Burghaus nach Schlackenwerda bringen zu laſſen. Zunächſt nahm er ſeinen Aufenthalt zu Karlsbad. Als die Preußen in Böhmen eindrangen, flüchtete Solms, auf den ſie eifrig fahndeten, bis Tirſchenreuth in der Oberpfalz, und als es auch da unſicher ward, ging er nach Regensburg, wo der kurſächſiſche Geſandte von Ponickau ihn zu Schiff nach Crems ſchaffte, wo die ſächſiſchen Soldaten geſammelt wurden[1]), die theils mit preußiſchen Uniformen, Fahnen und Officieren verſehen, theils geradezu unter die preußiſchen Regimenter geſteckt worden waren, aber überall, einzeln oder ſchaarenweiſe, den verhaßten Dienſt verließen und ſich dahin wendeten, wo ſie gegen die

---

[1]) Ein Theil derſelben. Ein anderer Theil zog ſich nach Polen.

Preußen kämpfen und die Leiden ihres Vaterlandes an dieſen rächen konnten. Als ſie nach Ungarn gingen, kaufte Graf Solms ein Schiffchen, um ihnen zu folgen. In Wien ſprach er den Grafen Friedrich Wilhelm von Haugwitz [1]), welcher einige Jahre vorher die Solmsſche Herrſchaft Bielitz, die die Brüder, wie es ſcheint, nicht zu behaupten vermocht hatten, um 280,000 Fl. erkauft und bald darauf (1752) an den Fürſten Sulkowsky um 600,000 wieder verkauft hatte, jetzt oberſten Kanzler der vereinigten öſterreichiſchen und böhmiſchen Hofkanzlei, und Graf Rudolf Choteck [2]), damals Chef der Hoffinanzkammer, ſpäter Haugwitz' Nachfolger, und ward von ihnen befragt, ob er nicht geneigt ſei, als Bevollmächtigter ſeines Herrn, des Königs und Kurfürſten, zu der kaiſerlichen Armee zu gehen, bei deren Aufenthalte in Sachſen für ihre Verpflegung Sorge zu tragen, die Beſchwerden des Landes anzunehmen, für ihre Abſtellung zu ſorgen und die Rechte und Intereſſen ſeines von Sachſen getrennten Fürſten wahrzunehmen. Der kurſächſiſche Geſandte Graf Flemming (Th. IV, S. 364 ff.) unterſtützte dieſen Antrag, und wie gefährlich es auch ſein mochte, als der Vertreter des Kurfürſten von Sachſen in dem von den Preußen als ihr Depot betrachteten Lande aufzutreten, Graf Solms erklärte ſich bereit und erhielt 1757 von dem König-Kurfürſten eine Generalvollmacht, in ganz Sachſen und den nicht incorporirten Landen das landesherrliche Intereſſe nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen zu befördern. Er ging nun nach Ofen, um ſein Gepäck abzuholen, und eilte dann über Wien nach Zittau. In Wien wurde er der Kaiſerin-Königin vorgeſtellt, die ihn ſehr gnädig aufnahm und unter Anderm ſagte: ſie ſei ihm ſehr verbunden, daß er dieſe Geſchäfte über ſich nehmen wolle; er wage aber ſehr viel und möge ſich ja wohl vorſehen, um ſeinem Herrn einen ſo getreuen Diener zu erhalten. Er ging nun zu dem kaiſerlichen Heere, wo er dieſem, wie dem Lande gegenüber die ſächſiſche Regierung in allen Zweigen vertrat, im Namen des Landesherrn Befehle ins Land ergehen ließ, Einkünfte erhob, wo dergleichen zu erlangen waren, und der königlichen Familie und den Stellen eines ſonſtigen Bedürfniſſes auf geheimen Wegen zuſendete, die ſächſiſchen Soldaten ſammelte, Nothleidenden, z. B. den durch das Bombardement ſo ſchwer betroffenen Zittauern, Unterſtützungen auswirkte, die Verſorgung der kaiſerlichen Armee mit Lebensmitteln in ſo zweckmäßiger Weiſe vermittelte, daß, ſolange er bei ihr war, niemals eine militäriſche Fouragirung nöthig ward, ja die Oberlauſitz am Ende des Jahres 1751 noch Fourage zum Verkauf übrig hatte, und mit dem Hofe eine ſtete Correſpondenz unterhielt. Dieſer genehmigte Alles, was er that.

---

[1]) Sohn des ſächſiſchen Generals Georg Karl von Haugwitz, der ſich ſpäter in Schleſien niederließ und 1722 in den Grafenſtand erhoben wurde. Sein Sohn ging, als die Preußen Schleſien eroberten, nach Wien, ward katholiſch, heirathete eine Gräfin Frankenberg und ſchwang ſich durch eine damals in Oeſterreich ſeltene Thätigkeit, durchgreifenden Ordnungsgeiſt und große Geſchäftsgewandtheit zu den höchſten Poſten auf, in denen er den Grund zu vielen Einrichtungen legte, die ſich bis 1848 erhalten haben. Er ſtarb 1765 und ſeine großen Güter kamen an Vettern.

[2]) Geb. 24. Juli 1708, † 7. Juli 1771. Die heutigen Chotecks ſtammen von ſeinem ältern Bruder, dem Grafen Johann Nepomuk Karl. Rudolf Choteck wurde der Gründer des öſterreichiſchen Mauthſyſtems.

Auch über die kaiſerlichen Generale, mit denen er damals zu thun hatte, hat er charakteriſtiſche Schilderungen hinterlaſſen. Herzog Karl von Lothringen (Th. IV, S. 124) ſei nicht unwiſſend im Kriegshandwerk und namentlich geſchickt in der Wahl von Stellungen geweſen; im Gefecht aber habe es ihm an Ueberblick und Geiſtesgegenwart gefehlt; er habe „nicht an ſich gehalten, zumal wenn ihn der Durſt geplagt." Auf ſeine Erzählungen ſei ſich nicht zu verlaſſen geweſen. General Browne 1) ſei ein guter General, aber bei der Armee nicht beliebt geweſen, weil er die Schwelgerei und das Spielen gehaßt habe. Hypochondriſchen Temperaments, habe er Wenigen getraut, auf dieſe Wenigen aber ſich zu ſehr verlaſſen. In Rückzügen wäre er groß geweſen, und ohne

---

1) Maximilian Ulyſſes Graf von Browne, geb. zu Baſel 23. Oct. 1705, war von irländiſcher Abkunft. Sein Vater, Ulyſſes Browne (geb. 24. Aug. 1659), verließ mit ſeinem jüngern Bruder Georg Irland 1690 nach der Schlacht am Boyne (Th. II, S. 152 ff.) und Beide gingen in k. k. Kriegsdienſte, wo Ulyſſes Oberſter der Reiterei wurde, aber 1712 in Ruheſtand trat. Noch 1716 wurde Ulyſſes Reichsgraf und ſtarb 1731. Seine Gemahlin, eine Anna Fitzgerald (geb 1677, vermählt 24. Jan. 1699, † 1747), Tochter des Earl von Drumond, hatte ihm den Maximilian Ulyſſes geboren, welcher zugleich von ſeinem Oheim Georg, der am 11. Oct. 1729 als k. k. Generalfeldzeugmeiſter zu Pavia unvermählt geſtorben war, adoptirt wurde und gleichfalls in k. k. Dienſte trat. Maximilian Ulyſſes zeichnete ſich 1734 in Italien, 1737—39 gegen die Türken aus, wurde Feldmarſchallieutenant und Beiſitzer des Hofkriegsraths, führte bei Mollwitz den rechten Flügel, bei Chotuſitz den Oberbefehl, war dann in Baiern, Italien, am Rhein beſchäftigt, ſiegte bei Velletri und Piacenza, nahm die Engpäſſe der Bocchetta, war 1749 Gouverneur von Siebenbürgen, deſſen Indigenat er 1751 erhielt, dann in Böhmen, 1754 Feldmarſchall. Am 6. Mai 1757 bei Prag in den linken Schenkel verwundet, ſtarb er am 26. Juni zu Prag. Friedrich II. bekannte, viel von ihm gelernt zu haben. Er war mit der Gräfin Marie Philippine von Martinitz vermählt (geb. 21. Juli 1705, vermählt 15. Aug. 1726, † Sept. 1760) und von ſeinen zwei Söhnen ſtieg Graf Philipp Georg gleichfalls zu hohen Militärwürden in der k. k. Armee, hinterließ aber keine Deſcendenz. Der jüngere, Graf Joſeph Ulyſſes, Generalmajor, ward bei Hochkirch ſo ſchwer verwundet, daß er im April 1759 zu Wien ſtarb. Demſelben Geſchlechte gehörte der ruſſiſche Feldmarſchall, Graf Georg von Browne, an, über deſſen merkwürdiges Leben wir vielleicht künftig einmal handeln.

ſeine tödtliche Verwundung bei Prag die Schlacht gewiß nicht verloren gegangen. Nach ihrem Verluſte habe General Wied [1]) „mit bewundernswürdiger Gelaſſenheit" die Zerſtreuten geſammelt und dem General Daun [2]) zugeführt. Dieſer ſei in der That ein großer Feldherr und der Einzige geweſen, der dem Könige von Preußen entgegenzuſetzen, beſonders mit einem angreifenden Loudon 1) an der Seite. Friedrich habe nur Schlachten gewünſcht, in denen er ſein Volk nicht geſchont und jede vom Feinde gegebene Blöße augenblicklich benutzt habe. Daun aber habe keine Blößen gegeben und ihm überall die Spitze geboten. Er ſei ſehr vorſichtig geweſen, habe Alles durch eigene Augen geſehen, gute Ordnung gehalten, ſorgfältig Nachrichten eingezogen, ſeine Abſichten verborgen, für den Unterhalt der Armee geſorgt und ſich nicht leicht außer Faſſung bringen laſſen. Etwas hochmüthig ſei er allerdings geweſen; auch habe man ihn des Neides beſchuldigt; es ſeien aber auch viele Cabalen gegen ihn geſponnen worden; denn er habe eine ſtarke Gegenpartei und bei ſeiner Armee viel falſche Generäle, auch viele junge Fürſten gehabt, die ziemlich muthwillig und nicht achtſam genug geweſen ſeien. Deville ſei unbedeutend geweſen, Fürſt Löwenſtein 2) dagegen, wenn auch etwas leichten Wandels, tapfer, einſichtsvoll und zuverläſſig. Sincere habe gern Tabellen gemacht, was im Felde freilich nicht ausreiche; Bucquoy ſei wenig begabt geweſen. Lascy 3) war, ſagt Solms, zu hitzig,

---

[1]) Friedrich Georg Heinrich Graf zu Wied-Runkel, geb. 19. Oct. 1712, Sohn des Reichskammergerichtspräſidenten Grafen Karl (geb. 21. Oct. 1684, † 21. Juni 1764) und der Charlotte Albertine Gräfin zur Lippe-Detmold (geb. 14. Oct. 1674, vermählt Febr. 1707, † 13. Juli 1740), ſtarb als des heil. römiſchen Reichs Generalfeldzeugmeiſter, k. k. wirklicher Geheimer Rath, des Marien-Thereſienordens Großkreuz, Generalfeldmarſchall, Commandirender in Italien, zu Mailand am 16. Febr. 1779, nachdem er 1772 katholiſch geworden. Die Linie Wied-Runkel, von der er einem Nebenzweige angehörte, erloſch mit einem andern tapfern öſterreichiſchen Generale, dem Grafen Friedrich Ludwig, 1824.

[2]) Leopold Joſeph Maria, Graf von Daun, geb. zu Wien 24. (25.?) Sept. 1705, der zweite Sohn des k. k. Feldmarſchalls Grafen Ulrich Philipp Laurentius von Daun, Fürſten von Thiano, geweſenen Vicekönigs zu Neapel (geb. 19. Oct. 1668, † 30. Juli 1741) und der Gräfin Maria Barbara von Herberſtein († 24. Nov. 1735), war anfangs dem geiſtlichen Stande beſtimmt, für den er in Rom gebildet ward, wo er bis 1719 blieb und dann mit dem Vater nach Wien zurückkehrte. Aus Neigung zum Kriegsweſen trat er in das Regiment ſeines Vaters, doch auch, zur Erinnerung an ſeine frühere Beſtimmung, in den Johanniterorden, ſchwang ſich bis 1737 zum Generalfeldwachtmeiſter, 1739 zum Feldmarſchalllieutenant auf, kämpfte ſeit 1741 in Schleſien, Böhmen, Baiern, am Rhein, trat aus dem Orden und heirathete am 1. März 1745 Maria Joſepha verw. Gräfin von Noſtiz, geb. Gräfin von Fuchs (geb. 4. April 1711, † 19. Jan. 1764), die Tochter der einflußreichen Erzieherin und Oberhofmeiſterin der Kaiſerin, die jedoch am 27. April 1754 ſtarb, wurde Generalfeldzeugmeiſter, als welcher er in den Niederlanden focht, Hofkriegsrath, 1748 wirklicher Geheimer Rath, 1751 Commandant von Wien, 1752 Director der durch ihn gegründeten Militärakademie, 1754 Generalfeldmarſchall, 1756 Präſident des Hofkriegsjuſtizcollegiums, 1757—63 Commandirender, 1762 Hofkriegsrathspräſident. 1766 erkrankte er an einem Harnleiden und ſtarb 5. Febr. Er beſaß Mallenheim, Saſſenheim, erkaufte 1755 die Grafſchaft Niederwallſee, führte den Fürſtentitel von Thiano, und hinterließ einen Sohn, den Grafen Franz, der ſchon 1771 an einem Blutſturze ſtarb und von deſſen Söhnen der eine jung ſtarb, der andere in den geiſtlichen Stand trat, und eine Tochter, die Gräfin Leopold Palffy.

---

1) Dieſen behalten wir uns zu ausführlicher Darſtellung vor.

2) Chriſtian Philipp, k. k. General der Cavallerie, Großkreuz des Maria-Thereſienordens und Inhaber eines Dragonerregiments.

3) Sohn des ruſſiſchen Feldherrn, geb. zu Petersburg 21. Oct. 1725, zu Liegnitz und Wien erzogen, trat früh in k. k. Dienſte, wurde für ſeine Leiſtungen bei Lowoſitz General, dann Generalquartiermeiſter, entſetzte 1758 Olmütz, entwarf den Ueberfall bei Hochkirch, ward für Maxen Feldzeugmeiſter, befehligte 1760 ein eigenes Corps, ward 1760 Feldmarſchall, 1766 Präſident des Hofkriegsraths, wählte im baieriſchen Erbfolgekriege die Stellung bei Jaromirz, was

ſetzte ſich ſehr der Gefahr aus, war ehr- und geldgeizig, ſorgte nicht für ſein Volk, ließ den Leuten zu viel Willen; an Kopf fehlte es ihm aber nicht. Maguire war brav und geſchickt, doch Vormittags mehr, als Nachmittags. Feuerſtein zeichnete ſich als Artilleriſt aus. Graf Marſchall ein ganzer Mann, nur vom Alter gedrückt [1]. Haddik [2] war brav und nahm guten Rath an; ſein Unglück war, daß ihn ſeine Gemahlin immer begleitete. Brentano ein Mann von gutem Charakter und trefflicher Führer leichter Truppen, als welcher auch Janus unvergleichlich war. Kleefeld ſei übervorſichtig geweſen und habe ſich immer etwas zu früh zurückgezogen. Der ältere Guasco war ein guter Generalquartiermeiſter. Müffling ſtudirte das Terrain ſorgfältig. Serbelloni [3] fehlte es nicht an Geiſt; er war aber eigenſinnig, nei-

---

ihm die Gunſt Joſeph's II. verſchaffte, war 1788 im Türkenkriege unglücklich, lebte dann kränklich und zurückgezogen in Wien und ſtarb am 24. Nov. 1801.

[1] Ernſt Dietrich Graf von Marſchall auf Pauſche ꝛc., aus dem ſächſiſchen Thüringen, geb. 31. Oct. 1692, k. k. wirklicher Geheimer Rath, des Maria-Thereſienordens Großkreuz, Generalfeldmarſchall, Vertheidiger von Olmütz (1758), 1760 Reichsgraf, Gouverneur von Luxemburg, † 31. Aug. 1771. Vermählt mit Henriette Sophie [illegible]w. von Einſiedel, geb. von Schönberg-Purſchenſtein (geb. 17. Nov. 1720, vermählt 22. April 1747, † 16. Febr. 1779) iſt er der Stammvater der heutigen Grafen Marſchall.

[2] Andreas Graf von Haddik, geb. 1710 zu Futek in Ungarn, ſtudirte die Rechte, ward Soldat, ſtieg im Siebenjährigen Kriege zum General der Cavallerie auf, nachher Gouverneur in Siebenbürgen und Galizien, 1774 Hofkriegsrathspräſident und Feldmarſchall, 1778 und 1789 bei der Armee, ſtarb 1790 zu Wien.

[3] Johann Baptiſta Serbelloni, trat früh in k. k. Dienſte, 1745 Generalmajor, 1746 Feldmarſchalllieutenant, entſchied die Schlacht bei Piacenza, bei Collin ſchwer verwundet, 1761 Feldmarſchall, 1762 vom Commando entfernt, ſpäter Commandant von Mailand, wo er 1778 ſtarb.

diſch, mehr als wunderlich und nie zum Angreifen geneigt. Deſto mehr war dies Nadaſty[1]), welchen Solms der Unvorſichtigkeit zeiht. Prinz Friedrich von Zweibrücken[2]) ſei ein ſchöner und prächtiger Herr, der Herzog von Württemberg eine glänzende Erſcheinung, aber nicht zu gebrauchen geweſen. Beim Generalkriegscommiſſariate war bei Zittau Graf Nattolisky, „der recht dazu geboren zu ſein ſchien, dergleichen Mann ſie ſo leicht nicht wiederbekommen würden." Unter ihm ſtand Baron Aſtfeld, der einzige ganz ehrliche Kriegscommiſſär, welchen Solms gekannt hatte, und der zugleich ſein Handwerk recht gut verſtand. Die nach dieſem gekommen, hätten nichts getaugt, als das Land, theils durch Geiz, theils durch Unverſtand, zu verderben.

Der Graf begleitete das kaiſerliche Heer gegen Görlitz, wohnte dem Siege bei Moys über Winterfeld bei, den er hauptſächlich der Bravour des Prinzen Karl von Sachſen[3]) und ſeiner Begleiter zuſchreibt, und blieb dann bei dem Corps des Grafen Marſchall in der Oberlauſitz, bis die Schlachten von Roßbach und Liſſa zu dem Rückzuge nach Böhmen veranlaßten. 1758 war er in dem Lager der Reichsarmee bei Pirna und hatte noch den Geheimen Rath von Ponickau und den Landeshauptmann von Schönberg zur Seite, von denen er den Erſtern bei der öſterreichiſchen, den Andern bei der Reichsarmee ließ. Ihn ſelbſt ließ der Prinz von Zweibrücken rufen und machte den Vorſchlag, man möchte doch einen kaiſerlichen General in die Feſtung Königſtein beordern, um das Verhalten des Commandanten derſelben, Generallieutenant von Pirch [1], zu überwachen. Dieſer nämlich und ſein bei ihm verweilender Bruder, General Nikolaus von Pirch, ſtänden ſehr in Verdacht, preußiſch geſinnt zu ſein; ſie hätten ihren Neffen, den ſie auf dem Königſtein die Ingenieurkunſt lernen laſſen, zum König von Preußen als Pagen geſchickt, correſpondirten mit preußiſchen Officiers in Dresden, erhielten die Feſtung in ſehr ſchlechtem Vertheidigungsſtande, wären auf die Verſorgung der Garniſon mit Lebensmitteln nicht bedacht, wieſen Diejenigen, die ſich aus preußiſchem Zwangsdienſte auf die Feſtung flüchteten, mit harten Ausdrücken ab und erklärten ſie für Verräther und Meineidige [2]. Es

---

[1]) Franz Leopold Graf Nadaſty, geb. 1710, ſchon bei der Inſurrection treuer Anhänger des Kaiſerhauſes, zeichnete ſich als Reitergeneral im öſterreichiſchen Erbfolgekriege aus, ſchlug 1757 Winterfeld bei Moys, † 1787.

[2]) Friedrich Michael, geb. 27. Febr. 1724, wurde 8. Dec. 1746 katholiſch, ſtarb 15. Auguſt 1767. Er war des heil. römiſchen Reichs, k. k., kurpfälziſcher und des oberrheiniſchen Kreiſes Generalfeldmarſchall, königlich franzöſiſcher Generallieutenant, des Marien-Thereſienordens Großkreuz, und befehligte 1758—60 die klägliche Reichsarmee. Durch Marie Franciska von Pfalz-Sulzbach wurde er Vater Herzog Karl's von Zweibrücken und König Maximilian's I. von Baiern.

[3]) Des Herzogs von Kurland. Der dritte überlebende Sohn Auguſt's III. und der Kaiſertochter Marie Joſephe, war er 13. Juli 1733 geboren, von 1758—63 Herzog von Kurland, ſchloß 25. März 1760 eine heimliche Ehe mit einer edeln Polin Franciska Kraſinska, welche 1775 in den Reichsfürſtenſtand erhoben ward, lebte ſpäter in

---

Dresden und ſtarb 16. Juni 1796, kurz nach ſeiner am 30. April 1796 verſtorbenen Gemahlin. Vergl. über ihn auch Th. 1, S. 18 und 370 ff.

[1] Michael Lorenz von Pirch, 1744 Generallieutenant, ſeit 1753 Commandant des Königſteins, † 12. Sept. 1761 im 74. Jahre.

[2] Daß der Commandant keine Leute aufnahm, die in den Augen der Preußen Deſerteurs waren, konnte er allerdings mit der für die Feſtung bedingten Neutralität rechtfertigen. Die Ausdrücke, mit denen er ſie abgewieſen haben ſoll, würden aber freilich, wenn er ſie wirklich gebraucht hat, ſeine perſönliche Geſinnung als preußenfreundlich erſcheinen laſſen.

ſtehe zu beſorgen, ſobald die Armee weiter rücke, werde der Königſtein den Preußen übergeben werden, oder doch aus Mangel an Lebensmitteln übergeben werden müſſen, was dann die Armee behindern würde, das Lager bei Struppen wieder zu beziehen, wie zur Einnahme von Dresden allerdings nöthig ſei. Graf Solms fand ſich jedoch genöthigt, dieſen Vorſchlag abzulehnen, indem er vorſtellte, daß der König die Neutralität des Königſteins mit ſeinem Worte verbürgt habe, welches er unverbrüchlich halten würde. Der Commandant werde, ohne Ordre vom Hofe, einen fremden General gewiß nicht einlaſſen und Zwang ſei nicht anwendbar. Er ſei jedoch bereit, unter höherer Zuſtimmung, ſich ſelbſt auf den Königſtein zu begeben. Sowol der Prinz, als Graf Daun, erklärten ſich ſolchenfalls vollkommen beruhigt, und nachdem Graf Solms die Zuſtimmung des ſächſiſchen Geſandten in Wien erhalten, auch nach Warſchau und an den Kurprinzen berichtet hatte, begab er ſich auf den Königſtein und legte den beiden Generälen ſeine Vollmacht vor. Der Commandant nahm ihn gebührend auf, wies ihm ein Zimmer an und erklärte ſich bereit, ihn als den Gouverneur zu betrachten und ohne ſein Vorwiſſen keine Correſpondenz zu führen. Er fand nun allerdings viele Mängel und Verſäumniſſe in den getroffenen Anſtalten, worüber auch die auf der Feſtung anweſenden Stabsofficiere, Kötzſchau, Burgsdorf, Zanthier, Rouvroi, Birnbaum, unwillig waren, weshalb er dieſe veranlaßte, einen Kriegsrath zu verlangen, infolge deſſen die gerügten Uebelſtände abgeſtellt wurden [1]). Die Hauptaufgabe war die Verproviantirung der Feſtung, in der ſich nur auf vier Wochen Proviant befand, während die Verſorgung aus Dresden vielen Schwierigkeiten unterlag. Graf Solms unterzog ſich dem Geſchäft. Von dem Oberforſtmeiſter in Cunnersdorf erlangte er, daß das nöthige Brennholz ſofort geſchlagen wurde. Er verſchaffte ſich, alles Widerſpruchs des Commandanten ungeachtet, trockene Gemüſe aus Böhmen, Butter und Rauchfleiſch aus dem Gebirge und ſonſt allerlei Victualien aus den nächſten Bezugsquellen, ſchoß ſein eigenes Geld dazu her, oder brauchte ſeinen Credit. Den k. k. Generalkriegscommiſſarius Graf Wilczek beſtimmte er, 24 ungariſche Ochſen herzugeben. Am ſchwierigſten war die Beſchaffung des nöthigen Mehls, zumal der Commandant hier tauſend Bedenklichkeiten vorbrachte, das eine zu naß, das andere zu alt, das dritte zu jung fand, auch die erfoderlichen 1000 Ctr. alle auf einmal haben wollte, damit die Preußen nicht, wenn die Armee weiter gerückt wäre, das noch nicht auf die Feſtung Geſchaffte wegnähmen. Graf Solms führte aber gleichwol, unter dem freundlichen Beiſtande der k. k. Behörden, das Gewünſchte glücklich durch. Auch Geld für die Garniſon ward durch einen günſtigen Zufall beſchafft. Der Kreiscommiſſarius im meißener Kreiſe, von Bünau, war geſtorben und die Erben zeigten dem Grafen an: die für gelieferte Fourage an den Kreis gezahlten Gelder lägen bei ihnen; ſie fürchteten, dieſelben könnten vor der Austheilung weggenommen werden und bäten daher, ſie gegen Quittung an ſich zu nehmen. Solms ließ die Gelder auf den Königſtein bringen, die Quittung von dem Commandanten ausſtellen, und berichtete an den Kurprinzen und an das Miniſterium, worauf er die Antwort erhielt, daß dieſe Gelder wohl angewendet wären und dem Kreiſe erſetzt werden ſollten. Den Uebergang des Grafen Daun über die Elbe erleichterte er, unter Genehmigung des Hofes, durch Ueberreichung eines Riſſes der Elbe und der darin befindlichen Tiefen und Fuhrten. Als in Dresden die pirnaiſche Vorſtadt niedergebrannt worden war [1]), brachte er die obdachloſen Einwohner im Großen Garten unter, verſorgte ſie einige Tage mit Brot und ſammelte bei der k. k. Generalität und in den benachbarten Städten reichliche Unterſtützungen für ſie ein, traf auch Anſtalten, ſie in Pirna, Dohna und den umliegenden Orten unterzubringen. Als die Armee aus der Gegend abzog, fragte Graf Solms den Commandanten, ob er ihn bis zum nächſten Feldzug auf dem Königſtein behalten wolle, erhielt aber zur Antwort, daß er nicht mit in der Capitulation begriffen ſei, der Commandant folglich, falls der König von Preußen ſeine Auslieferung verlange, dieſe nicht würde weigern können. Er mußte ſich nun eilends fortmachen, um den nachſetzenden Preußen zu entgehen, die ihn in Altenberg faſt ereilt hätten. Während die Oeſterreicher in der Gegend lagen, beſuchten mehrere k. k. Generale den Königſtein, aber ſtets unter andern Namen: Serbelloni als ein mailändiſcher, Graf Althan als ein neapolitaniſcher, Graf Wilczeck als ein ſchleſiſcher Cavalier.

---

[1]) Die Einzelheiten ſ. in der angeführten Schrift, S. 51—52.

Aus Böhmen ging er nach Altorf, wurde dort krank und fand erſt in Karlsbad (1759) ſeine Geneſung. Nun erhielt er Befehl, zu der ruſſiſchen Armee zu gehen, von der man damals erwartete, daß ſie nach Sachſen rücken würde, die ſich aber bald wieder nach Schleſien zurückzog 1)). Von Hoierswerda an konnte er aber nicht mehr durch, worauf er nach Prag zum Kurprinzen ging, ſich neue Befehle zu holen. Die Verpflegung der Armee übernahmen die Stände und es ſoll dann viele Unordnung eingeriſſen ſein. Solms ward zu Daun geſchickt, bei dem er das Intereſſe des Landes vertreten ſollte. Er klagt aber, daß er, zwar bei Daun viel guten Willen, dagegen auf anderer Seite wenig Unterſtützung gefunden habe. Bei den Ständen ſeien der Köpfe zu viel und Vielen ſei mehr darum zu thun geweſen, Gage, Auslöſung, Verſorgung, Befreiung ihrer Häuſer und Güter zu erlangen, als das Beſte des Landes zu fördern. Dabei habe er auf keine Anfrage an das Geheime Conſilium Reſolution erhalten. Die kaiſerliche Armee und die Reichsarmee harmonirten auch nicht mehr recht. Solms that was er konnte, begleitete die Armee bis Schilda und unterſtützte Daun mit nützlichen Nachrichten.

---

[1]) Durch die Preußen unter Schmettau, am 10. Nov. 1758. Es wurden dabei 285 Häuſer eingeäſchert; mehrere Perſonen verloren ihr Leben, viele Familien Hab und Gut. Schlimmer noch ging es 1760 bei der fruchtloſen Belagerung durch Friedrich II. ſelbſt. Da wurden fünf Kirchen und 416 Häuſer (216 in der Altſtadt) durch die Preußen zerſtört.

Als er 1760 wieder in Karlsbad war, wurde ihm

---

1) Selbſt das große Genie und die ſtandhafte Ausdauer Friedrich's II. würden nicht ausgereicht haben, ihn und Preußen im Siebenjährigen Kriege zu retten, wenn die gegen ihn geſchloſſene Allianz wahrhaft durch das Bewußtſein eines großen gemeinſamen Intereſſes zuſammengehalten worden wäre und demgemäß gehandelt hätte. Aber dem war nicht ſo. Von ſeinen Gegnern muß man von vorn herein die Schweden und die Reichsarmee abziehen, welche letztere nicht ſo jämmerlich geweſen ſein würde, wenn auch nur die katholiſchen Reichsſtände ihre Pflicht gethan hätten. Die Franzoſen ferner haben ihn ſeit dem Tage von Roßbach nicht wieder incommodirt, wurden durch die Truppen ſeiner Verbündeten vollkommen beſchäftigt und unterlagen obendrein den pariſer Cabalen und Gegenintriguen. Die Ruſſen verfolgten ihre beſondern Pläne und wurden gleichfalls mehrfach durch heimiſche Parteiungen neutraliſirt. Sachſen war im erſten Anfall wehrlos gemacht worden. Der wahre Krieg ging nur zwiſchen Preußen und Oeſterreich.

die ganze Landescommiſſion, und zwar „nicht auf die beſte Weiſe“, abgenommen. Es ſcheint, man hat geglaubt, er würde ſich viel Geld dabei gemacht haben. Die das dachten, erſtaunten dann freilich, als ſie nach dem Frieden ſeine Rechnung ſahen und jeden Heller berechnet, für ihn ſelbſt aber nur ſechs Thaler täglich angeſetzt fanden. Jetzt bezeigten die gnädigſten Schreiben der höchſten Herrſchaften die größte Zufriedenheit mit ſeinem Verfahren. — Er hatte manche Gefahren bei ſeinem Auftrage beſtanden und war oft nur wie durch ein Wunder gerettet worden. Schon bei ſeiner erſten Entweichung aus Sachſen war er nur eben aus Tirſchenreuth fort, als die Preußen daſelbſt eintrafen. Als Haddik gegen Berlin gerückt war, wagte er ſich auch auf acht Tage nach Hauſe, um ſich Geld zu holen, einige Befehle für den erzgebirgiſchen Kreis zu ertheilen und ſeine Familie fortzuſchaffen. Er mußte dabei ſo nahe bei dem Sonnenſtein und Kohlberg vorbeifahren, daß er die preußiſchen Schildwachen erkennen konnte und zwei Deſerteurs hinten auf ſeinen Wagen ſprangen. Auf dem Rückwege hielt ihn der Poſtmeiſter in Meißen ſo lange auf, daß, wenn er noch eine Stunde hätte bleiben müſſen, die Preußen, die den Amtmann Weida daſelbſt abholten, ihn auch mit bekommen hätten. Als er Zittau verließ, ſchickte ihm ein Verräther eine Eſtaffette mit der falſchen Nachricht nach: er möchte wieder zurückkommen, es wäre alles ſicher. Zum Glück ritt der Poſtillon vor dem einzelnen Häuschen vorüber, wo er ſich, um eine Stunde zu ſchlafen, niedergelegt hatte, und verfehlte ihn. Später wäre er einmal in Zwickau oder in Wildenfels aufgehoben worden, wenn ihn nicht Graf Rindsmaul gewarnt hätte. Ein anderes Mal warnte ihn der nachherige württembergiſche Major von Schütz vor einem

Ueberfall des preußiſchen Majors von Reitzenſtein. Während er in dem Berghäuſel an der böhmiſchen Grenze ein wenig ſchlummerte, plünderten die Preußen, eine halbe Stunde davon, das böhmiſche Städtchen Weipert (Weinberg). Manche Nacht mußte er einſam umherſchleichen und ſich in Wäldern, Scheunen und abgelegenen Häuſern verbergen. — Nach ſeiner Entlaſſung von dem Landescommiſſariate zog er in Böhmen umher und war lediglich auf ſeine eigenen Mittel gewieſen. Als jedoch ſein Schwiegervater, Graf Münnich, durch Kaiſer Peter III. zurückberufen worden war und wieder hohen Einfluß am ruſſiſchen Hofe erlangte, dieſen aber auch in Preußen, um deſſen willen er ja zum Theil geſtürzt worden [1]), zu Gunſten der Solms'ſchen Familie geltend machte, wagte er ſich wieder nach Sachſenfeld, wo in ſeinem Hofe die letzten Gefangenen der Preußen gemacht worden ſein ſollen.

Nach dem Kriege kehrte er wieder in ſeine frühere Stellung zurück, in der es ihm, namentlich nach dem Regierungsantritte des Kurfürſten Friedrich Auguſt, für den er ganz der rechte Mann war, wohl ging. Er hatte die Ehre, für dieſen trefflichſten Fürſten an mehrern Orten des Erzgebirges die Erbhuldigung einzunehmen. — Beſonders thätig und unermüdlich in menſchenfreundlichem Eifer war er bei der furchtbaren Theuerung von 1771—72, die das Erzgebirge ſo ſchwer traf, und lange noch hat das dankbare Andenken ſeines damaligen Wirkens im Gebirge fortgelebt. Auch aus eigenen Mitteln that er Vieles und ſchenkte z. B. zu dem damals errichteten Waiſenhaus in Marienberg 232 Thlr. Er war ſo populär, daß die Löffelſchmiede ſeinen Schattenriß auf den damals ſo weitverbreiteten Blechlöffeln anbrachten 1). 1773 hatte der Graf den Kurfürſten auf deſſen Reiſe durch das Obergebirge zu begleiten, wobei ſich der Kurfürſt beſonders über die von dem Grafen errichteten Arbeitsſchulen freute und ihm durch das Geſchenk einer mit ſeinem Porträt geſchmückten goldenen Doſe ſeine Zufriedenheit zu erkennen gab. — Am 23. Dec. 1775 hatte er das Unglück, ſeine nächſte und beſte Freundin, ſeine innig geliebte Gattin, infolge einer ſchmerzhaften Waſſerſucht, zu verlieren, nachdem ſie ihm vier Söhne und eine Tochter geboren hatte, von denen jedoch nur noch zwei Söhne am Leben waren.

---

[1]) Man machte es Münnich wenigſtens zum beſondern Vorwurf, daß er preußiſch und antiöſterreichiſch geſinnt geweſen ſei, und dies bewirkte zum Theil mit ſeine erſte Entlaſſung durch die Großfürſtin Anna. S. Herrmann, Geſchichte des ruſſiſchen Staates, IV, 606 ff.

1776 begannen wieder politiſch-kriegeriſche Verwickelungen. Die zweifelhafte Stellung der Schönburge war zwar durch die für die letztern ſehr günſtigen, auf dem Wege des freien Vertrags zu Stande gekommenen Receſſe von 1740 völlig geordnet worden. Der damalige

---

1) Dieſe Blechlöffelfabrication war und iſt gerade auf der Beſitzung des Grafen, in Sachſenfeld und dem dazu gehörigen Beierfeld, nebſt der ſonſtigen ſchwarzenberger Gegend, eingebürgert, zuerſt aber (ſeit 1710) eben in Sachſenfeld erfunden worden und der Siebenjährige Krieg hatte das wohlfeile Product allerwärts bekannt gemacht. Bald aber verpflanzte ſie ſich nach Schleſien und Böhmen und nun traten Einführungsverbote ein. Nach Schleſien brachte ſie ein ehemaliger Verwalter des Grafen, Müller, aus Rache, weil man ihm den Alleinverkauf der Löffel abgeſchlagen hatte. (Vielleicht waren die Löffelſchmiede auch dafür dem Grafen ſo dankbar.) In Schwung brachte ſie dort der Löffelzinner Springer aus Beierfeld, der zu preußiſchem Militärdienſt gezwungen worden war und den Abſchied nur unter der Bedingung erhalten konnte, ſein Gewerbe in den preußiſchen Staaten zu treiben. Nach Böhmen zog ſich das Geſchäft in den Theuerungsjahren.

Graf zu Glaucha aber, Albrecht Chriſtian Ernſt, mochte die Zeitverhältniſſe, wo ſich Sachſen enger an Preußen angeſchloſſen hatte und ebendeshalb die Verbindung mit dem wiener Hofe gelockert war, den ältern Prätenſionen günſtig halten, und hatte ſchon 1768 die Giltigkeit des Hauptreceſſes [1] angefochten, weil er weder von Kaiſer und Reich, noch von der Krone Böhmen beſtätigt ſei. Seit 1772 behauptete denn auch die deutſche Lehnshauptmannſchaft zu Prag, daß der Krone Böhmen die Landeshoheit kraft der Incorporationsbulle von 1355 zuſtehe, in welcher alle böhmiſchen Vaſallen für böhmiſche Unterthanen erklärt wurden, was denn freilich nichts zum Nachtheile der Rechte Dritter beweiſen, auch die unbeſtreitbare Eigenſchaft Sachſens als eines territorium clausum nicht ſchmälern konnte. Auch der Reichshofrath erließ 1776 zwei Concluſa, worin der fragliche Hauptreceß für ungiltig erklärt wurde, weil dadurch dem Reiche ein unmittelbarer Reichsſtand entzogen worden und mit der Reichsſtandſchaft jederzeit auch die Landeshoheit verbunden ſei. Aber eben die Unmittelbarkeit war von Sachſen beſtritten und eine Landeshoheit der Schönburge auch vor den Receſſen nicht anerkannt worden. Der Kurfürſt verwahrte ſein Recht, nahm aber anfangs, in ſeiner jederzeit zarten Rückſicht gegen Rechtsanſprüche und vollends Schwächerer, nichts Ernſteres vor.

---

[1] Nur von dieſem, der die Herrſchaften Glaucha, Waldenburg und Lichtenſtein betraf, konnte die Rede ſein; denn nur dieſe drei Herrſchaften waren in der That im 14. Jahrhundert in eine Lehnsverbindung mit der Krone Böhmen gekommen, an die ſie, wie von Böhmen und den Schönburgen behauptet wurde, jedoch nicht beweisbar war, von Kaiſer und Reich gewieſen worden ſein ſollten, ſodaß man ſie als böhmiſche Reichsafterlehne betrachten wollte. Die übrigen Beſitzungen waren unbezweifelt meißniſche Lehen.

Da erhob der eigene Schwiegerſohn des Grafen Schönburg, Graf Friedrich Ludwig Karl von Finkenſtein, ein preußiſcher Edelmann, der ſeit dem 2. Nov. 1770 mit der älteſten Tochter deſſelben [1] vermählt war, Klage wegen des Einbringens ſeiner Gemahlin, im Betrage von mehr als 20,000 Thlrn., gewann den Proceß, konnte aber keine Zahlung erlangen, und brachte es zuletzt dahin, daß die Landesregierung [2] gerichtliche Execution verhängte, wogegen der böhmiſche Lehnshof Dehortatorien erließ. Schon vorher hatte der Graf höhern Auftrag erhalten, die Sache in Güte abzumachen, wozu ſich ihm auch anfangs günſtige Ausſichten zu eröffnen ſchienen. Plötzlich aber entſchloß ſich Graf Schönburg, angeblich durch ſeinen Rath Keller bewogen, nach Böhmen zu gehen, wo er zur katholiſchen Kirche übertrat und ſich ganz unter den öſterreichiſchen Schutz ſtellte. Jetzt ward die Execution durch Graf Solms [3] und den zwickauer Juſtizbeamten, unter dem Schutze eines Bataillons Infanterie, vollſtreckt und das gräfliche Schloß zu Glaucha in Beſitz genommen. Hierauf verlangte die Kaiſerin, als Königin von Böhmen, in einem Schreiben vom 3. März 1777 von dem Kurfürſten die Herſtellung des frühern Standes der Dinge in den „Schönburgiſchen böhmiſchen Lehnsherrſchaften“. Der Kurfürſt nahm die Verwendung des Königs von Preußen in Anſpruch, antwortete der Kaiſerin-Königin, er habe blos ſeine Hoheitsrechte behauptet, ohne die böhmiſchen Lehnsrechte zu beeinträchtigen, und der Gang des Rechts gegen den Grafen könne nicht unterbrochen werden, und beſchwerte ſich über das Verfahren des böhmiſchen Lehnshofes, ließ auch durch ſeinen Geſandten eine Vorſtellung einreichen. Statt aller Antwort rückten aber öſterreichiſche Truppen[1]), nebſt dem böhmiſchen Lehnscommiſſarius von Eſcherich und dem Grafen Schönburg, in Glaucha ein. Der Commiſſarius erklärte der Schönburgiſchen Geſammtregierung, daß die Kaiſerin-Königin die Landes- und Oberlehnsherrlichkeit über die Herrſchaften Glaucha, Waldenburg und Lichtenſtein als ihr allein zuſtehend betrachte, und erklärte, durch Erlaß vom 21. April, den Receß für aufgehoben, verbot auch, 23. April, den Schönburgiſchen Unterthanen, nachdem er ſämmtliche Vaſallen, Beamte, Pfarrer und Schuldiener vor ſich geladen, den kurſächſiſchen Geſetzen fernerweit Folge zu leiſten, dem Kurfürſten Abgaben zu bezahlen, an deſſen Gerichte zu appelliren, oder Acten an kurſächſiſche Dikaſterien zu verſchicken und das Kurhaus in dem Kirchengebete zu erwähnen. An den Grenzen der drei Herrſchaften wurden Reichsadler aufgerichtet. Im ganzen Erzgebirge ſtand damals nur ein einziges Regiment ſächſiſcher Infanterie, und der Kurfürſt war viel zu beſonnen, bei ſolcher Gelegenheit irgend von den Waffen Gebrauch machen zu laſſen. Er befahl ſeinen Truppen, ſich überall vor den öſterreichiſchen zurückzuziehen, that aber in Wien wiederholte, auch von Preußen unterſtützte Vorſtellungen, und erbot ſich zu einer Unterhandlung nach Herſtellung des Status quo, wie er vor dem Jahre 1771 geweſen. Am 25. Sept. verſprach eine Note des Fürſten **Kaunitz** die **Zurückziehung** der Truppen und der Lehnscommiſſion ꝛc., und bald darauf erfolgte beides und die Unterhandlung wurde nach Wien verlegt, die ganze Streitſache aber, deren Beilegung 1778 durch den Ausbruch des baieriſchen Erbfolgekrieges verzögert ward, in den Friedensſchlüſſen von Teſchen (13. Mai 1779) definitiv und zwar ſo erledigt, daß Böhmen ſeine lehnsherrlichen Rechte in den fraglichen Schönburgiſchen Herrſchaften zunächſt an Baiern, dieſes aber dieſelben an Sachſen abtrat.

---

[1] Dem einzigen Kinde aus erſter Ehe. Ihre Mutter, Karoline Regine von Carlowitz (geb. 1730, vermählt 13. Sept. 1747, † 16. Sept. 1755), galt für eine natürliche Tochter des Markgrafen Karl von Brandenburg.

[2] Nicht die Staatsregierung, ſondern eine unter jenem Namen damals beſtehende obere Juſtiz- und Polizeibehörde.

[3] Nach uns wahrſcheinlich dünkenden Nachrichten wäre dieſer Auftrag nicht an unſern Grafen, ſondern an ſeinen Sohn, Graf Otto Wilhelm, ergangen, der ihm ſeit 1773 als Amtshauptmann zur Seite geſetzt war. Die öfters angeführte Schrift bezieht aber die Sache auf Graf Solms den Vater.

---

[1]) Nach Pölitz (Die Regierung Friedrich Auguſt's, I, 189) 200 Mann. Nach Weiße (Geſchichte Friedrich Auguſt's) 1 Bataillon, 4 Kanonen und 150 Huſaren. Nach der oben angeführten Schrift, S. 69, gar 4000 Mann. Ja S. 99 iſt ſogar von 8000 Mann die Rede, die unter Graf Kinsky an der Grenze geſtanden hätten. Dieſe waren vielleicht nur zur eventuellen Deckung da.

Der baieriſche Erbfolgekrieg brachte übrigens auch für unſern Grafen Störung und Unruhe mit ſich, welche ihm diesmal von ſeinen alten Freunden, den Oeſterreichern, kamen. Am 10. Sept. 1778 mußte er in aller Eile Sachſenfeld verlaſſen, indem ein öſterreichiſches Corps, unter dem Befehl des General Sauer, von Marienberg hereinbrach, plünderte, brandſchatzte und Geißeln mitnahm. Letzterm Schickſal entzog ſich der Graf durch die Flucht, wofür ihm ſein Schloß rein ausgeplündert wurde. — Von dem Frieden an verbrachte er ſeine übrigen Tage in Ruhe, ſeinen amtlichen Geſchäften, deren er jedoch 1788, auf ſein Anſuchen, in der gnädigſten Weiſe und mit Beibehaltung ſeines vollen Gehalts, enthoben ward, der Landwirthſchaft und dem Gartenbau, gelehrter Correſpondenz und wiſſenſchaftlichen Beſchäftigungen lebend. Auch nachdem er aus dem Amte getreten war, fuhr er fort, der Rathgeber und Fürſprecher der Kreisbewohner zu ſein, und faſt täglich kamen Leute zu ihm, die ſich bei ihm Raths erholen oder ſeine Verwendung in Anſpruch nehmen wollten, und die er jederzeit freundlich anhörte und ihnen half, wo er konnte. Seinen trotz der an ſich rauhen Gegend durch geſchützte Lage begünſtigten Garten pflegte er mit perſönlicher Sorgfalt; aber auch bei der eigentlichen Landwirthſchaft intereſſirte er ſich für die neuern Verbeſſerungen, machte Verſuche und correſpondirte mit der Leipziger ökonomiſchen Societät [1]. Mit Gelehrten ſtand er vielfach in Correſpondenz, z. B. mit dem trefflichen Heyne in Göttingen, Jani in Eisleben, Rector Bauer in Hirſchberg, früher in Lauban [2], Overbeck [3] in Lübeck, Rector Crome in Lüneburg, mit dieſen allen hauptſächlich über den Horaz, ferner über Geſchichte und Heraldik mit Gatterer, Pütter, Madai in Halle, über ſchöne Wiſſenſchaften mit Weiße. So fanden ſich auch Dankſagungs- oder Empfehlungsſchreiben von Gellert, Uz, Gottſched, Mascov, Neuhauß, Jakobi, Wille, König, Grundig, Glöckner, Weller, Clodius, Tromler, Irmiſch, Schimpf, Baumgärtner u. A. unter ſeinen Papieren [4]. Noch in den letzten Jahren ſeines

---

[1] Näheres ſ. in der angeführten Schrift, S. 114 ff.

[2] „Einer der gelehrteſten Schulmänner“, ſchreibt Heyne über ihn, „um den es Schade iſt, daß er ſo im Dunkel ſteckt. Aber die Natur hatte ihn, bei ſonſt großen Fähigkeiten, gleich dazu beſtimmt.“ Karl Ludwig Bauer, geb. zu Leipzig 1730, ſeit 1766 Rector zu Hirſchberg, wo er 1799 ſtarb. Er verfaßte, neben andern Schriften, das deutſch-lateiniſche Lexikon, das, zuerſt 1778 erſchienen, noch in unſern Zeiten neu aufgelegt worden iſt.

[3] Johann Daniel Overbeck, geb. zu Rethem im Lüneburgiſchen 1715, 1743 Conrector zu Quedlinburg, dann Subrector zu Lübeck, wo er 1802 als Rector ſtarb.

[4] Näheres über dieſen gelehrten Briefwechſel ſ. in der angeführten Schrift, S. 77 ff.

Lebens knüpfte er einen Briefwechſel mit dem tübingiſchen Profeſſor der Theologie, Dr. Hegelmaier, an, wozu ihm der Umſtand Veranlaſſung gab, daß er ſich erinnerte, einen Feldprediger dieſes Namens in Rußland gekannt zu haben. Es fand ſich, daß dies ein im März 1743 als Pfarrer zu Partenſtein bei Worms verſtorbener Bruder des Profeſſors geweſen war, der auch „Unparteiiſche Nachrichten von verſchiedenen Merkwürdigkeiten des ruſſiſchen Reichs“ herausgegeben hatte, aus welchem Reiche er um 1739 in ſein Vaterland zurückgekehrt war. — Mit ſeinem geliebten Horaz beſchäftigte ſich der Graf ſein Leben lang und achtete auf alle, denſelben betreffenden literariſche Erſcheinungen. Da er an 200 Horatiana zuſammengebracht hatte, ſo wendete ſich Jani [1]) desfalls an ihn und wurde von ihm bei ſeiner bekannten Ausgabe jenes Schriftſtellers auf das bereitwilligſte unterſtützt, weshalb denn auch der zweite Theil derſelben unſerm Grafen gewidmet iſt. — Eine literariſche Arbeit, die er ſchon früher begonnen, aber erſt in ſpätern Jahren wieder aufnahm, war die Geſchichte ſeiner Familie, von welcher der die ausgeſtorbenen Linien betreffende Theil, unter dem Titel: „Fragmente zur Solmſiſchen Geſchichte“ zu Dresden (1785, 4.) erſchienen iſt. Auch das Uebrige ſoll bei ſeinem Tode im Manuſcripte vorhanden geweſen ſein. Das Gedruckte hatte er vorher Gatterer mitgetheilt, der darin „geſunde hiſtoriſche Anſichten“ erkannte, über die ältere Genealogie aber einige Bedenken hatte. die er dem Grafen zu entdecken nicht wagen wollte, Heyne aber nahm die Sache auf ſich und ſchrieb dem Grafen: Gatterer ſei bange, ob Se. Excellenz es nicht ungnädig aufnehmen würden, wenn er die älteſten Geſchlechtsfolgen nach der ſtrengern Kritik, welche nunmehr ſeit größerer Cultur der Diplomatik in den letzten dreißig Jahren eingeführt ſei, prüfen würde. „Ich habe ihm aber", ſetzte Heyne hinzu, „die Verſicherung gegeben, daß es Ew. Excellenz um Grund und Wahrheit zu thun iſt, und daß Sie eine viel zu richtige und große Denkungsart hätten, als daß ein paar vermeinte Ahnen mehr oder weniger Sie übel aufgeräumt machen ſollten." In der That iſt in der Genealogie unglaublich gefabelt worden und die Kritik hat hier noch viel aufzuräumen. — Der Graf wurde Mitglied der von Gatterer geleiteten hiſtoriſchen Akademie, ſowie er auch 1784 ein Ehrendiplom von einer ſeit 1782 in Moskau geſtifteten Geſellſchaft von Freunden der Wiſſenſchaften erhielt.

---

[1]) Chriſt. Daniel, geb. 1743 zu Glaucha bei Halle, ſtarb 1790 als Rector zu Eisleben.

Einundzwanzig Jahre vor ſeinem Tode hatte er auf einer Geſchäftsreiſe das Unglück gehabt, dem in jenen unwegſamen Zeiten ſelten Jemand gänzlich entging, mit dem Wagen umgeworfen zu werden, hatte aber einen doppelten Bruch davongetragen, der ſich mit den Jahren verſchlimmerte und ſeiner Geſundheit merklichen Eintrag that. Noch waren die auch gegen ſolche Uebel bereiten vorbeugenden und erleichternden Hilfsmittel der ärztlichen Kunſt nicht in der heutigen Beſchaffenheit vorhanden. Bei zunehmender Schwäche fiel es ihm ſchwerer, die von Zeit zu Zeit wiederkehrenden Zufälle zu beſtehen, und am 27. Aug. 1789 entſchlief er ſanft, nach einem nur viertägigen, mit Gelaſſenheit getragenen Krankenlager. Seine irdiſche Hülle wurde in der Kirche zu Beierfeld neben der ſeiner Gemahlin beigeſetzt.

Von ſeinen Söhnen hatte der älteſte, Graf Chriſtoph

Heinrich Friedrich, geb. 26. Dec. 1741, in Helmſtädt ſtudirt, da ihm der Haß des Königs von Preußen gegen ſeinen Vater den Aufenthalt auf einer ſächſiſchen Univerſität gefährlich machte, und war dann 1761 in braunſchweigiſche Dienſte gegangen, wo er Regierungsrath wurde. Als Kurfürſt Friedrich Chriſtian die Regierung Sachſens antrat, ſollte der junge Graf in die ſächſiſche Landesregierung kommen. Der Kurfürſt ſtarb aber bekanntlich ſchon nach wenigen Monaten, und unter der darauf folgenden Adminiſtration ward das Bedenken geltend gemacht, daß der Graf auf keiner ſächſiſchen Univerſität ſtudirt habe. Er gab jedoch die braunſchweigiſchen Dienſte auf, wurde 1765 kurſächſiſcher Kammerherr und 1794 wirklicher Geheimer Rath. Am 30. Aug. 1770 vermählte er ſich mit Wilhelmine Charlotte Freiin von Vietinghof aus Liefland, deren Großmutter auch eine Tochter des Grafen Münnich geweſen war. Dieſe Ehe war ſehr mit Kindern geſegnet. Der zweite Sohn, Graf Ludwig Ernſt, geb. 2. Juni 1743, hatte gleichfalls zu Helmſtädt ſtudirt, trat dann 1760 in die ſächſiſche Leibgarde, mit der er die Campagnen bis 1763 mitmachte, vom Prinzen Xaver viel in der Kanzlei beſchäftigt, nachher Adjutant beim Regiment, zuletzt Hauptmann. Seine Geſundheit hatte aber in den Feldzügen ſehr gelitten; er bekam die Waſſerſucht und ſtarb 4. Nov. 1768 zu Sachſenfeld. Graf Otto Wilhelm, geb. 30. Juli 1744, diente bei der Garde und machte die Campagnen ſeit 1758 mit, wurde aber (15. Febr. 1761) bei dem unglücklichen Gefecht von Langenſalza gefangen genommen und auf die Citadelle von Magdeburg geſetzt, wo er bis zum Mai 1762 blieb und auch dann erſt auf Verwendung des Grafen Münnich und des Prinzen Georg Ludwig von Holſtein-

Gottorp [1]) ſeine Freiheit erhielt. Er blieb dann bis 1773 bei dem Regimente, worauf er ſeinem Vater, wie gemeldet, adjungirt ward, ſtarb aber auch ſchon 1794 zu Sachſenfeld. Graf Auguſt ſtarb 1763 in ſeinem 15. Jahre, und die einzige Schweſter, die dieſen Brüdern geboren ward, ſchon im erſten Lebensjahre.

---

[1]) Von dem die jetzigen Großherzoge von Oldenburg abſtammen. Seine Gemahlin, Sophie Charlotte von Holſtein-Beck, war die Tochter einer Gräfin Dohna und in erſter Ehe mit einem Grafen Dohna vermählt geweſen, daher mit den Solms verwandt.

IX. Dörnberg und der Aufſtand in Heſſen[1].

Aus dem Nachlaſſe

des Generallieutenants von Dörnberg[2]).

Den Aufſtand in Heſſen im Jahre 1809 betreffend, muß ich erſt noch auf eine frühere Zeit zurückgehen. Im Jahre 1806, wo ich noch in königlich preußiſchen Dienſten ſtand, war ich bei der unglücklichen Affaire in Lübeck mit dem Blücher'ſchen Corps gefangen, aber nachgehends wieder freigelaſſen worden; ich ging nach Heſſen, wo ſchon in Allendorf ein kleiner Aufſtand geweſen, um zu ſehen, was dort zu thun ſei. Nachdem ich mich von dem guten Geiſte in Heſſen im Allgemeinen überzeugt und mit mehrern Freunden und Bekannten Rückſprache genommen, ging ich nach Burgdorf bei Hannover, von wo ich meine Frau und Kinder zu meinem Schwager Laffert nach Wittorf brachte. Von hier vereinigte ich mich mit dem Fürſten Wittgenſtein in Hamburg, der von Preußen nach England geſchickt wurde, um dort eine Expedition nach dem Norden von Deutſchland zu negociiren; ich ſchlug vor, daß dieſe Expedition nach der Weſer gehen ſollte, und gab darüber einen Plan ein, den ich hauptſächlich auf den guten Geiſt, der in Heſſen herrſche, begründete; und da dort das ganze frühere Militär, nur im Lande zerſtreut, noch exiſtirte, ſo foderte ich hauptſächlich nur Waffen und nur ſo viel Truppen, um den erſten Aufſtand zu unterſtützen und zu organiſiren. Ich hatte auf meiner Reiſe nach England den Kurfürſten in Schleswig geſehen *und deſſen volle Einſtimmung und Autoriſation meiner Pläne erhalten.* Das engliſche Gouvernement ging auch darauf ein, und ich hatte mehrere Unterredungen mit Lord Caſtlereagh und beſonders mit Lord Cathcart, welcher die Expedition commandiren ſollte, als der König von Schweden darauf drang, daß dieſe Truppen nach Stralſund geſchickt würden. Hierdurch wurden unſere Ausſichten wieder in weite Ferne geſchoben; doch gab mir Lord Caſtlereagh die Verſprechung, daß der Plan nicht aufgegeben ſei, und daß eine zweite Expedition ausgerüſtet werden ſolle. Der ruſſiſche Miniſter von Alopeus, ſowie der hannöveriſche Miniſter Graf von Münſter unterſtützten uns dabei ſehr; auch der Prinz von Wales intereſſirte ſich ſelbſt ſehr dafür, er gab mir die beſten Verſprechungen und, als ich am Ende unverrichteter Sache wieder abreiſen mußte, einen eigenhändigen Brief an den Kurfürſten, den er einlud, nach England zu kommen, wo er ihm Carltonhouſe anbot. Der Friede von Tilſit, den wir jetzt erführen, machte freilich allen dieſen Unterhandlungen ein Ende; ich ging mit dem Fürſten Wittgenſtein wieder nach dem Continent zurück, zuerſt nach Itzehoe zu dem Kurfürſten, der aber nicht nach England gehen wollte; hier trennte ich mich von dem Fürſten Wittgenſtein und ging zurück zu meiner Familie.

---

[1] Dieſer von Herrn von Dörnberg ſelbſt verfaßte Aufſatz wurde von ihm vor einigen Jahren Herrn Staatsrath von Rommel mit dem Auftrage übergeben, ihn nach Dörnberg's Tode zu veröffentlichen.

[2] Ferdinand Wilhelm Kaspar Freiherr von Dörnberg, geb. 14. April 1768 in Hauſen bei Hersfeld, trat, nach den hier beſchriebenen Vorgängen und nachdem er den Zug der Braunſchweiger mitgemacht hatte, 1812 in ruſſiſche, nach dem Frieden aber in hannöveriſche Dienſte, war längere Zeit Geſandter in St. Petersburg und † zu Münſter 19. März 1850. Vergl. unten S. 474.

Ich war zwar noch in preußiſchen Dienſten, wo ich, auf den Vorſchlag Blücher's, Major geworden, die preußiſche Armee mußte aber nach dem Frieden von Tilſit ſo reducirt werden, daß ich im erſten Augenblick auf keine active Anſtellung rechnen konnte; außerdem wurden von dem König Jerome alle Eingebornen bei Verluſt ihrer Güter reclamirt; ich nahm alſo meinen Abſchied und ging nach Heſſen, ließ aber meine Familie in Wittorf. Was mich beſonders bewog, nach Heſſen zu gehen, war die *Grundidee des Tugendbundes: „unter der Fremdherrſchaft den deutſchen Geiſt aufrecht zu erhalten, und daß dazu jeder in ſeinem ſpeciellen Vaterlande wirken müſſe.“* — Dieſem Grundſatze pflichtete ich vollkommen bei und verſprach, dazu nach Kräften mitzuwirken, ungeachtet ich es ablehnte, förmlich in den Bund zu treten, um frei zu bleiben, da ich überhaupt eine Abneigung gegen geheime Verbindungen habe, wo man leicht ein willenloſes Werkzeug in der Hand unbekannter Obern werden kann. Meine erſte Abſicht war, mich ſtill auf dem Lande zu halten, nach Hauſen[1]) zu gehen und dort Maire zu werden, um nicht von einem Andern chicanirt und beobachtet zu werden. Ich mußte mich aber erſt mit der heſſiſchen Ritterſchaft dem König Jerome präſentiren laſſen, bekam ſehr bald darauf von dem Kriegsminiſter Morio den Befehl, ihm meinen Etat de Service einzuſchicken, und kurz nachher, es war im December 1807, ein Patent als Bataillonschef der Gardegrenadiere zugeſchickt, welche ich organiſiren ſollte. So war ich alſo, ehe ich mich recht beſinnen konnte, in weſtfäliſchen Dienſten; denn an ein Ablehnen war nicht zu denken, ohne mich im höchſten Grade verdächtig zu machen. Der erſte Augenblick war mir höchſt peinlich; doch der Gedanke, nun noch beſſer zu unſerm Zwecke arbeiten zu können, ſöhnte mich wieder etwas aus. Qualvoll war indeß dieſe Zeit doch ſehr, und ich kam in tauſend verwickelte Verhältniſſe mit meinen beſten Freunden und Bekannten, die oft ganz anderer Anſicht waren, als ich. Schon im Februar 1808 wurde ich zum Gros-Major des dritten Infanterieregiments ernannt, welches ich in Braunſchweig errichten ſollte, und als im Mai Jerome nach Braunſchweig kam, um das Regiment zu beſehen, ernannte er mich zum Oberſt der Chasseurs Carabiniers (gelernte Jäger), welche ich in Marburg errichten ſollte. Dies war alſo in Zeit von ſechs Monaten die dritte Formation. In Marburg fing ich nun recht ernſtlich an meinem Plan zur Befreiung von Deutſchland zu arbeiten an. Der Hauptmann (jetzt General in Glogau) von Lützow war die Hauptmittelsperſon, um die Verbindung zwiſchen Scharnhorſt, Gneiſenau ꝛc. mit mir und den preußiſch-weſtfäliſchen Provinzen zu unterhalten; der Major von Schepeler kam mit einer Empfehlung von Scharnhorſt an mich, um ganz in Heſſen zu bleiben; er iſt aus Münden. In dem Jägerbataillon waren Gröben[1]) und Bothmer, ehemalige preußiſche Officiere, und der zweite Adjutant Schmalhans die Vertrauteſten; mehrere Officiere hatten wir als Spione zu fürchten; dagegen waren alle Jäger ſehr gut geſinnt, beſonders die Oberjäger. Um die Verbindungen im Lande, beſonders mit den Greben[2]) anzuknüpfen und zu unterhalten, waren hauptſächlich Martin in Homberg und Berner in der Gegend von Gudensberg thätig. Die Hauptidee war: bei einem wieder ausbrechenden Kriege mit Oeſterreich, der ganz unvermeidlich ſchien, einen Aufſtand im nördlichen Deutſchland gleichzeitig ausbrechen zu laſſen, und denſelben, ſo viel wie möglich, militäriſch zu organiſiren. Später hatten uns auch die Oeſterreicher Unterſtützung von Truppen zugeſagt und das Corps des Erzherzogs Ferdinand namentlich dazu beſtimmt, welches durch Sachſen vorrücken ſollte, aber leider gegen Polen verwendet wurde! Die Preußen wollten uns durch die Wegnahme von Magdeburg, die Katt und Hirſchfeld unternehmen wollten, einen Anhaltpunkt geben und durch die Expedition von Schill die Hand bieten. Gerade dieſes Jägerbataillon war ein vortreffliches Inſtrument zur Ausführung unſers Zwecks, und ich gab mir die größte Mühe, es gehörig auszubilden, hatte aber an dem franzöſiſchen General Börner einen ſehr gefährlichen Aufpaſſer, der den Geiſt, der in dem Bataillon herrſchte, gar nicht zu billigen ſchien und mir öfters Vorſtellungen darüber machte, aus denen ich ſehr wohl erſah, daß er gegen mich ſelbſt mistrauiſch war. So ſtanden die Sachen, als im Januar 1809 der Oberſt von Bongars, Chef der Gendarmerie, nach Marburg kam und uns den Befehl brachte, ſogleich nach Spanien aufzubrechen; er ſagte mir im Vertrauen, daß ich das Bataillon nur bis nach Mainz führen, dann aber nach Kaſſel zurückkehren und das Commando der Chasseurs de la Garde übernehmen ſollte; ich dürfte aber jetzt noch nichts davon ſagen, damit keine Unzufriedenheit in dem Bataillon entſtehe. In dieſem Dilemma beſchloſſen Gröben, Bothmer und ich, die Inſurrection gleich ausbrechen zu laſſen, da wir den Krieg mit Oeſterreich ganz nahe hielten, und Bothmer ging nach Homberg ab, um dorten den Anfang zu machen. Indeſſen war er kaum abgereiſt, als ich erfuhr, daß zwei Diviſionen franzöſiſcher Truppen in Anmarſch wären und Mainz ſchon paſſirt hätten; es wäre alſo Tollheit geweſen, in dieſem Augenblicke etwas zu unternehmen, und ich ſchickte daher auf der Stelle den Befehl an Bothmer, Alles wieder abzuſagen. Es bleibt auf das Höchſte zu verwundern und gereicht zur größten Ehre der heſſiſchen Bauern, daß damals auch nicht das Geringſte verrathen wurde, ungeachtet 20—30 Greben ſchon avertirt waren. Ich marſchirte alſo mit den Jägern nach Mainz, ſah unterweges noch viele unſerer Verbündeten; in Mainz mußte ich noch mehrere Tage bleiben, bis ich die Jäger ganz übergeben hatte, und fuhr dann mit dem Oberſten von Bongars zurück nach Kaſſel. Man kann ſich denken, mit welchen Gefühlen, da ich noch immer befürchten mußte, daß etwas verrathen ſei, und da ich nun, mit dem Chef der Polizei reiſend, erwarten konnte, ſowie ich in Kaſſel ankam, arretirt zu werden[1]). Es geſchah aber nicht, und ich ward im Gegentheil ſehr gut empfangen und den Chaſſeurs gleich als ihr Oberſt vorgeſtellt. Meine erſte Sorge war, die gelernten Jäger wieder zurück zu erhalten, was mir auch durch die Vorſtellung gelang, daß dem Lande durch die Entziehung aller angehenden Forſtmänner ein zu großer Nachtheil entſtehen müſſe.

---

[1]) Einem heſſiſchen Dorfe im Kreiſe Ziegenhain, wo die Freiherren von Dörnberg ſeit der Zeit des unter Landgraf Heinrich III. und Wilhelm III. berühmten Miniſters Hans von Dörnberg ſtark begütert ſind. Ihnen gehörte auch in derſelben Grafſchaft Ziegenhain das Gericht Breitenbach am Herzberg. R.

---

[1]) Graf von Gröben, jetzt preußiſcher Generallieutenant, Tochtermann Dörnberg's. R.

[2]) Die Greben (jetzt Bürgermeiſter genannt), uralte, ſchon im dreizehnten Jahrhundert vorkommende Dorfvorſteher in Niederheſſen. Ueber ihre damals (auch von allen andern Mitwiſſern bewährte) unverbrüchliche Verſchwiegenheit ſiehe weiter: von Gehren, Geſchichte meiner dreimaligen Verhaftung. Marburg und Felsberg 1815. R.

Mein zweiter Bruder, Fritz, der auch den preußiſchen Dienſt verlaſſen hatte, war nach Prag gegangen, um den Kurfürſten von unſern Plänen zu unterrichten und von ihm Geldmittel zu deren Ausführung zu erhalten; er kam um dieſe Zeit zurück und brachte eine Anweiſung auf 30,000 Thlr., wenn dieſe Pläne gelungen wären. Da wir kein Geld für uns, ſondern nur dies Geld als Mittel zur Ausführung der dem Kurfürſten am meiſten Vortheil bringenden Pläne brauchen wollten, ſo gab ich dieſe Anweiſung ſogleich an den Geheimen Rath, nachherigen Miniſter von Schmerfeld, welcher die Geſchäfte des Kurfürſten beſorgte. In dieſer Zeit kamen nun auch öfters preußiſche Officiere mit Aufträgen von Scharnhorſt, um unſere Verbindung zu unterhalten, es wurde aber Alles mündlich abgemacht, und nur ein mal erhielt ich einen Brief von Schill durch Herrn von Ernſthauſen, den ich aber ſogleich verbrannte, auch nicht ſchriftlich antwortete. Da der Krieg mit Oeſterreich nun immer näher rückte und der Ausbruch deſſelben auch der Anfang unſerer Unternehmungen ſein ſollte, ſo wurden die Details unſers Planes näher verabredet; die Jäger waren wirklich zurückgekommen; mit dieſen ſollten, da ſie faſt alle einverſtanden waren, in der Nacht der König und alle franzöſiſchen Generale arretirt und nach dem Caſtell gebracht werden; der Commandant deſſelben war mit uns einverſtanden, ebenſo der Hauptmann von Borck von den Gardegrenadieren, welcher den Tag die Schloßwache haben ſollte. Den Abend ſollten dann unſere Mitverſchworenen in Homberg, Gudensberg, Wolfhagen, Hofgeismar, Münden ihre Bewegungen anfangen und gegen Kaſſel marſchiren, unterweges in allen Dörfern die Sturmglocken läuten und alle wehrhafte Männer mitnehmen, ſodaß mit Tagesanbruch eine bedeutende Maſſe Männer ſich vor allen Thoren befänden, die uns im Nothfalle helfen und dann gleich ordentlich bewaffnet werden ſollten. Schmerfeld und der Miniſter von Witzleben waren im Vertrauen — ſie ſollten nichts thun, was ſie compromittiren konnte — aber ſobald das Unternehmen gelungen, ſollten ſie die proviſoriſche Regierung übernehmen; auch Johann von Müller ward davon unterrichtet, er war aber ſehr furchtſam. Sehr thätig für uns waren noch beſonders der Oberforſtmeiſter von Wintzingerode und Oberſt von Hintzenſtern. Als ſich das Gerücht verbreitete, daß die Feindſeligkeiten mit den Oeſterreichern begonnen hätten, bat ich meinen Bruder Fritz, nach Frankfurt zu gehen, um Gewißheit zu erhalten; ehe er aber wieder zurückkommen konnte, erhielten wir auch die Beſtätigung jenes Gerüchts und den Befehl, in einigen Tagen ebenfalls abzumarſchiren. Nun war alſo keine Zeit zu verlieren. Leider war die Unternehmung auf Magdeburg misglückt, ich beſtimmte nun den Tag, wann es bei uns ausbrechen ſollte — wenn ich nicht irre, die Nacht vom 21. zum 22. April —; die Führer auf dem Lande wurden avertirt, und ich ſchickte den kürzlich als hannöverſchen General verſtorbenen Herrn von Bothmer nach Berlin, um unſere dortigen Freunde und Schill zu benachrichtigen. Den Abend des 20. waren die Hauptanführer in der Stadt, Bothmer, Gröben, Schmidt, Schmalhans, Hintzenſtern ꝛc., noch in einem Hauſe in der alten Neuſtadt verſammelt, wo ein Jeder beſtimmt ſeine Rolle angewieſen erhielt. Des Morgens den 21. ward von dem Chef der Garden, General Du Coudras, eine Revue befohlen, um nachzuſehen, ob alles zum Felddienſt Gehörige im Stande ſei. Während dieſer Revue kam zuerſt der Hauptmann von Gröben zu mir und benachrichtigte mich, daß Martin in Homberg und Berner in Wolfhagen, die den Abend erſt anfangen ſollten, ſchon den Morgen angefangen hätten, und daß die Nachricht davon eben angekommen ſei; ich konnte ihm nur ſagen, daß wir uns den erſten Augenblick ruhig halten müßten, um uns nicht ſelbſt zu verrathen. Bald darauf kam ein Adjutant des Königs, der laut aufſchrie: „es ſei eine Revolution im Lande“, und das Schloß ſolle ſogleich ſtark beſetzt werden. General Du Coudras gab mir den Befehl, zwei Compagnien gleich nach dem Schloſſe zu bringen, um die Wachen zu verſtärken; auf dem Marſche dahin kam Bothmer zu mir und ſagte, daß mein Name genannt ſei, und daß ich wahrſcheinlich gleich arretirt werden würde; ich gab daher nur die nöthigen Befehle zur Beſetzung des Schloſſes, und ſagte an Bothmer, daß ich nun gleich nach Homberg reiten wolle, um des andern Morgens mit dem Aufſtande zurückzukommen, daß ſie ſich bis dahin ruhig verhalten möchten, da man ihre Namen nicht wüßte, und daß ſie mir dann am andern Morgen nach Kräften beiſtehen ſollten. Bei dem Herausreiten begegnete ich noch dem

---

[1] Eine Charakteriſtik dieſes ehemaligen Emigranten und Edelknaben Ludwig's XVI., welcher als Polizeidirector 2000 Spione in ſeiner Hand hatte, findet man in der Geheimen Geſchichte des Königreichs Weſtfalen (Petersburg 1814, 2 Thle.), ſowie in der gleichzeitigen Schrift: Die entlarvte hohe und geheime Polizei des zerſtörten Königreichs Weſtfalen.

General D'Albignac, welcher gerade mit den polniſchen Lanziers ausmarſchirte und mir ſagte, daß er gegen die Aufrührer in Wolfhagen zöge; ich antwortete ihm, ich hoffe, es ſei ſo ſchlimm nicht, und ſuchte von ihm loszukommen, kam auch glücklich nach Homberg. Dort fand ich die Stadt in vollem Aufruhr — eine Menge Bauern waren dort, aber ohne alle Ordnung — Martin hatte eine Uniform angezogen, ließ ſich Oberſt nennen und begrüßte mich als General; ich verwies ihm dies und ſagte, das würde ſich Alles finden, die Hauptſache ſei jetzt, nur etwas Ordnung in dieſe Maſſe zu bringen, er ſolle ſie nach Gemeinden ordnen und die Greben an die Spitze ſtellen, und dabei die Förſter und Jäger, die Einzigen, die ordentlich bewaffnet waren, eintheilen. Als wir eben damit beſchäftigt waren, kam die Nachricht, daß auf der Straße von Melſungen die Kuraſſiere anmarſchirten; ich nahm ſogleich einige Jäger mit mir und ritt ihnen entgegen; als ich an die Spitze kam, ſagte ich ihnen zu halten und den Oberſten von Marſchall zu bitten, vorzukommen, ich wünſche ihn zu ſprechen; da ich in voller Uniform war, leiſteten ſie mir Folge. Als der Oberſt von Marſchall vorkam, war er ganz außer ſich, mich an der Spitze der Rebellen, wie er ſie nannte, zu finden ...; ich wollte ihn überreden, gleich gemeinſchaftliche Sache mit uns zu machen, und verſicherte ihn, daß an dieſem Tage das ganze nördliche Deutſchland gegen die Franzoſen aufſtünde ꝛc.; er wollte ſich aber auf nichts einlaſſen, und Alles, was ich von ihm erhalten konnte, war, daß er mir verſprach, neutral zu bleiben und nach Melſungen zurück zu marſchiren[1].

---

[1] Man nahm es ihm ſehr übel, daß er nicht, wie es ſich gehört hätte, nach Kaſſel zum Schutz des Königs zog, und er wurde bald nachher entlaſſen. M.

Es war ein Detaſchement von ungefähr 12—15 Mann franzöſiſcher Infanterie bei Marſchall, welche auf dem Marſche zufällig zu ihm gekommen waren; dieſe ſchlugen zu verſchiedenen malen auf mich an, doch der Rittmeiſter von Cölln verhinderte ſie immer, wirklich auf mich zu ſchießen. Sobald die Küraſſiere zurückmarſchirten, ritt ich in die Stadt zurück, wo ich leider wieder Alles in der alten Unordnung fand. Sowie nur etwas Ordnung wieder hergeſtellt war, ſetzte ich mich mit Allen in Marſch — es fing ſchon an, dunkel zu werden; wir waren nicht lange marſchirt, als mein Bruder Fritz, der von Frankfurt zurückkam, zu uns ſtieß; bald darauf ward von der Avantgarde gemeldet, daß die Küraſſiere auf der Straße von Kaſſel vor uns marſchirten — ſie hatten in einem Dorfe gefüttert und waren, als ſie unſere Annäherung merkten, wieder aufgebrochen. Gleich darauf kam mein jüngſter Bruder, der bei dieſem Regiment ſtand, angeſprengt und ſagte, er habe keine Leute mitbringen können und komme daher allein. Auf meine Frage, ob er glaube, unbemerkt wieder zum Regiment zurückkehren zu können, die er bejahte, bat ich ihn, es zu thun, da er mir allein doch nicht viel helfen, ſo aber unſere Verbündeten in Kaſſel avertiren könne, daß ſie uns nach Kräften beiſtehen ſollten, worauf er auch ſogleich wieder zurückritt. In den Dörfern, durch die wir kamen, wurden die Sturmglocken gezogen und alle wehrfähige Männer mitgenommen. Als wir gegen die Höhe von Kirchbaune kamen, wo es gerade anfing zu tagen, ſahen wir auf der Höhe Truppen aufmarſchirt; es waren dies die Küraſſiere, zu denen die polniſchen Lanziers geſtoßen waren, mit einer Batterie Artillerie. Als wir uns näherten, feuerte die Artillerie, wie es mir ſchien, blind — ich ſagte dies den Leuten, und daß unſere

Landsleute wahrſcheinlich nicht auf uns ſchießen wollten; ſie ſollten nur ſuchen, auch die Kanonen zu nehmen, worauf wir uns in Trab ſetzten. Aber nun kamen ſehr wohl gerichtete Kartätſchenſchüſſe, von denen gleich mehrere Leute fielen und die andern auseinander ſprengten. Als nun die Cavalerie auch eine Bewegung vorwärts machte, floh Alles zurück. An der gegenüberliegenden Höhe in dem Wäldchen machten wir noch einen kurzen Stand, aber da ſich die Meiſten ſchon verlaufen, konnte es zu nichts helfen. Auch von meinem Bruder Fritz war ich getrennt worden, ich ritt daher mit dem Oberforſtmeiſter von Buttlar, der uns von Homberg aus begleitet hatte, dahin zurück. Die Bauern, die noch bei uns waren, ermahnten wir, für jetzt nach Hauſe zu gehen und ſich bis zu einer beſſern Gelegenheit ruhig zu verhalten. In Homberg ließ ich meine Uniform bei Herrn von Buttlar, der mir einen alten Ueberrock gab. Die gute Aebtiſſin von Gilſa lieh mir noch 20 Friedrichsd'or, da ich von Kaſſel gar kein Geld hatte mitnehmen können, und ſo kam ich nach manchen Abenteuern glücklich nach Prag, wo ich mich erſt bei dem Kurfürſten meldete und dann nach Budweis zu dem Erzherzog Karl ging. Er rieth mir, zu dem Herzog von Braunſchweig zu gehen, der in Nachod ein Corps errichte, mit dem er nach dem nördlichen Deutſchland marſchiren wolle; dieſes Corps ſolle durch öſterreichiſche Truppen unterſtützt werden und ſo könnten unſere Pläne doch noch in Erfüllung gehen. Ich ging dann zum Herzog und blieb bei ſeinem Corps, deſſen Zug bekannt iſt und nicht weiter zu dieſer Geſchichte gehört.

Dörnberg.

X. Erinnerungen aus meinem Leben und aus meiner Zeit

von Chr. von Rommel.

> Apud Romanos suam plerique vitam narrare, fiduciam potius quam arrogantiam arbitrati sunt.
> Taciti Agricola.

I.

1785—1804.

Ich bin zu Kaſſel am 17. April 1781 geboren. Mein im Jahre 1837 in ſeinem 84. Jahre als Generalſuperintendent und Oberhofprediger zu Kaſſel verſtorbener Vater war das Muſter eines ſanften, menſchenfreundlichen und aufgeklärten Geiſtlichen, welcher ſeiner zahlreichen Familie eine liebevolle, keinesweges pedantiſche Erziehung gab. Reich an Erfahrung und Weltkenntniß, ohne je ſein heſſiſches Vaterland verlaſſen zu haben, war er auch wohl bekannt mit unſerer ſpeciellen vaterländiſchen Geſchichte. Zu Homberg, dieſer Wiege ſo mancher trefflichen Gelehrten aus der Reformationszeit, geboren, verweilte er gern bei ſeinem Liebling und Vorbild, Melanchton, der einſt, auf ſeiner Reiſe nach Worms, in dem alterthümlichen Pfarrhauſe zu Kaſſel, wo wir zuerſt wohnten, den Dionyſius Melander, Hofprediger des Landgrafen Philipp, beſucht und deſſen neugeborenem Kinde das Horoſkop eines tapfern Arbeiters im Weinberge des Herrn geſtellt hatte. Melanchton gerieth aber in nicht geringe Verlegenheit, als ihm Melander zurief: „Meiſter Philipp, es iſt ja ein Mädchen.“

Noch näher lag uns die Lebensgeſchichte des tapfern Zeugmeiſters Hans Rommel, von welchem Landgraf Philipp ſelbſt verſichert, daß, wenn deſſen Anſchlag, den Kaiſer Karl V. in ſeinem verſchanzten Lager bei Ingolſtadt zur rechten Zeit mit vereinter Geſchützesmacht anzugreifen, nicht durch den Eigenſinn des Kurfürſten von Sachſen verhindert worden wäre, der Schmalkaldiſche Bundeskrieg eine ganz andere Wendung genommen haben würde. Dieſer präſumtive Stammvater unſerer Familie iſt auch derſelbe, der es im Jahre 1550, auf inſtändiges Bitten des Landgrafen Philipp, mit einigen entſchloſſenen heſſiſchen Patrioten übernahm, ſeinen innig geliebten Landesfürſten aus der ſpaniſchen Gefangenſchaft zu Mecheln zu befreien und, als dieſer ſonſt ſo wohl angelegte Fluchtverſuch durch die Schwatzhaftigkeit eines Narren misglückte, geächtet und flüchtig ein Opfer ſeiner Hingebung wurde (Lauze's Heſſiſche Geſchichte). Die vaterländiſchen Chroniſten erwähnen auch eines Kurt Rommel, der im Jahre 1527 bei einer fürſtlichen Hochzeit zu Weimar unter den turnierenden Rittern Landgraf Philipp's war; Landgraf Wilhelm der Weiſe ſtellt ihn in einer ſcharfen Ermahnung an ſeine leckerhaften, mit heſſiſchem Landweine nicht zufriedenen Hofjunker unter den alten Biedermännern ſeines väterlichen Hauſes als Muſter der untergegangenen deutſchen Sitteneinfalt auf (Heſſiſche Geſchichte V, 752).

Meine vor kurzem verſtorbene 90jährige, mit 17 Kindern, 46 Enkeln und 25 Urenkeln geſegnete Mutter ſtammte in weiblicher Linie von einem Hugenotten Faucher ab, der, nach der Aufhebung des Edicts von Nantes, bei der ſchrecklichen Verwüſtung der Pfalz im Jahre 1689 als Waiſenknabe von Heidelberg bis Kaſſel wanderte und, unterſtützt von der kurländiſchen Gemahlin des ruhmwürdigen Landgrafen Karl, ſich zu der Stelle eines Dechants an der St.-Martinskirche emporſchwang. Ich ſchreibe dieſem Geblüte meine Vorliebe für franzöſiſche Literatur zu, trotz des Abſcheues, den mir meine Großmutter, bei welcher ich jeden Sonntag eine große Bilderbibel durchblättern mußte, gegen den vermeintlichen Gottesleugner Voltaire einzuflößen ſuchte.

Von der Mutter meines Vaters, einer geborenen Winter aus Hersfeld, weiß ich nur, daß ſie einſt während des Siebenjährigen Krieges die Ehre des Beſuchs des Marſchalls Broglio zu Homberg, zu einem in ihrem Hauſe veranſtalteten Concert, mit einer zu frühen Niederkunft bezahlte. Ihre beiden nächſten Anverwandten waren der holländiſche Admiral de Winter, der uns ſeine Verwandtſchaft im Jahre 1802 in einem auf der Rhede von Texel geſchriebenen Briefe offenbarte und nachher in Paris kinderlos geſtorben iſt, und deſſen Vetter, ein hannöverſcher Soldat, deſſen ich mich noch genau erinnere, wie er uns Kindern zuweilen in Kaſſel in einer abgeſchabten rothen Uniform, hinter dem Ofen ſitzend, ſeine Erlebniſſe aus dem Siebenjährigen Kriege erzählte. Sein Hauptthema war die Schlacht bei Sandershauſen unweit Kaſſel, wo er mit andern hannöverſchen Jägern, auf den Bäumen verſteckt, manchem franzöſiſchen Officier das Lebenslicht ausgeblaſen hatte.

Die erſten vier Jahre meiner Kindheit fielen noch in die Regierungszeit des Landgrafen Friedrich's II., welcher, trotz ſeines Abfalls von der evangeliſchen Kirche, ſeiner Vorliebe für franzöſiſche Pracht und Literatur und ſeines übermäßigen Soldatenſtandes, ſich doch durch ſeine perſönliche Leutſeligkeit und Toleranz, durch ſeine liberale Beförderung der Künſte und Wiſſenſchaften und durch die Verſchönerung der Stadt Kaſſel die Zuneigung ſeiner Unterthanen verſchafft hatte.

Zu meinen früheſten Erinnerungen gehören die mit den heſſiſchen Soldaten aus Amerika gezogenen ſchwarzen Tamboure, welche wir Kinder, wenn ſie mit ihren glänzenden meſſingenen Halsbinden in der Fulda ſchwammen, für Pudelhunde anſahen; eine große Ueberſchwemmung des Jahres 1784, wo wir, in kleinen Nachen die Bäckerladen beſuchend, die damals ſo beliebten Salzkuchen einkauften, nach denen ſich auch einſt unſere berühmte kaſſelſche Landsmännin, die Sängerin Mara, nach einer 40jährigen Abweſenheit ſo eifrig erkundigte (Großheim's Leben der Künſtlerin Mara, 1819); und der große Brand des alten kaſſelſchen Opernhauſes, wo wir unter dem Schutte der verbrannten Garderobe die goldenen und ſilbernen Treſſen jener römiſchen Imperatoren erblickten, welche auf dem Elephanten des Landgrafen Friedrich's im Getümmel der Schlachten italieniſche Bravourarien ſangen. Ein Hauptgegenſtand unſerer Neugierde war das alte, mit Alterthümern jeder Art angefüllte Kunſthaus, an welches ein vaterländiſcher Novellendichter einige Scenen aus der Franzoſenzeit des Siebenjährigen Krieges geknüpft hat (ſ. Döring's Kunſthaus, 1831), und der benachbarte, mit einem unterirdiſchen Gange verſehene Zwerenthurm. Hiermit verband man die abenteuerliche Sage von der eiſernen Jungfrau und dem letzten Opfer derſelben, einem heſſiſchen Edelmann, welcher zur Zeit der Converſion des Erbprinzen Friedrich den alten Landgrafen Wilhelm VIII. durch vergiftete Erdbeeren habe aus dem Wege räumen wollen. Nach andern Nachrichten ſoll damals ein heſſiſcher Staatsverbrecher mit Hilfe eines hannöverſchen Geſandten in Wien geheimnißvoll arretirt und nach mannichfachen Umwegen in einem hannöverſchen Waldſchloſſe eingeſteckt worden ſein (Hamburger Adreß-Comtoir 1807, Stück 87. Allgemeiner Deutſcher Anzeiger 1807, 73).

Es war damals die Zeit der Freimaurer, der Illuminaten, der enthuſiaſtiſchen Aufklärungsapoſtel und jener politiſchen Projectenmacher, welche ihre eigennützigen Abſichten auf die Leichtgläubigkeit deutſcher Höfe gründeten. Schlieffen, Landgraf Friedrich's einflußreichſter Miniſter und General, welchem Kaſſel die Berufung Johannes Müller's, Forſter's, Sömmering's, Baldinger's, Runde's und anderer ausgezeichneter Gelehrten verdankt, ſchildert uns in ſeinen Memoiren (Berlin 1830, II, 180) die polniſchen Abenteurer, welche im Jahre 1771 nahe daran waren, die Schätze des Landgrafen Friedrich gegen leere Hoffnungen der polniſchen Krone einzutauſchen („Moſtowsky, Woiwode von Poſen, ein weltkenntnißloſes Geſchöpf von altſarmatiſcher Roheit, Kanupka, ein durchtriebener polniſcher Jeſuit, der ſich den falſchen Namen Salini beilegte, und der Graf Bollo, ein genueſiſcher Windkrämer"). Strieder erwähnt in ſeiner Heſſiſchen Gelehrten-Geſchichte des Marquis de Luchet, des Panegyrikers Voltaire's, der mit ſeinem kriechend-ſchmeichleriſchen Adjunct, einem Marquis de Nerciat, ſich längere Zeit in Kaſſel aufhielt und als Director der landgräflichen Bibliothek die lächerlichſten Beweiſe einer grenzenloſen Unwiſſenheit gab. Der, unter dem Namen Benjamin Noldmann's, von

Knigge herausgegebenen läſterlichen Geſchichte der Aufklärung in Abyſſinien liegt der abenteuerliche Roman eines aus Amerika nach Kaſſel gezogenen afrikaniſchen Mohrenprinzen zu Grunde, der, nachher in ſein Vaterland zurückberufen, dort den Thron ſeiner Väter beſtiegen haben ſoll. Im Jahre 1779 trat ein bisheriger Lichterzieher und Conditor unter dem Namen Fogora Parus als Prinz von Biſapour und als Janitſcharenchef des Königs von Georgien auf. Vor mir liegt noch ein franzöſiſcher Revers, worin dieſer Abenteurer einem kaſſelſchen Arzte, Namens Speyer, 5000 Dukaten jährliche Beſoldung verſpricht, wenn er ihm bis Georgien folgen wolle.

Ich übergehe meine erſte Jugenderziehung, welche in phyſiſcher und moraliſcher Hinſicht ſehr zwanglos war. Mein Vater gewöhnte uns frühzeitig an einfache Speiſen, friſches Waſſer und kalte Waſchungen, deren regelmäßigem Gebrauche er ſelbſt ſeine langjährige Geſundheit zu verdanken hatte. Ich war der beſtändige Begleiter ſeiner häufigen Spaziergänge und kurzen Landreiſen in den ſchönen Umgebungen der Stadt Kaſſel; ein Hauptfeſt war es für mich, wenn ich bei den kirchlichen Viſitationen die von ſechs Bauerpferden gezogene alte Superintendentenkutſche beſteigen und der Einführung der Prediger beiwohnen durfte. Damals, wo mich mein Vater ſtets auf den weiten Gürtel blauer Gebirgszüge, auf die fruchtbaren Thalebenen der Diemel, Edder und Schwalm, auf die zahlloſen Baſaltkegel und zerfallenen Ritterburgen des heſſiſchen Niederlandes aufmerkſam machte, ſog ich auch zuerſt die unauslöſchliche Liebe zu dem biedern, in der harten Arbeit des Kriegs und des Friedens unverdroſſenen Landmann ein, deſſen kräftige hohe Geſtalt und das über das ſonnengebrannte Geſicht lang herabhängende Haar an die alten Chatten erinnerte, von denen die Heſſen noch heute mit Stolz ſich die Abkömmlinge nennen.

Mein Vater, der von ſieben Söhnen wenigſtens einen der Theologie widmen wollte, hatte mich (den zweiten) hierzu auserleſen; meine angeborene Redſeligkeit, die unausgeſetzte Bereitwilligkeit, womit ich ihn ſtets zum Kirchenbeſuch (in der Sacriſtei der Hofkirche) begleitete, ſpäterhin, als er mich ſelbſt mit den Anfangsgründen der hebräiſchen Sprache bekannt machte, mein täglicher Fleiß in dem Ueberſetzen der hebräiſchen Pſalmen (wozu im Winter die früheſten Morgenſtunden angewandt wurden) beſtärkten ihn in der Hoffnung, daß ich einſt der Erbe ſeines eigenen wohlerworbenen Ruhms in der Kanzelberedtſamkeit werden würde. Er führte mich auch zu einem in der arabiſchen Sprache wohlbewanderten Candidaten der Theologie, Namens Wiskemann, der, in einem dunkeln Kämmerlein des Brincks (ſo heißt eine uralte Straße der kaſſelſchen Altſtadt) kümmerlich lebend, dennoch mit den beſten, theuer erkauften Hilfsmitteln der orientaliſchen Sprachen verſehen war. Schon in meinem funfzehnten Jahre waren mir Lockman's arabiſche Fabeln und die in der Chreſtomathie von Michaelis enthaltenen trefflichen Gedichte der Moallakath ſo weit geläufig, daß ich mit Hilfe des Wörterbuchs von Golius einen Vorgeſchmack von dem ungeheuern Reichthum dieſer unerſchöpflichen Sprache gewann.

Das von Landgraf Friedrich II. geſtiftete Lyceum war die Pflanzſchule der heſſiſchen Gelehrten; an der Spitze derſelben ſtand der allen ſeinen Schülern unvergeßliche Rector Richter, ein Sachſe, ein fein gebildeter, geſchmackvoller Philologe, welcher zugleich das Geheimniß beſaß, Liebe und Achtung für ſeine Perſon und für die Wiſſenſchaft, die er lehrte, zu erzeugen und das Feuer der Aemulation zu unterhalten. Der verhängnißvolle Sonnabend, wo das Ergebniß lateiniſcher Exercitien über den Rang in den Claſſen entſchied, war nicht ſelten ein Gegenſtand meiner Träume, meiner Gelübde und meiner Gebete. Mein Lieblingsſchriftſteller blieb Cicero, deſſen patriotiſche Donnerreden uns mit dem damals noch unſchuldigen Ideal einer Republik, einer freien, naturgemäßen Entwickelung aller bürgerlichen und heroiſchen Tugenden, erfüllten. Von der Bedeutung der unterdeſſen ausgebrochenen franzöſiſchen Revolution hatten wir nicht den geringſten Begriff. Ich erinnere mich nur noch des Abſcheues, welchen die uns in der Schule angekündigte Hinrichtung Ludwig's XVI. und die Zerfleiſchung der bildſchönen Prinzeſſin Lamballe in uns erweckte, und des rührenden Eindrucks meines erſten franzöſiſchen Lehrers, eines emigrirten Grafen, der ſich mit ſeiner Frau und ſeiner Schwägerin kümmerlich ernährte (ſie theilten mit uns Schülern den mit einer elenden Sparlampe verſehenen Arbeitstiſch) und die liebenswürdigſte Reſignation in philoſophiſcher Heiterkeit mit der genaueſten Beobachtung ſeiner Schulſtunden verband. Sein Gegenſtück war ein aufgeblaſener Marquis, der ſtets mit Geräuſch in einer prächtigen, von zwei Bologneſerhunden angebellten Equipage zu den damals durch den italieniſchen Geſang der Fräulein D'Aubigny (Engelbronner) ausgezeichneten Concerten des alten Stadtbaues fuhr. Der abgeſagteſte Feind der franzöſiſchen Revolution war unſer Landesfürſt Wilhelm IX., welcher gleich nach dem unglücklichen Feldzuge in der Champagne und der glücklichen Einnahme von Frankfurt nichts verſäumte, um einen Peſtcordon gegen deutſch-franzöſiſche Wühler zu ziehen und ſeinen Unterthanen einen recht gründlichen Haß gegen Demagogen und Jacobiner einzuflößen. Die Eiſengefangenen wurden in Kaſſel eine Zeit lang in franzöſiſche Pantalons und runde Hüte geſteckt und ein göttinger Profeſſor (Bouterwek) erregte gewaltiges Aufſehen, als er in einer ſolchen Tracht der kaſſelſchen Wachtparade beiwohnte.

Wilhelm IX., der, von ſeiner trefflichen Mutter Maria von Großbritannien ſtreng proteſtantiſch erzogen, ſich ſeit 1764 als Graf von Hanau bedeutende Verdienſte um dieſe Provinz erworben hatte — gute Landſtraßen und deren Bepflanzung, ſchöne und nützliche Gebäude, die Zeichenakademie, das Wilhelmsbad, Verbeſſerung des Armenweſens und des Staatshaushaltes waren ſein Werk — galt damals für einen der beſten deutſchen Landesregenten. An die Stelle einer laxen, verſchwenderiſchen, durch Günſtlinge geſchwächten Regierung war Ordnung, Präciſion, eine auf alle Beamte rückwirkende fürſtliche Thätigkeit und eine zur Aufrechthaltung des öffentlichen Credits nothwendige Sparſamkeit getreten. Die Amtspachtungen, eine Geiſel des Landmanns, das verderbliche Lottoſpiel, die Tortur und andere Ueberbleibſel der Juſtizbarbarei wurden abgeſchafft. Die Urbarmachung nutzloſer Huten und Wüſtungen, eine zeitgemäße Verminderung der Frohndienſte, neue Holzpflanzungen, verbeſſerte Fruchtbaumzucht, ein billiges Abgabenſyſtem, ſtrenge, ungehinderte Juſtiz, mannichfache Anſtalten der öffentlichen Geſundheitspflege, neuer Aufbau heilbringender Brunnen (zu Schwalheim, Hofgeismar und Nenndorf), geſchmackvolle Anlagen in der Hauptſtadt und am Karlsberg zeichneten die erſten ungetrübten Jahre dieſes patriarchaliſchen, ſpäterhin allzu ſtabilen und der Ideenrevolution unſers Jahrhunderts nicht mehr gewachſenen Fürſten aus[1]).

Im Jahre 1799 wurde ich auf die Univerſität Marburg geſchickt, welche durch die Verſetzung der ausgezeichnetſten Lehrer des eingegangenen Carolinum zu Kaſſel zu einer ungewöhnlichen Blüthe geſtiegen war. Ich wohnte in der kloſterartigen Wohnung des erſten Lehrers der Gottesgelahrtheit und Pädagogiarchen, Arnoldi, eines würdigen Enkels des großen Orientaliſten Schultens zu Leyden, der mit einer claſſiſchen Bildung und Correctheit in Allem, was er ſchrieb und ſprach, und einer ſtrengen, würdevollen Haltung eine ſeltene Humanität verband. Seinen Haushalt führte, neben einer alten gutmüthigen und geſprächigen, aber häßlichen Frau, eine zwar nicht mehr blühende, aber äußerſt kluge, gewandte und einem jungen, ganz unerfahrenen Menſchen, wie ich war, ſehr gefährliche Nichte. ... Gleich nach meiner Ankunft fand ich einen gereimten Brief der Dichterin Philippine Engelhard, einer Freundin unſers väterlichen Hauſes, worin ſie mir, bei Ueberſendung des Bildes ihres Vaters, des berühmten göttinger Hiſtorikers Gatterer, denſelben zum Vorbilde empfahl.

Du zogeſt hin zum Sitz der Wiſſenſchaft,
Wo viele laut der Jugend Regeln lachen,
Und wilde Freiheit ſich zum Götzen machen.
Dein ſtiller Werth entwaffne ihre Kraft.
Bleib fern vom Kreiſe,
Den Jugendfeuer und ſtarker Trunk durchglüht,
Wo bald die Einigkeit und gute Sitte flieht.

---

[1]) Vergleiche die 1792 erſchienene Schrift: Ueber Wilhelm IX. und deſſen ſechs erſte Regierungsjahre, und die von mir 1822 herausgegebene Ueberſicht: Wilhelm I., Kurfürſt von Heſſen.

Dafür erwähle einen treuen Freund,
Der froh und klug weit mehr iſt, als er ſcheint,
Ihm reiche, wenn die Prüfung droht, die Hand,
Wie einſt Ulyſſes an des Meeres Strand u. ſ. w.

Ich kann nicht ſagen, daß dieſe Apoſtrophe ſpurlos an mir vorüberging, und daß ich mein erſtes Univerſitätsjahr erfolglos hingebracht hätte. Denn ich fand großes Behagen an den Vorleſungen meiner Lehrer, beſonders an Arnoldi's trefflicher Erklärung des Jeſaias, an Hartmann's arabiſcher Grammatik, an Friedrich Creutzer's gemüthvoller Entwickelung der altgriechiſchen Geſchichtſchreiber, ſelbſt an dem trockenen Abriß der Univerſalhiſtorie des alten Curtius. Ich übte mich und meinen lateiniſchen Styl in der Nachbildung und Zurückũberſetzung der ethiſchen Werke Cicero's. Ich war auch, trotz der Warnungen meiner Großmutter, ein großer Verehrer Voltaire's, beſonders ſeiner Mélanges de littérature et de philosophie, deren pikante Wendungen mich ergötzten und aus denen ich nicht Religionsverachtung, ſondern Enthuſiasmus für die Aufklärung des Menſchengeſchlechts ſog. Ich beſuchte nur ein mal einen jener rohen, weindurchglühten Studenten-Commerſe, wo die ſchwarzen Brüder mit gezogenem Hieber den Landesvater commandirten. Ich ließ mir, als ich einſt bei nächtlicher Rückkehr von meinem ehrwürdigen Hauswirth an der Thür empfangen wurde, deſſen ernſte Miene und Haltung (es war der treffliche Commentar zu des Rector Richter's claſſiſcher Abhandlung de silentio diserto) zur Warnung dienen. Aber dieſem Mentor zur Seite ſtand jene reizende Nichte, ganz geeignet, die fromme Schüchternheit eines platoniſchen Jünglings zu beſiegen. Und wer weiß, welchen Sirenen ich noch anheimgefallen wäre, wenn nicht mein ſonſt ſo nachgiebiger, aber, wo es galt, energiſcher Vater mich plötzlich in ein neues Feld geworfen hätte.

Ich zog im Anfang des Jahres 1800 zur Univerſität Göttingen, welche damals durch einen ſeltenen Verein großer Gelehrten, durch eine ungehinderte literariſche Freiheit und ihre, jedem Wißbegierigen zugängliche, auserleſene und geſchmackvolle Bibliothek auf dem Gipfel ihres Ruhmes ſtand1). Hier, wo ich aus dem engen Kreiſe der theologiſchen Propädeutik allmälig herausging (Eichhorn's großartige Einleitung in die Schriften des Alten Teſtaments führte mich ſchon in den Vorhof der allgemeinen Literatur- und Weltgeſchichte), hier, wo mein erwachter Geiſt einen unendlichen Spielraum für meine Wißbegierde ahnete, eröffnete ſich mir eine neue Welt: der unerſchöpfliche Schatz der Griechen und Römer durch Heyne; die Betrachtung der alten und neuen Weltgeſchichte und der allgemeinen Länder- und Völkerkunde durch Eichhorn, Schlözer und Heeren; die Anſchauung der Natur durch Blumenbach.

Aber mein Hauptlehrer blieb Heyne, der eigentliche Regent dieſer Univerſität, der mich unter ſeine Eſoteriker, in das philologiſche Seminarium aufnahm, deſſen geiſtreiches Forſcherauge ſich vom Katheder herab ſo oft

---

1) Während meines erſten Aufenthalts in Göttingen beſuchte auch Goethe die dortige Bibliothek zu einem ſeiner naturhiſtoriſchen Hors d'oeuvres. Ich ſah ihn faſt täglich mit ſeinem etwa achtjährigen Sohne in einem ſehr nachläſſigen Coſtüme vorbeiwandern, hörte aber, wie elegant er des Abends in den Soireen bei Blumenbach erſcheine. Den alten Heyne hatte er bei dem erſten Beſuche durch ein ſcherzhaftes, unter archäologiſchen Geſprächen eine Zeit lang fortgeführtes Incognito myſtificirt. Ich war auch bei der abendlichen Studentenovation in der Allee, die ihm, eben weil ſie polizeiwidrig war, im Contraſt zu der weimariſchen Philiſterhaftigkeit ſo viel Freude machte. (Vergl. Eckermann's Geſpräche mit Goethe.)

liebevoll auf mich richtete, deſſen zuweilen abſtoßendes, herriſches Weſen, wenn er, einem gebannten Orakel gleich, aus ſeinem mit unzähligen Papieren beladenen Arbeitszimmer heraustrat, mich niemals abſchreckte, dem ich einſt mit Thränen im Auge geſtand, daß ich die große in mir vorgegangene äſthetiſche Veränderung (einen mir bisher ganz fremden auf die Schönheit der Form gerichteten Sinn) ſeinen archäologiſchen Vorleſungen und der Erklärung der unvergleichlichen Kunſtwerke des claſſiſchen Alterthums verdanke. Einflußreich auf meine Studien war es auch, daß ich, in der Nähe der Bibliothek, Heyne gegenüber wohnte und in der Benutzung der früheſten Morgenſtunden mich ganz nach ſeinem Muſter richtete. Er war es, der meine erſten literariſchen Arbeiten, Bewerbungen um die Preiſe der philoſophiſchen Facultät, förderte. Es galt zuerſt eine Beſchreibung Arabiens nach Abulfeda.

Der arabiſche Text dieſes im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert zu Hamat in Syrien lebenden, noch immer unentbehrlichen Geographen und Hiſtorikers (deſſen moslemiſche Annalen ſtets eine Hauptquelle der arabiſchen Geſchichte waren) ſollte nach den beſten Ausgaben überſetzt, deſſen unordentliche aus Randbemerkungen zu ſeinen mathematiſchen Ortsbeſtimmungen beſtehende Beſchreibung der Hauptorte Arabiens ſyſtematiſch geordnet, allenthalben nach den beſten orientaliſchen und occidentaliſchen Quellen eine fortlaufende Erklärung und Ergänzung hinzugefügt werden. Alles dies in gedrängter lateiniſcher Darſtellung und binnen Jahresfriſt. Nichts gleicht der leichtſinnigen Zuverſicht, womit ich, der kaum Zwanzigjährige, dieſe von Eichhorn ſchon einmal vergebens aufgeſtellte, von allen Mitbewerbern nach und nach verlaſſene Aufgabe übernahm.

Nach einem gewaltigen Anlauf, wobei ich täglich faſt 12 Stunden mit Excerpten aus den Quellenſchriftſtellern von Moſes bis Niebuhr zubrachte, ſelbſt bei der Mittagsmahlzeit mich mit Landcharten umgab und des Nachts von Mecca und Medina träumte, entſtand eine plötzliche Ermattung, eine vierwöchentliche Augenkrankheit (durch den freundlichen, alten, ſtets mündener Zwieback kauenden Strohmeyer geheilt) und die troſtloſe Ueberzeugung, daß ich einen Hauptzweck dieſer Arbeit, nämlich die Aufſtellung der den Griechen und Römern unbekannten nationalen arabiſchen Provinzen und ihrer inneren Grenzen, nach dem Texte des Abulfeda ſelbſt nicht wohl erreichen könnte. Aus dieſer verzweifelten Kriſis rettete mich ein weiſer Spruch des alten Sultans ſelbſt: Quod totum non scitur, tamen neque totum praetermittatur, das heißt: „was du nicht ganz erfaſſen kannſt, ſollſt du deshalb nicht ganz bei Seite legen.“ Dies meiner Abhandlung vorgeſetzte Schlagwort warf ich zugleich einem neben mir wohnenden, mich ſtets entmuthigenden Kameraden entgegen, der als zuverſichtlicher Bewerber um eine juriſtiſche Preisfrage mich jeden Morgen durch ſein unſeliges Motto: quod quidem perquam durum est, sed ita lex scripta est, ärgerte. Der 4. Juni 1802, das Geburtsfeſt des Königs Georg III., war der erſehnte Tag, der meine Anſtrengung krönte. Denn während mein vorwitziger juriſtiſcher Freund ſchon während der akademiſchen Feierlichkeit, alsbald nach Verkündigung ſeines Verdammungsurtheils, verſchwand und ſich ſtehenden Fußes in ſeine Heimat an der Lahn begab (er iſt nachher ein tüchtiger Profeſſor der römiſchen Jurisprudenz zu Jena geworden), empfing ich aus dem Munde des Profeſſors der Beredtſamkeit ein ſehr ſchmeichelhaftes Lob der Facultät, und des Abends bei dem herkömmlichen Feſtmahl, zu meiner innigen Freude, einen Ehrenſitz neben den drei Grazien der Georgia Augusta. Ich muß nämlich bei dieſer Gelegenheit bekennen, daß ich, trotz meines literariſchen und ethnographiſchen Eifers, dennoch zuweilen in meiner unbeſtimmten liebevollen Sehnſucht aus Marmontel's Phantaſiebecher (Les quatre flacons) trank.

Blumenbach übernahm es, meine Preisſchrift zweien der berühmteſten Orientaliſten des Auslandes, Sir William Ouſeley, dem Schüler und Freunde des großen Jones in Calcutta, dem Herausgeber der Asiatic researches und der Oriental collections, und Sylveſtre de Sacy zu Paris, zu überſenden. Sir William, damals in London, antwortete mir verbindlich aus Lloyd's Kaffeehaus, und habe ich es hauptſächlich dieſer Bekanntſchaft zu danken, daß mir deſſen Bruder, Sir Gore Ouſeley, der um die orientaliſche Literatur und um die Bibelgeſellſchaft hochverdiente Geſandte in Perſien und Rußland, ſpäterhin in Petersburg die erſprießlichſten Gefälligkeiten leiſtete. Sylveſtre de Sacy lieferte die ausführlichſte Recenſion meiner Preisſchrift (in Millin's Magazin encyclopédique, 1803), überſchickte mir ſeit der Zeit ſeine kleinen orientaliſchen Schriften sous bande, und ſeiner Empfehlung verdankte ich bei einem ſpätern Aufenthalte in Paris die freundlichſte Aufnahme auf der königlichen Bibliothek. Um dieſe Zeit kam Seetzen aus Gotha (wo noch ſeine orientaliſchen Handſchriften großentheils ruhen) nach Göttingen, ſich auf ſeine große arabiſche Reiſe vorzubereiten. Seinem Wunſche gemäß ſetzte ich einige wichtige zweifelhafte Punkte der arabiſchen Erdbeſchreibung in der Form von Fragen auf, welche er nachher in Arabien ſelbſt nicht unberückſichtigt ließ. (Vergl. Bertuch's Geographiſche Ephemeriden, Band XIV, Stück 1, und Zach's Monatliche Correſpondenz, 1804—10.) Er erinnerte ſich meiner kurz vor ſeinem durch die Habſucht des Imans von Sanah herbeigeführten frühzeitigen Tode (er hatte nämlich des alten Niebuhr's Rathſchlag verſäumt, in Arabien nicht als Grand seigneur mit dem Pompe werthvoller Sammlungen, ſondern als unanſehnlicher Arzt zu reiſen) und löſte insbeſondere meine Frage über Midian, die arabiſche Heimat Jethro's, des Schwiegervaters Moſis. Ich fuhr auch in den folgenden Jahren fort, meine arabiſchen Erörterungen in Bertuch's Ephemeriden und in der Halleſchen großen Encyklopädie niederzulegen. Die Richtigkeit der von mir nach Abulfeda und andern arabiſchen Geographen entdeckten und aufgeſtellten einheimiſchen Provinzial-Abtheilung und ſomit die Grundloſigkeit der von den Griechen herrührenden Eintheilung eines ſteinigten, wüſten und glücklichen Arabiens wurde allmälig anerkannt (ſ. Haſſel's und Gaspari's Erdbeſchreibung und Ritter's Aſien); und neben dem ſogenannten ſteinigten (Peträiſchen) und wüſten Arabien konnte vor allem das ſogenannte glückliche Arabien des Eratoſthenes (bei Strabo) nicht mehr beſtehen. Denn abgeſehen davon, daß dieſe große ſüdliche arabiſche Provinz, neben ihren im Alterthum verherrlichten Spezereiländern, gerade die größten Wüſten des Binnenlandes enthält, beruht die ganze Benennung auf einer falſchen Ueberſetzung des arabiſchen Wortes Jemen (Jaman); ſo heißt nämlich das in der Richtung nach Oſten zur rechten Seite der Kaaba in Mecca, des arabiſchen Mittelpunktes der Welt, liegende Land im Gegenſatz zu dem links gelegenen Lande Sham (Syrien). Von Arabien führte mich mein ethnographiſcher, auf die Wiegen der Menſchheit gerichteter

Eifer im Jahre 1803 zu dem Kaukaſus, dieſem ſchon im grauen Alterthume berühmten Durchgangspunkte der aſiatiſchen und europäiſchen Völker, dem Urſitze des althebräiſchen Paradieſes, dem Sagenkreiſe des Prometheus, Deukalion's und Jaſon's, dem undurchdringlichen Aſyl und Bollwerk unzähliger von Cyrus, Alexander und Schach Nadir vergebens bekriegter barbariſcher Bergbewohner. Die philoſophiſche Facultät zu Göttingen verlangte vorerſt nur einen Commentar zu der äußerſt lehrreichen kaukaſiſchen Beſchreibung des Kappadoziers Strabo, der bekanntlich in dem XI. Buche ſeiner Geographie den Iſthmus zwiſchen dem kaspiſchen und ſchwarzen Meere (den Kaukaſus im weitern Sinne des Wortes) mit der Genauigkeit eines Nachbars und eines Augenzeugen ſchildert. Gewohnt, alle Sprachſtudien als ebenſo viele Thore zum Tempel der allgemeinen Länder- und Völkerkunde zu betrachten, ergriff ich dieſe Gelegenheit, um noch einmal in den Prachtwerken der europäiſchen und aſiatiſchen Reiſebeſchreibungen zu ſchwelgen, deren Quinteſſenz ich zu meinem Commentar auszog. Ich hatte zwar das Misgeſchick, diesmal einem jungen Hannoveraner (Lünemann) nachgeſetzt zu werden, welcher, nach der Intention des Preisaufgebers Heeren, die Handelswege des Phaſis und Cyrus (Rhion und Kur) beſſer berückſichtigte, als ich; ließ mich aber nicht abhalten, meine mit dem Acceſſit verſehene Abhandlung (unter dem Titel Caucasiarum regionum et gentium Straboniana descriptio, commentario perpetuo illustrata) auf eigene Unkoſten bei Cruſius in Leipzig drucken zu laſſen. Tu ne cede malis, sed contra audentior ito!

Ich erwähne hier vorläufig, daß unſer größter und vielſeitigſter Geograph, welcher dieſer Wiſſenſchaft ſo viele verwandte Kenntniſſe dienſtbar gemacht hat, Ritter in Berlin, mir ſpäterhin in ſeiner Erdkunde von Aſien hat Gerechtigkeit widerfahren laſſen, und man wird auch weiter unten erkennen, welche Früchte ich ſeither aus meinen kaukaſiſchen Studien und Excerpten zu ziehen wußte. Damals, wo unter Kaiſer Alexander eine neue Sonne über dem ruſſiſchen Reiche aufging, begann man ſchon, junge deutſche Gelehrte für die neugeſtiftete Univerſität Charkow zu werben. Der Antrag, den mir deshalb Hofrath Meiners, als Bevollmächtigter des ruſſiſchen Miniſteriums, im Jahre 1803 ſtellte, war mir, dem Zweiundzwanzigjährigen, ſehr ſchmeichelhaft; ich war aber noch weit entfernt davon, ihn anzunehmen und mein ſtilles Muſeum der göttinger Bibliothek gegenüber zu verlaſſen. Heyne wollte mich als Begleiter eines Herrn von Campenhauſen nach Italien ſchicken. Ich war auch hierzu nicht in Bewegung zu bringen.

Es fehlte mir weder an heiterer Laune, noch an ausdauernder, durch keinerlei Ausſchweifung getrübter Geſundheit, und eine genaue Abtheilung und Stufenleiter meiner Arbeitsſtunden machte es mir möglich, binnen drei Jahren (1800—1803) nicht nur mich mit zwölf alten und neuen Sprachen, zum Behuf jener Preisſchriften, zu beſchäftigen, ſondern auch eine Menge kleiner Aufſätze (mit denen ich meiſtens am frühen Morgen niederkam) für auswärtige Zeitſchriften zu bereiten.

Mein Doctorexamen beſtand ich, auf eine noch jetzt mir unbegreifliche Weiſe, gerade zu derſelben Zeit, wo die prächtige Inauguration des erſten Kurfürſten von Heſſen nicht nur meine Vaterſtadt und die ganze Umgegend, ſondern auch alle in Göttingen ſtudirende Heſſen — mich allein ausgenommen — in Bewegung ſetzte (14. Mai 1803). Es war der ganze ehrwürdige Senat der philoſophiſch-literariſchen Facultät, der mich ins Gebet nahm. Ich kam jedoch ſchon leichten Kaufs davon, weil Eichhorn, als Decan, mit einer Frage über die Mahommedaniſche Revolution begann, die ich, hier ganz zu Hauſe, auf das ausführlichſte beantworten konnte, und weil meine beiden Hauptexaminatoren, Heyne und Schlözer, damals in einem literariſchen Conflict ſtanden, der mir eine lavirende Stellung ſehr erleichterte. Kaum hatte nämlich Schlözer, der große Kenner aller barbariſchen Nationen, in ſeinen an mich mit kauſtiſcher Miene gerichteten Fragen ſeine Herabſetzung der kleinen griechiſchen Völker und ihrer Kaziken, und ſeinen Zweifel an der Glaubwürdigkeit Herodot's, des Vaters der Geſchichte, durchblicken laſſen, als Heyne, der eifrige Verehrer der feinern helleniſchen Cultur und ihrer Geſchichtſchreiber, mit ungemeiner Lebhaftigkeit mit den Worten einfiel: Iterum de Herodoto quaeramus, und mich in den Stand ſetzte, nach Beſeitigung der Sarmaten und Scythen, zwiſchen den bewährten autoptiſchen und den auf bloſes Hörenſagen gegründeten Erzählungen des Vaters der Geſchichte zu unterſcheiden, und der überraſchenden Entdeckungen neuerer Reiſenden zu erwähnen, wodurch ſo viele für fabelhaft gehaltene aſiatiſche und afrikaniſche Nachrichten Herodot's ihre Beſtätigung erhalten haben. Ich ward mit allgemeiner Zufriedenheit entlaſſen. Gleich glücklich ging die öffentliche Doctordisputation von Statten, welche damals noch keine abgekartete leere Formalität war. Meine Hauptopponenten waren Wilcken, der mit mir bei Tychſen ein perſiſches Privatiſſimum beſucht hatte, und der gutmüthige, nachher als Profeſſor der Theologie nach Norddeutſchland verſetzte Meyer. Um ſie im voraus zu entwaffnen, hatte ich ihnen ihre vermuthlichen Gegenſätze und meine Vertheidigung kurz vor dem Abzug zur Diſputation vorgeleſen, worauf ſie, überraſcht, keine Zeit mehr fanden, ſich mit neuem Diſputationsgeſchütz zu verſehen. So in Göttingen habilitirt[1]), begann ich nun allmälig, aus der Schule in die Welt einzutreten und neben den todten auch die lebendigen Folianten und Quartanten zu begrüßen. Ohne Rückſicht auf Facultätswiſſenſchaften (denn ich hatte ſtets eine große Abneigung gegen engherzige, zunftmäßige Abſonderung), beſuchte ich der Reihe nach faſt alle Koryphäen der Georgia Auguſta: Ammon, deſſen hinreißende Kanzelreden ich nie verſäumte, Planck, deſſen ſchwäbiſcher Dialekt der Ausdruck der reinſten Frömmigkeit und Menſchenfreundlichkeit war, Pütter, den damals ſchon altersſchwachen Repräſentanten des heiligen römiſchen Reichs, Martens, den diplomatiſchen Staatsrechtslehrer, Schlözer, bei deſſen kunſtreicher Gattin ich Villers, den hochherzigen Lobredner der deutſchen Reformation und Litteratur und der von den Franzoſen bedrohten Univerſitäten, kennen lernte. Selbſt Oſiander's Entbindungshaus, Richter's, des berühmten Wundarztes, Stichelreden gegen die ſylbenſtechenden Philologen, und des mit einer zahlreichen Katzengeſellſchaft verſehenen Anatomen Wrisberg's geſchwätzige Ruhmredigkeit hielten mich nicht ab, ihren lehrreichen Erzählungen ein williges Ohr zu leihen. In vertrauterm Verhältniß ſtand ich mit Mitſcherlich, der mich mit einigen liefländiſchen jungen Edelleuten zu ſeiner ſonntäglichen Kegelbahn, des Abends nach Tiſch zu einem freundlichen L'hombre zuließ. In jeder Woche war auch eine Abendſtunde meinem Nachbar Beckmann gewidmet, welcher ſein ökonomiſches Lehramt ſo praktiſch ausübte, daß er nach jeder Friedenspfeife die gebrauchten Fidibus ſorgfältig aufhob. Ich erröthete jedes mal, wenn er, in Gegenwart ſeiner klugen und redſeligen Frau, ſeine große Unbekanntſchaft mit der ſchönen Literatur und ſeine Eiferſucht oder gekränkte Eitelkeit gegen Klopſtock verrieth, welcher ihn einſt in Altona à la Piron (le poëte prend son rang) behandelt hatte. Sie dagegen unterhielt mich deſto beſſer von den kurz vorher in Göttingen ſtudirenden britiſchen Prinzen, welche einſt auf dem Markte den ganzen Eiervorrath einer jungen Bäuerin zerbrochen, aber reichlich vergütet hatten u. ſ. w. und gab mir den nachher treulich befolgten Rath, ſo ſpät als möglich zu heirathen, um recht lange der willkommene Gaſt aller mit Töchtern geſegneten Hausfrauen zu ſein. Ich wurde ein fleißiger Beſucher der Soirées bei Martens und Pütter und der Concerte von Forckel, dem Schüler Sebaſtian Bach's, deſſen Geſchichte der Muſik bei den Griechen und Römern zu dem Kreis meiner Studien gehörte. Bei dieſer Gelegenheit erwähne ich eines damals in Göttingen ſtudirenden Prinzen, welcher ſeine Liebe für die ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften nachher auf einem ſüddeutſchen Throne im vollſten Maße bethätigt hat. Ich erinnere mich ſtets mit Vergnügen des unverdroſſenen Fleißes, womit dieſer ſeltene Muſenſohn, die Studentenmappe unter dem Arm, in Begleitung ſeines Hofmeiſters, eines vollkommenen Weltmannes (von Kirſchbaum), die Collegia beſuchte, und mit welchem Wohlwollen er allenthalben, wo er mich traf, ein ſcherzendes Wort an mich richtete; beſonders wenn ich die Ehre hatte, mit ihm bei den Damen in

---

[1]) Ich erwähne hier im voraus, daß es mir 1853 vergönnt worden iſt, das funfzigjährige Jubiläum meines göttinger Doctorats in ungeſchwächter Geſundheit unter den herzlichſten Glückwünſchen naher und ferner akademiſcher Freunde zu feiern; wobei mich die Georgia Auguſta mit einem erneuerten Diplom erfreute.

Colliſion zu kommen. Ein ganz eigenes Intereſſe hatte für mich ein damals verbreitetes Gerücht, daß dieſer hoffnungsvolle Fürſtenſohn ſich mit einer ruſſiſchen Prinzeſſin vermählen werde. Denn wenn ich gleich den oben erwähnten erſten Ruf nach dem ſüdlichen Rußland nicht angenommen hatte, ſo erregten doch die großen Anſtalten, welche Kaiſer Alexander für ſeine Landesuniverſitäten traf, und die herablaſſende Art, womit er mir für die Ueberſendung meines Kaukaſus hatte danken laſſen, frühzeitig meine Aufmerkſamkeit auf jenes unermeßliche Reich. Sehr belehrend war für mich die Bekanntſchaft mit einem jungen talentvollen Franzoſen, dem zum Studium der alten griechiſchen und deutſchen Sprache nach Göttingen gezogenen und an Heyne empfohlenen Sohne des berüchtigten Malers David. Wir pflegten, mehr ſpringend als gehend, den göttinger Wall zu umkreiſen, wo er mich bald mit der Darſtellung moderner frivoler pariſer Komödien, bald mit ſchauerlichen Revolutionsgemälden unterhielt. Mit ergreifender Wahrheit ſchilderte er Mirabeau's und Vergniaud's Donnerreden, und wie der furchtbare Danton vor jedem oratoriſchen Ausbruch mit geſenktem Haupte in der ſtillen Wuth eines gereizten Löwen einige male auf der Rednerbühne auf und abgeſchritten ſei. Er geſtand mir ſelbſt, daß ſein Vater, der Freund Robeſpierre's, ſeine beſten ſanguinären Studien auf dem Revolutionsplatze vor der Guillotine gemacht habe. Der junge David war ſchon damals, als Schüler Villoiſon's, der neugriechiſchen Sprache mächtig, und ich zweifle nicht, daß er derſelbe bei dem Anbeginn der griechiſchen Revolution oft genannte ſmyrnaiſche Conſul iſt, welcher durch Aufnahme verfolgter Flüchtlinge einen ſo menſchenfreundlichen Gebrauch von ſeiner Stellung gemacht hat. Zu meinen

Uebungen in der italieniſchen und engliſchen Sprache bediente ich mich anfangs zweier Sprachlehrer, die in allen übrigen Fächern eine entſchiedene Unwiſſenheit beſaßen, eines Italieners Namens Roſſi, eines kleinen, mit einer außerordentlichen Naſe begabten Männchens, der nie ohne Triller und Geſang bei mir eintrat und, ſtatt des baaren Honorars, welches bei ihm nicht gut angewandt war, regelmäßig mit einer Portion Kaffee vorliebnahm; und eines alten armen Engländers Namens Brown, welcher, ſtatt der gedruckten Bücher, nur einige alte abgeſchriebene Bühnenſtücke beſaß. Ich ſchloß mich auch einem jungen talentvollen, etwas ſchwärmeriſchen, leider zu früh verſtorbenen Philologen Namens Glandorf an; wir laſen Taſſo und Pope's Abelard und Heloiſe; Pindar, der uns beide bei Heyne zuſammengeführt hatte, war ſein Lieblingsdichter.

Willſt du, o Freund, die erhabenen Höhen der Weisheit erfliegen,
Wag' es auf die Gefahr, daß dich die Klugheit verlacht.
Die kurzſichtige ſieht nur das Ufer, das dir zurückflieht,
Jenes nicht, wo dereinſt landet dein muthiger Flug.

So lautet das Stammbuchblatt eines meiner andern Jugendfreunde, eines ſtets heitern und rüſtigen Deutſchruſſen aus Riga (Heinrich Broße), deſſen ich hier erwähne, weil er ſpäterhin in Rußland mir und meinem gefangenen Bruder (jetzt General in preußiſchen Dienſten) die geringen Freundſchaftsdienſte, welche ich ihm in Göttingen leiſtete, reichlich erwidert hat. Denn während meines ganzen Lebens habe ich öfters den verborgenen Weg der göttlichen Vorſehung bewundert, welche uns früher oder ſpäter eine faſt unerwartete Ernte deſſen zuführt, was wir in gutem Glauben geſäet haben.

Schon hatte mir Heyne zu meinen Privatvorleſungen, beſonders über Homer, einige treffliche Muſenſöhne (unter ihnen einen Grafen Henkel von Donnersmark) zugewieſen, ſchon glaubte ich mich ganz der Georgia Auguſta, wo man mir ein Aſſeſſorat in der philoſophiſchen Facultät zudachte, widmen zu können, als das Jahr 1804, wo mich der Kurfürſt bei einer Durchreiſe in dem Poſthauſe zu Göttingen zu ſich entbot und mit herablaſſender Huld entließ, meiner Laufbahn plötzlich eine andere Wendung gab. Die Berufung des akademiſchen Senats zu Marburg zu einer ordentlichen, mit Sitz und Stimme in der Facultät verbundenen Profeſſur der Beredtſamkeit und der griechiſchen Sprache war für den Ehrgeiz eines dreiundzwanzigjährigen Philologen zu ſchmeichelhaft und meinen nun plötzlich wieder erwachenden vaterländiſchen Sympathien zu ſehr entſprechend, als daß ich nicht, trotz der freieſten und hoffnungsvollſten Verhältniſſe, die mir die Georgia Auguſta darbot, mit beiden Händen zugegriffen hätte. Der Curator und das Miniſterium zu Kaſſel hatten zwar, wol in Erwägung meiner großen Jugend, die durch den Abgang Friedrich Creutzer's erledigte Nominalprofeſſur unterdeſſen in eine außerordentliche verwandelt, und ich war verwegen genug, nach dem Rathſchlag meines Mentors Heyne, der in dieſer Combination einen Widerſpruch fand, deshalb eine perſönliche Remonſtration bei dem Kurfürſten ſelbſt vorzubringen. Der patriarchaliſche Fürſt, der, ſolcher Vorſtellungen ungewohnt, mich anfangs erſtaunt, jedoch mit bewundernswürdiger Geduld anhörte, beſchwichtigte mich aber bald durch eine ebenſo ernſte, als ſanfte verheißungsvolle Ermahnung. Mein Anſtellungsreſcript wurde unter dem 23. März 1804 ausgefertigt. Bei meinem Abſchied von Göttingen empfing ich von faſt allen

Profeſſoren, zu den herzlichſten Glückwünſchen, eine noch jetzt mir unſchätzbare Sammlung der ſchönſten Weisheitsſprüche, von Heyne eine Originalſtelle des großen Tarentiners Archytas, deren Ueberſetzung ich hier beifüge[1]).

II.

1804–1810.

Ich benutzte die Ferien vor dem Antritt meines Lehramtes zu einer Fußreiſe an den Rhein. Es war die verhängnißvolle Zeit des um ſich greifenden napoleoniſchen Reiches und des für Kurheſſen entſcheidenden Moments, wo der Kurfürſt, von dem ihm ſo verhaßten Emporkömmling nach Mainz eingeladen (ich ſah ihn mit dem Herrn von Waitz durch Marburg fahren), in ſimulirter Krankheit in Hanau blieb. Es war ein mit der Politik und mit dem Vortheil ſeines Landes in Widerſpruch ſtehendes, aber unüberwindliches Gefühl der deutſchen Fürſtenehre, das ihn auch nachher abhielt, dem Beiſpiel ſeiner klügern und biegſamern Standesgenoſſen zu folgen und in den ſogenannten deutſchen Rheinbund zu treten. In Butzbach, in Frankfurt (wo ich den Sieger von Valmy auf der Meßgalerie mit dem Ankaufe kryſtallener Weingläſer beſchäftigt und deſſen Sohn, den General Kellermann, bei der Revue eines Reiterregiments barbariſch fluchend und ſeinen Stock auf dem Pflaſter zerſchlagend erblickte), bei der Main- und Rheinfahrt, überall ſtießen mir empörende Scenen des franzöſiſchen Uebermuths auf. Ich kehrte mit bangen Ahnungen nach Marburg zurück. Die romantiſche Lage der Stadt Marburg, der dort einheimiſche geſellige Ton, wozu einige Familien des Landadels (die Schenke zu Schweinsberg, Breidenſtein, Wildungen, Hanſtein) nicht wenig beitrugen, die Anweſenheit einiger Dichter und Dichterinnen (Wildungen's, des ſarkaſtiſchen Waidmanns, Juſti's, Clemens Brentano's, mit Sophie Mereau, Eliſe Sommer), der freundliche Empfang von faſt allen meinen Collegen ſchien mir jedoch eine glückliche Zukunft und einen angemeſſenen Wirkungskreis zu verkündigen. Ich ſchloß mich an Arnoldi, meinen väterlichen Freund, an den vom Rhein herberufenen geiſt- und gemüthvollen Chemiker Wurzer (nie gab es eine ungetrübtere Einigkeit zwiſchen einem Katholiken und einem Proteſtanten), und an den für das Studium der Alten begeiſterten, ehrlichen und gelehrten Therapeuten Conradi. Ich ſtattete auch gleich anfangs den berühmteſten Profeſſoren der benachbarten Schweſteruniverſität Gießen meinen Beſuch ab, unbekümmert um die damals noch zwiſchen Heſſen-Caſſel und Heſſen-Darmſtadt ſeit dem marburger und hanauer Erbſtreit beſtehende, auf die beiden Hochſchulen übergegangene Eiferſucht, die zum Theil in der verſchiedenen Richtung der beiden Confeſſionen ihren Grund hatte. Als ich zuerſt dem dortigen Univerſitätskanzler Koch, dem alten, ſtets ſchlagfertigen Publiciſten des darmſtädtiſchen Hofes, meine Aufwartung machte (ich traf ihn Sonntags in einem koſtbaren ſammtnen

---

[1] Zuerſt mußt du erkennen, daß der tugendhafte Menſch (αγαϑος ανηρ) nicht ſofort ein glückſeliger (ευδαιμων), daß aber der Glückſelige zugleich ein Tugendhafter ſei (weil die Glückſeligkeit erſt aus einer innern durch die Beſiegung böſer Leidenſchaften errungenen Zufriedenheit und Harmonie der Seele hervorgeht). Haec a me scripta quoties oculis lustraveris, memoriam mei in animum revoca cum benevolentia et caritate. Nunc i, quo virtus Tua Te vocat, i pede fausto. *Heyne.* 29. Mart. 1804.

Kleide mit ſeiner ebenfalls ſtark aufgeputzten Ehehälfte auf einem damaſtnen Sopha), empfing er mich mit der Klage über die ſo äußerſt ſeltenen Beſuche der benachbarten Herren Collegen, und machte mich mit den publiciſtiſchen Streitigkeiten der beiden fürſtlichen Häuſer und den furchtbaren Gegnern bekannt, die er Zeit ſeines langen Lebens an Eſtor und Selchow, den berühmten Kanzlern der Univerſität Marburg, gehabt habe. Er beſuchte auch bald nachher ihren weit höflichern und geſchmeidigern Nachfolger Erxleben, der ihn, unter reichlicher Darreichung und Verſchenkung ſeines koſtbaren Schnupftabacks, auf das freundlichſte bewirthete. Die verderbliche heſſiſche Spaltung, hin und wieder in Volkshaß übergegangen, zeigte ſich beſonders in den Grenzorten, namentlich in Lollar, wo ein ebenſo ſchlauer als biſſiger Zollbeamter und Wegegeldeinnehmer bei der geringſten Nachläſſigkeit oder Uebertretung eines Marburgers, mit Hilfe ſeiner Häſcher, zur Arretirung und Pfändung ſchritt. Ein ſolches Abenteuer, welches vor mir ſchon der Oberforſtmeiſter von Wildungen und Hofrath Wurzer erlebt hatten, begegnete mir ſpäterhin, als ich auf dem Wege nach Gießen, in der Mittagshitze etwas ſchläfrig zu Pferde ſitzend und bei dem Chauſſeehauſe nicht angerufen, kaum zwanzig Schritte weiter von herbeigerufenen Bauern angehalten und trotz meiner beredten Entſchuldigung zur Depoſition von mehreren Kammergulden condemnirt wurde. In Gießen eingekehrt bei meinem Freunde, dem Hiſtoriographen und Prälaten Schmidt, hatte ich jedoch die Genugthuung, mir nicht nur ein Gerichtsdecret zur Rückgabe der Strafgelder, ſondern auch dem tückiſchen Zollerheber einen tüchtigen Verweis zu verſchaffen.

Die beiden erſten Semeſter meiner marburgiſchen

Profeſſur verſchafften meinen Vorleſungen über Horaz, Juvenal, Appollodor und Theophraſt, mit Ausnahme einiger weniger vorbereiteten und befähigten Jünglinge, die ſich über die zu große Schnelligkeit meiner Ueberſetzung und Erklärung beklagten, einen mich aufs innigſte erfreuenden Beifall, und der Univerſitätscurator, Staatsminiſter von Waitz, überraſchte mich nach Jahresfriſt mit einem Belobungsſchreiben, einer Gehaltszulage und der Beſtätigung der ordentlichen Facultätsprofeſſur. Daß mich meine unverholene Abneigung gegen akademiſche Pedanterie und handwerksmäßige Betreibung der Brotwiſſenſchaften, meine Hinneigung zu der geiſt- und geſchmackvollen Richtung, welche Heyne und Winckelmann dem Studium der Alten gegeben hatten, allmälig in einen mislichen Conflict mit einigen meiner Collegen und in einen zu großen Abſtand von der Mehrzahl der dortigen Studirenden bringen würde, kam mir damals noch gar nicht in den Sinn.

Aber ſchon mein erſtes, 1805 gedrucktes Programm über Philologie und philologiſche Erklärung der Griechen und Römer, worin ich der trockenen Sylbenſtecherei den Krieg ankündigte und in großer Begeiſterung der philologiſchen Wiſſenſchaft einen höhern, ſelbſtändigen und vielſeitigen Standpunkt anwies, war eine Stimme in der Wüſte. Ich erkannte erſt nach und nach die großen Mängel des vorbereitenden Gymnaſialunterrichts, die Rohheit der meiſten im Druck bürgerlicher Verhältniſſe auferzogenen Muſenſöhne, die unerſätzlichen Mängel der Bibliothek, beſonders an großen archäologiſchen italieniſchen Werken über griechiſche und römiſche Kunſt, das tagtägliche Uebergewicht der juriſtiſchen, theologiſchen und mediciniſchen Brotſtudien. Empfindlich berührte mich auch die Supremacie einiger einflußreichen

Profeſſoren, welche die an mich gerichtete Foderung eines vorbereitenden Elementarunterrichts nunmehr für ſich ausbeuteten und mich durch voreilige Eingriffe in mein Lehrfach in ein weiteres Feld der Schriftſtellerei und Literatur trieben.

Als Mitglied des akademiſchen Senats, welcher damals noch eine bedeutende, durch die Staatsregierung nicht beengte Autorität beſaß, als Redner der Univerſität, in welcher Eigenſchaft ich die jährlichen Feſtreden und deren Einladungsſchriften ſowie die Memorien verſtorbener Collegen zu übernehmen hatte, behauptete ich meine Stelle. — Aber mit dem November des Jahres 1806, mit der franzöſiſchen Occupation des Heſſenlandes, mit dem Umſturz der alten einheimiſchen Staatsverfaſſung trat ich in eine ganz neue Epoche politiſcher Anſichten und Beſtrebungen, welche einen entſchiedenen Einfluß auf den Gang meiner Studien hatte. Vorherrſchend ſowol im Anfang des Königreichs Weſtfalen, wo ich in meinem jugendlichen Eifer für Staatenreform einige unleugbar gute neue Inſtitutionen als Uebergangsphaſen zu einer Regeneration des allgemeinen deutſchen Vaterlands betrachtete, als auch in der darauf folgenden Zeit der Enttäuſchung, war es eine national-patriotiſche Richtung, welche mich leitete. In meinen öffentlichen (ungedruckten) Feſtreden, wo ich mich, nach Heyne's Beiſpiel, von der dargebotenen Gelegenheit eines Panegyricus auf den uſurpatoriſchen König ſo fern als möglich hielt, ging ich allmälig auf die Ideale der Vaterlandsliebe, auf die begeiſternden Beiſpiele der Griechen und Römer über, trotz der Vorwürfe meiner Collegen, daß ich eine platoniſche Republik träume, trotz der gefährlichen Zeitumſtände und der feinen Winke, die mir von Zeit zu Zeit der Miniſter des Innern, Siméon, gab. Zu den officiellen Programmen wählte ich ſolche philologiſche und hiſtoriſche Gegenſtände, welche in das öffentliche Leben, in die durch das Königreich Weſtfalen hervorgerufenen neuen Inſtitutionen eingriffen.

So hob ich z. B. in einer Abhandlung De generibus eloquentiae, über die vier Gattungen öffentlicher Beredtſamkeit, der politiſchen, der gerichtlichen, der kirchlichen und der akademiſchen, ihren Einfluß auf die Entwickelung des Nationallebens hervor, wobei ich nach der eingeführten Oeffentlichkeit und Mündlichkeit der Schwurgerichte auf das altgermaniſche Inſtitut hinwies und die damals noch ungegründete Beſorgniß zu beſeitigen ſuchte, daß die politiſche Parteiſucht den verſtändigen, nüchternen Charakter der Deutſchen verderben und zu franzöſiſchen Extravaganzen verführen werde. Bei der Auflöſung der Zünfte und Gilden im Königreich Weſtfalen zeigte ſich die bisherige große Lücke in dem Volksunterricht hinſichtlich der Gewerbe und höhern Handwerke. Ich ſchlug daher ſchon damals in einer Abhandlung De institutione publica, 1808, unter Abſonderung der Gelehrtenſchulen, eine Stufenleiter aller ſogenannten Realſchulen, von dem Handwerker bis zum feinern Artiſten, in dem Sinn der neuern polytechniſchen Schulen vor. (Vergl. Heyne's Göttingiſche Anzeigen, November 1808, worin er dies für eine neue zeitgemäße Idee erklärte.)

Ich weiß nicht mehr, in welchem Zuſammenhang ſich damals die mannichfaltigen Ergüſſe meines ſchriftſtelleriſchen Feuereifers in theils ungedruckten, theils in den damaligen Zeitſchriften von Cotta, Kuhn, Böttiger, Bertuch und Archenholz veröffentlichten Aufſätzen aus dem Gebiet der Philologie, Literatur, Kunſt, Politik und Ethnographie entwickelten. In Ermangelung eines nachhaltigen meine ganze Seele erfüllenden literariſchen Gegenſtandes (wozu mich Heyne beſtändig auffoderte), ſprang ich beſtändig aus dem Studium der Alten in die moderne, in ihrer Gährung wie es ſchien für jede Reform fähige Welt. Mir ſchwebte das Ideal einer in Kunſt, Literatur und Politik ſich harmoniſch, ohne Nachahmung des Fremden entwickelnden Nation vor. Aber zerſtreut durch Waffengeräuſch und läſtige Einquartierung und bald meiner eigenen, durch die Tagesbegebenheiten aufgeregten Laune, bald den an mich ergehenden literariſchen Auffoderungen folgend, gelangte ich nur zu einem ſkizzenhaften Ausdruck meiner reformatoriſchen Ideen. Ich will verſuchen, ſie unter folgende Rubriken zu bringen:

I. **Alterthum, Philologie, Literatur und Kunſt**[1]. Meiner Vorliebe für das Studium der Alten lag ſtets die Betrachtung ihrer öffentlichen Inſtitutionen, als der Haupthebel ihrer bürgerlichen Größe und ihres politiſchen Gemeingeiſtes zum Grunde. Ich hing feſt an dem Glauben, daß ihre claſſiſchen Geſchichtswerke und die Muſter ihrer Staatsberedtſamkeit noch immer einen unermeßlichen Einfluß auf eine patriotiſche

---

[1] Vergl. meine zum Theil anonymen und mit R. unterſchriebenen Aufſätze: Ueber das Studium der Alten, als Gegenſtand des öffentlichen Unterrichts; Ueber die Kunſt zu reden und die Beredtſamkeit; Ueber den Charakter des Cicero, in dem Neuen deutſchen Merkur, 1805, 1806; Ueber Vaterlandsliebe, in der Minerva, 1808, Januar; Ueber die Geſetze der Kunſt; Ueber das Ideal in der Kunſt; Einige Vorſchläge zur Verbeſſerung der deutſchen Literatur, in dem Freimüthigen; Ueber die Gelehrtenrepublik; Ueber den Pöbel (der Gelehrten); Ueber das goldene Zeitalter der deutſchen Literatur; Ueber die verſchiedenen Beſtandtheile unſerer Cultur, nebſt andern Reflexionen in dem Morgenblatt, 1807, 1808. Beſonders erſchienen Theophraſt's Charaktere und Ariſtoteles und Roscius, über die Kunſt überhaupt und die Gebehrden- und Declamirkunſt, 1809, bei Bahrdt in Leipzig.

Jugendbildung und Culturentwickelung unſerer Nation ausüben müßten, ſolange es nicht an geſinnungstüchtigen, geiſt- und gemüthvollen Interpreten derſelben fehle, und ich erinnerte mich oft des Ausſpruchs des genialen Miniſters und Generals von Schlieffen, daß, wenn es den Obſcuranten einmal gelingen ſollte, die griechiſchen und römiſchen Claſſiker zu verbannen, es um uns geſchehen ſei. Ich theilte zwar die Ueberzeugung derjenigen, welche in einer pedantiſchen, Geiſt und Gemüth der Jugend tödtenden Beſchäftigung mit der Schale todter Sprachformen ein Hemmniß deutſcher nationaler und literariſcher Entwickelung erblickten. Aber noch größer ſchien mir die Gefahr, wenn die mächtig emporſtrebenden realiſtiſchen und materiellen Intereſſen unſers Zeitalters das in Stoff und Form unſchätzbare Bildungsmittel der antiken Welt verdrängen ſollten. Ich vindicirte ſtets dem allgemeinen Gelehrtenſtand die in ihrer einfachen, klaren, von allen Spitzfindigkeiten freien Logik ſo bewunderungswürdige römiſche Sprache als das beſte Organ für alle eſoteriſche wiſſenſchaftliche Gegenſtände, welche man der profanen Tags- und Volksliteratur entziehen muß. (Ueber das Studium der Alten als Gegenſtand des Volksunterrichts.) Meine Apologie Cicero's und ſeines Charakters als Staatsmann, welche der Herausgeber des Deutſchen Merkurs allzurühmlich als ein wahres Wort zu ſeiner Zeit bezeichnete, entſprang zugleich aus der Entrüſtung über die traditionellen und ſchulmeiſterlichen Vorwürfe ſeiner vermeintlichen Feigheit und Veränderlichkeit und aus dem Wunſche, die politiſchen Schriften dieſes großen Patrioten, dieſes achtzehnhundertjährigen Lehrers der civiliſirten Menſchheit, nach dem Beiſpiel britiſcher Parlamentsredner mehr und mehr in die Hände gereifter Staatsmänner zu ſpielen und unſern in dem misverſtandenen verderblichen Spruch: fiat justitia, pereat mundus verknöcherten Rechtsgelehrten die drei leuchtenden Geſtirne der Staatsweisheit: das justum, honestum und utile in ihrer ganzen tiefen Bedeutung vorzuhalten.

Den Vorzug der lebendigen Rede vor unſerer ins Unendliche anwachſenden papiernen Gelehrſamkeit, der ſo klaren und lebendigen Darſtellung der Alten vor unſerm juriſtiſchen und philoſophiſchen Galimathias ſuchte ich in einigen vielleicht zu enthuſiaſtiſchen Exclamationen über die Kunſt zu reden und die öffentliche Beredtſamkeit überhaupt hervorzuheben. Aus dieſer Anſchauung ging auch eine jetzt vergeſſene kleine Flugſchrift hervor, welche ich bei der damals noch ganz neuen peripatetiſchen Erſcheinung des in ſeiner unbefangenen naiven Beredtſamkeit ſo liebenswürdigen Dr. Gall, ebenſo unbekümmert um ſeine Kranioſkopie[1]) wie um ſeine marburgiſchen Gegner, aus reiner Begeiſterung für wiſſenſchaftliche Erörterungen in lebendiger Rede herausgab (Marburg 1806). Denn mit meinem Abſcheu gegen den liederlichen Misbrauch der Preſſe durch unmündige, unreife oder handwerksmäßig bezahlte Literaten verband ich ſtets eine hohe Meinung von dem nationalen Einfluß einer in edler Haltung ohne literariſche Klopffechterei zuſammenwirkenden deutſchen Gelehrtenrepublik.

---

[1]) Dr. Gall's einſeitige kranioſkopiſche Phyſiognomik, welche ich bei ſeinen Beſuchen im Narrenkloſter zu Hayna und in dem Hexen- oder Gefängnißthurm des marburger Schloſſes (damals dem Sitz verurtheilter Raubmörder) kennen lernte, befriedigte mich keineswegs, wenn gleich die von ihm an meiner eigenen Kopfbildung gemachte Bemerkung von einer entſtandenen Protuberanz über den Augen als Beweis localer Phantaſie oder Ortsſinns dadurch beſtätigt wurde, daß ich nach meinen angeſtrengten Studien über Arabien und den Kaukaſus meinen eigenen Verwandten wegen dieſer früher nicht ſo vorhandenen Erhabenheit ganz verändert erſchien. Ich conſtruirte mir damals ein, wie ich glaubte, ganz neues umfaſſenderes Syſtem der Phyſiognomik, in dem ich erſtens den ganzen Menſchen, Kopf, Gehirnſphäre, Stirn, Augen, Naſe, Lippen, Hände und Füße, nebſt Haltung, Stellung, Gang, Blick, Gebehrde, Miene, Handſchrift, ſelbſt Ton, Gehalt, Modulation und Accentuation der Stimme in Anſpruch nahm, und hierbei zweitens den Grundſatz feſtſetzte, daß man bei der Ausübung der Phyſiognomik (welche ſtets eine beſondere Gabe genialer und wohlerfahrener Menſchen ſein wird) dreierlei Phaſen wohl unterſcheiden müſſe: 1) das Permanente, oder das, was der angebornen Natur angehört (man denke an Sokrates mit dem Silenen-

Zu dem Kreis meiner Vorleſungen gehörten die Charaktere des Theophraſt, urſprünglich Skizzen eines größern Werks, aus welchem die verlorenen Komiker des Alterthums, Melander und Philemon, und nach ihnen Terenz, höchſt wahrſcheinlich ihre beſten dramatiſchen Schilderungen geſchöpft haben.

Ich überſetzte und commentirte ſie [1], in der doppelten Abſicht, um zugleich den Werth des Charakteriſtiſchen in der künſtleriſchen Darſtellung zu zeigen, und um ähnliche ideale Studien für unſere Dramatiker und Komödienſchreiber zu veranlaſſen: denn wenn gleich die Charaktere des Theophraſt, ſeine Geizhälſe, Heuchler, Speichellecker, Aufſchneider, Gecken und Pedanten ganz aus der realen griechiſchen Welt geſchöpft ſind und eine Menge Anſpielungen auf atheniſche locale und volks-

---

lopf und an ſein Geſtändniß, wie viel ihm ſeine Metamorphoſe gekoſtet habe), 2) das Habituelle, durch lange ſtetige geiſtige oder materielle, erhabene oder niedrige Beſchäftigung empfangene; 3) das Tranſitoriſche oder Ephemere (in Blick, Ton, Miene, Gebehrde), was der Phyſiognomiker ſelbſt bei ſcharfer Aufmerkſamkeit nur im Fluge erhaſcht.

[1] 1809 bei Bahrdt in Leipzig. Die verbeſſerte Auflage erſchien 1828 bei Ragoczi in der prenzlauer Sammlung von Ueberſetzungen alter Claſſiker. In derſelben unterdrückte ich den Anhang der unreifen frühern Verſuche meiner eigenen Charaktere, deren Stoff ich in jugendlichem Muthwillen aus Beobachtungen mir bekannter Originale gezogen hatte.

thümliche Gebräuche enthalten, ſo bieten ſie doch auch in ihrer die allgemeine und unveränderliche Menſchennatur charakteriſirenden Idealität einen noch nicht erſchöpften pſychologiſchen Schatz dar. Dieſe ideale, die gemeine Natur verſchönernde Wahrheit, welche dem Reiz localer und volksthümlicher Poeſie keinen Eintrag thut, muß das Element der Komödie durchdringen, wenn der höhere äſthetiſche Zweck einer nationalen dramatiſchen Kunſt erfüllt werden ſoll.

Es war zugleich mein Wunſch, dem metaphyſiſchen Bombaſt der damaligen Aeſthetiker in ihren transſcendentalen Theorien über die Kunſt überhaupt Einhalt zu thun, und meine Vorliebe für öffentliche Beredtſamkeit und Schauſpielkunſt, was mir die unter dem Titel: Ariſtoteles und Roscius, in Leipzig 1809 gedruckte Abhandlung eingab. Ich ſuchte in einer verſtändlichen Sprache die ewigen Ideale und Regeln der Kunſt überhaupt aus den Geſetzen der Wahrheit und Schönheit, in Stoff und Form, herzuleiten, theilte alle bisher unter dem Titel der redenden und zeichnenden ꝛc. begriffenen ſchönen Künſte in Künſte des Ausdrucks (d. h. der Verſinnlichung der Natur in uns) und der Darſtellung (d. h. der Verſinnlichung der Natur außer uns) und wählte mir unter den erſtern (den Künſten des Ausdrucks) die Gebehrden- und Declamirkunſt zur nähern Anwendung meiner Theorie. Meine damaligen Betrachtungen über die deutſche Literatur und Kunſt, in denen ich mich bald der Satire, bald dem objectiven Reiz der Ideale zukehrte (je nachdem die Welt außer mir oder in mir das Uebergewicht erhielt), darf man nicht nach den unreifen und lückenhaften Erzeugniſſen einer zerſtreuten Schriftſtellerei beurtheilen. Aufrichtig und patriotiſch beklagte ich den fortdauernden Misbrauch der Preſſe, die literariſche Klopffechterei, die anwachſende Menge unbefähigter, knabenhafter oder armſeliger, um das Geld arbeitender Schriftſteller und Kritiker, die Verdunkelung und Erſchwerung der Wiſſenſchaft durch den Wuſt unnützer und mikrologiſcher Controverſen, die Dunſtwolkenſprache unſerer Metaphyſiker, die blinde Nachäfferei auswärtiger Literaturen, den Mangel des Einklangs zwiſchen den Schriftſtellern, den Künſtlern, den Kritikern und dem Publikum unſerer Nation. Ich träumte ſtets von einer edeln, ſich ſelbſt ſchätzenden, die öffentliche Meinung beherrſchenden Gelehrten- und Künſtlerrepublik, von einer ſokratiſchen, populären, die ganze wiſſenſchaftliche Cultur durchdringenden Weltweisheit, von dem Anfang eines goldenen Zeitalters in deutſcher Sprache, Literatur und Kunſt (Morgenblatt 1807), von einem deutſchen Hellenenthum in ſelbſtändiger Entwickelung der Nation und ihrer öffentlichen Bildungsanſtalten. Der Aufſchwung, welchen Leſſing, Winckelmann, Wieland, Herder, Goethe, Schiller und treffliche Plaſtiker, Maler und Muſiker der deutſchen Literatur und Kunſt gegeben hatten, berechtigte zu gemeinſamer Ausbildung unſerer Sprache und zur Wiederherſtellung vaterländiſcher Kunſt. Ich überſah den unausgleichbaren Widerſpruch der antiken und chriſtlichen Mythologie, die noch fortdauernde religiöſe und kirchliche Spaltung, die mannichfachen öffentlichen Hinderniſſe einer nationalen Erziehung und Geſammtentwickelung in Kunſt und Literatur. Vergebens ſchmeichelte mir damals ein patriotiſcher Buchhändler, Göſchen in Leipzig, mit der Ausſicht, ein zweiter Batteur für die deutſche Literatur zu werden ¹). Ich hatte mich ſchon einer andern Betrachtung zugewandt.

---

1) Leipzig, am 11. Auguſt 1808: „Mit ſehr großer Theilnahme

II. Länder- und Völkerkunde; politiſche Wiſſenſchaften; Nationalitätsſyſtem. Die Fortſetzung meiner arabiſchen und kaukaſiſchen Studien, welche ich meiſt in Bertuch's geographiſchen Ephemeriden (Bd. XIII, XIV), ſpäter in der großen halliſchen Encyklopädie in einzelnen Artikeln niedergelegt habe, und die mir ſeit 1808 eröffnete Ausſicht nach Rußland führten mich wieder auf den Boden der Länder- und Völkerkunde. Man hatte damals ſchon angefangen, die auf permanenten phyſiſchen Grundlagen (der Gebirge und Flüſſe) ruhende Erdkunde (Geographie und Chorographie) von dem gewöhnlichen Wuſt ephemerer, ethnographiſcher und ſtatiſtiſcher Notizen zu reinigen (ſ. Zeune's Gäa, Berlin 1808). Und ich bemühte mich nun, der Ethnographie oder Völkerbeſchreibung, dieſer ſchon von dem Griechen Eratoſthenes hochgeachteten Wiſſenſchaft, ihre beſondere Stellung zwiſchen der Geographie und der Statiſtik (moderner Staatenbeſchreibung) anzuweiſen. Ich verſtand nämlich darunter eine folgenrechte und ſelbſtändige, den ganzen Organismus der Völker und Nationen dieſer Erde, nach Sprache, Abſtammung, Sitten,

---

habe ich Ihre trefflichen Aufſätze in den Tagblattern geleſen, und die Klarheit, die Gründlichkeit und die Schönheit derſelben bewundert. Ich möchte Sie auffodern, künftig ein Werk, wie Batteur für ſeine Franzoſen in ſeinem Zeitalter ſchrieb, unſerm Zeitalter angemeſſen für die unverdorbenen oder vielmehr unbefangenen Freunde der ſchönen Literatur, alſo nicht für die Syſtembauer, oder für die tiefen Anhänger der neueſten Schule, auszuführen. Gute Beiſpiele finden wir in unſern claſſiſchen Schriftſtellern genug, ſchlechte zum Gegenſatz haben die neueſten Schriftſteller unzählige. Eine ſolche Zuſammenſtellung kann die Ehre der Deutſchen retten, die, um in die Tiefe zu kommen, an eine kalte, freudenloſe Grube gerathen ſind, oder um das Höchſte zu erreichen, oben im Winde auf Dunſtwolken hin- und hergetrieben werden."

Gebräuchen, Induſtrie, Cultur und Verfaſſung umfaſſende Beſchreibung, welche in ihrer Durchbildung auf dem Boden der Vergangenheit und Gegenwart einer folgerechten oder pragmatiſchen Darſtellung nach den Regeln der Wahrheit und Schönheit unterworfen werden mußte. Und je wichtiger mir, nach dem ſchon damals ſehr reichen Material der Engländer, Franzoſen und Deutſchen, ein dieſem Ideal entſprechendes Gemälde der Völker dieſer Erde erſchien, deſto mehr Werth legte ich darauf, auch dieſer beſchreibenden Wiſſenſchaft einen der Geſchichtſchreibung analogen Styl zu vindiciren (Ueber Geographie und den geographiſchen Styl in den Allgemeinen geographiſchen Ephemeriden, 1806 December, und das zu Marburg 1810 gedruckte Programm: Ueber Geographie und Statiſtik, nebſt einem Abriß dieſer und der politiſchen Wiſſenſchaften). Bertuch und Vater gaben damals ihr ethnographiſches Archiv heraus, und ich benutzte ihre Auffoderung, um zu dem erſten Theile deſſelben eine Probe ethnographiſcher Darſtellung in den Völkern des Kaukaſus zu liefern (1809). In der Form ſchwebten mir Strabo und Tacitus' Germania als Ideale vor. Den Stoff hatte ich ſchon in Göttingen geſammelt und aus den neueſten Reiſebeſchreibern ergänzt; ich fügte auch einen Anhang über die hiſtoriſchen Epochen des Kaukaſus hinzu, der in den Göttinger Anzeigen eine ehrenvolle Anerkennung Schlözer's fand. Mein Hauptverdienſt beſtand wol in der nach zwölf Sprachſyſtemen vollführten Sichtung des ganzen, zwiſchen dem kaspiſchen und ſchwarzen Meere gelegenen Völkergemiſches, wodurch das Chaos der ſchon von Strabo auf 300 berechneten kaukaſiſchen Völkerſtämme auf zwölf Hauptvölker zurückgeführt werden ſollte. Es iſt bekannt, welche wichtige Stellung und welthiſtoriſche Berühmtheit nachher der Kaukaſus, infolge des Aufſtandes und der Guerillaskriege ſeiner barbariſchen Bergvölker, der Achillesferſe des ruſſiſchen Koloſſes, erlangt hat. Ich deutete ſchon damals, in der Einleitung dieſes ethnographiſchen Gemäldes, auf die beſte und ſicherſte Weiſe der Bezähmung und Civiliſirung jener Barbaren durch Handel und friedlichen Commerz hin — ſchon zu Strabo's Zeiten lockte das den Nomaden unentbehrliche Salz faſt alle Kaukaſier nach den Küſtenſtädten hin — ein Plan, der, eine Zeitlang von dem General Yermolow verfolgt, nur durch die Unvorſichtigkeit und Kriegs- und Rachluſt einiger anderer ruſſiſcher Befehlshaber verhindert und verdorben worden iſt (ſ. Dubois de Montpereux, kaukaſiſche Reiſebeſchreibung, in der Einleitung). Von der Ethnographie, in welcher das politiſche Element als letzte Blüte der Volksbildung oder monarchiſcher Ordnung den Ausgangspunkt bildet, ging ich zur Staatenbeſchreibung, oder politiſchen Ethnographie, über, welche man noch immer mit dem barbariſchen Namen Statiſtik bezeichnet. Dieſe zur Kenntniß aller beſtehenden Staatsverfaſſungen führende Wiſſenſchaft bietet zugleich eine folgerechte, bisher ſo ſehr verſäumte Ordnung der politiſchen Doctrinen dar. Denn indem man einen gegebenen Staat nach den drei Hauptgliedern ſeines Organismus, der Grundmacht (Staatskräfte), der Verfaſſung und der Verwaltung (vires, unitae, agunt) betrachtet, entdeckt man zugleich den ganzen in einem innigen Zuſammenhang ſtehenden Cyklus der philoſophiſchen und poſitiven Staatswiſſenſchaften. In der erſten Abtheilung (vires) ſollten alle ſogenannten kameraliſtiſchen, d. h. volks- und ſtaatswirthſchaftlichen Doctrinen, der Land-, Forſt- und Bergwerkswiſſenſchaft, der Gewerbskunde, der Technologie ꝛc., ihren Platz ſinden, welche uns über die beſten Grundſätze der Erzeugung, der Verarbeitung und der Verfeinerung der Landesproducte belehren; und weil die Staatskräfte nicht blos extenſiver und materieller, ſondern auch intenſiver und moraliſcher Art ſind, ſo müßte auch von dieſer Seite her durch eine Verbindung der Ethik mit der Politik der Theorie von der Staatsmacht eine neue Quelle eröffnet werden. Zu der zweiten Abtheilung (unitae) gehört die ganze philoſophiſche und poſitive Staatsrechts- und Staatsverfaſſungslehre, der nunmehr eine Ueberſicht und Kritik unſerer modernen Conſtitutionen zur Seite gehen könnte. Dies würde auch zu einer breitern Grundlage für das auf einem fremden Boden erwachſene Privatrecht und für das ganze alle nationale Bedürfniſſe bisher hintanſetzende Studium der römiſchen Jurisprudenz führen. Aus der dritten Abtheilung (agunt) geht die große praktiſche, adminiſtrative und diplomatiſche Propädeutik unſerer Dikaſterien und Miniſterien des Innern, der Juſtiz, der Staatswirthſchaft, des Kriegsweſens, des Cultus und der auswärtigen Angelegenheiten hervor.

Ich hatte damals noch keine Ahnung von der neuen Epoche der politiſchen Wiſſenſchaften, die uns infolge der Revolution von 1830, und der darauf errungenen deutſchen conſtitutionellen Reformen und einer bisher fehlenden parlamentariſchen Schule eröffnet wurde. Ich ſchrieb auch, in meiner Abneigung ſowol gegen unſere vaterlandsloſe und verknöcherte Jurisprudenz als gegen unſere transſcendentale Metaphyſik, den Abgang unſerer politiſchen Bildung, den Mangel an gewiegten, erfahrenen, hiſtoriſch gebildeten und wahrhaft aufgeklärten Staatsmännern nicht ſowol der ſeit drei Jahrhunderten vorherrſchenden Regierungsweiſe, als vielmehr dem Umſtand zu, daß alle legislatoriſche Aufgaben in der Theorie unpraktiſchen Philoſophen, in der Praxis engherzigen Rechtsgelehrten anheimgefallen waren 1). Solon und Lycurg, Charondas und Zaleucus, Leibniz 2), Montesquieu und Filangieri brachten mich auf den Gedanken, daß eine heilſame Verbindung der Philoſophie und Jurisprudenz (mit den Hilfswiſſenſchaften der Philologie und Hiſtorie) uns zu den Muſtern der Geſetzgebung aller Zeiten und Nationen und zu jener großartigen politiſchen Geiſtesrichtung führen würde, in der Montesquieu und Leibniz faſt allein ſtehen. Ich ſammelte mir zu dieſem Behuf ſchon aus den Originalquellen eine Quinteſſenz der weſentlichen politiſchen (nicht blos localen oder ephemeren) Geſetze aller civiliſirten Nationen; ein meine Kräfte weit überſteigendes Unternehmen, welches meine in den Brotwiſſenſchaften befangenen Collegen zu dem Gerücht benutzten, als wolle ich aus der Philologie in die Jurisprudenz übertreten. Ich hatte damals einen literariſchen Freund in Kaſſel, den königlich preußiſchen Kriegsrath und Hiſtoriographen Kuhn (Herausgeber der Memoiren und Briefe des pfälziſchen Geſchäftsträgers

---

1) Hierüber klagt ſchon Baco zu einer Zeit, wo noch kein Chatham, Pitt, Burke, Canning, Peel und Macaulay aus einer parlamentariſchen Schule hervorgegangen waren. De Augmentis scientiarum XVIII c. 13. Qui de legibus scripserunt, omnes vel tanquam *Philosophi* vel tanquam *Jurisconsulti* argumentum illud tractarunt. Atque philosophi proponunt multa dictu pulchra sed ab usu remota. Jurisconsulti *autem* suae quisque patriae legum, vel etiam Romanorum aut Pontificiorum placitis obnoxii et addicti judicio sincero non utuntur, sed tanquam e vinculis sermocinantur.

2) Vergl. die Einleitung zu den von mir herausgegebenen, bisher ungedruckten Briefen Leibniz'ens und des Landgrafen Ernſt von Heſſen, I, 73 (Frankfurt 1847).

von Rußdorf [1]), der mir bei dieſer Gelegenheit (1807) die untenſtehende Warnung zuſchickte [2]).

Seit dem Einbruch und der Ausbreitung der fremden Gewaltherrſchaft war ich auch auf das ſchlüpferige Gebiet der politiſchen Schriftſtellerei getreten, und aus dieſer mehr praktiſchen Richtung gingen die in Archenholz' Minerva 1807 und 1808 veröffentlichten, meiſt mit dem Buchſtaben R. bezeichneten Aufſätze über Vaterlandsliebe und Nationalität in directer Beziehung auf das unterjochte Deutſchland hervor. Eine Anonymität, welche unter andern zu dem Misverſtändniß führte, daß eine in derſelben Minerva im März 1808 aufgenommene Apologie des ſchmachvollen Rheinbundes mir zugeſchrieben wurde, der ich aber, trotz der panegyriſchen Auffoderung des Herausgebers [3]), aus Gründen meines Amtsberufes noch nicht entſagen mochte. Mein Hauptzweck war, dem engherzigen Provinzialismus, dem niederträchtigen Servilismus gegenüber, etwas zur Erweckung und Kräftigung des in tiefen Schlummer verſunkenen Nationalgefühls und politiſchen Gemeingeiſtes (public spirit) beizutragen. Und wenn ich bei dieſer Gelegenheit auf die bisherigen Schattenſeiten des deutſchen Nationalcharakters und des deutſchen Reichs, auf die Nachäfferei und Rechthaberei, auf die von gerechtem Nationalſtolz weit entfernte, bald allzu demüthige, bald allzu dünkelhafte Geſinnung, auf die von Despoten und Zeloten genährten politiſchen, dynaſtiſchen und kirchlichen Spaltungen und Sonderintereſſen, unter Anerkennung der ſonſtigen großen Vorzüge der deutſchen Nation, ihres Nähr-, Wehr- und Lehrſtandes, aufmerkſam machte, ſo geſchah es nur, um durch Selbſterkenntniß zur Selbſtſchätzung und zur Selbſterhebung zu führen. Aber noch immer zu ſehr in dem Ideal eines antiken Patriotismus, einer hochherzigen, unſerm Zeitalter fremden Selbſtaufopferung befangen, erkannte ich erſt ſpäter aus den trefflichen, philoſophiſchen Tiefſinn mit populärer Freimüthig-

---

[1]) Das werthvolle, der vollſtändigern Herausgabe würdige Manuſcript dieſes Märtyrers und treuen Dieners Friedrich V. und ſeines Nachfolgers Karl Ludwig zur Zeit des Dreißigjährigen Kriegs befindet ſich noch auf der kaſſelſchen Bibliothek.

[2]) „Ich erſchrak bei der Nachricht, daß Sie ſich der Jurisprudenz zuwenden wollten, und zwar nicht ohne Grund. Man kann die Theologie nicht ſtudiren, ohne zugleich eifriges Studium der Sprachen, der alten Literatur, der Geſchichte und mancher anderen Scienz damit zu verbinden. Wer Medicin ſtudirt, iſt genöthigt, ſo viele andere Wiſſenſchaften zugleich zu bearbeiten, daß es nicht befremden darf, wenn man nicht ſelten unter den Aerzten ſehr helle, liberale, freie und erleuchtete Männer trifft. Ich kenne die Rechtsgelehrſamkeit zu wenig, um beſtimmt beurtheilen zu können, wie ſie das Beſchränkte, Einſeitige, das aller erleuchteten Liberalität gänzlich Widerſtrebende zu bewirken vermag, was an ſo vielen Männern, die es in dieſer Wiſſenſchaft weit gebracht, ſo unangenehm auffällt. Und für eine Wiſſenſchaft dieſer Art wollte ſich ein ..... Kopf aufopfern, den wohlverdienter Ruhm ſchon für die Anſtrengung belohnt, mit welcher er die ſeinige bearbeitete.“

[3]) Er ſchrieb mir unter anderm am 9. Oct. 1807 aus Hamburg: „Ich danke Ihnen verbindlichſt für die mir gefälligſt zugeſchickten Aufſätze, worin ich ſo viel Wahres und Originelles gefunden, daß ich

---

wohl ſagen kann, daß ich lange nichts ſo con amore aufgenommen habe, als dieſe trefflichen Beiträge, wobei Sie aber gütigſt entſchuldigen werden, daß ich ſie nicht gehäuft, ſondern in mehreren Heften vertheilt. Denn der große Hauſe unſeres Publikums will nur erzählende Aufſätze, oder doch ſolche, wobei Erzählungen zu Grunde liegen. Ich ſelbſt bin zu dieſem Guſto übergegangen, da ich durch ſo viele ſeichte unverdaute Artikel über die jetzige Lage der Menſchen und Dinge, wo man räſonnirt, ohne einmal das Nöthigſte zu wiſſen, dazu gleichſam gezwungen wurde; wie ſelten ſind räſonnirende Journalartikel den übrigen ähnlich. Auch hoffe ich, daß Sie Ihre Talente nicht vergraben, auch nicht Ihre Beſcheidenheit zu weit treiben werden. Indeſſen bleibt bis auf Ihre weitere Verfügung Ihr Name ein Geheimniß.“

keit verbindenden Reden Fichte's an die deutſche Nation (Berlin 1808) die wahren innern Grundurſachen des zur fremden Gewaltherrſchaft führenden Verluſtes unſerer Selbſtändigkeit: die vollſtändige Entwickelung unſerer Selbſtſucht, beſonders in den höhern Ständen, den Untergang der deutſchen, den verderblichen Einfluß der wälſchen Philoſophie, Moral und Politik, die verkehrten Principien einer jeden volksthümlichen und nationalen Patriotismus untergrabenden Erziehung. Wohl liegt in dem Herzen und in der Geſchichte des deutſchen Volks, in ſeiner unerſchöpflichen Sprache und Bildung, in den Grundzügen ſeines geiſtigen Lebens der unverwüſtliche Keim eines neuen kräftigen Geſchlechts. Aber die Geſchichte des deutſchen Reichs, deſſen Verfall mit dem Verluſt ſeiner nationalen Inſtitutionen, mit der Einfuhrung des römiſchen Rechts, mit dem Einfluß ſerviler Rechtsgelehrten begann, und die neueſten unreifen, zum Theil anarchiſchen Bewegungen haben den unwiderſprechlichen Beweis geliefert, daß weder die Verwandtſchaft der Stämme, noch der Sprache und Literatur, noch der Sitten und Gebräuche den Mangel jener gemeinſamen Inſtitutionen erſetzen kann, auf denen die politiſche Stärke einer Nation beruht.

Ich kehre zu meinem geſellſchaftlichen Leben zurück. In Marburg herrſchte bis zur franzöſiſchen Invaſion eine muſterhafte, Profeſſoren, Studenten und alle gebildete Einwohner verbindende Geſelligkeit, im Sommer durch reizvolle Land- und Bergpartien, im Winter durch auserleſene literariſche Geſellſchaften und durch ein zum Beſten der Armen improviſirtes Privattheater unterhalten. Es war auch damals die Zeit reiſender Declamatoren und Mimiker, und ich erinnere mich noch eines Herrn von Seckendorf, des ſpäter nach Amerika übergeſiedelten Patrik Peale, mit ſeiner als Madonna in plaſtiſchen Darſtellungen glänzenden Gattin, dem ich mit meinen gleich lebensluſtigen Freunden zu ſeinem Pygmalion (wo eine der ſchönſten adeligen Jungfrauen als Galathea figurirte) ein zahlreiches Publicum verſchaffte. — Eine weit intereſſantere, nur zu ſchnell vorübergehende Erſcheinung waren Savigny und die Familie Brentano. Clemens, der, mit Sophie Mereau verheirathet, bald in finſterer Laune von uns abſchied, Chriſtian, der mit mir und einigen andern Literaten einen Shakſpeare-Club ſtiftete, Bettina, welche damals (1805) mit dem unglücklichen Fräulein von Günderode am Fuße des marburger Schloſſes ihren poetiſchen Schwärmereien nachhing, und ihre minder excentriſche Schweſter Meline, deren ſchöne ätheriſche Geſtalt, wenn ſie Sonntags zu dem katholiſchen Gottesdienſte der St.-Eliſabethkirche einherſchwebte, mir noch ſo lebhaft vor Augen ſteht.

Unſer Shakſpeare-Club, der aus lauter Junggeſellen beſtand, nahm bald eine politiſche Wendung. Eine unbegreifliche Wuth ergriff uns, ganze Wochen lang über Zweck und Ziel des Staats und über die beſte Regierungsform zu disputiren. Es war Keiner unter uns, der nicht dem monarchiſchen Princip, als dem Panier bürgerlicher und politiſcher Ordnung, huldigte, aber unter der Bedingung einer volksthümlichen, ariſtokratiſchen und demokratiſchen, Grundlage. Von der modernen Theorie des Conſtitutionalismus hatten wir noch keine Ahnung. Ich ſelbſt hielt mich an die Worte Pindar's und Plutarch's, welche das Geſetz den König aller Sterblichen und Unſterblichen nennen, das nicht äußerlich in geſchriebenen Büchern, ſondern innerlich durch die in die Seele geſchriebene Vernunft den Herrſcher bewachen und leiten ſoll, und an den Ausſpruch Cicero's: Daß de Untergang der Fürſten aus allzu unumſchränkter Herrſchaft, die Sklaverei der Völker aus allzu unumſchränkter Freiheit entſpringt.

Heſſen-Kaſſel hatte ſich ſeit dem Weſtfäliſchen Frieden, der Erbverbrüderung und dem reformirten Glaubensbekenntniß gemäß, der Politik des Hauſes Brandenburg angeſchloſſen, und der Kurfürſt Wilhelm I. wa nach dem Baſeler Frieden durch die Vermählung ſeine Thronerben mit einer preußiſchen Königstochter un durch die Annahme der preußiſchen Generalfeldmarſchallswürde in noch nähere Beziehung zu dieſem Hof getreten. Seit der Stiftung des ſchmählichen Rheinbundes, dem er, trotz der perfiden Verſprechungen Napoleon's [1]), keineswegs beitrat, ſchmeichelte er ſich jedoc mit der Hoffnung, eine neutrale Stellung zwiſchen den beiden ſchlagfertigen Mächten zu behaupten. Er erhiel die Einwilligung Preußens und Frankreichs; von Seiten Napoleon's und ſeines Miniſters Talleyrand, des Granvella unſerer Zeit, unter der Bedingung, die heſſiſchen Truppen auf den Friedensfuß zu ſetzen. Einig Wochen vor der Schlacht bei Jena war ich Zeuge, wi man in Kaſſel gleich nach der Rückkehr des Kurfürſten aus dem preußiſchen Hauptquartier den Abſchluß einer Neutralität als eine höchſt weiſe Maßregel pries, während von Tacitus an [2]) bis auf Macchiavelli und Luccheſini alle erfahrene Staatsmänner kleinern Fürſten den Rath geben, zwiſchen zwei kriegführenden Großmächten ſich nicht einer ruhigen Parteiloſigkeit hinzugeben. Faſt in ähnlicher Lage hatte Landgraf Moritz im Anbeginn des Dreißigjährigen Krieges, unfähig, ſeinen Haß gegen Ferdinand II. zu verbergen, zu Gunſten des pfälziſchen Hauſes und des Wahlkönigs von Böhmen eine zuletzt verderbliche zweideutige Stellung genommen. Aber ſo oft auch im Laufe der Jahrhunderte ſich untereinander ähnliche Weltlagen und Verwickelungen wiederkehren, bei denen man die Erfahrungen der Vergangenheit zu Rathe ziehen ſollte, ſo bleibt doch die Geſchichte ſelbſt den ſtaatsklugſten Völkerführern gar oft ein verſchloſſenes Buch. Die Grundſätze des Völkerrechts, welche einen rechtmäßigen Krieg nur nach geſchehener Kriegserklärung anerkennen, ſchienen dem allzu argloſen Kurfürſten, trotz wiederholter verdächtiger Anzeichen[1], eine hinlängliche Garantie. Am 14. Oct. 1806 erfolgte die Schlacht bei Jena. Am 31. Oct. umzingelten ein franzöſiſches und ein holländiſches Heer, jenes von der Fulda, dieſes von der Diemel her, die Hauptſtadt des Kurfürſten[2], und nach der ſchreckensvollen Nacht vom 1. Nov., wo eine Napoleoniſche Achtserklärung gegen das Kurhaus in dem Schloſſe zu Kaſſel abgeliefert wurde, ſah ſich Wilhelm genöthigt, im Angeſicht eines übermächtigen Feindes ſeine trotz ihrer kleinen Anzahl ſo kriegsmuthigen Truppen zu entlaſſen und ſich aus ſeinen Staaten zu entfernen. Zehn Jahre nachher, als der aus ſeinem Aſyl zu Prag zurückgekehrte Kurfürſt meinen Plan einer heſſiſchen Geſchichte genehmigte und mir dabei geſtattete, mich im voraus über wichtige Momente ſeiner Zeit und ſeines Lebens Raths zu erholen, erlaubte ich mir die Frage, ob es nicht möglich geweſen wäre, ſich entweder bei den erſten verdächtigen Bewegungen der Franzoſen, oder auch nach der Achtserklärung vom 31. Oct., in einen gehörigen capitulationsfähigen Wehrſtand zu verſetzen. Er berief ſich auf die durch Talleyrand dem heſſiſchen Geſandten Geheimenrath von Malsburg ſchriftlich gegebene franzöſiſche Zuſage und Neutralitätsverſicherung und auf den in jener verhängnißvollen Nacht (allzuſpät) gehaltenen Kriegsrath, welcher jede offene Gegenwehr als unausführbar und verderblich verwarf. Es iſt bekannt, wie im Dreißigjährigen Kriege Tilly's liguiſtiſches Heer mehr als einmal an Kaſſel unverrichteter Sache vorbeiziehen mußte. Aber dieſe ehemals ſo ſtarke Feſtung war nach den bittern Erfahrungen des Siebenjährigen Krieges, wo Friedrich der Große Heſſen und Hannover der franzöſiſchen Uebermacht preisgeben mußte, aller ihrer Bollwerke beraubt, und die großartige Strategie der neuern Zeit hat die Unzulänglichkeit ſolcher Landesvertheidigung außer Zweifel geſetzt.

---

[1]) Was Thiers und ſeine Nachbeter im Gegentheil von perfiden Anträgen des nur allzuredlichen Kurfürſten erzählen, wird in meiner Heſſiſchen Geſchichte ausführlich widerlegt werden.

[2]) Inter inpotentes ac validos falso quiescas; ubi manu agitur modestia ac probitas nomina superioris sunt. Taciti Germania XXXVI.

---

[1] Vergl. außer meiner 1822 zu Kaſſel gedruckten kleinen Schrift: Wilhelm I., eine Ueberſicht ſeines öffentlichen Lebens, S. 22, 23, die Minerva, von Archenholz, März 1808, Nr. 9, ferner die Biographie des Generals von Ochs, herausgegeben von Hohenhauſen (Kaſſel 1827), S. 148, und die Nachrichten des Herrn von Münchhauſen in Strieder's Heſſiſcher Gelehrten-Geſchichte, XVII, 391—393.

[2] Faſt ebenſo wie in den Jahren 1285 und 1287, wo zwei Erzbiſchöfe und ein Herzog von Braunſchweig zur Umzingelung Kaſſels herbeirückten, aber von den tapfern Bürgern der Stadt einen entſcheidenden Widerſtand erfuhren. Heſſiſche Geſchichte, II, 216, 221.

Neuere Kriegsverſtändige haben die Behauptung aufgeſtellt: der Kurfürſt, außer Stande, von Kaſſel aus zweien feindlichen Heerhaufen zu widerſtehen, hätte, nach einer ſchleunigen Zuſammenziehung ſeiner beurlaubten, in der Nähe zerſtreuten Truppen, ſich unverzüglich nach der Feſtung Ziegenhain wenden und unterwegs alle ſeine Streitkräfte vereinigen müſſen, um alsdann unter den Kanonen von Ziegenhain verſtärkt zu einem regelmäßigen Angriff überzugehen. Bei dem erſten in Heſſen ſelbſt zu erkämpfenden Vortheil, habe er ferner ſeine und Preußens zerſtreute Truppen bei Hameln an der Weſer ſammeln und das Panier der deutſchen Freiheit im Rücken des nach Berlin ziehenden Napoleon aufſtecken müſſen[1]). Aber man vergißt hierbei, daß der Kurfürſt kein Parteigänger des Dreißigjährigen Kriegs war, und daß der plötzliche Sturz der preußiſchen Armee und Monarchie wol auch einen entſchloſſenern und erfahrenern Heerführer außer Faſſung geſetzt hätte.

Das heſſiſche Volk ergab ſich keineswegs ſo geduldig, als die Franzoſen erwartet haben mochten. Dem grenzenloſen Schmerz der in Kaſſel ſelbſt entwaffneten und ihre Gewehre mit Ingrimm zertrümmernden Soldaten, ihrer verzweifelten Kampfluſt im Angeſichte eines verhaßten und hinterliſtigen Feindes folgte ſchon gegen das Ende des Jahres 1806 eine gefährliche Bewegung in den Landbezirken von Marburg, Eſchwege, Allendorf, Spangenberg, Melſungen, Lichtenau, Hersfeld und Schmalkalden, wo einzelne angeſehene Männer, wie der ſogenannte Heſſenoberſt von Uslar, wie im Bauernkrieg, durch die Wahl der alten entlaſſenen Krieger nothgedrungen an die Spitze traten. Die wiederholte Auffoderung an die heſſiſchen Soldaten und Officiere zur Tragung franzöſiſcher Waffen, die Androhung der Gefangenſchaft gegen die Ungehorſamen, der Todesſtrafe gegen die, welche den Feinden Napoleon's dienen würden, brachten eine ungeheuere Erbitterung hervor, welche nur durch das kluge Benehmen des Generalgouverneurs La Grange, durch die einſtweilige Zuſicherung einer Freiheit von dem franzöſiſchen Kriegsdienſt und durch die Anſprache der in Kaſſel gebliebenen heſſiſchen Miniſter von Baumbach und Waitz geſtillt werden konnte. Unter den Officieren, welche den fremden Waffendienſt und die ſchon einmal erfahrene ſchmachvolle franzöſiſche Gefangenſchaft verſchmähten, war ein mir und allen marburgiſchen Gelehrten befreundeter hochgebildeter Hauptmann von der Lith, welcher ſich dem Schickſal ſeiner nach Mainz abgeführten Kameraden durch einen freiwilligen Tod entzog [1]). Eine ähnliche Geſinnung beſeelte auch — mit Ausnahme einiger Apoſtaten — faſt alle Mitglieder des heſſiſchen Armeecorps, und es gereicht den Franzoſen zur Ehre, daß die damals erſchienene Schmähſchrift „Heſſen vor dem 1. November 1806“, wo die bekannten Misbräuche des alten ſteifen heſſiſchen Heerweſens mit rückſichtsloſer perſönlicher Erbitterung gerügt wurden, ſelbſt in ihren Kreiſen allgemeinen Unwillen erregte.

---

[1]) Vergl. unter anderm die Flugſchrift: Heſſen in ſeiner wahren Geſtalt (1808, S. 28, 29), eine Widerlegung der zu Leipzig 1807 erſchienenen Schmähſchrift: Heſſen vor dem 1. Nov. 1806.

Es iſt kaum möglich, die verſchiedenartigen Empfindungen und Betrachtungen zu ſchildern, welche der plötzliche Untergang der alten Verfaſſung und die überraſchend ſchnelle Umgeſtaltung aller Inſtitutionen der zum Königreich Weſtfalen geſchlagenen Provinzen damals in allen denkenden, die Vergangenheit mit der Gegenwart vergleichenden Menſchen erregte. Verglich man die großen Gebrechen der deutſchen Fürſtenthümer, die Misbräuche der Höfe und der ſtehenden Truppen, den Kaſtengeiſt des Erbadels, die Erſtarrung der Landſtände, die unzähligen Hemmniſſe eines den Grundboden belaſtenden Feudalismus, den Unfug der Monopole und Privilegien, die Verkümmerung der ſtädtiſchen Gewerbe und Induſtrie mit den unabweisbaren Foderungen der Zeit und der Nation, ſo ſteigerte ſich das Gefühl der Nothwendigkeit durchgreifender Reformen in dem ganzen Kreis der bürgerlichen Geſellſchaft. Es gab damals echt deutſch geſinnte Patrioten, welche in dem über die ganze Nation verhängten göttlichen Strafgericht den Anbeginn eines neuen beſſern Zeitalters erblickten. Selbſt treue Anhänger des heſſiſchen Regentenhauſes, gleich weit von demokratiſcher Neuerungsſucht, wie von blinder Verehrung Napoleon's entfernt, konnten die unleugbaren Fortſchritte der franzöſiſchen Nation im Staats- und Kriegsweſen nicht verkennen, wie ſie die erſten Inſtitutionen des Königreichs Weſtfalen beurkundeten; ſo ſchmerzlich auch die Betrachtung war, daß eine ſolche Umgeſtaltung vaterländiſcher Verfaſſung nicht auf geſchichtlichem Wege, durch allmälige und zeitgemäße Entwickelung, ſondern durch die verhaßte Hand despotiſcher Fremdlinge geſchehen ſollte. Die Einrichtung eines aus dem Kern Norddeutſchlands auserleſenen mit talentvollen Geſchäftsmännern zuſammengeſetzten Staatsraths, die öffentliche Achtung, welche man, trotz der Kriegszeiten, den höhern Verwaltungsbeamten und den Repräſentanten der Wiſſenſchaft und Kunſt widmete, die Gleichheit der Staatsbürger vor dem Geſetz, die Aufhebung ſchädlicher Monopole und Privilegien, die ſelbſtändige öffentliche Gerichtsverfaſſung, das Inſtitut der Friedensgerichte und Notare (nach der trefflichen Inſtruction des Miniſters Siméon), die Eröffnung einer bisher unbekannten gerichtlichen und parlamentariſchen Beredtſamkeit waren ganz dazu geeignet, die öffentliche Meinung der nicht in dem Schlendrian träger Ruhe oder in Standesvorurtheilen befangenen Staatsdiener zu gewinnen. Selbſt das Schaugepränge der Reichsſtände, welches Herr von Strombeck in ſeiner Biographie mit ebenſo viel Ironie als Wahrheit geſchildert hat, hing mit einem würdevollen äußern Anſtand zuſammen, wodurch man in den Repräſentanten des Landes das Land ſelbſt zu ehren ſchien. Man hat auch den Einklang der legislatoriſchen Gewalten zu einer Werkſtätte der Geſetze aus einem Guß, ohne mikrologiſche Zänkereien und partielle Ungleichheiten bei der Redaction der Geſetze, gerühmt, weil bei den vom Staatsrath entworfenen und mit den ſtändiſchen Ausſchüſſen vorher berathenen Geſetzvorſchlägen, welche entweder ganz angenommen oder zur Umänderung zurückgeſtellt wurden, die Richtſchnur leitender Grundſätze entſchied. Und was die Hauptſtadt, den glanzvollen Mittelpunkt des neuen Reichs, betraf, ſo waren es ſowol die jetzt beſſer als ſonſt beſoldeten Staatsdiener, als die reichlich beſchäftigten Handwerker und Manufacturiſten, welche hier eine langſt erſehnte Befriedigung materieller Intereſſen fanden. Aber allmälig löſte ſich dieſer Zauber. Zu dem beſchämenden Gefühl einer hinterliſtigen Unterjochung, einer fremden Gewaltherrſchaft und der Abhängigkeit von einem auswärtigen, die Freiheit Europas bedrohenden Zwingherrn geſellte ſich die Entdeckung eines krebsartig um ſich freſſenden moraliſchen Verderbens. Nicht der vorübergehende Druck der Einquartierung und der Kriegsſteuern, nicht der Waffendienſt und die geſetzwidrige Verſtärkung des weſtfäliſchen Heeres für eine franzöſiſche Weltherrſchaft, nicht die Erſchöpfung und liederliche Verſchleuderung der Staatseinkünfte und Staatsdomänen war es allein, welches den deutſchen Vaterlandsfreund mit bangen Beſorgniſſen für die Zukunft erfüllte. Der Despotismus und die geheimen Denunciationen der von inländiſchen und ausländiſchen Spionen bedienten Polizei, die ſchamloſe Sittenloſigkeit des Hofes unter einem leichtſinnigen und verſchwenderiſchen, dem Volksbewußtſein fremden Uſurpator, die Proſtitution des weiblichen Geſchlechts, die tief eingeprägten böſen Flecken des franzöſiſchen Sittenverderbniſſes untergruben die alte treuherzige Biederkeit, die männliche Kraft und das dem deutſchen Gemüthe des Bürgers und Landmanns noch immer inwohnende ſittliche Gefühl. Selbſt die von den geſcheiteſten Franzoſen (ſiehe den unten angeführten Brief des Staatsraths Beugnot) beabſichtigte Verſchmelzung der deutſchen und franzöſiſchen Bildung, Sprache und Literatur mußte zum Verluſt der nationalen Selbſtändigkeit und zu einer allmäligen verderblichen Zerſetzung des deutſchen Geiſtes und Gemüthes führen.

---

[1]) Vergl. das Denkmal, welches der menſchenfreundliche Juſti dieſem eines milden Richterſpruchs würdigen Weiſen geſetzt hat, in Strieder's heſſiſcher Geſchichte, Bd. XVI, 368, wo man auch die Sprüche Seneca's findet, welche von der Lith kurz vor ſeinem Tode mit eigener Hand zu ſeiner Rechtfertigung im Sinne der Stoiker abgeſchrieben hatte. Bei ſeinem feierlichen, auch von den Fremdlingen zahlreich beſuchten Leichenbegängniß wandte ein Anweſender die Worte Pope's: He was not for this world, and this world was not for him. auf ihn an.

Ich glaube nicht, daß ſolche Betrachtungen den althesſiſchen Biedermännern zum Grunde lagen, die ſich ſchon im erſten Jahre des improviſirten Königreichs nach der alten patriarchaliſchen Verfaſſung und Ordnung ſehnten. Dieſe altheſſiſchen Beamten hatten auch keine Gemeinſchaft mit dem damals in Preußen und ganz Norddeutſchland aufkeimenden Tugendbund deutſcher Patrioten, deren allgemeinſte Aufgabe es war, „den vaterländiſchen Geiſt der fremden Gewaltherrſchaft gegenüber zu erwecken und zu unterhalten".

A tout prix, ſetzten Diejenigen hinzu, welche ſelbſt nach dem Tilſiter Frieden den von den großen Mächten anerkannten, aber ihnen aufgedrungenen Uſurpator und einen ihm geleiſteten Dienſteid nicht achteten, um den großen Befreiungsplan ihres angeſtammten Vaterlandes zu verfolgen. Zu dieſen gehörte der von Hormayr als Siegfried des Befreiungskrieges bezeichnete königlich weſtfäliſche Oberſt von Dörnberg [1]), der einer der älteſten heſſiſchen Adelsfamilien angehörte und den ich zuerſt im Jahre 1808 in dem Hauſe des Landraths von Schenk zu Schweinsberg in Marburg kennen lernte. Seine edle, ritterliche Geſtalt mit durchdringenden ſchwarzen Augen, ſeine beſonnene Ruhe und Schweigſamkeit, welche an Wilhelm von Oranien erinnerte, zog mich unwiderſtehlich an, und er gab mir auch ſpäterhin durch die Mittheilung eines Bruchſtücks ſeiner noch ungedruckten, erſt nach der heſſiſchen Inſurrection ſo thatenvollen Lebensgeſchichte einen beſondern Beweis ſeines Zutrauens [2]).

Welche Kataſtrophe Napoleon's und des Königreichs Weſtfalen würde ſchon im Jahre 1809 erfolgt ſein, wenn die Morgenröthe von Aspern früher angebrochen wäre und wenn Caſtlereagh's vermaledeiter Eigenſinn (im Widerſpruch gegen Canning, den Grafen von Münſter und Dörnberg) nicht frühzeitig dem britiſchen Hülfscorps die verderbliche Richtung in die Sümpfe von Walchern gegeben hätte. Nicht der Erfolg, abhängig von kleinen unvorhergeſehenen Umſtänden, nicht der ſcheinbare Ausgang, welcher Kurzſichtige verleitet, den trefflichſten Entwürfen den Stempel der Thorheit aufzudrücken, ſondern der gerechte und nach den vorhandenen Mitteln wohlberechnete Zweck, die edle, uneigennützige Aufopferung entſcheidet auf der Wagſchale des Weltgerichts das Verdienſt patriotiſcher, gegen fremde hinterliſtige Unterdrücker gerichteter Unternehmungen. Die heſſiſche Inſurrection war auf den eigenthümlichen Geiſt des heſſiſchen Volkes und der alten treuen Diener des Kurfürſten berechnet. Während einer faſt dreimonatlichen Vorbereitung hatten alle Vorſteher von 20—30 die Stadt Kaſſel umgebenden Dorfgemeinden (die altheſſiſchen Greben) das ihnen anvertraute Geheimniß treulich bewahrt und von den vielen betheiligten Familien aus allen Ständen, ſelbſt Frauen, unter denen Stein's Schweſter, Stiftsdame des Wallenſteiniſchen Stifts zu Homberg, an der Spitze ſtand, trat auch nach dem Mislingen kein einziger verrätheriſcher Zeuge auf[1]. Dörnberg's Unternehmen ſcheiterte an der nothgedrungenen Uebereilung, kurz vor dem Ausbruch des öſterreichiſchen Krieges, an der unſichern Stellung und mehr als einmal bedrohten perſönlichen Gefahr deſſelben, an der Unvorſichtigkeit ſeiner unerfahrenen, allzuhitzigen und zuverſichtlichen Unterbefehlshaber, welche einige Dorfgemeinden zu frühzeitig aufboten und nicht gehörig organiſirten, und an einem finſtern, noch nicht ganz aufgeklärten Verrath[2].

---

[1]) Siehe Hormayr's Lebensbilder aus dem Befreiungskrieg, 1844, 3 Bände (Bd. I, 64—66), Richter's Geſchichte des deutſchen Freiheitskrieges, 1841, I, Einleitung, und Perz' Leben des Freiherrn von Stein, II, 409.

[2]) Siehe den vorhergehenden Aufſatz.

---

1) Vergl. von Gehren's Geſchichte ſeiner dreimaligen Verhaftung (Marburg und Felsberg, 1815).

2) Ein Kammerherr von Jagow, durch ſeinen Neffen, einen weſt-

Aber die großartigen Zuckungen dauerten fort und das Jahr 1809 ging, trotz des übereilten Friedens zu Wien, nicht ſpurlos vorüber. Ich war Zeuge des tollkühnen zweiten Marburgiſchen Aufſtandes, an deſſen Spitze der alte, als Parteigänger des Amerikaniſchen Krieges berühmte Oberſt Emmerich und der allzu ſanguiniſche Profeſſor Sternberg, unbekannt mit dem unſeligen Waffenſtillſtand zu Znaym, am 24. Juni zur ungelegenſten Zeit losſchlugen, und unvergeßlich iſt mir noch die plötzliche nächtliche Erſcheinung der bewaffneten Blouſenmänner, meiſtens alter Soldaten, welche unter beſtändigen Flintenſchüſſen und dem Rufe „Kurheſſen raus!“ die Wachtthore ſtürmten, die überraſchte, weit zahlreichere Garniſon vor ſich hertrieben und das Rathhaus beſetzten, bis endlich der ausgewichene Commandant durch einen nachgelaufenen Bedienten ihre kleine Anzahl erfuhr, gegen drei Uhr Morgens im Sturmmarſch zurückkehrte und die Stadt wieder einnahm. Aber nicht ohne Nachwirkung blieb die kaltblütige Todesverachtung, mit welcher bald nachher die zu Pulver und Blei begnadigten Patrioten — Emmerich mit der Pfeife im Munde, der tapfere Lieutenant von Haſſerode mit dem Ausrufe: „Es lebe der Kurfürſt!“ — ſich den Schergen Na-

---

fäliſchen Lieutenant und anfänglichen Mitverſchworenen, unterrichtet, hatte dem Könige zuerſt entdeckt, daß eine Verſchwörung und Inſurrection im Werden ſei. Hiezu kam der Umſtand, daß der damalige Ehrenſtallmeiſter Freiherr von Malsburg, den man übrigens fälſchlich für einen vorſätzlichen Entdecker gehalten hat, gerade am Tage vor dem Ausbruche der Inſurrection auf einen ſtarken bewaffneten Bauernhaufen unweit des Dorfes Dörnberg ſtieß, und weil er wegen eines ohne Urlaub unternommenen Beſuchs auf ſeinem Gute Elmarshauſen jetzt ſchnell zum Könige berufen wurde, ſich genöthigt ſah, über das, was ihm begegnet war, Bericht abzuſtatten. (Authent. Privatnachr.)

poleon's entgegenſtellten [1]). Ihr einziges noch jetzt ſichtbares Denkmal iſt eine einſame Eiche an der Waldfläche des Forſtes zu Kaſſel. Denn die Verheißung der Witgenſteiniſchen Proclamation vom 13. Jan. 1813 — „ſchon ſehe ich allenthalben Monumente den deutſchen Männern errichtet, welche für deutſche Treue und Freiheit fielen, iſt bis auf dieſen Tag noch nicht erfüllt worden! Als der heldenmüthige Herzog von Braunſchweig-Oels drei Monate nach der Dörnbergiſchen Inſurrection mit ſeinen ſchwarzen, durch Heſſen verſtärkten Jägern den kühnen Zug von der Donau nach der Weſer unternahm und nach Hannover kam, ſagte er zu einem von ihm arretirten heſſiſch-weſtfäliſchen Officier, er habe große Luſt, zu den braven Heſſen zu ziehen; die Braunſchweiger hätten Thränen, aber keine Herzen für ihn. (Ein Vorwurf, den bald nachher ſo viele tapfere Braunſchweiger durch die That widerlegten. Vergl. das Tagebuch des Generals von Wachholz, Braunſchweig 1843.)

In die Dörnbergiſche Inſurrection waren drei meiner Verwandten verwickelt: ein jüngerer Bruder meines Vaters, der zu Homberg den verſammelten Inſurgenten die im Namen des Kurfürſten verfaßte Proclamation vorgeleſen hatte (er entging der Todesſtrafe nur durch die Interceſſion meines Vaters und durch die Mitwirkung des kaſſel'ſchen Gouverneurs Rewbel, welcher es bei der Kriegsgerichtsſitzung ſo einzurichten wußte, daß die entſcheidende Hauptfrage über jenen Umſtand überhört und nicht mit protocollirt wurde); deſſen Tochtermann, der aus Steffens' Lebensbeſchreibung bekannte Friedensrichter Martin, und der nachherige Landſtand und Obergerichtsanwalt L. Schwarzenberg, der ſich bald nachher unter dem Herzog von Braunſchweig auf der pyrenäiſchen Halbinſel auszeichnete.

---

[1] Vergl. über Emmerich: Strieder's Heſſiſche Gelehrten-Geſchichte, XVI, 534—35.

Mein Vater ſelbſt, nach wie vor erſter Geiſtlicher der reformirten Confeſſion in Heſſen, ſcheute ſich nicht, bei allem echtchriſtlichen paſſiven Gehorſam gegen die damals beſtehende Landesregierung, alljährlich in ſtiller Weihnachtsnacht die Jahreswünſche der treueſten Anhänger des Kurfürſten nach Prag zu ſchicken.

Den Druck der die Stadt Marburg vorzugsweiſe treffenden franzöſiſchen Einquartierung, welche eine koſtſpielige Schmälerung unſerer akademiſchen Privilegien mit ſich führte, ertrug ich mit ſtoiſcher Apathie. Mit dieſem Ungemach ſöhnte mich auch nicht ſelten der Reiz der Converſation feingebildeter, in den verſchiedenſten Weltgegenden bewanderter Officiere aus, die meine Wißbegierde durch Erzählung ihrer Heldenthaten zu Waſſer und Land unterhielten, wogegen ich ſie, einigermaßen vertraut mit der franzöſiſchen Literatur und Geſchichte, mit pikanten Anekdoten über Voltaire, Rouſſeau, Piron und andere Koryphäen des franzöſiſchen Parnaſſes regalirte. Mein erſter Franzoſe Namens Decoignure war aus Rheims; in ſeinem Mantelſacke führte er eine Flöte und Spottgedichte auf den Erzbiſchof von Rheims. Ich erinnere mich noch der unſchuldigen Liſt, womit ich einen ebenſo wiß- als eßbegierigen Gaſt dieſer Art, der, trotz eines ſchon gehaltenen ſpäten Mittagsmahls, noch denſelben Abend ein Souper verlangte, hinter das Licht führte. Während ich nämlich durch meinen wohl inſtruirten Famulus die kalten, von mir unberührten Speiſen mit überraſchender Schnelligkeit davontragen ließ, unterhielt ich mit dem verblüfften Franzoſen ein ſo lebhaftes Converſationsfeuer, daß er gleich Sancho Panſa frühzeitig die erwünſchte Tafel mit dem Bette vertauſchte. Bei einem Beſuche in Kaſſel in dem Hauſe meiner Aeltern benutzte ich die allmälig gewonnene Suffiſance, um den erhitzten Kopf eines aus Marſeille gebürtigen Rittmeiſters, der meinem Vater zur Ungebühr noch ſeine Pferde aufdrang, und der ſchon im Begriff war, unſern Stall gewaltſam auszuleeren, nicht nur zur Erkenntniß ſeines Unrechts, ſondern auch zu einer freundlichen Friedenspfeife zu bewegen.

Der Titel eines homme de lettres, den mir die franzöſiſchen Officiere zu ertheilen beliebten, wurde mir jedoch am Ende etwas läſtig, und es ſetzte mich einſt in nicht geringe Verlegenheit, als einer meiner Gäſte, ein ehemaliger Adjutant des Generals Rochambeau, der mich durch eine furchtbar-ſchöne Erzählung von dem haitiſchen Negerkriege zu bezaubern ſuchte, ſeine ſämmtlichen Bekannte zu einer längern Soirée zu mir führte. ... Sehr irrig waren auch die Vorſtellungen ſonſt gebildeter Franzoſen von der Einrichtung deutſcher Univerſitäten und den Berufspflichten deutſcher Profeſſoren, denen ſie die Begriffe ihrer Collegien und Seminarien und einer ſpeciellen verantwortlichen Aufſicht über die Studirenden unterlegten. Als im Jahre 1807 drei marburgiſche Studenten aus Lithauen in den Verdacht geriethen, die Entweichung einiger gefangenen Landsleute befördert zu haben, beſchied der General Le Suire, Commandant zu Marburg (vormals Unterofficier), den ganzen akademiſchen Senat zu ſich, erklärte uns ſammt und ſonders für verantwortlich für jeden Studentenexceß und ſetzte drohend hinzu, daß ihm die Auflöſung der Univerſität nur ein Wort bei dem Kaiſer Napoleon koſte. Es fehlte jedoch der Univerſität nicht an unerſchrockenen Männern, welche der Inſolenz der Fremdlinge zur rechten Zeit zu begegnen und die Angelegenheiten der Akademie kräftig zu vertreten wußten. Außer dem Profeſſor Wurzer, welcher in einem frühern bewegten Leben am Rhein die franzöſiſche Nation und Sprache kennen gelernt hatte (der auch durch eine improviſirte Anrede an Jerome ſeinem chemiſchen Inſtitute eine neue Dotation erwirkte), gedenke ich hier des Profeſſors Hauf, eines Mathematikers, welcher, beauftragt von der Stadt, wegen der gefährlichen Nähe des Pulvermagazins dem franzöſiſchen General Le Suire ſo kräftige Vorſtellungen machte, daß dieſer ihn zwar anfangs mit der Abführung nach Mainz bedrohte, dann aber ſich zur Nachgiebigkeit entſchloß. Robert, der Vicekanzler der Univerſität, bei aller juriſtiſchen Pedanterie das Muſter eines würdigen Anſtandes, und patriotiſch genug, um die Stelle eines königlich weſtfäliſchen Staatsraths abzulehnen (anders dachten Leiſt und Martens), zeichnete ſich als Mitglied und Secretär der reichsſtändiſchen Deputirten zu Paris bei der Discuſſion über die weſtfäliſche Conſtitution durch unbeſtechliche Redlichkeit aus. Wachler, bis zum Augenblick der Invaſion ein äußerſt freiſinniger Volksredner, würde als Reichsſtand und vermöge ſeiner Verbindung mit Berlepſch, Johannes Müller und andern Staatsräthen unſerer Univerſität nützlicher geworden ſein, wenn er ſeiner maßloſen, auch die collegialiſche Eintracht ſtörenden Heftigkeit ein Ziel geſetzt hätte. Münſcher, ein trefflicher Kirchenhiſtoriker und ſcharfſinniger Geſchäftsmann, dem es nur an Sprachgewandtheit den Franzoſen gegenüber mangelte; Weis, der Lehrer und Freund Savigny's; Juſti, der liebenswürdige, äſthetiſch gebildete Gottesgelehrte und Hiſtoriker, ſtanden in allgemeiner Achtung. Zeuge ſo mancher ſogar den Fremdlingen anſtößigen Servilität ſelbſt des hohen Adels (der Landgraf von Heſſen-Rotenburg verwarf jedoch den ihm von Jerome zugeſandten Kammerherrenſchlüſſel), darf ich auch das würdevolle Benehmen des letzten Ritters von Meyſenbug nicht vergeſſen, deſſen der Gaſtfreundſchaft gewidmetes Haus zu Riede nach wie vor den Gelehrten und Künſtlern ſeines Vaterlandes offen ſtand; und es ergötzte uns einſt ungemein, als er, von einem hochfahrenden Directeur des Hôpitaux und deſſen ebenſo prätentiöſem Begleiter, einem heſſiſchen Beamten, beſucht, ſeinen deutſchen Gäſten nichts vergab und jede franzöſiſche Converſation ablehnte. Er war es auch, der nach dem unglücklichen Guerillastreffen des Jahres 1809 den in der erſten Beſtürzung zu ihm geflüchteten Anführern das erſte Aſyl darbot.

Den welſchen Königsjüngling ſelbſt habe ich zwei mal geſprochen, zuerſt bei ſeiner Ankunft aus Frankreich, wo er in ſeiner ſchmächtigen Geſtalt, im Oberrock, den Klappenhut unter dem Arm, bei einer der Univerſität ertheilten Abendaudienz eine Menge Fragen an uns richtete, ohne die Antwort abzuwarten; ſpäterhin 1810, wo er die an jeden Profeſſor gerichtete Frage: Qu'enseignez vous, Monsieur, bei mir bald abbrach, als er erfuhr, daß ich nach Rußland überſiedeln wollte. Napoleon hatte die ihm vorausgeſandten Staatsräthe Siméon, Beugnot, Jollivet mit großer Umſicht gewählt und es läßt ſich wol nicht leugnen, daß ſie in adminiſtrativer Gewandtheit und Energie unſere in der römiſchen Jurisprudenz eingeſchulten Staats- und Geſchäftsmänner bei weitem übertrafen.

Was mich mit denſelben zuerſt in Berührung brachte, waren die jährlichen Geburtsfeſte des Königs, deren Programme ich als Redner der Univerſität jedesmal dem Miniſter des Innern zuſenden mußte. Mit großer Behutſamkeit überſah Siméon die Vermeidung eines Panegyricus ſowol in meinen Programmen, als in den öffentlichen Reden; nur ein mal, als ich ihm zu meinem Programme des Jahres 1808 beiläufig meine Darſtellung der Völker des Kaukaſus zuſandte, ſpielte er auf den reichen Stoff an, den die Geburtsfeier eines zu einer neuen Staatenſchöpfung beſtimmten Fürſten darbiete[1].

Unter Siméon's Bureauchefs war der mir wohlbekannte Statiſtiker Haſſel. Ich fand ihn einſt beſchäftigt mit der Verbrennung einer Menge, wie er ſagte, unnützer Suppliken. Den geiſtvollen Orator Beugnot, den ich im Intereſſe meines älteſten Bruders (Subſtituten bei dem Generalprocurator des Oberappellationsgerichts) beſuchte, traf ich in derſelben Bellevue, welche kurz vorher der Kurfürſt bewohnt hatte; in ſeinem Vorzimmer ſaßen vier karteſpielende franzöſiſche Bediente. Einer Empfehlung des Kanzlers Niemeyer, ſeines Verehrers, mochte ich die lange Unterredung verdanken, bei welcher ich bald bemerkte, welche Hoffnungen er auf eben dieſelbe Verſchmelzung des deutſchen und franzöſiſchen Geiſtes, der Literatur und der Inſtitutionen ſetzte — welche Fichte in ſeinen Reden mit Recht als das Grab der deutſchen Nationalität und der Selbſtändigkeit geſchildert hat. Er hatte die unverdeckte Abſicht, zu Gunſten dieſer neuen Ordnung und einer größern Verbreitung der franzöſiſchen Sprache in dem Stande der deutſchen Gelehrten zu wirken, deren Beruf es jetzt ſei, den reichen, aber ungeordneten und jeder praktiſchen Anwendung noch baaren Stoff der deutſchen Gelehrſamkeit unter Form und Regel einer franzöſiſchen Methode zu ſtellen. Auch ließ er es nicht an ironiſchen Anſpielungen über den transſcendentalen, ſehr ephemeren Enthuſiasmus der deutſchen Gelehrten für die Tageshelden ihrer Philoſophie und Literatur fehlen. Als er im Jahre 1807 zur Bewillkommnung des Königs nach Marburg kam und den akademiſchen Senat unter ähnlichen Bemerkungen haranguirte, nahm ich mir bald nachher die Freiheit, ihn auf den freien und ſelbſtändig-originellen Entwickelungsgang unſerer durch keine königliche Centralakademie bevormundeten deutſchen Literatur aufmerkſam zu machen; er überſandte mir das weiter unten abgedruckte Antwortſchreiben, gleich charakteriſtiſch in der flüchtigen Betrachtung der bisherigen Hinderniſſe unſerer Literatur und in der verzweiflungsvollen naiven Aeußerung über ſeine Unkenntniß der deutſchen Sprache. Beugnot, nachher Miniſter unter Ludwig XVIII., iſt derſelbe, welcher dem Herzog von Artois bei ſeiner Rückkehr nach Frankreich deſſen bekanntes Bonmot in den Mund legte: Frankreich habe nur durch den Zuwachs eines Franzoſen eine Veränderung erlitten.

---

[1] Er ſchrieb mir 1808: Je ne doute pas, que vous n'ayez deployé dans votre discours l'eloquence, qu'inspire le sujet. La naissance des Princes est toujours un grand événement pour les peuples, et l'intérêt s'accroit beaucoup, lorsqu'il s'agit des Princes que les circonstances appellent à créer et former de nouveaux états &c. &c.

Johannes Müller ſprach ich zuerſt im Anfang des Jahres 1808 in der Orangerie zu Kaſſel, als er noch Miniſterſtaatsſecretär und mit dem Nimbus eines, wie man glaubte, von Napoleon für deſſen Bruder auserwählten Mentors umgeben war. Die Univerſalität ſeines Genius und ſeiner Gelehrſamkeit, der Ruhm ſeiner Geſchichtswerke, die ihm angeborene, über jede kleinliche Intrigue erhabene Liberalität und Humanität mußten ihn damals zu einem Gegenſtand der Verehrung deutſcher Gelehrten machen, und wenn gleich die wenigſten Franzoſen einen Begriff von dem ganzen Werthe dieſes zur Vermittlung der deutſchen und franzöſiſchen Literatur geſchaffenen Geiſtes hatten, ſo benutzten ſie doch das Orakel ſeines unerſchöpflichen Gedächtniſſes bei allen ſchwierigen Fragen über germaniſche Verhältniſſe. Aber bald zeigten ſich die innern und äußern Schwierigkeiten, welche den Einfluß Müller's, ſelbſt als er die für ihn nicht paſſende Stelle eines Miniſters mit der eines Generaldirectors der Studien vertauſchte, allmälig lähmten. Zu ſeiner allzu großen Beweglichkeit und Weichheit, zu ſeiner oft von Unwürdigen misbrauchten Dienſtfertigkeit und Argloſigkeit, zu ſeiner Misſtimmung über unaufhörliche Störung gewohnter Studien geſellte ſich die gefliſſentliche Verkümmerung ſeiner beſten Plane (wozu auch die Errichtung einer Akademie der bildenden Künſte gehörte); ſelbſt die bewundernswürdige Vielſeitigkeit ſeines Geiſtes hinderte ihn an jeder praktiſchen und durchgreifenden Organiſation des öffentlichen Unterrichts, wozu ohnehin ſeine letzten Lebensjahre nicht hinreichten. Als der erſte Zauber der Perſönlichkeit Napoleon's und der darauf gebauten kosmopolitiſchen Hoffnungen bei ihm vorüber war, als er aus dem ſteigenden Despotismus und dem innern Getriebe des Königreichs Weſtfalen den nahen Untergang deſſelben ahnte, bemächtigte ſich ſeiner die verzweiflungsvolle Ueberzeugung, daß der von ihm erſehnte Tag einer großen europäiſchen Weltreform noch weit entfernt ſei. Seine letzten Wünſche waren auf Erhaltung der ihm anvertrauten Inſtitute gerichtet, damit bei einer Auflöſung des Königreichs den urſprünglichen Provinzen deſſelben es nicht an Fonds zur ſelbſtändigen Erhaltung ihrer Pflanzſchulen der Wiſſenſchaft fehle. Während die franzöſiſchen Finanziers die Concurrenz von fünf Univerſitäten (Göttingen, Halle, Marburg, Helmſtädt und Rinteln) in einem Staate von zwei Millionen Seelen für einen ſchädlichen Luxus erklärten[1]), behauptete Müller die von ihm hartnäckig vertheidigten Aſyle deutſcher Gelehrſamkeit. Die Reduction derſelben wurde erſt nach ſeinem Tode (am 29. Mai 1809) entſchieden[2]).

Johannes Müller war der Erſte, den ich wegen meiner damaligen Berufung nach Rußland um Rath fragte. Von ſeiner mit faſt prophetiſcher Einſicht abgefaßten Antwort theile ich ein Bruchſtück in dem Anhange dieſes Abſchnittes mit (B). Er erlebte noch den Anfang des von allen deutſchen Patrioten ſo ſehnlich gewünſchten öſterreichiſchen Krieges. Er war Mitwiſſer des Dörnbergiſchen Inſurrectionsplanes. Mit einem ſanften Lächeln empfing er noch ſterbend die eben eingetroffene Nachricht von der Schlacht bei Aspern[3]). Meine Empfindungen über ſeinen allzu frühen Hingang drückte ich in einer akademiſchen Gedächtnißrede aus, bei deren Anzeige Heyne in Göttingen ſeine Anſicht ſowol über Johannes Müller, als über das Troſtloſe der damaligen Weltlage ziemlich offen ausdrückte[1].

---

[1]) In einer 1809 gedruckten Statistique générale des provinces composant le Royaume de Westphalie ſchreibt der Verfaſſer, Mr. Bail, inspecteur aux revues, ganz dictatoriſch: Deux Universités seront plus que suffisantes.

[2]) Es iſt ebenſo unrichtig, mit dem famoſen Zinſerling (Weſtfäliſche Denkwürdigkeiten, Berlin 1814, S. 171—72) die Aufhebung von drei Univerſitäten (nur zwei, Helmſtädt und Rinteln, traf dieſes Schickſal) in die Zeit der Müller'ſchen Adminiſtration zu ſetzen, als mit dem Herrn von Strombeck (Darſtellungen aus ſeinem Leben, II, 206—7) das Verdienſt der Erhaltung der andern Univerſitäten ausſchließlich dem Miniſter von Wolfrath zuzuſchreiben. Im Herbſt 1809, als der Nachfolger Müller's, Staatsrath Leiſt, den Aufhebungsplan wieder vernahm, war es auch deſſen College, der vorherige Präfect von Marburg, Staatsrath von Berlepſch, der, vom Könige zum Gutachten aufgefordert, aus dem Stegreife, zunächſt aus finanziellen Gründen, eine ſo kräftige Schutzrede für Marburg hielt, daß die Erhaltung dieſer heſſiſchen Landesuniverſität beſchloſſen wurde.

[3]) Vergl. den Aufſatz des Geheimen Hofraths Harnier, welcher Müller's Arzt war, in Bran's Minerva, 1839, Mai und Juni.

Lange ruhten Müller's Gebeine unter einem einfachen Denkſteine, welchen ihm ſein Bruder, Profeſſor zu Schaffhauſen, dem Geburtsorte des großen Geſchichtſchreibers, auf dem alten Friedhofe zu Kaſſel geſetzt hat. Aber im Jahre 1851, wo die Stadt Schaffhauſen ihre langjährige Schuld bezahlte, hat auch König Ludwig von Baiern, der alte enthuſiaſtiſche Verehrer Johannes Müller's, der ſeine Büſte ſchon früher nach Walhalla verſetzte, ihm ein würdiges Denkmal an dem Orte ſeiner Ruheſtätte geſetzt. Unter der wohlgetroffenen Büſte ſtehen die Muſen der Geſchichte und der mit der Wagſchale verſehenen hiſtoriſchen Gerechtigkeit; in der Mitte die Inſchrift: Was Thucydides Hellas, Tacitus Rom, war er ſeinem Vaterlande!

Ich kehre zu meinem unvergeßlichen Heyne zurück. Bei ihm erfuhr ich zuerſt, daß Jerome Napoleon während ſeiner Anweſenheit in Göttingen ſich einige Worte über die bevorſtehende Reduction der Univerſitäten hatte entſchlüpfen laſſen. Der Miniſter des Innern, von Wolfrath, den ich darüber ganz unverhohlen befragte, ſtellte zwar die von ſeinem Herrn begangene Indiscretion mit der ihm eigenen Derbheit mir gegenüber in Abrede. Aber noch unter dem Nachfolger Johannes Müller's, dem Staatsrath Leiſt, blieb das Schwert des Damokles über Marburg hängen. Die franzöſiſche Projectmacherei, der Contraſt pomphafter Verſprechungen mit den offenen Blößen der Finanznoth, die eingeführte mechaniſche Geſchäftsführung, die ganze welſche, mit akademiſcher Freiheit unvereinbare Willkür verſetzte uns in eine fieberhafte Unruhe. Heyne ſelbſt, der einundachtzigjährige Greis, ſtets hellen Kopfes und ungebeugten Muthes[1]), dem nur die Servilität einiger ſeiner Collegen die letzten Jahre ſeines Lebens verbitterte (Beilage C), hatte zwar das Glück, ſich und ſein Werk, das Palladium deutſcher Wiſſenſchaft, zu behaupten. Aber wohlbekannt mit meiner trüben Geiſtesſtimmung, öffnete er mir gegen Ende des Jahres 1808 die Thore des napoleoniſchen Kerkers. Er überraſchte mich nämlich mit einer durch den Grafen Raſumovsky in Petersburg erwirkten Berufung zu einer ordentlichen (facultätsmäßigen) Profeſſur der alten Literatur auf der kaiſerlichen Univerſität zu Charkow im ſüdlichen Rußland. Das dort noch unbebaute Feld der Philologie ſollte unter meiner Leitung eine Pflanzſchule der Humanität im Geiſte Heyne's werden; es war die Blüthezeit des edeln Kaiſers Alexander, der den großen Plan faßte, ſo ſchrieb mir der damalige Secretär des akademiſchen Senats zur Charkow, durch die ruſſiſchen

---

[1] Göttinger Anzeigen, 1809, Nr. 113: „Welchem dankbaren Verehrer Johannes Müller's muß es nicht Freude machen, ſein Andenken ſo vielfach gefeiert zu ſehen. Es iſt der Geſchichtſchreiber, der Staatsgelehrte und der Staatsmann, den der Redner darſtellt, den letztern mit Andeutung der Hinderniſſe, die ſeiner Wirkſamkeit entgegenſtanden. Vielleicht wird auch dieſes erhellen, daß ſelbſt die Vielſeitigkeit ſeines Geiſtes und ſeiner Kenntniſſe dem Muth im Handeln entgegenſtehen mußten. Wer viel ſieht, wird zuweilen eben dadurch irre geführt, wo freilich nur ſelten der raſche Stürmer durchbricht. ... Sinnreich nennt der Verfaſſer die jetzige Zeit eine Welt des Dunkels und des Lichts, des Strebens und des Keimens, des Todes und des Lebens. Wenn nur nicht vielleicht überall das Zweite, dem Erſten entgegengeſtellte voranſtehen ſollte!“

---

1) Er ſchrieb im Jahre 1808 an Johannes Müller: obniti, ne velis esse senex, est aliqua senectutis retardatio.

Univerſitäten ſeine Nation zu einer höhern Stufe der Bildung zu führen. Mein Entſchluß war bald gefaßt. Der Wunſch, in der Blüthe meiner Jahre und unverheirathet, geſund und ſtark, wie ich war[1], in einen größern und freiern Wirkungskreis zu treten und in einem noch rohen Lande etwas zur Verbreitung wiſſenſchaftlicher Cultur beizutragen, überwog die angeſtammte Liebe zum Vaterland. Heyne war es auch, der mich beſtändig während des langwierigen, durch unrichtigen Poſtenlauf gehemmten Briefwechſels zwiſchen Göttingen, Kaſſel, Petersburg und Charkow zu einer philoſophiſchen Geduld ermahnte; bis endlich gegen Mitte des Jahres 1810, zu unſerer beiderſeitigen Freude, zugleich mit der kaiſerlichen Beſtätigung, die dringende Einladung der Univerſität erfolgte.

Als Beilagen zu vorſtehendem Abſchnitte dürften folgende Briefe nicht unwillkommen ſein.

A. Beugnot.

Monsieur le Professeur, l'Etat des sciences et des lettres en Allemagne ne peut que donner beaucoup d'espérance. Je me confirme chaque jour dans la pensée, que votre Littérature offre une matière abondante et riche, qui n'attend que la main de quelque architecte habile, pour devenir un monument solide et régulier. Des circonstances, qui vous sont aussi familières qu'à moi, arrêtérent aux bords du Rhin l'impulsion, que

---

[1] Mit Ausnahme meines rechten Armes, deſſen Ellbogengelenke zwei mal ſtark afficirt wurden, ein mal in meiner Kindheit, wo ich aus Muthwillen einen mit leeren Fäſſern beladenen Hofwagen beſtieg, und beim Herabſpringen im Angeſicht der Schloßwache unter ein Rad gerieth; das andere mal im Jahre 1799, wo ich bei dem Umſturze einer von Studenten ſchlecht geführten Kaleſche an derſelben Stelle eine ſtarke Quetſchung erlitt, deren Nachwehen mich noch jetzt zuweilen plagen.

Louis quatorze donna aux lettres françaises; depuis lors l'Allemagne a eu deux Souverains, dont l'un fut un homme supérieur, Frédéric le Grand, l'autre au moins un homme de beaucoup d'esprit, Joseph 2. L'un eut le tort, de dédaigner les lettres allemandes; l'autre de leur commander avec humeur, puis de s'irriter contr'elles; et qu'arriva-t-il, c'est qu'elles restèrent dans les Universités, où elles gardèrent l'ancienne direction avec d'autant plus d'obstination, qu'on avait employé plus de force à les contrarier. De quoi se plaignent les gens de lettres d'Allemagne, disait Frédéric, je n'ai jamais lu un seul de leurs livres! — Ce mot a retenti dans l'Europe, et chacun s'est cru dispensé de lire ces livres, que le Roy des gens d'Esprit mettait si bas. „Je ne ferai rien des Allemands, répétait Joseph, et il faut, que je les refonde“; et chacun attendait, que le Souverain impatient eut jetté sa nation dans un moule nouveau, pour savoir quelle forme elle y prendrait. Dans les tems postérieurs les lettres allemandes n'ont pas avancé, parce qu'elles ont trouvé sur leur chemin Bella, Bella atque horrida bella! Je crois, qu'il y aura tout à gagner pour elles de l'introduction d'une cour française au milieu d'Allemagne; Marbourg, Halle, Göttingue, Leipzic nous apporteront de bonnes connaissances, et nous leur donnerons en échange l'ordre, la méthode, l'application. Nos littératures se rapprocheront promptement avec un succès égal, s'il n'y avait entr'elles une barrière difficile à franchir, l'ignorance, où nous sommes de votre langue, l'extrême difficulté de l'apprendre, et la presqu'impossibilité de la parler. J'ai touché là le vrai point de la difficulté, c'est votre langue, qui vous isole de l'Europe, et qui vous retarde. Mais vous serez forcé de parler la langue française, et je regarde cette obligation comme un grand moyen d'avancement pour les sciences et les lettres en Allemagne.

C'est aux excellens esprits tels que vous, Monsieur le Professeur, à faire le reste. Quant à moi, écarté par devoir d'une carrière, que j'aurais voulu suivre par goût, je ne pourrai qu'applaudir à vos efforts, et les seconder auprès d'un Souverain digne de les juger et disposé à les récompenser. Je vous remercie d'avoir jugé, que je tenais à l'honneur d'appartenir à la République des lettres; quelque part que je trouve un homme instruit, je l'honore comme un Maître et je le sers comme un ami. Agréez, Monsieur le Professeur, l'assurance de tous mes sentimens. à Cassel 1808.

Beugnot.

B. Johann von Müller.

1. 1808, 5. Mai. J'ai reçu votre dernière lettre, Monsieur, peu de tems après avoir achevé vos dissertations. Celles-ci montrent une grande érudition bien ordonnée. J'ai été très-content de leur tendance et des maximes judicieuses, qu'elles renferment. Ne vous inquietez pas, je vous prie, de l'avenir. Les décisions finales sur les Instituts littéraires ne pourront être prises encore. On doit attendre le développement d'autres objects, qui ne sauroient qu'y influer éminemment, cela peut durer encore plusieurs mois. Vous serez un des premiers, que j'en informerai, vous savez l'intérêt que je prends à votre personne et à vos études, et les vues que je vous ai manifestées vous paraissaient satisfaisantes. Travaillez donc, comme si vous n'aviez aucune chose extérieure à desirer. Tout se fera de soi-même. Comptez sur mon estime distinguée et sur ma meilleure volonté de vous rendre heureux[1]).

---

[1]) Müller, der mich von Marburg nach Göttingen oder Halle verſetzen wollte, hatte mich zugleich aufgefodert, zur Hiſtorie überzugehen; er wünſchte meine Theilnahme an dem damals mit Heeren und Ukert verabredeten Cyclus deutſcher und europäiſcher Staatsgeſchichten. Während er von andern Profeſſoren mit finanziellen Familienangelegenheiten behelligt wurde, ſollicitirte ich nie um eine Gehaltszulage, ungeachtet meine Beſoldung zu Marburg nur 300 Thlr. jährlich betrug.

2. 1808, 15. Dec. (Antwort auf meine Bitte um Rath in meiner ruſſiſchen Angelegenheit.) Mein wertheſter Herr Profeſſor. Sie konnten ſich nicht wohl an Jemand wenden, der die Ihnen geſchehenen Anträge unparteiiſcher überlegte. Unſere Sachen in Deutſchland ſind noch ſehr vielen Veränderungen ausgeſetzt. In dieſem Jahre iſt es mir geglückt, Alles zu erhalten, wobei ich nicht ſowol auf die Anſtalten allein, als zugleich auf das Wohl der Landdiſtricte ſah. Im zweiten Jahre ſcheint es weniger zu glücken. Ein Paar Univerſitäten dürften wol eingehen. Marburg wird bleiben; die Profeſſoren der eingehenden Inſtitute werden ledig gewordene Stellen auf den beſtehenden Univerſitäten bekommen, auf daß die Staatskaſſe je eher je lieber ſie nicht mehr unentgeltlich penſioniren müſſe, ſondern ſie in irgend einen Etat einrücken. Hierdurch wird die Ausſicht, welche ich für Sie nach Göttingen hatte, viel weiter hinausgeſetzt. Eben die Umſtände, welche hier ſo viel Oekonomie gebieten, walten auch in andern deutſchen Ländern, wo man ſo oft viel verſpricht und am Ende wenig hält. Es kommt nun auf Sie an, ob Sie den Muth haben, einem ganz neuen Lebens- und Studienplan zu folgen. In Südrußland iſt eine neue Welt, wo ſich's von unſerer Litteratur und eigentlicher Bücherwiſſenſchaft nicht ſo viel handelt, als von der Gabe, das wahrhaft Nutzbare der Geſchichte, das wahrhaft Bildende in den ſogenannten ſchönen Wiſſenſchaften, das überall Praktiſche, Gemeinnützige den Gemüthern einzuprägen, ſodaß Sie nicht ſowol einer Bibliothek, als des Studiums der Menſchen und der Länder bedürfen würden, eine in der That annehmlichere Art, als auf einer kleinen deutſchen Univerſität; es wird auch möglich ſein, im Falle gänzlicher Unbehaglichkeit nach Moskow transferirt zu werden. Sie ſind nicht verheirathet und jung, und wie mir ſcheint geſund. Ich würde Ihnen alſo dieſen Verſuch nicht abrathen. Wäre ich dabei geweſen, da Sie Ihren erſten Entſchluß gaben, ſo hätte ich gerathen, zu bedingen, daß, wenn Sie in dem Ihnen völlig unbekannten Charkow ſich durchaus nicht bequemen könnten, die Verſetzung auf eine andere ruſſiſche Univerſität oder auch ebenſo

viel Rück- wie Hin-Reiſegeld Ihnen verſprochen würde. Ich wiederhole es, das meiſte kommt auf Sie an, Sie müſſen ſich kennen. Können Sie in die ganz neue Welt ohne Heimweh der alten übertreten, ſo können Sie glücklich ſein. Charkow iſt zehn Tagereiſen von Konſtantinopel. Bei bevorſtehenden Veränderungen können Sie auf mancherlei Weiſe ſich brauchbar und wichtig machen.

Es verſteht ſich, daß Ihr Herr Vater, daß die Ihrigen es zufrieden ſind. Aber Ihr Herr Vater kennt allzu wohl den Zuſtand der Welt, um durch Vorurtheile ſich blenden zu laſſen, und gleich wie Mancher froh iſt, ſeinen Sohn jenſeits des Weltmeeres glücklich zu wiſſen, ſo wird ihm auch vor dem vor allen Invaſionen ſichern Charkow nicht grauen.

Ihren Kaukaſus las ich mit größtem Vergnügen; der Vortrag iſt ſehr gut, die Darſtellung hat Leben, es iſt ein intereſſantes Gemälde. Um Ihnen zu beweiſen, daß ich es ganz und aufmerkſam geleſen, ſo gedenke ich Ihres Zweifels auf der 79. Seite, ob man die Menſchen überhaupt von einem Paare ableiten könne. Sie mögen ſich wol vor dem Modeton geſcheut haben, einem ſo alten Manne, wie Moſes, den Beifall zu geben, wie ich und andere abgelebte Gelehrte. Aber Blumenbach's unübertroffene Arbeit über die Varietäten des Menſchengeſchlechts hätte Sie doch muthiger machen ſollen für nur Einen gemeinſamen Vater, Eine Mutter der Menſchen.

Sehen Sie meinen Rath nicht als eine verdeckte Verabſchiedung an. Sie ſollen mir bei Uns immer werth ſein, und ich werde zu Ihrer Beförderung das Mögliche ſehr gern thun. Aber ich war Ihnen ſchuldig, ſo zu antworten, wie es meine Anſicht iſt, und nach den Grundſätzen, die ich ſelbſt befolgen würde, wenn ich in Ihrem Alter wäre. Hochſchätzungsvoll Ihr ganz ergebenſter

Johann von Müller.

C. Heyne.

1807, 24. April. Das mir bezeugte liebevolle Andenken war mir ein wahrer Genuß. Wollte der Himmel, lieber Herr Profeſſor, Sie könnten mit größerer Heiterkeit und Zufriedenheit ſchreiben. Aber glauben Sie mir, Sie haben ſich noch keine Arbeit, keinen Gegenſtand gewählt, der Sie recht anzöge und beſchäftigte, und Ihre ganze Seele ausfüllte. Suchen Sie ſich eine beſtimmte Gattung, ein Feld aus, das Sie vor allen vorzüglich anbauen wollen, z. B. die alten Redner. Oder da Sie einmal in der Geographie des ſchwarzen Meeres zu Hauſe ſind, ſo gehen Sie da weiter im nördlichen Aſien oder nach Oſten, nehmen Sie den Strabo zu einer Leiblectüre, wo noch ſo viele ſeltene Völkernachrichten ſich erhalten haben. Eins gibt das Andere; Sie werden ſehen, was für ein ganz anderes Studium das iſt, wenn Sie geſteckte Punkte haben. Es iſt der aufrichtige Freund, der zu Ihnen ſpricht.

Am 13. Dec. Sie wandern noch auf den Gebirgen des Kaukaſus herum, wo kein ..... wohnt. (Anſpielung auf die Franzoſen.) Ich werde Ihnen nun wol in dem rauhen Klima nicht begegnen, und ſehne mich lieber in das wärmere Land; wenn man nur eins wüßte, wo man von Allen ..... nichts ſähe und hörte.

1808, 18. April. Das Gute, was die bonae literae hatten und wirkten, iſt nun für die jetzigen Zeiten und Gegenden vorbei! Luxuries cum egestate.

Am 14. Auguſt 1808. Mein lieber Herr Profeſſor. Mehr als Hoffnungen, womit wir uns abſpeiſen müſſen, haben wir jetzt Alle nicht. Was aus Göttingen werden wird, iſt ſo ungewiß, als was Marburg werden ſoll. Projecte genug! Salbaderei noch mehr, die täglich etwas Neues unter das Volk bringt. Wenn man auch an gutem Willen, die Studien, Univerſitäten und Schulen zu erhalten, wol nicht zweifeln kann, ſo fehlt es doch durchaus an Mitteln, die täglich mehr abnehmen und verſchwinden. Marburg eingehen zu laſſen, wäre doch eine herbe Cur. Womit hätte doch die gute Univerſität das verdient? Wenn indeſſen die Sachen in das gewünſchte Geleiſe kommen, ſo wollte ich Ihnen und uns Glück wünſchen, daß Sie hieher verſetzt würden, inſonderheit der Bibliothek wegen, die Ihnen zu Ihren Studien ſehr weſentlich nöthig iſt. Das Unglück iſt nur dabei, daß die Philologie mit allen ihren Zweigen jetzt auch darniederliegt. Von den Schulen kommt man ſo ſchlecht vorbereitet und eilt, bald wieder davonzulaufen; arm kömmt Alles und an Bezahlung der Collegien iſt nicht zu denken. Wenn Sie einen Verleger zu Ihren drei Arbeiten[1]) finden, wird der Druck ſicher Ehre und Namen machen.

1808, 18. Nov. Recht ſehr hat mich Ihr Programm (De institutione publica) erfreut, mein theuerſter Herr Profeſſor. Es iſt recht zweckmäßig, und es ſind verſchiedene, nicht gemeine Ideen darin, z. B. daß nach Abſchaffung der Innungen es nun noch wichtiger und dringender wird, in Bürgerſchulen Unterricht in der Technologie zu geben, ſo auch bei dem Unterricht für künftige Kaufleute u. ſ. f. Auch vernünftig, daß ſie die Laudes für die Rede ſelbſt geſpart haben. Denn dahin gehören ſie, ohnedem können ſie nicht dick genug aufgetragen werden, wie die Farben; auch dürfen ſie nicht beſcheiden und verſteckt ſein; in einer Rede läßt ſich nun eher ein Poſaunenſchall und Vox stentorea anbringen. Dies vermißte man durchaus höhern Orts an meinen Programmen und Prologen zum Lectionskatalog, wo ſie freilich nicht hingehören. Das nahm unſer Herr Eichhorn wahr, der längſt nach der Hofgunſt ſtrebte, um hier ſein Aufſtreben zu beflügeln. Vor einigen Tagen ließ er als zeitiger Prorector Academica circuliren, darunter befand ſich ein Programm auf den Prorectoratswechſel. Ich las und traute mir ſelber nicht, da dies meine Function iſt, und hinter meinem Rücken das Ganze geſchrieben war. Dies iſt nun ſo geſchrieben, wie der Charlatan auf dem Brete eine panegyriſche Anpreiſung halten würde! Das Publicum muß an mir irre werden, und ich muß es alſo öffentlich erklären, daß ich der Verfaſſer nicht ſei. Ob dort Jemand ſein wird, den die Herrſchſucht auch zu einem ſolchen ingenioſen Streich aufreizen könnte, mögen Sie ſich vorſehen[1]. Damit Sie au fait geſetzet werden, ſo will ich Ihnen die Acta zuſammen beilegen. Das Programm ad Kal. Sept. vergleichen Sie nun mit dem meinigen[2].

---

[1]) Ich hatte damals folgende Schriften im Entwurf vollendet: 1) Geſchichte der griechiſchen Literatur, mit einer Charakteriſtik der vorzüglichſten Dichter, Redner, Hiſtoriker und Philoſophen. 2) Eine Theorie der Beredtſamkeit, nach dem Muſter des Ariſtoteles mit Rückſicht auf die neue Epoche der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit der Gerichte. 3) Eine Statiſtik des römiſchen Reiches unter dem Geſichtspunkte der Staats-Grundmacht, der Verfaſſung und der Verwaltung

Der folgende Brief kam wie ein Blitz vom Himmel und iſt ſeiner lakoniſchen Faſſung wegen charakteriſtiſch:

1808, 24. Nov. Laſſen Sie mich wiſſen, lieber Herr Profeſſor, wie Ihre dortige Lage beſchaffen und geſichert iſt, und ob Sie einen Vorſchlag nach Charkow im ſüdlichen Rußland als Professor ordinarius der alten Literatur unter den beſten Bedingungen annehmen würden? Sie ſehen leicht ſelbſt ein, Ihr Schluß muß reif und feſt ſein.

1808, 1. Dec. Da Sie, mein lieber Profeſſor, aus eigener Bewegung ſich ſo geneigt zur Annahme eines Rufes nach Charkow erklären, ſo habe ich nicht angeſtanden, Sie dahin zu empfehlen. Da ich weiß, daß der Gehalt der ordentlichen Profeſſoren 2000 Rubel iſt, ſo habe ich dieſe mit freier Wohnung und Holz, oder deſſen Bezahlung, nebſt hinlänglichem Reiſegeld, auch Zollbefreiung Ihres Gepäckes an der Grenze ſtipulirt. Es iſt die Profeſſur der römiſchen Literatur im größten Umfange des Wortes, täglich drei bis vier Collegia zu leſen. Nun wollen wir es der Vorſehung überlaſſen. Halten Sie ſich ruhig und behalten Sie die Sache für ſich, damit nicht vor der Zeit geklatſcht wird. Unter ein paar Monaten kann keine Rückantwort kommen.

---

[1] Dies bezieht ſich auf Wachler, der mir bei Gelegenheit von Müller's Gedächtnißrede einen ähnlichen Streich ſpielte.

[2] Vergl. überhaupt Heyne's Biographie von Heeren (Th. VI der Hiſtoriſchen Werke von Heeren, beſonders S. 377)

1811, 12. Juni (nach Charkow geſandt). Sehr erfreut hat mich Ihr Brief, mein werthgeſchätzter Herr und Freund, und nach der Zufriedenheit, die Sie bezeugen mit Ihrer Lage und Befinden, preiſe ich das Geſchick, das Ihnen ein ſo gutes Loos zubereitet und aus der vorigen trübſeligen Lage gebracht hat. *Jetzt bricht der völlige Despotismus überall durch*; Alles wird befohlen und der kleine Despot ſpricht im Tone des Miniſters. Man glaubt durch Vorſchriften ohne Unterlaß bei der geringſten Kleinigkeit ſei Alles ausgerichtet. Alles wird Maſchine, kriechende Speichellecker, und ſo verdienen ſie es nach und nach, daß ſie ſo behandelt werden, und nun denken Sie ſich die Lage *Deſſen, der ſich nicht erniedrigen will*. Gepoſaunt wird fürchterlich, voraus, ehe etwas geſchehen iſt, und geſchieht. Die Studenten in Marburg machten neulich wieder den kindiſchen Streich und zogen aus, beſannen ſich aber bald wieder. Dem Geiſte unter den Studierenden durch alle Univerſitäten wird mit Verluſt aller Freiheiten geſteuert; denn der Schlägereien iſt kein Ende, aus den Landsmannſchaften und Orden. Selbſt in Göttingen iſt die akademiſche Gerichtsbarkeit aufgehoben, die Studenten ſtehen unter andern Gerichten, belangt beim Friedensrichter und beim criminellen Tribunal. Herr von Leiſt wollte der Univerſität Marburg eine Bibliothek verſchaffen aus den Doubletten von Helmſtädt und Wolfenbüttel; noch fehlt es an Geld für die Fuhren der Bücher. Aber an Erweiterung unſerer Bibliothek durch Zurichtung der ehemaligen Univerſitätskirche wird gearbeitet. Für Göttingen überhaupt geſchieht mehr. Mich freut Ihre Anlage des philoſophiſchen Seminariums. Ziehen Sie ſich nur erſt eine Zahl Pflanzen heran, und behalten Sie den Muth; die Freude haben Sie einſt ſagen zu können, das iſt Alles mein Werk! Bücher wünſchte ich Ihnen freilich. Machen Sie ſich immer von Zeit zu Zeit eine Auswahl von den nöthigſten, und geben Sie in Deutſchland einem Freunde oder Verleger Auftrag, von Zeit zu Zeit eins zu erhaſchen. Alles wäre ſchön, hätten Sie ſich nur eine Gefährtin gleich von hier mitgenommen. Nun machen Sie den Plan ſo: Sehen Sie noch eine Zeit zu, ſammeln und richten ſich ein, wenn es wieder Ruhe iſt, nach Deutſchland eine Reiſe zu machen, um ſich Bücher und eine Frau zugleich zu holen. Bei allen Uebeln des Alters und der Zeit halte ich mich noch erträglich, zumal in der warmen Jahreszeit, plage mich noch mit Laſten, wie vorhin von der mannichfaltigſten Art. Ich wünſche Ihnen viele frohe Tage in Ruhe und Frieden; ſo etwas kennen wir ſeit längſt nicht mehr!

III.

1810—1815.

„Gern, obwol mit widerſtrebendem Gemüthe" mich losreißend, nahm ich meinen Weg abſichtlich durch das nördliche Deutſchland, wo die von mir noch nicht beſuchten Hauptſtädte einen ſo großen Reichthum trefflicher deutſcher Männer in allen Zweigen der Kunſt und Wiſſenſchaft darboten. In der Generation, der ich angehörte, lag noch jene dankbare perſönliche Verehrung gegen ältere verdienſtvolle Stammhalter der Literatur und Gelehrtenrepublik, welche das übermüthige, in politiſchen Stürmen aufgewachſene junge Deutſchland ſpäterhin ſo freventlich hintangeſetzt hat. Auch glaube ich den jetzigen Koryphäen der Literatur nicht zunahezutreten, wenn ich in Erinnerung des geiſtigen mir damals in Göttingen, Braunſchweig, Berlin, Leipzig und Dresden zu Theil gewordenen Genuſſes mit Demea bei Terenz ausrufe:

— — — — — — dii boni,
Ne illiusmodi jam magna nobis civium
Paenuria est.

Ueber Göttingen, wo mich Heyne zum letzten mal umarmte, und ich noch die Dioskuren der Sternkunde, Gauß und Harding, und den trefflichen Verfaſſer des Aeneſidem, Schulz, kennen lernte, eilte ich nach Braunſchweig. Hier war es, wo mir ein liebevoller, mit meiner noch lebenden Schweſter Sophie verheiratheter Schwager (Georg Julius Bierbaum) einen längern Umgang mit den ausgezeichnetſten Profeſſoren der herzoglichen Akademie bereitete. Wenn ich noch jetzt der hohen ehrwürdigen Geſtalt Eſchenburg's, des geſchmackvollen Kenners der engliſchen Literatur; Campe's, des kosmopolitiſchen Pädagogen und Sprachgelehrten; des liebenswürdigen Zimmermann, Herausgebers des geographiſchen Taſchenbuchs, welcher in geheimer Correſpondenz mit England ſtand und mir ein Schreiben an den Grafen Hardenberg mitgab; Emperius', des Archäologen; Pockels', des feinen Kenners des weiblichen Geſchlechts und dabei ihrer Erzählungen über ihre dahingeſchiedenen Vorgänger Leſſing, Abt, Leiſewitz, Zachariä und Ebert gedenke, ſo erfüllt mich der Gedanke, daß es in der geiſtigen Welt, wie am Firmament der auf- und niederſteigenden Geſtirne, keine Scheidewand des Todes gibt. Von Braunſchweig aus beſuchte ich die Bibliothek zu Wolfenbüttel, mit deren koſtbaren Handſchriften mich der treffliche Nachfolger Leſſing's, Lange, bekannt machte, und die von den Franzoſen auf das ſchmählichſte geplünderte Gemäldeſammlung zu Salzdahl. Unbeſchreiblich rührend war mir auch der Anblick der in ein gelehrtes Waiſenhaus verwandelten Univerſität Helmſtädt, der Wiege ſo mancher großen deutſchen Gelehrten (Calixtus', Conring's, Häberlin's, Henke's), wo die zwei letzten redſeligen Penſionäre dieſes Inſtituts, Abt Lichtenſtein, der Erklärer der perſepolitaniſchen Keilſchriften, und Wiedeburg, durch Erzählungen über den genialen Charlatan Beireis mich ſo ſtark anzogen, daß ich den vorausgeeilten Poſtwagen nur mit Hilfe eines ſehr anſtrengenden Eilmarſches wieder erreichen konnte.

Bei der Einfahrt in Magdeburg, wo mir ein einheimiſcher Reiſegeſellſchafter das älteſte, der Zerſtörung im Dreißigjährigen Kriege entgangene Haus, und an der Elbe die Stelle des verzweiflungsvollen Jungfernſprungs zeigte, hatte ich Gelegenheit, den tief im Volksbewußtſein wurzelnden und durch keine Apologie jeſuitiſcher Geſchichtſchreiber zu beſchwichtigenden Abſcheu zu bemerken, den die Erinnerung an die Greuel des religiöſen Fanatismus und an deſſen Werkzeuge noch immer erweckte. Nach einem kurzen Aufenthalte in Brandenburg, wo ich die erſte Rolandsſäule norddeutſcher Städte erblickte, und in Potsdam, wo mir der unglückliche, aber in edler ruhiger Haltung reſignirte König auf einem Spaziergang begegnete, fuhr ich am Abend des 22. Nov. 1810 in demſelben Moment, wo ein nahe vor uns herfahrender Reiſewagen von frechen Dieben ſeines Gepäckes beraubt wurde, in die ſchwach erleuchtete Hauptſtadt Preußens. Die neu errichtete Hochſchule vereinte damals eine ganze Reihe eminenter Köpfe. Ich weiß nicht, ob es die durch die neueſte bittere Erfahrung mehr als je hier erweckte deutſche Sympathie, oder meine Eigenſchaft als künftiges Mitglied des hoffnungsvollen ruſſiſchen Reiches war, was mir daſelbſt einen ſo überaus freundlichen Empfang bereitete. Selbſt Wolf, der homeriſche Gegner und undankbare Schüler Heyne's, ließ ſich zu einer Ehrenerklärung über die großen Verdienſte deſſelben herab. Kurz vorher, in einer für ihn ſehr mislichen Zeit, nach Charkow an dieſelbe mir verliehene Stelle berufen, ſchien ihn noch immer der Gedanke zu entzücken, in der Nähe von Tomi (bei Odeſſa) und unter den bosporaniſchen Monumenten die ihm noch nicht bekannten griechiſchen Inſelweine zu koſten. Ich beſuchte mit ihm eine Abendſitzung der Akademie, wo mich Bieſter als Kaukaſier begrüßte und mit dem geiſtreichen ſcharfblickenden Niebuhr bekannt machte;' Buttmann hielt eine Vorleſung über die den alten Rednern zur Richtſchnur dienenden Waſſeruhren (de clepsydris), welche aber ſo lange dauerte, daß Wolf, ungeduldig über dieſe Contradictio in adjecto, mich faſt mit Gewalt davonzog und in eine durch ſtettiner Bier ausgezeichnete Reſtauration führte. Ich begleitete ihn auch zu einem wahrhaft orientaliſchen Gaſtmahl des vor kurzem aus Konſtantinopel angekommenen Geheimen Legationsraths Diez, der uns ſeine arabiſchen Handſchriften vorzeigte und dabei meine orientaliſche Sprachkenntniß auf eine gefährliche Probe ſetzte; Bellermann unterhielt uns über ſeine neueſte Erklärung der puniſchen Münzen. Einen in der damaligen Noth ſtark auffallenden Aufwand bemerkte ich bei den geſchworenen Feinden der Waſſerheilkunde, den Schülern Aeskulap's; die Empfehlung eines meiner charkowſchen Collegen, des Profeſſors Huth, an ſeinen Schwager, einen berliner Arzt, wurde durch ein Trinkgelag erwidert, bei welchem Hufeland und Heim, wenn ſie gegenwärtig geweſen wären, gewiß die Kunſt, das menſchliche Leben zu verlängern, vermißt haben würden. Auch beſuchte ich den alten, faſt ganz blinden, mir mehr durch Goethe's und Schiller's ſarkaſtiſche Xenien, als durch ſeine Reiſebeſchreibung von Deutſchland bekannten Nicolai; den gleichfalls an einem Auge erblindeten, unvergeßlichen Aſtronomen Bode, der es ſich nicht verdrießen ließ, mich auf ſeine Sternwarte zu führen; den freundlichen, mit ſeiner Gäa und dem neu errichteten Taubſtummeninſtitut beſchäftigten Zeune; den liebenswürdigen Philologen Spalding, der mich mit einer lateiniſchen metriſchen Ueberſetzung von Kleiſt's Frühling beſchenkte; den rüſtigen, unermüdlichen, damals durch die Berufsgeſchäfte des Univerſitätsrectorats ſtark in Anſpruch genommenen Fichte, deſſen Reden an die deutſche Nation keineswegs die Stimme eines Predigers in der Wüſte waren. Der ſoeben aus Hamburg angekommene Hiſtoriker und Journaliſt Archenholtz empfing mich in einem Gaſthof, als Podagriſt, auf dem Sopha liegend und von ſeiner Tochter gepflegt, mit den Worten: „Wie oft, beſter Freund, habe ich an Sie gedacht"; in einer langen politiſchen Unterredung ſprach er die Ueberzeugung aus, daß an eine Auferſtehung der preußiſchen Monarchie ſo bald noch nicht zu denken ſei. Der große Naturforſcher Pallas, der ſich durch ſeine glänzende Beſchreibung der tauriſchen Halbinſel ein krimmiſches Exil unter ruſſiſchen Leibeigenen und durch eine zweite Heirath mit einer jungen und ſchönen Frau manch häusliches Leiden zugezogen hatte, war ſoeben nach Berlin gekommen, um ſeinen noch ältern achtzigjährigen Bruder zu beerben (der ihn jedoch uberlebte). Ich traf dieſen ehrwürdigen, durch die ſeltene Größe ſeiner geiſtvollen, weltanſchauenden Augen ausgezeichneten Gelehrten damit beſchäftigt, ſich ein Paar wollene Socken an dem Geländer ſeines Ofens zu wärmen; er erwähnte ſeine Freundſchaft mit dem Grafen Potocki und gab mir ein nachher nutzloſes Empfehlungsſchreiben an dieſen bei meiner Ankunft in Charkow ſchon verſchollenen Curator mit. Zwei geiſtige Genüſſe hatte ich mir aufgeſpart, den platoniſchen Kanzelredner Schleiermacher, deſſen tiefſinniger und ſeelenvoller, beſonders die Gebildeten des ſchönen Geſchlechts anziehender Vortrag auch auf mich einen unauslöſchlichen Eindruck machte; und den als Patriot und Dramatiker gleich enthuſiaſtiſchen Iffland, der mich in ſeiner Theaterwohnung, kurz vor ſeiner Darſtellung als Graf von Savern, mit geſchminktem Antlitz empfing, ſich aber noch die Zeit nahm, in einer lebhaften politiſchen Converſation ſeine Hoffnungen über die Zukunft Deutſchlands auszuſprechen; mit großer Artigkeit ſandte er mir ein Theaterbillet nach, welches mich in die Logennähe des damaligen Kurprinzen von Heſſen brachte. Ich hatte nachher noch mehrere male das Vergnügen, das überaus feine, den vollkommenen Weltmann charakteriſirende Minenſpiel Iffland's zu bewundern. — Mein Reiſeplan führte mich nun über Wittenberg, wo ich die Grabſtätten der beiden Reformatoren beſuchte, nach Leipzig. Hier verſah mich der ruſſiſche Conſul, Schwarz, ein äußerſt gefälliger und wohlunterrichteter Geſchäftsträger, mit 200 Dukaten Reiſegeld, kaufte mir zur Winterkleidung einen noch jetzt bewahrten Bärenpelz, und verſchaffte mir die Bekanntſchaft der vorzüglichſten leipziger Gelehrten: Platner's, des unvergleichlichen Pſychologen, Beck's, Roſenmüller's und Hermann's, der eben im Begriff war, geſtiefelt und beſpornt ſein philologiſches Katheder zu beſteigen. Mein Verleger Bahrdt führte mich durch die Buchhändlerbörſe, damals eine abſchreckende Tabagie, zu einem jungen Maler, Geisler, welcher die illuminirten Tafeln zu Pallas' Reiſen und zu meinen Völkern des Kaukaſus geliefert hatte. Er ſaß in einem gemüthlichen und fleißigen Familienkreis, mit ſeiner Frau und acht Kindern, an einem Tiſch voller Zeichnungen, und erweckte mir durch ſeine tragiſchen Erzählungen über Pallas' letzte häusliche Zwiſtigkeiten und über die Reiſen am ſchwarzen Meere eben keine große Sehnſucht nach dem Pontus Euxinus.

Auffallend war mir ſchon in Meißen, der Grabſtätte der alten Sachſenfürſten, und beſonders in Dresden, dem deutſchen Florenz, der Abſtich des Preußen- und Sachſenvolks. Dort kräftige Abhärtung, kriegeriſche Haltung, thatendurſtiger Ingrimm, hier Sanftmuth, Höflichkeit und eine faſt unmännliche Hinneigung zu den Künſten des Friedens. Hierzu die von dem ſächſiſchen Hauſe am längſten bewahrte ſteife Hofetiquette, die katholiſche Kirchenpracht mit den weichlichen Sopranſtimmen. Unter Böttiger's, des allezeit Dienſtfertigen, Leitung beſuchte ich die Bildergalerie, die Mengſiſchen Abgüſſe der Antiken, das japaniſche Palais, den Numismatiker Lipſius, die Werkſtätten Kügelchen's und Hartmann's, und Reinhard, den trefflichen Kanzelredner, der mich in ſeiner echt frommen, aufgeklärten theologiſchen Geſinnung und in ſeiner unermüdlichen Amtsthätigkeit ſo lebhaft an meinen Vater erinnerte.

Böttiger hielt damals ſeine juvenaliſchen Vorleſungen für einen auserwählten Kreis. Seine äußerſt detaillirte ſchlüpfrige Erläuterung des römiſchen Luxus und Sittenverderbniſſes ſchien mir ganz berechnet für den frivolen Geſchmack blaſirter Diplomaten, unter denen ſich auch Bourgoing, Napoleon's Biograph, befand.

Mit Grandezza empfing mich der ruſſiſche Geſandte Chanikow. Aus ſeinen und ſeines Begleiters, eines echten Sarmaten, Bemerkungen erkannte ich bald, daß dieſe Herren nur eine geringe Ahnung von derjenigen

Gattung deutſcher Gelehrten hatten, welche nicht durch die Luſt, ſich zu bereichern und ſich Kutſchen und Pferde zu halten, ſondern durch höhere kosmopolitiſche oder wiſſenſchaftliche Rückſichten zur Auswanderung nach Rußland bewogen wurden [1]).

In der Mitte des Decembers von 1810 verließ ich Dresden. Ich fuhr über Teplitz, wo ich bei einem furchtbaren Schneegeſtöber meine einzige Waffe, einen Degenſtock, verlor, über Laun, wo ich einen jungen mit den ſlaviſchen Sprachen vertrauten Bedienten, den Sohn eines verabſchiedeten öſterreichiſchen Hauptmanns, miethete, über Schlan, wo ich, durch ſchlechte Wege aufgehalten, einem kauderwälſchen Schauſpiel beiwohnte, in welchem ein abgedankter öſterreichiſcher Officier den Epilog übernahm, nach Prag, dem damaligen Aſyl des alten Kurfürſten von Heſſen.

Mit Thränen in den Augen empfing mich derſelbe, erkundigte ſich nach der Stimmung in Kaſſel, nach meinem Vater, nach der Lage von Charkow und ſetzte bei dem Abſchied, in ſicherer Zuverſicht ſeiner Rückkehr, die Worte hinzu: „Ich hoffe, daß Sie alsdann keiner von den Letzten ſein werden, die mir nachfolgen.“ In der damaligen Wohnung des Kurfürſten lernte ich den ſcharfſinnigſten ſlaviſchen Sprachgelehrten unſerer Zeit, den Abt Dobrowsky, einen ebenſo genialen als gutmüthigen Gelehrten, kennen. Einem partiellen Irrſinn unterworfen, der ſich durch Verſchenkung aller ſeiner Kleinodien ankündigte, war er gerade damals der Gegenſtand eifriger Fürſorge ſeiner Freunde, welche in ſolchen Fällen ſeine Baarſchaft, zum Behuf treuer Wiedererſtattung, von ihm in Empfang zu nehmen pflegten. Die großartigen hiſtoriſchen Erinnerungen Prags, der liberale, keinen Religionsunterſchied verrathende Ton der dortigen Profeſſoren, welche mir die Merkwürdigkeiten der Bibliothek und des Muſeums (darunter einen alten von Landgraf Wilhelm dem Weiſen gefertigten, dem Kaiſer Rudolf II. geſchenkten Himmelsglobus) zeigten, machten auf mich einen wohlthätigen, durch die Ahnung bevorſtehender Mühſeligkeiten nicht geſtörten Eindruck. Auch benutzte ich das Misverhältniß des ſeit dem unglücklichen Friedensſchluß tiefgefallenen öſterreichiſchen Papiergeldes zur Goldmünze, um mir mit Hilfe etlicher zwanzig Dukaten einen bequemen Reiſewagen anzuſchaffen.

---

[1]) Schon vor hundert Jahren ſchrieb ein Franzoſe: Les Russes ne peuvent pas comprendre, qu'un etranger de distinction, qui veut les servir, se conduise par un principe différent du desir de gagner de l'argent, et la-dessus ils ne cessent pas de railler entre eux les etrangers comme des gens, qui vendent leur vie pour un peu d'argent. (Das veränderte Rußland, 1738.)

Täglich mehrten ſich die Gerüchte über Unſicherheit der Straßen. Aber jetzt mein Ziel unaufhaltſam verfolgend und mich des wohlfeilen Papiergeldes zur Anfeuerung der Poſtillone bedienend, wobei mir jedoch ein zufällig in der Nacht ausgetheiltes Zehnguldenbillet eine böſe Conſequenz auflud, eilte ich über Czaslau (Ziska's Begräbniß in der Domkirche enthaltend), durch die mähriſche Bergkette, über Brünn, wo der verhängnißvolle Spielberg und das benachbarte Schlachtfeld von Auſterlitz mich anzogen, über Olmütz, wo der große Marktplatz mit koloſſalem polniſchen und ruſſiſchen Rindvieh erfüllt war, über Teſchen, der Hauptſtadt des öſterreichiſchen Schleſiens, über Mysleniza, Tarnow und Jaroslaw nach Lemberg, der Hauptſtadt Galiziens. Hier erholte ich mich von den Strapazen der Kälte, des Hungers, von den Prellereien der jüdiſchen Wirthe, von der Unannehmlichkeit der polniſchen, alles Maß der Unſauberkeit überſteigenden Dorfſchenken; gaſtfreundlich aufgenommen von einigen Profeſſoren, mit denen ich auch das polniſche Schauſpielhaus beſuchte und mich an dem Wohllaut dieſes feinſten ſlaviſchen Dialekts ergötzte. Ich machte Bekanntſchaft mit einem der jüdiſchen Factoren, welche ſich durch ihren Orientalismus in langen Bärten, Kaftanen, turbanähnlichen Pelzmützen, durch eine auffallend ſchöne und ehrwürdige Geſtalt und durch eine außerordentliche Betriebſamkeit als Barbiere und Lohnbediente auszeichnen. Mein Factor, der kurz vorher auch den nach Wilna durchgereiſten berühmten Arzt Frank raſirt hatte, war mir ſehr nützlich; er übernahm alle Vorſichtsmaßregeln, um mir meinen Uebergang an der ruſſiſchen Grenze zu erleichtern, kaufte für mich den gehörigen Vorrath von Lebensmitteln (Schinken und Rum) und begleitete mich bis zur Judenſtadt Brody, wo ich, unter Vermittelung und Bürgſchaft eines jüdiſchen Emirs, einen Vertrag mit einem Fuhrmann ſchloß, der mich gegen etliche 20 Dukaten nach Kiew fahren ſollte. Am Neujahrstag des Jahres 1811 kam ich an die mit einer dichten Schneedecke überzogene ruſſiſche Grenzſtätte. Nach kurzer Unterſuchung meines Gepäckes wurde mir der kaiſerliche, mit einer ſehr liberalen Zollbefreiung verbundene Paß (Poderoſchni) von einem ruſſiſchen Translateur überreicht, deſſen höfliche lateiniſche Anrede (er war Zögling einer ruſſiſchen Univerſität) mich ſehr überraſchte. Als die langbärtigen Koſaken mir den verhängnißvollen ruſſiſchen Schlagbaum eröffneten, gedachte ich des Eingangs zu Dante's Hölle: Lasciate ogni speranza, voi ch' intrate! Die Kälte war bis auf 30 Grad geſtiegen. Aber einer ſtets zunehmenden Geſundheit mich erfreuend, durch eine vollſtändige Pelzkleidung wohl verwahrt, durch das breite Geſtelle eines meinen Wagen ſtützenden Schlittens gegen jedes Umfallen geſichert, mit ruſſiſchem Kupfergeld und Wörterbüchern wohl verſehen, ſtellte ich bald, unter den Dampfwolken einer fleißig angezündeten Türkenpfeife, erheiternde Betrachtungen an. Ich bildete mir, mitten auf der ruſſiſchen Schneewüſte in einer vorher nie gekannten Selbſtändigkeit, ein, ein zweiter Le Vaillant zu ſein. Meine lebhafte Phantaſie führte mich bald in einen mit jungen lernbegierigen Koſaken angefüllten Hörſaal, bald in die tauriſchen Paläſte der alten tatariſchen Chane, bald in das Paradies der ſchönen Georgierinnen und Circaſſierinnen; ich erinnerte mich, daß von Odeſſa oder Taganrog ein günſtiger Wind mich in etlichen Tagen nach Stambul führen könnte. In dieſen Träumereien ſtörte mich zuerſt der Verluſt eines aus Lemberg mitgebrachten, ſonſt ſo muntern Wachtelhundes und meines durch die äußerſte Kälte angegriffenen, jetzt mit Reiſegeld zurückgeſchickten Denſchiks und Dolmetſchers. Meine geringe Kenntniß der ruſſiſchen Sprache brachte mich bald in große Verlegenheit. Denn als ich nach einer heftigen nächtlichen Kälte meine Zuflucht zu einer wohlgeheizten Kneipe nahm, wo ein Dutzend polniſch-ruſſiſcher Bauern mir nach Landesſitte der Reihe nach ihren Wodka zutranken, gebrauchte ich, ſtatt des mir entfallenen Wortes dowolno = genug, das mir höflicher ſcheinende choroscho = gut, mit ſolchem Nachdruck, daß dadurch die wohlgemeinte Gaſtfreundlichkeit der Branntweintrinker aufs höchſte geſteigert wurde. In einer andern Dorfſchenke, vor der volhyniſchen Stadt Berdiczew, gerieth ich des Abends ſpät, neben einer lärmenden und tanzenden Judengeſellſchaft, in eine friſchgewaſchene, wohlgeheizte Stube und wurde während meines tiefen Schlafes (nach einem ſtarken Trunk des dortigen Honigweins) nur durch die Geiſtesgegenwart des mich aufrüttelnden Wirthes vor dem Anfall einer hitzigen Krankheit gerettet, worauf ich meinen Fuhrmann nöthigte, mitten in der Nacht mit mir davonzufahren. Dieſer Iswotſchik, ein furchtſamer, die ruſſiſchen Bauern ſcheuender Israelit, zog es vor, in kurzen Tagereiſen frühzeitig in die ihm befreundeten Wirthshausſcheunen einzukehren. Ich hob daher in Berdiczew, mit Hilfe einiger deutſchen Kaufleute, den brodyſchen Contract gegen Bezahlung der Hälfte des gedungenen Fuhrpreiſes auf und miethete einen mit ſtärkern Pferden verſehenen, rüſtigen, ſchon durch ſeine Geſtalt imponirenden Polaken, der mich mit unglaublicher Schnelligkeit bis an die Grenze der Ukraine brachte. Der Mangel erträglicher und warmer Speiſen blieb jedoch meine Hauptbeſchwerde. Als ich hier, in einer elenden Dorfſchenke, abgewieſen von einem ſonſt gaſthaltenden Poſtmeiſter, der, mit ſeiner Frau Karte ſpielend und Thee trinkend, mir mitleidslos ſein Obdach verſagte, eine unſelige Nacht unter grunzenden Schweinen zugebracht hatte und ſich ein fürchterlicher Hunger meiner bemächtigte, hatte ich das Glück, drei junge nach Kiew reiſende deutſche Kaufleute zu treffen. Auf einer von ihnen mitgebrachten Bratpfanne bereiteten ſie aus einer Menge verſchiedener, mit meinen Schinkenreſten vermiſchter Ingredienzen ein mir damals ſo köſtlich ſchmeckendes Jagdeſſen, daß ich noch jetzt die Sehnſucht jenes naſſauiſchen Grafen aus der Zeit Landgraf Philipp's begreife, welchen der heſſiſche Marſchall von Rollshauſen in einem franzöſiſchen Hungerlager mit einem ſelbſtgebackenen Pfannkuchen bewirthet hatte, und der kurz vor ſeinem Tode ſeinem ehemaligen Waffengefährten ſchrieb, ſein einziger Wunſch ſei, noch einmal mit einem ſolchen Pfannkuchen regalirt zu werden (der ihm jedoch nunmehr nicht mehr mundete). Kurz vor Kiew, wo der große Jahrmarkt (die Contracte) gerade eine Menge Gutsbeſitzer und Kaufleute verſammelte, wurde ich durch die ſarmatiſche Höflichkeit eines mit dem prächtigſten Pelzrocke und einem ſilbernen Gürtel verſehenen Staroſten überraſcht. Nachdem ich mir das von zwei bramarbaſirenden Bedienten bewachte Gaſtzimmer geöffnet und mich, trotz ſeiner Unkenntniß der deutſchen und franzöſiſchen Sprache, mit ihm verſtändigt hatte, nahmen wir, nach einer gegenſeitigen Verhandreichung des Kaffees und des Thees, einen ſo zärtlichen Abſchied, daß er mir, als ich Miene machte, ihn zum Anziehen ſeines Mantels behilflich zu ſein, nach dortiger Landesſitte den Aermel küßte.

Kiew, am Dnepr, dem Boryſthenes der Griechen, gelegen, die Metropolis der Kleinruſſen, das zweite Konſtantinopel, wie es Neſtor, der älteſte ruſſiſche Annaliſt, nennt, aus welchem ſich das Licht der chriſtlichen Offenbarung über ganz Rußland verbreitet hat, beſteht aus drei Städten: Altkiew, der petſchoriſchen, mit dem Hauptkloſter verſehenen Bergfeſtung, und Podol (der Niederung). Das petſchoriſche Kloſter, deſſen Hauptkirche zu Mariä Himmelfahrt von den byzantiniſchen Baumeiſtern mit den mitgebrachten Gebeinen von ſieben Heiligen verſehen wurde, beſitzt jene berühmten Katakomben, in denen die Mumien der Apoſtel Cyrillus und Methodius, der erſten ſlaviſchen Bibelüberſetzer, des hochwürdigen Neſtors und anderer Patriarchen bewahrt werden. Dieſe Heiligthümer wurden mir und einer Menge dort eingezogener Pilger, von denen jeder mit einer bezahlten Wachskerze herabſtieg, von unterirdiſchen Mönchen gezeigt; worauf ich auch den an byzantiniſchen Gemälden und Inſchriften reichen Sophien- und Michaelskirchen meine Aufmerkſamkeit widmete. In Ermangelung eines ordentlichen Gaſthauſes von einem franzöſiſchen Reſtaurateur, Namens Ballu, aufgenommen und gebrandſchatzt (ſeine ſchon etwas alternde Frau ſchien mir große Aehnlichkeit mit Potiphar's Weib zu haben), erhielt ich zur rechten Zeit die freundliche Einladung eines ruſſiſchen Staatsraths, Fuhrmann, der ſich nicht genug darüber wundern konnte, daß ich, ſtatt nach Charkow, nicht lieber nach Paris reiſte. Er empfahl mir ſeinen Freund, einen ruſſiſchen Vicegouverneur von Kiew, der als Collegienrath, um, der beſtehenden Einrichtung zufolge, vermittelſt eines Univerſitätsexamens zu einem höhern Rang befördert zu werden, ſich zu Kiew ſelbſt durch ſchriftliche Beantwortung und Ueberſendung der Prüfungsfragen abzufinden hoffte. Noch unbekannt mit dieſem merkwürdigen, damals unter dem Einfluſſe des Geheimraths Speransky ſtreng gehandhabten Staatsprüfungsinſtitut, welches, den Stockruſſen zum Aerger, als Hemmſchuh der dienſtadeligen Rangſucht, aber als Sporn zur Cultur der Wiſſenſchaften, den Univerſitätsprofeſſoren zur Bereicherung und zur Erhöhung ihres Anſehens gereichte, verſchob ich meine Antwort bis zur Ankunft in Charkow, wo die gewünſchte Dispenſation nicht ertheilt werden konnte. Kiew hat erſt in neueſter Zeit eine eigene Univerſität erhalten. Vor meiner Abreiſe aus Kiew (am 7. Januar 1811) machte ich noch die Erfahrung, daß es in Rußland zuweilen handgreiflicher Beweismittel bedarf, um ſich Recht zu verſchaffen. Im Begriff, gleich nach dem Mittagsmahl bei dem Staatsrath Fuhrmann, mit vier gemietheten Pferden über den zugefrorenen Dnepr bis zur nächſten Poſtſtation zu fahren, um mich dort zuerſt meiner Podoroſchni zu bedienen, ſah ich mich genöthigt, der unverſchämten willkürlichen Preiserhöhung eines neugemietheten Iswotſchiks durch einige Fuchtelhiebe ein Ende zu machen. Dieſe unzeitige Zornaufwallung, der jedoch einige anweſende ruſſiſche Officiere ihren Beifall zollten, hätte mir beinahe das Leben gekoſtet. Der rachſüchtige Polake führte mich in der Dämmerung an eine offene Stelle des gefrorenen Dneprs, in der ſoeben der Wagen des Generals von Bieberſtein ſtecken geblieben war, ſo dicht heran, daß ich nur mit Mühe wieder herauskam; worauf er, ohne ein Trinkgeld abzuwarten, davonflog. In der nächſten Poſtſtation führte mich meine Unbekanntſchaft mit den Geheimniſſen des ruſſiſchen Poſtweſens in ein neues Labyrinth. Die Wohlfeilheit der Poſtpferde für die, welche einen kaiſerlichen Paß (Podoroſchni) gelöſt haben, war damals ſo groß, daß man den Poſtmeiſter (als Kronspächter) herkömmlich durch einen wenigſtens doppelten Betrag zu beſtechen pflegte. Ich weiß nicht, ob es die Offenherzigkeit meiner Beſtechung, in Gegenwart eines dort übernachtenden, auf den Boden hingeſtreckten ruſſiſchen Generals, oder der Mangel an Pferden war, der den Poſtmeiſter bewog, trotz einer eiskalten Nacht, die ich unter freiem Himmel zubrachte, mir erſt gegen 4 Uhr die erſehnte Hilfe zu bringen. Meine Freude über die endliche Erlöſung und meine Sehnſucht nach einem erquickenden Schlaf war ſo groß, daß ich den mir mit ſechs Pferden zugetheilten Poſtillonen, einem einäugigen Alten, nebſt ſeinem muthwilligen Knaben, ein allzu frühzeitiges und reichliches Trinkgeld gab, deſſen Wirkung ſich bald zeigte. Nach einer halsbrechenden Schnellfahrt von etwa ſieben Werſten (einer deutſchen Meile) entſtand zwiſchen den beiden ſich im Schnee wälzenden und mit Peitſchenhieben tractirenden Fahrgeſellen ein ſo heftiger Streit, daß zuerſt der Junge, hierauf der Alte, jeder mit drei Pferden, reißaus nahm. In einer unabſehbaren Fläche zwiſchen Himmel und Erde ganz allein, begnügte ich mich anfangs, einige gemüthliche Tabakswolken in die Luft zu ſenden; dann aber, in der Entfernung einen Haufen ruſſiſcher Fuhrwerke erblickend und zugleich meine Stimme und meinen mit ruſſiſcher Kupfermünze angefüllten Geldſack erhebend, bewog ich einen ruſſiſchen Bauer, mich mit einer Troitka in die nächſte Kreisſtadt Perejeslaw zu fahren, wo ich meine Beſchwerde in das Poſtbuch eintrug, aber, der kaiſerlichen Poſt ſchon überdrüſſig, abermals einen Iswotſchik, diesmal einen ehrlichen, frommen Ukrainer, in Sold nahm. In Perejaslaw (im Gouvernement Pultawa) begegnete mir noch das Abenteuer, daß ich wegen des im kaiſerlichen Paß enthaltenen Doctorprädicats für einen Arzt gehalten wurde; früh morgens, als ich noch im Bette lag, führte mir der närriſche Wirth eine Menge judiſcher Kaufmannsfrauen und Kinder mit ſolcher Zuverſicht zu, daß ich, trotz meiner Proteſtationen, nothgedrungen die Rolle des Doctor Sangrado übernehmen mußte. Meinem neuen Fuhrmann, welcher, ausgezeichnet durch einen langen rothen Bart, nie den Kutſcherſitz beſtieg, ohne ſeine Bruſt mit dreimal drei Kreuzen zu ſegnen, worauf er einen melancholiſchen Volksgeſang anſtimmte und ſeine Pferde durch ſanfte Schmeichelworte (Täubchen, Liebchen) anfeuerte, hatte ich ſorgfältig empfohlen, mich auf dieſer Straße, welche nach Lubny, Chorol und Pultawa führte, in Taſchan, einem gräflich Romanzow'ſchen Mühlendorf, abzuſetzen, wo ich einem deutſchen, aus Hannover gebürtigen Müller einige Briefe abgeben wollte. In der Abenddämmerung verirrten wir uns in dem ungeheuern Schnee dermaßen, daß ich nach umgeworfenem und verſchüttetem Schlittenwagen, den weder die über die Gebühr angeſtrengten Pferde, noch der verzweifelte, ſtets unter dem Ausruf: Boſche moi, Boſche moi! (mein Gott, mein Gott!) ſich kreuzigende Jswotſchik flott machen konnte, abermals unter freiem Himmel übernachten mußte. Jn meinen Reiſepelz gehüllt und durch eine ungewöhnliche Doſis Rum geſtärkt, erinnere ich mich jedoch, nie eines trefflichern Schlafs genoſſen zu haben, als in jener hellen reinen Mondnacht. Des andern Morgens miethete ich von benachbarten Bauern einen kleinen Schlitten, übergab ihnen meinen wohlbepackten Wagen gegen etliche Rubel zur Bewahrung (was ſie, ohne daß mir das geringſte entwendet wurde, treulich vollführten) und begab mich zu dem deutſchen Müller in Taſchan, bei welchem ich zwei Nächte hindurch wie im Schooſe Abraham's ruhte. Die dortige reine Steppenluft wird beſonders Bruſtkranken empfohlen; für Naturforſcher bemerke ich auch, daß dieſe Gegend (von Lubny und Chorol) der Hauptſitz der bei den Ruſſen Suslik (ſonſt marmota citellus) genannten Zieſelmaus iſt, deren ſchmaler, ſchwarzgelber und grauweißer Pelz zur Beſetzung der Kleider und der Sättel gebraucht wird; der gefährlichſte Feind dieſes nützlichen Thiers iſt die große ruſſiſche Nachteule, auf ukrainiſch Pugatſch genannt.

Ueber Lubny, bekannt durch die Belagerung Karl's XII. und durch den benachbarten Salpeterreichthum, und über Chorol, wo ein deutſcher, bis zu dem Rang eines ruſſiſchen Collegienraths geſtiegener Apotheker, Namens Hildebrand, der es ſich zur Ehre rechnete, von allen vornehmen Durchreiſenden beſucht zu werden, ſeine Gaſtfreundſchaft auch an mir ausübte, fuhr ich nach Pultawa. Hier auf dem Schlachtfelde Karl's XII. widmete ich zuerſt dem von Peter dem Großen geſtifteten, jetzt verſchönerten Monumente, einem hohen, mit dem ruſſiſchen Adler verſehenen Obelisken, in deſſen Nähe ſo viele durch den Eigenſinn des Schwedenkönigs geopferte Tapfere ruhen, einige Morgenſtunden. Die Abweſenheit zweier Honoratioren, die ich beſuchen wollte, des unter dem charkow'ſchen Univerſitätsbezirk ſtehenden pultawiſchen Gymnaſialdirectors und des Paſtors Limmer, der damals die evangeliſche Gemeinde von Charkow beſorgte, nöthigte mich, in ein ſchlechtes Gaſthaus einzukehren, wo eine betrügeriſche Jüdin mich eine nicht ſehr fette Gans nebſt einer Flaſche Naliſka (Beerenwein) mit einem Dukaten bezahlen ließ. Auf dem Wege nach Charkow, in der Gegend der für mich nachher durch eine Maſſacre gefangener Türken ſo merkwürdigen Stadt Walki, erfreute mich dagegen folgender Zug ukrainiſcher Gaſtfreundlichkeit. Als ich nämlich des Abends, in einem durch völlige Leerheit grauenerregenden Wirthshauſe eingekehrt, voll Reſignation auf meinem Mantelſack ausgeſtreckt, mich dem Schlafe ergeben wollte, trat ein großer, mit einer Pelzmütze tief bedeckter Koſakenofficier mit den Worten: Slawa Bogu! (Gott ſei Dank!) herein, der ſich mir in gebrochenem Deutſch, das er im türkiſchen Kriege gelernt hatte, als Mirza (tatariſcher Fürſt) und als Gutsbeſitzer zu erkennen gab; er erklärte mir, daß der hier ſtationirte Wirth, ſein Pächter, ein ärmlicher Leibeigener ſei, daß er aber gegenüber ein Haus beſitze, wo ich ihm und ſeiner Familie, trotz der Faſtenzeit, ein ſehr angenehmer Gaſt ſein würde. Ohne Zaudern ihm folgend und von ſeiner freundlichen Frau empfangen, ward ich bald nachher durch eine unglaubliche Menge der mit Faſtenöl zubereiteten Speiſen, nebſt dem dortigen Beerentrank, und durch die faſt rührende Sorgfalt überraſcht, womit der Wirth und deſſen Sohn mich auch des andern Morgens einige Stunden zu Pferde begleiteten.

In Charkow am 27. Jan. (den 17. nach ruſſiſchem Kalender) 1811 Abends ſpät angekommen, erblickte ich im Vorbeifahren ein großes erleuchtetes Haus. Es war die Univerſität, wo gerade der Rector Ritzky (ein berühmter Rhetoriker) ſeine Univerſitätscollegen und deren Frauen zu einem Nachtmahl verſammelt hatte. Von den dort wachehaltenden Koſaken angemeldet, von dem Rector eingeladen und nach ruſſiſcher Weiſe umarmt, erhielt ich allſeitige Glückwünſche über die ſo unerwartet ſchnelle Vollendung einer ſo mühſeligen, ganz ohne Begleitung unternommenen Reiſe. Noch denſelben Abend verfügte ich mich zu meinem Landsmann, Profeſſor von Schmerfeld, nach deſſen früherer Anweiſung ich meine Equipage eingerichtet hatte, und der mich nun mit Sack und Pack auf etliche Tage in ſeinem Hauſe aufnahm. Eine freie, mir durch den Rector in dem Gebäude der Kronſtudenten angewieſene Wohnung und die Auszahlung eines mir ſeit Jahresfriſt mit großer Liberalität aufbehaltenen Gehalts von 2000 Rubeln ſetzten mich bald in den Stand, mir alle nöthigen Meubles, zwei tüchtige kurländiſche Wagenpferde und einen trefflichen Schlitten anzuſchaffen. In der Abſicht, mich in der erſten Zeit ganz dem Studium der ruſſiſchen Sprache zu widmen, nahm ich auch einen ruſſiſchen, blos mit ſeiner Landesſprache vertrauten, mit etlichen Kriegsmedaillen decorirten Univerſitätsſoldaten in Dienſt. Eine auserleſene, in Leipzig vermehrte Bücherſammlung folgte mir bald nach und ich hatte mich ſchon in den erſten paar Tagen ſo gut eingerichtet, daß ich ſowol die Beſuche meiner Collegen empfangen, als auch die von mir übernommenen akademiſchen Vorleſungen, in lateiniſcher Sprache, beginnen konnte.

Die ruſſiſchen Univerſitäten waren ſeit 1803 unter dem Kaiſer Alexander auf einem großartigen Fuß angelegt, durch ihre Statuten mit außerordentlichen Vorrechten und dem Rang der höhern Reichscollegien verſehen und nur ihrem Chef, dem Miniſter der öffentlichen Aufklärung, damals dem feingebildeten Grafen Alexis Raſumowsky, unterworfen. Jede der ſechs kaiſerlichen Univerſitäten — Petersburg, Moskau, Wilna, Dorpat, Kaſan und Charkow — hatte einen bedeutenden, bis in die Kreis- und Kirchſpielſchulen der Provinzen herabſteigenden Wirkungskreis in einem Umfang von meiſtens acht, zehn bis zwölf Gouvernements. Für Charkow war das ſüdliche Rußland, die Ukraine nebſt der Krim, beſtimmt, ſodaß wir in einer mit dem Areale von ganz Deutſchland zu vergleichenden, freilich ſehr ſchlecht bevölkerten Diöceſe, welche die Gymnaſien von Orel, Woroneſch, Kursk, Tſchernigow, Pultawa, Charkow, Cherſon, Ekaterinoslaw, Tſcherkask und Simpheropol enthielt, eine Menge wiſſenſchaftlicher Inſtitute und deren Perſonale zu ordnen und zu beaufſichtigen hatten. Die Kirchſpielſchulen dieſes großen Bezirks, wobei die ukrainiſchen Landadlichen, die finanziellen Begründer unſerer Univerſität, ſich ſehr patriotiſch bewieſen, waren damals noch in ihrer Entſtehung; man mußte ſich anfangs damit begnügen, daß der Adel die Schulhäuſer, die Popen den erſten kummerlichen Unterricht übernahmen. Ein Diöceſanſtreit über das Gymnaſium zu Odeſſa, dem Hauptſitz des damaligen Generalgouverneurs, Herzogs von Richelieu (ſpäterhin Staatsminiſter Ludwig's XVIII.), wurde zu deſſen Gunſten entſchieden. Die Univerſität Charkow erhielt dafür das Gymnaſium von Taganrog.

Das Ganze war noch etwas chaotiſch, ungefähr wie zur Zeit des heiligen Winfried und ſeiner Schüler Sturm und Lull. Die eigentlichen Regenten der Univerſität waren die Professores ordinarii der Facultäten, welche ſich wöchentlich einmal zu dem vom Rector präſidirten, in allen wiſſenſchaftlichen und adminiſtrativen Hauptfragen entſcheidenden akademiſchen Senat verſammelten. Die tagtäglichen Verwaltungsgeſchäfte wurden von dem aus dem Rector und den Facultätsdecanen beſtehenden Directorium verſehen. Abgeſondert ſtand ein aus ſechs ordentlichen Profeſſoren gewählter Oberſchulrath (Schulcomité), deſſen Mitglieder zur Viſitation der Gymnaſien und Kreisſchulen abgeſchickt und in dieſer Zeit hinſichtlich ihrer Vorleſungen durch Adjuncten erſetzt wurden.

Charkow hatte damals nur drei Facultäten, die ethiko-politiſche, welche auch die Jurisprudenz umfaßte, die mediciniſch-chemiſche, und die literariſche (in Deutſchland die philoſophiſche genannt), der nicht blos die Lehrer der philologiſchen und hiſtoriſchen, ſondern auch die der mathematiſchen und phyſikaliſchen Wiſſenſchaften angehörten. Die Einverleibung einer theologiſchen Facultät zerſtieß ſich an dem ſtillſchweigend geduldeten hierarchiſchen Widerſtand der ruſſiſchen Geiſtlichkeit, deren Erzbiſchöfe (Archireis) ihre Seminarien in Unabhängigkeit erhalten wollten.

Die Studenten, denen ſich manche benachbarte nicht mehr ganz junge Adliche zum Behuf einer außerordentlichen Prüfung und der dadurch zu erlangenden Standeserhöhung beigeſellten, waren einer faſt militäriſchen Disciplin unterworfen, vor allen die ſogenannten Kronſtudenten, welche, auf Koſten der Krone unterhalten, unter der beſondern Inſpection eines ruſſiſchen Profeſſors ſtanden. Alle Collegien wurden gratis geleſen. Denn wenn gleich der urſprünglich dem Metallgeld gleiche Cours der Papierrubel ſchon zu meiner Zeit zum Nachtheil unſerer Beſoldung (die für den Ordinarius 2000 Rubel betrug) bedeutend herabgeſunken war, ſo beſaßen doch die Profeſſoren, theils durch Zufügung der beſondern Decanats- oder Univerſitäts-Secretariatsbeſoldungen, theils durch Ertheilung der Privatiſſima außerordentliche Erwerbsquellen. Faſt alle Studenten, unter denen ſich die jungen ſchönen doniſchen Koſaken durch Anſtelligkeit und Beſcheidenheit, mitunter auch durch poetiſche Talente auszeichneten, ſahen die Univerſitätsſtudien als Staffeln zu einer höhern Dienſt- und Rangclaſſe an, weil jeder Student, welcher das Candidatenexamen glücklich beſtanden hatte, zur zwölften, der Magiſter zur neunten, der Doctor zur achten Rangclaſſe (der Collegienaſſeſſoren) überging, und weil dieſe Rangclaſſen, beſonders zur Zeit des Kriegs, den Weg zu höhern Officiersſtellen bahnten. Da nun auch die zur Ertheilung der akademiſchen Grade befugten ordentlichen Facultätsprofeſſoren, außer den gewöhnlichen Adelsprivilegien und Steuerbefreiungen, ſogleich in die ſiebente Rangclaſſe, der Hofräthe oder Oberſtlieutenants, traten und in der Regel alle fünf Jahre weiter heraufrückten, ſo kann man ſich eine Vorſtellung von dem Neid und der Eiferſucht machen, womit der ehrgeizige und ohnehin den Studien abgeneigte Landadel, im Widerſpruch mit den großartigen Abſichten des Kaiſers, insbeſondere die ausländiſchen Profeſſoren verfolgte. Dieſe Geſinnung der Alt- oder Stockruſſen, welche wenig Unterſchied zwiſchen den zur Zeit der Kaiſerin Katharina eingewanderten, mit dem uſurpirten Titel der Profeſſeurs prangenden Abenteurern und Ignoranten und den berufenen Univerſitätsprofeſſoren zu machen wußten, diente auch dem allgemeinen Fremdenhaſſe zur Nahrung, der zur Zeit der franzöſiſchen Invaſion eine bedenkliche Höhe erreichte.

Zur didaktiſchen und methodiſchen Bildung der Gymnaſiallehrer war ein pädagogiſches Inſtitut errichtet, deſſen Direction mir gleich anfangs aufgetragen ward. Da ich, der ruſſiſchen Sprache noch zu wenig mächtig, mir wenig praktiſchen Einfluß auf die zum Lehrfach übergehenden Candidaten verſprechen konnte, ſo begnügte ich mich mit der ſchriftlichen Ausarbeitung einer Didaktik und Methodik, welche, ſpäterhin ins Ruſſiſche überſetzt, den Beifall des Miniſters Raſumowsky erhielt. Es war mir aufgefallen, daß in dem Schulplan der Gymnaſien, worin die griechiſchen und römiſchen Claſſiker eine geringe Stelle einnahmen, den realen Wiſſenſchaften, der Mathematik, der Phyſik, der Technologie, ſelbſt der ökonomiſchen Politik ein ſo weites Feld eingeräumt wurde. Ich theilte deshalb dem Grafen Raſumowsky meine Bemerkungen mit und er gab mir darüber den hier unten folgenden Aufſchluß [1]:

---

[1] St.-Petersbourg le 12. Février 1812. Monsieur. J'ai reçu Votre lettre du 17. Dec. Il m'a été très agreable, d'y voir, que Vous employez le tems, qui n'est pas occupé par Vos leçons, avec utilité pour la partie de l'instruction. Ce sera avec autant de plaisir, que je recevrai le projet d'une instruction pour les maitres des Gymnases et le plan d'enseignement pour les établissemens, que Vous Vous proposez de faire. Dans la composition de ces derniers Vous pouvez suivre absolument Vos idées. Je crois seulement devoir Vous mettre au fait des vues que l'on a suivies dans le plan d'enseignement actuel. On y a fait entrer les sciences politiques, de commerce et la technologie, tout le monde ne pouvant pas avoir l'occasion de continuer les études aux Universités, et les Gymnases recevant des enfans de tous les états, gentilhommes, négocians, artisans et autres; ceux d'entre eux, qui sont obligés d'achever leurs études aux Gymnases, ou qui selon leur état n'ont

Ueberhaupt zeigte ſich allenthalben der vorwiegende Sinn der Ruſſen für das Praktiſche, beſonders in den mathematiſchen Wiſſenſchaften, in denen ſie erſtaunenswürdige Fortſchritte machten. Dagegen fehlte ihnen faſt ganz das Organ für höhere Philoſophie und Philologie. So bemerkte ich z. B. ſpäterhin, bei einer unter meiner Aufſicht durch einen philologiſchen Zögling der Univerſität vollendeten ruſſiſchen Ueberſetzung meiner deutſchen Einleitung in die Didaktik, worin die pſychologiſchen Begriffe der Vernunft, des Verſtandes, des Scharfſinns, des Tiefſinns und anderer geiſtiger Eigenſchaften vorkamen, daß ſie die feinen Unterſcheidungen ihrer eigenen organiſchen, aus dem hohen Alterthum ſtammenden Sprache nicht kannten, oder erſt allmälig durch Vergleichung mit den entſprechenden deutſchen Wurzelwörtern entdeckten [1]).

Alle ausländiſchen Profeſſoren, mit Ausnahme der Franzoſen, laſen in lateiniſcher Sprache, und es kam mir ſehr zu ſtatten, daß jeder Student eine hinlängliche Vorkenntniß dieſer Sprache mitbringen mußte. Bei meinen verhältnißmäßig ſtark beſuchten Vorleſungen über griechiſche und römiſche Claſſiker aber gerieth ich gleich anfangs in große Verlegenheit; es fehlte an einer hinreichenden Anzahl von gedruckten Exemplaren. Um dieſem Mangel abzuhelfen, gab es, da das Dictiren der Origi-

---

pas besoin d'acquérir des connaissances plus étendues, ont l'occasion d'y acquérir des notions des objets surmentionnés, autant qu'ils conviennent à chaque état. C'est dans cette vue, que ces sciences ne sont pas enseignées dans les Gymnases avec autant de détail, qu'aux Universités. Je suis très parfaitement etc.

[1]) Die bedeutungsvollen ruſſiſchen Wurzelwörter Um (Vernunft, ratio rationum) und Rasum (Verſtand, discernement) können hier zum Beiſpiel dienen.

nale zu läſtig ward, trotz der kümmerlichen Lage des ruſſiſchen Buchhandels, kein anderes Mittel, als ſchleunige Herausgabe der unentbehrlichſten Autoren, deren Druck die Univerſitätstypographie unter meiner Leitung übernahm, ſo groß auch der Mangel an gutem weißen Druckpapier war. Die von mir beſorgten und mit erläuternden Anmerkungen verſehenen Ausgaben der Reden und der philoſophiſchen Werke Cicero's, des Salluſt und Cornelius Nepos waren zugleich für die Gymnaſien beſtimmt; ſchwerere Autoren ſah ich mich genöthigt, fernerhin einſtweilen in einzelnen Stücken meinen Zuhörern zu dictiren. — Allmälig brachte ich auch ein philologiſches Seminarium zu Stande, worin die Grundzüge der höhern Grammatik, Kritik, Hermeneutik und Archäologie vorgetragen wurden. Ich darf mich der Hoffnung hingeben, daß dieſe wiſſenſchaftliche Saat des claſſiſchen Alterthums nicht ganz auf einen felſigen Acker gefallen iſt; denn ich erinnere mich noch einer Menge junger Ruſſen (darunter eines Adamowitſch, Hewlitſch, Komliſchinsky, Gromov und des jetzigen Staatsraths von Köppen), denen die Philologie den Weg zu einer nachhaltigen geiſtigen Bildung bahnte.

Mir lagen auch außerordentliche Gelegenheitsreden bei dem Geburtsfeſt des Kaiſers ob 1)). Unter den oratoriſchen Univerſitätsfeierlichkeiten erinnere ich mich nur der Todenfeier unſers Rectors Ritzky. Wir vereinten uns dabei mit der damals im Ganzen ſehr toleranten

---

1) Eine von mir im Jahre 1812 deshalb gehaltene akademiſche Rede, welche in großen Umriſſen die wiſſenſchaftlichen Anſtalten und Akademien der alten und neuen Welt ſchilderte, gefiel den Ruſſen, welche, unbekannt mit kleinlichen hiſtoriſchen Notizen, eine natürliche Vorliebe für koloſſale Nebelbilder haben.

ruſſiſchen Geiſtlichkeit. In der Hauptkirche namlich, wo der Sarg des Verſtorbenen aufgeſtellt war und der Erzbiſchof mit zwölf Geiſtlichen das Requiem feierte, traten, in Gegenwart des andächtigen ruſſiſchen Volks, drei akademiſche Redner auf; der eine ſprach in ruſſiſcher, der andere in franzöſiſcher, der dritte, ich ſelbſt, in lateiniſcher Sprache. Ich bewunderte bei dieſer Gelegenheit die ausgezeichneten Stimmen eines ukrainiſchen Sängerchors, und des Hospodi Pomilu (Herr, erbarme dich unſer!) eines ſtentoriſchen, das Hauptwort Hospodi! 40 mal nach der griechiſchen Liturgie repetirenden **Protopopen**[1]. Wir proteſtantiſchen Ausländer nahmen auch keinen Anſtand, das uns von dem Archierei vorgehaltene Crucifix zu küſſen. Unſere kleine proteſtantiſche Gemeinde — der ſich gleich anfangs der aus dem Kloſter Banz entſprungene Profeſſor Schad (früher Pater Roman genannt) anſchloß — entbehrte übrigens eines regelmäßigen Kirchenbeſuchs. Von Zeit zu Zeit erſchien ein evangeliſcher Prediger von Pultawa (damals Limmer, der Gegner des berühmten Feßler zu Saratow), um die nöthigen Taufen, Trauungen ꝛc. zu verſehen; zu ſeinen Predigten wurde ihm meine Collegienſtube eröffnet, worin auch Schad zum erſten male der evangeliſchen Communion beiwohnte. Später erhielt **Charkow** einen evangeliſchen Prediger. Das jährlich wechſelnde **Decanat** in der literariſchen Facultät, welches, wegen des damit verbunde- Gehalts von 300 Rubeln, ein Gegenſtand der collegialiſchen Eiferſucht war, übernahm ich nur einmal. Es war damit eine Oberaufſicht und Reviſion des Münz-

---

[1] Die Zahl 40 iſt der griechiſchen Kirche, wie den Juden des Alten Teſtaments, heilig; auch Johannes der Täufer und Chriſtus hielten ſich 40 Tage in der Wüſte auf.

und Medaillencabinets verbunden. Als ich dieſe mit pflichtmäßigem Eifer vornahm und den Mangel eines Katalogs entdeckte, warf der Inſpector des Münzcabinets, ein Franzoſe, einen grenzenloſen Haß auf mich; der neue Rector der Univerſität, ein Serbe, ſchien mit ihm einverſtanden; die Ruſſen aber, der Univerſitätskanzler (assessor perpetuus) an der Spitze, nahmen meine Partei. Ich gehörte ſeit dieſer Zeit zu den wenigen **Ausländern**, von denen die Ruſſen ſagten, daß ſie das Intereſſe der **Krone** wahrten (die man hin und wieder ſo unverſchämt betrog). Ich bekleidete auch eine Zeitlang die Function eines akademiſchen Schatzmeiſters. Das in einem tiefen Keller in eiſernen Kaſten aufbewahrte blaue, rothe und weiße Papiergeld wurde in Gegenwart des Kaſſirers (Kasnatſchei), zu welcher Stelle man in der Regel Deutſche wählte, und einiger Univerſitätskoſaken erhoben und monatlich vertheilt. Allmälig erweiterte ſich mein Geſichtskreis; ich wurde, als Mitglied des Schulcomité, mit einer Gymnaſialviſitation beauftragt und dadurch mit zwei Hauptmängeln der Gymnaſien vertraut: einer großen ſittlichen Corruption der gegen ihre Lehrer conſpirirenden Schüler, und einer faſt maßloſen Herrſchaft der Gymnaſialdirectoren, meiſtens ausgedienter und ununterrichteter Staats-, Kriegs- und ſelbſt Marineofficiere; wobei nicht ſelten eine parteiiſche Hintanſetzung, oder auch willkürliche Verſetzung ſolcher ausländiſcher Lehrer vorfiel, welche den ruſſiſchen Directoren misliebig waren. Darunter war ein Waldecker, Namens Kneuper, den man mit Frau und Kindern von Neſchin nach Simpheropol in die Krim ſchicken wollte. Ich widerſetzte mich ſtets ſolchen Ungerechtigkeiten.

Gleich nach meiner Ankunft erhielt ich von Petersburg aus den Auftrag zur Erhebung und Entzifferung eines bei Slawenſk am Donetz entdeckten, mit unbekannten Charakteren verſehenen großen Sandſteines. Meine Begleiter waren der Profeſſor von Schmerfeld als Zeichner, ein Univerſitätsſchreiber und ein Unterofficier. Wir kamen ſpät Abends, unter einem heftigen Ungewitter, dicht an das ſteile Ufer des Donetz, in die Nähe des auf einem Kreideberge errichteten ſwiätogorskiſchen Kloſters, deſſen Mönche uns mistrauiſch, trotz Donner und Blitz, ein Obdach verſagten, ſodaß wir in einer elenden Bauerkneipe übernachten mußten. Bei meiner Ankunft in Slawenſk von den Kreisſchullehrern mit Feierlichkeit empfangen, bemerkte ich bald, zu meiner großen Beſchämung, daß mir die Entzifferung der unbekannten rohen Charaktere unmöglich war. Wir ſandten ein Facſimile derſelben nach Petersburg. Erſt ſpäter entdeckte ich eine große Aehnlichkeit der Charaktere mit den von Pallas in den Nordiſchen Beiträgen, Bd. I, und von Spaßky (De antiquis quibusdam scripturis et inscriptionibus in Sibiria repertis, Petersburg 1822) bekanntgemachten ſibiriſchen oder ſcythiſchen Runen, zu denen ich endlich 1817 in Heſſen ſelbſt in alten Hünengräbern ein noch nicht entziffertes Pendant gefunden habe, welches zur Vermuthung einer vor Zeiten aus Aſien nach Europa verbreiteten rohen Runenſchrift führt. (Vergl. W. Grimm, Ueber deutſche Runen. Göttingen 1821. Taf. IX.)

Dieſe kleine Dienſtreiſe machte mich auch mit der dort gebräuchlichen Diätenberechnung bekannt. Weil man, wegen Mangels an Wirthshäuſern, welche durch die ukrainiſche Gaſtfreundſchaft erſetzt werden, unterwegs für die Zehrung faſt nichts zu verausgaben hatte, dagegen aber bei jeder Reparatur von Wagen und Schlitten viel Stricke verbraucht wurden, ſo ſcheute man ſich nicht, abenteuerlich hohe Anſchläge über zerriſſene Stricke einzureichen.

Man kann ſich kaum einen Begriff von der Verſchiedenartigkeit der Parteien und Charaktere unſers Univerſitätsperſonals machen. Ruſſen und Ausländer ſtanden ſich im Ganzen gegenüber; mit jenen hielt ich es, ſobald es das Intereſſe der Krone galt, mit dieſen in allen literariſchen Angelegenheiten. Die Deutſchen waren in der Mehrzahl; **Franzoſen**, **Serben**, Ungarn reihten ſich ihnen als **Fractionen** an.

Unter den Ruſſen war, nach Ritzky und einem früher einflußreichen penſionirten Profeſſor Timkowsky, kein hervorragendes Talent. Von dem Rector Stoikowitſch, einem Serben, wird ſpäter die Rede ſein. Nach ihm trat Oſſipowsky an die Spitze, ein guter Mathematiker und redlicher Geſchäftsmann, der jedoch allzuſehr unter dem Pantoffel ſeiner herrſchluſtigen und coquetten Frau ſtand. Mit ihm verbunden waren drei Profeſſoren der mediciniſchen Facultät: Schumlansky, ein wohlbeleibter Lebemann, einem polniſchen Staroſten ähnlich, der jedoch ſeine anatomiſchen und chirurgiſchen Studien in Straßburg gemacht hatte (er verrieth eine beſondere Vorliebe für das Napoleoniſche Syſtem); Knigin, der in Berlin ſtudirt hatte, aber bei ſeiner ärztlichen Praxis ſo unaufmerkſam war, daß er bei einem Tertianfieber, welches mich ergriffen hatte, faſt jede Kriſis verſäumte; Kamensky, ein ſchmaler, feiner Ausüber und Lehrer der Hebammenkunſt, der uns im akademiſchen Senat, wo ſonſt Alles in lateiniſcher Sprache verhandelt wurde, als Secretär und Protokollführer durch ſeine ruſſiſchen Berichte nach Petersburg viel zu ſchaffen machte. Ihnen zur Seite ſtand Uspensky, ein ruſſiſcher Rabuliſt, der als Syndikus der Univerſität die Ukaſen nach Belieben zu deuten wußte und, unter der Maſke großer Unterthänigkeit, viel Ehrgeiz verbarg. Sie alle zeichneten ſich durch tiefe Verſtellung und Verſchlagenheit aus; in dem Laufe der Debatten ſtets kaltblütig und lauernd, wußten ſie oft, zum Nachtheil der allzu offenen Ausländer, jeden Moment zu benutzen, wo dieſe in der Hitze des Streits ſich zu unvorſichtigen Aeußerungen hinreißen ließen; in ihrer barbariſchen Liſt übertrafen ſie die gewandteſten Franzoſen. Mit der deutſchen Literatur waren faſt alle unſere ruſſiſchen Collegen unbekannt. Ich muß jedoch eine Ausnahme zu Gunſten eines ruſſiſchen Adjuncten der mediciniſchen Facultät, Namens Malkow, machen, der, im Auslande gebildet, ſich beſonders durch einen feinen Sinn für die beſten Schriftſteller der deutſchen Literatur auszeichnete. Sein Lieblingsautor war Jean Paul.

Wir hatten vier Franzoſen, de la Vigne, Profeſſor der Botanik, einen geweſenen Abbé, einen anſpruchsloſen, allen Intriguen fremden, aber in dem Rufe des Geizes ſtehenden Greis (von welchem ich mich erinnere, daß er mit dem Rector Stoikowitſch einen hartnäckigen Streit über die Benutzung des Graſes des großen botaniſchen Gartens hatte), Belin de Ballu und Dugour, beide aus Paris, und Sauvigny, meinen Adjuncten in der Philologie.

Ballu, rühmlich bekannt durch ſeine Geſchichte der griechiſchen Beredtſamkeit (Paris 1813), war ein höchſt komiſches Original; voll Phantaſie und Poeſie, ſtets redend, ſingend, declamirend, ein gutmüthiger, aber immer zerſtreuter Geſellſchafter, deſſen unordentlichen Haushalt man ſeiner Meſalliance mit einer Pariſerin zuſchrieb. Seine Nonchalance war grenzenlos. Mit einem ruſſiſchen Wörterbuche in der Hand ging er auf den

Markt und erregte durch ſeinen falſchen Accent, was in der ruſſiſchen Sprache zu den auffallendſten Zweideutigkeiten führt, das Gelächter der Bäuerinnen; ein in ſeinen Garten eingebrochenes nachbarliches Schwein führte er in ſeinem Schlitten als corpus delicti auf die Palate (Palatium, Gerichtshof), indem er die Richter mit der Anrede: Meine Herren Schweine! (ſtatt: Meine Herren, dieſes Schwein) begrüßte; bei der Hochzeitsfeier ſeiner Tochter fuhr er in einem Staatswagen umher, bei ſeinen Collegen Schüſſeln und Geräthe aller Art borgend und einpackend. Er ward ſpäter bei dem pädagogiſchen Inſtitut in Petersburg angeſtellt, wo ihm bei ſeinen franzöſiſchen Vorleſungen über griechiſche Literatur ſein außerordentliches Declamationstalent zu ſtatten kam. Dugour, als naturaliſirter Ruſſe Degourof, früher, wie man erzählte, Buchhändler und Verleger in Paris, hierauf, als er während der Anklage Ludwig's XVI. deſſen Vertheidigungsſchriften drucken ließ, Flüchtling in Großbrittanien, wo er eine Engländerin heirathete und von einem ruſſiſchen Fürſten nach Rußland geführt wurde, war Profeſſor der Geſchichte ſeinem Berufe nach, in der That aber unſer beſter Schulviſitator und Diplomat, beſonders bei dem Conflict der Univerſität mit dem Herzog von Richelieu. Ein gewandter, ſeinen Vortheil trefflich wahrender, warmblütiger, ſeinen Gegnern ſehr gefährlicher, ſeine Verachtung gegen die Ruſſen, ſeine Abneigung gegen die Deutſchen meiſterhaft verſtellender Weltmann, der ſpäterhin, als Rector der Univerſität Petersburg, in einen größern Wirkungskreis trat und ſeine Hinneigung zu kosmopolitiſchen Projecten, nach einer Reiſe durch Deutſchland und Frankreich, durch ſein Werk über die europäiſchen Findelhäuſer beurkundete. Er hat mich etwa 20 Jahre nachher, als mir mein charkowſches

Leben wie ein Traum erſchien, in Kaſſel beſucht, wo wir uns einiger alten charkowſchen Conflicte wegen auf das gründlichſte ausſöhnten. Tief unter ihm ſtand mein Adjoint und Stellvertreter Nicolas Pasquis de Sauvigny, ehemaliger Abbé, der ſich während ſeines frühern Aufenthalts in Polen mit einer ſogenannten polniſchen Gräfin morganatiſch verbunden hatte und eine unordentliche Wirthſchaft führte; ein Muſter blumenreicher und bombaſtiſcher Geſchmackloſigkeit, welcher in ſeinen lateiniſchen und franzöſiſchen Aufſätzen und ſchulmeiſterlichen Vorleſungen ſtets als bornirter Anhänger Boileau's die Virgula censoria (ſeinem Lieblingsausdrucke nach) handhabte. Sein Doctordiplom hing in großen Buchſtaben unter ſeinem Spiegel. Stets mit alten und neuen Zeitungen beſchäftigt, war er auch, wie faſt alle Franzoſen, ein großer Verehrer Napoleon's.

Unter den Deutſchen war Roman Schad, ehemaliger Benedictiner zu Banz in Franken, berühmt durch ſeinen Conflict mit den dortigen Obſcuranten und ſeine heimliche Flucht (ſiehe ſeine gedruckte Lebensgeſchichte), der merkwürdigſte. Ein heftiger, den Ruſſen verhaßter Kämpfer für Aufklärung, Literatur und Philoſophie, der durch ſeine in fließendem Latein geſchriebene Logik (eine philoſophiſche Propädeutik) bei den Studenten viel Eingang fand und wegen ſeiner in der Schule der Jeſuiten geübten lateiniſchen Sprachfertigkeit eine bedeutende Rolle im Senat und bei allen akademiſchen Disputationen ſpielte. Ich verband mich mit ihm zur Herausgabe einer deutſchen Chreſtomathie, wozu er den proſaiſchen, ich den poetiſchen Theil lieferte. Er ergötzte uns durch ſeine unerſchöpfliche Laune in ſkandalöſen Mönchsgeſchichten, beſonders wenn er uns zu ſeiner bei dem gefährlichen Sprung aus Banz geretteten Geige ein dem Vogelgeſang ähnliches Freiheitslied recitirte. Ein vollkommener Cyniker, deſſen mönchiſche Gewohnheiten ſich ſelbſt unter dem ſteifen Kragen ſeiner ruſſiſchen Uniform verriethen, der aber in ſeiner Oppoſition gegen die Stockruſſen ſeiner Zunge zu ſehr den Zügel ſchießen ließ [1]). Eine ungemeſſene Trunkliebe untergrub ſeine Geſundheit, und eine unglückliche Heirath mit einer zweideutigen, geizigen, deutſchruſſiſchen Frau, zu welcher man ihn bei einem Gaſtmahl in Kursk beredet hatte, vollendete ſeine häusliche Kataſtrophe. In Folge einer Denunciation, wobei man ſeine nach Schelling'ſcher Philoſophie ſchmeckenden metaphyſiſchen Vorleſungen für atheiſtiſch ausgab, ward er ſpäterhin (nach meinem Abgang aus Rußland) auf eine äußerſt unbarmherzige Art aus Charkow deportirt und endigte in derſelben Stadt Jena ſein unglückliches Leben, wo ihn Goethe und Schiller nach ſeiner Flucht aus Banz aufgenommen und durch einen ruſſiſchen Geſandten weiter befördert hatten. Man erzählt von ihm, daß er, nach ſeiner Ausweiſung im Jahre 1817, willens geweſen ſei, alle in Rußland erlebte Unbilde und dortige Scandale durch den Druck zu veröffentlichen, daß er aber, durch die äußerſte Noth gedrückt, ſein Geheimniß an den ruſſiſchen Geſandten in Berlin (von Alopäus) kurz vor ſeinem Tode verkauft habe. Ich ſprach noch vor einigen Jahren den letzten ſäculariſirten Mönch des Kloſters Banz, der mir, freilich in keineswegs nüchternem Zuſtande, erzählte, wie Roman Schad, während ſeiner letzten Anweſenheit in Deutſchland, einmal gleich einem Geſpenſt, zum Schrecken

---

1) Während eines heftigen Disputs mit unſern Stockruſſen rief er einmal im akademiſchen Senat: Vos estis servi ab Imperatore usque ad ultimum pedissequum.

aller Anweſenden, in ruſſiſcher Uniform auf der Chorbühne des Kloſters erſchienen ſei.

Die übrigen deutſchen Profeſſoren waren Huth, ein trefflicher Mathematiker und Aſtronom, ein ſtets heiterer Weltmann, der uns frühzeitig verließ; Gieſe, ein äußerſt fleißiger Pharmaceut, deſſen ins Ruſſiſche überſetzte Werke den praktiſchen Chemikern ſehr willkommen waren; Schnaubert, Chemiker, der mit ſeiner jungen ſchönen Frau bald nach Moskau überging, wo er nach der Invaſion der Franzoſen, wie er ſchrieb, faſt an den Bettelſtab gebracht, die Unterſtützung ſeiner ehemaligen charkowſchen Collegen in Anſpruch nahm; Dreyſſig, deſſen in Deutſchland geſchätzte mediciniſch-literariſche Schriften ihm als ausübendem Arzte wenig Nutzen brachten; es fehlte ihm, trotz einer zehnjährigen Praxis, auch gänzlich an ruſſiſcher Sprachkenntniß; und Pilger, ein genialer Thier- und Menſchenarzt, der, ungeachtet ihm die Praxis verboten war, durch ſeine glücklichen, einfachen, wenngleich pferdemäßigen Curen den Neid aller Schüler des Aeskulap erweckte, und ſtets mit den ihn reichlich mit Naturalien beſchenkenden Landjunkern und andern Patienten aus der Umgegend verkehrte. Leider brachte er ſeine beſte Zeit in ſarkaſtiſcher Verunglimpfung ſeiner Facultätsgegner zu (ſodaß wir ihn nur mit Mühe von einer ſchon beſchloſſenen Abſetzung retteten), und verheirathete ſich in zweiter Ehe mit einer jungen ruſſiſchen Hökerfrau, die ihm zwar zu botaniſch-pharmaceutiſchen Excurſionen behilflich war, ihn aber von aller guten oder höhern Geſellſchaft ausſchloß.

Zu dieſen Deutſchen gehörte noch Lang, ein Schwabe, Lehrer der politiſchen Nationalökonomie, der ſich große Dinge von ſeiner Löſung politiſch-ſocialer Fragen verſprach; Reith, ein gelehrter, philoſophiſcher, etwas phantaſtiſcher Hiſtoriker, früher durch eine Geſchichte von Frankreich bekannt, und Nöldechen aus Berlin, Profeſſor der Landwirthſchaft, der, unbekannt mit dem fetten Landboden der Ukraine, gleich anfangs durch ſeine Lehre vom Dünger die Heiterkeit der Studenten erregte und ſich allmälig mit ſeiner polniſchen Frau auf ſeine eigene Oekonomie zurückzog. Eine Zierde der Univerſität und der juriſtiſch-politiſchen Facultät, ausgezeichnet durch ſeine Bildung, die er früher als Erzieher einiger deutſchen Grafenſöhne ſich angeeignet hatte, und durch ein ſeltenes Anekdotengedächtniß und anziehende Erzählungsgabe, war mein noch lebender biederer philoſophiſcher Freund Schweikard. Anfangs voll trefflicher Reformprojecte, dann, nach einem tiefern Blick in die dortigen Zuſtände, enttäuſcht, und nicht willens oder im Stande, nach einem Ausdruck Peſtalozzi's, die Welt, die ihn packte, wieder zu packen, wurde er allmälig mistrauiſch, zurückgezogen und in Folge ſeiner höhern philoſophiſchen Richtung, wie es mir ſchien, dem Myſticismus geneigt. Es glückte mir, im Jahre 1817 ſeine Berufung nach Marburg durchzuſetzen, von wo er als Rechtsgelehrter und Tribunalrichter nach Königsberg, auch im Jahre 1844 zu der berliner Synode berufen wurde.

Unſer guter und böſer Dämon war ein vielgewandter, mit den Schwächen der Deutſchen und Ruſſen wohlbekannter, ehrgeiziger Serbe, Namens Stoikowitſch, der ſowol durch ſeine adminiſtrativen Talente und ſeltene Sprachfertigkeit (er hatte in Göttingen ſtudirt), als durch ſeine lange hagere Figur und Adlernaſe imponirte. Als Profeſſor der Phyſik und Schriftſteller, wie man ſagte, mehr Compilator als Gelehrter (ſein allen Gymnaſien empfohlenes, oder vielmehr aufgedrungenes Handbuch der Phyſik brachte ihm eine bedeutende Summe

Geldes ein), entwickelte er dagegen während ſeines dreijährigen Rectorats eine außerordentliche, ſelbſt politiſche Thätigkeit. Er ſoll früherhin, wo er noch mit ſeinem frühern Vaterlande und Czerni Georg in Verbindung ſtand, eine ſtarke Ueberſiedelung aus der öſterreichiſchen Grenze projectirt und dadurch ſich einen permanenten Verdacht der öſterreiſchen Regierung zugezogen haben. Zur Zeit des napoleoniſchen Einzugs, wo unſere Correſpondenz mit dem Miniſter in Petersburg ſtark unterbrochen wurde, war er nahe daran, unſerer Univerſität eine Art Unabhängigkeit zu vindiciren. Stets bereit zur Ausführung großer Plane, unterſtützte er uns Deutſche gleich anfangs bei der Berufung neuer ausländiſcher Profeſſoren, die jedoch wegen der franzöſiſchen Invaſion faſt alle zu Hauſe blieben. Ich ſelbſt correſpondirte deshalb mit dem trefflichen Aſtronomen Littrow in Kaſan, dem das dortige Klima und die Barbarei der Einwohner nicht behagte (er ging nachher nach Wien), mit dem Philologen Struve in Dorpat und Andern. Die Ungeſundheit der zwiſchen zwei jährlich ſtagnirenden Flüſſen (Loban und Charkowa) liegenden und oft von endemiſchen Fiebern heimgeſuchten Stadt Charkow, wo der im Frühjahr zur Regenzeit ſich anhäufende Straßenkoth ſo tief war, daß wir zum Beſten der Studenten feriae luti (Dreckferien) anordnen mußten, gab uns den Plan ein, die Verlegung der Univerſität nach Kiew zu bewirken. Der deshalb von mir mit Stoikowitſch aufgeſetzte, nach Petersburg beſtimmte Vorſchlag hatte ſchon die Unterſchrift faſt aller Profeſſoren erlangt, als die perfiden Dintenflecken eines diſſentirenden Ruſſen, noch ſichtbar in dem von mir verwahrten Exemplar, das Document unbrauchbar und das ganze Project ſcheitern machten. Ich ſtiftete mit Stoikowitſch eine der Univerſität zur

Seite ſtehende Akademie der Wiſſenſchaften, zu welcher wir den Gouverneur, den Archierei und alle gebildete Honoratioren der Umgegend zogen; die Ruſſen, durch Ehrendiplome geſchmeichelt, übertrugen mir das Präſidium. Aber die den Haß gegen alle Ausländer aufſtachelnde franzöſiſche Invaſion und der faſt alle unſere wiſſenſchaftlichen Plane paralyſirende politiſche Nationalſchwung der Ruſſen trat dazwiſchen. Um dieſelbe Zeit ſah ſich auch Stoikowitſch genöthigt, eine andere Laufbahn zu ſuchen. Seine nach und nach entdeckten, den Fiscus der Krone beeinträchtigenden kaufmänniſchen Speculationen mit eigenmächtiger Einführung fremder Waaren (beſonders ungariſcher Weine) führten eine anſtößige Inquiſition herbei, deren Folgen ihn um ſein Amt brachten. Wir kamen übrigens aus dem Regen in die Dachtraufe. Denn bald nachher erhob ſich ein Ruſſenthum, deſſen maßloſer Reaction ich noch zeitig entging. — Aus Kohl's Reiſen in das ſüdliche Rußland iſt bekannt, daß noch immer in Charkow eine freilich ſehr ſchwache Erinnerung an die erſte Blüthenzeit der Univerſität zurückgeblieben iſt. Von einer dankbaren Anerkennung unſerer wahrlich nicht geringen literariſchen und pädagogiſchen Beſtrebungen kann bei der jetzigen Generation wol keine Rede mehr ſein. Denn ſchon bei meinem Abgange bemerkte ich, daß die meiſten von uns creirten Candidaten, Magiſter und Doctoren auf unſern Schultern ſtanden.

Gleich nach meiner Ankunft ſchloß ich mich, zum Erſatz für das verlorene deutſche Vaterland, an einige nicht ungebildete ehrliche deutſche Handwerkerfamilien an, mit denen mich mein philanthropiſcher, mit der Tochter eines Mechanicus verheiratheter Freund und Landsmann Schmerfeld bekannt machte, und die ich wöchentlich ein mal zu einem fröhlichen Abendmahl einlud. Daneben beſtand ein Junggeſellenclub der unverheiratheten Profeſſoren, zu welchem ſich, außer Stoikowitſch und Kalkow, nur Deutſche einfanden, nach den Anfangsbuchſtaben der Mitglieder Giukaroſitz genannt. Die in der Ukraine ganz beſonders herrſchende Hoſpitalität zog mich bald in größere Cirkel. An der Spitze der Honoratioren ſtand der Gouverneur Bachtin, tartariſcher Herkunft, welchen, wie man ſagte, ſeine liebenswürdige Frau, die Tochter eines deutſchen Obermedicinalraths aus Tobolsk, emporgebracht hatte. Ihre Lebhaftigkeit und Zierlichkeit, die auch mich in ihre Nähe zog (beſonders reizend war ihr Lächeln, wenn ich als Anfänger in der ruſſiſchen Sprache eine Wortverwechſelung beging, und wenn ſie mir freundliche Vorſchläge zu einer ruſſiſchen Heirath machte), contraſtirte ſehr mit der Indolenz ihres wohlbeleibten, aber äußerſt gutmüthigen Gemahls, deſſen Orakel ſie auch bei jedem Whiſtſpiel war. Bachtin, dem ich bei Tafel ſtets gegenüberſitzen mußte, hatte eine rührende Vorliebe nicht nur für den ruſſiſchen Odendichter Lomonoſſow, ſondern auch für die erhabenen, ihm nur aus Ueberſetzungen bekannten Geſänge unſers Klopſtock. Er meinte es auch herzlich gut mit unſerer Univerſität. Als der Graf Raſumowsky uns einſt ſtatutenwidrig einen ſeiner Kanzleiräthe als Viſitator eines in Verwirrung gerathenen Gymnaſiums (zu Kursk) über den Hals ſchickte, und neun remonſtrirende Profeſſoren mit mir deshalb ſich beſchwerend nach Petersburg wandten, überſchickte ihm zwar das in Abweſenheit des Kaiſers dominirende Comité der Miniſter eine für uns beſtimmte, ganz ungewöhnlich in dem Forum des Gouvernements in Empfang zu nehmende Reprimande. Bachtin benachrichtigte uns aber davon und wartete ſolange, bis wir durch eine zweite Gegenvorſtellung und Berufung auf kaiſerliche Statuten das Comité der Miniſter auf andere Gedanken gebracht hatten.

Von ganz anderm Schlage war ein lebensluſtiger, aus Liefland ſtammender Criminalgerichts-Präſident, welchem nicht ſelten, wenn er umherfahrend und Gäſte einladend die Straßen durchzog, einige Kaufleute ihre Geſchenke in die Droſchke warfen, dem man auch nachſagte, daß er des Nachts in den benachbarten Gärten fouragiren ließ. Um zum Behuf eines höhern Staatsrathsranges vermittelſt eines Univerſitätsexamens uns augenſcheinliche Proben ſeiner Kenntniſſe zu geben, pflegte er bei Tafel beſonders dem Profeſſor der Phyſik, Stoikowitſch, gegenüber, die lächerlichſten wiſſenſchaftlichen Geſpräche zu führen. Wir hatten in Charkow ein elendes Provinzialtheater, wo wir für uns eine Loge ſelbſt meublirten. Die Hauptzierde deſſelben waren die tanzenden Zigeuner und Zigeunerinnen, welche, die Guitarre in der Hand, unter barbariſchen Tönen ihre Glieder anſchlagend, zuweilen wie ein Sturmwind über die Scene flogen. Das Orcheſter beſtand aus Leibeigenen des Adelsmarſchalls, welche einmal, von ihrem Herrn plötzlich abgerufen, das ganze Theater im Stiche ließen. Hier ſaß unſer Präſident im Parquet mit einem Stock bewaffnet, ſtets in gerührter und hitziger Stimmung, die er durch heftige Schläge auf die Orcheſterwand bis auf den Rücken der Muſikanten zu erkennen gab. Ein anderes Original war der Director des Medicinalcollegiums, der, trotz ſeiner geringen Beſoldung von 600 Papierrubeln, eine prächtige offene Tafel hielt. Von ihm hing nämlich die Viſitation der jährlich von den Landadlichen abgeſchickten Rekruten ab, deren körperliche Gebrechen (ich ſah ſie einſt ſplindernackend über einen Hof laufen) er nach

Maßgabe der Geſchenke großmüthig zu überſehen wußte. Relata refero.

Auch der Polizeimeiſter, Gorodniſchky, war ein ruſſificirter Deutſcher. Ich hatte mir gleich bei meiner Ankunft zwei kurländiſche Schlittenpferde angeſchafft; ſie verſchwanden in einer dunkeln Nacht. Als ich dies dem Polizeimeiſter anzeigte, fragte er mich, wie viel ich daran wenden wollte; wir wurden bald einig; ein Polizeiagent wurde abgeſandt, der meine Pferde in einer benachbarten Stadt (Bejodugow) noch in der folgenden Nacht geradewegs aus dem Stalle der Räuber holte und ſie mir unverſehrt zurückbrachte.

In der Nachbarſchaft von Charkow wohnten zwei Edelleute, deren Bekanntſchaft ich zu den ſchönſten Erinnerungen meines Lebens rechne. Der erſte war Karaſin, der eigentliche Stifter der Univerſität, der früher als Secretär des Kaiſers ſich deſſen Mistrauen zugezogen, nachher aber unter dem kleinruſſiſchen, ziemlich unabhängigen Adel ein großes Anſehen erworben hatte. In faſt allen Sprachen und Literaturen bewandert, mit den beſten europäiſchen Erfindungen in Phyſik und Chemie bekannt und voll philanthropiniſcher Ideen, widmete er ſeine Zeit wiſſenſchaftlichen Studien und Experimenten und ſuchte auch ſeine Leibeigenen, bei denen er eine Art Schwurgericht einführte, zu einer bürgerlichen Geſellſchaft zu erheben. Der Andere war der General Marſchall von Bieberſtein zu Merefa unweit Charkow, der berühmte Herausgeber der Flora Caucasica und einer Reiſebeſchreibung über die Länder zwiſchen dem Tereck und Kur, bei welchem ich zuweilen einkehrte und meine kaukaſiſchen Kenntniſſe erweiterte. Er führte zuerſt die Akazie in jenen Gegenden ein und leitete die Maulbeerpflanzungen des ſüdlichen Rußlands. Bei ihm, der mit vielen moskowitiſchen Großen in Verbindung ſtand, erfuhr ich etwas von der europäiſchen Weltlage vor und nach dem Einzuge Napoleon's, und dem Entſchluſſe der patriotiſchen Ruſſen, durch einen ſcythiſchen Rückzug den Feind ins Innere des Landes zu locken und ſelbſt die Stadt Moskau aufzuopfern. Ich werde darauf zurückkommen.

Ich machte auch die Bekanntſchaft eines Generals Koalinsky (meines nachherigen Oheims), der früher, unter der Kaiſerin Katharina, als ein Günſtling Valerian Subow's, Civilgouverneur von Georgien war[1]), nachher aber, als Paul zur Regierung kam, in Ungnade gefallen, die ſehr einträgliche Stelle eines Generalpächters des Kreiſes Charkow übernommen hatte. Er führte mir ſeinen Freund, einen ehemaligen Gouverneur von Cherſon, den General Horwath zu, der mir ſeinen mit einer verheiratheten ſchönen Franzöſin erzeugten Sohn zur Vorbereitung eines Univerſitätsexamens empfahl. Ich hatte damals noch keinen Begriff von der herkömmlichen Beſtechungsmethode. Als das Doctorexamen des jungen De Haye herannahte, ſagte mir derſelbe, er habe gehört, daß ich ſeine neue prächtige Droſchke nebſt zwei Pferden zu kaufen wünſche. Ich leugnete dies; die Sache ſchien abgemacht; ich erblickte aber bald nachher einen ruſſiſchen Collegen in Beſitz dieſer koſtbaren Equipage, und erfuhr erſt ſpäter in Petersburg, daß man ſich über meine Ehrlichkeit luſtig gemacht hatte. Noch entrüſteter war ich gegen einen jungen Abgeſandten eines Gymnaſialdirectors aus Ekaterinoslaw, welcher auf dem

---

[1]) Hier hat er in Tiflis zuerſt eine Schule von zwei Claſſen geſtiftet, welche, von ſeinen Nachfolgern erweitert, neuerdings zum Gymnaſium gediehen iſt. Eichwald's Kaukaſus, I — 2.

Wege eines Ehrenexamens einen höhern Rang erwerben wollte; er brachte mir eine charte blanche bis zu 500 Rubel, nebſt einem Brief ſeines Vaters, worin dieſer faſt trotzig ſeine Ranganſprüche auf ein vom Kaiſer ſoeben erhaltenes Ordenskreuz gründete. Das einzige Geſchenk ſolcher Art, das ich jemals dort angenommen habe, war ein Fäßchen Caviar, welches mir ein Prieſter aus der Gegend von Archangel zuſchickte.

Eine ganz neue Erſcheinung war für mich eine georgiſche Prinzeſſin, welche in einer Art von Gefangenſchaft durch Charkow nach Petersburg geführt wurde. Ich ward, mit dem Rector Stoikowitſch, beauftragt, ſie im Namen der Univerſität zu begrüßen; ſie ſaß auf einem thronähnlichen Seſſel, in prachtvoller orientaliſcher Kleidung; ihre großen Augen mit ſtark gefärbten Augenbrauen drückten Schmerz und Bekümmerniß aus; neben ihr ſtand ihr ſtark bewaffneter Sohn, ein ruſſiſcher Oberſt, in glänzender Waffentracht; in ihrer Nähe erblickten wir eine Reihe ſchlecht gekleideter barfüßiger Mädchen, an denen ich nichts von der gerühmten georgiſchen Schönheit bemerken konnte.

In dem kurz vor Napoleons Einfall 1811 geendigten Kriege Rußlands mit der Türkei waren eine Menge türkiſcher Officiere gefangen und zum Theil in dem Umkreis von Charkow untergebracht worden. Nach ihrem feierlichen Einzug zu Pferde gab ihnen der Gouverneur eine Abendgeſellſchaft, bei welcher ich die ſtolze imponirende Haltung der Paſchas, die Feinheit und Mannichfaltigkeit ihrer Kopfbedeckung, die männliche Schönheit ihrer Geſichtszüge und ihre langen ehrwürdigen Bärte bewunderte. An der Spitze ſtand der ehemalige Hospodar der Moldau und Wallachei, Karl Kallimachi, deſſen Miniſter Theodor Negri nachher, wenn ich nicht irre, bei der griechiſchen Revolution eine bedeutende Rolle ſpielte. Beide redeten geläufig franzöſiſch, machten mich mit den verſchiedenen Eigenſchaften der um uns herum ſitzenden Türken bekannt, und äußerten den Wunſch, bei mir ein Privatiſſimum über römiſche Literatur zu hören. Ich fuhr tagtäglich in ihre Wohnung, wo ich während des Unterrichts, dem auch der Secretär des Hospodars beiwohnte, mit einer Pfeife türkiſchen Tabaks und einer Taſſe levantiſchen Kaffees bewirthet wurde, welchen ein türkiſcher Diener in unſerer Gegenwart vor der Stubenthür mit Spiritus bereitete. Nach einem kurzen grammatiſchen Curſus, den mir ihr häuslicher Fleiß und ihr angeborener Scharfſinn ſehr erleichterte, ſchritten wir zu Properz und Tibull, den Lieblingsdichtern des Hospodars, deſſen liebenswürdiger, ſanfter Charakter ſich auch in einem zärtlichen Briefwechſel mit ſeiner in Konſtantinopel zurückgebliebenen jungen Gemahlin ausdrückte. Negri hatte eine mehr philoſophiſche Tendenz; auf ſeine Veranlaſſung wurde ein Theil der beſten deutſchen philoſophiſchen Schriften, ſo gut es möglich war, ins Franzöſiſche und Lateiniſche überſetzt. Außer den Lehrſtunden traf ich ſie nicht ſelten in einem philoſophiſch-theologiſchen Disput, wobei ich wegen der Schnelligkeit ihrer neugriechiſchen Ausſprache nur abgebrochene Worte und Sätze zu entziffern im Stande war, aber doch ihren unglaublichen Eifer in den tiefſinnigſten Discuſſionen der chriſtlichen Myſterien und der griechiſchen Kirche bemerken konnte. Negri zeigte mir eine Ausgabe des Thucydides, ſeines Lieblingsſchriftſtellers, wo die dem altgriechiſchen Text gegenüberſtehende neugriechiſche Ueberſetzung faſt einen doppelten Raum einnahm; zum augenſcheinlichen Beweis der Entartung des neugriechiſchen Dialekts und der unnachahmlichen Kürze der alten Claſſiker.

Ich lernte auch in meiner Wohnung (bei dem Kaufmann Karpow) einen in der Nähe von Arabien geborenen ſchwarzbraunen Paſcha kennen, der ſeine regelmäßigen Gebete, auf einem Teppich knieend, öffentlich verrichtete und des Abends, wenn er mit uns im Garten den Thee getrunken hatte, gegen neun Uhr ſeine Regimentsmuſik der untergehenden Sonne gegenüber ſpielen ließ. Ich beſitze noch ein aus mehrern Suren des Korans zuſammengeſetztes Gebetbuch in Duodezformat, das unvergeßliche Andenken eines bildſchönen türkiſchen Officiers, mit welchem ich in Bodalacha (40 Werſte von Charkow), bei einer Abendgeſellſchaft meiner nachherigen Schwiegermutter, mit Hilfe eines Dolmetſchers eine herzliche Freundſchaft geſchloſſen hatte. Er ward ein Opfer der Maſſacre bei Walki am 17. Oct. 1811. In dieſer Kreisſtadt, deren Diſtrictsſchule ich zu viſitiren hatte, waren mehrere Hundert unbewaffnete Türken und Arnauten ohne gehörige Aufſicht eingelagert. Sie hatten bei dem Durchzug eines benachbarten Edelmanns ein türkiſches, vorn auf dem Wagen ſitzendes Mädchen bemerkt, zu deſſen nächtlicher Befreiung, ſo erzählte man, ſie einen „Bund", das heißt, eine Verſchwörung angezettelt hatten. Kurz vor der Stadt erblickte ich ſchon einen Haufen zum Theil mit Senſen bewaffneter betrunkener und mit türkiſcher Beute bereicherter ruſſiſcher Bauern und Soldaten, welche, unter Anleitung eines grauſamen Gouvernementscommiſſairs, eines ehemaligen Chirurgen, die unglücklichen, im Augenblicke ihres Angriffs niedergekauerten Türken ermordet hatten. Unter ihnen war der oben genannte Officier, welcher, durch die Feigheit des Schulinſpectors, bei welchem er ein Aſyl ſuchte, blosgeſtellt, auf dem Wege nach der Kirche erreicht und ſeinen Kameraden beigeſellt wurde. Von einer Unterſuchung dieſer, wie man ſagte, der Nachläſſigkeit des indolenten Gouverneurs zur Laſt fallenden, bald nachher in dem großen Reiche verſchollenen Unthat iſt mir nichts bekannt. Aber Kallimachi, der kurz darauf, in Folge des von Rußland mit der Türkei ſo zeitig abgeſchloſſenen Friedens, mit den übrigen Gefangenen abzog, äußerte mir in tiefſter Bekümmerniß, man werde ihn in Konſtantinopel für jene Maſſacre verantwortlich machen, und man hat mir ſpäterhin verſichert, daß er bei dem Ausbruche der griechiſchen Revolution auf eine Inſel verwieſen und hingerichtet worden ſei.

Die franzöſiſche Invaſion und die erſten Nachrichten von dem Vordringen Napoleon's auf der Straße von Moskwa machten auf die Einwohner von Charkow den verſchiedenartigſten Eindruck. Während der General von Bieberſtein voll Zuverſicht mir den Untergang der ganzen Napoleoniſchen Expedition weiſſagte, und dies auch der ſehnlichſte Wunſch nicht nur der patriotiſchen Ruſſen, ſondern faſt aller eingewanderten Deutſchen war, gab es unter den alten polniſchen Adelsfamilien der Ukraine nicht wenige, die ſich mit dem Gedanken einer Kataſtrophe des ruſſiſchen Reiches befreundeten. . . . Napoleon hätte vielleicht in dieſer an Lebensmitteln für Menſchen und Vieh ſo reichen Ukraine ein ſicheres Winterlager bis zu einem zweiten glücklichern Feldzuge gefunden. Aber unbekannt mit dieſen kleinruſſiſchen Sympathien, vielleicht auch gewarnt durch das Schickſal Karl's XII., und ohne Ahnung von dem ſcythiſchen Patriotismus der Ruſſen und dem fanatiſirenden Einfluß ihrer Prieſterſchaft, rechnete er allzu zuverſichtlich darauf, in der moskowitiſchen Hauptſtadt ſeinen Frieden zu dictiren. Ich war kurz nach der mörderiſchen Schlacht von Moſhaisk Zeuge von der altrömiſchen Haltung aller vom Gouverneur zu dem Namensfeſt des Kaiſers eingeladenen Ruſſen, deſſelben Adels, unter welchem faſt jedwede Familie den Tod eines nahen Verwandten zu beklagen hatte. Denn an dieſer Tafel des Gouverneurs wurde, mit Ausnahme des üblichen (rundherum mit einem großen Becher begleiteten) Trinkſpruchs, faſt nicht eine einzige Sylbe geſprochen; die bedeutungsvolle Reſignation eines ungebeugten Patriotismus lag auf den Mienen aller Anweſenden. Ich erfuhr auch bald nachher, mit welchem ungewöhnlichen Aufſchwung der öffentlichen Meinung, die ſelbſt den Kaiſer nicht verſchonte, man, mit Verachtung Barclay's de Tolli als eines Ausländers, einen echten Ruſſen als Oberbefehlshaber verlangte. Es war dies der von Segur in ſeiner Geſchichte des Feldzugs von 1812 zu wenig gewürdigte Kutuſow, welcher mit der tiefſten Verſtellung und Schlauigkeit, mit der vollkommenſten Kenntniß des ruſſiſchen Charakters eine planmäßige Conſequenz in der Strategie verband.

Das allgemeine Mistrauen gegen die Ausländer ſchien anfangs die Univerſität zu verſchonen; denn alle Deutſche geringern Standes, welche ſonſt über die Wolga gewieſen wurden, erhielten die Erlaubniß, zu bleiben, ſobald wir für ſie eine Caution übernahmen. Der erſte unweit Kaluga, wo Kutuſow ſeine berühmte Stellung nahm, gefangene franzöſiſche Officier war ein Adjutant Murat's, General Ferrier, der, auf einer Droſchke mit dem Gorodniſchky in das Polizeigebäude von Charkow fahrend, ſich mit vieler Würde benahm, als ihn der oben erwähnte Gerichtspräſident (Münſter) unbefugter Weiſe über die Stärke des franzöſiſchen Heeres u. ſ. w. ausfragen wollte. Späterhin (im April 1813) kam der nach dem Uebergang über die Bereſina gefangene Oberſt

(Adjutant-Commandant unter Oudinot) Biſſy nach Charkow, den ich aus einem elenden ruſſiſchen Quartier in mein Haus nahm. Zu London geboren, war er der Sohn des mit den Dorias verwandten Generals Biſſy und einer Engländerin (Thornhill); er hatte in Frankreich unter Caſſini Aſtronomie ſtudirt und in dieſer Eigenſchaft den Capitän Bodin auf ſeiner Reiſe um die Welt begleitet. Ein kenntnißreicher, mir durch ſeinen Unterricht in der engliſchen Sprache und in dem Flötenſpiel unvergeßlicher Geſellſchafter, der, trotz ſeiner Auszeichnung durch Napoleon, ſich entſchieden für die Bourbons ausſprach, ſobald ihm die zu Paris gedruckte Proclamation des Kaiſers Alexander zu Geſicht kam. Er erfuhr deshalb eine Kränkung, welche von dem halsſtarrigen Uebermuth der Bonapartiſten mitten in Rußland zeugte. Der oben erwähnte Präſident hatte ihn mit einigen von der danziger Garniſon nach Charkow abgeführten franzöſiſchen Officieren zur Tafel geladen. Als Biſſy hier mit der weißen Cocarde und jener Proclamation eintrat, ward er in Gegenwart des feigen Präſidenten dergeſtalt mishandelt (man war in Begriff, ihm den Orden der Ehrenlegion abzunehmen), daß er in der größten Beſtürzung zu mir eilte. Etwas Aehnliches widerfuhr ihm auf der offenen Straße von einem polniſchen Officier. Denn der eingefleiſchte Haß zwiſchen den Ruſſen und den für Napoleon verblendeten, aber ſchlecht belohnten Polen, welche auch die Monarchen von Preußen und Oeſterreich unverhohlen mit den ärgſten Schimpfwörtern belegten, hatte ſeinen höchſten Grad erreicht. Ich richtete nun meine Beſchwerde an den Gouverneur Bachtin, der es auch bei der unvorſichtigen, allzuvoreiligen Auswechſelung der franzöſiſchen Gefangenen, welche Ludwig XVIII. von Alexander erhielt, übernahm, unſern Schützling mit einem beſondern Paß zu verſehen. Ich gab ihm ein Empfehlungsſchreiben nach Kaſſel mit, habe aber niemals etwas von ſeinem weitern Schickſal erfahren können.

Ich erwartete damals einen jüngern Bruder, der als Lieutenant der weſtfäliſchen Garde nach dem Rückzug über die Bereſina unweit Wilna gefangen und dem größten Elend preisgegeben war; die Communication der Poſten war ſo ſchlecht, daß ich von ſieben Briefen deſſelben nur den letzten bekam, und als ich ihm, unter der Adreſſe des ſehr gefälligen Rectors der Wilnaer Univerſität, Snädecki, ein Reiſegeld zuſchickte, war er ſchon in die unter dem Schutze des Kaiſers Alexander errichtete deutſche Legion übergetreten. Unter den menſchenfreundlichen Wohlthätern, die ſich ſeiner zu Wilna angenommen, war eben jener Liefländer Heinrich Broſe, deſſen ich bei meiner Beſchreibung des göttinger Studentenlebens erwähnt habe. (Mein Bruder trat ſpäter in preußiſche Dienſte, wo er jetzt, mit dem Eiſernen Kreuz und dem Orden pour la vertu militaire geſchmückt, Brigadegeneral iſt.)

Meine großen Pläne einer Reiſe nach dem Kaukaſus und nach Konſtantinopel, wozu ich ſchon einmal auf dem Wege bis nach Taganrog war, hatten ein dreifaches Hinderniß gefunden: einen über das ganze ſüdliche Rußland ausgedehnten Peſtcordon, die franzöſiſche Invaſion und meine inzwiſchen eingetretene Verheirathung. Schon im erſten Jahre meiner Ankunft führte mich nämlich mein Verhängniß, in Geſellſchaft eines Dr. Calve, Schülers von Mozart, der ſich mit einer reichen Ruſſin verheirathet hatte, nach Bodalacha, einem 40 Werſte entlegenen Dorfe, welches von einem italieniſchen Grafen Parma, Inſpector der Maulbeerplantagen, von deſſen Schwager Lithander, einem Schweden, und einer gaſtfreien kleinruſſiſchen Familie Tſchernowe bewohnt war. Die Mutter, eine reiche Majorswitwe, Tochter eines ruſſiſchen Geiſtlichen, Schweſter des Generals Koalinsky, nahm mich mit ihren vier Töchtern mit augenſcheinlicher Zuvorkommenheit auf. Sie war, wie ich erſt ſpäter gewahrte, äußerſt devot und abergläubiſch, despotiſch gegen ihre Kinder und Leibeigene, hegte aber eine große Vorliebe für Deutſche. Von den Töchtern war eine an einen jungen lebensluſtigen, in ſeinem Haushalte derangirten ruſſiſchen Rittmeiſter verheirathet, die drei andern noch ledig; die älteſte ſchon im vorgerückten Alter ſehr philoſophiſch, wenngleich ihrer Wielandslecture gemäß in einem heitern Gewand; die jüngſte ſehr lebensluſtig, ukrainiſche Lieder ſingend, erſt 15 Jahre alt. Bei einer Abendgeſellſchaft, zu denen auch einige gefangene vornehme Türken eingeladen waren, beim Tanz und Pfänderſpiel verliebte ich mich in die dritte und ſchönſte, Margarethe Iwanowna, welche ſich durch eine ſtolze, aber reizende Haltung (beſonders bei der Theebewirthung der Gäſte), durch eine ſchlanke polniſche Taille und durch den unbeſchreiblichen Ausdruck ihrer ſchwarzen, ſchmalen, an die Venus paeta erinnernden Augen auszeichnete. Der Mangel einer ausländiſchen Bildung (ſie verſtand weder deutſch noch franzöſiſch) wurde in meinen Augen durch ihre unnachahmliche feine Ausſprache und Gewandtheit in ihrer Mutterſprache erſetzt. Ich hatte auch keine Ahnung von dem einflußreichen, erſt ſpäterhin hervortretenden Unterſchied der Religion, der Nationalität und des Temperamentes, und überließ mich ganz arglos meinem Brautwerber, dem General Koalinsky, welcher die Familie Tſchernowe eine Zeitlang nach Charkow zog, und als mir einſt meine ſiebenzehnjährige, zuweilen melancholiſche Ukrainerin ernſthaft verſicherte, daß unſere Ehe keine glückliche ſein würde, hielt ich dies für eine vorübergehende Laune.

Vergebens hatten mich Frau von Bachtin und Stoikowitſch mehr als ein mal zu einer Landpartie eingeladen, wo ich mich mit einer großen ruſſiſchen Weltdame verbinden ſollte. Von Heyne's Idee, mir eine Frau aus Deutſchland zu holen, war keine Rede mehr, da ich mich ſchon ganz in ein kleinruſſiſches Arkadien hineingeträumt hatte. Die Bodalachiſche Hochzeit, zu der mich der benachbarte General, Marſchall von Bieberſtein als Brautführer begleitete, geſchah am Concordientage, im Februar 1811, mit allen abergläubiſchen Ceremonien des ruſſiſch-griechiſchen Ritus, dem Vortragen der Wachskerzen, dem Umſchlingen der Hände, dem feierlichen Umgang um den Altar u. ſ. w., wobei der Protopope des Orts die Gefälligkeit hatte, die Hauptfrage wegen der Einwilligung zugleich ruſſiſch und lateiniſch an mich zu richten[1]). Es wurde viel getanzt, viel getrunken und viel gejubelt, unter dem ruſſiſchen Ausruf mnogaja lietaja (viele Jahre), ich und der General Koalinsky auf den Schultern umhergetragen, und des andern Morgens nahm es mir die an den alten ukrainiſchen Gebräuchen feſt hängende Schwiegermutter ſehr übel, daß ich nicht eine gewiſſe altjüdiſche Dankſagung darbrachte, deren hochzeitlicher Sinn mir erſt nachher erklärt wurde. Hierauf begann die dort herkömmliche Rundreiſe zu allen Nachbarn und Verwandten. Zuerſt zu einer verwitweten Frau von Tunin (in Neu-Bodalacha), die mit ihrer geiſtreichen ältern Tochter, einer Gräfin Sievers, gerade eine glänzende Geſellſchaft bewirthete, wobei es weder an franzöſiſchen Gouvernanten, noch an einer trefflichen Tafelmuſik fehlte; die jüngſte Tochter des Hauſes, eine Freundin meiner jungen Frau, ließ es ſich nicht nehmen, mit zwei Wachskerzen in der Hand uns ſelbſt bis in das Schlafzimmer zu begleiten. Etwas entfernter wohnte ein Stiefbruder meiner Frau, Andrei Iwanowitſch Tſchernowe, der ſich als Oberſt und Lieferant in der moldauiſchen Armee ein großes Vermögen erworben und mit einem Fräulein von Engelhard, Großnichte des Fürſten Potemkin, verheirathet hatte. Er war ein anſehnlicher, großmüthiger, in ſeinen politiſchen Geſinnungen faſt kosmopolitiſcher Ruſſe, aber dem Spiel zu ſehr ergeben. Alljährlich beſuchten ihn etliche gleichgeſinnte Freunde aus den entfernteſten Gegenden zum Pharoſpiel, und ich war ſelbſt Zeuge, wie ſie 4000 bis 5000 Rubel auf eine Karte ſetzten, worauf mein ſonſt ſo geiziger Oheim eine ungeheure Spielſchuld durch Verſchreibung eines mehrjährigen Branntweinertrags löſen mußte. Hier traf ich auch einen mir nachher verderblichen jungen Vetter meiner Frau, Iwan Michailowitſch, den Sohn eines Gouverneurs von Räſan, einen kleinen Sardanapal, der damals einen ſchmählichen Tauſchhandel mit meiner allzu nachſichtigen Schwägerin traf. Er kaufte von ihr eine junge Türkin gegen einen treuen Mohr, welcher zähneknirſchend ſeinem gefühlloſen Herrn eine ihm dargebotene Abfindungsſumme von 100 Rubeln vor die Füße warf. Andrei Iwanowitſch, von einem unheilbaren moldauiſchen Faulfieber befallen, ſtarb ſpäterhin in meinem Hauſe;

---

[1]) Ich weiß nicht, ob ich es dem guten Honorar von 50 Rubeln oder einer gewiſſen Sympathie zu danken habe, daß dieſer Pope bei ſeiner letzten Krankheit im folgenden Jahre den ſehnſuchtsvollen Wunſch äußerte, mich noch ein mal zu ſprechen.

es war eine für mich herzzerreißende, den Ruſſen keineswegs auffallende Scene, als bei der Aufſtellung ſeiner entſeelten Hülle in der Kirche ſeine neben mir und dem Gouverneur Bachtin ſtehende Gattin ein ſo ungeheures Klaggeſchrei erhob, daß ſie bald nachher in Ohnmacht fiel.

Ich will zwei andere Familienreiſen hier anknüpfen, weil ſie zur Bezeichnung der ukrainiſchen Sitten dienen. Wir kamen zu einem Landedelmann, deſſen Töchter mich nach altruſſiſcher Sitte dutzten[1], aber doch in große Verlegenheit geriethen, als der alte, mit den neuen Inſtitutionen und Univerſitäten Rußlands unbekannte Papa in ſeiner Verbaſelung Profeſſoren, Komödianten und Vagabunden in eine Claſſe ſetzte. Ich ſah hier vor der Thur ein paar ſteinerne Figuren, Ahnen des Hauſes, Rauberhauptleuten ähnlich. Man erzählte mir, daß ſie vor Zeiten durch Enrollirung benachbarter armer oder verſchuldeter Koſaken (ſo heißen alle freie Landbewohner dieſer Gegend) ſich eine Menge Hörige oder Leibeigene zu ihren Landwehrſchaaren verſchafft hätten. Denn die erſten ukrainiſchen und ſlobodiſchen Regimenter wurden von den eingewanderten unternehmendſten und reichſten Landedelleuten und Officieren nach zum Theil willkurlichen Muſterrollen und Volksliſten gebildet.

Ich traf dort auch einen alten Oberſten, einen gutmüthigen Polterer, den ſeine Leibeigenen ſehr lieb hatten; nichtsdeſtoweniger belegte er ſie des Abends beim Kleiderausziehen mit den ſchrecklichſten Schimpfwörtern, die ſie wie Liebkoſungen hinnahmen und die mir ſtets ein unauslöſchliches Lachen bereiteten. Meine ruſſiſche Sprachkenntniß reichte nach gerade hin, um auch die verwickeltſten Geſpräche politiſirender Ruſſen verſtehen zu können. Ihr Hauptthema war nach dem Rückzug der Franzoſen, bei deren Verfolgung man zuerſt Niemzi (Deutſche) wie mit einem Beſen wegkehren müßte, die Größe der ruſſiſchen Nation, und ihre Eiferſucht gegen die Marine und Handelspräponderanz der Engländer. Dies war das Hauptgeſpräch in dem Landhauſe eines großen Gutsbeſitzers Alimow, den alle Gäſte als ihren Neſtor und Mentor verehrten. Ich traf dort ſpäterhin einen am Fuße verwundeten General Lambert, General der ruſſiſchen Reiterei, der alle Schuld der unvollſtändigen Verfolgung des napoleoniſchen Truppenreſtes bei der Bereſina dem unentſchloſſenen, an das Laviren gewöhnten ehemaligen Admiral Tſchitſchakow als Oberbefehlshaber der Vorhut zuſchrieb. In der Ungewißheit, ob Napoleon nach Smolensk oder Wilna ſeinen Rückzug nehmen würde, habe Tſchitſchakow ihn mit 20,000 Reitern gerade in dem kritiſchen Moment von der Bereſina ab auf den Weg nach Wilna geſchickt. (Vergl. Ségur, Histoire de Napoléon et de la grande Armée.) Ein merkwürdiges Quodlibet bildete das Haus meines Oheims, des Generals Koalinsky, in Charkow. Seine Gattin Melanie Gregorewna Laſarew, die Enkelin des Armeniers, welcher den größten Diamanten des perſiſch-afganiſchen Königs Schach Nadir an ſich gebracht und an Katharina II. verkauft hatte, war eine großäugige, großnaſige, aber ſehr geſcheite, mir wohlgewogene Dame, welche die Anweſenheit des oben erwähnten Oberſten Biſſy, meines Freundes, zur Stiftung einer engliſchen Hausakademie benutzte; Biſſy widmete ihr auch ſeine in den Mußeſtunden verfertigten Zeichnungen (von der Schlacht bei Polowz u. ſ. w.) und ergötzte ſie zuweilen durch ein von mir als Anfänger begleitetes Flötenconcert. Wir hatten ſchon mit einigen Profeſſoren den Plan unterbaut, den trefflichen Weltumſegler als Profeſſor der Aſtronomie bei der Univerſität unterzubringen; er brach aber plötzlich ab, unter dem vielleicht nicht ungegründeten Vorwand einer Cabale, der er ſich nicht ausſetzen wollte. Als franzöſiſchen Lehrmeiſter ihres einzigen Knaben hatte die Generalin Koalinsky einen Sergeanten der danziger Garniſon, gebürtig aus Paris, angeſtellt, der uns durch ſeine bonapartiſtiſche Anmaßung oft in Harniſch brachte. Der koalinskyſche Hausfreund und Oekonomieinſpector war ein aus Brabant während der frühern Revolution entflohener achtzigjähriger Baron von Held, welcher des Morgens, nachdem er die Küche viſitirt und ſeine Lieblingsſpeiſen beſtellt hatte, in einer alten Reitjacke auf einem kleinen ſchlechten Schimmel umherritt. Er war ein blinder Verehrer Voltaire's, vor deſſen Bildniß er ſeine Andacht verrichtete, gänzlich unbekannt mit der deutſchen Literatur, die ich ihm vergebens anpries; faſt alle ſeine Dispute mit der Frau von Koalinsky, welche ſeine Altersſchwäche mit rührendem Gleichmuth trug, begannen mit den Worten: Vous savez, Melanie Gregorowna, que je suis un enfant de la révolution! Die rechte Hand des meiſtens abweſenden Generals war ein ehrlicher alter Deutſcher, Adam Chriſtophor, der ein kleines Heer von Grenzwächtern und ein großes Magazin von den verſchiedenartigſten Liqueurflaſchen zu commandiren hatte. Er war der Einzige, der mich vor jenem jungen Vetter meiner Frau, als einem intriguanten Roué, warnte und den geizigen General heftig tadelte, als dieſer den längſt gefürchteten Beſuch ſeines Neffen, trotz ſeiner eigenen bequemen größern Wohnung, mir aufhalſte.

---

[1] Da Familienbezeichnungen in Rußland nicht gebräuchlich ſind, und man ſtatt deſſen jeden nach ſeinem Taufnamen, unter Hinzuſetzung des väterlichen (oder mütterlichen) Vornamens, bezeichnet, ſo hieß ich Chriſtopher Philippowitſch (der Sohn Philipps). Die Leibeigenen erhalten nur Taufnamen.

Meine häusliche Einrichtung begann mit einem ganzen Schwarme ſehr wohlfeiler Leibeigenen, von denen Einer (Roman) als Kammerdiener, der Andere (Doroſch) als Kutſcher, ein Dritter als Schreiner, ein Vierter als Koch angeſtellt war; außerdem einem Kammermädchen, einer Köchin und einer Schlüſſelträgerin (Kiluschnitza), welche die Aufſicht über alle Vorräthe, Mehl, Reis, Milch und Naliſka hatte. Die dort unentbehrlichen, jedem Gaſte gereichten Confituren (Warenie) bereitete meine junge, in der Botanik nicht unerfahrene Frau ſelbſt; ſie verſtand ſich auch trefflich auf die ruſſiſche, mit Rindfleiſch, Sauerkraut und Quaß zuſammengeſetzte Nationalſuppe (in Klein-Rußland Borsch, in Groß-Rußland Tschi genannt). Wir wohnten bei einem Kaufmann, der einen kleinen Garten und ein ruſſiſches Badehaus beſaß. Margarethe und ihre Schweſtern kannten alle kleinruſſiſchen Lieder, deren Reiz in der ſanften, jeden Ausdruck der Natur wiedergebenden Sprache, in der originalen, meiſt elegiſchen Melodie, und in dem Reichthum des Inhalts: der Liebe, der Sehnſucht, des Naturlebens, des Geſangs, des Ruhms und der Kriegsthaten des geliebten Koſaken beſteht. Sie lernte auch durch mich und durch einen ruſſiſchen Lector etwas deutſch, wozu ihr aber der Ernſt abging. Wir führten anfangs ein wahrhaft arkadiſches Leben; ſie geſtand mir oft, wenn ich von meinen Collegien des Abends zu ihrem Theetiſch mich einfand, daß ſie vollkommen zufrieden und glücklich ſei. Allmälig trübte ſich aber der Horizont. Bei aller Hingebung und Zärtlichkeit lag in ihrem Temperament ein oft hervorbrechender Zug choleriſcher Gereiztheit und eine düſtere Hinneigung zum Pietismus, welcher in Rußland mit der Idolatrie der Heiligenbilder in der genaueſten Verbindung ſteht. Ihre abergläubiſche Mutter entführte ſie mehr als ein mal nach Achtyrka, wo eins der berühmteſten Muttergottesbilder ſtets eine große Menge Pilgerinnen, beſonders kinderloſe junge Frauen, wie die meinige, anzog. Ich beging den Fehler, ihr zu dieſen Ausflügen zu viel Freiheit zu laſſen. Die öftern Beſuche der Familie, welche mit Sack und Pack und einem Troß von Leibeigenen mich wochenlang heimſuchten, verleideten mir meine gewohnten Studien und ſtörten meinen häuslichen Frieden. Endlich erſchien auch der mir ſchon lange vorher pomphaft angekündigte obengenannte Couſin, der ſich mit der größten Vertraulichkeit und Nonchalance auf etliche Wochen bei mir einniſtete und durch reizende Erzählungen und Geſchenke die weiblichen Herzen eroberte. Ich verſchloß meinen durch krankhafte Eiferſucht geſteigerten Ingrimm und legte dadurch den Keim eines gallichten Nervenfiebers, während die ganze Geſellſchaft ſich mit leichtſinniger Sorgloſigkeit auf Landreiſen beluſtigte. Auch blieb der gegen alle Ausländer ſeit der franzöſiſchen Invaſion erweckte Nationalhaß nicht ohne Rückwirkung auf meine Familienverhältniſſe. Der bisherige Zauber einer mehr durch Phantaſie, als Sympathie und Geſchmack entzündeten Liebe war verſchwunden. Ich beſchloß, plötzlich meine Hütte abzubrechen und durch eine Reiſe nach Petersburg zugleich meine Unabhängigkeit und den Weg zu einer neuen Anſtellung dort zu gewinnen. Zu einer außerordentlichen Belohnung wegen meiner für die Univerſität herausgegebenen Druckſchriften vorgeſchlagen, erhielt ich auch den gewünſchten Urlaub auf ein Jahr, überließ die Hälfte meiner Beſoldung dem für mein Lehramt eintretenden Stellvertreter (Profeſſor Schad), verkaufte alle meine charkowſchen Mobilien, zum großen Schrecken meiner Verwandten, und miethete zur Fortſchaffung meines Gepäckes und der auserleſenſten Bücher etliche Fuhrleute mit drei Wagen, denen noch meine eigenen drei Pferde angebunden wurden. Ich nahm auch einen verwundeten und abgedankten preußiſchen Rittmeiſter (von Weſterhagen) mit, der in Petersburg ſein Glück ſuchen wollte. Dies Alles geſchah mit der größten Schnelligkeit zu einer Zeit, wo bei einer typhusartigen Epidemie, die auch den Profeſſor Schmerfeld hinriß, noch einer meiner Collegen (Dugour) ſich mit mir verſchwor, einen ſo gefährlichen Ort ſo bald als möglich zu verlaſſen. Vor meiner Abreiſe (im Juli 1814) entdeckte ich noch zufällig einen mir noch jetzt räthſelhaften Brief meiner Frau an jenen verhängnißvollen Couſin, worin ſie, ihr Schickſal beklagend, ſich des Ausdrucks Chamäleon bediente. Wir waren jedoch darüber einig, dieſe Reiſe in trauter Einigkeit zu unternehmen, gewiß in der beiderſeitigen Ausſicht auf eine neue Aera des noch jugendlichen Eheſtandes.

Während der Mußeſtunden meines charkowſchen Aſyls (der General Koalinsky verglich mich ſtets mit einem hugenottiſchen Refugié) hatte ich einige gelehrte Bemerkungen über Kleinrußland zuſammengetragen, die ich hier nach den aus eigener Erfahrung geſchöpften Ergänzungen mittheile, da die innern Zuſtände dieſes Landes wol wenig weſentliche Veränderungen erlitten haben.

Ich übergehe zuerſt die alte Zeit der ſcythiſchen, ſarmatiſchen und ſlaviſchen Urbewohner und der gothiſchen und germaniſchen Durchzüge, wo das von Großrußland, Polen und der tatariſchen Krim umgebene ukrainiſche Steppenland zwiſchen dem Dnepr und dem Don noch keinerlei

Art von Selbſtändigkeit beſaß. Erſt nach und nach bildete ſich der in Sprache und Sitten eigenthümliche Stamm der Kleinruſſen, welche von den großruſſiſchen Fürſten zu Kiew, dem älteſten Sitz des ſlaviſchen Chriſtenthums, den griechiſchen Cultus empfingen. Der mongoliſch-katariſchen Unterjochung im 14. Jahrhundert, welche beſonders Südrußland traf, folgte die Vereinigung Lithauens mit dem neuen Königreiche Polen, und nun erſt bildete das Grenzland der Kleinruſſen (die Ukraine) die Vorhut Polens zugleich gegen Tataren und Großruſſen. Fruchtbar und reich an Viehweide und Getreide, blieb es lange Zeit die Kornkammer Polens. Aber während der polniſchen Kriege mit Rußland und andern benachbarten Staaten erhob ſich auch in der Ukraine unter dem Namen der Koſaken eine berittene Landmiliz, unter ihren eigenen Anführern (Atamanen, Hetmanen), welche anfangs des polniſchen Schutzes genoß und ſich vertragsmäßige Freiheiten erwarb, dann aber den Neid und das Mistrauen der polniſchen Großen erweckte. Durch willkürliche Auflagen, jüdiſche Wucherer und fanatiſche Prieſter der römiſch-katholiſchen Kirche gereizt und ſchon wegen ihres griechiſchen Cultus von allen polniſchen Würden und Aemtern ausgeſchloſſen, fanden dieſe republikaniſchen Koſaken zuerſt in der Mitte des 17. Jahrhunderts einen Helden, der ihre zerſtreuten Horden ſammelte und mit Hilfe benachbarter Bundesgenoſſen, des Chans der krimſchen Tataren, der Hospodare der Moldau und Wallachei und des türkiſchen Kaiſers, das Joch der polniſchen Herrſchaft zerbrach.

Bogdan Chmelnitzki, deſſen Andenken noch in der Ukraine lebt, wo man nicht ſelten ſein Bildniß mit einem ungeheuern, in Flechten herabhängenden Bart erblickt, erlangte die Anerkennung der Koſaken als eines freien

Volkes in einem mit Polen geſchloſſenen Frieden (zu Zborow), der ihre alten Gerechtſame und die Ausübung der griechiſchen Religion garantirte. Auch in Verbindung mit dem großruſſiſchen Zaren behauptete er die ſelbſtändige nationale Verwaltung des neuen militäriſchen Freiſtaates und errichtete ein in 15 Regimenter abgetheiltes Heer von 40,000 Reitern.

Zu dem Kern dieſer Truppen traten die wilden am Ausfluſſe des Dnepr wohnenden Saporoger, und mit ihnen vereinten ſich alle des Despotismus der polniſchen Gutsherren überdrüßige kleinruſſiſche Landbewohner, welche in den Sloboden, d. h. Marktflecken von Charkow, Pultawa, Achtyrka, Sumi und Lebedin die Grundlage der ſlobodiſchen Ukraine bildeten. Sie alle führten den urſprünglich tartariſchen Namen der Koſaken, d. h. junger, leichtbewaffneter Krieger und Freibeuter; ihre Standorte (Stanitzen) und ihr Handelsverkehr erſtreckten ſich bis zum ſchwarzen und kaspiſchen Meer[1]).

Aber Bogdan's Tod (1657) und die Unmündigkeit und ſchwankende Politik ſeines Sohnes Georg, der ſich bald an Polen, bald an Rußland ſchloß und nur einmal noch, von Türken und Tataren unterſtützt, im Jahre 1677 als Fürſt der ganzen Ukraine auftrat, ſtürzte den jungen Freiſtaat in Verwirrung. Neun Jahre nachher ſchloß Rußland einen vortheilhaften Frieden mit Polen, welcher ihm die Abtretung der ſogenannten polniſchen Ukraine und die Schutzherrſchaft über ganz Kleinrußland (Malo-Roſſia) verſchaffte. Die nationalen Atamane wurden nun, ſeit Mazeppa, der ſeinen Abfall von Peter dem Großen ſchmählich büßen mußte, immer abhängiger; der kleinruſſiſche Adel wurde mit eingewanderten Tataren, die bisher freien Bauern mit Leibeigenen vermengt, und unter Katharina II., welche die trotzigen Saporoger bändigte und an den Don verwies, die alte freie Heerverfaſſung der ukrainiſchen Koſaken vernichtet; bis endlich in neuerer Zeit das ganze Grenzland, durch die neuen ſüdruſſiſchen Eroberungen von Cherſon und Taurien eingeſchloſſen, unter mehrere Statthalterſchaften vertheilt worden iſt.

---

[1]) Siehe über Chmelnitzky meinen Artikel in der Encyklopädie von Erſch und Gruber, überhaupt aber Scherer's, Engel's und Beauplans's Annalen von Kleinrußland, welche jedoch den Mangel alter einheimiſcher Chroniken keineswegs erſetzen.

Die volksthümliche Verehrung für die alte Hauptſtadt Kiew, die angeborene Anhänglichkeit an das urſprüngliche freie Koſakenland, im Gegenſatz zu dem ſtolzen moskowitiſchen Großrußland, iſt geblieben, und während die Großruſſen in dem Kleinruſſen einen halben Tataren erblicken, dieſe ſich für echtere Slaven halten, regt ſich von Zeit zu Zeit noch immer ein eiferſüchtiger Unabhängigkeitsgeiſt in dem Geblüte des ukrainiſchen Landadels.

Die Kleinruſſen ſind die Schwaben des ruſſiſchen Reichs, ſorglos, kindlich, naiv, fröhlich, Spiel, Tanz und Geſang liebend, gewandt und anſtellig, ſodaß man aus dieſem Land nicht nur die beſten Kutſcher und Reiter, ſondern auch die feinſten Kirchenſänger und die gewandteſten Staats- und Geſchäftsmänner erzog. Ihr uralter ſlaviſcher Volksdialekt, der mit dem niederländiſchen Deutſch verglichen werden kann (man hat in demſelben eine alte, jetzt ſeltene Ueberſetzung der Aeneide), ihre aus dem Druck der Tatarenherrſchaft hervorgegangene elegiſche Volkspoeſie, worin der Koſak als Liebhaber, als erſehnter Ritter des trauernden Mädchens erſcheint, iſt auf dem Lande keineswegs durch die moskowitiſche Converſationsbücherſprache verdrängt worden

Man findet in dem kleinruſſiſchen Idiom eine Menge wol aus dem Verkehr mit den Germanen hervorgegangene deutſche Wurzelwörter. Auch fand hier der Ausländer, beſonders der Deutſche, ſtets mehr Sympathie und eine herzlichere Freundſchaft, als bei den Großruſſen. Nirgends iſt die Volks- und Familienſprache reicher an lieblichen und ſchmeichelhaften Diminutiven (Liebchen, Täubchen, Herzchen), von der Mutter herab, die ihre eigene Tochter Mütterchen nennt, bis zu dem Iswotſchik, der ſeine ermüdeten Pferde weniger durch die Peitſche, als durch Schmeichelworte und einen improviſirten Geſang aufmuntert. Auch die Taufnamen der Leibeigenen, der Knaben (Maltſchik) und Mädchen (Dieſka, Diewiza, Diebuſchka), werden in liebreiche Diminutive verwandelt, Iwan in Wanka, Wanuſchka, Anna in Annutka u. ſ. w.; und wie in ganz Rußland der Vater patriarchaliſches, bis zur höchſten Spitze des Zaren hinauf ſteigendes Anſehen der Familienherrſchaft ausübt, ſo in Kleinrußland vorzugsweiſe die Mutter. Die Weiber des Landvolks, in Großrußland mehr zur Feldarbeit gebraucht, ſind hier mehr häuslicher beſchäftigt. Ihnen liegt die Verarbeitung des Flachſes, Hanfes, Leinens, der Wolle, des Filzes und der in der Ukraine ſehr häufigen, in den Häuſern, auf den Schlitten und Wagen ausgebreiteten groben bunten wollenen Teppiche ob. Sie übertünchen und weißen faſt wöchentlich die reinlichen, von Strauchwerk errichteten Bauernhäuſer, welche nicht, wie in Großrußland, in langen Reihen, ſondern zerſtreut und an Bächen oder kleinen Hügeln gruppirt ſtehen. Die Ukrainerinnen ſind ſehr geſchickt in der Kochkunſt, in der Bereitung der nationalen Kohlſuppe, des Quaß, eines aus Malz und wilden Aepfeln gezogenen, kühlenden, im Sommer dem Landmann unentbehrlichen Getränkes, der verſchiedenartigſten, aus Himbeeren, Heidelbeeren, Kirſchen, Pflaumen u. ſ. w. aufgegoſſenen Beerenweine (Nalifka) und der feinſten Obſtconfituren (Warenie), welche jedem vornehmen Gaſte nebſt dem deſtillirten Branntwein gereicht werden. Auch in der Reinlichkeit der Kleidung zeichnen ſich die kleinruſſiſchen Bauern vor den Großruſſen aus. Die winterliche Pelzmütze und der oft kreideweiße Schafpelz mit einwärts gekehrter Wolle, nebſt den aus Baumrinde gefertigten, mit Baſtriemen befeſtigten Schuhen, iſt beiden Geſchlechtern gemein; die Weiber aber, die ſich im heißen Sommer mit einem am Halſe buntgeſtickten Hemd, und ſtatt des Unterrocks mit einem um die Hüfte geſchlagenen würfelartig gewebten bunten Zeug begnügen, prangen an Feier- und Hochzeittagen (wobei der einfache Zopf des bisher ledigen Mädchens von nun an verdoppelt wird) in zierlichen Neſteltüchern mit einer vier- bis ſechsfachen Reihe von Korallen, kleinen Muſcheln, ſilbernen oder zinnernen Münzen um den Hals. Zu ihren Halsbändern bedienen ſie ſich nicht ſelten der in den Köpfen eines Fiſches (Wureſub) befindlichen Knorpel, welche, in Oel gelegt, durchſichtig und bernſteinartig werden. — Aber nirgends iſt auch der aus dem heidniſchen Alterthum ſtammende, mit dem griechiſch-ruſſiſchen Polytheismus der Heiligen zuſammenhängende Aberglaube einheimiſcher, als in Kleinrußland.

Die ukrainiſchen Weiber, ſtets mit Amuletten oder Kapſelchen mit Heiligenbildern verſehen, ſind reich an ſympathetiſchen Mitteln gegen Krankheit und Unglücksfälle jeder Art. Der böſe Blick feindſeliger Nachbarinnen oder Hexen, der ſchadenfrohe, Menſchen und Vieh verderbliche Hausgeiſt, wie der heilige Schutzengel herrſchen hier noch wie in dem alten heidniſchen Griechen land (vergl. Theophraſt's Charaktere, beſonders den Abergläubiſchen). Montags oder Freitags eine Reiſe vornehmen, zu einer erwarteten Geburt nicht die gehörigen Vorbereitungen treffen, Gähnen, während der Böſe in den Mund fliegen kann, mit der linken Hand die Augen wiſchen, Salz umwerfen, dem Gaſte etwas Stechendes und Schneidendes geben, iſt verhängnißvoll. Das zum Schutz gegen den Böſen ſo oft wiederholte Kreuzſchlagen (in der Regel drei mal drei) verſäumt keine Köchin, ehe ſie die Suppe bereitet, kein Kutſcher, ehe er das Fuhrwerk beſteigt. Mit dieſem durch die ruſſiſche Geiſtlichkeit geförderten Aberglauben ſteht überall der fromme Müſſiggang der Wallfahrten, der Proceſſionen und der unzähligen Kirchenfeſte in naher Verbindung. Die häufigen Faſten, der übertriebene Genuß der Fiſchſpeiſen, die plötzliche Unmäßigkeit nach dem Ende der großen Faſten tragen hier, wie in Großrußland, neben der ſitzenden, faulen Lebensart, dem täglichen Gebrauche des Thees und den ſehr beliebten Dampfbädern, viel zu dem frühzeitigen Verblühen der Frauenzimmer bei.

Südrußland iſt der Hauptſitz der Roskolnik oder kirchlichen Separatiſten, welche noch zu Nikolajew, im Gouvernement Cherſon ein eigenes Kloſter haben. Sie zertheilen ſich zwar in viele abweichende Secten, ſtimmen aber, gleich den Waldenſern und Ketzern des deutſchen Mittelalters, in der Verwerfung der Prieſterſchaft (und des Patriarchen, auch des Zaren als Stellvertreter deſſelben), des Bilderdienſtes, der Lehre von der Dreieinigkeit und anderen von dem primitiven Chriſtenthum abweichender Glaubensſätze und Ceremonien überein. Ihre Armen unterſtützen ſie ſelbſt. Andere unweſentliche Gebräuche, die Verwerfung des Kreuzſchlagens mit drei Fingern (als Zeichen der Dreieinigkeit), des griechiſchen

Ritus bei den fünf Broten des heiligen Abendmahls, der Abſcheu gegen den aus dem Munde gehenden Tabak und gegen Hunde gehören zu ihren myſtiſchen Folgerungen aus der heiligen Schrift.

Es gibt auch Wiedertäufer und Begeiſterte, Kämpfer im Geiſte (Duchoworzi), unter ihnen. Ihre Gefährlichkeit aber, der griechiſchen Kirche und Prieſterſchaft gegenüber, hat ſehr abgenommen, ſeit die Regierung wohlweislich jede gewaltſame Verfolgung gegen dieſe Separatiſten, wie eine ſolche noch im Jahre 1790 bei dem Streite um eine Dorfkirche ſtattfand, eingeſtellt hat. Daß ſie geiſtige Lebenskraft genug zu einer kirchlichen Revolution, gleich der deutſchen Reformation, gewinnen ſollten, iſt bei dem Abgang eines tiefern religiöſen Volksunterrichts und einer wiſſenſchaftlichen Theologie, bei der Uebermacht des herrſchenden Klerus und der erſtaunenswürdigen Uniformität des ruſſiſchen Reichs, deſſen Gouvernement in dem polniſchen Katholicismus und in dem Lutherthum der Oſtſeeprovinzen ſelbſt weit gefährlichere Gegner paralyſirt hat, ſo bald nicht zu erwarten. (Vergl. dagegen die perfiden Inſinuationen Cuſtine's, Sur la Russie.) Tiefer einſchneidende Hauptübel dieſes ſonſt ſo geſegneten Landes ſind der maßloſe, der körperlichen und geiſtigen Geſundheit und der Bevölkerung nachtheilige Genuß des Branntweins, welcher zwar durch das rauhe Klima und durch die ſchlechte Fiſch-, Gurken- und Rübenkoſt des Landmanns entſchuldigt, aber von der Regierung aus finanziellen Gründen mehr als billig gefördert wird; der große mit der Leibeigenſchaft zuſammenhängende Mangel eines freien und fleißigen Bauernſtandes; die ſorgloſe Vernachläſſigung des Ackerbaues, der Holzcultur und der Waſſerſtraßen; der Abgang einer hinreichenden, nur durch neue Colonien zu erſetzenden Bevölkerung überhaupt. Denn trotz des ergiebigen, fetten, meiſtens keines Düngers bedürftigen Ackerbodens — der hin und wieder eine 10—15fältige Kornernte ergibt — iſt doch das Misverhältniß der Bevölkerung zu dem Landbau ſo groß, daß die meiſten Gutsbeſitzer entweder ihre entfernten Grundſtücke gänzlich vernachläſſigen oder zur Zeit der Ernte benachbarte und fremde koſtſpielige Tagelöhner miethen müſſen. Auch die Nachpflanzung der ſparſamen Forſten und Wälder (wodurch ſich nur die Gegend von Kiew, Tſchernigow und Neſchin auszeichnet) wird in dieſen holzarmen Steppenländern, wo ohnehin zahlreiche Ueberſchwemmungen der Flüſſe den Aufwuchs hindern, zu ſehr hintangeſetzt, und ohne die vortheilhafte Einrichtung der ruſſiſchen Oefen würde der große Mangel des Heizmaterials, des Holzes, der Braun- und Steinkohlen, welche durch Reisholz, Stroh und Miſt erſetzt werden, noch fühlbarer ſein. Nur die Cultur des Obſtes, welches mit den wildwachſenden Waſſermelonen (Arbuſen) und den Gurken dem Landmann zur Zeit der Sommerhitze eine erquickende Speiſe gibt, und der Seidenbau hat hin und wieder durch deutſche Gärtner eine größere Verbreitung und Verfeinerung erhalten. Das eigenthümliche Klima der Ukraine hat, bei der hohen Lage dieſes öſtlichen Plateaus, durchaus keine Aehnlichkeit mit den unter gleichen Breitengraden liegenden deutſchen Provinzen. Der Frühling wird hier noch mehr vermißt, als in Großrußland. Sobald, nach dem Aufbruch einer ſechs- bis ſiebenmonatlichen Schneedecke, ein warmer Regen den lehmigen, ſalpeterreichen Boden durchdringt, welcher ſich beſonders in den ungepflaſterten Städten, wie wir es in dem damals noch rohen Charkow erlebten, in einen zähen, ſchlammigen Brei auflöſt, bricht die Sommerhitze mit ſolcher Schnelligkeit ein, daß man in kurzer Friſt faſt alle

Früchte des Landes und das hohe, ſelbſt die großen ukrainiſchen Hornochſen bedeckende Gras wachſen ſieht. Ein großer Uebelſtand dieſer Sommerzeit iſt die Verklüftung der vertrockneten Erde in undurchdringliche Staubwolken, und das Stagniren der kleinern Flüſſe, wodurch die dort endemiſchen Faulſieber erzeugt und befördert werden. Deſto überraſchender ſind die ſanften Auguſt- und Septembertage mit ihren hellen italieniſchen Nächten, wo in den romantiſch gelegenen Dörfern die Gebüſche von den Geſängen der Nachtigallen ertönen, bis endlich der überaus ſtärkende Winter mit ſeinen vergnüglichen und den Verkehr wieder fördernden Schlittenfahrten eintritt. Die Ukraine iſt noch immer das Land, wo Milch und Honig fließt; reich an Getreide aller Art, Hulſenfruchten, Obſt, Beeren, Bienen, Federvieh, Schafen, Rindern und Pferden, deren kleine Geſtalt, deren Dauerhaftigkeit und Schnellfüßigkeit an die alten von Tacitus erwähnten germaniſchen Roſſe erinnert. Und von den zahlreichen Manufacturen in Leinen, Wolle, Filzen und Leder kann man ſich auf allen Wochen- und Jahrmärkten der kleinruſſiſchen Krämer und Kaufleute uberzeugen, beſonders in den größern im Mittelpunkt des Waarenzugs zwiſchen Moskau und Odeſſa liegenden Städten, wie Charkow, wo alle Landgutsbeſitzer ihren Wintervorrath in Colonialwaaren und Spezereien einkaufen und griechiſche, armeniſche, deutſche und jüdiſche Handelsleute im bunteſten Verkehr zuſammenſtrömen. Mit dem projectirten Eiſenbahnzug von Moskau nach Odeſſa wird hier eine neue Epoche des nach Konſtantinopel führenden Welthandels beginnen.

Der mir ertheilte Urlaub erſtreckte ſich durch eine beſondere Gunſt des Miniſters, Grafen Raſumowsky, auf die Haupt- und Reſidenzſtadt, und ich benutzte dies um ſo lieber, weil ich mich dort erſt über die neueſte Entwickelung meines deutſchen Vaterlandes und über die Ausſicht zu einer Ueberſiedelung unterrichten wollte. Ich kannte wohl die für Deutſchlands Befreiung entſcheidenden Folgen der großen Völkerſchlacht bei Leipzig 1813, den kühnen Zug Tſchernitſchew's gegen Kaſſel, die Auflöſung des Königreichs Weſtfalen, die Rückkehr des Kurfürſten von Heſſen. Man hatte mir ſogar in Rußland, zu der Zeit, wo das Treffen bei Hanau und die ſchlechte Vertheidigung der Engpäſſe von Schlüchtern und Gelnhauſen bekannt wurde, erzählt, daß die inſurgirten und von einigen geſchickten Heerführern koſakenartig organiſirten Heſſen in der Gegend von Fulda dem Welteroberer den Rückweg verſperrt hätten; tauſend andere fabelhafte Gerüchte, von einer neuen Eintheilung und Wiederherſtellung des deutſchen Reiches, nach den großen Projecten des in Petersburg eine Zeitlang verweilenden Miniſters von Stein [1]), ſpannten meine politiſche Wißbegierde und meine heimatliche Sehnſucht aufs höchſte. Meine großen Entwürfe einer kaukaſiſchen und konſtantinopolitaniſchen Reiſe waren geſcheitert. Aber weit mehr ſchmerzte mich der Gedanke, daß, trotz meiner und meiner deutſchen Collegen aufrichtigen Anſtrengungen, in dem Mittelpunkt der Ukraine einen neuen nachhaltigen Sitz und Herd literariſcher und humaniſtiſcher Bildung zu gründen, die alte ſlaviſche Barbarei zurückkehren und die Intriguen der Stockruſſen zur Vernichtung der von uns ausgeſtreuten Saat nunmehr freies Spiel haben würden. Auch die Ungewißheit, ob meine jetzt mehr als je verſchloſſene Gattin ihre Penaten verlaſſen und mir ſelbſt nach Deutſchland folgen würde, drückte mich ſchwer.

---

[1]) Siehe Stein's Biographie von Pertz.

Unſere Reiſe von Charkow bis Moskau ging anfangs ſehr langſam von ſtatten. Wohl bekannt mit der Seltenheit ruſſiſcher Herbergen, verſäumten wir zwar keine Gelegenheit, uns bei den Dorfbewohnern mit einem Vorrath von Milch, Butter, Eiern und Brot zu verſehen; aber mehr als einmal ſahen wir uns genöthigt, mit Hilfe des in Rußland unentbehrlichen Samowar, einer einfachen, mit einem kleinen metallenen Schornſtein verſehenen Theemaſchine, unſere Mahlzeit auf freiem Felde zu bereiten. Die Ermattung der permanenten Pferde, die Trägheit unſerer Jamtſchiks nöthigte uns zu häufigen Ruhepunkten; an nächtlichen Fahrten, wozu die geſteigerte Sommerhitze einlud, hinderten uns die im ſüdlichen Rußland noch keineswegs ausgerotteten Wölfe, zu deren Verſcheuchung ich und mein preußiſcher Begleiter mehr als einmal die Tabakspfeife mit der Piſtole vertauſchten. Wir trafen ſogar in Bielgorod (der weißen Stadt, am Donetz, wo früher das tatariſche Sarkel gelegen haben ſoll) einen deutſchen Förſter, der, bei einer Bärenjagd von den ruſſiſchen Bauern verlaſſen, die Hälfte ſeiner Geſichtshaut verloren hatte.

Erſt mit dem Uebergang nach Großrußland endigte die Einförmigkeit der ermüdenden Steppenfläche. Es begann eine größere Abwechſelung von Hügeln, Thälern und Flüſſen; in den Dörfern, die meiſtens eine einzige breite Straße bilden, zeigte ſich ein höherer Aufbau der mit hervorragenden Giebeln verſehenen Bauerhäuſer; in den Städten bemerkte man ſchon neben den hölzernen Baracken eine größere Menge buntbemalter Kuppelkirchen und die unter Katharina II. errichteten großen weißangeſtrichenen Regierungsgebäude und Gymnaſien. In den Marktflecken und den von privilegirten Fuhrleuten (Jamtſchiks) bewohnten Orten wächſt der Waarenverkehr, je mehr man ſich den Waſſerſtraßen der Wolga und der Hauptſtadt Moskau nähert. Auf allen nach Kursk und Orel führenden Landſtraßen begegneten wir den ſtauberregenden Heerden der nach Norden geführten ukrainiſchen Ochſen, langen Reihen von einſpännigen Fuhrwerken, deren Führer weniger die ſchlafenden Bauern, als ihre klugen kleinruſſiſchen Pferde ſind.

Wir verweilten einige Tage in den betriebſamen, noch zum Schulbezirk der Univerſität Charkow gehörigen Gouvernementsſtädten von Kursk und Orel, wo das auf einer Anhöhe gelegene in modernem Styl gebaute Gymnaſium einen impoſanten Anblick gewährte, und in der durch ihre Eiſen- und Stahlfabriken berühmten, für die Bewaffnung des ruſſiſchen Heeres ſo wichtigen Stadt Tula. Hier zeigte man uns die im Jahre 1712 gegründete großartige Gewehrfabrik, welche, durch 3000 zünftige Meiſter betrieben, jährlich für 150,000 Soldaten Gewehre und Waffen aller Art lieferte. Hier traf ich auch den aus Perſien mit ſeiner ganzen Familie über den beſchwerlichen Kaukaſus gereiſten engliſchen Geſandten Sir Gore Ouſeley, deſſen Bruder Sir William, der unter Jones in Kalkutta gebildete Orientaliſt, meinen Abulfeda mit ſo vieler Güte aufgenommen hatte; den Hauptbeförderer der engliſchen Bibelgeſellſchaft in Perſien, wo er noch mit der Mutter des Schachs deshalb in Correſpondenz ſtand; einen ebenſo gelehrten, als kosmopolitiſch gebildeten Staatsmann, deſſen nähere Bekanntſchaft ich nachher in Petersburg zu meinem großen Vortheil fortſetzte. Seine Begleiter waren ein Doctor, ein Major und der durch aſiatiſche Reiſebeſchreibungen und Romane auch in Deutſchland bekannte Morier als Geſandtſchaftsſecretär. In der Gegend von Tula ſind noch die Spuren der großen Erdwälle zu ſehen, welche Iwan

Waſſiliewitſch I. nach der Vertreibung der bis nach Moskau ſtreifenden Mongolen zur Landesvertheidigung hier errichten ließ. Denn bis hierher reichten die Zollſtätten der für Rußland ſo verhängnißvollen Barbaren. Und nordweſtlich von Tula, in der Gegend von Kaluga, liegt das Leichengefilde, wo Kutuſow, der Fabius Cunctator der Ruſſen, auf dem die Flußgebiete der Wolga und des Dneprs beherrſchenden Plateau die für den Rückzug Napoleon's ſo verderbliche Stellung nahm.

Nach einem kurzen Aufenthalt in Serpuchow, einer im Jahre 1374 erbauten, im Jahre 1382 von den Mongolen zerſtörten Feſtung, jetzt einer bedeutenden Fabrik- und Handelsſtadt, wo die Kleinruſſen ihre Häute und ihren Talg abſetzen, fuhren wir gegen Ende des Monats Juli in Moskau ein.

Dieſe ungeheuere, 40 Werſte umfaſſende, mehr aſiatiſche als europäiſche Hauptſtadt, die Seele des ganzen ruſſiſchen Binnenhandels und ſo vieler nationaler Inſtitute, bot von weitem noch immer, trotz der vorhergegangenen Kataſtrophe, in ihrer amphitheatraliſchen Geſtalt eines wachſenden Mondes, in dem Glanz vergoldeter Kuppeln und Thurmſpitzen einen großartigen, maleriſchen Anblick dar. Als wir aber durch die Ruinen der rund herum liegenden Vorſtädte, durch die Brandſtätten der die Feſtung in drei Schlangenlinien umſchließenden Stadttheile (Semlenogorod oder Erdſtadt, Beliogorod, Weißſtadt, und Kitaigorod, chineſiſche Stadt), rechts und links um uns ſchauend, bis zum hohen Kreml durchdrangen, konnten wir erſt die ganze Bedeutung jener koloſſalen Zerſtörung ermeſſen. 11,800 hölzerne Häuſer und Buden, mit einem ungeheuern Waarenvorrath, waren den Flammen geopfert; von 9158 ſteinernen Wohnhäuſern waren nur 2626 der Vernichtung entgangen.

Ein dort während der Anweſenheit der Franzoſen zurückgebliebener Schulinſpector, den Napoleon ſelbſt, unwillig über den Auszug aller Honoratioren, beifällig angeredet hatte, erzählte mir, wie die im Anfang des Brandes nächtlich losgelaſſenen Zuchthausgefangenen von Roſtopſchin angewieſen worden, von je vier Häuſern eins anzuſtecken. Von ihm, dem Gouverneur, welcher der Meinung war, eine Stadt ſei leichter wieder aufzubauen, als ein Staat, war das Signal der ſcythiſchen, nachher durch den Sturm der Elemente und die Zügelloſigkeit betrunkener Soldaten unterhaltenen und vergrößerten Verwüſtung ausgegangen, und man kann es nur einer geheimnißvollen Rückſicht für den Kaiſer Alexander und den zahlloſen lautgewordenen Reclamationen zuſchreiben, daß Roſtopſchin und die mit ihm einverſtandenen moskowitiſchen Patrioten nachher die gröſte That ihres Lebens verleugneten.

Moskau iſt ſpäterhin nach einem regelmäßigen Plan wiederhergeſtellt; die Hauptſtraßen ſind gepflaſtert, die Knüppelwege größtentheils verſchwunden, die Bevölkerung durch den wieder eingezogenen Adel mit ſeinem unermeßlichen Troß von Dienern und durch den neuen Aufſchwung von Manufacturen und Fabriken wieder über eine halbe Million geſtiegen. Aber einer durchgehends neuzuſchaffenden Regelmäßigkeit der Straßen ſetzten der noch ſtehende Reſt vieler wohlerhaltener Kirchen und eines Viertheils der zerſtreuten öffentlichen und Privatgebäude, die Intereſſen ſo vieler Betheiligten und die aſiatiſche Confuſion von 64 Haupt- und 521 Nebenſtraßen unüberſteigliche Hinderniſſe entgegen. Das tatariſche Rom (nach einem Ausdruck der Frau von Stael) gewährt noch immer ein lebhaftes Bild des großen Contraſtes zwiſchen Pracht, Luxus und

Ueberfeinerung auf der einen, und Armuth, Elend und Barbarei auf der andern Seite. Die übergroße Menge fremder Pädagogen und Gouvernanten in den vornehmen Familien ſoll in neueſter Zeit etwas abgenommen haben. Aber die große Corruption der ſubalternen Juſtiz- und Verwaltungsbeamten, wie ſie Thaddäus Bulgarin in ſeinem ruſſiſchen Gilblas (Wiſchigin) ſchildert, iſt mit dem Neubau der Stadt nicht ganz ausgerottet worden.

Mein erſter Ausflug galt dem durch Mauern und Graben abgeſchloſſenen höchſten Stadttheil, dem Kreml, wo, trotz der Zerſtörung der Feſtungswerke und eines Theils des alten Zarenpalaſtes, in den zur Krönung und zum Begräbniß der Kaiſer geweihten Hauptkirchen und in den Klöſtern noch ſo viele den Ruſſen heilige Schätze, Reliquien, Handſchriften und Gemälde zu ſehen waren. Als ich durch das Thor des Erlöſers (Spaskoi) fuhr, welches, ſeit der Vertreibung der Tataren unter Iwan Waſſiliewitſch I. mit einem wunderthätigen Heiligenbild verſehen, ſo hoch gehalten wird, daß Niemand es mit bedecktem Haupte durchwandern darf, nahm mir mein frommer ſich bekreuzigender Iswotſchik unvermerkt die Mütze ab. Mein Cicerone war ein wohlunterrichteter Mönch, der mir das gothiſche Zimmer des Zarenpalaſtes, wo Napoleon ſeinen Zenithpunkt erreicht hatte, mit den Worten zeigte: hier hat der Tſchort (ſchwarze Teufel) gewohnt. Er zeigte mir auch die 432,000 Pfund ſchwere, 21 Fuß und 11 Zoll im Umkreis weite berühmte Glocke der Kaiſerin Anna Iwanowna, die, aus ihrem Gerüſte einſt herabgeſtürzt und ſtark verletzt, in neuerer Zeit wieder aufgezogen und reſtaurirt worden iſt.

Ich beſuchte hierauf die Univerſität, mit der ich, als

Mitglied der kaiſerlichen naturforſchenden Geſellſchaft, in Berührung gekommen war. Sie liegt in dem dritten, bei der Feuersbrunſt von 1812 faſt ganz verbrannten Stadttheil Beliogorod, welcher auch das größte Findelhaus der Welt enthält. Ich traf nur noch zwei Profeſſoren, den berühmten Naturforſcher Fiſcher (von Waldheim), der gerade, am Claviere ſitzend, die herrliche Horaziſche Ode: Integer vitae scelerisque purus abſang und mich zu ſeinem Collegen, dem alten Heym, Herausgeber eines ruſſiſchen Wörterbuchs, führte. Ich ſchenkte der abgebrannten Bibliothek eine kleine, aber wohlerhaltene Sammlung — bis dahin mitgeführter — römiſcher und griechiſcher Claſſiker, welches die ruſſiſchen Zeitungen nicht verſäumten, zur Nachahmung bekannt zu machen, und wofür ich ſpäterhin von der aufmerkſamen Kaiſerin-Mutter (1817 bei ihrer Durchreiſe durch Marburg) ein ſchmeichelhaftes Lob erhielt. Vor meinem Abzug verkaufte ich auch, in Begleitung meines preußiſchen Rittmeiſters, auf dem großen Pferdemarkte bei Moskau, wo neben den ruſſiſchen Roßhändlern reichgekleidete und wohlgeputzte Ziegeunerhauptleute; umherſtolzirten, meine drei jetzt überflüſſigen Pferde. Der ruſſiſche Mäkler, der uns beim Abſchluß des Handels durch einen kräftigen Handſchlag an die an der chineſiſchen Grenze in Kiachta bei dem Handel der Chineſen und Ruſſen übliche Bekräftigungsform erinnerte, führte mich in ſein weit entferntes ſtädtiſches Wohnhaus, wo er uns, nach Eröffnung eines großen, mit blauen, rothen und weißen Geldzetteln angefüllten eiſernen Kaſtens, zum Zeichen ſeines beſondern Wohlwollens durch ſeine wohlbeleibte Frau die koſtbarſten Confituren reichen ließ. Meine Baarſchaft von 4—5000 Rubeln war bisher nur um einige Hundert verringert worden. Faſt keine Rechnung der bisherigen

Gaſtwirthe betrug, mit Einſchluß des Pferdefutters, mehr als zehn Papierrubel.

Der Weg von Moſkau nach Petersburg (727 Werſte) war vor Peter dem Großen um 300 Werſte länger als jetzt (im Jahre 1814) und die ſchöne ſchnurgerade Straße, von zuſammengelegten Baumſtämmen, mit Werſtenzeigern von Granit, mitten durch die von beiden Seiten raſirten Waldungen des waldaiſchen Gebirges angelegt, iſt nunmehr auch durch die wahrhaft kaiſerliche Eiſenbahn hundertfach verkürzt worden. Bei Troitskoi Sergiew, dem größten und reichſten ruſſiſchen Kloſter (wo dieſer Heilige der griechiſchen Kirche in einem ſilbernen Sarge ruht), vorbei, kamen wir zuerſt nach Twer, ehemals dem Sitz eines Großfürſten, einer ganz europäiſch, in geraden, von einem Mittelpunkt ausgehenden Straßen in Form eines Achtecks erbauten Stadt. Die glückliche Lage von Twer, am Zuſammenfluß der 20 Meilen davon entſpringenden Wolga und der Twerza, iſt um ſo wichtiger für den ruſſiſchen Binnenhandel und Verkehr, weil auf der einen Seite ſüdlich die Wolga zuletzt ins kaſpiſche Meer fließt, auf der andern nördlich die Twerza mit der in die Oſtſee ſich ergießenden Newa in Verbindung ſteht. Die ſtets von der Volksmenge begleitete Abfahrt der nach Petersburg beſtimmten zahlreichen Waarenſchiffe gab uns zuerſt einen deutlichen Begriff von der außerordentlichen Betriebſamkeit der Ruſſen auf der hier beginnenden nördlichen Waſſerſtraße. Weiter hinauf an der Twerza liegt die an Leder- und andern Fabriken ſo reiche Handelsſtadt Torſchok; alsdann erreicht man bei Wiſchnei-Wolotſchok den zwiſchen der Twerza und Mſta ſchon unter Peter dem Großen mit Schleußen von Granit angelegten großartigen Kanal, bis endlich durch den Kanal von Nowgorod und durch den in den Ladogakanal mündenden Fluß Wolchow die wichtige Verbindung zwiſchen der Wolga und Newa, d. h. zwiſchen dem kaspiſchen und baltiſchen Meere, vollendet wird. Der Glanzpunkt unſerer Reiſe war jetzt das waldaiſche, ehemals den Räubern zum Schlupfwinkel dienende, jetzt, wo man nirgends ſicherer reiſt, als in Rußland, trefflich gelichtete Waldgebirge, die ruſſiſche Schweiz, deren hohe Lage man ſchon an der Waſſerſcheide der nach Norden und Süden ſich theilenden Hauptflüſſe erkennt. Hier wird man zuerſt durch den ſorgfältigern, mit den übrigen ruſſiſchen Bauernhütten ſtark contraſtirenden Aufbau der bunten hölzernen Häuſer und durch die ausgeſuchte Tracht der ſchönen, in Muſſelintüchern mit ſilbernen und goldenen Bändern prangenden Landmädchen und Krämerinnen überraſcht. Aber wie ſehr dieſe ruſſiſchen Schweizerinnen von ihrer alten Sittenreinheit verloren haben, erfuhren wir ſchon in Torſchok, wo die Handelsartikel der geputzten, ſich allen Durchreiſenden präſentirenden Mädchen nicht blos in türkiſchen Stickereien, goldverbrämten Beuteln, Mützen u. ſ. w. beſtehen ſollen.

Unſere nächſte Station war Groß-Nowgorod, dieſe ehemals weltberühmte, 400,000 freiheitsſtolze Bürger und Kaufleute umfaſſende, jetzt ſo tief herabgeſunkene Hanſeſtadt, deren Widerſtand gegen den despotiſchen Zar Iwan Waſſiliewitſch I. mit blutigen Hinrichtungen und mit der Verbannung und Verpflanzung eines großen Theils der Einwohner endigte. Noch vegetirte ſie zwei Jahrhunderte durch ihre herrliche, für Handel und Schifffahrt günſtige Lage an dem in den Lagodaſee ausmündenden Fluß Wolchow, bis endlich ihr gänzlicher Verfall durch die Anlage Petersburgs, als des Mittelpunkts des baltiſchen Seehandels, entſchieden wurde. Die mit der Feſtung durch eine Brücke vereinten, aber mehrmals abgebrannten beiden Stadttheile, die Handels- und Sophienſtadt, bewohnen jetzt nur Handwerker, Krämer und Fuhrleute; höchſt anziehend für Alterthumsforſcher und Kunſtkenner iſt aber die in der Feſtung, dem dritten Stadttheile gelegene, an byzantiniſchen Alterthümern ſo reiche, uralte Kathedralkirche. Sie enthält nämlich, außer den merkwürdigen, nachher meines Wiſſens nach Petersburg gebrachten und von Friederich Adelung erklärten, Korſun'ſchen oder Cherſon'ſchen metallenen Thuren, jene alten von der frühen Verbindung Griechenlands mit Rußland zeugenden Gemälde mit harter, platter Farbenmiſchung auf Goldgrund, ähnlich den rohen chriſtlichen Gemälden der griechiſchen und byzantiniſchen Künſtler, durch welche die Malerkunſt zuerſt nach Italien verpflanzt wurde.

Unweit Nowgorod ſahen wir noch den großen von waldaiſchen Gebirgshügeln umſchloſſenen, ſtürmiſchen Ilmenſee, welcher durch die Wolchow ſein Waſſer in den Ladogaſee abführt und das am Ufer ſo romantiſch gelegene Kloſter. Alsdann eilten wir über Zarskoe-Selo, dem durch Katharina II. erhobenen ruſſiſchen Windſor nach Pitr (Peter); ſo nennt namlich der Altruſſe die Hauptſchöpfung ſeines großen Reformators.

Wir kamen zu einer Zeit nach Petersburg, wo man große Anſtalten zum Empfang des ſiegreichen Kaiſers und ſeiner koloſſalen Leibgarde machte; die nordiſche ſonſt ſo ſchweigſame Reſidenzſtadt war belebter als je, und der plötzliche ſtolzmuthige Aufſchwung der Nation, nicht ohne verächtliche Seitenblicke auf alle andern, durch Rußland, wie man glaubte, aus der Napoleoniſchen Knechtſchaft befreiten Völker, leuchtete ſelbſt aus den ſonſt ſo beſcheidenen Feſtreden der Zöglinge des pädagogiſchen

Inſtituts hervor. Ich bewunderte jedoch bei dieſer Gelegenheit den feinen Tact des Grafen Raſumowsky, der ſich der allzu panegyriſchen Feſtrede eines enthuſiaſtiſchen Eleven in meiner und anderer Ausländer Gegenwart nach höflicher Begrüßung zeitig entzog. Die Bewunderung, welche Ruſſen und Ausländer der nordiſchen Palmyra widmen 1), iſt nicht übertrieben. Denn in dieſer prächtigen Inſelſtadt iſt, mit Ausnahme der verhältnißmäßig noch allzugeringen Bevölkerung, Alles großartig; die breiten, ſtundenlangen, zu einem regelmäßigen Ganzen vereinten Straßen, wo faſt jedes Haus ein Palaſt und jeder Palaſt eine kleine Stadt iſt, die ungeheuern, hier und da mit Obelisken oder Springbrunnen beſetzten öffentlichen Plätze, die mit Granitwänden und Terraſſen eingefaßten Ufer und Kanäle der Newa, welche breit, tief und kryſtallhell die Stadt in zwei Hälften zertheilt, die koloſſalen Kron- und Regierungsgebäude, die reichen, glanzvollen, mit nationalen Trophäen angefüllten Kirchen, die Inſtitute und Akademien der Künſte und der Wiſſenſchaften, des Handels und der Gewerbe, Europas und Aſiens. Und dies Alles nach der planmäßigen Vorſchrift eines Herrſchers in ſeiner erſten Grundlage wie aus einem Guß erſchaffen, aber allmälig, trotz der großen Hinderniſſe des Klimas, trotz der von Zeit zu Zeit wiederkehrenden Gefahr der Ueberſchwemmung 2), von Jahr zu Jahr bis ins Ungeheuere vermehrt, vergrößert und verſchönert!

---

1) Vergl. die Beſchreibungen von Storch, Chriſtian Müller, Granville, Richies, Kohl u. ſ. w.

2) Sobald nämlich ſtarke Weſtwinde den Ausfluß der Newa in den Strom des finniſchen Meerbuſens in ihrem höchſten Waſſerſtande hemmen und zurückdrängen, wie 1715, 1721, 1725, 1777 und beſonders im Winter 1824.

Man hat dem ruſſiſchen Reformator vorgeworfen, daß er durch dieſe excentriſche, nicht aus dem Schoos der Nation gewachſene Anlage den Mittelpunkt des Reiches und der Nation, Moskau, und die Beſtimmung des ganzen, mehr aſiatiſchen als europäiſchen Rußlands hintangeſetzt habe. Aber die großen Zwecke Peters, die Herrſchaft der Oſtſee, die Abwendung der von Schweden drohenden Gefahr, die Gründung einer zum Gedeihen des ruſſiſchen Welthandels unentbehrlichen Seemacht, die Verſchmelzung eines rohen, trotzigen, im Innern von Rußland reſidirenden, dem aſiatiſchen Luxus ergebenen Adels mit der europäiſchen Civiliſation ſind durch ihn und Katharina II. erfüllt worden. Petro primo Catharina secunda, ſo lautet die einfache Inſchrift der koloſſalen Reiterſtatue, welche Katharina ihrem Vorgänger, als Vollenderin ſeiner Plane, gerade auf demſelben Platze errichtete, wo die Akropolis der ruſſiſchen Marine, das große Admiralitätsgebäude, mit ſeiner goldenen Kuppel alle übrigen Prachtgebäude an der Newa überragt und den ſtrahlenden Wegweiſer aller dort auslaufenden Hauptſtraßen bildet.

Es iſt übrigens bekannt, wieviel Petersburg und Rußland überhaupt unter Peter, Katharina und Alexander erfinderiſchen und genialen Ausländern zu verdanken hat, und ſelbſt in dem Verzeichniß ausgezeichneter Kriegs- und Staatsmänner, welche das Ausland von jeher aus dem kleinen Fürſtenthum Heſſen gezogen hat, finden ſich einige wichtige Namen, deren Verdienſte in Rußland noch in friſchem Andenken ſind. Zu denſelben gehört der nicht nur durch ſeine Beſiegung der Türken, ſondern auch durch großartige Bauten zu Waſſer und Land, beſonders durch die Ausführung des Ladogakanals um Rußland ſo verdiente Feldmarſchall Münnich, welcher früher als heſſiſcher Officier und Ingenieur bei dem Bau von Karlshafen und dem Project des Diemelkanals ſeine Schule unter dem Landgrafen Karl gemacht hatte; nach ihm der aus der Grafſchaft Hanau (aus Bieber) gebürtige General Bauer, der unter Katharina II. ſich durch große Verbeſſerungen des Wegebaus, der Waſſerleitungen, der Kanäle und der Salzwerke auszeichnete (in Petersburg ſind die unterirdiſchen Kanäle und der vertiefte, mit Quaderſteinen eingefaßte und mit Brücken verſehene Fontankakanal ſein Werk), ſo vielſeitig wirkend, daß die Kaiſerin bei ſeinem Tode 1783 die Vollendung ſeiner Arbeiten und Projecte unter zehn ruſſiſche Staatsmänner vertheilte [1]. In neueſter Zeit war es ein Landsmann deſſelben, Graf Kankrin, der durch umſichtige und wahrhaft patriotiſche Finanzverwaltung, beſonders durch Einſchränkung der bei den einträglichen Branntweinspachtungen eingeriſſenen Corruption, ſich die Achtung des Kaiſers Nikolaus, trotz des Neides und der Eiferſucht ſeiner Nebenbuhler, bis an ſein Ende zu erhalten wußte.

Nach meiner Ankunft in Petersburg, wo wir eine Wohnung in Waſſili-Oſtrow, dem vom General Klinger, als Chef des Cadettenhauſes, bewohnten ungeheuer langen Menczikow'ſchen Palaſt gegenüber, mietheten, ſah ich zwei großartige, durch die Gegenwart des Kaiſers Alexander und ein glänzendes Gefolge der berühmteſten ruſſiſchen Generale verherrlichte Schauſpiele: eine Parade von 40,000 Mann der Garderegimenter auf dem Marsfelde, welche mit einem feierlichen Gottesdienſt des

---

[1] Vergl. den Artikel Friedrich Wilhelm Bauer (Baur) in Strieder's Heſſiſcher Gelehrtengeſchichte und in der großen Encyklopädie von Erſch und Gruber.

Metropoliten und einem herrlichen Geſang ſeiner 100 Chorknaben eröffnet wurde — an dem bei mir vorbeireitenden hochgewachſenen, mit ſtentoriſcher Stimme commandirenden Großfürſten Konſtantin bemerkte ich einige Verzuckungen des Geſichts, welche man einer väterlichen Erbſchaft zuſchreiben wollte — und das am 30. Aug. alten Styles alljährlich gefeierte Alexander-Newsky-Feſt.

Nach einer langen Proceſſion bis zum äußerſten Ende der Stadt, dem Newaufer entlang, hinter dem kaiſerlichen Hofſtaat zu Fuß und in Uniform, erreichten wir das berühmte von Peter dem Großen erbaute Kloſter, welches der Sitz des Metropoliten iſt und die koſtbaren Grabmale des heiligen Alexander, mehrerer Vorfahren der kaiſerlichen Familie und Suwarows enthält. Hier erblickte ich den Kaiſer, der ſeine durch ihre impoſante Geſtalt ausgezeichnete Mutter führte, wie er während des langen Hauptgebetes neben uns auf dem Boden kniete, und hierauf bei dem Abzug den engliſchen Geſandten Sir Gore Ouſeley mit bezaubernder Freundlichkeit grüßte. Die Verherrlichung des heiligen Alexander-Newsky gehört zur Geſchichte der Einweihung von Petersburg. Denn nachdem er im Jahre 1240 die an der Mündung der Newa unweit des nachherigen Petersburg gelandeten Schweden beſiegt hatte — die Anweſenheit des ſchwediſchen Königs Erich's XI. dabei und die Verwundung deſſelben durch Alexander iſt unerwieſen — befreite er, auch als Erbe des nowgorod'ſchen Großfürſten Jaroslaw, durch einen glänzenden Sieg auf dem eisbedeckten Peipusſee, die Stadt Nowgorod von einem Ueberfalle der deutſchen Schwertritter. Er war es auch, der, als ſtandhafter Anhänger der griechiſchen Religion, die Unionsanträge Innocentius' IV. verwarf, wodurch Rußland dem römiſchen Papat zinsbar gewor-

wäre. Peter der Große ſtiftete zu Ehren dieſes
h in ruſſiſchen Volksliedern lebenden Helden den nach
benannten Ritterorden (mit einem ponceaufarbigen
nde); der gleichzeitigen Gründung des Andreasordens
t einem blauen Bande) liegt die Sage zum Grunde,
der heilige Andreas zuerſt bei den nowgoroder Sla-
das chriſtliche Evangelium einführte.

Mein ſehnlicher Wunſch, den Kaiſer ſelbſt vor ſeiner
ückreiſe zum Wiener Congreß zu ſprechen, wurde
t erfüllt. Ich nahm nämlich den Weg nach dem Luſt-
ß Alexander's auf Kamenoi-Oſtrow (Steininſel) nicht
die Brücke der mit der Newa in den finniſchen Meer-
n mündenden Newka, ſondern in einem Nachen, der,
einem ſich plötzlich erhebenden Sturm nach Weſten
eben, mich in große Gefahr brachte. Mein ruſſiſcher
rmann, alle ſeine Kräfte, unter dem verzweiflungs-
n Ruf: Boſche moi, Boſche moi! (mein Gott, mein
!) aufbietend, brachte mich endlich zwar ans Ufer,
ich ganz durchnäßt zu einer Wohnung des berühm-
Mathematikers Staatsraths Schubert meine Zuflucht
t. Hier erfuhr ich aber, daß der Kaiſer im Begriff
bzureiſen, und vernahm aus dem Munde des kaiſer-
Leibarztes Wyllie, der ſich mit mir ſehr freund-
n lateiniſcher Sprache unterhielt, das verhängniß-
C'est trop tard!

ch nahm mir nun vor, noch einige Monate zur
n Beſichtigung aller Merkwürdigkeiten und zum
h der wichtigſten Staatsmänner und Gelehrten Pe-
rgs zu verwenden.

ußer den Cabineten der Akademie der Wiſſenſchaf-
wo mich die Reliquien des großen Peters, ſeine
sbüſte, Kleidung und ſein Stock, womit er ſeinen
ern ſo manche handgreifliche Züchtigung zugetheilt

hatte, ſeine eigenhändigen Künſtlerarbeiten von Elfenbein und Bernſtein an die ähnlichen perſönlichen Merkwürdigkeiten ſeines Zeitgenoſſen, des Landgrafen Karl, im kaſſelſchen Muſeum, erinnerten, intereſſirte mich beſonders die große Gemäldeſammlung der Eremitage. Denn hier wurden gerade damals die während der franzöſiſchen Invaſion von Kaſſel nach Malmaiſon entführten und vom Kaiſer Alexander dort käuflich erſtandenen werthvollen Gemälde unſerer heimatlichen Galerie aufgeſtellt, unter denen ſich die vier Tageszeiten von Claude Lorrain befanden. Zur Wiedererlangung dieſer Kunſtwerke trat ich ſpäterhin, im Auftrag des Kurfürſten, mit dem kaiſerlichen Banquier Rall in Unterhandlung, erhielt aber von demſelben die Nachricht, daß Alexander dafür der Kaiſerin Joſephine 900,000 Francs bezahlt habe, und von dem Kurfürſten ſelbſt die Erklärung, daß er das Eigenthum ſeines Hauſes nicht zweimal erkaufen wolle.

Zu der großen kaiſerlichen, an Handſchriften ſo reichen Bibliothek (an der Ecke des Newskyproſpects) lud mich der Director derſelben, Staatsrath Olenin (bekannt durch ſeine Abhandlung über die griechiſchen Alterthümer zu Tmutarakan oder Taman am Schwarzen Meere), mit der Nachricht ein, daß ich dort den engliſchen Geſandten Sir Gore Ouſeley und den Präſidenten der Akademie Uwarow, nachherigen Miniſter der Aufklärung, treffen würde. Ich war Zeuge ihres lehrreichen Geſprächs über die von den Engländern in Oſtindien begonnenen Schul- und Erziehungsreformen, ſowie über die beſten Civiliſationsmittel für rohe Nationen, wobei ich nicht umhin konnte, die kosmopolitiſche Superiorität des Engländers über den ſonſt ſo hochgebildeten Ruſſen zu erkennen. Man zeigte uns unter andern den großen, von einem

ſchen Diplomaten zur Zeit der Revolution erworbe-
franzöſiſchen Manuſcriptenſchatz, der ſo viele Depe-
und Originalbriefe Heinrich's IV. an die deutſchen
ten, beſonders an den Landgrafen Moritz von Heſſen
den Jahren 1596—1610), enthielt, und ich habe
äterhin (1840), als ich meine Correspondance in-
de Henri IV. avec Maurice de Hesse aus hieſigen
inalquellen in Paris herausgab, ſehr bereut, die da-
ge Gelegenheit einer Ergänzung nicht an Ort und
e beſſer benutzt zu haben. Durch Olenin, der mir
vorſchlug, mich um eine paſſende Anſtellung in Pe-
urg zu bewerben, wurde ich zuerſt mit dem Fami-
ben der ruſſiſchen Großen bekannt gemacht. Ich
nte nicht wenig, als ich, trotz des nationalen
hwungs der Ruſſen, bei einem Mittagseſſen, wo
it den übrigen Herren einer langen Reihe von ruſ-
Frauenzimmern gegenüber ſaß, faſt nicht ein
ruſſiſch vernahm; ſo ſehr hatte die Gewohnheit
ranzöſiſchen Converſation beſonders bei dem weib-
Geſchlecht Wurzel gefaßt.

uwarow, den ich auf ſeinem Landhaus beſuchte
jeder vornehme Petersburger beſitzt eine Villa
alieniſchen Geſchmack vor der Stadt) und den
ber die gefährlichen Parteiungen der Univerſität
ow unterrichtete, zeigte ſchon damals ſeine Hin-
g zu einer nationalen Entwickelung des ruſſiſchen
ichtsweſens, welche er, im Geiſte des Kaiſers Ni-
, nachher als Miniſter der öffentlichen Aufklärung
lußreich befördert hat. Befreundet mit zwei aus-
neten deutſchen Gelehrten, dem Orientaliſten Frähn
em griechiſchen Philologen Gräfe, hat er ſich große
nſte um die dortigen Akademien und literariſchen
lungen erworben, und das ſpäter angelegte, an

orientaliſchen Handſchriften ſo reiche aſiatiſche Muſeum verdankt ihm ſeine jetzige Vollkommenheit. Bekannt ſind auch ſeine geiſtreichen, nach Creuzer's Symbolik herausgegebenen, mythologiſchen Forſchungen, beſonders über die eleuſyniſchen Geheimniſſe, und ſeine neueſten, eine piquante Charakteriſtik Stein's und Pozzo's di Borgo enthaltenden Skizzen. Ich weiß nicht, ob ich es der Empfehlung meines Gönners, des engliſchen Geſandten, zuſchreiben ſoll, daß mir der Miniſter Graf Raſumowsky bald nach meiner Ankunft in Petersburg durch ſeinen Kanzleidirector Martinow Alles zugeſtand, was ich nur wünſchen konnte. Zur Belohnung für die Herausgabe der Claſſiker ſtellte man mir die Wahl zwiſchen einem Orden und einer Geldſumme von einigen Tauſend Rubeln[1], und combinirte nachher Beides, nachdem ich noch meine obenerwähnte Gymnaſialdidaktik in ruſſiſcher Ueberſetzung eingereicht hatte. Nichtsdeſtoweniger war ich bei dem Miniſter, trotz der für jede Mittwoch anberaumten Audienz, noch immer nicht perſönlich vorgekommen; ich hatte nämlich die gebräuchliche Beſtechung des Portiers verſäumt. Als dieſe erledigt war, fand ich, vor allen vornehmen Sollicitanten, ſelbſt vor dem mit dem Portefeuille wartenden, mir ſehr freundlichen Kanzleidirector, eingelaſſen, einen ruſſiſchen Großen des ancien regime, comme il faut. Raſumowsky, der in dem Prachtzimmer ſeiner Villa, am Ende einer doppelten Reihe von alabaſternen Statuen ſtehend, mich mit einer Frage über meine Bekanntſchaft mit Sir Gore Ouſeley empfing.

---

[1] Meine Verhandlung hierüber mit dem Bevollmächtigten Martinow war äußerſt lakoniſch. Als er mich nämlich fragte: Dengi (Geld) oder Znak (Ehrenzeichen)? antwortete ich: Znak.

r ein Hofmann von ausgezeichneter gelehrter Bildung,
ich in der vollkommenſten Befriedigung verließ. Er
längerte nicht allein meinen Urlaub in der Reſidenz,
dern ſchlug mich auch bald nachher dem Kaiſer zu
er Ehrenbelohnung wegen meiner der Univerſität Char-
e geleiſteten Dienſte und herausgegebenen Werke vor.
Ich erwähne hier noch die in Petersburg einheimiſche
ſtfreundlichkeit, die mir, da meine Frau ſich auf den
gang mit meiner Hauswirthin und andern ſtockruſſi-
n Frauenzimmern beſchränkte, meinen dortigen Auf-
halt, wo nicht angenehm, doch ſehr lehrreich machte.
ßer dem engliſchen Geſandten, der mich gern Morgens
Kreiſe ſeiner Familie empfing, und ſeinem Secretär
rier, welcher mich zuweilen in die engliſche Kapelle mit-
m, wo mich ſtets die einfachen Orgelmelodien der
lmen entzückten, beſuchte ich an beſtimmten Tagen
Staatsrath Jacob und meinen Landsmann, den
nquier Rall. Jacob, früher (und nachher wieder)
feſſor der Philoſophie und Staatswiſſenſchaft in
le, war kurz vor mir aus Charkow abgezogen und
dem Finanzminiſterium in Petersburg angeſtellt. Er
hte mich mit den Akademikern Fuß, Scherer, Storch
Adelung bekannt, den trefflichen Nachfolgern Eu-
, Pallas', Gmelin's, Güldenſtädt's, Müller's, Schlö-
, Krafft's und anderer um Rußlands Naturhiſtorie,
beſchreibung und Völkergeſchichte ſo verdienten deut-
n Gelehrten, deren Stamm nun faſt gänzlich aus-
ngen iſt. Bei Jacob traf ich auch den nachher ſo
tbar gewordenen, nach Berlin übergeſiedelten dra-
ſchen Dichter Raupach, der damals ſeine Laufbahn
h Timoleon, einen dramatiſchen Panegyrikus auf
ander den Befreier, begonnen hatte. Wie ſehr die
che Reflexion das dichteriſche Feuer bei ihm über-

weg, beſtätigte mir ſein eigenes Geſtändniß, daß er ſeine dramatiſchen Projecte ganz als philoſophiſche Probleme entwerfe und folgerecht ausführe. Die Seele dieſer Geſellſchaft war Jacob's geiſtreiche Tochter Thereſe, welche ſpäterhin, unter dem angenommenen Namen Talvj (Thereſe Amalie Louiſe von Jacob) eine treffliche Sammlung ſerbiſcher Lieder herausgab und als Gattin eines engliſchen Predigers nach Amerika überſiedelte. Gleich freundſchaftlich bewies ſich der damals noch ſehr wohlhabende, nachher durch häusliches Unglück gebeugte Baron Rall, deſſen prächtiges Haus an der Newa, ſowie ſeine Villa in der Vorſtadt ebenſo fleißig von ruſſiſchen Finanzmännern, als von deutſchen Gelehrten, beſonders von dem trefflichen Aſtronomen Schubert und deſſen Sohn, dem jugendlichen durch ſeine ruſſiſchen Landkarten und einen Plan von Petersburg ausgezeichneten General, beſucht wurde. Bei Rall, der ſeine Gäſte ſchon vor dem Diner durch ein muſikaliſches Quartett zu unterhalten wußte, wurde ich einſt durch eine ſeltene, tiefe, majeſtätiſch tönende Frauenſtimme überraſcht. Es war die zu Kaſſel geborene ſechszigjährige Mara, welche, in Reval von dem kleinen Reſt ihres zertrümmerten Vermögens lebend, noch immer durch Geiſt, Talent und edlen Charakter Bewunderung erregte.

Eine Zierde der dortigen Gelehrten war der ganz den Wiſſenſchaften lebende und iſolirte Staatsrath Köhler, deſſen große antiquariſche und numismatiſche Kenntniſſe weniger in Rußland, als in Deutſchland anerkannt wurden; ſeine Fertigkeit in Copirung und Entzifferung alter griechiſcher Inſchriften war ſo überraſchend, daß er einſt, bei einem Beſuch des aus Griechenland zurückgekehrten Baron Stackelberg, der uns ſeine reichen Portefeuilles vorlegte, in kurzer Zeit ſich die auserleſenſten Inſcrip-

nen deſſelben zu eigen machte. „Vir priscus, ingenio
gnus, pietate major“, ſo lautet die Grabſchrift des
Jahre 1837 verſtorbenen Generals Klinger, deſſen
rreiche Bekanntſchaft ich zu den ſchönſten Erinnerun-
n meines Petersburgiſchen Aufenthaltes rechne. Als
armer Candidat der Theologie zu Frankfurt hatte
ſich, nach mannigfachen Phaſen ſeiner Sturm- und
rangperiode, in Rußland zu den höchſten Ehrenſtellen
d zu dem dort äußerſt ſeltenen, durch Biederkeit, Un-
gennützigkeit und Charakterſtärke erworbenen Privile-
um der Unabhängigkeit und der Aufrichtigkeit, trotz der
ferſucht ſo vieler Magnaten, emporgeſchwungen. Als
ef des Cadettencorps und Curator der Univerſität
orpat äußerſt thätig, brachte er ſeine vergnügteſten
tunden bei ſeiner Beſchützerin und Freundin, der Kai-
in-Mutter (Maria Fedorowna), zu. Ich traf ihn, der
ben ſeinen einzigen Sohn in dem Kriege gegen Na-
leon verloren hatte, noch in der herben, faſt miſan-
ropiſchen Stimmung, die, ſeiner äußerlich rauhen ko-
ſalen Geſtalt ſo entſprechend, ſo ſtark mit dem ſanften
benswürdigen Weſen ſeines Secretärs Muſäus, eines
ohnes des deutſchen beliebten Volksmärchendichters,
ntraſtirte; ungewöhnlich belebt, wenn er im Schlafrock,
häufig geſtopfte Türkenpfeife in der Hand, auf ſein
blingsthema, den ehrgeizigen Wahnſinn Napoleon's
d die Servilität deutſcher Fürſten, gerieth. Seine
i Hauptromane aus der Periode der deutſchen Kraft-
nies, ſein weltſtürmender Fauſt, ſein Giaffar der Bar-
cide, ſein Don Raphael, die Muſterbilder edler kos-
politiſcher Menſchenliebe und philoſophiſcher Reſigna-
n ſind zugleich die Porträts ſeiner eigenen moraliſchen
twickelung. Bei meinem Abſchied gab er mir noch
Empfehlungsſchreiben an ſeinen Landsmann und Ju-

gendfreund Goethe, welches ich leider verhindert wurde, an Ort und Stelle abzugeben.

Ich hatte meinen Aufenthalt in Petersburg abſichtlich verlängert, um eine gänzliche Trennung von meiner Frau ſo lange als möglich aufzuſchieben und ihren noch ſchwankenden Entſchluß zu einer Ueberſiedelung nach Deutſchland abzuwarten. Als dieſe Hoffnung verſchwand und bei ihr ſelbſt die Ueberzeugung, daß wir nicht für einander beſtimmt ſeien, und daß ſie ihres griechiſchen Gottesdienſtes nicht entbehren könne, überwog, als ſich in Petersburg ſelbſt keine Ausſicht für eine mir und meiner Laufbahn zuſagende Stelle eröffnete, und ich die Rückkehr des Kaiſers nicht länger abwarten konnte, ward die meinem Herzen noch immer ſchmerzliche Trennung beſchloſſen. Für den Unterhalt der Zurückbleibenden, in einer gemietheten und mit erkauften Möbeln verſehenen Wohnung, für den Schutz derſelben, nachdem ſie eine ehemalige Freundin, die Gemahlin des Generals Lambert, gefunden, ward bis zur Ankunft ihres Oheims Koalinsky, der ſie nach Charkow zurückführen ſollte, geſorgt.

Es wäre hier vielleicht der Ort, noch einige allgemeine Bemerkungen über Rußland, nach meinen eigenen Erfahrungen, mit den zahlreichen ſeither erſchienenen Berichten anderer Reiſebeſchreiber zuſammenzuſtellen. Aber wie unzureichend iſt die Erfahrung eines Einzelnen zur allgemeinen Charakteriſtik eines ſo koloſſalen, trotz ſeiner erſtaunlichen, an das römiſche und byzantiniſche Reich erinnernden Uniformität, in den verſchiedenen Provinzen ſo verſchiedenartigen, halb aſiatiſchen und halb europäiſchen Reiches? Und wie flüchtig und parteiiſch ſind nicht die meiſten, weder mit der innern Entwickelung des Landes und des Volkes, noch mit dem Geiſt ihrer Regierung bekannten Reiſebeſchreiber? Bieten auch Einige darunter einzelne an Ort und Stelle geſchöpfte naturhiſtoriſche und technologiſche Nachrichten [1]), wie ſelten ſind doch tiefer in die innere bäuerliche, gemeinheitliche und patriarchaliſche Verfaſſung eindringende, zugleich die Sitten und Gebräuche des Volkes und die politiſchen Verhältniſſe des Staates umfaſſende Beobachtungen?

Gerecht iſt auch die Empfindlichkeit der ſo oft leichtſinnig verleumdeten Ruſſen über die gehäſſige Mediſance ſolcher Schriftſteller, welche die Oberflächlichkeit ihrer in der Reſidenz, auf den Landſtraßen oder im Kreiſe polniſcher Coterien geſammelten Beobachtungen durch geiſtreiche Declamationen und Gemeinplätze zu verdecken ſuchen. Als Muſter einer ſolchen oberflächlichen Charakteriſtik erſcheint das Werk des Herrn von Cuſtine (La Russie en 1839). Selbſt die ſcheinbar treffendſte unter ſeinen Sentenzen: „Man hat dort die Freiheit getödtet, um die Einheit zu vergöttern", beruht auf einer einſeitigen, durch die Geſchichte Polens hinlänglich widerlegten Anſicht. Denn bei einem ohne lebenskräftigen bürgerlichen und gelehrten Mittelſtand und ohne Ritterthum emporgewachſenen, faſt zwieſpaltigen Volke von Herren und Hörigen iſt der Sieg der Autokratie für die politiſche Entwickelung und ſelbſtändige Machtentfaltung einer Nation immer noch vortheilhafter, als das Uebergewicht eines parteiſüchtigen und eigennützigen Adels. Eine unleugbare Wahrheit liegt dagegen in dem faſt allgemeinen Abſcheu, welchen die habgierige, beſtechliche, alles wahren Ehr- und Rechtlichkeitsgefühls baare Kaſte der ſubalternen Claſſen des ruſſiſchen Dienſtperſonales, nicht nur bei den ihren Chicanen am meiſten ausgeſetzten Ausländern, ſondern auch bei allen biedern, einſichtsvollen und vaterlandsliebenden Ruſſen ſelbſt erweckt. An dieſem unreinen Kanal ſcheitert der beſte Wille der Regierung und ſelbſt des jetzigen, ſeinen fürſtlichen Beruf ſo ſtreng erfüllenden Kaiſers Nikolaus, welcher, wohlbekannt mit den Unterſchleifen und dem demoraliſirenden Einfluß ſeiner Unterbeamten, ſich bisher vergebens nach einem radicalen Heilmittel umgeſehen hat.

---

[1]) Erſt ſpäterhin ſind die Werke von Kohl, Harthauſen, Blaſius und andern trefflichen Schriftſtellern erſchienen, die ich damals noch nicht benutzen konnte.

Ich kann nicht umhin, noch einige aus Erfahrung geſchöpfte Bemerkungen über die Deutſchruſſen hier niederzulegen. Denn wenngleich der Strom der koloſſalen Auswanderung, welcher unſer Zeitalter charakteriſirt weit mehr nach Weſten, als nach Oſten geht, ſo wird es doch nie an Deutſchen fehlen, welche das Sprüchwort: „Ein Prophet gilt ſelten in ſeinem Vaterland“ nicht nach Rußland führen ſollten. Erſtaunenswerth iſt auch die glückliche Veränderung in der Haltung und in dem Charakter derjenigen nach Rußland, beſonders nach Petersburg und Moskau eingewanderten und dort angeſtellten Deutſchen, welche jugendliche Kraft und Empfänglichkeit für großartige Verhältniſſe in die Lage ſetzt, die ihnen angeborenen Vorurtheile der Rechthaberei, der Pedanterie und der Mikrologie abzulegen, oder die mit dem edlen Kern ihrer Nationalität jenen kosmopolitiſchen Aufſchwung verbinden, welchen die Beſchränktheit deutſcher Verhältniſſe ſo oft in Feſſeln legt.

Ganz anders entwickelt ſich freilich der vereinzelte Deutſche in den kleinen ruſſiſchen Provinzialſtädten, oder auf den Gebieten der Gutsherren, wenn er als Handwerker, oder Fabrikant, oder Lehrer, ohne gehörige Vorbereitung, ohne Garantie einer feſten oder öffentlichen Stellung, gänzlich unbekannt mit dem ruſſiſchen Volkscharakter ſein Glück in einem Lande ſucht, wo es einer großen Gewandtheit bedarf, um ſo manche gefährliche Klippe zu umſchiffen. So bereitwillig auch der Ruſſe iſt, der Ehrlichkeit und dem ſoliden Fleiß deutſcher Techniker, ſowie der Gründlichkeit und der wiſſenſchaftlichen Superiorität deutſcher Gelehrten Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, ſo ſcharfſinnig iſt er auch in der Auffindung und Benutzung ihrer Schwächen, ihrer häuslichen und vaterländiſchen Vorurtheile, ihrer Unbeholfenheit, ihres Mangels an Weltklugheit, ſelbſt in der Misdeutung und Ausbeutung ihrer oft übergroßen Beſcheidenheit. Während meines Aufenthalts in Rußland habe ich ſonſt ſehr achtungswerthe und gebildete deutſche Techniker und Gelehrte getroffen, welche deshalb zu Grunde gingen, weil ſie die Kunſt nicht verſtanden, ſich geltend zu machen. Mit ſpaniſchen Luftſchlöſſern im Kopfe, bald nach ihrer Ankunft enttäuſcht, hintergangen, oder von der Suffiance und Charlatanerie anderer Ausländer überflügelt und in den Hintergrund geſchoben, verfallen ſie nur zu oft in eine hoffnungsloſe Apathie; durch ein falſches Schamgefühl verlieren ſie die Kraft, ſich aufzuraffen; die ihnen geſtellte Alternative, entweder Hammer oder Ambos zu ſein, ſchreckt ſie ab, dahin zurückzukehren, wo der Pfenig gilt: da wo er geprägt iſt. Andere, kühnere, vom Glücke begünſtigte, ehrgeizige Naturen ſpringen in die entgegengeſetzte Richtung über. Zu ihnen gehört die ahlreiche Claſſe der ruſſificirten und naturaliſirten Deuthen, der ihr deutſches Vaterland, ihre Sitten und Sprache verleugnenden Renegaten, deren anfangs ſo länzende Laufbahn nicht ſelten mit dem Fluche ihrer alten und mit der Verachtung ihrer neuen Landsleute endigt.

Ich ſelbſt, voll dankbarer Erinnerung an die in Rußland erfahrene gaſtfreundliche Aufnahme, und zur rechten Zeit glücklich in meinen Hafen zurückgekehrt, geſtehe gern, zwei ſchätzbare Güter dort erworben zu haben: eine große Erweiterung meines Geſichtskreiſes und eine geſteigerte Anhänglichkeit an mein deutſches Vaterland.

Geſchrieben im Jahre 1815.

IV.

1815 – 1816.

Ich hatte den Vorſchlag eines in Petersburg verweilenden Engländers, den ungewöhnlich gelinden Winter, welcher eine baldige Unterbrechung der Schneebahn befürchten ließ, abzuwarten und erſt nach dem Frühling mit ihm nach Deutſchland zu reiſen, nicht angenommen, und mußte dafür unterwegs durch nothgedrungenen Wechſel meines Fuhrwerkes (zuerſt eines Schlittens, dann einer Britſchka, dann wieder eines Schlittens u. ſ. w.) mir zum Nachtheil, den prellenden Poſtmeiſtern zum Vortheil, mehr als ein mal büßen. Hinter Narwa überfiel mich ein fürchterliches Schneegeſtöber, und ich gerieth gegen Abend in ein menſchen-, fenſter- und ſpeiſenleeres, durch einen kalten Zugwind durchſtrömtes Poſthaus, wo ich, ohne die Gefälligkeit eines jungen, als Courier des Kaiſers von Paris nach Petersburg reiſenden Fürſten Gallizin, ſehr verlaſſen geweſen wäre.

Er machte mir bei einem Glaſe ſelbſtbereiteten Pun-
ches einige intereſſante Mittheilungen über die neueſte
Wendung der europäiſchen Angelegenheiten. Im Ge-
olge des Kaiſers hatte er in Paris Gelegenheit gehabt,
en ſteigenden Einfluß des unvermeidlichen Talleyrand
u bemerken, welcher, als Unterhändler für Frankreich,
ach Beſeitigung Napoleon's, den hochherzigen, vielleicht
uch durch franzöſiſche Galanterie verführten Alexander
eredete, jede Schuld der eroberungsſüchtigen und über-
üthigen Nation auf ihren despotiſchen Chef zu werfen,
en für Deutſchland ſo ſchmachvollen Pariſer Frieden
nzugehen und dieſelbe Dynaſtie zurückzuführen, deren
lisgriffe nachher die Rückkehr Napoleon's von der Inſel
lba und die abermalige Störung des Weltfriedens be-
iteten. Wir ſprachen auch über die unkluge Maßregel
r von Ludwig XVIII. unvorſichtiger Weiſe begehrten
ntlaſſung aller in Rußland noch gefangenen Franzoſen,
ößtentheils eingefleiſchter Bonapartiſten und Imperia-
ten, welche bald nachher Napoleon's Streitkräfte bis
r Schlacht bei Waterloo verſtärkten. Ich war infolge
r, tiefer als ich anfangs geahnt hatte, erſchütternden
ennung in einer trüben, von Zeit zu Zeit in das
adium einer rückwärts gerichteten Sehnſucht über-
enden Gemüthsſtimmung. Und die rauhe Jahreszeit,
Eilfertigkeit meiner Poſt- und Schlittenfahrt auf den
ndſtraßen und auf der Seeküſte von Eſthland, Lief-
d und Kurland machten mich zu jeder genauern
obachtung über Land und Volk ganz unfähig. Aber
Manches, was ich hier ſah und hörte, führte mich
d auf die Betrachtung des heilloſen Einfluſſes, den
gewaltſame Einführung des Chriſtenthums und
Zwingherrſchaft der deutſchen Ordensritter auf den
rakter der dortigen, von Natur lenkſamen, nur durch

grauſame Behandlung widerſpenſtig und tückiſch gewordenen Ureinwohner gehabt haben muß, und ich ſöhnte mich jetzt mehr als je mit der weit ſanftern und wegen der Gleichheit der Racen mehr patriarchaliſchen ruſſiſchen Leibeigenſchaft aus. Von einer wirklichen Emancipation der eſth- und liefländiſchen Leibeigenen war damals noch keine Rede; aber auch, ſo viel ich weiß, keine Spur von den in neueſter Zeit begonnenen politiſch-kirchlichen Uebergriffen der ſonſt ſo toleranten griechiſch-ruſſiſchen Geiſtlichkeit. Ich weiß nicht, ob man die erſtaunlichen Fortſchritte dieſes ruſſiſchen Aſſimilationsproceſſes mehr dem rohen Aberglauben und der Armuth dieſer Küſtenbewohner, oder der Nachläſſigkeit der dortigen lutheriſchen Seelſorger zuſchreiben ſoll. Ich traf wenigſtens unter denſelben einige treffliche, an geiſtiger Bildung wenigſtens ihren adeligen Patronen weit überlegene Gottesgelehrte; wenngleich die gutsherrlichen Sorgen dieſer geiſtlichen Patrizier ſie oft mehr in Anſpruch zu nehmen ſchienen, als der Volks- und Religionsunterricht.

Mir wurden damals noch grauſame Dinge von der noch keineswegs ausgerotteten ſeeräuberiſchen Natur und von den ſtrandrechtlichen Gelüſten der eſthiſchen Küſtenbewohner erzählt, welche auch in jeder nützlichen Arbeitſamkeit, ſowie in der äußern Höflichkeit den ſlaviſchen Letten weit nachſtehen, und ich ſelbſt erhielt zwiſchen Narwa und Dorpat einen augenſcheinlichen Beweis von der diebiſchen Gewandtheit eines Eſthen, der mir auf offener Landſtraße, während eines kurzen nächtlichen Schlummers in meinem wohlverwahrten Schlitten, ein ganzes Paquet koſtbarer Pfeifenſpitzen von Bernſtein unter den Füßen wegſtahl. Erfreulich iſt jedoch die Erſcheinung, daß Geſittung, Arbeitſamkeit und Wohlſtand in dem Grade wachſen, je mehr man ſich von Norden nach Süden, in der Richtung von Kurland, der deutſchen Grenze nähert.

Ich verweilte einige Wochen in Dorpat, wo ich mich wegen der Menge deutſcher, mich freundlich empfangender Profeſſoren (Parrot der Aeltere, Morgenſtern, Ewers, Rambach, Hezel, Deutſch u. ſ. w.) faſt ganz heimiſch fühlte. Mehrere derſelben, beſonders Rambach und der in literariſcher Thätigkeit und Dienſtfertigkeit unermüdliche Hezel (früher Profeſſor zu Gießen) wünſchten, daß ich in Dorpat bleiben und dort die damals vacante Profeſſur der allgemeinen Geſchichte übernehmen ſollte. Der Curator, General Klinger, und der Miniſter Graf Raſumowsky ſchrieben mir auch, daß, wenn die Univerſität vermöge ihres ſtatutenmäßigen Wahlrechts mich vorſchlüge, ſie ihre Genehmigung nicht verſagen würden. Ich ſtand aber davon ab, als mir der um die ruſſiſche Geſchichte ſehr verdiente Profeſſor Ewers mit lobenswerther Offenherzigkeit erklärte, daß er ſich meiner Wahl widerſetzen würde, weil er, neben der ruſſiſchen, auch die allgemeine Hiſtorie hinreichend verſehen könne. Dieſer Zwiſchenfall ſtörte unſer gutes Einvernehmen keineswegs. Ich erneuerte in Dorpat die Bekanntſchaft einiger mir von der Univerſität Göttingen her befreundeten liefländiſchen Adeligen, und des Herrn von Löwenſtern, Schwiegervaters des Grafen du Bray, der mir, während eines in ſeinem Hauſe veranſtalteten Maskenballs, die merkwürdigſten Aufſchlüſſe über den damals ſo viel Aufſehen erregenden Martiniſten- oder Muckerclub gab. Die Regierung hatte deshalb eine officielle Unterſuchung mit Zuziehung eines Arztes angeordnet. Bei dem plötzlichen Eintritt deſſelben ſchlug eine der fraterniſirenden und nach langer Enthaltſamkeit fanatiſchen Damen das nächſte Fenſter ein, um dem dominirenden Geiſt oder Dämon den Ausgang zu erleichtern. Man erzählte auch von einem Aderlaß junger unſchuldiger Kinder, deren Blut dieſe Fanatiker einſogen, und von der Heirath eines vornehmen Fräuleins mit einem communiſtiſchen Handwerksgeſellen.

Ich war gleich anfangs in Dorpat in ein abgelegenes Hôtel eingekehrt. Neben mir palamentirte, durch eine dünne Breterwand getrennt, ein ruſſiſcher Fähndrich mit ſeiner aus Sachſen entführten Frau; ich vernahm deutlich ihre deutſchen Klagen und ſeine kauderwelſchen Tröſtungen; bei ſeinem Abzug fehlte mir ein koſtbarer metallener Waſchnapf; die Verfolgung des vermuthlichen Diebes durch den berittenen Sohn meines Gaſtwirths zeigte mir wenigſtens, welche Meinung man dort von den aus dem Auslande rückkehrenden Ruſſen an den Tag legte. Deſto angenehmer war mir die Herzlichkeit eines früher aus Kaſſel gewanderten Zimmermanns, der nun als Stadtbaumeiſter ſich in Dorpat Vermögen, Anſehen und eine hübſche, gebildete, in einem lutheriſchen Stifte erzogene, liefländiſche Frau verſchafft hatte. Er zog mich mit meiner ganzen Equipage in ſeine bequemliche Wohnung, und ruhte nicht eher, als bis ich an einigen von ihm veranſtalteten ſtädtiſchen und ländlichen Vergnügungen Theil nahm. Dazu gehörte ein ſtädtiſcher Ball der Bürgerſchaft, wo der vornehme Adel herkömmlich ſeinen Beſuch abſtattete, und eine ländliche Hochzeit auf einem benachbarten Dorfe, wo man ein junges, während der Trauung faſt ohnmächtiges Mädchen, in Gegenwart des Predigers, faſt mit Gewalt ihrem lahmen Bräutigam zuführte, dann aber ein Bacchanale bis in die tiefe Nacht feierte. Der dortige Landedelmann nahm mich zum Nachtlager in ſeine gaſtliche Wohnung, die mir jedoch des andern Morgens einiges

Grauen einflößte, als ich in einem benachbarten Zimmer eine ganze Heerde flachsſpinnender leibeigener Mädchen mit wilden Haaren und in barfußem Zuſtande bei ihrer Flachsarbeit erblickte. Der nächſte Weg führte mich in einer neu angekauften Britſchka in die kurz vorher durch die Belagerung des Jahres 1812 und hierauf durch den ſtarken, über die Düna eindringenden Eisgang ſtark mitgenommene Handelsſtadt Riga. Ich fand dort bei einem Kaufmann, an welchem mich Baron Rall empfohlen hatte, Alles in Waaren, Kleidung und Sitten angliſirt, und eine ſo große Theuerung, daß ich die Einladung des ſchon oben erwähnten, mir von Kaſſel und Göttingen her wohlbekannten Freundes, Broße (Bruder eines talentvollen Schriftſtellers, der Prediger zu Dünamünde war), keineswegs ausſchlug. Er hatte nach mühſeligem Dienſte in den uraliſchen Bergwerken ſich zum Grade eines Majors und zum Director einer Münzbehörde emporgeſchwungen, unter deren Leitung ſo manches von den Koſaken den fliehenden Franzoſen, beſonders dem prachtvollen Murat abgenommene goldene und ſilberne Kleinod eingeſchmolzen wurde. In Wilna hatte er unter den unglücklichen Flüchtlingen des napoleoniſchen Heeres, wie oben erwähnt, meinen Bruder, den jetzigen preußiſchen General, entdeckt und aufs herzlichſte ewirthet. Wir unternahmen zuſammen eine abend-
iche Schlittenfahrt nach Dünamünde, die uns bei-
nahe das Leben gekoſtet hätte. Denn der unvorſichtige Kutſcher fuhr uns auf der nicht ganz mit Eis bedeckten Düna, durch den Mondſchein verführt, dicht an eine ffene Uferſtelle, und wir wären unfehlbar mit Schlitten nd Pferden in den tiefen Strom hineingeſtürzt, wenn h nicht, zur rechten Zeit wachſam und aufgeſchreckt, as Signal zum Rückzuge gegeben hätte. Vor meiner

Abreiſe erfreute ich mich noch der Bekanntſchaft eines trefflichen Gelehrten, des Generalſuperintendenten Sontag, der mir die an handſchriftlichen Seltenheiten (beſonders einem Manuſcript über die Religion der Parſen) reiche Dombibliothek und eine ſeit der Belagerung Peter des Großen wohlbewahrte Bombe zeigte.

Mietau, die alte Reſidenz der Herzoge von Kurland (vom Hauſe Kettler), wo ich zwei Tage verweilte, intereſſirte mich wegen der nahen Beziehung, in welcher dieſe Fürſten ſowol durch ihre reformirte Religion, als durch Heirathsverbindung mit Heſſen-Kaſſel, wie mit Brandenburg, geſtanden hatten.

Meine hiſtoriſche Wißbegierde wurde übrigens an Ort und Stelle ſchlecht befriedigt. Denn der mir empfohlene Lehrer des akademiſchen Gymnaſiums unterhielt mich, bei einem ſonſt durch die Gegenwart ſeiner hochgebildeten Gattin recht angenehmen Thee, mit der Vorleſung ſeiner neueſten Ueberſetzung des Sophokles! Von nun an durchfuhr ich auf der ſandigen Meeresküſte über Polangen, die ruſſiſche Grenzſtätte, bis Memel und Königsberg, die ſchon im hohen Alterthum berühmte Bernſteinküſte. Aber es waren weder die Phönizier, das hochgebildete älteſte Handelsvolk der Welt, noch das von ihnen ſo emſig geſuchte, zum Schmuck und zu Kunſtwerken verwendete und dem Golde gleich geſchätzte Elektron, noch das ſinnreiche Bild der griechiſchen Mythologie, wonach die in Pappeln verwandelten Schweſtern des Phaeton, am Eridanus, vom Sonnengotte erwärmt, dieſes koſtbare Baumharz ausgeſchwitzt und in das Meer getröpfelt haben, was jetzt meine Phantaſie beſchäftigte.

Das dumpfe Gebrauſe des tobenden Meeres, die von den Seemöven durchflatterten Felſenriffe, die damals ganz gefährliche Strandfahrt über das kuriſche Haff, wo meine Britſchka durch das oberſte dünne Eis plötzlich auf einen zweiten feſtern Boden herunterſank, verleidete mir jede romantiſche Betrachtung, und die an der Küſte von Polangen aufbewahrten Schiffswracke, worunter ſich der koloſſale, bunt gemalte hölzerne Kopf eines Steuerruders in Geſtalt eines Götzenbildes auszeichnete, erinnerten mich abermals an die Gräuel jenes barbariſchen, ehemals durch abergläubiſche Gebete und Menſchenopfer erſehnten Strandrechts.

In Königsberg warf ich mich, zum erſten mal nach langer Entbehrung, in ein warmes Federbett', welches ein mit mir in demſelben Gaſthof eingekehrter Ruſſe für das erſte wahre Kennzeichen deutſcher Grenze und Sitte erklärte.

Ich hatte zuerſt dem berühmten Auguſt von Kotzebue einen Beſuch abzuſtatten, der ſich, als ruſſiſcher Generalconſul, mit der größten Freundlichkeit zur Beſorgung meiner noch rückſtändigen ruſſiſchen Angelegenheiten erbot, und mir bei einer Taſſe Chocolade ſeine frühern ruſſiſchen Schickſale mittheilte. Er hatte nämlich ſeine erſte Laufbahn in Petersburg dem oben erwähnten General Bauer, der ihn auch in ſeinem Teſtamente der Kaiſerin Katharina empfahl, als deſſen Secretär und Stellvertreter in der Aufſicht des deutſchen Theaters, zu verdanken, und dort den Grundſtein zu ſeinen dramatiſchen Werken und Liebhabereien gelegt. Ich begleitete ihn in das großartige königsberger Theater, deſſen Zierde, eine feingebildete Schauſpielerin (Madame Fedderſen), der Gegenſtand ſeiner perſönlichen Verehrung war. Ich hatte damals noch keine Ahnung von der antiliberalen, nquiſitoriſchen Rolle, welche ihn ſpäterhin dem aufgeregten Deutſchland zur Zielſcheibe eines patriotiſchfanatiſchen Meuchelmordes machte. Mein beſtändiger Cicerone unter den königsberger Profeſſoren war der dienſtfertige, ſprachgelehrte Vater, Verfaſſer einer guten ruſſiſchen Grammatik (wenn er gleich, von dem Großfürſten Michael in ruſſiſcher Sprache angeredet, deshalb in große Verlegenheit gerieth) und, nach Adelung, Herausgeber eines alle Sprachſyſteme der bewohnten Erde nach der Grundlage des Vaterunſers verzeichnenden polyglottiſchen Werkes. Er hatte im Jahre 1809 meine Völker des Kaukaſus in ſein ethnographiſches Archiv aufgenommen, und ich theilte ihm meine neueſten, in der Nähe des ſchwarzen Meeres geſammelten Nachrichten mit, welche nunmehr wol ſeit den autoptiſchen Nachrichten Eichwald's, Koch's, Dubois de Montpereux', Bodenſtedt's u. A. ziemlich werthlos geworden ſind. Vater, der damals als Cenſor im europäiſchen Norden zu Dorpat einen Sohn, zu Petersburg einen Geiſt zu Collegen hatte, hegte noch große kosmopolitiſche und wiſſenſchaftliche Hoffnungen von der Wirkſamkeit der Univerſität Charkow und von meinem fortgeſetzten Einfluß auf dieſelbe; er erſuchte mich, dorthin den Orientaliſten Freytag, ſowie für die claſſiſche Philologie einen als Ueberſetzer Neſtor's, des älteſten ruſſiſchen Annaliſten, bekannten Dr. Müller, der mich im Jahre 1810 mit Dobrowsky in Prag beſucht hatte, zu empfehlen. Ich theilte ihm aber die Briefe meiner in Charkow zurückgelaſſenen Collegen mit, aus denen hervorging, daß ſeit dem Aufſchwung des ruſſiſchen Nationalſtolzes man dort einen ganz andern Weg der Selbſtgenügſamkeit und der Verachtung deutſcher Gelehrſamkeit eingeſchlagen habe. Hierbei beruhigte ſich auch Struve (Gymnaſialdirector zu Königsberg, Bruder des berühmten Aſtronomen), der früher, zu gleicher Zeit mit Littrow in Kaſan, den Einfall gehabt hatte, nach Charkow überzuſiedeln, und ſich deshalb an mich wandte.

Die langweilige und ſieben Tage und Nächte dauernde Poſtfahrt von Königsberg bis Berlin, in einem ſtets raſſelnden, übervoll beſetzten Kaſten, über ſchauderhafte, wie man mir ſagte, nach einem ſtrategiſchen Deſſin Friedrich's des Großen abſichtlich ſchlecht unterhaltene Landſtraßen war beſonders für Reiſende, die ſoeben Rußland durchflogen hatten, eine harte Geduldsprobe. Hierzu geſellte ſich noch die unbarmherzige Gleichgiltigkeit, welche die mit den ſtark und warm ſpeiſenden Poſtillonen fraterniſirenden Gaſtwirthe gegen die Bedürfniſſe unſeres Magens bewieſen.

Wir hatten auch gleich anfangs eine ſehr gefährliche Ueberfahrt über die breite, gerade jetzt (gegen Ende des Monats März) aufthauende Weichſel zu beſtehen, indem das breite Floß, worauf wir, unter Aufſicht eines berittenen Poſtmeiſters, abgeſetzt wurden, mehrere Stunden hindurch zwiſchen den der Oſtſee zueilenden Eisſchollen in äußerſter Gefahr laviren mußte. Meine Reiſegeſellſchaft beſtand aus einer Menge junger, übermüthiger, frivole Lieder ſingender preußiſcher Officiere, welche voll patriotiſchen Ehrgeizes der Hauptſtadt und ihren Standorten zueilten und mitunter nicht verhehlten, daß es ihr innigſter Wunſch ſei, in dem erneuten Kriege gegen Napoleon ſich das von Allen erſehnte Eiſerne Kreuz zu erwerben.

Ich hielt mich nur ſo lange in Berlin auf, um den ruſſiſchen Geſandten Alopäus beſuchen und meine Bekanntſchaft mit dem großen Philologen Wolf erneuern zu können. Damals war von der nach Frankreich abgeführten, noch nicht zurückgekehrten Victoria des brandenburgiſchen Thores noch der eiſerne Stachel übrig.

Wolf benutzte dieſe Pointe zur Aufreizung des preußiſchen Patriotismus in einem mir mitgetheilten lateiniſchen Epigramm, welches freilich von ſeiner frühern, nach dem Tilſiter Frieden ſchnell improviſirten Dedication ſeines Homer an Jerome Napoleon gewaltig abſtach. Ich lernte auch den trefflichen ſcandinaviſchen Geſchichtſchreiber Rühs kennen, der mich in meinem Entſchluß, zur Hiſtorie überzugehen, durch die aus eigener Erfahrung gezogene Bemerkung beſtärkte, daß die Philologie die beſte Baſis aller hiſtoriſchen Wiſſenſchaften ſei.

Nach einem kurzen Aufenthalt in Braunſchweig und Göttingen, wo ich meines unvergeßlichen Lehrers Heyne Grabſtätte beſuchte, traf ich im Monat April in Kaſſel bei meinen lieben, mich herzlich empfangenden, aber über meine außerordentliche Magerkeit erſtaunten Verwandten ein. Mein Vater war jetzt als Generalſuperintendent an der Spitze der heſſiſchen Geiſtlichkeit, mein älteſter Bruder als Geheimer Referendar des zurückgekehrten Kurfürſten in vollſter Thätigkeit, und es war nicht ſchwer, ſchon unter dem 2. Juni eine Berufung als Profeſſor der Geſchichte an der Landesuniverſität an Wachler's Stelle zu erhalten. Der Kurfürſt erkundigte ſich angelegentlich nach der Stimmung des ruſſiſchen Adels für den Kaiſer Alexander, den er bei ſeiner Durchreiſe durch Hanau perſönlich hatte kennen lernen, und von dem er ſchon damals vermuthete, daß er durch ſeine Hinneigung zur franzöſiſchen Bildung und durch ſeine allzu häufigen ausländiſchen Reiſen die altruſſiſche Nationalpartei gegen ſich aufbringen würde. Er erzählte mir auch, wie er in Wien bei Metternich mit der Gemahlin deſſelben Fürſten Kallimachi zuſammengetroffen ſei, deſſen ich oben als meines lateiniſchen Schülers während ſeiner Gefangenſchaft erwähnt habe. Ich lud jetzt meine in Petersburg bei ihrer Jugendfreundin, der Gräfin Lambert, lebende Frau noch einmal ein, mir nach Deutſchland zu folgen; erhielt aber nachher von ihr die Erklärung, daß ſie, wegen der Verſchiedenheit unſerer Charaktere und ihrer Anhänglichkeit an ihr Vaterland, zurückbleiben wolle, und eine förmliche ruſſiſch und deutſch abgefaßte Vollmacht zu einer geſetzlichen Eheſcheidung ($\frac{16.}{28.}$ Nov. 1815). Dabei lag ein freundliches Abſchiedsbillet, worin ſie mich unter Anderm erſuchte, ſo oft mir auf dem mir mitgegebenen Präſentirteller (Podnoss) eine Taſſe Kaffee überreicht würde, ihrer herzlich zu gedenken. Ein nach ihrem Vorſchlag durch den Staatsrath Jacob, unſern Vermittler, gemachter Verſuch, durch die ruſſiſche höchſte Synode geſchieden zu werden, ſcheiterte an den bekannten unveränderlichen Grundſätzen der griechiſchen Kirche. Der Kurfürſt übernahm es daher, „aus landesherrlicher Macht und oberſtbiſchöflicher Gewalt" auf den Grund obiger Erklärung und in Betracht der Kinderloſigkeit dieſer Ehe, mich zu ſcheiden (1816, 22. Juli). Ich erfuhr erſt lange nachher, daß Margaretha Iwanowna, nach Empfang dieſer Scheidungsakte, Petersburg verlaſſen, ein ganz pietiſtiſches und kloſterartiges Leben in ihrer Heimat geführt und im Jahre 1833 ihre Ruheſtätte in Konſtantinograd gefunden habe.

Im Auguſt 1815 empfing ich durch die Univerſität Charkow meinen Abſchied aus dem ruſſiſchen Staatsdienſte mit dem Verzeichniß meiner geleiſteten Dienſte und, kraft Auftrags des Miniſters, mit der Zuſage einer Ehrenbelohnung. Raſumowsky fiel aber bald nachher in Ungnade, und ſein mir unbekannter, von mir nicht ſollicitirter Nachfolger, der Fürſt Gallizin, den ich, nach faſt zweijährigem Stillſchweigen, endlich um Auskunft bat, begnügte ſich, mir zu melden, daß der Kaiſer, weil ich zu kurze Zeit in ruſſiſchen Dienſten geſtanden habe (nicht völlig fünf Jahre), den Antrag ſeines Vorgängers nicht genehmigt habe. Bald nachher ſandte mir Graf Neſſelrode, im Auftrage des Kaiſers, einen koſtbaren Brillantring, dem heſſiſchen Geſandten, General von Ochs, ſchreibend: à cause des bons sentimens qu'il a témoigné pendant son séjour en Russie.

Miſcellen.

1. Jakob Andreä.

Als Jakob Andreä (geb. zu Waiblingen 1528), der als Kanzler zu Tübingen ſtarb (7. Jan. 1590) und bekanntlich zu den Mitverfaſſern der Concordienformel gehörte, noch als Diakonus zu Tübingen in dürftigen Umſtänden lebte, wurde er mit ſeiner Frau und einigen Kindern von einer damals graſſirenden Seuche befallen. Der berühmte tübinger Arzt Leonhard Fuchs[1] beſuchte ſie und fand die dürftige und jammernde Schaar auf Bänken und dem Boden verſtreut, überall die Zeichen des äußerſten Mangels bietend. Sofort brach er in einen Strom von mit den heftigſten Gebehrden begleiteten Flüchen und Verwünſchungen aus. Andreä zitterte und bat ihn, ſich doch einer Familie zu erbarmen, die ſeine Hilfe und nicht ſein Zanken bedürfe. „Darum alſo", entgegnete Fuchs, „fürchten ſich die Schurken und ſchelmiſchen Mönche und Pfaffen ſo ſehr vor dem Heirathen und pflegen der Wolluſt ohne Gefahr, damit ſie nicht nöthig haben, ſich dieſer harten Kreuzübung eines Chriſten zu unterwerfen! Aber es ſoll ſie dieſer und jener! Euch Unglückliche aber rette und erhalte Chriſtus, der unter Euch iſt, lebt, regiert, wohnt! Ja dieſes iſt Gottes Haus, das er ſo heimſucht, und würdig, daß alle Rechtſchaffene herbeieilen und helfen.“ Darauf wendete er ſich zu den Kranken, pflegte ſie liebevoll, verſchaffte ihnen Unterſtützung und ſtellte ſie her.

---

[1] Geb. 1501 zu Wemdingen in Schwaben, wo er anfangs Schullehrer war, 1521 Profeſſor der Medicin in Ingolſtadt, wo er, mit Ausnahme eines kurzen Aufenthalts in Ansbach, bis 1535 blieb, dann in Tübingen, Vertreter der hippokratiſchen Methode, Botaniker, von Karl V. geadelt, † 1565.

Derſelbe Jakob Andreä predigte einmal, in viel ſpätern Jahren, als er längſt zu hohen Würden gelangt war, zu Jebenhauſen, wo er den Sauerbrunnen trank, vor der daſigen Gemeinde, ohne ſich auf die Predigt, zu der man ihn durch Bitten bewogen hatte, vorbereitet zu haben. Sein Sohn Johann (geb. 2. Mai 1554, † 9. Aug. 1601), Pfarrer zu Herrenberg, war zugegen, ward vom Vater gefragt, was er von der Predigt halte, und antwortete lobend. Der Alte aber zürnte und ſprach: „Schämſt du dich nicht, ſo zu reden? Haſt du meine Angſt, meine Unentſchloſſenheit nicht bemerkt? nicht, wie ich faſt von der Kanzel ſtürzen wollte? Ich, ſo viele Jahre lang Doctor, der ich ſo vielen Conventen und Collegien beiwohnte, vor ſo vielen vornehmen Männern mich hören ließ, mich ſo unzählige Male in der Geſellſchaft von Gelehrten und Standesperſonen befunden habe, bin einer Ohnmacht und Betäubung nie naher geweſen, als hier bei dieſen Bäuerchen. So ſehr hat mich die göttliche Gnade verlaſſen, daß ich dieſen gemeinen Hauſen verachtete, als bedürfe es bei ihm keiner beſondern Vorbereitung! Du, mein Sohn! hüte dich, und werde durch mein Beiſpiel klug; predige nie vor dem Volke Chriſti ohne vorhergehendes Nachdenken und frommes Gebet, ſondern verrichte mit Achtung vor dem Haupte und den Gliedern ängſtlich und vorſichtig dein Amt. Sonſt wirſt du für das verletzte Heiligthum büßen, wie es mir beinahe ergangen wäre.“

Als junger Geiſtlicher wurde Jakob Andreä einmal zu einem Uebelthäter, der wegen vieler Mordthaten zum Tode verdammt war, als geiſtlicher Troſt berufen und an einem Seile in das tiefe Gefängniß hinuntergelaſſen. Nach mancherlei Geſprächen kam er auf die göttliche Vorſehung zu reden, nach deren Willen jener Menſch jetzt dem Tode geweiht ſei. Bei dieſen Worten ſah ſich der Miſſethäter mit trotzigem Blicke in dem Kerker um und ſagte drohend: „Wie wenn ich dir jetzt den Hals bräche, wäre das auch göttliche Vorſehung?“ Andreä erſchrak, faßte ſich aber mit Gott und antwortete ruhig: „Wenn es geſchehe, müßte man es der göttlichen Vorſehung zuſchreiben; allein daß es geſchieht, und daß Gott es dir erlauben wird, glaube ich keineswegs.“ In der That legte der Verurtheilte keine Hand an ihn.

2. Penn und die Falkenſteine.

Auf der Quäkermiſſionsreiſe, welche William Penn, mit Fox, Barclay und Georg Keith um 1677 zunächſt nach Holland machte, und die er mit dem Letztgenannten auch in die nächſtgelegenen deutſchen Lande ausdehnte, kam er auch nach Duisburg und erkundigte ſich hier bei Dr. Mäſtricht, an den er empfohlen war, nach einer jungen Gräfin von Falkenſtein und Broich, die ihm von der Prinzeſſin Eliſabeth von der Pfalz [1]), als er Letztere in Herford beſuchte, als eine frommgeſinnte Perſon geſchildert worden war. Dr. Mäſtricht machte ihnen Hoffnung, daß ſie dieſelbe, da es Sonntag ſei, im Hauſe eines Geiſtlichen in Mühlheim treffen würden. Vor dem Grafen aber möchten ſie ſich in Acht nehmen, da derſelbe die religiöſe Richtung ſeiner Tochter ungern vermerke. Als ſie auf dem Wege nach Mühlheim von dem Schullehrer Heinrich Schmidt erfuhren, daß die Gräfin ſchon wieder zurück ſei, übergaben ſie dieſem das ihnen von Dr. Mäſtricht mitgegebene Schreiben an die Gräfin und warteten am Gartenthore auf Antwort. Dieſe erfolgte nach einer Stunde dahin, daß die Gräfin ſehr wünſche, ſie zu ſehen, aber von ihrem Vater ſtreng bewacht werde. Das beſte würde ſein, wenn ſie zu dem Geiſtlichen gingen. Sie verhandelten noch darüber, als der Graf mit Gefolge aus dem Schloſſe trat, ſie fragen ließ, wer ſie ſeien, woher ſie kämen und wohin ſie wollten, und dieſe Fragen, bevor er die Antwort erhalten, ſelbſt an ſie richtete. Als Penn bei ſeiner Erwiderung den Hut aufbehielt, ward er deshalb von einem Begleiter des Grafen, wie ſehr natürlich, heftig angelaſſen, und als er ſich darauf berief, daß ſie ſelbſt vor ihrem Fürſten, der ein großer König ſei, das Haupt nicht entblößten, ſondern allein vor Gott, befahl ihnen der Graf, ſofort ſein Land zu verlaſſen und ließ ſie mit militäriſcher Begleitung über die Grenze ſchaffen. Sie waren an einen großen Wald gebracht worden, verirrten ſich, kamen zu ſpät nach Duisburg und mußten die Nacht auf offenem Felde zubringen. Mäſtricht wünſchte ihnen Glück, daß ſie nicht mit Hunden gehetzt oder durchgeprügelt worden ſeien. Penn ſchrieb an den Grafen einen höflichen, aber zurechtweiſenden Brief, an die Gräfin, die ihnen durch einen Pagen eine mündliche Mittheilung zukommen ließ, eine tröſtende Antwort und reiſte nach Amſterdam zurück [1]. — Der Graf, mit dem ihm dieſes Abenteuer begegnete, und der vielleicht weniger an dem Mangel an Ehrerbietung gegen ihn Anſtoß genommen, als den Verdacht geſchöpft hat, daß das eben ſolche Leute ſeien, vor deren Gemeinſchaft er ſeine Tochter zu behüten wünſchte, war der Th. IV, S. 256 ff. geſchilderte Graf Wilhelm Wirich von Falkenſtein, welcher bald darauf (1682), der letzte ſeines Geſchlechts, hinüberging, und die frommgeſinnte Gräfin, welche die Sonntage bei dem Geiſtlichen in Mühlheim zuzubringen liebte, wird wol dieſelbe Charlotte Auguſte geweſen ſein, welche ſich (a. a. O. S. 265) mit dem Prediger der reformirten Gemeinde zu Mühlheim, Arnold Sibel, verheirathete.

---

[1]) Geb. 26. Dec. 1618, Aebtiſſin zu Herford, † 11. Febr. 1680. Sie war eine Tochter Friedrich's V., des ſogenannten Winterkönigs von Böhmen, und der Eliſabeth Stuart.

---

[1] Bunſen, William Penn (Leipzig, 1854), S. 88—89.

Nachträge und Berichtigungen.

Als der Aufſatz über **Keppler** bereits gedruckt war, kamen uns, als literariſche Neuigkeit, die „Streifzüge im Gebiete der Geſchichte und Sage des Landes ob der Enns“ von Dr. Franz Iſidor Proſchko (Leipzig 1854) zu Geſichte. Dieſelben enthalten u. A. einen Aufſatz, welcher Keppler's Aufenthalt in Linz, nach Originalquellen aus dem ſtändiſchen und Muſeal-Archive in Linz, behandelt. Derſelbe gibt einen flüchtigen und nicht in allen Punkten correcten Ueberblick über Keppler's Leben überhaupt, dann aber höchſt ſchätzenswerthe Mittheilungen zahlreicher Eingaben Keppler's und ſtändiſcher Reſolutionen darauf. Sie beſtätigen die große Liberalität, mit welcher Keppler während ſeines Aufenthaltes in Linz behandelt worden, und die im Ganzen günſtige Lage, deren er ſich damals erfreute. Als neue, unſern Aufſatz ergänzende Data heben wir folgende hervor. Keppler bot am 10. Juni 1611 den Ständen des Landes ob der Enns ſeine Dienſte in einem Geſuche an, das a. a. Orte S. 19 ff. vollſtändig mitgetheilt wird, und erhielt 100 Fl. zur Ueberſiedelung. Die Stände übernahmen ſeine Buchhändlerſchulden, im Betrag von 500 Fl., gegen Lieferung von Büchern. Die Frau von Starhemberg, welche ſeine zweite Gemahlin erzogen hatte, war Eliſabeth geb. Ungnad Freiin zu Sonegg. Zur Hochzeit verehrten ihm die Stände ein Trinkgeſchirr von 40—50 Fl. an Werth. Er hatte auch an den „Landmappen“ zu arbeiten, welches Kartenwerk aber ſpäter, ſeinen Wünſchen gemäß, einem Andern übertragen ward. Seine Foderungen an den Kaiſer waren auf die ſchleſiſchen Kammergefälle angewieſen, und er mußte dieſelben auch in Breslau betreiben. Die Stände verwendeten ſich fruchtlos für ihn.

S. 13 in der Anm. lies: Friedrich Ulrich ſtatt: Anton Ulrich

S. 11 über Gronsfeld ſ. den „Rheiniſchen Antiquarius“ II, IV, 398 ff.

S. 119 und an folg. Stellen lies: von Ilow ſtatt: von Illow

Regiſter.

Abulfeda, 433.
Albignac, General d', 418.
Aldringen, 17, 41, 42, 77, 111, 112, 131, 141, 145 ff., 156 ff., 199.
Alexander VII., Papſt, 321 ff.
Alexander VIII., Papſt, 341 ff.
Alopeus, von, 410, 529, 597.
Ammon, 440.
Andreä, Jakob, 601; Johann, 602.
Archenholz, von, 462—63, 507.
Argoli, Andreas, 6.
Arnim, Joh. Georg, 22, 33 ff., 44—46, 76, 86, 87, 95 ff., 99 ff., 106 ff., 122, 125 ff.
Arnoldi, Prof., 430 ff., 446.
Avignon, 330 ff., 336, 341 ff.
Aſtfeld, Baron, 391.

Bachmetoff, 371.
Bachtin, Gouverneur, 534 ff., 543, 546.
Baiern, Ludwig, König von, 441 ff., 456.
—— Max von, 30, 53, 87, 108 ff., 122, 130 ff., 141, 210, 218 ff., 227 ff.
Ballu, Belin de, 526 ff.
Barberini, Cardinäle, 333.
Bartſch, Prof., 278, 279.
Baſta, Georg und Nikel, 6.
Bauer, Rector, 404.
—— General, 575, 595.
Beaumarchais, 344 ff.
Beckmann, Prof., 441.
Bekh, Joh., 200.
Berlepſch, Staatsrath von, 485.
Bernegger, Mathäus, 273, 278.
Berner, 413, 417.
Beſold, 267, 275.
Bethlen Gabor, 19, 20.
Beugnot, 481, 488 ff.
Bidenbach, Wilh., 271.
Binder, Georg, 234, 265, 268.
Biron, Karl, 371; Guſtav, 373.
Biſſo, Oberſt, 543 ff., 549 ff.
Blechlöffelfabrication, die, 399.
Blumenbach, 435.
Börner, General, 413.
Böttiger, 563.
Boineburg, Frhr. von, 301 ff.
Bollo, Graf, 425.
Bongars, Oberſt von, 414—15.
Bock. von, 416.
Bothmer, von, 413 ff., 417.
Bourlemont, 332 ff.
Bouterwek, Prof., 429.

Brahe, Tycho de, 242, 248 ff., 251.
Brandenburg, ſeine Politik, 19, 49 ff., 71, 229.
—— Chriſtian Wilhelm von, 13, 46.
—— Karl von, 401.
Braunſchweig, Chriſtian von, 13, 21.
—— Friedrich Ulrich, 13, 29 ff.
Braunſchweig-Oels, Herzog von, 477.
Bredow, von, 123, 135.
Breitenburg, Schloß, 22, 23.
Brentano, Familie, 165.
Brenner, 92, 153.
Broße, Heinrich, 443, 544, 593.
Brown, 443.
Browne, 373.
—— Max Ulyſſes, Graf von, 387.
Büchner, Archivar, 361.
Burgsdorf, Oberſt von, 95, 101.
Buſſy-Rabutin, Ludwig Graf von, 296.
Butler, 159 ff., 169, 176, 177, 200.
Buttlar, von, 129.

Canning, 474.
Carlowitz, Karoline Regine von, 401.
Caſtlereagh, Lord, 410, 474.
Caſtro, Herzogthum, 321 ff., 334, 341 ff.
Cathcart, Lord, 410.
Charkow, 515 ff.
Chelmnitzki, Bogdan und Georg, 554—55.
Chigi, die, 322 ff., 335.
Chotek, Rudolf Graf von, 385.
Clemens VII., Papſt, 260.
Cölln, Rittmeiſter von, 419.
Collalto, Rambold Graf, 61.
Colloredo, die Grafen, 198, 199.
—— Rudolf Graf, 92, 134, 156, 157, 181, 198.
—— Hieronymus u. Joh. Baptiſt, 198.
Conföderationen, poln., 378—79.
Conradi, Prof., 446.
Conring, Herm., 302.
Conti, Prinz von, 301 ff.
Corſen, die, 324 ff.
Coudras, General Du, 417.
Créqui, Herzog von, 323 ff.
—— Herzogin von, 325.
Cruſius, 368.
Cuſtine, 585.
Cyſatus, Joh., 245.

Dänemark, Chriſtian IV., König von, 13, 23, 24, 34, 40.
Dalberg, Karl von, 290.
Danton, 442.
Daubrawic, die, 288, 290.
Daun, Graf von, 388, 396.
David, Maler, und ſein Sohn, 442.
Deodati, 149, 153 ff., 159, 162, 164, 169.
Desfours, Nikolaus Graf, 200.
Deutſchruſſen, 586 ff.
Devereux, 164 ff.
Dietrichſtein, Grafen und Fürſten von, 298, 299.
—— Cardinal Franz von, 9.
—— Sigismund Graf, 201.
Dobrowsky, Abt, 504—5.
Dörnberg, die von, 411.
—— Generallieut., von, 469 ff., 474; Fritz von, 415 ff.
Dreiſſig, Prof., 530.
Dugour, Prof., 526 ff., 553.
Dunbar, Major, 23.
Duval, 107.

Eggenberg, Hans Ulrich Fürſt von 11, 31, 79 ff., 82 ff., 132, 133, 153.
Eichhorn, 439.
Emmerich, Oberſt, 476.
Engelhard, Philippine, 430 ff.
England, Jakob I., König von, 259, 272.
Eon, Chevalier d', 343 ff.
Ernſthauſen, von, 415.
Erxleben, Kanzler, 447.
Eſte, Rainald, Cardinal d', 320 ff.
Eſtrées, die d', 331 ff.
Eugen, Prinz, 297, 372.
Ewers, Prof., 591.

Faber, Sebaſt., 266, 271.
Fahrensbach, Oberſt von, 199.
Falkenſtein, Grafen von, 603.
Faucher, 423.
Faulhaber, Joh., 274, 275.
Ferdinand II., Kaiſer, 53 ff., 57 ff., 62, 84, 85, 113 ff., 147 ff., 174, 178, 224, 237, 294 ff.
Ferdinand III., Kaiſer, 79, 132, 190, 191.
Feria, Herzog von, 101.
Fermor, 374 ff.
Ferrers, Cardinal, 351 ff.
Ferrier, General, 542.
Feuquières, Marquis, 102, 117 ff.
Fickler, Joh., 245.
Finkenſtein, Friedrich Ludwig Karl, Graf von, 401.
Fiſcher, von Waldheim, 569.
Fogora Parus, 426.
Frankreich, ſeine Politik, 54, 86, 103 ff., 117 ff., 319 ff., 336 ff., 396.
Freiberger, Albr. von, 183 ff.
Fuchs, Prof., 601.
Fürſtenberg, Maria Anna, Fürſtin von, und Joſeph Wilhelm Ernſt Fürſt von, 291.

Galiläi, 251, 260.
Gall, Dr., 453.
Gallizin, Fürſten, 588, 599—600.
Gallas, 101, 109, 131, 134, 142 ff., 145, 156 ff., 169, 174, 183, 193, 198.
Gatterer, 405, 406.
Gaufrid, 334.
Geisler, Maler, 502—3.
Geleen, Frhr. von, 217 ff.
Geraldin, 169 ff.
Gerlach, Stephan, 234.
Giezin, 62, 199.
Gieſe, Prof., 530.
Glandorf, 443.
Goeſchen, 456.
Goethe, 432.
Götz, Graf von, 185, 215.
Gordon, 155, 162 ff., 169, 176, 200.
Gorodniſchky, 536, 542.
Grana, Marcheſe di, 92, 93, 132, 133, 201.
Greben, die, 413.
Gröben, Graf von, 413 ff., 417.
Gronsberg, Adam Graf, 193.
Gronsfeld, Max Graf, 14, 226.
Guebriant, Graf von, 213.

Haddik, Andreas Graf von, 390.
Hammerle, Oberſtlieutenant, 179 ff.
Harding, 367.
Harrach, Ernſt Adalbert, Cardinal Graf, 11; Eliſabeth, Gräfin, 11, 175; Karl, Graf, 11; Katharina, Gräfin, 11, 159, 175; Leonhard Karl, Graf,

11; Maximiliane, Gräfin, 11, 12.
Haſenreffer, Matth., 242.
Haſſel, 482.
Haſſerode, Lieut. von, 476.
Hatzfeld, Graf, 188, 212, 213, 215, 216.
Hauf, Prof., 480.
Haugwitz, Friedrich Wilhelm, Graf, 385.

Hegelmaier, Prof., 105.
Held, Baron von, 550 ff.
Henderſen, Oberſt, 135.
Hermann, Gottfried, 502.
Herwart von Hohenburg, Joh. Georg, 243.
Heſſen-Kaſſel, Friedrich II., Landgraf von, 424.
— Wilhelm I., Kurfürſt von, 410 ff., 428 ff., 444, 466 ff., 504, 578, 598—99.
— Moritz Landgraf von, 276.
Heſſen-Rotenburg, Landgraf von, 480—81.
Heym, Prof., 569.
Heyne, 405—6, 432 ff., 439, 486 ff., 493 ff., 598.
Hezel, Prof., 591.
Hindenſtern, Oberſt von, 416—17.
Hitzler, Daniel, 254 ff., 258.
Holke, 92, 101.
Holſtein-Beck, Peter Auguſt Friedrich, Prinz von, 371—72.
Holſtein-Gottorp, Georg Ludwig und Auguſt, Prinzen von, 408.
Holſtein-Wieſenburg, Dorothee Eliſe, Prinzeſſin von, 286.
Holz, Generalmajor von, 221.
Horn, die, 208, 227.
Horwath, General, 537.
Huth, Prof., 530.

Jacob, Staatsrath von, 581, 599.
— Thereſe von, 582.
Jagow, von, 475—76.
Jani, Rector, 405.
Iffland, 502.
Illieshazy, Stephan, Graf, 8.
Ilow, 119, 122, 135, 136, 143 ff., 151 ff., 159 ff., 164 ff.
Imperiali, Cardinale, 324 ff., 335.
Innocenz X., Papſt, 344.
Innocenz XI., Papſt, 346 ff.
Innocenz XII., Papſt, 342.
Iſolani, 82, 144, 180, 182, 199.
Jollivet, 481.
Joſeph, Pater, 54.
Juſti, 480.

Kaiſerling, General, 371.
Kalkow, Adjunct, 526, 534.
Kallimachi, 538 ff., 598.
Kamensky, Prof., 525.
Kanurka, 425.
Karaſin, 536.
Kehraus, Oberſt, 94.
Keith, 371.
Kellermann, General, 445, 446.
Keppler, Johann, 3, 72, 171, 230 ff.
— Chriſtoph, 239, 265, 268 ff.; Heinrich, 234, 263, 278; Katharine 232 ff., 260 ff.; Ludwig 279, 281; Margarethe, 234, 265, 278; Suſanna, 278, 279.
Kermann, Oberſt, 373.
Kiew, 509 ff., 556.
Kinsky, Wilhelm Graf, 103, 105, 117 ff., 120 ff., 154, 159 ff., 160 ff., 161, 175, 177.
Kirſchbaum, von, 441.

Kleinrußland, 553 ff.
Klinger, General von, 583 ff., 591.
Kneuper, Lehrer, 523.
Knigin, 525.
Koalinsky, General, 537, 545, 549 ff., 584.
Koch, Kanzler, 446—47.
Köhler, Staatsrath, 582—83.
Konarsky, Pater, 378 ff.
Kotzebue, Auguſt von, 595 ff.
Kuhn, Kriegsrath, 461—62.
Kurland, Peter Herzog von, 21.
Kutuſow, 542.

Lambert, General und Generalin von, 549, 584.
Lamboi, Wilhelm, 290.
Lamormaine, Pater, 49, 133.
Lang, Prof., 530.
Lascy, General, 370 ff., 389.
Lavardin, Marquis von, 338 ff.
Leibnitz, 362, 461.
Leslie, 161 ff., 169, 200—1.
Liczek von Rieſenburg, Adam Leo, 5.
Lieven, 374.
Lilienfeld gen. Schneider, 185.
Limmer, Paſtor, 514, 522.
Lith, Hauptmann v. d., 470.
Littrow, 532, 596.
Löwendahl, 374.
Löwenſtein, Chriſtian Philipp, Fürſt von, 389.
—— Wilhelm, Graf von, 295.
Lobkowitz, Wenzel Euſebius, Fürſt von, 21.
—— Joſeph Max, 21.
Loſy, Oberſt, 135, 179 ff.
Lothringen, Karl, Herzog von, 386—7.
Luchet, Marquis de, 425
Lübeck, Friede von, 41—42.
Lützow, von, 412.
Lukow, Herrſchaft, 7—8.

Maeſtlin, Michael, 235, 241, 243, 246, 250.
Magdeburg, 46 ff.
Malsburg, Frhr. von, 476.
Mansfeld, 17.
Mara, die, 424, 582.
Maradas, Don Balthaſar de, 83—84, 145, 147, 156, 158.
Marſchall, Ernſt Dietrich, Graf, 390.
—— Oberſt von, 418.
—— von Biberſtein, General, 536, 541, 546.
Martens, 440.
Martin, von Homberg, 413, 417 ff., 477.
Martinozzi, Laura, 331.
Mathias Kaiſer, 252 ff.
Mathias Corvin, 284 ff.
Mecklenburg, die Herzöge von, 25 ff., 61.
Medicis, Cardinäle, 332.
Melanchthon, 421—22.
Melander, 210, 225—26
—— Dionyſius, 422.
Mercy, Graf, 213, 216.
Merode, Graf, 211.
Meyer, Prof. 439.
Meyſenbug, von, 481.
Mitſcherlich, 440 ff.
Modena, Herzöge von, 320 ff.
Mohr von Wald, 135, 153, 158, 179 ff.
Mohra, Oberſtlieutenant, 146, 155, 158.
Morier, 565, 581.
Morzin, Rudolf, Frhr. von, 290.
Moskau, 566 ff.
Moſtowsky, 425.
Müller von Mühleck, Barbara, 244, 249, 253.
Müller, Johannes von, 416, 483 ff., 490 ff.
Münnich, 373 ff., 398, 407, 574—75.

Münſcher, Prof., 480.
Münſter, Graf, 440, 474.
—— Präſident, 535, 542.
Münſterberg, Victorin, Herzog von, 284 ff.
Muſäus, 583.

Nadaſty, Franz Leopold, Graf, 391.
Napier, Lord John, 273.
Nattoliſky, Graf, 391.
Nekes von Landeck, Lucretia, 7—8.
—— Sigismund und Wenceslaus, 7.
Negri, Theodor, 538 ff.
Neuburg, Philipp Wilhelm, Pfalzgraf zu, 301 ff.
Neumann, Rittmeiſter, 164 ff., 175.
Nöldechen, Prof., 531.
Norciat, Marquis de, 425.

Oeſterreich, Karl, Erzherzog von, 236—37.
—— Leopold Wilhelm, 212, 218.
Olenin, Staatsrath, 578 ff.
Oñate, Conde de, 172—73.
Oranien, Luiſe Juliane, von, 51.
Oſſipowsky, Prof., 525.
Ouſeley, Sir William, 435.
—— Sir Gore, 435, 565, 578.
Ouwarow, 578 ff.
Overbeck, Rector, 404.
Oxenſtierna, 102, 192—93.

Paar, Joſeph Ignaz, Graf von, 295.
Pachta, Pater, 3.
Pallas, der Naturforſcher, 501—2.
Pappenheim, 29, 46, 75, 77, 91—92.
Parma, Herzoge von, 320 ff., 330 ff.
Patrik Peckle, 465.
Penn, William, 603.
Pernſtein, die von, 287, 293.
—— die Herrſchaft, 5—6.
Pfalz, Eliſabeth v. d., 603.
Piccolomini, 77, 92, 133—34, 141, 144 ff., 157 ff., 161, 174, 177, 198, 227.
Pilger, Prof., 530.
Pirch, Generale von, 392 ff.
Planck, 440.
Poigk, Hans Chriſtoph und Hans Georg von, 383.
Polen, Johann Caſimir, König von, 300; Michael, König in, 301 ff.
—— Königswahl in, 300 ff.
Pommern, Bogislav, Herzog von, 33 ff.
Pragmatiſche Sanction, 297.
Puchheimb, Graf, 156, 193.
Pütter, 440.

Queſtenberg, die, 60.
— Gerhard, Frhr. von, 55, 60, 77—78, 113, 115—16, 133.
Quiroga, Pater, 82, 128.

Radzivil, Fürſten von, 306 ff.
Rall, Baron, 578, 582.
Raſchin, 72, 120, 192 ff.
Rasponi, Ceſare, 329 ff., 333.
Raſumowsky, Graf, 570, 580 ff., 591, 599.
Raupach, 581.
Rautenberg, von, 30.
Reinhard, Franz Volkmar, 503.
Reith, Prof., 530—31.
Repnin, Fürſt, 374.
Rettinger, Suſanne, 259, 281.
Rewbel, General, 477.

Ricam, Joh. von, 3.
Richelieu, Cardinal, 193, 212.
Richter, Rector, 427 ff., 431.
—— Prof., 440.
Ritter, Geograph, 438.
Ritzky, Rector, 515, 521, 525.
Roberts, Vicekanzler, 480.
Romanzoff, 373.
Rommel, Chr. von, 409, 421 ff.; Superintendent von, 422, 478; Hans von, 422; Kurt von, 422.
Roſen, 214—15.
Roskolnik, die, 559 ff.
Rosladin, Oberſt, 34, 37.
Roſſi, Sprachlehrer, 443.
Rudolf II., Kaiſer, 250.
Rühs, Prof., 598.
Rußland, 584 ff.
—— Alexander, Kaiſer von, 576, 598; Nikolaus, Kaiſer von, 586.
—— Konſtantin, Großfürſt von, 576.

Sachſen, Johann Georg I., Kurfürſt von, 34—35, 72 ff., 86, 98 ff., 122, 125 ff.
—— Friedrich Auguſt III., Kurfürſt von, 398—99.
—— Auguſt, Prinz von, 46—47.
—— Karl, Prinz von, 391.
Sachſen-Lauenburg, Franz Albrecht, Herzog von, 94, 106, 121 ff., 124 ff., 133, 146, 148, 151 ff., 176.
—— Heinrich Julius, Herzog von, 147, 158 ff., 160 ff., 178 ff.
—— Franz Julius, Herzog von, 155.
Sachſen-Weimar, Bernhard, Herzog von, 102, 178 ff., 205 ff., 211.
Sacy, Silveſtre de, 435.
Sagan, Fürſtenthum, 20 ff., 70 ff., 277 ff.
Sagresky, 374.
Sauvigny, Adjunct, 526, 528.
Schad, Roman, 522, 528 ff., 552.
Schärffenberg, 123, 137, 179 ff.
Schaffgotſch, 137, 151 ff., 181 ff., 188.
Scharnhorſt, 412, 415.
Schepeler, von, 412.
Schill, 415.
Schlick, Graf, 102, 132—33, 201.
Schlieff, Oberſt, 121 ff., 128, 154.
Schlözer, 439—40.
Schmalhans, 413, 417.
Schmerfeld, Geh.-Rath von, 415—16.
—— Prof. von, 515, 529, 533, 553.
Schnaubert, Prof., 530.
Schönburgiſche Händel, 400 ff.
Schreiner, Chriſtoph, 245.
Schubert, Staatsrath, 572, 582.
Schumlansky, Prof., 525.
Schwarzenberg, Anwalt, 477.
Schweden, Guſtav Adolf, König von, 26, 34 ff., 41, 43, 62, 75, 78, 87, 89 ff.
Schweikard, Prof., 531.
Seetzen, 435—36.
Selowicz, Herrſchaft, 293 ff.
Serbelloni, Joh. Bapt., 390.
Siebenjähriger Krieg, 384 ff., 396.
Simeon, Miniſter, 449, 472, 481—82.
Sinzendorf, die Grafen von 295 ff.
Slawata, 3.
—— Margaretha Salome, 63.
Smirczicky, die, 3, 62—63, 198—99.

Sobiesky, Johann, 311 ff.
Solms, die, 364 ff.
— Grafen von, 406–7.
Sontag, Generalſuperintendent, 594.
Spanien, Ferdinand, Cardinal und Infant von, 209, 220, 225–26.
Sparr, die Brüder, 86, 88, 155, 161, 178 ff.
Sperat, Paul, 286.
Sperreuter, Claus Dietrich von, 205 ff.
Spork, 214. 220 ff., 224.
Stein, Fräulein von, 175.
Sternberg, Prof., 176.
Steikewitſch, Rector, 526, 531 ff., 534, 546.
Stralſund, 37 ff.
Strauch, Abt Cornelius, 228.
Strohmeyer, Prof., 434.
Strozzi, 169, 200.
Struve, 532, 596.
Suys, de, 111–12, 147, 151.

Taaffe, Pater, 160 ff., 166 ff.
Tarlo, Graf, 378 ff.
Taupadel, Oberſt von, 155, 206, 211.
Terczka von Lippa, Adam Erdmann, Graf, 12, 81, 92, 120, 136, 143 ff., 154 ff., 159 ff., 164 ff., 198.
— Wilhelm, 147.
Teufenbach, 77, 80, 190.
Thun, Chriſtoph Simon, Graf von, 31.
Thurn, Graf, 9, 75–76, 101–8.
Tilly, 15, 16, 29, 31, 40, 55, 61, 75, 80, 115.
Timbowsky, Prof., 525.
Torſtenſon, 193.
Toscana, Ferdinand II., Großherzog von, 279, 327 ff., 333; Mathias und Franz, Prinzen von, 141, 332; Leopold, Prinz von, 332.
Traun, Adam, 80.
Trautmannsdorf, Max Graf, 31, 110 ff., 128. 131–32, 201.
Trautſon, Johann Franz, Graf von, 31.
Trebitz, Abtei, 282 ff., 290.
— Stadt, 286 ff.
Tſchernowe, die, 545 ff.
Tſchitſchagow, Admiral, 549, 599.
Turenne, 217 ff., 227.

Uffel, von, 368 ff.
Uſlar, Oberſt von, 169.
Uspensky, Syndicus, 525–26.
Uskokenkrieg, 278.

Vater, Prof., 596.
Verdungus, Peter, 6, 276.
Vergennes, 349 ff.
Vigne, Prof. de la, 526.
Villers, Prof. von, 140.

Wachler, Prof., 450, 508.
Wahl, Graf von, 169.
— Protonotarius, 35–36.
Waldſtein, Wallenſtein, de, von, 2 ff., 195 ff., 248, 291 ff., 293 ff.
— Albrecht Wenzel Euſebius von, 1 ff., 220, 276 ff.
— Adam, Graf von, 195, 201, 288 ff., 293 ff.
— Berthold, Graf von, 195; Johann Joſeph, 291; Max, 11, 12, 31, 60, 67, 197, 200.
— Karl Ernſt, Graf von, 291–92.
— Katharina, 288 ff.; Marie Eliſabeth, 175.

Wales, Prinz von, 410 ff.
Wartenberg, die von, 2.
—— Eliſabeth Katharine von, 63.
Weis, Prof., 450.
Werdenberg, Johann Baptiſt, Graf, 56—60.
Werth, Joh. von, 202 ff.
—— Anton, von, 211.
—— Stephan von, 213.
Weſtfalen, Jerome, König von, 181.
Wickow, Detleb und Wilhelm von, 7—8.
Wied-Runkel, Friedrich Georg Heinrich, Graf von, 388.
Wiesnowiesky, Fürſten von, 311 ff., 316.
Wildenfels, Herrſchaft, 365.
Wilcken, Prof., 439.
Winter, Admiral de, 423.
Winzingerode, von, 416.
Wiskemann, Candidat, 427.
Wittgenſtein, Fürſt von, 410.
Witzleben, Miniſter von, 416.
Wolf, der Philolog, 500, 598.
Wolffrath, Anton, Fürſtbiſchof von Wien, 82—84, 89, 132—33.
Wrangel, 225, 227.
Wrisberg, Prof., 440
Wſetin, Herrſchaft, 8.
Württemberg, Friedrich Herzog von, 241.
—— Johann Friedrich, 266; Ludwig, 237; Ulrich, 216—17; Karl Eugen, 391.
—— Friedrich Achilles, Prinz von, 262.
Württemberg-Oels, Fürſtin und Prinzen von, 305.
Wurzer, Hofrath, 446, 480
Wollie, Leibarzt, 577.

Zezſchwitz, von, 378.
Zierotin, die von, 291.
—— Karl, Frhr. von, 6, 286, 288, 289.
—— Friedrich und Eliſſka von, 293 ff.
—— Johann Dionys von, 294.
Zweibrücken, Friedrich Michael, Prinz von, 391.

Geheime Geſchichten

und

Räthſelhafte Menſchen.

Geheime Geſchichten
und
Räthſelhafte Menſchen.

Sammlung
verborgener oder vergeſſener Merkwürdigkeiten.

Herausgegeben
von
Friedrich Bülau.

Sechster Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1855.

Inhalt.

Seite

I. Die letzten Medicis 1

II. Victor Amadeus I., König von Sardinien 100

III. Karl XII. von Schweden, Landgraf Karl von Heſſen-Kaſſel und Erbprinz Friedrich, nachheriger König von Schweden. Ein aus authentiſchen Quellen gezogener Beitrag zur ſchwediſchen und heſſiſchen Geſchichte; von Chr. v. Rommel 207

IV. Katharina I., Kaiſerin von Rußland 279

V. Fürſt Alexei Menczikoff 376

VI. Ein unſtäter Prinz 454

VII. Friedrich IV. von Dänemark und ſeine Freundinnen ... 465

VIII. Zwei Grafen zu Schaumburg-Lippe 475

Regiſter 491

I. Die letzten Medicis.

Margarethe Louiſe von Orleans war die zweite Tochter des ſchwachen, ſtets als Spielball der Parteien und Intriguanten behandelten Gaſton von Orleans (geb. 25. April 1608, † 2. Februar 1660), des jüngern Bruders Ludwig's XIII., das älteſte Kind ſeiner zweiten Ehe mit Margarethe von Lothringen (geb. 22. Juli 1615, verm. 31. Jan. 1632, † 13. April 1672). (Aus ſeiner erſten Ehe, mit Marie von Montpenſier, geb. 15. Oct. 1605, verm. 6. Aug. 1626, † 4. Juni 1627, ſtammte nur jene Anna Marie Louiſe von Montpenſier, die das bekannte Verhältniß mit dem Grafen Lauzun hatte und, am 29. Mai 1627 geboren, am 5. April 1693 als Mademoiſelle de Montpenſier geſtorben iſt.) Margarethe Louiſe ward am 28. Juli 1645 geboren und war von ihrem Vater urſprünglich ſeinem Neffen Ludwig XIV. beſtimmt geweſen, welcher Plan auch unvergleichlich populärer in Frankreich war, als die ſpaniſche Heirath. Sie war ſchön und lebhaft und ganz für Frankreich erzogen und gebildet: eine kühne Reiterin und Jägerin, eine Freundin heiterer Geſellſchaft und geiſtreicher Converſation, mehrerer Sprachen kundig, der Zeitliteratur gewogen, an freie Bewegung gewöhnt und in der Geſellſchaft glänzend. Mazarin aber opferte ſeinem Lieblingsplan, der Verbindung des Königs mit einer ſpaniſchen Prinzeſſin, ihm noch näherſtehende Intereſſen, als die des Orleans; er entfernte ſeine eigene Nichte, Marie Mancini, die die Liebe des jungen Königs in ſo hohem Grade entzündet hatte, daß er ſich mit ihr zu vermählen entſchloſſen war, vom Hofe[1]), und er ſetzte die Vollziehung der ſpaniſchen Heirath durch (9. Juni 1660). Wenige Monate vorher war Gaſton ſelbſt geſtorben, und die Prinzeſſin, die er dem Könige beſtimmt gehabt, ward jetzt dem Erbprinzen von Toscana zugeſtanden, für welchen Gaſton ihre jüngere Schweſter, Iſabelle (geb. 26. Dec. 1646, verm. 15. Mai 1667 mit Louis Joſeph von Guiſe, † als Witwe 1696), erzogen hatte. Dem toscaniſchen Hofe war die Wahl zwiſchen einer Prinzeſſin von Nemours, aus einer Nebenlinie des Hauſes Savoyen, und der Prinzeſſin von Orleans geſtellt worden, und Mazarin hätte ihm eigentlich zu der erſteren gerathen[1]. Indeß in Toscana glaubte man, das königliche Geblüt von Frankreich einer Nebenlinie des Hauſes Savoyen doch zu entſchieden vorziehen zu müſſen, als daß man ſich nicht unbedingt für die Orleans zu erklären hätte, und als die Entſcheidung einmal in dieſem Sinne gegeben war, wirkte Mazarin mit Eifer und Ausdauer für die Ausführung des Plans, über den die Verhandlung toscaniſcher Seits von einem dem Cardinal ſehr vertrauten Manne, dem Abbé Peter Bonſi, nachher Biſchof von Béziers und Cardinal, geführt wurde. Die Herzogin von Savoyen[2] ſuchte die Sache zu hindern, ſei es, daß ſie vorausſah, die Verbindung werde nicht glücklich ſein, oder daß ſie die Prinzeſſin ihrem eigenen Sohne beſtimmte, der ſich ſpäter wirklich mit der jüngern Schweſter Margarethen Louiſens[1]) und nach deren Tode mit einer Nemours vermählte, oder endlich, daß ſie das Intereſſe ihres jetzigen Hauſes dem franzöſiſchen vorzog, wovon ſie ſchon bei wichtigeren Gelegenheiten ehrenwerthe Beweiſe gegeben hatte. Vor Allem bot die Mutter der Erwählten, die verwitwete Herzogin von Orleans, eine ehrgeizige und ränkevolle Dame, alles auf, das Zuſtandekommen einer Verbindung zu vereiteln, die ihr nicht glänzend und ausſichtsreich genug für ihre Tochter erſchien. Margarethe Louiſe ſelbſt hatte anfangs ihre Einwilligung mit einem Anſchein von Willigkeit gegeben, und der Cardinal erklärte mit Beſtimmtheit, daß die Verbindung als geſchloſſen anzuſehen ſei, der König aber, der ſeine Couſine wie ſeine Schweſter betrachte, die Mitgift derſelben übernehmen werde. Da aber ſtarb der Cardinal Mazarin (9. März 1661), und ſofort verſicherte die Herzogin von Orleans: ihre Tochter könne ſich nicht entſchließen, nach Florenz zu gehen, wo ſie weder Freiheit, noch Unterhaltung, noch Geld genug zu erhalten erwarte, und ſie ihrerſeits könne ſich nicht entſchließen, ihre Tochter zu zwingen; ſie aber allmälig durch gütliches Zureden für die Sache zu gewinnen, dazu brauche ſie Zeit. Interea aliquid fit, mocht ſie denken. Indeß die Königin Mutter war nicht min der feſt, als der Cardinal und erwiederte: der König könne ſein Wort nicht brechen, und da man der Jugen und dem Charakter der Prinzeſſin dieſe Widerſetzlichkei nicht zutrauen könne, ſo müſſe die Herzogin Schuld ſein welche ſich immer ränkevoll gezeigt und dem Willen de

---

[1]) Sie heirathete ſpäter den Connetable Colonna, mit dem ſie aber in ewigem Kriege lebte. Mazarin hatte übrigens bereits eine Nichte, Anna Marie Martinozzi (geb. 1634, † 4. Febr. 1672), an den Prinzen Armand von Conty vermählt (22. Febr. 1654). Die Frau von Motteville erzählt, er habe die Königin Mutter über die Abſicht des Königs auf ſeine Nichte ſondirt, von dieſer aber die Antwort erhalten: „Wenn der König einer ſolchen Unwürdigkeit fähig wäre, ſo würde ich mich mit meinem zweiten Sohne, gegen den König und Sie, an die Spitze der ganzen Nation ſtellen." Das ſchmeckt nach franzöſiſchen Memoirengeſchichten. Mazarin war klug genug, ſich ſelbſt zu ſagen, was alles gegen jenes Project ſprach, und wenn er es nicht geweſen wäre, wenn er ſein Herz an den Plan gehängt hätte, ſo würde ihn jene Drohung nicht davon abgeſchreckt haben. In der That aber erklärte er dem jungen König, nachdem er ihm verſichert hatte, daß eine ſolche Vermählung der Condé'ſchen Oppoſition großen Vorſchub leiſten würde: er würde ſein Amt niederlegen und ſich mit ſeiner ganzen Familie nach Italien zurückziehen, wenn der König nicht von ſeinem Vorſatze abließe. Die Dame ſcheint anderen Sinnes geweſen zu ſein. Sie ſoll, als der König bei ihrer Abreiſe weinte, geſagt haben: „Vous pleurez et vous êtes Roi!" — Die Mutter des großen Prinzen Eugen, Olympie Mancini, war auch eine Nichte des Cardinals, ebenſo wie Laura, die Gemahlin des Herzogs von Vendome, Hortenſie, die noch jüngſt Macaulay verewigt hat, und Marie Anna, die Herzogin von Bouillon.

---

[1] Es gab damals zwei Demoiſelles de Nemours, von denen die Rede ſein konnte, beide Töchter des Karl Amadeus von Nemours († 1652) und der Eliſabeth von Vendome († 1664): 1) Marie Johanne (geb. 11. April 1644, † 15. März 1724), welche die zweite Gemahlin Karl Emanuels II. von Savoyen wurde (20. Mai 1665); 2) Marie Francisca Iſabella (geb. 21. Juni 1646, † 27. Dec. 1683), jene nach einander mit zwei Brüdern und Königen von Portugal vermählte Prinzeſſin, von welcher Thl. I, S. 485 ff. und Thl. II, S. 123 ff. gehandelt worden. Nemours war von König Franz I. der Charlotte von Longueville (geb. 1. Nov. 1512, † 8. Sept. 1549), einer Urenkelin Johanns von Dunois, bei ihrer Vermählung mit Prinz Philipp von Savoyen (22. Dec. 1528), verliehen worden. Der Mannsſtamm dieſer Linie erloſch 14. Jan. 1659, und die Erbinnen verkauften das Herzogthum Nemours 1689 an Ludwig XIV., der es ſeinem Bruder Orleans verlieh.

[2] Die verwitwete Herzogin Chriſtine, die charaktervolle Tochter König Heinrich's IV. und der Marie von Medicis, geb. 10. Febr. 1606, verm. 10. Febr. 1619, Witwe 7. Oct. 1637, † 27. Dec. 1663.

---

[1] Franciſca Magdalene, geb. 13. Oct. 1648, † 14. Jan. 166 verm. 1. März 1663 mit Karl Emanuel II. Herzog von Savoye

Königs niemals gehorcht habe. Der König ſelbſt ließ der Prinzeſſin ſagen: ſie habe nur zwiſchen der Reiſe nach Florenz, oder einem Kloſter zu wählen. Dieſer Erklärung fügte ſich alles, und die Prinzeſſin, ohnedies durch ein prächtiges Geſchenk, das ihr von ihrem Beſtimmten zugeſchickt ward, und das man koſtbarer fand, als das von dem König der Infantin geſendete, geſchmeichelt, opferte einige lothringiſche Damen ihres Gefolges, deren Einflüſterungen ſie ihre Bedenken beimaß und die ſofort entlaſſen wurden. Die Vermählung erfolgte, per procurationem, am 19. April 1661, in der Kapelle des Louvre; der Herzog von Guiſe vertrat den Bräutigam dabei und der Biſchof von Béziers, der ſeine Würde dem anſcheinend glucklichen Erfolge dieſer Verhandlung verdankte, verrichtete die Einſegnung. Zum Empfange der Schwiegertochter machte der Großherzog die glänzendſten Anſtalten, verſtattete ihr auch, über 30 Franzoſen in ihrem Gefolge mitzubringen, wobei er ſich jedoch vorbehielt, Diejenigen, die ſich misliebig machten, zurückzuſchicken. In Livorno traf ſie den ganzen Hof von Florenz und die Herzogin von Parma mit deren drei Söhnen an; ihr Einzug in Florenz war mit all jenem Pomp und Jubel geſchmückt, durch welchen die Großen der Erde ſo oft ſich und Andern Staub in die Augen ſtreuen, und die wirkliche Vermählung ward am 20. Juni 1661 mit höchſter Solennität vollzogen.

Der Kreis, in den die Neuvermählte eintrat, war nicht ohne weſentliche Vorzüge. War auch Ferdinand II. nicht der weiſe und kräftige Regent, wie ſein Großvater Ferdinand I. und ſein Urgroßvater, der große Cosmo, ſo war er doch ein wohlwollender, einſichtsvoller Fürſt, maßvollen, rechtliebenden Sinnes und ein großer Freund und Verehrer der Wiſſenſchaften, wie das im Hauſe

Medicis üblich war. Die Finanzen waren in einer im damaligen Italien beiſpielloſen Ordnung. Mit den Prinzen ſeines Hauſes lebte er in gleichfalls in Italien ſeltener Einigkeit. Das Leben am Hofe war vergleichungsweiſe ungezwungen und einfach, und wer an ihm glänzen wollte, mußte Sinn für Kunſt oder Wiſſenſchaft und Verdienſt darin haben. Der Großherzog hatte 1638 die platoniſche Academie wiederhergeſtellt, die dem Scholaſticismus den Krieg erklärte. Die Academie della Crusca ging ihrer jüngeren franzöſiſchen Schweſter in Verfeinerung der Sprache voran. An der philoſophiſchen Converſation des Großherzogs nahmen die beſten Schüler Galilei's Theil, und mit Evangeliſta Torricelli[1], dem würdigen Nachfolger Galilei's als großherzoglicher Mathematiker, übte ſich der Großherzog vielfach in phyſicaliſchen Experimenten. Vincentius Viviani[2], Alexander Marſili, Franz Redi u. A. bildeten den vertrauteſten Umgang des Großherzogs und der Prinzen Mathias und Leopold. Endlich ward 1657, nach dem im Jahre vorher in Wien von Erzherzog Leopold Wilhelm gegebenen Beiſpiele, die Academie del Cimento geſtiftet, welcher der Großherzog ein Local im Palaſte einräumte und ihre Unkoſten beſtritt. Sein Bruder, Prinz Leopold, trat ſelbſt an ihre Spitze, wie er überhaupt der innigſte Freund und Vertraute ſeines Bruders war, deſſen Richtungen völlig theilte, in allen Staatsgeſchäften wohlthätig mitwirkte, mit den bedeutendſten Gelehrten und Künſtlern Europas in Briefwechſel ſtand und die reichſten Sammlungen für Kunſt und Wiſſenſchaft gründete und pflegte.

---

[1] Geb. 1608, † 1647, Erfinder des Barometers, Verbeſſerer der Mikroſkope und Teleſkope.

[2] Geb. zu Florenz 1622, 1666 großherz. Mathematiker, † 1703.

Freilich waren die wiſſenſchaftlichen Forſchungen, wie man ſie in Toscana mehr nach deutſcher Weiſe pflegte, nicht dem franzöſiſchen Literatenthume mit ſeinem piquanten, geiſtreichen Weſen entſprechend; ſie waren ernſte Uebungen, Nährungen, Bethätigungen des Geiſtes, nicht das leichte, ergötzliche Funkenſpiel des Eſprits. Auch gab es andere, ſehr bedeutſame Glieder der großherzoglichen Familie, welche einer ganz entgegengeſetzten Richtung ergeben waren; es gab Verhältniſſe, welche einen düſtern Abſtich von dem ſonſt ſo freundlichen Bilde des florentiniſchen Hofes bildeten.

Die Großherzogin Victorie theilte weder die geiſtige Richtung, noch ſonſt den Charakter des Großherzogs, und bald nach der Geburt ihres erſten und lange Zeit einzigen Kindes hatten ſich ſo ernſte Verſtimmungen zwiſchen den fürſtlichen Gatten erhoben, daß eine durch 17 Jahre währende Trennung eintrat. Erſt vor nicht langer Zeit war dieſelbe zwar gehoben worden und die Geburt eines ſeinem Bruder um 18 Jahre nachſtehenden Prinzen1) beſiegelte die Wiedervereinigung des erlauchten Paares. Aber die leidige Zwiſchenzeit ſollte ihre nicht leicht wieder gutzumachenden Folgen hinterlaſſen. Die Großherzogin war eine ſchwache, ſtolze, argwöhniſche, bigotte Frau, ohne Vertrauen zu ſich und den Menſchen, ja, mag man ſagen, ohne das rechte Vertrauen zu Gott, indem ihre Frömmigkeit nicht von jener echten und wahrhaft chriſtlichen Art, welche die Menſchen und alle Schöpfungen des allgütigen Vaters nur mit größerer und reinerer Liebe umfaſſen macht, ſondern düſter und quäleriſch war für ſich und Andere. Dieſe Stimmung machte ſie abhängig von herrſchſüchtigen und arg-

---

1) Franz Maria, geb. 12. Nov. 1660.

liſtigen Mönchen, die ſie völlig umgarnt hatten und die ihnen ſo gelegene Verzwiſtung mit ihrem Gemahl zu ſchüren und zu verlängern befliſſen waren. Und doch hätten die Erfahrungen und Schickſale ihres eigenen Hauſes, deſſen trüber Ausgang vielleicht weſentlich zu ihrer düſtern Lebensanſicht beigetragen hat, ſie gegen die gewählten Rathgeber eher einnehmen, als für ſie gewinnen ſollen. Sie war die letzte aus dem Hauſe Ruvere, das durch Papſt Sixtus IV.[1]), den rechten Gründer des ſyſtematiſchen Nepotismus, mittelſt Verbindung mit der Erbtochter des Hauſes Montefeltro und ſonſtiger Begünſtigung, auf den Herzogsſtuhl von Urbino gehoben worden, und dem auch der kriegeriſche Papſt Julius II.[2]) entſtammte. Der letzte Herzog von Urbino aus dem Hauſe Montefeltro, der Sohn des tapfern Baſtard Friedrich[3]), Guidobaldo (geb. 17. Jan. 1472, verm. mit Eliſabeth Gonzaga, † 11. April 1508), ein trefflicher, volks-

---

1) Franz, der Sohn des Leonhard von Ruvere (de Roboreis) zu Savona, geb. 1414, Cardinal 1461, Papſt 1471, † 13. Aug. 1481.

2) Bruderſohn Papſt Sixtus' IV., Bruder des Herzogs Johann von Urbino, geb. 1443, Cardinal 1471, Papſt 1503, † 21. Febr. 1513.

3) Friedrich, der erſte Herzog von Urbino, war ein Sohn Graf Friedrichs von Montefeltro, aus einer außerehelichen Verbindung mit einer Dame aus dem adeligen Hauſe Ubaldini della Carda, ward geb. zu Gubbio 7. Juni 1422, von Papſt Martin V. 1425 legitimirt, durch die geiſtvolle Mutter der ihm ſchon im achten Jahre zur Gattin beſtimmten reichen Erbin Gentile Brancaleoni, die Johanna Alidoſi, trefflich erzogen, dann in Venedig gebildet, wo er als Geiſel verweilte, zeichnete ſich, unter Führung ſeines Oheims Bernardino Ubaldini, in den Kriegen der Zeit, namentlich als treuer Anhänger der Sforzas, aus deren Geſchlecht auch ſeine zweite Gemahlin, die Mutter ſeiner Kinder, ſtammte, durch Tapferkeit und Staatsklugheit aus, wurde 1474 Herzog, baute das prachtvolle Schloß von Urbino, † 16. Sept. 1482.

freundlicher Fürſt, war wiederholt und in der verrätheriſchſten Weiſe von dem gräulichen Ceſar Borgia aus ſeinen Ländern vertrieben und nur durch die Treue ſeiner Unterthanen und die Achtung weiſer Nachbarn, zuletzt durch den Tod des Papſtes Alexander VI. gerettet worden. Der erſte Herzog aus dem Hauſe Ruvere, Franz Maria[1]), wurde durch Papſt Leo X., um deſſen Familie das herzogliche Haus Urbino ſich die weſentlichſten Verdienſte erworben, auf das Gehäſſigſte verfolgt, gebannt und für längere Zeit aus ſeinen Ländern vertrieben, und konnte erſt nach Leo's Tode wieder in den Beſitz der letzteren gelangen. Später ſollte er wieder durch Papſt Clemens VII. verdrängt werden[2]), wogegen ihn nur der Beiſtand Venedigs ſchützte. Schließlich ſoll er an Gift geſtorben ſein, wobei Papſt Paul III. und deſſen Familie von dem Verdachte der Urheberſchaft nicht frei blieben[3]). Sein Sohn Guidobald (geb. 1519,

---

[1]) Geb. 25. März 1490, vermählt 1509 mit Eleonore Hippolyta Gonzaga, der Tochter des Herzogs Franz von Mantua, † 26. Nov. 1538. Er war der einzige Sohn Johanns von Ruvere, Herzogs zu Sora und Senovaglia († 1501), und der Johanna von Urbino, einer Tochter des Herzogs Friedrich, einer Schweſter des Herzogs Guidobald.

[2]) Clemens VII. wollte das Herzogthum Urbino dem Ascanius Colonna zuwenden, dem Sohne der Agnes, einer jüngern Schweſter der Johanna von Urbino.

[3]) Daß der Herzog durch einen Lakaien vergiftet worden, berichten Fra Hieronymus Maria von Venedig, der zu jener Zeit in Gubbio lebte, in ſeiner handſchriftlichen Chronik, Giorio, Sanſovini, Sardi. Der Letztere nennt Ludwig Gonzaga als den Urheber, Giorio den Papſt und deſſen Angehörige. Ohne Proceßacten, oder ſonſtige ſichere Documente, läßt ſich, nach der Richtung jener Zeit, überall Vergiftung zu wittern, nicht einmal die letztere, geſchweige denn deren Urheberſchaft behaupten. Selten ſtarb damals in den ſüdlichen Ländern ein Großer, deſſen Tod nicht vom Gerücht dem Gifte beigemeſſen ward, und ein ſolches Gerücht war ſicher, von den Schriftſtellern mit Vorliebe aufgezeichnet zu werden.

† 28. Sept. 1574) wurde durch denſelben Papſt des Herzogthums Camerino, des rechtmäßigen Erbtheils ſeiner erſten Gemahlin, der Julie Varani, beraubt, weil dieſe ihm und nicht dem Sohn des Papſtes, Peter Ludwig, ihre Hand gegeben. Dazu die unmittelbaren Erlebniſſe der eigenen Jugend der Großherzogin. Ihr Großvater, Franz Maria II. (geb. 1549), ein gutmüthiger Fürſt, hatte 1623 im hohen Greiſenalter die Regierung ſeinem mit Livia von Ruvere erzeugten einzigen Sohne Friedrich Ubaldus Anton übertragen, nachdem er denſelben 1621 mit Claudia von Medicis, einer Tochter des Großherzogs Ferdinand I. von Toscana, vermählt hatte, und wollte die letzten Tage ſeines Lebens auf ſeinem reizenden Landſitze Caſteldurante in Ruhe genießen. Der Erbprinz entſprach aber den Erwartungen ſeines Vaters nicht, verlor ſich in gemeinen Ausſchweifungen und ſtarb in Folge derſelben eines plötzlichen Todes [1]) (28. Juni 1623), vor dem Vater und vor der Geburt ſeiner einzigen Tochter Victorie. Auf die Beſitzungen machten Rom und Florenz Anſpruch, beide mit ſo zweifelhaftem Grunde, daß das natürliche Recht der Erbtochter ihnen ſicherlich überlegen war. Der alte Herzog begünſtigte die Medicis und eben zur Sicherung und Verſtärkung ihrer Anſprüche wurde Victorie ſchon in der Wiege dem Großherzoge von Toscana beſtimmt und mit ihrer Mutter nach Florenz gebracht, wo ſie erzogen und im zarteſten Alter (1633) vermählt wurde. Von

---

[1]) Er ward des Nachts in ſeinem Blute ſchwimmend gefunden, das ihm zum Munde herausſtrömte. Er hatte ſich in eine Schauſpielerin Argentine verliebt, ſelbſt die Bühne betreten und ſich in dem unwürdigen Scherze gefallen, die Schauſpieler auf die Bühne zu tragen und dort fallen zu laſſen. Auf dieſe Anſtrengungen ſchob man die Schuld ſeines Unfalls.

da an aber wurde der greiſe Herzog unabläſſig von den päpſtlichen Agenten umlagert und bearbeitet. Es gelang Urban VIII., durch Einſchüchterung des Herzogs und Beſtechung ſeiner Miniſter, ihm noch 1623 eine Anerkennung der päpſtlichen Anſprüche abzulocken und auch den damals weſentlich in Damenhänden ruhenden[1]) florentiniſchen Hof zu einer Beſtätigung dieſes Actes zu beſtimmen. Da aber auch kaiſerliche Rechte concurrirten, ſo hielt der Papſt für gerathen, ſich möglichſt ſchnell in Beſitz zu ſetzen, und ſchickte nun einen Geiſtlichen nach dem andern an den alten, nach Ruhe ſchmachtenden Fürſten, um ihn zu bewegen, daß er ſeine Unterthanen dem Papſte huldigen laſſe, die Schlüſſel der Feſten und die Urkunden und Beſitztitel ausliefere. Nicht ſeiner ſelbſt willen, ſondern ſeiner Enkelin halber, deren Anſprüche auf die Allodien in Kraft blieben, ſetzte er dieſem Andringen einen verdroſſenen Widerſtand entgegen. Wie läſtig es ihm aber fiel, erhellt aus folgendem Briefe, den er in jener Zeit an den Papſt ſchrieb: „Die Zahl meiner Jahre und meine andauernde Kränklichkeit geſtatten mir nicht, noch ferner von Angelegenheiten, bei denen das Erlöſchen meines Hauſes und der Tod meines Sohnes berührt wird, ſprechen zu hören, nachdem man ſeit ſechs Monaten von nichts anderem zu mir geſprochen hat. Ew. Heiligkeit bitte ich daher auf das

---

[1]) Der Großherzog Ferdinand II., geb. 1610, ſuccedirte 1621, und war in jener Zeit noch unmündig. Für ihn regierte hauptſächlich ſeine Mutter, die Erzherzogin Marie Magdalene von Oeſterreich († 1631), und ſeine Großmutter, die Großherzogin Chriſtine, eine lothringiſche Prinzeſſin († 1637). Claudia, die Mutter Victoriens, heirathete 19. April 1626 den Erzherzog Leopold (in Tirol), dem ſie 5 Kinder gebar, ward 17. Sept. 1632 Witwe und † 25. Dec. 1648.

Angelegentlichſte, mich wenigſtens von dieſem Kummer zu befreien, deſſen zu große Bitterkeit für mich Sich zu denken, Ihnen nicht ſchwer fallen kann. Dieſes Erſuchen fließt nicht blos aus meinen Wünſchen, ſondern ich bin geradezu dazu genöthigt. Ich will daher nichts weiter von jener Sache hören, nachdem ich in Betreff der in meinem Beſitze befindlichen Lehen hinlänglich erklärt habe, daß ich nichts davon verlange. Will aber Ew. Heiligkeit Sich der Angelegenheiten meiner Enkelin, der Großherzogin, annehmen, von denen man doch auch, meines Erachtens, am füglichſten erſt nach meinem Tode handelte, ſo geruhen Sie, Sich an den Großherzog von Toscana, ihren Gemahl, zu wenden, der ein Intereſſe daran hat, mich aber mit allen andern Geſchäften, die ſich auf das Ende meines Hauſes beziehen, unbehelligt zu laſſen; denn ich mag von einer ſo leidigen Sache nicht weiter reden hören.“ Weit entfernt, daß dieſes rührende Schreiben den gewünſchten Eindruck gemacht hätte, ſetzte man, ſtatt eines milden und billig denkenden Erzbiſchofs, einen hochfahrenden und unruhigen Mann nach Urbino, ſendete dem Herzog Schaaren zudringlicher Mönche zu und verſtärkte die Truppen an der Grenze. Der einſt heitere, geiſteshelle Fürſt verſank in düſtere Schwermuth, überließ ſich den Einflüſterungen eines venetianiſchen Verbannten, der ihn gegen den florentiniſchen Hof einzunehmen ſuchte, und verfiel endlich in Scrupel über das Fleiſcheſſen, ſodaß er ſich durch übertriebenes Faſten ſchwächte und am 28. April 1631 ſtarb. Nur wenige unerhebliche Güter blieben ſeiner Enkelin; die Hauptbeſitzungen, die Grafſchaft Montefeltro, ſeit 500 Jahren ein Erbe dieſes Hauſes, lange ein kaiſerliches Lehen, über das noch Ludwig der Baier (27. März 1328) die Lehn ertheilt hatte, Urbino, ehedem eine freie

Stadt, die ſich freiwillig den Grafen unterworfen, alles ferner, was ſie im Kampfe erobert, durch Erbſchaften und Vermählungen erworben, fiel an den Papſt, unter deſſen Schutz ſich die Montefeltros ſeit den Zeiten Pius' II. geſtellt hatten.

Der Großherzog hatte bei der Trennung von ſeiner Gemahlin jede Rückſicht des äußeren Anſtandes und des Zartgefühls beobachtet; ja er war hierin zu weit gegangen, indem er ihr die Erziehung ſeines am 14. Aug. 1642 geborenen Sohnes, des Prinzen Cosmo, gänzlich überlaſſen hatte. Allerdings war ſie die zärtlichſte Mutter und lebte die Jahre der Trennung über lediglich ihrem Sohne, deſſen Erziehung ſie auf das Sorgfältigſte überwachte. Aber ſie flößte ihm ihre eigene Denkungsweiſe ein und gab ihm dieſelben Mönche zu Lehrern und Führern, die auf ſie ſelbſt einen ſo unheimlichen Einfluß übten. Er floh die Menſchen, ſuchte in ſteifer Haltung die Würde ſeines Standes, überließ ſich theologiſchen Grübeleien, hielt es für Zeitvergeudung, den akademiſchen Uebungen beizuwohnen, war jeder heitern Geſelligkeit, jedem freien Lichtblicke, allen Künſten Feind und fand ſich nur in ſeiner Sphäre, wenn er ſich einſamem Hinbrüten ergeben, oder mit Mönchen über ſcholaſtiſche Spitzfindigkeiten ſprechen, oder Andachtsübungen pflegen konnte. Er war zum Mönch, nicht zum Fürſten erzogen. Zu ſpät erkannte und bereute das der Vater, hoffte aber, daß eine Verheirathung das beſte Heilmittel ſein werde, und die heitere Franzöſin ſchien die geeignetſte Wahl zu bieten[1]. Hätte man ſich nur auch gefragt, ob ſie ihren Gemahl werde lieben, und wie ſie ſich werde zu deſſen Mutter ſtellen können! Doch gerade in jener Zeit war auch die innere Einigkeit in die Familie zurückgekehrt, die Großherzogin wieder mit ihrem Gemahl vereinigt, ein zweiter Sohn geboren und ſo alles hoffnungsreich.

---

[1] Es ſoll anfangs eine ſächſiſche Prinzeſſin in Vorſchlag geweſen ſein, auf die ein Muſikus aus Piſtoja, der damals am ſächſiſchen Hofe in Anſehen geſtanden, aufmerkſam gemacht habe. Die Prin-

Die junge Erbprinzeſſin brachte keine Erhöhung dieſer Stimmungen, vielmehr eine traurige Trübung derſelben mit. Schon an ſich möchte es ihr, friſch von dem jugendlichen Hofe des damals noch nicht der ebenſo geiſt- als gemüthloſen Andächtelei, mit der er in ſpäteren Jahren ſeine Jugendverirrungen abzubüßen verſuchte, verfallenen Ludwig's XIV. gekommen, an der Seite ihres düſteren Gemahls und ſeiner frömmelnden und ſtolzen Mutter nicht ſonderlich behagt haben. Die Franzöſinnen ihres Gefolges, die unbeſonnenen Rathſchläge in den Briefen ihrer ränkevollen Mutter beſtärkten eine Misſtimmung, die zu beſeitigen weiſe Freunde das Aeußerſte aufgeboten haben würden. Es hat ſich aber auch ſpäter gezeigt, was man damals toscaniſcher Seits noch nicht ahnete, daß ihr Herz nicht mehr frei geweſen war, als ſie dem Großherzoge ihre widerſtrebende Hand gereicht hatte. Der junge Karl von Lothringen war es, dem das jugendliche Herz der leichtblütigen Franzöſin,

---

zeſſin ſei nicht abgeneigt geweſen, zur katholiſchen Confeſſion überzugehen. Die Kurfürſtin aber habe widerſtrebt, weil ſie für ihre Tochter auf Kaiſer Leopold gehofft. Es wird dies die einzige, zu reiferen Jahren erwachſene Tochter Kurfürſt Johann Georg's II. und Magdalenen Sybillen von Baireuth geweſen ſein, die reizende Erdmuthe Sophie, geb. 15. Febr. 1644, verm. 19. Oct. 1662 mit Chriſtian Ernſt von Baireuth, † 12. Juni 1670. Für ſie war allerdings 1658 an Kaiſer Leopold gedacht worden, und unter Johann Georg II. kamen zuerſt zahlreiche Italiener an den ſächſiſchen Hof.

in an ſich nicht unglücklicher Wahl[1]), geſchlagen hatte. So kam ſie nur mit tiefem Widerſtreben nach Italien, und je weniger ſie die wahre, letzte Urſache ihres Unmuths offenbaren konnte, deſto eifriger ließ ſie dieſen Unmuth in allerlei Zeichen der Abneigung und des Widerwillens gegen alles und jedes, in Grillen und Launen und Unarten aller Art aus, und mag mit den wunderſamen Streichen ihres verzweifelten Humors, die nur zu oft Würde, Anſtand, Zartgefühl und Klugheit verleugneten, die ernſten Männer des mehr ſpaniſch, als franzöſiſch geformten Hofes oft in gar arge Noth und höchliches Erſtaunen verſetzt haben. Fortwährend übellaunig, ſprach ſie ihre Abneigung gegen das Land, die Einwohner, alle Gebräuche auf das Unverhohlenſte aus, und fand die ihr zu Ehren gegebenen Feſte ſchaal und geſchmacklos. Vertrauen ſchenkte ſie nur den Franzöſinnen ihres Gefolges, und dieſe beſtärkten ſie nur, aus eigener Ueberzeugung und um ihrer Gunſt willen, in ihrer Verachtung Italiens. Man weiß ja, was noch heute Paris für den Franzoſen iſt. Ihre Schönheit hatte ihr die Zärtlichkeit ihres Gemahls gewonnen; aber die Liebesbeweiſe, die der ſonſt ſo ſtolze, zurückhaltende und düſtere Mann ihr gab, machten ihn ihr nur widerwärtiger. Der Großherzog behandelte ſie, wie ſie in guten Stunden auch anerkannte, mit väterlicher Liebe und Güte;

---

[1]) Es war dies der damals allerdings erſt neunzehnjährige Karl IV. Leopold, der Sohn des Prinzen Nikolaus Franz und der Claudia von Lothringen, der Neffe des Herzogs Karl III. Geb. 3. April 1643, focht er viel und ruhmreich in den Kriegen des Kaiſers, entſetzte Wien in der großen Türkengefahr, ward mit Eleonore von Oeſterreich (verm. 6. Febr. 1678) der Großvater Kaiſer Franz' I., ein Ahnherr der jetzt in Oeſterreich herrſchenden Dynaſtie, und † 18. April 1690.

aber auch gegen ihn benahm ſie ſich ſchnippiſch, unartig, nicht ſelten beleidigend. Keine Geduld, die man ihr reichlich ſchenkte, vermochte ihren Eigenſinn zu überwinden, und keinen Augenblick war man ſicher, auf was für Sprünge ſie verfallen würde. Prinz Karl von Lothringen beſuchte den Hof von Florenz, und ſolange er da war, war ſie glücklich; mit ſeiner Abreiſe wurde ihre Laune unerträglicher, als je, ja zeigte ſie ſich offen und rückſichtslos in voller Verzweiflung. Frankreich, Paris war das Ziel ihrer Wünſche. In der zweiten Nacht ihrer Ehe hatte ſie kein Bedenken getragen, dem ungeliebten Gemahle, durch Liebkoſungen und Drohungen, den mehr als königlichen Hausſchmuck ablocken zu wollen, und als dies nicht gelang, verſchenkte ſie den in ihrem Gebrauche befindlichen Theil deſſelben an ihre Frauenzimmer, indem ſie dieſelben ermahnte, ſich aus dieſem leidigen Lande zu flüchten. In der That machten ſich dieſe Damen mit den Koſtbarkeiten aus dem Staube, ſodaß der Großherzog ihnen nachſenden mußte, um die Schmuckſachen zurückzuerhalten. Die Dinge gediehen bald ſo weit, daß der Großherzog ſich genöthigt fand, dem Könige von Frankreich den Stand der Sache vorzulegen, worauf dieſer den Grafen St. Mesme, in einer durch andere Aufträge maskirten Sendung nach Florenz ſchickte. Gegen dieſen ſchüttete die Prinzeſſin ihr Herz aus und redete dabei die Sprache der Wahrheit. Sie wünſche, wieder nach Frankreich zurückzukehren, ſagte ſie; da könne man mit ihr machen, was man wolle; ſie habe nie in dieſe Ehe gewilligt; ſie ſei dazu gezwungen worden; ſie fühle ſich daher zu nichts verpflichtet; ſie würde jede Bauerhütte in Frankreich aller Hoheit in Toscana vorziehen; ſie verabſcheue ihren Gemahl, obwol er ihr nichts zu Leide gethan; dem

Großherzog zolle ſie wahre Achtung und Dankbarkeit, könne aber nicht in Toscana bleiben, noch im Hauſe Medicis leben; der König möge ihr die Erlaubniß auswirken, ſich in ein franzöſiſches Kloſter zurückziehen zu dürfen. Den Grafen bat ſie, ihre Geſinnungen dem Großherzoge zu entdecken; wo nicht, ſo wolle ſie ſelbſt es laut genug thun. Es war wohl zu merken, daß auch franzöſiſcher Stolz im Spiele war, und daß es ihr namentlich der Großherzogin gegenüber ſchwer fiel, das königliche Geblüte von Frankreich den Medicis und Ruveres nachgehen zu ſehen.

Man war weder in Paris, noch in Florenz geneigt, auf die Wünſche der Prinzeſſin einzugehen. Hätte man vorher ſehen wollen, daß es nach einigen Jahren doch dahin kommen werde, ſo würde man ſich und ihr dieſe Jahre herben Verdruſſes erſpart haben. Aber begreiflich war es doch, daß man ſowol den Eclat einer Trennung ſcheute, als auch mit Rückſicht auf die Succeſſion Bedenken hegte, die erſt gemildert wurden, als die Ehe fruchtbar geworden war. Daß die Geburt eines Prinzen ihre Abſicht eher hindern, als fördern könne, ſcheint ſie in ihrem leidenſchaftlichen Unmuthe nicht bedacht zu haben. Denn als der Herzog von Crequi, während einer Pauſe ſeines römiſchen Aſylrechtsſtreites (Thl. V, S. 323 ff.), ſie im Namen des Königs bedrohte, daß dieſer ſie ſein ganzes Anſehen würde empfinden laſſen, wenn ſie nicht zu ihrer Pflicht zurückkehrte, wurde ſie ſo erbittert, daß ſie die eingetretene Schwangerſchaft einen Monat lang verbarg und inzwiſchen durch Reiten und ſonſtige angreifende Bewegung die Frucht der verhaßten Ehe zu zerſtören ſuchte! Die am 9. Auguſt 1663 erfolgte Geburt eines Erbprinzen, der zwar zu reiferen Jahren gelangt iſt, aber den Antritt der Regierung nicht erlebt hat, änderte nichts in ihrer Stimmung und Stellung. Ja, es ſcheint, daß die dankbare Freude, welche dieſes Ereigniß verurſachte, eher zu dem Gedanken geführt hat, es müſſe etwas Gründliches geſchehen, die Prinzeſſin feſter an die Familie zu knüpfen, und daß man dies faſt nur in Maßregeln geſucht hat, die ihre Erbitterung ſteigerten. Man entließ, mit Zuſtimmung Ludwig's XIV., die ſämmtlichen Franzöſinnen ihres Gefolges, die man mit reichlicher Belohnung verabſchiedete und durch Italienerinnen erſetzte. Daß man gleichzeitig das Einkommen der Prinzeſſin erhöhte, verringerte die Heftigkeit ihres Unwillens nicht, der ſich in lauten Vorwürfen gegen den Großherzog und ihren Gemahl und in dem ungeſtümen Verlangen nach Frankreich Luft machte. Vergebens mußte d'Aubeville ſie im Namen des Königs mit deſſen Ungnade bedrohen. Die Maßregel, zu welcher der Großherzog jetzt verſchritt, die Freiheit ihrer Bewegung und Correſpondenz zu beſchränken, goß nur Oel ins Feuer. Erſt das ernſte Andringen des 1664 aus Frankreich nach Italien zurückgekehrten energiſchen Herzogs von Crequi brachte ſie wenigſtens dahin, daß ſie, gegen Gewährung gewiſſer Bedingungen, die Hand zur Ausſöhnung bot. Aber freilich beſchränkte ſie ſich nicht darauf, erweiterte Freiheit, Vermehrung ihres Einkommens und Wiederanſtellung einiger franzöſiſchen Damen in ihrem Gefolge zu verlangen; ſie beanſpruchte völlige Unabhängigkeit von dem Großherzoge und ihrem Gemahl und — Antheil an der Regierung, und als ihr nun das Mögliche und Billige zugeſtanden ward, nahm ſie ihr ganzes Erbieten zurück. Ludwig XIV. verſuchte jetzt einen milderen Weg; er ſchrieb ihr freundlich und ſendete die Madame du Deffant, ihre Erzieherin, zu ihr, die noch immer vieles über ſie vermocht hatte und inſtruirt war, nach Umſtänden liebevolle Ermahnungen, ernſte Warnungen, ſtrengen Tadel zu gebrauchen, aber höchlich erſtaunte und erſchrak, als ſie die Gemüthsverfaſſung erkannte, in der ſie ihre ehemalige Elevin fand. Noch ſchlimmer ward es, als man ſie mit Biſchöfen, Prieſtern und Mönchen beſchickte. Von dieſen wollte ſie unbedingt gar nichts hören und ſelbſt Breven des Papſtes verlachte ſie nur. Beſſere Frucht brachte es, daß man ſie (1665) nach Poggio a Bajano verwies und dort ganz nach ihrem Sinne leben ließ. Hier zeigte ſie ſich anfangs ſehr zufrieden und ſagte offen: ſie wolle lieber fortwährend auf dem Lande bleiben, als in der Stadt Perſonen ſehen, die ſie verabſcheue. Als der Großherzog und ihr Gemahl ſie in Poggio beſuchten, erklärte ſie dem Letztern: wenn er ihr zunahekomme, werde ſie ihm ein Meſſer in den Leib ſtoßen. Auf einmal aber fühlte ſie ſich doch einſam und verlaſſen, oder empfand Langeweile und Ueberdruß, ärgerte ſich vielleicht, daß man ſich nicht um ſie kümmerte; genug, eines Tages begehrte ſie eine Unterredung mit der Großherzogin, bat dieſe, ihr auch eine ſolche mit dem Großherzog zu verſchaffen und ward von dieſem mit Freundlichkeit und der Zuſicherung, daß Alles vergeſſen ſein ſolle, aufgenommen. Doch ſie glaubte, nicht Verzeihung zu bedürfen, ſondern ſolche gewähren zu können, und erhob neue Forderungen, worüber die Verhandlungen abgebrochen wurden und ſie nach Poggio zurück mußte. Diesmal hielt ſie es nur wenige Tage aus; die Feſtigkeit des Großherzogs hatte ihren Trotz gebrochen, und am 6. Nov. 1665 erſchien ſie plötzlich in Florenz, warf ſich in die Arme ihres Gemahls und ihres Schwiegervaters, und bezeigte eine ſo innige Reue, daß ſie Beider Herzen gewann. Die am 11. Auguſt

1667 erfolgte Geburt einer Prinzeſſin, Marie Anna Louiſe, war die Frucht dieſer leider nur unbeſtändigen Ausſöhnung. Aber ſchon vor dieſer Geburt war der Bruch wieder in vollem Gange. Sie dachte an nichts als an Flucht, hatte ſich bereits mit einem Franzoſen verabredet, der ſie auf der Flucht begleiten ſollte, und wollte ſich zu Piſa ſogar einem Trupp Zigeuner beigeſellen, mit denen ſie des Nachts zum Fenſter herab unterhandelte. Im vierten Monat ihrer Schwangerſchaft verſuchte ſie von neuem, ſich durch ſtarkes Reiten und, als ſie keine Pferde mehr erhielt, durch meilenweites Fußgehen des ihr anvertrauten Pfandes zu entledigen. Als man ſie auch daran verhinderte, wollte ſie ſich durch Hungern abſchwächen.

Der Großherzog verſuchte jetzt wieder ein anderes Mittel. Sobald ihre Entbindung vorüber war, ließ er ſeinen Sohn, der an ſeiner, ihn mit ſoviel Haß und Verachtung behandelnden Gemahlin immer noch mit der zärtlichſten Liebe hing, eine längere Reiſe vornehmen, welche über Innsbruck, Augsburg und Mainz zunächſt nach den Niederlanden, von da über Bremen nach Hamburg und dann durch Brandenburg, Sachſen und Tirol nach Toscana zuruckging. Da dieſe Reiſe in der beiderſeitigen Stimmung des unglücklichen Ehepaares nichts geändert hatte, ſo veranlaßte ihn ſein Vater, eine noch weitere Reiſe anzutreten, welche ſich auf Spanien, Portugal, England und Frankreich erſtreckte und von der er erſt im Februar 1670 nach Florenz zuruckkehrte. Die Reiſe war nicht ohne ſcheinbar wohlthätigen Einfluß auf ſeine Bildung und Haltung, wie auf ſeine Geſundheit, geblieben und in Frankreich hatte er manches Vorurtheil verwiſcht, das die Klagen ſeiner Gemahlin und ihrer Mutter gegen ihn erweckt hatten. Doch zeigte ſich bald, daß er auch durch dieſe Reiſe nicht dahin gereiſt war, ſeinen Vater erſetzen zu können, welchen Toscana kurz nach der Rückkehr Cosmo's, in Folge der Waſſerſucht und eines Schlagfluſſes, verlor (24. Mai 1670); ja es ſchien, daß er auch nachtheilige Eindrücke aus den fremden Ländern, wo man ihn mit Ehrenbezeigungen überhäuft hatte, mitgebracht habe. Sein Stolz war geſteigert; er überließ ſich einer vermehrten Prachtliebe, und dabei verrieth er, in Erinnerung manches Geſehenen, eine Geringſchätzung ſeines eigenen Landes. Er ſchlug dieſes geringer, ſich höher an, als beide verdienten.

Seine Gemahlin hatte ſich ihm wieder genähert, ſeit ſie Großherzogin war, und gebar ihm am 24. (25.?) Mai 1671 einen zweiten Prinzen. Sie ſelbſt glaubte nun, ganz nach Belieben ſchalten zu können, und begehrte auf das Entſchiedenſte und in einer für die verwittwete Großherzogin höchſt verletzenden Weiſe den Antheil an der Regierung, welchen einſt Ferdinand I. und Cosmo II. ihren Gemahlinnen eingeräumt hätten. Freilich habe die Großherzogin Victorie einen ſolchen nicht gehabt; dafür ſei ſie aber auch eine Ruvere geweſen! Sie hatte damit den Stolz und die Rachſucht Victoriens herausgefordert. Es zeigte ſich, daß die Liebe des Cosmo in der That ihre frühere Wärme verloren hatte, daß er jedenfalls nicht gemeint war, ſeine Mutter ſeiner Gemahlin nachzuſetzen, daß er für die Rathſchläge der Erſtern immer empfänglicher ward, daß ihm eine factiſche Trennung von ſeiner Gemahlin jetzt, nachdem ſie ihm zwei Prinzen geboren hatte, viel gleichgiltiger war, als vorher. Unter gewöhnlichen Menſchen würde es die Gattin dem Gatten nur noch theurer gemacht haben, daß ſie ihn zum Vater gemacht, und die Trennung würde ſchwerer gefallen ſein. Hier, in Regionen, wo ſelbſt Liebe und Ehe dem politiſchen Geſetz und Intereſſe unterliegen, war das anders. Und doch vertraute er zu früh; denn keiner der beiden Prinzen, mit deren Beſitz er ſich begnügen zu können glaubte, hat Nachkommen erhalten; der Name Medicis iſt in der nächſten Generation erloſchen und das Land an einen Enkel deſſelben Prinzen gekommen, der vor ihm in dem Herzen ſeiner Gemahlin geherrſcht und deſſen Bild er nicht aus ihrer Erinnerung zu verdrängen vermocht, oder verſtanden hatte!

Margarethe Louiſe hatte immer noch nur den Einen Gedanken: Frankreich. Doch war er nur ihr nächſter Gedanke, nur ein Mittel zu einem weiteren Zwecke. In ihm lag für ſie nur die Hoffnung einer erweiterten Freiheit, die zu der erwünſchten Vereinigung mit dem eigentlichen Ziele ihrer Sehnſucht führen könne. Man erfuhr erſt ſpäter, warum ſie in dieſer Zeit zwei deutſchen Lakaien, die ſie angenommen hatte, ſo großes Vertrauen ſchenkte und ſich ſo eifrig mit Erlernung der deutſchen Sprache beſchäftigte. Je widerwärtiger ihr ihr Gemahl und ihre ganzen Umgebungen und Verhältniſſe waren, um ſo inniger heftete ſie ſich an ihren letzten Hoffnungsanker, an das Verlangen nach Dem, der das Ideal ihres jungen Herzens geweſen war, und mit dem ſie noch immer, wie man ſpäter entdeckte, in brieflichem Verkehre ſtand. Sie ſtellte ſich krank und verlangte einen pariſer Arzt. Der königliche Leibarzt Dr. Alliot wurde nach Florenz geſendet, fand ſie aber an der Seele krank und keineswegs für nöthig, auf den ſchlauen Wunſch einzugehen, wonach ſie die Bäder von St. Raine in der Champagne zu beſuchen begehrte. Der Großherzog beſeitigte die beiden deutſchen Lakaien, gegen die man, noch bevor der wahre Zuſammenhang erkannt war, Verdacht geſchöpft, ſowie einen franzöſiſchen Tanzmeiſter, welcher gleichfalls ein Rathgeber der übel berathenen Fürſtin geweſen war. Um dieſelbe Zeit ſtarb ihre Mutter (17. April 1672), die ſie in ihrem unbeſonnenen Benehmen nur noch beſtärkt hatte, ſtatt ihr begreiflich zu machen, daß der Menſch nicht auf der Erde iſt, um ſeinen Willen zu haben, und daß es in ſchwierigen, aber unausweichlichen Verhältniſſen das Klügſte und Beſte iſt, ſich mit Würde in ſie zu fügen, die überkommene Pflicht mit Treue zu erfüllen, und zu ſuchen, wie aus der unabwendbaren Sache noch das Beſte zu machen ſei. — Sie nahm wieder einmal die Maske der Fügſamkeit und Freundlichkeit vor, ſcheint dabei aber nichts bezweckt zu haben, als dem Großherzog Geſchenke abzuſchmeicheln, die ihr in anſehnlichem Betrage zu Theil wurden. Darauf änderte ſich wieder ihr Verfahren. Sie erwirkte ſich die Erlaubniß, ſich fur Andachtszwecke nach Prato begeben und zu Mittag in Poggio ſpeiſen zu dürfen. Hier angelangt, ſagte ſie ihrem Oberhofmeiſter Marcheſe Malvozzi, daß ſie nicht wieder zu ihrem Gemahl zurückkehren, ſondern hier bleiben werde, bis der Himmel und der König ihr einen ruhigeren Aufenthalt erwählen würden. Für den Großherzog gab ſie ihm einen in größter Aufregung geſchriebenen Brief mit, worin ſie erklärte, daß ſie in ein franzöſiſches Kloſter zu gehen wünſche. Der Großherzog antwortete ohne Rauhheit und gab Befehle, es ihr an nichts mangeln zu laſſen. Ihrem Beichtvater, den ſie ihm zu mündlicher Wiederholung des in ihrem Briefe Enthaltenen zugeſchickt, erklärte er, daß er keineswegs in eine Trennung willigen, wol aber erlauben wolle, daß ſeine Gemahlin ſolange auf dem Landgute bleibe, bis ſie die Umſtände reiflicher erwägen und ſich entſchließen würde, zu ihrer Pflicht zurückzukehren.

In Frankreich ſtanden die Dinge jetzt etwas günſtiger für die Großherzogin, als vor dem Tode ihres geachteten Schwiegervaters[1] und ihrer ränkeſüchtigen Mutter. Sie fand größere Theilnahme; man betrachtete ſie als das Opfer einer ſtolzen Schwiegermutter und der Bigotterie ihres Gemahls und ſeiner Umgebungen; man ſympathiſirte mit den Klagen der jetzt ſo einſam auf fremdem Boden daſtehenden franzöſiſchen Prinzeſſin; man fand ihre Forderung eines Antheils an der Regierung nicht nur ganz billig, ſondern ſelbſt in Frankreichs Intereſſe. Der Herzog von Orleans[2] und die Mehrzahl der Miniſter ſahen die Sache von dieſer Seite an; der Herzog von Chaulnes, der in Rom Geſandter geweſen war, ſchob alle Schuld auf die verwitwete Großherzogin Victorie, welche obendrein in geheimem Verſtändniß mit Spanien ſtehe. Der König, der zu jener Zeit noch nicht geneigt war, einen weiblichen Einfluß auf ſeine Regierung zuzulaſſen und ſich auch ſagen mochte, daß Margarethe Louiſe durch ihr ganzes zeitheriges Betragen ſich keinesweges ſehr berufen gezeigt habe, die Egeria ihres Gemahls zu werden, war mehr auf Seiten des Großherzogs, und ſchenkte den in dieſem Sinne gefaßten

---

1) Sein Bruder Leopold war 1661 Cardinal geworden, hatte ſich dann längere Zeit in Rom aufgehalten, nach ſeiner Rückkehr nach Florenz und dem Tode ſeines Bruders von allen Staatsgeſchäften ferngehalten, nur noch der Religion, den Wiſſenſchaften und Künſten und der Wohlthätigkeit gelebt, und † 10. November 1675.

2) Der Bruder Ludwig's XIV., wie Gaſton von Orleans, der Vater Margarethen Louiſens, der Bruder Ludwigs XIII. geweſen war. Von dem Erſteren, von Philipp I., ſtammt bekanntlich das heutige Haus Orleans.

Verſicherungen des toscaniſchen Geſandten Gondi und ſeines eigenen Geſandten in Florenz Glauben. Er verſuchte es nochmals, die Großherzogin durch die Ermahnungen des Biſchofs von Marſeille, den er zu ihr ſendete, und der Marquiſe Deſſans zur Vernunft zu bringen, während die Königin und die ganze königliche Familie ſich bemühte, dieſe Ermahnungen zu unterſtützen und hauptſächlich der Unglücklichen die Hoffnung zur Rückkehr nach Frankreich zu benehmen. Doch weder Vorſtellungen, noch Drohungen fruchteten etwas bei der immer entſchiedener auftretenden Fürſtin. Sie erklärte, daß ſie jegliches Elend tragen wolle, wenn es nur in Frankreich wäre, ſich jeder Strenge unterwerfen wolle, wenn ſie nur von einem Gemahle befreit würde, der ihr tödtlich zuwider ſei. Am bedenklichſten war es freilich für beide Höfe, daß ſie dabei das Verlangen ſtellte: es ſolle über die Giltigkeit ihrer Ehe, zu der ſie gezwungen worden, erkannt werden. Man fand für gut, ſie nicht aufs Aeußerſte zu treiben. Uebrigens entdeckte man in der Zeit, wo der Biſchof von Marſeille bei ihr war, einen Brief des Prinzen Karl von Lothringen an ſie, der dem Großherzoge die Augen über den wahren Grund ihres ganzen Benehmens öffnete, die mehrmals verſuchte Flucht, das eifrige Erlernen der deutſchen Sprache, das beharrliche Verlangen, aus Toscana wegzukommen[1], erklärte, zugleich aber in dem Herzen des Großherzogs Haß und Rachſucht an die Stelle der früheren Liebe und ſpäteren Gleichgiltigkeit treten ließ. Er konnte ſie lieben, ungeachtet ſie ihn verabſcheute; er mußte ſie haſſen, ſeit er wußte, daß ſie ihm einen Andern vorzog, ſeit er alſo einen an ſich für ihn nicht herabſetzenden Grund ihrer Abneigung gegen ihn kannte! So iſt die Verkehrtheit des menſchlichen Herzens. In Frankreich dagegen wuchs die Theilnahme für die Großherzogin nur noch mehr durch dieſe Entdeckungen. Die Prinzen machten dem Cardinal Bonſi bittere Vorwürfe, daß er die unpaſſende Verbindung zu Stande gebracht, für die er einſt ſo reich belohnt, ſo höchlich belobt worden, und er ließ ſich Zeugniſſe vom Großherzog geben, um ſich zu rechtfertigen. Nur der König war noch immer geneigt, die Großherzogin durch Strenge zu ändern.

---

[1] Sie hatte nach Baiern und nach Savoyen geſchrieben, um ſich einen Zufluchtsort für den Fall zu ermitteln, daß ſie in Frankreich nicht aufgenommen würde.

Sie war ſeit kurzem auf ein anderes Thema gekommen, das ſie eine Zeit lang variirte: die Gewiſſensſcrupel über die Rechtsgiltigkeit ihrer Ehe, überhaupt die Mittel, ihren Gemahl zu beſtimmen, daß er ſie ziehen ließe. Sie ließ ihrem Gemahl durch ihren Beichtvater erklären: ſie würde ſich nie freiwillig zu einer Ausſöhnung verſtehen, da ſie die Ueberzeugung habe, daß ſie gar nicht in rechtmäßiger Ehe mit ihm ſtehe, folglich eine Fortſetzung ihrer Verbindung mit ihm nicht mit ihrem Gewiſſen vereinigen könne. Endlich ließ ſie ihm ſagen: Gott habe ihr eingegeben, in ein Kloſter zu gehen, ihre übrigen Tage in Andachtsübungen zuzubringen und für ſein und ſeiner Kinder Wohl zu beten; wenn er ſich widerſetze, ſo würde ihre Seele zu Grunde gehen und es würde Beiden zur Verdammung gereichen. Der Großherzog hat ſich zwar ſchwerlich durch dieſe Vorſtellungen, die ihm nicht als aufrichtig erſcheinen konnten, beſtimmen laſſen; es hat ſich ſpäter gezeigt, daß er jetzt gegen ſeine Gemahlin ebenſo eingenommen und nachtragend war, wie er früher ſie mit feuriger und durch nichts zu irrender Liebe verfolgt hatte und ſtets bereit geweſen war, Jegliches zu überſehen und zu vergeſſen. Indeß, nachdem er anfangs erwiedert hatte, daß auch Er Gott darüber anrufen müſſe, fand er ſelbſt, der Vorſchlag der Großherzogin ſei zuletzt doch noch die beſte Auskunft, da es ſich dabei nicht um eine rechtliche Trennung der Ehe, ſondern um eine factiſche, aus religiöſen Beweggründen gefloſſene, durch viele Beiſpiele der frommen Vergangenheit begründete Abſonderung handele. Man brachte daher den Antrag nach Paris, fand aber anfangs ſowol bei dem König, als bei dem Staatsſecretair des Aeußern, Pomponne[1], wenig Geneigtheit, auf den Vorſchlag einzugehen. Doch ſo viel lieber dieſe es geſehen hätten, wenn die Großherzogin in ein toscaniſches Kloſter gegangen wäre, ſo weigerte ſie ſich doch deſſen entſchieden, und Ludwig XIV. konnte einer Prinzeſſin vom Geblüt den königlichen Schutz doch nicht gänzlich verſagen. Man kam alſo überein, ein Kloſter in der Nähe von Paris aufzuſuchen und Frau von Deffans, zur näheren Arrangirung der Bedingungen, nochmals nach Florenz zu ſenden, wobei die Großherzogin, ihre religiöſe Rolle fortſpielend, ſelbſt die ſtrengſten Klöſter in Vorſchlag brachte.

---

[1] Simon Arnaud, Marquis von Pomponne, geb. 1618, betrat früh die diplomatiſche Laufbahn und wurde ſchon in einem Alter von 23 Jahren nach Italien geſendet, wo er an mehreren Höfen wichtige Unterhandlungen mit Geſchick zum Abſchluß brachte. Später wurde er Intendant der franzöſiſchen Truppen in Catalonien und ging 1666 als außerordentlicher Geſandter nach Schweden, das er den franzöſiſchen Intereſſen gewinnen ſollte, wurde 1669 Geſandter im Haag, wo er den oraniſchen Tendenzen entgegenzuwirken hatte und vergeblich die Allianz mit England, Schweden und Spanien zu hindern ſuchte, ging 1671 nochmals nach Schweden und wurde mit Anfang nächſten Jahres Nachfolger des am 1. Sept. 1671 verſtorbenen Miniſters und Staatsſecretairs der auswärtigen Angelegenheiten Lyonne. Seine Ernennung hatte allgemeinen Beifall gefunden, wie er denn ein ebenſo geſchickter und unterrichteter, wie rechtſchaffener und maßvoller Mann war, auf deſſen Urtheil auch Colbert und Louvois großes Gewicht legten. Aber ſeine milde, friedliche, den Zweck nur mit würdigen, rechtlichen Mitteln erſtrebende Geſinnung ſagte Ludwig XIV. nicht zu. Dieſer klagte nachmals, daß er durch die Schwäche und Hartnäckigkeit Pomponne's, der überall habe den Weg der Milde und Güte gehen wollen, die Früchte vieler günſtiger Umſtände verloren habe. Ungeachtet ein unbefangenes Urtheil ihm einfache Würde und ungeſuchten Adel zuſchreibt, fand Ludwig XIV. doch, daß von Pomponne nichts mit der Größe, der Stärke ausgegangen ſei, die man entfalten müſſe, wenn man die Befehle eines Königs von Frankreich ausführe, der nicht unglücklich ſei. Er benutzte ein allerdings tadelnswerthes Verfahren Pomponne's, ihn im Nov. 1679 zu entlaſſen. Der Miniſter hatte eine Depeſche des Geſandten in München, Croiſſi, des Bruders von Colbert, in dem Augenblicke em-

Am 26. Dec. 1674 wurde die Vereinbarung geſchloſſen. Die Großherzogin ſollte in das Kloſter Montmartre gehen, deſſen Aebtiſſin Madame de Guiſe[1] war

---

pfangen, wo er im Begriff war, mit großer Geſellſchaft auf ſein Landgut zu gehen, um dort 2 oder 3 Tage zu verweilen. Die Depeſche enthielt nichts eben Dringendes, aber wol Manches, das für den König Intereſſe hatte. Pomponne wollte jedoch ſeine harrenden Gäſte nicht aufhalten und wies den Courier an, ſich ein paar Tage verborgen zu halten. Zum Unglück hatte der Courier noch einen Brief an Colbert, in welchem auf die Staatsdepeſche in einer Weiſe Bezug genommen war, die die Neugier des Königs reizte. Obendrein hatte Pomponne die Depeſche mitgenommen, ſodaß auch die Beamten des Miniſteriums, zu denen der König ſchickte, ſie nicht ſchaffen konnten. Das koſtete Pomponne ſeine Stelle, welche, auf Colbert's Vorſchlag, des Letztern Bruder, Croiſſi, übertragen ward. Später beauftragte ihn der König, den Schwiegerſohn Pomponne's, Croiſſi's Sohn, den Marquis von Torci (Thl. I, S. 108—9), der ſo lange die auswärtigen Angelegenheiten Frankreichs leitete, mit ſeinem Rathe zu unterſtützen, was er bis zu ſeinem Tode, der am 26. Sept. 1699 erfolgte, treu und gewiſſenhaft that. Nach ſeinem Tode erklärte der König, einen Freund in ihm verloren zu haben. Vgl. Flaſſan III, 44 ff., IV, 136 ff.

[1] Franciſca Renate, Tochter Karl's von Guiſe und Joinville und Henrietten Katharinen von Joyeuſe, geb. 10. Jan. 1621, † 5. Dec. 1682. Sie war die Vaterſchweſter Ludwig Joſeph's I. von Guiſe, der mit der nächſtfolgenden Schweſter der Großherzogin vermählt war.

und wo ihr eine anſtändige Wohnung eingerichtet werden ſollte. Die Großherzogin verpflichtete ſich, das Kloſter ohne ausdrückliche Erlaubniß des Königs nie zu verlaſſen, ſollte zu ihrer Bedienung nur von der Aebtiſſin genehmigte Perſonen halten, beſtimmte ihre Kleinodien, wie ihre ganze dereinſtige Verlaſſenſchaft ihren Kindern, wogegen der Großherzog ſich anheiſchig machte, ihr jährlich 80,000 franz. Livres zu zahlen, alle Koſten des Baues in Montmartre zu tragen, ſie gehörig auszuſtatten, ihr eine anſtändige Geldſumme zu außerordentlichen Ausgaben mitzugeben und ſie auf angemeſſene Weiſe nach Marſeille geleiten zu laſſen. Der König ſollte die Garantie des Vertrags übernehmen und bei ſtreitiger Auslegung die Entſcheidung fällen. Er lehnte jedoch ſpäter, wo er der Großherzogin günſtiger geſtimmt wurde, dieſe Garantie ab, um ſich nicht zu ihrem Wächter machen zu müſſen.

Der Großherzogin fiel die Ausführung ihres Schrittes doch ſchwerer, als man nach ihrem Drängen darauf hätte erwarten mögen. Sie ſcheute die Strenge der Aebtiſſin von Montmartre, die im voraus erklärte, ſie werde ſie weder nach Paris, noch an den Hof gehen laſſen. Frau von Deſſans ſtarb in dieſer Zeit, was die Ausführung des Beſchloſſenen auch verzögerte. Das Publicum in Toscana zeigte große Betrubniß, als die bevorſtehende Abreiſe der Großherzogin bekannt ward, und die öffentliche Meinung ſprach ſich entſchieden zu ihren Gunſten aus. Das Volk hatte wenig oder nichts von ihren Excentricitäten erfahren, und ſie war als eine ſchöne, leutſelige und freigebige Prinzeſſin beliebt geweſen. Die Meinung verbreitete ſich, daß ſie von ihrem Gemahl und ihrer Schwiegermutter zum Abzug gezwungen werde, und ſie ſoll dieſe Meinung eher beſtärkt, als bekämpft haben. Indeß die Abreiſe ward endlich auf den Mai 1675 feſtgeſetzt, und der Großherzog ließ drei Galeeren ausrüſten, die ſie nach Marſeille geleiten ſollten, wo der Graf von St. Mesme ſie mit der Hofequipage erwartete. Als der zur Abreiſe beſtimmte Tag herannahte, bat ſie, von ihrem Gemahl, ihrer Schwiegermutter und den Prinzen vom Hauſe Medici[1]) perſönlich Abſchied nehmen zu dürfen, wobei ſie verſicherte, ſich innerhalb gebührender Schranken halten zu wollen. Der Großherzog antwortete, in Betreff der Zuſammenkunft mit ihm — nach längerem Kampfe mit ſich ſelbſt überzeugt, daß er ſie nicht mehr ſehen könne — mit Artigkeit, es könne bei einer ſolchen Trennung leicht auf beiden Seiten zu heftiger Aufregung kommen, und man müſſe, aus Achtung für den König, alles vermeiden, was neuen Verdruß erzeugen könne. Einige Geſuche für Perſonen aus ihrer Dienerſchaft gewährte er bereitwillig. Die verwitwete Großherzogin, die Kinder und die übrigen Prinzen begaben ſich ſämmtlich nach Bajano, wo ſie mit aller Artigkeit und Zärtlichkeit aufgenommen wurden. Ihrerſeits gab die Großherzogin den Beſuch dieſer fürſtlichen Perſonen auf deren Landhäuſern zurück und bewies, namentlich bei der Trennung von ihren Kindern, eine Rührung, welche bei für ſie geſtimmten Perſonen die Anſicht erzeugte, es ſei jetzt ein Moment, wo ſie für Feſthaltung des verſtändigen und angemeſſenen Verfahrens zu gewinnen wäre, deſſen ſie, wie ſie jetzt bewies, gar wohl fähig war.

Indeß Cosmo mochte nicht glauben, daß es ihr Ernſt ſei, mochte jedenfalls überzeugt ſein, ihre ſchon mehrfach gezeigte Reue würde auch diesmal nur von kurzem Beſtand ſein, war auch in der That nicht der Mann danach, die Mittel zu finden, durch welche ihre damalige Stimmung dauernd zu machen war, und wünſchte jetzt gar nicht mehr eine Wiedervereinigung mit einer Perſon, die ſeinen Stolz ſo empfindlich gekränkt, ihn mit Beleidigungen überſchüttet und hauptſächlich ſeine Eiferſucht aufgeregt hatte. Als ſie die immer verzögerte Abreiſe nach Livorno endlich nicht mehr aufſchieben konnte, ſchickte ſie noch im Moment ihres Aufbruchs ihren Beichtvater zu ihm, ließ ihn um Verzeihung bitten, wenn ſie ſich, ſo lange ſie in ſeinen Staaten geweſen, vergangen, oder ihm in irgend etwas Unrecht gethan haben ſollte, und ihm erklären, daß ſie ihrerſeits allen Verdruß, den er ihr bereitet habe, vergeſſe und ihm von Herzen verzeihe. Dieſe Botſchaft erbitterte den Großherzog nur noch mehr, und er begnügte ſich, einen Mönch nach Livorno zu ſchicken, der der Großherzogin ſagen ſollte: ihr Beichtvater habe wegen Unpäßlichkeit nicht mit dem Großherzog ſprechen können; er glaube jedoch, daß ihr Gemahl nicht abgeneigt ſei, ihr die verlangte Verzeihung zu gewähren. Sie ließ jedoch den Mönch, von deſſen Auftrag ſie Kenntniß erhalten, nicht vor ſich und ſegelte am 15. Juni nach Marſeille ab.

---

[1]) Dies waren damals nur noch der Cardinal Leopold, der in demſelben Jahre †, und der Prinz Franz Maria, ſpäter auch Cardinal, der einzige Bruder Cosmo's III.

In Frankreich, wo man durch die Nachrichten von der günſtigen Stimmung des florentiniſchen Publicums für die Prinzeſſin bereits vorbereitet war, ſie mit Theilnahme und Mitleid zu empfangen, und wo alle Prinzen vom Geblüte ſie bei ihrer Ankunft in Montmartre (21. Juli) beſuchten, that ſie zunächſt alles, um dieſe ihr ſo vortheilhafte Geſinnung zu beſtärken. Den König wußte ſie, bei einer langen Unterredung zu Verſailles, weſentlich einzunehmen. Sie bat ihn um Verzeihung, daß ſie ſeinem Rathe nicht gefolgt ſei, und verſicherte ihm, daß ohne die Rückkehr nach Frankreich keine Ruhe für ſie möglich geweſen ſei. Sie werde dem Vertrage gemäß leben und ihre Pflicht und ihren Stand nicht aus den Augen ſetzen. Sie wurde zum Cercle bei der Königin zugelaſſen, gewann die Zuneigung der Monteſpan, wußte die Strenge der Aebtiſſin zu mildern, und bediente ſich der ihr gewährten Freiheit mit Maß und Anſtand.

Doch ihre Klugheit und Beſcheidenheit währten nur ſo lange, bis ſie ſich in der Gunſt des franzöſiſchen Hofes feſtgeſtellt zu haben glaubte. Nach und nach begann ſie wieder unruhig zu werden, um ſich zu greifen und ihren Gemahl und Alle, die in ſeinem Sinne verfuhren, zu chicaniren. Sie ſtützte ſich darauf, daß der König die Garantie des Vertrages abgelehnt hatte, und behauptete, nicht mehr durch denſelben gebunden, vielmehr in ihre volle Freiheit und den ganzen Genuß ihrer Rechte wieder eingetreten zu ſein. Nur ihr freier Wille ſei es, wenn ſie ſich in irgend etwas nach jenem Vertrage richte. Sie erhob neue Prätenſionen, klagte über die ungeſunde Luft von Montmartre und die Unbequemlichkeit ihres Quartieres und wollte ſich den Anforderungen der Aebtiſſin, an die, wie an den König, der Großherzog ſich vergeblich mit Beſchwerden wendete, nicht mehr fugen. In der That trug der Großherzog ſelbſt dazu bei, daß ſeine Klagen in Frankreich nur mit Lächeln und Spott aufgenommen wurden und gegen den Eindruck einer gewandten, geiſtreichen und glänzenden Franzöſin nichts vermochten. Hätte er ſich ganz über das weitere Verfahren ſeiner von ihm gewichenen Gemahlin hinweggeſetzt, unter pünktlicher, ja liberaler

Erfüllung der von ihm übernommenen Verpflichtungen, ſie nach ihren Neigungen leben laſſen, ſo würde ſie entweder ſich innerhalb der Schranken des Anſtandes gehalten haben, und beide Theile hätten zufrieden ſein können, oder ſie wäre in Ausſchweifungen verfallen, die auch in Frankreich Anſtoß erregt haben würden, und gegen die er dann, ohne daß irgend Jemand es gemisbilligt hätte, ein Einſchreiten hätte beantragen können. Jedenfalls hätte er ſich damit Achtung und vielleicht die Theilnahme geſichert, die jetzt ſeiner Gemahlin gewidmet war. So aber konnte er ſich, in ſeinem kleinlichen Sinne, ſeinem verbiſſenen Groll und ſeiner bis zur Krankhaftigkeit geſteigerten Eiferſucht nicht enthalten, ſie argusartig umlauern zu laſſen, beſtändig ſeine peinlichen Gedanken auf ſie zu heften, ſich über alles zu ärgern, was er von ihr erfuhr, und ſich durch Blosſtellen ſeiner Eiferſucht das Gelächter der Franzoſen zuzuziehen. Seit man wußte, daß dieſer Dämon ihn quäle, war man in Frankreich geneigt, ſeine Gemahlin für völlig ſchuldlos, ihn und ſeine Grillen für die einzige Urſache des ganzen Haders zu halten und ihm in nichts mehr Glauben und Willfährigkeit zu ſchenken.

Sie war allerdings des Kloſterlebens bald überdrüſſig geworden, hatte Geſellſchaften und Bälle beſucht, bekümmerte ſich nicht mehr um die Aebtiſſin, ritt, ſo oft ſie Luſt hatte, aus, ſprach ſich mit größter Ungezwungenheit über den Großherzog aus, ſoll ihm mancherlei ſchlimme Dinge nachgeſagt haben, und wurde ihrerſeits von den Organen des Großherzogs des Umgangs mit Gardiſten und Stallbedienten beſchuldigt. Ludwig XIV. lachte über ſolche Anklagen. Als die Aebtiſſin, auf Betrieb des Großherzogs, darauf antrug, daß man die ihr als Ehrenwache beigegebenen Garden von Montmartre entfernen möge, damit ſie keine Gelegenheit hätte, zu reiten und ſich vom Kloſter zu entfernen, und daß man ihr die freie Verwaltung ihres Einkommens entziehen möge, verſtand ſich der König nur dazu, daß man ihr keinen Anlaß geben wolle, den Hof zu beſuchen und bei Hofe zu übernachten. Das half wenig oder nichts, da ſie um ſo öfterer von den Prinzen vom Geblüte und durch dieſe zu den Landreiſen des Hofes eingeladen wurde. Bat der Großherzog, daß man ihr auf den königlichen Luſtſchlöſſern keine Zimmer anweiſen möge, ſo antwortete Ludwig: es gebühre ihr dies wegen ihres Geblütes und er könne auch dem Großherzog zu Gefallen nicht unhöflich ſein. Wenn man, auf die Vorſtellungen des toscaniſchen Geſandten, dem Großherzog anſtößige Perſonen von Montmartre auswies, ſo fanden ſich ſofort Andere, die ihm nicht minder verdächtig waren. Geſundheitsrückſichten vorſchützend, reiſte die Großherzogin öfters in die Normandie, wo ſie noch weniger zu controliren war, als zu Montmartre, deſſen Aebtiſſin klagte, daß ſie lieber den Teufel in ihrem Kloſter haben wolle, als dieſen unruhigen Geiſt. Endlich ſchrieb Gondi ſeinem Herrn geradezu: „in dieſem Lande iſt bei den Machthabern die Theilnahme für die Damen ſo groß, daß man alles, was ſie vornehmen, entſchuldigt; ich glaube demnach nicht, daß in dieſer Sache etwas zu machen iſt.“

Indeß Cosmo ließ ſich nicht abſchrecken, und in der That gelang es ihm und ſeinem Agenten, die Königin gegen ſeine Gemahlin einzunehmen, dieſelbe mit ihrer Schweſter, der Herzogin von Guiſe, zu verzwiſten, unter deren Geleite ſie am öfterſten an Luſtbarkeiten Theil genommen, und endlich auch den König dazu zu bringen, daß er das that, was er für wider die Rechte des königlichen Geblütes und wider die Höflichkeit ſtreitend erklärt hatte, nehmlich ihr das Unterkommen auf den königlichen Luſtſchlöſſern abſchlug. Pomponne, einſt ihr Gegner, nachher aber zu ihren Fürſprechern gehörig, ſtürzte um dieſe Zeit (1679) und Hr. von Croiſſi[1] war ſtrenger gegen ſie. Er war es vielleicht nur, weil ein nachfolgender Miniſter um ſo lieber in unerheblichen Sachen und in Perſonalangelegenheiten, die den Staatsmännern, wo nicht ihr eigenes Intereſſe im Spiele iſt, für unerheblich gelten[2], das Gegentheil von dem zu thun pflegt, was ſein Vorgänger gethan hat, weil er in den großen Dingen, deren Behandlung durch die Verhältniſſe ſelbſt vorgezeichnet iſt, ſelten etwas Hauptſächliches ändern kann. Genug, als Croiſſi angetreten war, änderte der König ſeine Sprache und ſein Verfahren gegen ſie, ließ ihr ihre Pflicht einſchärfen und ihr erklären, daß ſie, ohne vom König eingeladen zu ſein, nicht mehr bei Hofe erſcheinen ſolle, bewirkte die Entfernung ihrer Vertrauten und unterwarf ſie von neuem der Strenge der Aebtiſſin.

---

1) Geb. zu Rheims, eines reichen Kaufmanns Sohn, war er nacheinander Präſident des ſouveränen Rathes des Elſaß, des Parlamentes von Metz, Intendant von Paris, ward 1660 in beſonderer Miſſion an den Kaiſer, 1661 an den Papſt geſendet, ſchloß den Frieden von Aachen und war bei den Verhandlungen von Nymwegen thätig. Er war als außerordentlicher Geſandter nach München gegangen, um den Ehecontract zwiſchen der kurfürſtl. Prinzeſſin von Baiern, Marie Anna, und dem Dauphin zu ſchließen, als er ins Miniſterium berufen ward, in welchem er bis zu ſeinem am 28. Juli 1696, im 68. Lebensjahre, erfolgten Tode blieb. Er war geſchickter, als das Publicum ſeiner Zeit glaubte, aber brüsk, hochfahrend, gewaltthätig, ohne Zartgefühl und wahre Nobleſſe der Geſinnung, und wenig ſcrupulös in der Wahl der Mittel. Ihm folgte ſein weiſerer Sohn, der Marquis von Torci.

2) Keine theoretiſche Phraſe iſt ſo gewöhnlich und keiner ſpricht die allgemeine Praxis aller Zeiten und Länder ſo ſichtbar Hohn, als :

Jetzt verſuchte ſie es wieder einmal mit ihrem Gemahl und erfaßte den Plan, ſich mit ihm auszuſöhnen und nach Toscana zurückzukehren, wo ſie um ſo mehr anweſend zu ſein wünſchte, als ſie ihm, bei ſeiner Leibesſtärke und Unmäßigkeit, kein langes Leben zutraute und ſich mit der Hoffnung ſchmeichelte: wenn ſie nur bei ſeinem Tode in Toscana wäre, ſo würde ſie die Regierung führen können. Dazu kam, daß ihr Jugendgeliebter, der Herzog Karl von Lothringen, ſeit kurzem[1]) vermählt, folglich für ſie, falls ſie ſich noch auf ihn Hoffnung gemacht, verloren war, während daſſelbe Ereigniß möglicherweiſe die Eiferſucht des Großherzogs dämpfen konnte. In der That war Cosmo, als die Sache durch Papſt Innocenz XI.[2]), an den ſich die Großherzogin mittelſt des Nuntius gewendet hatte, an ihn gebracht wurde, eine Zeitlang ſchwankend und ſchien nicht abgeneigt, auf den Vorſchlag einzugehen. Indeß noch lebte ſeine Mutter, die Großherzogin Victorie, und gewöhnliche Frauen pflegen Perſonen ihres Geſchlechtes gegenüber Beleidigungen, die ihnen und noch mehr

---

daß der Menſch als Selbſtzweck zu behandeln ſei. In der That beſteht der Staat nicht um der Einzelnen, ſondern um des Volkes willen, dem ſich die Einzelnen, da nöthig, opfern müſſen. Aber wenn man die Menſchen gar zu ſehr als Ziffern und Mittel, oder wie Citronen behandelt, die man ausdrückt und dann gleichgiltig wegwirft, ſo bleiben die übeln Folgen auf die Dauer nicht aus. Und wie vieles von dem, was die Machthaber betreiben, hat mit den Zwecken des Volks gar wenig zu thun!

[1]) Er war 1675 ſeinem Oheim in der, freilich, da das Land in franzöſiſchen Händen war, nur nominellen Regierung gefolgt und ſeit dem 6. Febr. 1678 mit Eleonoren (geb. 6. Juni 1653, † 16. Dec. 1697), der Tochter Kaiſer Ferdinand's III., der Schweſter Kaiſer Leopold's I., der Witwe des Königs Michael Wisniowieczki von Polen, vermählt.

[2]) Benedict Odescalchi, geb. zu Como 1611, Cardinal 1647, Papſt 21. Sept. 1676, † 12. Aug. 1689.

ſolche, die ihren Kindern widerfahren, ſchwerer zu vergeſſen, als Männer. Auch war wol die mütterliche Beſorgniß, daß eine Ausſöhnung mit der ſelbſtſüchtigen und unruhigen Frau nicht zum Guten ausſchlagen möchte, keineswegs grundlos. Ihr Einfluß vermochte den Großherzog, die Unterhandlungen abzubrechen. Er ließ dem Papſte durch Cardinal Cibo erklären: da die Grundſätze und Neigungen der Großherzogin noch die frühern ſchienen, ſo würde es unklug ſein, ſich neue Unruhe in ſein Haus zu ziehen, welche leicht von nachtheiligem Einfluſſe auf die Erziehung der Kinder ſein könne. Anders freilich, wenn die Großherzogin überzeugende Beweiſe wahrer Sinnesänderung geben würde, wozu aber einige Zeit erforderlich wäre. Ebenſo ſprach er ſich gegen den Oberhofmeiſter ſeiner Gemahlin, den Grafen von St. Mesme, aus, der mit Ausſöhnungsvorſchlägen nach Florenz gekommen war. Er hatte zudem eine neue Urſache zur Unzufriedenheit mit ſeiner Gemahlin erhalten: daß dieſelbe nehmlich, ſich mehr als franzöſiſche Prinzeſſin vom Geblüt, denn als Großherzogin von Toscana fühlend, bei der Vermählung der Prinzeſſin Marie Luiſe von Orleans[1]) mit König Karl II. von Spanien der Braut die Schleppe getragen hatte.

Wie die Großherzogin ihren Plan geſcheitert ſah, brach ſie wieder in völligen Ingrimm aus und that alles, wodurch ſie ihren Gemahl ärgern konnte. In dem Quartiere, wo ſie in Montmartre wohnte, entſtand Feuer, wobei ſie den zu Hilfe Eilenden zurief, daß ſie fliehen ſollten, ſtatt zu löſchen. Mag man auch dahingeſtellt ſein laſſen, ob die Aebtiſſin mit Grund behauptete, daß die Großherzogin den Brand verurſacht habe, ſo ſcheint es doch gewiß, daß es ſie gefreut haben würde, wenn ihr Gemahl die Koſten eines Neubaues zu tragen gehabt hätte. In der That mußte er im Kloſter ein Waſſerbehältniß anlegen laſſen, worein das Waſſer von einem nahen Berge geleitet wurde. Auf die Aebtiſſin nahm ſie keinerlei Rückſicht mehr, ließ ſich von einem Stallknecht, den ſie zu ihrem Kammerdiener ernannt hatte, leiten, trieb ſich auf dem Lande und in Bädern umher, und ſchrieb ihrem Gemahl (8. Jan. 1680) einen leidenſchaftlichen Brief, worin ſie ihm in den ſtärkſten Ausdrücken die herbſten Beleidigungen ſagte. Cosmo ſchickte dieſes Schreiben dem Könige zu; aber Ludwig lachte nur darüber und unterſtützte ſogar das Verlangen der Großherzogin, daß ihr Gemahl entweder ihre Jahresrente erhöhen, oder ihr ihre Mitgift herausgeben möge. Als Cosmo ohne Weiteres beides verweigerte, erklärte Ludwig: nachdem er die Prinzeſſin verhindert hätte, ſich bei Hofe aufzuhalten, könne er nicht zu weiterer Strenge ſchreiten, und ſei nicht geneigt, den Grillen eines eiferſüchtigen, erzürnten und unverſtändigen Mannes zum blinden Werkzeuge zu dienen. Gegen Cardinal Bonſi äußerte er: die Leidenſchaft des Großherzogs überſteige alle Begriffe, und er könne ſie nicht mit der Meinung vereinigen, die er von deſſen Klugheit gehabt. Das Schreiben der Großherzogin wurde publi und ſie erklärte offen: mit ſolcher Verachtung müſſe man niederträchtige, ſtolze und eitle Seelen behandeln.

---

[1]) Geb. 27. März 1662, eine Tochter Philipp's von Orleans, aus deſſen erſter Ehe mit Henriette Marie von England, verm 19. Nov. 1679, † 12. Febr. 1689.

Der Großherzog kränkte ſich über das alles ſo, daß er in eine ſchwere Krankheit verfiel. Schon glaubte Margarethe Luiſe am Ziel ihrer Wünſche zu ſein, zumal der Erbprinz Ferdinand mehr ſeinem Großvater, als ſeinem Vater, nachartete, im Geheimen für ſeine Mutter zärtliche Theilnahme empfand und, ungeachtet ihm alle Correſpondenz mit ihr verboten war, ihr doch von Zeit zu Zeit, in Briefen der in ſeinen Dienſten ſtehenden Brüder Lorenzini, Zeichen ſeiner kindlichen Liebe zukommen zu laſſen wußte, aus denen ſie zugleich erſah, daß dem jungen Prinzen das am florentiniſchen Hofe herrſchende Syſtem verhaßt und peinlich ſei. Jetzt, wo alles an dem Aufkommen ihres Gemahls zweifelte, ward ſie ſo freudetrunken, daß ſie alle Beſonnenheit und Vorſicht vergaß und öffentlich über ihre demnächſt auszuführenden Pläne redete. Sie wolle die Heuchler aus Toscana verbannen, und den guten Geſchmack, die Ordnung und echte Philoſophie wieder herſtellen, die unter Ferdinand II. geherrſcht hätten, äußerte ſie am franzöſiſchen Hofe, und mag damit bei den franzöſiſchen Schöngeiſtern viel Beifall gefunden haben. Ja ſie ging ſo weit, dem toscaniſchen Geſandten ſelbſt zu ſagen: ſie werde die Großherzogin Victoria, die Marcheſen Albizzi und Corſini[1]) und den Caſſirer Feroni entfernen, übrigens aber ſich keineswegs an Frankreich ſchließen, deſſen Politik eine lediglich egoiſtiſche ſei. Der Großherzog aber genas wieder, erfuhr die Verbindung ſeines Sohnes mit ſeiner Gemahlin und ließ zunächſt die Brüder Lorenzini in Volterra einkerkern. Weitere Rache mußte er aufſparen. Sein Sohn war ſeinem Einfluſſe entwach-

---

[1]) Sie waren an die Stelle beſſerer, in der Schule Ferdinand's II. gebildeter Männer getreten: des trefflichen Grafen Magalotti und des begabten Apollonio Baſſetti. Letzterer war der Sohn eines Kutſchers des Cardinals Johann Karl Medici, auf des Letztern Koſten erzogen worden, dann Secretär des Cardinals und nach deſſen Tode des damaligen Erbprinzen Coßme, den er auf ſeinen Reiſen begleitete. Er † 1699 und hinterließ ſein Vermögen dem Großherzog.

ſen, folgte ſeinem eigenen Sinne und ſtellte ſich a
Spitze eines jungen Toscanas, das zwar nicht ſehr
reich ſein mochte, dem zaghaften Großherzog abe
merhin furchtbar erſchien. Der Bruder des Gr
zogs, der nachherige Cardinal Franz Maria, ſchlo
ſeinem Neffen an und beide hielten ſich möglichſt
Hofe entfernt. Cosmo änderte, auf das dringend
langen ſeiner Aerzte, namentlich Redi's, ſeine Diä
durfte fortan nur Pflanzenkoſt auf ſeine Tafel ko
weshalb Gärtnerei und Obſtcultur ſeine Liebhaberei w
Er lebte meiſt in der Villa Ambrogiana, wo
1677 ein Kloſter angelegt und mit ſpaniſchen M
bevölkert hatte, bei denen und in ſeinen Treibhäuſ
ſeine Zeit verbrachte. Da er in Frankreich keine
fand und Ludwig XIV., auf die Drohung, die Ner
Großherzogin zurückhalten zu wollen, erklärte,
dies nicht zugeben würde, fügte ſich der Groß
endlich darein, vor der Hand das Verfahren einz
gen, deſſen frühere Ergreifung ihm und Andern m
Verdruß erſpart haben würde: er rief den in Fra
läſtig gewordenen Gondi zurück und kümmerte ſi
Zeit lang nicht um die Handlungen ſeiner Gen
Die Folge lehrte jedoch, daß er gleichwol nicht zu
ſtätigung der Theorie des bekannten Demagogen
von der Heilkraft der Pflanzenkoſt gegen die Leide
dienen kann.

Vor der Hand beſchäftigte er ſich mit der V
lung ſeines älteſten Sohnes, des Erbprinzen Fer
Man hielt dies für um ſo dringender, als d
22jährige Prinz Anlage zum Fettwerden zeigte, u
der andern Seite ſeine Jugendkraft nutzlos zu ver
drohte, indem er bald den Theatern der Lon
bald dem Carneval in Venedig, damals dem Sch

aller Wollüſte und Verſchwendungen, nachzog. Zuletzt machte der Großherzog die Erlaubniß zu einer Reiſe nach Venedig von einer vorherigen Vermählung abhängig, wozu man die Infantin von Portugal, eine baieriſche Prinzeſſin, zwei Töchter des Kurfürſten von der Pfalz [1]) und eine Prinzeſſin von Parma [2]) vorſchlug. Man ſchmeichelte Ludwig XIV., dem man in andern Dingen nicht nach Wünſchen willfahren mochte, indem man ihm die Leitung der Unterhandlungen antrug, der er ſich mit Vergnügen unterzog. Zunächſt war die Abſicht auf Portugal gerichtet und bei den ſtreitenden Intereſſen Spaniens und Frankreichs war die Wahl eines neutralen Prinzen, wie die Medicis, beiden genehm. Es handelte ſich um die Infantin Iſabelle, damals das einzige lebende Kind aus der Ehe Pedro's II. und der Marie Francisca Iſabelle von Savoyen-Nemours. Sie war am 6. Jan. 1669 geboren und da ihre Mutter 1683 geſtorben war, ihr Vater aber keine rechte Luſt zeigte, ſich wieder zu verheirathen, hielt man es nicht für unwahrſcheinlich, daß ſie die Erbin des Reichs werden könne. Portugieſiſcher Seits machte man dem toscaniſchen Conſul in Livorno, Lorenzo Ginovi, entgegenkommende Eröffnungen, und Ludwig XIV. ertheilte ſeinem Geſandten in Liſſabon, Amelot (Thl. I, S. 117), Auftrag, die Unterhandlungen zu führen. Sie gediehen

---

[1]) Es müſſen das, da von dem Jahre 1685 die Rede, die Prinzeſſinnen Louiſe (geb. 15. Jan. 1661, † 6. Febr. 1733) und Amalie Eliſabeth (geb. 22. März 1663, † 12. Juli 1709) geweſen ſein, Töchter des Kurfürſten Karl Ludwig und der Charlotte von Heſſen-Kaſſel. Beide ſtarben unvermählt.

[2]) Wol die Prinzeſſin Margarethe Marie Francisca, geb. 1664, Tochter des Herzogs Rainuzzio II. und der Iſabella von Eſte, verm. 1692 mit Herzog Franz II. von Modena, Witwe 7. Sept. 1694, † 1699.

ziemlich weit, zerſchlugen ſich aber zuletzt daran,
man portugieſiſcher Seits verlangte, der Prinz ſolle
lange keine männlichen Erben Don Pedro's da wä
nach Liſſabon kommen, und Toscana, falls die In
tin den Thron beſtiege, nach Cosmo's Tode mit
tugal vereinigt werden, während Cosmo vom Anfan
einer ſolchen Vereinigung widerſprochen hatte und
darauf beſtand, daß die Infantin vielmehr nach Fl
kommen müſſe[1]). Man entſchied ſich nun für die
zeſſin Violante Beatrix von Baiern[2]), eine Schw
der Dauphine, wobei nur ein vieljähriger Streit
ſchen den Häuſern Baiern und Medici[3]) einige Sch
rigkeit machte. Indeß die Dauphine übernahm die
handlung und man ging in München nicht unb
willig darauf ein. Da aber erklärte wieder der
prinz, daß er, nachdem die portugieſiſche Unterhand
geſcheitert ſei, nun gar nicht heirathen wolle, und
nur durch Vermittelung Ludwigs **XIV.** und gegen
für den Erfolg der Heirath nicht unbedenkliche Erl
niß, vorher nach der Lombardei und nach Venedig
ſen zu dürfen, zur Einwilligung zu bewegen.

---

[1]) Es waren das übrigens unnöthige Sorgen. Don Pedr
mählte ſich 1687 anderweit und erzeugte noch 5 Söhne und 1 T

[2]) Geb. 23. Jan. 1673, eine Tochter Kurfürſt Ferdinand
ria's († 26. Mai 1679) und der Adelheid Henriette von Sa
(† 18. März 1676).

[3]) Kurfürſt Maximilian hatte 1634 dem Großherzog F
nand II. 300,000 Golddukaten zur Aufbewahrung geſchickt und,
Wiedererhebung des dritten Theiles, das Uebrige ſicher anzulege
beten. Ferdinand that das Geld in den Monte di pietà zu Fl
der aber 1645 Bankerott machte. Baiern verlangte nun, da
Großherzog den dabei erlittenen Verluſt an Capital und Zinſen
gen ſolle, wozu ſich dieſer natürlich nicht verſtand. Jetzt aber
ſich die Sache aus, indem Cosmo ſich bereit erklärte, die Ford
von der Mitgift der Braut abziehen laſſen zu wollen.

ſonſt machte dem Großherzog ſeine Familie manche Sorge. Zwar ſein Bruder, Franz Maria, hatte die Statthalterſchaft von Siena, die er ihm übertragen, um ihn von dem Erbprinzen zu trennen, mit viel Geſchick verwaltet, und trug ſeit dem 2. Sept. 1686 den Purpur der Cardinäle. Auch der jüngere Prinz, Johann Gaſton, ein ſchöner, ſanfter und wißbegieriger Jüngling, machte ihm Freude. Doch war er über deſſen Zukunft unentſchloſſen, indem man ihn anfangs zum geiſtlichen Stande beſtimmt hatte, während Spanien ihm das Seegeneralat und der König von Portugal, der ſich inzwiſchen wieder vermählt und Söhne erzeugt hatte, ihm die dem Erbprinzen beſtimmt geweſene Infantin[1]) anbot. Die Schwierigkeit, ihm eine genügende Dotation zu verſchaffen und der Zweifel, ob der Erbprinz Deſcendenz haben werde, verzögerten einen Entſchluß über das Eine oder das Andere. Dagegen weigerte ſich die Prinzeſſin Marie Anna entſchieden, ſich für einen der ihr von Ludwig XIV. und Jakob II. vorgeſchlagenen Bewerber, den Herzog von Modena[2]) oder den Prinzen von Parma[3]), zu entſcheiden. Sie war ganz nach ihrer Großmutter und ihrem Vater geartet, und da ſie bereits für Karl II. von Spanien, für Pedro von Portugal und für den Dauphin in Vorſchlag gekommen war, ſo glaubte ſie ſich durch die jetzt beantragten Verbindungen herabzuſetzen, und erklärte: wenn ſie nicht außer Italien eine anſtändige Partie finden werde, wolle ſie lieber ledig bleiben. — Die Großherzogin lebte in jener Zeit um ſo ungezwungener, als ſie ſich bei der nunmehrigen Herrſcherin, der Maintenon, in Gunſt geſetzt hatte. Ihren Gemahl zu ärgern, legte ſie, ſo viel ſie aufbringen konnte, in die Bank und begann, Schulden zu machen, indem ſie die Meinung verbreitete, daß ſie durch die Kargheit ihres Gemahls dazu gezwungen ſei. In der That ſchenkte ſelbſt der König dieſem Vorgeben ſo ſichern Glauben, daß er ſich bei ihrem Gemahl für eine Erhöhung ihrer Penſion verwendete. Der Großherzog aber ließ ihren Vermögensſtand unterſuchen und ihr eigener Schatzmeiſter bezeugte, daß ſie nie ſo viel Geld gehabt habe, als gerade damals. Indeß durch beharrliches Fortfahren in ihrem Syſtem erhielt ſie doch jene Meinung im Gange, und als ſie ſo weit ging, ihrem Sohne dem Erbprinzen zu ſchreiben, er möge ihr doch, da ſie ſich wegen der Grauſamkeit ſeines Vaters im äußerſten Elende befinde, mit einer Summe Geldes aushelfen und, wenn er kein baares Geld bekommen könne, ihr ein Kleinod vom Hausſchmuck ſchenken, und dieſen Brief bei Hofe Jedermann zeigte, ſo konnte ſich der König gar nicht denken, daß die Sache grundlos ſei, und wiederholte ſeine Verwendung; ja er ſchickte ſeinen Reſidenten in Genua nach Florenz, um von dem Großherzoge 60,000 Livres zur Befriedigung der Gläubiger ſeiner Gemahlin zu verlangen. Nochmals lehnte Cosmo dieſes Anſinnen in der ehrerbietigſten Weiſe ab. Ludwig XIV. ließ ſich aber nicht beſchwichtigen und ſchrieb dem Großherzog ſehr ernſtlich: er ſehe die abſchlägige Antwort als einen Mangel an Würdigung der angelegentlich zu Gunſten ſeiner

---

[1]) Sie † ſchon 21. Oct. 1690 unvermählt.

[2]) Franz II. Herzog von Modena, geb. 6. März 1660, ſucc. 1662, † 3. Sept. 1694 kinderlos. Er war der Schwager Jakob's II. und vermählte ſich 19. Juli 1692 mit Margarethe Marie Francisca von Parma († 1699).

[3]) Odoardo, geb. 3. Juli 1666, † 5. Sept. 1693 vor ſeinem Vater Rainuzzio II. Er vermählte ſich 3. April 1690 mit Dorothea Sophie von Pfalz-Neuburg (geb. 5. Juli 1670), die nach ſeinem Tode ſeinen Bruder, den Herzog Franz, heirathete (8. Dec. 1695), am 26. Febr. 1727 nochmals Witwe wurde und am 15. Sept. 1748 †.

Couſine eingelegten Verwendungen an und zweifle nicht, der Großherzog würde, bei reiferer Erwägung der Sache, mehr Achtung für die Wünſche des Königs haben. Der Reſident mußte nochmals nach Florenz reiſen und brachte auch ein Schreiben des Miniſters Croiſſi mit, worin dieſer dem Großherzog dringend anrieth, die Wünſche des Königs zu erfüllen. So mußte denn Cosmo in den ſauren Apfel beißen und, zum höchſten Triumph ſeiner ſchadenfrohen Gemahlin, die Schulden bezahlen, zu deren Deckung ſie ſelbſt die Mittel beſaß. Er ärgerte ſich darüber ſo, daß er ein Gallenfieber bekam.

Indeß ſie hatte doch zu früh triumphirt. Der Großherzog, der ſeine Krankheit glücklich überſtand, erneuerte jetzt ſeine Machinationen gegen ſie, und es gelang ihm, einen Beiſtand in Verſailles zu gewinnen, der ſelbſt den Einfluß der Maintenon überwog, oder der vielleicht bei der Maintenon den ihrigen verdrängte: den Pater la Chaiſe[1]), den bekannten Beichtvater Ludwig's XIV. Dieſer vermittelte zunächſt die glückliche Erledigung der münchener Unterhandlungen, hinſichtlich deren man gleichfalls die Intriguen der Großherzogin gefürchtet hatte. Die Prinzeſſin von Baiern wurde nach Mittenwalde gebracht, dort von dem toscaniſchen Staatsrath und Oberjägermeiſter Philipp Corſini, unter Zurückſendung ihres deutſchen Gefolges[1]), ubernommen, von Prinz Johann Gaſton in Bologna empfangen und nach Florenz geleitet, wo ſie Ende Decembers ankam, durch ein neu eröffnetes Thor feierlich einzog und (30. Dec.) die Krone, mit welcher Coſmo I. vom Papſt Pius V. gekrönt worden war, aufgeſetzt erhielt. Dies alles in Uebereinſtimmung mit den im Hauſe Medici üblichen Gebräuchen. Die Freude über die edle und anſtandsvolle Haltung des neuen Gliedes der fürſtlichen Familie wurde aber bald durch Zwiſtigkeiten zwiſchen dem Großherzog und ihrem Gemahl getrübt. Die ökonomiſchen Verhältniſſe des Staats waren theils durch politiſche Ausgaben, durch welche der Großherzog, in Ermangelung anderer Waffen, manche Gefahren abzuwenden geſucht hatte, theils durch ſeine Prunkliebe und ſeine reichen Geſchenke an religiöſe Stiftungen ſehr bedrängt worden, und er fühlte das Bedürfniß einer durchgreifenden Einſchränkung, die bei dem Hofe beginnen müſſe, ſo wie mancher ſonſtigen radicalen Finanzmaßregeln. Der Erbprinz aber widerſetzte ſich, proteſtirte ſchriftlich gegen die, auch im Lande unpopuläre, Veräußerung der koſtbarſten Mobilien des Hauſes, und beklagte ſich bitter, daß Er für die Fehler ſeines Vaters büßen ſolle. Coſmo mußte ſich herablaſſen, die Vermittelung des Günſtlings ſeines Sohnes, des Muſicus Franz de Caſtris, in Anſpruch zu nehmen, dem es auch wirklich gelang, den Prinzen zur Fügſamkeit zu beſtimmen. Auch die Prinzeſſin Anna ward jetzt endlich vermählt. Von Oeſterreich aus, wo man den Großherzog zu begütigen und zu gewinnen wünſchte, da er über die dem Herzog von Savoyen bewilligten Ehrenvorzüge unzufrieden und eiferſüchtig war, wurde der Kurfürſt Johann Wilhelm von der Pfalz, ein naher Verwandter des Kaiſerhauſes[1], empfohlen, und man ſchwankte in Florenz nur noch deshalb, weil man ſich wieder einige Hoffnung auf den bereits zum Witwer gewordenen Dauphin[2] machte. Da ſich aber die franzöſiſche Speculation in die Länge zog und die Prinzeſſin ſchon im 24. Jahre ſtand, wo es für italieniſche Damen Zeit wird, zu heirathen, oder in ein Kloſter zu gehen, ſo entſchied man ſich für Kurpfalz, führte die Unterhandlungen in einer Privatcorreſpondenz zwiſchen beiden Fürſten zum Abſchluß, und konnte ſich Glück dazu wünſchen, da die Ehe, wenn auch kinderlos, doch eine zufriedene wurde und der Kurfürſt ſich der Intereſſen des Hauſes Medici mit Eifer annahm, ſodaß dem Großherzoge von dem Kaiſer, unter Beſtätigung der ältern Ehrenrechte, die heißgewünſchte Königliche Hoheit (5. Febr. 1691) bewilligt ward. Cosmo beſchenkte dafür ſeine Tochter mit koſtbaren, zum Hausſchmucke gehörigen Juwelen. Ludwig XIV. aber zürnte über die Vermählung der toscaniſchen Prinzeſſin mit einem Fürſten, den er für ſeinen Feind zu erklären für gut fand und über die Annäherung des Großherzogs an Oeſterreich.

---

[1]) François d'Aix de la Chaiſe, geb. 25. Aug. 1624 auf dem Schloſſe Aix im Dep. der Loire, aus einer angeſehenen Familie, Großneffe des Pater Cotton, Beichtvaters Heinrich's IV., trat in den Jeſuitenorden und war bereits Provinzial deſſelben, als er 1675 den Pater Ferrier als Beichtvater des Königs folgte, der erſte Jeſuit, der ſeit Cotton dieſe Stelle bekleidete. Er wird als ein milder, vermittelnder, ſchlichter und redlicher Mann geſchildert und behauptete ſich 34 Jahre lang und bis zu ſeinem am 20. Jan. 1709 erfolgten Tode in dem Vertrauen des Königs. Aus ſeinen Gärten iſt der Kirchhof des Pere-Lachaise entſtanden.

---

[1] Man war durch die bei der Orleans gemachten Erfahrungen vorſichtig geworden. Indeß Deutſche und Franzoſen ſind bekanntlich ſehr verſchiedene Naturen.

---

[1] Johann Wilhelm (geb. 19. April 1658, ſucc. 2. Sept. 1690, † 8. Juni 1716) war 25. Oct. 1678 mit der Erzherzogin Marie Anna Joſephe (geb. 20. Dec. 1654), Tochter Kaiſer Ferdinand III., vermählt worden, die, nachdem ſie 1683 und 1686 todte Prinzen geboren hatte, 14. April 1689 †. Seine Schweſter Eleonore Magdalene (geb. 6. Jan. 1655, † 19. Jan. 1720) war die dritte Gemahlin Kaiſer Leopold's I.

[2] Ludwig (geb. 1. Nov. 1661, † 14. April 1711) verlor ſeine Gemahlin, Marie Anna von Baiern, 20. April 1690 und hat ſich nicht wieder vermählt.

Nach dem Ausbruche des Krieges in Italien aber fand Ludwig doch fur gut, ſich den Großherzog gefällig zu machen, und dies, wie der Einfluß des Pater la Chaiſe, fing jetzt an, der Großherzogin einige bittere Erfahrungen zu bereiten. Sie hatte in ihrem zeitherigen Zuge fortgelebt und, als ſie ihres Kammerdieners überdrüſſig geworden, einen andern gemeinen Menſchen zu ihrem geheimen Dienſte gewählt. Jetzt aber wurden auf einmal alle misliebige Perſonen von Montmartre entfernt; man lud ſie nicht mehr nach Hofe, und wenn ſie erſchien, begegnete man ihr gleichgiltig und verächtlich. Die Aebtiſſin, mit der ſie ihre erſten Händel gehabt, war ſchon längere Jahre geſtorben (1682) und hatte Anna von Harcourt[1]) zur Nachfolgerin erhalten, welche weder die Klugheit, noch die Sittenſtrenge, noch das ehrwürdige Alter ihrer Vorgängerin beſaß. Auf ſie nahm die Großherzogin nicht die mindeſte Rückſicht, äußerte ſich auf das Verletzendſte über ſie, hetzte die Nonnen auf und zerfiel ſo gänzlich mit ihr, daß ſie ſich mit einer Art und einer Piſtole zu ihrer Vertheidigung verſehen zu müſſen behauptete. Sie klagte ſie ſogar bei dem Könige eines ärgerlichen Briefverkehrs mit einem Finanzeinnehmer an, und erklärte, daß ſie an dem Orte ſolchen Scandals nicht bleiben könne. Der König ließ die Sache unterſuchen, fand ſie grundlos und ließ der Großherzogin ſagen: daß ſie ſich mäßigen möge, ihr Wunſch aber, in ein anderes Kloſter zu gehen, von dem Großherzog abhänge. Als ſie nun wieder einmal von dem Montmartre nach dem Luxembourg ging, ließ ihr der Großherzog, der in den letzten Jahren dergleichen ganz ſtillſchweigend angeſehen hatte, erklären: er werde ihre Rente zurückbehalten, bis ſie wieder nach Montmartre käme, und der König ließ ihr den Befehl zukommen, dem Willen ihres Gemahls zu gehorchen. Doch ließ der König dem Großherzog durch la Chaiſe anrathen, ein anderes Kloſter vorzuſchlagen, weil, wie la Chaiſe bezeugte, die Luft in Montmartre ungeſund ſei. Die Großherzogin ſollte aber vorher bei ihrem Gemahle förmlich darum nachſuchen, was ſie denn auch mit der ihr eigenen Verſtellungskunſt und Gewandtheit that und dabei das Kloſter Portroyal in Vorſchlag brachte, welche urſprünglich bei Chevreuſe gelegene, 1626 aber nach der Jakobsvorſtadt von Paris verlegte Ciſterienſerinnenabtei ſchon ſeit alter Zeit das Recht hatte, auch Laien einen Zufluchtsort zu gewähren, der Großherzogin aber als Sitz einer janſeniſtiſchen Oppoſition[1], von deren Weſen ſie ſchwerlich ein Verſtändniß gehabt hat, genehm ſein mochte. Doch eben deshalb, ſowie wegen der Lage Portroyals in einer Vorſtadt von Paris, war kein Gedanke, daß man auf dieſen Wunſch eingegangen wäre; vielmehr brachte man großherzoglicher Seits das Kloſter St. Mendes in Vorſchlag, wobei aber, unter neuer Beſtätigung der Uebereinkunft von 1674, bedingt ward, daß die Großherzogin ohne Erlaubniß des Königs weder in Paris noch bei Hofe übernachten dürfe, außerdem ſtets vor Sonnenuntergang in ihrem Kloſter ſein müſſe, und ohne Erlaubniß des Großherzogs und Begleitung durch eine Dame und einen Ehrencavalier keine Reiſe machen dürfe. Würde ſie eine oder mehrere der ältern oder neuern Bedingungen verletzen, ſo ſollte der Großherzog ſie durch Abzüge von ihrer Rente beſtrafen, ja dieſe bis auf 20,000 Scudi jährlich vermindern können. Dieſe Bedingungen zu unterſchreiben koſtete der Großherzogin einen ſchweren Kampf. Sie bot Alles auf, dieſe harte Nothwendigkeit abzuwenden. Sie könne nicht begreifen, noch glauben, ſagte ſie, daß der König ſeine Couſine wie eine Magd behandeln ließe; ſie wolle ihr Brot lieber betteln, als ſich ſo beſchimpfende Bedingungen vorſchreiben laſſen. Sie rief die Prinzen vom Geblüte zu ihrem Beiſtand an, und der Herzog von Orleans verwendete ſich auch für ſie bei ſeinem Bruder. Aber Alles war fruchtlos und der Herzog von Orleans mußte ihr ſelbſt zu der, am 19. Sept. 1692 erfolgten Unterzeichnung rathen.

---

[1]) Anna eine lothringiſche Prinzeſſin aus dem Hauſe Elboeuf, geb. 1657, eine Tochter Franz Ludwig's von Harcourt und Annen von Ornano. Sie † 29. Oct. 1699.

---

[1] Das zu Anfang des 13. Jahrhunderts geſtiftete Kloſter wurde 1709 geſchloſſen, die Nonnen in andere Klöſter vertheilt, alle Gebäude niedergeriſſen, ſelbſt die Gebeine der auf den Kirchhöfen Beerdigten nach andern Kirchhöfen gebracht. Der Papſt hatte ſchon 1708 die Aufhebung des Kloſters geſtattet; aber erſt nach la Chaiſe's Tode brachte ſein Nachfolger le Tellier die Maßregel zur Ausführung. Vgl. übrigens die treffliche Schrift von Reuchlin: „Geſchichte von Port-Royal; der Kampf des reformirten und des jeſuitiſchen Katholicismus unter Louis XIII. und Louis XIV.“; Hamburg und Gotha, 1839–44, 2 Bde.

Der Großherzog konnte nun wenigſtens in dieſer Beziehung ruhiger ſchlafen, ließ ſich aber durch die Gefälligkeit Ludwigs XIV. doch nicht beſtimmen, ſich zu einem unbedingten Anſchluſſe an Frankreich zu verſtehen, ſondern beharrte bei ſeiner Neutralität und geſtand den Franzoſen nur das Recht des freien Durchzuges zu, indem er das Weitere von Vorausſetzungen abhängig machte, deren Eintreten ſehr unwahrſcheinlich war. Auch ſo noch ſteigerten die durch den Krieg herbeigeführten Stockungen und Störungen des Verkehrs und vermehrte Abgaben die durch die Monopole, Taxirungen und Ausfuhrzölle hervorgerufenen ökonomiſchen Bedrängniſſe

Toscanas ſo, daß es ſelbſt zu einem Auflauf der Zünfte in Florenz kam und der Großherzog ſich entſchließen mußte, den Vertrieb der von den Zünften gefertigten Artikel zu übernehmen. Auch in ſeiner Familie traf den Cosmo immer wieder mancherlei Unglück. Die Ehe des Erbprinzen war unfruchtbar, und mit allen von der fürſtlichen Familie und dem Lande dagegen angewandten kirchlichen Mitteln gelang es nicht, das zu ändern. Weniger Sorge und Kummer erregte es im Lande, wie ſchmerzlich es auch dem Großherzoge fiel, daß die alte verwitwete Großherzogin Victorie am 6. März 1694 im 72. Lebensjahre †. Die Allodialgüter von Urbino wurden nun dem Cardinal Franz Maria, der in weltlichen und geiſtlichen Functionen die Erbvorzüge des Hauſes Medici bewahrt hatte und die Gebrechen des herrſchenden Syſtems ſehr wohl erkannte, ohne ſie heben zu können, überwieſen, indem beſtimmt ward, daß ſie auch weiterhin als Apanage nachgeborener Prinzen dienen ſollten. Man dachte nun an Vermählung des Prinzen Johann Gaſton, welcher, nach ſeiner Geiſtes- und Sinnesart, ganz geeignet war, einem andern Vater, als Cosmo III., Freude zu machen, aber von dieſem vernachläſſigt und zurückgeſetzt und auch ſonſt, da er bei ſeinen beſchränkten Mitteln wenig Aufwand machen konnte, ziemlich vergeſſen war. Er lebte ſtill für ſich, mit antiquariſchen Unterſuchungen, für die ihn der Cardinal Noris gewonnen hatte, und Blumenpflege beſchäftigt und nur dem Cardinal Franz Maria näher ſtehend, während der Erbprinz, der, nach der Mutter geartet, in dem Freiſinne der Zeit weſentlich ein freies, flottes Leben und ein Hinwegſetzen über ängſtliche Scrupel verſtanden zu haben ſcheint, auch nicht mit ihm ſympathiſirte. Jetzt beſchloß man, Johann Gaſton zu vermählen.

Aber auch hierin befragte Cosmo weder die Neigungen ſeines Sohnes, noch die Zukunft Toscanas. Er ſuchte eine reiche, ihrem Gemahl auch außerhalb Toscanas Ausſichten eröffnende Braut, und überließ die Aufſuchung einer Solchen ſeiner Tochter, der Kurfürſtin von der Pfalz, die ſein ganzes Vertrauen beſaß. Sie ſah ſich zunächſt in dem Hauſe um, in das ſie durch ihre Vermählung gerathen war, und verfiel auf die Witwe ihres Schwagers, des Pfalzgrafen Philipp Wilhelm[1]), Anna Maria Francisca (geb. 13. Juni 1672, † 15. Oct. 1741), die älteſte Tochter des letzten Herzogs von Sachſen-Lauenburg, Julius Franz[2]), und der Pfalzgräfin Hedwig Auguſte von Sulzbach († 29. Nov. 1681), und Beſitzerin der lauenburgiſchen Güter in Böhmen. Schon ſah Cosmo im Geiſte ſeinen Sohn auf Sachſen-Lauenburg Anſprüche erheben und durchführen und damit unter die Fürſten des deutſchen Reiches treten, welche damals von den kleinern Fürſten des außerdeutſchen Europas ſo vielfach beneidet wurden, wie denn das Reich auch damals noch für den Süden und Oſten ein Quell der Ehren war. Die Schwierigkeit kam jedoch zunächſt von der Prinzeſſin. Sie hatte eine Tochter am Leben[3]), Leopoldine Eleonore (geb. 22. Oct. 1691, † 12. Sept.

---

[1]) Ein Sohn Kurfürſt Philipp Wilhelms, aus deſſen zweiter Ehe mit Eliſabeth Amalie von Heſſen-Darmſtadt. Er war 18. Nov. 1668 geb., vermählte ſich 29. Oct. 1690, und † ſchon 10. April 1693.

[2]) Ein Sohn Julius Heinrichs († 10. Nov. 1665) aus deſſen dritter Ehe mit Anna Magdalene von Lobkowitz († 1668), die ihm die böhmiſchen Güter zugebracht hatte. Seine zweite Tochter, Francisca Sibylle Auguſte, war mit Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden vermählt.

[3]) Eine andere Tochter, Marie Anna Karoline, war am 30. Jan. 1693 geboren, aber ſchon am 8. Nov. deſſelben Jahres geſtorben. Auch die Nachkommenſchaft der ältern Tochter erloſch bis 1770.

1751), die nachherige Gemahlin des Prinzen Ferdinand Maria von Baiern (geb. 5. Aug. 1699, verm. 5. Febr. 1719, † 9. Dec. 1738), und wollte ſich nicht gern zu deren Nachtheil verheirathen; jedenfalls war ihr ein nachgeborener Prinz nicht lockend genug; auch ſah ſie in Böhmen manche Schwierigkeiten voraus. Doch die Kurfürſtin malte ihr den Prinzen ſo reizend aus, daß ihr Verlangen rege ward und die Bedenken beſiegte, ſodaß ſie ihrer Schwägerin, wenn auch nur insgeheim, eine Zuſage gab, einige vorläufige Ehepacten genehmigte und ſich am Hofe zu Düſſeldorf einfand. Der Großherzog aber mühte ſich um die Gunſt des Kaiſers, um alle weitern Hinderniſſe zu ebenen. Während dieſe Unterhandlungen ſchwebten, unternahm der Großherzog mit Johann Gaſton eine Wallfahrt nach Loretto; der Erbprinz aber, der an ſeiner Gemahlin kein Behagen fand und ſich bald auf dieſem, bald auf jenem Landſitze aufhielt, übrigens das Vermählungsproject entſchieden misbilligte, reiſte zum Carneval nach Venedig, wo er ſich den äußerſten Ausſchweifungen überließ und ſeine Geſundheit vollends untergrub. Nur um ſo eifriger wurden die Unterhandlungen in Düſſeldorf gepflogen, deren Leitung der Kurfürſt von der Pfalz übernahm, während auch ein kaiſerlicher Bevollmächtigter dabei thätig war. Dem Johann Gaſton wurde ein Theil der toscaniſchen Allodien, durch eine Jahresrente verſtärkt, angewieſen. Während Böhmen den regelmäßigen Aufenthalt der Vermählten bilden ſollte, wurde für den Fall, daß die Prinzeſſin ſich entſchließen ſollte, nach Florenz zu gehen, das Caſino von S. Marco zu ihrer Wohnung beſtimmt. Die Prinzeſſin behielt ſich und ihrer Tochter einen Theil der böhmiſchen Güter vor; in Betreff der übrigen ſollte ihr Gemahl mit ihr in Gemeinſchaft ſtehen und dieſem die Verwaltung zukommen. Das böhmiſche Incolat ſtellte der kaiſerliche Bevollmächtigte in Ausſicht, ungeachtet die böhmiſchen Großen ſich ſehr abgeneigt zeigten, einen italieniſchen Prinzen unter ſich aufzunehmen.

Johann Gaſton reiſte nicht mit glänzenden Erwartungen zu ſeiner Brautſchau ab, und ſein Bruder prognoſticirte ihm bei dem Abſchiede auch nichts Ermuthigendes. Der Augenſchein ſtrafte die übeln Ahnungen keineswegs Lügen. Er ſelbſt zwar gefiel, wie in Düſſeldorf allgemein, ſo auch ſeiner Beſtimmten in hohem Grade. Ihm aber wollte die Prinzeſſin keineswegs zuſagen. Weniger ihr Aeußeres, das weder ſchön, noch häßlich war, ſtieß ihn ab, als ihr faſt rohes Benehmen, ihre unweiblichen Gewohnheiten und eine bedenkliche Unſicherheit über die eigentlichen Grundzüge ihres Charakters. Sie hatte meiſt auf dem Lande gelebt, hatte ihre Freude am Reiten und Jagen, und hielt ſich am liebſten im Stalle auf. Sie hing an dem Landleben, allem Anſchein nach nicht aus den edlern Gründen, die daſſelbe einem der Nichtigkeiten des Weltlebens und ſeiner Culturtünche überdrüſſigen Geiſte empfehlen können, ſondern weil ſie ſich bewußt ſein mochte, daß ſie ſich an Höfen und im ſtädtiſchen Leben nicht zu ihrem Vortheile bewegen könne. Indeß er hoffte, ihre Liebe zu ihm — wenn eine rein ſinnliche Neigung, die nicht mit Verſtändniß der höhern Vorzüge ihres Gemahls, oder doch Achtung derſelben verbunden geweſen zu ſein ſcheint, mit dem Namen Liebe bezeichnet werden kann — werde ſich dauernd erhalten laſſen und ihm den fördernden Einfluß auf ſie ſichern. So ward die Ehe am 2. Juli 1697 abgeſchloſſen, worauf die Neuvermählten noch einige Monate zu Düſſeldorf verweilten, und dann nach Reichſtadt, dem Hauptorte der böhmiſchen Beſitzungen der Prinzeſſin und ihrer gewöhnlichen Reſidenz, abreiſten.

Cosmo glaubte, am Ziele ſeiner Wünſche zu ſein, zumal auch die Verhältniſſe zu ſeiner Gemahlin ſich gebeſſert hatten. Der erbloſe Tod ihrer Schweſter, der verwitweten Herzogin von Guiſe[1]), hatte ihr Anlaß gegegeben, Anſprüche auf deren Erbſchaft zu erheben, deren Durchfechtung ihren unruhigen Geiſt beſchäftigte, während das vorrückende Alter ihre Neigung zu ſonſtigen Genüſſen minderte. In Folge deſſen und ihres vermehrten Vermögens bewies ihr Cosmo größere Rückſicht, ließ ihr ziemliche Freiheit und trat zuletzt in einen ganz freundſchaftlichen Briefwechſel mit ihr. Aber wie die Verdrießlichkeiten ſeiner eigenen Ehe abnahmen, erwuchſen ihm neue aus der mit ſo viel Hoffnung begrüßten ſeines jüngern Sohnes. Dieſer konnte ſich weder an die Manieren ſeiner Gemahlin, noch an ſeinen böhmiſchen Aufenthalt gewöhnen. Er fand die Verwaltung der Güter in größter Zerrüttung[2]), folglich die Vermögensverhältniſſe nichts weniger, als ſo glänzend, wie man geträumt hatte. Das Klima ſagte dem Florentiner nicht zu. Reichſtadt war damals nur von Bauern bewohnt, zwiſchen waldigen Bergen gelegen, und in dem herrſchaftlichen Wohngebäude nichts Prächtiges, als die Ställe. Schlimmer noch, daß er in Betreff des Charakters ſeiner Gemahlin Entdeckungen der traurigſten Art machte. Er fand ſie launiſch, herrſchſüchtig, jähzornig, ſtarr und ränkevoll, und entdeckte zu ſpät, daß ihr erſter Gemahl unter gleichen Erfahrungen ſeinen Troſt nur beim Trunke gefunden und darüber ſein Leben verkürzt hatte. Der Hof zu Reichſtadt ward bald ein Schauplatz der Parteiungen, wobei die Toscaner zu dem Prinzen, die Böhmen zu der Prinzeſſin hielten, und Johann Gaſton hielt es kaum einen Winter aus.

---

[1]) S. S. 1. Ihr Gemahl, Ludwig Joſeph I., Herzog von Guiſe (geb. 7. Aug. 1650), war am 30. Juli 1671 geſtorben, und ihr einziges Kind, Ludwig Joſeph II. (geb. 27. Aug. 1670) ihm ſchon am 16. März 1675 gefolgt. Damit war das ganze Haus der Guiſe, mit Ausnahme der Nebenlinie Elboeuf, im Mannsſtamme erloſchen, und auch die Großtante Marie (geb. 15. Auguſt 1615), welche nun den Stamm noch repräſentirte, † am 3. März 1688 unvermählt und erblos.

[2]) Eine ergötzliche Schilderung von der Lage böhmiſcher Gutsherren noch in viel ſpätern Zeiten bringt der Rheiniſche Antiquarius, II, 1, 128 ff.

Obwol ſein Vater ihm verboten hatte, ſich ohne ſeine Erlaubniß von ſeiner Gemahlin zu entfernen, reiſte er doch ſchon 1698 plötzlich nach Aachen, in deſſen Bädern ſeine Schweſter, die Kurfürſtin, vergeblich Fruchtbarkeit ſuchte. Von da ging er, unter dem Namen eines Marcheſe von Siena, nach Paris, und beſuchte zuvörderſt ſeine Mutter im Kloſter St. Mendes, von der er dem König vorgeſtellt wurde, der ihn äußerſt gnädig aufnahm. Deſto unzufriedener war Cosmo mit der Reiſe und befahl dem Prinzen eine ſofortige Rückkehr nach Böhmen, die denn auch über die Niederlande, Hamburg und Sachſen erfolgte. Die Prinzeſſin, durch die Trennung gebeugt, nahm ihn freundlich auf, aber bald erneuerten ſich die alten Zwiſte. Johann Gaſton konnte es nicht mehr in Reichſtadt aushalten und nahm ſich wenigſtens als Winterwohnung ein Haus in Prag. Seinem Vater, der ihm immer ſchärfere Vorwürfe machte, erwiderte er: „Ew. Hoheit verzeihen, wenn ich Sie bitte, Sich zu erinnern, daß Sie Sich hinſichtlich des Frauenhumors zu Schritten genöthigt geſehen haben, die Sie ungern gethan haben. Wenn der in meinem Falle treibende Grund nicht ſo ſtark iſt, ſo iſt auch mein Verfahren gelinder geweſen, indem ich wieder zu meiner Frau zurückgekehrt bin.“ Cosmo, durch ſolche Erinnerungen aus dem Munde eines Sohnes ſchwerlich beſänftigt, legte die Schuld des übeln Ausganges der von ihm ſo eifrig betriebenen Ehe lediglich dem Prinzen zur Laſt. Hätte er doch, wenn er die Uebelſtände auf der andern Seite anerkannt hätte, nur ſich ſelbſt, wegen Mangel an ſorgfältiger Erkundigung und Prufung, Vorwürfe machen müſſen! Die Prinzeſſin, welche ihre Unfruchtbarkeit lediglich der übeln Behandlung ihres Gemahls zuſchrieb und allerdings in ihrer erſten Ehe Beweiſe von Fruchtbarkeit gegeben hatte, welche letztere auch vor der zweiten Vermählung durch ärztliche Zeugniſſe beſtätigt worden war, beklagte ſich über den Prinzen bei deſſen Vater und ward von der Kurfürſtin dabei unterſtützt. In die Stadt wollte die Prinzeſſin ihrem Gemahl durchaus nicht folgen, und ſo lebte der Prinz, mit ſeinem florentiniſchen Gefolge, in Prag, von wo er Reiſen nach Leipzig und an die benachbarten Höfe machte und nur zuweilen auf kurze Zeit ſeine Gemahlin beſuchte. Endlich führten die ökonomiſchen Verhältniſſe ſogar zu einem Rechtsſtreit, deſſen weitern Fortgang man durch Vermittelung der Kaiſerin und des Kurfürſten zu verhindern ſuchte. Diesmal nahm ſich Cosmo, dem der Prinz die ganze Sachlage und ſeinen Plan für die Zukunft in einem ausführlichen Schreiben (18. April 1699) dargelegt hatte, ſeines Sohnes doch an und erwirkte einen kaiſerlichen Befehl, wonach der Obriſt-Burggraf von Prag der Prinzeſſin ernſtliche Vorſtellungen thun mußte. Da aber ſeine Hoffnung auf eine Nachkommenſchaft aus dieſer Ehe immer ſchwächer wurde, ſo dachte er ſchon daran, ſeinen Bruder, den Cardinal Franz Maria, den geiſtlichen Stand aufgeben und eine Ehe ſchließen zu laſſen;

ein Gedanke, deſſen raſche Ausführung das Haus Medici gerettet hätte, aber durch die Kurfürſtin, welche immer noch auf die Fruchtbarkeit ihrer Schwägerin hoffte, verhindert ward. Dafür hatte Cosmo die Genugthuung, in Rom die königlichen Ehren zu erlangen, die ihm Frankreich und ſelbſt Lothringen noch verweigerten, auch bei Gelegenheit einer, zum Zwecke einer beabſichtigten italieniſchen Ligue zwiſchen dem Papſte, Venedig, Toscana, Mantua, Parma und Savoyen[1], unternommenen Incognitoreiſe nach Rom[2], ein Canonicat von St. Peter erhalten[3], wobei er ſich wirklich als Canonicus kleidete, die Tribünen beſtieg und dem Volke die Reliquien zeigte.

Er war in Rom in ſeiner Neutralitätspolitik nur beſtärkt worden, wäre aber gleich nachher beinahe in einen Krieg mit der Republik Lucca verwickelt worden. Zwei Meuchelmörder aus dem Luccheſiſchen lagen in Pietraſanta in Banden, waren aber von ihren Spießgeſellen aus einem benachbarten Dorfe ihres Heimatsgebietes befreit worden, und hatten ihre Ketten in der Kirche ihres Ortes öffentlich aufgehängt. Cosmo beſchwerte ſich darüber, erhielt aber keine Genugthuung. Der Erbprinz hatte gewünſcht, daß man ſofort zur Gewalt verſchritten wäre. Cosmo wandte ſich aber nochmals an Lucca und verlangte, daß man die Beamten der beiden Orte, wo die Schuldigen wohnten, 20 Einwohner derſelben, die Frevler ſelbſt und ihre Mitſchuldigen ausliefern ſolle. Lucca weigerte ſich und rief den Papſt, den Kaiſer, die Könige von Spanien und von Frankreich um Vermittelung an, welche der Großherzog aber ablehnte, weil die Sache für die Beachtung ſo großer Monarchen zu geringfügig ſei, ſowie er auch die Ausgleichungsvorſchläge verwarf, die der Prinz von Vaudemont, als Statthalter von Mailand, machte. Der Tod des Papſtes und der heranbrechende ſpaniſche Erbfolgekrieg richtete die Aufmerkſamkeit auf Angelegenheiten von unmittelbarerer Wichtigkeit. Vor der Hand jedoch nahm man luccheſiſche Unterthanen, wie ſie den Toscanern in die Hände fielen, gefangen, die auch erſt 1703 befreit wurden, wo Ludwig XIV. den Großherzog durch den Cardinal d'Eſtrées bewog, die Vermittelung Philipps V. anzunehmen, worauf Lucca einen Edelmann als Geſandten nach Florenz ſchickte, der die Beamten von Camajore zur Verfügung des Großherzogs mitbrachte.

---

[1] Das Project war durch die trügeriſchen londoner Unterhandlungen über die Theilung der ſpaniſchen Monarchie veranlaßt worden, wobei auch über italieniſche Gebiete disponirt ward.

[2] Er ſchmeichelte dabei dem Papſt auf jede Weiſe. Als er eine neue Waſſerleitung in Anzio beſichtigte, trank er aus der Quelle, die der Papſt mit großen Koſten dahin geleitet hatte, was wir übrigens nicht als einen Beweis übertriebener Höflichkeit anführen, ſondern ganz natürlich finden. Ein Cardinal aber machte ein Lobgedicht auf dieſen Trunk.

[3] Es gab das Recht des Zutrittes zu den heiligen Reliquien.

In dem Kriege beobachtete Cosmo eine Neutralität, welche allen Theilen alles zuließ und Toscana vielleicht vor ernſtern Gefahren, nicht aber vor großen Laſten, Verlegenheiten, Beängſtigungen und Demüthigungen bewahrt hat [1]). Erſt nahm es Frankreich übel, daß die Engländer und Holländer in Livorno ebenſo freie Practica hatten, wie die Franzoſen. Dann zürnte Oeſterreich, daß der Großherzog, dem Beiſpiele des Papſtes und Venedigs folgend, den Erzherzog Karl nicht als König von Spanien anerkannte, Philipp V. bei deſſen

---

[1]) Daſſelbe gilt übrigens auch von Venedig.

Anweſenheit in Italien große Aufmerkſamkeiten erwies und deſſen Vermittelung in der Streitſache mit Lucca annahm, ja, man hegte den Verdacht, die früher erwähnte Reiſe des Großherzogs nach Rom habe den Zweck gehabt, den päpſtlichen Einfluß für die Erklärung des Herzogs von Anjou zum Thronfolger in Spanien zu gewinnen, und würde ernſtlich gegen das Haus Medici eingeſchritten ſein, wenn nicht Kaiſer Leopold ſelbſt und die Kaiſerin ſich deſſelben angenommen hätten. Auch der Kurfürſt von der Pfalz bot ſeinen Einfluß zu Gunſten ſeines Schwagers auf, und dieſer ſuchte den wiener Hof zu begütigen, indem er Johann Gaſton auftrug, dem neuen König Karl III. bei deſſen Durchreiſe durch Böhmen aufzuwarten. Es iſt nicht immer eine unwürdige, oder zweiächſelnde Haltung, wenn ein Staat, bei einem Kriege Anderer, mit beiden Theilen gut Freund zu ſein ſtrebt; denn er kann recht wohl der Ueberzeugung ſein, daß Beide ungefähr gleiches Recht oder Unrecht haben, die Sache ſelbſt aber ihn nichts angehe; aber es iſt ſtets eine ſchwierige Haltung, beſonders wenn man nicht die Macht beſitzt, die es jedem Theile bedenklich macht, uns auf die andere Seite zu drängen. Mit der Schlacht von Turin (7. Sept. 1706) wurde Oeſterreichs Uebergewicht in Italien entſchieden, und der Marcheſe Pallavicini nach Florenz geſendet, um 300,000 Dobl. Contribution, Winterquartiere für 3 Reiter- und 3 Fußregimenter und Anerkennung Karls III. zu fordern. Durch Vermittelung der Holländer wurde die Contribution auf die Hälfte herabgeſetzt, die Bequartierung vertagt und die Anerkennung durch öffentliche Urkunde erlaſſen. Auch mit den Engländern hatte man Händel. Sie waren ſchon lange aufgebracht auf Toscana, wei es keine anglicaniſchen Prediger zuließ, und die Englän der bekommen bekanntlich, ſeit Eliſabeth und Cromwell, von Zeit zu Zeit eine Anwandelung, ſich zu Vertretern des proteſtantiſchen Intereſſes in katholiſchen Ländern aufzuwerfen, woran auch ihre Regierung theilnimmt, wenn ſie es gerade in ihrem Intereſſe findet, kleine Staaten zu chicaniren, oder Popularität braucht. Auch ſcheinen die Engländer ſchon damals die Neigung gehabt zu haben, ſich über die Geſetze und Einrichtungen anderer Nationen erhaben zu dünken, und ihre Agenten ſcheinen ſich ſchon damals durch Anmaßung und parteiiſche, ſchwarzfärberiſche Berichte ausgezeichnet zu haben. Genug, ein engliſcher Schiffscapitain hatte auf der Rhede von Livorno, wider ſein dem Commandanten des Freihafens gegebenes Wort, franzöſiſche Schiffe angegriffen, war deshalb belangt, auf Fürſprache des engliſchen Reſidenten Blackwell aber mit aller Strafe verſchont und nur zur Schadloshaltung der in Verluſt Gebrachten verurtheilt worden. Gleichwol aber ſchilderte er in London das gegen ihn in Livorno beobachtete Verfahren in den ſchwärzeſten Farben und fand bei dem Hofe und dem Volke jene willige, jeder Gegenvorſtellung unzugängliche Leichtgläubigkeit, von der auch die neueſte Zeit ſo manches von den Engländern gegebene Beiſpiel genoſſen hat, während dieſelbe Nation in andern Fällen, wo ihr Intereſſe es empfiehlt, auch ſehr dickhäutig ſein kann. Auch diesmal vermittelte jedoch Holland, dem der Großherzog den Gegendienſt leiſtete, die Ernennung einer der Republik genehmen Perſon für das Bisthum Münſter beim Papſte zu erwirken, mit Erfolg: der Reſident wurde abberufen und durch Henry Newton erſetzt, der die Sache unbefangen und maßvoll behandelte und bald in Vergeſſenheit brachte.

Neben all dieſen Bedrängniſſen währten die innern

Leiden des großherzoglichen Hauſes fort. Johann Gaſton haderte und proceſſirte noch immer mit ſeiner Gemahlin, wobei auch die verſchiedenen Rechtsgebräuche in Frage kamen, indem es ſich u. A. um die Frage handelte, ob die ihr gegebenen Juwelen als Geſchenk, oder als blos zum Gebrauch vertraut zu betrachten ſeien. Der Prinz ward durch das traurige Verhältniß und die übeln Nachreden, in die ihn ſeine Gemahlin brachte, anfangs verſtimmt und niedergeſchlagen, ſuchte dann Zerſtreuung in liederlicher und unwürdiger Geſellſchaft, ergab ſich dem Spiel, dem Trunk und andern Ausſchweifungen, trieb ſich in prager Weinſchenken umher und gerieth durch das Spiel in die drückendſten Schulden. Der Erbprinz Ferdinand war zwar immer noch leidend und dabei mit dem Gelde nicht ſparſam, das er reichlich auf das Theater und die Virtuoſinnen verwendete, war aber bei dem Volke beliebt, beſaß recht wohl einen hellen Blick für die Angelegenheiten Anderer und gewann nach und nach, durch das Eintreffen ſeiner Vorherſagungen und durch das Kräftigere und Muthvollere ſeines Geiſtes, einen ſehr entſchiedenen Einfluß auf ſeinen ſchwachen und zaghaften Vater. Es gelang ihm, denſelben zu überzeugen, daß Johann Gaſton doch nicht zuerſt und zunächſt die Schuld ſeines Unglücks trage, und man beſchloß nun, ihn aus ſeiner traurigen Lage zu ziehen und eine Ausſöhnung mit der Prinzeſſin zu vermitteln, was man am beſten dadurch zu bewirken hoffte, daß man ſie einlud, ſich nach Florenz zu wenden Ein Kapuziner aber hatte der Prinzeſſin bange gemacht wenn ſie nach Toscana ginge, ſo würde man ſie, die für unfruchtbar gelte, bald beſeitigen, hatte dieſe Warnung durch eine Menge Geſchichten von dem Verfahren der früheren Medicis gegen ihre Gemahlinnen durch Bezugnahme auf die eigenen Händel Cosmo's III. mit ihrer Schwiegermutter unterſtützt, und nun mochte die für dergleichen ſehr empfängliche Frau nichts als aqua toffana und Banditendolche träumen, und faßte den feſten Entſchluß, nicht vom Platze zu weichen, wenn man ſie nicht mit Gewalt von dannen ſchleppe. Umſonſt ſtellte Johann Gaſton ſich aufs Zärtlichſte gegen ſie an; umſonſt ward ſie bald durch Diplomaten, bald durch Jeſuiten bearbeitet; ſelbſt die Vermittelung der Kaiſerin war vergeblich. Als man ihr endlich von Wien aus mit ernſtlichen Maßregeln drohte, ging ſie ſelbſt nach Wien und entdeckte der Kaiſerin den eigentlichen Grund ihrer ſo beharrlichen Weigerung. Nun ward ſie freilich eines Beſſern belehrt und mußte den Ungrund ihrer Beſorgniſſe zugeben, oder ſich wenigſtens ſo ſtellen, machte aber mancherlei mistrauiſche Bedingungen in Betreff des gewünſchten Ueberzuges nach Florenz, und war ſchließlich doch nicht zu bewegen. Sie klagte, weinte, verſprach, ſich mit ihrem Gemahl zu vertragen, wollte das Weitere von deſſen Liebesbeweiſen abhängen laſſen, und zuletzt mußte der Prinz doch wieder nach Reichſtadt gehen. Allein nur zwei Monate hielt er es aus, dann wendete er ſich nach Hamburg und ſetzte da ſein prager Leben fort, benutzte jedoch auch, wie er im Allgemeinen von jeher gethan hatte, die Gelegenheit, ſeine Kenntniſſe und Erfahrungen durch Umgang mit bedeutenden Männern zu erweitern, wie er denn vielen Verkehr mit Leibnitz gepflogen hat. Endlich bewog man ihn zur Rückkehr nach Prag, während die Prinzeſſin beharrlich in Reichſtadt blieb und der Kurfürſt von der Pfalz ſich zu ihr begab, um ſie durch die dringendſten Vorſtellungen und Verſprechungen aller Art zu bewegen, ſich zu der Reiſe nach Florenz zu verſtehen. Nach langem Widerſtande erklärte ſie: wenn ſie nach Florenz reiſen ſolle, müſſe der Kurfürſt mitgehen, da ſie ſich nicht entſchließen könne, mit einem Gemahle zu reiſen, der ſie nicht liebe1)). Man mag dahingeſtellt ſein laſſen, ob ſie dieſe Bedingung in der Vorausſicht ſtellte, daß ſie nicht erfüllt werden könne, oder ob immer noch das alte Kapuzinergeſpenſt im Hintergrund ſtand, gegen das ſie bei dem Kurfürſten Schutz hoffte. Als man ihr vorſtellte, daß der Kurfürſt in den damaligen Kriegszeiten unmöglich ſeine Staaten ſo lange verlaſſen könne, ſah ſie das endlich ein, ſchwankte, weinte und erklärte zuletzt, daß ſie in drei Jahren nach Florenz gehen wolle. Mit vieler Mühe brachte der Kurfürſt ſie dahin, die drei Jahre auf zwei herabzuſetzen2)) und dies dem Kaiſer und dem Großherzog ſchriftlich zu eröffnen. Dann eilte er nach Prag und beſtimmte den Prinzen, ſogleich nach Florenz zu gehen, wo er ihm die beſte Aufnahme und die Bezahlung ſeiner Schulden in Ausſicht ſtellte. Vorher aber mußte der Prinz, auf Betrieb des Großherzogs, dem jene Friſt begreiflich zu lang erſchien, noch einmal nach Reichſtadt, um noch einen Verſuch zu machen, ob er das Vertrauen ſeiner Gemahlin nicht wieder gewinnen könne, fand ſie aber um ſo ſtolzer und zurückhaltender, je mehr er ihr entgegenkam. (Wer freilich mag wiſſen, was früher zwiſchen ihnen vorgefallen,

---

1) Ein Liebeshof mag entſcheiden, ob es ſchwerer für eine Dame iſt, mit einem Gemahl zu leben, der ſie nicht liebt, oder mit Einem, den ſie nicht liebt. Wir ſollten denken, das letztere. Denn was duldet nicht die wahre Liebe des Weibes, auch wenn ſie keine Erwiderung findet! Freilich aber verletzt das Nichtgeliebtwerden die Eitelkeit, während die Huldigungen auch Ungeliebter derſelben ſchmeicheln. Das gilt aber blos von Frauen, die eben nur eitel ſind.

2) Die arme Frau mag in der That geglaubt haben, daß dies eine Gnadenfriſt ſei, nach deren Verlauf ſie dem Tode entgegengehe.

das die allerdings leidenſchaftliche und gemeindenkende Frau unauslöſchlich gekränkt hat und ihr alle Zärtlichkeitsverſuche ihres Gemahls als Verſtellung erſcheinen ließ, was ſie au fond denn auch waren!) Der Prinz ging nun über Wien, wo er viel Beifall und Theilnahme fand, nach Florenz, traf daſelbſt Anfangs 1705 ein und wurde auf das Liebevollſte empfangen und, da man ihn über Erwarten gereift und ausgebildet fand, in das volle Vertrauen des Hauſes gezogen.

Daß aber weder aus ſeiner Ehe, noch aus der des Erbprinzen mit einiger Wahrſcheinlichkeit Nachkommenſchaft zu erwarten ſei, ſagte man ſich jetzt ſelbſt und entſchloß ſich daher endlich, aber zu ſpät, zu dem Verſuche, der vielleicht früher zum Ziele hätte führen können, zu einer Vermählung des Prinzen Franz Maria. Man hatte erſt daran gedacht, die Ehe Johann Gaſtons annulliren zu laſſen, hatte aber die Langwierigkeit dieſes Verfahrens geſcheut. Große Hoffnung konnte man aber auf den neuen Ausweg nicht ſetzen, denn Franz Maria war jetzt ein hoher Vierziger, ſtark beleibt und durch frühere Exceſſe geſchwächt. Er ſelbſt ging ſehr ungern an die Sache. Er war in Rom ſehr einflußreich, zog aus ſeinen Stellen ein großes Einkommen, und für die Ausſichten auf anderweite vortheilhafte Stellungen, welche ihm früher von den bourboniſchen Höfen eröffnet worden waren[1]), ſchien der damalige Stand des Krieges wenig zu verſprechen. Er liebte ein freies, ſorgloſes, ungezwungenes Leben, und es war ſchwer abzuſehen, wie man ihm mit den geringen Mitteln des damals in tiefſter ökonomiſcher Bedrängniß ſchwebenden toscaniſchen Hofes die Fortſuhrung eines ſolchen ſichern wolle, wenn man ihm ſeine geiſtlichen Einkünfte entzog. Die ganze Sache war ihm ſo unangenehm, daß ihm ſchon der Gedanke daran eine gefährliche Krankheit zuzog. Indeß man wollte keinen noch möglichen Verſuch zur Erhaltung des Hauſes Medici unerprobt laſſen, und es gelang, von dem Papſte, Frankreich und Spanien die Erlaubniß zu erwirken, daß er ſeinen Beneficien, unter Vorbehalt von Penſionen daraus, entſagen durfte. Sein Cardinalshut kam an Salviati, der den Bourbons und den Medicis genehm war. Eine Braut fand ſich in Eleonore Gonzaga (geb. 1685), einer Tochter des vorigen Herzogs Vincenz von Guaſtalla († 1703) und der Maria Victoria Gonzaga von Guaſtalla, und einer Schweſter des regierenden Herzogs Anton Ferdinand, und die Ehe wurde 1709 geſchloſſen. Geſchloſſen, aber nicht vollzogen! Der das zum Erlöſchen beſtimmte Haus Medici verfolgende eheliche Unſtern, den man wol als eine durch alte Vorgänge hervorgerufene, die Sünden der Väter an ſpäten Gliedern des Geſchlechts heimſuchende Nemeſis zu betrachten verſucht ſein kann, ruhte noch nicht. Die mit der höchſten Aufmerkſamkeit aufgenommene und behandelte Prinzeſſin weigerte ſich, eine Annäherung ihres Gemahls an ihr jungfräuliches Lager zu geſtatten. Man glaubte anfangs, daß nur eine übertriebene Prüderie im Spiele ſei, wie ſie wol ſtattfinden kann, wo, wie hier, keine Liebe beſteht, entdeckte aber bald, daß etwas Anderes die Schuld tragen müſſe, das denn auch durch die Geiſtlichen, die man der Prinzeſſin zuſchickte, ermittelt ward. Sie hatte gleichfalls, wie ihre böhmiſche Schwägerin, ein Phantom im Kopf, das nicht aus demſelben zu bannen war. Sie mochte von den Mißſtänden des Erbprinzen und von den Jugendſünden ihres eigenen Gemahls gehört haben, und fürchtete, von ihm angeſteckt zu werden. Dieſes Schreckbild war nicht zu verdrängen; ſelbſt die Vorſtellungen ihrer Mutter und ihres frühern Beichtvaters, den man von Guaſtalla kommen ließ, waren vergeblich, und Franz Maria kränkte ſich darüber ſo, daß er neue Anfälle von Schwermuth und Kränklichkeit bekam, welche letztere ſich zu einer Waſſerſucht ausbildete, an der er am 3. Februar 1711 †.

---

[1]) Philipp V. hatte ihm das Erzbisthum Toledo verſprochen, und für den Fall, daß er den geiſtlichen Stand verlaſſen ſollte, war ihm von den beiden bourboniſchen Höfen, vorausgeſetzt, daß die Niederlande bei Spanien blieben, deren Statthalterſchaft in Ausſicht geſtellt werden.

Man ſah jetzt in Florenz voraus, daß das Haus Medici in vielleicht dreißig Jahren erloſchen ſein werde, und wollte doch Toscana nicht den Zufälligkeiten der politiſchen Conſtellationen und fremder Willkür überlaſſen. So kam man auf den Gedanken, daß, da in dem kaiſerlichen Grundgeſetz vom 28. Oct. 1530, welches die erbliche Regierung des mediceiſchen Mannsſtammes feſtgeſetzt hatte, der Fall eines gänzlichen Erlöſchens deſſelben nicht vorgeſehen ſei, die urſprüngliche Republik Florenz wieder in ihre Rechte eintrete. Der Großherzog beſchloß nun, dieſem Plane Anerkennung zu erwirken, und verband damit noch den weitern Wunſch, im künftigen Frieden, zum Erſatz für die Kriegscontributionen, den Präſidialſtaat [1]) für Toscana abgetreten zu erhalten. Er ſendete den Marcheſe Karl Rinuccini nach dem Haag, um zunächſt den Großpenſionär Heinſius für den Plan zu gewinnen, den auch die Kurfürſten von Mainz, von der Pfalz und von Hannover, ſowie der Biſchof von Münſter [2]) unterſtützten. Heinſius ging mit Intereſſe darauf ein, obwol er vorausſah, daß die Sache große Schwierigkeiten haben werde, indem Florenz allein ſich unter den damaligen Verhältniſſen nicht wohl als Republik würde behaupten können[1]), während bei den Lehen die Anſprüche der Cognaten[2]) und die Nothwendigkeit, die kaiſerliche Zuſtimmung zu erwirken, entgegentreten konnten. Indeß die Seemächte fanden ein Intereſſe daran, Florenz als Freiſtaat zu ſehen, in welchem ſie einen Freihafen und dadurch weſentliche Vortheile für ihren Handel mit Italien und der Levante zu gewinnen hofften. England und Holland begrüßten daher den Plan mit Freuden, ohne ſich jedoch viele Hoffnung auf ſeine Verwirklichung zu machen, da ſie ebenſo von Oeſterreich, wie von Frankreich Widerſtand erwarteten. Wider Erwarten zeigte ſich jedoch das wiener Cabinet dem Wiederaufleben der republikaniſchen Verfaſſung in Florenz nicht eben feindlich, erklärte aber freilich, Siena und die kaiſerlichen Lehen des Hauſes Medici würden der Republik nicht zugetheilt werden können. Man hätte ſich auch damit zufrieden gegeben; allein der Tod des Kaiſer Joſeph I. (17. April 1711) änderte die ganze Zeitlage ſo weſentlich und brachte ſo viel neue Fragen und Verhandlungen mit ſich, daß das florentiniſche Project darüber gänzlich bei Seite gelegt und vergeſſen wurde. — Cosmo ließ ſich jetzt durch ſein geliebteſtes Kind, die Kurfürſtin von der Pfalz, welche ſich zutraute, ihr ganzes väterliches Haus zu überleben — wie das auch eingetreten iſt — auf den Gedanken bringen, daß ihr nach Erlöſchen des Mannsſtammes die Beſtimmung eines Nachfolgers überlaſſen werden könne, und eröffnete darauf bezügliche Unterhandlungen. Er hatte ſeine Hoffnungen auf das zum Wahltag in Frankfurt verſammelte Kurfürſtencollegium geſetzt, bei welchem er zunächſt über die allzu hohen Contributionen, die ihm für die Reichslehen angeſonnen worden, Beſchwerde führte. Seine Rechnung ging darauf, daß bei dieſer Gelegenheit feſtgeſtellt werden würde, was eigentlich von ſeinen Gebieten Reichslehen ſei, worauf er dann um ſo freier über das Uebrige verfugen könne. Die Kurfürſten ſympathiſirten allerdings mit den Klagen des Großherzogs über die Kriegslaſten und waren auch ſonſt durch Kurpfalz für ihn geſtimmt. Eine Abſonderung der Leben glaubten ſie aber nicht vornehmen zu dürfen, da dies vor den ganzen Reichstag gehöre, und öſterreichiſcher Seits wurde auch erinnert, daß die italieniſchen Angelegenheiten immer dem Kaiſer allein überlaſſen worden ſeien. So beſchloſſen ſie nur, in die Wahlcapitulation einen Artikel aufzunehmen, worin in allgemeinen Ausdrücken beſtimmt wurde, daß der Kaiſer von den hohen Vaſallen des Reichs keine größern Contributionen erheben laſſen ſollte, als von den Reichsgeſetzen erlaubt würde, die Intereſſen des Großherzogs aber in einer beſondern Vorſtellung zu befürworten. Der neue Kaiſer aber nahm es ſehr ungnädig auf, daß der Großherzog ſich an die Kurfürſten gewendet hatte. Man wollte in Wien auch wiſſen, er gehe damit um, den Herzog von Berry zum Nachfolger in Toscana zu beſtimmen und franzöſiſche Beſatzung in Livorno aufzunehmen. Johann Gaſton, der nach Mailand geſendet worden, wurde zu keiner förmlichen Audienz zugelaſſen, bis er ſich im Namen ſeines Vaters verpflichtet hatte, ſobald der Kaiſer es befahle, die Belehnung mit Siena zu ſuchen, die man doch ſchon von Philipp V. angenommen hatte, während man jetzt auch Karl III. als König von Spanien anerkannte. General zum Jungen[1]) zog mit 9000 Mann durch Toscana, nahm, unter dem Vorwande, Geſchütz von Neapel zu erwarten, die Winterquartiere im Sieneſiſchen und hatte für alle Eventualitäten ſtricte Verhaltungsbefehle.

---

[1]) Der Stato degli presidj, ein Küſtenſtrich um Siena, gehörte damals Spanien, ſpäter Neapel, und kam erſt durch den lüneviller Frieden theilweiſe, durch die wiener Congreßbeſchlüſſe ganz an Toscana.

[2]) Ein Metternich, Freiherr Franz Anton Wolf.

---

[1]) Die Verbindungen einer Dynaſtie können auch einen kleinen Staat ſchützen.

[2]) Dabei waren namentlich die Nachkommen der Maria Medici, Gemahlin Heinrichs IV. von Frankreich, ins Auge zu faſſen.

Der Kurfürſt und die Kurfürſtin von der Pfalz eilten nach Frankfurt, um Kaiſer Karl VI. daſelbſt aufzuwarten und ſich und den Großherzog bei dieſem zu rechtfertigen. Die Verhandlungen mit Frankreich ſtellten ſie in Abrede; wegen der Contributionen, hinſichtlich deren es darauf ankam, ob man Florenz als Reichslehen betrachtete, oder nicht, wegen der Bequartierung baten ſie um Schonung; ſchließlich ſuchten ſie die Beleihung der Kurfürſtin mit den Reichslehen nach, falls ſie den mediceiſchen Mannsſtamm überleben ſollte. Kaiſerlicher Seits beſtand man darauf, daß Florenz Reichslehen, folglich die Höhe der Contributionen nicht ungebührlich ſei, verſprach wegen der Truppen Entſchädigung, und gab in Betreff der Inveſtiturfrage zu verſtehen, daß es das Beſte ſein würde, wenn der Kaiſer Erbe und Nachfolger des Hauſes Medici in Toscana würde, wobei man ſich nicht abgeneigt zeigte, die Lehen der Kurfürſtin zu ertheilen, auch Erlaſſe an den Contributionen und ſonſtige Erleichterungen und Vortheile in Ausſicht ſtellte. Im Nothfalle zeigte man ſich aber auch der Herſtellung der republikaniſchen Form für das Florentiniſche allein nicht unbedingt abgeneigt. Man konnte aber toscaniſcher Seits zu keinem Entſchluſſe kommen. Der Kurfürſtin war nichts daran gelegen, daß ſchon jetzt über die Nachfolge beſtimmt werden ſolle; in Florenz war der größere Theil der Räthe des Großherzogs gegen eine Abtrennung der unbeſtrittenen Reichslehen von dem übrigen Gebiete, während Rinuccini ſich auch dieſe gefallen ließ, wenn nur die Republik hergeſtellt würde. In Utrecht fand die Succeſſionsfrage auch keine Erledigung. Das Haus Farneſe brachte ſeine Anſprüche auf die Succeſſion in Toscana vor, die von Margarethe von Medici, der Tochter Cosmo's II. und Gemahlin Herzog Odoardo's II. von Parma abgeleitet wurden, und Frankreich unterſtützte ſie, weil es durch Maria von Medici gleichfalls bei der weiblichen Succeſſion betheiligt war. Der Großherzog verlangte zur Entſchädigung für die Kriegslaſten den Präſidialſtaat, was Oeſterreich unbedingt verweigerte. Cosmo wurde immer muthloſer, da die kaiſerlichen Völker zwar nach der Eroberung von Porteverte abgezogen, aber doch immer noch in der Nähe waren, und er wohl wußte, daß man ihn in Wien mit Mistrauen betrachtete. Man hatte ihn in Verdacht, daß er in heimlichem Einverſtändniß mit Philipp V. ſtehe und die Nachfolge in Toscana einem ſpaniſchen Infanten zudenke. Es wurde dies durch die auffällige Begünſtigung beſtärkt, welche Philipp V. dem toscaniſchen Geſandten, Baron del Nero zu Theil werden ließ, der in Madrid zurückbleiben durfte, als alle andern diplomatiſchen Agenten der Mächte, welche Karl III. von Spanien anerkannt hatten, das Land verlaſſen mußten. Cosmo war dieſer Verdacht ſo unangenehm, daß er den madrider Hof unter der Hand erſuchte, doch di zu Gunſten ſeines Geſandten gemachte Ausnahme aufzuheben, worauf auch dem del Nero (13. Mai 1712 angekündigt ward, daß er Madrid binnen 14 Tage und ſpäter auch das Land zu verlaſſen habe. Indeſ blieb das eine halbe Maßregel. Del Nero hielt ſic zwei Monate in den Bädern von Toro auf und erhiel dann Erlaubniß, in Madrid als Privatmann zu lebe Die toscaniſchen Kaufleute, die ſich während des Krieg ſtets bourboniſch gezeigt und der Regierung Philipps V Vorſchüſſe gemacht hatten, blieben ungehindert im Land Ebenſo die Conſuln. — Schließlich wurde in einem g heimen Artikel[1]) (dem dritten) des utrechter Frieden zwiſchen England und Spanien (13. Juli 1713) d Krone Spanien die Lehensherrlichkeit über Siena, eben aber auch die ſtete Vereinigung deſſelben mit dem Gro herzogthum garantirt. Eventuell ſollte die Kurfürſti von der Pfalz mit Siena belehnt werden.

---

[1]) Johann Hieronymus Freiherr von und zum Jungen, aus einem im Mainziſchen und der Pfalz begüterten Geſchlechte, Sohn Daniels zum Jungen und der Anna Maria Weiß von Limburg, der Letzten ihres Geſchlechts, geb. 17. Oct. 1660, unter 11 Geſchwiſtern das ſechste. Er ward 1705 k. k. Generalfeldwachtmeiſter, zeichnete ſich 1707 vor Suſa aus, deſſen Citadelle er nahm, ward 1708 Generalfeldmarſchalllieutenant, war 1709–10 mit der Verwaltung in Italien betraut, nahm 1711 die ſpaniſchen Seehäfen im toscaniſchen Meere, wurde 1715 Reichsfreiherr und Gouverneur von Novara, 1716 Generalfeldzeugmeiſter, commandirte ſeit 1718 in Sicilien, ſeit 1723 als Generalfeldmarſchall in Mailand, ward 1725 w. Geh. Rath, 1727 Generalcommandant in den Niederlanden, † 25. Aug. 1732 zu Brüſſel eines plötzlichen Todes und erhielt Schild und Helm mit ins Grab. Vermählt war er ſeit 1713 mit Anaſtaſia Baſilica, Tochter des 1702 verſtorbenen Grafen Johann Heinrich Cornelius von Vergen.

Am 30. (31.?) October 1713 † der Erbprinz Fe dinand. Johann Gaſton wurde nun zum Erbprinz erklärt, hatte aber weniger Sinn für die Regierungsg ſchäfte, oder doch nicht die Geduld, zu verſuchen, w ſich unter dem Syſtem ſeines Vaters und dem herrſchend

---

[1]) Die Beſtätigung erfolgte von England 31. Juli, von S nien 4. Auguſt 1713.

Einfluß des Klerus gegenüber etwa Gutes wirken oder Schlimmes verhindern laſſe, und nicht das Uebergewicht der Kraft über Cosmo, das ſein Bruder gezeigt hatte. Er lebte meiſt auf dem Lande und ließ die Dinge gehen. Der Großherzog glaubte aber nun etwas hinſichtlich der Nachfolge thun zu müſſen und zu können, rief am 27. November die 42 Mitglieder des Senats zuſammen und ließ ihnen den Tod ſeines älteſten Sohnes und die Erklärung Johann Gaſton's zum Erbprinzen eröffnen, zugleich aber ein Motuproprio vorlegen, durch welches er die Kurfürſtin von der Pfalz zur Nachfolge nach dem letzten Prinzen des Hauſes Medici berief und den Senat, der die alte Republik repräſentire, zur Beſtätigung aufforderte; ebenſo ein Decret, welches alle Geſetze und Verordnungen, die das weibliche Geſchlecht in Florenz ausſchloſſen, aufhob, und erklärte, daß nach dem Tode der Kurfürſtin die von dem weiblichen Geſchlechte der Medicis abſtammenden Prinzen in Florenz ſuccediren ſollten. Die Senatoren genehmigten und unterzeichneten die Urkunde und gelobten zugleich eidlich unverbrüchliches Stillſchweigen. Nur die eventuelle Ernennung der Kurfürſtin zur Nachfolgerin wurde feierlich bekanntgemacht, durch eine Aufwartung des Senats bei dem Großherzog verdankt und den Höfen notificirt.

In Wien ſprach man ſich über dieſe Maßregel, die man für reichsverfaſſungswidrig erklärte und der man die Abſicht zuſchrieb, Toscana an einen franzöſiſchen Prinzen zu bringen, ſehr unzufrieden aus, und es entſpann ſich ein langwieriger publiciſtiſcher Streit über die Frage, ob Florenz Reichslehen ſei oder nicht. Die bourboniſchen Höfe billigten dagegen den Vorgang ſehr, ſchmeichelten dem Großherzog und drängten ihn, recht bald eine definitive Beſtimmung über die weitere Nachfolge zu treffen und dabei einen Nachfolger zu erwählen, welcher den Ruhm des Hauſes Medici zu behaupten und die Ruhe des Landes zu ſichern vermöge; wobei denn Ludwig XIV. durchaus nicht an ſein eigenes Intereſſe, ſondern lediglich an ſeine Wünſche für die Ruhe Italiens zu denken — verſicherte. Die Sache ſchien ſic für ſie und den Großherzog noch günſtiger zu geſtalten als Philipp V. ſich entſchloß, zu ſeiner zweiten Gemahli die Eliſabeth Farneſe (Th. I, S. 139) zu wählen [1]), fü welche man cognatiſche Anſprüche auf Toscana und Parm erhob und die zugleich eine Schweſtertochter der Kaiseri war [2]). Der Großherzog bemühte ſich ſehr, ihre Gun zu gewinnen und vertraute auf den ſpaniſchen Schut da zwar der Präſidialſtaat im Raſtadter Frieden der Kaiſer zugeſprochen worden, Portolungone aber noc in den Händen der Spanier war und Spanien noc keinen Frieden mit Oeſterreich geſchloſſen hatte. Um auc den neuen König von Großbritannien, Georg I., zu g winnen, wurde Rinuccini nach London geſendet, und i der That erklärte ſich das engliſche Cabinet der Nac folge der Kurfürſtin und der Integrität Toscanas gün ſtig (10. Jan. 1715).

Cosmo glaubte nun, er brauche auf Oeſterreich weni Rückſicht zu nehmen, und lehnte das Erbieten, eine ka ſerliche Genehmigung der Beſtimmung zu Gunſten d

---

[1] Erſt war die Witwe des Prinzen Franz Maria Medi Eleonore, in Vorſchlag geweſen.

[2] Ihre Mutter war Dorothea Sophie von Pfalz-Neuburg (g 5. Juli 1670, † 15. Sept. 1748), vermählt 1) 3. April 16 mit dem Erbprinzen Odoardo von Parma (geb. 3. Juli 1666), d ſie die Eliſabeth gebar, der ſie aber durch ſeinen Tod am 5. Se 1693 zur Witwe machte; 2) 8. Dec. 1695 mit deſſen jüngerm B der, Herzog Franz von Parma (geb. 19. Mai 1678, ſucc. 8. D 1694, † 26. Febr. 1727).

Kurfürſtin an die Stelle der Entſchädigungen zu ſetzen, welche der Badener Friede für Kurpfalz bedingt hatte, entſchieden ab. Der Kurfürſt war vorſichtiger und rieth ſeinem Schwiegervater, es nicht gänzlich mit dem Kaiſer zu verderben, der in Italien doch ſichtlich die Oberhand habe. Während Graf Sinzendorf (Th. V, S. 296 ff.), der in Frankfurt etwas zu viel verſprochen gehabt, dies durch deſto größern Eifer gegen den Großherzog gutzumachen ſuchte, zeigte ſich Graf Stella geneigter zu einer Verſtändigung, und der Großherzog ging auch endlich darauf ein, unter Zugrundelegung der Integrität von Toscana und der Giltigkeit des Senatsbeſchluſſes, über einen von dem Kaiſer vorzuſchlagenden dereinſtigen Nachfolger zu unterhandeln, wobei der Großherzog im Stillen immer wieder auf ſeinen Lieblingsplan zurückkam, ſich ſeine Zuſtimmung durch Abtretung des Präſidialſtaates abkaufen zu laſſen. Zunächſt ſuchte man ſich jedoch über die Perſon zu verſtändigen, auf welche das Abſehen etwa zu richten ſei, und ging dabei von dem Grundſatz aus, daß es ein dem Hauſe Medici verwandter, daß es ein junger und nachgeborner, daß es ein nichtitaliſcher Prinz ſein und daß er in Florenz erzogen werden müſſe. In Florenz kam zuerſt das Haus Lothringen zur Sprache, das bei dieſer Gelegenheit auch für ſeine Anſprüche auf Montferrat entſchädigt werden könne, deſſen junge Prinzen zwar nicht von Cosmo I., aber doch von Katharina von Medici abſtammten 1)), das Toscana die noch immer in geſegnetem Andenken ſtehende Großherzogin Chriſtine 2)) geſchenkt hatte, und mit dem man in gutem

---

1) Durch deren Tochter Claudia, der Gemahlin Herzog Karls II. von Lothringen.

2) Tochter Karls II. und der Claudia von Frankreich. Geb. 6.

Vernehmen ſtand. Coſmo war jedoch ungleich
für das Haus Eſte in Modena geſtimmt, das di
ginie Medici [1]), eine Tochter Coſmo's I., unter
Ahnen hatte und deſſen Gebiet er ſich bereits m
toscaniſchen vereinigt dachte. Der Kurfürſt v
Pfalz war am 8. Juni 1716 geſtorben, und die
handlung mußte jetzt unmittelbar betrieben werden
halb Marcheſe Bartolomei nach Wien geſendet
dort im tiefſten Geheimniß mit dem Grafen
dem für die ſpaniſch-italieniſchen Angelegenheiten
betrauteſten Miniſter des Kaiſers, unterhandelt
nach langem Sondiren und Zögern endlich mit d
das Haus Eſte gerichteten Plan hervortrat. M
dena ſelbſt, wohin man geeignete Mittheilung
die natürlich mit großer Freude aufgenommen war
glich man ſich vorläufig dahin, daß Florenz die
ſtadt beider Staaten bleiben und daß die Häu
eint die Belehnung mit Siena und den übrigen
lehen ſuchen ſollten. Kaiſerlicher Seits zeigte m
zwar nicht geneigt, dieſe Lehen anderweit zu v
ſondern hatte vielmehr deren Einziehung nach d
löſchen der Medicis im Sinne, ſchien aber ſon
Vorſchlage nicht abgeneigt. Der Herzog von M
Rinaldo [2]), war dem Kaiſerhauſe treu und an
geweſen und deshalb 1703 von den Franzoſen
ben, 1706 aber durch kaiſerliche Waffen reſtitui

Aug. 1565, ward ſie 3. Mai 1589 mit Großherzog Ferdina
Toscana vermählt und † 19. Sept. 1637.

[1]) Sie vermählte ſich 1586 mit Cäſar d'Eſte, Marcheſe,
Herzog von Modena (geb. 1562, † 1628) und † 1615.

[2]) Geb. 25. April 1655, Cardinal 1686, gibt den
Stand auf und ſuccedirt 1694, † 26. Oct. 1737.

den. Seine, damals allerdings ſchon verſtorbene Gemahlin [1]) ſtammte aus dem Hauſe Hannover und war die Schweſter der verwitweten Kaiſerin Wilhelmine Amalie geweſen.

Cosmo glaubte nun wieder einmal, ſeinen Zweck vollſtändig erreicht zu haben, und beſchäftigte ſich jetzt mit den Angelegenheiten ſeiner Tochter, der verwitweten Kurfürſtin, welche bei Lebzeiten ihres Gemahls deſſen Bruder und Nachfolger, Karl Philipp [2]), nicht ſonderlich gut behandelt hatte, und nun ihrerſeits von Dieſem mancherlei Unbilligkeiten erfuhr. Cosmo vermittelte jedoch einen Vergleich (7. Juli 1716), in Folge deſſen ſie nach Florenz zurückkehrte und hier mit ſo hohen Ehren empfangen wurde, daß die Prinzeſſin Violante ſich dadurch zurückgeſetzt hielt, nach Baiern heimziehen wollte und nur durch die Statthalterſchaft von Siena zu beſchwichtigen war.

In der Erbfolgeſache hatte der Großherzog aber zu früh triumphirt. Es zeigte ſich, daß man in Wien den Plan hegte, zwar das in Modena regierende Haus in das größere Toscana überſiedeln zu laſſen, dafür aber das Modeneſiſche, ganz oder theilweiſe, an ſich zu zie-

---

[1]) Charlotte Felicitas, Tochter Herzog Johann Friedrich's von Hannover, eines Oheims König Georg's I., und der Benedicte Henriette von Pfalz-Simmern. Geb. 8. März 1671, ward ſie 11. Febr. 1696 vermählt, und † 29. Sept. 1710. Ihre Schweſter, Wilhelmine Amalie, geb. 21. April 1673, vermählte ſich 24. Febr. 1699 mit Kaiſer Joſeph I. und † 15. April 1742.

[2]) Der vierte Sohn Kurfürſt Philipp Wilhelm's, geb. 4. Nov. 1661, † 31. Dec. 1742. Er war vermählt: 1) 10. Aug. 1688 mit Louiſe Charlotte von Radzivill, verw. Prinzeſſin von Preußen (geb. 27. Febr. 1667, † 23. März 1695; 2) 15. Dec. 1701 mit Thereſe Lubomirska (geb. 1685, † 6. Jan. 1712). Alle ſeine Kinder † vor ihm.

hen; ein Plan, der auch von England, als ei
ſtandtheil der Vorſchläge für eine Ausgleichung z
Oeſterreich und Spanien, unterſtützt wurde, d
den zunächſt Betheiligten und vornehmlich dem
herzog, welcher ſich ganz andere Hoffnungen
hatte, natürlich nichts weniger als genehm war.
roni's um jene Zeit ausbrechende Unternehmungen
S. 133 ff.) erregten ihm neue Hoffnungen, ab
dieſe ſchlugen bald in ihr Gegentheil um. In Fr
entwarf man einen Friedensplan, nach welchem
Nachfolge in Toscana dem Infanten Don Car
eventuell deſſen nächſtfolgendem Bruder, unter
nung der Eigenſchaft Toscanas als eines Reich
lehens, folglich unter Aufhebung der Nachfolge
fürſtin und des Senatsbeſchluſſes, beſtimmt war
Hauptplätze von Toscana und Parma, über
letztere dieſelbe Beſtimmung getroffen war, ſoll
zum Eintritt des Erledigungsfalles[3], mit neutralen
beſetzt werden. England trat dieſem Vorſchlage
bedingte nur, daß in Livorno ſtets das dermalige
beibehalten werden ſolle. Der Großherzog, d
höchſtem Grade kränkte, daß man ſein ganzes z
Werk vereitelte und über ſein Erbe ohne alle
auf ihn und die Seinen verfügte, ſchickte den
Neri Corſini nach London, konnte aber nichts
ſprechungen in Betreff gemilderter Ausführung
Der Kaiſer trat ungern, aber, mit Rückſicht a
tigere anderweite Intereſſen, nothgedrungen be
er auch gleichfalls begütigende und vertröſtend
nungen machte, und die erwähnte Beſtimmun
den fünften Artikel der Quadrupelallianz zwiſ
Kaiſer, Frankreich und den Seemächten. Sch
über ihre Sicherung und Ausführung zu Londo

guſt 1718) ein geheimer Vertrag geſchloſſen. Nur darin blieb eine Hoffnung, daß im achten Artikel beſtimmt war: wenn Spanien nicht binnen dreier Monate beiträte, ſo würden die Verbündeten, mit Zuſtimmung des Reichs, über Toscana und Parma anderweit verfügen. Cosmo wehrte ſich nach Kräften, verſah Livorno und Portoferrajo mit ſtarker Beſatzung, beſſerte die Feſtungswerke aus, ſtellte Werbungen an und erfüllte ganz Europa mit Proteſtationen und Beſchwerden, denen ſich allerdings aus juriſtiſchem Geſichtspunkte nicht viel entgegnen ließ, weshalb auch Keiner der Verbündeten die Verantwortlichkeit für den Plan tragen mochte, ſondern immer Einer die Schuld auf den Andern ſchob. Da nun Spanien nicht daran dachte, auf die Forderungen der Quadrupelallianz einzugehen, vielmehr eben jetzt in Sicilien einfiel, ſo hatten die Verbündeten freie Hand, auch in Betreff Toscanas anderweite Beſtimmungen zu treffen.

Hier fanden ſich aber gar verſchiedene Candidaten. Frankreich war für das Haus Lothringen, gegen Einverleibung Lothringens in Frankreich. Würde letzteres nicht genehmigt, ſo prätendirte der Regent, der Herzog von Orleans, Toscana für ſich ſelbſt. England war auch für Lothringen, bedingte aber, daß Piſa und Livorno freie Reichsſtädte würden. Die verwitwete Kaiſerin Amalie nahm ſich immer noch des Hauſes Eſte an. Baiern und Savoyen machten eigene Anſprüche. Der Fürſt von Ottajano ſtammte von einem, allerdings ſchon vor 400 Jahren abgezweigten und in dem Grundgeſetz Kaiſer Karl's V. nicht einbegriffenen Aſte des Hauſes Medici und beanſpruchte wenigſtens die Allodien. Der Papſt trug nach den mediceiſchen Allodien in Urbino und Rom Verlangen, und behauptete jedenfalls, daß das Großmeiſterthum des St.-Stephansordens dem heiligen Stuhl zufallen müſſe. Und dies alles ward ventilirt und betrieben, während nicht nur Cosmo, ſondern auch Johann Gaſton noch am Leben war.

Doch die bittern Empfindungen, welche damals den Großherzog bedrängten, erfuhren eine Milderung, nicht durch einen Erfolg, ſondern durch das anſcheinende Scheitern der Pläne Alberoni's, durch den Sturz dieſes unternehmendſten Miniſters, den das neuere Spanien gehabt hatte, und durch die nächſte Folge deſſelben: die Annahme der Bedingungen der Quadrupelallianz von Seiten Spaniens. Der ſpaniſche Hof hatte den Großherzog ſtets mit vieler Rückſicht behandelt und beſaß den Willen, vielleicht auch die Mittel, eine Zerſtückelung Toscanas, ſowie die Lehenseigenſchaft deſſelben abzuweiſen. Cosmo ſchloß ſich ganz an Spanien an, das ihm überdies einen ihm ungemein zuſagenden Geſandten, den Dominicaner Salvador d'Ascanio, geſchickt hatte, und Beide wieſen ihre Agenten an, auf dem Congreſſe zu Cambrai, welchem übrigens ein neuer Federkrieg [1] über die Lehnbarkeit des Florentiniſchen vorausging, gemeinſchaftlich zu operiren. Es zeigte ſich aber, daß das doch nicht ſo ging, wie man angenommen hatte. Der Großherzog wollte in der Hauptſache den Plan der Verbündeten in einer ihm und ſeinen Staaten genehmern Form zur Ausführung gebracht wiſſen. Die Kurfürſtin ſollte die Nachfolge erhalten, dieſer aber das Haus Parma, folglich ſchließlich die Königin von Spanien vermöge ihrer weiblichen Abſtammung von den Medicis ſuccediren und Derſelben einer ihrer Söhne ſubſtituirt werden, die Lehnbarkeit aber nicht eintreten. Spanien war dagegen daran gelegen, den Infanten möglichſt bald in eine Art von Beſitz zu ſetzen, da es den republikaniſchen Tendenzen der Florentiner nicht traute.

---

[1] Corſini und Nicolini, der wegen der Schrift: „De libertat civitatis Florentiae ejusque dominio (Pisis, 1721) ſpäter aus Toscan ausgewieſen ward, betheiligten ſich toscaniſcher Seits, Mascov un Menken kaiſerlicher Seits beſonders daran.

In dieſer Zeit, am 17. Sept. 1721, ſtarb die Großherzogin Margarethe Louiſe, deren Treiben uns im Eingange dieſes Artikels ſo vielfach beſchäftigt hat. Sie hatte ſeit 1712 an der Waſſerſucht gelitten, übrigens ſeit dem Eintritt der Regentſchaft noch erweiterte Freiheit und von dem Regenten eine beſondere Penſion genoſſen, theils zu St.-Mendes, theils auf dem Lande gelebt, und hinterließ dem Hauſe Medici, dem ſie ſoviel Unruhe gemacht hatte, noch im Tode einen Proceß, indem ſie die Prinzeſſin von Espinay zu ihrer Erbin einſetzte.

Inzwiſchen ſchürzten ſich neue Schwierigkeiten und Intriguen. Frankreich näherte ſich Spanien, welches eine Flotte ausrüſtete und Portolungone befeſtigte. Auf der einen Seite hielt der Kaiſer an dem Londoner Vertrage feſt, den die andern Contrahenten jetzt lieber aufgegeben hätten, und verſtärkte die Truppen in der Lombardei und die Seehäfen von Siena; auf der andern Seite ſchöpfte man aus dem Erſcheinen baieriſcher und pfälziſcher Prinzen in Toscana [1]) und dem entdeckten

---

[1]) Sie kamen bei Gelegenheit der Vermählung der Pfalzgräfin Anna Chriſtine von Sulzbach (geb. 5. Febr. 1704, vermählt 15. März 1722, † 12. März 1723) mit dem Kronprinzen Karl Emanuel von Sardinien nach Turin und beſuchten Florenz und Siena. Es waren der baieriſche Prinz Johann Theodor, damals Biſchof von Regensburg, ſpäter von Freiſingen und von Lüttich, zuletzt Cardinal, ein Neffe der Prinzeſſin Violante, ſowie die Pfalzgrafen Joſeph Karl und Johann Chriſtian von Sulzbach, Brüder der Braut.

Plane, baieriſche Beſatzungen in die toscaniſchen Plätze einzuführen, und aus der Vermählung einer Erzherzogin mit dem Kurprinzen von Baiern [1]) den Verdacht, man habe in Wien einen neuen Plan in Betreff der toscaniſchen Succeſſion vor. Dazu kam noch, daß man von Wien aus eine Vermählung des Prinzen Anton von Parma betrieb, um dort noch vielleicht eine Nachkommenſchaft entſtehen zu ſehen und damit das ganze ſpaniſche Project zu vereiteln. Im Nothfalle zog man in Wien ſelbſt den alten Gedanken einer Herſtellung der Republik der ſpaniſchen Succeſſion vor. England dagegen ſchlug vor, Toscana gegen Neapel und Sicilien für Oeſterreich einzutauſchen.

Den zu Cambrai die förmliche Eröffnung des Congreſſes erwartenden Geſandten händigte Cosmo ein Memorial ein, worin er verlangte: man möchte keinen der Erklärung des Senats zuwiderlaufenden Schritt zum Nachtheil der Kurfürſtin thun, den Großherzog und ſeinen Sohn nicht hindern, über die Nachfolge und das Regiment Beſtimmungen im Intereſſe ſeiner Unterthanen zu treffen, vielmehr die von den genannten Fürſten zu allſeitiger Befriedigung zu gründenden Anordnungen garantiren und die Unabhängigkeit von Florenz für immer unantaſtbar feſtſtellen. Auch die Kurfürſtin beſchwerte ſich in einer Denkſchrift über das wider ſie beabſichtigte angebliche Unrecht. Spanien war gegen alles, was die Sache in die Länge zog, während man in Florenz gerade darauf ſeine Hoffnung ſetzte. Der vermittelnde Vorſchlag des madrider Hofes, wonach der

---

[1]) Am 5. Oct. 1722 vermählte ſich die Erzherzogin Marie Amalie, Tochter Kaiſer Joſeph's I., mit dem Kurprinzen Karl Albrecht, dem nachmaligen Kaiſer Karl VII.

Senat den Infanten wählen, dieſer ſeiner Zeit die Lehn ſuchen, die Kurfürſtin aber während ſeiner Minderjährigkeit Regierungsverweſerin, nachher aber auf Lebenszeit Mitregentin ſein ſollte, fand in Florenz nichts weniger als günſtige Aufnahme. Cosmo erklärte geradezu, daß er den Infanten nicht in Toscana aufnehmen werde, und befahl ſeinem Agenten, nun mit einer förmlichen Proteſtation auf dem freilich noch immer nicht förmlich eröffneten Congreſſe hervorzutreten.

Er beſchloß damit ſeine Regierungslaufbahn. Von einem langſamen Fieber befallen, welches doch 52 Tage brauchte, um den Körper aufzureiben, dem in früheren Jahren Niemand eine ſo lange Dauer verſprochen hätte, berief er Johann Gaſton von Peſcia nach Florenz, übergab ihm die Geſchäfte vollſtändig und ſtarb 31. Oct. 1723. Seine Regierung hatte jedenfalls im Innern durch unverſtändige, geſchmackloſe Prunkliebe, fehlerhafte Finanzpolitik und den Einfluß eines ſeinem erhabenen Berufe wenig gewachſenen und heuchleriſchen, herrſchſüchtigen Klerus vielen Schaden geſtiftet. Ob er gegen außen, wo ſie allerdings auch kein würdiges und erhebendes Bild bietet, im Weſentlichen viel anders hätte handeln können, oder nur dem Looſe unterlegen hat, das überhaupt mit der innern Entwickelung und Befeſtigung der größern Staaten die kleinen betreffen mußte, mögen wir nicht entſcheiden. Die öfters beſpöttelten Entwürfe, die ſeine letzten Jahre beunruhigten, dienen uns doch zu einiger Verſöhnung mit ſeinem Andenken; denn er ſetzte dabei ſein und der Seinigen Intereſſe, für das er zahlreiche Conceſſionen hätte erwirken können, dem ſeines Staates nach und bewährte ſichtlich, daß ihm die Zukunft Toscanas am Herzen lag, auch nachdem es entſchieden war, daß nicht ſein Stamm an dieſer Zukunft Theil haben werde.

Johann Gaſton entfernte ſofort die klerikalen Rathgeber ſeines Vaters vom Hofe, zog die Penſionen der Convertiten ein, deren Bekehrung ſich Cosmo große Summen und Mühen hatte koſten laſſen, verminderte die Abgaben und führte ein Syſtem der Mäßigung und einer heitern Freiheit ein. Die Kurfürſtin, die ſeit ihrer Rückkehr nach Florenz weſentlichen Antheil an der Regierung gehabt hatte, der ihr übrigens nicht zur Unehre gereicht zu haben ſcheint, ſchloß er von aller Theilnahme an den Geſchäften aus, ohne jedoch aufzuhören, ihre Intereſſen wahrzunehmen, und ohne ſie mit Härte zu behandeln. Weſentlichen Einfluß übte dagegen die Prinzeſſin Violante auf ihn, deren Frömmigkeit eine echte und darum mit Unbefangenheit, Ruhe und Heiterkeit des Gemüths verbunden war. Seine böhmiſche Gemahlin wäre, nun ſie Großherzogin geworden, und ſchon ſeit Ferdinand's Tode, gern zu ihm gekommen; jetzt aber mochte er ſie nicht mehr. Die weltlichen Räthe ſeines Vaters behielt er bei und überließ ihnen, in ſeiner geringen Neigung zu den Staatsgeſchäften, die Beſorgung der meiſten Angelegenheiten, ſich nur die auswärtigen Beziehungen vorbehaltend, hinſichtlich deren er eine vertraute Correſpondenz mit ſeinen Geſandten unterhielt. Die Proteſtation in Cambrai erneuerte er und verſtärkte die Beſatzungen von Livorno und Portoferrajo. Wie ſein Vater, ſuchte er die Ankunft des Infanten möglichſt hinauszurücken, wußte aber dabei vornehmlich den Kaiſerhof vorzuſchieben, deſſen Intereſſen hierin mit den ſeinigen Hand in Hand gingen. Den Senatsſchluß mußte er fallen laſſen, da er für deſſen Aufrechterhaltung gar keinen Beiſtand fand, ſuchte aber ſeiner Schwägerin, der Kurfürſtin, für den Fall ihres Ueberlebens verſchiedene Vortheile und namentlich die freie Verfügung über die Allodien des Hauſes Medici zu ſichern, deren Ermittelung und Betrag, namentlich was die Meliorationen und die beweglichen Güter betraf, freilich auch zu den verwickeltſten Conteſtationen Anlaß boten. Schon jetzt entſtand ein ſehr heftiger Streit über die Belehnung von Siena, welche Johann Gaſton von dem Kaiſer ſuchte, während Spanien dagegen proteſtirte und Frankreich und England ihm hierin beiſtimmten. Die bekannte Sendung Ripperda's nach Wien (Th. I, S. 166 ff.), welche eine Ausſöhnung zwiſchen Oeſterreich und Spanien zu Stande brachte, beſeitigte wenigſtens die Beſorgniß vor dem Aufdrängen fremder Beſatzungen, und Spanien beruhigte ſich mit der Zuſicherung der Nachfolge des Infanten, ohne nun noch weitere materielle Bürgſchaften zu verlangen. Dem Andrängen Ripperda's, daß der Senat ſeinen frühern Beſchluß aufheben und dafür die Nachfolge des Infanten ausſprechen möge, ſetzte Toscana ruhige Feſtigkeit entgegen.

Der Hof in Florenz nahm unter Johann Gaſton, ungeachtet der ungewiſſen und wenig troſtreichen Zukunft, wieder eine heitere und glänzende Geſtalt an. Prinzeß Violante war eine Freundin der Dichtkunſt und zog mehrere Dichter in ihren näheren Umgang, wie denn in ihrer Gegenwart Bernardino Perfetti am 13. Mai 1724 auf dem Capitol mit dem Lorbeer gekrönt ward. In Rechtspflege und Staatsverwaltung herrſchte unter Johann Gaſton eine Milde, die auch auf die Sitten des Volkes mildernd zurückwirkte und eine würdige Vorbereitung auf die ſchönen Zeiten Leopold's bildete. Weniger günſtig, wie auf die Milde, wirkte Johann Gaſton auf die Reinheit der florentiniſchen Sitten, und gab namentlich durch ſeine berüchtigten Ruſpanti[1] ein gar böſes Beiſpiel.

Der Sturz Ripperda's, der Austritt des Cardinals Bourbon aus dem franzöſiſchen Miniſterium, der Einfluß des milden und wohlwollenden Cardinals Fleury trugen dazu bei, Johann Gaſton größere Ruhe zu ſichern, wiewohl ſeine immer noch fortdauernden Hoffnungen und Bemühungen, den Londoner Tractat gänzlich erlöſchen zu machen, immer wieder fehlſchlugen. Als er 1728 von einer leichten Krankheit befallen ward, welche die Geſandten von Spanien und Oeſterreich für gefährlicher hielten, als ſie war, ſchickte der Kaiſer ſeinem Geſandten ein Decret zu, worin den Toscanern anbefohlen ward, ſofort nach dem Tode des Großherzogs den Infanten Don Carlos als ihren Herrn anzuerkennen, und die Verbreitung von Abſchriften dieſes Decretes durch den k. k. Geſandten, Grafen Caimo, gab dem Großherzog zu Beſchwerden Anlaß. Es war übrigens auch damals in der Diplomatie viel gegenſeitiger raffinirter Betrug. Von Wien aus that man, ſolange man Urſache hatte, zu Spanien freundliche Beziehungen zu pflegen, anſcheinend alles Mögliche, um den Großherzog zur Nachgiebigkeit für die Wünſche des madrider Hofes zu beſtimmen und die Nachfolge des Infanten zu ſichern. Man wechſelte mit begütigenden Vorſtellungen und mit Drohungen ab. Man bot der Kurfürſtin die Zuſicherung an, daß der Infant, ſolange ſie lebe, ihr die Regierung Toscanas ganz allein überlaſſen und ſich in nichts miſchen werde. Eine Zuſicherung, die Johann Gaſton zurückwies, weil er recht wohl wußte, wie wenig Papiere und Worte den Verhältniſſen und Intereſſen gegenüber wiegen. Man gab dem Infanten eventuelle Vollmacht zur Beſitzergreifung, annullirte den Senatsſchluß in einem Reſcripte an die Kurfürſtin und ermahnte ſie, von ihren Anſprüchen abzuſtehen, fertigte einen entſprechenden Befehl an den Senat, die Obrigkeiten, Stände und das Volk von Florenz aus, und ertheilte dem Grafen Borromeo die geeigneten Verhaltungsbefehle. Im Herzen aber freute man ſich in Wien der Hartnäckigkeit des Großherzogs, und das wußte dieſer ſehr wohl. Auf der andern Seite ließ ſich Spanien durch alle Gefälligkeiten des Kaiſerhofes nicht abhalten, bei nächſter Gelegenheit, wo es etwas zu gewinnen hoffte, feindlich gegen denſelben zu handeln.

---

[1] So benannt, weil Jeder für ſeine unbeſchreibbaren Schmachdienſte wöchentlich einen Ruſpo bekommen haben ſoll.

Der Großherzog blieb feſt, und weder Bournonville[1]), noch der Marquis von Monteleone konnten ihn andern Sinnes machen. Er verließ ſich auf die Uebereinſtimmung des öſterreichiſchen Intereſſes mit dem ſeinigen und auf die günſtige Geſinnung des Cardinals Fleury. Der letztern kam er durch einen vermittelnden Vorſchlag entgegen, welcher folgende Punkte umfaßte: die Kurfürſtin ſolle, dem Senatsſchluß gemäß, ruhig nachfolgen und der Staat von der Lehnbarkeit freibleiben; der Senat ſolle durch einen neuen Beſchluß den Infanten zum Nachfolger der Kurfürſtin erklären und als ſolchen

---

1) Michael Joſeph, Herzog von Bournonville, aus einer aus den Niederlanden in die Picardie eingewanderten Familie, Sohn Johann Franz Benjamin's, Marquis von B. († 16. April 1718 als ſpaniſcher Generallieutenant), ward 1706 ſpaniſcher Brigadier, ſpäter Generallieutenant, 1727 Geſandter in Wien, 1728 bei dem Congreß zu Soiſſons, † als ſpaniſcher Generalcapitain 2. Oct. 1752, im 81. Jahre.

ausrufen laſſen; die Befehlshaber der Truppen und Feſtungen würden ſchwören, daß ſie ihn eintretenden Falls als Regenten anerkennen würden; wenn die Kurfürſtin den Großherzog überlebte, ſo würde ſie den Infanten in Toscana aufnehmen und ihm die Hoheit über Siena überlaſſen; ein Familienvertrag mit der Kurfürſtin könne dem Infanten die Allodien der Medicis ſichern. Bournonville aber wollte auf nichts eingehen und beſtand auf der ſofortigen Einführung der Garniſonen in Toscana. Es gelang ihm auch, in Fontainebleau zwei Zuſatzartikel zu der Quadrupelallianz durchzuſetzen, wonach ſich der Kaiſer, Frankreich und England verpflichteten: wenn Spanien die übrigen Bedingungen annähme, ſich bei dem Großherzog dahin zu verwenden, daß er den Infanten als ſeinen unmittelbaren Nachfolger anerkenne und ſich entſchlöſſe, ihn, wenn auch ohne Garniſonen, in Toscana aufzunehmen, zu welcher Entſchließung ihm eine Friſt von ſechs Monaten einzuräumen wäre; würde er dieſe Friſt unbenutzt verſtreichen laſſen, ſo würden ſie ihn nöthigen, ſchweizeriſche Garniſonen aufzunehmen, Auch das genügte Spanien noch nicht, und nachdem es England durch Nachgiebigkeit in Betreff des Handels und Gibraltars gewonnen, wurde der Tractat von Sevilla zu Stande gebracht (9. Nov. 1729), beſchleunigt noch durch einen leichten Unfall, der dem Großherzog begegnet war. Er war in einem langen Nachtrock ſpazieren gegangen, hatte ſich in dieſen verwickelt, war ausgeglitten und hatte ſich einen Fuß verrenkt und ſich am Kopfe etwas beſchädigt. Sofort ſchickte der ſpaniſche Geſandte einen Courier mit der Nachricht ab, der Großherzog ſei vom Schlage gerührt worden und werde nicht lange mehr leben. Die Truppen in Lungone wurden verſtärkt und mit der cadixer Flotte gedroht. In

Sevilla aber beſchloß man, binnen zwei Monaten 6000 Spanier nach Toscana zu ſenden und den Kaiſer nöthigenfalls mit Gewalt zum Beitritt zu zwingen, die unmittelbare Nachfolge des Infanten aber feſtzuhalten. Der franzöſiſche Geſandte de la Baſtie und der engliſche Reſident Colman in Florenz eröffneten dies dem Staatsſecretär Montemagni, ohne jedoch den erwarteten Eindruck zu machen, da der Großherzog feſt auf Wien baute, wo man auch Truppen marſchiren ließ und den Großherzog zu einem eher weiter gehenden Widerſtande ermahnte, als er in ſeinem Intereſſe fand.

Nach den ermüdendſten Unterhandlungen und indem der Krieg, zu dem doch eigentlich, außer etwa Spanien, Niemand Luſt hatte, im Ausbrechen ſchien, erklärte ſich Johann Gaſton endlich zur Aufnahme des Infanten, aber ohne ſpaniſche Beſatzungen, bereit und zog ſich nunmehr noch vollſtändiger von den Geſchäften zurück, als er bisher gethan hatte. Faſt nie das Zimmer verlaſſend[1], ließ er nur ſeine vertrauteſten Miniſter und ſeine Ruſpanti vor ſich. Den meiſten Einfluß hatte jetzt ſein Kammerdiener, Julian Dami, bei ihm, ein Bauersſohn aus der Gegend von Florenz, der ihn als Laquai nach Böhmen begleitet und an ſeinen prager Ausſchweifungen theilgenommen hatte. Doch hörte er ihn nur in Gnadenſachen an, während er ihm in Staats- und Juſtizſachen keine Einmiſchung geſtattete.

Die Entſcheidung ward dringender, als der Herzog Anton von Parma am 20. Jan. 1731 ſtarb. Seine Witwe behauptete, ſchwanger zu ſein, und er ſelbſt hatte dies in ſeinem Teſtament angenommen. Sofort rückte General Stampa mit 6000 Mann kaiſerlicher Truppen in das Parmeſaniſche ein, um das Land für den Fall zu ſichern, daß die Herzogin einen jungen Prinzen gebären ſollte. Gleichwohl aber bewogen die Seemächte, durch Conceſſionen in Betreff der pragmatiſchen Sanction, den Kaiſer zu dem wiener Tractat vom 16. März 1731, in welchem er endlich in die ſpaniſchen Garniſonen für Toscana und Parma willigte. Die Schwangerſchaft der Herzogin von Parma erwies ſich als grundlos, wie die ſachkundige Eliſabeth Farneſe ſtets behauptet hatte. Und mitten in dieſen niederbeugenden Bedrängniſſen verlor der Großherzog auch noch die freundlichſte und wohlthätigſte Geſtalt von allen, die ihn umgaben, ſeine Schwägerin Violante, die am 29. Mai 1731 ſtarb.

---

[1] Sein Fall hatte allerdings eine Schwäche in den Knieen hinterlaſſen.

Der Großherzog glaubte, nicht länger widerſtreben zu können, und ſuchte nur noch, für ſein Land und die Kurfürſtin die günſtigſten Bedingungen zu erhalten. Am 25. Juli wurde zu Florenz zwiſchen Rinuccini und Giraldi einerſeits und Ascanio andererſeits ein Vertrag geſchloſſen, worin die unmittelbare Nachfolge des Infanten anerkannt wurde. Der Senat ſollte die Uebereinkunft einregiſtriren und beſchwören. Es wurden Beſtimmungen zur Aufrechterhaltung der beſtehenden Verfaſſungen, Freiheiten und Einrichtungen getroffen. Dem Infanten ſollte ganz Toscana mit allen Lehen, Allodien und Patronatrechten zufallen; über alle Mobilien, allen Hausrath, die außerhalb Toscanas dem Hauſe Medici gehörigen Effecten, die Erbgüter der Großherzogin Victoria aber ſollte der Großherzogin die freie Verfügung bleiben. Hiervon waren Kriegs- und Marinebedürfniſſe, ſowie Forderungen des Hauſes Medici an auswärtige Staaten ausgenommen. Die Kurfürſtin ſollte, wenn ſie den Großherzog überlebte, den Titel und die Ehren einer Großherzogin genießen und mit ihrem Hofſtaate aus Staatsmitteln unterhalten werden, auch während der Minderjährigkeit oder Abweſenheit des Infanten die Regierung führen und auch ſpäter ein Vorſchlagsrecht zu allen Staatsämtern ausüben. Frankreich, England und die Generalſtaaten ſollten den Vertrag garantiren. Die Garniſonen waren nicht ausdrücklich erwähnt. In einer beſondern Uebereinkunft von gleichem Datum ward der Empfang des Infanten in Livorno und Florenz geregelt. Es ſollte ihm eine angemeſſene Wohnung im Palaſt Pitti eingeräumt und er ſollte ebenſo gehalten werden, wie weiland der Erbprinz Ferdinand. Indeß in denſelben Tagen hatte Spanien durch den Herzog von Liria (Th. III, S. 169 ff.) zu Wien einen Tractat geſchloſſen (22. Juli), welcher, im Hauptwerke ähnlichen Inhalts, doch im Einzelnen der Würde des Großherzogs weniger entſprach, als der Tractat von Florenz, und nach neuen Weiterungen wurde der letztere für einen Familienpact erklärt, durch welchen man den Tractaten nicht habe zuwiderhandeln wollen, ſodaß nur das daran giltig ſei, was den letztern nicht widerſpreche, und der Großherzog wurde gezwungen, dem wiener Vertrage beizutreten (30. Dec.).

Neue Verſuche des Großherzogs, wenigſtens die Zahl der ſpaniſchen Truppen, die nach Toscana beſtimmt waren, abzumindern, gründeten ſich darauf, daß die Angelegenheit Parmas völlig erledigt war, waren aber wiederum vergeblich. Er legte nun eine geheime Proteſtation (vom 14. Sept.) gegen die Lehnbarkeit von Florenz in die Hände des Erzbiſchofs von Piſa. Das war das Einzige, was er noch thun konnte, um wenigſtens ſeine Geſinnung zu bethätigen. Am 26. Oct.

erſchienen 25 ſpaniſche Kriegsſchiffe und ſieben Galeeren unter dem Marcheſe Mari, denen 16 engliſche Kriegsſchiffe unter Admiral Walker folgten, auf der Höhe von Livorno. Bald wurden die von Graf Charny [1]) befehligten Truppen gelandet, nachdem vorher über das Verhältniß derſelben zu den Autoritäten des Landes eine Uebereinkunft geſchloſſen worden (31. Oct.) und Charny (1. Nov.) den Eid geleiſtet hatte. Die Truppen mußten dem Großherzoge ſchwören; in jedem Platze, in den ſie zu legen waren, ſollten zwei Drittheil Spanier und ein Drittheil Toscaner ſein; Charny ſollte ſich in keinerlei Staatsangelegenheiten miſchen. Vom Volke wurden die ſpaniſchen Truppen mit Freude aufgenommen, und die Haltung des ausgeſuchten und prächtig uniformirten Corps trug dazu bei, dieſe Stimmung des ſchauluſtigen Volkes zu erhöhen. Ueberhaupt aber iſt die ſpaniſche Herrſchaft immer in Italien am willigſten ertragen worden, weil beide Völker manche Verwandtſchaft haben, die Verſchiedenheiten aber theils den Italienern imponiren, theils ihnen den Troſt laſſen, darüber ſpotten zu können, auch das ſpaniſche Regiment nicht einmiſchend und nicht polizeieifrig iſt. [2]) Die Spanier beſetzten Livorno und Portoferrajo; die Reiterei kam nach Piſa. Sie bezahlten alles baar, beobachteten treffliche Mannszucht und zeigten ſich ſplendid und freigebig. Ueber ihre Zahl erhob man von Wien aus Streit, da eigentlich für Toscana nur 3000 und die gleiche Zahl für Parma beſtimmt geweſen, wo ſie jetzt überflüſſig geworden waren. Der Großherzog wollte ſich aber jetzt nicht mehr einmiſchen, und zuletzt begnügte man ſich mit einem Verſprechen, daß der Ueberſchuß zurückgezogen werden ſolle, ſobald ſich ergäbe, daß er Toscana läſtig falle.

---

[1]) Es war dies der Sohn eines natürlichen Bruders der Großherzogin Margarethe Louiſe, des Grafen Ludwig, eines natürlichen Sohnes des Gaſton von Orleans. Don Manuel d'Orleans, Graf von Charny, war 1709 Gouverneur zu Denia, ward ſpäter Generallieutenant und Gouverneur zu Ceuta, 1734 Statthalter in Neapel, 1735 Vicekönig, 1736 Generalcapitain und Herzog von Caſtel a Mare, 1737 Präſident des neapolitaniſchen Kriegscollegiums, † 14. Mai 1740.

[2]) Vgl.: Bülau, „Geſchichte des europäiſchen Staatenſyſtems," Bd. 1, S. 104—5.

Am 27. Dec. langte der Infant zu Livorno an, von ſeinem Oberhofmeiſter, Grafen S.-Stefano, begleitet und mit großem Jubel und Pomp empfangen. Don Carlos (Th. II, S. 209) war damals 16 Jahr alt und machte einen ſehr günſtigen Eindruck, wie er denn der beſte Regent, den die Dynaſtie Bourbon den Spaniern bisher gegeben und vermöge ſeiner Natürlichkeit und mit einfachem, geſundem Verſtande gepaarten Gutmüthigkeit überhaupt einer der beſten Regenten ward. Er wollte den Winter in Piſa zubringen, um erſt die Erledigung der von Wien aus erhobenen Schwierigkeiten zu erwarten, ward aber in Livorno von den Blattern befallen, die er jedoch, zur allſeitigen Freude der Spanier und Toscaner, glücklich beſtand. Im Februar konnte er nach Piſa überſiedeln und mit Anbruch des Frühlings wendete er ſich, unterweges von dem Marcheſe Ricardi prächtig bewirthet, nach Florenz, wo er einen feierlichen Einzug hielt, ſich dann in die Hauptkirche und hierauf zu der Kurfürſtin verfügte, die ihn in die Zimmer des Großherzogs führte.

Während der Letztere ſich immer mehr mit ſeinem ſpaniſchen Nachfolger ausſöhnte, erwuchſen von Oeſterreich aus, wo man die Feſtſetzung eines bourboniſchen Prinzen in Italien mit großem und, wie die Folge ergab, nicht unbegründetem Mistrauen beobachtete, immer noch mancherlei Sorgen und Verdrießlichkeiten. Namentlich nahm man in Wien die verfrühte Huldigung übel, die für den Infanten bei Gelegenheit des Johannisfeſtes im Jahre 1732 veranſtaltet ward. An dieſem Tage pflegten die Vaſallen des Großherzogs mit den Zeichen ihrer Lehnbarkeit, einer ſilbernen oder goldenen Schaale, einem Falken u. dgl., zu Pferde vor dem Großherzog, oder, wenn dieſer nicht ſelbſt erſcheinen konnte, vor deſſen Thronfolger zu erſcheinen und ihren Lehnseid zu ſchwören. Dieſes Feſt ward damals mit beſonderm Glanze, unter Theilnahme zahlreicher Zuſchauer aus ganz Italien, begangen. In Wien aber ſah man es ſehr ungern und auch England unterſtützte die kaiſerlichen Einſprüche. Nach längerm Federkrieg ward ein kaiſerliches Reſcript an den Großherzog, worin das Vorgegangene für nichtig erklärt wurde, ein Decret an den Senat von Florenz, worin, unter Androhung der kaiſerlichen Ungnade und einer Geldſtrafe von 100 Mark löthigen Goldes, verboten ward, den Infanten anders, als auf den Erledigungsfall, als Nachfolger anzuerkennen, und ein Mandat an die Unterthanen erlaſſen, welches dieſe anwies, dem Infanten erſt im Erledigungsfalle zu huldigen und, wenn er dann noch minderjährig ſein ſollte, die Herzogin Dorothea von Parma als Vormünderin zu betrachten. Mit letzterer Verfügung war zugleich angedeutet, daß der Kaiſer die ſchon längſt für den Infanten nachgeſuchte, aber immer verzögerte venia aetatis zu bewilligen nicht gemeint ſei. Noch wurde eine Vollmacht für einen noch zu ernennenden Miniſter ausgefertigt, der im Erledigungsfalle ſogleich Beſitz von Toscana ergreifen und dieſen Staat, Namens des Kaiſers, dem Infanten übergeben ſolle. Graf Caimo erhielt Befehl, dem Großherzog das Reſcript, dem Senate das Decret einzuhändigen und das Mandat in Florenz anſchlagen zu laſſen. Der Großherzog ließ ihn jedoch warnen, letzteres nicht zu thun, weil daraus leicht ſehr große Unannehmlichkeiten entſtehen könnten, worauf er es auch unterließ und ſich begnügte, das Mandat unter der kaiſerlichen Partei zu verbreiten. Der Senat wies das Decret mit der Erklärung zurück, daß er keinen Landesherrn kenne, als den Großherzog, und als der Geſandte es durch eine Liſt [1] nochmals in die Hände des Senats geſpielt hatte, ward es uneröffnet dem Großherzog zugeſtellt, der ſich auch hier mit Feſtigkeit und Würde ausſprach. Der Infant ſiedelte übrigens nach Parma über, wo er am 9. Oct. ſeinen Einzug hielt. Er war dem Großherzog ſo werth geworden, daß dieſer, bei dem Abſchiede, zum erſten Male ſeit Jahren ſein Zimmer verließ und ſich zu dem Infanten tragen ließ.

Bald darauf brach der polniſche Krieg aus, deſſen Verlauf und Ausgang der ganzen Sache wieder eine andere Wendung geben und namentlich über Toscanas Schickſal in ſehr unerwarteter Weiſe entſcheiden ſollte. Franzoſen und Sardinier zogen in Mailand ein; 30,000 Spanier landeten, zur großen Verlegenheit des Großherzogs, in Livorno, rückten aber von da auf Neapel, das, wie Sicilien, unter dem Befehl des Herzogs von Montemar [2] erobert wurde, worauf Montemar mit

---

[1] Er ließ es durch einen als Pilger verkleideten Bedienten wie eine Bittſchrift übergeben. In Wien wurde dieſes Verfahren, als ebenſo würdelos, wie unnütz, gemißbilligt. Nach Ausbruch des Krieges war Caimo vielen Beleidigungen von Seiten der Exaltirten ausgeſetzt, weshalb ihn der Großherzog in ſeinen Schutz nehmen mußte, bis er abberufen ward.

[2] Don Joſeph de Carillo, Herzog von Montemar, geb. 1663,

20,000 Mann wieder in Toscana erſchien, wo er ſein Hauptquartier in Prato aufſchlug und von da gegen den Präſidialſtaat, Mantua und die Lombardei operirte. Mancherlei widerſprechende Pläne wurden über dieſe Vorgänge rege. Kaiſerlicher Seits unterhandelte man mit Baiern und wollte dieſes auf Toscana anweiſen. Spanien ſchlug anfangs eine Vermählung der zweiten Caroliniſchen Erzherzogin mit dem Infanten Don Carlos vor, wobei die öſterreichiſchen Beſitzungen in Italien als Mitgift dienen ſollten. Nach ſeinen Erfolgen in Neapel und Sicilien aber glaubte es, die Mitgift auch ohne die Braut ſich nehmen zu können; ja Montema ſah ſich ſchon im Geiſte vor Wien. Die Seemächte denen nichts daran gelegen war, daß irgend eine Mach in Italien das Uebergewicht erlange, wollten Toscan und Parma gegen Neapel von Oeſterreich eingetauſcht Livorno aber zu einer freien Stadt mit Freihafen er klärt wiſſen. Der Großherzog, der ſich nun ganz a den Gedanken der ſpaniſchen Succeſſion gewöhnt un dabei wohlgefühlt hatte, ſodaß er ſich ungern in irgen eine andere Combination fügte, hätte am liebſten de Infanten Don Felippo in Toscana und Parma an di Stelle ſeines zu einer weitern Beſtimmung berufene Bruders treten ſehen, und ſuchte darum in Madrid nach was man ihm wieder in Wien ſehr übel nahm. Ka

---

war 1710 als Graf von Montemar Brigadier in Catalonien, 171 Generalmajor und Commandant von Barcelona, 1718 in Sicilie 1720 Generallieutenant, eroberte 1732 Oran und Marſalquivir, wa 1734 Herzog von Bitonto, erhielt von Neapel eine jährliche Penſi von 50,000 Ducatis, ward ſpaniſcher Grand und Herzog von Mo temar, commandirte ſeit 1741 wieder in Italien, fiel aber 174 wegen übereilten Rückzugs, in Ungnade, durfte erſt 1745 wieder den Hof, † 23. Juni 1747 an einem Harnleiden. Seine Töch waren die Marquiſen von Val Hermoſa und von Caſtellar.

Emanuel von Sardinien hätte natürlich gern die Lombardei behalten. Indeß die Sache ſtand ſo, daß es vor Allem darauf ankam, Frankreich zu befriedigen. Sobald dieſes ſich von der Allianz zurückzog, ſo mußten Spanien und Sardinien ſich mit dem begnügen, was man ihnen zu laſſen für gut fand. So kam man denn auf den alten Plan einer Verpflanzung der Lothringer nach Toscana, und am 2. Oct. 1735 kam es zu Wien zur Unterzeichnung der Präliminarien eines Friedens zwiſchen dem Kaiſer und Frankreich, welchem 1. Mai 1736 Sardinien und endlich 15. Nov. 1736 auch Spanien beitrat und der, nachdem er noch einige Modificationen und nähere Beſtimmungen erfahren, 18. Nov. 1738 in einen Definitivfrieden verwandelt ward.[1] Oeſterreich überließ an Spanien, zu Gunſten des Don Carlos, als eine nie mit Spanien zu vereinigende Secundogenitur, Neapel, Sicilien, den Stati degli presidj und Elba, und erhielt dafür Parma und Piacenza[2], ſowie die Garantie der pragmatiſchen Sanction. Lothringen und Bar erhielt auf Lebenszeit Stanislaus Leſcinsky, unter Verzichtleiſtung auf die ſpaniſche Krone. Nach ſeinem Tode, oder ſobald er ſonſt wollte, fielen dieſe Lande an Frankreich. Der Herzog Franz Stephan von Lothringen[3] ſollte einſtweilen vom Kaiſer entſchädigt werden, nach dem Erlöſchen des Hauſes Medici aber in Toscana ſuccediren. Sardinien ward mit zwei Diſtricten der Lombardei, zwiſchen dem Ticino und Piemont, mit ein Paar Blättchen der Artiſchocke, die es Blatt für Blatt zu verſpeiſen gedacht hatte, und mit der Landeshoheit über die Langhiſchen Lehen abgefunden. Der Papſt wurde gegen eine Reclamation von Caſtro (Th. V, S. 321) ſichergeſtellt und damit auch dieſe Angelegenheit, welche immer von neuem geſpukt hatte, erledigt.

---

[1] Sardinien trat am 2. Febr., Spanien und Neapel am 21. April 1739 bei.

[2] Im Aachener Frieden gab es auch dieſe auf und ſie kamen an Don Felippe.

[3] Der nachherige Kaiſer Franz I.

Johann Gaſton hatte vergeblich auch mit dieſer neuen Anordnung ſeine alten Pläne einer Abwehrung der Lehnbarkeit und einer Nachfolge der Kurfürſtin, der dann lieber Prinz Karl von Lothringen folgen möge[1], zu vereinigen geſucht. Die Thatſache, daß Toscana jetzt keine neue Erwerbung, ſondern eine Entſchädigung für die Abtretung alter Erblande war, machte die ganze Stellung des Großherzogs ungleich ungünſtiger und ließ es ganz natürlich erſcheinen, wenn Franz Stephan ſich nicht zu denſelben Conceſſionen und Rückſichten verſtand, welche Don Carlos mit Freuden gewährt hatte. Die Spanier verließen im Januar 1737 Toscana und wurden durch kaiſerliche Truppen unter General Wachtendonck[2] erſetzt, der am 5. Febr. denſelben Eid an den Großherzog ablegte, den der ſpaniſche Befehlshaber geſchworen hatte. Noch ſtritt und unterhandelte man über die Allodien, als der tiefgebeugte Johann Gaſton, der den Winter über an Stein und Podagra gelitten hatte und mit Anfang des Sommers Geſchwulſt bekam, am 9. Juli 1737 mit Tode abging.

---

[1] Franz Stephan hatte ſich 12. Febr. 1736 mit der Erzherzogin Maria Thereſia vermählt, und man ſah voraus, daß er ſeine Reſidenz nicht in Florenz, ſondern in Wien nehmen werde.

[2] Karl Franz Freiherr von Wachtendonck, aus einem geldriſchen Geſchlechte, kämpfte 1716—17 in Ungarn, 1718 als Oberſtlieutenant in Sicilien, war 1731 als Oberſter in Parma, 1732 in Corſica, ward 1733 Generalfeldwachtmeiſter, focht 1734 bei Parma und Guaſtalla, ward 1735 Generalfeldmarſchalllieutenant, 1738 Hofkriegsrath, 1740 wirklicher Geheim. Rath und Generalfeldzeugmeiſter, † in Livorno 16. Auguſt 1741 im 47. Jahre. Er war Johanniterritter.

Der Prinz von Craon, der ſchon bei Johann Gaſtons Lebzeiten als Bevollmächtigter des zum Kriege nach Ungarn abgezogenen Thronfolgers eingetroffen war, nahm ſofort Beſitz und alle Stände huldigten dem neuen Großherzog. Durch Beobachtung aller Rückſichten gegen die Kurfürſtin, welcher ſogar die Regierungsverweſung angetragen ward, gewann man ſie ſo, daß ſie, ungeachtet der Gegenintriguen Spaniens [1]) und Frankreichs, am 31. Oct. 1737 durch eine Convention dem neuen Großherzog alle Allodien, auch die außer Toscana gelegenen, alle Mobilien, Effecten, Sammlungen ꝛc., gegen eine Jahresrente von 40,000 florentiniſchen Scudi überließ. Sie bekam eine Wohnung im Palaſt Pitti, nach ihrer Wahl, ſowie eine Villa eingerichtet, hatte eine Leibwache zu Pferd und zu Fuß, freien Gebrauch der ganzen Hofequipage und viel Antheil an der Regierung, bis zunehmende Gebrechlichkeit ſie nöthigte, ſich von allen Geſchäften zurückzuziehen. Sie ſetzte den Großherzog zum Erben ein, welche Erbſchaft ſie jedoch mit vielen Legaten, beſonders zu Gunſten eines fernen Zweiges der Medicis, beſchwerte. Am 15. Oct. 1741 ſtarb die böhmiſche Witwe Johann Gaſton's, und am 18. Febr. 1743 folgte ihr, nach längern Leiden an der Waſſerſucht, die Kurfürſtin, die letzte der Medicis von dem Stamme des großen Cosmo.

---

[1]) Auf dieſes war ſie überhaupt nicht gut zu ſprechen, weil es ihre Nachfolge verhindert hatte. Die Anſprüche Spaniens auf die Allodien wurden übrigens bei Gelegenheit der Vermählung der Infantin Marie Louiſe, Tochter Karls III., mit dem Großherzog, nachherigen Kaiſer, Leopold (5. Aug. 1765) erledigt.

II. Victor Amadeus I., König von Sardinien.

Victor Amadeus, der den ſardiniſchen Königstitel an das Haus Savoyen gebracht hat, als Herzog von Savoyen der Zweite, als König von Sardinien der Erſte ſeines Namens, ein glänzender Repräſentant eines begabten und unternehmenden Geſchlechtes und ſeiner allerdings ſchwierigen, oft verlockenden, vielfachen Wechſelfällen ausgeſetzten, aber immerhin bedeutſamen Aufgaben, war der einzige Sohn[1]) des Königs Emanuel II., aus deſſen zweiter Ehe mit Marie Johanna von Nemours (S. 3). Am 14. Mai 1666 geboren, war er erſt neun Jahre alt, als er ſeinen Vater durch einen frühen Tod verlor. Karl Emanuel war, ſoweit es nicht den Waldenſern galt, ein edler und wohlwollender Fürſt geweſen, der ſeinen volksfreundlichen Sinn noch in ſeinen letzten Stunden bewährte, wo er alle Thüren zu öffnen befahl, damit ſeine Unterthanen ihren Fürſten ſterben ſehen könnten. Die Mutter erſchien als eine echte Franzöſin, der ränkevollen und vielgeſchäftigen Politik ihrer Zeit ergeben, nicht ohne Herrſchſucht, ganz dem franzöſiſchen Intereſſe anhänglich, in dem es lag, daß ſie ihren Sohn zu Fügſamkeit und Abhängigkeit zu erziehen und ſein unverbrüchliches, feſtes Anſchließen an Frankreich zu gewinnen ſuchte. Jedenfalls glaubte ſie, ihrer franzöſiſchen Beſitzungen und Verbindungen halber, auf Frankreich die ſorglichſte Rückſicht nehmen zu müſſen, und deſſen Wünſche höchſtens den entſchiedenſten Intereſſen Savoyens und auch dann nur mit äußerſter Vorſicht nachſetzen zu dürfen. An Klugheit und Feſtigkeit gebrach es ihr nicht. Der Charakter ihrer Politik und die Mittel, deren ſie ſich im Sinne der Zeit bediente, machen es ſchwierig, zu voller Klarheit über ihr eigentliches Wollen und Streben zu gelangen. Gewiß iſt, daß ſich vielfach das Gegentheil von dem ergeben hat, was ſie zu bezwecken — ſchien.

---

[1]) Er hatte zwei natürliche Geſchwiſter: Karl de Sales, der am 10. Aug. 1707 vor Toulon erſchoſſen, und Chriſtine, die 1687 an Karl Beſſus Ferrero von Maſſerano vermählt ward. — Die erſte Ehe ſeines Vaters war kinderlos, und er war der einzige legitime Sproſſe aus dem ältern Zweige des Hauſes.

Schon 1680 übernahm ihr Sohn die Regierung, wenigſtens formell, ſelbſt, während factiſch ſeine Mutter noch immer an der Spitze der Geſchäfte ſtand. Ihr erſter Vermählungsplan für den jungen Fürſten war ganz im Sinne obiger Politik. Wie ſchon im vorſtehenden Aufſatze gezeigt worden, ſchien damals die Krone Portugals auf die portugieſiſche Infantin Iſabelle Louiſe vererben zu ſollen; dieſe ward dadurch der Gegenſtand mehrfacher Bewerbungen, und Frankreich lag viel daran, ihre Hand einem dem franzöſiſchen Intereſſe befreundeten Prinzen zu gewinnen, nachdem der Plan, ſie dem Dauphin ſelbſt zu verſchaffen, an Spaniens Gegenwirken geſcheitert war. Eine Vermählung des Victor Amadeus mit der Infantin, die überdem die Schweſtertochter ſeiner Mutter war, ſchien in jeder Beziehung dem Intereſſe Frankreichs zu entſprechen. Seiner Erziehung zufolge erwartete man von ihm eine für Frankreich ergebene Geſinnung; man konnte ihn auch in dieſer befeſtigen, indem man ihm Ausſichten auf die ſpaniſche Succeſſion [1]) eröffnete, in welchem Falle man von ihm Abtretungen an Frankreich hoffte, wie man ſeinerſeits ihn, wenn Spanien in noch nähere Hände kam, auf eine oder andere Weiſe abfinden konnte. Savoyen aber blieb nach ſeiner Entfernung, zunächſt unter der Leitung ſeiner Mutter, ſo gut wie eine franzöſiſche Provinz und konnte es leicht auch gänzlich werden. In Portugal ſelbſt fand die Idee vielen Anklang und die Sache war bereits bis zum Abſchluß der Ehepacten und zur Ausrüſtung der portugieſiſchen Flotte, die den fürſtlichen Bräutigam zu Nizza abholen ſollte, gediehen. Freilich aber war ſie entſchieden dem Intereſſe des Landes zuwider, das aus einer Verbindung mit Portugal gar keinen Nutzen ziehen konnte, ſeinen Regenten verlieren und aus der Ferne regiert werden ſollte, ja mit dem gänzlichen Verluſte ſeiner Selbſtſtändigkeit bedroht war. Der Adel des Landes, mehr deutſcher als wälſcher Art, machte ſich zum Ausdrucke dieſer Intereſſen des Landes, wie denn eine echte, natürliche und ſichere Vertretung des Landes [2]) auf ſeinen Fürſten und Grundherren und den Vorſtehern der großen Gemeinden und Corporationen des Landes beruhte. Sie machten zunächſt der Herzogin-Mutter Vorſtellungen, die aber von dieſer dem franzöſiſchen Cabinet mitgetheilt wurden, worauf die Franzoſen ihre Truppen in Pignerol verſtärkten. Jetzt benutzten ſie einen Moment, wo die Herzogin über Land war, und trugen dem jungen Herzog ſelbſt ihre Beſorgniſſe vor. Sie ſtellten den ganzen Vermählungsplan in dem Lichte dar, in dem er ihnen in der That erſcheinen mochte: daß die Herzogin ihn hauptſächlich deshalb betrieb, um ihren Sohn aus Piemont zu entfernen und ſtatt ſeiner regieren zu können, und ſahen die Abſicht der Franzoſen, das Land an ſich zu ziehen, im Hintergrunde. So vermochten ſie den jungen Herzog, einen Verhaftsbefehl gegen ſeine Mutter zu unterzeichnen, unterließen es aber, einem Zuſammentreffen derſelben mit ihrem Sohne zuvorzukommen. Wie der Herzog den Befehl nur mit Thränen unterſchrieben hatte, ſo fand ihn auch die zurückgekehrte Mutter in tiefſter Betrübniß und gewann bald durch zärtliche Liebkoſungen dem weinenden Knaben das Bekenntniß des Vorgefallenen ab. Sie ließ ſogleich die Schloßwache verſtärken, einige Compagnien von Pignerol kommen und die Führer der Oppoſition, unter dem Vorwande, ſie hätten den Herzog den Spaniern ausliefern wollen, in Haft nehmen. Soweit ſchien alles den urſprünglichen Plänen der Herzogin entſprechend. Und doch kam alles ganz anders. Die portugieſiſche Heirath war aufgegeben. Als die von dem Herzog von Cadaval geführte Flotte im Juni 1681 in Nizza ankam, fand ſie den Herzog krank; die Krankheit hielt bis in den October an, wo die Flotte ohne den Bräutigam wieder nach Liſſabon zurückſegeln mußte, und ſobald ſie fort war, genas der Herzog. Die Verhafteten wurden bald wieder freigegeben und Keinem der Proceß gemacht. Man hat daher den ganzen Vorgang als ein verabredetes Manoeuvre angeſehen, durch welches die Regentin den von ihr ſelbſt als unannehmbar erkannten franzöſiſchen Plan habe vereiteln wollen, ohne ihren eigenen Credit bei Frankreich zu verſcherzen. Sie habe es zu jenem Aeußerſten kommen laſſen, um das franzöſiſche Cabinet zu überzeugen, daß man ohne einen gänzlichen Bruch mit der Nation den Plan nicht durchführen könne.[1] Uns ſcheint das doch etwas zu raffinirt und wegen der Menge der Mitwiſſer unwahrſcheinlich, und glauben wir lieber, daß die Herzogin oder der Herzog zwar anfangs ernſtlich für die portugieſiſche Heirath, die für ſie in der That ihr Empfehlendes hatte[2], geſtimmt geweſen ſind, ſich aber bei jenem Vorgange von der Triftigkeit der dagegen erhobenen Vorſtellungen, von dem Gewichte der entgegenſtehenden Schwierigkeiten und Bedenken überzeugt haben.

---

[1]) Seine Anſprüche auf dieſe datirten von ſeiner Urgroßmutter Katharina (geb. 10. Oct. 1567, † 6. Nov. 1597), einer Tochter König Philipp's II. von Spanien und der Iſabella von Frankreich, die ſich am 11. März 1585 mit Karl Emanuel I. von Savoyen (geb. 12. Jan. 1562, † 26. Juli 1630) vermählte.

[2]) Eine Solche aber braucht man, nicht eine Vertretung der „öffentlichen Meinung", die man viel bequemer und wohlfeiler aus den Zeitungen abnehmen kann. Und was iſt eine „öffentliche Meinung" werth, die nicht auch die Notabilen des Volkes ergriffen hat? Freilich muß auch die Bildung Macht geben und die Macht gebildet ſein.

Frankreich erhielt ein neues Pfand der Anhänglichkeit Savoyens an die franzöſiſche Politik, indem der Herzog ſich am 10. April 1684 mit Anna Maria von Orleans (geb. 27. Aug. 1669, † 26. Auguſt 1728), einer Tochter

---

[1] Die 1697 zu Aachen erſchienene Schrift: „Mémoires de Mr. D. F. L. touchant ce qui s'est passé en Italie entre Victor Amédée II. et le Roy T. C." (S. 17 ff.), läßt ſogar, unter gänzlicher Ignorirung der Verhaftungsgeſchichte, die Herzogin gemeinſchaftlich mit den Miniſtern und dem Adel den Herzog beſchwören, das Project aufzugeben und ihn zuletzt durch die Thränen des den Palaſt umringenden Volkes beſtimmt werden. Das wird wol eine Hofverſion ſein, die man der Sache nachträglich gab.

[2] Daß den Savoyern der Gedanke nicht zu fern lag, ihr Stammland zu vertauſchen, ergab ſich in den nächſten Jahren bei den Verhandlungen über die Theilung der ſpaniſchen Reiche, wo der Herzog ſich erbot, Savoyen an Frankreich abzutreten, wenn ihm Neapel verſchafft würde.

Philipp's von Orleans und der Henriette Marie von England, einer Nichte alſo Ludwig's XIV., einer Stiefſchweſter des nachherigen Regenten Frankreichs während der Minderjährigkeit Ludwig's XIV., einer Schwägerin König Karl's II. von Spanien, vermählte. Franzöſiſcher Einfluß, mit der beabſichtigten Zurücknahme des Edicts von Nantes zuſammenhängend, veranlaßte auch die ſeit 1685, zuerſt mit einem Edicte gegen die Aufnahme von Fremden in den Thälern beginnende, am 31. Jan. 1686 bis zum Verbot der Ausübung des waldenſiſchen Glaubens bei Todesſtrafe, Niederreißung der Kirchen, Vertreibung der Geiſtlichen geſteigerte Verfolgung der Waldenſer und franzöſiſche Truppen wirkten dabei mit. Es ſollen damals, bis den Unglücklichen wenigſtens die Auswanderung geſtattet wurde, an 3000 getödtet, an 10,000 eingekerkert und 3000 waldenſiſche Kinder in katholiſche Ortſchaften vertheilt worden ſein. Gegen 5000 Waldenſer wanderten nach der Schweiz, Holland, Brandenburg, Heſſen, Württemberg aus. Andere blieben unter aller Verfolgung in den väterlichen Sitzen, oder harrten in nahen Schweizerorten der erſten Gelegenheit zur Wiedervereinigung mit ihren Brüdern. Von Zeit zu Zeit machten ſie Einfälle in das ſo geliebte Vaterland, aus dem ſie vertrieben worden, nicht um ſich an ihm zu rächen, ſondern um ſich die alten Wohnſitze der Gefahr und der Leiden in ihm wieder zu erkämpfen. So 1687, ſo wieder 1689, unter dem Prediger Henry Arnaud. Mehrmals zurückgeſchlagen, erreichten ſie ihr Ziel auf anderm Wege, durch eine veränderte Politik des Herzogs, die ihn der Rückſichten auf Frankreich entband.

Victor Amadeus fand zwar, zu reiferer Selbſtſtändigkeit erwachſen, nicht für gut, ſich dem in ſeinem Hauſe durch lange Zeit verwaltenden Zuge zu Oeſterreich unbedingt hinzugeben, huldigte vielmehr in einer Zeit, in welcher die äußere Politik noch nicht durch die nothwendige Rückſichtnahme auf den Kampf gegen den Feind im Innern beengt und verwirrt war, der aus den Verhältniſſen des Landes erwachſenden Politik, eine Art Gleichgewichts zwiſchen den beiden großen Gegnern zu behaupten und ſein Gewicht nach Maßgabe der Umſtände bald in die eine, bald in die andere Wagſchale zu werfen. Das jedoch erkannte er klar, daß ſein Beiſtand von derjenigen Macht den geringſten Preis zu erwarten hatte, der bereits ein ſolches Uebergewicht über ihn zu Theil geworden war, daß ſie glauben durfte, ſie könne erzwingen, wo Andere ſuchen und bitten mußten. In dieſer Beziehung war ihm die franzöſiſche Beſetzung des Forts de Barraux, Pignerols, Caſales ein empfindlicher Dorn im Auge, und er brannte nach einer Gelegenheit, die fremden Wächter aus ſeiner Nähe zu entfernen. In Wien blieb dieſe Richtung nicht unbemerkt, und daß man ihm, noch ehe er ſich entſchieden für Oeſterreich erklärt hatte, die 24 Langhiſchen Lehen [1]) für 120,000 Dublonen überließ und ihm die königlichen Ehren zugeſtand [2]), mußte Frankreich mistrauiſch machen. Dazu kam, daß er, unter dem Vorwande des noch andauernden Kampfes gegen die Waldenſer, die an Frankreich geliehenen Regimenter zurückforderte, und als man ihm dafür franzöſiſche Truppen aus näher gelegenen Garniſonen geſchickt hatte, dieſe an die gefährlichſten Punkt geführt und dort ohne Beiſtand gelaſſen haben ſoll. Auch entging es den franzöſiſchen Kundſchaftern nicht, daß der Herzog mit Wilhelm III., dem großen Gegne

---

[1]) Im Piemonteſiſchen gelegene deutſche Reichslehen.

[2]) Es geſchah dies mit Rückſicht auf den Königstitel von Cyper

Ludwig's XIV., in geheimem Briefwechſel ſtand. Man hat eine Geſchichte, wonach der Herzog auf dem Carneval zu Venedig geheime Zuſammenkünfte mit dem Kurfürſten von Baiern gehabt haben ſoll, auf denen der Anſchluß des Herzogs an die Allianz gegen Frankreich zu Stande gebracht worden ſei, deren Geheimniß aber der Marſchall Catinat [1]) entdeckt habe, indem er, als Kapuziner verkleidet, gleichfalls auf dem Carneval zugegen geweſen ſei. (Nach Andern hätte ein wirklicher Mönch, der den Unterhändler gemacht, dem franzöſiſchen Geſandten das Geheimniß verkauft.) Näher liegt es, in dem Beſuche des größten Mannes, den das Haus Savoyen erzeugt hat, des Prinzen Eugen [2]), zu Turin, wohin denſelben gewiß nicht der Carneval gezogen hat, das Medium des Verſtändniſſes zu ſehen. Frankreich ſelbſt zwang den Herzog, die Maske abzuwerfen, indem

---

[1]) Nicolaus de Catinat, geb. 1. Sept. 1637 zu Paris, der Sohn eines Juriſten, ſtudirte gleichfalls die Rechte und ward Advocat, trat aber, als er ſeinen erſten Proceß verlor, als Cornet bei dem Reiterregimente Bignon ein. Er zeichnete ſich 1667 bei der Belagerung von Lille aus und war ein Jahrzehnt ſpäter Brigadier und Gouverneur von Dünkirchen, 1681 Maréchal de Camp, 1686 Commandirender gegen die Waldenſer, 1687 Gouverneur von Luxemburg, Generallieutenant, Commandirender in Jülich und Limburg, 1689—91 gegen Savoyen gebraucht, 1692 Vertheidiger der Dauphiné, Marſchall, eroberte 1697 Ath, 1701 Commandirender in Italien gegen Eugen, dann eine Zeit lang außer Activität, ward darauf in den Elſaß geſendet, nahm aber ſeine Entlaſſung, weil er die Mittel unzureichend fand, die man ihm zur Verfügung ſtellte, und Landau vergebens zu entſetzen verſuchte, und † 25. Febr. 1712. Er war ein humaner, kluger und unabhängiger Geiſt, einer der Beſſern ſeines Zeitalters, und hätte die höchſte Gunſt verdient, wenn es dabei auf Verdienſt allein ankäme.

[2]) Er ſtammte von der Nebenlinie Carignan, welche 1831 den ſardiniſchen Thron beſtiegen hat, und war der Enkel ihres Gründers Thomas Franz von Carignan (geb. 21. Dec. 1596, † 22. Jan. 1656), eines Bruders des Großvaters unſers Victor Amadeus.

Catinat mit 16,000 Mann in Piemont einrückte und peremtoriſche Forderungen ſtellte. Der Herzog ſuchte noch auszuweichen und hinzuziehen, bis in Mailand ein öſterreichiſches Hilfscorps zuſammengezogen war und alle Unterhandlungen mit den Alliirten beendigt waren.[1] Dann ſchloß er am 3. Juni 1689 mit Spanien, am 4. mit dem Kaiſer, am 20. Oct. mit den Seemächten ab, die ihm 30,000 Scudi monatliche Subſidien zuſagten, und erklärte dem Catinat: er finde die franzöſiſchen Bedingungen zu hart und werde der Gewalt Gewalt entgegenſtellen. (Frankreich hatte die Auslieferung aller Truppen des Herzogs, der Feſte Verrua und der Citadelle von Turin, zur Beſetzung durch franzöſiſche oder venetianiſche Truppen, verlangt.) Ob die angebliche Aeußerung des franzöſiſchen Geſandten: „der Herzog ſolle ſich fertig machen, nach dem Königreich Cypern[2] zu wandern, oder als kaiſerlicher General zu dienen,“ begründet iſt, laſſen wir dahingeſtellt ſein. Jedenfalls trat der Herzog ſehr entſchieden auf, kleidete ſich in Scharlach, das Zeichen des Kriegs, ließ das Schweißtuch des Heilands aushängen, hielt den franzöſiſchen Geſandten zurück, bis ihm die freie Abreiſe des ſeinigen aus Paris bekannt war, und regte die Waldenſer zu Streifzügen in die Dauphiné auf, wo ſie eifrige Glaubensgenoſſen hatten.

12,000 Spanier und 7000 Kaiſerliche zogen ihm durch die Lombardei zu Hilfe, und Eugen mahnte, deren Ankunft zu erwarten. Der Herzog aber, deſſen Truppen an Zahl den Franzoſen bereits überlegen waren, wenn ſie auch meiſtens aus ungeübten Rekruten beſtanden, wartete den Succurs nicht ab, ließ ſich durch Catinat in einen Hinterhalt locken und ward am 18. Aug. 1690 bei der Abtei Staffarda geſchlagen. Er ſelbſt focht tapfer, mußte ſich aber, nachdem er gegen 9000 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen, 8 Kanonen, 36 Fahnen und einen Theil des Gepäcks verloren, nach Carignan zurückziehen, worauf Saluzzo den Siegern die Thore öffnete, Suſa genommen ward, bald ganz Savoyen, mit Ausnahme von Montmeliart, in franzöſiſche Hände kam. Schon damals ſoll Frankreich Friedenserbietungen an den Herzog gemacht, und Dieſer mit einem als Mönch verkleideten franzöſiſchen Officier unterhandelt haben. [1] Da jedoch aus Deutſchland ein Paar tauſend Mann friſcher Hilfsvölker kamen, der Herzog von Fuenſalida aus Mailand 4000 Mann ſchickte, und ſo das ſardiniſche Heer wieder auf 20,000 Mann gebracht ward, ſo ſtellte der Herzog hohe Forderungen, an denen ſich alles zerſchlug. Im Beginne des Feldzuges von 1691 nahmen die Franzoſen Nizza, Montalbano, Villafranca, Avigliana, Rivoli, Carmagnola, bedrängten Cuneo aufs äußerſte und bedrohten Turin ſo bedenklich, daß die Herzogin bereits für gut fand, nach Vercelli überzuſiedeln. Im Juli aber kam Eugen und entſetzte Cuneo. Im Auguſt kam der Kurfürſt von

---

[1] Sie wurden für den Herzog hauptſächlich durch den venetianiſchen Abbée Vincentio Grimani geführt, der deshalb, auf Begehr Ludwig's XIV., aus Venedig verbannt wurde.

[2] Von dieſem Königreich, das leider noch immer in partibus infidelium iſt, führte er den Titel vermöge weiblicher Abſtammung und erfolgter Ceſſion der Anſprüche.

---

[1] Eugen ſoll damals den Herzog bei einer Unterredung mit dem franzöſiſchen Agenten überraſcht, von dem Herzog aber die Verſicherung erhalten haben, die Verhandlungen würden von ihm nur zum Scheine geführt, um eine Belagerung Turins zu verhüten.

Baiern. England ſchickte den Herzog von Schomberg [1] mit Hilfstruppen. Carmagnola mußte ſich am 7. Oct. wieder an die Alliirten ergeben, welche auch Avigliana und Rivoli wieder nahmen, während Saluzzo, Savigliano und Foſſano von den Franzoſen ohne Kampf aufgegeben wurden. Dagegen eroberten dieſe Montmeliart, nach der tapferſten Vertheidigung durch Bagnasco, und beſetzten, durch einen Handſtreich [2], von der Citadelle von Caſale aus auch die Stadt dieſes Namens.

1693 wurde ein Einfall in die Dauphiné beſchloſſen, wo man auf den Beiſtand der Hugenotten rechnete. Man wendete 26,000 Mann zu dieſem Unternehmen an, und der Herzog, der Feldmarſchall Caprara und Prinz Eugen wohnten dem Feldzuge in Perſon bei. Indeß ſind dieſe in jener Zeit, wie ſchon zu Zeiten Karl's V., mehrfach verſuchten Expeditionen in das ſüdliche Frankreich nie geglückt, vielmehr immer an dem gut geführten Vertheidigungskampfe der Franzoſen, wie ihn damals Catinat organiſirte, an Ungunſt des Klimas, Mangel, Krankheiten und von den Eindringenden begangenen Fehlern geſcheitert. Man nahm Guilaſtre, Ambrun, Gap, fand aber die Ausſichten ſo ungünſtig, daß man den Anlaß, den eine Erkrankung des Herzogs zum Rückzug bot, mit Begierde ergriffen zu haben ſcheint. Später, wie der Herzog wieder von der Allianz abfiel, hat man das Scheitern dieſer Unternehmung weſentlich ihm zur Laſt legen wollen. Es ſei ſein Fehler geweſen, daß man nicht ſofort den wichtigen Poſten von Briançon angegriffen habe. Er habe Schomberg, der ein detachirtes Corps commandirte, ohne Unterſtützung und Lebensmittel gelaſſen, worüber ſich die Hugenotten, welche zahlreich in deſſen Reihen getreten waren, wieder zerſtreut hätten. Die letztern habe er ſchon vorher ſtets an die gefährlichſten Poſten geſtellt, um ſie aufzureiben. Man iſt ſo weit gegangen, zu behaupten [1], der Herzog habe das Fehlſchlagen des Unternehmens von vorn herein beabſichtigt, ja er ſei im Intereſſe Frankreichs zu der Allianz getreten, der er mehr Unheil, als Nutzen gebracht habe; auch ſeine Krankheit ſei nur verſtellt geweſen, ſodaß er damals das Manoeuvre wiederholt habe, das er in früheren Jahren gegen die portugieſiſche Flotte angewendet. Letzteres iſt nun ſicher unwahr. Der Herzog war in der That an den Pocken erkrankt; ſeine Gemahlin eilte mit den Aerzten über die Gebirge zu ſeinem Beiſtand; er wurde zuerſt nach Cuneo gebracht, kam am 4. Oct. nach Turin und ging von da aufs Land, wo die Nachkrankheiten einige Male ſo bedrohlich wurden, daß man für ſein Leben beſorgt war. Daß zwiſchen ihm und dem franzöſiſchen Hofe ein durch die nahe Verwandtſchaft begründeter Austauſch von Artigkeiten noch während des Kriegs fortbeſtand, daß er ſpäterhin manche Rückſichten gegen Frankreich beobachtet hat, daß Ludwig XIV. unabläſſig Verſuche machte, ihn von der Allianz abzuziehen, iſt richtig. Manches mag aber auch franzöſiſcher Seits geſchehen ſein, eben um Mistrauen gegen den Herzog bei den Alliirten zu erwecken. Anderes lag in den Verhältniſſen und hat ſich auch in einer ſpätern Zeit, wo er unzweifelbar aufrichtig gegen Frankreich ſtand, wiederholt. Jedenfalls iſt es zu weit gegangen und ſteht ſelbſt in Widerſpruch mit den ihm ſchuldgegebenen Rückſichten für die Franzoſen, wenn man ihm vorwirft, er habe gefliſſentlich und um die Franzoſen gegen die Alliirten zu erbittern, ſeine Truppen Exceſſe auf franzöſiſchem Boden begehen laſſen, dergleichen allerdings, aber nicht blos bei den alliirten, ſondern auch bei den kaiſerlichen Truppen vorgefallen ſind und den Alliirten viel Nachtheil gebracht haben. So wollen wir auch dahingeſtellt ſein laſſen, ob wirklich ein von ihm begangener Verrath die Unternehmung vereitelt hat, welche Schomberg auf die Cevennen zu richten beabſichtigte. Schomberg hatte nehmlich den Plan, ſich in die Cevennen zu werfen, ſich dort zu befeſtigen, den Winter daſelbſt zuzubringen und einen innern Krieg in Frankreich zu entzünden. Er hatte verkleidete Offiziere hingeſchickt, die mit den Führern der Reformirten den ganzen Plan verabredet hatten. Plötzlich aber erfuhr er, daß die franzöſiſche Regierung die Sache entdeckt und die Führer des Aufſtandes in Haft genommen habe, und die Gegner des Herzogs verſicherten nun, daß Er die Namen der Verſchworenen nach Verſailles berichtet habe. Ein franzöſiſcher Agent von Chanlais, der ſich zum Zwecke öffentlicher Friedensverhandlungen in Turin befand, galt den Alliirten für einen Kundſchafter, der das Geheimniß ihrer Pläne zu erlauſchen beſtimmt und deſſen Hauptquelle der Herzog ſei.

---

[1] Karl, der jüngſte Sohn des berühmten Marſchalls. S. Th. II, S. 156.

[2] Die Citadelle hatte franzöſiſche, die Stadt mantuaniſche Beſatzung. Der franzöſiſche Commandant Crenant lud den mantuaniſchen Commandanten Marcheſe Faſſati zu Tiſche, behielt ihn aber, unter dem Vorgeben, daß derſelbe mit den Deutſchen einverſtanden ſei, in Haft und entwaffnete das mantuaniſche Regiment.

---

[1] Mémoires de Mr. D. F. L., S. 88 ff.

Mit dem Argwohn gegen die Politik des Herzogs hängt auch eine eigenthümliche Duellgeſchichte zuſammen, die ſeinen Generaliſſimus, den Marcheſe Bagnasco, betraf.[1] Derſelbe ſollte ſchon längſt die Abſicht gehabt haben, die hugenottiſchen Regimenter, die in engliſchem Solde waren, zu Grunde zu richten. Im Lager von Demont trennte er die zwei daſelbſt befindlichen Regimenter dieſer Kategorie, die Regimenter Lillemarais und Montauban, die der Oberſt Marquis Montauban befehligte, von der übrigen Armee, und ſoll die Abſicht gehabt haben, eine allgemeine Niedermetzelung derſelben herbeizuführen. Zu dieſem Ende habe er ſie mit zehnfach ſtärkeren Truppen, welche ſchußfertig waren, umzingelt und ſei nun, die Piſtole in der Hand, an der Spitze von 80 Offizieren auf ſie los gegangen. Die Klugheit des Marquis Montauban, der ſich nicht in Vertheidigungsſtand ſetzte und ſich mit mündlichen Proteſtationen begnügte, habe dem General den Anlaß zum Angriff entzogen, den er geſucht haben ſoll. Wie dem auch ſei, Montauban glaubte, daß die ihm außerdem unerklärliche Sache in der bemerkten Weiſe zuſammenhänge, beſchwerte ſich zunächſt bei dem Herzog, der ſich jedoch begnügte, ſeinen General gegen den ſehr wahrſcheinlich ungerechten Verdacht in Schutz zu nehmen. Hierauf beſchloß er, perſönliche Genugthuung von ſeinem Gegner zu ſuchen, und nahm zu dieſem Ende ſeinen Abſchied, empfahl ſich dem Herzog und erklärte, ſich nach Holland zurückziehen und nur noch einige Tage in Turin verweilen zu wollen. Bagnasco ſoll aber die Abſicht

---

1) Mémoires de Mr. D. F. I..., S. 105 ff. Die Schrift iſt allerdings höchſt parteiiſch gegen den Herzog und gegen Bagnasco geſchrieben, und wir müſſen ihr auch für das Folgende die Verantwortung überlaſſen, indem wir bemerken, daß es allerdings nicht zur Regel gemacht werden darf, einen Befehlshaber ſeine dienſtlichen Handlungen im Duell vertreten zu laſſen. Bagnasco hatte vielfache Beweiſe gegeben, daß es ihm nicht an Muth gebrach.

gemerkt haben und verließ ſein Hotel nicht. Montauban zog ſich nun nach Mailand zurück, beauftragte aber den Baron v. Bearn, einen Franzoſen und Brigadier bei den engliſchen Hilfstruppen, die Angelegenheit nach den zwiſchen ihnen getroffenen Verabredungen weiter zu führen. Acht Tage verfloſſen nach der Abreiſe Montauban's, und noch immer verließ Bagnasco ſein Hotel nicht. Endlich erfuhr Bearn, daß die Carroſſe des Generals angeſchirrt ſei, um ihn in die Meſſe zu fahren. Sogleich eilt er in das Hotel des Marquis, ſieht dieſen in der Kutſche ſitzen und mit einer am Wagen ſtehenden Dame ſprechen, wartet den Weggang der Letztern ab, öffnet dann die Thüre des Wagens und bittet den General, einen Augenblick herauszukommen, um eine Mittheilung zu empfangen. Der General, an der Gicht leidend, ſtieg, geſtützt auf den Arm ſeines unwillkommenen Beſuchs, aus dem Wagen, worauf ihn Baron Bearn in folgender Weiſe anredete: „Mein Herr, ich habe mich dem Auftrage, um den es ſich handelt, um ſo lieber unterzogen, als der Marquis v. Montauban es mit einen Mann zu thun hat, der ſich ſtets durch ſein großes Verdienſt, durch die ihm eigene Tapferkeit und durch den vortheilhaften Ruf ausgezeichnet hat, den er ſich in der Welt erworben. Der Marquis v. Montauban hat mich beauftragt, Ihnen zu ſagen, daß er Genugthuung für die Beleidigungen begehrt, die er im Lager von Demont an der Spitze der Truppen des Königs von England erfahren. Er überläßt Ihnen die Wahl des Tages und der Waffengattung, deren Sie ſich zu bedienen belieben wollen, der Zahl der Kämpfer und der Kampfweiſe, und behält ſich nur die Wahl des Ortes vor, welcher außerhalb der Staaten Sr. königl. Hoheit liegen muß, weil er ſich von Dieſer verabſchiedet hat und keineswegs wünſcht, daß Sie etwas von der Sache erfahre.“ Der Marcheſe habe darauf, ſo heißt es a. a. O., brüſk erwiedert: „Herr v. Montauban wird ſich ſicherlich nicht ſchlagen; er wird ſich am Kampforte nicht finden laſſen.“ „Mein Herr,“ entgegnete Baron Bearn, „ich bin es, der Ihnen das Ehrenwort des Marquis v. Montauban bringt; ich werde dafür bürgen.“ „Er wird ſich gewiß nicht ſchlagen“, wiederholte der General in noch ſtolzerem Ton, „und wenn Herr v. Montauban ſich beleidigt glaubt, ſo iſt es ſeine Sache, ſeine Genugthuung zu ſuchen.“ Baron Bearn ließ ſich aber nicht abweiſen, ſondern ſagte: „Mein Herr, man hält ſich nicht blos an die Perſonen, welche derartige Botſchaften bringen laſſen, ſondern man greift zugleich die Ehre und das Verdienſt Derjenigen an, die ſie überbringen.“ Die Hand an das Schwert legend, fuhr er fort: „Mein Herr, es iſt kein Grund, zu ſchwanken; ich werde Sie nicht verlaſſen, bevor ich nicht eine beſtimmte Antwort habe, und wenn Sie nichts mit dem Herrn v. Montauban zu thun haben wollen, ſo werden Sie es mit mir zu thun haben.“ Jetzt glaubte der General, ſich doch wenigſtens ſcheinbar fügen zu müſſen, und ſagte, er wolle ſich zu Pferde auf Piſtolen ſchießen. Da inzwiſchen der Gouverneur der Citadelle von Turin, de Chamouſſet, kam, ſo ſprachen ſie von gleichgiltigen Gegenſtänden, und Bearn wich nicht von Chamouſſet's Seite, bis der General fortgefahren war. Dann eilte er, ſeinen Freund perſönlich zu benachrichtigen.

Bagnasco, dem es nicht in den Sinn kam, ſich wirklich in das Duell einzulaſſen, und deſſen Gemahlin, aus Schreck über das ihrem Gatten drohende Unheil, eine Fehlgeburt gethan haben ſoll, hatte ſogleich nach der Abreiſe des Barons v. Bearn ſeine Verwandten zu einem großen Familienrathe verſammelt, worin man, nach langer vergeblicher Berathung, zu dem Beſchluß kam, den kaiſerlichen Oberſten Dupré befragen zu laſſen, ob in Deutſchland ein untergeordneter Offizier, der ſich von einem Generale beleidigt halte, berechtigt ſei, den Letztern herauszufordern. Dupré erwiederte bejahend, vorausgeſetzt daß der beleidigte Offizier einen Zeitpunkt wähle, wo der General ſich nicht an der Spitze ſeiner Truppen befinde.[1] Man glaubte eine günſtigere Antwort zu erhalten, wenn man dem Oberſten die Namen der Betheiligten nennte; aber nun erklärte Dupré erſt recht, daß in der Sache kein Zweifel ſein könne; die Herren v. Bearn und Montauban ſeien Männer von Stand, von Verdienſt und Ehre, und ſtänden obendrein nicht in ſardiniſchem Dienſte, hätten ſich nur zeitweilig unter dem Oberbefehl des Generals befunden, und dieſe Zeit ſei vorüber. Auch ein anweſender kaiſerlicher Oberſtlieutenant beſtätigte dieſe Anſicht. — Man verſtärkte nun die Thorwachen und ließ Niemanden ohne ſorgfältige Prüfung in Turin einpaſſiren. Indeß Bearn wußte doch verkleidet hereinzukommen, miethete ſich bei einem jüdiſchen Kaufmann ein, von wo man Bagnasco's Hof überſchauen konnte, brachte, ſobald er dieſen ausfahren ſah, die Pferde zum Stehen, öffnete den Kutſchenſchlag, ſtieg zu dem erſtaunten General hinein und faßte ihn mit den Worten: „Mein Herr, ich erwarte die Erfüllung

---

[1] Die Richtigkeit dieſer Antwort laſſen wir dahingeſtellt ſein. Uns ſcheint es nicht darauf anzukommen, daß der General momentan nicht im Dienſte iſt, ſondern darauf, daß der Beleidigte aufgehört hat, der Untergebene des Generals zu ſein, und ſelbſt dann kann der General nur für pflichtwidriges und misbräuchliches Verfahren, für Gehäſſigkeit gegen die Perſon des Gekränkten verantwortlich ſein.

Ihres Wortes; da jedoch dieſe Angelegenheit public geworden iſt, ſo kann Einer von uns Beiden kein Mann von Ehre ſein,“ bei dem Arm, um ihn aus dem Wagen zu ziehen. Der General ſagte aber: er wolle ſich zu Pferde auf Piſtolen ſchlagen und brauche Secundanten und Zeugen. Er werde ſich mit Herrn v. Montauban ſchlagen und werde zur Unterhaltung des Barons einen andern tapfern Kämpfer ſtellen. Bearn fragte nun nach dem Tage, worauf Bagnasco antwortete: die Vermählung ſeines Neffen, des Grafen v. Serral, ſtehe zu Vercelli bevor. Er werde ſich in der nächſten Zeit dorthin begeben und dort möge der Kampfplatz ſein. Sobald ſich Bearn entfernt hatte, befahl Bagnasco, alle Thore zu ſchließen; aber Bearn hatte an drei Thoren Poſtpferde aufgeſtellt gehabt, ſich auf das nächſte geſchwungen und entging ſo den Verfolgern. In Mailand beſtimmten ſie den ſpaniſchen Oberſten Beetſleen, einen Graubündner, zum Zeugen, der den Antrag auch mit der Erklärung, daß er nicht blos Zuſchauer ſein, ſondern auch ſelbſt mitkämpfen wolle, annahm. Aber auch nach Mailand verfolgte ſie Bagnasco's Einfluß. Der Gouverneur von Mailand, Marquis v. Leganez, befand ſich in Turin und hatte dem Großherzog Verhaftsbefehle gegen die Verfolger ſeines Generals bewilligt, mit welchen der Lieutenant der herzoglichen Garde, Marquis Daix, nach Mailand eilte. Zum Glück begegnete Bearn dem Letztern, als dieſer eben die Wohnung des interimiſtiſchen Commandirenden, de Louvigny, ſuchte, und es gelang den drei Herren, während ſie Daix auf eine falſche Spur nach Caſale leiteten, nach Vercelli zu kommen, wo ſie eine Woche vor dem von Bagnasco bezeichneten Termin anlangten und eine Woche über denſelben hinaus verweilten, und ſich dann über ihren Aufenthalt daſelbſt von dem Pfarrer und den weltlichen Obrigkeiten Beſcheinigungen ausſtellen ließen. Dann gab Montauban die weitere Verfolgung dieſer Angelegenheit auf und ging nach Holland. **Bearn** aber kehrte nach Turin zurück, entſchloſſen, **Bagnasco** anzugreifen, wo immer er ihn finde. Bagnaſco's Verwandte ließen es nicht an Gegenanſtalten fehlen. Man mag dahingeſtellt ſein laſſen, ob ſie wirklich einer Partie Soldaten 200 Piſtolen gegeben haben, um Bearn zu ermorden, was dieſe Soldaten ihren Kameraden von dem Regimente Montauban erzählt hätten, durch die es zu Bearn's Kenntniß gelangt ſei. Man ſieht nicht, daß ein Verſuch zur Ausführung dieſes vorgeblichen Mordplans gemacht worden wäre. Dagegen erwirkten die Marcheſen von Pianeſe, Carol, Tana und Peretta, ſämmtlich Verwandte des Generals, vom Herzog Verhaftsbefehle gegen Bearn, und der Herzog wendete ſich auch an Lord Galloway (Th. I., S. 251), um dieſen zu beſtimmen, den Baron Bearn zu entlaſſen, worauf er auch, trotz der angelegentlichen Verwendung des Oberſten de Lillemarais und nachdem Bearn es abgelehnt hatte, der Montauban'ſchen Angelegenheit zu entſagen, dem Wunſche des Herzogs Folge leiſten zu müſſen glaubte. Bearn proteſtirte und ſtellte ſich unter den Schutz der verbündeten Fürſten. Es gelang auch der Vermittelung des brandenburgiſchen Generals v. Varennes [1] und des holländiſchen Geſandten van der Meer, eine Zurücknahme der Verhaftsbefehle zu erwirken, worauf Bearn nach Holland ging. Der Herzog ließ ihm ein Regiment in venetianiſchem Solde, ſowie Reiſegeld und Empfehlungsbriefe anbieten, die er aber ablehnte und nur um Bezahlung ſeiner Rückſtände bat. Lord Galloway gab ihm ein Empfehlungsſchreiben an den König von England, van der Meer ein gleiches für die Generalſtaaten mit. Bagnasco war aber gerettet.

---

[1] Jacques Laumonier, Marquis de Varennes, ein Refugié aus der Champagne, der 1717 zu Berlin †.

Auch 1693 hatte Victor Amadeus mit einer ſchweren Krankheit zu kämpfen und war bereits mit den Sterbeſacramenten verſehen worden, erholte ſich aber wieder und nahm am 14. Auguſt das Fort St.-Brigitte, das er ſchleifen ließ. Am meiſten mußte ihm eigentlich an der Eroberung Pignerols liegen, das die Franzoſen ſeinen Vorfahren entriſſen hatten, durch das ſie ſchwer auf ſeine Staaten drückten, und zu deſſen Belagerung ihn der Kaiſer und der König von England in wiederholten Schreiben drängten, wie er auch durch die Alliirten mit allem dazu Nöthigen verſehen ward. Bei ſeinem eigenen Intereſſe an der Wegnahme dieſes Platzes können wir nicht wohl glauben, daß es Abſicht geweſen ſei, wenn er ſtatt einer förmlichen Belagerung, die in dem Kriegsathe beſchloſſen worden, nur ein völlig fruchtloſes dreiägiges Bombardement vornehmen ließ; es müßte denn ein, daß er ſchon damals verſichert geweſen wäre, der Platz würde ihm doch nicht entgehen. Inzwiſchen hatte Catinat Verſtärkungen erhalten, konnte nun wieder die Offenſive ergreifen und ſiegte am 4. Oct. 1693 in er Schlacht bei Marſaglia oder Orbazzano, welche den Rückzug der Alliirten entſchied. Die Schlacht, in elcher der Herzog von Schomberg und Graf Palffy elen, Prinz Commercy ſchwer verwundet ward, ging urch die Spanier verloren. Eugen leitete aber den Rückzug ſo meiſterhaft, daß die Franzoſen, ohnedies mit

Truppen und Geld nur ſpärlich verſehen[1]), außer Revel und Saluzzo, keine Eroberungen machten. Catinat ſchickte einen Secretär zu dem bewährteſten Miniſter des Herzogs, Marquis v. St.-Thomas († 16. Dec. 1699), mit neuen Friedenserbietungen, die ſich jedoch an der Schwierigkeit, ſich über Pignerol zu einigen, zerſchlugen. Doch tritt es von da an deutlicher hervor, daß Frankreich und Savoyen, wenn ſie nicht in eigentlichem geheimen Einverſtändniß ſtanden, doch gegenſeitige Rückſichten beobachteten und ſich einander möglichſt wenig zu Leide thaten. Selbſt die von den Alliirten, unter perſönlicher Theilnahme des Herzogs von Savoyen, des Prinzen Eugen, des Marquis Leganez und des Earl v. Galloway, bewirkte Einnahme von Caſale, vor welchem die Laufgräben am 26. Juni eröffnet wurden und das ſchon am 9. Juli 1695 capitulirte[2]), ſoll durch das Verſtändniß zwiſchen Frankreich und Savoyen erleichtert und beſchleunigt worden ſein. Frankreich habe den Platz nicht retten können, ihn aber auch nicht in die Hände Spaniens fallen laſſen wollen. Der Herzog aber habe, durch die raſche Beendigung der Belagerung begünſtigt, die Uebergabe der Stadt an den Herzog von Mantua[3]), einen Anhänger Frankreichs, vermittelt.

---

[1]) Abgeſehen davon, daß Catinat uberhaupt kein Favorit war und folglich nach einer ſeltſamen, aber nicht ungewöhnlichen Verkehrtheit, nur mangelhaft unterſtützt ward, erkannte Ludwig auch ganz richtig, daß die Entſcheidung nicht in Italien gewonnen werden könne, und wendete ſeine Hauptkraft dem nördlichen Kampfe zu.

[2]) Caſale ward von dem Marquis v. Crenant, der ſpäter bei Cremona tödtlich verwundet wurde, vertheidigt, und es iſt jedenfalls eine unglaubliche Uebertreibung, wenn man behauptet hat, daß die Franzoſen blind geſchoſſen hätten. Die Alliirten hatten etwa 600 Mann vor dem Platze verloren. Die Beſatzung erhielt einen ehrenvollen Abzug. Die Werke ſollten geſchleift werden.

[3]) Karl IV., Gonzaga, Herzog von Mantua und Montferrat, geb.

Von Neuem begannen nun geheime Unterhandlungen zwiſchen Frankreich und dem Herzog. Das Erſtere wäre des koſtſpieligen und unfruchtbaren Krieges in Italien gern entledigt geweſen, und eine Ausſöhnung mit dem Herzog konnte vielleicht zu einer allgemeinen Neutralität Italiens führen und deckte Frankreich jedenfalls von dieſer Seite. Der Herzog aber wurde durch die andern italieniſchen Regierungen, welche der Kriegsbeſchwerden müde waren, durch den Papſt namentlich und Venedig, gedrängt, die Kriegsfackel von der Halbinſel zu entfernen. Die Unterhandlungen wurden zunächſt durch den nachherigen Marſchall Teſſé (Th. I, S. 115) eingeleitet, dann von Catinat, wie es heißt auf einer Pilgerfahrt des Herzogs nach Loretto, zu vorläufiger Verſtändigung und dann wieder von Teſſé zum endlichen Abſchluß gebracht. Schon am 30. Mai 1696 hatten Teſſé und Gruzel, der Bevollmächtigte des Herzogs, Präliminarien unterzeichnet. Da aber darin feſtgeſetzt war, daß Pignerol erſt mit dem allgemeinen Frieden geſchleift und dem Herzog übergeben werden ſolle, während der Herzog die ſofortige Schleifung und Uebergabe begehrte, ſo wurde Gruzel desavouirt, und es entſpann ſich ein Schriftwechſel zwiſchen Catinat und St.-Thomas. Catinat verlangte u. A. (6. Juli 1696), nachdem er mit gänzlicher Verwüſtung des Landes gedroht hatte: der Herzog ſolle, gegen Wiedererlangung aller ihm abgenommenen Plätze, den franzöſiſchen Truppen den Durchzug gegen

---

31. Aug. 1652, ſuccedirt 1665, durch die Kaiſerlichen vertrieben 1706, † 30. Juni 1708. Er war vermählt: 1) 1670 mit Anna Iſabella Gonzaga v. Guaſtalla († 11. Aug. 1703 kinderlos); 2) 11. Nov. 1704 mit Suſanne Henriette v. Elboeuf (Th. IV, S. 371 ff.), welche 19. Dec. 1710 gleichfalls kinderlos †.

das Mailändiſche verſtatten und dem König, als Pfand ſeiner Treue, Nizza und Villefranche bis zum allgemeinen Frieden einräumen; würde der Herzog ſich ſelbſt dem Angriffe auf die Lombardei anſchließen, ſo würde der König ihm Vortheile verſchaffen, die ihn vollſtändig befriedigen würden. Hierauf gab der Marquis von St.-Thomas folgenden Tages die würdige, aber durch nachfolgende Vorgänge nicht ſonderlich bewährte Antwort: „Se. königl. Hoheit würden fürchten, die Achtung des Marſchalls gänzlich zu verlieren, wenn Sie jemals im Stande wäre, die Waffen in das Mailändiſche gegen den katholiſchen König und deſſen Alliirte zu kehren, denen Sie Ihren vornehmſten Schutz in Ihrem Unglück zu verdanken bekenne, und die das gleiche Intereſſe an dem mailändiſchen Staate nähmen.“ Am 29. Auguſt 1696 aber unterzeichneten St.-Thomas und Teſſé zu Turin einen Friedens- und Neutralitätsvertrag, worin der Herzog ſich von jeder Verbindung mit den Alliirten losſagte und ſich verpflichtete, Alles aufzubieten, um von denſelben die Neutralität Italiens zu erwirken. Dafür trat ihm der König Pignerol, die Forts St.-Brigitte und la Perouſe, und alles, was das Haus Savoyen vor der durch Herzog Victor Amadeus I. gemachten Abtretung an Ludwig XIII. beſeſſen hatte, ab. Die Feſtungswerke der darin begriffenen Plätze ſollten auf Koſten des Königs geſchleift werden und nie wieder hergeſtellt werden dürfen. Es ward eine Vermählung der Prinzeſſin Marie Adelaide von Savoyen [1] mit dem Herzog von Burgund [1]) verabredet, und in Betracht derſelben bewilligte der König dem Herzog die königlichen Ehren.

---

[1] Die älteſte Tochter des Herzogs, damals noch nicht 11jährig. Sie war geb. 6. Dec. 1685, wurde 7. Dec. 1697, alſo eben 12 Jahre alt geworden, vermählt, und ſtarb, nachdem ſie ſeit 1701 drei Söhne geboren, worunter der nachherige König Ludwig XV. der Jüngſte

Man kam überein, den Vertrag bis Ende September geheim zu halten; angeblich damit der Herzog vorher mit ſeinen zeitherigen Verbündeten vertraulich unterhandeln könne. Seine Gegner behaupteten freilich, er habe den Abſchluß möglichſt lange verſchwiegen [2]), um die engliſchen Subſidien noch länger ziehen zu können, und habe erſt dann die Maske völlig abgeworfen, als Lord Galloway ihm eine Abſchrift des ganzen Vertrags gezeigt und die Subſidienzahlung ſiſtirt habe. Indeß wie Eugen das Bevorſtehende längſt vorausgeſehen hatte und ſich durch die geräuſchvollen Anſtalten, welche der Herzog zur Vertheidigung Turins machte, ſchwerlich irren ließ, ſo theilte der Herzog den abgeſchloſſenen Vertrag ſeinen zeitherigen Verbündeten in der That vertraulich mit und ſuchte ſie für die Neutralität Italiens zu gewinnen. Der Kurfürſt von Brandenburg ſchrieb ihm u. A. zur Antwort: „Die Bundesverträge Ew. königl. Hoheit mit den zu den gegenwärtigen Kriege Verbündeten, dem Kaiſer, dem Reich, den Königen, Kurfürſten und Fürſten, deren genaue Beobachtung Ew. königl. Hoheit noch vor wenig Monaten durch eine feierliche Acte verſprochen

---

war, während die beiden Andern bald wieder ſtarben, am 12. Febr. 1712.

[1]) Sohn des Dauphins, Bruder Philipps V. von Spanien und des Herzogs von Berry, war geb. 6. Aug. 1682, alſo damals eben 14, bei ſeiner Vermählung 15 Jahr alt, und † 18. Febr. 1712, ſechs Tage nach ſeiner Gemahlin.

[2]) Man erzählt auch, er würde die Unterzeichnung noch länger verſchoben haben, wenn ihn nicht Ludwig XIV. durch eine falſche Nachricht von dem Tode Wilhelms III. getäuſcht hätte. S. Lamberty, Mémoires, I, 1.

hat, der Ew. königl. Hoheit überreichlich geleiſtete Beiſtand an Geld und Truppen endlich hätten uns nicht erlaubt, den geringſten Argwohn zu hegen, daß Sie Sich entſchließen, oder auch nur daran denken könnte, eine ſo vortheilhafte Verbindung aufzugeben, mittelſt deren man die gemeinſame Sicherheit, Freiheit und Ruhe Europas feſtzuſtellen ſucht; und das ohne durch irgend eine Nothwendigkeit, oder durch irgend einen neuerlichen Unfall gedrängt zu ſein, ſondern lediglich durch den in dem Schreiben Ew. königl. Hoheit angeführten Grund bewogen, die vortheilhaften Erbietungen anzunehmen, welche Frankreich Ihnen machte, und die in der That glänzend und ganz geeignet ſind, Ew. königl. Hoheit zu überraſchen, aber bei denen wir ſtark bezweifeln, ob Dieſelbe die Sicherheit, die Ehre und die Vortheile darin finden wird, die Sie in der Allianz, an die Sie Sich geſchloſſen hatte, gefunden haben würde" ꝛc. Von Wien aus gab man ſich auch vergebliche Mühe, den Herzog wieder von Frankreich abzuziehen, und ſoll eine Vermählung der dem Herzog von Burgund bereits zugeſagten [1]) Prinzeſſin mit dem römiſchen König in Ausſicht geſtellt haben, ſchickte auch den Fürſten Mansfeld[2]) zu weiteren

---

[1]) Die Oberacten wurden am 15. Sept. unterzeichnet und die Reſtitution der Plätze am 28. Sept. verfügt.

[2]) Heinrich Franz, der erſte Fürſt dieſes Namens, geb. 1640, Geſandter an deutſchen und italieniſchen Höfen, in Holland, Polen, 1680—1683 in Paris, dann bis 1692 in Madrid, 1690 Fürſt von Fondi, 1691 Reichsfürſt, 1694 Oberſthofmarſchall, Feldmarſchall, 1701—1703 Hofkriegsrathspräſident, von welchem Poſten ihn Eugen, deſſen ſchlimmer Gegner er war, entfernte, dann Oberſtkämmerer, † 1715. Vermählt war er: 1) 1679 mit Marie Luiſe Gräfin von Aſpremont († 13. Oct. 1692), der Witwe Herzog Karls III. von Lothringen; 2) 1694 mit Franciska Prinzeſſin von Auersberg. Seine Tochter erſter Ehe, Marie Eleonore (geb. 16. Oct. 1682,

Unterhandlungen nach Turin. Vorläufig wurde ein vierzigtägiger Waffenſtillſtand feſtgeſetzt, während deſſen die verbündeten Generäle, ungeachtet ſie für Fortſetzung des Krieges auch in Italien ſtimmten, doch die Truppen aus dem Piemonteſiſchen in die Lombardei zogen, während Catinat am 3. Sept. den Po überſchritt und ſich bei Caſale verſchanzte.

Nach Ablauf des Waffenſtillſtandes vereinigten ſich die Truppen des Herzogs offen mit den Franzoſen, wodurch das gemeinſame Heer auf 50,000 Mann ſtieg. Victor Amadeus, der den Tag vorher noch Eugen die Parole gegeben hatte, trat als Generaliſſimus der Franzoſen auf, gab Catinat die Parole und eröffnete die Belagerung von Valenza, deren raſcherer Fortgang jedoch durch die Franzoſen ſelbſt gehindert ward, die den Herzog nicht zu mächtig werden laſſen wollten. Der Prinz von Commercy 1) war ſo entrüſtet über dieſes Verfahren des Herzogs, daß er ihn zum Zweikampfe herausforderte; natürlich vergeblich, da die großen Maßregeln der Staatskunſt nicht dem Richtmaß der Privatbeziehungen unterworfen werden können, und kein Regent ſeine Pflichten mit Freiheit erfüllen könnte, wenn er erwarten müßte, daß er dem Erſten Beſten, dem er nicht zu Danke gehandelt, dafür im Zweikampf Rede zu ſtehen haben werde. Die Politik des Herzogs war nicht die offene und mannhafte, die die Staaten ergreifen ſollen,

---

† 29. Mai 1747), vermählte ſich 14. Mai 1703 mit Fürſt Claudius Franz von Mansfeld-Fondi, mit deſſen Enkel Joſeph Wenceslaus der Stamm 31. März 1780 erloſch.

1) Franz Karl, Sohn des Prinzen Franz Maria von Lillebonne, aus dem Hauſe Lothringen-Elboeuf, und der Anna von Lothringen. Er war geb. 11. Juli 1661 und fiel, in kaiſerlichen Dienſten, in der Schlacht von Luzzara, am 15. Aug. 1702.

ſo oft ſie können; aber, noch abgeſehen davon, daß ſie die vorherrſchende Politik der Zeit war, lag es nicht in ſeinen Verhältniſſen, durch eine andere Politik ſeinem Lande und ganz Italien die weſentlichen Dienſte zu leiſten, die er ihnen dadurch geleiſtet hat, daß er Caſale und Pignerol aus den Händen der Franzoſen brachte und ſchließlich doch die Neutralität Italiens erwirkte. Am 7. Oct. wurde ein Vertrag geſchloſſen, nach welchem die Deutſchen und die Franzoſen ſich verpflichteten, Italien zu verlaſſen. Die Deutſchen zogen jedoch nicht eher ab, als bis ihnen über 300,000 Dublonen für rückſtändigen Sold und Unterhalt bezahlt waren, die auch von den italieniſchen Staaten, ſelbſt vom Papſte, mit Vergnügen entrichtet wurden, damit man nur die läſtigen Gäſte und mit ihnen die Gefahr des Kriegs los werde. Oeſterreich aber konnte nun die aus Italien abziehenden Truppen gegen die Türken wenden, über welche Eugen am 11. Sept. 1697 den großen Sieg bei Zentha erfocht. Neun Tage ſpäter, am 20. Sept., ward auch in dem franzöſiſchen Kampfe der Friede mit den Seemächten und Spanien, dann am 30. Oct. auch mit Kaiſer und Reich zu Ryswick unterzeichnet und Europa gewann ein Paar Friedensjahre, — ſich auf größere und länger dauernde Stürme vorzubereiten.

In die Zwiſchenzeit fallen für Savoyen mehrfache innere Verwaltungsmaßregeln, die wir weiterhin mit andern zu dieſer Seite der Regententhätigkeit des Victor Amadeus gehörigen Momenten zuſammenzufaſſen gedenken; eine Reiſe des Herzogs nach Nizza, auf der er beinahe ums Leben gekommen wäre, indem ſein Wagen ins Waſſer ſtürzte; ein Streit mit dem Fürſten von Monaco [1]), welchen Frankreich beilegte; ein Edict gegen die Verbindungen der Waldenſer mit ihren Glaubensgenoſſen in Frankreich vom 1. Juli 1698; endlich die Unruhen von Mondovi. Letztere Gegend hatte ſich ſchon im Laufe des Kriegs als ein Sitz der Oppoſition, und zwar einer franzöſiſchen und katholiſchen Oppoſition gezeigt. Die Waldenſer hatten dem Herzoge in dem Kriege gegen die Franzoſen die namhafteſten Dienſte geleiſtet, welche ihnen ſelbſt die Aufmerkſamkeit und Achtung Eugen's verſchafften. Franzöſiſcher Seits hatte man ſich aber bemüht, den Herzog als einen Begünſtiger der Ketzer darzuſtellen und die Orthodoxie ſeiner Unterthanen gegen ihn aufzureizen. Teſſé hatte ſich mit einflußreichen Mondoveſen[1]) in Verbindung geſetzt, und es hatte 1693 ein Plan beſtanden, Cuneo und Ivrea zu überrumpeln, worauf geſtützt man Montferrat und Piemont verwüſten und den Krieg in die Lombardei ſpielen zu können gehofft hatte. Der Anſchlag war aber entdeckt und durch Hinrichtung der verſchworenen Mondoveſen vereitelt worden. Mochten nun dieſe Vorgänge noch nachwirken, oder mochte wirklich blos der Unmuth über eine unpopuläre neue Bezirksbegrenzung zu Grunde liegen, während des Friedens brachen ſo heftige Unruhen daſelbſt aus, daß man 11 Bataillone gegen die Mondo-

---

[1]) Damals Ludwig Grimaldi, Herzog von Valentinois, geb. 15.

Juli 1642, † 2. Jan. 1701 als franzöſiſcher Geſandter zu Rom. Vermählt hatte er ſich 1660 mit Charlotte Katharine von Grammont († 30. Juni 1678).

[1]) Zu Mondovi gehörte ein Landſtrich von 34 Quadratmeilen mit etwa 130,000 Einwohnern, nördlich von Genua und Nizza. Die Stadt, der Geburtsort Beccaria's, hat noch jetzt gegen 24,000 Einwohner. Es ward 1347 von Graf Amadeus V. erobert, machte ſich zwar wieder frei, wurde aber 1397 durch Graf Amadeus VI. für immer unterworfen.

weſen aufbieten mußte. Nach Unterdrückung des Aufſtandes wurden 150 Theilnehmer hingerichtet, 3000 zum Feſtungsbau verurtheilt, das Bisthum und die Behörden verlegt, dem ganzen Ländchen ſeine bis dahin erhaltene Beſonderheit durch Einreihung in die gewöhnliche Bezirkseintheilung entzogen.

Bei Ausbruch des ſpaniſchen Erbfolgekrieges wollte der Herzog anfangs einen Bund der italieniſchen Regierungen gegen alle Fremden zu Stande bringen, wozu es aber auch damals an Muth, Thatkraft und Einigkeit gebrach. Franzöſiſcher Seits bot man Alles auf, den Herzog feſt an Frankreich zu ſchließen, und das nächſte Mittel dazu war der Vorſchlag, ſeine dritte Tochter[1], Marie Luiſe Gabriele (Th. I, S. 102 ff.), mit dem neuen König Philipp V. von Spanien zu vermählen. Es ſchien damals, als habe man es nur mit Oeſterreich zu thun, das mit Geld und Truppen noch ſchlecht verſehen war. Das Mailändiſche, Neapel, Sicilien, Sardinien, alle dieſe Beſtandtheile der alten ſpaniſchen Monarchie hatten dem neuen König gehuldigt. Doch zog der Herzog, gewiß in der Abſicht, die weitere Entwickelung der politiſchen Conſtellationen zu beobachten, dann auch um ſich möglichſt vortheilhafte Bedingungen zu erwirken, die Unterhandlungen in einer Weiſe hinaus, welche den liebedürftigen Philipp zur Verzweiflung brachte. Endlich ſchloß der Herzog ab und verſprach, 15,000 alte Soldaten, welche Frankreich zu beſolden hatte, mit der franzöſiſchen Armee in Italien zu vereinigen, bedingte ſich aber den Oberbefehl in

---

[1] Die zweite Prinzeſſin, welche zwiſchen der Herzogin von Burgund und der Königin von Spanien ſtand, Marie Anne, geb. 14. Aug. 1687, war bereits am 5. Aug. 1690 geſtorben.

Italien aus. Seine Truppen ſollten nicht außer Italien verwendet werden. Alle Friedensvorſchläge ſollte ein Theil dem andern mittheilen und der Friede gemeinſam geſchloſſen werden. Auch dieſe Unterhandlung wurde ſehr geheim betrieben und die franzöſiſche Ratification des Tractates ſoll Catinat verkleidet in den herzoglichen Palaſt gebracht haben, in den er mit fünf andern Perſonen in einem Poſtwagen gefahren ſei. Am 11. Sept. 1701 erfolgte zu Turin die Vermählung der Prinzeſſin per procurationem, wobei der Marquis von Caſtel Rodrigo die Stelle des königlichen Bräutigams vertrat; am 2. Nov. ward die Ehe vollzogen. Seit dem 4. April war Catinat in Turin, diesmal mit vielen und guten Truppen verſehen, da Ludwig der Meinung war, der Krieg werde nur in Italien zu führen ſein. Es ſammelten ſich auf 60,000 Franzoſen, mit denen Catinat in das Veroneſiſche drang und, im Verein mit dem Prinzen von Vaudemont 1)), dem ſpaniſchen Gouverneur von Mailand, die Ufer der Etſch beſetzte, um die Kaiſerlichen abzuhalten, über den Paß von Chiuſa einzudringen, wo er ſich mit 18,000 Mann in unangreifbarer Stellung verſchanzte. Oeſterreich hatte den Handſchuh, den Ludwig XIV. ganz Europa hinwarf, zuerſt und allein aufgenommen. Während ſelbſt England ſeinen großen König nöthigte, Philipp V. anzuerkennen, um einen Krieg zu vermeiden, den es ein Jahr ſpäter doch aufnehmen und über ein Jahrzehnd hindurch beſtehen mußte, hatte Eugen ein kleines Heer von 29,000 Mann, das Ganze, was man damals aufzubringen vermochte, aber Kern-

---

1) Ein natürlicher Sohn Karls III. von Lothringen, geb. 24. Febr. 1649, † 24. Jan. 1722.

truppen und ihrem Führer unbedingt vertrauend, gegen Italien geführt und erſchien am 20. Mai im Lager von Roveredo. Mit ihm waren Commercy, der jüngere Baudemont [1]), Graf Guido Starhemberg. Während er die Ueberzeugung Catinat's, daß der Uebergang über die Gebirge zwiſchen dem Trientiniſchen und Vicentiniſchen unmöglich ſei, durch eine Scheinbewegung beſtärkte, ließ er einige Tauſend Mann ſeiner Truppen und die ihm überaus willfährigen Gebirgsbewohner [2]) ſechs Tage lang einen Weg durch die ſchwierigſten Stellen brechen, verſchaffte ſich von Venedig Durchzugsrecht und Wegweiſer und vollzog (27.—30. Mai) jenen berühmten Uebergang über die Alpen, der ſich mit denen des Hannibal und des Bonaparte meſſen kann. Mit nicht minderem Geſchick täuſchte er auch an der Etſch die Feinde, überſchritt bei Legnano den Fluß und überfiel und ſchlug, nach einem nächtlichen Eilmarſch, St.-Fremond bei Caſtagnaro und Carpi. Catinat, ohnedies durch Mangel an Lebensmitteln, Waſſer und Futter bedrängt, wich eilends hinter den Mincio zurück.

In Paris rechnete man Eugen's Verdienſte dem Catinat zur Schuld an und entzog Dieſem den Oberbefehl, den gewiegteſten franzöſiſchen Feldherrn jener Zeit durch den unfähigen Höfling Villeroi erſetzend. Noch vor dieſem [3]), der noch 20,000 Mann Verſtärkungen mitgebracht, aber auch den beſtimmteſten Befehl erhalten hatte, eine Schlacht zu liefern, war der Herzog von Savoyen im franzöſiſchen Lager angelangt (26. Juli). Er hatte anfangs nicht vor Abſchluß der Vermählung ſeiner Tochter ins Feld gehen wollen, aber das Gefecht bei Carpi hatte ihn fortgerufen. Doch konnte er nicht hindern, daß Eugen den Mincio überſchritt, die Franzoſen hinter den Oglio drängte, das Brescianiſche beſetzte und ſich den wichtigen venetianiſchen Poſten von Chiari eröffnete [1]), wo er eine feſte Stellung bezog. Catinat, der als Volontair beim Heer geblieben war, widerrieth einen Angriff. Aber Villeroi [2]), in der Meinung, es komme blos auf die Zahl und Beſchaffenheit der Truppen an, und ſich zudem an den beſtimmten Befehl des Königs haltend, entſchied für die andere Anſicht, und der Herzog, der die Ehren, wenn auch nicht die Autorität des Oberbefehlshabers genoß, ſtimmte bei. So führten denn die Franzoſen zwei Stunden lang ihre Schaaren gegen die Stellungen der Kaiſerlichen und opferten gegen 2000 Mann [3]), bis ſie ſich zu einem Rückzuge entſchließen mußten, der ſich ſchon vor Beginn der Verfolgung in Flucht verwandelte. Villeroi hatte wenigſtens perſönliche Tapferkeit gezeigt, Catinat geradezu den Tod zu ſuchen geſchienen. Auch der Herzog, den Eugen gern gefangen genommen hätte [1], war keiner Gefahr ausgewichen, hatte ſich vielmehr in das dichteſte Handgemenge gemiſcht. So groß aber war das Miſtrauen gegen ihn, daß die Franzoſen ihre ſo natürliche Niederlage ebenſo durch eine Verrätherei des Herzogs zu erklären ſuchten, wie früher die Kaiſerlichen, mit etwas beſſerm Anſchein, ihre Unfälle in der Dauphiné, und wie die Franzoſen die erſten Unfälle dieſes Feldzuges einem geheimen Einverſtändniſſe Vaudemont's mit den Kaiſerlichen zuſchrieben [2]. Selbſt der Muth, den er unbeſtreitbar gezeigt hatte, habe ihm nichts gekoſtet, meinten ſie; denn die Kaiſerlichen hätten die Weiſung gehabt, ihn zu ſchonen. Es verſteht ſich, daß hieran kein wahres Wort iſt: die Natur einer Schlacht und die Thatſache, daß Rock und Weſte des Herzogs von Kugeln durchlöchert waren, daß ihm von einem kaiſerlichen Rittmeiſter, der ihn erkannte, das Pferd unter dem Leibe erſchoſſen ward, wobei er nur durch die Schnelligkeit, mit der er ſich auf ein anderes und unter ſeine Leute warf, der Gefangennehmung entgehen konnte, widerlegen jene Annahme vollſtändig. Aber die Zeit war einmal ſo; Victor Amadeus war nicht der Einzige, dem man Derartiges zutraute, und man hielt ihn nur für einen Meiſter in der Kunſt der Verſtellung und Hinterliſt, die man damals keineswegs verabſcheute, ſondern hochpries.

---

[1]) Der Sohn des Karl Heinrich von Baudemont und der Anna Eliſe von Elbeuf, geb. 7. März 1670, † 11. Mai 1701.

[2]) Sie verließen freiwillig ihren Seidenbau, dem allgeliebten Eugen zu helfen, ſodaß die Seidenzucht von Trient und Roveredo jenes Jahr nicht den hundertſten Theil ihres gewöhnlichen Ertrages abwarf.

[3]) Villeroi traf erſt am 22. Auguſt ein, und fragte gleich: wo die Canaillen die Deutſchen wären.

---

[1]) Die venetianiſche Beſatzung erbat ſich ein ſchriftliches Zeugniß, daß ſie nicht von freien Stücken geöffnet habe.

[2]) Franz de Neufville, Herzog von Villeroi, ein Urenkel des Th. IV. S. 470 erwähnten verdienſtvollen Staatsmannes, war 1643 geboren und mit Ludwig XIV. erzogen, deſſen Gunſt er durch alle ſeine Fehler nie verlieren konnte, zumal er auch ein Günſtling der Maintenon war. Er war nur am Hofe bekannt geweſen, als er 1694 Marſchall wurde. Er verlor 1706 die große Schlacht bei Ramillies. Erſt 1722 wurde er in ſein Gouvernement zu Lyon verwieſen und ſtarb 18. Juli 1730.

[3]) Die Kaiſerlichen ſollen nur 36 Todte und 81 Verwundete gehabt haben.

---

[1] Er ſoll den Grafen Trautmannsdorf und Davia Auftrag gegeben haben, den Herzog zu dieſem Behufe im Auge zu behalten.

[2] Was Vaudemont wirklich zur Laſt fiel, war, daß er Catinat bei dem Heere und am Hofe zurückzudrängen bemüht war. Dabei war aber nicht Verrätherei, ſondern Eitelkeit im Spiele.

St.-Simon [1]) hat eine Anekdote von dem Tage nach der Schlacht, wo die Franzoſen ſich in ein feſtes Lager bei Urago gezogen hatten. Villeroi hatte den Herzog zeither mit großer Vertraulichkeit behandelt, und dieſer mochte den Tag nach einer Niederlage für einen günſtigen Zeitpunkt halten, den eitlen Franzoſen an die Verſchiedenheit ihrer Stellungen zu erinnern. Sie waren von einem großen Kreiſe hoher Offiziere umgeben, mit denen der Herzog ſich unterhielt, und wie er da im Geſpräch ſeine Doſe öffnete, eine Priſe Tabak zu nehmen, griff der neben ihm ſtehende Marſchall ohne Weiteres auch hinein. Dem Herzog ſtieg das Blut ins Geſicht; er kehrte im Augenblick ſeine Doſe um, daß der Inhalt auf die Erde fiel, und gab ſie ſeinen Leuten, indem er nur ſagte: „Neuen Tabak!" und dann im Geſpräche fortfuhr, während Villeroi in äußerſter Beſchämung daſtand. Mag nun dieſe Geſchichte wahr ſein, oder nicht, ſie bezeichnet jedenfalls den Stand der Dinge zwiſchen den Betheiligten, in Folge deſſen die Franzoſen noch größere Unfälle erlitten haben würden, wenn Eugen über ſtärkere Kräfte zu verfügen und nicht ſeinen beſchwerlichſten Feind im Hofkriegsrath gehabt hätte. Doch beſetzte er Guaſtalla und Mirandola [2]) und bezog ſeine Winterquartiere im Mantuaniſchen, wie die Franzoſen die ihrigen im Herzogthum Mailand. Die Erfolge Eugens aber trugen nicht wenig dazu bei, das Zuſtandekommen der großen Allianz zu fördern, welche einen ſo ſtarken Strich durch die Berechnungen des franzöſiſchen Ehrgeizes machte.

---

[1]) Mémoires, I, 213.

[2]) Hier unterſtützte ihn die Prinzeſſin Brigida Pico, welche für ihren Großneffen, den Herzog Franz Maria, den Letzten des Hauſes, die Regentſchaft führte. Sie war gut kaiſerlich; der Herzog dagegen hielt zu den Franzoſen und ward darüber vertrieben.

Bei jenem kühnen Ueberfall von Cremona (1. Febr. 1702), wo Villeroi mitten aus einer Beſatzung von 8000 Mann herausgeholt[1]) wurde und, ſtatt, wie er geprahlt hatte, drei Prinzen (Eugen, Commercy, Vaudemont) auf dem pariſer Carneval tanzen zu laſſen, im Schloſſe Ambras Gelegenheit erhielt, auf ſeinen Lorbeeren auszuruhen, war der Herzog nicht zugegen. Die nächſte Folge des Vorganges aber war die Ankunft des Herzogs von Vendome mit 25,000 Mann Verſtärkungen, die ſchon im März bei Genua landeten. Vendome, den wir uns für eine künftige Beſprechung vorbehalten, war ohne Frage ein hochbegabter Feldherr und dabei, mit all ſeinem Cynismus, liebenswürdig und geiſtvoll, entging auch dem ihm zugedachten Schickſale Villeroi's.[2]) Doch waren ihm zunächſt die Hände gebunden, da man die entſcheidenden Siege, die man zu erfechten hoffte, dem jungen Könige Philipp V. vorbehalten wollte, deſſen Ankunft bei der Armee erwartet wurde, und der ſchon von Neapel, wo er am Oſterfeſte ſeinen feierlichen Einzug gehalten[3]), ſelbſt an Vendome geſchrieben hatte: er ſolle den Feind nicht vor des Königs Ankunft ſchlagen; Mantua möge er zu Hilfe kommen, dann aber ſtehen bleiben und mit dem Uebrigen auf den König warten. Eugen aber, damals noch ohne alle Unterſtützung, ſchrieb ſpäter: „Wenn der Feind mich im März angegriffen hätte, was er hätte thun ſollen, ſo wäre das Unglück unvermeidlich geweſen.“

---

[1]) Daß die ſchon ſo gut wie genommene Stadt nicht behauptet ward, was allerdings wichtiger geweſen wäre, ſoll daher gerührt haben, daß Eugen und Commercy es ſich nicht nehmen ließen, dem gefangenen Villeroi einen ritterlichen Condolenzbeſuch abzuſtatten, während deſſen zwei iriſche Regimenter ſich im Pothore feſtſetzten. Eugen ſchickte ſpäter denſelben Hauptmann Macdonald an ſie, dem ſich Villeroi ergeben hatte. Major O'Mahoni nahm aber ſeinen Landsmann ſelbſt feſt.

[2]) Eugen wollte ihn durch Davia aus ſeinem Lager entführen laſſen; der Anſchlag, der eine wiener Dame zu dem Witzwort veranlaßte: „Wer hätte geglaubt, daß Prinz Eugen ein ſolcher Generaldieb wäre!" ſchlug aber fehl.

[3]) Er wurde kalt empfangen und das Blut des heiligen Januarius wollte nicht fließen.

Endlich am 2. Juni ſchiffte ſich Philipp V. ein, beſuchte zunächſt den Präſidialſtaat, erhielt in Portoferrajo und in Livorno, wo der toscaniſche Hof ihn beſuchte, ungemeine Ehrenbezeigungen, landete in Final, wo er von den Autoritäten der Republik Genua und von dem Prinzen von Vaudemont und den Großen der Lombardei begrüßt ward, und hatte zu Acqui im Montferratſchen[1]) eine Zuſammenkunft mit ſeinem Schwiegervater. Dieſe lief aber keineswegs ſehr günſtig ab. Etiketteſtreitigkeiten gaben dem Miſlichen des ganzen Verhältniſſes zwiſchen beiden Fürſten einen peinlichen Ausdruck. Miſlich war dieſes Verhältniß, weil dem Herzog von Savoyen von vorn herein nichts daran gelegen ſein konnte, zwiſchen zwei einander befreundete, ſtatt, wie früher, zwiſchen zwei verfeindete Großmächte geſtellt zu ſein, während Philipp V. recht wohl wiſſen konnte, daß die Speculationen ſeines Schwiegervaters gegen ſpaniſches Beſitzthum und Intereſſe in Italien gerichtet waren. Da Victor Amadeus ſich bei dem erſten Zuſammenſein vertraulich zu dem König geſetzt hatte, legte Louville den Letztern eine mit Präcedenzen belegte Ausführung übe das Etikettewidrige dieſes Verfahrens vor, und bei dem zweiten Beſuche fand ſich nur Ein Lehnſtuhl im Zimmer der für den König war, worauf der Herzog ſich ſeh bald wieder entfernte. Als der König ihm einen Gegenbeſuch machte, bezeigte ſich Victor Amadeus zwa ehrfurchtsvoll, aber ſehr gemeſſen, und erklärte dem Köni beim Abſchied: er bedaure, nicht im Stande zu ſein dem Feldzuge in Perſon beizuwohnen, wie er vorgehabt habe, könne auch nicht die vorjährige Truppenzah ſtellen. Indeß ließ er ſich ſpäter doch noch beſtimmen, in Lager zu erſcheinen, wo der König am 3. Juli ankam.

---

[1]) Nicht zu Aleſſandria, wie man häufig lieſt. Hier traf er mit der Herzogin und dem Grafen von Turin zuſammen. So hieß nämlich der damalige Kronprinz: Victor Amadeus (geb. 6. Mai 1699, † 22. März 1715), den ein zu früher Tod an Beſteigung des Thrones hinderte.

Die franzöſiſch-ſpaniſche Armee in Italien zählte jetz 80,000 Mann, von denen jedoch bei Vendome nur 35,00 waren, während Vaudemont mit 20,000 beſtimmt war Eugen den Rückzug abzuſchneiden, 25,000 aber in den feſten Plätzen lagen. Eugen aber hatte im Ganzen nu 30,000 unter ſeinen Befehlen, von denen noch 6000 fü Garniſonen abgingen. Auch die erſte Kriegsthat nach de Ankunft des jungen Königs fiel zu ſeiner Ermuthigun aus, indem es nehmlich gelang, den kaiſerl. königl. General Visconti mit drei Reiterregimentern zu Santa Vittoria zu überfallen, wobei die Kaiſerlichen über 100 Mann an Todten und Gefangenen, 10 Standarten un das ganze Gepäck verloren. Gleichwohl getraute man ſich noch nicht, den Prinzen Eugen mit der Ueberzahl, die man bereits beſaß, anzugreifen, wollte vielmehr erſ eine Verſtärkung von 12,000 Mann, welche Vaudemon ſchickte, abwarten, und begann einſtweilen die Belagerung eines kleinen feſten Platzes, Luzzara. Eugen eilt den Feinden dorthin entgegen, und obwohl er zu ſpä kam, um die Vereinigung mit Vaudemont noch zu hindern, hoffte er doch, durch unerwarteten Ueberfall das Misverhältniß der Zahl ausgleichen zu können. In der That kam er den Franzoſen völlig überraſchend, wiewol ſie doch noch zeitig genug von ſeinem Herannahen unterrichtet wurden, um in Schlachtordnung treten zu können. In der von 23,400 Kaiſerlichen gegen 53,000 Franzoſen, Spanier und Italiener gefochtenen Schlacht von Luzzara, in welcher kaiſerlicher Seits Eugen's geliebter Mitſtreiter Commercy, franzöſiſcher Seits Crequy fiel und deren Ausgang beide Theile ſich zum Siege anrechneten, hatte auch Victor Amadeus an der Spitze ſeiner Truppen mit gewohnter Tapferkeit gefochten. Eugen behauptete das Schlachtfeld, war aber zu geſchwächt, etwas Weiteres gegen die Feinde unternehmen zu können, während dieſe auch mit ihrer gewaltigen Uebermacht ihn in dieſem Feldzuge nicht wieder anzugreifen wagten und ſich mit der Einnahme einiger Plätze begnügten. Philipp V. verließ die Armee bald nach der Schlacht und kehrte, nach einem Beſuche in Mailand, nach Spanien zurück, während Eugen ſeine Truppen die Winterquartiere in Mirandola, Niedermodena und dem cispadaniſchen Mantua beziehen ließ. Eugen ſelbſt ging nach Wien, wo es ſeinen und des holländiſchen Geſandten Vorſtellungen gelang, dem Kaiſer über das Treiben einer verblendeten, alles Staatswohl aus den Augen ſetzenden Hofpartei die Augen zu öffnen, und Eugen an die Spitze des Hofkriegsraths geſtellt ward.

Sein Stellvertreter in Italien war Graf Guido Starhemberg [1]), ein feſter, unerſchrockener Mann, von dem geſagt ward, daß er die Farbe nicht ändern würde, wenn ſelbſt der Himmel einfiele, zuverläſſig in jeder Hinſicht und beſonders geſchickt, auch mit kleinen Mitteln und im Wege des kleinen Krieges einen überlegenen Gegner zu beſchäftigen und aufzuhalten. Eugen ſendete ihm ſoviel Verſtärkungen, als er bei den jetzt auf allen Seiten des ſich erweiternden Kriegstheaters auftretenden Bedürfniſſen entrathen und unter den ihn auch noch jetzt umgebenden Hemmungen aufbringen konnte, zunächſt 8700 Mann, denen noch 1000 Rekruten folgten, und Starhemberg verſchanzte ſich am Po und an der Secchia in einer Weiſe, daß er ſelbſt nicht wohl zu verdrängen war, wol aber die Bewegungen des Feindes zu geniren vermochte. So hielt er denn den Herzog von Vendome weſentlich mit ab, früher zur Unterſtützung jenes kühnen tiroler Zuges heraufzurücken, auf den der Kurfürſt von Baiern 1), jetzt der

---

[1]) Geb. 1657, Sohn des Richard Bartholomäus Starhemberg, bei der Belagerung von Wien als Generaladjutant ſeines großen

---

Vetters, Graf Rüdiger, ausgezeichnet, ebenſo in Ungarn, tapfer bei Zentha, ſpäter in Spanien »el gran Capitan« geheißen, Sieger bei Almenara und Saragoſſa, Vicekönig von Barcelona bis 14. Mai 1714, dann Stellvertreter Eugens im Hofkriegsrath, † 1737. Sein jüngerer Bruder, Max Adam Franz (geb. 11. Oct. 1668) focht auch als General unter ihm in Italien, kämpfte ſpäter in Ungarn, wo er 1709 von einer Streifpartei gefangen ward, aber nach neun Monaten aus Neuhäuſel über Schleſien und Mähren entfloh, zeichnete ſich ſpäter bei den großen Actionen des Türkenkrieges aus, ward 1723 Generalfeldmarſchall und w. Geh. Rath, 1741 Commandant von Wien, † 22. Nov. 1742. Ein dritter Starhemberg, Ottokar Franz, geb. 1682, ward 1709 Oberſter, 1716 Generalfeldwachtmeiſter, 1717 bei Belgrad verwundet, kämpfte 1718—19 in Sicilien, ward beim Sturme von Meſſina verwundet, 1720 Gouverneur von Palermo, 1723 Feldmarſchalllieutenant, 1730 Commandant zu Prag, 1731 w. Geh. Rath, † 11. Juli 1737.

1) Max Emanuel, den wir uns zu künftiger ausführlicher Darſtellung vorbehalten.

eifrigſte Verbündete Frankreichs, deſſen eifrigſter Gegner er einſt geweſen, ſo phantaſtiſche Hoffnungen gebaut hatte, und der ſchon längſt durch den treuen Heldenmuth der Tiroler 1) und ihres wackeren Führers, des Landrichters Martin Andreas Sterzinger, eines größeren Hofer, vereitelt war, ehe Vendome in Trient erſcheinen konnte, das der tapfere Graf Solari gegen ihn hielt. Als auch Heiſter 2) zum Entſatz kam, zog ſich Vendome 3) zurück und beſchleunigte ſeinen Rückzug auf eine Nachricht hin, die den ganzen Stand der Dinge in Italien veränderte, die Nachricht des bevorſtehenden Abfalles des Herzogs von Savoyen von der großen Allianz.

Das politiſche Intereſſe Savoyens war, wie bemerkt worden, von Haus aus gegen eine bourboniſche Herrſchaft in Italien. Der Anſchluß Baierns an Frankreich und die eben jetzt hervortretenden Pläne Baierns, ſich

---

1) Eine Kloſterfrau in Brixen ſollte in jenen Tagen eine Viſion von zwei feſt verſchlungenen Händen, die ein vom Himmel kommendes Schwert trennt, gehabt und dabei erklärt haben, daß die beiden Hände den Kurfürſten und Vendome, das Schwert die Tiroler bedeute.

2) Fünf dieſes Namens, die zuweilen verwechſelt werden, ſind zu unterſcheiden. Gottfried v. Heiſter war k. k. General und Vicepräſident des Hofkriegsraths und † 1679. Von ſeinen Söhnen † der Jüngere, Hannibal Joſeph, als Generalfeldwachtmeiſter und Commandant zu Creuz 1720. Der Aeltere, von dem hier die Rede, Sigbert, ward Freiherr, dann Graf, und † 1718 als w. Geh. Rath und Generalfeldmarſchall. Von deſſen Söhnen fiel Rudolph 1717, als k. k. Kämmerer und Oberſter, bei einem Ausfalle der Türken aus Belgrad. Der Jüngere, Albert, ward 1711 Oberſter, 1723 Generalmajor, 1733 Feldmarſchallieutenant, 1738 Commandant zu Graz, 1739 w. Geh. Rath, † Oct. 1746.

3) Er war übrigens, ebenſo wie Villars, von Haus aus gegen das tiroler Unternehmen geweſen, und hatte, wie dieſer, in Paris vergeblich remonſtrirt.

im Tirol, an den Grenzmarken Italiens, feſtzuſetzen und die alte Verbindung Bojoariens mit der Lombardei zu erneuern, vergrößerten die Gefahr für Savoyen und ſchmälerten ſeine Ausſichten. In der That war der Herzog ſchon längſt in einer Weiſe behandelt worden, welche erkennen ließ, daß Frankreich ihn in ſeiner Hand zu haben glaubte. Man mag es nicht tadeln, daß man ihm nur den Titel des Oberbefehlshabers gelaſſen hatte; denn Catinat wenigſtens und Vendome waren größere Feldherren; aber auch ſonſt ſpielten die Franzoſen vollſtandig die Herren im Lande und kümmerten ſich in gar nichts um ihn. Darüber waren die Magazine und Kaſſen ausgeleert, das Getreide des Landes aufgezehrt, der Erwerb des Volkes gelähmt worden. Die Subſidien wurden unregelmäßig bezahlt. Victor Amadeus war nie mit rechtem Herzen bei der franzöſiſchen Allianz geweſen, hatte ſich aber in einer Zeit dazu verſtanden, wo die Sache des Kaiſers hoffnungslos ſchien. Er war von Jahr zu Jahr lauer und verſtimmter geworden, und ſchon Eugen hatte nichts verſäumt, dieſe Stimmung ſeines Vetters zu unterhalten. Dem Herzog entging es nicht, daß es ſich, bei entſchiedenem Siege Frankreichs, um nichts Geringeres handeln würde, als um eine Univerſalherrſchaft Ludwig's XIV., dem dann alle ſeine Alliirten, auch Philipp V. von Spanien, nur als Vaſallen zu dienen haben und der ſeinen Intereſſen die jedes andern zu opfern, kein Bedenken tragen werde. „Es wird Zeit“, ſagte er, „daß ich für meinen Prinzen Sorge trage. Uebrigens war der Vertrag mit Frankreich nur auf drei Jahre geſchloſſen worden, von denen zwei bereits verſtrichen waren. In Wien blieb die Stimmung des Herzogs nicht verborgen und Graf Leopold Auersberg, einer der geſchickteſten öſterreichiſchen Diplomaten jener Zeit, der übrigens 1705 zu Turin ſtarb, begab ſich insgeheim in deſſen Nähe, wo er erſt auf dem Schloſſe Caſtiglio, dann als „diplomatiſcher Einſiedler“ in einem Gemach des turiner Palaſtes, mit dem Herzog, der nach Caſtiglio unter dem Vorwande der Jagd kam, und mit dem Staatsſecretair, Marquis de Prié, unterhandelte. Einen engliſchen Agenten, Hill, ließ der Herzog, um keinen Verdacht zu erregen, nicht über die Grenze. Die Verhandlungen wurden geheim gehalten; indeß hatten die Geſandten Frankreichs und Spaniens in Turin jedenfalls einige Kunde davon erhalten und berichteten darüber nach Paris.[1] Die Maintenon wollte nicht an den Abfall des Herzogs glauben, weshalb auch der König zuvörderſt nur das Anſinnen an dieſen ſtellte, Nizza, Suſa und Vercelli den Franzoſen einzuräumen. Beſſer hätte er vielleicht gethan, noch einen Verſuch zu machen, die Verbündeten zu überbieten[2]. Man feſtigt eine Allianz nicht, wenn man ſie unangenehm und bedrohlich macht. Indeß in Verſailles glaubte man, auch nicht ohne Anſchein der Wahrheit, es ſei ſchon viel gewonnen, wenn man den Herzog nöthige, die Maske abzuwerfen. Man habe dann freies Spiel mit Savoyen. Victor Amadeus ſchlug natürlich jene Forderung ab und ſofort ergingen die entſprechenden Befehle an Vendome.

Dieſer ging mit Poſt zu ſeinen Truppen in die Lombardei zurück, ließ zu Mantua 2—3000 ſavoyiſche

---

[1] Nach Graf Mailath, IV, 339, hätte man kaiſerlicher Seits ſelbſt einige Winke von den Verhandlungen in deutſchen Zeitungen anbringen laſſen, um die Sache, die der Herzog ſchon über drei Monate hinzog, zu einer Entſcheidung zu bringen.

[2] Später, wie Frankreichs Hoffnungen ſanken, bot es dem Herzog wiederholt den Frieden an.

Truppen, die ſich bei den Franzoſen befanden, umzingeln (29. Sept. 1703), die Offiziere in Haft nehmen und die Soldaten unter die franzöſiſchen Regimenter ſtecken, worauf er gegen Piemont, Teſſé gegen Savoyen zog. Victor Amadeus dagegen nahm die Waffenſendungen, die aus Frankreich nach Italien gingen, weg, ein franzöſiſches Reiterregiment, das eben bei Turin vorüberzog, gefangen, ließ alle Franzoſen, die in ſeinen Staaten waren, in Haft nehmen und legte auf alles franzöſiſche Eigenthum innerhalb ſeines Gebietes Beſchlag. Die Unterhandlungen wurden jetzt raſch beendigt und am 25. Oct. 1703 auf folgende Bedingungen hin für 6 Jahre abgeſchloſſen. Der Herzog tritt der großen Allianz bei, erhält den Oberbefehl über die um 20,000 Mann zu verſtärkende kaiſerliche Armee in der Lombardei und Piemont, bekommt von den Seemächten 100,000 Scudi ſofort und monatlich 80,000 Scudi, und ſtellt 15,000 Mann; Alles auf 6 Jahre. Der Kaiſer überläßt dem Herzog den Theil von Montferrat, mit welchem der Herzog von Mantua belehnt geweſen, und verſpricht, ihm den Beſitz von Aleſſandria, Valenza, Lomalina und Val di Seſſa zu ſchaffen. — Der Herzog rief ſein Volk zu den Waffen und die Waldenſer waren die Erſten und Eifrigſten, die dem Folge leiſteten. Indeß die Zeit war wenig für dergleichen, und eine wirkſamere Hilfe konnte dem Herzog, bei dem zu frühen Ausbruch des Kampfes und dem raſchen Handeln der Franzoſen, nicht geſchafft werden. Vendome nahm Suſa, Vercelli und Ivrea, Teſſé ganz Savoyen, außer Montmeliart. Starhemberg hatte gleich anfangs dem Herzog 1700 Reiter unter Visconti zugeſendet, die ſich aber, da die Franzoſen die Verbindungen beherrſchten und die Päſſe von Stradella, Serravalle u. ſ. w. beſetzt hatten, nur mit Mühe und ſpät zu ihm durchwinden konnten. Erſt im Januar 1704 gelang es Starhemberg, durch einen im tiefſten Geheimniß vorbereiteten, wohlberechneten und kühn ausgeführten Marſch zu dem Herzog durchzudringen, mit dem er ſich zu Canelli am 13. Januar vereinigte, nachdem er am Chriſtfeſt unvermuthet die Secchia überſchritten hatte, trotz ſtrenger Witterung, böſer Wege und angeſchwollener Flüſſe durch die Gebiete von Carpi, Reggio und Parma marſchirt und dem nachſetzenden Vendome glücklich entgangen war. Nur einige leichte Scharmützel hatte er zu beſtehen gehabt, die ihm freilich ſeine tapfern Beiſtände, Solari und Liechtenſtein 1)), koſteten. Er brachte 10,000 Mann Fußtruppen, 4000 Pferde und 16 Kanonen mit, faſt die ganze Kriegsmacht, die der Kaiſer, der ſeine ganze Kraft auf die Entſcheidungspunkte in Deutſchland zu wenden und außerdem auch die Ungarn abzuwehren hatte, damals in Italien beſaß. Vendome verfügte dagegen in Piemont über 36,000 Mann, mit denen er das von 6000 herzoglichen Truppen beſetzte Vercelli eroberte. Der Herzog de la Feuillade brachte noch 12,000 Mann Verſtärkung aus der Dauphiné und nahm Suſa und la Brunette ein. Auch Aoſta, Ivrea, Bard fielen in franzö-

---

1) Philipp Erasmus, Prinz von Liechtenſtein, ein Sohn des Fürſten Hartmann von der Gundaccariſchen Linie und der Sidonie Eliſe von Salm-Reifferſcheid. Geb. 11. Sept. 1664, vermählte er ſich 1695 mit Chriſtiane Thereſe von Löwenſtein-Wertheim, der Witwe des Herzogs Albrecht von Sachſen-Weißenfels (geb. 12. Oct. 1665 † 30. April 1730). Er † 13. Jan. 1704 an ſeinen Wunden zu Caſtel nuovo. Er war der Vater des berühmten Fürſten Joſeph Wenzeslaus und durch ſeinen zweiten Sohn Emanuel der Stammvater des noch jetzt blühenden Hauſes.

ſiſche Hände und ſomit war die Verbindung des He zogs mit der Schweiz und Deutſchland abgeſchnitte Die Lombardei ward ohnedies von den Franzoſen e obert. — Auch 1705 ging es in Italien nicht beſſ und die Gegenwart Starhemberg's hatte nur eben d Frucht, aber doch die wichtige Frucht, daß die Franzoſen das Land nicht als erobert betrachten konnten, ſondern ſich begnügen mußten, einen Platz nach dem ander wegzunehmen, dabei manche Verluſte [1] durch die vo der Nähe der alliirten Streitmacht ermuthigte Vertheidigung erleidend und immer in ihren Bewegungen etwa gehemmt und beengt. Nach einer ſehr langen, tapfer und blutigen Vertheidigung durch Graf Frieſen [2] welche die Blicke von ganz Italien an ſich gefeſſelt hielt ergab ſich (9. April) Verua und auch Civaſſo war nich über den (29.) Juli hinaus zu behaupten. Doch konnt der Herzog noch vor der Uebergabe alles Geſchütz un ſonſtigen Kriegsbedarf aus dieſem Platze wegſchaffe laſſen. Villafranca, Nizza, Montmeliart, dieſes nach einer Blokade von 1½ Jahren, gingen verloren. Scho wollte Vendome zur Belagerung von Turin ſchreiten, erhielt aber von Paris Befehl, damit bis zum nächſten Jahre zu warten.

---

[1] Bei Verua ſollen ſie 18,000 Mann, worunter 6 General und 547 Offiziere, durch Krankheiten und Gefechte verloren haben um zuletzt einen Haufen Steintrümmer mit 1000 Mann, 17 Kanonen und 5 Mörſern zu erhalten.

[2] Ein Sohn des kurſächſiſchen Geheimraths-Directors Heinric v. Frieſen, der 1653 Reichsfreiherr ward, war aus ſächſiſchen Dienſten, wo damals nur ſchmeichleriſches Scheinverdienſt Glück machte, in kaiſerliche getreten, wo er Generalfeldzeugmeiſter und 1702 Reichsgraf wurde, ſtarb aber ſchon 1706. Er war mit Amalie Katharine, Gräfin v. Dohna, verwittweten Marquiſe, Montbrun vermähl und der Vater des ſächſiſchen Cabinetsminiſters, Generals und Gouverneurs von Dresden, Grafen Heinrich Friedrich (Th. 1, S. 300), der, wie wir hier nachtragen, 26. Auguſt 1681 in Holland geboren war, und mit deſſen Sohne, Auguſt Heinrich, franzöſiſchem Maréchal de Camp, der gräfliche Zweig 1755 erloſch

In der That die Ankunft Eugen's dürfte ihn leicht von dieſer Unternehmung abberufen haben. Seit der große Sieg bei Höchſtädt, der entſcheidendſte des ganzen Kriegs und deſſen eigentlicher militäriſcher Wendepunkt, den franzöſiſchen Erfolgen in Deutſchland ein Ende gemacht hatte, konnte Eugen auch ernſtlicher an die Bedrängniſſe in Italien denken. Er wollte zeitig im Jahre 1705 dorthin eilen; aber theils finanzielle Schwierigkeiten und ſonſtige Schwerfälligkeiten des Geſchäftsganges, die ihn damals in ſolchen Unmuth verſetzten, daß er zum zweiten Male ſeine Entlaſſung anbot, theils die Krankheit des Kaiſers Leopold I. († 5. Mai 1705) hatten ihn zurückgehalten. Doch reiſte er vor dem Tode des Letztern ab [1]), von deſſen thatkräftigerm Nachfolger er wirkſamere Unterſtützung erwarten konnte [2]). Er hatte den Befehl in Italien nur unter der gewiß beſcheidenen Bedingung angenommen, daß die Armee auf 28,000 Mann gebracht werde, und fand die vorhandenen Truppen in der traurigſten Lage, theils an die tiroler Grenze zurückgedrängt, theils in Piemont außer Stande, etwas zu unternehmen, Mirandola eben übergeben, die Generale Kriechbaum und Königseck [3]) gefangen, den Herzog von Savoyen mit 5000 Mann bei Chiavaſſo verſchanzt. Doch waren bereits 8000 Preußen unter dem tapfern Prinzen Leopold von Anhalt-Deſſau, deren Sendung Marlborough ſelbſt in Berlin ausgewirkt hatte und die in engliſchem Solde ſtanden, in Roveredo angekommen. Nach dem Eintreffen der weitern Verſtärkungen ſetzte er, da der Mincio zu ſtark angeſchwollen war, plötzlich über den Gardaſee und vereinigte ſich mit den Truppen, die ſich, unter dem Feldzeugmeiſter Bibra, dem Feldmarſchallieutenant Guttenſtein und unter den Generalfeldwachtmeiſtern Prinz von Württemberg[1]) und von Herſch den Winter über an deſſen öſtlichem Ufer, etwa 8500 Mann ſtark, gehalten hatten. Nachdem er ſich der Paſſage aus dem Brescianiſchen nach Tirol verſichert hatte, verſuchte er, über die Adda in das Mailändiſche durchzubrechen. Durch eine Kriegsliſt[2]) gewann er dem ihn überwachenden Großprior von Vendome, dem Bruder des Herzogs, einen Tagesmarſch ab, ward aber dann durch den geſchwollenen Strom ſolange aufgehalten, daß der Großprior ſich mit ſeinem Bruder vereinigen konnte und ihm ſo eine weit überlegene Macht entgegenſtellte. Doch griff er ſie (16. Auguſt) bei Caſſano an und lieferte ihnen eine Schlacht, in welcher perſönliche Tapferkeit und Aufopferung der Führer[3]), wie das Feuer und der Gehorſam der Truppen, das Misverhältniß der Zahl [1]) wenigſtens inſoweit erſetzten, daß — auch diesmal beide Theile das Tedeum ſingen konnten. Hatte Eugen auch ſeinen Zweck, die Adda zu überſchreiten und dem Herzog von Savoyen zu Hilfe zu kommen, nicht erreicht, ſo waren doch auch die Franzoſen zu erſchöpft, um in dieſem Feldzuge noch etwas Weiteres zu unternehmen. Dem Herzog hatte er wenigſtens inſofern einige Hilfe geſchafft, als die Franzoſen in Piemont einige Truppen an ihr lombardiſches Heer abgeben mußten, und deshalb auch dort zunächſt nichts Bedeutendes ausführen konnten.

---

[1]) Sein erſter Bericht aus Italien iſt gerade von dem Todestage des Kaiſers datirt. S. Graf Mailath, IV, 395 ff.

[2]) Bekannt iſt es, daß Prinz Eugen geſagt hat: er habe an Kaiſer Leopold einen Vater, an Kaiſer Joſeph einen Bruder, an Kaiſer Karl einen Herrn gehabt.

[3]) Th. III, S. 170 ff.

---

[1]) Th. III, S. 128 ff.

[2]) Er ließ Zelte und hölzerne Kanonen an der verlaſſenen Stelle ſtehen. Der Großprior ſchöpfte Verdacht und ließ Truppen zur Recognoſcirung vorgehen, die ſich aber vor Mittag nicht nahe wagten.

[3]) Eugen ſelbſt erhielt zwei Wunden und mußte vom Schlachtfelde getragen werden, leitete aber die Schlacht noch aus der Ferne. Leiningen und v. Herſch fielen; Bibra und Prinz Joſeph Emanuel von Lothringen (Sohn Karl's IV., geb. 20. Oct. 1685) ſtarben an ihren Wunden. Auch der Prinz von Deſſau wurde damals verwundet.

Im folgenden Jahre (1706) ſchienen ſie das Verſäumte um ſo eifriger nachholen zu wollen. Die Citadelle von Nizza mußte ſich ergeben; die Belagerung von Turin wurde endlich mit Ernſt eröffnet, und nach der erſten Beſchießung (7. Juni) flüchtete die herzogliche Familie und der ganze Hof nach Savona; der Herzog ging zu ſeinen Reitern nach Carmagnola, ſtreifte mit dieſen von einem Orte zum andern, um durch gelegentliche Handſtreiche den Feinden einigen Abbruch zu thun, ihre Streitkräfte zu theilen und den Seinen eine Ermuthigung zu bringen, und zog ſich zuletzt in das Thal von Lucerna. Der Herzog de la Feuillade [2]) unternahm es, Turin zu erobern, deſſen Einnahme ſchon ſo leicht und gewiß ſchien, daß er mit ſeinem Kopfe dafür bürgen zu wollen erklärte und Vauban's angebotenen Beiſtand bei der Belagerung ablehnte. Es waren ihm 40,000 Mann zur Verfügung geſtellt, von denen aber ein Theil durch die Verfolgung des Herzogs abgezogen ward. Oberſt Tardif leitete die Geniearbeiten; die Artillerie befehligte der Brigadier Hereville, die Mineurs der berühmte Vallière [1]. Vendome ſollte inzwiſchen die Kaiſerlichen aus dem Breſcianiſchen in die tiroler Päſſe zurückdrängen. Die Vertheidigung Turins war dem Grafen Daun [2] übertragen, und die Geniearbeiten leitete der Advocat Britola. In der Stadt befehligte Marquis Carail.

---

[1]) Ein Theil der Franzoſen kam allerdings erſt im Laufe der Schlacht an, welche nur mit den Truppen des Großpriors begonnen wurde. — Von dieſer Schlacht bei Caſſano und ihrer Siegesfeier ſtammt übrigens der berühmte Deſſauer Marſch, deſſen Erfindung Italien angehört.

[2]) Louis d'Aubuſſon, Duc de la Feuillade, Sohn des tapfern Marſchalls Franz d'A., Vicomte de la F., Schwiegerſohn des Kriegsminiſters Chamillart, was ſein Hauptverdienſt war, geb. 1672, Maréchal de Camp, ſtarb 1725.

Vendome war mit 25,000 Mann ins Feld gerückt, hatte die unter Reventlow bei Montechiari und Calcinato liegenden Kaiſerlichen (12,000 Mann) überfallen (19. April), zerſtreut, aus ihren Stellungen zwiſchen Etſch und Po vertrieben. Mit Truppen und Schanzen ſuchte man alle Poübergänge zu ſperren. Da erſchien

---

[1] Jean Florentin de la Vallière, geb. 1667 (nach Andern 1672 oder 1673), trat 1685 als Cadet in die Artillerie ein, die er ſpäter organiſiren ſollte, ward 1713 Brigadier, 1719 Maréchal de Camp, 1720 Artilleriedirector, kämpfte noch 1733 als Generallieutenant bei Dettingen, ſtarb 5. Jan. 1759. Sein Sohn Joſeph Florentin, Marquis de la Vallière (geb. 1717, † 1776), war in Verdienſt und Würde ſein Nachfolger.

[2] Wirich Philipp Lorenz, Graf v. Daun, geb. 19. Oct. 1668, ſpäter Fürſt von Thiano und Vicekönig von Neapel, ſtarb als k. k. w. Geh. Rath und Generalfeldmarſchall 30. Juli 1741. Vermählt 1. März 1696 mit Maria Barbara, Gräfin v. Herberſtein († 24. Nov. 1735), ward er der Vater des berühmten Feldherrn des ſiebenjährigen Krieges. — Starhemberg war nach Spanien verſetzt worden.

Eugen, ſammelte die Zerſtreuten und zog ſich hinter die Etſch, um ſein Heer bis auf 30,000 Mann zu verſtärken und im Nöthigſten auszuruſten. Jetzt beſchloß er, zum Entſatz von Turin zu ziehen. Nach manchen Märſchen und Gegenmärſchen wendete er ſich nach Riva, der nördlichſten Spitze des Gardaſees, und ſtieg plötzlich gegen die Quellen der Brenta ins Veroneſiſche herab. Am 9. Juli überſchritt er, auf einer durch Prinz Leopold geſchlagenen Brücke, bei Ruota nuova die Etſch, ging, die Truppen Fremont's vor ſich hertreibend und aus der Ferne von dem franzöſiſchen Hauptheer begleitet, über den Canal Bianco, den Tartaro, bei Poticetta über den Po (18. Juli), dann über den Panaro, die Secchia und (1. Auguſt) den Canal Ledo. In der drückendſten Hitze und unter tauſend Beſchwerden und Entbehrungen drang das durch den Heldengeiſt ſeiner Führer beflügelte Heer den Franzoſen voraus; Kriechbaum ſicherte den Paß von Stradella; am 26. wurde der Tanaro erreicht und nach einem Raſttage bei Iſola oberhalb Aſti überſchritten. Am 1. Sept. vereinigte ſich das Heer Eugen's bei Villa Stellone, demſelben Punkte, den Eugen ſchon längſt vorausbeſtimmt hatte, mit dem Herzog von Savoyen, nach einem bewundernswürdigen Marſche von 34 Tagen, über eine Strecke von 50 Meilen, ſteile Gebirge und vier große Flüſſe, im Angeſichte eines überlegenen Feindes vollbracht. Mit einem endloſen vive Eugène! begrüßten die ſavoyiſchen Truppen ihre Befreier.

Ein günſtiger Umſtand für das Gelingen des Werkes war es allerdings geweſen, daß, eben wie ſich Eugen in Bewegung geſetzt hatte, der Herzog von Vendome abberufen und durch den Herzog von Orleans [1]) und den Marſchall Marſin (Th. I., S. 104) erſetzt worden war. Man hat behauptet, die Herzogin von Burgund habe dieſe Veränderung in der Abſicht betrieben, ihrem Vater aus der Klemme zu helfen. Abgeſehen von dem ſehr Zweifelhaften dieſes Mittels, liegt ein viel natürlicherer Grund für die Maßregel darin, daß in Italien das Uebergewicht der Franzoſen entſchieden ſchien und von ihnen für unentreißbar gehalten ward, in den Niederlanden dagegen, dem Hauptpunkte der Entſcheidung, die franzöſiſche Sache ſchlecht ſtand und einer Herſtellung durch einen beſſern Feldherrn, als Villeroi war, bedurfte. Nun hätte man allerdings beſſer gethan, Vendome zu laſſen wo er war, um die von ihm erlangten Erfolge bis zum Ziel zu führen, und nach den Niederlanden einen andern gewiegten Kriegsführer zu ſenden. Indeß mögen da perſönliche Bedenken gewaltet [2]) und mag man auch gewünſcht haben, dem Herzog von Orleans einen wohlfeilen Lorbeer zu bereiten, indem man ihn nach Italien ſendete. Der Herzog war ein reichbegabter Prinz, dem es nur noch an Erfahrung fehlte, und es wird behauptet, daß er mehrfach in dieſem Feldzuge das Richtige erkannt, aber durch Marſin und Feuillade behindert worden ſei 1). Nachdem es nicht gelungen war, die Vereinigung Eu-

---

[1]) Philipp II., der nachherige Regent, Sohn Philipp's I. von Orleans und der braven Eliſabeth Charlotte von der Pfalz. Geb 2. Aug. 1674, vermählte er ſich 18. Febr. 1692 mit Francisca Maria, einer natürlichen Tochter Ludwig's XIV. von der Montespan (geb. 4. Mai 1677, † 1. Febr. 1749), und ſtarb 2. Dec. 1723, kein volles Jahr nach ſeiner ihn zärtlich liebenden Mutter.

[2]) Man hätte Catinat, Villars, Berwick, Boufflers, allenfalls Teſſé gehabt. Indeß Catinat war nicht in Gunſt; Villars hatte vor kurzem erſt Unfälle erlitten; Berwick und Boufflers waren noch nicht zu dem vollen Ruhme gereift, den ſie ſpäter erlangten, und man durfte auch den Favoriten Villeroi nicht durch einen General erſetzen, der nur in ſeinen Verdienſten über ihm ſtand.

---

1) St. Simon hat in ſeinem großen Anekdotenmagazin verſchiedene ſolche Geſchichten. So läßt er (IV, 398 ff.) die Schlacht von Caſſano nur deßhalb von den Franzoſen nicht gewonnen werden, weil beide Vendomes ſich während des Treffens in entfernte Caſinen zurückgezogen hätten, wo der Herzog gemächlich geſpeiſt, der Großprior aber nur für ſeine perſönliche Sicherheit geſorgt habe. Guerchois und Praslin hätten das Treffen aufrecht erhalten und der Herzog ſei erſt am Schluſſe des Gefechts dazu gekommen. Er bemerkt dabei ſehr naiv: es ſei das Alles erſt lange nachher bei der Rückkehr einzelner Generale in gewiſſen Kreiſen (sic) bekannt worden. Nun, an der perſönlichen Tapferkeit der Vendomes iſt nie gezweifelt worden, und wenn der Herzog auch ein Cyniker und, ſolange es nicht galt, ſehr indolent war, ſo warf er doch dieſe Schlaffheit überall ab, wo es noththat, und beſaß auch die Eigenſchaften der Klugheit, Vorſicht und Wachſamkeit in hohem Grade, ſodaß er auch nachmals wiederholt berufen worden iſt, den Stand des Krieges in der ſchwierigſten und verwickeltſten Lage herzuſtellen. Bei jenem Treffen war er durch einen Scheinmarſch Eugen's, der bei Paradiſo eine Brücke ſchlagen und bei dieſer einen Theil ſeiner Truppen ſtehen bleiben ließ, dort feſtgehalten worden, während Eugen zum Angriff des Großpriors nach Caſſano rückte, war aber, ſobald er den Stand der Dinge erkannt, ſeinem Bruder zu Hilfe geeilt, wo er zuerſt allein eintraf, während die Truppen im Laufe der Schlacht nach und nach ankamen. Daß er den anfangs glücklichen Angriff des Prinzen von Württemberg, mit dem Degen in der Hand, an der Spitze ſeiner Truppen abgetrieben, bezeugen die Berichte der kaiſerlichen Seite, und er erhielt ſelbſt eine Schußwunde in der Schlacht. — Weiter erzählt St.-Simon (V, 141 ff.): Der Herzog von Orleans habe ſich zwiſchen Aleſſandria und Valenza ſetzen wollen, um den Uebergang über den Tanaro zu verhindern. Marſin habe das nicht gewollt. Während ſie darüber geſtritten, ſei ein Courier Eugen's an den Kaiſer aufgehoben worden, deſſen chiffrirte Depeſchen Niemand habe leſen können. Man habe ſie nach Mailand an Vaudemont geſchickt, der die Chiffre auch nicht gekannt habe. Der König habe den Schlüſſel zu Eugen's Chiffre gehabt, aber in einer Chatoulle vergeſſen. Endlich habe ein zum König geſchickter Courier den Schlüſſel am Vorabend der Schlacht von Turin gebracht, und man habe daraus erſehen, daß Orleans Recht gehabt, indem Eugen dem Kaiſer geſchrieben habe: wenn die Franzoſen jene Stellung einnehmen würden, ſo ſei der Uebergang unthunlich und Turin verloren. Abgeſehen davon, daß wir das Abſenden einer

gen's mit Victor Amadeus zu hindern, ſchloſſen ſich Orleans und Marſin an das Belagerungsheer de la Feuillade's an.

ſolchen Depeſche von Seiten Eugen's, bevor er noch wußte, was die Franzoſen thun würden, ſtark bezweifeln, ſieht man überhaupt nicht, was dieſe ganze Geſchichte ſoll, bei der jedenfalls das Wichtigſte: das Datum fehlt. Eugen wartete nicht, bis die Franzoſen ſeine Depeſchen dechiffrirt hatten. Vor Turin ſoll Orleans verlangt haben, daß man Eugen entgegengehe und ihm den Uebergang über die Doira ſtreitig mache. Das habe de la Feuillade und der von dieſem gegängelte Marſin gehindert, weil der Erſtere gewünſcht habe, daß der Fall von Turin nicht einem Siege der Armee, ſondern lediglich der Belagerung verdankt werde, die doch Orleans jetzt auch befehligte und mit erhöhter Kraft betrieb. Hierauf habe Orleans erklärt, daß er keinen Befehl mehr führe. Als ihm aber in der Nacht vom 6. — 7. Sept. ein Parteigänger ein Billet mit der Nachricht gebracht habe, Eugen greife Pianezza an, um die Doira zu paſſiren, habe er Marſin geweckt und ein raſches Entgegenrücken verlangt; Marſin habe aber die Sache nicht glauben wollen; allein kaum ſei der Herzog wieder in ſeinem Zimmer geweſen, als die Nachricht von allen Seiten beſtätigt worden ſei, die Spitzen der Feinde ſich gezeigt und man keine Zeit gehabt hätte, ordentliche Dispoſitionen zu treffen. Nun, Eugen hatte Pianezza nicht angegriffen, um die Doira zu paſſiren; es war ſchon am 5. gelegentlich bei einer Verfolgung flüchtiger Feinde genommen worden, und am Abend des 6. konnte den Franzoſen die Nähe der Kaiſerlichen nicht mehr verborgen ſein, worauf ſie noch eine ganze Nacht hatten, die ohnedies nicht ſchwierigen Dispoſitionen zur Vertheidigung ihrer ſtark verſchanzten Stellung zu treffen. — Es mag in dieſen Geſchichten, wie St.-Simon ſie (V, 143 ff.) erzählt, einzelnes Wahre liegen; aber es iſt entſtellt, verſchoben, ausgeſchmückt und parteiiſch gefärbt, und in dieſem Geſchmacke iſt das ganze vielgeprieſene Werk jenes Phönix von einem „patriotiſchen, freimüthigen Hofmann“; eine Lieblingsquelle für Alle, die ein Behagen daran finden, den Gang der Geſchichte auf kleinliche Perſönlichkeiten, Ränke und Zufälle, hauptſächlich aber auf die Laſter und Schwächen der Großen zurückzuführen, und unter allen denkbaren Erklärungen einer Sache regelmäßig die am liebſten wählen, in der der pikanteſte Scandal liegt. Kennt man denn die Erfindungs- und Ausſchmückungsgabe der Mediſance, den Gehalt des Salons- und Hofgeſchwätzes, das ſchneeballartige Anwachſen pikanter Klatſchereien, die begierige Leichtgläubigkeit, die dergleichen aufgreift und weiter trägt, Auch die Belagerung war in Uneinigkeit, folglich ſchlecht geleitet worden und nur die ungeheure Ueberlegenheit der Mittel hatte ſie, der tapferſten und geſchickteſten Vertheidigung gegenüber, einen langſamen Fortgang ſoweit nehmen laſſen, daß man um Mitte Septembers die Uebergabe des Platzes als unvermeidlich erwarten konnte. Eugen ging am 4. Sept. bei Carignano und Montcalier wieder auf das linke Poufer, überfiel am 5. einen Zug von über 800 Maulthieren, die von Suſa her in das franzöſiſche Lager wollten, ließ durch Leopold und die Preußen die Flüchtigen zu dem Schloß Pianezza verfolgen, das ſich dem ungeſtümen Angriff ergab, überſchritt am 6. die Doira und nahm ſeine Stellung dem beträchtlich ſtärkern [1], feſt verſchanzten Feinde gegenüber. Er entſchied ſich, mit Tagesanbruch anzugreifen, und war des Sieges ſo ſicher, daß er dem Majordomo des Herzogs, der ihn befragte, wo er für den nächſten Abend das Nachtlager eingerichtet wiſſen wolle, geantwortet haben ſoll: „in Turin!" Er rechnete auf die Vorzüglichkeit ſeiner Truppen und die mangelhafte Führung der Feinde, und er rechnete richtig. Die Schlacht von Turin [2] (7. Sept.), deren

---

ſo wenig? Und welche Entſtellung der Wahrheit iſt ſchlimmer: die, welche die Menſchen für ſchlechter, oder die, welche ſie für beſſer ausgibt, als ſie ſind? St.-Simon war allerdings ein Hofmann von redlichen Intentionen und mag in ſeiner ganz unverkennbaren Parteinahme an ſich die rechte Seite ergriffen haben; aber gegen das Einzelne ſeiner ganzen Erzählungen können wir uns des entſchiedenſten Mistrauens nicht erwehren, ohne ihm etwa nachſagen zu wollen, daß er ſie ſelbſt erfunden habe.

[1] Doppelt oder dreifach ſtärker, wie man geſagt hat, war er jedoch nicht. Die Franzoſen hatten etwa 15,000 Mann. Eugen hatte 30,000 Mann, wozu noch die Beſatzung von Turin kam.

[2] Vor derſelben that der Herzog Victor Amadeus auf der Höhe von Superga das Gelübde, im Falle des Sieges auf dieſem

Einzelheiten wir hier nicht zu ſchildern haben, endigte mit der entſchiedenſten Niederlage der Franzoſen, welche an 3200 Todte und Verwundete, 5000 Gefangene, 220 Stück Geſchütze, die Pferde von 30 Schwadronen Dragonern [1]), 40 Fahnen und Standarten und ihr ganzes Gepäck in den Händen der Sieger laſſen mußten. Noch am Abend der Schlacht zog Victor Amadeus in das befreite Turin ein, deſſen Munition kaum noch ausreichte, die Freudenſchüſſe zum Tedeum zu feuern, deſſen Beſatzung aber den Kampf durch einen wirkſamen Ausfall unterſtützt hatte. Marſchall Marſin fiel tödtlich verwundet in die Hände der Sieger. Auch der Herzog von Orléans war, zuerſt leicht an der Hüfte, dann ſchwer am Arme verwundet worden und mußte aus der Schlacht gebracht werden. Er wollte ſich gegen Aleſſandria zurückziehen; der Kriegsrath entſchied aber für den Marſch nach Pignerol, und als Eugen dies erfuhr, rief er freudig aus: „Italien iſt unſer!“ Der Herzog von Savoyen hatte auch in dieſer Schlacht Muth und Thätigkeit bewieſen und das Seine zum Siege gethan. Er hatte für ſich und ſein Land, die Deutſchen, unter Eugen, Anhalt, Württemberg, Gotha [2]), Kriechbaum, Harrach [3]), Iſſelbach u. A., hatten

---

die ganze Gegend beherrſchenden Hügel eine prächtige Kirche bauen zu wollen. Der Bau begann 1715 und wurde 1731 beendigt.

[1]) Sie waren während des Kampfes abgeſeſſen und wurden von ihren Pferden abgeſchnitten.

[2]) Johann Wilhelm, ein Sohn Friedrich's I. von Sachſen-Gotha und der Magdalene Sibylle von Sachſen-Weißenfels, geb. 4. Oct. 1677, fiel 15. Auguſt 1707 vor Toulon.

[3]) Johann Joſeph Philipp, Graf von Harrach, ein jüngerer Sohn Graf Ferdinand Bonaventura's v. Harrach († 15. Juni 1706) und der Gräfin Johanna Thereſe v. Lamberg, geb. 12. Oct. 1678, trat in den deutſchen Orden, ward Kämmerer, 1705 Oberſter, 1706

auch vor Turin für ihr Vaterland, für die Freiheit Europas, für die Zukunft ihrer Heimat gekämpft. Die Freude in dem ganzen nichtfranzöſiſchen Europa war groß, und der Sieg für Italien entſcheidend. Am 20. Sept. ward Novara erobert, am 26. Mailand beſetzt. Am 6. Oct. erſtürmte Prinz Leopold von Deſſau das Fort Ghera; am 23. zwang er Pizzighetone zur Uebergabe. Medavi, der noch am 9. den Prinzen von Heſſen [1]) und den k. k. General Wenzel bei Caſtiglione geſchlagen, wurde jetzt in das Mantuaniſche gedrängt. In Piemont räumte der Herzog auf. Am Schluſſe des Jahres waren in ganz Ober- und Mittelitalien nur noch Cremona, Valenza, Finale, Nizza, Suſa, Modena und die Citadelle von Mailand in den Händen der Franzoſen.

Die Generalcapitulation vom 13. März 1707 entſchied die Räumung des größern Theils auch dieſer Plätze [2]). Ludwig XIV. gab Italien auf. Graf Daun, der Vertheidiger Turins, zog mit nur 8000 Mann gegen Neapel und drei Monate genügten, dies Königreich zu erobern.

Dem Herzog von Savoyen hatte der Kaiſer, unter

Generalfeldwachtmeiſter, brachte die Siegesnachricht nach Wien, 1707 Feldmarſchallieutenant und Gouverneur von Pavia, 1713 am Rhein, Hofkriegsrath, Generalfeldzeugmeiſter, 1716 — 17 in Ungarn, 1723 w. Geh. Rath und Generalfeldmarſchall, 1735 am Rhein, 1738—1762 Hofkriegsrathspräſident, ſtarb 9. Aug. 1764.

1) Prinz Friedrich von Heſſen-Kaſſel, der nachherige König Friedrich I. von Schweden. Ein Sohn des Landgrafen Karl und der Marie Amalie von Kurland, war er am 28. April 1676 geboren, und ſtarb 5. April 1751.

2) Die Citadelle von Mailand wurde ſchon Anfangs März, nach einer tapfern Vertheidigung durch den Marquis de la Florida, übergeben. Suſa mußte 1707 erobert werden.

Zuſtimmung ſeines Bruders, des habsburgiſchen Königs von Spanien, ſchon vorher die ihm zugeſagten Landſchaften als Reichslehn übertragen. Sowie Eugen wieder in Italien war, begannen beide einen abermaligen Zug in das ſüdliche Frankreich, wie er denſelben Verbündeten ſchon einmal mislungen war. Er ſollte auch diesmal keinen beſſern Erfolg haben. Man hatte jetzt übrigens ein anderes Ziel im Auge, als damals. Es galt der Eroberung von Toulon, dem großen franzöſiſchen Arſenal am mittelländiſchen Meere, und mag nun der erſte Gedanke von Victor Amadeus auf die Bahn gebracht worden ſein, oder nicht [1]), die Seemächte waren es vornehmlich, die die Ausführung wünſchten und betrieben, während dem Kaiſerhofe das Unternehmen gleichgiltig war und Eugen von vorn herein ſeine großen Bedenken dagegen hatte und fruchtloſe Gegenvorſtellungen machte. Er ſelbſt hatte allerdings auch den Plan, Frankreich vom Süden aus anzugreifen, dies aber nur im Zuſammenhang mit einer größern Combination, deren Gelingen in der That ein Dictiren des Friedens möglich gemacht hätte, während die Wegnahme Toulons, ſelbſt wenn ſie geglückt wäre, ein ephemerer Vortheil war, der von den weitern Wechſelfällen des Krieges abhing. Nach Eugen's Plane ſollte zugleich von den Niederlanden und von Italien aus in Frankreich eingedrungen, die Dauphiné erobert, die Hugenotten der Cevennen ins Feld gezogen, der Krieg im Herzen Frankreichs beendigt werden [1]. Die Seemächte entſchieden für die Operation auf Toulon und verſprachen dem Herzog von Savoyen den Oberbefehl, die Mitwirkung einer Flotte und beträchtliche Hilfsgelder. Die Unternehmung hatte aber von Anfang an Unglück. Streitigkeiten mit dem engliſchen Admiral wegen Zahlung der Subſidien, Langſamkeit der Vorbereitungen, eine Krankheit des Herzogs verzögerten den Beginn um zwei unerſetzliche Monate. Die Expeditionsarmee, die endlich gegen Ende des Juni aufbrach, zog, gegen 35,000 Mann ſtark, denen noch 20,000 Milizen aus den Thälern Savoyens folgten, in drei Colonnen, deren erſte der Herzog durch das Thal von Aoſta, die zweite Eugen über das Gebirge von Suſa, die dritte Prinz Friedrich von Kaſſel über Cuneo führte. Die Schanzen am Var wurden erſtürmt, und nachdem die Verbündeten 11 Tage lang am Meere hinmarſchirt waren, lagerten ſie vor Toulon, während eine engliſch-holländiſche Flotte von 45 Segeln und 57 Transportſchiffen vor den hyeriſchen Inſeln ankerte. Indeß man hatte es nicht mehr mit der Feſtung allein zu thun, und dieſe ſelbſt hatte hinlängliche Zeit gehabt, ſich auf den Angriff vorzubereiten, deſſen Beabſichtigung in Paris ſchon lange bekannt war. Teſſé leitete die Vertheidigung. Der Hafen war durch 17 darin verſenkte Schiffe geſperrt wor-

---

[1]) Die meiſten Schriftſteller verſichern, daß der Vorſchlag von den Seemächten ausgegangen ſei. Das entgegengeſetzte Zeugniß St.-Simon's (VI, 10) würde uns um ſo weniger an jener Annahme zweifeln machen, als St.-Simon doch nicht in die Rathſchlüſſe der Alliirten eingeweiht war. Aber auch Eugen ſcheint in einem Brief an Marlborough den Herzog von Savoyen als den Urheber zu betrachten. Oder that er das, um den Plan deſto unumwundener tadeln zu können? Marlborough billigte ihn und ſchrieb Eugen's Bedenken deſſen vor der That ſehr bedachtſamem, nur im Moment des Handelns entſchloſſenem und muthvollem Charakter zu.

---

[1] Man hätte denken ſollen, daß dieſer Plan dem Herzoge von Savoyen viel beſſer hätte zuſagen müſſen.

den. Von allen Seiten wurden Truppen nach Toulon d
girt. Noch ehe die Belagerer vor demſelben anlangten,
ren im Lauf von zehn Tagen drei verſchanzte Lager im N
den und Weſten Toulons errichtet worden, deren Mannſch
dem alliirten Heere an Zahl überlegen war. Der Herzog v
Burgund zog mit Truppen heran, die nach Catalon
beſtimmt geweſen waren; Berwick wurde aus Spanien h
beigerufen und aus Deutſchland und den Niederlan
Truppen nach dem Süden geſendet. Der Adel der U
gegend warf ſich mit ſeinen Lehnsmannen in die
ſtung und ſpendete ſeine Schätze zur Bezahlung d
Befeſtigungsarbeiten. Das Landvolk, durch Plün
rungen und Brandſchatzungen erbittert, erhob ſich
Maſſe. Medavi beſetzte Tourette und bedrohte
Rückzugslinie der Verbündeten. Selbſt Karl XII. v
Schweden erklärte ſich aus ſeinem fernen Lager v
Altranſtädt drohend gegen die Unternehmung auf T
lon. Die Verbündeten hatten keine, die Belager
tägliche Verſtärkung zu erwarten und letztere hat
nach Weſten zu alle Verbindungen. Man eroberte zu
die Forts St.-Louis und St.-Marguerite, deren A
griff der tapfere deſſauer Prinz leitete, aber die Sch
zen von St.-Katharina, mit deren Erſtürmung die V
bündeten (30. Juni) die Belagerung eröffnet hatt
gingen wieder verloren. Man beſchloß den Rückz
zu deſſen Deckung die Flotte die Stadt beſchoß, u
während Toulon in Flammen ſtand, begann Eugen,
der Nacht vom 21. zum 22., den Abmarſch, der
31. Auguſt die ganze Armee wieder über den V
führte. Um den ungünſtigen Eindruck dieſer mißlu
genen Unternehmung wenigſtens einigermaßen zu v
wiſchen, rückte Eugen noch im Sept. vor Suſa, d
ſich auch am 22. Sept. ergeben mußte.

Ueber die toulоner Expedition erhoben ſich gegenſeitige Vorwürfe, von denen die gegen Victor Amadeus gerichteten ſelbſt in dem großen Kriegsrathe, welcher nach Schluß des Feldzugs in Turin gehalten wurde, durch Leopold von Deſſau, der überhaupt an der geſchmeidigen Politik und vornehmen Haltung des Savoyers wenig Behagen fand, einen mündlichen Ausdruck erhielten. Man legte den anfänglichen Zögerungen des Herzogs und den Exceſſen ſeiner Truppen das Mislingen der Unternehmung zur Laſt, während Er wieder die Seemächte in der ohnedies bei ihnen beliebten Meinung beſtärkte, daß Oeſterreich nur an ſich denke und durch den Zug nach Neapel der Expedition 8000 Mann entzogen habe. Als hätten dieſe das von Haus aus verfehlte Unternehmen gelingen machen können! Mit Oeſterreich war er ohnedies in Zwieſpalt, indem er die ihm zugeſagten Lehen immer weiter auszudehnen bemüht war, während der Kaiſer möglichſt wenig zugeſtehen wollte. Ueberhaupt aber konnte dem Herzog an einem unbedingten Uebergewichte Oeſterreichs in Italien ſowenig gelegen ſein, wie an einem franzöſiſchen, und die Lombardei gönnte er weder den Habsburgern, noch den Bourbons. Seit er wieder in Sicherheit war, zog er es vor, möglichſt wenig zu thun, ſich die Möglichkeit einer Ausſöhnung mit Frankreich oder Spanien offen zu halten und ſich die Gunſt der Seemächte zu bewahren, von denen, wie er richtig erkannte, der endliche Ausgang des Kriegs und der Inhalt der Friedensſchlüſſe doch weſentlich abzuhängen hatte. Das Jahr 1708 verfloß für Savoyen in gänzlicher Unthätigkeit. Für 1709 war eine dem Plane Eugen's entſprechende Unternehmung beabſichtigt. Aber auch diesmal verzögerte der Herzog die Ausführung, indem er vor Ausgleichung ſeiner Mishelligkeiten mit Oeſterreich den Oberbefehl nicht übernehmen wollte. Das ſollte auf einem Congreſſe zu Mailand erledigt werden; aber der für dieſen ernannte Bevollmächtigte Oeſterreichs erſchien nicht. Endlich ließ der Herzog den Grafen Daun allein ziehen; aber theils legten die ſavoyiſchen Befehlshaber auch Daun manche Schwierigkeiten in den Weg; theils war ein Corps von 6000 Mann, das General Mercy [1]) ihm vom Rheine aus zuführen ſollte, unterwegs geſchlagen worden [2]), und ſo ging Daun, der den Montcenis überſchritten und Annecy beſetzt hatte, im Herbſte wieder zurück. Einen Verſuch, den der Herzog 1711 endlich ſelbſt machte, wies Marſchall Berwick

---

[1]) Claudius Florimond, Graf von Mercy, ein Lothringer, iſt ſchon Bd. I., S. 159 erwähnt worden. Doch tragen wir hier Folgendes nach. Er war 1666 geboren, 1701 k. k. Oberſtlieutenant, that ſich als tapferer Parteigänger in Italien hervor, ward gefangen, aber bald wieder frei, zeichnete ſich 1702 bei dem Ueberfall von Cremona aus, wo er aber wieder gefangen, jedoch bald ausgewechſelt und Oberſt wurde, kämpfte dann tapfer bei Friedlingen, wo er ſein Pferd verlor und über die Weinberge flüchten mußte, ward 1704 Generalfeldwachtmeiſter, als welcher er 1707 kühne Streifzüge machte, 1708 Feldmarſchalllieutenant, 1709 erſt in Mantua, dann am Rhein, bei Rumersheim oder Neuburg (26. Aug.), geſchlagen; 1716 General, focht bei Peterwardein, 1717 bei Belgrad, commandirte 1718 im Banat, 1719 in Sicilien, bei Francavilla verwundet, 1721 Gouverneur des Banats, 1723 Generalfeldmarſchall, 1733 Befehlshaber in Italien, wo er, nachdem er öftere Schlagflüſſe beſtanden, 29. Juli 1734 bei Geriſetta den Heldentod ſtarb. Sein Pflegeſohn, der Oberſt Graf Argenteau, wurde ſein Erbe.

[2]) Sein Sieger war Eleonor Maria von Maine, Graf von Bourg, geb. 14. Sept. 1655, Sohn Philipp's v. M., Grafen v. Bourg, und der Eleonore Damas v. Thianges, erſt Page bei dem Herzog von Orleans, 1693 Maréchal de Camp, 1702 Generallieutenant, 1724 Marſchall, 1730 Gouverneur von Strasburg; verm. 1) 1675 mit Marie Guales de Mezebran, 2) 1731 mit der verwitweten Baroneſſe Andlau, ſtarb 18. Jan. 1739, nachdem er 1712 ſeinen Sohn und 1731 ſeinen Enkel verloren.

(Th. III, S. 166 ff.) mit Erfolg zurück. Von da an war Waffenruhe in Italien.

Die inzwiſchen in England begonnene Cabinets- und Syſtemveränderung, welche die Tories ans Ruder brachte und für Frankreich einen weit vortheilhaftern Frieden, als es ohne dieſe Wendung zu erwarten vermocht hätte, herbeiführte, entſprach der von dem Herzog angenommenen Politik um ſo beſſer, als der engliſche Agent, mit dem er zumeiſt verkehrt hatte und der viel und gern in Turin war, Lord Peterborough (Th. III, S. 241 ff.), bei den neuen Machthabern größern Einfluß beſaß, als bei den Whigs. In der That nahm ſich die Königin Anna der Intereſſen des Herzogs mit hohem Eifer an und verſchaffte ihm in den Friedensſchlüſſen, die er zu Utrecht mit Frankreich (11. April 1713) und Spanien (13. Juli) abſchloß, erhebliche Vortheile. Frankreich und Spanien ſprachen ihm und ſeinen Erben die Nachfolge in der ſpaniſchen Monarchie nach dem Erlöſchen des Hauſes Anjou zu. (Dies, beiläufig geſagt, ein Umſtand, der den Widerſtand neuerer Nachfolger des Victor Amadeus gegen die Aufhebung des ſaliſchen Geſetzes in Spanien ſehr wohl erklärt.) Die Erwerbungen des Herzogs im Mailändiſchen und Montferratſchen wurden auch von Seiten Philipp's V. beſtätigt. Hauptſächlich aber trat Philipp V. ſeinem Schwiegervater und deſſen Hauſe das Königreich Sicilien, unter franzöſiſcher Garantie, mit Rückfall deſſelben an Spanien bei einem Erlöſchen aller Linien des Hauſes Savoyen, ab. Eine Abtretung, die allerdings nicht ſo großmüthig war, wie ſie ausſah, da bereits feſtſtand, daß der Antheil Philipp's V. an dem ſpaniſchen Erbe ſich auf Spanien ſelbſt und die überſeeiſchen Beſitzungen beſchränken werde. Auf die Behauptung Siciliens konnte er damals in keiner Weise rechnen und es war vorauszuſehen, daß es Oeſterreich zufallen würde, wenn ſich kei anderer, auch gegen Oeſterreich aufrechtzuerhaltende Beſitzer dafür fand [1]. Einen ſolchen hatte man in den Herzog von Savoyen, den die Seemächte ſtützten, un immerhin war es eine Abtretung, in welche Philipp V willigte, während er in Betreff anderer noch lang das Princip der Integrität der ſpaniſchen Monarchi feſthielt, als deſſen Träger ihn die ſpaniſche Natio vertheidigt hatte. Freilich auch jene ausdrückliche Abtretung hinderte nicht, daß Spanien nur fünf Jahr ſpäter daſſelbe Sicilien angriff und wegnahm!

Die Erwerbung Siciliens konnte an ſich für Savoyen wenig Frucht tragen; es ließen ſich nicht woh ſehr zahlreiche, gewichtige und innige Beziehungen zwiſchen beiden Staaten herſtellen, welche ihre Verbindun für beide zu einer Quelle von Segnungen gemach hätten, und die Macht Savoyens war zu gering, un Sicilien als ein auszubeutendes Beſitzthum zu behandeln, wie es ſpäter von Neapel geſchehen ſein mag, da unmittelbar auf Sicilien drücken kann. Auch blieb e ein ſehr gefährdeter Beſitz, ſolange Neapel in ander Händen war [2], und man mußte von Seiten Oeſter reichs, welchem Neapel beſtimmt war, entſchiedenen Widerſpruch erwarten. Für Victor Amadeus und ſein Haus war es gleichwohl von Werth, daß er nun nicht mehr auf ein Königreich in partibus infidelium, mit aus dem Mittelalter ſtammenden Rechtsanſprüchen, beſchränkt war, ſondern ein wirkliches, europäiſches und von großen Monarchen anerkanntes Königreich erhielt, und ſeinen Titel als Königliche Hoheit in den einer Majeſtät verwandeln konnte. Am 22. Sept. wurde Victor Amadeus in Turin feierlich als König von Sicilien proclamirt, worauf der Prinz von Piemont, damals noch Victor Amadeus, den Titel Herzog von Savoyen annahm, den ſein vorzeitiger Tod [1]) ſchon am 22. März 1715 auf ſeinen Bruder Karl Emanuel forterben ſollte. Der neue König eilte, ſich in Beſitz zu ſetzen. Er ſchiffte ſich, mit ſeiner Gemahlin und dem ganzen Hof, auf der von Admiral Jennings geführten engliſchen Flotte nach Sicilien ein, wo er am 20. Oct. anlangte und von Marcheſe de los Balbaſes zu Palermo die Schlüſſel ſämmtlicher Feſtungen empfing. Am 21. Oct. fand die feierliche Inveſtitur, am 24. die Krönung durch den Erzbiſchof von Palermo ſtatt. Victor Amadeus blieb bis zum 31. Auguſt 1714 in ſeinem neuen Reiche, deſſen Kräfte und Zuſtände er ſorgfältig zu ermitteln ſuchte. Um den ſicilianiſchen Adel genauer an ſich zu knüpfen, errichtete er eine Compagnie von lauter Edelleuten, deren Commando er dem Marquis von Villafranca übertrug. Meſſina ward zum Freihafen erklärt und damit zugleich den Seemächten ein Dienſt erwieſen. Graf Hannibal Maffei wurde zum Vicekönig

---

[1] Eine *Zeit* lang war es im Plane, den Kurfürſten vo Baiern damit, oder mit Sardinien abzufinden (vgl. u. A. die Schrift: La Sardaigne paranymphe de la paix aux Souverains de l'Europe, à Boulogne, 1714). Indeß war ſeine Reſtituirung in ſeine Erblande zu ſehr im Intereſſe Frankreichs und des damaligen deutſchen Syſtems, als daß man ſie nicht hätte vorziehen ſollen.

[2] Es iſt übrigens zu bemerken, daß Sicilien noch am erſten zu behaupten geweſen iſt, wenn es eine eigene Dynaſtie in ſeiner Mitte hatte, nicht aber als iſolirtes Beſitzthum einer entfernten Macht.

---

[1]) Die Pocken rafften ihn in der Blüte des Lebens hinweg.

ernannt. Die Feſtungen wurden mit ausreichen
Beſatzungen verſehen. Immer blieb vieles, was ſ
den Anfang dieſes neuen Beſitzthums trübte. W
der Kaiſer, der Sicilien als ſein Erbland betracht
noch die auf Savoyen eiferſüchtigen Fürſten Ital
erkannten den neuen König an. Mit dem Papſt
kam er in einen heftigen Streit, der ſich durch meh
Jahre hindurchzog, indem Victor Amadeus ſich die
Königen Siciliens zuſtehende Würde eines leg
perpetuus des Papſtes nicht entziehen, noch ſchmäl
laſſen wollte. Der Adel, zum Theil den ſtolzeſten
ſchlechtern Spaniens und Süditaliens entſtammt, ſ
die Abhängigkeit von einem kleinen Fürſten ebenſo
muthigend, wie er den Dienſt des Beherrſchers
ſpaniſchen Reiche für leicht und ehrenvoll gehalten ha
Das niedere Volk murrte über erhöhte Abgaben
ungewohnte Werbungen. Der Schatzkammer des ne
Königs aber koſtete die Reiſe und der Aufenthalt
Sicilien ungleich mehr, als das Dongratuit betr
das die ſicilianiſchen Stände ihm darbrachten.
misgünſtige Stimmung des ſicilianiſchen Volks wu
durch die Zerwürfniſſe mit Rom, bei denen Vic
Amadeus, von Frankreich und Spanien unterſtützt,
Sache der Bureaukratie der Hierarchie gegenüber[2]) v

---

[1]) Clemens XI. (Johann Franz Albani, geb. 22. Juni 1
zu Urbino, Sohn eines päpſtlichen Kammermeiſters Karl Albani
Urbino, Cardinal 1691, Papſt 20 Nov. 1700, † 19. März 17

[2]) Denn darauf kommt in den neuern Zeiten der Streit,
man als Kampf zwiſchen Staat und Kirche zu bezeichnen liebt,
meiniglich hinaus. Es handelt ſich gar häufig nur darum,
Beamte oder Prieſter die Führung haben und auch in Sachen
ſcheiden ſollen, die — nicht ihres Amtes ſind. Der wahren Sp
des Staats gehört er in der Regel ſo wenig an, wie der Religi

trat, natürlich geſteigert. Der Papſt belegte die Beamten des Königs und alle Sicilianer, die ſich bei Ausführung der anſtößigen Maßregeln gebrauchen ließen, mit dem Bann, und einige Ortſchaften mit dem Interdict. Der König befahl dagegen, daß man ſich, bei Strafe der Landesverweiſung oder Einkerkerung, nicht an die Befehle und Cenſuren von Rom zu kehren habe. Ueber 400 Geiſtliche und andere Anhänger der Kirche flohen nach Rom, und dem Papſte koſtete der Unterhalt dieſer Flüchtlinge über 60,000 Scudi.

So hatte Victor Amadeus noch wenig Freude an ſeinem neuen Reiche erlebt, als auch deſſen Beſitz in Zweifel geſtellt ward. Im Auguſt 1717 wendete ſich die ſpaniſche Flotte, ſtatt ſich der venetianiſchen zum Türkenkriege anzuſchließen, plötzlich auf das damals öſterreichiſche Sardinien, eines der vielen Bruchſtücke der ſpaniſchen Erbſchaft, nahm das ſchwach beſetzte Cagliari und machte ſich bald zum Meiſter der ganzen Inſel, auf welcher die Spanier natürlich noch zahlreiche und einflußreiche Verbindungen hatten. Der Papſt hatte dafür gebürgt, daß der Kaiſer während des Türkenkrieges nicht angegriffen werden ſollte und, bei dem erſten Verdachte, den er über die ſpaniſchen Abſichten ſchöpfte, die geeigneten Vorſtellungen gemacht, war

---

berührt ſie aber freilich in ſeinen Folgen. Denn die Feinde des Staats und der Religion ſehen ſolchem Kampf jederzeit mit beſonderer Schadenfreude zu, da ſie gewiß ſind, daß ihre beiden Gegner nur mit Verluſt daraus hervorgehen, wer immer den augenblicklichen Sieg davontrage, der Staat in ſeinen moraliſchen Stützen leidet, in die unnatürlichſten Conflicte geräth, in Gebiete gezogen wird, für die ſeine Mittel nicht paſſen, und das Anſehen der Religion gefährdet wird. Sie nehmen aber regelmäßig für den Staat Partei, weil ſie die Kirche noch mehr haſſen, als dieſen, deſſen Gewalt und Vortheile ſie ſelbſt zu genießen hoffen.

aber von dem Herzog Franz von Parma [1]) und Cardinälen Acquaviva und Alberoni durch die feierlich Verſicherungen, der Kaiſer habe nichts zu fürchten, ruhigt worden [2]). Gleichwohl erfolgte der Angriff, deſſen Vorwande man die in Mailand erfolgte Ver tung des ſpaniſchen Großinquiſitors, Joſeph Moli benutzte, der ohne Paß von Rom nach Mailand ge war, deſſen wahrer Grund aber in der Abſicht Span lag, jedenfalls Territorien für nachgeborene Prinzen gewinnen, wobei zunächſt an Toscana gedacht war, möglich aber die abgetrennten Reiche wieder mit S nien zu vereinigen.

Mit dem nächſten Schritte täuſchten Spanien, v mehr Eliſabeth Farneſe und der Cardinal Albero ſelbſt den feinſten Meiſter der Politik der Verſtell und Hinterliſt. Auf Sardinien ſammelten ſie eine deutende Macht, über deren Ziel ſich die Politiker w der in Vermuthungen erſchöpften. Die Meiſten gla ten, es werde dem Mailändiſchen gelten und Vic Amadeus war ſo ſehr derſelben Anſicht, daß er Tr pen und Schiffe aus Sicilien kommen ließ, um den Fall eines Krieges in der Lombardei gerüſtet zu ſein, ſich für die eine oder die andere Seite zu erklären. Endlich ſegelte die ſpaniſche Flotte, von Admiral Caſtagnedo geführt, ab und wendete ſich, zu allgemeinem Erſtaunen [1]) und zu höchſter Entrüſtung der Diplomatie der Quadrupelallianz, auf Sicilien. Am 30. Juni 1718 erſchien ſie vor Palermo, das nur ſchwach beſetzt war und dem ſpaniſchen General die Schlüſſel entgegentrug. Der ſavoyiſche Vicekönig zog die Truppen aus Palermo, Catania und Agoſta heraus und verſtärkte damit die Beſatzungen von Syracus, Meſſina, Trapani und Melazzo. Die ſavoyiſchen Galeeren, die ſich nicht gegen die Spanier hätten halten können, ſendete er nach Malta. Marquis von Leede, ein tapferer Niederländer in ſpaniſchem Dienſt, nahm Catania und ſelbſt die Citadelle Meſſinas. Die ſpaniſche Flotte wurde zwar durch die engliſche, unter Admiral Byng, faſt vernichtet. Zu Lande aber war Leede auch gegen die Kaiſerlichen unter Caraffa [2]) und Veterani im Vortheil, bis Mercy mit Verſtärkungen kam und nun faſt die ganze Inſel für den Kaiſer eroberte.

---

[1]) Oheim der Königin von Spanien.

[2]) So wurde wenigſtens römiſcher Seits behauptet. In M glaubte man aber, der Papſt müſſe um die Sache gewußt ha da ſeine bourboniſche Geſinnung bekannt und da gerade um Zeit der Nuntius Aldovandi von Madrid nach Rom gekommen w Der k. k. Vicekönig von Neapel hob alle Rechte der Nuntiatur erklärte dem Nuntius Vicentini, daß er das Land ſofort zu v laſſen habe, und belegte die kirchlichen Einkünfte, welche römi Prälaten aus Neapel bezogen, mit Beſchlag. Der Kaiſer verlang der Papſt ſolle den Cardinal Alberoni aus Spanien abberufen. D that er zwar nicht, verweigerte aber, um doch etwas zu thun, d Cardinal die Beſtätigung als Erzbiſchof von Sevilla, worauf wie dem Nuntius in Madrid der Hof verboten ward und alle Span aus Rom abberufen wurden.

---

[1]) In Paris erwartete man jedoch, wie aus einem Schreiben der Lords Stanhope und Stair an den Staatsſecretair Craggs vom 6. Juli 1718 (in den Hardwicke papers vol. XXV) hervorgeht, dieſe Wendung.

[2]) Johann, Graf Caraffa, ein Neapolitaner, trat jung in k. k. Kriegsdienſte, ward 1704 Generalfeldwachtmeiſter, focht in Ungarn, 1707 als Feldmarſchalllieutenant in Italien, commandirte darauf in Calabrien, 1716 General, ward wegen des Gefechts bei Melazzo (13. Sept. 1718) durch General Jungen erſetzt, welchem Mercy folgte, wieder in Calabrien, 1720 w. Geh. Rath, 1723 Generalfeldmarſchall, führte 1734 den Oberbefehl in Neapel, wo man ihm das Aufgeben des wichtigen Poſten Mignano zum Vorwurf machte, ſchlug den ſpaniſchen Angriff bei Bovino zurück, ward aber abberufen und vor eine Commiſſion geſtellt. 1736 kam er in Freiheit und behielt ſeine Chargen, ward aber nicht mehr verwendet. Er ging nach Venedig, wo er 7. Mai 1743 ſtarb.

Denn dem Letztern war ohnedies ſchon von der Quadrupelallianz Sicilien zugedacht worden, wogegen Victor Amadeus ſich mit Sardinien begnügen ſollte. Die Zeitlage war nicht danach, daß man auf dieſen beſondere Rückſicht zu nehmen gehabt hätte. Sicilien hatte ihm wenig genützt, und wenn auch Sardinien ohne Vergleich unbedeutender war, als Jenes, ſo war es doch noch eher zu Savoyen und Piemont in Beziehung zu ſetzen, leichter zu behaupten und geringern Anfechtungen ausgeſetzt. Den Hauptvortheil, den Sicilien für den Savoyer gebracht hatte, die Königskrone, gewährte es auch. Die wärmſte Vertreterin des turiner Intereſſes am franzöſiſchen Hofe, die Herzogin von Burgund, war ſeit dem 12. Febr. 1712 todt, und der Regent folgte ganz andern Sympathien, als der alte Hof. Victor Amadeus erkannte gar wohl, daß er Sicilien nicht behaupten könne, nachdem ſowol der Kaiſer, als Spanien es begehrten, und nahm daher ſchon am 18. Oct. 1718 die Artikel der Quadrupelallianz an. Es dauerte aber noch eine Weile, bevor er in den Beſitz ſeines neuen Reiches geſetzt werden konnte. Noch war es in ſpaniſchen Händen, und um Sicilien ſtritten ſich Kaiſerliche und Spanier, wiewol die letztern, trotz der größern Vorliebe, welche die Sicilianer für ſie an den Tag legten, zuletzt auf Agoſta beſchränkt waren. Endlich wurde Alberoni geſtürzt (Dec. 1719), und nun trat auch Spanien (26. Jan. 1720) der Quadrupelallianz bei. Anfangs Auguſt wurde Sardinien zuerſt im Namen des Kaiſers von Fürſt Ottavio von Ottejani, Herzog von Sarna, aus einer Nebenlinie der Medicis, in Beſitz genommen und dann dem von Victor Amadeus beſtellten Vicekönig, Marquis von St.-Remy, übergeben. Nur der Papſt widerſprach noch und erkannte erſt ſpäter die ſardiniſche Krone des Hauſes Savoyen an, das ſeitdem dieſen Königstitel geführt und den Namen Sardinien von der politiſch bedeutungsloſen Inſel, die noch heute einer der am wenigſten gekannten Punkte Europas iſt, auf ſein Geſammtreich übergetragen hat. Mit dieſer Erwerbung ſchloß im Hauptwerke die politiſche Thätigkeit des neuen Königs gegen außen.

Im Innern war Victor Amadeus ein in jenem gewöhnlichen Sinne guter und reformatoriſcher Regent, in welchem man Regenten ſo nennt, welche den Staat zu einer überſichtlichen, geordneten, leicht und bequem zu behandelnden Maſchine, nach ſogenannten rationellen Principien, d. h. nach Principien zu geſtalten wiſſen, die einem Jeden einleuchten, der das Land als einen Umfang von ſo und ſo viel Quadratmeilen und das Volk als eine Summe von ſo und ſo viel Einwohnern nimmt, und allenfalls noch die in die Augen ſpringendſten Unterſcheidungszüge berückſichtigt; für die Geſchäfte Verſtand, Thätigkeit und Gewandtheit, ein Urtheil über die Brauchbarkeit der Menſchen für den Dienſt des Staats, oder die Zwecke der Herrſcher beſitzen; für die Erreichung ihrer Abſichten, wenn nicht immer das beſte, doch das zunächſt und für jetzt zum Ziele führende Mittel zu finden wiſſen; auch ihre Regierten mit einem gewiſſen allgemeinen Wohlwollen und einer Ahnung von Pflichtgefühl behandeln und ihnen, bei vorkommenden Gelegenheiten, ſo viel Gutes thun, als ſie ohne ein für ihre Leidenſchaften, Begierden, Neigungen, Schwächen, Sonderintereſſen empfindliches Opfer können; im Uebrigen aber doch die Menſchen als Regierungs- und Verwaltungsobjecte, als

Zahlen und Werkzeuge, den Staat als ein Mittel für die Zwecke ſeiner Beherrſcher und das Volk als ein Mittel für die Zwecke des Staats betrachten [1].

Victor Amadeus war in mancher Beziehung ein Vorläufer der „aufgeklärten“ Staatslenker der ſpätern Decennien des Jahrhunderts, dieſer Friedrich II., Joſeph II., Choiſeul, Pombal ꝛc., wenn auch noch nicht in der Vollſtändigkeit und Conſequenz, zu welcher das Zeitalter erſt reifen konnte, als der Geiſt des Voltairianismus es völlig durchdrungen hatte. Er brachte Finanzen und Militärweſen in neue, formell zweckmäßige Ordnung und hinterließ, nach ſo vielen Kriegen, einen Staat mit verdoppelten Einkünften. Er bemühte ſich für Einführung von Fabriken, in denen die Bekleidungsgegenſtände für ſein Heer gefertigt werden konnten. Er zog, nicht ohne den Vorwurf mancher Härte und Unbilligkeit zu erfahren, die Krongüter wieder ein, die durch die Misbräuche früherer Zeiten rechtswidrig abhanden gekommen ſein ſollten und nicht urkundlich nachweisbares Privateigenthum waren. Die Juſtiz wurde nach dem, von Corſignani und Berſiani verfaßten, am 3. Juli 1723 publicirten Codex Victorianus, mit einer Unparteilichkeit gehandhabt, als deren beſonderes Zeugniß es angeführt wird, daß auch ein unehelicher Sohn des Königs zum Tode verurtheilt worden ſei. Er verſchönerte und erweiterte Turin und verſtärkte ſeine Feſtungen, beſonders Brunetta. In Turin begründete er eine Hochſchule und bewährte ſich überhaupt als Gönner der höhern Wiſſenſchaften. Der Hierarchie trat er ſcharf entgegen, ſtritt jahrelang mit dem Papſte, ſchaffte die Inquiſition und das kirchliche Aſylrecht ab, entzog in ſeinen feſtländiſchen Staaten den Ordensgeiſtlichen das Schulweſen, verbot 1729 die Schenkungen und Vermächtniſſe von Grundſtücken an die Kirche, und bedrückte die Waldenſer nur, — wenn er es gerade Frankreich, oder dem Papſte, oder ſonſt einflußreichen Perſonen zu Gefallen thun mußte und die Waldenſer eben nicht brauchte [1].

---

[1] Es iſt auch ganz richtig, daß das Volk ſeine Kräfte den Zwecken des Staates widmen muß, aber nicht um des Staates, ſondern um des großen, organiſchen, dauernden Volkes ſelbſt willen, deſſen Zwecken als Mittel zu dienen, die Beſtimmung und die Berechtigung des Staats iſt, und deſſen Recht über die Kräfte und Freiheit des Einzelnen nicht weiter geht, als die Nothwendigkeit ſeiner wahren Zwecke erfordert. Es iſt ganz richtig, daß der Staat nicht um der Einzelnen willen da iſt, dieſe vielmehr im Zweifel ſich gefallen laſſen müſſen, ihrem Volke zum Opfer gebracht zu werden, und die Lehre, daß der Menſch als Selbſtzweck zu behandeln ſei, ſteht zwar allerwärts als unbeſtrittener Heiſcheſatz, wird aber durch die Geſchichte aller Zeiten und Länder und durch hundert Einrichtungen und Maßregeln aller Staaten Lügen geſtraft. Aber wie oft wird das Glück, die Ruhe, die Beſtimmung des Einzelnen einem nur eingebildeten oder ſolchem Staatszwecke geopfert, der ſich recht wohl mit geringerer Beeinträchtigung der Individuen erreichen ließe, oder gar nicht des Opfers werth iſt! Auch könnte es leicht ſein, daß, mit je größerer Zartheit, Rückſicht und wahrhafter Liebe auch das Intereſſe der Individuen von dem Staate behandelt würde, deſto feſtere Grundlagen auch das dauernde Staats- und Volkswohl zu erwarten hätte. Endlich iſt der Menſch nicht um des Volkes und Staates willen da, ſondern das Volk, als deſſen Glied er geboren wird, iſt für ihn ein Schickſal, wie ſo vieles Andere, eines der Verhältniſſe, unter denen er ſeine irdiſche Bildungsſchule zu verbringen hat, die nur eine kleine Spanne einer viel weitern Laufbahn umfaßt.

Wie er am 15. März 1724 ſeine Mutter durch den Tod verloren hatte, ſo ſtarb ihm am 26. Auguſt 1728 ſeine königliche Gemahlin, nachdem ſie ihm zuerſt vier Töchter, dann fünf Söhne geboren hatte. Nur zwei Töchter, die Herzogin von Burgund und die Königin von Spanien, und nur einen Sohn, Karl Emanuel, ſaben die königlichen Eltern zu reifern Jahren erwachſen und auch jene verheiratheten Töchter gingen beide vor den Eltern ins Grab. Die Ehe des Königs war eine friedliche und es that dem, unter den damaligen Zeitſitten, keinen Eintrag, daß er ſtets erklärte und nichterklärte Maitreſſen daneben hatte.

---

[1] Noch 1725 ſtellte er, auf preußiſche Verwendung, einen Theil ihrer Beſchwerden ab.

Zwei derſelben haben eine vorragendere Rolle in ſeinem Leben geſpielt: die Gräſin von Verua und die Gräſin von San Sebaſtian. Johanna Baptiſta Genofefa d'Albret war eine Tochter Ludwig Karl's d'Albret, Herzogs von Luynes († 26. Oct. 1690), aus deſſen zweiter Ehe mit Anna de Rohan, Prinzeſſin von Montbazon († 29. Oct. 1685), am 18. Jan. 1670 geboren und ſchon am 25. Auguſt 1683 mit dem ſchönen und reichen piemonteſiſchen Grafen von Verua, Joſeph Ignaz Auguſt de Scaglia, vermählt, mit dem ſie mehre Jahre in glücklicher Ehe lebte. Die Trübung dieſes Glückes ſoll ſich der ſeine Gemahlin zärtlich liebende und auf ſie ſtolze Graf ſelbſt zugezogen haben, indem er zu oft und zu laut und auch gegen den Herzog ihre Reize und Vorzüge pries und dadurch die Aufmerkſamkeit des Letztern auf dieſelbe lenkte, nachdem ſie vom Lande an den Hof gebracht worden war. Indeß mag der letzte Grund wol in dem mehr zärtlichen, als gewiſſenhaften Charakter der Dame gelegen haben, indem man nicht findet, daß ſie dem Herzog ſonderlichen Widerſtand entgegengeſetzt hätte, ſowie ſich auch ſpäter zeigte, daß ihr Herz auch noch für Mehre Raum hatte. Der Graf gehörte nicht zu den Ehemännern, die ſich durch äußere Vortheile über dergleichen zu tröſten wiſſen. Er wich ſeinem Schickſal, aber es beugte ihn tief und es verleidete ihm ſein Haus und ſein Vaterland. Er trat in franzöſiſche Kriegsdienſte, erhielt ein Regiment Dragoner, ward im niederländiſchen Kriege Maréchal de Camp, grämte ſich aber ſtets über ſein verlorenes Glück, deſſen Zerſtörung er ſeiner eigenen Unvorſichtigkeit zugeſchrieben und dieſe bitter bereut haben ſoll, und ſtarb ſchon 1704. An dem Herzoge war er damals ſchon lange gerächt worden und auch die treuloſe Dame hatte ihre Leiden gehabt. Sie war nach der Entfernung ihres Gemahls öffentlich zur Maitreſſe des Herzogs erklärt worden und hatte ihm einen Sohn und eine Tochter geboren, welche anerkannt, mit hohen Titeln verſehen und mit reichen Einkünften ausgeſtattet wurden. (Wir kommen weiterhin auf ſie.) Indeß wie der Herzog ſich keineswegs auf die Herzogin und die Gräfin allein beſchränkte, ſo fand ſich auch die Letztere ſchon 1691 gemüßigt, auch noch den Marquis von Montbrun in ihre Feſſeln zu ſchlagen, und zwar ſoll die Initiative dazu von ihr ausgegangen ſein. Das Verhältniß ward ſo innig und ſtark, daß es auch dem Herzog nicht entging, der jedoch weder nach italieniſcher, noch nach türkiſcher Weiſe, ſondern als kluger und großmüthiger Mann von Welt verfuhr, den Marquis zum Oberſten ernannte und ohne Uriasbrief in eine entlegene Garniſon verſetzte. Montbrun liebte jedoch die Gräfin zu warm, als daß er ſich durch die Entfernung hätte abhalten laſſen, ſie insgeheim möglichſt oft zu beſuchen. Auch dies entging dem Herzog nicht auf die Dauer, und einſtmals überraſchte er das zärtliche Paar in der Nacht, begnügte ſich aber, dem Marquis trocken zu ſagen: „Ich merke wohl, daß Sie meine Stelle jetzt beſſer vertreten können, als ich, und glaube gern, daß es nicht das erſte Mal iſt“, ihn nicht weiter zu behindern und der Gräfin weniger Aufmerkſamkeit zu widmen, ja ihr ohne Hehl eine Concurrentin zu geben. Doch feſſelte ſie den Herzog noch immer, und zwar ungeachtet ſie, neben Montbrun, noch einem Schweizeroffizier ihre Gunſt gewährte. Montbrun ſtarb ſchon 1693 an den bei Marſaglia erhaltenen Wunden, worüber die Gräfin anfänglich untröſtlich ſchien, ſich aber bald wieder allen Vergnügungen in gewohnter Weiſe hingab. Noch ein mal bezauberte ſie den Herzog ſo ſtark, daß ſie ſich gegenſeitig unverbrüchliche Treue gelobten, und diesmal ſcheint nicht ſie, ſondern er, zuerſt das Gelübde gebrochen zu haben. Wenigſtens ſchreibt man es ihrem Unmuthe über die immer neue Untreue des Herzogs zu, daß ſie 1700 aus Turin nach Frankreich flüchtete. Indeß ſcheint ſie ſich ſchon vorher nach einem Wiedervergeltungsmittel umgeſehen zu haben; denn bei ihrer Flucht ſoll ihr ein Franzoſe, ein Herr Glucq de St.-Port behilflich geweſen ſein, und mit demſelben St.-Port ſoll ſie in Frankreich, wo ſie an der Grenze von ihrem Bruder, dem Grafen d'Albret, ſpätern Fürſten von Grimberghen[1]), empfangen und in die Abtei aux Bois gebracht wurde, nach dem Tode ihres Gemahls eine heimliche Ehe geſchloſſen haben. Sie lebte darauf noch über dreißig Jahre in Paris, umgab ſich mit Schöngeiſtern, ſammelte Theaterſtücke und Romane [1]), arbeitete an einer Bibliothek der Romane, correſpondirte mit Voltaire, war eine Freundin Lafare's, der ſie bei allen ſeinen Schriften um Rath fragte, und iſt am 18. Dec. 1736 geſtorben, nachdem ſie ihre Schweſtern zu Erbinnen eingeſetzt und 300 Arme reichlich beſchenkt hatte [2]).

---

[1]) Ludwig Joſeph d'Albret-Luynes, Fürſt von Grimberghen, geb. 1. April 1672, führte erſt den Titel Graf von Albret, trat früh in franzöſiſche Kriegsdienſte, wurde 1690 als Rittmeiſter bei Fleurus verwundet, kämpfte vor Namur und bei Steenkirken, trat ſpäter als Oberſt in bairiſche Dienſte, wo er 1711 Generalmajor, ſpäter Geſandter in Spanien, dann Oberſtallmeiſter und Generalfeldmarſchallieutenant, dann Geheimer Rath und Garderobemeiſter, 1732 Geſandter in Paris, 1739 Generalfeldzeugmeiſter, 1743 Generalfeldmarſchall wurde. 1742 erhielt er von Karl VII. die reichsfürſtliche Würde und ſtarb 8. Nov. 1758 zu Paris. Vermählt hatte er ſich 17. März 1713 mit Honorie Charlotte, der älteſten Tochter des Grafen Alphons Dominicus von Berghes und Grimberghen, von dem er 1720 die Titel und Allodien erbte. Sie ſtarb 3. Nov. 1744, und das einzige Kind dieſer Ehe, Thereſe Pelagia, die am 25. Jan. 1735 mit dem Herzog von Chevreuſe vermählt worden, war ſchon am 5. Juli 1736 geſtorben. In welchem Verhältniſſe die Mutter zu dem Kurfürſten Max Emanuel von Baiern geſtanden,

Für ihre Kinder hatte, wie bemerkt, deren Vater, der Herzog, jetzt König, geſorgt. Es waren dies 1) Maria Anna Victorie, Marquiſe von Suſa, geb. 9. Febr. 1690, alſo vor dem Verhältniß mit Montbrun. Sie ward am 7. Nov. 1714 mit dem Prinzen Victor Amadeus von Carignan (geb. 8. März 1690, † 4. April 1741), einem Sohn des Emanuel Philibert Amadeus von Carignan und der Angelica Katharina von Modena, vermählt, dem ſie

---

laſſen wir dahingeſtellt ſein, aber Grimberghen brauchte er nicht zu kaufen, wie in dem Tagebuche des H. v. Geuſau in Büſching's Beiträgen, IV, 44, ſteht, wenn es bereits ihrem Vater gehörte.

[1]) S. den Catalogue des livres de la comtesse de Verrue, rédigé par Gabriel Martin, Paris 1737.

[2]) Mit der Behauptung, die wir irgendwo geleſen haben, daß ſie in Paris ein ſehr ſtilles, eingezogenes und faſt religiöſes Leben geführt habe, contraſtirt, außer obigen ſichern Nachrichten, auch die Grabſchrift, die ſie für ſich ſelbſt verfaßt haben ſoll:

Ci git dans une paix profonde
Cette Dame de Volupté,
Qui pour plus grande sureté
Fit son paradis dans ce monde.

(Hier liegt in tiefem Frieden
Jene holde Dame der Luſt,
Die, um ſicher zu gehn, ſchon hienieden
Ihr Paradies zu ſchaffen gewußt.)

drei Töchter und zwei Söhne gebar. Eine Tochter [1]) und ein Sohn [2]) erwuchſen zu reifern Jahren und durch den Letztern wurde ſie eine Stammmutter des heutigen Königshauſes von Sardinien. Die Ehe war ſonſt keine glückliche. Die Prinzeſſin verließ ihren Gemahl und ging nach Paris, wo ſie unter dem Namen einer Marquiſe von Busque lebte und erſt am 8. Juli 1766 geſtorben iſt. 2) (Benedict) Victor Franz Marquis von Suſa, geb. 14. Mai 1692, erhielt eine Jahresrente von 80,000 Livres, wurde jedoch dem Malteſerorden gewidmet. In ſardiniſchen Kriegsdienſten ſtieg er bis 1744 zum General en Chef auf, ward aber in demſelben Jahre in Villafranca gefangen. Er † 20. März 1762.

Wie die Gräfin von Verua die Freundin ſeiner Jugend, ſo war die Gräfin von San Sebaſtian im Alter die Freundin des Königs Victor Amadeus, der ihr jedoch ſchon in jüngern Jahren eine Neigung gewidmet gehabt hatte, die nicht ohne Folgen geblieben war. Charlotte Canalis, Demoiſelle de Cumiane, geb. 1678, eine Tochter des Marquis St.-Thomas, war um 1694 unter die Ehrenfräulein der Herzogin-Mutter aufgenommen worden und hatte ſich in dem ausgewählt ſchönen Kreiſe, der dieſe hohe Dame umgab, durch ihre Schönheit hinlänglich ausgezeichnet, um die Aufmerkſamkeit des Herzogs auf ſich zu ziehen. Noch hatte jedoch die Verua zu viel Gewalt über ihn, als daß Charlotte an deren Stelle hätte treten können. Wohl aber hatte die Neigung des Herzogs es unthunlich gemacht, die Beglückte länger unter den ſchlanken Fräuleins zu laſſen, und die Herzogin-Mutter, die das Eingetretene mit ſcharfem Blicke früh bemerkt hatte, beſtimmte ſofort ihren Oberſtallmeiſter, den Grafen von San Sebaſtian, der von ſeinem Gebieter Begnadigten ſeine Hand zu reichen, was ſich derſelbe auch zur hohen Ehre und Freude rechnete. Der Herzog ſtörte dieſe Ehe, welche friedlich verlaufen zu ſein ſcheint, nicht weiter, behielt aber Wohlwollen für die Gräfin und verſtattete nach und nach ihrem ſcharfen und gewandten Geiſte ſteigenden Einfluß auf den ſeinigen. Sie war gleich nach ihrer Verheirathung wieder, jetzt als Ehrendame der Herzogin-Mutter, eingetreten. Als ihr Gemahl 1723 geſtorben war, nahm ſich der König ihrer Kinder ſo wohlwollend an, als wenn ſie ſämmtlich ihn zum Vater gehabt hätten, ernannte ſie 1724, nach dem Tode ſeiner Mutter und der Wiedervermählung ſeines Sohnes, zur Ehrendame der Prinzeſſin von Piemont und ließ ihr eine Wohnung in dem königlichen Palaſte einrichten, die mit der ſeinigen in Verbindung ſtand. Endlich am 12. (20.?) Auguſt 1730 ließ er ſich in der Stille mit ihr trauen.[1] Gleichzeitig mit der Veröffentlichung dieſer Verbindung des 64 Jahre alten Fürſten mit ſeiner 52 Jahre alten Freundin ſollte er die Welt mit einer ungleich wichtigern Neuigkeit überraſchen.

---

[1]) Anna Thereſe, geb. 1. Nov. 1717, verm. 1. Nov. 1741 mit Karl von Rohan-Soubiſe, † 5. April 1745, alſo vor ihrer Mutter.

[2]) Ludwig Victor, geb. 24. Sept. 1721, verm. 4. Mai 1740 mit Chriſtine Henriette von Heſſen-Rheinfels (geb. 24. Nov. 1717, † 31. Aug. 1778), † 16. Dec. 1778. Sein Urenkel war der König Karl Albert.

---

[1] Das iſt die gewöhnliche Angabe. Man findet aber auch behauptet, er habe ſich erſt nach der Abdankung, zu Chambery, mit ihr trauen laſſen. S. u. A. die Anecdotes de l'abdication du Roy de Sardaigne, par le Marquis de F*** (Fleury), à Geneve, 1734, S. 28 ff. — Die Gräfin, ſo wird hier und anderwärts verſichert, hätte ſich an den Beichtvater des Königs, P. Anderniglio, und an den Pfarrer von San Giovanni, Dr. Boggio, gewendet, damit ſie den König zu dem Entſchluſſe der Heirath vermöchten, und dieſe hätten wenig Schwierigkeiten gefunden. Das iſt ſehr

Am 3. September 1730 verſammelten ſich der Erzbiſchof von Turin und alle Großen und Würdenträger des Reichs in dem großen Schloßſaale zu Rivoli. Nachdem der König in einem andern Gemache des Schloſſes dem Großkanzler und den Staatsminiſtern erklärt hatte, daß er den Entſchluß gefaßt habe, die Regierung niederzulegen und ſeine Krone dem Prinzen von Piemont [1] abzutreten, worüber ſofort eine Urkunde aufgeſetzt und unterzeichnet worden, verfügte er ſich in den Saal und hielt hier zu den Anweſenden eine lebendige und ergreifende Rede, worin er die Sorgen und Mühen ſeiner langen Regierung ſchilderte und dann hinzuſetzte, daß er ſich entſchloſſen habe, ſich zwiſchen dem Throne und dem Uebergange in die Ewigkeit eine Zwiſchenfriſt zu ſichern und deshalb die Krone zu Gunſten ſeines Thronerben niederzulegen. Hierauf verlas der erſte Staatsſecretair, Marcheſe del Borgo, die Abdankungsacte. Die ganze Verſammlung war zu Thrä-

---

glaublich und wird wol der Einfluß der Gräfin auf Victor Amadeus größer geweſen ſein, als der dieſer geiſtlichen Herren, die man wol mehr wegen anderer Leute beizog.

[1] Karl Emanuel, geb. 17. April 1701, † 19/20. Febr. 1773; verm. 1) 15. März 1722 mit Anna Chriſtine von Pfalz-Sulzbach (geb. 5. Febr. 1701, † 12. März 1723 im erſten Kindbette, fünf Tage nach der Geburt eines Prinzen, der ſchon 11. Aug. 1725 gleichfalls ſtarb); 2) 23. Juli 1724 mit Polyxena von Heſſen-Rheinfels (geb. 21. Sept. 1706, † 13. Jan. 1735); 3) 1. April 1737 mit Thereſe Eliſabeth von Lothringen (geb. 13. Oct. 1711, † 3. Juli 1741). Sein Nachfolger ſtammte aus der zweiten Ehe.

nen gerührt. Der König aber blieb in vollſter Faſſung, reichte ſeinem Sohne die Hand zum Kuß, richtete eine beredte Ermahnung an ihn und begab ſich dann mit ihm zu der neuen Königin, um dieſer Glück zu wünſchen. Gleichzeitig mit ihm trat durch eine Seitenthür die Gräfin San Sebaſtian bei der Königin ein, und er ſtellte ſie Letzterer mit den Worten vor: „Dies iſt die Dame, die es ſich gefallen laſſen will, ihre übrigen Lebenstage mir zu widmen und ſie in meiner Geſellſchaft zu verbringen. Sollte ſie mich überleben, ſo will ich ſie und ihre ganze Familie Ihrer Majeſtät empfohlen haben.“ Die Gräfin beugte ein Knie zur Erde; die Königin hob ſie aber auf und umarmte und küßte ſie. Gleiches that der neue König. Noch am Abend reiſte der Marcheſe und die Marcheſe del Tende, welchen Namen Victor Amadeus ſich für ſeine neuen Verhältniſſe gewählt hatte, nach Chambery, wo er ſein ferneres Leben verbringen zu wollen erklärt hatte. Er ſoll für eine Million Juwelen mitgenommen haben, worin die Großen jener Zeit noch immer einen Theil der Schätze anzulegen liebten, die ſie jetzt zinstragender unterzubringen wiſſen, hatte ſich aber übrigens nur eine Jahresrente von 50,000 Thalern bedungen. Seiner Gemahlin kaufte er für 100,000 Thaler das Marquiſat Spigno im Montferratiſchen. Er trug jetzt die höchſte Einfachheit zur Schau, nahm für ſich nur eine zweiſpännige Equipage, an Dienerſchaft nur einen Kammerdiener, vier Lakaien und zwei Köche mit und ſagte dem Magiſtrat von Chambery, der ihn als König begrüßte: „Meine Herren, ich komme hierher, Bürger zu werden; wollen Sie mich aufnehmen?“

Die Gründe dieſes merkwürdigen Entſchluſſes, der, wie gleich zu erwähnen ſein wird, den abgetretenen

König ſehr bald reute, ſind noch immer nicht mit völliger Sicherheit ermittelt, ſowie auch über manche Nebenumſtände noch immer variirende Angaben exiſtiren. Wollten wir freilich der ſchon erwähnten, wenige Jahre nach den Ereigniſſen erſchienenen Schrift des Marquis Fleury unbedingten und vollſtändigen Glauben beimeſſen, ſo wäre Alles von Anfang bis zu Ende klar. Indeß dieſe Schrift iſt zuvörderſt mit ſichtlicher Parteilichkeit gegen Victor Amadeus, der ihren Verfaſſer, welcher ihm zwei Mal als Geſandter in London [1]), ferner in gleicher Eigenſchaft in Wien gedient, ſowol bei der erwähnten Domainenreduction bedrückt, als auch ſonſt ungnädig behandelt hatte [2]), und gegen die Gräfin geſchrieben. Sie iſt ferner in dem Geſchmack der franzöſiſchen Hofmemoirenſchreiber und ihrer Zeit- und Sinnesgenoſſen verfaßt, alſo von Mediſance, unkritiſcher Zuverſichtlichkeit, Uebertreibung, pikanter Ausſtaffirung nicht frei, und dergleichen Schriften müſſen mit äußerſter Vorſicht und Mistrauen benutzt werden. Sie macht ſich, wie die meiſten ähnlichen Productionen, ſchon dadurch verdächtig, daß ſie, in manchen, aus zuverläſſigern Quellen mit Sicherheit bekannten und an ſich ſehr leicht zu ermittelnden Punkten offenbar incorrect, doch auch über das Geheimſte auf das genaueſte unterrichtet ſein will, auch über Dinge, die ihrer Natur nach nur den zunächſt Betheiligten bekannt ſein konnten, und die man einem Dritten nur dann glauben kann, wenn ſeine Kunde von den Betheiligten ſelbſt, und zwar unter Umſtänden herrührt, die es mindeſtens ſehr wahrſcheinlich machen, daß ſie die Wahrheit und zwar die ganze und volle Wahrheit ſagen wollten. Jene Schrift ſagt: Jeder Punkt in ihr ſei am turiner Hofe bekannt. Dieſe Berufung auf Notorietät iſt eine gar misliche, nachdem die Erfahrung allerwärts zeigt, wie mangelhaft es oft mit der Wahrheit in Stadt und Land bekannter Geſchichten beſchaffen iſt, und wie reichlich die Zuſätze ſich einfinden, je weiter eine ſolche Sache verbreitet wird.

---

[1]) Wo nicht auch als Marquis von Trivie bei Karl III. in Barcellona.

[2]) Fleury behauptete, den größten Theil ſeines Vermögens bei ſeinen zu karg ausgeſtatteten Geſandtſchaften zugeſetzt zu haben, was ganz möglich und oftmals vorgekommen iſt und vorkommt. Es ſcheint, daß er auf eine Entſchädigung rechnete. Statt deſſen ſchalt ihn Victor Amadeus einen Verſchwender und er fiel in Ungnade, wozu noch die Einziehung von ihm beſeſſener Kronlehen kam. Der Verfaſſer war übrigens jener Franz Joſeph Wicardel Marquis von Fleury und Beaufort, der noch 1718 ſächſ. Geſandter in Wien und gegen das Ende der Regierung Auguſts II. Cabinetsminiſter ward, als welcher er 1728 das Departement des Aeußern übernahm. Unter Auguſt III. wurde er ſehr bald durch Brühl verdrängt, ging nach Piemont zurück und ſoll um 1736 in Turin geſtorben ſein. War er wirklich ein Sohn jenes Marquis von Fleury, der bei der Leibwache des Herzogs Karl Emanuel Capitainlieutenant war, dann in Ungnade fiel, Seeräuber ward, ſpäter als Projectant an den Höfen umherreiſte und wenigſtens den Grund zu der Donauſchiffahrt legte?

Doch theilen wir mit, wie jene Schrift, der die meiſten Darſteller jener Vorgänge gefolgt ſind, die Sache darſtellt. Hiernach hätte Victor Amadeus, während der damaligen Verwickelungen in Betreff der Succeſſion in Toscana, im Juni 1730 zu Mailand einen Vertrag mit Oeſterreich unterzeichnen laſſen, worin er ſich anheiſchig gemacht hätte, mit einem Corps von 12,000 Mann an der von den Kaiſerlichen beabſichtigten Abwehrung des Infanten Don Carlos theilzunehmen, wogegen der Kaiſer ihn und ſeine Nachfolger auf ewige Zeiten zu Gouverneurs des Herzogthums Mailand beſtellen, ihm auch ſofort 300,000 Thaler für die Ausrüſtung der Truppen zahlen ſollte, die jedoch, falls die Truppen nicht gebraucht würden, zurückzuſtellen wären [1]). Er habe auch dieſes Geld in Empfang genommen. Einige Zeit darauf ſei der ſpaniſche Geſandte (Don Bernardo d'Espoletto) heimlich aus Genua nach Turin gekommen und habe ihm in einer geheimen Audienz Novara und alle umgebenden Gebiete vom Ticino an angeboten, wenn er ſich für Spanien und gegen den Kaiſer erklären wolle, und er ſei auch darauf eingegangen, weil er den Antrag für vortheilhafter gehalten, als den kaiſerlichen [2]), und weil er in der Meinung geſtanden, Frankreich, Spanien und England würden ſich gemeinſam und erfolgreich gegen die kaiſerlichen Pläne in Italien erklären. Von dieſer Verhandlung aber ſei etwas nach Wien transpirirt und habe zu den entſchiedenſten Drohungen geführt, die ihn um ſo mehr beſtürzt gemacht hätten, als er durch ſeinen Geſandten in Wien benachrichtigt worden wäre, daß man in Wien geneigt ſei, den Vertrag von Sevilla zu acceptiren und ſich demgemäß mit den andern Mächten zu verſtändigen [3]). Er habe es für unfehlbar gehalten, daß, wenn dies einträte, die beiden Mächte vereint über ihn herfallen würden, was ſein gewiſſer Ruin ſein müſſe [1]). Er habe ſich gar nicht mehr zu helfen gewußt und ſei da auf den Gedanken gekommen, die Krone wenigſtens zum Schein niederzulegen, indem er ſich im Stillen vorbehielt, ſie bei veränderter Zeitlage wieder zu übernehmen [2]). Er habe ſich dabei auf die große Unterwürfigkeit und Folgſamkeit ſeines Sohnes und auf die vorausgeſetzte warme Anhänglichkeit ſeiner Unterthanen verlaſſen, aber freilich in beiden Beziehungen verrechnet. Auf ſeine Unterthanen habe er feſt gebaut; ſeinen Sohn zu erforſchen, habe er faſt unausgeſetzte Conferenzen mit ihm gehalten, bevor er zu vorſichtiger Eröffnung ſeines Entſchluſſes geſchritten ſei. Dieſe Eröffnung, wie die Antwort des Prinzen, theilt Fleury ſo wörtlich mit, als wenn er Ohrenzeuge geweſen wäre. Sie will aber weder mit dem (angeblichen) urſprünglichen Plane des Königs, noch mit deſſen wirklichen Schritten recht ſtimmen. Denn der König ſagt darin kein Wort von einer vorbehaltenen Wiederannahme der Krone, worüber er ſich doch zuerſt hätte feſt verſichern müſſen, und bei einem nur irgend kindlich geſinnten Sohne es auch ganz füglich konnte, ſondern er verbreitet ſich über die Schwierigkeit des Regierens für einen jungen und unerfahrenen Mann [1], über die Nothwendigkeit für einen ſolchen, einen Lehrer und Rathgeber zu haben, über die Bedenken, einen Unterthan dazu zu wählen, und kommt dann zu dem Schluſſe, ſelbſt der Mentor ſeines Sohnes zu bleiben, worauf der Prinz in der ehrerbietigſten Weiſe die Sache gänzlich der Entſcheidung des Königs anheimgibt und lebenslänglichen, unverbrüchlichen Gehorſam verſpricht. Dieſe oft wiederholte Erklärung des Prinzen habe den König ſo befriedigt, daß er ſich entſchloſſen habe, mit der Ausführung ſeines Vorhabens nicht länger zu zögern.

---

[1]) Das wäre eine ſehr unwahrſcheinliche Bedingung geweſen. Den Beitrag zu der Ausrüſtung konnte man billigerweiſe doch nur dann zurückverlangen, wenn die Truppen nicht ausgerüſtet, oder nicht geſtellt wurden.

[2]) Sollte er wirklich ſo geurtheilt haben? Wir zweifeln ſtark, daß ihm Oeſterreich die erbliche Statthalterſchaft von Mailand angeboten hat. Wäre es aber geſchehen, ſo dürfte er ſie wohl den ſpaniſchen Verſprechungen vorgezogen haben, deren Object erſt noch zu erobern war.

[3]) Das erfolgte öſterreichiſcher Seits den Seemächten gegenüber erſt am 16. März 1731 und Spanien trat gar erſt am 6. Juni 1731 bei.

---

[1]) Sollte er wirklich ſolche Beſorgniſſe gehegt haben? jetzt, wo nicht Frankreich, ſondern Spanien im Spiele war? in einer Sache, wo noch gar nicht zur Action geſchritten und die ſich eben auszugleichen im Begriff war? Wir ſind überzeugt, Victor Amadeus würde dieſe Complication für ſehr unerheblich gehalten und mit dem alten Odyſſeus geſagt haben:

„Halte nur aus, mein Herz, noch Schlimmeres haſt du erduldet!"

[2]) Das allerdings zweifelhafte Manoeuvre war in jener Zeit nicht ganz ohne einen Vorgang, der wenigſtens einige Aehnlichkeit bot. Auch Philipp V. hatte 11. Jan. 1724 zu Gunſten ſeines Sohnes Ludwig reſignirt, die Krone aber ſchon im Auguſt wieder übernommen. Indeß geſchah die Reſignation nicht als politiſches Trugmittel, ſondern hing mit der Schwermuth Philipp's zuſammen und der Thronfolger war inzwiſchen geſtorben.

Mancherlei Bedenken, die wir gegen dieſe Relation haben, ſind zum Theil ſchon in den Anmerkungen dazu und ſonſt angedeutet worden. Wir fügen noch Einiges hinzu. Von Oeſterreich aus hat der angebliche mailänder Vertrag, der die Verlegenheit des Königs hauptſächlich herbeigeführt haben ſoll, keine Beſtätigung gefunden; vielmehr nahm man in Wien an, daß der König zu Spanien halten werde [2]. Die Zeitrechnung will auch nicht recht ſtimmen. Im Juni ſoll der Vertrag zu Mailand geſchloſſen worden ſein; einige Zeit darauf hätte die Unterhandlung mit Spanien ſtattgefunden; dann habe man in Wien von letzterer erfahren und nach Mailand an den Statthalter geſchrieben, damit Dieſer den König bedrohe; dann habe Dieſer ſich in Wien zu entſchuldigen geſucht, dann erfahren, daß das kaiſerliche Cabinet den Vertrag von Sevilla anzunehmen geneigt ſei, dann zwei Monate lang mit ſeinem Sohne einleitende Conferenzen gepflogen und dann ſich zur Ausführung ſeines Planes entſchloſſen. Und das Alles in der Zeit von einem unbeſtimmten Tage im Juni bis zum 3. September [1]! bei der damaligen Schwerfälligkeit des Geſchäftsganges und der Langſamkeit der Communicationen! Ferner hätte, nach Herrn von Fleury, der König der Mentor und Directeur ſeines Sohnes bleiben und Dieſen weder ſich ſelbſt, noch den Miniſtern überlaſſen wollen. Aber wie konnte er ſich da nach dem fernen Chambery zurückziehen und aller Theilnahme an den Geſchäften gänzlich entſchlagen? Oder ſollte das nur vorläufig geſchehen?

---

[1] Ganz naiv ſagt er dabei zu dem Prinzen: dieſer wiſſe ſehr wohl, daß er ihn nie zu den Staatsgeheimniſſen zugelaſſen habe, fügt aber kein Wort über die Gründe dieſes Verfahrens bei.

[2] Graf Mailath, IV, 603.

Auch andere Berichte aus jener Zeit ſtimmen, bald in einzelnen Nebenpunkten, bald gar nicht mit der Fleury'ſchen Verſion. Fleury läßt die Gräfin San Sebaſtian die Abdankung erſt nachträglich erfahren, was an ſich, bei ihrem Einfluſſe auf den König, den ſie mehr ihrem Geiſte, als ihren gealterten Reizen verdankte, nicht ſehr wahrſcheinlich iſt, und eben durch dieſe Nachricht dazu gebracht werden, ihre Vermählung mit dem König zu betreiben, die doch, nach Andern, der Abdankung vorhergegangen ſein ſoll. Anderwärts heißt es dagegen: der König habe zuerſt der Gräfin ſeinen Entſchluß entdeckt, ohne ihr jedoch ſeinen wahren Beweggrund zu verrathen; ſie habe Alles aufgeboten, ihn von ſeinem Plane abzubringen, ihn durch ſeine vertrauteſten Räthe beſchickt, die Sache dem Prinzen von Piemont eröffnen laſſen, der ſich gleichfalls äußerſt bemüht habe, ſeinen Vater andern Sinnes zu machen [1]; Victor Amadeus ſei aber nicht zu erſchüttern geweſen. Wir finden auch eine Angabe, wonach der König ſeinen Entſchluß ſchon drei Jahre mit ſich umhergetragen haben ſoll, was jedoch auf einem eignen verſtellten Vorgeben Deſſelben beruhen könnte. Wieder eine andere Verſion leitet den ganzen Gedanken von der Gräfin und der Abſicht des Königs, ſich mit ihr zu verbinden, her, indem ſie geglaubt habe, dieſer Schritt werde weniger Schwierigkeit finden, wenn der König in den Privatſtand zurückträte. Sei ſie dann einmal im Beſitz, ſo laſſe ſich weiter ſehen. Wir geſtehen, daß uns dieſe Erklärung, in Verbindung mit der Annahme eines Anfalles von Ueberdruß und Verſtimmung, wie er in den Verhältniſſen des Königs bei zunehmendem Alter ja nicht ſo befremdlich wäre, immer noch die wahrſcheinlichſte und jedenfalls lange nicht ſo vielen Zweifeln ausgeſetzt ſcheint, wie die gangbare Fleuryſche.

---

[1] Fleury gibt ſogar ſchon den 2. September als den Tag der feierlichen Abdankung an!

Indeß — naturam furca excudas, tamen usque recurret. Es wollte dem Victor Amadeus nicht lange in Chambery behagen. Er war weder ein Diocletian, noch ein Karl V., wie uns Stirling vor kurzem den Letztern, ſo viele verjährte Fabeln berichtigend, gezeichnet hat. An ſeinem Sohne würde es nicht gelegen haben, wenn ſich das Verhältniß nicht ſo freundlich und wohlthuend geſtaltet hätte, wie zwiſchen Karl V. und Philipp II., welcher Letztere in der That in ſeinem Vater einen ſteten Berather und Leiter fand und mit vollkommenſtem ungetrübten Vertrauen benutzte. Victor Amadeus beſaß aber weder den tiefreligiöſen Sinn Karl's V., noch war er des äußern Flitterwerkes und Geräuſches der Welt ſo gründlich müde, noch trug er ſo reiche Mittel in ſich, ſich durch Kunſt und Wiſſenſchaft und Geſpräche mit gediegenen Männern zu beſchäftigen und die Zeit zu kürzen. Ihm ward es bald zu einſam und todt in Chambery und er ſehnte ſich nicht bloß nach der Thätigkeit, ſondern auch nach dem Glanz der Regierung zurück, während die Marquiſe wol auch den Gedanken faßte, daß ſie ihre Verbindung mit dem bejahrten Fürſten für ſich und die Ihrigen zu größerem Vortheile benutzen könne. Doch auch bei dieſen Hergängen müſſen wir in die Fleury'ſche Erzählung weſentliche Zweifel ſetzen. Fleury läßt den Victor Amadeus anfangs ganz ruhig ſein und feſt an dem Gedanken halten, erſt nach zwei Jahren die Regierung wieder zu übernehmen, allmälig aber durch die Marquiſe aufgeſtachelt werden. Die erſten vier Monate habe er ganz befriedigt durch ſeine Zurückgezogenheit geſchienen und die Marquiſe habe ſich ebenſo geſtellt. Als er jedoch einige Aenderungen an den Gebäuden vorzunehmen begonnen, habe ſie ihm das auszureden geſucht. Warum ſolle er ſein Geld auf ein altes Schloß wenden, an dem nichts Gründliches mehr zu beſſern ſei, während ihm ſo viele ſchöne Paläſte in Piemont zu Gebote ſtänden, deſſen Klima überdies ſeiner Geſundheit viel beſſer zuſage, als das von Savoyen? Endlich habe ſie ihm durch fortgeſetzte Schmeicheleien die Aeußerung entlockt, daß er keineswegs den ganzen Reſt ſeiner Tage in Chambery zuzubringen vorhabe, ungeachtet er dies ſeinem Sohne bei Abtretung der Krone glauben gemacht; dann das weitere Bekenntniß, daß er die Krone in zwei Jahren wieder übernehmen wolle. Jetzt erſt ſei es ihr gelungen, die wahren Gründe jenes Schrittes zu entdecken, worauf ſie ihrem Gemahl gerathen habe, allerdings noch die weitere Entwickelung der ſchwebenden Händel zu erwarten, einſtweilen aber ſeine Autorität nicht in Vergeſſenheit gerathen zu laſſen, ſondern ſowohl ſeinen Sohn, als die Miniſter von Zeit zu Zeit zu ſich zu erfordern und mit Anweiſungen zu verſehen.[1] In der That habe er den jungen König zu ſich entboten, um ihn in einer wichtigen Angelegenheit ſeinen Rath empfangen zu laſſen[2], auch die Miniſter und andere hohe Staatsbeamte zu ſich kommen laſſen, und es ſei dieſem Erfordern mit größter Unterwürfigkeit entſprochen worden. Zu Anfang des Auguſt 1731 [1]) habe Victor Amadeus erfahren, daß der Kaiſer endlich in die Ueberkunft des Infanten Don Carlos nach Italien gewilligt habe, und dieſe Neuigkeit ſeiner Gemahlin erzählt, die ihn darauf aufgefodert habe, dieſen Moment zu ergreifen. Die politiſche Verwickelung, die ihn zu der Abdankung bewogen, ſei nun beſeitigt [2]), ſo habe ſie ihm in ihrem Cabinet [3]) vorgeſtellt, und es ſei Zeit, die Zügel der Regierung bald wieder zu erfaſſen, damit ſein Sohn ſich nicht zu ſehr an die Reize des Regiments gewöhne. Er habe darauf einen Courier an den jungen König geſendet und demſelben mittheilen laſſen, daß er nach Piemont zurückkehren wolle, worauf der König ſofort Befehl gegeben habe, das Schloß von Montcalieri [4]) zu ſeinem Empfange einrichten zu laſſen. Ende Auguſt ſeien dann auch Victor Amadeus und die Marquiſe del Spigno dorthin gereiſt, wo der König, von den erſten Hofbeamten umgeben, ihn ſofort beſucht und zu ſeiner Rückkehr Glück gewünſcht habe, welchem Vorgange der Erzbiſchof von Turin und die Behörden dieſer Stadt gefolgt ſeien, wie auch die Königin, von mehreren Damen vom erſten Range begleitet, die Marquiſe del Spigno beſucht und ſie mit Achtungs- und Freundſchaftsbezeigungen überhäuft habe. Dieſe ehrerbietige Behandlung, ſo wie die Haltung der höchſten Staats- und Militairbeamten in den öfteren Conferenzen, welche Victor Amadeus mit ihnen gehalten, habe ihn in dem Glauben beſtärkt, daß es nur von ihm abhänge, die Zügel der Regierung auch formell wieder zu ergreifen. Den Verſuch dazu habe er folgendermaßen eingeleitet. Er habe den Staatsſecretair Marquis del Borgo am 28. Sept. 1731 zu ſich geladen und, nach einem vertrauten Souper und einer nochmaligen Sondirung, ihm ſeinen Entſchluß erklärt, die Regierung wieder zu übernehmen, weil für Italien Zeiten bevorſtänden, in denen es nicht gut ſein werde, wenn ein noch junger und nicht hinlänglich in die Geheimniſſe der Staatskunſt eingeweihter Fürſt regiere. Er beauftrage ihn daher, ihm die Abdankungsacte zurückzuſtellen und darauf ſeinem Sohne und deſſen Miniſtern den Willen des Königs bekanntzumachen, damit er unfehlbar ſchon folgenden Tages in ſeine Gewalt wieder eingeſetzt wäre. Der überraſchte Miniſter habe anfangs erklärt, daß er die Urkunde nicht, ohne vorher die Zuſtimmung des Königs, dem er Treue geſchworen, erhalten zu haben, ausliefern könne, worauf Victor Amadeus in heftige Vorwürfe und Drohungen ausgebrochen und nur durch das Verſprechen des Miniſters, die Urkunde den nächſten Morgen ſchaffen zu wollen, einigermaßen beſchwichtigt worden ſei. Nach dem Weggange des Miniſters ſei Victor Amadeus ſehr unruhig und beſorgt geworden, habe ſich aber um Mitternacht plötzlich an die Marquiſe gewendet und erklärt, daß er nun ſeinen Entſchluß gefaßt habe. Er habe ſich ein Pferd ſatteln laſſen und ſei, nur von einem Kammerdiener begleitet, an die porta di Soccorso der Citadelle von Turin geritten, wo er Einlaß begehrt habe. Der eilends herbeigerufene Gouverneur, Baron von St.-Remy, habe ſich aber geweigert, zu ſo ungewohnter Stunde zu öffnen, worauf Victor Amadeus, beſtürzt und niedergeſchlagen, wieder zurückgekehrt ſei.

---

[1] Auch nach einem andern Berichte hätte der König ſeinen Entſchluß dem Prinzen erſt kurz vor deſſen Ausführung, zu Anfang Septembers, eröffnet, worauf ſich dieſer ihm zu Füßen geworfen und ihn beſchworen habe, ihn mit einer Bürde zu verſchonen, die er nicht zu tragen vermöge, oder ihn doch nur für ſeinen Stellvertreter zu erklären und die Oberherrlichkeit ſelbſt zu behalten. Victor Amadeus habe aber geantwortet: „Nein! ich könnte Manches von dem, was Du vernehmen würdeſt, misbilligen. Alſo entweder Alles, oder Nichts. Ich will inskünftige gar nichts mehr vom Regimente wiſſen.“

---

[1] Man hätte denken ſollen, daß er dieſes Rathes nicht erſt bedurft haben würde, wenn die frühere Annahme richtig geweſen wäre, daß er ſich bei der Abdankung vorbehalten habe, der „Directeur“ ſeines Sohnes zu bleiben.

[2] Was das für eine Sache geweſen, erſieht man nicht. Anderwärts finden wir behauptet, Victor Amadeus habe dem jungen Könige ſchon bei ſeiner Abdankung den Rath gegeben, die Güter des Adels vermeſſen und beſteuern zu laſſen, und die Marquiſe, welche wohl gewußt habe, daß dieſe Maßregel den König bei dem Adel ſehr verhaßt machen würde, habe ihn veranlaßt, jenen Rath zu erneuern, was er auch wiederholt gethan habe, ohne Gehör zu finden. Dieſe Sache hat auch ihre Haken. War jener Vorſchlag geeignet, dem Regenten Haß zuzuziehen, ſo iſt es unwahrſcheinlich, daß Victor Amadeus ihn bei der, wie er angenommen haben ſoll, nur auf zwei Jahre berechneten Abdankung ſeinem einzigen Sohne, mit dem er damals höchſt zufrieden war, ertheilt haben ſollte. Und wenn er ihn ſpäter aus argliſtiger Abſicht ertheilt hätte, wie konnte er glauben, daß ſein Antheil daran verborgen bleiben würde? Oder hätte er etwa die Maßregel für wirklich klug gehalten, während die Marquiſe ihr Bedenkliches durchſchaut hatte?

---

[1]) So ſpät erfuhr er das ſchon im März Beſchloſſene?

[2]) Es war aber ja gerade Das eingetreten, deſſen Beſorgniß ihn, nach Fleury's Angabe, zur Abdankung veranlaßt haben ſoll: die Verſtändigung zwiſchen dem Kaiſer und Spanien.

[3]) War Herr v. Fleury mit darin? Oder iſt es glaublich, daß Victor Amadeus oder die Gräfin dieſe Unterredung Jemand — und daß ſie ſie der Wahrheit gemäß — erzählt haben werden?

[4]) Nach andern Nachrichten wäre er erſt nach Rivoli, und erſt ſpäter in das nahe bei Turin gelegene Montcalieri gezogen.

Auch dieſer Bericht hat ſeine ſichtbaren Unwahrſcheinlichkeiten und Ungenauigkeiten. Namentlich iſt es ſchwer, zu glauben, daß die Marquiſe wirklich erſt zu Chambery und nach längerer befliſſener Erforſchung die Gründe der Abdankung ihres Gemahls erfahren habe. Wenn ferner der frühere Bericht über die Hergänge zwiſchen Vater und Sohn vor der Abdankung des Erſteren, ſowie über die unverrückt feſte Ueberzeugung des Victor Amadeus von der Ergebenheit ſeines Sohnes und der hohen Würdenträger begründet wäre, ſo würde man ſich wundern müſſen, daß Victor Amadeus, als er die Krone wieder übernehmen wollte, ſich nicht direct an ſeinen Sohn gewendet hätte. Nach andern Berichten [1] war aber das Verhältniß zwiſchen dem alten und dem jungen König in der That nicht mehr ſo glatt, daß Victor Amadeus hätte erwarten können, ohne Weiteres wieder in den Beſitz ſeiner Würde zu gelangen. Hiernach hätte Victor Amadeus ſehr bald in Chambery Umtriebe angefangen, bei denen ihm die Marquiſe als Werkzeug gedient. Sie habe ſich an ihren Bruder, den Grafen von Cumiane, an ihren Schwager, den Präſidenten des Raths von Chambery, Grafen von St.-George, an andere Verwandte gewendet. Victor Amadeus habe verſchiedene Große ſondirt, wenn auch nur bei Wenigen Anklang gefunden. Die Briefe ſeien unter der Adreſſe eines Kapuziners, des Pater Angelo, befördert worden. Um die Intrigue beſſer betreiben zu können, ſei er von Chambery nach St.-Alban, drei Meilen davon, gezogen, und habe einen Wechſel in ſeiner nächſten Umgebung vorgenommen, namentlich den Präſidenten Riberti entlaſſen. Gewiß iſt, daß er ſich an den Oberbefehlshaber der Truppen, Feldmarſchall von Rehbinder [1], gewendet hat. Von dieſem erhielt er folgende würdige Antwort: „Ew. Majeſtät haben mich zu dem gemacht, was ich bin. Dem König Karl habe ich keine beſonderen Verbindlichkeiten, und unter den Wohlthaten, mit denen Ew. Maj. mich beehrt haben, iſt mir die Ehre Ihrer Achtung ſtets die Werthvollſte geweſen. Erlauben Sie mir, Sire, dieſe Achtung, die ich mit dem in Ihrem Dienſte vergoſſenen Blute erworben habe, zu bewahren. Ich würde ſie verlieren, Sire, wenn ich ſo unglücklich wäre, meineidig gegen den König zu werden, den Sie mir gegeben und dem zu gehorchen Sie mir ſelbſt befohlen haben. Ich werde ihm ebenſo treu ſein, als ich es Ew. Maj. geweſen bin, und werde mein ganzes Blut daran ſetzen, ihn auf dem Throne zu erhalten. Dabei bin ich ſtets bereit, Ew. Maj. die ſicherſten Beweiſe meiner ehrfurchtsvollen Anhänglichkeit an Höchſtdero Perſon zu geben, überzeugt, daß Sie mir nichts befehlen werden, das mit der Gerechtigkeit ſtritte, welche ſtets Ihre geſammten Handlungen begleitet hat.“ Selbſt dieſes Schreiben hielt Victor Amadeus nicht ab, nochmals an den Feldmarſchall, ſowie an andere Generale zu ſchreiben und dabei Alle zu bedrohen, die ihm nicht gehorchen würden. Der König Karl Emanuel wurde durch mehrere Große, an die ſich ſein Vater gewendet, vornehmlich aber durch Rehbinder von dieſen Umtrieben unterrichtet, ſprach ſelbſt mit Rehbinder und den Generalen und äußerte, tiefbewegt, wiederholt: „Was wollen Sie nun, daß ich thun ſoll? Es iſt mein Vater! Ich rechne auf Ihre Treue und vertraue der Vorſehung.“ Er reiſte ſelbſt zu ſeinem Vater. [1]). Ueber die damals gepflogenen Unterredungen exiſtiren verſchiedene Verſionen, die nur darin übereinſtimmen, daß beide Theile nicht damit zufrieden waren. In dem ſchon erwähnten Berichte [2]) wird verſichert, es wären harte Worte zwiſchen Vater und Sohn gefallen. Der Vater habe dem Sohn geſagt: dieſer ſei ohne Geiſt und gleiche ſeinem Großvater Karl Emanuel, der nur ein Bête geweſen ſei, und der Sohn habe geantwortet: „Es iſt wahr, daß ich bis hierher ein Dummkopf geweſen bin; aber ich ſchwöre es Ihnen bei dem Wort eines Königs, daß ich es künftig nicht mehr ſein werde.“ Abends hätten ſie ſich

---

[1] Seltſamer Weiſe iſt ein ſolcher Bericht, der in Vielem von dem Obigen abweicht, in derſelben Schrift mit abgedruckt, welche die Fleury'ſche Verſion enthält.

---

[1] Bernhard Otto Freiherr von Rehbinder, ein Eſthländer, geb. zu Reval 21. Nov. 1662, erſt in ſchwediſchen Dienſten, kam mit den an den Prinzen von Oranien überlaſſenen Regimentern nach England, befehligte ſpäter die kurpfälziſchen Truppen, erſtürmte 1704 die Citadelle von Landau, ging dann als Generallieutenant in ſavoyiſche Dienſte, heirathete eine katholiſche Witwe von Burgsdorf, wurde ſelbſt katholiſch, und ſtarb, als Generalfeldzeugmeiſter, Obermarſchall und General en chef, im Nov. 1743 zu Turin in hohem Alter. Noch als Achtziger hatte er anderweit ein junges Mädchen geheirathet und berief ſich darauf, daß auch ihn ſein Vater als Achtziger erzeugt habe. Er beſaß ein aurum potabile, dem er ſein Alter zuſchrieb. Sein Stiefſohn, v. Burgsdorf, war ſardiniſcher Generallieutenant.

---

1) Nach einem andern Berichte hätte er dieſen ſchon früher einmal in einer Krankheit beſucht und ſchon damals wäre das unruhige Verlangen des alten Fürſten nicht zu beſchwichtigen geweſen.

2) In den Anecdotes, S. 84 ff. Der Bericht iſt aus Chambery, 9. Oct. 1731, datirt. Hiernach hätte die Unterredung zu St.-Alban ſtattgefunden.

gleichwohl wieder geſprochen und Victor Amadeus habe ſeinem Sohne gerathen, die Salzwerke in Montiera zu beſichtigen, während die Königin nach Turin zurückgereiſt ſei. Victor Amadeus habe die Abſicht gehabt, nach Turin zu gehen, während ſein Sohn in Montiera war; die Königin habe das aber gemerkt und ihren Gemahl durch einen Courier benachrichtigt, worauf dieſer mit ſolcher Eile nach Turin gereiſt ſei, daß unterweges ſieben Pferde geſtürzt ſeien. Victor Amadeus und die Marquiſe hätten darauf gerechnet, daß der Oberjägermeiſter, Marquis Rivarola [1]), der mit im Complot geweſen ſein ſoll, ihnen 12,000 Milizen zum Beiſtand zuführen ſolle, ſowie ſie auch von dem Küraſſierregiment des Vaters der Marquiſe erwartet hätten, daß es ſich für ſie erklären werde. Wenn auch das Nichteintreten dieſer Erwartungen, ſowie das zu frühe Eintreffen des jungen Königs den Plan durchkreuzt habe, ſo hätte Victor Amadeus doch ſeinen Verſuch auf die Citadelle gemacht. [2]) — Andere Berichte drängen die Ereigniſſe, mit größerer Wahrſcheinlichkeit, eng zuſammen. Hiernach hätte Karl Emanuel ſeinem Vater bei jener Unterredung die größte Ehrerbietung bewieſen, während Victor Amadeus als Herr geſprochen habe. Der junge König hätte darauf eine lange Unterredung mit der Marquiſe gehabt und dieſe zu beſtimmen geſucht, ihren Gemahl von ſeinem Vorhaben abzubringen. Beim Weggehen hätte er noch geſagt: „Er hat mich zum König gemacht; alſo will ichs ſein. Sie vermögen Alles über ihn. Bewirken Sie, daß er ſich beruhigt. Wenn es ihm hier nicht behagt, ſo mag er nach ſeinem Belieben einen anderen Ort in meinen Staaten wählen und dort nach ſeinem Gefallen leben.“ Es iſt auch behauptet worden, er habe ſeinem Vater die ſelbſtändige Verwaltung einer Provinz, der Gräfin aber große Vortheile für ſie, für ihren Sohn aus der erſten Ehe und für ihre Brüder verſprochen, wenn ſie dieſe unangenehme Angelegenheit beilege, worauf ſie auch die beſten Zuſicherungen ertheilt, aber nichts gehalten, oder ausgerichtet habe. Victor Amadeus habe, bald nach der Abreiſe ſeines Sohnes, gegen ſeine Umgebung geäußert: „Ich will regieren, und man wird mich bald wieder als König ſehen.“ Er habe darauf ſeinem Sohne geſchrieben, daß er nach Montcallier überſiedeln wolle, und ſei dort angekommen, bevor der Brief noch beantwortet worden. Dem jungen König ſei dies an ſich nicht unangenehm geweſen, weil man die Umtriebe in größerer Nähe um ſo leichter überwachen

---

[1]) Karl Amadeus Baptiſta de San Martino d'Aglie, Marquis von Rivarola, geb. 20. Sept. 1670, † als ſardiniſcher General und Gouverneur von Aleſſandria 14. Oct. 1749. War er nur ein falſcher Freund? Oder gar ein agent provocateur?

[2]) Der Bericht aus Chambery erzählt den Hergang dabei ganz anders. Hiernach hätte der alte König St. Remy zu ſich zum Diner laden laſſen, wäre dann mit ihm ausgefahren und hätte in der Nähe der Citadelle eine Kolik fingirt und in die Citadelle gebracht ſein wollen, worauf St. Remy ſich geſtellt habe, als hätte er die Schlüſſel nicht bei ſich, den alten König in einer nahen Caſine untergebracht habe und den jungen König zu ſchnellem Erſcheinen in der Citadelle habe einladen laſſen. Der König habe St. Remy mit nach Turin genommen und das Commando einſtweilen dem Marquis d'Aix übertragen, auf welche Nachricht der Alte nach Moncallier zurückgekehrt ſei und der Marquiſe geſagt habe, die Mine ſei in die Luft gegangen. Erſt einige Tage ſpäter habe er del Borgo kommen laſſen und die Urkunde verlangt; auf ſeine Weigerung habe er ihn mit Fußtritten vor den Bauch und Hintern tractirt und den

---

Marquis d'Ormea kommen laſſen. Dieſen, der ſich gleichfalls geweigert, habe er nicht treten können, weil er ein ſehr großer Mann und der König ſehr klein geweſen; er habe ihm aber einige Stockſchläge gegeben.

konnte. Die Verſuche mit de Borgo und St.-Remy aber, ſowie die Beſorgniß, daß Victor Amadeus ſich an Oeſterreich oder Frankreich wenden möge, hätten den König veranlaßt, die Miniſter, den Erzbiſchof und andere hohe Würdenträger zu einem großen Staatsrathe zu verſammeln.[1]) Hier habe er ſeine Bereitwilligkeit erklärt, ſeinem Vater zu willfahren, zugleich aber, daß er in ſo wichtiger Angelegenheit nicht handeln wolle, ohne ihre Anſicht erforſcht zu haben, worauf der Erzbiſchof ſich zum Organ der einmüthigen Gegenvorſtellungen der Verſammlung gemacht und namentlich hervorgehoben habe, daß man das Land nicht dem Ehrgeize und der Habſucht eines boshaften Weibes preisgeben dürfe, welche die weſentliche Triebfeder des Geſchehenen ſei. Man habe nun beſchloſſen[2]), ſich der **Perſonen des Victor Amadeus und der Marquiſe zu verſichern. Karl Emanuel habe jedoch, ehe er zu dieſem Entſchluſſe gebracht werden konnte, oftmals wiederholt: „Was? meinen Vater ſoll ich feſtſetzen laſſen? Nein, dazu kann ich mich nicht verſtehen!"** endlich aber den Befehl mit zitternder, von einem Staatsſecretair unterſtützter Hand unterſchrieben. Die Leitung der Ausführung habe der Generallieutenant Graf Perouſe überkommen, und ſeien zu dieſem Zweck 3000 Mann beſtimmt worden[3]), die, ohne ihre Aufgabe zu kennen, aus Turin und den nahen Plätzen auf die ihnen angewieſenen Poſten ausrücken und das Schloß umzingeln mußten. Perouſe, ſo heißt es weiter, begab ſich, mit dem Oberſtlieutenant Solare von der Leibwache, an der Spitze eines Detachements Grenadiere, welche die Bajonnete aufgepflanzt hatten, zu den Gemächern des alten Königs, während der Staatsſecretair Marquis von Ormea, der den Verhaftsbefehl mitbrachte, mit anderen Grenadieren die geheime Treppe beſetzte. Perouſe fand das Vorzimmer geſchloſſen, ließ die Thüre aufbrechen, einen in dem Zimmer ſchlafenden Kammerdiener feſtnehmen und alle Thüren bis zu dem Zimmer des Königs einſchlagen. Die Gräfin hörte den Lärm, warf einen Rock über und ſchrie, als ſie die Soldaten ſah: „Sire, wir ſind verrathen!" Sie wurde ſogleich angehalten, in ein anderes Zimmer gebracht und, nachdem ſie ſich angekleidet, auf die Feſtung Ceva geſchafft. 1) Den König fand man noch immer in tiefem Schlafe. Solare nahm den Degen hinweg, der auf einem Tiſche lag, und Perouſe

---

[1]) Der Bericht von Chambery weiß nichts von dieſem Staatsrathe, ſondern läßt den jungen König allein handeln.

[2]) Nach Fleury's Bericht, weil während der Verſammlung ein Brief St. Remy's mit der Nachricht von dem Verſuche auf die Citadelle eingetroffen wäre.

[3]) Bei Fleury heißt es, es ſeien 20 Officiere zu dieſer Expedition verwendet worden, die durch ein Detachement Reiterei von Turin unterſtützt worden wären. In dem Bericht aus Chambery wird Baron Blené als der Leiter der Unternehmung genannt, dem Gre-

---

nadiere und ein Regiment Dragoner mitgegeben worden wären. Man wird zwiſchen den zu allgemeinen Sicherheitsmaßregeln und den unmittelbar zu der Verhaftung verwendeten Truppen unterſcheiden müſſen.

1) Nach dem Bericht aus Chambery wäre die Gräfin erſt nach der Abreiſe ihres Gemahls verhaftet worden, und zwar durch Baron Montfer. Dieſer ſei, von einigen Grenadieren begleitet, in ihr Zimmer getreten, habe ſie aufſtehen heißen, bei der Schulter gefaßt und für verhaftet erklärt. Sie habe geſagt: „Sie wiſſen doch, daß man Frauen nichts vertraut; was will man von mir?" Dann habe ſie ihren Gemahl ſehen wollen; der Baron habe ſie aber nun bei dem Arme gefaßt und die Treppe herabſteigen laſſen, worauf ſie in eine Poſtchaiſe geſetzt worden ſei, ſtatt deren ſie angeblich eine Carroſſe verlangt habe. Der Baron ſei zu ihr geſtiegen und ſie ſei nach Ceſtre gebracht worden.

zog die Vorhänge des Bettes auf. Jetzt erwachte Victor Amadeus und fragte: was man wolle. Perouſe erklärte ihm, mit zur Erde gebogenem Knie, daß er Befehl vom Könige habe, ihn zu verhaften. „Was?“ rief Victor, „vom König? Ich bin Euer Herr und König, und Ihr habt Niemand weiter als König anzuſehen.“ Perouſe erwiederte: „Ew. Majeſtät waren unſer König; aber da es Ihnen gefallen hat, uns Karl Emanuel zum König zu geben und uns zu befehlen, daß wir Dieſem gehorchen ſollen, ſo hoffe ich, daß Sie uns mit einem guten Beiſpiel des Gehorſams vorangehen werden.“ Victor Amadeus wurde wüthend, drohte, weigerte ſich, aufzuſtehen, und als Solare dem Bette nahe kam, gab er ihm mit dem Ellbogen einen Stoß auf den Leib und hieß ihm, ſich wegpacken. Endlich befahl Perouſe den Offizieren, ihn aus dem Bette zu ziehen und anzukleiden. Während des Ankleidens ſagte er: er wünſche nur noch zwei Stunden auf dem Throne zu ſein, um die Schurken beſtrafen zu können, die ſeinen Sohn verführt hätten, wobei er die Erſten des Hofes nannte. Als er durch die Vorzimmer geführt wurde, erſtaunte er über die Menge Soldaten, und auch dieſe waren betroffen und bezeugten durch ihre Ausrufungen: „Was iſt das? Unſer König? Was hat er gethan? Was ſoll es heißen?“ daß wenigſtens im untern Volke der Eindruck der Majeſtät des dem Geiſte des Jahrhunderts nach großen und glücklichen Regenten noch fortlebte. Perouſe aber gebot ihnen, im Namen des Königs, bei Todesſtrafe Schweigen. Im Hofe ſtand ein Dragonerregiment, das Victor immer bevorzugt hatte [1]); der Anblick dieſer Truppen ergriff ihn, er wollte ſprechen, ward aber daran verhindert und in die Kutſche gehoben. Perouſe und Solare wollten ſich mit hineinſetzen, was er aber nicht zugab[1], worauf ſie neben dem von Truppen umgebenen Wagen ritten. Sie brachten ihn zunächſt nach Rivoli. Bei der Abfahrt von Montcallier verlangte er ſeine Gemahlin, ſeine Papiere und ſeine Tabatière. Nur die letztere ward ihm bewilligt. Die Papiere hatte Ormea mitgenommen. Seine Gemahlin hat er nicht wieder zu ſehen bekommen, und in der That ſcheint er, nach der Trennung von ihr, ſeine Pläne aufgegeben zu haben und ruhig geworden zu ſein, worauf man ihm alle billige Freiheit ließ und ihn auch wieder nach Montcallier ſchaffte, da ihm die Luft in Rivoli nicht zuſagte. Das Gefolge des alten Königs ſoll, mit Ausnahme des Baron Favergue, des Arztes Groſſi[2] und des ſavoyiſchen Almoſeniers, ſämmtlich verhaftet worden ſein; außerdem ſeien noch etwa 50 Standesperſonen in die Unterſuchung verwickelt worden, die jedoch keinen ſehr ernſten Charakter getragen zu haben ſcheint. Der Graf Cumiana erhielt durch williges Geſtändniß ſchnell Begnadigung. Für implicirter wurde der Graf St.-George gehalten und kam einige Zeit lang auf die Citadelle von Turin.[3] Auch die Aſtrologen des alten Königs, deren er jederzeit zwei hielt, zuletzt den Cavaliſtri Giobbi und den de St.-Quintin, und ohne deren Rath er nichts unternahm, kamen in Haft. Man erlaubte den Verhafteten jedoch bald, ſich nach Savoyen zurückzuziehen.

---

[1]) So wird berichtet; aber würde man gerade dieſes Regiment gewählt haben? Oder vertraute man auf den bekannten Undank der Maſſen?

---

[1] Nach dem Bericht aus Chambery hätte er ſie mit Fußtritten zurückgewieſen und ſie hätten zu Fuß gehen müſſen, von 80 Fackeln beleuchtet.

[2] Deſto implicirter ſoll der Arzt Rica geweſen ſein, in deſſen Papieren man die Worte gefunden habe: „Wir ſind der Succeſſion ſicher; wir haben zwei Prinzen und die Königin iſt ſchwanger.“ Letzteres war unwahr und von einer Succeſſion der vor der Ehe geborenen Kinder der Gräfin konnte keine Rede ſein. Wäre die Angabe wahr, ſo hätten die Verſchworenen die Nebenlinie Carignan zu ſehr vergeſſen.

[3] Unter den weiter Implicirten wird noch beſonders der Graf Robella genannt, der jedoch auch geſtanden habe.

An die auswärtigen Höfe erließ man ein entſprechendes Manifeſt. Die Aufnahme war verſchieden und richtete ſich, wie gewöhnlich, nicht nach der wahren Ueberzeugung von der Sachlage, ſondern nach der Anſicht von dem Stande der politiſchen Intereſſen. Spanien und Frankreich waren geneigt, ſich des alten Königs anzunehmen, da ſie den neuen mehr den kaiſerlichen Intereſſen zugeneigt glaubten, und Ludwig XV. ließ 20,000 Mann an den Grenzen der Dauphiné zuſammenziehen. Karl Emanuel knüpfte darauf entſchieden mit Oeſterreich an und erhielt von da die Zuſicherung unbedingten Schutzes, worauf Frankreich die Sache fallen ließ. Das alles hinderte den König Karl Emanuel nicht, 1733, nachdem er erſt gut kaiſerlich geſchienen und ſich ſogar von Oeſterreich aus zu ſeinen Rüſtungen hatte unterſtützen laſſen [1]), plötzlich gegen den Kaiſer loszubrechen und ganz Oberitalien, mit Ausſchluß von Mantua, in Beſitz zu nehmen. Schon ein Jahr ſpäter zeigte er ſich geneigt, zum Kaiſer überzugehen, um nicht in gänzliche Abhängigkeit von Frankreich und Spanien zu gerathen [2]), und ſtellte 1735, zuerſt von allen Kriegführenden, die Feindſeligkeiten wider den Kaiſer ein. Im Definitivfrieden, der erſt am 5. Febr. 1739 zu Stande kam, erhielt er Novara, Tortona, San Fedele, Torre de Forti, Gravedo und Campo Maggiore, größtentheils Beſitzungen, auf welche ſein Staat ſchon ſeit dem ſpaniſchen Erbfolgekriege Anſpruch machte. Ebenſo ließ er im öſterreichiſchen Erbfolgekriege erſt lange Zeit beide Theile um ihn bieten, entſchloß ſich dann, als er fürchtete, die Spanier würden ſich der Lombardei bemächtigen, den Oeſterreichern den Rücken zu decken 1), kam darauf wieder in Verdacht, abtrünnig werden zu wollen, ließ ſich aber durch Verſprechungen, die zuletzt auch nur theilweiſe in Erfullung gingen, zu feſterem Anſchluſſe an die Sache Oeſterreichs und der Seemächte beſtimmen 2), hinderte aber die Pläne Oeſterreichs auf Neapel und lenkte, wie ſein Vater, auf einen fruchtloſen Einfall in die Provence ab. Man ſieht, er folgte denſelben politiſchen Intereſſen und Maximen, wie ſein Vater, betrieb dieſelben Zwecke mit denſelben Mitteln und ſtand unter dem Einfluſſe derſelben Verhältniſſe und Geſchicke.

---

[1]) Graf Daun lieferte ihm Mund- und Kriegsvorrath. Karl Emanuel hätte ſich übrigens dem Kaiſer angeſchloſſen, wenn dieſer nicht weniger geboten hätte, als Frankreich und Spanien, die ihn mit Verſprechungen köderten, welche freilich auf fremde Koſten gemacht, folglich leicht zu machen waren und ſchließlich nur zum kleinſten Theil in Erfüllung gegangen ſind.

[2]) Namentlich wünſchte er nicht, daß Mantua in ſpaniſche Hände fiele, und ſelbſt Frankreich wünſchte das nicht.

Man könnte, in Hinblick auf dieſen Charakter ſeiner äußeren Politik, den Verdacht faſſen, daß er auch in dem Streite mit ſeinem Vater mit raffinirter Verſtellung, Hinterliſt und Selbſtſucht gehandelt habe, und daß in der That zwiſchen ihm und ſeinem Vater ein geheimes Uebereinkommen beſtanden habe, welches von dem Sohne nicht gehalten worden ſei, und auf welches der Vater

---

1) Convention vom 1. Febr. 1742.

2) Wormſer Vertrag vom 13. Sept. 1743. In dieſem zweiten Frieden behielt er Vigevano und Theile des Herzogthums Pavia und der Grafſchaft Anghiera, ſowie ein eventuelles Anrecht auf Piacenza, zu deſſen Verwirklichung es nicht gekommen iſt.

ſich nicht offen habe berufen können, um nicht ſein eigenes trügeriſches Spiel zu verrathen. Indeß würde dieſe Annahme, die durch das ganze Verfahren, welches Victor Amadeus einſchlug, keineswegs unterſtützt wird, vorausſetzen, daß wirkliche politiſche Verwickelungen den Victor Amadeus zu ſeiner Scheinentſagung vermocht hätten, und daß uns dies ſehr zweifelhaft ſcheint, haben wir oben dargelegt. Man könnte aber auch ſagen: der Sohn hätte auch ſo den Wünſchen des Vaters nachgeben ſollen, und hätte es um ſo leichter gekonnt, als ihm doch die Nachfolge gewiß blieb. Wir würden im Allgemeinen auch dieſer Anſicht ſein, meinen aber, daß das ganze Verfahren des Victor Amadeus, ſowie das Verhältniß zu der Marquiſe, den Sohn wol verhindern konnten, dem Gebote der kindlichen Pflicht zu folgen, vielmehr daſſelbe in einen Conflict mit dem Wohle des Landes brachten. Zuvörderſt ergibt ſich aus allem, was von jener Zeit bekannt iſt, daß die Abdankung des Königs Victor Amadeus zwar ihrer Zeit große Ueberraſchung erregte, dieſe Ueberraſchung aber keineswegs eine unfreudige war. Victor Amadeus war bewundert, aber mehr gefürchtet, als geliebt worden. Sein Sohn war weniger glänzend, aber einnehmenderen Weſens, gemäßigteren Sinnes, nicht ſo hochfahrend und eigenmächtig und zeigte nicht jene Despotenlaunen, von denen Vicor Amadeus nicht frei war. Mäßigung iſt eine der dem Volke wichtigſten und wohlthuendſten Eigenſchaften eines abſoluten Herrſchers, deſſen Gewalt weniger drückend wird, wenn ſie ſich, außer im Wohlthun, nur von Staatsgründen und nicht von perſönlichen Stimmungen leiten läßt. Man fühlte ſich etwas freier und leichter, wie Victor Amadeus abgetreten war, der die Gewalt nicht durch die Ausübung gefälliger zu machen gewußt hatte

Ganz beſonders mag dieſe Stimmung in dem höheren Verwaltungskreiſe, bei dem Hofadel, bei den Offiziers, bei Allen geherrſcht haben, die mit dem alten König in perſönliche Berührung gekommen, und je wohler man ſich in dem neuen Verhältniſſe gefühlt hatte, deſto natürlicher war es, daß ſich Alles vereinigte, einen Wiedereintritt des Victor Amadeus zu verhindern. Dazu kam nun ſeine unebenbürtige Verbindung mit einer, nach allen Berichten ränkevollen und ehrgeizigen Frau, die die Staatsgewalt zunächſt in ihrem und ihrer Familie Intereſſe in die Hände zu nehmen ſtrebte. Iſt unſre Vermuthung begründet, daß Victor Amadeus zunächſt abgedankt habe, um die Bedenken zu heben, die ſeiner Vermählung mit der Marquiſe entgegenſtanden, ſo wird es um ſo natürlicher, daß man dieſe nicht ſpäter wirklich zur Königin werden, ſie nicht durch ſo trügeriſche Erſchleichung auf den Thron hätte heben laſſen wollen. Nun hatte ſich Victor Amadeus, ſoviel man weiß, keineswegs zunächſt und direct an ſeinen Sohn gewendet, ſondern eine Reihe von Intriguen angeſponnen, ſich in geheimer Correſpondenz an einflußreiche Perſonen, Beamte, Offiziers gemacht, die Betrauteſten ſeines Thronfolgers zur Untreue verleiten und die ganze Sache ſo einleiten wollen, daß er den Letzteren mit Gewalt vom Throne ſtürzen könne. Er hatte nur bei Wenigen Anklang, bei Anderen Abweiſung erfahren und die Letzteren hatten ſeine Rache zu fürchten. Alle dieſe Umſtände machen den Gang der Sache erklärlich und laſſen auch das Verfahren Karl Emanuel's in jenem milderen Lichte erſcheinen, in dem es auch ſeine Zeit betrachtet zu haben ſcheint. Doch wird verſichert: er habe ſich in Montcallier niemals wieder gefallen wollen und, ſooft er ihm auf der Jagd nahe gekommen ſei, ſein

Pferd und ſeine Augen abgewendet.[1]) Auch verfiel er ſpäter immer mehr einer ſchwermüthigen Devotion, die man inneren Gewiſſenszweifeln und reuigen Gedanken zuſchrieb.[2])

Victor Amadeus † am 31. Oct. 1732. Vater und Sohn ſollen ſich in dieſem Leben nicht wiedergeſehen haben. Nach einigen Berichten hätten ſie ſich jedoch vor dem Tode des alten Königs ausgeſöhnt gehabt, und der Letztere hätte ſeinem Sohne folgendes politiſche Teſtament hinterlaſſen: „Ich hinterlaſſe Dir, mein Sohn, mein Königreich, jetzt das Deinige, und rathe Dir, ſtets in gutem Vernehmen mit Frankreich und Spanien zu bleiben. Lege die Mißhelligkeiten mit dem Papſte bei, ohne Deinem Anſehen als ſouverainer Fürſt zunahetreten zu laſſen. Höre auf den Rath Deiner alten erfahrenen Miniſter; verſtehe es aber auch, Dir ſelbſt zu vertrauen. Nimm Dich meiner hinterlaſſenen Gemahlin an, und ſchenke den Worten und Lehren Deines ſterbenden Vaters die gebührende Rückſicht [3])".

Die Marquiſe ging nach dem Tode ihres Gemahls ins Kloſter, erſt zu Carignan, dann zu Pignerol, und ſoll die letzten Jahre ihres Lebens in ſtrenger Devotion verbracht haben. — Der Graf von St.-Gile, der den Grafen Vitzthum im Duell erſchoß (Th. I, S. 302), ſoll auch ein natürlicher Sohn des Victor Amadeus geweſen ſein [4]). Ebenſo ein Graf Louis von Vierva.

---

[1]) Orrei, Mémoires, 39.

[2]) S. über ihn: Hirſching, Biographiſches Handbuch, I, 2, 127 ff.

[3]) Vergl. noch: Bücher-Cabinet, XXIX, 1486; de Lamberti, Histoire de l'abdication de Victor Amadée, Roi de Sardaigne, à Paris 1734, à Genève, 1735.

[4]) Derſelbe verſicherte ſpäter: er habe das Duell nicht betrieben und die Sache hätte in Güte beigelegt werden können; aber Vitz-

Noch wollen wir bei dieſer Gelegenheit darauf aufmerkſam machen, wie ſchwierig es bei den vergleichungsweiſe neuen Begebenheiten auch nur des vorigen Jahrhunderts gerade durch den größern Reichthum an ſcheinbaren Quellen, durch die Memoirenliteratur, die Flugſchriften, Zeitungsberichte und dergleichen geworden iſt, den wahren Hergang der Dinge zu ermitteln. Die von uns zuletzt beſprochenen Vorgänge machten großes Aufſehen und gingen zum Theil in aller Oeffentlichkeit vor ſich, und doch findet ſich kaum ein einzelner Umſtand, über den nicht ganz verſchiedene Verſionen exiſtirten, und die anſcheinend zuſammenhängendſten, vollſtändigſten und pikanteſten Berichte finden zwar häufig den willigſten Glauben, unterliegen aber meiſtens den größten Bedenken. In derſelben Weiſe geht es aber bei den franzöſiſchen Memoirenberichten durchgängig, und je mehr das eigentliche Element derſelben, die Medisance, in ihnen vorwaltet, je gehäſſiger die Auslegung iſt, die ſie den Vorgängen und den Motiven der Handelnden geben, deſto mehr iſt man veranlaßt, ſie mit entſchiedenem Mistrauen zu betrachten und die ſtrengſte Kritik gegen ſie anzuwenden. Zwiſchen der ſchmeichelnden Schönfärberei, welche überall bei den Mächtigen der Erde nur Glanz, Größe und Tugend ſieht und alle Flecken und Makel übertüncht oder wegläßt, und der Schwarzfärberei, die alles Elend der Welt auf boden-

---

thum's Gegner hätten dem König eingeredet, daß es nicht ohne Duell abgehen könne. Er ſei zuerſt nach Paris geflüchtet, wohin ihm nicht nur ſein rückſtändiger Gehalt als Kammerherr und Generaladjutant, ſondern noch 1000 Ducaten als Geſchenk des Königs geſendet worden. Auch die Verwandten Vitzthum's hätten ihm verſichern laſſen, daß ſie ſein Verhalten in der Sache nicht zu tadeln fänden. Er ging nach Turin und heirathete die Tochter des Grafen von Carpené.

loſe Thorheit oder ſyſtematiſche Schlechtigkeit der Großen zurückführt, aus Allem Gift ſaugt, überall Scandal und Verkehrtheit wittert und einer geſchichtlichen Notabilität auf die loſeſten Anzeichen, auf das frivolſte Geſchwätz einer böſen Zunge hin das Aergſte beimißt, gibt es immer noch eine richtige Mitte, die zugleich mit dem wahren Weſen der buntgemiſchten Menſchennatur und des Lebens ungleich beſſer übereinſtimmt. Im Zweifel aber wollen wir lieber nach der Seite hin irren, wo man die Menſchen für beſſer, denn nach der, wo man ſie für ſchlechter hält, als ſie waren, und halten eine falſche, oder auch nur übertriebene Anklage für eine gröbere Abirrung von der Wahrheit, wie die gleichfalls tadelnswerthe Verſchweigung oder Beſchönigung erwieſenen hiſtoriſchen Unrechts. Doch es iſt ein altes Uebel, und auch im gemeinen Leben heißt: „Jemandem die Wahrheit ſagen“, nur zu oft: ihm in grober Weiſe ungerechte und übertriebene Beleidigungen ſagen, alſo in der gehäſſigſten Weiſe Unwahrheit reden.

III. Karl XII. von Schweden, Landgraf Karl von Heſſen-Kaſſel und Erbprinz Friedrich, nachheriger König von Schweden.

Ein aus authentiſchen Quellen gezogener Beitrag zur ſchwediſchen und heſſiſchen Geſchichte

von Chr. von Rommel.

Seit Guſtav Waſa, dem Reformator ſeines Volkes, Zeitgenoſſen Landgraf Philipp's des Großmüthigen, bis auf Guſtav Adolf beſchränkte ſich die Wechſelverbindung zwiſchen Schweden und Heſſen auf evangeliſche Sympathien und auf einen für ſchwediſche Induſtrie und Aufklärung nützlichen Austauſch. Ein Heirathsproject zwiſchen Erich XIV., dem älteſten Sohne Waſa's, und Chriſtine, Tochter Landgraf Philipp's und nachheriger Stammmutter von Holſtein-Gottorp, kam durch des wetterwendiſchen Königs Schuld nicht zu Stande [1]. Aber deſſen jüngerer Bruder, Herzog Karl von Südermanland, Erbfürſt und Gubernator von Schweden, der ſich nach dem Tode ſeiner pfälziſchen Gemahlin mit einer Tochter jener Chriſtine von Heſſen vermählte, trat mit Wilhelm dem Weiſen, Stammvater von Heſſen-Kaſſel, in nähere Verbindung. Sie tauſchten heſſiſche und ſchwediſche Erzeugniſſe aus allen drei Reichen der Natur. Der Landgraf, der von ihm Rennthiere und

---

[1] Heſſiſche Geſchichte, IV, 380, Anmerk. S. 452—456.

Elennthiere für ſeinen Thiergarten am Reinhardtswald erhielt, überſandte ihm Handwerker, Schmelzer, Treiber, einen Münzprobator, einen reformirten Prediger und theologiſche, gegen die ultra-lutheriſche Concordie gerichtete Schriften. Als Karl IX. zuerſt in Zwiſt mit dem legitimen, aber papiſtiſchen König Sigismund, ſeinem in Polen regierenden Neffen, gerieth, warnte ihn Landgraf Wilhelm: „damit nicht, wenn ſie uneins über die Beute würden, früher oder ſpäter der Moscowite als der Weyhe dazwiſchenkomme, und die im Pfuhle ſich zankenden Fröſche und Mäuſe nach einander verſchlucke“ [1]).

Karl IX. ließ bald nachher einen jungen Schweden, Nikolaus Lilier (Chesnecophorus), in Kaſſel und Marburg ſtudiren, worauf derſelbe nachmals ſchwediſcher Hofkanzler ward. Landgraf Moritz überſandte ihm einen erfahrenen Arzt, heſſiſche Glasmacher, Wintergerſte und Obſtbäume. Die Einladung zur Krönungsfeier in Upſala (1600) lehnte er ab, aus Rückſichten der Legitimität; aber er unterrichtete Karl IX. über alle, Schweden bedrohende jeſuitiſche und habsburgiſche Umtriebe, verſchaffte ihm einen erfahrenen glaubensverwandten Kriegsbefehlshaber, den Grafen Johann von Naſſau-Siegen, und bereitete ihm, in Einverſtändniß mit Heinrich IV. von Frankreich, einen nordiſchen Friedenscongreß. Ravaillac's Mordſtahl, den Karl IX. ſelbſt als ein Werkzeug der Jeſuiten bezeichnete, zerſtörte dieſen heilſamen Plan, deſſen Ausführung uns höchſt wahrſcheinlich den Dreißigjährigen Krieg erſpart haben würde. Karl IX., der von ſeinem Sohne und Nachfolger, dem unſterblichen Guſtav Adolf, zu ſagen pflegte: „Er wird's ausrichten!“ empfahl dieſem kurz vor ſeinem Tode (1611) die Freundſchaft mit den blutsverwandten Häuſern Heſſen und der Pfalz[1]). — Wie die Erſcheinung Guſtav Adolf's zur Zeit der angſtvollſten Bedrängniß elektriſch auf ganz Deutſchland wirkte, wie er ſeinen erſten und treueſten Bundesgenoſſen in dem Landgrafen Wilhelm dem Standhaften fand, wie dieſe innige, auf Leben und Tod geſchloſſene Verbindung, ſorgfältig gepflegt von der heldenmüthigen Amalie Eliſabeth, das von Ferdinand II. geächtete Haus Heſſen-Kaſſel rettete, iſt bekannt. Amalie, die Freundin der Königin Chriſtine, Oxenſtierna's und Karl Guſtav's, führte den Sieg der proteſtantiſchen Partei und das Ende des Dreißigjährigen Krieges herbei; die ſchwediſche Garantie des Weſtfäliſchen Friedens ward die unverbrüchliche Richtſchnur des heſſiſchen Hauſes. Dieſe politiſche Freundſchaft unterhielt auch Landgraf Wilhelm VI., als er den Rheiniſchen Bund nicht ohne Schweden und nur unter der Garantie der ſchwediſch-deutſchen Provinzen einging, ſelbſt Hedwig Sophie, die Schweſter des großen Kurfürſten von Brandenburg, und ihr von der preußiſch-brandenburgiſchen Politik noch unabhängigerer Sohn, der ruhmvolle Landgraf Karl, der Taufpathe Karl's X. von Schweden. In dem ſchwediſch-brandenburgiſchen Krieg blieb Heſſen neutral; ſelbſt die Verheirathung einer Schweſter des Landgrafen Karl (Charlotte Amalie) mit Chriſtian V. von Dänemark diente zur friedlichen Vermittelung zwiſchen Schweden und Dänemark, ſeit der kriegeriſche Schwedenkönig Karl XI., der Sohn einer Prinzeſſin von Holſtein-Gottorp, ſich mit der Schweſter dieſes Dänenkönigs, Ulrike Eleonore, vermählte. Dieſe vortreffliche, zu früh verſtorbene Mutter Karl's XII. war es auch, welche ihrem despotiſchen Gemahl, wiewol vergeblich, Einhalt zu thun ſuchte, als er durch die äußerſt ſtrenge Einziehung aller adeligen, jemals der ſchwediſchen Krone gehörigen Güter (Reduction), ſeinem funfzehnjährigen Sohn, neben einem vollen Schatz und einer anſehnlichen Land- und Seemacht, eine verderbliche Erbſchaft, den unverſöhnlichen Ingrimm des liefländiſchen und ſchwediſchen Adels, hinterließ (1697).

---

[1]) Heſſiſche Geſchichte, V (1 der neuen Folge), 618, 682, 692.

---

[1] Heſſiſche Geſchichte, VI, 473, 275—277. Karl's IX. erſte Gemahlin war nämlich eine Tochter des Kurfürſten Ludwig's VI. von der Pfalz [auch eine Nichte des Landgrafen Wilhelm des Weiſen], durch deren Enkel Karl Guſtav (Karl X.) die Erbſchaft von Zweibrücken nachmalen an das Haus Waſa (Karl XI. und Karl XII.) kam.

Während Karl XII., der Richard Löwenherz des Nordens, von dem die Schweden erzählen, daß er ſchon in ſeinem zwölften Jahre einen Bären erlegt habe, in gerechtem Vertheidigungskampf drei mächtige, gegen ihn verſchworene Herrſcher [Friedrich IV. von Dänemark, welcher Holſtein-Gottorp unterjochen, Auguſt von Polen, welcher Liefland wieder erobern, und Peter I., welcher ſein Reich an der Oſtſee ausdehnen wollte] mit überraſchender Schnelligkeit aufs Haupt ſchlug (1700—1708), waren alle ſüdliche Staaten in den ſpaniſchen Erbfolgekrieg verwickelt. Unter den deutſchen Reichsfürſten auch Landgraf Karl, welcher dem Kaiſer und Reiche, im Solde Hollands und Englands, 9000 Mann und ſieben Heldenſöhne gegen den eroberungsſüchtigen Ludwig ſtellte. An ihrer Spitze ſtand der Erbprinz Friedrich (geb. 1676), welchen ſchon der oraniſche König Wilhelm III. im Jahre 1696 zum Generalmajor und Marlborough im Jahre 1704 zum Befehlshaber über 28 Reiterſchwadronen und 15 Infanteriebataillone des alliirten Heeres ernannte. In militäriſcher Strenge erzogen, überaus tapfer, ſtets zum Angriff bereit und an der Spitze ſeiner ſchon damals berühmten Dragoner nie zurückweichend, ſodaß ihm Marlborough nicht ſelten die gefährlichſten Poſten anwies, dabei leutſelig, freigebig und beſcheiden, hatte er ſich zugleich die Achtung ſeiner Vorgeſetzten und die Liebe ſeiner Waffengefährten erworben. Er war es, der bei den Belagerungen und Eroberungen von Kaiſerswerth, Stockum, Lüttich, Saarburg, Landau, Trarbach, Andernach, Bonn und Limburg mehr als einmal den Ausſchlag gab, der die empfindliche, durch Rivalität der Anführer herbeigeführte Niederlage bei Speyerbach durch die blutige Erſtürmung der Schanzen von Schellenberg und in der ſiegreichen Schlacht bei Hochſtädt (Blenheim) durch die Gefangennehmung des Marſchalls Tallard aufwog [1]. Bei der Erſtürmung der bisher unüberwindlichen Linien von Tirlemont und Hillesheim verglich ihn der General Rantzau mit einem Salamander, indem er, trotz ſeiner gefährlichen Verwundung mitten im Feuer dreimal angreifend, den Feind zerſtreute. Friedrich hatte auch Antheil an dem blutigen Treffen bei Ramillies, wo ſein Bruder Ludwig, Oberſter eines in holländiſchen Dienſten ſtehenden heſſiſchen Regiments, auf einer von ihm hartnäckig vertheidigten Kanone die Todeswunde empfing. In Italien, wo er bei Caſtiglione ſeine zweite Niederlage erlitt (nicht ohne Schuld der im rechten Flügel in Unordnung gerathenen Geiſtlichen-Fürſten-Truppen), trug er dennoch durch ſein heſſiſches Hilfscorps weſentlich zur Unterſtützung Eugen's und zur Vertreibung der Franzoſen aus der Lombardei bei. Bei Toulon, wo er das von Teſſé beinahe eingeſchloſſene Belagerungsheer deckte, trieb er mit zwei heſſiſchen Dragonerregimentern den Feind von den Linien der Alliirten zurück. Nachdem er auch das Belagerungsheer bei Ryſſel (Lille), wo ſein Vater ihn beſuchte, und bei Gent gedeckt und nach der Eroberung von Tournay den blutigen Sieg bei Malplaquet durch entſcheidende Reiterangriffe gefördert hatte, erfocht er noch zu der Zeit, wo Villars den Waffenruhm der Franzoſen wiederherſtellte, ſeine letzten Lorbeeren bei Mons, wo er die Feſtung mit 20,000 Mann berannte, Douay, Bethune, Aire und Bouchain [1]. Friedrich hat ſeine beſcheidenen Bemerkungen über dieſe Feldzüge und die von beiden Seiten begangenen Fehler handſchriftlich niedergelegt [1]). Der Sturz Marlborough's, der ſchmähliche Abfall der Engländer, die Entmuthigung und übereilten Friedensverhandlungen der Holländer retteten das erſchöpfte Frankreich und zwangen auch den kampfluſtigen Erbprinzen von Heſſen zu einer verhaßten Unthätigkeit. Als aber der Nachfolger Marlborough's, Herzog von Ormond, den Befehlshabern der Hilfstruppen zumuthete, mit ihm abzuziehen, erklärte Friedrich dieſe Weiſung für einen Bruch der geſchloſſenen Verträge und verharrte ſtandhaft bei dem bis zum Rhein zurückgedrängten Prinzen Eugen. Eugen und Marlborough ſchlugen den Erbprinzen, der dem Kaiſer Karl VI. bei ſeinem Krönungsfeſt ſeine Aufwartung machte (1711), zur Würde eines evangeliſchen Reichsfeldmarſchalls vor. Aber die verderblichen Friedensſchlüſſe zu Utrecht, Raſtadt und Baden, bei denen die gerechten Forderungen der evangeliſchen Reichsfürſten wegen Abſchaffung der perfiden ryßwicker Clauſel, und die ſchwediſche Garantie des Weſtfäliſchen Friedens hintangeſetzt wurden, die Undankbarkeit des wiener Hofes, welche dem Landgrafen Karl die von ihm ſo mannhaft vertheidigte und entſetzte Feſtung Rheinfels wieder entriß, und die neue Wendung der nordiſchen Händel gaben dem Hauſe Heſſen eine andere Richtung. —

---

[1] Bei dem Schellenberg empfing er einen Schuß vorn in die Bruſt; ſein Adjutant Boyneburg ſagte ihm, das Blut liefe am Rücken herab; er merkte, daß die Kugel durchgegangen wäre, und wartete auf den Augenblick, daß er hinſinken werde. Weil ſichs aber verzog, ſo bekam er wieder Muth, ritt zurück und ließ ſich verbinden, da ſichs denn fand, daß die Kugel auf eine faſt unglaubliche Art ohne tödtliche Verletzung durchgefahren war. Indeſſen hätte er doch bald das Leben darüber eingebüßt, als er etliche Wochen nachher der Schlacht bei Hochſtädt beiwohnte; hier erhitzte er ſich ſo, daß die nur halb zugeheilte Wunde ſtark zu bluten anfing und er, um mitten im Gefecht keine Zeit zu verlieren, ſich ein Pechpflaſter darauflegen ließ, welches nachher bei der Ablöſung ihm heftige Schmerzen und wegen eines dazu geſchlagenen Fiebers die größte Gefahr zuzog. (Neue Miscellaneen, gedruckt in Leipzig 1776, Stück IV.)

Der Degen des bei Hochſtädt durch den Herrn von Boyneburg und die Dragoner des Erbprinzen gefangenen Marſchalls Tallard befindet ſich noch im kaſſel'ſchen Muſeum. Weniger bekannt iſt, daß die dem Herrn von Boyneburg von der Königin Anna verſprochene Belohnung (von 20,000 Thalern) durch Marlborough zurückgehalten, oder beigeſteckt, und ſpäterhin durch den großmüthigen Prinzen, als König von Schweden, erſetzt wurde.

---

[1] Vergl. Mémoires militaires relatifs à la succession d'Espagne. Paris 1841, IV, 677 ff., und: Leben und Thaten deß Königs Friedrich I., Landgrafen von Heſſen; Frankf. u. Leipzig (mit Friedrich's und ſeiner Gemahlin Ulrike Bildniß). Aus einem ſpätern Briefwechſel des öſterreichiſchen Hiſtorikers Spannagel, der zur Ergänzung ſeiner Geſchichte Kaiſer Leopold's u. ſ. w. auch die Thaten Friedrich's umfaſſen wollte, mit Landgraf Wilhelm (im J. 1741) erfährt man, daß Friedrich bei ſeinem Eintritt in Schweden dem König Karl XII. alle Plane der Bataillen und Belagerungen, welchen er beigewohnt, übergeben, daß man aber nach dem Tode Karl's XII. ſie nicht wiedergefunden hat.

---

[1]) Bibl. Hass. Cassellana: Marques écrites de la propre main de S. A. S. le Prince héréditaire de Hesse zu einem Recueil de plusieurs pièces touchant le métier de la guerre. Als ſpäterhin in Stockholm ein Geiſtlicher bei einer feierlichen Gelegenheit in ſeiner Rede der vielen von Ihro Majeſtät erfochtenen Siege erwähnte, ſagte Friedrich: „Der gute Mann weiß vermuthlich nicht, daß ich nur zweimal allein commandirt (in Speyerbach und Caſtiglione) und beidemal Schläge bekommen habe.“ Von ſeiner ſcherzhaften Laune liefert ein im Jahre 1712 an ſeinen Secretär Hein in lateiniſch-franzöſiſch-italieniſch-deutſcher Sprachmengerei geſchriebener Gratulationsbrief die beſte Probe. (Juſti's Vorzeit, 1828, S. 363; Moſer's politiſche Wahrheiten, S. 175, 195.)

Das Unglück Karl's XII. nach dem Feldzuge in der Ukraine, wo ihn der altersſchwache, von Verräthern umgebene Mazeppa, außer Stande, den einſt ſo mächtigen Koſackenſtaat wieder aufzurichten, ins Verderben zog, die folgenreiche Niederlage bei Pultawa (1709), des Schwedenkönigs fünfjähriger Aufenthalt in der Türkei, wo nach dem Frieden am Pruth die Hoffnungen auf eine mächtige Kriegshilfe allmälig verſchwanden, die Uneinigkeit oder Ungeſchicklichkeit ſeiner im Norden zurückgelaſſenen Feldherren hatten die Rachſucht ſeiner Gegner und die Auflöſung der Friedensverträge mit Dänemark und Sachſen (zu Travendal und Altranſtadt) herbeigeführt. Peter der Große überzog Ingermannland, Eſthland und Liefland und bedrohte Finnland. Auguſt von Sachſen fiel mit den Dänen in Schwediſch-Pommern ein. Dänemark occupirte Holſtein-Gottorp und die Herzogthümer Bremen und Verden. Und nun erhoben ſich noch zwei andere Nebenbuhler Schwedens, Georg I, Kurfürſt von Hannover und König von England, der zum Preis der engliſchen Allianz jene beiden Herzogthümer verlangte, und Friedrich Wilhelm von Preußen, der, unter dem Schein der Neutralität und des Schutzes, mit Einwilligung Polens und Rußlands, Stettin und das ſchwediſche Vorpommern bis an die Peene in Beſchlag nahm (Oct. 1713). Schweden, durch einen vierzehnjährigen Krieg, durch maßloſe Contributionen und Truppenaushebungen erſchöpft, ohne Geld und Credit, und ſchon damals im Innern von den Intriguen einer mächtigen Adelsariſtokratie unterwühlt, ſtand an einem Abgrund, aus welchem es nur durch geſchickte Friedensunterhandlungen und liſtige Trennung ſeiner habſüchtigen Gegner gerettet werden konnte. Was Karl's XII. perſönliche Anſtrengungen nach ſo langer Raſt zur Wiederherſtellung ſeines Reiches noch wirken könnten, ſchien ungewiß.

Der ritterliche, von ſeinem Volke geliebte, von ſeinen Soldaten angebetete König, als Menſch ſo liebenswürdig, und keiner Schwäche unterworfen, einfach, mäßig, keuſch, großmüthig, freigebig, als Krieger abgehärtet und geſtählt gegen alle perſönliche Beſchwerden, tapfer bis zur Tollkühnheit, kampfbegierig bis zur Streitſucht, aber im Punkt der Ehre höchſt empfindlich gegen diejenigen, welche ihn einmal freventlich beleidigt, hatte gleich im Anfang des däniſchen Ueberfalls erklärt: er habe beſchloſſen, nie einen ungerechten Krieg zu führen, aber auch einen gerechten nur mit dem Untergang ſeiner Feinde zu enden. Erſtaunenswürdig in ſeiner Mannszucht und in dem Geheimniß, eine kleine durch ihn begeiſterte Heldenſchar faſt unverſehrt in den rauheſten Klimaten und fernſten Regionen über breite Flüſſe, Sümpfe und Moräſte, Eisfelder und Steppen zu führen, und durch eine faſt räthſelhafte Verpflegungsart ſeine treffliche Reiterei ſtets leiſtungsfähig zu erhalten [1]), entbehrte er jedoch in ſeinen, wie es ſchien oft planloſen, Zügen jeder ſtrategiſchen, auf einer militäriſchen Operationsbaſis ruhenden Umſicht. Gleich Hannibal wußte er ſeine Siege nicht zu befeſtigen. Wohl erkannte er ſeine große Miſſion, zum Heile Schwedens und des germaniſchen Nordens den gefährlichſten und ſchlaueſten ſeiner Gegner, den Gründer eines europäiſchen Slavenreichs, zurückzudrängen. Aber er verſäumte nach der Schlacht bei Narwa die erſte günſtige Gelegenheit, um mit eigenen noch ungeſchwächten Streitkräften die noch ungebildete Ruſſenmacht zu verderben; der Ehrgeiz, den polniſchen Thron durch einen König ſeiner Wahl zu beſetzen, verführte, die Zuverſicht auf eine mächtige tatariſche und türkiſche Bundesgenoſſenſchaft täuſchte ihn. Nichts half ihm nach dem Frieden am Pruth ſein faſt märchenhafter Einfluß auf den Divan[1]), nichts dem Eiſenkopf die hartnäckige, ſelbſt die Gaſtfreundſchaft der Türken verletzende Vertheidigung ſeines Hauſes bei Bender, nichts das ſteife Feſthalten an der Zuſage des Großveziers Mehmed Baltagi, daß er, den Säbel in der rechten, den König an der linken Hand, ihn an der Spitze von 100,000 Türken und Tataren durch Polen und Moskwa in ſeine Heimat zurückführen wolle. Hierzu geſellte ſich ein fataliſtiſcher Glaube an ſeine perſönliche Unbeſiegbarkeit und jene unergründliche, ſelbſt ſeine beſten Freunde in Verzweiflung ſetzende Verſchloſſenheit, die ſich nur bisweilen in ſchlagenden Worten eröffnete[2]).

---

[1]) Vergl. Folard's Polybius a. v. D. und Bleſſen in der Berliner Militär-Literaturzeitung 1840, S. 343—355, wo auch der gewagte Zug nach der Ukraine eine ſtrategiſche Rechtfertigung in der Annahme findet, daß Karl XII. auf eine beſſere Unterſtützung ſeiner Seitencorps rechnete. Nur hätte er ſich Pultawas früher verſichern müſſen, ehe ſein Gegner ſich von allen Seiten verſtärken konnte.

---

[1]) Es iſt ſogar erwieſen, daß der weiberfeindliche König einen geheimen Briefwechſel mit der Mutter des Sultans unterhielt. Vergl. S. 321 der für Karl's XII. Charakterſchilderung wichtigen, in der Türkei geſchriebenen Briefe des Herrn von Fabrice, des holſteiniſchen und ſchwediſchen Geſchäftsträgers, welche unter dem Titel: Zuverläſſige Geſchichte Karl's XII., in deutſcher Ueberſetzung 1759 zu Hamburg und Leipzig erſchienen ſind; und die Voyage de Mr. de la Motraye, der damals in dem Lager des Königs war und reich an Notizen über deſſen Expeditionen iſt.

[2]) Etwas offenherziger, bis zu Scherzreden, war er nur bei dem Schachſpiel, bei der Jagd und bei ſeinen tagtäglichen Spazierritten (ſeinen einzigen Vergnügungen), mehr gegen Ausländer (Fabrice, Poniatowsky, Grothuſen) als gegen Schweden, beſonders von der Adelspartei.

Gleich hinderlich ſeinen politiſchen Allianzen war die unüberwindliche Abneigung, welche Karl XII. bisher gegen alle diplomatiſche Formen und Negotiationen bewieſen hatte, wenn er gleich gewohnt war, von allen Potentaten, ſelbſt ſeinen Gegnern, mit beſcheidener Zurückhaltung und Anerkennung zu ſprechen. Als Marlborough im Namen der Alliirten ihn zu Altranſtädt beſuchte, begnügte er ſich, keinerlei Sympathie für Ludwig XIV., Schwedens einzigen Bündnißgenoſſen, zu bezeigen. Damals, als er Joſeph I. zwang, den ſchleſiſchen Proteſtanten die verletzte Religionsfreiheit zu gewähren, war ſein Anſehn ſo groß, daß der vom päpſtlichen Nuntius mit Vorwürfen überhäufte Kaiſer erklärte, er ſchätze ſich glücklich, daß der Schwedenkönig nicht auch ſeinen Uebertritt zum Lutherthum begehrt habe. Selbſt nach der Niederlage von Pultawa proteſtirte er, geſtützt auf den Weſtfäliſchen Frieden und die von den Seemächten und Preußen ertheilte Garantie ſeiner Friedensverträge, gegen das Haager Concert und die vom deutſchen Reich aufgeſtellte Neutralität, als parteiiſch, weil ſie nach dem Einfall der Dänen in Schonen nicht auch Jütland begriff (1710). Den vom Kaiſer Karl VI. mehr als ein mal berufenen Congreß in Braunſchweig verwarf er als deutſcher Reichsfürſt (als ein forum extraordinarium), indem er erſt vom Oberhaupt des Reichs eine verfaſſungsmäßige Vorentſcheidung über die Wiedererſtattung des an ihm begangenen Raubes (restitutio spolii) verlangte und, wenn irgendwo ein Friedenscongreß der betheiligten Mächte beabſichtigt würde, neben dem Kaiſer auch die Mediation von Frankreich in Anſpruch nahm. Den ihm wohlgeneigten Kaiſer vernachläſſigte er durch Nichtertheilung des ſpaniſchen Titels und durch Nichtempfängniß ſeiner deutſchen Reichslehen. Schwedens Angelegenheiten wurden in Wien nicht einmal durch einen accreditirten Geſandten vertreten. Erſt gegen Ende ſeines türkiſchen Aſyls erfuhr man, daß Karl, ſonſt immer entſchloſſen, den gordiſchen Knoten mit dem Schwerte zu zerhauen, von dem ſchwediſchen Senat über die traurige Lage des Reichs unterrichtet und von auswärtigen Agenten umlagert, ſich zu friedlichen Unterhandlungen geneigter bezeige.

Um dieſe Zeit beginnt die geheime Unterhandlung, welche Landgraf Karl mit dem Schwedenkönig noch während ſeines Aufenthalts auf dem Schloß Demürtaſch (Demotica), unweit Adrianopel, anknüpfte. Der wohlerfahrene, ſeit vierzig Jahren in Kaſſel regierende, bei allen ſeinen Nachbarn wohlangeſehene, bis zu dem Ende des ſpaniſchen Erbfolgekriegs mit einer wohlgeübten, jetzt disponibeln Truppenmacht verſehene Fürſt, in deſſen Dienſte mehre ſchwediſche Offiziere getreten waren, hatte bei aller Neutralität in den nordiſchen Kriegen ſchon mehr als einmal ſeine Freundſchaft für Karl XII. verrathen: im Jahre 1710, als man jede ſchwediſche Werbung im Reiche verbot und er auf dem Reichstag durch ſeinen Geſandten von Malsburg auf ein gleiches Verbot gegen Dänemark und Polen antrug, bei dem Utrechter Congreß, wo er die Vernachläſſigung Schwedens beklagte, und bei dem ſo lau betriebenen Braunſchweiger Congreß, wo er eine Sicherſtellung der ſchwediſchen Reichsprovinzen für billig erklärte. Politiſche Rückſichten, bei der Gefahr für die Garantie des Weſtfäliſchen Friedens ſeit der feindlichen Stellung Frankreichs, bei dem geſtörten Gleichgewicht im Norden, bei den Uebergriffen des mächtigen Zaren, gerechtes Mistrauen gegen die habſüchtige Politik Hannovers und Preußens vereinten ſich hier mit der dankbaren Erinnerung an Guſtav Adolf, mit den Intereſſen der Verwandtſchaft und mit dynaſtiſchem Ehrgeiz. Den Erbprinzen Friedrich, der ſeit dem Tode ſeiner erſten brandenburgiſchen Gemahlin (1705) kinderlos war und ſich frühzeitig um die Hand der noch einzigen Schweſter des eheloſen und weiberfeindlichen Schwedenkönigs, Ulrike Eleonore, bewarb, reizte wol die Ausſicht auf einen königlichen Thron, zur Gleichſtellung mit Hannover und den erbverbrüderten Häuſern von Brandenburg und Sachſen. Das ſchwediſche Erbfolgegeſetz (von 1604) war der weiblichen Linie günſtig, und nach den Teſtamenten des ſouverainen Königs Karl's XI. (von 1683 und 1693) ſtand feſt, daß, wenn Karl XII. ohne männliche Erben ſtürbe, deſſen Schweſtern, zuerſt Hedwig Sophie, die Gemahlin des Herzogs Friedrich's IV. von Holſtein-Gottorp, hierauf Ulrike, ihm nachfolgen ſollten. Hedwig Sophie war aber ſchon im Jahre 1708, etliche Jahre nach ihrem Gemahle, geſtorben, und ihr hinterlaſſener einziger Sohn, Karl Friedrich, der Neffe und Mündel Karl's XII., konnte nunmehr kein Repräſentationsrecht in Anſpruch nehmen. Auch war er in ſeiner Jugend, wie man glaubte, durch die Schuld ſeines Hofmeiſters Arwed Horn, des Führers der Adelspartei, welche das ſchwediſche Wahlrecht wiederherzuſtellen wünſchte, ſo ſehr verzärtelt worden, daß Karl XII. bis jetzt nicht geneigt ſchien, zu Gunſten deſſelben eine neue Dispoſition zu machen.

Der Heirathsantrag des tapfern Erbprinzen von Heſſen wurde von den in heſſiſchen Dienſt getretenen ſchwediſchen Offizieren, beſonders dem General Ranck, einem ehrlichen Dalekarlier, der deshalb nach Demotica reiſte, von der Großmutter des Königs, welche ſeit dem frühen Tode der Mutter Karl's XII. die Familienangelegenheiten leitete, und der Prinzeſſin Ulrike ſelbſt unterſtützt, deren vertraute Kammerfrau, v. Düben, eine Anverwandte und

Unterhändlerin des Generals Ranck war. Ulrike antwortete zwar nicht eher beifällig, als bis ſie der Einwilligung ihres Bruders gewiß war, ſammelte aber ſorgfältig und liebevoll alle ihr von Friedrich zugeſendeten Briefe [1]. Der König, anfangs unentſchloſſen und dieſe Heirathsangelegenheit „dem eigenen Belieben ſeiner Schweſter und dem gnädigen Willen ſeiner Großmutter anheimſtellend", ſchrieb derſelben am 12. Nov. 1713: er ſei dieſer Heirath durchaus nicht entgegen; es ſei aber nothwendig, vorher zu verabreden, „daß alle aus dieſer Ehe entſtehende Erben in der lutheriſchen Religion erzogen würden, damit diejenigen, welche ein Erbrecht an Schweden bekämen, keiner andern Religion anhingen, und der lutheriſchen Lehre keine Ungelegenheit verurſacht werde".

Am 3. Aug. 1713 erwiederte Karl XII. aus Demürtaſch der Freundſchaftsanerbietung des Landgrafen:

---

[1] Schon im Jahre 1710, im Monat Mai vor Douay, im October vor Aire machte Friedrich der damals 22jährigen Prinzeſſin (er nennt ſie princesse héréditaire de Suède) ſeine erſte Anerbietung, und wiederholte ſie 1713 aus Kaſſel, im Einverſtändniß mit ſeinem Vater, vor Abſendung des Generals Ranck nach der Türkei. Im Jahre 1714, am 12. Febr., beruft er ſich auf die ihm günſtigen Fürſchreiben des Königs und der Großmutter. Das erſte Antwortſchreiben der Prinzeſſin vom 12. Juli 1714 aus Carlsberg enthält eine Dankſagung für den Antheil, den der Erbprinz an dem Intereſſe des Königs und des königlichen Hauſes nehme, mit der Unterſchrift: votre tres-affectionée et tres-acquise Cousine; worauf er am 20. Sept. freudig ſich nach dem Augenblick ſehnt, ihr mündlich ſeine Geſinnung zu erklären und nach der bevorſtehenden Rückkunft des Königs die noch unerledigten Heirathspunkte abzuſchließen. Am 15. Dec. meldet er aus Stralſund der Prinzeſſin die ihm von Karl XII. widerfahrene äußerſt gütige Aufnahme und ſtattet zugleich ſeine Dankſagung bei der Großmutter ab, welche auch kurz vor ihrem Tode am 4. April 1715 die Hochzeitfeier leitete. Die Abſchriften aller dieſer Briefe, von Arkenholz, dem aus Schweden vertriebenen, nach Kaſſel übergeſiedelten Bibliothekar, beglaubigt, befinden ſich auf der kaſſelſchen Bibliothek (Mss. Hass. fol. 201).

„Entſchloſſen, die zwiſchen Schweden und Heſſen-Kaſſel durch andere Allianzen unterbrochene Verbindung zu erneuern und in die Fußtapfen ſeines Ahnherrn Guſtav Adolf zu treten, ſehe er mit Vergnügen, daß der Landgraf ihm ſeinen älteſten Sohn als treues und ſicheres Pfand ſeiner Freundſchaft anbiete.“ Karl XII., der einen Frieden nicht ohne Bundesgenoſſenſchaft und neue Streitkräfte verhandeln wollte, verſprach ſich von einer heſſiſchen Allianz mehr als einen Vortheil: die Vermittelung des Landgrafen bei den mit Heſſen befreundeten Mächten, die kräftige Hilfe eines ſchlagfertigen heſſiſchen Truppencorps, den ſichern Durchzug eines noch in Zweibrücken unter dem ſchwediſchen General von Leutrum zurückgelaſſenen Regiments 1) und die einſtweilige Unterordnung ſeiner bewaffneten Macht und ſeiner oft uneinigen Generale unter einen erfahrenen Feldherrn, wie der Erbprinz war. Als um dieſe Zeit der General von Liewen, abgeſandt von dem ſchwediſchen Senat, nach Demotica ſich begab, um ſich bei dem König wegen eines ohne ſeine Genehmigung berufenen Reichstags und der einſtweiligen Stellvertretung der Prinzeſſin im Reichsrath zu rechtfertigen, und ihn bei der verzweiflungsvollen Lage des Reichs dringend zur Rückkehr zu erſuchen, eröffnete ihm der König, daß er den mit ſeiner Schweſter verſprochenen Erbprinzen, als einen berühmten Feldherrn, zum Generaliſſimus ſeiner Armee, einſtweilen mit vollkommenſter Gewalt, ernennen wolle, befahl ihm, ſeinen Rückweg über Kaſſel zu nehmen, dem Landgrafen ſeine Einwilligung zur Vermählung ſeines Sohnes mit der Prinzeſſin zu überbringen und über die Anzahl der mobi-

---

1) Vergl. Leutrum's Tagebuch in Schlözer's Staats-Anzeigen. VI, 453.

len heſſiſchen Truppen ſich zu erkundigen (März 1714) [1]). Zugleich ſchrieb er dem Erbprinzen, daß er ihn, da jetzt der Friede mit Frankreich geſchloſſen ſei, nächſtens in Stralſund zu ſehen wünſche.

Am 1. Oct. 1714 unternahm Karl XII., anfangs mit langſam fahrenden türkiſchen Wagen, ſeine merkwürdige Rückreiſe aus Adrianopel durch die Walachei und Ungarn, zuerſt über Hermannſtadt und Ofen bis Wien, wo ſeine Agenten von Görz und Fabrice den Kaiſer erſuchten, den König nicht zur Ertheilung des ſpaniſchen Titels zu zwingen, der Kaiſer dagegen ſich ausbedung, daß Karl der Proteſtanten wegen nicht durch Schleſien ziehe. Unerkannt, in einem braunen Rock, mit einer ſchwarzen Perücke, einem dreieckigen Treſſenhut und einem ſchwediſchen Hauptmannspaß verſehen, von wenigen vertrauten Offizieren begleitet, die ihm in ſeinem eilfertigen Ritt kaum folgen konnten, kam er über Regensburg, Nürnberg, Bamberg, Würzburg, Heſſen-Kaſſel, Göttingen, Braunſchweig, Güſtrow bis nach Stralſund, in 14 Tagen 286 Meilen zurücklegend. Mit ihm ſein Leibroß, der Brandklepper genannt, den ſchon Karl's Vater bei jeder Feuersbrunſt in Stockholm geritten, der die Schlacht bei Pultawa, das Janitſcharengefecht bei Bender überſtanden, nachher in Stralſund gefangen und wieder ausgelöſt, nach dem Tode ſeines Herrn zu Lund in hohem Alter gramvoll geſtorben ſein ſoll [2]). Man hatte dem König gerathen, um ſich recht unkenntlich zu machen, allenthalben die beſten Gaſthäuſer zu wählen, Pantoffeln und Schlafrock anzuziehen, beträchtlich Wein zu trinken und mit den Wirthinnen zu ſcherzen. Als er in dem heſſiſchen Dorfe Werkel ohnweit Fritzlar übernachtete, ſoll ihn dennoch ein biederer Dorfgrebe erkannt und vor ſchwediſchen Intriguen gewarnt haben[1]. In Kaſſel ſelbſt, wo der Landgraf und der Erbprinz ſehnlichſt wünſchten, den König in ſeinem Fluge etwas aufzuhalten, hatten ſie den in heſſiſche Dienſte getretenen ſchwediſchen Obriſt von Kagge[2] beauftragt, auf alle durchreiſende Schweden Acht zu haben. Als Karl XII. mit dem Hauptmann von Düring in dem Gaſthofe zur Stadt Stockholm abſtieg und zu Mittag ſpeiſend anfangs nur Waſſer trank, wäre er beinahe von dem ihn ſcharf ins Auge faſſenden Kagge erkannt worden, wenn nicht der hinzugetretene Hauptmann von Düring ſich in das Geſpräch gemiſcht, den König ſehr vertraulich als Kamerad behandelt, ihm recht oft widerſprochen und dieſer, ein großes Glas Wein leerend, ſchnell davongeritten

---

[1]) Dieſe merkwürdige Unterredung, in welcher Karl XII. auch die Bereitſchaft der ſchwediſchen Flotte in Karlskrone und die Anlegung von Magazinen in Stralſund anbefahl, iſt abgedruckt in Spittler's Götting. hiſtoriſchem Magazin, II, 318, und in Lundblad's Geſchichte Karl's XII., S. 317.

[2]) Tobnit. ſagt die Inſchrift des im kaſſelſchen Muſeum, welches auch mehre alte Portraits Karl's XII. in Wachs- und Oelgemälden

---

enthält, abgebildeten Brandkleppers, wobei das Alter deſſelben im Jahre 1717 auf 30 Jahre angeſetzt wird, während er nach Lundblad, Geſchichte Karl's XII., II, 137, im Todesjahre des Königs (1718) ein Alter von 12 Jahren erreicht haben ſoll.

[1] Dieſe Sage, beſtätigt durch eine ſpätere etwas räthſelhafte Erwähnung des Erbprinzen an ſeinen Vater, ſetzt hinzu, daß der König in Werkel einen Becher zum Geſchenk hinterlaſſen habe. Es befindet ſich aber im kaſſel'ſchen Muſeum ein mit der Jahreszahl 1714 verſehener ſchwediſcher Becher mit der auf ein Geſchenk Karl's XII. hindeutenden Inſchrift: „Was zaget ihr doch, Gott und ich leben noch.“

[2] Joh. Friedr. v. Kagge, aus einem alten ſchwediſchen Geſchlecht, ſeit 1717 Oberſt und Brigadier in dem berühmten Erbprinz Friedrich-Dragoner-Regiment, der im Jahre 1750 als Generallieutenant und Commandant zu Ziegenhain ſtarb.

wäre [1]. Schon am 22. Nov. war Karl XII. unerwartet in Stralſund, der einzigen, außer Wismar, ihm noch übrig gebliebenen deutſchen Feſtung, angelangt.

Hier drängten ſich alle Vorbereitungen zu künftigen großen Ereigniſſen zuſammen. Hier erſchien Georg Heinrich, Freiherr von Schlitz, genannt v. Görz, der, ſchon früher als ſchleswig-holſteiniſcher Geheimer Rath mit den Subſidien der Landestruppen bereichert, gleich dem Miniſter einer großen Macht an allen nordiſchen Höfen unterhandelt, in Petersburg durch ſeinen nachher desavouirten Agenten (v. Baſſewitz) den jungen Herzog allzu voreilig als künftigen Thronfolger in Schweden zum Tochtermann des Zaren vorgeſchlagen hatte, aber dennoch keiner offenbaren Schuld überwieſen, während Karl's XII. Aufenthalt in der Türkei durch ſeinen Vertrauten Fabrice mit dem Könige ausgeſöhnt, jetzt das ganze Vertrauen deſſelben gewann. Ein großes diplomatiſches Genie, von welchem Karl XII. ſelbſt dem Grafen Ferſen verſicherte, daß man mit drei ſolchen Unterhändlern die ganze Welt betrügen könne, unerſchöpflich in der Kunſt, neue Finanzquellen und Credit zur Fortſetzung des Krieges zu ſchaffen [2].

---

[1] Karl XII. ſoll noch nachgerufen haben: „Adieu, mein lieber Kagge, grüßen Sie den Landgrafen“; worauf dieſem die Schuppen von den Augen fielen. Bald nachher aber erſchien der Generaladjutant von Roſen, der, von dem Hofmarſchall von Tieſenhauſen an den Hof geladen, durch Vorzeigung ſeines Reiſepaſſes und durch das Vorgeben, daß er mit ſeinen beiden vorausgerittenen Kameraden einige Aufträge des Königs zu beſorgen habe, den aufgeſtiegenen Verdacht wieder zu zerſtreuen wußte. Vgl. Nordberg's Geſchichte Karl's XII. und Lundblad a. a. O. S. 122—25.

[2] Vergl. über Görz (außer den Briefen von Fabrice) des ſchleswig-holſteiniſchen Miniſters Grafen v. Baſſewitz Memoiren (Eclaircissemens sur plusieurs faits arrivés sous le Règne de Pierre le Grand) in Büſching's Magazin, IX., gleich wichtig für die ſchwediſche und ruſſiſche Geſchichte, wenngleich der von Görz ſeit ſeiner mislungenen Intrigue in Petersburg verfolgte, ihm in großartiger

Hier erſchien auch der heſſiſche Reichstagsgeſandte Kurt Hilmar von Malsburg, vom Landgrafen beauftragt, mit des Königs Bevollmächtigten, Grafen von Welling, zwei Verträge zu entwerfen: die Ehepacten des Erbprinzen mit Ulrike Eleonore, „Kron- und Erbprinzeſſin von Schweden" (welcher der König 50,000 Thaler als Heirathsgut, der Landgraf ebenſo viel als Gegenvermächtniß und die Herrſchaft Schmalkalden zur Verſicherung der ganzen Summe als Leibgedinge und Witthum ausſetzte), und den Kriegsſubſidienvertrag, wonach der Landgraf, ohne Einmiſchung in den nordiſchen Krieg und ohne Feindſeligkeit gegen Kaiſer und Reich, dem König vorerſt ein unzertrennliches heſſiſches Truppencorps von 6000 Mann, jedoch unter heſſiſcher Juſtizverwaltung und Officiersanſtellung, und mit der Bedingung bereitſtellte, dieſes im Nothfall auf 13,000 Mann zu verſtärkende Hilfs-

---

Verſchwendung und Kabalen ähnliche Baſſewitz nicht ganz unparteiiſch erſcheint. Ferner den wohlunterrichteten, wenngleich dem Hauſe Heſſen wenig geneigten Schweden in Schlözer's Briefwechſel, I, 148 (wo es heißt: Görz ward Schwedens Ruin, nachdem der König ſelbſt ſchon mehr als zuviel zu deſſen Unglück gethan hatte), Schloſſer's Geſchichte des achtzehnten Jahrhunderts, I, 177, Lundblad's Geſchichte Karl's XII., wo man auch Band II, 128 die Görz am meiſten zur Laſt fallende frühere grauſame Verfolgung des ehrlichen holſteiniſchen Miniſters Wedderkop erzählt findet, und v. Kobbe, Geſchichte von Schleswig-Holſtein (1824), wo die gewiſſenloſe Haushaltung Görzens in Schleswig-Holſtein aufgedeckt und auch erzählt wird, daß er ein ſehr verwegener, wahrſcheinlich falſcher Spieler war. Der Umſchlag der öffentlichen Meinung nach der grauſamen Hinrichtung des Baron v. Görz hat die im Jahre 1776 gedruckte Rettung der Ehre und Unſchuld deſſelben hervorgebracht. Ihr Verfaſſer iſt J. J. Moſer, damals als württembergiſcher Landſchaftsvertreter erbittert gegen die indolente ſchwediſche Reichstagsgeſandtſchaft, und erſucht von der hinterlaſſenen Tochter des Freiherrn, Gemahlin des heſſen-kaſſel'ſchen Miniſters von Eyben, welche ihm auch die unter andern für des Landgrafen Karl Negotiationsgeſchichte intereſſanten angehängten Briefe mitgetheilt hat.

corps bei einer Gefahr des Heſſenlandes alsbald zurückziehen zu können. Ihm folgte der Landgraf ſelbſt, zur Ratification beider Verträge [1]) und zur Uebernahme der erſten wichtigen Friedensnegotiationen.

Der Erbprinz, vom Könige aufs freundlichſte aufgenommen [2]), begab ſich alsbald, in Begleitung des jungen Herzogs von Holſtein, des General Ranck und ſeiner Adjutanten (v. Verſchuer und v. Kutzleben), über Blekingen nach Stockholm. Hier feierlich empfangen, wurde er am 4. April 1715 mit Ulrike, in Gegenwart ihrer 80jährigen Großmutter, durch den Erzbiſchof von Upſala getraut.

---

[1]) Die Eheacten wurden im März 1715 vollzogen, wobei der König der Prinzeſſin, ſtatt der Paraphernalien, eine Capitalzinſe von 10,000 Thalern, der Landgraf eine Morgengabe von 5000, einen jährlichen Handpfennig von 1000 Thalern hinzuſetzte und im Namen ſeines Sohnes den Unterhalt ihres Hofgeſindes, der Cavaliere, Hofjunker und anderer Diener übernahm. Die militäriſche Convention, zu Stralſund abgeſchloſſen, iſt vom 20./31. Januar 1715 (1717 zu Lund am 14. Oct., 1718 zu Kaſſel am 8. April erneuert). Der König, der gleich anfangs 10,000 Mann haben wollte, meldet dem Erbprinzen im Januar in einem Briefe (der mit den Worten anfängt: La présence de Mons. votre Pere me donne bien de satisfaction; nous nous donnons celle de régler provisionnellement votre contrât de mariage), daß das ihm zugeſagte Corps aus drei Reiterregimentern, v. Spiegel, v. Boyneburg und v. Diemar, aus zwei Dragonerregimentern, Erbprinz und Auerochs, und aus acht Infanterieregimentern, Erbprinz, Prinz Wilhelm, Prinz Max, Kettler, Ranck, Nabding, Dönhof und Exterd, beſtände. Der Unterhalt dieſer ſeit Mai 1713 ſchon bereitgeſtellten Truppen, nach dem Garniſonstractement 193,830, nach dem Feldtractement 701,100 Thaler bis dahin betragend, ſollte von Schweden nur zur Hälfte übernommen, die nachherigen Reſten, anfangs monatlich 10,000 (nach einer ſpätern Reduction 10,000) Thaler, von franzöſiſchen Subſidien beſtritten werden, welche Frankreich ſtatt der jetzt nicht zu leiſtenden Garantie des Weſtfäliſchen Friedens verſprach, ſodaß dieſe Garantie gewiſſermaßen jetzt ſtellvertretungsweiſe durch Heſſen-Kaſſel erſetzt wurde.

[2]) Der König, der im December 1714 aus Stralſund den Landgrafen dorthin einlud und um eine Vermittelung bei dem König von Preußen erſuchte, drückt dabei ſeine Freude über die Verbindung mit ſeinem tapfern und liebenswürdigen Sohn aus. Und im Dec. 1714 ſchreibt der Erbprinz aus Stralſund an den berühmten Grafen Joh. Mathias von Schulenburg (der früher am Oberrhein unter Landgraf Karl's Oberleitung mit ſeinem ſächſiſchen Corps geſtanden, den der Landgraf gern zur Unterſtützung Friedrich's gewonnen hätte (ſiehe deſſen Denkwürdigkeiten, Leipzig 1834, I, 296), der auch ſelbſt

Friedrich, erfreut über die Einfachheit und über die liebenswürdigen Geiſtes- und Gemüthseigenſchaften ſeiner mit körperlichen Reizen weniger ausgeſtatteten Gemahlin 1), meldete ſeinen auswärtigen Freunden in zahl-

---

eine intereſſante Beſchreibung von den Sitten Karl's XII. hinterlaſſen hat (II, 203)]: J'ai eu le bonheur de trouver Sa Majesté en bonne et parfaite santé, à laquelle le grand et pénible voyage n'a pas fait le moindre tort. Je ne saurais vous dire après cela, Monsieur, combien ce Prince est gracieux et quoique ses bonnes qualités soient surprenantes de tout temps, c'est pourtant ses bontés extraordinaires qui y donnent le plus grand relief. Hierzu fügt er den Wunſch, daß Georg I., den Schulenburg damals von Hannover nach England begleitet hatte, ihn zu einer Friedensverhandlung an Karl XII. abſchicken möge (was aber, da Schulenburg in venetianiſche Dienſte überging, unterblieb). Ebenſo ſchreibt er an ſeinen Bruder Wilhelm (nachher Statthalter des Königs Friedrich von Heſſen): Der König ſei ihm eine halbe Stunde entgegengeritten: et depuis il continue de me faire tous les jours mille honnêtetés, de sorte que je me flatte, de me faire une entière acquisition de son amitié etc.

1) Schon am 22. Febr. 1715 ſchreibt er aus Stockholm ſeinem Bruder Wilhelm von der Prinzeſſin Ulrike (welche, in Geſtalt und Sitten ihrem Bruder ähnlich, an ihren Kleidern nie Gold oder Silber trug): Laquelle peut passer pour une des plus accomplies et plus aimables du monde principalement par rapport à un fond d'esprit et de vertu (ſie war nämlich, mit Ausnahme ihrer Hände und Arme, keineswegs von körperlicher Schönheit) et des manières tout à fait polies et charmantes, de sorte que je me promet toute la satisfaction imaginable de son alliance. Im Juni, nach der Hochzeit, an denſelben (unter der Bemerkung, daß ſeine Briefe, wenn er ſie nicht durch einen beſondern Courier abſende, par les mains des Curieuses gingen und er über die dortige Lage nichts Näheres mittheilen könne): La princesse découvre de jour en jour plus de mérite et des belles qualités. Au reste l'Etat de ce pauvre pays me touche le coeur et interrompt quelquefois la douceur de l'hymen.

reichen noch vorhandenen Briefen das ihm zu Theil gewordene, nur allzuſehr durch die bedrängte Lage des Reichs getrübte Glück [1]). Denn während der König, in Stralſund eingeſchloſſen, ſeinen verzweiflungsvollen Kampf gegen die vereinte Land- und Seemacht der nordiſchen Alliirten begann und ſeinem Schwager einen ſchriftlichen Glückwunſch zur Hochzeit zuſandte[1], trug er ihm zugleich die Vertheidigung der ſchwediſchen Kü-

---

[1]) Die zahlreichen, ſich zunächſt auf Friedrich's Vermählung beziehenden, aber auch politiſche Anſpielungen enthaltenden Briefe des Erbprinzen vom Anfang des Jahres 1715 ſind an folgende namhafte Perſonen gerichtet, unter denen ſich faſt alle die europäiſchen Generale befinden, welche er im ſpaniſchen Succeſſionskrieg kennen gelernt hatte: 1) an den Gouverneur von Bickingen, Baner, der ihn bei der Durchreiſe prächtig bewirthet hatte; an den Kanzler v. Müllern, der nach Bender's Gefangenſchaft des Königs Kanzleidirector und dem Erbprinzen ſehr günſtig war; an den Geheimen Secretär des Königs, Feif; an den Herrn v. Palmquiſt, ſchwediſchen Geſandten im Haag; an den Herrn v. Sparre, Karl's XII. Geſandten in Paris, dem er zu ſeiner glücklichen Subſidienverhandlung Glück wünſcht, aber ſchon im Juni aus Kaſſel hinzuſetzt: Les injustes démarches de l'intraitable Cour de Prusse se doivent décrier devant tout le monde; und an den General Poniatowsky, den er im Mai um Nachricht über das Befinden Karl's XII. erſucht, mit dem Zuſatz: Je suis prêt de le suivre où il lui plaira de m'appeller, n'ayant d'autre application que de satisfaire à ses volontés. 2) An den Herrn v. Münnich, heſſenkaſſelſchen Oberſt des Kettlerſchen Regiments und Erbauer des Canals von Karlshafen, der bald nachher in ſächſiſch-polniſche und von da, durch den ränkevollen Grafen Flemming gekränkt, nachdem er noch 1718 ſich zu Karl XII. wenden wollte, in die Dienſte Rußlands überging, wo er ſeine welthiſtoriſche Rolle bis zur Zeit der großen Katharina ſpielte (Büſching's Magazin, III), und an den General von Bonneburg, ſeinen frühern Generaladjutanten. Ferner an ſeine Schweſter, die verwittwete Prinzeſſin von Oranien, welcher er den jetzt an Karl XII. abgeſchickten Brigadier v. Verſchuer zurückzuſenden verſpricht; an den Grafen Friedrich Karl von Waldeck, der ſich damals dem heſſiſchen Hauſe ſehr ergeben bezeigte, und an den Prinzen Caſimir von Heſſen-Homburg, Oberſten des ſchwediſchen Garderegiments und treuen Gehilfen Karl's XII. 3) An die Generalſtaaten, die er dankbar um ſeinen Abſchied aus den Dienſten der Republik erſucht; an den Großpenſionär Heinſius, an den dortigen General Grafen Tilly, an die Bürgermeiſter von Amſterdam, Rotterdam und Herzogenbuſch, unter denen er den erſten, Herrn van Haſſelair, zur Hochzeit, zur Jagd mit Bären, Wölfen und Elennthieren einladet, aber auch um einen Wechſel von 30,000 Thalern erſucht. 4) Nach Wien an den Prinzen Eugen von Savoyen, den er um den Beiſtand des Kaiſers bittet; an den Vicekanzler Freiherrn von Schönborn,

---

an den Grafen v. Seckendorf, den Grafen della Porte und an den Grafen v. Bonneval, kaiſerl. Generallieutenant, ſpäterhin Paſcha von zwei Roßſchweifen. 5) Nach Berlin weder an den Fürſten von Anhalt, der feindlich vor Stralſund ſtand, noch an den verhaßten General v. Grumbkow, wol aber an den Grafen v. Wartensleben, kön. preuß. Feldmarſchall, der nämlich ſeine glänzende Laufbahn in heſſen-kaſſelichem Kriegsdienſt begonnen hatte.

[1] Schon im März ſchrieb der König an Friedrich: Sehr erfreut darüber, daß ihn die Königin-Witwe und ſeine Schweſter ſo wohl aufgenommen, hoffe er bald die Vollziehung ſeiner Heirath zu hören, müſſe jedoch, da er Stralſund nicht verlaſſen dürfe, auf das Vergnügen verzichten, de voir de mes yeux unie une soeur chérie à un Prince si estimable. Im April, wo er ihn zuerſt als beaufrère titulirt, ſtattet er ihm, nach dem durch den Brigadier Verſchuer erhaltenen Bericht über die Hochzeitsfeier, ſeine förmliche Gratulation „als ſein wahrer Freund“ ab, mit dem Zuſatz, er wünſche, ſeinen Aufenthalt in Schweden, wenn er einwillige, ſo zu benutzen, wie die Beilage zeige, und übertrage ihm als einen bewährten Krieger das Obercommando daſelbſt. Ein ſchwediſcher Hiſtoriker (Lundblad, II, 331) erzählt, daß Karl XII. am Vermählungstage des Erbprinzen zu Stralſund düſter und in ſich gekehrt in die Worte ausgebrochen ſei: „Jetzt tanzt ſich meine Schweſter die Krone vom Haupte.“ Aber ſehr problematiſch iſt die daraus gezogene Folgerung, daß er damals die früher gegebene Einwilligung bereut habe. Auch die Angabe des Herrn v. Baſſewitz (Büſching's Magazin, IX, 313), daß der König jetzt auf den Unterhändler der Heirath, General v. Ranck, ſeine Ungnade geworfen und ihn gewiſſermaßen verbannt habe, widerſpricht allen gleich folgenden Miſſionen des ehrlichen Dalekarliers zwiſchen dem König und dem Landgrafen. Dagegen erwähnt der Verfaſſer des Lebens und der Thaten Friedrich's I. (S. 115) einer Sage, daß Karl XII., niemalen recht zufrieden mit ſeiner Großmutter, ſich vorgenommen habe, nicht wieder nach Schweden zu kommen, bis ſie todt ſei (ſie ſtarb ſchon am 11. Nov. 1715), und auffallend iſt es immer, daß er erſt im Jahre 1716, nach 16jähriger Abweſenheit, ſeine Schweſter zu Wadſtena ſah. Eine ihm von ihr geſchenkte Perücke und Kapuze ließ er wol aus Geſundheitsrückſichten unbenutzt.

ſten gegen die Ruſſen auf[1]). Friedrich vollführte dies als nunmehriger Oberbefehlshaber, trotz des empfindlichſten Mangels an Geld, Munition und Mannſchaft. Im folgenden Jahre muſterte er die in Schonen zum Angriff auf Seeland beſtimmten Regimenter und unterſtützte den König mit ſeinem Hilfscorps in dem blutigen norwegiſchen Felſenkrieg, wo er, unweit Chriſtiania, an der Seite des Königs am rechten Bein gefährlich verwundet, zu ſeiner Heilung ſich eine Zeit lang zu den Geſundbrunnen von Medewi in Oſtgothland begab[2]) und von da wieder nach Schonen eilte, um die projectirte Landung der Dänen und Ruſſen zu verhindern. Seine Ehe blieb kinderlos, zur großen Betrübniß des Landgrafen Karl[3]); denn der Erbprinz, dem Könige und ſeinem neuen Vaterlande aufrichtig ergeben, und entſchloſſen, ſich die Liebe der gegen Ausländer ſtets mistrauiſchen ſchwediſchen Nation zu erwerben, ſodaß er gleich anfangs den ihm als Oberbefehlshaber gebührenden Sold ablehnte[1]), von Niemandem gefürchtet noch gehaßt, ſtand ſchon damals, ohne es zu ahnen, zwiſchen zwei gefährlichen Parteien. Die eine wurde von Görz, die andere von Arwed Horn geleitet. Görz, der früher dem König die Erhebung des Erbprinzen von Heſſen zum ſchwediſchen Oberbefehlshaber, in einer an Unzufriedenheit ſo reichen Zeit, widerrathen hatte[2]), hierauf, als er des Königs Standhaftigkeit, die Zuneigung Ulrikens zu ihrem Gemahl und die Argloſigkeit deſſelben erkannte, ſich ihm ſcheinbar zuwandte, der ſelbſt, wie Baſſewitz erzählt, die Zuertheilung einer beſondern Leibwache für ihn auswirkte, um den jungen Herzog von Holſtein und deſſen Vertrauten, Baſſewitz, in Furcht und Abhängigkeit zu erhalten, hatte ſein ruſſiſch-holſteiniſches Heiraths- und Succeſſionsproject noch keineswegs aufgegeben. Arwed Horn, der frühere Jugendgenoſſe des

---

[1]) Hierüber gibt Friedrich dem Grafen von Schulenburg nähere Nachricht: Le Roi de Suède m'a fait l'honneur de me confier le commandement de ses troupes qui sont destinés pour s'opposer aux insultes des Russes, und wünſcht einen General, wie er, an ſeiner Seite zu haben. Bald nachher, im Juli 1716, dankt ihm der König für ſeine glücklichen Defenſionsanſtalten, und ſchreibt ihm: gegen ihn ſelbſt ſei jetzt die däniſch-preußiſche Ligue im vollen Anzug, er hoffe aber noch das beſte.

[2]) Am 3. Juni 1716 condolirt der König ſelbſt aus Torpum, unweit Friedrichshald, dem Landgrafen wegen der ſtarken Verwundung ſeines Sohnes. Die Kugel, welche in der Hüfte ſitzen blieb, mußte nämlich herausgeſchnitten werden. Friedrich, ſo erzählte er hernach ſelbſt, ſchlug bei jedem Schnitt dem Wundarzt ins Geſicht, und weil dieſer auf ſolche Art nicht arbeiten, der Patient aber dieſe mechaniſche Bewegung nicht unterlaſſen konnte, ſo ward ein Grenadier geholt, welcher ſich für etliche Ducaten ſo lange ſchlagen ließ, bis die Operation vorbei war. (Neue Miſcellaneen a. a. O.)

[3]) Bereits am 9. Nov. 1715 ſchreibt Friedrich ſeinem Vater aus Stockholm, daß es mit dem geſegneten Zuſtand ſeiner Gemahlin (welche damals 27 Jahr alt war) nicht glücken wolle, worauf Landgraf Karl, wiewol bedauernd, ſeine Hoffnung ausdrückt, daß der Allmächtige Ihre Hoheit bald wieder mit neuem Segen überſchütten wolle. Der Oberſt v. Degenfeld, natürlicher Sohn des Pfalzgrafen Karl Ludwig, habe ihm die gefährlichen Intriguen zu Stockholm ge-

---

meldet; er werde aber zu ſeinem und der Prinzeſſin Beſten gehörige Vorkehrungen treffen. „Gott erhalte nur zu unſer Aller Troſt den lieben König, ſo wird alles wohl gehen.“

[1]) Der Landgraf, der ſich die häufig auf ihn gezogenen Wechſel ſeines allzu freigebigen Sohnes allmälig verbittet, gibt ihm im Jahre 1717 den Rath, nachdem die franzöſiſchen Subſidien flüſſig geworden, die ſchwediſche Gage nicht länger zu verſchmähen.

[2]) Vergl. Lundblad, II, 156, den Anonymus in Schlözer's Briefwechſel, I, 150 und Baſſewitz a. a. O. S. 313. Lundblad, der den anderwärts ſo ſchwarz als heimtückiſch, grauſam und habſüchtig geſchilderten Baron hier als klugen Staatsmann bezeichnet, ſetzt ſogar als Programm ſeiner ſpätern ultra-patriotiſchen Anſchuldigungen hinzu: „Die Folgen dieſer Ernennung liegen dunkel über den künftigen Begebenheiten ausgebreitet, weiſen aber mit deutlichem Fingerzeig auf des Königs blutigen Leichnam!“

Königs, der ſich einſt ſelbſt um die Hand Ulrikens beworben hatte, blieb der geheime Führer jener furchtbaren, zugleich die Autokratie und die Erbrechte bedrohenden Adelspartei. Karl XII. durchſchauete ihn. Als er ihn nach dem Abzug von Stralſund zuerſt zu Yſtädt auf ſchwediſchem Boden empfing, rief er ihm die bedeutungsvollen Worte zu: „Ihr ſeid um einen Kopf länger geworden, ſeit ich Euch zuletzt in Polen ſah!“

Ehe Landgraf Karl der Einladung des Königs nach Stralſund folgte, hatte er ſich ſchon mit ſeinen nächſten Freunden, den Herzogen von Gotha, Wolfenbüttel und Württemberg, dem Markgrafen von Anſpach, dem Kurfürſten von Mainz und ſeinem Vetter, Ernſt Ludwig von Heſſen-Darmſtadt, welcher zur großen Freude Karl's XII. zwei Regimenter für das heſſiſche Hilfscorps verſprach, in Verbindung geſetzt. Als hierauf die Kurfürſten von Hannover und Brandenburg, unter dem 27. Nov. 1714, als Directoren des niederſächſiſchen Kreiſes dem Landgrafen Karl ein förmliches Warnungsſchreiben zuſandten, antwortete er ihnen, daß er, in den nordiſchen Händeln neutral, ſich nur ſeines Rechtes als Reichsfürſt bediene. Er beherbergte auch die aus der Türkei nachfolgenden Soldaten und Matroſen Karl's XII. und das aus Zweibrücken vorrückende Regiment des ſchwediſchen Generals von Leutrum, welches hierauf, weil ihm der Kurfürſt von Hannover den Durchzug verſperrte, nach vorläufiger Auflöſung, vereinzelt ſo glücklich zu ſeinem Sammelplatz in Stralſund gelangte, daß nur etliche funfzig Mann fehlten[1]. Mit dem Kurfürſten von Sachſen, Auguſt von Polen, hatte Landgraf Karl ſchon früher, im Jahre 1714, eine Zuſammenkunft zu Leipzig gehalten, in der Hoffnung, ihn mit Karl XII. und Stanislaus auszuſöhnen und zugleich von der gefährlichen ruſſiſchen Verbindung abzuziehen. Sein Vorſchlag war: ewige Amneſtie und gegenſeitige Hilfe zwiſchen Schweden und Polen, Anerkennung Auguſt's als rechtmäßiger König von Polen, wogegen derſelbe die Rückgabe von Liefland an Schweden bewirken ſollte, Verzicht des Stanislaus auf die Krone von Polen, ſolange Auguſt lebe, und Herausgabe der Original-Abdicationsurkunde, wogegen man Stanislaus den königlichen Titel, die ihm von der Republik angewieſenen Güter, einen anſehnlichen Gehalt und die Wiedereinſetzung ſeiner frühern Anhänger gewähren ſollte. Aber während dieſer zwiſchen Poniatowsky und Flemming fortgeführten Unterhandlung entdeckte man bald, daß es dem luſtgierigen und argliſtigen Auguſt, der ſchon im Jahre 1708, unter dem Vorwand des Misbrauchs ſeiner Vollmachten, ſeine eigene Abdicationsurkunde für nichtig erklärt hatte, nur darum zu thun war, Zeit zum Verderben Karl's XII. zu gewinnen. Stanislaus, auf des Kaiſers und Frankreichs Vermittelung vertröſtet, ſeit auch das ſpäterhin zwiſchen Karl XII. und Peter projectirte Bündniß ihn nicht retten konnte, hilflos bis zur bitterſten Armuth, und ſelbſt in ſeinem Aſyl zu Zweibrücken nicht ſicher, wandte ſich ſpäterhin noch mehr als einmal an Landgraf Karl, der ihn ſolange mit Geld unterſtützte, bis ihm die Verheirathung ſeiner Tochter mit Ludwig XV. und das Herzogthum

---

[1] Der ſchwediſche Statthalter in Zweibrücken ſchreibt am 3. Oct. 1714 an Landgraf Karl: Je conjure Votre Altesse Seren. d'en agir à notre égard, comme elle est accoutumée de le faire, c'est à dire

---

conformement à son grand coeur, et au zèle inébranlable, qui l'anime à tout ce qui peut faire plaisir au Roi. Vergl. hierauf Leutrum's Bericht in Schlözer's Staatsanzeigen, VI, 154.

Lothringen ein beſſeres Loos bereitete [1]). Alles kam nun auf Friedrich Wilhelm von Preußen an, in deſſen Händen es damals lag, Schweden und Holſtein-Gottorp zu retten, Dänemark in ſeine Schranken zurückzuweiſen und Norddeutſchland vor der Einmiſchung des Zaren zu ſchützen. Sein Vorgänger, Friedrich I., hatte nicht nur den Vertrag zu Travendahl gewährleiſtet und Stanislaus anerkannt, ſondern auch wiederholt, im Jahre 1703 und 1707 (durch den ewigen Vertrag zu Berlin), ſich mit Karl XII. zur gegenſeitigen Garantie ihrer Staaten, zu einer namhaften Kriegshilfe und zum Schutz der Proteſtanten in Schleſien, Polen, Ungarn und der Pfalz verbunden, zuletzt noch im Jahre 1712 mit Heſſen-Kaſſel und Wolfenbüttel wegen einer bewaffneten Neutralität der ſchwediſch-deutſchen Provinzen unterhandelt. Friedrich Wilhelm war der erſte, den Karl XII., kurz vor ſeiner Abreiſe aus der Türkei, um tractatenmäßige Unterſtützung und Beſchützung Pommerns bat. Als aber die Ruſſen und Sachſen Stettin, den Schlüſſel zu Vorpommern, mit überlegener Macht angriffen, und der von Holſtein-Gottorp und Preußen, als neutralen Mächten, zur Erhaltung Stettins, auch Wismars, Stralſunds und der Inſel Rügen zu Berlin geſchloſſene erſte Sequeſtrationsvertrag (Juni 1713) ſich an dem Eigenſinn des Befehlshabers von Stettin (v. Meyerfeld), trotz der von Karl XII. ſeinem Generalſtatthalter (Grafen v. Welling) gegebenen Vollmacht, zerſtieß, war es ſchon äußerſt gefährlich, daß Friedrich Wilhelm ſich bald nachher zu Schwedt (Octbr. 1713) mit Polen und Rußland, den offenen Feinden Karls XII., in jenen zweiten verhängnißvollen Sequeſtrationsvertrag einließ, der ihm nicht nur Stettin und ganz Vorpommern, von der Oder bis an die Peene, einräumte, ſondern ihm auch die Verpflichtung auferlegte, Karl XII. gegen Sachſen, Polen und Rußland die Hände zu binden. Denn bald nachher ſchloß er, den Eroberungsgelüſten nicht länger widerſtehend, mit dem Zaren einen geheimen Vertrag, der ihm ganz Vorpommern, Rußland aber Ingermanland, Carelien und Eſthland garantirte (Juni 1714), und bemeiſterte ſich, unter dem Vorwand eines den nordiſchen Alliirten für ihre Belagerungskoſten geleiſteten Vorſchuſſes von 400,000 Thalern, ausſchließlich und mit eigenen allmälig verſtärkten Truppen, der Feſtung Stettin. Auf dieſen Vorwand fußte Landgraf Karl, als er, zugleich vom König von Schweden und von Friedrich Wilhelm erſucht, die Negotiation mit Preußen übernahm. Unter Vorausſendung ſeines Sohnes Georg, der damals in preußiſchem Kriegsdienſt ſtand, und begleitet von zwei Oberſten (v. Schlieben und v. Rochow), begab er ſich im Januar 1715 von Stralſund nach Oranienburg, unweit Potsdam. Hier bot er dem Könige ſeine Bürgſchaft und die baare Zahlung von 400,000 Thalern, wenn er, von der eigenmächtigen pommerſchen Sequeſtration abſtehend, die Feſtung Stettin ihrem rechtmäßigen Herrn wieder einräume und die Beſatzung bis zum Frieden ganz neutralen heſſenkaſſelſchen und holſteiniſchen Truppen überlaſſe. Zugleich verſprach er im Namen Karl's XII., falls man demſelben gleiche Sicherheit gewähre, daß keinerlei Angriff von Schwediſch-Pommern aus, weder durch preußiſches noch hannöverſches Gebiet, gegen Auguſt von Sachſen unter-

---

[1]) Archivaliſche Nachrichten, die Reconciliation zwiſchen Karl, Auguſt und Stanislaus betreffend, von 1714 und 1715; Correſpondenz Landgraf Karl's mit Poniatowsky und Flemming, wobei ſich Landgraf Karl ſeines Hofmarſchalls v. Lüderitz bediente; und ſpätere Briefe und Wechſel des Stanislaus. Ueber Auguſt's Charakter vergl. Stenzel, Geſchichte von Preußen, III, 98, 99.

nommen werden ſolle. Dieſes billige Anerbieten w
verworfen. Friedrich Wilhelm, im geheimen Einverſtä
niß mit den dort anweſenden ruſſiſchen und polniſc
Miniſtern, erklärte, daß weder Karl XII. noch der La
graf als deſſen Verwandter eine hinreichende Sicher
gewährten. Er lehnte auch die Vermittelung des
Bürgſchaft des Landgrafen empfehlenden und übern
menden franzöſiſchen Bevollmächtigten ab, und verb
dete ſich, zu derſelben Zeit, wo der Landgraf unwi
aus Oranienburg abreiſete, mit den noch übrigen G
nern Schwedens, Sachſen, Dänemark und Hanno
(Februar 1715).

Als hierauf der aufs Aeußerſte gereizte Karl X
einige ungebetene preußiſche Gäſte, von Stralſund h
aus der in der Sequeſtrationslinie nicht begriffenen St
Wolgaſt herausſchlug (April 1715), ſchickte ihm Fri
rich Wilhelm einen ſeiner Generale (v. Borck) gleich
nem zweiten Popilius zu und verlangte von ihm ei
Friedens- und Sicherheitserklärung nicht nur für Sa
ſen, ſondern auch für Polen und eine Räumung binn
24 Stunden. Er erſuchte ſogar Heſſen-Kaſſel, kr
früherer Allianzen, um Theilnahme an dieſem allgem
nen Kreuzzug (19. Mai), worauf ihm Landgraf K
erwiederte, daß er ungeachtet der ſchwediſchen Heira
ſeines Sohnes mit den nordiſchen Alliirten keinerlei V
pflichtung übernommen habe [1]). Damals ging durch ga

---

[1]) Vergl. überhaupt Stenzel, III, 217 ff., wo aber bei aller hiſ
riſchen Genauigkeit die verderbliche egoiſtiſche Politik des damalig
preußiſchen Cabinets nicht genug hervorgehoben wird. Denn mit Re
ruft Heeren (Europas Staatenſyſteme, S. 375) hier aus: „Wo
konnte die höchſt zweideutige Rolle Preußens bei einem Fürſt
wie Karl XII., anders als zum Kriege führen!“ Unrichtig iſt a
die im preußiſchen Manifeſt vom Auguſt 1715 (bei Dumont) e

Deutſchland das Gerücht, daß die Schweden, von den Franzoſen unterſtützt, eine bedeutende Truppenmacht am Rhein ſammelten, mit denen ſich Landgraf Karl vereinigen wolle, um durch Weſtfalen oder Niederſachſen bis nach Oldenburg oder Bremen Karl XII. zur Hilfe zu kommen[1]). Allerdings hegte Landgraf Karl noch im Juli 1715, wie er dem ſchwediſchen Geſchäftsträger Stiernhöck zu Wien ſchrieb, die Hoffnung, daß ſich zur Handhabung des Weſtfäliſchen Friedens und zur Rettung aller deutſchen Provinzen Karl's XII., unter kaiſerlicher Autorität und franzöſiſcher Vermittelung, wozu ſich auch Ludwig's XIV. Geſandter zu Wien, Comte de Luc, bereit erklärte, ein anſehnlicher Verein mächtiger und bewaffneter Reichsfürſten zuſammenbringen laſſe, deren Heer, auf franzöſiſche und ſchwediſche Koſten unterhalten, ſich

---

haltene Behauptung, Landgraf Karl habe im Namen Karl's XII. die (undiplomatiſche) Erklärung abgegeben, daß, wenn derſelbe auch anfangs Sachſen in Ruhe laſſen wolle, er doch freie Hand gegen Polen ſich vorbehalte. Mit welchen Augen Landgraf Karl und deſſen Sohn Preußens Benehmen betrachteten, geht aus allen ihren damaligen Correſpondenzen hervor (vergl. Anmerk. S. 228), wo der Erbprinz ſchreibt: Les injustes démarches de la cour de Prusse le doivent décrier devant tout le monde. Das oben erwähnte Schreiben Friedrich Wilhelm's an Landgraf Karl (zu derſelben Zeit, wo Preußen und Hannover, voll Invectiven gegen Karl XII., alle ihre Mitſtände aufforderten, ſich gegen ihn zu ſetzen, 2. Mai) rühmt, wie alles, was Preußen mit Stettin und Vorpommern vorgenommen, Schweden zum Nutzen gereiche, und ſetzt dem Geſuch um Beiſtand die faſt drohenden Worte hinzu: „Wenn Sie uns in Entſtehung deſſelben nicht von aller Verbindlichkeit degagiren wollen.“

[1]) Vergl. das merkwürdige Schreiben Leibnizens an den Grafen von Bonneval vom Mai 1715 (in Feder's Commercium epistolare Leibnitii, S. 442), worin der große Staatsmann es auch beklagt, daß Karl XII. ſich nicht den Congreß von Braunſchweig unter kaiſerlicher Autorität beſſer habe gefallen laſſen, um ſeine deutſchen Beſitzungen zu behaupten, und daß er nicht mittelſt geſchickter Negotiationen ſich in den Stand geſetzt habe, ſeine Waffen ausſchließlich gegen den Zaren zu kehren.

an den Grenzen Schwedens aufſtellen und nach und n
verſtärken müſſe. Dieſer Plan, übereinſtimmend mit
ner früher (1712) zu Braunſchweig vorgeſchlagenen N
tralitätsarmee, an deren Spitze Prinz Eugen treten ſo
erhielt auf dem Reichstag zu Regensburg die Zuſ
mung Heſſen-Darmſtadts, Wolfenbüttels und des ſächſ
erneſtiniſchen Hauſes. Zu demſelben Zweck wandte
auch Landgraf Karl an den wiedereingeſetzten Kur
ſten von Baiern, deſſen Bevollmächtigter im Haag
dortigen heſſiſchen Geſandten, Joh. Reinhard von D
wig, ſeine Bereitwilligkeit zur Stillung der nordiſ
Unruhen angezeigt hatte. Er erklärte ihm die verd
lichen Folgen der alles Völkerrecht und alles Gleic
wicht vernichtenden nordiſchen Ligue, welche Preußen
Hälfte von Schwediſch-Pommern, Dänemark den ew
Beſitz von Schleswig, Hannover, Bremen und Ve
verſchaffen ſollte, und bat ihn insbeſondere, dem K
vorzuſtellen, daß England durch Bremen und Ve
nur einen ſichern Transport bis nach Hannover, ei
feſten Fuß in Deutſchland, eine ausgedehnte Macht
Waſſer und Land und eine beſtändige Gelegenheit
reichsgefährlichen Bündniſſen bezwecke [1].

---

[1] Archivaliſche, bisher unbekannte Nachrichten und Briefe L
graf Karl's an Stiernbeck vom Juli 1715 und ausführliche
ſtruction deſſelben an den nach München geſandten heſſiſchen Hof
ſchall v. Lüderitz (Kaſſel am 13. Novbr.). Das angehängte Pr
einer reichsfürſtlichen Armee von 27,000 Mann ſtellt folgende
tingente auf: Für Heſſen-Kaſſel 6000 Mann, für Heſſen-Darm
1000, für Kurbaiern 5000, für Württemberg 2000, Anſpach 1
Wolfenbüttel 2000, für die drei geiſtlichen Kurfürſten (unter d
der Primas von Mainz ſich ſelbſt deshalb nach Kaſſel begab) 5
Fulda 1000, Münſter 2000, Schweden, d. h. Zweibrücken 2000
Hierzu ſollte der Kaiſer ſein ſchleſiſches Truppencorps von 10
Mann ſtoßen laſſen.

Aber unterdeſſen hatten Dänemark und Hannover ſich über den Raub von Bremen und Verden ſchon (im Juli 1713) verſtändigt, Georg I., durch Rußland gedeckt, dem Schwedenkönig unter nichtigen Vorwänden den Krieg erklärt, Peter ſich mit Dänemark, Hannover und Preußen (September, November) ſolidariſch verbündet. Und die compacte Vereinigung aller nordiſchen Alliirten war ſo übermächtig, daß Landgraf Karl, nicht mehr im Stande, die ihm verſperrten Durchgänge zu durchbrechen, das treffliche, für Karl XII. bereitete, einſtweilen auf eigene Koſten unterhaltene heſſiſche Truppencorps ungenutzt zurückhalten mußte [1]). Karl XII. ſtand noch immer in Stralſund, welches er gegen einen dreifach überlegenen

---

[1]) Bis zum April 1717 betrug die ſchwediſche Subſidienſchuld an Heſſen-Kaſſel 1,275,000 Thlr., wovon Landgraf Karl 650,000 Thlr. ſchwinden ließ. Bezahlt wurden damals nach langer, durch Görz verurſachter Zögerung 210,000 Thlr. (ſtatt 300,000), der Reſt in Paris auf franzöſiſche Subſidien angewieſen, nachdem Görz von 900,000 dort erhaltenen Thalern ſchon 300,000 zu andern Zwecken angewandt hatte. Im April 1717 wurde zwar eine Reduction des heſſiſchen Hilfscorps vorgenommen, ſodaß der monatliche Betrag bis zur Abführung oder Entlaſſung der Truppen nur 10,000 Thlr. betragen ſollte, und im April 1718 wurde zuletzt noch eine anderweitige (wie es ſcheint nicht ausgeführte) Convention wegen Ueberlaſſung von ſechs Regimentern Infanterie und einem Regiment Dragoner geſchloſſen. Zu einigem Erſatz des großen Rückſtandes von 795,000 Thalern an Heſſen wurden ſpäterhin die Güter von Ekholmſund an den König Friedrich überlaſſen, von welchem ſie, von den Reichsſtänden als Pfandſchaft anerkannt, ſeit 1743 an die natürlichen Söhne Friedrich's gelangten. (Vergl. Schlözer's Staatsanzeigen, VIII, 257.) Schon im Novbr. 1716 ſchreibt der Erbprinz, als er den König um friſche Mannſchaft gegen die die Küſten bedrohenden Ruſſen und Dänen erſuchte, aus Lund an den heſſiſchen Oberſt und Hofmarſchall v. Kettler: Je le plains avec vous, que nos belles et bonnes Troupes doivent rester chez eux les bras croisés; mais il faut regarder tout cela avec patience, ne sachant faire autrement, n'y étant qu'une bonne paix, qui puisse nous tirer de tout embarras. Dieu veuille nous la donner bientôt!

Feind mit verzweifelter Hartnäckigkeit vertheidigte. Vergebens bat ihn Landgraf Karl durch ſeinen eben aus München zurückgekehrten Geſandten (v. Lüderitz), der auch im Lager des Königs von Preußen den letzten Verſuch zur Güte machte, die nicht mehr haltbare Feſtung, wo er in Gefahr ſtehe, gefangen oder getödtet zu werden, aufzugeben, ſeine koſtbare Perſon zur Regierung Schwedens zu erhalten und ſich durch eine feierliche Beſchickung des Reichsoberhaupts und des braunſchweiger Congreſſes den Weg zu einem Generalfrieden zu bahnen (11. Dec. 1715). Karl XII. wich nach zahlreichen Ausfällen nicht eher, als bis die benachbarte Inſel Rügen verloren und alles zu einem Generalſturm bereit war (am 22. Dec.). Ein mit Sturmwind und Treibeis kämpfendes, von den Küſtenbatterien und von der ſiegreichen däniſchen Flotte bedrohtes Fahrzeug trug ihn nach Yſtädt an die ſchwediſche Küſte. Von ganz Europa aufgegeben, verlor er bald nachher auch Wismar, ſeine letzte Beſitzung in Deutſchland (April 1716).

Der Krieg in Norddeutſchland war zu Ende. Aber ein gräuliches Mistrauen bemächtigte ſich nunmehr der durch keinen rechtlichen Beſitz geſicherten Fürſten. Der Zankapfel von Wismar, welche Stadt, von England den Dänen überlaſſen, Peter der Große gern für ſich ſelbſt oder für ſeinen angeheiratheten Neffen von Mecklenburg eingenommen hätte, die Einmiſchung des Zaren in die mecklenburgiſchen Landeshändel, ſeine barbariſche, allen Nachbarn verdächtige Einquartierung, ſein offener Zwieſpalt mit Dänemark, als er, ſtatt der verabredeten Landung auf Schonen, ſeine verſtärkte Land- und Seemacht bis vor Kopenhagen legte, die offenbare Abſicht Dänemarks und Englands, den Zaren aus Deutſchland und von den Küſten der Oſtſee zu vertreiben, der rückſichtsloſe Durchzug der Ruſſen durch Polen führten allmälig eine Trennung aller nordiſchen Alliirten herbei. Karl XII. war jetzt in der Lage, die Anerbietungen ſeiner Gegner zu erwarten. Bereits am 2. Aug. 1716 ertheilte er dem Landgrafen eine vorläufige Commiſſion zu den Friedensnegotiationen, wobei ſowol der General Poniatowsky, als der Baron von Görz an ihn gewieſen wurde. Im April des folgenden Jahres erſuchte er ihn, ganz beſonders die Verhandlung mit England zu billigen Bedingungen zu führen, wobei der Graf von Welling ihm untergeben wurde [1]). Karl XII. liebte es, Andere für ſich unterhandeln zu laſſen, wenn er nur das Recht behielt, nach Belieben zu verwerfen. Unglücklicherweiſe ertheilte er aber auch dem Baron von Görz vertrauliche, faſt ganz unumſchränkte Vollmachten, welche dieſer, nicht gewohnt, ſich zu beſchränken, hinter dem Rücken nicht nur des ſchwediſchen Senats und des Kanzlers Müllern, ſondern auch des Landgrafen maßlos ausbeutete [2]). Beide,

---

1) Das letztere Schreiben aus Lund vom 30. April 1717 iſt ſo abgefaßt: „Durchlauchtigſter Fürſt, Freundlich geliebter Vetter! Ich habe des Generallieutenants Ranck Vortrag gehört und wird derſelbe E. L. hinterbringen, auf was billige und zur Beförderung der von E. L. ins Mittel gebrachten Unterhandlung mit dem König von England ich mich gegen den General L. geäußert, wie auch daß ich meinen General und Generalgouverneur Grafen Welling mit Vollmacht verſehen, um dieſes Werk unter Ew. Durchlaucht mir ſehr angenehmer Vermittelung zu einem erwünſchten Schluß zu bringen. Ew. Durchlaucht werden daraus abzunehmen belieben das vollkommne Vertrauen, welches Ich in Dero durch ſo viele Proben mir wohlbekannter Wohlmeinung und für mein Intereſſe hegenden Eifer ſetze. Ew. Durchlaucht freundwilligſter Vetter in unveränderlicher Freundſchaft. Carolus.“

2) Die in Moſer's Rettung der Unſchuld ꝛc. unter XX, 491 abgedruckte Vollmacht vom Oct. 1716, worin Görz noch immer als holſteiniſcher Geheimerath, wenn gleich als des Königs bevollmächtigter Miniſter bezeichnet wird, ſcheint zwar zunächſt nicht auf Potenta-

Landgraf Karl und Görz, anfangs von einem Zwec ausgehend, wichen nach und nach in weſentlichen Punkten von einander ab. Zuerſt hinſichtlich des Kaiſers un des Congreßortes. Der Landgraf hatte dem Kaiſer, de ihm freundlich zur Heirath ſeines Erbprinzen Gluc wünſchte und dem er jetzt ſeinen jüngern Sohn Maximilian zum Feldzug in Ungarn und Sicilien überlieſ (1717), einen nordiſchen Generalfrieden ans Herz gelegt Der Kaiſer war noch ungehalten über Karl XII., ſowo wegen der verſäumten Lehnsmuthung, als wegen de Verachtung des ſeit acht Jahren von Zeit zu Zeit durc ſeine Miniſter beſchickten braunſchweiger Congreſſes. Alſ drang der Landgraf zuerſt auf die Abſendung angeſehener und accreditirter ſchwediſcher Miniſter nach Wie und zu einem Friedenscongreß, dem Wunſche des König gemäß in Braunſchweig (wozu er den Grafen Cronhieln vorſchlug), indem er zugleich dem König rieth, ſich wo möglich noch nachträglich in den Utrechter Frieden einſchließen zu laſſen. Einverſtanden mit dem Landgrafe waren auch der Kanzler Müllern und die ſchwediſche Geſchäftsträger in Wien, Paris und Haag: Stiernhöck Axel Sparre und Lilienſtädt, insgeſammt Gegner de Baron v. Görz, weil dieſer den König, trotz der große Erſchöpfung des Reiches, durch ſeine abenteuerlichen un gewaltſamen Finanzoperationen in ſeiner verderbliche Kriegsluſt beſtärkte [1]).

---

ten, ſondern auf die Geldnegotiation mit Privaten ſich zu beziehe (wie denn Görz damals in Holland auf eine ſolche ſich beruft, S. 435) Aus dem Reſcript des Königs vom 31. Oct. (S. 530, Nr. XXVIII geht aber hervor, daß er über alle Hauptpunkte der Friedensnegotiation eine directe diplomatiſche Correſpondenz mit ihm führte.

[1]) Görz ſchreibt ſelbſt aus dem Haag, wo er franzöſiſche un jakobitiſche Subſidien betrieb, an ſeinen Finanzcollegen Graf von de Nath am 30 Oct. 1716: Sparre habe geſagt: Que tant que le Ro

Karl XII. entſchloß ſich zwar endlich, dem Kaiſer den ſpaniſchen Titel zu ertheilen und den Geſchäftsträger zu Wien zu einem beſtändigen Reſidenten zu ernennen. Aber durch Görzens Deductionen in ſeinem Eigenſinn beſtärkt, beſtand er noch immer darauf, daß bei einer Verſammlung zu Braunſchweig das Reichsoberhaupt mit den Reichsſtänden eine Vorerklärung über ſeine Reſtitution geben, und bei einem allgemeinen Friedenscongreß, wozu er einen andern, näheren Ort, Lübeck oder Hamburg, vorſchlug, auch Frankreich zugelaſſen werden müſſe. Dieſe Streitpunkte blieben, trotz der Gegenvorſtellungen des Landgrafen Karl, bis zum letzten

---

auroit de l'argent, il ne feroit point la paix, mais que quand il n'en trouverait plus, il se trouverait bien obligé de la faire. On voit par là, comme ses gens pensent et s'il y a moyen, de faire le service du Roi avec eux, tant qu'ils ont les mains livres comme ils les ont. Bald nachher, am 15. Dec., ſchreibt Görz an den Grafen: Je suis bien aise, de ne vous pas laisser ignorer, que Mr. de Liliestadt forme ci-dehors toute une bande contre moi. Vous voudrez bien croire, que bien loin de m'en inquiéter, je me moque et du teinturier et de ses garçons. La seule chose, qui me chagrine, c'est, que Mr. Axel Sparre ayant bien voulu se laisser enroller dans la belle trouppe, Monseigneur le Landgrave a été tout à fait alièné de la confiance, dont il m'honorait ci-devant, et je ne serais pourtant pas bien aise, d'être mal dans l'esprit d'un Prince, pour qui le Roi a beaucoup de considération. Sein beſter Troſt ſei das Zeugniß des heſſen-kaſſel'ſchen Geſandten v. Dalwig, der ihm Gerechtigkeit widerfahren laſſe, der ein competenterer Richter in Staatsangelegenheiten ſei, als ſeine Oberen zu Kaſſel, et qui desapprouve lui même la conduite de la Cour à l'égard du Congrès de Brounswic. Le premier mécontentement de Msgr. le Landgrave a tiré sa source d'une insinuation faite à son Altesse, que c'etoit moi, qui avoit fait echouer ses representations auprès de Sa Majesté touchant la condescendance, dont à l'avis de son Altesse il auroit été bon d'user envers la Cour Impériale, et Messieurs de Sparre et Stierabok appuient là-dessus hautement, et c'est dans ce sens que le dernier en parle à Vienne même, comme si leur Maitre était un Prince, de se lasser mener par le nez. (Siehe Rettung der Unſchuld des Freiherrn v. Görz, S. 160—64.)

Augenblick unerledigt, weil der König, ſtets unentſchloſſener, die Abſendung gehörig inſtruirter Geſandten verzögerte und ſie von der Uebereinkunft über den Congreßort abhängig machte, Görz ſeine geheimen abſonderlichen Negotiationen verfolgte und zuletzt durch ſein jakobitiſches Project nicht nur Georg I., ſondern auch den mit ihm verbündeten Kaiſer vor den Kopf ſtieß[1].

Das Abkommen mit Dänemark, welches die geringſten Anſprüche an Karl's XII. Verſöhnlichkeit hatte, mit Preußen, welches allmälig ganz allein ſtand, mit dem von allen Seiten misachteten Auguſt von Polen hing nun von dem Ausgang der ruſſiſchen oder engliſchen Negotiation ab. Denn ſchon damals theilten ſich die Freunde Karl's XII. in zwei Parteien, wovon die Eine, den Landgrafen an der Spitze, Alles durch England, die Andere, mit Görz, durch den Zaren erreichen wollte. Landgraf Karl hegte durchaus keine Sympathie für den Zaren. Denn aufs tiefſte bedauerte er, und mit ihm der Erbprinz Friedrich, die Unredlichkeit und Blindheit der Feinde Karl's XII., daß ſie durch Einladung Peter's und ſeiner Armee einem ſo gefährlichen Nachbar die Gelegenheit dargeboten, ſich im Reiche und in Schwedens deutſchen Provinzen feſtzuſetzen, und dieſelbe Stimmung ſuchte er auch am Reichstag zu Regensburg zu verbreiten [1]), beſonders als Peter der Große ſeine Nichte dem despotiſchen Herzog Karl Leopold von Mecklenburg-Schwerin verheirathete und ſich mit bewaffneter Hand in deſſen Streitigkeiten mit den Landſtänden miſchte. Ganz fremd war ihm auch der aus den Briefen des Baron von Görz an Welling (November 1716) hervorgehende Plan, die verderbliche Einquartierung der Ruſſen in Mecklenburg ſo lange als möglich zur Steigerung des Mistrauens und zur Trennung der Gegner Karl's XII. zu befördern. Aber verwandt mit dem Zaren durch ſeine kurländiſche Gemahlin und durch ſeine Tochter Sophie Charlotte, die in Mecklenburg-Schwerin wohl angeſehene Witwe des verſtorbenen Herzogs, und im Auftrage Karl's XII. durch den General Poniatowsky erſucht, benutzte er Peter's Anweſenheit in Pyrmont, in Schwerin und im Haag (1716), um ihn durch ſeine Geſandten, von Kettler, von Dallwig und Ranck, zu begrüßen und zu einem billigen Abkommen mit Schweden zu bereden, wozu auch der ruſſiſche Vicekanzler Schaffiroff ſich geneigt bezeigte. Rußland ſollte zwar Finnland räumen, Liefland und Eſthland, vor allem Reval, zurückſtellen, auch Stanislaus anerkennen; aber dafür ganz Ingermannland, als eine jetzt, nach dem Bau der Feſtung von Petersburg, dem ſchwediſchen Reiche unnütze Provinz, behalten, und außerdem noch große Handelsvortheile genießen. Der Landgraf gab zugleich dem Zaren zu verſtehen, daß ihm ſonſt England hierin zuvorkommen würde. Peter antwortete: von allen ſeinen Eroberungen könne er nur Finnland wieder abtreten; er verwarf auch damals die Anerkennung des Stanislaus mit der hinterliſtigen Erklärung: „man müſſe die Republik handhaben, damit Niemand jemals dort souverain würde“. Dieſe heſſiſche Negotiation wurde nach der ausdrücklichen Reſolution Karl's XII. abgebrochen [1]), und als bald nachher (im Sept. 1717) der Landgraf den Zaren bei ſeiner Durchreiſe durch Oldendorf durch den General Ranck begrüßen ließ, wollte Peter durchaus ſich auf die ſchwediſche Angelegenheit nicht einlaſſen. Aber ſchon mehrere Monate früher hatte Görz auf eigene Hand ſich des Anſehens des Landgrafen Karl und deſſen Geſandten in Haag bedient, um dem Prinzen Kurakin und den Zaren ſelbſt die Bereitwilligkeit ſeines Herrn zu einem weit engern und großartigern Bündniß zu verſichern, und dies zu derſelben Zeit, wo der Landgraf, im Auftrage und Intereſſe Karl's XII., in einer ganz andern, entgegengeſetzten Richtung unterhandelte [2]). Der Landgraf ſtand, ſeit Wilhelm III. von Oranien und den letzten Subſidientractaten, mit den beiden Seemächten im beſten Vernehmen. In Holland ſicherte ihm die Heirath ſeiner Tochter Marie Louiſe mit dem Erben Wilhelm's III., Friſo, Erbſtatthalter von Weſtfriesland und nach deſſen unglücklichem Tode (1711) ſeine Vormundſchaft über deſſen nachgelaſſenen Sohn, den ſpäterhin zum erblichen Statthalter der ſieben Provinzen erhobenen Wilhelm IV., auch die Oberbefehlshaberſtelle des Prinzen Wilhelm zu Breda, einen anſehnlichen Einfluß. Als daher die Generalſtaaten kurz vor der Triple-Allianz mit England und Frankreich (Januar 1717) den Landgrafen erſuchten, bei Karl XII. darauf zu dringen, daß er mit dem Zaren keine ihnen nachtheiligen Handelsbedingungen auf der Oſtſee eingehe und daß der Zar nicht weiter in das Reich gezogen werde, verſprach ihnen dies Landgraf Karl, unter beiläufiger Empfehlung ſeines pflegbefohlenen Enkels, wenn ſie dagegen als Vermittler der nordiſchen Wirren mithelfen wollten, daß Schweden nicht, dem Weſtfäliſchen Frieden zuwider, zerſtückelt würde. Zugleich erklärte er dem Rathspenſionair Heinſius ſein Mistrauen gegen des Baron von Görz eigenmächtige, dem Reiche und ſelbſt Schweden (hinſichtlich Wismars und des ruſſiſchen Activhandels) nachtheilige Vorſchläge (Octbr. 1716). Den König von Schweden aber bat er, die bisherigen Kapereien der ſchwediſchen Schiffe einzuſtellen, welche nur dazu dienten, ihm England und die Generalſtaaten abwendig zu machen, wovon er auch wenig Vortheil habe, da die engliſchen und holländiſchen Schiffe ihm leicht

---

[1] Vergl. zuerſt die publiciſtiſchen Gründe des Baron v. Görz gegen den braunſchweiger Congreß in Moſer's Rettung der Unſchuld, S. 451 (Nr. X, Haag am 28. Aug. 1716), und des Königs Erklärung wegen des Congreßortes (Ebendaſ. S. 531). Karl XII. ſchreibt an den Landgrafen, der ihn bat, ſeine beiden postulata fallen zu laſſen: Braunſchweig ſei nie zum Mediationsort beſtimmt geweſen, ſondern nur daß der Kaiſer als Oberrichter ſeine Amtspflicht thue (Septbr. 1716). Görz bald nachher (October) an denſelben: Wegen des braunſchweiger Congreſſes ſei nichts mehr vom König zu erlangen; man dürfe auch dem Kaiſer nicht zu viel nachgeben; wenn derſelbe alleiniger Mediator ſein wolle, bekomme er alles in ſeine Hände. Der Landgraf möge doch den wiener Geſchäftsträger Stiernhöök, der ſich zu ſehr übereile, in ſeine Schranken zurückweiſen. Worauf Landgraf Karl antwortet: Der König habe ihm ſelbſt derart nichts geſchrieben; er möge ihm ſein Reſcript mittheilen. Der Kaiſer werde gewiß in der Meinung beſtärkt, daß es dem König kein Ernſt wegen des Friedenscongreſſes ſei.

---

[1]) Briefe des Landgrafen Karl an Friedrich und Bericht des ſachſen-gothaiſchen und heſſen-kaſſelſchen Reichstagsgeſandten v. Hagen an Landgraf Karl vom Mai 1716 mit den Worten: Turpius ejicitur quam non admittitur hostis. Der Erbprinz ſchreibt ſpäterhin an Eugen in Wien: Zu ſpät würden die Mächte einſehen, ce que c'est l'aggrandissement d'un Czar de Moscowie de l'humeur de celui, qui y regne à present.

---

[1]) Karl XII. ſchreibt im Februar 1717 unter der Contraſignatur des Kanzler v. Müllern an Landgraf Karl: Jene Forderungen des Zaren ſeien ſo enorm, daß man darauf gar nicht eingehen könne.

[2]) Die Intriguen des Baron Görz in dieſer ruſſiſchen Angelegenheit, wobei er ſtets eiferſüchtig bemüht war, keinen fremden Canal (ſein Lieblingsausdruck) zu dulden, und namentlich den Landgrafen Karl unter dem Vorwand zu weitſchweifiger Negotiation beſeitigen wollte, geben aus ſeinen eigenen Berichten und Inſtructionen an ſeine

---

Gehilfen, Welling und Poniatowsky, hervor (Rettung der Unſchuld, S. 168; ferner Nr. XV, XVI, ſowie XVIII, S. 475—91). Die geheime Verabredung zwiſchen dem Zaren und Baron Görz geſchah zu Loo im Juli 1717

Korn und Salz abſchneiden könnten. Auch die Unterhandlung mit England, welches in Beſorgniß vor den Jakobiten den Landgrafen um ein heſſiſches Hilfscorps von 5000 Mann „zur Verſtärkung der niederländiſchen Garniſonen" erſuchte (März 1716), knüpfte er an die Gegenforderung einer Reſtitution der ſchwediſch-deutſchen Provinzen. Georg I. wünſchte als Kurfürſt von Hannover die ihm von Dänemark überlaſſenen Herzogthümer Bremen und Verden um jeden Preis erblich zu behalten, und verſprach dagegen ſtarke Geldſummen, permanente Subſidien und kräftige Unterſtützung gegen alle Gegner Karl's XII., beſonders den Zaren. Der Landgraf ſchlug mit Genehmigung Karl's XII. eine zwanzigjährige wiederlösliche Verſetzung Bremens und Verdens gegen einen Geldvorſchuß und jährliche Subſidien vor. England war damals auch damit einverſtanden, daß Schweden von Bremen und Verden während der Verpfändung Sitz und Stimme im Reich behalte, und Karl XII. ſetzte nur noch hinzu, daß er ſeinen Regierungsſitz in Stade nebſt dem Bezirk behalten wolle.

Dieſe Verhandlungen waren ſchon weit vorgeſchritten, als das großartige verderbliche Project des Baron von Görz zur Entdeckung kam.

Görz hatte ſich nämlich ſeit dem Mai 1716 nach Holland und von da nach Paris begeben, um einige Millionen gegen ſchwediſche Producte aufzunehmen und franzöſiſche Subſidien flüſſig zu machen; ſein politiſcher Hauptzweck war, zunächſt den Herzog von Orleans zu gewinnen und ihn von Georg I. zu trennen, von dem er wußte, daß er dem Zaren und Karl XII. gleich verhaßt war. Des Regenten Bündniß mit Georg beruhte auf Beider Beſorgniß vor dem Prätendenten, und vor Philipp von Spanien, deſſen unternehmender Miniſter

Alberoni nicht nur die dem Kaiſer abgetretenen italieniſchen Provinzen, ſondern auch die Thronfolge in Frankreich bedrohte. Aber der ſchwache Orleans, weder zum Krieg, noch zu einer friedlichen Vermittelung geneigt, gab Schweden auf; er rieth ſelbſt bald nachher dem Zaren, der ihm zu Paris 80,000 Mann zu einer Diverſion in Norddeutſchland anbot, ſeine Truppen vorerſt aus Mecklenburg zurückzuziehen. Görz und ſein Gehilfe Gyllenborg in London hatten aber ſchon mit einem ſchottiſchen Arzt Peter des Großen und den Jakobiten, deren Leichtgläubigkeit ihnen große Geldſummen einbrachte, jenes ſtuartiſch-ſpaniſche Project entworfen, welches Karl XII. mit Hilfe des Zaren ſeine ſämmtlichen verlorenen Provinzen wieder zuführen ſollte. Es wird erzählt, daß Karl XII. große Luſt gehabt habe, mit 12,000 Mann nach England überzuſetzen; gewiß iſt, daß Peter, der unverſöhnliche Feind Georg's I., mit Görz, Alberoni und mit dem ſtuartiſchen Prätendenten in geheimer Verbindung ſtand, der ſich ihm auch ſpäterhin als Tochtermann antrug und nach den alandiſchen Friedens-Präliminarien (1718) wieder auf den engliſchen Thron gebracht werden ſollte.

Als das jakobitiſche Project, in Folge der von den Dänen aufgefangenen Briefe, entdeckt wurde (Januar 1717), war Landgraf Karl einer der Erſten, den Georg I. von dem gefährlichen Inhalt deſſelben in Kenntniß ſetzte. Der Landgraf hatte ſchon während der Reiſe des Baron Görz nach Paris ſeinem Geſandten im Haag, welchen Görz beredet hatte, ſich ihm zu ſubſtituiren, die ausdrückliche Weiſung ertheilt, „keines andern Miniſters Miniſter zu ſein", und ſich nicht der Görziſchen Vorſchläge theilhaftig zu machen, und erklärte allenthalben, in Uebereinſtimmung mit Karl's XII. Geſandten zu Paris (v. Kronſtröm), insbeſondere am Reichstag zu Regensburg, wo man außer Spanien auch die italieniſchen Fürſten in Verdacht hatte, daß jenes Project ohne Wiſſen und Befehl Karl's XII. entworfen ſei.

Seinem Sohne, dem Erbprinzen Friedrich, ſchrieb er: dieſes Complot bringe die ganze engliſche Nation auf; es ſei zum Ruin der proteſtantiſchen Sache geſponnen; Görz ſei ein höchſt ſchädlicher Menſch; der König müſſe ihn abandonniren (März 1717).

Aber ein offener Bruch Karl's XII. mit den Seemächten ſchien dem Landgrafen höchſt verderblich, und als Gyllenborg in London, Görz auf Betrieb Georg's I. in Holland verhaftet wurde (Februar 1717), Karl XII. im höchſten Zorn den engliſchen Geſandten in Schweden arretiren, dem holländiſchen den Hof verbieten ließ, wodurch die wichtigſte Friedensnegotiation gehindert wurde, trat Landgraf Karl mit dem Herzog von Orleans, dem Enkel einer heſſiſchen Prinzeſſin, Charlotte von der Pfalz, als Vermittler auf. Er ſchickte zuerſt den General Ranck nach London, wo er jedoch ſchon die veränderte Geſinnung Georg's I. und ſeiner Miniſter erfuhr, welche, wegen des arretirten Geſandten noch unerbittlich, erſt den Abzug der ruſſiſchen Truppen aus Mecklenburg abwarten wollten und nunmehr einen erblichen Kauf wenigſtens vom Herzogthum Verden verlangten. Zugleich wandte ſich der Landgraf an die Generalſtaaten durch ſeinen Geſandten im Haag, der auch inzwiſchen das ſchwediſche Archiv in Sicherheit gebracht hatte. Er bat ſie, da Görz, dem König von Schweden unentbehrlich, die franzöſiſchen Subſidien nebſt den zur Bezahlung der heſſiſchen Truppen beſtimmten Geldern in den Händen hatte, ihn auf ihre eigene Hand freizulaſſen. Er bediente ſich hierzu der Zuſage Karl's XII., alles, was ſeine Geſandten twa verbrochen, ſtreng zu ahnden und durch Einſtellung der Kapereien den freien Handel in der Oſtſee wiederherzuſtellen; er verſprach ihnen auch in ſeinem eigenen Namen, auf die ihm noch vom ſpaniſchen Erbfolgekrieg her ſchuldige Summe nicht zu dringen, von welcher die Holländer beſorgten, daß er ſie dem König von Preußen cediren möchte (März 1717). Aber auch hier traf der Landgraf ſchon auf neue Schwierigkeiten. Die Generalſtaaten dankten zwar dem Landgrafen für ſeine Vermittelung, erklärten, daß ſie, ſtets neutral in den nordiſchen Händeln, den König von Schweden nie hätten beleidigen wollen, und gaben auch zu, daß die Stände von Geldern, trotz des engliſchen Widerſpruchs, den Baron von Görz zu Arnheim in Freiheit ſetzten (Juli 1717). Aber Karl XII., der von ihnen eine eclatante Satisfaction und nebenbei einen unbedingten tractatenmäßigen Beiſtand verlangte, während er doch dem kleinen Seekrieg ſeiner Kaperſchiffe nicht zu ſteuern im Stande war, gab ſich noch immer nicht zufrieden; der Zar hatte ſich ebenfalls mit ihnen überworfen, und als das ſchwediſch-ruſſiſche Bündnißproject immer deutlicher hervorbrach, ſandten ſie abermals ihre Flotte in die Oſtſee.

Görz hatte ſich nämlich von Arnheim, wo er gleich einem Fürſten gelebt und täglich für ſeine Tafel 80 Gulden verſchwendet hatte, und bei ſeiner Abfahrt in einer ſechsſpännigen Kutſche Geld unter das Volk warf, nach Loo zu einer geheimen Unterredung mit dem Zaren begeben (Juli 1717), in Folge deren alle ruſſiſche Angriffe gegen Schweden vor der Hand eingeſtellt wurden. Nachdem er noch in der Nähe von Dresden ſich mit dem Grafen Flemming, ſeinem Jugendfreund, beſprochen, folgte er dem Zaren nach Petersburg (Novbr. 1717).

Unterdeſſen war der von London abgereiſte, mit neuen

Inſtructionen für Karl XII. verſehene General Ranck zwar im April in Lübeck angekommen, aber unglücklicherweiſe auf ſeinem Wege nach Schweden von däniſchen Schiffern, trotz engliſcher und ruſſiſcher Päſſe, aufgefangen und erſt nach einigen Monaten unter preußiſcher Vermittelung losgelaſſen worden [1]. Die Dänen hatten damals unter dem tapfern Tordenſkiold den kühnen Plan gefaßt, den Hafen von Gothenburg, der Nebenbuhlerin von Kopenhagen, und die daſelbſt ſtationirten ſchwediſchen Kauffahrtei- und Kriegsſchiffe zu überfallen und zu zerſtören; ſie waren ſchon dem Ufercaſtell vorbei durch die Mündung des Gothaelfs eingedrungen, wurden aber, als der Erbprinz Friedrich, ſchnell herbeieilend, die ſchwediſchen Schiffe bemannte, die Ufer mit Kanonen beſetzte und die in die Enge getriebenen Feinde mit Feuer überſchüttete, mit großem Verluſt zurückgeſchlagen [2]. Der König befand ſich zu Lund (Auguſt) in der beſten Laune, mit dem Erbprinzen Friedrich, der Prinzeſſin Ulrike und dem jungen Herzog von Holſtein ein luſtiges Jagd- und Soldatenleben führend, und der General Ranck erhielt von demſelben dem Anſchein nach die nachgiebigſten Erklärungen über faſt alle Hauptpunkte ſeiner Sendung.

---

[1] Im Juli, nach einer kategoriſchen Requiſition des während etlicher Monate in großer Beſorgniß ſchwebenden Landgrafen Karl. Der König von Dänemark entſchuldigt ſich am 19. Aug. mit der Erklärung: Ranck ſei aus Feindesland gekommen und habe keinen däniſchen Paß gehabt, habe auch im Verdacht einer feindſeligen Commiſſion geſtanden. Der König von Preußen, damals zu einem Concordat mit Schweden ſehr geneigt, nahm ſich nicht nur ſeiner an, ſondern lud ihn auch nach Berlin ein, was auch auf dem Rückweg von Karl XII. geſchah.

[2] Dieſe faſt letzte bedeutende Waffenthat Friedrich's hat Folard in ſeinem Polybius (Tom. IV, l. III, c. 20) am beſten gewürdigt. Vergl. Lundblad a. a. O. II, Cap. 26.

Sie betrafen das Karl XII. gemeldete Geſuch des Königs von England und Kurfürſten von Hannover an den Landgrafen, ihm nach dem Wunſche des Kaiſers „zur Beruhigung des niederſächſiſchen Kreiſes“ 6000 Heſſen zu überlaſſen; die Reduction des für Karl XII. bisher bereitſtehenden heſſiſchen Truppencorps; die völlige Abſtellung der Kapereien; den Friedensvertrag mit Hannover durch zwanzigjährige Verpfändung von Bremen und Verden, wobei der König ſelbſt im Nothfall für den erblichen Verkauf eines Ortes in Verden ſtimmte; die Abfindung mit Preußen, entweder durch einen äquivalenten Erſatz für Stettin, oder, wie Landgraf Karl vorſchlug, durch die Zahlung von 4—600,000 Thalern; desgleichen mit Rußland, wobei Karl XII. nur erwähnte, daß er dem Zaren nur Ingermannland, keineswegs aber Reval abtreten werde; endlich den Friedenscongreß, unter kaiſerlicher und franzöſiſcher Mediation, wobei Karl XII. zwar abermals Lübeck oder Hamburg vorſchlug, aber dem Landgrafen verſprach, wenn die Hauptpunkte berichtigt wären, ſeinen Rathſchlägen gemäß die ſchwediſchen Geſandten zu inſtruiren (Auguſt 1717). Ranck ging hierauf nach Berlin und Hamburg, wo er mit Sparre, Bielke und dem Grafen von Welling conferirte und im September 1717 zurückkehrend dem Landgrafen ſeinen Bericht abſtattete.

Der Landgraf hatte den General Ranck auch beauftragt, ſich insgeheim zu erkundigen, ob der König wegen der holſteiniſchen Intriguen keine Dispoſition für den Fall ſeines Todes getroffen habe, dem Erbprinzen aber zu melden: Görz und Welling wären es, welche einen holſteiniſchen Succeſſionsplan ſchmiedeten; man habe den General v. Eſſen ihm zur Ueberwachung beigegeben; er möge ſeine Argloſigkeit nicht zu weit treiben. Man weiß nicht, inwieweit Karl XII. damals in die Plane des

Baron v. Görz eingegangen war, der höchſt wahrſcheinlich dem Könige anrieth, eine teſtamentariſche Anordnung zu Gunſten ſeines Neffen zu machen. Schon im Februar des Jahres 1718 ſchrieb wenigſtens der Erbprinz an ſeinen Vater: die böſen Ränke des Baron v. Görz, gegen welchen nichts mehr auszurichten ſei, hätten überwogen; er habe den König einſtweilen zu der gefährlichen, auch von andern patriotiſchen Schweden widerrathenen Expedition gegen Norwegen beredet. Auch ein neuer Succeſſionsplan ſei im Werke; der König, jetzt mehr als je verſchloſſen, habe zu Chriſtinehamm eine zärtliche Unterredung mit dem jungen Herzog von Holſtein gehabt; die Gefahr wachſe täglich; der Landgraf, zu welchem der König bisher ſo viel Zutrauen gehabt, möge doch ſelbſt noch vor dem Beginn des Feldzugs kommen. Bald darauf, am 1. März, meldete Karl XII. aus Lund dem Landgrafen, in Antwort auf eine Anfrage des bei ihm beglaubigten Geſandten Rau von Holzhauſen: „in Kurzem würden ſeine Miniſter mit den ruſſiſchen auf der Inſel Aland wegen der Auswechſelung der Gefangenen conferiren; daſelbſt werde auch wol über den Frieden verhandelt werden, worüber er ihm, als ſein Freund, weitere Nachricht geben wolle." Im April ging er nach Stromſtädt zur Armee. Landgraf Karl war damals durch eine gegen ihn in der rheinfelſiſchen Streitſache verhängte Reichsexecution verhindert, ſein Land zu verlaſſen. Aber er zauderte nicht länger, um wo möglich den König noch auf eine andere Bahn zu bringen. Zu dieſem Zweck wurde der vor einigen Jahren in Stralſund von den Preußen gefangene, auf Betrieb des Landgrafen, nebſt funfzehn andern Offizieren, jetzt befreite und nach Schweden zurückkehrende General von Leutrum beauftragt (April 1718) und der ehrliche Dalekarlier abermals abgeſandt (Juni). Jenem, einem Vertrauten und Günſtling des Königs, wurde die geheimſte, auch den Erbprinzen, dem er nach dem Wunſche des Landgrafen beigegeben werden ſollte, betreffende Miſſion anvertraut; dieſer wurde beauftragt, die letzten Reſolutionen des Königs nach der neuen Conſtellation des wiener Hofes einzuholen und ſich zugleich nach Berlin, Petersburg und Aland zu begeben. Beigeſellt wurde ihm der ehemalige Secretär des Erbprinzen, Rath Hein, der dem Könige ſo gefiel, daß er auf Veranlaſſung einer Unterredung mit ihm philoſophiſche Sätze aufzeichnete, welche man von einem ſo kriegeriſchen Fürſten nicht erwartet hätte [1]).

Ranck ſollte zuerſt erklären: des Landgrafen Friedensbemühungen, ſowol mit England als dem Zaren und Preußen, ſeien ihm zwar bisher abgeſchnitten worden, denn weder Görz noch der an ihn gewieſene Baron von Welling habe ihn mit den Intentionen des Königs bekannt gemacht [2]). Auch verlange England nunmehr durch den nach Kaſſel abgeſchickten Geſandten (Haldane) eine erbliche Abtretung von Bremen und Verden; auch der König von Preußen beſtehe jetzt auf Stettin als einer ihm unentbehrlichen Grenzfeſtung [1]). Die Generalſtaaten, gegen welche der König jeden Hader aufheben müſſe, wie dies auch ſchon Dallwig im Haag unterbaut habe, würden ihm jedoch ein Gegengewicht gegen England gewähren. Aber vor Allem müſſe die neue Stellung und die wohlwollende Geſinnung des Kaiſers jetzt benutzt werden, der nunmehr nach dem Frieden mit den Türken (im Juni zu Paſſarowitz) ſeiner Vermittelung Kraft geben könne, und durch den Reichs-Vicekanzler dem Herrn von Malsburg erklärt habe, daß er die Friedensleitung in die Hand nehmen wolle. — Zugleich ſollte der General dem Könige die norwegiſche Expedition abrathen, welche, gefährlich für ſeine Perſon und ſein Heer, und höchſt koſtſpielig, bei den jetzigen Friedenshandlungen einen böſen Eindruck mache, und wegen des in den Gebirgen ſehr ſchwierigen Transports des Mund- und Schießvorraths wenig Ausſicht zum Erfolg darbiete. Landgraf Karl erfahre auch, von vertrauter Hand, daß der noch in holſteiniſchen Dienſten ſtehende Geheimerath v. Görz den König durch Anrathen dieſes Feldzugs ins Verderben ſtürzen und nach erfolgtem Verluſt es dahin bringen wolle, daß der Herzog von Holſtein, zum Nachtheil der Prinzeſſin Ulrike und ihres Gemahls, unter Ausſchließung derſelben den ſchwediſchen Thron beſteige und durch eine ruſſiſche Heirath die Garantie des Zaren für dieſe Erbfolge erlange. Auch habe ja der Zar ſchon von Schweden begehrt, dieſe holſtein-ruſſiſche Succeſſion in dem jetzigen Frieden zu gewährleiſten (Inſtruction vom 28. Juni).

---

[1]) Archivaliſche Nachrichten vom Jahre 1717 und 1718 unter der oſtenſiblen Rubrik: Abſendung des General Ranck „wegen der anwachſenden Uebermacht des Zaren und der England im Handelsweſen drohenden Gefahr, auch wie die Ruſſen von dem Reichsboden zu entfernen". Die Notiz über den Rath Hein findet ſich in Nordberg's Anmerkungen zu ſeiner Geſchichte Karl's XII. (Kopenhagen 1751).

[2]) Welling war, wie Görz, höchſt ränkevoll. Er hatte ohne Landgraf Karl's Wiſſen und gegen deſſen Inſtruction mit Fabrice in London unterhandelt und erſt ſpäterhin, als er ſeine Abſicht nicht erreichte, ſich auf Landgraf Karl zurückgezogen. Zu Kaſſel verſicherte er dem Landgrafen, nichts von den ruſſiſchen Plänen des Baron Görz zu wiſſen, da er doch ſowol in London, als im Haag, für denſelben agirte.

---

[1] Mit dem Zuſatz: Der Landgraf hoffe jedoch noch etwas Beſſeres zu erlangen. Aus den Acten einer ſpäterhin nach dem Tode Karl's XII. (am 20. Mai 1719) zwiſchen Manck und dem König von Preußen fortgeführten Unterhandlung geht hervor, daß dieſer allerdings ſchon 1718 zur Abtretung von Stettin gegen Zahlung einer Million Thaler (ſo viel habe ihm der nothgedrungene Feldzug gekoſtet) ſich geneigt erklärt (er wußte wohl, daß Schweden inſolvent war) und daß er nur Ehrenhalber alsdann die Feſtung noch ein halbes Jahr behalten wollte. In dieſer folgenden Unterhandlung erklärte Manck: Stettin auf immer abzutreten ſei Schweden unmöglich, denn es ſei der Schlüſſel zu ſeinen Reichsprovinzen; man werde lieber Geld geben. Friedrich Wilhelm erwiederte: Auch ihm ſei der Ort als Schlüſſel zu ſeinem Lande unentbehrlich; Geld habe er ſelbſt, doch wolle er Schwedens Tractaten mit andern Mächten fördern, da er ſchon um der Religion willen nicht zugeben könne, daß Schweden vom Reichsboden entfernt würde. Knyphauſen ſolle vorerſt in Kaſſel mit Landgraf Karl communiciren. Dieſe von Landgraf Karl ſo uneigennützig geführte Negotiation war gerade eine von denen, worüber Görz den Landgrafen bei dem Schwedenkönig anzuſchwärzen ſuchte, als habe er Preußen in ſeinen ungerechten Foderungen beſtärkt.

Vor uns liegt der letzte bekannte, von Karl XII. an den Landgrafen geſchriebene Brief (Lund am 5. Juli 1718), worin er ihm wegen der Befreiung des Generals Leutrum, der übrigens nach der längſt aufgehobenen ſtralſunder Capitulation in keiner Verbindlichkeit mehr zu den nordiſchen Mächten ſtehe, und wegen der treuen ihm ertheilten Rathſchläge ſeinen Dank abſtattet und ſeine Antwort durch Leutrum zu ertheilen verſpricht. Wir kennen ſie nur aus einer von dem General Leutrum hinterlaſſenen Handſchrift. Aber ihr Inhalt iſt von Wichtigkeit.

Le Roi mon maitre m'a chargé de faire savoir à Votre Altesse Serenissime en reponse au contenu de la Lettre, dont vous m'avez honoré, en s'expliquant en termes clairs: que V. A. S. ait à se tranquilliser sur la Succession, l'intention de S. M. étant que personne d'autre que Son Altesse Royale la Princesse Ulrique dût lui succeder en cas de decès de descendance. Quant à la Paix avec le Czar. S. M. s'en est reservé le Secret à Elle même, et m'a ordonne de marquer à V. A. S., qu'elle n'avoit rien à vous faire communiquer là dessus [1].

General Ranck ſprach den ſchon zum Feldzug abgereiſten König nicht mehr; denn er nahm ſeinen Weg über Reval und Riga nach Petersburg, wo ſich der Zar bei ihm über die Langſamkeit der Görz'ſchen Negotiationen beſchwerte, von da zur Inſel Aland [2]. Hier durch widrige Winde aufgehalten, traf er über Stockholm erſt acht Tage nach dem Tode des Königs († 11. Dec.) bei dem Erbprinzen ein, und übergab das für Karl XII. beſtimmte Creditiv an Ulrike, welche, einverſtanden mit den Rathſchlägen des Landgrafen Karl, ſogleich eine Geſandtſchaft an den Kaiſer anordnete.

Auch Görz, im Begriff, mit den ruſſiſchen Miniſtern abzuſchließen, war durch einen widerwärtigen Befehl des Königs veranlaßt worden, zurückzukehren, um deſſen letzte Zuſtimmung zu erlangen. Erſt nach ſeiner Gefangenſchaft erfuhr man das bisher von Niemand in Schweden, weder von Ulrike, noch dem Erbprinzen, noch dem Senat, noch ſelbſt dem Kanzler v. Müllern gekannte ruſſiſche Bündnißproject. Der Inhalt deſſelben war nach den abgeſchloſſenen Präliminarien folgender:

1) Ewiger Friede und Schutz- und Trutzbündniß

---

[1] Abgedruckt in Schlözer's Staatsanzeigen, VI, 170, nach der Mittheilung des Grafen v. Leutrum, ſardiniſchen Generals und Sohnes jenes ſchwediſchen Feldoberen, und gewiß authentiſch, wenngleich das Original ſich bis jetzt nicht in den heſſiſchen Archiven gefunden hat. Der Zuſatz des Grafen v. Leutrum, daß daraus die Unſchuld der Prinzeſſin Ulrike an dem Tode ihres Bruders hervorgehe, wird nach den weiteren Mittheilungen als unnöthig erſcheinen.

[2] Am 23. Nov. ſchreibt nämlich Friedrich an ſeinen Vater aus Torpum: Er ſei ſo eben mit 8000 Mann von Stromſtädt bis hierher aufgebrochen; jetzt werde Friedrichsbald blockirt; der Feind ſtehe bei Friedrichsſtadt. Ranck ſei auf Aland angekommen, aber noch durch conträren Wind zurückgehalten.

zwiſchen Schweden und Rußland. 2) Abtretung Ingermannlands, eines Theils von Carelien, Eſtlands mit Reval, Liefland unter einer 40jährigen Verpfändung von Riga (gegen zwei Millionen Thaler), ſodaß Schweden hier an der Oſtſee nur Finnland und den Diſtrict von Wiborg behielt. Für dieſe Abtretungen verſpricht Peter der Krone Schweden Erſatz auf Koſten aller ihrer bisherigen Gegner, Dänemarks, Englands, Hannovers und Auguſt's von Polen. 3) Eroberung des däniſchen Norwegens im Laufe dieſes Winters, und Einverleibung dieſes Königreichs in die Krone Schweden, unter ruſſiſcher Garantie, nebſt Wiederherſtellung von Holſtein-Gottorp. 4) Krieg gegen den König von England als Kurfürſten von Hannover, um ihn zur Herausgabe von Bremen und Verden, und zum Schadenerſatz überhaupt zu zwingen, und wegen der in der Oſtſee zum Beiſtand Dänemarks geſchickten Kriegsflotte zu ſtrafen. Zu dieſem Behuf auch eine ſchwediſche und ruſſiſche Landung in Schottland, um mit Hilfe der Jakobiten den Prätendenten wieder einzuſetzen. 5) Wiedereinſetzung des Königs Stanislaus von Polen, nach Maßgabe des vom Zaren wörtlich anzuerkennenden Altranſtädter Friedens. Zu dem Ende ſollte Karl XII. künftigen Sommer mit einer ſtarken, nach und nach durch Baiern, Heſſen, Wolfenbütteler und Sachſen zu vermehrenden Armee nach Deutſchland überſetzen, Peter mit 80,000 Mann in Polen einrücken und ihm mit 20,000 Mann zuſtoßen. Preußen ſollte zwar Stettin und Vorpommern abtreten, aber dafür eine anderweite Entſchädigung (in Polen oder Hannover) erhalten [1].

---

[1] Ueber die wichtigſten Punkte dieſes nirgends ganz vollſtändig und authentiſch bekannten Projects (ſiehe Lundblad, II, 521, 522;

Karl's XII. Wunſch war ohne Zweifel, nach der Eroberung von Norwegen, durch Rußland und Polen gedeckt, ſich an ſeinen bisherigen Feinden zu erholen. Peter's Abſicht war, nach der errungenen Herrſchaft der Oſtſee, auf der einen Seite gegen Englands Seemacht, auf der andern gegen Polens Unabhängigkeit gerichtet. Den Schwedenkönig ſchreckte die Ausſicht eines langwierigen Kriegs, den Ruſſen die Verletzung zweier freien Nationen nicht. Aber dennoch iſt es ſehr unwahrſcheinlich, daß Karl XII. dem ganzen Project ſeine letzte Genehmigung gegeben haben würde. Denn ſchon die Wiedereinſetzung der Stuarts widerſtritt der Behauptung des evangeliſchen Glaubens, für deſſen Beſchützer er ſich im Altranſtädter Frieden erklärt hatte [1].

Wir kommen jetzt zu der Kataſtrophe, welche dieſer Abhandlung zur nächſten Veranlaſſung diente. Karl XII. war von der ſchwediſchen Küſte aus mit drei Colonnen,

---

Stenzel, III, 289; Hermann's Geſchichte von Rußland, IV, 334; Schloſſer, I, 189; Raumer, Geſchichte von Europa, VII, 229 und die daſelbſt aufgeführten Quellen) gibt eine auf der kaſſel'ſchen Bibliothek befindliche Handſchrift: Geſchichte von dem Zuſtande Schwedens unter dem König Friedrich, Landgrafen zu Heſſen, die genaueſte Nachricht, welche den unter Friedrich I. angeſtellten Geheimen Archivarius Stopler zum Verfaſſer hat. Abweichend von allen andern iſt ſie nur hinſichtlich des preußiſchen, wahrſcheinlich früher beſchloſſenen oder eventuellen Artikels, wonach der Zar mit ſeiner großen Armee in das preußiſche, wo möglich auch brandenburgiſche Land einfallen, auch die dort eroberten Länder ſolange behalten ſollte, „bis Karl XII. durch einen allgemeinen Frieden von allen denjenigen Satisfaction erhalte, welche ſeine Länder eingenommen und ihm ſo großes Unrecht und Schaden zugefügt“.

[1] In dieſer Ueberzeugung beſtärkt uns die von dem ehemaligen Secretär des Königs, nachherigem Landrath Feif, vor einer Unterſuchungscommiſſion gegebene Erklärung: Karl XII. habe 1718 die Rückkehr des Baron Görz nur erwartet, um ihn arretiren zu laſſen. „Bidrag till Riksdagen. 1719“ S. 213.

wovon eine der Erbprinz befehligte, in das Königreich Norwegen gerückt; er ſelbſt begann mit den Kerntruppen eines neugeſchaffenen Heeres gerade im Anfang eines ſtrengen Winters (am 7. Nov. 1718) die förmliche Belagerung der ſchon nördlich und nordweſtlich umringten Stadt Friedrichshald, welche vorn durch die hohe Bergfeſte Friedrichsſtein und drei rundherum angelegte Forts (Gyldenlow, Stortaarn und Oberbierg) geſchützt wurde. Schon war die Schanze Gyldenlow mit Sturm erobert (8. Dec.), die Laufgräben vor Friedrichsſtein eröffnet und bis zur Contreſcarpe der Feſtung auf eine Diſtanz von etwa 400 Schritten vorgerückt. Der König, Tag und Nacht gegenwärtig, hatte ſich zur Anfeuerung der Arbeiter eine breterne Hütte unweit der eroberten Schanze einrichten laſſen. An dem verhängnißvollen Abend des 11. Dec. (30. Nov. alten Styls), wo eine neue Linie auf 200—250 Schritt bis an die Contreſcarpe geführt werden ſollte, erſchien er unzufrieden über die ſpäte Ankunft der Arbeitercompagnie, und beſorgt, daß die Dänen einen verzweifelten Ausfall zur Wiedereroberung des Forts Gyldenlow machen würden. Es war eine finſtere Nacht, wo der däniſche Commandant das unten liegende Feld mit Pechfackeln und Leuchtkugeln erhellen, und nicht nur mit Bomben aus der Feſtung, ſondern auch zum erſtenmal aus dem bedeckten Gang mit kleinem Gewehr feuern ließ. (Däniſches Journal.) Der König ſtieg auf einem Schanzkorbe die innere Böſchung der Bruſtwehr, da, wo die ſchon fertige Linie mit der Parallele einen Winkel bildete, hinauf, ſodaß ſein Kopf aufrecht über der Krone der Bruſtwehr ſtand und der obere Theil ſeines Körpers unbedeckt blieb. Hinter ihm zu ſeinen Füßen ſtand der Ingenieuroberſt Maigret, der ihm verſicherte, daß die Feſtung ſich binnen acht Tagen ergeben müſſe, und ihn vergebens bat, ſich nicht ſo augenſcheinlich bloszuſtellen. In der Nähe waren noch 8—10 Offiziere, darunter die Grafen von Schwerin, v. Poſſe, v. Schlippenbach, die Adjutanten Marchetti und v. Kaulbars, der junge Herzog von Holſtein und der dienſtthuende Fortificationslieutenant Karlberg. Der Erbprinz war mit ſeinem Generaladjutanten Siguier zu Torpum, $^3/_4$ Meilen von dem Hauptlager[1]). Man weiß nicht, wie lange der König, der ſich eine Zeitlang mit den Umſtehenden unterhalten hatte, in dieſer beobachtenden Stellung verblieb. Aber gegen 10 Uhr fand man ihn an derſelben innern Böſchung der Bruſtwehr, den Kopf über der Krone liegend, an beiden Schläfen durch und durch geſchoſſen. Maigret hatte ſich etwas entfernt, um ihn durch Liſt auf eine andere minder gefährliche Stelle zu bringen; Karlberg, der den Schuß hörte, behauptet, noch geſehen zu haben, wie der Kopf langſam herabſank, ohne daß die geringſte Zuckung an dem Körper bemerkt wurde. Beide erwähnen nichts davon, was ſpäterhin ein Kammerdiener des Königs erzählte: er habe im Todeskampfe den Degen faſt bis zur Hälfte gezogen und das Gefäß mit der rechten Hand noch convulſiviſch feſtgehalten[2]).

---

[1]) Vergl. überhaupt Lundblad, II, 563, 568, nebſt dem angehängten Plan der Feſtung, aber auch, beſonders wegen der in jener Nacht gegenwärtigen Offiziere, die 1719 bei Riegel gedruckte ausführliche Lebensbeſchreibung Karl's XII. (S. 618), und den hier wohl unterrichteten Voltaire (Histoire de Charles XII., II, 179), nebſt den angehängten Ergänzungen de la Motraye's, des ſteten Begleiters und Verehrers des ſchwediſchen Königs (ebendaſ. S. 282), in deſſen Reiſebeſchreibung (Voyages, II, 396) ſich auch ein, nur verkehrt, abgedruckter Feſtungsplan von Friedrichshald mit Angaben der Diſtanzen findet.

[2]) Vergl. dieſe Kammerdieners-Nachricht bei Schlözer (Briefwechſel, I, 230) mit de la Motraye's Worten: Ils accoururent avec une lanterne, qui leur découvrit ce Prince la main gauche gantée sur la garde de son epée, posture lui ordinaire etc. Son gand étoit

Wegen der Tiefe des Laufgrabens, der nächtlichen Dunkelheit oder des ununterbrochenen feindlichen Feuers konnte Niemand genau beſtimmen, woher der Schuß kam.

Aber faſt alle damaligen Nachrichten geben die Richtung des Geſchoſſes von Außen, von der linken Seite, das heißt der Feſtung oder ihrer Forts, die Kugel ſelbſt als eine Kartätſche oder Falconetkugel, die Oeffnung der Schußwunde auf eine Breite von drei bis vier Fingern an; Maigret, der die Kugel mit einem Taubenei vergleicht, ſetzt hinzu, das todbringende Gewehr ſei gewiß viel zu groß geweſen, als daß ein noch ſo ſtarker Menſch es hätte handhaben können [1]. Die ſpätere Verſicherung

---

tout ensanglanté. Graf Lynar, der ſich die Kleidung des Königs im Zeughaus zu Stockholm zeigen ließ, fand, daß der rechte Handſchuh inwendig noch voller Blut und auch an dem Griff des Degengefäßes noch Blut zu ſehen war. Er vermuthet daher, daß der König, ehe er niederſank, mittels einer ſchnellen mechaniſchen Bewegung mit der rechten Hand nach dem Orte, wo der Schuß hineingegangen, und dann ſofort nach dem Degen gegriffen (Neue Miscellaneen, Stück IV, und Lynar's Staatsſchriften, I).

[1] Vergl. die verſchiedenen in der Hauptſache übereinſtimmenden Nachrichten im Theatrum Europaeum zum Jahr 1718, und der 1719 gedruckten ausführlichen Lebensbeſchreibung Karl's XII. (IIter Theil), außerdem Voltaire und de la Motraye. Auch dem General Leutrum meldete ſein Adjutant aus dem Lager: Der König ſei in der Approche mit einer Kartätſche aus Friedrichshald, durch den linken Schlaf ein, durch den rechten wieder aus, alſo knall und fall todt geſchoſſen worden (Schlözer's Staatsanzeigen, VI, 166). Der Erbprinz Friedrich ſchreibt am 1. Dec. neuen Styls aus Torpum an ſeinen Vater: Demnach es ſich nach dem unwandelbaren Rathſchluß und Willen des Allerhöchſten zugetragen, daß Ihre Majeſtät der König geſtern Abends in den Approchen vor Friedrichshald mit einer Kartätſchenkugel durch beide Schläfen am Kopf durch und durch geſchoſſen und von dieſer Blessur augenblicklich Todes verblichen u. ſ. w. Der Kanzler v. Müllern an den König Stanislaus: Un coup fatal tiré de Friedrichshald éteigna la plus belle vie du plus grand héros, du meilleur ami de V. M. et du plus gracieux maître. (Baſſewitz Eclaircissemens in Büſching's Magazin, IX, 326.) Tant

des Commandanten von Friedrichshald aber, daß er gerade in jener Nacht um 10 Uhr ein kleines Fort als unnütz verlaſſen und zuvor eine mit Kartätſchen gefüllte ſchadhafte Kanone habe abfeuern laſſen, ſteht in einer merkwürdigen Uebereinſtimmung mit der von andern Zeitgenoſſen beſtätigten Tradition, daß der verhängnißvolle Schuß von dem ſüdlich gelegenen Fort Oberbierg geſchehen ſei [1]). Man kann es nur dem Umſtand, daß nichts vor Augen lag, was den Verdacht eines Meuchelmordes rechtfertigte, und der erſten Beſtürzung zuſchreiben, daß gleich anfangs keine genauere Unterſuchung über den Eingangspunkt der Schußwunde, auf der linken oder rechten Seite des Kopfes, und über die Stellung oder Lage des Königs im entſcheidenden Augenblick angeſtellt wurde. Nach Maigret hatte die tödtliche Kugel den Kopf des Königs oberhalb des linken Ohres getroffen und war

---

de grands desseins, qui mettaient tant de cabinets en allarme, et tenaient tant d'armées en haleine, furent renversés en un instant par un boulet de canon tiré des remparts de Frédérichhall, au hazard de ce qu'il rencontrerait. Nach Gebhardi Däniſche Geſchichte (S. 630) maßen die Norweger die Entfernung von dem Platz, wo der König getödtet wurde, bis zu ihren Wällen (etwa 500 Schritt) und fanden, daß ſie zu groß für einen Flintenſchuß ſei.

[1]) Siehe des Grafen Lynar hinterlaſſene Schriften, I, 4 (auch abgedruckt in den Neuen Miscellaneen, IV) und Kobbe in der Geſchichte von Schleswig-Holſtein, S. 87, mit dem ſehr gewagten, durch das däniſche Journal (Lundblad, II, 678) widerlegten Zuſatz: Dies war der einzige Schuß aus der Feſtung in jener Nacht, und durch denſelben mußte Karl XII. gefallen ſein. Auch nach Siguier's an die Prinzeſſin Ulrike abgeſtattetem Bericht kam die tödtliche Kartätſche aus einem von der Seite abgeſonderten Fort (Ausführliche Lebensgeſchichte Karl's XII., bei Riegel 1719, S. 618). De la Motraye bezeichnet ausdrücklich das Fort Oberbierg Litera I. in ſeinem Plan von Friedrichshald (Voyages, II, 395 u. 397). Ebenſo ganz beſtimmt die auf der kaſſelſchen Bibliothek befindliche Geſchichte von Schweden unter Friedrich I., welche deſſen Archivarius Stöpler zum Verfaſſer hat

nahe am rechten Ohr wieder herausgegangen. Ebenſo nach dem Bericht, den der General Leutrum von ſeinem aus dem Lager herbeieilenden Adjutanten erhielt. De la Motraye, deſſen Erzählung noch den genaueſten Zuſammenhang und das Gepräge der innern Wahrheit hat, gibt ausdrücklich an, daß die Kugel zuerſt den ganzen obern Knochen der linken Schläfe zerbrochen, das linke Auge eingedrückt, das rechte aus ſeiner Höhle getrieben und jene große Oeffnung hinterlaſſen habe. Karlberg, der Gewährsmann des neueſten Biographen Karl's XII., deutet zwar auf ein linkes Auflegen des Königs und alſo auf eine Blosſtellung der rechten von der Feſtung abgekehrten Seite hin, aber er ſelbſt will bemerkt haben, daß der Schuß von Außen her auf der linken Seite den Kopf des Königs traf, worauf die Hand, welche die linke Wange ſtützte, herabfiel[1]. Nur aus der Leichenbeſichtigung und der Todesmaske, auf welche der neueſte Biograph Karl's XII. das größte Gewicht legt, hat man für gewiß angenommen, daß die Kugel nicht durch die linke, ſondern durch die rechte Seite des Kopfes eingedrungen, „weil hier die breite klaffende Oeffnung ſich befand, dort die ganze Schläfe weggeriſſen, aber die Knochenenden ſo geſtaltet waren, daß der Schuß nothwendig daſelbſt herausgehen mußte". Aber es iſt bekannt, daß bei Kartätſchenſchüſſen der Ausgangspunkt der Wunde oft größer als der Eingangspunkt iſt. Wie leicht konnte auch der König im entſcheidenden Augenblick eine ſchrägere Richtung genommen haben, ſodaß ſelbſt, wie ein neuerer Kriegsverſtändiger bemerkt, wenn auch der König in der natürlichſten und faſt einzig möglichen Stellung rechts ſich aufgelegt, aber links gewendet hatte, ein feindlicher Schuß aus der hohen Baſtion, dahin, wo ihn die Todesmaske ſcheinbar angibt, genugend zu erklären iſt [1]. Man hat zwar aus der Oeffnung der Wunde nach der Todesmaske, welche 7 Linien in der Länge, 2 in der Breite betrug, den Schluß gezogen, daß ſie von keiner Kanonenkugel, ſondern von einem Handgewehr herrührte. Aber auch hierdurch iſt der Verdacht des Meuchelmordes nicht gerechtfertigt. Denn die Dimenſionen einer ſolchen Oeffnung ſtimmen wenigſtens mit keiner Piſtolenkugel überein. Die Dänen ſchoſſen mit Handgewehr aus dem bedeckten Gang, und es iſt ausgemacht worden, daß die großen zu Hagel verwendeten Bolzen der damals in Skandinavien gebräuchlichen Auerhahnbüchſen gerade ſolche Wunden hervorbringen. — Der plötzliche und gewaltſame Tod außerordentlicher Menſchen wird faſt immer durch fabelhafte Erzählungen entſtellt, welche, einmal der Nachwelt in vergrößertem Maßſtab überliefert, ſich ſchwerlich auf ihre erſte Quelle zurückführen laſſen. Weder gleichzeitige öffentliche noch vertrauliche Briefe, noch die Geſandtſchaftsberichte der Franzoſen und Engländer, nicht einmal die anekdotenreichen Memoiren erwähnen eines an Karl XII. begangenen Meuchelmordes. Auf der Reichsverſammlung zu Regensburg glaubte man, er habe ſelbſt den Tod geſucht [1]. Niemandem fiel es damals ein, nach dem Schatten eines hinter der Bruſtwehr zwiſchen dem König, den Schanzarbeitern und den däniſchen Kugeln poſtirten Schleichmörders zu greifen.

---

[1] Karlberg's Bericht enthält Widerſprüche. Lundblad hat zwar, unter der Vorausſetzung, daß eine meuchelmörderiſche Kugel von der rechten, der Feſtung abgewandten Seite herkam, die Worte Karlberg's: auf der linken Seite, auf die Richtung des Laufgrabens (einer im Zickzack nach der Parallele verrückenden Linie) und Karlberg's Standpunkt innerhalb derſelben bezogen (II, 561); aber er hat die Verwirrung, die in ſeiner ganzen, bald raiſonnirenden, bald berichtenden Erzählung herrſcht, dadurch noch vermehrt, daß er Maigret's und Karlberg's Berichte (nach Lagerbring's ausführlicher ſchwediſcher Reichsgeſchichte) nur zerſtückelt mittheilt.

---

[1] Bleſſon in der Berliner Militär-Literatur-Zeitung, 1840, XXI, 339. Daß der König nicht links, ſondern rechts ſich auflegte, wird hier ſchon daraus gefolgert, weil rechts nichts zu beobachten war, wol aber links, wo die vorgehende Sappe von des Königs Standpunkt aus debouchirte, und weil das große Gefäß des langen Degens ihm keine andere Lage geſtattete. Offenbar hat übrigens die Frage von der linken oder rechten Seite des Auflegens mehr als ein Mißverſtändniß hervorgebracht. Wenn Lonar, der glaubwürdige Reiſende, welcher im Jahre 1731 im Zeughaus zu Stockholm den Hut des Königs genau unterſuchte, angibt, daß er unterwärts an der rechten Seite, mit der er nach der Feſtung zugekehrt geweſen, von dem Schuſſe etwas zerriſſen, an der linken aber unverletzt geweſen, ſo meint er damit gewiß diejenige Wendung von dem rechten Standpunkt aus, welche Bleſſon als links bezeichnet.

Der Tod des Königs war der Anfangspunkt einer längſt vorbereiteten Revolution, die ſich ſo ſchnell entwickelte, daß man leicht verführt werden konnte, aus den Umſtänden derſelben auf einen Zuſammenhang mit einem Anſchlag auf des Königs Leben zu ſchließen. Der tumultuariſche Kriegsrath in dem Hauptlager, wodurch die Belagerung und der Feldzug aufgehoben und das in der Kriegskaſſe noch vorhandene Silbergeld unter die oberſten Befehlshaber vertheilt wurde; die anfängliche Verheimlichung des Unglücks unter Verſperrung aller Ausgänge des Lagers; das tiefe, geheimnißvolle Stillſchweigen, welches der Erbprinz bei der Todesnachricht mit ſeinen Tiſchgenoſſen zu Torpum beobachtete; die Abſendung ſeines Generaladjutanten Siguier an Ulrike mit dem zerſchoſſenen Hute des Königs; das anſehnliche Geſchenk, welches die Prinzeſſin dem Ueberbringer, trotz ihres tiefen Schmerzes, gegeben haben ſollte; die ſchnelle Erhebung nicht nur Ulrikens, ſondern auch ihres Gemahls: das alles war hinreichend, um den Nationalhaß der Schweden gegen alle Ausländer, die Leichtgläubigkeit des Pöbels, den Parteigeiſt des Adels zu reizen und den einfachen Hergang der Thatſachen durch das falſche Gewebe eines hochverrätheriſchen Complots zu verdunkeln. In den Hintergrund deſſelben ward der Erbprinz ſelbſt als geheimer Leiter oder Mitwiſſender, Siguier als deſſen Werkzeug geſtellt.

---

[1] Heſſiſcher Geſandtſchaftsbericht von Regensburg vom Januar 1719 und Raumer's Geſchichte von Europa, VII, 221. Vergl. auch die Briefe der Herzogin von Orleans und die Memoiren von Pöllnitz u. A. — Ein damaliges Trauergedicht auf Karl's Tod beginnt mit dem Motto: „Der ſtrenge Tod weiß nicht Monarchen zu verſchonen, Er taſtet alles an, Papſt, Kaiſer, Königskronen.“

Aber der tumultuariſche Kriegsrath, welcher gleich anfangs die Abſchaffung der Souverainetät und, als der junge Herzog von Holſtein nicht auf das Erbrecht verzichten wollte, die vorläufige Erwählung der Prinzeſſin Ulrike decretirte, ſtand nicht unter dem Einfluß des Erbprinzen, ſondern unter dem der Faction des Adels; die Aufhebung der Belagerung und die Zurückführung der Truppen unter dem Vorwand der harten Jahreszeit ward gegen den Willen des Erbprinzen beſchloſſen[1]; die Kriegskaſſe unter die Generale, unter denen auch die ehrenwertheſten Männer, wie der nachher das Schwert in die Scheide ſteckende Dernſtädt, ſowie der Herzog von Holſtein ſelbſt waren, als Befehlshaber der ſo lange mit ſchlechtem Papiergeld bezahlten, ganz entblößten Regimenter vertheilt; der Erbprinz, der bisher auch als Generaliſſimus keinen Sold bezogen hatte, dabei gänzlich übergangen [1]); die Geheimhaltung des tragiſchen Todes, um den Muth der Soldaten nicht zu brechen, nach Kriegsgebrauch angeordnet [2]), und nichts war natürlicher, als daß der von zwei feindlichen Parteien umgebene Generaliſſimus als Gemahl der ſchwediſchen Erbprinzeſſin in einem ſo kritiſchen Moment die ſchleunigſten Vorſichtsmaßregeln ergriff, um einer Revolution in Stockholm zuvorzukommen.

---

[1] Der General Leutrum, der untröſtbar in ſechs Nächten kein Auge ſchließen konnte, ſagt ausdrücklich: „Ich habe vernommen, daß auch der Erbprinz der Meinung war, zu continuiren, allein dieſe Leute, ſo des Königs Tod mehr erfreute als betrübte, und ihr beſonders Abſehen hatten, drungen den Kriegsrath durch.“ Schlözer's Staatsanzeigen, VI, 166.

Das Vorurtheil gegen Siguier, deſſen Namen der Volkswitz in den eines Banditen (sicaire) umwandelte, der erſt kurz nach dem Tode des Königs mit Depeſchen des Erbprinzen, ſeines Vorgeſetzten, in den Laufgräben erſchienen war, der zur Verkleidung des Königs ſeinen Hut und ſeine Perücke hergab und die eilige und geheime Miſſion nach Stockholm übernahm, ward zwar ſpäterhin beſtärkt, als der tiefe Schmerz über die Verleumdung ihm einen heftigen Fieberanfall zuzog und er ſich, von dem todtgeſchoſſenen König phantaſirend, ſelbſt des Verbrechens anklagte. Aber man erfuhr bald, daß dieſer rechtſchaffene Offizier, der ſpäterhin in großer Armuth ſtarb, ſtets eine unbegrenzte Liebe und Verehrung für Karl XII. bewieſen habe, und die öffentliche Meinung in ganz Europa, geleitet durch die Zeugniſſe bewährter Zeitgenoſſen, ſprach ihn frei [1]. Hiermit fiel auch der bisherige Verdacht gegen den Erbprinzen, von dem ſich ſelbſt in den ſchamloſen Pasquillen aufgewiegelter oder beſtochener Parteigänger keine Spur mehr findet [2]. Er war es auch, der, dem mächtigen und angeſehenen Parteichef Arwed Horn und den rachſüchtigen Reichsſtänden gegenüber, ſich an dem Juſtizmord des Baron v. Görz nicht betheiligte, indem er, wiewol vergebens, auf eine unparteiiſche Commiſſion und eine ordentliche Prozeßform drang [1]. Erſt unter Guſtav III., wel-

---

[1]) Sowol Lundblad (II, 573), als deſſen Ueberſetzer Jenſen, deuten die Vertheilung der Kriegskaſſe, deren wahren Zweck ſie nicht kennen, als den Beweis einer Verſchwörung, und der Letztere, ſtatt allenfalls nur die planmäßige Liberalität des Erbprinzen zu verdächtigen, ſetzt faſt unſinnigerweiſe hinzu: „Und der Prinz Friedrich erſcheint hier, eben weil er nichts nahm, in einem doppelt zweideutigen Lichte.“

[2]) Dieſe Anordnung traf der General von Schwerin durch den Fortifications-Lieutenant Karlberg, der die verkleidete und verdeckte Leiche des Königs nach dem Hauptquartier escortirte, wobei es ſich jedoch zutrug, daß die Tragbahre bei einer ſteilen Anhöhe umfiel, der Leichnam dem Lieutenant in die Arme fiel, die Soldaten den König erkannten und unter Jammern und Klagen das geſchehene Unglück ihren Kameraden verriethen. Bericht des Lieutenants Karlberg, aus deſſen ganzer Darſtellung hervorgeht, daß er gleich anfangs den zu einer andern Miſſion verwendeten Generaladjutanten Siguier in Verdacht hatte.

---

[1] Man vergl. Lundblad, II, 576, mit dem Theatrum Europ. a. a. O., mit Voltaire, dem Siguier einſt ſagte: daß er ſich lieber tauſendmal für Karl XII. habe ermorden laſſen, als daß er ihn getödtet hätte, mit de la Motraye (der hinzuſetzt: On connoissoit assez son attachement et son respect pour le Prince qui l'a comblé de bienfaits), ganz beſonders aber mit Baſſewitz, dem eigentlichen Haupt der dem Erbprinzen feindſeligen holſteiniſchen Partei, deſſen Worte hier von Bedeutung ſind: La calomnie en prit lieu de répandre, que Sikkert s'étoit fait un merite d'avoir assassiné le Roi, pour en prévenir le dessein d'assurer la couronne au Duc d'Holstein et qu'il présenta le chapeau, comme une preuve de son coup. Le vulgaire malin et crédule ajouta foi pendant longtems à cette noire accusation, sans en marquer la moindre haine ni à la Princesse ni à Sikkert. Tant la dureté du joug de Charles offusquait l'éclat de son héroisme (Büſching's Magazin, IX, 320). Ebenſo unverwerflich iſt das Zeugniß des Grafen Lynar: „Für den Oberſten Siguier wollte ich wol gutſagen. Ich habe ihn als einen ſehr rechtſchaffenen Mann gekannt und weiß, daß er den König ganz beſonders geliebt" (Staatsſchriften, I, 1, und Miscellaneen, IV, 698). Vergl. auch die treffliche, den Herren Lundblad und Jenſen unbekannte Abhandlung des Prof. Schummel (in der Berliner Monatsſchrift, 1783, I, 313), welche beſonders zur Vertheidigung Siguier's und zur Widerlegung eines von Schlözer zu hoch geſchätzten wüthenden Parteigängers (in Schlözer's Briefwechſel, I, 144) geſchrieben iſt.

[2] Stöpler's Geſchichte von dem Zuſtand Schwedens unter Friedrich I. (Handſchrift der kaſſelſchen Bibliothek). Nur der alte Feldmarſchall Dücker, ein entſchiedener Anhänger des Hauſes Holſtein, äußerte ſich im Jahre 1730 bei einem Tafelgeſpräch gegen den nicht ſo leichtgläubigen Grafen Lynar: da in jener Nacht faſt gar nicht aus der Feſtung geſchoſſen ſei, und die Oeffnung der Wunde nach

---

der Feſtung zu kleiner geweſen, als die nach dem Lager zu, daß der König gewiß von ſeinen eigenen Leuten getödtet worden ſei. (Lynar a. a. O.)

[1] Dies geſchah auf den ausdrücklichen Rathſchlag des Landgrafen Karl (Brief deſſelben an ſeinen Sohn, Jan. 1719), worin es heißt: Man müſſe jede Rache vermeiden und eine unparteiiſche Commiſſion niederſetzen, ſo viel Schaden er auch dem Erbprinzen habe thun wollen, wenngleich der Landgraf die auf Befehl des Generaliſſimus und des Kriegsraths gleich anfangs angeordnete Arretirung des Baron Görz billigte. Nur Ulrike, welche ihren Haß gegen das Haus Holſtein und deſſen Miniſter nicht unterdrücken konnte (ſiehe Guſtav III. nachgelaſſene Schriften von Geijer, Thl. I, S. 20 der deutſchen Ueberſetzung), war in dieſem Punkt mit Arwed Horn, dem Präſidenten des Reichsraths, einverſtanden, der ſchon früher eine ſcharfe Drohung des Barons (er würde noch den Kopf verlieren) mit den ſarkaſtiſchen Worten beantwortet hatte: Einer von uns beiden gewiß! Der Graf v. Lynar erzählt von ihm: Als der Seelſorger des Baron v. Görz, Conradi, ihn zum Tode bereitete und den Grafen Horn noch einmal um deſſen Rettung bat, weil Görz ein ganz anderer Menſch geworden, antwortete Horn: „Ich kenne ihn; iſt es wahr, daß er ſich bekehrt hat, ſo muß man ihn je eher je lieber in den Himmel ſchicken, denn ſonſt ſchlägt er wieder um und geht ſeiner Seligkeit verluſtig.“ Der heſſiſche Geſandte, General Rau von Holzhauſen, ſchreibt am 6. April 1719 (kurz nach der Hinrichtung) an den Kammerpräſidenten v. Görz zu Hannover: „Die Rage der Stände dominirt über das pouvoir Ihrer Königl. Hoheit des Erbprinzen; ich kann Ew. Excellenz verſichern, daß Ihre Hoheit gern geſehen, daß der Prozeß en forme wäre tractirt werden, wobei ohnfehlbar ſeine völlige Juſtification erfolgt wäre. Allein es war in dieſer Situation, da der Prozeß den Ständen einmal übergeben, ohnmöglich etwas auszurichten, wie der General Ranck umſtändlich berichten wird, der ſich ſo viel Mühe gegeben, daß er ſich faſt Alle von der Nation zu Feinden gemacht.“ (Rettung der Unſchuld des Baron v. Görz, S. 310, 311). Lundblad ſcheint von dem Allen nichts zu ahnen, indem ihm die frühern Aeußerungen des Erbprinzen an ſeine Gemahlin, worin er die Arretirung dieſes ſeines größten Antagoniſten meldet, zu den gehäſſigſten Unterſtellungen genügen (II, 585—87).

cher bei dem Anblick der balſamirten Leiche ſeines Vorfahren ausgerufen haben ſoll, das ſei nicht die Kugel eines Dänen, ſondern eines Schleichmörders, tauchten die finſtern Gerüchte wieder auf. Aber ſie wandten ſich insgeſammt, obgleich der König einen ererbten Haß gegen Ulrike und die heſſiſche Partei hegte, nach einer ganz andern Seite. Bald nach der monarchiſchen Revolution im Jahre 1772, als Ingham, der Secretär des Ritterhauſes, eine Lobrede auf das unbeſchränkte Königthum hielt („die ſo ausgeſchrieene heilſame, aber allzeit zügelloſe Freiheit, unter welcher wir ſo lange Sklaven waren, möchte von ihrer erſten Gründung an nicht viel Segen verheißen haben“), deutete er in abgebrochenen Worten, gleichſam im Vorgefühl einer Ankerſtröm'ſchen Verſchwörung, auf einen Mord des nordiſchen Helden als einen ewigen Schandfleck der ſchwediſchen Nation. Zwei Jahr nachher erzählte der altersſchwache Graf Liewen einem reiſenden Engländer, daß er in jener Nacht als Page des Königs und in der Nähe deſſelben nicht das Getöſe einer Kanonen-, ſondern den Knall einer Piſtolenkugel gehört, daß die ganze Armee geglaubt habe, Karl XII. ſei von unbekannter Hand getödtet, daß aber der Erbprinz von Heſſen gewiß keinen Antheil daran gehabt, oder auch nur einigermaßen darum gewußt habe [1]). Damals wurde auch dem König ein ſchriftlicher Bericht über das ſchreckliche Bekenntniß des im Jahre 1750 in der Raſerei geſtorbenen ſchwediſchen Generals Cronſtädt, nach der mündlichen Ueberlieferung ſeines ſtockholmer Beichtvaters Tolſtadius, übergeben, welche ſogar ein ſchwediſcher Reichsrath neueſter Zeit als „eine hiſtoriſche Aufklärung von ſicherer Hand“ hat im Druck erſcheinen laſſen. Nach derſelben ſoll jener berühmte, um die Verbeſſerung des ſchwediſchen Geſchützweſens ſo verdiente General, nach ſeiner eigenen Ausſage, im Complot mit einem Corporal Stiernroß, in jener Nacht die mörderiſche, dem Beichtvater genau bezeichnete Büchſe geladen, Stiernroß, auf dem Raſenwall der Approche verborgen, damit den König durchſchoſſen haben. Aber dieſer Stiernroß, ein treuer Begleiter Karl's XII. in allen ſeinen Feldzügen, der ſich indeſſen zum Rang eines Oberſten emporgeſchwungen, erklärte dem allzu eifrigen, ihn zum Geſtändniß auffordernden Seelſorger, daß er davon nichts wiſſe und daß dieſe ganze Erzählung wol ein Phantaſiegebilde des ſterbenden Generals ſei 1)). — Es war gewiß ein großer Misgriff des neueſten ſchwediſchen Biographen Karl's XII. und ſeines däniſchen Ueberſetzers, nicht nur den längſt verſchollenen Verdacht gegen den Gemahl der Prinzeſſin Ulrike noch einmal auf elende zweideutige Indicien hin zu erneuern, ſondern auch auf ein ganz falſches Motiv zu ſtützen 2)). Die Anklage eines ſo verabſcheuungswür-

---

[1]) Schlözer's Briefwechſel, I, 144. Die ganze Erzählung Liewen's und des ſehr ungenauen Engländers Wraxall wird in der angeführten Abhandlung von Schummel gehörig gewürdigt.

---

1) Lundblad, II, 576—80, welcher ſelbſt ſchließlich den Schlüſſel zu dieſer unerwieſenen Anekdote liefert: „Einige haben behaupten wollen, es ſei dieſes Document untergeſchoben und verdanke ſeinen Urſprung einer kleinen (?) Intrigue Guſtav's III.“

2) Vergl. die Hauptſtellen des unter den verſchiedenſten exclamatoriſchen Wendungen vorgetragenen Verdachts und der Anklage in den Vorreden zu Lundblad: I, 21; II, 331; ferner 456, 561, 564, 568, 572, 573. Dem leichtſinnigen deutſchen Recenſenten der Schleiſer'ſchen Geſchichte in der Allgem. Halleſchen Literaturzeitung (Febr. 1844, S. 407), der ſogar Lundblad's und Jenſen's Indicia indiciorum für Beweismittel anſieht, müſſen wir mit Voltaire zurufen: Il est à souhaiter que cet exemple put servir à arrêter la licence effrenée de ceux qui imputent toujours la mort d'un Prince à l'ambition de son successeur (Histoire de Charles XII., II, 286).

digen Verbrechens, nicht allein eines Königsmordes, ſondern zugleich eines Bruder- und Schwagermordes, darf ohne die ſtärkſten und unwiderleglichſten Beweisgründe nicht vorgebracht werden. Friedrich, der, perſönlich äußerſt gutmüthig, freundlich, aufrichtig, verſöhnlich, ſeinen Feinden ſtets die offene Stirn zu bieten pflog, in ſeiner Jugend ſchon an militäriſche Disciplin gewöhnt war und durch ſein ganzes Leben bewieſen hat, daß er heimlicher, verrätheriſcher und blutdürſtiger Anſchläge ganz unfähig war [1], beſaß eine innige dankbare Anhänglichkeit und Verehrung für ſeinen Schwager. Niemandem konnte die Lebenserhaltung deſſelben theurer und wichtiger ſein; denn Karl XII. hatte ihn berufen, erhoben, geſtützt, ſeine Heirath genehmigt und ſeiner mit ihm aufs engſte verbundenen Gemahlin die Erbberechtigung zur Thronfolge kraft ſeiner Souverainetät beſtätigt. Des Königs plötzlicher Tod ſetzte beide einer doppelten Gefahr aus: von Seiten der Adelsfraction, welche die Abſchaffung der Souverainetät, des Königthums, des dynaſtiſchen Erbrechts und die Wiederherſtellung der alten Reichsvorſteherwürde begehrte, und der holſteiniſchen Partei, welche die Vermählung Ulrikens ohne Einwilligung der Stände und mit einem nicht lutheriſchen Prinzen nach ſchwediſchen Statuten anfocht, und den jungen Herzog von Holſtein als letzten männlichen Sprößling des Hauſes Waſa der noch lebenden Schweſter des Königs vorziehen wollte. Nur die Charakterloſigkeit und der halsſtarrige Stolz dieſes unerfahrenen Jünglings, die Unbeliebtheit des Hauſes Holſtein, welchem die Schweden alles Unheil der nordiſchen Kriege und den verderblichen Einfluß des Baron Görz zuſchrieben; nur die Geiſtesgegenwart des Erbprinzen und die kluge Nachgiebigkeit ſeiner Gemahlin, welche den Reichsſtänden das Wahl- und Beſtätigungsrecht wieder einräumte und nach der Weiſung ihres Gemahls erklärte, ſie denke an keine unbeſchränkte Souverainetät, ſondern nur an eine auf die Liebe der Unterthanen gegründete Herrſchaft [1]), rettete beide aus dieſem Labyrinth. Friedrich, zum Ritus der lutheriſchen Kirche, deren Anhängern er auch in Kaſſel öffentliche Religionsübung verſchaffte, übergegangen, erwarb ſich auch die Zuneigung der ſchwediſchen Geiſtlichkeit und des Bürgerſtandes, welche ihn, trotz einer heftigen Oppoſition des Adels, ſchon im Februar 1719 zum Mitregenten der proclamirten Königin vorſchlugen. Aber ſtatt, nach dem weiſen Rathſchlag ſeines Vaters, in ähnlicher Weiſe wie Wilhelm III. von Großbritannien den Thron mit ſeiner Gemahlin zu theilen und dadurch ein feſtes Band mit der ſchwediſchen Nation zu knüpfen, ließ er ſich bereden, um den Preis einer zweiten ſtarken Erweiterung der Adels- und Ständefreiheiten das Erbkönigthum für ſich und ſeine männlichen Nachkommen anzunehmen (April 1720). Dies war die Frucht einer tief angelegten Intrigue des Grafen Horn, welcher der Königstochter und Königsſchweſter Ulrike, mit der er ſich kurz vorher überworfen, mistraute.

---

[1] Man vergleiche die Schilderung des Grafen v. Lynar (a. a. O.), des Grafen v. Baſſewitz und des mecklenburgiſchen Miniſters Köppen (in Büſching's Magazin, IX u. XV) mit den beſten ſchwediſchen Geſchichtſchreibern, beſonders Lagerbring in dem 1776 deutſch herausgegebenen Abriß der ſchwediſchen Geſchichte (Cap. XXI) und mit v. Turckheim's Histoire généalogique de la Hesse, II, 73.

Friedrich, von der Geſetzgebung, von den Finanzen, von der höhern Staatsſtellen-Verleihung, von den Kriegs- und Friedensſchlüſſen faſt ganz ausgeſchloſſen und an die Majorität eines Reichsraths, in welchem er nur zwei Stimmen beſaß [1], gebunden, ſank allmälig, den ſouverainen Ständen und ihrem geheimen unverantwortlichen Ausſchuß gegenüber, zu einem Schattenkönig herab. Umgeben von falſchen, ſeine Freigebigkeit misbrauchenden Freunden, und während der unruhigen Reichstage meuteriſchen, von Rußland oder Frankreich beſtochenen Parteigängern preisgegeben, nicht feſt und entſchloſſen genug zu energiſchen und außerordentlichen Maßregeln, verlor er allmälig auch die Kraft und den Muth, ſich und die Krone aus dieſer abhängigen Lage zu befreien. Als ſeine Kinderloſigkeit und der zweite unheilvolle Krieg gegen Rußland dem Hauſe Holſtein den Weg zur Nachfolge eröffnete, war er der Erſte, der zur Rettung Finnlands ſeinem Nebenbuhler und Thronfolger die Hand bot. Anerkannt iſt auch, was unter ſeiner langen friedfertigen Regierung zur Wiedererhebung des ihm am meiſten ergebenen Bürger- und Bauernſtandes, zur Blüthe des Ackerbaues, des Handels, der Fabriken, für Künſte und Wiſſenſchaften, Schulen und Armenhäuſer geſchah [2]); und ſelbſt der geiſtreiche, ſonſt dieſem König wenig befreundete Graf Teſſin ſetzte ihm bei ſeinem Tode (1751) die Grabſchrift:

---

[1]) Vergl. Stöpler a. a. O. und Raumer's Geſchichte von Europa, VII, 227.

---

[1] Als Friedrich einſt die Bittſchrift eines unwiſſenden Bauern mit der Ueberſchrift: à son Excellence, Excellence, Excellence le Roi de Suede, erhielt, ſagte er ſcherzend: „Der Mann macht mich zu einer dreifachen Excellenz, da ich doch nur eine doppelte bin.“

[2] Vergl. Lagerbring (Cap. XXI) und v. Türckheim. Der große Botaniker Linnée, Ulrikens Arzt, welchen Friedrich zuerſt zur naturhiſtoriſchen Bereiſung und Beſchreibung Schwedens beauftragte, und der von ihm nach ſeiner Vertreibung aus Schweden nach Kaſſel empfohlene Geſchichtsforſcher Arkenholz bewahrten ihm eine dankbare Verehrung, und Lagerbring ſetzt bei ſeiner Todesmeldung hinzu: „Geliebt und betrauert nicht allein in Heſſen, ſondern auch in Schweden, und hier um ſo mehr, da er die Schweden nie als Stiefkinder angeſehen hatte!“

Die Liebe, nicht die Geburt,
Macht eines Helden Vaterland;
Sonſt wäre er ein Fremdling
Uns geblieben.
Ein freies Volk haſt du uns überkommen,
Ein freies Volk haſt du uns hinterlaſſen!

Auch Landgraf Karl, der ſo viele Opfer zur Erhebung ſeines Sohnes, zur Erleichterung der ſchwediſchen Finanzen und zu den Friedensnegotiationen mit den Gegnern Schwedens gebracht hatte, erfuhr bald, daß ihn der Tod Karl's XII. und die groſe Beſchränkung der königlichen Gewalt alles ſchwediſchen Einfluſſes beraubte. Vergebens drang er, im Einverſtändniß mit Ulrike und Friedrich, darauf, daß die mit dem Kaiſer und den Seemächten unter ſeiner Leitung angeknüpften Friedensverhandlungen in demſelben Sinne fortgeſetzt, zu Stockholm allen fremden Geſandten gegenüber geheimgehalten und durch eine gehörige Kriegsverfaſſung unterſtützt würden. Vergebens inſtruirte er noch einmal im Jahre 1719 ſeine Geſandten[1] zu Wien, Regensburg, London, Paris, im Haag, zu Dresden und Berlin zu einer großen, von den deutſchen Fürſten zu unterſtützenden Coalition gegen den Zaren, der bald nachher durch eine grauſame Verwüſtung der finniſchen und ſchwediſchen Küſten die Abtretung der

---

[1] Die Negotiationen Landgraf Karl's in den Jahren 1719 u. 1720 und die Misgriffe der ſchwediſchen Unterhändler, welche ein ausführlicher Bericht des nach Stockholm geſchickten Hofrath Hein und der ebenfalls noch vorhandene Briefwechſel zwiſchen Landgraf Karl, Ulrike und Friedrich aufdecken, gehören einer andern Darſtellung an. Es geht aber daraus der groſe Irrthum Derer hervor, welche, wie ſelbſt Guſtav III. (Geijer's Nachlaß deſſelben, 1, 21), jene ſchimpflichen, zum Theil durch die Geldnoth veranlaßten Tractate (man findet ſie ausführlich in den Leben und Thaten Friedrich's I. 1736) auf die Rechnung eines machtloſen Königs ſchreiben.

Oſtſeeprovinzen erzwang. Vergebens ſandte er noch einmal 6000 Heſſen unter dem Grafen Dönhof zum Schutze Pommerns und zur Beſetzung Stralſunds, welche im Jahre 1721 erfolglos zurückkehrten. Denn während die ſchwediſchen Patrioten ſich ausſchließlich mit der Erweiterung der ſtändiſchen und adeligen Freiheiten beſchäftigten und, in dem verderblichen Wahn, daß der Tod Karl's XII. alle Gegner Schwedens beſchwichtigt habe, zugleich die dringendſten Vertheidigungsmittel und die Abſendung wohlaccreditirter Geſandten vernachläſſigten, nahm die zu Stockholm unter den Augen auswärtiger Diplomaten geführte, durch die Beſtechlichkeit und den Verrath der Parteigänger durchkreuzte Friedenshandlung einen ganz verkehrten Weg. Durch unzeitigen Haß gegen Dänemark verblendet, von dem engliſchen Geſandten Carteret und dem holſteiniſchen, von Rußland gewonnenen Miniſter Baſſewitz überliſtet (welcher jenem verrieth, um welchen Geldpreis man Bremen und Verden an Hannover, Vorpommern und Stettin an Preußen und die Zollfreiheit im Sund aufgeben würde), ſahen ſich die ſchwediſchen Unterhändler endlich, trotz eines Vertheidigungsbündniſſes mit Großbritannien und einer großartigen Demonſtration der engliſchen Flotte, genöthigt, ſich dem Zaren in die Arme zu werfen. Der Friede zu Nyſtädt (1721) vollendete den Sieg des Slawenthums. Schweden, ein Baum ohne Aeſte, ſtürzte von ſeiner politiſchen Höhe herab.

IV. Katharina I., Kaiſerin von Rußland.

Daß eine Frau von dunkeln und jedenfalls geringem Herkommen, in niederer Stellung erwachſen, bei dem Eintritt ins mannbare Alter einem Dragoner verehelicht, dann den Wollüſten ruſſiſcher Großen als Leibſklavin dienend, dem ruſſiſchen Zar, Peter I., zuerſt in gleicher Stellung verbunden, deſſen Gemahlin nicht nur, ſondern auch deſſen Nachfolgerin und — ohne einen ſichern Rechtstitel der Erbfolge, verfaſſungsmäßigen Wahl, oder beſtimmter Ernennung — die Beherrſcherin des großen ruſſiſchen Reichs werden und, ohne ernſtere Anfechtung, bis an ihr Ende bleiben ſollte, das iſt jedenfalls eine der merkwürdigſten und für das damalige Rußland bezeichnendſten Thatſachen der Geſchichte [1]. Merkwürdig iſt es aber dabei auch, daß noch heute die wahre Herkunft jener wunderbaren Frau noch keineswegs mit voller Sicherheit ermittelt iſt, und zwar ohne daß eine eigentliche gefliſſentliche officielle Geheimhaltung, oder Verhinderung und Erſchwerung der Nachforſchungen und Ermittelungen ſtattgefunden zu haben ſchiene. Es iſt nicht verſucht worden, ihr einen geheimnißvollen Urſprung aus höheren Geſellſchaftsſphären anzudichten, ſie etwa als den Sprößling eines herabgekommenen hohen Geſchlechtes, oder als die Frucht einer unglücklichen Liebe vornehmer Perſonen darzuſtellen [1]), wie das in ähnlichen Verhältniſſen gemeiniglich geſchehen iſt. Sie hat niemals ihre geringe Abkunft verheimlicht, hat auf ihrer ſpätern Höhe ihre Verwandten, früheren Freunde und Wohlthäter nicht verleugnet, vielmehr ihnen Gutes gethan und ſie theilweiſe in hohe Stellungen gehoben. Es iſt zwar in ihrem zweiten Regierungsjahre ein Decret in Betreff einer Beſprechung ihrer Familienverhältniſſe erlaſſen worden; aber auch Dieſes verbot nur ein unehrerbietiges Beſprechen der Familie der Kaiſerin. Dennoch ſteht über ihre Lebensgeſchichte erſt von der Zeit an etwas feſt, wo ſie von den Ruſſen zu Marienburg als Pflegetochter eines Geiſtlichen gefunden ward, und über ihre eigentliche Abkunft beſtehen noch immer die verſchiedenſten Verſionen, von denen bald dieſe, bald jene für die wahrſcheinlichſte erklärt wird.

---

[1] Katharina II. beſtieg den Thron mit noch geringerem Anſchein eines Rechts, da ſie nicht einmal gekrönte Kaiſerin war; indeß war ſie doch eine geborene Fürſtin.

In jüngſter Zeit iſt wieder ein neuer Bericht über dieſe Angelegenheit zu Tage gekommen, der jedoch nicht eine ganz neue Darſtellung derſelben bringt, ſondern eine ältere Angabe, für die ſich namentlich Büſching entſchieden hatte, beſtätigt und mit manchen Einzelheiten bereichert, dann aber auch über das weitere Leben Katharina's, namentlich auch aus der Zeit vor ihrer Anerkennung als Gemahlin des Kaiſers, mancherlei beibringt. Wir meinen die erſt 1853 veröffentlichten [1]) Memoiren des Sieur de Villebois, welcher in ruſſiſchen Dienſten zum Chef eines Schiffsgeſchwaders geſtiegen war und den Perſonen Peter des Großen und Katharina's I. ſehr nahe geſtanden hatte [2]). Der-

---

[1]) Das Höchſte, wozu man ſich verſtiegen hat, iſt ihre Ableitung aus einer Familie des niedern polniſchen Adels, oder eines ſchwediſchen bürgerlichen Regimentsquartiermeiſters.

---

1) Mémoires secrets pour servir à l'histoire de la cour de Russie, sous le règne de Pierre le Grand et de Catharine I., rédigés et publiés, pour la première fois, d'après les manuscrits originaux du Sieur de Villebois, chef d'escadre et aide-de-camp de S. M. le Czar Pierre I., par M. Théophile Hallez. Bruxelles 1853. Das Manuſcript dieſer Memoiren befindet ſich in der kaiſerlichen Bibliothek zu Paris und iſt ſchon von Schloſſer benutzt worden. Sie ſollen nicht für die Oeffentlichkeit beſtimmt geweſen ſein. So viel Neues, wie der Herausgeber glaubt, enthalten ſie nicht und ſind jedenfalls — auch wenn ſie echt ſind — nicht zuverläſſiger, als dergleichen überhaupt zu ſein pflegt, enthalten vieles offenbar Irrige, geben ſich aber wenigſtens als ziemlich tendenzloſe Aufzeichnungen eines Ausländers, den ſein Schickſal in jene ſeltſamen Zuſtände geſchleudert.

2) Der Kaiſerin ſoll er ſogar zu nahe getreten ſein. Es iſt das eine alte Anekdote, die man als eine Fabel betrachten konnte, ſolange ſie nur in der Neuern Geſchichte der Chineſen, Japaner ꝛc. (XVIII, 56 — 61) ſtand, die aber eine Beſtätigung erhalten würde, wenn die jenen Memoiren vorausgeſchickten, übrigens ſehr unvollſtändigen biographiſchen Notizen, wie es ſcheinen will, authentiſch ſind. Hiernach war Villebois im Trunke ſeiner nicht mächtig, hatte in dieſem Zuſtande ſchon drei Menſchen getödtet und vermied ihn daher möglichſt. Einſt vom Kaiſer zu deſſen Gemahlin nach Kronſtadt geſchickt, hatte er ſich gegen die furchtbare Kälte nur durch, wenn auch mäßigen Genuß von Branntwein ſchützen zu können geglaubt, war dann plötzlich in ein ſehr heißes Cabinet und aus dieſem an das Bette Katharina's geführt worden, während die Damen ihres Gefolges ſich aus Discretion zurückzogen. Der plötzliche Uebergang aus der Kälte in die Wärme, der vorher genoſſene Branntwein, der unerwartete Anblick des ſchönen Weibes auf dem Nachtlager raubten ihm die Beſinnung und er ſtürzte ſich auf ſie, ohne ihr die Zeit zu laſſen, ihre Damen zu Hilfe zu rufen. Doch war es diesmal nicht eine grauſame, ſondern eine wollüſtige Wuth, die ihn hinriß. Er ward ergriffen, gebunden und ins Gefängniß geworfen. Der Zar aber zeigte ſich diesmal ungemein mild und maßvoll, hielt ſich überzeugt, daß Villebois außer Sinnen geweſen ſei, und begnügte ſich, ihn zu zwei Jahren Gefängniß zu verur-

ſelbe war der Sohn eines Edelmanns aus der Niederbretagne, der, ohne Vermögen und im Beſitz einer zahlreichen Familie, ſich durch heimlichen Verkehr mit engliſchen Schmugglern nährte und ſich dabei des Beiſtandes ſeiner Kinder bediente. Bei einem ſolchen Geſchäft wurde der damals funfzehnjährige Sohn, von dem hier die Rede, dergeſtalt compromittirt, daß er für gut fand, nach England zu flüchten, wo er eine Anſtellung auf einem Kriegsſchiffe fand. Sein Verhängniß wollte, ſo wird erzählt, daß dieſes Schiff in den Texel kam und der damals in Saardam weilende Zar Peter auf demſelben nach England fuhr [1]. Auf dieſer Reiſe ſoll das Schiff von einem dreitägigen Sturme befallen und nur durch die Kaltblütigkeit und Geſchicklichkeit des jungen Villebois gerettet worden ſein [2], worauf der Zar ihn umarmt und ihn als Schiffscapitain und Flügeladjutant in ſeine Dienſte genommen habe. Jedenfalls bekleidete er dieſe Chargen in Rußland, ſtieg zum Befehlshaber eines Schiffsge-

---

theilen, welche Strafe er ſchon nach ſechs Monaten erließ und ihn wieder in ſeine Aemter und ſein Vertrauen einſetzte. Die Geſchichte ſoll übrigens 1722 vorgefallen ſein, wo Katharina noch nicht gekrönt war.

[1] Dieſe Angabe hat ihr Bedenkliches. Es heißt dort, das engliſche Schiff ſei zufällig in den Texel gekommen und Peter habe ſich incognito auf demſelben eingeſchifft. In Wahrheit aber äußerte er dem König Wilhelm III. im Haag perſönlich ſeinen Wunſch, England zu ſehen, worauf er durch drei Kriegsſchiffe und eine Jacht, unter Commando des Admirals Mitchell, abgeholt wurde (18. Jan. 1698). Bei der Rückreiſe (4. Mai) erhielt er eine eigne Fregatte zum Geſchenk.

[2] Auf der Hinreiſe kann das gar nicht ſtattgefunden haben. Auf der Rückreiſe iſt ein Sturm wenigſtens im Anzuge geweſen, wobei Peter geäußert: „Habt Ihr je gehört, daß ein moskowitiſcher Zar auf der See in Holland ertrunken ſei?“

ſchwaders auf, behauptete ſich in der Gunſt des Zaren und erhielt durch dieſen die Hand eines Fräuleins Glück [1]), welches der Kaiſer mit Gütern in Finnland, Eſthland und Ingermannland ausſtattete, und mit der er eine zufriedene Ehe geführt haben ſoll. Seinen Namen findet man ſpäter in der Liſte großer ruſſiſcher Würdenträger.

In Betreff Katharinens, auf deren Angelegenheiten er ſich übrigens keineswegs beſchränkt, vielmehr ſich hauptſächlich mit Peter ſelbſt beſchäftigt, bringt er nicht blos detaillirte Angaben über ihre Abkunft, ſondern gibt zugleich an, wie dieſelben, wenn auch nicht von ihm, doch von dem Kaiſer erlangt, oder ihm doch beſtätigt worden ſeien. Hiernach wäre, kurz vor der Krönung Katharinens, alſo 1724, ein außerordentlicher Geſandter des Königs von Polen, auf der Rückreiſe, in einer kurländiſchen Schenke abgeſtiegen und hätte da einem Streite betrunkener Stallknechte zugehört, von denen Einer zwiſchen den Zähnen gemurmelt habe: wenn er ein einziges Wort ſagen wollte, ſo hätte er Verwandte, die mächtig genug wären, ſie ihre Unverſchämtheit bereuen zu machen. Der Geſandte ſei aufmerkſam geworden, habe ſich nach dem Menſchen erkundigt und, bei näherer Betrachtung deſſelben, eine ferne Aehnlichkeit mit Katharinen zu entdecken geglaubt. Er habe des Umſtandes in einem Billet an einen ihm befreundeten ruſſiſchen Hofmann gedacht und dieſes Billet ſei in die Hände des Kaiſers gefallen, der darauf dem Fürſten Repnin, Gouverneur von Riga, befohlen habe, jenen Menſchen aufſuchen, nach Riga kommen und dann, unter dem Vorwande eines Proceſſes, der petersburger Polizeibehörde zuſchaffen zu laſſen. Das ſei geſchehen, man habe den armen Teufel lange in Haft gehalten, über die ihm entlockten Ausſagen genaue Recherchen angeſtellt und in der That ermittelt, daß er unzweifelhaft der Bruder der Gemahlin des Kaiſers ſei, worauf der Kaiſer ihn ſelbſt geſprochen und dann ſeine Gemahlin mit dem Wiederſehen ihres Bruders, von dem ſie in früheſter Kindheit getrennt worden, überraſcht habe. Sie ſei dabei in Ohnmacht gefallen, habe aber dann ihren Bruder umarmt und die Gnade des Kaiſers für ihn erbeten. Die ganze Sache ſei, bei der letzten Entwickelung, vielleicht wider die Wünſche Katharina's, von dem Kaiſer ziemlich öffentlich und vor Zeugen betrieben worden [1]). Doch mag der baldige Tod des Kaiſers und die Thronbeſteigung Katharinens vielleicht den immerhin nicht zahlreichen Mitwiſſenden Stillſchweigen aufgelegt haben, ſodaß die Sache ein Geheimniß Weniger blieb und ſich als ſolches, unter andern Verſionen, fortpflanzte. Es ſoll übrigens jener Bruder Katharinens der Graf Skawronsky geweſen ſein, der von Peter mit Rang und Reichthümern ausgeſtattet und der Stammvater eines blühenden Geſchlechts wurde, welches von der Dynaſtie jederzeit mit beſonderm Wohlwollen behandelt worden ſein ſoll.

---

[1]) Sie war eine Tochter jenes Präpoſitus Glück, bei welchem Katharina erzogen worden und für deſſen Familie ſie treu und dankbar ſorgte. Am a. O. heißt es blos: ſie ſei aus einer ſehr guten liefländiſchen Familie und Ehrendame der Kaiſerin geweſen und habe prächtige Güter in Liefland gehabt.

---

[1]) Etwas Unwahrſcheinliches liegt allerdings darin, daß jener Menſch ſeine Verwandtſchaft mit der Gemahlin des Kaiſers geahnet, dieſe früher in keiner Weiſe benutzt und dann bei den ſpätern Vorgängen nicht ſehr bald erkannt haben ſollte, was man mit ihm vorhabe. Indeß kann er in Zweifel geweſen ſein, wie ſeine Schweſter und ihr Gemahl die Sache aufnehmen würden.

Gehen wir nun die gangbarſten Verſionen, die es über die früheſte Abkunft jener ruſſiſchen Kaiſerin gibt, kürzlich durch. Den meiſten Glauben hat bis jetzt der Bericht eines hannöveriſchen Reſidenten Weber gefunden, den derſelbe an das hannöveriſche Geheimrathscollegium erſtattet hat [1]). Hiernach wäre die Mutter Katharinens ein eſthniſches leibeigenes Bauermädchen in dem Dorfe Ringen [2]) im dorpater Bezirke geweſen und hätte ſie außer der Ehe geboren. Das Gut habe einem verabſchiedeten ſchwediſchen Oberſtlieutenant von Roſen gehört, welcher unverheirathet geſtorben und von Manchen für den Vater des Kindes gehalten worden ſei [3]). Auf jenem Gute ſei ſie getauft und als uneheliches Kind in das Kirchenbuch eingetragen werden. Im dritten Jahre ihres Alters habe ſie ihre Mutter verloren; der Oberſtlieutenant ſei auch bereits geſtorben geweſen; des verlaſſenen Kindes habe ſich aber deſſen Nothpathe, der Küſter des Ortes, angenommen. Bei dieſem habe ſie der Präpoſitus (Superintendent, Decan, Propſt) Glück zu Marienburg, auf einer Reiſe nach Dorpat, geſehen und ſich aus Mitleid bewegen laſſen, ſie in ſeine Familie aufzunehmen, wo ſie etwas geringer, wie ein Kind der Familie, aber etwas beſſer, wie Dienſtleute, alſo auf dem Standpunkte gehalten worden ſei, der in der Regel ſogenannten Pflegekindern neben ehelichen Kindern zu Theil wird. — Von Geſchwiſtern Katharinens kommt in dieſer Erzählung nichts vor.

---

[1]) Eine franzöſiſche Ueberſetzung deſſelben Berichts findet ſich auch in den Mémoires du règne de Catharine p. 605 ff. Weber hatte hauptſächlich aus den Erzählungen eines Candidaten Wurmb geſchöpft, welcher Hauslehrer bei Glück geweſen war, wie Katharina deſſen Haus verließ. Ob dieſer aber über Katharinens frühere Geſchichte viel mehr Sicheres gewußt hat, als daß ſie eine Waiſe aus geringem Stande ſei, bleibt immerhin zweifelhaft. — Faſt dieſelbe Erzählung hat übrigens de la Motraye in ſeinen Travels (III. 128 ff.) und nach ihm Mauvillon. Ferner der Chev. d'Eon in den Loisirs, VI, 18.

[2]) So und nicht Rungen oder Rugben heißt es. Es liegt an dem See Werzjerwe.

[3]) Andere nannten einen Herrn von Albedyl, einen benachbarten Gutsbeſitzer, der oft bei Roſen geweſen. Bekanntlich gehörte es zur dortigen Gaſtfreundſchaft, auch eine hübſche Erbmagd als Bettgenoſſin anzubieten. Der Bericht des öſterreichiſchen Geſandten in Petersburg, Grafen Ignaz Amadeus v. Buſſy-Rabutin († 1727) vom 28. Sept. 1725 (Büſching's Magazin, XI, 481 ff.), unſers Erachtens einer der fabelhafteſten geſandtſchaftlichen Berichte, welche wol jemals vorgekommen, läßt ſie von Albedyl mit ſeiner eigenen Leibeigenen erzeugt werden. Dieſe habe er dann an einen reichen Bauer verheirathet,

Eine andere Angabe iſt in Schweden verbreitet geweſen [1]. Hiernach ſollte ſie die Tochter eines ſchwediſchen Regimentsquartiermeiſters bei dem Elfsborgiſchen Regimente, Johann Rabe, und der Liefländerin Eliſabeth Moritz geweſen und 1682 als Martha [2] Rabe in Germunared in Schweden geboren worden ſein. Ihr Vater ſei bald nachher geſtorben, die Mutter 1684 nach Liefland zurückgekehrt, aber ſchon folgenden Jahres gleichfalls mit Tode abgegangen, worauf das Kind von einem Küſter und ſpäter von dem erwähnten Glück angenommen worden ſei. Auch hier iſt von Geſchwi-

---

dem ſie noch einen Sohn und eine Tochter geboren habe. Dann ſterben Vater, Mutter und Stiefvater und Katharina kommt zu dem Paſtor Glück.

[1] Lagerbring, Abriß der ſchwediſchen Reichshiſtorie, S. 312.

[2] Dieſer Name wird vielfach als ihr Jugendname bezeichnet, ſodaß ſie den Namen Katharina erſt bei ihrem Uebertritt zur griechiſchen Kirche angenommen zu haben ſcheint.

ſtern keine Rede. Uebrigens kann dieſe Verſion aus einer Namensverwechſelung entſtanden ſein. Der erſte Mann Katharina's wird überall, wo er genannt wird, Johann genannt, und als ſeinen Zunamen haben wir Rabin angegeben gefunden, ſodaß Katharina in der erſten Zeit nach ihrer Verheirathung die Rabin geheißen hätte. Da nun nicht Viele von dieſer ſehr bald wieder getrennten Ehe gewußt haben mögen, ſo könnte die Meinung entſtanden ſein, ſie ſei eine geborne Rabe. Auch könnte der Mann, der mehrfach als Unteroffizier bezeichnet wird, zwar nicht Regimentsquartiermeiſter, aber doch Quartiermeiſter geweſen ſein.

Die andern beiden Verſionen, welche jetzt im Hauptwerke durch die Villebois'ſchen Angaben beſtätigt ſcheinen, unterſcheiden ſich nur in einigen Nebenpunkten. Nach Beiden wäre ſie ein eheliches Kind, von einer aus Litthauen, oder, worunter daſſelbe gemeint ſein kann, aus Polen ſtammenden urſprünglich römiſch-katholiſchen Familie, leibeigenen Bauersleuten, die ſich in Dorpat niedergelaſſen hatten und dort von Handarbeit nährten. Nach Büſching[1] wären die Eltern ſchon vor Katharinen zur griechiſchen Kirche übergetreten; nach Andern[2] hätten ſie ihre Kinder römiſch-katholiſch taufen laſſen. Büſching nennt ihren Vater Samuel, an einer andern Stelle[3] Karl, beide Male ohne Zunamen. Andere Quellen haben den Familiennamen Skoworonski, Skavronski, Skawronski, welcher letztere eben in den Grafen Skawronski fortlebt. Dorpat ſoll der Ort ihrer Geburt ſein. Sie ſelbſt hat behauptet, ſie wäre am 5. April 1689 geboren [1]). Anderwärts findet man den 16. April 1688 angegeben, auch den 27. und 28. Jan. 1689, und den 24. Febr. 1684 [2]). — Auch nach Villebois waren Katharinens Eltern flüchtige Landleute aus Polen, jedenfalls Leibeigene, die ſich in Dorpat niedergelaſſen hatten, wo ſie als Tagelöhner lebten, und wo Katharina 1686 geboren und römiſch-katholiſch getauft wurde. Von da ſeien ſie, der Peſt wegen, in die Umgegend [3]) von Marienburg gezogen, aber kurz nach einander doch an der Peſt geſtorben. Sie hätten zwei kleine Kinder, einen kaum fünfjährigen Sohn und eine dreijährige Tochter, hinterlaſſen, während ihre zweite Tochter zu Dorpat zurückgeblieben wäre [4]). Den Sohn habe ein Bauer, das Mädchen der Paſtor zu ſich genommen, der aber bald darauf, mit dem größten Theile ſeines Hausſtandes, gleichfalls geſtorben ſei und das arme Weſen zurückgelaſſen habe, ohne daß Jemand gewußt, wo es herſtamme. Nicht eine zufällige Reiſe, ſondern die Abſicht, die verlaſſene Heerde in Marienburg zu tröſten, habe den Superintendenten Glück von Riga nach Marienburg geführt. Als er ins Pfarrhaus getreten, ſei ihm jenes Kind entgegengelaufen, habe ihn bei dem Rocke gefaßt, Vater geheißen und nach Brot verlangt. Von Mitleid ergriffen, habe er ſich nach dem Kinde erkundigt, nirgends eine Auskunft erlangen können und es endlich mit nach Riga genommen, wo es mit ſeinen beiden Töchtern, die ungefähr in gleichem Alter geſtanden, erzogen worden wäre. Als es etwa ſechszehn Jahre alt geweſen, habe man fur gut gefunden, es zu verheirathen [1], und dazu einen jungen Trabanten [2] gewählt, der zu Marienburg in Garniſon geſtanden. Die Trauung ſei unter großem Zulauf von Menſchen begangen worden [3], und zu Villebois Zeiten hätten noch Leute gelebt, die ſich ihrer erinnerten. Zwei Tage nach der Hochzeit hätte der junge Ehemann ſeiner Truppe nach Polen folgen müſſen, und Katharina ſei wieder bei Glück geblieben. Letzterer ſei eben in Dienſtgeſchäften in Marienburg geweſen, als dieſe Stadt von dem Feldmarſchall Scheremeteff belagert worden und, nachdem die ſchwache Garniſon capitulirt hätte, wäre Glück von den Einwohnern gebeten worden, das Mitleid des Siegers für ſie anzuflehen, worauf er ſich, von ſeiner ganzen Familie begleitet, zu Scheremeteff verfügt habe, der bei dieſer Gelegenheit Katharinen geſehen und zurückbehalten habe. — In dieſer Geſchichte ſind jedenfalls Irrungen und Confuſionen. Villebois macht, wider faſt 1) alle andern Zeugniſſe, Glück zum Superintendenten von Riga, was er nie geweſen iſt, und daraus entſpringen zahlreiche Unwahrſcheinlichkeiten. Er läßt Katharinens Eltern in der Umgegend von Marienburg ſterben und ſie gleichwohl von dem Paſtor zu Marienburg angenommen werden, während der Sohn zu einem Bauer gekommen wäre. Er läßt ſie völlig irrig in Riga erzogen werden, womit wieder ihre Verheirathung mit einem Soldaten in Marienburg ſchwer in Einklang zu bringen iſt. Er muß Glück zufällig wieder nach Marienburg kommen laſſen, um ihn, wie das erſte Mal mit Katharinen, ſo jetzt mit Scheremeteff in Verbindung zu bringen, und er muß ihn auch ſeine Familie von Riga nach Marienburg bringen laſſen, damit ſie ja den Augen des ruſſiſchen Generals nicht entgehe. Man hätte denken ſollen, wenn Glück allein, in Dienſtgeſchäften, zu Marienburg war, ſo würde er ſich aus den Ortsbewohnern eine Begleitung erleſen, aber an alles Andere eher gedacht haben, als: ſeine Familie, Frau, Kinder und Dienſtleute, aus dem ungleich ſichreren Riga ausdrücklich nach dem eroberten Marienburg nachzuholen, um ſie dem ruſſiſchen Sieger

---

[1] Magazin, III, 190 ff.

[2] Neuere Geſchichte der Chineſen, Japaner ꝛc., XVII, 118 f. Mémoires du règne de Cath., 11 ff.

[3] Wöchentl. Nachrichten, IV, 137

---

[1]) Büſching's Magazin, IX, 375.

[2]) Lebensbeſchreibung Katharinens, S. 1; Mémoires du regne de Cath., S. 597; Geſchichte berühmter Frauenzimmer, III, 349; Ranft, Leben des Fürſten Menſchikow, 87 ff.

[3]) Daſſelbe ſteht in der Neuern Geſchichte der Chineſen ꝛc., und könnte das allenfalls auch auf das Dorf Ringen paſſen.

[4]) Aber es ſind ja vier Kinder geweſen: Katharina, Skawronski, die Henrikow und die Jeſimewski

---

[1] Villebois deutet an, daß Glück Verdacht geſchöpft habe, ſein Sohn ſehe ſie mit zärtlichen Augen an und ſie ſei nicht gleichgiltig dagegen. Der famoſe Bericht Buſſy=Rabutin's läßt ſie von einem ſchwediſchen Rittmeiſter v. Tieſenhauſen geſchwängert, von Glück aus dem Hauſe gejagt und dann durch den Rittmeiſter an einen ſeiner Reiter verheirathet werden, mit dem ſie drei Jahre zu Narwa im Eheſtande gelebt habe! Das mit dem Rittmeiſter erzeugte Kind ſei gleich nach der Geburt geſterben.

[2] Ueberall ſonſt wird er als ein Dragoner bezeichnet. Villebois ſagt ſelbſt, die Trabanten ſeien ein Elitecorps und zur Leibwache des Königs beſtimmt geweſen. Wie kam er da in Garniſon nach Marienburg?

[3] Ob in Riga oder in Marienburg, das läßt Villebois ungewiß. Alle übrigen Berichte laſſen ſie in Marienburg ſtattfinden, mit Ausnahme des Büſching'ſchen, deſſen eine Quelle, eine alte, mit Katharinen wohlbekannte petersburger Dame, die Copulation nach Frauſtadt in Polen verlegt (offenbar eine Namenverwechſelung), und des Buſſy=Rabutin'ſchen, der die ganze Geſchichte in Narwa verfallen läßt.

---

1) Die Neuere Geſchichte der Chineſer, Japaner ꝛc. hat dieſelbe Angabe, wie überhaupt die dort gegebene Verſion ſehr mit der des Villebois übereinſtimmt.

vorzuführen. Das alles hebt ſich, wenn man annimmt, Villebois habe nur in dem einen Punkte geirrt, daß er Glück zum Superintendenten in Riga, ſtatt zum Propſt in Marienburg, macht. Aber war er von den Verhältniſſen ſeines eigenen Schwiegervaters ſo mangelhaft unterrichtet? Was wirft dieſer Umſtand für ein Licht auf die Echtheit dieſer ganzen Villebois'ſchen Memoiren?

Viel natürlicher und wahrſcheinlicher iſt hierin die Weberſche Verſion. Nach derſelben war Katharina in Marienburg bei dem Präpoſitus Glück [1] bis in ihr achtzehntes Jahr erzogen worden. Die ſchwediſche Garniſon habe dem Gottesdienſte in der Kirche beigewohnt, in welcher der Präpoſitus gepredigt, und da habe denn ein Dragoner, der etwa 22 Jahre alt geweſen, eine Neigung auf ſie geworfen und ſich deshalb an eine Verwandtin des Propſtes gewendet. Der Propſt habe erklärt: wenn der Freier ein ordentlicher Menſch und der Commandant mit der Heirath einverſtanden ſei, ſo wolle er ſich nicht widerſetzen; Katharine [2] habe ihre mannbaren Jahre erreicht; er ſelbſt habe viele Kinder und ſchlechte Mittel; die Zeiten ſeien ſchlimm und die Ruſſen in Anmarſch, ſodaß ein Hausvater faſt wünſchen möchte, gar keine Kinder zu haben; er wolle die Katharine jedoch nicht zwingen, ſondern ihr freie Hand laſſen. Der Major [3] erklärte ſich einverſtanden und verſprach zugleich, den Freier zum Corporal befördern zu wollen [1]. Man ließ Katharinen kommen und befragte ſie, ob ihr „der junge Kerl" anſtände. Da ſie ihn nun ſchon vorher wegen ſeines blonden Lockenkopfes liebgewonnen, ſo gab ſie ohne viel Bedenkens ihr Jawort, und noch denſelben Abend — es muß im Auguſt 1702 geweſen ſein — fand die Verlobung ſtatt. Der Bräutigam drang, wegen des bevorſtehenden ruſſiſchen Angriffs, auf Beſchleunigung ſeines Glückes, und in der That wurde die Hochzeit auf den dritten Tag nach der Verlobung anberaumt, der Major nebſt drei andern Offiziers und deren Frauen dazu geladen, die Copulation vorgenommen und dann eine fröhliche Abendmahlzeit gehalten. Daß der Neuvermählte noch während dieſer Mahlzeit durch einen ruſſiſchen Alarm abberufen und nach Riga verſendet worden ſei, bevor er noch an das Ziel ſeiner Wünſche gekommen, iſt offenbar nur aus leicht zu erkennenden Gründen erdichtet und bei der Gewogenheit, die der Commandant dem jungen Paar erwies, kaum denkbar. Warum hätte er gerade dieſen Dragoner, dem der Dienſt am ſchwerſten fallen mußte, zu einer Verſendung auswählen ſollen? [2] Weber verſichert mit Beſtimmtheit: jene Angabe

---

[1] Ernſt Glück, geb. in dem damals noch ſächſiſchen Wettin 1655, † zu Moskau 5. Mai 1705.

[2] Sollte er ſie wirklich ſo und nicht vielmehr Martha geheißen haben?

[3] Richtiger Oberſtlieutenant. Der eigentliche Commandant von Marienburg war Heinrich Johann v. Brandt. Dieſer war kurz

---

vorher mit dem größten Theil der Beſatzung auf Streifzüge ausgerückt, aber geſchlagen und gefangen werden. Den Befehl führte daher der Oberſtlieutenant Florian Thilo von Thielau.

[1] Dies würde den Widerſpruch löſen, wonach manche Berichte als den Bräutigam einen gemeinen Soldaten, andere einen Unteroffizier bezeichnen.

[2] Er müßte denn dabei Abſichten gehabt haben, wie David mit der Entſendung des Urias. Romanſchreiber könnten dann die ſpätere verzweifelte That einem Unmuthe darüber zuſchreiben, daß der Plan an der Tugend und Treue Katharina's geſcheitert. Aber

ſei ohne allen Grund; vielmehr hätten die Neuvermählten acht Tage zuſammengelebt, und erſt dann ſei der junge Ehemann mit zehn andern Dragonern auf Kundſchaft ausgeſchickt worden. Am Tage nach ſeiner Abreiſe hätten die Ruſſen die Belagerung eröffnet[1] und die Stadt aufgefodert, ſich ohne Widerſtand zu ergeben, widrigenfalls ſie gänzlich zerſtört werden würde. Die Garniſon beſtand nur aus 200 Dragonern und zwei Fußcompagnien, und der Commandant ſah ein, daß er den Platz nicht behaupten könne. Er faßte, ſo erzählt Weber, den Gedanken, ſich mit Schloß und Garniſon in die Luft zu ſprengen. Da aber Glück ſich mit ſeiner ganzen Familie, wie andere angeſehene Einwohner, auf das Schloß geflüchtet hatte, ſo zog der Commandant ihn bei Seite, entdeckte ihm ſein Vorhaben und rieth ihm, ſich vorher mit der Einwohnerſchaft der ruſſiſchen Gnade zu ergeben. Glück habe darauf eine ſlavoniſche Bibel unter den Arm genommen, ſeine Familie, mit ihr Katharinen und ſeinen Informator, Gottfried Wurmb, und hinter dieſen die Einwohnerſchaft ihm folgen laſſen, und ſei ſo durch das geöffnete Thor vor Scheremeteff's (Th. IV., S. 180) Zelt gezogen, wo er dieſem die ſlavoniſche Bibel überreichte und zugleich auf die Dienſte aufmerkſam machte, die er dem Zaren durch ſeine Sprachkenntniß leiſten könne. Scheremeteff nahm ihn ganz gut auf, verſprach ihm Leben und Unterhalt und ließ dann die Leute die Muſterung paſſiren, wobei

---

freilich der Commandant, um den es ſich hier handelt, und der Offizier, der ſich und das Schloß in die Luft ſprengte, waren zwei verſchiedene Perſonen.

[1] Am 25. Auguſt 1702, ſodaß die Hochzeit etwa am 17. oder 18. ſtattgefunden hätte.

ihm die ſchöne Martha oder Katharina auffiel. Er e
kundigte ſich nach ihr, worauf der Propſt ihm e
zählte, daß ſie ein Findling und an einen ſchwediſch
Dragoner verheirathet ſei. „Das macht nichts“, ern
derte Scheremeteff, „ſie iſt mein und ſoll bei mir bl
ben 1). Ihr Uebrigen ſollt nach Moskau geſchickt u
dort verſorgt werden.“ Während die betrübten M
rienburger über ihr Schickſal, das ſie zur Trennu
von der Heimath und zum Verluſt ihrer heimiſch
Beſitzthümer verurtheilte, jammerten, mußte Kathari
ſich an die Tafel des Feldmarſchalls ſetzen, ſich v
einigen Offiziersfrauen aufputzen laſſen und die Hau
boiſten mußten aufſpielen. Mitten unter der Mah
zeit ſprang das Schloß in die Luft 2); Marienbu
wurde gänzlich zerſtört und iſt jetzt nur noch ein l
tiſches Dorf.

Ganz richtig iſt dieſe Geſchichte allerdings au
nicht, vielmehr war der Zuſammenhang anders. D
Garniſon hatte (3. Sept.) capitulirt und freien Abz
für ſich und die Einwohner erhalten. Als nun am
Sept. die Ruſſen einzogen, ſprengten der Artilleriehaup
mann Wulf und ein Stückjunker 3) das Pulvermag
zin in die Luft, wobei ſie ſelbſt und viele Schweden u

---

1) Villebois läßt den Präpoſitus Remonſtrationen machen, d
Ruſſen aber ſich darauf berufen, daß das junge Weib eine Leibeige
ſei. Dieſe galten freilich blos für Sachen, oder für eine A
Hausthiere!

2) Weber läßt den Commandanten ſich vorher durch eine gu
Portion Branntwein ſtärken.

3) Oder ein Artillerieſergeant Gottſchlich (Gottſchlik). Derſel
kam mit dem Leben davon, ward ergriffen, entfloh, kam nach Ri
und ſollte 1710, als dieſes capitulirte, ausgeliefert werden. S. L
bensbeſchreibung des Grafen Scheremeteff, S. 39 ff.

Ruſſen umkamen. Nun erklärte Scheremeteff, daß die Capitulation gebrochen ſei und Alles ſich kriegsgefangen ergeben müſſe. Man ſcheint aber von den Civilperſonen blos die Honoratioren ausgewählt zu haben. Denn die ruſſiſchen Berichte führen nur 356 Militairs und 32 andere Perſonen auf. Unter den Letztern befand ſich die Glück'ſche Familie mit Katharinen.

Man hat auch geſagt: Katharina ſei zunächſt in die Hände des Generals Bauer gefallen und erſt aus deſſen Beſitze in den des Scheremeteff übergegangen. Indeß da die Quellen, wo dieſe Nachricht wol zuerſt vorkommt 1), Bauer vor Marienburg commandiren laſſen, während es gewiß iſt, daß Scheremeteff dieſe Belagerung geleitet hat, ſich jedenfalls annehmen läßt, daß Glück ſich an den Oberbefehlshaber gewendet habe, auch Weber und Villebois von Bauer gar nichts wiſſen, ſo wird man wol bei dem Scheremeteff ſtehen bleiben können. Möglich bliebe es freilich, daß Bauer die Avantgarde befehligt hätte und Katharina zunächſt in ſeine Hände gefallen, er alſo ein Mittelglied in der Kette geweſen wäre, die von dem Dragoner über Scheremeteff und Menzikoff zu dem Zaren führte. Noch eine Verſion, die im Gegentheil dieſe Kette verkürzen will, läßt Katharinen von Bauer der Fürſtin

---

1) Neuere Geſchichte der Chineſer ꝛc.; Travels of de la Motraye, III, 128. Die Annahme iſt lange Zeit ſehr verbreitet geweſen. Scheremeteff bleibt dabei ganz aus dem Spiele. Neuere, welche gehört haben mochten, daß auch er Katharinen genoſſen hatte, ließen ihn dann auf Bauer folgen. Buſſy-Rabutin weiß von der ganzen Scene mit Glück nichts, ſondern läßt Katharinen ganz einfach mit ihrem Manne in Narwa gefangen und nach Moskau gebracht werden, wo ſie anfangs bei Scheremeteff ein Unterkommen gefunden habe und dann als Wäſcherin zu Menzikoff gekommen ſei.

Menezikoff geſchenkt und bei dieſer vom Zaren geſehen werden.

Die ganz abweichenden Angaben des Buſſy-Rabutin'ſchen Berichts, wonach Katharina, als ſie bei Glück gelebt, von einem ſchwediſchen Offizier geſchwängert, von Glück fortgejagt, dann an einen ſchwediſchen Reiter verheirathet geweſen, drei Jahre mit dieſem in Narwa gelebt hätte und dann mit ihm gefangen worden wäre, worauf ſie in Moskau zufällig zu Scheremeteff und ſpäter als Wäſcherin zu Menezikoff gekommen ſei, widerſprechen zu ſehr allen andern, zum Theil auf die glaubhaften Zeugniſſe der Glück'ſchen Familie und des Informators Wurmb begründeten Angaben, als daß man auf ſie das mindeſte Gewicht legen ſollte. Sie charakteriſiren von vorne herein den ganzen Bericht jenes Geſandten als einen auf lügenhaftes Geklatſch boshafter Zungen begründeten. Wir werden noch mehr Belege beibringen.

Als gewiß wird man nach dem Allen annehmen können, daß Katharina ein Waiſenkind von geringer Herkunft war, bei einem mildthätigen Geiſtlichen Glück mit deſſen Kindern erzogen, mit Beginn ihrer Mannbarkeit an einen ſchwediſchen Soldaten verheirathet wurde und bald darauf in die Hände eines ruſſiſchen Generals fiel. In welcher Confeſſion ſie getauft worden, laſſen wir dahingeſtellt ſein; ihr ſpäterer Uebertritt zur griechiſchen Kirche, der gewiß ſcheint, wurde ſchon dadurch nöthig, daß ſie bei Glück lutheriſch erzogen worden war. In Betreff ihrer frühern Abkunft entſcheiden wir uns für die Verſion, welche ſie von geflüchteten litthauiſchen Bauern ableitet, da nur dieſe Annahme ſich mit dem Auftreten und den Verhältniſſen ihrer Geſchwiſter vereinigen läßt, über welche ſichere Thatſachen vorliegen. Wollte man auch die Geſchichte, welche Villebois über den Skawronski bringt, in ihren Einzelnheiten für ein Mährchen halten, ſo iſt es doch eine allgemeine, nie bezweifelte Annahme, daß die Grafen Skawronski von einem Bruder, oder doch nahen Anverwandten Katharinens ſtammten [1]. Ueber die beiden andern Geſchwiſter aber hat man zum Theil noch ſichrere Nachrichten. Büſching hat nämlich das Tagebuch des Offiziers in Händen gehabt, der die Schweſter Katharinens, Anna, aus Litthauen abgeholt hat. Er war zu dieſem Ende am 2. Febr. 1725, alſo gleich nach dem Regierungsantritte Katharina's — ein Zug, der ihr Ehre macht — nach Riga geſendet worden, wo er ſich bei Fürſt Repnin zu melden hatte. Nach mehreren Erkundigungsreiſen mittelte er aus, daß die Anna mit einem Leibeigenen Jeſimowski verheirathet ſei und dieſe Familie der verwitweten Staroſtin Roſtowski zu Kaminiez gehöre. Er machte mit der Staroſtin Bekanntſchaft, gab ſich für einen ſächſiſchen Offizier aus und ſprach auch den Jeſimowski und deſſen Frau. Die Staroſtin aber ſchöpfte Verdacht und ließ ſeinen Bedienten betrunken machen, worauf deſſen Aeußerungen den Verdacht beſtärkten. Als er daher am 21. Mai wieder nach Riga zurückreiſte, zunächſt um Geld zu holen, ließ ſie ihn durch vier ihrer Leute überfallen.

---

[1] Karl Skawronski hatte drei Söhne und drei Töchter. Von den Söhnen wurde Graf Martin General en Chef, Oberhofmeiſter und Senator. Von den Töchtern war Sophia Katharina an den Freiherrn Nikolaus von Korff, Anna an Graf Michael Woronzoff, der Letzteren Tochter an Graf Stroganoff vermählt. S. Büſching, Magazin, III, 182. Buſſy-Rabutin läßt ſeinen Stiefbruder Katharinens vom Zaren hingerichtet werden.

Er kam jedoch mit fünf Wunden im linken Arme, die denſelben für immer unbrauchbar machten, davon und am 7. Juli wieder nach Riga. Am 3. Auguſt reiſte er abermals nach Kaminiez, mußte die Reiſe aber am 17. Sept. wiederholen, weil das Geld das erſte Mal noch nicht gereicht hatte. Am 12. Oct. brachte er die Jeſimowski'ſche Familie glücklich nach Riga, wo ſie bis zum 23. Nov. bei ihm blieb und dann durch einen Major B. nach Petersburg abgeholt wurde [1]. Um dieſelbe Zeit wurde auch die andere [2] Schweſter der Kaiſerin, Chriſtine, mit ihrem Mann Hendrikoff aus Großlitthauen, wo ſie in gleichen Verhältniſſen, wie die Jeſimowskis, gelebt hatten, abgeholt [3].

Um, bevor wir in Katharina's Lebensgeſchichte weitergehen, die übrigen bei ihrem Jugendleben betheiligten Perſonen zu erledigen, ſo wird zunächſt ihr erſter

---

[1] Michael Jeſimowski hatte mit Anna vier Söhne erzeugt: Joſeph, Iwan, Joſeph und Andreas. Der Letztere wurde Generallieutenant. S. Büſching, a. a. O.

[2] Wir laſſen dahingeſtellt ſein, ob nicht Anna die jüngſte, Chriſtine die ältere Schweſter geweſen.

[3] Simon Hendrikoff, der Schwager der Kaiſerin, wurde Graf. Chriſtine hatte ihm zwei Söhne und zwei Töchter geboren. Von den Söhnen war Andreas mit einer Tochter des Miniſters Wolinski vermählt, die Ehe aber kinderlos. Iwan hatte eine Tochter des Kammerherrn Butturlin zur Frau, die ihm fünf Söhne und vier Töchter gebar. Marie war erſt mit dem Oberhofmeiſter Tſchoplokoff, dann mit dem Generalprocurator Gleboff, Marfa mit dem Kammerherrn Saffonoff vermählt. S. Büſching a. a. O. Andere, denen auch der Herausgeber des Villebois folgt (S. 141), laſſen die Grafen Hendrikoff von einem Bruder Katharinens, Heinrich, ſtammen. Buſſy-Rabutin erzählt: die Stiefſchweſter der Kaiſerin habe noch 1725 zu Reval gelebt, anfangs von einer Penſion von 300 Rubel, dann, weil ſie liederlich gelebt und der Zarin ſehr ähnlich geweſen, in einem Zuchthauſe, wohin ſie, auf den Wunſch der Zarin, vom Zaren geſetzt worden!

Ehemann zu beſprechen ſein. Ueber dieſen weichen die Angaben auf das Weſentlichſte ab. Am Kürzeſten kommen die weg, welche ihn in einem Gefechte fallen laſſen, das der Einnahme von Marienburg vorhergegangen ſei, während die andern Nachrichten ihn, übereinſtimmend und nur in der Zeit variirend, vor dem Erſcheinen der Ruſſen von Marienburg entfernt werden laſſen. In dem Weberſchen Berichte wird verſichert: Katharina habe ſich von Zeit zu Zeit nach ihrem Manne erkundigt, ihm auch, wie ſie bei Fürſt Menczikoff geweſen, zuweilen 20 bis 30 Rubel übermacht, mehr zu ſchicken aber Bedenken getragen, damit er ſich nicht über ſeinen Stand hervorthun und mit ſeinen Verhältniſſen zu ihr prahlen möge; er ſei aber 1705 auf einem Streifzuge erſchoſſen worden. Daß ſie im Allgemeinen des jungen Mannes, der verhoffentlich die Erſtlinge ihrer Liebe genoſſen, nicht unfreundlich gedacht, ſich ſeiner auch keineswegs geſchämt hat, dafür ſpricht wenigſtens die Anekdote, welche Büſching's petersburger Freundin demſelben erzählt hat. Die Letztere will, und zwar als die einzige Zeugin, zugegen geweſen ſein, wie Katharina in einer muntern Unterredung mit dem (ſchwediſchen) General Schlippenbach dieſen gefragt habe, ob nicht ihr Bräutigam Johann ein braver Soldat geweſen ſei. Schlippenbach habe dem delicaten Punkte mit der Frage ausweichen wollen, ob er nicht auch Einer ſei. Katharina habe aber den Gegenſtand feſtgehalten und zwar die Gegenfrage bejaht, aber auch die vorige wiederholt, worauf Schlippenbach geſagt habe: „Allerdings, Ihro Majeſtät, und ich bin ſtolz darauf, daß ich die Ehre gehabt, ihn unter meinen Truppen zu haben.“ — Schlimmer kommt der arme Menſch, der ſo früh aus den Armen geriſſen worden, welche ſo viel Höhere ſo lange feſſelten, bei Villebois weg. Dieſer läßt ihn bei Pultawa (1709) gefangen mit 14,000 Leidensgenoſſen nach Moskau transportirt werden und zur Ausſchmückung des triumphirenden Einzuges dienen, den der glückliche Uſurpator ſeiner ſüßeſten Rechte, der große Zar, am 1. Jan. 1710 feierlich beging. Der rechtmäßige Inhaber der Reize, in deren Genuſſe Peter ſchwelgte, habe, allem Anſcheine nach, in ſeinem Exile von dem Verhältniſſe, in welchem ſeine Frau zu dem Zaren ſtand, erfahren und eine Erleichterung ſeines Schickſals zu erhalten gehofft, wenn er ſich dem Commiſſar entdeckte, der mit der Sorge für die Gefangenen beauftragt war. Das habe aber nur die Folge gehabt, daß er nicht blos mit den übrigen Gefangenen nach Sibirien geſchafft, ſondern auch dort in den entfernteſten Theil verwieſen worden ſei. Er ſoll aber noch längere Zeit gelebt haben und erſt drei Monate vor Abſchluß des Friedens zwiſchen Rußland und Schweden (10. Sept. 1721) geſtorben ſein. Dieſe Verſion gehört offenbar den Parteien an, welche gegen die Anſprüche der Großfürſtinnen Anna und Eliſabeth waren. — Buſſy-Rabutin endlich verſichert, Katharina habe ihren Mann manchmal heimlich zu ſich kommen laſſen, um ihm die eheliche Pflicht zu leiſten; der Zar habe ſie einſtmals beiſammen getroffen, worauf er Beide tüchtig durchgeprügelt und den Mann nach Sibirien geſchickt habe.

Auch Glück war mit den Seinen nach Moskau gebracht worden und hatte dort eine Unterrichtsanſtalt errichtet, welche hauptſächlich von den Kindern der ausländiſchen Kaufleute beſucht wurde, iſt aber, „aus vielem Gram", bald geſtorben [1]). Katharina ließ darauf die Witwe, nebſt ihrem Sohne und ihren drei Töchtern [2]), nach Petersburg kommen, machte den Sohn zum Kammerjunker und Aſſeſſor, die jüngſte Tochter zur Ehrendame bei den Prinzeſſinnen, verheirathete die beiden Andern an Offiziere, die Eine an Villebois, und ſetzte der Witwe eine Penſion aus. Die Letztere ſtarb 1720. Der Informator Wurmb entkam 1714 aus ſeiner Gefangenſchaft zu Moskau nach Petersburg, wo er ſich durch Sprachſtudien nährte und u. A. auch den Reſidenten Weber die ruſſiſche Sprache lehrte. Auf deſſen und Anderer Rath wendete er ſich an Katharina und that ihr einen Fußfall. Sie erkannte ihn ſogleich wieder und ſagte: „Lebſt du auch noch, du guter Wurmb; ich will dir Unterhalt geben"; worauf ſie ihm monatlich 16 Rubel aus ihrer Chatoulle ausſetzte. Wurmb habe ihr übrigens das Zeugniß gegeben, daß ſie ſich in der Familie des Präpoſitus ehrlich und treu aufgeführt und Dieſem niemals Verdruß gemacht habe.

---

[1]) Auf dem damaligen Gottesacker für die Lutheraner und Katholiken in Moskau, welcher außerhalb der Stadt, in dem ſogenannten Marienhaine, gelegen und auf dem u. A. auch Tavernier beerdigt war, befindet ſich, wie wir mit Intereſſe aus der Vorrede zu dem Tagebuche Patrick Gordon's (Moskau und Leipzig, 1849 bis 1853, 3 Bde.) I, XIV — XV wahrnehmen, folgende Grabſchrift Glück's:

Hier ruht
Der Weiland hochwürdige Theologus
Ernestus Gluck. Praepositus und Pastor
Zu Marienburg in Liefland mit
Verſtand und Muth begabt, Im Glück
Und Unglück, und glücklich von
Gott lange vorher dem Rußlande
Zugedacht. Welches ſich eräußert
In Erlernung der Sprachen und in Ueberſetzung der
Bibel und Hoffnung beſſerer Zeiten.
Endlich Anno 1702 in Sein
Und der Seinigen Gefangenſchaft.
In welcher Er auff hohe Verordnung
ein Gymnaſium unter den Ruſſen
angelegt und bei ſolcher Arbeit in
Ruhe gekommen. Er war gebohren
Anno 1654 zu Wettin in Sachſen
und ſtarb in Moskau Anno 1705 den 5ten May.
Sein Andenken iſt in Segen.

[2]) Buſſy-Rabutin ſpricht von zwei Söhnen und zwei Töchtern.

Kehren wir nun zu Katharinen in der Zeit zurück, wo ſie bei Scheremeteff war. Sie ſoll ſchon da ihre Partie als gewandte Frau genommen und ſich der Nothwendigkeit mit guter Miene gefügt haben. Einige Monate [1], nachdem ſie in die Feldequipage des Feldmarſchalls aufgenommen worden, kam Menczikoff ins Lager, ſah Katharinen und ließ ſich dieſelbe von Scheremeteff abtreten [2]. Der Tauſch war nicht ohne Vortheil für Katharinen, da Menczikoff jünger und weniger ernſthaft als ſein Vorgänger und, wie ſie ihrerſeits ſich dem neuen Beſitzer mit etwas größerem Behagen hingab, ſo auch ihr Eindruck auf ihn ein wirkſamerer war, ſodaß man, wie Villebois verſichert, nach wenigen Tagen nicht mehr hätte unterſcheiden können, ob er Herr oder Sklave geweſen. Nach einiger Zeit ſpeiſte der Zar einmal bei Menczikoff [1]), ſah die Katharina [2]), ließ ſich von Menczikoff ihre Geſchichte erzählen, plauderte mit ihr und borgte ſie ſich ſchließlich für eine zärtliche Scene, nach deren Genuß er ſie dem bisherigen Inhaber, nicht unbenutzt, aber unverſehrt, zurückgeſtellt haben ſoll [3]). Sie ſoll nach der Abreiſe des Zaren dem Menczikoff bittere Vorwürfe gemacht und ſich dadurch um ſo feſter in deſſen Gunſt geſetzt haben. Bei der Rückkehr des Zaren hätte ſie es vermieden, ſich vor dieſem ſehen zu laſſen, bis derſelbe endlich nach ihr gefragt habe. Die Verlegenheit, mit der ſie vor ihm und Menczikoff erſchien, — die natürliche Scham über ein Verhältniß, das dem in einer deutſchen lutheriſchen Pfarrerfamilie erzogenen jungen Weibe ebenſo demüthigend erſcheinen mußte, als es den an dergleichen gewöhnten ſlaviſchen und finniſchen Leibeigenen ganz in der Ordnung erſchien — machte, in Verbindung mit ihren dadurch nur erhöhten Reizen, einen ſolchen Eindruck auf die Männer, daß Beide betroffen wurden, und als der Zar auch bei den Scherzen, zu denen er ſich bald wieder faßte, mehr der Ehrerbietung, als einem Entgegenkommen begegnete, ſchien er pikirt, hörte auf, mit ihr zu ſprechen und war die übrige Zeit des Soupers hindurch nachdenklich und ſchweigſam. Als ſie ihm am Schluſſe der Mahlzeit den üblichen Liqueur überreichte, ſah er ſie lange an und ſagte dann: „Katharina, wie mir ſcheint, ſind wir nicht mehr auf ſo gutem Fuße, wie bei meiner erſten Reiſe; aber ich rechne darauf, daß wir dieſe Nacht unſern Frieden machen werden", worauf er ſie unter den Arm nahm und in ſeine Wohnung führte. Drei Tage darauf ſagte er Menczikoff, nachdem ſie von Geſchäften geſprochen und Dieſer im Fortgehen war, wie gelegentlich: „Ich behalte Katharinen; ſie gefällt mir; Du mußt ſie mir abtreten." Menczikoff verbeugte ſich tief und wollte gehen, als der Zar ihn zurückrief und ihm einen weitern Wink mit den Worten gab: „Du haſt ohne Zweifel nicht daran gedacht, daß jene Arme faſt nackend iſt; unterlaſſe nicht, ihr ſo bald als möglich etwas zum Anziehen zu ſchicken; ich meine, ſie ſoll anſtändig geſchmückt (nippée) ſein." Menczikoff ließ ſofort die ganzen Toiletteſachen Katharinens einpacken und fügte noch einen Diamantſchmuck, mindeſtens 20,000 Rubel an Werth, hinzu, worauf er das Paquet durch zwei Leibeigene, welche Katharinen gewöhnlich bedient hatten, hintragen ließ und dieſen befahl, bei ihr zu bleiben, ſolange ſie ſie behalten wolle. Katharina war bei den Zaren, als die Sachen in ihr Zimmer gebracht wurden, und höchſt erſtaunt, wie ſie dieſelben erblickte. Sie ging ſogleich zu dem Zaren zurück, ſagte: „Ich bin lange genug in Ihrem Zimmer geweſen, daß Sie mich wol einmal auch in dem meinigen beſuchen können, wo ich Ihnen etwas ſehr Seltſames zu zeigen habe“, faßte ihn bei der Hand und führte ihn hinüber. Sie zeigte ihm das Paquet und ſagte dann mit ernſtem Tone: „Was ich hier ſehe, kündigt mir an, daß ich ſolange hier bleiben ſoll, als es Ew. Majeſtät beliebt. Unter dieſen Umſtänden geziemt es ſich, daß Sie alle die Schätze bewundern, die ich mitbringe.“ Sofort ihre Sachen auspackend, ſprach ſie: „Das iſt die Habe der Sklavin des Menczikoff“; als ſie aber das Schmuckkäſtchen erblickte, das ſie für ein Zahnſtocheretui hielt, rief ſie aus: „man hat ſich verſehen; hier iſt ein Gegenſtand, der mir nicht gehört und den ich nicht kenne.“ Sie öffnete es und ſah den koſtbaren Schmuck. Jetzt blickte ſie den Zaren feſt an und ſagte: „Iſt das ein Geſchenk meines alten, oder meines neuen Herrn? Wenn es von Menczikoff iſt, ſo verabſchiedet er ſeine Sklaven koſtbar.“ Es entfielen ihr einige Thränen und ſie konnte einen Augenblick nicht ſprechen, hob aber dann die Augen zu dem Zaren auf, der ſie forſchend anſah, und ſagte: „Sie ſagen kein Wort; ich erwarte Ihre Antwort.“ Der Zar betrachtete ſie fortwährend, ohne zu antworten. Sie beſah die Juwelen nochmals und ſagte dann: „Wenn das von meinem alten Herrn kommt, ſo darf ich nicht darüber ſchwanken, ihm ſeine Geſchenke zurückzuſchicken.“ Auf einen kleinen Ring von geringem Werthe zeigend, fuhr ſie fort: „Ich behalte nur dies, das mehr als hinreichend iſt, mich an die Güte zu erinnern, die er für mich gehabt hat; wenn das Geſchenk aber von meinem neuen Gebieter iſt, ſo ſtelle ich es ihm zurück; ich verlange nicht nach ſeinen Schätzen; ich erſtrebe etwas Koſtbareres von ihm.“ Zugleich zerfloß ſie in Thränen und ward ſo unwohl, daß man ein Riechmittel anwenden mußte, ſie wieder zu ſich zu bringen. Hierauf erklärte ihr der Zar, die Juwelen ſeien ein Andenken Menczikoff's, der ihr damit ſein Abſchiedsgeſchenk mache; er ſei mit ihm zufrieden, daß er ſo gehandelt habe, wolle, daß ſie das Geſchenk annehme, und werde den Dank beſorgen. Bei dieſer Scene ſeien die beiden Leibeigenen und ein Hauptmann von der Preobraczenskoigarde zugegen geweſen.

---

[1] Weber ſagt: 4 oder 5, Villebois 6 oder 7 Monate. Der Letztere läßt aber Menczikoff das Commando ſtatt Scheremeteff's übernehmen und den Letztern aus Liefland nach Polen zum Zaren abgehen, was vollkommen irrig iſt. Scheremeteff ſetzte noch das ganze folgende Jahr den Kampf gegen die Schweden in Liefland, Ingermanland und Finnland fort, fiel im September verwüſtend in Eſthland und von Neuem in Liefland ein, und eroberte im Mai 1704 Dorpat. Menczikoff kämpfte inzwiſchen zur See, oder baute an Petersburg und Kronſtadt. — Buſſy-Rabutin meint, Scheremeteff, als ein alter, betagter Mann — er war 25. April 1652 geboren und nahm noch zehn Jahre ſpäter (1712) eine zweite Frau, mit der er mehrere Kinder erzeugte — werde ihr nicht viel gethan haben.

[2] Villebois läßt das ohne alle Schwierigkeiten vor ſich gehen. Nach Weber dagegen hätte Menczikoff die Katharina, etwa in der Weiſe, wie Agamemnon dem Achill ſeine Briſeis nahm, ohne Weiteres dem Scheremeteff wegnehmen und in ſein Serail bringen laſſen. Scheremeteff habe darüber einige Schmähworte gegen Menczikoff ausgeſtoßen und die Sache den Grund zu der Feindſchaft zwiſchen beiden Männern gelegt.

---

[1]) Nach Villebois wäre dies in Liefland geſchehen und der Zar bei Menczikoff übernachtet. Weber verlegt die Sache in die Reſidenz.

[2]) Nach Villebois war ſie unter den Leibeigenen, die bei der Tafel bedienten. Weber läßt ſie erſt nach der Tafel mit einigem Tiſchgeräth durch den Saal gehen.

[3]) Weber läßt den Zar in continenti dem Menczikoff befehlen, ſich ein Weilchen zurückzuziehen und ſie, nach gut beſtandener Probe, ſogleich in den Palaſt des Zaren bringen. Villebois läßt den Zaren, am Schluſſe ſeines Plauderns mit Katharinen, dieſer ſagen, ſie müſſe ihm beim Schlafengehen leuchten, was dann die Stelle des ſultaniſchen Schnupftuchs vertrat. Am Morgen habe er ihr — einen Ducaten als Douceur gegeben, was ſeine gewöhnliche Taxe geweſen ſei. — Buſſy-Rabutin läßt den Menczikoff ſelbſt, bei einem Mahle, wo ſie Alle betrunken geweſen, Katharinen dem Zaren empfehlen, worauf dieſer die probat Befundene bei ſich behalten und allen Generalen bei Lebensſtrafe verboten habe, ſich ferner bei ihr treffen zu laſſen.

Wenn dieſe Geſchichte, welche Villebois erzählt, nicht wahr iſt, ſo iſt ſie gut erfunden; iſt ſie wahr, ſo kann man ſich wohl denken, daß gerade dieſer Vorgang einen ſtärkern Grundſtein zu Katharinens Erhebung gelegt hat, als alle ihre Reize, deren Genuß allein nur ſelten ein dauerndes Band knüpft, während es für den Zaren eine ihn tief bewegende Erſcheinung ſein mußte, in einer Leibeigenen, neben hohen Reizen, ein denkendes Weſen, Zartgefühl, Takt, Uneigennützigkeit und Dankbarkeit und ein Streben nach wahrhafter Liebe zu entdecken. Denn keinesweges glauben wir, daß ſie bei jener Scene als Schauſpielerin gehandelt. Peter bewies ihr jetzt eine Aufmerkſamkeit und Zärtlichkeit, wie ſie ihm ſonſt, den Gegenſtänden ſeiner Begierden gegenüber, unbekannt geweſen waren, und ſie wurde ihm die Geliebteſte der Frauen, die Freundin ſeiner Seele. Später, wie Gewohnheit und Sicherheitsgefühl ihren Einfluß geäußert hatten, ließ er ſich auch gegen ſie gehen, bewährte ihr aber, bis kurz vor ſeinem Tode, ein Vertrauen, wie es nur der Gatte der Gattin ſchenkt, die er achtet und liebhat. Im Uebrigen erhöhte es wol auch den beſondern Reiz ſeines Verhältniſſes zu Katharinen, daß er ſich im Anfang darin gefiel, es in ein gewiſſes Geheimniß zu hüllen. Villebois, ſeine Behauptung, daß das Erzählte in Liefland vorgegangen, feſthaltend, verſichert, daß Peter während ſeines dortigen Aufenthaltes auch zu ſeinen Vertrauteſten kein Wort über Katharinen geſprochen habe. Als er nach Moskau zurückgemußt, habe er einen Gardecapitain beauftragt, ſie in möglichſtem Geheimniß dorthin zu bringen, ihr unterweges jede denkbare Rückſicht zu widmen, täglich ihm Nachricht von ihr zu geben und ſie in Moskau bei einer im Voraus unterrichteten Dame unterzubringen. Hier lebte ſie geräuſchlos, faſt unbekannt, im Innern des Hauſes aber natürlich auf anſtändigem und behaglichem Fuße. Zwei bis drei Jahre blieb ſie in jener Wohnung, in einem ſtillen und von der großen Welt entlegenen Stadttheile, bei einer Dame von guter Familie, aber mittlerem Stande und Vermögen [1]. Das Haus war äußerlich unanſehnlich, aber im Innern comfortabel. Der Zar verbot ſeiner Geliebten, ſich in weitere weibliche Bekanntſchaften einzulaſſen. Zu ihrer Bedienung erlas ſie ſich ſelbſt hübſche ingermanländiſche Mädchen aus den eroberten Plätzen und eignete ſich erſt jetzt die ruſſiſche Sprache vollkommen an. Leſen und Schreiben hat ſie niemals gelernt und ließ ihre Schreiben ſtets durch eine Ehrendame ſigniren. Dagegen ſprach ſie deutſch, ruſſiſch, ſchwediſch, polniſch und etwas franzöſiſch. 1703 wurde ſie in die griechiſche Kirche aufgenommen, wobei der Zarewitſch Alexei (Th. IV, S. 165 ff.) Pathenſtelle vertrat [1].

---

[1] Von dieſer Dame will Villebois den größten Theil ſeiner Nachrichten über die frühere Zeit von Katharinens Leben haben.

Der Zar ließ nicht leicht eine Nacht verſtreichen, ohne ſie zu beſuchen, und begab ſich erſt in einer Stunde, wo die Straßen verlaſſen waren, nur von einem Grenadier begleitet, zu ihr, der Einzigen, der er feſſellos ſein Herz ausſchütten, ſeine aus Schlauheit, Verſtellung und Kühnheit gemiſchten Entwürfe mittheilen und ſtets gewißſein konnte, einen treugemeinten, unbefangenen und durch den natürlichen Verſtand eines ſehr klugen Weibes beſtimmten Rath zu finden. Nach und nach fing der Zar an, auch ſeine Miniſter in dem beſcheidenen Aſyl ſeiner Liebe zu empfangen und ſich, in Gegenwart Katharinens, mit ihnen zu berathen. Die Einſicht und das richtige Urtheil, das ſie dabei mehr und mehr an den Tag legte, der ſichere Takt, mit dem ſie den Charakter und die Neigungen und Launen Peter's zu ergründen und zu beachten wußte, die Gelaſſenheit, mit welcher ſie ſeinen nur körperlichen Abſchweifungen zuſah, die Geſchicklichkeit, mit der ſie ſeine Hitze ertrug und erſt, wenn ſie zu verrauchen begann, mit ſanften und umſichtigen Vorſtellungen ihre Folgen abwendete, oder milderte [2], ihr Gleichmuth in allen Wechſelfällen, ihre ſorgſame Pflege ſeiner Geſundheit, das alles befeſtigte ſie immer ſtärker in dem Herzen des Zaren und machte ſie ihm immer unentbehrlicher. Schon 1707 ſoll ſie ihm förmlich angetraut worden ſein[1]), wenn dies nicht eine Fiction war, welche die am 9. März 1708 erfolgte Geburt der Prinzeſſin Anna (Th. I, S. 2—5), nachheriger Herzogin von Holſtein-Gottorp und Mutter des Kaiſers Peter III., noch beſſer, als es die nachherige öffentliche Vermählung that, und gleich von vorn herein legitimiren ſollte. Frühzeitig legte der Zar ſeiner Katharina den Titel Goſſudarina (gnädigſte Frau) bei. Am 29. Dec. 1709 gebar ſie die Prinzeſſin, nachherige Kaiſerin Eliſabeth (Th. I, S. 7 ff.). Am 17. März 1711, an demſelben Tage, wo Peter zu dem Türkenkriege nach Polen aufbrach, erklärte er Katharinen für ſeine wahre und rechtmäßige Gemahlin.

---

[1] Seitdem hieß ſie daher Katharina Alexejeffna.

[2] Selbſt Buſſy-Rabutin erkennt an, daß ſie ſtets als Fürbitterin aufgetreten ſei, den Zorn des Zaren beſänftigt, ſich an ihren frühern Feinden nicht gerächt und ihrer frühern Freunde nicht geſchämt, ſondern ihnen Gutes erwieſen habe (a. a. O. S. 182 und 183).

Sie begleitete ihren Gemahl auf dieſem Feldzuge und erhielt ſchon in Stuzk, wo er von einer gefährlichen ſkorbutiſchen Krankheit, einem ruſſiſchen Nationalübel, befallen ward, Gelegenheit, ihm durch treue und liebevolle Pflege den Werth einer wahren Gattin fühlbar zu machen. Es gehört nicht hierher, die Umſtände und Vorgänge zu ſchildern, welche darauf das ruſſiſche Heer am Pruth in die faſt unausweichbare Gefahr der gänzlichen Vernichtung brachten. Nur das mag erwähnt werden, daß am 5. Juli, wo die Ruſſen noch gegen Abend einen dreimaligen Angriff der Janitſcharen abſchlugen, bis die Nacht die Streitenden trennte, kaum 24,000 Ruſſen, den Kaiſer und ſeine Gemahlin in ihrer Mitte, von äußerſtem Mangel bedrängt, von gegen 200,000 Türken und Tartaren umringt waren, und im Rathe der Letztern ſchon beſchloſſen war, die Ruſſen durch einen Graben einzuſchließen, bis das Geſchütz eingetroffen wäre und dann 500 Kanonen das Vernichtungswerk vollenden konnten. Es iſt bekannt, daß der türkiſche Großvezier ſich noch in dieſer Stellung beſtimmen ließ, den Ruſſen einen Frieden zu bewilligen, der ihnen zwar wichtige, in früherer Zeit errungene Vortheile raubte, der aber, auch wenn er zehnmal härter geweſen wäre, ihnen ein Glück erſcheinen mußte [1]. Ein Geſchenk von mehr als 200,000 Rubel ſoll dieſe Wendung bewirkt haben, die auch dadurch gefördert ward, daß ſie den, allerdings ohne Vorausſicht ſo beiſpielloſer Erfolge ertheilten Inſtructionen entſprach, die der Großvezier vom Sultan erhalten hatte und durch die er ſich gedeckt glaubte. Man hat keinen Beweis dafur, daß Katharina an dieſen Verhandlungen einen weitern Antheil gehabt, als ſofern ſie dem Kriegsrathe, wo der Rettungsverſuch beſchloſſen ward, beiwohnte, den Kaiſer für denſelben gewann und deſſen Muth ſtärkte. Im Heere und bald auch im geſammten Volke galt ſie für die Urheberin des Rettungsgedankens und ſelbſt bei deſſen Ausführung viel betheiligt [2], und der Kaiſer freute ſich dieſes Glaubens und benutzte ihn, um am 1. März 1712 öffentlich die Feierlichkeiten ſeiner Vermählung mit ihr anſtellen zu laſſen. In unmittelbare Verbindung mit jener Kriſis am Pruth wurde die Stiftung des Ordens der heil. Katharina gebracht, indem dieſelbe (1714) zum Andenken an die Anweſenheit Katharinens bei der Schlacht mit den Türken, wo ſie ſich in den gefährlichſten Umſtänden nicht als ein Weib, ſondern mit männlicher Unerſchrockenheit verhalten habe, erfolgte. Der Kaiſer hing den nur fur Frauen beſtimmten [1]) Orden ſeiner Gemahlin an ihrem Namenstage ſelbſt um. Die Decoration ſelbſt zeigt auf der einen Seite ein ſilbernes Kreuz mit dem Bildniß der Heiligen, auf der andern ein Adlerneſt und zwei Adler, welche Schlangen verzehren, mit der Inſchrift: aequat munia comparis.

---

[1]) Villebois läßt dieſe förmliche Trauung unmittelbar auf die Aufnahme Katharinens in die griechiſche Kirche folgen (S. 76, 77), verlegt aber beide Handlungen in die Zeit nach der Schlacht von Pultawa, was für den Uebertritt gewiß falſch iſt, in Betreff der Vermählung vielleicht auf einer Verwechſelung mit der öffentlichen Erklärung derſelben im Jahre 1711 beruht, und wobei er allerdings eine gehäſſige Tendenz hat.

---

[1] Doch muß es Peter zum Ruhme nachgeſagt werden, daß er ſelbſt in dieſer verzweifelten Lage ſich weigerte, den Demetrius Kantemir auszuliefern, worauf die Türken dieſe Forderung fallen ließen.

[2] Namentlich ſoll ſie von ihrem Schmucke und Geld einen Theil der erforderlichen Summe hergegeben haben und dann im Heere herumgeritten ſein und den Reſt von dieſem eingeſammelt haben. Auch Villebois hat dieſe Geſchichte, von welcher jedoch zuverläſſige Quellen nichts ſagen.

1716 und 1717 begleitete ſie den Zaren auf Reiſen ins Ausland, hielt ſich namentlich in Holland auf, ging aber nicht mit nach Paris, wo man Etiketteſcrupel beſorgte [2]). Wie ſie ihrem kaiſerlichen Gemahl ſchon am 27. Oct. 1715 einen Sohn geboren hatte, der jedoch am 25. April 1719 wieder ſtarb — Buſſy-Rabutin läßt ihn auf dem Arme ſeiner Amme zu Kronſchloß vom Blitz erſchlagen werden — ſo wurde ſie auch auf jener Reiſe zu Baſel von einem zweiten Sohne entbunden, der aber nur einen Tag lebte [3]). Die Rückreiſe ging über Berlin, und von ihrem dortigen Aufenthalte hat

---

1) Fürſt Menzikoff war der einzige Mann, der ihn ausnahmsweiſe bekommen hat.

2) Büſching, Magazin, IX, 386.

3) Später gebar ſie noch eine Tochter, Natalie, die ihrem Vater bald in die Gruft folgte.

die Markgräfin von Baireuth im erſten Theile ihrer mit mehr Geiſt als Gutherzigkeit und Wahrheitsliebe [1] geſchriebenen Memoiren eine pikante Schilderung gegeben, welche zwar manche Uebertreibung und auf den Effect berechnete Ausſchmückung enthalten mag, immer aber ihr für alle Theile Charakteriſtiſches hat. Der Zar hatte gebeten, ihn in **Monbijou**, einem Landhauſe der Königin, abſteigen zu laſſen, was der letztern ſehr unangenehm war, weil ſie für die überaus nette und elegante Einrichtung des Hauſes fürchtete. Sie ließ deshalb wenigſtens alles Zerbrechliche fortſchaffen. Der Zar, ſeine Gemahlin und ihr Gefolge kamen zu Waſſer nach Monbijou und wurden von dem König und der Königin am Ufer des Fluſſes empfangen, wobei der König Katharinen die Hand bot, um ihr beim Landen zu helfen. Sobald der Zar ausgeſtiegen war, gab er dem König die Hand, mit den Worten: „Es freut mich ſehr, Sie zu ſehen, mein lieber Friedrich." Er näherte ſich darauf der Königin, die er umarmen wollte, aber zurückgewieſen ward. Die Zarin begann damit, daß ſie die Hand der Königin küßte, was ſie mehrmals wiederholte. Sie ſtellte ihr darauf den Herzog und die Herzogin von Mecklenburg [2], die ſie begleitet hatten, und 400 ſogenannte Damen vor, die in ihrem Gefolge waren. Es waren meiſtentheils deutſche Dienſtmädchen, welche die Functionen von Ammen, Kammerfrauen, Köchinnen und Wäſcherinnen vertraten. Faſt jedes dieſer Geſchöpfe trug ein reichgekleidetes Kind auf dem Arme, und wenn man ſie fragte, ob es ihre Kinder wären, antworteten ſie, mit Knixen à la ruſſiſch: der Zar hat mir die Ehre erzeigt, mir dieſes Kind zu machen [1]. Die Königin wollte dieſe Geſchöpfe nicht grüßen. Dafür behandelte die Zarin die Prinzeſſinnen vom Geblüte hochmüthig, und nur mit vieler Mühe erlangte es der König von ihr, daß ſie ſie begrüßte. Am nächſten Morgen machten der Zar und die Zarin ihren Beſuch bei der Königin, die ſie in den großen Appartements des Schloſſes empfing und ihnen bis in den Saal der Garden entgegenging. Die Königin gab der Zarin die Hand, ließ ſie ſich zur Rechten gehen und führte ſie in ihr Audienzzimmer, während der König und der Zar folgten. Sobald der Zar die damals achtjährige Prinzeſſin Friederike ſah, erkannte er ſie wieder, da er ſie fünf Jahre vorher geſehen hatte. Er nahm ſie in die Arme und zerkratzte ihr das ganze Geſicht, weil er ſie mit Gewalt küſſen wollte. Sie gab ihm Backenſtreiche und ſträubte ſich ſoviel ſie konnte, indem ſie ihm ſagte, ſie wolle nichts von dieſen Vertraulichkeiten und er entehre ſie. Er lachte ſehr über dieſe Idee und unterhielt ſich lange mit ihr. Man hatte ſie dazu eingeſchult; ſie ſprach zu ihm von ſeiner Flotte und ſeinen Eroberungen, und das gefiel ihm ſo, daß er der Zarin wiederholt ſagte: er wolle gern eine ſeiner Provinzen darum geben, wenn er ein ſolches Kind bekommen könnte. Die Zarin liebkoſte Friederiken auch ſehr. Die Königin und Katharina ſetzten ſich unter den Thronhimmel, jede auf einen Lehnſeſſel; die Prinzeß Friederike war zur Seite der Königin, die Prinzeſſinnen vom Geblüte ihr gegenüber.

---

[1] Wir meinen jene wahre und ſtrenge Wahrheitsliebe, welche eine Uebertreibung des Schlechten und Herabſetzenden, des Tadels und Spottes für eine mindeſtens ebenſo ſchlimme Unwahrheit hält, wie eine beſchönigende Verſchweigung des Tadelnswerthen, oder eine Uebertreibung des Lobes. — Friederike Sophie Wilhelmine, Tochter König Friedrich Wilhelm's I. von Preußen und der Sophie Dorothea von Hannover, Lieblingsſchweſter und jugendliche Leidensgefährtin Friedrich's II., ward 3. Juli 1709 geboren, vermählte ſich 20. Nov. 1731 mit Markgraf Friedrich von Baireuth (geb. 10. Mai 1711, † 26. Febr. 1763), dem ſie nur eine Tochter gebar (30. Aug. 1732), und † 14. Oct. 1758.

[2] Karl Leopold (ſ. Th. III, S. 114 ff.) und die 1716 mit ihm vermählte Großfürſtin Katharina, Tochter des Iwan Alexiewicz.

---

[1] Alles ungefähr in derſelben Zeit, ſodaß die 400 Kinder alle noch auf dem Arme getragen wurden! Man ſieht, die Frau Markgräfin flunkert hier ſtark, und der Charakter dieſer und aller ähnlichen Memoirenwerke jener Zeit iſt ſo, daß wir uns nicht wundern würden, wenn die Geſchichte, wo überhaupt, ſich bei einem oder zwei Kindern zugetragen hätte. Daraus 400 zu machen, iſt dieſer Literatur und ihren Quellen eine Kleinigkeit.

Die Zarin war, nach dem Berichte der Markgräfin, „klein und unterſetzt, ſehr brunett und beſaß weder Air noch Grazie. Man brauchte ſie bloß zu ſehen, um ihre geringe Herkunft zu errathen [1]. Nach ihrem lächerlichen Aufzuge hätte man ſie für eine deutſche Schauſpielerin gehalten. Ihre Kleidung war auf dem Trödel gekauft [2]. Sie war à l'antique und ſehr mit Silber und Flitterwerk überladen. Das Vordertheil ihres Leibchens war mit Edelſteinen geſchmückt, das Deſſein aber ſehr eigenthümlich: ein doppelter Adler, deſſen Federn mit den kleinſten und ſehr ſchlecht gefaßten Diamanten garnirt waren. Sie hatte ein Dutzend Orden und ebenſoviel Heiligenbilder und Reliquien längs der Einfaſſung ihres Kleides befeſtigt, ſodaß man, wenn ſie ging, ein Maulthier zu hören glaubte, indem alle dieſe Orden aneinanderſtießen und gerade jenes Geräuſch machten. Der Zar dagegen war ſehr groß und ganz hübſch ausſehend; ſein Geſicht war ſchön, aber der Ausdruck deſſelben hatte etwas ſo Rohes, daß er Furcht einflößte. Er war nach Matroſenart gekleidet und ſein Anzug aus Einem Stücke.

---

[1] Dergleichen täuſcht manchmal. Es könnte auch ſein, daß man weder Air noch Grazie an ihr entdeckte, weil man ihre geringe Herkunft kannte

[2] Die Markgräfin konnte doch höchſtens behaupten, daß es ſo ausgeſehen habe

Die Zarin, die ſehr ſchlecht deutſch ſprach und nicht gut verſtand, was die Königin zu ihr ſagte[1], ließ ihre Närrin herantreten und unterhielt ſich mit ihr ruſſiſch. Dieſes arme Geſchöpf war eine Prinzeſſin Golyzin und war genöthigt geweſen, ſich in dieſes Geſchäft zu fügen, um ihr Leben zu retten. Da ſie ſich in eine Verſchwörung gegen den Zaren eingelaſſen, hatte man ihr zwei mal die Knute gegeben. Ihr Geplauder brachte die Zarin aber zu lautem Lachen. Man ſetzte ſich endlich zu Tiſch und der Zar ſaß neben der Königin.“ Die Markgräfin nimmt als bekannt an, daß Peter in ſeiner Jugend Gift bekommen habe, das ihm auf die Nerven gefallen ſei und ihn häufigen Krämpfen ausgeſetzt habe. Dieſes Uebel befiel ihn bei Tiſche und da er gerade das Meſſer in der Hand hatte, und damit nahe an der Königin herumfuhr, ſo wurde der Letztern bange und ſie wollte mehrmals aufſtehen; er beruhigte ſie aber und verſicherte, daß er ihr kein Leids thun werde. Dabei faßte er ihre Hand und drückte ſie ſo ſehr, daß ſie um Gnade rief, worüber er herzlich lachte und ihr ſagte, ſie habe zartere Knochen, als ſeine Katharina. Man hatte alle Vorbereitungen zu einem Ball nach dem Souper getroffen; aber er machte ſich davon, ſobald er aufgeſtanden war, und ging ganz allein und zu Fuß nach Monbijou zurück.

Am folgenden Tage zeigte man ihm alle Merkwürdigkeiten Berlins und unter Andern das Antikencabinet. Unter den antiken Statuen fand ſich[2] Eine, welche eine heidniſche Göttin in einer ſehr unanſtändigen Stellung darſtellte, ein Bild, womit die alten Römer die Brautkammern ſchmückten. Dieſes Stück galt für ſehr ſelten und für eines der ſchönſten, die es gibt. Der Zar bewunderte es ſehr und befahl der Zarin, es zu küſſen. Als ſie ſich ſträubte, wurde er bös und ſagte in ſchlechtem Deutſch: „Kop ab“, womit er gemeint haben ſoll, daß er ſie köpfen laſſen wolle, wenn ſie nicht gehorche[1]), worauf ſie ſich fügte. Er verlangte ohne Umſtände dieſe Statue und mehrere andere vom König, der ſie ihm ſo wenig verſagen konnte, wie das in ſeiner Art einzige Bernſteincabinet, das Friedrich I. ungeheuere Summen gekoſtet[2]). Nach der bald erfolgten Abreiſe des ruſſiſchen Hofes eilte die Königin nach Monbijou, wo ſie eine ſolche Verwüſtung fand, daß ſie faſt das ganze Haus neu bauen laſſen mußte.

---

[1] Und doch war ſie in einer deutſchen Familie erzogen! Wir finden auch anderwärts, daß ſie, nachdem ſie das Ruſſiſche erlernt, das Deutſche faſt vergeſſen habe. Indeß bis zum Nichtverſtehen iſt das doch wol nicht gegangen.

[2] Mit einer ihr ſonſt nicht eigenen Pruderie ſetzt die Markgräfin hinzu: „wie man mir geſagt hat.“

Peter kam nach Rußland zu der traurigen Kataſtrophe ſeines Sohnes Alexei (Th. IV, S. 165 ff.). In Betreff des Antheils, welchen Katharina an dieſen Vorgängen, ſowie an dem Schickſale ihrer verſtoßenen Vorgängerin Awdotja gehabt, ſtehen ſich die Zeugniſſe direct entgegen. Diejenigen Schriftſteller, welche im Allgemeinen geneigt ſind, Katharinen günſtig zu beurtheilen, verſichern, daß ſie in beiden Fällen mildernd und mäßigend zu wirken geſucht habe, während ihre Gegner, zu denen ſich auch Villebois ſchlägt, dieſes Verfahren für Ver-

---

1) Wer weiß, was er geſagt hat, und welches berliner Misverſtändniß dabei obgewaltet!

2) Dieſes iſt nicht damals, wie die Prinzeſſin ſagt, ſondern ſchon bei der Zuſammenkunft des Zaren in Havelberg (13.—17. Nov. 1716) zugeſtanden worden und war mit Stettin ſehr gut bezahlt. S. Stenzel, Geſchichte des preußiſchen Staats, III, 285 und die dort angeführten Quellen.

ſtellung erklären und der Meinung ſind: weil ſie ein ſtarkes Intereſſe an dem Untergange jener Unglücklichen gehabt, müſſe ſie auch die letzte und ſtärkſte geheime Triebfeder deſſelben geweſen ſein. Ohne beſtätigende äußere Umſtände kann man dieſem Schluſſe kein Gewicht beimeſſen, zumal jene Perſonen nur zu viel gethan hatten, ſich ſelbſt ihr Verderben zuzuziehen, und ſich außerdem zahlreiche andere Feinde erweckt hatten.

Noch Jahre lang erhielt ſich Katharina in dem ungeſchmälerten Vertrauen und der Achtung ihres kaiſerlichen Gemahls, der über den Takt ihres Benehmens ganz anders urtheilte, als die Markgräfin von Baireuth, und oft mit Bewunderung hervorhob, mit welchem Talent ſie ſich zur Kaiſerin gebildet und wie ſie dabei doch nie vergeſſen habe, daß ſie nicht dazu geboren ſei. Er unternahm nicht leicht eine Reiſe, hielt keine Muſterung der Truppen, gab kein Feſtin und wohnte keiner Feierlichkeit bei, ohne daß Katharina dabei zugegen geweſen wäre. Sie begleitete ihn denn auch auf dem ſo äußerſt beſchwerlichen perſiſchen Feldzuge von 1722 und theilte dort alle ſeine Mühen und Gefahren. War es eine Belohnung dafür, oder geſchah es mit Rückſicht auf die ſchwankende Geſundheit des Zaren und ſeine Fürſorge für die Zukunft des Reichs, daß Peter ſich zu Anfang des Jahres entſchloß, Katharinen in der alten Hauptſtadt des Reiches, Moskau, feierlich krönen und ſalben und damit zur Herrſcherin weihen zu laſſen? Zu dieſem Ende begab er ſich im Februar 1724 mit der ganzen kaiſerlichen Familie [1]), den Großwürdenträgern des Reichs und den fremden Geſandten nach Moskau. Am Vorabend der Feier ſoll er bei einem engliſchen Kaufmann, zu dem er mit einigen Senatoren zu Gaſte kam, in Gegenwart der Erzbiſchöfe von Nowgorod und Pleskow und des Großkanzlers, mit Beſtimmtheit erklärt haben[1]: die Krönung ſei keine bloße Ceremonie; ſie ſolle der Gekrönten das Recht zu regieren geben; ſie, die bei ſeinen Lebzeiten das Reich am Pruth gerettet, verdiene auch, es nach ſeinem Tode zu beherrſchen, und von ihr könne er erwarten, daß ſie ſeine Anſtalten aufrechterhalten und das Reich glücklich machen werde. — Am 7. Mai fand die Krönung und Salbung in der Kathedrale ſtatt. Katharina hatte ſich drei Tage lang durch Gebet und Faſten dazu vorbereitet. Den Zug eröffnete und ſchloß die neu errichtete Leibgarde der Kaiſerin, eine aus 60 Capitäns und Lieutenants von vornehmer Geburt beſtehende Reiterſchaar, die der Generalgouverneur Jaguſchinskij als Capitänlieutenant[2] befehligte. Katharinen führte der Herzog Karl Friedrich von Holſtein, ihr nachheriger Schwiegerſohn und Vater des Kaiſers Peter III. Der Zar, dem die Feldmarſchälle Menczikoff und Repnin zur Seite gingen, trat vor ihr in die Kirche. Der Erzbiſchof von Nowgorod ſegnete die Knieende und betete über ihr. Dann ſetzte der Zar ſelbſt ihr die Krone auf, wobei ſie

---

[1]) Nur der junge Großfürſt Peter, der nachherige Kaiſer Peter II., und die Großfürſtin Natalie blieben zurück. Die Herzogin von Kurland dagegen, die nachherige Kaiſerin Anna, kam von Mitau zu der Feierlichkeit.

---

[1] So berichtet Baſſewitz, in den Eclaircissemens, in Büſching's Magazin, IX, 366. Baſſewitz gehörte allerdings zu den entſchiedenſten Partiſanen Katharinens und hatte weſentlichen Antheil an ihrer Thronbeſteigung. Seine Quelle im vorliegenden Falle iſt der Erzbiſchof Theophanes von Pleskow, der den Vorgang in der nach Peter's Tode gehaltenen Verſammlung der Magnaten erzählt hat, um die Anſprüche Katharinens zu unterſtützen. Baſſewitz beſprechen wir vielleicht einmal beſonders.

[2] Der wirkliche Capitain war der Kaiſer ſelbſt.

Thränen vergoß; der Erzbiſchof gab ihr den Reichsapfel in die Hand, und indem ſie dieſen mit der Rechten aufnahm, umfaßte ſie mit der Linken das Knie ihres Gemahls, es zu küſſen; den Scepter, als das eigentliche Zeichen der Ausübung des Regiments, behielt Peter. Es folgte darauf die Salbung und eine Rede des Erzbiſchofs Theophanes beſchloß die merkwürdige Feier, welche eine gefangene Leibeigene aus eſthniſchem oder polniſchem Stamme, die Dienſtmagd eines lutheriſchen Geiſtlichen, die Witwe eines ſchwediſchen Dragoners, die Leibſklavin ruſſiſcher Generale, deſſelben Menzikoff's, der ſie jetzt zu ſeiner Kaiſerin krönen ſah, ein nur durch die Schule der Erfahrung gebildetes Weib, zur Beherrſcherin des großen ruſſiſchen Reiches weihete.

Peter hatte das Weib ſeines Herzens ſo hoch gehoben, als in ſeiner Macht ſtand, und zugleich ihre Zukunft für den nur zu bald eintretenden Fall ſeines Todes ſichern wollen. Und doch ſollte, noch bevor er ins Grab ſank, ihr die drohendſte Gefahr des gänzlichen Sturzes, ihm eine ſtarke Verſuchung zu ihrem Sturze nahetreten. Die Vertrauteſten der Kaiſerin waren ihr erſter Kammerherr Mons de la Croix[1]) und deſſen Schweſter, ihre erſte Staatsdame, die verwitwete Generalin v. Balk. Nicht nur, daß ſie den Canal bildeten, durch welchen man ſich in Gnadenſachen an die Kaiſerin zu wenden hatte, und daß ihre desfallſige Vermittelung nicht umſonſt zu erlangen geweſen ſein ſoll, Peter faßte auch Verdacht, daß Mons mit ſeiner Gemahlin in einem zärtlichen Verhältniſſe ſtehe, die Frau v. Balk aber die Mitwiſſerin und Gelegenheitsmacherin dabei ſei. Das Verhältniß ſoll ziemlich offenkundig geweſen ſein, und Villebois (S. 29) verſichert, daß Jedermann am Hofe die Paſſion der Zarin für Mons erkannt habe. Es wird auch verſichert, daß der Zar Beweiſe geſammelt habe, die ihn nicht mehr an der Schuld der Kaiſerin zweifeln ließen; indeß hat noch Niemand angegeben, worin dieſe Beweiſe beſtanden haben ſollen [1]; daß Eiferſucht ſehr geneigt iſt, das Urtheil über die Beweiſe der Schuld zu trüben, iſt bekannt, und wenn es wahr iſt, daß Jaguſchinskij, der um dieſe Zeit in beſonderer Gunſt bei dem Zaren ſtand und gegen welchen Katharina und Menczikoff intriguirt haben ſollen, der Ankläger Katharinens geweſen iſt, ſo kann man wol glauben, daß mancherlei falſche Anzeichen mit im Spiele geweſen ſind. Jedenfalls ſcheint uns weder das Benehmen Katharinens, noch das des Zaren bei der Sache dafür zu ſprechen, daß wahre Beweiſe der Schuld erlangt worden ſeien. Am Abend des 19. Nov. war der Zar bei ſeinem Pagen Waſſilij Petrowicz geweſen. Als er nach Hauſe kam, fand er ſeine Familie beiſammen, von den Offizieren ſeines Hofes umgeben. Er befahl Mons, nach der Uhr zu ſehen. Es war 9 Uhr vorbei. Darauf ſagte der Zar: es iſt Zeit, zu gehen [1]), und begab ſich in ſein Gemach, worauf auch Mons und die übrigen Hofherren nach Hauſe gingen. Mons hatte ſich ausgezogen und rauchte eine Pfeife, als der General Uſchakoff eintrat, der ihm ſeine Verhaftung ankündigte, Degen und Schlüſſel abnahm, überall die Siegel anlegte und ihn in ſeine Wohnung führte [2]). Dort war der Zar bereits, ſah Mons verächtlich an, ſagte aber nur: „Biſt Du auch hier?" und ging wieder fort. Am 20. Nov. wurde Mons in die Kanzlei des Cabinets gebracht, wo der Zar auch war. Als Mons den Letztern ſah, fiel er in eine tiefe Ohnmacht. Man ließ ihm zur Ader und der Zar befahl, daß man ihm Zeit laſſen ſolle, ſich zu erholen. Auch über den weitern Gang dieſer Unterſuchung exiſtiren verſchiedene Verſionen. Gewiß ſcheint, daß man ſie, ſoweit ſie vor dem Tribunal geführt wurde [3]), nur auf die Anklage richtete, daß die Geſchwiſter Geſchenke genommen und das Vertrauen der Kaiſerin, deren Gelder ſie verwaltet, gemisbraucht hätten, und Mons ſcheint dieſe Beſchuldigungen ohne Weiteres eingeſtanden zu haben. Man glaubte vielſeits, er habe dies in hochſinniger Aufopferung für die Kaiſerin gethan, indem er wohl erkannt habe, daß und weshalb man ihm ans Leben wolle, worauf er ſich in der Geldſache ſchuldig bekannt habe, damit man nicht weiter nach der Liebesſache zu fragen brauche [1]). Wenn man weiß, welche koloſſale Beſtechungen, Concuſſionen und Defraudationen der Kaiſer ſeinen Umgebungen nachſah und nur von Zeit zu Zeit durch einige eigenhändige Knutenhiebe und ein gelegentliches Auspreſſen des vollgeſogenen Schwammes ſtrafte, ſo wird es allerdings wahrſcheinlich, daß die über Mons verhängte Todesſtrafe einer den Zar empfindlicher berührenden Schuld, oder deren Verdacht galt. Auf der andern Seite kann man kaum glauben, daß Katharina, falls ſie ſich einer Schuld bewußt geweſen wäre, oder doch gewußt hätte, daß eine ſolche für erwieſen betrachtet werde, es gewagt haben würde, ſich für Mons zu verwenden, was ſie doch nach mehrfachen Zeugniſſen gethan hat [2]). Die Verwendung war fruchtlos, und am 26. Nov. wurde Mons nach der Feſtung abgeführt. Als er durch den Hof ging, auf welchen die Fenſter der kaiſerlichen Prinzeſſinnen gingen, in deren täglicher Geſellſchaft er ſo lange gelebt hatte, traten ſie ans Fenſter und er nahm ehrerbietigen Abſchied von ihnen, indem er ihnen für alle bewieſene Huld verbindlichſt dankte. Ja der Zar ſelbſt — und gewiß ſind das alles charakteriſtiſche Züge — ſoll ihn vor dem Tode beſucht und dabei erklärt haben: er bedauere ſehr, ihn zu verlieren; aber es könne nun einmal nicht anders ſein. — Mons

---

[1] Die Geſchwiſter Moens, oder Mons, oder Moons, ſollen Kinder eines Goldſchmidts, nach Andern eines Weinhändlers in Moskau und deutſchen oder flamändiſchen Urſprungs geweſen ſein; Mons ſelbſt aber ſoll behauptet haben, daß er aus Frankreich ſtamme (S. Villebois, S. 30). Er ſoll ein ſehr ſchöner Mann geweſen ſein und ungemeinen Anſtand gehabt haben. Ueber Anna Mons ſiehe im folgenden Aufſatz.

---

[1] Selbſt Buſſy-Rabutin führt weiter nichts an, als daß die Zarin 1723 befohlen habe, während der Abweſenheit des Zaren ſollten ihre beiden Kammerherren abwechſelnd im Vorzimmer ſchlafen, und daß ſie oft mit Mons und einigen Andern im Mondſchein ſpazieren gegangen ſei. Der Zar habe ſie einſt überraſcht, wie ſie in einer Laube bei einander geſeſſen hätten, während die Balk mit einer kleinen Hofjungfer vor der Laube umherſpaziert wäre. Er habe darauf Katharinen und die Hofjungfer geprügelt, den beiden Andern aber kein Wort geſagt.

---

[1]) Nach Buſſy-Rabutin hätte er die Kaiſerin nach der Uhr gefragt, ihr dieſe dann aus der Hand geriſſen und den Zeiger auf 12 gedreht.

[2]) Buſſy-Rabutin läßt den Zaren ſelbſt bei dieſer Verhaftung zugegen ſein.

[3]) Buſſy-Rabutin läßt die Unterſuchung bloß durch den Zaren und Uſchakoff geführt werden und den Mons, „um der Tortur zu entgehen", Alles bekennen. Der Zar habe darauf den Richtern gewiſſe, von ihm ſelbſt geſchmiedete articulos confessionis vorgelegt. In dieſer Erzählung iſt ein Widerſpruch. War das, was Mons geſtand, nicht „Alles", war es nicht ausreichend zur Verurtheilung, ſo würde die Knute nicht geſchont und der Zweck des Bekennens verfehlt worden ſein. War es ausreichend, ſo brauchte der Zar keine Geſtändniſſe zu „ſchmieden". In der That, dieſer Buſſy-Rabutin'ſche Bericht trägt von Anfang bis zu Ende ſo ſtark das Gepräge der handgreiflichen Unwahrheit, daß wir nicht begreifen, wie ſich ernſte Geſchichtſchreiber auf ihn berufen können.

---

[1]) Auch Villebois hat dieſe Annahme (S. 29).

[2]) S. weiterhin.

ward enthauptet und der Körper aufs Rad geflochten. Die Frau v. Balk erhielt elf Knutenhiebe [1]) und wurde nach Tobolsk verbannt, nach Peter's Tode aber zurückberufen und in ihre Ehrenſtellen wieder eingeſetzt. Ihr älteſter Sohn, zeither Kammerherr, mußte als Capitän nach Ghilan; der Jüngere, zeither Kammerpage, ward Unteroffizier. Drei andere Kammerpagen wurden unter die Soldaten geſteckt. Nach Villebois' Berichte hörte Mons ſein Urtheil mit Ruhe und Heiterkeit an, dankte dem Verleſer und nahm dann den ihm beigegebenen lutheriſchen Prediger zur Seite, um ihm eine goldene Uhr zu ſchenken, auf der ſich ein emaillirtes Portrait der Zarin befand. So habe er auch den Scharfrichter darauf aufmerkſam gemacht, daß ſich im Futter ſeines Rockes ein mit Diamanten beſetztes Etui befinde, das er ins Feuer werfen möge und das auch das Portrait der Kaiſerin enthalten haben ſoll. Er habe noch ein Drittes gehabt, das er aber, während man ihn aus ſeinem Hauſe abgeführt, einem ihm ergebenen und zuverläſſigen Manne vertraut habe. Bei dem Blocke angekommen, habe er ſich rechts und links gegen das Volk verbeugt, ſich ſelbſt ausgekleidet, ſei niedergekniet, habe gebetet, das Haupt auf den Block gelegt und einen Augenblick darauf durch Erheben der Hand dem Scharfrichter das Zeichen gegeben, ſein trauriges Amt zu verrichten.

In Betreff des Verhaltens des Zaren gegen ſeine Gemahlin bei dieſer Gelegenheit exiſtiren auch verſchiedene Anekdoten. Villebois (S. 89 ff.) will von einer franzöſiſchen Demoiſelle, die in den Dienſten der Prinzeſſinnen Anna und Eliſabeth geſtanden, erfahren haben, daß der Zar eines Abends, als er von der Feſtung, wo die Unterſuchung gegen Mons geführt wurde, zurückgekehrt ſei, unerwartet und ohne Gefolge in das Zimmer ſeiner Töchter getreten wäre, wo dieſe mit andern jungen Mädchen mit weiblichen Arbeiten beſchäftigt geweſen ſeien. „Er ſah“, ſagte jene Dame, „ſo ſchrecklich, ſo drohend, ſo außer ſich aus, daß alle Welt von Furcht ergriffen ward, wie man ihn eintreten ſah. Er war blaß wie der Tod und die Augen waren funkelnd und verſtört. Sein Geſicht und ſein ganzer Körper wurden von krampfhaftem Zittern bewegt.“ Er ſei einige Minuten in dem Zimmer umhergegangen, ohne zu Jemand ein Wort zu ſagen und ſo ſchreckliche Blicke auf ſeine Töchter werfend, daß dieſe, erſchrocken und zitternd, ſich ganz leiſe fortmachten und, wie der Reſt der Geſellſchaft, in ein anderes Zimmer flüchteten. Nur die kleine franzöſiſche Demoiſelle habe nicht fortkommen können, und ſei vor Angſt unter den Tiſch gekrochen, als ſie geſehen, wie er ſeinen Hirſchfänger wol zwanzig mal aus der Scheide gezogen, die Mauern und den Tiſch damit geſchlagen, furchtbare Gebehrden gemacht, gräßliche Zuckungen erlitten, mit Füßen und Händen geſtampft, ſeinen Hut und alles, was ihm unter die Hände kam, zur Erde geworfen habe. Noch beim Hinausgehen habe er die Thüre ſo heftig zugezogen, daß ſie zerbrochen ſei. — Man findet nicht, daß er Katharinen gegenüber ähnliche Scenen aufgeführt habe. Der ſächſiſche Geſandte Lefort 1) be-

---

[1]) Buſſy-Rabutin thut es nicht anders, als daß er ſie auf öffentlichem Gerichtsplatze 13 mal mit der Knute ſtreichen läßt. Uebrigens ſoll ſie noch auf der Reiſe zu ihrem Verbannungsorte begriffen geweſen ſein, als ſie zurückberufen ward.

---

1) Ihm folgten wir bei dem Berichte über die Verhaftung des Mons. Seine Mittheilungen, wie ſie Hermann aus dem ſächſiſchen Staatsarchive ausgezogen, ſind mit Mäßigung, Nüchternheit und Wahrheitsliebe gefaßt, enthalten aber freilich auch viele bloße on dit's. Johann (Jakob? Peter?) Lefort war übrigens ein Neffe jenes

richtet einfach: ſie habe am 21. Nov. ſich bei ihrem Gemahl für Mons verwendet, worauf ſie ein für alle mal gebeten worden ſei, dieſe Angelegenheit nicht weiter zu berühren. Doch mußte ihr die Aufnahme, die ihre Fürſprache gefunden, nicht entmuthigend erſchienen ſein; denn ſie ließ der Balk ſagen: ſie ſolle ſich keine Sorge um ihren Bruder machen; die Sache werde keine üblen Folgen haben. — Anderwärts 1) wird erzählt: der Kaiſer ſei einſtmals über ihr wiederholtes inſtändiges Bitten ungeduldig geworden. Er habe gerade mit ihr vor einem Fenſter von venetianiſchem Spiegelglaſe geſtanden; da habe er geſagt: „ſieh dieſes Glas; es war ein geringer Stoff; das Feuer hat es veredelt, und jetzt iſt es die Zierde des Palaſtes. Aber Ein Schlag von meiner Hand kann es ſeinem urſprünglichen Staube wieder nahebringen", worauf er das Fenſter zerſchlagen habe. Katharina habe ſeufzend geantwortet: „war ſeine Zerſtörung eine Ihrer würdige That? und iſt Ihr Palaſt dadurch ſchöner geworden?" Da habe ſie der Kaiſer umarmt

---

berühmten Franz Lefort, des Lehrmeiſters Peter's d. Gr., und wie dieſer zu Genf geboren, war anfangs in ruſſiſchen Dienſten geweſen, zuletzt als Commercienrath, hatte den Zaren 1717 nach Frankreich begleitet, trat dann in ſächſiſch-polniſche Dienſte, ward 1720 Geſandter in Petersburg, 1734 Geheimer Rath in Dresden, wo er, im 55. Jahre, 6. Dec. 1739 kinderlos ſtarb. Ein anderer Neffe des berühmten Lefort, Peter (geb. 1676), ein Sohn des Syndicus Ami L. zu Genf, kam 1694 nach Rußland, trat ins Militair, ward bei Narwa gefangen, ſpäter Generallieutenant, zu mehreren Miſſionen gebraucht, verließ aber Rußland nach dem Tode Peter's d. Gr. und † 1764 auf ſeiner Beſitzung Mollenhagen in Mecklenburg. Der einzige Sohn Franz Lefort's, Heinrich, † im Jünglingsalter.

1) (**Schmidt** gen. **Phiſeldeck**) Materialien zu der ruſſiſchen Geſchichte (Riga, 1777—88, 3 Thle.) I, 228 ff. Schmidt-Phiſeldeck war Informator im Hauſe des Feldmarſchalls Münnich geweſen, welcher Letztere zu jener Zeit ſchon das Vertrauen Peter's, wie nachher Katharinens genoß.

und ſei fortgegangen, habe ihr aber an demſelben Abend den Verbalproceß der beiden Gefangenen geſchickt. — Am nächſten Tage, fährt die Geſchichte fort, ſei er mit ihr dicht an dem Galgen vorbeigefahren, an welchen der Kopf des Mons angenagelt geweſen. Katharina habe ihn angeſehen, ohne die Farbe zu ändern, und nur geſagt: „es iſt doch traurig, daß ſoviel Verderbtheit unter den Hofleuten einreißt.“ Villebois hat dieſelbe Geſchichte, verlegt ſie aber, etwas wahrſcheinlicher, auf 10—12 Tage nach der Hinrichtung. Der Zar ſei mit Katharinen im Schlitten gefahren und habe, ihr ganz unerwartet, die Fahrt auf den Platz gerichtet, wo die Gebeine und der gepfählte Kopf des Unglücklichen ausgeſtellt geweſen ſeien. Er ſei ſo gefahren, daß ihre Kleider das Schaffot berührt hätten, und habe ſie während der ganzen Zeit, wo ſie den Platz paſſirten, unverwandt angeſehen; ſie ſei aber feſt genug geweſen, ihre Thränen zurückzuhalten und keinerlei Gemüthsbewegung zu verrathen. Wenn dieſe Erzählungen, die ſich, bis auf Nebenpunkte, vereinigen laſſen, wahr ſind, ſo würden ſie dafür ſprechen, daß Peter keine Gewißheit über die Schuld Katharinens hatte, die wir überhaupt noch keineswegs als erwieſen annehmen können. — Buſſy-Rabutin, der ſich fortwährend befleißigt, die Zarin in möglichſter Gemeinheit darzuſtellen, iſt der Einzige, welcher verſichert, ſie habe nicht wagen dürfen, die geringſte Interceſſion für den Mons und deſſen Schweſter einzulegen; ja ſie habe ſich ſo zu verſtellen gewußt, daß ſie an dem Tage der Hinrichtung ſich äußerſt luſtig bezeigt und den ganzen Abend über die junge Prinzeſſin mit ihrem Tanzmeiſter habe vor ihr tanzen laſſen.

Die Zeit zwiſchen dieſen Vorgängen und dem Tode des Zaren umfaßt kaum zwei Monate und iſt zu kurz und ereignißlos, um aus ihrem Inhalt den Grund oder Ungrund der Behauptung ermeſſen zu können, daß Peter ſeit der Mons'ſchen Geſchichte mit gegen die Nachfolge Katharinens gerichteten Plänen umgegangen ſei. Wenn Buſſy-Rabutin berichtet: der Zar habe am Tage nach der Hinrichtung des Mons einen eigenhändigen Befehl an alle Collegien erlaſſen, worin denſelben, weil zeither ſo viel Misbrauch und falſche Recommendation in der Zarin Namen, ohne deren Vorwiſſen, geſchehen, verboten worden ſei, fernerhin Befehle von der Zarin anzunehmen; es ſeien auch ihre Effect- und Domainenkanzleien, zum Zwecke einer Unterſuchung der Verwaltung derſelben, verſiegelt worden, ſo hängt das ſichtlich mit den wirklichen oder angeblichen Misbräuchen zuſammen, welche bei der Vermögensverwaltung der Zarin vorgekommen, und mag man dabei ſehr dahingeſtelltſein laſſen, ob an dem Zuſatze: ſie habe den Günſtling des Zaren, Waſſilij Petrowicz, mit 1000 Dukaten beſtechen wollen, und dieſe erſt bei ihren Hofdamen, den Frauen v. Alzuffief, v. Campenhauſen und v. Villebois, zuſammenborgen müſſen, ein wahres Wort iſt. Derſelbe Diplomat will die am 4. Dec. 1724 ſtattgefundene Verlobung der Prinzeſſin Anna mit dem Herzog von Holſtein gleichfalls mit der Mons'ſchen Angelegenheit in Zuſammenhang bringen. Indeß ſind die Gründe der zeitherigen Verzögerung dieſer Verbindung, die in den auswärtigen Verhältniſſen und den Verhandlungen mit Schweden lagen, bekannt genug; es iſt auch völlig unwahr, daß dem Herzog bis dahin nicht zu der erſten, ſondern zu der zweiten Prinzeſſin Hoffnung gemacht geweſen wäre, und außerdem war ja dieſe holſteiniſche Verbindung ein Lieblingswunſch der Kaiſerin, der erſte Agent des Herzogs, der Geheimerath v. Baſſewitz, ihr vertrauteſter Anhänger, und auch die Wahl ihres Namenstages zu der Verlobung wies darauf hin, daß der Zar in dieſer Sache nichts Unfreundliches gegen ſie zu beginnen dachte. Eine dritte Geſchichte Buſſy-Rabutin's gehört ganz in das Gebiet des Hofſcandals. Der Zar habe ſchon vor dem perſiſchen Feldzuge die jüngſte Tochter des Fürſten Kantemir ſehr geliebt und die Abſicht gehabt, ſie ſich zur linken Hand antrauen zu laſſen, ferner, falls ſie, die eben ſchwanger von ihm geweſen, einen Prinzen zur Welt brächte, dieſen zum Nachfolger zu erklären. Da aber die Prinzeſſin in Aſtrakan eine fausse couche gemacht und der perſiſche Feldzug Katharinen Gelegenheit gegeben, ſich in der Gunſt des Zaren von Neuem zu befeſtigen, ſo ſei die Kantemir eine Zeit lang in den Hintergrund getreten. Jetzt aber, wo die Prinzeſſin, nach dem Tode ihres Vaters, des ehemaligen Hoſpodars der Moldau († 1723), wieder nach Petersburg gekommen, ſei dieſe Neigung wieder aufgelebt. Der Zar habe ſie täglich beſucht, habe ihre Brüder gegen ihre Stiefmutter, die Fürſtin Trubetzkoi, in ſeinen beſondern Schutz genommen, auch dem Senat befohlen, die ganze Erbſchaft des Hoſpodars den Kindern erſter Ehe zuzuſprechen, während eigentlich der Mutter der vierte Theil gehört hätte. Obendrein ſei ihm hinterbracht worden, die Zarin habe der Prinzeſſin Kantemir, als ſie in Aſtrakan ſchwanger geweſen, das Kind mittelſt einiger Medicamente, die ihr der Leibarzt der Zarin, Dr. Policala, beigebracht, abtreiben laſſen, und er habe deshalb dieſem Arzte, welcher eben ſeine Entlaſſung erhalten und Rußland verlaſſen wollen, die Erlaubniß zur Abreiſe verweigert. Man erfährt jedoch nicht, daß eine Unterſuchung gegen dieſen Arzt eingeleitet worden, noch daß überhaupt jene Beſchuldigungen irgend eine Unterlage gehabt hätten. Dagegen verſichert Buſſy-Rabutin, der Zar habe ſeit jener Zeit keinen vertrauten Umgang mit der Zarin mehr gehabt und ihr beſtändig verdrießliche Mienen gemacht, ſodaß Keiner der Großen, aus Furcht, bei dem Zaren in Verdacht zu fallen, mit ihr zu ſprechen ſich getraut habe; man habe oft in Beider Mienen und am ganzen Hofe Betroffenheit und Verwirrung wahrnehmen können; auch der gemeine Mann, der das ganze Glück der Zarin und die ſo ausdauernde Liebe des Kaiſers zu ihr für ein durch Zauberei bewirktes Weſen angeſehen, habe feſt geglaubt, es müſſe nunmehr ihr Talisman oder Pact mit dem Teufel zu Ende ſein und ihr Sturz werde nicht lange ausbleiben. Es ſcheine aber, daß der Zar mit großer Vorſicht und gewohnter Verſtellung zu verfahren entſchloſſen geweſen ſei, ſei es, daß er den ſtarken Anhang der Zarin gefürchtet, oder daß er erſt die mit ihr erzeugten Kinder habe verſorgen wollen [1]. — Andere gleichzeitige Quellen beſtätigen dieſe Angaben, und namentlich daß in dem Verhältniß des Zaren zu ſeiner Gemahlin eine äußerlich ſichtbare Veränderung vorgegangen, keineswegs. Nur ſoviel ſcheint nicht unbegründet, daß ſeine Gemüthsſtimmung in jener Zeit eine unruhige und düſtere war, woran theils körperliches Misbehagen, theils ſeine Sorge um die Zukunft des Reiches Antheil gehabt haben mögen. Wie immer er über die Wahl ſeines Nachfolgers gedacht haben möge, es handelte ſich überall nur um Frauen und Kinder, und er ſah wenige redliche Leute um ſich, denen er deren Schutz und Leitung vertrauen, Keinen, von dem er mit Sicherheit erwarten konnte, er werde ſich, den Umtrieben der Vielen und Mächtigen, welchen jedes Mittel gleich war, und dem allgemeinen Zuge der Verhältniſſe[1] gegenüber, zu halten vermögen. Mußten das nicht Betrachtungen ſein, die ihn verſtimmten, ſo oft ein Vorgefühl des nahen Todes ſeine Bruſt durchzog? — Auch in Betreff ſeiner Abſicht über die Nachfolge bleibt alles dunkel und ungewiß. Das Recht zur Beſtimmung des Nachfolgers hatte er ſich durch Ukas vom 5. Febr. 1722, zu deſſen Rechtfertigung der Erzbiſchof Theophanes eine eigene Schrift ſchrieb, zugeſprochen und dieſes Geſetz von den Beamten und dem Adel beſchwören laſſen[2]. Sicher ſcheint, daß er mit der Krönung Katharinens die Abſicht verband, ihr ein Anrecht auf die Herrſchaft zu geben In der nach Peter's Tode gehaltenen Conferenz der Magnaten erklärte der Cabinetsſecretair Makaroff, auf die von Menczikoff an ihn gerichtete Frage: ob der verſtorbene Kaiſer eine ſchriftliche Diſpoſition hinterlaſſen, und befohlen hätte, dieſelbe bekanntzumachen: „der

---

[1] Buſſy-Rabutin erzählt auch: der Zar ſei der Meinung geweſen, daß Katharina ihm Glück gebracht habe; vor ſeiner Verbindung mit ihr habe er weder Stern, noch Glück gehabt und habe ihm faſt nichts von Statten gehen wollen; nachher aber ſei ihm alles gelungen. Auch habe ihm Katharina durch den Generalſuperintendenten Brüning in Riga eine auf Pergament geſchriebene und angeblich aus den liefländiſchen Archiven entnommene Prophezeiung zeigen laſſen, wonach die Ruſſen ſich Lieflands nicht bemächtigen können ſollten, bevor nicht ein Zar eine Liefländerin zur Gemahlin haben würde.

---

[1] Peter hat wahrſcheinlich dabei an den Zug zu dem Altruſſenthume gedacht. Nicht dieſen möchten wir für den eigentlichen Uebelſtand halten, wol aber den Zug zu der liederlichen, verderbten, ehr- und treuloſen und willkürlichen Wirthſchaft, der weniger in dem Ruſſenthum an ſich, als in der Stellung und Richtung ſeiner höhern Stände lag.

[2] Villebois läßt das Teſtament in den Archiven des Staats niedergelegt worden ſein, aber von dem Kaiſer in einem ſeiner heftigen Wuthanfälle, denen er ſeit der Mons'ſchen Angelegenheit ausgeſetzt geweſen ſei, zurückgezogen und vernichtet werden. Villebois' Willen, die Wahrheit zu ſagen, iſt kaum mehr zu trauen, als Makaroff's, und der Letztere, nicht aber Jener, mußte die Wahrheit wiſſen.

Kaiſer hätte kurz vor ſeiner letzten Reiſe nach Moskau, die im Februar 1724 ſtattfand, ein verſchiedene Jahre zuvor gemachtes Teſtament vernichtet, ſpäter bisweilen davon geredet, ein anderes errichten zu wollen, dieſen Vorſatz aber nicht ausgeführt, indem er durch die oft von ihm geäußerte Betrachtung davon abgehalten worden wäre: daß, wenn ein Volk, welches er aus der Barbarei hervorgezogen und mächtig und berühmt gemacht, undankbar ſein könnte, er ſeinen letzten Willen keiner Beſchimpfung ausſetzen wolle. Fühle dieſes Volk aber, was es ſeinen Arbeiten zu verdanken hätte, ſo würde es ſich ſeinen Ideen gemäß verhalten, die er mit größerer Feierlichkeit an den Tag gelegt hätte, als man einer ſchriftlichen Verordnung zu geben im Stande wäre.“ Iſt dieſe Angabe Makaroff's, welche ſichtlich auf die mit der Krönung Katharinens verbundene Abſicht hinweiſt, begründet, ſo kann die Vernichtung des Teſtaments nicht gegen Katharinen gerichtet geweſen ſein, da ſie ja vor deren Krönung ſtattfand[1]. Im Uebrigen iſt es wol möglich, daß er in der letzten Zeit auch gegen Katharinen mistrauiſch und ungewiß über ſie und den zu faſſenden Entſchluß geworden iſt, und daß auch dies zur Trübung ſeiner Stimmung beigetragen hat.

Der Tod Peter's des Großen muß ganz deutlich und unableugbar ein natürlicher, jeden Argwohn ausſchließender geweſen ſein; ſonſt würden Berichterſtatter, wie Buſſy-Rabutin und Villebois, nicht verfehlt haben, ihn Katharinen zur Laſt zu legen. Das leichtſinnige Gerücht in den dem Vorgange fernſtehenden Kreiſen, das ſich um keinerlei äußern Anhalt kümmert, hat es allerdings gethan. Aber ſelbſt Buſſy-Rabutin ſtellt dieſes Gerücht als einen bloßen, unter dem gemeinen Manne umgehenden und von einigen Großen nicht ohne Abſicht genährten Argwohn dar, dem ſeine vorhergeſchickte umſtändliche Krankheitsgeſchichte widerſpricht. Villebois erklärt das Gerücht geradezu und auf das Beſtimmteſte für unwahr [1]. Die Anekdote, wonach ein Page ein Blatt gefunden haben ſoll, worauf der Kaiſer, mit der naiven Bemerkung: „nicht zu vergeſſen“, die Namen Katharinens, Menzikoff's und anderer Großen als zur Verhaftung beſtimmt aufgezeichnet habe, wodurch dann dieſe beſtimmt worden ſeien, dem ihnen drohenden Streiche zuvorzukommen, iſt zu lächerlich, als daß ſie eine Beleuchtung verdiente. Was müßte das für ein Schwachkopf ſein, der einer Aufzeichnung bedürfte, um ein ſolches Vorhaben nicht zu vergeſſen! [2].

---

[1] Siehe Hermann, IV, 119 ff.

Peter I. war ſchon ſeit einigen Jahren, in Folge einer ſchlechtgeheilten Krankheit, die er ſich 1721 in Riga zugezogen haben ſoll [3], mit einer Strangurie behaftet.

---

[1] „Jamais supposition, quoique vraisemblable, ne fut plus fausse“, heißt es S. 91.

[2] Buſſy-Rabutin behauptet ſogar, der Tod Peter's ſei ſelbſt denen, die ihn an ſich gewünſcht hätten, noch zu früh gekommen, weil ſie noch nicht gehörig für das Weitere vorbereitet geweſen wären.

[3] Buſſy-Rabutin ſagt: der Zar habe ſchon vor einigen Jahren von der Generalmajorin Czerniczeff eine galante Krankheit bekommen, deren an ſich leichte Heilung durch fortwährende Diätfehler behindert worden wäre. Es ſei daher ein gewiſſes Stechen im Unterleibe, beſonders in der Blaſe, zurückgeblieben. Die Aerzte hätten auf den Stein curirt. Villebois ſagt: der Kaiſer ſei an einer Harnverhaltung geſtorben, welche durch Entzündung eines Geſchwürs entſtanden ſei, das er ſchon ſeit langer Zeit an der Blaſenmündung gehabt habe. Die Aerzte leiteten Peter's Tod von einem, durch oft wiedergekehrte Entzündung des Blaſenhalſes, der Vorſteherdrüſe und der Harnröhre erzeugten Scirrhus her. Bei Oeffnung der Leiche fand man den kalten Brand um die Blaſe und den Schließmuskel voll Schwielen und Verhärtungen.

Im Auguſt 1724 wohnte er der Einweihung einer Kirche zu Zarskoje-Selo bei, bei welcher Gelegenheit 3000 Flaſchen Wein vertilgt wurden, woran der Zar ſo thätigen Antheil nahm, daß er längere Zeit das Bett hüten mußte. Kaum geneſen, reiſte er nach Schlüſſelburg, dann zu den olonezíſchen Eiſenhütten, nach Nowgorod und bis zum äußerſten Ende des Ilmenſees, um die Salzwerke zu Staraja-Ruß und den dortigen Canal zu beſehen. Am 27. Oct. paſſirte er Petersburg wieder, fuhr aber, in der Abſicht, die Eiſenhammer und die Gewehrfabrik zu Syſterbeck zu beſuchen, noch bis Lachta. Hier ſah er ein mit Menſchen überladenes Boot ſtranden, ſchickte ihm erſt eine Schaluppe zu Hilfe und watete dann ſelbſt durch das Waſſer, durch ſeine thätige Mitwirkung mehr als 20 Menſchen das Leben rettend. Die Nacht über hatte er Fieberſchauer und heftiges Brennen im Unterleibe, gab ſeine weitere Reiſe auf und kehrte nach Petersburg zurück[1]. Bald aber fuhr er in ſeiner gewohnten Lebensweiſe, in Arbeiten und Vergnügungen fort. Am 3./14. Januar hielt er jenes widerliche Narrenfeſt, das Spottconclave zur Wahl eines neuen Fürſtpapſtes, eine angeblich zur Verhöhnung der römiſch-katholiſchen Kirche, in Wahrheit aber zum Betrunkenmachen, Verſpotten, Entwürdigen und vielleicht Belauern der Theilnehmer beſtimmte Sauferei, ab und übernahm ſich dabei ſo, daß man die zunehmende Verſchlimmerung ſeines Uebels hauptſächlich dieſer Ausſchweifung beimaß. Doch commandirte er noch am 6./17. Jan. auf der Newa bei der Jordansfeier, beſtimmte am 7./18. den Capitän Bering zu einer Entdeckungsreiſe auf dem Aſien von Amerika trennenden Meere und beſchäftigte ſich noch am

---

[1] Bergmann, Peter d. Gr., V, 312.

11./22. mit Unterſuchung eines perpetuum mobile, welches Detlev Kleſeker erfunden haben wollte. Seit Mitte des Monats fingen die Aerzte an, beſorgt zu werden. Der Archiater Blumentroſt [1]) ſchrieb an Boerhave nach Leyden und an Stahl nach Berlin, und die Briefe wurden durch Eilboten entſendet; aber freilich konnten die Antworten erſt eintreffen, als es zu ſpät war [2]). Eine chirurgiſche Operation gab nur kurze Hoffnung auf Beſſerung. Am 17./28. Jan. hatte der Zar heftige Schmerzen und befand ſich ſehr ſchlecht, wollte aber doch das Trinken nicht meiden und das Zimmer nicht hüten. Am 19./30. bekam er einen Rückfall; ſein Beichtvater verließ ihn nicht mehr; in der Nacht wurde Menezikoff zu ihm gerufen. Am 1. Februar n. St. wurde bei Hofe Gottesdienſt gehalten und für den Zar gebetet, wobei die Zarin und die Großen in ſchwarzer Kleidung erſchienen. Am 2. errichtete man neben ſeinem Zimmer einen Altar und ſpendete ihm das heil. Abendmahl. Am 6. erging der Befehl, daß, „zum Heile des Monarchen", die bis zu fünfjähriger Feſtungsſtrafe Verurtheilten ſogleich, ſchwerer Beſtrafte, mit Ausnahme von Majeſtätsverbrechern und Mördern, nach überſtandener fünfjähriger Strafzeit freigelaſſen werden ſollten. Seit dieſem Tage waren die Großwürdenträger des Staates, der

---

[1]) Dr. Lorenz Blumentroſt, geb. 29. Oct. a. St. 1692 zu Moskau, hatte zu Paris bei Duvernoy ſtudirt, ward 1724 Präſident der Akademie zu St. Petersburg, 1733 wirkl. Staatsrath, † 27. März 1755. Sein Bruder, Joh. Deodat, war auch kaiſerl. Archiater und † 1756.

[2]) Boerhave ſoll bei der Nachricht von dem Tode des Kaiſers ausgerufen haben: „Gott! iſt es möglich, daß ſie dieſen großen Mann haben ſterben laſſen, den man mit 5 Kopeken Arznei hätte heilen können?" Als er aber den wahren Befund erfahren, habe er geurtheilt: die Krankheit ſei anfangs vernachläſſigt und in der Folge nicht hinlänglich und zu ſpät ernſtlich behandelt worden.

Kirche und des Heeres unausgeſetzt im Palaſte. Am Nachmittage traten neue Zufälle ein und die Geiſtlichen beteten über ihm und gaben ihm die letzte Oelung. Seine Schmerzen waren furchtbar und ſeine Klagetöne durchſchallten den Palaſt. „Erkennet an mir“, ſoll er den Umſtehenden geſagt haben, „welch ein trauriges Geſchöpf der Menſch iſt.“ Am 7. früh 2 Uhr verlangte er Feder und Papier, konnte aber nur unkenntliche Zeilen herauszittern, aus denen man die Worte herauslas: „übergebet Alles .....“ Als ſeine Umgebungen ihm die Hand zum Abſchied küſſen wollten, wehrte der Kaiſer dies ab und ſagte: „nachher!“ [1]). Vor dem Lager des bewußtlos Erſcheinenden knieeten die Erzbiſchöfe von Nowgorod und Twer und der Archimandrit des tſchudow'ſchen Kloſters, und der Erſtere ſprach von dem Hingange des Erlöſers, als der Zar, wie vom Tode erwacht, ſich aufraffte und mit brechender Stimme ſagte: „dies allein löſcht meinen Durſt; dies allein erquickt mich.“ Auf die an ihn gerichteten geiſtlichen Fragen antwortete der Sterbende: „ich glaube und hoffe.“ Als jetzt aus dem Munde des Geiſtlichen die Worte wiederholt wurden: „ich glaube, o Herr, und bekenne, ſo wahr du Chriſtus biſt, der Sohn des lebendigen Gottes, in die Welt gekommen, um die Sünder zu erlöſen, unter denen ich der Erſte bin“, rief der Sterbende: „ich glaube, o Herr, und bekenne; ich glaube, Herr! o hilf meinem Unglauben.“ Dies waren die letzten Worte, die er hienieden ſprach. Wenige Stunden vor ſeinem Hinſcheiden forderte ihn der Archimandrit auf, durch Aufheben der Hand anzudeuten, ob er das heilige Gedächtnißmahl noch ein mal feiern wolle, worauf er ſeine letzte Kraft zuſammenraffte, das verlangte Zeichen gab und das Heilige nochmals genoß. Am 8. Febr. n. St. früh $^1/_4$ auf 6 Uhr hatte er ausgekämpft [1]. — Buſſy-Rabutin verſichert: der Zar habe auf dem Sterbebette eine große Reue über ſeine Sünden bezeigt, auch bekannt, daß er viel unſchuldiges Blut in ſeinem Leben habe vergießen laſſen, und ſchwere Betrübniß über den Vorgang mit ſeinem Sohne zu erkennen gegeben, doch aber die Hoffnung ausgeſprochen, daß ihm Gott für das Gute, das er in ſeinem Reiche geſtiftet, ſeine Sünden vergeben werde [2]. Vor ſeinem Ende habe er die Bezahlung aller Schulden und die ſchon erwähnte Begnadigungsmaßregel anbefohlen, von ſeinen Töchtern und den andern jüngern Gliedern der kaiſerlichen Familie beweglichen Abſchied genommen, zuletzt auch die Zarin vor ſich kommen laſſen, die dann bis an ſein Ende bei ihm geblieben ſei. Man findet ſonſt keine glaubhafte Beſtätigung dieſer letztern Angabe, und ſcheint es vielmehr, daß Katharina ihm die ganze Zeit ſeiner Krankheit über die gewohnte Pflege gewidmet. Nach ſeinem Tode zeigte ſie die größte Betrübniß.

---

[1]) Es iſt ruſſiſche Sitte, den Geſtorbenen die Hand zu küſſen.

---

[1] Bergmann, VI, 9 ff. Lefort bei Hermann a. a. O. IV, 446. Bei Bergmann ſteht zwar S. 12 der 26. Jan. a. Stils, dem der 6. Febr. n. Stils entſpräche; es iſt das aber, wie ſich aus S. 10 und dem ganzen Context ergibt, ein bloßer Druckfehler und ſoll 28. heißen. Die Vermuthung, man habe den Tod des Zaren eine Zeit lang verheimlicht, findet keine Beſtätigung und war auch, bei der zahlreichen Umgebung ſeines Sterbelagers, ſehr unwahrſcheinlich.

[2] Wer mag in die Rathſchlüſſe des Unergründlichen, in das Weſen ſeiner Gerechtigkeit eindringen? Soweit man aber, mit dem Blick auf Chriſtum, Ahnungen faſſen kann, würde man ſagen können, daß Peter nicht, was er gethan, wol aber der gute Wille und Glaube, in denen er es gethan, zu Statten gekommen ſein mag. Was ein Reich glänzender und mächtiger macht, hat nur für die Erde Bedeutung und hat hier ſeinen Lohn dahin; nur wenn es die darin lebenden Menſchen beſſer und glücklicher macht, wird es im Himmel gewogen.

Mochte nun dieſe eine wahre ſein, oder nicht, ungeſtört hingeben durfte ſie ſich derſelben nicht, ward vielmehr noch vor dem Abſcheiden ihres Gemahls von ſeinem Sterbelager gezogen, um ſich der Sorge für die Zukunft zu widmen. Daß Peter beabſichtigt habe, ihr die Nachfolge, die er ihr eigentlich niemals deutlich und ausdrücklich zugeſtanden, zu entziehen, iſt, wie erwähnt worden, durch nichts Thatſächliches beſtätigt. Gewiß aber iſt, daß eine ſtarke Partei mit demſelben Gedanken umging. Es ſcheint nicht, daß die geringe Herkunft und die frühern Lebensverhältniſſe Katharinens dem ruſſiſchen Stolze Anſtoß gegeben. Abgeſehen davon, daß man in Rußland in dieſer Beziehung nicht ſehr empfindlich iſt, hatten die langen Jahre, in denen ſie bereits im Glanze der höchſten Stellung geſchimmert hatte; die Gewohnheit, ſich vor ihr zu beugen, die Verdienſte; die ſie ſich um das Reich und um viele Einzelne erworben, jenen Eindruck verwiſcht. Es ſcheint überhaupt nicht, daß die ihrer Nachfolge abgeneigte Partei aus perſönlicher Feindſchaft gegen ſie gehandelt habe, wenn es auch an Neidern und heimlichen Läſterzungen nicht gefehlt hat. Aber man wußte, daß ſie ganz unter Menczikoff's Einfluß ſtand und Dieſer hatte allerdings ſehr Viele gegen ſich. Es war weiter gewiß, daß es allerdings ſehr zweifelhaft war, ob ſie auch nur den leiſeſten Anſpruch auf das Regiment habe, während das Thronfolgerecht des Großfürſten Peter [1]), des Sohnes des unglücklichen Czarewitſch Alexei, unbeſtreitbar feſtſtand. Darauf würde man an ſich nicht viel Gewicht gelegt haben; aber es bot doch ein gutes Argument, und hauptſachlich rechneten die Bojaren im Ganzen, ſowie die einflußreicheren Einzelnen unter ihnen, jeder für ſich, auf die Chancen einer Minderjährigkeitsregierung, da der junge Großfürſt erſt im zehnten Lebensjahre ſtand. Die Bojaren wünſchten die eiſerne Hand beſeitigt, wie ſie Peter der Große auf ihre Häupter gelegt hatte. Die Entwürfe einer Magnatenherrſchaft, wie ſie das Beiſpiel der Nachbarſtaaten Polen und Schweden in für den Adel wenn auch nicht für das Volk, ſo lockender Weiſe nahelegte, und wie ſie einige Jahre ſpäter, bei der Thronbeſteigung der Kaiſerin Anna, ſo förmlich zu Tage kamen, waren ſchon damals unter den Bojaren im Gange. In der That, Buſſy-Rabutin verſichert: ſchon einige Tage vor dem Tode des Zaren ſei Petersburg[1] in drei Hauptfactionen getheilt geweſen, von denen die Eine die Zarin, die Andere den Großfürſten auf den Thron habe heben wollen, die Dritte aber damit umgegangen ſei, die Regierungsform auf den ſchwediſchen Fuß zu ſetzen und ſich für denjenigen Throncandidaten zu erklären, der ihr dieſes bewilligen würde. Ebenſo mochten die auch im untern Volke zahlreichen Anhänger des altruſſiſchen Klerus auf den Thronwechſel Hoffnungen bauen, und da war es keine ſonderliche Empfehlung für Katharinen, wenn Peter d. Gr. hauptſächlich deshalb für ihre Nachfolge geweſen ſein ſollte, weil er gehofft hätte, ſie werde ſeine den Altruſſen ſo verhaßten Reformen aufrechterhalten. Als ein Argument gegen Katharinen wurde endlich auch geltend gemacht: man habe kurz vor dem Ende des Zaren eine gewiſſe Kaltſinnigkeit deſſelben gegen Katharinen bemerken wollen. Die Bojarenpartei, welche Katharinen entgegenwar, ſoll hauptſächlich aus den Golyzins, Trubetzkois, Dolgorukois, Repnins, Kurakins, Chawanskis,

---

[1]) Geb. 27. Oct. 1715, † 30. Jan. 1730.

---

[1] „Ganz Petersburg“, ſagt er; es konnte aber nur von der kleinen Minorität die Rede ſein, die eine Stimme hatte im Staate.

Apraxins, Lapuchins, Gholoffins, Buskins, Matweoffs, Gholowins, Mileſlafskys, Nariſchkins, Soltikoffs beſtanden haben. Buſſy-Rabutin ſagt wol zu viel, wenn er behauptet, ſie habe allen übrigen großen und kleinen Adel, das geſammte Volk, worunter er die mittlern und untern Claſſen der Nationalruſſen verſtehen mag, den gemeinen Soldaten und den niedern Klerus hinter ſich gehabt. Er gibt aber auch Gründe an, warum ſie gleichwol nicht ſo wirkſam geweſen, wie eine ſolche Lage hätte verſprechen mögen. Es ſei keine rechte Einigkeit unter ihnen geweſen. Die fürſtlichen Familien hätten ſich apart gehalten und mit den Uebrigen keine Communication gepflogen. Auf die beim Volke beſonders beliebten Golyzins hätten die Andern mit Neid und Eiferſucht geblickt. Es hätte an einem beſtimmten Anführer, an Geld, an Waffen, an Muth gefehlt; das Volk anzurufen hätten ſie ſich noch nicht getraut, auch nicht ohne Grund gefürchtet, gerade in St.-Petersburg nicht die ſtärkſte Partei zu ſein [1]. Der General Golyzin, auf den ſie ihre meiſte Hoffnung geſetzt [2], ſtand in der Ukraine; der

---

1) Da geht alſo ſchon etwas von dem „ganzen Volke" ab.

2) Das ſteht nicht ganz in Einklang mit dem Obigen. Es handelte ſich übrigens hier um Fürſt Michailo Michailowicz Golyzin. Derſelbe war der Sohn des Bojaren und Woiwoden von Kursk, Michailo Androjewicz G., und war 1. Nov. 1675 geboren. Er kam als Stolnik an den Hof, 1687 in die Potjeſchnijgarde, ward 1694 Lieutenant, 1701 Capitain, 1707 Oberſtlieutenant, für die Eroberung von Schlüſſelburg Generalmajor, für das Gefecht von Ljesna Generallieutenant. Damals ſollte er ſich eine Gnade ausbitten und erbat Verzeihung für Repnin, der wegen eines Unfalls in Ungnade gefallen. Er nahm 1710 Wiborg, war 1711 mit am Pruth, 1714—21 in Finnland, ward wegen des Sieges von Lapol 1714 Chefgeneral, erhielt 1720 wegen des Sieges von Grinham einen Feldherrnſtab mit Brillanten. Dann befehligte er in der Ukraine. Unter Katharina I. wurde er Generalfeldmarſchall, Präſident des Kriegscollegiums und Senator. Er ſtarb 10. Dec. 1740. Von zwei Gattinnen waren ihm 17 Kinder geboren worden.

Fürſt Repnin 1)) war zwar zugegen, hatte aber ſein Corps bei Riga, während Katharina in Zeit von 24 Stunden über 20,000 Mann in Petersburg verſammeln konnte. In Petersburg ſei überhaupt die Partei der Zarin die Stärkere und Mächtigere geweſen. Buſſy-Rabutin zählt als ihre Beſtandtheile folgende auf: Menczikoff; Tolſtoi 2)), der zwar an ſich der Bojarenpartei nicht abgeneigt geweſen wäre, es aber durch die vielen Criminalinquiſitionen, bei denen er präſidirt, mit allen großen Familien

---

1) Fürſt Anikita Iwanowicz Repnin, Sohn des Leibbojaren und ſtarrſten Altruſſen Iwan Boriſſewicz R., war 1668 geboren, trat früh in das Militair, ward in dem zweiten aſow'ſchen Feldzuge Capitain der 13. Seecompagnie, zwei Jahre darauf ſchon General, welchen Rang er bei Gholowtſchin verlor, aber bei Ljesna durch Golyzin's Verwendung wieder erlangte; befehligte bei Pultawa das Centrum, ward Generalgouverneur von Riga, war 1711 mit am Pruth, 1712 bis 13 in Pommern, 1715 in Kurland, 1716 in Dänemark, 1717 in Polen, 1718 in Danzig, ward 20. Jan. 1721 Präſident des Kriegscollegiums, am Krönungstage der Kaiſerin Generalfeldmarſchall, † in Riga 3. oder 6. Juli 1726. Sein Sohn Waſſilij führte 1748 das ruſſiſche Hilfsheer an den Rhein und ſtarb in Kulmbach am Schlage. Deſſen Sohn Nikolaj, Feldmarſchall und Miniſter, ſiegte 1791 bei Matſchin, † in Moskau 12. Mai 1801.

2) Graf Peter Andrejewicz, Sohn des Okolnicz und Woiwoden von Czernigow, Andrej Waſſiljewicz Tolſtoi, war erſt als Stolnik am Hofe, trat dann in das Militair, ward aber bald hauptſächlich zu diplomatiſchen Aufträgen verwendet; 1702 ging er als Geheimer Rath und Geſandter nach Konſtantinopel, wo er 1710, bei dem Ausbruch des Krieges, in die ſieben Thürme wandern mußte und erſt 1714 nach Rußland zurückkam; ward 1716 nach Hannover geſendet, begleitete den Zaren nach Paris, machte dann die für den Czarewicz verhängnißvolle Reiſe nach Wien und Neapel, wofür ihn der Andreasorden belohnte; war 1719 in Berlin, 1722 in Derbent und ward 1724 bei der Krönung Graf. Im Mai 1727 ward er unter Peter II. geſtürzt und mit ſeinem Sohne Iwan in das ſokolniſche Kloſter geſchickt, wo er bald darauf ſtarb. Sein Sohn ſollte von Anna rehabilitirt werden, zog aber eine freiwillige Zurückgezogenheit dem unſichern Boden des Hofes vor. Des Vaters Antheil an der Kataſtrophe Alexei's mochte ihn gleich gegen eine Thronbeſteigung Peter's II. geſtimmt haben.

verdorben gehabt hätte; Bruce (ſ. unten), wie überhaupt alle ausländiſchen Offiziere in der Armee, z. B. Allard, Weisbach († 1735), Bom, Lesley, Münnich, Günther [1]), Dupré, Coulon, Balk, welche die Zarin als ihre ſicherſte Stütze betrachtet hätten; die preobraczenskoiſche und ſemonoſskoiſche Garde, bei der ſich die Zarin jederzeit beſonders beliebt zu machen gewußt hätte [2]); die ganze Flotte, die faſt lediglich ausländiſche Offiziere gehabt habe und bei den Altruſſen, wie die Marine überhaupt, verhaßt geweſen ſei; alle Collegien, welche meiſt mit ausländiſchen Räthen und Aſſeſſoren beſetzt geweſen ſeien; die neu erworbenen Provinzen, namentlich Liefland, Eſthland, Carelien und Ingermanland [3]); der holſteiniſche Hof, mit ſeinem ganzen Anhange in Petersburg, wozu alle Fremde gehört, die faſt die Hälfte der Einwohnerſchaft ausgemacht und feſt geglaubt hätten, die Altruſſen würden, wenn ſie die Oberhand erhielten, ihnen Allen die Hälſe brechen; die ganze heilige Synode, mit den vornehmſten und einflußreichſten Erzbiſchöfen und Biſchöfen [1]). Auch habe die Zarin das vorhandene Geld, das ſich auf einige Millionen belaufen, zu ihrer Verfügung gehabt.

---

[1]) Johann v. Günther, Sohn eines Jakob Günther aus Meißen, der im dreißigjährigen Kriege bei den Schweden als Lieutenant gedient hat und als Artillerieoffizier in Danzig geſtorben iſt, ward 27. Sept. 1670 zu Danzig geboren, kämpfte 1689—97 in den Niederlanden gegen die Franzoſen, ohne es weiter als zum Lieutenant zu bringen, ward in Holland von Peter d. Gr. angeworben, trat als Capitain ein, ward nach der Schlacht von Narwa Major, 1702 für ſeine Theilnahme an der Wegnahme dreier ſchwediſcher Kriegsſchiffe und Schlüſſelburgs Oberſtlieutenant, 1706 Oberſt, 1708 Generalmajor der Artillerie, 1725 Generallieutenant, 1728 Generalfeldzeugmeiſter, † 9. Febr. 1729. Vermählt hatte er ſich im Kriege, 3. Febr. 1709, in der ukrainiſchen Stadt Sulnv, mit Gertrude Zöge v. Manteuffel, die ihm elf Kinder gebar, von denen ihn vier überlebten.

[2]) Da ging ſchon wieder ein Stück von dem „ganzen Volke" und dem gemeinen Soldaten ab, und jene Garden waren ein ganz bedeutender Beiſtand.

[3]) Wir wollen dieſen geſammten Provinzen nicht die etwas weit ausſehende Speculation zuſchreiben, von der Buſſy-Rabutin ausgeht: durch den Herzog von Holſtein von Rußland wieder getrennt, vielleicht gar wieder an Schweden gebracht zu werden. Aber die Oppoſition gegen Altrußland mag ihren Antheil gehabt haben.

Im Allgemeinen mag dieſer Status der Parteien, dem die andern Berichte nicht weſentlich widerſprechen, als begründet anzunehmen ſein, und geht aus demſelben jedenfalls hervor, daß die Zarin den wichtigen Vortheil beſaß: das Uebergewicht, wenn nicht an ſich, doch zu der Zeit und an der Stelle zu haben, wo ſie es brauchte. Ueber den ſpeciellen Hergang weichen die Verſionen wieder ab, ſtehen jedoch nicht eben in directem Widerſpruch und laſſen ſich wol noch vereinigen. Baſſewitz, der ſelbſt eine Hauptrolle bei jenen Vorgängen geſpielt, folglich einen großen Theil der Wahrheit wiſſen mußte und dem man wenigſtens in dem glauben kann, wo man keinen Grund ſieht, warum er nicht hätte die Wahrheit ſagen ſollen, erzählt die Sache in folgender Weiſe. Am Vorabend des Todes des Zaren, alſo am 27. Jan. (7. Febr.), ſei Jaguſchinskij, der von der Bewegung unter den Bojaren Kunde erhalten, verkleidet zu ihm gekommen. Derſelbe habe ihm geſagt: „Sorgen Sie ſchleunigſt für Ihre Sicherheit, wenn Sie nicht morgen mit Menzikoff am Galgen ſein wollen. Der Sturz der Kaiſerin und ihrer Familie iſt unfehlbar, wenn man ihm nicht noch in dieſer Nacht zuvorkommt.“ Baſſewitz ſei ſofort zur Kaiſerin geeilt und von ihr beauftragt worden, ſich mit Menczikoff zu berathen. Der Letztere, der die Nacht zuvor bei dem Kaiſer gewacht, habe in tiefem Schlafe gelegen und nichts von der drohenden Gefahr geahnet. Beide kamen ſofort über die zu treffenden Maßregeln überein. Menczikoff beſchied die vornehmſten Offiziere der Garde und einige andere bedeutſame Perſonen zu der Kaiſerin, und ließ den Schatz auf die Feſtung bringen. Baſſewitz erſtattete der Kaiſerin Bericht und gewann den General Buturlin[1]. Die Eingeladenen ſtellten ſich ein. Die Kaiſerin war bei ihrem ſterbenden Gemahl und konnte ſich nicht von ihm losreißen. Baſſewitz aber zog ſie mit den Worten zu dem Berathungszimmer hin: „Hier ſind Ew. Majeſtät nicht nöthig, und dort kann man ohne Sie zu keinem Schluß kommen. Nicht damit Sie in Thränen vergehn, ſondern damit Sie herrſchen ſollten, ſetzte Ihr Held Ihnen die Krone auf; ſeine Seele verweilt nur deshalb noch in dem Körper, der ihr nichts mehr nützt, um die Gewißheit mit ſich zu nehmen, daß Sie ſich ſeiner auch dann noch würdig zu zeigen wiſſen, wenn er Sie nicht mehr unterſtützt.“[2]. „Das ſoll Er, das ſollen Sie und die ganze

---

[1] Buſſy-Rabutin gibt als Grund dafür die Aenderungen an, welche Peter in der Kirchenverfaſſung getroffen und zu denen die Synode mitgeholfen, die aber ſehr unpopulär geweſen ſeien. Nach Weber (Verändertes Rußland, III, 10) erinnerte ſich die Synode ihres Urtheils gegen den Czarewicz Alexei, und Katharinens Anhänger ſtellten ihr auch gewünſchte Reactionen in Ausſicht, die jedoch nicht erfolgten.

---

[1] Graf Iwan Iwanowicz Buturlin, Sohn des Leibſtolnik Iwan Andrejewicz B., geb. 1661, war 1700 Generalmajor, fiel bei Narwa in ſchwediſche Gefangenſchaft, in der er bis 1710 blieb, kämpfte 1710 in der Ukraine, 1712 als Generallieutenant in Finnland, begleitete Peter I. nach Holland und Frankreich, ward Mitglied des Kriegscollegiums und 1721 Obergeneral. Er ſtürzte ſpäter mit Menczikoff, ward aber nur auf ſein Gut Kruzi verwieſen, wo er 31. Dec. 1738, mit Hinterlaſſung dreier Söhne, ſtarb.

[2] So berichtet Baſſewitz. Ob er aber wirklich ſo heroiſch geſprochen, und nicht vielmehr concretere Gründe angewendet hat, muß freilich dahingeſtellt bleiben.

Welt ſehen", ſoll Katharina mit edlem Ungeſtüm erwiedert haben, worauf ſie mit majeſtätiſcher, Ehrfurcht gebietender Miene, Thränen im Auge, in das Cabinet getreten ſei. Sie habe von den Rechten, welche ihr ihre Krönung und Salbung gäben, und von den Uebeln einer Minderjährigkeitsregierung geſprochen, zugleich auch erklärt, daß ſie den Großfürſten Peter keinesweges von der Thronfolge auszuſchließen gedenke, die ihm vielmehr nach ihrem Tode geſichert werden ſolle [1]). Es ſollen aber auch die Verſprechungen von Beförderungen und Belohnungen für die Anweſenden nicht geſpart worden ſein. Da Baſſewitz ſelbſt es bezeugt, ſo muß man es glauben, daß Wechſelbriefe, Koſtbarkeiten und Geldſummen in Menge ausgeboten wurden. Es ſoll doch Einige gegeben haben, die ſie ausgeſchlagen hätten, ungeachtet ſie willfährig waren, das zu thun, wofür jener Lohn geboten wurde. Der Erzbiſchof von Nowgorod habe nicht zu dieſen Scrupulöſen gehört. Nachdem man ſich geeinigt, entfernte ſich die Mehrzahl, während Menczikoff, Baſſewitz und der Cabinetsſecretair Makaroff noch eine Stunde lang in Gegenwart der Kaiſerin über die zu ergreifenden Maßregeln berathſchlagten. Menezikoff wollte die bedeutendſten Opponenten verhaftet wiſſen, wurde aber davon abgebracht. Der übrige Theil der Nacht wurde dazu verwendet, daß jeder ſeine Anhänger, ſoweit ſie bei der Sache mitzuwirken hatten, inſtruirte. Die Magnaten der Oppoſition waren inzwiſchen bei dem Fürſten Dimitri Golyzin, dem Bruder des Generals, verſammelt [1]), hatten ihre erſten Hausbedienten in dem großen Saale des Palaſtes warten laſſen, um ſogleich von dem Ableben des Zaren benachrichtigt zu werden, und eilten, ſobald dieſe Kunde kam, dem Palaſte zu. Im Vorzimmer fanden ſie Baſſewitz, der jetzt von Allen, ſelbſt von Jaguſchinskij [2]), gemieden ward, aber ſogleich auf Letztern zuging und ihm zuflüſterte: „Empfangen Sie jetzt den Lohn für Ihre am geſtrigen Abend erwieſene Güte. Die Kaiſerin iſt Herrin des Schatzes, der Feſtung, der Garden, der Synode; viele Magnaten ſind auf ihrer Seite, und ſelbſt in dieſer Verſammlung hat ſie mehr Freunde, als Sie denken. Sagen Sie den Anweſenden, ſich darnach zu richten, wenn ihnen ihr Leben lieb iſt.“ Jaguſchinskij ſagte dies ſogleich ſeinem Schwiegervater, dem Großkanzler Grafen Gholoffkin[1], und die Nachricht verbreitete ſich ſchnell in der Verſammlung. Wie Baſſewitz den rechten Moment gekommen glaubte, ſah er zum Fenſter hinaus, auf welches verabredete Zeichen die beiden Garderegimenter die Trommel rührten und das Schloß umgaben. Als Repnin ergrimmt fragte, wer ohne ſein Vorwiſſen dieſen Befehl ertheilt habe, erklärte Buturlin, er habe es auf Befehl der Kaiſerin gethan, der jeder Patriot Gehorſam ſchulde[2]. Jetzt trat Menczikoff unter die betroffene Verſammlung, in welcher Niemand zu ſprechen wagte, ſondern nur mistrauiſche Blicke einander maßen. Bald erſchien auch die Kaiſerin, von dem Herzog von Holſtein begleitet, und redete die Verſammlung in folgender Weiſe an: „Trotz meines Kummers komme ich doch, meine Kinder, die gerechten Beſorgniſſe, die ihr jedenfalls hegt, zu zerſtreuen und Euch zu benachrichtigen, daß ich, in Befolgung des Willens meines mir ewig theuern Gemahls, der ſeinen Thron mit mir theilte, meine noch übrigen Tage den ſchweren Sorgen der Regierung widmen will. Wird der Großfürſt meinen Unterweiſungen Gehör geben, ſo habe ich vielleicht in meinem betrübten Witwenſtande den Troſt, Euch einen Kaiſer zu bilden, der des Blutes und Namens des ſoeben für Euch Verlorenen würdig iſt" [1]). Menezikoff, der jetzt ſeiner Sache ſicher war, erwiederte, als erſter Senator und Magnat, im Namen Aller: eine Erklärung von ſolcher Bedeutung für die Ruhe und das Wohl des Reichs erfordere eine reife Erwägung; die Kaiſerin möge daher geſtatten, daß ſie einen freien und patriotiſchen Rath pflögen, damit nichts, was in dieſer Sache geſchähe, vor der Nation und der Nachwelt einen Vorwurf verdiene. Katharina erklärte: ſie handele in dieſer Sache mehr aus Rückſicht auf das allgemeine Beſte, als ihres eigenen Vortheils halber, überlaſſe demnach Alles, was ſie angehe, dem erleuchteten Urtheile der Verſammlung, und erlaube ihnen nicht nur, ſich zu berathen, ſondern befehle ihnen, Alles reiflich zu erwägen; ſie werde ihrem Ausſpruch gemäß verfahren.

---

[1]) Buſſy-Rabutin behauptet, Katharina ſei erſt lange in Zweifel geweſen, ob ſie die Regierung ſelbſt übernehmen und nicht vielmehr den Großfürſten zum Zaren und ſich zur Regentin während ſeiner Minderjährigkeit erklären, oder wenigſtens dem Großfürſten gleich bei ihrer Thronbeſteigung die Nachfolge zuſichern ſolle. Die Holſteiner hätten es ihr aber, als zu unſicher, ausgeredet. Dieſe Erwägungen müßten, wenn ſie ſtattgefunden haben, was man dahinſtellen muß, da Buſſy-Rabutin gewiß nicht dazu gezogen worden iſt, vor der von Baſſewitz geſchilderten Verſammlung ſtattgefunden haben. Weiter läßt Buſſy-Rabutin die Zarin erſt einzeln mit jedem Oberoffizier der Garden unterhandeln, worauf dem Buturlin, als Gardeoberſten, erklärt worden ſei, daß die ganze Garde für die Zarin ſei, weshalb er ſie für dieſe in Pflicht nehmen möge, wozu er ſich endlich verſtanden habe. Dieſe Verſion iſt wahrſcheinlich aus einer unvollkommenen Kenntniß der Vorgänge in jener Verſammlung entſtanden.

---

[1] Dies erzählt Buſſy-Rabutin; das Folgende wieder nach Baſſewitz.

[2] Graf Paul Iwanewicz Jaguſchinskij war 1683 in Polen geboren, der Sohn des Johann J., der 1687 mit Frau und Kindern als Schulmeiſter nach Moskau kam. Als er 18 Jahre alt war, bemerkte ihn Peter und nahm ihn in die Garde, dann in ſeine Bedienung. 1711 oder 12 ward er Generaladjutant und wirklicher Kammerherr, begleitete dann den Zaren ins Ausland und erhielt große Güter in Liefland. 1717 ward er Generalmajor, ging ſpäter in diplomatiſcher Miſſion nach Wien, und ſollte auch nach Nyſtadt, wo ihm jedoch Oſtermann mit Abſchluß des Friedens ſchon zuvorgekommen war, weshalb er auf dieſen grollte. Er ward dann Generalprocureur, unter Katharinen Graf, unter Peter II. Oberſtallmeiſter. Er unterſtützte Anna's Souverainetätspläne, kam dafür in Haft, ward aber nach ihrem Siege befreit. Doch entfernte ihn Biren als Geſandten nach Berlin. Er ſtarb als Cabinetsminiſter 6. April 1736. Urſprünglich römiſch-katholiſch, war er zur griechiſchen Kirche übergetreten. Er war ein ſchlauer Intriguant, auf welchen keine Partei ſich feſt verlaſſen konnte, weshalb auch ſein Verrath der Pläne der Oppoſition an Baſſewitz gar nicht in Widerſpruch damit ſteht, daß er Katharinen bei Peter verdächtigt haben ſoll. Am meiſten ſchadete ihm ſeine Trunkſucht. Von ſeiner erſten Gemahlin, welche düſtern Sinnes war, trennte er ſich 1722 und ſie mußte ins Kloſter. Er heirathete darauf die Tochter des Kanzlers Gholoſtin, welche ſich nachmals mit dem Oberhofmarſchall Grafen Michailo Beſtuſchef Rjumin vermählte. Aus der erſten Ehe ſtammten der Generallieutenant Sergei J. und die Fürſtin Ghagarin, aus der zweiten eine Tochter.

---

[1] Graf Gawrilo Iwanowicz Gholoffkin, Sohn des Bojaren Iwan Semenowicz G., kam als Stolnik an den Hof, dann in die Poteſchnijgarde und von da in die Armee, ward aber bald in diplomatiſchen Miſſionen gebraucht, 1707 Reichsgraf, 1709 Reichskanzler, † 20. Jan. 1734 im 74. Jahre. Er galt für exceſſiv ſparſam. Von ſeinen drei Söhnen ſtarben Iwan, wirkl. Geh. Rath und Geſandter im Haag, ſchon 1734, Alexander, wirkl. Geh. Rath und Geſandter in Berlin und dem Haag, 1760; Michailo, Vicekanzler, ſtürzte 1741 mit Münnich und Oſtermann und † in Sibirien 1760.

[2] Buſſy-Rabutin verlegt das Erſcheinen der Garde und Buturlin's Auftreten weiterhin gegen den Schluß der Berathung.

Nachdem die Kaiſerin die Verſammlung wieder verlaſſen hatte, eröffnete Menezikoff die Berathung mit der ſchon (ſ. oben) erwähnten Frage an Makaroff, hinſichtlich des Teſtamentes, und erhielt die bereits gemeldete Antwort. Bei der weitern Berathung ſoll [2]) Gholoffin eine Befragung des Volkes beantragt haben, was man

---

[1]) Man ſieht, die Nachfolge des Großfürſten wurde nicht mit voller Beſtimmtheit ausgeſprochen, wenn es auch ſo ſcheinen ſollte.

[2]) Das Folgende nach Buſſy-Rabutin, da Baſſewitz über das Einzelne der Oppoſitionsdebatte wenig oder nichts berichtet.

aber mit Recht als ungereimt und unpraktiſch verw
ſen habe. Dann ſei Graf Apraxin, der Bruder
Admirals, ein gerader, ehrlicher Mann, vorgeſchickt w
den, um zu erklären, daß man den Großfürſten, als
einzigen rechtmäßigen Erben, nicht übergehen könne. H
auf habe der Erzbiſchof Theodoſius von Nowgorod
Rede gehalten, worin er vor einer ſofortigen Erheb
des Großfürſten auf den Thron warnte. Sie Alle
ten den Vater des Großfürſten für der Thronfolge
würdig erklärt und zum Tode verurtheilt. Erwählten
den Großfürſten, ſo müßten ſie nothwendig auch ſ
Großmutter aus der Kloſterhaft hervorziehen und
Regentin erklären, und dieſe wenigſtens würde den
ihres Sohnes rächen wollen und ihren Enkel zu ei
zweiten Iwan Waſſiljewicz erziehen. Man möge
der Erziehung der Zarin überlaſſen und den Erfolg
warten. Ihn jetzt zu übergehen, ſei ſo ungerecht
und Gott ſelbſt habe die Krone von dem Hauſe Sa
genommen und dem David gegeben. Der verſtor
Zar habe ſie zuweilen wie ein Vater gezüchtigt; u
der Aufſicht der Mutter aber hätten es die Kinder
mer beſſer und genöſſen mehr Freiheit. Als ſich da
die Anſichten der Mehrzahl dahin zu neigen ſchienen,
man den Großfürſten zum Zaren, Katharinen aber
Regentin erklären möge, erinnerte der Erzbiſchof T
phanes[1] an den im Jahre 1722 geleiſteten Eid,

---

[1] Von hier an wieder nach Baſſewitz. — Ueber Theophanes
kopowitſch bemerken wir übrigens Folgendes. Er war am 9./20
1681 zu Kiew geboren und Eliſa getauft worden, ward unter
Theim, dem Rector Theophanes († 1692), und auch nach deſſen
bis 1698 in der Schule des Bratſkoikloſters zu Kiew gebildet,
dann nach Italien, blieb drei Jahre in Rom, wurde darauf
im Bratſkoikloſter, trat in den geiſtlichen Stand und nahm de
men Theophanes an, wurde Profeſſor und Präfect der Akade

von dem Monarchen beſtimmten Thronfolger anerkennen zu wollen. Wie dagegen bemerkt ward, daß doch keine beſtimmte Erklärung des verewigten Kaiſers vorzuliegen, dieſer vielmehr noch in Unſchlüſſigkeit über die Nachfolge verſtorben zu ſein ſcheine, erzählte Theophanes die früher berichtete Scene bei dem engliſchen Kaufmann in Moskau, wo der Zar ſeine Abſicht, Katharinen durch die Krönung ein Herrſcherrecht zu verleihen, erklärt haben ſoll, und fragte den Kanzler und mehrere andere damals Anweſende, ob ſie ſich deſſen nicht erinnerten. Als ſie das bejahten, rief Menczikoff mit Hitze: „Ich frage weiter nach keinem Teſtamente, meine Herren; Ihr Zeugniß wiegt ſo viel, wie alle Teſtamente. Wollte unſer großer Kaiſer, daß man ſich in Betreff ſeines letzten Willens auf den Bericht ſeiner vornehmſten und erlauchteſten Diener verlaſſen ſollte, ſo würde man ſich ebenſo gegen Ihre Redlichkeit, als gegen ſeine höchſte Gewalt vergehen, wenn man dieſem Berichte keinen Glauben ſchenken wollte. Ich traue Ihnen alſo, meine Väter und Brüder [1]). Es lebe unſere vortreffliche Monarchin, die Kaiſerin Katharina!“ Im Augenblick wiederholte die ganze Verſammlung dieſe Worte und Keiner wollte jetzt noch der Letzte ſein. Hierauf begab ſich die Verſammlung zu der Kaiſerin und Menczikoff ſprach: „Wir erkennen Dich als unſere allergnädigſte Kaiſerin und Beherrſcherin [2]), und weihen Dir

---

Kiew, begleitete Peter d. Gr. 1711 an den Pruth, wurde Ighumenj des Kloſters und darauf Rector der Akademie, 1718 Biſchof, 1720 Erzbiſchof von Pleskow, Vicepräſident der Synode, 1725 Erzbiſchof von Nowgorod, † 8./19. Sept. 1736 und hinterließ eine Bibliothek von 30,000 Bänden.

[1]) Iſt das alles begründet, ſo war es ein gewandter Coup Menczikoff's, die Schlußerklärung an eine Berufung auf das Zeugniß eines der vornehmſten Opponenten zu knüpfen.

[2]) Ob Menczikoff und Katharina bei dieſer Scene wol an ihre früheſte Begegnung und ihr einſtiges Verhältniß gedacht haben?

unſer Gut und unſer Leben." Katharina erwiederte: ſie wolle nur die Mutter des Vaterlandes ſein. Alle küßten ihr die Hand und ſie zeigte ſich darauf am Fenſter, wobei die ſie umgebenden Magnaten riefen: „Es lebe die Kaiſerin Katharina!", welchen Ruf zu wiederholen die Gardeoffiziere die Soldaten ermunterten, unter welche Menczikoff Geld auswarf [1]. Es wurde ein Manifeſt erlaſſen und ein Huldigungseid geleiſtet, der der Kaiſerin zugleich das Recht zuſprach, ihren Nachfolger zu bezeichnen.

Die neue Kaiſerin war klug genug, den Widerſtand gegen ihre Thronbeſteigung nicht zu ahnden, vielmehr ſich zu bemühen, die ihr Abgeneigten zu gewinnen. Ueberhaupt war ihre Regierung eine milde, und wenn auch ein gewiſſes Gefühl der Schwäche dazu beigetragen haben mag, ſo lag das Verfahren doch auch, nach allem, was von Katharinens Charakter bekannt iſt, in dieſem. Der Einzige faſt, der durch ihre Erhebung geſtürzt ward, war ein hauptſächliches Werkzeug derſelben geweſen: der Erzbiſchof von Nowgorod. Das ſcheint ein ebenſo ehrgeiziger, als bornirter Prälat geweſen zu ſein, der ſich für die Zarin hauptſächlich deshalb erklärt hatte, weil er Patriarch zu werden hoffte [1]), und als er dieſe Hoffnung vereitelt und Menczikoff's Einfluß allgebietend ſah, ſeinem Unmuthe ſchon bei dem pomphaften Leichenbegängniſſe des großen Zaren Luft gemacht haben ſoll. Damals ſei der junge Großfürſt, der ſich in ſeinen langen Trauermantel verwickelt gehabt, in den Schnee gefallen. Ein Gardeſoldat habe ihm wieder aufgeholfen und eine gnädige Miene zum Lohn erhalten. Da habe der Erzbiſchof zu einem neben ihm gehenden Biſchof geſagt: der Großfürſt hatte recht, daß er ſich an die Soldaten und nicht an den Klerus hielte, der das Vaterland verrathen habe [2]). Er ſolle aber ſehen, die Sache werde keinen langen Beſtand haben, vielmehr das ganze zariſche Haus von Grund aus ausgerottet werden, wie das Haus Ahab's und Jeſebel's; denn es wäre kein einziges Beiſpiel, weder in der heil. Schrift, noch in der Profanhiſtorie zu finden, daß das Reich eines Tyrannen auf den dritten Erben gekommen ſei. Als er ſpäter nicht über die bei dem Palaſt der Zarin befindliche Zugbrücke gelaſſen worden, über welche zu fahren nur Menczikoff und dem Herzog von Holſtein erlaubt geweſen, habe er die ganze Wache in den Bann zu thun gedroht, und als ihn die Zarin nicht vor ſich laſſen wollen, habe er geſchworen, ihren Palaſt nicht wieder zu betreten, es ſei denn, daß er käme, ſie von ihrem Throne herabzuſtoßen, wie er ihr hinaufgeholfen[1]. Auf Anlaß einer vorgeſchriebenen Gedächtnißmeſſe für Peter I. ſoll er in der Synode geſagt haben: „Sehet, ihr heiligen Männer, dahin iſt es gekommen, daß die weltliche Macht der geiſtlichen ſelbſt das Beten anbefiehlt. Aber Se. kaiſ. Maj. der Zar Peter I. iſt, weil er dem Klerus Geſetze vorzuſchreiben und deſſen Macht zu mindern anfing, ſofort geſtorben; wir dagegen leben noch, und muß ich gleich, um nicht ins Elend gewieſen zu werden, für ihn beten, ſo zweifle ich doch, daß Gott mein Gebet erhören wird“[2]. Er hätte Urſache gehabt, vorſichtig zu ſein. Denn ſchon bei Lebzeiten des Zaren war er kirchenräuberiſchen Unterſchleifs beſchuldigt[3] und eine Unterſuchungscommiſſion über ihn niedergeſetzt worden, welcher Graf Tolſtoi und der General Fürſt Juſſupoff vorſtanden. Dieſe nahm jetzt ihre Arbeiten wieder auf und erkannte: daß der Erzbiſchof viele Heiligenbilder und Leichengewänder aus den Kirchen und Klöſtern ſeiner Sprengel ihres Schmuckes, der Edelſteine und Perlen, beraubt, das Geld und Silber aber habe einſchmelzen laſſen, und daß er ebenſo viele ſilberne Kirchengefäße entwendet und viele Glocken habe verkaufen laſſen, um ſeiner maßloſen Prachtliebe Genüge zu thun. Auch machte man ihm jetzt zum Vorwurf, was er im Sinne Peter's d. Gr. gethan, daß er nämlich die ruſſiſche Bilderverehrung als Götzendienſt dargeſtellt habe. Genug, man wollte ihn ſtürzen und ſich ſeiner entledigen, und ſo wurde er denn, aus beſonderer Gnade, durch Ukas vom 11./22. Mai 1725 zu lebenslänglicher Haft in ein entlegenes Kloſter an der Dwina verbannt. — Leichter kam Jaguſchinskij davon, obwohl er auch wiederholt Gelegenheit gab, ſich an ihm für Früheres zu rächen. Er hatte das gewöhnliche Schickſal ränkeſüchtiger Achſelträger erfahren: das Zutrauen beider Parteien zu verlieren. Mit der Bojarenpartei, die ohnedies dem polniſchen Emporkömmling nicht hold war, hatte er es für immer verdorben, und die Machthaber mochten meinen, er ſei für den geleiſteten Dienſt hinlänglich belohnt, wenn man ihn in ſeiner Stellung belaſſe und frühere ſchlechte Dienſte nicht nachtrage. Er warf ſich der Zarin zu Füßen, bat um ihre Gnade und verſprach, ihr mit gleicher Treue zu dienen, wie er dem Zar gedient habe. In der That blieb er zunächſt ihr Generaladjutant, neben Devier; aber es fehlte viel, daß er den frühern Einfluß geübt hätte, und in das ſtolze Uebergewicht Menczikoff's wollte auch er ſich nicht finden. Buſſy-Rabutin bringt eine drollige Geſchichte, deren Kern auch von andern Berichten beſtätigt wird. Eines Tages habe Jaguſchinskij ſich bei dem Herzog von Holſtein betrunken und im ſüßen Rauſche eine Verſöhnung mit Menczikoff geſucht, der ihn aber auf den nächſten Morgen verwieſen habe, wo ſie Beide nüchtern ſein würden. Jaguſchinskij fragte aber doch, heißt es, auf was für Bedingungen er ihn denn zu pardonniren gedächte, worauf Menczikoff, wohl mit dem Trunkenen ſcherzend, erwiederte: er möge ihm fernerhin mit mehr Reſpect, als er bei Lebzeiten des Zaren gethan, begegnen; ſonſt würde er ihn, als ſein Feldmarſchall, arretiren laſſen. Dies verdroß den Polen ſo, daß er laut zu ſchreien und zu klagen anfing, wie man den Liebling und Augapfel des Zaren in Haft nehmen wolle, den Degen herauszog und

---

[1] Buſſy-Rabutin läßt die Debatte durch den Eintritt Buturlin's ſchließen, der den ganzen Senat in Stücke zu hauen erklärt habe. Nach einer Erzählung Münnich's (Büſching, Magazin, 1, 14 ff.) wäre Menczikoff nicht bei der Berathung geweſen, hätte aber die von Gardiſten bewachte Thür des Berathungszimmers geſprengt, nachdem er durch Buturlin eine Compagnie Garde herbeiholen laſſen, und die Kaiſerin ausgerufen, wobei ſich Keiner widerſetzt habe. Es iſt das ein Zuſammenziehen des factiſchen Sachverhalts mit Weglaſſung der umhüllenden Formen. Ebendahin gehört Villebois' Bericht (S. 182), der übrigens inſofern drollig iſt, als er die Senatoren vorſchlagen läßt, die Entſcheidung dem den Palaſt umgebenden Volke zu überlaſſen und zu dem Ende ein Fenſter zu öffnen, worauf Menczikoff einige Offiziere habe hereinkommen laſſen und dann geſagt habe, es ſei nicht warm genug, die Fenſter zu öffnen. Hätte man ſie geöffnet, ſo würde man nur die Soldaten geſehen haben, welche Baſſewitz eben durch das Oeffnen des Fenſters herbeigerufen.

---

[1]) Dieſen Wunſch ſoll er, nach Buſſy-Rabutin, ſchon bei der Krönung der Zarin gegen Peter I. ausgeſprochen haben, von dieſem aber, der von einem Patriarchen nichts wiſſen wollen, mit dem Stocke bedient worden ſein.

[2]) Aber an der Ausſchließung des Großfürſten hatten doch die Garden mindeſtens ebenſoviel Antheil, wie der Klerus, und wenn der Erzbiſchof an die kirchlichen Neuerungen dachte, nun ſo war er ſelbſt ein Hauptwerkzeug dabei geweſen.

---

[1] Dieſe Geſchichten hat Buſſy-Rabutin, beruft ſich aber auf das Urtel gegen den Erzbiſchof, das freilich auch nur ein unſicheres Zeugniß iſt.

[2] Hermann, IV, 477.

[3] Peter ließ dieſe Unterſuchung freilich erſt anſtellen, als der Erzbiſchof wegen der Patriarchatsſache bei ihm in Ungnade gefallen war.

Menczikoff über den Haufen geſtoßen haben würde, wenn die Anweſenden es nicht verhindert hätten. In ſeinen Wagen gebracht, fuhr er zur Zarin und verlangte Genugthuung gegen Menczikoff, und als er mit ſcharfen Worten abgewieſen ward, band er das Halstuch ab und bot der Zarin einen bloßen Degen, indem er ſie aufforderte, ihm nur gleich ſelbſt den Kopf abzuhauen, da er ſich doch keines beſſern Tractamentes von ihr vermuthe. Als ſie ihn fortbringen ließ, begab er ſich zur Kirche, wo Veſper war, warf ſich heulend und ſchreiend an dem Grabe des Zaren nieder, riß das Leichentuch vom Sarge, ſchien den Sarg mit Zähnen und Nägeln aufreißen zu wollen, und rief: der todte Monarch möge doch aus ſeinem Grabe aufſtehen und zuſehn, wie nach ſeinem Tode die Regierung in Rußland geführt werde; denn Diejenigen, denen er hätte die Köpfe abſchlagen laſſen wollen, wären jetzt hoch am Brete; Die aber, die er wie ſich ſelbſt geliebt, ſuche man auf das Aeußerſte zu verfolgen. Endlich gelang es ſeinen Bedienten, ihn nach Hauſe zu bringen. Der Einfluß ſeines Schwiegervaters und die Verwendung des Herzogs von Holſtein retteten ihn vor ernſterer Ahndung dieſes Vorganges, der als ein bloßer Exceß der Trunkenheit betrachtet wurde, für die man in Rußland bekanntlich ganz beſondere Nachſicht hat. Bald darauf verzwiſtete er ſich auch mit den Holſteinern 1), worauf der Herzog die Kaiſerin bat, ſie möge doch nichts, was ſeine Angelegenheiten angehe, durch Jaguſchinskij's Hände gehen laſſen, weil er kein

---

1) Wie Lefort (ſ. Hermann, IV, 177) berichtet, hätte Menczikoff einen Bürgen für Jaguſchinskij's künftiges Benehmen verlangt und Baſſewitz ſich geweigert, dieſe Bürgſchaft zu übernehmen, worüber Jaguſchinskij und Baſſewitz heftig aneinander gerathen wären.

Vertrauen in einen Mann ſetzen könne, deſſen Dienſte dem Meiſtbietenden feil wären [1]).

Die Zarin ließ die Galgen und Räder niederreißen, erlaubte den Verwandten der Hingerichteten, die Körper abzunehmen und ehrlich zu begraben, rief viele Exilirte aus Sibirien zurück, befahl, den Soldaten in den Provinzen, welche ſeit zwei Jahren keine Löhnung erhalten hatten, die Rückſtände zu bezahlen, und ließ das Kopfgeld um 5 Kopeken verringern. (1726 wurde daſſelbe auch dadurch herabgeſetzt, daß es, ſtatt wie zeither vom 5.—60. Jahre, nur vom 12.—55. zu entrichten war.) Unter den Zurückberufenen war Schaffiroff der bedeutendſte, und wenn er auch nicht in ſeine früheren Aemter wieder eingeſetzt ward, ſo erlangte er doch bald wieder großen Einfluß und ward vielfach zu Rathe gezogen [2]). Die Majors der Garden wurden zu Generallieutenants ernannt, wobei nicht bloß die Abſicht der Belohnung, ſondern auch der Wunſch Katharinens zu Grunde lag, ſie von der Garde zu entfernen und durch Ausländer zu erſetzen, welche ihr ihr Glück zu verdanken, und nicht, wie Jene, die Erhebung der Kaiſerin bewirkt hätten. Indeß erregte dies ſo viel Unmuth bei den Capitains der Garden, daß die Zarin ſich genöthigt ſah, alles auf dem alten Fuße zu laſſen, und dafür an Bildung eines ganz neuen Truppencorps dachte. Zu dem Fürſten Golyzin in der Ukraine ſchickte ſie den General Grafen Weisbach, der ihn überwachen und zugleich die Koſaken gewinnen ſollte, wußte aber auch den Fürſten ſelbſt durch gnädige Verſprechungen [1]) wenigſtens in Ruhe zu halten. Gholoffkin, Apraxin [2]), Repnin, Golyzin, Dolgorukoi blieben an ihren Poſten. Das eigentliche Haupt der Regierung war aber allerdings Menczikoff.

---

[1]) Lefort a. a. O. bemerkt, daß Jaguſchinskij beſonders in preußiſchem Solde ſtehe.

[2]) Lefort a. a. O. berichtet ſchon am 25. Aug., daß Schaffiroff den Tolſtoi von Menczikoff ab und zu den Holſteinern gezogen habe. Auch nach Buſſy-Rabutin diente er ſowol Menczikoff, als dem Herzog als Rathgeber.

Nur der holſteiniſche Hof machte ihm den politiſchen Einfluß ſtreitig. Am 1./12. Juni wurde die Vermählung des Herzogs Karl Friedrich von Holſtein-Gottorp mit Katharinens älteſter Tochter, der Großfürſtin Anna, mit großer Pracht vollzogen. Nach den Berichten Lefort's [3]) hätte dieſe Verbindung der Kaiſerin mehr Kummer als Freude bereitet. Der Herzog erſcheint in jenen Berichten als hochfahrend und anmaßlich. Er habe ſeine Gemahlin nicht mit Achtung behandelt und ihr durch ſeine Verbindung mit ihr zuviel Ehre erwieſen zu haben geglaubt. Daß er ſie zuweilen über eine Maitreſſe vernachläſſigte, mag begründet ſein, hätte aber Katharinen als das gewöhnliche Loos der damaligen Herrſcherfrauen nicht zu ſehr auffallen ſollen. Buſſy-Rabutin's Bericht, der nur von Begünſtigungen und großen Entwürfen [4])

---

[1]) Nach Buſſy-Rabutin verſprach ſie ihm die Generalfeldmarſchallsſtelle, die er auch erhielt, ſowie für jede ſeiner ſieben unverheiratheten Töchter 50,000 Rubel Brautſchatz.

[2]) Graf Fedor Matwejewicz Apraxin, Sohn des Stolnik Matwej Waſſiljewicz, geb. 1671, Stolnik, 1691 Lieutenant, 1696 Oberſtlieutenant, 1700 Admiralitätsherr, 1702 Director des Schiff- und Canalbaues, 1706 Admiral und Präſident der Admiralität, 1709 Graf und wirkl. Geh. Rath, † 10. Nov. 1728 kinderlos.

[3]) Denen Hermann (IV, 414 ff.) folgt. Bei dem Datum der Vermählung folgen wir Schmidt-Phiſeldeck (I, 280), der recht wohl weiß, daß anderwärts der 25. April, der 6. Mai und der 21. Mai angegeben werden.

[4]) Wo möglich Rußland und Schweden in ſeiner und ſeiner Gemahlin Hand zu vereinigen, jedenfalls Liefland und Eſthland als Brautſchatz zu gewinnen.

des Herzogs zu erzählen weiß, ſowie die Thatſache, daß
Katharina dem Herzog bis an ihr Ende Gunſt be-
vies, wenn ſie aber nicht allen Prätenſionen der Hol-
ſteiner entſprach [1]), es den andern Einflüſſen und Ver-
hältniſſen gegenüber ſchwerlich konnte, wollen mit jenen
Lefort'ſchen Annahmen, ſoweit ſie wenigſtens die Stim-
nung der Kaiſerin betreffen, nicht recht ſtimmen. Gewiß
ber iſt, daß Menczikoff's Einfluß in der erſten Zeit den
olſteiniſchen ſchon deshalb überwog, weil die Holſteiner
ar keine Partei unter den Ruſſen hatten, vielmehr durch
nkluges Benehmen die Eiferſucht und den Haß der
Ruſſen gegen ſich aufregten. Was ihnen daher zu Theil
vard, wie denn der Herzog in das am 8. Febr. 1726
rrichtete geheime hohe Conſeil aufgenommen ward [2]),
as geſchah meiſt mit Menczikoff's Zuſtimmung, der ſie
nit Rückſicht auf die Stellung des Herzogs zu der Kai-
rin thunlichſt ertheilte. Nach den Mittheilungen Le-
ort's, der jedoch den holſteiniſchen Hof mit beſonderer
bneigung betrachtet zu haben ſcheint und deſſen Be-
chte vielleicht etwas nach der Politik ſeines Hofes ge-
irbt ſind, wäre auch Baſſewitz dem Menczikoff ergebe-
er geweſen, als ſeinem Herzog, und hätte dem Letztern
ur gerathen, was Jener ihm eingegeben.

In dieſer Lage, wo Menczikoff und der holſteiniſche
of das Heft in den Händen hatten, ohne für die wei-

---

[1]) Nach Lefort hätte der Herzog für ſeine Miniſter und erſten
ofleute den Vorrang vor dem Kammerherrn Nariſchkin verlangt, die
aiſerin aber ihm dies zwei Mal abgeſchlagen und Nariſchkin zum
eheimen Rath ernannt. Dagegen wurde der Herzog wider Menczi-
ff's Willen Oberſtlieutenant der Garde.

[2]) Es beſtand außer ihm aus Menczikoff, Apraxin, Gholefkin,
termann, den wir uns zu einer künftigen beſondern Betrachtung
rbehalten, und Tolſtoi.

teren Strebeziele durch ein gemeinſames Intereſſe verknüpft zu ſein, blieben die Dinge die kurze Regierungszeit Katharinens über. Das perſönliche Walten der Kaiſerin tritt mehr und mehr zurück.

Einzelne Vorgänge aus ihrer Regierungszeit anlangend, ſo war ſchon in der letzten Zeit ihres Vorgängers der General Rumänzow [1] nach Konſtantinopel geſendet worden, um die Ratification der letzten Tractate zu überbringen und wegen der Grenzbeſtimmungen gegen Perſien zu unterhandeln. Da bald nach ſeiner Ankunft der Tod des Zaren eintrat und der Großvezier Ibrahim Paſcha (Th. II, S. 417) ſich anfangs nicht darein finden konnte, daß ein ſo großes Reich, wie Rußland, mit Uebergehung des Enkels des verſtorbenen Kaiſers, von einer Frau regiert werden ſolle, ſo ſchilderte Rumänzow dem Vezier die Kaiſerin in einer Weiſe, welche weſentlich zu den achtungsvollen Rückſichten beitrug, die die Türken in der nächſten Zeit der ruſſiſchen Politik zollten.

Auch in der Thorner Angelegenheit ſetzte Katharinens Regierung das bereits von Peter d. Gr. eingeleitete Verfahren fort. In jener damals polniſchen Stadt hatte am 17. Juli 1724 ein Auflauf proteſtantiſcher Volksmaſſen ſtattgefunden, in deſſen Verlauf das Jeſuitencollegium geſtürmt und deſſen Meublement theils zerſtört, theils verbrannt ward, bis die Stadtwehr, wie gewöhnlich nach geſchehenem Unheil, hinzukam und dem Tumulte ein Ende machte. Ueber die Entſtehung des Auflaufs, der ſich aus Vorgängen bei einer am 16. Juli von den Katholiken auf dem Kirchhofe der den Proteſtanten entzogenen Pfarrkirche zu St. Jakob gehaltenen Proceſſion entſponnen hatte, ſind die Angaben der entgegengeſetzten Parteien, wie gewöhnlich bei ſolchen Gelegenheiten, völlig widerſprechend und ſuchte jede Partei ihre Seite möglichſt rein zu waſchen und der gegneriſchen alle Schuld aufzuladen. Aus Allem ſcheint hervorzugehen, daß auf beiden Seiten confeſſioneller Haß und ſtudentiſche Jugendhitze zu Ausſchreitungen geführt hatten und ein Keil den andern trieb, bis zuletzt die Erbitterung zur Thätlichkeit ausbrach und einem lange genährten Grolle Luft machte. Der Exceß des Pöbels war, wie alle rohe Selbſthülfe, nicht zu rechtfertigen, noch zu dulden und forderte angemeſſene Ahndung. Wohl aber hatte man dabei im Auge zu halten, daß es ſich eben um eine aufgeregte Maſſe aus den unterſten Ständen handelte, die durch vorhergehende Angriffe der Jeſuitenſtudenten — gleichviel wer zu dieſen Anlaß gegeben — gereizt war und das Ganze auch nicht im Entfernteſten den Charakter eines planmäßigen, verabredeten Attentats trug. Was dem Tumult vorhergegangen war, kleine Reibungen zwiſchen den Jeſuitenſtudenten und den proteſtantiſchen Zuſchauern, die Verhaftung eines oder zweier Studenten, von den Studenten verſuchte Retorſionsmaßregeln, das waren unerhebliche Händel, über welche eine Verſtändigung leicht zu erlangen war. Hätten auch die thorner Stadtbehörden dabei parteiiſch gehandelt, ſo war das keine Sache, bei der über Ermittelung entſprechender Genugthuung und einen Verweis hinauszugehen geweſen wäre. An dem eigentlich ſtrafbaren Exceß hatten ſie keinen Theil. Höchſtens daß verſpätetes Einſchreiten die Stadt zu ſubſidiärem Schadenerſatz verpflichten konnte. Die polniſchen Katholiken urtheilten anders. Die Jeſuiten, den heiligen Namen, mit dem ſie ſich ſchmücken, durch deſſen entſchiedenſten Gegenſatz, durch Haß und Rachſucht befleckend, erhoben durch ihren Genoſſen Wolanski Klage. Es wurde eine Commiſſion niedergeſetzt, welche ſofort den Commandanten der Stadt und gegen 80 Perſonen feſtnehmen ließ, von denen 66 verhaftet blieben, vom 16. Sept. bis zum 15. Oct. ſaß und der Stadt gegen 3000 Ducaten koſtete. Der Reichsfiscal mußte die peinliche Anklage gegen die Stadt erheben, ungeachtet ſie ſich nicht gegen die öffentliche Autorität vergangen hatte. Die Beſatzung der Stadt wurde verſtärkt. Am 16. Nov. fällte das königliche, durch 40 Deputirte aus dem Senate und den Landboten verſtärkte Aſſeſſorialgericht, ohne eine Vertheidigung der Stadt zu hören, das ungerechteſte, parteiiſchſte, ein wahrhaft Entſetzen erregendes Urtheil: Weil die augsburgiſchen Confeſſionsverwandten zu Thorn einen Jeſuitenſtudenten wegen geringer Urſache gemißhandelt und feſtgenommen und der Magiſtrat ihn nicht wieder losgelaſſen [1]), darauf ein

---

[1] Alexander Iwanowicz Rumänzow, Sohn eines Edelmanns, Soldat in der preobrazenskoiſchen Garde, von Peter zum Sergeanten befördert, 1711 als Courier nach Konſtantinopel geſendet, wofür er Gardelieutenant ward, begleitete den Zar nach Holland und ging von da 1717 mit Tolſtoi nach Wien und Neapel, um den Zarewicz zurückzubringen, 1718 Generaladjutant, zu diplomatiſchen Aufträgen gebraucht, 1724 Generalmajor, 1727 Generallieutenant, commandirte 1728 in Perſien, 1730 Generaladjutant der Kaiſerin Anna, 1732, weil er die Oberverwaltung der Reichseinkünfte nicht übernehmen wollte, auf ſeine Güter verwieſen, 1735 wieder in Activität und Chefgeneral; ſiegreich gegen die Türken und einen Pſeudoalexei, 1740 Statthalter der Ukraine, Geſandter in Konſtantinopel, ſchloß 1743 den Frieden mit Schweden, † 4. März 1749, einen Sohn, Peter, hinterlaſſend.

---

[1]) Den wegen vielleicht geringer Urſache Verhafteten hatte man ſchon andern Tages wieder losgelaſſen. Am 17. Oct. aber war ein Zweiter als Anführer eines mit Mishandlung der Bürger verbundenen förmlichen Auflaufs verhaftet worden, und dieſen ließ man ſchon deshalb nicht ſogleich los, weil die Jeſuitenſtudenten auch einen deutſchen Studenten in das Collegium geſchleppt hatten, den der Rector nicht losgeben wollte, bevor nicht der Pole entlaſſen ſei. Die Deutſchen fürchteten, der Rector werde letztern Falls ſein Wort nicht halten. Auch hatte der Pole ſich vergangen und der Deutſche nicht.

Tumult entſtanden, die Schule und das Jeſuitencollegium erbrochen, Altäre zerhauen, Bilder der Heiligen verbrannt, mehrere Jeſuiten verwundet, von den Behörden aber das nicht gehindert und geſtraft [1]) worden ſei, ſo ſollten der Präſident und Vicepräſident, wenn ihr Vergehen von ſechs Zeugen weltlichen und ihnen gleichen Standes beſchworen werden würde [2]), das Leben verwirkt haben, die Lutheraner der Stadt Thorn alle Koſten tragen und allen verurſachten Schaden erſetzen, neun Andern der Kopf, vieren darunter vorher die rechte Hand abgeſchlagen und ihre Körper verbrannt, mehr als vierzig Andere ihrer Aemter entſetzt und mit Gefangenſchaft und Geldſtrafe belegt werden. Ferner ſollte — und das war die erwünſchte Frucht, welche die kirchliche Intrigue aus dieſem Vorfall zu gewinnen ſuchte — von jetzt an die Hälfte des Raths, der Schöppen und Sechszigmänner in der überwiegend proteſtantiſchen Stadt katholiſch ſein, die Marienkirche den Katholiken übergeben und das Gymnaſium eine Meile von der Stadt verlegt werden. — Als dieſes ſchamloſe Urtel bekannt ward, entſtanden Unwille und Entſetzen in der ganzen proteſtantiſchen Welt. Die Könige von Großbritannien, Dänemark, Schweden und Preußen, und der Rath zu Danzig verwendeten ſich für die unglückliche Stadt. Der König von Preußen forderte die proteſtantiſchen Könige auf, gemeinſam mit ihm beſondere Abgeordnete nach Polen zu ſenden, um dem drohenden Unheil entgegenzuarbeiten; eine Maßregel, die freilich den fanatiſchen und dünkelvollen Polen gegenüber auch nichts gefruchtet haben würde.

---

[1]) Man wartete ja nicht ab, was die Behörden thun würden.

[2]) Gab es wirklich Zeugen für das angebliche Vergehen dieſer Männer? Sie hatten doch nicht tumultuirt.

Peter d. Gr., obſchon kein Proteſtant, zog Truppen in Kurland zuſammen, und ſchien bereit, mit dem einzigen Grunde, auf welchen die Polen gehört haben würden, mit der Gewalt der Waffen einzuſchreiten. Indeß der Glaubenshaß beeilte ſich, ſich in Beſitz der Gegenſtände ſeiner grauſamen Wünſche zu ſetzen. Die Jeſuiten brannten darauf, das Verbrechen verübt zu ſehen, damit die Hilfe zu ſpät komme. Sie drangen auf Beſchleunigung der Vollſtreckung. Vergebens baten die Verurtheilten um rechtliches Gehör und Vorſtellung der Zeugen und erboten ſich zum rechtlichen Beweis ihrer Unſchuld. Zahlreiche polniſche Truppen umzingelten die wehrloſe Stadt. Während der 25. Dec. zur Vollſtreckung des Urtels anberaumt geweſen war, verſchritt man, auf Anliegen der Jeſuiten, ſchon am 7. zu dieſer. Der Präſident (Stadtdirector, Bürgermeiſter) Rösner wurde enthauptet. Daſſelbe Schickſal erlitten neun Bürger und Vieren davon wurden vorher die Hände abgehauen. Sie ſtarben als ſtandhafte Märtyrer und ließen ſich durch kein Locken und Bedrängen zum Abfall von ihrem Glauben bewegen. Der Vicepräſident Zernecker wurde, auf vielfältige Verwendung des Adels, der Jeſuiten und der Commiſſion, begnadigt, mußte jedoch 60,000 Fl. Strafe erlegen. Andere erfuhren Gefängniß, Leibes- und Geldſtrafen. Die Kunde von dieſen gräulichen Vorgängen, die man das **Thorner Blutbad** nannte, erfüllte die proteſtantiſche Welt mit Ingrimm und Abſcheu. Der König Auguſt II. entſchuldigte ſich, indem er vorſtellte, daß ihm die Hände gebunden ſeien, daß er nichts gegen die polniſchen Großen vermöge, daß er kein Begnadigungsrecht habe, daß er gehofft habe, das Urtel werde nicht in ſeiner Strenge vollzogen werden. Der König von Preußen ſchrieb an ihn, an den Kaiſer, brachte anderweite

Beſchwerden gegen Polen vor. Die Polen aber kümmerte das ſo wenig, daß ſie ſogar den kühnen, wiewol in der Geburt erſterbenden Gedanken faßten, feindlich gegen Preußen ſeiner Verwendung halber aufzutreten. Katharina befahl ihrem Geſandten in Warſchau, Dolgorukoi, ſich der bedrängten Stadt nachdrücklich anzunehmen, erklärte den Nachbarſtaaten, ſie ſei bereit, mit ihnen gemeinſam zum Schutze der Unterdrückten einzuſchreiten, und ließ ihre Truppen in Kurland bereit ſtehen. Indeß auf der einen Seite wollte es zu keiner gemeinſamen Operation kommen, auf der andern fanden die Polen denn doch für gut, nachdem ihre Rachſucht befriedigt und die Hauptkirche der Stadt den Proteſtanten entriſſen war, die weiteren Punkte des Urtels auf ſich beruhen zu laſſen; die gerichtlich Ermordeten waren doch nicht wieder ins Leben zu bringen, und ſo ließ man die Sache allmälig fallen.

Heer und Flotte wurden vermehrt, und die letztere, wie gewöhnlich, im Sommer auf eine Uebungsfahrt ausgeſendet, welche Dänemark beſorgt machte. — In Georgien machte Generallieutenant Matjuſchkin Fortſchritte, und im nächſten Jahre unterwarfen ſich die kubinskiſchen Tataren der ruſſiſchen Hoheit. — Zwei Pſeudoalexeis traten auf — ein Unternehmen, das in Rußland ſeit den Tagen der falſchen Demetrier oftmals verſucht worden iſt. Ein Soldat von der preobraczenskoiſchen Garde, Alexander Semikoff, der Sohn eines Küſters aus dem ſibiriſchen Flecken Pogurelski, gab ſich in Potſchap für den Czarewicz aus. Ein Troßknecht des aſtrakaniſchen Grenadierregiments, Eftefej Artemis, der Sohn eines ſibiriſchen Bauern, verſuchte in Aſtrakan dieſelbe Rolle zu ſpielen, und namentlich der Letztere fand einigen Anhang. Indeß kam es nicht zu ernſteren Unruhen;

beide Abenteurer wurden gefangen, vom Senat zum Tode verurtheilt und am 22. Nov. 1725 in Petersburg enthauptet. — Am 7. Jan. 1726 wurde die von Peter d. Gr. geſtiftete Akademie der Wiſſenſchaften, in Gegenwart der Kaiſerin und aller Großen des Reichs, feierlich eröffnet. De l'Isle, Bernouilli, Bilfinger (Th. IV, S. 103 ff.), Bayer, Martini, Goldbach u. A. waren ihre erſten Zierden. Im Februar deſſelben Jahres trat das ſchon erwähnte Cabinetsconſeil, als oberſte Regierungsbehörde, ins Leben.

An den 1726 durch die Bündniſſe von Wien und Herrenhauſen veranlaßten diplomatiſchen Wirren und Gährungen in Europa nahm Katharina nur zu dem Zwecke Theil, bei dieſer Gelegenheit das Intereſſe ihres Schwiegerſohnes, des Herzogs von Holſtein, zu fördern. Um Schweden und Rußland womöglich in die wiener Allianz zu ziehen, trat jetzt Oeſterreich dem im März 1724 geſchloſſenen ſtockholmer Allianztractat zwiſchen den gedachten Mächten und deſſen zu Gunſten des Herzogs von Holſtein gefaßtem geheimen Artikel bei, zu welchem Beitritt es gleich anfangs von den Contrahenten eingeladen worden, damals aber, aus Rückſicht auf England, nicht darauf eingegangen war. Auf der andern Seite ſuchte namentlich England, Schweden in das herrenhauſer Bündniß zu ziehen, und um die Einladung dazu, die es nur in zarter Beſorgniß für die eigene Sicherheit Schwedens ergehen ließ, recht dringend zu machen, ſchickte es eine Flotte von 30 Kriegsſchiffen, unter Admiral Wager, in die Oſtſee. Dieſelbe war jedoch zugleich auf Rußland gerichtet und ſollte unter Umſtänden eine Wiederaufnahme des ſchon 1719 von Stanhope erfaßten und durch Admiral Norris verſuchten, aber gleichfalls abortirten Planes werden: „die Moskowiter ſo weit fortzutreiben, als möglich“ [1]. Als Wager von Schweden die Verſicherung erhalten hatte, daß er ſich wegen Schwedens beruhigen könne, indem dieſes nicht das Mindeſte zu befürchten habe, verließ er die ſchwediſche Küſte und legte ſich an die kleine Inſel Nargen. Von hier ſchickte er ein vom 11. April 1726 datirtes Schreiben ſeines Königs an die ruſſiſche Kaiſerin, worin es hieß: Die großen Rüſtungen, welche die Kaiſerin zu Waſſer und zu Lande unternommen, verurſachten dem König und deſſen nordiſchen Alliirten Unruhe und hätten ihn bewogen, eine Flotte in die Oſtſee zu ſchicken. Er habe bisher vergeblich verſucht, eine dauernde Freundſchaft zwiſchen Großbritannien und Rußland zu knüpfen, und mit Verwunderung erfahren, daß, ohne daß ſeinerſeits Anlaß dazu gegeben worden, am ruſſiſchen Hofe Verſchiedenes zum Beſten des Prätendenten unternommen worden ſei [2]. Er habe ſeine Flotte abgeſchickt, um das Auslaufen der ruſſiſchen, falls dieſe ihre Abſichten auszuführen willens ſei, zu verhindern, wünſche aber, daß die Kaiſerin den nach ſo vielem Blutvergießen wieder erlangten Frieden erhalten und keine ſolchen Maßregeln ergreifen möge, durch welche Rußland in einen unvermeidlichen Krieg und der ganze Norden in neue Verwirrung geſtürzt werden würde. Katharina — und iſt es nicht ein merkwürdiges Verhängniß, daß das leibeigene Bauermädchen eine ſolche Correſpondenz mit dem Beherrſcher von Großbritannien und Hannover führen ließ, in deſſen Adern das Blut der älteſten Fürſtenhäuſer Europas rollte! — erwiederte: es befremde ſie nicht wenig, daß ſie das Schreiben das Königs nicht eher erhalten habe, als wie die Flotte desſelben ſchon vor Reval Anker geworfen; der König hätte ſich die Koſten erſparen können; ſie ſuche ebenſo ſehr, wie er, die Ruhe im Norden, bei der ſie in höherem Grade intereſſirt ſei, zu erhalten, und könne nicht glauben, daß es ſeinem Miniſterium mit der betriebenen Allianz zwiſchen Rußland und Großbritannien Ernſt geweſen ſei. Die Beſchuldigung wegen des Prätendenten ſei völlig grundlos. Der König könne übrigens über ſeine Flotte nach Gutdünken verfügen, aber auch ſie werde ſich keine Geſetze vorſchreiben, noch ſich abhalten laſſen, ihre Flotte in See zu ſchicken, wenn ſie es für gut finden würde. Sie werde ſich in der Verfaſſung zu erhalten ſuchen, die ihren Alliirten gegenüber eingegangenen Verbindlichkeiten zu erfüllen, ihre Unterthanen zu ſchützen und ſich Allen zu widerſetzen, die ihr und ihnen den Frieden rauben wollten. Nur zu dieſem Zweck habe ſie die Rüſtungen gemacht, welche dem Könige ohne Grund ſo viele Unruhe verurſacht hätten. In ähnlicher Weiſe war die Correſpondenz zwiſchen Rußland und Dänemark gehalten, deſſen Flotte ſich mit der engliſchen vereinigt hatte; nur daß Dänemark wohl etwas mehr Grund hatte, als England, die ruſſiſche Seeruſtung als gegen ſich gemeint zu betrachten. Zu Feindſeligkeiten kam es nicht. Katharina ließ dem engliſchen Admiral und ſeinen Leuten alle äußern Artigkeiten erweiſen, ihnen gegen Bezahlung alle erforderlichen Lebensmittel verabreichen, ſie ungenirt in Reval umhergehen, als wenn ſie Rußland zu Hilfe geſchickt wären, kurz gab ihnen keinerlei Vorwand, zu irgend einer Gewalt zu ſchreiten. Zugleich machte ſie 21. Juni (2. Juli) bekannt: obgleich der König von Großbritannien eine Flotte nahe vor Reval geſchickt habe, von der man annehmen müſſe, daß ſie Feindſeligkeiten gegen ſie zu begehen und die Ruhe im Norden zu ſtören beſtimmt ſei, ungeachtet von Seiten der Kaiſerin hierzu kein Anlaß gegeben worden, wolle ſie ſolches doch der britiſchen Nation nicht entgelten laſſen, ſondern ihr allen freien Handel und alle Sicherheit, ſowol für ihre Perſonen als für ihre Waaren, verſichern. Rußland ſchloß ſich nun enger an Oeſterreich an, ſodaß der anfangs ziemlich kalt behandelte [1] Buſſy-Rabutin allmälig größern Einfluß gewann und am 6. Aug. nicht bloß der Beitritt zu dem wiener Vertrage erfolgte, ſondern auch ein förmliches Bündniß zwiſchen Rußland und Oeſterreich geſchloſſen ward, mit welchem auch ein zu Gunſten des Herzogs von Holſtein geſchloſſener Nebenvergleich verbunden war, worin ihm, bis zu ſeiner Wiedereinſetzung in Schleswig, jährlich 100,000 Thlr. von Oeſterreich, 500,000 Rubel von Rußland und 50,000 Thlr. von Spanien zugeſichert wurden, die er auch einige Zeit lang wirklich bezogen hat. Baſſewitz wurde für die bei dieſer Unterhandlung geleiſteten Dienſte in den deutſchen Reichsgrafenſtand erhoben und erhielt ein Geſchenk von 100,000 Fl., das in eine Leibrente von 4000 Fl. verwandelt ward, und den Titel eines k. k. Geheimen Raths, von Katharinen aber anſehnliche Güter in Liefland. — Auch das am 10. Aug. geſchloſſene Bündniß zwiſchen Rußland und Preußen enthielt einen dem Herzog von Holſtein betreffenden geheimen Artikel. Preußen verſprach aber nur ſeine bona officia, und wenn die Güte nicht ausreiche, Neutralität.

---

[1] Lord Stair an Secretair Craggs, 1. Juni 1719. Hardwicke State Papers, vol. II.

[2] Das muß ſich auf die Theilnahme Peter's an den Alberoni-Görziſchen Projecten beziehen.

---

[1] In der dadurch erzeugten Stimmung mag der oftgedachte Bericht verfaßt ſein. Dieſelben Holſteiner, die der Geſandte darin mit ſichtbarer Abneigung beſpricht, mußten ihm ein Jahr ſpäter hauptſächlich helfen, ſeine Abſichten durchzuſetzen.

Man bewarb ſich nun um den Beitritt Schwedens, für deſſen Sache der Herzog von Holſtein ſeine ſchleswigſchen Lande verloren gehabt. Dolgorukoi wurde von Warſchau nach Stockholm verſetzt und ſollte Baſſewitz zur Seite haben, wogegen aber der ſtockholmer Hof proteſtirte. Der k. k. Geſandte Graf v. Freitag unterſtützte die ruſſiſchen Bemühungen.

In dieſe Zeit (15. Nov. 1726) fällt ein Project, welches Baſſewitz auf die Bahn brachte und welches allerdings etwas im Görz-Alberoniſchen Geſchmacke war, in ein paar Punkten aber doch, unter ganz andern Umſtänden einer ſpätern Zeit, in Ausführung gekommen iſt. Hiernach ſollte der Großfürſt Peter in Rußland ſuccediren und mit einer Prinzeſſin aus dem biſchöflichen Hauſe Lübeck[1]) vermählt werden. Wenn dieſe Ehe keine Erben brächte, ſo ſollten erſt die Prinzeſſin Anna mit ihren Nachkommen, dann die Prinzeſſin Eliſabeth folgen. Wenn Preußen zur Vertreibung der Hannoveraner aus Bremen und Verden mitwirken würde, ſo ſollte ein preußiſcher Prinz die Hand der Prinzeſſin Natalia[2]) und das Herzogthum Kurland erhalten, andern Falles aber dieſes Herzogthum dem zweiten Sohne des Biſchofs von Lubeck, Adolf Friedrich[3]), zufallen. Fürſt Menczikoff ſollte durch Vermählung einer biſchöflichen Prinzeſſin [1]) mit ſeinem Sohne, wodurch dieſer des Zaren Schwager würde, begütigt werden. Der Herzog von Holſtein ſolle Schleswig unter folgenden Bedingungen an Dänemark abtreten: daß Dänemark alle auf Schleswig haftenden Schulden übernehme, dem Herzog von Holſtein die bei Schleswig gelegenen Inſeln, ſowie die Grafſchaften Oldenburg und Delmenhorſt einräume, die gemeinſchaftliche Regierung in Holſtein aufgehoben, das königliche Recht an Plön dem Hauſe Holſtein-Gottorp übertragen werde, das Bisthum Lübeck, ohne Alternirung, bei dem herzoglichen Hauſe Holſtein verbleibe. Würde der König zu Dänemark dem Herzog von Holſtein zur Thronfolge in Schweden behilflich ſein, ſo ſollten nach deren Eintritt die herzoglichen Beſitzungen in Holſtein der biſchöflichen Familie abgetreten und, da möglich, mit Bremen, Verden, Oldenburg und Delmenhorſt zu einem Kurfürſtenthum erhoben werden, auf welches Dänemark die Anwartſchaft zu hoffen hätte. Würde aber Dänemark auf dieſe Anträge nicht eingehen, ſo ſolle der Herzog an nichts gebunden ſein und ſollte dann das (noch zu errichtende) Kurfürſtenthum, falls der Biſchof von Lübeck König in Schweden würde, an Schweden fallen. Für das Ausdenken dieſes Projects bedang ſich Baſſewitz, als kleine Recompens, die Grafſchaft Barmſtedt, oder Ranzau. — Indeß er mußte ſich den Mund wiſchen, da ſowol Schweden als Dänemark ſich für die Weſtmächte erklärten, Schweden dem herrenhauſer Tractate (14./25. März 1727) beitrat, Dänemark (16./27. April) eine eigene Allianz mit Frankreich und England abſchloß. Von Preußen und Polen hoffte man dabei, daß ſie die Ruſſen nicht durchlaſſen würden. Auch dieſe Verabredungen wurden überflüſſig, als der Tod der ruſſiſchen Kaiſerin dem holſteiniſchen Einfluſſe in Petersburg für längere Zeit ein Ende machte.

---

[1]) D. h. einer [illegible] ſechs Töchter Chriſtian Auguſt's von Holſtein-Gottorp, des Ob[illegible] des Herzogs Karl Friedrich, dieſes Schwiegerſohnes der Kaiſerin Katharina I. Merkwürdig iſt dabei, daß eine dieſer Prinzeſſinnen in der That, aber auf eine ganz andere Weiſe, eine Stammmutter ruſſiſcher Herrſcher geworden iſt, indem ſie nämlich, mit einem Fürſten von Anhalt-Zerbſt vermählt, die Mutter der Kaiſerin Katharina II. ward.

[2]) Sie ſtarb freilich ſchon am 3. Dec. 1728.

[3]) Der nachherige König von Schweden. Sein älterer Bruder, Karl (geb. 26. Nov. 1706), ſtarb ſchon 30./31. Mai 1727. Von dem jüngſten Sohne, Georg Ludwig, ſtammt das jetzige großherzogliche Haus Oldenburg.

---

[1]) Keiner derſelben iſt dies zu Theil geworden. Die Aelteſte wurde Aebtiſſin von Herford, die Dritte wurde mit Herzog Wilhelm von Sachſen-Gotha, die Vierte mit Fürſt Chriſtian Auguſt von Anhalt-Zerbſt vermählt; die Uebrigen ſind unverehelicht geſtorben.

Die kurländiſche Angelegenheit wollen wir in dem Artikel über Menezikoff, den ſie beſonders berührt, beſprechen. Hier bemerken wir nur, daß ſie das Anſehen Menezikoff's bei der Kaiſerin merklich erſchütterte, nachdem es durch deſſen mehr oder minder verdeckte Oppoſition gegen die Holſteiner ohnedies immer wankender wurde. Das hätte ihm nur durch einen raſchen und kühnen Schlag gefährlich werden können, und vor einem ſolchen, der ſchon beſchloſſen geweſen ſein ſoll, rettete ihn, wie verſichert wird, die durch Baſſewitz 1) erwirkte Fürſprache eben des von ihm befeindeten und auch ſpäter mit Undank belohnten Herzogs von Holſtein. Sobald man ihn nicht völlig ſtürzen wollte, machte er ſich nichts aus ſeinen Gegnern, rächte ſich vielmehr noch bei Lebzeiten Katharinens an Denjenigen, die ihm zunächſt zu ſchaden geſucht hatten, wie ſein Schwager Devier und Tolſtei, in deren Sturz auch Uſchakoff 2) verwickelt

---

1) Wenn das wahr iſt, ſo könnte es die Angabe Lefort's beſtätigen, daß Baſſewitz dem Menezikoff treuer gedient, als ſeinem Herzog. Er wäre aber dann auch dafür geſtraft worden. Denn als ihn Menezikoff nicht mehr brauchte, ließ er auch ihn fallen und Baſſewitz mußte Rußland räumen.

2) Andreij Iwanowicz Uſchakoff, derſelbe, der den Moens in Haft nahm, Sohn des Iwan Alfrejowicz U., lebte nach deſſen Tode mit vier Brüdern (Polykarp, Iwan, Roman und Jeremeij) in tiefſter Armuth, als nowgorodiſcher Landjunker, nur durch die Arbeit ihres treuen Dieners Anefrij ernährt. Dieſer ſoll allen Fünfen Einen

ward, und ließ übrigens die Kaiſerin, von der er keine energiſchen Entſchlüſſe mehr erwartete und deren nahen Tod er vorausſah, bei Seite, um ſich um ſo vollſtändiger des von den Holſteinern unklug und taktlos vernachläſſigten Großfürſten zu bemächtigen.

Der Tod der Kaiſerin, deren Geſundheit ſchon ſeit dem Juli 1726 merklich in Abnahme gekommen, iſt, wie gewöhnlich, auch dem Gifte zugeſchrieben worden, ohne daß man eben äußere Beweiſe für dieſe Verdächtigung hätte, oder darüber einig wäre, wem man die Urheberſchaft beimeſſen ſolle[1]. Die Lebensweiſe der Kaiſerin

---

Sonntagsrock mit feinen Baſtſchuhen geſchafft haben, den der zuerſt Aufgeſtandene anzog. Andrei, geb. 1670, zeichnete ſich frühzeitig durch hohen Wuchs und Körperkraft aus und erhielt ſpäter den Beinamen: „ei! ei! Kindlein!", weil die Bauern das oftmals zu ihm geſagt, wenn er ihre Mädchen über gefährliche Stellen getragen. Er trat als Gemeiner in die preobrazenskoiſche Garde, ward 1707 Lieutenant, 1712 Adjutant des Kaiſers, 1721 Generalmajor, 1724 Senator, 1727 Generallieutenant, bald darauf aber als Major zu einem Feldregimente verſetzt, 1730 rehabilitirt, 1733 Oberſtlieutenant der ſemenowskoiſchen Garde und Obergeneral, 1744 Graf, † im Mai 1747. Seine Tochter war mit Graf Peter Czerniczeff vermählt. Peter d. Gr. gebrauchte ihn viel zu Controlreiſen und Unterſuchungen, und in der That ſcheint er einer der rechtſchaffenſten ruſſiſchen Großen geweſen zu ſein, der wenigſtens nicht aus eigenem Antriebe Böſes that, was in jenen Zeiten und Zuſtänden viel ſagen will.

[1] Nach Einigen ſollte ihr bei einem Gaſtmahl in einem Glaſe ſtarken Getränks Gift gereicht worden ſein; nach Andern hätte ihr Devier, alſo Menczikoff's Gegner, eine vergiftete Birne beigebracht. Der nach Petersburg berufene preußiſche Leibarzt Stahl ſoll erklärt haben: ihr Uebel rühre von einer feindſeligen Hand her und ſei ohne Hilfe. Villebois läßt ſie an einer Arznei ſterben, die ihr Menczikoff in ihrer letzten Krankheit gereicht hätte. Den Reſt hätte ihre Kammerfrau Ganna getrunken, übelſchmeckend gefunden und ſich einige Tage darauf übel gefühlt, worauf ihr ihr Mann, ein Italiener, ein Gegengift gegeben, ohne daß ſie ihre Geſundheit jemals völlig wieder erhalten hätte. Nun die Arznei konnte völlig unverfälſcht ſein und der Ganna doch ſehr übel bekommen, das Gegengift aber das Uebel noch ſchlimmer machen. Jedenfalls hatte Menczikoff in der letzten Krankheit der Zarin keinen Anlaß mehr, ihren Tod noch zu beſchleunigen.

und ihre Krankheitsgeſchichte laſſen ihren Tod als einen ſehr natürlichen und aus der erſteren abzuleitenden erſcheinen. Die unter Peter I. am ruſſiſchen Hofe herrſchende Trinkwuth war auch unter Katharinen beibehalten worden [1]. Der ſächſiſche Geſandtſchaftsſecretair Frenßdorf ſchreibt im Auguſt 1726 [2]: „Wenn Fürſt Menzikoff die Zarin des Morgens beſucht und vor ihr Bett kommt, fragt er: was wollen wir trinken? Beliebt Ew. kaiſerl. Maj. eine Schale Branntwein? Hat man nun davon eine ſtarke Portion eingenommen, ſo wird dann den Tag über bis in die ſpäte Nacht mit allerhand Wein und prostoi (d. h. mit gemeinem Branntwein) die Fortſetzung gemacht, ſolchergeſtalt, daß man wenig nüchtern, ſondern alle Zeit ſchwindlich und döſig iſt." Das war das wahre Gift, welches Menzikoff Katharinen reichte. Neben dem Branntwein liebte ſie beſonders den ſtarken Ungarwein, den ſie durch Kringel einſog. Auch war ihre ſonſtige Lebensweiſe unordentlich und ſie liebte es, im Herbſte und Frühling, bei hellem Mondſchein, ganze Nächte ſpazieren zu gehen. Sie litt ſchon im März 1726 an einer Geſchwulſt der Füße, die bis zu den Oberſchenkeln ſtieg und deren Grund man in „une cause Bacchique" ſuchte, ſowie an häufigen Blutflüſſen, und ſtarb zuletzt (am Abend des 6./17. Mai 1727) an einem mit Waſſerſucht verbundenen Geſchwür in der Bruſt. Sie ſoll bei vollem Bewußtſein geſtorben und noch kurz vor ihrem Tode aufgeſtanden ſein und das heil. Abendmahl empfangen haben. Bei der Oeffnung der Leiche fand man Lungen und Leber ganz von Geſchwüren zerfreſſen[1]).

---

[1] Bei einer prächtigen Waſſerfahrt, welche hauptſächlich Kabutin zu Ehren gegeben ward, ſoll dieſer, ſchon ziemlich betrunken und noch immer trinkend, einer ihn mit: wer da? anrufenden Schildwache geantwortet haben: „Ministre en fonction." (Schmidt-Phiſeldek, I, 338—39.)

[2] Hermann, IV, 181.

Schon einige Zeit vor ihrem Tode hatte man die Tage ihres Lebens berechnen können. Bereits am 27. April waren die Großwürdenträger in den Palaſt berufen worden und hatten ſich dahin geeinigt, daß der Sohn des Zarewicz Thronfolger werden, bis zum Alter von 16 Jahren aber als minderjährig betrachtet werden ſolle. Während dieſer Zeit ſolle das hohe Conſeil, in ſeiner damaligen Zuſammenſetzung, aber unter dem Vorſitze der Herzogin von Holſtein und der Prinzeſſin Eliſabeth, die Geſchäfte führen, zu einem Beſchluſſe deſſelben aber Einſtimmigkeit erforderlich ſein. Der Sohn des Zarewicz, ſowie alle ſeine Unterthanen, ſollten ſchwören, das Todesurtheil gegen ſeinen Vater an Niemand rächen zu wollen. Der Herzogin von Holſtein und der Prinzeſſin Eliſabeth ſollten jeder 1,500,000 Rubel ausgezahlt, die Juwelen der Kaiſerin unter beiden Prinzeſſinnen gleich vertheilt werden. Baſſewitz und Menczikoff hatten es übernommen, das Teſtament nach dieſen Verabredungen zu fertigen; es war, wie alle wichtigeren Erlaſſe der Kaiſerin, von der Prinzeſſin Eliſabeth unterzeichnet, ſollte aber, wie bei ſeiner am Morgen des 7./18. Mai erfolgten Veröffentlichung erklärt ward, nach den Befehlen der Kaiſerin in Gegenwart des k. k. Geſandten Grafen Rabutin aufgeſetzt worden ſein. Die Magnaten hörten nicht ohne Verwunderung, daß es in manchem wichtigen Punkte von jenen Verabredungen abwich. Es ward nicht mehr Einſtimmigkeit des Conſeils verlangt — was auch in der That etwas viel verlangt war — ſondern die Stimmenmehrheit genügte. Der Kaiſer ſollte bei den Berathungen, jedoch ohne Stimme, zugegen ſein. Es war von keiner Verſicherung eines Schutzes für die Richter des Zarewicz die Rede. Wenn der Kaiſer ohne Erben ſtürbe, ſo ſollte die Prinzeſſin Anna mit ihren Deſcendenten, dieſer die Prinzeſſin Eliſabeth mit den ihrigen, dieſer die Prinzeſſin Natalia und deren Linie folgen, der Mannsſtamm aber immer dem Weiberſtamme vorgehen. Niemand, der ſchon eine Krone beſitze, oder nicht der griechiſchen Kirche angehöre, ſollte ſuccediren können. Da die beiden Prinzeſſinnen Töchter der Kaiſerin ihr Erbrecht dem Großfürſten überlaſſen hätten, ſo ſollte einer Jeden, außer dem Brautſchatz von 300,000 Rubeln, 1 Million Rubel nach und nach während der Regentſchaft ausgezahlt werden, auch Jede, ſolange ſie im Lande blieben, jährlich 100,000 Rubel beziehen. Die Prinzeſſin Eliſabeth ſollte mit dem Biſchof von Lübeck[1]) vermählt werden. Alle Juwelen und Privatmeubles der Kaiſerin ſollten unter ihre Töchter gleich vertheilt werden, die liegenden Gründe, die ſie vor ihrer Thronbeſteigung beſeſſen, ihren Verwandten zufallen. Der Kaiſer ſolle verbunden ſein, die Zuſicherungen Peter's I. in Betreff der Reſtitution des Hauſes Holſtein in Schleswig zu halten und überhaupt dieſes Haus beſtens zu ſchützen. Die Adminiſtration ſolle ſich bemühen, eine Vermählung des Kaiſers mit einer Tochter des Fürſten Menczikoff zu Stande zu bringen. Der römiſche Kaiſer ſollte um die Garantie dieſes Teſtamentes erſucht werden.

---

[1]) Hermann, IV, 481, 496—97.

---

[1]) Jezt der oben erwähnte Prinz Karl, der auch in den nächſten Tagen nach Petersburg kam, aber gleich darauf an den Blattern ſtarb, worauf Eliſabeth unvermählt geblieben iſt, aber immer dem Hauſe Holſtein eine Vorliebe bewahrte, der ſie ſpäter als Kaiſerin Wirkſamkeit gab.

Niemand widerſprach. Der Großfürſt Peter II. wurde als Kaiſer Peter II. ausgerufen und ihm, unter dem Donner der Kanonen, gehuldigt und geſchworen. In der nächſten Zeit regierte aber Menczikoff.

V. Fürſt Alexej Menczikoff.

Neben dem großen Zaren Peter I. und ſeiner Gemah
lin Katharina tritt in den in vorſtehendem Aufſatze e
wähnten Mittheilungen des Villebois hauptſächlich jene
gleichfalls aus dunkeln Verhältniſſen emporgehoben
Günſtling Peter's, Alexej Menczikoff, hervor, und wen
wir ihn auch keineswegs zu den vorragendſten Män
nern unter den Baumeiſtern der ruſſiſchen Macht rec
nen wollen, zu den durch Weſen und Schickſa
merkwürdigſten und zugleich für Zeit und Zuſtänd
bezeichnendſten Erſcheinungen jener Jahre gehört
ſicherlich.

Auch über ſeine Abkunft und erſte Geſchichte ſchweb
das Dunkel des Zweifels, ſelbſt wenn wir von de
reinen Romanen, die darüber geſchmiedet worden, wi
der Prinz Kouchimen, gänzlich abſehen. Man ſetzt ſein
Geburt in das Jahr 1674. Ob ſein Vater einer hohe
lithauiſchen Adelsfamilie, von der man doch ſon
nicht weiß, angehört und Offizier der ſemenowskoi'ſche
Garde [1]), oder ob er nur Corporal in der preobraczens

---

[1]) Weber, III, 14.

koi'ſchen Garde [1]), oder, wie jetzt gemeiniglich angenommen wird, ein Bauer und Paſtetenbäcker geweſen, und der Sohn ſelbſt Paſtetchen auf den Straßen verkauft habe [2]), darüber gehen die Angaben meiſt nach der allgemeinen Färbung der Berichte auseinander. Die unterrichteten Herausgeber des Tagebuchs des General Patrick Gordon verſichern (II, 225), auf den Grund ihnen zu Gebote ſtehenden hiſtoriſchen Materials, über das ſie aber nichts Näheres beibringen, die Erzählung von dem Paſtetenbäckerjungen und dergleichen gehöre in das Gebiet der Erfindungen. Menzikoff's Vater ſei ein im Offiziersrang ſtehender Beamter am Marſtall des Zaren geweſen. Gewiß ſcheint, daß er ſeine politiſche Laufbahn in der Hausdienerſchaft des Zaren begann. Ob Peter ihn, wie die Einen wollen, ſchon vorher auf den Straßen bemerkt und in ſeine Dienſte genommen, oder ob er ihn, nach Anderer Angaben, aus ſeiner Stalldienerſchaft hervorgezogen hat, mag dahingeſtellt bleiben; aber übereinſtimmend heißt es, daß ſeine raſchen und entſprechenden Antworten auf an ihn gerichtete Fragen dem Zaren gefielen und ihn beſtimmten, ſich des Knaben weiter anzunehmen. Daß Lefort ihn dem Zaren zugeführt habe, iſt ebenſo unerwieſen, wie daß er dem Zaren durch Entdeckung einer Strelitzenverſchwörung bekannt worden ſei [3]). Villebois läßt den Knaben Menzikoff als Paſtetenverkäufer eine Art Luſtigmacher der Strelitzen und Gardeſoldaten ſein und ſich beſonders im Schloßhofe aufhalten, wo ſich auch der junge Zar, wenig älter als Menczikoff[1], öfters an ſeinen Späßen ergötzt habe, denen er aus ſeinem Fenſter zugehört. Eines Tages hätte ein Strelitze den Knaben etwas ſtärker, als gewöhnlich, an den Ohren gezupft und der Zar dem Soldaten ſagen laſſen: er möge den Jungen gehen laſſen, dieſer aber zu dem Zaren heraufkommen. Dieſer Moment, falls er in ſolcher Weiſe ſtattgefunden, entſchied über Menczikoff's Leben. Als er zum erſten male dieſe Stufen hinaufſtieg, die er ſo oft wieder betreten ſollte, ſtieg er zu Macht und Reichthum und Glanz, zu allem Kampf und Genuß der Herrſcher der Erde, zu den Bahnen des geräuſchmachenden Wirkens und der großen, folgenſchweren Verirrungen, auf den glatten Boden, wo er lange mit Sicherheit wandeln, zuletzt aber ausgleiten und ſtürzen und ſein Leben in den fernen Wüſten Sibiriens beſchließen ſollte, — im Innern, wenn gewiſſe Nachrichten wahr ſind, glücklicher und beſſer, als da er noch von Glanz und Macht umringt war.

---

[1]) A. Gordon, Geſchichte Peter's des Großen, II, 286.

[2]) Dieſe Verſion ſpaltet ſich, indem Einige den Vater Menzikoff's Bauer ſein, den Sohn aber zu einem Paſtetenbäcker in die Lehre kommen laſſen, während Andere dieſe beiden Perſonen in Eine zuſammenziehen.

[3]) Letzteres hat ſchon ſeine chronologiſchen Haken.

Er erſchien, ſo erzählt Villebois, vor dem Zaren, ohne im Mindeſten verlegen zu werden, und zeigte ſich in ſeinen raſchen Antworten als ſo geiſtreicher Bouffon, daß der Zar ihn unter ſeine Pagen aufnahm und ihn ſofort ſeinem neuen Stande gemäß einkleiden ließ. Er fuhr fort, dem Zaren zu gefallen, und dieſer nahm ihn in ſeinen perſönlichen Dienſt und überließ ſich der größten Vertrautheit mit ihm [1]. Menczikoff begleitete den Zaren allerwärts hin, ſelbſt in den Staatsrath, wo er zuweilen ſeine Meinung in drolliger, den Zaren ergötzender Weiſe auszuſprechen wagte, auch wol von den Miniſtern benutzt ward, ihre eigenen Wünſche dem Zaren in unverfänglicher Weiſe zu Ohren zu bringen. Sehr wahrſcheinlich iſt es, daß er, wie anderwärts berichtet wird [2], auch zu der Poteſchnijgarde, jenem erſten Grundſtamm regulärer Soldaten gehörte, welchen der junge Peter aus ſeinen Spielkameraden und andern jungen Leuten bildete und mit dem er ſpäter die Strelitzenmacht brach. Menczikoff war nicht ohne natürlichen Verſtand und geſundes Urtheil, wenn nicht ſeine Begierden in den Weg traten; er war überaus gewandt und unerſchöpflich an Liſten und Ausflüchten; ein ſicherer Inſtinct ließ ihn oft das Richtige erkennen; er beſaß, wie Villebois ſagt, das Genie des Herrſchens [3], intereſſirte ſich aber freilich auch nur für das, was ihn zur Herrſchaft hob, darin behauptete und die Herrſchaft ihm nutzbar machte. Während von manchen Seiten verſichert wird, er habe ſeine ruſſiſche, deutſche und holländiſche Correſpondenz eigenhändig geführt, behauptet Villebois, er habe weder leſen, noch ſchreiben gekonnt und nur gelernt, ſeinen Namen ſchlecht genug hinzumalen. Dieſe Unwiſſenheit ſuchte er, erzählt Villebois, möglichſt zu verbergen, und ſtellte ſich oft, als leſe er in Papieren, benutzte ſie aber, bei andern Gelegenheiten, auch, die begangenen Fehltritte zu beſchönigen. Dagegen verſäumte er nicht, in den neuen Umgebungen und Verhältniſſen, in die er getreten war, ſorgſames Aufmerken und ſcharfe Beobachtungsgabe anzuwenden, um ſich in der Sphäre heimiſch zu machen, in der er fernerhin wirken ſollte. In einer ſpätern Periode, wo in der That, unter Katharina I. und in der erſten Zeit der Regierung Peter's II., das Regiment auf ſeinen Schultern lag, iſt wenigſtens ſeine raſtloſe, unermüdliche Thätigkeit und Arbeitskraft, im Gegenſatze zu der herrſchenden Indolenz, und dem gedankenloſen Sybaritismus der meiſten andern ruſſiſchen Großen, ſelbſt von Solchen anerkannt worden, die ihm keineswegs hold waren [1]). In jener erſten Zeit ſeiner Vertrautheit mit Peter I. beſchäftigte er ſich aber mit nichts, als wie er ſich deſſen Gunſt erwerben und in ihr behaupten könne. Dazu ſoll er, neben ſeiner Bereitheit, den Handlanger der zariſchen Begierden zu machen, hauptſächlich die Schauſtellung einer, wahren oder erheuchelten, Abneigung gegen die altruſſiſchen Formen und Gebräuche und der Vorliebe für das ausländiſche Weſen, das man freilich nur äußerlich nahm, benutzt haben. Uebrigens blieb er noch ziemlich im Hintergrunde, ſolange Le Fort [2]) und Patrick

---

[1] Peter I. war bekanntlich am 30. Mai (10. Juni) 1672 geboren.

---

[1] Auch Villebois (S. 99) erwähnt den Verdacht, daß dieſem Verhältniß eine unter den Ruſſen nicht ungewöhnliche Unſittlichkeit nicht fremd geweſen ſei.

[2] (v. Mannſtein), Beitrag zur Geſchichte Rußlands von 1727 — 1744 (Hamburg und Bremen, 1771), S. 17.

[3] Wohl zu merken, nicht des Regierens.

---

[1]) Hermann, IV, 406.

[2]) Franz Le Fort, ein Sohn des Kaufmanns Jakob Le Fort in Genf, angeblich aus einem piemonteſiſchen, des Glaubens halber emigrirten Adelsgeſchlechte Liforti, oder Lifort, geb. zu Genf 1. Dec. 1656, trat früh in franzöſiſche Kriegsdienſte, focht in der Provence, 1672—73 unter den Schweizern in Flandern, ging aber eines Duells halber zu den Holländern. Wegen Nichtbeförderung ließ er ſich durch Oberſt Werſien für den ruſſiſchen Dienſt anwerben, und ging 1676 nach Archangel, wo er ſieben Monate aufgehalten wurde,

Gordon 1) lebten, die, mit de Cruys, Alexei Semenowicz Schein, Scheremetjeff u. A. und den ſpäteren Münnich und Oſtermann, die wahren Gründer der äußern

---

da der Zar Alexei inzwiſchen geſtorben war und der Woiwode ihn chicanirte. Hier lernte er Ruſſiſch, erhielt endlich Päſſe, Geld und Empfehlungsbriefe, und ging nach Moskau, wo er bei dem däniſchen Reſidenten Horn als Secretär in Dienſte trat und ſpäter Hauptmann in dem Regimente des Oberſten Meneſius wurde, mit dem er 1677 gegen die Türken focht. Schon wollte er, auf Auffoderung des engliſchen Reſidenten Emden, nach England gehen. Die Sache verzögerte ſich aber und inzwiſchen gewann er die Hand der Helene (oder Eliſabeth?) Soubay (nicht Souhait), der Witwe eines Kaufmanns und Tochter des Oberſten Franz Soubay aus Metz, die ihm Vermögen und Verbindungen zubrachte. (Ihre Mutter war eine Schweſter des Oberſten von Bockhofen, deſſen Tochter mit Gordon vermählt geweſen war.) Er blieb nun in Rußland und focht 1680 wieder gegen die Türken. Dann nahm er Urlaub, weil ſein Vater geſtorben und ſah 1681 ſeine Vaterſtadt wieder. Im Jahre 1683 ward er Major. Dem jungen Zaren bekannt geworden, förderte er deſſen Militärluſt und gewann ihn namentlich durch die erwähnte junge Garde, unterſtützte aber auch, ſei es aus eigener Neigung, oder um ſeinen Einfluß zu ſichern, ſeinen Hang zu Trunk, Wolluſt und rohen Späßen. Im Jahr 1686 Oberſt, 1690 Generalmajor, bald darauf Großadmiral und Generallieutenant, begleitete er den Zaren auf ſeiner europäiſchen Reiſe. An der Strelitzenſchlächterei theilzunehmen, weigerte er ſich, wie Blomberg, weil dergleichen in ihrer Heimat nicht Sitte. Von 1698 an ſchrieb er ſich, wie ſeine ganze Familie, Le Fort, weil dieſe Schreibart in dem kaiſerlichen Diplome angewendet war, durch welches dem genfer Syndicus Ami Le Fort (geb. 1642, geſt. 1719) die Ritterwürde ertheilt wurde. Er ſtarb 1. März 1699 an einem Nervenübel. Der Kaiſer betrachtete ſeinen Verluſt als unerſetzlich.

1) Patrick Leopold Gordon, geb. 31. Mai 1635, zweiter Sohn John Gordon's zu Achluichries Caſtle in der Grafſchaft Aberdeen und der Marie Ogilvie, ging, da er katholiſch war, 1651 in das Jeſuitencollegium zu Braunsberg, wo er bis 1653 blieb und dann nach Polen reiſte. Auf der Rückreiſe nach Schottland ließ er ſich in Hamburg für den ſchwediſchen Kriegsdienſt anwerben, ward Ende 1655 von den Polen gefangen und trat in polniſche Dienſte, 1656 von Brandenburgern gefangen, worauf er wieder in ſchwediſche Dienſte trat. Im Jahre 1658 wieder von den Polen gefangen, trat er zum zweiten Male in dieſe Armee und nahm als Capitänlieutenant 1660

Größe Rußlands [1]) waren, hat auch nie das unbedingte Uebergewicht über den Geiſt des Zaren erlangt, das Le Fort beſaß, noch das achtungsvolle

---

an deren Siegen über die Ruſſen Theil. Im Jahre 1661 nahm er ſeinen Abſchied und ging als Major in ruſſiſche Dienſte, wo er ſich 1665 mit der Tochter des ruſſiſchen Oberſten Philipp Albrecht von Bockhoven, eines Engländers und Katholiken, vermählte, die jedoch vor 1673 geſtorben iſt, in welchem Jahre er ſich, am 7. Febr., mit Eliſabeth (Helene) Roonaer, aus einer holländiſchen Familie, verheirathete. 1665 wurde er Oberſt, 1666 mit einer Miſſion nach England beauftragt, focht dann in der Ukraine gegen die Koſaken, zeichnete ſich 1678 vor Tſchigirin aus, ward Generalmajor, 1683 Generallieutenant, kämpfte 1687 gegen die Türken, ward General en Chef, war der wichtigſte Beiſtand des jungen Zaren bei deſſen Erhebung zur Selbſtherrſchaft, organiſirte das neue ruſſiſche Heer, eroberte 1696 Aſow, leitete während der Abweſenheit des Zaren, neben Schein, das Kriegsweſen in höchſter Inſtanz, beſiegte 1698 in Peter's Abweſenheit, die Strelitzen, ſtarb 29. Nov. (9. Dec.) 1699. Seine Kinder, von denen drei Söhne, John, James und Theodor Joſeph, und zwei Töchter, Katharina und Maria, bekannt ſind, haben, die Söhne wenigſtens, Rußland verlaſſen und die Töchter ſcheinen keine Nachkommen dort hinterlaſſen zu haben. Der Alexander Gordon, der das bekannte Werk über Peter den Großen verfaßt hat, war der zweite Mann ſeiner älteſten Tochter, 1696 nach Moskau gekommen und ſchon 1711 als Generalmajor nach Schottland zurückgekehrt, wo er 1752 ſtarb. Von Patrick Gordon aber iſt erſt neuerdings ein unſchätzbares Vermächtniß zu Tage gekommen: ſein Tagebuch von 1655 — 1699, welches Fürſt Obolenski und Dr. Poſſelt in trefflicher Weiſe herausgegeben haben (Moskau und Leipzig, 1849 — 53, 3 Bde.). Patrick Gordon verlangte bis zu der Zeit, wo Peter die Zügel in ſeine Hände nahm, fortwährend danach, Rußland wieder zu verlaſſen, wäre aber über ſeine desfallſigen Bemühungen faſt bei Sophia in Ungnade gefallen. Bei Peter ſtand er in ſolcher Achtung, daß ihm ſelbſt das Trinken erlaſſen ward. Der Name Leopold wurde ihm beigelegt, als er am 6. Juli 1698 von dem Erzbiſchof von Ancyra gefirmelt ward

[1]) D. h. derjenigen Größe, die es erlangt hat und in ihrer Form. Ob es nicht auf anderm Wege gleiche, ſichrere, wenn auch anders geartete Größe erlangen konnte, iſt eine andere Frage.

Vertrauen bei ihm genoſſen, das den Genannten zu Theil ward.

Er begleitete Peter auf ſeiner erſten Reiſe in das europäiſche Ausland (1697 — 1698) und mußte mit ihm in Holland am Schiffsbau arbeiten, tritt aber unter den damaligen zahlreichen Begleitern des Zaren nicht beſonders hervor. Doch gehörte er zu der kleinen Auswahl, welche Peter begleitete, als er, auf die Nachricht von den Strelitzenunruhen, aus Wien nach Moskau zurückeilte.

1699 ſtarben Le Fort, Gordon und Schein, und von da an erſcheint in der nähern Umgebung Peter's des Großen, neben Gholowin, Apraxin, Buturlin u. A., beſonders Menczikoff mit Bedeutung. Man hat keinen Grund, einen beſondern Anlaß zu dem auch äußerlichen Hervortreten der zariſchen Gunſt zu ſuchen; Menczikoff beſaß die Künſte, die er zu ihrer Erwerbung brauchte und, täglich in der Nähe des Zaren, verſäumte er nicht, ſie in Anwendung zu bringen. Doch hat man nach beſondern Gründen geſucht. Rein erdichtet iſt die romanhafte Anekdote, wonach ein Fürſt Amilka, Amalkin oder Damilko, Gouverneur von Aſtrakan, der an der Spitze einer Verſchwörung gegen Peter geſtanden, Menczikoff, als Preis ſeiner Theilnahme an derſelben, die Hand ſeiner von Menczikoff geliebten Tochter verſprochen, Menczikoff aber gleichwohl die Verſchwörung dem Zaren entdeckt hätte, worauf Amilka und 90 Verſchworene hingerichtet und die Prinzeſſin in ein Kloſter gebracht worden wäre, aus dem ſie Peter ſpäter wieder hervorgezogen und mit Menczikoff vermählt hätte [1].

---

[1] Lebensbeſchreibung der Durchl. Katharina Alexiewna (Frankfurt a. M., 1728) S. 343 ff. Hiſtoriſche Nachricht von Alexander

Alexander Gordon (II, 286 ff.), der dem Menczikoff ſehr abgeneigt iſt, führt eine andere Geſchichte als den Grund des raſchen Steigens dieſes Emporkömmlings an. Nach Le Fort's Tode ſei dem Menczikoff namentlich noch die Anna Mons, eine damals von Peter mit beſonderer Gunſt beglückte Dame, im Wege geweſen. Dieſe habe aber eine Neigung zu dem preußiſchen Geſandten Kaiſerling gefaßt, der ſie auch heirathen wollen, und ſei unklug genug geweſen, Menczikoff zu ihrem Vertrauten zu wählen, ja ihm ſelbſt eine ſchriftliche Erklärung ihrer Geſinnung zu geben. Dieſe habe Menczikoff dem Zaren gezeigt, worauf derſelbe ſeine zeitherige Geliebte befragt und, als ſie die Wahrheit der Sache bekräftigt, ihr die gemachten Geſchenke und ſeine Gunſt entzogen habe. Sie habe nach einiger Zeit den Kaiſerling geheirathet, ſei aber noch in dem Jahre ihrer Vermählung aus Gram über ihre Ungnade geſtorben. Dieſe Geſchichte, die ſchon an den inneren Unwahrſcheinlichkeiten leidet, daß die Mons dem Menczikoff im Wege geſtanden und ihn doch zum Vertrauten gewählt habe, daß er ſie überredet haben ſoll, er müſſe etwas Schriftliches von ihr in den Händen haben, wozu man gar keinen Grund ſieht, daß ſie Kaiſerling geliebt und ſich doch über die Ungnade des Zaren zu

---

Danielowitz Fürſt von Menczikoff (1718) S. 6 ff. Merkwürdig, daß dieſe Fabel noch heute in Pierer's Univerſallexikon ſpukt. Menczikoff's wahre Gemahlin war eine Arſenief und ebenſo ſchön, wie ihre Schweſter Barbara häßlich. In Betreff der Letzteren erzählt Villebois, S. 111, in drolliger Weiſe, daß Peter ſie einſt nach Tiſche aus Mitleid, damit ſie nicht ungenoſſen ſterbe, mitgenommen und ſich nachher der Sache als einer guten That berühmt habe, welche vielleicht Nachfolge finde. Die häßliche Schweſter ſcheint übrigens Geiſt und Bosheit beſeſſen und für Menczikoff's böſen Genius gegolten zu haben.

Tode gegrämt haben ſoll, iſt auch äußerlich in mehrfachen Umſtänden ſo irrig, daß man deutlich ſieht, Gordon habe — wie man zu ſagen pflegt — lauten und nicht zuſammenſchlagen hören. Anna Mons war die Tochter eines Bürgers und Weinhändlers zu Moskau, angeblich liefländiſcher Abkunft, bei welchem Peter, wenn er in Moskau war, bisweilen ſpeiſte [1]). Seine Tochter Anna ſoll eine außerordentliche Schönheit geweſen ſein und hatte den Zaren in der That gefeſſelt. Ob ſie dieſe Neigung erwidert, oder auch nur zu erwidern ſich geſtellt habe, darüber ſind die Angaben verſchieden [2]). Die Herausgeber des Tagebuches von Patrick Gordon (II, 688 ff.) verſichern „aus ſicherer Quelle", Peter habe während der Belagerung von Schlüſſelburg [3]) im Jahre 1702 durch folgenden Zufall entdeckt, daß ſeine Favoritin mit dem ſächſiſchen Geſandten, Grafen Königsegg, in einem geheimen Liebesverſtändniß ſtehe. Dieſer Diplomat ſei nämlich dem Zaren in den Feldzug gefolgt und, als er Abends über einen ſchmalen Steg gegangen, unter welchem ein ſonſt unbedeutender Bach gefloſſen, hinuntergefallen und ums Leben gekommen. Sobald der Zar dies erfahren, habe er die Papiere deſſelben in Beſchlag nehmen und ſich bringen laſſen, und darin, zu ſeinem großen Erſtaunen, die Briefe der Anna Mons, ſowie ein ihrem Geliebten geſendetes Liebeszeichen gefunden. Er habe ſie darauf einige Jahre in einer leichten Haft halten laſſen — wol in einem Kloſter? — und aus dieſer habe ſie ſpäter der preußiſche Geſandte von Kaiſerling zu befreien geſucht und ſich deshalb 1707 — alſo in einer Zeit, wo Menczikoff ſchon längſt zu ſeiner äußern Größe geſtiegen war, — mit Menczikoff ſehr überworfen. Es ſei aber gelungen, den Zaren endlich zu beſänftigen, worauf Anna den Kaiſerling geheirathet habe. Dieſer aber ſei am 10. Dec. 1711 auf der Reiſe nach Berlin geſtorben und die Mons, weit entfernt, auch nur hierüber vor Gram zu ſterben, geſchweige denn über die Ungnade des ungeliebten Zaren, habe einen bei Pultawa gefangenen Schweden, Major Müller, geheirathet, als deſſen Gattin ſie 1714 geſtorben ſei.

---

[1]) S. Tagebuch des Patrick Gordon, II, 334. Häufig wird der Mann als Goldſchmied bezeichnet. Daneben erklären mehrere Schriftſteller, daß ſie nicht wüßten, ob der ſpäter bekannt gewordene Vertraute Katharinens, der unglückliche Mons oder Moens und deſſen Schweſter, die Frau von Balk, Geſchwiſter der Anna geweſen ſeien. Vielleicht verhielt ſich die Sache ſo, daß es zwei Bürger in Moskau gab, von denen der Eine Mons ein Weinhändler, der Andere Moens ein Goldſchmied war, der Erſtere der Vater Anna's, der Zweite der Vater der beiden Günſtlinge Katharinens.

[2]) Manche haben behauptet, ſie hätte ſeine Anträge ganz und beharrlich zurückgewieſen, oder doch, ſelbſt indem ſie ſich ſeinen Lüſten hingegeben, ihren Widerwillen gegen ihn unverkennbar an den Tag gelegt. Die letztere Verſion hat Villebois, S. 45.

[3]) Damals, 1702, kann es nicht geſchehen ſein, denn Königsegg lebte noch 1703.

Menczikoff wurde nach Le Fort's Tode mit der Oberleitung der Erziehung des Zarewicz beauftragt, der auch hierbei alle Urſache hatte, den Verluſt Le Fort's zu beklagen. Hätte Menczikoff auch den Beruf zum Fürſtenerzieher und den Willen gehabt, der Aufgabe zu genügen, welches Beides ſehr bezweifelt werden muß, ſchon die Nothwendigkeit, den Zaren auf ſeinen beſtändigen Reiſen zu begleiten, würde es ihm unmöglich gemacht haben, aus jener Stellung mehr als ein einträgliches Ehrenamt zu machen. An dem nordiſchen Kriege nahm Menczikoff unausgeſetzten Antheil. Er war mit vor Narwa, folgte aber auch dem Zaren, als

Dieſer ſich bei der Annäherung der Schweden von dem Heere entfernte 18. (28.) Nov. 1700. Bei der Zuſammenkunft Peter's und Auguſt's II. in Schloß Birſen (Febr. 1701) wird Menzikoff nicht mit erwähnt. Für den Sieg bei Erraſtfer (30. Dec. 1701) überbrachte er dem Scheremetjef [1], der damals zum Generalfeldmarſchall ernannt wurde, den Andreasorden und wird dabei als Lieutenant der Bombardiercompagnie bezeichnet, was ſich aber auf die Bombardiercompagnie des preobraczenskoiſchen Garderegiments bezog, deren Capitain der Zar ſelbſt war und bei welcher Menzikoff als Lieutenant fungirte. In dieſer Eigenſchaft nahm er, mit dem Zaren, an der Erſtürmung von Nöteburg (Schlüſſelburg) (11. Oct. 1702) Theil und wurde zum Gouverneur dieſes Platzes ernannt. Im Mai des folgenden Jahres verdiente er ſich durch Theilnahme an dem erſten, wenn auch unbedeutenden Seeſieg der ruſſiſchen Flotte, welche damals zwei ſchwediſche Schiffe wegnahm, den Andreasorden[1], welchen der Admiral Graf Gholowin[2] dem Bombardiercapitain Zar Peter und dem Bombardierlieutenant Menczikoff zuſprach 10. (21.) Mai. Ihm, nebſt Naryſchkin, Trubetzkoi, Gholoffkin und Sſotof, übertrug der Zar die Vollendung der Citadelle von St.-Petersburg, zu welcher Stadt Peter am 16. (27.) Mai den Grund gelegt hatte, und Er wurde zum erſten Gouverneur derſelben ernannt. Dann wurde ihm die Begründung der Befeſtigungswerke zum Schutze der neuen Hauptſtadt übertragen, aus welchen Kronſtadt[3] erwachſen iſt. Nach der Eroberung von Narwa am 9. (20.) Auguſt 1704 wurde er Commandant dieſes Platzes und Gouverneur von Ingermanland. 1706 wurde er mit 10,000 Mann nach

---

[1] Boris Petrowicz Scheremetjef, Sohn des Peter Waſſiljewicz Scheremetjef, geb. 25. April 1652, kam früh in den Krieg, verdiente ſich 1681 gegen die Türken eine Woiwodſchaft, ward 1682 Bojar, 1686 Leibbojar, leitete die Friedensverhandlungen von Moskau, focht 1695 gegen die Türken, machte 1697 eine große Reiſe nach Italien, wo er die Malteſer auf einer Kreuzfahrt begleitete und in den Orden aufgenommen ward; im nordiſchen Kriege Generalfeldmarſchall, 1706, für Unterdrückung der Unruhen in Aſtrakan, Graf, Urheber des Kriegsplans, der Karl's XII. Verderben war, Führer bei Pultawa, erobert 1710 Riga, wofür er große Güter in Liefland und die drei Pfund ſchweren goldenen Stadtſchlüſſel erhielt; 1711 am Pruth, wo er, um zwei Soldaten zu retten, gegen einen türkiſchen Reiter perſönlich anſprengte und dieſen erſchoß, dann in Polen, Pommern und Mecklenburg, ſtarb an der Waſſerſucht 17. Febr. 1719. Vermählt war er 1) 19. Sept. 1669 mit Eudokia Alexejeffna Czirikow, aus welcher Ehe die Gräfin Anna Gholowin ſtammte; 2) 13. April 1712 mit Anna Petroffna Soltikoff, mit der er die Grafen Peter (geb. 16. Febr. 1713, † 1788 als Obergeneral und Oberkammerherr) und Sergei († 1768 als Garderittmeiſter), ſowie mehre Töchter erzeugte.

---

[1] Dieſer ward am Tage vor Lefort's Begräbniß von Peter dem Großen geſtiftet, am 10. (20.) März 1699, und der erſte Ritter deſſelben ward Gholowin. Den zweiten Andreasorden erhielt (8. Febr. 1700) Maſeppa, den dritten der preußiſche Geſandte von Printzen. Dann bekam ihn Scheremetjef, dann erſt der Zar und Menczikoff, dann der Generalmajor Tſchambers wegen der Eroberung von Narwa.

[2] Fedor Alexejewicz Gholowin hatte 1686—1689 die Unterhandlung mit China über die Grenzberichtigung geführt, von der er erſt im Jan. 1691 nach Moskau zurückkehrte, ward dann Bojar, Woiwode von Sibirien und Generalkriegscommiſſarius, war 1696 bei der Eroberung von Aſow, begleitete den Zar 1697 nach Holland, ward 1699 Generaladmiral, 1700 Generalfeldmarſchall, 1702 Reichsgraf, war auch als Diplomat thätig und † 2. Auguſt 1706. Sein älteſter Sohn, Nikolaj, † 1745 in Hamburg als Admiral, ſein Zweiter, Iwan, ſchon 1708 als Ingenieuroffizier, ſein Dritter, Alexej, 1737 als Flottenoffizier.

[3] Dieſes ſelbſt entſtand erſt 1710 und erhielt erſt 1721 dieſen Namen, während der Platz bis dahin nach der alten Feſte Kronſlot benannt wurde.

Polen geſchickt und erfocht noch den für Polen vergeblichen Sieg bei Kaliſch am 18. (29.) Oct., der die altranſtädter Verhandlungen nicht rückgängig machen konnte. Er war bei den lemberger Verhandlungen, wo jedoch ſein Hochmuth die Polen abſtieß und noch Mehrere von ihnen abgeſtoßen haben würde, wenn nicht ſein Geld ſie verſöhnt hätte. Dann befehligte er die ruſſiſche Reiterei bei Warſchau und führte ſie, als die Schweden über die Oder gegangen waren, nach Litthauen. Er wohnte (Oct. 1707) dem großen Kriegsrath in Mewecz bei, wo der Feldzugsplan zum Empfange der Schweden feſtgeſtellt ward. In Grodno wurde er mit dem Zaren durch Mühlenfeldt's Schuld von den Schweden überraſcht, und ſie mußten ſich noch in der Nacht des 26. Jan. (6. Febr.) 1708 davonmachen. Dagegen ſiegte er am 28. Sept. bei Lesnaga durch Golyzin's Tapferkeit, erſtürmte am 2. Nov. Baturin, die Koſakenhauptſtadt, war mit bei Pultawa und ihm fiel es zu, die Reſte der Schweden, die, unter Löwenhaupt zurückgeblieben, am 30. Juni (11. Juli) 1709 capituliren mußten, zu übernehmen. 1710 war er bei der Belagerung und Einnahme von Riga wirkſam, und befehligte dann längere Zeit in Polen, wo er ſowol den Polen, als ihm misliebigen Unterbefehlshabern zu vielen Beſchwerden Anlaß gab. Am Pruth war er nicht mit, ſondern hatte inzwiſchen die oberſte Leitung der petersburger Angelegenheiten und das Commando in Liefland und Carelien zu führen gehabt. Was würde er gethan haben, wenn der Zar, der vom Pruth aus dem Senate geſchrieben hatte: „Sollte ich umkommen und Ihr bekämet ſichere Nachricht von meinem Tode, ſo wählet unter Euch ſelbſt den Würdigſten zu meinem Nachfolger", wirklich am Pruth den Untergang gefunden hätte, der damals faſt unvermeidlich ſchien und der zugleich faſt alle bedeutenden Männer des Reichs mit betroffen haben würde?

Er hatte damals Keinen in ſeiner Nähe, der ihm ſo leicht die Gewalt hätte beſtreiten können, und ſtand in ganz anderm Glanze da, als wie er noch allgemein als Alexaſchka (Alexanderchen) bezeichnet wurde[1], mit den unbekannt gebliebenen Jermolaj Danielowicz, Gawrilo Menczikoff[2] und Iwan Petiſchoff zur Weihnacht gratuliren ging und von Gordon (1691) mit ſeinen Collegen einen Reichsthaler Trinkgeld empfing.[3] Er war 1702 deutſcher Reichsgraf, 1705 deutſcher Reichsfürſt[4], 1707 ruſſiſcher Fürſt (Knäs), 1709 Generalfeldmarſchall geworden. Auch war er Contreadmiral und führte den Titel eines Herzogs von Ingermanland. Von Dänemark, Preußen und Polen erhielt er hohe Orden und bezog er reiche Geſchenke und Penſionen. Die diplomatiſche Welt betrachtete ihn allerwärts als Den, durch den man auf den Zaren zu wirken habe. Der Freigebigkeit ſeines Gebieters verdankte er ungeheuere Beſitzungen und Reichthümer und hatte ſie noch durch Beſtechlichkeit und Erpreſſungen in ungemeſſener Weiſe erweitert. Denn die Habſucht war die ſchnöde Leidenſchaft, die in ſeinem Charakter dem Ehrgeiz den Rang ſtreitig machte und jedenfalls den feinern Sinn für wahre Ehre gänzlich ertödtete. Mit ſeinem Hochmuth mochte man ſich eher verſöhnen, da er ihn nur gegen ihm Gleichſtehende, nicht gegen Geringere geltend machte, denen er ſich vielmehr freundlich und herablaſſend gezeigt haben ſoll. War er nicht ohne Rachſucht, ſo war er doch auch dankbar für geleiſtete Dienſte. Ein Zug wird von ihm berichtet, der, wenn er nicht auf einer beſonders feinen Berechnung beruht hat, ihm allerdings Ehre machen würde. Es hätten ſich einſt, ſo heißt es, bei den unter ſeinem Befehle ſtehenden Truppen große Unordnungen eingeſchlichen; ein deutſcher Offizier habe dies dem Zaren angezeigt und Peter den Menczikoff hart darüber zur Rede geſtellt. Hierauf habe ſich Menczikoff alle Mühe gegeben, ſeinen Ankläger zu entdecken, und dann zu ihm geſagt: „Sie müſſen wol ein rechtſchaffener Mann ſein, da Sie ſich lieber meiner ganzen Feindſchaft und Rache ausſetzen, als dem Kaiſer eine Sache verſchweigen, die ihn ſo nahe berührt. Seien Sie mein Freund! Stehen Sie mir mit Ihrer Erfahrung und Einſicht bei, die Unordnungen abzuſtellen, und empfangen Sie hiermit ein Geſchenk von 2000 Ducaten als ein Zeichen meiner Hochachtung.“ [1]

---

[1] So noch 1698, nach Korb, in ſeinem Diarium itineris in Moscoviam, der ihn als „quidam Alexander" aufführt, aber ſchon als den Favoriten des Zaren darſtellt.

[2] Der einzige Verwandte Menczikoff's, von dem ſich in jener Zeit eine Spur findet. Er kommt auch einmal als Bootsmann, ſonſt aber nicht vor. S. Tagebuch des Generals Patrick Gordon, II, 727.

[3] Die Sitte des Weihnachtsgratulirens beſtand nur in Großrußland. Namentlich gingen die Geiſtlichen, die Unterbeamten bei ihren Vorgeſetzten, und die Sängerchöre der Großen umher. Der Zar ſelbſt ging wol, aus Scherz, mit ſeinem Sängerchore, oder mit den Geiſtlichen. S. Tagebuch des Generals Patrick Gordon, II, 710 ff. — Gordon gab damals dem Jermolaj, als dem Führer der Geſellſchaft, 1 Ducaten und den drei Begleitern (doch wol zuſammen?) 1 Reichsthaler. Das war reichlich; denn er gab dem erſten Chor des Zaren nur 3 und einmal nur 2 Reichsthaler. S. Tagebuch ꝛc., II, 725 ff.

[4] Das ſoll ihm übrigens vieles Geld gekoſtet haben, das er in Wien vertheilt habe. Villebois hebt (S. 101) mit einem gewiſſen patriotiſchen Stolze hervor, daß er den heiligen Geiſtorden vergebens ambirt habe. Man hatte eine gute Ablehnungsurſache in den Confeſſionsverhältniſſen.

---

[1] Schmidt-Phiſeldek I, 275, aus den „Mannigfaltigkeiten“. Wenn

Menczikoff handelte nicht immer ſo. Sein Hauptfehler war aber doch die Habſucht, und dieſe hat ihm auch am meiſten geſchadet und zuletzt, nächſt ſeinem glückstrunkenen Stolz und Uebermuth, den Untergang bereitet. Zunächſt aber ſchaffte ſie ihm allerdings unermeßliche Reichthümer. Ungeachtet verſchiedener ſtarker Aderläſſe, die Peter der Große dem Vermögen ſeines allzudreiſten Günſtlings beibrachte, ſoll er doch unter der Regierung Katharinens I. eine Gütermaſſe mit gegen 100,000 [1] Leibeigenen und daneben 3 Millionen Rubel an Pretioſen und baarem Gelde und 9 Millionen in fremden Banken beſeſſen haben. Es ging eine gemeine Sage, daß Menczikoff von Riga bis Derbent reiſen und jede Nacht auf einem ihm gehörigen Gute ſchlafen könne. Dazu hatte er von Preußen das Amt Rigen, von Oeſterreich das Schloß Koſel mit deſſen Pertinentien verliehen erhalten.

1712 trat in Petersburg, das ſeit dem April d. J. förmlich zum Sitz der Regierung erhoben worden war, der Großadmiral Apraxin an Menczikoff's Stelle, indem dieſer zum Befehlshaber der Truppen beſtimmt ward, die den ſchwediſchen Krieg in dem nördlichen

---

dabei im Eingange geſagt wird, der Vorfall habe ſich zugetragen, als der Fürſt die ruſſiſche Armee gegen die Türken commandirt habe, ſo muß da freilich ein Irrthum obwalten.

[1] Villebois (S. 101) ſagt ſogar: 150,000. Actenmäßig ſcheint zu erhellen, daß er 1722 82,000 männliche Leibeigene — und nur dieſe werden in Rußland gezählt — rechtmäßig und 32,000 unrechtmäßig beſaß. Die letztern gehörten andern Edelleuten, die ſie nicht von dem mächtigen Menczikoff zu reclamiren wagten. Vergl. Bergmann, V, 276. Es ſcheint übrigens der Umſtand, daß Menczikoff 32,000 Läuflinge beſaß, dafür zu ſprechen, daß er ſeine Leibeigene vergleichungsweiſe mild behandelte.

Deutſchland fortführen ſollten. Im Mai rückte Menczikoff in Pommern ein, wo im Sommer auch der Zar eintraf und nun gegen 40,000 Ruſſen, mit den Sachſen vereint, die Belagerung von Stralſund und Stettin vorbereiteten, bald aber die Schweden des General Steenbock verfolgen mußten, die am 20. Dec. bei Gadebuſch über die Dänen geſiegt hatten, von den Ruſſen und Sachſen bedrängt, in Tönningen der geheimen Sympathie der herzoglich holſteiniſchen Regierung mit Schweden eine vertragsmäßige Zuflucht verdankten, am 16. Mai 1713 aber capituliren mußten. Peter hatte die Armee ſchon am 11. März verlaſſen, um in ſein Reich zurückzukehren, und Menczikoff und Flemming räumten jetzt Schleswig und Holſtein und zogen, unterwegs noch Hamburg und Lübeck brandſchatzend, nach Pommern, wo im Juli Rügen und bis zum 30. Sept. Stettin erobert, das letztere aber, nach der Uebereinkunft vom 6. Oct., Preußen in Sequeſter gegeben ward.

Menczikoff ging nun nach Petersburg zurück, wo ihn zunächſt Verdrießlichkeiten erwarteten. Es war überhaupt eine Zeit gekommen, wo die Gunſt des Zaren bedeutend erkaltet war, und Menczikoff nicht mehr durch eine fortdauernde Zufriedenheit des Zaren mit ihm, ſondern durch eine Peter zur Ehre gereichende Erinnerung an ihr früheres Verhältniß und die von Menczikoff geleiſteten Dienſte, durch die Ueberzeugung von ſeiner die Fehler überwiegenden Brauchbarkeit und durch die Fürſprache Katharinens gehalten ward. Die Würden und Aemter und Commandos, welche auf ihn gehäuft worden, hatten ihn zu oft und zu andauernd von der Perſon des Kaiſers entfernt und inzwiſchen hatten Andere, die an ſeiner Stelle die tägliche vertrauteſte Geſellſchaft des Zaren bildeten, wenn auch, bei geringerem perſönlichen Talent und Takt, nicht den ganzen Einfluß Menczikoff's, doch das Ohr des Zaren gewonnen und ihn an ſich gewöhnt; Jaguſchinskij vor Allen. Jetzt war der Kaiſer mit der Ueberlaſſung Stettins an Preußen unzufrieden, wie ihm denn Menczikoff überhaupt ſeine Pläne, in Norddeutſchland Fuß zu faſſen, nicht nach Wunſche betrieben hatte und der Verdacht nahe lag, daß er durch preußiſche und öſterreichiſche Einflüſſe und Beſtechungen gewonnen worden ſei. Hauptſächlich, es waren dem Zaren die großen Misbräuche, Uebelſtände und Bedrückungen bekannt geworden, die durch das untreue und habſüchtige Gebahren ſeiner hohen Beamten hervorgerufen wurden, und an denen Menczikoff einen vorragenden Antheil hatte.

Zu Anfang des Jahres 1715 ſetzte der Kaiſer eine Commiſſion unter dem Vorſitze des General Waſſilj Wladimirowicz Dolghoruckij [1] nieder, welche dieſe Misbräuche unterſuchen ſollte und eine ungeheure Anzahl von Beamten aller Rangclaſſen vor ihr Forum zog. Aus den höchſten Reihen wurden Apraxin, Menczikoff, der Vicegouverneur von Petersburg Korſakoff, der Oberadmiralitätsherr Kikin, der Admiralitätscommiſſär

---

[1] Geb. 1667, früh in Kriegsdienſten, 1715 Generalmajor, dann Generallieutenant, zu Miſſionen in Holland, Frankreich, Polen, Deutſchland gebraucht, 1718 nach Kaſan verwieſen, 1726 General en Chef gegen Perſien, 1728 Feldmarſchall, durchkreuzte nach Peter's II. Tode die auf den Thron gerichteten Pläne ſeiner Familie, war aber für die Beſchränkung der Souverainetät, kam deshalb 1731 in Haft nach Schlüſſelburg, 1741 rehabilitirt, ſtarb 11. Febr. 1746.

Sinawin, der Generalfeldzeugmeiſter Bruce und die Senatoren Fürſt Wolchonski und Apuchtin ſchuldig befunden. Apraxin, Menczikoff und Bruce [1] waren dem Zaren zu werth, oder zu unentbehrlich, als daß er nicht ihre Entſchuldigung: häufige dienſtliche Abweſenheit habe es ihnen unmöglich gemacht, ihre betrügeriſchen Unterbeamten gehörig zu überwachen, hätte gelten und ſie mit Geldſtrafen davonkommen laſſen ſollen. (Die Erzählung: während eben Dolghoruckij dem Zaren das Protokoll der Unterſuchung vorgeleſen habe, ſei Menczikoff eingetreten, habe ſich dem Monarchen zu Füßen geworfen, Beſſerung verſprochen und die erbetene Begnadigung erlangt, gehört in das Gebiet des ausgeſchmückten Anekdotenwerkes.) Mit der milden Behandlung jener Drei contraſtirte allerdings die Beſtrafung Anderer, auch Hochgeſtellter, ſtark. Korſakoff, Wolchonski und Apuchtin erhielten die Knute, wozu den beiden Letztern noch ein glühendes Eiſen über die Zunge gezogen ward. Die Geringern wurden gleichfalls gepeitſcht und nach Sibirien verwieſen. Alle verloren ihre Güter.

Dieſer Vorgang hielt übrigens Peter nicht ab, bei ſeiner Reiſe nach Holland und Frankreich ſein Reich weſentlich in Menczikoff's Händen zu laſſen. Er hätte Urſache gehabt, ihm bei der Rückkehr zu zürnen, daß er die Flucht des Zarewicz nicht entdeckt und verhindert hatte. Indeß er brauchte ihn gerade mit zu den gegen den Letztern beabſichtigten Maßregeln. Ob man Menczikoff zu den Schürern und Anſtiftern des harten Verfahrens zählen ſoll, welches Peter gegen ſeinen Sohn einſchlug, das wird von der Anſicht abhängen, die man über den Antheil Katharinens an dieſen Vorgängen hat (ſ. oben). Beweiſe für die vielverbreitete Anſicht, die man übrigens bis dahin raffinirt hat, daß Menczikoff den Prinzen abſichtlich habe entfliehen laſſen, um ihn deſto ſicherer zu verderben, exiſtiren nicht. Wir unſeres Theiles halten für gewiß und aus dem ganzen Verfahren Peter's erhellend, daß er ſchon lange her nicht geneigt war, ſeinem Sohne die Nachfolge zu laſſen — der bekannte Brief vom Pruth zeugt ſehr ſtark dafür, — und ſeit den Verſuchen, die er bei dem Tode der Gemahlin des Zarewicz machte, den Unglücklichen auf beſſere Wege zu bringen, ernſtlich geſonnen war, ihn vom Throne auszuſchließen. Daß Menczikoff in den Entſcheidungstagen nicht zur Milde gerathen hat, iſt um ſo glaublicher, als aus der Unterſuchung hervorging, wie er ſelbſt ein Hauptgegenſtand des Haſſes und der Rachſucht der Partei geweſen war, als deren Werkzeug Alexei diente, und Menczikoff nicht der Mann war, ſich durch ſo etwas zur Milde beſtimmen zu laſſen. Sollte doch der Zarewicz, wie ſein Haushofmeiſter Affanaſſieff ausſagte, im Zorne geſchworen haben, den Fürſten Menczikoff und deſſen Schwägerin Barbara (ſ. S. 384) dermaleinſt ſpießen laſſen zu wollen. Immer aber hätte ſich Menczikoff, als er über Alexei zu Gericht ſaß, fragen mögen, ob er in ſeiner Stellung als Oberleiter der Erziehung des Prinzen nicht durch Thun oder Laſſen dazu beigetragen habe, daß der Prinz in Verſtocktheit und verkehrtes Weſen verfiel, und ob er ſomit ganz ohne allen Theil an der Schuld dieſes Opfers der dortigen Zuſtände war. Menczikoff ſchloß ſich unbedingt dem von 124 Großwürdenträgern einſtimmig über den Zarewicz ausgeſprochenen Todesurtheile an.

---

[1] Wir ergänzen die Nachrichten über ihn (Th. IV, S. 179) durch Folgendes: Jakob Daniel Bruce, geb. 1670, ward 1687 Fähnrich, nach der Eroberung Aſows Oberſt, 1705 Artillerichef, 1706 Generallieutenant, 1709 Feldzeugmeiſter, Senator und Präſident des Berg- und Manufacturcollegiums, nach dem ſchwediſchen Kriege und dem Frieden von Nyſtadt Graf; 6. Juli 1726 als Feldmarſchall in Ruheſtand; † 19. April 1735. Er ſchrieb ein Lehrbuch der Geometrie und einen hundertjährigen Kalender in ruſſiſcher Sprache, überſetzte aus dem Deutſchen und Engliſchen in das Ruſſiſche, arbeitete an einer Geographie von Rußland und vermachte ſeine Sammlungen der Akademie.

Faſt unmittelbar darauf ſollte wieder er ſelbſt vor Gericht geſtellt werden, nachdem er eben erſt, nebſt Apraxin, den Zaren auf einer diplomatiſchen Seefahrt nach den Alandsinſeln (Juli bis Sept. 1718) begleitet hatte. Am 20. Sept. 1718 erſchien Peter der Große im Senat, um eine neue Commiſſion zur Unterſuchung der überhandnehmenden Veruntreuungen einzuſetzen. Dieſelbe beſtand, unter dem Vorſitz des Generals Weide[1], aus den Generallieutenants Buturlin (S. 343) und Schlippenbach und den Generalmajors Golizyn und Jaguſchinskij (S. 342). Auch diesmal waren Menczikoff und Apraxin implicirt[2] und vorläufig wurde Menczikoff, wegen übler Verwaltung des ihm anvertrauten Schatzes, des Degens verluſtig erklärt und ſollte fernerer Strafe gewärtig ſein, während Apraxin alle ſeine Würden und Güter verlieren und einſtweilen engem Hausarreſt unterliegen ſollte (Jan. 1719). Aber auch diesmal wog Peter bei dieſen alten Dienern das Eine mit dem Andern ab und begnügte ſich, Menczikoff eine Geldſtrafe von 500,000, Apraxin eine ſolche von 300,000 Rubeln aufzulegen, worauf ſie an der Tafel des Zaren ihm auf Vergeſſenheit des Geſchehenen Beſcheid thun mußten. Dagegen wurde der Gouverneur von Sibirien, Fürſt Matwei Petrowicz Gagarin, zum Tode verurtheilt und wirklich gehenkt, ſein Sohn, Schaffiroff's Schwiegerſohn, zum gemeinen Matroſen degradirt. — Daß der Zar wegen der Görziſchen Verhandlungen auf Menczikoff erzürnt geweſen[1]), iſt uns nicht recht glaublich, da bei dieſen der Zar ſelbſt ſich am meiſten betheiligt und ſie meiſt ohne Menczikoff's Beiſein geführt hatte. Eher könnte es ſein, daß der Zar einer oder der andern Verlegenheit, in die ihn die Entdeckung der bei jenen Verabredungen vorgekommenen Anſchläge gegen andere Staaten gebracht, dadurch ausgewichen ſei, daß er die Schuld auf Menczikoff geſchoben und ſich gegen Dieſen erzürnt geſtellt hatte.

---

[1] Adam Adamowicz Weide, ein in Rußland geborener Deutſcher, ſollte erſt Apotheker werden, trat dann in Kriegsdienſte und war in den aſowſchen Feldzügen Stabsoffizier. Er begleitete den Zaren bei ſeiner erſten großen Reiſe ins Ausland und ward dann Brigadier. Bei Narwa gefangen, kam er erſt 1710, wo er gegen Graf Strömberg ausgewechſelt ward, in Freiheit und ward Generallieutenant. Er war mit am Pruth. 1714 wurde er Chefgeneral und erhielt den Andreasorden, letztern für das Seegefecht von Hangeudd. Er wird in einigen der zahlreichen Verſionen der unerweisbaren Schauerberichte über den Tod des Zarewicz als ein Hauptwerkzeug dabei genannt. Er ſtarb 29. Mai 1720, nach Andern 26. Jan. 1721.

[2] Es würde nur aus den Acten abzunehmen ſein, ob es ſich um neue Vergehen, oder um ältere, bei der frühern Unterſuchung nicht entdeckte handelte.

Auch während des perſiſchen Feldzuges, der den Kaiſer während des größten Theiles des Jahres 1722 entfernt hielt, begleitete ihn Menczikoff nicht, ſondern blieb an der Spitze der Reichsverwaltung, deren wichtigſtes Mitglied, neben ihm und Gholoffin, Schaffiroff war. Beide vertrugen ſich aber nicht, während Beide ſich an Verdienſt, wie an Schuldbarkeit, wenig nachgaben. Ihre Feindſchaft brach zuletzt in die gröbſten Schmähworte aus, die ſie beim Senate miteinander wechſelten (22. Nov. 1722)[1], und als Peter zurückkehrte, kam ihm Schaffiroff ſchon in Zarizin mit Beſchwerden über Menczikoff entgegen, während Menczikoff in Moskau daſſelbe Lied über Schaffiroff anſtimmte. Der Zar entſchied, daß Beide ſchon dadurch ſich gleichmäßig vergangen hätten, daß ſie im offenen Senat ſolches Scandal erregt, weshalb ſie Beide vorläufig eine Geldſtrafe von 100,000 Rubeln zu entrichten hätten, worauf die Beſchuldigungen, die ſie gegen einander erhoben, unterſucht werden ſollten. In dieſe Unterſuchung wurden noch viele andere große und geringe Beamte verwickelt, indem immer Einer die Schuld auf den Andern zu ſchieben, oder ſich durch das Beiſpiel des Andern zu entſchuldigen ſuchte. Die Hauptſtreitenden wurden Beide ſchuldig befunden; aber Schaffiroff's Loos, für den nicht ſo viel alte Gunſt des Zaren ſprach, der keine Fürſprecher und der ſich auch Gholofkin zum Feinde gemacht hatte, war das Schlimmere. Die Unterſuchung wurde durch ein Kriegsgericht geführt, deſſen Vorſitz der Kaiſer ſelbſt führte, während Bruce und eine Anzahl Senatoren und Gardeoffiziere die Mitgliedſchaft bildeten. Schaffiroff, der dabei in Gegenwart aller Richter und Senatoren die Knute bekommen haben ſoll, wurde (23. Febr. 1723) zum Verluſt aller Würden und Güter und zum Tode verurtheilt. Doch wurde das Urtheil, in Erinnerung ſeiner diplomatiſchen Verdienſte und bewieſenen Brauchbarkeit, auf Katharinens Fürſprache, noch auf dem Schaffot, als er den Kopf bereits auf den Block gelegt und der Henker das Beil erhoben hatte [1]), durch Erlaß der Todesſtrafe gemildert. Er kam nach Sibirien, von wo ihn Katharina I. nach ihrem Regierungsantritt zurückrief. Menczikoff wurde durch Verluſt der ihm in der Ukraine geſchenkten Güter und des einträglichen Tabakspachtes, ſowie der Generalſtatthalterſchaft über Eſthland und Ingermanland und eine Geldbuße von 200,000 Rubeln beſtraft. Als der Kaiſer das erſte Mal nach dieſem Vorgange zu ihm kam, fand er, ſo wird erzählt, ſehr grobe und ſchlechte Tapeten in Menczikoff's Zimmern, und als er ſeine Verwunderung darüber bezeigte, ſagte Menczikoff: „Meine reichen Tapeten habe ich verkaufen müſſen, um den Fiscus zu befriedigen.“ Peter verſetzte trocken: „Hier gefällt's mir nicht und ich gehe; aber der nächſten Aſſemblee, die bei Dir gehalten werden wird, will ich beiwohnen, und wenn ich da Dein Haus nicht Deinem Range gemäß ausgeſtattet finde, ſo ſollſt Du eine ebenſo ſtarke Summe an Strafgeldern erlegen.“ Als er den Fürſten wieder beſuchte, fand er Alles im alten Glanze, lobte die Einrichtung, ohne des Vergangenen zu gedenken, und bezeigte ſich äußerſt heiter.

---

[1]) Schmidt-Phiſeldek, I, 260.

---

[1] Lefort's Bericht. Bei Hermann, IV, 430.

---

[1]) Man möchte zur Ehre der Menſchheit annehmen, daß bei dieſem, ſich in jenen Zeiten öfters wiederholenden, ſelbſt gegen ſo hochverdiente Männer, wie Münnich und Oſtermann, angewendeten Verfahren die Verurtheilten vorher geheime Mittheilung von der Begnadigung erhielten und die Ceremonie nur der Zuſchauer halber ſtattfand. Ob der Tod eine Strafe iſt, weiß kein Lebender — und das iſt, beiläufig geſagt, ein wohl zu bedenkendes Argument gegen die Todesſtrafe — aber die Todesangſt iſt es.

Eine andere Anekdote muß, wenn ſie anders wahr iſt, gleichfalls bei dieſer Unterſuchung, der Einzigen, die vor einem Kriegsgericht ſtattgefunden, vorgefallen ſein. Menczikoff erklärte ſich, wird erzählt, durch ein ſchriftliches Bekenntniß, unter Specification der unrechtmäßig erworbenen Summen, für ſchuldig und überreichte dies mit demüthig bittender Rede dem Zaren ſelbſt, in der Sitzung des Gerichts. Peter ward gerührt, und ſtrich weg, was ihm zuviel dünkte, indem er, wol an Menczikoff's früher erwähnte Ausflucht denkend, vor ſich hingemurmelt haben ſoll: „Ei, Bruder, auch das kannſt Du nicht einmal ſchreiben.“ Da erhob ſich der jüngſte Beiſitzer, ein Gardecapitain, und ſagte zu ſeinem Nachbar: „Laß uns gehen, Bruder, wir haben hier nichts mehr zu thun.“ Der Zar ſah, daß der Offizier ſeinen Hut nahm und fortgehen wollte, und rief ihm zu: „Wohin gehſt Du?“ „Nach Hauſe“, antwortete der Capitain; „denn wir haben hier nichts mehr zu thun, wenn Du ſelbſt den Betrügern anzeigen willſt, wie ſie zu antworten haben.“ Der Kaiſer, weit entfernt, dieſen Freimuth übel aufzunehmen, überdem durch die Rückſicht auf das Gericht und deſſen Formen gebunden, ſagte mit freundlicher Miene zu dem jungen Offizier: „Setze Dich nur wieder auf Deinen Platz, damit wir von Dir hören, was Du hierüber vorzubringen haſt.“ Der Capitain gehorchte und ſagte dann: „Da Du uns zu Richtern in Menczikoff's Sache ernannt haſt, ſo ſollten wir Alles erfahren, was auf dem Papiere ſtand; der Angeklagte ſollte während der Verleſung ſeiner Schrift an der Thür ſtehen und darauf hinausgehen, und ich, als das jüngſte Mitglied des Gerichts, müßte zuerſt meine Meinung ausſprechen.“ Hierauf ſagte der Zar zu Menczikoff: „Hörſt Du, wie zu verfahren iſt?“ Menczikoff mußte ſich in der That an die Thür ſtellen und ſein Sündenbekenntniß anhören, darauf aber das Zimmer verlaſſen. Der Capitain verbreitete ſich nun darüber, daß Menczikoff, der die ihm bewieſene Gnade des Kaiſers durch die höchſte Treue und Pflichtmäßigkeit hätte vergelten ſollen, ſich derſelben vielmehr unwerth gezeigt habe, und ſtimmte für Verluſt des Lebens und Vermögens. Einige Mitglieder traten dem bei; Andere ſchlugen eine mildere Strafe vor, doch Keiner eine Geringere, als die Verweiſung nach Sibirien. Als Alle ihre Meinung geſagt hatten, ſprach der Zar zu den Richtern: „Wenn es ſich um die Ehre und das Leben eines Menſchen handelt, ſo verlangt die Gerechtigkeit, daß man ſeine Vergehungen und ſeine Verdienſte auf unparteiiſcher Wagſchale abwäge und, wenn die Verdienſte überwiegen ſollten, Gnade für Recht ergehen laſſe.“ Hierauf recapitulirte Peter kürzlich Alles, was er von Menczikoff zu rühmen wußte, und hob beſonders hervor, daß er ihm ſelbſt mehrere Male das Leben gerettet habe [1]), worauf er auf Vermögensſtrafe antrug und hinzuſetzte: „Ich habe ihn noch für die Folge nöthig.“ Die Richter erklärten darauf: wenn Menczikoff ſo glücklich geweſen ſei, dem Monarchen das Leben zu retten, ſo hielten ſie ſich verbunden, ihm auch das Seinige zu erhalten, und willigten in die Vermögensſtrafe. Wenn dieſe Geſchichte einen Grund hat, ſo wäre es intereſſant, den Namen des jungen Offiziers zu wiſſen.

---

[1]) Darüber iſt uns ſonſt nichts bekannt geworden; indeß konnte es bei dem bewegten Leben Peter's im Kriege, zur See und auf ſonſtigen Reiſen wol mehrfach begegnet ſein, ohne daß man der Sache weiter gedachte.

Eine andere Geſchichte, die wir aber auch nur in unkritiſchen Anekdotenmagazinen gefunden haben, knüpft ſich gleichfalls an jene Unterſuchung. Um der Rückgabe der 32,000 Läuflinge zu entgehen, hätte Menczikoff, mit Hilfe eines beſtochenen Landcommiſſars, ſeine Beſitzungen, auf Koſten ſeiner Nachbarn beträchtlich erweitert. Die Beeinträchtigten hätten es anfangs nicht gewagt, ſich an den Kaiſer zu wenden; endlich aber hätten Einige ihre Beſchwerden dem Fürſten Dolgorukij mitgetheilt, der ſie ſofort dem Zaren vorgetragen. Dieſer habe zunächſt den Guterinſpector Menczikoff's verhören wollen, welchen Menczikoff aber verborgen habe. Endlich ſei er jedoch entdeckt und durch einen Gardeoffizier verhaftet worden. Nun ſei Menczikoff, nachdem er ſich vorher der Fürſprache Katharinens verſichert, in einer bloßen Offiziersuniform zu dem Zaren gegangen, hätte ihm ſeinen Degen und ſeine Orden zu Füßen gelegt und ſich für unwürdig erklärt, ſie ferner zu tragen. Peter wurde durch dieſe Scene gerührt; Katharina trat zur rechten Zeit ein und Menczikoff wurde, wenn auch mit heftigen Vorwürfen überhäuft und zur ſofortigen Zurückgabe des unrechtmäßigen Beſitzes angehalten, nochmals begnadigt. — Bei kleinern Vergehen ſoll er übrigens wiederholt von Peter perſönlich gezüchtigt worden ſein [1]), ſowie er ſich auch ſonſt gefallen laſſen mußte, wie andere Umgebungen des Kaiſers, gelegentlich mit dem Fuße geſtoßen zu werden, oder einen Jagdhieb zu erhalten. Eine Anekdote ſagt, daß der Zar einmal, als ihm wieder eine Anzahl Vergehen des Fürſten bekannt geworden, zu demſelben in deſſen Palais in Waſſilej-Oſtrow gefahren ſei, Menczikoff ſchlafend im Bette getroffen, ihm ſeine Vergehen vorgehalten und ihn tüchtig durchgehauen habe. Auf dem Rückwege begegneten ihm eine Menge geputzter Leute, die ihm, auf Befragen, ſagten, daß ſie dem Fürſten Menczikoff zu deſſen Namenstag Glück zu wünſchen kämen. Der Zar kehrte ſofort mit ihnen um. Menczikoff erſchrak, als er ihn kommen ſah, und dachte, es ſolle noch einmal uber ihn hergehen. Der Zar aber trat ihm mit freundlichem Geſichte entgegen und ſagte: „Ich habe gehört, daß heute Dein Feſt iſt und bin daher mit dieſen guten Leuten gekommen, Dir Glück zu wünſchen und bei Dir zu ſchmauſen“, worauf ſich Alles in Heiterkeit auflöſte.

---

[1]) Die Knute, wie man häufig lieſt, wird er ihm wol nicht gegeben haben, denn dieſe gilt für entehrend, wol aber die Batoggen (lange, dünne Stäbchen), oder die Peitſche, oder einfache Stockprügel.

Die wiederholten Züchtigungen beſſerten Menczikoff freilich nicht, und noch in den letzten Jahren der Regierung Peter des Großen erneuerten ſich die Entdeckungen von ihm aus Habſucht verſchuldeter Misbräuche. Der Zar wählte jetzt ein präventives Mittel und entzog ihm 1723 [1]) die Präſidentſchaft im Kriegscollegium, um ihm ſo eine Hauptgelegenheit zu Erpreſſungen abzuſchneiden. Es geſchah geräuſchlos und ohne den äußern Anſchein einer Unzufriedenheit mit dem Fürſten, wie denn das Kriegscollegium ſich bei ſeinem Abgange in corpore zu ihm verfügte, um ihm für ſeine verdienſtvolle Direction Dank zu ſagen. Als im folgenden Jahre das Collegium einen andern Chef des ingermanländiſchen Regimentes ernannte, beſtätigte der Zar den Fürſten in dieſer Eigenſchaft, da er als Titularherzog von Ingermanland beſtändiger Oberſter jenes Regiments war, und ließ ihm das Recht, die Offiziere deſſelben zu ernennen und zu befördern. Es entſpann ſich aber aus jenem Wechſel eine ſtarke Erbitterung Menczikoff's gegen Repnin (S. 340), der ſein Nachfolger geworden war, und Lefort berichtet [1], daß ſich Beide, auf der Taufe bei Jaguſchinskij, gräulich gezankt und Einer dem Andern die ſieben Todſünden vorgeworfen hätte. Kurz vor dem Tode des Zaren erhob der Fiscus wieder Anſprüche an Menczikoff, diesmal nur im Betrage von 50,000 Rubeln. Menczikoff ſei krank an Geiſt und Körper geweſen, ſchreibt Lefort [2]. Er habe erklärt, daß er nicht im Stande ſei, die Zahlung zu leiſten, und man habe darauf gedroht, ſein ganzes Vermögen in Beſchlag zu nehmen, wenn er nicht augenblicklich zahle. Katharina ſoll in der letzten Krankheit des Zaren ſeine Begnadigung nochmals erlangt haben [3]. — Der Verdächtigung, als habe Menczikoff, um ſich eben den Folgen der ihm drohenden Ungnade zu entziehen, den Tod des Zaren herbeiführen helfen, haben ſelbſt Gegner deſſelben entſchieden widerſprochen und gilt daſ-

---

[1]) Nach Andern 1721, was wir aber für irrig halten.

---

1) Vom 7. Nov. 1724; bei Hermann IV, 493.

2) Vom 25. Nov. 1724; a. a. O. 444.

3) Nach Lefort's Bericht ſcheint es, daß es vor dem 21. oder 23. Jan. a. St. (1. oder 3. Febr. n. St.) geſchehen wäre. Bei Schmidt-Phiſeldek I, 262 finden wir den 26. Jan. 1725 angegeben.

ſelbe von ihr, was wir in Betreff der gleichen Beſchuldigung gegen Katharina bemerkt haben.

Welchen Antheil Menczikoff an der Thronbeſteigung Katharina's I. gehabt und welche gewichtige Stellung e während ihrer Regierung eingenommen, das iſt bereit in dem ihr gewidmeten Artikel beſprochen worden. Im Allgemeinen ſieht man, daß er ſich ſeit dem Tode Peter's des ſtärkſten Zugels entledigt fühlte, daß Pete der Einzige geweſen war, vor dem er ſich unbedingt beugte, vor dem er Furcht, vielleicht Ehrfurcht hatte Er tritt von nun an immer kuhner und hochtrabender auf. Katharina, wenn es auch ſcheinen mochte, als ob ihre Gunſt fur ihn in der letzten Zeit wankend würde, glaubte er völlig in ſeiner Hand zu haben. Den ruſſiſchen Großen hielt er ſich unbedingt überlegen und die wenigen Ausländer, die ihm gefährlich werden konnten, ſuchte er durch jene Chicanen, welche allen Ruſſen gegen die Ausländer geläufig ſind, niederzuhalten und unſchädlich zu machen.

Die kurländiſche Angelegenheit hatten wir uns für den vorliegenden Artikel vorbehalten. Das Herzogthum Kurland, die alte Eroberung der Schwertbrüder, die ſich 1233 mit dem deutſchen Orden verbündeten und ſeitdem als Ordo Teutonicus in Livonia daſtanden, verdankte ſeine Entſtehung der Reformation, welche in Preußen zu dem Vorgange geführt hatte, daß ein Hochmeiſter des deutſchen Ordens das Land, das er als Beſitzthum des Ordens verwaltete, in ein Erbland verwandelte und ſeinem Hauſe erwarb. In Liefland ging jedoch die Veranlaſſung zu einem ähnlichen Schritte nicht ſowol von den kirchlichen oder politiſchen Strebungen des Hochmeiſters, als von äußerer dringender Nothwendigkeit aus [1]. Die Ruſſen, welchen noch 1502 Walter von Plettenberg, durch den großen glorreichen Sieg am 17. Sept., einen funfzigjährigen Frieden aufgenothigt hatte, erneuerten nach Ablauf deſſelben ihre Angriffe. Weder von Deutſchland, noch von Schweden war eine Hilfe zu hoffen, von Letztern wenigſtens keine uneigennützige, und der Orden ſelbſt auch im Innern geſchwächt und zerſpalten. Die letzten Heermeiſter erſchöpften ſich in Verſuchen, auswärtigen Beiſtand zu gewinnen; aber die kraftigſten Nachbarſtaaten wollten denſelben nicht für einen von ihnen getrennten und unabhängigen Staat leiſten, wenngleich das ſichere Beſtehen deſſelben ihnen ſelbſt als Schutzwehr dienen konnte. Sie ſtellten ihren Schutz nur gegen das Opfer der Unabhängigkeit in Ausſicht. Der Vertrag von Wilna zwar, durch welchen der Heermeiſter Gotthard Kettler [2], noch in dem erſten Jahre ſeiner Erwählung, dem Obereigenthum des heiligen römiſchen Reiches unbeſchadet, ſich nebſt dem Orden und den Ordensländern in den Schutz des Königs von Polen begab (31. Aug. 1559), bedingte nur eine Verpfändung eines nach dem Kriege für 600,000 Fl. zurückzuſtellenden Landſtrichs. Aber faſt gleichzeitig hatte ſich das Bisthum Oeſel unter däniſchen Schutz geſtellt und dem König von Dänemark die Ernennung des Biſchofs überlaſſen (26. Sept. 1559). Der ernannte Biſchof,

---

[1] Dieſe wirkte übrigens auch in Preußen mit und die Sachen würden dort anders gekommen ſein, wenn Preußen von Deutſchland wirkſamere Hilfe gegen ſeine Bedränger in Polen erhalten hätte.

[2] Er ſtammte aus dem Herzogthum Berg. Am 10. März 1566 mit der Prinzeſſin Anna von Württemberg vermählt, ſtarb er am 17. Mai 1587.

Herzog Magnus von Holſtein [1]), landete zu Arensburg (16. April 1560) und brachte in kurzem die Stifter Oeſel und Pilten, das Bisthum Reval und die Abtei Padis an ſich, die der Heermeiſter, um einen innern Krieg zu verhüten, ihm abtrat. Am 5. April 1560 kamen die Häupter des Ordens zu Riga überein: falls keine auswärtige Hilfe zu erlangen ſei, ſolle es dem Heermeiſter freiſtehen, in den weltlichen Stand zurückzutreten, ſich zu vermählen und Liefland zu ſeinem Erbſtaate zu machen. Wäre man aber genöthigt, ſich einem auswärtigen Potentaten zu unterwerfen, ſo ſollte desfalls das Abſehen beſonders auf Polen gerichtet werden. Die Polen waren aber keineswegs eifrig, dem Orden Hilfe zu ſenden, wohl aber, ſich in Beſitz der liefländiſchen Städte zu ſetzen. Eſthland, durch ſeine Lage beſtimmt und auch ſonſt hierin klüger wählend, entſchied ſich für Schweden und ſchon 1561 kündigte die Ritterſchaft in Harrien und Wirland, nebſt der Stadt Reval, dem Heermeiſter den Gehorſam auf und huldigte dem König von Schweden. Nun ward nochmals zu Wilna zwiſchen Polen und dem Orden unterhandelt und man verglich ſich dahin, daß Liefland ſich, mit Erhaltung ſeiner Verfaſſung und der freien Ausübung der evangeliſchen Religion, der Krone Polen unterwerfen, das Land dieſſeits der Dwina aber zwiſchen Schamaiten und Litthauen, ſoweit es Ordensland war, dem Heermeiſter Gotthard Kettler als ein erbliches Herzogthum Kurland und Semgallen, unter polniſcher Oberlehnshoheit, zufallen ſolle. Die betreffende Urkunde, das Privilegium Sigismundi Augusti, unterzeichnete der König am 28. Nov. 1561 und damit begann die Dynaſtie Kettler in dem „Gottesländchen" Kurland. Der neue Herzog Kettler führte nun, durch den Generalſuperintendenten Stephan Bülau, die lutheriſche Kirchenverfaſſung in ſeinem Lande ein, verheirathete ſich, wie erwähnt worden, 1566, bekannte ſich ſelbſt aber erſt in ſeinem Todesjahre (1587) öffentlich zur augsburgiſchen Confeſſion. Sein älteſter Sohn, Herzog Friedrich [1], regierte zwar anfangs allein, ward aber 1589 beſtimmt, mit ſeinem Bruder Wilhelm [2] zu theilen, worauf Friedrich zu Mitau, Wilhelm zu Goldingen reſidirte. Beide geriethen aber in große Mishelligkeiten mit ihren Ständen, wobei die Erbitterung ſo weit ſtieg, daß die Brüder Nolden, deren Oppoſition dem Herzog Wilhelm vielen Verdruß verurſacht hatte, und die als königliche Commiſſarien, zur Unterſuchung der Streitigkeiten zwiſchen den Jeſuiten und der Stadt Riga, durch Mitau kamen, in ihrer Herberge von Dienern des Herzogs Wilhelm ermordet wurden. Ein Beſchluß des polniſchen Reichstags erklärte dafür ihn und ſeine Deſcendenten, der Felonie halber, des Herzogthums verluſtig und das Land wieder ganz an Friedrich überlaſſen. Herzog Wilhelm, der nach Pommern gegangen war, fand jedoch bei den Schweden Schutz, wurde 1632, in Folge der Kriege zwiſchen Schweden und Polen, wieder eingeſetzt und gelangte nach dem Tode ſeines Bruders (1639) in Beſitz des ganzen Herzogthums. Auch erlangten es die kuriſchen Stände, daß der Plan des Königs Wladislaus von Polen, das Land ſeinem Bruder, dem nachherigen König Johann Caſimir (Th. V, S. 300), zu verleihen, nicht zur Ausführung kam, ſondern der einzige Sprößling Wilhelm's, Prinz Jakob [1]), daſſelbe als ein neues Lehn der polniſchen Krone erhielt. Jakob war ein wohlwollender, einſichtsvoller und thätiger Regent, der viel für den Aufſchwung ſeines Landes that und mit den ſtrebſamſten Regenten ſeiner Zeit in freundſchaftlichem Verkehr ſtand. Er brachte das Stift Pilten wieder an das Herzogthum und erwarb ſelbſt eine überſeeiſche Colonie, die Inſel Tabago, die jedoch bald in die Hände der Holländer fiel. Indeß konnten ihm weder die immerwährende Neutralität, die ihm Schweden 1647 zugeſtanden hatte, noch die 14,000 Soldaten, welche Kurland unter ihm unterhielt, dagegen ſchützen, daß dieſelben Schweden ihn in Mitau überfielen und gefangen nahmen. Der Friede von Oliva (3. Mai 1660), in dem er die Inſel Runen und einige Landſtriche jenſeits der Düna abtrat, ſetzte ihn wieder in Freiheit, die er noch 22 Jahre genoß. Sein älteſter Sohn Friedrich Caſimir (geb. 6. Juli 1650 † 22. Jan. 1698) hatte in erſter Ehe nur einen nach wenigen Monaten wieder verſtorbenen Sohn und vier Töchter [1]) erzeugt. In zweiter Ehe, mit Eliſabeth Sophie von Brandenburg [2]), wurden ihm zwar zwei Söhne geboren; aber der Jüngere (Leopold Karl, geb. 14. Dec. 1694 † 21. Juli 1697) ſtarb in früher Kindheit und auch der Aeltere, Friedrich Wilhelm (geb. 19. Juli 1692), der bei ſeiner Mutter in Franken erzogen ward, vermählte ſich zwar am 13. Nov. 1710 mit der Großfürſtin Anna Iwanowna von Rußland (geb. 5. Febr. 1693), einer Tochter des Zaren Iwan II. und Nichte Peter des Großen, ſtarb aber ſchon am 22. Januar 1711, ohne eine Nachkommenſchaft erweckt zu haben [3]). Jetzt

---

[1]) Bruder König Friedrich's II. von Dänemark. Geb. 14. Auguſt 1540, vermählte er ſich 12. April 1574 mit Maria von Rußland (geb. 1560, † 12. März 1583) und † 17. März 1583. Die einzige Frucht dieſer Ehe, Marie (geb. 1580), ward mit dem ruſſiſchen Patriarchen und Kanzler, Albert Janewicz, vermählt.

---

[1] Er vermählte ſich 1600 mit Eliſabeth Magdalene von Pommern, † aber 1639 kinderlos.

[2] Geb. 20. Juli 1574, vermählt 1609 mit Sophie von Brandenburg-Preußen, einer Enkelin Herzog Albrecht's; er † 17. April 1640. Seine Gemahlin war ſchon 1610, wol an den Folgen ihrer Entbindung von ſeinem einzigen Sohne, geſtorben.

---

[1]) Geb. 28. Oct. 1610, ſucc. 1642, vermählte ſich 9. Oct. 1645 mit Luiſe Charlotte von Brandenburg (geb. 3. Sept. 1617, † 18. Auguſt 1676) und † 31. Dec. 1682. Aus ſeiner Ehe wurden vier Söhne: Friedrich Caſimir, ſein erſter Nachfolger, Karl Jakob (geb. 20. Oct. 1654, † 29. Dec. 1677), Ferdinand, ſein dritter Nachfolger und Alexander (geb. 16. Oct. 1658 † 1686 vor Ofen) und drei Töchter geboren, von denen Louiſe Eliſabeth (geb. 12. Auguſt 1646, † 16. Dec. 1690) am 2. Nov. 1670, die zweite Gemahlin des Landgrafen Friedrich II. von Heſſen-Homburg (geb. 30. Mai 1633, † 21. Jan. 1708) und eine Mutter von zwölf Kindern, Charlotte Sophie 1688 Aebtiſſin von Hervorden wurde und Marie Emilie (geb. 12. Juni 1653 † 16. Juni 1711) ſich am 21. Mai 1671 mit Landgraf Karl von Heſſen-Kaſſel (geb. 7. Auguſt 1654 † 23. März 1730) vermählte, dem ſie vierzehn Kinder gebar.

---

[1]) Der Sohn war Prinz Friedrich (geb. 3. April 1682 † 11. Febr. 1683). Unter den Töchtern vermählte ſich Maria Dorothea (geb. 23. Jul. 1684 † 17. Jan. 1743) 31. Oct. 1703 mit Albrecht Friedrich von Brandenburg (geb. 14. Jan. 1672 † 21. Juni 1731). Die Mutter war Amalie von Naſſau-Siegen (verm. 5. Oct. 1675 † 25. Nov. 1688).

[2]) Geb. 26. März 1674, verm. 29. April 1691, † 22. Nov. 1748. Sie vermählte ſich in zweiter Ehe mit Chriſtian Ernſt von Baireuth (1703), ward 1712 wieder Witwe, nahm dann in dritter Ehe Ernſt Ludwig von Meiningen (1714) und ward 1724 nochmals Witwe.

[3]) Anna wollte zwar ſchwanger ſein, es ergab ſich aber als grundlos.

fiel die Regierung ſeinem Oheim Ferdinand [1]), dem dritten Sohne des Herzogs Jakob, zu. Dieſer aber hatte fortwährenden Streit theils mit den Ständen, theils mit Polen, das ſich der Letztern annahm und ſchließlich eine Landesverwaltung einſetzte, deren letztes Ziel die Einverleibung des Herzogthums in Polen war, weiter mit den Ruſſen, welche in das Land rückten, um der Herzogin zu helfen, deren Witwengehalt nicht gezahlt worden war, und ſchließlich mit mancherlei Prätendenten der Nachfolge. Er hielt ſich deshalb gar nicht im Lande auf, ſondern lebte in Danzig.

Als nun die Abſicht der Polen, bei einem Erlöſchen des Kettler'ſchen Mannsſtammes das Herzogthum in eine polniſche Provinz zu verwandeln und es in Wojewodſchaften und Staroſteien zu zerfällen, unverkennbar hervortrat, glaubten die kurländiſchen Stände dieſer Gefahr am beſten begegnen zu können, wenn ſie einen Thronfolger erwählten: und wenn ſie dabei ihr Abſehen auf den Grafen Moritz von Sachſen [2]) richteten, ſo mögen ſie theils die perſönlichen Eigenſchaften dieſes geiſtreichen, ritterlich kühnen und unternehmenden Fürſtenſohnes, theils der Umſtand dazu bewogen haben, daß ſein Vater König von Polen war. Indeß Auguſt's Hände waren in Polen gebunden und es kam ihm nicht in den Sinn, ſich in Polen Schwierigkeiten zu bereiten, um einen wahrſcheinlich doch vergeblichen Beiſtand einem Sohne zu leiſten, der nur Einer aus ſo Vielen, die Frucht einer längſt gelöſten

---

[1] Geb. 2. Nov. 1655, † 4. Mai 1737.

[2] Geb. 28. Oct. 1696, † 30. Nov. 1750. Künftig vielleicht einmal ausführlicher über ihn.

Verbindung war und den er vollſtändig abgefunden zu haben erklärte. Freilich wenn er die Feldherrntalente ſeines Sohnes, die ſich erſt lange nachher in ihrer ganzen Größe entfalteten, gekannt, wenn er es dieſem vertraut hätte, in Polen ſelbſt Ordnung und feſtes Regiment zu ſchaffen und, was damals noch möglich, gegen die Nachbarmächte zu behaupten, man könnte ſich denken, daß die Weltgeſchichte eine andere Wendung genommen haben würde.

Wie die Sache ſtand, hätten die Kurländer freilich klüger gehandelt, wenn ſie den Wink, der ihnen von Rußland und Preußen ſchon 1715 gegeben worden [1], benutzt und einen brandenburgiſchen Prinzen gewählt hätten, woraus leicht eine dauernde Verbindung Kurlands mit Deutſchland erwachſen ſein möchte. Indeß ſie blickten zunächſt auf die Beziehungen zu Polen, von wo ihnen die Gefahr am drohendſten ſchien und glaubten, dieſe am erſten abwenden, oder doch mildern zu können, wenn ſie den polniſchen König ſelbſt in ihr Intereſſe zu ziehen ſuchten [2]. Die Unterhandlungen zwiſchen den Ständen und Moritz, beſchleunigt durch eine Krankheit, in die der Herzog Ferdinand verfiel, wurden durch den kuriſchen Reſidenten in Warſchau, Oberhauptmann Brackel, gepflogen. Unter dem Vorwande, die Anſprüche ſeiner Mutter in Liefland [1]) geltend zu machen, erſchien Graf Moritz, auf einer Reiſe nach Riga, mit glänzendem Gefolge in Mitau und machte auf die Großfürſtin den günſtigſten Eindruck, wobei es ihr nachzurühmen iſt, daß ihre Theilnahme für ihn noch fortdauerte, als ſie erkannt hatte, daß er ſo flatterhaft ſei, wie ſein Vater, und ihre Neigung keineswegs aufrichtig erwidere. Allerdings war ſie drei Jahre älter, als er, der damals ſchon 33 Jahre alt. Moritz ward in der That, trotz aller polniſchen Abmahnungen, am 17. (28.) Juni 1726 einſtimmig zum künftigen Herzog erwählt [2]), ihm auch 5. Juli die Wahlurkunde überreicht, nachdem er ſich, wider den Befehl ſeines Vaters, von dem er jedoch glaubte, daß er in

---

[1] Damals vereinigten ſich Rußland und Preußen dahin, den kurländiſchen Ständen einen brandenburgiſchen Prinzen, der mit der verwitweten Herzogin vermählt werden ſollte, zu empfehlen.

[2] Ganz grundlos war ihre Speculation allerdings nicht. Theils war der König in ſeinem Herzen dem Plane ſeines Sohnes nicht abgeneigt, wenn er auch öffentlich gegen denſelben handeln mußte; theils hatte Moritz am polniſch-ſächſiſchen Hofe und in Polen ſelbſt immerhin Verbindungen, durch die er wenigſtens bewirken mochte, daß es bei den Polen, wie gewöhnlich, bei Worten und Beſchlüſſen blieb. So ſchreibt Graf Moritz, 7. Nov. 1726, an ſeine Mutter u. a. „Ich habe einen Theil Polen für mich und viele Mitglieder der Reichsverſammlung. Der Großmarſchall hat, wie ein Held, zu mir gehalten, und ſeine Gemahlin hat Alles für mich aufgeboten. Er hat ganz offen erklärt, daß, wenn die Republik irgend etwas Ge-

---

waltſames gegen Kurland unternähme, er mit dem Heere auf meine Seite treten würde" (Cramer, Denkwürdigkeiten der Gräfin Königsmark, Leipzig, 2 Bde., 1836, II, 116). Ebenſo v. 6. Dec. 1727: „Die Kurländer halten für beſſer, die Polen zu ſchonen, als ſich den Ruſſen zu ergeben, wohl wiſſend, daß ich wider jene immer Rath ſchaffe, doch nicht gegen dieſe" (A. a. O. S. 122—123). Als die Polen zwei Regimenter nach Kurland beordert hatten, erhielten dieſe von dem litthauiſchen Großfeldherrn Gegenbefehl (Cramer, a. a. O. S. 129).

[1]) Alte Königsmarkiſche Anſprüche auf dortige Beſitzungen.

[2]) Das Datum ſteht feſt; gleichwohl ſchreibt Graf Moritz in einem Briefe vom 19. Januar 1726: „Man hat entgegnet, daß man mich gewählt habe und daß man von dieſer heiligen Wahl nicht zurücktreten könne" (a. a. O. 112—113). Entweder iſt hier ein Irrthum im Datum des Briefes, der ſich aber auch auf den darauf folgenden Brief erſtrecken müßte, oder es iſt von einem vorläufigen Beſchluſſe die Rede.

ſeinem Herzen vollkommen mit ſeinem Ungehorſam einverſtanden ſei, wieder nach Mitau begeben hatte. Hätte es ſich nicht bloß um eine eventuelle Nachfolge gehandelt, hätte er ſofort als Herzog an die Spitze der Regierung treten können, hätte er ſich zudem entſchließen wollen, ſich mit der verwitweten Herzogin zu verbinden und ſich deren Neigung dauernd zu ſichern, ſo hätte er ſich behaupten mögen. So aber ſtanden ihm freilich allerwärts übermächtige Gegner im Weg und nirgends eine dem gewachſene Unterſtützung zur Seite. Selbſt das Geld floß ihm am reichlichſten noch theils von ſeiner ſelbſt beſtändig bedrängten Mutter, theils von der ihn zärtlich liebenden Schauſpielerin Le Couvreur [1]; außerdem mußte er ſich durch jüdiſche Anleihen und dergleichen helfen. Die Polen verſammelten einen Reichstag zu Grodno, um die Wahl zu caſſiren und an ihrem Einverleibungsplane feſtzuhalten. Rußland ließ zwar den Polen erklären, daß es eine Abänderung der kurländiſchen Regierungsform niemals zugeben werde, gab aber auch den kurländiſchen Ständen zu erkennen, wie es die von ihnen getroffene Wahl nicht gutheißen könne, ihnen vielmehr den Herzog von Holſtein, deſſen Vetter, den Sohn des Biſchofs von Lübeck, die beiden in Rußland befindlichen Prinzen von Heſſen-Homburg und den Fürſten Menczikoff vorſchlage. Der Herzog Ferdinand brachte einen Prinzen von Heſſen-Kaſſel in Antrag. Menczikoff erſchien ſelbſt in Mitau und glaubte, durch Drohungen und brutale Gewalt zum Ziele zu kommen. Er ſoll gedroht haben, die Mitglieder der Regierung nach Sibirien ſchicken und das Land einer Armee von 20,000 Mann preisgeben zu wollen, wenn nicht binnen zehn Tagen ein anderer Landtag berufen und er auf dieſem gewählt werde. Er machte ſogar einen Verſuch, den Grafen in deſſen Wohnung aufheben zu laſſen. Moritz aber vertheidigte ſich (17. Jul.), mit nur 60 Mann gegen 800 Ruſſen, ſo tapfer, daß er ſich halten konnte, bis die Leibwache der Herzogin ihm zu Hilfe gekommen war, worauf die Ruſſen abziehen mußten. Sie hatten 16 Todte und 60 Verwundete, während unter ſeinen Leuten nur 2 verwundet waren. Seine Wohnung war aber ruinirt und die Herzogin nahm ihn in ihren Palaſt auf. Dem Menczikoff ließ er, indem er auf Degen und Piſtolen zeigte, ſagen: wenn er etwas von ihm verlange und Luſt habe, ſich mit ihm zu meſſen, werde er jederzeit bereit ſein, ihm damit zu dienen. Menczikoff hatte urſprünglich Oſtermann mit nach Kurland nehmen wollen, der ihm allerdings ungleich mehr genützt haben dürfte, als ſeine Soldaten. Indeß Oſtermann hatte kein Zutrauen zu der Sache, färbte ſich das Geſicht mit Feigen und ſchützte Gelbſucht vor. Anna ging nun ſelbſt nach Petersburg und wußte ſowol die Kaiſerin, als den holſteiniſchen Hof, den letztern vielleicht eben durch ihre Beſchwerden über Menczikoff's Verfahren, günſtig zu ſtimmen, wobei ſie auch Moritzens Vater insgeheim durch ſeinen Geſandten unterſtützte. Graf Moritz, der nach Sachſen gereiſt war, um den König zu ſprechen, kam im Frühjahr 1727 wieder nach Kurland und hielt den Widerſtand der Kurländer gegen die polniſchen Anmuthungen aufrecht. Die Kurländer hielten auch mit Eifer zu ihm; nur daß ihr Eifer nicht wirkſam genug war, ſie auch zur Beſchaffung der Mittel des Widerſtandes zu vermögen [1]. Der zu Grodno verſammelte polniſche Reichstag annullirte die Wahl des Grafen und beharrte auf der Einverleibung und Graf Medem, der nach Warſchau geſchickt worden war, um gegen dieſe Beſchlüſſe zu proteſtiren, wurde verhaftet. Das ſchreckte die Kurländer noch nicht. Indeß Graf Moritz fand ſeine Lage in Mitau ſelbſt immer unbehaglicher. Er war lediglich auf ſeine eigenen Mittel verwieſen [2] und das dortige Leben konnte ihm auf die Dauer nicht zuſagen. Zuletzt lag er beſtändig im Bett und ließ ſich den Don Quixote vorleſen [3]. Der Tod der Kaiſerin Katharina I. und die darauf folgende Obmacht Menczikoff's in der ruſſiſchen Regierung entſchied ihn, Kurland im Herbſt 1727 zu verlaſſen, und es ward von ſeinen Freunden Werth darauf gelegt, daß er nur einer ſo mächtigen Monarchie, wie die Ruſſiſche weiche [4]. Uebrigens entſchloß ſich der Herzog Ferdinand noch 1730, ſich in ſeinen hohen Jahren zu vermählen, und wählte dazu Johanne Magdalene von Sachſen-Weißenfels (geb. 17. März 1708 † 25. Jan. 1760). War auch dieſe Ehe, wie zu erwarten, ohne Frucht, ſo führte ſie doch dazu, daß er noch 1731 von Polen feierlich mit dem Herzogthum belehnt wurde. Als er 1737 kinderlos ſtarb, war Anna ſchon ſeit Jahren ruſſiſche Kaiſerin, das Land von Ruſſen beſetzt und das ruſſiſche Machtgebot verlieh das Herzogthum einem Bewerber, welchen im Jahre 1726 Niemand dem Grafen Moritz von Sachſen entgegengeſtellt hätte. Von Menczikoff war nicht mehr die Rede.

---

[1] Darüber in einem künftigen, für den Grafen Moritz vorbehaltenen Aufſatze.

---

[1] S. das Schreiben des Grafen vom 4. März 1727, a. a. O. S. 119.

[2] A. a. O. S. 132.

[3] A. a. O. S. 134.

[4] A. a. O. S. 138.

Für Dieſen hatte die kurländiſche Angelegenheit ſchon in ihrem erſten Verlaufe eine, wenn auch raſch vorübergehende und von ihm ſelbſt wol nie mit ſehr ernſten Augen betrachtete Gefahr zur Folge gehabt. Die Vorſtellungen und Beſchwerden der Großfürſtin Anna über Menczikoff's eigenmächtiges und rückſichtsloſes Verfahren in Kurland hatten, unterſtützt wahrſcheinlich von dem holſteiniſchem Hofe, die Kaiſerin denn doch vermocht, eine Commiſſion zur Unterſuchung der Sache zu ernennen und den Grafen Devier ſpeciell zu dieſem Zwecke nach Kurland zu ſenden. Devier war zwar Menczikoff's Schwager, war aber ebendeshalb ſein erbittertſter Feind. Anton Manuelowicz Devier [1] war ein Portugieſe, welchen Peter der Große in Holland als Schiffsjungen getroffen und zunächſt als Läufer in ſeinen Dienſt genommen hatte. Er kam bald in die Gunſt des Zaren, wurde raſch befördert und hielt ſich für vornehm und mächtig genug, auf die Hand von Menczikoff's Schweſter Anſpruch machen zu können, fand auch bei Dieſer williges Entgegenkommen, erfuhr aber von dem Fürſten die ſchnödeſte Abweiſung. Bald aber fand ſich Devier wieder bei Menczikoff ein und erklärte Dieſem: daß ſeine Schweſter von ihm ſchwanger ſei, mithin zur Rettung ihrer Ehre nichts übrig bleibe, als daß ſie ihm ihre Hand reiche. Menczikoff gerieth über dieſe Nachricht in den äußerſten Zorn, ließ den Portugieſen niederwerfen und ihm die Batoggen geben.

---

[1] Man findet ihn auch Devivier geſchrieben.

Devier warf ſich mit blutendem Rücken dem Kaiſer zu Füßen und Peter entſchied für die Heirath, indem er Devier zum Generalpolizeimeiſter ernannte. Seit dieſer Zeit waren Devier und Menczikoff unverſöhnliche Feinde, und die Berichte, welche Devier über ſeine in Kurland angeſtellten Ermittelungen erſtattete, ſollen den einzigen Verſuch veranlaßt haben, der unter Katharinens Regierung zum Sturze Menczikoff's gemacht worden zu ſein ſcheint. Es iſt früher erwähnt worden, wie derſelbe durch Baſſewitz vereitelt wurde, und Menczikoff ſcheint mit ſeiner Rache nicht einmal den Tod Katharinens abgewartet zu haben. Während des letzten Krankenlagers der Kaiſerin und nicht lange vor ihrem Tode [1]) wurde dem Grafen Devier in den kaiſerlichen Gemächern, durch einen Gardecapitain und in Menczikoff's Gegenwart, der Degen abgefodert. Devier ſtellte ſich, als wollte er ihn abgeben, zog ihn aber raſch aus der Scheide und wollte Menczikoff damit durchbohren, ward jedoch daran verhindert. Weiter wurden die Fürſtin Wolchonski, eine Vertraute der Herzogin von Kurland, und ihre Brüder, die Beſtucheffs [2]), mit in die Unterſuchung gezogen. Dieſe ſchien ſich zunächſt nur auf die kurländiſchen Differenzen zu beziehen, wo Devier eigenmächtig

---

[1] Nach Lefort's Bericht vom 18. Mai 1727 (bei Hermann a. a. O. S. 493 — 494) wäre Devier's Verhaftung am 1. Mai erfolgt. Wenn das der 1. Mai a. St. ſein ſollte, ſo ſchiene es kaum glaublich, daß die Unterſuchung bis zum 6., dem Todestage der Kaiſerin, hätte erledigt, das Urtheil geſprochen und gemildert worden ſein können. Anders wenn es der 23. April (1. Mai) war.

[2] Aus dem engliſchen Geſchlechte Beß. Gabriel Beß kam 1423 nach Rußland, wo ſein Sohn, Jakob Gabrilowitſch, unter dem Namen Ruma - Beſtucheff, durch Zar Jwan Waſſiljewicz Bojar wurde. 1701 erhielt die Familie Erlaubniß, ſich Beſtucheff Rjumin zu nennen. Ein Urenkel Jakob's war Peter Michailowicz, welcher noch 1742 lebte und damals Graf ward. Deſſen Söhne waren Michael und Alexei. Der Letztere war 22. Mai 1693 in Moskau geboren,

---

wohnte dem utrechter Congreſſe als Geſandtſchaftscavalier bei, ward dann kurbraunſchweigiſcher Kammerjunker und 1714 Botſchafter in Petersburg, 1718 Oberkammerjunker der Herzogin von Kurland, 1720 ruſſiſcher Geſandter in Kopenhagen, 1724 wirklicher Kammerherr, 1730 Geſandter in Hamburg und Geheimerath, durch Biron Cabinetsminiſter, mit ihm geſtürzt, 1741 rehabilitirt, Reichsvicekanzler, Senator, 1742 Graf, 1744 Reichskanzler, 14. Febr. 1753 auf ſeine Güter verwieſen, wo er das Landhaus Kummerſitz baute und ein Erbauungsbuch herausgab, 3. Juli 1762 rehabilitirt und Feldmarſchall. Er hat 1725 den eiſenhaltigen Schwefeläthergeiſt, die tinctura tonico-nervina Bestuzewi entdeckt. Seine Gemahlin, Anna Katharina, war eine Tochter des ruſſiſchen Reſidenten in Hamburg, Johann Friedrich v. Bötticher und ſtarb zu Kummerſitz am 25. Dec. 1761. Er wollte ſeinen Sohn Andrej zu Gunſten ſeines Schweſterſohnes, des Fürſten Wolchonski, enterben, ſtarb aber 1768 vor Unterzeichnung des Teſtamentes, ſein Sohn einige Monate ſpäter. Dieſer Andrej Alexiewicz ward 1744 Kammerjunker, 1745 Reichsgraf, vermählte ſich 5. März 1743 mit Awdotja Deniſſowna, die 25. Mai 1749 kinderlos ſtarb, wurde 1747 als Kammerherr zu einer Gratulation nach Wien geſendet, 1755 Generallieutenant, 1758 in Ungnade und Exil, 1764 begnadigt und wirklicher Geheimerath, † 1768. — Michael Rjumin, Graf von B., Alexei's älterer Bruder, betrat früh die diplomatiſche Laufbahn und war lange Zeit Geſandter in Stockholm, worauf er 1741 wirklicher Geheimerath und Oberhofmarſchall wurde. Er heirathete 27. Mai 1743 die verwitwete Gräfin Jaguſchinskij, geborene Golofkin, die wegen Conſpiration mit dem öſterreichiſchen Geſandten, Marcheſe Botta, im Sept. 1743 geknutet, an der Zunge beſchnitten und nach Sibirien geſchickt wurde (Der Scharfrichter war mit dem Beſchneiden der Zunge gnädig verfahren, weil ſie ihn durch ein goldenes, mit kleinen Juwelen beſetztes Kreuz beſtochen hatte; ſo berichtet wenigſtens der ſächſiſche Legationsſecretair Pezold, 23. März 1746, bei Hermann, V, 182). Er mußte damals kurze Zeit auf ſeine Güter, war aber ſchon im Dec. wieder frei, und ging 1744 als Geſandter nach Berlin und Dresden, 1749 nach Wien, privatiſirte 1752—1753 in Dresden, ging dann nach Rußland, ward 1756 Geſandter in Paris, wo er 8. März 1760 im 71. Jahre ſtarb. Er hatte ſich 10. April 1749 mit Johanne Henriette Louiſe, einer Tochter des ſächſ. Kammerherrn Johann Georg von Carlowitz und Witwe des Oberſchenken Johann Adolph von Haugwitz, vermählt, die ihr Gedächtniß auf der Univerſität Leipzig durch ein beträchtliches Stigehandelt haben ſollte, erweiterte ſich aber bald zu der Anklage wegen Complots, in deren Folge auch Tolſtoi (S. 340), Buturlin (S. 343), Uſchakoff (S. 370), Fürſt Alexander Naryſchkin, Fürſt Iwan Dolghoruckij und Piſſareff verhaftet wurden. Dieſes Complot, wenn es nicht eben lediglich aus den Verſuchen zu Menczikoff's Sturze beſtanden hat, ſcheint eine reine argliſtige Erfindung ſeiner Rachſucht geweſen zu ſein; denn während es anfangs, als Katharina noch lebte, für gegen dieſe und zu Gunſten des jungen Kaiſers beſtimmt dargeſtellt ward, erſchien es in dem nach deſſen Regierungsantritt erlaſſenen Manifeſte darüber umgekehrt als gegen dieſen gerichtet. Anfangs hieß es, die Verſchworenen hätten Peter II. proclamiren und dem Fürſten Naryſchkin die Regentſchaft vertrauen wollen. Später ſollten ſie die Kaiſerin Katharina dahin haben beſtimmen wollen, daß ſie den jungen Großfürſten über See ins Ausland ſchicke. Die Unterſuchung wurde raſch betrieben und beendigt und noch vor dem Tode der Kaiſerin war das Urtheil gefällt und durch ihre Gnade, in den Nebenbeſtimmungen des Teſtamentes, gemildert. Devier, urſprünglich zum Tode verurtheilt, erhielt 15 Knutenhiebe, verlor Ehren und Güter und ward nach Sibirien geſchickt[1]; Tolſtoi, gleichfalls anfangs zum Tode verurtheilt, kam, mit Ver-

---

pendium zu Gunſten der Familien Carlowitz und Haugwitz verewigt hat und 12. Juli 1757 ſtarb. Beſtucheff hätte ſie ſchon 1747 heimführen mögen; damals aber lebte ſeine Frau in Sibirien noch und ſein Bruder hielt es für unmöglich, eine Scheidung zu bewirken. S. Hermann, V, 179.

[1] Es iſt befremdend, aber wol durch Devier's zweideutigen Charakter zu erklären, daß er nicht durch Anna, ſondern erſt 1743 rehabilitirt wurde, worauf er 1745 ſtarb.

luſt von Ehren und Gütern, in ein Kloſter 1); Buturlin und Naryſchkin wurden auf ihre Güter verwieſen, Dolghoruckij und Uſchakoff, welchem Letztern man bloß die Nichtanzeige des angeblichen Complots zur Laſt legte, degradirt; Piſſareff, der ſchon mit Schafiroff in Sibirien geweſen, von Katharinen aber zurückberufen worden und, wieder von unten auf dienend, zum Bombardiercapitain avancirt war, erhielt 15 Knutenhiebe und wanderte wieder nach Sibirien. Die Fürſtin Wolchonski kam nach Schlüſſelburg.

Die höchſte Stufe ſeiner Macht erſtieg Menzikoff mit dem Regierungsantritte des jungen Zaren Peter II., verfiel aber darüber in ſo blinde Zuverſicht, daß er es gänzlich verſäumte, ſich darin zu ſichern, und ebendeshalb ſchnell und gänzlich ſtürzte. Der junge Zar, geb. 12. (23.) Oct. 1715 war, unter Peter des Großen und Katharinens Fürſorge, mit Sorgfalt unterrichtet worden, erſt durch den Ungar Secan, und als dieſer den Naryſchkins, deren Informator er geweſen, in die Verbannung gefolgt war, unter Leitung Oſtermann's und Alexei Dolghoruckij's. Den Unterrichtsplan hatte für das Religiöſe Theophanes, für das Weltliche Oſtermann zweckmäßig entworfen. Für den Charakter des jungen Fürſtenſohnes, der eine Neigung zu Eigenwillen und Jähzorn und einen Mangel an Sinn für feinere Genüſſe ererbt zu haben ſcheint, und auf den die Entbehrung des mütterlichen Einfluſſes und die Vernachläſſigung, die er lange Zeit erfahren, die Zurückſetzung hinter minder Berechtigte, ſchwerlich

---

1) Menzikoff entfernte dadurch einen gefährlichen Gegner und inſinuirte ſich bei dem Thronfolger.

günſtig gewirkt hat, wäre es wol zu wünſchen geweſen, daß er nicht ſchon im zwölften Jahre zur höchſten Gewalt berufen worden wäre. Obendrein unterließ man es, von vorn herein feſtzuſtellen, daß er für jetzt noch zu keinerlei ſelbſtändigem Handeln berechtigt ſei. Menczikoff ließ ſich, wenige Tage nach dem Regierungswechſel, durch ſeine Ernennung zum Generaliſſimus[1]) überraſchen, am 12. (23.) Mai, die ihm Peter II. mit den Worten ankündigte, daß er ſo eben einen Feldmarſchall verloren habe. Den holſteiniſchen Hof ließ der Zar ſeine Empfindlichkeit über frühere Vernachläſſigung ſofort fühlen. Zunächſt zeigte er für nichts Sinn, als für die Jagd, die ihn von allen anderen Beſchäftigungen abzog. Im Uebrigen ließ er Menczikoff walten, ſei es, daß er Dieſem, der ſich ſchon vor dem Thronwechſel an ihn angeſchloſſen, aufrichtige Gunſt ſchenkte, oder daß er Scheu vor Menczikoff's Macht hatte. Nicht ohne Schlauheit hatte Menczikoff in das Manifeſt, das am 27. Mai (7. Juni) über das Devierſche Complot erlaſſen ward, als einen Anklagepunkt einfließen laſſen, daß die Verſchworenen ſich bemüht hätten, die beſchloſſene Vermählung Peter's mit der Prinzeſſin Menczikoff zu hintertreiben. Der junge Zar, damals ohnedies noch nicht heirathsfähig, ſcheint ſich für keine Menczikoff ſonderlich intereſſirt zu haben, zog aber die Aeltere, Maria, der Jüngeren vor und verlobte ſich am 26. Mai (6. Juni)[2]) mit Erſterer. Das Conſeil wurde nur Einmal zuſammenberufen und Menczikoff concentrirte alle Gewalt, indem er die ſchwierigern Geſchäfte dem Oſtermann übertrug, deſſen Brauchbarkeit er kannte, den er ſich ergeben hielt und von deſſen vorſichtigem Charakter er erwartete, daß er ſich ſtets mit der zweiten Stelle begnügen werde. Der holſteiniſche Hof, zurückgeſetzt und chicanirt, faßte ſchon zu Anfang des Jahres den ihm von Menczikoff ſehr deutlich nahegelegten Entſchluß, nach Holſtein zurückzukehren, und führte ihn im folgenden Monate aus, indem er ſich am 5. Auguſt einſchiffte. Menczikoff hatte den Herzog wiſſen laſſen, der Kaiſer werde nach Moskau zur Krönung gehen, dieſe weite Reiſe aber dem holſteiniſchen Hofe wol ſehr beſchwerlich ſein; auch habe dieſer auf deutſchem Boden beſſere Gelegenheit, die Reſtitution in Schleswig zu betreiben, wozu man ihm dann gern behülflich ſein werde. Man gab den Holſteinern, auf ihr Begehren und dem Teſtamente der Kaiſerin gemäß, Schiffe zur Ueberfahrt. Als der Herzog aber die ſeiner Gemahlin ausgeſetzten Summen verlangte, verſtand ſich Menczikoff zwar dazu, dieſelben vorzuſchießen [1], zog aber 100,000 Rubel davon ab, wovon Baſſewitz 20,000 Rubel bekommen haben ſoll [2], ſowie er für ſeine an Menczikoff überlaſſenen

---

[1]) Nach ihm haben nur Prinz Anton Ulrich von Braunſchweig-Wolfenbüttel und der große Suworoff dieſe Würde bekleidet.

[2]) Nach Andern am 25. Mai (5. Juni), oder am 23. Mai (3. Juni).

---

[1] Bei Schmidt-Phiſeldek (I, 384 ff.) iſt nur von den 300,000 Rubeln Brautſchatz die Rede. Lefort, bei Hermann (IV, 510), ſpricht von 380,000 Rubel baar und 600,000 in Papieren, was ſich nur auf die eine Million Rubel beziehen kann, welche die Herzogin während der Dauer der Regentſchaft nach und nach erhalten ſollte. Darauf paßt es auch beſſer, wenn Schmidt-Phiſeldek ſagt, Menczikoff habe dieſes Geld vorgeſchoſſen. Die Sache verhielte ſich dann ſo, daß er ſich dazu verſtanden hätte, das Geld, welches der Staat nur nach und nach zu leiſten hatte, ſofort ganz zu zahlen. Aber wie wurde es da mit dem Brautſchatz?

[2] Schmidt-Phiſeldek ſpricht nur von 80,000 Rubel, von de-

Güter in Liefland 36,000 erhielt. Die Penſion des Herzogs wurde eingezogen; ſeiner Gemahlin wurden 35,000, der Prinzeſſin Eliſabeth 30,000, der Herzogin von Mecklenburg und ihrer Schweſter, der Prinzeſſin Proskowia, 12,000 Rubel ausgeſetzt, Maßregeln, durch die ſich Menczikoff jedenfalls im Kaiſerhauſe wenig Freunde machte, wie durch die Reduction des zariſchen Hofbudgets auf 150,000 Rubel ſonſt am Hofe. Doch möchte die letztere Maßregel, mit Rückſicht auf die große Jugend des Zaren, ſich eher rechtfertigen laſſen, als die Beſchränkung der Apanagen. Als Menczikoff von einer gefährlichen Krankheit, in die er verfallen, geneſen war, verließ der Herzog von Holſtein Rußland.

Was noch ſonſt von bedeutſamen Perſonen in Rußland war, das ſuchte Menczikoff entweder ſeinem Intereſſe zu verbinden, oder zu entfernen. Die ihm früher ſo abgeneigten, aber mächtigen Golyzins zog er an ſich, und der Feldmarſchall Golyzin verſprach ſeine Tochter dem Sohne Menczikoff's zur Ehe. Jaguſchinskij ſollte erſt nach Perſien und mußte dann wenigſtens zur Armee in die Ukraine. Rumänzoff ward in Derbent beſchäftigt; Makaroff, der, nachdem man die Cabinetskanzlei kurz nach dem Regierungswechſel aufgehoben, zum Kammerpräſidenten ernannt worden war, bekam die ſibiriſchen Bergwerke zu unterſuchen. Selbſt Apraxin ward entfernt. Am 7. Juli ſchrieb Lefort [1]) an ſeinen Hof: „Niemals hat man den verſtorbenen Zar

---

nen Baſſewitz 20,000 bekommen habe. Wahrſcheinlich ſind es 80,000 neben den 20,000 für Baſſewitz geweſen.

[1]) Bei Hermann, IV, 509.

ſo gefürchtet, noch ihm ſo pünktlichen Gehorſam geleiſtet, als dem Fürſten Menczikoff; Alles beugt ſich unter ihm; und Gott ſtehe dem bei, der es wagt, ihm zu widerſprechen; der frühere Deſpotismus iſt gar nichts gegen den jetzigen; keine lebende Seele wagt nur zu athmen [1]; Alles zittert vor Menczikoff's Macht. Er fährt fort, die Leute verhaften zu laſſen, nicht etwa weil ſie irgend ein Staatsverbrechen begangen, ſondern von ſeinem Zorn werden Alle getroffen, die er in Verdacht hat, daß ſie gegen ſeine unumſchränkte Herrſchaft etwas einzuwenden haben könnten."

Bei alledem war ſein Sturz ſehr nahe und ging von einem zwölfjährigen Knaben aus, der aber, was Menczikoff zu ſehr vergeſſen hatte, ſein Kaiſer war. Er ließ ihn zuweilen als Kaiſer figuriren und das Bewußtſein der unumſchränkten Machtvollkommenheit gewinnen, die mit dieſer Würde verbunden war, und behandelte ihn doch auch wie einen willenloſen Knaben. Das begann den jungen Zaren erſt zu verſtimmen, dann zu erbittern, und es fehlte nicht an Leuten, die dieſe Veränderung der Stimmungen ſchnell zu erkennen verſtanden. Als man dabei bemerkte, daß der junge Kaiſer zu ſchweigen vermöge, zu beobachten anfange und Vorſtellungen Gehör gebe, fanden ſich auch Perſonen, die ſeine beginnende Abneigung gegen Menczikoff zu nähren eilten. Verſchob auch Menczikoff die Reiſe nach Moskau von einer Zeit zur andern, weil er den Zaren in Petersburg, wo er in Menczikoff's Palaſte wohnte, beſſer überwachen konnte, ſo war doch Menczikoff's Verfahren zuletzt Allen unerträglich, und von den übrigen Gliedern der kaiſerlichen Familie konnte er den Zaren doch nicht abſchließen. Zwar die alte Großmutter des jungen Kaiſers, die verſtoßene Gemahlin Peter des Großen, Awdotja Feodoroffna Lapuchin, die ſofort nach Katharinens Tod aus ihrem Strafkloſter gezogen worden war, und die gänzliche Entblößung, in der ſie dort geſchmachtet, mit allen Ueppigkeiten des Luxus vertauſcht hatte [1], konnte keinen Antheil an den Beſtrebungen gegen Menczikoff nehmen, da ſie ihren Sitz in einem adeligen Jungfrauenkloſter genommen hatte. Die Großfürſtin Eliſabeth aber war, ſolange es das gemeinſame Intereſſe gegen Menczikoff galt, eine gefährliche Feindin, und es ward bald bemerkt, daß der junge Zar der Großfürſtin Eliſabeth mehr Aufmerkſamkeit bewies, als ſeiner Braut. Dann war des Zaren Schweſter, die junge Natalja (geb. 23. Juli 1714 † 3. Dec. 1728), ein kluges, verſtandiges Mädchen, das großen Einfluß auf ihn übte und zu üben verdiente. Oſtermann zeigte wenigſtens durch ſein eigenes Verhalten zu dem Zaren, wie derſelbe eigentlich zu behandeln wäre, und nahm ihn ſoweit möglich in Schutz. Neben den aufrichtigen Freunden, die ein wahres Intereſſe an dem Fürſtenhauſe, theils um deſſen ſelbſt, theils um des Landes und Volkes willen, leitete, fehlte es, wie überall, nicht an Hetzern und Ohrenbläſern, welche durch ſelbſtſüchtige Speculation, oder durch Neid, Misgunſt und Rachſucht beſtimmt wurden. Auch ein verdienſtvollerer und tadelfreierer Mann, als Menczikoff, würde dergleichen nicht entgangen ſein, und wer mag dieſen Einflüſterern an Höfen allen Zugang zu dem Ohre des Fürſten verſchließen?

---

[1] Das Outriren hat man ſchon damals verſtanden, ſieht man.

---

[1] Menczikoff hatte ihr ſogleich nach Peter's II. Thronbeſteigung durch zwei Perſonen aus ihrer Familie Nachricht davon geben und ſie zugleich um ihre Zuſtimmung zu der Vermählung des Kaiſers mit ſeiner jüngſten Tochter bitten laſſen; denn dieſe war dem Zaren eigentlich beſtimmt, während es ſich ſpäter zeigte, daß er ſich immer noch lieber in die Aeltere fügte. — Die Zurückberufung der Lapuchins aus dem Exile wurde übrigens wider Menczikoff's Wünſche bewirkt.

Menczikoff hätte ſich warnen laſſen ſollen, da ſich mehr und mehr ein Widerwille des Zaren gegen ihn ausſprach und gewiſſe Anläſſe des Zwiſtes immer wiederholten. Wenn er zur Zeit Peter des Großen, trotz wiederholter Warnungen und Zwiſtigkeiten, immer wieder in dieſelben Fehler verfiel, ſo mochte ſein Vertrauen auf die unermüdliche Nachſicht ſeines großen Gönners dazu beitragen, der ſich nun einmal entſchieden hatte, den Menczikoff, trotz aller ſeiner, ihm ſehr wohlbekannten Fehler, nicht fallen zu laſſen. Aber konnte er ebenſo auf eine andauernde Neigung eines Knaben rechnen, deſſen Charakter ſich erſt entwickeln ſollte und bei dem Uebergange zum Jünglings- und zum Mannesalter nothwendig Wandelungen erleiden mußte? Schon jetzt konnte es ihm nicht entgehen, daß der Zar ihm nicht mehr hold ſei. Er wich ihm aus, wo er konnte. Er ließ ſeinen Groll gegen den Fürſten durch Mishandlung des Sohnes deſſelben, des Kammerherrn, aus. Er behandelte ſeine Braut mit entſchiedener Kälte, und wenn Menczikoff ihm deshalb Vorſtellungen machte, erwiderte er: Liebkoſungen halte er für überflüſſig, und Menczikoff wiſſe ja auch, daß er durchaus nicht die Abſicht hege, ſich vor ſeinem fünfundzwanzigſten Jahre zu vermählen [1]. Am Geburtstage ſeiner Schweſter ließ er

---

[1] Lefort, 9. Sept. 1727, bei Hermann, IV, 517.

Menczikoff kaum ausreden, als er ihm ſchon den Rücken kehrte, und ließ die an ihn ſelbſt gerichtete ſchmeichelnde Anrede ohne Antwort, ſagte aber gleich darauf zu einem Vertrauten: „Seht nur, ob ich nicht anfange, den Menczikoff zurechtzuſetzen.“ — Menczikoff mochte es nicht aus den Gedanken verlieren können, daß Er die Nachfolge des Zaren geſichert habe, und wie er das Loos des Letztern früher wol in ſeiner Hand gehabt, ſo mochte er meinen, ſtehe es jetzt noch. Allein damals hatte er die Gunſt des großen Zaren und Katharinens hinter ſich gehabt, während er jetzt auf ſich allein verwieſen war.

Streitigkeiten in Geldſachen, bei denen er ſich rückſichtslos und eigenmächtig benahm, führten, ſich in kurzer Zeit gleichmäßig wiederholend, ſeinen Sturz herbei. Als Menczikoff ſah, daß der Bediente, der das Geld für die kleinen Ausgaben des Kaiſers zu verwalten hatte, dem Kaiſer ſelbſt eine, wenn auch ſehr geringe Summe in die Hände gegeben hatte, mißhandelte er den Menſchen aufs Gröblichſte und jagte ihn fort, während der Zar ſich darüber höchſt entrüſtet zeigte und den Fortgeſchickten in ſeinem Dienſte behielt. Bald darauf ließ der Zar den Fürſten um 500 Ducaten erſuchen, erklärte, als Dieſer nach dem Zwecke fragte, bloß, daß er ſie nöthig habe, und ſchenkte ſie, als er ſie erhalten, ſeiner Schweſter. Darüber wurde Menczikoff wüthend und ließ der Großfürſtin das Geld wieder abnehmen. Ebenſo, als die Stadt Jaroslaff (8. Sept.) dem Kaiſer ein ſilbernes Service zum Geſchenk gemacht und Dieſer es gleichfalls ſeiner Schweſter gegeben hatte, — ſchickte Menczikoff drei Mal zu ihr, um es ihr wieder abzufordern, worauf ſie ihm aber ſagen ließ: ſie wiſſe ſehr wohl, daß er ein bloßer Privatmann und nicht ſouverain ſei, und erklärte, daß ſie Menczikoff's Wohnung nie wieder betreten werde. Gleich darauf (17. Sept.) machte die petersburger Maurerinnung dem Kaiſer ein Geſchenk von 9000 Ducaten, die er auch ſeiner Schweſter durch einen Hofjunker ſendete[1]. Menczikoff begegnete dem Letztern, erfuhr, auf Befragen, die Beſtimmung des Geldes und befahl, daſſelbe auf ſein Zimmer zu bringen, indem er bemerkte: „der Kaiſer kennt, ſeiner Jugend wegen, den rechten Gebrauch des Geldes noch nicht; bringt das Geld in mein Zimmer; ich werde ſchon mit dem Kaiſer darüber ſprechen.“ Am folgenden Morgen kam die Prinzeſſin, wie gewöhnlich, zu dem Kaiſer, um mit ihm zu frühſtücken. Der Kaiſer wunderte ſich, daß ſie nichts von dem Gelde ſagte, fragte endlich und entdeckte den Zuſammenhang. Er ließ Menczikoff rufen und fragte ihn zornig: warum er ſich unterſtanden, den Hofjunker in der Ausübung ſeiner Befehle zu hindern? Der ungewohnte Ton, in welchem der Zar zu ihm ſprach, machte Menczikoff betroffen, doch faßte er ſich und ſagte: das Bedürfniß des Staates und der ſchlechte Zuſtand des kaiſerlichen Schatzes ſei allgemein bekannt; er ſei entſchloſſen geweſen, noch an demſelben Tage einen Plan für nützlichere Verwendung des Geldes vorzulegen; wenn Se. Majeſtät es beföhlen, ſo wolle er nicht nur die 9000 Ducaten, ſondern auch noch eine Million Rubel darüber aus ſeiner eigenen Kaſſe auszahlen laſſen. Der Kaiſer, ſo wird erzählt, ließ ihn nicht ausreden, ſondern ſtampfte mit dem Fuße und ſagte: „Geh zum Teufel! bin ich nicht Kaiſer? und kann ich nicht ohne Deine Erlaubniß mit meinem Gelde machen, was ich will?“ Menzikoff ging dem Kaiſer, der ihm den Rücken gekehrt und ſich entfernt hatte, nach und erwirkte durch inſtändige Bitten eine ſchwerlich aufrichtige Verzeihung. — Menzikoff kann bei allen dieſen Vorgängen, die ihm ſo geſchadet haben und von Zeitgenoſſen und Nachfolgenden als grobe Fehler und Verſtöße angerechnet worden ſind, in einer löblichen Sorgfalt für das öffentliche Intereſſe gehandelt haben. Indeß handelte es ſich doch dabei nicht um die Verhinderung von Ausgaben, die des Kaiſers unwürdig waren, oder ihm ſchaden konnten, ſondern um eine dem Kaiſer wohl anſtehende Freigebigkeit zu Gunſten der ihm Nächſtſtehenden; es handelte ſich um die Verwendung dem Kaiſer, nicht der Staatskaſſe gemachter Geſchenke, die man dem Kaiſer hatte perſönlich übergeben laſſen, und über die ihm nachher noch die Verfügung zu verſagen immerhin verletzend war. Jedenfalls war das Verfahren, welches Menzikoff dabei einſchlug, nicht das rechte. Ließ ſich der Kaiſer in ſeiner Freigebigkeit zu weit gehen, ſo mochte er ihm, bei dem erſten derartigen Falle, ohne das Geſchenk zurückzufordern, eine freundliche, ihn über die finanzielle Lage des Reiches aufklärende Vorſtellung machen; nicht aber durfte er die bereits getroffenen Verfügungen des Kaiſers rückgängig machen.

---

[1] Die öftere Wiederholung dieſer Sendungen läßt faſt vermuthen, daß Peter gerade damit Menczikoff auf die Probe ſtellen wollte, oder daß die Vereitelung des frühern Geſchenkes ihn zur Erneuerung deſſelben veranlaßte, oder daß er dafür hielt, das Geld ſei bei ſeiner Schweſter beſſer aufgehoben, als bei ihm.

Es war dafür geſorgt, daß dieſe und ähnliche Vorgänge rührig ausgebeutet und von dem Zaren nicht vergeſſen wurden. Während der Krankheit Menzikoff's[1]) hatten namentlich die Dolghoruckijs zu dem Kaiſer Zutritt gefunden, und der junge Iwan Dolghoruckij war ein Liebling Peter's II. geworden. Menczikoff hielt ſie für zu unbedeutend, als daß ſie ihm große Beſorgniß erregen könnten. Er hätte wiſſen ſollen, daß auch ſehr kleine Geiſter eine Hofintrigue mit Erfolg durchzuführen vermögen, indem nicht die dabei anzuwendende Geſchicklichkeit, ſondern lediglich die Bedeutſamkeit des Objects dieſelben von den Intriguen des gemeinen Lebens unterſcheidet, und darin gerade kleine Geiſter am meiſten zu leiſten pflegen. Villebois nimmt übrigens an (S. 107), daß die Dolghoruckijs Werkzeuge eines viel eminentern Geiſtes, des Oſtermann, geweſen ſeien. Auch Lefort's Berichte ſcheinen zu beſtätigen, daß Oſtermann bei dem Sturze Menczikoff's die Hand im Spiele gehabt[2]). Wie dem auch ſei, Menczikoff's Sturz war entſchieden und fand ohne Kampf und in einer Weiſe ſtatt, bei der die große Iſolirung Menczikoff's von allen unterſtützenden Verbindungen und Anhängern hervortritt. Ungewarnt fiel er nicht, ſondern hätte den heranbrechenden Sturm aus mancherlei Anzeichen vermerken können, und immerhin verſuchen mögen, ob er ihn nicht abwenden, wenigſtens mildern könne.

Der Hof war in Peterhof; Menczikoff aber war nach Oranienbaum gegangen, wo er ein glänzendes Feſt[3]) zu feiern gedachte, zu welchem er den Kaiſer und den geſammten Hof einladen ließ. Nach Lefort's Berichten [1], die uns in Betreff dieſer Vorgänge etwas outrirt und ausgeſchmückt erſcheinen, hätte der Zar, auf Menczikoff's inſtändigſtes Bitten, ſein Erſcheinen zugeſagt, am Vorabend des Feſtes aber kurzweg ſagen laſſen: Geſchäfte verhinderten ihn, Petersburg (?) zu verlaſſen; Menczikoff möge ſein Feſt nur allein feiern. Aeltere Berichte laſſen den Kaiſer ſich mit Unpäßlichkeit entſchuldigen, was allerdings wahrſcheinlicher iſt. Das Feſt ging im Uebrigen vor ſich und Menczikoff's Gegner behaupteten, er habe ſich dabei auf den für den Kaiſer beſtimmt geweſenen Prachtſeſſel geſetzt, was ſie ihm natürlich ſehr übel auslegten. Menczikoff eilte nach Peterhof, fand aber weder den Kaiſer, noch die Großfürſtin Natalie [2]), und lamentirte nun der Großfürſtin Eliſabeth, die allein zurückgeblieben war, über den Un-

---

[1]) Wir halten dafür, daß dabei an diejenige Krankheit zu denken iſt, auf deren Ausgang der holſteiniſche Hof wartete, bevor er abreiſte, nicht an eine Zweite, von der Schmidt-Phiſeldek den Fürſten noch nach dem 17. Sept. befallen werden läßt.

[2]) Bei Hermann, IV, 517.

[3]) Nach Lefort war Menczikoff's Geburtstag, nach Andern

---

die Einweihung einer Kapelle der Anlaß. Beides ließe ſich auch vereinigen.

[1] Vom 17. und 18. September 1727. Bei Hermann, IV, 503—14.

[2] Auch hier ſtimmen die Berichte nicht ganz überein. Nach den Nachrichten, denen Schmidt-Phiſeldek (I, 389 ff.) gefolgt iſt, kam Menczikoff noch am Abend des Feſtes nach Peterhof, traf aber den Kaiſer nicht, wartete zwei Tage vergeblich und ging dann nach Petersburg. Lefort läßt ihn ein Paar Tage nach dem Feſte und Nachts nach Peterhof gekommen, vom Kaiſer aber nicht vorgelaſſen werden. Am andern Morgen iſt der Kaiſer auf die Jagd gegangen und die Großfürſtin Natalie, welche Lefort zum Fenſter hinausſpringen läßt, ihm nachgeeilt. Villebois (S. 108) weiß gar nichts von Oranienbaum, läßt aber den Zaren ſelbſt, auf Oſtermann's Veranſtaltung und unter Anleitung des jungen Dolgorucki, zum Fenſter hinausſpringen und in das Landhaus des Großkanzlers Gholowin entkommen, wo der ganze Senat ihn erwartet und im Triumph nach Petersburg gebracht habe. Aus Lefort's Berichten ergibt ſich aber, daß der Kaiſer erſt nach Menczikoff nach Petersburg zurückkam.

dank des Zaren vor, indem er zugleich erklärte, daß er ſich auf das Commando in der Ukraine zurückziehen wolle. Da er ſah, daß der Kaiſer nicht wieder nach Peterhof kam und übrigens an den Geſichtern der Hofleute zu bemerken glaubte, daß man ihn ſchon als eine gefallene Größe betrachte, ſo ging er nach Petersburg, wo er das Heer von ihm abhängiger Beamten hatte, zeigte ſich ganz zuverſichtlich, beſuchte die Behörden, gab Befehle und ließ ſeinen Palaſt zur Aufnahme des Zaren einrichten. Aber noch an demſelben Abend erhielt der hohe Rath einen Befehl des Kaiſers, das neue Sommerpalais, ſowie das Winterpalais, für den Kaiſer in wohnbaren Stand ſetzen zu laſſen. Auch bekam er die Weiſung, keinen die Finanzen betreffenden Befehl zu beachten, der nicht vom Kaiſer unterzeichnet ſei. Am nächſten Tage erſchien General Soltikoff in dem Palaſte des Fürſten Menczikoff, um die Sachen des Kaiſers aus demſelben fort und in das Sommerpalais ſchaffen zu laſſen. Menczikoff, äußerſt ergrimmt, wollte nun auch ſeine Sachen dorthin gebracht wiſſen, ward aber bedeutet, ſich dieſe Mühe zu erſparen. Die Sachen ſeines bei dem Kaiſer wohnenden Sohnes wurden zurückgeſchickt. Am 7. (18.) Sept. kam der Zar nach Petersburg und erklärte gegen Oſtermann, der ihn zu beſchwichtigen geſucht haben ſoll [1], er werde zeigen, wer Kaiſer ſei, er oder Menczikoff; er werde ſich nicht, wie das ſeinem Vater begegnet ſei, von Menczikoff mishandeln und ohrfeigen laſſen. Dem Hofe ward verboten, mit Menczikoff

---

[1] Hermann, IV, 511, wol nach Lefort's Bericht vom 20. In demſelben Bericht ſteht aber auch (S. 517), daß Oſtermann und Menczikoff ſich kurz vorher in Peterhof heftig gezankt und einander mit dem Rade gedroht hatten.

Verkehr zu pflegen. Menczikoff war durch dieſe ganzen Vorgänge völlig außer Faſſung gebracht. Er hatte das ingermanländiſche Regiment, deſſen Oberſter er ſeit Errichtung deſſelben war, und das ihm ſehr ergeben geweſen ſein ſoll, ſodaß ſeine Feinde es nicht wenig gefürchtet hätten, unfern von ſeinem Palaſte auf Waſſilij-Oſtrow campiren laſſen, ſchickte es aber in ſeiner Beſturzung und Rathloſigkeit in ſeine Quartiere zurück [1], und gab damit die letzte Waffe aus den Händen, die es ihm wenigſtens möglich machen konnte, über ſeinen Rückzug zu capituliren [2]. Am 8. (19.) Sept. erſchien ein Ukas, worin der Zar erklärte, daß er ſich entſchloſſen habe, von jetzt ab den Vorſitz in dem hohen Conſeil perſönlich zu übernehmen und alle zu erlaſſenden Befehle perſönlich zu unterzeichnen, „weshalb ſchlechterdings keine andern Befehle von Privatleuten, und wären ſie auch von dem Fürſten Menczikoff, mehr gehört oder beachtet werden" ſollten. Dieſelbe Verfügung ward den beiden Garderegimentern mit dem Bemerken bekanntgemacht, daß ſie weitere Befehle durch die Majore Juſſupoff und Soltikoff erwarten ſollten. Dieſe Offiziere waren es auch, welche dem Fürſten Menczikoff gleichzeitig Hausarreſt ankündigten [3].

---

[1] Schmidt-Phiſeldek 1, 390.

[2] Nicht daß er wirklich einen Kampf hätte anfangen ſollen, was ein Va Banque geweſen wäre; aber er konnte die Furcht ſeiner Gegner davor benutzen.

[3] Villebois zieht auch hier die Vorgänge zuſammen. Er läßt Menczikoff dem Kaiſer nach Petersburg nacheilen, während Menczikoff vor demſelben dort eingetroffen iſt, in der Reſidenz alle Wachen gewechſelt und die Garniſon unter den Waffen finden, darauf zu ſeinem Palaſt gehen und ſofort von Grenadieren, die denſelben umzingelt hätten, verhaftet werden.

Die Kataſtrophe war da, wenn ſie auch noch einige Tage von mildernden Formen und trügeriſchen Hoffnungen umhüllt war. Bei der Ankündigung des Arreſts ſoll der Fürſt, nach Villebois (S. 109), geſagt haben: „Ich bin ſehr ſtrafbar; ich geſtehe es, und dieſe Behandlung geſchieht mir nach Gebühr; aber ſie kommt mir nicht vom Zaren.“ Nach Lefort wäre er in Ohnmacht gefallen, ſodaß man ihm zur Ader gelaſſen hätte. Seine Gemahlin und Kinder eilten zum Zaren, wurden aber nicht vorgelaſſen, oder erhielten doch keine Antwort von Dieſem [1]. Sie warfen ſich vor den Großfürſtinnen nieder; aber auch Dieſe zogen ſich zurück. Nur Oſtermann hielt aus, und drei Viertelſtunden ſoll die Fürſtin vor ſeinen Füßen gelegen haben, ohne ſich aufrichten zu laſſen. Eine Verſicherung, daß das ganze Unwetter, ohne ſich zu entladen, vorüberziehen und Menczikoff im Beſitze ſeiner Würden und ſeiner Macht bleiben ſolle, konnte Oſtermann nicht geben, und die Menczikoffs mochten wol fühlen, daß in allem Andern wenig Sicherheit ſei. Zunächſt ſuchte man ſie allerdings zu beruhigen. Sei es, daß man ſich anfangs ſelbſt nicht gleich darein finden konnte, den ſo lange ſo Mächtigen und Gefürchteten in gänzliches Elend zu ſtürzen, oder daß man doch eine unbeſtimmte Scheu trug, ihn zur Verzweiflung zu treiben: man behandelte ihn zunächſt mit vieler Rückſicht; er erhielt zwar Befehl, den 10. (21.) abzureiſen, ward aber vorerſt nur auf ſein Gut Oranienburg[1], ein 300 Werſt über Moskau nach der Ukraine zu gelegenes Gut, mit einem prächtigen Schloſſe, welches Menczikoff hatte befeſtigen laſſen und wo er einen damals viel beſuchten Jahrmarkt[2] begründet hatte, verwieſen und durfte ſeine werthvollſten Sachen und ſoviel Dienerſchaft, als er wollte, mitnehmen. Man verlangte ihm nur die ſchriftliche Verſicherung ab, keinen Briefwechſel mit irgendwem führen zu wollen[3]. So zog er am genannten Tage, unter ungeheuerm Zulauf des Volks, nicht wie ein Staatsgefangener, ſondern wie ein reicher und mächtiger Regent ab. Voran fuhren vier ſechsſpännige Staatswagen, in deren erſtem der Fürſt mit ſeiner Gemahlin und ſeiner Schwägerin Barbara ſaß, während in dem zweiten ſein Sohn mit einem Zwerg, in dem dritten ſeine beiden Töchter und zwei Kammermädchen, in dem vierten ſein Schwager Arſenieff und einige Hofleute, dann aber 38 Wagen mit ſeiner Dienerſchaft und ſeinen Effecten folgten. Nur die ſchwarze Kleidung der ganzen Familie, der Mangel aller Orden an der Bruſt des Fürſten und das Geleit eines Gardecapitains mit 120 Mann zeigten an, daß es keine

---

[1] Lefort ſpricht blos von der Fürſtin und ihrem Sohne. Nach v. Mannſtein, S. 14, wurden ſie gar nicht bei dem Zaren vorgelaſſen. Nach Weber III, 104, deſſen Angabe auch Lefort (bei Hermann, IV, 525) zu beſtätigen ſcheint, wäre die Fürſtin zu dem Zaren gedrungen, hätte aber keine Antwort erhalten. Villebois weiß gar nichts von dieſem Theil der Geſchichte, ſondern ſagt: Menczikoff ſelbſt habe den Zaren zu ſprechen begehrt und ſtatt deſſen die Weiſung zur Abreiſe erhalten.

---

[1] Villebois nennt es Renneburg; es wird in der That häufig Ranenburg genannt, iſt übrigens jetzt ein Städtchen von etwa 1500 Einwohnern, im Gouvernement Rjäſan an der Rjäſa gelegen.

[2] Er wurde im Juni gehalten und ſoll viel von Tartaren, Perſern, Koſaken und Ruſſen beſucht worden ſein.

[3] Das iſt eine in jener Zeit gewöhnliche Maßregel geweſen. Vergl. Bd. II, S. 310 und 330.

Luſtreiſe ſei, welche hier angetreten werde. Na
Villebois hätte Menczikoff bei der Fahrt durch Peter
burg rechts und links gegrüßt, auch die ihm bekannt
Perſonen, die er im Gedränge des Volks ſah, angere
und von ihnen Abſchied genommen.

Schon in Twer [1]), alſo noch dieſſeits Moskau, fa
ſich ein Befehl vor, alle ſeine Effecten zu verſieg
und ihm nur das Nothwendigſte zu laſſen. Die Wa
wurde verdoppelt und verſchärfte ihre Aufmerkſa
keit [2]). Villebois (S. 109 ff.) erzählt: die milit
riſche Begleitung ſei gewechſelt worden und der d
neue Detachement befehligende Offizier habe ihm,
Namen des Zaren, die Inſignien des Andreas-, Alex
der-Newsky-, Elephanten-, weißen und ſchwar
Adler-Ordens abgefordert. Er habe darauf mit gro
Ruhe geſagt: „Ich erwartete, daß man ſie von m
zurückverlangen würde; ich habe ſie deshalb in dieſ
kleinen Koffer gethan; Sie werden darin die äußern Z
chen der falſchen Eitelkeit finden. Wenn Sie, der E
berechtigt ſind, mir dieſelben zu nehmen, jemals da
bekleidet werden, ſo lernen Sie aus meinem Beiſpi
wie wenig man Gewicht darauf legen darf.“ Nachd
der Offizier ſich des Koffers bemächtigt, habe er d
Fürſten erklärt, daß er auch Auftrag habe, das Gep
und die Dienerſchaft, die er mitgenommen, zurück
ſchicken, und habe darauf den Fürſten und ſeine Fam
aus den Staatskutſchen ſteigen und ſich in kleine W

---

[1]) Villebois verlegt dieſe neue Wendung nur zwei Meilen
Petersburg. Das macht freilich ſeine ganze weitere, ſo umſtänd
Erzählung verdächtig.

[2]) Nach Hermann, IV, 516 wäre er ſogar an Händen und
ßen gefeſſelt werden.

gelchen ſetzen laſſen. Der Fürſt habe, als ihm dies angekündigt worden, geſagt: „Thun Sie Ihre Pflicht; ich bin auf alle Ereigniſſe gefaßt; je mehr man mir Schätze entziehen wird, deſto weniger Sorge wird man mir laſſen. Sagen Sie Denjenigen, zu deren Nutzen meine Beraubung gereichen wird, in meinem Namen, daß ich ſie mehr zu beklagen finde, als mich.“ Er ſei mit gefaßter Miene aus dem Wagen geſtiegen und habe verſichert, daß er ſich ſo viel behaglicher fühle, als in der Carroſſe. In Oranienburg übergab man ihm die gegen ihn erhobenen Anklagepunkte, die viele Bogen füllten, und bald erſchienen Commiſſarien, ihm den Proceß zu machen. Wenn man ſich einmal entſchied, dem Beiſpiele des großen Zaren, der die Verdienſte Menzikoff's und ſeine vieljährige Verflechtung mit dem Kaiſerhauſe in die Wagſchale legte, und damit die andere Schale mit ſeinen Vergehen in die Höhe treiben ließ, nicht zu folgen, ſo war es leicht, in ſeinem öffentlichen Leben eine Reihe ſtrafwürdiger Handlungen zu finden; die Anklagen werden in Maſſen zugeſtrömt ſein, und mit dem Beweis wird man es weder genau genommen, noch nach mildernden Umſtänden geſucht haben. Doch wurden ſo koloſſale Beſchuldigungen erhoben, daß ſelbſt Lefort, der dem Menczikoff keineswegs hold war, ſie nicht ſämmtlich für glaubhaft erklärt [1]). Man wollte ſogar einen Brief gefunden haben, in dem er bei dem preußiſchen Hof eine Anleihe von zehn Millionen nachgeſucht und die Erſtattung des Doppelten verſprochen habe, ſobald er den Thron beſtiegen haben würde [2]). Mit einem ſolchen Entwurfe brachte man die Verdrängung dem Menczikoff mißliebiger Offiziere der preobraczenskoiſchen Garde, ſowie die Anhäufung ſeiner ungeheuern Schätze in Verbindung. Sein Beſitz an Geld, Edelſteinen und ſonſtigen Koſtbarkeiten wurde nach Millionen geſchätzt [1]. Er ſollte ſich die Juwelen der Krone, geradezu oder durch Vertauſchung, angeeignet, viele Unterthanen gewaltſam ihrer Güter beraubt, ſelbſt die Münze betrügeriſch zu ſeinem Vortheil ausgebeutet haben [2]. Aus den öffentlichen Schatzkammern habe er, und dies findet auch Lefort unglaublich, 250,000 Rubel an Silbergeſchirr, 8 Millionen in Ducaten und 30 Millionen in Silber gezogen. Die Pläne, ſich auf den Thron zu ſchwingen, ſcheinen völlig unerwieſen. In Betreff der Geldſachen würde es darauf ankommen, ob gehörig ermittelt worden iſt, wieviel von ſeinen Schätzen aus ſeinem unermeßlichen Beſitz, wieviel aus

---

[1]) Bei Hermann, IV, 516.

[2]) Wo ſoll dieſer Brief gefunden werden und wie an den Zar

---

gekommen ſein? War es glaublich, daß Menczikoff, von deſſen ungeheuern Schätzen ſo viel Rede iſt, eine Anleihe geſucht und ſie bei Preußen geſucht, und daß er dabei von ſeiner Abſicht, den Thron zu beſteigen, geſprochen und einen ſolchen Brief in die Hände ſeiner Feinde habe kommen laſſen? Oder war ein ſchwindleriſches Vorgeben von ihm im Spiele, durch welches er, in ſeiner krankhaften Habſucht, preußiſches Geld ziehen wollte?

[1] Bei Hermann, IV, 516, wird, nach Lefort's Berichten vom 17. Sept. und 25. Nov., erſt geſagt: „die von ihm zuſammengerafften Edelſteine, Silbergeſchirr und baares Geld betrugen über drei Millionen", und dann wieder: „Was er an Geld und Koſtbarkeiten noch unterweges (? ſoll wol heißen: noch auf den Weg) mit ſich genommen hatte, wurde auf fünf Millionen geſchätzt." Vereinige das, wer kann. Nach Schmidt-Phiſeldek (I, 392) fand die Unterſuchungscommiſſion, außer den Juwelen und Baarſchaften, drei Silberſervices, zu je 21 Dutzend Tellern.

[2] Es waren namentlich geringhaltige Fünfkopekenſtücke ausgegeben worden. Es fragt ſich aber, ob zu Menczikoff's Privatnutzen, oder zu dem der Staatskaſſe?

andern Quellen, auch aus Staatskaſſen in rechtmäßiger Weiſe von ihm bezogen worden, und was als unrechtmäßiger Erwerb zu betrachten geweſen ſei, auch ob das Letztere etwa zu Demjenigen gehört habe, wegen deſſen er bereits früher in Unterſuchung genommen und begnadigt worden war. Der Misbrauch ſeiner Gewalt zur Unterdrückung und Beraubung Schwächerer ſcheint gewiß, und hatte in der letzten Zeit, bei vermehrter Gelegenheit und vermeintlicher Sicherheit, wol eher zugenommen.

Im Endurtheil wurde Menzikoff und ſeiner Schwägerin Barbara, die ſonach die rathgebende Perſon ſeiner Familie geweſen zu ſein ſcheint, wie ſie denn ſchon vor langen Jahren von dem Zarewicz Alexei zu grauſamem Tode beſtimmt geweſen ſein ſollte, lebenslängliche Verbannung nach der Birkenſtadt Bereſoff [1]) im Gouvernement Tobolsk zuerkannt. Seine Gemahlin und Kinder wurden nicht ſchuldig befunden, folgten ihm aber freiwillig ins Exil [2]). Doch iſt die Fürſtin, von vielem Weinen erblindet und in tiefen Trübſinn verfallen, unterwegs und bevor ſie noch Kaſan erreicht hatte, in eine beſſere Welt berufen worden. Villebois gibt ihr das Zeugniß, daß ſie ſich auch in ihrem Glücke durch ihre Tugenden, ihre Sanftmuth, Frömmigkeit und große Mildthätigkeit ausgezeichnet habe. Sie wurde zu Kaſan begraben. Ihr Gemahl ſoll über ihren Verluſt größere Betrübniß bezeigt haben, als über den ſeiner Freiheit, ſeines Vermögens und ſeines Glanzes. Ueberhaupt ſchloß er ſich innig an ſeine Familie an, welche ihrerſeits ihre kindliche Anhänglichkeit an ihn in unverkennbarer Weiſe an den Tag legte. Seit ſein Schickſal entſchieden war, hatte er größere Freiheit, mit den Seinen zu verkehren, als auf dem Wege nach Oranienburg, wo er doch auch jede Gelegenheit benutzt hatte, ſie durch ebenſo chriſtliche, als männliche Zuſprache zu ermuthigen, ihnen zuzurufen, daß die Laſt ihres Misgeſchicks leichter zu tragen ſei, als die der Macht. Der Offizier von der preobraczenskoiſchen Garde, der ihn nach Sibirien brachte, urſprünglich in ſchwediſchen Dienſten, dann von den Ruſſen gefangen und in Sibirien in deren Dienſte getreten, erzählte 1731 im Haag [1]): als er zu dem Fürſten, der ſehr gelaſſen geweſen, gekommen ſei, habe Dieſer zu ihm geſagt: „Du Kleiner, vor wenigen Wochen mußteſt Du mir tiefe Reverenzen machen und hatteſt kaum das Herz, vor mir zu erſcheinen; jetzt bin ich in Deiner Gewalt. Ich bin nichts geweſen; Gott hat mich aber zu etwas gemacht; nun macht er mich wieder zu nichts; ſein Name ſei gelobt!“ Vor der Abreiſe von Oranienburg hatte man ihnen allen ihre gewöhnlichen Kleider genommen und ſie in Bärenpelze gehüllt. In Tobolsk erwartete man mit Ungeduld die Ankunft des Mannes, vor dem nur eben noch das weite Reich gezittert hatte.

---

[1]) Villebois verſetzt ſie eine ungeheure Strecke weiter nach Oſten, nach Jakuzk! Ueber Barbara's endliches Schickſal haben wir nichts gefunden.

[2]) Es gereicht dem ruſſiſchen Familienleben zur Ehre, daß dieſer Zug kein ſeltener iſt.

Wir folgen in dem folgenden Berichte über die Schickſale der Menzikoffs in ihrer Verbannung hauptſächlich dem Villebois, wollen aber die Richtigkeit ſeiner Erzählungen nicht verbürgen. Diejenigen anderen Quellen, mit denen ſie im Hauptwerke übereinſtimmen [1], gehören auch nicht zu den zuverläſſigen; indeß findet ſich in dem Wenigen, was die ſichern Quellen über dieſe Vorgänge enthalten, auch kein weſentlicher Widerſpruch gegen ſie [2].

---

[1]) Büſching, Beiträge zu der Lebensgeſchichte denkwürdiger Perſonen, IV, 215.

Als die Menczikoffs zu Tobolsk ankamen, redeten zwei Herren, welche Menczikoff in der Zeit ſeiner Macht nach Tobolsk verbannt hatte, ihn an und überhäuften ihn mit Schmähungen. Menczikoff erkannte ſie und ſagte, ſeinen Weg fortſetzend, zu dem Einen: „Da Du Dich auf keine andere Weiſe an einem Feinde rächen kannſt, als indem Du ihn mit Schmähworten überhäufſt, ſo ſchaffe Dir dieſe Genugthuung; was mich betrifft, ich werde Dich ohne Haß und ohne Groll anhören. Wenn ich Dich meiner Politik geopfert habe, ſo geſchah es, weil ich wußte, daß Du viel Verdienſt und viel Stolz beſaßeſt. Ich habe in Dir ein Hinderniß für meine Pläne erblickt und ich habe Dich geſtürzt. Du würdeſt an meiner Stelle ebenſo verfahren ſein. Es ſind das die Nothwendigkeiten der Politik.“

Er wendete ſich darauf zu dem andern Herrn, mit den Worten: „Was Dich betrifft, ſo habe ich nicht einmal gewußt, daß Du verbannt warſt, indem ich keinen perſönlichen Grund hatte, Dir zu ſchaden. Wenn Du verbannt worden biſt, ſo iſt es in Folge irgend einer heimlichen Intrigue geſchehen, bei der man meinen Namen gemisbraucht hat. Da ich Dich nicht mehr ſah, ſo nahm ich an, Du wäreſt todt oder auf Reiſen; ſo verhält ſich die Sache. Wenn jedoch die Schmähungen, die Du über mich ausſchütteſt, eine Linderung für Deine Leiden ſind, ſo fahre fort; ich bin weit entfernt, mich dem zu widerſetzen.“ Ein dritter Verbannter drängte ſich durch die Menge, raffte Koth auf und warf ihn dem jungen Prinzen Menczikoff und ſeinen Schweſtern ins Geſicht. Sofort redete ihn Menczikoff in folgender Weiſe an: „Deine Handlung iſt ehrlos und einfältig. Haſt Du irgend eine Rache zu üben, ſo übe ſie gegen mich und nicht gegen dieſe unglücklichen Kinder. Ihr Vater hat wol ſtrafwürdig ſein können; ſie aber ſind ſchuldlos.“

---

[1] S. in der Neuern Geſchichte der Chineſen u. ſ. w., XVIII, 178 ff.

[2] Wo ſich ein ſolcher findet, da laſſen wir Villebois weichen, oder berichtigen ihn.

Während ſeines kurzen Aufenthaltes zu Tobolſk beſchäftigte er ſich eifrig mit den Mitteln, das Elend zu mildern, welches ſeiner Familie an dem Orte ihrer Verbannung bevorſtand. Der Statthalter von Sibirien hatte ihm 500 Rubel geſchickt, die der Kaiſer zum Unterhalte für Menczikoff und die Seinen beſtimmt hatte[1]. Er ſchaffte ſich damit die nöthigen Werkzeuge zum Fällen des Holzes, Bearbeiten des Bodens, Fiſchen u. ſ. w. und einen großen Vorrath von Lebensmitteln an. Den Reſt des Geldes, für den er in ſeinem künftigen Beſtimmungsorte keine Verwendung wußte [1], ließ er an die Armen von Tobolsk vertheilen. Seine Weiterreiſe erfolgte auf einem kleinen offenen Karren, den bald ein Pferd, bald Hunde zogen.

---

[1] In Wahrheit waren ihm täglich zehn Rubel ausgeſetzt, was eine anſehnliche Diät für ſolche Fälle war und, nebſt der Wahl des Verbannungsortes und dem und jenem andern Umſtande, dafür ſpricht, daß man die Menczikoffs nicht mit ganzer Strenge behandeln wollte. Wahrſcheinlich ließ ſich Menczikoff einen Theil jener Summe vorauszahlen, um ihn in der angegebenen Weiſe zu verwenden.

Eines Tages, als ſie in der Hütte eines armen Sibiriers verweilten, trat von ungefähr ein Offizier, der von Kamſchatka zurückkehrte, in dieſelbe Hütte. Er war noch unter der Regierung Peter des Großen mit einem Auftrage abgeſendet worden, der die Expedition des Capitain Behring betraf, früher Adjutant des Fürſten Menczikoff geweſen, mit deſſen Sturze aber gänzlich unbekannt. Menczikoff erkannte ihn und nannte ihn beim Namen. Der Offizier fragte, durch welchen Zufall er ihm bekannt ſei und wer er wäre. „Kennſt Du nicht Alexandern?“ verſetzte der Fürſt. «Welchen Alexander?» „Alexander Menczikoff.“ Der Offizier erwiederte: «Ja, ich kenne ihn und muß ihn vollkommen kennen; denn ich habe unter ſeinen Befehlen gedient.» „Nun wohlan“, ſagte Menczikoff, „er ſteht vor Deinen Augen.“ Der Offizier, der die Sache zu unglaublich fand, hielt ihn für einen Bauer, der den Verſtand verloren, und achtete nicht auf ſeine Rede. Menczikoff aber faßte ihn bei der Hand und führte ihn an die Oeffnung, durch welche die Hütte Licht empfing. „Sieh mich recht an“, ſagte er, „und erinnere Dich an die Züge Deines alten Generals.“ Nachdem der Offizier ihn einige Zeit aufmerkſam betrachtet hatte, glaubte er ihn wieder zu erkennen und rief mit dem Tone der Verwunderung: »Ach! mein Fürſt, durch welches Ereigniß befindet ſich Eure Hoheit in dem beklagenswerthen Zuſtande, in dem ich Sie ſehe?« „Unterdrücke die Worte Fürſt und Hoheit", unterbrach ihn Menczikoff; „ich bin nichts mehr, als ein elender Bauer, als der ich geboren bin. Gott, der mich auf den Gipfel der menſchlichen Eitelkeit gehoben, hat mich in meinen frühern Zuſtand zurückſinken laſſen." Der Offizier, der nichts weniger als überzeugt war, hatte in einem Winkel der Hütte einen jungen Bauer bemerkt, der mit Ausbeſſerung ſeiner durchlöcherten Stiefeln beſchäftigt war, und fragte ihn mit gedämpfter Stimme, ob er jenen Menſchen kenne. „Ja", erwiederte der junge Mann, „es iſt Alexander, mein Vater. Willſt auch Du uns in unſerm Unglücke nicht mehr kennen, Du, der ſo oft und ſo lange unſer Brot gegeſſen haſt?" Als der Vater ſeinen Sohn in dieſer Weiſe ſprechen hörte, hieß er ihn ſchweigen und ſagte zu dem Offizier: „Bruder, vergib dem unglücklichen Kinde ſeine verbitterte Stimmung. Dieſer junge Mann iſt in der That mein Sohn, den Du ſo oft auf Deine Knie hüpfen ließeſt; ſiehe dort meine Töchter", ſetzte er hinzu, indem er ihm zwei junge auf der Erde liegende Bäuerinnen zeigte, welche trockenes Brot in eine hölzerne Schale mit Milch tauchten. „Die Aelteſte hat die Ehre gehabt, die Verlobte des Kaiſers Peter II. zu ſein." Bei dem Worte Peter II. ſchien der Offizier betroffen, und Menczikoff, dem ſein Erſtaunen nicht entging, errieth deſſen Urſache und ſetzte ihm kürzlich die ganze Kette der Begebenheiten ſeit 1725 auseinander. Dann wies er auf ſeine jetzt ſchlummernden Kinder und ſagte, außer Stande, ſeine Thränen länger zurückzuhalten: „Siehe da den einzigen

---

[1] Dieſes Motiv ſcheint Villebois aus ſeinem Irrwahn, daß Menczikoff nach Jakuzk verbannt worden ſei, geſchöpft zu haben.

Gegenſtand meiner Qual, die einzige Urſache meiner Schmerzen. Ich bin jetzt ſo arm, wie ich reich geweſen bin, aber ich vermiſſe mein verlorenes Vermögen nicht. Ich bin als Bauer geboren, ich werde als Bauer ſterben; die Armuth hat nichts, was mich erſchreckt. Mein Leben iſt nicht frei von Fehlern geweſen, und ich betrachte mein gegenwärtiges Elend als eine gerechte Buße für meine frühern Fehltritte. Dieſe unſchuldigen Geſchöpfe aber, welche Verbrechen haben ſie begangen? Warum ſie in meinen Sturz verwickeln? Fürwahr ich hoffe im Grund meiner Seele, daß der immer gnädige Gott meine Kinder ihre Heimath wiederſehen laſſen wird; ſie werden zurückkehren, durch die Erfahrung erleuchtet, und ſich mit ihrer Stellung, wie niedrig der Himmel ſie ihnen auch bereiten möge, genügen laſſen. Iſt es nicht mein unerſättlicher Ehrgeiz geweſen, der die Quelle der Leiden wurde, die ich jetzt erdulde? Wir trennen uns jetzt, um uns ohne Zweifel nie wieder zu ſehen. Wenn Du die Ehre haſt, von dem Kaiſer empfangen zu werden, ſo erzähle ihm, wie Du mich gefunden haſt, verſichere ihm, daß ich nicht auf ſeine Gerechtigkeit ſchmähe, und ſage ihm, daß ich gegenwärtig eine Freiheit des Geiſtes und eine Ruhe des Gewiſſens genieße, die ich mir in der Zeit meines Glückes nicht träumen ließ.“ Der Offizier konnte dem Ganzen erſt dann vollen Glauben ſchenken, als die Soldaten der Bedeckung ihm die Sache beſtätigten, und ſah nicht ohne tiefe Rührung ſeinen alten General wieder auf ſeinen elenden Karren ſteigen.

An dem Orte ſeiner Verbannung angekommen, beſchloß er ſogleich, ein bequemeres Haus zu bauen, als die ſibiriſche Hütte, die ihm zur Wohnung angewieſen war. Er benutzte dazu die acht Bauern, die man ihm mitzunehmen erlaubt hatte, legte aber auch ſelbſt mit Hand ans Werk und arbeitete wie die Andern. Wie bei allen ſeinen frühern Prachtbauten, begann er auch hier mit einer, wenn auch nur hölzernen Kapelle [1]. Dann erſt ward für die Wohnung geſorgt, welche aus vier Zimmern und einer Hausflur beſtand. In einem Zimmer wohnte er mit ſeinem Sohne, in einem zweiten ſeine Töchter, in dem dritten die Bauern, und das vierte ward als Vorrathskammer benutzt. Die älteſte Tochter trug für die Küche, die zweite für die Wäſche Sorge. Ein mitleidiger Freund, deſſen Name nie bekannt worden iſt, ſchickte ihnen von Tobolsk einen Ochſen, vier Milchkühe und Hausgeflügel aller Art. Ein Gemüſegarten ward angelegt und ſo verfloß ein Halbjahr ungeſtört. Die vorher öfters wankende Geſundheit des Fürſten ſchien ſich in der Verbannung zu befeſtigen, und es wird angemerkt, daß er ſogar fett geworden ſei [2]. Da ward zuerſt ſeine älteſte Tochter von den Blattern befallen. Der Vater vertrat die Stelle des Prieſters und des Arztes [3], verſuchte vergeblich die ihm paſſend erſcheinenden Heilmittel und ermahnte zuletzt, als er das Fruchtloſe ſeiner Bemühungen erkannte, die Leidende, mit chriſtlichem Muthe zu ſterben. Sie antwortete: daß ſie, weit entfernt, ſich vor dem Uebergange aus dieſem Leben in ein anderes zu fürchten, vielmehr wünſche, daß dieſer Augenblick ſo früh als möglich kommen möge. Der Himmel erhörte ihre Bitte und ſie verſchied in den Armen ihres Vaters, der ſeine andern Kinder aufforderte, von ihrer Schweſter zu lernen, wie man ſterben müſſe, ohne den Verluſt des Irdiſchen zu beklagen, die üblichen Todtengebete anſtimmte und die Verſchiedene in der Kapelle beiſetzen ließ. Die beiden andern Geſchwiſter wurden bald darauf von derſelben Krankheit ergriffen, genaſen aber unter der Pflege ihres Vaters. Dann aber verfiel dieſer ſelbſt, von Gram und Anſtrengung erſchöpft, in ein Fieber, das bald ſeine letzten Kräfte aufzehrte. Als er ſein Ende nahen fühlte, rief er ſeine beiden ihm noch verbliebenen Kinder und ſprach zu ihnen mit vollkommener Ruhe: „Meine letzte Stunde naht; der Tod würde nur Tröſtliches für mich haben, wenn ich, bei meinem Erſcheinen vor Gott, nur von der Zeit Rechenſchaft abzulegen hätte, die ich in dieſem Exile verbracht habe. Vernunft und Religion, die ich in meinem Glücke vernachläſſigte, haben mich gelehrt, daß, wenn die Gerechtigkeit Gottes unendlich iſt, ſeine Barmherzigkeit, auf die ich hoffe, es nicht minder iſt. Ich würde von der Welt und von Euch ruhiger ſcheiden, wenn ich Euch nur Beiſpiele der Tugend geboten hätte. Eure Herzen, bis jetzt noch frei von der Verdammniß, befinden ſich noch in einem Zuſtande der Unſchuld, die Ihr inmitten dieſer Wüſten beſſer bewahren werdet, als am Hof. Wenn Ihr jemals dorthin zurückkehret, ſo erinnert Euch nur an die Beiſpiele, die ich Euch an dieſem Wohnorte gegeben habe. Meine Kräfte entſchwinden; nähert Euch, meine Kinder, damit ich Euch meinen Segen gebe.“ Er wollte ſeine Hand ausſtrecken; aber das Haupt fiel ihm auf die Schulter; ein leichter Krampf erfaßte ihn und er verſchied. Er wurde in der von ihm erbauten Kapelle, zur Seite ſeiner Tochter, begraben.

---

[1] Daß Menzikoff von ſeinen Diäten noch das Geld zum Baue einer Kirche erſpart und ſelbſt mit der Axt daran gearbeitet habe, wird allerwärts beſtätigt. Sie ſcheint unmittelbar an der Wohnung des Fürſten angebracht geweſen zu ſein, und vor derſelben befand ſich ein Betſtübchen, welches Bismark und ſpäter Oſtermann, in der Zeit ihres Exils, fleißig benutzten, weil ſie darin von der Geſellſchaft ihrer Wachen befreit waren. S. Hermann, V, 182.

[2] Schmidt-Phiſeldek, I, 393. Dieſer Umſtand würde übrigens die gewöhnliche Annahme, daß er am Schlagfluß geſtorben ſei, unterſtützen.

[3] Ein Geiſtlicher muß doch in Bereſoff geweſen ſein. Aber freilich Villebois verſetzt die Menzikoffs in eine Wüſte.

So erzählt Villebois, oder wer ſonſt unter deſſen Namen geſchrieben. Daß er nicht einmal uber den Ort des Exils etwas Richtiges weiß, läßt freilich einen ſtarken Zweifel auf ſeine Details fallen. Indeß wäre immer möglich, daß dieſelben aus Erzählungen der zuruckgekehrten Begleiter des Fürſten gefloſſen und von dem Schriftſteller an einen falſchen Ort verlegt worden wären. Sie konnten ebenſo gut zu Bereſoff, wie zu Jakuzk vorkommen. Nach Weber (III, 178) wäre Menzikoff in tiefe Schwermuth verfallen und des Lebens müde geweſen, daher er weder Speiſe, noch Arznei nehmen wollen, und in den letzten Tagen nichts als etwas kaltes Waſſer genoſſen, auch kein Wort geredet habe. Nach v. Mannſtein (S. 16) ſtarb er an Vollblütigkeit, weil kein Arzt zur Hand war, der ihm zur Ader hätte laſſen können. Selbſt uber die Zeit, zu welcher dieſer einſt ſo mächtige Mann geſtorben, ſchwebt eine bezeichnende Ungewißheit. Die Angaben variiren zwiſchen dem November 1729 und dem Jahre 1731. Am wahrſcheinlichſten iſt aber die erſtere Zeit [1].

---

[1] Weber gibt den 2. November 1729 als den Todestag an. Daß er im November jenes Jahres geſtorben, beſtätigt auch Lefort, 9. Jan. 1730 (bei Hermann, IV, 517).

Villebois hat noch eine romanhafte Geſchichte, die übrigens auch ſchon in ältern Productionen gleichen Schlages geſpukt hat und, ſoweit wir uns zu erinnern glauben, auch in wirkliche Romanen- und Novellenliteratur übergegangen iſt: von einem Zuſammentreffen nämlich der jungen Menczikoffs mit Alexei Dolghoruckij, der mit ſeinem Sohne, ſeiner Tochter und Schwiegertochter gleichfalls an den Ort ihres Exils verbannt worden ſei, durch den ſie erſt den Tod des jungen Zaren und die Thronbeſteigung Anna's erfahren und dem ſie, als ſie zurückberufen wurden, ihre Wohnung zum Geſchenk gemacht hätten. Leider will dieſe mit allen Details und Wechſelgeſprächen ausgeſchmückte Geſchichte gar nicht recht zu den äußeren Umſtänden paſſen. Die Dolghoruckijs, welche unter dem jungen Zaren die Gewalt gänzlich in ihre Hände gebracht und nicht eben zu ſeinem Beſten gebraucht hatten, wahrſcheinlich aber auch nicht behauptet haben würden, wenn er noch länger am Leben geblieben wäre, waren allerdings, nach der Thronbeſteigung der Herzogin von Kurland als Kaiſerin Anna und nachdem dieſe die volle Souverainetät, die ihr die Bojarenpartei entzogen, unter dem Beifall der großen Maſſe des Volks, vor Allem des niedern Adels, des Klerus und des Heeres, in ihre Hände genommen hatte, geſtürzt worden. Aber ein Zuſammentreffen Alexei Dolghorukij's und ſeiner Familie mit den Menczikoffs kann doch weder in Bereſoff, noch in Jakuzk ſtattgefunden haben. Im Allgemeinen wurden die Dolghorukijs damals ¹) nur auf ihre entlegenſten Güter ver-

---

¹) Im April 1730. Zwei damals noch geſchonte Dolghoruckijs kamen im folgenden Jahre daran. 1735 wurden die Meiſten zu-

wieſen, oder zu Woiwoden entfernter Städte gemacht. Die ältern Berichte [1]) ſagen daſſelbe ſpeciell auch von Alexei Dolghoruckij, dem eigentlichen Haupte dieſer Familiencoterie, der, nach ihnen, mit ſeiner Familie auf ſein entlegenſtes Gut verwieſen wurde, wo er vor 1735 geſtorben iſt. Von Katharinen, der geweſenen Braut des Kaiſers, ſagen ſie nur, daß ihr die Juwelen und der Verlobungsring abgenommen wurden, worauf ſie auf einige Zeit in ein Kloſter gekommen ſein ſoll [2]). Andere Angaben [3]) laſſen allerdings Alexei ſogar bis Jakuzk, ſeine Familie aber nach Bereſoff verwieſen werden. Wollte man dieſe auch als begründet annehmen, ſo würde doch Alexei in Jakuzk nicht die Menczikoffs und dieſe wieder in Bereſoff nicht den Alexei und an keinem von beiden Orten ihn und ſeine Familie zuſammen getroffen haben.

Richtig iſt aber, daß die Menczikoffs von der Kaiſerin Anna um 1730 zurückberufen wurden [4]), worauf ſie

---

rückberufen, 1739 aber einer Verſchwörung beſchuldigt und theils deshalb, theils wegen der ältern Klagpunkte hingerichtet, oder nach Schlüſſelburg geſetzt. Die nicht Hingerichteten ſind 1741 rehabilitirt werden.

[1]) S. Schmidt-Phiſeldek, II, 32—35.

[2]) 1735 kam ſie für kurze Zeit heraus, bald aber wieder hinein, wurde 1741 definitiv in Freiheit geſetzt, vermählte ſich 1745 mit dem General Grafen Alexander Bruce und † 1747. Sie ſoll einen Grafen Milleſime, einen Verwandten des öſterreichiſchen Geſandten, Grafen Wratislaw, geliebt und deshalb dem Kaiſer nur ungern ihre Hand geboten haben, der ſeinerſeits, wenigſtens nach Lefort's Berichten, gleichfalls kalt gegen ſie war. Lefort läßt ſie, in ſeinem Bericht vom 17. April 1730, ſogar von einem Mädchen entbunden werden, das ein Chevaliergardiſt Mieterow erzeugt habe (bei Hermann, IV, 549).

[3]) Hermann, IV, 549.

[4]) Oder da ſie eigentlich gar nicht verbannt waren, zurückkamen.

ſowol die Gelder, welche Menczikoff in den Banken von Amſterdam und Venedig niedergelegt hatte und die dort auch gegen den ruſſiſchen Fiscus behauptet worden waren, als den funfzigſten Theil der Grundbeſitzungen ihres Vaters erhalten haben ſollen [1]. Daß die Tochter ſich mit dem Herzog von Kurland vermählt habe, wie Villebois (S. 120 und 127) ſagt und auch ſein Herausgeber nicht bezweifelt, iſt allerdings nicht wahr. Sie heirathete den General Grafen Guſtav Biron, ſtarb aber ſchon 24. Oct. 1736. Der Sohn wurde ſogleich nach ſeiner Rückkehr Capitainlieutenant der kaiſerlichen Garde und von ihm, der als General 8. Dec. 1764 ſtarb, ſtammt der heutige Fürſt Alexei Menczikoff. Beide Geſchwiſter hat man bei ihrer Rückkehr nicht blos im Aeußern verändert gefunden, indem ſie im Exil um faſt einen halben Fuß gewachſen ſein ſollen und ihre Züge ſich entſprechend ausgebildet hatten; es wird auch bemerkt, daß ihr früher eitles und gebieteriſches Betragen ſich in die größte Leutſeligkeit und Beſcheidenheit umgewandelt habe.

---

[1] Von den Koſtbarkeiten Menczikoff's fand ſchon die Kaiſerin Anna nur noch äuſerſt wenig mehr vor, und dies gehörte mit zu den Klagpunkten gegen die Dolghoruckijs, namentlich gegen Iwan Alexejewicz.

VI. Ein unſtäter Prinz.

Die Linie Holſtein-Sonderburg-Norburg ſtammte von Friedrich zu Norburg (geb. 26. Nov. 1581, † 22. Juli 1658), unter den Söhnen Johanns von Holſtein-Sonderburg, welche Nachkommenſchaft hinterlaſſen haben, dem Zweiten. Seine, wie ſeiner jüngeren Brüder Linien erloſchen, und nur ſein älterer Bruder, Alexander, ſetzte den Stamm fort, der noch jetzt in den Linien zu Auguſtenburg und zu Glucksburg (ſonſt Beck) blüht. Die zu Norburg dauerte nur bis auf die Enkel. Und doch waren ihrem Begründer von ſeinen beiden Frauen, Juliane von Sachſen-Lauenburg (geb. 25. Dec. 1589, vermählt 2. Aug. 1627, † 8. Dec. 1630) und Eleonore von Anhalt-Zerbſt (geb. 1608, verm. 5. Febr. 1632, † 2. Nov. 1681), neben drei Töchtern, drei Söhne geboren worden, welche ſämmtlich zu reiſeren Jahren aufwuchſen [1]). Doch dieſe kleinen holſteiniſchen Nebenlinien der zweiten Edition waren, ſehr im Gegenſatze zu denen der erſten, der Hadersleben-Gottorpiſchen, kärglich ausgeſtattet und mußten auswärts, durch Hofgunſt, Kriegsgluck oder Heirath, die Mittel ſuchen, ſich dem fürſtlichen Stande entſprechend halten zu können. Von Friedrich's zu Norburg Kindern ſcheint nur die älteſte Tochter ein größeres Glück gemacht zu haben, Eliſe Juliane (geb. 24. Mai 1634, † 1. Febr. 1704), ſeit 17. Aug. 1656 die Gemahlin des gefeierten Anton Ulrich von Braunſchweig-Wolfenbüttel. Ihrer Schweſter, Dorothea Hedwig (geb. 18. April 1636, † 23. Sept. 1692), verſchaffte die fürſtliche Geburt die Aebtiſſinnenwürde zu Gandersheim und damit eine auskömmliche Verſorgung. Sie bot aber die eigenthümliche Erſcheinung einer Aebtiſſin dar, welche, nicht zum Proteſtantismus, ſondern zum Katholicismus übertritt und ſich darauf, noch in den vierziger Jahren ihres Lebens, verheirathet. Sie verließ 1678 das Kloſter und reichte dem ſchon bejahrten Grafen Chriſtoph von Ranzau-Hohenfeld (geb. 1625, † 1696) die Hand. Die jüngſte Schweſter, Luiſe Amöne (geb. 15. Jan. 1642, † 9. Juni 1685), vermählte ſich 28. Aug. 1665 mit Graf Johann Friedrich von Hohenlohe-Oehringen (geb. 31. Juli 1617, † 17. Oct. 1702). Unter den Söhnen war Johann Bogislav (geb. 3. Sept. 1629) der Aelteſte, ſtarb aber unvermählt. Von dem Zweiten wird weiter die Rede ſein. Der Jüngſte, Rudolph Friedrich (geb. 27. Sept. 1645, † 14. Nov. 1688), vermählte ſich im Juni 1680 mit Vibiane (geb. 8. Aug. 1649, † 19. Aug. 1685), einer Tochter jenes Sigmund Seifried, welcher der erſte Reichsgraf v. Promnitz wurde (Bd. IV, S. 481 ff.), aus deſſen zweiter Ehe mit Katharina Eliſabeth Freiin v. Schönburg. Sie war vorher mit dem Freiherrn Zdenko Howora v. Leipa verheirathet geweſen, von dem ſie ſchöne Güter in Schleſien geerbt hatte, die ſie mit in ihre zweite Ehe brachte. Ein Sohn und eine Tochter dieſer Ehe ſtarben früh. Die überlebende Tochter, Eliſabeth Sophie Marie (geb. 2. Sept. 1683, † 3. April 1767), ward nacheinander die Gemahlin des Herzogs Adolph Auguſt von Holſtein-Plön

---

[1]) Ein Sohn aus erſter, alle andern Kinder aus zweiter Ehe.

(8. Oct. 1701) und des Herzogs Auguſt Wilhelm von Braunſchweig-Wolfenbüttel (12. Sept. 1710), des Sohnes ihrer Vatersſchweſter, der aber mit ihr ſo wenig, wie mit ſeinen beiden erſten Frauen, Kinder erzeugte. Der einzige überlebende Sohn Rudolph Friedrich's, Ernſt Leopold, Herzog von Holſtein-Norburg (geb. 13. Aug. 1685), trat in holländiſche Kriegsdienſte, blieb unvermählt und ſtarb 7. Aug. 1722 als der Letzte der Linie zu Norburg.

Sein Oheim, Chriſtian Auguſt (geb. 30. April 1639), iſt der unſtäte und in manchen Beziehungen myſteriöſe Prinz, über den wir, nicht ſowohl neue Mittheilungen und Aufklärungen zu bringen, als ältere, ſchon vor längerer Zeit gewiſſermaßen als Fragen aufgetretene und noch immer unergänzt gebliebene Nachrichten aufzufriſchen haben. Es war nämlich äußerlich über ihn nicht viel weiter bekannt, als Geburts- und Todesjahr und daß er, angeblich als Admiral, in engliſchen Seedienſten geſtanden. Indeß hatten ſich Tagebücher und ſonſtige Niederſchriften von ihm ſelbſt gefunden, welche jedenfalls einen Ueberblick über vielfache Bewegungen ſeines unruhigen Lebens gewährten, und über dieſe wurde von dem glücklichen Finder 1792 in dem „Neuen Göttingiſchen hiſtoriſchen Magazin", II, 524 ff. referirt. Es mag hier kürzlich auf die Sache zurückgekommen und damit, neben einigen kleinen Erläuterungen und Zuſätzen, vielleicht ein Anſtoß gegeben werden, daß beſſer Unterrichtete gelegentliche Beiträge zur weitern Enthüllung geben. Denn bis jetzt bleibt das Wie und Wodurch noch vielfach dunkel und werden wir auf mehrfache Punkte hingewieſen, hinter denen ſich ein Geheimniß zu verbergen ſcheint, über das ſich keine nähere Auskunft bietet.

In jenen Papieren findet man den Prinzen zuerſt als angehenden Jüngling in Rügenwalde, von wo er ſich zu ſeinen Verwandten in Norburg und dann auf die Ritterakademie zu Soroe begibt. Nach etwa zweijährigen, durch öftere kleine Reiſen unterbrochenen Studien und einer dritthalbjährigen Reiſe durch Niederſachſen, Holland, Frankreich und Italien, die er bald nach dem Tode ſeines Vaters angetreten haben mag, kehrt er 1661 nach Norburg zurück, wo er jedoch nur wenige Tage, dagegen ſieben Monate in Kopenhagen verweilte, wie es ſcheint mehr durch äußere Verhältniſſe, als durch eigenen Willen beſtimmt. Zu Anfang Auguſt 1662 geht er über Berlin, von wo er einen Seitenſprung nach Hinterpommern macht, Leipzig, Nürnberg, Metz, Paris und Perpignan nach Spanien, das er bis Ende 1663 durchſtreift, und dann nach Frankreich zurückkehrt, wo man ihn im Frühjahr 1664 zu Paris findet, worauf er zu Anfang des Mai nach England überſegelt und am 28. Mai in Hamburg landet, um den Reſt des Jahres in Deutſchland umherzuſchweifen. 1665 bleibt er acht Tage in dem heimathlichen Norburg, durchſtreift dann Oberdeutſchland und geht nun, unter dem Namen eines Baron v. Bienendorf, über Breslau und Prag, um ſich der überaus glänzenden kaiſerlichen Geſandtſchaft, an deren Spitze Graf Walter Leslie (Bd. V, S. 200—1) nach Konſtantinopel zog, anzuſchließen. Neben den zahlreichen, bei der Geſandtſchaft, die einen Aufwand von mehr als einer Million verurſacht haben ſoll und kein nennenswerthes Reſultat hatte, angeſtellten Cavalieren und Beamten, nahmen u. A. zwei Grafen Arundel, Brüder des Herzogs von Norfolk, ein genueſiſcher Marcheſe Durazzo, ein Marcheſe Pescari und mehrere Herren von hohem Adel oder ſonſt diſtinguirten Verhältniſſen aus Deutſchland, Frankreich, England, Italien und der

Schweiz Theil. Das Perſonal war ſo zahlreich, daß es noch immer nicht ſehr auffällig gefunden wird, wenn während der faſt einjährigen Dauer dieſer Expedition 218 Theilnehmer geſtorben waren. Bei dem feierlichen Aufzuge, der am 7. Mai zur Beurlaubung bei dem Kaiſer und der Kaiſerin Witwe gehalten wurde, finden wir unſern Prinzen, als Baron Bienendorf, in Einer Reihe mit dem jüngern Grafen Arundel und dem Marquis von Chateauvieux reitend, während drei wirkliche Barone folgen. Da bei dieſer Geſandtſchaft ein Jeſuit als Reiſekaplan fungirte und ſich ſpäter einiger Verdacht gegen die proteſtantiſche Glaubenstreue des Prinzen erhoben hat, ſo iſt der Verdacht entſtanden, daß er damals und durch jenen Pater Paul Tafferner zum Katholicismus bekehrt worden ſei, was freilich, wenn es überhaupt geſchehen, ebenſowol bei ſeinem öftern Aufenthalte in katholiſchen Ländern vorgekommen ſein könnte. Auch findet man nicht, daß er in Oeſterreich, damals dem gewöhnlichen Zufluchtsorte katholiſcher Proſelyten, eine Stellung geſucht hätte.

Im Gegentheil, er verläßt die Geſandtſchaft in Konſtantinopel und überläßt ſich ſeiner unruhigen Wanderluſt, indem er auf den Inſeln des Archipelagus umherfährt, nach Aleppo und bis Jeruſalem pilgert, über Damascus und Tripolis zurückkehrt, von wo er am 20. Sept. 1666, lange nachdem Graf Leslie wieder in der Kaiſerſtadt eingezogen (27. März), in Venedig landet, um dann, nach nicht langem Aufenthalte daſelbſt, vier Jahre lang, bis tief in den November 1670, anſcheinend völlig plan- und zwecklos, in Niederdeutſchland, Holland und Dänemark umherzuziehen.

Am 30. Nov. 1670 trifft er in London ein und Anfangs Juni 1671 ſcheint er zu dem Entſchluſſe, einen beſtimmten Beruf zu ergreifen, gediehen zu ſein, indem er ſich damals als Freiwilliger an Bord eines königlichen Schiffes begab, mit dem er bis Mitte März 1672 auf dem mittelländiſchen Meere kreuzte, auch dem Seegefecht bei Soulebey (28. Mai 1672) beiwohnte. Von Ende Auguſt 1672 bis Mitte Januar 1673 wandert er wieder in England und Schottland umher, wird aber bald nach ſeiner Rückkehr nach London zum Capitain der Antilope, eines Kriegsſchiffes vom vierten Range, ernannt, mit dem er bis April 1674 den holländiſchen Heringsfang in der Nordſee beunruhigen hilft. Im Juni 1674 findet man ihn aber, merkwürdigerweiſe, auf der holländiſchen Flotte des Admiral Tromp, auf der er ins mittelländiſche Meer ſegelt und am 15. Dec. nach Amſterdam zurückkommt, um ſich doch wieder nach England zu begeben, wo er ſich zu Anfang des Februar 1675 befindet. Im Juli fährt er auf einem Kauffahrer nach Livorno, reiſt ein paar Monate in Mittelitalien umher, begibt ſich dann im December zu Livorno auf die engliſche Fregatte Portsmouth, auf der er vier tripolitaniſche Corſarenſchiffe verbrennen hilft, läßt ſich im Juni 1676 zu Marſeille ans Land ſetzen und iſt Ende Auguſt wieder in London. Am 4. April 1677 wird er Capitain der Fregatte Newcaſtle, auch nur eines Schiffes vom vierten Range, küßt dem Könige Karl II. und dem Herzog von York die Hand und ſticht am 22. Aug. in See, um ſich dem Geſchwader des Commodore John Holms anzuſchließen, welches eine Anzahl Kauffahrer bis zu dem damals engliſchen Tanger geleitete, während der Newcaſtle Rekruten für die dortige Garniſon an Bord hatte. Sie fanden daſelbſt den Admiral John Narborough, welchem der Prinz nach Algier und Livorno folgte und dann Kauffahrer aus Zante und Gallipoli nach Eng-

land convoyirte, wohin er auch die Leiche des junge
Herzogs von Somerſet brachte. (Es war dies Franci
Seymour, fünfter Herzog von Somerſet, der älteſte Soh
des zweiten Lord Troubridge, erſt ſeit 1675 durch de
erbloſen Tod ſeines Vetters John zu der Herzogswür
gelangt. Derſelbe reiſte in Italien, hatte in Lerici i
Genueſiſchen, in Geſellſchaft einiger franzöſiſchen Cav
liers, die Auguſtinerkirche beſucht und ſich darin geg
Damen aus dem Geſchlechte der Botti Rohheiten e
laubt, worauf ihn der Gatte der Einen, Horatio Bot
im April 1678 an der Thüre des Gaſthofes, wo d
Reiſenden abgeſtiegen waren, erſchoß. Er ſtarb unve
heirathet und die Herzogswürde kam an ſeinen Brud
Karl, den „ſtolzen Herzog von Somerſet", von de
Bd. III, S. 506 ff. [1]) gehandelt worden). Am 6. D
1678 lief der Newcaſtle wieder in Sheerneß ein.

Der Prinz, der übrigens in ſeiner Eigenſchaft a
engliſcher Schiffsoffizier lediglich den Namen Loſti
Lhoſtine, L'hoſtine führt, erhebt 30. Juni 1679 ſein
rückſtändigen Sold, ſoweit er ihn nicht ſchon (113 Pf
vorausbezogen, und erhält 172 Pfd., bittet dann im J
den König um eine Gratification von 500 Pfd. zur B
zahlung ſeiner Schulden, worauf er im September d
400 Pfd. erhalten zu haben ſcheint und ſofort auf ein
Kauffahrer nach Glückſtadt abſegelt, um ſich bis z
Februar 1680 in Hamburg und andern niederſächſiſch
Städten umherzutreiben. Am 15. Febr. wieder in Lo
don, erhält er, wahrſcheinlich durch Prinz Rupert, e
Geſchenk von 20 Guineen und geht im Juni als B

---

[1]) Es heißt dort irrig, daß derſelbe ſeinem Vater William ſuc
tirt ſei. William war weder der Vater, noch der unmittelbare V
gänger Karl's, ſondern der dritte Herzog, während dieſer der ſechste n

lontair an Bord einer Fregatte, mit der er nach Cadix ſegelt und dann auf einem andern Schiffe vor Algier und weiter im mittelländiſchen Meere kreuzt. Mitte Februar 1681 iſt er wieder in London[1], ſchifft ſich am 1. März nach Hamburg ein, verweilt etwa acht Tage in Norburg und reiſt dann am 21. über Berlin nach Schleſien, wo ſein Bruder Johann vorher[2] die reiche Heirath gethan, iſt aber ſchon am 13. Mai wieder in Hamburg, am 26. in Kopenhagen, am 6. Juni in Stockholm, Anfangs Auguſt in Hamburg, am 18. in Kopenhagen, am 31. in Lübeck, ſtreift darauf durch Hinterpommern nach Danzig und Königsberg, und iſt am 23. Dec., nachdem inzwiſchen ſeine Mutter geſtorben, wieder in Hamburg. Dann bringt er ſechs Monate in Dänemark und Schweden zu, iſt am 6. Juli 1682 wieder in Hamburg und findet ſich am 20. Auguſt abermals in London ein.

Bald darauf ſtarb ſein präſumtiver Gönner, Prinz Rupert[3] (29. Nov.), und unſer Prinz wendet ſich mit einer ſehr demüthigen Supplik an den König, worin er, in Betracht ſeiner dürftigen, ſeiner Geburt nicht entſprechenden Lage, um einen kleinen Jahresgehalt bittet, da er lieber für den Geringſten von des Königs Unterthanen gelten, als in irgend einem andern Lande größere Ehrentitel erlangen möge[4]. (Ueberhaupt ſollen alle ſeine Schreiben und Eingaben, die er an die engliſchen Machthaber und Behörden gerichtet, in ſehr beſcheidener, zuweilen unterwürfiger Sprache, ohne eine Spur von Prinzenſtolz, gefaßt ſein). Er erhält auch eine jährliche Penſion von 300 Pfd. angewieſen, muß zunächſt 22 Pfd. für Ausfertigung und Beſchleunigung auftreiben, kann erſt im Mai 1683, gegen abermalige 20 Pfd. Nebenausgaben, die erſte Hälfte davon erheben und nur einen Theil ſeiner Schulden damit decken. Großen Aufwand ſcheint er nicht gemacht zu haben, denn ſein Quartier koſtete ihm damals nur 50 Schilling quartaliter. (Auch auf ſeinen Reiſen fuhr er wohl gelegentlich mit der ordinären Poſt und ſcheint niemals viel Geld übrig gehabt zu haben, ſpricht aber doch von Zeit zu Zeit von Pagen, die er da oder dort angenommen.) Er bleibt nun in und um London bis Ende April 1684 und fährt dann auf einem Kauffahrer nach Hamburg und von da nach Italien. Ende Juni 1685 kommt er nach London zurück, wo inzwiſchen (16. Febr. 1685) Jakob II. den Thron beſtiegen hat, erhebt ſeine Penſionsreſte und erbietet ſich, als Freiwilliger unter Lord Feversham zu dienen, ohne Verwendung zu finden. Die letzte Kunde von ihm findet ſich in einer am 19. Dec. dem Könige überreichten Petition, worin er anführt, daß er vom November 1670 bis Ende September 1684 zuſammen nur 2194 Pfd. von England bezogen habe. Ob, wann und wo er 1687 geſtorben iſt, bleibt unbekannt [1]).

---

[1] Er kann nicht damals daſelbſt erfahren haben, daß inzwiſchen ſeine Mutter geſtorben ſei, wie es a. a. O. S. 534 heißt, da ſie erſt am 2. Nov. 1681 ſtarb.

[2] Nicht „ſo eben", wie es a. a. O. heißt.

[3] Bekanntlich ein Sohn Kurfürſt Friedrich's V. von der Pfalz und der Eliſabeth Stuart, der Schweſter König Karl's I., geb. 27. Dec. 1619, † 29. Nov. 1682.

[4] Gerade verfolgt mit ſolchen ſcheint er doch nirgends worden zu ſein.

---

[1]) Bei Zedler wird der 4. Juni 1685 als der Tag und Holland als die Gegend ſeines Todes angegeben. Der Tag iſt aber falſch, da er am 19. Dec. jenes Jahres noch gelebt hat, und auf Holland ſcheint man durch die Angabe gekommen zu ſein, daß er erſt in engliſchen, dann in holländiſchen Seedienſten geſtanden, was ſich wol auf den kurzen Seezug mit Tromp bezieht. Merkwürdig aber, daß ſelbſt

Seine Tagebücher und Reiſebemerkungen ſind zwar ſehr umfangreich, ſollen aber wenig bemerkenswerthe Beobachtungen über Sachen, ſondern meiſt nur ganz bekannte und alltägliche, oder ſonſt unerhebliche Dinge enthalten, übrigens viel Leichtigkeit in Erlernung von Sprachen an den Tag legen. Wenn es dem früheren Referenten Scrupel machte, woher der Prinz ſeine nautiſchen Kenntniſſe gehabt, indem er erſt 1666, auf der Rückreiſe von Tripolis nach Venedig, die Windroſe und einige Schiffsausdrücke kennen gelernt habe, und dann doch Capitain geworden ſei und ſeine Schiffe immer wohlbehalten nach Hauſe gebracht habe, ſo wollen wir an das erinnern, was Macaulay 1) über die damaligen engliſchen Schiffscommandanten von der Claſſe der Gentlemen-Capitains ſagt, welche häufig der See völlig unkundig waren und vom Commando eines Reiterregimentes zu dem eines Schiffes oder Geſchwaders übergingen, um bald wieder zu Lande zu fechten. — Auf der Seereiſe von Tripolis nach Venedig hat er ſich übrigens die Zeit auch durch Ueberſetzung der erbaulichen Samſtagsbetrachtungen des ſpaniſchen Jeſuiten de la Puerte verkürzt, und dieſe Ueberſetzung 1668 ins Reine geſchrieben und ſeiner Mutter zugeeignet, wobei er noch einige eigene Gebete, die er zu Jeruſalem aufgeſetzt, ſowie eine gleichfalls dort gedichtete Elegie hinzugefügt. Er vertheidigt ſich übrigens bei jener Ueberſetzung ausdrücklich in Betreff des Umſtandes, daß er ſeine Erbauung bei einem katholiſchen Schriftſteller geſucht habe. Bedenklicher als

---

die Königin von Dänemark in ihren Supplementen zum Hübner nur des Letztern ungenaue, zum Theil falſche Angaben zu wiederholen gewußt hat.

1) In ſeinem Geſchichtswerke, Bd. I, Cap. 3

der letztere Umſtand, bei welchem eigentlich nur dem Vorurtheil gegenüber eine Entſchuldigung nöthig war, iſt es, daß er bei ſeiner Heimkehr von ſeinem letzten Commando in eine Correſpondenz mit dem Secretair der Admiralität, dem bekannten verdienſtvollen Pepys, gerieth, woraus man erſieht, daß das Gerücht uber ihn ging, er ſei ein heimlicher Papiſt, daß die Admiralität im Begriff war, ihn darüber zur Rede zu ſtellen, daß er ſich zwar auf ſeine abgelegten Eide und den Genuß des heil. Abendmahls nach engliſchem Ritus berief, daß es ſich aber hauptſächlich um eine Abſchwörung der Transſubſtantiationslehre handelte, worüber er ſich nicht ganz unumwunden erklärt zu haben ſcheint, und daß er factiſch ſeit jener Zeit, trotz mancher ihn bei Hofe begünſtigenden Umſtände, keine öffentliche Verwendung gefunden hat. Der Verdacht ſcheint alſo doch nicht völlig beſeitigt worden zu ſein und reichte in jener Zeit hin, ihn für England zur Unthätigkeit zu verdammen. Woher der Verdacht entſtanden, wird aber klar ſein, ſobald man ſich erinnert, daß eben in jener Zeit, im Jahre 1678, die Schweſter des Prinzen, die Aebtiſſin von Gandersheim, zum Katholicismus übergetreten war. Begründet brauchte er deshalb doch nicht zu ſein.

VII. Friedrich IV. von Dänemark und ſeine Freundinnen.

Nicht bloß Friedrich III. und Chriſtian V., von deren natürlichen Kindern Bd. III, S. 189 ff. die Rede geweſen, auch König Friedrich IV. von Dänemark (geb. 21. Oct. 1671, ſucc. 25. Aug. 1699, † 12. Oct. 1730) beſaß ein zärtliches Herz und gab ſich, neben ſeinen ernſten und nicht ohne Einſicht und Treue geübten Regentenpflichten, dem Zuge deſſelben bereitwillig, wenn auch nicht immer ausdauernd und nicht zu blinder Fügſamkeit hin. Schon wie er als Kronprinz 1691 Italien bereiſte, war er in Lucca in ein inniges Liebesverhältniß mit einem jungen und ſchönen Fräulein, Thereſe Marie Magdalene Trenta, der Tochter eines luccheſiſchen Patriziers, gekommen, welches um ſeinetwillen die ſich ihm darbietenden Partien verſcherzt hatte und von dem er ſich nur unter beiderſeitigem tiefſten Kummer trennte [1]. Nach ſeiner Abreiſe entſagte die Dame dieſer Welt und ging in eines der ſtrengſten florentiniſchen Klöſter. Als Friedrich IV. 1709, nachdem er, legitim und illegitim, ganz andere Verbindungen geſchloſſen, wieder nach Italien kam und ſich vierzig Tage in Toscana aufhielt, ſuchte er die alte Geliebte auf und hatte häufige Unterredungen mit dem einſtigen Ideal ſeines jungen Herzens. Ihre Unterredungen waren zwar jetzt ganz ascetiſcher Natur; es muß aber darin von Seiten der Nonne eine wahre und tiefe Religioſität und das lautere Gepräge einer ſchönen Seele entfaltet worden ſein; denn der proteſtantiſche Fürſt konnte ſich nicht oft genug dieſen ernſten Beſprechungen hingeben und trennte ſich nicht ohne Thränen und erfüllt von inniger Verehrung zum letzten Male für dieſe Welt von der Geliebten ſeiner Jugend. Auch Papſt Clemens XI. hatte dieſelbe Dame geliebt und verlaſſen, und der König hatte auch mit dieſem Papſte Verhandlungen über ſie und in ihrem Intereſſe, woraus damals das Gerücht entſtand, daß er ſich zum Katholicismus neige.

---

[1] Vergl. einen Aufſatz von Francesco Lancellini im Giornale Arcadico, Gennaro, 1820, S. 100 ff.

Noch als Kronprinz, bald nach ſeiner erſten Rückkehr aus Italien, war er (5. Dec. 1695) mit der Prinzeſſin Louiſe von Mecklenburg-Güſtrow (geb. 28. Aug. 1667, † 15. März 1721) vermählt worden, und es wurden ihm aus dieſer Ehe, bis zum Jahre 1706, vier Söhne und eine Tochter geboren. Davon ſtarben jedoch drei Söhne im erſten und zweiten Lebensjahre, und nur der Zweitgeborne, nachmals König Chriſtian VI. (geb. 10. Dec. 1699, † 6. Aug. 1746) und die Tochter, Charlotte Amalie (geb. 6. Oct. 1706, † 28. Oct. 1782 unvermählt), überlebten den Vater.

Noch in den frühern Jahren dieſer Ehe aber wurde der König durch die Reize der jüngſten Tochter des preußiſchen Geſandten J. C. B. von Vieregg, deren beide ältere Schweſtern an Freiherren v. Mardefeld verheirathet waren, Helene Eliſabeth, oder, wie ſie gemeiniglich genannt wurde, Liſette, ſo ſtark gefeſſelt, daß er ſich am 21. Oct. 1703 das Geburtstagsgeſchenk machte, dieſelbe, nachdem er ſie am 6. Sept. zur Gräfin von

Alderſchow erhoben und mit einem Jahreseinkommen von 30,000 Thlrn. dotirt, ſich „zur zweiten Frau" antrauen zu laſſen. Ihr Vater erließ aus dieſem Anlaſſe ein curioſes Rechtfertigungsſchreiben an ſeinen vorgeſetzten Miniſter, den Grafen Wartenberg (Bd. III, S. 89 ff.), deſſen Frau die Titularmaitreſſe ſeines Souverains war, und berief ſich darin beſonders darauf, daß ſich in der heil. Schrift kein Wort finde, womit es einem Könige und ſouverainen Fürſten verboten ſei, mit mehr als einer Perſon in ehelicher Freundſchaft zu leben [1]). Er ward jedoch zurückberufen und ſtarb 1718 auf ſeinen Gütern [2]). Auch das Glück ſeiner Tochter, welche nicht ohne politiſchen Einfluß geweſen und dieſen, durch Patkul gewonnen, vornehmlich im ruſſiſchen Intereſſe verwendet haben ſoll, während die Miniſter, als geborene Holſteiner, mehr ſchwediſch geſinnt waren [3]), war nicht von langem Beſtand. Sie gebar dem Könige am 19. Juni 1704 einen Sohn, welcher Friedrich getauft wurde, ſtarb aber ſchon am 27. an den Folgen dieſer Entbindung und ihr Sohn folgte ihr am 29. März 1705 im Tode nach. Sie iſt nicht ohne Einſicht in die Wandelbarkeit ihres Glückes geweſen, wenn es wahr iſt, daß ſie von einem jungen, damals erſt etwa zehnjährigen Mädchen, welches ſie bei ſich erziehen ließ, geſagt hat: „hier geht meine Nachfolgerin.“

---

[1]) Das Schreiben ſteht in dem dritten Bande des Neuen Gettingiſchen hiſtoriſchen Magazins.

[2]) Die Angabe, die man häufig findet, daß der nachherige preuſſiſche Miniſter, Frhr. Adam Otto v. Viereqg, ihr Bruder geweſen ſei und ihr Vater Adam Otto geheißen habe, ſcheint irrig zu ſein. Der Vater des Miniſters ſoll ein ſchwediſcher Rittmeiſter, Melchior v. Viereqg, geweſen ſein und der Vater der Gräfin unterſchreibt ſich nicht A. O., ſondern J. C. B. v. Viereqg.

[3]) Es war das wohl auch ſonſt die richtige Politik. Schweden und Dänemark konnten in jener Zeit nur durch einträchtiges Zuſammenhalten an Sicherheit und Einfluß gewinnen, und die Pläne Schwedens waren, ſolange es nicht herausgefordert wurde, nicht gegen Dänemark gerichtet.

Es war dies Charlotte Helene Schindel, geb. 1693 oder 1694, die Tochter eines Schleſiers, welchen Chriſtian V. nach Kopenhagen berufen hatte, um die neue Akademie einzurichten, der aber zuletzt ſein Vermögen dabei zugeſetzt haben ſoll und eine zahlreiche Familie in Armuth hinterlaſſen hatte. Die Gräfin Vieregg hatte, wie erwähnt, eines ſeiner Kinder, Lottchen, zu ſich genommen, um es, mit ein Paar andern Mädchen, ſich zur Geſellſchaft zu erziehen. Als die Gräfin mit Hinterlaſſung eines kaum geborenen Kindes verſtarb, wurde die Witwe Schindel, die mit ihren Kindern von einer Penſion lebte, zur Hofmeiſterin des kleinen Grafen beſtimmt und mit ihrer Familie in das Hôtel der verſtorbenen Gräfin quartiert. Der König kam von Zeit zu Zeit, nach ſeinem Sohne zu ſehen, und es wurde bald bemerkt, daß er das vielverſprechende Lottchen vor den andern Kindern auszeichnete, ſich gern mit ihm abgab und ihm zum Theil koſtbare Geſchenke gab, wie z. B. eine goldene, mit Juwelen beſetzte Doſe, auf der ein Spielmann ſtand. Zwar löſte ſich das Verhältniß der Schindelſchen Familie zu dem Könige inſofern wieder, als ihr junger erlauchter Pflegling ſchon 1705 ſtarb, indeß das Intereſſe des Königs für dieſe Familie war bereits ſtark genug, ſie ihn nicht wieder aus den Augen verlieren zu laſſen. Sie wurde in Chriſtianshafen untergebracht und der König ſetzte ſeine Beſuche fort. Der Mutter ſcheint nur das dabei lange Zweifel gemacht zu haben, ob es nur eine vorübergehende Regung der Sinnlichkeit ſein werde, der ihre Tochter dann Unſchuld und

Lebensglück, ohne ſonderlichen Vortheil, opfern würde, oder ob ſich „etwas Solides“ daraus entwickeln laſſe. Denn als der König ſeine zweite Reiſe nach Italien antrat und ſeine junge Freundin aufforderte, dorthin zu ſchreiben, rieth ſie ihr, recht gut ſtyliſirte, blumenreiche und dabei wohlberechnete und „vernünftige“ Briefe zu ſchicken, zu deren Entwerfung ſie ihr einen Concipienten empfahl. Das Mädchen aber, ſei es daß Klugheit, oder der Zug ihres Herzens ſie trieb, caſſirte heimlich die Concepte, ſchrieb nach eigenen Gedanken und mag damit ungleich mehr Eindruck auf den König gemacht haben, als wenn ſie den gefeiertſten Literaten ihrer Zeit zum Briefſteller gebraucht hätte. Die Selbſtſtändigkeit, die ſie damit bewies, ward ihr in vollem Maaße zu Theil, als ihre Mutter bald darauf ſtarb und ihr nun allein die Sorge für ihre Geſchwiſter zufiel.

Als der König zurückkehrte, ergab ſich ſofort die Folge des Eindrucks ihrer Briefe und der neuen Reize, mit der ihm die inzwiſchen entwickelte Jungfrau entgegentrat. Sie trat öffentlich an die Stelle der Gräfin Vieregg, ward zur Gräfin von Schindel erhoben, bezog das Hôtel, das die Vieregg bewohnt hatte, erhielt einen glänzenden Hofſtaat eingerichtet und die Herrſchaften Naesbygholm und Barelſe, aus denen die Grafſchaft Frederiksholm gebildet ward. Ob eine förmliche Trauung ſtattgefunden, wie bei der Vieregg, wiſſen wir nicht und möchten es, mit Rückſicht auf die baldige und leichte Wiederauflöſung des Verhältniſſes, ſowie darauf eher bezweifeln, daß der Schindel nicht, wie der Vieregg, Perſonen zur Seite geſtanden zu haben ſcheinen, die ihre Intereſſen zu wahren ſich befliſſen. Ueberhaupt ſcheint ſie mehr Hingebung bewieſen, als durch klug berechnete Zurückhaltung ihren Preis geſteigert zu haben. Nimmt man an, daß ſie dem Könige wirklich die erſte Neigung ihres jungen Herzens widmete — und was liegt darin Unwahrſcheinliches? — und bedenkt man die Sitten und Anſichten jener Zeit, ſo wird man wegen des Verhältniſſes an ſich keinen Stein auf ſie werfen. In demſelben aber hat ſie ſich jedenfalls nicht mit Klugheit benommen und ganz als ein leichtſinniges, gedankenloſes, ſinnliches Weib gezeigt.

Sie war ihr Leben lang ſehr verſchwenderiſch und ſoll dabei, neben einem lebhaften, aufgeweckten und gutherzigen Weſen, doch auch viel Laune und Eigenſinn gezeigt haben, ſodaß ſie das in kindlicher Schüchternheit und gefügiger Hingebung gewonnene Herz des Königs nicht zu halten wußte, vielmehr nicht bloß ſeine Neigung erkalten ſah, ſondern ſich geradezu ſeine Ungunſt zugezogen zu haben ſcheint. Auch daß ſie ihm ſchon 1710 eine Tochter ſchenkte, knüpfte kein dauerndes Band zwiſchen ihnen, da das Kind ſchon im folgenden Jahre wieder ſtarb, wie denn die Verbindungen dieſes Königs zwar jederzeit fruchtbar, ſeine meiſten Kinder aber nur kurzlebig geweſen zu ſein ſcheinen. Schon 1711 benutzte der König eine zu Kopenhagen entſtandene Epidemie, bei welcher die meiſten Standesperſonen die Stadt verließen, die Gräfin zu beſtimmen, auf ihre Güter zu gehen, und dies war eine ſchließliche Trennung.

Zwar in Frederiksholm blieb ſie nicht lange, ſondern reiſte, ſehr zum Verdruß des Königs [1]), nach Fühnen, wo ſie ſich ein halbes Jahr lang aufhielt und ſich ſogar einrichtete, ihr verhofftes Wochenbette daſelbſt zu halten. Sie gab nämlich an, vom Könige abermals ſchwanger zu ſein, was ſich aber als Irrthum oder Täuſchung[1] erwies, ungeachtet ſie in allen Kirchen ihrer Grafſchaft für ihre glückliche Schwangerſchaft und Entbindung hatte beten laſſen. Ein königlicher Befehl nöthigte ſie, in ihre Grafſchaft zurückzukehren, und damals ſoll ihr der König haben ſagen laſſen: wenn ſie ſich vermählen wolle und einen Cavalier wähle, ſo wolle er das genehmigen und des Mannes Glück machen. Sie habe es aber, „in Rückſicht auf die hohe Gnade, in der ſie ehedem bei Sr. Majeſtät geſtanden", ausgeſchlagen. Man nimmt an, daß ſie ſich damals immer noch Hoffnung gemacht, die Neigung des Königs wieder zu gewinnen, was ſich jedoch als Täuſchung erwies. Für ihr Auskommen war genügend geſorgt, indem ſie, außer den Einkünften ihrer für 100,000 Thlr. erkauften Güter, 2000 Thlr. Penſion erhielt. Auch ſcheint der König ſeine Unzufriedenheit mit der Schweſter deren Familie nicht haben entgelten zu laſſen. Von ihren Brüdern iſt Einer, Konrad, nachmals Kammerherr und Admiral, ein Anderer Generalmajor, ein Dritter Gardecapitain und ein Vierter Etatsrath und Amtmann zu Antverſkov geworden, wobei die Gunſt den erſten Anſtoß gegeben haben mag, aber auch wahres Verdienſt zu Grunde gelegen haben muß. In ihrer Grafſchaft führte die Gräfin ein flottes Leben, beſuchte fleißig ihre Nachbarn, ſah häufig Gäſte bei ſich, wobei ſie viel aufgehen ließ, und ergötzte ſich an Tanz und Muſik, was ſie beides mit Leidenſchaft liebte und oft die königlichen Geiger und die Stadtpfeifer aus Kopenhagen dazu kommen ließ.

---

[1]) Unſere Quelle, die Langfeld'ſchen Anekdoten zur däniſchen Hiſterie, in den neuen Suhmiſchen Sammlungen (1, 143 ff.) ſagt wohl, daß dieſe Reiſe dem Könige gewiſſer Urſachen halber ſehr unangenehm geweſen, gibt aber die Urſachen nicht an. Sollte etwa Eiferſucht im Spiele geweſen ſein?

---

[1] Man argwöhnte ſogar, daß ſie ein Kind habe unterſchieben wollen.

Unter ihren Gäſten war auch der Generalmajor von Bülow, damals Amtmann zu Antvorſkov, bereits ein Fünfziger, vielfach bleſſirt, mit an beiden Händen gekrümmten Fingern, ſonſt noch ein raſcher, muthiger Mann, der in jüngern Jahren viel Glück bei den Damen gemacht hatte, aber immer mit vieler Vorſicht und Klugheit dabei zu Werke gegangen war. Zwiſchen ihm und der Gräfin knüpfte ſich ein Verhältniß an. Hätte ſie, an den frühern königlichen Vorſchlag anknüpfend, die königliche Zuſtimmung zu einer Verehelichung mit dem General nachgeſucht, ſo würde man ſich vielleicht gewundert haben, daß ſie ſich keinen Jungeren erleſen, dem Könige aber dürfte eine ſolche Wahl vielleicht gerade recht anſtändig geweſen ſein. Verwunderlicher aber, als dieſe Wahl, war es, daß der alte Praktikus und die penſionirte königliche Maitreſſe dumme Streiche machten und die Gräfin ſich ſchwanger fand, ehe ſie ſich deſſen verſehen und die Folgen bedacht hatte. Sie wollte die Sache verheimlichen, verbarg ſie mit größter Befliſſenheit und erwirkte ſich einen Urlaub, um ihre Schweſter zu beſuchen, die ſich wieder nach Schleſien gewendet hatte. Zum Unglück aber verhinderte ein ungewöhnlich ſtrenger Winter ihre Abreiſe, und in ihrer Verzweiflung ergriff ſie den unüberlegteſten Ausweg, reiſte zu ihrem Galan, dem der Beſuch eine arge Verlegenheit bereitet haben mag, blieb drei Wochen bei ihm und kam bei ihm nieder. Zwar mußte ein Kammerdiener das Kind ſogleich zu einer Frau auf das Land bringen, die es als ein Findelkind taufen und erziehen ſollte. Allein die Sache wurde doch gar bald ruchbar, natürlich auch bei Hofe bekannt, und ſofort erſchien eine königliche Commiſſion, aus einem Bruder der Gräfin, der damals Kammerjunker war, dem Generaladjutanten Levenorn und einem Arzte beſtehend. Die Gräfin wollte ſich, nach Weiberart, lediglich auf das Läugnen verlegen, verließ auch das Bett und ließ ſich ankleiden. Der General aber überlegte wohl, daß das Läugnen nichts helfen, wohl aber die Sache verſchlimmern könne, und bekannte Alles. Sofort brachten die Commiſſarien einen königlichen Befehl vor, wonach die Gräfin ſich unverzüglich mit dem General trauen zu laſſen habe; es wurde ein Pfarrer geholt und die Trauung erfolgte. Ob es den Neuvermählten, denen nun auch ihr Kind zurückgebracht ward, ſehr erfreulich geweſen, daß ſie ſich nun ohne Rückhalt und Angſt genießen konnten, mag dahingeſtellt bleiben. Gewiß iſt, daß der weitere Theil der königlichen Entſchließung Beiden, und beſonders Bülow, ſehr unangenehm war. Sie hatten nämlich, ſobald die Wochen der Gräfin zu Ende waren, beide das Land zu räumen, und der König war ungroßmüthig genug, den Fehltritt ſeiner früheren Geliebten zur Einziehung ihrer Güter und Penſion zu benutzen. Vergebens ging Bülow zweimal nach Kopenhagen, um Gnade zu ſuchen. Indeß ließ man der Gräfin die Meubles und Pretioſen, und aus deren Erlös ſoll ſie doch gegen 80,000 Thlr. zuſammengebracht haben.

Damit ging das junge Paar im Frühjahr 1716 nach Hamburg, und hätte von dem Ertrage jenes Vermögens und Bülow's eignen Einkünften wol ganz anſtändig und angenehm leben können. Indeß ſie machten großen Aufwand; das Vermögen verrollte ſich ſchnell, und als vollends Bülow nach einigen Jahren ſtarb, kam die Gräfin in große Geldbedrängniß. Ihre eigenen Bitten, oder die Verwendungen ihrer Brüder erweichten den König denn doch inſoweit, daß er ihr die 2000 Thlr.

Penſion wieder bewilligte; aber auch dieſe wurde unter ſeinem Sohne und Nachfolger Chriſtian VI. auf die Hälfte herabgeſetzt. In Hamburg hatte ſie ſich mit ihrem verringerten Einkommen nicht mehr halten können, lebte theils bei ihrer Schweſter in Schleſien, theils in Berlin und andern preußiſchen Städten und erhielt endlich 1750, unter der Regierung des Enkels ihres königlichen Buhlen, Friedrich's V., die Erlaubniß, in Flensburg zu wohnen, wo ſie ſehr eingezogen und trotzdem ſehr kümmerlich lebte und bei ihrem, am 6. April 1752 erfolgten Tode nicht die Begräbnißkoſten hinterließ. Sie hatte nie mit Gelde umgehen können, immer eine offene Hand gehabt und war viel gemisbraucht worden. Friedrich V. bewilligte 300 Thlr. zu ihrer Beſtattung.

Eine vierte Geliebte Friedrich's IV. war Anna Sophie, die Tochter des Großkanzlers Grafen Konrad von Reventlow. Geboren am 16. April 1693, alſo in einem Alter mit der Schindel ſtehend, ſoll ſie noch bei Lebzeiten der Königin mehrere Jahre lang die Vertraute des Königs geweſen ſein, erwarb aber ſeine Liebe und Achtung in ſolchem Grade, oder gewann ſolche Herrſchaft über ihn, daß er ſich, wenige Wochen nach dem Tode ſeiner Gemahlin, förmlich und vollſtändig mit ihr trauen ließ (6. April 1721). In der königlichen Familie erregte dies, namentlich auch mit Rückſicht auf die Anſprüche etwaniger Sprößlinge dieſer Verbindung, große Misſtimmung. Indeß wenn auch von 1723—1728 eine Tochter und zwei Söhne aus dieſer Ehe geboren wurden, ſo ſtarben dieſelben doch ſämmtlich im erſten oder zweiten Lebensjahre. Die Mutter überlebte ihren königlichen Gemahl und ihre Kinder noch bis zum 7. Jan. 1743.

VIII. Zwei Grafen zu Schaumburg-Lippe.

Graf Friedrich Chriſtian zu Schaumburg-Lippe, oder, wie man in ſeiner Zeit zu ſagen pflegte, zur Lippe-Bückeburg, war der älteſte überlebende Sohn des Stifters des jetzt fürſtlichen Hauſes Schaumburg-Lippe, Philipp's Grafen zur Lippe-Alverdiſſen[1] (geb. 18. Juli 1601, † 10. April 1681), eines Bruders jenes Grafen Simon VII. zur Lippe, von deſſen und ſeiner Söhne Geſchicken im zweiten Bande dieſer Geſchichten (S. 81 ff.) gehandelt worden. Mit dieſen Brüdern ſchied ſich das Haus Lippe in ſeine beiden Hauptzweige. Die Mutter Graf Friedrich Chriſtian's war eine Tochter des Landgrafen Moritz von Heſſen-Kaſſel, Sophie (geb. 12. Sept. 1615, verm. 18. Oct. 1644, † 22. Nov. 1670); er verlor ſie aber im angehenden Jünglingsalter. Er war der Siebente unter zehn Geſchwiſtern. Doch waren ihm die erſtgeborene Schweſter, ein älterer und ein jüngerer Bruder im frühen Kindesalter geſtorben. Die zweitälteſte Schweſter ſtarb als blühende Jungfrau 1671. Drei Ueberlebende wurden noch bei ſeines Vaters Lebzeiten vermählt:

---

[1] Er erhielt anfänglich nur die Aemter Lipperode und Alverdiſſen, erbte aber 1640, nach dem Tode ſeines Schweſterſohnes, des letzten Grafen von Schaumburg, die halbe Grafſchaft Schaumburg mit den Aemtern Bückeburg, Stadthagen, Hagenburg und Steinbude.

Johanna Dorothea an Graf Johann Adolph von Tecklenburg, von dem ſie doch nach wenigen Jahren wieder geſchieden ward; Eliſe Philippine an Graf Philipp Chriſtoph von Breuner; Charlotte Juliane an Graf Johann Heinrich von Kuffſtein. Ein Bruder blieb ihm, das jüngſte Kind ſeiner Eltern, Graf Philipp Ernſt (geb. 20. Dec. 1659), der zunächſt die Linie zur Lippe-Alverdiſſen ſtiftete und durch Dorothea Amalie von Holſtein-Beck der Gründer des heutigen Hauſes Schaumburg-Lippe geworden, übrigens auch noch vor dem Bruder in das Grab gegangen iſt (27. Nov. 1723).

Graf Friedrich Chriſtian war am 16. Aug. 1655 geboren, und hatte von der Natur gute Gaben und ein Herz ohne Falſch empfangen. Bei ſeiner Erziehung aber ward der Fehler begangen, daß man ihn vor gereifterem Geiſt und Charakter, erſt vierzehnjährig, auf die große Tour durch Holland, Frankreich, Italien und Deutſchland ſendete. Daraus ſcheint zunächſt eine zu frühe Selbſtſtändigkeit, welche dann leicht den Charakter der Eigenwilligkeit annimmt, erwachſen zu ſein. Auch mochte es darüber verſäumt worden ſein, dem jungen Grafen die ſo überaus wichtige Vorbedingung des Regenten, die ſchwierige Kunſt der Selbſtbeherrſchung, einzuprägen. Und doch iſt es bei aller Erziehung, vornehmlich aber bei der Erziehung Derer, die einſt befehlen und über das Schickſal von Menſchen entſcheiden ſollen, eine der erſten und hauptſächlichſten Aufgaben, ſie gehorchen und den eigenen Willen bezähmen zu lehren. Eine Verabſäumung dieſer Aufgabe war vielleicht nirgends ſo unheilvoll, als bei dieſen kleinen Landesherren des weiland heil. römiſchen Reichs, deren Eigenmacht, nicht, wie bei den Beherrſchern großer Reiche, durch die gewaltige Wucht gebieteriſcher Staatsintereſſen und den weithin leuchtenden Standpunkt, auf dem ſie handelten, und ebenſo wenig durch kraftvolle innere Inſtitutionen gezügelt, ſich in dem kleinen Kreiſe, in welchem ſie ſchaltete, einer weit ſtärkeren Verhältnißzahl empfindlich machte, als wo der einzelne Selbſtherrſcher Millionen gegenüberſtand. Die Hilfe des Kaiſers und der Reichsbehörden war wol bereit, ward aber doch nur in beſonders bedeutenden Fällen, meiſt nur von Kundigen, Vornehmen und Vermögenden, angerufen, und fand dann oft noch in den Schneckengängen der Geſchäftsweiſe und den Gegenwirkungen einer antikaiſerlichen Politik kaum beſiegbare Hinderniſſe. Indeß wenn auch Graf Friedrich Chriſtian manche Despotenlaune ſich aneignete und jedenfalls ſeinem Willen entgegen nur ſchwer eine Rückſicht gelten ließ, ſo hat er doch damit mehr ſein eigenes, als Anderer Leben getrübt. Sein Fond von Gutherzigkeit und Geradheit hielt immer ein Gegengewicht; die Zeit war keine vielregierende; die alten, das ganze Leben durchziehenden Ordnungen und Gebräuche regierten eigentlich, und er ſtörte ſie nicht. Das Land ſaugte er nicht aus, war auch wenig in dieſem.

Letzteres eben war das ſichtbarſte und am meiſten beklagte Unheil, das aus jenem Erziehungsmisgriff entſprungen war. Die Eindrücke ſeiner frühen Reiſen waren ſo mächtig geweſen, daß das Reiſen, der Aufenthalt in fremden Ländern, namentlich in Italien, in Venedig, die eine ſeiner Hauptpaſſionen ward, und daß es ihn, wenn er gelegentlich einmal heimkehrte, in den engen und ſtillen Verhältniſſen nicht lange leiden wollte, ſodaß er immer wieder bald von dannen eilte, um ſich an der Pracht und Bewegung fremder Glanzſtätten zu weiden. Seit er im 26. Lebensjahre die Regierung übernommen (1681), hielt er ſich nur noch ſelten und ſtets nur auf kurze Zeit in ſeinem Lande auf, ſondern lebte fortwährend auswärts. Dabei war es nicht, wie bei jenem wunderlichen Fürſten Friedrich Auguſt von Anhalt-Zerbſt, der, um nur nicht länger in der Nähe der verhaßten Preußen zu leben, 1764 plötzlich des Nachts ſein Land verließ und bis an ſeinen Tod (1793) nicht in daſſelbe zurückkehrte, irgend ein politiſcher Grund, der ihn beſtimmte. Das Land aber beklagte theils die außer Landes verzehrten Einkünfte, welche Beſchwerde vom Standpunkte der nationalökonomiſchen Theorie aus nicht für ſo ſchwerwiegend erklärt werden wird; theils vermißte es die Nähe des Fürſten, an den ſich perſönlich wenden zu können ein gern benutzter Vorzug deutſcher Unterthanen war, und ſah ſich der ſchlimmeren Eigenmacht unbeaufſichtigter Räthe überlaſſen, deren Mancher die Befehle des Grafen zu umgehen und ihn durch falſche Berichte zu täuſchen wußte. Zuweilen reiſte wol ein bedrängter Unterthan dem Landesherrn, mit ſchweren Koſten, in ſeine Ferne nach, ihm eine Beſchwerde oder Bitte vorzutragen, und auch da konnte ſeine Entſcheidung ſelten eine genugſam begründete ſein. Häuften ſich die Beſchwerden über die Räthe und glaubte er, ſie als erwieſen betrachten zu dürfen, ſo vertauſchte er die Untreuen mit Andern, die er wol ſelbſt im Auslande erleſen [1]), die aber der Verhältniſſe und der Weiſe des

---

[1]) Oder erleſen laſſen. Zuweilen fiel das allerdings glücklich aus. Als der Superintendent Heinrich Auguſtus Andreä 1725 die Grafſchaft verließ und nach Stolzenau überſiedelte, reiſte der Graf eben auch nach Venedig, beauftragte aber in Augsburg ſeinen Agenten, den reichen Kaufmann Mauner, an deſſen Schwiegerſohn, den Kanzler Pfaff in Tübingen, zu ſchreiben, damit dieſer für die erledigte Stelle einen gelehrten und friedfertigen Mann vorſchlagen möchte. Dadurch wurde der treffliche Eberhard David Hauber (geb. 27. Mai 1695 zu Hohenhaslach in Württemberg), damals Vicar in Stutt-

Landes und ſeiner Bewohner unkundig waren, vielleicht nicht Sinn und Herz dafür hatten.

Man hoffte, das alles werde ſich ändern, wenn der Graf erſt verehelicht wäre, und jubelte aus vollſtem Herzen, als er in der That, wenn auch erſt zehn Jahre nach ſeinem Regierungsantritt, am 4. Juni 1691 die Gräfin Johanne Sophie von Hohenlohe-Langenburg (geb. 16. Dec. 1673, † 18. Aug. 1743) heimführte. Die Wahl war an ſich eine glückliche geweſen: die Gräfin war eine durch Schönheit, Klugheit, Geiſt und Geſinnung ausgezeichnete Dame. Aber die Reiſeluſt ihres Gemahls beſiegte ſie nicht, mußte froh ſein, wenn er ſie in den erſten Jahren ihrer Ehe mit auf ſeine Reiſen nahm, ward aber meiſt und ſpäter immer zurückgelaſſen. Zwar gebar ſie ihrem Gemahl nach und nach ſieben Kinder, worunter ſechs Söhne; aber gleichwol erfüllte keine fröhliche Kinderſchaar ihr Haus, den heimkehrenden Vater zu feſſeln; denn meiſt ſtarben dieſe Kinder im erſten Lebensjahre und ehe der Nachwuchs erſchienen war. Nur zwei der Jüngern wuchſen zu reifern Jahren auf: Albert Wolfgang (geb. 8. Mai 1699, † 12. Sept. 1748) und Friedrich Ludwig (geb. 28. Sept. 1702, † 28. Sept. 1776). — Bald brachen überdem, ſo ſehr ſich die Gräfin in die wunderlichen Launen ihres Gemahls zu ſchicken wußte, Zerwürfniſſe unter den Vermählten aus, welche

---

gart, Superintendent, Conſiſtorialrath und Oberprediger in Stadthagen, wo er bis 1746 mit Segen gewirkt hat. Er ward dann als Prediger an die deutſche Gemeinde zu Kopenhagen berufen und iſt daſelbſt 17. Febr. 1765 in hohem Anſehen geſtorben. Haubern war übrigens durch allerlei Nachrichten über den Grafen ſo bange gemacht worden, daß er anfangs ſeine junge Frau nicht mit ins Land nahm und erſt 1727 nachkommen ließ, wie er den aus Italien zurückgekehrten Grafen perſönlich kennen lernte und ſich überzeugte, daß die Sache nicht ſo ſchlimm ſei, wie ſie gemacht worden durch die Einflüſterungen eines untreuen Rathes erzeugt und geſchürt worden ſein ſollen, bis ſie die Gräfin zu dem Entſchluſſe brachten, gleichfalls das Land zu verlaſſen und mit ihren beiden Söhnen nach Hannover zu ziehen[1]). Hier erwarb ſie ſich die Gunſt und das Vertrauen der Kurprinzeſſin Wilhelmine Karoline[2]) und folgte derſelben 1714 nach England[3]), wo ſie bis nach dem Tode ihres Gemahls blieb. Dieſer hatte ſich die Trennung, die eben eine beiderſeitige war, willig gefallen laſſen. Als ihm jedoch noch in hohen Jahren die Luſt ankam, ſich anderweit zu vermählen und zwar dabei der Neigung zu folgen, die ihn zu der Freiin Anna Maria Victoria v. Galen (geb. 1709) aus Brixen zog, hat er ſich 1725 förmlich ſcheiden laſſen und mit ſeiner Geliebten vermählt (3. Dec.). Doch iſt dieſe Ehe nicht für rechtsgiltig erkannt worden und nach ſeinem Tode mußte die zweite Erkorene auf den Titel einer Gräfin zur Lippe verzichten, hat ſich übrigens nachmals (2. Dec. 1732) mit Franz Anton Freiherrn von Schönberg-Schwerſtädt († 1733) vermählt, von dem ſie einen Poſthumus gebar. Auch die Verbindung mit dem ſiebzigjährigen Grafen ſoll, nach einigen Nachrichten, nicht kinderlos geblieben ſein; doch hätten die Kinder nicht den Namen des Vaters geführt und wären mit der Mutter, mit Geld abgefunden, in deren Heimat gezogen.

---

[1]) 1701, wie es bei Büſching, Beiträge, III, 169 heißt, kann das nicht wohl geſchehen ſein, da ſie nicht bloß 1701, ſondern noch im Septbr. 1702 dem Grafen Söhne gebar. Doch ſcheint ſie 1702 nach Hannover gezogen und dort mit ihrem jüngſten Sohne niedergekommen zu ſein.

[2]) Geb. 1. März 1683, Tochter des Markgrafen Johann Friedrich von Brandenburg-Ansbach, vermählt 2. Sept. 1705 mit dem Kurprinzen Georg II., † 1. Dec. 1737.

[3]) Freilich nicht der Königin nach Großbritannien, wie es bei Büſching a. a. O. heißt. Das wurde Wilhelmine Karoline bekanntlich erſt 1727.

Eine zweite herrſchende Paſſion des Grafen war die Jagd, und in den ſeltenen Zeiten, wo er einmal ſein Land beſuchte, beſchäftigte er ſich wieder faſt nur mit dieſer. Seinen Unterthanen natürlich nicht zur Freude. Ein ſicher treffender Schütze, machte er ſich zuweilen das übermüthige Vergnügen, irgend einen Mann oder ein Weib, die er aus ſeinem Jagdhaus mit einer Flaſche oder einem Topfe gehen ſah, das Gefäß auf den Kopf ſtellen zu laſſen, von dem er es dann den vor Angſt Vergehenden herabſchoß, ihnen darauf ein Geſchenk als Tröſtung zuwerfend. Einmal begegnete es ihm aber auch, daß er, in grober Unvorſichtigkeit, aus dem Fenſter in einen Buſch ſchoß, hinter dem ſich, wie er meinte, ein Wild bewegte, mit dieſem Schuſſe aber einen Menſchen tödtete. Da ſchlug auch dem rauhen Manne das Gewiſſen, und ſchlug ihm auch da noch, als der erſte Prediger, den er zu deſſen Beſchwichtigung rufen ließ, ihm die Sache leicht machte und ihm zuſprach, daß er ſich über den Tod jenes Menſchen nicht zu beunruhigen brauche, da er ihn nur aus Irrthum erſchoſſen und überdem Herr über das Leben ſeiner Unterthanen ſei. Dem Grafen mochten dieſe Gründe doch nicht einleuchten wollen, und er ließ einen zweiten Prediger kommen, den wackern Johann Ludwig Büſching († 1703), Großvater des berühmten Büſching, welcher letztere dieſe Geſchichte aufbewahrt hat. Büſching ſchärfte dem Grafen das Gewiſſen nachdrücklichſt und drang ſo entſchieden auf ernſtliche Sinnesänderung und Beweis derſelben durch ein beſſeres Leben, daß es dem Grafen doch auch wieder zu viel ward und er den Prediger aus dem Zimmer gehen hieß. Büſching that es, wartete aber im Vorzimmer, während der Graf einige ſeiner Leute zu ſich kommen ließ, die ihn in höchſter Unruhe und Aufregung fanden. Nach einer halben Stunde ließ er aber den freimüthigen und pflichtgetreuen Prediger wieder kommen und ſagte zu ihm: „Er iſt ein ehrlicher Mann, Er hat Recht: ich habe mich ſehr an Gott und meinen Unterthanen verſündigt, Gott mag es mir vergeben!“ Damit entließ er Büſching und ſchickte ihm noch ein Geſchenk nach. — In der letzten Zeit ſeines Lebens, wo Hauber in ſeinem Lande wirkte, wußte er dieſen würdigen Geiſtlichen ſo vollkommen zu ſchätzen, daß er ihm das höchſte Vertrauen bewies, ihn immer um ſich haben wollte und in jeder Weiſe förderte und unterſtützte.

Wenige Jahre nach ſeiner zweiten Verheirathung ward er, in Folge ſtarker Erhitzung im Ballhauſe, vom Schlage gerührt und ſtarb nach wenigen Minuten (13. Juni 1728). Sein älteſter Sohn und Nachfolger, Graf Albrecht Wolfgang, ſtand bereits im Mannesalter, war Gatte geweſen und Vater, hatte aber ſtets bei der Mutter und ſonſt im Auslande gelebt und war im reiferen Alter in ſteten Mißhelligkeiten mit dem Vater geweſen, mit deſſen Weſen er wenig gemein hatte. Er hatte ſich am 30. Sept. 1721 mit Margarethe Gertrud, Gräfin v. Oeynhauſen (geb. 10. Jan. 1701), vermählt, die ihm zwei Söhne, Georg (geb. 14. Oct. 1722, † 2. Auguſt 1742), und Wilhelm Friedrich Ernſt (geb. 9. Jan. 1725, † 10. Sept. 1777), den nachmals ſo berühmten portugieſiſchen Feldmarſchall, gebar, aber bereits am 8. April 1726 aus dieſer Welt geſchieden war[1].

---

[1] Sie war eine Tochter Raban Chriſtoph's, Grafen v. Oeynhauſen, und der Sophie Juliane v. d. Schulenburg, einer Schweſter des großen Feldmarſchalls. Hr. Varnhagen (Biographiſche Denkmale, I, 5) hat ſie, wahrſcheinlich in einer Verwechſelung mit ihrer Mutter-

Bereits am 21. Juni kam der neue regierende Graf aus den Niederlanden zu Bückeburg an und am 28. Auguſt folgte ihm ſeine nun aus England zurückkehrende Mutter, welche ihren Witwenſitz auf dem Schloſſe zu Stadthagen nahm.

Der neue Graf war in Vielem das Widerſpiel ſeines Vaters. Statt des rauhen, aber einfachen Weſens des Letzteren fand man bei Jenem viel Leutſeligkeit und Humanität, bei viel gutem Willen und mannigfacher Bildung aber auch eine entſchiedene Tendenz zu fürſtlicher Würde, eine den großen Höfen nachgeahmte formenſteife Etikette und eine Prachtliebe, die den finanziellen Verhältniſſen des kleinen Landes ungleich größern Eintrag that. Am 16. April 1730 vermählte der Graf ſich zudem in ein altfürſtliches Haus, mit der Witwe des Fürſten Leopold von Anhalt-Köthen, Charlotte Friederike, Prinzeſſin von Naſſau-Siegen (geb. 30. Nov. 1702, † 22. Juli 1785). Dieſe Ehe ward, trotz des in vielfachen Beziehungen achtbaren Charakters beider Gatten, keine glückliche, wenn dies auch in den erſten Jahren und ſolange namentlich die Mutter des Grafen noch lebte, nicht nach außen hervortrat. Die Richtungen des Grafen und der Gräfin harmonirten nicht, wiewol ſie ſich in der großen Gutherzigkeit des beiderſeitigen Charakters begegneten. Der Graf, ein körperlich und geiſtig reichbegabter Mann, war ein Mann der Welt, ein Freund des Vergnügens und des Prunkes, und hatte dabei auch ſeine beſondere Paſſion: die Liebe

---

ſchweſter, Meluſine getauft. Auch irrt er, wenn er ſie noch nach dem Tode ihres Schwiegervaters mit den Söhnen in England bleiben, dann ihrem Gemahl nach Bückeburg folgen und bald nach ihrer Ankunft daſelbſt ſterben läßt, während ſie zwei Jahre vor dem Regierungswechſel bereits geſtorben war.

zum ſchönen Geſchlecht. Die Gräfin nahm die pietiſtiſche Richtung an, ſtand mit Zinzendorf in Briefwechſel, und wenn es wahr iſt, daß ſie mit der, die Gebrechlichkeit menſchlichen Weſens und irdiſcher Zuſtände wohl erkennenden Verachtung der Eitelkeiten dieſer Welt doch auch viel Stolz auf ihre fürſtliche Würde und viel geiſtliche Hoffahrt verbunden hat [1], ſo würde das allerdings dafür zeugen, daß ſie mehr Pietiſtin, als wahre Chriſtin geweſen ſei. Die Ehe war kinderlos und der Graf gab ſich früh ſeinen ſinnlichen Schwächen hin, ohne daß dies im Anfang beſonderen Anſtoß gegeben hätte, da die Gräfin klug genug war, die Augen dabei zuzudrücken, und keine dauernden, Aufſehen machenden Verbindungen ſich daraus entwickelten.

Das ward anders, als die Mutter des Grafen geſtorben war (18. Aug. 1743 [2]), und nun ein Verhältniß zu einer vornehmen, obendrein verheiratheten Dame offen und ärgerlich hervortrat. Es war dies die Gräfin Charlotte Sophie v. Bentink (geb. 5. Aug. 1715), ſeit 1. Juni 1733 Gemahlin des Grafen Wilhelm v. Bentink (geb. 17. Nov. 1701, † 13. Oct. 1774), auf Rhoon und Pendrecht, Präſidenten des Collegiums der deputirten

---

[1] Es iſt uns freilich kein anderes Zeugniß dafür begegnet, als Varnhagen's (a. a. O. S. 8), der vielleicht geneigt iſt, ſich den geiſtigen Zuſtand aller Pietiſten eben ſo zu denken, weshalb er auch verſichert, daß die Gräfin „in andächtelnder Frömmigkeit vergebens wahre Befriedigung geſucht, aber in dieſer Richtung ein willkommenes Hilfsmittel gefunden habe, dem weltlichen Gemahl gegenüber in geiſtlicher Hoffahrt zu trotzen", und ſich ihm dadurch nur noch widerwärtiger gemacht habe. Möglich, daß dem ſo geweſen iſt, aber wir nehmen es nicht ohne Beweiſe an, und was Büſching (a. a. O. S. 175 u. 186) über Charakter und Verfahren der Gräfin ſagt, will nicht dazu ſtimmen. Büſching aber war ein Zeitgenoſſe und ſchrieb im Todesjahre der Gräfin.

[2] Bei Büſching ſteht irrig 1741.

Räthe von Holland und Weſtfriesland, eine geborne **Gräfin von Aldenburg**, aus einem natürlichen Abſenker der alten Grafen von Oldenburg und Delmenhorſt; dieſelbe, durch welche das viel beſtrittene Kniphauſen an die **Bentinks** gekommen iſt. Ihr Urgroßvater war der letzte Graf von Oldenburg und Delmenhorſt, aus der alten Linie, **Anton Günther** (geb. 1. Nov. 1583, † 9. Juni 1667). Derſelbe hatte, ſchon in höhern Jahren, mit der Freiin Eliſabeth v. Ungnad [1]), außerehelich, einen Sohn Anton (geb. 1. Febr. 1633) erzeugt und ließ ihn, nachdem er ſich überzeugt haben mochte, daß ſeine eigne, am 31. Mai 1635 geſchloſſene Ehe mit Sophie Katharina von Holſtein-Sonderburg (geb. 28. Juni 1617, † 1696) kinderlos bleiben werde, 1646 legitimiren und nobilitiren. **Anton** ward 1651 Reichsfreiherr, 1653 Reichsgraf von Aldenburg, 1671 däniſcher Graf, und iſt als däniſcher Geheimerath und Statthalter in Oldenburg und Delmenhorſt 28. Oct. 1680 geſtorben. Aus ſeiner erſten Ehe, mit Auguſte Gräfin v. Witgenſtein (geb. 12. April 1638, verm. 22. Sept. 1659, † 15. Mai 1666), wurden funf Töchter, aus der zweiten, mit Charlotte Emilie de la Tremouille (geb. 28. Juli 1652, verm. 19. Mai 1680, † 21. Jan. 1732), einer Tochter Heinrich Karl's, Fürſten von Tarent, wieder ein Sohn, Anton II., als Poſthumus, geboren (26. Juni 1681). Derſelbe vermählte ſich 1) 1704 mit Anna Freiin v. Kniphauſen († 1722), von der er jedoch 3. Jan. 1711 geſchieden ward, 2) 26. April 1711 mit Wilhelmine Marie, Prinzeſſin von Heſſen-Homburg (geb. 7. Jan. 1678, † 26. Nov. 1770), aus welcher letz'tern Ehe er, bei ſeinem am 6. Juni 1738 erfolgten Tode, die oben erwähnte Charlotte Sophie, damals ſchon vermählte Gräfin Bentink, hinterließ.

---

[1]) Dieſe Familie, welche ſchon urſprünglich den Namen v. Weißenwolf geführt haben ſoll, nahm denſelben wieder an, als ſie 1645 mit dem Freiherrn David, k. k. wirkl. Geh. Rathe und Kammerpräſidenten, in den Grafenſtand erhoben ward. Eliſabeth vermählte ſich nachmals mit Johann v. Mahrenholz, oldenb. Droſt und Geheimrath.

Dieſelbe ſoll — wenn dies nicht zur Entſchuldigung ihres ſpätern Verhaltens nachträglich erfunden worden — ſchon vor ihrer Verheirathung den Grafen Albrecht Wolfgang geliebt haben und von ihm geliebt worden ſein, die Ehe mit Bentink aber wider ihren Willen geſchloſſen haben. Wir wiſſen dabei freilich nicht, was ihren Vater beſtimmt haben möchte, dem niederländiſchen Beamten und Gutsbeſitzer den Vorzug vor dem regierenden Reichsgrafen aus uraltem deutſchen Dynaſtengeſchlechte, der ſeine Regierung fünf Jahre vor der Verheirathung der Gräfin angetreten, zu geben, oder warum der Graf ſich drei Jahre vor ſeiner angeblichen Geliebten anderweit vermählte. Auch ſtand ſie zur Zeit der zweiten Vermählung des Grafen erſt im 15. Lebensjahre, erſt im 13., als er aus dem Auslande zurückkehrte, erſt im 11., als ſeine erſte Gemahlin ſtarb. Doch wie dem auch ſei, zwiſchen dem Grafen Lippe und der Gräfin Bentink entwickelte ſich ein Verhältniß anfangs nur zärtlicher Freundſchaft und gemeſſener Vertraulichkeit, nach dem Tode ſeiner Mutter aber offener Liebe und Huldigung. Die gutmüthige Gemahlin des gänzlich in den Banden der Gräfin gefangenen Albrecht Wolfgang nahm lange ſelbſt an den Feſten und Luſtbarkeiten Theil, die er zu Ehren ihrer Nebenbuhlerin gab und um deren willen er das Land mit Schulden belaſtete. Zuletzt aber ward das Betragen der Gräfin immer übermüthiger und rückſichtsloſer. Sie nahm keinerlei Rückſicht mehr auf die rechtmäßige Gemahlin ihres Buhlen, ließ dieſelbe Zurückſetzungen und Kränkungen aller Art erfahren, gerirte ſich ganz als Frau im Haus, befahl als Regierende, und wollte eben ihr Wochenbette in der Grafſchaft aufſchlagen, als der frühe Tod des Grafen (12. Sept. 1748) dem ganzen Treiben ein Ende machte.

Graf Albrecht Wolfgang hatte übrigens eine holländiſche Generalsſtelle bekleidet und in dieſer Eigenſchaft an dem öſterreichiſchen Erbfolgekriege, namentlich an der Schlacht bei Dettingen (27. Juni 1743), wo auch ſein großer Sohn den erſten ernſten Waffendienſt that, rühmlichen Antheil genommen. Seinen älteſten Sohn verlor er im Jünglingsalter; den jüngern, Wilhelm (Friedrich Ernſt), hatte er meiſt entfernt gehalten, den in England Gebornen vom 11. Jahre an in Genf, ſpäter in Leyden und Montpellier ausbilden, dann in die engliſche Garde treten, ſpäter als Volontair bei dem kaiſerlichen Heere kämpfen und große Reiſen machen laſſen, von denen ihn die letzte Krankheit ſeines Vaters nach Hauſe rief. Nachdem Graf Wilhelm die Regierung angetreten, vermochte er mit Ernſt und Nachdruck die ſchöne Gräfin Bentink, Stadt und Land zu räumen. Seine Stiefmutter ſchlug ihren Witwenſitz in Stadthagen auf. Die Prachtbauten und all der Flimmerglanz der vergangenen Herrlichkeit wurden mit wahrer Erbitterung ausgerottet und das Land und all die franzöſirende Ueppigkeit in ein deutſchgefärbtes Spartanerthum hinübergeleitet. Doch über jenen originellen und großartigen Menſchen, ſeine Kriegsthaten im ſiebenjährigen Kriege und in Portugal, das Syſtem und den Plan ſeiner innern Wehranſtalten, die Vorausſicht, mit der er in ſeiner deutſchen Zurückgezogenheit ebenſo die Vertheidigung Portugals, wie ſie Wellington ſpäter ausgeführt, wie die deutſche Volksbewaffnung des Jahres 1813 voraus entworfen und bis ins Einzelnſte ausgearbeitet, ſeine edle Religioſität, ſein inniges, weihevolles Verhältniß zu ſeiner trefflichen Gemahlin[1]), ſeine Vertrautheit mit Abbt und Herder und was ſonſt von dem merkwürdigen Manne zu berichten iſt, werden geneigte Leſer ſich bei Varnhagen a. a. O. Näheres erholen können oder längſt erholt haben. Tief gebeugt durch den Tod ſeiner Gemahlin, der Freundin ſeiner Seele, folgte er ihr nach Jahresfriſt in die Gruft (10. Sept. 1777). Ihre Ehe war kinderlos und nur in einem portugieſiſchen Kloſter lebte ſein Stamm in der Tochter einer Nonne fort, bei ihrer Mutter ſorgfältig erzogen und in Ehren gehalten, von dem Grafen gebührend verſorgt und ſtolz auf ihre Abkunft. Das Land kam an Philipp Ernſt II. zur Lippe-Alverdiſſen, den Vater des jetzt regierenden Fürſten.

Die Gräfin Bentink kam natürlich auch mit ihrem Gemahl in Unfrieden, weigerte ſich, den Vertrag über Ueberlaſſung ihrer deutſchen Beſitzungen an ihre Söhne und deren Vater zu vollziehen, weshalb 1757 Dänemark, im Auftrag des Reichshofraths, den Vater als Vormund in Beſitz ſetzte, der dann 1759 dem mündig gewordenen älteren Sohne, Chriſtian Friedrich Anton (geb. 15. Aug. 1734, † 1. April 1768), die Verwaltung überließ. Zwiſchen ſeiner Linie und der ſeines in engliſchen Seedienſt gegangenen Bruders Johann Albert (geb. 29. Dec. 1737, † 23. Dec. 1775) entſtand ein vieljähriger Rechtsſtreit über dieſe Güter, bei dem zuletzt die ältere Linie obſiegte. Wie und weshalb dann in der letzteren ſelbſt ein neuer und famoſer Rechtsſtreit entſtanden, davon hat man ſeit einigen zwanzig Jahren nur zuviel leſen müſſen. — Die Gräfin Sophie Charlotte trennte ſich übrigens von ihrem Gemahl und verbrachte den Reſt ihres Lebens in Hamburg.

---

[1]) Marie Eleonore, Gräfin Lippe-Detmold-Bieſterfeld, geboren 16. Juni 1744, vermählt 12. Nov. 1765, † 16. Juni 1776.

Berichtigungen.

S. 17, Z. 13 v. u., lies: fördern, als hindern, ſt.: hindern, als fördern

S. 55, Z. 11, v. u., l.: S. 2, ſt.: S. 1

S. 160, Z. 8, v. o., l.: Karl, ſt.: Königs

S. 437, Z. 15, v. o., l.: Magnat, ſt.: Regent

Regiſter.

Aldenburg, Charlotte Sophie, Gräfin von, vermählte Gräfin Bentink, 484 ff.
Anhalt-Deſſau, Leopold, Prinz von, 146 ff., 159.
—— -**Zerbſt**, Friedrich Auguſt, Fürſt von, 478.
Apraxin, Graf Fedor, 356, 394 ff., 425.
Arſenief, Barbara, 384, 396, 437, 441.
Artemis, Eſteſej, 363—64.
Auersberg, Leopold Graf, 140—41.

Bagnasco, Marcheſe, 110, 112 ff.
Baiern, Violante Beatrix, Prinzeſſin von, Erbprinzeſſin von Toscana, 42 ff., 77, 84 ff., 90.
Balk, Baroneſſe von, 319 ff., 385.
Baſſetti, Apollonio, 39.
Baſſewitz, Graf, 221 ff., 270, 341 ff., 346 ff., 354, 357, 367, 424—25.
Bearn, Baron von, 114 ff.
Bentink, Wilhelm, Graf von, 484 ff.
Beſtucheff, die, 419 ff.
Blumentroſt, die Brüder, 334.
Boerhave, 334.
Bonneval, 229, 237.
Bonſi, Cardinal, 3 ff., 26.
Borgo, Marcheſe del, 178, 191 ff., 194.
Bourg, Eleonor Marie von Maine, Graf von, 160.
Bournonville, Michael Joſeph, Herzog von, 87 ff.
Brandenburg, Friedrich III., Kurfürſt von, 123 ff.
—— -**Baireuth**, Friederike Sophie Wilhelmine, Markgräfin von, 312 ff.
—— -**Ansbach**, Wilhelmine Karoline von, vermählte Königin von Großbritannien, 480.
Brandklepper, der, 222—23.
Bruce, 341, 395, 399.
Bülow, Generalmajor, 172 ff.
Büſching, Johann Ludwig, 481 ff.

Burgund, Herzog von, 122 ff., 158.
——, Herzogin von, 122 ff., 150.
Buſſy-Rabutin, Graf Ignaz Amadeus von, 285 ff., 367, 372.
Buturlin, Graf Iwan, 343 ff., 397, 421—22.

Caimo, Graf, 86 ff., 94 ff.
Caraffa, Joh., Graf von, 167.
Carignan, Prinzen und Prinzeſſinnen von, 175 ff.
Catinat, Marſchall, 107 ff., 125 ff.
Chaiſe, Pater de la, 45 ff., 49.
Charny, Don Manuel d'Orleans, Graf von, 92.
Clemens XI., Papſt, 164. 166.
Colbert, 27 ff.
Commercy, Prinz, 119, 125, 137.
Crenant, 110, 120.
Crequi, Herzog von, 18 ff., 137.
Croiſſi, 28, 35, 45.
Cronſtädt, General, 272.
Cruns, de, 381.

Dänemark, Friedrich IV., König von, 465 ff.
——, Ulrike Eleonore von, Königin von Schweden, 210.
Dami, Julian, 89.
Daun, Wirich Philipp Lorenz, Graf von, 148, 155, 160, 200.
Deffans, Frau von, 18, 25, 28, 29.
Devier, Anton, Graf, 418 ff.
Dolghorukij, Waſſilii, 394 ff., 403.
——, Iwan, 421—22, 432 ff.
——, Alexei, 422, 451 ff.
——, Katharina, 452.
Dupré, Oberſt, 116.

England, ſeine Händel mit Toscana, 60 ff.
Eſte, die, in Modena, 76 ff.

Fabrice, von, 216, 222, 255.
Feuillade, Herzog de la, 143 ff., 147.
Fleury, Franz Joſeph Wicardel, Marquis von, 180 ff.
Frankreich, Ludwig XIV., König von, 1 ff.
——, Ludwig, Dauphin von, 47.
Frieſen, Graf von, 144.

Gagarin, Fürſt Matwei, 398.
Galen, Anna Maria Victoria, Frau von, 480.
Galloway, Lord, 118 ff., 120, 123.
Gholoffkin, Gawrilo, Graf, 346 ff., 398—99.
——, Iwan, Alexander, Michailo, Grafen, 346.
Gholowin, Fedor, Graf, 388.
Glück, die Familie, 283 ff., 301.
——, Ernſt, 291, 300—301.
Görz, Georg Heinrich, Freih. v. Schlitz, genannt von, 224 ff.
Golyzin, Fürſt Michailo, 339, 355 ff., 389, 397, 425.
——, Fürſtin, 315.
Gonzaga, Eleonore, Prinzeſſin von Guaſtalla, vermählte Prinzeſſin von Toscana, 66 ff., 74.
Gordon, Patrick Leopold, 381 ff., 390.
——, Alexander, 382, 384.
Grimani, Vincentio, 108.
Grimberghen, Fürſt von, 174—75.
Günther, Joh. von, 341.
Guiſe, die, 55.
——, Francisca Renate, Madame de, 28 ff.

Harcourt, Anna von, 48.
Harrach, Johann Joſeph Philipp, Graf von, 154—55.
Hauber, Eberhard David, 478 ff., 482.
Hein, Rath, 213, 255.
Heiſter, die Generäle, 139.
Hendrikoff, die Grafen, 298.
Heſſen-Kaſſel, Wilhelm d. Weiſe, Landgraf von, 207—8; Karl, 210 ff., 218 ff.
——, Friedrich, Prinz von, 155, 210 ff.; Ludwig, 212.
Hohenlohe-Langenburg, Johanne Sophie, Gräfin von, vermählte Gräfin Lippe-Bückeburg, 479 ff.
Holſtein, Magnus, Herzog von, 408.
——-Gottorp, Karl Friedrich, Herzog von, 219 ff., 226, 262 ff., 354 ff., 361 ff., 370, 424 ff.
——, Sonderburg-Norburg, die Linie zu, 454 ff.
Horn, Arwed, 219, 231 ff., 271, 275.

Jaguſchinskij, 318, 342 ff., 345 ff., 353 ff., 394, 397, 425.
Jefimoffski, die, 297 ff.
Innocenz XI., Papſt, 36.
Joſeph I., Kaiſer, 145.
Jungen, Johann Hieronymus, Frhr. von und zum, 70.

Kagge, Joh. Friedrich von, 223.
Kaiſerling, von, 384—86.
Karlberg, Lieutenant, 262 ff., 269.
Katharinenorden, 311.
Königsegg, Graf, 385—86.
Kronſtadt, 388.
Kurland, Herzogthum und Herzöge von, 406 ff.

Lapuchin, Awdotja, 427.
Lefort, Franz, 357, 380 ff.
——, Johann, 325; Peter, 325.
Leibniz, 237.
Leutrum, General von, 254 ff., 257, 268.
Liechtenſtein, Philipp Erasmus, Prinz von, 143.
Liewen, Graf, 272.
Lippe-Bückeburg, Friedrich Chriſtian, Graf zur, 475 ff.
——, Albrecht Wolfgang, Graf zur, 482 ff.; Wilhelm Friedrich Ernſt, 482, 487 ff.
Lorenzini, die Brüder, 39.
Lothringen, das Haus, 75 ff., 97 ff.
——, Karl von, 15 ff., 25, 36.
——, Chriſtine von, Großherzogin von Toscana, 75—76; Margarethe von, Herzogin von Orleans, 1, 4, 23.
Lucca, 58 ff.
Lynar, Graf Rochus Friedrich, 263 ff.

Maigret, Oberſt, 261 ff.
Makaroff, 330, 344 ff., 425.
Mancini, die, 2.
Mansfeld, Heinrich Franz, Fürſt von, 124 ff.
Mantua, Karl Gonzaga, Herzog von, 120—21.
Marlborough, Herzog von, 146, 156, 211, 213, 217.
Mazarin, 2 ff.
Medicis, die, 2 ff.
Memoirenliteratur, die, 152—53, 180 ff., 205 ff., 313.
Menczikoff, Alexei, 302 ff., 311, 343 ff., 376 ff., 450.
——, Fürſtin, 384, 441.
——, Gawrilo, 390.
——, Maria, 423 ff., 448 ff.; Alexandra, 453.

Mercy, Claudius Florimund, Graf, 160.
Modena, Rinaldo, Herzog von, 76.
Moens, 319 ff., 385.
Mondovi, 127—28.
Mons, Anna, 384 ff.
Montauban, Marquis von, 113 ff.
Montbrun, Marquis von, 173—74.
Montefeltre, das Haus, zu Urbino, 8, 13.
Montemar, Joſeph, Herzog von, 95 ff.
Moſer, J. J., 225.
Motraye, de la, 262 ff.
Münnich, Graf, 228, 341.

Naryſchkin, Fürſt Alexander, 421—22.
Naſſau-Siegen, Charlotte Friederike von, vermählte Gräfin Lippe-Bückeburg, 483 ff.
Nemours, Demoiſelles de, 3, 100 ff.
Nero, Baron del, 72.
Nowgorod, Theodoſius, Erzbiſchof von, 348, 350 ff.
——, Theophanes, Erzbiſchof von, 319, 348—49, 422.

Oeynhauſen, Margarethe Gertrud, Gräfin von, vermählte Gräfin Lippe-Bückeburg, 482ff., 486 ff.
Oldenburg, Anton Günther, Graf von, 485.
Oranienburg, 437.
Orleans, Margarethe Luiſe von, Großherzogin von Toscana, 1 ff., 55, 81.
——, Gaſton, Herzog von, 1—2.
——, Philipp I., Herzog von, 24, 50.
Orleans, Philipp II., Herzog von, 150 ff.
Ormea, Marquis von, 195, 197 ff.
Oſtermann, 416, 422 ff., 432 ff., 448.
Ottojano, Fürſt von, 79.

Parma, 89 ff., 97.
Perfetti, Bernardino, 85.
Perouſe, Graf, 196 ff.
Pfalz, Johann Wilhelm, Kurfürſt von der, 47 ff., 60, 64, 70, 76.
——, Rupert, Prinz von der, 460 ff.
Pico, die, von Mirandola, 133.
Piſſareff, 421—22.
Polen, Auguſt II., König von, 232—33, 362, 413 ff.
Pomponne, Marquis von, 27 ff.
Portroyal, 49.
Portugal, Iſabelle Infantin von, 41 ff., 101 ff.
Preußen, Friedrich Wilhelm I., König von, 214, 235 ff., 237, 256, 312 ff., 362 ff., 367.
Prié, Marquis de, 141.

Rabe, Johann, 286—87.
Rank, General, 219 ff., 226, 229, 250, 252 ff., 258.
Rehbinder, Bernhard Otto, Frhr. von, 192 ff.
Reichſtadt, 54 ff., 63.
Repnin, Fürſt Anikita, 284, 340, 346, 405.
——, Fürſten Waſſilij und Nikolaj, 340.
Reventlow, Anna Sophie, Gräfin von, 474.
Rivarola, Marcheſe, 194.
Rumänzoff, Alex., 358, 425.
Ruſpanti, die, 86.

Rußland, Peter I., Kaiſer von, 245 ff., 281 ff., 362, 385, 389, 393 ff.
——, Peter II., Kaiſer von, 337, 351, 371, 375, 422 ff.
——, Katharina I., Kaiſerin von, 279 ff.
——, Anna, Herzogin von Kurland, Kaiſerin von, 411 ff.
——, Eliſabeth, Kaiſerin von, 309, 427 ff., 433.
——, Natalie, Großfürſtin von, 368, 427 ff.
——, Alexei, Zarewicz von, 316, 386, 396—97.
Ruvere, das Haus, zu Urbino, 8.

Sachſen, Erdmuthe Sophie, Prinzeſſin von, Markgräfin von Baireuth, 14.
——-Gotha, Johann Wilhelm, Prinz von, 154.
——-Lauenburg, Anna Maria Francisca von, 52 ff., 62 ff., 84, 99.
——, Graf Moritz von, 412 ff.
St. Gile, Graf, 204—5.
St. Mesme, Graf, 16, 37.
St. Remy, Baron, 191, 194.
St. Simon, Herzog von, 151 ff.
St. Thomas, Marcheſe, 120 ff., 177.
Sales, die de, 100.
San Sebaſtian, Gräfin von, 176 ff.
Sardinien, Victor Amadeus I., König von, 100 ff., 204.
——, Karl Emanuel, König von, 178 ff.
Savoyen, Karl Emanuel II., Herzog von, 100.
——, Chriſtine, Herzogin von, 3.
——, Eugen, Prinz von, 107 ff., 129 ff., 145 ff.
Schaffiroff, 355, 398 ff.
Schaumburg-Lippe, ſ. Lippe-Bückeburg.
Schein, Alexei Semenowicz, 384.
Scheremeteff, Boris, 293 ff., 302, 387.
Schindel, Charlotte Henriette, Gräfin von, 468 ff.
Schmidt-Phiſeldek, 325.
Schomberg, Karl, Herzog von, 110 ff., 119.
Schönberg-Schwerſtedt, Franz Anton, Frhr. von, 480.
Schweden und Heſſen, 207 ff.
——, Karl IX., König von, 208.
——, Karl XI., König von, 209—10.
——, Karl XII., König von, 210 ff., 215 ff.
——, Ulrike Eleonore, Königin von, 219 ff., 227, 232, 271, 275.
Semikoff, Alex., 363—64.
Siguler, 267 ff.
Sinzendorf, Graf, 75.
Skawronsky, die Grafen, 283 ff., 287, 297.
Solare, Oberſtlieutenant, 197 ff.
Solari, Graf, 139, 143.
Somerſet, Francis, Herzog von, 460.
Spanien, Karl III., König von, 93 ff.
——, Philipp V., König von, 134 ff.
Starhemberg, Guido, Graf von, 130, 137 ff., 148.
——, Richard Barthelemäus, Graf von, 138—39.
——, Max Adam Franz und Ottokar Franz, Grafen von, 138.
Stato degli presidi, 67 ff., 97.
Stella, Graf, 75—76.
Sterzinger, Martin Andreas, 139.

Stiernroß, Oberſt, 273.
Suſa, die, 175 ff.

Tallard, Marſchall, 211.
Teſſé, Marſchall, 121 ff., 157 ff.
Teſſin, Graf, 277.
Thorner Blutbad, 358 ff.
Tolſtoi, Peter, Graf, 340, 421—22.
——, Iwan, Graf, 340.
Torricelli, Evangeliſta, 6.
Toscana, Ferdinand II., Großherzog von, 5 ff., 21.
——, Cosmo, Großherzog von, 13 ff., 83.
——, Johann Gaſton, Großherzog von, 21, 43 ff., 51 ff., 99.
——, Ferdinand, Erbprinz von, 38 ff., 62, 72.
——, Leopold, Prinz von, 6, 21.
——, Franz Maria, Prinz von, 7, 10, 43, 51, 57 ff., 65, 67.
——, Maria Anna Luiſe von, Kurfürſtin von der Pfalz, 20, 43, 47, 56 ff., 68 ff., 70, 77, 84 ff., 99.
Trenta, Thereſe Marie Magdalene, 465 ff.

Ungnad, Eliſabeth Freiin von, 485.
Urbino, die Herzöge von, 8 ff.
——, Victorie von, Großherzogin von Toscana, 7 ff., 21, 24, 36—37, 51.
Uſchakoff, Andreij, 321, 370 ff., 421 ff.

Valliere, die de la, 148.
Varennes, Marquis von, 118.
Vaudemont, Prinz von, 130.
Vendome, Herzog von, 134 ff., 146 ff., 151.
——, Großprior von, 146 ff., 151.
Verua, Gräfin von, 172 ff.
Vieregg, Liſette von, 466 ff.
Villebois, de, 281 ff.
Villeroi, Marſchall, 130 ff.
Viviani, Vincentio, 6.

Wachtendonck, Karl Franz, Frhr. von, 98.
Waldenſer, die, 105, 108, 127, 171.
Welde, General, 307.
Weisbach, General Graf, 341. 355—56.
Welling, Graf, 241, 253, 255.
Wraxall, 272.
Wurmb, Gottfried, 285, 301 ff.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Geheime Geſchichten

und

Räthſelhafte Menſchen.

Geheime Geſchichten

und

Räthſelhafte Menſchen.

Sammlung

verborgener oder vergeſſener Merkwürdigkeiten.

Herausgegeben

von

Friedrich Bülau.

Siebenter Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1856.

[illegible] 108

([illegible])

Inhalt.

Seite

I. Denkwürdigkeiten Hans Chriſtoph's von Bernſtein. Mitgetheilt von F. A. von Minckwitz 1

II. Ein Jacobäer 40

III. Züge aus dem 17. Jahrhundert 48

IV. Schöning und Barfus 56

V. Fürſt Anton Egon von Fürſtenberg 126

VI. Grafen und Gräfinnen Henckel von Donnersmark 163

VII. Cardinal Coſcia 194

VIII. Graf Hård 209

IX. Der General von Favrat 340

X. Warnery und Sperling in der Bergfeſte Stolpen 358

XI. Graf Ferſen 368

XII. Daniel Greſer 376

XIII. Der Proſſener Mann 420

XIV. Chriſtian Lehmann 449

XV. Balthaſar Kademann 464

XVI. Geiſtliche Berufungen 473

Miſcellen.

Seite
1) Stiftungen und Vermächtniſſe 479
2) Sinnreiches Elogium 482
3) Die Roſen 483
4) Ein Anzeichen 484
5) Väterlicher Wunſch 485
Nachträge 487
Regiſter 491

I. Denkwürdigkeiten Hans Chriſtoph's von Bernſtein.

Die folgenden Geſchichtserzählungen aus dem 16. Jahrhunderte, Berichte eines Zeitgenoſſen über ſelbſterlebte Begebenheiten, befinden ſich im Originalmanuſcript auf der großherzoglichen Bibliothek zu Weimar und ſind uns durch die Güte des königlich ſächſiſchen Kammernherrn, Herrn Friedrich Auguſt von Minckwitz, mitgetheilt worden, der ſich die dankenswerthe Mühe genommen hat, dieſelben mit diplomatiſcher Genauigkeit wiederzugeben und mit erläuternden Anmerkungen zu verſehen.

Der Verfaſſer dieſer Denkſchriften, Hans Chriſtoph von Bernſtein, geb. 11. Mai 1522, ſtammte aus einem alten, in Sachſen und Böhmen [1]) begüterten Geſchlechte, das noch jetzt, unter dem Namen v. Bärenſtein, in einigen Gliedern im Königreich Sachſen fortlebt, im 15. und 16. Jahrhundert aber, wo es den Namen v. Bernſtein führte, ungleich ausgebreiteter war. Für den erſten bekannten Namen aus dieſem Geſchlechte gilt Reinhold von Bernſtein, der 1315 geſtorben und mit Eliſabeth von Maltitz vermählt geweſen ſein ſoll. Sein Enkel Weigold erlegte den berüchtigten Räuber Wittich bei Reinhardsgrimma und erbat ſich als Lohn dafür das Recht, einen aufgejagten Hirſch im Nothfall bis auf die ſteinerne Brücke zu Dresden verfolgen zu dürfen. Auch ſein Sohn Heinrich war als ein gewaltiger Jagdfreund bekannt. Deſſen Enkel, gleichen Namens, ſoll von einem Edelmanne, den er empfindlich beleidigt, ungeachtet der Streit formell ausgeglichen geweſen, vergiftet worden ſein; was denn eine in dem damaligen Deutſchland, und von einem Edelmanne gegen den Andern angewendet, gewiß ſehr ſeltene Rache geweſen wäre. Sein Sohn Hans half die Burg Rathen in der ſogenannten ſächſiſchen Schweiz erobern. Er erzeugte Chriſtoph v. Bernſtein, der mit dem Herzog Heinrich nach Friesland zog und dieſem dort das Leben gerettet haben ſoll, dann bei König Mathias in Ungarn war, von welchem Zuge eine Mythe exiſtirt, wonach er, von dem den Deutſchen abgünſtigen Könige aufgefordert, einem Löwen das Fleiſch aus dem Munde geriſſen hätte, mit Karl VIII. von Frankreich nach Neapel zog, Herzog Heinrich nach dem heiligen Grabe begleitete, nach ſeiner Rückkehr einen achtzehnjährigen Streit mit der Krone Böhmen über inzwiſchen erledigte Beſitzungen anfing und zuletzt noch friedlich im Jahre 1533 ſtarb. Er erzeugte mit Einer v. Breitenbach unſern Hans Chriſtoph, der an dem Hofe Herzog Georg's von Sachſen erzogen ward, dann zu Pfalzgraf Philipp, eine Zeit lang auch zu Herzog Albrecht in Preußen kam, ſpäter aber ſich vorzüglich an die Herzöge, nachmals Kurfürſten Moritz und Auguſt angeſchloſſen zu haben ſcheint. Auguſt ſchenkte ihm viel Vertrauen und bediente ſich ſeiner als Rath, Amtshauptmann und zu Kirchenviſitationen. Zwei mal verheirathet, hat er bei ſeinem am 4. Januar 1580 erfolgten Tode aus erſter Ehe ſechs, aus zweiter zwei Söhne hinterlaſſen, die zum Theil ſeinen Namen fortgepflanzt haben.

---

[1]) Für einen Zuſammenhang deſſelben mit dem großen freiherrlichen Geſchlechte von Pernſtein, deſſen Beſitzungen wahrhaft fürſtlich waren und deſſen Glieder zum Theil hohe Bedeutung in der Geſchichte von Böhmen haben, gibt es jedoch keinen Beweis. Schon die Wappen ſind verſchieden; im Mittelalter ein wichtigeres Moment, als die Namen.

Er nun hat über drei Begebenheiten ſeiner Zeit, bei zweien davon er mitwirkender Theilnehmer geweſen, die Mittheilungen hinterlaſſen, die wir im Folgenden wortgetreu wiedergeben, und die zwar keine beſondern Aufſchlüſſe über den politiſchen Zuſammenhang der Begebenheiten gewähren, wohl aber um mancher naiven Zeitanſchauungen und lebensvollen Einblicke in damalige Zuſtände willen des Druckes vielleicht nicht unwerth erſcheinen.

Beſchreibung der reiſe, die Hans Chriſtoff von Bernſtein zum Borten in Africam bis vor die ſtadt Algeri vber Meer volbracht, wie er dieſelbige ſelbſt verzeichnet.

Im 1541. Jar bin ich Hans Chriſtoffel von Bernſtein aus dem Preußiſchen Hofe gezogen auff den Reichstag gen Regenſpurg, vnd daſelbſt mit zwey Pferden zu Meinem gnedigen Herrn Pfaltzgraffen Otto Heinrichen[1]), ein Herr bruder Pfaltzgraff Philippen [1]), kommen, welcher zu Neuburg an der Donau Hoff gehalten.

---

[1]) Geb. 10. April 1502, † 12. Febr. 1559. Seine Ehe mit Suſanne von Baiern (geb. 1502, vermählt 7. Oct. 1528, † 12. März 1543) war kinderlos.

Dieweil aber daſſelbige Jar Keiſer Carl der funffte, hochlöblichſter gedechtniß, durch Herr Georgen von Regenſpurg, S. K. May. Oberſten, ein Regiment Landsknechte zu Regenſpurg verſamlen vnd durch Italien gen Allespecie [2]) ans mer furen ließ, habe ich erlaubnis von m. gn. H. dem Pfaltzgraffen gebeten, vnd bin vnter Herr Georgen von Regenſpurgs Regiment mit dem Keyſer durch Italien bis ans Meer vnd förder auff die Schiffe geſeſſen vnd in Barbarey geſchiffet, vnd dieſer Zug iſt alſo geſchehen.

Im Hineinziehen haben wir vnſern weg genommen von Regenſpurg auff Augſpurg, von do an auff Landsberg durch die Ehrenberger Klauſe, welche eine Pforte iſt zu der Graffſchafft Tyrol, vnd dann durch die Graffſchafft Tyrol auff Stertzingen, das Herr Georgen von Fronſbergs Erben iſt. Von da an auff das heilige Blut, da ſich Keyſer Maximilianus der Erſte nach gembſen in der Steinwand verſtigen. Alsdann auff Inſprug, da das Keyſerliche Hofflager iſt, von da an auff das Biſtum vnd die Stad Brixen, von do an auff die Stadt Triend, da das Kindlein von Triend liegen ſol, welchs die Juden ſollen mit Nadeln erſtochen, vnd das Blut von ihm genommen haben, Sol der geburt ſein von Prebeßen [3]) aus der Schleſien. Von da an auff Roueretto [4]), Alda ſelbeſt hebet ſich an der Venediger Land. Die Venediger aber haben Keiſer Carlen eine herliche ſchiffbrucke mit tapetzerey bekleidet vber die Etzſche geſchlagen, das der Keiſer nicht durch den feſten Port der Berner Klauſe hat ziehen durffen, denn dieſe Pfort haben die Venediger in guter achtung. Seind alſo vber die ſchiffbrucken durch der Venediger Land gezogen bis gen Pescara an den Garder Sehe, von do an durch das Hertzogthum Meiland vber die Pfaw 1) vnd einen ort durch des Bapſtes land, dann durch das Welſche gebirge, vnd förder gen Allespecie, das iſt ein Port des Meeres vnd hat einen ſchönen hafen, dabei iſt der groſſe Berg mit namen . . . . . . 2), darauff man die tag- vnd nachtwache helt mit dem groſſen Licht, darnach ſich die ſchiffleute mit dem einlauffen richten.

---

[1] Geb. 12. Nov. 1503, † 4. Juli 1548, kinderlos. Die beiden Brüder waren Söhne des Pfalzgrafen Rupert und der Eliſabeth von Baiern.

[2] Spezzia.

[3] Priebus.

[4] Roveredo.

Zu Allespecie iſt der Keiſer vnd Herr Andreas Doria, des Keiſers Oberſter general Hauptman auff dem Meer von Genua zu vns kommen. Iſt der Keiſer im hereinziehen bey Babſt Paul dem Vierden zu Luca geweſen, welcher auch dem Keiſer dieſen Zug ſol wiederraten haben. Alda ſein wir zu Allespecie im namen Gottes zu ſchiffe gangen, acht tage vor Michaelis, Iſt Her Andre Doria bey vns geweſen, der Kaiſer aber iſt zu Genua auff die galeen 3) geſeſſen.

Den erſten ſturm haben wir in der Michaelisnacht mit Donner vnd blitzen gehabt, hat der Donner eine große naſe 4) angezundet vnd alles vorbrandt, Sein zwo naſen wieder einander gelauffen vnd eine verdorben, hat vns der wind in die Inſel Corſica, die den Genueſern zuſtehet, geſchlagen, darinnen ſind wir zween tage ge-

---

1) Den Po.

2) Der Raum für den Namen iſt im Original freigelaſſen.

3) Galeere.

4) Ein Segelſchiff.

legen. Von do an vber den großen geferlichen Spaniſchen Golffen mit gluck vnd zimlichem winde in die Inſel Maiorcka geſchifft, alda ſelbſt iſt der Keiſer mit 120. galeen vnd fuſten[1]) zu vns kommen, vnd wir haben 180. groſſer naſen vnd andere ſchiffe, die vor Segel lauffen, gehabt.

Die einwoner der Inſel vnd der Stad Maiorcka, welche ſehr wohl erbauet, vnd zu den Konigreichen Hiſpanien gehöret, auch durch die Spanier zum Chriſtlichen glauben bracht, haben Keiſer Carln mit groſſer vnterthenigkeit, ehr vnd reuerentz empfangen, auch eine herliche ſchiffbrucke von dem Pallaſt bis auffs Keiſers galee ſchlagen laſſen mit tapecerey von golde vnd ſilber bekleidet, darauff den Keiſer in der process vnter dem himel bis in die Kirchen vnd auff den Pallaſt beleitet. Dieſe Inſel hat herliche ſchöne vnd gute ſuſſe waßer.

Von do an ſeindt wir geſchifft vor die Stadt Algieri in Barbarey, die dann ein ſehr feſter Port iſt zu Waſſer vnd Lande, mit einem beſchloſſenem Hafen, vnd dieſer Zeit mit Juden vnd Turcken beſetzt geweſen.

Als wir von den Schiffen zu Lande eine gute deutzſche meil vber der Stadt treten wollen, ſind vber 30000. Perſonen, ſchwartze vnd weiſſe Mohren zu roß vnd fuß an das Meer kommen, vns zu wehren auffs Land zu treten. Es hat aber Herr Andre Doria das große geſchutz von den galeen vnter ſie gehen laßen, ſind die Feinde auff das gebirge geflohen. Mitler weile iſt der Keiſer mit dem Kriegsvolck von den ſchiffen auffs Land getreten, vnd das iſt geweſen vngeferlich acht tage nach Martinj.

Vnd das Kriegsvolck, das mit dem Keiſer auffs Land kommen, iſt geweſen der Keiſer mit ſeinen Furſten,

---

[1]) Italieniſche zweimaſtige Küſtenfahrer mit dreieckigen Segeln.

Herren vnd Hoffgeſinde vnd ſeiner Guardie. Mehr zwölff fenlein Landsknechte, iſt Herr George von Regenſpurg ihr öberſter vnd der von Lire iſt ihr Muſterherr geweſen. Mehr ein ſtarck Regiment ausgeleſener Spanier. Mehr Ein ſtarck Regiment Italiener vnd vngeferlich etzliche hundert Malteſer Herren, die tragen rot mit weißen Kreutzen. Der Hertzog von Alba, ein Spaniſcher Furſt, iſt des Keiſers Oberſter Leutenant geweſen.

Am dritten tage, nachdem wir abgeſtanden, ſeind wir mit allem Hauffen vor die Stad gerucket, das geſchutz aber vnd die prouiant iſt alles auff den ſchiffen geweſen, bis auff funff oder ſechs falckenetel haben wir bey vns gehabt, vnd iſt itzlichem Landsknecht zween Peckal wein vnd ein wenig biscotten mit von dem ſchiffe gegeben worden, dauon er ſich drey tage erhalten ſolte.

Aber an dem tage zu nacht vngefehr vmb mitternacht iſt ein ſolches grauſames gewitter mit Donner, Hagel vnd großem winde vnd regen kommen, hat die gantze nacht vnd den folgenden tag gewehret, hat die ſchiffe im mehre loß geriſſen, die ſchiffe wieder einander geiaget, erſeufft, zubrochen vnd zuriſſen, das den tag die groſſen ſchiffe vnd galeen mehr denn halb ans Land gelauffen, vntergangen vnd wund worden ſein. Vnd in dieſem winde iſt des Keiſers galee mit allen ſeinen Kleinodien vnd gelde vntergangen. In dieſer nacht ſind auff einer ſonderlichen Griechiſchen Armaden vier tauſent Pferde, die dem Keiſer aus Griechenland ankommen ſolten, vntergangen, das wir keinen menſchen dauon geſehen haben.

Als die Feinde dieſen Vnrat vnd ſchaden gemerckt, ſein ſie gegen der Morgenwache aus der Stat in Zweyen Hauffen gefallen, der eine Hauffen auff die Deutſchen vnd Spanier, die haben den Feinden wiederſtanden mit Gottes Hulffe, vnd dieſelbigen hinter ſich getrieben.

Der ander Hauff auff die Italiener, die ſind vor den Feinden geflohen, vnd da Gott aus ſonderlichen gnaden nicht behutet, ſo were der Keiſer in ſeinem gezelt erwurget oder gefangen worden. Es hat aber Heuptmann George Duchſes von Munchen dieſelbige nacht zwiſchen des Keiſers Zelt vnd der Welſchen Leger gewacht, derſelbige hat mit ſeinen Deutſchen Knechten die Feinde auffgehalten, die Welſchen wiederumb in ſtand bracht, bis der Keiſer auffkommen iſt, hat man mit Gottes Hulffe die Feinde zuruck in die Stad geiaget.

Auff den tag vngefehr vmb 11. oder 12. vhr iſt Herr Chriſtoff Doria, Herr Andre Doria, bruder Sohn, aus dem Meer auff einer ledigen barylen ans Land kommen, den haben die vnſern vor den Feinden erhalten, vnd auff eines Mohren Pferde zum Keiſer bracht, Mit dem hat der Keiſer eine ſtunde oder zwo geredt. Do der Keiſer von ihm erfaren, wie es mit den ſchiffen zuſtehet, iſt der Keiſer mit allem hauffen wieder von Algieri abgezogen, vnd das vngewitter, Donner, Blitz vnd regen, bis auff den dritten tag gewehret, alſo wohin wir vns gekeret, iſt vns das gewitter vnter augen kommen. Desgleichen vber 30,000 man zu roß vnd fuß haben vns tag vnd nacht angehengt mit groſſem geſchrey, Jedoch durch Gottes genade nicht angreiffen dörffen. Der Duc de Alba, Herr George von Regenſpurg, Hauptman Bartel Schuch vnd ſonſt viel Deutſche vnd Welſche ſind von den feinden mit flitzſch Pfeilen geſchoſſen vnd verwundet worden.

Im abziehen ſein wir nach der Zerſtörten Stad Carthago gezogen, haben zwiſchen Algieri vnd Carthago drey tagereiſen gehabt, vnd haben durch drey groſſe waſſer, die von dem gebirge ins Meer flieſſen, waten mußen. Vnterwegen haben wir eine gute wurtzel wie die welſchen Zwiebeln groß funden, auch viel ſchildkröten, die haben wir geſſen.

In der zerſtörten Stad Carthago haben wir zwo Tagereiſen gezogen bis zum hafen, haben viel vnzifers in den zubrochenen mauern funden, haben bis in den neunden tag kein Brot noch ſpeiſe gehabt. Am neunden tage in Carthago hat man auff ein fenlein knecht ein Pferd geſchlachtet, vnd der Keiſer hat von ſeinem eigenen Pferde, ein vahler Genneter[1]), den er zu Regenspurg auff dem Reichestage geritten, die nachtbraten geßen vnd ſchildkröten.

Am eilfften tage, nachdem wir abgeſtanden, hat der Keiſer die geſunden ſchiffe von Algierj nach Carthago in denſelbigen hafen, der denn feſte vnd luſtig iſt, furen laßen, ſein noch 80. naſen vnd 40. galeen, die vberig blieben, vorhanden geweſen, hat der Keiſer von erſten vns Deutſchen auff die naſen ſetzen laſſen, darnach iſt der Keiſer auff die galeen mit den Spaniern geſeßen, die Italiener ſind zuletzt auffgeſeßen, vnd die ſchiffe, welche wund vnd nicht fortkommen konnen, hat der Keiſer laßen mit Feuer verbrennen. Alda iſt der Keiſer von Carthago an mit den galeen vnd Spaniern nach Barcelona in Hiſpanien, die Deutſchen und Welſchen aber mit Herr Andre Doria vnd den Naſſen nach Genua vnd Alleſpecie gefahren. Im auffſitzen iſt der Deutſchen wachmeiſter, Brendel genant, ein Schwabe, von den Feinden gefangen worden.

Im heruberſchiffen haben wir grauſamen wind vnd gefahr vberſtanden, ſind die ſchiffe durch den wind von einander geſchlagen worden, das ein ſchiff an dem, das-

---

1) Spaniſche Hengſte von kleiner Geſtalt, aber wohlproportionirtem Gliederbau.

ander an einem andern orte ankommen iſt. Ich bin im anfang geweſen auff des Oberſten ſchiffe, iſt ein gut ſchiff geweſen, mit dem ſchiffe ſein wir kommen erſtlich nicht weit von der Galliot [1]) vnd an das Konigreich Tunis, darnach in die Inſel Maiorica, von do aus hat vns der Wind geſchlagen in die Inſel Minorica, daſelbſt ſind wir am abend Katharinae mit großer gefahr in den hafen komen, Dann es iſt faſt ein beſchloßener hafen von felſen, vnd ſeind etzliche welſche ſchiffe vor vns angelauffen, die ſchiffe zerbrochen, die menſchen iemerlich erſoffen. Von do an ſein wir komen faſt an die Inſel Sardinien, von do an nicht weit vom Konigreich Hiſpanien, von do an wieder heruber nach dem Konigreich Sicilien, von do an faſt bis gar an die Stad Marſilica, alda haben Turckiſche galeen gefunden, von do an nicht weit von Niſſa und Villa Franca, vnd ſein alſo lang vmbher gefaren, das vns vnſer Herr Gott vierzehen tage vor Weihnachten wiedervmb in den hafen Alleſpecie, da wir auch auffgeſeßen, mit vnſerm ſchiffe gebracht hat.

Zu Specie ſein wir faſt alle kranck gelegen, Oberſte, Hauptleute vnd Knechte, auch viel geſtorben. Alda hat vns der Keiſer vnſere beſoldung vor voll ohn einigen abzug vor die Prouiant geben laſſen, vnd darzu einen halben monat ſold zum abzug, hat vns auch gnedigſt abdancken laſſen, vnd vngemuſtert bezalt. Das hat den hauptleuten viel Kronen bracht. Dem Welſchen Kriegsuolck hat er einen dicken Pfenning vnd nicht mehr geben laſſen. Die Soldaten aber in Specie haben vns vnſer Hauptleute einen, Simon Seitz genant, ein alter Kriegsman, in einem lermen vnter dem thore erſchoſſen vnd geplundert.

---

[1]) Goeletta, der Hafen von Tunis

Von do an ſeind wir ein itzlicher am beſten er gefundt, nach Lande gezogen, Siegemund von Miltitz, Matern von Bernſtein, mein Vetter, Ich vnd ein guter redlicher Landsknecht, Georg Bock genant, ſein von Specie auff mercatant ſchifflein die zwolff deutſche meilen auff dem waſſer bis gen Genua gefahren, aldahin am Chriſtage kommen, daſelbſt die gelegenheit geſehen, vnd von Genua auff eſelen durch das Welſche vnd hohe ferliche gebirge gezogen auff Saſelion[1]) im Hertzogthumb Sophoy, von do an nach dem Hertzogthumb Meiland vnd bey Pauia haben wir vns vber das waſſer der Pfaw ſetzen laſſen, die Stadt Pauia beſehen, alda durch den Thiergarten, da der Konig in Franckreich gefangen, gezogen, dieſelbigen orte beſichtiget, vnd in die Stad Meiland gezogen, alda ein tag oder etzlichen ſtille gelegen, ein wenig zu Krefften kommen, das ſchlos Meiland inwendig beſichtiget, darinnen vns der Spaniſche Hauptmann gut geſchirre machen laſſen. Von Meiland nach Breß[2]) in der Venediger Land gezogen, vnd zu Breß gelegen, alda im ein und ausziehen vnſere wehren verbinden muſſen. Von Breß haben wir vns nach Pescara[3]) vnd vor Peſcara vber die Etzſche ſetzen laßen, vnd ſeind mit acht Klöppern durch die Berner Klauſe kommen, ehe vns der Venediger wache innen worden. Von do an auf Pescara, da hebt ſich die Graffſchaft Tyrol, des Keiſers Land, wiederumb an, vnd dann wieder auff Triend, vnd auff Halle im Inthale, und auff Schwatz, do das ſilberbergwerg iſt, vnd die bergleute faren daſelbſt das gebirge hinauff, wann ſie in ſchechten nach ertz arbeiten. Von Schwatz auff Kopffſtein, das iſt der dritte ſchluſſel zu der Graffſchafft Tyrol, da Keiſer Maximilian der Erſte den Pentzenauer hat richten laſſen. Von Kopffſtein durch das Land zu Bevern heraus auff Landshut vnd heraus auff Regenſpurg, das ich die erſte woche in der Faſten wiederumb zu Herr Haubold von Breitenbach, Thumherrn zu Augſpurg vnd Regenſpurg, meiner Mutter bruder, kommen bin. Gottlob.

---

[1]) Savigliano.

[2]) Brescia.

[3]) Peſchiera.

Kurtzer vnd warhaffter bericht von dem Kriege, den man den Sechſiſchen oder Deutſchen genant vnd Anno 1547 in Döringen vnd Meiſſen geweſen, durch Hans Chriſtoffen von Bernſtein zum Berten, welcher dieſen Krieg des mehrer teils ſelbſt geſehen vnd dabey geweſen, im ſelbigen Jar mit eigener Hand verfaſſet vnd auffgezeichnet.

Als man ſchrieb tauſent funffhundert vnd ſechs vnd vierzig Jar iſt der Schmalkaldiſch Bund, vnd mit ihnen Hertzog Hans Friederich, Churfurſt zu Sachſen, vnd Philips, Landgraff zu Heſſen, als anhebere dieſes ſpiels, auff geweſen, in dieſem namen, als wolt der Keiſer das Euangelium vertreiben, vnd die Papiſterey auffrichten, welchs ſie nicht haben leiden wollen, vnd alſo vermeinet, ihren Herren Herr Carln von Gendt den Keiſer zu vberziehen, vnd ihn von ſeiner maieſtät vnd Cron entſetzen, ſich ſelbſt darauff zu ſetzen, haben alſo dem Keiſer vnd König Ferdinando in Behmen ihre eide vnd Pflichte auffgeſchrieben, vnd ſich zu Felde vor Ingolſtat wieder den Keiſer geleget.

Auff dis iſt die Römiſche Keiſerliche Maieſtät beweget worden vnd derhalben ſeinem herrn Bruder dem Konige von Behmen vnd Hertzog Moritzen befehlen, dem Churfurſten ſein Land einzunemen.

Derhalben der König von Behmen 14 tage nach Michaelis mit 20000. zu fuß, 3000. zu roß Behmen vnd 1500. Huſſaren auffgeweſen iſt, vnd mit demſelbigen Kriegsvolck Herrn Sebaſtian den alten von der Weitmule geſchickt, vnd das gantze Vogtland bis an Zwickaw laſſen einnemen, auch zu Adorff am Stetlein acht fenlein Landvolck zuſampt einem geſchwader Reuter erbermlichen darnieder hauen laſſen. Dieſen iammer vnd not hat Mein Gnediger Herr Hertzog Moritz zuſampt ſeiner Landſchafft geſehen, derhalben S. F. G. zu rath worden, vnd einen Landtag gen Kembnitz vnd hernach gen Freiberg beſchrieben, alda mit ſeiner Landſchafft von dieſem beratſchlaget, welche im Beſchluß neben M. G. H. dis mittel befunden, das M. G. H. vnd neben ihm die Landſchafft an den Churfurſten, S. C. F. G. Söne vnd ihre Landſchafften dis geſchrieben, vnd ſie zum höchſten ermahnet vnd gebeten, ſie wolten dieſe mittel vnd wege finden, damit ſie mit der Römiſchen Keiſerlichen vnd Königlichen Maieſtät möchten vertragen werden, dann M. G. Herren were von dem Keiſer aufferleget vnd befohlen worden, Er ſolte neben dem Könige von Behmen dem Churfurſten ſein Land einnehmen, oder aber die Key. Mat. wolte ihm das ſeine auch nemen laßen, vnd derhalben, dieweil ſeine C. F. G. wuſten, das ſolch Kriegsvolck albereit mit mercklichem verderb vnd ſchaden im Lande lege, ſo wolt doch ſeine G. ſeinem ſelbſt, land vnd leute zum beſten mitler weil dieſelbigen an M. G. H.

Hertzog Moritzen vnd ſeine Landſchafft weiſen. Es were auch M. G. H. des erbötig, ſo bald ſich der Churfurſt mit dem Keiſer vereiniget, ſo wolte S. F. G. dem Churfurſten oder ſeinen Erben ſolchs ſein Land ohne ſchaden einreumen. Dis M. G. H. ſampt ſeiner F. G. gantzen Landſchafft gleiches vnd freundliches erbieten hat bey dem Churfurſten kein anſehen haben wollen, ſondern noch höniſche wort M. G. H. entbieten laſſen.

Derhalben damit nun M. G. H. nicht neben dem Churfurſten vmb Land vnd Leute kommen iſt, hat S. F. Gn. auff befehlich Romiſcher Key. Mat. mit ſeinem Kriegs- vnd Landvolck ſich zum ſterckeſten zu vnd bei Kembnitz gefaſt gemacht, vnd alſo förder mit ſolchem Hauffen vor Zwickaw ankommen, damit nicht die Behmen vnd Hußaren fernern ſchaden mit brennen vnd anderm dem Lande theten. Alſo da M. G. H. mit ſeinem Kriegsvolck ankommen iſt, ſein die Behmen wieder abgezogen, Alſo hat M. G. H. die 1500. Hußaren bey ſich behalten, vnd am Dinſtage vor Martini hat M. G. H. Hertzog Moritz die Stad Zwickaw mit zwey geſchwader Reutern berennet vnd des andern tages beſchantzet, vnd am dritten tage haben ihm die burger auffgegeben. In Zwickaw iſt gelegen Herr Hans von Döltzigk mit 3. fenlein knechten, die hat M. G. Herr mit gewehrter Hand abziehen laſſen. Vnd förder hat M. G. H. eingenommen die Stad vnd Schlos Krimmitzſch[1]), das iſt Herr Hans von Weißbachs geweſen.

Vnd förder haben wir eingenommen die Stad und Schlos Aldenburg, darauff iſt Haubold Pflug zum Stein Hauptman geweſen, desgleichen die Stedte Born, Grimma, Wurzen, Eilenberg, die Stadt vnd Schlos Torgaw. In

---

[1]) Crimmitſchau.

Torgaw haben wir niemand ſunden. Darnach hat M. G. H. die Stadt Wittenberg ſelbſt berennet mit ſampt Hertzog Auguſto, ſeinem Herrn Brudern, desgleichen mit ſich 400. Behmen Spießer gehabt, 500. ſchwartzer Reuterſchutzen, 1200. Hußaren. Die von Wittenberg haben ſprache mit M. G. H. gehalten, zehen tage anſtand gebeten, welche ihnen M. G. H. geben hat.

Von Wittenberg iſt S. F. G. nach Torgaw geritten, vnd von Torgaw aus haben wir die Stad Dieben [1]) eingenommen. Von Dieben gen Brene, von Bren iſt Hertzog Moritz vnd Hertzog Auguſtus nach Halle gezogen, vnd mit ſich gehabt 500. Pferde ſpieſſer, Meißniſche Reuter, haben eine ſchwartze Fahne gefuret, daruber iſt Andres Pflug vom Berge, Hans von Schleinitz daſelbſt vnd Ernſt von Miltitz Oberſten geweſen, auch 400. Pferde Spieſer Behmen, auch 500. ſchutzen ſchwartzer Reuter, daruber iſt Jörge von der ..... [2]), Sigemund Pflug, Wachmeiſter [3]), Robel [4]), Kommeßdorff [5]) Oberſten geweſen, auch hat S. F. Gn. mit ſich gehabt 1500. Hußaren, iſt ihr oberſter Commiſſarius ein Oeſterreichiſcher Herr geweſen. Thut die ſumma Reuter 2900. Pferde, vnd 30. ſtucke feldgeſchutz, ſampt 20. fenlein Landsknechten, iſt Sebaſtian von Walwitz ihr Oberſter geweſen vnd Herr Otto von Diſſkaw iſt M. G. H. överſter Leutnant geweſen, hat itzlicher alle Monat zu beſoldung 400. thaler gehabt.

Die Stad Halle hat M. G. H. dem Biſchoffe Marggraffen Johan Albrecht aus Francken gehorſam gemacht vnd die Burger haben dem Biſchoffe alles geſchutze muſſen gen Halle auffs ſchlos antworten, darzu hat M. G. H. mit ſich ſechs burger die gewegenſten aus der Stad zu geiſeln genommen.

---

[1]) Düben.

[2]) Im Original iſt dieſer Name unausgefüllt geblieben.

[3]) Georg v. Altenſche, genannt Wachtmeiſter.

[4]) Joachim Robel.

[5]) ? Vielleicht Oswald v. Cranßdorf

Forder iſt M. G. H. auch Hertzog Auguſtus wieder vor Wittenberg gezogen, vnd die 500. Pferde Meißniſche Reuter, wir ſein gen der Naumburg gezogen, Herr Julius Pflug alda zum Biſchoffe eingeſetzt gen Zeitz, ſie haben ihm auch die erbholdung gethan.

Von dannen ſein wir nach Leipzig gezogen, alda hat man vns laßen zureiten, vnd alle nacht 10 gl. auffs pferd gerechnet. Dieſer Ritt hat gewehret 5. wochen, vnd am tage Nicolaj im 46. Jar ſein wir wiedervmb von einander gezogen.

Vnd nach dieſem iſt M. G. H. die Kundſchafft kommen, das der Churfurſt im Land zu Döringen mit ſeinem Kriegsvolck ankommen iſt, vnd albereit Saltz, Weiſſenſee, Sachſenburg eingenommen, auch zu Weiſſenſee, Ruswurm mit 300. Pferden, 3. fenlein knechten beſtrickt vnd gefangen, desgleichen Heldrungen eingenommen, vnd zöge nach Leipzig. Iſt M. G. H. mit eile vor Wittenberg auffgeweſen, hat 5. fenlein knecht, vber welche der alte Herr von Lodran [1]) Oberſter geweſen iſt, nach Dresden vor die beſatzung geſchickt. Die andern 10. fenlein hat er ſelbſt gen Leipzig in die Stad geleget, alda iſt Baſtian von Walwitz Oberſter geweſen, Chriſtoff von Ebeleiben [2]), Dam Pflug, Wolff von Breitenbach Stadhaltere. Hans von Schönberg von der Neuen ſorge iſt ſein Baſtians von Walwitz Leutenant geweſen. Die Hauptleute Hans Wurſt zwey fenlein, Hans von Diskaw zwey fenlein. Pfefferkorn . . . . .[1]) der Oberſte 1. fenlein, Wachmeiſter[2]) 1. fenlein vnd 10. pferde, dieſe ſein in Leipzig in der Beſatzung gelegen.

---

[1]) Lodron

[2]) Ebeleben

Am Chriſtabend iſt der Churfurſt vor Leipzig kommen, hat man die Vorſtad weg gebrannt, hat er ſich in drey hauffen daruor geleget, Iſt er der Churfurſt mit dem einen hauffen auffm Gottesacker gelegen, der Graff Albrecht von Mansfeld auf der neuen Paſtey, der Wilhelm Tomaßhirn[3]) bey der Ziegelſcheune, haben alſo auff drey orten die Stadt Leipzig hefftig belegert vnd beſchoſſen, ſein einen monat vnd zween tage daruor gelegen, haben mit groſſen ſtucken bis in die 15000. ſchuſſe hinein gethan, welche Kugeln man funden hat, haben die mauern am graben geſprenget, den graben ausgefüllet, den haben die Knecht in Leipzig wieder ausgebrennet, hat alſo mit ſchaden vnd ſchande vor Leipzig muſſen abziehen. Die Zeit aber iſt M. G. H. mit ſeinen Reutern zu Freiberg gelegen, vnd mit den Huſſaren. Iſt der Churfurſt mit ſeinen reutern und knechten nach Geiten[4]) vnd Aldenburg gezogen, alda ſtille gelegen einen Monat. Mitler weile hat M. G. H. dem Keiſer vmb Hulffe geſchrieben, welcher ihm zu Hulffe geſchickt hat Marggraff Albrecht von Anſpach mit 2000. Pferden vnd 10. fenlein knechte Die ſein ankommen vngefehr 3. wochen vor fasnacht zu Kembnitz. Es hat der König von Behem geſchickt 8. fenlein Behmen, Daruber iſt der von Rabenſtein Oberſter geweſen, die ſein zu Freiberg ankommen vnd forder gen Zwickaw in die beſatzung geleget, darin iſt der von Kreida auch mit 200. Pferden gelegen, Onuphrius Kunz mit 1. ſenlein knechten, Wolff Tieffſteter mit zwey ſenlein iſt auch in Zwickaw gelegen.

---

[1]) Lücke im Text. Der Oberſte hieß Peter Pfefferkorn.
[2]) Georg Wachmeiſter; nicht der obenerwähnte Reiterführer.
[3]) Thumshirn.
[4]) Geithain.

Von Aldenburg hat der Churfurſt den Wilhelm Tomaßhirn nach Zwickaw geſchickt mit etzlichen geſchwader Reutern und etzlichen ſenlein knechten, hat die Stad auffgefordert, hat M. G. H. die Vorſtat vnd die nechſten Dörffer laſſen abbrennen. Es hat aber der Churfurſt die Verreterey in der Stad gehabt, alſo, er wolte die Stad in geheime vberfallen vnd auff dem eiſe die ſtad anlauffen laſſen, ſo ſolten die Burger mit heimlichem Feuer den thurm, darinnen ſie 60. tonnen Puluer verborgen liegen gehabt, anzunden, alſo den thurm vnd die mauer ſprengen. Das haben die zween Hauptleute Kunz vnd Tieffſteter gemerckt, haben die ſchlachtordenung in der Stad gemacht, die burger auffs Rathaus gefordert, vnd welcher nicht vnter ihre ſenlein geſchworen hat, den haben ſie mit weib vnd kind zur Stad hinaus geiaget, haben alſo auff dieſen tag den mehren teil burger aus der Stad getrieben. Wilhelm Tomaßhirn, da ihm dieſer ranck nicht angangen, iſt er mit ſeinen Leuten wieder abgezogen nach Aldenburg. Nicht lange darnach iſt M. G. H. auffgeweſen vnd M. G. Herren Hertzog Auguſtus befohlen, der iſt mit 3000. Pferden vnd 5. ſenlein Landsknechten nach der Mittweide gezogen, der Marggraff mit ſeinen reutern vnd knechten ſechs ſenlein nach Rochlitz, die andern 4. ſenlein ſein in Zwickaw gelegen.

Die Zeit iſt der König gen Pirn ankommen mit ſeinen Reutern, 2000. Pferden, vnd die Behmen haben nicht bey ihm zuſetzen wollen, ſondern ſein im Lande blieben, haben ihn mit ſeinem Hoffgeſinde, etzlichen Herren vnd Edelleuten nach Dresden ziehen laßen, iſt alſo gen Dresden ankommen vnd die Zeit alda gelegen.

Vnd an der Mitwoche vor der Faßnacht ſein wir mit Hertzog Auguſto zur Mitweide gelegen mit 1000. Pferden vnd funff fenlein knechten, vnd haben des andern tages nach Döbeln wollen ziehen vnd M. G. H. Hertzog Moritz iſt zu Kembnitz gelegen vnd hat des andern tages gen der Mitweide wollen ziehen, vnd am morgen haben wir ein ſchieſſen gehöret. Bald hernach iſt vns ein eilend geſchrey kommen, der Churfurſt liege vor Rochlitz vnd ſchieſſe zum Marggraff Albrecht. Alſo iſt M. G. H. Hertzog Auguſtus mit dem gantzen hauffen vmbgekert in meinung den Marggrafen zu entſetzen, vnd als wir nur drey Viertel weges von Rochlitz kommen ſein, ſein vns etzliche Marggrefiſche Reuter vbel verwundet entgegen kommen, die haben geſaget, der Churfurſt habe die Brucken inne, vnd der Marggraff ſey gefangen. Alſo ſein wir ſeithalben nach Kembnitz gezogen vnd vnterwegens zu M. G. H. Hertzog Moritzen kommen, haben ihn nicht vber drey Viertel Weges von Rochlitz funden, haben alſo zuſamen bracht 9. geſchwader Reuter, 10. fenlein knechte, 1500. Huſaren, alſo hat M. G. H. fortfaren vnd den Marggrafen entſetzen wollen, welchs ihm von des Keiſers Commiſſarien vnd von dem von Lodran vnd Herr Otto von Diſkaw wiederraten worden. Sein alſo wieder vmbkert mit allem Hauffen vnd nach Freiberg gezogen.

Nach dieſem ſein wir bis in funff oder ſechs wochen in Freiberg gelegen, haben die vnſern vnd die ihren auff beiden ſeiten groſſen ſchaden gethan, haben die ihren Herr Wolffen vom Ende Roßbey 1) abgebrennet, desgleichen Karlewitz zwey forwerge zum Kriebeſtein abgebrennet, vnd von beiden teilen ſehr geplundert. Dis hat

---

1) Rochsburg.

gewehret bis 11. tage vor Oſtern. Da hat M. G. H. Leipzig die Stad mit dem vorigen Kriegsvolck beſatzt gehabt. In Dresden iſt der von Lodran mit 5. fenlein knechten gelegen, iſt Herr Otto von Diſkaw Leutnant geweſen, iſt darin gelegen Georg von Saltzburg, Onuphrius Kintz, Vlrich von Miltitz, Hauptmann Schaff. Dis ſein alle Hauptleute geweſen.

Zu Pirn iſt gelegen Wolff Tieffſteter mit 2. fenlein, Hauptman Strauß, Steffan Meding, itzlicher mit einem fenlein.

Zu Zwickaw iſt gelegen der Friedrich Spete von wegen des Keiſers mit 4. fenlein, der von Rabenſtein von wegen des Königs mit 8. fenlein Behmen, der von Schonberg mit 200. Pferden.

Alſo hat M. G. H. dieſe Vier Stedte Leipzig, Dresden, Zwickaw, Pirn mit Reuter vnd knechten beſetzt, vnd der König ſambt M. G. H. vnd alle ihren Reutern haben ſich ſtillſchweigende auffgemacht vnd ſein eilend vber das gebirge durch das Land zu Behmen gezogen vnd ſein am grunen Donnerſtag gen Eger kommen, alda iſt der Keiſer am Karfreitage auch mit ſeinem Kriegsvolck gen Eger ankommen, alda ſtille gelegen bis auff den Oſtermontag. Vom Oſtermontage iſt der Keiſer mit allem Hauffen von Eger ausgezogen durchs Land zu Francken nach dem Hoffe, denſelbigen eingenommen, vom Hoffe gen Adorff, Olsnitz vnd Plauen, bis alles eingenommen, haben die Spanier groſſen Schaden gethan, durchaus ſo viel im ſtriche geweſen, geplundert, weib vnd kind mit ſich genommen. Von dannen nach Zwickaw, von Zwickaw nach Glauchaw, zu Glauchaw haben die Reuter vnuerſehens aus Vnachtſamkeit das ſtetlein angezundet vnd den dritten teil verbrennet. Alda haben M. G. H. Reuter gewartet, bis des Keiſers Kriegsvolck hernach kommen iſt, vnd am andern Sontage nach Oſtern hat ſich der Keiſer, König von Behmen, beide Herren von Sachſen, zween des Königs ſöne, zween Hertzogen von Braunſchweig, ein Marggraff von Berlin, ein Hertzog von der Liegnitz ſampt andern Furſten vnd Herren mit dem Keiſer zu felde gelegt, iſt der Keiſer Oberſter Feldherr, der Signor Duca de Alba des Keiſers Oberſter Leutenant, vnd dismal iſt der Keiſer ſtarck geweſen 8000. deutſcher Reuter, 2000. Welſcher Reuter, 1000. Portugaleſer, 1000. Albaniſcher, 1500. Huſſarn, Thut 13500. Reuter. Zu dem hat er gehabt 20000. Spanier, 10. fenlein Landsknecht, thut 45000. knechte. In ſumma von tage zu tage iſt dem Keiſer Kriegsvolck zugezogen, das man in letzlich bis in ſiebenzig oder mehr tauſent ſtarck gerechnet hat.

Vnd von dieſem Lager iſt der Keiſer neben Aldenburg weggezogen, daſſelbige einnemen laßen, vnd hat dieſen abend ſein lager gen Glanſtein [1]) geſchlagen, des andern tages nach Leißnick, vnd alſo fort an bis gen Hoff [2]), da Judas von Schleinitz wonet. Vnd den tag am freitage, als der Keiſer iſt gen Hoff kommen, iſt der Churfurſt zu Meiſſen auffgeweſen, ſich zu felde bei Meißen geleget, in ein Dorf heiſt Zeilen, hat hinter ihm die Brucke zu Meißen abgebrennet vnd hinter ihm zu Meißen gelaßen Hern Bernhard vnd Wolff von Hirſchfeldt, welche des andern tages hernach von M. G. H. gefangen mit dreyen ſönen vnd vor Torgaw ins leger ſein bracht worden. Vnd am freitage zu nacht hat M. G. H. Hertzog Moritz einen großen lermen angerichtet aus vnbedacht, das er die nacht aus dem leger iſt geritten vnd im Wiederreiten auff der Spanier Wache geſchoſſen. Dieſe nacht iſt der Churfurſt ienſeit der Elbe die gantze nacht abgezogen vnd auff den morgen gen Mulberg kommen, alda blieben vom freytage zu nacht bis auff den Sontag. Da dieſes der Keiſer in kundſchafft kommen, iſt er vom Hoffe bis an die Elbe gezogen, alda ſein leger geſchlagen. Auff den Sontag aber, das iſt der dritte Sontag nach Oſtern, iſt M. G. H. Hertzog Moritz im Vorzuge auffgeweſen, vmb 7. oder 8. gegen morgen, vnd mit ihm etzliche Huſaren vnd leichte Pferde, haben faſt vber Mulberg einen furt funden, ſein hindurch geritten, haben geſcharmutzelt. Als dis der Keiſer vernommen, das der Churfurſt noch da ſey, vnd ein furt iſt verhanden, iſt der Keiſer in eigener Perſon mit allen ſeinen Reutern ſelbſt durch die elbe den furt geritten, vnd haben alſo dem Churfurſten ſein Kriegsvolck, reuter vnd knechte in die flucht bracht, geſchlagen, erwurget vnd ihn letzlich den alten Churfurſten Johans Friedrich vorm Walde gefangen, hat ihn ein Edelmann vnter M. G. H. Hertzog Moritz Reutern gefangen, der heiſt Tile von Trotaw [1]), iſt ein Mercker, Hertzogen Ernſt von Braunſchweig hat gefangen Fabian von Schöneich, hat ihm der Keiſer hernach 1500. Kronen geſchenkt vnd ihnen zu Ritter geſchlagen.

---

[1]) Gnandſtein.

[2]) In der Lommatſcher Pflege.

Nach dieſem iſt der Keiſer ſampt allem Kriegsvolck wieder vber die Brucken gezogen, ſein Leger vnter Strelen geſchlagen, alda die toden vnd gefangenen vnd wunden laſſen verſehen, hat auch die toden zelen laſſen, der bis in die 2000. geweſen. Die gefangenen gemeine knechte haben mußen verſchweren, wieder den Keiſer nicht zu dienen in 6. monaten. Es ſein auch zween graffen von

---

[1]) Trotha

Gleichen gefangen worden. Des Churfurſten elteſter ſon iſt durch den hals geſchoſſen worden. Hans von Ponikaw, Hans [1] von Schönberg vnd andere mehr die gewaltigen ſein daruon kommen. Es ſein viel vom Adel gefangen vnd von den Welſchen hoch geſchatzt worden. Es haben die Welſchen vnd Spanier großen ſchaden gethan, vnd Frauen vnd Jungfrauen ſehr geſchendet, weggefuhret vnd beraubet, vnd ſonderlich vmb Torgaw, die Lochaw, Hertzberg vnd daſelbſt vmb. Da iſt der Keiſer mit allem hauffen nach Torgaw gezogen, von Torgaw nach Wittenbergk, vnd zwiſchen Torgaw vnd Wittenbergk hat der Keiſer ſeinen hauffen geteilet, vnd M. G. H. Hertzog Auguſt hat zu ſich genommen alle Reuter vnd knechte, M. G. H. Hertzog Moritz, als 8. fenlein knecht, die Baſtian von Walwitz gefuret, 5. fenlein knecht, die der von Ledran gefuret, 8. fenlein knecht hat ihm der Keiſer zugeben, die hat Hans Walther von Hirnheim gefuret, 4. fenlein knecht, die der Spete gefuret, vnd 6. geſchwader reuter. Mit dieſem Kriegsvolck iſt Hertzog Auguſtus nach der Naumburg gezogen vnd von der Naumburg nach Weinmar durchs Land zu Döringen. Zu Weinmar ſein wir ein monat ſtille gelegen, alda haben wir großen ſchaden gethan. Die Zeit iſt der Keiſer, Konig, Hertzog Moritz, Marggraff Joachim von Brandenburg vor Wittenberg gelegen, alda, dieweil ſich die von Wittenberg haben vernemen laſſen, ſie wollen dem Keiſer die Stad nicht geben, hat der Keiſer laſſen ein offen Zelt auffſchlagen, darunter einen roten ſammat breiten, hat den Churfurſten darauff furen laſſen, vnd den hencker mit einem ſchwert hinder ihm, in meinung, ſo fern ſein Volck dem Keiſer die ſtat nicht vbergebe, ſelte ihm der Kopff abgehauen werden. Damit nun dis vorkommen iſt, hat der Konig, M. G. H. vnd der Marggraff ſampt andern groſſen Herren den Keiſer mit großer bitte dahin vermocht, das er in dieſen Vertrag gewilliget vnd den Churfurſten beim leben gelaſſen hat.

---

[1] Es iſt möglich, daß auch ein Hans von Schönberg ſich rettete. Wahrſcheinlich liegt aber hier eine Verwechſelung mit Wolfen von Schönberg zu Schöna, des Kurfürſten Feldmarſchall, vor. Dieſer entkam mit Hanſen von Ponikau, des Kurfürſten Kämmerer, trat wie Letzterer in des Kurfürſten Moritz Dienſte und bekleidete ſpäter die Amtshauptmannſchaft zu Rochlitz. Wolf von Schönberg wurde durch ſeinen, aus der Ehe mit Anna von Minckwitz entſproſſenen Sohn Caspar der Stammvater der berühmten franzöſiſchen Linie ſeines Geſchlechtes.

Erſtlichen hat der Churfurſt den Keiſer vmb Gottes willen bitten laßen, ihn zu dieſem Vertrag vnd genaden anzunemen, vnd reumet dem Keiſer ein die vier feſten Stedte Wittenberg, Gota, Sonnewalda, Heldrungen, leſt ihm darin alles geſchutz vnd Artalarey, reumet ein vnd vbergibet das gantze land zu Meißen bis an die Sala, die gerechtigkeit an allen Bergwercken, reumet ein vnd vbergibet die gantze Chur von Sachſen mit allen Zugehörungen, reumet ein vnd vbergibet dem Könige von Behmen alles das Konigs lehn iſt zuſampt dem gantzen Vogtlande. Vnd dieſer Churfurſt ſol ſeine Kinder nicht mehr im Land zu Döringen vmb Weinmar behalten, ierlichen einkommen 10000. gulden. Es hat auch der Churfurſt bewilliget, dem Keiſer 6. Jar nach zu ziehen, hat auch desgleichen mußen alle verbundniße mit Furſten vnd Stedten auffſchreiben, vnd den gefangenen Marggraff Albrecht von Brandenburg hat er gegen Hertzog Ernſt von Braunſchweig los gezalt, der iſt zu Gota gefangen gelegen. Hertzog Ernſt von Braunſchweig hat zuſagen muſſen, er wil fort an wieder den Keiſer nicht dienen.

Von Wittenberg iſt der Keiſer nach Hall gezogen, alda iſt der Landgraff auff gnade vnd vngnade dem Keiſer zu fuß gefallen, vnd ſich in ſeine hand geſtalt, hat ihn der Keiſer den Duca de Alba auffheben laßen, vnd förder dem Meiſter dj Campo antworten, vnd in ſein verwahren geben, der iſt der Key. May. Oberſter Feldmarſchalg. Von Weinmar iſt M. G. H. mit ſeinen reutern vnd knechten nach Eisleben gezogen, alda von wegen Key. May. das Hauß Manſfeld auffgefordert, darauff iſt Wolff von Wermßdorff vnd Chriſtoff Reuter gelegen mit 4. fenlein knechten, habens von wegen Graff Albrechts von Manſfeld innegehabt, haben gebeten zehen tags friſt, wo fern ſie nicht entſetzet wurden, wolten ſie es dem Keiſer auffgeben, welchs hernach alſo geſchehen iſt.

Der alte Hertzog Heinrich von Braunſchweig vnd Marggraff Albrecht ſein gen Hall zum Keiſer kommen. Von Heldrungen ſein wir mit M. G. H. Hertzogen Auguſto nach Dresden reuter vnd knechte gezogen. Zu Dresden hat man vns zalt vnd M. G. H. hat von wegen ſeines Herren Brudern an die Landſchafft begeret, ſie wolten mit ihm ins Land zu Behmen, vnd die Behmen auch helffen ſtraffen, welchs ſich die Landſchafft beſchweret, Jedoch letzlich, dieweil M. G. H. dis aus gunſt vnd nicht von recht an die Landſchafft begeret, auch deſſelben der Landſchafft einen verſigelten Reuers geben, ſein die Reuter vnd knechte mit ihm ins Land zu Behmen gezogen vnd von Johannis bis auff Jacobi darin geweſen, hat der König die Behmen vmb ihren mutwillen auch geſtrafft.

Die Keiſerliche Maieſtet iſt von Halle aus nach Nurnberg gezogen vnd ſein Reuter vnd knechte zum teil zerreiten vnd lauffen laßen, vnd mit ſich gefangen hinaus gefuret in guter Verwarung Johans Friederichen, Hertzogen zu Sachſen, den geweſenen Churfurſten, vnd Philipſen, Landgraffen zu Heſſen.

Vnd in kurzen tagen hernach hat die Key. Mat. allen ſtenden des Reichs einen Reichſtag ausgeſchrieben, vnd M. G. H. hat einen Landtag zu Leipzig gehalten, alda die Erbhuldung von des geweſenen Churfurſten Land vnd der Chur empfangen, vnd ein new Regiment im Lande auffgerichtet, vnd ſeine Hoffhaltung nach Torgaw geleget, vnd mit 400. Pferden nach Augſpurg auff den Reichſtag gezogen.

Alſo hat ſich angefangen der Krieg im Land zu Meißen 14. tage vor Martini vnd geendet auf Johannis Baptiſtae.

Der Almechtige, Ewige, Barmhertzige Gott wolte vns förder vor ſolcher ſtraffe gnediglich behuten, vnd uns erkentnus vnſerer ſunden vnd böſen lebens geben, das wir vns erkennen vnd frömer werden, Auch auff dieſem Reichſtag die Römiſche Keyſer- vnd Königliche Maieſtät erleuchtet, ſampt aller Furſten vnd Herren Hertzen, das ſie fort an Gottes wort, die rechte, heilige, Chriſtliche Lehr predigen vnd lehren laſſen, dardurch ſie mit vns vnd wir mit ihnen alſo ſemptlichen durch Chriſtum Jeſum, vnſern Seligmacher, ſelig werden. Das helffe vns allen Gott der Vater, Gott der Son, Gott der heilige Geiſt, Amen.

Warhafftiger Bericht von den Kriegen, welche Hertzog Moritz, Churfurſt zu Sachſen, vnd Marggraff Albrecht zu Brandenburg wieder Keiſer Carln den Funfften dieſes namens, Auch letzlich hochſtgemeldter Churfurſt vnd der Marggraff vnter einander ſelbſt gefuret, in welchem letzten Kriege der Churfurſt zu Sachſen vmbkommen, der Marggraff aber geſchlagen vnd endlich von Land vnd Leuten geiaget worden. Welche Kriegesgeſchichte Hans Chriſtoff von Bernſtein ſelbſt beſchrieben vnd auffgezeichnet hat. Geſchehen im Jar 1553.

Nachdem Marggraff Albrecht zu Brandenburg, der im Land zu Francken zu der Plaßenburg ſein Hofflager vnd Lande hat, welcher ein Son Marggraff Caſimir's von Anſpach in Francken iſt, mit M. G. H. Hertzog Moritzen, dem Churfurſten zu Sachſen, im 1552. Jar, als ſein geſchworner Eidbruder wider den Römiſchen Keiſer Carolum den Funfften, einen Hertzog in Oſterreich, von Magdeburg ausgezogen, vnd die beide M. G. H. Hertzog Moritz vnd Marggraff Albrecht ein vorbundniß mit dem Könige Heinrich von Franckreich gemacht wieder den Keiſer, im namen, die Deutſche freiheit vnd libertet zu erhalten, auch den Landgrafen Philips von Heſſen, des Churfurſten Schweher, den der Keiſer gefangen gehalten, ledig zu machen. Vnd haben alſo den König zu Frankreich durch das Land zu Lotringen auff Metz, welchs der Frantzoſe eingenommen vnd beſatzt hat, hergefuret, vnd an dem Reinſtrom nunder durchs Deutzſche

Land mit gewaltigem hauffen ziehen laſſen, bis in des Keiſers Land, das Hertzogthum Lutzelburg, dorinne dan der Frantzos dem Keiſer etzliche Feſten mit Verretherey eingenommen vnd das Land verbrennet.

Dieſer Zeit iſt der Keiſer vor ſeine Perſon in der Graffſchafft Tyrol zu Inſprug gelegen, vnd hat das gebirge nach dem Deutſchlande, als die Ehrenberger Clauſe bei Fußen vnd das ſchloß Kopffſtein an Beiern gelegen, beſetzt.

In dem iſt Marggraff Albrecht mit ſeinen reutern vnd knechten in zwanzig tauſent ſtarck vor Nurnberg, die Reichſſtadt, gezogen, derer von Nurnberg Land, auch die zwey Biſchoffthumbe Würtzburg vnd Bamberg verbrand, gebrandſchatzet, vnd ſie dohin gezwungen, das ſie ſich ſeines gefallens mit ihm haben vertragen muſſen.

In des iſt Hertzog Moritz, der Churfurſt, nach Augſpurg gezogen, daſſelbige eingenommen vnd vor Vlm auch gezogen, Aber zu Vlm iſt der Schwebiſche Adel geweſen, die haben dem Keiſer zum beſten die Stad mit gewalt erhalten, das der Churfurſte vnd Marggraff Albrecht daruor mit ſchanden haben abziehen muſſen.

Von Vlm iſt der Churfurſt vor die Ehrenberger Clauſe gezogen, darinne Hans Walter von Hirnheim mit 12. fenlein landsknechten und 5. fenlein Welſchen gelegen. Dieſe Clauſe hat der Churfurſt mit ſeinem Kriegsvolck mit gewalt eingenommen, dem Keiſer ſein Volck erſtochen, zutrennet vnd gefangen, vnd förder nach Inſprug gezogen. Als aber der Keiſer mit allen den ſeinen von Inſprug weg geweſen, iſt der Churfurſt wieder vmbgekeret, hat zu Inſprug nicht ſchaden thun laſſen, dieweil daſſelbige Land nicht des Keiſers, ſondern des Koniges von Vngern vnd Behmen, Konig Ferdinandes iſt, Was aber die Keiſeriſchen von gerete vnd anderm zu Inſprug gelaſſen, dis hat der Churfurſt nemen vnd ſich darein ſein Hoffgeſinde vnd reuter teilen laſſen. Von do an iſt der Churfurſt mit ſeinen Reutern vnd Knechten wiederumb nach Augſpurg gezogen vnd hat Pfaltzgraff Otto Heinrichen wiederumb gen Neuburg in ſein Land eingeſetzt, desgleichen dem von Heideck Graff Hanſen ſeine Herſchafft auch eingegeben vnd Pfaltzgraff Ott Heinrich iſt dieſelbige Zeit zu Augſpurg Stadhalter gemacht worden.

Von do an iſt der Churfurſt vnd Marggraff Albrecht beide mit ihrem Kriegsvolcke nach Franckfurt an den Main verruckt, darin iſt Herr Conrad von Honſtein, ein Heſſe, mit 20. fenlein knechten vnd mit 1000. Pferden wegen des Keiſers gelegen. Aber die beide Herren haben Franckfurt belegert, Conrad von Honſtein hat ſich als ein ehrlicher Kriegsmann mit ſcharmutzeln vnd ſchießen gehalten, auch den Jungen Hertzog von Meckelburg, Meines G. H. Ohmen, Hertzog Albrechts von Meckelburgs ſon, daruor erſchoſſen.

In dem hat der Römiſche König Ferdinandus, der Pfaltzgraff, der Hertzog von Beiern vnd andere Furſten vnd Herren ſich in den Handel geſchlagen vnd den Römiſchen Keiſer Carolum, des Königs Bruder, mit dem Churfurſten, Marggraffen vnd dem Reich vertragen, darauff der Keiſer den Landgrauen hat los gegeben auff genugſame verſicherung, vnd den alten Churfurſten Johan Friederichen auch.

Alſo iſt Hertzog Moritz, der Churfurſt, mit ſeinen Reutern vnd Knechten bis in 15000. ſtarck abgezogen, vnd hat in dem Vortrage gewilliget, dem Römiſchen Könige wieder den Turcken auff ſeine eigene vnkoſten 10000. man drey monat im felde zu furen vnd zu halten, das er dann auch gethan. Vnd hat von Donawerda, da der Vertrag auffgerichtet vnd gemacht worden, ſein Kriegsvolck von Franckfurt abgefuret vnd zu Donawerda auff die Donaw geſetzt vnd nach Vngern furen laſſen. Alda ſeiner Zuſage nachkommen, vnd dieweil er in Vngern gelegen, hat er mit ſeinem Kriegsvolck dem Könige zum beſten die Stad Rab befeſtigen laſſen.

Marggraff Albrecht aber hat den auffgerichteten Vertrag nicht annemen wollen, vnd hat mit dem Reiffenberger, der 10. fenlein Knechte meinem G. Herrn dem Churfurſten gefuret, vnd ein Oberſter daruber geweſen iſt, ſo viel practiciret, das er mit ſeinen Knechten M. G. H. aus dem Felde entzogen vnd vber den Rein kommen iſt, vnd Marggraff Albrecht hat meinem G. Herrn viel böſer wort vnd briefe nachgeſchrieben, das er nicht bey Jhm blieben iſt, vnd ſich vertragen laſſen.

Von Franckfurt hat Marggraff Albrecht abziehen muſſen, vnd im abziehen hat ihm Conrad von Honſtein ſein geſchutze nemen laſſen. Von Franckfurt iſt der Marggraff den Mein nunder bis gen Meintz gezogen, vnd alda Meintz, Speier vnd Trier, alle drey Biſchoffthume ſchendlich verwuſtet, geplundert, gebrandſchatzt, gebrandt, die Stad Oppenheim, das Schloß zu Meintz vnd die Kirchen den Thum ſchendlichen verwuſtet, zeriſſen, verbrennet vnd zuſprenget, alſo in allen ſtifften bis an Cöln grauſamen ſchaden vnd Tiranney getrieben.

Jn des hat ſich der gemeldte Keiſer Carl mit einer groſſen Zal Reuter vnd Knechten auffgemacht, wiederum gen Jnſpruck durch die Graffſchafft Tyrol gezogen vnd Augſpurg wiederumb eingenommen. Von Augſpurg ins Elſas vnd gen Straßburg, vnd zu Straßburg in die kirchen gezogen, vnd darnach aus der kirchen zu Straßburg mit alle ſeinem Kriegsvolcke vber den Rein vnd nach Metz gezogen, vnd dieſelbige Stad Metz, darinne 14. Franzöſiſche Herren vnd Furſten bis in die 40000. ſtarck gelegen, belegert.

In des iſt Marggraff Albrecht bis in die 20000. oder mehr ſtarck nach Franckreich gezogen vnd bis gen Niclas Pfort kommen. Dieweil aber zu der itzigen Zeit die Cardinäl vnd Geiſtlichen in Franckreich viel Lands innenhaben, auch faſt das Regiment, welche alle gehöret, auch zum teil geſehen, mit was Tyranney vnd gewalt der Marggraff mit den deutzſchen Pfaffen vnd geiſtlichen vmbgangen, haben Sie ihm in Franckreich mit ſeinem Kriegsvolcke zu ziehen nicht vertrauen wollen, vnd haben ihm den Paß durch Metz in Frankreich zu kommen nicht wollen vergunnen, vnd haben Ihn bey einem Monat an der grentze liegen laſſen. Sind mit den Practiken vmbgangen, das ſie ſein Kriegsvolck eintzeln von Ihm abwendig machen vnd ins Land bringen, das er muſte haußen bleiben vnd mit ſchanden abziehen. Haben derhalben Ihm noch ſeinem Kriegsvolck bei zweyen monaten keine beſoldung geben. Es iſt auch alſo in ſeinem Regiment von Ihm gezogen der Reiffenberger vnd in Frankreich kommen. Als aber der Marggraff den anſchlag vermercket, hat er ſeine Zeit erſehen und auf einen tag etwan mit 1500. Pferden dreyen Franzöſiſchen Herren im felde furgehalten, welche an der grentz mit 3000. Pferden Frantzoſen gelegen, vnd auff die Knechte, ſo vom Marggraffen in Frankreich gelauffen, acht gehabt, damit dieſelbigen vorm Marggraffen geſchutzt vnd von Ihnen der Cron Franckreich zu gut angenommen worden. Mit denſelbigen Herren vnd Ihren Reutern hat der Marggraff troffen, ſie in die flucht geſchlagen, vnd die gefangenen mit ſich gefuhret.

Nachmals, da ſolchs der Keiſer, der vor Metz gelegen, erfure, hat er Marggraffen Albrecht ſampt alle ſeinem Kriegsvolck zu genaden auffgenommen, Ihm die beſoldung, ſo er vnd die ſeinen beim Könige verdienet, die er ihm iſt ſchuldig blieben, bezalet. Alſo iſt der Marggraff wieder von dem Könige in Franckreich zum Keiſer kommen, vnd hat die Stad Metz heſſen belagern. Solchs iſt geſchehen im Michaelismonde des 1552. Jars.

Dieweil aber das ſterben dem Keiſer iſt vnter ſein Kriegsvolck kommen, das ihm vor Metz bey 30000. man am ſchelme geſtorben, iſt er vor Metz abgezogen nach dem Niederlande, vnd ſein Winterlager zu Bruſſel gehalten. Im abzuge iſt der Landgraff von Leuchtenberg, der beim Marggraffen geweſen, vnd ein junger Bunaw von Dreſſig 1) erſchoſſen worden.

Vnd dieweil der Marggraff in dem Reich eine ſolche verwuſtung angerichtet, vnd mit dem Frantzoſen vnd Keiſer zu handeln hat, haben die Stad Nurnberg vnd die beide Biſchoffthume Bamberg vnd Wurtzburg ihre Land vnd Stedte, die Ihnen der Marggraff genommen, wiederumb eingenommen vnd beſetzt. Solchs hat der Marggraff nicht wollen leiden, vnd den Biſchoffen geſchrieben, Sie ſolten ihm die eingereumeten Lande vnd Stedte abtreten, auch ſich darumb mit ihm vertragen, Wo nicht, ſo welte er ſie mit dem ſchwert zwingen. Hierauff die Biſchoffe, auch Nurnberg zur antwort gegeben, das ſie die Römiſche Keiſerliche Maieſtät bei verlierung der Leben mandiret vnd ihnen befolen hette, ihr Land, ſouiel einem Jeden zuſtendig, einzunemen. So hette er es ihnen zuuor mit gewalt genommen, darumb

---

1) Dresda.

wolten ſie das Ihre behalten. Darauff hat ſich der Marggraff den winter vber wider die Biſchoffe geruſtet. Wiewol nun durch den König von Behmen, den Pfaltzgraff Friederich, Churfurſten, Hertzog Moritzen zu Sachſen, Churfurſten, den Hertzogen von Gulich, Beyern, Wirtemberg vnd andere Furſten des Römiſchen Reichs, Geiſtliche vnd Weltliche, viel Vnterhandelungen erſtlich zu Egra vnd darnach zu Heidelberg, da bis in funffzehen Deutſcher Furſten geweſen ſein, vnd dermaſſen in der ſachen gehandelt, das die von Nurnberg vnd die Biſchoffe Bamberg vnd Wurzburg dem Marggraffen geben ſolten die beſten zwey Ampte, ſo im Stifft weren, vnd darzu **400000.** gulden, damit ſeines gefallens zu gebrauchen, damit dieſe feindſchafften, Zerruttungen vnd Verwuſtungen Deutſcher Nation möchten auffgehoben vnd beigelegt werden. Solchs alles hat der Marggraff nicht annemen wollen, iſt alſo aus dem Vertrage nichts worden. Hierauff haben ſie ſich bald in der Faſten vnd vmb die Oſtern, der Marggraff, die von Nurnberg vnd die Biſchoffe gegen einander geruſtet vnd zu felde gezogen.

Alſo hat ſichs zugetragen, das auff einen tag der Marggraff mit ſeinen Leuten vnd die Biſchoffe vnd die von Nurnberg mit ihren Leuten auff einander geſtoſſen, hat der Marggraff denen von Nurnberg vnd den Biſchoffen zwo fanen Reuter vnd 6. fenlein Landsknechte abgeſchlagen vnd ſie in die flucht gebracht. Als ſolchs geſchehen, iſt er fortgefahren vnd hat Bamberg eingenommen, geplundert, die Kirchen zuſprenget, das ſchlos dabey im andern ſturm gewonnen, funff Pfaffen zum fenſter ausgehangen, das ſchloß zurſprenget, die Stad Forcheim vnd Hirſchaw mit menſchen vnd viehe verbrennet vnd alle thore zugemacht, das kein menſch hat dauon kommen konnen, vnd darnach beide Stiffte Bamberg vnd Wurtzburg geplundert, gebrandt vnd gebrandſchatzt, das zu erbarmen iſt. Als ſolchs das Reich vnd der König vnd Churfurſten geſehen, haben ſie durch das Cammergerichte aus befehlich des Keiſers ſich zuſammen verbunden vnd die Bundsverwandten den Biſchoffen Hulffe geſchickt, ein itzlicher ſeine anzal, da hat M. G. H. Hertzog Moritz, der Churfurſt, zehen fenlein knecht vnd ein tauſent Pferde mit dem von Heideck, als Oberſten, vnd mit dem Tieffſteter, als der Landsknechte Oberſten, vnter welchem Bernhard von Hirſchfeld, mein Schwager, als ein Landknecht gelegen iſt. Dieſe alle ſind im Stifft Fulda auff Pfingſten gemuſtert vnd dem Biſchoffe zu Hulff geſchickt. Desgleichen haben andere Herren auch gethan, Es iſt auch Hertzog Philippus Magnus, ein Son Hertzog Heinrichs zu Wolffenbuttel, mit 3000. Pferden vnd 10000. Knechten den Biſchoffen zu Hulffe kommen.

Als aber Marggraff Albrecht der gewalt vermerckt, hat er die Stad Schweinfurt mit neun fenlein knechten beſetzt, vnd iſt mit 1500. Pferden vnd 500. Hackenſchutzen vber den Döringer Wald gezogen vnd in des von Schwartzburgs Land zwo meilen von Erffurd zu Arnſtad ankommen. Er hat aber nichts gethan, ſondern alles bezalet, vnd von dannen durch das Land zu Döringen auff die Sachſenburg vnd durch Artern, der Graffen von Mansfeld Land, bis gen Halberſtad gezogen. Solchs iſt geſchehen ungeferlich den achten oder neunten tag des Brachmonats dieſes 53. Jars.

Zu Halberſtad hat er vber zwo nacht nicht gelegen, hat Ihm die Stad 20000. gulden zu Brandſchatzung gegeben. Von do an nach Braunſchweig vnd in Hertzog Erichs von Braunſchweig, vnſers Herren Schwagers, Land gezogen, In eine Stad Hannouer genant, vnd ſich alda geſtercket.

Als aber M. G. H. Hertzog Moritz, der Churfurſt, ſolchs erfaren, iſt er alsbald mit ſeinem Hoffgeſinde bis in die 500. ſtarck, darunter bey 80. edelleute geweſen, gen Merſeburg vnd Halle verruckt, vnd alsbald zuruck den Herren vnd Edelleuten der Lande Meiſſen, Doringen vnd der Chur zu Sachſen geſchrieben, das ein itzlicher mit eigenem Leibe bei verlierung ſeiner Lehen auff den Dienſtag vor Vitj, das waer der neunde tag des Brachmonats, in die Stadt Oſchatz ankommen ſolte, wie er Jhm zu dienen ſchuldig, Da er auch mehr Pferde könte auffbringen, ſol im ſolchs an ſeinen Pflichtigen Dienſten nicht nachteilig ſein, vnd ſich hieran nichts, dann Gottesgewalt verhindern laſſen.

Dieweil aber Hans von Wurgewitz zu Groſſen Sedelitz am reiſſen, vnd ich wegen des falles, den ich vmb Martini dieſes 52. Jars zu Otterwiſch gethan, von wegen des ſchwindels im Kopffe vnd meiner böſen beine nicht fort kommen könte, haben wir durch einen eigenen boten ſolchs ſeiner Churfurſtlichen Gnaden gen Northauſen ins Lager vermeldet, gleichfals der Regierung den Rethen ſolchs angezeiget, damit ſeine Churf. G. nicht darfur achten ſolten, wir wurden ſonſten auſſen blieben. Ich habe aber ſeiner Churf. G. drey geruſteter Pferde zugeſchickt, Wiewohl ich nicht mehr dann mit zwey Pferden zu dienen ſchuldig.

Es hat aber der Churfurſt in einem monden in die acht tauſent geruſter Pferde vnd 10000. guter Landsknechte zuſammen bracht, Dann Hertzog Heinrich von Braunſchweig mit 7000. Knechten vnd 4000. Pferden zu ihm ſampt zweyen ſönen kommen iſt, Alſo iſt mein G. H. vnd Hertzog Heinrich von Braunſchweig mit zweyen Sönen vnd Ihrem Kriegsvolck auff Halle, auff Halberſtad, auff Sangerhauſen durch Duringen ins Land zu Sachſen gezogen, vnd ſein vor Braunſchweig die Stad vbergezogen. Es iſt aber vnter wegen der Furſte von Plauen wegen des Römiſchen vnd Behmiſchen Königs zu dem Churfurſten gen Northauſen kommen, Aldo hat der König vnd von ſeinet wegen der Furſte von Plawen vnd vnſer gnedigſter Herr Hertzog Moritz, der Churfurſte zu Sachſen, ſampt denſelbigen bundsverwandten Marggraffen Albrechten vnd ſeinen helffern abgeſaget, vnd denſelbigen abſagebrieff in den Druck gehen laßen, vnd folgende zwo meilen von Hannouer in Hertzog Erichs von Braunſchweigs Land an der Luneburger Heide den Sontag vor Margareta, welcher war der ander tag des Heumonats, vmb zwey vhr nach mittage iſt M. G. H. Hertzog Moritz, der Churfurſt, vnd Hertzog Heinrich von Braunſchweig mit ſeinen Sönen vnd ihrem Kriegsvolck auff den Marggraffen Albrechten vnd ſein Kriegsvolck geſtoſſen, der bey ihm gehabt hat bey 4000. Pferde vnd 15000. Knechte. Solchs ſol geſchehen ſeyn bey einem Teiche an einem Mohre, da der Marggraff in ſeinem Vorteil gehalten. Alda hat M. G. H. der Churfurſt den Marggraffen angegriffen in ſeinem Vorteil, ehe dann M. G. H. Knechte dazu kommen ſein, vnd hart mit den reutern an ihnen geſatzt, vnd ihn mit Gottes Hulffe geſchlagen, ſeine reuter vnd auch ſeine Knechte. Dieſe ſchlacht hat gewehret von zwey ahn nach mittage bis gar in die nacht, vngeferlichen 6. ſtunden. Der Marggraff iſt Perſonlichen etwan mit 1000. Pferden daruon kommen, dann die nacht iſt vor der hand geweſen. Auff der Malſtad iſt beiderſeitz blieben 5000. menſchen tod, vnd 5000. landsknechte ſein gefangen worden, vnd haben geſchworen, in etzlichen monaten wieder das Reich nicht zu dienen.

Dem Marggraffen ſein faſt alle ſeine befehlichsleute geſchoſſen vnd vmbbracht worden, vnd der Marggraff iſt durch einen arm geſchoſſen worden. Claus Berner iſt gefangen worden, vnd in Hertzog Heinrichs hende kommen, Otto Kundiger iſt ein Fenrich bey dem Marggraffen geweſen, der iſt erſtochen worden, vnd ſonſten ſehr viel befehlichsleute vnd vom Adel erſchoſſen vnd erwurget, derer namen man nicht kennet.

Vnſers teils iſt leider geſchoſſen worden M. G. H. Hertzog Moritz der Churfurſt, das er am Dienſtage hernach, das iſt der vierde tag des Heumonats auff der Wahlſtad im gezelt auff den morgen frue am Dienſtage geſtorben iſt, dem der barmhertzige Gott wolte gnedig ſein, dann er iſt Gott lob Chriſtlichen, bedechtig vnd wol geſtorben, hat allen ſeinen feinden vergeben, auch ein Chriſtliches Teſtament verordenet, vnd darauff den Leib vnd blut Chriſti nach Chriſti einſetzung genommen, von dem alten Hofe Prediger Herr Johannes Weiſſenberger zu Meiſſen, vnd iſt alſo in Doctor Johan Neffen, ſeines Leibartztes, armen in Gott verſchieden.

Mehr ſein tod blieben Hertzog Carl Victor vnd Hertzog Philip Magnus, beide Söne Hertzog Heinrichs von Braunſchweig, Item der Hertzog von Luneburg, der die Hofefane gefuret, iſt hart geſchoſſen. Item ein Graff von Beichlingen, der die Döringer fane gefuret, iſt tod blieben. Item Michel von Schleinitz, Ditz von Haugwitz, Caſpar von Miltitz, Nickel Grenſing, Nickel von Techwitz ſeind alsbald tod blieben. Item Baſtian von Walwitz, Hans von Diſſkaw, Rudolff von Bunaw, zween Heinrich von Bunaw zu Dreſſig vnd auff dem Weißenſtein[1]), Dietrich von Schönberg zu Zſchochaw,

---

[1]) Weſenſtein.

Jörg Vitzthum, Ernſt von Starſchedel, Georg von Schönfeld von Wacha[1]), Hans von Miltitz von Batzdorf, der Reuſſe von Plauen, Seidelitz vnd andere mehr vom Adel ſehr viel, das man ihrer ſieben wagen vol wund aus dem lager gefuret hat, ſein harte geſchoſſen vnd verwundet worden.

Alſo hat ſich dieſer Zug geendet. Sein vber die Meißniſche Fahne Befehlichsleute geweſen Baſtian von Walwitz, Herr Otto von Diſkaw, Heinrich von Bunaw auff Weiſenſtein vnd Wolff von Schönberg zu Maxen hat die fane gefurt. Vber die Döringer fane iſt geweſen Wolff Koller, Heinrich von Bunaw zu Dreſſig, Jörge Vitzthum von Eckſtedt vnd der Graff Seliger darnach Marſchalg hat die fane gefurt.

Vnſern Herrn den Churfurſten haben die Lande mit groſſer trauer gen Freiberg in Meiſſen gefuret, vnd alda in die Thumkirchen begraben, vnd vber ſein grab die fanen, die man dem feinde genommen, halb geſteckt, die andern fanen hat Hertzog Heinrich von Braunſchweig behalten.

Vnd von vnſerm Geſchlechte von Bernſtein iſt dieſen Zug keiner mit geweſen, dann Vetter Haubold zu Ottendorff, dem iſt ſein Pferd erſtochen worden, er iſt aber Gott lob ohne ſchaden daruon kommen. Mit ihm ſein denſelbigen Zugk geweſen meine Knechte vnd Wolff von Rotwerndorff daſelbſt. Sonſten iſt vnſer keiner mit geweſen, aus dieſen vrſachen, Magnus mein bruder vnd Ich ſein beide den Sommer kranck gelegen. So iſt Vetter Hans von Bernſtein in der Regierung Hoffrath geweſen, der dienet mit einem Pferde, Heinrich von Bernſtein, ſein Bruder, dienet auch mit einem Pferde, der iſt nicht daheim geweſen, die haben itzlicher ein Pferd geſchickt. So darff Walzig, Walter vnd Matern gebrudere von Bernſtein keiner mit keinem Pferde dienen, dann ſie ſein frey. Vnd dieſer ritt hat von anfang bis zum ende ſechs wochen gewehret, iſt alſo in einer kurtzen Zeit groſſer ſchade geſchehen. Vnd auff Faßnachten im 52. Jahr zog vnſer Herr vnd Marggraff Albrecht aus mit einander als Eidbrudere aus Ihrem Lande, vnd itzund auff Jacobi im 53. Jahr ligt vnſer Herr vnter der Erden, vnd haben die bruderſchafft leider vbel ausgeteilet.

---

[1]) Wachau.

Dieweil dann vnſer Herr tod iſt vnd keine manliche Erben hinter Ihm gelaſſen, Sein alle dieſe Lande Hertzogen Auguſto, nunmals Churfurſten, angeſtorben, welcher zu dem mahl im Konigreich Dennemarck mit ſeinem Gemahl bey König Chriſtiano, einem gebornen Hertzogen von Holſtein, geweſen iſt, denn er deſſelbigen Königs tochter zu einem gemahl gehabt. Deme haben die Rethe vnd Landſchafften geſchrieben, das er kommen ſol, vnd als ein Herr vnd Erbe die Lande einnehmen. Der Almechtige Gott helffe Ihm glucklichen vnd ſeliglichen herauſſer vnd gebe Ihm ſeinen heiligen geiſt, das er mit klugheit, weißheit vnd vorſtande ſein Land Chriſtlichen, ſeliglichen vnd ehrlichen regiere vnd beſchutze, das helffe Ihm vnſer lieber Herr Jeſus Chriſtus, Amen, Amen.

II. Ein Jacobäer.

Theophilus Jacobäer war der Sohn eines würtembergiſchen Geiſtlichen, der, nachdem er 55 Jahre im Amte geſtanden, durch die Wirren der Zeit noch ins Exil getrieben wurde, in dem er im 88. Lebensjahre geſtorben iſt. Sein genannter Sohn hatte ein Unterkommen in Pirna gefunden und lebte daſelbſt, als Apotheker, Sechſer und Steuereinnehmer, in achtbaren Verhältniſſen. Seinen Dank bewies er der neuen Heimat bei einem Vorgange, über den er ſelbſt Folgendes berichtet hat:

„Als An. 1639 die Schweden die Stadt Pirna innen hatten, die Chur-Sächſiſchen Trouppen aber von außen her um die Stadt herum lagen, und jene zur Uebergabe der Stadt nöthigen wolten, ſo war der Tag ſchon geſetzet, die Stunde beniemet, und die Brenner waren commandiret, das Feuer-Geräthe war allbereit veranſtaltet, und der Trommelſchlag ſolte nur geſchehen; ſo that ich neben andern etlichen Herren, und überbliebenen Bürgern, dem General-Feld-Marſchall Bannern bei der Pforte am Waſſer-Kaſten noch einen Fußfall, und bat, die Stadt mit Brand zu verſchonen. Da er uns nun auf den Knien liegende alſo anredete und ſagte: Wir ſolten uns packen; wolte unſer Landes-Fürſt der Stadt nicht verſchonen, und uns herauſſer ſengen, warum nicht er als ein Soldat und Feind dieſes thun ſolte? Da ſtand ich auf von meinen Knien, und rief laut: Ey haben wir hier keine Barmherzigkeit, ſo wird uns Gott gnädig ſeyn und die Tyrannen ſtürtzen. Da wendete ſich Banner zorniglich gegen mich um, und drohete mir mit ſeinem Stabe. Nachdem nun hierauf faſt alles Volck aus der Stadt hinweg geflüchtet, und über das Waſſer war, ſo blieb ich noch in meinem Hauſe, und räumte, wegen der Feuers-Gefahr, mein noch übriges in Keller. Mitten in ſolcher Arbeit ſchicket der Oberſte, Samuel Oeſterling, als welcher nicht allein bisher mit ſeinem Regimente in hieſiger Beſatzung gelegen, ſondern auch von ſeinem General, den Brand der Stadt zu vollziehen, beordert war, einen andern Pirnſchen Mann zu mir, und ließ melden, daß ich auf ein nothwendiges Wort alſobald zu ihm kommen ſoll. Anfänglich ſchlug ich es ab. Allein auf nochmaliges Verlangen, daß mir und der gantzen Stadt daran gelegen wäre, ſo vergaß ich das meinige, und ging an den verborgenen Ort, den er mir hatte beniemen laſſen, und da ſprach er: Mich jammert der armen Stadt, daß ſie gänzlich ſoll ruiniret werden, machet euch doch alſobald auf zu der Churfürſtl. Frau Wittwe [1]) nach Lichtenburg, und bringet eiligſt eine Intercession aus für die arme Stadt. Da antwortete ich und ſagte: Ja Herr Obriſter, ihr wollt mich auch aus der Stadt von den Meinigen vollends bringen, wie die andern Bürger. Außer dem bin ich müde (nemlich wegen des Räumens) und kann nicht fortkommen.

---

1) Es iſt die Witwe Kurfürſt Chriſtian's II. gemeint, Hedwig (geb. 5. Aug. 1581, verm. 30. Aug. 1596, Witwe 23. Juni 1611, † 26. Nov. 1641), des Königs Friedrich II. von Dänemark und der Sophie von Mecklenburg jüngſte Tochter.

Darauf ſagte er: Ich will euch mein Pferd geben, daß ihr reiten könnet, und ſolt ihr es auch zu Tode reiten. Da merckte ich, daß es Ernſt ſey, und ſprach: Iſt es ſein rechter Ernſt, ſo komme er mit mir auf eine Seite, daß wir recht mit einander reden. Dieß geſchahe, und ich verlangte von ihm, daß er mir hier unter freiem Himmel einen Eyd ſchwören ſolte, dergleichen ich auch thun wolte, und das thaten wir beyde. Ueber dieſes begehrte ich ein würckliches Zeichen von ihm; darauf gab er mir ſeinen Petſchier-Ring vom Finger, und ſagte: Ich ſolte ihn ja nicht anſtecken, ſondern heimlich verbergen, daß er nicht etwa in ſeiner Leute Hände kommen und ihm große Gefahr bringen möchte, welches ich auch alſobald in ſeinem Beyſeyn that. Darauf ließ er mir ſein Pferd vorziehen, legte ſelber die Piſtolen in die Halftern, und ich ſetzte mich im Namen GOttes auf, und ließ mich mit dem Pferde über die Elbe führen. Darauf fieng es an ſtarck zu regnen, ich aber nahm doch meinen Hut ab und bat meinen GOtt hertzlich, er wolle Glück zu meinem Vornehmen geben, und ſprach: Lieber GOtt, iſt dir mit meinem Blut gedient, zur Rettung dieſer armen Stadt, ſo gebe ich meinen Hals gerne her. Und ſo ritte ich fort. Unter einem Dorffe traf ich den Cantor und noch einen Bürger von Pirna an, die bat ich, ſie ſolten zurücke kehren, und, daß ich nach Dreßden wolte, meinen Weib und Kindern[1]) ſagen, und ſie alle fleißig beten helffen, und gab ihnen zwey Citronen, die ich noch im Keller übrig behalten hatte, die ſolten ſie meiner Frau bringen. Als ich nach Loſchwitz kam, wolte mich niemand überſetzen, weil es bey hoher Straffe verbothen, und in ſolcher Finſterniß mir auch kein Bote den Weg weiſen wolte, bis ich einem Bauer-Jungen einen gantzen Thaler gab, und darzu in Dreßden ein paar Schuhe verſprach. Da ich auf den Berg kam, ſo kamen zwey Compagnien Dragoner, die umringten mich, nahmen mich als einen Spion gefangen; ich aber verlangte, ſie ſolten mich zu ihrem commandirenden Officier führen, und da ſie ſagten, es ſey Rittmeiſter Junghans, da ſprach ich: Ey den kenn ich wohl, und er mich auch, ich bin ein redlicher Mann. Der Rittmeiſter hörte dieſes alles in der Nähe, und ſagte: Ja ich habe euch wohl gekannt, ihr ſeyd ein ehrlicher Mann geweſen, ich weiß aber nicht, ob ihr es noch ſeyd, ihr kommt von unſerm Feinde. Da ich ihn nun hörte reden, ſo bath ich ihn: Er ſolte mit mir auf die Seite reiten, ſo wolte ich ihm meine Verrichtung ſagen. Allein er wolte nicht trauen, da ich doch weder Büchſe noch Degen hatte [1]), ſondern ließ bey einem Dragoner an der Lunte ein Wachs-Licht anzünden, und beſahe mich wohl, und eilte mit mir beyſeits. Ob ich ihm nun gleich meine Abſicht entdeckt hatte, ſo ſprach er doch: Ihr ſeyd mein Gefangener, und weil

---

[1]) Er war alſo ſo eilig abgereiſt, daß er ſelbſt dieſen nichts wiſſen laſſen. Seine Frau hieß übrigens Anna Am Ende. Sein älteſter Sohn, M. Daniel (Johann?) Reinhard Jacobäer, der zu jener Zeit in Wittenberg ſtudirte, 1641 aber Informator bei einem ſchwediſchen Obriſtlieutenant Hans v. Jurges wurde, iſt nachmals (1653) Paſtor in Sayda und 1663 Diakonus in Pirna geworden und hat mit zwei Frauen 16 Kinder erzeugt. Ein anderer Sohn, Johann Heinrich, ward Raths-

---

herr und Steuereinnehmer in Pirna, † 1695, und von deſſen Söhnen ward Einer, Dr. Andreas Jacobäer († 1719), Stadtphyſicus in Pirna, ein Anderer, M. Heinrich Jacobäer, Paſtor in Ottendorf. Der Letztere, der am 5. Jan. 1722 im Beichtſtuhl am Blutſturze ſtarb, ward der Vater des Profeſſors an der Ritterakademie zu St.-Petersburg, Karl Heinrich, und des leipziger Buchdruckers und Buchhändlers Friedrich Gotthold Jacobäer.

[1]) Aber doch die Piſtolen.

ihr nach Dreßden gedenket, ſo will ich euch mit vier Reutern und einem Wachmeiſter dahin ſenden. Um 10 Uhr des Nachts kamen wir nach Alt-Dreßden [1]), und ich mußte abermal des Feindes und meinen Vorſatz melden. Als nun der Obriſte Schlieben dieſes von der Stadt Pirna hörte, ſchrieb er alſobald ein klein Zeddlein, und ſchickte es im Poſt-Kaſten über die Brücke, wo es hingehörte. Bald kam die Ordre: Man ſolte mich cito einlaſſen, und da ich unter das Haupt-Thor kam, ſtand unter andern der Stadt-Hauptmann Wallwitz da, welcher mein guter Freund und Bruder war, der freuete ſich meiner, und ſagte: Wenn ich nur nicht als ein Spion ausgezogen wäre, ſo wäre es ihm hertzlich lieb, ließ wieder hinter mir zumachen, und führte mich zum Churfürſten. Dieſer empfieng mich gnädigſt und fragte: Wie ſteht es droben? Darauf antwortete ich: O wie freuet ſich mein Hertz, daß Ew. Churfürſtl. Durchl. friſch und geſund ich wieder ſehen ſoll, welches ich nimmermehr geglaubt, weil mir die Schweden gar offt den Tod gedrohet, darum, daß ich ihnen die Wahrheit gar unerſchrocken geſagt; Und ſo ſtehet es droben, gnädigſter Churfürſt und Herr, ſie ſind Willens, die Stadt zu verlaſſen, jedoch zuvor in Brand zu ſtecken. Da fragte der Herr, woher ich das wiſſe? Da ſagte ich: Sie haben Thürme, Saltz-Haus und viele andere Häuſer mit Bier-Fäſſern voll Stroh und Pech-Kräntzen angefüllet, die Stadt-Mauern demoliren ſie jetzt, und im Abzuge ſoll der volle Brand erfolgen und ſo und ſo hat mir der Obriſte Oeſterling geſagt. Hier iſt das Pfand von ſeiner Hand und Finger, und übergab dem Churfürſten den Ring, unten aber ſtehet das Pferd. Da ſprach der Churfürſt: Warum thut der Obriſte Oeſterling dieſes? Da ſagte ich, das weiß ich nicht, vielleicht gedencket er, weil er ein Landes-Kind iſt, dadurch Dero Gnade wiederum zu erlangen. Nun, ſprach der Churfürſt, er ſoll einen gnädigen Herrn an mir haben. Ich aber ſagte: Nun ſo bitte ich um die Barmhertzigkeit GOttes willen, Sie wollen doch etwa durch hohe weibliche Hand nur ein Wort abgehen laſſen, zweiffle nicht, wenn es geſchehe von der Chur-Prinzeſſin Fr. Magdalene Sibyllen[1], welche wegen des Hauſes Brandenburg mit dem König von Schweden verwandt iſt, GOtt wird Gnade geben, daß wir und unſere Kinder und Kindes-Kinder ſie als Mutter, und Erhalterin der armen Stadt werden preiſen müſſen. Nach wohlgepflogenem Rath (ohngeachtet etliche dieſen Rathſchlag verwerffen wollten) ward alles gar glücklich erhalten. Der Churfürſt gieng ſelbſt bey einer Wachs-Fackel in der Chur-Prinzeſſin Gemach, trug ihr das Werck ſelber für, und ſie unterſchrieb einen in Eil geſtellten Brief willig, und eiligſt. Den brachte mir der Churfürſt ſelbſt, wünſchte mir Glück auf den Weg, und ordnete mir wiederum etliche Reuter aus der Veſtung zu, und ich ward früh zwiſchen 4 und 5 Uhr durch das Thor über der Brücken herausgelaſſen. Da es Tag ward, kehrten die Dreßdeniſchen Reuter wiederum zurück, und ich kam endlich glücklich nach Kopitz (dieſes iſt ein über der Elbe in Pirna eingepfarrtes Dorf), da mein Weib, Kind und viel andere meiner warteten, und denen ich auf die Frage, was ich Gutes mitbrächte, zuſchrie: Alles Gutes, alles Gutes, dem Höchſten ſey Dank geſagt! Ich wolte über das Waſſer in die Stadt. Allein kein Kahn und kein Mann war da, ſondern ein Junge kam mit einem Fiſcher-Kahnlein, das wolte ich brauchen, und das Pferd beyher ſchwimmen laſſen. Allein, da wir vom Lande waren, kam ein harter Wirbel-Wind, und das Pferd riß, da ſprach ich: Ich habe mein Leben gewagt, und unter Feuer und Feinden erhalten, alles wohl ausgerichtet, und ſoll jetzo erſauffen? Jedoch auf mein Zuſchreyen kriegte ich aus der Poſte (welches abermal ein nächſtgelegenes Dorf iſt bey Pirna über der Elbe) ein groß Gefäß, und kam in einer halben Stunde glücklich über. Ob ich nun wol ſehr müde war, ſo mußte ich doch nebſt Herr Johann Kadnern, Vornehmen des Raths, und Herr D. Gottfried Hantzſchmann noch auf die Zehiſt (welches abermal nahe bey Pirna ein Dorf iſt) und dem General Banner den Brief ſelbſt übergeben. Als dieſer den Brief mit Beſtürtzung geleſen, ſprach er: Biſt du der Leichtfertige der das Werck getrieben hat und ſagte weiter brauſende: Bey dem Commandanten in der Stadt ſolten wir Antwort haben. Ein gefangener Obriſt-Lieutenant, Vitzthum, gieng mit Herr D. Hantzſchmann, und Herr Kadnern, ein wenig voran weg nach der Stadt zu, und da ich dieſen folgete, kam ein Page hinter uns her gelauffen, und ſchrie: Der den Brief gebracht, ſollte wieder zum General kommen. Da ſagte in dem Umkehren der gefangene Vitzthum: Mich dauert der redliche Mann, denn ich habe gehört, daß er im ſchwarzen Regiſter bey dem General ſey, weil er harte Reden geführt ꝛc. Allein der General fragte mich nur um Dreßdniſche Sachen, was für Volck, wieviel um und in der Beſtung ꝛc. darauf ich immer geantwortet: ich wüſte es nicht. Nach unſerer Zurückkunft in die Stadt gingen wir zum Commandanten

---

[1]) So hieß damals die jetzige Neuſtadt.

---

[1] Geb. 1. Nov. 1612, eine Tochter des Markgrafen Chriſtian von Brandenburg-Baireuth, am 13. Nov. 1638 mit dem damaligen Kurprinzen, nachherigen Kurfürſten Johann Georg II. vermählt, † 20. März 1687. Sie war Geſchwiſterkind mit dem Vater der Gemahlin Guſtav Adolf's.

Isbitzky, der trank mit ſeinen Officieren und andern das Valet, und ſagte zu mir und zu den übrigen: Ihr leichtfertigen Leute ſeyd nicht werth, daß ihr einen ſolchen guten Accord bekommt, ihr ſeyd aber doch nicht gar durch, ich muß auch meine Gebühren, zum wenigſten 4 oder 5000 Reichsthaler haben für den Brand, und drei Glocken gehören meine, da will ich dich (hiermit meinte er mich) mit wegführen, und noch ein paar reiche Geſellen darzu, gehe du nicht weg, bis ich Burgemeiſter Wernern und Burgemeiſter Raffſen gefunden habe, da ſolt ihr nicht los kommen, bis ihr mir einen Wechſel nach Hamburg werdet gemacht haben, wil auch alſobald einen Corporal und zehen Mousquetiers ſchicken, und ſie ſuchen laſſen. Darauf ſagte ich: Herr Obriſter, läſt er ſie mit Soldaten ſuchen, ſo iſt es umſonſt, ſie ſind verkrochen, ich will ſie holen, und mit guten Worten herbringen. Darauf trunck er mir ein groß Glaß zu, und meynte, er hätte ſie ſchon gewiß. Ich gieng weg, ſoll aber noch wiederkommen, und ſchlich zu dem Obriſten Oeſterling, und meldete ihm meine glückliche Verrichtung. Dieſer freuete ſich, und hatte eben die Ordre des Abzugs bekommen, die er alſobald vollzog, und herumſchlagen ließ, daß bei Leib- und Lebens-Straffe ſich kein Schwede länger in der Stadt halten ſolte, und muſte alſo auch dieſer Feind, Isbitzky, mit fort. Der Obriſte Oeſterling ſagte noch: Weil ſie doch, nach Soldaten-Manier, die Thürme, das Saltz-Haus und ihre andern Poſten, anbrennen würden, ſo ſolten wir fleißig löſchen, daß das Feuer nicht weiter riß, welches letztere durch GOttes Gnade auch nicht geſchehen iſt.“

III. Züge aus dem 17. Jahrhunderte.

Heinrich Svilner, Notar. publ. Caes., der um 1600 zu Dresden geboren werden und noch 1670 daſelbſt lebte, gab 1661 eine Schrift vom Urſprung Alten-Dresdens heraus. Darin war u. A. bei dem Jahre 1615 Folgendes erzählt werden:

„Als Ihre Churfürſtliche Gnaden Hertzog Johann George der Erſte mit Seiner Gemahlin Hoflager zu Zwickau ufm Schloſſe gehalten, und eins Tages beym Forſtmeiſter zu Werda eine Meile darvon, zu Gaſte geweſen, und Abends wieder zurück in die Stadt kommen wollen, deswegen auch der Rath und Bürgerſchafft mit ihrem Gewehr und Lieberey“ (Livree, Uniform) „unterthänigſt auffgewartet, als es aber abends umb 9 Uhr kommen, haben ſie vermeynet, der Churfürſt käme nun nicht, daß noch offene Frauthor zugeſchloſſen, und ſich geleget, umb 12 Uhr um Mitternacht kommen höchſtgedachte Ihre Churfſt. Gn. finden das Thor zu, und zwar eine Wache darbey, aber die Schlüſſel haben ſie nicht finden können, darüber Ihre Churfürſtl. Gnaden dermaſſen entrüſt, ſie ungnädig angeſehen, daß er umb den Graben und hinten zum Schloß hinein ziehen müſſen, und noch in ſolcher Nacht alle drey Bürgermeiſter, Kratzbeern, Rehebolden und Fabern, in Banden und

Eiſen ſchlieſſen und ihnen frühe morgens den Henker vorſtellen laſſen, da iſt Zeit umb Gnade zu bitten geweſen, wiewol es hart gehalten, und ſind in etzlichen Stunden die Thor-Schlüſſel die niemands in der Eyl finden können, in einer Laternen gelegen, die Bürgerſchafft hat umbſtändigſt unterthänigſt vor die Bürgermeiſter lange bitten müſſen."

Ueber dieſe Erzählung beſchwerte ſich der Rath zu Zwickau, worauf aus dem Oberconſiſtorium ein Decret erging, worin es hieß:

„Demnach vor dem Dchl. Churf. zu Sachßen und Burggr. zu Magdeburg Johann George den Andern ꝛc. Bürgermeiſter und Rath der Stadt Zwickau ſich über Heinr. Spilnern allhier, daß ſelbiger in einem zum Druck gegebenen Tractaetlein, ſo er eine Beſchreibung Alt- und Neu-Dreßden tituliret, ein Factum, ſo ſich Anno 1611 in Zwickau bei damahliger Ankunft Sr. Chſl. Dchl. nunmehro in Gott ruhenden Hochgeehrteſten gnädigen Hrn. Vaters und Gevatters vorgegangen ſeyn ſollte, ungleich der Stadt und beſagten Rathe zum Schimpff unnöthiger Weiſe angeführet, beweglichſt beſchweret und um Beſtrafung des Tichters und Confiscation der Exemplarien angeſucht.

Hierauf Se. Chſl. Dchl. durch Dero anhero verordnete Canzler und Räthe bemelten Spilner über dieſe Bezichtigung und erwehnte Klage vernehmen laſſen, der denn ſein unbeſonnenes Beginnen bald erkennet und bereuet, darneben ſich zu Ehren-Erklärung und Abbitte anerboten. So ſind nicht allein die vorhandenen Exemplaria auf Höchſtgedachter Sr. Chſl. Dchl. Ober-Consistorii Anordnung alſobald confiscirt [1], ſondern auch durch

---

[1] Das „Magazin der Sächſ. Geſchichte", welches dieſes Curioſum mittheilt, bemerkt (I, 32) boshafter Weiſe hierzu: „Daher kam es

Canzler und Räthe beyde Theile am 11. Dec. vorgeladen worden. Da denn in Gegenwart der Zwickauiſche Abgeordnete Gevollmächtigte D. Wolffgang Andreae Reihers und Hanſen David Thielens mehrbeſagter Spilner ſich nachfolgender Geſtalt öffentlich erkläret:

Daß dasjenige, was in angezogenem vermeynten Tractaetlein zu befinden, er nicht zu Schimpff und Nachtheil des Raths zu Zwickau darein gebracht, ſondern weil er Anno 1615 davon gehört, daß diesfalls etwas vorgegangen und wie er anjetzo vermerkte, es ungleich angenommen, auch zur Ungebühr im angeregten Tractaetlein davon Erwähnung gethan, mit bitte ihm dieſen aus Unbedacht begangenen Fehler zu verzeihen und ſeinem Unverſtand und Alter 1) beymeſſen, wüſte von dem Rath, ihren Vorfahren und der Stadt Zwickau, nichts anders denn alles Liebes und Gutes nachzuſchreiben und nachzuſagen; Welches er hiermit öffentlich vor Canzler und Räthen, wie auch des Raths zu Zwickau Abgeordneten und hierzu abſonderlich Gevollmächtigten mit Mund und Hand bezeuget, und zu Bekräfftigung ſolcher ſeiner gethanen Ehren-Erklärung beſagten Gevollmächtigten die Hand gebothen und deprecirt haben wollte.

Mit welcher Ehren-Erklärung und Abbitte beſagte Gevollmächtigte zufrieden geweſen, hierauf Spilnern

---

vermuthlich auch, daß dieſe ſonſt gar nicht wichtige Piece in kurzer Zeit 12 Auflagen hintereinander erlebte."

1) Es iſt kein hohes Alter gemeint, während ſonſt gewöhnlich die Jugend als Entſchuldigung für Unbeſonnenheiten dienen muß. Hat man vielleicht an die Geſchwätzigkeit des Alters gedacht? Die Sache iſt aber, es wird hier zuſammengezogen, was weiterhin richtiger geſondert wird: die Unbeſonnenheit wird dem Unverſtande zugeſchrieben und das Alter erregt das zum Straferlaß führende Mitleid.

noch darzu einen Verweis gegeben und ſich hinkünftig dergleichen zu enthalten ernſtlich eingebunden. Die verdiente Beſtrafung aber in Anſehung ſeines hohen Alters und daß er dieſe Bezüchtigung mehr aus Unverſtand als etwa aus Vorſatz begangen, aus Gnaden erlaſſen. Darüber gegenwärtiges Decret zu künftiger Nachricht abgefaſſet und unter dem Canzlei-Secret ausgefertiget worden. Geſchehen in der Residenz-Stadt Dreßden am 12. Dec. Anno 1661."

Es iſt dabei zu bemerken, daß in dem ganzen Decrete durchaus nirgend mit Beſtimmtheit geſagt wird: der Vorgang, deſſen Erzählung ſtrafbar befunden wird, ſei nicht wahr. Man ſagt nur: ſeine Erzählung ſei unnöthig geweſen, und Spilner bereut die Mittheilung, weil er vermerkt, daß ſie ungleich aufgenommen worden. Weiter iſt zu bemerken, daß dieſe Mittheilung nicht als dem Andenken des Kurfürſten, ſondern nur als dem Rufe der Stadt Zwickau präjudicirlich betrachtet wird, ſodaß man alſo die Beſchuldigung, in der Stadt Zwickau ſei ein kleiner Schildbürgerſtreich begangen worden, für eine weit ſchlimmere gehalten hat, als die, daß der Kurfürſt ein ſolches Verſehen mit dem Henker habe ſtrafen wollen.

Im Uebrigen war Johann Georg I. zwar nichts weniger als ein blutdürſtiger Tyrann und hat Niemanden ohne Urtel und Recht henken laſſen; daß er aber in jüngern Jahren etwas aufbrauſender Natur war und da in ſeinen Drohungen den Mund etwas voll nahm, dafür finden ſich auch noch andere Zeugniſſe. So war er einſt ſehr ungnädig darüber, daß ein Hirſch, „ſo ſich bishero an der Mulde am Ritternerberge nechſt an Rochlitz aufgehalten", bei der am 16. Jan. 1629 gehaltenen Koppeljagd des Raths zu Rochlitz von deſſen Hunden angetroffen, auch des andern Tages todt gefunden worden, dabei aber die rechte Stange verloren gegangen war. Den Hirſch hatten die Jäger natürlich, als zur hohen Jagd gehörig, dem kurfürſtlichen Wildmeiſter ausgeliefert; der Kurfürſt wollte aber auch die rechte Stange haben, und erließ ein Reſcript vom 28. Januar 1629, worin er zuvörderſt ſein „ungnädigſt mißfallen“ ausſprach, daß nicht beſſer aufgeſehen worden. Wenn ſich dergleichen Thiere an ſolchen Orten, wo die von Adel, Räthe in Städten und Andere die Niederjagd hätten, fänden, ſo ſollten dieſe gewarnt werden, ihre Jagden einzuſtellen und „etwas in Ruhe“ zu „ſtehen“. Weiter heißt es: „Und Weil Wir die Rechte Stange kurzumb wieder haben, und unverlohren wiſſen wollen: Als begehren Wir Du wolleſt, ſolche, bey Vermeydung anderer Anordnung, ſo Wir ſonſten wieder Dich und die Knechte dieſer Refier Vorzunehmen bedacht, zur ſtelle ſchaffen, auch bey den Bürgern die 2 Hunde, welche den Hirſch vermuthlich niedergezogen haben, abfordern und zugleich mit einſenden, Do Du auch hinter den rechten Grund nicht kommen könnteſt, So haben Wir den Rath zu Rochlitz befehlen, die Raths-Perſohn, ſo dem Kuppel-Jagen beygewohnet, neben obberührten beyden Bürgern[1]) ins Amt zu geſtellen, und Du wirſt mit Zuthun des Hauptmanns und Amts-Verwalters nach ſolcher verlohrenen Stangen mit Fleiß zu inquiriren wiſſen.“

Zu dieſem Reſcripte fügte der Kurfürſt noch folgendes eigenhändige Poſtſcript, das er in den Befehl legte:

„Wildtmeiſter ſchaffe die Stange, oder die Sonne und Mond ſoll Dich nicht beſcheinen, zwiſchen hier und Johannis, Haferkorn ſage, er ſoll einen Staupen Schilling haben, warumb er ſo unfleißig, Der Don-

---

1) Den Eigenthümern der beiden ſchuldbaren Hunde.

ner und der Teuffel ſoll euch rühren, und führen, Wornach Du Dich eigentlich zu achten, Datum ut in litteris.

Johann George Churfürſt.

An
Wildmeiſter
Antoni Zſchimmern."

Ob ſich wol die Stange gefunden hat?

Ein anderes Reſcript, aus Sellichau vom 15. Aug. 1616, zeugt in ſeinen draſtiſchen Ausdrücken auch von großer Hitze, die aber hier einem würdigern Zwecke gilt. Ein Schöſſer zu Arnshaugk, Johann Nißler, hatte, wie es ſcheint, in einem Privatſtreit einen erforderten Bericht zu erſtatten unterlaſſen. Der Kurfürſt bezeigte ihm darüber ſein „ganz ungnädiges Misfallen", befahl, binnen 10 Tagen von dato ausführlichen Bericht einzuſchicken, und drohte, ihn bei deſſen Ausbleiben durch den Landknecht holen und in dem der „Kayſer" benannten Gefängniß, das damals im Dresdner Schloſſe befindlich war, ſo lange verwahren zu laſſen, bis er 500 Thlr. Strafe bezahlt und Richtigkeit gemacht habe. Dazu ſchrieb er noch: „Wirſtu meine befehlige nicht beſſer in acht haben, Ich lumpe nicht, der Teuffel ſoll dich beſcheißen.[1])

Einen um ſo freundlichern Eindruck macht ein anderes Reſcript deſſelben Fürſten, aus Liebenwerda, vom 17. Auguſt 1618 datirt. Es betrifft auch einen Jagdbeamten, den Pirſchmeiſter Hans Gaſtel, der am 16. Mittags 12 Uhr im Goriſcher Forſthauſe an einem hitzigen Fieber verſtorben war, iſt an den Amtsſchöſſer zu

---

[1]) Magazin der Sächſ. Geſchichte, I, 103—104.

Dresden Auguſt Crackau und an den Oberförſter daſelbſt Wolf Heinrich Berl [1]) gerichtet, und ordnet ein anſtändiges Begräbniß an, ſtellt die Erſtattung der Koſten, welche „von der Witben vnndt gefreunden ausgelegelt vnnd in ein richtigk verzeichniß gebracht werden mögen", in Ausſicht, verfügt, daß der Oberförſter den Kurfürſten bei dem Begräbniſſe vertreten [2]), die Diener und „das Hoffgeſinde inn den Canzleyen, Küch, Keller, Stalle, vnndt andere, auch die Trabanten, wie auch die Forſt-Knechte inn der Nähe" dem Begräbniſſe [3]) beiwohnen ſollen, gibt wegen Verſiegelung der Papiere, wozu die Familie zugezogen werden ſoll, Anweiſung, und empfiehlt, die Witwe zu tröſten. Dies Alles geſchieht aber in einer ſo eingehenden, eine wahrhaft liebevolle Theilnahme, frommes Gefühl und treue Fürſorge bekundenden Weiſe, daß es alle Achtung für einen ſolchen Dienſtherrn erweckt und es wohl erklärlich macht, wenn er auch treue und anhängliche Diener gefunden hat. Unter Anderm heißt es: „Vnndt Wir gerne ſehen, das vmb ſeiner vnns eine geraume Zeit geleiſteten vnterthenigſten treuen Dienſte willen er ebenermaaßen, wie ſeinem Vater geſchehen, ehrlichen vnndt Chriſtlichen zur Erde beſtattet werden, vnndt ein ſolches Begrebniß haben, das darauß zu vernehmen, wehren ihme nicht allein in ſeinem Leben vnndt da er vnnß vnderthenigſt auffgewartet, wohl gewogen geweſen, ſondern Wir wolten auch, das ihme in erzeugung des letzten Willens gutes erwieſen werden möchte.“ Weiter heißt es: Die Beauftragten ſollten „der Wittbenn auch vnſertwegen anzeigenn, daß ſie ihrenn willen in Gottes willenn, deme es alſo wohlgefallen, ſtellen, vnndt ſich wegen des betrübten falls nicht ſo hoch bekümmeren, ſondern viellmehr tröſten, das wir die von ihrem ſeligen Manne vnnß erwieſene vnderthenigſte treue Dienſte ſie genießen, vnndt neben ihren Kindern, daferne ſich ſolche der Gebur erweiſen, Unß anzunehmen, ſie in gnedigem ſchuz zu halten vnndt in kein vergeſſen kommen laſſen wollen.“ [1]

---

[1]) In einem Poſtſcript, an denen es bei dieſen Reſcripten nie gefehlt zu haben ſcheint, heiſt es: „Abweſendt des Ober-Förſters ſoll der Wagenmeiſter Friedrich Heinrich es neben dem Schöſſer verrichten."

[2]) Nach dem Poſtſcripte alſo event. der Wagenmeiſter. Die betreffende Stelle heiſt übrigens: „Du der Ober-Förſter aber wolleſt an vnſere ſtelle dem Begrebnüſſe beywohnen vnndt dem verſtorbenen Cörper das Gleit zu ſeinem Ruhebettlein geben helffen."

[3]) Die Leiche wurde nach Dresden geſchafft, wo der Verſtorbene keine Wohnung gehabt.

---

[1] A. a. O., S. 513 ff.

IV. Schöning und Barfus.

Hans Adam von Schöning wurde am 1. October 1641, Mittags zwiſchen 12 und 1 Uhr, zu Tamſel bei Küſtrin geboren. Sein Vater, Hans Adam, hatte mit ſeinem Bruder Wolf Ernſt gemeinſchaftlich Birkholz bei Friedeberg in der Neumark beſeſſen; die Brüder waren aber durch die Verwüſtungen des dreißigjährigen Krieges veranlaßt worden, ihr Glück im Felde zu ſuchen, und ſchon hatte das Gerücht von beiden Brüdern verkündet, daß ſie in ſchwediſchen Dienſten bei Breitenfeld gefallen ſeien, und ihr Leben war als heimgefallen betrachtet worden, als wenigſtens Hans Adam, als ſchwediſcher Rittmeiſter, zurückkehrte und ſein Erbe wieder in Beſitz nahm. Wolf Ernſt war im Zweikampf mit Einem v. Hertzberg geblieben. Hans Adam vermählte ſich um 1640 mit Marie Anna von Schapelow aus dem Hauſe Wulckow, erhielt wahrſcheinlich durch dieſe Verbindung die Mittel, ein Schönebeckſches Antheilgut in Tamſel, ſowie Warnick, zu erwerben und kam dabei zugleich in Verwandtſchaft mit dem nachherigen Feldmarſchall Derfflinger, deſſen erſte Gemahlin (Margarethe Tugendreich aus dem Hauſe Guſow) gleichfalls eine Schapelow war. Hans Adam der Jüngere erhielt ſchon im Vaterhauſe eine ſehr ſorgfältige Erziehung, ſtudirte darauf, ſeit 1657, zu Wittenberg, von 1659 bis 1660 zu Strasburg, ging dann nach Paris und, da ihn hier die vielen Deutſchen an fertiger Erlernung der franzöſiſchen Sprache behinderten, nach Orleans und zuletzt nach Lyon, an welchen letztern Orten er ſich beſonders mit mathematiſchen und kriegswiſſenſchaftlichen Studien beſchäftigte. In Paris wohnte er dem Einzuge der Gemahlin Ludwig's XIV., der Infantin Marie Thereſe, und den prachtvollen Feſtlichkeiten bei, die in deſſen Gefolge waren. 1661 ging er nach Italien, beſuchte Rom und Neapel und auf der Rückreiſe Venedig.[1] Hier ſchiffte er ſich auf einem engliſchen Schiffe nach Zante ein. Da aber die malteſiſchen Galeeren von da ſchon ausgelaufen waren, ſo fuhr er auf einem kleinen griechiſchen Schiffe nach Sicilien, wobei er es nur einem glücklichen Nebel verdankte, der Verfolgung der Barbaresken entgehen zu können. Im September 1662 erſchien er in Malta ſelbſt, wo er in vertraute Beziehungen zu dem Großprior v. Valence und dem Galeerengeneral Grafen Wratislaw trat, die ſich viele Mühe gaben, ihn zum Glaubenswechſel und Eintritt in den Orden zu bewegen. Er widerſtand dieſen Verſuchungen, benutzte aber die Gunſt der Umſtände, einen Streifzug der malteſiſchen Galeeren in den Archipelagus mitzumachen, und ging dann nochmals nach Sicilien und von da, die Appenninen zu Pferde überſteigend, wieder nach Venedig. Im Februar 1663 beſuchte er noch Genua, durchflog von da die pyrenäiſche Halbinſel, traf im Juni zu Paris ein, wo ihn der brandenburgiſche Geſandte Chriſtoph Kaspar v. Blumenthal († 1689) dem Könige vorſtellte, ging darauf nach England und war im Winter abermals in Paris. Von hier riefen ihn dringende Mahnungen in die Heimat, in die er über Amſterdam und Hamburg zurückkehrte, um — ſeine Mutter ſeit drei Tagen todt zu finden und ſeinen Vater nach ſechs Wochen ſterben zu ſehen.

---

[1] Sein Geſchlechtsverwandter, Herr K. W. v. Schöning, läßt ihn in „Schöning's Leben und Kriegsthaten" (Berlin, 1837) ſchon den Carneval von 1660 in Venedig zubringen, was ſich damit nicht wohl vereinigt, daß er, nach derſelben Angabe, im Auguſt 1660 erſt von Strasburg nach Paris gegangen und dann faſt ein Jahr in Orleans und Lyon verbracht haben ſoll.

Nach glänzender Beſtattung ſeiner Eltern übernahm er die Güter, ward 1665 von Fürſt Moritz von Naſſau in den Johanniterorden zu Sonnenburg aufgenommen und ſtellte ſich dann dem Kurfürſten vor. Dieſer erkannte ihn bald als ſowol in diplomatiſcher, wie in militäriſcher Beziehung brauchbar und verwendete ihn zunächſt in erſterer, indem er ihn zum Legationsrath ernannte und mit einer Miſſion an den kriegeriſchen Biſchof von Münſter, Bernhard v. Galen, betraute, welche der von dem Biſchof in Beſitz genommenen, den Holländern zuſtändigen Herrſchaft Borkeloo[1] galt. 1667 ward er in den Haag geſendet, um dem Oraniſchen Hofe die Trauerbotſchaft von dem am 8. Juni erfolgten Tode der Kurfürſtin Luiſe, aus dem Hauſe Naſſau-Oranien, bei deren Beſtattung er die Ehre gehabt, die Prinzeſſin Magdalene Sibylle von Sachſen-Weißenfels[2] zu führen, zu überbringen.

Schon vorher (1666) war er Rittmeiſter geworden und erhielt jetzt eine Compagnie in dem Reiterregimente des Fürſten Johann Georg von Anhalt-Deſſau, ward aber ſchon 1668, in welchem Jahre er ſich mit Johanne Luiſe (Margarethe?) v. Pöllnitz, einer Tochter des damaligen Oberſten und Commandanten zu Lippſtadt, Johann Ernſt v. Pöllnitz [1]), vermählt hatte, Oberſtlieutenant im Regimente des Fürſten Radziwill, und erhielt 1670, mit Ernennung zum Oberſten, den Auftrag, ein Regiment für den Kurprinzen Karl Emil (geb. 6. Febr. 1655, † 27. Nov. 1671) zuſammenzuſetzen. 1672 wohnte er dem unthätigen Feldzuge in Weſtphalen, 1674 dem in Elſaß bei, wo er bei der Belagerung des Schloſſes Waſſenheim den gefährlichſten Angriff auszuführen hatte und bei einer Recognoſcirung die drei äußerſten Finger der rechten Hand verlor. 1675 kämpfte Schöning, der ſeit dem Tode des Kurprinzen Inhaber des für dieſen errichteten Regimentes war, in Pommern. Bei Fehrbellin war er nicht mehr geweſen, ſondern kam erſt mit den, unter Görtzke [2]), nachrückenden Truppen. Er zeichnete ſich bei Eroberung der Inſel Wollin und der Feſtung Wolgaſt aus, überfiel und nahm im Winter 1676 Uckermünde, befehligte vor Anclam den Sturm, der die Einnahme des Platzes zur Folge hatte, wohnte der Eroberung von Demmin bei und erhielt zur Belohnung das Gouvernement und die Amtshauptmannſchaft von Spandau. Im Jahre 1677 that er ſich bei der langwierigen und ſchweren Belagerung Stettins, das der tapfere General Johann v. Wulffen (geb. 1623, † 1678), mit einer Beſatzung von 3000 Mann, die im Laufe der Belagerung bis auf 400 herabſchmolzen, unterſtützt von der ausdauernden Entſchloſſenheit der bewaffneten Bürgerſchaft, mannhaft vertheidigte, auf das Rühmlichſte aus. Die Belagerung leitete, unter dem perſönlichen Befehl des Kurfürſten, Derfflinger; das Ingenieurweſen dirigirte der General-Quartiermeiſter-Lieutenant von Bleſendorff, der (24. Sept.) bei dieſer Belagerung fiel; die Artillerie befehligte Oberſtlieutenant Weiler [1]). Von der See aus

---

[1] Sie ward durch den Cleveſchen Vertrag von 1666 den Holländern zurückgegeben.

[2] Geb. 2. Sept. 1648, vermählt 14. Nov. 1669 mit Herzog Friedrich von Sachſen-Gotha, † 7. Jan. 1681.

---

[1]) Er hatte die genannten Functionen im December 1667 bekommen, ward 1678 Generalmajor, war Obergouverneur von Minden und Ravensberg und Johanniter. Seine Gemahlin, Arneldine Katharine Gräſin v. Manderſcheid, hatte ihm nur die Tochter geboren, die ſich mit Schöning verband. 1670 wurde er Freiherr, ebenſo wie ſein älterer Bruder, Gerhard Bernhard auf Buch, Carow, Birkholz und Reichen, geb. 18. Jan. 1617, der 1657 kurbrandenburgiſcher Oberſtallmeiſter und Oberſter der Leibgarde und bald darauf Gouverneur von Berlin wurde, mit Hellonore Gräſin v. Naſſau († 1700) vermählt war, die ihm zwei Söhne und zwei Töchter gebar, 24. Nov. 1676 ſtarb, und zu Buch bei Berlin begraben ward, wo ſein Leichnam noch zu Ende des 18. Jahrhunderts unverweſt war. Dieſer Gerhard Bernhard erſtach zu Wien 1664 im Duell den Kämmerer Gebhard Freiherrn v. Truchſeß zu Waldburg. Beide Brüder waren Söhne des kurſächſiſchen Geh.Raths Hans Georg v. Pöllnitz auf Schwarzbach und Oberpöllnitz und der Anna Petronella v. Helle.

[2]) Joachim Ernſt von Görtzke, geb. 11. April 1611, Sohn Joachims v. G. auf Bollersdorf und Eliſabeths v. Wichmannsdorf, wurde im 9. Jahre Edelknabe bei der Prinzeſſin Marie Eleonore,

---

mit der er 1620, wo ſie ſich mit Guſtav Adolf vermählte, nach Schweden kam. 1623 wurde er Edelknabe des Schwedenkönigs, den er nach Polen begleitete und in deſſen Leibgarde er 1628 als Reiter eintrat. Bei Breitenfeld war er Corporal und wurde nach der Schlacht Cornet. Bei Lützen verwundet, erhielt er 1634 eine Schwadron, focht 1642 als Oberſtlieutenant bei Leipzig, ward 1645 Oberſter und zog ſich bei dem Frieden auf ſeine Güter zurück. 1656 aber rief ihn der Kurfürſt zum Dienſt auf und er kämpfte als kurbrandenburgiſcher Generalmajor gegen die Polen, ward 1663 Gouverneur von Memel, 1675 Generallieutenant, 1677, nachdem er in Pommern für kurze Zeit in ſchwediſche Gefangenſchaft gerathen war, Gouverneur von Küſtrin, wo er, nachdem er noch 1678 einem Feldzuge in Preußen beigewohnt, am 27. März 1682 ſtarb. Lucie v. Schlieben, mit der er ſich 1654 verehelichte, hatte ihm bei ihrem am 28. April 1659 erfolgten Tode drei Töchter hinterlaſſen.

[1]) Ernſt v. Weiler, Sohn Chriſtians v. W. auf Bohlefang und Staffelde, Amtskammerraths und Hofrentmeiſters zu Berlin, und der Katharina Fahrin, wurde 1677 Oberſtlieutenant und Chef der Artil-

ſchloß Benjamin Raulé, deſſen Andenken in Berlin noch in Raule's Hof fortlebt, den Platz mit 3 Fregatten und 3 Galliotten ein, die er dem Kurfürſten vermiethet hatte. Die Vorbereitungen der ſchon im Herbſt 1676 eingeleiteten Belagerung[1] dauerten ſo lange, daß die wirkliche Eröffnung derſelben erſt am 25. Juni 1677 erfolgen konnte. Die erſte Aufgabe der Belagerer war, eine Brücke über die Oder zu ſchlagen und von dieſer eine Verbindung mit dem Steindamme zu eröffnen, der von Stettin nach Damm führte. Die Bedeckung dieſes Unternehmens, bei dem ſich die Truppen zum Theil, neben dem ſchmalen Damme, auf Reißbündel in den Sumpf ſtellen mußten, war dem Generalmajor Bogislav von Schwerin[2] und dem Oberſten v. Schöning übertragen,

---

lerie, 1683 Oberſt, 1689 vor Bonn Generalmajor, 1691 geadelt, † bald darauf. Mit Sophie Fritz hatte er einen Sohn, Chriſtian Ernſt v. Weiler, erzeugt, der ſein Nachfolger wurde, aber durch unglückliche eheliche Verhältniſſe aus ſeinem Vaterlande vertrieben ward. Er war nämlich in erſter Ehe mit Eleonore Fritz, wol einer Verwandtin ſeiner Mutter, verheirathet, deren angeblich übles Betragen gegen ihn, in Verbindung mit ſeiner Neigung zu einer Freiin v. Blumenthal, worin vielleicht eine Entſchuldigung ſeiner Frau liegt, ihn vermochte, mit ſeiner Geliebten in die Schweiz zu fliehen. Er iſt dann zu Wien in kaiſerliche Dienſte getreten, in denen er Commandant von Breslau und 1717 Generalmajor wurde. 1712 erhielt er einen Salvum Conductum, um wegen des Gutes Falkenroda nach Berlin kommen zu können, jedoch unter der Bedingung, ſich nicht an ſeiner Frau rächen zu wollen. Was aus ſeiner Geliebten geworden iſt, wiſſen wir nicht. In zweiter Ehe hat er ſich mit einer breslauer Patrizierstochter, Dorothea Sophie Behmer, vermählt, die nach ſeinem Tode den Oberſtlieutenant Guſtav Freiherrn v. Horn heirathete, der vor Belgrad fiel.

[1] Bei einer damaligen kurzen Beſchießung verlor die Tochter des ſchwediſchen Commandanten durch eine Granate einen Fuß.

[2] Auf Spantekow, Zuchen, Wisbur ꝛc., geb. 22. Juli 1622, Sohn Otto's v. Schwerin und Dorotheen v. Weißenbach, Bruder des berühmten Oberpräſidenten Otto Freiherrn v. Schwerin, wurde

die auch einen ſchwediſchen Ausfall, den der zweite Commandant, Oberſt v. d. Roth[1]) leitete, glücklich abſchlugen. Am 8. Juli erſtürmte Schöning das ſchwediſche Blockhaus an der kleinen Reglitz, worauf auch die Zollſchanze geräumt ward. Er erhielt nun den Oberbefehl auf dem rechten Ufer der Oder, von wo er an der Beſchießung der Stadt theilnahm und in der Nacht des 15. Sept. die Schweden aus den Schanzen jenſeits der Laſtadie vertrieb und nun von dieſen aus der Stadt zuſetzte, die erſt im December, nachdem ſie zuletzt nur noch Ein brauchbares Geſchütz hatte und der Wallgraben durch eine Mine gefüllt war, ſich ergab, ſodaß der Kurfürſt am 27. December ſeinen feierlichen Einzug in Stettin halten konnte. Schöning wurde zum Generalmajor ernannt und nahm nun an der Wiedereroberung der Inſel Rügen, welche Graf Königsmark ſoeben (22. Jan. 1678) dem däniſchen General von Rumohr entriſſen hatte, und an der Belagerung von Stralſund Theil. Bei dem Angriff auf die Inſel Rügen befehligte Schöning den rechten Flügel, v. Götze[2]) das Centrum,

---

1669 Generalmajor, war Gouverneur von Kolberg, Geh. Kriegsrath, Kammerherr, Comthur zu Schievelbein, † 1679, ohne mit Sophien Eliſabeth v. Klitzing Kinder erzeugt zu haben. Mit Spantekow, das den Schwerins früher gehört, in deſſen Beſitz aber ſich die ſchwediſchen Steenbocks geſetzt hatten, belieh ihn der Kurfürſt. Als aber Pommern den Schweden zurückgegeben werden mußte, nahmen die Steenbocks es wieder in Beſitz. Später traten die Letztern ihre Anſprüche an den Kurfürſten ab, und es wurde Domaine und blieb es, bis König Friedrich Wilhelm III. es 1832 den Schwerins zurückerſtattete.

1) Er fiel bei dieſer Belagerung.

2) Adolf v. Götze, Sohn des Rittmeiſters und Landraths Friedrich v. G. auf Zehlendorf und der Anna v. Wulffen aus dem Hauſe Madelitz, ward 1655 Oberſt, 1660 Generalmajor, 1672 Gouverneur von Spandau, 1676 mit Nerungen in Pommern beliehen, 1678 Generallieutenant, Gouverneur von Berlin, † um 1683. Vermählt war er mit Johanne Katharine v. d. Recke.

Hallard[1]) den linken Flügel. Schöning eröffnete (13. Sept.) den Kampf und drängte, nach glücklich bewirkter Landung, die Schweden zurück. Feldmarſchall Derfflinger befand ſich ſelbſt bei ihm und war, mit dem Degen in der Hand, unter den vorderſten Truppen. Nach Erſtürmung der alten Fährſchanze und durch Verrath vermittelter Uebergabe der Neuen, ſowie nach von Schöning ohne Mühe bewirkter Wegnahme der Inſel Dänholm war der Erfolg des Unternehmens entſchieden. Nun ging es an die Belagerung von Stralſund, welches Königsmark ſelbſt vertheidigte, das aber vom 10. October an ſo heftig und erfolgreich beſchoſſen ward, daß die Beſatzung ſchon am 11. auf Capitulation antrug, die auch am 15. zu Stande kam, worauf der Kurfürſt am 20. ſeinen Einzug hielt und die Huldigung einnahm, während Schöning als Gouverneur fungirte. Bald aber ward er auf einen andern Kriegsſchauplatz berufen, indem die Schweden, durch das von Frankreich gewonnene Polen begünſtigt, mit 16,000 Mann, unter Benedict v. Horn, einen Einfall in das Herzogthum Preußen machten. Ihnen ſtellte man zunächſt Görtzke mit wenigen Truppen und die Landmilizen entgegen, welche letztere ſich aber als untauglich erwieſen, ſodaß der Kurfürſt ſich entſchloß, mit einer Auswahl der beſten Truppen ſelbſt nach Preußen zu eilen. Dieſe Truppen befehligten, unter Derfflinger,

---

[1]) Heinrich Hallard, genannt Elliot, aus Schottland ſtammend, ein Sohn des holländiſchen Capitains Amaury H. und der Katharine Fournier Baroneſſe de Neufeille, kam 1672 aus holländiſchen Dienſten in brandenburgiſche, ward 1678 Generalmajor, † 22. Sept. 1681 auf dem mit ſeiner erſten Frau, Einer v. Dewitz, verwitw. v. d. Oſten, erheiratheten Gute Plate. In zweiter Ehe verband er ſich 1678 mit Sophie Hedwig, einer Tochter des ſchwediſchen Generalfeldmarſchalls Konrad von Mardefeld, die ihm zwei Töchter gebar und ſpäter den polniſchen Oberſten Moritz v. Schwerin heirathete.

Götze, Graf Promnitz und Schöning. Die Schweden zogen ſich aber ſchon auf die erſte Nachricht von dem Herannahen des Kurfürſten eilends zurück, und es kam nun darauf an, ihnen nachzujagen und ihren Rückzug wo möglich in Flucht und Auflöſung zu verwandeln. Dies gelang auch im Hauptwerke, durch die einzelnen Abtheilungen des Heeres, und dürfte noch früher gelungen ſein, wenn nicht, wie behauptet wird, Görtzke den Treffenfeld [1]) nicht gehörig unterſtützt hätte. Bei dieſer Verfolgung hatte auch Schöning u. A. in der Gegend von Telſchen (7. Febr. a. St. 1679) ein nicht unerhebliches Gefecht zu beſtehen, indem die Schweden, um etwas Ruhe zu gewinnen, einmal umzukehren und den nächſten Bedrängern die Zähne zu weiſen beſchloſſen, während Schöning gleichfalls den Oberſt v. Dewitz [2]) vorausgeſchickt hatte, ſie wo möglich zum Stehen zu bringen. Es ergab ſich aber, nachdem man in das Gefecht verwickelt worden, daß die 1200 Reiter und Dragoner, welche Schöning bei ſich hatte, es mit 3000 Schweden zu thun hatten, welche ſtark mit Geſchütz verſehen waren. Das Gefecht, das die Schweden anfangs abgebrochen hatten, wurde von ihnen gegen Abend erneuert und ſetzte ſich noch in der Finſterniß fort. Schöning gerieth im Handgemenge unter die ſchwediſchen Reiter, und ſchon wollte ein Schwede ein Piſtol auf ihn abfeuern, als der brandenburgiſche Hauptmann Meyer es dieſem aus der Hand ſchlug. Die Nacht trennte die Streitenden. Schöning verfolgte nachmals die Schweden bis 8 Meilen von Riga und kam mit der Nachricht zurück, daß die ſchwediſche Armee in völliger Auflöſung ſei und Riga ſich auf eine Belagerung gefaßt mache.

---

[1]) Joachim Henning von Treffenfeld, aus der Mark, bürgerlicher Abkunft, diente von der Muskete an, war 1675 als Oberſtlieutenant bei Fehrbellin, wo er ſich ſo auszeichnete, daß der Kurfürſt ihn auf dem Schlachtfelde, unter Beilegung des Namens v. Treffenfeld, adelte, ihn zum Oberſten ernannte und die Kalbenſchen Güter in der Altmark verlieh. 1679 wurde er Generalmajor der Cavallerie und † 1689. Von Margarethe Striegen hatte er drei Söhne und eine Tochter.

[2]) Joachim Balthaſar von Dewitz, geb. 25. Febr. 1636 zu Hoffelde in Pommern, Sohn Stephan's v. D. und der Elſa Barbara v. Wahl, war erſt Page in Merſeburg, kam dann in brandenburgiſche Kriegsdienſte, ward bei Fehrbellin Oberſtlieutenant, 1689 nach der Einnahme von Bonn Generalmajor, 1693 Gouverneur von Kolberg, 1694 General der Cavalerie, † 3. April 1699. Er war vermählt: 1) 1662 mit Anna Hedwig, Tochter des Oberſten Bernd Joachim von Werner auf Zellin, die ihm 5 Söhne und eine Tochter gebar, 2) mit Margarethe Dorothee, Tochter des Landraths Bernd von Dewitz, von der er zwei Söhne und drei Töchter hatte, 3) mit Luiſe, Tochter des Feldmarſchalls Derfflinger.

Schöning blieb nun einige Jahre in ſeinem Gouvernement zu Spandau, während welcher Zeit er eine ſchwere Krankheit beſtand, die ihn zu Schenkungen an das Hoſpital und die Stadtarmen beſtimmte, die für ſeine Geneſung beten ſollten. Nach ſeiner Herſtellung wurde er mehrfach zu Inſpicirung der märkiſchen und pommerſchen Feſtungen und Garniſonen gebraucht, 1681 zum Generallieutenant ernannt und bald darauf Gouverneur von Berlin und Oberſter der Leibgarde, der er ſchon 1683 die Revue abzunehmen beauftragt worden war und die er in weſentlich beſſere Ordnung brachte. 1685 wurde er Geheimer Staats- und Kriegsrath, mit Sitz und Stimme im Geheimen Raths-Collegium.

Die höchſte Gunſt des großen Kurfürſten, der ihm ſchon ſo viele Beweiſe von Vertrauen und Gewogenheit gegeben, erwarb er ſich aber durch ſeine geſchickte Führung des brandenburgiſchen Hilfscorps, das der Kurfürſt 1686, zu Ausführung des Vertrags vom 8. April 1685, 8000 Mann ſtark, dem Kaiſer nach Ungarn ſendete. Ueber die dazu beſtimmten auserleſenen Truppen hielt der Kurfürſt am 27. April 1686 bei Croſſen Revue, der auch die Kurfürſtin, ſowie viele andere fürſtliche Perſonen, das diplomatiſche Corps, der Hofſtaat ꝛc. beiwohnten, und worauf er in ſeinem Zelte eine beſonders zur Einigkeit mahnende Anrede an die commandirenden Offiziere hielt, Schöning aber im Namen der Offiziere deren Dank und Pflichteifer ausſprach. Schöning hatte den Oberbefehl; unter ihm commandirten die Generalmajore v. d. Marwitz[1]) und v. Barfus[2]); Oberſtlieutenant Bertram ſtand der Artillerie vor. Die zahlreichen Volontairs, die ſich der Unternehmung angeſchloſſen, führte ein Adjutant Schöning's, v. Loben[3]). Erſter Generaladjutant war Oberſt v. Brand [1]. Der Marſch ging durch Schleſien und brachte die Truppen, nach einigen Weiterungen über Wege und Unterhalt, wohlbehalten vor Ofen, zu deſſen Eroberung, nachdem ſie viermal vergebens verſucht worden, das Kaiſerhaus jetzt eine Armee verſammelt hatte, wie es ſie bis dahin noch ſelten in ſolcher Stärke und Tüchtigkeit aufgeſtellt. Oeſterreich ſelbſt hatte dazu 64,600 Mann mit 266 Geſchützen verwendet, und dazu kamen die 8000 Brandenburger, 8000 Baiern, 5000 Sachſen, 4000 Schwaben, 4000 Franken, 3600 Rheinländer. Dazu waren aus vielen Ländern Europas Freiwillige herbeigeſtrömt, z. B. 60 Catalonier, die, in eine Abtheilung zuſammengeſtellt, einen kaiſerlichen Offizier ihrer Nation, Aſtorga, zum Führer erhielten, aber faſt alle bei Erſtürmung eines Außenwerks fielen. Es waren übrigens auch ſo viele Müſſiggänger im Lager, daß der Herzog ein Corps von 5000 Mann daraus bilden und zum Schanzen verwenden ließ. Vertheidigt wurde die Feſtung von 11,000 Turken unter Anführung eines Renegaten, Abdurrahman Paſcha, in welchem ein Parlamentair v. Wattenwyl ſeinen Jugendfreund, einen Schweizeroffizier Coigny, erkannte.

---

[1]) Kurt Hildebrand v. d. Marwitz, Sohn des Oberſtlieutenants und Commandanten zu Küſtrin Balthaſar v. d. M. und der Anna v. Schönebeck aus Rügenwalde, ward 1677 Oberſter, 1684 Generalmajor, 1689 Generallieutenant, 1692 Gouverneur von Küſtrin, wo er 1700 ſtarb. Er war mit Beate Luiſe, älteſter Tochter des Feldmarſchalls v. Derfflinger, vermählt, von der er 4 Söhne und 2 Töchter hinterließ.

[2]) Ueber Dieſen ſ. unten im Text.

[3]) Kurt Hildebrand Freiherr v. Loben auf Schönefeld, Sidlo, Ziebenbeuthen ꝛc., geb. 11. Aug. 1661, Sohn Adolf Maximilians Frhrn. v. L. auf Lagow und Luiſen Hedwig v. Burgsdorf, ſtudirte zu Frankfurt, machte dann die Cavaliersreiſen und trat als Cadet bei der blauen Leibgarde im Haag ein. Nachdem er hier 1½ Jahr geſtanden, ward er Adjutant des Kurprinzen Friedrich, dann Generaladjutant Schöning's und Generalquartiermeiſter in Ungarn, erhielt darauf eine Compagnie, ward 1689 Major, 1705, in Folge ſeiner Leiſtungen im Spaniſchen Erbfolgekriege, Oberſtlieutenant und Oberſt, 1710 Brigadier, 1713 Generalmajor und Domherr zu Magdeburg, 1721 Generallieutenant, 1724 Gouverneur von Kolberg, † zu Berlin 3. Febr. 1730. Ein Vertrauter König Friedrich Wilhelm's I., ſoll er zu Denen gehören, welche Wolf's Vertreibung aus Halle bewirkten. Vermählt war er 1) 1686 mit Dorothee Juliane v. Kroſigk aus Hohenerxleben, die ihm 21 Kinder gebar, davon ihn 4 Söhne und 4 Töchter überlebten, und die am 20. April 1711 ſtarb; 2) 1714 mit Theodore Hedwig v. Burgsdorf, mit der er eine Tochter erzeugte, die ſogleich wieder ſtarb.

---

[1] Wilhelm von Brand, geb. 29. Sept. 1641, Sohn des Geheimenraths, Kanzlers der Neumark und Kammerdirectors zu Küſtrin Chriſtian v. B. und der Gertrud v. Rubligken aus Gralow, ſtudirte zu Frankfurt, begleitete 1664 ſeinen Bruder auf einer Geſandtſchaft nach England, trat 1665 in eine gegen Münſter ziehende Compagnie, welche noch in demſelben Jahre abgedankt ward, ging 1667 mit ſeinem Bruder Euſebius auf Reiſen, übernahm 1668 die Familiengüter, ward 1670 Kammerjunker, 1671 Fähnrich, focht 1675 mit bei Fehrbellin, ward 1677 zu einer Miſſion nach Dänemark verwendet, 1678 Oberſtlieutenant, nahm 1682 Grethſiel in Oſtfriesland, wo er Commandant ward, wurde 1683 Kammerherr, 1685 Oberſter, kämpfte 1688 in den Niederlanden, erhielt 1689 das Gouvernement zu Pillau, focht 1690, zum Generalmajor ernannt, wieder in Ungarn, ward 1692 Gouverneur von Magdeburg und Geheimerath, kämpfte 1693—95 wieder in Ungarn, ward Geheimer Kriegsrath, war 1696 in Brabant, dann vor Elbingen, das er am 1. Nov. 1698 einnahm, ward 1701 Gouverneur von Küſtrin, † 18. Dec. 1701. Vermählt war er 1) 1669 mit Charlotte von Brand, die ihm einen Sohn gebar; 2) Dec. 1681 mit Luiſe v. Berſtell, Witwe des Hauptmanns Freiherrn v. Pöllnitz, mit der er 2 Söhne und 1 Tochter erzeugte. Der Generalmajor Paul v. Brand war ſein Bruder und ward durch Henriette Katharine v. Semnitz der Vater des nachherigen Staatsminiſters Chriſtian v. Brand.

Nach einer Unterredung mit dem Herzog von Lothringen, der den Oberbefehl der Belagerung führte, und nachdem Dieſem die angekommenen brandenburgiſchen Truppen vorgeſtellt worden, faßten dieſe Poſto und brachten ſchon in der erſten Nacht (24. Juni) ihre Linie der kaiſerlichen gleich. Am Morgen des folgenden Tages erhielt ein Sohn des alten Feldmarſchalls Derfflinger, Karl, an der Seite des General Marwitz einen tödtlichen Schuß durch das Herz. Er war von einer Reiſe, die er mit ſeinem Bruder Friedrich [1]) durch Italien machte, zu dieſer Unternehmung und ſeinem frühen Tode geeilt. Der alte Feldmarſchall ſoll übrigens, als ihm dieſe Todesnachricht gebracht wurde, ganz ruhig geſagt haben: „Warum hat ſich der Narr nicht beſſer in Acht genommen?“ Am 29. machten die Türken nach Sprengung einer Mine einen Ausfall, wobei der Hauptmann von

---

[1]) Friedrich Freiherr v. Derfflinger, geb. 1. April 1663 zu Guſow, ſtudirte ſeit 1676 mit ſeinem Bruder zu Frankfurt und Tübingen, worauf ſie nach Italien reiſten und Friedrich zu Malta Oberſtlieutenant bei Graf Königsmark wurde; 1688 trat er in gleicher Eigenſchaft in brandenburgiſchen Dienſt, ward 1689 Oberſter, nahm 1691, weil der Vater zurücktrat, ſeinen Abſchied, trat 1704 als Generalmajor wieder ein, ward 1713 Generallieutenant, † 29. Jan. 1724 zu Guſow. Er hatte ſich am 17. Juni 1695 zu Zerbſt mit Urſula Johanna, Tochter des altenburgiſchen Oberſteuereinnehmers Hans Georg v. [illegible] auf [illegible] und Poderſchen, vermählt, die im März 1740 im 71. Jahre kinderlos ſtarb.

Wobeſer fiel, wurden aber zurückgeſchlagen. Dagegen lief auch der Verſuch, den die Kaiſerlichen am 4. Juli machten, auf ihrer Breſche Poſto zu faſſen, und an dem die vornehmſten Volontairs theilnahmen, unglücklich ab. Er ward abgeſchlagen und es blieben dabei unter Andern ein ſpaniſcher Grande, Herzog de Vecha, ein Prinz Karl Georg von Pfalz-Veldenz (geb. 27. Mai 1660) und der Eine jenes heldenmüthigen Brüderpaares [1], das dieſe Belagerung dahinraffte und deſſen Tod der Dichter Canitz gefeiert hat, der Oberſt Graf Karl Emil v. Dohna. Ein gleichzeitiger Ausfall der Türken wurde durch Marwitz und Prinz Alexander von Kurland zurückgewieſen. Zwei am 12. ſeitens der Belagerer geſprengte Minen ſchlugen zurück und beſchädigten nur die Angreifer, worauf die Türken einen ſtarken Ausfall nach den Linien der Baiern und Sachſen machten, der namentlich vielen Sachſen und darunter dem Oberſten v. Löben das Leben koſtete und wobei mehre Geſchütze vernagelt wurden. Dagegen glückte es an demſelben Morgen den Baiern, denen ein Ueberläufer die Lage eines türkiſchen Pulvermagazins verrathen hatte, daſſelbe durch eine Bombe zu entzünden, worauf eine furchtbare Exploſion erfolgte, bei welcher über 1000 Menſchen umgekommen ſein ſollen und eine große, aber ungangbare Breſche in der Mauer nach der Donau zu entſtand. Am 15. machten die Türken nach drei Seiten hin Ausfälle. Der Herzog war über die Tapferkeit, mit welcher die Brandenburger den auf ſie gerichteten Angriff, der übrigens dem Oberſtlieutenant v. Löſchbrand und drei andern Offiziers das Leben koſtete, zurücktrieben, ſo erfreut, daß er Schöning, den er überhaupt vielfach zu Rathe zog, ſeinen Dank durch Umarmung und mehrfache öffentliche Lobreden zu erkennen gab. Am 17. gegen Abend ward auf allen drei Attaquen Sturm gelaufen, der auch die Türken zwang, die erſte Mauer aufzugeben und ſich hinter die Werke zurückzuziehen. Dieſer Sturm koſtete aber u. A. dem Prinzen von Kurland[1]) und dem Oberſten Grafen Dietrich v. Dohna das Leben, und hier muß der letztere Vorgang beſonders ins Auge gefaßt werden, weil er in den gegen Schöning ſehr gehäſſigen „Mémoires sur le Roi Frédéric, par le Comte de Dohna“ zu einer Beſchuldigung gegen Schöning benutzt worden iſt, deren Ungerechtigkeit ſehr klar vorliegt und eben deshalb auch auf die übrigen Ausfälle Dohna's gegen Schöning ein keineswegs empfehlendes Licht wirft. Nach dem von Seiten Schöning's am 4./14. Juli erſtatteten Bericht über den Sturm vom 3. und den dabei erfolgten Tod des Grafen Karl Emil v. Dohna hatte der Kurfürſt an Schöning Befehl erlaſſen, deſſen Bruder dem Grafen Dietrich Urlaub zu einer Reiſe zu den Seinigen zu ertheilen, wo die Anweſenheit deſſelben verſchiedener Urſachen wegen nöthig ſei. Dieſen Befehl ſoll nun, wie in jenen Memoiren des Grafen Chriſtoph behauptet wird, als die Befehle zum Sturm für den 18., zu welchem auch Graf Dietrich

---

[1] Sie waren Enkel des Grafen Chriſtian von Dohna, der am 1. Juli 1637 als Gouverneur des Fürſtenthums Orange ſtarb, und der Gräfin Urſula von Solms-Braunfels, Söhne des Grafen Chriſtian Albert v. D. (geb. 15. Nov. 1621, 1657 Gouverneur von Küſtrin, 1658 Generalfeldzeugmeiſter, † 14. Dec. 1677) und der Gräfin Sophie Theodore v. Holland-Brederode, deren 6 Söhne ſämmtlich im Kriege fielen, ſodaß nur die 4 Töchter erhalten wurden. Durch Eine derſelben, Freda Maria (geb. 18. Dec. 1661, verm. 1680, † 1719), wurde Chriſtoph Dohna der Schwager der Gefallenen.

---

[1]) Geb. 16. Oct. 1658, kurbrandenburg. Oberſt und Regimentsinhaber, jüngſter Sohn des Herzogs Jakob und der Prinzeſſin Luiſe Charlotte von Brandenburg, einer Schweſter des großen Kurfürſten.

v. Dohna commandirt worden ſei, ertheilt worden wären, Schöning bereits erhalten gehabt haben, ſodaß er durch den Aufſchub der Vollſtreckung jenes Befehls, der ſichtlich aus Rückſicht auf die Familie Dohna und um ſie der Gefahr eines abermaligen Verluſtes zu entziehen, ertheilt worden war, den Tod des Grafen Dietrich, wenn auch unabſichtlich, verſchuldet habe. Abgeſehen aber davon, daß Graf Dohna, auch wenn ihm der Urlaub ertheilt worden wäre, nach ſeinem muthvollen und ehrdürſtigen Charakter, ſchwerlich davon Gebrauch gemacht haben würde, ſo iſt auch der kurfürſtliche Befehl aus Cleve vom 22. Juli (1. Auguſt) datirt, folglich vier Tage nach dem Ereigniſſe, das er verhindern ſollen, erlaſſen und natürlich erſt lange nachher eingetroffen. Graf Dohna hatte ſich übrigens, wie Natzmer in ſeiner Selbſtbiographie erzählt, zu dem Commando in der Breſche gedrängt, indem es ihm durch den Oberſten von Belling [1]) beſtritten ward und er ſich über Natzmer's Mahnung, ſich dieſem Dienſte nicht unberufen zu unterziehen, erzürnte. Dann hatte er ſich auf einen Stein geſtellt, und da er an ſich ein langer Mann war, ragte er über alle Andern hervor und erhielt denn da bald einen Schuß über dem rechten Auge, der ſeinen Tod zur Folge hatte.

Außer den Genannten fielen von den Brandenburgern bei jenem Sturme u. A. der Oberſtlieutenant v. Bornſtedt, der Major v. Oelsnitz, die Hauptleute v. Wobeſer, v. Bornſtedt und v. Köckeritz. Ein dritter Graf Dohna wurde verwundet; ebenſo der Oberſt von Belling, der Oberſtlieutenant von Schlabrendorf [1], die Majors von Arnim [2], v. d. Marwitz [3] und von Blankenſee [1]), der Hauptmann von Pannewitz. Im Ganzen hatte man brandenburgiſcher Seits an Getödteten und Verwundeten 40 Oberoffiziere und 446 Unteroffiziere und Gemeine zu beklagen und der Verluſt der Kaiſerlichen, Baiern, Sachſen und andern Reichstruppen ſtand in gleichem Verhältniß. Der Herzog von Lothringen belohnte Schöning abermals mit einer öffentlichen Umarmung und erließ zum Lobe Schöning's und der brandenburgiſchen Truppen ein Schreiben an den Kurfürſten (18./28. Juli). [2]) Am 24. wurde, obſchon die Einleitungsmine abermals verunglückt war [3]), auf die zweite Mauer Sturm gelaufen, aber mit ziemlichem Verluſt abgeſchlagen, was den Brandenburgern wieder an Todten und Bleſſirten 11 Offiziere, 8 Unteroffiziere und 155 Gemeine koſtete. Doch faßte während des Sturmes General Barfus auf dem kleinen Rondel Poſto. Seit dem 28. Juli wurde ein neues Lager angelegt, um den befürchteten Entſatz abzuwehren, und in der That hatte man nun täglich den Verſuchen der Türken entgegenzutreten, die ein Heer von 60,000 Mann in die Nähe gebracht hatten und ſich fortwährend beeiferten, Verſtärkungen in den Platz zu werfen. Selbſt der ſpötti-

---

[1]) Johann Georg v. Belling, Sohn Chriſtophs v. B. auf Cremlin und Tugendreich v. Stöhren aus dem Hauſe Nordhauſen in der Neumark, ward 1679 Oberſter, blieb 1689 als Generalmajor vor Bonn. In erſter Ehe war er mit einer Engländerin Franciſca Lambert, in zweiter mit Anna Sibylla v. Eppingen aus Preußen vermählt und hatte aus beiden Ehen Kinder.

---

[1] Otto Freiherr v. Schlabrendorf auf Groß-Machenow, Blankenfelde ꝛc., Sohn Joachim Ernſt's v. Schl. auf Glinicke und Annen Katharinen v. Strislof aus Panckelow, geb. zu Teltow 18. Oct. 1650, verlor ſeine Mutter im dritten Jahre, ward von dem Geheimerath Bodo v. Gladebeck, der ihn liebgewann, mit an die Höfe von Braunſchweig und Zelle genommen, dann Page bei ſeinem Vetter, dem Generalmajor v. Pfuhl; ſeit 1665 in Dienſt von der Pike auf, focht er 1674 am Rhein, 1675 bei Fehrbellin, erhielt bei Wolgaſt eine Compagnie, ward 1687 Oberſter, kämpfte von 1688 an am Rhein und in den Niederlanden, ging 1691 wieder nach Ungarn, wo er ſich bei Salankemen eine goldene Kette mit dem Bruſtbilde des Kaiſers verdiente, ward 1692 Brigadier, führte 1692 den Befehl der Hilfstruppen in Ungarn und ward Generalmajor, war mit bei Temeswar und 1697 bei Zenta, für welchen Sieg, den Eugen weſentlich ihm zuſchrieb, ihn reiche Beute, ein Dankſchreiben des Kaiſers, ein Diamantring und die Freiherrnwürde belohnte, ward 1703 Generallieutenant und Gouverneur von Küſtrin, 1715 General der Infanterie, † zu Groß-Machenow, wo er viel von der türkiſchen Beute aufgeſtellt hatte und, als eifriger Chriſt, Dankpredigten ſtiftete, 18. Jan. 1721, ohne aus ſeiner Ehe mit Agnes Eliſabeth v. Arnim aus Zuchow (verm. 27. Mai 1695) Kinder zu hinterlaſſen.

[2] Georg Abraham von Arnim auf Suckow ꝛc., geb. 27. März 1651, Sohn Georg Wilhelm's v. A. auf Boitzendorf und der Barbara Sabine von Hohendorf aus Falkenhagen, trat 1667 als Gardiſt in die Fußgarde, zog 1671 als Fähnrich im Regimente des Grafen Degenfeld gegen Braunſchweig, ward 1672 brandenb. Lieutenant, 1674 Hauptmann, focht 1675 bei Fehrbellin, ward 1676 bei Anclam und 1677 bei Stettin verwundet, ward 1686 Oberſtlieutenant, 1689 Oberſter, von 1690–91 Commandant von Berlin, focht 1692–97 in den Niederlanden, wo er 1695 Generalmajor ward, 1704 Generallieutenant, commandirte 1705 die Preußen am Rhein und 1708 in Italien, ward 23. Mai 1715 General der Inf., nahm Wollin und Peenamünde, ward 1728 Generalfeldmarſchall, † 19. Mai 1734. Er war vermählt 1) mit Anna Sophie Helene v. Ohr, 2) mit Anna Sophie v. Pannewitz, 3) mit Charlotte Juliane v. Löben, und hatte aus den beiden erſten Ehen Kinder. Der Generalmajor Jakob Detlev von Arnim auf Boitzenburg (geb. 13. Jan. 1645, † 7. Oct. 1689) war ſein Bruder.

[3] Friedrich Wilhelm v. d. Marwitz, Sohn des Oberſten Hans Georg v. d. M. auf Liſſow, ward 1691 Oberſter, 1705 Generalmajor,

---

1698 Commandant von Oderberg, † 10. Juli 1616 und hinterließ von Hedwig Sophie v. Strauß drei Töchter.

[1]) Chriſtian Henning von Blankenſee, † 7. Sept. 1693 als Oberſt an bei Belgrad erhaltenen Wunden. Vor Ofen hatte er einen jungen Türken erbeutet, den er taufen ließ und dem er den Namen Henning beilegte. Durch Hedwig Julie v. Volkmar ward er der Vater des Generalmajor Wolf Chriſtoph v. Blankenſee, der am 30. Sept. 1745 bei Soor mit ſeinem Sohne durch Eine Kugel getödtet ward.

[2]) S. daſſelbe in der angeführten Schrift des Herrn von Schöning, S. 110 ff.

[3]) Bei dieſer Belagerung ſcheinen faſt alle Minen der Belagerer verunglückt, oder wenigſtens wirkungslos geblieben zu ſein.

ſche Dohna bemerkt aber dabei, daß Schöning auch in dieſer Lage ſeine Faſſung ebenſo bewährt habe, wie der über jede Furcht erhabene Lothringen. Bei einem ſtarken Gefecht, das am 4. Auguſt mit den Entſatztruppen beſtanden ward, machte ein türkiſches Corps von 10,000 Reitern einen heftigen Angriff auf die Brandenburger und ſchien durchbrechen zu wollen, woran es durch die geſchickten Anſtalten Schöning's verhindert ward. Ebenſo bewies er bei einem plötzlichen Ueberfall, den der Feind vom Entſatzheer aus am 19. erſt auf das kaiſerliche und dann auf das brandenburgiſche Lager machte, eine ſelbſt von Chriſtoph Dohna gerühmte Geiſtesgegenwart, ließ bei dem erſten Anlauf ſchleunig Alles zu Pferde ſteigen, was nur reiten konnte, ging dem Feinde durch die Zelte entgegen, führte die erſte Schwadron, der ſich der Herzog von Lothringen anſchloß, ſelbſt, ließ den Feind von vorn und in der Flanke angreifen und warf ihn, während die übrigen Truppen ſich in Vertheidigungsſtand ſetzten und die wenigen Türken, welche durchdrangen, niedergemacht wurden. Ein gleichzeitiger Ausfall der Türken wurde abgeſchlagen. Auch über dieſe Affaire erließ der Herzog, zu Gunſten Schöning's und der Truppen, ein Schreiben[1] an den Kurfürſten. Am Nachmittag deſſelben Tages kam der kaiſerliche General Scharffenberg mit 10,000 Mann aus Siebenbürgen zur Verſtärkung des Belagerungsheeres.

Endlich am 2. Sept. erfolgte der Hauptſturm, zu welchem Schöning die Dispoſition gemacht hatte, wie er auch das Centrum dabei befehligte, während der Herzog v. Croy[2]) zur Rechten, General Barfus zur Linken commandirte. Dieſer Sturm führte zum Ziele; die Türken gaben die Stadt auf und zogen ſich in die Citadelle zurück, die ſie doch am 3. Sept. dem Kurfürſten

---

[1] A. a. O., S. 118.

[2] Karl Eugen, Fürſt und Herzog von Croy, Marquis v. Mont-

---

cornet und Renty, Graf von Roeux und Megen, Freiherr v. Milan, Büring, Mylendonk, Baar und Lathum, Herr v. Drachenfels, Neuland, Palland, Berus, Gevres und Belzburg, Pfandherr zu Wolkenburg und Rhens, Ritter des goldnen Vließes, der älteſte Sohn Graf Jakob Philipp's v. Croy, der 31. März 1664 Reichsfürſt wurde und 1681 ſtarb, von Iſabella Freiin v. Anholt, der Erbin von Mylendonk, Drachenfels, Baar, Lathum und den genannten Pfandſchaften (vermählt 1642), ſtand erſt in däniſchen Dienſten, war 1677 bei der Belagerung von Malmoe, eroberte Helſingborg und behauptete es 1679 gegen die Schweden, trat nach dem Frieden in kaiſerl. königl. Dienſte, wohnte als Feldmarſchalllieutenant dem Entſatz von Wien bei, wobei er verwundet und ſein Bruder, Prinz Moritz, an ſeiner Seite erſchoſſen ward (12. Sept. 1681), führte bei Gran (6. Aug. 1685) den rechten Flügel, nahm bei der Eroberung Ofens den Janitſcharenaga gefangen, erhielt 1687 das Commando in Siebenbürgen, ward 1688 Feldmarſchall, führte bei Niſſa (1689) den rechten Flügel, entſetzte 1690 Eſſek, warf ſich dann (8. Oct.) in das belagerte Belgrad, aus dem er bei deſſen Beſtürmung mit Mühe entkam, hatte rühmlichen Antheil an dem Siege bei Salankenem, erhielt 1693 den Oberbefehl, verlor ihn aber, weil ihm die Wiedereinnahme von Belgrad mislang, und ließ ſich nun durch ſeine misliche Finanzlage beſtimmen, den Oberbefehl der ruſſiſchen Heere zu übernehmen (Drachenfels und [1699] Mylendonk hatte er bereits an die Gräfin Berlepſch verkaufen müſſen). Ihm überließ der Zar die ruſſiſche Armee bei Narwa. Er fand aber bald, daß mit den damaligen Ruſſen einer disciplinirten und von Soldatengeiſt durchdrungenen Armee gegenüber geradezu gar nichts anzufangen war und, als „Alles wie eine Heerde Vieh durcheinanderlief" und ſich widerſtandslos metzeln ließ, ergab er ſich den Schweden, in deren Gefangenſchaft er 1. Febr. n. St. 1702 zu Reval ſtarb. Hier ward ſeine Beerdigung durch die Einſprache dortiger Gläubiger inhibirt und die Leiche ſchließlich in die Nikolauskirche gebracht, wo ſie, zur Mumie geworden, noch in dieſem Jahrhundert geſtanden haben ſoll. 1681 mit Gräfin Juliane v. Heerenberg († 1714), der Witwe des Grafen Bernhard v. Witgenſtein, vermählt, hatte er keine Kinder. Sein Bruder Caſimir fiel 1689 in Ungarn. Philipp Heinrich ſtarb als Domdechant zu Cöln 2. Mai 1724, 72 Jahre alt. Der jüngſte Bruder, Johann Jakob, Domherr zu Cöln, war ſchon vor dem Vater geſtorben.

von Baiern gleichfalls übergaben. Ueber dieſes Ereigniß, wegen deſſen der Kurprinz Friedrich, in Abweſenheit des Kurfürſten, ein Dankfeſt veranſtalten ließ, erließ der Kaiſer ſelbſt ein Schreiben an den Kurfürſten, das, wie der Kurprinz beſonders hervorhebt [1]), „durch einen eigenen Courier überbracht worden“, dem aber, wie aus der Antwort des Kurfürſten, vom 25. Sept. [2]), erhellt, unterweges ein „Unfall zugeſtoßen“, und worin er gleichfalls Schöning und die brandenburgiſchen Truppen höchlich belobte. Der Kurfürſt aber ſprach, in einem eignen Schreiben vom 30. Aug. (9. Sept.), Dieſem ſeinen Dank und den Truppen ſeine Zufriedenheit aus.

Am 6. Sept. brach die Armee von Ofen auf, wo u. A. zwei brandenburgiſche Bataillone zurückgelaſſen wurden, und rückte dem Feinde nach, erhielt aber am 18. bei Baya die Ordre zur Heimkehr, die denn auch am 19. angetreten ward, nicht ohne daß über die Marſchroute und Verpflegung abermals Weiterungen entſtanden wären. Schöning führte die Truppen in guter Ordnung, die von den ſchleſiſchen Commiſſarien beim Abſchied ausdrücklich verdankt wurde, durch Schleſien zurück und nahm am 8. Dec. zu Grüneberg von dem nun wieder zu vertheilenden Corps Abſchied. Vom Kurfürſten wurde er auf das Gnädigſte empfangen.

Bei der Erſtürmung Ofens war kein Pardon ertheilt und waren die weißen Fahnen, welche die Türken ausſteckten, von den wüthenden Soldaten niedergeriſſen worden. So ſollen denn an 9000 Männer, Weiber und Kinder niedergemetzelt worden ſein, ungeachtet die Fürſten und Generäle Alles aufboten, dem Schlachten Einhalt zu thun. General Barfus rettete zwei Türken, die ſich verzweifelt wehrten, und brachte ſie mit nach Berlin. Schöning führte das Glück zwei ſchöne Türkenmädchen, die noch im Kindesalter ſtanden, zu. Eins davon ſoll die bekannte Fatime geweſen ſein, damals fünfjährig, angeblich hoher cirkaſſiſcher Abkunft. Er habe ſie taufen laſſen, ſie Maria Aurora genannt und für ihre erſte Erziehung geſorgt. Sie ward groß und wohlgewachſen, hatte dunkelblaue Augen und ſchwarzes Haar, ſchöne Augen und Lippen, eine Adlernaſe, war geiſtreich und weltklug, eine ſcharfe Beobachterin und nicht ohne Sorgfalt für ihren Vortheil, im Uebrigen nicht ohne Hochſinn und gutmüthigen, treuen Charakters. Schöning ſoll ſie ſpäter der Flemming, bei deren Vermählung mit dem Krongroßſchatzmeiſter Przebendowsky, zum Hochzeitsgeſchenk gemacht haben, mit der ſie nach Warſchau gekommen und dort dem König Auguſt bekannt worden ſei. Nach einer andern Angabe [1]) hätte ſie Graf Königsmark zu Peſth gefunden und ſeiner Schweſter Maria Aurora geſchenkt, die ſie nach dem Verluſt ihres Bruders mit nach Dresden gebracht habe. Wie dem auch ſei, ſie ward in die Arme des Königs gezogen, zum Scheine aber an einen Kammerdiener Spiegel verheirathet, der nachmals geadelt und Oberſtlieutenant wurde. Dem König gebar ſie (1702) den Grafen Friedrich Auguſt Rutowsky (I, 198) und (1706) eine

---

[1]) Das Schreiben deſſelben an ſeinen Vater, vom 29. Auguſt (8. Sept.) 1686, ſ. bei v. Schöning, S. 120 ff., das des Kaiſers, vom 3. Sept. n. St., ebend. S. 126 ff.

[2]) Bei v. Schöning S. 128 ff.

---

[1]) v. Haxthauſen bei Vehſe, Geſchichte der Höfe des Hauſes Sach-en, V, 131. Für dieſe Angabe könnte der Taufname der Dame prechen; zweifelhaft wird ſie dadurch, daß man nichts davon weiß, aß Königsmark zu jener Zeit oder überhaupt nach Ungarn ge-ommen.

Tochter Katharine, welche 1728 den Grafen Micha
Bielinsky heirathete, ſich dann von ihm trennte, i
Paris lebte, 1735 geſchieden ward und ſich 1736 m
Graf Bellegarde[1]) vermählte. — Von den 500 G
ſchützen, welche in Ofen erbeutet wurden, durfte au
Schöning ſeinem Kurfürſten einige zuführen, dem er au
einen Roßſchweif und ein Paar tartariſche Pferde al
Siegeszeichen überbrachte. Eine andere Art von Beut
welche er für ſich in Ofen gemacht haben ſoll, iſt fi
die Zeitſitten bezeichnend. Die in Ofen gefangenen Juden, welche zu den Türken gehalten hatten, wurden unter die Commandirenden vertheilt, von denen ſie ſi
dann durch reiche Löſegelder freikaufen mußten. S
waren auch Schöning eine Anzahl reicher Juden zugefallen. Ein kaiſerlicher Offizier hatte ſich aber derſe
ben bemächtigt und Schöning gab nun Graf Chriſtop
Dohna Befehl, ſie Dieſem wieder abzunehmen, wa
auch glücklich gelang. Barfus ſoll dabei Dohna getadel
haben, daß er einen ſolchen Auftrag übernommen, de
ſich nur für einen Parteigänger ſchicke[2]).

Schöning ging aber nicht ohne Mißſtimmung au
Ungarn heim. Es war nicht eine punktiliöſe Uneigen

---

[1]) Claudius Maria Graf v. Bellegarde, ein Piemonteſe und Bruder des Grafen Johann Franz B., des Führers der Prinzen Xave
und Karl von Sachſen, trat 1730 als Capitain bei der Leibgarde i
ſächſiſchen Dienſt, ward 1732 Kammerherr, 1742 Oberſt, Geſandte
in Turin, 1749 Generalmajor, 1754 Generallieutenant und Geſandter in Paris, wo er 1755 ſtarb. Seine Söhne beerbten de
Marſchall von Sachſen, wenigſtens in Betreff ſeines beweglichen Vermögens.

[2]) Da wir Dohna in alle dem, wo ſeine Parteilichkeit und Mediſance einſchlägt, keinen Glauben ſchenken, ſo laſſen wir auch dieſ
Geſchichte, ſoweit ſie ihn und Schöning betrifft, dahingeſtellt ſein. Da
Factum an ſich von der Zutheilung der Juden als Kriegsbeute iſ
ſicherlich wahr.

nützigkeit, wie ſein Verwandter und Biograph anzunehmen ſcheint (a. a. O. S. 140), weshalb er das kaiſerliche Gnadengeſchenk: einen ſammtnen Beutel mit 5000 kremnitzer Ducaten, ablehnte. Denn er verlangte mehr: einen mit Brillanten beſetzten Degen im Werthe von 20,000 Thalern, der ihm auch ſchließlich, jedoch nur im Schätzungswerthe von 12,000 Thalern, durch den kaiſerl. königl. Geſandten in Berlin überſchickt ward. Es war aber doch auch nicht Eigennutz, der ihn dazu beſtimmte, ſondern ein zugleich ſeinen Fürſten und ſein Land berührender Ehrenpunkt: nämlich als Oberbefehlshaber eines ſelbſtſtändigen Heeres zu gelten, als welchem ihm der Ehrendegen gebührte, und damit auch die von Brandenburg geſendeten Hilfstruppen in das entſprechende Licht zu ſtellen. Er hatte übrigens am 8. Oct. bei dem Kaiſer, am 10. bei der Kaiſerin-Mutter und bei der regierenden Kaiſerin Audienz.

Das raſche Aufſteigen Schöning's und die hohe Gunſt, die ihm der Kurfürſt bezeigte, hatten ihm mancherlei Misgunſt zugezogen. Wir finden frühzeitig, daß auch achtbare Männer ſich durch die beſondere Begünſtigung Schöning's gekränkt fühlten. So nahm Graf Ulrich Hippardt v. Promnitz (IV, 485), nach dem Feldzuge in Preußen, ſeinen Abſchied, weil der Kurfürſt Schöning, der zur Infanterie gehörte, 1800 Pferde zur Verfolgung des Feindes anvertraut hatte, und es hieß ſogar, daß er ſich mit Schöning ſchlagen wolle. 1687 nahm der General Graf Beauveau d'Eſpenſes 1) den Abſchied, „weil er es nicht ertragen konnte, daß man

---

1) Ludwig Graf Beauveau d'Eſpenſes, früher franz. Oberſtlieutenant, 1662 in brandenb. Dienſt gezogen, Generalmajor und Oberſt der Trabantengarde, 1681 Generallieutenant. Er zog ſich nach Holland zurück.

dem General Schöning, der nach dem ungariſchen Feldzuge ein Liebling des Kurfürſten geworden war, den Vorzug einräumte.“ Eiferſüchteleien und Streitigkeiten ſcheinen überhaupt damals in der preußiſchen Armee, wie wol auch in andern Heeren, ſehr häufig geweſen zu ſein, was vielleicht darin ſeinen Grund hatte, daß es zu jener Zeit ſo viele Glucksſoldaten gab, die aus einem Dienſt in den andern zogen und nur Befriedigung ihres perſönlichen Ehrgeizes im Auge hatten. Ein Ereigniß, das zunächſt geeignet ſchien, Schöning mit ſeinen Gegnern in einer gemeinſchaftlichen Sache zu vereinigen, hat doch in ſeinen weitern Folgen eine entgegengeſetzte Wirkung gehabt: die Berufung des Marſchall Schomberg (II, 107 ff.). Sie kränkte den greiſen, aber ſeine Alterſchwäche im Momente der Kränkung vergeſſenden Derfflinger, trotz der Zartheit, mit der ihm der Kurfürſt ſein Vorhaben anzeigte, und bei dem alten Kriegshelden mag man dieſes Gefühl billig nachſehen und es menſchlich-natürlich finden. Die andern Generäle hatten es nicht als eine Zurückſetzung anzuſehen, daß Schomberg berufen ward, wenn auch als ihr Vorgeſetzter; denn es war Keiner darunter, der ſich mit ſeinem Ruhm und Verdienſt zu meſſen vermochte. Indeß ſie waren voll des Gefühls der eignen und neuer Thaten. Wie tüchtige Soldaten auch die Söhne Schomberg's waren, ſie waren doch nicht deſſelben Ruhmes theilhaftig, der ihren Vater umſtrahlte, und ſo vermehrte es den Unmuth, als nach und nach zwei Söhne Schomberg's in die Generalität des Kurſtaates eintraten. Die alte Derfflingerſche Kriegsſchule, zu der auch Schöning gehörte, nahm eine abgewendete Stellung gegen Schomberg ein, während die zahlreichen Refugiés in der Armee, welche ſich ſeit Schomberg's Eintritt noch weſentlich vermehrten, ſich um ihn ſchaarten und auch in den jüngern Stabsoffiziers einheimiſcher Abkunft manche Anhänger fanden. Nun wurden, auf Schomberg's Vorſchlag, die Refugiés in zwei Compagnien Grands Mousquetaires und eine Compagnie Grenadiers à cheval zuſammengeſtellt, nach deren Muſter ſpäter auch noch eine Compagnie Grands Mousquetaires aus deutſchen Edelleuten gebildet ward, und die ſämmtlich zur Leibgarde gehörten, wobei denn gar bald ein Gegenſatz zwiſchen dieſen neuen Truppen und der alten deutſchen Leibgarde hervortrat. Ein hauptſächlicher und für Schöning gefährlicher Partiſan der Erſteren ward dabei Graf Chriſtoph Dohna (III, 82), ein Mann, der, im Beſitze vielſeitiger Bildung und Begabung, zwar perſönlich tapfer, ſonſt aber weniger Soldat, als Diplomat und Hofmann war, manche Eigenſchaften beſeſſen zu haben ſcheint, die ihn zum franzöſiſchen Memoirenſchreiber qualificirten, und auf Schöning nicht wohl zu ſprechen war.

Zunächſt jedoch erſchütterte das alles Schöning's Stellung keineswegs, und auch der am 29. April (9. Mai) 1688 erfolgte Tod des großen Kurfürſten ſchien keine Aenderung darin nach ſich zu ziehen, außer ſoweit Schöning wiſſen mußte, daß ein tüchtiger Mann am beſten fährt, wenn er mit einem Herrn zu thun hat, der die Sache gleichfalls tüchtig verſteht. — Als die Nachricht von dem zu Potsdam erfolgten Hinſcheiden des Kurfürſten nach Berlin kam, ließ Schöning, als Gouverneur, ſofort die Thore ſchließen. Der kaiſerliche Geſandte, Baron Freydag, wollte nach Potsdam eilen, um den neuen Kurfürſten zu begrüßen, ward aber am Leipziger Thore durch den daſelbſt commandirenden Oberſt von Schöning aufgehalten, bis von dem Gouverneur Erlaubniß ertheilt ſei, und dieſer verſagte ſie. Neuere Preußen haben den Geiſt des großen Kurfürſten darin erkannt, daß „ein brandenburgiſcher General ſich herausnahm, dem Abgeſandten des römiſch-deutſchen Kaiſers die Thore zu verſchließen“, während bei dem Regierungsantritte des großen Kurfürſten die freilich in kaiſerlichem Eide ſtehenden brandenburgiſchen Commandanten dem Kurfürſten den Gehorſam verweigert hatten. Zu jener Zeit mag der Vorgang, wenigſtens von Seiten der Gegner Schöning's, als ein Zeichen der anti-kaiſerlichen Geſinnung gedeutet worden ſein, die man ihm nachſagte und die damals noch nicht ſo populär in den Marken war, wie ſie es ſpäter wurde. Der neue Kurfürſt, Friedrich III. (III, S. 69 ff.), ernannte Schöning noch am Tage der Beeidigung der Truppen, 30. April (10. Mai), zum General-Feldmarſchallieutenant, womit er den Freiherrn von Spaen[1]) und den Grafen Friedrich Dönhoff[2]) überſprang. Bei der Beſtattung des großen Kurfürſten genoß er die Auszeichnung, neben drei höchſten Civilbeamten einen Zipfel des Leichentuches zu tragen.

---

[1]) Alexander Freiherr v. Spaen, auf Kruinick, Mingenberg, Moyland, Till, Hammindeln ꝛc., aus dem Cleveſchen und ein Verwandter Danckelmann's, war ſchon 1651 kurbrandenb. Rath, Kämmerer, Oberſt, Landdroſt von Cleve, ward 1656 Generalmajor, 1661 Reichsfreiherr, 1675 Generallieutenant, 1688 Generalfeldzeugmeiſter, 1690 Generalfeldmarſchall, ſtarb als Gouverneur von Weſel zu Cleve, wo er ſeit 1679 Präſident war, 27. Oct. 1692 (1693?). In erſter Ehe war er mit Hendrine v. Arnim, die 1. Aug. 1671 zu Moyland ſtarb, in zweiter mit Einer v. Flemming vermählt.

[2]) Friedrich Graf v. Dönhoff, geb. 21. Nov. 1639, Sohn des Woiwoden zu Pelnow, Ernſt Magnus († 18. Juni 1642), und Katharinen Gräfin v. Dohna, 1684 Generallieutenant, 1688 Oberkammerherr, 1689 w. Geh. Staats- und Kriegsrath, ſtarb als Gouverneur von Memel 16. Febr. 1696. Von Eleonore Katharine Eliſabeth Freiin v. Schwerin (geb. 18. Oct. 1646, verm. 1665, † 13. Oct. 1696) hinterließ er vier Söhne.

Am 14. Juni fand in Berlin die Huldigung der Mark Brandenburg ſtatt, wobei Schöning die unter Barfus aufgeſtellten Truppen und die aufgefahrenen Geſchütze commandirte.

Bei dem Ausbruche des Reichskrieges gegen Frankreich entſchloß ſich der Kurfürſt, mit einem durch münſterſche Truppen verſtärkten Heere von 30,000 Mann, worunter 26,858 Brandenburger, vom Unterrhein her gegen die Franzoſen aufzutreten. Die ihm bekannte Eiferſucht ſeiner Generale diente zum Grunde, daß er ſelbſt an die Spitze dieſes Heeres trat, deſſen eigentliche Führung jedoch immer Schöning zugedacht war, welcher nach dem Kurfürſten der Erſte dabei ſein ſollte. So viel man nun auch für dieſes Arrangement zu ſagen haben mochte, ſo erwies es ſich doch ſchließlich als nachtheilig. Denn es ging Alles beſſer, ſolange Schöning allein ſtand, als wie der Kurfürſt zum Heere kam, und außerdem fanden ſich nach deſſen Ankunft Anläſſe, welche zuletzt zu Schöning's Sturze und ſeiner Entfernung aus dem brandenburgiſchen Heere benutzt wurden.

Unter Schöning's unmittelbaren Befehlen ſtanden: Generallieutenant Herzog Friedrich Ludwig von Holſtein-Beck (geb. 6. April 1653, † 7. März 1728, der Stammvater des heutigen Hauſes Holſtein-Glücksburg) mit 4 Bataillonen, Generallieutenant v. Barfus mit 6 Bataillonen Leibgarde, der münſterſche Generallieutenant von Schwarz mit 4000 Mann, Generalmajor Graf du Hamel [1] mit 3 Compagnien Trabantengarde, 4 Compagnien Grands Mousquetaires, 32 Compagnien anderer Truppen, der Generalmajor Briquemault [1]) mit 5 Bataillonen, der Generalmajor Graf Karl von Schomberg [2]) mit 26 Compagnien und 1000 Pferden, der Generalmajor von Dallwig mit 1000 Pferden niederländiſcher Truppen. Unter dem Generalfeldzeugmeiſter von Spaen ſtanden: der General der Cavallerie Graf Meinhard Schomberg [3]) mit 4 Bataillonen und 16 Compagnien, der Generalmajor v. d. Heyden [4]) mit 5 Bataillonen, der Generalmajor von Ziethen [5]) mit 3 Bataillonen und 12 Compagnien Dragoner, 1 Compagnie Piemonteſen, der Artilleriepark unter Oberſt von Weiler.

---

[1] Franz Graf du Hamel, Franzoſe und früher in franzöſiſchen Dienſten, war 1674 kurbrandenb. Oberſt, ward 1676 Kämmerer, 1679 Generalmajor, 1689 Generallieutenant, nahm 1702 als General der Cavallerie ſeinen Abſchied und ward venetianiſcher Generaliſſimus, als welcher er jedoch bald, angeblich an Gift, ſtarb. Er war

---

mit Henriette, einer Tochter Georg Bernhard's Freiherrn v. Pöllnitz, verwitweten Kammerherrin v. d. Schulenburg, vermählt, welche 1706 kinderlos ſtarb.

[1]) Heinrich Baron de Briquemault, Herr v. St.-Cruz, Refugié, 1681 Generalmajor, ſtarb als Generallieutenant 16. Aug. 1692 zu Weſel. Seine Gemahlin war Marie de Meaux.

[2]) Bd. II, S. 122, 126, 134, 135, 143, 145, 156; VI, 110 ff., 119. Er verließ die Armee ſehr bald, um ſeinem Vater nach England zu folgen.

[3]) Bd. II, S. 118, 122, 126, 130, 135, 136, 143, 145, 149, 153, 156—71. Auch er ging nach Schluß dieſer Campagne nach England.

[4]) Friedrich Freiherr v. d. Heyden, Sohn des cleveſchen Regierungsraths gleichen Namens und Katharinen Freiin v. Wylich und Lottum, 1679 Oberſt, 1689 Generalmajor, 1692 Generallieutenant, 1695 General der Infanterie, nahm 1702 ſeinen Abſchied und ging zu den Kaiſerlichen, wo er um 1704 Generalfeldmarſchall wurde, aber bald darauf ſtarb. Er war mit Chriſtine Gräfin v. Bylandt vermählt, aber kinderlos. Seine Güter erbte ſein jüngerer Bruder, der preuß. General Johann Sigismund.

[5]) Johann v. Ziethen auf Lagow und Trebnitz, Sohn Kaſpar's v. Z. auf Lagow († 1688) und Annen Katharinen v. Bridke aus Knobloch, 1679 Oberſt, 1689 Generalmajor, † 1690 zu Hamm. Er hatte ſich 8. Mai 1683 mit Katharinen Charlotten, jüngſten Tochter des Generalfeldmarſchalls Freiherrn v. Derfflinger, vermählt, die ihm einen Sohn und drei Töchter gebar.

Am 1. März 1689 ging Schöning mit der Cavallerie bei Weſel über den Rhein, während Barfus die Beſatzungen aus den kleinen Städten zuſammenzog, worauf die Armee ſich bei Alpen mit dem holländiſchen General Ailva vereinigte und nun an Vertreibung der Franzoſen aus dem Cleveſchen und Jülichſchen ging. Schöning trieb die Franzoſen mit viel Geſchick und Rührigkeit, unter zahlreichen kleinen Gefechten nach Bonn zurück, deſſen Belagerung dann den Knotenpunkt des Feldzuges zu bilden hatte. Wichtig ward in der erſten Zeit namentlich das Gefecht von Uertingen (Ordingen) am 2. März. Tages vorher war es Schöning geglückt, ein ſtarkes franzöſiſches Getreideconvoy, das von Rheinbergen auf Nuys ging, bei Uertingen überfallen zu laſſen und gänzlich zu nehmen. Dies mag den franzöſiſchen General Sourdy veranlaßt haben, den Brandenburgern bis Uertingen entgegenzugehen, um entweder die dortige Beſatzung aufzuheben, oder, wie die Gelegenheit es geben würde, dem Hauptcorps in die Flanke zu fallen. Schöning ließ ſich jedoch nicht überraſchen, traf auch ſofort die zweckmäßigſten Gegenanſtalten, hielt ſich bereit, jeder Abſicht des Feindes entgegenzutreten und, als dieſer hierauf zögerte, weiter vorzurücken, entſchloß er ſich, ihn anzugreifen, ungeachtet die Franzoſen ihm an Zahl überlegen waren. Er übertrug dem General Barfus das Commando des rechten, dem General Ailva das des linken Flügels, befahl Beiden, die vor ihnen liegenden Dörfer anzugreifen und mit klingendem Spiel gegen dieſelben anzurücken, während er ſelbſt mit 3 Kanonen und 200 Mann Fußvolk dem feindlichen Centrum gegenüber ſtehen blieb und durch lebhaftes Geſchützfeuer deſſen Aufmerkſamkeit auf ſich richtete. Als er ſah, daß Barfus ſein Dorf genommen hatte, worauf dieſer ſich weiter mit Vertreibung der Feinde beſchäftigte, wendete ſich Schöning plötzlich links, um Ailva zu unterſtützen und, ungeachtet das ſehr coupirte Terrain ſein Vorrücken erſchwerte, gelang es, nach einem ziemlich hartnäckigen Gefechte, auch hier, die Franzoſen zurückzudrängen. Als dieſe ſich in einem weiteren Dorfe geſetzt hatten, griff ſie Schöning von vorn an, während Barfus ſie in die linke Flanke nahm, worauf ein ſtarkes Gemetzel erfolgte und die Feinde in gänzlicher Verwirrung hinter das Dorf geworfen wurden. Die Feinde wurden bis an die Thore von Nuys verfolgt. Die Franzoſen hatten über 1000 Mann verloren, die Gefangenen und Verwundeten ungerechnet. Die Equipage des Generals Sourdy fiel in die Hände der Sieger. Am folgenden Tage ergab ſich auch Linn, gegen welches der Major von Sydow [1]) entſendet war, und die Franzoſen räumten Nuys, Zoes und Sieberg. Bei Gelegenheit dieſes Gefechtes von Uertingen will übrigens Dohna einen perſönlichen Anlaß zum Grolle gegen Schöning erhalten haben. Er erzählt in ſeinen Memoiren (S. 92): Schöning habe ihn nach dem Gefecht von Uertingen mit Lobreden überhäuft, auch dem General Barfus einen Bericht in dieſem Sinne gezeigt, in dem wirklichen Berichte aber geſagt: Dohna habe angegriffen wie Kroaten. Dieſe Geſchichte laſſen wir dahingeſtellt ſein, glauben aber, daß, wenn etwas daran wahr iſt, der Ausfall Schöning's weniger gegen Dohna, als gegen die

---

[1]) Dies wird entweder Balthaſar Friedrich v. Sydow auf Nadruhn, der 1691 bei Salankemem als Oberſtlieutenant ſchwer verwundet, 1701 Oberſt, 1705 Commandant von Küſtrin, 1709 in dem niederländiſchen Kriege Generalmajor, 1730 Generallieutenant ward und am 31. Mai 1733 zu Küſtrin ſtarb, oder deſſen Bruder Adam Wilhelm geweſen ſein, der 12. Juli 1710 als Generalmajor ſtarb.

Grands Mousquetaires gerichtet geweſen ſein mag, bei denen Dohna als Oberſtlieutenant ſtand. — Noch gelang es Schöning, den Commandanten des mit Fürſtenbergiſchen [1]) Truppen beſetzten feſten Rheinbergen, Baron Bernſau, zur Uebergabe dieſes Platzes zu beſtimmen, indem er ihm eine Dompfründe, das lebenslängliche Gouvernement der Feſtung und das Eigenthum der in ſeinen Händen befindlichen Contributionsgelder zuſicherte; was denn allerdings ſehr eigenthümliche Capitulationsbedingungen waren.

Am 4./14. Juni traf der Kurfürſt in Weſel ein, wohin er von Halle aus, unter Aufſchiebung ſeiner beabſichtigten Huldigungsreiſe nach Magdeburg und Halberſtadt, auf vom Unterrhein erhaltene Briefe, plötzlich aufgebrochen war. Es möchte intereſſant ſein, zu wiſſen, von wem dieſe Briefe gekommen und welchen Inhalts ſie geweſen ſeien. Denn das Anführen, daß „die Anherokunft (des Kurfürſten) von denen Herrn Alliirten am Unterrhein inſtändig deſideriret werde", ſcheint uns nur eine officiöſe Verbrämung anderer Urſachen. Schöning eilte zu dem Kurfürſten nach Weſel, ging aber ſofort wieder ins Hauptquartier nach Höltrup zurück, von wo aus er die Belagerung von Kaiſerswerth leitete. Der Kurfürſt kam am 11./21. Juni ſelbſt ins Lager und am 17./27. wurde der Platz übergeben, am 18./28. in Gegenwart des Kurfürſten und der Kurfürſtin das Tedeum deshalb geſungen. Anfangs Juli wurde die Belagerung von Bonn eröffnet, am 14./24. mit der Beſchießung begonnen. Bei dieſer Gelegenheit erſieht man aus der Selbſtbiographie des ehrlichen Natzmer ein Anzeichen beginnender Misſtimmung des Kurfürſten gegen Schöning. Derſelbe hatte Natzmer zu dem Kurfürſten geſchickt, damit er demſelben uber die Sachlage berichte, zugleich aber namentlich vorſtelle, wie man eine größere Truppenzahl zur Einſchließung Bonns bedürfe. Natzmer will bemerkt haben, daß der Kurfürſt, an deſſen Bette er knieend geſeſſen habe, dabei großes Misvergnugen gegen Schöning gezeigt und insbeſondere geäußert habe: wie Graf Meinhard Schomberg die Berennung oder Einſchließung des Ortes commandirt habe, hätte Schöning immer gemeint, daß Jener Truppen genug hätte, nun aber Schöning die Sache verrichten ſolle, führe er ganz andere Rede. Der alte Natzmer ſagt ganz richtig dazu, er habe daraus ſchon bemerkt: „daß die Sache vor den General Schöning bei dem dermaligen Kurfürſten nicht mehr am beſten lautete, und daß ſeine Gegenpartei begunnte Aufwaſſer zu bekommen.“ In der That trat in der Aeußerung des Kurfürſten deutlich hervor, daß bei ihm dem General Schöning deſſen Parteigegner Schomberg entgegengeſtellt worden war, daß er geneigt war, den letztern mit günſtigern Augen zu betrachten, und zugleich auch, daß er von der Sache nichts verſtand, da natürlich zu einer wirklichen und ernſten Belagerung mehr Truppen gebraucht wurden, als zu einer bloßen Cernirung, um die es ſich bei Schomberg gehandelt hatte, auch wol die Beſatzung von Bonn ſeitdem durch die auf Bonn zuruckgedrängten Franzoſen verſtärkt, ſowie die Schwierigkeiten der Belagerung genauer erkannt worden waren. Als ſpäter der Kurfürſt den zwölf älteſten Generalen die Frage vorlegte, ob Bonn blos zu blockiren, oder förmlich zu belagern ſei und, wenn das letztere, ob man die ganze Armee, oder nur einen Theil derſelben dazu verwenden ſolle, erklärten ſich nicht blos Schöning, ſondern auch Spaen, Barfus, Graf Meinhard Schomberg, v. d. Heyden, A. G. Schwartz, alſo auch Gegner Schomberg's, für die Belagerung. Graf Karl von Schomberg, der Herzog von Holſtein-Beck, Graf du Hamel, Briquemault und v. Zieten waren für die Blockade. Der niederländiſche General H. von Dalwig meinte, daß er, der Witterung halber und unbekannt mit den ſonſtigen Ausſichten, „nicht eigentlich zu rathen wiſſe", übrigens zu Allem bereit ſei. Alle, die für die Belagerung ſtimmten, und eigentlich auch die Gegner, ſprachen dabei die Anſicht aus, daß eine ſolche nur mit ganzer Kraft und möglichſt vielen Truppen zu unternehmen ſei. So beſtätigten alſo dieſe Gutachten [1] die Richtigkeit des Schöningſchen Planes. In der That entſchied ſich der Kurfürſt für die förmliche Belagerung und erklärte dies in einer Ordre vom 15./25. Auguſt an Schöning, wobei er zugleich bemerkte, daß „Se. Churfürſtl. Durchlaucht die Difficultäten, ſo dabei vorkommen und ſchon von dem General-Feldmarſchall-Lieutenant, dem v. Schöning, vorgeſtellt worden, gar wohl begreifen."

---

[1]) Es waren dies Truppen des Fürſten Wilhelm Egon v. Fürſtenberg, der bekanntlich die cölniſche Kur ambirte und von Frankreich dabei unterſtützt ward.

Der ernſtere Angriff der Belagerung wurde jedoch dadurch noch verzögert, daß die Franzoſen, unter Boufflers, mit 10—11,000 Mann in das Trierſche eingedrungen waren, Aachen erſtürmt, die dortige kaiſerliche Beſatzung, die ſich aufs Aeußerſte vertheidigt, nebſt den Bürgern niedergehauen, Mayen in Brand geſteckt hatten und verwüſtend durch die Eifelgegend zogen, weshalb der Kurfürſt von Trier zwei Couriere mit Hilfegeſuchen ſchickte. Kurfürſt Friedrich III. beſchloß darauf, mit Oeffnung der Laufgräben vor Bonn noch etwas anzuſtehen, dagegen Schöning mit 8—10,000 Mann gegen Boufflers zu detachiren, zu welchem Zweck Schöning bereits am 18./28. Auguſt aufbrach. Er kam ſchon am 30. Aug. (9. Sept.) nach Bonn zurück, da ſich Boufflers auf die Nachricht von ſeinem Anrücken ſofort in die ſichere Poſition von Mont Royal zurückgezogen hatte. Sein Fußvolk traf ſchon Tages vorher wieder im Lager ein. Die Cavallerie hatte er an der Moſel gelaſſen, um dieſe Gegenden gegen erneuerte Einfälle zu decken.

---

[1] S. dieſelben bei v. Schöning a. a. O., S. 189 ff., 295 ff.

Bei ſeiner Rückkunft kam aber das Mißliche des Verhältniſſes, in das er allmälig verſetzt worden, zum Ausbruch, und iſt es wohl möglich, daß man ſeine Abweſenheit gut genug benutzt hat, um die Kriſis nun beſchleunigen zu können. Es handelte ſich dabei, von Seiten ſeiner Gegner, theils um allgemeine Beſchwerden, die man gegen ihn erhob, theils um ſpecielle Streitpunkte, und endlich ward ein beſonderer Vorfall, bei dem er ſelbſt dem lange genährten Unmuth die Zügel ſchießen ließ, zu ſeinem Sturze benutzt.

Die allgemeinen Beſchwerden anlangend, ſo warfen ihm ſeine Gegner, deren ſein raſches Steigen, ſein Stolz und ſeine ſcharfe Zunge ihm Viele zugezogen, ein hochfahrendes und übergreifendes Weſen, ſowie Habſucht, das durch die damaligen Einrichtungen beim Militairweſen geförderte Zeitlaſter, vor. Er ſoll ſeine Untergebenen oft mit Härte und Geringſchätzung behandelt und wenig Freunde in der Armee gehabt haben, gegen welches Letztere denn doch ſpricht, daß ihm ſpäter eine Anzahl zum Theil höherer Offiziere in den ſächſiſchen Dienſt folgten, und ſein Austritt ſchließlich doch in der

Armee unverkennbar beklagt ward. Es iſt geſagt worden, auch der große Kurfürſt habe über ihn bemerkt, er ſei zwar einer der beſten Generäle in ſeinem Dienſte, man müſſe ihn aber genau im Auge haben und die Zügel kurz halten, damit er nicht auch die andere Seite hervorkehre, auf der er nichts tauge. Indeß kommt es bei ſolchem Kurzhalten bedeutender Männer weſentlich darauf an, daß es in einer Weiſe geſchieht, bei der man ihren Eifer und ihre Ergebenheit erhält, und das mag der große Kurfürſt, ſollte jene Aeußerung wirklich authentiſch ſein, verſtanden haben. Man ſuchte aber auch den politiſchen Charakter Schöning's zu verdächtigen [1]) und beſchuldigte ihn namentlich, daß er insgeheim zu Frankreich neige, vielleicht für dieſes gewonnen ſei. Es iſt Manches vorgekommen, was dieſen Verdacht zu beſtätigen ſchien, wiewol nichts, was als beſtimmter Beweis gelten könnte, nichts, was nicht auch eine harmloſere Auslegung zuließe, wie z. B. ſein freundſchaftlicher Verkehr mit franzöſiſchen Geſandten Folge ſeines frühern wiederholten und längern Aufenthalts in Frankreich ſein konnte. Mit größerer Beſtimmtheit behauptete man, daß er nicht gut kaiſerlich ſei, und bezog ſich dafür auf ſeine nach der ungariſchen Campagne bezeigte Misſtimmung, ja ſogar auf ſein oben berichtetes Verfahren gegen den kaiſerlichen Geſandten bei dem Tode des großen Kurfürſten. Möglich daß Schöning in der That, ſowol in Brandenburg, als in Sachſen, ſchon damals für jene Politik war, welche ſpäter ein Princip des preußiſchen Staates wurde und dann bis auf den heutigen Tag ſo viel Lobpreiſer und Vertheidiger gefunden hat. Wir halten ſie auch in Preußen für falſch; aber wer möchte leugnen, daß ſie auch ihre Seiten hatte, aus denen ſie dem preußiſchen Patrioten empfehlenswerth erſcheinen konnte? Zu jener Zeit freilich war kaiſerliche Geſinnung noch die Geſinnung und das Merkzeichen des deutſchen Patrioten; auch in den Marken lebte noch ein Bewußtſein der Pflichten für Kaiſer und Reich; man fühlte ſich dort noch nicht durch eine Unterordnung unter den Repräſentanten des großen Deutſchlands herabgeſetzt; man glaubte noch nicht, daß man ſich für fremde Zwecke opfere, wenn man in Ungarn oder Italien fur Deutſchlands Macht, Würde und Sicherheit ſtritt; der Provinzialpatriotismus hatte noch nicht das bewußte und ausgeſprochene Uebergewicht über den Deutſchen erlangt, obwol er ſeit dem 30jährigen Kriege danach trachtete und namentlich die confeſſionellen Gegenſätze dazu misbrauchte. Kurfürſt Friedrich III. war aber dem kaiſerlichen Intereſſe aufrichtiger und ſtetiger ergeben, als ſein Vater, und das verdächtigende Einflüſtern des

---

[1]) In einem Schreiben v. Schöning's an den Miniſter v. Spanheim nennt er als Diejenigen, die zu ſeiner Verdächtigung beigetragen: „Le Sr. Hamm et un autre visage qui est allé en Angleterre“. Weiter ſagt er: „Le Sr. Grumbkow, avec sa cabale fait tout encore pour me perdre“. Grumbkow war allerdings ein gefährlicher, am Hofe ſehr einflußreicher Feind. Das Schreiben ſ. bei v. Schöning a. a. O. S. 215 ff. Es iſt hier übrigens Joachim Ernſt v. Grumbkow gemeint, geb. 29. Sept. 1637, Sohn des Oberſten Chriſtian Stephan v. G. und Annen Margarethen v. Krackow, der zu Roſtock ſtudirt hatte, dann auf Reiſen geweſen war, bevor er in brandenburgiſchen Dienſt trat, wo er bis zum Capitain avancirt war, als er durch Chriſtian Albert Dohna dem Kurfürſten empfohlen ward, der ihn hauptſächlich bei der Militairverwaltung verwendete. Er ward 1671 Amtskammerrath, 1674 Oberſtlieutenant, ſpäter Oberſchenk, Kriegsrath, Generalkriegscommiſſar, Oberſt, 1678 Geh. Kriegsrath und Schloßhauptmann, 1682 wirkl. Geh. Staatsrath, 1685 Oberhofmarſchall der Königin, † 21. Sept. 1690. Vermählt war er 1) 1672 mit Lucie Dorothea v. Wreech die e. a. †, nachdem ſie einen Sohn geboren, 2) 8. Jan. 1678 mit Gertrud Sophie v. Grote, von der er vier Söhne und darunter den unter König Friedrich Wilhelm I. ſo gewichtigen Friedrich Wilhelm von Grumbkow erhielt.

Vorwurfs franzöſiſcher Geſinnung mochte auf ihn einen bedenklichern Eindruck machen, als auf den großen Kurfürſten, der zwar auch den damaligen Gegenſatz Frankreichs gegen Deutſchland nicht verkannte, zu Zeiten aber ſich gar wohl mit den Franzoſen zu vertragen verſtanden hatte.

Jene Beſchwerden dienten zur Vorbereitung der Stimmung, vielmehr Verſtimmung. Den Ausbruch führten die Streitigkeiten zwiſchen den Generälen herbei. Iſt dabei eine Intrigue geſchürzt worden, ſo iſt es ein geſchicktes Manöver der Anſtifter geweſen, daß ſie auf Schöning nicht Einen aus den Reihen der Refugiés, ſeiner eigentlichen Parteigegner, ſondern einen deutſchen General und alten Kriegskameraden hetzten, der aber einen verjährten perſönlichen Groll gegen Schöning im Herzen trug, den General Barfus. Das war ein tapferer, tüchtiger Soldat, aber, wie ſeine ſpätere Miniſterlaufbahn bewieſen hat, eben nur das; woraus ihm kein Vorwurf erwachſen kann, da es völlig genügt und verdienſtvoll genug iſt, wenn Jemand in ſeinem eigenen Fache recht tüchtig iſt. Barfus war auch ſonſt kein unebener Mann, aber wol von etwas mürriſchem und nachtragendem Weſen, wol von der Art, wofür der Engländer von ſeinen Doggen den bezeichnenden Ausdruck a dogged mood abgenommen hat.

Hans Albrecht von Barfus war im Jahr 1635 zu Mögelin in der Mark geboren, der Sohn des Georg Henning von Barfus auf Mögelin, Reichenow, Bliesdorf und Alt-Wrietzen, der damals Rittmeiſter in dem kaiſerlichen Küraſſierregimente des Oberſten v. Wins war, nach 1640 Oberſter in dem brandenburgiſchen Reiterregimente des Grafen Georg Friedrich von Waldeck 1)

---

1) Geb. 8. März 1620, zeichnete ſich in k. k. Dienſten in der

wurde und 1663 als Oberſtlieutenant aufgeführt wird, und der Cäcilia Freiin v. Wins. Seine mütterlichen Oheime waren, obſchon aus den Marken ſtammend, beide in kaiſerlichen Dienſten, der Aeltere, Chriſtoph, Oberſt [1]), der Jüngere, Johann, Kämmerer, Kriegsrath und Oberſt eines Küraſſierregimentes. 1630 wurden beide Brüder, von denen der letztere bei Kaiſer Ferdinand II. in beſonderer Gunſt ſtand, ſammt ihrer Schweſter in den Reichsfreiherrnſtand erhoben [2]). Hans Albrecht trat in brandenburgiſchen Dienſt und diente beim Fußvolk von der Pike an, ſocht 1656 bei Warſchau, dann in Pommern, Dänemark, am Rhein und gegen die Schweden in der Mark und Preußen. Anfangs ging es mit ſeinem Avancement ſehr langſam, und er ſcheint die Abſicht gehabt zu haben, den Kriegsdienſt zu quittiren, da er, ſeit 1662 mit Eliſabeth Henriette von Schlabrendorf [3]) verehelicht, von 1673—1677 mehrere Güter in der Neumark ankaufte. 1670 war er noch Lieutenant, 1672 Hauptmann, 1673 Oberſtwachtmeiſter. 1678 erhielt er das Regiment des Feldzeugmeiſters Grafen Dohna, das er als Oberſt in Pommern gegen die Schweden führte und mit ihm auf Rügen landete.

Schlacht bei St. Gotthardt und bei dem Entſatze von Wien aus, ward 27. Juni 1682 Reichsfürſt und k. k. Feldmarſchall, trat in niederländiſche Dienſte und ſtarb als Feldmarſchall und Gouverneur von Maſtricht 19. Nov. 1692. Von den mit ſeiner Gemahlin Eliſabeth Charlotte v. Naſſau-Siegen erzeugten Kindern überlebten ihn nur Töchter, und die Wildungenſche Linie erloſch mit ihm im Mannsſtamme.

[1]) Er hatte in Schleſien Schübendorf und Guhrau erworben, die er an Hans Albrecht's Bruder, den k. k. Hauptmann Johann Chriſtian Reichsfreiherrn v. Barfus, vererbte.

[2]) Als Freiherrn v. Reis und Mens.

[3]) Geb. 1. März 1647, vermählt 6. Juli 1667, † 30. Sept. 1691.

1683 wurde er Gouverneur von Peitz und bald darauf Generalmajor. Im Auguſt deſſelben Jahres führte er, mit dem Generalmajor Grafen Truchſeß zu Waldburg, dem Kaiſer 1000 Mann Fußvolk und 200 Dragoner zur Hilfe zu und kam zwar zum Entſatz von Wien zu ſpät, wirkte aber bei dem Entſatz von Gran und der Einnahme von Schretzein mit. 1685 wurde er Gouverneur von Spandau. 1686 wohnte er, unter Schöning's Oberbefehl, dem Feldzug in Ungarn bei, wo er ſich vor Ofen bei den Stürmen vom 17. und 24. Juli und dem Hauptſturm vom 2. Sept., bei dem er den linken Flügel der Sturmcolonnen befehligte, rühmlich auszeichnete. 1688 ward er, bei dem Regierungsantritte des neuen Kurfürſten, Generallieutenant, und ward zu Ende des Jahres zum wirklichen Geheimen Kriegsrathe ernannt. Dann ging er an den Rhein, berieth im Februar 1689 im Haag mit dem Fürſten Georg Friedrich von Waldeck und den holländiſchen Generälen den Feldzugsplan, zog die Beſatzungen von Campen, Sonsbeck und Kalcar zuſammen, zeichnete ſich (7. März) in dem ſiegreichen Gefecht bei Uertingen aus und nahm einen rühmlichen Antheil an der Belagerung von Bonn, die er durch Erſtürmuug der Beuler Schanze (24. Juni) weſentlich förderte. Auf Schöning ſoll er einen Groll gehabt haben, weil dieſer ihn ſo früh im Avancement überflügelt [1], mag ſich wol auch ſonſt durch die blendenden Eigenſchaften des vielſeitig gebildeten und begabten Schöning in den Schatten geſtellt gefunden haben. Möglich auch, daß ein Dohna'ſcher Einfluß, wie er ſpäter auf ihn gewirkt hat, ſich ſchon damals geltend machte und in ſeinem Verhältniß zu der Familie ſeines fruhern Regimentsinhabers begründet geweſen iſt.

---

[1] Eine ſpecielle Bevorzugung bei der Beförderung zum Oberſten kann nicht im Spiele geweſen ſein, wie man geſagt hat, da Barfus noch Lieutenant war, als Schöning Oberſt wurde.

Er ſowol, als Meinhard Schomberg, zeigten fortwährende Unluſt, von Schöning Befehle anzunehmen. Schomberg ſtand allerdings mit dem Letztern in gleichem Grade. Barfus konnte nur für ſich anführen, daß er zehn Jahre länger diente, während doch Schöning früher zu den höhern Graden befördert worden war und auch jetzt im Range über ihm ſtand. Die gegenſeitige Gereiztheit ging ſoweit, daß Schomberg und Schöning einander die gewöhnlichen Ehrenbezeigungen nicht mehr erweiſen laſſen wollten, Barfus die Parole nicht mehr von ihm annahm, noch annehmen ließ. Wer dabei angefangen, wird ſchwer zu ermitteln ſein. In Graf Dohna's Memoiren (S. 73) heißt es: Schöning habe ſeinem Neffen, der das Garderegiment befehligte, verboten, dem Marſchall Schomberg die kriegeriſchen Ehren bezeigen zu laſſen, wenn derſelbe vor dem Regiment erſchien, worauf Schomberg den Dohna angewieſen habe, gegen Schöning ebenſo zu verfahren, wenn dieſer vor den Grands Mousquetaires erſchien. Da jedoch Schöning es war, der ſich, wenn auch fruchtlos, bei dem Kurfürſten über ſeine Verletzung beklagte, ſo ſcheint es, daß er ſich als den angegriffenen Theil betrachtete. Uebrigens führten beide Theile als Grund ihres Verfahrens an, daß ihre Truppen nur vor der höchſten Perſon des Kriegsherrn zu ſalutiren hatten, alles Weitere aber nur willkurliche Courtoiſie ſei, und in dieſem Sinne hat ſich auch der Kurfürſt ausgeſprochen. Zuletzt riefen die Herren laut vor der Fronte ihren Regimentern zu, den Gegnern keine Honneurs zu machen. Dieſe Zwiſtigkeiten mögen die Urſache geweſen ſein, warum Barfus nicht, wie anfangs beſtimmt war, mit dem Corps zog, das im Auguſt gegen die Moſel detachirt ward, um Boufflers zurückzudrängen. Dagegen ſollte er Anfangs September mit 6000 Mann zu der Belagerungsarmee ſtoßen, welche unter Herzog Karl von Lothringen vor Mainz lag. Die Truppen brachen am 8. Sept. auf und am 9. Sept. kam Schöning von ſeinem Zuge nach der Moſel zurück. Barfus war noch im Hauptquartier, hatte aber nicht für nöthig befunden, bei Schöning wegen des Abmarſches jener Truppen und ſeiner eignen bevorſtehenden Abreiſe die gebührende dienſtliche Anzeige zu machen. Schöning beſchwerte ſich bei dem Kurfürſten, und ſoll dabei geſagt haben, er werde Barfus niederſtechen, wenn dieſer ihm die dienſtliche Ehre fernerhin verweigere. Der Kurfürſt befahl darauf dem General Barfus, als dieſer ſich am 10. Sept. bei dem Kurfürſten in deſſen Hauptquartier, im Kreuzherrenkloſter bei Popelsdorf, empfahl, auch zu Schöning zu gehen. Er fand dieſen beim Weggehen im Vorzimmer des Kurfürſten, auf einem Stuhle ſitzend. Der darauf ſtattgefundene Wortwechſel ward von beiden Theilen, wie gewöhnlich, verſchieden erzählt. Nach der Barfus'ſchen Verſion wäre Barfus zu Schöning gegangen und hätte zu ihm geſagt: Da Se. Kurfürſtl. Durchlaucht ihn abgefertigt, mit den detachirten Truppen nach Mainz zu marſchiren, als komme er, dem Herrn Feldmarſchalllieutenant ſolches auch zu wiſſen zu machen. Schöning habe darauf geantwortet: es wäre ein Wunder, daß der General Barfus ihm einmal die Civilität thäte und ihn anſpräche, ſo er doch vermeinte, daß es ſchon längſt deſſen Schuldigkeit geweſen wäre. Barfus habe erwiedert: er thue, was ſeines gnädigen Herrn Befehl wäre, und wenn er gewußt hätte, daß er keine andere Antwort von ihm bekommen ſollen, würde er ſtillgeſchwiegen haben. Darauf habe Schöning verſetzt: wenn Se. Kurfürſtl. Durchlaucht auch nichts befohlen hätten, wäre es dennoch des Generals Schuldigkeit geweſen, und wenn Se. Kurfürſtl. Durchlaucht nicht zugegen wäre, wolle er ihn ſchon lehren, was ſeine Schuldigkeit wäre, worauf Barfus erwiedert: wenn Se. Kurfürſtl. Durchlaucht nicht zugegen wäre, müſſe er ſehen, was er ihn lehren würde. Darüber ſei der Geheimerath v. Dankelmann hereingekommen, von welchem Barfus Abſchied genommen und, aus Reſpect für den Kurfürſten, weggegangen ſei, um aufs Pferd zu ſteigen. Schöning ſei ihm aber nachgekommen, an ihm vorbeigegangen, habe ihn an der Thüre des Stifts erwartet, ihn aufgefordert, mit ihm zu kommen, ihn bis etwa hundert Schritt von der Hauptwache geführt und dann geſagt: er ſolle den Degen ziehen. Als Barfus wiederholt ſich geweigert, dies zuerſt zu thun, habe Schöning wol zehn mal geſagt: Barfus habe das Herz nicht, gegen ihn den Degen zu ziehen, und endlich mit ſeinem Stocke nach dem des Andern geſchlagen, worauf dann Beide mit den Stöcken nach einander ſtießen und dann, Barfus zuerſt, zu den Degen griffen. Die Trabantenoffiziere ſprangen zu und brachten ſie auseinander. — Statt dieſer Erzählung, der man allerdings eine gewiſſe Tendenz der Abſchwächung und Selbſtexculpation anmerken kann, heißt es in der Schöning'ſchen Verſion: Barfus habe, gleich als er von dem Kurfürſten angewieſen worden, ſich auch bei Schöning zu melden, geäußert, ob er es wol nicht für nöthig erachte, wolle er es doch auf des Kurfürſten Befehl thun, habe dann in barſchem Tone zu Schöning geſagt: er werde wiſſen, daß der Kurfürſt ihn mit dem abgegangenen Detaſchement nach

Mainz commandirt habe[1]), worauf Schöning verſetzt habe: es hätte Barfuſen wol angeſtanden, ihm als commandirendem General, nachdem er bei der Armee wieder angelangt, eher davon Nachricht zu geben[2]). „Nun", habe Barfus erwiedert, „wenn der Kurfürſt es mir nicht ausdrücklich befohlen hätte, ſo hätte ich Ihm gar nichts davon geſagt", worauf Schöning gerufen habe: „wenn der Kurfürſt es auch nicht befohlen, ſo wäre es doch des Barfus Schuldigkeit geweſen, und wenn nur nicht der Kurfürſt zugegen wäre, ſo würde er ihn ſchon ſeine Schuldigkeit lehren." So wären ſie denn in immer heftigerm Wortwechſel bis vor das Kloſter gegangen, wo ſie zuletzt zu Stöcken und Degen gegriffen.

Schöning ſoll auf dem Wege geweſen ſein, dem Kurfürſten das Vorgefallene perſönlich zu berichten, als ihm Dankelmann entgegengekommen ſei und, ihm in die Arme fallend, ihn beſchworen habe, ſich nur jetzt nicht vor dem äußerſt erzürnten Kurfürſten zu zeigen, da er ſonſt die höchſte Gefahr laufe. Da der Kurfürſt Friedrich **III.** nicht ſolchen Charakters war, daß ſein Zorn ſeinem Feldmarſchall-Lieutenant ſo fürchterlich ſein konnte, ſo mag man wol in jener Angabe, wenn ſie richtig iſt, eine Beſtätigung der anderwärts vorkommenden Behauptung finden, daß Dankelmann, dem, bei vielen trefflichen Eigenſchaften (**III**, 70 ff.), jedenfalls der Fehler vorgeworfen wird, daß er Alles in Allem ſein wollte und keine bedeutende Capacität neben ſich liebte, der überdem durch ſeine Frau ein Verwandter des von Schöning überſprungenen Spaen war, ſchon vorher gewünſcht habe, Schöning zu beſeitigen und daher begierig auf dieſe Gelegenheit eingegangen ſei, wobei es denn von Wichtigkeit ſein konnte, Schöning nicht zu dem Kurfürſten zu laſſen. Zunächſt wurden beiden Theilen die Degen abgefordert, die ſie erſt nach der Einnahme von Bonn (12. Oct.) zurückerhielten, und ihnen Wache geſetzt. Doch wurde Barfus ſehr bald wieder frei und trat von Neuem in Activität, während gegen Schöning eine Anklage in vierzehn, mit der Barfus'ſchen Sache nicht zuſammenhängenden Artikeln erhoben ward, hinſichtlich deren er ſich zwar größtentheils genugſam verantwortete [1]), ſchließlich aber (2. Sept.) doch auf ſein Gut Tamſel verwieſen ward. In der Streitſache der beiden Generale wurden verſchiedene Schriften gewechſelt, und erſt am 10. Aug. 1690 erließ der Kurfürſt, aus dem Hauptquartier Braine la Leude, eine Ordre an den Statthalter der Mark, Fürſt Johann Georg von Anhalt [2]) und die wirklichen Geheimen Räthe, wonach dieſelben dem Kurfürſten ein rechtliches Bedenken, wie und welcher Geſtalt wegen der Sache zu ſprechen ſei, einſenden ſollten. Auf die Beſchwerden Schöning's gegen Barfus, von denen der Kurfürſt annahm, daß ſie „mit der Hauptſache und demjenigen, ſo auf dem Kreuzberge vorgegangen, gar keine Gemeinſchaft" hätten, ſollte dabei gar nicht reflectirt, dieſelben aber doch dem Generallieutenant Barfus communicirt werden, damit dieſer ſich ſeiner Ehre ſelber rechtfertigen könne. Man ſieht deutlich aus den Worten, daß der Kurfürſt ſich mehr auf die Seite des Barfus, als auf die des Schöning neigt. Das vorhergegangene Benehmen des Barfus gegen Schöning gehörte gar wohl zur Sache, indem es die Gereiztheit des Letztern gegen den Erſtern erklärte und entſchuldigte, ihn auch in Betreff der Art und Weiſe, wie Barfus ſeine Meldung anbrachte, mistrauiſch machen mußte und ſelbſt die Schöning'ſche Behauptung, daß Barfus auch damals nicht in gebührlicher Weiſe verfahren ſei, unterſtützte. Der Geheime Rath Otto von Schwerin (III, 10) reflectirt jedoch, in ſeinem Gutachten vom 1. Sept. 1690, in der That nicht auf das Frühere und erklärt daher Schöning allerdings für den „**autor hujus rixae**". Er bemerkt ganz richtig, daß, wenn Barfus gefehlt hätte — wobei er jedoch, der Ordre gemäß, nur an den damaligen Vorgang denkt — es an Schöning geweſen wäre, durch Stillſchweigengebieten, Arreſt, oder Meldung an den in der Nähe geweſenen Kurfürſten ſich Recht zu verſchaffen. Schließlich erinnert er aber noch daran, daß dem Kurfürſten in dem vorher (6. Aug. 1688) erlaſſenen Duelledicte die „Determination und Moderation ſolcher Exceſſe nach Gelegenheit der Perſonen und Umſtände" vorbehalten werden. Spanheim[1] läßt ſich, in ſeinem Gutachten vom 16. Oct. 1690, gar nicht über die Entſcheidung der Sache, ſondern lediglich über das Verfahren aus. Er erklärt ſich gegen die Bildung eines Kriegsrechts; auch mit deshalb, weil beide Generale ſich jetzt in verſchiedenen Verhältniſſen befänden, der Eine (Barfus) wieder in den activen Dienſt getreten ſei und die Campagne mitgemacht habe, der Andere (Schöning) dagegen von dem Dienſt und allen Functionen bis jetzt ausgeſchloſſen ſei, ja ſogar die Erlaubniß erhalten habe, ſich nach andern Dienſten umzuſehen. Es ſei das überhaupt, bemerkte er ſehr bezeichnend, „eine von den Inconvenienzen, welche die Entſcheidung durch ein Kriegsgericht erſchweren konnten, im Falle nämlich deſſen Mitglieder eine andere Anſicht von dem gegenwärtigen Stande der Dinge hätten, als von Sr. Durchlaucht jetzt beliebt ſei.“ Dieſe letztere Bemerkung ſcheint darauf zu deuten, daß man die Sache in der Armee, trotz der behaupteten Unbeliebtheit Schöning's, doch wol für dieſen günſtiger auffaßte, als der Kurfürſt that. Ein Kriegsrecht, welches Schöning übrigens ſelbſt verlangte, hätte ſich mehr zur Aburtheilung des Vergehens, als zur Entſcheidung eines Streithandels zwiſchen zwei Generalen geeignet, in welche letztere Poſition die kurfürſtliche Ordre die Sache gebracht zu haben ſchien. Spanheim hielt einen andern Weg für den „convenableſten in Betracht der betreffenden Perſonen, ſowie des Orts und der Zeit, wo der Vorfall ſich ereignet, nämlich Begnadigung Beider und Auferlegung ewigen Stillſchweigens.“ Auch v. Meinders war für möglichſte Beilegung der Sache, da die Betheiligten beide tüchtige Männer ſeien, deren Beibehaltung der Armee zu wünſchen ſei [1]).

---

[1]) Nach einer andern Verſion, die aber ungefähr auf daſſelbe hinausläuft, hätte er wörtlich geſagt: „ich gehe jetzt mit den dazu befehligten Truppen nach Mainz, welches ich Ihm habe berichten wollen."

[2]) Andere Verſion: „ich hätte gemeint, daß es wol nöthig geweſen wäre, wenn Er mit mir eher davon geſprochen hätte."

---

[1]) Nur in Betreff eines Klagepunktes: daß er den Kurfürſten mit zu einer Recognoſcirung geführt, bei der ſie in einen Hinterhalt gefallen und nur durch göttlichen Beiſtand entkommen wären, konnte er den Vorwurf der Unvorſichtigkeit nicht gänzlich abweiſen. Die Sache ſelbſt war am 21/31. Juli vorgefallen (ſ. a. a. O., S. 181 ff.) und ſcheint nicht ſehr gefährlich geweſen zu ſein. Der Kurfürſt war ſchon wieder in Sicherheit, als man entdeckte, daß ſich Franzoſen in die Hecken und Weinberge geſchlichen hatten, welche Schöning alsdann ſelbſt an der Spitze ſeiner Dragoner vertrieb.

[2]) Johann Georg II. von Anhalt-Deſſau, geb. 7. Nov. 1627, † 12. Aug. 1697, durch ſeine Vermählung mit Henriette Katharine von Naſſau-Oranien (geb. 10. Febr. 1637, verm. 9. Juli 1659, † 3. 4. Nov. 1708) der Schwager des großen Kurfürſten und Oheim Friedrich's III., der Vater des alten Deſſauers.

---

[1] Ezechiel Spanheim, Sohn Friedrich's Spanheim (geb. 1600, † 1649), Profeſſors der Theologie zu Genf und Leyden, geboren zu Genf 1629, 1651 Profeſſor der Beredtſamkeit zu Genf, dann Inſtructor des Kurprinzen von der Pfalz, mit dem er Italien bereiſte, bei den Verhandlungen in Oppenheim, Speier und Breda, kurpfälz. Reſident in Holland und England, 1677 in brandenb. Dienſte, bis 1689 Geſandter in Paris, ebenſo 1697 und 1701, 1701 Staatsminiſter, 1702 baronifirt, Geſandter in London, wo er 1710 ſtarb. Er war ausgezeichnet als Diplomat und Polyhiſtor, namentlich als Numismatiker und Alterthumsforſcher bekannt. Von ſeiner Gemahlin, der Gräfin de Vernet, hinterließ er eine Tochter, die Marquiſe de Montandre.

Ward auch das Letztere nicht ermöglicht, wol auch gar nicht verſucht, ſo ward doch gegen Schöning, nachdem der Zweck ſeiner Gegner, ihn zu verdrängen, erreicht war, etwas Weiteres nicht vorgenommen, und der Tauſch, der ihn an die Spitze der ſächſiſchen Armee, an ſeine Stelle aber den zeitherigen Commandirenden der letzteren, Haino Heinrich v. Flemming (IV, 348 ff.), als Generalfeldmarſchall und Gouverneur von Berlin in brandenburgiſchen Dienſt brachte, ſcheint vom Hofe aus vermittelt worden zu ſein. Es waren auch von Venedig aus Einladungen an Schöning ergangen und er war eben im Begriff, nach Hamburg zu reiſen, um ſich für Holland einzuſchiffen, als ihn in Burtehude das Schreiben des Kurfürſten von Sachſen ereilte. Sachſen machte bei dem Tauſche das beſte Geſchäft. Man ſagte damals davon, daß, um ihn in eine Gleichheit zu bringen, auf Flemmingen 95 Procent zugelegt werden müßte [2]). Schöning folgten mehr als 30 Offiziere, darunter ſein

---

[1]) S. v. Barfus-Falkenberg, H. A. Graf v. Barfus (Berlin 1854), S. 44 ff.; Büſching's Magazin, VIII, 463 ff.; Göttingiſches hiſtoriſches Magazin, I, 164; v. Schöning, Leben Schöning's, S. 171 ff.

[2]) Büſching a. a. O., S. 169.

Vetter, der ſoeben (1689) zum Generalmajor ernannte Ludicke Ernſt von Schöning (ſtarb als ſächſiſcher Generallieutenant 1694), der bekannte Kyau, v. Bornſtedt [1]) u. A., Flemming nur ein Feldprediger, wie Pöllnitz ſpöttiſch bemerkt. Derſelbe Pöllnitz hat die Angabe, daß Schöning und Barfus ſich geſchoſſen hätten, wobei Barfus verwundet worden ſei. Wir laſſen das, bis uns ein beſſeres Zeugniß vorkommt, dahingeſtellt ſein.

Auch in Sachſen war Schöning's Glück nicht von langer Dauer; doch kam hier der Anſtoß mehr von Außen her. Der wackere Kurfürſt Johann Georg III. möchte der Mann geweſen ſein, Schöning's Brauchbarkeit zu würdigen und zu nützen und zugleich ihn an Verkehrung ſeiner minder erfreulichen Seite, wenn es mit dieſer wirklich ſo geweſen ſein ſollte, wie ſeine Gegner behaupten, zu behindern. Allein dieſer tapfere Fürſt ſtarb ſchon am 12. Sept. 1691, erſt im 45. Jahre ſeines Alters ſtehend. Wie er bei Abtreibung der großen Türkengefahr vor Wien mindeſtens ebenſoviel geleiſtet hatte, als der Polenkönig, der den Ruhm davon wegtrug [2]), wie er, als Ludwig's XIV. erneute Angriffe eine kaum geringere Gefahr drohten, ſchon im October 1688, einer der erſten deutſchen Fürſten, mit 14,000 Mann an den Rhein geeilt war, ohne ſich dadurch irren zu laſſen, daß ſein zweiter Sohn, Friedrich Auguſt, ſich damals gerade in Frankreich befand, ſo hatte er auch 1689, nicht ohne perſönliche Gefahr an der Belagerung von Mainz theilnehmend, und 1690 mit ſeinen beiden Söhnen perſönlich den Rheinfeldzügen beigewohnt, und ließ ſich auch 1691 durch die Vorſtellungen ſeiner Aerzte nicht abhalten, abermals bei dem Heere zu erſcheinen, zu dem er ſich nöthigenfalls tragen laſſen zu wollen erklärte, und wo ihn der Tod an einer im Lager ausgebrochenen Seuche traf. Seine zunehmende Kränklichkeit hatte ihn gehindert, den Mißhelligkeiten zu ſteuern, welche zwiſchen Schöning und dem kaiſerlichen Feldherrn Caprara[1] ausbrachen und wobei ſich beide Theile gegenſeitig des Einverſtändniſſes mit den Franzoſen beſchuldigten.

---

[1]) Thomas Friedrich v. Bornſtedt auf Delzen, geboren in der Neumark 1655, ſtudirte in Frankfurt, trat 1677 in kurbrandenb. Kriegsdienſte, ward 1689 Oberſtlieutenant, 1692 kurſächſiſcher Oberſter, 1692 Generalmajor, mit in Ungarn, 1697 Generallieutenant, † 28. Oct. 1697 in Dresden. Von ihm wird hervorgehoben, daß er nie geflucht habe und nie bleſſirt worden ſei. Er war in erſter Ehe mit Einer v. d. Gröben, in zweiter mit Einer v. Rebel, in dritter mit Johannen Eleonoren v. Beſe, verwittweten v. Schönberg, vermählt. Die Letztere gebar ihm Johann Friedrich, der in Altorf und Wittenberg ſtudirte, Adjutant der kurſächſ. Generäle Milkau und [illegible] war und 1716 Oberſt und Geh. Kriegsrath wurde.

[2]) Es war nicht Johann Sobiesky's Schuld, wenn die Polen nicht mehr thaten, als geſchehen iſt. An ſeinem Geiſt und Heldenſinn iſt nicht zu zweifeln. Wie aber auch Er mit den polniſchen Erbfehlern zu kämpfen hatte, iſt aus ſeinen eignen Briefen an ſeine Ge-

---

mahlin zu erſehen. Mit Mühe hatte er 26,000 Mann aus Polen fortgeführt, aber reichlich die Hälfte verlor ſich unterwegs, und auch vor Wien waren die Polen eifriger beim Plündern, als nützlich im Kampfe. Die 11,000 Sachſen, neben den Oeſterreichern und Baiern, thaten das Meiſte, hielten den erſten wüthenden Angriff der Janitſcharen aus und erſtürmten das Lager, über deſſen Plünderung die Polen die Verfolgung des Feindes verſäumten. Der Kurfürſt war perſönlich in Lebensgefahr geweſen, aus der ihn der tapfere Oberſt Hans Rudolf v. Minckwitz heraushieb. (Dieſer Minckwitz auf Zöpen, Staſchwitz und Trachenau ward dafür Generalmajor, ſpäter Generallieutenant und Commandant von Dresden, von wo er ſich, da er das Hofleben nicht liebte, 1693 auf die 32 Jahre unbeſetzt gebliebene Gouverneursſtelle von Leipzig verſetzen ließ, auf der er 24. Juli 1702 ſtarb. Er war erſt mit einer Aſhton aus London, dann mit Einer v. Brand aus Gleina vermählt.)

[1] Graf Aeneas Sylvius Caprara aus Bologna, Schweſterſohn Octavio Piccolomini's, in 40 Feldzügen wirkſam, gegen die Türken, am Rhein und in Italien Commandirender, für hart und erpreſſeriſch geltend, 1690 Generalfeldmarſchall, ſtarb zu Wien 1701. Der Botſchafter in Konſtantinopel, Graf Albert Caprara, war ſein Neffe.

Immer gehört Johann Georg III. und Schöning die einzige erhebliche Waffenthat jenes Feldzuges an: der im Angeſicht des Feindes bewerkſtelligte Uebergang über den Rhein bei Sondhofen.

Am ſächſiſchen Hofe ſcheinen die Verdächtigungen gegen Schöning keinen Glauben gefunden zu haben. Johann Georg IV. (III, 3 ff.) ſchenkte ihm eher noch großeres Vertrauen, als ſein Vater, beſtätigte ihn in ſeiner Stellung, bezeichnete ihn in dem betreffenden Decrete als Generalfeldmarſchall, wirklichen Geheimen Rath und Geheimen Kriegsrath, übertrug ihm das Commando der Leibgarde zu Fuß und der eben errichteten, zur Garde gehörenden Compagnie Cadetten, und berieth ſich auch in Civilſachen ſo vorzugsweiſe mit ihm, daß Schöning als der eigentliche Premierminiſter des damaligen Sachſen galt. Schöning ſuchte ſofort die brandenburgiſchen Grundſätze und Einrichtungen auf dieſes überzutragen; ein Plan, der, cum grano salis und mit Weglaſſung damaliger grober Härten und Uebelſtände, mit Abſchwächung brandenburgiſcher Schroffheiten und Einſeitigkeiten und mit Beruckſichtigung der Verſchiedenheiten im Volkscharakter und Verhältniſſen ausgeführt, vielleicht nicht ſo übel geweſen wäre. Schöning ſcheint aber dieſe Milderungen nicht beliebt zu haben und ſoll allerwärts ſehr gebieteriſch und namentlich in Werbeangelegenheiten gewaltthatig verfahren ſein, was man denn freilich in Sachſen nicht ſo gewohnt war, wie im brandenburgiſchen Gebiete. Man findet indeß nicht, daß Schöning während ſeiner kurzen Wirkſamkeit in Sachſen in offenem Streit mit andern einflußreichen Perſonen gekommen wäre, eine offene Oppoſition zu beſtehen gehabt hätte, ſo ſcharf und rückſichtslos er ſich auch über manche ubertünchte Schlechtigkeit und über die liederliche Wirthſchaft der Reitſchützens[1] und ihres Anhanges ausſprach. Er ließ den Reitſchützens, wonach ſie verlangten: Geld, Pracht und Sinnengenuß; etwas Weiteres ambirten ſie nicht und, mit Ausnahme Beichling's[2], der doch noch zu jung war, befand ſich Niemand unter ihnen, der ſich zum Rival Schöning's hätte aufwerfen mögen. Immerhin aber wird der Umſtand, daß die Reitſchützens ſicher gewußt haben, der Feldmarſchall verachte ſie und betrachte das Verhältniß des Kurfürſten zu ihnen mit Unwillen, vielleicht auch der politiſche Gegenſatz, wonach Schöning mehr von Oeſterreich abſtrebte, die Reitſchützens aber, aus perſönlichen Motiven[3], den Kurfürſten auf der kaiſerlichen Seite feſtzuhalten ſuchten, die Letzteren keineswegs eifrig für das Intereſſe des Feldmarſchalls gemacht haben, wenn wir auch dahingeſtellt ſein laſſen, ob ſie an ſeiner Kataſtrophe und deren Verlängerung einen heimlichen, indirecten Antheil gehabt.

Schöning war wiederholt dem kaiſerlichen Intereſſe am ſächſiſchen Hofe entgegengetreten, ohne daß man die Gründe, aus denen er dies rechtfertigte, verwerflich finden könnte. Es handelte ſich darum, den neuen Kurfürſten zu beſtimmen, auch für den Feldzug von 1692 die zeitherige Truppenzahl bei der Reichsarmee zu belaſſen, alſo weſentlich mehr als das Reichscontingent zu ſtellen, 16,000 ſtatt blos 3000 Mann. Der kaiſerliche Hof ward bei dieſem Begehren auch von Brandenburg unterſtützt, das den Geheimenrath v. Chwalkowsky eigens deshalb wiederholt nach Dresden ſendete, während Schweden, Münſter und Hannover ſich bemüheten, Kurſachſen von dem Kaiſer abzuziehen. Chwalkowsky ſoll den kaiſerlichen Geſandten Grafen Clary zu der Erklärung vermocht haben[1]: der kaiſerliche Hof ſei ſchon lange damit umgegangen, dem General Schöning für ſeine, dem Hauſe Oeſterreich mannichfach geleiſteten Dienſte eine Erkenntlichkeit zu bezeigen, und habe namentlich jetzt vor, ſeiner Familie eine gräfliche Standeserhöhung zu ertheilen. Schöning habe darauf erwiedert: „er wäre keinesweges intereſſirt und man hätte ihm häufig ſchon dergleichen Offerten mit Lehnen und dergleichen gemacht, aber niemals etwas gehalten. Er wäre als Edelmann geboren und wollte auch als Edelmann ſterben, und hätte nichts weiter im Auge, als das Intereſſe des Kurfürſten und ſeines Landes. Er könne vor Gott bezeugen, dem Kurfürſten niemals etwas gegen das Reich angerathen zu haben, würde auch den, der dieſes thäte, für einen Schelm halten; allein auf der andern Seite hielte er es für ſeine Pflicht, dem Kurfürſten Dinge zu empfehlen, die dem Reiche unſchädlich, aber der Conſervation der ſächſiſchen Länder geziemend wären.“ Kurſachſen verlangte das längſt verheißene Lauenburg, das Obercommando am Ober- und Mittelrhein für den Kurfürſten, die vorjährigen Winterquartiere, vor Beendigung des Feldzuges eine ſichere Anweiſung auf 400,000

---

[1] Bd. III, S. 3 ff.

[2] Bd. III, S. 22, 34, 62.

[3] Bd. III, S. 15, 23.

---

[1] Schöning ſcheint in dieſer Zeit mit dem dortigen Hofe ausgeſöhnt geweſen zu ſein. Er war mit bei der Zuſammenkunft der beiden Kurfürſten in Torgau (Jan. 1692), wo zum Zeichen ihrer Eintracht der Orden des goldnen Armbandes geſtiftet ward und er, neben Flemming und Dankelmann, ein Ritter deſſelben ward. Der Kurfürſt hatte jedoch nach Schöning's ſpäterer Inhaftnahme Verdacht, daß man in Berlin um die Sache gewußt und daß namentlich Dankelmann mit im Spiele geweſen, worüber denn eine beides gänzlich in Abrede ſtellende Depeſche des Kurfürſten Friedrich an Chwalkowsky erging. (S. bei v. Schöning a. a. O., S. 349.)

Thaler Subſidien, die ſeit mehrern Jahren rückſtändig waren, 200,000 Thaler Rekrutirungsgelder, Vorrang der ſächſiſchen Truppen vor den übrigen Alliirten, Ausgabe der Parole durch den Kurfürſten, Einräumung der Feſtung Erfurt. Der Kaiſer gewährte nur 300,000 Thaler Subſidien und verweigerte die Winterquartiere, mit dem verletzenden Anführen, daß die Disciplin im ſächſiſchen Corps zu ſchlecht geweſen ſei. Neue, gemäßigtere Vorſchläge, die man nach Wien machte, ſcheiterten nochmals an den Winterquartieren, und nun führte der Generallieutenant Lüdicke Ernſt v. Schöning die Truppen zurück und ließ nur das Reichscontingent ſtehen.

Zu Anfang des Jahres 1692 nun erſchien der hannöveriſche Geheimrath und Kammerpräſident Freiherr Otto v. Grote [1]) zu Dresden, und verabredete mit Schöning eine norddeutſche Neutralitätsallianz zwiſchen Sachſen, Brandenburg und Hannover, welche die dritte Macht zwiſchen Oeſterreich und Frankreich bilden ſolle. Das ſächſiſche Cabinet ging auf dieſen Entwurf ein und, ſobald dies geſchehen war, eilte Baron Grote nach Wien, eröffnete dem kaiſerlichen Miniſter Graf Strattmann [2]) die Sachlage und erklärte ihm, daß Hannover nur unter der Bedingung von der Allianz zurücktreten und ſich wieder feſt an Oeſterreich ſchließen werde, wenn dem Herzog vom Kaiſer der bis dahin vergeblich erſtrebte Kurhut bewilligt werde. Die Bedingung wurde erfüllt, der Rücktritt Hannovers erfolgte, und der ganze Unwille des wiener Cabinets über das, wenn auch geſcheiterte Project ergoß ſich auf den getäuſchten Schöning. Dieſer ſelbſt aber, wie ärgerlich er auch über den ihm geſpielten Streich ſein mochte, ahnte oder ſcheute das Ungewitter ſo wenig, oder vertraute ſo feſt auf die böhmiſchen Badefreiheiten, daß er im Mai 1692 ganz ruhig nach Teplitz reiſte, um in den dortigen Heilquellen Linderung ſeines Podagras zu ſuchen. Die Lettres historiques, allerdings eine Quelle von dem ungefähren Gehalt unſrer Zeitungen, wollen wiſſen, daß der kaiſerliche Hof ſchon vorher förmlich die Auslieferung Schöning's von dem ſächſiſchen Hofe verlangt hätte, daß Schöning gewarnt worden ſei, auf ſeiner Hut zu ſein u. ſ. w. Man mag dieſe, wahrſcheinlich zur Milderung des ziemlich peinlichen Eindrucks, welchen die gegen Schöning ergriffene Maßregel in weiten Kreiſen machte, vorgebrachten Angaben füglich in Zweifel ziehen. Jedenfalls aber war Schöning gänzlich unvorbereitet, als eines Abends, wie er bereits im Bette lag, ein Commando von 200 Mann erſchien, um ihn aufzuheben.

---

[1]) Geboren zu Sonderburg 27. Dec. 1636, Sohn des Großvoigts Thomas v. Grote zu Celle und Einer v. Ahlefeld, zu Lüneburg, Helmſtädt und auf großen Reiſen gebildet, 1665 und 1668 hannöv. Geſandter in Paris, mit 32 Jahren Geh. Rath, 1692 nach Wien, 1693 nach Kopenhagen geſendet, ſtarb auf der Reiſe dahin zu Hamburg 5. Sept. 1693.

[2]) Theodor Athletus Heinrich Graf v. Strattmann, aus Cleve gebürtig, war Hofrath und ſpäter Vicekanzler zu Düſſeldorf, war auf einer Sendung nach Berlin dem Biſchof von Gurk bekannt und durch ihn für den kaiſerlichen Dienſt gewonnen worden, war Geſandter in Polen und zu Nymwegen, dann in Regensburg, 1683 Geh. Rath und Hofkanzler, Reichsgraf, mit der Herrſchaft Peurbach beliehen, ein gewandter Arbeiter, angenehmen Weſens und zuverläſſig, genoß

---

das ganze Vertrauen des Kaiſers, † 28. Oct. 1693. Vermählt 1) mit Marie Mechtild Freiin v. Molliard aus dem Cleveſchen, 2) 1691 mit Margarethe Gräfin v. Traun, verw. Gräfin Boucquoi, hinterließ er nur aus erſter Ehe Kinder: 5 Söhne und 3 Töchter. Von den Söhnen, unter denen Graf Heinrich Johann Franz (geb. 1662, † 3. Febr. 1707) ein geachteter Diplomat war, ſtammten nur zwei Töchter, deren Eine das Erbe an die Batthyanis brachte, in welche Familie ſchon eine Tochter des alten Grafen geheirathet hatte.

Anfangs wollte er gar nicht an die Sache glauben und befahl dann ſeinen Leuten, Widerſtand zu leiſten. Es ſoll auf beiden Seiten gefeuert worden ſein und einige Todte gegeben haben; die Soldaten forcirten aber natürlich das Haus, worauf dem Feldmarſchall nur eben ſoviel Zeit gelaſſen ward, einen Schlafrock umzuthun, bevor er nach Prag und von da auf den Spielberg gebracht ward. In ſeinem Wagen ſaßen ein Offizier und zwei Soldaten. Sein Adjutant, Major v. Droſte, ſprengte ihm mit einigen Leuten nach und wollte ihn befreien, wobei auch Schöning nach einer Piſtole gegriffen haben ſoll. Da aber ein Soldat Anſtalt machte, ihn zu erſchießen, ward der Widerſtand aufgegeben.

Dem Kurfürſten Johann Georg IV. ging dieſer Vorfall nicht blos wegen der darin liegenden Rückſichtsloſigkeit gegen ihn ſelbſt, ſondern auch aus unverkennbarer und ausdauernder perſönlicher Theilnahme für Schöning nahe. Er erhob nicht nur bei dem Reichstage Beſchwerde, ſondern wendete ſich auch wiederholt an den Kaiſer, um die Freilaſſung ſeines Generals, deſſen Inhaftirung der kaiſerliche Hof weſentlich auf einen für die Sicherheit des Reichs gefährlichen, pflichtwidrigen Verkehr mit fremden Emiſſarien[1] baſirte, zu erwirken. Er beauftragte auch die 1693 zum Empfang der Lehen nach Wien geſchickte, aus dem Geheimen Rath Otto Heinrich v. Frieſen[2], dem Hofrath Georg v. Werthern [1]) und dem Appellationsrath und Ordinarius Dr. Born [2]) beſtehende Geſandtſchaft, ſich der Unterhandlung über Schöning's Befreiung ernſtlich und eifrig anzunehmen. Er ſchickte einen Agenten über den Andern deshalb ab und ging auf alle desfallſigen Offerten ein, an denen es nicht fehlte, da ſich manche Perſonen einmiſchten, die ſich bei dem dresdner Hofe und bei der Schöning'ſchen Familie ein Verdienſt zu erwerben, oder ſonſt etwas zu lucriren ſuchten und die Sache vielleicht mehr verwirrt und verſchleift, als gefördert haben. Da wurde der Hofrath v. Beichling abgeſchickt, der Schwager des kurfürſtlichen Gunſtfräuleins, der aber freilich gleichzeitig die Standeserhöhung des Letzteren, erſt in den Reichsgrafen-, dann in den Reichsfürſtenſtand betreiben ſollte, und um dieſer Aufgabe willen, die ihm natürlich mehr am Herzen lag, als Schöning's Befreiung, dem wiener Hofe möglichſt gefällig ſein mußte. Dann tritt ein Unbekannter in Wien auf, der viele und einflußreiche Connexionen haben ſollte und mit dem Kurfürſten und deſſen Bruder in Verkehr ſtand, und knüpfte eine Correſpondenz mit Schöning an, welche anfangs durch den Landphyſicus in Brünn, Dr. Hertmer, welcher Schöning's Arzt war, dem aber die Sache ſpäter viele Unruhe machte, dann durch einen ehemaligen Corporal Konrad Holzſchuher, wol auch durch den Poſtmeiſter in Brünn, v. Melzburg, vermittelt ward. Dieſer Unbekannte kam aber ſpäter in Dresden in Verdacht, daß er nicht Farbe halte, unvorſichtig und zweideutig verfahre, durch Verheirathung in Wien in Verbindungen getreten ſei, die ihn mehr dem Kaiſerhofe, als der Sache des Kurfürſten und des Feldmarſchalls geneigt machten. Wir möchten es am Verdächtigſten finden, daß gerade jenem Unbekannten ſpäter, nachdem Schöning nach Wien gebracht worden, freier Zutritt zu Dieſem geſtattet war, wie er denn 9./19. Febr. 1694 eine Zuſammenkunft des Prinzen Friedrich Auguſt von Sachſen mit Schöning vermittelt haben ſoll. Weiter wurden ein Hofrath Wille und ein Herr v. Holzbrink in der Sache gebraucht. Der Letztere war der Sohn eines Kammerfiscals in Cleve, war als Agent der Fürſtäbtiſſin von Eſſen in Wien und hatte als Landsmann in dem Strattmann'ſchen Hauſe Zutritt[1]. Er machte große Verſprechungen, wendete viel Geld auf und behauptete, als er nichts ausrichtete, das ſächſiſche Miniſterium ſelbſt, die Lehnsgeſandtſchaft und beſonders Hofrath Wille, der die an höherer Stelle geſchmiedeten Bolzen verſchieße, arbeiteten ihm entgegen. Er ſoll auch bei dem Kurfürſten mit dieſen Angaben Glauben gefunden und Johann Georg IV. ſoll ſeinen Geheimen Räthen eitze Scene gemacht, der Lehnsgeſandtſchaft ein Zornreſcript zugefertigt und den Hofrath Wille zurückberufen, mit Vorwürfen und Drohungen empfangen und eine Unterſuchung ſeiner Papiere verfügt haben, die jedoch nichts Verdächtiges ergeben habe. Von den Angeklagten ward Holzbrink als ein Windbeutel und Abenteurer dargeſtellt [1]).

---

[1] Man machte ihm beſonders den vertrauten Verkehr mit dem franzöſiſchen Geſandten zu Dresden, Baron d'Asfeld, zum Vorwurf. Ebenſo die Unterhandlungen mit einem außerordentlichen franzöſiſchen Commiſſar, de Vidal, wegen deren ihn ſeiner Zeit auch der Kurfürſt von Brandenburg gewarnt, an denen aber auch der Kurfürſt Johann Georg IV. ſelbſt theilgenommen hatte.

[2] Auf Rötha, ſtarb 1717 als Kanzler, 63 Jahre alt, unvermählt.

---

[1]) Geb. 22. Juli 1663, 1702 Reichsgraf, ſtarb als Cabinetsminiſter, wirkl. Geb. Rath und Kanzler 4. Febr. 1721. Vermählt am 10. Sept. 1689 mit Rahel Helene v. Miltitz aus Scharfenberg (geb. 2. April 1676, † 9. Mai 1736).

[2]) Dr. Jakob Born, Sohn Johann Born's auf Hilmersdorf, Profeſſors der Rechte zu Leipzig († 1660), ſtudirte zu Leipzig und Jena, ward 1661 Senator, 1662 Licentiat der Rechte, 1665 Aſſeſſor des Schöppenſtuhls, 1668 Aſſeſſor des Conſiſtoriums, 1672 Aſſeſſor des Oberhofgerichts und Appellationsrath, 1681 Ordinarius der Juriſtenfacultät, 1683 Director des Conſiſtoriums, war auch Bürgermeiſter, ward 1695 als Geb. Rath nach Dresden berufen, † 6. April 1709. Er ſoll ein Anhänger der Frieſen geweſen ſein. Vermählt war er 1) mit Chriſtine, Tochter des leipziger Rathsherrn Franz Ber auf Riſchwitz, 2) mit Johanne Margarethe, Tochter des leipziger Rathsherrn Andreas Winkler auf Dölitz.

---

[1] Wir erinnern jedoch hier daran, was oben in Strattmann's Nekrolog bemerkt iſt, daß Strattmann 1693 ſtarb und ſeine Cleveſche Gemahlin ſchon vor 1691 todt war. Es iſt dies nicht überall, wo dieſe Sache beſprochen ward, beachtet worden.

Wir laſſen es dahingeſtellt ſein, ob nicht wirklich von Seiten der ſächſiſchen Oligokratie aus gegen Schöning intriguirt worden, bezweifeln aber ſtark, daß eine Freilaſſung deſſelben zu erlangen geweſen wäre, ſolange der Kurfürſt ſich nicht entſchloſſen hatte, ſich von Neuem der kaiſerlichen Politik anzuſchließen. Um ihn dafür zu gewinnen, ward Graf Sternberg nach Dresden geſchickt, nachdem Graf Clary, welchem der Kurfürſt eine Hauptſchuld an dem Vorfalle beimaß und der ſich klüglich kurz vorher von Dresden entfernt hatte, recuſirt worden war. Der Kurfürſt, der auch in der heiterſten Stimmung ſofort betrübt geworden ſein ſoll, wenn er an Schöning erinnert wurde, und der den Geh. Kammerſecretair Maſſel arretiren ließ, weil er einen gegen Schöning gehäſſigen Zeitungsartikel hatte abſchreiben laſſen, wollte ſich zu nichts verſtehen, ſolange Schöning nicht unbedingt freigegeben ſei. Kaiſerlicher Seits dagegen ſcheint man, eben der großen Zuneigung des Kurfürſten für ihn halber, ihn als ein Droh- und

---

[1]) War er etwa jener Kriegsrath Georg Hermann v. Holzbrück (welcher Name ein Schreibfehler für Holzbrink ſein kann), der 9. Juni 1701 aus unbekannten Urſachen auf den Königſtein kam, am 25. Dec. 1707 wieder entlaſſen ward und dann eine ehemalige Mitgefangene heirathete, die Holländerin Jacobe de Meyne, verw. v. Serff (II, 258), die in die Sache der Gräfin v. Mochlis verwickelt geweſen war? Und wie hängt er mit dem v. Holzbrink zuſammen, der 1736 General-Kron-Poſtmeiſter in Polen war?

Zwangsmittel behalten gewollt und es jedenfalls bedenklich gefunden zu haben, ihn vor Ausgang des Krieges wieder zu dem Kurfürſten zu laſſen. Während der Unterhandlungen über den Allianzvertrag wiederholten Chwalkowsky und Grote fortwährend, daß, wenn der Kurfürſt nicht unterzeichne, Schöning ſein Leben lang nicht wieder in Freiheit kommen werde, und Grote rief aus, der Teufel ſolle ihn holen, wenn das nicht wahr ſei. Endlich redete Chwalkowsky der Frau v. Schöning ein: wenn der Kürfürſt nicht nachgebe, würde ihr Mann nicht acht Tage mehr leben. Ihre Bitten, wie das Andrängen der durch andere Gründe beſtimmten Reitſchützens, brachten denn endlich den Kurfürſten dahin, daß er (2. Febr. 1693) ein neues Bündniß mit dem Kaiſer ſchloß, ohne daſſelbe von Schöning's Freilaſſung abhängig zu machen. Ueber die letztere unterhandelte er fort und verlangte ſie unbedingt, während man kaiſerlicher Seits ſich dazu unter der Bedingung bereit erklärt hatte, daß der Kurfürſt ihn bis zum Frieden nicht employiren, ſondern auf ſeine brandenburgiſchen Güter verweiſen wolle. Schöning ward nun nur noch zurückgehalten, damit er nicht ſeinen alten Einfluß auf den Kurfürſten, der jetzt perſönlich 12,000 Sachſen an den Rhein führte, wieder gewinne, und demgemäß wurde nun auch ſeine Bewachung weniger ſtreng und er durfte Anfangs 1694 den Spielberg mit Wien vertauſchen, wo ihn ſeine Tochter, die geiſtreiche und anmuthsvolle Frau v. Rechenberg, pflegte, er aber fortwährend unter Wache ſtand [1]. Daß noch vor dem Tode des Kurfürſten Beichling eine Uebereinkunft über Schöning's Befreiung zu Stande gebracht und den Legationsſecretair Licentiat Lindner mit dem Vertrage[1]) nach Dresden geſchickt habe, der aber am Sterbetage des Kurfürſten (24. April 1691) eingetroffen ſei, worauf der Nachfolger zwar den Tractat beſtätigt, der Licentiat aber zehn Monate lang in einem Arreſt, aus dem er ſich zuletzt habe loskaufen müſſen, gehalten und Beichling beſchuldigt worden ſei, daß er ſeine Vollmacht übertreten habe, dieſe bei Büſching a. a. O. unter vielen andern unwahren Geſchichten vorkommende Erzählung iſt ſchwerlich ganz richtig. Wegen der Schöning'ſchen Sache dürften weder Lindner, noch Beichling in Ungelegenheit gekommen ſein; wol aber entfernte ſich der Letztere einige Zeit nach Holland, weil er, ſeiner Beziehungen zu den Neitſchützens, über die jetzt das Unglück hereinbrach, nicht zu gedenken, erſt ſeine Rechnungen über die ihm anvertrauten Summen in Ordnung zu bringen hatte und das etwas ſchwierig finden mochte. Wäre jene Geſchichte wahr, ſo hätte Schöning nun ſogleich entlaſſen werden müſſen, was jedoch erſt verſchiedene Monate ſpäter erfolgte. Seine endliche Freilaſſung hat man bald lediglich der perſönlichen Anmuth der Rechenberg zugeſchrieben, bald auch behauptet, die Rechenberg und Beichling hätten einen kaiſerlichen Miniſter, der kurz vorher von einem Juden um 30,000 Thaler betrogen worden ſei, dieſe Summe erſtattet, worauf ſich Alles gemacht habe (ſ. v. Moſer, Kleine Schriften, VII, 400). Möglich, daß dieſes Geld bezahlt worden, aber weniger wahrſcheinlich, daß Schöning außerdem nicht in Freiheit gekommen wäre. Wir rechnen dieſe Geſchichten zu dem Klatſche. Schöning's Befreiung wurde dadurch bewirkt, daß der neue Kurfürſt Friedrich Auguſt dieſelbe zur Bedingung der Erneuerung des von ſeinem Bruder eingegangenen Bündniſſes mit dem Kaiſer machte, die am 23. Mai 1694 erfolgte, und ſie wurde dadurch erleichtert, daß man, in Folge des in Sachſen eingetretenen Regierungswechſels, Schöning nicht mehr für gefährlich hielt, und es hinreichend fand, ſeine Verwendung in dem ſchwebenden Kriege zu verbitten.

---

[1] Ein Bericht über dieſe Vorgänge bei v. Schöning läßt ihn hier in den drei Heben wohnen, gleich darauf den Prinzen Friedrich Auguſt auch in den drei Heben abſteigen und von da zu Schöning hinfahren, was ſich denn nicht recht vertragen will.

---

[1]) Der Bericht (bei Büſching) läßt ihn ſogar mit der Ratification des Vertrags nach Dresden abgehen.

Nachdem man ſich für dieſen Standpunkt entſchieden hatte, worüber General v. Birkholz [1]) die Schlußerklärung erhielt, wurde Schöning in Wien mit allen möglichen Ehren behandelt. Er erhielt Audienz beim Kaiſer und durfte dieſe, da er vom Podagra arg geplagt war, ſitzend abmachen, was damals allerwärts großes Aufſehen erregte. An der ſächſiſchen Grenze, bis wohin ihn eine kaiſerliche Ehrengarde begleitete, empfing ihn der vorausgeeilte General Birkholz. Viele Offiziere holten ihn feierlich ein. Am 2. Auguſt 1694 traf er wieder in Dresden ein. Der neue Landesfürſt beſtätigte ihn (5. Sept.) in ſeiner Stellung als Feldmarſchall, wirklicher Geheimer Rath und Geheimer Kriegsrath. Man findet aber nicht, daß er unter Friedrich Auguſt Einfluß geübt, und es iſt uns daher unwahrſcheinlich, daß Er es geweſen ſein ſoll, der den Grafen Julius Heinrich Frieſen aus Sachſen vertrieben, wie es denn nicht in ſeiner Art lag, wirklich talentvolle Männer zu verdrängen. Er fand in Sachſen eine neue Zeit und dürfte, auch wenn es nicht zur Bedingung gemacht worden wäre, daß er während des Krieges nicht im

---

1) Cuno Chriſtoph.

activen Dienſte verwendet werden ſolle, ſchwerlich viel Ausſicht gehabt haben, in dem Wettkampfe mit dem Gedränge gunſt- und machtgieriger Rivalen, wie ſie jetzt in Sachſen emporſchoſſen, obzuſiegen. Ueberdem plagten ihn Podagra und Stein, dieſe Erbfeinde der Kriegsgurgeln jener Tage; er ſuchte vergebens im Karlsbad, das er, ohne eine anderweite Verhaftung beſorgen zu müſſen, beſuchte, Linderung, erhielt noch einen Antrag, in venetianiſche Dienſte zu treten, der wenigſtens darauf hindeutet, daß man ihn nicht mehr in Sachſen gefeſſelt glaubte, und ſtarb am 28. Aug. 1696. Nachdem ſeine Leiche ausgeſtellt worden, wurde ſie am 25. Nov. nach ſeinen Gütern abgeführt und 4. Dec. zu Tamſel, wo er ein Schloß gebaut und die Kirche reſtaurirt, wie zu Warnick eine Kirche erbaut hatte, feierlich beigeſetzt. Auf die erſte Nachricht von ſeiner Verhaftung hatten der Statthalter und die Geheimen Räthe in Berlin eine Art Sequeſtration von Tamſel verfügt und ſeine Papiere nach Berlin bringen laſſen. Auf deshalb von Dresden aus erhobene Beſchwerde verwahrte ſich der Kurfürſt Friedrich III., in einem Schreiben an ſeinen Geſandten, zuvörderſt mit auffälliger Wärme gegen jeden Verdacht, als habe er oder ſein Miniſter Danckelmann, dem man alſo doch eine beſondere Feindſeligkeit gegen Schöning zugetraut haben muß, irgend einen Antheil an Schöning's Verhaftung, und erklärte er, jene Maßregel ſei aus Irrthum verfügt worden, weil man geglaubt habe, Schöning müſſe etwas Großes verbrochen haben, das eine Confiscation nach ſich ziehen könne; ſie ſei aber ſogleich auf eine bloße Veranſtaltung zur Sicherung ſeiner Intereſſen reducirt worden. Die Papiere wurden noch 1692 uneröffnet zurückgeſtellt.

Aus Schöning's Ehe waren fünf Söhne und ſechs oder ſieben Töchter geboren worden. Seine Gemahlin ſtarb 1698. Es iſt uns zur Zeit nicht geglückt, über alle ſeine Kinder Auskunft zu finden. Sein älteſter Sohn, Bogislaus (geb. 14. Oct. 1669), war, als kurſächſiſcher Oberſtlieutenant der Trabanten zu Pferd, während der Gefangenſchaft des Vaters geſtorben (23. Mai 1693), und mag dieſer Tod dem Vater deren Leiden ſchwer verbittert haben. Ein Zweiter, Johann Ludwig, kurſächſiſcher Oberſt, vermählte ſich 1699 mit einer Gräfin v. Dönhoff. Von den Töchtern war Luiſe in zweiter Ehe [1]) an Johann Georg Freiherrn v. Rechenberg auf Eythra, kurſächſiſchen Geheimen Rath und ſeit 1700 Geſandten zu Hannover († 1729, im 71. Jahre, kinderlos), vermählt, deſſen Schweſter mit Beichling verheirathet war. Sie ſoll früher die Gunſt König Auguſt's II. genoſſen haben, verlor ſie durch ihre Einmiſchung in Staatsintriguen gänzlich, feſſelte dann den Großkanzler Beichling und ward in deſſen Sturz verwickelt und auf den Königſtein gebracht. Durch die Coſel befreit, arbeitete ſie mit Dieſer erfolgreich an Beichling's Rettung, ſoll aber von Letzterm mit Undank belohnt worden ſein, und iſt, bis an ihren Tod die Rolle der Weltdame behauptend, lange vor ihrem Gemahl geſtorben. Eine andere Tochter, Sophie Wilhelmine, war erſt an Einen v. Blumenthal, dann an den Hofmarſchall und Schweizercolonel Sigmund v. Erlach (ſtarb 30. Dec. 1722), als deſſen zweite Frau, verehelicht.

Tamſel kam ſpäter an eine Tochter Johann Ludwig's v. Schöning, eine Enkelin des Feldmarſchalls,

---

[1]) Zu einer erſten Ehe mit einem ſehr reichen Manne, der aber bald geſtorben ſei und von dem ſie anſehnlich geerbt habe, ſoll ſie von ihrem Vater gezwungen worden ſein. Aber auch ihren zweiten Gemahl wollte ſie ungern genommen haben.

Eleonore Luiſe (geb. 1709, † 1784), die ſich 1723 mit dem preußiſchen Oberſten, nachherigen Generallieutenant Adam Friedrich v. Wreech (geb. 28. Mai 1689, † 27. Aug. 1746) vermählte, 1731 aber in einem zärtlichen Verhältniſſe mit dem damaligen Kronprinzen, nachherigen König Friedrich II., geſtanden haben ſoll. Dieſem wurde die Vaterſchaft der Tochter zugeſchrieben [1]), die ſie am 27. Mai 1732 gebar und Friederike Sophie taufen ließ. Dieſelbe vermählte ſich 1752 mit Graf Stanislaus Gerhard v. Dönhoff (geb. 1725, † 1. Nov. 1758), dem ſie 1754 einen Sohn gebar, und dann anderweit, im März 1776, mit Dodo Heinrich Freiherrn v. Kniphauſen, preuß. Geh. Kriegsrath. Nach dem Ausſterben der Wreechs kam Tamſel an die Dönhoff's, als Erben jener Friederike Sophie, iſt aber durch die Gräfin Roſalie Ulrike v. Dönhoff-Dönhoffſtädt (geb. 3. Oct. 1789), die ſich 4. Juni 1816 mit Johann Chriſtoph Hermann v. Schwerin (geb. 18. Juni 1776) vermählte, auf die Schwerins übergegangen. — Birkholz fiel, nachdem der Mannsſtamm des Feldmarſchalls erloſchen war, an eine andere Linie der Schönings.

Barfus hielt ſich länger im Glück, als ſein Gegner. Er hatte noch 1689 die Ehre, die Dispoſition zu dem letzten Sturme auf Bonn zu entwerfen, führte 1690 mit Derfflinger, und nach deſſen Erkrankung allein, das Commando der brandenburgiſchen Truppen in Flandern und am Rhein, befehligte 1691 ein Hilfscorps von

---

[1]) Gerade in jener Zeit wurde die Verheirathung des Kronprinzen betrieben und ſein ſonſt ſo ſtrenger Vater freute ſich diesmal, wie Grumbkow an Seckendorf ſchrieb, über dieſe ſogar ehebrecheriſche Ausſchweifung, weil er daraus die Hoffnung ſchöpfte, daß der Prinz, deſſen Zeugungsfähigkeit ſchon damals bezweifelt ward, auch bei der ihm zugedachten Gemahlin Vaterfreuden erleben würde. Dies iſt nicht in Erfüllung gegangen.

6253 Mann in Ungarn, erfuhr bei der am 8. Juni zu Göding vor Kaiſer Leopold abgehaltenen Revue viele Auszeichnung, commandirte in der Schlacht von Salankenem (19. Auguſt) das aus 17 Bataillonen und 31 Schwadronen beſtehende Centrum[1]), hatte rühmlichen Antheil an dem Siege, und ſollte ſchon damals zum Reichsgrafen erhoben werden, was er aber wegen ſeiner Kinderloſigkeit verbat. Sein Kurfürſt ernannte ihn zum General der Infanterie und ertheilte dem ganzen Geſchlechte Derer v. Barfus[2]) einen Lehnspardon. Gemeinſam mit Graf Guido Stahremberg belagerte und eroberte er noch die Feſtung Groß-Wardein, die am 16. October erſtürmt ward, und kehrte im Frühjahr 1692 nach Brandenburg zurück. 1692 befehligte er, neben Flemming und v. d. Heyden, die brandenburgiſchen Truppen am Rhein und in den Niederlanden und war viel im Hauptquartier des Prinzen von Oranien. 1695 wurde er Feldmarſchalllieutenant und erkaufte von den Erben des Feldmarſchalls v. Derfflinger die ehemals Borcke'ſchen

---

[1]) Den rechten Flügel commandirte Graf Karl Ludwig de Souches, der in der Schlacht zum Tode verwundet ward, worauf der treffliche Guido Stahremberg für ihn eintrat, den linken Flügel Graf Heinrich Johann v. Dünewald, aus dem Cleveſchen ſtammend, der auch noch 1691 ſtarb. Den Oberbefehl hatte bekanntlich der große Markgraf Ludwig von Baden. Die Türken fochten mit verzweifelter Tapferkeit und hatten länger als eine Stunde den Sieg in den Händen. Die Sieger hatten 7300, die Beſiegten über 20,000 Mann verloren, darunter den großen Vezier Kiuperglì.

[2]) Die Familie ſtammt aus Cöln, wo ſie den großen Parfuſerhof am Berlich beſeſſen hat, und will ihren Urſprung von den Römern und ihren Namen von parvus ableiten. Daß dieſe Sage mehr der neuern Zeit angehört, wo Aehnliches eine Zeit lang Mode war, lehrt das Wappen, welches drei nackte Füße enthält. Auch wurde die Familie früher Barfot, Barfte genannt, was gleichfalls auf Barfuß hinweiſt. Unter Albrecht dem Bär iſt ſie, mit andern Coloniſten, in die Mark gekommen.

Quittainenſchen Güter in Oſtpreußen, wobei er das Indigenat erhielt (16. Dec.). 1696, wo er die Grenze gegen Polen zu decken hatte, wurde er zum Generalfeldmarſchall ernannt (11. Juni). 1697 begleitete er den Kurfürſten auf der Reiſe nach Königsberg, wo die ruſſiſche Geſandtſchaft, bei welcher ſich der große Zar ſelbſt befand, empfangen ward, und nach Kurland. 1698 beſetzte er, mit dem Generallieutenant v. Brandt, Elbingen und wurde er Gouverneur von Berlin [1]), Oberkriegspräſident, Commandeur der Garde zu Fuß, Chef des ſonſt v. Flemming'ſchen Küraſſierregiments, Landeshauptmann der Grafſchaft Ruppin und des Landes Bellin. Am 10. Sept. 1699 wurde er in den Reichsgrafenſtand erhoben, nachdem er in einer zweiten Ehe Nachkommenſchaft erlangt hatte. Er begleitete den Kurfürſten, der dieſe Standeserhöhung am 29. October anerkannt hatte, auf einer Reiſe durch die Neumark und Pommern. In demſelben Jahre kaufte er von Friedrich Wilhelm v. Oppen Coſſenblat [2]) und Werder, 1700 von Adam und Hans v. Pannewitz Brieſcht, 1702 von Kaspar v. Oppen Wieſe und Platkow. Seine väterlichen Güter im Kreiſe Ober-Barnim hatte er ſeinen Brüdern überlaſſen. Im December 1700 begleitete er den Kurfürſten nach Königsberg zur Königskrönung, bei welcher er als Marſchall fungirte, und erhielt am 17. Januar 1701 den ſchwarzen Adlerorden bei deſſen Stiftung.

Bald darauf ſollte auch er die Wandelbarkeit des Glückes, wenn auch in milder Weiſe, erfahren, zunächſt in Folge davon, daß auch er ſich nicht mit ſeinem eigentlichen Berufe begnügt hatte. Er ſoll nicht ohne allen Antheil an dem Sturze Dankelmann's (III, 71 ff.) geweſen ſein, und ſcheint jedenfalls nichts gethan zu haben, die ſchmähliche Verfolgung, zu der man ſich nachmals gegen dieſen ausgezeichneten Mann verleiten ließ, zu mildern. Formell trat er (1697) an deſſen Stelle und mußte eine Zeit lang, wie Schöning in Sachſen, auch im Civil die Leitung übernehmen, wozu er ungleich weniger Beruf gehabt haben dürfte, als dieſer. Es zeigte ſich aber bald, daß der factiſche Premier Kolb v. Wartenberg (III, 90 ff.) war, und ſeit 1701 ward er es auch formell und Barfus wieder auf die Militärſachen beſchränkt, nachdem er ſich im Civil hauptſächlich durch die Einführung der Perückenſteuer bemerklich gemacht. Es iſt ſchon früher (III, 100 ff.) erzählt worden, wie bereits 1702 ein Verſuch gemacht ward, Wartenberg zu ſtürzen, der jedoch mislang. Barfus war dabei mit an die Spitze geſtellt worden, während auch hierbei die Dohnas und die Dönhoffs im Spiele waren, und die Folge war, daß er in Ruheſtand verſetzt ward.

---

[1]) Flemming kam damals in Ruheſtand.

[2]) Seine Großmutter, Katharine v. Oppen, ſtammte aus dieſem an der Grenze der Niederlauſitz gelegenen Gute an der Spree.

Er erhielt 8000 Thlr. Penſion und begann nun den großen Schloßbau auf der Spreeinſel bei Coſſenblat, der erſt 1712, nach ſeinem Tode, beendigt worden iſt. In Berlin beſaß er ein Palais, woraus die jetzige Stadtvogtei entſtanden iſt. Es hatte früher dem Grafen Rochus v. Lynar, dann dem Obermarſchall v. Grumbkow gehört, war aber von Barfus ſehr vergrößert und verſchönert worden. Auch hatte er zu Königsberg und Danzig ſchöne Häuſer mit vollſtändiger Einrichtung. Seiner erſten Ehe iſt ſchon oben gedacht worden. In zweiter Ehe vermählte er ſich 1693 mit der Gräfin Eleonore v. Dönhoff, einer Tochter des Oberkammerherrn, Generallieutenants und Gouverneurs von

Memel, Grafen Friedrich Dönhoff († 16. Febr. 1696), und der Freiin Eleonore Katharine Eliſabeth v. Schwerin († 1696), welche Verbindung, wie ſeine Vertrautheit mit den ſchlauen Dohnas, wol mit dazu beigetragen haben mag, daß der ſchlichte Kriegsmann ſich in die Hofintriguen verwickeln ließ. An die Dönhoffs kam ſchließlich auch der Haupttheil ſeiner Erbſchaft. Barfus, der am 27. Dec. 1701 zu Coſſenblat ſtarb, wo er auch begraben iſt, hinterließ zwar aus ſeiner zweiten Ehe drei Söhne, die aber alle noch in ſehr jungen Jahren waren. Der Aelteſte und Ausgezeichnetſte, Graf Friedrich (geb. 1694), auf der Ritterakademie zu Brandenburg erzogen, trat früh in Kriegsdienſte, wohnte 1715, als Adjutant des Grafen Chriſtoph Dohna, der Belagerung von Stralſund, 1716 als Major eines Kuraſſierregiments dem Feldzuge in Ungarn bei und ſtarb 1717 in Folge der am 17. Auguſt bei Belgrad erhaltenen ſchweren Wunden. Der zweite Sohn, Otto Albrecht, beſuchte gleichfalls die brandenburger Ritterakademie, ward dann Offizier und iſt jung geſtorben. Die Erziehung des dritten, 1700 geborenen, alſo bei dem Tode des Vaters erſt vierjährigen Sohnes, Karl Friedrich, ſoll vernachläſſigt worden ſein [1], und jedenfalls ſcheint er ganz unter dem Einfluſſe ſeines mütterlichen Oheims, des Grafen Alexander Dönhoff [2], geſtanden zu haben. Dieſer leitete und beförderte den

---

[1] v. Barfus, a. a. O., S. 40.

[2] Geb. 9. Febr. 1683, ein Sohn des erwähnten Grafen Friedrich Dönhoff, Herr auf Angerau und Bünsen, preußiſcher Generallieutenant, † 9. Oct. 1742; vermählt 31. Oct. 1720 mit Charlotte Gräfin v. Blumenthal († 28. Sept. 1761). Sein Mannsſtamm iſt im November 1838 mit Graf Ludwig Nikolaus (geb. 9. Sept. 1769), der die preußiſchen Güter verkaufte, nach Tirol überſiedelte, katholiſch wurde und als k. k. Kämmerer und Major ſtarb, erloſchen.

Verkauf der Coſſenblater Güter an die Regierung (1736) und bewirkte die Allodification der Quittainenſchen Güter, welche dann von dem 1741 geſtorbenen Karl Friedrich teſtamentariſch an deſſen Couſin Otto Philipp Grafen v. Dönhoff [1]) kamen. Der Grafenſtamm der Barfus war erloſchen, und eine ſeltſame Fügung hatte die Güter der beiden ſtreitenden Feldmarſchälle an daſſelbe Geſchlecht, die Dönhoffs, gebracht.

---

[1]) Geb. 4. März 1710, Enkel des Grafen Friedrich, Sohn des Staatsminiſters Grafen Otto Magnus (geb. 18. Oct. 1665), der den Utrechter Frieden mit abſchloß und als Generallieutenant und Gouverneur zu Memel am 14. Dec. 1717 ſtarb, und der Emilie Gräfin Dohna-Schlobitten, die ſich nachmals mit Graf Friedrich Wilhelm von Schwerin vermählte und am 18. Sept. 1761 ſtarb, war preußiſcher Major, nahm aber 1740 den Abſchied und vermählte ſich (16. Sept.) mit Marie Amalie Gräfin Dohna-Schlodien. Seine Ehe war kinderlos und die Quittainenſchen Güter (25 Dorfſchaften) kamen an die Linie ſeines ältern Bruders, des Grafen Friedrich auf Friedrichſtein (geb. 8. Dec. 1708, verm. 8. Juni 1740 mit Sophie Wilhelmine v. Kamcke, † 1769).

V. Fürſt Anton Egon von Fürſtenberg.

In einer recht intereſſanten und inhaltreichen Schrift, welche unter dem Titel: „Geſchichte der ehemaligen Burg und Herrſchaft Frankenſtein und ihrer Herren“, aus der Feder des tüchtigen Alterthumsforſchers Dr. Heinrich Eduard Scriba, zu Darmſtadt 1853 erſchienen iſt, fanden wir u. A. S. 69 ff. folgende uns merkwürdige Stelle, welche an einige Mittheilungen über die Familie des Großvaters des Verfaſſers jener Schrift, des Pfarrers Philipp Moritz Scriba zu Niederbeerbach, anknüpft, in welche Parochie jene Burg gehört und wo der erwähnte Schriftſteller jetzt als Seelſorger wirkt:

„In dem Kreiſe obiger Familie endigte auch eine Frau, die gleichſam als eine Märtyrin der evangeliſchen Kirche betrachtet werden kann. Es war dies Frau Anna Francisca Fürſtin von Fürſtenberg, einzige Tochter des am 10. October 1716[1]) verſtorbenen Fürſten Anton Egon von Fürſtenberg, Statthalters in Sachſen, und deſſen Gemahlin Anna Sophie von Löwendahl, einer Baroneſſin aus Dänemark. Da der katholiſche Vater wol den Einfluß der lutheriſchen Mutter fürchtete, ſo übergab er ſie bereits in ihrem 5. Lebensjahre dem reichen St.-Claraklोſter zu Kölln, in welchem ſie auch nach und nach bis zu der Würde einer Aebtiſſin emporſtieg. Durch ein fleißiges Leſen in der heiligen Schrift und anderen evangeliſchen Schriften, welche ſie ſich zu verſchaffen gewußt hatte, die ſie aber begreiflicher Weiſe ſehr geheim halten mußte, für den evangeliſchen Glauben gewonnen, entfloh ſie in ihrem 56. Lebensjahre dem Kloſter und begab ſich nach Frankfurt a. M., um ſich dort von dem damaligen Senior Freſenius weiter unterrichten und in die Gemeinſchaft der evangeliſchen Kirche aufnehmen zu laſſen. Dieſer aber ſchützte, wahrſcheinlich aus Scheu vor ihren hohen Anverwandten, die damaligen Kriegsunruhen vor, ſandte ſie jedoch mit dringenden Empfehlungsſchreiben an das Conſiſtorium nach Darmſtadt, welches ſich denn ihrer auch liebevoll annahm und ſie dem damaligen Pfarrer Becker zu Niedermodau zur weitern Unterweiſung übergab. Bei demſelben legte ſie dann auch nach einiger Zeit ihr evangeliſches Glaubensbekenntniß „mit vieler Geſchicklichkeit, Standhaftigkeit und Treue“ ab, lebte ſodann in ſtiller Zurückgezogenheit theils zu Niedermodau, theils in Oberramſtadt und in den letzten ſieben Jahren ihres Lebens zu Niederbeerbach, wo ſie, wie bereits bemerkt, in obiger Pfarrfamilie eine gaſtliche Zufluchtsſtätte gefunden hatte. Sie ſtarb daſelbſt am 31. März des J. 1776, alt 76 Jahre und 7 Monate, ſtandhaft in der evangeliſchen Wahrheit, der ſie unter vielem leiblichen und geiſtigen Trübſale bis zu ihrem letzten Athemzuge treu geblieben war. Sie wurde am 2. April mit chriſtlichen Ceremonien öffentlich an der linken Seite der Sacriſteikirche beerdigt. (Niederbeerbacher Sterbeprotokoll v. J. 1776.)“

---

[1]) A. a. O. ſteht, jedenfalls in Folge eines Druckfehlers, 1710.

Dieſer Erzählung muß Irrthum oder Täuſchung zu Grunde liegen. Fürſt Anton Egon iſt niemals mit einer Baroneſſe Löwendahl verheirathet geweſen und konnte es am 31. Auguſt 1699, welcher Tag als der ungefähre Geburtstag jener Proſelytin anzunehmen ſein wird, nicht ſein. Auch ſonſt iſt faſt mit unbedingter Gewißheit zu behaupten, daß die fragliche Perſon in irgend einem legitimen Zuſammenhange mit ihm nicht geſtanden haben kann, und jedenfalls würde der angeführte Grund, aus dem er das Kind in das Clarenkloſter zu Cöln gebracht haben ſoll, auf ein eheliches Kind des Fürſten in keiner Weiſe Anwendung finden, wie ein Blick auf die Lebensumſtände deſſelben lehren wird[1].

Anton Egon Fürſt zu Fürſtenberg wurde am 23. April 1656 zu München geboren, der Sohn des damaligen Grafen Hermann Egon zu Fürſtenberg (geb. 5. Nov. 1627, † 22. Septr. 1674) und der Gräfin Maria Franciſca von Fürſtenberg-Stühlingen († 24. Auguſt 1680). Sein Vater, in den Bedrängniſſen des Dreißigjährigen Krieges erwachſen, als Kind mit ſeiner Mutter von Schloß zu Schloß geflüchtet, zu Cöln, unter jeſuitiſcher Leitung, Löwen, Rom gebildet, noch an den letzten Waffenthaten des Dreißigjährigen Krieges auf kaiſerlicher Seite theilnehmend, trat 1651 als Kammerherr und Geheimerath in kurbaieriſche Dienſte, in denen er, oftmals zu ehrenvollen und vertrauten Sendungen gebraucht, nach und nach zu dem Poſten eines Oberſthofmeiſters und Hofmarſchalls aufſtieg und lange Zeit und bis an ſeinen Tod der wahre Leiter des Staates und Hofes war. Wenn er eine Zeit lang an den dem franzöſiſchen Intereſſe gewidmeten Beſtrebungen ſeiner Brüder Franz Egon und Wilhelm Egon[2] einigen Antheil genommen und namentlich dem Gedanken, die durch den Tod Ferdinand's III. erledigte Kaiſerkrone dem Kurfürſten Ferdinand Maria zuzuwenden, nicht fremd geweſen zu ſein ſcheint, ſo nahm er doch ſelbſt als Provinzialgeſandter an der Wahl Kaiſer Leopold's Theil, ward 1669 mit ſeinen Brüdern in den Reichsfürſtenſtand erhoben[1]) und war nicht ohne Einfluß an dem kaiſerlichen Hofe. Doch zog er ſchon deſſen Ungunſt wieder auf ſich, als er ſich 1672, bei der franzöſiſchen Invaſion in Holland, gegen eine Bekriegung Frankreichs erklärte. Aus ſeiner Ehe wurden acht Kinder geboren. Auf Anton Egon, mit dem wir uns im Folgenden hauptſächlich zu beſchäftigen haben, folgte zunächſt Felix Egon, geb. 25. Nov. 1657, der in den geiſtlichen Stand trat, Abt zu Murbach und Lüders wurde, andere reiche Pfründen erhielt, aber ſchon 5. März 1686 an einem Bruſtleiden ſtarb. Anna Adelheid, geb. 16. Jan. 1659, 1663 zur Stiftsdame zu Eſſen und Thorn ernannt, vermählte ſich 1678 mit Fürſt Eugen Alexander von Thurn und Taxis und ſtarb zu Brüſſel 13. Nov. 1701. Marie Franciska, geb. 17. Sept. 1660, gleichfalls Stiftsdame zu Eſſen und Thorn, folgte ihrem Oheim, dem (nachherigen) Cardinal Wilhelm Egon, nachdem er ſeiner Haft entledigt, nach Frankreich, ward durch ihn dem Fürſten Wilhelm Hyacinth von Naſſau-Siegen vermählt (9. April 1687), ſtarb aber ſchon 7. Juni 1691. Ferdinand Max Egon, geb. 24. Oct. 1661, von der Mutter zu Wien erzogen, dann durch den Oheim Cardinal in franzöſiſche Kriegsdienſte gebracht, ward General und Inhaber eines Regimentes, ſtarb aber auch ſchon 6. Mai 1696, nach längerm Bruſtleiden, unvermählt zu Paris. Emanuel Franz Egon, geb. 7. März 1663, in Frankreich von ſeinem Oheim Franz erzogen, war eine Zeit lang Malteſer, trat in kurbaieriſche Kriegsdienſte, ward von ſeinem Oheim, dem Cardinal, 1686 mit der um dreizehn Jahre ältern verwitweten Gräfin Marie Katharina Charlotte von der Mark, geborenen Gräfin von Wallenrodt[1]), welche den hauptſächlichſten Einfluß auf den Cardinal übte[2]), verheirathet, fiel aber, als Oberſter ſein und des gleichfalls gefallenen Scherffenberg Regiment führend, bei dem Sturme auf Belgrad am 6. Sept. 1688. Er hatte aus der ungleichen und liebeleeren Ehe keine Kinder erlangt. Eine am 5. Juni 1665 geborene Tochter Hermann Egon's ſtarb früh, und ebenſo iſt ſein jüngſter, am 25. April 1667 geborener, durch früh hervortretende Anlagen viele Hoffnungen erweckender Sohn Johann Hermann Egon noch vor dem Vater geſtorben.

---

[1] Auch hier ſehen wir die Nützlichkeit der Genealogie, als Controle geſchichtlicher Angaben und Mittel der hiſtoriſchen Kritik.

[2] Ueber ſie vielleicht künftig einmal.

---

[1]) Er hat, mit Rückſicht auf ſeine beſchränkten Mittel, von dieſem Titel, den nicht Er geſucht zu haben ſcheint, keinen Gebrauch gemacht.

Anton Egon, der älteſte Sohn, blieb ſomit früh der einzige Vertreter der Heiligenbergiſchen Linie der Fürſtenberg[3]), und mit ihm iſt der Mannsſtamm dieſer Linie erloſchen. Er war zwar bei dem Tode ſeines Vaters noch nicht mündig, erhielt aber bald (16. April 1676) venia aetatis und trat in den Genuß ſeiner Herrſchaften. Während die kaiſerlich geſinnte Mutter ihn in Wien zu halten ſuchte, zog ihn der Einfluß der geiſtlichen Oheime nach Frankreich und er folgte zunächſt, unter dem Vorwande einer Reiſe nach Italien, von wo er nach Paris eilte, dem letztern Zuge. Dieſer Schritt, noch mehr aber die bald darauf ſeinen wiener Angehörigen zukommende Erklärung, daß er im Begriff ſei, ſich mit einer Franzöſin zu vermählen, erregte am kaiſerlichen Hofe einen ſo ſtarken Unwillen, daß man wol geneigt werden kann, an die Andeutungen zu glauben, er habe ſich vor ſeiner pariſer Reiſe mit einer Hofdame zu Wien verſprochen gehabt und ſich durch Nichterfüllung dieſes Verſprechens die kaiſerliche Ungnade zugezogen. Möglich auch, daß ihm nur dort eine ihn nicht anſprechende Verbindung zugedacht war, der er ſich eben durch die franzöſiſche Reiſe zu entziehen eilte. Ebenſo möglich freilich, daß an der ganzen Sache, die nur mit einem: „es will einiger Orten ſpargirt werden“, angekündigt wird[1]), nichts wahr iſt und daß man nur den Gebrauch, den er von der vor kurzem erlangten venia aetatis machte, bei dem Neffen Franz Egon's und Wilhelm Egon's, dieſer entſchiedenen Gegner des kaiſerlichen Intereſſes, doppelt empfindlich aufnahm. Sei dem wie ihm wolle, er vermählte ſich am 13. Jan. 1677, noch nicht 21 Jahre alt, mit Marie de Ligny, einer Tochter Johann's de Ligny, Staatsraths und Requetenmeiſters, die ihm die anſehnliche Herrſchaft Gregneuil und außerdem ein auf 800,000 Livres angegebenes Vermögen, ſowie weitere Ausſichten auf Erbſchaften zugebracht hat. Sie hatte früher mit einem Grafen v. Reckheim vermählt werden ſollen, wozu der Kaiſer damals ſeine Einwilligung gegeben, folglich auch darum begrüßt worden war. Fürſt Anton Egon war auf ſeinen ſchwäbiſchen Gütern, als ihm ein kaiſerlicher Beſchluß zukam, wonach er, weil er ſich gegen die kaiſerlichen Avocatorien in Frankreich niedergelaſſen und mit den Feinden des Reichs durch Heirath verbunden, ſeines Sitzes und der Stimme auf dem Reichstage entſetzt und ſeine Güter, jedoch unbeſchadet des Antheils ſeiner Mutter und der jüngern Geſchwiſter, ſequeſtrirt werden ſollten. Die Ausführung des Befehls wurde dem Biſchof von Koſtnitz, Franz Johann, übertragen, welcher lange damit zögerte, im Auguſt aber doch zur Anlegung des Sequeſters und Verpflichtung der Unterthanen für den Kaiſer ſchreiten mußte[1]). Der Fürſt vertheidigte ſich in einer nicht ohne Schärfe verfaßten Denkſchrift, wendete ſich aber auch bittweiſe an den Kaiſer und die Kaiſerin; ſeine Mutter ging den Kaiſer um „allermildeſte Abſolvirung des fiscaliſchen Proceſſes per gratiam" an; ſein Geſchäftsführer, der Rath Franz Chr. Metz, war überaus thätig; der Fürſt fand Fürſprecher an der Kaiſerin, Kurmainz, Kurtrier, Kurbaiern und den ausſchreibenden Fürſten des ſchwäbiſchen Kreiſes, und am 6. Dec. 1678 wurden die kaiſerlichen Befehle wieder aufgehoben, am 17. Januar 1679 der Fürſt wieder in den Genuß ſeiner Güter eingeſetzt.

---

[1]) Sie war eine Tochter Johann Ernſt's Grafen v. Wallenrodt, ſachſen-lauenburgiſchen Hofmarſchalls, ſeit 21. Juni 1680 Witwe Franz Anton's Grafen v. d. Mark, 1650 geboren, † 4. April 1726 auf ihrem Schloſſe Bourbaiſiere. Ihre erſte Ehe war nicht ohne Nachkommenſchaft geblieben.

[2]) Er hatte ſie ſchon bei Lebzeiten ihres erſten Gemahls geliebt, und auf einem ſeiner Gange zu ihr ward er 14. Febr. 1674 von kaiſerlichen Cavalieren und Offiziers zu Cöln aufgegriffen und erſt nach Bonn, dann nach Wien geſchafft. Erſt der Nymweger Friede befreite ihn.

[3]) Die neuern Theilungen des Hauſes Fürſtenberg, das ſeinen älteſten bekannten Stammvater in dem Grafen Cuno um 830 ſucht, beginnen mit den Söhnen Graf Friedrich's († 1559). Von dieſen ſtiftete 1) Chriſtoph die Kinzigthaler Linie. Dieſe theilte ſich mit ſeinen Urenkeln in die Meßkircher und die Stühlinger Linie. Die Meßkircher Linie erloſch 1744. Aus der Stühlinger ſind die heute noch blühenden Linien erwachſen. 2) Joachim ſtiftete die Heiligenbergiſche Linie, welche 1716 mit Anton Egon ausging.

---

[1]) S. den von Fickler bearbeiteten vierten Band von Münch's Geſchichte des Hauſes und Landes Fürſtenberg (Karlsruhe 1847), S. 77.

---

[1]) Auf den ſchwäbiſchen Herrſchaften Anton Egon's, Heiligenberg, Jungnau, Werenwag, Trochtelfingen, Laar-Wartenberg, wurden damals 2836 Familien gezählt. Er beſaß daneben noch Güter in Oeſterreich, Baiern und dem Elſaß.

Der Vorgang hatte aber die andauernde leidige Folge, daß eine factiſche Trennung der eben erſt geſchloſſenen Ehe eintrat. Die Fürſtin weigerte ſich auf das Entſchiedenſte, Frankreich zu verlaſſen, und hat nie einen Fuß auf deutſchen Boden geſetzt. Dachten doch damals die Pariſer und noch mehr die Pariſerinnen überhaupt — hierin den alten Römern gleichend —, daß überall außer Paris das Exil ſei, und in dem Falle der Fürſtin fand das Vorurtheil Nahrung und Vorwand in der herben Ungunſt, mit welcher das Reichsoberhaupt ihre Verbindung betrachtet hatte. Der Fürſt dagegen war durch das Vorgegangene eingeſchüchtert und trug jedenfalls Bedenken, nach Frankreich überzuſiedeln, ſtrebte vielmehr, ſich in Deutſchland Stellung und Wirkungskreis zu ſichern, was ihm, wenn auch ſpäter und anders, als er erwartet, zu Theil ward. So blieben die jungen Ehegatten getrennt und nur beſuchsweiſe kam der Fürſt von Zeit zu Zeit nach Paris, welchen Beſuchen vier Kinder ihr Daſein verdankten, die in den achtziger Jahren geboren ſind.[1] Der Beſuch, den er 8 Monate vor dem Ausbruche des Krieges von 1688 in Paris machte, wird wol ſein letzter geweſen ſein. Während des Krieges konnte er nicht nach Frankreich. Bei deſſen Ende im Jahre 1697 trat er ſeine Stellung in Sachſen an, die ihm in den erſten Jahren eine Entfernung nicht wohl geſtattete. 1701 bis 1714 beſtand neuer Krieg zwiſchen Deutſchland und Frankreich. In den erſten Jahren des 18. Jahrhunderts that die Fürſtin einen Schritt, welcher dafür ſpricht, daß das Verhältniß zwiſchen den Gatten ein erkaltetes geworden war. Dem Fürſten Anton Egon gehörte noch im niedern Elſaß die Herrſchaft Mauersmünſter. Eben in Folge der Abweſenheit des Fürſten aus und der Anweſenheit ſeiner Gemahlin in Frankreich war die Verwaltung dieſer Herrſchaft in die Hände der Letztern gekommen, und ſie hatte im September 1698 von Dresden aus eine förmliche, jedoch den Verkauf nicht umfaſſende Vollmacht dazu erhalten, die ſie jedoch an die Zuſtimmung des fürſtlichen Bevollmächtigten Beranger band, ſowie ihr Gemahl ihr auch ſonſt die Cardinäle Fürſtenberg und Noailles zu Rathgebern beſtellt hatte. Dieſe Herrſchaft verkaufte die Fürſtin am 7. Mai 1705, auf Grund ihres Ehevertrags, ihrer Eigenſchaft als Gläubigerin ihres Gemahls, einer am 1. Juli 1700 von Dresden erlaſſenen Zuſchrift des Letztern und der Beiſtimmung des Cardinals Ludwig Anton von Noailles [1]), Erzbiſchofs von Paris, für 101,500 Livres elſäſſiſcher Währung an den Abt Moſer von Mauersmünſter, welche Abtei alte Anſprüche an die Herrſchaft zu haben behauptete. Es hat jedoch der Act die Beſtätigung des Kaufs durch den Fürſten ſelbſt, der ſich darauf berief, daß der Verkauf während des Krieges, bei geſperrter Verbindung, ohne ſein Vorwiſſen vorgegangen, niemals erlangen können [2]), und die Kinder [3]) ſowohl, wie die Agnaten Anton Egon's erhoben nach ſeinem Tode Anſprüche, hinſichtlich deren der Abt wenigſtens die Erſteren mit der den Kaufſchilling weit überſteigenden Summe von 170,000 Livres, die er nachzahlte, abfand, ein Beweis, daß die Gräfin ſehr wohlfeil verkauft hatte. In jener Zeit hatte übrigens der Fürſt ſich durch andere, aber natürlich nicht eheliche Verbindungen über die Trennung von ſeiner Gemahlin zu tröſten gewußt und war von den damaligen dresdener Sitten inficirt worden. Die Fürſtin ſelbſt war am 18. Auguſt 1711 zu Paris geſtorben.[1] Die Kinder dieſer erſten und in Wahrheit einzigen Ehe des Fürſten waren: 1) Philippe Louiſe, geb. 2. Mai 1680, vermählt am 9. October 1700 mit dem Fürſten von Iſenghien[2]), † 1706; 2) Franz Joſeph, geb. 1682, † 1689 (nach Andern 1690); 3) Louiſe, vermählt im März 1704 mit einem Grafen v. Lanoy; 4) Maria Franciſca, vermählt 10. Jan. 1708 mit Johann Baptiſt Colbert, Marquis de Seignelay, der am 29. Febr. 1712 ſtarb. Wir heben alle dieſe Umſtände hervor, um zu zeigen, daß das im Clarenkloſter zu Cöln erzogene Kind nicht etwa aus der erſten, der einzigen bekannten Ehe des Fürſten entſprun-

---

[1] Nicht von Allen ſind die Geburtsjahre genau bekannt, und die Jüngſte, welche ſich 1708 vermählte, könnte recht wohl in den neunziger Jahren geboren ſein; indeß iſt das aus den im Texte angeführten Gründen höchſt unwahrſcheinlich, und möchten wir annehmen, daß ſie etwa 1688 erzeugt und 1689 geboren wurde.

---

[1]) Der andere Berather, Cardinal Wilhelm Egon v. Fürſtenberg, war 10. April 1704 geſtorben.

[2]) Sechs Wochen vor ſeinem Tode erklärte er ſich bereit, einen Bevollmächtigten zur Beilegung der Sache zu ſchicken, ſtarb aber darüber.

[3]) Zwei davon. Die Fürſtin von Iſenghien war todt und ihr Gemahl hat keine Anſprüche erhoben. Die Reclamanten können aber auch nicht die beiden andern Schwiegerſöhne geweſen ſein, wie

---

Fickler a. a. O. S. 89 ſchreibt, da der Marquis von Seignelay damals auch ſchon todt war.

[1] 1703 hatte ſie ihr Hotel daſelbſt in der Rue de Bacq, Quartier St. Germain des prez.

[2] Es war dies Ludwig von Gand, Fürſt von Iſenghien, Enkel des erſten Fürſten dieſes Namens, geb. zu Ryſſel 16. Juli 1678, 1697 franz. Oberſt, 1718 Generallieutenant, Statthalter von Artois und Gouverneur von Arras, 1741 Marſchall, † 6. Juni 1767. In zweiter Ehe nahm er Marie Louiſe Charlotte, Tochter Karl Pot's, Marquis von Rhodes, in dritter 16. April 1720 Margarethe Camilla Grimaldi, Tochter des Fürſten Anton von Monaco, ſtarb aber kinderlos. Die Fürſtenberg hatte ihm einen Sohn geboren, welcher früh geſtorben war.

gen ſein könnte, ſodaß nur in Betreff der Mutter und des Grundes ſeiner Unterbringung im Kloſter ein Irrthum obgewaltet hätte. Es iſt höchſt unwahrſcheinlich, daß dem Fürſten 1699 von ſeiner Gemahlin ein Kind geboren worden. Wäre es geſchehen, ſo würde weder ein Grund zu finden ſein, noch wäre es ihm möglich geweſen, daſſelbe 1703 oder 1704 aus dem ihm verſperrten Frankreich hinweg in das Clarenkloſter zu Cöln zu bringen. Auch konnte er, da ſeine Gemahlin erſt am 18. Auguſt 1711 geſtorben iſt, ſie auch nicht kirchlich geſchieden worden ſind, wie ſie zudem Beide eifrige Katholiken waren, vor dem Spätjahre 1711 keine zweite Ehe geſchloſſen haben, würde es, mit Rückſicht auf die Trauerzeit, ſchwerlich vor 1712 gethan haben, ſodaß, auch wenn man annehmen wollte, das fragliche Kind ſei ſpäter, als angegeben, geboren, der Fürſt kaum noch vor ſeinem, am 10. October 1716 in Sachſen erfolgten Tode ein fünfjähriges Kind in das Clarenkloſter zu Cöln bringen konnte. Daß er ſich aber gar nicht anderweit vermählt hat, noch es füglich konnte, wird ſich wol aus dem weitern Berichte über ſeine Lebensumſtände ergeben.

Fürſt Anton Egon lebte ſeit 1678 bald auf ſeiner Herrſchaft Weitra, bald zu Wien, bald zu München und hätte gern in Baiern, deſſen Kurfürſt ihm durch Güterverleihungen Gnade bewies, oder in Wien eine Stellung erlangt, kam aber weder dort noch hier zu ſeinem Ziele. Im Jahre 1691 fiel er aufs neue in ſolche Ungnade bei dem Kaiſerhofe, daß er angewieſen wurde, ſich in kürzeſter Zeit aus Wien fort und auf ſeine Güter zu begeben. Den Grund dieſer Ungnade erklärt er ſelbſt für ihm unbekannt, und es iſt auch nie ein ſolcher zu Tage gekommen, ſodaß man wol annehmen kann, daß ihm keine beſtimmte Handlung zum Vorwurf gemacht worden iſt. Die Vermuthung iſt wol nicht unwahrſcheinlich, daß eine Intrigue ſolcher Perſonen, die es ungern geſehen hätten, wenn der Fürſt die von ihm in Wien erſtrebte Stellung erlangt hätte, den alten Verdacht gegen ihn, ſowie die neueren, den Krieg mit Frankreich hervorrufenden Schritte ſeines Oheims Wilhelm benutzt hat, um den Kaiſer zu jener Maßregel zu beſtimmen. Man erfährt bei dieſer Gelegenheit, daß er Ende 1687 zu Paris geweſen iſt, ſich aber acht Monate vor Erlaſſung der kaiſerlichen Avocatorien nach Deutſchland zurückbegeben hat; ferner, daß er 1691 ein Haus in Wien kaufen wollte. In dem letztern Umſtande ſucht er den Grund, warum ſeine Gegner, die daraus geſchloſſen, daß er ſich in Wien fixiren wolle, ſich beeifert hätten, ihn zu vertreiben. Seine Freunde ſuchten übrigens den Grund dieſes Eifers nicht in bloßem Stellenneid, ſondern darin, daß man von Fürſtenberg ein Einſchreiten gegen eingewurzelte Misbräuche erwartete. Seine ſehr treue Freundin und Baſe, die Gräfin Marie Eliſabeth Thereſe von Fürſtenberg [1], ſchrieb an ihn: „**Si le bon dieu me donnoit seulement la grace, de vous pouvoir bien faire comprendre, comme nôtre cour est, vous ne songeriez pas de vous y vouloir establir, mais seulement tenir toujours le parti de nôtre maitre, sans lui servir de vôtre persone.**

---

[1] Geb. 7. Juni 1650, eine Tochter ſeines älteſten Oheims, des Grafen Ferdinand Friedrich Egon (geb. 6. Febr. 1623, † 27. Aug. 1662), und Eliſabeth Freiin von Montrechier, verw. von Grambach († 26. Mai 1668). Sie wurde Stiftsdame zu Buchau und Hofdame zu Wien, ſcheint ein ſehr edles, liebevoll theilnehmendes Weſen geweſen zu ſein, und ſtarb zu Linz im Kloſter der Urſulinerinnen 5. Jan. 1717.

En cela vous ne reuissirez jamais, car tout ce que vous ferez pour y parvenir vous sera expliqué en mal et vous rendra suspect[1]) et que vous voulussiez vous mettre en teste de surmontre tout par vôtre conduite, vous n'en pourrez point avoir d'assez prudente, qui ne sera mal prit, car on ne veut point avoir des gens tourné comme vous, die alte Unordnung muß bleiben, cela est sur.“ Man ſieht, ſie rieth ihm, ſich zwar auf der kaiſerlichen Seite zu halten, aber nicht des Kaiſers Dienſt zu ſuchen. Im Gegenfalle werde er ſtets Verdächtigungen und üble Auslegungen erfahren, und dürfe nicht erwarten, daß auch das verſtändigſte Verfahren, das ſie ihm alſo doch zugetraut haben muß, ihn über dieſe den Sieg davontragen machen werde; denn man wolle Leute ſeines Schlages nicht, weil die alte Unordnung bleiben ſolle.

Der Fürſt zog ſich nach Heiligenberg, ſpäter nach Weitra zurück und beſchäftigte ſich mit Bemühungen, die Gnade des Kaiſers zurückzugewinnen, während Zeitungen und Gerüchte ſich in Muthmaßungen und Ausſtreuungen über die Gründe ſeiner Ungnade erſchöpften, laue Freunde ſich von ihm zurückzogen, gemeine Seelen ſich jeder Rückſicht gegen ihn entbunden glaubten. Ihm ſelbſt war die ganze Lage ſo drückend, daß er in ſeiner Verzweiflung Aeußerungen that, welche allerdings keine männliche, unabhängige, ſelbſtbewußte Seele verrathen und jedenfalls darthun, daß er außer der Hofſphäre kein Glück zu finden wußte. Er hielt den Fürſten

---

[1]) Dies ſcheint darauf zu deuten, daß man argwöhnte, oder ihn verdächtigte, er ſuche den kaiſerlichen Dienſt, um Frankreich zu dienen. Auch als er nach Sachſen kam, hegte der engliſche Geſandte denſelben Argwohn, der doch keine Beſtätigung erhielt.

Salm[1]), nebſt dem ſpaniſchen Geſandten, für ſeinen Hauptgegner, der am meiſten gegen ihn machinirt habe, und ſprach nun, allerdings nur in dem Entwurfe einer Art Inſtruction für ſeine Agenten, ſeine Intention aus, ſich um die Freundſchaft jenes Fürſten zu bewerben, deſſen „Creatur" er ſein wolle, beklagte ſich, daß derſelbe ihn nie zu Tiſche geladen u. ſ. w. In ſeiner Niedergeſchlagenheit vernachläſſigte er ſein Aeußeres und ließ ſich einen Kapuzinerbart wachſen. In ſolche Verzweiflung ſtürzte es das Haupt eines der erſten deutſchen Grafenhäuſer, den Inhaber ausgedehnter Beſitzungen, der in der Sorge für vielleicht 20,000 Unterthanen den ſchönſten, lohnendſten Wirkungskreis finden und dabei ſich des unſchätzbaren Gutes würdiger, ehrenvoller Unabhängigkeit freuen konnte, eine Ungnade zu erfahren, deren Folge für ihn in nichts weiter beſtand, als daß er nicht länger in Wien fruchtloſe Sollicitirungen um ein Dienſtverhältniß fortſetzen, die kaiſerlichen Actenſchreine mit Projecten füllen und dem Hofe unvergoltene Dienſte leiſten durfte![2]) Doch das war nicht lediglich Fehler des Menſchen; es lag in der Zeit. Den Bemühungen ſeiner Agenten, ſowie zahlreichen und einflußreichen Verwendungen, namentlich des berühmten Markgrafen Ludwig von Baden, des Abts Cöleſtin von St.-Gallen, der dem Fürſten gewogenen hohen Frauen, vor Allem ſeiner treuen Baſe Thereſe, gelang es endlich, ihm eine Privataudienz bei dem Kaiſer auszuwirken, worauf er ſofort wieder in Gnade aufgenommen ward (Sept. 1692). Dem eigentlichen Ziele ſeiner Wünſche kam er damit nicht näher, und man erfährt von ſeinem fernern Aufenthalte in Oeſterreich nichts Sonderliches, als daß er, auf ſeine eigenen Koſten, durch den Mechaniker Cornelius Hill ein Pochwerk bei den ungariſchen Goldbergwerken einführte, welches dem Aerar jährlich mehr denn 100,000 Fl. erſparen ſollte, welche letztere Erwartung ſich aber in der Praxis, wie ſo oft, gar bedeutend reducirte.[1]

---

[1]) Karl Dietrich Otto Fürſt von Salm, geb. 27. Juli 1645, rüſtete 1666 ein Regiment gegen die Franzoſen aus, ward 1674 bei Senef gefangen, kämpfte vor Wien und in Ungarn, ward Generalfeldmarſchall, 1685 wirkl. Geh. Rath und Oberhofmeiſter des Erzherzogs Joſeph, unter Joſeph I. erſter Miniſter bis 1709, wo er ſich auf ſeine Güter zurückzog, † 1710. Vermählt war er 1) 1665 mit Godefreda Maria Anna, Tochter des Grafen Wolfgang Geleen, die 29. Sept. 1667 ſtarb; 2) 20. März 1671 mit der Pfalzgräfin Luiſe Marie, einer Enkelin der Stuarts, die am 11. März 1679 ſtarb. Er war der entſchiedenſte Franzoſenfeind und mag vielleicht deshalb Fürſtenberg mit Mistrauen betrachtet haben, war jedoch ein zwar heftiger, aber biederer Mann und kein Ränkeſchmied.

[2]) Fickler, a. a. O., S. 97.

Außerdem machten ihm die Angelegenheiten ſeiner Baſe der Gräfin v. Gronsfeld mancherlei Verdruß und Mühe. Es war dies auch eine Tochter ſeines Oheims Ferdinand Friedrich Egon, Eleonore Philippine Katharine, geb. 30. April 1654. Sie war nach dem Tode ihrer Aeltern an den Hof der Markgräfin Marie Franciska von Baden-Baden[2] gekommen, und hier vermählte ſie ſich

---

[1] Zeit auf den zehnten Theil. Die Erſparniß hat in 28 Jahren zuſammen 300,000 Fl. betragen.

[2] Geb. 18. Mai 1633 zu Koſtnitz, 9. Mai 1651 in Einem Tage bekannt, verlobt, vermählt mit dem 72jährigen Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm zu Neuburg, der am 10. März 1653 ſtarb; anderweit war ſie vermählt 23. Febr. 1666 mit Markgraf Leopold Wilhelm von Baden-Baden, einem kinderloſen Wittwer der Sophia von Milleſimo und Carretto, dem ſie ſechs Kinder gebar, von denen zwei Söhne den Vater überlebten. Er ſtarb 23. Febr. 1671 im Ungarkriege. Sie überlebte ihn lange, mußte vor Louvois' Mordbrennerſchaaren auf ihre böhmiſchen Güter flüchten und ſtarb daſelbſt am 7. März 1702. Sie war eine Tochter Graf Egon's zu Fürſtenberg und der Prinzeſſin Anna Maria von Hohenzollern und mit ihrem zweiten Gemahl Geſchwiſterkind. Von ihren den Vater überlebenden Söhnen mußte ſie

1677 mit dem Grafen Johann Franz v. Gronsfeld-Bronkhorſt (geb. 1639), einem Sohne des im Dreißigjährigen Kriege bekannten Generals. Die von dem Letztern erworbene Grafſchaft war, nach dem Eingeſtändniß ſeiner Witwe, ruinirt, und der Biſchof Franz Egon von Strasburg, der Oheim der Neuvermählten, ſagt. voraus, daß die verarmte Gronsfeld'ſche Familie an dem Fürſtenbergiſchen Erbe zehren werde. In der That ſcheint Graf Gronsfeld nach Gelde geheirathet zu haben, und als ſeine Gemahlin das Ihrige erlangt hatte und weitere Anſprüche nicht durchzuſetzen waren, entzog er ſich den Vorwürfen der mit Kälte Behandelten durch den Kriegsdienſt, kämpfte als k. k. General in Schwaben und Ungarn, und kam zuletzt zu dem Plane, ſie mit 800 Fl. jährlich in ein Kloſter zu thun. Beide Theile wendeten ſich mit Klagen und Beſchwerden an Anton Egon, und es ſcheint allerdings, daß dieſer in der Sache mit Unparteilichkeit verfahren iſt und die Schuld nicht auf Einer Seite allein geſucht hat. Was uns aus den Briefen der Gräfin bekannt worden iſt, in denen ſie ihren Gemahl zum Teufel wünſcht und nur einen anſtändigen Unterhalt und nicht ins Kloſter will, ſo findet man die Klage des Grafen über die Plagen, die er in ſeinem Eheſtande geduldet [1], nicht ſo unwahrſcheinlich und verurtheilt

---

den Jüngern auch ins Grab legen (1680) und der Einzige, der ihr blieb, Leopold Wilhelm (geb. 29. Febr. 1667, † 11. April 1716), war ſtumm.

[1] Er ſchrieb 1692: „Touchant la reconciliation il n'y a point de Monarque ni personne assez puissante dans le monde pour m'y faire resoudre. J'ai pris quatorze années de temps avant de venir a cette extremité et assurement pendant cet temps souffert comme un chien, et cela apres avoir essayé cinque cent reconciliations tant par l'interposition des ecclesiastiques que des autres.“

auch Anton Egon nicht, weil ſeine Baſe zuletzt ihn mit ihrem Gemahl auf Eine Linie der Tyrannei ſtellt. Es ſcheint jedoch gelungen zu ſein, wenigſtens eine äußerliche Verſöhnung zuwege zu bringen. Die Gräfin muß übrigens vor 1706 geſtorben ſein, indem ihr Gemahl ſich damals mit der Gräfin Marianne v. Törring-Jettenbach vermählte, die dem drei- oder vierundſiebzigjährigen Gatten noch am 4. März 1713 eine Tochter gebar, die aber ſchon am 25. Oct. 1715 wieder ſtarb. Er ſelbſt ſtarb als Gouverneur von Luxemburg 9. April 1719 und ſchon am 26. Juli deſſelben Jahres erloſch mit ſeinem Bruder Otto Wilhelm, der im geiſtlichen Stande lebte, das Geſchlecht der Gronsfeld-Bronkhorſt. Die heutigen Gronsfeld haben mit Jenen nur den Namen gemein und ſtammen von den Freiherren v. Diepenbroich, welche allerdings auf dieſe Grafſchaft ſchon früher Anſprüche erhoben hatten. In den Territorialbeſitz[1]) kamen ſie auch diesmal nicht; vielmehr erhielt die Witwe denſelben und brachte ihn ihrem zweiten Gemahl, dem Grafen Claudius Nikolaus v. Arberg, zu. Mit der dieſem geborenen Erbtochter, Marie Joſephe (geb. 14. März 1722, † 17. Febr. 1754), gelangte er (3. Jan. 1746) an deren Gemahl, den Grafen Max Emanuel v. Törring-Jettenbach und, als dieſer (1773) kinderlos ſtarb, an ſeinen Bruder, den Grafen Auguſt Joſeph und deſſen Nachkommen. Der Luneviller Friede wies Gronsfeld an Frankreich und die Törring wurden dafür 1803 mit der Abtei Gutenzell entſchädigt, nach der ſich die betreffende, aber auch im Erlöſchen begriffene Linie nennt.

---

[1]) Eine Herrſchaft bei Maſtricht. Die alten Grafen v. Gronsfeld waren im 15. Jahrhunderte im Mannsſtamme erloſchen. Eine Erbtochter Katharina brachte Gronsfeld an die Bronkhorſt.

Doch zu Fürſtenberg zurückzukehren; nach mitgetheilten Aeußerungen ſeiner Baſe Thereſe, ſowie nach den mancherlei Projecten, durch die er ſich bei dem kaiſerlichen Hofe zu empfehlen geſucht hatte, ſcheint es doch, als wenn es nicht bloßer Zufall, oder gelegentliche Bekanntſchaft und Empfehlung geweſen wäre, was den König Auguſt II. von Polen bewog, gerade dieſen Fürſtenberg zu einer Aufgabe zu erleſen, welche eben jener Richtung entſprach, zu der er wenigſtens den Willen und den Zug, wenn auch vielleicht nicht die nöthige Umſicht, Ruhe und Ausdauer beſeſſen zu haben ſcheint. Auguſt II. hatte ſo eben den polniſchen Königsthron beſtiegen und ſah voraus, daß die polniſchen Angelegenheiten ihn längere Zeit von denen ſeines ſächſiſchen Kurfürſtenthums abziehen würden, während doch dieſes die Quelle bleiben mußte, aus welcher die Mittel zur Behauptung ſeiner polniſchen Größe, aus denen das Geld zur Beſtechung der ewig geldbedürftigen Polen und die einzigen zuverläſſigen Truppen, die ihm zu Gebote ſtanden, fließen mußten. Er wollte in Sachſen einen Statthalter zurücklaſſen, der auch während der Abweſenheit des Königs deſſen Stelle vertreten und eine heilſame Controle über die hohe Beamtenwelt üben könne. Auguſt II. gebrach es mehr an ſtetigem Willen und regem Pflichtbewußtſein, als an Fähigkeit und Menſchenkenntniß, und er wußte gar wohl, daß unter all ſeinen hohen Räthen kein Mann von wahrhaft überlegenem Geiſte, und kaum ein Mann von fleckenloſer Redlichkeit[1]) zu finden war, daß ein dichtes Gewebe von Misbräuchen beſtand und die ſtreitenden Coterien doch alle darin mit einander wetteiferten, ihn zu täuſchen, zu gängeln und den Staat für eigenen Nutzen auszubeuten. Unter ſolchen Umſtänden war es kein unfeiner Gedanke, einen Nichtſachſen, aus einem alten und angeſehenen Geſchlechte des Reichs, mit fürſtlicher Würde geſchmückt, einen unmittelbaren Stand des Reiches, den Inhaber ausgedehnter Beſitzungen, zum Ueberwacher des ſächſiſchen Hofjunkerthums zu beſtellen. Damit ward zugleich der andere Gedanke verbunden, daß der Fürſt, dem man eine reformatoriſche Richtung zuſchrieb, deſſen Energie der „alten Unordnung“ am wiener Hofe Beſorgniß eingeſtoßt haben ſollte, in Sachſen der Reformator einer etwas neuern Unordnung werden, mancherlei eingeniſtete Misbräuche austreiben, das Regiment ſtracklicher und energiſcher machen, den Geſchäftsgang beleben, den Schlendrian bannen, den Unterſchleifen ein Ende bereiten und keinerlei Vergeudung dulden möge, als die des Hofes. Dazu die Finanzprojecte des Fürſten, von denen man hoffte, daß ſie durch Erſparniſſe an Ausgaben und reichern Zufluß an Einnahmen das immer ſteigende Geldbedürfniß des Hofes befriedigen würden, vielleicht ohne die Laſten der Unterthanen fühlbar zu ſteigern. Mag es ſein, daß man bei dem allen nicht gerade ſehr lebhaft an die letztern dachte; es war das bei Ludwigs XIV. Intereſſe für Colbert's Reformen auch nicht anders; aber den Unterthanen würde es doch zu Statten gekommen ſein, wenn es gelungen wäre, ihre Ausbeutung zum Monopol der Regierung zu machen und in dieſer den Gedanken wach zu halten, daß man den Baum nicht umhauen dürfe, von deſſen Früchten man leben will, den Boden nicht ausſaugen, der uns ernähren ſoll.

---

[1]) Ein Solcher war Graf Adolf Magnus v. Hoym (II, 325 ff.), gehörte aber einer in Sachſen noch zu neuen Familie an.

Am 14./24. Juni 1697 wurde dem Fürſten Anton Egon zu Fürſtenberg, von Görlitz aus, die Statthalterſchaft über Kurſachſen übertragen1), damit „in des Königs Abweſenheit nichts an der Regierung und andern nöthigen Dingen verſäumt werde“. Er erhielt volle Macht und Gewalt, „Misbräuche zu unterſuchen und abzuſtellen, bei allen einlaufenden Sachen, inſonderheit bei dem Steuer-, Münz- und Poſtweſen u. ſ. w., bei der Adminiſtration der Stadträthe, ja ſelbſt bei dem kurfürſtlichen Staate2) beſſere Einrichtungen zu verſchaffen und zu dem Ende alle Briefſchaften an der Steuer und ſonſten abzufordern, ſolches alles aber mit dem Geheimenrathe v. Hoymb und mit Zuziehung des Grafen v. Löwenhaupt und des Herrn v. Einſiedel3), was recht und billig, nützlich und gut befunden würde, zu veranſtalten, Räthe und Bediente abzudanken oder auch nach Anzeigung begangener Verbrechen zu verhaften, die an den König ergehenden Appellationen anzunehmen oder zu verwerfen, kurz Alles, was zum weltlichen Landesregimente gehört, zu expediren“. Am 15./25. Juli 1697 wurde von Tarnowitz aus, wohin der Fürſt den König ſelbſt begleitet hatte, die Vollmacht dieſer General-Commiſſion, welche jetzt den Namen eines Generalreviſionsrathes erhielt und

---

1) Die Beſtallungsurkunde iſt jedoch erſt vom 2. Dec. 1697.

2) Dem Hofſtaate.

3) Hoymb war eben jener Graf Adolf Magnus und bewährt ſich hier ein richtiger Blick des Königs. — Löwenhaupt, Graf Karl Guſtav, war aus ſchwediſchen Dienſten in ſächſiſche getreten, ſtarb aber ſchon 1703, war mit einer Schweſter der Aurora Königsmark vermählt und der Vater jenes unglücklichen ſchwediſchen Generals Karl Emil L., der die Verworrenheit der ſchwediſchen Freiheitszuſtände auf dem Schaffotte büßen mußte. — Der Dritte war Curt Heinrich v. Einſiedel auf Weißbach und Dittersdorf, aus dem Hauſe Scharfenſtein, geb. 11. März 1662, † 23. Mai 1712, Kammerherr, geh. Kriegsrath und vorſitzender Kammerrath; vermählt 2. Juni 1691 mit Magdalene Sibylle Marſchall v. Biberſtein.

durch den Geheimerath v. Rumohr und den Hofrath Zech[1]) verſtärkt wurde, mit dem Zuſatze erneuert, daß ſie Jeden, der dem landesherrlichen Intereſſe[2]) entgegenlaufende Geſchenke annähme, um das Zehnfache von jedem Thaler büßen ſolle. Sie erhielt eine neue Inſtruction und ward angewieſen, ein consilium formatum zur Fällung der Erkenntniſſe niederzuſetzen, weil dem Könige auch die höchſten Gerichtshöfe verdächtig gemacht worden waren. Am 21. Juli 1698 erſchien ein Patent, worin es u. A. hieß: „Es ſoll kein anderes Collegium dieſer Lande dem Reviſionscollegium entgegenhandeln, oder daſſelbe an etwas hindern, jedermann auf ſein Verlangen vor ihm erſcheinen, ſich wider den ihm vorgeſchriebenen Proceß keineswegs ſetzen, noch mit demüthigen Appellationen an die Perſon des Königs ſelbſt daſſelbe behelligen, als welche Dieſer, nach der jenem Collegio anbefohlenen kurzen Art, zu verfahren, gänzlich verwerfen will, es müßten denn wirkliche Beſchwerden vorhanden und von dem Collegio ſelbſt nach eingewandter Supplication keine Gerechtigkeit zu erlangen geweſen ſein.“

Der Statthalter führte nicht blos in dieſer Ausnahmebehörde den Vorſitz, ſondern hatte das Recht dazu in allen hohen Collegien, wo überall ein Stuhl für ihn angebracht war. Es waren ihm jährlich 24,000 Thlr, 280 Klaftern Holz, 200 Fuder Heu, 30 Centner Fiſche und ein Wildpretsdeputat ausgeworfen. Auch war ihm geſtattet, auf Koſten der kurfürſtlichen Kaſſen eine Leibwache von 20 Pferden zu unterhalten. Als er zur Michaelismeſſe in Leipzig erſchien, wurde er mit fürſtlichem Pomp empfangen und mit einer Serenade begrüßt, die ſich anhob: „Willkommen, großer Prinz, bei unſern Linden.“ — Von den die proteſtantiſche Kirche berührenden Geſchäften wurde er jedoch durch eine Inſtruction an das Geheime Conſilium, **Krakau** 21. Dec. 1697, vollſtändig ausgeſchloſſen. [1]

---

[1]) Bernhard Zech, geb. zu Weimar 31. Auguſt 1649, gothaiſcher Regierungsſecretair, trat in kurſächſiſche Dienſte und ſtieg bis zum wirkl. Geheimerath, ward 1717 Edler v. Zech, † 11. März 1720. Sein Mannsſtamm iſt erloſchen und die jetzigen Grafen v. Zech ſind durch Adoption zu dieſem Namen gekommen, gehören aber urſprünglich dem alten Geſchlechte der Burkersroda an. Bernhard Zech, deſſen Sohn Freiherr und Graf ward, war Herausgeber der „Schaubühne der jetzt regierenden Welt“ oder des „Europäiſchen Herolds“.

[2]) Warum nur dieſem?

Der Reviſionsrath begann mit großem Nachdrucke, indem er ſofort mehrere Beamte entfernte und den Oberhofmarſchall von Haugwitz [2]) in Haft nehmen ließ, ja ſelbſt gegen den ſchon 1680 entlaſſenen Vorgänger deſſelben, v. Wolframsdorf [3]), noch einſchritt, und nun ent-

---

[1] Sie ſteht in den Landtagsacten von 1836—37, Beilage zur II. Abth., 2. Samml., S. 177 ff.

[2] Friedrich Adolf v. Haugwitz auf Biſchdorf, geb. 1637, bildete ſich in Altorf, Regensburg und auf Reiſen, ward kurſächſ. Geſandter in Stockholm, 1672 Hofmarſchall, 1680 Oberhofmarſchall, worauf er unter Johann Georg III. ein Hauptleiter der Regierung war, auch die Poſten eines wirklichen Geheimeraths, Geheimen Kriegsraths und Oberſteuerdirectors bekleidete, ſowie er 1682 eine außerordentliche Miſſion nach Wien verſah. Er hielt ſich bis 1697, wo der Reviſionsrath ihn ſtürzte. Ob ihm Recht oder Unrecht geſchehen, ließe ſich nur aus den Acten ermitteln. Jedenfalls ließ man ihn ſehr bald ruhig abziehen und er trat als Geh. Statsrath in brandenburgiſche Dienſte, ging aber auch da ſchon 1700 wieder ab und ſtarb 1705. Sein ſchönes Münzcabinet verkaufte er 1700 an Herzog Wilhelm Ernſt von Sachſen-Weimar. Er war der Oheim der Gräfin v. Rochlitz, aber nicht bei deren Sache betheiligt.

[3] Unter Johann Georg II., was Haugwitz unter Joh. Georg III. war. Hermann v. Wolframsdorf ward 1669 Oberkämmerer, dann wirkl. Geheimerath, 1677 Oberhofmarſchall, daneben Kreis- und

ſprechende Maßregeln durch alle Zweige der Staatsve
waltung hindurch verfolgte. Die Aufgabe des Reviſion
rathes iſt aber gleichwohl nicht durchzuführen geweſe
Sie würde es wahrſcheinlich, auch wenn ſein Verfahr
keinen überlegenen Widerſtand gefunden hätte, nic
worden ſein, weil die Einführung eines Geiſtes d
Rechtſchaffenheit und Pflichttreue in eine corrupte Staat
verwaltung ſich nicht durch Furcht und Strafe allein e
zwingen läßt, ſondern vor allen Dingen, neben der äußer
Bedingung eines genügenden Auskommens der Beamte
vorausſetzt, daß auf den höchſten Stufen des Staat
gebäudes der Geiſt der Wahrheit, Redlichkeit und G
wiſſenhaftigkeit, das lautere Bewußtſein der rechtliche
und ſittlichen Verpflichtung in voller Reinheit und Stärk
waltet und nicht den ſcheinbaren Sondervortheil des Her
ſchers, ſondern das dauernde Wohl des Landes un
Volkes, von welchem das des Fürſten unzertrennlich iſ
die Erſtrebung der hohen und würdigen Aufgaben de
Gemeinweſens, zum Ziele und zur Weihe alles öffent
lichen Wirkens erhebt. Während Auguſt II., bei Begin
ſeines Reformwerkes, bei dem ſtrengen Verbote gegen da
Geſchenkenehmen nur die Fälle hervorhob, wo die Ge
ſchenke gegen das landesherrliche Intereſſe wirken ſollten

Amtshauptmann, ward bei dem Regierungswechſel 1680 entlaſſen un
† 1703 zu Mügeln, welches Amt er 1666, man ſagte mit franzöſ
ſchem Gelde, zu vielen andern Gütern gekauft hatte. Sein Soh
Johann Friedrich v. W., auf Mügeln, Schladitz, Groſſega, gilt be
kanntlich für den Verfaſſer des Portrait de la cour de Pologn
(III, 319 ff.) und iſt auf dem Königſtein geſtorben. Ein andere
Sohn, Johann Georg auf Sitten, Bockwitz, Saalhauſen, Limpach
Goſſwitz, Hartmannsdorf, Dürrenberg, geb. 12. Sept. 1679, war
in den Grafenſtand erhoben, ſtarb aber 8. Nov. 1710 ohne Nachfolg
Henriette Sophie, eine Tochter des Oberhofmarſchalls, brachte Mügel
an Chriſtoph Membold v. Umbſtedt, nach deſſen erbloſem Tode
1732 an das Stift Wurzen kam.

inſtruirte ſein weiſer Urenkel Friedrich Auguſt III., der das von Auguſt II. verfehlte Reformwerk wirklich und in der gediegenſten Weiſe durchführte[1], ſeine Juſtizbehörden, in allen Rechtsſtreitigkeiten, wo der landesherrliche Fiscus Partei ſei, nicht nur, wie überall, lediglich nach Maßgabe der Geſetze zu verfahren, ſondern auch im Zweifel lieber gegen den Fiscus, als zu deſſen Gunſten gegen die Unterthanen zu erkennen, wies er ſeine Finanzbehörde an: „bei jeglichem Gegenſtande vor allen Dingen darauf, was bei ſelbigem Recht und Billigkeit und der Wohlſtand der Unterthanen erfordert, ſodann aber erſt auf die davon zu ziehenden Nutzungen und Einkünfte das Abſehen zu richten", und beeilte er ſich, für Rechtsverletzungen, welche unter ſeinem Urgroßvater begangen worden, noch aus ſeinen Mitteln Entſchädigung zu geben. — Dieſer treffliche Regent führte weiter ſein Reformwerk ganz im Wege der Verfaſſung und des beſtehenden Rechts, ohne Ausnahmemaßregeln und tumultuariſches Verfahren, durch, wobei das Werk freilich nur langſamer vorſchreiten kann, aber ſicherer geht. Wir wollen es nicht unbedingt tadeln, daß Auguſt II. ſeinem Reviſionsrathe eine Art dictatoriſcher Gewalt gab. Es kann Zeiten und Zuſtände im Staatsweſen geben, wo ohne dergleichen nicht durchzukommen ſein mag, am wenigſten raſch und allſeitig. Aber je unbedingter und in Sachſen beiſpielloſer die Gewalt war, welche dem Reviſionsrathe anvertraut wurde, deſto ſicherer bedurfte ſie zu ihrer Rechtfertigung und ihrem Beſtande: daß ſie mit höchſter Discretion und Umſicht, unter ſtrengſter Vermeidung jeder ſchlechten Willkür, mit dem Nachdrucke zwar, den die

---

[1] Freilich keine Reform der Formen, aber die ungleich wichtigere des Geiſtes.

Erreichung des Zieles erforderte, zugleich aber mit Billigkeit und Vorſicht, vor Allem ohne Leidenſchaft und Eigennutz geübt wurde, daß die Träger der exceptionellen Gewalt nur im dringendſten Nothfalle von ihrem Ausnahmerechte Gebrauch machten, und vor Allem, daß ſie durch die Zwecke, denen es galt, durch die Erfolge, die erzielt wurden, durch Abſtellung großer und fühlbarer Beſchwerden und Uebelſtände, durch Durchführung allgemein erſprießlicher Reformen, durch überlegene Weisheit und Trefflichkeit ihres ganzen Verfahrens den Widerſpruch verſtummen machten und in der Meinung, in dem Vertrauen des Volkes eine Stütze eroberten. Das ſcheint denn doch über das Vermögen jener Männer gegangen zu ſein, welches jedenfalls nicht an das Maß der trefflichen Verſammlung reichte, welche über ein halbes Jahrhundert ſpäter (26. April 1762) unter dem Namen der Reſtaurationscommiſſion zuſammengeſetzt ward und in der That den Grund zu einer langen, ſegensreichen Periode des ſächſiſchen Staatslebens legte. Der Reviſionsrath Auguſt's II. ſcheint mehr einen Krieg mit Perſonen, als mit Sachen geführt, ſich, zum Theil durch böswillige Denunciationen veranlaßt, um tauſend Einzelheiten gekümmert, aber nichts Ganzes und Allgemeines ins Auge gefaßt, und hauptſächlich ſeiner Gewalt ſich mit einem gewiſſen Uebermuthe, in aufs Aeußerſte ausgedehnter Weiſe und theilweiſe geradezu misbräuchlich und ſelbſt eigennützig bedient zu haben. Dazu kam, daß ihm doch von Haus aus der Schutz, nicht der Unterthanen, ſondern des landesherrlichen Kammerintereſſes als die oberſte Richtſchnur geſtellt war, und daß weiter noch eine gewiſſe Tendenz, die Schranken der Landesverfaſſung und der Privilegien zu durchbrechen und in franzöſiſch-brandenburgiſcher Weiſe eine abſolute Souverainetät zu

„ſtabiliren“, wenigſtens durchleuchtete.[1] Durch das alles gab er dem natürlichen Widerſtande der durch ihn bedrohten Intereſſen, der herrſchenden Adelscoterien, der hohen Beamtenwelt, des oberen Richterſtandes, der Lieferanten und Geldmäkler und der Stadträthe, guten Schein und Nachdruck. Es hätte ſehr energiſcher, ja terroriſtiſcher Maßregeln bedurft, um, dieſem eng verflochtenen Bunde alles Einfluſſes, aller zeitherigen Macht im Lande gegenüber, die Maßnahmen und Entwürfe des Reviſionsrathes durchzuſetzen, und dazu hätte die Sache doch noch beſſer und hätten die Menſchen bedeutender ſein müſſen, als ſie waren. Wir würden der Behauptung, daß der Reviſionsrath mehrfach ausgeſchritten ſei, willkürlich, hart und ſelbſt eigennützig gehandelt habe, noch nicht ſo vollen Glauben ſchenken, wenn ſie blos auf die Beſchwerdeſchriften begründet wäre, welche die Landſtände unter dem 5. October 1699 und dem 3. Februar 1700 gegen den Reviſionsrath erließen, ungeachtet darin die Klagepunkte mit einzelnen Beiſpielen belegt ſind.[2] Dieſe Beſchwerdeſchriften greifen vielfach den ganzen Plan des Reviſionsrathes und die Befugniſſe an, die ihm zur Durchführung ſeiner Aufgabe unentbehrlich waren, und tragen auch ſonſt den Charakter jener Parteiſchriften, welche die Sache nur von der Einen Seite anſehen, während jede Sache in der Welt mindeſtens zwei Seiten hat, die man beide beſehen muß. Auch weiß man ja aus der vormärzlichen Zeit unſerer Tage, wie leicht ſich auch den nöthigſten Maßregeln ein gehäſſiger Anſtrich geben läßt. Aber auch ein Mitglied des Reviſionsrathes ſelbſt, Graf Hoymb, welcher den Gedanken deſſelben und ſeine Einrichtung, ſelbſt die von Tarnowitz aus verfügte Erweiterung gebilligt hatte, erklärte, daß der Reviſionsrath von ſeiner Inſtruction abgewichen ſei und excedirt habe, was er mit ſeiner alleinigen Stimme nicht zu hindern vermocht habe, weshalb er, wenn das nicht abgeſtellt werde, weder bei dem Reviſionsrathe, noch bei der Kammer länger bleiben möge, wies auch die vorgekommenen Uebergriffe im Einzelnen nach.

---

[1] Der ganze Gedanke des Reviſionsraths ſtimmt eigentlich ſehr zu Dem, worin das Portrait de la cour de Pologne die Panacee für Sachſens Uebel ſuchte.

[2] Sie ſtehen in den Landtagsacten von 1699 u. 1700, Bd. III. Vgl. auch Weiße, Neueſte Geſchichte des Königr. Sachſen, I, 340 ff.; Gretſchel, Geſch. des ſächſ. Volkes und Staates, II, 598 ff.

Der Reviſionsrath [1] hatte ſich gleich gegen die erſte Beſchwerdeſchrift der Stände in einer Rechtfertigungsſchrift vom 18. Nov. 1699 vertheidigt, worin er den Behauptungen ſeiner Gegner entgegengeſetzte Behauptungen entgegenſtellte, und zuletzt verſicherte, durch viele eingegangene Briefe beweiſen zu können, wir er als eine Zufluchtsſtätte der Bedrängten angeſehen worden ſei. Er habe die königlichen Rechte, Regalien, Fiscalgerechtſame fleißig, jedoch ohne Präjudiz eines Dritten, auf das beſte beobachtet, den Geheimenrath und die Landesregierung bei ihren überhäuften Geſchäften unterſtützt, die Sachen ſchleunig expedirt, vielen Hundert geldfreſſenden Proceſſen durch rechtmäßige Weiſungen und Vergleiche unentgeltlich abgeholfen, den Städten Ruhe, gute Polizei, Recht und Nahrung wieder verſchafft, das Commercium gefördert, die Rathsſtühle an einigen Orten von böſen Leuten geſäubert und in den Kämmereien durch Verpachtungen und beſſere Oekonomie guten Nutzen und Vorrath verſchafft. Das wäre denn viel in drei Jahren! Bezeichnend iſt auch, was namentlich in Betreff des Städteweſens geſagt iſt: „Der hohen Landesobrigkeit, als welche die Verfaſſung der Städte zu revidiren und nach Befinden die Anzahl der Rathsfreunde (welche ihre Dependenz von dem hohen Regali constituendorum magistratuum nehmen) zu vermehren und zu vermindern, auch der Räthe Bedienten, Syndicos, Stadtſchreiber und dergleichen ein- und abzuſetzen, bishero gepflogen, iſt keine Maaß gegeben, ob ſie lauter Gelehrte, oder auch theils Bürger und fromme biedere Leute in die Städte zu deren Administratoren ſetzen laſſen will.“ Faſt ſcheint dies auf eine Tendenz zu deuten, wie ſie ſpäter in Preußen durchgeführt ward, wo die Städte zu einem Verwaltungsobjecte des Staates gemacht und von dieſem adminiſtrirt wurden. Die Juriſten mochte man gern entfernen, weil man von ihnen den wirkſamſten Widerſtand befürchtete. Ganz gut nimmt es ſich aus, wenn es dann weiter heißt: „Die mittelmäßigen Städte haben ſodann im vollen Flor der Nahrung und guten Polizei geſtanden, als man nur einen oder zween der Rechte verſtändigen Mann zum Syndico oder Stadtrichter, die andern aus ehrlichen Bürgern gehabt, und haben die glorwürdigſten Vorfahren bei dergleichen Verfaſſungen auf die Art von Deutſchland geſehen, welche alle bürgerlichen Irrungen auf mündlichen Vortrag, nothdürftiges Verhör und kurzen lebendigen oder ſchriftlichen Beweis, da man über die allerwichtigſten Sachen nur zwei oder drei Gerichtstage gehabt, ohne weitern Proceß biedermänniſch entſchieden.“ Indeß hieß es auch da: Tempi passati. Es iſt ganz richtig, daß die moderne Staatsentwickelung von da an den rechten lebendigen Zuſammenhang mit der Volksentwickelung verloren hat, wie zuerſt das Recht, bis dahin das lebendigſte öffentliche Intereſſe des Volkes, aus dem es geſchöpft wurde, zum Monopol eines ſtudirten Standes, der ſeine Rechtsbegriffe aus den Ueberlieferungen eines nichtdeutſchen, untergegangenen Volkes herholte, gemacht ward, worauf das Volk nicht blos das Verſtändniß des bürgerlichen Rechtes verlor, nach dem es gerichtet ward, ſondern auch dem ihm zunächſt liegenden Zweige der öffentlichen Thätigkeit, in welchem es ſich das Mittelalter hindurch mit oft Staunen erregender Tüchtigkeit bewegt hatte, entfremdet ward. Von da an datirt der Verfall des öffentlichen Sinnes überhaupt und der allmälige Uebergang alles öffentlichen Wirkens in die Hände eines eigens dafür geſchulten Standes, der alsdann auch unbewußt beſliſſen war, ſeine eigene Wirkſamkeit durch immer größere Ausdehnung der Staatsthätigkeit nach allen Seiten hin zu erweitern und ſich und ſeine Bildung immer unentbehrlicher zu machen. Vergebens hat darauf der moderne Liberalismus damit helfen wollen, daß er dem Volke in Maſſe einen mehr ſcheinbaren als wirklichen Einfluß auf die großen Staatsfragen von unbeſtimmbarer und weittragender Bedeutung eröffnen wollte, für welche die Maſſen weder wahrhaften, thätigen Sinn, noch wahres Verſtändniß haben. So ſind wir, weil die natürliche, organiſche Entwickelung aus den Wurzeln des alten geſchichtlichen Volksthums heraus unterbrochen worden, in die Sackgaſſen gerathen, in denen unſere Zeit ſich umhertreibt und keinen Ausweg finden, nicht einmal eine Ausſicht gewinnen kann. Doch die Zeit und die Männer Auguſt's II. waren nicht danach geartet, das ſchon ſeit einer Reihe von Menſchenaltern allmälig verfälſchte Syſtem wieder zu reinigen und zur alten Kraft und Naturwüchſigkeit zurückzuführen, und Zeit und Menſchen hätten mitreformirt werden müſſen. Das gelingt nur Gott, nicht Menſchen. Die vorgeſchlagene Einrichtung der Städteverfaſſung aber hat in den kleinern Städten lange Zeit beſtanden und iſt durch die neuern Städteordnungen in anderer, noch plauſiblerer Form wieder aufgenommen worden, ſoll ſich aber weder damals noch jetzt ſonderlich bewährt haben. Es wird wol dabei, wie in ſo vielen Dingen, der große Grundirrthum im Spiele ſein, daß die Staatstheorien von Zeiten und Zuſtänden ausgehen, wo die Menſchen vor allen Dingen und hauptſächlich Bürger waren und nur theilweiſe und nebenbei auch noch irgend einen andern Beruf hatten, während jetzt die allergrößte Mehrzahl der Menſchen einen beſtimmten Beruf hat, der ihr näher, wichtiger, dringender iſt und ſein muß, als ihre Beziehung zu dem großen Staatsganzen, in deſſen Schutze ſie ihr Werk treibt. Sich und ihre nächſten Beziehungen kann ſie zur Noth daneben regieren [1], nicht aber den Staat wie er jetzt iſt.

---

[1] Ohne den Statthalter, der ſeine Vertheidigung beſonders einreichen wollte. Die Apologie, wie das Gutachten Hoymb's, finden ſich in den Landtagsacten a. a. O.

Doch dieſe Betrachtungen gehören eigentlich nicht hierher und ſo wenden wir uns denn zu dem Ausgang jener Sache. Der König gab den Beſchwerden der Stände, nach Einholung der Gutachten einiger Geheimenräthe nach und in dem Landtagsabſchiede vom 17. März 1700 wurde in der Hauptſache dem weiteren Verfahren des Reviſionsrathes Einhalt gethan; das bereits Abgemachte blieb beſtehen; die ſchwebenden Sachen wurden, jedoch auch nur zum Theil, unter verkürzteren Formen fortgeſtellt. Im Uebrigen ſollte die Landſchaft an Ritterſchaft und Städten bei ihren Rechten, Privilegien und

---

[1] Sich regieren, d. h. diejenigen Angelegenheiten ſelbſt beſorgen, die nur den betreffenden Einzelnen berühren und über welche einem Jeden das nöthige Urtheil und der gute Wille dabei zuzutrauen iſt.

Freiheiten, auch die Stadträthe bei ihren Verfaſſungen und Ordnungen gelaſſen werden. Der König verſprach, für die Zukunft eine richtige Regimentsform einrichten und der Landſchaft mittheilen laſſen zu wollen, nach der Alles und Jedes regulirt werden ſolle[1]). — Der vereinte Widerſtand der Ritterſchaft und der Stadträthe war in dem alten Sachſen immer gewichtvoll, und ein viel beſſerer und weiſerer und ebendeshalb ſtärkerer Regent, als Auguſt II. war, fand ſich 1822 veranlaßt, eine bereits bewirkte Erweiterung des Wirkungskreiſes der Amtshauptleute wieder beſchränkend zu modificiren, weil ſie jene Inſtanzen in ihren „freundlichen Gewohnheiten des Daſeins und Wirkens" ſtörte. Auf Auguſt's II. Entſchluß ſoll aber namentlich Beichling[2]) von Einfluß geweſen ſein, der ſich wieder in Sachſen eingefunden und ſeinen Frieden mit dem Monarchen gemacht hatte und der ihm Das verſprach, was Auguſt ſuchte und was ihm Fürſtenberg doch noch nicht hinlänglich hatte ſchaffen können: Geld und zwar viel Geld. Gleich damals vergalten die Landſtände die Nachgiebigkeit des Königs für ihre Intereſſen, indem ſie eine außerordentliche Bewilligung von einer Million Gulden machten, die durch einen Impoſt auf Papier, Lederwerk, Taback, Karten, Perücken, Spitzen gedeckt werden ſollte. Fürſtenberg ſoll ſich übrigens an Beichling gerächt haben, indem er weſentlich zu Beichling's ſchon 1703 erfolgendem Sturze beigetragen, wobei er namentlich die Ausſicht benutzte, durch den Goldmacher Böttiger noch viel mehr Geld zu ſchaffen, als Beichling je vermocht hätte. Die Hauptgründe von Beichling's Sturze waren freilich: daß er nicht ruſſiſch, ſondern kaiſerlich geſinnt und der ſehr vernünftigen Anſicht war, der König möge jetzt die nordiſchen Händel bei Seite laſſen und mit ganzer Kraft ſeine Reichspflicht gegen Frankreich erfüllen; dann, daß er ſich ſehr bereichert hatte und man, nach der Weiſe der Zeit, eine Abzapfung für gut fand. Beſchuldigt wurde er übrigens u. A. auch, ſich an dem Statthalter Fürſten von Fürſtenberg „durch verbotene Mittel vergriffen zu haben“.

---

[1]) Das Nähere ſ. an den angezeigten Orten.

[2]) III, 20, 21, 62.

Fürſtenberg wurde äußerlich in ſeiner Stellung durch die Aufhebung des Reviſionsrathes nicht erſchüttert, ſcheint auch derſelben keinen nachdrücklichen Widerſtand entgegengeſetzt zu haben. War er in der That ein bloßer Reformſchwätzer und Projectant, ohne tiefern Nachhalt, oder waren ihm die ſächſiſchen Verhältniſſe zu fremd und zu ſchwer, oder merkte er bald, daß es bedenklich ſei, in Wespenneſter zu greifen: er zog ſich mehr und mehr in den Nimbus ſeiner Stellung zurück, ohne ſich praktiſch viel weiter geltend zu machen, als in Hofintriguen. Statt mit der ſächſiſchen Ariſtokratie einen Kampf auf Leben und Tod zu führen, wie man von ihm erwartet haben mochte, kam er bald auf den beſten Fuß mit ihr, und ward darüber eben nur Einer in dem Schwarme der Flemming, Hoymb, Vitzthum, Pflugk, Watzdorf, Wackerbarth, Lützelburg, Boſe u. ſ. w., die ſich in die Gunſt und Macht König Auguſt's theilten. Stand doch Fürſtenberg unter dem leitenden Einfluſſe eines Gliedes des Hauptknotens des ſächſiſchen Geheimregimentes, Einer aus dem ſchönen und geiſtreichen Schweſterkreiſe der Frieſen, der verwitweten Feldmarſchallin Gräfin Reuß[1]), deren Haus er täglich beſuchte und dort Diejenigen fand, die er für Glieder ſeiner Partei hielt. Gelegentliche Erfolge in zuletzt gleichgiltigen Dingen und die erſte Zeit ſeines Auftretens abgerechnet, iſt Fürſtenberg aber nie eine wahrhaft einflußreiche Perſon in Sachſen geworden, und namentlich ſeit der Einrichtung, welche das Geheime Cabinet am 1. Juni 1706 erhielt, war er doch nur eine Art fünften Rades am Wagen. Von da an verſchwand auch ſein Stuhl in den Collegien, außer in dem Geheimen Conſilium, das doch gerade in den Dingen, die einen Mann wie Fürſtenberg intereſſirten, von dem Cabinete gar bald überflügelt ward.

---

[1]) S. unten, in dem Aufſatze Nr. VI.

Noch mehr mußte des Fürſten Wirkſamkeit verringert werden, als der Verluſt der polniſchen Krone eigentlich den Grund, aus dem er zunächſt nach Sachſen berufen worden, aufhob und der König wieder dauernd im Lande war, und in der That erfuhren auch ſeine Ermächtigungen damals manche Beſchränkungen. Er ſcheint ſelbſt gefühlt zu haben, daß er in Sachſen nichts mehr zu thun habe, und auch die Schlacht von Pultawa, die ſo Vieles herſtellte und auch Auguſt II. ſeine Krone zurückgab, änderte nichts in des Fürſten Verhältniſſen. Doch gab dieſe letztere Reſtauration den Gedanken eines ehrenvollen und vortheilhaften Auswegs an die Hand, und ſo finden wir denn, daß, bald nach dem Tode der Fürſtin, Auguſt II. von ſeinem Rechte als König von Polen (Rex Orthodoxus) Gebrauch machte (25. Nov. 1711) und den Papſt erſuchte, den Fürſten Fürſtenberg bei der bevorſtehenden Ernennung der Cardinäle als Solchen zu proclamiren, welchem Geſuche auch der Fürſt ſelbſt in beſonderen Schreiben (2. Dec.) beitrat. Dem Geſuche bei der nächſten Wahl keine Folge zu leiſten, dafür fand der Papſt plauſible Vorwände. Der König ſollte bei Nomination des Cardinals von Sachſen-Zeitz[1]) verſprochen haben, auf die nächſte Ernennung zu verzichten. Der Fürſt hatte noch keine geiſtliche Weihe erhalten. Hierauf erneuerte der König ſeine Verwendung und der Fürſt that 1712 die einleitenden Schritte, die niedern Weihen zu erhalten. Bereits hatte der Biſchof von Koſtnitz die litteras dimissoriales ertheilt und der Biſchof von Leitmeritz war beſtimmt, die Weihen zu ertheilen. Ob das letztere wirklich ſtattgefunden hat, weiß man nicht und bezweifelt es, da die Ausſichten in Rom, wohin von Dresden aus allerlei über des Fürſten Wandel berichtet worden, ſich keineswegs günſtiger geſtalteten. Doch erhielt er 1713, wo er eben von einer ſchweren Krankheit geneſen war, ein freundliches Breve (vom 26. Aug.) des Papſtes, der ihn damals aufforderte, gegen einen antikatholiſchen ſächſiſchen Schriftſteller einzuſchreiten, und die Bewerbung ſpielte noch bis in das Spätjahr 1714, wo der König ihm endlich erklärte, daß er in der Sache nichts mehr für ihn thun könne und daß er daher entweder dieſelbe aufgeben, oder ſie perſönlich in Rom betreiben möge (27. Nov. 1714). Der Fürſt trug denn doch Bedenken, ſeine Stellung in Sachſen durch eine Entfernung aus dem Lande zu gefährden, und verzichtete im December 1714. Die Sache war: der König hatte ſchon vorher, auf dringendes Anliegen des Kaiſers, eine anderweite, auf den Grafen Damian Hugo v. Schönborn[2]) gerichtete Nomination vorgenommen, und der neue Candidat war am 29. Mai 1713 creirt worden[1]), ſodaß es jetzt nur darauf ankam, die auf die erſte Nomination gegründeten Anſprüche des Fürſten wegzuräumen. Für ſeinen Verzicht ſollten ihm Dankſagungsſchreiben ſeines glücklicheren Mitbewerbers, des Kurfürſten von Mainz und des Kaiſers[2]) tröſten. Er ſelbſt ſuchte ſeinen Troſt in der Jagd und reſidirte zuletzt faſt ganz in dem ihm dazu überlaſſenen Wermsdorf, wo ſpäter die Hubertusburg errichtet wurde. Auf dem ältern Jagdſchloſſe ſtarb er am 10. October 1716, nachdem er vorher der Kirche zu Witra 4000 Fl. vermacht hatte. Sein Leichnam wurde mit fürſtlichem Pomp im Kloſter Marienſtern, das Herz jedoch in der Gruft ſeiner Ahnen zu Heiligenberg beigeſetzt.

---

[1]) Chriſtian Auguſt Prinz von Sachſen-Zeitz, geb. 9. Oct. 1666, Sohn des Herzogs Moritz von S.-Z. und der Dorothee Marie von Sachſen-Weimar, ward 1691 katholiſch, 1696 Biſchof von Raab, 1706 Cardinal und Erzbiſchof von Gran, † 23. Aug. 1725.

[2]) Geb. 19. Sept. 1676, Bruder des Fürſtbiſchofs Johann Philipp Franz von Würzburg, des Fürſtbiſchofs Friedrich Karl von Würzburg und Bamberg, des Kurfürſten Franz Georg von Trier

Um wieder auf den Punkt zurückzukommen, von dem wir ausgingen: da die franzöſiſche Gemahlin des Fürſten, mit der er ſich 1677 vermählt hatte, erſt am 18. Auguſt 1711 ſtarb, der Fürſt aber gleich darauf ſich um die Cardinalswürde bewarb und dieſer Bewerbung noch im December 1714 nur ungern entſagte, bereits am 10. Oct.

---

und des Dompropſtes zu Bamberg, Würzburg und Eichſtädt, Marquard Wilhelm. Es waren dies Söhne des Grafen Melchior Friedrich v. Schönborn und der Freiin Sophie v. Boineburg, aus welcher Ehe ſieben Söhne und ſieben an vornehme Herren vermählte Töchter erwuchſen, Neffen des Kurfürſten Lothar Franz von Mainz, mütterlicher Seits Enkel des großen kurmainziſchen Miniſters Boineburg. Damian Hugo war 19. Sept. 1676 geboren, trat früh in den deutſchen Orden, wirkte in der öſterreichiſchen Diplomatie, ward 1713 Cardinal, 1719 Fürſtbiſchof von Speier, † 20. Aug. 1743.

[1]) In petto ernannt war er ſchon 20. Jan. 1713. Dieſe Sache wird wol während der Krankheit des Fürſten geſpielt haben.

[2]) Dieſe Fürſten ſchrieben an den König, der aber die den Fürſtenberg betreffenden Stellen dem Letztern mittheilen ließ (1715).

1716 aber geſtorben iſt, ſo kann er ſich unmöglich in der Zwiſchenzeit mit einer lutheriſchen Baronin vermählt und mit derſelben ein Kind erzeugt haben, das vor ſeinem Tode ſchon im fünften Jahre geſtanden. Ungefähr auf daſſelbe Reſultat kommen wir, wenn wir die Sache an der andern Seite anfaſſen und nach der angeblichen Gemahlin fragen. Das ſoll eine Anna Sophie Baronin v. Löwendahl aus Dänemark geweſen ſein. Da nun dieſes Geſchlecht erſt mit Woldemar Freiherrn v. Löwendahl (III, 191 ff.) entſtand, welcher 1660 geboren war und 1740 ſtarb, deſſen älteſter Sohn aber 1694 geboren wurde und der folglich ſelbſt 1716 noch keine heirathsfähige Enkelin haben konnte, ſo müßte die Genannte eine Tochter jenes erſten Freiherrn v. Löwendahl geweſen ſein. Bei den meiſten Genealogen fanden wir nur zwei Töchter deſſelben angegeben, von denen die Eine, 1697 geboren, 1719 mit einem Freiherrn v. Bibra vermählt wurde, die Andere, 1701 geboren, als Conventualin zu Pretz ſtarb. Nur einmal fanden wir in der That auch eine Anna Sophie angeführt, die aber, ohne Angabe über Geburtszeit und weiteres Schickſal, als die einzige Frucht der zweiten Ehe des Freiherrn bezeichnet ward. Dieſe zweite Ehe ward aber am 19. Januar 1709 vollzogen, ſodaß dieſe Anna Sophie bei dem Tode Fürſtenberg's vielleicht erſt in dem Alter geſtanden hat, in welchem ihre angebliche Tochter geſtanden haben ſoll. Im Uebrigen würde eine Verbindung zwiſchen dem Statthalter Fürſten Fürſtenberg und der Tochter des überaus einflußreichen Oberhofmarſchalls Löwendahl eine Sache geweſen ſein, welche in Sachſen nicht unbemerkt bleiben, oder vergeſſen werden konnte.

Täuſchung hatte alſo jedenfalls bei den Angaben über die Herkunft jener Proſelytin obgewaltet. Ob ſie ſelbſt die Täuſchende war, wie denn im vorigen Jahrhunderte mehrfach Schwindler und Schwindlerinnen in ähnlicher Weiſe auf die Leichtgläubigkeit eifriger Proteſtanten ſpeculirt haben[1]), ob ſie auch ihrerſeits getäuſcht war, ob die Anna Sophie Löwendahl irgendwie bei der Sache im Spiele, ob Fürſtenberg ein vorgeſchobener, oder ob er ihr außerehelicher Vater war, darüber wird vielleicht nur irgend ein unerwarteter Zufall einen Aufſchluß geben können. In Betreff des Fürſten wird allerdings berichtet, daß er von einer unverheiratheten Gräfin Cäcilia Attems eine Tochter gehabt, welche ſpäter den Namen Luiſa Carlota Caritas Vizdumin geführt, und daß er mit einer Madame d'Aſſenburg drei Kinder erzeugt habe, von denen Anna Victoria 1710 zu Prag getauft worden.

---

[1]) Auch der in dem Aufſatze Nr. VI zu beſprechende Graf Erdmann Heinrich Henckel entlarvte eine entlaufene Nonne, ebenſo der wackere Conſiſtorialrath Hauber in Stadthagen einen geweſenen Mönch. S. Büſching, Beiträge, III, 221; IV, 39.

VI. Grafen und Gräfinnen Henckel von Donnersmark.

Die Grafen Henckel von Donnersmark, aus deren Stamme einige würdige Vorbilder des echten preußiſchen Kriegergeiſtes, ebenſo auch einige edle Muſter wahrhafter Chriſten und Menſchenfreunde hervorgegangen ſind, haben den Urſprung ihres Adels von Jakob Henckel abzuleiten, welchem Kaiſer Sigmund 1417 zu Koſtnitz Stand und Wappen eines Edelmanns verlieh[1]. Derſelbe gehörte wahrſcheinlich den deutſchen Einwanderern an, welche die ungariſchen Könige in die Zipſer Geſpanſchaft gezogen hatten, und jedenfalls lebten ſeine Nachkommen lange Zeit in dortigen Gegenden, zu Donnersmark (Quintoforum, Cſötörkhely), Bethlehemsdorf und Leutſchau. Nach dem erſten Orte benannten ſie ſich: Henckel von Donnersmark, Domini Henckel de Quintoforo; ein Name, um den ſie die Ritter des Mittelalters, wenigſtens wie ſie in den Ritterromanen erſcheinen, beneidet haben möchten, und mit dem nur die Pförtner von der Hölle und die Teufel von Birkenſee wetteifern. Der ihnen von ſchmeichleriſchen Genealogen zugeſchriebene Zuſammenhang mit den großen ungariſchen Grafen v. Turzo ſcheint nur ein topographiſcher geweſen zu ſein, ſofern ſie als niedere Edelleute in dem Bethlehemsdorf (Bethlehem-Falva) wohnten, deſſen Grundherren die Turzos geweſen waren.[1])

---

[1] Die Genealogen laſſen ihn den Sohn eines ungariſchen Edelmannes Peter de Quintoforo, oder auch eines Peter v. Turzo ſein, der ſich mit der Erbtochter einer angeblichen alten adeligen Familie v. Henckel vermählt habe.

Von jenem Jakob Henckel ſtammte Lazarus der Aeltere[2]) (geb. 1552, † 1624), dreier römiſcher Kaiſer wirklicher Rath und Director der Bergwerke in allen kaiſerlichen Erblanden, ſeit 1615 Freiherr v. Donnersmark. Dieſem ſeiner Zeit in ſeinem Berufsfache ſehr geſchätzten Manne wurde Kaiſer Rudolph II. ſo beträchtliche Geldſummen ſchuldig, daß er ihm, in Abſchlag darauf, unter andern die Herrſchaften Gföll in Oeſterreich unter der Ens und Oderberg und Beuthen in Schleſien wiederkäuflich überließ. Schon 1629 wurde ſeinem Sohne Lazarus dem Jüngern (geb. 1573, † 1664) der erbliche Beſitz der ſchleſiſchen Güter zugeſichert und 1632 wirklich eingeräumt, derſelbe auch 29. Juli 1651 (nach Andern 5. März 1661) zum Reichsgrafen v. Henckel ernannt. Zu den genannten Beſitzungen erwarb er noch Tarnowitz in Schleſien. Die öſterreichiſchen Güter erhielt ſein Bruder Georg, welcher kinderlos ſtarb.

Seine drei Söhne theilten. Der Aelteſte, Elias Andreas (geb. 1603, † 1667), erhielt die Herrſchaft

---

[1]) Mit dem Biſchof von Breslau, Johannes Turzo, kam übrigens auch Johann Henckel nach Schleſien, der am 5. Nov. 1539 als Domherr in Breslau geſtorben iſt. Derſelbe war aus Leutſchau gebürtig, Hofprediger der Königin Maria von Ungarn geweſen, und Bruder des Stadtpfarrers in Linz, Sebaſtian Henckel.

[2]) Sohn des k. k. Kammerraths Johann v. Henckel († 1588) und der Anna v. Fellner oder Feldner.

Oderberg und, als ſein nächſter Bruder, Gabriel (geb. 1609), welcher Beuthen übernommen hatte, 1666 ohne männliche Nachkommen geſtorben war, auch die Hälfte von dieſem, die aber ſein mit Anna Marie Gräfin v. Puchheim erzeugter Sohn Elias Andreas an deſſen Vetter, den Grafen Leo Ferdinand, verkaufte und dafür das Rittergut Pölzig im Sachſen-Altenburgiſchen erwarb. Der dritte Bruder, Georg Friedrich (geb. 26. Aug. 1611, † 8. Sept. 1671), erhielt Tarnowitz und Neudeck in Schleſien. Seine Söhne theilten. Der Aeltere, Leo Ferdinand (geb. 1640, † 1699), erwarb, theils durch Erbvergleich, theils durch Kauf, die Herrſchaft Beuthen und ſtiftete die noch blühende katholiſche Linie auf Beuthen, aus welcher ſich wieder eine Linie zu Kaulwitz und Grambſchütz abgezweigt hat, deren jüngere Glieder, aus gemiſchter Ehe ſtammend, in der evangeliſchen Confeſſion erzogen ſind. Aus der Hauptlinie ſtammte jener Graf Karl Joſeph Erdmann (geb. 24. Jan. 1688), welcher nach der preußiſchen Occupation den Poſten als Oberpräſident zu Oppeln angenommen hatte, aber weil er, dem alten Herrn treuer als dem neuen, den Oeſterreichern Vorſchub geleiſtet haben ſollte, 1745 nach Oeſterreich flüchten mußte und 31. Mai 1760 zu Oedenburg in Ungarn geſtorben iſt. Sie beſitzt in Schleſien Beuthen, Siemianowitz, Laſſowitz und Sowitz, in Kärnthen Wolfsberg, St-Leonhard, Groß-Reideben und Wieſenau. Sein Bruder Graf Leopold Ferdinand, Johanniterordensritter und k. k. Rittmeiſter, wurde am 13. Juli 1714 auf einem Oderdamme bei Breslau im 22. Jahre von dem Grafen Guſtav v. Oppersdorf im Duell erſchoſſen. Von dem jüngern Sohne, Karl Maximilian (geb. 12. Febr. 1645, † 18. Aug. 1720), welcher Tarnowitz und Neudeck beſaß, ſind zwei Zweige erwachſen: der von ſeinem älteren Sohne, dem Grafen Leo Maximilian (geb. 1. März 1691, † 25. Aug. 1770), geſtiftete, aus dem die preußiſchen Generallieutenants, Graf Victor Amadäus (geb. 15. Sept. 1727, † 31. Jan. 1793), und Graf Wilhelm Ludwig Victor (geb. 30. Oct. 1775, † 24. Juli 1849) ſtammten, und der ſeines jüngeren Sohnes, des Grafen Karl Erdmann (geb. 8. Dec. 1695, † 7. April 1760), der ziemlich zahlreiche Glieder hat und deſſen Haupt die Fideicommißherrſchaft Tarnowitz-Neudeck und ſonſt noch viele Güter in Schleſien und Polen beſitzt. Dieſe Nachkommen Karl Maximilian's von beiden Zweigen ſind evangeliſcher Confeſſion. Wir haben es hier nicht mit der noch beſtehenden Linie, ſondern mit der 1803 erloſchenen zu thun, führten das Obige aber hauptſächlich deshalb an, weil der confeſſionelle Gegenſatz in dieſer Familie auch auf die von uns zu beſprechende Linie ſeinen Einfluß geübt hat.

Graf Elias Andreas hinterließ einen gleichnamigen Sohn (geb. 16. Mai 1632, † 14. April 1700), welcher für gut fand, ſich und die Seinen möglichſt von der übrigen Familie abzutheilen, weshalb er eben ſeinen Antheil an Beuthen verkaufte, um ſich in einem rein proteſtantiſchen Lande niederzulaſſen, zu welchem Ende er 1691 auf das, auf den Namen ſeiner Gemahlin, Barbara Helene Freiin v. Maltzahn[1], erkaufte altenburgiſche Rittergut Pölzig zog. Aus ſeiner Ehe waren fünf Söhne und fünf Töchter geboren worden, von denen drei Söhne und eine Tochter zu reifen Jahren erwuchſen, und auch nach ſeinem Tode von der ſtrengen, aber klugen und frommen Mutter mit aller Sorgfalt erzogen und geleitet wurden. Die Herrſchaft Oderberg fiel zunächſt den beiden älteren erwachſenen Brüdern: Johann Ernſt (geb. 17. März 1673, † 12. Jan. 1743)[1] und Wenceslaus Ludwig[2] (geb. 29. März 1680, † 29. März 1734) zu. Die Tochter, Helene Conſtanze (geb. 11. Febr. 1677, † 22. Mai 1753), vermählte ſich 24. Febr. 1697 mit dem Grafen Johann Chriſtian von Solms-Baruth (geb. 8. Oct. 1670, † 17. Oct. 1726), und iſt eine Stammmutter der Linie der Solms zu Klitſchdorf, Wehrau und Hermsdorf geworden, deren einziges männliches Mitglied Graf Hermann Johann Chriſtian (geb. am 2. Dec. 1799) iſt. Der dritte Sohn, Erdmann Heinrich (geb. 21. Sept. 1681), erhielt zunächſt das Rittergut Pölzig.

---

[1] Geb. 27. Oct. 1641, eine Tochter des Freiherrn Johann Bernhard v. Maltzahn auf Neuſchloß, vermählt 17. April 1667, † 18. Oct. 1726.

---

[1] Aus ſeiner Ehe mit Anna Katharina Freiin v. Stolz und Simsdorf (geb. 1679, verm. 9. Oct. 1701, † im Sept. 1754), einer Tochter des Freiherrn Johann Georg, hinterließ er drei Töchter: Anna Helene Henriette, die ſich 4. Febr. 1728 mit dem Freiherrn Georg Friedrich v. Kittlitz auf Granzberg vermählte; Johanne Eleonore Joſephe, welche erſt mit Graf Chriſtian Ernſt v. Solms-Baruth, dann mit Graf Friedrich Chriſtian v. Solms-Wildenfels vermählt war; Barbara Charlotte Luiſe, welche unvermählt ſtarb (1754). Ein Sohn, Johann Ernſt, ſtarb im Jahre ſeiner Geburt (1705).

[2] Aus ſeiner Ehe mit Hedwig Charlotte Gräfin v. Solms-Baruth (geb. 24. Oct. 1678, verm. 11. Aug. 1706, † 6. Sept. 1731), einer Nichte ſeiner Schwägerin, hinterließ er einen Sohn, von welchem weiterhin, und drei Töchter: Charlotte Luiſe, die ſich am 21. Nov. 1736 mit Graf Karl Wilhelm v. Sayn-Witgenſtein zu Berleburg-Karlsburg, dem Stifter der Speciallinie zu Karlsburg, welche auch zu erlöſchen droht, Hedwig Sophie, die ſich am 14. Febr. 1740 mit Fürſt Victor Amadeus Adolf von Anhalt-Schaumburg vermählte, deſſen Mannsſtamm gleichfalls erloſchen iſt, oder doch nur noch in den Grafen von Weſtarp fortlebt, den Kindern eines Enkels des Genannten aus früherer Ehe, und Helene Erneſta. Ein Sohn war im Jahre ſeiner Geburt (1715) geſtorben.

Die ſich an Alter zunächſt ſtehenden Brüder Wenceslaus Ludwig und Erdmann Heinrich wurden zu Pölzig gemeinſam durch Hauslehrer unterrichtet und bezogen zu Oſtern 1698 beide die Univerſität Leipzig. Hier wird von Graf Erdmann Heinrich berichtet, daß er plötzlich den ſein Leben hindurch feſtgehaltenen Entſchluß gefaßt habe, ſich des Tanzes und des Spieles, an denen er anfangs viel Behagen gefunden, zu enthalten. Man habe ihm gerathen, ſich, damit er dieſen Entſchluß auch in der großen Welt mit Anſtand durchführen könne, einen von einer alten Fürſtin geſtifteten Orden zu verſchaffen, der ſeine Mitglieder unter Anderm zu jener Enthaltſamkeit verpflichtete. Er habe aber erklärt, daß er ſchon als Chriſt verpflichtet ſei, der Verſuchung auszuweichen und dies daher nicht als beſondere Ordenspflicht übernehmen dürfe. Wie er es aber vermied, in die Fallſtricke der Sinnlichkeit und Leidenſchaft zu gerathen, ſo widerſtand er doch auch den durch ſein Benehmen veranlaßten Lockungen einiger Sectirer, wie der Gichtelianer, Inſpirirten und Anderer, in ihre Verbindungen zu treten. Nach vollendeten akademiſchen Studien machten beide Brüder, unter Aufſicht eines Hofmeiſters Orlich, die damalige große Cavalierstour durch Frankreich, England und Holland. Die öſterreichiſchen Staaten und Italien vermieden ſie damals, wegen der in jener Zeit von eifrigen Proteſtanten ſo beſonders gefürchteten Gefahr, mit Bekehrungsverſuchen heimgeſucht zu werden. Späterhin hat Erdmann Heinrich, ſeiner Feſtigkeit ſich bewußt, ſeine Verwandten in Wien und Prag beſucht, wobei in der That die Gräfin Sternberg zu Prag, eine Schweſter ſeiner Mutter, ſich ſehr bemüht haben ſoll, den ihr ungemein wohl gefallenden jungen Mann für die katholiſche Kirche zu gewinnen. Einmal ſoll er ihr zu

Gefallen dem katholiſchen Gottesdienſte beigewohnt haben, würde aber, weil er bei der Erhebung der Monſtranz nicht niederkniete, ohne den Schutz der ihm von der Gräfin beigegebenen Heiducken von den Umſtehenden gemishandelt worden ſein.

Die Brüder zogen das Landleben dem Weltprunke und die Unabhängigkeit des Grundherrn jedem Dienſte des Staates vor, und waren in der Lage, es zu können. Erdmann Heinrich zumal hat ſein Leben in Pölzig zugebracht, es ſeiner Familie, ſeinen nächſten Umgebungen, einigen gewählten Freunden und deren Angelegenheiten und der Vorbereitung auf ein höheres Leben, alſo den klarſten und ſicherſten Aufgaben und Pflichten des Menſchenlebens, gewidmet. Zwar traten ihm, ſchon in reiferen Jahren, zwei mal Veranlaſſungen nahe, auch in die glänzende, aber unſichere politiſche Sphäre einzugreifen; er dankte aber Gott, als beide male der Ruf an ihm vorüberging. Erſt wurde er 1734, wahrſcheinlich von dem in Kopenhagen ſehr einflußreichen Grafen Chriſtian Ernſt von Stolberg-Wernigerode[1]), dem Könige Chriſtian VI.[2]) von Dänemark empfohlen und zu Altona (14. Juni) vorgeſtellt. Seine Freunde hatten gemeint, er dürfe eine ihm anzubietende Stelle nicht ausſchlagen, wenn ſie ihm Gelegenheit gäbe, etwas zur Beförderung des wahren Chriſtenthums beizutragen, und er bemerkte zu dieſem Rathe des bekannten Abt Steinmetz von Kloſter-Bergen: „Eine bloße Staatsbedienung kann und werde ich mir ohnedem nicht aufbürden laſſen, weil ich von dergleichen nichts verſtehe.“ Es war dem Grafen aufrichtig erwünſcht, daß die Sache ſich gänzlich zerſchlug, und wie er dies von vornherein gewünſcht hatte, ſo erkannte er auch bald, daß das Terrain kein ausſichtsreiches für ihn ſei. Dann war es wieder im Werke, ihn, als einen geborenen Oberſchleſier und der das Land gut kenne, an die Stelle des im April 1742 nach Dresden zurückberufenen Geheimen Kriegsrathes v. Vockel, als zweiten ſächſiſchen Commiſſar bei den damaligen Unterhandlungen zwiſchen Sachſen und Preußen über die Theilung der gemachten und noch zu machenden Eroberungen zu verwenden; bekanntlich aber verliefen ſich dieſe ganzen Unterhandlungen im Sande oder löſten ſich in Dunſt auf.[1]

---

[1]) Derſelbe, der Bd. V, S. 381 in der Lebensgeſchichte des Grafen Solms erwähnt iſt. Geb. 2. April 1691, wurde er des ganzen Geſchlechts Senior, feierte 1760 ſein 50jähriges Regierungsjubiläum und 1762 ſeine goldene Hochzeit, und † 25. Oct. 1771. Vermählt war er 31. März 1712 mit Sophie Charlotte von Leiningen-Weſterburg (geb. 4. März 1695, † 10. Dec. 1762).

[2]) Geb. 30. Nov. 1699, ſuccedirt 12. Oct. 1730, † 6. Aug. 1746. Vermählt war er 7. Aug. 1721 mit Sophie Magdalene von Brandenburg-Kulmbach (geb. 28. Nov. 1700, † 27. Mai 1770). Ein frommer und friedliebender, Handel und Gewerbfleiß fördernder, aber wenig ökonomiſcher Fürſt.

Mehrfach beſchäftigten den Grafen die Angelegenheiten der ihm verwandten oder befreundeten Häuſer. Zu ſeinen nächſten Freunden gehörten namentlich die Grafen Heinrich II. Reuß zu Ober-Greiz[2] und Heinrich XXIV.

---

[1] Vgl. I, 269—272. Bei dieſer Gelegenheit berichtigen wir ein Verſehen, das uns in dem angezogenen Aufſatze S. 211 begegnet iſt. Das Zuſammentreffen Küßler's mit König Friedrich Wilhelm I fand nicht, wie es nach der ungenauen Faſſung jener Stelle ſcheinen konnte, in Holland, ſondern in Berlin ſtatt, und Küßler's Mutter verweigerte darauf die Weiterreiſe nach Holland.

[2] Geb. 4. Febr. 1696, † 17. Nov. 1722, ein Sohn des kurſächſiſchen Feldmarſchalls Grafen Heinrich VI. Reuß (geb. 7. Aug. 1649, † 11. Oct. 1697 an bei Zenta erhaltenen Wunden) und der Freiin Henriette Amalie v. Frieſen (geb. 30. März 1668, vermählt 15. Mai 1691, † 2. Aug. 1732). Vermählt ward Graf Heinrich II.

Reuß zu Köſtritz[1]), und dieſe drei Freunde hatten in einem gegenſeitigen Teſtamente verordnet, daß, wenn Einer von ihnen bei ſeinem Tode minderjährige Kinder hinterließe, der oder die Ueberlebenden Vormünder derſelben ſein ſollten. Der Fall trat ſchon im November 1722 ein, wo Graf Heinrich II. ſtarb und, nachdem ihm drei Kinder im Tode vorausgegangen, einen noch nicht vierjährigen Knaben, Heinrich IX. (geb. 31. Dec. 1718), der nach wenigen Monaten (17. März 1723) auch ſtarb, und einen noch nicht einjährigen Knaben, Heinrich XI. (geb. 18. März 1722) hinterließ. Die befreundeten Grafen übernahmen die Beſorgung der rechtlichen und ökonomiſchen Angelegenheiten des jungen Grafen. Die Erziehung deſſelben erfolgte aber zunächſt weder in ihren Häuſern, noch bei der Mutter, die ſich allerdings ſchon in Jahresfriſt anderweit vermählte, ſondern bei der Großmutter, der verwitweten Feldmarſchallin Reuß, in Dresden. Faſt möchte man glauben, daß die Grafen bei dieſer Anordnung nur dem ungemeinen Einfluſſe dieſer Dame gewichen ſind, oder, da das Verbleiben des Kindes unter mütterlicher Pflege natürlich war, die Großmutter der Mutter vorzogen, zumal die Erſtere mit Graf Henckel verwandt war.

---

am 22. Oct. 1715 mit Sophie Charlotte Gräfin v. Bothmer (geb. 21. Oct. 1697, † 14. Sept. 1748), die als Witwe den Grafen Georg Wilhelm v. Erbach ehelichte (25. Dec. 1723).

[1] Geb. 26. Juli 1681, † 21. Juli 1748, ein Sohn Heinrich's I. Reuß zu Schleiz (geb. 26. März 1639, † 18. März 1692), aus deſſen dritter Ehe mit Anna Eliſe Gräfin Sinzendorf (geb. 22. Mai 1659, verm. 22. Mai 1680, † 8. Oct. 1683), der Stifter der Nebenlinie zu Köſtritz. Vermählt ward er 6. Mai 1704 mit Marie Eleonore Emilie Freiin v. Promnitz-Dittersbach (geb. 7. Mai 1688, † 12. Mai 1776), die ihm acht Söhne und eine Tochter gebar. Vgl. über dieſen trefflichen Mann: Liſch, Graf Heinrich 24. Reuß zu Köſtritz und Herzog Karl Leopold von Mecklenburg-Schwerin (Schwerin, 1849, 4.).

Die Feldmarſchallin war allerdings eine Weltdame und tief verwickelt in alle Bewegungen und Intriguen des damaligen polniſch-ſächſiſchen Hofes, den ſie, in überaus feiner und taktvoller Weiſe, durch ihre und ihrer Schweſtern Freunde und Verbindungen, vielfach leitete und beherrſchte. Sie war aber, wie eine überaus reichbegabte, ſo auch eine gutmüthige, vielfach liebenswürdige Dame, deren im Obigen angedeutete Fehler der Zeit und ihren Verhältniſſen angehörten, welche ihr kaum eine andere Wahl, als zwiſchen der Theilnahme an dem herrſchenden Welttreiben, oder pietiſtiſcher Zurückgezogenheit ließen. Man findet nicht, daß zwiſchen ihr und den Vormündern Differenzen vorgekommen ſind. Sobald ſie aber geſtorben war (1732), und als nun die damals gleichfalls in Dresden lebende Mutter, die Gräfin Erbach, den jetzt ſchon zehnjährigen Sohn zu ſich nahm, eilten die Vormünder ſofort nach Dresden[1], und es muß dies auf der Gegenſeite ſchon vorhergeſehen worden ſein, indem die Mutter ſich bereits an das kurſächſiſche Geheime Conſilium und nach Wien an den Kaiſer gewendet, um die Mitvormundſchaft und daß ihr Sohn ihr zur Pflege belaſſen werde, gebeten, ſich auch in Dresden eine doppelte Soldatenwache zum Schutze ihres Sohnes gegen eine Entführung durch die Vormünder ausgewirkt hatte, welche Maßregel auch durch alle Vorſtellungen der Grafen nicht rückgängig zu machen ſchien, da die Gräfin

---

[1] Jedenfalls mit Unrecht ſucht Büſching (Beiträge, IV, 10) den Grund ihrer Eile in Differenzen, welche zwiſchen Kurſachſen und den Reußen in Betreff der Lehnseigenſchaft der Reußiſchen Lande beſtanden hätten. Abgeſehen davon, daß die Reuße ſich damals noch ſehr wohl als ſächſiſche Vaſallen wußten, ſo würde jenes Bedenken zu Lebzeiten der Gräfin Reuß geb. Frieſen mindeſtens ebenſo ſchwer gewogen haben, wie der Gräfin Erbach gegenüber, welche Sachſen fremder war, als Jene.

Erbach die dresdener Potenzen durch die Vorſtellung, daß die Vormünder Pietiſten wären[1], ſehr für ihre Sache eingenommen hatte. Graf Reuß ging nach Wien, um dort die Sachlage unbefangener auseinanderzuſetzen, als es von der Gegenſeite geſchehen ſein mochte. Graf Henckel verhandelte inzwiſchen mit den ſächſiſchen Geheimenräthen, dem Grafen Wackerbarth (III, 316 ff.) und dem Grafen Lützelburg[2], erwirkte ſich auch, auf des Letzteren Rath, eine Audienz bei dem Kurprinzen. Die Entſcheidung ward aber von Wien erwartet und fiel endlich zu Gunſten der Vormünder aus, worauf Graf Henckel Erlaubniß erhielt, mit dem jungen Grafen auszufahren, und dieſe Spatzierfahrt bis nach Köſtritz verlängerte. Hier wurde nun der Mündel mit den Kindern des Grafen Heinrich XXIV. erzogen, während Dieſer und Graf Henckel die Verwaltung ſeiner Beſitzungen gemeinſam leiteten, bis ihm, nach Vollendung ſeiner Studien und Reiſen, 1743 die eigene Leitung ſeiner Angelegenheiten überlaſſen ward, wobei er alle Urſache hatte, ſeinen geweſenen Vormündern für ihre treue Fürſorge Dank zu wiſſen. Er vermählte ſich auch, gleich nach erlangter

---

[1] Darüber weiterhin.

[2] Anton Graf von Lützelburg auf Doberſchütz und Preititz, geb. 1670, Sohn Johann Wigand's Freiherrn v. Lützelburg, kurſächſiſchen Kammerherrn, Kriegsraths und Oberſten, 1714 General der Cavalerie, 1716 Oberhofmeiſter des Kurprinzen, den er nach Italien, Frankreich und Wien begleitete, Reichsgraf, Cabinetsminiſter, 1733 Geſandter in Wien, † 15. April 1739. Die Feldmarſchallin Reuß war ſeine Couſine, indem ihre Mutter eine Schweſter ſeines Vaters war, und er ſoll ſeit ungefähr 1707 in einer Gewiſſensehe mit ihr geſtanden haben. Jedenfalls gehörte er zu ihren vertrauteſten Freunden, wobei denn der Umſtand, daß er den Wünſchen der Vormünder günſtig geweſen zu ſein ſcheint, auch dafür ſpricht, daß dieſe mit der Feldmarſchallin in gutem Vernehmen geſtanden. Uebrigens war ihre Schweſter die Mutter der erſten Gemahlin des Grafen Henckel.

Volljährigkeit, 4. April 1743 mit einer Tochter Heinrichs XXIV., Eleonore Iſabella (geb. 22. Dec. 1719, † 2. Febr. 1770), die ihm ſechs Söhne und fünf Töchter gebar, während ſeine zweite Ehe, mit Chriſtine Alexandrine Katharine von Leiningen-Heidesheim (geb. 25. Nov. 1732, verm. 25. Oct. 1770, † 4. Oct. 1809), kinderlos war. Am 15. Mai 1778 in den Reichsfürſtenſtand erhoben, erreichte er ein hohes Alter und ſtarb im 79. Lebensjahre, den 28. Juni 1800.

Eine andere, mit beträchtlicher Verwaltung verbundene Vormundſchaft hatte Graf Erdmann Heinrich 1734 nach dem Tode ſeines am 29. März 1734 an der Waſſerſucht verſtorbenen Bruders Wenceslaus Ludwig, welcher übrigens das Hohe Lied Salomonis in deutſche Verſe überſetzt, überhaupt ſich in deutſcher Dichtkunſt verſucht hatte, über deſſen jüngere Tochter und den einzigen Sohn, Graf Ludwig Bernhard (geb. 1719) zu übernehmen, welche aber nach einigen Jahren durch erlangte Volljährigkeit und nachmalige Verheirathung der Erſtern und den traurigen Tod des Letztern, wovon noch zu ſprechen ſein wird, ihre Endſchaft erreichte. — Ungleich länger währte die Vormundſchaft, die er auf dringendes Bitten ſeiner Schweſter, der verwitweten Gräfin von Solms-Baruth, über deren Enkel, den erſt zweijährigen Grafen Johann Chriſtian II. (geb. 29. Juni 1733) übernahm. Der Vater deſſelben, Graf Johann Karl (geb. 19. Jan. 1702), hatte ſich am 27. Januar 1729 mit Henriette Luiſe Wilhelmine von Lippe-Bieſterfeld (geb. 26. Jan. 1711, † 28. Sept. 1751) vermählt, die ihm den genannten Sohn und nach ſeinem Tode noch eine Poſthuma gebar, war aber ſchon am 3. Auguſt 1735 geſtorben. Dieſe Vormundſchaft ſoll dem Grafen nicht blos viele Mühe, Sorge und Verdruß, ſondern auch beträchtliche eigene Verluſte zugezogen haben und hat er das Ende derſelben nicht erlebt. Viel Noth machte ihm dabei namentlich ein großer Proceß ſeines Mündels mit den Schöneberger Bauern, den er jedoch zuletzt durch Vergleich beendigte. Die gegenwärtige Dotation dieſer Linie der Solms beruht übrigens auf der Mitgift, welche die erſte Gemahlin jenes Johann Chriſtian II., Wilhelmine Luiſe Conſtanze[1]), geb. Gräfin v. Lippe-Bieſterfeld, eine Witwe Graf Seifried's v. Promnitz zu Drehna, derſelben in den oberlauſitzer Gütern Mehrau und Klitſchdorf mitgebracht hatte.

1740 berief ihn die verwitwete Herzogin von Württemberg, bei welcher ſeine zweite Gemahlin früher geweſen war und die die Henckels wie ihre Kinder betrachtete, zu ſich nach Stetten, um ihre durch untreue Verwaltung in arge Unordnung gerathenen Angelegenheiten wieder in Ordnung zu bringen, was er im Laufe eines Vierteljahres bewerkſtelligte. Als die Herzogin ihrem untreuen Verwalter angezeigt hatte, daß ihre Kinder, die Henckels, kommen würden, hatte derſelbe, der ſich vieler Unterſchlagungen bewußt war, ſich vergiftet. Die Herzogin ließ die Erben die Sache nicht entgelten, ſondern verſchmerzte den Verluſt, froh, für die Zukunft geſichert zu ſein.[2])

---

[1]) Geb. 15. Juli 1733, vermählt mit Graf Promnitz 15. Aug. 1751, Witwe 22. Febr. 1760, verm. mit Graf Solms 30. Jan. 1764, † 18. Febr. 1766. Ihr einziger Sohn aus erſter Ehe, Erdmann Seifried, geb. 10. Oct. 1756, war ſchon am 24. Juli 1757 geſtorben.

[2]) Es war dies die Bd. III, S. 121 erwähnte Witwe Herzog Eberhard Ludwig's von Württemberg, Johanne Eliſabeth von Baden-Durlach. Wenn Büſching übrigens (Beitr., IV, 29) unſern Grafen Henckel 1736 den Grafen Erdmann v. Promnitz (vgl. II, 314) auf einer Reiſe in das Reich, die wegen einer Heirath angeſtellt worden, welche jedoch nicht zu Stande gekommen, begleiten und bei dieſer Ge-

Sein Gut Pölzig, deſſen Angehörigen, wie ſeiner geſammten Dienerſchaft, er ein milder und wohlwollender, echt väterlicher Herr war, verbeſſerte und verſchönerte[1]) er bedeutend, kaufte namentlich den nahen, im kurſächſiſchen Gebiete liegenden Braunshagner Wald für 20,000 Thlr. dazu. Dieſe Summe ſoll der Erlös einer goldenen Kette geweſen ſein, die ihm ſeine Mutter aus Freude geſchenkt hatte, als er durch raſches und unerwartetes Erſcheinen bei ihr ſie von der Angſt befreite, er möge an einer Ruhrkrankheit geſtorben ſein, die ihn unterwegs befallen hatte. Das muß eine ſchwere Kette geweſen ſein. 1743 erbte er, nachdem auch ſein älteſter Bruder geſtorben war, die Herrſchaft Oderberg, auf der er ſich nur ein Jahr lang mit ſeiner Familie aufhielt, um Alles in Ordnung zu bringen, worauf er ſie ſeiner verwitweten Schwägerin pachtweiſe überließ. Der wieder ausbrechende Krieg zog aber jener Herrſchaft ſolche Laſten und Verwüſtungen zu, daß dieſes Beſitzthum ihm nicht nur nichts einbrachte, ſondern noch Opfer koſtete, die ihm in der letzten Zeit ſeines Lebens weſentliche finanzielle Bedrängniſſe zuzogen.

[illegible] der verwittweten Herzogin von Württemberg ſeine Aufwartung machen ließ, ſo kann das nicht einer Heirath des Grafen Erdmann [illegible] [illegible] gegolten haben, wie es ſcheinen könnte, da dieſer ſich 1743 anderweit vermählt hatte und vor ſeiner zweiten Gemahlin ſtarb.

[1]) Er ließ u. A. eine über 800 Fuß lange Allee durch den Wald ſchlagen, wodurch eine freie und ſchöne Ausſicht eröffnet ward. Dieſe ward gleich am Gute durch einen Baum eines rechtlichen Bauern geſtört, und der Graf ließ dieſen bitten, gegen ein Geldgeſchenk den Baum doch umzuhauen. Der Bauer weigerte ſich. Der Baum habe ſchon bei ſeines Vaters Lebzeiten dageſtanden und ſolle ſtehen bleiben, ſo lange er lebe. Der Beauftragte des Grafen, einer ſeiner Gutsunterthanen, ärgerte ſich darüber und hieb den Baum in der Nacht um. Der Graf aber ließ ihn dafür beſtrafen und verſchaffte dem Beſchädigten alle Genugthuung.

Er hatte noch durch ſchwerere Leiden der Natur der irdiſchen Dinge, nach welcher der Menſch durch Glück oder Unglück, und in der Regel durch beides, geprüft werden ſoll, ſeinen Zoll gebracht. Seine erſte Gemahlin, die er am 6. December 1714 heimgeführt hatte, Sophie Luiſe [1], eine Tochter des Grafen Heinrich Wilhelm von Solms-Sonnenwalde und der Freiin Johanne Chriſtine v. Frieſen († 6. Oct. 1694), hatte er heiß geliebt und auch in religiöſer Beziehung völlig mit ihr übereingeſtimmt, verlor ſie aber ſchon am 7. Juni 1717 durch den Tod, und auch der Sohn, den ſie ihm am 5. Mai 1717 geboren hatte, ſtarb ſchon am 11. October 1725 an der Ruhr. Die früher (14. Oct. 1715) geborene Tochter, Helene Henriette, wurde ihm erhalten, ſollte ihm aber vielleicht tiefern und andauerndern Kummer bereiten, als wenn der Tod ſie in zartem Kindesalter dahingerafft hätte. Zunächſt vertraute er ſie der Sorgfalt einer Frau v. Montbel, die mit einem portugieſiſchen General verheirathet geweſen, von dieſem aber nicht blos um ihr Vermögen gebracht, ſondern auch auf die härteſte Weiſe gemishandelt worden war. (Er zwang ſie, Schönpfläſterchen zu tragen, und wenn ſie ſich weigerte, klebte er ſie ihr mit heißem Siegellack auf. Mit ihrer Foliobibel, in der ſie zu leſen nicht ablaſſen wollte, ſchlug er ihr eine Rippe entzwei.) Graf Henckel dachte lange nicht an eine anderweite Vermählung, und erſt die Vorſtellungen ſeiner Verwandten und Freunde, die ihn namentlich darauf aufmerkſam machten, wie leicht die Herrſchaft Oderberg an die katholiſche Linie fallen könne, wenn die männliche Nachkommenſchaft der oderberger Linie nicht beſſer geſichert werde, vermochten ihn, nach einem Erſatz für die Verlorene zu ſuchen. Unter mehren Vorſchlägen, die ihm gemacht wurden, zog ihn der am meiſten an, der auf die Gräfin Charlotte Marie Albertine von Leiningen-Dachsburg-Hardenburg gerichtet war. Dieſelbe war eine Tochter des Grafen Johann Friedrich[1] (geb. 18. März 1661, † 9. Febr. 1722), aus deſſen zweiter Ehe mit Katharine Prinzeſſin von Baden-Durlach[2], und am 31. Dec. 1704 auf dem Schloſſe Pattenberg bei Dürkheim an der Hardt geboren. Sie war ſchon 1709 zu der Schweſter ihrer Mutter, Johanne Eliſabeth[3], Gemahlin des Herzogs Eberhard Ludwig von Württemberg[4], gekommen und von dieſer frommen Dulderin mit mütterlicher Sorgfalt erzogen worden, auch, nachdem ſie nach dem Tode ihres Vaters einige Zeit zu ihrer Mutter gegangen war, 1721 wieder zu der Herzogin zurückgekehrt. Der Graf reiſte nach Stuttgart, überzeugte ſich, daß ihr Geiſt und Charakter den Schilderungen, die ihm davon gemacht worden, entſprachen, und vermählte ſich am 27. Sept. 1727 mit ihr. Die Herzogin ſtattete ihr Pflegkind fürſtlich aus, während die ſonſtige Mitgift nur ſehr mittelmäßig war und die Gräfin, dem Familienrechte gemäß, auf alle Erbſchaft von ihrer väterlichen Familie eidlich Verzicht leiſten mußte.

---

[1] Geb. 21. Sept. 1693. Ihre Großmutter war Anna Sophie von Anhalt-Bernburg geweſen (geb. 13. Sept. 1640, verm. 30. Sept. 1664 mit Graf Georg Friedrich von Solms, † 15. April 1704).

---

[1] Er war der Großvater des erſten Fürſten von Leiningen.

[2] Geb. 10 Oct. 1677, verm. 19. Juni 1701, † 11. Aug. 1746; eine Tochter des Markgrafen Friedrich Magnus und der Auguſte Marie von Holſtein-Gottorp. Die Letztere erlebte die Verheirathung ihrer Enkelin noch, indem ſie erſt am 25. April 1728 im 80. Jahre ſtarb.

[3] III, 121 ff.

[4] Ebend.

Mit Vergnügen ſah der Graf aber, daß das ſtille Landleben zu Pölzig der an die Pracht des Hofes gewöhnten Gattin gleichwohl zuſagte, und auch ſonſt geſtaltete ſich die Ehe, ſoviel das gegenſeitige Verhältniß der Gatten anlangte, auf das günſtigſte, ſowie ſie auch durch die Geburt eines Sohnes (1728) und einer Tochter (1731) geſegnet ward.

In Einer Beziehung dürfte es doch vielleicht beſſer geweſen ſein, wenn er ſich früher wieder vermählt hätte. Der neuen Stiefmutter dürfte es dann leichter gefallen ſein, ſich des Herzens der Tochter erſter Ehe zu bemächtigen, während dies jetzt, wo die Tochter, die bei dem Tode ihrer Mutter noch nicht zwei Jahre alt geweſen, bereits zwölfjährig war, der Gräfin bei aller Mühe, die ſie ſich andauernd gab, nicht recht gelingen wollte. Henriette ſcheint andern Sinnes geweſen zu ſein, als ihre Aeltern, und vielleicht beſaß die Frau v. Montbel doch nicht die Gabe, die Lebens- und Religionsanſichten, denen ſie ſelbſt huldigte, auch Andern annehmlich zu machen, — eine Annahme, die dann auch das Urtheil über ihren geweſenen Ehetyrannen etwas mildern konnte, die wir aber allerdings nur als eine Möglichkeit geben.

1736 hatte der Graf ſeinen Neffen und Mündel, den Grafen Ludwig Bernhard, bei ſich, wo er unter Leitung des nachherigen Profeſſors Scheidt[1]) auf die Univerſität vorbereitet und von dem Letztern noch in demſelben Jahre nach Göttingen begleitet ward. Vielleicht daß der junge Graf ſchon damals eine Neigung zu ſeiner Couſine gefaßt hatte, ungeachtet — oder, wie dies in ſo jungen Jahren zu gehen pflegt, weil — ſie vier Jahre älter, als er, war. Genug, als Scheidt 1738 eine Profeſſur zu Göttingen erhielt, ging der junge Graf nach Pölzig und hielt bald darauf — damals neunzehnjährig — bei ſeinem Oheim und Vormund um die Hand ſeiner älteſten Tochter an. Graf Henckel ſchlug ſie ihm keineswegs unbedingt ab, ſoll ſich vielmehr des Antrags an ſich erfreut haben, wiewol wir lieber glauben möchten, es ſei in der Annahme, der Sinn des jungen Mannes werde ſich ändern, geſchehen, wenn er ihm den Rath gab, vorher ſeine Studien zu vollenden, dann nützliche Bildungsreiſen zu machen und ſich erſt nachher wieder zu melden. Die ſchon damals unpaſſende Verbindung konnte es durch jeden Aufſchub nur noch mehr werden. Es iſt an ſich nicht gut, wenn die Frau älter iſt, als der Mann; aber beſonders mislich iſt es, wenn die Gewählte bei Eingehung der Ehe bereits verblüht iſt. Doch wie dem auch ſei, der junge Graf, wie es ſcheint feurigen und leidenſchaftlichen Sinnes, wollte von keinem Aufſchub

---

[1]) Chriſtian Ludwig Scheidt, geb. 26. Sept. 1709 zu Waldenburg im Hohenloheſchen, aus einem ſtrasburger Patriziergeſchlecht, zu Oehringen, Altorf und Strasburg gebildet, an welchem letztern Orte ſein Oheim, Johann Valentin Scheidt († 1731), Profeſſor der Medicin war, führte dann nach und nach drei Brüder v. Holzhauſen, den Erbgrafen Johann Friedrich v. Oettingen, den Grafen Ludwig Bernhard Henckel auf Reiſen und Univerſitäten, ward 1738 außerord. Prof. der Rechte zu Göttingen, wo er ſich durch eine Tochter des Hofraths J. J. Schmauß viel Unglück und Verdruß auf den Hals

---

heirathete, folgte 1739 einem Rufe als ordentlicher Profeſſor nach Kopenhagen, ward 1748 Joh. Daniel Gruber's Nachfolger als Hofrath, Bibliothekar und Hiſtoriograph zu Hannover, erwarb ſich durch zahlreiche, überaus mühſame und gründliche Werke große Verdienſte um Geſchichte und öffentliches Recht des deutſchen Reichs, der braunſchweigiſchen Lande und vieler Dynaſtengeſchlechter, hatte dabei ſtets mit einem ſchwächlichen und contracten Körper und lange mit häuslichen Leiden zu kämpfen, ſah alle ſeine Kinder ſterben, ließ ſich 1758 von ſeiner untreuen Frau ſcheiden und fand zwar an Beata v. Maydel aus Eſthland eine treffliche Gattin, die aber nur ſeine lange Krankheit hindurch ihn zu pflegen und ihm am 25. Oct. 1761 die Augen zuzudrücken hatte. Näheres ſ. bei Büſching, Beiträge, III, 265 ff.

etwas wiſſen, und verlangte, ſeine Auserkorene ſolle ſelbſt den entſcheidenden Ausſpruch thun. Sie gab, ſei es im Ernſt oder zum Schein, freiwillig oder auf Antrieb der Aeltern, eine abſchlägige Antwort; ob überhaupt, oder nur im Sinne des Aufſchubs, ſagt unſere Quelle 1) nicht. Der Tag der Abreiſe des jungen Grafen ward nun feſtgeſetzt. Am Tage vorher heißt er ſeinen Bedienten die Sachen einpacken und geht mit einem doppelläufigen Stutzen auf ſein Zimmer. Bald darauf fällt ein Schuß und man findet den jungen Grafen in ſeinem Blute liegen. Die herbeigerufenen Aerzte erklären die Wunde für gefährlich, geben aber doch Hoffnung der Herſtellung, die auch binnen dreier Monate erfolgte. Der junge Graf gab vor, er habe den Schuß mit den Zähnen herausziehen wollen, wobei er unverſehens an den Hahn geſtoßen haben müſſe. Seiner Geliebten aber erklärte er, daß er ſich aus Verzweiflung über das Fehlſchlagen ſeiner Hoffnung habe erſchießen wollen, was denn auch das Wahrſcheinlichſte iſt, ungeachtet damals der Werther noch nicht geſchrieben war. Daß er damit ihr ganzes Herz gewann, iſt ebenſo natürlich, wie daß ſie ſich durch keine Vorſtellungen abhalten ließ, ihn während ſeiner Krankheit auf das Zärtlichſte zu pflegen. Leider aber ward er, von der Wunde geneſen, durch ein Fleckfieber, welches die Wunde wieder öffnete, am 19. Januar 1739 dahingerafft. Henriette war untröſtlich; ſie hatte ihren Geliebten verloren und klagte ſich ſelbſt und ihre Aeltern als die Urheber ſeines Todes an. Da die Schwägerin des Grafen 2) ins Karlsbad reiſte, ſo gab er ihr ſeine

---

1) Büſching, Beiträge, IV, 20 ff.

2) Wol die [illegible]mahlin ſeines ältern Bruders? Die ſeines zweiten, die Mutter des ſo unglücklich Geſtorbenen, war bereits todt und ihr dadurch ſo harter Jammer erſpart werden.

troſtloſe Tochter mit, daß ſie dort Zerſtreuung finde. Er ahnete nicht, welchen gefährlichen Punkt er gewählt hatte. Sie nahm in Karlsbad Extrapoſt, fuhr nach Prag und trat hier zur katholiſchen Kirche über; ein Entſchluß, der Niemanden bitterer ſchmerzen konnte, als die ſtreng proteſtantiſchen Aeltern. Dazu kam, daß die alte Neigung der Menſchen, bei jedem Vorgange zuerſt nach ſchlechten Motiven und Mitteln zu ſuchen und an dieſe am willigſten zu glauben, ſowie die neuere Neigung, ſich zu freuen, wenn ſich den für Pietiſten geltenden Perſonen etwas recht Schlechtes nachſagen läßt — beides ein paar liebliche Züge der buntgemiſchten Menſchennatur — Verleumdungen verbreitete, welche die Gräfin beſchuldigten, daß ſie der Stieftochter die Zuneigung ihres Vaters entzogen habe, ja von einer Vergiftung des jungen Grafen um der Herrſchaft Oderberg willen redeten. Niemand, der den Grafen und die Gräfin irgendwie näher kannte und ihren Werth zu würdigen wußte, glaubte ein Wort von dieſen Verleumdungen. Am Sterbebette unſers Grafen finden wir die älteſte Schweſter ſeines Neffen als Gaſt im gräflichen Hauſe und dankbar den Segen ihres verehrten Oheims empfangend. — Der jungen Gräfin ſoll die Stelle einer Hofdame am kaiſerlichen Hofe verſprochen worden ſein, was aber durch den Tod Kaiſer Karl's VI. verhindert worden ſei.[1] Es erſchien eine kaiſerliche Commiſſion in Pölzig, vor welcher der Graf eidlich geloben mußte, daß er ſeiner Tochter ihrer Flucht und Religionsveränderung halber nichts entziehen und daß er ihr jährlich 800 Thlr. zu ihrem Unterhalt ausſetzen wolle. Alles, was ihr an Schmuck, Kleidungsſtücken, ſonſtigen Mobilien gehörte, mußte ausgeliefert, oder der Werth, nach Beſtimmung des Commiſſars und ſeiner Frau, die damit auch zur kaiſerlichen Functionairin wurde, bezahlt werden. Der Commiſſar ſoll zwar ein ſtrenger und harter Mann geweſen, durch die Geduld, Standhaftigkeit und väterliche Uneigennützigkeit des Grafen aber doch ſo gerührt worden ſein, daß er bei dem Abſchiede geweint und geſtanden haben ſoll: wenn er von einem ſeiner Kinder ſo gekränkt würde, ſo würde er es nicht ertragen können. Der Graf erwiderte: „Sagen Sie meiner unglücklichen Tochter, ſie habe ihren Vater tief gebeugt, aber ſeine Religion unterſtütze ihn. Er ſchicke ihr nicht Fluche, ſondern Segen und Fürbitte nach. Das väterliche Haus und die väterlichen Arme, welche ſie ſo muthwillig verlaſſen habe, ſollten beſtändig für ſie offen ſein. Er wünſche nur dieſes, daß Gott ihre Seele retten möge.“ In der That hat ſich wenigſtens ein brieflicher freundlicher Verkehr zwiſchen Henrietten und ihrem Vater wieder angeknüpft. Sie ſoll ihr Unrecht eingeſehen und ihr Verfahren bereut haben. Auch in Betreff des Confeſſionswechſels, den ſie wol nicht aus Ueberzeugung [1]), ſondern um in Oeſterreich Schutz zu finden, vorgenommen hatte, ſoll ſie zu ihren Vertrauten geſagt haben, daß ſie im Herzen noch evangeliſch ſei und nicht zu den Heiligen, ſondern allein zu Gott bete; ſie habe ſich auch die Erlaubniß, in der Bibel zu leſen, ausgewirkt. Sie lebte übrigens als Koſtgängerin in einem Kloſter zu Prag. Hier hatte ſie, bei Gelegenheit der franzöſiſchen Invaſion, einen franzöſiſchen Oberſten Auguſt Grafen v. Sanguin kennen gelernt, von dem ſie ihrem Vater ſchrieb, daß es ein reicher und angenehmer Mann und der Letzte von ſeiner Familie ſei. Sie erhielt die väterliche Zuſtimmung und vermählte ſich 1742 mit Sanguin, dem ſie einen Sohn gebar. Bei der Belagerung von Prag riß aber 1743 eine Kanonenkugel ihrem Gemahl beide Beine hinweg; er ward in dieſem Zuſtande zu ihr gebracht und ſtarb nach wenigen Tagen. Auch ſein Sohn folgte ihm bald, und die franzöſiſchen Schwiegerältern Henriettens erklärten, ſie hätten während des Kriegs keine Briefe von ihrem Sohne erhalten und ſeine Ehe werde wol nicht rechtmäßig ſein. Jedenfalls iſt von da aus nichts zu erlangen geweſen und Henriette ging, nach dieſer kurzen Epiſode ihres Lebens, wieder als Koſtgängerin in ihr Kloſter und iſt 1773 in demſelben geſtorben. Ihr Vater hatte ihrer auf ſeinem Sterbebette in folgender Weiſe gedacht: „Auch meine Henriette muß geſegnet und unter meinen Kindern unvergeſſen ſein. Sie hat ſich verirrt, die Unglückliche! Gott bringe ſie zurück, rette ihre Seele, und laſſe es ihr wohlgehn. Ich habe ihr alles vergeben. Gott hat mir ſoviel vergeben; ſollte ich es nicht auch thun? Schreibet es ihr, wenn ich nicht mehr hier bin.“ Frau v. Montbel, die Erzieherin Henriettens, ſoll von dem gräflichen Hauſe, ſolange ihr Leben noch währte, ſehr geſchätzt und Mutter genannt worden ſein, verließ daſſelbe aber doch nach der Flucht ihrer Pflegebefohlenen und hat nachmals zu Dresden bei der verwitweten Geheimenräthin Le Fort gelebt. Die Gräfin Henckel nahm an ihrer Stelle ein Fräulein v. Gersdorf, die nachherige Gattin des Prof. Franke in Halle, zur Geſellſchafterin und Leiterin ihrer Tochter.

---

[1] Warum? Marie Thereſia war bekehrungseifriger, als ihr Vater.

---

[1]) Möglich allerdings, daß ein Ueberdruß an dem Lutherthume, wie ſie es kennen gelernt hatte, und als der Confeſſion Derer, die ſie als die Verfolger ihrer Liebe betrachtete, im Spiele geweſen iſt.

Es hat ſich ſchon aus dem Vorhergehenden mehrfach ergeben, daß Graf Erdmann Heinrich, in dem nächſten Verkehre mit den Familien Reuß, Solms-Baruth, Stolberg-Wernigerode, Promnitz, der verwitweten Herzogin Johanna Eliſabeth von Württemberg, der Freundin Hauber's, ſtehend, mit vielen Anhängern Francke's, mit Johann Adam Steinmetz und deſſen Sinnesgenoſſen in wohlwollender Verbindung [1]), zu Denjenigen gezählt wurde, die ſich Stille im Lande nannten, von der Zeit aber als Pietiſten bezeichnet wurden und damals ebenſo häufigen und hämiſchen Angriffen ausgeſetzt waren, als in einer ſpätern Zeit. Uns ſcheint er jedenfalls eines der edelſten Muſterſtücke dieſer Claſſe geweſen zu ſein, mit der er nur die edeln und echt chriſtlichen Züge, nicht die Schwächen und Verirrungen gemein hatte. Wie er ſchon als Jüngling ſich zwar mit Entſchiedenheit von Verſuchungen losriß, denen ſich auszuſetzen ihm weder der Weltton, noch die Luſt der Sinne genügender Grund ſchien, aber ſich gleichzeitig nicht in den Separatismus grübelnder Schwärmerſecten hineinziehen ließ, ſo hat er ſich ſein Leben hindurch gehalten. Er ſuchte ein Chriſt zu ſein, wie Alle, die ſich nach Chriſti Namen nennen, das ſollen. Er ſuchte es zu ſein in dem Gefühle kindlicher Abhängigkeit von dem himmliſchen Vater, treuer, dankbarer Anhänglichkeit an den göttlichen Mittler und Erlöſer, demüthiger Erkenntniß eigener Schwächen und Mängel, Streben nach Reinheit des Wandels, werkthätiger Bruderliebe, Milde des Sinnes, Lauterkeit des Willens. Aber er gefiel ſich weder in den tändelnden Formen, welche die damalige Zeitmode der ſogenannten Frommen waren, noch vertiefte er ſich in düſtere Grübeleien nach Nebenwerk und Unerforſchlichem. Er war fromm, nicht Frömmler. Er war mit Wahrheit und Ernſt bei der Sache, die ihm nicht eine Zerſtreuung blaſirter Langweile, nicht ein Deckmantel vergangener oder noch gepflegter Sünden, nicht ein Ruhekiſſen thatloſer Bequemlichkeit, ſondern das hohe Geſetz ſeines Lebens war. Er ſcheint der lutheriſchen Orthodoxie näher geſtanden zu haben, als manche Andere ſeiner Richtung, drang aber über Form und Formeln zu dem Weſen, dem Geiſte, nicht in philoſophiſcher Speculation, ſondern indem er den ganzen Menſchen ergreifen ließ und Chriſti Weſen, Lehre und Beiſpiel über alle Gelehrſamkeit und allen Scharfſinn der Theologen ſetzte. Er war fern von phariſäiſcher Ueberhebung und allem Verdammungs- und Ausſchließungsgeiſte. Büſching, der ihn genau gekannt hat, ſagt von ihm[1]: „In der Theologie ſtimmte er mit Spener und den ältern halliſchen Theologen ſeiner Zeit überein. Im thätigen Chriſtenthum hatte er zwar auch etwas von der halliſchen Form und Sprache angenommen; er ließ ſich aber nicht von dem Secten- und Formengeiſt beherrſchen, ſondern übte es auf ſeine eigene Weiſe aus, die den Sinn Chriſti und die allgemeine Liebe ausdrückte. Wer Gott von Herzen verehrte, liebte und vertraute, und wer ein aufrichtiger Verehrer und Bekenner Jeſu Chriſti war, der war ihm angenehm, mit dem vereinigte ſich ſein Herz“. Wir glauben ſicher, er würde auch den redlichen Juden, Türken und Heiden nicht für von Gott verworfen erachtet, wenn auch ſehnlichſt gewünſcht und nach Kräften gefördert haben, daß das Licht des Chriſtenthums in ſeine Seele dringe. Wenn er in Einer chriſtlichen Confeſſion die Züge der chriſtlichen Gemeinſchaft nicht klar genug zu erfaſſen vermochte, ſo war es die römiſch-katholiſche. Als er aber, bei der Rückreiſe von der Beſitznahme der Herrſchaft Oderberg, das Unglück hatte, daß ein mitgenommener Wegweiſer, der, wider den Rath und Willen des Grafen, auf ſchlüpfrigem Wege neben dem Wagen ging, ausglitſchte und der ſchwer bepackte Wagen demſelben über die Bruſt ging, pflegte er ihn nicht nur, was ſich von ſelbſt verſtand, mit eigener Anſtrengung auf das Sorgfältigſte, half ihn ſelbſt mit in ein Haus tragen, ſchickte einen Bedienten nach Aerzten und einem katholiſchen Geiſtlichen, ſondern betete auch mit ihm und ermahnte ihn in ſolcher Weiſe, daß der ſterbende Mann, als der katholiſche Prieſter ihn fragte: Ob nicht der Ketzer an ſeinem Tode Schuld ſei? entgegnete: „Nein, der Mann war kein Ketzer, ſondern ein Engel Gottes. Seitdem ich lebe, iſt mir von keinem Menſchen ſoviel Gutes und ſoviel Troſt, als von ihm, widerfahren. Er hat mich auch genug vor dem Unglück gewarnt; ich bin ihm aber nicht folgſam geweſen und alſo ſelbſt an meinem Tode ſchuld." Der Graf bezahlte alle Koſten, ließ ihn beerdigen und gab etwas zum Unterhalt der Witwe und Kinder. — Sein Chriſtenthum war auch kein trübes und Selbſtquäleriſches. Büſching ſagt von ihm¹): „Er war ein Mann von mittler Größe, wohl gebildet, lebhaft ohne Geräuſch, angenehm in der Stimme und in den Mienen, in der Bewegung und im ganzen Weſen, und nahm dadurch Jedermann für ſich ein. Seine verſtändige, wohlbedachte und paſſende Rede, ſeine Weisheit, Klugheit und Beſcheidenheit im Urtheilen, ſeine Rechtſchaffenheit, welche ſich durch Geſicht und ganzes Weſen äußerte,

---

[1]) Steinmetz, ſeit 1732 Abt zu Kloſterbergen, Muthmann, nachmals Prediger und Adjunct zu Saalfeld, und Sarganeck, nachmals Inſpector des Pädagogiums zu Glaucha bei Halle, fanden, bei ihrer Vertreibung aus Schleſien, eine Zeit lang gaſtliche Zuflucht bei dem Grafen.

---

[1] Beiträge, IV, 39—40.

---

¹) Beiträge, IV, 32 ff.

und ſeine leutſelige Art und Weiſe, ſich in allerlei Menſchen zu ſchicken, gewannen ihm die Hochachtung, die Liebe und das Zutrauen Aller, mit welchen er umging und die ſich ihm näherten, von welchem Stande, Geſchlecht und Alter ſie auch waren. Für den geſellſchaftlichen Umgang war er ein erwünſchter Mann; denn durch ſeine Heiterkeit und Munterkeit belebte er Alle, ſann anſtändige und unſchädliche Mittel zum Vergnügen aus, und ließ bei der Bemühung, Andere auf eine angenehme Weiſe zu unterhalten, keine ſeiner Arbeiten liegen. Auch Diejenigen, welche ihn täglich ſahen, bemerkten keine Unzufriedenheit und Unluſt des Gemüthes an ihm, ſondern er war immer derſelbe geſellige, gefällige und freundſchaftliche Geſellſchafter, der Alle zufrieden und vergnügt zu machen ſich beſtrebte, ſollte er ſich auch darüber ſelbſt die nöthige Ruhe entziehen. Es iſt ihm ſehr viel Unangenehmes und Betrübtes begegnet, es machte ihn aber gegen die Seinigen nicht mürriſch. Sobald dergleichen vorfiel, begab er ſich in ſein Zimmer, überlegte es in der Einſamkeit, betete darüber zu Gott, und dann kam er wieder ſo heiter zum Vorſchein, als die Sonne hinter dunkeln Wolken hervortritt.“ Derſelbe Schriftſteller berichtet von ſeiner großen Gaſtfreiheit und Freigebigkeit, wie ſo viele Perſonen von allen Ständen, aus benachbarten und entfernten Gegenden Pölzig als einen Ort des edeln Vergnügens, der Erbauung und der Zuflucht gefunden hätten, von ſeiner innigen Zärtlichkeit für ſeine Gemahlinnen [1]), von ſeiner weiſen Vaterliebe für ſeine

---

[1]) U. A. ſuchte er ihnen alles Unangenehme und Schreckhafte möglichſt zu erſparen. Einſt hatte ſeine Gemahlin mehre Nächte hinter einander wegen Zahnwehs nicht ſchlafen können. Als ſie endlich eingeſchlafen war, hörte der noch wachende Graf, wie Diebe in

Kinder, deren Zutrauen er von ihrer erſten Kindheit an zu gewinnen ſuchte, deren Spiele er anordnete und erfand und ſelbſt daran theilnahm, denen er ſich in all ihrer natürlichen Lebhaftigkeit zu zeigen geſtattete, und dabei nachſichtig gegen Unbedachtſamkeit, ſtreng gegen wirkliche Unart war, von der rückſichtsvollen und wohlwollenden Behandlung der Lehrer ſeiner Kinder, von ſeinem würdigen Verhalten gegen Diener und Unterthanen.[1]

Im Auguſt 1752 erkrankte er, und ſein Hausarzt, Dr. Grundmann zu Gera, fand ſogleich, daß ein gefährliches hitziges Fieber den Grafen befallen habe. Es war ſeine letzte Krankheit und er beſtand ſie und den Tod als ein echter Chriſt, mit Geduld und Faſſung und ſteter Ermahnung der Seinigen, dankbar für alle Pflege, zuletzt Frau und Kinder und alle anweſenden Verwandten und Freunde[2] und die ſich nach ſeinem Segen drängende Dienerſchaft ſegnend. Er verſchied ſanft, unter der Seinen Gebet, bei dem Untergange der Sonne des 1. Septembers 1752. Sein Tod entſprach dem Tode der Chriſten, wie er ihn, in wehmüthiger Erinnerung an ſeine früh geſchiedene erſte Gattin, wenige Jahre nach

---

die unter dem Schlafzimmer befindliche Küche einbrachen und zinnerne Schüſſeln und Teller einpackten. Er entſchloß ſich, lieber einigen Verluſt zu erleiden, als ſeine Gemahlin aufzuwecken und zu erſchrecken. Es genügte übrigens, daß er die Pantoffeln einige mal auf dem Boden hin- und herzog, um die Diebe dahin zu bringen, daß ſie ſich, mit Zurücklaſſung ihrer Beute, davonmachten.

[1] Vgl. Büſching, Beiträge, IV, 32 ff.

[2] Genannt werden als bei ſeinem Tode zugegen, außer Frau und Kindern und ſeiner Nichte, Helene Erneſta, Tochter Graf Wenceslaus Ludwig's, Fräulein Chriſtine Karoline v. Carlowitz, ein Herr v. Koſchitzky und der Prediger des Ortes, dem er Gottes Segen zu ſeinem Amte wünſchte.

deren Tode in einem Werke geſchildert und an 51 Beiſpielen nachgewieſen hat, welches ſeiner Zeit viel geleſen worden iſt und Vielen zur Erbauung und Stärkung für den großen Moment, welcher Keinem ausbleibt, gedient hat.[1]

Seine hinterlaſſene Witwe wird als eine überaus wohlthätige Frau, lebhaften, freudigen und thatkräftigen Weſens geſchildert. „Sie war die Mutter ihres ganzen Hauſes und ihrer Unterthanen. Im Wohlthun fand ſie für ſich ſelbſt Glückſeligkeit, und die Art und Weiſe, mit welcher ſie die Wohlthätigkeit ausübte, erhöhete den Werth derſelben. Denn entweder leiſtete ſie dieſelbige unbemerkt, oder mit ſolcher Leutſeligkeit und Fröhlichkeit, daß die Empfänger ihrer Gaben deutlich wahrnahmen, wie wohl ſie ſich ſelbſt dabei befinde, geben zu können; während es ihr wehe that, daß ſie eben nicht ſo viel vermochte, als ſie wünſchte. Man konnte ſie ein Urbild der Menſchenliebe und Leutſeligkeit nennen.“[2] Die Faſſung, mit der ſie den ſie tief betrübenden Tod ihres Gemahls ertrug, war auf echtes Gottvertrauen gegründet, und um ſo achtungswerther, je unſicherer die Zukunft war, welcher dieſer Todesfall ſie äußerlich ausſetzte. Krieg, Vormundſchaften, Bürgſchaften, Gaſtfreiheit und Wohlthätigkeit hatten ihrem Gemahl beträchtliche Schulden zugezogen. Die Güter ſielen dem Sohne zu. Der Graf hatte zwar Pölzig ſeiner Gemahlin zuſchreiben wollen; der Kaufbrief war aber noch nicht unterzeichnet und in der Angſt der nur ſechs Tage währenden letzten Krankheit des Grafen dachte ſie nicht daran, ihn an die Vollziehung dieſes Geſchäfts zu erinnern, oder wollte das aus Zartgefühl nicht. Man fand unter den Papieren des Grafen ein von ihm unterzeichnetes Blanquet und rieth der Gräfin, den bereits vorhandenen Kaufbrief darauf ſchreiben zu laſſen, was ſie natürlich als Betrug zurückwies und das Blanquet verbrannte. So waren ihre äußeren Umſtände beſchränkt. Doch wurde ſie von ihrer Tante, der verwitweten Herzogin von Württemberg, mütterlich unterſtützt, und als dieſe 1758 ſtarb, trat der Markgraf Karl Friedrich von Baden-Durlach[1]) für dieſelbe ein, der ihr auch von der Kaiſerin Katharine II.[2]) ein anſehnliches Geſchenk erwirkte. Einige Jahre lang war ſie von Blindheit heimgeſucht, wovon ſie 1768 eine glückliche Operation eines reiſenden Augenarztes befreite. Sonſt war ihr Alter geſund und fröhlich, und ſie iſt, nach kurzer Krankheit, am 30. Mai 1783, im 79. Lebensjahre, verſtorben.

---

[1] Es führt den Titel: „Die letzten Stunden einiger der evangeliſchen Lehre zugethanen und in dieſem und nächſtverfloſſenen Jahren ſelig in dem Herrn verſtorbenen Perſonen, von unterſchiedenem Stande, Geſchlecht und Alter, zum Lobe Gottes, und zu allgemeiner Erweckung, Erbauung und Stärkung ſowohl derer jetzo Lebenden, als der Nachkommen, aus gewiſſen und wohlgeprüften Nachrichten zuſammengetragen von Erdmann Heinrich Grafen Henckel. Halle, 1720—1733. 4 Bde.“ — Dem erſten Theile war eine Vorrede der theologiſchen Facultät beigegeben und er erfuhr ſchon 1722 eine neue Auflage. Der zweite Theil hat drei, der dritte zwei Auflagen erlebt.

[2] Büſching, Beiträge, IV, 45.

---

[1]) Ein Großneffe der Herzogin. Geb. 22. Nov. 1728, ſucc. in Baden-Durlach 1738, in Baden-Baden 1771, 1803 Kurfürſt, 1806 Großherzog, † 10. Juni 1811. Die Achtung und Theilnahme, welche dieſer treffliche Fürſt der verwitweten Gräfin Henckel bewies, iſt ein rühmliches Zeugniß für beide Theile.

[2]) Die mütterliche Großmutter der Kaiſerin, Albertine Friederike von Holſtein-Gottorp, geborene Prinzeſſin von Baden-Durlach (geb. 3. Juli 1682, verm. 3. Sept. 1704, † 22. Dec. 1755), war eine Schweſter der verwitweten Herzogin von Württemberg und der Mutter unſerer Gräfin geweſen.

Der Sohn, Graf Johann Erdmann (geb. 17. Aug. 1728), wurde, unter Leitung eines Hofmeiſters, des nachmaligen Prof. Schott zu Tübingen, auf der däniſchen Ritterakademie zu Soroe gebildet, nahm nach dem Tode ſeines Vaters ſeinen Sitz in der Herrſchaft Oderberg und vermählte ſich ſchon am 28. Februar 1753 mit Henriette Friederike, der am 7. Juli 1733 geborenen Tochter des gelehrten Grafen Heinrich v. Bünau auf Dahlen (geb. 2. Juni 1697, † 7. April 1762) und deſſen zweiter Gemahlin, der Gräfin Erdmuthe Friederike v. Hoym-Guteborn. Sie gebar ihm einen Sohn, der aber ſchon nach wenigen Tagen, und eine Tochter, die im zweiten Lebensjahre wieder geſtorben iſt, und hat ſich, wider ſeinen Willen und ohne ſeine Schuld, von ihm ſcheiden laſſen. (Auch ihre, allerdings ſchon 1742 verſtorbene Mutter war von ihrem Gemahl geſchieden.) Graf Henckel, der aus dem Kreiſe, in welchem ſich ſeine Aeltern bewegten, mehr herausgetreten zu ſein ſcheint, hat ſich nachher wieder mit Marie Thereſe Gollſinger v. Steinsberg aus Prag vermählt und einen bald wieder geſtorbenen Sohn und eine Tochter mit derſelben erzeugt. Dann iſt am 13. Mai 1803 der ganze Mannsſtamm dieſer Linie mit Graf Johann Erdmann erloſchen. Die Herrſchaft Oderberg war allodificirt worden und iſt in den Beſitz der Fürſten Lichnowski gekommen. Pölzig wurde für die Herzogin Luiſe von Coburg-Gotha erkauft, welche ſich nach der Trennung von ihrem Gemahl (1824) Gräfin von Pölzig und Beyersdorf nannte, ſowie auch ihr zweiter Gemahl, Alexander v. Hanſtein, 1827 zum Grafen von Pölzig erhoben ward.

Die Tochter, Johanne Charlotte, der Liebling ihrer Aeltern, die auch ihres Vaters ganzes Vertrauen beſeſſen hatte, vermählte ſich am 4. November 1756 mit ſeinem

Freunde, dem Grafen Otto Leopold v. Beesz, preußiſchem Staatsminiſter und Oberhofmarſchall, welchen ihr verſtorbener Vater in Dresden kennen gelernt hatte, als Beesz daſelbſt preußiſcher Geſandter war. Er ſtarb ſchon 17. Januar 1761, hinterließ aber ſeiner Witwe den lebenslänglichen Beſitz und Genuß der Rittergüter Vorhaus in Schleſien und Lindenberg in der Mark, welches letztere ſie zu ihrem bleibenden Wohnſitz machte.

VII. Cardinal Coſcia.

Nach dem Tode Innocenz' XIII.[1]), der, wie der XI. und XII. dieſes Namens, zu den beſten Kirchenfürſten gehört hatte, die den päpſtlichen Stuhl geziert haben, wünſchten die Cardinäle, ihm einen in aufrichtiger Frömmigkeit und chriſtlicher Demuth entſprechenden Nachfolger zu geben, und fielen, einmüthig und ohne vorhergehende Parteiungen und Cabalen, auf den Erzbiſchof von Benevent, Vincenz Maria Orſini, einen am 2. Febr. 1649 zu Neapel gebornen Sohn Ferdinand's III. Herzogs von Gravina. Derſelbe war 1667 in den Orden des heil. Dominicus getreten, 1672 Cardinal und Prefetto della congregazione del concilio, 1673 Biſchof von Manfredonia, 1680 Biſchof von Ceſena, 1686 Erzbiſchof von Benevent geworden. Hier beſtand e jenes furchtbare Erdbeben von 1688, bei welchem auch der erzbiſchöfliche Palaſt in Trümmer ſtürzte, der Erzbiſchof ſelbſt aber auf eine wundergleiche Weiſe gerettet ward, und half dann die zerſtörte Stadt durch große Beiträge aus ſeinem Privatvermögen wieder aufbauen. Am 29. Mai 1724 berief ihn die einmüthige Stimme des Conclaves auf den päpſtlichen Stuhl. Er hatte nichts weniger vermuthet und war über ſeine Wahl ſo erſchrocken, daß er lieber geflüchtet wäre, und daß er ſich erſt dann zur Annahme der Wahl bereit erklärte, als man den General des Dominicanerordens herbeigerufen und dieſer ihm bei dem h. Gehorſam geboten hatte, dem Rufe Folge zu leiſten. Es war bei ſeinem Sträuben nicht etwa, wie wol in einigen Fällen geſchehen iſt, Verſtellung im Spiel geweſen, vielmehr war es ein vollkommen aufrichtiges und vielleicht mag man es, neben der nicht ſelten bei gar achtbaren Naturen vorkommenden Erſcheinung, daß ſie eine beſcheidene, aber ruhige Stellung einer glänzendern, aber bewegten und ſorgenvollern vorziehen, einer Selbſtkenntniß des frommen Biſchofs zuſchreiben, der ſeinen wahren Beruf beſſer kannte, als ſeine Wähler. Benedict XIII. war ein ſorgſamer, wohlthätiger und volksbeliebter Biſchof geweſen; er war ein gelehrter und frommer Geiſtlicher; aber der weltlichen Aufgabe des Papſtthums war weder ſein Geiſt, noch ſein Charakter gewachſen. Es gebrach ihm an Sinn für dieſe Dinge, an Geſchäftskenntniß, Blick und Urtheil, und er überließ ſich ganz dem Einfluſſe übelgewählter Vertrauten und Günſtlinge, welche ſehr bald eine Wirthſchaft trieben, die zu zahlreichen Beſchwerden und arger Verſtimmung des Volkes Anlaß gab.

---

[1]) Michael Angelo Conti, geb. zu Rom 15. Mai 1655, Sohn Carl Conti's Herzogs von Poli, 1693 Gouverneur von Viterbo, 1695 Erzbiſchof von Tarſus und Nuntius in der Schweiz, 1698 in Liſſabon 1706 Cardinal, 8. Mai 1721 Papſt, † 7. März 1724. — Ueber Innocenz XI. ſ. V, 336 ff. — Innocenz XII. hieß vorher Anton Pignatelli, war zu Neapel 13. März 1615 geboren, ein Sohn Fran Pignatelli's, Marquis von Spinazzola und der Portia Caraffa, war auf mehrern Nuntiaturen thätig, ward Biſchof von Faenza, Legat zu Bologna, 1681 Cardinal und Erzbiſchof, 12. Juli 1691 Papſt, † 27. Sept. 1700.

Seine Abſichten waren gut und namentlich friedlich und verſöhnlich. Auch begann er ſeine Regierung mit einem Vergleich, der dem Kirchenſtaate zum Vortheil gereichte, und doch auch einen andern wichtigen Betheiligten, den Kaiſer, befriedigte, dem Vergleich nämlich in Betreff Commacchios. Dieſer zwiſchen Ravenna und Ferrara gelegene, hauptſächlich durch die dazu gehörigen Wäſſer und Fiſchereien werthvolle Platz war ein altes Reichslehen, als ſolches von dem Hauſe Eſte, dem frühern Beſitzer, ſchon 1354 anerkannt und die Belehnung damit von allen Herzogen von Modena aus jenem Hauſe regelmäßig geſucht worden. Da es aber von dem Ferrareſiſchen umſchloſſen war, ſo hatte die päpſtliche Kammer, als Clemens VIII.[1] 1598 das Herzogthum Ferrara dem Hauſe Eſte entriß, auch Commacchio mit in Beſitz genommen. Von dem damaligen Kaiſer, Rudolf II., war nichts zu erwarten, als ein thatloſer Proteſt, und auch nachfolgende Kaiſer fanden nicht gerathen, ſich dieſes Platzes halber mit dem Papſte zu verzwiſten. Doch hatte man ſeinem Rechte niemals entſagt, ſo wenig, wie die jetzt auf Modena beſchränkten Eſtes. Als aber die Parteinahme Clemens' XI.[2] für

---

[1] Hippolyt Aldobrandini, geboren zu Fano 1536, Sohn Silveſter Aldobrandini's, Gouverneurs zu Fano, Cardinal 1585, Legat in Polen, Papſt 30. Jan. 1592, † 5. März 1605. Als er am 8. Mai 1598 ſeinen triumphirenden Einzug in Ferrara gehalten hatte, brannte in der Nacht der Marcheſanenthurm ab und viele Einwohner kamen beim Löſchen um. Drei Tage nach ſeinem gleichfalls triumphirenden Wiedereinzug in Rom trat die Tiber in einer Weiſe aus, daß viele Häuſer einſtürzten und mehr als 1500 Menſchen ums Leben kamen. Unter dieſem Papſte blühte das Nepotenweſen. Er war der Bruder des Cardinals Johann Aldobrandini, der Oheim des ihn hauptſächlich beherrſchenden Cardinals Peter Aldobrandini, der Großoheim der Cardinäle Silveſter († 1612) und Hippolyt († 1638) Aldobrandini, des Fürſten von Meſſana, des Herzogs von Carpinelli. Aber der Mannsſtamm ſeines Hauſes erloſch ſchon in der zweiten Generation.

[2] Johann Franz Albani, geboren zu Urbino 22. Juli 1649.

Frankreich den Kaiſer Joſeph I. zu einem kräftigen und erfolgreichen Einſchreiten gegen den Papſt veranlaßte, ſo wurde am 24. Mai 1708 auch Commacchio von kaiſerlichen Truppen beſetzt, und war ſeitdem für die kaiſerliche Kammer verwaltet worden. Schon ſeit einiger Zeit ſchwebte aber eine Unterhandlung über dieſe Sache zu Rom und am 25. Nov. 1724 kam ein Vergleich zu Stande, am 20. Febr. 1725 zur Ausführung, wonach die päpſtliche Kammer, unter Vorbehalt aller Rechte des Kaiſers und des Hauſes Eſte, wieder in den Beſitz von Commacchio kam, dem Kaiſer aber die geiſtlichen Zehnten in allen ſeinen Reichen bewilligt wurden. Die Cardinäle Cienfuegos [1]) und Paolucci [2]) hatten dieſen Vergleich

---

Sohn Karl Albani's aus Urbino, eines Kämmerers bei Cardinal Barberini, 1690 Cardinal, 23. Nov. 1700 Papſt, † 19. März 1721.

[1]) Alvaro Cienfuegos, geb. 27. Febr. 1659, aus einem edlen aſturiſchen Geſchlechte, bei den Jeſuiten erzogen, dann als Docent der Theologie und Rhetorik nach Salamanca berufen, Beichtvater des Amirante von Caſtilien, Grafen Melgar, den er in dem öſterreichiſchen Intereſſe feſthielt und ſchließlich zur Emigration nach Portugal beſtimmte, nach deſſen am 23. Juni 1705 zu Eſtremos erfolgtem Tode Reſident König Karl's III. in Liſſabon, 1714 auf einer Miſſion in England, gab 1717 zu Wien ein Aenigma theologicum in zwei Bänden heraus, ward 1720 auf anhaltende kaiſerliche Verwendung Cardinal und vom Kaiſer zum Biſchof von Catania ernannt, 1721 wirkl. Geh. Rath, 1722 Vicekönig von Neapel, 1725 Protector von Sicilien, Erzbiſchof von Monreale; als ihm dieſes durch die Spanier entzogen ward, weshalb er 1737 den ſicilianiſchen Staatsſecretair Marcheſe Montalegro excommunicirte, bis er es 1739 gegen Penſion an den Cardinal Aquiviva abtrat, 1735 Biſchof von Fünfkirchen, † 19. Aug. 1739.

[2]) Fabrizio Paolucci, Neffe des gleichnamigen Cardinals, der am 30. Jan. 1625 ſtarb, Sohn Cosmo's Grafen v. Colbilo, geboren zu Forli 1651, 1688 Biſchof, 1698 Nuntius in Polen und Cardinal, unter Clemens XI. und Benedict XIII. Staatsſecretair, † 1726. Er war ſtets ein Gegner der kaiſerlichen Politik. Sein Bruder, Graf Paolucci, vertheidigte ſich im Erbfolgekriege in einem Schloſſe gegen

als Bevollmächtigte beider Theile abgeſchloſſen und dem Sohne des Grafen Sinzendorf (V, 296 ff.), Philipp Ludwig, brachte er den Cardinalshut ein. Auch in ihm fremden Angelegenheiten gab ſich dieſer Papſt, in ſeiner milden und harmloſen Geſinnung, viele wohlgemeinte Mühe, zum Frieden zu wirken, und ſuchte nach allen Seiten hin zu begütigen und zu gewinnen. Er erkannte den Victor Amadeus von Savoyen als König von Sardinien an, was ſeine Vorgänger verweigert hatten, und bewilligte ihm die beanſpruchten Vorrechte und Auszeichnungen. Als der neuerwählte Kurfürſt von Köln, Prinz Clemens von Baiern[1], nach Italien kam, um ſich vom Papſte zum Erzbiſchof weihen zu laſſen, in Betreff ſeines perſönlichen Erſcheinens in Rom aber Etikettenſchwierigkeiten entſtanden, wich der Papſt dieſen aus, indem er nach Viterbo reiſte und die Einweihung daſelbſt vornahm. Allerdings bekam er dafür von der Munificenz des neuen Kurfürſten ſechs goldene mit koſtbaren Steinen beſetzte Leuchter, ein goldenes Kreuz, einen Roſenkranz von großen orientaliſchen Perlen, ein Diamantkreuz und 24,000 Scudi Reiſekoſten. Lieber aber, als die Functionen des Papſtthums, blieben ihm immer die biſchöflichen Verrichtungen, und er reiſte mit Freuden in das ihm jederzeit theure Benevent, um die Kirche des heiligen Philipp Neri einzuweihen (1727). Auch 1729 beſuchte er dieſe Stadt, in der er die ihm liebſte

---

die Kaiſerlichen und ward dabei, mit Frau und zwei Kindern, niedergemacht.

[1] Clemens Auguſt, geb. 16. Aug. 1700, Sohn Max Emanuel's von Baiern und der Kunigunde v. Sobieska, 1716 Abt zu Berchtesgaden, 1719 Biſchof von Münſter und Paderborn, 1723 Erzbiſchof von Köln, 1724 Biſchof von Hildesheim, 1728 Biſchof von Osnabrück, 1732 Deutſchmeiſter, † 6. Febr. 1761.

Wirkſamkeit genoſſen hatte, und bezeigte eine ſolche Vorliebe für ſie, daß er, zur großen Unzufriedenheit der Römer, ſo viele Beneventaner als möglich nach Rom zog und mit Aemtern verſorgte. Die Ueberzahl der öffentlichen Aemter hat bekanntlich den großen Nachtheil, daß alle Diejenigen darüber murren, welche nicht zu ſolchen Aemtern gelangen, während es doch höchſtens in kleinen Schweizerrepubliken vorkommen kann, daß es, wie in Greifswald einmal mehr Stipendien als Studenten[1]), ſo mehr Aemter gäbe als Bewerber. Eigentliche Nepoten hatte er nicht, wie er überhaupt nicht an ſich dachte und Demuth, Uneigennützigkeit, anſpruchsloſe Reinheit des Wollens Grundzüge ſeines Weſens waren. Aber ſo tief war dieſes Nepotenweſen in das römiſche Regiment verwebt, daß Kenner der dortigen Zuſtände geradezu verſicherten, es wäre beſſer für den Papſt und ſelbſt für den Staat, wenn er mächtige Nepoten hätte. Dieſe würden zwar Staat und Volk für die Begründung und Erweiterung ihrer Macht und ihres Reichthums ausbeuten, würden das aber auch durch ihre Macht zu decken und zu behaupten, die, unter dem Vorwande, die Misbräuche zu bekämpfen, auch gegen die weſentlichen Grundlagen des Staates vorgehende Oppoſition im Zaume zu halten, und das Errungene häufig zum Glanze und Nutzen des Staats und der Kirche, oder doch ſonſt, mit einem dynaſtiſchen Blicke, zu bedeutſamen Zukunftszwecken zu benutzen wiſſen. Das Heer winziger Gauner, das den gutmüthigen, argloſen und der Geſchäfte unkundigen Benedict umlagerte, ſaugte dem Volke mindeſtens ebenſoviel ab, wie der mächtigſte Nepot gethan hätte, that es aber im Wege des Betrugs, des Unterſchleifs, der Erpreſſung, in einer Weiſe, die zu offenkundigen Scandalen führte, für ſcharfe Zungen und Raiſonneurs den Stoff niemals ausgehen ließ und dem ganzen Staatsweſen Verachtung zuzog. Solange die Welt ſteht, iſt das weſentliche Regiment der Staaten immer nur in den Händen einer Minderzahl des Volkes geweſen und dieſe hat bei Handhabung ihrer Macht nirgends und niemals ſich ſelbſt vergeſſen. Je größer ihre Zahl iſt, deſto häufiger werden ihre Colliſionen mit dem Volkswohl und deſto weniger kommt ihr ein Gefühl ihrer Verantwortlichkeit, deſto ſchwieriger iſt ſie zu controliren. In alle dem aber iſt Segen, was die Blicke und Intereſſen der Regierenden, über die kurze Spanne der Jetztzeit hinweg, auf die Zukunft richtet.

---

[1]) Damals ging wenigſtens in der Studentenwelt die Sage: in Greifswald werde Keiner inſcribirt, der ſich nicht anheiſchig mache, ein Stipendium anzunehmen.

Doch dem ſei wie ihm wolle, der gewaltige Sturm, der nach dem Tode des Papſtes gegen ſeinen Hauptfavoriten, den Cardinal Coſcia, losbrach, war weniger durch eine beſonders traurige Lage des Staates, oder durch Sünden jenes Cardinals, die kein Vorgänger übertroffen, als dadurch begründet, daß der Mann eben ein iſolirter Parvenu war, der weder Achtung, noch Furcht einflößte. Der Staat hatte, unter dem perſönlich einfachſten und uneigennützigſten Papſte, ein ſtetes Deficit; aber auch unter vielen vorhergehenden Regierungen waren Schulden gemacht worden, weil ein Theil der öffentlichen Einkünfte in Privatkaſſen floß, und Benedict XIII. hatte das Deficit zunächſt durch Erlaß von Abgaben, Abſchaffung des Lottos, Erhöhung zu niedriger Gehalte und Aehnliches veranlaßt. Auch findet man nicht, daß, wie wol unter frühern Nepoten, große Acte der Bedrückung und Verfolgung ſtattgefunden hätten, die einen Volkshaß erklären könnten, wie er ſich bei ſtärkern Anläſſen nicht ſo offen und heftig gezeigt hatte. Er ſcheint ſeinen Hauptgrund in der Eiferſucht auf die Beneventaner gehabt zu haben, denen die Römer das Monopol des Plünderns nicht gönnten [1]), und trat ſo offen und rückſichtslos auf, weil Coſcia mehr verachtet als gefürchtet war und mit dem Papſte Schutz und Stütze verloren hatte.

Nikolaus Coſcia, geb. 25. Jan. 1682 zu Pietra bei Benevent, von beſtrittener Herkunft, wiewohl ſein Vater noch zur Zeit ſeiner Macht gelebt hat und erſt im Auguſt 1726 geſtorben iſt, auch zwei Brüder des Nikolaus bekannt ſind, von denen der Eine durch Kaiſer Karl VI. den Herzogstitel erhielt, der Andere Biſchof von Targa wurde, kam bei Benedict XIII. in Gunſt, als dieſer noch der Cardinal Orſini hieß. Er ſoll ihn namentlich in einer höchſt gefährlichen Krankheit mit ſeltener Aufopferung gepflegt und dadurch ſein Leben gerettet haben. Er wurde zunächſt ſein Haushofmeiſter und Secretair und in dieſer Stellung befeſtigte er ſich in dem Vertrauen und Wohlwollen des gutmüthigen Herrn, der ſein geſchäftliches Geſchick bewundern und ſeiner Treue niemals mistrauen mochte, dergeſtalt, daß er ihn, bei ſeiner Erhebung auf den päpſtlichen Stuhl, zum Hausprälaten und Erzbiſchof von Trajanopolis, 1725 aber zum Cardinal und zum Coadjutor des Erzbisthums Benevent ernannte, welches der Papſt beibehalten hatte. Auch wurde er in den Johanniterorden aufgenommen und Protector dieſes Ordens, ſowie Coprotector von Deutſchland. Sein Haus wurde unter den hohen Adel von Neapel (Seggi di Nido) aufgenommen. Er war unter der Regierung Benedict's XIII., der ihm mit demſelben Zutrauen das Regiment des Kirchenſtaates überlaſſen hatte, wie einſt ſein einfaches Hausweſen und ſeine Bauten zu Benevent, Alles in Allem, und ſoll ſich in dieſer Stellung gewaltige Reichthümer erworben haben, zog ſich aber auch den Haß der Volksmaſſe, ſowie die ſchlimmere Misgunſt der Cardinäle zu. Vor Allem zürnten ihm natürlich diejenigen Cardinäle, welche nach ihrer ſonſtigen Stellung und weil ſie ſich für die Erwählung Benedict's XIII. intereſſirt gehabt, auch unter ihm die Leitung der Angelegenheiten zu bekommen erwartet hatten, und ſich nun durch einen von ihnen verachteten Emporkömmling um dieſe Hoffnung betrogen ſahen. Dahin gehörten vornehmlich die Albanis, die Neffen Papſt Clemens' XI.[1]), auch von Innocenz XIII. hochbegünſtigt.[2]) Es waren dies damals der Cardinal Annibale

---

[1]) So ſtürmte 1830 der aufgewiegelte Pöbel, außer den Wohnungen der ihm bezeichneten Opfer, auch Bordelle, weil die unprivilegirten Buhldirnen ihre Freunde und Handlanger gegen die privilegirten hetzten. Gutmüthige Liberale hielten das für einen Act der Volksſittlichkeit.

---

[1]) Söhne des Horazio Albani.

[2]) Er ernannte den Bruder dieſer beiden Cardinäle, von denen der Zweite durch ihn creirt worden war, Carlo Albani, geb. 1682, der 1715 das Herzogthum Soriano erkauft hatte und 1724 ſtarb, 1721 zum Principe al Soglio. Ein Sohn des Letztern war Giovanni Francesco Albani, geb. 26. Febr. 1720, Biſchof von Oſtia und Velletri, 1747 Cardinal, in der Jugend lebensfroh und einnehmend, dabei voll Geiſt und Kenntniß, Freund der Jeſuiten und durch ſie mächtig, Protector von Polen und Raguſa, Gegner der Franzoſen, ſtarb im September 1803. Ein Enkel Carlo's war Giuſeppe Albani, geb. 13. Sept. 1750, anfangs nur der Muſik mit Leidenſchaft ergeben, 1801 Cardinal, durch die Franzoſen vertrieben, unter Leo XII. Legat in Bologna, 1829 Staatsſecretair, 1831 apoſtoliſcher Commiſſar in Bologna, reſignirte, ſtarb zu Peſaro 3. Dec. 1834.

Albani, geboren zu Urbino 15. Aug. 1682, 1709 nach Wien geſendet, wo er die Ausſöhnung des Papſtes mit dem Kaiſer zu Stande brachte, 1719 Camerlengo der römiſchen Kirche.[1] Dann deſſen Bruder Aleſſandro Albani, geb. 19. Oct. 1692, 1720 Nuntius in Wien, 1721 Cardinal, ſpäter kaiſerlicher Bevollmächtigter in Rom, Mäcen Winckelmann's, Freund der Jeſuiten, † 11. Dec. 1779.

Am 22. Febr. 1730 ſtarb Benedict XIII., und ſofort brach eine allgemeine Bewegung gegen die Beneventaner aus. Coſcia flüchtete ſich in den Palaſt der Marcheſe Abbati, der ſofort vom Pöbel umringt und mit Demolition und Brand bedroht ward. Es gelang, dem Cardinal herauszuhelfen und ihn nach Caſerta zu retten. Sein Silbergeſchirr, ſeine Mobilien und Papiere wurden nach der Engelsburg gebracht. Doch ging er, nachdem er ſicheres Geleit erhalten, das dem Cardinal ohnedies nicht zu verſagen war, ins Conclave, wenn auch, aus Furcht vor dem Volke, in größter Stille und Heimlichkeit und von den Cardinälen mit Verachtung behandelt. Der neue Papſt, deſſen Wahl erſt (12. Juli 1730) zu Stande kam, als die Verwendung des Großherzogs Johann Gaſton den Widerſtand des kaiſerlichen Hofes beſchwichtigt hatte, Clemens XII.[2], war ein Freund der Albanis, im Uebrigen ein mehr eifriger als umſichtiger und klarblickender Mann, dem Coſcia aber entſchieden feind. Er war entſchloſſen, denſelben die ganze Strenge der päpſtlichen Macht empfinden zu laſſen.

---

[1] Er zog ſich 1747 auf ſein Biſthum Urbino zurück, um ganz den Wiſſenſchaften leben zu können, um die er ſich durch prächtige Sammlungen und gelehrte Arbeiten verdient gemacht, und † 21. Sept. 1751.

[2] Lorenzo Corſini, ein Florentiner, geb. 7. April 1652, 1706 Cardinal, † 6. Febr. 1740. Gegen Außen verſuchte er Manches, aber ſtets mit Unglück. Er ſtiftete 1734 das Corſiniſche geiſtliche Seminar für junge Griechen, verſchönerte Rom durch Bauten und Statuen, förderte die orientaliſchen Studien, errichtete den Freihafen von Ancona, hob das Aſylrecht auf, führte aber auch das Lotto wie-

Er eröffnete ſofort eine Unterſuchung gegen Coſcia und ſeine Genoſſen, wozu er eine eigene Congregation (de Nonnullis) beſtellte. Dem Coſcia verbot er, bei den Congregationen zu erſcheinen, oder ſein erzbiſchöfliches Amt in Benevent zu verrichten, verlangte vielmehr, daß er dem letztern gänzlich entſagen ſollte. Coſcia's Bruder, der Biſchof von Targa, wurde mit andern Beneventanern verhaftet, der Cardinal Fini ſuspendirt. Endlich verlangte man von Coſcia die Erſtattung von 200,000 Scudi, als worauf man den Betrag ſeiner unrechtmäßigen Bezüge berechnete. Unter dieſen Vorgängen fing ſich die Meinung über Coſcia an, etwas zu wenden, und es fehlte nicht an Solchen, die da fragten: ob wol irgend ein anderer römiſcher Miniſter an ſeiner Stelle die Gelegenheit, ſich zu bereichern, unbenutzt gelaſſen haben würde. Es war noch eine Zeit, wo ſelbſt ein Friedrich II. ſagen konnte: „ich habe den Eſel an die Krippe gebunden, warum hat er nicht gefreſſen?“ wo ſelbſt in England die Uneigennützigkeit des älteren Pitt, der als Zahlmeiſter der Truppen ein von allen ſeinen Vorgängern bezogenes, aber nicht geſetzlich begründetes Einkommen verſchmähte, eine allbewunderte Ausnahme war. Man fragte ſich, woher ein guter Theil der Cardinäle, die jetzt den Stab über Coſcia

---

der ein und bereicherte ſeine Nepoten, ſodaß die Finanzlage bei ſeinem Tode nichts weniger als gebeſſert war. Der Neffe des Papſtes, Cardinal Neri Corſini, bezog jährlich über 120,000 Scudi und blieb doch populär.

brachen, ihre Schätze hätten, oder woher dieſe ſtammten? Fini[1]) ſollte daſſelbe gethan haben, wie Coſcia, nur feiner, und ward viel milder behandelt. Coſcia war geſtürzt und Keinem mehr gefährlich, und Viele meinten, es ſei damit abgethan. Er hatte in den Tagen ſeiner Macht ſich dem kaiſerlichen Intereſſe ergeben gezeigt und ein geheimer Schutz von dieſer Seite wurde ihm auch im Unglück. Der Papſt hatte ſich, aus Widerwillen gegen den verhaßten Menſchen, nie entſchließen können, ihn in die Engelsburg zu laſſen und ſo war er unverhaftet geblieben und ihm nur verboten worden, die päpſtlichen Staaten zu verlaſſen. Er verſchaffte ſich von dem Cardinal Cienfuegos einen Paß nach Neapel, flüchtete am 31. März 1731 aus Rom und gelangte, bald als Cavalier, bald als Abbate, bald als Mönch verkleidet, unter mancherlei Abenteuern glücklich nach Neapel, wo er bei dem damaligen Vicekönig, Grafen Harrach[2]), Schutz ſuchte. Dieſer berichtete nach Wien und Coſcia erhielt Erlaubniß, ſich im Königreiche Neapel aufzuhalten, wo und wie lange er wolle. Der Papſt erließ am

---

[1]) Franz Anton Fini, aus einem Geſchlecht, das aus Candia nach Venedig und von da nach Neapel gekommen ſein ſoll, geboren zu Minervina 6. Mai 1669, kam ſchon in Benevent zu dem nachherigen Papſt Benedict XIII., ward dann ſein Geheimer Kämmerer, 26. Jan. 1728 Cardinal, diente namentlich dem ſardiniſchen Intereſſe, mußte ſich nach dem Tode ſeines Gönners verbergen, bis er ins Conclave ging, ward dann ſuſpendirt und vor die Congregation de nonnullis geſtellt, kam aber 1732, man weiß nicht gewiß ob gegen eine Geldbuße, wohl aber, daß man ihn für die Unterhandlungen mit Sardinien brauchte, wieder in Gnaden, † 3. April 1742.

[2]) Aloys Thomas Raimund Graf v. Harrach, geb. 6. März 1669, wirkl. Geh. Rath, Geſandter in Madrid, dann bis 1733 Vicekönig in Neapel, darauf Geh. Conferenzminiſter, † 7. Nov. 1742, Vater der Conferenzminiſter Friedrich Auguſt Gervaſius und Ferdinand Bonaventura Harrach.

12. Mai ein Moniterium an Coſcia, worin dieſer aufgefordert ward, noch im Mai nach Rom zurückzukehren, widrigenfalls er ſeine Beneficien verlieren ſolle. Würde er nicht vor dem 1. Aug. zurückkehren, ſo ſolle er auch des Purpurs verluſtig ſein. Ja, ſchon am 28. Mai verſchritt der Papſt zu Excommunication und Interdict gegen Coſcia. Dieſer aber vertraute darauf, daß nicht der Wille des Papſtes allein ihn der einmal erlangten Würden berauben könnte, ſagte ſich wol auch, daß eine Rückkehr ihm dieſe doch nicht ſichere, und vertheidigte ſich in öffentlichen Manifeſten, während der Papſt den Proceß des Coſcia den katholiſchen Höfen zuſchickte. Die Aufnahme, welche dieſe verſchiedenen Schriften fanden, hing, wie gewöhnlich, von den Verhältniſſen ab, in denen die einzelnen Höfe gerade zu dem Papſte ſtanden. Dem Anſehen der Kirche war der ganze Handel natürlich nicht förderlich. Coſcia aber, der das geringe Anſehen bemerkte, in welchem der Papſt bei den Mächten ſtand, faßte ſogar den Muth, ſich in die Höhle des Löwen zu wagen, und erſchien 1732 plötzlich in Rom, von zwei geſchickten neapolitaniſchen Advocaten begleitet, die ihm ſeine Sache ausfechten helfen ſollten. Er wohnte in dem Kloſter der heil. Praſſede, das er nicht verlaſſen durfte, außer wenn er vor die Congregation gerufen wurde. Wahrſcheinlich hätte er beſſer gethan, wenn er römiſche Advocaten gewählt hätte, ſtatt neapolitaniſcher, denen, wie geſchickt ſie auch in den Künſten ſein mochten, in denen die italieniſchen Advocaten alle andern in Europa übertreffen ſollen, jedenfalls die Terrainkenntniß abging. Doch vielleicht konnten dem wirklich Schuldigen alle Advocatenkünſte nur vor den gewöhnlichen römiſchen Gerichten, vor einer Congregation von Cardinälen aber nur dann etwas helfen, wenn ihm die Gunſt

der Machthaber zur Seite ſtand. Coſcia hatte vieles auf dem Kerbholz und man war nicht geſonnen, es ihm nachzuſehen. So wurde er denn 1733 wegen Betrügereien, Erpreſſungen, falſcher [illegible] zu zehnjähriger Haft auf der Engelsburg verurtheilt, ſeiner Beneficien und Penſionen verluſtig erklärt und mit dem großen Banne belegt, von welchem er nur in articulo mortis loszuſprechen ſein ſollte. Außerdem ſollte er 100,000 Ducaten nach der Währung von Neapel bezahlen, gegen welche letztere Stipulation wieder Karl VI. als König von Neapel aus ſtaatsökonomiſchen Gründen proteſtirte. Endlich ſchaffte Coſcia 30,000 Scudi und ward nun des Bannes entbunden. In der Haft blieb er noch; doch wurde dieſelbe nach und nach erleichtert.

Am 6. Febr. 1740 ſtarb Papſt Clemens XII., nachdem er längere Zeit bettlägerig und erblindet geweſen, während ſein Neffe Cardinal Neri Corſini [1]) und der Staatsſecretair Cardinal Firrao [2]), das Regiment geführt hatten. Coſcia wohnte dem Conclave bei, auf welchem jener ausgezeichnete Papſt, Benedict XIV. [3]), gewählt ward (17. Aug.). 1741 erhielt er Erlaubniß, nach Neapel zurückzukehren, wo er aber ſchon am 8. Febr. 1755 ſtarb. Sein Bruder, dem er die Herzogswürde und anſehnlichen Grundbeſitz verſchafft hatte, wurde der Erbe ſeines immer noch nicht unbeträchtlichen Vermögens, welches Coſcia in jeder Beziehung theuer bezahlt und wenig genoſſen hatte. Er war in der Lage geweſen, ſich und den Seinen auf ehrenhafte Weiſe ein anſtändiges Glück zu gründen; daß er mehr erſtrebte und deshalb falſche Wege einſchlug, ward ſein Unglück, und auch er hatte nicht blos unrecht, ſondern auch thöricht gehandelt.

---

[1]) Geb. 19. Mai 1685, Sohn Philipp's Corſini, Marcheſe von Treſane, toscaniſchen Staatsminiſters, und der Lucretia Rinuccini, machte in ſeiner Jugend große Reiſen, war toscaniſcher Geſandter in Paris, London, Cambrai, Oberſt, lebte ſeit 1723 in Rom, trat in den geiſtlichen Stand, als ſein Oheim Papſt ward und ward ſogleich (1730) Cardinal, † 6. Dec. 1770. Sein älterer Bruder Bartolomeo ward 1731 Herzog und Fürſt und † 30. Nov. 1752.

[2]) Joſeph Firrao, aus dem Geſchlecht der Fürſten von St. Agatha in Neapel, geb. 12. Juli 1670, 1715 außerordentlicher Nuntius in Portugal, 1717 in der Schweiz, 1722 ord. Nuntius in Portugal, 1728 ausgewieſen, 1731 Cardinal, 1733 Staatsſecretair bis 1740, † 17. Oct. 1744.

[3]) Proſpero Lorenzo Lambertini, geboren zu Bologna 31. März 1675, römiſcher Conſiſtorialadvocat, promotor fidei, 1727 Biſchof von Ancona, 1728 Cardinal, 1732 Erzbiſchof von Bologna, † 3. Mai 1758.

VIII. Graf Hård.

Es iſt im vierten Bande dieſer Geheimen Geſchichten (S. 387) jenes Grafen Hård gedacht worden, der in die Verſchwörung verwickelt war, welche dem Grafen Erich Brahe das Leben koſtete, dem gleichen Schickſale aber glücklich durch die Flucht entrann, und es mag hier einiges Nähere über das merkwürdige Leben dieſes begabten Mannes beigebracht werden [1]).

Johann Ludwig Graf v. Hård war ein Sohn des Reichsraths Karl Guſtav (geb. 1674, † 21. Febr. 1744), der früher in franzöſiſchen Dienſten geſtanden hatte, 1700 aber durch Karl XII. nach Schweden zurückberufen ward und nun den Fahnen dieſes kriegeriſchen Königs bis nach Bender folgte, auch dort bei ihm treulich aushielt, und erſt nach deſſen Rückkehr aus der Türkei ſeine Stellung als General der Cavalerie und Capitainlieutenant der Trabanten, in Folge ſeiner Wunden, mit einem Civilgouvernement vertauſchte. In Bender war er der Einzige, der dem allerdings tollkühnen Gedanken des Königs, ſich gegen die Uebermacht mit den Waffen zu vertheidigen, beiſtimmte, und bei dem Kampf ſelbſt verwundete er einen Janitſcharen, von dem er glaubte, daß er auf den König ſchießen wolle [1]), und bekam dabei einen Schuß in den Arm, in Folge deſſen dieſer gelähmt blieb. Er vermählte ſich erſt 1720 mit Annen Luiſen v. Fahlſtröm, die ihm zwei Söhne und eine Tochter gebar, und brachte 1731 die Grafenwürde an ſein Haus. Auch ſpäter gehörte er zur königlichen Partei und wurde deshalb von der herrſchenden Oligokratie aus dem Reichsrathe eliminirt, in den er, bei dem Wiederaufleben der alten Verfaſſung nach dem Tode Karl's XII., berufen worden war, worauf er ſeinen Aufenthalt zu Stockholm nahm. Johann Ludwig war ſein zweiter Sohn [2]) und trat mit ſeinem ältern Bruder ſchon als Knabe in die Fußgarde ein, wo ſie von der Pike an dienten. Nach einigen Jahren ging ſein Bruder als Offizier in ein anderes Regiment über, während er ſelbſt, damals 14 Jahre alt, noch einige Zeit als Fahnjunker bei der Garde blieb. Bald aber veranlaßten jugendliche Unbeſonnenheiten, die zu der Kenntniß des Vaters kamen, daß eine Fahne in einem Provinzialregiment für ihn erbeten ward, womit er ſich denn auf einmal den Verſuchungen entrückt und in eine ländliche Einſamkeit verſetzt fand, die ihm jedenfalls Zeit zum Nachdenken ließ. Er gehörte zu einem der ſogenannten eingetheilten Regimenter, die, nach einer Eigenthümlichkeit der ſchwediſchen Militairverfaſſung, von der ſich etwas Analoges nur etwa in der öſterreichiſchen Militairgrenze, hier jedoch mit weit größerer Activität verbunden, und in den ruſſiſchen Militaircolonien findet, ganz auf Grundeigenthum baſirt waren, das von den Soldaten beſtellt wurde. Mit ſeinem Umgang war er faſt ganz auf den Pfarrer des Kirchſpiels beſchränkt. Die Offiziere ſeiner Compagnie ſah er nur einmal monatlich, während des zweitägigen Exercitiums. Zuweilen durfte er ſeinen Regimentschef beſuchen, der ein Freund ſeines Vaters war, und ſeltene Ausflüge zu ſeinen Aeltern, wenn dieſe ein von ſeinem Verbannungsorte nicht zu entlegenes Gut beſuchten, brachten eine erwünſchte Abwechſelung in das ſtille und einförmige Leben, das er drei Jahre hindurch zu führen hatte. Auch durfte er während des Reichstages von 1738, während deſſen die Uebungen der Regimenter ſuspendirt waren, damit die berechtigten Offiziere den Reichstag beſuchen konnten, auf Urlaub nach Stockholm gehen.

---

[1]) Nach den von ihm ſelbſt verfaßten, von Borelli redigirten Mémoires d'un gentilhomme suédois (Berlin 1788) und andern Quellen.

---

[1]) Nach der einen Verſion hätte er damals wirklich dem König das Leben gerettet. Nach einer andern hätte der Janitſchar erſt geſchoſſen, als er von ihm verwundet worden. Gewiß iſt, daß die Janitſcharen dem König nicht ans Leben wollten; ſonſt würde er auch ſchwerlich davongekommen ſein.

[2]) Um ſo weniger kann er 1719 geboren ſein, wie man überall findet, wenn anders ſeine eigenen Zahlenangaben richtig ſind, wonach ſein Vater 1671 geboren und bei ſeiner Verheirathung 49 Jahre alt war.

Bei Ausbruch des öſterreichiſchen Erbfolgekrieges gehörte es bekanntlich zu den Streitmitteln der franzöſiſchen Politik, Schweden auf Rußland zu hetzen, damit letzteres von einer wirkſamen Unterſtützung Oeſterreichs abgehalten werde. Dem franzöſiſchen Geſandten, Grafen St. Severin, gelang es, eine ſtarke Partei unter den Reichsſtänden für dieſen Plan zu gewinnen, und die nächſte Folge war, daß die dem Kriege abgeneigten Reichsräthe mit Penſion quiescirt wurden. Zu dieſen gehörte auch der Vater unſers Helden, der ſich nun wieder auf ſeine Güter zurückzog und hier noch die für einen aufrichtigen Patrioten allerdings ſchmerzliche Genugthuung erlebte, die Richtigkeit ſeiner Ueberzeugungen durch den unglücklichen Ausgang des Krieges bewährt zu finden. Seinem Sohne war es dagegen beſchieden, an dieſem Kriege theilzunehmen, und zwar drängte er ſich, in jugendlichem Thatendurſte, ſelbſt dazu. Das Regiment des Generalmajors Heinrich Magnus v. Buddenbrock (III, 207), zu welchem Härd gehörte, ſollte zwei Bataillone ins Feld ſtellen, während das dritte, bei welchem Härd ſtand, an der norwegiſchen Grenze zurückbleiben ſollte. Es gelang ihm jedoch, die Erlaubniß ſeines Chefs zu einem Tauſche mit einem Offizier eines andern Bataillons zu erwirken, und er eilte, ohne ſich um die Irrgänge der Politik zu kümmern, voll Freude und Hoffnung und mit dem feſten Entſchluſſe ins Feld, keine Gelegenheit, ſich auszuzeichnen, unbenutzt vorüberzulaſſen. Er ſollte nur Gelegenheit finden, eine Reihe von Fehlern und Schwachheiten zu beobachten, wie ſie dieſen ſchwediſchen Feldzug von Anfang bis zu Ende begleiteten [1]. Härd war in dieſem Kriege, als man die durch die Niederlage bei Willmanſtrand gelichteten Regimenter zu completiren begann, als Lieutenant zu dem dalekarliſchen Regiment verſetzt worden, nachdem er von einem Lagerfieber weſentlich dadurch gerettet worden war, daß ſein gerade um dieſe Zeit mit dem Garderegiment eintreffender Bruder ihm einen geſchickten Arzt zuführte. Er nahm an der bekannten Demonſtration gegen die ruſſiſche Grenze Theil, die mit den Vorbereitungen zu der Thronrevolution, welche die Regentin Anna ſtürzte und die Großfürſtin Eliſabeth zur Kaiſerin machte, in Verbindung ſtand, übrigens ein bloßes Marſchmanöver war. Zuletzt war er mit in Helſingfors eingeſchloſſen und erlebte hier die traurige Capitulation.

---

[1] III, 202 f.

Aus dieſer Zeit erzählt er u. A. von einem verfehlten Verſuche zu einem nächtlichen Ueberfall, welchen der Koſakenbrigadier Krasnaſchock auf die Schweden gemacht habe. Die Koſaken wurden entdeckt und zu eiligem Rückzug gezwungen. Krasnaſchock, deſſen Pferd auf der Flucht in den Sumpf gerieth, wurde erſchoſſen und ſeine Leiche fiel in die Hände der Schweden. Als die Ruſſen davon Kunde erhalten, erbaten ſie ſich deren Auslieferung, die auch gewährt ward, worauf ein Koſakenoffizier mit Gefolge und einem Dromedar zur Abholung erſchien. Die Leiche wurde in einen brokatnen Kaftan gehüllt, nach den üblichen Gebeten und Ceremonien auf das Dromedar gelegt, dieſes mit einem großen Teppich bedeckt, deſſen vier Zipfel von Bedienten gehalten wurden, und ſo die Abführung bewerkſtelligt. Hård erfuhr ſpäter von ruſſiſchen Offizieren, daß jener Krasnaſchock ſeinem Sohne 600,000 Ducaten hinterlaſſen habe, die er in dem Kriege gegen die Türken und Tataren erworben habe, übrigens aber dem Trunke im höchſten Grade ergeben und ſo barbariſchen Charakters geweſen ſei, daß er ſich manchmal Dutzende von Gefangenen habe bringen laſſen, um ihnen, zum Beweis ſeiner Geſchicklichkeit, den Kopf abzuſchlagen.

Nach der Capitulation wurde die ſchwediſche Infanterie nach Stockholm eingeſchifft; die Cavalerie ſollte den Landweg über Tornea einſchlagen, die Finnen nach Hauſe entlaſſen werden, das Geſchütz den Ruſſen verbleiben. Hård machte den Seeweg mit, wo aber auf den vollgepreßten Schiffen Krankheiten ausbrachen, denen zu entgehen er ſich ans Land ſetzen ließ. Kaum aber hatte er dieſes betreten, als ihn ein hitziges Fieber ergriff. Seine Dienerſchaft war erkrankt auf dem Schiffe geblieben. Allein und krank, fuhr er gleichwol auf einem Poſtkarren nach der Hauptſtadt, wo er mitten in der Nacht ankam und, da es damals noch keine Gaſthöfe in Stockholm gab, nicht wußte, wo er ein Unterkommen finden ſollte. Sein Bruder war zwar ſchon eingetroffen; aber er kannte ſeine Wohnung nicht. Zum Glück traf er einen Freund, bei deſſen Aeltern er die gaſtlichſte Aufnahme fand, und am andern Tage ermittelte er ſeinen Bruder, der ſogleich zu ihm eilte und ihn zu ſich nahm, wo er in ungefähr drei Wochen wiederhergeſtellt ward.

Im folgenden Frühjahr begab er ſich wieder zu ſeinem Regimente, das zum Ausrücken beſtimmt war, war aber kaum mit demſelben in Fahlun eingetroffen, als 12,000 mit Hellebarden und ähnlichen alten, ſeit den Zeiten Guſtav Waſa's bewahrten Waffen verſehene Bauern heranzogen, die den Gouverneur gefangen nahmen und den Weg nach Stockholm einſchlugen. Es waren die Dalekarlen, die den zum Thronfolger beſtimmten Biſchof von Lübeck für einen katholiſchen Prälaten hielten und deshalb gegen die Wahl zu den Waffen griffen. Die Soldaten ſchloſſen ſich ihnen an. Einige Offiziere wurden gezwungen, ihnen beizutreten, andere thaten das von freien Stücken; die Mehrzahl, zu welcher auch Hård gehörte, ſchlug den pflichtmäßigern und zugleich klügern Weg ein, ſich zurückzuziehen und zu verbergen, ſo gut es gehen wollte. Dem Oberſten des Regimentes gelang es, einen Boten abzufertigen, welcher glücklich durch die Bauern, die alle Wege beſetzt hatten, durchkam und ihnen nach Stockholm vorauseilte. Als die Bauern vor der Hauptſtadt anlangten, fanden ſie den König[1], der ihnen mit einem kleinem Gefolge entgegengeritten war, um ſie zur Rückkehr zu ihrer Pflicht und in ihre Heimath zu ermahnen Sie verſuchten keinerlei Zwang und Gewalt gegen ihn, wie er denn ein perſönlich beliebter Herr und an allen damaligen Nöthen des Landes ohne active Schuld war; aber ſie erklärten mit Beſtimmtheit, daß ſie ſelbſt an der Wahl ſeines Nachfolgers theilnehmen, ſowie ſich von den Urſachen des gegenwärtigen Krieges überzeugen wollten. Als er nach Stockholm zurückkehrte, folgten ſie ihm, ruhig, unter Trommelſchlag, im Angeſicht der aufgeſtellten Truppen, welche keinen Verſuch machten, ihren Marſch zu hindern. In der Stadt aber zerſtreuten ſie ſich nach allen Seiten hin und ließen ſich zu eſſen und zu trinken geben, ohne für etwas Weiteres zu ſorgen, als daß ſie auf den großen Plätzen einige Wachpoſten aufſtellten und einige Deputirte aufs Schloß ſchickten. Die Regierung war rathlos und, wenn ſich ein tüchtiger Führer bei den Bauern befunden hätte, ſo würde es ihnen leicht geweſen ſein, ſie zu ſtürzen und eine neue aufzurichten, die ſie, ihrer Geſinnung nach und zum Beſten des Landes, im monarchiſchen Sinne geſtaltet haben würden. Aber es fehlte ihnen ein Führer; ſie waren völlig unklar über ihre eigenen Abſichten, wußten wohl, daß der beſtehende Zuſtand ſchlecht war, und hatten ein unbeſtimmtes Gefühl, in welcher Richtung er zu ändern wäre, vermochten aber die Mittel und

---

[1] Friedrich, geb. 17./28. April 1676, ſeit 4. April 1720 Kö-

---

nig von Schweden, ſeit 23. März 1730 Landgraf von Heſſen-Kaſſel, † 5. April 1751; vermählt: 1) 31. Mai 1700 mit Luiſe Dorothee Sophie, Tochter König Friedrich's I. von Preußen, geb. 19. Sept. 1680, † 23. Dec. 1705; 2) 14./25. März 1715 mit Ulrike Eleonore, Tochter König Karl's XI. von Schweden, ſeit 1718 Königin, geb. 21. Jan. 1688, † 5. Dec. 1741. Seine Ehen waren kinderlos. Vgl. VI, 210 ff.

Wege nicht zu finden; endlich waren ſie auch nicht mehr die Dalekarlen Guſtav Waſa's und hatten Soldaten ſich gegenüber, wie ſie deſſen Zeit in dieſer Weiſe nicht kannte. Ein Artillerieofſizier nahm es auf ſich, einen einzigen Kanonenſchuß auf ihre Hauptwache abzufeuern, und ſogleich zerſtreuten ſie ſich nach allen Seiten. Wieder geſammelt, ſchoſſen ſie auf ein Infanterieregiment; aber kaum rückte dieſes an und that einige Schüſſe, als ſie die Flucht ergriffen. Zwei Schwadronen Reiterei verfolgten und zerſprengten ſie dann. Man nahm Alle gefangen, die nicht zu entfliehen vermochten, und verhaftete gleichzeitig ihre Deputirten auf dem Schloſſe. Die Rädelsführer wurden zum Rade verurtheilt; andere erhielten den Staubbeſen; die Maſſe ſchickte man wieder nach Hauſe. Ein Dutzend ungefähr war im Kampfe gefallen, der auf Seiten der Regierung dem Baron Adlerfeld das Leben koſtete, welchem, nebſt dem Reichsrath Graf Roſen, der König den Befehl der gegen die Aufſtändiſchen beſtimmten Truppen vertraut hatte.

Die Wahl des Thronfolgers war nun entſchieden; zwei Reichsräthe wurden nach Hamburg, wo er ſich eben aufhielt, entſendet, ſie ihm anzuzeigen, und er wurde mit glänzendem Gefolge über Stralſund nach Stockholm geleitet, wo ſich, zum Schutze dieſer Maßregeln gegen beſorgte däniſche Feindſeligkeiten, ein ruſſiſches Hilfscorps von 10,000 Mann, unter General Keith, eingefunden hatte. Nach Kopenhagen ward Graf Teſſin geſchickt, um einen Verſuch zur friedlichen Beilegung der Mishelligkeiten zu machen. Da aber die Dänen ein Lager von gegen 12,000 Mann zwiſchen Kopenhagen und Helſingoer und ein zweites in Norwegen aufſchlugen, ſo ließ man auch ſchwediſcher Seits einige Regimenter nach Schoonen und andere nach der norwegiſchen Grenze rücken. Das Regiment, welchem Hård angehörte, war nach Schoonen beſtimmt und erhielt ſeine Quartiere in Kalmar und Karlskron. Seine Aeltern beſaßen ein Gut in Schoonen und, da er ſie ſeit mehrern Jahren nicht geſehen hatte, ſo erhielt er Erlaubniß, ſich dorthin zu ihnen vorauszubegeben und ſein Regiment daſelbſt zu erwarten. Dieſer Aufenthalt wurde aber durch den während deſſelben erfolgenden Tod ſeines Vaters ſchmerzlich getrübt.

Das Hauptquartier des in Schoonen zuſammengezogenen Corps war zu Chriſtianſtadt, wo die Generale ſich nach und nach einfanden. Der Generalmajor Graf Dohna 1) wählte Hård zu ſeinem Adjutanten. Da ſich jedoch im Laufe des Winters die obſchwebenden Streithändel friedlich arrangirten, ſo erhielten im Frühjahre alle Regimenter Befehl, in ihre Standquartiere zurückzukehren, während auch das ruſſiſche Hilfscorps ſich nach St. Petersburg einſchiffte. Hård ging zu ſeinem Regiment nach Karlskron, wo daſſelbe noch einige Wochen verweilte, bevor es ſeinen Rückmarſch antrat. Er lernte hier die Gräfin Ulrike Juliane Henriette v. Wachtmeiſter, die dritte Tochter aus der zweiten Ehe des verſtorbenen ſchwediſchen Admirals Grafen Karl Johann v. Wachtmeiſter, kennen, die ſich mit ihrer Mutter, Sophie Dorothee Henriette Philippine, geb. Freiin v. Menſch,

---

1) Karl Auguſt v. Dohna, geb. 28. Dec. 1691, Sohn des Grafen Friedrich Chriſtoph (geb. 7. Jan. 1661, † 1727), Präſidenten des Tribunals zu Wismar, aus deſſen erſter Ehe mit Luiſe Antonie Gräfin v. Dohna-Schlodien (geb. 1. Oct. 1660, † 16. Jan. 1716), war Generalmajor und Capitainlieutenant des Leibtrabantencorps, ſtarb in eben jenem Jahre, 22. Nov. 1744. Vermählt war er mit Hedwig Ulrike Chriſtine Freiin v. Soop (geb. 1703, † 14. Aug. 1770). Sein Mannsſtamm und mit ihm der der ſchwediſchen Linie iſt 1820 erloſchen.

daſelbſt aufhielt, und faßte eine entſchiedene Neigung für ſie. Im nächſten Sommer beſuchten Mutter und Tochter das Bad zu Coka und, da ſein Regiment, wie alle, die zum Ausrücken verwendet geweſen, für dieſes Jahr von den Uebungen dispenſirt waren, wie man denn in Schweden mit dem Friedensdienſte nicht ſehr eifrig geweſen zu ſein ſcheint, ſo ſchrieb er an ſeinen Chef, daß ſeine ſehr angegriffene Geſundheit den Beſuch einer Heilquelle nöthig mache, erhielt den gewünſchten Urlaub und flog nach der Stätte, die die Füße ſeiner Geliebten betraten. Während des Monats, den an ihrer Seite zu verbringen ihm nur verſtattet war, kam es zu einer Erklärung zwiſchen dem jungen Paare, und die Dame ſprach ſich, zwar nur unbeſtimmt, aber doch ſo aus, daß ſeine Hoffnung genährt ward. Sie verwies ihn an die Mutter, an die er ſich jedoch damals noch nicht wagte, ſich aber einen baldigen Beſuch in Karlskron vorbehielt. Er wohnte darauf den Feſtlichkeiten bei, die den Einzug der jungen Gemahlin des Thronfolgers [1]), Luiſe Ulrike [2]), begleiteten.

Es war ein eigner Zug unſers jungen Grafen, daß in demſelben Zeitpunkte, wo ihn eine reine und warme jugendliche Liebe beſchäftigte, zugleich das Streben, an großen kriegeriſchen Vorgängen theilzunehmen, ſich gebieteriſch bei ihm geltend machte und den Sieg über ſeine Sehnſucht nach einer gänzlichen Vereinigung mit dem geliebten Gegenſtande davontrug. Möglich allerdings, daß die ihm durch den Tod ſeines Vaters gewordene Selbſtändigkeit, die ihm die Erfüllung eines wol ſchon früher genährten Wunſches näherrückte, dabei eingewirkt hat, und daß er vielleicht auch darauf rechnete, ſich im Auslande eine Auszeichnung und ein militairiſches Verdienſt zu erwerben, die auch ſeine eheliche Verbindung erleichtern und ihn jedenfalls ſeines Glückes würdiger erſcheinen laſſen könnten. Er eilte nach Karlskron, hielt um die Hand der jungen Gräfin an, erklärte aber zugleich den erſtaunten Damen, daß er Dienſte im Auslande nehmen wolle und die Erlaubniß des Königs dazu erhalten habe. Indeß die Tochter nahm ſeinen Antrag an; die Mutter verſchob ihren Entſchluß auf die Zeit ſeiner Rückkehr nach Schweden. Dann reiſte er zu ſeiner Mutter, die ſeit ihrer Verwitwung ſtill auf einem Gute mit ihrer Tochter lebte, und theilte auch ihr ſeine unerwarteten Entſchließungen mit. So ſchmerzlich ihr die Trennung fiel, ſo billigte ſie doch ſeine Schritte und gab ihm das wenige Geld, das ſie beſaß. Damit reiſte er mitten im Winter ab, noch ungewiß, in welcher Armee er dienen werde, aber von dem Wunſche getrieben, vor Eröffnung des Feldzuges einzutreffen.

---

[1]) Adolf Friedrich Prinz von Holſtein-Eutin, geb. 14. Mai 1710, Biſchof zu Lübeck 16. Sept. 1727, Vormund und Landesadminiſtrator, für den nachherigen Kaiſer Peter III., zu Gottorp 1739, Thronfolger in Schweden 9. Juli 1743, König 5. April 1751, † 12. Febr. 1771.

[2]) Tochter König Friedrich Wilhelm's I. von Preußen, geb. 24. Juli 1720, verm. per proc. zu Berlin 17. Juli 1744, vollzog die Vermählung zu Drottningholm 18./29. Aug. 1744, † 16. Juli 1782. Sie ward Mutter König Guſtav's III., König Karl's XIII., des Herzogs Friedrich Adolf von Oſtgothland und der Aebtiſſin von Quedlinburg Sophie Albertine.

In Helſingborg traf er den Prinzen Johann Caſimir von Iſenburg [1]), der eben aus Rußland, wo er einige

---

[1]) Geb. 9. Dec. 1715, jüngſter Sohn des Fürſten Wolfgang Ernſt II. (geb. 26. März 1686, 1743 gefürſtet, † 15. April 1754), aus deſſen erſter Ehe mit Friederike Eliſabeth Gräfin v. Leiningen-Dachsburg (geb. 28. Jan. 1680, † 11. Jan. 1717). Er wohnte

Jahre gedient hatte, zurückkehrte, um in heſſen-kaſſelſchen Dienſt zu treten, wo ihm ein Regiment verliehen worden war. Hard hatte ihn in Stockholm kennen gelernt [1]) und ſie beſchloſſen, die Reiſe bis Kopenhagen zuſammen zu machen, wobei ſie vom Eiſe aufgehalten und in große Gefahr gebracht wurden. In Kopenhagen wurde er durch den ſchwediſchen Geſandten Freiherrn v. Kepken, der ihn mit Artigkeiten überhäufte, bei Hofe vorgeſtellt und in der diſtinguirten Geſellſchaft der Reſidenz eingeführt. Der Herzog von Württemberg-Oels [2]) machte damals ein großes Haus in Kopenhagen. Hard ſoupirte mit ſeinem Reiſegefährten gleich nach ſeiner Ankunft bei dem Herzog und wurde zum Spieltiſch der reizenden und liebenswürdigen Herzogin gezogen. Das Spiel ging hoch, was nicht ſeine Sache war, da

---

im ruſſiſchen Dienſt den Feldzügen in Finnland 1741 und 1742 bei, ward gefangen und blieb bis zum Frieden von 1743 in Stockholm, trat dann in die Dienſte des Königs und Landgrafen, ging mit dem heſſ. Hilfscorps 1746 nach Schottland, kämpfte dann in den Niederlanden, ward 1748 Generalmajor, war 1756—57 wieder mit heſſ. Truppen in England, dann als Generallieutenant bei der alliirten Armee, fiel 13. April 1759 bei Bergen an der Spitze der Grenadiere im erſten Angriff.

[1]) Hard glaubt, daß dies geſchehen ſei, als Iſenburg mit den ruſſiſchen Hilfstruppen nach Stockholm gekommen. Das iſt möglich, ebenſo aber auch, daß ihn ſein Gedächtniß getäuſcht und daß er Iſenburg noch als Gefangenen in Stockholm getroffen hat, wo derſelbe mit der höchſten Auszeichnung behandelt wurde.

[2]) Karl Chriſtian Erdmann, geb. 26. Oct. 1716, † 14. Dec. 1792, der Sohn des Prinzen Chriſtian Ulrich II. (geb. 27. Jan. 1691, † 7. Febr. 1734) und der Gräfin Philippine Charlotte v. Redern (geb. 18. Febr. 1691, verm. 13. Juli 1711, † 17. Juli 1758), ſuccedirte ſchon 1741 ſeinem Oheim Karl Friedrich, der doch erſt 1761 ſtarb, in Oels, 1745 dem Herzog Karl in Bernſtadt, war auch preuß. Generallieutenant, † 14. Dec. 1792. Seine Gemahlin war Marie Sophie Wilhelmine Gräfin von Solms-Laubach, geb. 3. April 1721, verm. 28. April 1741, † 26. März 1793.

er das Spiel nicht liebte und ſelten Glück darin hatte, und auch diesmal verlor er ſein Geld. Nachdem er die Merkwürdigkeiten Kopenhagens beſichtigt und bei einem Carrouſel den Kronprinzen, nachherigen König Friedrich V., mit dem Herzog von Württemberg und zwei däniſchen Herren ein Ballet hatte reiten ſehen, auch durch die Rückkehr einiger Offiziere aus den Niederlanden in ſeinem Kriegseifer neu beſtärkt worden war, ging er nach Hamburg, wo er ſich einige Tage aufhielt, um zunächſt die nöthigen Arrangements in Betreff ſeines Geldbedarfs zu treffen. Bei der Herzogin von Holſtein [1]), der Mutter des ſchwediſchen Thronfolgers, in deren Hauſe er, zum Souper geladen, ebenſoviel Pracht als Artigkeit fand, traf er den franzöſiſchen Reſidenten, der ihm Empfehlungsbriefe anbot, wenn er in die franzöſiſche Armee treten wolle, und gar nicht begreifen wollte, wie ein Schwede den Dienſt der Alliirten vorziehen könne.

Von Hamburg ging er nach dem Haag. Die Vereinigten Provinzen ſtellten 40,000 Mann Hilfstruppen für die bevorſtehende Campagne, deren Commando ſie dem Fürſten v. Waldeck [2]), der auch öſterreichiſcher General war, vertraut hatten. Da der Fürſt bereits nach Brüſſel abgegangen war, verſah ſich Hård mit Empfehlungsbriefen an ihn, reiſte ihm nach, bot ſeine Dienſt als Volontair an und fand die artigſte Aufnahme i die perſönliche Begleitung des Fürſten, von dem er verſichert, daß er mit dem entſchiedenſten militairiſchen Berufe die größte Humanität und wahre Seelengröße verbunden habe. Einige Tage ſpäter erſchien auch der Herzog von Cumberland[1], der das nominelle Commando der alliirten Armee führen, und der Graf v. Königsegg (III, 170 ff.), der der Mentor des Herzogs und der eigentliche Führer des Heeres ſein ſollte. Die Armee beſtand aus Engländern, Oeſterreichern, deren jedoch nur wenig waren, Holländern, Hannoveranern und Heſſen in engliſchem Sold. Sie rückte am 1. Mai, 70,000 Mann ſtark, ins Feld, und man gedachte zunächſt, das durch den Marſchall von Sachſen, bei deſſen Armee ſich der König und der Dauphin befanden, belagerte Tournai zu entſetzen. Härd war bei der Vorhut und am Abend des 10. Mai kamen ſich die beiden Heere zu Geſicht; am folgenden Tage wurde die Schlacht von Fontenoi geſchlagen, die bekanntlich von den Alliirten verloren wurde. Härd verſah während der Schlacht Adjutantendienſte und ward mehrmals aus dem Centrum, wo der Fürſt von Waldeck ſich befand, theils nach dem linken Flügel, den er zeitig in Unordnung fand und aus dem ein holländiſches Reiterregiment, deſſen Oberſt ſpäter mit vielen Offizieren caſſirt wurde, lange vor der Entſcheidung bis Brüſſel entflohen war, theils nach dem rechten Flügel zu den Engländern entſendet. Er rühmt die Tapferkeit des Herzogs von Cumberland, den er nie anders als im dichteſten Feuer und an der Spitze ſeiner

---

[1]) Albertine Friederike von Baden-Durlach, geb. 3. Juli 1682, verm. mit Chriſtian Auguſt von Holſtein 2. Sept. 1704, Witwe 1726, † 22. Dec. 1755.

[2]) Karl Auguſt Friedrich, geb. 24. Sept. 1704, † 29. Aug. 1763, Sohn des erſten Fürſten von Waldeck, Anton Ulrich (geb. 1676, † 1. Jan. 1728) und der Luiſe von Pfalz-Birkenfeld (geb. 18. Oct. 1678, verm. 18. Oct. 1700, † 3. Mai 1753), war vermählt ſeit 19. Aug. 1741 mit Chriſtine von Pfalz-Zweibrücken-Birkenfeld (geb. 14. Nov. 1725, † 11. Febr. 1816), iſt Urgroßvater des gegenwärtigen Fürſten.

---

[1] Wilhelm Auguſt, Sohn König Georg's II., geb. 26. April 1721, † 31. Oct. 1765.

Infanterie gefunden habe, ſowie die der engliſchen Truppen ungemein, bemerkt aber, daß beide ſich geſchlagen hätten, als wenn ſie allein kämpften, und bei Angriff und Ruckzug gar nicht an ihre Mitſtreiter gedacht hatten, von denen ihnen aber auch nicht die nöthige Unterſtützung zu Theil geworden wäre. Als ein Beiſpiel der Kaltblütigkeit, welche ſelbſt die engliſchen Frauen in der Gefahr bewährten, erzählt er eine Scene, der freilich ein nichts weniger als heroiſches Motiv zu Grunde liegt. Mitten im Getümmel der Schlacht ſah er eine Engländerin, welche auf dem Schlachtfelde beſchäftigt war, von der Uniform eines eben gefallenen Offiziers mit einem Meſſer die Treſſen abzutrennen. Eine Kanonenkugel riß ihr den Kopf ab. Dies ſah eine andere Engländerin, die ein Kind auf dem Arme trug, ſetzte dies auf die Erde, nahm das Meſſer aus den Händen der Todten und ſetzte das von dieſer verlaſſene Geſchäft fort. Hård hätte beinahe ſeine ganzen Pferde bei dieſer Schlacht verloren. Eins war ihm unter dem Leibe getödtet worden. Zwei andere führte ſein ſchwediſcher Bedienter, den er anwies, ſich nicht an ſolche Orte zu machen, wo das Feuer lebhaft wäre, da er nicht viele Pferde zu verlieren hatte. Der Burſche hatte aber doch dem Wunſche nicht widerſtehen können, eine Schlacht recht nahe zu ſehen, und beide Pferde waren getödtet worden. Sein Herr fuhr ihn im Vorbeireiten dafur an; er blieb aber auf dem Felde und erſchien bald darauf, ſtolz und triumphirend, als hätte er die Schlacht gewonnen, auf einem ſehr guten Pferde und brachte zwei andere gleichfalls gute Pferde mit, die er mit Sattel und Zeug auf dem Schlachtfelde erbeutet.

Nachdem die geſchlagene Armee ihren erſten Ruhepunkt zu Ath gefunden, zog ſie ſich nach dem größern und durch einen Fluß gedeckten Leſſines, während der Feind die Belagerung von Tournai fortſetzte und den Platz nahm. Der kleine Krieg begann wieder zwiſchen den beiden, nur acht Meilen von einander entfernten Heeren. Herr v. Cornobé, ein Schweizeroffizier und erſter Adjutant des Fürſten von Waldeck, machte von Zeit zu Zeit Recognoſcirungsausflüge, und Härd bat ihn um Erlaubniß, ihn auf dieſen Expeditionen als Adjutant begleiten zu dürfen, merkte aber aus ſeiner Antwort, daß ihm nichts daran gelegen war, Jemand ihn begleiten und ſeinen Ruhm theilen zu ſehen. Deſſenungeachtet ſchloß ſich Hard in der folgenden Nacht dem Zuge an, und bei dem erſten Haltpunkt ritt er zu Cornabé, bat ihn um Entſchuldigung wegen der genommenen Freiheit, ſtellte ihm vor, wie natürlich es ſei, daß er in ſeinem Alter Gelegenheiten, ſich in ſeinem Beruf zu unterrichten, aufſuche, und erklärte ſich zu allen Dienſten bereit, die er ihm leiſten könne. Cornabé antwortete artig und ſie wurden nachmals vertraute Freunde. Während ihrer damaligen Unterredung berichteten die Patrouillen, daß man einige Hundert Mann feindliche Infanterie bemerkt habe. Man hatte dieſen 200 Dragoner und 100 Fußſoldaten entgegenzuſtellen. Als die Feinde die Reiter ſahen, hielten ſie ſich im Wald, wurden angegriffen, geriethen in Furcht und warfen ſich in ein Dorf, das ſie erreichten, bevor die Infanterie ihrer Gegner heran war. Hard erbat ſich 100 Dragoner, ließ die Hälfte derſelben abſitzen und griff die Feinde ſo heftig an, daß ſie das Dorf mit Verluſt von 30 Mann an Getödteten und Gefangenen verließen. Durch die Gefangenen erhielt man die geſuchten Nachrichten über den Gang der feindlichen Operationen. Cornabé erſtattete dem Fürſten Waldeck einen ſo vortheilhaften Bericht über Hård's Benehmen, daß dieſem das ganze Vertrauen und Wohlwollen des Fürſten zu Theil ward. Nach mehrern ähnlichen Vorgängen erfuhr man aber, daß Tournai genommen ſei und der Feind zum Angriff heranrücke, worauf die alliirte Armee nach Brüſſel marſchirte und bei dieſem Platze ein Lager bezog, das der Marſchall von Sachſen für unangreifbar erkannte und ſich deshalb begnügte, das von den alliirten Truppen geräumte Land in Beſitz zu nehmen und die darin belegenen Feſtungen zu erobern. Die Alliirten tröſteten ſich über ihre misliche Lage und über die Siege des Königs von Preußen mit den Nachrichten von der Einnahme des Cap Breton in Amerika, wovon die engliſchen Offiziere verſicherten, dieſe Beſitznahme allein mache die ganzen Kriegskoſten reichlich bezahlt, und von der Wahl Kaiſer Franz I. (13. Sept. 1745). Zu Brüſſel und bei der Armee wurden deshalb glänzende Freudenfeſte veranſtaltet.

Für den nächſten Feldzug war aber wenig Ausſicht zu großen Thaten, da der ſchottiſche Aufſtand die Abberufung des Herzogs von Cumberland mit den engliſchen und heſſiſchen Truppen zur Folge hatte. Fürſt Waldeck beantragte nun bei den Generalſtaaten die Anwerbung leichter Truppen zur Beſetzung der vorgeſchobenen Poſten und Führung des kleinen Krieges. Man übernahm ein bairiſches Regiment, da der Kurfürſt von Baiern zu Füßen ſeinen Frieden mit dem Kaiſer gemacht hatte (22. April 1745) und nun einen Theil ſeiner Truppen entließ. Weiter beſchloß man, zwei Freicompagnien von 150 Fußſoldaten, 50 Dragonern und 50 Huſaren zu errichten, da die franzöſiſchen Deſerteurs ſo zahlreich eintrafen, daß man Leute genug hatte, um noch zwei weitere Compagnien aufzuſtellen. Fürſt

Waldeck bot unſerm Grafen die erſte Compagnie an. Völlig unbekannt mit dieſer Art von Truppen, ſträubte er ſich anfangs möglichſt, wußte aber ſpäter dem Fürſten vielen Dank für das Erbieten, da er theils den Dienſt ſeinem Beruf entſprechend fand, theils ſeine Einkünfte ſich bald auf 800 Ducaten erheben ſah, welche, nach der von den Holländern in Kriegszeiten, nicht aber im Frieden, beobachteten Gewohnheit, ſehr regelmäßig bezahlt wurden. Er erhielt ebenſo das Commando der erſten Compagnie und nach und nach kamen auch die übrigen, wie ſie eine nach der andern zu Stande gebracht wurden, unter ſeinen Befehl.

Sein erſter Poſten wurde ihm in einer Vorſtadt von Brüſſel nach der Seite des Feindes hin, der ſein Hauptquartier bei Aloſt hatte, angewieſen, von wo es täglich kleine Scharmützel gab. Eines Tages war ein Detachement von 300 Franzoſen vorgerückt und hatte einen Offizier mit 50 Mann vorausgeſchickt, welcher Härd angreifen, ſich dann zurückziehen und den Gegner wo möglich in einen Hinterhalt locken ſollte. Härd ließ ſie durch einen Offizier mit 50 Mann verfolgen, während er mit zwei kleinen Abtheilungen von gleicher Stärke auf beiden Seiten nachrückte, den Reſt ſeiner Truppen und die Reiterei aber langſam folgen ließ. Zufällig erkannte der franzöſiſche Offizier in dem Anführer des ihn verfolgenden Detachements einen alten Regimentskameraden und rief ihn mitten im Gefecht laut bei Namen. Auch dieſer erkannte ihn und die beiden jungen Leute ließen das Feuer ſchweigen und fielen ſich in die Arme. Als Härd die Unterbrechung des Gefechts bemerkte, eilte er herbei und fand die beiden Offiziere in Streit mit einander, während ihre Soldaten mit geſchultertem Gewehr dem komiſchen Handel zuſahen. Härd foderte den franzöſiſchen Offizier, auf den Buſch ſchlagend, auf, den Commandirenden ſeines Detachements rufen zu laſſen, und erfuhr damit, daß noch mehr Franzoſen im Hinterhalt ſeien, fertigte daher ſogleich einen Unteroffizier ab, um ſeine Reſerven zu inſtruiren. Gleich darauf erſchien ein franzöſiſcher Oberſtlieutenant, dem, durch Neugier herbeigezogen, die ſämmtlichen Offiziere ſeines Detachements folgten. Nun prätendirten die Führer beider Parteien, daß die andre ſich zu ergeben habe, und während dieſes Wortwechſels erſchien auch der Fürſt von Waldeck, mit mehrern Generalen, und ließ ſogleich die franzöſiſchen Offiziere gefangen nehmen. Härd proteſtirte, weil ſie auf ſein Wort gekommen wären, und bat den Fürſten, ſie wieder zu ihren Leuten zu laſſen, wo er ſie dann nach einer halben Stunde wieder als Gefangene einliefern wolle. Die Generale fanden aber dieſes Verlangen ſehr drollig und der Fürſt machte ihn darauf aufmerkſam, daß dieſe Offiziere ihr Unglück nur der Unvorſichtigkeit, mit der ſie ſich von ihren Leuten entfernt hätten, zuſchreiben dürften. Er befahl, einen Offizier mit einem Tambour abzuſchicken, um das in Hinterhalt gelegte Detachement zur Uebergabe aufzufordern. Dies geſchah und die ohne Führer gelaſſenen Leute ſtreckten die Waffen, ſodaß man bei dieſer Gelegenheit 300 Mann mit 11 Offizieren zu Gefangenen machte. — Noch machte der Graf vor Schluß der Campagne, mit 100 Reitern und 200 Fußſoldaten, einen dreiwöchentlichen Contributionsſtreifzug durch den franzöſiſchen Hennegau, und neckte ſich dann noch eine Zeit lang von ſeiner Vorſtadt aus mit den Franzoſen, denen er ein Paar Hundert Gefangene mit einigen Offizieren abgewann.

Nun begannen die Freuden der Winterquartiere, diesmal vornehmlich durch die Feſtlichkeiten zu Ehren de

Kaiſerwahl bezeichnet, und von Fürſt Waldeck, Graf Kaunitz, dem nachmals ſo berühmten Fürſten und Staatskanzler (II, 223 ff.), und den belgiſchen Großen mit vieler Munificenz unterhalten. Härd, der ſie mit vielem Eifer genoß, wurde jedoch von Zeit zu Zeit durch den Dienſt davon abberufen. So ſaß er einſt am Spieltiſch mit einer ſehr liebenswürdigen Dame, die ihm, trotz ſeiner tugendhaften Flamme für die Gräfin Wachtmeiſter, nichts weniger als gleichgiltig war, als ihm der Fürſt ins Ohr raunte, ein franzöſiſches Detachement von der Beſatzung von Ath ſei auf einem Contributionszug begriffen und bis zwei Meilen von Brüſſel vorgedrungen. Es habe in einer gewiſſen Abtei Quartier genommen und Hard möge es ſofort aufſuchen und vertreiben. Härd bat Jemanden, ſeine Karten zu nehmen, ſammelte ſeine Leute, nahm, da er vergeſſen hatte, ſich über die Stärke des feindlichen Detachements zu unterrichten, aufs Gerathewohl 200 Fußſoldaten und 100 Dragoner und Huſaren mit und rückte um Mitternacht aus. Genau zu derſelben Zeit hatten die Franzoſen, nachdem ſie die troſtloſen Mönche gründlich ausgeplündert, die Abtei verlaſſen, ohne daß man wußte, wohin ſie gezogen waren. Härd ließ ſeine Truppen ein Paar Stunden ausruhen und den Pferden Futter geben und zog inzwiſchen Erkundigungen ein, ob man nicht in den benachbarten Dörfern Hundegebell gehört habe, erfuhr aber nichts. So ſchlug er denn den Weg ein, von dem es ihm am wahrſcheinlichſten war, daß der Feind ihn gewählt habe, und ſchickte, ſobald es Tag wurde, rechts und links Patrouillen aus. Endlich brachte ihm ein Soldat eine Frau, die dem Feinde als Fuhrerin gedient hatte und wahrſcheinlich ſchlecht belohnt worden war, da ſie ſich höchlich beeiferte, Hard auf die Fährte des

Feindes zu helfen. Er erfuhr von ihr, daß der Feind nur aus Fußvolk beſtehe, und eilte nach dem Orte, wo die Frau ſich von den Franzoſen getrennt hatte. Eine Viertelmeile weiter ſagte ihm ein Landmann, daß das feindliche Detachement ſich in dem Dorfe, wo Hård ſich gerade befand, erfriſcht und dann in das nahe Schloß zurückgezogen habe. Er erſah auch daraus, daß der Feind nicht weſentlich ſtärker ſein könne, als er ſelbſt war. Hierauf legte er ſeine Reiter in Hinterhalt bei dem Dorfe und überraſchte darauf die Feinde, die ſich jedoch in das alte Schloß begaben, dieſes verrammelten und zu den Fenſtern herausſchoſſen. Hård umzingelte das Schloß, ſtellte einen Offizier mit 50 Mann vor den Eingang, ließ die Dragoner herbeikommen und abſteigen, die Huſaren aber aufſchauen, ob Verſtärkungen kämen, und foderte dann die Feinde zur Uebergabe auf. Sie weigerten ſich, indem ſie hofften, unter dem Schutze der Nacht zu entkommen. Nun ließ Hård das Schloß in Brand ſtecken, worauf die Franzoſen ſich in einen alten Thurm zurückzogen. Herr v. Cornabé war unſerm Grafen am nächſten Morgen mit 300 Dragonern gefolgt, hörte den Lärm ſeines Angriffs und ließ ihm ſeine Ankunft melden. Hård erwiederte: er möge ſeine Leute ausruhen laſſen; wolle er aber ſelbſt zu ihm kommen, ſo werde er ſich freuen, ihn zu ſehen. Cornabé kam und die Freunde beriethen ſich über das einzuſchlagende Verfahren. Um Mitternacht ließen ſie die Feinde nochmals zur Ergebung auffordern, fanden aber kein Gehör. Gegen Tagesanbruch war Hård, ermattet durch die Strapazen und durch ein Quartanfieber, das ihn ſeit länger als zwei Monaten plagte, im Garten am Fuße eines Baumes eingeſchlafen. Inzwiſchen hatte Cornabé, der ſeinen Schlummer nicht ſtören wollte, den

Feinden eine nochmalige Botſchaft mit der Drohung zugeſchickt, er werde einige Fäſſer Pulver kommen und ſie mit ihrem Thurme in die Luft ſprengen laſſen. Da ihre Hoffnung, unter dem Schutze der Nacht entrinnen zu können, nicht in Erfüllung gegangen war, entſchloſſen ſie ſich nun, ſich zu ergeben, und Hard hatte bei ſeinem Erwachen die Freude, ſich die neun gefangenen Offiziere, unter denen ſich ein Oberſtlieutenant befand, vorgeſtellt zu ſehen. Das feindliche Detachement war 200 Mann ſtark geweſen. Hard hatte bei dieſer Expedition an Getödteten 1 Offizier und 4 Soldaten verloren und 1 Offizier und 14 Soldaten waren verwundet worden.

Kaum nach Brüſſel zurückgekehrt, ward er wieder zur Beſatzung von Nivelle entfernt, wohin der Fürſt einen Major mit 200 Schweizern und unſern Grafen mit ſeinem Corps beſtimmte. In Nivelle war ihm das Intereſſanteſte ein Fräuleinſtift mit 40 Stifsdamen aus den erſten Familien des Landes, wie auch ſonſt viele Standesperſonen, der Wohlfeilheit halber, in dem Städtchen wohnten. Die Offiziere machten der Aebtiſſin ihre Aufwartung und wurden zu den Aſſemblées, die dieſelbe, ebenſo wie die Pröbſtin, wöchentlich zwei mal gab, eingeladen, wovon ſie denn eifrigen Gebrauch machten. Jeder Offizier attachirte ſich an eine Stifsdame und Hard fand eine brüſſeler Bekanntſchaft, eine junge, reizende und geiſtreiche Dame, die bei Verwandten im Stift zu Beſuch war. Er accompagnirte ihren Geſang und ließ ſich von ihr über eine andere brüſſeler Dame necken. Zwar leugnete er beharrlich, die Letztere ausgezeichnet zu haben. Da er aber auf einen Brief, worin dieſe Dame ihn an einen benachbarten Ort lud, eine militairiſche Expedition dahin veranſtaltete, ſo war er verrathen. Denn dieſer Brief war von ſeiner niveller Freundin untergeſchoben, wie er in dem Augenblicke erfuhr, wo er zu Pferde ſteigen wollte. Er ritt natürlich mit ſeinen Leuten ruhig fort und machte ſchließlich ſeinen Frieden mit der Schönen, die ihn, wie er ſelbſt ſagt, gefeſſelt haben würde, wenn er nicht ſchon ſeiner ſchwediſchen Geliebten verpflichtet geweſen wäre, und die ſpäter einen franzöſiſchen Offizier geheirathet hat, welcher nachmals den Dienſt verließ und ſich in der Gegend von Nivelle anſiedelte.

Von dieſem kleinen Kriege der Galanterie wurde Härd unerwartet mitten im Winter durch einen Act des wirklichen und großen Krieges abberufen. Eines Morgens weckte man ihn mit der Nachricht, daß der Feind heranrücke. Er warf ſich aufs Pferd, ritt zum Recognoſciren aus und erkannte bald, daß es ſich nicht um einen blinden Lärm handele. Die Beſatzung ſchloß und verrammelte ſofort die Thore und rüſtete ſich, ihren Poſten kräftig zu vertheidigen. Bald darauf ſah ſie ſich von gegen 5000 Mann, Fußvolk und Reiterei, umſchloſſen, die von dem Generallieutenant Marquis d'Armentières befehligt waren. Auf deſſen Verlangen ward ein Offizier, für welchen ein franzöſiſcher als Geiſel in der Stadt blieb, zu ihm entſendet, der denn bald mit der Erklärung des Generals, welcher ihm die Stärke ſeines Corps gezeigt hatte, zurückkam: wenn die Beſatzung ſich ergäbe, ſo würden ihr die günſtigſten Bedingungen gewährt werden; wenn ſie aber Widerſtand verſuche, ſo würde der Platz erſtürmt werden, und man werde wiſſen, welchem Schickſale alsdann die Beſatzung und die Einwohnerſchaft ausgeſetzt ſein würden. Namentlich möge man bedenken, wie es den Stiftsdamen gehen würde, wenn ſeine Grenadiere die Stadt erſtürmten. Es ſcheint hiernach faſt, als hätte der feindliche General etwas von den zärtlichen Verhältniſſen gewußt, die zwiſchen dieſen Damen und den Offizieren der Beſatzung beſtanden. Trotz dieſer ihnen vorgehaltenen Rückſicht aber und ungeachtet der Platz nur mit einer ſchlechten Mauer und einem ausgetrockneten Graben verſehen war, dachte die Beſatzung doch keinen Augenblick an Uebergabe. Sie erwog überdem, daß der Platz doch immer eine förmliche Belagerung verlangen würde und für eine ſolche nicht wichtig genug ſei. Eine Batterie, die der Feind auf einer Höhe errichtete, that ſo gut wie keinen Schaden. Ein nächtlicher Verſuch zur Erſteigung ward entdeckt und glücklich abgetrieben. Gegen Tagesanbruch zeigte ſich ein Landmann am Fuße der Mauer und gab zu verſtehen, daß er einen wichtigen Brief bringe. Man half ihm mittelſt eines Seiles herauf und er brachte ein Schreiben eines benachbarten Edelmanns, worin dieſer mittheilte: der Marſchall von Sachſen habe Brüſſel mit ſeiner Armee umzingelt, und ein franzöſiſcher Offizier, der bei jenem Edelmanne durchgekommen, überbringe dem Marquis d'Armentières Befehl, ſeinen Marſch zur Hauptarmee zu beſchleunigen. Die Beſatzung war nun wenigſtens über ihre perſönliche Sicherheit beruhigt und ſah in der That mit Tagesanbruch die Franzoſen vorbeidefiliren und den Weg nach Brüſſel einſchlagen. Hard ſchickte ſeine Dragoner und Huſaren zur Verfolgung nach, die auch einige Nachzügler einbrachten. Dieſe beſtätigten die Nachricht von dem Meiſterzuge des Marſchalls von Sachſen, den alle Welt in Verſailles geglaubt hatte und der jetzt mitten im Winter 40,000 Mann ſo ſtill und geſchickt vor Brüſſel führte, daß die Alliirten ſeinen Marſch faſt [1]) erſt in dem Augenblicke erfuhren, wo er die mit 17 Bataillonen Fußvolk, einem Regiment Dragoner und einem Regiment Husaren beſetzte Stadt eingeſchloſſen und die Laufgraben eröffnet hatte. Er rechnete übrigens bei dieſem Unternehmen auf die Uneinigkeit und Langſamkeit der Alliirten und rechnete richtig.

---

[1]) Hard hat das „faſt“ nicht, ſagt aber bald darauf ſelbſt, daß

Fürſt Waldeck, der ſeit ein Paar Wochen im Haag war, eilte auf die Nachricht von dem Marſche des Feindes nach Brüſſel, mußte aber in Mecheln anhalten, von wo er an ſeine Armee Befehle erließ, ſich ohne Verzug um ihn zu ſammeln. Auch Nivelle ward nun geräumt und ſo waren die guten Stiftsdamen der Gefahr entriſſen, die ihnen in Kriegszeiten eine Beſatzung in doppelter Beziehung, von Freund und Feind, zuziehen konnte. Hård vertraute ſeiner ſchönen Freundin den werthvolleren Theil ſeiner Habe, den er nicht mit auf einen von Feinden bedrohten Marſch nehmen wollte, an, und ſie hat ſie ihm, trotz der franzöſiſchen Auslieferungsgebote, treulich bewahrt und ſeiner Zeit unverſehrt zukommen laſſen. Die Beſatzung zog ſich zunächſt auf Namur zurück, wo bald darauf das glücklich aus Brüſſel entkommene Huſarenregiment anlangte, während ſonſt die Nachrichten von da keineswegs günſtig lauteten. Von da ging es nach Mecheln, von wo Hård ſofort zur Beobachtung des Feindes gegen Brüſſel entſendet wurde. Der Fürſt hatte ſeinen Plan zum Entſatz entworfen und rechnete mit größter Beſtimmtheit auf deſſen Gelingen. Er beauftragte Hård, dem Commandanten von Brüſſel wiſſen zu laſſen, an welchem Tage der Angriff erfolgen ſolle,

---

Fürſt Waldeck im Haag den Anmarſch der Franzoſen zeitig genug erfuhr, um hoffen zu können, Brüſſel noch vor ihnen zu erreichen, wenn er auch nur bis Mecheln kam."

damit er denſelben durch einen Ausfall unterſtütze. Hard wählte zwei Schweizer von ſeinen Detachements, welche nichts von einander wußten und deren jedem er 100 Ducaten verſprach, wenn er einen zuſammengerollten Zettel, der in einem Knopf verborgen war, dem Commandanten von Brüſſel überbringe. Die Leute gingen zu den Schweizerregimentern bei der Belagerungsarmee über, und nach einigen Tagen kam der Eine nach Erfullung ſeines Auftrages glucklich zurück. Der Plan ſelbſt aber ſcheiterte, und zwar an dem kläglichen Umſtand, daß der Befehlshaber der 15,000 Hannoveraner auf einmal die Mitwirkung dieſer Truppen verweigerte, da er von dem König von England angewieſen ſei, dieſe Truppen während des Winters auf das Sorgfältigſte in Acht zu nehmen, damit ſie bei Eröffnung des Feldzuges im beſten Stande ſeien, weshalb er, ohne neue Befehle, dieſelben während der ſtrengen Jahreszeit nicht ins Feld laſſen könne. Dieſe Anſicht, die die Eröffnung des Feldzuges nicht von den Bewegungen des Feindes, ſondern von dem Kalender abhängig machte, war durch keine Vorſtellungen zu erſchüttern und verſchuldete den Verluſt von Brüſſel, der dann durch die ſpätere Abberufung jenes Generals nicht wieder gutzumachen war. Graf Kaunitz, der von dem Marſchall von Sachſen Päſſe bekommen hatte und nach Wien ging, während die in Brüſſel gefangenen Truppen in die fernſten Provinzen Frankreichs verwieſen wurden und erſt nach dem Frieden von da zurückkamen, war der Erſte, der das Hauptheer von den Umſtänden der Capitulation unterrichtete. Er hatte während der Belagerung an den Marſchall von Sachſen geſchrieben und ihm eine Capitulation vorgeſchlagen, war aber mit aller Höflichkeit bedeutet worden, daß ſich eine derartige Angelegenheit nur zwiſchen

Militairs verhandele. Die ritterliche Artigkeit des Marſchalls von Sachſen zeigte ſich bei dieſer Belagerung, nach deren glücklichem Ausgang er wieder nach Paris ging, wo ihm der ſchmeichelhafteſte Empfang zu Theil ward, auch in folgendem Zuge. Die ganze Equipage des Fürſten Waldeck war in Brüſſel geblieben, ſodaß der Fürſt in Mecheln ſich die einfachſten Bedürfniſſe erborgen mußte. Der Marſchall, den ſeine Spione auch von dieſem Umſtande unterrichtet, zeigte dieſe Verlegenheit des Fürſten dem brüſſeler Commandanten an, ließ ſich von dieſem die Equipage des Fürſten ausantworten und überſchickte dieſelbe, mit einem verbindlichen Schreiben, nach Mecheln.

Nach ſeiner Abreiſe commandirte Graf Löwendahl (III, 192 ff.) in Brüſſel und ließ das ziemlich in der Mitte des Weges zwiſchen Brüſſel und Mecheln gelegene Vilvorden beſetzen, während die alliirte Armee die Ankunft der Verſtärkungen erwartete, welche Oeſterreich nunmehr ſenden konnte, nachdem es ſeinen Frieden mit Preußen gemacht hatte. Inzwiſchen ging der kleine Krieg fort und für dieſen entwarf Härd den Plan, die franzöſiſche Beſatzung des ihm aus dem vorigen Feldzuge bekannten Vilvorden aufzuheben. Zwei Deſerteurs ſetzten ihn in Kenntniß, daß die Franzoſen verabſäumt hätten, eine Oeffnung in den Wällen repariren zu laſſen, daß die Beſatzung aus 500 Mann beſtehe, daß 400 davon die Stadt, 100 das Schloß bewachten, welches letztere nicht füglich überrumpelt werden könne. Fürſt Waldeck billigte den Plan und gab Härd noch ſechs Compagnien Grenadiere mit, welche ſein Freund Cornabé befehligte. Mit Anbruch der Nacht ſetzten ſie ſich in Marſch, von den beiden Deſerteurs geführt, deren jedem Härd 20 Ducaten verſprach, wenn ſie ihn genau vor die erwähnte Oeffnung führten, durch die ſie ſelbſt entkommen waren. Sie verdienten ihren Lohn redlich, und nun ließ Hard zuerſt einen Offizier mit 30 Mann durch die Oeffnung dringen, denen zunächſt ein Offizier mit 10 Mann zur Unterſtützung und dann der Reſt des Fußvolks folgte, während die Reiter die Straße nach Brüſſel bewachten. So kamen ſie in die Stadt, fanden nur ſchwachen Widerſtand und nahmen Alles, was ſich von feindlichen Truppen in der Stadt fand, gefangen. Das Schloß aber hielt ſich beſſer und war nicht zu nehmen. Sie frühſtückten in Vilvorden und machten ſich dann mit ihren Gefangenen wieder auf den Rückweg, nachdem ihnen dieſe Expedition nur vier Todte und etwa zwölf Verwundete gekoſtet hatte.

Es kamen jetzt 10,000 Oeſterreicher unter General Grün und bald darauf übernahm der Feldmarſchall Graf Batthyani das Commando der alliirten Armee, die jedoch noch immer nicht ſtark genug war, ſich mit der franzöſiſchen zu meſſen. Batthyani verſchanzte ſich daher hinter der Feſtung Breda, nachdem er die Citadelle von Antwerpen mit einer ſtarken Beſatzung verſehen hatte, die jedoch nach einer dreiwöchentlichen tapfern Vertheidigung capituliren mußte. Endlich erſchien der neue Oberbefehlshaber Prinz Karl von Lothringen mit anderweiten 10,000 Mann, worauf die Armee eine Stellung zur Deckung Namurs einnahm. Der Marſchall von Sachſen, der inzwiſchen Charleroi und andere Plätze eroberte, machte verſchiedene Bewegungen, welche die Armee von Namur abziehen ſollten, und es kam darüber zu mehrfachen Gefechten. Eines Tages wurde der General Trips, der mit den Huſaren und vier Dragonerregimentern vor den Linien der Verbündeten in dem durch die Schlacht vom 16. Mai 1706 berühmten Dorfe

Ramillies lag, von dem Feinde ziemlich lebhaft angegriffen. Die Holländer bildeten den linken Flügel der Armee und Hard lag gleichfalls vor ihren Linien. Da ihm das Gefecht ernſthaft zu werden ſchien, ſo eilte er mit ſeinen Reitern zu Hilfe, während das Fußvolk ihm folgte, ſah von einer kleinen Höhe, daß die Reiter des General Trips zu weichen anfingen und von den Feinden verfolgt wurden, fiel dieſen ſo rechtzeitig in die Flanke, daß ſie anhielten, und machte es dadurch dem General Trips möglich, ſeine Leute wieder zu ſammeln. Hard aber erhielt zwei Säbelhiebe, die ihn vom Pferde ſtürzten, und ward gefangen. Die Offiziere der franzöſiſchen Gendarmerie ließen ihm aufhelfen und boten ihm ſehr artig jeden nöthigen Beiſtand an; da aber die Affaire noch fortging, ſo beauftragten ſie einen Gendarmen, ihn hinter die Linien zu führen. Der Gendarme wollte aber gern den Ausgang des Gefechtes ſehen und zögerte daher noch, als auf einmal die franzöſiſche Reiterei zurückgeſprengt kam und von der alliirten verfolgt ward. Der Gendarme machte ſich aus dem Staube, ſchoß aber vorher noch mit der Piſtole nach Hard, zum Glück ohne ihn zu treffen, und Hard mußte nun die feindliche und freundliche Cavalerie über ſich her ſprengen laſſen. Endlich erkannte ihn ein Huſarenoffizier und gab ihm ſein Pferd, auf dem er zurückritt, um ſich verbinden zu laſſen. Unterweges noch traf er einen Dragoner, der ſein Pferd hatte und es ihm für einige Ducaten überließ. Seine Wunden waren nicht gefährlich; er konnte nach acht Tagen wieder Dienſt thun und war nach vier Wochen völlig hergeſtellt.

Am dritten Tage nach dieſer Affaire kamen einige dabei gefangene Offiziere auf Parole aus dem franzöſiſchen Lager zurück, ſprachen bei dem am weiteſten vorgeſchobenen Härd vor und fragten, ob die Armee nicht aufbreche. Der Marſchall von Sachſen habe ihnen beim Abſchiede geſagt, ſie würden die Armee bei ihrer Rückkehr im Marſch finden, und in der That kam noch am Abend der unerwartete Befehl zum Aufbruch, worauf ein Lager zwiſchen Lüttich und Maſtricht bezogen ward. Sogleich ließ der Marſchall von Sachſen die Belagerung von Namur eröffnen, während er ſelbſt mit einer Beobachtungsarmee den Alliirten gegenüber blieb.

Der kleine Krieg begann nun wieder. Die Alliirten hatten viel leichte Truppen und der General Trips, der ſie befehligte und unter deſſen Commando auch Härd geſtellt war, machte ſich immer ſo nahe an den Feind, daß tägliche Scharmützel unvermeidlich waren. Der Marſchall von Sachſen hatte im Laufe der Campagne ein neues Infanterieregiment errichtet, das den Namen **Royal Croate** erhielt und faſt ganz aus öſterreichiſchen Deſerteurs beſtand, welche durch franzöſiſche Emiſſairs und hohen Sold zum Uebertritt in Maſſe verleitet worden waren. Dieſes Regiment rückte eines Tages ganz in die Nähe des Corps, bei dem ſich Härd befand, und General Trips befahl dem Letztern, es mit den 500 Mann Fußvolk, die er bei ſich hatte, anzugreifen. Er that es mit ſolcher Lebhaftigkeit, daß die franzöſiſchen Kroaten nach einigen Schüſſen die Flucht ergriffen. Nun warf ſich General Trips mit einem Regiment Huſaren auf ſie; ſie geriethen in einen Hohlweg zwiſchen der Infanterie und den Huſaren; die Letztern ſtürzten ſich wüthend auf ſie; den Ueberläufern[1] ward kein Pardon ge-

---

[1] Es war vielleicht nicht blos dies; auch die heutigen Ungarn betrachten z. B. die preußiſchen Huſaren mit beſonderer Wuth, weil ſie ſie für Fälſchungen ihrer Nationalität halten.

geben, und in weniger als einer Viertelſtunde wurden ſie Alle, Offiziere wie Soldaten, ohne Erbarmen niedergemetzelt, ſodaß der Hohlweg nur noch Leichen enthielt! Die Sieger zogen ſich nach dieſer Schlächterei, welche Härd drei Offiziere und von den Soldaten an Getödteten und Verwundeten 80 Mann koſtete, wieder in ihr Lager, während eine Maſſe franzöſiſcher Offiziere herbeieilte, die ſchauerliche Stätte zu beſichtigen. Bald darauf kam Härd wieder auf den linken Flügel und unter den Befehl des Grafen Eſterhazy 1) zu ſtehen, der mit zwei Huſarenregimentern dorthin geſchickt worden war und mit dem ſich Härd um ſo beſſer vertrug, als Beide das Vergnügen liebten. Sie engagirten eine Truppe franzöſiſcher Komödianten und richteten eine Scheune zum Theater ein. Graf Eſterhazy beſaß einige prachtvolle himmelblaue, goldbordirte Sammetdecken, die, wie Härd vermuthet, von jener Plünderung des preußiſchen Lagers bei Soor ſtammten, über welcher die Schlacht verloren ging 2), und die nun zur Verzierung der Couliſſen verwendet wurden. Militairmuſik bildete das Orcheſter und Zuſchauer fanden ſich aus der ganzen Armee. Selbſt die Fürſtin von Waldeck, die ihren Gemahl auf dieſem Feldzug begleitet hatte, wohnte dieſen Schauſtellungen mit andern Damen bei. Früh ſchlug man ſich und Abends vergaß man Mühen und Gefahren beim

---

1) Es war dies Nikolaus Joſeph, geb. 18. Dec. 1714, ſucc. 18. März 1762 ſeinem Bruder Paul Anton (geb. 22. April 1711) als Fürſt, k. k. wirkl. Geheimerath, Generalfeldmarſchall ꝛc., verm. 4. März 1737 mit Maria Eliſabeth Gräfin v. Weiſſenwolf, errichtete die Muſikſchule zu Eiſenſtadt, † 1790. Er war der Urgroßvater des gegenwärtigen Fürſten.

2) Dieſe Plünderung erfolgte durch das Nadaſtiſche Corps, bei dem ſich damals auch Eſterhazy befand.

Schauſpiel. Doch ſollte der leichtſinnige Geiſt, der dem zu Grunde lag und dadurch genährt ward, nicht ohne die nachtheilige Folge bleiben, mancherlei Unbeſonnenheiten hervorzurufen.

So traf es ſich eines Tages, daß Graf Eſterhazy und Hard zu Pferde ſtiegen, um zu ſehen, was etwa vorgehe, nachdem der Feind ſie, wider ſeine Gewohnheit, einige Tage in Ruhe gelaſſen. Bei der Hauptwache, die mit einem Rittmeiſter und 100 Huſaren beſetzt war, angelangt, kam ihnen der Einfall, einen Angriff auf die des Feindes zu machen. Der junge Offizier, ein Ungar aus einer der beſten Familien des Landes, ungemein liebenswürdig, voller Muth, aber ebenſo unbeſonnen, wie die beiden Herren, vertrieb ſofort die vorgeſchobenen Poſten des Feindes, gerieth aber zum Unglück auf Infanterie, vor der die Angreifer raſch zurückweichen mußten, und verlor dabei durch einen Schuß in den Kopf das Leben. Bei ihrer Rückkehr wurden die Herren von den Generalen ſtark ermahnt, ſich auf eine andere Weiſe zu amuſiren, und ſchwerer, als der wohlverdiente Verweis, laſtete noch nach langen Jahren die Erinnerung an das Opfer dieſer Unbeſonnenheit auf dem Herzen unſers Grafen.

Gegen Schluß der Campagne mußte ſich Härd wieder vom Grafen Eſterhazy trennen, deſſen Umgang er ſehr ungern verlor, da er liebenswürdig, ſtets guter Laune, ein warmer Freund und hochſinnigen Weſens war und das Geld nicht anſah. Wie die Zeit heranrückte, wo es in die Winterquartiere gehen ſollte, verfielen die Oeſterreicher, welche möglichſt viel aus den Quartieren zu ziehen liebten und dieſe deshalb immer auszudehnen ſuchten, in ihre alte Gewohnheit. Sie wollten Stadt und Gebiet von Lüttich für ihre Winterquartiere und vertauſchten deshalb ihr vortheilhaftes Lager mit einem andern, deſſen linker Flügel ſich auf die Stadt Lüttich ſtützte, in deren Vorſtadt Härd zu liegen kam. Sobald der Marſchall von Sachſen dieſe Wendung erſah, zog er das Corps, das inzwiſchen Namur belagert und eingenommen hatte, an ſich, griff die Alliirten an und ſchlug ſie bei Raucour (11. Oct. 1746). Aus dieſer Schlacht erzählt Härd folgende Züge. Er ſelbſt war zeitig von der feindlichen Infanterie zum Zurückweichen genöthigt worden und hatte ſich nun an die Flanke der Linie angeſchloſſen, wo er mit Bewunderung ſah, mit welcher Unerſchrockenheit und Ruhe die holländiſchen Gardereiter die furchtbare Kanonade des Feindes aushielten. Er hatte in dieſer Truppe einen vertrauten Freund, welcher Oberſtlieutenant und Schwadronchef war und den er bei Fontenay geneckt hatte, weil er ſich vor einer vorbeiſauſenden Kanonenkugel unwillkürlich bückte. Als Härd jetzt an ihm vorüberritt, rief der Holländer ihm zu: „Heute, mein Freund, werden Sie ſehen, daß die Kugeln mich nicht zum Bücken des Kopfes bringen werden.“ Kaum war Härd einige Schritte vorbei, als er ſich nochmals rufen hörte. Er kehrte zurück und die Offiziere zeigten ihm ſeinen Freund, auf dem Boden ausgeſtreckt, wie ihm ſoeben eine Kanonenkugel den Kopf abgeriſſen hatte. — Als Fürſt Waldeck von dem Prinzen Karl von Lothringen, ſtatt der erbetenen Unterſtützung, den Befehl zum Rückzug erhalten hatte, ſchickte er Härd zu dem General, der die ſechs bairiſchen Bataillone commandirte, die im Solde der Republik ſtanden, und der die Nachhut bilden ſollte, an die ſich Härd mit ſeinem Corps anſchließen ſollte. Als Härd zu dem Poſten der Baiern kam, fand er ihren General verſchwunden und hatte ſich daher an die Untercommandanten zu wenden, die den Befehl auch mit Muth und Unerſchrockenheit vollzogen. Am nächſten Tage erhielt der Fürſt einen aus Lüttich datirten Brief jenes bairiſchen Generals, worin dieſer ihm ſchrieb: „Da der Feind uns dergeſtalt überlegen war, daß es uns unmöglich war, ihm längern Widerſtand zu leiſten, habe ich geglaubt, an die Sicherheit meiner Perſon denken zu müſſen. Ich habe mich daher verkleidet und bin nach Lüttich gegangen, wo ich die Ehre habe, die Befehle Ew. Durchlaucht zu erwarten.“ Er hatte ſeine Uniform umgewendet, wie man ſpäter erfuhr, wurde übrigens von dem Kurfürſten, der ihn bis dahin ſehr begünſtigt hatte, in Folge jenes Vorganges zurückberufen.

Die Armee, deren Rückzug Fürſt Waldeck mit großem Geſchicke leitete, ging auf Maſtricht, wo die Maas paſſirt ward, und die lütticher Quartiere, die den Oeſterreichern ſo am Herzen gelegen, wurden nun von den Franzoſen eingenommen, während die Alliirten die ihrigen hinter der Maas nahmen und ſie bis Aachen ausdehnten, wo das Hauptquartier war. Der Marſchall von Sachſen ging nach Paris, Prinz Karl und Batthyani nach Wien, Fürſt Waldeck in den Haag, wo auch Härd den Winter ſehr angenehm verbrachte. Er wohnte und aß bei dem Fürſten, den er auch auf einem Ausflug nach Amſterdam begleitete. Hier trafen ſie unter Andern J. J. Rouſſeau und fanden ihn damals ſehr umgänglich und unterhaltend, jederzeit heiter, gefällig und nachgiebig. Er ſtellte ſich ihnen nur als der unterrichtete und begabte Mann dar, nicht als der Miſanthrop und bizarre Sonderling, als welchen er ſich in ſpäterer Zeit ſo Vielen zeigte.[1])

---

[1]) U. A. auch dem Grafen Görtz, als dieſer, damals Führer des jungen Herzogs Karl August von Weimar, mit dem Herzoge nach Paris kam und Rouſſeau beſuchen wollte. Er ließ ſich zuerſt durch

Nach dem Haag zurückgekehrt, fanden ſie den Herzog von Cumberland, der nach ſeinen Siegen über den Prätendenten gekommen war, den Oberbefehl in den Niederlanden von neuem zu übernehmen. Auf Rath des Fürſten ſuchte Härd bei den Generalſtaaten an, daß ſie aus ſeinen Freicompagnien ein Regiment bilden, Cornabé zu deſſen Chef, Härd zum Oberſtlieutenant ernennen und die übrigen Offiziere in demſelben Verhältniſſe befördern möchten. Die Generalſtaaten hielten es jedoch damals nicht für nöthig, die Zahl ihrer Regimenter zu vermehren, boten aber dem Grafen Härd, der nur Hauptmannsrang hatte, ſogleich den Grad eines Oberſten der Armee an. Er erklärte aber, daß er warten wolle, bis man für gut finden werde, eine Belohnung zu gewähren, welche auch die braven Offiziere theilten, die ihn bei jeder Gelegenheit ſo gut unterſtützt hätten. Darauf ging er in ſeine Garniſon, und nun bemühte ſich Fürſt Waldeck ſo warm und thätig für ſein Geſuch, daß die Hochmögenden ſchließlich Alles bewilligten, was denn eine gänzlich unerwartete freudigſte Ueberraſchung für Härd ward. Der neue Oberſt Cornabé blieb bei dem Fürſten als Generaladjutant; Härd befehligte das neue Regiment als Oberſtlieutenant und alle Offiziere ſtiegen um einen Grad.

In Lüttich, wo Härd in dieſer Zeit ein Paar Tage

---

einen Bedienten anmelden und erhielt die Antwort: Rouſſeau ſei krank und nehme keine Beſuche an. Der Graf ging ſelbſt hin und klopfte an die Thüre. Nach wiederholtem Klopfen erſcheint Rouſſeau ſelbſt, im Schlafrocke und die Thüre halb offen haltend, und fragt den Grafen in brüskem Tone: „Wer ſind Sie und was wollen Sie?“ Görtz nennt ſich und bittet um Erlaubniß, den jungen Herzog von Weimar, deſſen Erziehung ihm anvertraut ſei, zu ihm führen zu dürfen. „Seine Erziehung iſt Ihnen anvertraut? Deſto ſchlimmer für Sie, mein Herr“, erwidert Rouſſeau und ſchließt die Thüre.

zubrachte, lernte er einen Abbé kennen, einen Mann von 30—32 Jahren, deſſen Unterhaltung ihr Angenehmes hatte, da er viel gereiſt war. Härd war aber nicht wenig überraſcht, als dieſer ihn eines Tages bat, ihm einen militäriſchen Grad bei ſeinen Truppen zu geben, da er den kleinen Kragen ſatt habe. Von früheſter Kindheit an habe er eine unbeſiegbare Neigung zum Militairſtand gehabt, ſei nur wider Willen und aus Gehorſam gegen ſeine Aeltern in den geiſtlichen Stand getreten, ſei aber jetzt unabhängig und im Stande, nach Neigung und Geſchmack zu leben, und bitte daher dringend um einen Grad, am liebſten bei der Cavalerie. Härd machte ihn in der That zum überzähligen Offizier bei den Dragonern und verſprach ihm das Einrücken bei nächſter Erledigung. Der Abbé nahm ſich allerdings in der Uniform ohne Vergleich beſſer aus, als in ſeiner frühern Tracht, und bewies nachmals ungewöhnliche Bravour und Unerſchrockenheit.

Bald darauf erhielt Härd Befehl, zu dem Prinzen von Sachſen-Hildburghauſen[1]) zu ſtoßen, der ein zur Beobachtung des Feindes beſtimmtes Corps commandirte, und zunächſt einem franzöſiſchen Corps gegenüber ſtand, das die Gegend von Antwerpen beſetzt hatte, eigentlich aber nur beſtimmt war, den Marſch eines andern Corps zu decken, das über die Schelde ging, in das holländiſche Flandern eindrang und die dortigen feſten Plätze in kurzer

---

[1]) Es war dies Prinz Ludwig Friedrich, geb. 11. Sept. 1710, Sohn des Herzogs Ernſt Friedrich I. und der Gräfin Sophie Albertine v. Erbach, erſt k. k. und kurbaieriſcher Generalfeldzeugmeiſter, ſpäter holländiſcher General der Infanterie und Gouverneur von Nimwegen, † 10. Juni 1759. Er vermählte ſich am 4. Mai 1749 mit Chriſtine Luiſe (geb. 27. Nov. 1713, † 5. Mai 1778), Tochter des Herzogs Joachim Friedrich von Holſtein-Plön und Witwe des Grafen Ludwig Friedrich von Hohenlohe-Weickersheim.

Zeit einnahm. Frankreich hatte bis dahin das Gebiet der Republik geſchont, in der Hoffnung, ſie dadurch von der Allianz abzuziehen. Da es ſich aber in dieſer Erwartung getäuſcht fand, ſchlug es, ſtatt zufrieden zu ſein, daß die Republik der Allianz blos ihre vertragsmäßige Hilfe leiſtete, keineswegs aber den Krieg mit ganzer Kraft betrieb, den entgegengeſetzten Weg ein1) und rechnete nun darauf, daß die Republik ſich zu Aenderung ihrer Politik genöthigt ſehen werde. Doch auch dieſer Weg verfehlte ſein Ziel und hatte vielmehr die Folge, daß die Republik, wie allemal, wenn ſie in äußerer Bedrängniß war, ſich unter die monarchiſche Fahne der Oranien flüchtete. Auf die erſte Nachricht von dem Eindringen der Franzoſen pflanzte die Provinz Seeland2) das oraniſche Banner auf und proclamirte den Prinzen von Oranien3), der ſich bis dahin ſehr ruhig in ſeiner

---

1) Die Anekdotengeſchichte erzählt: In Verſailles habe man den holländiſchen Geſandten zu irgend einem Ausbruch des Aergers und der Ungeduld treiben wollen, um dies zum Vorwand einer förmlichen Kriegserklärung nehmen zu können. Das holländiſche Phlegma des Geſandten habe allen Vexationen getrotzt, bis an der Tafel des Königs beim Deſſert ein holländiſcher Käſe erſchienen ſei und der König ſich mit den Worten zu dem Geſandten gewendet habe: „Monsieur l'ambassadeur, voilà du fruit de votre pays.“ Da ſei der Geſandte aufgeſtanden, habe ſich verbeugt und den Saal verlaſſen, worauf der Krieg erklärt worden ſei.

2) Die Volksbewegung ging von der Veer aus. Ueberall waren es die Stände, die man „das eigentliche Volk“ nennt, welche ſich für den Prinzen erklärten.

3) Wilhelm Karl Heinrich Friſo, geb. 1. Sept. 1711, Sohn Johann Wilhelm Friſo's Fürſten von Naſſau-Dietz und Oranien und Erbſtatthalters von Friesland (geb. 4. Auguſt 1687, ertrank 14. Juli 1711) und der Marie Luiſe von Heſſen-Kaſſel (geb. 7. Febr. 1688, verm. 26. April 1709, † 9. April 1765), Erbſtatthalter in Friesland, gewählter Statthalter ſeit 1718 in Groningen, ſeit 1722 in Geldern, vermählt 25. März 1734 mit Anna, Tochter König Georg's II. (geb. 2. Nov. 1709, † 12. Jan. 1759), ſtarb am 22. Oct. 1751.

Reſidenz gehalten hatte, als Statthalter, Generalcapitain und Generaladmiral. Holland folgte dem Beiſpiel und ebenſo ſchloſſen ſich alle andern an, ſodaß in weniger als acht Tagen die Umwandlung vollzogen war, worauf ihm in Jahresfriſt von den Vereinigten Provinzen die Erbſtatthalterſchaft übertragen und das Erbrecht auch auf die weibliche Linie ausgedehnt ward. Der Prinz von Oranien eilte nach Amſterdam und dem Haag und ergriff die Zügel der Regierung, fand aber freilich die Dinge in ſo üblem Zuſtande, daß es nicht leicht war, dem abzuhelfen, war zwar verſtändig und rechtſchaffen, aber doch der Mann nicht, die Aufgabe ſeiner großen Vorgänger zu löſen, und fand auch in dem Staate nicht mehr die Kräfte und den Geiſt, die zu ihrer Zeit noch vorhanden und nur zu wecken geweſen waren. Zuletzt konnte Niemand gegen die Thatſache aufkommen, daß die Vereinigten Niederlande, welche ihre frühere Machtſtellung der Schwäche der großen Reiche verdankt hatten, unausweichlich von jener Stellung zurücktreten mußten, wie jene größern Reiche mit zunehmender Kraft in die Wettbahn eintraten. Es wirkt aber auch im Innern nach, wenn äußere Vortheile, deren ein Staat ſich eine Zeit lang erfreut hat, ſchwinden.

Wie der Herzog von Cumberland, der überdem der Schwager des Prinzen von Oranien war, ſo ſchickte auch Fürſt Waldeck einen Adjutanten zur Beglückwünſchung des Prinzen ab. Der Adjutant theilte nach der Rückkehr Hard im Vertrauen mit, daß ihm die Geſinnung des Statthalters im Betreff des Fürſten ſehr kalt habe ſcheinen wollen. Allerdings war Fürſt Waldeck durch die Partei der erbitterten Gegner der Oranien an die Spitze des Heeres geſtellt worden. Die oberſte Leitung der militairiſchen Angelegenheiten in den Niederlanden hatte übrigens lediglich der Herzog von Cumberland, der denn zunächſt unthätig zuſah, wie die Franzoſen einen holländiſchen Platz nach dem andern nahmen. Dieſe Plätze wurden von ihren Commandanten allerdings ſehr ſchlecht vertheidigt, wofür auch ſpäter mehre dieſer Commandanten ihre verdiente Strafe erhielten. Der Herzog nahm an, daß der Feind, nach Bemeiſterung des holländiſchen Flanderns, ſich gegen die Maas und Maſtricht wenden werde, und ſuchte dem zuvorzukommen und Maſtricht zu decken. Ein Corps von 10,000 Mann, unter Prinz Hildburghauſen, blieb zurück, um die Grenzen der Republik zu beſchützen. Vier Meilen von Maſtricht liegt das berühmte Lager von Lawfeld. Hatte der Marſchall von Sachſen einen Fehler gemacht, indem er ſich nicht beeilt hatte, ſich dieſe wichtige Poſition zu ſichern, ſo machte er dieſen Fehler mit Glanz wieder gut, wobei ihm allerdings auch die Schwerfälligkeit ſeiner Gegner zu ſtatten kam. Bei der Recognoſcirung, mit welcher Härd beauftragt ward, fand er nur ein franzöſiſches Corps von 15—20,000 Mann, unter Graf St.-Germain, zur Stelle, und Fürſt Waldeck ſchlug einen ſofortigen Angriff vor. Batthyani aber rieth mit Erfolg ein Verſchieben des Kampfes auf den nächſten Tag, da die Truppen ermüdet ſeien und das ſchwere Geſchütz noch nicht eingetroffen. Während der Nacht traf nun wohl dieſes Geſchütz ein und ſchliefen die alliirten Truppen aus, hatten aber dafür am Morgen die ganze franzöſiſche Armee vor ſich, die ſich mit Tagesanbruch in Schlachtordnung ſtellte. Doch verging dieſer Tag unter einigen Kanonaden. Am folgenden aber, den 2. Juli 1747, griffen die Franzoſen mit ihrem rechten Flügel an. Die Schlacht bei Lawfeld war weſentlich ein Reitergefecht und Härd, der ſich im Centrum befand, ſah mit militairiſchem Intereſſe 200 Schwadronen ſich kraftvoll angreifen und zurückwerfen. Der Kampf wogte lange Zeit unentſchieden, bis der engliſche General Ligonier[1], der die Reiterei der Alliirten befehligte, in die Hände des Feindes fiel, worauf ſich in den Reihen der Alliirten Verwirrung verbreitete und wenigſtens ihr linker Flügel ſich gegen Maſtricht zurückzog, worauf der rechte und das Centrum ganz ruhig folgten und ihre Stellung hinter dieſer Feſtung nahmen. Hard ruft bei dieſer Gelegenheit aus: „Wir wurden geſchlagen, wie gewöhnlich, und ich fühlte damals mehr als je, wie unangenehm es iſt, in einer alliirten Armee zu dienen, wo ſich Jeder das Recht, zu befehlen, anmaßt[2]), und welche Vortheile über eine ſolche Armee ein Heer voraushat, das nur einen einzigen Feldherrn an ſeiner Spitze hat, deſſen Willen nichts entgegentritt, deſſen Autorität kein Gegengewicht kennt.“

Die Franzoſen ſtellten ſich nun, als wollten ſie Maſtricht belagern; ſie wollten aber damit nur einen andern Plan verdecken, der gegen Bergenopzoom gerichtet war. Hard mit ſeinem Corps ſtand allein an der Maas, hinter welcher die alliirte Armee lagerte, hatte die St. Petersvorſtadt beſetzt und ein detachirtes Fort zu decken, das die Stadt beherrſchte. Er ward noch durch 6 Grenadiercompagnien verſtärkt und ward faſt täglich vom Feinde angegriffen. Als darauf die Generale der Alliirten erfuhren, daß Löwendahl (III, 192) mit 20 Bataillonen und einiger Reiterei von der franzöſiſchen Hauptarmee detachirt worden ſei und die Straße nach Antwerpen eingeſchlagen habe, wurde Härd durch den Prinzen von Heſſen mit 6000 Mann erſetzt und mit 500 Huſaren, ebenſoviel Dragonern und ſeiner leichten Infanterie zur Beobachtung Löwendahl's entſendet, der ſich mit Contades [1]) vereinigte und die Belagerung von Bergenopzoom begann, einer der ſtärkſten Feſtungen der Niederlande, welcher die Waſſerverbindung nicht abgeſchnitten werden konnte und mit deren Vertheidigung der Prinz von Oranien den 86jährigen General v. Cronſtein [2]) beauftragt hatte, unter welchem nicht blos die Beſatzungstruppen, ſondern alle Corps der Alliirten zwiſchen der Schelde und Maas ſtanden. Fürſt Waldeck, durch Härd über den Plan der Franzoſen unterrichtet, eilte mit allen holländiſchen Truppen zum Entſatz und wollte Löwendahl unmittelbar angreifen. Da er aber, nachdem er die Maas überſchritten, unter den Befehlen Cronſtein's ſtehen ſollte, welcher unter ihm gedient hatte, und da er dieſe Maßregel als eine perſönliche Kränkung aufzufaſſen Grund hatte, ſo machte er dem Prinzen Vorſtellungen, erhielt aber einen ziemlich directen Verweis, daß er nicht lieber bei der Armee geblieben wäre und die Entſatztruppen allein hätte ziehen laſſen, zur Antwort, und fand ſich dadurch ſo verletzt, daß er ſofort ſein Commando niederlegte (28. Juli 1747). Er hatte ſeinen Entſchluß, ſelbſt zum Entſatz zu eilen, dem Prinzen in zwei Schreiben angezeigt, auf die er keine Antwort erhalten. In der Armee wurde ſein Abgang ſehr bedauert und von Niemand mehr, als von Härd.

---

[1] John Ligonier, Earl of Ligonier, ein Irländer von geringer Herkunft, diente im ſpaniſchen Erbfolgekriege von unten auf, ward 1735 Brigadier, 1739 Generalmajor, 1743 Generallieutenant, 1747 General, 1749 Gouverneur von Jerſey, 1751 Generalfeldzeugmeiſter, 1752 Gouverneur von Plymouth, 1757 Feldmarſchall und iriſcher Viscount Ligonier von Enniskillen, 1759 Großmeiſter der Artillerie, 1766 in Grafenſtand und als Earl britiſcher Peer, ſtarb im April 1770 im 92. Jahre. Sein natürlicher Sohn, Oberſt Edward L., erbte die Titel und Würden.

[2] Oder, möchten wir hinzufügen, Keiner den Muth, zu befehlen, aufbringt.

---

[1]) Louis Georges Erasme Marquis de Contades, geb. 1704 auf Schloß Montgeoffroi in Anjou, 1724 Lieutenant, 1734 Oberſt, vertheidigte in Italien das Schloß Colorno gegen 11,000 Mann, erblicher Gouverneur von Beaufort, ging 1737 als Brigadier nach Corſica, 1739 Maréchal de Camp, 1741 in Weſtfalen, 1743 am Rhein, 1744 in den Niederlanden, 1745 Generallieutenant, 1757 in Heſſen, 1758 Marſchall, 1759 bei Minden geſchlagen und zurückberufen, 1763—88 Gouverneur des Elſaß, † 1795 zu Livry bei Paris.

[2]) Iſaak Baron v. Cronſtein, geb. 1661 in Schweden, erſt in franzöſiſchen, ſeit 1693 in holländiſchen Dienſten, † 1751.

Während die alliirten Truppen durch General Schwarzenberg, der die von dem Fürſten herbeigeführten Truppen befehligte, und ſpäter noch einmal durch Batthyani verſtärkt wurden, ſendete auch der Marſchall von Sachſen Truppen auf Truppen zu dem Belagerungsheere, ſodaß zuletzt der größte Theil beider Armeen ſich vor Bergen-opzoom befand. Während aber die Alliirten in großer Unthätigkeit verharrten [1], betrieben die Franzoſen ihre Aufgabe mit Eifer und Kraft und nahmen endlich die Feſtung (16. Sept.), ungeachtet ſie offene Verbindung mit dem Lande und eine Armee von 40,000 Mann zur Seite hatte. Der greiſe Cronſtein wurde nachmals vor ein Kriegsgericht geſtellt, aber freigeſprochen. Letzteres mit Recht: er hatte ſich nicht zu dem Poſten gedrängt, ſondern dieſer war ihm aufgedrängt worden, und in ſo hohem Alter, wie das ſeine war, iſt die Fähigkeit zu wichtigen militairiſchen Operationen jedenfalls eine ſehr große Seltenheit. Hatte er nicht die nöthige Energie entwickelt, ſo theilte er dieſen Vorwurf mit den andern Befehlshabern. Uebrigens gelang es ihm, ſich mit der Beſatzung zu retten und zu den Linien der Alliirten durchzuſchlagen.

---

[1] Bei dem einzigen ernſtern Verſuche gegen die Linien des Feindes, der in drei Colonnen gemacht ward, von denen Härd die eine befehligte, hatte Härd ſich ſchon an ſeinem Angriffspunkte feſtgeſetzt, erhielt aber, ſtatt der erbetenen Unterſtützung, den Befehl zum Rückzug.

Auf die Nachricht von dem Falle der Feſtung kam der Prinz von Oranien in das Lager, um den Muth der Soldaten wieder zu beleben, hielt Revue und proclamirte Beförderungen. Härd wurde Oberſt und bekam ſo ſchmeichelhafte Aeußerungen von Seiten des Prinzen zu vernehmen, daß er in ſeinem Entſchluſſe, ſich mit Schluß der Campagne zurückzuziehen, irre ward. Der Prinz wies ihn vielmehr an, nach Beendigung des diesjährigen Feldzuges zu ihm in den Haag zu kommen. Die kurze Zeit bis dahin kamen Härd nur zwei Begegniſſe von einigem Intereſſe vor. Einmal ward ein franzöſiſcher Courier, der für Löwendahl's Corps beſtimmt war, aufgefangen und man fand bei ihm ein großes Felleiſen mit Briefen, mit deren Durchſicht, bevor man ſie an ihre Beſtimmung gelangen ließ, eine Anzahl Offiziere beauftragt ward. Härd war auch dabei und amuſirte ſich höchlich an der Maſſe von Damenhänden an die Offiziers gerichteter Briefe, woraus der bei weitem größte Theil des Packetes beſtand. — Das andere Abenteuer war folgendes. Ein junger Franzoſe hatte ſich zum Eintritt in die alliirte Armee gemeldet, da er durch Unglücksfälle genöthigt worden ſei, den franzöſiſchen Dienſt aufzugeben. Man ſchickte ihn zu Härd und er bewies bei allen Gelegenheiten vielen Muth, während ſonſt ſeine ſittliche Aufführung und ſein Benehmen nichts weniger als lobenswerth waren. Er begleitete Härd öfters auf Recognoſcirungen und faßte da einen Plan, zu deſſen Ausführung er ſich von Härd 40 Freiwillige, Reiter und Fußgänger, erbat. Ein feindlicher General war in die

Gegend zwiſchen Bergenopzoom und Antwerpen detachirt worden, um die Verbindung zu unterhalten und die Zufuhren zu decken, und lag in einem an der großen Heerſtraße zwiſchen beiden Städten befindlichen Dorfe, das auf der einen Seite überſchwemmt war, weshalb die Wachen alle auf der andern ſtanden. In einer dunkeln Nacht drang jener Franzoſe mit drei oder vier Freiwilligen durch das überſchwemmte Terrain, gelangte heimlich in das Dorf, kam an das Quartier des Generals, ſtieß die Schildwache nieder, ging ganz allein in die Schlafkammer des Generals, weckte ihn und hielt ihm den Dolch an die Kehle, indem er ihm den Tod drohte, wenn er ſich einfallen ließe, das geringſte Geräuſch zu machen, und ihm befahl, ſich ſchleunigſt anzuziehen und ihm zu folgen. Dem armen General blieb nichts übrig, als zu gehorchen und an der Seite ſeines Führers abzuziehen. Sie gingen durch alle Wachen, auf deren Anruf der General allemal antworten mußte: „Franzos und General, der die Poſten viſitirt", worauf man ſie überall gehen ließ. Sobald ſie aus dem Dorfe heraus waren, gab der Franzoſe ein Signal, worauf zwei Huſaren ein paar Pferde brachten, die ſie beſtiegen und mit Tagesanbruch in dem Lager der Alliirten anlangten. Der gefangene General beklagte ſich aber bitter, daß ſein Feind ſich auch noch die Zeit genommen, ſein Zimmer zu plündern, und ihm ſein Geld, ſeine Pretioſen und ſeine Wäſche entführt habe. Dem Letztern brachte dieſer Coup ein Hauptmannspatent und die Erlaubniß ein, für den nächſten Feldzug eine Freicompagnie zu errichten. Indeß war ſein Glück nicht von langer Dauer; er beging in der Folge ſoviel Freibeutereien und Grauſamkeiten, daß er ſchließlich, nach Kriegsrecht, lebendig gerädert und ſeine Truppe aufgelöſt worden iſt.

Hård, der ſich auch in dem kleinen Kriege hervorthat, aber denſelben nicht als Räuber und Mörder, ſondern als Soldat von Ehre führte, erhielt ſein Winterquartier in Herzogenbuſch, das für eine der beſten Garniſonen des Freiſtaates galt, verfügte ſich aber bald, nach Befehl, zu dem Prinzen von Oranien in den Haag. Er wurde äußerſt gnädig empfangen und der Prinz ſchlug ihm vor, nach Schweden zu gehen und dort vier Regimenter für den Dienſt der Republik zu werben, auch ein Hundert ſchwediſche Offiziere zu engagiren, die in die verſchiedenen andern Truppencorps im Dienſte der Staaten eingereiht werden ſollten. Dieſer Vorſchlag war ihm um ſo angenehmer, als er ihm Gelegenheit gab, ſeine Familie und ſeine Geliebte wiederzuſehen, und er ſich davon verſprach, daß er etwas Geld in ſein armes Vaterland bringen werde. Er beeilte daher, mit Vollmachten und Creditbriefen ausgerüſtet, ſeine Abreiſe, verweilte unterwegs ein paar Tage bei ſeinem Wohlthäter und Freund, dem Fürſten von Waldeck, und ging dann über Hamburg nach Stralſund, wo er ſich einſchiffte. Auf der Ueberfahrt ward das Packetboot durch einen furchtbaren Sturm auf eine Sandbank geworfen und er verbrachte eine Nacht in der ſchrecklichſten Lage, ſtets zwiſchen Leben und Tod ſchwebend. Am Morgen ſchickte ihm der Poſtmeiſter von Stralſund ein anderes Packetboot und er ſetzte ſeine Ueberfahrt durch das Eis und in ſteter Lebensgefahr fort, ſtieg zu Iſtadt ans Land und ging von da nach Stockholm, nachdem er unterwegs die Freude des Wiederſehens ſeiner Geliebten, ſeiner Mutter und Geſchwiſter genoſſen hatte. Von dem Könige, der als Erbprinz von Kaſſel ſelbſt in der alliirten Armee gedient hatte, den Kriegsſchauplatz auf das genaueſte kannte und ſich für die dortigen kriegeriſchen Vorgänge ungemein intereſſirte, wurde er auf das gnädigſte empfangen, und der König würde ſeinen Plan in jeder Weiſe unterſtützt haben; aber nicht der König, ſondern der Reichsrath, oder eigentlich der den letztern beherrſchende franzöſiſche Geſandte regierte, und damit war der Stab über das ganze Unternehmen gebrochen, wie ſich der Prinz von Oranien und Härd eigentlich hätten vorherſagen können.

Doch wurde es Härd erſpart, das Scheitern ſeiner Unterhandlungen berichten zu müſſen; denn auch der Prinz von Oranien ließ ihn durch einen Freund bedeuten, er möge dieſelben in die Länge ziehen, da der Friede wahrſcheinlich ſei. Im Vertrauen darauf ſchloß er jetzt ſeine Verbindung mit der jungen Gräfin Wachtmeiſter (2. Jan. 1748). Der König beſchenkte ihn mit einem Degen in goldener Scheide und einem Oberſtenpatent. Seine Hochzeitsfeier wurde aber ſchmerzlich getrübt, indem ſeine Mutter in dem Augenblicke ſtarb, wo ſie in den Wagen ſteigen wollte, um ſich zu dieſer Feſtlichkeit zu begeben. Bald darauf ſchrieb ihm der Prinz von Oranien: Der Waffenſtillſtand ſei abgeſchloſſen und der Friede mehr als wahrſcheinlich; er möge daher, wenn es noch Zeit ſei, die Unterhandlung abbrechen. Dies fiel Härd nicht ſchwer, da er ſeine Maßregeln ſchon darauf berechnet hatte. Nachdem er die nöthigen Anordnungen in Betreff ſeiner mütterlichen Erbſchaft getroffen, reiſte er mit ſeiner Neuvermählten nach Deutſchland, ließ dieſelbe in Holſtein, wo ſie eine Schweſter verheirathet hatte, und eilte dann zu ſeinem Regimente. Er fand die alliirte Armee in der Umgegend von Breda, die franzöſiſche bei Antwerpen lagernd, beide Heere einem Strome von Feſtlichkeiten und Vergnügungen ergeben. Mit mehren andern Offizieren beſuchte Härd das jetzt von den Franzoſen beſetzte Bergenopzoom, wo der Commandant ſie ſehr artig empfing und ihnen den Weg zeigen ließ, auf dem die Franzoſen in die Stadt gedrungen waren. Sie hatten bei dem Eindringen über die Breſche in die Stadt nur einige eingeſchlafene Schildwachen gefunden, waren aber ſonſt keinem Widerſtande begegnet, und die Beſatzung hatte ſich ſchließlich nur um den Rückzug geſchlagen. — Endlich ward der Friede geſchloſſen; Härd führte ſein Regiment nach Tournai in das Standquartier, nahm dann auf ſechs Monate Urlaub und eilte zu ſeiner ihn ungeduldig erwartenden Gattin, mit der er den Winter in Holſtein ſehr angenehm verbrachte. Er hatte die Abſicht, zum Frühjahr ſeine Frau mit nach Tournai zu nehmen; aber gegen Ende des Winters ſchrieb man ihm aus Schweden, daß die Erbſchaftsangelegenheiten ſeine Anweſenheit daſelbſt dringend nöthig machten. Da obendrein keine Ausſicht zu Krieg war, bat er um ſeine Entlaſſung aus holländiſchen Dienſten. Dieſe ward ihm verweigert, dagegen die Erlaubniß ertheilt, ſo lange in Schweden zu bleiben, als ſeine Angelegenheiten es erfordern würden, wogegen er ſich verbindlich machte, zum Dienſt zurückzukehren, ſobald die Republik in Krieg käme. Dieſer Fall trat nicht ein und ſein Geſchick führte ihn andere Bahnen.

Nach Schweden zurückgekehrt, ließ er ſich auf dem Lande nieder, beſchäftigte ſich mit der Landwirthſchaft, die er liebte, mit der Erziehung der Kinder, die ihm zu Theil wurden, und dem Genuß unabhängiger Muße. Von Zeit zu Zeit beſuchte er Stockholm, um dem König ſeine Ehrerbietung zu bezeigen, oder dem Reichstage beizuwohnen. Endlich beſtimmte ihn das unabläſſige Andringen ſeiner Freunde, den König [1]) um einen Poſten im Heere zu bitten, und dieſer placirte ihn, mit dem Grade eines Oberſten, in ſeiner Leibwache, gab ihm alſo einen Poſten, der ihn an die Perſon des Königs knüpfte. Es war die Zeit des berufenen Reichstages von 1755 – 56, und die Spannung zwiſchen der königlichen und der oligarchiſchen Partei ſchien den höchſten Grad erreicht zu haben. Hard hatte ſich vorgenommen, ſich um nichts als ſeinen Dienſt zu kümmern, ließ ſich aber doch in den politiſchen Strom hineinreißen, und bei dem Anblicke des Misbrauchs, den die Oligarchen von ihrer Gewalt machten, ihrer Willkürlichkeiten und Verfolgungen, ihres Nepotismus, ihrer Käuflichkeit, der ſchnöden Behandlung, die ſie der königlichen Familie zu Theil werden ließen, und ihrer gänzlichen Abhängigkeit von dem franzöſiſchen Geſandten, konnte er nicht anders, als auf die Seite der royaliſtiſchen Oppoſition treten. Bald lieh er Denen ſein Ohr, die nur in einer monarchiſchen Revolution, welche die Verfaſſung zurückführen ſollte, die unter Guſtav Adolf beſtanden, das Heil ſahen. Doch rieth er, nichts zu übereilen und zunächſt günſtigere Zeitconjuncturen abzuwarten. Dem ſtimmten, nach ſeiner Verſicherung, auch die Theilnehmer des Planes bei. Doch fuhr man fort, geheime Berathungen zu halten, bis ein unerwartetes, wahrſcheinlich durch die Ungeduld irgend eines ſtürmiſchen Parteigenoſſen veranlaßtes Ereigniß eine vorzeitige Entdeckung herbeiführte.

---

[1]) Es war dies nicht mehr der frühere Gönner Härd's, der König

In den untern Claſſen der Einwohnerſchaft von Stockholm begann es zu gähren, und es fanden öftere Zuſammenkünfte der Unzufriedenen ſtatt, deren Zahl in die Tauſende ging. Einige aus dem Kreiſe der Ver-

---

Friedrich aus dem Hauſe Heſſen, ſondern der König Adolf Friedrich aus dem Hauſe Holſtein.

trauten Härd's wurden in die Geheimniſſe der radicaleren Verſchworenen gezogen, und eines Abends ſendeten dieſe einige Deputirte an den Grafen Brahe, der das Haupt der Partei war. Er war bei Härd, und in deſſen Gegenwart erklärten ſie ihm, um Mitternacht würden ſie insgeſammt unter den Waffen ſein, um einige Häupter der oligarchiſchen Partei gefangen zu nehmen. Für Brahe und Härd war dieſe Nachricht ein Donnerſchlag, und ſie beſchworen die Deputirten, ruhig zu bleiben und die Unternehmung zu vertagen. Nach einer Stunde erſchienen ſie wieder und erklärten, daß es zu ſpät und Alles ſchon in Bewegung ſei. Graf Brahe bat jetzt Härd, zum König zu eilen, wohin er in einer Stunde nachkommen wolle, und den König zu bitten, in der kritiſchen Lage den Weg einzuſchlagen, der nun unvermeidlich ſei: zu ſiegen oder zu ſterben. Härd fand bei dem König die Königin und zwei ſeiner Freunde, und ſie Alle beſchworen den König, zu Pferde zu ſteigen, wobei die Königin ſich erbot, ihn zu begleiten. Während ſie noch darüber verhandelten, kam die Nachricht: das Complot ſei entdeckt, die Gegner ſammelten ſich bereits, ihre Patrouillen durchzögen die Straßen, das Volk habe ſich zerſtreut. Trotz dieſer bedenklichen Lage hielten die Verſchworenen es jetzt doch für das Beſte, den König aufzufordern, ſich an die Spitze der Schloßwache zu ſtellen, die allerdings nur aus 150 Mann beſtand, von der man aber für gewiß hielt, daß ſie keine Schwierigkeiten machen würde, und mit der es, unter dem Schutze der Nacht, wahrſcheinlich ſchien, ſich zum Herrn der wichtigern Poſten zu machen. Man muß dabei, um dieſen Gedanken nicht zu toll zu finden, allerdings ins Auge faſſen, daß das beſtehende Syſtem nur im Intereſſe einer kleinen Adelspartei, dem übrigen Volke aber entſchieden verhaßt war, und daß dies in noch höherm Grade, als es wirklich beſtand, den Verſchworenen ſo erſchienen ſein mag. Der König war zu klug, oder zu energielos, auf den Vorſchlag einzugehen, und Härd ging in trübſter Stimmung nach Hauſe. Nicht blos das Fehlſchlagen der Unternehmung wurmte ihn, ſondern auch die Betrachtung, daß er ſich in derartige Entwürfe eingelaſſen, ohne das Ganze der Unternehmung vollſtändig durchſchaut zu haben.

Am nächſten Morgen rief ihn der Dienſt an den Hof. Er fand Alles ruhig, erfuhr aber bald, daß bereits mehre Perſonen verhaftet worden ſeien und daß die Bürgerſchaft, der man immer noch mehr traute, als den Truppen, Befehl erhalten habe, unter die Waffen zu treten. Härd ſpeiſte bei dem Könige. Bei Tafel ward nicht geſprochen; man ſah ſich nur an, und die Königin bewahrte eine gefaßte Haltung. Nach der Tafel ging er zu Graf Brahe, der gleichfalls nicht in der beſten Stimmung war, indeß die Sache noch nicht für ſo ernſt hielt, wie ſie war. Noch am Abend erfuhren ſie, daß Hofmarſchall Freiherr v. Horn verhaftet worden ſei. Horn war es, nach Härd's Verſicherung, geweſen, der, ohne ſein und Brahe's Vorwiſſen, den Pöbel aufgewiegelt hatte. Er kannte den ganzen Revolutionsplan und man traute ihm nicht den Muth und die Feſtigkeit zu, das Geheimniß zu bewahren. Zu Hauſe erfuhr Härd, daß u. A. ein junger Offizier verhaftet worden ſei, der ihm ſehr ergeben war, weil er ihm in Holland Dienſte verſchafft hatte. Dieſer Offizier ward einer damals in Schweden üblichen Folter unterworfen, welche darin beſtand, daß man das Opfer in einem finſtern Kerker bis an den Hals in ein tiefes Loch ſteckte, das mit einem eiskalten und von unzähligem Gewürm bedeckten Schlamme erfüllt war. Der junge Offizier hielt dieſe Qual aus, ohne ſich je ein Wort, das

Hård hätte compromittiren können, entreißen zu laſſen. Es gelang ihm ſogar, Hård folgendes Billet zukommen zu laſſen: „Ich komme aus der Hölle. Man hat viele Fragen in Bezug auf Sie und vorzüglich auf die Patronen an mich gerichtet, von denen angezeigt worden iſt, daß ſie ſich im Hauſe des Grafen Brahe befänden; ich habe aber in Betreff Ihrer geantwortet, ſelbſt der Teufel würde mich nicht dazu bringen, Lügen zu ſagen.“ Die Patronen exiſtirten wirklich. Graf Brahe hatte in einem Landhauſe 3—400 fertigen laſſen; ſein treuer Stallmeiſter wußte darum und hatte die Sache in der erſten Beſtürzung verrathen.[1] Sobald Hård jenes Billet empfangen hatte, ſchickte er es durch einen Bedienten an Brahe und fügte blos die Worte hinzu: „Ich gehe fort.“ Leider folgte Brahe dem Beiſpiele nicht und verfiel ſo der Rache von Gegnern, deren Unverſöhnlichkeit er hätte kennen mögen.

Hård hatte ſeine Gemahlin bei ſich. Sie umarmten ſich ſchweigend und Hård riß ſich los. Ein Freund bewies ihm die Treue, ihn zu begleiten, bis er in einiger Sicherheit wäre. Sie machten ſich des Nachts in einem Kahne fort und fuhren zunächſt an das Landhaus einer Schweſter ſeines Freundes. Hier entließen ſie ihre Fährleute mit guter Bezahlung, wofür ſie auch das Geheimniß treu bewahrt haben, ſodaß man in Stockholm erſt lange nachher erfahren hat, welchen Weg Hård eingeſchlagen gehabt habe. Die Beſitzerin des Landhauſes verſchaffte ihnen einen andern Kahn, auf dem ſie noch 10 Meilen fuhren, bis ſie zu einer dem Grafen Hård bekannten Perſon gelangten, deren zärtliche Anhänglichkeit er oſt erprobt hatte. Hier trennte er ſich von ſeinem Begleiter, der zu ſeinem Regiment in die Provinz reiſte und ſchon vor ſeiner Abreiſe in Stockholm bekannt gemacht hatte, daß ihn dringende Angelegenheiten dorthin riefen. Härd ſetzte ſeinen Weg allein und zu Pferde fort, wobei ihn ſeine genaue Kenntniß der Wege unterſtützte. Er wählte ſtets den ſicherſten Weg, wenn er auch länger war. Er reiſte nur des Nachts und verbrachte den Tag in irgend einem der in dortigen Gegenden häufigen abgelegenen Waldweiler, wo er ſich ausruhte und erfriſchte und beſonders für ſein Pferd ſorgte. Sein Bruder, hierin klüger als er, hatte ſich vom Dienſte zurückgezogen und lebte ruhig auf einem ſeiner Landhäuſer, in deſſen Nähe ſich ein kleiner, ihm gehöriger Weiler befand. Härd hielt in dieſem Weiler an, verſicherte ſich der Verſchwiegenheit ſeiner Bewohner und ließ ſeinen Bruder rufen, der noch keine Ahnung von den Vorgängen in der Hauptſtadt hatte. In der folgenden Nacht wurde er durch ein Fenſter in die Wohnung ſeines Bruders gelaſſen, der ihn mit ſeiner Gemahlin allein verpflegte. Er genoß ſeit fünf Tagen, während deren er von Schwarzbrot und Milch gelebt hatte, zum erſten mal eine gute Mahlzeit und eine ruhige Nacht in einem Bette, und während ſeines Schlummers ward ein in der Nähe wohnender, ſeinem Bruder befreundeter Cavalerieoffizier geholt, der ihn dann, unter dem Vorwande, Pferde kaufen zu wollen, bis an die Grenze begleitete und für deſſen Bedienten er galt, weshalb er ſich in eine alte Livree hüllte. Sie fuhren mit Poſt Tag und Nacht, und zu Helſingborg ward ein Fiſcher gewonnen, der ihn für 10 Ducaten des Nachts über den Sund ſchaffte.

---

[1] So erzählt Hård; das Genauere, was in Bd. III, S. 388, darüber geſagt iſt, wird wol richtig ſein. Hård konnte die Sache nur von Hörenſagen kennen.

In Helſingör ging er zu dem Commandanten, der ſein Verwandter und Freund war, und gab ſich an der Thüre für einen Bedienten aus, ſollte aber erſt gar nicht zugelaſſen werden, da man ihn für einen Bettler hielt. Der General nahm ihn freundlich auf und verſorgte ihn mit Wäſche und Kleidern, verſchaffte ihm auch einen Boten, mit dem er an einen Freund einen Brief zu weiterer Beförderung an ſeine Frau ſchickte, deren Beruhigung ihm natürlich vor Allem am Herzen liegen mußte. Der König von Dänemark [1]) befand ſich eben auf einem nahen Luſtſchloſſe, und der General eilte zu ihm, ſeinen Schutz für Hård zu erbitten. Der König gewährte die Bitte auf das gnädigſte, — aber unter der Bedingung, daß Hård nicht lange in ſeinen Staaten verweile, da zwiſchen den beiden Reichen ein Auslieferungsvertrag beſtehe und die Erbitterung des Reichstages erwarten laſſe, daß die Reclamation nicht lange zögern werde. In der That berichtete ihm ſchon folgenden Tages der Freund, an den er geſchrieben, daß überall nach ihm geſucht werde, daß an verſchiedene auswärtige Höfe ſeinetwegen geſchrieben, daß ein Preis auf ſeinen Kopf geſetzt, daß ein Offizier und heftiger Parteigegner mit ſeiner Aufbringung beauftragt [2]), daß Brahe verhaftet worden ſei und daß es an den Kopf zu gehen drohe. So blieb Hård nur zwei Tage bei dem General, verſah ſich mit einem Paß unter erborgtem Namen und reiſte nach Hamburg. Kaum hier angelangt, erfuhr er, daß der ſchwediſche Reſident mehre ſeiner Freunde unterrichtet habe, er habe Auftrag, ihn zu reclamiren, und er möge ſich daher in Hamburg nicht aufhalten. Härd zog demgemäß aus dem Gaſthofe aus und zu einem Freunde und ließ ſich nirgend ſehen. Bald kamen ſein Schwager und deſſen Gattin, die er von ſeiner Ankunft benachrichtigt hatte, aus Holſtein zu ihm. Der Erſtere hatte viele Bekannte in Hamburg, erfuhr aber von allen Seiten, Härd werde gut thun, ſich baldigſt weiter zu machen. Er ſchrieb nach Holland, in deſſen Dienſten er geſtanden und eigentlich noch ſtand; man wollte ihn dort auch aufnehmen, aber nur unter der Bedingung, daß er einen andern Namen annehme, da auch dort bereits der Geſandte Auftrag erhalten habe. Die Wahl ſeines nächſten Aſyls ward zunächſt dadurch beſtimmt, daß ein Graf Pleſſen, der früher ſchwediſcher Hofmarſchall geweſen und ihn kannte und der den Fürſten Waldeck in Pyrmont geſprochen hatte, ſeinem Schwager erzählte, der Fürſt intereſſire ſich ungemein für Härd und wünſche ihn bei ſich zu haben. Mit Anbruch des nächſten Tages eilte Härd zu ſeinem alten Beſchützer, der ihn, mit ſeinem Hofe, auf das freudigſte und freundſchaftlichſte empfing und wo er zuerſt wieder ein Gefühl der Sicherheit und Freiheit empfand. Er benachrichtigte ſeine Frau von ſeinem jetzigen Aufenthaltsorte, an dem er einige Zeit in der Stille zu leben gedachte, und erfuhr aus ihrer Antwort, daß ſie Stockholm verlaſſen habe und zu ihm kommen wolle, ſobald ſie die nöthigen Verfügungen in Betreff der Güter getroffen und die Kinder paſſend untergebracht habe. Zugleich berichtete ſie ihm die Hinrichtung Brahe's und Horn's und daß er ſelbſt in contumaciam zu gleichem Tode verurtheilt ſei.

---

[1]) Es war dies Friedrich V., geb. 31. März 1723, regierte ſeit 6. Aug. 1746, † 14. Jan. 1766. Vermählt 1) 11. Dec. 1743 mit Luiſe von Großbritannien (geb. 18. Dec. 1724, † 19. Dec. 1751), 2) 8. Juli 1752 mit Marie Juliane von Braunſchweig (geb. 4. Sept. 1729, † 10. Oct. 1796).

[2]) Der Offizier hatte Hård gut genug gekannt, um ſeinen Auftrag bald wieder aufzugeben.

Dieſem Schickſal war er zwar entgangen; aber noch ſollte er keine Ruhe finden. Die ſchwediſche Regierung, der ſein Aufenthalt nicht unbekannt geblieben war, hatte ſich an den kaiſerlichen Hof gewendet und von dieſem erging ein entſprechendes Schreiben an den Fürſten. Das politiſche Intereſſe in einem Zeitpunkte, wo man Schweden mit gegen Preußen hetzen wollte, überwog auch in Wien die Betrachtung, daß Härd durch ſeine Auslieferung dem Tode durch politiſche Parteigegner geopfert werden würde, nachdem er noch vor wenig Jahren für die Sache Oeſterreichs gegen daſſelbe Frankreich gekämpft hatte, deſſen Einfluß er auch in Schweden zu brechen ſuchte. Der Fürſt von Waldeck wollte ihn auch jetzt noch ſchützen; aber Härd wollte den Intereſſen ſeines fürſtlichen Freundes, der noch in öſterreichiſchen Dienſten ſtand, keinen Eintrag thun und, nach einem Wettkampfe der Großmuth, reiſte er in die Schweiz, wo er viele alte Waffengefährten aus dem niederländiſchen Kriege hatte und wohin ihm der Fürſt und andere Freunde Empfehlungsbriefe gaben. Er ward freundlich empfangen, war hier in aller Sicherheit und fand ſich ſo wohl, daß er nichts dawider gehabt hätte, den Reſt ſeiner Tage daſelbſt zu verbringen. Von Werth war ihm die vertraute Bekanntſchaft, in die er mit Voltaire trat, und beſonders intereſſirte ihn der Briefwechſel dieſes homme d'esprit mit Friedrich II., in welchen er Einſicht erhielt.

Um dieſe Zeit ſchrieb ihm ſeine Frau, ſie habe Schweden, außer ſich über die Schauerſcenen, die ſie dort erlebt, verlaſſen, ſei in Holſtein bei ihrer Schweſter und habe die Abſicht gehabt, zu ihm zu reiſen; da ſie aber einen Offizier, der in Dienſten des Großfürſten-Herzogs von Holſtein [1]) ſtehe und von Petersburg zu ſeinem Regimente nach Kiel gekommen ſei, kennen gelernt und von dieſem erfahren habe, wie bereit der Großfürſt ſei, allen bei den ſchwediſchen Vorgängen Compromittirten Schutz zu gewähren, ſo habe ſie an den Großfürſten geſchrieben und wolle nun erſt deſſen Antwort abwarten. Dieſe traf ſehr bald ein und brachte die Verſicherung, daß der Prinz die Regierung ſeiner Erblande angewieſen habe, Hård Schutz und Sicherheit zu gewähren, ihm eine Wohnung im Schloſſe einzuräumen und ihn durch Sicherheitswachen zu ſchirmen. Im Uebrigen ſchrieb die Gräfin: Es ſtehe ihm ganz frei, ob er im Schloſſe, oder im Hauſe ihrer Schweſter wohnen wolle. Hård reiſte nun Tag und Nacht und war ſchnell bei ſeiner Gattin, mit der er zunächſt einige Wochen auf dem Lande verbrachte und ſich die Vorgänge nach ſeiner Flucht aus Schweden näher erzählen ließ. Auf die erſte Nachfrage nach ihm hatte ſie geſagt, er ſei auf dem Lande; ſpäter: ſie wiſſe nichts von ihm. Man hatte ihn mit Trommelſchlag vorladen laſſen, Eilboten an alle Küſten geſchickt und 1000 Ducaten auf ſeinen Kopf geſetzt. Bereits hatten ſich Leute gefunden, die ſeiner Frau gerathen hatten, ſich von ihm ſcheiden zu laſſen, da er ganz gewiß ergriffen werden und ſein Haupt auf dem Schaffotte verlieren werde, möge er ſich nun flüchten, wohin er wolle. Da die Gräfin eine der ſchönſten Frauen in Schweden war, ſo mochte mancher dieſer Rathgeber darauf ſpeculiren, nach der Scheidung ihre Hand zu gewinnen. Sie antwortete ihnen aber mit Verachtung und ließ ſie abziehen. Das Vermögen war zwar anfangs mit Beſchlag belegt worden, wurde aber der Gräfin zurückgegeben, ſelbſt ohne daß ſie es zu reclamiren gebraucht hätte. Der damals ſechsjährigen Tochter nahm ſich die Königin an und ließ ſie ihrem Stande gemäß erziehen. Der Sohn kam zu dem Bruder des Grafen.

---

[1]) Des nachherigen Kaiſers Peter III. von Rußland.

Die wieder vereinten Gatten blieben auf dem Lande, ſolange die Jahreszeit es verſtattete, und zogen dann auch in der Stadt zu ihrem Schwager. Der Gouverneur war zwar ſo artig, ſelbſt ſeinen Beſuch bei dem Grafen zu machen und ihm die Befehle mitzutheilen, die der Großfürſt in Bezug auf ihn ertheilt hatte. Härd lehnte aber die Wohnung auf dem Schloſſe und die Schildwache ab, da er ſich unter dem Schutze Sr. Kaiſ. Hoheit vollkommen ſicher fühle. Er erfuhr ſoviel Freundlichkeiten in Kiel, daß er ſich ganz daſelbſt zu fixiren und ein Haus zu kaufen beſchloß. Im Frühjahr reiſte ſeine Frau nach Schweden, um die Kinder zu ſehen und einige ſonſtige Angelegenheiten zu beſorgen, kehrte aber ſehr bald wieder zurück, worauf ſie ihr Leben in derſelben friedlichen und behaglichen Weiſe fortſetzten. In ſolcher geſicherten Muße verfolgte der Graf mit berufsmäßigem Intereſſe, aber ohne eine Ahnung von perſönlicher Betheiligung, den Gang des Krieges gegen Friedrich II. Nach dem Feldzuge von 1757 aber erhielt Härd durch den preußiſchen Geſandten in Hamburg[1] eine Einladung, in den Dienſt des Königs zu treten, und nahm ſie unverzüglich an. Der König zog bekanntlich viele Ausländer zur Bildung und Führung von Freicorps in ſeine Dienſte, und ſah dabei auf nichts, als auf rückſichtsloſe Kühnheit und Gewandtheit, ſodaß er manchen Abenteurer aufnahm, den er nach gemachter Verwendung wieder fallen ließ, ja wegwarf. Wie Härd von Haus aus ganz andern Schlages war, ſo wurden auch ſeine Stellung zum König und ſein weiteres Schickſal andere.

Härd begab ſich ſofort zum Könige, der ſein Hauptquartier in Schleſien an der böhmiſchen Grenze hatte,

---

[1] Geheimerath Hecht, 1762 geadelt.

hatte eine Unterredung mit ihm, in welcher der König alle die Eigenſchaften entfaltete, durch welche er die Menſchen anziehen konnte, wenn er wollte, und erhielt ein aus zwei Bataillonen beſtehendes Freiregiment, das er übrigens im Weſentlichen erſt in Breslau aus gefangenen Oeſterreichern, welche freiwillig oder gezwungen eintraten, zu bilden hatte. Während es einexercirt wurde, wohnte Härd der Belagerung von Schweidnitz bei, überzeugte ſich aber dabei, daß die Belagerungskunſt nicht die ſtarke Seite der Preußen war und daß ſie darin noch viel von den Franzoſen zu lernen hatten. Bald darauf ward er mit ſeinem Regimente nach Stettin commandirt, wo er daſſelbe mit Waffen und Montirung zu verſehen und dann zu Graf Dohna[1] zu ſtoßen hatte, der in Schwediſch-Pommern ſtand und ſein Hauptquartier zu Greifswalde hatte. Für Härd war es allerdings ein etwas bedenklicher Fall, in die Nähe der Schweden gewieſen zu werden, gegen die er, als Landsleute, ungern kämpfte und die ihm, wenn er in ihre Hände fiel, die Rechte des Kriegsgefangenen nicht zugeſtanden haben würden. Der König mochte aber auch ſeine Gründe haben, das Regiment weit von der öſterreichiſchen Grenze zu entfernen, da es meiſt aus Oeſterreichern beſtand, die ihm nur gezwungen dienten. Zum Glück beſtimmte die Annäherung der Ruſſen unter Fermor den Grafen Dohna, ſich gegen dieſe zu wenden, und Härd, deſſen Regiment endlich im Stand war, erhielt Erlaubniß, vorauszueilen und die Feinde, die bereits in das preußiſche Pommern und die Neumark eindrangen, zu beobachten. Noch wußte man nicht, ob ſie ſich ganz auf die Neumark werfen, oder nach Schleſien wenden würden.

---

[1] Graf Chriſtoph Dohna-Schlodien, geb. 25. Oct. 1702, Sohn des Memoirenſchreibers, trat 1718 in Dienſt, ward 1740 Oberſt, 1743 Generalmajor, 1751 Generallieutenant, 1757 bei Großjägerndorf verwundet, † 19. Mai 1762. Er war vermählt mit Friederike Amalie Albertine Gräfin v. Solms-Wildenfels (geb. 28. Mai 1711, verm. 1731, † 9. April 1735), die ihm 3 Söhne und 3 Töchter gebar.

Härd fand, daß die ruſſiſche Armee ſehr langſam marſchirte, der größte Theil derſelben ſich noch auf polniſchem Gebiete befand, die Koſaken und die ſonſtige Reiterei aber nicht mehr weit entfernt waren. Er hatte nur etwa 30 Huſaren bei ſich, mit denen er freilich den Verwüſtungen der Koſaken keinen Einhalt thun konnte, und mußte erſt ſein Fußvolk erwarten, nach deſſen Eintreffen er gegen die Grenze rückte, worauf ſich die Koſaken auf die übrige Reiterei zurückzogen. Härd marſchirte nun bis Drieſen an der polniſchen Grenze vor, wo eine Garniſon von 200 Preußen lag und von wo er nach beiden Seiten hin operiren, ſich auch im Nothfall daſelbſt gegen leichte Truppen behaupten konnte. Durch ſeine Spione erfuhr er, daß General Romanzoff mit der Cavalerie zu Filchen, etwa 3 Meilen von Drieſen, ſtehe, die in drei Colonnen marſchirende ruſſiſche Infanterie aber noch weit zurück ſei. Eine Meile vor Drieſen traf Härd die dortige Beſatzung, die ſich eben vor den Ruſſen zurückzog, vermochte aber ihren Commandanten, wieder mit ihm umzukehren. Schon an dieſem, wie am folgenden Tage verſuchten die Ruſſen Angriffe, wichen aber vor dem hartnäckigen Widerſtande zurück. Auf von Küſtrin und Frankfurt eingehende Hilfegeſuche ſchickte Härd ſeinen Oberſtlieutenant mit 400 Mann ab, um eine Stellung vor Frankfurt zu nehmen, und fuhr fort, die Ruſſen zu beobachten, die noch immer unentſchloſſen ſchienen. Da jedoch der König die Belagerung von Olmütz hatte aufheben müſſen und nach Schleſien zurückgekehrt war, ſo gaben die Ruſſen dieſes auf und wendeten ſich gegen Dohna. Zunächſt wollten ſie Hård mit Nachdruck angreifen, der jedoch Kunde erhielt und ſich rechtzeitig nach Friedberg zurückzog. Dohna gab nun die Schweden, die er bis dahin in einen kleinen Winkel eingeengt hatte, los — eine Freiheit, die ſie freilich nicht zu nützen verſtanden — und rückte auf Frankfurt. Die Ruſſen beſetzten Drieſen und zeigten ſich vor Friedberg. Hård jagte das erſte mal die Koſaken und Huſaren in die Flucht; als eine ſtärkere Macht kam, nahm er eine Stellung auf einer Höhe vor der Stadt und ſchickte nach Landsberg, wo ſich 1000 Huſaren und 4 Grenadierbataillone unter General Rueſch[1] befanden, um Succurs. Da dieſer jedoch ausblieb, mußte er den Rückzug antreten, den er, lebhaft verfolgt, im Quarré durchführte, ungeachtet 700 von ſeinen Leuten auf einmal deſertirten. Der König war mit ſeinem Benehmen zufrieden und ließ ihm 200 Mann aus den Landbataillonen von Stettin und Küſtrin zutheilen, mit denen, einer Anzahl Geworbener und dem von Frankfurt wieder zu ihm ſtoßenden Detachement er wieder marſchfertig wurde.

Hård ward nun wieder zur Beobachtung der Ruſſen vorgeſchickt, die ſich nun mit ganzer Gewalt auf die Neumark warfen, ſich hinter der Oder ausdehnten und Küſtrin zu beſchießen begannen, während Dohna ſeine Stellung ſo wählte, daß er einer förmlichen Belagerung

---

[1] Johann Theodor Freiherr v. Rueſch, ein Ungar, trat 1743 aus k. k. in preuß. Dienſte, ward 1744 Oberſter der ſchwarzen Huſaren, erhielt bei Hohenfriedberg den Meritorden, eine Amtshauptmannſchaft und Zulage, ward 1750 Generalmajor, 1753 mit ſeinem Bruder, der Capitain war, baroniſirt, 1758 nach der Schlacht von Zorndorf entlaſſen, † 1769 zu Jawerniß. Mit Einer v. Medel hatte er viele Kinder erzeugt, davon ihn 8 überlebten.

Küſtrins entgegentreten konnte. Da kam der König, mit einem Theil ſeiner Reiterei und ſechs Infanterieregimentern, herbeigeeilt, ging über die Oder, griff die Ruſſen bei Zorndorf (25. Aug. 1758) an, ſchlug ſie und nöthigte ſie dadurch, die Belagerung aufzugeben und ſich gegen die polniſche Grenze zurückzuziehen. Härd hatte während der Schlacht die Rückzugslinie und die Pontons zu decken. Er wurde in dieſer Stellung durch den General Romanzoff, der nach Schwedt detachirt geweſen und durch den Oderübergang des Königs von der Hauptarmee getrennt worden war, mit weit überlegener Macht angegriffen, hielt zwei lebhafte Angriffe ſtandhaft aus, ſah aber zuletzt, daß er der Ueberzahl ſchwerlich werde widerſtehen können. Da verfiel er auf eine Kriegsliſt. Er ließ einen ſehr entſchloſſenen Offizier ſeines Regiments mit 80 Mann deſſelben Schlages und ſeinen ſämmtlichen Tambours ſich in einen großen Wald zur Linken der Ruſſen begeben, wo der Offizier ſeine Leute und die Tambours in vier Abtheilungen vertheilte und nun auf verſchiedenen Punkten Marſch ſchlagen und großen Lärm machen ließ. Das Schlachtfeld war nur eine Meile entfernt; man hörte jeden Schuß, und die Ruſſen kamen auf die Meinung, ihre Gegner erhielten Succurs. Romanzoff machte ſich daher aus dem Staube und ſchlug einen weiten Umweg ein, um wieder zum Gros der Armee zu ſtoßen.

In Küſtrin traf Härd die 6 oder 7 ruſſiſchen Stabsoffiziere, die bei Zorndorf gefangen genommen worden waren. Der König hatte ihnen auf dem Schlachtfelde geſagt: Er bedaure, kein Sibirien zu haben, um ſie dorthin zu ſchicken, damit ſie ebenſo behandelt würden, wie die preußiſchen Offiziere, die in ihre Hände gefallen. Dies hatte die Folge, daß der Graf Schwerin, Adjutant des Königs, der von den Ruſſen zum Gefangenen gemacht worden war, blos nach Petersburg gebracht wurde, wo er alle Freiheit erhielt, den Hof und die Geſellſchaften zu beſuchen. Der König ließ nun auch jene ruſſiſchen Stabsoffiziere nach Berlin gehen, wo ſie ſich derſelben Aufmerkſamkeiten erfreuten.

Härd kam jetzt zur Vorhut der königlichen Armee, unter Prinz Friedrich Franz von Braunſchweig [1]), zu ſtehen, während Dohna den Ruſſen gegenüber ſtehen blieb, der König aber gegen den auf Berlin rückenden Daun marſchirte und ſich bei Luckau mit einem Corps vereinigte, das ihm Prinz Heinrich, unter Ziethen, zur Verſtärkung geſchickt hatte. Daun zog ſich zurück, als er erfuhr, daß die Ruſſen den Marſch des Königs nicht aufgehalten hatten, und der König rückte vor, bis er eine freie Verbindung zwiſchen ſeiner Armee und den in Sachſen, Schleſien und Pommern ſtehenden Corps hergeſtellt hatte. Härd wurde mit ſeinem Regimente und 200 Dragonern gegen Frankfurt zurückgeſchickt, um zu beobachten, ob die Ruſſen nicht doch noch Abſichten auf Schleſien verfolgten. Indeß ſie zogen ſich auf Stargard, von wo General Palmbach zur Belagerung von Kolberg detachirt ward. Härd wurde nun zu Dohna berufen und der kleine Krieg begann wieder, da Dohna zum großen nicht Truppen genug hatte. Nach Aufhebung der durch den tapfern Major v. d. Heyde [2]) abgeſchlagenen Belagerung von Kolberg und dem Unfall von Hochkirchen wurde Dohna nach Sachſen befehligt, auf welchem Zuge Härd die Vorhut commandirte. Auf den Höhen hinter Eilenburg trafen ſie den General Haddick (V, 390). Härd griff die vier Bataillone Panduren an, die vor die Stadt poſtirt waren. Sie wichen zurück und verſuchten, die Brücke in Brand zu ſtecken. Das Feuer wurde jedoch gelöſcht und Härd verfolgte ſie durch die Stadt. Da Haddick ſah, daß der Angriff Nachhalt hatte und Dohna's Armee heranrückte, zog er ab und ließ drei Kanonen, ſowie eine Menge Nachzügler in die Hände der Preußen fallen.

---

[1]) Geb. 8. Juni 1732, achter Sohn des Herzogs Ferdinand Albert II. und der Antonie Amalie von Braunſchweig-Wolffenbüttel, fiel am 14. Oct. 1758 bei Hochkirchen. Er war der Schwager des Königs.

[2]) Heinrich Sigmund v. d. Heyde, geb. 1703, Sohn Heinrich Sigmund's v. d. Heyde auf Schacksdorf in der Niederlauſitz und der Magdalene Sophie v. Stutterheim aus dem Hauſe Sellendorf, trat

Dohna kehrte nun wieder nach Pommern zurück, von wo er den General Platen[1]) gegen die polniſche

---

1718 in Dienſt, ward 1726 Fähnrich, 1731 Secondelieutenant, 1736 Premierlieutenant, 1740 Stabscapitain, erhielt 1741 eine Compagnie, ward bei Hohenfriedberg vielfach verwundet, 1753 Major, 1755 Commandant von Friedrichsburg, das er 1757 gegen die Ruſſen hielt, 1758 aber räumen mußte. Für die Vertheidigung von Kolberg, die er als Untercommandant leitete, ward er Oberſt und erhielt den Meriteorden. Bei der zweiten Belagerung mußte er ſich, nach langer, heldenmüthiger Vertheidigung, am 17. Dec. 1761 nothgedrungen ergeben, worauf er bis 1762 gefangen blieb. Er ſtarb zu Kolberg 4. Mai 1765, unverehelicht.

[1]) Dubislav Friedrich v. Platen, geb. 23. Aug. 1714, Sohn des Generallieutenants Hans Friedrich v. P. auf Raſin, Sagan, Zierkow ꝛc. (geb. 26. Jan. 1668, † 17. Mai 1743) und der Hippolyta Juliane v. Podewils, ſchon 1723 Cornet, 1729 Lieutenant, 1730 Premierlieutenant, erhielt 1736 eine Schwadron, ward 1742 bei Chotuſitz Major und erhielt den Meriteorden, 1747 Oberſtlieutenant, 1751 Generalmajor, hatte bei Zorndorf zwei Söhne an ſeiner Seite, von denen der eine fiel, der andere ſchwer verwundet ward, 1759 Generallieutenant, 1786 Gouverneur von Königsberg, 1787 General der Cavalerie, † 7. Juni 1787. Er hatte ſich 1738 mit der älteſten Tochter des Großkanzlers v. Cocceji vermählt. Von den Kindern überlebten ihn ein Sohn und eine Tochter, die Gräfin Finkenſtein. Sein Bruder Leopold Johann, ſeit dem 13. Jahre in Dienſt, ward 1756 Major, 1757 Oberſtlieutenant, 1758 Oberſt, 1759 General-

Grenze detachirte, ſeinerſeits ſich aber gegen die Schweden wendete und ſie nach Stralſund zurücktrieb. Härd, der ſich bei dem Platen'ſchen Corps befand, war von einigen gefangenen ſchwediſchen Offiziers gebeten worden, ihnen bei dem König die Erlaubniß auszuwirken, auf Ehrenwort in ihr Vaterland zurückkehren zu dürfen, und hatte ſich auch für Zweie, denen ihre längere Abweſenheit großen Nachtheil zu bringen drohte, mit Erfolg verwendet. Bald darauf traf ein Courier bei ihm ein und brachte ihm folgendes königliche Schreiben: „Sie haben von mir für zwei Ihrer Landsleute die Erlaubniß ausgewirkt, auf Ehrenwort in ihr Vaterland zurückzukehren. Um Ihnen ihre Dankbarkeit zu bezeigen, haben ſie unterwegs geſagt: Früher oder ſpäter werde ſich ſchon Gelegenheit finden, Sie, todt oder lebend, in Ihr Vaterland zu liefern. Ich habe Sie davon in Kenntniß ſetzen wollen, damit Sie Ihre Vorſichtsmaßregeln treffen, und ſeien Sie ein andermal nicht ſo bereit, Leuten von ſolcher Denkungsart zu dienen". Härd, ebenſo betroffen über den Undank der Schweden, wie gerührt von der theilnehmenden Aufmerkſamkeit des Königs, ſprach mit demſelben Courier ſeinen Dank aus und ſetzte hinzu: ſolange er an der Spitze des Regimentes, das Se. Maj. ihm zu vertrauen die Gnade gehabt, ſtehe und 1500 Mann unter ſeinem Commando habe, wage er ſich zu ſchmeicheln, daß er nichts zu fürchten habe. Er beeiferte ſich auch in der Folge, den in beträchtlicher Anzahl gefangenen Schweden, bei jeder ſich darbietenden Gelegenheit, nützlich zu ſein.

---

major, bei Kunnersdorf und Maxen verwundet, erhielt das Meritekreuz, trat 1779 mit Penſion in Ruheſtand, † zu Sagan 11. Dec. 1780 im 51. Lebensjahre. Er war mit Einer v. Eichſtädt vermählt

Der Winter verſtrich ziemlich ruhig. Man ruhte von den Beſchwerden des vorhergehenden drangvollen Feldzugs aus, hob Recruten aus, übte ſie ein und rüſtete ſich zur Eröffnung der nächſten Campagne. Die Ruſſen ſammelten ſich an der Weichſel und Graf Dohna ſtellte ſich an der Warthe auf, wo er durch 12,000 Mann unter Generallieutenant v. Hülſen[1]) verſtärkt ward. Die Feinde lagerten bei Poſen; man erfuhr aber, daß zwei Diviſionen noch um einige Märſche zurückſeien, und beſchloß, ſie vor deren Ankunft anzugreifen. Härd wurde mit ſeinem Regiment und 300 Huſaren detachirt, um die beiden Diviſionen zu beobachten, erfuhr bald, daß ſie mehr als zwei Märſche brauchten, um nach Poſen zu gelangen, gab Dohna davon Nachricht und warf ſich nun, überzeugt, daß dieſer angreifen werde, hinter die feindliche Armee, um die Flüchtigen zu empfangen. Dohna aber griff nicht an, zog ſich vielmehr bei dem Herannahen der Ruſſen zurück. Härd wollte nun wenigſtens irgend einen leichten Verſuch machen, bevor er wieder zur Armee ſtieße. Die Ruſſen hatten zu Bromberg, längs der Weichſel, große Magazine von Lebensmitteln und Bagageſtücken, die nur von 300 Mann bewacht waren. Härd überfiel dieſe Beſatzung, die ſich, bis auf einige Koſaken, welche ſich nach Thorn retteten, ergab.

---

[1]) Johann Dietrich v. Hülſen, geb. 1693 in Preuſen, kam 1710 in Dienſt, ward 1715 Fähnrich, 1722 Secondelieutenant, 1728 Premierlieutenant, 1735 Stabscapitain, 1738 Compagniechef, 1740 Major, 1743 Oberſtlieutenant, 1745 Oberſt, 1754 Generalmajor und Ritter des Meriteordens, 1758 Generallieutenant, 1759 Domdechant in Minden, 1763 Gouverneur von Berlin, † 29. Mai 1767 unverehelicht. Bei Kunnersdorf war er verwundet worden. Er war einer der fähigſten Generale Friedrich's, beſonders geſchickt, die Feinde auch mit kleinen Corps zu beſchäftigen, wenn der König anderwärts zu thun hatte.

Er ließ eine Partie mit Getreide beladener Kähne verbrennen und verſtattete ſeinen Soldaten, ſich aus den Bagagewagen mit Montirungsſtücken aller Art nach Gutdünken zu verſehen, wobei ſie ſich denn ebenſo reichlich als drollig verſorgten. Der Reſt wurde mit den Wagen auf einem Platze außer der Stadt verbrannt. In der Stadt hatte man ſchon gefürchtet, die ganze Stadt ſolle in Aſche gelegt werden, und als Hård vor einem Nonnenkloſter vorüberritt, fiel ihm die ganze fromme Schaar zu Füßen und beſchwor ihn um Mitleid. Nur mit Mühe konnte er ſie beruhigen. Nachdem ſeine Soldaten ſich etwas ausgeruht hatten, machte er ſich wieder auf den Weg zur Armee und ließ ſeine Gefangenen nach Kolberg transportiren. Von Thorn aus, wo ein ruſſiſcher Generallieutenant mit einer ſtarken Beſatzung ſtand, ſchickte man 1000 Reiter zu ſeiner Verfolgung aus und dieſe warfen ſich in ein Dorf, um ſeine Nachhut abzuſchneiden. Hård, davon benachrichtigt, kehrte mit 300 Fußgängern und zwei Kanonen um, worauf der Feind ſich zurückzog. Bald darauf erhielt er von General Wedell[1]), dem der mit Dohna unzufriedene König das Commando übertragen hatte, Befehl, zu ihm zu ſtoßen, da er am Tage nach ſeiner Ankunft die Ruſſen bei Kay angegriffen, aber eine Niederlage erlitten hatte (23. Juni 1759). Hård zog ſeine Detachements ein und wollte zur Armee ſtoßen, die ſich bald darauf (4. Juli) mit den von dem König ſelbſt herbeigeführten Regimentern zu Mühlroſe vereinigte und dann ein Lager zwiſchen Lebus und Wulkow bezog, wo am 10. auch General Fink 1) eintraf, worauf am 11.

---

[1]) Karl Heinrich v. Wedell, auf Göritz, geb. 1712, Sohn des ukermärkiſchen Landraths und Obergerichtsdirectors Georg Wilhelm v. W. und der Marie Salome v. Eickſtedt, ward 1743 Major, 1751 Oberſtlieutenant, erhielt 1752 den Meriteorden, ward 1756 Oberſt, 1759 Generalmajor, dann Generallieutenant, ward zur Dohnaiſchen Armee als alter ego des Königs und, nach des Letztern Ausdruck, wie ein Dictator geſchickt, 1761 wirkl. Geh. Etatsminiſter und Chef des Kriegsdepartements, nahm 1779 den Abſchied und † 2. April 1782. Mit Einer v. Bröcker hatte er einen Sohn und zwei Töchter erzeugt.

---

1) Friedrich Auguſt v. Fink, geb. 25. Nov. 1718 zu Strelitz, Sohn des ſtrelitziſchen Oberſchenken und Jägermeiſters Joh. Wilhelm v. Fink, der bei der Kaiſerin Anna Stallmeiſter geweſen war, und Einer v. Malzahn, einer Schweſter der zweiten Gemahlin des Grafen Münnich, ward bis in das 14. Jahr zu Strelitz erzogen, ging 1732 mit ſeinem Vater nach Petersburg, 1734 allein nach Deutſchland zurück und in k. k. Dienſte, wo er in Italien und Ungarn kämpfte, ward nicht gefördert und kehrte 1738 wieder nach Rußland zurück, unterwegs zwiſchen Nemiroff und Raczkoff von Räubern geplündert, ward 1739 Capitain, 1740 mit Majorsrang Adjutant des Prinzen Anton Ulrich, kam 1742 bei der Kataſtrophe einen Tag in Haft und ward dann zu einem Feldregiment verſetzt, mit dem er gegen Schweden zog, ward durch Winterfeld, mit dem er verwandt war, in preußiſche Dienſte gebracht, Major und Flügeladjutant (1743), 1751 Oberſtlieutenant, 1756 Oberſt, 1757 bei Kollin verwundet, Generalmajor, 1759 Generallieutenant. Bei Kunnersdorf hielt er ſich ſo, daß der König von ihm geſagt haben ſoll, er werde ein zweiter Turenne werden. Dann kam das Unglück bei Maxen. Er hatte gegen das Einrücken in dieſe Stellung lebhaft remonſtrirt, der König aber beharrlich darauf beſtanden. Zuletzt erhielt er aber doch einige Zeilen vom König, worin dieſer ihm freiſtellte, ſich wieder herauszuziehen. Das wollte er nun nicht, und darüber ward er mit dem Corps gefangen. Bis zum Frieden war er in Innsbruck. Nach Berlin zurückgekehrt, ließ er auf den Rapport ſetzen: „Fink, Generallieutenant der Infanterie, bei Maxen gefangen.“ Der König ließ ihn zu Tiſche laden, ſah ihn von allen Seiten an, ohne ein Wort zu ſprechen, und ließ ihm dann ſagen: Es ſei ein Irrthum vorgefallen; er habe geglaubt, der Generallieutenant Graf Fink v. Finkenſtein ſei einpaſſirt, und ließ ihn arretiren und vor ein Kriegsgericht ſtellen! Dieſes ſchien günſtig für ihn auszufallen, bis er zuletzt, auf Ziethen's Frage, ob er noch etwas anzubringen habe, das Schreiben des Königs vorzeigte. Ziethen ſah ihn verwundert und bekümmert an. Er wurde caſſirt und kam ein Jahr nach Spandau. 1764 wurde er däniſcher General, † 24. Febr. 1766 zu Kopenhagen. In demſelben Jahre ſtarb ſeine Gattin, Ulrike Henriette v. Buggenhagen, mit der er ſich 1754 vermählt hatte, und von ſeinen drei Töchtern die älteſte. Er hat dem großen König Gelegenheit gegeben, eine ſeiner ſchlimmſten Seiten vorzukehren.

die Oder überſchritten ward und am 12. die Schlacht bei Kunnersdorf ſtattfand.

Härd, mit deſſen Verhalten der König ſich ſehr zufrieden bezeigte, war nach Landsberg befehligt worden, um bis auf Weiteres dort die Feinde zu beobachten. Von einer ſtarken feindlichen Abtheilung bedroht und zur Uebergabe aufgefordert, weigerte er zwar dieſe, meldete aber dem König, daß die Weichſel ſo niedrigen Waſſerſtand habe, daß es unmöglich ſei, mit ſo weniger Mannſchaft alle Uebergänge zu bewachen. Der König erwiderte: Er müſſe noch zwei Tage Geduld haben und dann werde er ihn aus der Verlegenheit befreien. Er that es freilich auf andere Weiſe, als er gemeint hatte. Der König wurde geſchlagen, wo er einen gewiſſen Sieg zu erfechten und nachdem er ihn bereits in den Händen zu haben gemeint und Siegesbotſchaften abgeſandt hatte, wurde unter ſo furchtbaren Verluſten geſchlagen, daß er an ſich und ſeiner Sache verzweifelte, auf dem Schlachtfelde, wo zwei Pferde unter ihm getödtet und ſeine Kleider von mehren Kugeln durchlöchert wurden, ſich der äußerſten Gefahr ausſetzte, und nach der Schlacht einen Augenblick zu zerſchmettert ſchien, um auch nur an ſeine perſönliche Rettung zu denken. Auch hatte er die Niederlage ſeiner eigenen Hartnäckigkeit zuzuſchreiben, mit der er, wider den Rath ſeiner Generale, ſich nicht mit den errungenen Vortheilen begnügte, ſondern den Kampf fortſetzte und dabei Laudon eine Gelegenheit bot, die Schlacht zu wenden. Der treue Prittwitz[1] der, Einer der Letzten, vom Schlachtfelde zurücktritt, fand ihn in deſſen Nähe, vom Pferde abgeſtiegen, auf der Erde ſitzend, in der ſichtlichſten Gefahr, von den Koſaken ereilt zu werden. Durch einen Reiter auf den König aufmerkſam gemacht, ritt er zu ihm, ſprach ihm zu und geleitete ihn in eine Hütte.[1] Hier gewann der Geiſt des Königs raſch ſeine Spannkraft wieder; er war wieder im Stande, nicht blos die Größe ſeines Verluſtes zu ermeſſen, ſondern auch umzuſchauen, was aus dem Schiffbruche noch zu retten und wie man vielleicht die Folgen des Unglücks mildern könne, und war ſich und ſeiner Sache wiedergewonnen. Vielleicht war es eben jene Hütte, in welcher er ſich Härd's erinnerte und folgende Zeilen an ihn ſchrieb: „Nach dem, was mir ſoeben mit den Ruſſen begegnet iſt, haben Sie nichts zu thun, als ſo ſchnell als möglich mit Ihrem Detachement zu Reitwein bei Küſtrin zu mir zu ſtoßen".

---

[1] Joachim Bernhard v. Prittwitz u. Gaffron, auf Quilitz und Roſenthal, geb. 3. Febr. 1726 zu Laſerwitz im F. Oels, Sohn Joachim Wilhelm's v. Pr. u. G., der früher heſſiſcher Offizier, dann

Da ſie zwei Tage zu dieſem Marſche brauchten, eilte Härd ſeiner Truppe voraus und fand den König in dem Schloſſe zu Reitwein mit dem General Fink, der damals

---

preußiſcher Hauptmann geweſen war († 1753), und der Sophie Gottliebe v. Domnig und Noppern († 16. Sept. 1752), war bis 1741 auf dem Gymnaſium zu Oels, dann Cadet, Fahnjunker, ward 1745 bei Hohenfriedberg Fähnrich, 1751 bei Kollin verwundet, verdiente ſich 1758 bei Zorndorf das Meritekreuz und eine Schwadron, ward 1762 wegen des Gefechtes bei Spechtshauſen außer der Reihe Oberſtlieutenant, 1768 Oberſt, 1775 Generalmajor, 1785 Generallieutenant, 1789 General der Cavalerie, † 4. Juni 1793. Mit einer Freiin v. Siegroth vermählt, hinterließ er Kinder. Quilitz hatte ihm der König nach dem Tode des Markgrafen Karl geſchenkt.

1) So die eine Verſion. Nach der Erzählung des Königs (Hist. de la guerre de sept ans) deckte der König den Rückzug und kam dabei in Gefahr, gefangen zu werden, wenn nicht Prittwitz mit 100 Huſaren den Feind angegriffen und dem König dadurch Zeit geſchafft hätte, ſich in Sicherheit zu bringen.

die höchſte Gunſt des Königs genoß und ſoeben in deſſen Dienſte mit, wenn auch leichten, Wunden bedeckt worden war, und der ſpäter vom König ſo hart behandelt wurde, weil er in einem Unternehmen geſcheitert war, das er ſelbſt von vornherein und das zuletzt auch der König als höchſt gefährlich erkannt hatte. (So wenigſtens ſtand die Sache dem Könige gegenüber. Hatte auch Fink im letzten Augenblicke die Ermächtigung, nicht den Befehl, vom König erhalten, das Unternehmen aufzugeben, ſo mochte er doch Grund haben, zu glauben, daß er ſich bei dem Könige damit keinen Dank verdienen würde, und mochte zu ſehr im Gedächtniß haben, in welcher Weiſe ihn der König früher zu der Sache geſtachelt hatte. Sein Fehler lag darin, daß er die Rettung der Truppen für den Staat nicht über Alles ſetzte; aber nicht dem Könige kam es zu, ihn deshalb in ſo ſchneidender Weiſe zu behandeln, wie geſchehen iſt, den einſt ſo hoch Gehaltenen ſo gänzlich zu verwerfen, zur Strafe noch Hohn zu geſellen und ihm eine Verachtung zu beweiſen, die er nicht verdiente.) Härd erhielt Befehl, ſofort ſoviel Huſaren zu nehmen, als er zu brauchen glaube, und mit ihnen den Feind zu recognoſciren. Während die 300 Huſaren, die er verlangte, ſich fertig machten, durchſtrich er das auf den nahen Höhen befindliche Lager. Ueberall fand er die tiefſte Niedergeſchlagenheit und eine ſo gänzliche Verwirrung, daß der König die ſchließliche Rettung wol lediglich den Ruſſen zu verdanken hatte, welche allem Andringen Laudon's, ihre Vortheile zu verfolgen, kein Gehör ſchenkten, ſei es, daß politiſche Intrigue im Hintergrund waltete, oder daß ſie zu trunken in der Freude waren, den König geſchlagen zu haben. Und doch hatte das eigentlich nur Laudon mit ſeinen Oeſterreichern gethan! Noch in Reitwein hielt ſich der König zwei Tage lang in ſeinem Zimmer und ſah Niemand, außer Fink und einige Diener. Am dritten Tage erſchien er wieder, gab nach allen Seiten Befehle und überall ſtellte ſich die alte Ordnung und Stimmung wieder her.

Härd ritt bis vor die Hauptwache der Ruſſen in der Frankfurter Vorſtadt und durchſtreifte ringsum die Gegend. Er fand die Feinde noch jenſeits der Oder liegend, diesſeits nur einige kleine Trupps Koſaken und andere Reiter unter Tottleben[1]), nirgend eine Spur von Bewegung. Dieſe Nachrichten beruhigten den König, der nun eine andere Stellung[2]) aufſuchte, die es ihm leichter machte, Berlin zu decken und die Verbindung mit Sachſen freizuhalten. Der Marſch war, kleine Neckereien abgerechnet, ſo ruhig, wie man nach einer ſolchen Niederlage nicht zu erwarten gehabt hätte. Auch die Ruſſen überſchritten nun die Oder und lagerten ſich eine Meile von dem König. Härd wurde auf die linke Flanke detachirt, hatte einen kleinen Fluß vor ſich, ſtellte ſeine Poſten aus, gab ſeinem Oberſtlieutenant ein Bataillon und 100 Huſaren, mit dem Befehl, ſich linkshin ſoweit als möglich auszudehnen, viſitirte die Poſten und kam ſpät am Abend ins Quartier. Oberſt Belling[3]), der die Huſaren commandirte, ſagte ihm, daß er noch einen Offizier mit 30 Huſaren weiter vorgeſchoben habe. Härd verſchob den Beſuch dieſes Poſtens bis zum nächſten Morgen, und dieſer Aufſchub iſt es vielleicht geweſen, der ihm zunächſt empfindliche Drangſale zuziehen ſollte. Mit Tagesanbruch (15. Sept. 1759) ritt er zum Beſuch der Poſten und kam zuletzt zu dem von Belling aufgeſtellten. Dieſer ſchien ihm zu weit vorgeſchoben, und obwol der Offizier ihm verſicherte, der Feind ſei noch eine Meile entfernt, befahl er ihm doch, mit ſeinen Huſaren ins Lager zurückzukehren. Während dieſe geſammelt wurden, beſtieg Härd mit einer Ordonnanz eine Höhe, wo er ſich bald überzeugte, daß er Recht gehabt hatte. Denn er ſah auf einmal 200 Koſaken erſcheinen, die zunächſt zwei vor das Dorf poſtirte Vedetten verjagten und dann den Poſten überfielen, der ſich mit dem Offizier ohne Widerſtand ergab. Härd ſah nun, daß es ihm faſt unmöglich ſein würde, ſich zu retten. Schon umringten ihn die Koſaken. Zwar gelang es ihm, ſich mit ſeinem Huſaren durchzuhauen; aber er kam dabei von ſeinem Wege ab und gerieth in eine Sumpfgegend, in der ſein Pferd nicht fortkonnte. Die Koſaken ereilten ihn; es fielen mehre Schüſſe auf ihn; er erwiderte ſie — was ihm nichts helfen und leicht das Leben koſten konnte — mit zwei Piſtolenſchüſſen; ſein Pferd ſtak bis an den Hals im Sumpfe und er war abgeſtiegen; die Koſaken fielen über ihn her und ihm blieb nichts übrig, als ſich zu ergeben. Sein Huſar, der ein leichteres Pferd ritt, war glücklich ins Lager entkommen, von wo man ihm zu Hilfe eilte. Doch es war zu ſpät; die

---

[1]) Ueber ihn vielleicht künftig einmal ausführlich.

[2]) Zuerſt bei Madelitz, dann bei Fürſtenwalde.

[3]) Wilhelm Sebaſtian v. Belling auf Schojo und Schwetzko, geb. 1721, Sohn des Oberſtlieutenants Joh. Abraham v. B. auf Paulsdorf und der Katharina v. Kospoth aus dem Hauſe Paulsdorf, 1734 Cadet, 1737 Fahnjunker, 1739 Cornet, 1741 Lieutenant, 1746 Rittmeiſter, 1749 Major, 1758 Oberſtlieutenant, 1759 Oberſt, weil er mit 200 Küraſſieren und einigen Huſaren zwei k. k. Regimenter, 3 Kanonen und 4 Fahnen genommen, bei Aſch verwundet, 1762 General-

---

major, 1776 Generallieutenant, führte im baierſchen Erbfolgekriege die Vorhut des Prinzen Heinrich, † 28. Nov. 1779 zu Stolpe. Vermählt 1747 mit Katharine Eliſabeth v. Grabow aus dem Hauſe Cöſter († 1774), hinterließ er eine Tochter.

Koſaken hatten ihn auf ein Pferd geſetzt und raſch in Sicherheit gebracht. Sie nahmen ihm Uhr und Börſe; ſonſt hatte er ſich nicht über ſie zu beklagen.

Von dem erſten ruſſiſchen Poſten, der aus 500 Koſaken beſtand, wurde er zu dem zweiten gebracht, den der Brigadier Krasnaſchock commandirte. Dieſer, der Sohn jenes reichen Koſakenführers, deſſen Leichenconduct Härd in Helſingfors beigewohnt hatte, war ihm im Finniſchen Kriege bekannt worden, kam ihm ſehr artig entgegen, bot ihm Erfriſchungen an, die er ablehnte, und brachte ihn zu dem General Tottleben, der die ſämmtlichen Vorpoſten und leichten Truppen befehligte und mit welchem Härd in Holland zuſammen gedient hatte. Auch Tottleben empfing ihn ſehr freundlich, lud ihn zu der ſehr zahlreich mit Offizieren, Adjutanten und einem halben Dutzend Secretairen beſetzten Tafel, ließ ihn an ſeiner Seite ſitzen und erbot ſich, ihm einen Brief an den König zu beſorgen, deſſen Abſendung ihm in Hauptquartiere, wohin er ihn ſofort abliefern müſſe, nicht verſtattet werden würde. Härd machte dankbaren Gebrauch von dieſem Erbieten und bat den König um baldige Auswechſelung. Dann brachte ihn Tottleben, in einer Art Triumphzug, indem ſich der Oberſt des erſten, der Brigadier des zweiten Poſten und eine Menge anderer Offiziere anſchloſſen, zu dem General Grafen Soltikoff[1]) nach Lieberoſe. Mehre Generale kamen ihm entgegen und zuerſt begrüßte ihn der General Romanzoff auf das Schmeichelhafteſte. Auch bei Soltikoff wurde er ſehr artig empfangen. Das Geſpräch drehte ſich noch immer um die Schlacht; Hård bemerkte aber, daß der Haupturheber des Sieges, Laudon, der Einzige war, der nicht davon ſprach und ſeine ganze Ruhe bewahrte. Auch ein ſchwediſcher Oberſt v. Sandelhielm war zugegen. Es war dies einer der älteſten Bekannten Hård's und bezeigte ſich ſehr wohlwollend für ihn, verhehlte ihm aber auch nicht, daß er ſeine Gefangennahme nach Stockholm berichten müſſe und über die Folgen beſorgt ſei. Hård war das nicht, da er ſich überzeugt hielt, der ruſſiſche Hof werde ihn nicht in die Hände ſeiner Feinde liefern, ſondern die Rechte eines Kriegsgefangenen, der nichts gegen Rußland verbrochen, achten. Zudem hatte der ruſſiſche Geſandte in Stockholm zur Zeit des Complots ſich demſelben nur günſtig gezeigt. Am nächſten Tage gab ihm Soltikoff, bei dem er ein für allemal zur Tafel geladen war, ein Schreiben des Königs vom 5. Sept., worin dieſer ihm ſein Bedauern ausdrückte und ihm mittheilte, daß er bereits den Generalmajor Wylich[1], der mit dem Auswechſelungsgeſchäfte beauftragt ſei, in

---

[1] Peter Semenowicz Graf v. Soltikoff, Sohn des erſten Grafen Semen S., unter der Kaiſerin Anna, mit der er durch ihre Mutter verwandt war, Generalmajor und Generallieutenant, 1759 an Fermor's Stelle Chef der Armee, ſiegte bei Kay und Kunnersdorf, benutzte aber den Sieg nicht, weil er meinte, nun müßten die Oeſterreicher auch erſt zwei Schlachten gewinnen, ehe er weiter ginge, — ward Feldmarſchall, aber 1761 vom Commando entfernt und Gouverneur von Moskau, als welcher er im December 1772 ſtarb. Sein Sohn, Graf Iwan († 1805), war der Eroberer von Chotzim, gleichfalls Feldmarſchall und Gouverneur von Moskau.

---

[1] Friedrich Freiherr v. Wylich, geb. um 1706, Sohn Dietrich's Freiherrn v. W. auf Diersfort ꝛc. und Florentinen Annen Freiin v. Spaen zu Ringenberg, kam 1721 in Dienſt, war 1732 Premierlieutenant, 1740 Stabscapitain, gehörte zu den Geſellſchaftern des Kronprinzen in Rheinsberg, ward bei deſſen Thronbeſteigung Major und Flügeladjutant, 1742 Oberſtlieutenant, 1745 Oberſt u. Generaladjutant, 1753 Generalmajor, erhielt 1756 ein Regiment Sachſen, das ihm glücklich davonging, ward 1763 Generallieutenant, ſtarb im Auguſt 1770 zu Potsdam. Mit Sophien Wilhelminen Friederiken v. Kalkſtein, einer Tochter des Feldmarſchalls, mit der er ſich am 14. April 1746 vermählte und die am 16. April 1755 im 32. Jahre zu Potsdam ſtarb, hatte er einen Sohn und eine Tochter erzeugt.

Kenntniß habe ſetzen laſſen. Unter den Ruſſen machte dieſes Schreiben viele Senſation, erſchien aber ihnen, die an ein ſolches Verhältniß zwiſchen Fürſt und Diener damals nicht gewöhnt waren und nicht wußten, daß der König dem Geringſten ſeiner Unterthanen antwortete, nur als ein Zeichen, daß Hård ein ſehr bedeutender Mann ſein müſſe. Soltikoff ſchlug ihm vor, ſeine Sachen holen zu laſſen, und bald kam ſein Kammerdiener mit einer Kaleſche, ſeinen nöthigſten Sachen und einigem Geld.

Nach acht Tagen wurde er, unter Bedeckung von zwei Offizieren und 20 Huſaren, nach Königsberg gebracht. Die Artigkeit der Behandlung nahm ſofort weſentlich ab, ſobald er die Armee verlaſſen hatte. Der eine Offizier, der nicht an der Spitze der Escorte ritt, ſetzte ſich ohne Umſtände in den Wagen. Wenn ſie anhielten, bewachte ihn eine Schildwache Tag und Nacht. In Königsberg wurde er erſt in ein Haus in der Vorſtadt, dann auf das Schloß gebracht. Hier wies man ihm ein Zimmer an, wo er den Offizier zum Schlafgenoſſen hatte. Eine Schildwache bewachte die Thüre; eine zweite kam in ein anſtoßendes Zimmer, wo ſeine zwei Bedienten waren. Jetzt kamen ihm finſtere Gedanken und er ſah ſich im Geiſte bald auf einem ſchwediſchen Schaffotte, bald in Sibirien; doch trug die ihm eigene Claſticität des Geiſtes ſchließlich den Sieg über dieſe trüben Bilder davon. Auch nahmen die Dinge am folgenden Tage eine freundlichere Geſtalt an. An die Stelle ſeines zeitherigen Begleiters trat ein Offizier der Garniſon, ein Edelmann aus einem guten liefländiſchen Hauſe, der ſich ſehr artig benahm und mit dem er ſich unterhalten konnte. Zu Mittag ward eine Tafel zu drei Couverts recht gut ſervirt, an welcher noch ein Secretair des Commandanten, ein gebildeter Deutſcher, theilnahm. Nach Tiſche machte ihm der Commandant, General Korff, ſelbſt ſeinen Beſuch und drückte ihm ſein Bedauern über die ſtrenge Bewachung aus, zu der er durch die Befehle ſeines Hofes verpflichtet ſei, bat ihn aber, im Uebrigen ſein Haus wie das ſeinige zu betrachten. Seitdem beſuchte er ihn täglich und bewies ihm immer erhöhte Aufmerkſamkeit und Güte. Er vertraute ihm aber auch, daß er in wenigen Tagen Befehl erwarte, ihn nach St-Petersburg zu ſchicken, wo man ſehr begierig ſei, ihn zu ſehen, und daß er jedenfalls bis zum Ende des Krieges dort zurückgehalten werden dürfte. Es ſcheint, das Schreiben des Königs hatte Hård mehr geſchadet, als genützt: denn es hatte den Glauben erweckt, daß Hård dem König ſehr wichtig ſei.

Als der General ihn nach einiger Zeit veranlaßte, ſeine Vorbereitungen zur Reiſe zu treffen, bot er ihm zugleich auch ein Darlehen von 200 Ducaten an, indem er ihm zu verſtehen gab, es werde nicht fehlen können, daß es ihm zu St-Petersburg zuweilen an dem Nöthigen mangele. Hård nahm das Geld gegen Verſchreibung an und hatte ſpäter oftmals Veranlaſſung, ſich Korff's dankbar zu erinnern. Gegen Abend kam er wieder und brachte den General Graf Tſchernyſchew[1]), den der König, um Hård's Auswechſelung zu fördern, auf Ehrenwort entlaſſen hatte. Tſchernyſchew konnte das Verfahren des

---

[1]) Graf Sachar Tſchernyſchew, Sohn des erſten Grafen Tſch., des Feldmarſchalls Grigorij Petrowicz Tſch. (geb. 1672, † 30. Juli 1745). Seine beiden ältern Brüder waren: Peter, der Geſandter in Berlin und Paris war und 1773 ſtarb, und Grigorij, der 1750 als Brigadier ſtarb. Sein jüngerer Bruder Iwan ſtarb 1797 als Oberadmiral, Vicepräſident des Admiralitätscollegiums und Senator. Sachar ſtarb 1784 als Generalfeldmarſchall, Präſident des Kriegscollegiums und Oberbefehlshaber in Moskau.

Königs gegen ihn nicht genug rühmen und verpflichtete ſich, ſogleich nach ſeiner Ankunft in St-Petersburg die Kaiſerin zu bitten, daß ſie Härd gleichfalls entlaſſen möge, erinnerte ſich aber ſpäter, wie Härd meint, weder des Dankes, den er dem König ſchuldete, noch ſeiner Verſprechungen.[1] — Als die nöthigen Befehle eingetroffen waren, mußte Härd ſeine Reiſe antreten, auf der er von ſeinem Offizier und — drollig genug — 20 Grenadieren geleitet wurde, die natürlich zu Fuß gingen, ſodaß ſie auf der äußerſt langweiligen Reiſe vierzig Tage zubrachten. Man ließ ihn nie aus dem Auge und er bekam Niemand zu ſehen, als einige Poſtmeiſter und Gaſtwirthe.

Erſt im November langten ſie in St-Petersburg an, wo er zunächſt in eine elende Hütte in der Vorſtadt gebracht ward. Am nächſten Morgen ging ſein Begleiter, ſeine Meldung zu machen, und kam erſt am Abend zurück. Sein Schweigen über die Beſtimmung ſeines Gefangenen ließ dieſen nichts Gutes ahnen. Eine Stunde ſpäter kam ein Wagen des Großkanzlers Grafen Woronzoff, in welchen Härd mit ſeinem Begleiter ſtieg und durch eine kleine Hinterpforte im Hotel des Miniſters auf einer engen Nebentreppe in das Zimmer eines Secretairs gebracht ward. Dieſer empfing ihn artig und bot ihm, da der Großkanzler noch bei Hofe ſei, Erfriſchungen an, von denen Gebrauch zu machen ihn ſeine tiefe Niedergeſchlagenheit verhinderte. Er unterhielt ſich damit, eine franzöſiſche Zeitung zu leſen und mit dem Secretair über deren Inhalt zu ſprechen, und ſo verging eine ziemliche Stunde, bis ein Glöckchen ertönte, das den Secretair in ein anderes Zimmer rief. Nach einer Viertelſtunde kam er wieder, entſchuldigte ſich und ſagte, daß der Großkanzler zurückgekehrt ſei. Es verſtrich aber noch eine Stunde, bevor das Glöckchen ſich nochmals hören ließ, worauf der Secretair ſeinen Gaſt in ein Zimmer führte, in dem ſich der Großkanzler und ein anderer Herr befanden, der ſo mit Schmuck bedeckt war, daß Hård ſogleich in ihm den dienſtthuenden Günſtling der Kaiſerin, Graf Schuwaloff, vermuthete. Die Herren ſaßen, erhoben ſich aber bei ſeinem Eintritt und gingen auf ihn zu, worauf der Großkanzler ihm ohne weitere Einleitung mittheilte: obwol der ſchwediſche Hof ihn dringend reclamirt habe, ſo habe Ihre Maj. die Kaiſerin doch befohlen, ihm zu ſagen, daß ſie nie in ſeine Auslieferung willigen, daß er aber auch nie nach Preußen zum Dienſte zurückkehren werde. Sie werde für ſeinen Unterhalt auf den Reſt ſeiner Tage Sorge tragen und ihm ſeine Beſtimmung wiſſen laſſen. Dieſe Eröffnung befremdete Hård im höchſten Grade und er konnte ſich anfangs kaum des Lachens erwehren. Seine Stimmung wurde jedoch anders und die Situation deutlicher, als Graf Schuwaloff in ſehr ernſtem Tone ſagte: „Wie kommt es, mein Herr, daß der König von Preußen unſere Gefangenen ſo ſchlecht behandelt, während er gegen die der andern Kriegführenden ganz anders verfährt? und weshalb hat er einen von unſern Offizieren rädern laſſen?“ Jetzt ging Hård ein Licht auf. Nach der Schlacht von Zorndorf waren die ruſſiſchen Gefangenen nach Küſtrin gebracht worden. Sie waren der Beſatzung an Zahl beträchtlich überlegen und es bildete ſich ein Complot unter ihnen, deſſen Abſicht geweſen ſein ſoll, ſich unter Niedermetzelung der Beſatzung in Freiheit zu ſetzen. Ein Lieutenant, der der Anſtifter der Verſchwörung geweſen ſein ſoll, wurde zum Tode durchs Rad verurtheilt und dieſe der Menſchheit zur Schande gereichende Strafe wirklich an ihm, der kein Ehrenwort gebrochen, der nur Befreiung aus den Händen der Feinde bezweckt hatte, gegen den und die Seinen, die man in eine Feſtung verſchloſſen, man wachſam, aber nicht grauſam zu ſein hatte, vollzogen. Den Gefangenen zum warnenden Exempel, hieß es. Nun, mit demſelben Grunde hätte man das Pfählen vertheidigen mögen, wie es bei den aſiatiſchen Barbaren üblich! Die Kaiſerin Eliſabeth, die bei dem Antritte ihrer Regierung das Gelübde gethan hatte, gegen keinen Verbrecher die Todesſtrafe, dieſes Armuthszeugniß, das ſich die menſchliche Geſellſchaft ausſtellt, dieſe Strafe, deren Tragweite kein Irdiſcher ermeſſen kann, vollziehen zu laſſen, war über die Nachricht von dieſem Vorgange, die ihr Tſchernyſchew mitgebracht hatte, äußerſt erbittert und Härd wurde das Opfer, an dem ſie ihre Rache ausließ. Er ſollte freilich nicht hingerichtet, nicht von den Organen der Staatsgewalt in ſolenner, methodiſcher Weiſe erbarmungslos geſchlachtet werden, wol aber in einen Kerker verſchloſſen und da der ruſſiſchen Behandlung unterworfen werden, welche immerhin ſchlimmer ſein mag, als der Tod den Menſchen erſcheint, wenigſtens aber nicht ſo irreparabel iſt.

---

[1] Dem Könige ſcheint Tſchernyſchew 1762 ſeine Dankbarkeit doch in für dieſen ſehr erſprießlicher Weiſe an den Tag gelegt zu haben, als er das dem Könige geſchickte Hilfscorps befehligte, aber nach der ruſſiſchen Thronrevolution die Ordre zum Abzug erhielt, und nun noch ſo lange in den preußiſchen Linien ſtehen blieb, bis Friedrich II. die der Sachlage unkundigen Oeſterreicher bei Reichenbach geſchlagen hatte. Und ſo hatte er ſich vielleicht auch für Härd verwendet und nur keinen Erfolg gehabt.

Härd antwortete ziemlich heftig, indem er die Beſtrafung des ruſſiſchen Offiziers als eine Handlung der Gerechtigkeit darſtellte und in Betreff der ſonſtigen Behandlung der ruſſiſchen Offiziere ſich auf die Gräuel bezog, welche die ruſſiſchen Truppen im preußiſchen Gebiete verubt hätten. Der Großkanzler, der von Natur eines milden Charakters war, ſuchte das Geſpräch auf andere Angelegenheiten zu lenken, fragte ihn über die mehrfachen Gelegenheiten, wo Härd den ruſſiſchen Truppen gegenubergeſtanden, und ſagte ihm viel Schmeichelhaftes über ſeine militairiſchen Talente. Härd antwortete mit geziemender Beſcheidenheit, kehrte aber bald auf die Sache zurück, die ihn natürlich jetzt ausſchließlich beſchäftigte, fragte, was denn Er gethan habe, das ihn zum Gegenſtande des Zornes und der Rache der Kaiſerin machen dürfe, bezog ſich auf ſeine politiſche Rolle in Schweden, deren Tendenz der ruſſiſche Geſandte begünſtigt habe, und machte auf die Wiedervergeltungsmaßregeln aufmerkſam, die der König von Preußen zu ergreifen in ſeiner Hand habe. Statt aller Antwort, ſagte ihm der Großkanzler „guten Abend“, und er mußte ſich entfernen. Der Secretair folgte dem Beiſpiel ſeines Principals, und der Offizier führte Härd auf dem nämlichen Wege wieder in die elende Hütte der Vorſtadt. Am nächſten Morgen ging der Offizier allein in die Stadt und kam erſt am Nachmittag wieder, wo er Härd unter dem Siegel der Verſchwiegenheit mittheilte, daß bei Hofe ein Rath über ſein Schickſal gepflogen worden ſei, daß er den Ausgang nicht kenne, daß er aber etwas Verlegenheit und Unſchlüſſigkeit bemerkt habe. Gegen 9 Uhr des Abends kam ein Mann aus der Geheimen Kanzlei, der damaligen ruſſiſchen Sternkammer, und ſagte dem Offizier auf Ruſſiſch: daß ſie ihm folgen müßten. Sie fanden an der Thüre zwei zugemachte Schlitten, in deren einen Härd mit dem Offizier, in den andern ſeine beiden Bedienten ſteigen mußten. Auf den Schlitten, in welchem Härd fuhr, ſetzten ſich vorn und hinten je zwei

Grenadiere, mit aufgepflanztem Bayonnet. Die übrigen Grenadiere wurden auf dem zweiten Schlitten untergebracht. Der Frohnbote fuhr auf einem dritten Schlitten voran, und Hård glaubte ſchon, daß es nach Sibirien oder Kamtſchatka gehe. Sie fuhren eine Stunde lang durch die Stadt, dann über das Eis der Newa und nun in die Citadelle, deren Thor man für ſie offen gelaſſen hatte. Die Schlitten hielten vor einem Hauſe, das ziemlich im Mittelpunkte der Citadelle lag. Hier mußte Hård eintreten und fand in ſeinem Zimmer nur die vier Wände, einen großen Ofen, einen hölzernen Stuhl, einen ordinären Tiſch und ein Talglicht. Man brachte ſeine Sachen, ſtellte eine Schildwache an ſeine Thüre und eine zweite an die des Vorzimmers, wo ſeine Bedienten und ſeine geſammte Wache untergebracht wurden, der Frohnbote gab ſeine Befehle und entfernte ſich.

Ein tiefes Schweigen herrſchte unter den Zurückbleibenden; ſie konnten nur mit Blicken zu einander reden und hatten nicht die Kraft, ein Wort vorzubringen. Der Offizier, wie erwähnt, ein Edelmann aus gutem liefländiſchen Adel und ein Mann vortrefflichen Charakters, war ſo niedergeſchlagen, wie Hård, und dies nicht blos aus Theilnahme für dieſen. Die treuen Bedienten brachen in Thränen aus, vor allem ſein Kammerdiener, ein Schwede, der Vaterland und Verwandte verlaſſen hatte, um Hård zu folgen, und ſeit 15 Jahren in deſſen Dienſte war. Hård ſuchte ſie zu tröſten, und fragte den Offizier nach dem Grunde ſeiner Niedergeſchlagenheit. Derſelbe erklärte offen: nach allen Umſtänden müſſe er vermuthen, daß Hård beſtimmt ſei, nach Sibirien gebracht zu werden, und in ſolchen Fällen müſſe die den Gefangenen beigegebene Wache dieſelben gewöhnlich begleiten und dort ihr Leben in Dunkelheit und Elend verbringen; beiläufig ein Gebrauch, der in den meiſten Fällen die Wache zum natürlichen Feind ihres Gefangenen gemacht haben muß. Hård tröſtete ihn mit der Erinnerung, daß ſie Beide unſchuldig ſeien, und der Zuverſicht, daß Gott ſie nicht verlaſſen werde. Dieſe Betrachtungen richteten ihn ſelbſt auf, und trotz ihrer Bekümmerniſſe verbrachten ſie eine ruhige Nacht, wobei Hård ſeine Matratze mit dem Offizier theilte. Früh um 7 Uhr wurde der Offizier geweckt und in die Geheime Kanzlei beſchieden, von wo er nach einer Stunde zurückkehrte, ohne irgend eine Nachricht mitbringen zu können, als die, daß er um ſeine Ablöſung gebeten und dazu den Vorwand gebraucht habe, daß er im Begriff ſei, ſich zu verheirathen. Die Kaiſerin hatte nämlich verboten, Verheirathete zu Bewachung der Gefangenen in Sibirien zu verwenden. Auch in dem vorliegenden Falle hatte man dem Offizier verſprochen, ihn abzulöſen. Einſtweilen war er aber noch in das Gefängniß des ihm Anvertrauten gebannt. Mittags ward ein ſehr ſchlechtes Mahl aus einer Wirthſchaft gebracht, welches Hård bezahlte. Die Nacht verſtrich wie die vorige; nur hatte der Offizier, während Hård ſchlief, nach ſpecieller Inſtruction, demſelben ſeinen Degen genommen, der ihm bis dahin gelaſſen worden war, und in die Geheime Kanzlei gebracht. Auch der folgende Tag verſtrich ohne Aufklärung. Gegen 11 Uhr Abends wurde der Offizier geweckt und herausgerufen und kam bald mit der Nachricht zurück, daß ein Offizier mit einer neuen Wachmannſchaft zu ſeiner Ablöſung daſei. Hård nahm von dem wackern Manne Abſchied, dankte ihm für die bewieſene Humanität, gab ihm einen Ring, der ihm noch geblieben war, zum Andenken, und beſchwor ihn, Gelegenheit zu ſuchen, ſeine Gattin zu benachrichtigen, daß

Härd noch lebe. Gleich darauf kam der neue Offizier, machte Härd eine tiefe Verbeugung, welche dieſer erwiderte, ſtellte eine Wache an die Thüre, verbrachte aber die Nacht in einem andern Zimmer. Früh erſchien er wieder, begrüßte ihn in ruſſiſcher Sprache, da er jeder andern unkundig war, und ging, ſeinen Rapport in der Geheimen Kanzlei zu erſtatten, wie er das jeden Morgen zu thun verpflichtet war. Härd war nun auch des Troſtes beraubt, den ihm die Unterhaltung mit ſeinem frühern Begleiter gewährt hatte. Gegen 10 Uhr kam der Offizier wieder und legte einen Rubel auf den Tiſch, wobei er zu verſtehen gab, daß dies die Summe ſei, die man für den täglichen Aufwand des Oberſten angewieſen habe. Härd gab den Rubel mit Dank zurück, und ſuchte ihm begreiflich zu machen, daß er das Geld nicht brauche. Dieſe Ablehnung ſetzte ihn in großes Erſtaunen; er erſtattete Bericht, und man ließ ſeitdem das Eſſen durch einen Soldaten in der Auberge holen und bezahlte es, verfuhr auch in Betreff der Bedienten ebenſo und wollte ihnen nicht geſtatten, etwas für das Geld ihres Herrn zu kaufen. Härd ſchaffte ſich jedoch, da das Eſſen ſo ſchlecht war, zu einigem Erſatze wenigſtens eignen Kaffee, Thee und Zucker an. Am Abend brachte man ihm junge Hühner und Caviar. Da er den Geruch der Talglichter nicht vertragen konnte, erhielt er Erlaubniß, ſich Wachslichter anzuſchaffen. Die Frau des Offiziers wuſch die Wäſche des Grafen und ließ ſich recht gut dafür bezahlen.

So verbrachte nun Härd die Zeit in gleichbleibender Erwartung und Bedrängniß, ohne, außer ſeinen fortwährenden Umgebungen, Jemand zu ſehen, als den Offizier, der jeden Morgen zu ihm eintrat, bevor er ſeinen Rapport machte. Aus dem Fenſter war auch nur ſelten

ein Vorübergehender zu erblicken, und nur an Feſttag
drängte ſich eine Menge Menſchen zu einer gegenübe
liegenden Kirche, wobei es für Härd eine Zerſtreuun
war, die Eigenthümlichkeiten der ruſſiſchen Tracht
beobachten. Weniger amuſirte ihn das in Rußland f
unaufhörliche Glockengeläute, das die Nachbarſchaft ein
Kirche keineswegs angenehm machte. Während die Wac
mannſchaft der Citadelle alle Wochen abgelöſt ward, bli
die für Härd beſtimmte immer dieſelbe. Ein Mon
verging, ohne daß ſich in ſeiner Lage das Mindeſ
änderte. Er bat um Bücher, erhielt aber keine Antwor
und erfuhr ſpäter, man habe ihm keine Bücher geb
zu dürfen geglaubt, weil es verboten geweſen ſei, ih
Papier zu liefern. Doch erhielt er gegen Ende des Ja
res wenigſtens einen Kalender, der, nebſt einigen gere
teten Andachtsbüchern, ſeine Lecture bildete. So brach
er zunächſt drei Monate zu, ohne etwas zu ſehen, a
die Citadelle, die Wände ſeines Zimmers, die Wache un
ſeine Diener. Dann brachte ihm der Offizier zwei e
öffnete Briefe ſeiner Frau. Er bat um Erlaubniß, i
nur antworten zu dürfen, daß er noch lebe, — das Ein
zige, das ſie von ihm unmittelbar zu erfahren begeh
hatte. Man ließ ihn abermals — drei Monate oh
Antwort auf dieſes Geſuch! In der Zwiſchenzeit hat
ihm ſeine Frau einen dritten Brief geſchrieben und de
ſelben unter der Adreſſe des ſchwediſchen Geſandte
Baron Poſſe, abgehen laſſen. Dieſer Diplomat wa
wohldenkend genug, ſich dafür zu verwenden, daß Här
den Brief beantworten dürfe. So erſchienen denn eine
Tages der Geheimſecretair der Kanzlei und ein Adjutan
eines andern Schuwaloff, welcher Präſident der Geheime
Kanzlei war, bei Härd; der Adjutant überbrachte ih
den Brief und der Secretair präſentirte ihm ein Stü

Papier, ein Schreibzeug und eine Feder, wobei ſie ihm ſagten, er dürfe ſeiner Frau antworten, daß er ihre drei Schreiben erhalten habe und ſich wohl befinde, ſonſt aber durchaus nichts beifügen, auch Zeit und Ort ſeiner Antwort nicht angeben. Demgemäß geſchah es und der Secretair machte den Brief zu, damit Härd die Adreſſe darauf ſetzen konnte. Der Adjutant warf Härd einen Blick des Mitleids zu, während ſein Begleiter ſein Inquiſitorgeſchäft vollzog; dann grüßten ſie ihn Beide in förmlicher Weiſe und entfernten ſich.

Wieder verfloſſen zwölf Monate ohne Aenderung ſeiner Lage. Er bat um ein Clavier und Noten. Man erlaubte ihm, ſich ein Clavier zu kaufen, verweigerte aber die Noten, weil ſie auf Papier waren. Das Clavier aber, das ihm angeboten ward, war ihm zu theuer und ſo blieb die Sache ganz. Er verſicherte übrigens, daß ihm die erſten drei Monate ſeiner Gefangenſchaft am längſten gewährt hätten und am niederdrückendſten geweſen wären. Später hätte die Gewohnheit ſelbſt dieſe äußerſte Einförmigkeit erträglich gemacht. Er ſtand früh um 7 Uhr auf und frühſtückte bis um 8. Dann kleidete er ſich an, las ein Weilchen, ging ein Paar Stunden im Zimmer umher, ſich bald ſeinen trüben Gedanken überlaſſend, bald Luftſchlöſſer bauend. Um 1 Uhr brachte ein Soldat das Mittagsmahl, das er auf zwei Stunden zu verlängern wußte und ſich dabei mit ſeinen Bedienten unterhielt, die in einer andern Ecke tafelten. Um 3 Uhr trank er Kaffee, ging bis um 5 Uhr im Zimmer umher, las bis um 8, nahm ein ſehr mäßiges Abendeſſen ein und legte ſich um 10 nieder. So ging es Tag für Tag. Sein Offizier und die ganze Wache attachirten ſich an ihn und gewannen Theilnahme an ſeinem Schickſale. Namentlich bezeigten ihm zwei

Grenadiere eine ſolche, und der eine davon ſagte ihm eines Abends: der Offizier ſei abweſend, und wenn er ſich auf dem Walle ergehen wolle, ſo könne er die ganze Stadt beleuchtet ſehen, indem ein Feſttag ſei. Härd war entzückt, einmal freie Luft athmen zu können, und durchſtrich mit ſeinem Begleiter die ganze Feſtung. So gingen ſie auch in die Kirche, wo ſie aber dadurch in große Angſt verſetzt wurden, daß die Thüre hinter ihnen zufiel und ſie dieſelbe nicht wieder öffnen konnten. Endlich entdeckte der Soldat ein kleines Pförtchen, vor dem eine Schildwache ſtand, die ſie für einen ihr in die Hand geſchobenen Ducaten herausließ.

Nachdem er 18 Monate in ſeinem Gefängniß zugebracht, und dabei nur dieſes eine mal friſche Luft genoſſen hatte, fiel er in eine heftige Krankheit, in welcher der nicht ungeſchickte Arzt, der ihm, auf die Meldung des Wachoffiziers, geſchickt wurde, das Scharlachfieber erkannte. Er genas; aber ſein Kammerdiener, der ihn treulich bewacht und gewartet und dabei dieſelbe Krankheit überkommen hatte, ſtarb, trotz aller Sorgfalt, die ihm der Arzt und Härd angedeihen ließen, nach 15 Tagen. Härd ließ ſeinen Leichnam bis zur Beerdigung nicht aus ſeinem Zimmer, das er ſo lange mit ihm getheilt hatte, und fühlte ſich durch ſeinen Tod ſo betrübt, als hätte er einen Sohn verloren. Da der Arzt den in der Wiedergeneſung begriffenen Grafen zu beſuchen fortfuhr, ſo erneuerte er durch ihn ſeine Bitten um die Erlaubniß, ſich einige Bücher kaufen zu dürfen, und beſchränkte ſich dabei, um jedem Einwand zu begegnen, auf zwei oder drei moraliſche oder religiöſe Schriften. Aber auch jetzt erhielt er keine Antwort, und ſooft er wieder mit ſeinem Arzt davon ſprach, leitete dieſer das Geſpräch allemal auf die Krankheit über. Da ſeine Garderobe, wie ſeine Kaſſe, in mislichen Zuſtand gekommen war, ſo bat er, ihm zu verſtatten, einen Wechſel auf ein hundert Ducaten zu ziehen. Auch dies war fruchtlos. Nun faßte er den feſten Entſchluß, nicht um die mindeſte Gunſt mehr zu bitten, vielmehr Alles von dem Beiſtand der Vorſehung zu erwarten, und ſetzte ſeine einförmige Lebensweiſe fort.

Von den Vorgängen in der Welt erhielt er keinerlei Kunde. Eines Morgens jedoch kam ſein Offizier, lud ihn ein, ans Fenſter zu treten, und zeigte ihm 300 preußiſche Gefangene von der Kolberger Beſatzung, die im Triumph durch St.-Petersburg geführt worden waren und jetzt einſtweilen in der Citadelle untergebracht wurden. Ein anderes mal ſagte ihm der Offizier im Vertrauen, die Ruſſen wären in Berlin eingerückt. Härd erkannte ſofort, daß der Offizier, der ſich immer recht brav gegen ihn benommen hatte, zu dieſer Mittheilung beauftragt ſei, nahm ſich daher zuſammen und hörte die Nachricht mit der kälteſten und ruhigſten Miene an. — So verfloſſen wieder ſechs Monate. Da kam der Offizier eines Morgens mit einer Feder und einem Blatt Papier in der Hand und einer ſehr wichtigen Miene im Geſicht. Härd fragte, worum es ſich handele. Der Offizier erwiderte, er ſei beauftragt, den Oberſten aufſchreiben zu laſſen, was er an Wäſche oder Kleidern brauche. „Ich brauche nichts“, ſagte Härd mit ſehr entſchiedenem Tone. Dieſe Antwort ſetzte den Ruſſen in Verwunderung und Verlegenheit. Doch entfernte er ſich unverrichteter Sache und es vergingen acht Tage, ohne daß Härd etwas von der Sache hörte. Dann kam der Offizier mit einem großen Pack angezogen. „Ich habe Befehl“, ſagte der Ruſſe, auf die Frage Härd's, „Ihnen dies zu Ihrer Bekleidung zuzuſtellen.“ „Geſchieht es auf Befehl der

Kaiſerin?“ fragte Hård und, als der Ruſſe dies nicht zu wiſſen verſicherte, warf der Graf den Pack in eine Ecke und erklärte: „Niemand hier, außer der Kaiſerin, hat ein Recht, mir Geſchenke zu machen.“ Eine Stunde ſpäter kam der Ruſſe wieder und berichtete, daß der Pack von der Kaiſerin ſelbſt komme, worauf Hård ihn bat, Ihrer Maj. ſeine ehrerbietigſten Dankſagungen zukommen zu laſſen, und, ſobald er allein war, den Pack nicht ohne Neugierde öffnete. Er enthielt zwei Schlafröcke, davon einer, für den Winter, von Pelz war, vier Manſchetten, Hemden von Battiſt, ein Paar ſeidene Strümpfe und zwei Paar gewöhnliche. Hård packte dieſe Gegenſtände ſofort wieder ein, entſchloſſen, ſie, wenn er jemals das Glück habe, wieder heimkehren zu können, ſeinen Nachkommen als Fideicommiß zu hinterlaſſen, faßte aber doch aus dem ganzen Vorgang die Hoffnung, daß in Bezug auf ihn eine Aenderung eingetreten ſei, und erneuerte daher ſeine Bitte um Erlaubniß, ſich Bücher anſchaffen zu dürfen. Der Offizier kam bald mit freudeſtrahlendem Geſichte, ihm zu melden, daß er kaufen dürfe, ſoviel er Luſt habe, worauf er ſich denn Kataloge aus den Buchhandlungen kommen ließ und ſein Zimmer bald in eine Bibliothek verwandelte.

Erſt vier Wochen ſpäter erfuhr er, wie das alles zuſammenhing. Der König hatte ihn wiederholt reclamirt, aber immer zur Antwort erhalten, Hård ſei krank, oder er ſei ſo weit entfernt, daß ſeine Rückkehr viele Zeit brauche, ſei unterwegs erkrankt u. ſ. w. Der Aufenthalt Hård's war ſo geheim gehalten worden, daß ſelbſt der engliſche Geſandte in St.-Petersburg, der ganz in der Nähe der Citadelle wohnte, ihn nicht auszuſpüren vermochte. Der König brach aber nun das ganze Auswechſelungsgeſchäft ab, rief den General Wylich zurück und ließ den ruſſiſchen Generalmajor v. Tieſenhauſen und den ſchwediſchen Oberſten v. Lilienberg auf die Feſtung bringen, indem er erklärte, ihre Köpfe hafteten ihm für den des Grafen. Dies wirkte denn doch, und man beſchloß in St-Petersburg, Härd in Freiheit zu ſetzen. Die ihm überſchickten Sachen ſollten ihn in den Stand ſetzen, ſich wieder zeigen zu können, oder doch der Anfang dazu ſein. Die Krankheit der Kaiſerin verzögerte jedoch die Entſcheidung noch einige Zeit. Da erſchallten eines Morgens drei Kanonenſchüſſe, die ſich ununterbrochen wiederholten. Der Offizier trat haſtig ein und berichtete den Tod der Kaiſerin (5. Jan. 1762) und die Thronbeſteigung Peter's III. Härd's Erſtaunen war um ſo größer, als man ihn in gänzlicher Unkenntniß über die Krankheit der Kaiſerin gelaſſen hatte. Er erkannte ſogleich, daß er nunmehr gerettet ſei, beſchied ſich aber, daß einige Zeit verſtreichen werde, bevor man an ihn denken könne, und durchblätterte ruhig ſeine eben gekauften Bücher.

Doch ſchon am Abend erſchien ein Adjutant des Kaiſers, kündigte ihm ſeine Freiheit an, ſagte zugleich, daß eine Hofequipage da ſei, die ihn zum Kaiſer führen ſolle, und befahl der Wache, ſich zu entfernen, und dem Offizier, nur an die Hausthüre eine Schildwache zu ſtellen. Härd war jetzt doch außer ſich und fand ſich zu der Bitte an den Adjutanten gedrungen, er möge Sr. kaiſ. Maj. ſeine tiefſte Ehrerbietung und lebhafteſte Dankbarkeit verſichern, zugleich aber um die Erlaubniß bitten, ſeine Aufwartung noch bis zum nächſten Tage zu verſchieben, da er ſich in ſolcher Aufregung befinde, daß er einiger Stunden bedürfe, um wieder zu ſich zu kommen. Der Adjutant war erſtaunt und fragte den Grafen, ob es wirklich wahr ſei, daß er ſeinen Auszug verſchieben wolle. Als er ihn aber näher geprüft hatte und vor Bewegung zittern ſah, geſtand er, daß er weiſe handele. Sie kamen überein, daß die Equipage den nächſten Morgen um 10 Uhr zurückkehren ſolle. Sobald Härd allein war, dankte er Gott für ſeine Befreiung und überließ ſich dann ſeinen Betrachtungen, die ihn noch den größten Theil der Nacht hindurch wachhielten.

Am nächſten Morgen ließ ihm der Großkanzler Graf Woronzoff ſagen, daß er ihn bei ſich erwarte und ihn ſelbſt Sr. kaiſ. Maj. vorſtellen wolle. Härd kleidete ſich an; um 10 Uhr kam die Hofequipage; er ließ ſeinen Diener mit ſeinen Sachen in dem Zimmer zurück, das 25 Monate und 3 Tage ſeine Wohnung geweſen war, und fuhr direct zu dem Großkanzler, der ihn mit der größten Artigkeit empfing und einen ganz andern Ton anſtimmte, als in dem er bei ihrer erſten Zuſammenkunft geſprochen hatte. Härd war in Uniform, indem er ſich noch eine ziemlich gute bewahrt hatte, trug aber keinen Degen. Der Graf bemerkte dies, fragte nach der Urſache und lachte dann mit Härd, als dieſer ihm erzählte, mit welcher Vorſicht die Geheime Kanzlei ihm denſelben hatte wegnehmen laſſen. Der Großkanzler führte ihn darauf in ein anderes Zimmer, wo die Gräfin Woronzoff ihre Toilette machte, mit der ſich Härd eine halbe Stunde unterhielt, während der Großkanzler ſich zum Kaiſer begab. Als Graf Woronzoff zurückkehrte, brachte er einen Degen mit, den der Kaiſer ſo eben ſelbſt getragen hatte. Man hatte nur die Quaſte zu wechſeln gebraucht, indem der Kaiſer aus ſeinem reichen Vorrath preußiſcher Degenquaſten eine hatte an die Stelle der ruſſiſchen ſetzen laſſen. Die Vorſtellung ward auf den nächſten Tag, einen Sonntag, verſchoben, um ſie glänzender zu machen. Der Großkanzler behielt ihn zur Tafel, wo er die Freude hatte, den General Korff zu treffen, der ihm in Königsberg ſoviel Freundlichkeit bewieſen hatte. Beide umarmten ſich unter Thränen, und der Großkanzler, der der Schwager Korff's war [1]), ſchien ihre Empfindungen zu theilen. Nach der Tafel bat Korff unſern Grafen, während ſeines weitern Aufenthaltes zu St.-Petersburg bei ihm zu wohnen, wo er ein Quartier für ihn habe einrichten laſſen. Hård dankte ihm auch dafür in den wärmſten Ausdrücken, bat aber, ihn in ſeiner zeitherigen Wohnung zu laſſen, an deren vier Wände er ſich allzu ſehr gewöhnt habe. Der Großkanzler und Korff waren erſtaunt und ſtellten ihm vor, daß der Kaiſer dieſen Entſchluß wol übel aufnehmen könne, ſodaß Hård verſprach, wenigſtens den folgenden Tag zu Korff zu ziehen. Die Nacht aber brachte er nochmals in der Citadelle zu.

Die Vorſtellung erfolgte durch Korff, da der Großkanzler unpäßlich geworden war. Korff ſtellte ſich mit Hård in der Galerie auf, durch welche ſich der Kaiſer auf ſeinem Gange in die Kapelle zu begeben hatte, und wo ſich viele vornehme Herren befanden. Sobald der Kaiſer erſchien, ſtellte Korff den Grafen Sr. Maj. vor. Hård warf ſich dem Kaiſer zu Füßen und drückte ihm ſeinen Dank mehr durch den Ausdruck tiefſter Bewegung, als durch Worte aus. Der Kaiſer reichte ihm die Hand zum Kuß und ſagte: „Ich bin ſehr erfreut, daß ich meinen Regierungsantritt damit habe beginnen können, gegen Sie einen Act der Gerechtigkeit zu vollziehen und dem König, Ihrem Herrn, meine Denkungsart und meine aufrichtige Freundſchaft für ihn zu erkennen zu geben.“

---

[1]) Die Gemahlinnen Beider waren Töchter des erſten Grafen Skawronski, des wahrſcheinlichen Bruders der Kaiſerin Katharina I. (Vgl. VI, 297.)

Härd wurde darauf der Kaiſerin vorgeſtellt, welche gleichfalls mit ihrem Hofſtaat zur Meſſe ging und ſich ſehr gnädig gegen ihn äußerte. Härd wohnte der Meſſe auf der Galerie des Hofes bei. Der Kaiſer ſprach wiederholt mit ihm, ſtets im gleichen Tone der Güte und vielfach ſeine Ergebenheit für den König mit Nachdruck hervorhebend. Bei dem Weggange aus der Kapelle kam der Oberſtallmeiſter zu Härd und lud ihn zur kaiſerlichen Tafel, zu welcher auch Korff gezogen ward und die aus 60 Couverts beſtand. Kaiſer und Kaiſerin ſaßen neben einander und Härd wurde mit Korff dem Kaiſer gegenüber placirt, der ihn ſogleich mit den Worten anredete: „Sie können nicht wohl wiſſen, wie es in Preußen ſteht. Es freut mich, Ihnen ſagen zu können, daß der König ſich wohl befindet, obgleich er noch immer genöthigt iſt, ſich nach rechts oder links zu ſchlagen, was jedoch, wie ich hoffe, bald aufhören wird.“ Er fragte ihn dann nach der Behandlung, die er in der Gefangenſchaft erfahren, und als Härd ſtockte, foderte er ihn auf, offen und furchtlos zu ſprechen. Wie Härd dabei u. A. erwähnte, daß er nicht einmal die Erlaubniß habe erhalten können, einige Bücher zu kaufen, ſagte die Kaiſerin laut: „Das iſt barbariſch.“ Beide Schuwaloffs waren bei dieſem Diner und hatten natürlich eine peinliche Situation dabei. Nach Tiſche ging es in ein anderes Zimmer zum Kaffee und Härd trug dem Kaiſer, als dieſer ſich ihm näherte, die Bitte vor: daß er eine Staffette an den König ſenden dürfe, um denſelben ſowohl von der erfahrenen Güte, als von den freundlichen Verſicherungen in Kenntniß zu ſetzen, die Se. kaiſ. Maj. in Betreff des Königs gegeben, und daß er vor Eröffnung des Feldzuges wieder in Dienſt treten könne. Die erſtere Erlaubniß erhielt er ohne Schwierigkeit und der Kaiſer ermächtigte ihn noch, dem König zu ſchreiben, ſein erſter Adjutant würde ſofort zu ihm abreiſen, um ihn der ganzen Freundſchaft des Kaiſers zu verſichern und die Erklärung zu wiederholen, daß der Kaiſer die Waffen nicht niederlegen werde, bevor er nicht dem König den Frieden verſchafft. Härd ſollte dagegen nicht eher abreiſen, bevor nicht ein preußiſcher Geſandter angelangt ſei, den der Kaiſer aus den Offiziers der preußiſchen Armee gewählt wünſche. Härd konnte nicht anders, als dieſe Anordnung für ihn ſchmeichelhaft finden, da die Abſicht darin lag, daß er den Geſandten einſtweilen erſetzen ſolle, und beeilte ſich, den detaillirteſten Bericht an den König zu erſtatten, bat um ſchleunigſte Sendung eines Geſandten, verſicherte aber, daß er einſtweilen ſein Möglichſtes thun werde, und auf die Unterſtützung des ihm befreundeten engliſchen Geſandten, Lord Keith, vertraue.

Er war faſt täglich bei Hofe und begleitete den Kaiſer auch zu den Großen, die derſelbe mit ſeinem Beſuche beehrte. Bei einem Souper, das der engliſche Geſandte dem Kaiſer, auf die gegen Härd geäußerte Auffoderung des Letztern, gab, zog der Kaiſer einen Ring vom Finger und zeigte ihn Härd, der das Bildniß des Königs darauf erkannte. Am folgenden Tage ſchickte ihm der Kaiſer eine Börſe mit 500 Rubeln und ließ ihn zur Tafel laden. Gleichzeitig überbrachte ihm der Wachoffizier aus der Citadelle ſeinen Degen und mit demſelben die Briefe, die man Härd an ſeine Frau hatte ſchreiben laſſen, die aber niemals abgegangen waren! Härd ſchenkte den Degen, nebſt 100 Rubels, dem Offizier, über den er ſich niemals zu beklagen gehabt, begab ſich aber im höchſten Unwillen zu dem Großkanzler, um ſich über das Verfahren hinſichtlich der Briefe zu beklagen. Woronzoff konnte ihm wenigſtens mittheilen, daß der Kaiſer die Geheime Kanzlei aufgehoben habe. Vor dem Diner wohnte Härd noch der Fahnenweihe bei, zu der ſich auch die Kaiſerin, unter Vortritt von mehr als 200 Geiſtlichen, mit ihrem Hofſtaate einfand. Nach der Tafel führte ihn Korff zu dem Paradebette der verewigten Kaiſerin. Schuwaloff begleitete ſie, und da deſſen mit erſtaunlicher Pracht ausgeſtattetes Zimmer an das der Geſchiedenen ſtieß, ſo lud er ſie ein, den Kaffee bei ihm zu nehmen, und überhäufte Härd mit Artigkeiten. Bei der kleinen Abendtafel des Kaiſers traf er auch deſſen Maitreſſe, die Gräfin Woronzoff, die er weder ſchön, noch angenehm, ohne Geiſt und Bildung fand.

Auch der Kaiſerin wartete er fleißig auf, erkannte aber ſchon in einer Zeit, wo Alles noch über die Thätigkeit und wohlmeinenden Maßregeln des Kaiſers entzückt war, hinter ihren anſcheinend heitern, anmuthigen und leutſeligen Mienen eine tiefe Bekümmerniß. Den Geiſt und die Bildung der hohen Frau zu bewundern, fand er bei ihren Abendcirkeln, zu denen er regelmäßig eingeladen ward, ſtete Gelegenheit. Eines Abends, wo er auch bei ihr war, kam der Oberſtallmeiſter Naryſchkin[1], der Günſtling des Kaiſers, und ſagte ihm ins Ohr, er werde in der ganzen Stadt geſucht, weil er bei der Comteſſe ſoupiren ſolle, wie man die Favorite zu nennen pflegte. Er bat ihn, es ſo einzurichten, daß er für diesmal vergeſſen werde, da er ſich doch nicht von dem Souper der Kaiſerin ausſchließen könne, und als Naryſchkin nicht wußte, wie er das anfangen ſolle, ſagte ihm Härd, der ihn als einen wackern Mann und ſeinen Freund kannte: „Das iſt Ihre Sache. Es iſt mir unmöglich, der Kaiſerin zu erklären, um was es ſich handelt, und ſo bleibe ich, wo ich bin; Ihre Sache iſt es, aus dieſer mislichen Geſchichte herauszukommen und mich ſo gut, als Sie können, herauszuziehen.“ Naryſchkin entfernte ſich und Härd hielt die Sache für abgemacht. Auf einmal aber hörten ſie Geräuſch; die beiden Flügel der Thüre öffneten ſich; der Kaiſer trat ein und, nachdem er die Kaiſerin und ihre ganze Geſellſchaft ſehr artig gegrüßt hatte, rief er Härd mit ſeiner gewohnten heitern und huldvollen Miene, nahm ihn unter den Arm und ſagte zu der Kaiſerin: „Entſchuldigen Sie, Madame, wenn ich Ihnen heute Einen Ihrer Gäſte entführe; es iſt dieſer Preuße hier, den ich in der ganzen Stadt habe ſuchen laſſen“. Die Kaiſerin lachte; Härd machte ihr eine tiefe Verbeugung und entfernte ſich mit ſeinem Führer. Bei dem Souper befanden ſich, wie gewöhnlich, die Damen, die die Geſellſchaft oder, wenn man will, den Hof der Favorite bildeten. Den nächſten Tag wartete er der Kaiſerin auf, die ihm lächelnd ſagte: „Soupiren Sie ſtets bei mir, wenn nichts dazwiſchenkommt“, von welcher Erlaubniß er denn Gebrauch machte.

---

[1] Leff Alexandrowicz.

Am folgenden Tage, einem Feſttage, ſpeiſte er bei Hofe, ſaß wieder dem Kaiſer gegenüber und ward von dieſem über nichts als über den König unterhalten. Peter kannte die kleinſten Einzelheiten der Feldzüge des Königs, alle ſeine militairiſchen Anordnungen, die Uniform und die Stärke ſämmtlicher Regimenter, und kündigte bereits an, daß er ſeine Armee demnächſt auf preußiſchen Fuß ſetzen werde. Bei dieſem Diner befand ſich auch der Feldmarſchall Raſumoffski [1]). Der Kaiſer fragte ihn, wie ſich ſein Bruder, der Oberjägermeiſter[1], befinde, der der erſte Günſtling der verewigten Kaiſerin geweſen war und noch im Schloſſe wohnte. Als der Feldmarſchall antwortete, ſein Bruder ſei unpaß und müſſe das Zimmer hüten, ſchickte der Kaiſer einen Ordonnanzoffizier, deren ſich ſtets 5—6 hinter ſeinem Stuhle befanden, ab und ließ ſich nach dem Befinden des Oberjägermeiſters erkundigen. Der Offizier kam ſofort zurück und meldete: der Graf ſei ſogleich aufgeſtanden, danke unterthänigſt für die Güte des Kaiſers und hoffe, in wenigen Tagen ausgehen zu können. Er fügte hinzu, die Botſchaft habe ihm 1000 Rubel eingetragen. Der Kaiſer lachte und alle Anweſenden erkannten aus dieſer ungemeinen Freigebigkeit, in welcher Beſorgniß Raſumoffski geſchwebt hatte.

---

[1]) Cyrill Grigorjewicz, Graf R., Sohn eines kleinruſſiſchen Bauern, geb. 30. März 1728 zu Lemeſchi im Gouvernement Czernikoff, in Folge der Gunſt, in der ſein Bruder ſtand, 1744 Graf, 1750 Feldmarſchall

Beim Aufſtehen lud der Kaiſer Härd ein, den nächſten Tag in ſeinem Zimmer zu ſpeiſen, wo er ihm etwas Neues zeigen wolle. Härd fand ſich zur gewohnten Stunde ein und fand den Generallieutenant

---

und Hetman von Kleinrußland, verlor 1764 die Hetmanswürde, machte übrigens, wie ſein Bruder, einen guten Gebrauch von ſeinem Glück, † 1803. Von ſeinen zwei Söhnen ward Peter unter Alexander I. Unterrichtsminiſter und † 1837 zu Odeſſa erblos. Andrei war Geſandter in Wien, ward 1815 Fürſt, † 1836 als der Letzte ſeines Stammes kinderlos.

[1] Alexei, geb. 1709, ſeines ſchönen Geſanges halber in die Hofkapelle gebracht, ward Günſtling der Großfürſtin Eliſabeth, die ſich heimlich mit ihm in der Kirche zu Perowo bei Moskau trauen ließ, 1744 deutſcher Reichsgraf und ruſſiſcher Graf, Oberjägermeiſter und Generalfeldmarſchall, † 18. Juli 1771. Die mit der Kaiſerin erzeugten Kinder ſtarben früh. Nach dem Tode der Kaiſerin legte er dem Kaiſer alle Würden und Beſitzthümer zu Füßen und bat nur um ein Gut in der Ukraine, wo er ſeine Tage beſchließen wolle. Der Kaiſer beſtätigte ihm aber alle Gnaden, die er ſeiner gekrönten Gönnerin verdankte, und mit Mühe erhielt er endlich die Erlaubniß, ſich vom Hofe zurückziehen zu dürfen.

v. Werner[1], den die Ruſſen zu Ende des vorigen Feldzugs gefangen genommen und den der Kaiſer von Königsberg hatte kommen laſſen. Hård bat nun den Kaiſer, ihn abreiſen zu laſſen, da er jetzt Werner habe, fand aber kein Gehör; vielmehr ſagte der Kaiſer ſcherzhaft, wenn er ihn weiter dränge, ſo werde er ihn wieder in die Citadelle bringen laſſen. — Hård ſah während ſeines ſonach verlängerten Aufenthaltes in St.-Petersburg den prachtvollen Leichenzug der Kaiſerin Eliſabeth, dem der Kaiſer mit dem Prinzen von Holſtein und die Kaiſerin zu Fuß folgten. Das Kaiſerpaar war in Trauermäntel gehüllt, deren Schleppen 12 Kammerherren und 12 Hofdamen, mit Wachsfackeln in der Hand, trugen. Auch die Kaiſerin trug eine Wachsfackel. — Weiter wohnte Hård der Geburtstagsfeier des Kaiſers (10./21. Febr.) bei, die von der Kaiſerin zu Czarkoſelo begangen wurde und wo ſich unter den zahlreichen Gäſten auch die Gräfin Woronzoff befand, die an dem Morgen dieſes Tages von der Kaiſerin, auf Verlangen ihres Gemahls, mit dem Katharinenorden geſchmückt worden war. Nach dieſem Acte ließ ſich aber die Kaiſerin während der ganzen achttägigen Feſtlichkeiten nicht wieder ſehen, wohnte auch dem Tedeum nicht bei, ſondern hütete als unpaß das Zimmer. Härd meint, daß man vielleicht die ſchon im Juli deſſelben Jahres erfolgende Thronrevolution bis auf jenen Tag zurückführen könne, wo auf der einen Seite der Kaiſer das weibliche Gefühl ſeiner Gemahlin ſo tief gekränkt, auf der andern dieſe ihren Unmuth ſo wenig verborgen habe.

---

[1] Paul v. Werner, geb. 11. Dec. 1707 zu Raab, Sohn Johann Paul's v. W., k. k. Huſarenmajors, und Marien Katharinen v. Streit, kam im 16. Jahre in k. k. Dienſt, ward 1731 Cornet, 1733 Lieutenant, 1735 Rittmeiſter, ſtand 29 Jahre bei der k. k. Armee, mit der er 8 Feldzüge gegen Spanien, 8 gegen Frankreich, 6 gegen die Türken, 4 gegen Preußen mitmachte. Bei Bitonto ward er gefangen, 1744 bei dem Uebergange über den Rhein verwundet. Die Sage, daß er bei Mollwitz als gemeiner Huſar den König hätte gefangen nehmen können, aber ihn hätte gefliſſentlich entkommen laſſen und dieſem Umſtande ſein ſpäteres Glück zu verdanken habe, iſt grundlos. Er war damals ſchon Rittmeiſter, verließ übrigens 1750 den k. k. Dienſt, weil er nicht befördert wurde, und ward 1751 preußiſcher Oberſtlieutenant, 1756 Oberſt, 1758 Generalmajor und Meriteordensritter, machte ſich durch den Entſatz von Kolberg berühmt, ward 1761 Generallieutenant, vertrieb die Schweden, ward von den Ruſſen gefangen, ſollte in ruſſiſche Dienſte treten, was er ausſchlug und wieder zur Armee ging, † 25. Jan. 1785 auf Pitſchin in Oberſchleſien. Vermählt ward er am 20. Auguſt 1756 mit Annen Marien Dorotheen Apollonien, Tochter Ludwig Jaroslaw's v. Schimonsky auf Priſewitz und Pajanow, mit der er fünf Söhne erzeugte, davon nur Auguſt Albrecht Joſeph Ludwig Karl, geb. 23. Jan. 1763, ihn überlebte. Auf den General Werner iſt eine Denkmünze geſchlagen worden.

Härd war am Tage nach der Rückkehr von dem Luſtſchloß bei dem Kaiſer zur Tafel, als man ihm einen Brief des Königs brachte. Der Kaiſer verlangte, daß er den Brief ſofort leſen ſolle, worauf Härd ihn Sr. Maj. mit der Bitte überreichte, ihn ſelbſt zu durchfliegen, was denn Peter ſogleich mit ſeiner gewohnten Lebhaftigkeit und Begeiſterung für den König that. Der Brief (vom 10. Febr. 1762, aus Breslau datirt) war ganz darauf berechnet, den günſtigſten Eindruck auf den Kaiſer zu machen. Der großmüthige Entſchluß des Kaiſers in Betreff Härd's, hieß es darin, dieſes unvergängliche Denkmal ſeiner Gerechtigkeit und Seelengröße, habe dem König die lebhafteſte Bewunderung eingeflößt, und er habe geglaubt, dieſelbe nicht beſſer zu erkennen geben zu können, als durch ſofortige Freilaſſung ſämmtlicher ruſſiſcher Kriegsgefangenen in ſeinen Staaten, ſowie er auch die Entlaſſung des in Stettin gefangen geſetzten ſchwediſchen Oberſten Lilienberg befohlen habe. Er hoffe, daß der Kaiſer Härd verſtatten werde, baldigſt zu dem König zu kommen. Das Nähere werde Baron Goltz mittheilen, den er abſende, um Se. kaiſ. Maj. in Betreff der Thronbeſteigung zu beglückwünſchen. Sowie der Kaiſer den Brief ausgeleſen hatte, rief er in lebhaftem Tone: „Der König will mir alſo zuvorkommen? Ich laſſe Einen Gefangenen frei und er gibt mir die Sämmtlichen wieder!“ Er rief einen Adjutanten und ſagte: „Gehen Sie ſofort ins Kriegsbureau; man ſoll in alle meine Staaten und überallhin, wo es preußiſche Gefangene gibt“, — die meiſten waren nach Sibirien geſchickt worden — „Befehle erlaſſen; ſie ſollen Alle freigegeben werden, aber erſt hierher kommen, von wo ſie in gebührender Weiſe zu ihren Fahnen zurückgeſchickt werden ſollen.“ Er wendete ſich darauf zu dem anweſenden Generallieutenant v. Werner mit den Worten: „Mein General, Sie haben ebenfalls Ihre Freiheit, von dieſem Augenblicke an, und es ſteht Ihnen frei, ſobald es Ihnen beliebt, nach Preußen zurückzukehren.“ Da er zu Hård nicht daſſelbe ſagte, ſondern ihm ruhig den Brief zurückgab, wiederholte ihm Hård, beim Aufſtehen, die Bitte, ihn gleichfalls zu entlaſſen, ward aber, unter nochmaliger ſcherzhafter Anſpielung auf die Citadelle, bis zur Ankunft des Freiherrn v. d. Goltz vertröſtet. Auch der König ermunterte ihn, in einem zweiten, gleichfalls oſtenſiblen Schreiben (vom 17.), zu weitern Berichten, die denn Hård auch fleiſſig erſtattete.

Zwei Wochen ſpäter kam Goltz und Hård ſchickte ſich an, dem bereits abgereiſten General Werner zu folgen. Er reiſte als Courier und machte erſt in Königsberg einen Raſttag, wo er den Adjutanten Peter's III. traf, der zum König geſendet worden war und jetzt, entzückt von der erfahrenen Aufnahme, nach St. Petersburg zurückkehrte. Dann eilte er nach Breslau, wo ihn der König überaus gütig empfing. Zwei Tage ſpäter traf ein ruſſiſcher Courier ein, der den Auftrag hatte, ſich an Hård zu wenden, und der dem General Tſchernyſchew den Befehl brachte, die 30,000 Ruſſen, mit denen er bei den Oeſterreichern ſtand, ſobald die Jahreszeit es erlauben würde, aus Mähren über Schleſien nach Polen zu führen, und wieder nach zwei Tagen kam ein zweiter Courier, welcher Tſchernyſchew anwies, zu den Preußen zu ſtoßen und ſich unter die Befehle des Königs zu ſtellen. Das war in der That der Wendepunkt des Kriegs und die eigentliche Rettung des Königs.

Hård's Regiment ſtand unter den Befehlen des Prinzen Friedrich Eugen von Württemberg [1], der ſeine Winterquartiere in Mecklenburg und Schwediſch-Pommern hatte. Der König befahl ihm, ohne Zweifel damit er nichts mit den Schweden zu thun habe, es ſo ſchnell als möglich nach Schleſien zu führen. In Berlin genoß er die Freude des Wiederſehens ſeiner Gattin, die ihm dahin entgegengekommen war und von der er nun manches Nähere über die Beſorgniſſe der Seinigen und über die Bemühungen des Königs für ſeine Befreiung erfuhr. Er blieb zwei Wochen in Berlin, um ſich zum Feldzuge auszurüſten, und reiſte dann mit ſeiner Frau nach Stettin, wo dieſe während ſeiner Gefangenſchaft ihren Aufenthalt genommen hatte. Da ſie aber ſeit ihrer letzten Trennung nicht in Schweden geweſen war, ſo machte ſie bald darauf einen Ausflug dahin, zunächſt um ihren Sohn abzuholen, der noch immer bei dem Bruder des Grafen war. Da Schweden um dieſe Zeit ſeinen Frieden machte (22. Mai 1762), ſo rückte der Peinz von Württemberg mit ſeinem ganzen Corps nach Schleſien, wo Härd mit ſeinem Regimente zu dem Generallieutenant v. Werner gewieſen ward, welcher Oberſchleſien gegen den k. k. General Beck zu decken hatte. Härd's Regiment beſtand aus 2 Bataillonen, neben denen er noch 4 Bataillone Grenadiere zu Werner zu führen hatte, den er in Ratibor traf. Sie rückten gegen den General Beck[1], der ſich aber ſofort nach Mähren zurückzog. Härd nahm ohne Schwierigkeit das nur mit 300 Mann beſetzte Teſchen und poſtirte ſich dort, wohin bald auch Werner mit dem übrigen Corps kam und unſerm Grafen den ihm, im Gegenſatze zu vielen andern preußiſchen Truppenführern jener Zeit, äußerſt unangenehmen Auftrag gab, einen Contributionszug nach Mähren zu machen. Er remonſtrirte, aber vergeblich; ſei es, daß Werner ihn eben nach andern Anführern von Freicorps taxirte, oder auch daß er ihn für uneigennütziger anſah, als andere, welche letztere Meinung denn die richtigere geweſen ſein würde, indem Graf Härd jedenfalls ein nobler Menſch, ein Cavalier im beſten Sinne des Wortes, ein Gentleman war. Er erlangte nur ſoviel, daß ihm ein zu derartigen Dingen geſchickterer Kriegscommiſſar beigegeben wurde, der das Geſchäft beſorgte und dem Härd mit ſeinen Leuten nur zu Escorte und Nachdruck diente. Da wurde denn Geld eingetrieben und Vieh von jeglicher Art mit fortgeſchleppt. Oft folgten die Bauern mit Weib und Kind weinend ihren Heerden und wollten ſich nicht zurückhalten laſſen. Eines Tages raſtete die Truppe in einem herrſchaftlichen Dorfe, das einer Dame von Stand gehörte, welche Härd mit ſeinen Offizieren ſehr artig aufnahm und ſie zu einer wohlbeſetzten Tafel lud. Während die Herren ſpeiſten, hatte ſich der Kriegscommiſſar an den Intendanten der Dame gemacht und von demſelben 1000 Ducaten Contribution und ſämmtliche Pferde und andern Viehſtücke des Schloſſes und Dorfes verlangt. Die Dame kam weinend zu Härd und erklärte, daß ſie gern die von ihr begehrte Summe bezahlen wolle, wenn man nur ihren armen Unterthanen das Vieh laſſe, auf welchem deren ganzes Vermögen beruhe. Härd war nicht weniger bekümmert, als die Dame, und ſeine Stimmung wurde nicht gebeſſert, als er zur Seite derſelben zwei reizende Töchter ſah, die nach dem Vorgange ihrer achtungswerthen und gefühlvollen Mutter bitterlich weinten. Härd entſchloß ſich und ſagte endlich zu der Mutter: „Beruhigen Sie ſich, Madame; weiſen Sie Ihre Leute an, den Heerden zu folgen, und laſſen Sie mich machen. Sie werden bald Urſache haben, zufrieden mit mir zu ſein.“ Er befahl darauf, das Vieh dieſes Gutes von der ungeheuern Maſſe andern Viehes, das man auf dieſem Streifzuge erbeutet hatte, geſondert zu halten, und benutzte bei ſeiner Rückkehr die Befriedigung, welche General Werner über den Erfolg des Unternehmens äußerte, ihn um dieſe abgeſonderte Heerde zu bitten, die ihm Werner, welchem der König das Geld, das dieſer Streifzug einbringen ſollte, geſchenkt hatte, ſofort und mit Freuden überließ. Nun erklärte Härd den Leuten der Dame: ſie könnten ihr Vieh ganz ruhig wieder in ihr Dorf zurückführen, und gab ihnen eine Salvegarde mit. Die Dame aber beauftragte alle ihre Verwandten in Schleſien, dem Grafen ihre Dankbarkeit zu bezeigen.

---

[1] Geb. 21. Jan. 1732, vierter Sohn des Herzogs Karl Alexander und der Marie Auguſte von Thurn und Taxis, kämpfte 1755 vor Minorca, im Siebenjährigen Kriege gegen Ruſſen und Schweden, zog 1769 nach Mömpelgard, ward 1792 Generalgouverneur von Anſpach und Baireuth, 1795 preuß. Generalfeldmarſchall, 20. Mai 1795 regierender Herzog, † 22. Dec. 1797. Durch Friederike von Brandenburg-Schwedt (geb. 18. Dec. 1736, verm. 29. Nov. 1753, † 9. März 1798) ward er der Vater des erſten, der Großvater des jetzigen Königs von Württemberg.

---

[1] Philipp Levin Freiherr v. Beck ſoll der Sohn eines Kaufmanns in Kaſſel geweſen ſein, ging in k. k. Dienſte und ward katholiſch, ward 1755 Generalwachtmeiſter, 1760 Feldmarſchalllieutenant, 1763 Generalfeldzeugmeiſter, commandirte dann zu Karlſtadt und Waradin, war Generalinſpector der Militairgrenze, † 23. Jan. 1768 im 48. Jahre, ledig, und hinterließ 200,000 Fl. Conv. Er war ein guter Parteigänger.

Am Tage nach ſeiner Zurückkunft erhielt Werner Befehl, zu dem Prinzen von Bevern[1]) zu ſtoßen, der mit einem andern Corps nach Troppau detachirt war, und dort die weitern Befehle des Königs zu erwarten. Wie erſtaunten ſie aber, als ſie bei ihrer Ankunft in Troppau die neue ruſſiſche Thronrevolution, den Sturz und Tod Peter's III., die Thronbeſteigung Katharinens II. und die Zurückberufung Tſchernyſchew's erfuhren! Sie ſollten nun die durch dieſen plötzlichen und unerwarteten Abzug entſtandene Lücke ausfüllen helfen, und ſtießen bei Peterswalde zu der Armee des Königs. Der Prinz von Bevern ſchlug ſein Lager zwiſchen Reichenbach und dem Dorfe Beil auf den Höhen auf, und nur Hard ward mit ſeinem Regimente und 500 Huſaren vom Könige beordert, Langenbiela zu beſetzen. Die Kaiſerlichen lagerten ihm ganz nahe auf den Höhen und es fanden täglich kleine Gefechte zwiſchen den beiden Armeen ſtatt. Ernſter wurde der Angriff, als die Kaiſerlichen die Abſichten des Königs auf Schweidnitz erkannten. Der General Beck, der zu der Armee des Feldmarſchalls Daun geſtoßen war, wollte Bevern in die Flanke nehmen, ward aber zurückgeſchlagen. Der General Brentano griff Härd mit überlegener Macht an, gegen die ſich Härd Schritt vor Schritt vertheidigte, bis ihm der König ſagen ließ, daß er ſich gegen Peterswalde zurückziehen möge, welches Härd unter fortwährender heftiger Bedrängung von Seiten der Gegner bewerkſtelligte, dabei aber den Arm durch einen Schuß zerſchmettert erhielt.

---

[1]) Auguſt Wilhelm, geb. 10. Oct. 1715, Sohn des Prinzen Ernſt Ferdinand's von Bevern (geb. 4. März 1682, † 14. April 1746) und der Eleonore Charlotte von Kurland, wohnte in preußiſchen Kriegsdienſten 1734 dem Feldzuge am Rheine bei, that ſich in den ſchleſiſchen Kriegen hervor, ſiegte am 20. April 1751 bei Reichenberg, kämpfte bei Lowoſitz, Prag und Kollin, ward aber am 22. Nov. 1757 bei Breslau geſchlagen, weshalb er ſich gefangen nehmen ließ. 1758 ausgewechſelt, commandirte er in Stettin und erhielt 1762 ein detachirtes Corps in Schleſien, mit dem er ſich mannhaft vertheidigte. Nach dem Frieden lebte er meiſt zu Stettin und ſtarb, unverheirathet, am 2. Auguſt 1781.

Der König ließ ihm ſagen, daß er nach Breslau gehen möge, um ſich heilen zu laſſen, und beauftragte ſeinen erſten Arzt Cothenius, unter welchem die breslauer Hoſpitäler ſtanden, für ihn Sorge zu tragen. Härd wollte eben abreiſen, als er erfuhr, daß die Kaiſerlichen von den Höhen zum Angriff herabdrückten und der König ſich anſchicke, ſie zu empfangen. Da gab ihm der Wunſch, den Ausgang dieſes Kampfes zu ſehen, neue Kräfte und er verſchob die Abreiſe, um den Sieg des Königs (16. Aug. 1762) zu ſehen, der die Gegner zum Rückzuge nöthigte und nun ruhig die Belagerung von Schweidnitz fortſetzte und (9. Oct.) zum Ziele führte. Härd ging nun nach Breslau, wo man ihm durchaus den Arm abſchneiden wollte, was er durch die dringendſten Bitten abwendete und nach drei Monaten geheilt war. Der Krieg neigte ſich inzwiſchen zu Ende und im Frühjahr 1763 ſchlugen alle Regimenter den Weg zu ihren Garniſonen ein. Härd's Regiment folgte der Colonne von Pommern und Härd eilte ihm von Breslau nach, erſchrak aber nicht wenig, als ihm der Generalmajor v. Ramin [1]), der jene

---

[1]) Friedrich Ehrenreich v. Ramin auf Plotz, geb. 1710 zu Brüſſow in der Ukermark, Sohn Friedrich Ehrenreich's v. R. auf Plotz und Einer v. Pfuhl, trat im 15. Jahre in Dienſte, ward 1730 Fähnrich, 1746 Capitain, 1756 Major, 1758 Oberſtlieutenant, 1759 Oberſt und Generalmajor, 1767 Generallieutenant und Gouverneur

Colonne führte, in der letzten Station vor Stettin die Befehle des Königs zeigte, wonach das Regiment in die pommeriſchen untergeſteckt, die Offiziere aber verabſchiedet werden ſollten. Hård hatte ſoviel Sorge für ſein Regiment getragen, daß es in ebenſo guter Ordnung und vielleicht in beſſerm Zuſtande war, als viele ältere Corps, und namentlich das Schickſal der Offiziere, deren Zahl ſich allerdings auf 40 belief und von denen mindeſtens zwei Drittheile ehrenvolle Zeichen ihrer Bravour trugen, bekümmerte ihn ſo, daß er verſichert, wenige Ereigniſſe ſeines Lebens hätten einen ſo ſchmerzlichen Eindruck auf ihn gemacht. 1500 Mann legten zu Damm die Waffen nieder, worauf die Soldaten andern Regimentern einverleibt wurden. Hård und die Offiziere konnten, ſo ſchien es, gehen, wohin ſie wollten. Indeß wies ihnen Ramin einſtweilen Quartiere in Stettin an, um weitere Befehle des Königs zu erwarten, an welchen Hård (21. März 1763) eine dringende Vorſtellung zu Gunſten ſeiner Offiziere richtete, deren Beibehaltung im Frieden der König ihm am 20. April 1758 verſprochen habe, welcher Ausſicht er die gute Auswahl ſeiner Offiziere zu verdanken gehabt. Für ſich ſelbſt bat er nur um Erlaubniß, ſich in irgend einen Winkel der preußiſchen Staaten zurückziehen zu dürfen.

Zwei Tage ſpäter brachte ihm eine Staffette ein älteres Schreiben des Königs, das den Umweg über Schleſien und Sachſen gemacht hatte, und worin ihm der König befahl, ſich ſofort nach Berlin zu begeben. Er antwortete ſofort, daß er den Befehl erſt nach ſeiner Ankunft

---

von Berlin. Bei Zorndorf war er verwundet worden. Er ſoll ohne große militairiſche Kenntniſſe geweſen ſein, war aber wegen ſeines rechtlichen und billigdenkenden Charakters ſehr geachtet. Er ſtarb zu Berlin am 2. Dec. 1782, unverheirathet.

in Stettin erhalten habe und daß der misliche Zuſtand ſeiner Geſundheit ihm keine Reiſe geſtatte, bat aber dringend um Beantwortung ſeiner Eingabe vom 21. März. Sehr bald erhielt er denn auch eine überaus gnädige Antwort, worin ihm der König vorſtellte: er habe ſich nicht entbrechen können, das Regiment den ältern einzuverleiben, die eine Ergänzung bedurft hätten; die Offiziere ſollten Penſion erhalten, bis ſich eine Gelegenheit biete, ſie zu placiren; Härd ſelbſt möge, ſobald ſeine Geſundheit hergeſtellt ſei, nach Berlin kommen und dort bleiben, wo ihn das Generalmajorspatent und die damit verbundene Beſoldung erwarte. Härd leiſtete baldige Folge, ward ſehr ſchmeichelhaft empfangen, erhielt einen Jahrgehalt von 3000 Thalern und ſuchte dann ſeine völlige Herſtellung zu Freyenwalde. Nach Berlin zurückgekehrt, ward er nach Potsdam berufen, wo ihn der König bis zum 20. December bei ſich behielt, worauf er ihm zu dem berliner Carneval folgte, der namentlich durch die zahlreichen Geſandten merkwürdig ward, die ſich zur Beglückwünſchung des Königs von europäiſchen Höfen einfanden und unter denen auch ein türkiſcher war, bei deſſen Audienz ſich der türkiſche Vorgang ereignete, daß das Gefolge des Geſandten mit Gewalt in den Saal drang und daß der Geſandte ohne Weiteres die Stufen des Thrones hinaufſtieg und dem König den Arm küßte. Härd wohnte dem Diner bei, das dem Geſandten, auf Befehl des Königs, in ſeinem Hotel gegeben ward, bei dem aber weder den Türken die berliner, noch den Preußen die türkiſchen Speiſen behagen wollten, bis zuletzt Jeder bei ſeiner gewohnten Koſt blieb. Das Porzellan und das Deſſert gefielen jedoch dem Geſandten höchlich und er ließ beides ohne Weiteres forttragen, indem er ſagte, daß es ihm gehöre. Am folgenden Tage ſchickte er dem

Könige die mitgebrachten Geſchenke, die aus einigen Stück türkiſcher Stoffe und einem Dutzend ſehr ſchlechter Pferde beſtanden, welche letztere er in Polen gekauft haben ſollte, nachdem er vorher die aus Konſtantinopel mitgebrachten zu eigenem Vortheil veräußert. Ueberaus habſüchtig, ſoll er dem König, während der vier Monate, die er zu Berlin blieb, 40,000 Thlr. gekoſtet haben, und die Geſchenke, die ihm für den Großherrn mitgegeben wurden, betrugen mindeſtens ebenſoviel.

Um dieſe Zeit erhielt Härd einen Brief von ſeinem Bruder, worin dieſer ihm ſchrieb, daß eine Verſammlung der Reichsſtände bevorſtehe, die Nation aber, namentlich auch in Folge des koſtſpieligen und unrühmlichen Krieges, in den man ſie aus Gefälligkeit für Frankreich verwickelt gehabt, ſehr unzufrieden mit der Verwaltung ſei. Härd möge daher dieſe Stimmung benutzen, um ſeine Intereſſen zu wahren. Bis jetzt ſei nichts zu erlangen geweſen, als eine Zurücknahme des den ſchwediſchen Geſandten im Auslande ertheilten Auftrags, Härd zu reclamiren und zu verfolgen. Bei dieſer Zurücknahme war noch, unter beleidigenden Ausdrücken, erklärt worden, das Verbrechen, deſſen Härd angeklagt und überführt ſei, laſſe keine Begnadigung zu; in Betracht ſeiner Familie wolle man ihn jedoch in fremdem Lande in Ruhe laſſen. Das „jamais“ der Erklärung ſollte jedoch bald Lügen geſtraft werden. Härd erſuchte den König, ſeinen Geſandten in Stockholm, Freiherrn v. Cocceji, anzuweiſen, ſich für Härd's Rehabilitation zu verwenden. Zu demſelben Zwecke rief er den Beiſtand einiger ruſſiſchen Freunde an, in Folge deſſen die Kaiſerin ihren Geſandten in Stockholm, Grafen Oſtermann[1]), beauftragte, die Schritte, welche der preußiſche Geſandte für Härd thun würde, mit ſeinem ganzen Einfluſſe zu unterſtützen. Der blos aus einem Parteihandel hervorgegangene Haß hatte ſich in der langen Zeit und unter ſo veränderten Conjuncturen weſentlich beſchwichtigt; auf dem Reichstage befanden ſich kaum zwölf Perſonen, die noch ihren alten Groll gegen Härd, der überdem nichts mehr in Schweden wollte, bewahrt hatten, und ſo kam es denn zu einer vollſtändigen Amneſtie für alle Theilnehmer der Ereigniſſe von 1756.[1])

---

[1]) Ein jüngerer Sohn des berühmten Staatsmannes, Iwan Andrewicz, unter Katharina II. Großkanzler.

Härd dachte jedoch nicht daran, ſich nach Schweden zu wenden, ſondern blieb in Preußen, das ihm ein zweites Vaterland geworden war. Er fixirte ſich zu Berlin, und ſein ganzes Geſchäft beſtand in der Regel darin, den Revuen beizuwohnen, die der König alle Jahre im Mai daſelbſt hielt, und ſich zu Anfang des Herbſtes zu den potsdamer Manoeuvres zu begeben. Bei ſteter Vorliebe für die Landwirthſchaft kaufte er ſich in der Nähe der Hauptſtadt ein Landgut, wo er einen Theil des Sommers mit ſeiner Gattin zubrachte und den Boden ſo gründlich verbeſſerte, daß er ihm das Doppelte des Ertrags brachte. Dieſes ſeinen Neigungen ſo entſprechende patriarchaliſche Leben ſollte jedoch nicht lange ununterbrochen bleiben. Der König ſchlug ihm auf einmal eine Reiſe nach Schweden vor. Die engen Verbindungen des preußiſchen Hofes mit dem ruſſiſchen machten es auch in Berlin wünſchenswerth, den franzöſiſchen Einfluß in Stockholm etwas zu ſchwächen, und man glaubte, Härd ſei der rechte Mann, etwas dafür zu thun, oder doch die Sachlage zu ſondiren. Die Königin von Schweden hatte den größten Einfluß auf den König, und man wußte, daß dieſe Fürſtin viel Zutrauen zu Härd gehabt hatte. Freilich war es nicht der König, auf den das Meiſte ankam. Härd hatte nichts gegen dieſe Miſſion, zumal er in den Nachbarprovinzen Verwandte, Freunde und Güter beſaß, die er gern einmal wiederſehen mochte, erbat und erhielt aber Erlaubniß, ſich eine Reiſe nach Stockholm ſelbſt erſparen zu dürfen, wenn er die Fruchtloſigkeit ſeiner Unterhandlung vermuthen ſollte. Er wollte ſich nicht einem kühlen Empfange ausſetzen, und überhaupt war die Wunde ſeines Herzens noch nicht gänzlich geſchloſſen. Er reiſte mit ſeiner Frau und erkannte gleich nach ſeiner Ankunft in Schweden, daß ſeine Vermuthungen begründet waren, weshalb er dem König von Schweden ſchrieb, er ſei blos in häuslichen Angelegenheiten in ſein Vaterland gekommen, müſſe jedoch unverzüglich nach Berlin zurückkehren und deshalb ſich die Ehre verſagen, Sr. Majeſtät aufzuwarten. Dies brachte ihm eine ſehr gnädige Antwort und das große Band des Schwertordens ein. Er beſuchte ſeine Verwandten und mehre alte Freunde, traf einige Anordnungen in Betreff ſeiner ſeit zehn Jahren durch Dienſtleute verwalteten Güter, und reiſte dann ruhig mit ſeiner Frau nach Berlin zurück.

---

[1]) Es war der Reichstag von 1765, auf welchem die Mützen, welche vergleichsweiſe für die Hofpartei galten, zum Theil aber auch mehr an ſich als an die Sache dachten, die Oberhand gewannen.

Dann faßte wieder Prinz Heinrich den Plan, ſeine Schweſter, die Königin von Schweden, zu beſuchen, die er ungemein lieb hatte, ſprach mit Härd davon und wünſchte, daß dieſer die Sache einleiten möchte. Härd ſchrieb demgemäß an den Obermarſchall Grafen Nils Adam Bielke [1]), und erhielt natürlich die einladendſten

---

[1]) Sohn des 1739 in Folge des Siegs der Hüte vom Reichsrath

Antworten. Der Prinz erbat ſich vom Könige die Begleitung Hård's, den er auf dem Terrain gut brauchen zu können glauben mochte, und nahm noch zwei Adjutanten, zwei Cavaliere von ſeinem Hofe, einen Secretair und einen Arzt mit. Es war im Sommer 1770, als ſie von Berlin abreiſten. In Anclam, wo der Prinz einen Beſuch bei der alten verwitweten Feldmarſchallin Schwerin [1]) machte und ein Frühſtück bei ihr einnahm, traf ein ſchwediſcher Oberſt ein, der Sr. königl. Hoheit entgegengeſendet war und ihn nach Stockholm geleiten ſollte. In Greifswald, wo der Gouverneur von Schwediſch-Pommern, Graf Lieven, dem Prinzen ein Diner gab, beſahen ſie ſich die Univerſität und die Bibliothek, und fuhren gegen Abend unter Kanonendonner in Stralſund ein. Der Contreadmiral Graf Wrangel war mit einem Linienſchiffe von 70 Kanonen und zwei Fregatten entgegengeſendet worden und hatte den Hofmarſchall Grafen de la Gardie und zwei Kammerherren an Bord. Der Prinz blieb zwei Tage in Stralſund, wo er bei dem Gouverneur wohnte. Von da an trug der König von Schweden die Reiſekoſten. Am dritten Tage nach ihrer Abfahrt von Stralſund landeten ſie zu Karlskrona, wo ſie von der ganzen ſchwediſchen Flotte ſalutirt wurden

---

Amts entbundenen Grafen Thure Gabriel Bielke und deſſen erſter Gemahlin Charlotte Piper; früher Erzieher Guſtaf's III. (Vgl. Bd. IV, S. 383.)

[1]) Es war dies die zweite Gemahlin des bei Prag gefallenen Helden, Philippine Luiſe, Tochter des ſchwediſchen Landeshauptmanns Adam Philipp v. Wackenitz und der Sophie Magdalene v. Glöden aus dem Hauſe Rugenhagen. Sie war Aebtiſſin zu Barth und ſtarb 14. Febr. 1778 zu Anclam, ohne Kinder. Schwerin's erſte Gemahlin war Ulrike Eleonore, zweite Tochter des ſchwediſchen Generallieutenants v. Kraſſau. Dieſe war am 2. Juli 1754 geſtorben, und die von ihr geborenen Kinder, zwei Söhne und vier Töchter, ſtarben auch jung

und wo ihnen, ſobald ſie die Anker geworfen, mehre Schaluppen entgegenkamen. Hård war ſchon vorher durch Wrangel benachrichtigt worden, daß ſich in der erſten der Feldmarſchall Graf Axel Ferſen[1]) befinden würde, der zu ſeinen erbittertſten Gegnern gehört und das Todesurtheil gegen ihn unterſchrieben hatte. Hård ging ſogleich auf ihn zu und umarmte ihn und ſie ſind weiterhin gute Freunde geworden. Zunächſt ſtellte ihn Hård dem Prinzen vor und es folgte eine angemeſſene Begrüßung. Wie der Prinz in die Schaluppe ſtieg, ließ der Admiral 100 Kanonenſchüſſe löſen. In die Stadt zogen ſie unter ungeheuerm Zulauf. Die Marineoffiziere, die Garniſon, der Adel der Provinzen waren herbeigekommen und hatten ſich auf dem Wege des Prinzen aufgeſtellt. An der Thüre des für ihn bereiteten Hauſes erwartete ihn der Reichsrath Baron Sinclair[2]) mit einer Anrede. Sie blieben zwei Tage zu Karlskrona, wo der Prinz ſich die Einrichtungen des Hafens und der ſchwediſchen Marine beſah, und von wo er einen Cavalier vorausſchickte, um den König und die Königin in ſeinem Namen zu begrüßen. Ferſen und Sinclair begleiteten den Prinzen bis Stockholm. Auf der letzten Station kam die Königin entgegen, und gegen Abend langten ſie in Drottningholm an, wo der Hof ſich befand.

---

[1]) Aus einem liefländiſchen Geſchlechte, hatte er anfangs in franzöſiſchen Dienſten geſtanden, wo er Marechal de Camp ward, trat dann in ſchwediſche Dienſte und war drei mal Reichstagsmarſchall. Er war der Austheiler des franzöſiſchen Geldes. Bei der Commiſſion, welche 1756 die Verſchworenen verurtheilte, führte er den Vorſitz. Auch nach 1772 verſuchte er vorſichtig, wieder eine Oppoſition zu bilden, gab den Plan aber bald wieder auf. Er war der Vater jenes ritterlichen und unglücklichen Axel Ferſen, der, durch Verwendung Guſtaf's III. in franz. Dienſt gekommen, den amerikaniſchen Krieg als Oberſter mitmachte, die königliche Familie auf der Flucht nach Varennes begleitete, ſpäter in Schweden Kanzler von Upſala und Reichsmarſchall wurde und, wegen des grundloſen Verdachtes, an der angeblichen Vergiftung des Kronprinzen Karl Auguſt Antheil zu haben, 1810 vom Pöbel ermordet ward. (S.: unten unter XI.)

[2]) Friedrich Karl v. Sinclair, 1762 Oberſt, 1766 Freiherr, 1769 Reichsrath, 1771 Graf, 1776 Generalgouverneur von Pommern, † 20. Juni 1776 zu Karlskrona.

Man hatte hier vier Wochen verweilen und ſich dann nach Stockholm, von da aber gegen den Winter über Kopenhagen nach Berlin zurückreiſen wollen. So ſtand es wenigſtens oſtenſibel, während es leicht möglich iſt, daß der eigentliche Zweck der Reiſe gar nicht hauptſächlich auf Schweden oder Dänemark, ſondern von Haus aus auf Rußland gerichtet geweſen ſei, wohin jetzt die Kaiſerin Katharine den Prinzen auf das dringendſte einlud und der Wunſch des Königs ihn wies, und wo dann bekanntlich die geheimen Verhandlungen gepflogen wurden, die nach wenigen Jahren zu der erſten polniſchen Theilung führten. Es waren ruſſiſche Schiffe zur Ueberfahrt angeboten; der ſchwediſche Hof ließ es ſich aber nicht nehmen, ihn auf ſchwediſchen Fahrzeugen nach St.-Petersburg zu ſchaffen, wobei dann die Verhandlungen mit den Marineoffizieren über die Reiſearrangements weſentlich Hård zufielen. In der Zwiſchenzeit amuſirte man ſich zu Stockholm mit Bällen, Schauſpielen, Feſten, Manoeuvres u. dergl., und der Kronprinz begleitete den Prinzen Heinrich nach Upſala und zeigte ihm die Univerſität. (Anfangs hatte es übrigens einen Rangſtreit gegeben, der bald einen häßlichen Strich durch die ganze ſchwediſche Reiſe gemacht hätte. Guſtaf verlangte als Kronprinz den Vortritt vor ſeinem Oheim und obwol ſeine Aeltern ihn dabei nicht unterſtützten, pflichtete ihm doch der Reichsrath bei. Die Königin, die er liebte und ehrte und die ſteten Einfluß auf ihn behielt, mit der er aber häufig in einem kleinen Kriege war und freilich meiſtens Recht dabei hatte, war darüber ſehr empfindlich, ſie nahm die Sache natürlich, familienmäßig, nicht fürſtenrechtlich, und hätte lieber die ganze Reiſe rückgängig gemacht. Der Kronprinz aber ſchrieb an Graf Bielke: „Das brandenburgiſche Blut, welches ich von meiner Mutter geerbt habe, iſt heiß, und das der Waſas iſt es nicht weniger.“ Wahrſcheinlich iſt das des Prinzen Heinrich doch kühler und ruhiger geweſen und er hat als reiſender Prinz ohne wahrſcheinliches Thronrecht nicht viel Scrupel gemacht.)

Gegen Ende Septembers fuhren ſie auf zwei Galeeren von Stockholm ab, den erſten Tag von dem Kronprinzen und dem Prinzen Friedrich 1) begleitet. (Es war eigentlich im Plan, daß der Letztere bis Abo mitgehen und dort von der Kaiſerin nach Petersburg eingeladen werden ſollte. Die Sache ging lediglich von der Königin aus, und der Kronprinz, der eine Mützenintrigue dahinter witterte, ſcheint ſie hintertrieben zu haben. Prinz Karl, der nachherige König Karl XIII., war eben auf Reiſen.) 2) Am Tage nach ihrer Abfahrt erhob ſich ein heftiger Sturm und ſie mußten zwei Tage auf einer Inſel zubringen. Von da brauchten ſie 48 Stunden, um nach Abo zu gelangen, wo ſie noch die traurigen Spuren der blutigen Kriege Karl's XII. erblickten. Sobald ihre Wagen in Ordnung waren, ſetzten ſie ihre Reiſe zu Lande fort und fuhren, ohne anzuhalten, bis Helſingfors, wo der Feldmarſchall Graf Ehrenſwärd ſie

---

1) Der jüngſte Sohn König Adolf Friedrich's von Schweden und der Luiſe Ulrike von Preußen, Friedrich Adolf Herzog von Oſtgothland, geb. 18. Juli 1750, † 12. Dec. 1803 unvermählt

2) Er hatte das Bad zu Aachen gebraucht und dann Paris und Berlin beſucht.

mit Geſchützſalven empfing und, als er ſie in die Feſtung führte, 200 Kanonen auf einmal gelöſt wurden.

An der ſchwediſchen Grenze, bis wohin ihnen das ſchwediſche Geleite folgte, trafen ſie einen ruſſiſchen Kammerherrn, der von nun an die Fürſorge für ſie übernahm. Zu Frederikshain und Wiborg mit Kanonendonner empfangen, langten ſie, auf der letzten Station von Generallieutenant Bibikoff begrußt, am vierten Tage, nachdem ſie die ruſſiſche Grenze uberſchritten, zu St. Petersburg an. Graf Panin, der ſie in dem für ſie beſtimmten Palais erwartete, nahm Hård mit ins franzöſiſche Theater, um ihn der Kaiſerin vorzuſtellen. Als er eben ſeine kleine Anrede vortrug, hörte er auf dem Theater Trommelſchlag, bildete ſich ein, es ſei Feuer und hielt inne. Die Kaiſerin und ihre Umgebungen lachten und er ſtimmte mit ein, als er merkte, daß der „nächtliche Tambour“ gegeben wurde, und ließ ſeine Rede unbeendigt. Graf Panin führte ihn dann noch zu dem Großfürſten, den er im Namen ſeines Prinzen begrüßte und ſich dann ins Palais zurückbegab. Nächſten Mittag hielt der Prinz einen glänzenden Aufzug nach Hofe. Aber nach dieſer erſten Audienz und einem überaus großen Diner, das ihr folgte, war dann weiter keine Rede von Etikette oder Ceremonie unter dieſen erlauchten Perſonen, und lebten ſie in der vertraulichſten und ungenirteſten Weiſe, wobei es aber naturlich nicht an Schauſpielen und Feſten aller Art mangelte und die ganze Bewirthung die glänzendſte war. So beſchreibt Hård namentlich ein Feſt, das die Kaiſerin dem Prinzen in Czarskoſelo gegeben. Nachdem ſie bei Hofe geſpeiſt, ſetzte ſich die Kaiſerin in einen ungeheuern, ganz von Spiegelglas umgebenen Wagen, in welchem 16 Perſonen, worunter Hård, Platz nahmen und der von 16 Pferden gezogen ward. Sowie der Tag verſchwand, ging es fort und mehr als 2000 Wagen folgten dem der Kaiſerin. Die Theilnehmer waren alle in Domino. Etwa 1000 Schritt von St.-Petersburg kamen ſie unter einem ſehr großen und wundervoll beleuchteten Triumphbogen durch, und je nach 1000 Schritt kam ein neuer. Wie man ſich näherte, zeigte ſich von Zeit zu Zeit je auf der einen Seite eine ſtark beleuchtete Pyramide, auf der andern ein Tanzboden, auf welchem Bauern und Bäuerinnen tanzten, wobei ſich auf jedem ein anderer Volksſtamm, mit ſeinen Eigenthümlichkeiten in Tracht, Tanz und Muſik, zeigte und an der Spitze jedes Trupps ſich zwei Neuvermählte befanden. In einiger Entfernung von dem Luſtſchloſſe ſah man einen ziemlich hohen Berg, der den Veſuv vorſtellte und auf deſſen Höhe ſich ein künſtliches Feuer erhob, das ſolange fortbrannte, bis alle Wagen vorüber waren. Im Schloſſe blendete faſt der Glanz der Wachskerzen. Man tanzte in zwei großen Sälen zwei Stunden lang, und am Schluſſe des Balles wurden 100 Kanonenſchüſſe gelöſt. Sofort verlöſchten alle Kerzen und man hatte eine Stunde lang das Schauſpiel eines prächtigen Feuerwerks, das mit einer neuen Salve von 100 Kanonenſchüſſen ſchloß. Die Kerzen wurden wieder angezündet; man tanzte bis Mitternacht, nahm dann ein Souper zu mehr als 500 Couverts ein, und tanzte dann wieder bis um 4 Uhr, wo die hohen Herrſchaften verſchwanden, und Alle, die nicht im Schloſſe untergebracht werden konnten, ſich wieder nach St.-Petersburg zurückbegaben, um die Strapazen auszuſchlafen.

Der Prinz dinirte faſt alle Tage bei Hofe, ſoupirte aber meiſt mit der Kaiſerin in ihrer Eremitage, aus welcher alle Etikette verbannt war. Der Geburtstag des Prinzen (geb. 18. Jan. 1726, † 3. Aug. 1802) wurde feſtlich begangen, und die Kaiſerin ſchickte ihm dabei einen Brillantring, der auf 40,000 Thlr. geſchätzt ward und in dem ſich das Portrait der Kaiſerin befand. Sie verlieh ihm den Andreasorden in Brillanten, und machte ihm die vollſtändige Sammlung ruſſiſcher Medaillen in Gold, prachtvolle Pelze von Zobel und ſchwarzem Fuchs und verſchiedene andere ſehr werthvolle Sachen zum Geſchenk. Auch Härd erhielt einen Zobelpelz und eine goldene Doſe mit Diamanten. Die Adjutanten, der Secretair und der Arzt des Prinzen wurden gleichfalls freigebig bedacht und unter die Bedienten 100 Ducaten vertheilt. Der Prinz beſuchte auch Moskau, wo er 14 Tage unter fortwährenden Feſten zubrachte, an welcher Reiſe jedoch Härd durch Krankheit verhindert ward, theilzunehmen.

Während all dieſer Feſte wurde zwiſchen der Kaiſerin und dem Prinzen die erſte Einleitung zu den gezwungenen Abtretungen von Polen getroffen. Die dabei wirkſamen Perſonen machten ſich keinerlei Scrupel über die Rechte Polens. Die Frage war nur, ob Rußland allein Polen verſchlingen könne, oder ob es an Preußen und Oeſterreich auch einen Antheil der Beute zu überlaſſen habe. Friedrich II. hatte Polen ſchon ſeit Jahren im Auge gehabt. Es war die Seite, wohin ihm die für Preußen erforderte Machterweiterung am leichteſten und natürlichſten ſchien. Seine öfteren Verſuche aber, ſich in die polniſchen Händel hineinzuziehen, hatten immer von Seiten Rußlands eine mistrauiſche Abweiſung erfahren. Da naherte er ſich Oeſterreich, und die Beſorgniß, daß die beiden deutſchen Mächte ſich über ein polniſches Arrangement verſtändigen möchten, beſtimmte Rußland, zunächſt Preußen und durch Preußen Oeſterreich zur Theilnahme einzuladen. Die Kaiſerin wartete nur auf das erſte Wort, das Prinz Heinrich in Bezug auf Polen fallen ließ, antwortete dann in dem Kundigen verſtändlicher Weiſe, und ſchon am Tage nach des Prinzen Rückkehr nach Berlin machte der König dem öſterreichiſchen Diplomaten Van Swieten vorſichtige, aber deutliche Eröffnungen. — Härd, indem er beſtätigt, daß jener Aufenthalt in der ruſſiſchen Hauptſtadt, neben den Feſtlichkeiten, auch dieſen politiſchen Verhandlungen gewidmet worden ſei, bemerkt dabei: „daß jeder Staat, wo die Spaltungen, die innern Kriege herrſchen, dem Schickſal nicht entgehen kann, in Verfall zu gerathen und die Beute ſeiner Nachbarn zu werden. Wie kann,“ fragt er, „ein Land gedeihen, wo der Souverain, auch bei den rechtlichſten und reinſten Abſichten, faſt gänzlich ohne Mittel des Wirkens iſt? wo die monarchiſche und die demokratiſche Gewalt ſich weniger mäßigen, als unabläſſig durchkreuzen und einander entgegentreten? wo es nur große Herren und Sklaven gibt? wo endlich die innern Spaltungen von ewiger Dauer ſind und immer wieder aufleben?“

Vor der Abreiſe beſichtigte der Prinz noch Kronſtadt. Härd fand übrigens, daß die Ruſſen in Betreff der Marine noch weit von dem Standpunkte der weſtlichern Völker zurück waren. Gegen Ende des Februar reiſten die preußiſchen Gäſte, bei ſehr ſtrengem Winter, aber auf trefflichen Schlitten, heimwärts, bis zur kuriſchen Grenze von allen Perſonen begleitet, die während ihres Aufenthaltes in Rußland zur Bedienung des Prinzen gehört hatten. An der Grenze empfing der Herzog von Kurland den Prinzen mit großer Pracht. Es war dies der Herzog Peter (geb. 15. Febr. 1724), der kurz vorher (24. Nov. 1769) von ſeinem Vater die Regierung übernommen hatte.[1]) In Mitau fanden ſie den Vater des Herzogs, den berühmten Biron, damals ſchon 80 Jahre alt, die von ſo viel Schickſalswechſeln bezeichnet geweſen, aber noch immer mit dem Anſehen ſeltener Friſche und Elaſticität des Geiſtes, auch noch immer im Beſitze ſeiner treuen Gemahlin[2]), welche ein halbes Jahrhundert hindurch jedes Schickſal mit ihm getragen. (Er ſtarb übrigens doch nicht lange nachher, 28. Dec. 1772, 82 Jahre alt.) In Mitau hielt ſich Prinz Heinrich

---

1) Bekanntlich entſagte er Kurland am 28. März 1795 und hatte ſich ſeit 1786 das Herzogthum Sagan von den Lobkowitz, dazu noch Hansdorf, Zeipau, Liebſchen, Großpetersdorf, die Herrſchaft Wartenberg und die Rothenburgiſchen Güter im Kroſſener Kreiſe gekauft. Er ſtarb am 13. Jan. 1800 zu Gellenau bei Kudowa in der Grafſchaft Glatz, und wurde in Sagan beerdigt. Vermählt war er 1) am 11. Oct. 1765 mit Karoline Luiſe Prinzeſſin von Waldeck, Tochter jenes edeln Freundes von Hard, geb. 14. Auguſt 1748, geſchieden 26. Aug. 1772, † 18. Aug. 1782; 2) am 6. März 1774 mit Eudokia Juſupoff, Tochter des Fürſten Boris, geſchieden 26. April 1778, † 19. Juli 1780; 3) am 6. Nov. 1779 mit Anna Charlotte Dorothee Gräfin v. Medem († 20. Aug. 1821). Nur aus dieſer dritten Ehe hatte er Kinder. Sein einziger Sohn ſtarb aber 1790 drei Jahre alt, und das Erbe kam an ſeine vier Töchter. Von dieſen vermählte ſich die älteſte, Katharine Friederike Wilhelmine Benigna (geb. 8. Febr. 1781): 1) am 23. Juni 1800 mit dem Prinzen von Rohan-Guemenſe, ward aber 7. März 1805 geſchieden; 2) 5. Mai 1805 mit dem Fürſten Trubezkoi, von dem ſie ſchon 1806 geſchieden ward; 3) 17. Juli 1819 mit Graf Karl Rudolf v. d. Schulenburg, aus dem Hauſe Vitzenburg. Sie ſtarb am 29. Nov. 1839. Die Zweite, Marie Luiſe Pauline, geb. 19. Febr. 1782, vermählte ſich am 26. April 1800 mit dem Erbprinzen, nachherigen Fürſten Friedrich von Hohenzollern-Hechingen, ward Witwe 13. Sept. 1838, ſtarb 8. Jan. 1845. Die Dritte, Johanne Katharine, geb. 24. Juni 1783, vermählte ſich am 18. März 1801 mit Franz Pignatelli de Belmonte, Herzog von Acerenza, iſt Witwe. Die Vierte, Dorothee, geb. 21. Aug. 1793, vermählte ſich am 23. April 1809 mit Edmund von Talleyrand-Perigord, Herzog von Dino.

2) Benigna, Tochter Gottlieb Wilhelm's v. Trotta genannt Treyden, geb. 15. Oct. 1703, vermählt 1722, † 2. Nov. 1782.

aber nur einen Tag auf, worauf ſie über Memel und Königsberg bis 10 Meilen vor Berlin auf Schlitten fuhren und erſt dann die Räder wieder hervorſuchten.

Der Prinz begab ſich ſogleich nach Potsdam zum König und blieb zwei Tage bei ihm. Auch Hård wurde dahin berufen, und da die Frühjahrsmanoeuvres heranrahten, ſo behielt der König ihn bei ſich. Dann kam er wieder in ſeinen gewohnten Zug und wechſelte mit dem Genuſſe des Landlebens und den Geſellſchaften von Berlin und Potsdam ab. Prinz Heinrich, von dem ſich Hård nur ungern trennte, zog ſich wieder nach Rheinsberg zurück, ſchickte ihm aber nach ein paar Wochen eine prächtige goldene Doſe mit Brillanten und ſeinem Bildniß, das der Doſe in den Augen des Grafen erſt den wahren Werth gab, ſchrieb ihm ein überaus huldvolles Billet dazu und lud ihn ein, ihn ſo oft in Rheinsberg zu beſuchen, als ſeine Geſchäfte es nur erlauben wollten. Hård machte von dieſer Einladung um ſo willigern Gebrauch, als man wol glauben kann, daß ihm der Kreis des Prinzen noch beſſer behagt haben mag, als der des Königs, in dem er wol den eminenten Geiſt zu bewundern hatte, doch aber öfters bald etwas Cyniſches, bald etwas Scharfes und Schneidendes fand, das dem wahrhaft fein und edel gebildeten Manne ſchwerlich zugeſagt hat.

Um dieſe Zeit war der König von Schweden geſtorben (12. Febr. 1771)[1]), und ſein Sohn und Thron-

---

1) Er hatte einen ſchwachen Magen mit Heißwecken, Auſtern und Sauerkraut überladen, fiel am Abend an ſeinem Quadrilletiſch in Ohnmacht, wurde in eine andere Stube gebracht und verſchied da ſogleich in den Armen des Grafen Axel Ferſen und des Reichsraths Beckfriis. Er ſtand im 61. Jahre und hatte beinahe 20 Jahre auf dem Throne geſeſſen.

folger, der Kronprinz Guſtaf (geb. 24. Jan. 1746, geſtorben an dem Mordſtahl der oligarchiſchen Faction 29. März 1792), der eben mit dem Prinzen Friedrich eine Reiſe nach Paris gemacht hatte, wollte über die Mark zurückkehren und einige Zeit in Berlin verweilen. Härd ward vom König ihm entgegengeſchickt und mit der Sorge für die Reiſe, ſowie mit Ermittelung der Wünſche des jungen Monarchen in Betreff ſeines Empfanges beauftragt. Der Kronprinz erklärte, daß er das Incognito aufgebe, das er ſeinem Oheim gegenüber nicht mehr bedürfe, wohl aber um Erlaubniß bitte, bei ſeiner Ankunft in Potsdam ſogleich zu Sr. Maj. gehen zu dürfen, um ihm, in Gemeinſchaft mit ſeinem Bruder, die Huldigungen der ehrfurchtsvollſten Ergebenheit darzubringen. Härd eilte dem ſchwediſchen Thronerben einige Stunden voraus. In Potsdam fanden ſich bei der Ankunft des königlichen Gaſtes alle Generale und Stabsoffiziere der Beſatzung von Potsdam zu ſeinem Empfange im Schloſſe verſammelt. Der König, wiewol von Härd an die Bitte ſeines Neffen erinnert, ging die Treppe herab und wollte den ſchwediſchen Monarchen bei ſeinem Ausſteigen begrüßen, worauf ſich dieſer, durch einen ſo freundſchaftlichen Empfang ebenſo geſchmeichelt, als in Erſtaunen geſetzt, förmlich aus dem Wagen warf, um ſich in die Umarmung des Königs zu ſtürzen. Dann führte der König ſeinen Neffen in ſein Zimmer, wo ſie eine halbe Stunde miteinander verbrachten, worauf geſpeiſt ward und der König die hohen Gäſte in die für ſie beſtimmten Gemächer brachte. Prinz Heinrich war gleichfalls angelangt und zeigte ihnen die Merkwürdigkeiten von Potsdam, Sansſouci und dem neuen Palais. Am dritten Tage war Manoeuvre der Garniſon; am vierten ſollte es nach Berlin gehen. Bei dieſer Gelegenheit kam der

König von Preußen früh um 8 Uhr aus ſeinem Zimmer, und da er Härd in ſeinem Vorgemache fand, befahl er dieſem, ihm zu folgen. Sie gingen nach der andern Seite des Schloſſes, wo der König von Schweden wohnte, und da ſich Niemand in deſſen Vorzimmer befand, ſo blieb der König ſtehen, verbot auch, daß Härd hineingehe, und promenirte nun mit dieſem länger als eine halbe Stunde im Vorgemache, ohne Jemand zu ſehen und zu hören. Endlich machte der Reichsrath Graf Scheffer (IV, 383) die Thüre auf, ſah mit Verwunderung den König von Preußen, und weckte nun ſeinen Monarchen, der dann in weniger als zehn Minuten angekleidet war und ſich bei ſeinem Oheim zu entſchuldigen eilte. In Berlin wieder Manoeuvres der Beſatzung. Dann ging der König von Schweden nach Rheinsberg. — Nicht lange darauf kam die Königin-Witwe von Schweden zum Beſuch nach Potsdam und Rheinsberg, welchem Beſuche die Prinzeſſin ihre Tochter [1]) die Ernennung zur eventuellen Nachfolgerin der Prinzeſſin Amalie [2]) von Preußen als Aebtiſſin von Quedlinburg verdankte, wie die Königin auch noch auf der Rückkehr von dieſer Reiſe, zu Stralſund, eine zweite freudige Nachricht erhielt: das Gelingen der ſo bedeutſamen und gänzlich unblutigen Revolution, des Staatsſtreiches vielmehr, der ihrem Sohne, dem König Guſtaf III., unter Beiſtand deſſelben franzöſiſchen Cabinets, das die Knechtung ſeines Vaters gefördert hatte, ſoeben (19. Auguſt 1772) gelungen war: eine rettende That, welche Schweden aus tiefſter Erniedrigung hob und es vor dem Schickſale Polens bewahrt hat. Für Härd aber mußten beſondere Betrachtungen daraus erwachſen, daß jetzt daſſelbe Werk mit Ruhm und Erfolg gekrönt ward, das ihm einſt Aechtung und Verfolgung, edeln Freunden den Tod zugezogen, daß es mit anſcheinend[1]) geringern Mitteln zu Stande gebracht ward, als ihnen einſt zu Gebote geſtanden, und daß dieſelbe Macht, die ihren Plänen entgegengetreten war, die geheimen Fäden gelenkt hatte, welche die neue Staatsveränderung herbeiführten.

---

[1]) Sophie Albertine, geb. 8. Oct. 1753, wird wirkliche Aebtiſſin 30. März 1787, reſignirt 1802, † 17. März 1829.

[2]) Anna Amalie, jüngſte Schweſter Friedrich's II., geb. 9. Nov. 1723, wird Aebtiſſin zu Quedlinburg am 16. Juli 1755, † 30. März 1787.

1774 wurde Härd, gleichzeitig mit Möllendorf[2]), bei einer Mairevue zu Berlin zum Generallieutenant und 1776, nach dem Tode des Generallieutenants v. Bülow[3]), zum Gouverneur von Spandau, mit einer

---

1) Ein unermeßlicher Unterſchied lag freilich in dem König von jetzt und dem König von damals.

2) Wichard Joachim Heinrich v. Möllendorf auf Lindenberg und Quitzow, geb. zu Lindenberg in der Priegnitz 1721 (wir finden auch 1724 und 1725 angegeben), Sohn des Deichhauptmanns v. M. auf L., 1740 Page des Königs, 1743 Fähnrich, bei Soor ſtark bleſſirt, 1746 wegen tapferer Vertheidigung eines Proviantransports ſogleich Hauptmann und Flügeladjutant, bei Leuthen Ritter des Meritsordens, 1758 Major, 1760 wegen Liegnitz Oberſtlieutenant, bei Torgau ausgezeichnet, aber gefangen (1760), doch bald ausgewechſelt und Oberſt, 1762 Generalmajor, 1766 Commandant von Potsdam, 1774 Generallieutenant, 1783 Gouverneur von Berlin, Geſellſchafter des Königs, 1787 General der Inf. und Oberkriegspräſident, 1797 Feldmarſchall, 1806 in Erfurt gefangen, Großkreuz der Ehrenlegion, † 1816 zu Havelberg, wo er Dompropſt war, unverheirathet. — Möllendorf iſt 1774 Generallieutenant worden, und Härd ſagt, er ſei es gleichzeitig mit dieſem worden. Anderwärts finden wir H.'s Ernennung in das Jahr 1775 verſetzt.

3) Johann Albrecht von Bülow auf Lichtenfelde und Gieſelsdorf, geb. 1708, Sohn Daniel Levin's v. B. († 1758) und Einer v. Schlubhut, war in den ſchleſiſchen Kriegen Generaladjutant des Deſſauers, 1742 Major, 1750 Oberſtlieutenant, 1754 Oberſt, 1757 Generalmajor, 1760 Generallieutenant, 1766 Gouverneur von Spandau,

Zulage von 1500 Thlrn., ernannt. In demſelben Jahre' und zwar noch vor letzterer Ernennung, mußte er den Prinzen Heinrich auf einer zweiten Reiſe nach St.-Petersburg begleiten, wo dieſer dem öſterreichiſchen Einfluſſe entgegenwirken ſollte, welcher Rußland, das eben um ſich werben ließ, mehr und mehr von Preußen abzuziehen drohte.. Sie langten am Vorabend der ruſſiſchen Oſtern gegen Abend an; die Kaiſerin, die den nächſten Morgen um Zwei aufſtehen wollte, um dem Gottesdienſte beizuwohnen, hatte ſich bereits ſchlafen gelegt, und Härd mußte ſie am früheſten Morgen, als ein Kanonenſchuß das Zeichen zum Kirchengehen gegeben hatte, in der Kapelle aufſuchen, ſie im Namen des Prinzen zu begrüßen. Sobald ſie ihn ſah, ließ ſie ihm ſagen: Wenn er ſie ſprechen wolle, wie ſie annähme, ſo müſſe er den Augenblick ergreifen, wo, nach Beendigung des Gottesdienſtes, die Biſchöfe und alle andern Geiſtlichen ſich ihr näherten, um ſie zu beglückwünſchen. Demgemäß geſchah es. — Der diesmalige Beſuch des Prinzen wurde durch den Tod der erſten Gemahlin des Großfürſten Paul, Natalie Alexieffna (Wilhelmine) von Heſſen-Darmſtadt (geb. 14./25. Juni 1754, vermählt 29. Sept./10. Oct. 1773), getrübt, welche bald nach ſeiner Ankunft in der nordiſchen Hauptſtadt an den Folgen ihrer Entbindung von einem todten Kinde ſtarb (15./26. April 1776). Die Kaiſerin war in nicht minderer Verzweiflung, wie der unglückliche Gemahl, der die Verlorene heiß geliebt hatte, und zog ſich nach Czarskoſelo zurück, wohin der Prinz

---

1775 General der Inf., † 19. Sept. 1776. Er meldete dem König den Sieg v. Mollwitz, war drei mal ſchwer verwundet und hatte eine Kugel im Leibe, an der er ſchließlich noch ſtarb. Vermählt war er mit Magdalene Jakobine, Tochter des Oberſten v. Forreſtier, die am 9. Oct. 1780 ſtarb.

ihr folgte und das ſie vor der Rückreiſe deſſelben nicht wieder verließen. Das beſte Mittel, den Kummer der Kaiſerin zu zerſtreuen, ergab ſich daraus, daß ſie auf einen Erſatz für die Geſchiedene zu denken begann, und dabei ſogleich auf die Prinzeſſin Sophie Dorothee von Württemberg 1), eine nahe Verwandte des preußiſchen Königshauſes, verfiel; da dieſe aber erſt von dem Erbprinzen von Heſſen-Darmſtadt abgelöſt werden mußte, dem ſie verſprochen war, ſo gab dies dem Prinzen Heinrich und dem preußiſchen Hofe Gelegenheit, ihre Gefälligkeit geltend zu machen.

Prinz Heinrich expedirte ſofort einen Courier an ſeinen königlichen Bruder, deſſen Antwort nun mit Ungeduld in Czarskoſelo erwartet ward. Die Zwiſchenzeit wurde meiſt in einfacher Stille, unter ländlichen Ausflügen, Gartengenuß, Spaziergängen, welche die Kaiſerin ſehr liebte, und Reitpartien in der Umgegend verbracht. Bei der erſten Anweſenheit des Prinzen Heinrich in der nordiſchen Capitale war Fürſt Gregor Orloff in der höchſten Gunſt; bei der diesmaligen war er auf die zweite Stelle getreten und durch Fürſt Potemkin erſetzt worden. Eines Tages ging Potemkin die Schloßtreppe zu der Kaiſerin hinauf, während Orloff eben herabkam. Um nicht verlegen zu erſcheinen, redete Potemkin dieſen an und fragte: „Was gibt es Neues am Hofe?“ „Nichts,“ antwortete Orloff kalt, „als daß Sie aufſteigen und ich herabkomme.“ — Als Orloff in der höchſten Gunſt war, brach die Peſt in Moskau aus (1771) und wüthete auf

---

1) Als Kaiſerin Marie Feodorowna, geb. 25. Oct. 1759, Tochter Friedrich Eugen's von Württemberg und Friederiken von Brandenburg-Schwedt, vermählt mit Paul von Rußland am 26. Sept. (7. Oct.) 1776, † 24. Oct. (5. Nov.) 1828.

das äußerſte. Orloff trieb zuſammen, was nur von Aerzten und Wundärzten zu beſchaffen war, eilte mit dieſer Schaar Aeskulape nach Moskau, warf ſich in die Mitte der inficirteſten Stadttheile und traf hier ſo treffliche Maßregeln ſtrenger Ordnung und zweckmäßiger Pflege, daß nach einigen Wochen die Seuche verſchwunden war. Während ſie noch wüthete, ließ eines Tages der Erzbiſchof von Moskau, ein guter, achtungswerther Greis, einige Heiligenbilder, die in einer ſeiner Kirchen keinen Platz mehr fanden, in ein Kloſter ſchaffen. Der Pöbel faßte dieſe Verpflanzung der Bilder als einen Akt der Impietät auf, rottete ſich zuſammen und verfolgte den Erzbiſchof, der aus ſeinem Hauſe floh, in eine Kloſterkirche flüchtete und ſich in das Sanctuarium verbarg, das nur die Geiſtlichen der griechiſchen Kirche betreten dürfen. Zum Unglück hatte ihn ein Kind vorbeikommen ſehen, und beeilte ſich, ſeinen Zufluchtsort zu entdecken. Der Pöbel läuft herzu, drängt in die Kirche, wirft ſich auf den ehrwürdigen Geiſtlichen und ſchleppt ihn an die Pforte, um ihn zu ermorden. Der Greis, der den Tod vor Augen ſieht, beſchwört ſeine Henker, ihm wenigſtens zu erlauben, an den Altar zu treten, um noch einmal das heilige Abendmahl zu genießen. Der Pöbel willigt ein und betrachtet, während dieſer frommen Verrichtung, mit der größten Ruhe das Schlachtopfer ſeines Fanatismus. Sobald das Werk vorüber iſt, ſtürzt er ſich von Neuem auf den unglücklichen Greis, reißt ihn zur Kirche hinaus und zerfleiſcht ihn in tauſend Stücke. Die Polizei kam, wie ſo oft, zu ſpät zur Rettung, aber nicht zur Rache; die Rädelsführer der Unthat, gleichfalls Opfer der Roheit geſellſchaftlicher Zuſtände, wurden nach Maßgabe ihrer Schuld gehenkt oder gerädert.

Die Nachrichten aus Berlin waren erwünſchter Natur und es ward beſchloſſen, daß der Großfürſt ſich mit der ihm zugedachten Prinzeſſin in Berlin treffen und das Weitere dem Eindrucke dieſer Zuſammenkunft überlaſſen werden ſolle. Prinz Heinrich übernahm es, den Großfürſten nach Berlin zu geleiten, und für die Reiſe der Prinzeſſin und ihrer Familie wies die Kaiſerin 40,000 Thlr. an. Graf Rumänzoff[1] wurde aus der Ukraine herbeibefohlen, den Großfürſten auf dieſer Reiſe zu begleiten. Der Großfürſt reiſte dem Prinzen einen Tag voraus und erwartete ihn in Riga, wo ein Lager von zwei Reiter- und zwei Fußregimentern zuſammengezogen war, die der Großfürſt vor dem Prinzen manoeuvriren ließ. In Mitau empfing ſie der Herzog von Kurland mit vieler Pracht und der Großfürſt übernachtete hier, während der Prinz vorauseilte, um ihn auf preußiſchem Gebiete, in Memel, zu empfangen. Auf der ganzen Reiſe im preußiſchen Gebiete wurden dem Großfürſten alle die Ehren erwieſen, die ein ruſſiſcher Thronfolger beanſpruchen konnte, und die Bevölkerung nahm willigen Antheil daran. Der Zweck der Reiſe wurde bekanntlich erreicht, und der damals geſchloſſenen Verbindung, wenn ſie auch durch eine grauſe Kataſtrophe vorzeitig getrennt ward, ſind eine Reihe kräftiger Männer und edler Frauen entſtammt.

---

[1] Peter Alexejewicz Graf v. R., Sohn Alexei R.'s (VI, 358), geb. um 1730, nahm 1761 Kolberg, ſiegte 1770 am Pruth und am Kagul, nahm 1771 Giurgewo, errang 1774 den Frieden von Kutſchuk-Kainardſchi, erhielt den Beinamen Zadunaiskoy (Transdanubiensis), gab 1789, von Potemkin beleidigt, ſeine Entlaſſung und † 9. Dec. 1796 auf ſeinen Gütern. Söhne von ihm waren: der Miniſter des Kriegs und des Auswärtigen Graf Nikolaj R. (geb. 1754), der an der Spitze der franzöſiſchen Partei ſtand, ſich 1811 zurückzog und am 15. Jan. 1826 ſtarb; Michael Paul, ruſſ. Geſandter in Berlin, 1808 mit in Erfurt, 1809 mit dem Abſchluß des Friedens mit Schweden beauftragt, 1812—14 Miniſter des Auswärtigen, viel für patriotiſche Zwecke thätig; Sergej, der auch Geſandter in Berlin geweſen und am 6. Februar 1838 zu Moskau ſtarb.

Härd verlor um dieſe Zeit ſeine treue Gattin, die ſeit einigen Jahren leidend geweſen war, und an einer Bruſtwaſſerſucht ſtarb. Einige Zerſtreuung in ſeinem Kummer verſchaffte ihm der König, der ihn zu den ſchleſiſchen Revuen nahm und dann noch in Potsdam bei ſich behielt. Dann rief der Tod des Kurfürſten von Baiern (30. Dec. 1777) den bairiſchen Erbfolgekrieg hervor. Hier wurde Härd beauftragt, ein Freiregiment zu errichten, und widmete ſich dieſer Aufgabe mit ſoviel Eifer, daß ſeine zwei Bataillone bei der Abreiſe aus Berlin zu Eröffnung des Feldzuges nicht blos vollzählig, ſondern auch vollſtändig uniformirt und bewaffnet waren. Härd gehörte übrigens zu den Generalen, welche dem Prinzen Heinrich nach Sachſen und Böhmen zu folgen beſtimmt waren. Als die in Berlin durch Graf Cobenzl[1] betriebenen Unterhandlungen nicht zum Ziele führten und der Krieg unvermeidlich ward, ließ Prinz Heinrich — der König war bereits in Schleſien — in demſelben Augenblicke, wo den Generalen der Marſchbefehl für den nächſten Tag zugefertigt ward, die Thore der Stadt ſchließen. Graf Cobenzl, der die Gründe dieſer Maßregel ahnte, aber Gewißheit zu erlangen wünſchte, und der ſich oft die Pferde des Grafen Härd zum Spazierenreiten entlehnt hatte, ließ ſich ein ſolches ausbitten, worauf ihm Härd freilich antworten mußte: es thue ihm leid, aber er brauche es ſelbſt. Der Geſandte wußte nun, wie die Sache ſtand.

---

[1] Graf Johann Ludwig Joſeph v. Cobenzl auf Preſſegg, Lueg, Leutenberg, Habsberg, geb. 21. Nov. 1753, Sohn des Grafen Karl Johann Philipp (geb. 21. Juli 1712, † 27. Jan. 1770) und der Gräfin Marie Thereſe Palffy (geb. 2. Oct. 1719, verm. 24. Nov. 1734, † 25. Dec. 1771), 1774 Geſandter in Kopenhagen, 1777 in Berlin, 1779 in St.-Petersburg, ſchloß 1795 das Bündniß zwiſchen Oeſterreich, England und Rußland, war 1797 zu Udine, dann zu Raſtadt, wieder in St.-Petersburg, 1801 zu Luneville, Staatskanzler und Miniſter der ausw. Angel., 1805 zurückgetreten, † 22. Febr. 1809. Vermählt (Juni 1774) mit Thereſe Johanne, Tochter Leonhard's de la Rovere, Grafen von Montelabate, erzeugte er einen Sohn Franz Karl (geb. 1776), der ſchon am 14. Nov. 1778 ſtarb. Das Geſchlecht iſt am 30. Auguſt 1810 mit ſeinem Vetter, dem Grafen Johann Philipp, der ſich auch als Diplomat bekannt gemacht hat, erloſchen.

Härd fühlte doch, daß dieſer Feldzug, ſo wenig thatenreich er geweſen war, ſeine Geſundheit angegriffen hatte. Das Klima in den böhmiſchen Gebirgen war rauh geweſen; er war oft detachirt worden und hatte manche Nacht unter dem Zelte campiren müſſen; ein Rheumatismus hatte ſich auf den beſchädigten Arm geworfen. Dazu kamen Gemüthsverſtimmungen, deren Urſache uns unbekannt geblieben iſt. So kam er um ſeinen Abſchied ein, den ihm der König, anfangs etwas unmuthig darüber, auf wiederholtes Andringen, nach einiger Zögerung bewilligte. Von dem Augenblicke an fühlte er ſich als einen freien Mann. Die Bäder von Aachen und Spaa ſtellten ſeine Geſundheit wieder her, und mit ihr bekam er ſeine fröhliche Stimmung wieder. Er bereiſte die Niederlande, ſuchte die alten Schlachtfelder auf und reiſte, unter dem Namen eines Barons v. Stein, über Chantilly, wo er das Schloß des gerade abweſenden Prinzen von Condé beſichtigte, nach Paris, wo er ſich, nachdem er von einer Gelbſucht hergeſtellt war, bei Hofe vorſtellen ließ. Bei dem Kriegsminiſter Fürſten v. Montbarey intereſſirte ihn deſſen ſchöne und junge Tochter, die ſoeben den Prinzen von Naſſau-Saarbrück geheirathet [1]) hatte. Er ſagte ihr: er glaube, vor einigen Jahren die Ehre gehabt zu haben, mit dem Prinzen ihrem Gemahl, als damaligem franzöſiſchen Oberſten, bei dem König von Preußen zu Berlin zu ſpeiſen. „Das muß mein Schwiegervater geweſen ſein“, erwiderte ſie lächelnd; „denn mein Mann iſt noch auf der Schule.“ Er war in der That erſt 11 Jahre alt.

---

[1]) D. h. mit ihm getraut (oder verlobt?) worden war, während die Ehe erſt am 2. Sept. 1785 vollzogen ward. Es war dies Prin-

Ein Abenteuer zog Härd ſein Incognito zu. Eines Morgens ward ihm der Secretair des Grafen Vergennes gemeldet, der ſich bei ihm erkundigen ſollte, ob er nicht eine Gräfin v. Stein kenne. Unter dieſem Namen war vor drei Monaten eine Dame mit zwei jungen Mädchen nach Thionville gekommen, unter dem Vorgeben, daß ſie pariſer Aerzte über ihre Geſundheit conſultiren wolle, mit Zurücklaſſung ihrer der Fürſorge der Wirthin empfohlenen Töchter, abgereiſt und hatte nie wieder etwas von ſich hören laſſen. Härd ſagte: er kenne keine Gräfin Stein, werde aber die Ehre haben, am nächſten Tage dem Herrn Grafen Vergennes ſelbſt ſeine Aufwartung zu machen, und entdeckte dann dieſem ſeinen Stand und Namen. Er erfuhr ſpäter, daß man nie etwas über die Dame habe ermitteln können, und daß der König die

---

Heinrich Ludwig Karl Albert, geb. 9. März 1768, der einzige Sohn des Fürſten Ludwig (geb. 3. Jan. 1745, † 2. März 1794) und der Sophie Wilhelmine Eleonore von Schwarzburg-Rudolſtadt (geb. am 22. Jan. 1751, verm. 30. Oct. 1766, † 17. Juli 1780). Er ſtarb kinderlos am 27. April 1797 und das Erbe kam an die Uſingen, welche 1816 auch erloſchen. Seine Gemahlin war Marie Francisca Maximiliane, Tochter Alexander's de St.-Maurice Fürſten v. Montbarey, geb. 2. Nov. 1761, † 2. Febr. 1838. Die Kinder der zweiten Ehe ſeines Vaters, mit Katharina Köſt, die zur Gräfin v. Ottweiler erhoben ward (geb. 9. Oct. 1757 zu Carsdorf, verm. 28. Febr. 1787, † 11. Dec. 1829), erhielten den Titel: Grafen v. Ottweiler, Herzöge v. Dillingen.

verlaſſenen Kinder in eine Penſion habe bringen und auf ſeine Koſten erziehen laſſen.

Nach Berlin zurückgekehrt, ſchwankte er, ob er ſeinen Aufenthalt in Schweden, oder in Preußen nehmen ſolle. Da ſagten ihm Freunde, es gehe allgemein das Gerücht, daß er im Begriff ſtehe, ſich wieder zu verheirathen. Die Dame, die man ihm zutheilte, war ihm ſeit längerer Zeit nichts weniger als gleichgiltig. Er erwiderte, die fragliche Heirath ſei wenigſtens zur Hälfte fertig, indem er ſeinerſeits von Herzen zuſtimme. Der Gedanke verfolgte ihn aber nun unabläſſig und er beſchloß, die erſte Gelegenheit zu ergreifen, der Dame, die ihm das Publicum zuzudenken die Güte hatte, ſein Herz zu enthüllen. Sie fand ſich und er wurde erhört. Seine zweite Gemahlin war Sophie Friederike Albertine (geb. 10. Juli 1722), eine Tochter des Cabinetsminiſters Grafen v. Podewils [1]) und die Witwe eines Oberſtlieutenants v. Bredow. Sie beſaß anſehnliche Güter, und eben war ihr von einem Oheim die Herrſchaft Leuthen in der Niederlauſitz zugefallen, zu welcher dieſelbe Stelle gehörte, auf welcher Härd vor 22 Jahren von den Ruſſen gefangen genommen worden war.

---

[1]) Heinrich Graf v. Podewils, geb. 3. Oct. 1695 zu Suckow in Pommern, Geſandter in Kopenhagen und Stockholm, 1730—1760 Miniſter des Auswärtigen, † 29. Juli 1760. Vermählt war er 1) 1721 mit der älteſten Tochter Grumkow's, 2) mit einer Gräfin v. d. Schulenburg-Lieberoſe. Aus beiden Ehen gingen Kinder hervor; die Söhne ſtarben aber erblos und der gräflich Podewils'ſche Stamm iſt erloſchen. Von den Söhnen ſind uns bekannt worden: Friedrich Wilhelm, geb. 8. Auguſt 1723, † im October 1741; Friedrich Heinrich, geb. 10. Jan. 1737, † 10. Jan. 1759; Wilhelm Adam Otto, geb. 4. Oct. 1739, † 1769; Friedrich Werner, geb. 5. Oct. 1741; Georg Karl Ernſt. Eine Tochter, außer den im Text erwähnten, war 1) an den Regierungspräſidenten v. Dewitz, 2) an den Kammergerichtspräſidenten Freiherrn v. Fürſt verheirathet.

Seine zweite Ehe war kinderlos. Aus erſter waren ihm ein Sohn und drei Töchter geboren worden. Der Sohn, geb. 1754, iſt 1804 oder 1805 als Major zu Heilsberg kinderlos geſtorben. Von den Töchtern erhielt Eine die Herrſchaft Leuthen bei Lübben, die jedoch ſpäter an Graf Auguſt Ferdinand v. Häſeler fiel, deſſen Mutter die Gräfin Sophie Chriſtine Dorothee v. Podewils[1]) (geb. 15. Nov. 1735), eine Schweſter der Gräfin Härd, geweſen war.

---

[1]) Sie war erſt mit dem Legationsrath v. Marſchall verehelicht und nahm in zweiter Ehe den Geheimerath Gottfried v. Häſeler.

IX. Der General von Favrat.

Im dritten Jahre des Siebenjährigen Krieges trat ein Offizier aus dem öſterreichiſchen Dienſte in den preußiſchen über, der ſich Franz Andreas Jacquier de Bernay de Favrat nannte und, ſeinen Angaben nach, am 4. Sept. 1730 in Savoyen geboren war. Derſelbe iſt für den natürlichen Sohn einer vornehmen ſavoyiſchen Dame gehalten und als ſein Vater der Marſchall von Sachſen bezeichnet worden, wiewol wahrſcheinlich ohne nähern Grund, als daß dieſer berühmte Feldherr dem jungen Favrat Wohlwollen bezeigte. Dieſer kam nämlich ſchon in ſeinem 15. Jahre, zu Anfang des Jahres 1745, von Chambery, wo er erzogen worden, nach Paris und war mit Empfehlungsſchreiben an den Marſchall von Sachſen verſehen. Der Marſchall empfing den ihm empfohlenen Jüngling ſehr freundlich und geſtattete ihm, ſich dem eben beginnenden niederländiſchen Feldzuge als Freiwilliger anzuſchließen. Er ſoll ſich, wie erzählt wird, des jungen Favrat mehrfach mit Nutzen bedient und ihm reiche Gelegenheit geboten haben, ſich auszubilden und ſeinen Muth zu zeigen. Favrat war bei der Einnahme von Tournay, Oſtende, Nieuport, Brüſſel, Mons, Mecheln, Namur, Philippeville, Arel, Bergenopzoom, Lille und Maſtricht, ſowie in den Schlachten von Fontenay, Rocoux und Lawfelt, in welcher letzteren er eine gefährliche Kopfwunde erhielt. Der Marſchall von Sachſen verſprach, ihn bei dem Dragonerregimente von Septimanien vortheilhaft zu placiren; allein der Aachner Frieden, die Auflöſung jenes Regimentes und vor Allem der Tod des Marſchalls (1750) durchkreuzten ſeine Hoffnungen, und da er in Frankreich keine weitere Ausſicht für ſich fand, ſo ging er nach Savoyen zurück, wo er bis 1755 blieb. Ob er daſelbſt in Militairdienſten geſtanden, wie von einer Seite her verſichert worden, bleibt bei dem Stillſchweigen anderer Quellen darüber ungewiß. 1755 reiſte er nach Spanien, um dort Dienſte zu ſuchen, verließ es aber ſchon 1756 wieder, weil ihm das ſpaniſche Militairweſen nicht behagte, ging wieder nach Frankreich und ſchiffte ſich zu Toulouſe für Neapel ein. Hier bot man ihm eine Lieutenantsſtelle bei der Artillerie an, die er aber um ſo mehr ausſchlug, als die Nachricht, daß ein neuer Krieg zwiſchen Oeſterreich und Preußen bevorſtehe, ihn nach Deutſchland lockte.

Im Auguſt 1756 reiſte er nach Wien, unterwegs zu Rom ein gefährliches Abenteuer beſtehend, deſſen weiterhin näher gedacht werden ſoll, und wurde der Kaiſerin-Königin durch den ſardiniſchen Geſandten Grafen von Canale vorgeſtellt. Die Kaiſerin ſoll ihm, falls er ſich auszeichne, eine Anſtellung als Stabscapitain bei Liechtenſtein Dragoner, oder bei dem Regiment Porporati verſprochen, im Uebrigen aber ihn an Feldmarſchall Browne (V, 387) verwieſen und ihm geſtattet haben, dem Feldzug, der eben durch den unerwarteten Angriff Friedrich's II. eröffnet wurde, als Freiwilliger beizuwohnen. In dieſer Eigenſchaft nahm er denn auch an der Vertheidigung von Prag und Olmütz, an den Schlachten von Lowoſitz, Reichenberg, Prag und Leuthen und an dem Ueberfall von Hochkirchen Theil, ſoll ſich ſehr ausgezeichnet haben und verſchiedene male verwundet worden ſein. Gleichwol ging es ihm hier wie in Frankreich: er gelangte zu keiner feſten Anſtellung und Beförderung, behauptete vielmehr, einer aus Neid und Eiferſucht auf ſeine Auszeichnung entſponnenen Cabale der öſterreichiſchen Offiziere ausgeſetzt geweſen zu ſein. Genug, bald nach der Affaire von Hochkirchen quittirte er die öſterreichiſche Armee und ging nach Breslau, wo er den König von Preußen durch den General v. Webersnow [1]) vorgeſtellt wurde. Friedrich fragte ihn, ob er Empfehlungsſchreiben hätte. Er beſaß dergleichen, übergab ſie dem Könige, ſetzte aber hinzu: er hoffe ſeine beſte Empfehlung würde ſein Degen, ſein Eifer und ſeine Ergebenheit für den Dienſt Sr. Majeſtät ſein. Dieſe Antwort gefiel dem König, der ihn ſogleich zum Hauptmann à la suite ernannte, in welcher Eigenſchaft er denn dem Feldzug von 1759 beiwohnte.

Wie damals Friedrich bei Landshut lagerte, die Oeſterreicher ihm gegenüber und beide Heere lange Zeit einander unthätig beobachtend, überfiel Laudon einmal die preußiſchen Vorpoſten bei Liebau (10. Juni) und warf ſie. Der König kam jedoch zu Hilfe und vertrieb die Kaiſerlichen wieder aus der genommenen Stellung. Favrat hatte inzwiſchen ein Hundert Flüchtiger geſammelt, ihnen wieder Muth gemacht und mit ihnen ein Bataillon Panduren angegriffen, die auf dem Sattelberge poſtirt waren. Er bemächtigte ſich des Poſtens mit dem Bayonnet und behauptete ihn bis zur Ankunft des Königs. Dieſer hatte nach verrichtetem Werke den General Angenelli[1]) gefragt, wo denn der Hauptmann v. Favrat geblieben wäre, und die Antwort erhalten, daß dieſer todt oder gefangen ſein müſſe. Um ſo mehr wunderte ſich der König, wie er Favrat mit ſeinem kleinen Haufen von den Bergen debouchiren und die abgeſchnittenen Oeſterreicher mit Nachdruck vor ſich her treiben ſah. Er umarmte Favrat und gab ihm eine Compagnie im Freibataillon v. Salenmon[2]). In dieſem machte nun Favrat den übrigen Theil des Feldzugs in Sachſen in der Armee des Prinzen Heinrich mit, und that ſich in den Gefechten bei Torgau[1]), Eilenburg, Leipzig, Hoyerswerda, Pretſch und ganz beſonders bei Sorau hervor. Auch an der unglücklichen Affaire von Maxen nahm er Theil und vertheidigte damals ſeinen Poſten bei Falkenhain, gegen einen zehnfach ſtärkern Feind, von Morgen bis Abend tapfer und unerſchütterlich. Doch verfiel er der durch Capitulation erfolgten Gefangenſchaft des ganzen Fink'ſchen Corps (20. Nov. 1759), entging aber der Ungnade, die der König den General Fink ſo bitter empfinden ließ. Der König ſchrieb ſelbſt an Favrat, tröſtete ihn und verſprach ihm, daß er unter den Erſten ſein ſolle, deren Auswechſelung er nachſuchen werde. Da man jedoch kaiſerlicher Seits auf keine Auswechſelung einging, ſo blieb Favrat bis zu Anfang des Jahres 1761 gefangen, und würde ſelbſt da ſeine Freiheit noch nicht wiedererlangt haben, hätte nicht eine Hofdame der Kaiſerin, deren Bruder, ein öſterreichiſcher Major, in Magdeburg gefangen ſaß, die Monarchin flehentlich gebeten, in die Auswechſelung Favrat's mit jenem Major zu willigen.

---

[1]) Moritz Franz Caſimir v. Webersnow (Weyersnow), geboren in Pommern 1708, der Sohn Moritz Georg's v. W. und der Anna Eliſabeth v. Manteuffel aus dem Hauſe Pepelow, trat 1723 als Fahnjunker in die Armee, ward 1747 Major, 1752 Flügeladjutant und Oberſtlieutenant, 1756 Oberſter, 1757 bei Prag verwundet, nach der Schlacht von Leuthen Generalmajor, ward dem Grafen Dohna gegen die Ruſſen zur Seite geſtellt, war mit bei Zorndorf, machte 1759 einen Streifzug nach Polen, bei welchem er den Fürſten Sulkowski aufhob (III, 326), kam wieder zur Dohna'ſchen Armee, deren Avantgarde er in das Poſenſche führte, fiel aber bei Kay 23. Juli 1759. Von Marie Luiſe v. Suckow († 1757 zu Dresden) hatte er eine Tochter und einen Sohn, der als Lieutenant bei der Garde du Corps 1769 im Duell blieb.

---

[1]) Ludwig Marquis von Angenelli, geboren zu Bologna, hatte in bairiſchen, niederländiſchen und andern Dienſten geſtanden und war im December 1756 in preußiſchen Dienſt getreten, worauf er in Merſeburg ein Freibataillon anwarb. Im März 1758 zum Generalmajor ernannt, nahm er im März 1760 ſeine Entlaſſung und ging nach Italien, wo ihn der Landgraf von Heſſen-Kaſſel kennen lernte, in deſſen Dienſten er 1784 als Generallieutenant geſtorben iſt.

[2]) Konſtantin Nathanael v. Salenmon, geb. 11. Juni 1710 zu Danzig, ſollte ſtudiren, trat aber im 17. Jahre in das polniſche Regiment v. Flemming. 1745 mußte er Polen verlaſſen, weil er in Händel mit einem Offizier gekommen, und trat in franzöſiſche Dienſte, in denen er Capitain bei dem Naſſau-Saarbrückiſchen Regiment wurde und denſelben Belagerungen beiwohnte, an denen Favrat theilnahm, ſowie auch der Schlacht von Lawfelt. 1750 nahm er ſeinen Abſchied, da ſein Regiment reducirt wurde, ging nach Sachſen und heirathete die verwitwete Majorin v. Reibnitz, geb. v. Reibold. 1756 errichtete er eine Compagnie im Freibataillon v. Kalben, ward im December Major, 1757, wo ſein Chef in der Schlacht von Breslau fiel und er ſelbſt dabei gefährlich verwundet wurde, Oberſtlieutenant und Chef des Bataillons, 1760, mit Ueberſpringung des Oberſten, ſogleich

Favrat hatte ſeine Gefangenſchaft zu Krems zugebracht, war hier mit vornehmen Familien bekannt worden und hatte, als ein ſchöner und beredter Mann, das Herz der Marcheſe Maria Antonia Montecuccoli[2]),

---

Generalmajor, 1763 Commandant v. Weſel, 1774 Generallieutenant. Die Commandantenſtelle legte er 1787 nieder, ſcheint aber noch in den letzten Jahren des 18. Jahrhunderts gelebt zu haben.

[1]) Es iſt nicht die Schlacht bei Torgau gemeint, ſondern das Gefecht vom 8. Sept. 1759.

[2]) Sie war eine Tochter des k. k. Geheimeraths und Kämmerers Franz Raimund Marcheſe Montecuccoli und der Marie Joſephe Gräfin v. d. Nath.

die zwar unſchön, aber ſehr geiſtreich geweſen ſein ſoll, ſo gewonnen, daß ſie ihm ihre Hand reichte. Es würde nun freilich kein ſonderliches Licht auf ihn werfen, wenn es wahr iſt, daß er dieſe Tröſterin ſeiner Gefangenſchaft nach wiedererlangter Freiheit zu verlaſſen beabſichtigt hätte; auch wenn wir keineswegs an die Wahrheit der durch nichts beſcheinigten und höchſt unwahrſcheinlichen Behauptung glauben wollen, daß er bereits eine Frau am Leben gehabt habe und dadurch zu ſeiner Treuloſigkeit gegen die Gräfin genöthigt geweſen ſei. Gewiß ſcheint, daß er ohne die Marcheſe nach Preußen zurückkam, daß dieſe ihm nachreiſte und ſich an den König wendete, und daß der König Favrat befahl, Wort zu halten und ſeine Gemahlin zu ſich zu nehmen. Er fügte ſich und man hat nicht gehört, daß aus dieſer Ehe, die nach einiger Zeit durch den Tod der Gemahlin aufgelöſt wurde, weiterer Anſtoß erwachſen wäre.

Der König empfing übrigens den aus der Gefangenſchaft zurückkehrenden Favrat, der in Schleſien zu ihm ſtieß, ſehr gnädig und übertrug ihm das Commando des Salenmon'ſchen Freibataillons, ungeachtet er der jüngſte Hauptmann dabei war. In dem Lager von Bunzelwitz übertrug ihm der König die Vertheidigung der großen Batterie auf der Höhe von Javernick. Am 1. Sept. 1761 ließ ihn Laudon durch den Oberſten Devins auffodern, ſeine Batterie, die mit den Batterien von Bunzelwitz den Zugang zu dem preußiſchen Lager deckte, zu verlaſſen, widrigenfalls Alles über die Klinge ſpringen müſſe. Favrat erwiderte natürlich: Der König ſein Herr habe ihm dieſen Poſten vertraut, ihn zu vertheidigen, nicht zu überliefern; in kurzem werde er noch eine deutlichere Antwort geben. Dieſe beſtand darin, daß ſein lebhaftes und gut gerichtetes Feuer die bei der Arnsdorfer

Windmühle angelegte öſterreichiſche Batterie demontirte, daneben auch das Quartier und Gepäck des Oberſten in Brand ſteckte, während Favrat mit dem Bataillon von Salenmon, den Flemming'ſchen Grenadieren und vier Feldſtücken die in Arnsdorf ſtehenden Feinde angriff, zum Weichen brachte und bis Kunzendorf zurückdrängte, worauf Favrat ſeine Vorpoſten bei Arnsdorf ſtehen ließ und zu ſeiner Batterie zurückkehrte. Der König, der dieſem Vorgange eine kurze Erwähnung in der Histoire de la guerre de sept ans 1) gewidmet hat, ernannte Favrat auf der Stelle zum Major.

1762 ward Favrat, der ſich am 21. Juli bei Erſtürmung der Leutmannsdorfer Höhen beſonders hervorthat, von Hohengiersdorf aus mit einem kleinen Corps, das aus dem Bataillon v. Salenmon, 200 Jägern, 4 Schwadronen Huſaren (2 von Ziethen und 2 von Loſſow) und einem Pulk Koſaken unter Oberſt Deniſoff beſtand, nach Wallenburg detachirt, in welchem Poſten er ſich den ganzen weitern Feldzug hindurch gegen den öſterreichiſchen General Brentano hielt und in verſchiedenen Ueberfällen, die er ausführte, über 600 Gefangene, worunter 13 Offiziere, davontrug.

Nach dem Frieden wurde er aber auch in Preußen unzufrieden. Wir wollen übrigens, ohne nähere Beweiſe, keineswegs annehmen, daß die Mißſtimmung, mit welcher Favrat aus Frankreich, Spanien, Oeſterreich und bald

---

1) Chap. XIV. Es heißt hier: „Le même jour Mr. Laudon fit une tentative sur la tête du village de Javernick. La resistance qu'il y trouva, surpassa de beaucoup l'idée qu'il en avait eue. Il fit sommer le Major Favrat, qui y commandait, de se rendre. Cet officier lui repondit sur le ton qu'on devait attendre d'un homme d'honneur, et Mr. de Laudon fut contraint de se désister de son entreprise.“

auch für einige Zeit aus Preußen ſchied, nothwendig in Unzuträglichkeiten ſeines eigenen Weſens ihren Grund gehabt haben müſſe. Es iſt wol kein ſeltenes Loos, daß Fremde, die, aus fernen Gegenden und unbekannten, vielleicht einem zweideutigen Lichte ausgeſetzten Verhältniſſen kommend, in Folge perſönlicher Empfehlungen und des augenblicklichen ſtarken Bedarfs an unternehmenden Offizieren, in einem Heere Anſtellung erhalten, nach hergeſtelltem Frieden keine ihren Erwartungen entſprechende Förderung finden und nun erſt recht den Mangel an Verbindungen im Lande und ſonſtigen unterſtützenden Einflüſſen empfinden, nun erſt recht der Misgunſt und Eiferſucht ausgeſetzt ſind, oder dieſe doch argwöhnen. Iſt es ſchon wahr, daß der Prophet in ſeinem Vaterlande keine Geltung erwarten kann, ſo iſt es andererſeits auch keine ungewöhnliche und unnatürliche Erſcheinung, daß ein derartiger Fremder von den Landeskindern als Abenteurer und Eindringling betrachtet, dargeſtellt und behandelt wird. Das verliert ſich erſt, wenn es ihm trotzdem gelungen iſt, ſich zu ſolchen Stellungen durchzuarbeiten, denen gegenüber der Neid zwar nicht aufhört, aber ſich in das Unabweisliche fügt, die ſchon feſtere Stützen im Lande geben und wo die Mitbewerber und Adſpiranten nicht ſo zahlreich ſind. — Doch wie dem auch ſei, Favrat wurde am 14. Juli 1767 als Major zu dem Garniſonregimente Wunſch, ſpäter Lenoble, verſetzt und war mit dieſer Beſtimmung unzufrieden. Als nun 1769 einige Mishelligkeiten zwiſchen den Regimentern Fouquet und Lenoble in Betreff der Rangordnung vorfielen, benutzte Favrat dies, um ſeinen Abſchied nachzuſuchen, der ihm nur nach vielen Schwierigkeiten ertheilt worden ſein ſoll.

Er reiſte nun nach Wien, wo er ſich der Kaiſerin vorſtellte, die ihn ſehr huldreich empfangen und ihm öffentlich bei Hofe geſagt haben ſoll, daß es ihr ſehr lieb ſein würde, wenn er wieder in ihre Dienſte treten wolle, weshalb er ſich an den Feldmarſchall Lasey (V, 389 ff.) wenden möge. Der preußiſche Geſandte Baron v. Rhode, deſſen Haus Favrat fleißig zu beſuchen nicht verfehlte, erfuhr von der Sache und rieth Favrat, ſich in Oeſterreich nicht zu binden, indem er hoffe, daß die Sachen in Preußen ſich nach Favrat's Wünſchen geſtalten würden. Er möge lieber einige Zeit in ſeinem Vaterlande zubringen, wohin er ihm etwaige Schreiben des Königs übermitteln werde. Favrat wich nun in der That allen öſterreichiſchen Anträgen aus, ging aber nicht in ſein Vaterland, ſondern benutzte vielmehr den Krieg zwiſchen den Ruſſen und Türken, um ſich einen Paß nach Konſtantinopel auszubitten, der ihm auch erſt nach vielen Weiterungen zugeſtanden ward. Letzteres vielleicht nicht ohne allen Grund, indem Favrat ſeinen Aufenthalt in dem Pfortengebiete zu einer fortlaufenden Correſpondenz mit dem König von Preußen benutzte, welche dieſem nicht ohne Werth geweſen ſein muß, und durch welche Favrat ſeinem ſpätern Glücke in Preußen eine feſtere Unterlage gegeben zu haben ſcheint, als durch ſeine, wenn auch noch ſo rühmlichen, Waffenthaten im Siebenjährigen Kriege.

Bei ſeiner Ankunft in Konſtantinopel begab er ſich zu dem preußiſchen Geſandten v. Zegelin, der — vielleicht ſchon inſtruirt? — ihn äußerſt freundſchaftlich empfing, und zwei Tage ſpäter ließ er ſich bei dem Kaimakan vorſtellen, dem er den Wunſch ausdrückte, ſich der türkiſchen Armee, die den Feldzug bereits eröffnet hatte, als Volontair anſchließen zu dürfen. Als ihm aber erklärt ward, die erſte Bedingung dazu ſei die Anlegung des Turbans, trat er ſofort von ſeinem Entſchluſſe zurück, was ihn den Türken wieder ſo verdächtig machte, daß es der nachdrücklichſten Verwendung des preußiſchen Geſandten bedurfte, um ihn vor den ſieben Thürmen oder Schlimmeren zu bewahren und ihm einen Paß zur Rückkehr in ſein Vaterland zu verſchaffen. Den letztern benutzte er jedoch nicht ganz ſeiner Beſtimmung gemäß, ſondern ließ ſich in einem venetianiſchen Schiffe nach Smyrna und von da nach Alexandrien bringen. Von da aus fand er Gelegenheit, Aegypten zu bereiſen und alle Sehenswürdigkeiten in dieſem Lande, ſoweit ſie ſchon damals zugänglich waren, zu beſichtigen. Nach Alexandrien zurückgekehrt, ſchiffte er nach Theſſalonich über und von da nach Venedig, wo er Quarantaine hielt. Sobald er ſeine Ankunft daſelbſt dem Könige gemeldet, bekam er eine in ſehr huldreichen Ausdrücken gefaßte Antwort, worin er angewieſen ward, ſich nach beſtandener Quarantaine ſofort wieder nach Potsdam zu begeben, indem der König ihn ſeinen Verdienſten gemäß und nach der Anciennetät wieder in der Armee anſtellen werde. Er war zwei Jahre von dieſer entfernt geweſen und verließ Venedig zu Anfang des November 1771. Seine Rückreiſe nahm er auch diesmal über Wien, wo ihn jedoch die Kaiſerin, nachdem ſie erfahren, daß er wieder in preußiſche Dienſte trete, nicht ſehen wollte. Kaiſer Joſeph II. empfing ihn dagegen aufs gnädigſte, gab ihm drei Tage hintereinander des Morgens von 9—10 Uhr Audienz und unterhielt ſich mit ihm über ſeine Reiſen in der Levante, über den Siebenjährigen Krieg und über die Zuſammenkünfte, welche Joſeph mit Friedrich II. in Neiße und Neuſtadt gehabt hatte. Im Januar 1772 kam er in Potsdam an und fand bei dem Könige den huldvollſten Empfang. Der König ſagte zu ihm: „Wir wollen das Vergangene vergeſſen!" und ſtellte ihn mit 1000 Thlr. Gehalt und dem Flügeladjutantentiſche bei ſeiner Suite an. In dieſer Stellung blieb er bis zum Mai 1774, wo er bei dem Regimente des Prinzen von Heſſen-Philippsthal als Oberſtlieutenant und Commandeur des zweiten Bataillons angeſtellt ward.[1]

Im bairiſchen Erbfolgekriege vertraute ihm der König 1778 den wichtigen Poſten von Schatzlar an, wo er Niederſchleſien zu decken und die Magazine bei Landshut und die Verproviantirung der Armee zu ſichern hatte. Er behauptete nicht allein dieſen Poſten nach Pflicht und Ehre, ſondern griff auch den Feind verſchiedene male an und vereitelte deſſen Verſuche, ihn aufzuheben, oder der Armee die Zufuhren abzuſchneiden und die Magazine zu zerſtören. Am 19. November 1778 wurde er zum Oberſten ernannt, ſowie überhaupt ſein Avancement, nach überwundenen Schwierigkeiten, nunmehr ſeinen ſichern und verhältnißmäßig raſchen Gang ging. Die nächſten Winterquartiere bezog er zu Hirſchberg, wo er auf einer benachbarten Anhöhe eine Redoute anlegte, welche ſpäter von dem Stadtdirector Schönau und einigen Kaufleuten zur Verſchönerung der Umgegend benutzt worden iſt und der Anhöhe den Namen Favratsberg verſchafft hat. Am

---

[1] Nach König's „Biograph. Lexikon aller Helden und Militairperſonen, welche ſich in preußiſchen Dienſten berühmt gemacht haben", wo Bd. 1, S. 111 ff. über Favrat gehandelt wird, wäre er ſchon 1771 zu ſeinem Regimente gekommen und am 25. Mai 1775 Oberſtlieutenant geworden. In handſchriftlichen Bemerkungen hat König dagegen verſichert, Favrat ſei ſchon 1763 zunächſt in die Suite des Königs gekommen, und gleichzeitig mit ihm ein Bruder, der ſpäter zu den Jägern gekommen ſei. Von dieſem Bruder haben wir weiter keine Spur gefunden. Jedenfalls iſt die erſte Angabe König's falſch, da jenes Regiment erſt 1774 errichtet wurde. Es war ein neu errichtetes Fuſilierregiment und gehörte dem erſt 1774 in preußiſchen Dienſt getretenen Prinzen Adolf von Heſſen-Philippsthal-Barchfeld.

6. März 1786 wurde er Generalmajor und erhielt das v. Raumer'ſche Infanterieregiment. Dies war der letzte Gnadenbeweis, der ihm von Friedrich II. († 17. Auguſt 1786) zu Theil ward. Die nachfolgende Regierung war ihm aber eher noch günſtiger. Im Juni 1789 erhielt er den Orden pour le mérite, den ihm Friedrich ſchon nach der Affaire von Arnsdorf verſprochen haben ſoll. In demſelben Jahre, im September, hatte er das weitere Glück, daß eine Staaroperation, die der Ritter Tadini in Berlin an ihm vollzog, vollkommen gelang. 1792 wurde er Generallieutenant, mit einer Gehaltszulage von 2000 Thalern. In dieſer Eigenſchaft hatte er die Ehre, 1794 bei dem allerdings nicht zu Preußens Ehre gereichenden Feldzuge gegen Polen die 50,000 Mann ſtarke Hauptarmee zu befehligen, an deren Spitze ſich König Friedrich Wilhelm II. ſelbſt ſtellte und die aus Schleſien zunächſt gegen Krakau rückte, wohin gleichzeitig General Deniſoff 1) ein ruſſiſches Corps führte. Der Letztere ward am 8. Juni von Koscziusko bei Szczekocyn angegriffen und geſchlagen. Als aber der polniſche Held am folgenden Tage ſeinen Sieg weiter verfolgen wollte, wurde er von den herbeigeeilten Preußen in die Flanke genommen und nach einem hartnäckigen Gefechte bei Raffka zu einem ungeordneten Rückzuge gezwungen, worauf der König dem Generallieutenant v. Favrat eigenhändig den rothen Adlerorden umhing. Krakau ergab ſich nun am 15. Juni ohne Widerſtand dem mit 6000 Mann gegen daſſelbe entſendeten General v. Elsner. Die Hauptarmee rückte vor Warſchau, dem ſie jedoch Zeit laſſen mußte, ſich zur Vertheidigung zu rüſten, weil es

---

1) † 1798. Wol der alte Bekannte Favrat's aus den letzten Zeiten des Siebenjährigen Kriegs.

gänzlich an Belagerungsgeſchütz fehlte, das erſt von Graudenz herbeigeſchafft werden mußte. Nach deſſen Ankunft begann am 27. Juli die Beſchießung. Da aber die Vertheidigung ſtandhaft blieb, das ruſſiſche Heer, das an der Belagerung theilnehmen ſollte, nicht herbeikam [1], polniſche Streifparteien das preußiſche Lager beunruhigten und die Zufuhren abſchnitten, die Inſurrection in den Provinzen immer weiter um ſich griff und die preußiſche Armee keinen Suworoff an ihrer Spitze hatte, ſo wurde die Belagerung, deren ſpecielle Leitung General Schwerin gehabt hatte, am 6. September aufgehoben und die Armee in ein verſchanztes Lager bei Chrzonowice, einige Meilen ſüdweſtlich von Warſchau, geführt. Auch hier wurde ſie von den fliegenden Corps der Polen beunruhigt, die am 13. September unter den Generalen Madalinski und Dombrowski zwei nach Kamiec und Wilkowice detachirte preußiſche Corps überfielen und zerſprengten. Der König verließ nun am 18. September die Armee, und die weitere Fortführung der Unternehmung gegen Warſchau ward Schwerin überlaſſen, der es verſäumte, den Reſten der bei Macziewice, dem Grabe der polniſchen Freiheit, von den ruſſiſchen Generalen Deniſoff und Ferſen am 10. Oct. 1794 geſchlagenen polniſchen Armee den Weg nach Warſchau zu verlegen, worauf es Suworoff, der am 29. October vor Praga erſchien, überlaſſen blieb, dieſes (1. Nov.) zu erſtürmen und damit die Uebergabe Warſchaus zu erwirken. Schwerin [2] wurde vor ein

---

[1] Es lagerte unthätig in der Nähe, weil Rußland ohne zu Preußen ſiegen wollte und Suworoff noch erwartet ward.

[2] Wilhelm Friedrich Karl, Neffe des berühmten Generalfeldmarſchalls, geb. 1728, im Siebenjährigen Kriege Flügeladjutant, bei Zorndorf gefangen, bei Peter's III. Thronbeſteigung für den Frieden thä-

Kriegsgericht geſtellt, zu einjähriger Feſtungshaft verurtheilt und entlaſſen. Er vertheidigte ſich in einer eigenen Schrift: „Auseinanderſetzung der Urſachen meiner Entlaſſung“ (Leipzig, 1799) und griff darin Favrat an, der ſich dadurch bewogen fand, noch in ſeinem hohen Alter zu der Feder zu greifen, und ſeinen Gegner in den „Mémoires pour servir à l'histoire de Pologne depuis 1794 jusqu'à 1796“ (Berlin, 1799) zurückwies. Der König entſchied jedenfalls zu Gunſten Favrat's, durch den er, nach definitiver Vereinbarung über die Theilung der Kriegsbeute (24. Oct. 1795), Warſchau mit vier Regimentern zu Fuß, zwei Reiterregimentern und einer Brigade reitender Artillerie beſetzen ließ (9. Jan. 1796) und ihm den ſchwarzen Adlerorden verlieh. Im Februar 1796 verließ Favrat Warſchau, um ſich mit Graf Hoym über den Unterhalt der Truppen und andere einſchlagende Angelegenheiten zu beſprechen, wurde aber bald darauf zum Gouverneur von Glatz beſtellt, ſodaß ſeine militairiſche Laufbahn, ſoviel den Felddienſt betraf, beſchloſſen war, nachdem er an 10 Schlachten, 74 großen Gefechten, 12 Belagerungen und 2 Feſtungsvertheidigungen theilgenommen und 14 mal verwundet worden war. Noch wurde er am 20. Mai 1801 zum General der Infanterie ernannt.

Von ſeinem Leben in Glatz finden wir in einem gleichzeitigen Enkomium [1]) die Verſicherung: Er führe dort ein Philoſophenleben, ruhe auf ſeinen Lorbeeren, arbeite aber immer noch raſtlos für den Dienſt ſeines

---

tig, ſuchte vergeblich nach der Thronbeſteigung Friedrich Wilhelm's III. (17. Nov. 1797) die Reviſion ſeines Proceſſes nach, und ſtarb 1802 zu Hamburg.

[1]) Militairiſcher Kalender auf das Jahr 1800.

Königs und das Beſte des ihm anvertrauten Poſten und ſeiner Untergebenen. Der General v. Wachholtz, der als Fähnrich einige Zeit in Glatz gelebt hat, erwähnt [1], daß Favrat die Offiziers der Reihe nach zu Tiſche geladen und täglich 12 Couverts gehabt habe, was der hungrigen Jugend ſehr zu Statten gekommen ſei. Die Belagerung der Feſtung durch die Rheinbundstruppen erlebte Favrat nicht, indem er ſchon am 5. Sept. 1804 mit Tode abging. Man darf aber, nach der von ihm früher mehrfach bewieſenen Feſtigkeit und Ausdauer, wohl vertrauen, daß er ſie muthvoll und ſtandhaft vertheidigt haben würde.

Der General v. Favrat, der ſich nach Obigem jedenfalls als ein tapferer und erfahrener Soldat bewährt und durch Verdienſt emporgeſchwungen hat, war ſeiner Zeit beſonders auch durch ſeine, wenn die davon berichteten Geſchichten alle buchſtäblich wahr ſind, in der That koloſſale Körperſtärke bekannt. Folgendes ſind einige Züge davon. Das zuerſt zu Erzählende betrifft jedoch mehr ſeine Kühnheit und Geiſtesgegenwart, als ſeine Stärke.

Auf ſeiner Reiſe von Neapel nach Wien (1756) hielt er ſich einige Zeit in Rom auf und beging da die Unvorſichtigkeit, ſich in einer Geſellſchaft über die ausſchweifende Lebensart, die er an dortigen Geiſtlichen bemerkt haben wollte, mit Freimuth auszuſprechen. (Er war übrigens Katholik.) Dies hatte die Folge, daß er in Haft genommen und zur Inquiſition gebracht wurde. Anfangs ließ er ſich die Sache gefallen. Wie er aber ſah, daß man Ernſt machen und ihn in das Gefängniß ſetzen wolle, ergriff er die beiden Sbirren, die ihn gefaßt hatten, bei den Haaren und ſtieß ſie dergeſtalt mit den Köpfen gegeneinander, daß ſie betäubt und bewußtlos zu Boden ſtürzten. Hierauf zog er den Degen, und Prieſter und Sbirren, die den Vorgang angeſehen, flohen beſtürzt nach allen Seiten auseinander. Als Favrat die Pforte verſchloſſen fand, zwang er den Pförtner durch die Drohung, ihn augenblicklich niederzuſtoßen, ſie zu öffnen, worauf er ſich eilends zu dem Cardinal Albani begab, dem er empfohlen war. Dieſer ſchickte ihn noch in derſelben Nacht, in ſeinem eigenen Wagen, unter dem Geleite eines ſeiner Kaplane, nach Ancona, wo er zu Schiffe ging und glücklich nach Venedig gelangte.

---

[1] In der ſehr intereſſanten, namentlich für die damaligen Zuſtände des preußiſchen Heeres höchſt lehrreichen Schrift: „Aus dem Tagebuche des Generals Fr. L. v. Wachholtz; herausgegeben von v. Vechelde" (Braunſchweig, 1833), S. 90—91.

Im Siebenjährigen Kriege von einem öſterreichiſchen Huſarenoffizier hart bedrängt, ſoll Favrat ſeinem Gegner mit dem Pallaſch ſo gewaltig in den Kopf gehauen haben, daß er ihm denſelben bis auf die Schultern geſpaltet habe.

Auf einem Spazierritt brach das Gebiß ſeines Pferdes, das nun mit ihm durchging. Favrat ergriff es bei der Mähne und riß ihm den Kopf mit ſolcher Gewalt zurück, daß dem Pferde das Genick gebrochen ſein ſoll. Ein anderes mal ſoll er ein Pferd mitſammt dem Reiter in die Höhe gehoben haben. Eine Kanone im Zeughauſe zu Danzig, welche bis dahin Niemand hatte aufheben können, als König Auguſt II. von Polen, hob Favrat verſchiedene male mit unglaublicher Leichtigkeit auf, was als eine beſondere Merkwürdigkeit in dem Zeughauſe aufgezeichnet wurde. Einen Dreipfünder trug er auf der Schulter, wie der Soldat ſein Gewehr trägt. Hufe und Thalerſtücke zwiſchen den Fingern umzubiegen, war nur ein Spaß für ihn. Ebenſo leicht trug er einen ſtarken Mann auf jeder Hand und ſchaukelte zwei bis drei Menſchen auf ſeiner Wade, indem er das Bein bis zur Höhe des Kniees zurückbog. Oft rollte er zwei große zinnerne Schüſſeln zuſammen, als wenn es zwei Bogen Papier geweſen wären.

Noch 1796, bereits ein Sechziger, gab er, in Gegenwart verſchiedener Offiziere, folgenden Beweis ſeiner Leibesſtärke. Als er damals im Februar von Warſchau zu einer Beſprechung mit Graf Hoym reiſte, mußte er auf der ſchleſiſchen Grenze durch einen moraſtigen Bruch, wo ſein großer vierſitziger engliſcher Wagen bis an die Deichſel im Kothe ſtecken blieb. Drei Offiziere und ſein Secretair ſtiegen aus, um den Wagen wieder herauszuheben; allein weder ſie, noch die Bedienten, noch die Poſtknechte, noch die Pferde, vermochten, ihn von der Stelle zu bringen. Da befahl Favrat, die Pferde zum Anziehen bereit zu halten, ſobald man ſpüren werde, daß ſich der Wagen bewege, ſtemmte ſich gegen denſelben und hob ihn, zur allgemeinen Verwunderung aller Umſtehenden, allmälig aus dem Sumpfe heraus [1]). Noch auf ſeinem Sterbebette ſoll er einen ihn beſuchenden Freund, der ſich an ſein Bett ſetzte und ſich nach ſeinem Befinden erkundigte, unter Klagen über Abnahme der Kräfte auf einmal mit dem Stuhle in die Höhe gehoben haben.

Doch nicht in allen Eigenſchaften ſcheint er dem Hercules geglichen zu haben, und ſoweit ſein Name in Preußen noch fortlebt, beruht das nur auf Adoption eines Stiefſohnes. Seine erſte Gemahlin, die Montecuccoli, ſtarb kinderlos. Nach ihrem Tode heirathete er, ſchon in vorgerücktem Alter, die verwitwete Kriegsräthin

---

[1]) Militairiſcher Kalender auf das Jahr 1800.

Vorhof, und da er auch mit dieſer keine Nachkommenſchaft erzielte, ſo adoptirte er ihren Sohn: Friedrich Leopold Vorhof, der am 12. Juni 1793 als Vorhoff v. Favrat in den Adelſtand erhoben wurde.[1] Dieſer war damals Port-d'Epée-Fähnrich im Fuſilierbataillon v. Thiele, und iſt 9. Aug. 1841 zu Roßleben, als inactiver Major vom 12. Infanterieregimente, geſtorben. Aus ſeiner Ehe mit Amalie Luiſe Walther v. Cronegk hat derſelbe 4 Söhne und 1 Tochter (Clara) hinterlaſſen. Von den Söhnen ſind der älteſte, Andreas Karl Friedrich, und der dritte, Friedrich Ludwig Felix, als Port-d'Epée-Fähnriche aus dem preußiſchen Dienſte geſchieden; der zweite, Maximilian Friedrich Leopold, wurde 1852 als Secondelieutenant mit Penſion entlaſſen und der jüngſte, Karl Friedrich Arthur, ſtand damals als Secondelieutenant im 30. Infanterieregimente.

---

[1] An dem Wappen der Vorhoff v. Favrat wird das Schild durch einen rothen Balken, in dem ſich ein gekrönter ſchwarzer Adler befindet, der nach rechts blickt, quer getheilt. Das obere blaue Feld enthält die von einem Halbmond und einem Stern eingefaßte Sonne, Alles in Gold; das untere grüne Feld einen ſilbernen Thurm mit offener Pforte. Drei Helme tragen eine Grafenkrone, auf der ſich der Adler erhebt.

X. Warnery und Sperling in der Bergfeſte Stolpen.

Man hat eine alte Geſchichte, deren Witz darauf hinausläuft, daß, nachdem die Erzählung unendliche mal wieder zu ihrem Anfange zurückgekehrt iſt, zuletzt ein Trompeter und ſechs preußiſche Huſaren zu irgend einem Thore der Stadt, in der die Geſchichte gerade erzählt wird, hineinreiten, worauf der eine Bürger zum andern ſagt: „Alleweile geht der Siebenjährige Krieg an.“ Der erſte Schuß in dieſem Kriege ſoll aber bekanntlich in der Bergfeſte Stolpen gefallen ſein und das Leben eines braven Veteranen nutzlos geopfert haben. Den ſpeciellen Hergang dabei erzählt nun freilich der Thäter vielfach anders, als er ſich nach den, auf genauere Kenntniß der Verhältniſſe begründeten und auch durch die Traditionen der Ortseinwohner beſtätigten Berichten ergibt.

Die Preußen brachen in drei Colonnen in Sachſen ein und die Vorhut des einen Corps führte der General v. Leſtwitz [1]) aus Schleſien nach Sachſen. Als die Preußen in die Gegend der Feſtung Stolpen kamen, berathſchlagten ſie, ob man, um ſchußfrei zu ſein, ſo nahe als möglich am Fuße des Berges weg marſchiren, oder einen bedeutenden Umweg machen ſollte. Man ſieht daher, daß ſie die Feſtung einigermaßen ſcheuten. Der damalige Oberſtlieutenant Warnery, der ſich bei dem Natzmer'ſchen Huſarenregimente befand, ſchlug aber noch einen dritten Weg ein. Er erbat ſich von dem Oberſten v. Sczekuly[1]) einen Trompeter und einen Huſaren, denen in der Nähe ein Offizier mit 20 Huſaren folgen ſollte, und meinte: er wolle den Commandanten mit Capitulationsvorſchlägen hinhalten, während deren man immer vorbeirücken könne. Er ſetzte hinzu: „Ein ſonderbarer Fall wäre es, wenn ſich die Feſtung an Huſaren ergäbe." Seiner Erzählung nach verlief die Sache nun folgendergeſtalt: Man hätte ihm Alles zugeſtanden, ſpäter aber, ohne daß er es gemerkt, die Huſaren zurückgezogen. Unterwegs ſei er auf einen Soldaten aus der Feſtung geſtoßen, der ihm geſagt habe, wie ſtark die Beſatzung ſei und daß ſie zwar viele ſcharfe Patronen, die Gewehre aber nicht geladen hätten. Mit ſeiner Begleitung und dem Major v. Bayar[2]), der ſich freiwillig zu ihm geſellt hätte,

---

[1]) Johann Georg v. Leſtwitz, geb. in Schleſien 1688, kam 1701 in preußiſchen Dienſt, ward 1714 Stabscapitain, 1715 bei Stralſund ſchwer verwundet, erhielt 1716 eine Compagnie, ward 172. Major, 1738 Oberſtlieutenant, 1740 Oberſt, 1745 Generalmajor, 1751 Generallieutenant, ſeit der Uebergabe von Breslau (1757).

[illegible] wegen deren er in Arreſt kam, nicht mehr verwendet, † 27. Juli 1767. Mit Annen Helenen Freiin v. Kottwitz, die 1740 ſtarb, hatte er einen Sohn und mehre Töchter erzeugt.

[1]) Michael v. Sczekuly, ein Ungar, Sohn eines k. k. Oberſten, trat 1726 in ſächſiſche, 1737 in preußiſche Dienſte, erhielt 1741 eine Schwadron der braunen Huſaren, ward nach der Schlacht von Chotuſitz 1742 Major, 1750 Oberſt, 1758 Generalmajor, dann wegen Kränklichkeit verabſchiedet, worauf er in Oberſchleſien gelebt hat.

[2]) Johann Friedrich v. Bayar ſtammte aus dem Bisthum Lüttich, war erſt in franzöſiſchen, dann in kurkölniſchen Dienſten, kam 1743 zu den preußiſchen Huſaren, ward 1750 Major, 1758 Oberſtlieutenant, erhielt 1760 nach der Schlacht von Torgau das Meritekreuz,

ſei er nun getroſt auf einem Wege, der im Zickzack nach der Feſtung geführt, geritten und habe ſich, ehe er es ſich verſehen, vor dem Schlagbaume und vor zwei Schildwachen mit aufgeſtecktem Bayonnet befunden. Er habe ihnen die Piſtolen vor die Stirne gehalten und ſie gezwungen, ihre Gewehre in den Graben zu werfen, worauf er ihnen geſagt habe, ſie ſollten gehen, wohin ſie wollten, nur nicht wiederkommen, ſonſt würde er ſie zuſammenhauen, oder unter die preußiſche Infanterie ſtecken laſſen. Weiter geritten, ſei er an den Schlagbaum bei einer Zugbrücke gekommen und mit der dort ſtehenden Schildwache ebenſo verfahren. Nachdem er drei Brücken paſſirt ſei und das Seil einer Sturmglocke, welches die Schildwache anziehen wollen, abgehauen habe, ſei er endlich bei dem Thore angekommen und habe die Schildwache ebenfalls ohne Lärm entwaffnet, nun aber den 20 Huſaren, die er noch hinter ſich geglaubt, aus vollem Halſe: Marſch! Marſch! zugerufen. Auf dieſes Geſchrei ſei ein Unteroffizier aus der Thorwachtſtube gekommen und habe Lärm machen wollen, worauf er ihm das Piſtol auf die Bruſt geſetzt und ihn wieder in die Wachtſtube getrieben und hier ſo lange eingeſperrt habe, bis ſein Huſar die Gewehre in den Graben geworfen. Dann habe er den Unteroffizier mit ſeinen Soldaten herausgelaſſen und ihnen befohlen, die Patronen auch in den Graben zu werfen und dann die Feſtung zu verlaſſen. Nun habe er den Huſaren an dem Thore gelaſſen und ſich mit ſeinem Trompeter auf den Paradeplatz begeben. Als er hier Appel blaſen laſſen, ſei der General

---

ward 1761 Oberſt, 1766 als Generalmajor mit Penſion entlaſſen, hatte 13 Feldzügen und 16 Schlachten beigewohnt und † 6. Nov. 1776 zu Schlawe in Schleſien, im 76. Jahre.

v. Liebenau erſchienen, dem er mit Ungeſtüm den Degen abgefordert. Dieſer aber habe den Degen gezogen und gerufen: Man ſolle die Feinde gefangen nehmen, oder vor den Kopf ſchießen. Da nun die bisher unbemerkt gebliebene Hauptwache aus einem Gewölbe hervorgeſprungen ſei und nach den in einem breternen Verſchlage befindlichen Gewehren gegriffen habe, ſo habe er ſein Piſtol auf den General abgedrückt und dieſen in den Leib geſchoſſen. Das zweite Piſtol habe er auf die Wache gerichtet und es ſei wider ſeinen Willen losgegangen. Die Wache habe ſich, von paniſchem Schrecken ergriffen, ergeben, worauf er ſie auch aus der Feſtung geſchickt hätte. Nachdem nun auch der Trompeter und Major Bayar fortgeritten wären, um die Huſaren zu ſuchen, ſei er wol eine Stunde allein auf dem Platze geblieben und habe noch einige vorübergehende Soldaten nach und nach gefangen genommen. Als endlich Niemand mehr gekommen ſei, ſei er nach dem erſten Schlagbaum zurückgekehrt und habe von da einen herumſtreifenden Soldaten an den Oberſten v. Putkammer [1]) geſchickt, der dann am Abend mit 30 Huſaren in die Feſtung gekommen ſei. Man habe durch dieſen Handſtreich 4 Offiziere und 74 Gemeine zu Gefangenen gemacht und 12 Kanonen erbeutet.

---

[1]) Georg Ludwig v. Putkammer, auf Pawunka und Petrosky in Oberſchleſien, geb. 1715, Sohn Andreas Joachim's v. P. († 1721) und Dorotheen Margarethen v. Below aus dem Hauſe Plözig, beſuchte das Gymnaſium zu Danzig und wollte auf die Univerſität Königsberg gehen, als er vermocht ward, zu den Küraſſieren zu treten. Er ward 1735 Cornet, ging auf Werbung nach Polen, kam 1740 als Lieutenant zu den Huſaren, ward bei Kloſter Leubus gefangen, erhielt eine Schwadron, 1745 bei Oderberg verwundet, wofür er Major ward, 1753 Oberſtlieutenant, 1755 Oberſt der weißen Huſaren, 1758 Generalmajor, fiel am 12. Auguſt 1759 bei Kunnersdorf. 1746 mit der Tochter des Majors v. Weißenfels vermählt, welche Ende 1757 ſtarb, hat er Kinder hinterlaſſen. Sein älterer Bruder war Nikolaus Lorenz v. P., geb. 1703, im 16. Jahre in Dienſt, 1742 Major, 1749 Oberſtlieutenant, 1753 Oberſt, 1757 Generalmajor, erhielt 1759 ſeiner Wunden halber den Abſchied, ward 1762 Commandant von Stettin, 1769 Generallieutenant, † 1783. Bei

Dieſer Erzählung merkt man es freilich von vorn herein an, daß etwas Prahlerei und etwas Beſchönigungsbedürfniß dabei im Spiele iſt. Auch mag eine wohl erklärliche Illuſion dabei mitgewirkt haben. In Wahrheit war die Beſatzung Stolpens, die an ſich nur aus einer Compagnie Invaliden beſtand, bereits am 31. Auguſt 1756 nach dem Sonnenſtein abmarſchirt, da Niemand an eine Vertheidigung Stolpens dachte. Dem Commandanten, Generalmajor v. Liebenau, neben welchem ſich noch ein alter Capitain und ein Artillerielieutenant im Orte aufhielten, hätten zur Vertheidigung nur einige Bauern aus Altſtadt zu Gebote geſtanden, welches Dorf, das urſprünglich die eigentliche Stadt geweſen ſein ſoll, ſeit alten Zeiten die Verpflichtung hatte, in Nothfällen einige Mann auf das Schloß zu ſtellen. Am 7. Sept. Abends gegen 6 Uhr ſind denn einige preußiſche Huſaren nach Stolpen gekommen und ohne Schwierigkeit in die Feſtung gelangt, weil der General eben erſt von ſeinem Gute in Langenwolmsdorf zurückgekommen und die Zugbrücke nicht wieder aufgezogen war. Im Schloßhofe hat der Führer jener Huſaren Appel blaſen laſſen und, als der Commandant erſchien, ihm den Degen abgefordert. Der Greis ſoll auch im Begriff geweſen ſein, ihn zu übergeben, als ihm der Preuße eine Kugel in den Leib

---

Hohenfriedberg hatte er ſich das Meritekreuz verdient; bei Lowoſitz war er ſchwer verwundet worden. Er war erſt mit Einer v. Harsdorf, dann mit einer Tochter des Geheimeraths v. Laurenz verehelicht.

geſchoſſen habe. Die Preußen blieben bis zum 18. September in Stolpen, warfen die eiſernen Kanonen nebſt Pulver und Blei in den Brunnen, zerſtörten die Waſſerleitung im Thiergarten, riſſen mehre Werke ein und wollten die ganze Feſtung ſprengen. Doch unterblieb dies und ſie zogen mit keiner weitern Beute, als einigen Metallkanonen, ab. — Es ſcheint, beide Theile haben ſich mehr vor einander gefürchtet, als ſie nöthig hatten. In Stolpen mag man nicht für denkbar gehalten haben, daß man es nur mit 3 oder 4 Mann zu thun habe, weshalb der General an keinerlei Widerſtand gedacht haben mag. Warnery aber mag mit dem Gedanken, es mit einem beſetzten Platze zu thun zu haben, hineingeritten ſein und die ganze Zeit über ſich mit der Ueberzeugung getragen haben, er könne ſich nur durch ein höchſt energiſches und imponirendes Auftreten retten. Zu ſeiner Ehre wollen wir glauben, daß er die Bewegung des Generals nach dem Degen in der That misverſtanden hat; denn ſonſt wäre das Niederſchießen desſelben geradezu als ein Mord zu betrachten. Im Uebrigen war ſein Leben, wie ſich aus Folgendem ergeben wird, allerdings im Style der damals ſo häufigen militairiſchen Abenteurer, und dabei iſt Alles, was er über ſich ſelbſt erzählt, ſtets mit Vorſicht zu betrachten.

Karl Emanuel v. Warnery war im März 1720 zu Morges im Canton Bern, oder vielmehr im jetzigen Canton Waadt, geboren, wo ſein Vater Gouverneur war. Seine Mutter war Eine v. Hemmhof. Er kam jung in ſardiniſche Dienſte, focht ſchon 1734 bei Caſtagnetta und Guaſtalla, nahm 1735 als Fähnrich ſeinen Abſchied, worauf wir ihn 1737 als k. k. Lieutenant und Adjutanten des Feldmarſchalllieutenants v. Lentulus, 1738 aber als ruſſiſchen Hauptmann finden, in welchem Dienſte er

1740 bei Wilmansſtrand verwundet wurde. 1742 reiſte er durch Berlin und erhielt durch Vermittelung des Grafen v. Courton, eines Schwagers des franzöſiſchen Geſandten in Berlin, Anſtellung als Rittmeiſter bei den Huſaren. Im zweiten Schleſiſchen Kriege wurde er, wegen glücklicher Gefangennehmung eines feindlichen Oberſtlieutenants und der meiſten Leute deſſelben, vom jüngſten Rittmeiſter ſogleich Major und ſpäter nochmals außer der Reihe Oberſtlieutenant, erhielt noch 1756, weil er abgeſchnittene Grenadiere in die Pfanne gehauen, den Orden pour le mérite, erwarb ſich die Gunſt des einflußreichen Winterfeld, indem er dieſem einen geheimen Bericht über die falſchen Maßregeln eines Generals erſtattete, der deshalb in Ungnade fiel, ſoll ſich bei Prag und bei Deckung des Rückzugs von Kollin ausgezeichnet haben, ward aber in Schweidnitz (1757) unter Umſtänden gefangen, wegen deren eine Unterſuchung angeſtellt ward, in welche ſo viele Perſonen verwickelt waren, daß der König der Sache endlich durch Bewilligung des von Warnery geſuchten Abſchiedes ein Ende machte. Er zog nun auf ſein Gut Langenhof in Schleſien, ward ſpäter polniſcher Generalquartiermeiſter, dann Generalmajor, und verzehrte nachmals die Penſionen, die er von dem König von Polen und dem Fürſten Czartoriſky bezog, in Breslau, wo er nach Verkauf ſeines Gutes lebte, täglich die Parade beſuchte und durch geiſtreiche Unterhaltung glänzte, verſchiedene kriegsgeſchichtliche Schriften herausgab und am 8. Mai 1786 ſtarb. Luiſe Henriette v. Koſchenbar aus dem Hauſe Obernick gebar ihm neun Kinder, davon ihn vier überlebten.

Stolpen hatte übrigens vorher einmal einen eigenthümlichen Vertheidiger gehabt. Als nämlich 1631 kaiſerliche Truppen gegen Stolpen zogen, hatte der damalige

Paſtor daſelbſt, Paul Sperling, die Soldaten in der Kirche zu tapferer Gegenwehr ermahnt. Wie er darauf aus der Kirche gegangen, ſollen die Soldaten ihn angeredet und geſagt haben: Sie wollten ſich wol gerne wehren, wenn ſie nur ein Offizier commandiren und anführen könnte; dieſe aber lägen alle an der herrſchenden Seuche krank. Darauf habe, ſo wird erzählt, Sperling ſeinen Prieſterrock ausgezogen und die Soldaten ſelbſt angeführt. Gewiß iſt, daß am 1. Auguſt 1631 die Kroaten zwar die Stadt Stolpen in Brand ſteckten, der Paſtor aber ſich mit einigen andern Perſonen auf das Schloß zurückzog, worauf dieſes aufs beſte verwahrt wurde, die Vertheidiger auf geſchehene Aufforderung zur Antwort gaben: „Weil das Schloß und Feſtung Stolpen Ihrer Kurfürſtl. Durchl. zu Sachſen, und nicht Denen, ſo jetzt darauf wären, gehörte, ſo müßten ſie nach Dresden gehen und allda darum anhalten," und, obgleich die Feinde bereits den kurfürſtlichen Stall und Kornboden unten am Schloſſe aufgehauen und innegehabt, ihnen ſo mannhaften Widerſtand, mit kleinem und grobem Geſchütz, leiſteten, daß die Feinde unverrichteter Sache abziehen mußten. Als Sperling nun 1642 bei der Torſtenſohn'ſchen Belagerung von Freiberg, nachdem er ſchon 1639 die zweimalige Belagerung dieſes Platzes durch Banner ausgehalten, in Freiberg als Superintendent ſtand, ſchrieb der Kurfürſt (31. Dec. 1642) an den damaligen Berghauptmann Georg Friedrich v. Schönberg unter Anderm: „Geſtalt Ihr denn die Geiſtlichkeit und inſonderheit den Superintendenten, L. Sperlingen, nebſt Vermeldung Unſers gnädigſten Grußes, zu emſigem Gebet und Anruffung exhortiren und das Exempel ſeines zu Stolpen gehabten unverzagten Gemüths Unſertwegen erinnern werdet."

Dieſer Paul Sperling war zu Laucha geboren, am 17. October 1595, der Sohn des daſigen Paſtors und Adjuncten der Ephorie Freiburg, Paul Sperling, der 35 Jahre an jenem Poſten geſtanden, und der Dorothee, einer Tochter des freiburger Bürgers Paul Kindel. Er hatte die Schulpforte ſeit 1610 beſucht und ſtudirte ſeit 1616 zu Wittenberg, wo er bei ſeinem Vetter Friedrich Balduin 1) Wohnung und Tiſch genoß. 1619 wurde er Magiſter, 1623 Adjunct der philoſ. Facultät, 1629 Licentiat der Theologie und Paſtor in Stolpen. 1635 erhielt er einen Ruf als Superintendent nach Schweinfurt, reiſte auch, mit großer, durch die damaligen Kriegswirren erzeugter Lebensgefahr, dahin, wo er eine koſtbare Auslöſung bekam und ihm viele Ehre erwieſen ward, ſchlug den Ruf aber ſchließlich doch aus und kehrte nach Stolpen zurück. 1638 kam er als Superintendent nach Freiberg, wurde 1639 zu Wittenberg Dr. der Theologie und ſtarb am 24. December 1652. Verheirathet war er 1) 6. Sept. 1631 mit Maria, einer Tochter des Kaufmanns Gregor Richter in Freiberg, die am 21. Juli 1639 ſtarb und von der bei ſeinem Tode ein Sohn Johann Heinrich 2) und eine Tochter Maria Eliſabeth lebten;

---

1) Geb. zu Dresden 17. Nov. 1575, Sohn eines Kürſchners Paul Balduin und der Anna Sperling, zu Meißen und Wittenberg gebildet, 1601 Adjunct der philoſoph. Facultät, Actuar beim Colloquium zu Regensburg, Frühprediger zu St.-Petri in Freiberg, Superint. zu Oelsnitz, 1604 Prof. in Wittenberg, 1607 Superint. daſelbſt, begleitet Kurfürſt Chriſtian II. nach Prag, ſchlägt die Oberhofpredigerſtelle aus, bei theologiſchen Conventen und in der Polemik thätig, † 1. Mai 1627; verh. 1) mit Dorothea, der älteſten Tochter des Stadtpredigers Balthaſar Meißner zu Dresden, mit welcher er 12 Kinder erzeugte; 2) mit Sophie Barwaſſer, die ſpäter den Dr. Joh. Hülſemann zum zweiten Gatten erhielt.

2) Damals Student in Wittenberg.

2) 11. Aug. 1640 mit Anna Maria, Tochter des Armenkaſſenvorſtehers Zach. Tanneberg zu Freiberg, die am 7. März 1643 im 20. Jahre ihres Lebens kinderlos ſtarb; 3) 6. März 1644 mit Eliſabeth, Tochter des Handelsmanns und Gerichtsſchöppen Paul Krafft in Freiberg, von der eine Tochter, Anna Eliſabeth, am 12. Oct. 1660 im Alter von 13¹/₂ Jahren ſtarb, ein Sohn aber, Paul Friedrich [1]), ſpäter Superintendent zu Leißnig ward. Ein Bruder unſers Sperling, Johann [2]), war Profeſſor der Phyſik in Wittenberg. Auch hatte er, nach dem Tode ſeines Vaters, einen Stiefbruder Chriſtoph zu ſich genommen und ſtudiren laſſen, der dann als Paſtor in Niederſchöna geſtorben iſt. [3])

---

[1]) Paul Friedrich, geb. 23. Juli 1650, zu Leipzig gebildet, Diakonus zu Wieſenthal, 1681 Hofprediger zu Dresden, 1690 Superint. zu Leisnig, † 22. Sept. 1711.

[2]) Er kam 1615 nach Schulpforte, 1621 nach Wittenberg und wollte anfangs Theologie ſtudiren. Eines Abends nach Hauſe gehend, wurde er von einigen Raufbolden angefallen und an der Hand verwundet. Die Wunde ward ſchlecht behandelt und er kam um die Hand. Nun ſtudirte er Medicin und betrieb die Naturwiſſenſchaften mit ſolchem Erfolg, daß er, eben im Begriff, die Licenz zu erwerben, zum Prof. der Phyſik beſtellt wurde (1634). Er war ein Anhänger Sennert's und † 12. Aug. 1658, als Rector der Univerſität. Sein Sohn Paul Gottfried ſtarb als Prof. der Anatomie und Botanik zu Wittenberg und anhalt. Leibmedicus 1709.

[3]) Er kam 1655 ins Amt, erhielt 1696 einen Subſtituten und † 5. Juli deſſelben Jahres.

XI. Graf Ferſen.

Folgende Notizen über den Grafen Ferſen, deſſen Name ſich in der Geſchichte an den Fluchtverſuch Ludwig's XVI. knüpft, ſind den mündlichen Mittheilungen eines vor kurzem Verſtorbenen entnommen.

Derſelbe hatte Ferſen perſönlich gekannt, ſich in der Jugend ſeines Wohlwollens zu erfreuen gehabt und erinnerte ſich ſeiner noch im hohen Alter als des vollendeten Typus eines ritterlichen Weltmannes.

Axel Graf Ferſen war 1750 als älteſter Sohn des ſchwediſchen Marſchalls Graf Ferſen geboren. Sein Vater, einer der reichſten Edelleute Schwedens, ſtand an der Spitze jener Partei, welche, den Uebergriffen des Königthums entſchiedenen Widerſtand entgegenſtellend, ſich die ſtrenge Aufrechthaltung der Verfaſſung von 1720 zum Ziel geſetzt hatte.

Seine erſte Ausbildung erhielt der junge Ferſen auf der Turiner Akademie, wo er bis 1770 verweilte und dafür galt, die Gunſt einer der ſchönſten und geiſtreichſten Frauen am ſardiniſchen Hofe gewonnen zu haben.

Von dort aus ging er zuerſt nach Frankreich. Von ſanften einnehmenden Sitten, ausgeſtattet mit allen Erfoderniſſen einer vollkommenen Erziehung und begabt mit einem ſchönen Aeußern, konnte ihm die beſte Aufnahme in jenen Kreiſen nicht fehlen, welche damals mit dem Ausdrucke la cour et la ville bezeichnet wurden.

In den Jahren 1770 bis 1779 finden wir Ferſen abwechſelnd in franzöſiſchen und in ſchwediſchen Kriegsdienſten. Der Uebergang von einem zum andern fand damals, in Folge des Anſchluſſes der ſchwediſchen Politik an die Frankreichs, ſehr häufig ſtatt, und überdies behielten, nach einer beſondern Uebereinkunft, in ſolchen Fällen die Offiziere in beiden Armeen ihren Grad. So kommt es, daß bei Geijer („Hinterlaſſene Papiere des Königs Guſtav IV.") Ferſen in der ſchwediſchen Armee als Rittmeiſter der leichten Reiterei erwähnt iſt, während wir denſelben gleichzeitig im Etat militaire de France als Oberſt-Inhaber des fremden Infanterieregiments Royal Suédois aufgeführt finden.

In die jetzt erwähnte Zeit fällt auch der Beginn jener Beziehungen, in welchen Ferſen zur Königin Marie Antoinette geſtanden haben mag, und die, ſchon von verſchiedenen Memoirenſchriftſtellern berührt, in neuſter Zeit durch das eben erwähnte Werk Geijer's ihre Beſtätigung gefunden haben.

Man ſehe Bd. II, S. 107, den geheimen Bericht des Grafen Creuz, ſchwediſchen Botſchafters am Hofe zu Verſailles, aus welchem hervorgeht, daß die Neigung der Königin den Hofleuten nicht entgangen war und Ferſen in den Fall kam, einer neugierig forſchenden Dame mit vielem Takte abwehrend zu entgegnen.

Wir entnehmen ebenfalls aus dem erwähnten Berichte, daß Ferſen im Sommer des Jahres 1779 zur franzöſiſchen Armee nach Nordamerika abging. Während des darauf folgenden Feldzugs ward der Herzog von Lauzun (ſpäter als Herzog von Biron eines der erſten Opfer der Revolution) Ferſen's beſtändiger Gefährte; ſie ſchlieſen unter einem Zelte und verließen ſich nie. Später pflegte es Lauzun als einen ritterlichen Zug ſeines Freundes hervorzuheben, daß dieſer, ungeachtet jenes intimen Zuſammenſeins, ſtreng jede Unachtſamkeit zu vermeiden wußte, welche dem Begleiter ſeinen fleißigen Briefwechſel mit der Königin hätte verrathen können. So ehrenhaft nun auch Ferſen in dieſem Verhältniß daſteht, ſo drängt ſich doch die Betrachtung auf, daß die unglückliche Fürſtin auch in jenen Beziehungen, zu denen ein liebefähiges Gemüth ſie geführt haben mochte, dem Verhängniſſe ihres ganzen Lebens nicht entging. Mit reichen Gaben ausgeſtattet, ward ſie in zarter Jugend einem Fürſten vermählt, der ſpäter im Unglück die größte Hochachtung einflößen mußte, der aber durchaus keine die weibliche Liebe erweckenden Eigenſchaften beſaß und überdies in den erſten Jahren ſeiner Vermählung die vollſtändigſte Gleichgiltigkeit gegen Marie Antoinette an den Tag legte. So wendete ſie ihre erſte Neigung dem Marquis (ſpätern Herzog) von Coigny, welcher am Hofe die Stelle des grand écuyer des petites écuries du roi bekleidete, einem Manne, zu, welcher zwanzig Jahre älter war als ſie, und fand bei ihm kein dem ihrigen entſprechendes Gefühl.

Nach den Erzählungen der Zeitgenoſſen[1] iſt er durch ſein Glück mehr beſtürzt als erfreut worden; ihre Zuſammenkünfte wurden durch ſeine Todesangſt vor einer

---

[1] Ob dieſe freilich nicht blos der Medisance ihren Urſprung verdankten, und ob die unglückliche Königin mehr, als eine ſie anſprechende Unterhaltung mit einem ihr vertrauenswürdig erſcheinenden Freunde, ſuchte, muß billig dahingeſtellt bleiben. Daß ſie ſich nie genug hütete, keinen übeln Schein auf ſich zu ziehen, haben auch ihre Freunde nicht geleugnet. Daß ſie aber auch ihre ganze Laufbahn in Frankreich hindurch der Zielpunkt erſt vielleicht abſichtsloſer, ſpäter berechneter Verleumdung geweſen, iſt ebenſo gewiß. W.

Entdeckung getrübt, und nach kurzer Dauer löſte ſich dieſes Band, ſei es nun auf den eigenen Wunſch des beſorgten Hofmannes, oder in Folge der Kränkung, welche ſeine Kälte der Königin zufügte. Ebenſo gewiß iſt, daß Ferſen's Leidenſchaft, von einer Verbindung verdrängt, welche ſpäter berührt werden ſoll, bereits vor dem Ausbruche der Revolution erloſchen, und die Hingebung, welche man ihn in den Tagen der Gefahr beweiſen ſah, von jenen frühern Gefühlen ganz unabhängig war.

Wenn die wiederholte Enttäuſchung dem Unſtern der armen Königin zugeſchrieben werden muß, kann ſie doch zugleich einen Schluß auf den Edelmuth ihres Herzens begründen, welches man ungeſtraft kränken durfte.

In der Nacht, welche der Greuelſcene des 5. October 1789 voranging, war der Hof zu Verſailles vor der nahenden Gefahr gewarnt worden und einige Getreue hatten ſich um die königliche Familie geſchaart.

Unter dieſen war Graf Louis Narbonne, welcher ſpäter, als Napoleon's Botſchafter in Wien, unſerm Gewährsmann erzählt hat, wie er, am frühen Morgen von den Tanten des Königs, deren Hofſtaat er damals angehörte, mit einem Auftrage an Ludwig XVI. abgeſendet, den Grafen Ferſen in dem königlichen Vorzimmer, nach einer daſelbſt gehaltenen Nachtwache, angetroffen.

Es iſt aus den Relationen über die fehlgeſchlagene Flucht nach Varennes bekannt, daß Graf Ferſen, als Kutſcher verkleidet, die königliche Familie von Paris bis Bondy geführt hat. Auf ſeine Veranlaſſung hatte ein Engländer, Namens Crawford, an dem Plane Theil genommen. Derſelbe hatte jedoch im Augenblick der Ausführung (Juni 1791) eine kurze Reiſe nach England unternehmen müſſen, und befand ſich eben auf der Rückreiſe, wo er, vor dem Poſthauſe zu Calais ſtehend, auf

Poſtpferde wartete, als ſich ihm ein Unbekannter raſch näherte und, nachdem er ihm einen Zettel in die Hand gedrückt, ebenſo ſchnell zu entkommen wußte. Auf dem Zettel erkannte Mr. Crawford die Hand der Königin; er enthielt die Worte: „Kommen Sie nicht hierher; gehen Sie nach Brüſſel.“ Daß Marie Antoinette in der qualvollen Bewachung, welche auf die Rückkehr von Varennes folgte, auf Mittel geſonnen hatte, dieſen Anhänger den verhängnißvollen Folgen einer Mitwiſſenſchaft an der Flucht zu entziehen, iſt ein Zug, der zu ihrer Ehre aufbewahrt zu werden verdient.

Die Veranlaſſung zu Ferſen's näherer Bekanntſchaft mit jenem Engländer gab ein Liebesverhältniß, in welchem beide zu einer berühmten Schönheit jener Zeit ſtanden. Dieſes Verhältniß ſcheint im Leben des Erſtern keine unbedeutende Stelle eingenommen zu haben und es iſt demſelben ſeine Entfremdung gegen Marie Antoinette wol zuzuſchreiben. Die erwähnte Frau hieß urſprünglich Franchini, war eine aus Lucca gebürtige Tänzerin und darauf erklärte Maitreſſe des Herzogs Karl von Würtemberg, welcher den von ihr geborenen drei Kindern den Namen: von Franquemont beilegte. (Die eine Tochter, ſpäter an den Grafen d'Orſay verheirathet, ward die Mutter des bekannten Dandy dieſes Namens und der Herzogin von Guiche-Grammont.)

Nachdem jene Dame, aus Urſachen, die nicht bekannt ſind, den Württembergiſchen Hof wieder verlaſſen hatte, begab ſie ſich nach Oſtindien, heirathete dort einen Engländer, Sullivan, und kam dann unter dieſem Namen nach Paris, wo ſie bald mit dem erwähnten Mr. Quintin Crawford eine Verbindung ſchloß und in ſeinem Hauſe, welches als eines der glänzendſten von Paris geſchildert wird, die Bekanntſchaft Ferſen's machte.

Von Crawford ward uns noch geſagt, daß er, neben großem Vermögen, welches er in Oſtindien erworben, mannichfaltige Kenntniſſe und Liebe zu den ſchönen Künſten beſeſſen habe. Seiner politiſchen Geſinnung nach war er eifriger Tory und als ſolcher Feind der franzöſiſchen Revolution.

Dem Grafen Ferſen war es ebenfalls gelungen, im Juni 1791 nach Brüſſel zu entkommen. In dieſer Stadt und ſpäter in Wien hielt er ſich zunächſt mit den eben erwähnten Perſonen auf, an welche ſich noch die Neffen Crawford's anſchloſſen, ſowie der letzte Geſandte der Kaiſerin Katharina am franzöſiſchen Hofe, Herr von Simolin.

Mit der Königin fand noch ein brieflicher Verkehr ſtatt, welchen ein in franzöſiſchen Dienſten ſtehender Ausländer vermittelte und dabei ſelbſt Briefe der unglücklichen Fürſtin empfing, die ſich noch in den Händen ſeiner Familie befinden. Dieſe Schreiben werden ſorgfältig aufbewahrt und in einem derſelben, vom Jahre 1792, las unſer Gewährsmann, bei Gelegenheit der Ueberſendung zweier Ringe, folgende Worte: „L'une est pour vous, l'autre pour celui que vous savez. Dites-lui qu'elle est faite d'après sa mesure.“[1]

Im Jahre 1797 kam Guſtav III. auf den Gedanken, ſich als Garant des Weſtphäliſchen Friedens auf dem Raſtatter Congreſſe vertreten zu laſſen. Es iſt bekannt, daß ſowol der Anſpruch an ſich, als insbeſondere die Wahl Ferſen's zu dieſer Sendung, eines Mannes, deſſen

---

[1] Ueber den Eindruck, welchen das Ende Marie Antoinette's auf Ferſen gemacht, ſowie über ſeine fehlgeſchlagene Sendung nach Raſtatt findet ſich Näheres in der Revue des deux mondes vom 1. Juli 1855 unter der Aufſchrift: Des intérêts du nord scandinave etc. par Geffroy.

Antecedentien den damaligen franzöſiſchen Machthabern zu feindlich entgegenſtanden, Widerſpruch erweckte, und daß der Vertreter Schwedens bei dem Congreſſe nicht zugelaſſen ward. Nach einigen Wochen vergeblichen Harrens in Raſtatt, begab ſich Ferſen nach Karlsruhe, um daſelbſt über die bald darauf zu Stande gekommene Vermählung ſeines Monarchen mit der Prinzeſſin Friederike von Baden zu verhandeln.

Von 1798 bis zu ſeinem Ende hat Ferſen Schweden nur einmal noch verlaſſen; es war dieſes im Jahre 1804, wo er mit ſeiner Schweſter, vermählten Gräfin Piper, eine Reiſe nach Italien unternahm. Das intime Verhältniß, welches zwiſchen beiden Geſchwiſtern beſtand, iſt nicht ohne Einfluß auf Ferſen's gewaltſamen Tod geweſen. Denn es hatten ſich über die ſchöne und geiſtreiche, aber ſehr intriguante Gräfin Piper Gerüchte verbreitet, welche ſie der Vergiftung ihres erſten Mannes, eines Barons Taube, anklagten, und dieſes leitete zuerſt die blinde Volkswuth auf den Verdacht, Ferſen ſelbſt ſei dem Tode des Prinzen von Holſtein nicht fremd geweſen.

Zum Schluß noch die Schilderung ſeiner äußern Erſcheinung, wie ſie unſer Gewährsmann nach mehr als einem halben Jahrhundert in friſcher Erinnerung bewahrt hatte. Ferſen war groß, ſchlank und von edler Haltung, wobei er ſich von einer gewiſſen Affectation fernhielt, die unter Ludwig XVI. Mode geworden. Ein ungezwungener Gang hob das vollkommene Ebenmaß ſeiner Geſtalt hervor; ſein Erſcheinen war würdevoll und zugleich anſpruchslos. Die Züge ſeines etwas gebräunten Geſichtes waren regelmäßig; die Zähne waren ſchön und über den ausdrucksvollen blauen Augen wölbten ſich dunkle Brauen. Eine beſondere Leichtigkeit und Anmuth lag in ſeinen Bewegungen und trat am meiſten hervor, wenn er ſich, gleichſam unbemerkt ſein wollend, aus einem Salon entfernte. In der Unterhaltung Ferſen's herrſchte Gemeſſenheit und conventionelle Zurückhaltung vor, eine Richtung, welche in Kreiſen, wo ſie allgemein angenommen iſt, oft das Herausfinden des bedeutenden Menſchen erſchwert.

XII. Daniel Greſer.

Daniel Greſer wurde am 6. Dec. 1504 zu Weilburg geboren, der Sohn eines Schuſters Konrad Greſer aus Niederbila in der Grafſchaft Solms-Braunfels und einer Fiſcherstochter Anna aus Oberbila. Die Aeltern waren bei ihrer Verheirathung nach Weilburg gezogen, wo er in die erſte Schule ging. Doch nahm ihn, ſobald er laufen konnte, ſeiner Großmutter zu Oberbila Bruder, Johannes Greſer, Dechant zu Weilburg, zu ſich, und als er 14—15 Jahre alt war, ließ er ihm zu Trier die Tonſur geben und brachte ihn nach Butzbach auf die Schule, zu Heinrich Beming, den er ſehr rühmt, einem Freunde des Erasmus.

In ſeiner mehrfach intereſſanten Selbſtbiographie [1] erzählt nun Daniel Greſer u. A. folgendes:

„Dieweil ich zu Butzbach in die Schule gienge, begab ſich ein böſer Fall, der wohl zu behalten iſt, nämlich alſo: Bei Weilburg auf einem Dorfe Eſſerſchhauſen genant wohneten zween Edelleute; der Eine hieß Marquardt v. Wertorff, der Andere Henn v. Wertorff. Und weil der Henn noch kein Weib hatte, zog er von ſeinem Bruder Marquardt, und lies ihme die Haußhaltunge und ſagte, er wollte ſich in der Welt umbſehen und etwa bei einem Herren Dienſt ſuchen, zog alſo darvon, daß Marquardt nie erfahren kundte, wo ſein Bruder Henn were hinkommen. Er were aber weit aus dem Lande, in Preußen gekommen, und hatte den ſeinigen niemals geſchrieben, noch vermeldet, wo er ſich enthalten thete. Nun war ein loſer, leichtfertiger Mann, der nichts thete, denn daß er müſſig gienge, ſpielte und beim ſauffen lag, der hies Henn Schütz und wohnete auf einem Dorffe, das zwiſchen Butzbach und Weilburg liegt und heißt Krifftelbach. Dieſer Herr Schütz kam bei den Freunden des Henn Wertorffs in verdacht (aus wes urſachen weis ich nicht), als hette er den Henn v. Wertorff ermordet. Darumb ward er gefangen, torquiret und alſo gemartert, daß er bekandte, Er und ſein Vater der nun geſtorben were, die hetten den Edelmann in dem Walde, der bei Krifftelbach lieget, dardurch die ſtraſſe gehet, ermordet und in dem Waldt begraben."

---

[1] Historia und Beſchreibunge des gantzen Lauffs und Lebens, wie nemlich ich Daniel Greiſer, Pfarrer und Superintendens in Dreßden, meinen Curriculum vitae, vom 1504. Jare an bis ins itzo laufende 1586. Jar, als nunmehr ein 83jähriger, durch Göttliche gnad geführet habe, Von mir ſelbſten für meinem ſeligen ende ſchlecht und einfeltig den gutherzigen, ſo deſſen gerne wiſſenſchafft tragen möchten, zuſammengebracht. Dresdae. 4. — Eine ſpätere Auflage iſt verſtümmelt.

„Derweget führet man ihn in dem Waldt, das er anzeigen ſolte, wohin ſie ihn begraben hetten. Im Walde nun zeigete er eine ſtelle und ſagete, mich bedünckt, hieher haben wir ihn begraben. Man grube ferner und ſuchte tieff in der erden, aber man funde keinen toden. Da zeigete er eine andere ſtelle und ſprach, da ſchlaget ein und ſuchet, ob ihr ihn da finden möget. Aber man funde an dieſem orte auch keinen todten, und ſolches geſchah zum dritten mahl. In ſumma, da man nichts funde, da führete man den Henn Schützen wieder ein zu Gefängnis, und torquiret ihn wiederumb auffs allergeſchwindeſte, daß er ſollte ſagen, wohin Er, ſampt ſeinem Vater, den Henn von Wertorff begraben hette. Dieweil er ſich denn nun befahrete, ſo er leugnen würde, daß man ihn noch übeler marteren und foltern möchte, ſo beſtünde er darauf und ſagte, er hette ja mit ſeinem Vater dieſen Edelmann helffen ermorden und ihn in Waldt begraben, aber weil es nun lang were, ſo hette er die ſtelle vergeſſen. Da führete man ihn aus und hielt Halsgerichte über ihn und gab ihm das Recht, daß er ſollte geradebrecht werden, aber er wurde erbeten, daß es ihme noch zum Schwerdt kam.“

„Als er nun ſolt nieder knihen, Da ſprach er: Nun ich ſol und mus jetzt ſterben, als der ich den Edelman ermordet ſollte haben, aber ich will es auff mein theil Himmelreichs nehmen, daß ich dieſen Edelman mein leblang nicht gekandt habe, weis auch nicht wehr er iſt, hab ihn die Zeit meines Lebens mit augen nicht geſehen, und will nimmermehr ſelig werden. Da ſagte der Scharffrichter zu den anklägern, ſie ſollten hören, was der arme Mann ſagte.[1] Aber der eine Edelman, ſo ihn zu hafften bracht hatte und richten ließ, der antwortete und ſagte zum Scharffrichter: das recht giebt ihme den Tod, das Urteil iſt gefellet, der Stab iſt gebrochen, thu Du was dein Ampt iſt.“

---

[1] Es gibt manche Beiſpiele aus jenen Zeiten: daß die Scharfrichter menſchlicher waren, als die Richter, denen das Zuſchauen bei den grauſamſten Foltern zu einer Art wollüſtigen Schauſpiels geworden war. Als 1604 der braunſchweiger Magiſtrat dem Bürgerhauptmann Brabant, einem politiſchen Gegner, nachdem er bereits drei mal und jedes mal mehre Stunden lang gefoltert, ſogar an ſeinem gebrochenen Beine mit Schrauben gequält worden und ihm ein Arm aus dem Gelenke geriſſen war, kleine Keile von hartem Holz unter die Finger ſchlagen laſſen wollte, ſagte der Knecht des Scharfrichters: er müſſe ſeine Seligkeit bedenken, und weigerte ſich der Arbeit. Wie Manches geſchah damals, wie Manches geſchieht auch noch jetzt, wobei die Seligkeit nicht bedacht wird!

„Da nun der arme Man niederkniehete, ſprach er noch einmahl, er wollte es auff ſeine Hinfarth nehmen, daß er den Man mit Augen nie geſehen hette, und ſagte weiter: Ich verhoffe, meine Unſchuld ſoll an tag kommen und der Edelman ſoll, ob Gott will, lebende wieder kommen, ehe mich die Raben und die Vogel werden gefreſſen haben. Kniete alſo nieder, lies ſich enthaupten, und wurde nachmals auffs Rad geleget, und der Kopf oben übert geſteckt.“

„Als ich nun von Butzbach, die woche nach Mauricii (22. Sept.) aus der Schule heim gen Weilburg ging, habe ich den Henn Schützen auffm Rade ligen ſehen, denn die Straſſe ging bey ſeinem auffgerichten Rade fürüber. Was geſchicht aber? Der Edelman Henn Wertorff kam wieder, ehe denn 4 Wochen umbwahren, und machte Gott den Wunſch des unſchuldigen Mannes war. Da nun Henn von Wertorff wiederkommen war, da vertrugen ſich ſeine Freunde mit den Gerichten und Henn Schützen hinterlaſſenen Weibe und Kindern und gaben ihnen Geld dafür. Den toden Cörper aber nahme man vom Rade, und beleitet ihn mit dem Pfarrer und Schülern, und beſtattet ihn auff den Kirchhoff ehrlich zur Erde. Denn, dem armen Menſchen war unrecht geſchehen.“

Greſer zog, nach der fahrenden Schülerweiſe ſeiner Zeit, von Butzbach nach Caſſel, von da nach Gotha und dann nach Erfurt, wo er ſich befand, als Luther auf den Reichstag nach Worms ging.[1]) Aus Erfurt erzählt er:

---

[1]) So erzählt er. Es will aber nicht recht mit ſeiner ſonſtigen Chronologie paſſen. Er iſt 6. Dec. 1504 geboren, will mit 14 oder

„Dieweil ich zu Erffurth in die Schule giengk, machten die Studenten einen Auffruhr[1]) und ſtürmeten die Pfaffen-Heuſer, umb die Cavata und unſer lieben Frawen und Severus Kirch herumb, ſchlugen alle Fenſter aus, ſtieſſen in den ſtuben die Ofen ein, verterbten allen Baurath, ohn Schüſſeln und Kannen, zerſpalteten die köſtlichen vermoſirten Tiſche, und warfen die ſtücke alles deſſen ſo ſie verderbet hatten, auf die Gaſſen hinaus, ſampt allem was zu eſſen dihnete, Als: Putter, Speck, Erbes, Eyer, Brod, Käſe, daß die leut genungk hatten auffzuleſen und heimzutragen. Da die Taglöhner und Weinhacker, ſo denn mehrer Theil Francken waren, ſolch der Studenten ſtürmen gewahr worden, geſelleten ſie ſich zu ihnen, und halffen umbbringen und verterben, was ſie mochten, ſchlugen auch die Keller Thüren auff, mit der Art, darzu ſie nur einen ſchlagk und das Wort Ephata brauchten, Soffen Wein und Bier aus, Was ſie zu ſauffen nicht vermochten, ſtieſſen ſie den Faſſen die Böden aus, lieſſen das getränck, Wein und Bier, in dreck lauffen und übel umbkommen, daß es niemand zu nutz kam. Sonderlich thaten ſie am Bettgewand groſſen ſchaden, denn ſie ſchnitten die Ziechen auff und ſchütteten die Federn zu den Fenſtern hinaus, daß die uber gantz Erffurth flohen, daß man den Himmel nicht wohl ſehen konte und gleich ein anſehen hatte, als wenn es dick ſchneihete, dann auch der Erdboden weiß, als wenn es einen ſchnee hette gelegt, mit Federn bedeckt wehre.“

---

15 Jahren die Tonſur empfangen und nachmals nach Butzbach auf die Schule gegangen, dann zwei Jahre in Kaſſel und ein Jahr in Gotha geweſen und dann nach Erfurt gekommen ſein. Wahrſcheinlich iſt er jünger nach Butzbach gekommen, als er angibt.

[1]) Wird 1521 geweſen ſein, wo Erfurt das Lutherthum annahm. Erfurter Quellen erwähnen den Tumult, bezeichnen aber die Landleute als die Thäter. Man hat ein lateiniſches Spottgedicht darüber.

Von Erfurt zog Greſer wieder heim gen Weilburg, wo ihm ſein Großoheim, der Dechant, ein Canonicat verſchaffte, das ihm aber in der Rota abproceſſirt wurde.[1] Er ward dafür an den Altar oder die Vicarei visitationis Mariae geſetzt, was er ab equo ad asinum geſetzt werden nannte. Doch empfing er nun die andern kleinen ordines und zog, da er zur Prieſterweihe noch zu jung war, nach Mainz auf die Univerſität, wo er bis ins 22. Jahr ſeines Alters, alſo bis 1525 oder 26 ſtudirte. In Mainz gab er auch als Collaborator an der Schule zu St.-Victor und an der Domſchule Unterricht, und ſollte er an letzterer den Virgil ganz übernehmen, was er aber ablehnte, weil — im Virgil ſoviel astronomica vorfielen und er astronomiam noch nicht ſtudirt hätte. Er wurde nun mittelſt Dimiſſorialen von dem Erzbiſchof von Trier, wohin er eigentlich gehörte, in Mainz ordinirt, 1526 den 25. Febr. Diakonus, den 18. März Presbyter und ſang am 14. Mai ſeine erſte Meſſe, worauf er nicht lange nachher „ein kleines armes Pfärlein eine halbe meil weges von Weillburgk gelegen, Edelsbergk genannt,“ zu ſeiner Vicarei bekommen, das er doch von Weilburg aus verſehen durfte, wo er auf dem Stift wohnte.

Da ließ Graf Philipp zu Naſſau[2] den Erhard Schneppius von Heilbronn, der damals bei denen

---

[1] Er will es von Dr. Georg Kybiſch, der zu St.-Caſtor zu Coblenz Dechant geweſen, erhalten haben, der es aber nicht mit Recht gehabt habe. In dem Verzeichniß der Dechanten zu St.-Caſtor finden wir aber keinen Kybiſch, ſondern von 1493—1528 einen Peter von Schönau, von 1528 bis 3. März 1536 einen Johann v. Arſcheid. Doch findet ſich, daß Peter v. Schönau ſich durch Stellvertreter vertreten ließ, und könnte jener Kybiſch ein ſolcher geweſen ſein.

[2] Philipp III. zu Weilburg, geb. 1504, † 4. Oct. 1559. Vermählt 1) mit Eliſabeth, Tochter Gerhard's von Sayn, die am 5. Febr.

v. Gemmingen Prediger war, nach Weilburg berufen und im Sinne der wittenberger Schule predigen. Dieſer gewann auch Greſer für ſeine Sache, der ſeitdem ſich „zu denſelbigen geſellet und mit ihme umbgang,“ wie er denn auch „unſerer etliche junge Stifftherren alda in linguis weiter instituiret“, indem er ihnen griechiſchen und hebräiſchen Unterricht gab. Bei dieſem Schneppius ſtand er auch bei einer Tochter zu Gevatter und es ergibt ſich, daß beide damals der Heiligenverehrung noch nicht entfremdet geweſen. Denn Greſer ſagt darüber: „dieweil Blandina eine Merterin geweſen, unter denen, ſo zu Vienna und Lugdun, um des Namen CHRISTI willen, getödtet worden und ſo viel erlitten hat, daß ſich zu verwundern, daß ein Weib ſoviel ausſtehen ſollte. Denn ſie iſt gefoltert, in Fewer gebrent, den wilden Thieren und Ochſen, ſo ſie zerreißen ſollten, fürgeworfen, und endlich mit dem Schwert geköpfft worden, wie man von ihr lieſet Eccles. Histor. lib. 5. Cap. 1. 2. und 3. Darumb hat Schneppius dieſen Namen ihme ſonderlich gefallen laſſen, und mir befohlen, bey der Heiligen Tauffe dieſem ſeinem Töchterlein den Namen Blandina zu geben. Dieſe Blandina, deren Paht ich geweſen, hat hernach Victorinum Strigelium [1]) zur Ehe gehabt.“

Als Schneppius nach Marburg als Theologicus lector berufen ward, folgte ihm Greſer dahin und

---

1531 ſtarb; 2) mit Anna, Tochter Albrecht's von Mannsfeld, die am 2. Aug. 1537 ſtarb; 3) 1541 mit Amalie, Tochter Johann's von Iſenburg-Birſtein, geb. 1522, † 1579.

[1]) Geb. zu Kaufbeuern 1524, ſtudirte in Wittenberg, Anhänger Melanchthon's, 1547 Prof. der Theologie in Erfurt, 1548 in Jena, Gegner des Flacius, auf deſſen Betrieb 1559 verhaftet, 1562 in Leipzig, auch hier als Kryptocalviniſt verfolgt, † als Profeſſor in Heidelberg 1569.

ſtudirte zu Marburg, indem Graf Philipp die Stiftsbetrei zu Weilburg nöthigte, ihm ſein Einkommen ad ſtudia verabfolgen zu laſſen. In Marburg hörte er Hebräiſch, Pindar bei Johannes Lonicer [1]), Theologie bei Franciscus Lambertus Gallus, Schneppius und M. Adamus Fuldenſis, Juvenal bei dem viel umherfahrenden Hermann v. d. Buſch [2]), daneben auch Juriſtiſches: Inſtitutionen bei Johannes Ferrarius, Pandekten bei Olendorp und Balthaſar Klammer. Nicht ohne Intereſſe iſt, was er über Eoban Heſſe [3]) berichtet:

„Quintilianum und Q. Curcium habe ich gehöret von Elio Eobano Hesse, mit welchem ich hernach zu Marburg, dahin er endlich beruffen ward, auch alda geſtorben iſt, ſonderliche groſſe kundſchafft gemacht. Dieſer Eobanus war ein trefflicher Poet, welcher eine facilem venam Carmina zu machen, von Gott begabet hatte alſo, daß er wohl mit warheit, wie Ovidius von ſich rühmet, auch von ihme hette ſagen mögen: Quicquid conabar dicere versus erat. Denn man mich dieſes gewißlich berichtet, da er die Iliada Homeri hat versibus reddiren wollen, da hat er ein halb Blath Homeri Carmina, ſo Graece geſchrieben, geleſen, unnd den Sententz, deſſen ſo er geleſen, in ſinnen gefaſt, und hat ſich darnach in Winckell hinter den Tiſch mit dem Rücken an die Wand gelegt, und die ſchreibe Feder ins Maul genommen, und alſo eine weile getichtet, und wenn er vermeinet, daß er den inhalt genungkſam erlanget hette, hat er ſich auffs Papir gebücket, und die versus ſo Homerus Graece geſchrieben, auf einen hauffen latine heraus geſchüttet, gleich wie eine Taube, ſo ihren krop voll geleſen, und hernach den jungen uber einen hauffen vorſchütten thut."

---

[1]) Geb. 1499 im Mansfeldiſchen, † 1569 als Prof. der griech. und hebr. Sprache und der Theologie zu Marburg; philologiſcher Beiſtand Luther's und Melanchthon's. Sein Sohn, Adam L., geb. zu Marburg 1528, war Prof. der Mathematik zu Nürnberg, der Medicin zu Mainz, † als Stadtphyſicus zu Frankfurt a. M. 1586.

[2]) Ueber ihn vielleicht einmal beſonders.

[3]) Geb. 6. Jan. 1488 unter freiem Himmel bei Bockendorf in Heſſen, Sohn eines Kloſterkochs Göbbehen, legte ſich den Namen ſeines Wohlthäters, des Amtmanns Helius, bei; zu Kloſter Haina, zu Gemünden an der Wohra, wo ſeine Mutter herſtammte, zu Frankenberg und Erfurt gebildet, 1509 Rector zu Erfurt, 1510 zu Biſchof Hiob v. Dobeneck in Rieſenburg, der ihn 1513 nach Leipzig ſchickte, wo er Jura ſtudiren ſollte, 1515 wieder Rector und 1516 Profeſſor in Erfurt, Freund Hutten's, Reuchlin's, ſpäter Luther's, 1526 Rector in Nürnberg, 1534 wieder in Erfurt, 1536 in Marburg Prof. der Dichtkunſt und Geſchichte, † 5. Oct. 1540.

„Wenn Eobanus nüchtern war, ehe denn er getranck, war in vultu ejus eine herrliche gravitas und modestia. daß, wenn Junge Leute für ihn kahmen, muſten ſie ihr angeſicht für ihme submittiren, niederſchlagen, und die Erde anſehen, und ſich ſchemen ihn kecklich anzuſehen, wie denn Suetonius vom Augusto Cesare auch ſchreibet, denn er hatte eine majestatem in oculis."

„Ich habe ihn gefraget, als er den Pſalter hat carmine reddirt, welcher translation er gefolget, Ob ers aus dem original dem Ebreiſchen genommen, oder aber ob er dem Griechiſchen gefolget hette (denn der alten lateiniſchen translation weis ich wohl daß er nicht nachgeahmet hat), da hat er mir zur antwordt gegeben, er hette ſeinen Pſalter, den er carmine reddiret, nach der deutſchen translation Lutheri gemacht, und derſelbigen gefolget. Ich habe geſehen, daß er mit einem hat certiret, und einen gantzen Abend uber tiſch alles was er geredet, nicht anders denn durch eitel octonarios, das iſt Sententz mit acht ſillben und rithmos geredet."

In Marburg predigte Greſer viel, was ihm auch ſpäter einmal einen Ruf dahin verſchaffte. Schneppius zu Gefallen machte er aber eine Reiſe von da nach Schwäbiſch-Hall, um deſſen Schwiegermutter, die ſich dort bei einem andern Eidam, dem Stadtſchreiber Maternus Wurtzelmann, aufhielt, zu ihm zu geleiten. Er zog zu Fuß durch viele Ortſchaften und fand und machte überall „gutte kundſchafft,“ kehrte auch meiſt bei Bekannten ein. Von den Merkwürdigkeiten der Gegenden hebt er nur hervor: daß man „durch die Berckſtraße einen gantzen tag unter eiteln Nußbewmen gehen muß“. Weiter erzählt er: „Unten im Felde zwiſchen Weinsberg und Heilbronn haben die Pawren in dem Pewriſchen Auffruhr Graf Ludewigen von Helffenſtein durch die Spiſſe gejagt und umbbracht, auff der ſtelle da der Graf iſt umbkommen, haben die Pawren zu der zeit, als mich Schneppius ins Land zu Schwaben ſchickt, müſſen unterm freyem Himmel alle ihr Gericht halten, und haben die Schöppen nur eine kleine Birckene hütte gehabt, darinnen ſie das Urteil geſprochen. Aber die andern alle haben unter dem freyem Himmel ſtehen müſſen, im ſchnee, regen und windt, Wiewol auch die Schöppen unter der Hütten fürm Ungewitter nicht ſicher waren.“ Entweder Greſer iſt im Irrthum, oder die Zeit ſchon ſehr in einem Uebergang zur modernen Bequemlichkeit begriffen geweſen, wenn das Gericht unter freiem Himmel, das ſich auf dem Lande an vielen Orten noch bis an unſere Zeit erhalten hat, als Strafe gegolten hat. Graf Ludwig wird wol eben deshalb dort umgebracht worden ſein, weil es eine alte Gerichtsſtätte war.

Von dem Religionsgeſpräch, welches Anfangs October 1529 zwiſchen Luther und Zwingli zu Marburg gehalten worden, hat Greſer nur Erinnerungen und Geſchichten im

Sinne des lutheriſchen Parteigeiſtes. Er iſt übrigens bald darauf heim nach Weilburg gezogen, wo er ſich 1531 im Herbſt ſein erſtes Weib, Eva geheißen, nahm, zu welcher Hochzeit Schneppius von Marburg kam. Dieſe erſte Ehe des lutheriſch gewordenen Prieſters war aber nur von kurzer Dauer. Denn 1532 kam „gen Weilburg ein gros ſterben, daß an der Peſtilentz viel Leut ſturben, und kam“ ſo erzählt er, „Peſtis faſt zum erſten unter mein Geſchlecht und in die Heuſer meiner Gefreundten. Als wir nun einander trew waren, und in unſerm betrübnis einer den andern nicht verlieſſen, ſondern gingen auch die Geſunden aus ihren Heuſern, die noch rein waren, zu den Kranken, ihnen zu dienen, da woltens die Nachbarn nicht leiden, und meinten wir brechten Peſtem auch in die Heuſer und Gaſſen, die ſonſten wohl rein und unbefleckt blieben, wenn wir nicht alſo aus allen unſern Heuſern zuſammen kehmen. Derhalben ſchloſſen wir zwey Heuſer zu, und zogen wir befreundten alle zuſammen, in die Dechantey, da ich immer wohnete, daß unſer 18 Perſonen zuſammenkamen. Unter denen wurden Neune kranck, der ſturben ſieben, und kamen zwey wieder auff, und blieben Neune geſundt, und bekamen Peſtem nicht, unter welchen ich einer war. Und wiewohl ich auch bey den Kranken in ihren Betten geſchlaffen habe, bin ich doch, Gott lob, nicht weder kranck worden, noch geſtorben. Denn der güttige Gott wolte mich lebendig haben, und weiter gebrauchen.“

„In dieſem ſterben wurden kranck und ſturben, Mein Vater, ſein Weib mein ſtieffmutter Margretha, der Dechandt Herr Johann Greſer[1]), Mein bruder Martin,

---

[1]) Man ſieht alſo: ſeine Mutter war früher geſtorben, hat vielleicht keinen Uebertritt gar nicht erlebt; wohl aber hat dies ſein Großoheim,

Mein Schweſter Eva, mein liebes Weib Eva, die ich nicht über fünff und zwantzig wochen zur Ehe gehabt, meines brudern Johannis ſchwieger Fraw. Das ſind ſieben Perſonen, die von den unſern ſturben. Aber unter den Neunen, ſo kranck wurden, ſturben nicht, ſondern ſtunden auff, und wurden wieder geſundt, Mein Schweſter Dorothea, und meines Vatern Dienſtmagt. Auch muſten wir in ſolchem ſterben unſere Todten ſelbſt begraben, auffs beſte als wir wuſten und kundten. Darumb hab ich meinen Bruder Martin auff einer leitern miſſen helffen zu grabe tragen."

Greſer, wieder ledig und frei, zog wieder gen Marburg und ward Tiſchgenoſſe des Schneppius, der ihm auch bald eine Vocation als Pfarrer zu Gießen verſchaffte, vor deren Antritt, und noch in demſelben Jahre, in welchem ſeine erſte Frau geſtorben war, im Advent 1532, er ſich eine zweite Ehegenoſſin aus Weilburg holte, Katharina geheißen, mit der er alsdann 53 Jahre in der Ehe lebte, indem ſie erſt am 8. März 1586 in Dresden verſtorben iſt. In Gießen zog er in der Woche vor Weihnacht an und blieb 10 Jahre daſelbſt. Von ſeinen dortigen Beſchäftigungen ſagt er u. A.:

„Da ich denn auch alle Landtage, zu Marburg, Caſſel und Ziegenhain, ſo wegen der religion gehalten wurden, beneben andern Theologen, mit habe beſuchen müſſen. Und weil ich noch jungk, hab ich mir alle tage zu ſtudiren eine ordnung gemacht, daß ich wuſte, was ich alle ſtunden fürnehmen, und ſtudiren ſolte, und hab mir täglich unter andern eine gewiſſe ſtunde, die deutſchen Geiſtlichen Lieder Lutheri, und ſo in dieſer Lande Kirchen

---

der Dechant, und ſcheint ſelbſt einverſtanden damit geweſen zu ſein, da Greſer bei ihm auf der Dechantei wohnte.

gebreuchlichen, zu ſingen fürgenommen, damit ich mir dieſelbigen recht und wohl einbildete. Hab auch dieſelbigen den mehren theil geprediget, und dem Volck zu gut, damit ſie dieſelbigen mit mehrerm und beſſerm verſtand ſingen möchten, außgelegt, und mich ſonderlichen dafür gehüttet, daß ich die Oberlendiſche Lieder in der Kirchen nicht hab ſingen laſſen, darumb daß ſie ein verworren construction, wörter und vocabula haben, ſo unſern Leuten hier zu Lande nicht bekanndt noch verſtendtlich ſindt.“

Auch in Gießen erlebte er ein „großes ſterben“ und bemerkt dabei: „wie denn Gießen ſelten ohne Peſtilentz iſt, weill die landſtraſſe aus vielen Landen nach Frankfurth dadurch gehet, und aus Reuſſen und Preuſſen und allen Landen Deutſcher Nation die Frankfurter Meß beſucht wirdt.“ Er brauchte für ſich und die Seinigen ein Präſervativ: „alle morgen ſo viel als eine halbe welſche Nus groß, welches electuarium ich mir ſelbſt zurichtete und hatte dieſe ingredientia: Welſche Nuskern, ſo dürr, Feigen, Rauten und Saltz, das ſtieß ich in einem Mörſell, das es wie ein teigk wurde, und that dazu einen guten ſawren Eſſig, doch des nicht zu viel, damit das electuarium nicht zu viel ſoppen bekommen, und gar zu dünne werden mechte. Solch electuarium, ſo von der Raute gar eine grüne Farbe bekahm, brauchte ich, ſampt meinem Haußgeſinde, des Morgens nüchtern, und habs für Peſtilentialiſche Lufft nicht undienlichen befunden. Wenn ich aber zu Krancken gieng, gebrauchte ich dies electuarium auch, und nam ein ſtück Angelica in Mundt, ſchmierte auch den ober knebelbarth mit Eſſige, daß ich, wenn ich wolte, denſelbigen zu mir ſchnuppen, und mit der Naſen dran riechen kunnte. Auch nam ich ein ſchwemlin in Eſſig getunckt in die hand, daß ich bei den Krancken dran riechen konte, und der Peſtilentialiſche geſtanck von mir nicht möchte gerochen werden. Für allen Dingen aber, wenn ich gehen wolte, befahl ich mich Gott und Betete mein Vater unſer, ſtelte es Gott heim, ob er mich geſund erhalten, oder ob er mich kranck werden und ſterben laſſen wolte, gedachte auch, wenn mich Gott zu ſeinen genaden wolte nehmen, daß ich ſo zu keiner zeit mit dem Tode beſſer könte angegriffen werden, als wenn ich in der Arbeit und dem wercke meiner Vocation, ſo mir Gott zu verrichten aufferleget, funden würde. Ich hatte auch einen ſonderlichen Rock, den ich allein darzu gebrauchte, wenn ich ſolche Krancken beſuchen wolte, und wenn ich bei den Krancken mein Ampt verrichtet hatte, und wieder heim kam, ginge ich in dem Rock nicht alsbald zu meinem Geſinde, ſondern in Garten, ſo ich hinderm Hauſe hatte, hängte erſtlich den Rock auff, lies die Lufft dardurch gehn, und wenn ich ihn nachmals in meiner ſtudierſtube hingelegt, durffte meines Geſindes keines darzu kommen.“ (Sie werden auch wol tüchtige Scheu vor dem gefährlichen Rocke gehabt haben.)

In Gießen richtete er einen „Senatum ecclesiasticum“, eine Art Sittengericht, ein, hatte auch viele Disputate mit Landgraf Philipp über deſſen bekannte Bigamie [1], und mußte dann wieder, mit dem Statthalter zu Marburg, Georg v. Kolmitz, und dem Hofgerichtsbeiſitzer Kraft Rauh, mehr denn 50 Wiedertäufer, die zu Grüneberg in Haft waren, examiniren und mit ihnen diſputiren. Es gelang ihm, „ihren Antesignanus und Meiſter, Schnabel geheißen, von ſeinem Irrthum zurückzubringen“; die Schüler waren aber ſtandhafter als ihr Meiſter und ließen ſich lieber „wieder einſetzen“. Der gießener Rath hätte gern geſehen, daß Greſer in Marburg Magiſter geworden wäre, und wollte die Koſten tragen. Greſer aber „achtete ſich darzu zu wenig“ und meint: „Hab auch gedacht, daß ich nach empfangenem gradu nichts deſto gelehrter ſein würde, und da etwas tüchtiges an mir were, würde ſichs wol ſelber weiſen. Welches ich nicht darumb ſage, daß ich für unrecht achte, daß gelahrte Leute mit ehrlichen und herrlichen titteln geehret werden, denn Gelahrte Leute ſeind ehren werth und würdig. Ich aber habe mich der Ehren zu wenig geachtet, und bin alſo, ohne einen gradum, Johannes in eodem, bis hieher verbliben.“

---

[1] Wir wiſſen nicht, ob er mit bei der Zuſammenkunft heſſiſcher Theologen mit Luther und Melanchthon in Eiſenach geweſen iſt, worin Erſterer die Häupter der neuen Kirche „bei den Eingeweiden der göttlichen Barmherzigkeit“ beſchworen, ein mildes Gutachten zu erſtatten, worauf dieſes auch dahin ausfiel: daß zwar die Doppelehe verboten ſei, daß aber doch aus dringender Nothwendigkeit, wofern die vornehmſten Glieder der Kirche einwilligten und das Geheimniß vollſtändig bewahrt werde, ein Dispens von dieſem Verbote ſtattfinden könne.

Als die proteſtirenden Stände eine Zuſammenkunft zu Frankfurt a. M. hielten [1]), mußte Greſer, auf Befehl Landgraf Philipp's, vor neun Fürſten predigen, worunter Kurfürſt Johann Friedrich und Herzog Moritz, ſowie unter ihrem theologiſchen Gefolge Philipp Melanchthon waren. Als nun Landgraf Philipp 1542, nachdem er ſeinen Schwiegerſohn Moritz mit dem Kurfürſten Johann Friedrich wenigſtens ſoweit ausgeſöhnt, daß ſie die bereits ergriffenen Waffen wieder niederlegten, einen Beſuch in Dresden machte, kam über der Abendtafel die Nachricht, daß der Pfarrer zu Dresden, Johannes Cellarius[1], geſtorben ſei, „darüber Herzog Moritz hoch betrübet worden, alſo daß ſein F. G. den Abend uber tiſch nicht hat eſſen mögen.“ Herzog Moritz fragte den Landgrafen um Rath, worauf dieſer Greſern empfahl, deſſen ſich der Herzog noch von jener Predigt her erinnerte. Sie ließen ihm daher ſchreiben. Er ſagt darüber: „Und wiewohl ich von Gieſſen nicht gern bin abgezogen, ſintemal ich alda nicht allein eine gute beſoldung gehabt (dahin ich zwar, ohne ruhm zu reden, niemals eher und mehr als auff die ehre Chriſti bedacht geweſen) und in zihmlichen guttem vorrath geſeſſen bin, welchen ich allen, ſampt meinem eignen Hauſe, äcker, Wieſen und Gärten, auch Vieh und mancherlei Haußrath, auff überſandte vocation mit ſchaden habe verſtoſſen und geliſen müſſen, da ich, die warheit zu reden, beſſer als hier in Dresden, do ich zu keiner Heußlichen Nahrunge jemals zu kommen vermocht, habe außkommen können, ſondern bei gewißlichen alda auch lieb und werth gehalten geweſen, und haben mich gewis die zu Gieſſen nicht gern verlohren: Jedoch, als ich geſpürt, daß es Gottes wille alſo, habe ich dem befehl des Landgrafen gehorſamen und willfahren müſſen, und bin alſo im Nahmen Gottes hieher gen Dreßden kommen, Anno 1542 den Donnerstag für Pfingſten (19. Mai), und zum Güldenen Hirſch, bey Herrn Georg Rügern, zur Herbrige eingezogen“, worauf er nächſten Tages zum Herzog berufen und daſelbſt den drei Bürgermeiſtern vorgeſtellt und denſelben befohlen ward, ihn

---

[1]) Wird die im April 1536 gehaltene geweſen ſein; denn 1539 kamen zwar auch die Häupter der Schmalkaldiſchen nach Frankfurt; es war dies aber kein Bundestag, ſondern eine Waffenſtillſtandsverhandlung mit den Katholiſchen. Moritz war in beiden Jahren noch nicht Regierender.

---

[1] Geb. zu Kundſtädt an der böhmiſchen Grenze 1496, eigentlich Kellner geheißen, ſtudirte zu Löwen, Mainz, Tübingen und Heidelberg, war Profeſſor der orientaliſchen Sprachen zu Wittenberg und Leipzig, Prediger zu Frankfurt a. M., ſeit 1533 zu Bautzen, ſeit 1538 zu Dresden, † 21. April 1542.

„für ihren Pfarrern und Superintendenten anzunehmen und zu halten, das ſie denn auch willigk und gerne gethan“.

Im Sommer deſſelben Jahres fand noch eine Verhandlung zu Mügeln, wegen der Irrungen zwiſchen dem Kurfürſten und dem Herzog, ſtatt, an welcher herzoglicher Seits u. A. Georg v. Carlowitz [1] zum Kriebſtein theilnahm, während der Landgraf ſeinen Kanzler Johann Feige zur Vermittelung hingeſendet hatte. Dieſer Feige erkundigte ſich bei Carlowitz nach Greſer und deſſen Amtsführung, worauf ihm Carlowitz das beſte Lob gab und u. A. erklärte: Greſer ſei Einer, der ihn und ſeine Frau noch bekehren werde, wenn er in ſeiner zeitherigen Beſcheidenheit fortfahre. In der Lehre würde er ſich leicht mit ihm vereinigen, und in dieſer ſei er auch mit den Andern nicht in Zwieſpalt; wohl aber könne er die Sittenrichterei nicht vertragen, mit welcher Greſer's Vorgänger und einige Andere ſelbſt Verſtorbene, die doch bereits vor ihrem Richter geſtanden, in ihren Predigten namentlich verdammt, ſowie die Schmähungen, die ſie gegen die meiſten Edelleute ausgeſtoßen hätten, weil dieſe nicht ſowol in der Lehre, als in der Behandlung der praktiſchen Fragen von ihnen abwichen. Dieſe Leute ſeien zudem ſo hochmüthiger Art geweſen, daß ſie auf Andere, die doch auch Chriſtum zu ehren und ſeine Kirche in gute

---

[1] Geb. um 1471, auf Kriebſtein und Waldheim, Sohn Chriſtoph's v. Carlowitz und Magdalenen v. Bülow, Bruder Friedrich's v. C., der der Vater des noch berühmtern Staatsmannes Chriſtoph v. Carlowitz ward, der den Kurfürſten Moritz und Auguſt zur Seite ſtand. Georg war der vertrauteſte Rath des katholiſchen Herzogs Georg geweſen, ward aber bald auch in die Rathſchlüſſe ſeiner proteſtantiſchen Nachfolger berufen, da er ein überaus einſichtsvoller Freund ſeines Landes war. Er wird gegen 1550 geſtorben ſein.

Verfaſſung gebracht zu ſehen wünſchten, gar nicht hätten hören, ſondern Alles nach ihrem Kopfe und ohne Ueberlegung hätten durchführen wollen, ihm aber, wenn er gerathen hätte, was er für die Kirche Chriſti erſprießlich halte, vorgeworfen hätten, er wolle das Evangelium verderben und ausrotten. Sie würden den Herzog Moritz noch verleitet haben, daß er mit ſeinen Unterthanen in einen großen Abfall gerathen. Der gütige Gott habe durch Greſer, wenn er ſo bleibe und fortfahre, dies Alles abgewendet. — Dieſe Aeußerungen ſind ebenſo für den Eindruck charakteriſtiſch, welchen der geiſtliche Hochmuth lutheriſcher Prieſter; der gerade in Sachſen noch ſo viel Unglück anrichten und ſchließlich in der Kirche ſelbſt ſo nachtheilige Richtung erzeugen ſollte, auf gebildete Staatsmänner machte, wie ſie die Schwierigkeit der Stellung Greſer's an einem Hofe bezeichnen, deſſen Fürſt zwar Proteſtant, aber nicht Parteimann ſein, die Verbeſſerung der Kirchenverfaſſung nicht aufgeben, aber auch nicht mit der Verfaſſung des Reiches brechen, am wenigſten den uneinigen Häuptern des ſchmalkaldiſchen Bundes überall dahin folgen wollte, wohin ſie die blinden Fanatiker leiteten, und deſſen erſte Räthe zum Theil noch der alten Kirche angehörten, während die Maſſenmeinung entſchieden für die neue war. Feige theilte ſie unſerm Greſer in einem lateiniſchen Schreiben mit, das der Letztere aufbewahrt hat, und fügte entſprechende Rathſchläge bei, welche zugleich darauf hindeuten, daß heſſiſcher Seits Greſer wol mit Abſicht nach Dresden empfohlen war, weil man ihn für ein geeignetes Werkzeug hielt, den dresdner Hof bei der proteſtantiſchen Sache zu erhalten und in ihr zu befeſtigen. Den Georg Carlowitz ſolle er vor Allem zu gewinnen ſuchen, und werde es dazu der ſicherſte Weg ſein, wenn er deſſen Frau gewinne. (Wie würde man über jeſuitiſche Proſelytenmacherei ſchreien, wenn man ſolchen Rathſchlag in Schreiben Katholiſcher läſe!)[1] Er ſolle aber vorſichtig verfahren und, wie zeither, mit Beſcheidenheit, Milde und Ausdauer zu Werke gehen, ja nicht glauben, daß mehr mit Strenge als mit Gelindigkeit zu verfahren ſei. Keine unzeitigen Schmähungen, keine harten Strafreden, welche die Menſchen mehr erbitterten, als anzögen. Gegen die Laſter und Sünden des Volks dagegen, beſonders die fleiſchlichen Vergehungen, möge er auf das heftigſte losziehen, jedoch auch da keine Namen, oder ſonſtige genaue Bezeichnungen anwenden, ſolange die Sachen nicht notoriſch ſeien, in welchen Fällen jedoch auch erſt geheime Vermahnung zu verſuchen ſei, bevor zu öffentlicher verſchritten werde. Da er übrigens in Dresden ſolchen Beifall finde, ſo ſolle er nun auch ſeine Frau und Kinder nachholen[2], damit er nicht etwa durch die Sehnſucht nach dieſen zurückgezogen werde, und darüber wieder zu Grunde gehe, was er mit vieler Mühe erbaut habe.

Letztere Beſorgniß war unnöthig. Greſer verließ Dresden nicht wieder und ſah während ſeiner langen Amtsführung daſelbſt den Rath zwei mal ausſterben, 14 Bürgermeiſter und 31 Rathsherren mit Tode abgehen. Ebenſo überlebte er alle Prediger, die er bei ſeinem Antritt im Amte fand, deren er übrigens nur vier aufführt [1], und zehn ihrer Nachfolger. Der Schulcötus beſtand aus einem Ludimagiſter oder Rector, einem Supremus, auch der kleine Magiſter genannt, einem Cantor und einem Baccalaureus. Der erſte Cantor, welchen Greſer antraf, Sebald Baumann, wurde nachmals — Gaſtgeber zum güldenen Löwen, und ſcheint das noch 1587 geweſen zu ſein. Die Baccalaureen rückten auf oder wurden auf Pfarreien verſorgt. Während ſeiner Amtsdauer ſah man ſich aber doch genöthigt, „weil der Jugent viel mehr worden, auch noch Quintos und Sextos, ſowie aus den majoribus discipulis Regentes zu beſtellen.“

---

[1] Im Originale heißt es dabei: Quomodo enim Christo conciliatur vir, sive per te, sive adminiculo uxoris, Christo jungitur et Christi est. Si autem virum illum Christo semel devinxeris, nihil amplius tibi timendum est, omnia enim ad gloriam Christi, voluntatemque tuam succedent, erisque fidelis verbi minister, cum fructu. Könnte ein Jeſuitenoberer, wie ſie dargeſtellt zu werden pflegen, an ein Werkzeug des Ordens anders ſchreiben?

[2] Das Schreiben iſt vom 5. Juni 1542.

In beſonderer Gunſt hielt ſich Greſer bei Kurfürſt Auguſt. Er begleitete ihn auf zwei Wahltage nach Frankfurt a. M. als Hofprediger, ſowol als Ferdinand I. ſeinem Bruder Karl V. auf dem Throne folgte (1558), als auch, wie Maximilian II. zum römiſchen König erwählt wurde (1562). Von der Kaiſerwahl erzählt er:

„Ich habe geſehen, den Printzen von Uranien, ſampt einem Doctore, wie er hinein in Römer zu den Churfürſten gegangen und hat wegen Caroli Quinti ihnen das Römiſche Reich resigniret und auffgetragen, an ſtad ſeiner Mayeſtet einen andern Keyſer zu wehlen. Item, ich habe geſehen die ſieben Churfürſten zu der election und wahl eines newen Keyſers, mit einander zu S. Bartholomaeo in die Kirche reiten, in ihren roten Kühr Röcken und Hütten, mit weiſſen Härmelyen gefüttert. Und waren von Geiſtlichen die drei Biſchoffe am Rhein, Mentz, Trier und Cölln, von Weltlichen Pfaltz, Sachſen und Brandenburgk. Der König zu Behmen ritte der letzte und hatte ſein böhmiſche Reichsgüldene Krohne auf, welcher, als er in der Wahl zum Römiſchen Könige gemacht war, gieng er darnach, als nun erwelter Römiſcher König, beneben dem Vater, Keyſer Ferdinando, doch ihme nicht gleich, ſondern auff der linken Hand, beynahe einen ſchritt hinder dem Vater, unter dem Himmel, da er zuvorht, als ein Churfürſt und als ein Böhmiſcher König, zur wahle mit den Churfürſten zu Sanct Bartholomäo geritten war. Da war eine ſolche mennige Volcks, und ein ſolcher gedrang, das nicht wunder were geweſen, ſo gleich viele Leute weren erdruckt worden, Sonderlich war ein gros zulauff des Volcks, dieweil einer auff eim Pferde vorher ritte, und ſtrewete Geld, güldene und ſilberne Müntz unter das Volck. Auch hatte man einen Brunnen auf dem Markte, da man an der Meß die Holländiſchen Käſe feil hat, gegen den Römer über, angerichtet, mit Röhren, daraus rother und weißer Wein ſprang, welchen Wein der gemeine Mann, ſonderlich aber arme Leute auffiengen, in Töpflein, daraus ſie den Wein truncken, oder heimtrugen, wie ſie wolten. Nicht weit von dem brunnen, der alſo Wein giebt, war auch eine Küche auffgeſchlagen, darinnen man einen gantzen Ochſen briete, an einem dicken und langen Spieſſe, welcher an beyden ickern Reder hatte, die waren roth und weis gemahlet, nach Oeſterreichiſcher Farbe. An und bey den Redern ſaſſen Menner, welche die Reder umbdreheten, daß der Ochſe am Spieſſe braten mochte. Der Ochſe war gefüllet mit allerlei Thieren, als: Hünern, Genſen, Haſen, Lämblin und jungen Schweinchen, die alle mit den Köpffen heraus kucketen, das man ſehen kundte, was ſie für Thiere waren, die in den Ochſen gefüllet waren, und mit oder in dem Ochſen braten ſolten. Wie aber der Keyſer im Römer ſein Keyſerlich Mahl gehalten, und wie die Churfürſten ihrem Ampt nach, ihrer Mayeſtet mit eſſen fürtragen und mit einſchenckung gedienet haben, das hab ich nicht können ſehen, denn das gedrenge war ſo gros, daß ich ins Gemach, darinnen der Keyſer aß, nicht habe kommen können. Ich bin aber meiner Gnedigſten Frawen fürm Tiſch geſtanden, und habe alda vier Keyſers und Königs Töchter, ſo mit meiner gnedigſten Frawen aſſen, über Tiſch geſehen, als: Königin Maria [1], Keyſers Caroli Quinti Tochter, Maximiliani, der jetzo zum Römiſchen Königė gewehlet war worden [2], Gemahl. Darnach des Keyſers Ferdinandi Tochter, des Hertzogen von Beyern Gemahl [3], Mehr, des Königes von Dänemarck Chriſtiani Tochter, des Hertzogen von Lothringen Gemahl [4], ſamt ihrer Tochter [5], und meine Gnedigſte Fraw, Königs Chriſtiani zu Denemarck Tochter [6], Hertzogs Auguſti

---

[1] Auch noch 1587 beſtand das geiſtliche Miniſterium in Dresden nur aus ſieben Perſonen, worunter ein Subſtitut. Es ſind übrigens in beiden Fällen die Hofprediger nicht darunter begriffen.

---

[1] Geb. 1528, von Iſabella von Portugal, vermählt 1548, ſtarb 1603, Mutter von 15 Kindern, worunter die Kaiſer Rudolf II. und Mathias.

[2] Man ſieht, in der Relation des guten alten Greſer gehen ihm die beiden Wahltage, bei denen er geweſen, durcheinander.

[3] Anna, geb. 7. Juni 1528, verm. 4. Juli 1546 mit Herzog Albert V. von Baiern (geb. 29. Febr. 1528, † 24. Oct. 1579), † 16. Oct. 1587, eine Mutter von ſieben Kindern.

[4] Chriſtine, geb. 1523, eine Tochter König Chriſtian's II. und der Erzherzogin Iſabella, der Schweſter Karl's V. und Ferdinand's I., vermählt 1) 4. Mai 1534 mit Franz II., Herzog von Mailand (geb. 1493, † 24. Oct. 1535), 2) 10. Juli 1541 mit Herzog Franz von Lothringen (geb. 23. Aug. 1517, † 12. Juni 1545), ſtarb 5. Dec. 1590.

[5] Sie hatte zwei Töchter: Renate, ſpäter Gemahlin Wilhelm's V. von Baiern, und Dorothee, ſpäter Gemahlin 1) Herzogs Erich II. von Braunſchweig, 2) des Marcus de Prye.

[6] Anna, geb. 25. Nov. 1532, König Chriſtian's III. und der Dorothea von Sachſen-Lauenburg Tochter, vermählt 7. Oct. 1548

Churfurſten zu Sachſen, hochlöblicher gedechtniß, Gemahl.“

„Zu Franckfurth habe ich auch die Türckiſche legation geſehen, den man Abraham Straza 1) nennet. Man ſagte, er were ein Pohl, vom Chriſtlichen Glauben abgefallen, und ein Turck worden. Ich bin in ſeiner Herberge, ſo er in der Vohrſtadt hatte, geweſen, und habe mit den Türcken, ſo latine reden kundten, von vielerlei Dingen ſprach gehalten. Aber mit dem Legaten ſelbſt, dem Abrahamo Straza, hab ich nicht können reden, denn er lag und ſchlieff, ſintemahl es Freytag war, ſo ihr Feyertag iſt. Ich ſahe, daß er Diener hatte aus allerley Nationen, Welſche, Deutſche und Moſcowiten, und war ſonderlich einer zu Franckfurth daheim, der hatte noch eine Mutter daſelbſten, ſo ihn mit nichten kondte bereden, daß er bey ihr zu Franckfurth bliben were, und ſich wieder zum chriſtlichen Glauben bekehrt hette, Nein, er wolte kurtzumb nicht, ſondern ſagte, er hette bei den Türcken gute ſache, zog alſo mit ſeinem Türcken wieder davon nach Ofen.“

Auch an mancherlei theologiſchen Conventen und Amtsreiſen, wie ſie in jener Zeit, welche die theologiſchen Schulfragen zum Gegenſtand des politiſchen Intereſſes gemacht hatte, ſo häufig waren, nahm Greſer Theil. Doch hat er keine ſehr vortretende Rolle geſpielt

---

mit Auguſt, Herzog und nachmals Kurfürſt zu Sachſen (geb. 31. Juli 1526, † 11. Febr. 1586), † 1. Oct. 1585, eine Mutter von ſieben Kindern.

1) Es war dies der Pfortendolmetſch Ibrahim, allerdings ein polniſcher Renegat Strozzeni, ein Gegner Frankreichs und Anhänger Oeſterreichs, der dem Kaiſer die von dem Sultan am 1. Sept. 1562 unterzeichnete Urkunde über den Waffenſtillſtand überbrachte und am 27. November in feierlicher Audienz überreichte.

und ſcheint ſich nach allen Seiten hin mit Mäßigung und Vorſicht verhalten zu haben. Thatſächlich war er ein ſtrenger Lutheraner, der in verba magistri ſchwor, was ihn denn freilich in die Nothwendigkeit verſetzt haben muß, ſich diejenigen dicta ſeines ſo vielfach von dem Sturme des Lebens und des eigenen feurigen Sinnes hin- und herbewegten Lehrers auszuſuchen, die zu dem Syſteme paßten, zu welchem das Lutherthum allmälig von ſeinen ſpecifiſchen Anhängern ausgebildet wurde. Greſer ſelbſt erklärt von ſich: „Dancke derhalben ich dem güttigen Gotte, Zum Erſten darumb, daß er mich durch ſeinen Heiligen Geiſt alſo geleitet und regihret hat, daß ich, GOTT Ehr und Lob, in keine Schwermerey noch Sectam, derer irgends eine in falſcher und ketzeriſcher Lehre ſich verteufft hatte, bin verführet worden, ſondern bin einfeltig bei deme verblieben, das ich von Luthero und Schneppio in meiner Jugend gelernt habe. Und bekenne, daß ich ein gutter und einfeltiger Lutheraner bin, und bis an mein ſeliges ende, ob Gott will, auch zu bleiben und alſo zu ſterben gedencke.“ In dieſer Weiſe habe er ſich auch in ſeiner Postilla, ſo er 1567, und in den 51 Bußpredigten, ſo er 1570 habe ausgehen laſſen, gezeigt, und es ſei ihm nur das von Einigen entgegengehalten worden, daß er ſo viel „exempla ex scriptis Ethnicorum mit eingemenget“, in welcher Beziehung er ſich denn damit rechtfertigt, daß er dies nur gethan habe, wo es ſich de moribus und disciplina vitae gehandelt. Auf dieſem Gebiete mag er ſich nun wol ſowohl zur Zeit des Kurfürſten Moritz und ſeines leipziger Interims, wie in der Zeit gehalten haben, wo unter dem Kurfürſt Auguſt, der der ſtrengſte Lutheraner zu ſein ſich vorgeſetzt hatte[1]), gleichwol längere Zeit die des Kryptocalvinismus verdächtigen Philippiſten die Oberhand hatten. In ſeiner Selbſtbiographie geht er über dieſe traurigen Händel, welche die Regierung eines ſonſt hochverdienten Fürſten entſtellen, ganz obenhin, und ſagt davon nur: „Zu Torgaw (1574) hat man mit den Wittenbergiſchen Theologis des Calvinismi halber gehandelt, und ſind nicht allein dieſelbigen Theologi zu dem Tage erfordert worden: Sondern auch alle Stende der ganzen Landſchaft, welche vom Churfürſten Hertzoge Auguſto, hochlöblichen gedechtnis, ſind zu rath genommen worden. Und hat dieſer Tag ein ſolch ende genommen, daß die Wittenbergiſchen Theologi gefenglich hin und wider weggeführet worden ſind, bis ſie endlich wieder ſind ledig gelaſſen, und ihnen anders wohin zu ziehen erlaubt worden iſt.“ Ueber die ausgeſtandenen Kerker- und Folterqualen, über die, welche im Gefängniß umgekommen, und darüber, daß die Entlaſſung ins Exil zum Theil erſt nach länger als einem Jahrzehnd erfolgt iſt, ſchweigt er freilich. — Während der Herrſchaft der Philippiſten hielt er ſich, wie geſagt, ſtill, und gab nur in Briefen an ſeine Vertrauteren und namentlich an ſeinen Schwiegerſohn Selneccer 1) zu erkennen, daß er ſelbſt recht wohl wußte, wie die Sache ſtand. Das brachte ihn und ſeinen Schwiegerſohn einmal in große Angſt, wovon er übrigens gleichfalls in ſeiner Selbſtbiographie klüglich kein Wort ſagt. Schon 1571 war einmal ein Ungewitter über die Philippiſten heraufgezogen. Sie hatten einen lateiniſchen Katechismus drucken laſſen, der in der Abendmahlslehre von dem lutheriſchen abwich, und wollten ihn in den lateiniſchen Schulen einführen, führten ihn auch wirklich in Schulpforte ein. Darüber erhoben ſich heftige Angriffe von Seiten der ſtrengen Lutheraner, und der Kurfürſt ſelbſt wurde ſehr unwillig. In dieſer Zeit ſchrieb Greſer an ſeinen Schwiegerſohn Selneccer: „Der Hofprediger Wagner 2) habe den Kurfürſten ſagen hören: Er wolle 20,000 Fl. darum geben,

---

[1] Das war das eigentliche Verhältniß. Auguſt wollte an der Lutheriſchen Lehre feſthalten und alle ſeine Diener ſollten es auch. Er glaubte, daß ſie die Bedingung der Seligkeit ſei. Aber wahrhaft gekannt hat er ſie nicht und konnte ſich keineswegs in den Irrgängen der Theologen zurechtfinden. Wie hätte er ſonſt auch ſo lange Zeit gar nicht merken können, daß ein ganz anderer Geiſt in ſeinen Hoftheologen lebte! Es iſt bekannt, wie ihm Tſchammer einſt, als er ſich über des armen Peucer verſtocktes Beharren an einer dem Kurfürſten anſtößigen Lehre beſchwerte, freimüthig erklärte: Peucer thue ganz recht daran, denn dieſe Lehre würde ja von ihnen allen im Athanaſiſchen Glaubensbekenntniß bekannt. „Das kann Athanaſius nicht geſchrieben haben“, rief der Kurfürſt. Als ihm aber die Stelle gezeigt ward, wurde er blaß und ſchwieg. Peucer aber blieb doch im Kerker! Auch die Verwendung des edeln Kaiſers Maximilian II. fruchtete nichts, und erſt der Fürſprache der jugendlichen Braut, die ſich Kurfürſt Auguſt in hohem Alter noch beilegte, der Agnes Hedwig von Anhalt (geb. 12. März 1573, verm. 3. Jan. 1586, ſtarb als Gemahlin Johann's von Holſtein-Sonderburg 9. Nov. 1616) verdankte der chriſtliche Dulder ſeine Freiheit.

---

1) Nikolaus Selneccer, geb. 6. Dec. 1532 zu Hersbrücke in Franken, ſtudirte zu Wittenberg unter Melanchthon, wurde 1554 Magiſter, 1557 Hofprediger zu Dresden, 1561 Profeſſor und Paſter zu Jena, von da als Philippiſt vertrieben, Superintendent und Profeſſor in Leipzig, ſeit 1570 in Wolfenbüttel und Helmſtädt verwendet, 1577 wieder in obiger Stellung in Leipzig, 1589 wieder von da nach Hildesheim entfernt, bald jedoch wieder eingeſetzt, † 24. Mai 1592. Er war ſehr klein und hieß deshalb nur Dr. Selneccerle. Doctor der Theologie war er 1570 zu Wittenberg worden.

2) Philipp Wagner, geb. 30. April 1526 zu Pegau, ſtudirte zu Leipzig, wurde 1549 Magiſter und Pfarrer zu Schulpforte, 1550 Bergprediger in Annaberg, 1556 Superintendent daſelbſt, 1568 Hofprediger, † 27. Oct. 1572, nachdem er acht Tage vorher die zweite Frau genommen.

wenn die Bücher nicht gedruckt worden wären, und es dürfe ihm nicht viel geboten werden, ſo jage er die Schurken alle zum Teufel. Peucer ſpiele den Pilatus, waſche die Hände in Unſchuld und ſage, er ſei ein Medicus, kein Theologe. Cracov [1]) habe in der Angſt dem Hofprediger Wagner ein ganz rechtgläubiges Bekenntniß übergeben, und nur Stößel [2]), der noch nicht ahne, daß die Schriften der Wittenberger dem Kurfürſten misfallen hätten, ſuche dieſelben zu rechtfertigen und ihre Sache zum Beſten zu kehren." Diesmal hatten jedoch die Lutheriſchen noch zu früh triumphirt. Der Kurfürſt ward vermocht, einen Theologenconvent nach Dresden zu berufen, und da dieſer in der Mehrzahl aus Philippiſten beſtand, ſo fiel der „consensus Dresdensis", ungeachtet der Kurfürſt verlangt hatte, das Bekenntniß müſſe gut lutheriſch ſein, dahin aus, daß der ſtreng lutheriſchen Lehre die melanchthoniſche Milderung zur Seite geſtellt wurde. Der Kurfürſt aber beruhigte ſich, wie er Luther's Worte in den Actenſtücken fand, und ſchenkte den Philippiſten ſein altes Vertrauen wieder. Damals fürchtete Greſer, Amt und Brot zu verlieren, weil er ſeinem Schwiegerſohne von dem für nahe gehaltenen Sturze der

---

[1]) Eigentlich Gregor v. Krackow, geb. 1525 zu Stettin, 1548 Prof. des Griechiſchen und der Mathematik zu Greifswald, 1549 zu Wittenberg, wo er zu juriſtiſchen Aemtern übertrat, Schwiegerſohn Bugenhagen's, ward 1565 Geheimerath und Kanzler bei Kurfürſt Auguſt, beſaß das Rittergut Schönfeld bei Dresden, deſſen Schloß er bis 1573 erbaute, hungerte ſich im Gefängniß zu Tode (17. März 1575). Er war gefoltert worden.

[2]) Joh. Stößel, geb. zu Kitzingen 23. Juni 1524, 1560 Superintendent zu Heldburg, 1562 Prof. zu Jena, wirkte zur Vertreibung der Flacianer, ward 1567 ſelbſt vertrieben, ging nach Mühlhauſen, ward Superint. zu Pirna, † 18. März 1576 im Gefängniß. Seine Frau folgte ihm bald, aus Gram, und kam in daſſelbe Grab zu Senftenberg.

Philippiſten geſchrieben, und Selneccer ſelbſt, der, obwol früher ſelbſt Philippiſt, ſich mehr und mehr zu dem ſtrengen Lutherthume geneigt und gegen die Philippiſten an den Kurfürſten geſchrieben hatte, gerieth in ſolche Angſt, daß er in einem Schreiben an den Kurfürſten flehte: „Seine kurfürſtliche Gnaden wolle doch ihren gnädigen Schutz nicht von ihm und den Seinen wenden, und ſeine elende, betrübte und an dem Orte, wo er ſich jetzt befinde, täglich und ſtündlich, ja alle Augenblicke geplagte Perſon noch ferner ſeine arme Zuflucht zu Seiner kurfürſtlichen Gnaden nehmen laſſen, indem er von Herzen gern auf allen Vieren von Wolfenbüttel [1]) nach Dresden kriechen wolle, um nur den Verdacht abzuleiten, in welchen man ihn bei dem Kurfürſten gebracht habe.“

Die jetzige Beſorgniß war grundloſer, als die frühere Hoffnung geweſen war, und der Sturz der Philippiſten erfolgte. Durch eine allerdings anonyme Schrift [2]), worin die calviniſche Lehre vom Abendmahl als die einzig wahre und haltbare dargeſtellt ward, und die aus dem Schooſe der wittenberger Schule hervorzugehen ſchien, jedenfalls von ihr empfohlen und verbreitet ward, gaben ſie einer gegneriſchen Partei am Hofe, an deren Spitze der Geheimerath Lindemann [3]) und die Hofprediger Mirus [1]) und Wagner ſtanden, die Waffen gegen ſich in die Hand. Während ſie in thörichter Schriftſtellereitelkeit gehofft hatten, durch jene Schrift ihre gefährlichſte Gegnerin, die Kurfürſtin Anna, für ihre Meinung zu bekehren, machte es auf dieſe einen weit entſcheidendern Eindruck, daß man ihr einredete, der frühe Tod ihres achten Prinzen, Adolf [2]), ſei eine Strafe dafür, daß man einen heimlichen Calviniſten, den Leibarzt und wittenberger Profeſſor Peucer, Melanchthon's Schwiegerſohn, bei dieſem fürſtlichen Kinde habe Pathenſtelle vertreten laſſen; wobei es ihr denn, in der gewöhnlichen Inconſequenz des Vorurtheils, nicht beigefallen zu ſein ſcheint, daß auch der Prinz [3]), bei welchem der ſtreng lutheriſche Greſer daſſelbe Amt verrichtet hatte, und zwar noch früher geſtorben war, wie ihr überhaupt von neun Prinzen acht im früheſten Kindesalter ſtarben. Ende Februar 1574 wurde Peucer's Eidam, der Leibarzt Hermann, verhaftet [4]); eine Unterſuchungscommiſſion ging nach Wittenberg ab; man fand Briefe Peucer's, Cracov's, Schütz's [5]) und Stößel's, in denen Aeußerungen vorkamen, die den Kurfürſten ärgerten, und ſo brach die berüchtigte kryptocalviniſtiſche Verfolgung los.

---

[1]) Er war in den braunſchweigiſchen Dienſt nur geborgt und hatte ſeine Stelle in Leipzig beibehalten.

[2]) „Exegesis perspicua controversiae de coena domini.“ Sie war ohne Angabe des Verfaſſers und Druckers erſchienen, auf franzöſiſches Papier gedruckt, mit franzöſiſchen oder genferiſchen Druckzeichen verſehen. Ihr Verleger und Drucker war aber der Buchhändler Vögelin in Leipzig, der mit Verluſt ſeines ganzen Vermögens dafür gebüßt ward und froh ſein mußte, mit heiler Haut aus Sachſen zu entkommen.

[3]) Dr. Lorenz Lindemann auf Sedlitz, 1563 geadelt, der Stammvater der 1790 baroniſirten Familien Lindemann und Lindemann-Juſt, Sohn des Leibarztes des Herzogs Georg, Dr. Kaspar Lindemann.

---

[1]) Martin Mirus, geb. zu Weida 1532, ward zu Jena M. und Dr., 1561 Pfarrer zu Sulzbruck, 1569 Diakonus, 1572 Paſtor in Kahla, 1573 Superint. in Weimar, Prof. in Jena, 1574 Hofprediger in Dresden, unter Chriſtian I. 1588 entlaſſen, auf dem Königſtein, exilirt, worauf er zu Jena und Halberſtadt lebte, unter der Kurfürſtin Witwe 1591 wieder eingeſetzt, Kirchenrath, † 24. Aug. 1593, plötzlich, auf der Reiſe, bei Wolfgang Albert v. Schleinitz zu Cavertiz.

[2]) Geb. 8. Juli 1571, † 12. März 1572. Die andern Pathen waren der Hofprediger Wagner und die Dr. Martin.

[3]) Auguſt, geb. 23. Oct. 1569, † 12. Febr. 1570.

[4]) Er wurde nachmals des Landes verwieſen, ebenſo wie die beiden andern Schwiegerſöhne Peucer's, der Prof. der Rechte, Joachim Eger, und der Prof. der Medicin, Hieronymus Scheller.

[5]) Chriſtian Schütz, auch Sagittarius, aus Rochlitz, erſt Baccal. an der Stadtſchule daſelbſt, dann Diak. an der Kreuzkirche zu Dresden,

Nicht ohne Zuſammenhang mit dieſer Wendung mag es geweſen ſein, daß der Kurfürſt durch ſeinen Trabantenhauptmann Chriſtian Zaunmacher, Greſern anſagen ließ, er ſolle zum Palmſonntag 1574 in der Schloßkirche zu Dresden eine Predigt vom Nachtmahl des Herrn und heiligen Sacrament halten, über welche Predigt der Kurfürſt ihm an demſelben Tage folgenden eigenhändigen Brief ſchrieb:

„Meinem Lieben Gevattern, Herr Daniel Greſern, Pfarrern zu Dreßden, zu ſelbſt eignen handen."

„Lieber Herr Gevatter, aus ewer Predigt hab ich heut dieſen tag meines hertzen luſt und frewde gehöret und vernommen, und bit GOtt aus grund meines hertzen, darumb, das ich möge bey dieſer, Gott Lob, erkannten und bekannten Warheit, und echtem gebrauch des hochwürdigen Sacraments, bis in den tod, beſtendiglich beharren, darzu ich denn getrewer vorbit, von

---

1552 Superint. zu Chemnitz, 1553 Hofprediger, 1574 entlaſſen, in ſeinem Hauſe bewacht, † 1592 und wurde noch bei ſeinem Begräbniſſe von dem Haſſe der Zeloten verfolgt. Von ihm ſagt Greſer: „Daß aber einer aus allen meinen Diaconis ſich hernach von andern hat in die verführeriſche Sacramentſchwermerei verleiten laſſen, das hat ſich derſelbige, weil er hier zu Dreßden in der Pfarrkirche Diaconus geweſen, mit keinem athem vermercken laſſen." Schütz hatte eine Tochter des erſten freiberger Superintendenten Zeuner zur Frau, von der wir mit Bedauern leſen, daß ſie eine mala herba geweſen ſei, ſodaß man es als eine beſondere Strafe für ihn betrachtet habe, daß er ſeine Haft mit ihr zuſammen zubringen müſſen. Die damaligen ſächſiſchen Lutheraner gönnten ihm aber das Aeußerſte. Denn er ſollte Unerhörtes gethan: eine calviniſtiſche Bibel in die Hofkirche zu Dresden praktieirt haben.

euch, und allen frommen Chriſten, von hertzen bitte. Und weil ich ewre heutige Predigt gern in meinem hertzen offt betrachten wolte, ſo fehlt es mir doch daran, das dieſelbige nicht alle tage mündlich zu hören. Darumb bit ich, ihr wollet mir dieſelbige, ſo bald als es möglich, in ſchrifft zukommen laſſen. Damit es euch auch nicht des ſchreibens halber beſchwerlich, habe ich meinem Diener Barthol. Starcken, Briffszeigern, befohlen, welche ſtunde ihr ihn fordert, auffzuwarten, und was ihr ihm befehlen werdet zu ſchreiben, fleißiglich zu verrichten. Und ich bin es in allen gnaden gegen euch jederzeit eingedenk. Am Palmſontage des 1574. jares.

Auguſtus Churfürſt."

Greſer legte auch ſo viel Werth auf dieſe Predigt, daß er ſie, wie die Leichenpredigt, die er zum Begräbniß des Kurfurſten Moritz, am 30. Juli 1553, zu Freiberg gehalten, an ſeine Selbſtbiographie andrucken ließ. Die erſtere iſt weſentlich kürzer und hat auch noch ſonſt das Verdienſt einer ziemlich gleichgehaltenen frommen Einfachheit.

Bittere Gehäſſigkeit findet ſich überhaupt weniger in Greſer's Weſen, Predigten und Schriften, als zu ſeiner Zeit und beſonders bei ſeiner Partei üblich war, und er ſcheint Niemand verdammt zu haben, als — die Sperlinge in der Kreuzkirche zu Dresden, gegen deren Geſchrei der Unkeuſchheit und Unreinlichkeit Kurfürſt Auguſt denn auch 1559 ein eigenes Reſcript erließ, nachdem ſie Greſer förmlich in den Bann gethan.

Dieſes Reſcript wurde an den Geheimen Secretair Thomas Nebel erlaſſen, nicht ſowohl weil die Sache in deſſen Amtsbereich gehört hätte, als weil derſelbe für einen geſchickten Vogelſteller gegolten zu haben ſcheint. Es lautete:

„Lieber getrewer,

welcher geſtalt undt aus was Uhrſachen und Chriſtl. Eifer der würdige unſer lieber andechtiger Herr Daniel Greſer Pfarrherr allhier, in ſeiner nächſt gethanen Predigt über die Sperlinge etwas heftik bewegt geweſt undt dieſelben wegen Ihres unauffhörl. verdrüßlichen groſſen Geſchrees und ergerl. unkeuſchheit, ſo ſie undter der Predigt zu Verhinderung Gottes Worts undt Chriſtl. andacht zu thun undt begehen pflegen, in den Bann gethan undt menniglich preißgegeben, deſſen würdeſt du dich, als der damahls ohne Zweifel aus anregung des heil. Geiſtes Im Tempel zur Predigt geweſen, guttermaßen zu erinnern wißen. Wiewohl wir uns nun verſehen, du werdeſt auf gedachtes Hr. Daniels Vermahnen undt Bitten ſo Ehr an alle Zuhörer insgemein gethan ohne das allbereit auf Wege gedacht haben, Sintemal wir dieſen Bericht erlanget, daß du dem kleinen geflügel vor andern durch mancherlei viſirte undt liſtige Wege undt Griffe nachzuſtellen, auch deine Nahrung unter andern damit zu ſuchen und daſſelbe zu fahen pflegeſt, wie ſolche Sperlinge auß der Kirche auffgefangen undt Ihnen Ihrem Verdienſt nach vermöge weyland des Hr. D. Martini ſel. Urtheil gelehrt werden möge. So haben wir doch zu gnediger Beförderung der ſachen undt abhelffung ſolcher obliegenden verdrießlichen Beſchwerden nicht unterlaſſen können dich deßwegen durch unſer ſchreiben gnedigſt zu erinnern. Und iſt demnach unßer gnedigs undt ernſtes Begerr Du wolleſt unns zum förderlichſten dein Bedenken in ſchriften eröfnen, wie undt welchergeſtallt auch durch was behendigkeit undt wege du vor guth anſeheſt, daß die Sperlinge eher denn wenn ſie Jungen und ſich durch ihre tegliche undt unauffhörliche unkeuſchheit unzehlig vermehren, ohne ſonderliche Koſten aus der Kirchen zum heil. Creutz gebracht undt ſolche ergerliche Voglerei undt hinderliche Getzſchirpe unndt Geſchrey im Hauße Gottes verkümmert werden möge, zuverſichtig du als ein Chriſtlicher Zuhörer werdeſt dich hierinnen deinem beiwohnenden Verſtande nach und dir ſelbſt zum beſten unverdroßen undt guttwillig erzeigen. Das gereicht zu Beförderung gutter Kirchenzucht und geſchichet daran unſere gefellige zuverleſſige meynung. Datum Dreßden den 18. Febr. 1559.

Auguſtus, Hertzog zu Sachſen."

(Es iſt übrigens auch charakteriſtiſch, daß man zu Ende des vorigen Jahrhunderts mehrfach die Authenticität dieſes Reſcripts bezweifelte und es für die Erfindung eines Spaßvogels erklärte, weil man ſich gar nicht denken konnte, daß ein Kurfürſt ſich mit ſolchen Kleinigkeiten befaßt und in ſolchem Tone darüber geſchrieben habe.)

Zu den theologiſchen Conventen und Amtsreiſen Greſer's zurückzukehren, ſo war er 1547 mit den geſammten Superintendenten und den wittenberger Theologen Melanchthon und Georg Majer zu Leipzig, wo Kurfürſt Moritz damals die Vertreter des weltlichen und geiſtlichen Staates der geſammten, jetzt unter ſeiner Herrſchaft vereinigten Lande verſammelte, um Einheit der Verfaſſung und des Kirchenweſens herzuſtellen. 1548 war er zu Meißen, wo wegen des Interims ein landſtändiſcher Ausſchuß verſammelt war, zu welchem der Kurfürſt auch die wittenberger Theologen und drei Superintendenten berief. So begleitete er den Kurfürſten auch zu der Zuſammenkunft, die derſelbe zu Anfang des December 1548 zu Jüterbogk mit dem Kurfürſten Joachim II. von Brandenburg, gleichfalls wegen des Interims, hielt. 1551 war er mit den andern Superintendenten zu Wittenberg, und unterſchrieb die neue Confeſſion, welche Philipp Melanchthon für das Concil zu Trient[1]) verfaßt hatte und die, wiewol in der gemäßigten Sprache gehalten, die allein des edeln Melanchthon Natur entſprach, doch eine Zurücknahme der in dem leipziger Interim gemachten Zugeſtändniſſe enthielt. 1561 war er mit auf der großen Verſammlung der proteſtantiſchen Fürſten und Stände, die am 20. Jan. 1561 eröffnet ward, und war dabei, neben dem Kurfürſten von der Pfalz, dem Herzog Chriſtoph von Württemberg, dem Dr. Joh. Stößel und Maximilian Mörlin[2]), mit Vergleichung der alten und neuen Confeſſion beſchäftigt. Dann war er 1574 mit zu Torgau, wo die Maßregeln gegen die wittenbergiſche Schule beſchloſſen wurden. Da damit die theologiſchen Streitigkeiten nicht aufhören wollten, ſo wurden im Februar 1576 eine Anzahl Hof- und Univerſitätstheologen auf dem Schloſſe Lichtenberg an der Elbe verſammelt, um ein Gutachten über vorgelegte Fragen abzugeben, das ſie zu einer, zum Theil unter Verleugnung früherer Schritte erfolgten, Ausſprache gegen die melanchthonſche Richtung benutzten. Greſer war auch dabei, ſowie ſein Schwiegerſohn Selneccer der eigentliche Führer der ſtrengen Partei war. Dieſer Berathung folgte dann die am 28. Mai 1576 zu Torgau eröffnete Verſammlung, an welcher, außer den 12 ſächſiſchen Theologen, auch Jakob Andreä, Martin Chemnitz, David Chyträus, Andreas Musculus und Wolfgang Körner theilnahmen, und wo das Torgauer Buch zu Stande gebracht ward, das aber 1577 zu Kloſter Bergen [1]) neuen Abänderungen unterworfen werden mußte, bevor die Concordienformel vollendet wurde, die, ihrer Entſtehung wie ihrer Aufnahme nach, ihren Namen auch nur wie lucus a non lucendo trug, das aber dann den ſämmtlichen Pfarrern und Schullehrern vorgeleſen wurde und von ihnen, wenn ſie bei ihren Stellen bleiben wollten, unterſchrieben werden mußte. [2]) Ein einziger Pfarrer und zwei Schullehrer verweigerten ihre Unterſchrift. Ein Superintendent nahm die ſeinige zurück, — nachdem er einen auswärtigen Ruf erhalten hatte.

---

[1]) Ueber dieſes Concil führt Greſer den Volkswitz an: Es ſei zu Trent (zertrennt).

[2]) Geb. zu Wittenberg 14. Oct. 1526, Sohn des Prof. Jodocus Mörlin, ward Prediger in Pegau, Zeitz, Schackau, 1544 Hofprediger in Coburg, 1548 Superint. daſelbſt, 1569—71 vertrieben in Dillenburg, † 20. April 1584.

1555, wo eine allgemeine Kirchenviſitation ſtattfand, hatte Greſer dieſes Geſchäft, neben dem Superintendenten zu Pirna, Anton Lauterbach [3]), und den weltlichen Theilnehmern, Nikolaus und Kaſpar v. Schönberg, Gebrüdern; Hans Chriſtoph v. Bernſtein (demſelben, dem die Mittheilungen sub I. angehören), Rudolf v. Bünau und Hieronymus v. Weiſſenbach, im Meißniſchen und Erzgebirgiſchen Kreiſe zu beſorgen. 1558 richtete er mit Lauterbach und v. Bernſtein den lutheriſchen Gottesdienſt in Biſchofswerda ein. 1580 wurde er Beiſitzer des neu errichteten Oberconſiſtoriums zu Dresden, zu deſſen Präſidenten Wolf Dietrich v. Schleinitz zu Zſchaulitz, der Erbauer des Schloſſes Schleinitz, verordnet ward, der aber ſchon am 27. October 1584 ſtarb, worauf ihm 1585 Kaſpar v. Schönberg († 21. Jan. 1586) folgte. Geiſtliche Aſſeſſoren waren Greſer und M. Peter Glaſer[1]), weltliche: Dr. Joachim v. Beuſt[2]) auf Planitz und Dr. Chriſtoph Ohneſorge. Von ſeiner Conſiſtorialwirkſamkeit ſchreibt Greſer: „Habe alſo ich in dieſem obern Conſiſtorio[3]) nun ins ſiebente Jar, die 75 Stuffen der Treppen, in meinem hohen Alter, als der ich nun ins 83. Jar gehe, auff und abe ſteigen, und alda mit verdrus viel loſer hendel hören müſſen. Denn ins Consistorium kommen nicht viel reinlicher und guter hendel[4])."

---

[1]) Hier war übrigens weder Greſer, noch ſonſt ein ſächſiſcher Theolog.

[2]) Hierher gehört der Volkswitz von der Predigersfrau, die ihrem Eheherrn zugerufen habe:

„Schreibt, lieber Herre, ſchreibt,
Auf daß Ihr bei der Pfarre bleibt.“

Man hat übrigens leugnen wollen, daß mit Dienſtentlaſſung gedroht worden ſei, obwol dies in der Natur des ganzen Verhältniſſes lag.

[3]) Anton Lauterbach aus Stolpen, Bruder des Bartholomäus L., der 1496 zu Leipzig immatriculirt und 1539 Amtshauptmann zu Roſſen wurde, auch kurf. Landrentmeiſter war und Gersdorf beſaß, kam 1515 auf die Univ. Leipzig, wurde 1517 Bacc. philos., bald darauf Mag., ging nach Wittenberg, gehörte zu Luther's Tiſchgenoſſen und Vertrauten und wurde durch deſſen Empfehlung Diakonus in Leißnig. Der Biſchof Joh. v. Schleinitz wollte ihn nicht zulaſſen, weil er nicht geweiht ſei, worauf Lauterbach, der eine Nonne geheirathet hatte, die uns eher frech als frei erſcheinende Antwort gegeben haben ſoll: „Mann und Weib iſt ja ein Leib; bin ich nicht geweihet, ſo iſt doch mein Weib geweihet.“ Er wurde dann Diakonus in Wittenberg und 1539 Superint. in Pirna, wo er 1539 am 18. Juli, der ſpäter ſein Sterbetag wurde, ankam und am 18. Juli 1569, nachdem er nur eine Nacht krank geweſen, ſtarb.

---

[1]) Er ſtarb 17. Nov. 1583 und hatte den Hofprediger Dr. Martin Mirus zum Nachfolger, der den Vorſitz vor Greſern erhielt.

[2]) Geb. zu Möckern 19. April 1522, Sohn Achim's v. Beuſt, kam 1539 nach Leipzig, reiſte 1544 nach Italien, wurde 1548 zu Bologna Dr., 1550 Rath des Kurfürſten Moritz und Prof. zu Wittenberg, 1555 Rath bei Kurf. Auguſt, 1591 Erzieher der Prinzen, † 4. Febr. 1597 auf Planitz. Hat viel geſchrieben.

[3]) 1588 wurde es wieder aufgehoben und ſeine Geſchäfte unter die Landesregierung und ein wiederhergeſtelltes Conſiſtorium zu Meißen vertheilt, 1606 aber wiederhergeſtellt, worauf es bis zur conſtitutionellen Aera beſtanden hat.

[4]) Die Eheſachen bildeten einen Haupttheil der Conſiſtorialgeſchäfte.

Auch ſeine Superintendentur mach teihm viele Arbeit. „Denn“, ſagt er, „ein Superintendens zu Dreßden hat täglich viel und großen uberlauff, nicht allein von denen, ſo in der Superintendentz daheime, ſondern auch ſonſten von allerley leuten, aus vielen Landen. Diejenigen, ſo unter der Superintendentz wohnen, dieſelbigen bringen viel und mancherlei ſachen, darinne ſie hülff, rath und beyſtand ſuchen. Die aber aus fremden Landen kommen, die bitten gemeiniglich umb ein Allmoſen, und viatica, das iſt Zehrgeld auf ihre reiſen, Unter welchen zum offtermahl Umbleuffer, die nirgends bleiben können, ſich finden, denen leid were, das ſie zu einer condition vociret oder befördert würden. Was nun ein Superintendens ſolcher Leute nutz kan haben, das iſt leichtlich abzunehmen. Uber dieſen zulauff, beyde der einheimiſchen und frembden, werden auch einem Superintendenten ſchier teglich von allerley Leuten viel Brieffe zugeſchickt, die er leſen und drauff beſcheid und andwort geben mus. Denn, den Junckern und Edelleuten, ſo collatores der Kirchen, Item den Pastoribus, Kirchenvätern, und ſonſten andern, fallen vielerlei ſachen für, deren ſie dem Superintendenten in Schrifften berichten, und auff welche er, wie oben bemeldet, beſcheid geben, und entweder ſchrifftlich oder mündlich mus antworten. — Zudeme, ſo tragen ſich auch vielerley ſachen zu, das einem Superintendenten entweder vom hoffe, oder vom Consistorio, befohlen wird, den Pfarrern ſeiner befohlenen Superintendentz zu ſchreiben, und was ſie thun ſollen, auffzuerlegen und zu befehlen. Solche ſchreiben nennet man consueto nomine Missiven, die er zu den Pastoribus auff dem Lande leſt herumbgehen, immer von einem Kirchſpiel zum andern, und mus ein Superintendens ſolcher Miſſiven allemahl vier ſchreiben, und dieſelbigen auszuſchicken auch 4 Bothen haben, Einen diſſeit der Elben, gen Plawen, und einen gen Leubnitz, Aber jenßſeit der Elben einen gen Katitz, den andern gen Hoſterwitz, wie das zu beweiſen mit denen Miſſiven, derer ich einen ſehr großen hauffen habe, den Pastoribus der Superintendentz Dreßden zugeordnet, uberſchicket, und die ſie mir alle, nachdem ſie herumbkommen, wieder zugeſendet haben. — Darzu hat ein Superintendens ordentlich alle Wochen, als ein Pfarrer, zwo Predigten zu thun, Eine den Sontag, die andere auff den Donnerstag, ohne wenn Feſte außerhalb der Sontage fürfallen, alsdann mus er auff die Feſtstage darzu auch predigen. So mus er auch die Leichen, beneben den Diaconis helffen beleiten, wenn er darumb erſuchet wird. Aber jetziger zeit in dieſem meinem hohen Alter, bin ich der Donnerstags Predigten, und die Funera zu conduciren oder zu beleiten, benommen, Dieweil aus gnaden Churfürſt Auguſtus, Chriſtmilder gedechtnis, mir einen Substituten zu halten, gnedigſt vergönnet, welchen ich denn die accidentia, ſo ihme in der Donnerstags Predigt und die Funera zu beleiten, zufallen, gerne gönne. Und hat mir mein voriger[1] Substitut Christophorus Cundius fürwar geſagt, das ihme die accidentia, ſo ich ihme auch gerne gegönnet, ein Jar lang 40 Fl. getragen haben, welche mir an meinem einkommen abgehen, und weniger habe, denn zuvort.“

---

[1] Er war Pfarrer zu Stolpen worden. Der neue Subſtitut wurde Juſtus Greſius, der 1585 Peſtilentiarius geweſen war. Wir finden aber auch, daß 1583 der M. Balthaſar Meißner (geb. 24. Mai 1556, † 1. Mai 1623) Greſern adjungirt worden iſt. Dieſer wurde 1584 Stadtprediger an der Frauenkirche. Durch ſeine Frau, Anna Kranz, wurde er der Vater des ſeiner Zeit berühmten theologiſchen Profeſſors zu Wittenberg, Dr. Balthaſar Meißner, der am 29. Dec. 1626 als Rector Magnificus ſtarb, und der Großvater des Superintendenten zu Großenhain, Dr. Gottfried Meißner (geb. 13. Nov. 1618), auf Uebigau und Brettewitz, der bei Johann Georg I. ſehr gut ſtand und reich von ihm beſchenkt wurde, übrigens die Eigenheit hatte, nur aus einem ſilbernen Röhrchen zu trinken († 3. Aug. 1690).

Der gute alte Herr rühmt mit Dank gegen Gott, daß er dieſe Mühe und Arbeit habe bei ungeſtörter Geſundheit verrichten können. Er ſei in 61 Jahren, die er gepredigt habe und im Amte geſtanden, nur zwei mal krank geweſen. „Ein mahl zum Gieſſen, da die Rote wehe regieret, und ich auch dissenteriam bekam, und mich darumb 8 Tage muſte zu bette legen. Aber, Es war mir die Kranckheit ſo nütz, als eine gute Purgation. Darumb, da ich wieder durch GOttes gnad auffkam, war ich ſo hurtig, friſch und geſund, als ein Fiſch ſein mag, in einem kühlen Waſſer. Das ander mahl habe ich zu Dreßden tertianam febrim bekommen, Anno 1560 den 28. Junii, und daſſelbe ſieben wochen lang gehabt. Es hat mir aber auch dieß durch GOttes hülffe genützet. Denn, als ich nach den 7 Wochen des dreytägigen Fiebers los wurde, befande ich, das das Fieber mit ſeiner hitze in mir alle böſe humores oder Feuchtigkeit verzehret hatte, das ich mich ganz friſch und geſund befande, und mir, GOtt lob, durchaus ſonſten nichts fehlete, als allein das mich die Beine etliche Wochen nicht tragen wolten. Ich halte aber, ich were wol länger mit dem Fieber gebrent worden, da ich durch GOttes hülff mir daſſelbige nicht mit geſtoſſenen Krebsaugen, welche ich in einem rothen Wein einnahme, vertrieben hette. Denn wenn ich fühlete, das das Fieber kommen wolte, wie man ſolches denn nicht allein fühlen, ſondern auch an den Negeln der Finger, wenn dieſelbigen blaw werden, und andern anzeigungen ſpüren und mercken kann (Sintemahl, wer das Fieber hat, wenn er ſich dehnet, gehnet und ihm die Negel an Fingern blaw werden etc., ſo bleibet gewis das Kalte nicht lange auſſen) Wenn ich dies an mir empfande und merckete, ſo nam ich alsbalde die geſtoſſenen Krebsaugen mit rotem Weine getruncken ein. Und da ich ſolches nur drey mahl gethan hatte, bliebe, GOtt lob und preis, das Fieber auſſen."

Beſonders rühmt und verdankt er, daß ſeine Augen ihm ſo lange in ſolcher Güte erhalten worden, daß er alle ſein Lebtag „noch keine Prillen auff die Naſen geſetzt, dardurch aus noth zu leſen". Es war ihm Letzteres um ſo lieber, weil er bemerkt: „daß derjenige, welcher durch ein Prillen lieſet, oder redet, der mus ſeine gewönliche ſtimme, ſo ihme von GOtt gegeben iſt, verendern, und redet nicht, wenn er eine Prille auffhat, wie wie er vorhin one Prille geredet hat, Denn die Prille kneipet und drucket ihme die Naſe zuſammen, das er viel eine andere Stimme von ſich giebet, denn er vorhin von ſich gegeben hat." Nur in der letzten Zeit ſei ihm ein Fluß auf das linke Auge gefallen, daß es thräne und er nicht mehr damit leſen könne. Weiter rühmt er: „Mein lieber GOtt hat mir auch nicht allein ein gut Geſichte beſcheert, Sondern hat mir auch (Gott lob) meine Lebetage keinen Zahn wehe thun laſſen. Aber", muß er hinzuſetzen, „jetzo innerhalb anderthalb Jaren, fallen mir die Zähne ohne wehetagen und ſchmertzen aus. Denn, das humidum radicale im Fleiſch verſchwindet, und wird das Fleiſch am gantzen Leibe todter und ſchlaff. Darumb wackeln mir die Zähne, und fallen aus. Die Schenckel haben umb das Gebeine keine hülffe mehr, Darumb gehe ich, und ſtehe nur, wie ein Peltz auff ſeinen Ermelen, und wenn ich gehen ſol, ſo ſtrauchel ich offt und befahre ohn unterlas, das ich fallen möchte. Befinde alſo an mir dasjenige, ſo der Prediger Salomo am 12. Capitel vom Alter ſchreibet. Denn die Zeit nahet ſich, das ich wieder mus zu Erden werden, davon ich genommen bin, und der Geiſt wieder zu deme kommen, der ihn gegeben hat.“ Noch rühmt er ſein ihm lange treu gebliebenes Gedächtniß: „Und, wiewohl ich jetzo alt, weis ich mich doch noch zu erinnern, was ich in meiner jugend für zeiten geleſen, geſehen, gethan und gehöret habe. Aber was ich jetzt nunmehr leſe, thue, höre und ſehe, das vergeſſe ich gantz balde wieder, alſo, das ich auch in geringer zeit mich deſſen nicht mehr zu erinnern, und deshalben auch nicht davon zu reden weis. Und kann mich deſſen nicht genugſam verwundern, das ein Alter noch wohl gedencken kan, was ihme in der jugend für vielen Jaren begegnet, und widerfahren, und kan gleichwol im gedechtnis nicht behalten, was er für wenig tagen geleſen, geſehen und gehöret hat. Die rationem physicam, und was die natürlichen urſachen des ſind, kan ich mit meinen gedancken nicht wol erreichen, allein das ichs darfür halte, das, wie alle andere Leibeskreffte im Alter abnehmen, alſo nehme auch das Gedechtnis abe. Aber, warumb man im Alter, der Jugend alte geſchefte noch wol gedenken kann, und vergieſſet gleichwol raſch im Alter, was noch kaum geſtern und vor wenig tagen geſchehen mag ſein, die urſach kan ich nicht erreichen.“

Ausführlich verbreitet er ſich über ſeine Lebensordnung, die er auch im Einzelnen rechtfertigt. Es kann jedoch hier nur ein kurzer Ueberblick gegeben werden. Er ſtand im Sommer um 5, „wenn man pro pace ſchlegt“, im Winter um 6 auf. „Denn“, ſagt er, „weil es Winters zeit des morgens kalt und lange finſter iſt, auch die Stube noch nicht gewermet iſt, ſo bleibe ich lieber in warmen Federn, bis man eingeheitzet, denn das ich in der kalten Stube ſitzen ſolte, und thun wie Erasmus in Colloquiis von dem Famulo redet, den man morgens aus dem Bette nicht bringen kundte: Quam aegre dimittitur a nido tepefacto cuculus, Wie ſcheidet ſich der Kuckuck ſo ungern von dem warmen Neſte.“ Das Nächſte war nun das Gebet. Hier führt er eine ſo lange Reihe deutſcher und lateiniſcher, proſaiſcher und metriſcher Gebete an, die er gebetet habe, daß, wenn er ſie ſämmtlich — wie es ſcheint — alle Tage gebetet hat, es eine ſehr geraume Zeit in Anſpruch genommen haben muß.[1] Das Vaterunſer ſprach er zuweilen auch hebräiſch oder griechiſch. Nach verrichtetem Gebet ſah er im Diario Eberi[2] nach, „was ſich denſelbigen Tag begeben mag haben“, und trug ſpäter die Vorfälle des Tages, wenn ſie merkwürdig, darin nach. Dann ſtudirte er, las erſt zwei hebräiſche Pſalmen, um 7 ein Capitel aus dem Alten Teſtamente hebraice, um 8 das Neue Teſtament graece et latine, um 9 Bernhardum oder Fulgentium. Von 10—$^1/_2$12 ward zu Mittag gegeſſen, nach dem Eſſen ein Danklied geſungen. Dann wieder ſtudirt: von 1—2 Chiliades Erasmi, 2—3 Chronicon Philippi et Peuceri, 3—4 Jovium oder Nicephorum, 4—5 Valerium Maximum oder Gellium. Amtsgeſchäfte unterbrachen natürlich dieſe Studienordnung. Um 5 Uhr ging es zur Abendmahlzeit, welcher nur colloquia mit den Umgebungen folgten. Um 8 Abendgebete, kürzer als am Morgen[3], und heißt es da: „das ich für 9 Uhr gewislich in Federn geſunden werde. Darnach ſchlaffe ich ein, im namen Gottes, und ſchlaffe gemeiniglich bis umb zwölff Uhr zu mitternacht, darnach wache ich faſt allewege bis der Seiger zwey ſchlegt, Und dieſe zwo ſtunden habe ich in der finſtern nacht viel zu dencken und zu ſchaffen, da ein Jüde nicht einen Heller auff leihen thete."

---

[1] Sie nehmen 24 Druckſeiten ein.

[2] Dr. Paul Eber, geb. 3. Nov. 1521 zu Kitzingen, 1558 Generalſuperintendent in Wittenberg, † 10. Dec. 1569, verfaßte ein Calendarium historicum.

[3] 5 Druckſeiten.

Am 13. Januar 1555 unterſchrieb er, mit den Superintendenten Dr. Joh. Pfeffinger [1]) zu Leipzig, Kaſpar Zeuner [2]) zu Freiberg und Anton Lauterbach zu Pirna, eine gedruckte Troſtſchrift für die an den böhmiſchen und oberlauſitzer Grenzen, auf Betrieb des Biſchofs von Meißen, Nikolaus II., exulirten 200 lutheriſchen Prediger.

In den letzten Jahren kann der alte Herr leicht noch in etwas Unruhe verſetzt worden ſein. Denn mit dem Regierungsantritte Kurfürſt Chriſtian's I. (11. Februar 1586) kam wieder ein anderes kirchliches Syſtem ans Regiment, welchem, für freilich nur kurze Zeit, Mirus und Selneccer weichen mußten, die nicht vom Exorcismus laſſen wollten. Selbſt Greſern wurde 1589 Dr. Urban Pierius (Birnbaum, geb. zu Schwedt 1546, noch 1589 nach Wittenberg verſetzt, † zu Bremen 1616), 1590 aber Dr. Schönfeld (geb. 1559 zu Zahna, † 1628 zu Kaſſel) zur Seite geſetzt. In der Zueignungsſchrift der Selbſtbiographie Greſer's an den Kurfürſten erſieht man jedoch, daß er ihn ſeiner Gnade hatte verſichern laſſen. Uebrigens ſtarben beide innerhalb weniger Tage, der Kurfürſt (geb. 29. Oct. 1560) in noch jungen Jahren den 25. Sept. 1591, Greſer als faſt 87jähriger Greis den 29. Sept. 1591. Vier Jahre vor ſeinem Tode, 7. Mai 1587, nahm er noch eine dritte Frau und zwar ſeine Dienerin, wahrſcheinlich um Jemand zu haben, der, wie er ſich in ſeiner Selbſtbiographie gewünſcht hatte, „an ſeiner Wartung keinen Verdruß noch Ekel hätte und mit ihm Geduld trüge“.

---

[1]) Geb. zu Waſſerburg in Baiern 1493, 1527 Paſtor zu Sennewalde, 1530 exulirt und Paſtor zu Eicha, dann zu Belgern, 1540 erſter Superintendent zu Leipzig, † 1. Jan. 1573.

[2]) Kaspar Zeuner, geb. zu Freiberg 1492, 1516 zum Prieſter geweiht und 5 Jahre lang Meßprieſter, erſt zu Ebersdorf, dann zu Kommotau, kam 1521 als der erſte lutheriſche Pfarrer nach Trebſen, wo er Katharine, eine Tochter Stephan Bucher's aus Salzig, heirathete, mit der er 6 Söhne und 5 Töchter erzeugte. 1539 wurde er als Paſtor nach Freiberg berufen, wo er der erſte eigentliche Superintendent wurde und am 27. Aug. 1565 ſtarb.

Eigen iſt es, daß er in ſeiner Selbſtbiographie ſeiner Kinder, deren Erziehung und Schickſale, des Verkehrs mit den Schwiegerſöhnen u. ſ. w. ſo gut wie gar nicht gedenkt, ſondern nur rühmend hervorhebt, daß er Urenkel erlebt habe, wobei er ſich mit beſonderm Intereſſe darüber verbreitet, daß dieſe Kinder ſeiner Kindeskinder, die ihn proavum heißen müßten, untereinander heirathen dürften. Er hatte übrigens: 1) einen Sohn, Hieronymus, der in Dresden Diakonus geweſen, aber vor dem Vater geſtorben war. Derſelbe hatte eine Tochter Katharina hinterlaſſen, die mit dem Pfarrer Georg Großmann in Knebelsdorf verheirathet war. 2) Seine Tochter Anna war mit Valten Greſer verehelicht geweſen, ſcheint aber auch vor dem Vater geſtorben zu ſein. Sie hatte zwei Töchter: Fortuna, die mit dem Pfarrer Gregorius Seitz zu Keſſelsdorf verheirathet war, und Katharina, die Balzar Grützmachern zu Dresden zum Manne hatte. 3) Margarethe war die Gattin Selneccer's, auch ſchon Großmutter. 4) Heſter, geweſene Pfarrerin zu Seyfersdorf, deren Tochter auch mit einem daſigen Pfarrer verehelicht war.

XIII. Der Proſſener Mann.

Unter dieſem Namen war in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts im ſächſiſchen Elbhochlande ein Mann bekannt, welcher Erſcheinungen zu haben glaubte, die ihn von zukünftigen politiſchen und ſonſtigen allgemeinen Ereigniſſen in einer Weiſe unterrichteten, welche, nach ſeiner und ſeiner Anhänger Meinung, durch die ſpätern wirklichen Vorgänge bewahrheitet wurde.

Derſelbe war geringen Herkommens und ſchlichten, einfachen Weſens und Lebens, worin er auch bis an ſein Ende verharrt iſt. Er hieß Chriſtian Heering und war aus Poſtelwitz gebürtig, einem Dorfe, das an der Elbe, nahe an der böhmiſchen Grenze gelegen iſt und in das ſchandauiſche Kirchſpiel gehörte. Sein Vater beſaß daſelbſt Haus und Garten, trieb das Fiſchergewerbe, und ſoll ein frommer Mann geweſen ſein und gleichfalls die Gabe der Erſcheinungen beſeſſen haben. Er leitete ſeinen Sohn von früh an auf der Elbe zu ſeinem Geſchäfte an und dieſer trieb nachmals, in ſtillem Weſen, ſeine Nahrung zu Poſtelwitz bis zum Jahre 1746. Damals ſtarb ſein Schwiegervater, Hans Schmidt, Häusler und Schiffmann zu Proſſen, einem zwiſchen Königſtein und Schandau gelegenen und nach Königſtein eingepfarrten Rittergute[1]), und hinterließ Haus und Garten ſeiner an Heering verehelichten Tochter, worauf dieſer ſein Haus in Poſtelwitz vermiethete — ſpäter, als ſein Sohn heraufwuchs, hat er es dieſem übergeben — und nach Proſſen überſiedelte.

Sein damaliger Beichtvater und nachheriger Biograph[2]), M. Johann Gabriel Süſſe, der zu jener Zeit Diakonus in Königſtein war und ſpäter Pfarrer daſelbſt ward, gibt ihm das Zeugniß: daß er jederzeit „einen ſtillen, ſittſamen und frommen Wandel geführt, den Seinigen[3]) ein gutes Beiſpiel gegeben, ſie als ein chriſtlicher Hausvater zu allem Guten angeleitet, ſich bei dem öffentlichen Gottesdienſte ohne Unterlaß als einen fleißigen Kirchgänger und exemplariſch andächtigen und aufmerkſamen Zuhörer der Predigt des göttlichen Wortes, und ſodann zu Hauſe als einen guten Berrhoenſer bewieſen“. Ein gleiches Zeugniß habe er ſchon aus dem ſchandauer Kirchſpiele mitgebracht. So ſeien ihm denn unter göttlichem Beiſtande wohlgezogene Kinder zu Theil worden, und beſonders ſei ſein Sohn, gleichfalls ein Fiſcher, „von väterlichen Sitten“. Seine Erkenntniß im Chriſtenthum ſei daher „ganz hinlänglich,“ während er es ſonſt in der Schule nicht weiter, als daß er fertig leſen und ſeinen Namen ſchreiben können, gebracht, da er ſeinem Vater, der eines Leibesſchadens halber ſtets Jemand bei ſich haben müſſen, von früh an bei der Elbfiſcherei beizuſtehen genöthigt geweſen ſei. Von „weltlicher oder politiſcher

---

[1]) Jetzt Herrn Friedrich Brockhaus gehörig. Damals gehörte es dem Landkammerrath v. Lüttichau auf Ulbersdorf, Tauſcha, Proſſen ꝛc.

[2]) Umſtändliche Nachricht von dem ſogenannten Proſſener Mann (Dresden und Leipzig, 1772).

[3]) Er hatte eine Frau, einen Sohn und zwei Töchter.

Erkenntniß“ habe er gar wenig erlangen können, da er ſeine Zeit von Jugend auf Tag und Nacht auf dem Waſſer verbringen müſſen, auch ſonſt keine Geſellſchaft geliebt, weder Zeitungen, noch Geſchichtsbücher geleſen, noch Umgang mit beleſenen und gebildeten Perſonen gehabt habe. Es war dies hervorzuheben, da ſeine Viſionen ſpäter meiſt ins Politiſche reichten. Im gemeinen Leben war er gegen ſeine Obrigkeit und Vorgeſetzten ehrerbietig und gehorſam, gegen ſeine Nachbarn verträglich, gegen Jedermann beſcheiden und dienſtfertig. In ſeinem Handel war er um ſo billiger, als er dazu noch beſonders verbunden zu ſein glaubte, weil ihm „Gott gar öfters, wenn wenig zu hoffen ſcheine, gar einen reichen Segen in ſeinen Fiſchzügen zufließen“ laſſen, wie er denn in ſeiner Gegend in dem Rufe geſtanden, daß er im Fiſchfang vor Andern glücklich ſei. So habe er auch ſtets, bei mittelmäßigem Vermögen und guter Zufriedenheit, ſein ehrliches Auskommen gehabt und ſeine Kinder ſämmtlich in eigenen Wirthſchaften verſorgt. Im höhern Alter — er muß mit Anfang des Jahrhunderts geboren ſein 1)— lebte er als Ausgedinger, mit ſeiner Frau, bei der älteſten verheiratheten Tochter, der er ſein Haus zu Proſſen übergeben, trieb aber ſein Handwerk als Elbfiſcher fort, und bei dieſer Berufsarbeit auf dem Waſſer hörte man ihn gemeiniglich andächtig ſingen. Bald nach ſeinem Einzug in Proſſen war er zum Gerichtsſchöppen beſtellt worden. Bis gegen Ende der funfziger Jahre ſeines Lebens genoß er eine dauerhafte und gute Geſundheit, und erſt dann fing er an, etwas zu kränkeln. Durch zu

---

1) In der bereits 1759 im Manuſcript fertig gewordenen, aber erſt 1772, jedoch unverändert, wie ſie 1759 geſchrieben, veröffentlichten Nachricht von ihm heißt es: Er habe die ſechzig Jahre „beinahe erreicht“. 1772 ſcheint er aber noch gelebt zu haben.

frühes Ziehen und Heben hatte er einen etwas dicken Hals bekommen, ging auch in Folge ſeiner ſchweren Arbeit etwas gebückt und hatte einen Bruchſchaden. In der Rede ſtockte er etwas. Sonſt war er beſtändig eines freundlichen und leutſeligen Weſens und einer offenen Geſichtsbildung. Sein Temperament wurde, nach den herkömmlichen pſychologiſchen Kategorien, als ein ſanguiniſch-choleriſches bezeichnet, und dabei bemerkt: „wenn auch etwas vom Temperamento Melancholico bei ihm influiret, ſo hat man doch zu keiner Zeit das geringſte Unordentliche, oder etwas Vitiös-Melancholiſches in ſeiner Geſinnung, Thun oder Laſſen verſpüret, inmaßen" — wie ſein Biograph naiv hinzuſetzt — „er ſonſt auch bei der Proſſener Gemeinde nicht als ein Gerichtsſchöppe hätte mögen beſtellet und gebrauchet werden können". Ehrgeiz oder Hochmuth ſei nicht an ihm zu finden geweſen, und habe er ſich in Kleidung und Koſt ſparſam und gering gehalten und in ſeinem ganzen äußern Bezeigen Demuth und Niedrigkeit an den Tag gelegt. So ſei er auch „am allerwenigſten ein Sonderling, oder einer eingebildeten vorzüglichen Heiligkeit, eines ſchwärmeriſchen enthuſiaſtiſchen Unweſens, noch irgend einem andern ſectireriſchen Weſen zugethan".

Das Nicht-„Schwärmeriſche" wird wol auf ein Nicht-Schwarmmachen zu beſchränken ſein, was immerhin ein Verdienſt iſt. Wohl aber glaubte er, von Jugend auf prophetiſche Erſcheinungen gehabt zu haben, die von Jahr zu Jahr öfterer und deutlicher geworden. Die wichtigſten ſeien 1744 und 1745, dann wieder 1756 und im Laufe des damals begonnenen Siebenjährigen Krieges, und endlich zu Anfang der ſiebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts hervorgetreten. So begegnete es ihm 1744, als er, noch bei Tage, bei Poſtelwitz an der

Elbe nach Hauſe ging, daß er eine Menge Menſchen und den Herrn Jeſum zu ſehen glaubte. Nur Wenige folgten dem Herrn nach, der ſeine Hand über ſie erhob; die Meiſten gingen den breiten Weg zur Verdammniß; einen der Nachfolger Jeſu hörte er das Lied anſtimmen: „Mache dich mein Geiſt bereit" ꝛc. Er konnte dieſe Erſcheinung noch lange nachher nicht ohne Thränen und innige Gemüthsbewegung erzählen. In demſelben Jahre wurde ihm bei einem ihm erſchienenen Geſichte das fünfte Capitel des Propheten Jeremias, als eine Klage über Unglauben und Ruchloſigkeit in allen Ständen, aufgeſchlagen. Eben damals wurde ihm, — und damit trat zuerſt der prophetiſche Charakter ſeiner Viſionen hervor,— wie er zu ſagen pflegte, vom Herrn gezeigt: „Daß ein Held mit ſeinem feindlichen Heere würde nach Sachſen kommen, und das Schwert bis an den Heft ins Blut tauchen; Und dieſer Held werde hernach zu Dresden wie in einem offenen Garten einziehen, aber bald darauf wiederum zum Obern Thore hinausziehen." Damals fühlte er ſich im Geiſte gedrungen, dieſe ſeine Offenbarungen zu Dresden hohen Orts perſönlich zu melden. Er wurde hier, um ſich über ſein Weſen zu vergewiſſern, einige Wochen in einem hohen Hauſe, unter guter Verpflegung, zurückbehalten und beobachtet. Man muß aber nichts Verdächtiges an ihm entdeckt haben, indem er einen umſtändlichen Aufſatz von ſeinen Anzeichen, den er hatte ausfertigen laſſen, wie es ſcheint, dem Könige ſelbſt überreichen durfte. Als nun im folgenden Jahre ein preußiſches Heer unter Leopold von Deſſau in Sachſen einfiel, am 15. Dec. 1745 die Schlacht bei Keſſelsdorf gewann, am 18. Friedrich II. in Dresden einzog, bereits am 25. Dec. der Friede zu Dresden geſchloſſen ward, worauf die Preußen Sachſen wieder räumten, ſo glaubte

n damit die im Jahre vorher, wo Sachſen noch gar
ht im Kriege mit Preußen war, erfolgte Viſion des
ſchers erfüllt.

Man hörte nun aber ein Jahrzehnd lang nichts von
itern Erſcheinungen, die er gehabt habe. Mitte März
s Jahres 1756 aber kam er zu ſeinem Beichtvater, er-
fnete ihm neue Anzeichen, wiederholte den Beſuch am
arfreitag (16. April) und Ende Juli, und erklärte da-
i mit Jammern und Thränen, wie er ſein Anbringen
cht weiter zu verbergen wiſſe, ſondern ſich Tag und
acht getrieben finde, es dem Allergnädigſten Landes-
ter anzuzeigen. Das Unglück wäre nahe. Der Beicht-
ter gab ihm (2. Aug. 1756) ein Atteſtat, was auch
n früherer Beichtvater, M. Clauß zu Schandau, that;
mit ging er nach Dresden, fand bei einem Miniſter
laß und Gehör, that ſeine Anzeige und ging nun mit
leichtertem Herzen nach Hauſe. Seine damaligen An-
ichen beſtanden, nach ſeiner Erzählung, hauptſächlich
Folgenden: „Der Herr habe ihn ſehen laſſen, daß
ichſtens ein großes Ungewitter entſtehen würde, durch
elches das ſächſiſche Vaterland mit Krieg überzogen
d das zuerſt die daſige Elbgegend, die Heimat des
iſchers, betreffen würde. Hierbei würde es hart her-
hen. Und dieſes Ungewitter wäre ſehr nahe, ſodaß
hre Königliche Majeſtät an Dero Reiſe nach Dero
önigreiche (Polen) würde verhindert werden. Höchſt-
eſelben würden nicht von Dero Volke gehen.1) Es
ürde aber das Ungewitter mit ſeiner Heftigkeit in dor-
ger Gegend nicht von langer Dauer ſein, ſondern ſich
ch weiter ziehen, und viel Blut vergoſſen werden.

---

1) Was ſpäter freilich doch geſchah, wenn die Reiſe auch anfangs
der That behindert ward.

Beſonders würde dieſes Ungewitter in unſerm Vaterlande auch daher viel Elend nach ſich ziehen, weil die junge Mannſchaft viel würde leiden müſſen. Er hätte auch Brandſtätten geſehen und wäre ſogar auf ſelbigen herumgeführt worden. So ſei ihm auch ein Acker gezeigt worden, welcher als ein bisher unfruchtbar gelegener Acker hätte müſſen umgeriſſen und von neuem gepflügt und beſäet werden, weil der Acker theils gar unfruchtbar und verwildert gelegen, theils Gerſte darauf geſäet worden. Gerſte bringe aber ein herbes Brot. Auch ſeien ihm zwei Kirchen gezeigt worden, eine in der Stadt, die andere außer der Stadt, in welchen man aber dem Herrn nur das halbe Herz gegeben habe; der Herr hätte aber geſprochen: Ich will das ganze Herz haben, das ganze Herz will ich haben, und das will ich mit dem Finger des heil. Geiſtes rühren. Dresden hätte ſich ihm in dem Proſpect eines Gartens gezeigt, aus welchem Garten die ſtärkſten Bäume mit der Wurzel herausgeriſſen und vom Lande hinweggeführt worden wären. So habe er auch geſehen, daß der alte Grundſtein herausgeriſſen und ein neuer gelegt, auch die Kirche außer der Stadt geſchloſſen worden wäre. Der Herr habe ihm befohlen, dem Allergnädigſten Landesvater anzuzeigen: um des herannahenden Ungewitters willen möchte ernſtlich im Lande Buße gepredigt, und die Verbindung mit Südoſt und Südweſt möchte verlaſſen werden, ſo wolle Gott dem Hauſe Sachſen wohlthun." Auf die Frage, woher dieſes Ungewitter entſtehen ſolle, antwortete er: „es würden ſich Südoſt und Südweſt miteinander wider Nordweſt verbünden; Südweſt wäre gedemüthigt worden, und von Nordweſt wäre ihm gezeiget worden, wie vier Helden neben einander gegen Südoſt und Südweſt ſtünden, welche vier Helden ſo lange hinter und neben einander ſtehen würden, bis Südoſt und Südweſt von einander ablaſſen würden. Es wäre ihm endlich gezeigt worden, daß der aus Morgen, welcher ihm mit dem Namen wäre genannt worden, daß es der Türke ſei, herangezogen wäre[1]), worauf ſich der Krieg ſeitwärts gegen Norden gezogen hätte.“ Auf nähere Befragung ergab ſich, daß unter Südoſt Oeſterreich, unter Südweſt Frankreich, zwiſchen welchen Mächten eine Allianz vorſei, unter Nordweſt Preußen verſtanden werde. Wer die vier Helden ſeien, iſt niemals klar zu Tage gekommen; „es ſei ihm nicht weiter gezeigt worden,“ ſagte der Fiſcher und fügte nur noch hinzu: „die vier Helden wären jetzo noch nicht beiſammen; ſie würden aber ſchon noch erſcheinen, und da werde der Held aus Nordweſt, der König in Preußen, wenn er ziemlich ins Enge getrieben und matt geworden ſei, neue Kräfte bekommen;[2]) dieſe Hülfsvölker des einen zu des Königs Seite getretenen Helden wären grün gekleidet geweſen. Hierauf wären die vier Helden ſtandhaft bei einander geſtanden [1] und wären nicht gewichen, bis ein neuer Grundſtein wäre geleget worden.“

---

[1]) Das wäre nun freilich, ſoviel den Siebenjährigen Krieg anlangt, eine falſche Prophezeiung geweſen. Hätte er es bei „dem aus Morgen“ gelaſſen, ſo hätte man immerhin „den Ruſſen“ darunter verſtehen mögen. Heering blieb aber noch 1758, wo ihn Süſſe „aufs Gewiſſen“ befragte, bei dem Türken. Damals hatte der Secretair der Gemahlin eines vornehmen ſächſiſchen Miniſters, unter dem 4. März, an Süſſe geſchrieben und gefragt: „Was denn der proſſener Fiſcher, welches ehrlichen Mannes vormals entdeckte Gedanken gar nicht zu verwerfen geweſen, ſondern in billige Erwägung zu ziehen wären, bei den dermaligen Kriegstroublen äußere?“ Der Fiſcher blieb beharrlich bei ſeinen bisherigen Ausſagen und bat mit Thränen, den endlichen, ihm gezeigten Heranzug des Türken beſonders und ausdrücklich mit zu melden. Süſſe ſcheint übrigens auch dieſen Theil der Vorherſagung durch die, aber freilich zehn Jahre ſpäter erfolgte Einmiſchung der Türken in die polniſchen Händel erfüllt zu glauben.

[2]) 1759 konnte man freilich die Ereigniſſe von 1762 noch nicht kennen; ſonſt würde man den vierten Helden auf Peter III. von Rußland gedeutet haben, deſſen, wenn auch nur vorübergehender Uebertritt zu der preußiſchen Seite in der That Friedrich's Rettung ward, ſowie ihm ſchon vorher zuſtatten gekommen war, daß den ruſſiſchen

Während nun der gute Seelſorger dieſe Anzeichen des Fiſchers Heering an ihren Ort geſtellt ſein ließ und denſelben, den er überhaupt niemals zu ſeinen Vorherſagungen angereizt zu haben ſcheint, mit gehörigen Vorſtellungen zur Ruhe verwies, wurde er jedoch ungemein betroffen, als er Ende Juli in ſeiner politiſchen Quelle, den Erlanger Zeitungen, von dem am 1. Mai 1756 zu Verſailles unterzeichneten Neutralitäts- und Allianztractat zwiſchen Oeſterreich und Frankreich las. Dieſer Vertrag war im tiefſten Geheimniß unterhandelt worden, und wenn auch ſchon im Mai Gerüchte von obſchwebenden Unterhandlungen zwiſchen jenen Mächten in die Zeitungen gedrungen waren, ſo war denſelben doch entſchieden und zuverſichtlich widerſprochen worden, wie denn bekanntlich die Allianz zwiſchen zwei Mächten, deren feindlicher Gegenſatz länger als zwei Jahrhunderte das europäiſche Staatenſyſtem bewegt hatte und zu einer Art Axiom der europäiſchen Staatenpolitik geworden war, von den Politikern aller Orten als etwas ebenſo Ueberraſchendes, wie Verwunderliches und Unbegreifliches betrachtet wurde. Im März, wo der Fiſcher ſeine erſte Anzeige machte war, außer den unmittelbar Eingeweihten, ſchwerlich ſchon

---

Staatsmännern und Feldherren die Vorliebe des Thronfolgers für den König bekannt war, und daß auch ſonſt die Ruſſen kein politiſches Intereſſe an Preußens Untergang zu haben glaubten.

[1] Das traf in Betreff Rußlands, wenn dies zu den vier Helden zu rechnen iſt, nicht ein.

Jemandem etwas dergleichen in den Sinn gekommen. So machte es denn auf unſern Geiſtlichen einen eigenen Eindruck, als zu Anfang des Auguſt ſein Erlanger Zeitungsſchreiber dieſelben Bilder gebrauchte, deren ſein Fiſcher ſich im März bedient hatte, von immer „bedenklicher und verwirrter werdenden Zeichen der Zeit, fürchterlichen Gegenſcheinen, geharniſchten Wolken, drohendem Blitz, Donner, Hagel und andern ſchweren Wetterſchäden" redete, und als Mitte Auguſt die ſächſiſchen Regimenter das Lager bei Pirna bezogen.

Als Mitte Auguſt zu Schandau eine Schiffbrücke geſchlagen wurde und Heering ſich gerade auch in ſeinem Berufe daſelbſt befand, ſondirten ihn Einige, die alſo doch von ſeinen Vorherſagungen gehört haben mußten, was er von dieſer zu ſchlagenden Brücke ſage. Obwol ihm nicht entging, daß man ihn mehr ſpöttiſch aufziehen, als im Ernſt befragen wollte, antwortete er gleichwol ruhig und ernſt: „Daß dieſe Brücke hier nicht viel nütze ſein und nicht gebraucht werden würde; Leipzig möge man aber wohl verwahren[1]; da habe er fremde Völker ankommen ſehen." Vierzehn Tage nachher, am 29. Auguſt, rückten die Preußen in Sachſen, und ihre erſte Colonne von Magdeburg aus über Leipzig, ein, worauf ſelbſt der ſächſiſche Hof nur zu unvorbereitet war, und die Schiffbrücke wurde in der That nicht benutzt, da die Sachſen von Schandau abgeſchnitten waren. Auch einen Verſuch der Sachſen, einen Rückzug über Markersbach zu machen, und daß dieſer fruchtlos ſein werde, zeigte der Fiſcher einige Wochen vorher ſeinem Beichtvater und Andern an.

---

[1] Hier ſprach ſich freilich der innere Widerſpruch aus, der in allen dieſen Vorherſagungen zu liegen ſcheint, wenn ſie eben mehr als Vorherverkündigungen des Unabwendbaren ſein wollen. Wie hätte man Leipzig hinreichend verwahren können, wenn die Prophezeiung nicht zu Schanden werden ſollte?

Im Jahre 1757 kam er neun Tage vor der Schlacht bei Roßbach zu Süſſe und ſagte ihm: „Es ſei wieder etwas Wichtiges vor, wovon er ängſtlich wünſche, daß er es hohen Orts möchte eröffnen können. Man möge Gott ernſtlich anrufen, daß das vorſeiende Unternehmen möchte abgewendet werden können, indem es in der Schärfe nicht gut hinausgehen würde. Es zögen nämlich zwei Heere in unſerm Lande gegeneinander, ein großes und ein kleines, von welchen er geſehen, daß das letztere geſieget hätte und das große ganz zerſtreuet worden wäre.“

Viel Aufſehen bei den Einwohnern dortiger Gegenden und ſelbſt bei den dort ſtehenden Militairs beider Theile erregte es, als man erfuhr, daß Heering faſt ein Vierteljahr vorher, ehe Mitte Auguſt d. J. 1758 die kaiſerliche und Reichsarmee ſich der Elbgegend näherte, glaubwürdigen Perſonen des ſchandauer Kirchſpieles erzählt hatte, er habe geſehen: „Daß auf dem ſchandauer ſogenannten Kirchſtück am Elbufer wäre geſchanzt und gegen das ſogenannte Krippner Horn über eine Schiffbrücke geſchlagen worden, über welche er fremde Völker hätte ſehen übergehen“, und nun in der That in der Zeit vom 14. bis 19. Auguſt am gedachten Orte von herangekommenen kaiſerlichen und Reichstruppen eine Schiffbrücke geſchlagen, ſowohl jenſeits bei Krippen, als auch diesſeits der Elbe, zwiſchen Poſtelwitz und Schandau, auf gedachtem ſchandauer Kirchſtück, Brückenköpfe aufgeworfen wurden und die Truppen des Lagers, das auf der Höhe der Rathmannsdorfer Felder neben Schandau zu ſtehen kam, über die Brücke gingen. — Bei Annäherung der kaiſerlichen und Reichsarmee[1]) eröffnete Heering ſeinem Beichtvater und einigen Bekannten ſeine Anzeichen mit folgenden Worten: „Die Zeit iſt nun da; wen das Schwert trifft, den wirds treffen. Ueber der Elbe wird ſich vornehmlich noch ein größeres Heer zuſammenziehen; bei ſelbigem wird es blutig zugehen, und es wird auch endlich noch herüber über die Elbe kommen müſſen.“ Man glaubte dies mit dem Herankommen der großen Dauniſchen Armee erfüllt zu ſehen, von deren Anzug bei Heering's Anzeige in jener Gegend noch Niemand etwas Gründliches gewußt habe, noch habe wiſſen können, die aber im September aus Schleſien hereinkam und bei Stolpen ein feſtes Lager bezog, einen Verſuch auf Dresden machte, dann wieder in die Lauſitz zog, nach dem gelungenen Ueberfall bei Hochkirch abermals vor Dresden erſchien, in deſſen Vertheidigung Schmettau[2]) damals (10. Nov. 1758) die pirnaiſche Vorſtadt in Brand ſteckte, ſchließlich aber nach Böhmen, wie die Reichsarmee nach Franken, zurückging.— Letzteres bewahrheitete einen Theil der weitern Ausſagen des Fiſchers, wonach er verſicherte: „Der Herr zeigete mir endlich, daß das heranziehende Reichsheer ſich wiederum über die Berge nach Böhmen zurückzog. Ich ſahe recht eigentlich die Maulthiere nach einander hinüberziehen.“ Wenn er aber weiter hinzuſetzte: „und jenes Heer (nämlich derer Preußen) zog hernach, da erſt alles vollbracht war, auch in Frieden aus Sachſen“, ſo ging das, wenn man es nicht auf den endlichen Frieden beziehen will, damals nicht in Erfüllung. In jenem Jahre wenigſtens verließen die Preußen das Land nicht, vielmehr empfand daſſelbe es nur zu bitter, daß Friedrich die Winterquartiere darin bezog und von den vier Millionen, die er foderte, mit Mühe 300,000 Thlr. durch die Stände herunterhandeln ließ. 1759 jedoch zogen die Preußen in der That für einige Zeit ab, weil ſie damals gegen die Ruſſen gebraucht wurden.

---

[1]) Es iſt die letztere, die von dem Prinzen Friedrich Michael von Zweibrücken (V, 391) geführt ward, gemeint, welche früher in dortigen Gegenden eintraf, als Daun.

[1]) Karl Chriſtoph Graf v. Schmettau, geb. 8. Juni 1696, Sohn des preußiſchen Amtskammerraths Samuel v. Schm. († 1709 zu London) und Marien de la Fontaine, trat 1718 als Fähnrich in k. k. Dienſte, wo ſein älterer Bruder Samuel bereits in hohen Chargen ſtand, kämpfte in den Niederlanden, Ungarn, Sicilien und auf Corſica, trat 1741 mit ſeinem Bruder, als Oberſt und Flügeladjutant, in preußiſchen Dienſt über, ward 1745 Generalmajor und Generalquartiermeiſter, 1755 Generallieutenant und Gouverneur von Peitz, war 1758—59 Gouverneur von Dresden, von dem er Daun zwei mal zurückſchreckte. 1759 capitulirte er gleichwol, da ihm der König geſchrieben hatte, daß er ſchwerlich auf Entſatz rechnen könne und im Nothfalle nur die Kaſſen retten möge, hielt auch die Capitulation aufrecht, ungeachtet vor ihrer vollſtändigen Erfüllung ein preußiſches Corps unter General Wunſch in der Nähe eintraf. Bald darauf ward er entlaſſen, „in Folge der Nothwendigkeit“, wie ihm der König zum Troſte ſchrieb, und ſtarb zu Brandenburg 27. Oct. 1775. Vermählt am 19. Dec. 1740 mit Marie Katharine Emerentia, Tochter des k. k. Generalmajors und Gouverneurs von Porto Ercole, Frei-

Indem man jedoch die Entſcheidung über dieſen letztern

---

herrn v. Gerrado, hatte er einen Sohn und zwei Töchter mit ihr erzeugt. — Sein Bruder Samuel war 1684 geboren, trat zu dem anſpachiſchen Regimente in holländ. Sold, ward bei Höchſtädt Capitain, 1707 Major, 1708 Oberſtlieutenant und Generaladjutant des Erbprinzen von Kaſſel, ging 1714 in ſächſiſchen Dienſt, zeichnete ſich vor Stralſund und in Polen aus, ging in k. k. Dienſte über, kämpfte als Generalmajor und Generalquartiermeiſter in Sicilien und auf Corſica, ward 1733 Feldmarſchalllieutenant, 1735 Feldzeugmeiſter, 1737 Commandant von Belgrad, dann Gouverneur von Temeswar, 1741 Feldmarſchall, trat 1741 in preuß. Dienſt als Generalfeldmarſchall und Grandmaître der Artillerie, ward mehrfach zu Miſſionen gebraucht. 1742 Graf, 1743 Curator der Akademie, † 18. Aug. 1751. Vermählt war er 1) mit Marie Charlotte v. Boge, die zu Wien 8. Sept 1739 ſtarb (ein Sohn, zwei Töchter); 2) mit Marie Johanne Rüben aus Mähren (zwei Söhne, zwei Töchter), der der König 2000 Thlr Penſion gab.

Theil der Heering'ſchen Prophezeiung der Zukunft über laſſen haben mag, erregte doch das Eintreffen ſeiner Vorausſagung in Betreff des Rückzuges der kaiſerlichen und Reichstruppen um ſo größeres Erſtaunen, je weniger man einen ſolchen erwartet hatte, nachdem Friedrich ſich nach ſeinem Unfall bei Hochkirchen nach Schleſien gewendet hatte, Daun aber mit Uebermacht vor Dresden erſchienen war, von dem er doch, vor Schmettau's Entſchloſſenheit, um es nicht der angedrohten weitern Zerſtörung preiszugeben und, wie er erklärte, aus Ruckſicht auf die kurfürſtliche Familie wieder abzog. Viele Perſonen von Stande und namentlich auch hohe Offiziers wurden dadurch begierig, den Fiſcher noch vor ihrem Abmarſch zu ſehen und zu ſprechen, und da es ihm, nach dieſer Erfüllung ſeiner Anzeige, vergönnt geweſen, an einigen hohen Orten das Vornehmſte von dem, was ihm, wie er zu ſagen pflegte, der Herr offenbaret hatte, zu eröffnen, ſo fand er ſich dadurch dergeſtalt befriedigt, daß er ſich ſeitdem mit ſeinen Vorherſagungen, wie ihm auch ſein Beichtvater immer ſchon gerathen, längere Zeit ganz ruhig verhielt; was denn vielleicht ein pſychologiſcher Wink und Schlüſſel ſein könnte. Nur im Frühjahr 1759 erzählte er: „daß es jenſeits der Elbe und in denen nördlichen Gegenden noch am härteſten zugehen, und jenſeits Neuſtadt bei Dresden ein Galgen ſein, auch endlich eine ſolche Heeresmenge in dem Lande zuſammenkommen werde, daß er das Terrain, wo dieſe Menge erſchienen, wie eine Tenne zertreten und die Marquen der Hufeiſen auf dem Erdboden ohne Ende geſehen habe." Es ließe ſich das allenfalls auf die Schlacht bei Kunnersdorf, das Eintreffen der Kaiſerlichen vor Dresden und namentlich in Neuſtadt und, wenn nicht auf die fruchtloſe Belagerung Dresdens durch Friedrich II. im J. 1760, ſo auf die Zeit beziehen, wo (Nov. 1659) Daun bei dem Dorfe Plauen und der König bei Wilsdruff lagerte und der bekannte Finkenfang ſtattfand. In dem am 11. Juli 1759 vollendeten Süſſeſchen Aufſatze konnte natürlich nichts Weiteres beigebracht werden, und der Verfaſſer deſſelben bemerkte damals blos noch ſoviel: Heering „bitte, flehe und wünſche nur, einmal wie das anderemal, daß das Werk der Buße und der Beſſerung ſich unter denen Menſchen nur mehr äußern möchte, wobei er ſich weinend gar öfters auf die nachdrückliche Buß-Gleichnißrede des Heilandes beziehe, welche JEſus denen fühlloſen und hartnäckigen Juden, nach Lucä am 13. Capitel, von dem drei Jahr lang nach einander beſuchten, ohne Frucht befundenen und endlich zum Abhauen ausgeſetzten Feigenbaum gehalten". Aber auch in dem erſt 1772 erfolgten Abdrucke dieſes Aufſatzes werden nur noch wenige, nach 1759 geſchehene Vorherſagungen, beiläufig, in Anmerkungen und der Vorrede, beigebracht, und ſtatt einer Fortſetzung der species facti eine „hiſtoriſch-theologiſche Abhandlung über die Caſualfrage: ob es noch heutzutage neue Offenbarungen von wichtigen Revolutionen in dem Kirchen- und Weltlichen Staat, und von beſondern Schickſalen einzelner Perſonen gebe, und was von ſelbigen zu halten ſei, beigefügt, welche den Umfang der „Nachricht" faſt um das Dreifache überſteigt. Die wenigen angeführten Momente ſind aber folgende:

Am 24. Nov. 1760 wurde der Beichtvater zu dem Fiſcher Heering, welcher an einem Katarrhalfieber krank lag, gefodert, ihn mit dem heil. Nachtmahl zu verſehen. Er ermahnte den Fiſcher dabei auch diesmal zu ernſter Herzensprüfung, namentlich aber in der „Anzeigungsſache". Nach vollendeter heiliger Handlung fragte er ihn geſprächsweiſe: „ob die neuere Sage von ihm [1], daß er vor kurzem in einem Geſichte eine fröhlich ſingende Verſammlung gehöret und geſehen habe, gegründet ſei?" Heering antwortete hierauf: „daß er etwa vor drei Wochen eine Verſammlung geſehen, welche von einem, der das Handwerkszeug eines Maurers, beſonders eine Maurerkelle, in der Hand gehabt, wäre angeführet worden, von welcher Verſammlung er den Geſang: «Allein Gott in der Höh' ſei Ehr» hätte anſtimmen und ſingen hören, und ohnerachtet ſich immer noch mehre zu dieſer Verſammlung hinzu gefunden, welche das Getöne dieſes Liedes immer heller gemacht, ſo wäre doch von beiden Seiten dieſer Verſammlung eine noch größere Menge geweſen, welche ſolchen Geſang mit ſeinen Worten: «All Fehd hat nun ein Ende», nicht hätten hören wollen, und ſich mit dem Gehöre feldweg gewendet, es aber dennoch hätten hören müſſen". Der Biograph bemerkt hierzu: „Ob dieſes von dem nach zwei Jahren erfolgten, aber von denen Parteien mit ganz ungleicher Geſinnung angenommenen Frieden abermals eine Heeringiſche Vorausſagung hat ſein mögen, ſolches überläſſet man dem G. L. zur ſelbſtbeliebigen billigen Beurtheilung." Während des ganzen weitern Krieges ſcheint dem Beichtvater keine neuere Vorherſagung des Fiſchers bekannt worden zu ſein.

---

[1] Man ſieht hieraus, daß der Fiſcher diesmal nicht zu dem Beichtvater gekommen und ihm ſeine Viſion eröffnet, wol aber dieſelbe andern Leuten erzählt hatte. War etwa der Fiſcher mistrauiſch geworden, weil der Beichtvater ſeine Eröffnungen kühl und abmahnend aufnahm? Es ſcheint denn doch, daß er ſich, trotz der an ihm gerühmten Demuth, etwas auf ſeine Gabe eingebildet. Wenn, nach ſeiner Meinung, etwas in Erfüllung gegangen war, kam er wol zu zu dem Geiſtlichen und erinnerte ihn an ſeine Vorherſagung (vergl. a. a. O., S. 32). Möglich aber auch, daß der vorſichtige Süſſe bei manchen anderen Vorherſagungen Heering's Bedenken trug, ſie zu veröffentlichen, vielleicht erſt abwarten wollte, ob ſie ſich bewährten (vergl. a. a. O., Vorrede S. 18 u. 19, Anm.).

Nach dem Frieden hat Heering aber geſagt: „Es heißt wohl Friede; der HErr hat mir aber ſehen laſſen, daß ſie ſich anderwärts ſchon wieder zu Pferde ſetzen", und dann weiter hinzugefügt: „er habe viele Brandſtätten, wie auch viele entkleidete und beraubte Menſchen in Polen geſehen." Endlich erzählt der Geiſtliche am 20. Aug. 1771: „Von denen neueſten Viſionen des Fiſchers, unter welchen abermals wenige Evangelia oder erwünſchte Anzeigen ſind, iſt vielen allhier (deren Zeugniß ich auch beitreten kann) nicht unbekannt, daß ihm, wie er's bald eröffnete, ſchon vor anderhalb Jahren ohnweit des kleinen Dorfes Proſſen, woſelbſt er wohnt, die Geſtalt eines Mägdleins erſchienen, welches ein altes Büchlein in Händen gehabt, auf deſſen einem Blatte die Worte geſtanden: ſchwere und theure Zeit, über welche Anzeige er ſich noch immer beklagt, daß ihm damals Niemand habe Glauben beimeſſen wollen." Bekanntlich trat 1771 und 1772 eine große Theurung ein.

Ueber die Art und Weiſe, wie der Fiſcher die Erſcheinungen theils zu überkommen, theils zu eröffnen pflegte, berichtet ſein Biograph: es ſei keineswegs andem, daß er ſie als ein Schlafender im Traume überkomme; noch viel weniger ſei es gegründet, daß, wie man auch geſagt habe, ein Männchen zu ihm käme und ihm das offenbare, was er anzeigen ſollte; ſondern ſeine Offenbarungen kämen ihm im Wachen, bald durch gewiſſe, ihm gezeigte Geſtalten, Vorbildungen und Proſpecte, bald durch Stimmen. Er verſpüre hernach ein immerwährendes Anregen in ihm und eine Freudigkeit, die Sache bald anzuzeigen. Bei ſeiner Anzeige erkläre er ſich gemeiniglich alſo: „Ich prophezeie nicht, ich deute auch nicht, ſondern ich zeige nur an, was mir der HErr anzuzeigen befohlen hat. Und dabei habe ich dem HErrn dreimal geſchworen 1), daß ich von dem allen, was mir der HErr befohlen hat, nichts verhalten, und mich keine Furcht um meinet und der Meinigen willen abhalten laſſen will", welches Letztere er allemal unter Vergießung vieler Thränen mit jammernder Stimme ſage. Weiter drücke er ſich gewöhnlich ſo aus: „Es iſt mir vom HErrn gegeben worden; der HErr hat mirs befohlen; der HErr hat mirs gezeiget; Er hat mirs ſehen laſſen", brauche auch bisweilen den Ausdruck: „der HErr hat michs ſchmecken laſſen."

Wir glauben dem allen, was der Biograph von der Redlichkeit, Wahrheitsliebe und dem geſunden Sinne ſeines Proſſener Mannes ſagt, und meinen, daß derſelbe ein Mann geweſen, der, in all ſeiner ſtillen Einfachheit und Zurückgezogenheit, mit Ernſt und Theilnahme über die Zuſtände und Ereigniſſe ſeiner Zeit dachte, und dem eine lebhafte Einbildungskraft, vielleicht unter einem Einwirken geheimerer und tieferer Naturkräfte, ſeine eigenen Anſichten und Erwartungen in ſeinem Ideenkreiſe entſprechenden Bildern verkörperte, welche meiſtens ſo allgemeiner und unbeſtimmter Natur waren, daß ſich ſehr wohl irgend ein Ereigniß einer kriegeriſch bewegten Zeit auf ſie deuten ließ.

Sein Biograph gedenkt in ſeiner beigegebenen Abhandlung, die eigentlich mehr nur eine hiſtoriſch-theologiſche Einleitung zu einer Ueberſetzung von Gerſon's Abhandlung „von der Prüfung der Geiſter" und zu Spener's „Erklärung, was von Geſichten, Erſcheinungen

---

1) Hier hätte ſich der Beichtvater doch etwas nach den nähern Umſtänden und namentlich danach erkundigen mögen, ob, wenn und wie der Schwur ihm abverlangt worden, oder ob er ihn nur bei ſich ſelbſt aus eigenem Antriebe geleiſtet.

und dergleichen Offenbarungen zu halten ſei", auch noch einiger ältern Vorkommniſſe in Sachſen, die vielleicht ähnlicher Art waren und gleichfalls in Zeiten fielen, welche durch das gewaltige Eingreifen furchtbarer Ereigniſſe in die Geſchicke des Volks und ihrer Glieder geeignet waren, die Imagination der Menſchen ekſtatiſch zu ſteigern. Der von ihm erwähnte torgauer Sternſeher Nagel dürfte weniger hierher gehören, da er wol eben nur ein gewöhnlicher chiliaſtiſcher Aſtrolog war. Er ſetzte u. A. den Anfang der „Güldenen Zeit" auf das Jahr 1624, was denn freilich ein mächtiger Fehlſchuß war. Ebenfalls im Laufe des Dreißigjährigen Krieges trieb ein meißniſcher Bauer Johann Werner, dem ſich ein Schulmeiſter zu Rieſa bei Bitterfeld, Georg Reichard[1]), anſchloß, ſein Prophezeiweſen ſo ſtark, daß ein Gutsherr deshalb ein Reſponſum von der theologiſchen Facultät zu Wittenberg einholte, welches am 19. December 1635 ertheilt ward, ſowie die Facultät den Werner auch nachher beſonders vor ſich kommen ließ und verhörte. In ihrem Reſponſum urtheilte ſie ganz glimpflich über ihn und meinte: „man kann nicht urtheilen, daß es ein vorſätzlicher, oder vom böſen Feind eingegebener[2]) Betrug ſei; denn derer Exempel gäbe es viel, daß bei einfältigen

---

[1]) Er war zu Altenberg geboren, ward 1635 Schulmeiſter zu Seehauſen, und wollte über 80 Viſionen gehabt haben, deren Schilderung er auch drucken laſſen.

[2]) Wenn jene Zeiten ſehr geneigt waren, an dergleichen übernatürliche Offenbarungen zu glauben, ſo hatten ſie doch auch eine Art homöopathiſchen Gegenmittels in ihrem Teufelsglauben, ſofern ſie in ſtetem Miſtrauen ſchwebten, ob nicht die betreffenden Eingebungen von dem Vater der Lüge herrührten. Selbſt der gute Süſſe hat in Betreff ſeines ehrlichen Proſſener Mannes ſeine Privatmeinung, wonach er ihn für ein „Object der Verſuchung" hielt, was denn in gewiſſem Sinne auch ſeine Wahrheit gehabt haben mag.

Chriſten eine Wiſſenſchaft von künftigen Zufällen gewiſſer Städte und Perſonen ſich befinde, welche der Ausgang entdecket hat.“ Eine größere Ungnade der Herren Theologen wurde dem Hans Werner jedoch durch einen Mann zugezogen, der ſich ſeiner eher anzunehmen gedacht hatte. 1642 gab nämlich Dr. Jakob Fabricius [1]), der bekannte Beichtvater und Feldſuperintendent Guſtav Adolf's, damals Generalſuperintendent zu Stettin, eine probatio visionum heraus, worin er, wiewohl nur ſehr beiläufig, Werner und Reichard u. A. als Beiſpiele anführte, daß auch die neuere Zeit noch Offenbarungen kenne, und damit ſowohl den lübecker Paſtor Jakob Stolterfoht [2]), der 1632 ein „ſchriftmäßiges Bedenken von Geſichten“ hatte erſcheinen laſſen, als die wittenberger Facultät mächtig in Harniſch brachte, ſodaß ſich daraus eine lebhafte Controverſe der ſtreitfertigen theologiſchen Kampfhähne jener Zeit entwickelte, in deren Verlauf die Facultät u. A. erklärte: daß „Nagel, Werner und Reichard unter die rechtſchaffenen Propheten nicht zu referiren, ſondern öffentlich contra analogiam fidei, d. i. wider die Aehnlichkeit der ächten Glaubens-Lehre, und verſchiedenes zum Nachtheil der Ehrfurcht und Unterthänigkeit gegen die Obrigkeit gelehret".[1]) Dieſer Streit, der auch zu einem Schriftenwechſel zwiſchen dem lübecker und dem ſtettiner geiſtlichen Miniſterium führte, welches letztere in ſeiner Mehrzahl nicht auf Fabricius' Seite ſtand, ſich aber mehr vermittelnd ausſprach, währte bis zum Jahre 1647, wo Stolterfoht das letzte Wort behielt, lebte aber in den neunziger Jahren wieder auf und rief eine noch viel größere Maſſe von Streitſchriften hervor, als Dr. Johann Wilhelm Peterſen[2]), Superintendent zu Lüneburg, der, nebſt ſeiner Gattin, Johanne Eleonore v. Merlau, zu den Chiliaſten gehörte, ein Fräulein Roſamunde Juliane v. d. Aſſeburg in das Feld führte, die ſeit ihrem ſiebenten Jahre Offenbarungen gehabt haben ſollte, daneben auch die Prophezeiungen eines Bürgers und Goldarbeiters zu Quedlinburg, Heinrich Kratzenſtein, Aufſehen erregten.

---

[1]) Geb. 19. Juli 1593 zu Cöslin, in dürftigen Umſtänden, half ſich durch Informiren, begleitete junge Studirende nach Roſtock, erhielt einen Schuldienſt in ſeiner Vaterſtadt, ward daſelbſt Prediger, dann Hofprediger bei dem Herzog von Pommern, 1625 zu Greifswalde Doctor, nach der Ueberkunft Guſtav Adolf's dieſem zum Feldſuperintendenten geborgt, nach deſſen Tode Generalſuperintendent zu Stettin, † 11. Aug. 1654, nachdem ihn vier Tage vorher auf der Kanzel der Schlag gerührt hatte.

[2]) Jakob Stolterfoht, geb. zu Lübeck 21. Juli 1600, ſtudirte zu Roſtock, Wittenberg und Greifswalde, ward 1626 Prediger zu Lübeck, was er ungeachtet vielfacher Berufungen nicht verließ, ſtarb am 4. März 1668. Sein Vater, Johann Stolterfoht (geb. 13. Jan. 1555, † 4. Febr. 1622), war gleichfalls Prediger zu Lübeck, ſeine Mutter eine Bacmeiſter.

---

[1]) So ſagte auch 1693 Dr. Löſcher: Es ſei von ſolchen Viſionen etwas gelinder zu urtheilen, von denen keine Gefahr weder wider das klare Wort Gottes, noch wider irgend einen Glaubensartikel, noch wider die ſymboliſchen Bücher, noch wider die Ruhe und Verfaſſung des Staates zu beſorgen ſei.

[2]) Geb. zu Osnabrück 1. Juni 1649, Sohn Johann Georg's Peterſen und einer Prätorius, zu Lübeck, Gießen und Roſtock gebildet, Privatdocent zu Gießen, dann bei Spener in Frankfurt. Da er bei einer für eine Hochzeit gefertigten Inſcription einige ſcharfe Ausdrücke gegen das päpſtliche Verbot der Prieſterehe gebraucht hatte, ſo erging ein kaiſerliche[illegible]cript an den Rath zu Lübeck, von dem er ein großes Stipendi[illegible] genoß, ihn feſtzunehmen. Das hatte keine Folge und er wurde Prediger zu Hannover, wo er aber mit ſeinen Amtsbrüdern zerfiel, weil er keinen Beichtgroſchen nehmen wollte. 1686 wurde er Prof. der Poeſie in Roſtock, bald darauf Dr. der Theologie, Hofprediger und Superintendent zu Eutin, 1688 zu Lüneburg, 1692 wegen der Aſſeburgſchen Geſchichte entlaſſen. Er lebte dann mit einer kurbrandenburgiſchen Penſion in Magdeburg, in deſſen Nähe er ſich Nieder-Todeleben kaufte, das der Kurfürſt ſteuerfrei machte, gab, neben zahlreichen Schriften und Gedichten, an denen auch ſeine Frau Theil hatte, eine Selbſtbiographie heraus, † zu Thymern bei Zerbſt 31. Jan. 1727. Auch Leibnitz intereſſirte ſich für ſeine Sache. Wir kommen vielleicht künftig näher auf ihn.

Jener Johann Werner war übrigens, wie man nicht immer erkannt hat, — auch Süſſe iſt darüber im Irrthum — identiſch mit dem reichen Bauer zu Bockendorf bei Freiberg, Johann Warner, der „ſich göttlicher Erleuchtung und ſonderlicher Viſionen gerühmet, und die Leute gewarnet, wie er denn nicht für einen Propheten, ſondern für einen von GOtt berufenen Warner wollte gehalten ſein. Er warnte nicht allein mündlich für inſtehendem gemeinen Unglücke und ſchweren verderblichen Landſtrafen, ſondern gab auch alles, was ihm ſeinem Vorgeben nach von GOtt befohlen worden, ſchriftlich bei dem Freibergiſchen Superintendenten M. Abraham Genßreffen[1] ein, darinnen er mancherlei geweiſſaget, davon zwar vieles mit dem Exempel eingeſtimmt, das meiſte aber der Ausgang widerleget hat.“ Zur Zeit haben wir über ihn nur Folgendes ermitteln können.[2] Er ſoll früher Soldat geweſen ſein und ſich auch mit magiſchen Dingen abgegeben haben. Als Warner und Prophet ſcheint er zuerſt 1629 aufgetreten zu ſein und ſeine Laufbahn 1641 beendet zu haben. Während derſelben hat er ganz Norddeutſchland durchſtreift. Er ſoll die Schlachten bei Breitenfeld und Lützen vorhergeſagt haben. Bei der Kürfürſtin von Sachſen ſtand er anfangs in gutem Anſehen. Als aber Magdeburg erobert ward, wovon er ſtandhaft verſichert hatte, daß dies niemals eintreten werde, ward er vom Hofe verwieſen. Der wittenberger

---

[1] Geb. zu Rateburg, 18. Dec. 1577, 1613 Sup. in Freiberg, † 1. Sept. 1637.

[2] Mehr dürfte in den Conſiliis Theolog. Wittenberg., p. 891 ff., ſowie, von der andern Seite, in der 1616 erſchienenen Schrift: „Johann Werner's dennoch wahre Unſchuld“ zu finden ſein.

Dr. Johann Hülſemann [1]), der ihn mit examinirt hatte, ſchrieb 1635 an Joh. Georg Dorſchäus: Es ſei ein einfacher, frommer Mann, der die Hauptſtücke des Glaubens richtig innehabe und bei ſeinen Nachbarn ſeit vielen Jahren in gutem Leumund ſtehe. Er ſei auch beſcheiden und rede nur, wenn er gefragt werde. Schon 1636 urtheilte er aber ungünſtiger, weil er erfahren, daß Werner ſich früher mit magiſchen Künſten abgegeben. Derſelbe verſichere zwar, daß er die Zauberbücher vernichtet habe, habe aber doch noch keine unzweideutigen Beweiſe von Reue und Bekehrung gegeben. So möchten ſeine Offenbarungen wol nicht rein, oder gar nicht göttlichen Urſprungs ſein. Fabricius mag für ihn eingenommen worden ſein, weil er eine ſchwediſche Univerſalmonarchie prophezeite, und hat ihn eine Zeit lang im Hauſe gehabt.

Fabricius ſagt übrigens über ſeinen Warner und Reichard folgendes: „Es ſind auch die Visiones deß Johann Warners, eines Meißniſchen Bawren, ſampt deß Georg Reichards, eines Schulmeiſters zu Roſa, bekand. Ich rede nit de scriptis suppositiis, oder von dem, was etwa unter ihrem Namen fälſchlich spargirt wird: Sonder von ihren eigentlichen relationibus; Unnd wird ein fleiſſiger Leſer befinden, daß in ſolchen Visionibus keine Phantaſtiſche Grillen, noch erdichtete Fabeln, viel weniger Teuffelswerke ſtecken, wie von etlichen ohne Grund iſt Eingegeben worden: Sondern daß ſie durch den Eventum allſchon in vielen Punkten ſind bewähret worden, und von Tage zu Tage je länger je mehr beſtättiget werden. Dannenhero, daß ſie von Gott ſonderlich kommen zur Auffrichtung der verfolgten und umb ihrer Sünde halber hart gezüchtigten Kirche, kein Verſtendiger mehr hieran zweiffeln wird." Die Facultät, die wegen dieſer Sache zwei ausführliche Schreiben an Fabricius erließ [1]), verſichert: „daß vieles von Warners Weiſſagungen nicht eingetroffen, und wenn auch verſchiedenes eingetroffen, könne man doch aus ſolchem Erfolg nicht folgern, daß es ein göttliches Eingeben ſein müſſe", hob auch hervor, „daß ſie um Warners, als eines ſächſiſchen Landeskindes, Sache mehr wiſſen müſſe, als Fabricius, zumal ſie Jenen perſönlich secundum acta et facta umſtändlich gehöret und verhöret habe".

---

[1]) Geb. 1602 zu Eſens in Oſtfriesland, in Wittenberg gebildet, wo er Profeſſor der Theologie und Schloßprediger ward, 1646 Paſtor zu St.-Nikolai in Leipzig, 1651 Superint. daſelbſt, ſtarb 21. Juni 1661.

Es iſt übrigens jene Zeit auch außer Sachſen überaus reich an Hellſehern und angeblichen Propheten geweſen. So erwähnt Fabricius: Andreas Peltzer, einen ſchleſiſchen Bauern, „dem mancherlei unvermuthliche Visiones, das noch graſſirende grewliche Kriegsweſen in Deutſchland betreffend, ſind widerfahren und haben Veritatem comitem gehabt". Ferner „die böhmiſche Jungfrau Chriſtine Ponitow, die Anno 1627 und folgenden Jahres ſehr nachdenkliche Geſichte von der Chriſtlichen Kirchen Verfolgung und zukünfftigen Erlöſung, wie auch von ihrer Feinde ſchrecklicher Strafe geſehen hat", davon „ein gantzes Büchlein ſchon fur eilff Jahren[1]) im öffentlichen Druck iſt auſgangen, nebſt angefügtem Bericht von Margaretha Heydewetters, einem Mägdlein zu Cottbuß in Nieder-Laußnitz, welche bei ihren gehabten unterſchiedlichen Entzuckungen, in Gegenwart vieler vornehmen Perſonen, gantz wunderliche Dinge geredet, inſonderheit aber vermeldet hat, daß Deutſchland große Anfechtung würde haben. Aber der HErr Jeſus würde das Blat wenden, und ein Mittel drin treffen, wann die Noht am gröſſeſten ſein würde". Weiter: ein (ungenanntes) vornehmes gottſeliges Fräulein, „Herrn Standes, welches bei währenden Entzuckungen ſolche Ding von dieſen Läufften und Zeiten außgeſagt, die ſich im Werck richtig hernach befunden: Geſtalt die Acta noch in beglaubter Leut Handen und die Perſon ſelbſt noch im Leben". Suſanna Rügerin, eine Dienſtmagd in Nürnberg, die „von hochwichtigen Sachen durch ihre gehabten Geſichter gelernet und hernachmals andern Leuten zu wiſſen gefuget hat, derer etliche ich ſelbſt geſprochen und auß ihrem Munde gehöret, daß die gedacht Suſanna mit ihren Weiſſagungen keinen bloſſen geſchlagen hätte". Auch habe es die Mark Brandenburg in den nächſten Jahren weidlich empfunden, was „der Wol Edle David von Oppen[2]), auff Coſſemblat Erbſeſſen, in etlichen

---

[1]) Der Streit kam übrigens zunächſt daher, daß er ſich in dem Buche, welches er mit einem Schreiben vom 1. Sept. 1641 der Facultät dedicirt hatte und das auch 1642 erſchienen, aber erſt am 11. Juli 1643 in die Hände der Facultät gekommen war, gewiſſermaßen dem Urtheile der Facultät unterworfen hatte. Dieſe aber meinte, er hätte es ihr dann vor dem Abdrucke zuſenden müſſen. Er hatte eine Recenſion, ſie hatte eine Cenſur im Sinne. — Zu Werner's Gegnern gehörten auch der Superintendent Dr. Tobias Wagner in Eßlingen, der nachher Kanzler in Tübingen ward, und Dr. Arnold Mengering.

---

[1]) Alſo wol 1630.

[2]) Geb. 1602, Sohn des kurbrandenburgiſchen Oberkammerherrn Georg v. Oppen, zu Frankfurt a. d. O. und auf Reiſen gebildet, erſt mit Einer v. Maltitz, dann mit einer verwitweten v. Schönberg vermählt, ward viele Jahre durch das Geſpenſt „einer gewiſſen Jungfrau" gequält, das an ſeinem zweiten Hochzeitstage auch ſeine Braut und „die geſammte Freundſchaft" anfiel, und ihn bis an ſeinen 1662 eingetretenen Tod verfolgte. Er ſoll ein gelehrter Cavalier geweſen

Entzuckungen von ſeinem Vatterland und deſſen herbeinahendem Unfal eingenommen und folgends verkündigt hat. Inmaſſen dann dieſelbigen ſeine gehabte Entzuckungen ordentlich nach ein ander beſchrieben, und zu Franckfurt an der Oder Anno 1632 gedrucket ſeyn." In demſelben Jahre 1632 erſchienen auch in 4. „Zwei Wunder-Traktätlein, 1) Chriſtoph Kötters, Weißgerber zu Sprotta in Schleſien, 2) einer gottesfürchtigen Jungfrauen in Böhmen, Viſionen betreffend." Auch ſoll der große, im Jahre 1631 ſtattgefundene Ausbruch des Veſuvs zwei Jahre vorher durch einen Bauer Johannes Camillus angekündigt worden ſein, welche Vorherſagung, wenn man ihr hätte Glauben ſchenken wollen, wenigſtens den Nutzen gehabt haben würde, daß die Leute dem Dinge hätten aus dem Wege gehen können.

Während ich mit Abfaſſung obigen Aufſatzes beſchäftigt war, führte mir der Zufall ein altes Zeitungsblatt [1]) ins Haus, in welchem ich einen Vorgang beſprochen fand, der wenigſtens inſoweit mit dem Vorhergehenden in Zuſammenhang ſteht, als er die große Gewalt der Einbildungskraft ans Licht ſtellt. Wilhelm Faſſe, der Sohn eines armen Tagelöhners in Luerdiſſen, einem Dorfe im lippiſchen Amte Brake, wuchs in dürftigen Umſtänden auf und verbrachte ſeine Jugend mit Dienen bei Hirten und Bauern. Im Jahre 1797 entdeckte er einer Schweſter im Vertrauen: er habe vor mehren Jahren und zwar in dem Jahre, wo er confirmirt worden, auf dem Wege von Luerdiſſen nach Lemgo,

---

ſein. Specialia über ihn ſinden ſich in einer 1662 zu Frankfurt a. d. O. unter dem Titel: „Lazarus dormiens" erſchienenen Leichenpredigt und in Peter Jenichen's „IV. Disput. de Lusat. Literat."

[1]) Nationalzeitung der Teutſchen, vom 2. Oct. 1800.

wohin er zu dem Religionsunterricht des Paſtor Meyer gegangen, einen ſchweren Mantelſack gefunden mit Gold- und Silberrollen, aus dem er 9 alte Thaler genommen, wofür ihm ſeine Aeltern Kleidungsſtücke gekauft hätten, das Uebrige aber unter einem alten Buſche vergraben. Nach zwei Jahren habe er es wieder ausgegraben und dem Amtsrath Rodewald in Brake in Verwahrung gegeben. 1799 entdeckte er ſeinem Vormund daſſelbe und ſagte, er gehe jetzt zu dem Amtsrath, um ſein Geld zurückzuholen. In der That verlangte er das Geld von dem Amtsrathe, und behauptete, derſelbe habe das Geld, als er es ihm gebracht, gezählt und ihm geſagt, es ſeien 11,000 Thlr. Der Amtsrath hielt den Menſchen anfangs fur wahnſinnig und erwartete, daß ſich die Sache bald durch weitere Merkmale ſolches Zuſtandes aufklären würde. Dies aber geſchah nicht und im Volke fing man an, ſo zweideutig über die Sache zu ſprechen, daß der Amtsrath es ſeiner Stellung, ſeiner Familie und ſeiner eigenen Ehre ſchuldig war, den Vorgang dem fürſtlichen Criminalgericht zur Unterſuchung anzuzeigen. Dieſelbe ergab denn ſehr bald, daß die Erzählung des Burſchen voll innerer Widerſprüche und der größten Unwahrſcheinlichkeiten war 1)), auch jeder anderweiten äußern Beſtätigung ſeiner Behauptungen ermangelte. Nur ſoviel beſtätigte ſich, daß ihm ſeine Aeltern um die Zeit der Confirmation Tuch gekauft hatten. Er ſelbſt blieb beharrlich bei ſeinen Behauptungen und, wenn man ihn auf deren innere Widerſprüche aufmerkſam machte, ſo

---

1) Das Nähere wird in folgender Schrift zu finden ſein, die wir uns nicht haben verſchaffen können: Pothmann, Wilhelm Faſſens vorgegebener Fund von 11,000 Thlrn.; ein Beitrag zur Erfahrungs-Seelenkunde, für Criminalrichter und Pſychologen; aus den Acten (Lemgo, 1800), 81 S.

wußte er wenig mehr entgegenzuſetzen, als: es ſei doch ſo wahr, wie er geſagt habe. Aerztliche und geiſtliche Unterſuchung ergab ſeinen Verſtand als beſchränkt und ſtumpf, ſeine Kenntniſſe als ſehr mangelhaft, aber keine Anzeichen von Wahnſinn und ebenſowenig von böſem Willen und von einem boshaft angelegten Plane. Da man nun erfuhr, daß er gerade um die Zeit, wo er von ſeinem großen Funde zuerſt zu reden anfing, an einer heftigen Bruſtkrankheit gelitten, ſo erklärte man ſich den Vorgang zuletzt ſo: Faſſe möge in der That die neun Thaler gefunden, ſich vielleicht nachmals oft in ſeinen Gedanken mit dieſem Funde beſchäftigt und dann ein Fiebertraum ihm die weiter ausgeſponnene Geſchichte ſo feſt eingebildet haben, daß er ſpäter ſich nicht wieder davon losreißen und Wahrheit und Irrthum nicht mehr unterſcheiden konnte. Er verſicherte, in ſeinem Leben nie geträumt zu haben. Hatte er wirklich bis zu der Zeit ſeiner Krankheit nie geträumt, ſo mußte ein Traum, als eine ihm ganz neue und unbekannte Erſcheinung, um ſo tiefern Eindruck auf ihn machen. Wie dem auch ſei, auch ſein Vertheidiger unternahm es nicht, etwa eine Wahrheit ſeiner Einbildungen zu behaupten, und ſuchte ihn nur gegen eine Ahndung ſeines Verfahrens durch die Ausführung zu ſichern, daß ein unwillkürlicher irriger Gang ſeiner Einbildungskraft ihn entſchuldigen müſſe. Das Criminalgericht entſchied: da Faſſe's Angaben voller Ungereimtheiten und Widerſprüche ſeien und er nichts beweiſen könne, ſo ſei ſeine Angabe für unglaubhaft zu achten und würde ihm, wenn er ſie abſichtlich erdichtet hätte, mit Recht eine ſchwere peinliche Strafe zuzuerkennen ſein; da ihn aber eine irrige Vorſtellung oder Phantaſie verblendet zu haben ſcheine, ſo ſei er inſofern nicht ſtrafbar. Indeß könne er doch nicht ſofort in Freiheit geſetzt werden, um nicht ein Mißtrauen gegen den Amtsrath zu nähren. „Man kann", hieß es, „Faſſen freilich ſeinen Glauben nicht nehmen und ihn dieſerhalb nicht ſtrafen; aber er war doch nicht berechtigt, mit einer ſolchen entehrenden Beſchuldigung ohne Beweis öffentlich hervorzutreten, denn dies war eine in ſeiner Willkür beruhende Handlung, welche ihm allerdings zugerechnet werden kann. Sowie er alſo dieſerhalb mit öffentlicher Strafe belegt und ihm jede fernere Aeußerung dieſer zur Kränkung des Amtsraths Rodewald gereichenden Beſchuldigung bei ſchwerer Strafe unterſagt werden darf, ſo iſt zugleich nöthig, daß er — wie das bei Melancholiſten oder Partialverrückten zu geſchehen pflegt — einer beſondern Aufſicht übergeben und zur öffentlichen Arbeit auf zwei Jahre, jedoch unbeſchadet ſeiner Ehre, angehalten und als Civilgefangener ohne Kettentragen behandelt wird." So das am 18. Febr. 1800 publicirte Erkenntniß.

Bei dieſer Gelegenheit erinnerte man ſich auch eines ähnlichen Vorganges. Ein ſpaniſcher Weber, Namens Schönfeld in Berlin, beſchäftigte ſich ſolange mit dem Gedanken, Schätze zu graben, bis er den Traum ſeiner Phantaſie für Wirklichkeit zu halten anfing und ſich einbildete: er habe einen Schatz von Diamanten und Gold, 200 Mill. an Werth, gefunden, denſelben nicht allein heben können und die Sache deshalb einigen Andern entdeckt, die dann allein hingegangen, den Schatz gehoben, ihm aber abgeleugnet hätten, daß ſie denſelben gefunden. Er wußte viel davon zu ſagen, wer von dem Gelde etwas bekommen, machte Anſprüche an die Finder und ließ ſich durch nichts von ſeinem Wahne abbringen.

XIV. Chriſtian Lehmann.

Ein Peter Lehmann, der Sage nach aus Sachſen gebürtig, ſoll in kaiſerlichen Dienſten zum Rittmeiſter geſtiegen, 1556 von Kaiſer Ferdinand I. in den Adelſtand erhoben und mit anſehnlichen Gütern in Ungarn dotirt worden ſein, auch daſelbſt acht Söhne erzeugt haben. Mit einem dieſer Söhne, gleiches Namens mit ihm, kam er nach Sachſen zurück und dieſer ward Syndicus und Bürgermeiſter zu Annaberg. Sein Sohn, M. Theodoſius Lehmann, ward Pfarrer erſt zu Königswalde, dann zu Elterlein, und dieſer war der Vater des alten Paſtor Chriſtian Lehmann zu Scheibenberg, der 1611 zu Königswalde geboren, erſt 1688 als ein Jubelprieſter geſtorben iſt, ein lateiniſches Gedicht auf Schwarzenberg in 364 Hexametern verfaßt, viele geſchichtliche Nachrichten über das Erzgebirge geſammelt hat, wovon ein Auszug, unter dem Titel: „Hiſtoriſcher Schauplatz der natürlichen Merkwürdigkeiten in dem Meißniſchen Ober-Erzgebirge“ (Leipzig, 1699, 4.) nach ſeinem Tode im Drucke erſchien, und in ſeinem Amte 6600 Predigten gehalten haben ſoll. In den erſten Jahrzehnden ſeines geiſtlichen Amtes und ſeines mit zehn Kindern geſegneten Hausvaterſtandes hat er viele Noth zu beſtehen gehabt. Doch ſcheint er ſowohl, als ſeine Gattin, Euphroſine, eine Tochter des

Stadtrichters Georg Kreuſel in Elterlein, wohl gerüſtet geweſen ſein, ſich ſtandhaft durchzukämpfen. Als die Paſtorin mit ihrem älteſten Sohne, der nach dem Großvater Theodoſius benannt wurde, ſchwanger ging, mußte ſie vor den Kriegsgefahren nach Annaberg flüchten, gebar in einem Braubottig und hielt ihre ſechs Wochen im Walde in einer hohlen Eiche. Bei ihrem vierten Kinde, Chriſtian, geb. 2. Dec. 1642, kam wieder Kriegsgeſchrei ins Land; ſie mußte ſich von neuem zur Flucht ruſten, ging deshalb zu früh zur Kirche, erkältete ſich und wurde ſo krank, daß ſie mit dem Kinde auf jede Gefahr zurückbleiben mußte. Zum Glück ſchickte ihr ihrer Schweſter Mann, ein ſchwediſcher Lieutenant, von Annaberg aus eine Salvegarde. Zu der Angſt und Gefahr kam aber noch der Mangel und die Kinder wurden mit elendem Schwarzbrot, Milch, im Waſſer gekochten Schoten und Krautſtrünken aufgezogen, was denn öftere und ſchwere Krankheiten, zumal Ruhren, zur Folge hatte.

Der Vater hatte erſt nicht den Muth, ſeine drei Söhne ſtudiren zu laſſen, ſondern beſtimmte den älteſten, Theodoſius, der der ſtärkſte war, zum Schmiedegewerke, den zweiten, Chriſtian, weil er die Feder gut führte, zum „deutſchen Schreiber;“ der dritte, Immanuel, ſollte, „weil er gar ſchwach war,“ ein Schneider werden. Allein die fromme Mutter lag ihrem Gatten gar inſtändig an, daß er ſie zum Studiren halten möge, und ſetzte, wie jede kluge und gute Frau bei einem ſie liebenden Manne, ihren Satz durch. Der Erfolg gab ihr Recht. Theodoſius, der zum Schmied beſtimmte, iſt als fürſtlich merſeburgicher Hofrath und Conſiſtorialpräſident mit Hinterlaſſung eines ſchönen Vermögens geſtorben (27. Aug. 1696); ſein Sohn hat ſich den frühern Adel der Familie erneuern laſſen; ſeine Tochter ward die Gattin des kurſächſiſchen Hofraths

Johann Burkhard Freyſtein. Der ſchwärmeriſche Immanuel, der ſtatt des Schneidertiſches die Kanzel beſtieg, wurde erſt Rector zu Annaberg, dann Diakonus zu Wieſenthal, ſchließlich Archidiakonus in Görlitz. Den Chriſtian begleiten wir ſpecieller auf ſeinen Lebenswege.

Er war begabt und wißbegierig, hatte aber als Kind ein etwas ſchweres Gedächtniß und brauchte einen Lehrer, der mit Geduld und Schonung verfuhr. Da machte ihm denn einer ſeiner früheſten Lehrer, ein hitziger Student, viele Noth, der ihm viele Seiten aus der lateiniſchen Grammatik auswendig zu lernen gab und ihn, wenn er das Penſum nicht zu bewältigen vermochte, oft in wenigen Stunden vier bis fünf mal mit ſolcher Grauſamkeit züchtigte, daß die Spitzen der Ruthen im Fleiſche ſtecken blieben und zu ſchwären anfingen. Der arme Knabe verlor nun freilich das Sitzfleiſch vollends, wagte aber nicht, ſeinen Zuſtand den Aeltern zu entdecken, und ging darüber faſt ein, bis die Aeltern, nachdem er einſtmals die ganze Nacht kläglich gewimmert, die Sache entdeckten und nun das Uebel abſtellten. Er iſt ſpäter der Ephorus ſeines harten Orbils geworden, wobei ſich von ſelbſt verſteht, daß er demſelben die Leiden ſeiner Jugend nicht entgelten ließ. 1656 begleitete der Vater den älteſten Sohn, der die Fürſtenſchule zu Grimma beſuchte, dorthin und nahm auch den Chriſtian, anſcheinend nur als Reiſegefährten, mit. Unterwegs aber ließ er den nichts weniger Ahnenden in Chemnitz bei dem Rector, nachherigen Superintendenten, M. Albinus Seyfried, gab ihm ſeinen Segen und väterliche Ermahnungen und ließ nun den ſchüchternen, über das Plötzliche dieſer Wendung wahrſcheinlich höchlich erſchrockenen Knaben, ohne Wäſche[1]) und Bücher, und jedenfalls nur mit ſehr wenigem Gelde, in der fremden Welt. Der Rector, deſſen Enkel nachmals der Eidam unſeres Chriſtian geworden iſt, nahm ihn ſehr liebreich auf, ſetzte ihn in die zweite Claſſe des Lyceums, wo er mit dem Unterrichte ſehr wohl zufrieden war, und verſchaffte ihm ein Unterkommen bei einem Wirthe, deſſen Sohn er informiren ſollte. Dieſes Unterkommen ließ allerdings in dem für ihn ſo wichtigen Punkte der Billigkeit wenig zu wünſchen übrig; denn er hatte für Koſt und Logis die Woche nur 5 Gr. 3 Pf. zu bezahlen. Dagegen hatte er ſonſt dort viel zu leiden, da der Wirth ein roher Menſch, ein Säufer und Flucher war und beide Aeltern den von ihm zu unterweiſenden Sohn verhätſchelten. Doch hielt er zwei lange Jahre dort aus. Der Vater konnte ihm freilich kaum jenes geringe Koſtgeld ſchaffen, und ſo durfte er keine Veränderung wagen, die die Koſten erhöht hätte. Als er den Vater bat, ihm einen Cornel zu ſchicken, rieth ihm dieſer — oder, nach andern Quellen, die Mutter — das Buch, das ja nur einen Finger ſtark wäre, lieber abzuſchreiben und dabei Raum zu den Anmerkungen zu laſſen. Der reine Discant des Knaben verſchaffte ihm jedoch die Aufnahme in das Singechor und damit manchen Verdienſt. Auch waren die Lehrer bemüht, ihm bei adeligen Hochzeiten und andern Feſtivitäten etwas Geld zu Büchern zu verſchaffen.

---

[1]) Man muß hieraus ſchließen, daß auch die Mutter nichts von von dem Plane gewußt hat.

Er war noch bei jenem Wirthe, als eine heftige Feuersbrunſt am Orte ausbrach. Darüber erſchrak der Knabe, der noch nie dergleichen geſehen, dergeſtalt, daß er ſein Ende nahe glaubte, Schlaf und Eßluſt verlor und in einem Briefe an ſeine Aeltern gar beweglich von ihnen Abſchied nahm. Der Vater ſchrieb ihm darüber folgenden bezeichnenden Brief:

„Lieber Sohn, den Brand höre ich ungerne, viel ungerner, daß du ſo erſchrocken biſt. Biſt du denn aber ein Jude, oder verdammter Türcke, daß du dich ſo fürchteſt? ſei unverzagt, du biſt Gottes Kind, dir muß nicht ein Haar vom Haupte fallen ohne ſeinen Willen. Du haſt die heiligen Engel bei dir. Du beteſt, wir beten vor dich. Das iſt ja nicht umſonſt. Der Feuer-Teufel hat an dir keine Macht, und du wirſt nicht ſterben, denn Gott bedarf deiner noch in der Welt. Feuer iſt eine Strafe Gottes. Bete du fleißig, ſo wird es dich nicht treffen; thue darbei das deine, ſo wirſt du ſicher ſein in deinem Beruff. Erſchrick alſo nicht ein andermal, denn eben darum biſt du drauſſen, daß du einen getroſten Muth haben, und Mores lernen ſollſt. Gott gebe dir Hertz, Stärcke und Muth an Leib und Seel, durch Chriſtum.“

1658 kam er in die erſte Claſſe, ſein Bruder aber auf die Univerſität, und nun fürchtete der Vater wieder, daß es ihm unmöglich ſein würde, beiden Söhnen zugleich den nöthigen Zuſchuß zu geben. Er ſchickte daher den Chriſtian, auch diesmal ohne ihn etwas von ſeinem Vorhaben ahnen zu laſſen, mit 4 Gr. Reiſegeld und einem Briefe an den Steuerbuchhalter Valerius Zeiſig nach Dresden. Hier erfuhr er mit großem Erſchrecken, daß er dableiben und ſich der Schreiberei widmen ſolle. Die freundlichſten Vorſtellungen konnten ihn nicht halten; er bat mit Thränen, ihn doch beim Studiren zu laſſen und wanderte mit dieſem Vorſatze getroſt nach Hauſe, wo der Vater dem Ernſte deſſelben nachgab. Er that ihn jedoch nicht wieder nach Chemnitz, wo inzwiſchen auf der Schule eine Aenderung vorgegangen war, ſondern ließ durch den in Leipzig ſtudirenden älteſten Sohn um eine Stelle in Alumneum der Thomasſchule anhalten, die ihm auch, auf Verwendung des Dr. Hülſemann, zugeſagt ward. Als er aber, mit ſeinem Hückchen mi Wäſche und Kleidern auf dem Rücken, in Leipzig eingewandert kam, erfuhr er zu ſeinem Schrecken, daß di Stelle anderweit vergeben ſei, und obendrein redete de ihn prüfende Rector, ein polternder Mann, ihn ſo heftig an, daß ihm aller Muth entſank. Ein gerade anweſen der Prediger ſprach ihm Troſt zu und bat den Rector mit der Schüchternheit des Knaben Geduld zu haben indem Gott noch einen feinen Mann aus ihm machen würde. Zum Glück beſtand er bei dem Cantor im Singen gut und ſo wurde er (1659) aufgenommen und blieb vier Jahre auf dieſer Schule. Dankbar gedachte er lebenslang des damaligen Conrectors Friedrich Rappolt, den er ſtets nur den gelehrten und getreuen Mann nannt und niemals ihn erwähnte, ohne hinzuzuſetzen: „Got vergelte ihm ſeine Treue mit allen Gnaden und reichem Segen!" Auch die übrigen Lehrer gewannen ihn lieb, weshalb er bei allen Spenden und Austheilungen von Hemden, Strümpfen, Geld und Büchern reichlich bedacht ward, was ihm aber auch viele Misgunſt bei ſeinen Mitſchülern zuzog.[1] Er lernte übrigens hier, neben ernſter Beſchäftigung mit dem Hauptzwecke ſeines Aufenthaltes, die Violine, Flöte, das Clavier und die Cither und blieb der dafür gewonnenen Neigung und Uebung ſein Lebelang treu. Auch componirte er Arien, Motetten und Partituren, welche Beifall fanden.

---

[1] Auf jener Schule war damals die Muſik vorherrſchend, und viele ihrer Schüler blieben auch ſpäter bei dieſem Berufe. Lehmann's Biograph verſichert, daß von den 60 damaligen Schülern ſpäter kaum 3 oder 4 „der Kirche oder dem gemeinen Weſen nachmals mit Nutzen hätten dienen können". — Daß die Gunſt, welche Lehrer einem guten Schüler erweiſen, dieſem oft viel Verdruß zuziehen kann, iſt eine ſich oft wiederholende Erfahrung. Ein in einem Waiſenhauſe erzogenes Mädchen erzählte: daß ſie bei der Hausmutter ſehr gut geſtanden, dieſe aber dies gefliſſentlich vor den übrigen Kindern verborgen, ſie vielmehr öffentlich eher finſter angeſehen habe, weil ſie wohl gewußt, daß das Mädchen es ſonſt vor den Andern nicht würde aushalten können.

Nach Oſtern 1663 bezog er die Univerſität und brachte doch 20 Fl. erſpartes Geld mit, wozu er von Hauſe noch 10 Thlr. bekam, und damit ſein erſtes akademiſches Jahr zu beſtreiten hatte. Er hat ſpäter oftmals erzählt, wie er, des Morgens in die Collegien gehend, wenn das warme Dreierbrot ihn ſo kräftig angerochen, ſich gewünſcht habe, in ſeinem Vermögen ſoviel übrig zu haben, ſich eines kaufen zu können, wie aber die nöthige Eintheilung, die er machen müſſen, es nicht zugelaſſen habe, ſchrieb aber dankbar der nothgedrungenen Mäßigkeit ſeiner Jugend ſein hohes Alter zu. Nutzen brachte ihm eine Famulatur bei Gottfried Chriſtian Boſe, hauptſächlich weil er dadurch mit gelehrten Männern bekannt ward und gute Bücher zu leſen bekam. Es hatten damals zwölf Gelehrte ein ſogenanntes voigtländiſches collegium charitativum errichtet, das ſie „in höchſt vertrauter Fröhlichkeit hielten" und wobei er „aufzuwarten vor andern erleſen ward", jedesmal, nebſt Eſſen und Trinken, 12 Gr. für ſeine Mühe bekam 1) und nützliche und gelehrte Discurſe hörte. Weil aber ſeine Famulaturen bei

---

1) Auch dies iſt für die Zeit bezeichnend. — Warum haben es die Univerſitätsgeſchichten faſt durchgehends nur mit den Profeſſoren und wiſſenſchaftlichen Sammlungen, und ſo wenig mit dem Studiren und den Beziehungen der Studirenden zu den Lehrern zu thun? Im 17. und der erſten Hälfte des 18. Jahrhunderts gab es vielleicht weit weniger Thurmleuchten der Wiſſenſchaft und bahnbrechende Männer auf unſern Univerſitäten, wohl aber vielſeitigen Lehreifer, jedenfalls zahlreichere Anſtalten zu richtiger Eintheilung des Studirens, geiſtiger Beſchäftigung der Studirenden und zu Verbindungen derſelben mit den Lehrern, wie ſich das im Hauptwerke nur noch bei den Medicinern erhalten hat.

Boſe[1]) und ſonſt ihm zuviel Zeit koſteten, ſo verſuchte er einen andern Weg, verfertigte ein carmen heroicum von 1356 Verſen de bello Turcico, dedicirte es dem leipziger Rath und bat um ein Stipendium. Da nun auch dies nichts half, ſo reiſte er nach Hauſe, predigte in Bärenſtein und zog dann mit ſeinem jüngſten, nun auch zur Univerſität gereiſten Bruder nach dem wohlfeilern Wittenberg, wobei das Ziel ſeines damaligen Ehrgeizes ſich auf ein Cantorat, das ſeines Bruders auf eine gebirgiſche Schulmeiſterſtelle beſchränkte.

Doch ſuchten ſich beide durch unermüdeten Fleiß auch für Höheres geſchickt zu machen, und erlangten an Einem Tage, dem 15. Oct. 1666, das Magiſterium. Chriſtian übte ſich fleißig im Predigen und trieb in Nebenſtunden Geometrie und des Nachts die Sternkunde. 1667 wurde er Bibliothekar und Excerptor bei dem Superintendenten Dr. Matthias Zimmermann in Meißen und 1668, an ſeinem Geburtstage, als Subſtitut ſeines Vaters beſtätigt, welcher noch rüſtige alte Herr dem Sohne aber wenig zu thun ließ, ſodaß er Zeit genug hatte, der ſcheibenberger Kirchenmuſik durch ſeine Compoſitionen aufzuhelfen und auf Wanderungen im Gebirge allerlei Riſſe und Zeichnungen zu entwerfen, die dann ſpäter das topographiſche Werk ſeines Vaters verziert haben. In dieſer

---

[1]) Gottfried Chriſtian Boſe, geb. 18. Febr. 1619 zu Leipzig, Sohn des Rathsbaumeiſters Kaspar B. und der Katharine Schreiner, zu Hof, Leipzig und Wittenberg gebildet, 1638 Magiſter, machte gelehrte Reiſen nach Strasburg, Kopenhagen, den Niederlanden, begleitete Hülſemann zu dem Colloquium in Thorn, ward 1649 Subdiakonus an der St.-Nikolaikirche zu Leipzig, 1651 Diakonus, 1663 Licentiat, 1668 Archidiakonus zu St.-Thomas und Dr. theol., † 13. April 1671. Er hatte ſich am 3. Sept. 1649 mit Regine Rudolph verheirathet, der Tochter des Juriſten Johann Wilhelm R., die am 5. Nov. 1680 im 66. Jahre ſtarb, aber nur zwei früh verſtorbene Tochter erzeugt

Stellung, die ihm des Jahres 27 Thlr. 23 Gr. 6 Pf. abwarf, blieb er in das ſiebente Jahr und ſchätzte ſich ſo glücklich darin, daß nur ein ungeſuchter Ruf ihn davon abführte. Er hatte 1675 dem Superintendenten zu Annaberg, Lic. Georg Seidel, die Leichenrede halten müſſen und damit ſoviel Beifall geerntet, daß ihm ein damals erledigtes Diakonat in Annaberg angetragen ward. 1676 ſollte er Bergprediger daſelbſt werden, was er ausſchlug. Doch mußte er 1679 das Archidiakonat annehmen. Bald darauf fiel er in eine faſt tödtliche Krankheit und 1680 kam die Peſt nach Annaberg. Hier mußte er in den heißeſten Sommertagen in die inficirten Häuſer gehen, bis Anſtalt gemacht ward, daß die Kranken unter freiem Himmel beichten und mit dem heil. Abendmahl verſehen werden konnten. Als einſtmals ein Vater ſeinen kranken Sohn auf dem Rücken vor ſeine Thüre brachte und unſer Chriſtian bei dem Spenden der Hoſtie die geſchwollene Zunge des Leidenden ſah, der auch ſogleich nach der heiligen Handlung verſchied, entſetzte er ſich ſo darüber, daß er für gewiß hielt, die Seuche werde auch ihn ergreifen, ſeinen Lebenslauf verzeichnete und zu ſeinem Leichentext die Worte wählte: „Ich werde nicht ſterben, ſondern leben und des HErrn Werk verkündigen“ (Pſ. 118, 17). Dies ging in anderm Sinne in Erfüllung, als er gemeint hatte.

Er blieb geſund und wurde 1685, ihm gleichfalls unerwartet und ungeſucht, Superintendent und damit Ephorus ſeines Vaters und ſeines Schwiegervaters. Denn nach ſeiner erſten Anſtellung in Annaberg, ſeit 22. Nov. 1675, hatte er ſich, ein Zweiunddreißigjähriger, mit der damals kaum funfzehnjährigen Anna Roſine Köhler (geb. zu Schwarzenberg 26. Juli 1660) der Tochter des Paſtor M. David Köhler zu Schwarzenberg, verehelicht. Um Annaberg machte er ſich in ſeiner leitenden Stellung durch beſſere Ordnung der geiſtlichen Witwenkaſſe, Gründung einer Schullehrer-Witwenkaſſe, eifrige Pflege der Stadtſchulen, Förderung der Schulbibliothek und Einrichtung eines collegium charitativum, in dem er mit einigen Predigern ſeiner Diöces gelehrte Uebungen trieb, verdient. 1691 verfiel er wieder in eine ſo gefährliche Krankheit, daß er ſich in das öffentliche Kirchengebet einſchließen ließ, und war noch immer leidend, als er einen Ruf als Oberhofprediger, Conſiſtorialrath und Superintendent nach Zerbſt erhielt, der, auch nachdem er ſich mit ſeiner Kränklichkeit und ſonſt entſchuldigt hatte, wiederholt ward. Die zu Rathe gezogenen Theologen erklärten den Ruf für einen göttlichen Wink; das dresdner Conſiſtorium ſtellte die Sache ſeiner Prüfung und ſeinem Gewiſſen anheim; der Rath zu Annaberg aber bat ihn ſchriftlich und die Bürgerſchaft durch eine Deputation auf das dringendſte, zu bleiben. Unſchlüſſig, was er thun ſolle, erklärte er dem Fürſten zuletzt, er wolle kommen, wenn derſelbe ſeine Gemeinde und Diöces beſtimmen könne, ihn ziehen zu laſſen. In der That erfolgte ein demgemäßes fürſtliches Schreiben an den Rath, was aber nur eine wehmüthige Gegenvorſtellung zur Folge hatte, ſowie auch die Viertelsmeiſter mit 20 deputirten Bürgern nochmals zu ihm kamen und ihn mit vielen Thränen und Liebesverſicherungen beſchworen, bei ihnen zu bleiben. So ſchlug er denn den zerbſter Ruf aus. Als aber von 1692 an eine Theurung im Gebirge herrſchte, die ihm, der eine Familie von 11—12 Perſonen zu ernähren hatte, gar hart fiel, als er (31. Jan. 1695) ſeinem Bruder Immanuel klagen mußte, daß er kaum noch den Anſtand retten könne, ſein Gehalt nicht bezahlt werde, aus der Diöces nichts einkomme, von dem früher Erſparten nicht wenig zugeſetzt ſei, ja, wie er ſpäter (26. Dec.) ſchrieb, die Schulden ihn drückten, fing er an, die Ablehnung jenes Rufes zu bereuen, und erklärte einem Freunde, der ihn in ähnlicher Angelegenheit um Rath fragte: „wenn es Gott einmal gefallen ſollte, mich von hier an einen andern Ort zu rufen, wollte ich nicht ſäumen, wie diesmal geſchehen iſt". Uebrigens fand ſich, bei der anhaltenden Theuerung, ein guter Freund, welcher ihn auch mit Korn verſorgte und die Zahlung auf wohlfeilere Zeit, nach der alsdann beſtehenden Taxe, verſchob.

Als er jedoch 1697 nach Freiberg zum Superintendentenamte berufen ward, ſtand er, der erneuerten Bitten der annaberger Bürger ungeachtet, nicht an, den Ruf anzunehmen. Die Annaberger begleiteten ihn bei ſeinem Abzuge mit vielen Pferden und Wagen und großer Volksmenge, bis an der Stelle des Scheidens, unter freiem Himmel, der Stadtſyndicus Dr. Jobin, ihm im Namen des Rathes die Abſchiedsrede hielt, Lehmann dieſe erwiderte, Beide ſich unter Thränen ſegneten, Jeder ihm zum Abſchied die Hand ſchütteln wollte, Alle zuſammen noch ein Kirchenlied ſangen und er dann, unter vielem Nachrufen der Annaberger, ſeine Straße zog. In Freiberg ward er auch mit vielen Ehrenbezeigungen eingeholt und fand Küche und Keller mit allerlei Vorrathe ſo reichlich verſehen, daß die ganze Familie die nächſte Zeit vergnüglich davon leben konnte. In demſelben Jahre ward er zu Wittenberg Licentiat und 1698 Doctor, zu welcher letztern Beförderung ihm der freiberger Rath 200 Thlr. verehrte. Auch in Freiberg ſtiftete er eine Special-Prieſterwitwen- und Waiſenkaſſe, und ſtand auch ſonſt in hohem Anſehn, ſowohl als Geiſtlicher, wie als Ephorus. Spätere Berufungen, an einen herzoglich

Sächſiſchen Hof und 1708 zur Oberhofpredigerſtelle in Dresden, lehnte er, in Folge ſeiner natürlichen Schüchternheit, ab.

Seiner Perſon nach war er, nach der Schilderung eines Zeitgenoſſen, „von einer rechten Länge, etwas ſchmalem Geſichte, und immerzu, auch im hohen Alter, von einer ſchönen und lebhaften Röthe in den Wangen, freundlichen Gebehrden, vernehmlicher, doch nicht übrig ſtarker Ausſprache.“ Er war faſt bis ans Ende wohl zu Fuße, ſchrieb auch alles ſelbſt und zwar mit einer leſerlichen und zierlichen Hand. Auch ſein Geſicht behielt er bis an ſein Ende und konnte auch die kleinſte Schrift leſen, hat auch noch wenige Stunden vor ſeinem Ende etwas in Amtsſachen unterzeichnet. Als er 50 Jahre zurückgelegt hatte, fielen ihm die Zähne nach und nach aus, wie auch ſein Vater 24 Jahre ohne Zähne leben, eſſen, beten, ſingen und predigen können. Er hob ſich aber jeden auf, verlangte, daß ſie dereinſt in ſeinen Sarg gelegt würden, was auch geſchehen iſt [1], und machte auf jeden ein kurzes Epigramm, worin er deſſen gethane Dienſte rühmte. Solange die Backzähne aushielten, erſetzte er die übrigen durch elfenbeinerne; ſpäter mußte er ſich aber auch ohne dieſes Surrogat behelfen, da die künſtliche Dentiſtik damals wol noch ſehr mangelhaft ſein mochte. Doch erreichte er, in Folge ſeiner ſehr regelmäßigen Lebensweiſe, der gemäß er früh aufſtand, früh zur Ruhe ging, täglich in gleicher Weiſe zwiſchen Arbeit und Erholung abwechſelte, welche letztere er theils in einſtündiger Bewegung im Freien, Geſprächen mit guten Freunden, ſeinem Poſitiv und ſeiner Bergcither ſuchte, im Sommer faſt alle Monate badete und im Eſſen und Trinken mäßig war, ein hohes Alter. Als ihm einige Jahre vor ſeinem Tode die Gedanken auf der Kanzel zuweilen ausgingen, nahmen ihm ſeine Collegen die Predigten ab, während er ſeine übrigen Amtsgeſchäfte nach wie vor verrichtete. Erſt 1723 wurde ihm ſein jüngſter Eidam adjungirt, hatte aber kaum ſeine Antrittspredigt gehalten, als, während er nach Leipzig gereiſt war, um ſich zum Licentiaten promoviren zu laſſen, ſein greiſer Schwiegervater am 28. Oct. 1723, faſt 81 Jahre alt und nach 54jähriger Amtirung, zur Ruhe einging, die er ſich ſchon 1711, wo ſeine Gattin (9. Aug.) geſtorben war und er ſelbſt ſehr gefährlich erkrankte, ſehnlich gewünſcht hatte.

---

[1] Dieß findet man in jener Zeit mehrfach. Viel Sorgfalt für ſeine Zähne bewies u. A. in einem ſehr kritiſchen Momente der Paſtor Georg Pezold in Oberſchöna bei Freiberg (geb. zu Drehbach 5. März 1588, † bei ſeinem Sohne zu Galenz, kurz nach ſeiner Emeritirung, plötzlich, 29. Mai 1665). Als 1632 die Kroaten dort ſtreiften, hatte er Frau und ſechs Kinder nach Freiberg geſchafft, wollte dann ſelbſt nach, ward aber in einem Birkenwäldchen ereilt und ihm mit einer Piſtolenkugel der halbe Kinnbacken und vier Zähne entzweigeſchoſſen, während die Kugel im Halſe ſtecken blieb. In dieſem Zuſtande ging er nach Freiberg, die Zähne in der Hand tragend, die er ſich auch, nebſt der Kugel, mit ins Grab geben ließ. Die damalige Cur lief jedoch glücklich ab, dauerte aber 30 Wochen. 1633 verlor er in fünf Tagen zwei Söhne und zwei Töchter an der Peſt.

Mit ſeiner Gattin hatte er 36 Jahre in glücklicher Ehe gelebt und bezeugte ihr dies in der Inſchrift des der auf ſie gehaltenen Leichenpredigt beigegebenen Bildniſſes:

Si qua fuit conjux facta ad Salomonis amussim,
Haec mea, ne dubites, Anna Rosina fuit.
Cara Deo, laudata bonis, jucunda marito,
Prole pia dives, reddita morte Deo.

(Gab es je eine Gattin, gemacht nach Salomons Richtſchnur,
Zweifele nicht, daß ſie mein, Anna Roſina es war.
Werth ihrem Gott, von den Guten gerühmt, eine Wonne dem Gatten,
Reich an frommem Geſchlecht, brachte der Tod ſie zu Gott.)

Sie hatte ihm neun Kinder geboren: 1) Chriſtian David, der nur ein Jahr erlebte; 2) Johanna Roſina, die ſich am 3. Mai 1698 an den damaligen Diakonus, nachherigen Paſtor zu Neuſtadt-Dresden, M. Paul Chriſtian Hilſcher[1], verheirathete; 3) Chriſtiane Regine, verehelicht a) an demſelben 3. Mai 1698 an den Stadtrichter Johann Georg Steinmetz zu Freiberg, der 1707 ſtarb, b) 8. Febr. 1724 an den Archidiakonus Samuel Bernhard Kühn[2] daſelbſt; 4) Chriſtian Ehrenfried, der zu Leyden Doctor der Medicin wurde und als kurſächſiſcher Stabsmedicus 1712 zu Douay ſtarb; 5) Euphroſyne Magdalene, verheirathet 6. Juli 1706 mit M. Georg Albin Platner, Paſtor an der St. Jakobikirche zu Freiberg, dem ſie ſieben Kinder gebar, davon fünf Töchter aufwuchſen[3]; ſie ſtarb 1721 und ihr Gatte verehelichte ſich am 16. Juni 1722 anderweit, mit Dorothee Sophie, einer Tochter des Rectors bei der dresdner Kreuzſchule, Jonas Gelenius[4], ſtarb aber 3. April 1726, ohne mit dieſer zweiten Frau [1]) Kinder erzeugt zu haben. [2]) 6) David Theodoſius, der 1725, im 29. Lebensjahre als Profeſſor der Dichtkunſt zu Wittenberg ſtarb; 7) Johann Gottlob, der nur ein Vierteljahr lebte; 8) Chriſtian Gottlob, nachmals Stadtrichter zu Freiberg; 9) Marie Sophie, die am 29. Juli 1710 den nachherigen Adjuncten und Nachfolger ihres Vaters, den damaligen Rector zu Annaberg, Chriſtian Friedrich Wiliſch heirathete. (Derſelbe war 2. Oct. 1684 zu Liebſtadt geboren, des daſigen Paſtors Chriſtian Wiliſch und der Marie Sophie Saalbach, auch einer Paſtorstochter, Sohn, zu Meißen und Leipzig gebildet, 1708 Rector zu Annaberg, 1714 Director zu Altenburg, 1720 Hofprediger daſelbſt, 1724 Superintendent zu Freiberg, ſtarb Jan. 1759.) Nach faſt zwanzigjähriger unfruchtbarer Ehe, gebar ſie ihm 24. Dec. 1729 einen Sohn, der den Namen des Vaters erhielt.

---

[1] Geb. zu Waldheim 16. März 1666, wo ſein Vater geiſtlicher Inſpector war, kam 1681 nach Grimma, 1685 nach Leipzig, ward 1688 Magiſter, 1693 Adjunct der philoſ. Fac., 1694 Bacc. theol., 1695 Diakonus in Dresden, 1701 Paſtor, † 3. Aug. 1730; hinterließ Kinder.

[2] Freilich nur, um bald wieder Witwe zu werden. Er war am 19. December 1667 zu Voigtsbach geboren, des daſigen Paſtors Bernhard Kühn Sohn, aus altem geiſtlichen Stamme, zu Freiberg und Leipzig gebildet, wurde 1699 Paſtor zu Berthelsdorf, 1701 zu St.-Johannis in Freiberg, 1705 Mittagsprediger, 1721 Archidiakonus am Dom; verheirathete ſich zuerſt 18. Aug. 1699 mit Johanna Regina Jenich, eines Goldarbeiters Richter Witwe, die ihm einen Sohn und eine Tochter gebar und am 10. Nov. 1722 ſtarb, dann mit der Obigen, ſtarb aber 25. Sept. 1725.

[3] Von vieren davon finden wir, daß ſie an Geiſtliche verheirathet worden ſind.

[4] Eine andere Tochter deſſelben heirathete (24. Sept. 1720) den Nachfolger Platner's, der aber damals Paſtor zu Rothendorf bei

So hatte der alte Chriſtian Lehmann keinen Sohn, der ſeinen Beruf ergriffen hätte, und bei ſeinem Tode nur noch einen Sohn am Leben, zweie im gereiften Mannesalter und ſchönen Stellungen verloren, ſah dagegen vier Töchter wohl verheirathet, dreie an Geiſtliche, während die vierte erſt nach ſeinem Tode auch einen Geiſtlichen zum zweiten Gatten erhielt.

Rochlitz war, M. Gotthold Thürmann, ſtarb aber 21. Mai 1729, in Folge eines Kaiſerſchnittes.

[1]) Sie heirathete nachmals (1734) den Paſtor M. Johann Chriſtian Claus in Schandau.

[2]) Es war dies der Enkel jenes Chemnitzer Rectors Seyfried, M. Georg Albin Platner, geb. 12. April 1676 zu Chemnitz, der Sohn eines daſigen Rathsherrn und Kaufmanns und der Regina Eliſabeth Seyfried, ging 1694 nach Wittenberg, und ward 1696 Magiſter, 1702 Diakonus in Oederan, 1705 Paſtor zu St.-Jakobi in Freiberg.

XV. Balthaſar Kademann.

Balthaſar Kademann, geb. 1533, war der Sohn eines armen Tuchmachers in Ortrand, der ſich Balthaſar Cademann ſchrieb. Trotz ſeiner geringen Mittel hielt der Vater den Sohn doch zum Studiren an und ſchickte ihn nach Meiſſen auf die Stadtſchule, wo er ſich als Currendaner ſein Brot mit Singen vor den Thüren verdiente, bis er in die Fürſtenſchule zu St.-Afra aufgenommen ward. Von hier ging er nach 4 Jahren nach Leipzig und einige Jahre ſpäter nach Wittenberg. Bereits 1553 wurde er Rector der Stadtſchule zu Liebenwerda und kam 1557 in gleicher Stellung nach Budiſſin. Nachdem er hier 6 Jahre dem Amte vorgeſtanden, wurde er durch Verleumdungen, über deren Gegenſtand wir nichts Näheres wiſſen, verdrängt und mußte zwei Jahre privatiſiren, bis er 1565 Diakonus in ſeiner Vaterſtadt und von Dr. Paul Eberus, der ihn ungemein werth hielt, ordinirt wurde. Von hier wurde er ſchon 1567 als Paſtor nach Langhennersdorf bei Freiberg, 1575 aber nach Böhmiſch-Chemnitz zu einem Wartenberg berufen, und ſchon 1576 oder 1577 finden wir ihn in Dresden, als Privatprediger bei Graf Hans Georg von Mansfeld. Aus dieſer Stellung ging er 1579 als Hofprediger in die Dienſte des Kurfürſten Auguſt über, bei dem und deſſen erſter Gemahlin, der Kurfürſtin Anna, er in ſehr hohe Gunſt kam und viele Beweiſe ihrer Freigebigkeit empfing. Einſt (1584) hatte ihm der Kurfürſt köſtliches Zeug zu einem Ehrenkleide geſchickt. Als er ſich nun in einem Schreiben vom 28. Febr. bedankte und dabei einfließen ließ, daß er ſich eine neue Schaube (einen Mantel) davon wolle machen und dieſe mit ſchwartzen Etzſchmaſchen wolle füttern laſſen, ſo ſchenkte ihm der Kurfürſt (6. April) noch 11 Mfl. und 9 Gr. dazu. Bei einer Krankheit der Kurfürſtin Anna hatte er in der Kirche für ſie gebeten, worauf ſie ihm nach ihrer Geneſung ein wildes Schwein ſchickte, in deſſen Innerm ſich ein Beutel mit 364 Ducaten befand, worauf er in ſeiner Dankſagung rühmte, daß das Schwein ſo gute Würſte gehabt habe. Als ſeine Tochter Margaretha (7. Jan. 1581) den Paſtor Melchior Kittel zu Glashütte heirathete, ſchickte Kurfürſt Auguſt ein Stück Wild und 20 Güldengroſchen. Zu der am 12. Sept. 1681 gehaltenen Hochzeit der Katharina Kademann mit dem Paſtor Georg Wagner zu Rackau, nachmals zu Pappendorf, ſchickte er 20 Thlr., weil der Kurfürſt, ſeine Gemahlin, Sohn und beide Töchter, wie es im Befehl vom 8. Sept. lautet, dazu eingeladen worden. Sie ließen ſich durch den Hofprediger Georg Lyſthenius vertreten. Aber auch Kurfürſt Chriſtian I. ſpendete zu der Hochzeit der Dorothee Kademann mit dem Büchſenmeiſter und Bergſchreiber Troſt zu Torgau (4. Sept. 1587) dieſelbe Summe. Von 1586 bis 1591 erhielt er jährlich aus dem Fond der Schulpforte 100 Fl. zu den Studienkoſten ſeiner Söhne, und als dieſe, jedenfalls noch von Kurfürſt Auguſt herrührende Bewilligung abgelaufen war, ſupplicirte er, indem er vorſtellte, wie er ein alter, abgelebter Mann wäre und 11 Kinder hätte, worauf ihm jener Zuſchuß ad dies vitae bewilligt ward.

Und doch war er damals keine persona grata mehr, machte ſich vielmehr den an dem Hofe Chriſtian's I herrſchenden, für calviniſtiſch geltenden und jedenfalls von dem ſtrengen Lutherthum abweichenden Tendenzen gar unbequem. Schon 1587 (17. Juni) wurde er als Superintendent nach Pirna verſetzt. Zwar war er mit dem Dr. Nikolaus Crell, der die Seele des neuen Syſtems war, die Annäherung an den Calviniſmus hauptſächlich aus politiſchen Motiven von bedeutender Tragweite betrieb und 1589 den wichtigen Kanzlerpoſten erhielt, perſönlich befreundet und ſein Gevatter. Als dieſer ihn aber erſt in Güte zu beſtimmen ſuchte, ſeinen Widerſtand gegen die Abſchaffung des Exorciſmus aufzugeben, und ſich dabei auf ihre gute Freundſchaft und Gevatterſchaft berief, ſagte Kademann, da das Geſpräch in einer Stube geführt ward, in der ſich ein Geweih an der Wand befand: „Wir wollen indeß die Gevatterſchaft an dieſes Geweihe hängen", und ſprach ſich ſo derb und entſchieden aus, daß ein verborgener Zuhörer der Unterredung mit bloßem Degen hervorſprang und ihm zurief: „Du verfluchter Pfaffe, packe dich ins Teufels Namen." 1590 wurde ihm auf einige Monate die Kanzel verboten, weil er mit dem Rector M. Tanneberg wegen Crell's zerfallen war und auf der Kanzel geſagt haben ſollte: Das und das „geſchähe dem Crellteufel zum Wohlgefallen". 1591 wurden ihm gewiſſe, namentlich gegen den Exorciſmus gerichtete Punkte zur Unterſchrift zugefertigt; aber vergeblich kamen die geiſtlichen Stützen des neuen Syſtems, Salmuth [1]) und M. Steinbach, ſelbſt nach Pirna, um ihn andern Sinnes zu machen. Als er 1591 erfuhr, daß der Kurfürſt in der Gegend von Pirna jagen werde, ſammelte er ſeine fünfzig Pfarrherren, trat dem Kurfürſten, an deſſen Seite Crell ſaß, vor dem Thore entgegen und that mit ſeiner geiſtlichen Schar einen gemeinſamen Fußfall, mit der dringenden Bitte: Man möge ſie doch mit der verlangten, gegen den Exorcismus gerichteten Unterſchrift verſchonen; es ſtecke der ganze Calvinismus dahinter. Da der Kurfürſt aus dieſem Vorgange jedenfalls erſah[1]), daß man

---

[1]) Johann Salmuth, einer der zahlreichen Söhne des Dr. Heinrich Salmuth. Der Letztere war aus Schweinfurt gebürtig, geb 2. Mai 1522, der Sohn eines ihm früh verſtorbenen Bürgers Georg Weringer. Da die Mutter nachmals einen Sebaſtian Salmuth ge-

---

heirathet hatte, ſo wurde ihm der Name dieſes Stiefvaters beigelegt und von ihm beibehalten. Er ſtudirte in Leipzig, war evangeliſcher Prediger in Mühlhauſen, ward 1552 Diakonus zu St.-Nikolai in Leipzig, 1556 Archidiakonus, 1558 Dr., 1565 Paſtor an der St.-Thomaskirche und Profeſſor, 1573 Superintendent, † 20. Mai 1576. Von einer Tochter ſeines Vorgängers Pfeffinger waren ihm 7 Söhne und 1 Tochter geboren worden. Johann war 1552 geboren, ward Paſtor zu St.-Nikolai, 1584 Hofprediger, in der Nacht des 19. Mai 1592 nach Stolpen geſchafft, aber bald gegen Revers entlaſſen, ſtarb als Kirchenrath und Oberpfarrer in Amberg 1622. Georg ſtudirte auf franzöſiſchen und italieniſchen Univerſitäten Medicin, ward zu Montpellier Doctor, Profeſſor der Chirurgie und Anatomie zu Leipzig, kurſächſ. Leibmedicus, † als Leibmedicus, Profeſſor und Stadtphyſicus zu Zerbſt 1604. Heinrich und Paul wurden Doctoren der Rechte, Philipp Leibmedicus in Deſſau und Zerbſt, Joachim und Samuel Theologen. Die Tochter heirathete den Superintendenten Balthaſar Sartorius in Grimma. Spätere Nachkommen, wahrſcheinlich des Johann Salmuth, haben den Namen Beringer wieder vorgeſucht. Ein Friedrich Wilhelm v. Salmuth genannt Beringer, zu Zweibrücken geboren, der Sohn eines 1706 vor Turin gebliebenen kurpfälziſchen Oberſten, dem der Deſſauer verſprochen hatte, für den Sohn zu ſorgen, ward Page bei Letzterem und dann in preußiſchen Dienſt gebracht, 1744 Major, 1747 Oberſtlieutenant, 1753 Oberſt, vertheidigte 1757 Geldern mit Ruhm, 1758 Generalmajor, 1763 mit Penſion in Ruheſtand geſetzt, † zu Weſel 13. Sept. 1763 im 70. Jahre. Richtiger hätte er übrigens v. Beringer genannt Salmuth geheißen.

[1]) Allzuviel freilich möchte auch auf dieſe Demonſtration nicht zu geben geweſen ſein. Es konnte ſich nicht wohl ein Paſtor ausſchlie-

ihm mit Ungrund verſichert hatte, die Prediger wären im Allgemeinen ſehr geneigt, den Exorcismus abzuſchaffen, und da der Kurfürſt, in Folge dieſes Vorganges, bei dem Ausſteigen in ungnädigem Tone zu ſeinem Kanzler ſagte: „Das habe ich nicht gewußt, daß das Ding ſo viel zu bedeuten haben ſollte", ſo ward nun auch Crell gegen Kademann erbittert, winkte ihm drohend zu und gab ihm zu verſtehen, daß die Sache ihm theuer zu ſtehen kommen ſolle, ſchrieb ihm auch andern Tages und bezeichnete ihn als Verräther und Aufrührer, und ließ ihn nach Dresden vor die Regierung citiren, wo er (27. Juli) hart angelaſſen und bedeutet wurde, ſein Amt ſofort an den Superintendenten zu Leißnig, M. Felix Fabricius, zu übergeben und die Stadt zu räumen. Am 3. Auguſt verließ er mit ſeinen Kindern Pirna, um ſich in die Grafſchaft Mansfeld zu alten Gönnern zu wenden. In großer Menge und unter heißen Thränen begleiteten ihn ſeine Zuhörer bis über die Elbe, worauf er tröſtend zu ihnen ſagte: „Mit Weinen laſſet ihr mich wegziehen; mit Freuden werdet ihr mich wiederholen", was auch noch vor Schluß des Jahres erfolgte. Sonſt war er nicht immer mit ſeinen Pirnaern zufrieden, und hatte zu den Schriftworten Ezech. 3, 7: „Das ganze Haus Iſrael hat harte Stirnen" hinzugeſchrieben: „wie die zu P.(irnen)". Sein Bruder Gregor war zur katholiſchen Kirche zurückgetreten und Dechant zu Budiſſin geworden. Aus Aerger darüber ſchrieb er ſeinen Namen, ſowol deutſch als lateiniſch, nicht mehr mit einem G,

---

ſen, da der Superintendent voranging und die Gemeinden nachſchoben. In der Volksmaſſe ſchien es, als wollte man damals den Exorcismus allerdings beibehalten wiſſen. Auch war Kademann nicht der einzige Märtyrer deſſelben, obwol es ſonſt nirgends zu einer ſo großartigen Demonſtration gekommen iſt.

ſondern mit einem K, wovon jedoch ſeine Nachkommen zum Theil wieder abgingen. 1605 erhielt er ſeinen Sohn Georg 1) zum Subſtituten und ſtarb am 17. Oct. 1607 im 74. Jahre ſeines Alters. Er war drei mal verheirathet. Seine erſte Frau ſtarb nach vier Jahren und hinterließ ihm einen Sohn, der vor dem Vater hinüberging, und eine Tochter. Die zweite Ehe war von noch kürzerer, nur einjähriger Dauer und der daraus geborene Sohn ſtarb jung. Aus der dritten Ehe, welche 39 Jahre währte, mit Margarethe Treutler, eines Amtsſchöſſers zu Meißen Tochter, wurden ihm 9 Söhne und 7 Töchter geboren, davon ihn 7 Söhne und 4 Töchter überlebten. Von den Söhnen wurde Georg Superintendent in Oſchatz, Auguſt Arzt in Wurzen; Friedrich lebte als Cantor und nachher als Privatmann in Budiſſin; Heinrich ward Apotheker, machte weite Reiſen und ſetzte ſich zuletzt in Zittau 2); Chriſtian war Rector zu Glashütte. Von dem älteſten Sohne Georg ſtammte eine zahlreiche geiſtliche Nachkommenſchaft, bis in ferne Glieder.

Die von Kademann vorgenommene Namensänderung erinnert uns an einen ſpätern Geiſtlichen, der, aus an-

---

1) Geb. zu Dresden 12. Oct. 1580, kam 1593 nach Meißen, 1599 wieder nach Pirna, wo er zu predigen anfing, 1600 nach Wittenberg, ward 1602 Magiſter, dann Informator bei Baron Joh. Bernh. Gaymon in Gaißbach († 1604), 1605 Subſtitut ſeines Vaters, wogegen er ſich anfangs aus Beſcheidenheit ſträubte, ſollte nach deſſen Tode, nach dem Wunſche der Stadt, ſuccediren, ward aber vom Kurfürſten als Paſtor nach Radeberg verſetzt (1608), bald darauf (1610) Superintendent in Biſchofswerda, 1618 in Oſchaz, † 7. Dec. 1633. Drei ſeiner Söhne wurden Geiſtliche und von Zweien derſelben haben wir Kinder und Enkel, von Einem auch Urenkel in demſelben Stande gefunden.

2) Am 1. Jan. 1633 wurde er von einem Kroatenlieutenant mit dem Säbel verfolgt, ſprang zum Kammerfenſter hinaus und ſtarb den dritten Tag darauf.

dern Gründen, daſſelbe gethan, übrigens zufällig auch ein Amtsnachfolger Kademann's in Langhennersdorf 1) geweſen iſt. Es war dies Chriſtoph Heym, geb. 15. Oct. 1677 in dem in jenes Kirchſpiel gehörigen Dorfe Reichenbach, der Sohn eines Bauern Michael Höm und der Anna Maria Schmied. Er ſollte erſt Apotheker, dann Schreiber werden. Da aber das Erſtere durch ſeine Erkrankung, das Zweite durch den Tod ſeines künftigen Principals, des Secretairs Linke in Dresden, verhindert ward, ſo ſah er darin einen höhern Wink und ging nach Freiberg auf die Schule, wo er ſich mit Singen in der Currende und dem Chore durchhalf, und als er am 15. September 1698 nach Leipzig zog, doch faſt zehn Thaler mitnehmen konnte. Obwol er nun hier umſonſt immatriculirt ward, wollten ſeine zehn Thaler doch nicht weit reichen und er war ſchon entſchloſſen, nach Halle zu gehen, ließ ſich aber durch das Zureden ſeiner Aeltern abhalten, und ſuchte ſich, unter mancherlei leiblicher Noth und geiſtiger Anfechtung, durchzuſchlagen. Als er einſt des Morgens nicht wußte, wovon er ſeinen Hunger ſtillen ſollte, und betrübt durch das Grimmaiſche Thor in

---

1) In dieſem Dorfe hatte es im Laufe des Dreißigjährigen Kriegs traurig ausgeſehen. 1632 ſtarb der Paſtor M. Gottfried Marggraf, der die Stelle ſeit 1602 verwaltet hatte, mit zwei Kindern in Freiberg an der Peſt. 1633 ſtarb ſein Eidam und Nachfolger Jeremias Richter mit ſeiner Verlobten gleichfalls an der Peſt. An ſeine Stelle trat 1634 M. Joh. Büchner, konnte ſich aber nicht halten, da aus dem großen Kirchſpiele in drei Jahren über 3000 — nach Andern gar 6000 — Menſchen durch Krieg und Peſt weggerafft worden, und zog 1638 nach Gersdorf. Auch der ihm folgende Jakob Hentſchel ging nach wenigen Jahren, während deren er von den Schweden Banner's und Torſtenſohn's geplagt worden war, welche Häuſer, Kirchenſtühle, Obſtbäume und Alles verwüſteten, wieder in die Gegend zurück, aus der er gekommen war. Der dann folgende Paſtor hielt ſich deſto länger, 55 Jahre.

den damals noch ziemlich verwilderten und einſamen Zwinger ging, fand er ſo viel neue Dreier, als er ſich früh für dieſen Tag gewünſcht hatte. Bald darauf glückte es ihm, Famulus eines reichen Studenten, J. Gottlieb Milich aus Schweidnitz, zu werden, von dem er freie Stube, Holz und die Woche 8 Gr. erhielt. 1699 predigte er zum erſten mal in ſeiner Heimat. Als er zurückkam, war Milich fort; er erhielt aber die Kinder des Dr. Schleuſing und einiger Andern zu informiren. 1704 wurde er Hauslehrer bei dem Paſtor ſeines Kirchſpiels, M. Lohde[1]), für deſſen einzigen Sohn, 1706 deſſen Subſtitut und 1715, durch den Einfluß des Dr. Romanus Teller, der ihn früher mit geiſtlichem Zuſpruch getröſtet und ihm die Information bei Schleuſings verſchafft hatte, ſein Nachfolger. Bei ſeiner Verheirathung trug ſich ein Umſtand zu, der zu jener Zeit und noch lange nachher als eine große Merkwürdigkeit hervorgehoben wurde. Ein Großvater, der alte Paſtor M. Joh. Knauth[2]) zu Dippoldiswalde, traute nämlich an Einem Tage, den 31. Juli 1708, drei verwaiſte Enkelinnen[1]), Schweſtern und Töchter des Paſtor M. Chriſtoph Schütze in Döbeln, ſämmtlich mit Geiſtlichen. Die Ehe unſers Heym brachte ihm neun Kinder, von denen zwei Söhne und vier Töchter ihn überlebten. Da er nun in ältern Actenſtücken gefunden haben wollte, daß ſeine Familie ſich urſprünglich Haymann geſchrieben, ſo rieth er ſeinem älteſten Sohne Chriſtoph[2]), in einer eigenen Schrift unter dem Titel: „Väterliche Anrede und Erinnerung“ (Freiberg, 1726) an, ſich Haymann zu nennen, ſetzte aber am Schluſſe hinzu:

---

[1]) Zwei Lohde, Vater und Sohn, folgten ſich in jenem Amte. Johann Lohde, von Königsbrück, des dortigen Amtmanns Jakob Lohde und der Eliſabeth Ringler Sohn, bezog erſt die Schule zu Löbau, von wo ihn die Peſt nach Meißen trieb. Hier wurden die Schüler 1637 wegen der ſchwediſchen Invaſion entlaſſen; er lag aber noch vier Wochen an der Ruhr im Krankenhauſe, bis ihn ſein Vater auf einem Kahne nach Dresden fuhr, wo er als Famulus zu den Söhnen des Kammer- und Bergraths David Döring kam. Als auch dieſer Herr an der Peſt ſtarb, ging er nach Wittenberg und erhielt 1641 jene Pfarrſtelle. Geb. 9. Aug. 1616, erzeugte er mit zwei Frauen 15 Kinder und ſtarb 27. Nov. 1696. Schon 1686 hatte er ſeinen Sohn, M. Karl Chriſtoph Lohde, geb. 26. Juni 1661, zum Subſtituten erhalten, der auch ſein Nachfolger ward, aber d. 16. Sept. 1714 ſtarb.

[2]) Geb. 3. Juli 1630 zu Moritzburg, Prediger zu Cölln, zu Rabenau, 1682 zu Dippoldiswalde, † 19. Jan. 1716, 86 Jahre alt, 61 Jahre im Amte.

„Mein Gott und Vater, nimm dich meiner Söhne (Kinder) an.
Ach! ſorge väterlich für das Geſchlecht: Haymann.
Erhöre doch für ſie des Vaters kurzen Reim,
Der immer für ſie bleibt und ſtirbt der alte Heym.“

---

[1]) Die älteſte, Margarethe Sybille, nahm ſein Subſtitut, M. Joh. Daniel Manitius, die zweite, Suſanne Magdalene, unſer Heym, die jüngſte, Johanne Rebekka, der Paſtor M. Joh. Chriſtian Hunger, damals in Dorfchemnitz, ſpäter in Hermersdorf.

[2]) Dies ward ein ausgezeichneter Mann. Geb. 15. Aug. 1709, zu Freiberg und Leipzig gebildet, wurde er 1731 Diac. subst. in Frankenberg, 1737 Diakonus in Schulpforta, wo er Klopſtock zu ſeiner Meſſiade ermunterte, 1748 Superintendent in Glaucha, wo er 1754 die Stiftung eines Waiſenhauſes, 1757 Superint. in Meißen, wo er 1766 die Gründung einer Armenfreiſchule bewirkte, verfaßte in höherem Auftrage 1766 eine Schulordnung für die Dorfſchulen. † als Jubilar 2. Juni 1783. Ein Bruder von ihm, Johann Gottfried, geb. 1715, ward Secretair bei der Commerciendeputation. Eine Schweſter war an einen Geiſtlichen verheirathet. Zwei andere wurden an Einem Tage (20. Sept. 1746) mit zwei Buchhändlern (in Görlitz und Löbau) getraut.

XVI. Geiſtliche Berufungen.

Sehr häufig ſind die Beiſpiele, wo junge Leute, von unwiderſtehlichem Hange zum Studiren getrieben, ihre Abſicht, trotz der ungünſtigſten Verhältniſſe und wol auch wider den Willen ihrer Aeltern, oder ſonſtigen Pfleger, gleichwol durchſetzten. Seltener möchte folgender Fall ſein, der uns einen Knaben zeigt, der, wider den eigenen Willen und doch auch nicht von den Angehörigen genöthigt, ſchließlich doch noch ſtudiren und ins geiſtliche Amt muß.

Adam Böhmer war zu Görlitz am 25. Januar 1659 geboren, der Sohn eines Schneiders gleichen Namens und der Helene Richter. Bis ins 7. Jahr ſiech, mit ſchlechtem Gedächtniß begabt, hatte er keine rechte Luſt an der Schule und ſollte und wollte das Gewerbe ſeines Vaters ergreifen. Schon war ſein Abgang von der Schule beſtimmt, als ihn ein hitziges Fieber befiel, welches eine ſolche Schwäche zurückließ, daß man ihn noch eine Zeit lang — zur Erholung in die Schule gehen ließ, was ſich ziemlich lange hinzog. Endlich drang er ſelbſt darauf, ihn aus der Schule zu nehmen, und der Vater willigte ein, hieß ihn aber, vorher den Vespergottesdienſt in der Kirche beſuchen und um den göttlichen Segen zu ſeinem Vorhaben bitten. Er geht auf das Chor, wo die Schüler ſingen und, während er vorher nie geſungen hat, fängt er auf einmal an, mit heller Stimme in ihren Geſang einzuſtimmen und entwickelt dabei einen ſo ſchönen Discant, daß der Cantor aufmerkſam wird, ihn nach der Kirche zu ſich beſtellt und ihm ankündigt, daß er ihn ins Chor nehmen wolle. Der betroffene Knabe widerſpricht nicht, tritt ins Chor und die Aeltern laſſen ſich die Veränderung um ſo lieber gefallen, als ſie etwas Geld abwirft. Nach einem Vierteljahre will er aber durchaus auf den Schneidertiſch und bereits iſt beſchloſſen, daß er den nächſten Tag von den Lehrern Abſchied nehmen ſoll. Fröhlich packt und ſchnürt er ſeine Bücher und Schulſachen zuſammen, legt ſie in den fernſten Winkel und geht vergnügt zu Bette. Da erſcheint ihm im Traume ein anſehnlicher, wohlgekleideter Mann, der ihm zuruft: „Bleibe bei der Schule!“ Er erwidert: „Ich möchte lieber ein Handwerk lernen.“ „Bleibe bei der Schule“ wird ihm noch zwei mal zugerufen. Auch dadurch läßt er ſich nicht irremachen, ſondern geht wirklich ab und in die Werkſtätte. Indeß geht die Sache doch ihm und den Aeltern fortwährend im Kopfe herum, und endlich entdecken ſie dieſelbe dem Paſtor Primarius M. Feller, der denn einen göttlichen Ruf darin erkennt und darauf dringt, daß der Knabe ſtudiren müſſe. Dieſer macht auch keine weitern Schwierigkeiten, hat vielleicht inzwiſchen erkannt, daß auch der Schneidertiſch ſeine Beſchwerden habe, packt ſeine Bücher wieder aus und bezieht die Schule von Neuem. Nur wer mit ſeiner geſammten Wirkſamkeit bis ins Einzelſte bekannt wäre, könnte ermeſſen, ob er in ſeinem ſpätern Leben ſolchen Beſtimmungen gedient hätte, die ein außergewöhnliches höheres Eingreifen erklären könnten. Aeußerlich liegt dafür nicht eben etwas vor, außer daß er eine

Mohrin, eine Zwergin und zwei Türkinnen in der chriſtlichen Religion unterrichtet hat. Er ging 1679 nach Leipzig, ward 1680 durch die Peſt nach Hauſe getrieben, bezog 1681 die Univerſität Wittenberg, kam 1682 wieder nach Leipzig und wollte eben, da er ſich hier nicht länger halten konnte, nach Magdeburg gehen, um dort ein Unterkommen zu ſuchen, als ihm durch einen Freund eine Informatorſtelle bei dem Oberconſiſtorialpräſidenten von Knoch zu Theil ward (1683). Dieſem gefällt er ſo wohl, daß er ihn, als der Sohn, den er unterrichten ſollte, 1684 ſtarb, bis zum Heranreifen des jüngern, noch nicht ſchulfähigen Sohnes, bei ſich behielt und in der Zwiſchenzeit eben mit dem Unterrichte der erwähnten weiblichen Curioſitäten, ſowie mit dem einer Fräulein v. Rumohr beſchäftigte. 1688 wurde er Diakonus zu St.-Jakobi in Freiberg, in welcher kleinen, aber ruhigen Stelle es ihm ſo wohl gefiel, daß er jede weitere Beförderung ausſchlug. Er intereſſirte ſich ſehr für Mathematik und Aſtronomie und verfertigte ſelbſt allerlei Maſchinen. Am 19. Nov. 1689 mit Anna Dorothea, der älteſten Tochter des Rectors Rabener zu Freiberg, verheirathet, hat er fünf Kinder erzeugt, davon nur eine Tochter aufwuchs, die ſich 8. Nov. 1712 mit dem damaligen Rector zu Freiberg, nachher zu St.-Afra, M. Theophilus Grabner, verehelichte.1) Er ſtarb am 9. Jan 1726.

Die Ehrfurcht vor dem göttlichen Wink und Ruf hat in folgendem Beiſpiele ſelbſt die Strenge von Examinatoren gebeugt. In Claußnitz war der gelehrte und beredte Paſtor M. Chriſtian Gottfried Reinhard, wegen höchſt ungehörigen Benehmens gegen ſeinen Superinten-

---

1) Sie ſtarb als Witwe 1732.

denten und unprieſterlichen Wandels, abgeſetzt worden (1684). Der Collator, Kammerherr v. Schönberg auf Purſchenſtein, äußerte nun gegen ſeinen Gerichtshalter: er möchte gern einen recht frommen und beſcheidenen Mann an die Stelle haben, worauf der Gerichtshalter erwiderte: daß er einen derartigen kenne, der bei einem Handelsmanne in Dresden Informator ſei und überall wegen ſeines guten Unterrichts und exemplariſchen Weſens geſchätzt werde. Es ward beſchloſſen, ihn zu einer Gaſtpredigt zu berufen. Der Glückliche war ein M. Chriſtoph Fürgang aus Adorf, eines armen Diakonus Sohn, der früh geſtorben war und die Witwe mit drei kleinen Kindern ohne alle Mittel hinterlaſſen hatte. Doch hatte es die Witwe möglich gemacht, zwei Söhne ſtudiren zu laſſen. Freilich hatten ſie ſoviel Zeit auf die Sorge für ihren Unterhalt wenden müſſen, daß wenigſtens bei unſerm Chriſtoph — denn von dem andern Bruder wiſſen wir zur Zeit nichts — für die Studien nicht genug übrig geblieben war. Deshalb kam ihm auch jene unerwartete Einladung nichts weniger als erfreulich und er wollte erſt gar nicht darauf eingehen. Ein Freund, der damals noch Student war, ſich aber ſpäter als theologiſcher Schriftſteller bekannt gemacht hat, redete ihm zu und half ihm die Gaſtpredigt machen. Mit Zagen reiſte er hinauf und hielt er ſeine Predigt. Doch ſie hatte dem gnädigen Herrn gefallen, zumal er meinte, die Aengſtlichkeit werde ſich bei weiterer Uebung ſchon verlieren, und ſo erging denn die förmliche Vocation. Neuer Schrecken, denn nun galt es, ein Examen beſtehen, wozu ſich wieder kein Muth finden wollte. Freund Gerber ſprach nochmals zu, ging verſchiedene Punkte mit ihm durch, von denen freilich keiner im Examen daran kam, und begleitete den vor Angſt vergehenden Fürgang vor die Prüfenden. Da ging es denn, obwol die erſten Fragen leidlich beantwortet wurden und die Examinatoren human waren, ſchließlich doch ſo mislich, zumal der Examinand ſich mit dem Latein nicht behelfen konnte, daß man ihm erklärte: man könne ihn nicht admittiren. Statt aber darüber zu erſchrecken, erklärte er ruhig und mit erleichtertem Herzen: damit ſei er ganz einverſtanden und habe den Ruf auch nur wider Willen angenommen. Dies befremdete, man fragte weiter und als man den Zuſammenhang erfuhr, fand man einen göttlichen Ruf in der Sache, beſtätigte ihn und empfahl ihm nur, fleißig zu ſtudiren und nach einem halben Jahre wiederzukommen.

In der That ſoll er ſpäter durch angeſtrengten Fleiß das Verſäumte vollſtändig nachgeholt haben. Doch behielt er den Ruf eines Halbgelehrten, auch nachdem er dieſe Stufe längſt überſchritten hatte, und ſoll auch niemals ſehr ſtark im Predigen worden ſein. Dagegen katechiſirte er ſo vortrefflich, daß er dadurch weit und breit berühmt wurde, die Leute weit her kamen, ſeinen Kirchenexaminibus beizuwohnen und ſelbſt die benachbarten Prediger angeſpornt wurden, ihm nachzueifern und das vernachläſſigte Katechiſiren beſſer zu betreiben. Die Gemeinde hatte den wahrhaft chriſtlichen und pflichttreuen Mann lieb und der Patron ſagte: „Der Halbgelehrte iſt unter allen meinen (5) Predigern der Beſte.“

Auch ſein Tod war merkwürdig. Er hatte in Freiberg die Circularpredigt zu halten. Ein Gutsbeſitzer in der Nähe lud ihn ein, mit ihm zu fahren, und verſprach, ihn zu rechter Zeit wieder nach Hauſe zu ſchaffen, wo er dann noch eine Taufe zu verrichten hatte. Als er aber um 1 Uhr von dem Mittagsmahl bei dem Superintendenten fortging und ſeinen Freund ſuchte, war dieſer nicht fortzubringen. In ſeinem Pflichteifer ging er nun zu Fuße bei heißem Wetter nach Hauſe, ließ ſich von ſeiner Frau einen Trunk reichen, der, obſchon die Vorſichtige ihn erſt Brot mit Garbe eſſen ließ, doch zu früh kam, und ward noch dieſelbe Nacht krank. Er bekam die Waſſerſucht und lag lange Zeit. Da die Krankheit viel koſtete, betete er eines Morgens, als ſeine Frau hinausgegangen und nur ein achtjähriger Sohn bei ihm war, um baldigen Tod, damit für ſeine Frau und fünf Kinder etwas bleibe. Da that ſich ein Fenſter auf und eine Stimme ſagte: „Habe noch Geduld, heute über acht Wochen ſollſt du erlöſt werden", worauf das Fenſter zuging. Dem Knaben, der nach der Sache fragte, gebot der Vater, zu ſchweigen. Doch merkte die Mutter dem Kinde an, daß etwas vorgegangen, und lockte ihm das Geheimniß ab, ohne jedoch ihren Kummer dem Vater merken zu laſſen. Acht Wochen darauf ſtarb er (9. Sept. 1702).[1]

---

[1] So hatte der Paſtor Joſeph Schmidt zu Burckhartsdorf (geb 7. Juli 1670), aus Creuznach, 1719 die Jahrzahl mit Kreſſe in ſeinen Garten geſäet. Sie ging umgekehrt auf, ſodaß man aus ſeiner Studirſtube die Zahl 61 las. Nun glaubte er, er werde nur 61 Jahre alt werden, und ſtarb in der That 7. Dec. 1731.

Miscellen.

1. Stiftungen und Vermächtniſſe.

Daniel Pury war im Februar 1709 zu Neuenburg von armen Aeltern, wenn auch aus gutem Stande, geboren, der Sohn des Oberſten Johann Peter Pury und der Lucretia Chaillet, war auf öffentliche Koſten, wo nicht geradezu im Waiſenhauſe, erzogen worden und mit obrigkeitlicher Unterſtützung nach Liſſabon gegangen, wo er ſich 1736 als Kaufmann etablirte und als naturaliſirter britiſcher Unterthan lebte, dabei aber durch ſeine Betriebſamkeit nach und nach einer der reichſten Banquiers und Juweliere wurde. Lebenslänglich behielt er ſeine Vaterſtadt in dankbarem Andenken. Er gab den größten Theil der Gelder zur Erbauung eines neuen Armenhauſes daſelbſt, die großen Summen zu Errichtung einer Chauſſee nach Baſel und eines neuen Rathhauſes her und einen bedeutenden Beitrag zu der Predigerwitwenkaſſe, ſodaß er ſchon deshalb von dem König von Preußen in den Freiherrnſtand erhoben ward. Er blieb Proteſtant und unverheirathet und ſtarb in Liſſabon am 31. Mai 1786. In ſeinem am 30. Januar 1777 errichteten und durch ein Codicill vom 22. Mai 1786 ergänzten Teſtamente ſetzte er die Stadt und Bürgerſchaft Neuenburgs zu Univerſalerben ſeines damals aus mindeſtens 475,000 Cruſaden beſtehenden und nachmals noch anſehnlich vermehrten Vermögens dergeſtalt ein, daß die eine Hälfte davon zur Verbeſſerung von Kirchen, Schulen und Armenanſtalten, die andere Hälfte zur Verſchönerung der Stadt und ihres Gebietes verwendet werden ſollte. Es gingen nur gegen 125,000 Cruſados an Legaten für Verwandte, Taufpathen, Freunde, Diener und einzelne Arme ab. (Wir finden darunter 10,000 Cruſ. für ſeine Schwägerin Sara Gervey Pury aus Südcarolina, die Witwe ſeines Bruders Karl Pury, 30,000 Cruſ. für deren Tochter, ſeine Nichte, Eleonore Bull Pury in Südcarolina, und 10,000 für deren Gatten mit dem bezeichnenden Namen John Bull; dann bekommen zehn nähere und fernere Couſins 27,000 Cruſ., in Antheilen von 6000, 3000 und 1500; ein alter Jugendfreund 3000, vier Taufpathen je 1500, ſeine Aſſociés Mr. Iſ. Wellish, Esq., und W. Gerard de Visme, je 3000, ſieben Commis 13,000 in Antheilen von 2000—1000, einer darunter, als weitläufiger Vetter, noch beſonders 1500, drei Bediente je 600, die Witwe eines liſſaboner Freundes 4000 als Zeichen ſeiner beſondern Achtung, der Sohn eines frühern Aſſociés Vienne 1200; ein junges Mädchen, die Tochter einer armen Frau, 2400, drei Töchter eines verſtorbenen liſſaboner Kaufmanns je 5000, ihre Mutter 500, die Armen ſeines Kirchſpiels in Liſſabon 1200, ebenſoviel die der britiſchen Factorei, der Kaplan der letztern 240, jedes Mitglied ſeiner Dienerſchaft einen Jahreslohn.) In Betreff der Verwendung der Haupterbſchaft lehnte er jede Einmiſchung des ſouverainen Fürſten von Neuenburg ab.

Doch nicht blos Neuenburg, auch die preußiſche Hauptſtadt erlebte in jener Zeit ähnliche Beweiſe von auch in weiter Ferne treu gebliebener Bürgerliebe. Sigismund Streit, geb. zu Berlin 13. April 1687, ein Sohn des Hufſchmieds und Bierbrauers David Streit und der Eva Marie Melzow, war von ſeinem Vater zum Studiren beſtimmt und in das Gymnaſium zum grauen Kloſter geſchickt worden, war ſich aber keines Berufes dafür bewußt und beſchloß daher nach des Vaters Tode, die Schule zu verlaſſen, ſich dem Handel zu widmen und ſein Glück auswärts zu ſuchen. 1701 führte er dieſen Entſchluß aus, erwarb ſich bis 1704 die nöthigſten Kenntniſſe ſeines Faches, arbeitete in mehren Geſchäften und ging endlich, unter den härteſten Entbehrungen, zu Fuß nach Venedig, wo er zu Ende des Jahres 1709 faſt gänzlich entblößt ankam.

1715 etablirte er ſich mit geringen Mitteln und ohne Credit, und brachte es von kleinen Anfängen und Schritt vor Schritt zu erheblichem Wohlſtand und begründetem Anſehen. 1749 zog er ſich in der Hauptſache von den Geſchäften zurück, blieb jedoch bis an ſein Ende bei dem damals berühmten Wagner'ſchen Handelshauſe in Venedig betheiligt. Er lebte von jener Zeit an, der Geſundheit halber, acht Monate des Jahres und ſeit 1754 gänzlich in Padua, hielt ſich einige Zeit lang deutſche Candidaten zur Geſellſchaft, was er ſpäter, nachdem er einmal nicht nach Wunſche angekommen, aufgab, und ſtarb zu Padua 20. Dec. 1775, worauf er am 22. auf dem proteſtantiſchen Kirchhofe zu Venedig begraben wurde. Er war unverheirathet geblieben. Im Jahre 1724 hatte er, bei Gelegenheit einer Reiſe nach England, ſeine Verwandten in Berlin aufgeſucht, um zu ſehen, ob ſich Einer darunter fände, deſſen Förderung beſondern Erfolg verſpräche. Indeß ſie entſprachen ſeinen Erwartungen nicht. Doch nahm er ſich der Kinder ſeines Bruders Benjamin, der ſich auch aus dem Vaterlande weggewagt hatte, an, ungeachtet derſelbe ihn früher um den dritten Theil ſeines kleinen Erbtheils verkürzt hatte, ſchenkte der Tochter, die ſich in Hamburg verheirathete, 4000 Mark, und einen Sohn, der in Berlin bei einem Krämer in der Lehre geſtanden, ließ er in Hamburg, Amſterdam, London und Paris weitere Ausbildung ſuchen und dann nach Venedig kommen, wo er ihn zum Erben und Nachfolger beſtimmt hätte, wenn er nicht auch in dieſem ſich getäuſcht gefunden hätte, ſodaß er ihn zuletzt mit dem Zinsgenuß eines Capitals von 2000 Thlrn. abfand. Von da an beſchloß er, ſein Vermögen milden Stiftungen zuzuwenden, überlegte und berieth ſich aber Jahre lang über die ſpecielle Modalität, correſpondirte mit dem Rector Bodenburg und dem Hofrath Wackenroder in Berlin, mit Prof. Franke in Halle und ſonſt, bildete ſeine Pläne bis ins Einzelſte aus und traf alle Sicherungsmaßregeln mit höchſter Behutſamkeit. 1752 war die Sache dahin gediehen, daß er, durch Schenkung unter den Lebenden, jedoch unter Vorbehalt des Zinsgenuſſes auf ſeine Lebenszeit, den Lehrern und Schülern des berliner Gymnaſiums 10,000 Thlr., den Lehrerwitwen 3000 Thlr. überwies.

Derſelben Anſtalt wendete er ſpäter eine Anzahl Bücher und ſchöner Gemälde, 1760 aber die Summe von 50,000 Thlrn. zu, deren Anwendung für die von ihm bezeichneten Zwecke aber erſt erfolgen konnte, nachdem ſie ſich faſt verdreifacht hatte, was bis zum Jahre 1786 erfolgt war. Ferner wendete er 1753 den evangeliſch-lutheriſchen Gemeinden in Nordamerika 15,000 Fl. zu, welche von dem Director des halleſchen Waiſenhauſes adminiſtrirt werden ſollten, und wies 1754 dieſelbe Summe für die evangeliſche Miſſion in Oſtindien an. Beide Stiftungen wurden nachmals (1756) noch um 1740 Fl. vermehrt.

---

2. Sinnreiches Elogium.

Nach der Reformation folgten ſich in Oſchatz bis auf den Superintendenten Dr. Georg Richter (geb. 18. Auguſt 1658 zu Stolberg im Erzgebirge, des dortigen Rectors Georg Richter Sohn, 1688 Archidiakonus in Wurzen, 1690 Paſtor in Schneeberg, 1703 Superintendent in Reichenbach, 1709 Doctor, 1720 Superintendent in Oſchatz, ſtarb 1737) 14 Superintendenten einander. Alle ihre Eigenſchaften faßte der M. Johann Gottlob Frenkel in den Diptychis Ossitiensibus (Dresden 1722, 8.) in folgendes Elogium ihres Nachfolgers zuſammen: „In ihm wären vereinigt: Büchner's Arbeitſamkeit, Friedel's exemplariſches Weſen, Matheſius' Friedfertigkeit, Kleeblat's Wachſamkeit, Placcius' Beredtſamkeit, Scheiner's Beſtändigkeit, Garthius' Großmuth, Strauch's Geiſt, Schumler's Eifer, Kademann's Andacht, Cundiſius' Gelehrſamkeit, Jentzſch's Demuth, Neheboldʼs Erfahrung, Boſſeck's Beſcheidenheit. Dafür wünſchte er ihm: Büchner's Vertrauen auf den göttlichen Beiſtand, Friedel's Gnade bei den Oberen, Matheſius' Liebe bei den Untergebenen, Kleeblat's Gemüthsruhe, Placcius' Geſundheit, Scheiner's Glaubenskraft, Garthius' Siege, Strauch's Glück, Schumler's Seelenfrieden, Kademann's Kinderfrieden, Cundiſius' Ruhm, Jentzſch's Segen, Nehebold's Jahre, Boſſeck's Ende. — Zur Erläuterung fügen wir noch folgendes bei. Bei dem M. Georg Placcius, deſſen Beredtſamkeit und Geſundheit gerühmt werden, mußte Frenkel dieſe Eigenſchaften hervorſuchen, weil derſelbe 1592 wegen Calvinismus verabſchiedet wurde und bei den eifrigen Lutheranern ſo wenig beliebt war, daß ſie ihn den Plack ſeines Vaterlandes nannten. M. Bartholomäus Friedel (geb. 1507 zu Oſchatz, ein Bürgersſohn, 1552 Paſtor zu Pinnewitz und Kibitz, 1557 Diakonus in Oſchatz, 1564 Superintendent daſelbſt, † 8. Sept. 1576) ſtand in großer Gnade bei Kurfürſt Auguſt, der oft bei ihm einkehrte. M. Peter Scheiner (geb. 1554 zu Meißen, eines Schneiders Sohn, 1583 Diakonus in Oſchatz) mußte 1591, des Exorcismus halber, von dem er nicht laſſen wollte, mit ſeinem Schwager und Collegen, dem M. Johann Baptiſt Eberhardt, der nachmals 1585 als Superintendent in Herzberg mit vier Diakonen und 1000 andern Menſchen an der Peſt ſtarb, und dem Diakonus Müller, ins Exil wandern, ward aber ſchon 1592 reſtituirt und Nachfolger ſeines Bedrängers, † 29. März 1603. Dr. Egidius Strauch (geb. zu Wittenberg 23. Juni 1583, Sohn eines Handelsmannes, der ſich des Glaubens halber aus den Niederlanden geflüchtet, 1606 Adjunct der philoſ. Facultät in Wittenberg, 1609 Superintendent in Oſchatz, 1610 Doctor) wurde 1610 Sup. in Delitzſch, 1614 in Merſeburg, 1616 in Dresden, † 22. Jan. 1647. Dr. Elias Rehebold (geb. 1623 zu Torgau, Sohn des damals berühmten Arztes Dr. Elias R., der 1672 ſtarb, 1658–62 Sup. in Chemnitz, dann in Oſchatz, † 1. Nov. 1712) wurde 88 Jahre alt. Dr. Johann Boſſeck (geb. zu Gautzſch 26. Sept. 1660, des Pfarrers Sohn, 1695 Paſtor in Schweinitz, 1701 Sup. in Herzberg, 1707 Doctor, 1713 in Oſchatz) ward auf der Kanzel krank und ſtarb einige Tage darauf, 21. Jan. 1720.

3. Die Roſen.

Die Roſen ſind immer, im Gegenſatze ihres Namens, ein ſtürmiſches Geſchlecht geweſen. Ein v. Roſen, Freiherr von Schönangen und Hardingen, ein Liefländer, war k. k. Oberſtlieutenant und hatte ſich um ein Regiment beworben. Es wurde ihm ein Graf Paris v. Roſenberg vorgezogen. Da fiel er dieſen, am 1. April 1685, als derſelbe von Hofe kam und aus ſeiner Kutſche ausſtieg, auf offener Straße in Wien an und erſtach ihn. Zum Tode verurtheilt, gelang es ihm, nach Venedig zu entkommen, wo er ſofort wieder Dienſte fand und bis zum Range eines Generallieutenants aufſtieg. In derſelben Eigenſchaft trat er 1694 in kurſächſiſche Dienſte und ſein neuer Kriegsherr erwirkte ihm 1695 Pardon vom Kaiſer, den er auch durch tapfere Theilnahme an den Kriegen in Ungarn, 1696—98, abverdiente. 1697 wurde er General. 1699 focht er, jedoch mit königlicher Erlaubniß, ein Duell mit dem damals gleichfalls in ſächſiſchen Dienſten ſtehenden General Grafen Sigmund Joachim Trautmannsdorf. Hier wurde er aber ſchwer im Schenkel verwundet und mußte über ein Jahr das Bett hüten. Sein älterer Bruder Otto war Commandant in Wittenberg und bei einem Beſuche bei dieſem ſtarb er 1702. Er war vor langer Zeit von den Jeſuiten in Graupen convertirt worden und wurde auch dorthin begraben. Sein Bruder Otto war Generalmajor und ſeit 1699 in Wittenberg, retirirte ſich aber, ſolange die Schweden im Lande waren, als ehemaliger ſchwediſcher Unterthan, nach Danzig. Er ſtarb 1715 zu Mengelsdorf in der Oberlauſitz, welches Gut ſeiner zweiten Frau, Eva Sophie v. Schönberg, verw. v. Löben, oder deren Kindern erſter Ehe, gehörte, und iſt zu Küpper beigeſetzt.

4. Ein Anzeichen.

Der Paſtor M. Benedict Scheuchler (geb. 1566 zu Leipzig, 1595 Paſtor zu Limbach bei Roſſen, 1613 Paſtor zu Krummhennersdorf bei Freiberg, mit einer Sabina verheirathet, † 3. Mai 1645) erzählt in ſeiner am 10. Sept. 1629 auf Margaretha v. Hartitzſch, geb. v. Zaſchewitz, Gemahlin des Moritz Heinrich v. Hartitzſch auf Oberbiberſtein, gehaltenen Leichenpredigt u. A. Folgendes: „Am Dinstage zu Abend, war der 4. Aug., da man ſchon hatte Licht aufgetragen und abgeſpeiſet, gingen wir, nemlich der Herr Witwer, Herr Hans Siegemund Däntzki und ich der Pfarr, in der großen Stube auf und nieder, redeten miteinander von unſerer Patientin und ihrer Krankheit, ob auch eine Hoffnung der Beſſerung ihres Lebens ſeyn möchte; als wir alſo in Kümmerniß gehen und an das Fenſter im Ercker kommen, ſo nach dem Abend ſtehet, da hören wir drauſſen vor dem Schloſſe gar nahe ein kleines helles Glöcklein klingen, gleich oben über den Bäumen, anders nicht, als wenn man wollte anfahen zu Grabe zu läuten; wir ſtehen ſtill, hören ihm zu, ſehen einander an, und fragen, wo das herkomme und was es wohl bedeuten möge? Bald darauf hören wir einen gar lieblichen Laut, als wenn kleine Kindlein ſingen. Wir ſchwiegen ſtill, und gedachten ein jedes ſeinen Theil. Aber bald des Morgens wieſe es ſich aus, was hierdurch angedeutet worden, nemlich, daß es geweſen gleich eine Offenbarung und Vorbote, daß der gnädige Gott mit unſerer nunmehr ſel. Frauen wolte ſeligen Feyerabend machen, und ſie, als eine gerechte, heilige und aufrichtige Seele, ausſpannen und zur Ruhe bringen, drum haben ihr auch die lieben Engelein und Fron-Geiſterlein gleich zuvor in der Luft müſſen ſingen und zu Grabe läuten.“

5. Väterlicher Wunſch.

Dr. Daniel Voitus oder Voigt, ein Exulirter aus Ungarn, 1668 Superintendent in Jeſſen, 1675 mit 30 Fl. emeritirt, † 16. Mai 1677 bei ſeinem Bruder, dem Paſtor und Inſpector M. Konſtantin Voigt zu Rathenau in der Mark.

Seinem mit Marie Leiſt erzeugten Sohne Salomo ſoll er folgende Verſe in die Bibel geſchrieben haben:

Salomo Voigt ſoll Doctor werden
Zu Gottes Ehr auf dieſer Erden,
Er muß aber erſt lernen und ſtudiren wol,
Daß er werde des Heiligen Geiſtes voll.
Dann ſoll er eſſen Vögelein,
Dazu auch trinken rheiniſchen Wein.
Das gebe Gott und werde wahr,
Eh er kommt ins zwanzigſte Jahr.

Der Wunſch ging nicht in Erfüllung. Denn Salomo ſtudirte Jura und ging, dem Vater zum Verdruß, endlich gar unter die Soldaten.

Nachträge.

(Zu Bd. III, S. 460 ff.) Als der Unterzeichnete im Jahr 1851 das Lebensbild des 1822 verſtorbenen Johann Friedrich Sillig entwarf, ſtand ihm zwar hinreichendes Material zu Biographie und Charakteriſtik zu Gebote, nicht aber, wie ihn nachgehends die Mittheilungen der Familie ſelbſt überzeugen mußten, vollſtändige Bekanntſchaft mit der literariſchen Thätigkeit ſeines verſtorbenen Freundes, daher ſeine Nachweiſungen hierüber hier und da lückenhaft ausfallen mußten. Das Nachſtehende wird dazu dienen, auch dieſe Lücken auszufüllen.

Unter den S. 480 f. verzeichneten gedruckten Schriften Sillig's fehlt die anonym herausgegebene: „Der Zweck Jeſu, geſchichtlich und ſeelkundlich dargeſtellt. Ein Verſuch von einem innigen Freunde Jeſu und ſeines heiligen Werkes“ (Leipzig, bei Franz, jetzt Krappe. 1816. XII u. 195 S. gr. 8.), iſt auch in Heinſius' Lexicon unter „Joh. Fr. Sillig“ überſehen, und hat nach allem Anſchein nur geringe Verbreitung gefunden. Da ſie in ihren neun Capiteln das Leben Jeſu erzählt, konnte ſie auch füglich dieſen Titel wählen, wie das drei Jahre ältere und weit bekannter gewordene „Leben Jeſu von Nazareth“ von Greiling, deſſen Erſcheinen den Druck der zu jener Zeit bereits vollendeten Sillig'ſchen Schrift wol verzögerte, aber nicht hinderte. Findet in beiden Schriften große Uebereinſtimmung der Grundſätze und des Zweckes ſtatt, was die Vorrede anerkennt, ſo weicht doch Sillig in manchen einzelnen Anſichten von ſeinem Vorgänger ab, und noch mehr unterſcheidet er ſich in der Form der Darſtellung.

Wol alſo mochten, ſchließt der Vorredner, beide Bücher nebeneinander beſtehen können.

So weit das Gedruckte. Von handſchriftlichem Nachlaß iſt Zweierlei aufzuführen. Zuerſt die augenſcheinlich zum Druck bereit gehaltene Beſchreibung einer „Reiſe durch einige Gegenden der Ober- und Niederlauſitz, der Neumark, Schleſiens und Südpreußens, von Dresden nach Thorn und zurück, in den Monaten Juli und Auguſt 1795“, in Briefen, und der Frau Wilhelmine v. Oppeln-Bronikowska geb. v. Thile zugeeignet. Zweitens das in der Biographie mehrmals erwähnte Werk, in welchem Sillig ſeine Lebensaufgabe oder, wenn man ihm damit Unrecht thun ſollte, den endlichen Preis ſeiner vor der Welt geheim gehaltenen Geiſteskämpfe, die Krone ſeiner ſtillen Siegesfreuden ſuchte. Es führt den Titel: „Der urerſte Teutſche. Blicke in die urälteſte Geſchichte reiner Anſchauungen, Begriffe und Ideen mittels der Sprache und ägyptiſch-griechiſchen Sagen, von Joh. Fr. Sillig, Pfarrer in Frankenberg“, iſt verſehen mit dem Motto: „So verſuchet denn, Blätter, ob ihr Zutrauen gewinnet und Gedankenſaat werdet,“ und auf 178 Blättern oder 57 Bogen in weitläufigſter Schrift geſchrieben. Dem Leſer einen ungefähren Begriff vom Inhalte dieſes Buches zu geben, verzeichnen wir, außer der vom Urſprunge der Sprache handelnden Einleitung, nur die Ueberſchriften der drei Hauptabſchnitte, mit Uebergehung der zahlreichen Unterabtheilungen: 1. Aufſuchung der Bedeutung der einzelnen teutſchen Töne (Bedeutung des F und E, des A u. ſ. w., Einkehr in den Tempel zu Sais, Wohnplatz der Teutſchen u. ſ. w.); 2. Verſuch, aus einigen teutſchen Wörtern, welche ihrer Bedeutung nach in die Urzeit des Menſchen fallen können, mittels der Auflöſung derſelben in ihre einfachen Töne, die Anſchauungen, Begriffe und Ideen zu entdecken, welche den Schöpfern derſelben vorſchwebten; 3. Von dem Gewinne, den dieſe Anſicht der Sprache zu verſchaffen ſcheint (hier heißt es am Schluſſe: „Es kann ſich dadurch ein Schlüſſel zur Hieroglyphik finden laſſen“); worauf noch ein Anhang folgt: „Begriffthum des J.“

Man kann nicht umhin, je weiter man in dieſen ſibylliniſchen Blättern lieſt, den geiſtreichen Mann, den Denker und

Forſcher zu erkennen; aber man beklagt daneben, ſie nur zum kleinern Theile zu verſtehen, wenn es auch vielleicht nicht zu beklagen iſt, daß man von der Unfehlbarkeit dieſer tiefſinnigen Sprachforſchungen nicht überzeugt zu werden vermag. Unſerm Zeitalter iſt, ſcheint es, zu derartigen Forſchungen, producirend oder reflectirend, Trieb, Sinn und Geduld abhanden gekommen: denn unſere Zeit — „ſie hat nicht Zeit“. Anders während der Periode der Fremdherrſchaft, oder in dem anderthalben Decennium nach der Reſtauration. Anderes den linguiſtiſchen Philoſophemen Joh. Fr. Sillig's Aehnliche hat indeß auch eine ſpätere Zeit geboren und geſehen. Die „Erinnerungen an Emil Auguſt v. Schaden, herausgeg. von H. W. J. Thierſch“ (Frankf. u. Erlangen, 1853) haben uns mehr als ein mal an den Verfaſſer des „urerſten Teutſchen“ erinnert. Mehr Theoſoph als Philoſoph, hatte ſich Schaden die Aufgabe geſtellt, „die Ueberzeugungen des frei forſchenden Geiſtes mit den Traditionen der Kirche und ihrem dogmatiſchen Lehrbegriff in Uebereinſtimmung zu bringen und auf dem Fluge der Speculation in die Geheimniſſe der Offenbarung einzudringen“ — ein nicht minder vergeblicher Verſuch. Sillig und Schaden, beide Männer von Geiſt und Herz, haben das gleiche Looß erfahren: unverſtanden geblieben zu ſein.

Zum Schluſſe obiger Nachträge ſei noch als Curioſum mitgetheilt, daß uns von Sillig's Vater, dem Diakonus in Döbeln, Joh. Gottfried Sillig (ſ. Bd. II, S. 385 ff.), ein kleines Manuſcript u. d. T.: „Väterliche Inſtruction für meinen älteſten Sohn Johann Paul, als er auf die Univerſität nach Leipzig ging, Oſtern 1783“ vorliegt.

E. Köhler.

(Zu Bd. IV, S. 362.) Die Leiche des polniſch-ſächſiſchen Feldmarſchalls Grafen Jakob Heinrich v. Flemming, der am 30. April 1728 zu Wien verſtorben war, wurde, in einer die Neuzeit anticipirenden, damals aber für mesquin angeſehenen Weiſe, in einen Reiſekoffer gepackt und ſo, wie Frachtgut, ohne Sang und Klang nach Dresden ſpedirt. Graf Erdmann Heinrich Henckel von Donnersmark, der kurz darauf nach Dresden kam, ſchrieb darüber an ſeine zweite Gemahlin: „So hat der Mann, welcher in ſeinem Leben an ſo vielen und koſtbaren Paläſten nicht genug gehabt, ſich nach ſeinem Tode als ein Stück Wäſche zuſammenlegen und in einen Coffer packen laſſen müſſen. Die katholiſche Geiſtlichkeit zu Wien mag ſeines Begräbniſſes wegen übermäßig viel gefordert haben; es würde auch an allen Orten, durch welche der Leichnam gegangen, viel verlangt ſein worden, weil er wegen ſeines großen Reichthums berufen geweſen; alſo haben ihn die Seinigen lieber ſo heimlich fortgeſchaffet.“ — Die Erbſchaft Flemming's wurde übrigens auf 16 Mill. Thlr. geſchätzt und ward, da der Säugling, den er verließ, ihm bald im Tode nachfolgte, von ſeiner Witwe, der jugendlichen Thekla Prinzeſſin von Radziwill, einer Tochter des Fürſten Karl Radziwill († 2. Auguſt 1719) und der Prinzeſſin Anna Sanguſzko († 25. Dec. 1746), welche Flemming am 9. Jan. 1725 heimgeführt hatte, in Anſpruch genommen. Aber auch der ſächſiſche Fiscus erhob Anſprüche; in dem getroffenen Vergleiche blieben jedoch der Witwe immer noch 8 Millionen, die ihr denn viele Freier verſchafften. Sie wählte den Fürſten Michael Wisnowiecki, Groß-Feldherrn von Litthauen, mit dem ſie ſich im Februar 1740 vermählte. Im September 1744 nochmals Wittwe geworden, nahm ſie am 25. Dec. 1745 den Grafen Michael Sapicha zum dritten Gemahl, ſtarb aber im December 1747.

Regiſter.

Albani, Cardinäle, 202—203.
Angelelli, Ludwig, Marquis von, 343.
Anhalt, Johann Georg, Fürſt von, 100.
Arnim, Georg Abraham von, 72.
Baden, Ludwig, Markgraf von, 121.
——, Marie Franciska, Markgräfin von, 140 ff.
——, Karl Friedrich, Großherzog von, 191.
Balduin, Friedrich, 366.
Baner, Feldmarſchall, 40 ff.
Barfus, die von, 121.
——, Hans Albrecht, Graf von, 66 ff, 83 ff., 85, 93ff., 120 ff.
Bayar, Johann Friedrich von, 359 ff.
Bayern, Anna, Herzogin von, 397.
Beauveau d'Eſpenſes, Ludwig, Graf von, 79.
Beck, Philipp Levin, Freiherr von, 309 ff.
Beesz, Otto Leopold, Graf von, 193.
Beichling, 112, 116, 119, 156.
Bellegarde, Claudius Maria, Graf von, 78.
Belling, Johann Georg von, 71—72.
——, Wilh. Sebaſtian von, 279 ff.
Beming, Heinrich, 376.
Benedict XIII., Papſt, 195 ff.
Benedict XIV., Papſt, 201.
Bernſau, Baron von, 87.
Bernſtein, die von, 1 ff., 38 ff.
——, Hans Chriſtoph von, 1 ff., 411.
Beuſt, Joachim von, 411.
Bielke, Nils Adam, Graf von, 317 ff.
Birkholtz, Cuno Chriſtoph von, 117.
Biron, Herzog von, 369 ff.; ſ. auch Kurland.
Blankenſee, Chriſtian Henning von, 73.
Blumenthal, Chriſtoph Kaſpar von, 58.
Böhmer, Adam, 473 ff.
Bonn, Belagerung von, 88 ff.
Borkeloo, Herrſchaft, 59.
Born, Dr. Jakob, 112.
Bornſtedt, Thomas Friedrich von, 104.
Boſe, Gottfried Chriſtian, 455 ff.
Boſſeck, Johann, 482—83.
Brahe, Graf Erich, 257 ff.
Brand, Wilhelm von, 67.

Brandenburg, Karl Emil, Kurprinz von, 59.
—— -Anſpach, Albrecht, Markgraf von, 17, 19, 27 ff.
Braunſchweig, Friedrich Franz, Prinz von, 270.
—— -Bevern, Auguſt Wilhelm, Prinz von, 311.
Briquemault, Heinrich, Baron de, 84.
Bülow, Johann Albrecht von, 331 ff.

Camillus, Johannes, 445.
Caprara, Aeneas Sylvius, Graf von, 105.
Carlowitz, Georg von, 392 ff.
Cellarius, Johann, 391.
Cienfuegos, Cardinal, 197, 205.
Clemens VIII., Papſt, 196.
Clemens XI., Papſt, 196 ff.
Clemens XII., Papſt, 203 ff.
Cobenzl, Johann Ludwig Joſeph, Graf von, 335.
Cöln, Clemens Auguſt, Kurfürſt von, 198.
Coigny, 68.
——, Herzog von, 370 ff.
Commacchio, 196 ff.
Contades, Louis Georg Eraſmus, Marquis von, 249.
Cornabé, von, 224 ff.
Corſini, Cardinal, 201.
Coſcia, Cardinal, 201 ff.
Cracov, Gregor von, 402 ff.
Crawford, 371 ff.
Crell, Dr. Nikolaus, 466 ff.
Cronſtein, Jſaak, Baron von, 249 ff.
Croy, Karl Eugen, Fürſt von, 74—75.
Cumberland, Wilhelm Auguſt, Herzog von, 222 ff.
Czarskoſelo, Feſt in, 322—23.
Czerniczeff, Sachar Graf von, 284 ff., 287, 308.

Dänemark, Chriſtian VI., König von, 169.
——, Friedrich V., König von, 261.
Dallwig, General H. von, 84, 89.
Dankelmann, Eberhard, Freiherr von, 98 ff.
Deniſoff, General, 346, 351 ff.
Derfflinger, Feldmarſchall, 63, 80, 85.
——, Karl und Friedrich, Freiherren von, 68.
Dewitz, Joachim Balthaſar von, 64.
Dönhoff, die Grafen, 120, 123 ff.
——, Friedrich Graf von, 82.
Dohna, Karl Emil, Graf von, 69.
——, Dietrich, Graf von, 70.
——, Chriſtoph d. ält., Graf von, 69, 70, 74, 78, 81, 88, 96.
——, Chriſtoph d. jüng., Graf von, 266 ff.
——, Karl Auguſt, Graf von, 217.
Dünewald, Heinrich Johann, Graf von, 121.

Eber, Paul, 417, 464.
Eberhardt, Johann Baptiſt, 183.
Einſiedel, Curt Heinrich von, 145.
Erfurt, Exceſſe in, 380.
Eſterhazy, Nikolaus Joſeph, Graf von, 239 ff.

Fabricius, Jakob, 439 ff.
Faſſe, Wilhelm, 445 ff.
Fatime, 77.
Favrat, Franz Andreas Jacquier de Bernay de, 339 ff.
Feige, Johann, Kanzler, 392 ff.
Fermor, 266.
Ferſen, Graf Axel d. ä., 318, 327.

Ferſen, Graf Axel d. j., 368 ff.
Fini, Cardinal, 205.
Fink, Friedrich Auguſt von, 275, 277—78.
Firrao, Cardinal, 207.
Flemming, Jakob Heinrich, Graf von, 487—88.
Franchini, die, 372 ff.
Frankreich, Marie Antoinette, Königin von, 369 ff.
Friedel, Bartholomäus, 482—483.
Frieſen, die von, 112, 157.
——, Otto Heinrich, Freiherr von, 111.
Fürgang, Chriſtoph, 476 ff.
Fürſtenberg, die Fürſten von, 130.
——, Wilhelm Egon, Fürſt von, 87, 129, 131.
——, Anton Egon, Fürſt von, 126 ff.
——, Hermann Egon, 128 ff.; deſſen Kinder, 129.
——, Franz Egon, 128, 131, 141.
——, Marie Eliſabeth Thereſe, Gräfin von, 137 ff.
Fuſten, die, 6.

Genneter, die, 9.
Genßreff, Abraham, 441.
Glaſer, Peter, 411.
Görtzke, Joachim Ernſt von, 59 ff. 63 ff.
Götze, Adolf von, 62.
Greſer, Daniel, 376 ff.
——, Johannes, 276, 381, 386—87.
Gronsfeld, die Grafen von, 142.
——, Johann Franz, Graf von, 141 ff.
Grote, Otto, Freiherr von, 109 ff. 115.
Grumbkow, Joachim Ernſt von, 91.
Hallard, General, 66.
Hamel, Franz, Graf du, 83.
Härd, Karl Guſtav, Graf von, 209 ff.
——, Johann Ludwig, Graf von, 209 ff.
Harrach, Aloys Thomas Raimund, Graf von, 205.
Haugwitz, Friedrich Adolf von, 147.
Haymann, Chriſtoph, 472.
Heering, Chriſtian, 420 ff.
Henckel von Donnersmark, die Grafen, 163 ff.
——, Johann Ernſt, Graf, 167.
——, Wenceslaus Ludwig, Graf, 167, 174.
——, Erdmann Heinrich, Graf, 167 ff., 488.
——, Ludwig Bernhard, Graf, 174, 179 ff.
——, Johann Erdmann, Graf, 192.
Heſſe, Eoban, 383 ff.
Heyde, Heinrich Siegmund von der, 270 ff.
Heyden, Friedrich Freiherr von der, 84.
——, Johann Sigismund, Freiherr von der, 84.
Heydewetter, Margarethe, 444.
Heym, Chriſtoph, 467 ff.
Hilſcher, Paul Chriſtian, 462.
Holſtein-Beck, Friedrich Ludwig, Herzog von, 83.
——-**Gottorp**, Albertine, Friederike, Herzogin von, 221.
Holzbrink, von, 113 ff.
Horn, Freiherr von, 238, 262.
Heymb, Adolf Magnus, Graf, von, 143, 145 ff., 152.
Hülſemann, Johann, 442, 454. 456.
Hülſen, Johann Dietrich von 273.

Jacobäer, die, 42 ff.
——, Theophilus, 40 ff.
Innocenz XIII., Papſt, 195.
Joſeph II., Kaiſer, 349.
Isbitzky, Oberſt, 46 ff.
Iſenburg, Johann Caſimir, Prinz von, 219 ff.
Iſengbien, Ludwig, Fürſt von, 135.

Kademann, Balthaſar, 461 ff.
——, Familie, 469, 482.
Knauth, Johann, 471—72.
Kötter, Chriſtoph, 445.
Korff, General von, 284, 299 ff.
Krasnaſchock, 213, 281.
Kratzenſtein, Heinrich, 441.
Kühn, Samuel Bernhard, 462.
Kunnersdorf, Schlacht bei, 277 ff.
Kurland, Peter, Herzog von, 325 ff.
——, Ernſt Johann von Biron, Herzog von, 326.
——, Alexander, Prinz von, 69 ff.
——, Benigna, Herzogin von, 326.
Kyau, Friedrich Wilhelm Freiherr von, 104.

Langhennersdorf, Drangſale in, 467.
Lauterbach, Anton, 410, 418.
Lehmann, Familie, 449 ff., 462 ff.
——, Chriſtian, d. ä. 449 ff.
——, Theodoſius, 450.
——, Chriſtian, d. j. 450 ff.
——, Immanuel, 450 ff.
Leipzig, Belagerung von, 17.
Leuthen, Herrſchaft, 338 ff.
Liebenau, General von, 361 ff.
Ligonier, Johann Carl von, 218.
Lindemann, Dr. Lorenz, 303.
Loben, Kurt Hildebrand, Freiherr von, 66.
Löwendahl, die Freiherren von, 161—62.
——, der Marſchall von, 249 ff.
Löwenhaupt, Karl Guſtav, Graf von, 145.
Lohde, Johann und Karl Chriſtoph, 471.
Lonicer, Johannes und Adam, 383.
Lothringen, Karl, Herzog von, 68 ff.
——, Chriſtine, Herzogin von, 396.
Lützelburg, Anton, Graf von, 173.

Maria, Kaiſerin, 397.
Maria Thereſia, Kaiſerin, 341, 347 ff., 349.
Marwitz, Kurt Hildebrand von der, 66 ff.
——, Friedrich Wilhelm, 72.
Mauersmünſter, Herrſchaft, 134.
Meißner, Balthaſar und Gottfried, 413.
Minckwitz, Hans Rudolf von, 105.
Mirus, Martin, 404, 411, 418.
Möllendorf, Wichard Joachim Heinrich von, 330.
Montbarey, Marie Franciſca Maximiliane, Prinzeſſin von, 336 ff.
Montbel, Frau von, 177 ff.
Montecuccoli, Marie Antonie, Marcheſe von, 344 ff., 356.
Mörlin, Maximilian, 409.

Naryſchkin, Leff, 302.
Naſſau, Philipp, Graf von, 381 ff. 383.
—— -Saarbrück, Heinrich Ludwig Karl Albert, Prinz von, 336 ff.

Natzmer, Dubislav Gneomar von, 71, 88.
Nepoten, die, 199—200.
Nüßler, 170.

Oeſterling, Oberſt Samuel, 41 ff.
Ofen, Belagerung von, 67 ff.
Oppen, David von, 444—445.
Oranien, Wilhelm Karl Heinrich Friſo, Prinz von, 245 ff.
Orloff, Fürſt Gregor, 332 ff.
Orſay, Gräfin d', 373.
Oſtermann, Iwan, Graf von, 315.
Ottweiler, Grafen von, 337.

Paolucci, Cardinal, 197 ff.
Pelzer, Andreas, 443.
Pernſtein, die Freiherren von, 1.
Peterſen, Johann Wilhelm, 440.
Peucer, 400 ff.
Pfalzgraf, Otto Heinrich, 3, 29.
——, Philipp, 4.
——, Karl Georg, 69.
Pfeffinger, Johann, 418, 467.
Pierius, Urban, 418.
Piper, Gräfin, 374.
Placcius, Georg, 482—83.
Platen, Dubislav Friedrich von, 271.
Platner, Georg Albin, 462—63.
Podewils, Heinrich Graf von, 338—39.
Polen, Theilung von, 324 ff.
Pöllnitz, Johann Ernſt und Gerhard Bernhard von, 59.
Ponitow, Chriſtine, 443 ff.
Poſſe, Baron, 292.
Potemkin, Fürſt, 332.
Preußen, Friedrich II., König von, 120, 265 ff., 342 ff.
——, Heinrich, Prinz von, 317 ff., 331 ff.
——, Amalie, Prinzeſſin von, 329.
Prittwitz, Joachim Bernhard von, 277 ff.
Promnitz, Ulrich Hipparch, Graf von, 79.
Pury, Daniel, 479 ff.
Putkammer, Georg Ludwig und Nikolaus Lorenz von, 361—62.

Radziwill, Thekla, Prinzeſſin von, 488.
Ramin, Friedrich Ehrenreich von, 312 ff.
Rappolt, Friedrich, 454.
Raſumoffski, Cyrill, Graf von, 303 ff.
——, Alexei, Graf von, 304.
Rechenberg, Luiſe, Freiin von, 115 ff., 119.
——, Johann Georg, Freiherr von, 119.
Regensburg, Georg von, 4, 7.
Rehebold, Elias, 482—83.
Richter, Georg, 482.
Reichard, Georg, 438 ff.
Reſtaurationscommiſſion, in Sachſen, die, 150.
Reuß, Feldmarſchallin, 158, 171 ff.
——, Heinrich II., Graf, 170 ff.
——, Heinrich XXIV., Graf, 170 ff.
——, Heinrich XI., Fürſt, 171 ff.
Reviſionsrath, in Sachſen, der, 145 ff.
Romanzoff, General, 267.
Roſen, die von, 483 ff.
Rouſſeau, J. J., 242.
Rueſch, Johann Theodor, Freiherr von, 268.
Rüger, Suſanna, 444.
Rumänzoff, Grafen von, 334.
Rußland, Eliſabeth, Kaiſerin von, 287 ff.
——, Katharina II., Kaiſerin von, 191, 300 ff., 320 ff., 331 ff.
——, Peter III., Kaiſer von, 264, 297 ff.

Rußland, Natalie, Kaiſerin von, 331.
——, Marie, Kaiſerin von, 332.

Sachſen, Moritz, Kurfürſt von, 13 ff., 27 ff., 390 ff.
——, Auguſt, Kurfürſt von, 15 ff., 39, 395 ff., 464 ff.
——, Chriſtian I., 418—19, 465 ff.
——, Johann Georg I., Kurfürſt von, 44, 48 ff.
Sachſen, Johann Georg III., Kurfürſt von, 101 ff.
——, Johann Georg IV., Kurfürſt von, 106 ff.
——, Friedrich Auguſt I., Kurfürſt von (Auguſt II. von Polen), 113, 143 ff, 355.
——, Friedrich Auguſt I., König von, 149.
——, Agnes Hedwig, Kurfürſtin von, 400.
——, Anna, Kurfürſtin von, 397 ff., 404. 414.
——, Hedwig, Kurfürſtin von, 41.
——, Magdalene Sibylla, Kurfürſtin von, 45.
——, Adolf und Auguſt, Prinzen von, 404.
——-Weißenfels, Magdalene Sibylla, Prinzeſſin von, 58.
——-Zeitz, Chriſtian Auguſt, Prinz von, 159.
——-Hildburghauſen, Ludwig Friedrich, Prinz von, 244.
——, Marſchall von, 222 ff., 340 ff.
Salankenem, Schlacht bei, 121.
Salenmon, Konſtantin Nathanael von, 343.
Salm, Karl Dietrich Otto, Fürſt von, 139.
Salmuth, Johann, 406 ff.
——, Georg, 467.
——, Friedrich Wilhelm von, gen. Beringer, 467.
Sanguin, Auguſt, Graf von, 183 ff.
Scheidt, Chriſtian Ludwig, 179 ff.
Scheiner, Peter, 482—83.
Scheuchler, Benedict, 484 ff.
Schlabrendorf, Otto, Freiherr von, 72.
Schleinitz, Wolf Dietrich von, 44.
Schmalkaldiſcher Krieg, 12 ff.
Schmettau, Karl Chriſtoph und Samuel, Grafen von, 431 ff.
Schmidt, Joſeph, 478.
Schneppius, Erhard, 381 ff, 385—87.
Schomberg, Marſchall, 80.
——, Karl, 84.
——, Meinhard, 84, 96 ff.
Schönberg, Wolf von, 8.
——, Kaspar von, 411.
Schönborn, Damian Hugo, Graf von, 159—60.
Schöning, Hans Adam d. ä. von, 56, 58.
——, Hans Adam d. j. von, 56 ff.
——, Wolf Ernſt von, 56.
——, Lüdicke Ernſt von, 81, 104, 109.
Schütz, Henn, 377 ff.
——, Chriſtian, 404 ff.
Schuwaloff, Graf, 286 ff., 300 ff.
Schweden, Friedrich, König von, 214 ff.
——, Adolf Friedrich, König von, 218, 255 ff., 327.
——, Guſtav III., König von, 320 ff., 328 ff.
——, Luiſe Ulrike, Königin von, 218, 254 ff.
——, Friedrich und Karl, Prinzen von, 321.
——, Sophie Albertine, Prinzeſſin von, 329.
Schwerin, Bogiſlav von, 61.
——, Otto von, 101.
——, Wilhelm Friedrich Karl, Graf von, 352—53.

Schwerin, Philippine Luiſe und Ulrike Eleonore, Gräſinnen von, 318.
Schwerins, die, 120.
Sczekuly, Michael von, 359.
Selneccer, Nikolaus, 401 ff., 409, 418.
Sievershauſen, Schlacht bei, 36 ff.
Sillig, Johann Gottfried, 487 ff.
Sinclair, Friedrich Karl, Graf von, 319 ff.
Solms-Baruth, Grafen, 174 ff.
Soltikoff, Peter Graf von, 281.
Souches, Karl Ludwig, Graf de, 121.
Surdy, General, 85—86.
Spaen, Alexander, Freiherr von, 82.
Spanheim, Ezechiel, Freiherr von, 102.
Spantekow, 62.
Sperling, Paul, 365 ff.
——, Paul Friedrich, Johann, Chriſtoph, Paul Gottfried, 367.
Sperlinge, Reſcript gegen die, 407 ff.
Spilner, Heinrich, 48 ff.
Stettin, Belagerung von, 60,
Stößel, Johann, 402.
Stolberg-Wernigerode, Chriſtian Ernſt, Graf von, 169.
Stolpen, Ueberfälle von, 358 ff.
Stoltenfoht, Jakob und Johann, 439.
Strattmann, Theodor Athletus Heinrich, Graf von, 109 ff.
——, Heinrich Johann Franz, Graf von, 110.
Streit, Sigismund, 480 ff.
Strigel, Victorin, 382.
Strozzeni, Abraham, 398.
Süße, Johann Gabriel, 421 ff.
Sydow, Balthaſar Friedrich und Adam Wilhelm von, 86.

Törring, die Grafen, 142.
Tottleben, 279 ff.
Treffenfeld, Joachim Henning von, 64.
Türkiſcher Geſandter in Berlin, 314—15.

Uertingen, Gefecht von, 85.

Voigt, Daniel, 485.
Voltaire, 263.
Vorhoff, die, von Farrat, 357.

Wachholtz, General von, 354.
Wagner, Philipp, 401.
Waldeck, Georg Friedrich, Graf von, 93.
——, Karl Auguſt Friedrich, Fürſt von, 221.
Warnery, Karl Emanuel von, 359 ff., 363 ff.
Wedell, Karl Heinrich von, 274.
Weiler, Ernſt von, 60 ff.
——, Chriſtian Ernſt von, 61.
Werner, Paul von, 305 ff.
——, Johann, 438 ff., 441 ff.
Werthern, Georg Graf von, 111—12.
Wertorff, Marquard und Henn von, 377 ff.
Wiliſch, Chriſtian Friedrich, 463.
Wille, Hofrath, 113 ff.
Wins, Chriſtoph und Johann, Freiherren von, 94.
Wobersnow, Moritz Franz Caſimir von, 342.
Wolframsdorf, Hermann von, 147 ff.
——, Johann Friedrich und Johann Georg von, 148.
Woronzoff, Graf, 285 ff., 296 ff.
——, Gräfin, 302 ff.
Wreech, Adam Friedrich von, 120.
——, Eleonore Luiſe von, 120.
——, Friederike Sophie von, 120.
Wulffen, Johann von, 60.

Württemberg, Friedrich Eugen, Herzog von, 308 ff.
— -Oels, Karl Chriſtian Erdmann, Herzog von, 220.
Wylich, Friedrich, Freiherr von, 282, 286.
Zech, Bernhard von, 146.
Zeuner, Kaſpar, 401, 414.
Ziethen, Johann von, 81.
Zorndorf, Schlacht bei, 269.
Zwickau, Belagerung von, 14, 18.
—, der Rath zu, 48 ff.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Geheime Geſchichten

und

Räthſelhafte Menſchen.

Geheime Geſchichten
und
Räthſelhafte Menſchen.

Sammlung
verborgener oder vergeſſener Merkwürdigkeiten.

Herausgegeben
von
Friedrich Bülau.

Achter Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1857.

Inhalt.

Seite

I. Anton von Schlieffen und Adam von Schlieben 1

II. Die Herzogin von Chevreuſe. Frei nach Couſin von Ed. Köhler 26

III. Die Gräfin von Berlepſch 119

IV. Der Großkanzler Beichling. Nach Familienpapieren und zeither meiſt ungedruckten Actenſtücken 144

V. Grafen Lynar 354

VI. General Tottleben 406

VII. Jean André Venel, Leben eines Arztes. Von Ed. Köhler. 430

VIII. Jean François Henri Venel. Leben eines Pädagogen. Von Ed. Köhler 456

Miscellen.

1) Ein Omen 494

2) Die Türken vor Wien 496

3) Guillotin 497

4) Apraxyn und Dr. Grups 498

5) Kirchenmerkwürdigkeiten 499

Nachträge und Berichtigungen 501

Regiſter 508

I. Anton von Schlieffen und Adam von Schlieben.

Ueber Wallenſtein, dem und deſſen Kataſtrophe im fünften Bande dieſer „Geheimen Geſchichten" ein längerer Aufſatz gewidmet iſt, ſind in Hurter's ſeitdem erſchienener Schrift [1]), die nach archivaliſchen Quellen bearbeitet, zur Zeit aber nur bis zu Wallenſtein's erſter Verabſchiedung (1630) fortgeführt iſt, jedenfalls ſehr dankenswerthe neue Aufſchlüſſe und Nachrichten geboten, die übrigens im Weſentlichen die von uns über ihn gefaßte und in jenem Aufſatze dargelegte Anſicht beſtätigen, dabei auch darlegen dürften, daß ſelbſt die frühern Verdienſte Wallenſtein's um das Kaiſerhaus zweifelhafter ſein möchten, als gemeiniglich angenommen worden, und daß von jeher etwas Zweideutiges, Unzuverläſſiges und Eigenſüchtiges um ihn war. Es iſt jedoch jetzt nicht unſere Abſicht, die Ergebniſſe jener Schrift, auf die wir unſere Leſer einfach aufmerkſam machen wollen, zur Ergänzung unſers Aufſatzes im Auszuge mitzutheilen; vielmehr wollen wir nur über einen in jenem Aufſatze, nicht aber in der Hurter'ſchen Schrift, mehrfach berührten Mann etwas Näheres beibringen, über jenen „Obriſten Schlieff", der als Unterhändler und Zwiſchenträger zwiſchen Wallenſtein und einem Theile der damaligen Gegner des Kaiſers diente und darüber in die Kataſtrophe Wallenſtein's verwickelt ward.

---

[1]) „Zur Geſchichte Wallenſtein's" (Schaffhauſen 1855).

Es war dies Anton von Schlieffen, aus jenem alten pommeriſchen Geſchlechte, das einem ſeiner edelſten Sproſſen, Martin Ernſt von Schlieffen [1]), jenem geiſtvollen und hochſinnigen Menſchenfreunde, dem vertrauten Mitſtreiter Ferdinand's von Braunſchweig im ſiebenjährigen Kriege, dem Gönner und Freunde Johannes von Müller's und Georg Forſter's und aller vorſtrebenden Geiſter der Zeit, Veranlaſſung zu einem umfaſſenden Werke gegeben hat, in welchem faſt zum erſten male von einem Mitgliede des Adels ſelbſt die Grundſätze der geſchichtlichen Kritik und überhaupt das Licht der geſchichtlichen Wahrheit auf die von ſo vielen Fabeln umhüllten Stammbäume des Adels angewendet wurden und zugleich ein Beweis gegeben ward, wie fruchtbar für die Aufhellung der Geſchichte und des Charakters der Vorzeit, und wie reich an intereſſanten Betrachtungen auch die Geſchichte eines einzelnen Adelsgeſchlechtes gemacht werden könne.

Anton von Schlieffen ſtammte aus einem Nebenzweige jenes alten Geſchlechts, der zu Droſow blühte. Sein Großvater Anton war in der Mitte des 16. Jahrhunderts Bürgermeiſter zu Cöslin und mit einer von Schwedern verheirathet geweſen. Der Sohn deſſelben, Lorenz, zeugte mit der Tochter eines cösliner Rathsherrn, Katharina Sander, neben zwei andern Söhnen, von denen der Eine auch dem Namen nach unbekannt iſt und von dem Andern, Georg, nur im Allgemeinen berichtet wird, daß er Soldat geweſen, und einer Tochter [1]), unſern Anton, der, als das jüngſte Kind, 11. Juli 1576 geboren wurde und, früh des Vaters beraubt (1580), von der Mutter erzogen, im 16. Jahre die Univerſität Königsberg bezog, weniger wol, um ſich auf einen wiſſenſchaftliche Vorbildung erfodernden Beruf vorzubereiten, als um ſich eine Grundlage für allgemeine Bildung zu erwerben. Denn ſchon zwei Jahre ſpäter tritt er bei dem Prinzen und ſpätern Herzog Philipp von Pommern [2]) in Hofdienſte (1593), und ſchon 1594 zog er vom väterlichen Gute aus, mit zwei Pferden, d. h. mit zwei berittenen Dienſtleuten, deren Führer er war, in das Feld, nach Ungarn zum Türkenkriege, einer Soldſchaar ſich anſchließend, welche Hans von Zedtlitz geworben hatte. Als nach wenigen Monaten dieſe Truppe verabſchiedet ward, ging er zu Oberſt Kottwitz, dem er ſechs Leute mitbrachte, indem ſich noch Viere ihm im Felde angeſchloſſen hatten. Dieſe Viere that er in die Compagnie und er ſelbſt blieb mit ſeinen beiden Dienern, ſeinerſeits als Diener, bei dem Oberſten. Dies lag ſo in den Sitten der Zeit, bezeichnete den Uebergang von dem Ritterweſen und den Lehnsheeren zu dem Soldatenthum, und dieſe adeligen Diener, die auch Aufwärter genannt wurden, mögen eine mittlere Stelle zwiſchen Adjutanten und Ordonnanzen vertreten haben.

---

[1]) Geb. 30. Oct. 1732, Generaladjutant im alliirten Heere 1757—1762, dann kaſſelſcher Staatsminiſter und Generallieutenant, † als preußiſcher Generallieutenant 15. Sept. 1825. Er ſtarb unvermählt, begründete aber das große Familien-Fideicommiß der Grafen von Schlieffen.

---

[1]) Agnes, vermählt 1) mit Teßlav von Manow, 2) mit Georg Zizelsky.

[2]) Geb. 28. Juli 1573, ſuccedirt 7. März 1606, † 3. Febr. 1618, ohne aus ſeiner Ehe mit Sophie von Holſtein-Sonderburg Kinder gewonnen zu haben.

1597 war auch dieſer Dienſt zu Ende und Schlieſſen, des Kriegslebens keineswegs müde, zog, noch immer von ſeinen treuen Anhangern begleitet, nach Norden, in der Abſicht, in Rußland ſein Gluck zu verſuchen. Als er aber durch Liefland ritt, fand er dort eben den König Sigismund III. von Polen im Begriff, ſich nach Schweden einzuſchiffen, um einen Kampf um dieſes ſein Erbreich zu wagen, und Schlieſſen ſchloß ſich dem Unternehmen an. Die Expedition ſchlug bekanntlich vollkommen fehl, und während der König mit Mühe ſich über die See zuruck rettete, ward Schlieſſen vom Feinde umringt und gefangen. Er aber, gegen Polen nicht mehr verpflichtet als gegen Schweden, und gleichgiltig über die Fragen, denen der Kampf gegolten hatte, entſchloß ſich raſch und trat mit ſeinem kleinen Häuflein als Rottmeiſter in das für Schweden errichtete Freifähnlein Franzens von Treyden, wo er bald zum Fähndrich aufſtieg. Auch hier war jedoch der Anfang ungünſtig, zugleich aber ſo, daß Schlieſſen ſeine Tapferkeit und Pflichttreue ehrenvoll bewähren konnte. In Eſthland eingerückt, ward die Freiſchaar vom Feinde umzingelt, geſchlagen, des Führers beraubt, theils zerſprengt, theils gemetzelt, und Schlieſſen mußte froh ſein, ſich in einen Sumpf fluchten zu können, nachdem er ſeine Leute, Pferde und all ſein Heergeräthe verloren, doch aber die Fahne, wenn auch nicht deren Stange, gerettet hatte. Mit dieſem im Buſen verborgenen Schatze entkam er, nach noch manchen Fährlichkeiten, glücklich, zunächſt von einem Bauer geleitet, der ſich mit Frau und Kind in eine Höhle geflüchtet hatte und ihn unter dem Schutze der Nacht nach Reval führte.

Der Pferde verluſtig und ohne Mittel zur Hand, ſich deren neue zu ſchaffen, mußte er ſich jetzt, ſo ſchwer es ihm nach den Vorurtheilen der Zeit fiel, entſchließen, zu dem Fußvolk überzugehen, trat zu den Truppen, welche Herzog Adolf von Holſtein für den König von Schweden warb, und hatte die Ehre, daß ihm die eigene Leibfahne des Herzogs vertraut wurde, worauf er zunächſt mit gutem Erfolge nach Liefland auf Werbung ging. Dann lag er lange in Garniſon zu Dorpat und hier war er noch, als es **1601** von den Polen belagert ward, in deren Hände er bei einem Ausfalle als Gefangener fiel. Er hatte doch nur Gutes von der Behandlung zu rühmen, die er während einer ſich durch 16 Monate hinziehenden Gefangenſchaft erfuhr, und namentlich der Feldherr Zamoisky[1]) überhäufte ihn mit Beweiſen der Theilnahme und des Wohlwollens, bewirthete ihn täglich an ſeiner Tafel und unterhielt ſich ſo gern mit ihm, daß Schlieffen bei den Polen nur Zamoisky's Deutſcher hieß. Endlich vermittelten ſeine Landesfürſten, die Herzoge von Pommern, ſeine Freilaſſung, gegen das ſchriftliche Verſprechen, nie wieder gegen Polen dienen zu wollen.

Er kehrte jetzt zur Heimat, wo nun auch ſeine Mutter geſtorben war. Aber nicht lange duldete es ihn in der Ruhe, und was ihm von dem Erbe der Eltern zufiel, ſchien ihm nur deshalb werth, weil es ihm die Mittel bot, ſich abermals zu einem Kriegszuge auszurüſten. Diesmal ſchloß er ſich wieder einem Zuge nach Ungarn an, wohin der Freiherr von Penz dem Kaiſer einen Haufen Fußvolk gegen den mit den Türken verbündeten ſiebenbürgiſchen Boczkay zuführte und unſerm Schlieffen eine Compagnie dabei vertraute. Aber auch hier traf ihn ſein altes Unglück. Er ward bei einer Niederlage der Kaiſerlichen gefangen und fand die Ungarn weniger großmüthig, als die Polen ſich gegen ihn bewieſen hatten[1]. Faſt zwei Jahre mußte er mit 28 Pfund ſchweren Feſſeln, deren Spuren er mit ins Grab nahm, und in gänzlicher, nur durch das Almoſen barmherziger Muſelmänner gemilderter Entblößung zubringen. Er bekam nur Waſſer und Brot und letzteres auch nicht ausreichend. Hatte er ſich von dem Almoſen, das die Türken austheilten, die ſich zuweilen aus den Reihen der Gefangenen Sklaven kauften, ein Stück Fleiſch verſchafft, ſo durfte er es nicht ohne eingeholte Erlaubniß kochen. Als ihn das ungariſche Fieber befiel, wurde ihm kein Pfund der Feſſeln abgenommen und nicht einmal ein Bund Stroh gegeben. Endlich brachte der Friede auch ihm die Freiheit. Jetzt warb er für Kaiſer Rudolf ein Fähnlein von 300 Mann, mit dem er in Komorn lag. Als aber Rudolf durch ſeinen Bruder Mathias der ungariſchen Krone beraubt ward, gab Schlieffen ſeine Beſtallung auf und zog nach Prag.

---

[1]) Johann Zamoisky, geb. 1542, in Paris, Padua und Straßburg gebildet, 1573 Präſident des polniſchen Reichstags, Staroſt von Gneſen und Podlachien, 1576 Reichskanzler, 1580 Krongroßfeldherr, ſetzte die Königswahlen Heinrich's von Valois, Stephan Bathori's und Sigismund's von Schweden durch, kämpfte ſiegreich gegen Rußland, Erzherzog Max von Oeſterreich, die Tartaren und die Koſaken, und gründete Zamosk, wohin er ſich 1605 zurückzog und bald darauf ſtarb.

Auch hier finden wir ihn in den damaligen Parteiwirren auf wechſelnden Seiten. Erſt ſchließt er ſich den Gegnern Oeſterreichs an und übernimmt die Vertheidigung ihres wichtigſten Waffenplatzes, Pilſen's. Dann hielt er ſich, 1618 zu Prag mit der reichen Erbtochter des böhmiſchen oberſten Grenzcommiſſarius, Nikolaus Schwarzenberger von Hörſemerſitz, Anna, vermählt, während des Entſcheidungskampfes neutral. Als der Kaiſer geſiegt hatte, nahm Schlieffen, mehr aus Beſorgniß, daß ihm außerdem ſeine Güter confiſcirt werden möchten, als aus eigener Wahl, die ihm angebotene Stelle als Oberſtlieutenant bei dem Regimente an, das Fürſt Karl von Liechtenſtein 1) für den Kaiſer errichtete. Doch wenn ihm auch die böhmiſche Sache gleichgiltig geweſen war, ſein proteſtantiſcher Glaube war es ihm nicht, und als ſich die beharrliche Verfolgung des Proteſtantismus in Böhmen täglich entſchiedener herausſtellte, wollte Schlieffen wenigſtens nicht zum Werkzeuge bei ſolchen Maßregeln dienen, gab ſeine Beſtallung auf und zog ſich auf ſein 13 Meilen von Prag gelegenes Gut Warensdorf zurück, das er mit 40,000 Reichsthalern erkauft hatte. Noch muß er bei dem Kaiſer Vertrauen genoſſen haben, indem ihn dieſer zu einer Sendung nach Nürnberg und auf zwei Fürſtentagen in Schleſien verwendete. Als aber 1627 das Edict erging, daß alle Einwohner Böhmens ſich der katholiſchen Kirche anſchließen oder binnen einer Friſt von ſechs Monaten auswandern ſollten, ſah ſich auch Schlieffen genöthigt, zu dem Verkaufe ſeiner böhmiſchen Beſitzungen zu verſchreiten, und konnte dies natürlich nur unter ſchweren Verluſten bewerkſtelligen. Für Warensdorf erhielt er ſchließlich nur 12,000 Reichsthaler, für ſein Haus in

---

[1] Die Ungarn ſind ehrlichere, biederſinnigere, dem Freunde gegenüber gutherzigere und zuverläſſigere Menſchen, als die Polen, aber ſie ſind harter, haben noch viel vom Barbaren in ſich, was die Polen abgeſtreift, vielleicht nie in gleicher Stärke beſeſſen haben, und ſind daher einer andauernden Grauſamkeit fähig, wo die Polen nur im Momente der Leidenſchaft grauſam ſein mögen.

---

1) Geb. 1569, gefürſtet 1618, † 12. Febr. 1627, vermählt mit Anna Maria Freiin von Bozcowitz, einer Tochter Johann Schembora's von Czernahora, Freiherrn von Bozcowitz. Die von ihm begründete Linie erloſch im Mannsſtamme 1711. Die heutigen Fürſten ſtammen von ſeinem Bruder Gundaccar, der 1623 gefürſtet wurde.

Prag, das er auf 30,000 ſchätzte, nur 11,000, die ihm nicht einmal richtig ausgezahlt wurden. Er war noch mit dieſen Sorgen beſchäftigt und ſaß noch zu Warensdorf, als ihn die Angelegenheiten ſeines Vaterlandes abriefen. Dorthin war Wallenſtein gedrungen, lag vor Stralſund und bedrängte Pommern in ſattſam bekannter Weiſe. Herzog Bogislav ſchickte eine Geſandtſchaft an den Kaiſer, die ſeinen Frieden mit dieſem und den Schutz deſſelben gegen den gewaltthätigen Feldherrn zu vermitteln ſuchen ſollte, und die 1628 nach Prag kam. Schlieffen leiſtete ihr nicht blos den Beiſtand, den ihm ſeine Local- und Perſonenkenntniß und ſeine Verbindungen möglich machten, ſondern unterſtützte ſie auch mit anſehnlichen Geldvorſchüſſen und eilte ſelbſt nach Pommern, ſeine Familie und ſein Vermögen in der ganzen Verwirrung zurücklaſſend, die durch jenes Edict bereitet war, aber durch den Wunſch getrieben, dem Vaterlande die Dienſte nachzutragen, die er ihm ſo lange für fremde Zwecke entzogen gehabt. Es mag ihn dabei die Hoffnung belebt haben, vielleicht auf Wallenſtein ſelbſt zu Gunſten des bedrängten Pommerns einwirken zu können. Denn er hatte mit dieſem in Ungarn zuſammen gedient und ſoll ihm, als Wallenſtein bei dem Sturme auf St. Andrea an ſeiner Seite verwundet worden, das Leben gerettet haben, weshalb ihm Wallenſtein jederzeit ſehr gewogen geblieben ſei. Die Intereſſen, welche Wallenſtein bei ſeinem Andringen auf Pommern verfolgte, erſchienen ihm zu hoch, als daß er ſie einer perſönlichen Rückſicht auf einen Jugendbekannten und deſſen Verdienſte um ihn hätte nachſetzen ſollen, und es ſcheint nicht, daß Schlieffen damals irgend einen weſentlichen Einfluß auf Wallenſtein zu üben vermocht habe, wiewol er vielfach mit ihm für den Herzog unterhandelte. Von dieſem ward er aber zum Geheimen Rath und Landoberſten ernannt und mit der Einleitung von Vertheidigungsanſtalten beauftragt, für die es jetzt freilich zu ſpät war, die aber doch bedeutende Koſten verurſachten, zu denen Schlieffen ſo beträchtliche Vorſchüſſe machte, daß ihm dafür das Amt Torgelow verpfändet wurde. Die Rettung Pommerns kam nicht durch ihn, ſondern durch Guſtav Adolf.

Schlieffen eilte bald nach Böhmen zurück, wo er noch bedeutende Vermögensintereſſen hatte, die durch ein Verweilen in dem Kreiſe des Feindes noch gefährdeter werden konnten, als ſie ohnedies waren. Dies hatte aber freilich die entgegengeſetzte Folge, daß nun Guſtav Adolf den in Feindesland gezogenen Schlieffen als Feind behandelte und das Pfandrecht, das Schlieffen auf Torgelow zuſtand, auf ſeinen Oberſten Sattler übertrug; dies zugleich ein bezeichnender Act für die Art und Weiſe, wie auch der Schwedenkönig ſeine Verbündeten und Schützlinge behandelte. Denn Schlieffen hielt ſich natürlich an den Herzog von Pommern, der auch die ihm zu gewährende Entſchädigung 1636 den Landſtänden empfahl.

Schlieffen, der es nun ebenſo bedenklich finden mochte, ſich dem Kaiſer, wie den Schweden, anzuſchließen, wendete ſich 1630 auf einen neutraleren Boden, nach Sachſen, wo er mit andern böhmiſchen Exulanten in der Nähe des Landes lebte, auf das ſie noch immer, mögliche Wechſelfälle erhoffend und an ihrem Theile dafür Plane ſchmiedend und arbeitend, ihre Blicke richteten. Er ging zunächſt nach Zittau, dann, als das kaiſerliche Heer ſich dieſem Platze näherte, nach Pirna, wo die meiſten böhmiſchen Exulanten lebten, endlich nach Dresden.

Von hier ging er nun in derſelben Zeit, in welcher Wallenſtein nach allen Seiten hin mit des Kaiſers Feinden ſeine zweideutigen Unterhandlungen anknüpfte, mit

Kinsky, dem Schwager Terzky's, zu Wallenſtein nach Pilſen, kam von da am 13. Jan. 1634 nach Dresden zurück, als Ueberbringer eines Paſſes für den ſächſiſchen General von Arnim, welchen der Herzog dringend zu Unterhandlungen nach Pilſen einlud, und referirte vor den ſächſiſchen Geheimen Räthen von Miltitz und Dr. Timäus über die Mittheilungen, welche ihm Wallenſtein, in allerdings immer noch unklarer, zuweilen wol etwas renommiſtiſcher, dem Kaiſer gegenüber aber jedenfalls illoyaler Weiſe über ſeine Pläne gemacht, ſowie über Das, was er von ſeinem „alten guten Freunde“ Ilau (Illo) erkundet. Wenn er hier noch lediglich als ſächſiſcher Agent erſcheinen konnte, ohne ſelbſtthätig bei Wallenſtein's verrätheriſchen Operationen zu wirken, ſo trug es allerdings einen andern Charakter, als er, nochmals nach Pilſen zurückgekehrt und, wie es ſcheint, bei den im Februar daſelbſt gepflogenen Verhandlungen gegenwärtig, ſich (19. Febr.) zum Ueberbringer der Befehle des Herzogs an das ſchleſiſche Corps machte, das durch dieſe Befehle den Händen des Kaiſers entzogen werden ſollte. Auf der Reiſe dahin ward er in Prag verhaftet und die Befehle bei ihm gefunden. Er ward nach Wien gebracht und einer Unterſuchung unterworfen, bei der er aber beharrlich ſeine Unſchuld behauptete und blos in Privatangelegenheiten nach Böhmen gereiſt ſein und bei Wallenſtein nur die Erlaubniß zu einem Aufenthalte daſelbſt geholt haben wollte. Seinem trefflichen Geſchlechtsverwandten ſcheint die Wahrhaftigkeit dieſer Unſchuldsbetheuerung, hinſichtlich deren er allerdings das dagegen Sprechende aus den zu ſeiner Zeit bekannten Quellen anführt, doch weſentlich dadurch unterſtützt zu werden[1], daß Schlieffen ja der Krone Schweden gedient habe und daher ohne Bedenken hätte geſtehen können, Wallenſtein's Vorhaben unterſtützt zu haben, und daß er noch in dem Aufſatze, welchen er ein Jahr vor ſeinem Tode, wo er längſt der Gewalt des Kaiſers entzogen und jeder Rückſicht entbunden war, über ſeine Schickſale aufzeichnete, bei derſelben Verſicherung beharrte. Letzterer Umſtand bleibt allerdings räthſelhaft und würde höchſtens durch die Annahme zu erklären ſein, Schlieffen habe ſich geſcheut, jemals zu geſtehen, daß er, der Folter und dem Tode zu entgehen, die Unwahrheit berichtet habe. Und doch hat man wol immer und damals vor Allem zwiſchen Läugnen und Lügen unterſchieden. Auch mochten die Theilnehmer an Wallenſtein's Schritten über deren Tragweite ſtets im Unklaren ſein. So erklärte ſich auch Schaffgotſch, ungeachtet nicht zu zweifeln war, daß er Wallenſtein in der Widerſetzlichkeit gegen den Kaiſer zu unterſtützen bereit geweſen, noch auf dem Schaffotte für unſchuldig, muß alſo die Schuldbarkeit ſeines Verfahrens nicht ermeſſen haben [1]. Was dagegen den erſtern Grund anlangt, ſo wiſſen wir weder, daß Schlieffen damals in ſchwediſchen Dienſten geſtanden, noch dürfte man kaiſerlicher Seits auf eine etwaige derartige Verbindung, die ihn doch unter den ganzen Umſtänden des Vorganges nicht zum eigentlichen Kriegsgefangenen gemacht, ſondern eher als eine Art Kundſchafter und Emiſſair hätte erſcheinen laſſen, beſondere Rückſicht genommen haben. Nach den neuern, aus dem dresdener Archiv gefloſſenen Aufſchlüſſen ſcheint es nicht zu läugnen, daß er ungleich mehr auszuſagen hatte, als er in Wien geſtanden und als er noch in ſeiner Selbſtbiographie zu berichten für gut gefunden hat. Ebenſo dürfte nicht in Abrede zu ſtellen ſein, daß wenigſtens ſeine Sendung nach Schleſien der kaiſerlichen Behörde als ſtrafbar erſcheinen mußte.

---

[1] „Nachricht von einigen Häuſern des Geſchlechts der von Schlieffen oder Schlieben“ (Kaſſel 1784, 4.), S. 312—314.

---

[1] Siehe den Bericht ſeines Kammerdieners, des nachherigen Hauptmanns Konſtantin von Wegrer, in der „Zeitſchrift des Vereins für Geſchichte und Alterthum Schleſiens", Heft II, S. 1 fg. Vgl. auch V, 181 fg.

Es wurde die Folter gegen ihn erkannt. Als ihm dieſes Urtel verkündigt ward, gerieth er in ſolche Beſtürzung, daß er im erſten Augenblicke den Inhalt deſſelben nicht faſſen konnte, woran jedoch vielleicht auch eben die Faſſung deſſelben Schuld geweſen ſein kann, da ja noch heute die juriſtiſchen Erkenntniſſe, wie andere Erlaſſe öffentlicher Behörden, nur zu häufig blos Juriſten wahrhaft verſtändlich ſind. Er ließ es ſich nochmals vorleſen und bat dann auf das Ergreifendſte, ihn lieber ſogleich hinrichten, als ſolche ſchimpfliche Marter beſtehen zu laſſen, rief den Himmel zum Zeugen an, daß er nichts weiter auszuſagen habe, als was bereits von ihm erklärt worden ſei, und verwahrte ſich gegen Alles, was vielleicht die Qualen ihm abpreſſen möchten. Sei es nun, daß es blos auf eine Territion abgeſehen ward, oder daß der vorſitzende Graf Schlik in der That durch die Verzweiflung des alten Kriegskameraden gerührt ward, er ſchob die Vollſtreckung des Urtels auf und beruhigte Schlieffen, nach ſechzehntägiger banger Ungewißheit, durch die Verſicherung, daß er mit dem Kaiſer geſprochen und daß Schlieffen nichts mehr zu fürchten habe. Doch ward er erſt nach Jahresfriſt, gleichzeitig mit dem Herzog Heinrich Julius von Sachſen Lauenburg, in Freiheit entlaſſen und kehrte nun nach Dresden zurück.

Hier ſoll er ſeine Verbindungen mit der böhmiſchen Oppoſitionspartei fortgeſetzt und namentlich mit der Gräfin Thurn in verdächtigem Briefwechſel geſtanden haben.

Doch ſchützte ihn der ſächſiſche Hof noch 1636 gegen eine prager Requiſition. 1637 ward er aber wegen misliebiger Correſpondenzen ausgewieſen, während er ſelbſt nur der Misgunſt perſönlicher Feinde die Schuld gibt, daß ſie ihn von Dresden vertrieben habe. (Man war allerdings gerade in jener Zeit in Dresden ſehr mistrauiſch gegen ſchwediſche Umtriebe und Agenten. Graf Philipp Karl [1]) von Brandenſtein, welcher früher ſächſiſcher Geheimer Rath und in der Jülich'ſchen Angelegenheit thätig geweſen, dann aber in ſchwediſchen Dienſt getreten und Schatzmeiſter des Königs geworden, überhaupt bei Guſtav Adolf, wie nach ihm bei Oxenſtierna, in ſo große Gunſt gekommen war, daß Guſtav Adolf ihm, freilich auch auf Koſten Anderer, ein Geſchenk mit der, ſolange die kaiſerlichen Waffen obenauf waren, von Graf Heinrich Schlik in Beſitz gehaltenen [2]) Herrſchaft Querfurt machte, wo er ſich 23. Jan. 1633 huldigen ließ, die Herrſchaft aber, in Folge des prager Friedens, am 21. Sept. geräumt hatte, wurde in demſelben Jahre 1637, in welchem Schlieffen ausgewieſen ward, in Dresden, wohin er, angeblich in einer ſchwediſchen Miſſion nach Wien, von ſeiner Gemahlin [1]) begleitet, gekommen war, verhaftet, weil er die ſächſiſchen Avocatorien nicht beachtet und gegen Sachſen gefährliche Consilia gegeben habe, und iſt in der Haft, 1641, geſtorben.)

---

[1]) So finden wir ihn in Nachrichten über ſeinen Beſitz von Querfurt genannt. Dr. Vehſe („Geſchichte der deutſchen Höfe", XXX, 212) nennt ihn Chriſtoph Karl. In Biedermann's „Ritterſchaft im Voigtlande" (Taf. 217) wird zwiſchen einem Eſaias, welchem das Angeführte begegnet ſei, und deſſen Bruder Chriſtoph Karl unterſchieden. Der Letztere ſei ſächſiſcher Kammerrath geweſen, 1629 auch Graf geworden, aber ſchon vor 1641 geſtorben. Dr. Vehſe nennt des Erſten Gemahlin Helene von Bodenhauſen, ſeinen Sohn Chriſtian. Bei Biedermann heißt ſie Katharine von Gräfendorf und der Sohn, der mit Anna von Miltitz aus Scharfenberg verheirathet geweſen, aber ſchon 1640 erblos geſtorben war, Schweibold. Gehörten die Helene und der Chriſtian vielleicht dem Chriſtoph Karl an? Der Vater dieſer Brüder war Eſaias von Brandenſtein auf Oppurg, Knau, Grünau und Gröbitz, kurſächſiſcher Geheimer Rath und Oberhofrichter. Ein dritter Bruder, Johann Georg, ward katholiſch und bambergiſcher Geheimer Rath. Noch werden drei andere Brüder und eine Schweſter aufgeführt.

[2]) Dieſer ſoll den Unterthanen Gutes erzeigt, ſich auch in kirchlicher Beziehung nicht intolerant bewieſen haben. Als freilich ein Archidiakonus in Querfurt es nicht laſſen konnte, gegen den Katholicismus zu predigen, ſo vertrieb er ihn 1650.

Schlieffen lebte nun zunächſt in Breslau, dann in Thorn und in Danzig, bis er, wie es ſcheint, nach vollſtändiger Aufklärung aller möglichen Irrungen, die ihn den Schweden gegenüber noch behindert, nach Pommern zurückkehrte, wo er 1644 wieder in den Pfandbeſitz von Torgelow kam, 1647 ſchwediſcher Kriegsrath und Oberſter, 1648 Schloßhauptmann von Stettin wurde.

In dieſer Stellung war er bei einem Handel, welcher Danzig betraf, betheiligt. Ein Chriſtoph Hubald, der vor Jahren in ſchwediſchen Dienſten geſtanden, dieſe aber unter Mishelligkeiten mit ſeinen Obern verlaſſen hatte, war nachmals in Danzig zum Commandanten beſtellt worden. Hier kam er, aus irgend einem Grunde mit ſeiner Stellung unzufrieden, auf den Gedanken, ſeinen Frieden mit Schweden und ſonſtige Vortheile an Geld und Würden auf Koſten der Stadt zu erkaufen, die ihm ihr Vertrauen geſchenkt hatte. Er eröffnete ſich Schlieffen, den er wol bei deſſen früherm Aufenthalte in Danzig kennen gelernt hatte, bei einem vorübergehenden Beſuche deſſelben allda, und erbot ſich, gegen Amneſtie des Vergangenen und entſprechende Anſtellung im Heere,

---

[1]) Sie ſoll ſchwanger geweſen ſein; wir finden aber nirgends, daß und was für ein Kind ſie geboren.

Danzig und Weichſelmünde an Schweden auszuliefern. Es ſeien nur 1000 Reiter und 6000 Mann Fußvolk dazu nöthig, wenn das Unternehmen bei Winterfroſt vor ſich gehe, und er wolle Frau und Kinder als Geiſeln ſchicken. Schlieffen berichtete die Sache treulich an die Königin Chriſtine. Dieſe hätte wol Danzig gern gehabt, ſagte ſich aber doch auch, daß ein ſolcher Streich ſehr wahrſcheinlich einen neuen Krieg hervorrufen würde, an dem ihr nichts gelegen war, und ſo begnügte ſie ſich einſtweilen, Schlieffen anzuweiſen, daß er den Hubald mit reichen Verſprechungen ködern und, wo möglich, ausmitteln ſolle, welcher Beweggrund ihn eigentlich zu ſeinem Erbieten treibe. Hubald aber, der ſofort auf reiche Geldſpenden und die eifrigſte Annahme ſeiner Vorſchläge gerechnet hatte und ſich nun in dieſer Erwartung getäuſcht ſah, gab jetzt Schweden auf und trat in polniſche Dienſte, wo er das Commando der deutſchen Truppen und den Indigenat erhielt. In Schweden faßte man jetzt die Beſorgniß, Hubald möge ſeine Pläne zu Gunſten Polens ausführen, weshalb die danziger Behörden ſowol durch Schlieffen, als durch den franzöſiſchen Reſidenten von dem Vorgange unterrichtet und vor Hubald gewarnt wurden. Sie wollten auch gegen dieſen eine Klage anſtellen, wovon ſie jedoch durch den König von Polen abgebracht wurden, um den ſich Hubald in dem Koſakenkriege Verdienſte erworben.

Bald nach dieſen Vorgängen ſtarb Anton von Schlieffen am 7. Sept. 1650 zu Stettin, wo er in der Marienkirche begraben liegt. Seine Gemahlin war ihm 1644, noch in Danzig, im Tode vorangegangen. Im Jahre vor ſeinem Tode hatte er eine Nachricht von ſeinen Lebensumſtänden aufgeſetzt, welche mehrfach gedruckt worden iſt, im Original aber verloren gegangen ſcheint, übrigens von ſeinen Verwickelungen in politiſche Händel wenig oder nichts enthält. Ungeachtet er ſich allen Leichenprunk verbeten hatte, wurde ihm doch ein ſolcher in reichem Maße zu Theil. Jakob Fabricius (VII, 439), damals Generalſuperintendent in Stettin, hielt ihm die Leichenrede, die noch im Druck verhanden iſt. Ebenſo die lateiniſche Standrede, die ihm der gelehrte pommeriſche Chronikant J. Micraelius, Rector des königlichen Gymnaſiums zu Stettin, von ſeinem Katheder hielt. Dieſelben Männer, ſowie Alles, was es ſonſt von Gelehrten in Stettin gab, beeiferten ſich auch, das Lob des Geſchiedenen in lateiniſchen Diſtichen elegiſch zu feiern. In deutſchen Reimen aber beſang ſehr ausführlich ſeinen Lebenslauf Auguſt Auspurger, welcher der Führer ſeines Sohnes auf einer einjährigen Reiſe durch Preußen geweſen war und daſſelbe jetzt wieder auf der größern Cavalierstour, zunächſt nach Frankreich, werden ſollte, als das Siechthum und der Tod des Vaters dieſen Plan unterbrach.

Anton Schlieffen waren von ſeiner Gemahlin drei Töchter und zwei Söhne geboren worden, von denen jedoch bei ſeinem Tode nur eine Tochter und ein Sohn am Leben waren[1]. Er ſelbſt hatte noch die Vermählung der Tochter, Katharina Martha, an Peter von Weiher auf Leyebne und Dammen erlebt (1618). Sie iſt ſpäter noch zu einer zweiten Ehe verſchritten, die ſie mit Ernſt Bogislav von Freeſen ſchloß. Von dem jüngern Sohne, Nikolaus Ernſt, weiß man nichts, als daß er mit Sophie Hedwig von Wachholtz aus Trepislaff vermählt war und mit ihr zwei Töchter und zwei Söhne erzeugte. Die Töchter, Sophie Agnes und Anna Eliſabeth, haben das Blut des alten tapfern und vielerprobten Anton von Schlieffen in die Familien Flemming und Arnim verpflanzt. Mit den Söhnen aber ſollte ſein Mannsſtamm früh erlöſchen. Der älteſte, Anton Wilhelm, in dem etwas von dem Abenteurergeiſte des Großvaters leben mochte, gab, wie dieſer, den Hofdienſt auf 1), um einen Feldzug in Morea mitzumachen, was er als Hauptmann ſächſiſcher Truppen that, die im Solde Venedigs wider die Türken zogen, und ſtarb auf dieſem Kampffelde (1686), wo die Seuchen gefährlicher waren, als die Waffen des Feindes. Bereits war ſein jüngerer Bruder, Balthaſar Joachim, ihm um ein Jahr im Tode vorausgeeilt. Er ſtudirte in Frankfurt an der Oder, und erhielt hier in einem Duell eine Wunde, an der er 17. Auguſt 1685 ſtarb. Wahrſcheinlich verzögerte die Abweſenheit ſeines Bruders, deſſen Anordnungen erſt einzuholen waren, die Abführung der Leiche, die erſt am 22. Febr. 1686 erfolgte, bei welcher Gelegenheit dem früh dahingeriſſenen Jünglinge faſt noch zahlreichere Klagelieder nachgeſendet wurden, als einſt ſeinem thatenreichen Ahnherrn. Ein Anſchlag des Rectors der Univerſität, des unter den Juriſten berühmten Samuel Stryk, that den Vorgang der Univerſität kund. Derſelbe Gelehrte, ſowie die Profeſſoren Grebenitz, Bohr, Beckmann, Baland, Bartholdi und andere Gelehrte widmeten ihm lateiniſche Diſtichen, die verſchiedenen Tiſchgenoſſenſchaften der Studirenden deutſchgereimte Nachrufe, wobei jedoch überall die Duellfrage vorſichtig umgangen iſt. Wer der beklagenswerthere Gegner geweſen iſt, ſagt uns ſelbſt ein uns zufällig vorliegender Brief eines Mitſtudirenden nicht,

---

[1] Der älteſte Sohn, Franz, und die beiden jüngſten Kinder, Anna Agnes und eine ungenannte Tochter, waren früh verſtorben.

---

1) Er war Kammerjunker am Hofe des Großen Kurfürſten.

welcher gleich nach dem Vorgange ſeinem Vater darüber berichtete (17. Aug.)[1], und nur Das entnehmen wir daraus, daß das Duell am 16. Aug. ſtattgefunden hatte und daß es ein Stich war, der dem Enkel Anton Schlieffen's das Leben koſtete. Auf derſelben Univerſität war beinahe ein Jahrhundert vorher (1592) ein anderer Jüngling deſſelben Geſchlechts, Kaſpar von Schlieffen (geb. 1572), der einzige Sohn ſeines Vaters Benedict, gleichfalls im Zweikampfe erſtochen worden.

Die bewegten Züge des Anton Schlieffen veranlaſſen uns, anderer, für ihre Zeit noch eigenthümlicherer Züge zu gedenken, zu denen ein Glied eines namens- und vielleicht ſtammverwandten Hauſes[2], nicht durch kriegeriſche Thatenluſt, aber durch das Streben, „vieler Menſchen Städte zu ſehn und Sinn zu erkunden“, durch Reiſe- und Schauluſt geführt ward und die Neigung dazu auch auf ſeine Söhne vererbte.

Einer zuerſt im Magdeburgiſchen hervortretenden Linie der märkiſchen Schlieben gehörte Adam von Schlieben an, der Sohn jenes Andreas von Schlieben, der zuweilen als kaiſerlicher Feldmarſchall bezeichnet worden, weil er die Reiterei des Markgrafen Hans [1] von Brandenburg im Dienſte des Kaiſers befehligte, damals aber, wie Schlieffen a. a. O. bemerkt, der Reiterführer Feldmarſchall, wie der des Fußvolks Obriſter, der des Geſchützes Feldzeugmeiſter, der des ganzen Heeres Feldhauptmann hieß. Andreas hatte in jener Eigenſchaft den Belagerungen von Metz und Ingolſtadt beigewohnt und war dann Feldobriſter des Schutzheeres geworden, welches die Neumark gegen den Durchzug Erich's von Braunſchweig [2] ſchirmte. Er erwarb zuerſt in ſeiner Linie ein Gut in der Mark, Tammendorf, war Comthur des Johanniterordens zu Lagow und war der Erſte aus dem Orden, der ſein Gelübde der Eheloſigkeit durch den Uebertritt zu dem Lutherthum aufgehoben erachtete und ſich zwei mal verehelichte. Eine Geſchlechtsverwandte, Katharina oder Clara geheißen, des Magnus von Schlieben auf

---

[1] Der nachherige Großkanzler Graf von Beichling an ſeinen Vater, den damaligen kurſächſiſchen Hof- und Juſtitien-, auch Appellationsrath Gottfried Hermann von Beichling. Siehe den Aufſatz sub IV.

[2] Herr von Schlieffen nimmt, trotz der Verſchiedenartigkeit der Wappen und des Mangels jedes nachweisbaren Zuſammenhanges und jeder Gemeinſamkeit von Gütern und Stiftungen, eine urſprüngliche Identität der Schlieffen und der Schlieben an, welche allerdings beide urſprünglich Sliwin hießen, und hält ihre gemeinſame Herkunft aus Baiern für wahrſcheinlich. Wir geſtehen, daß uns ſeine Gründe nur darzuthun ſcheinen, die für das Gegentheil ſprechenden Gründe ſeien nicht unbedingt beweiſend, während ein poſitiver Grund für ſeine Annahme uns nicht begegnet iſt. Darin aber dürfte er Recht haben, daß die ſächſiſchen Linien der Schlieben aus Preußen ſtammen, und daß König's Adelslexikon auch bei ihnen, wie gewöhnlich, und wie nur zu viele genealogiſche Schriften und Ahnentafeln, ſehr unzuverläſſig iſt.

---

[1] Johann, geb. 3. Aug. 1513, ein Sohn des Kurfürſten Joachim I. und der Eliſabeth von Dänemark, ein Bruder des Kurfürſten Joachim II., regierte die Neumark, hinterließ aber von ſeiner Gemahlin Katharina von Braunſchweig (geb. 1518, eine Tochter Heinrich's II., vermählt 11. Mai 1537, † 16. Mai 1574) nur zwei Töchter.

[2] Angeblich wurde dieſer Zug, zu welchem Erich 12,000 Mann angeworben hatte, gegen Liefland gerichtet, wo ſich damals Prinz Magnus von Dänemark umhertrieb, und ſollte eine Beleidigung rächen, welche derſelbe der Schweſter Erich's, Anna Maria, der Gemahlin Albrecht's von Preußen, angethan, indem er ihr den Kopfſchmuck, als zu wenig fürſtenmäßig, vom Kopfe geriſſen. Von der Neumark ward er abgewehrt; die Kurmark und Pommern waren nicht dazu gerüſtet und litten viel von dem Durchzuge. Den Uebergang über die Weichſel verhinderte aber der Gatte der angeblich Beleidigten, Herzog Albrecht, der wol andere Beweggründe des Zuges ahnen mochte, und das Heer verlief ſich, als kein Geld mehr da war, es zu bezahlen. Sein Kriegsherr war jener unruhige Erich II. von Braunſchweig-Calenberg geweſen (geb. 10. Aug. 1528), der bei Sievershauſen gegen Moritz von Sachſen focht, katholiſch ward und tief verſchuldet zu Pavia † (17. Nov. 1584).

Wuſterhauſen Tochter, war ſeine erſte, eine von Loſſow ſeine zweite Gemahlin. Wie es ſcheint, von der Erſtern, wurden ihm drei Söhne und eine Tochter geboren, und darunter als der jüngſte Sohn **Adam** (1552 zu Lagow), der große Reiſende[1].

Nachdem er zu Frankfurt an der Oder und Wittenberg ſtudirt hatte, ward er 1573 Kammerjunker bei Kurfürſt Johann von Brandenburg, reiſte aber ſchon im folgenden Jahre, mit einem Grafen von Hohnſtein, nach Krakau, um den Feierlichkeiten der Thronbeſteigung des neugewahlten Königs von Polen, Heinrich's von Valois, der ſo bald dem wuſten polniſchen Reiche entfliehen ſollte, um auf Frankreichs Throne noch größere Verwirrungen und Sorgen zu erleben, beizuwohnen. Von da zurückgekehrt, ging er noch einmal nach Frankfurt und muß ſich hier ernſtlicher, als vielleicht früher geſchehen, juriſtiſch-ſtaatlichen Studien gewidmet haben, während er vielleicht vorher blos die allgemeine Bildung des Cavaliers geſucht hatte; denn er ward von nun an in richterlichen und diplomatiſchen Geſchäften gebraucht, wie er denn 1578 auf einer fruchtloſen, hauptſächlich auf Beilegung der niederländiſchen Wirren gerichteten Sendung nach Worms ging. Bald darauf aber trat er eine große Reiſe an, die nur der Befriedigung ſeiner perſönlichen Schau- oder Wißbegier galt. Ihr vorgeſetztes Ziel war Madrid, wohin der Reiſende über Venedig, Rom, Genua, Marſeille und Barcelona gelangte. Da aber nicht lange nach ſeiner Ankunft in Madrid Don Pedro Varnegas di Cordova zu dem Beherrſcher Marokkos, Muley Hamed [1]), geſendet ward (1579), ſo ſchloß Schlieben ſich dem Gefolge dieſes Geſandten an und verweilte dreizehn Monate in Marokko, unter, wie es ſcheint, günſtigen Verhältniſſen, indem er beim Abſchied ein freundliches Schreiben Muley Hamed's an den Kurfürſten Johann Georg von Brandenburg erhielt, deſſen Urſchrift ſich im berliner Archive befindet und das in der Ueberſetzung alſo lautet:

---

[1] Die beiden ältern Söhne waren Liborius und Euſtachius, beide kurbrandenburgiſche Räthe. Liborius hatte keine Nachkommenſchaft, Euſtachius von Eliſabeth von Arnim eine Tochter Clara, des Cuno von Quitzow auf Starenow Gemahlin, und einen Sohn Johann Chriſtian, der 1590 unvermählt ſtarb. Die Tochter des Andreas heirathete Mathias von Loſer.

„Muley Hamed, aus göttlichem Willen ein gewaltiger Gebieter in dem occidentiſchen Africa, jenſeits und dieſſeits des Berges Atlas gelegen, in Sueß, Feß, Marokko, Sangora und Tremiſſa König, ein Herr der Mauritanier, Alarben, Berbern, Golulier und Turodunier

Entbeut ſeinem Bruder Johann Georg dem Siebenerherrn in der mitternächtlichen germaniſchen Mark, regierendem und gewaltigem Fürſten, ſeinen Gruß und wünſcht ihm die rechte Erkenntniß Gottes und langes Leben, thut ihm auch zu wiſſen, daß er den ihm mit Lieb und Dienſt verwandten Adam von Schlieben von ſeines Bruders halben gern geſehen und mit Freuden vernommen, daß ſein Bruder geſund ſei, ihn auch derohalben bei Beſichtigung ſeines Reiches gefördert hat und nicht in Zweifel ſtehen will, daß Johann Georg gleicherweiſe ſeinen des Muley Hamed Dienern, die ihm lieb und angenehm ſind, ſich gnädig bezeigen werde, ſo ſie zu ihm kommen, oder in ſein Reich gelangen würden, und ſoll dieſes, wo es ihm gleichfalls alſo beliebt, zwiſchen ihnen feſtſtehen, wie denn Johann Georg dem Muley Hamed, wenn er künftig Jemanden von den Seinen in deſſen Reich ſchickt, in Schriften zu erklären wiſſen wird, ob es ihm alſo angenehm ſei. Der allmächtige Gott wolle ihrer Beider Leben durch ſeine Vorſehung langdauernd machen und ihnen den Frieden geſtatten. Dies iſt von Muley Hamed im 989. Jahre der Hegira und im dritten Jahre der Regierung Muley Hamed's in der Stadt Marocco zu ſchreiben und mit ſeinem königlichen Geheimzeichen zu beſchließen befohlen.“

---

[1]) Er kam 1578, in Folge der Schlacht von Alcaſſar, in welcher ſein Vorgänger und Bruder Abdul Melek und ſein Neffe Mulei Mehemed ſtarben und Sebaſtian von Portugal verſchwand, auf den Thron und regierte bis 1603; ſeine Dynaſtie erloſch 1667.

Der Genuß entſpricht ſelten der Begierde und doch wächſt die Begierde oftmals mit dem Genuſſe. Anton von Schlieben beſuchte auf ſeiner Rückreiſe Portugal, Frankreich, England, Irland und Schottland und war kaum in die Heimat gekehrt, als er wieder nach Wien eilte und ſich hier einer Geſandtſchaft anſchloß, welche unter Führung des Friedrich Freiherrn von Breuner auf Stöbing und Rabenſtein, mit den gewöhnlichen Ehrengeſchenken, welche die Türken der Wahrheit gemäßer als Tribute betrachteten, nach Konſtantinopel ging. Von hier aus ſchiffte er, von Bernhard von Herberſtein und dem nürnberger Geiſtlichen Salomon Schweigger, der die Reiſe beſchrieben hat, begleitet, nach Aegypten und machte von da, mit denſelben Gefährten, eine Wallfahrt nach Jeruſalem. Da ihnen hier der Beſuch der heiligen Stätten nur unter der Bedingung geſtattet werden ſollte, daß ſie vorher gebeichtet und das heilige Abendmahl genoſſen hätten, dies aber nach katholiſchem Brauche zu thun den Lutheriſchen nicht möglich ſchien, ſo half ſich Schlieben mit der ſeltſamen Nothlüge, daß ſie daheim einen Todtſchlag begangen hätten, wofür ihnen die Wallfahrt zur Buße aufgelegt, dabei aber zur Bedingung gemacht worden ſei, nicht vor ihrer Wiederkehr zum Tiſche des Herrn zu gehen. Dieſe Geſchichte fand Glauben und man erließ ihnen jene Vorbereitung.

Ueber Cypern und Italien kaum nach Hauſe gekehrt, wiederholte Schlieben doch ſchon 1582 die Reiſe nach Konſtantinopel. Es ſollte damals daſelbſt die Beſchneidung eines Sohnes des Sultan Murad III. mit großen Feſtlichkeiten begangen werden, und ſo ſtand zu jener Zeit noch das Verhältniß der chriſtlichen Mächte zu den Türken, daß außerordentliche Ehrengeſandtſchaften mit reichen Geſchenken zu dieſer Feier abgeordnet wurden. Auch von Wien ging eine ſolche mit einem Geſchenke, deſſen Werth auf 40,000 Ducaten angeſchlagen ward, nach Stambul ab, und unſer Schlieben machte, diesmal als Begleiter eines Fürſten von Anhalt, auch dieſe Fahrt mit.

Sie war ſeine letzte, indem er von da an im Vaterlande blieb, wo er 1588 kurfürſtlicher Rath, Ritter des Johanniterordens, Statthalter zu Sonnenburg, bald darauf Comthur zu Lietzen, ſpäter auch Domherr und Dechant zu Brandenburg ward. In letzterer Eigenſchaft ſoll er ſich viel unnütze Mühe mit Abänderung der alten Kirchengeſänge gegeben haben, und veranlaßt dadurch den Geſchichtſchreiber ſeines Geſchlechts zu der jederzeit und überall treffenden Bemerkung: „Ihr, die ihr zu Herrſchern oder Vorſtehern über eure Nebenmenſchen berufen ſeid, taſtet die gewöhnlichen Gegenſtände der Andacht oder der Neigung des großen Haufens nicht an, ſolange ſie unſchädlich ſind; laßt ihm ſeine veralteten Lieder, wenn ſie ihn erbauen, ſeine gleichgiltigen Beſonderheiten, ſeine Bärte, ſeine langen Kleider, oder kurzen Mäntel, wenn er damit zufrieden iſt, und beſtrebt euch vielmehr, ihn geſittet, doch nicht gelehrt oder ſchöngeiſteriſch, aber ſo glücklich als möglich zu machen.“

Schlieben ſtarb in hohem Alter, 1628. Seine erſte Gemahlin, Anna Maria von Hoym, mit der er ſich 1581 vermählt hatte, verlor er ſchon nach 16 Wochen und erſetzte ſie im folgenden Jahre durch Barbara, eine Tochter des brandenburgiſchen Marſchalls Kaſpar von Flans und der Margaretha von Rohr aus Schwepke. Dieſe gebar ihm fünf Söhne und ſechs Töchter. Von den Söhnen überlebte ihn jedoch nur Einer, wiewol Vier zu reifern Jahren aufwuchſen [1]). Zwei Söhne, Johann Ernſt (geb. 1. Dec. 1586, † 23. Juli 1620), der bereits kurbrandenburgiſcher Hof- und Kammerrath, Comthur zu Lietzen, verheirathet und Vater war [2]), und Octavian († 22. Febr. 1620) verlor er in Einem Jahre. Adam Friedrich war von ſeiner Reiſeluſt angeſteckt, ging über Konſtantinopel nach Kairo, unterlag aber hier einem hitzigen Fieber. Auch von den Töchtern verlor er eine als Kind, eine (3. Juli 1617) als Jungfrau. Vier trugen ſein Blut in die Familien von Rotenburg, von Bröſigke, von der Werde, von Götzen über. Adam's Witwe ſtarb 1671 und ihr Leichenredner, Feſſelius zu Küſtrin, handelte „von der dreieckigen Grundlage unſrer Seligkeit".

Maximilian, der vierte Sohn, Comthur zu Lietzen, Domherr zu Brandenburg, Merſeburg und Naumburg, pflanzte mit Lucie Marie von Trotha aus Badingen den Stamm fort, hatte übrigens, nachdem er im Gefolge eines Oberſten von Kracht gedient, auch eine Reiſe nach Konſtantinopel gemacht. Mit ſeinen Söhnen, von denen Adam Georg (geb. 1629) als königlich preußiſcher Geheimer Rath und ſeit 1704 preußiſcher Graf ſtarb (2. Oct. 1709), und Bodo, der, um neun Jahre jünger (geb. 1638), um 33 Jahre früher hinüberging (19. März 1676), übrigens kurbrandenburgiſcher Oberſt und Gouverneur von Wollin war, erloſch der Mannsſtamm dieſer Linie. Die bedeutenden Güter kamen an jenen Paul Anton von Kamecke, der unter König Friedrich I. Grand Maitre de la Garderobe war, eine Tochter Adam Georg's zur Gemahlin hatte, und auf den Wunſch des Königs von dem erſten und einzigen Grafen dieſer Linie adoptirt worden war.

---

[1]) Der dritte Sohn, Chriſtian, † 1694, nur einige Wochen alt.

[2]) Seine drei Kinder ſind theils vor ihm geſtorben, theils ohne Nachfolge geblieben.

II. Marie, Herzogin von Chevreuſe[1]).

Als im Jahre 1660 der Cardinal Mazarin ſich triumphirend ſagen durfte, daß er durch zwei Friedensſchlüſſe, den weſtfäliſchen und pyrenäiſchen, Frankreich zur erſten politiſchen Großmacht in Europa erhoben habe, und der ſpaniſche Miniſter, Don Luis de Haro, ihm Glück wünſchte, daß er nach ſo vielen und langen Stürmen endlich der Ruhe pflegen dürfe, gab er zur Antwort, in Frankreich könne man ſich keine Ruhe verſprechen, weil hier ſogar die Weiber zu fürchten wären. „Ihr Spanier“, fuhr er fort, „habt leicht reden; eure Weiber laſſen ſich auf nichts als Liebſchaften ein; anders iſt's in Frankreich; wir haben ihrer drei, die im Stande wären, drei große Königreiche zu regieren oder umzuſtürzen: die Herzogin von Longueville[2]), die Palatine[3]) und die Herzogin von Chevreuſe.“

---

[1]) Frei nach Victor Couſin, mit Anmerkungen des Bearbeiters.

[2]) Anna, Tochter Heinrich's II. von Condé und der Charlotte Margarethe von Montmorency, und Schweſter des großen Condé, geb. 27. Aug. 1619, † 15. April 1679. Sie heirathete 1642 den vor ihr mit Louiſe von Soiſſons vermählt geweſenen Heinrich II., Herzog von Longueville und Fürſten von Neufchatel, beim münſter'ſchen Friedenscongreß mit diplomatiſchen Functionen bekleidet. Unter den Heroinen des 17. Jahrhunderts — ſie war eine der Heldinnen der Fronde und Gönnerin des Janſenismus — hat ihr V. Couſin die ausführlichſte Schilderung gewidmet.

[3]) Anna von Gonzaga, Tochter des Herzogs Karl I. von Nevers

Die Letztere wird Gegenſtand der folgenden Biographie ſein.

Marie de Rohan, geb. im Dec. 1600, war die älteſte Tochter des Herzogs von Montbazon, Hercules von Rohan [1]), aus erſter Ehe mit Madeleine de Lenoncourt. Luynes, der glückliche Emporkömmling, ein einfacher Edelmann und Hauptmannsſohn, der es, auf Ludwig's XIII. wankelmüthige Freundſchaft pochend, mit der Königin-Mutter aufnahm und ſie aus dem Regierungsſattel zu werfen trachtete, der den Marſchall d'Ancre ſtürzte und ich ſelbſt zum Connetable aufſchwang, der zu einer Zeit ie Proteſtanten und die Prinzen von Geblüt befehdete und Richelieu's Syſtem gegen Richelieu ſelbſt anwandte — dieſer war auch der Glückliche, der Mariens Herz zu eſſeln wußte. Wie hätte er ihr nicht gefallen müſſen, a er ſo kühn und unternehmend war, wie ſie? So wurde denn 1617 ein Paar aus ihnen, aber das Bünd-iß löſte ſich ſchon nach vier Jahren durch Luynes' Tod.

---

ad Mantua, jüngere Schweſter Maria's, der Gemahlin der Brüder Wla-
ſlav IV. und Johann Caſimir in Polen. Berühmt, wie durch Geiſt,
harakter und galante Händel mit dem Herzog Heinrich von Guiſe,
als energiſche Vorfechterin der Fronde, zu welcher Zeit ſie Ma-
rin viel zu ſchaffen machte, war ſie ſeit 1645 mit dem katholiſch
wordenen und in Paris lebenden Pfalzgrafen Eduard, Sohne des
königs Friedrich von Böhmen, vermählt, daher ihr Name: „prin
sse palatine". S. St.-Aulaire, Hist. de la Fronde, ch. 14. Sie
erlebte ihren Gemahl 21 Jahre, und † 1681. Von Intereſſe ſind
e nachgelaſſenen „Mémoires d'Anne de Gonzaga" (London und
ris, 1786).

[1]) Er war Pair und Großjägermeiſter, † 16. Oct. 1654, 86
hre alt. Heinrich IV. ertheilte ihm 1594 den Herzogstitel. Seine
eite Gemahlin war Marie, Tochter des Herzogs Claudius von Bre-
gne, ein ſchönes, eitles, in Liebeshändel und Hofcabalen verflech-
es Weib. Sie † 1681. Im Leben ihrer Stieftochter, der Frau
n Chevreuſe, ſowie in dem der Herzogin von Longueville, ſpielt
ſe Ducheſſe de Montbazon eine bemerkenswerthe Rolle.

Marie gebar dieſem Gatten, den ſie mit aller Treue liebte, eine Tochter, welche unvermählt blieb und als eine Fromme geſtorben iſt, und einen Sohn, der im Laufe des 17. Jahrhunderts wegen ſeiner Verbindungen mit Port-Royal eine gewiſſe Rolle ſpielte, die Meditationen des Carteſius ins Franzöſiſche überſetzte, unter dem angenommenen Namen „de Laval" ſchätzbare ascetiſche Schriften verfaßte und das erlauchte Haus Luynes fortpflanzte. Nur ein Jahr war die ſchöne Marie Witwe, als ſie im Jahre 1622 zum zweiten mal in den Eheſtand trat: mit Claudius von Lothringen, Herzog von Chevreuſe und Oberkammerherrn der Krone Frankreich, dem dritten Sohne des zu Blois ermordeten Heinrich von Guiſe. Dieſes zweiten Gemahls höchſtes Verdienſt war ſein Name; daneben beſaß er feinen Anſtrich und Muth, wie alle Lothringer; in ſeinen Angelegenheiten herrſchte aber nicht die mindeſte Ordnung und ſeine Sitten waren wenig erbaulich, was denn auch die Vergehungen ſeines Weibes erklärt und mildert. Es entſproſſen dieſer Ehe drei Töchter, wovon nur eine durch ihr Verhältniß zu Retz und die Bosheit, welche dieſer gegen ſie übte, einen Namen erlangt hat.

Schon bei Lebzeiten ihres erſten Gemahls war die Herzogin Oberhofmeiſterin der Königin und bald auch ihre Favorite geworden. Der Hof war damals überaus glänzend und die Galanterie an der Tagesordnung. Marie von Rohan, von Natur lebhaft und nichts weniger als ſchüchtern, ließ ſich von Jugendmuth und Vergnügungsſucht fortreißen; ſie fand Anbeter und deren in Menge, und dieſe Anbeter weihten ſie nachgerade auch in die Politik ein. Die Königin und ihre junge Oberhofmeiſterin, ungefähr in gleichem Alter, vertrieben ſich anfangs die Zeit nur mit etwas leichtfertigen Scherzen;

Anna, von ihrem Gemahle vernachläſſigt, fand ihren Troſt in der Geſellſchaft ihrer immer frohgelaunten Favoritin. Sie lebten unzertrennlich zuſammen, und Alles, was vorkam, lieferte ihnen Stoff zur Beluſtigung. A giovine cuor tutto è giuoco, ſagt der Italiener. Lord Rich, nachmals der berühmte Graf Holland, war zu Ende 1624 oder Anfang 1625 an den franzöſiſchen Hof gekommen, für den Prinzen von Wales um die Hand der ſchönen Henriette, Schweſter Ludwig's XIII., zu werben. Während dieſer Verhandlungen verliebte ſich Rich in Frau von Chevreuſe. Er war jung und ausgezeichnet ſchön; er gefiel ihr und ſtimmte ſie für die Intereſſen Englands. Dies war für ſie der Anfang zu Liebes- und Staatshändeln. Der leichtſinnige, vergnügungs- und ränkeſüchtige Rich beredete ſie, ihre königliche Freundin zu irgend einer zärtlichen Neigung, wie die ihrige, zu veranlaſſen. Anna war eitel und gefallſüchtig; der ſchönen Galanterie, wie ihre ſpaniſchen Landsleute, zugethan, überdies von ihrem Gemahle begleichgiltigt, verſchmähte ſie nicht die ihr gebrachten Huldigungen. Aber das Spiel war nicht ohne Gefahr; es gelang dem ſchönen Buckingham, das Herz der Königin recht ernſtlich zu beunruhigen. Wenn Anna der Verſuchung nicht erlag, ſo war es in der That nicht das Verdienſt der Chevreuſe. Buckingham war zudringlich, die Oberhofmeiſterin gefällig, und die Königin entging der Gefahr nur mit großer Mühe. Frau von Motteville und La Rochefoucauld erzählen einen Vorfall im Park zu Amiens, der Licht auf das Verhältniß Anna's wirft.

In Mariens von Chevreuſe Herzen folgte dem ſchönen Lord Rich der ſchöne Chalais. Heinrich von Talleyrand, Prinz von Chalais, aus dem Hauſe Perigord, war Großmeiſter der Kleiderkammer und eine gewichtige

Perſon, wie ihn La Rochefoucauld ſchildert, „nach Perſönlichkeit und Geiſt höchſt liebenswürdig und ein zärtlicher Liebhaber der Frau von Chevreuſe". Damals war der kleine Hof von Monſieur bereits ein Herd von Intriguen gegen Richelieu. Gaſton wollte nichts von einer Heirath mit der Prinzeſſin von Montpenſier (Maria von Bourbon, Tochter und Erbin des Herzogs Heinrich von Montpenſier), die man ihm aufnöthigte, wiſſen, und die Königin Anna, jetzt noch ohne Kinder, fürchtete ebenfalls dieſe Ehe, welche ihr in Zukunft die Krone entreißen und in das Haus Orleans bringen konnte. Chalais nahm ſich beider Hoheiten an und zettelte ein Complot an, deſſen Gefährlichkeit Richelieu vielleicht übertrieb, das ſich aber der König nach Dem, wie es ihm der Cardinal vormalte, ſo ſchwarz dachte, daß er nicht nur Chalais, wie ſpäter Cinq Mars, des Cardinals Rache preisgab, ſondern auch zeitlebens überzeugt blieb, die Königin ſei in dieſen Handel verwickelt geweſen und ſie wie Gaſton hätten den Plan gehabt, nach ſeiner Entthronung oder ſeinem Ableben ſich zu heirathen[1]. Trotz der Thränen ſeiner alten Mutter mußte Chalais das Schaffot beſteigen (Juli 1626); es war das erſte, das Richelieu aufſchlagen ließ. Gaſton zog ſich durch ſeine nunmehrige Einwilligung in die verhaßte Heirath aus der Schlinge; die Königin fiel tiefer als je in Ungnade, und die Chevreuſe, die der Herzog von Orleans feig genug war, anzugeben, wurde zur Landesverweiſung verurtheilt. Welchen Antheil hatte ſie an der Verſchwörung? Denjenigen, wozu Liebe und Freundſchaft ſie zu verpflichten ſchienen.

---

[1] Als Ludwig ihr dieſen Vorwurf machte, antwortete ſie: „Ich würde zu wenig bei dem Tauſch gewonnen haben". (Motteville, St.-Aulaire.)

Chalais war ihr Geliebter und Anna ihre Freundin. Auf ihre Koſten erfuhr ſie alſo, wie hoch die Liebe zu einer Königin, wie Anna, zu ſtehen kommt. Während dieſe mit einem blauen Auge davonkam und höchſtens ihren Nacken noch etwas mehr beugen mußte, ſah ihre Vertraute den geliebten Mann durch Henkershand fallen, ſich ſelbſt allen Genüſſen des Lebens, den Feſten des Louvre und ihrem ſchönen Schloſſe Dampierre entriſſen und in fremdem Lande eine Zuflucht zu ſuchen genöthigt. Richelieu wußte indeß recht wohl und ſagt es in ſeinen Memoiren, daß ſie mehr als ſonſt Jemand Böſes ſtiftete. Auch war ſie, wie Ebenderſelbe erzählt, außer ſich vor Wuth. Sie ging darin ſo weit, zu erklären, daß man ſie nicht kenne, daß man meine, ſie hätte nur Kopf genug zu Buhlerkünſten, wie ſie aber mit der Zeit begreiflich machen würde, daß ſie noch zu andern Dingen tauge, daß ſie Alles zu ihrer Rache aufbieten und ſich lieber einem gemeinen Gardiſten in die Arme werfen, als ihre Feinde nicht zur Verantwortung ziehen werde. Sie gedachte, nach England zu gehen, wo ſie verſichert war, an Holland, Buckingham und ſelbſt Karl I. eine Stütze zu finden. Aber dies wurde ihr nicht verſtattet; man wollte ſie ſogar einſperren, und erſt ihr Gemahl wirkte ihr die Erlaubniß aus, in Lothringen eine Zuflucht zu ſuchen.

In Nancy wurde ihr, ſtatt einer Zufluchtsſtätte, der glänzendſte Triumph zu Theil. Der leidenſchaftliche und abenteuerliche Karl IV. war völlig von ihr verblendet, bezaubert, hingeriſſen [1]). Nicht jedoch kommt auf ihre

---

[1]) Das bedeutende Werk des Grafen d'Hauſſonville: Histoire de la réunion de la Lorraine à la France (Paris, 1854), aus welchem auch Couſin geſchöpft hat, verbreitet über das Verhältniß des Herzogs zur Chevreuſe, ſowie über den ganzen erſten Theil ihres Lebens, das erwünſchteſte Licht.

Rechnung das viele Ungemach, das ihn in der Folge betraf. Sein Charakter, ſein vermeſſener Ehrgeiz, ſein jedem Hirngeſpinnſte offenes Gemüth und der Umſtand, daß er einen Staatsmann wie Richelieu vor ſich hatte, waren einzig Schuld daran. Beide waren ſchon aneinander gerathen, bevor noch die Herzogin einen Fuß nach Nancy ſetzte. Richelieu beanſpruchte mehre Gebietstheile des Herzogs, und dieſer, zwiſchen Oeſterreich und Frankreich mitteninneſtehend, neigte ſich bereits auf die Seite des erſtern. War er nach ſeiner Individualität der geeignetſte Mann, um in die Anſchauungen der Chevreuſe einzugehen, ſo war ſie ihrerſeits meiſterlich dazu angethan, ſeine Entwürfe zu ſecundiren. Sie fand Karl IV. ſchon im Geheimbunde mit Oeſterreich. Sie knüpfte ihn ſo auch an das von Buckingham geleitete England; ſie ſetzte ſich mit Savoyen ins Einvernehmen und bildete ſo eine europäiſche Ligue, die im Innern Frankreichs an der proteſtantiſchen Partei, deren Häupter ihre Verwandten, die Rohan und Soubiſe, waren, einen Stützpunkt fand. Der Plan war ernſt genug. Eine engliſche Flotte unter Buckingham's eigener Leitung ſollte auf der Inſel Ré landen und ſich mit den Proteſtanten in La Rochelle vereinigen, der Herzog von Savoyen zu gleicher Zeit im Dauphiné und in der Provence einfallen, der Herzog von Rohan an der Spitze der Hugenotten Languedoc aufwiegeln und der Lothringer durch die Champagne auf Paris losgehen. Hauptagent und Vermittler zwiſchen den einzelnen Betheiligten war Mylord Montague, ein Buſenfreund Holland's und Buckingham's, und der, wie es hieß, ſich gleichfalls durch die Reize der Chevreuſe hatte bethören laſſen. Richelieu, ſcharfſichtig wie er war und von ſeiner Geheimpolizei gut bedient, belauerte alle Schritte Montague's; er ließ ihn ohne Bedenken auf lothringer

Gebiet feſt- und ſeine Papiere in Beſchlag nehmen, woraus er die Verſchwörung in allen ihren Einzelheiten erſah und nun mit ſeiner gewöhnlichen Energie zu Werke ging. Der Hauptangriff auf die Inſel Ré mislang; Buckingham wurde geſchlagen und zum ſchimpflichen Rückzuge genöthigt. La Rochelle wich der Ausdauer und Geſchicklichkeit des Cardinals; die Coalition war beſiegt und zerſprengt, und England bat um Frieden; eine der Bedingungen, worauf es am meiſten beſtand, war die: der ſchönen Verbannten die Rückkehr nach Frankreich zu geſtatten. War ſie doch ſchon eine politiſche Macht geworden, um derenwillen man Krieg anfängt und Frieden ſchließt. „In England", ſagen die Memoiren Richelieu's, „hatte ſich dieſe Prinzeſſin ſehr beliebt gemacht, und der König ſchenkte ihr eine ganz beſondere Zuneigung, und würde ſie ſicherlich in den Frieden einſchließen, wenn er ſich nicht ſchämte, eines Weibes darin Erwähnung zu thun; aber er würde ſich Sr. Majeſtät (Ludwig XIII.) ſehr verpflichtet fühlen, wenn man ihm in dieſem Punkte nicht zuwider wäre." Richelieu, dem ſehr viel daran lag, die Rohan, die Proteſtanten und England nicht mehr auf dem Halſe zu haben, um ſeine Kräfte gegen Spanien concentriren zu können, ging auf die Bedingung ein und Frau von Chevreuſe kehrte nach Dampierre zurück.

Es kam nun für einige Jahre Ruhe. Die Herzogin erſchien wieder bei Hofe in allem Glanze ihrer Schönheit. Sie zählte noch nicht dreiſſig Frühlinge, und ſelten ſah ſie Jemand ungeſtraft. Sogar Richelieu huldigte ihren Reizen, aber für ihn blieb ſie ſpröde. Sie zog dem Allesvermögenden einen ſeiner Diener, auf welchen er am meiſten zu zählen berechtigt war, vor; dieſen entführte ſie ihm mit dem Zauber eines Blickes und gewann ihn für die Partei der Königin und der Misvergnügten

Charles d'Aubépine, Marquis von Chateauneuf, aus einer alten Familie von Kronräthen und Staatsſecretären, ſchon königlicher Ordenskanzler und Gouverneur in Touraine, war 1630 als Großſiegelbewahrer auf Marillac gefolgt und verdankte dieſen Poſten der Gunſt Richelieu's und ſeiner eigenen Dienſtbefliſſenheit. Er war es, der in Toulouſe bei dem Proceß des unbeſonnenen und unglücklichen Montmorency den Vorſitz führte, und die Montmorency und Condé blieben von da an ſeine geſchwornen Feinde. Er und Richelieu, dem er ſeine Treue mit Blut verpfändet hatte, ſchienen unzertrennlich. Chateauneuf war ein vollendeter Geſchäftsmann, arbeitſam, thätig und, worauf der Cardinal den meiſten Werth legte, entſchloſſen; allein er beſaß und behielt bis an ſein Lebensende einen maßloſen Ehrgeiz; kam die Liebe dazu, ſo wurde der Ehrgeiz blind. Es iſt alſo glaublich, daß nicht er, wie Retz ſagt, die Chevreuſe, ſondern vielmehr ſie ihn zu einem tollkühnen Anſchlag verleitete, der, Richelieu gegenüber, Glück und Kopf auf das Spiel ſetzen hieß. Chateauneuf, geb. 1580, war damals 50 Jahre alt, und was er für Frau von Chevreuſe empfand, war eine jener unſeligen Leidenſchaften, wie ſie zuweilen noch dem Entfliehen der Jugend vorausgehen oder es bezeichnen. Schon ſeit einiger Zeit hatte Richelieu wahrgenommen, daß ſein Großſiegelbewahrer nicht mehr der nämliche war. Während einer lebensgefährlichen Erkrankung des Cardinals, ſagt man, gab die Königin einen Ball. Chateauneuf erſchien darauf und — tanzte, eine arge Thorheit, die Richelieu ein Licht aufſteckte und ihn erbitterte. Mitte des Februar 1633 wurde der Großſiegelbewahrer verhaftet und ſeine Papiere weggenommen. Man fand 52 eigenhändige Briefe der Herzogin, worin unter einem leicht zu entziffernden Kauderwälſch von

Phraſen und Zahlen die wahren Geſinnungen der beiden Correſpondenten offen zu Tage lagen. Es fanden ſich auch viele Briefe des Ritters de Jars, des Grafen Montague, von Puylaurens, dem Herzoge von Vendome und ſelbſt der Königin von England. Alle dieſe Briefe wurden dem Cardinal gebracht, der ſie ſorgfältig aufhob; nach ſeinem Tode fand man ſie in ſeiner Briefſchatulle (cassette), und ſo gelangten ſie in den Beſitz des Marſchalls von Richelieu, der ſie dem Pater Griffet zu ſeiner Geſchichte der Regierung Ludwig's XIII. mittheilte [1]). Es iſt aus dieſen noch ungedruckten Briefen der Herzogin erſichtlich, daß ſich Richelieu viele Mühe um ſie gab und ihr große Aufmerkſamkeit erwies, daß er eiferſüchtig auf Chateauneuf und dieſer ſehr unruhig wegen der Rückſichten war, welche ſie, um ihren beiderſeitigen Verkehr und ihre Anſchläge ſicherer zu verbergen, gegen den erſten Miniſter beobachtete. In mehren Stellen zeigt ſich der ebenſo verſchmitzte als unternehmende Kopf der Herzogin, ihre Macht über den Großſiegelbewahrer und ihr furchtloſer Haß mitten unter geſchickt angebrachten Ergebenheitsverſicherungen, womit ſie den Cardinal überſchüttete. Einen Begriff von dem Tone zu geben, der in ihren Briefen herrſcht, mag unter den vielen von Couſin mitgetheilten der folgende kürzere dienen. „Nichts geht über die Narrheit von 22 (Richelieu). Er hat zu 28 (Chevreuſe) geſchickt und in ſeinem Briefe die ſeltſamſten Beſchwerden geführt. Er ſagt, daß 28 in Einem fort mit Germain (Lord Jermin, dem Geheimagenten und Freund der Königin von England) geſcherzt hat, damit er in ſeinem Lande von der Verachtung, die ſie gegen ihn hege, erzählen möchte; daß er ferner mit Beſtimmtheit wiſſe, daß 28 und 38 (Chateauneuf) im Verſtändniß ſind und daß eure Leute nicht aus meinem Hauſe wegkommen, und daß ich Brion (Franz Chriſtoph von Levis, Graf von Brion, einen der Günſtlinge des Herzogs von Orleans) darum bei mir empfange, weil er ſein Feind ſei, um ihn zu ärgern; daß alle Welt ſage, er ſei in mich verliebt, und daß er mein Betragen nicht mehr ausſtehen konne. So ſteht es mit 22. Meldet mir, was ihr von ihm in Erfahrung bringt, und glaubt, was auch eurem Herrn zuſtoßen mag, er wird nichts ſeiner Unwürdiges thun, oder was bewirken kann, daß ihr euch ſchämt, ihm anzugehören. Ich befinde mich etwas beſſer und bin entſchloſſener als je, 38 bis zum Tode zu achten, wie 28 ihm verſprochen hat."

---

[1]) Eine ziemlich alte Abſchrift, welche der Herzog de Luynes, der Nachkomme der Frau von Chevreuſe, beſitzt, iſt Couſin zur Einſicht und Benutzung überlaſſen worden.

Wie mußte der ſtolze und gebieteriſche Cardinal nicht zürnen, als er den ſichern Beweis in den Händen hielt, daß er von einer Frau verhöhnt und von einem Freunde verrathen worden war! Seine Galle gegen Chateauneuf machte ſich in einem bis jetzt ungedruckt gebliebenen Anhange zu ſeinen Memoiren Luft, der erſt in neuerer Zeit in den Archiven der auswärtigen Angelegenheiten aufgefunden worden und von der wohlbekannten Hand Charpentier's, eines der Secretäre des Cardinals, geſchrieben iſt. Schwer fiel ſeine Rache auf die zwei Schuldigen. Derjenige ihrer Mitſchuldigen, den er erreichen konnte, der Ritter de Jars, ward in die Baſtille geworfen und zur Enthauptung verurtheilt; erſt auf dem Blutgerüſt erhielt er Pardon. Chateauneuf wurde auf das feſte Schloß zu Angouleme gebracht und mußte da zehn Jahre aushalten, die Herzogin aber, noch immer vom Cardinal mit Schonung behandelt, nach Dampierre verwieſen: dies ihre ganze Strafe. Allein die Königin konnte ſie nicht entbehren, und ſie nicht die Königin. Oefters, bei einbrechendem Abend, kam die Chevreuſe verkleidet nach Paris, ſchlich ſich ins Louvre oder nach dem Val de Grace, ſah und ſprach die Königin und kehrte dann mitten in der Nacht nach Dampierre heim. Bald entdeckte oder argwöhnte man dieſe heimlichen Beſuche, und Anna's Vertraute ſah ſich nach Touraine auf eins der Güter ihres erſten Gatten verbannt. So war denn die 33jährige ſchöne Herzogin zur tödtlichſten Langeweile verurtheilt, in eine ferne Provinz verwieſen, fern vom Glanz und Geräuſch der Capitale und allen den Gegenſtänden, die ihr Herz in ſo ſüße Bewegung ſetzten, weit weg von allen politiſchen und Liebeshändeln. Dem alten Erzbiſchof von Tours den Kopf zu verdrehen, war doch nur eine geringe Beluſtigung für ſie, und um nicht im Schmerz zu vergehen, bedurfte ſie gar ſehr der Beſuche ihres Nachbars, des liebenswürdigen La Rochefoucauld, und der Briefe der Königin. In Touraine blieb ſie vier lange Jahre, von 1633 bis zur Mitte von 1637, und alle ihre Thätigkeit war darauf gerichtet, zwiſchen Anna, Karl IV., der Königin Henriette und dem König von Spanien eine Correſpondenz anzuknüpfen.

Zu dieſer geheimen Correſpondenz, welche die Veranlaſſung zu den ſchwerſten Anklagen gegen die Königin und die Herzogin wurde, bediente ſich Erſtere eines ihrer Kammerdiener, Namens La Porte. Zuweilen verfügte ſie ſich nach dem Val de Grace, ſcheinbar hier ihre Andacht zu verrichten, und ſchrieb Briefe, welche die Oberin Louiſe de Milley, mère de St.-Etienne genannt, an ihre Adreſſe beförderte. Die Königin und ihre Freunde glaubten völlig geborgen zu ſein, während die Polizei auf der Lauer ſtand. Ein Billet Anna's an Frau von Chevreuſe, welches La Porte einem Menſchen anvertraute, den er für zuverläſſig hielt und der ihn verrieth, wurde aufgefangen, La Porte in ein Loch der Baſtille geworfen und wechſelsweiſe von den abgefeimteſten Helfershelfern des Cardinals, Laffemas und La Poterie, von dem Kanzler Pierre Séguier und Richelieu ſelbſt verhört. Zu gleicher Zeit ließ ſich der Kanzler, in Begleitung des Erzbiſchofs von Paris, die Thüren des Val de Grace öffnen, drang in die Zelle der Königin, bemächtigte ſich aller ihrer Papiere und nahm die Oberin ins Verhör, nachdem er ihr durch den Erzbiſchof hatte anbefehlen laſſen, kraft des ihm ſchuldigen Gehorſams und unter Androhung der Excommunication, die Wahrheit zu geſtehen. Auch die Königin bekam viel zu leiden und ſchwebte in der größten Gefahr. Wie La Rochefoucauld erzählt, der damals nebſt der Chevreuſe und dem Fräulein von Hautefort der Vertrauteſte Anna's war, klagte man ſie eines geheimen Verſtändniſſes mit dem ſpaniſchen Miniſter, dem Marquis von Mirabel, an und machte ihr daraus ein Staatsverbrechen. Mehre aus ihrer Bedienung wurden verhaftet, ihre Briefſchaften weggenommen. Der Kanzler verhörte ſie gleich einer Verbrecherin; man ſchlug vor, ſie in Le Havre einzuſperren, ihre Ehe aufzulöſen, ſie zu verſtoßen. In dieſer Erzählung iſt jedoch unwahr, daß die Königin ein Verhör vor dem Kanzler beſtanden habe: das ließ die königliche Würde nicht zu. Ebenſo unwahr oder verdächtig iſt, was La Rochefoucauld weiter erzählt, die Königin habe ihn in ihrer äußerſten Bedrängniß aufgefodert, ſie und die Hautefort nach Brüſſel zu entführen, und er große Luſt gehabt, dem Cardinal und dem König durch Entführung ſeiner Frau und Geliebten dieſen Streich zu ſpielen, als ſich plötzlich die Sachen günſtiger angelaſſen hätten. Auch iſt die Königin nicht, wie er ſagt, unſchuldig befunden und ihre Unſchuld von dem Kanzler ausgeſprochen worden. Im Gegentheil erwies ſich ihre Schuld und ſie ſelbſt geſtand ſie ein, und erſt auf ihr Bekenntniß hin erlangte ſie Verzeihung. Uebereinſtimmend hiermit ſagt Frau von Motteville: „Um Verzeihung zu erhalten, worum ſie den König de- und wehmüthig bat, mußte die Königin mit ihrer Handſchrift bekennen, ſie ſei alles Deſſen, was man ihr vorwarf, ſchuldig. Jedermann hielt ſie für unſchuldig. Auch war ſie es wirklich in Betreff des Königs, aber ſchuldig war ſie, wenn es nämlich ein Verbrechen war, daß ſie an ihren Bruder, den König von Spanien, und Frau von Chevreuſe geſchrieben hatte.“ So lautet es auch in den Memoiren La Porte's, der es in Abrede ſtellt, daß in dem Briefwechſel der zwei Freundinnen etwas Verdächtiges geweſen ſei, vielmehr behauptet, der ganze Handel ſei angeſtellt geweſen, um das Publicum glauben zu machen, es handele ſich um eine große Staatscabale, indem es des Cardinals Gewohnheit ſei, ein Nichts für eine große Conſpiration auszugeben.

Ueber die Tragweite dieſes angeblichen Nichts, das aber nichts Geringeres als einen Staatsverrath involvirte, iſt man gegenwärtig vollkommen im Reinen. Die Nationalbibliothek beſitzt ſeit nicht zu langer Zeit die Originalurkunden, welche Richelieu bei Abfaſſung ſeiner Memoiren zur Grundlage dienten, ſodann in die Bibliothek des Marſchalls übergingen und von dieſem, ſowie die Chateauneuf betreffenden Papiere, dem Pater Griffet mitgetheilt wurden. Aus dieſen Urkunden geht Anna's Schuld unwiderleglich hervor. Aus Dem, was ſie geſtand — es iſt aber wahrſcheinlich, daß ſie nicht Alles ſagte —, leuchtet ein, daß ſie wiederholt nach Spanien und Flandern, alſo in Feindesland, geſchrieben hatte, nicht blos, um über ihre Lage Beſchwerde zu führen, ſondern auch, um die wichtigſten Cabinetsgeheimniſſe mitzutheilen. So hatte ſie 1) dem madrider Hofe die Reiſe eines mit einer geheimen Miſſion nach Spanien geſchickten Mönchs angezeigt; 2) verrathen, daß das franzöſiſche Gouvernement bemüht ſei, ſich mit dem Herzog von Lothringen zu ſetzen, damit die ſpaniſche Regierung zu Hintertreibung dieſes Vergleichs ihre Maßregeln nehmen könnte; 3) die Gründe ihrer Befürchtung mitgetheilt, daß England ſich von dem ſpaniſchen Bündniß losſagen und mit Frankreich verſtändigen möchte. Nur mit großer Mühe aber war ſie zum Geſtändniß zu bringen. Anfangs läugnete ſie Alles ab und gab vor, nur über gleichgiltige Dinge an die Chevreuſe geſchrieben zu haben. Am Tage Mariä Himmelfahrt nach der Communion ließ ſie ihren Cabinetsſecretär Le Gras kommen, ſchwor ihm auf das heilige Sacrament, das ſie eben genoſſen, es ſei falſch, daß ſie eine Correſpondenz ins Ausland unterhalten ſolle, und befahl ihm, dem Cardinal den von ihr geleiſteten Eid mitzutheilen. Auch den Jeſuiten Cauſſin, Beichtiger des Königs, ließ ſie kommen und wiederholte ihm den Eid. Zwei Tage darauf aber, als ihr begreiflich wurde, daß ſie mit einer ſo unbedingten Abläugnung unmöglich durchkommen könnte, bequemte ſie ſich zu einem Anfange von Bekenntniſſen und geſtand dem Cardinal, allerdings habe ſie nach Flandern an ihren Bruder, den Cardinal-Infanten, geſchrieben, aber nur, um ſich nach ſeinem Geſundheitsſtande und andern Dingen von ebenſo geringer Bedeutung zu erkundigen. Als Richelieu ihr bemerkte, daß man mehr von der Sache wiſſe, ließ ſie ihre Hofdame, Frau von Sénecé, und die Begleiter des Cardinals, Chavigny und de Noyers, abtreten, und, jetzt mit ihm allein, bekannte ſie, als er ihr die volle und uneingeſchränkte Verzeihung des Königs zuſicherte, falls ſie die Wahrheit ſage, Alles und gab ihre außerordentliche Beſchämung darüber zu erkennen, daß ſie Eide im entgegengeſetzten Sinne abgelegt hätte. Während dieſer traurigen Beichte war ſie noch liſtig genug, ihre wirklichen Geſinnungen hinter liebreichen Demonſtrationen zu verſtecken, indem ſie wiederholt ausrief: „Wie gütig müſſen Sie ſein, Herr Cardinal!“ Zugleich verſicherte ſie ihn ihrer ewigen Dankbarkeit und reichte ihm, gleichſam zum Pfand ihrer Treue, mit den Worten ihre Hand: „Geben Sie mir die Ihrige!“ Er aber weigerte ſich aus Reſpect, ſie anzunehmen, und trat zurück. Gerade wie die Königin machte es die Superiorin im Val de Grace. Anfangs läugnete ſie, geſtand aber dann Alles, was ſie wußte. Der König und Richelieu verziehen, aber Anna mußte eine Art Sittenformular unterſchreiben, wonach ſie ſich gewiſſenhaft zu richten verſprach. Man unterſagte ihr den Beſuch des Val de Grace oder eines andern Kloſters, bis der König ihr von neuem die Erlaubniß dazu gäbe; man verbot ihr, jemals anders als im Beiſein ihrer erſten Hofdame und erſten Kammerfrau zu ſchreiben, welche dem König dafür verantwortlich ſein ſollten, noch auf directem oder indirectem Wege einen einzigen Brief ins Ausland zu richten, wofern ſie ſich nicht ſelbſt der ihr bewilligten Verzeihung als verluſtig bekennen wollte. Viele dieſer ihr ferneres Verhalten betreffenden Vorſchriften hatten namentlich auf Frau von Chevreuſe Bezug; an dieſe fernerhin zu ſchreiben, unterſagte ihr der König mit beſtimmten Worten, weil dieſer Briefwechſel der Königin zum Vorwande aller andern Schreibereien gedient habe. Verboten wurde ihr außerdem, einen gewiſſen Craft, einen engliſchen Edelmann und Freund Montague's und der Herzogin, der ſehr verdächtig war, bei allen dieſen Intriguen die Hand im Spiele gehabt zu haben, noch ſonſt einen der Unterhändler der Chevreuſe zu ſehen. Man erſieht hieraus, immerdar iſt es dieſe, welche Ludwig XIII. und Richelieu als die Anſtifterin alles Böſen betrachten, und ſie halten ſich der Königin nicht eher für verſichert, bis ſie dieſe von ihrer gefährlichen Freundin losgeriſſen haben.

Aber was mit ihr anfangen? Sie in Tours laſſen, oder zur Haft bringen, oder ganz aus Frankreich fortſchaffen? Man hatte weder ihre Perſon, noch Geſchriebenes von ihr; nur Vermuthungen lagen gegen ſie vor, allerdings ſehr ſtarke. Welches waren dieſe? La Porte, eingeſtandenermaßen der Beförderer der meiſten Briefe Anna's, gehörte der Herzogin ſo gut an als der Königin und hatte im Hotel Chevreuſe ein Abſteigequartier. Vor ihrem Abzuge nach Tours 1633 war die Herzogin zwei mal heimlich von Dampierre nach dem Val de Grace gekommen und hatte ſich mit der Königin beſprochen. Auch Montague, der wohlbekannte Agent, war mit der Königin einmal im Val de Grace zuſammengetroffen. Die Exulantin hatte der Königin den kecken Vorſchlag gethan, ſie wolle den über ſie verhängten Bann brechen und ſie verkleidet in Paris aufſuchen. Es war nicht leicht anzunehmen, daß ihr Briefwechſel keinen andern Zweck haben ſollte, als Erkundigungen nach dem Befinden der Königin einzuziehen. Sie correſpondirte fortwährend mit dem Herzog von Lothringen und hatte noch ganz neuerlich einen Boten von ihm erhalten. Man wußte ja auch, daß ſie unumſchränkt über ihn verfügte, daß ſie ihn vermocht hatte, Gaſton ein Aſyl in Lothringen zu gewähren, daß ſie England zum Krieg antrieb, daß, wenn man ſie aus dem Reiche forttriebe, ſie den Lothringer von einem Vergleiche mit Frankreich abwendig machen und die Engländer für Alles, wozu ſie Luſt hätte, in Gang und Bewegung ſetzen, für de Jars und Chateauneuf Alles aufbieten und der Krone tauſend innere und äußere Hinderniſſe ſchaffen würde. Dies zuſammengenommen beſtimmte den Cardinal, ſie in Frankreich zu behalten, auch recht ſäuberlich mit ihr zu verfahren, ſei es nun, weil er die Perſon gut genug kannte, um zu wiſſen, daß ihr Stolz ſich kein Geſtändniß würde abtrotzen laſſen, oder etwa, weil noch der frühere Zauber nachwirkte und die ſonſt ſo eiſerne, doch aber für Schönheit mehr als einmal empfängliche Seele des Cardinals ſich einer unwillkürlichen Schwäche für eine Frau nicht zu erwehren vermochte, die in ihrer Perſon die zwei großen, ſelten vereinigten Gaben, Schönheit und Muth, im höchſten Grade vereinigte. Er ließ alſo mit ihr ſprechen, als wäre er noch immer ihr Freund; er erinnerte ſie an die Schonung, die er in der Sache Chateauneuf's gegen ſie beobachtet hätte, und weil er wußte, wie ſie in dieſem Augenblicke entblößt von Gelde war, ſo ſchickte er ihr eine Summe. Die Herzogin machte bei Annahme derſelben viele Umſtände, nahm ſie auch nicht als Geſchenk, ſondern als Darlehen, und bat nur den Cardinal, ihr in dem Proceß, den ſie mit ihrem Gemahl in Betreff der Auflöſung der Gütergemeinſchaft führte und einige Zeit nachher gewann, beizuſtehen. Auf die ihr vorgelegten Fragen antwortete ſie mit ihrer gewohnten Feſtigkeit. Sie konnte das der Königin gemachte Anerbieten, verkleidet nach Paris zu kommen, nicht läugnen, weil man die Antwort der Königin, worin ſie den Vorſchlag ablehnte, aufgefangen hatte, erklärte aber, ihr einziges Verlangen ſei damals geweſen, ihre Fürſtin zu begrüßen; auch hätten ihre Angelegenheiten ihre Gegenwart in Paris nöthig gemacht; nicht im mindeſten denke ſie daran, die Königin gegen den Cardinal in Harniſch zu bringen; es ſei vielmehr ihre Abſicht, den Einfluß, den ſie etwa bei ihr beſäße, zu Gunſten des erſten Miniſters anzuwenden. Um Richelieu mit gleicher Münze zu bezahlen, gab ſie ihm ſeine Freundſchaftszuſicherungen mit Zinſen zurück, aber den ſeinigen mistraute ſie von Grund des Herzens, und vergebens ſuchte ihr einer der Sendlinge Richelieu's, der Abbé Dudorat, mit welchem ſie ſonſt gut ſtand, einzureden, daß der Cardinal es redlich meine; ſie erblickte in dieſem geſchäftigen Wohlwollen nichts als einen geſchickten Köder, um ihre Wachſamkeit einzuſchläfern und ihr eine gefährliche Sorgloſigkeit einzuflößen. Sie dachte an ihre Freunde de Jars und Chateauneuf, die noch Beide in Richelieu's Banden ſchmachteten, und beſchloß, lieber Alles zu wagen, ehe ſie ihr Schickſal theilte.

Ungeachtet ihres Verſprechens, alle Gemeinſchaft mit der Herzogin abzubrechen, beauftragte dennoch die Königin den eben nach Poitou abreiſenden La Rochefoucauld, ihrer Freundin mündlich zu hinterbringen, was ſie ihr nicht zu ſchreiben wagte. Ein gleiches Verſprechen hatte La Rochefoucauld ſeinem Vater und dem Vertrauten des Cardinals, Chavigny, gethan; aber auch er band ſich nicht daran, ſondern bat den ſchon erwähnten, dem König und Richelieu ſo verdächtigen Engländer Craft, den Auftrag der Königin zu beſtellen. Als die Sache noch am bedenklichſten ſtand, ſchickte auch Marie von Hautefort einen ihrer Verwandten, den Herrn von Montalais, nach Tours, um die Herzogin von dem wahren Stande der Dinge zu unterrichten, und es wurde das Uebereinkommen getroffen, daß man ihr, wenn die Sache eine gute Wendung nähme, ein grün-, im entgegengeſetzten Falle ein rothgebundenes Gebetbuch ohne weitere Erklärung zugehen laſſen würde und daß letzteres für ſie eine Mahnung ſein ſollte, auf ihre Sicherheit Bedacht zu nehmen. Ein unſeliges Misverſtändniß hinſichtlich des verabredeten Zeichens, außerdem ihr entſchiedenes Mistrauen in die Abſichten des Königs und Richelieu's trieben Frau von Chevreuſe zu dem äußerſten Entſchluſſe. Lieber wollte ſie ſich zu einem neuen Exil verurtheilen, als Gefahr laufen, in die Hände ihrer Feinde zu fallen, und ergriff eiligſt die Flucht nach der ſpaniſchen Grenze. Ins Geheimniß zog ſie einzig ihren alten Anbeter, den Erzbiſchof von Tours, Bertrand de Chaux, der aus Béarn gebürtig war, Verwandte an der Grenze hatte und ihr Creditbriefe nebſt allen erfoderlichen Anweiſungen über die von ihr einzuſchlagenden Wege gab. Aber in ihrer Eilfertigkeit vergaß ſie Alles, fuhr am 6. Sept. 1637 fort, als hätte ſie eine Spazierfahrt vor, beſtieg Abends 9 Uhr, als Mann verkleidet, ein Pferd, und nachdem ſie 5 oder 6 Meilen geritten war, ſah ſie ſich ohne Briefe, Marſchroute und Kammerfrau, nur von zwei Dienern begleitet. Die ganze Nacht über konnte ſie das Pferd nicht wechſeln und am folgenden Tage gelangte ſie, ohne eine Stunde Raſt, nach Ruſſec, eine Meile von Verteuil, wo La Rochefoucauld wohnte. Statt ſeine Gaſtfreundſchaft anzuſprechen, ſchrieb ſie ihm folgendes Billet: „Mein Herr, ich bin ein franzöſiſcher Edelmann und erſuche Sie um Ihre guten Dienſte zum Schutz meiner Freiheit und vielleicht meines Lebens. Ich habe mich unglücklich geſchlagen und einen Herrn von Rang getödtet. Dies nöthigt mich, Frankreich eiligſt zu verlaſſen, weil man auf mich fahndet. Ich halte Sie für edelmüthig genug zu einer Dienſterweiſung, auch ohne mich zu kennen. Ich brauche einen Wagen und einen Diener." La Rochefoucauld ſchickte ihr das Verlangte. Der Wagen kam ihr ſehr zuſtatten, denn ſie war erſchöpft von Müdigkeit.

Ihr neuer Geleiter brachte ſie ohne Verzug auf eine andere Beſitzung La Rochefoucauld's, wo ſie mitten in der Nacht eintraf. Hier ließ ſie den Wagen und die zwei Domeſtiken, welche ſie bisher begleitet hatten, und reiſte zu Pferd weiter der Grenze zu. Der Sattel des Pferdes war ganz voll Blut; ſie aber ſtellte ſich, als hätte ſie ſich mit dem Degen am Schenkel verwundet. Sie legte ſich in einer Scheune auf das Heu und nahm nur wenig Nahrung zu ſich. Die ſchwarze Cavalierstracht ließ ihr ebenſo ſchön und verführeriſch, als in den Salons des Louvre der reichſte Perlen- und Juwelenſchmuck der Weltdame. Unter dem weiblichen Geſchlecht erregte ſie auf dieſer ihrer abenteuerlichen Fahrt allgemeines Aufſehen. Eine Bürgersfrau, welche ſie beim zufälligen Vorbeigehen auf dem Heu ausruhen ſah, blieb ſtehen und rief: „ja, das iſt der hübſcheſte Burſche, den ich noch geſehen habe". Dann trat ſie näher zu ihr hin und ſagte auf das freundlichſte: „Herr, kommen Sie und ruhen bei mir aus, Sie dauern mich" u. ſ. w. Sie lief auch mehr als einmal Gefahr, erkannt zu werden. So ſagte ihr eines Tages in einem Thale der Pyrenäen ein vornehmer Herr, der ſie in Paris geſehen hatte, er würde Frau von Chevreuſe zu ſehen glauben, wenn ſie anders gekleidet wäre. Der ſchöne Unbekannte half ſich mit der Antwort, daß er mit der Dame verwandt wäre und daher wol eine Familienähnlichkeit ſtattfinden könnte. Muth und Munterkeit verließen ſie keinen Augenblick. Man hat ein Liedchen auf die heroiſche Amazone gemacht und läßt ſie darin zu ihrem Knappen La Boiſſière ſprechen:

La Bossière, dis-moi,	Sag' mir, Knappe, frei,
Vais-je pas bien en homme?	Ob ich wie ein Mann nicht reite.

Vous chevauchez, ma foi,	Beſſer, meiner Treu',
Mieux que tant que nous sommes etc.	Als wir andern Leute.

Als ihr Begleiter in ſie drang, ihm ihren Namen zu ſagen, ſagte ſie geheimnißvoll, ſie wäre der Herzog von Enghien und genöthigt, Kriegsdienſtes und außerordentlicher Geſchäfte wegen Frankreich zu verlaſſen. Bald aber faßte ſie Vertrauen zu ihm, und da ſie nicht gern lange Zeit eine Maske trug, geſtand ſie ihm, wer ſie wirklich war. Spanien erreichte ſie erſt unter unſäglichen Mühen und tauſenderlei Gefahren. Kurz bevor ſie die Grenze überſchritt, ſchrieb ſie an den Herrn, welcher ſie in den Pyrenäen faſt erkannt und ihr zugleich alle Art von Aufmerkſamkeit erwieſen hatte, er habe ſich nicht geirrt, ſie ſei wirklich Diejenige, die er zu ſehen geglaubt hätte, und da ſie ihn ſo ausnehmend artig gefunden habe, ſo ſei ſie ſo frei, ihn zu bitten, ihr Kleiderſtoffe zu verſchaffen, um ſich ihrem Geſchlecht und Stande gemäß kleiden zu können. So aus Toulouſe am 2. Nov. 1637. An La Rochefoucauld ſchickte ſie, erzählt dieſer, alle ihre Juwelen im Werthe von 200,000 Thalern, mit der Bitte, ſie als Geſchenk von ihr anzunehmen, wenn ſie ſtürbe, oder ſie ihr eines Tages zurückzugeben.

Auf das Gerücht von ihrer Flucht ereiferte ſich Richelieu gewaltig und ſetzte Alles in Bewegung, ſie in Frankreich zurückzuhalten. Ohne Verzug wurden dieſerhalb die beſtimmteſten Befehle entſendet. Der Herzog, ihr Gemahl, ſchickte ihr den Intendanten ihres und ſeines Hauſes, Boispille, mit der Verſicherung nach, ſie habe Nichts zu fürchten. Auch den Präſidenten Vignier ließ der Cardinal aufs eiligſte abreiſen, nicht nur, um ihr den Genuß uneingeſchränkteſter Freiheit in Tours zuzuſichern, ſondern auch Hoffnung auf baldige Rückkehr nach Dampierre zu machen. Zu gleicher Zeit ſollte Vignier den alten Erzbiſchof und ebenſo La Rochefoucauld (der bei dieſer Gelegenheit acht Tage lang in die Baſtille zu ſitzen kam) und ſeine Leute ins Gebet nehmen. Weder Boispille noch Vignier konnten den ſchönen Flüchtling einholen, der ſchon auf ſpaniſchem Boden war, als der Präſident kaum an der Grenze ſtand. Um ſeiner Miſſion nach Möglichkeit Genüge zu thun, ließ er durch einen Herold, den er auf das ſpaniſche Gebiet ſchickte, der Herzogin Amneſtie für das Vergangene verheißen und ſie zur Heimkehr nach Frankreich einladen. Dies Alles erfuhr ſie erſt nach ihrer Ankunft in Madrid.

Feſtlich war die Aufnahme, welche der König von Spanien der unerſchrockenen Freundin ſeiner Schweſter bereitete. Er ſchickte ihr mehre ſechsſpännige Staatswagen entgegen und in Madrid überhäufte er ſie mit Ehrenbezeigungen aller Art. Die Herzogin war damals 37 Jahre alt. Zu allen den Eigenſchaften, wodurch ſie gefiel, kam nun auch der Reiz ihrer ſoeben beſtandenen romantiſchen Abenteuer, und Frau von Motteville verſichert, daß auch Philipp IV. die Zahl ihrer Eroberungen vermehrt habe. Sie war ſchon ganz Engländerin und Lothringerin, ſie wurde jetzt auch eine Spanierin. Sie ſchloß ſich an den Herzog von Olivarez an und gewann einen bedeutenden Einfluß auf die Beſchlüſſe des madrider Cabinets. Dies verdankte ſie ohne Zweifel ihren Talenten und Einſichten, ganz beſonders aber dem edeln Stolze, womit ſie alle Anerbietungen von Geld und Penſionen ausſchlug und von Frankreich ſtets ſo redete, wie es der ehemaligen Connetable von Luynes zukam. Auch vergißt ſie nicht, Boispille brieflich einzuſchärfen, er möge dem Herrn Cardinal die Verſicherung geben, daß ſie ſich in Spanien zu Nichts verbindlich gemacht und nicht einen Scherf (teston) angenommen habe, mit Ausnahme des Aufwandes für ihre Bewirthung. Ungeachtet der erklärten Gunſt des Königs, der Königin und des erſten Miniſters blieb ſie doch nicht lange in Spanien. Der Krieg zwiſchen den beiden Kronen machte ihre Lage mislich; ihre Briefe gelangten nur ſchwer nach Frankreich; man wagte auch nicht, an ſie zu ſchreiben, ſo ſehr war Richelieu's Polizei gefürchtet, ſo ſehr beſorgte man, wegen Correſpondenz mit dem Landesfeinde und der Herzogin verklagt zu werden. Selbſt der Intendant Boispille, der einen Brief von ihr erhielt, ſagte, als der Bote eine Antwort verlangte: „Wir geben keine Antwort nach Spanien.“ Auch um freier und ihrem Vaterlande näher zu ſein, entſchloß ſie ſich, in ein neutrales und ſelbſt befreundetes Land zu gehen, und kam zu Anfang 1638 in England an.

In London fand ſie dieſelbe Aufnahme und Begegnung, wie in Madrid. Sie traf daſelbſt den Grafen Holland, den erſten ihrer Anbeter, Lord Montague, der immer noch für ſie glühte, Craft und viele andere Engländer und Franzoſen von Rang, die ſich eine Ehre daraus machten, ihr Gefolge zu bilden. Sie entzückte vor Allen König und Königin. Karl I. hatte immer großes Gefallen an ihr gefunden, und Henriette zeichnete ſie auf ine am engliſchen Hofe ungebräuchliche Weiſe aus. Beide ſchrieben zu ihren Gunſten an Ludwig XIII., an Anna, an den Cardinal. Die Herzogin verlangte die olle und unbeſchränkte Nutznießung ihres Vermögens, ie ihr unlängſt zugeſtanden, aber ſeit ihrer Flucht nach Spanien widerrufen worden war. Als im Frühjahre 638 Anna's Schwangerſchaft offenkundig wurde, war er franzöſiſche Hof voller Fröhlichkeit und Aller Herzen ffneten ſich der Hoffnung. Frau von Chevreuſe benutzte eſes Ereigniß zu einem Briefe an Königin Anna, den dieſe ihrem Gemahle ſehr wohl mittheilen konnte, worin man aber bei aller rückhaltenden Sprache und diplomatiſchen Behutſamkeit die innige Zuneigung wiederfindet, welche die Königin und die Verbannte für einander hegten. Zu gleicher Zeit, wo ſie ihr Vermögen beanſpruchte, dachte die Herzogin auch an Abſtoßung einer Schuld, die ihren Stolz verletzte. Sie war in Tours genöthigt geweſen, das ihr von Richelieu geſchickte Geld, wenn auch nur, wie geſagt, als bloßes Darlehen, anzunehmen, und ſo war dem officiellen Briefe an die Königin ein vertrauliches Billet an ſie allein beigeſchloſſen, woraus man erſieht, daß die Königin von Frankreich ſelbſt einmal in den Fall gekommen war, Geld von ihrer Oberhofmeiſterin zu entlehnen. Jetzt bittet ſie nun ihre Schuldnerin angelegentlich, den Herrn Cardinal von dem ihr Schuldigen zu befriedigen und, wenn ſie es im Stande ſei, „das noch Fehlende zu decken.“ Dieſe letzten Worte und folgende Briefe beweiſen, daß die Herzogin, weil ſie ſeit ihrem Austritte aus Frankreich nichts vom Auslande hatte annehmen wollen, alle ihre Hilfsquellen erſchöpft und, da ihr die Verfügung über ihr Vermögen vorenthalten wurde, in London eine immer mehr wachſende Schuldenlaſt auf ſich geladen hatte, ohne zu wiſſen, wie ſie dieſelbe wieder abſtoßen ſollte. Immittelſt hatte der Herzog von Chevreuſe ſeine Finanzen aufs ärgſte zerrüttet und hoffte eine Beſſerung derſelben einzig von der Fügſamkeit und dem Credit ſeiner Frau. Er ließ daher nicht ab, ſich bei dem König und dem Cardinal für Geſtattung der Rückkehr nach Frankreich zu verwenden. Der Cardinal war bei dem Anerbieten einer Begnadigung (abolition, wie man es damals nannte) ſtehen geblieben, welches ihr der Präſident Vignier bis an die ſpaniſche Grenze hatte nachtragen müſſen. Neben den allgemeinen Gründen, welche ihm ihre Rückkehr wünſchenswerth machten, hatte er in dieſem Augenblicke noch einen ganz beſondern. Er ſtand mit dem Lothringer, deſſen militäriſche Talente und, wenn auch wenig zahlreiches, doch treffliches Heer ihm Sorge machten, in Verhandlungen. Mehr als je bemühte er ſich, ihn durch einen Vergleich an ſich zu ziehen, um dann alle Streitkräfte Frankreichs gegen Oeſterreich und Spanien verwenden zu können. Es mußte ihm mithin viel daran gelegen ſein, die Alles über den Herzog vermögende Chevreuſe zu ſchonen, die, wie er glaubte, ſchon 1637 die gewünſchte Ausgleichung verhindert hatte und ſie abermals vereiteln konnte. Ihrerſeits war auch die Herzogin der Verbannung müde; ſie ſehnte ſich nach ihrem Dampierre, ihren Kindern, ihrer Tochter, der liebenswürdigen Charlotte, die fern von der Mutter aufwuchs. Sie zitterte bei dem Gedanken an die ſchmerzliche Alternative, die ſie täglich mehr bedrängte, zu Englands und Spaniens Gnade ihre Zuflucht nehmen, oder ihre Koſtbarkeiten verſetzen zu müſſen, die ſie von La Rochefoucauld hatte zurückfodern laſſen. Sie war Weib und auch ſchwaches Weib genug, um, wenn nicht Leidenſchaft und Ehre ſie alles Andere vergeſſen machten, an all dem ſchönen Flitter des Lebens ihre Freude zu finden, um alſo auch an den koſtbaren Schmuck ihr Herz zu hängen, der ihr, wie man ſagt, von der Marſchallin d'Ancre und aus Florenz, als eine glänzende Erinnerung an glückliche Zeiten, zugefloſſen war. Dieſe Miſchung weiblicher Schwäche und Verweichlichung mit männlicher Energie war ein hervorſtechender Zug ihres Charakters, der ſie für alle Lagen, jetzt zu aufopfernder Liebe, jetzt wieder zu Ränken und Abenteuern geeignet machte.

Sie entſchloß ſich, mit Richelieu den niemals ganz abgebrochenen Verkehr wieder anzuknüpfen, deſſen Erfolg leicht ſchien, da beide Theile ihn faſt gleich ſehr wünſchten. Die Unterhandlungen aber verzogen ſich länger als ein Jahr. Der Cardinal bevollmächtigte den Hausintendanten Boispille und den Abbé Dudorat, die kitzliche Angelegenheit an Ort und Stelle, in England, ins Reine zu bringen. Es koſtete dieſes viel Zeit und Mühe; mehr als einmal mußten ſie von London nach Paris, von Paris nach London reiſen, um die aufſteigenden Schwierigkeiten zu beſeitigen. Cardinal und Herzogin wünſchten aufrichtig, ſich zu vertragen, aber da ſie einander kannten, verlangten ſie auch gegenſeitig Bürgſchaften, die ſich ſchwer vereinigen ließen. Nicht beſſer als aus den vorhandenen Actenſtücken dieſer langen Verhandlung läßt ſich Geiſt und Charakter Richelieu's und der Herzogin erkennen: die gewohnten Winkelzüge und der übelverhehlte Stolz des Cardinals, die Geſchmeidigkeit, anſcheinende Unterwürfigkeit und conſequente Vorſicht ſeiner Widerſacherin, die auf ſteter Hut iſt, einem Manne gegenüber, der Nichts vergaß und Alles vermochte, ja keinen Fehler zu begehen. Wir unterdrücken das Detail der ausführlich vorliegenden Correſpondenz, die mit einem Schreiben der Frau von Chevreuſe vom 1. Juni 1638 anhebt, und beſchränken uns auf einige der Hauptpunkte. Nachdem das Hin- und Herſchreiben ſchon längere Zeit gedauert hatte, ſchickte endlich der Cardinal eine königliche Erklärung, zufolge welcher ihr die Heimkehr nach Frankreich zugeſtanden und hinſichtlich ihres frühern Benehmens, namentlich ihres Verſtändniſſes mit dem Herzoge von Lothringen gegen die Intereſſen des Königs, vollkommene Verzeihung verſprochen wurde. Sie dagegen, nicht gemeint, ſich eines andern Vergehens ſchuldig zu bekennen, als ihres übereilten Fortganges aus dem Königreiche, wollte von Verzeihung für etwas Nichtbegangenes nichts wiſſen, proteſtirte daher feierlich (23. Febr. 1639) gegen die ihr geſchickte „abolition" und verlangte zugleich eine kategoriſche Erklärung über die Art und Weiſe, wie man ſie in Frankreich leben zu laſſen gedenke. Denn dieſer Punkt war mit Fleiß im Unklaren gelaſſen worden, wie ſie wohl bemerkte. Sie verlangte alſo Zweierlei: völlige Freiheit für ihre Perſon, und beſonders, daß man ihr nicht unter der Firma Pardon ein ſchwarzes Vergehen zur Laſt legte, welches ſie begangen zu haben nicht zugab. Die einzige Verkürzung ihrer Freiheit, welche ſie ſich gefallen laſſen wollte, war die: ſie verſprach, die Königin nicht wiederzuſehen und den Briefwechſel ins Ausland abzubrechen. Der Cardinal nun erhitzte ſich zwar anfangs über ihre Weigerung, und daß ſie ſeine Finten parirt und vereitelt hatte, fand es indeß am Ende gerathen, die königliche Amneſtie, die der Herzogin ſo anſtößig geweſen war, mit einer zweiten in gemilderten Ausdrücken zu vertauſchen. Im Grunde war auch dieſe noch weit entfernt, ſie zu befriedigen. Wenn ſie darin nicht nur wegen ihrer Flucht aus Frankreich, ſondern auch wegen „derjenigen andern Vergehungen, welche ſie etwa gegen die dem Könige ſchuldige Treue begangen hätte", abſolvirt wurde, ſo gelangte Richelieu mittels eines Umweges zu ſeinem Ziele: der Verbannten nämlich das indirecte Eingeſtändniß einer Schuld, die ſie beharrlich von ſich ablehnte, zu entlocken, ſie damit zu demüthigen und in ſeine Gewalt zu bringen. Von neuem, doch vergebens, reclamirte ſie. Ihr Verlangen, Vaterland und Familie wiederzuſehen, war ſo ſtark, daß ſie ſich endlich in die verdächtige Begnadigung fügte. Sie that noch mehr. Richelieu hatte dem Abbé Dudorat und Boispille das nöthige Geld zur Berichtigung ihrer in England gemachten Schulden überwieſen und damit ſie zugleich die Mittel beſäße, den engliſchen Hof auf eine ihrem Range geziemende Weiſe zu verlaſſen. Sie unterwarf ſich auch dieſem und willigte ein, daß die zwei Agenten, um Richelieu zufriedenzuſtellen, ohne ſie zu ſehr zu compromittiren, in ihrem Namen und von ihr unterzeichnet, eine Schrift aufſetzten, worin ſie in ſehr allgemeinen Ausdrücken beſcheidentlich von ihrem frühern unlöblichen Benehmen ſprach und ſich anheiſchig machte, wofern man ſie nur in aller Freiheit in Dampierre hauſen ließe, niemals insgeheim nach Paris zu kommen. Um ſich hierzu zu verſtehen, hatte ſie noch manchen Scrupel überwinden, noch manche Anwandelung von Mistrauen erſticken und ihre innerſten Empfindungen vor den dringenden Bitten ihrer Familie, Duvorat's und Boispille's zum Schweigen bringen müſſen. Ein letzter Brief Richelieu's vom 13. April 1639 erneuerte ihr ſein feierliches Verſprechen.

So ſtanden jetzt die Sachen. Die ſtolze Herzogin hatte ihren Nacken unter die Schwere des Exils und Ungemachs beugen müſſen. Nun wollte ſie fort; ſchon hatte ſie ſich von der Königin Henriette verabſchiedet, ein Schiff ſtand bereit, ſie nach Dieppe zu bringen, wo ſie ein Wagen erwartete, als ſie plötzlich zu Ende des April folgenden Brief ohne Datum und Unterſchrift erhielt. „Ich müßte Ihnen nicht ſein, was ich Ihnen bin, wenn ich ermangelte, Ihnen zu melden, daß in Frankreich, wohin man Frau von Chevreuſe locken will, ihr Verderben außer Zweifel iſt, und daß, wenn Sie ſie lieben, Alles von Ihnen aufgeboten werden muß, ihren Untergang zu verhindern. Dieſes iſt keine bloße Muthmaßung. Der Cardinal hat in Betreff Spaniens und des Herzogs von Lothringen zu viel Arges von ihr behauptet, als daß er es nicht auch in Zukunft thun ſollte. Von Frau von

Chevreuſe iſt in dieſem Augenblicke nichts zu thun, als ſich in Geduld zu faſſen, ſonſt gewiſſes Verderben und ewiges Bedauern für den Schreiber dieſes." — Wer hatte dieſes Billet geſchrieben? es wies ſich in kurzem aus. Sein Inhalt aber entſprach ſo ganz den innerſten Gefühlen der Empfängerin und dem, was ſie ſeit langer Zeit von der Unverſöhnlichkeit des Cardinals wußte, daß ſie die Vorbereitungen zu ihrer Abreiſe einſtellte, aber ſo klug und ehrlich war, Boispille das Billet ſehen zu laſſen, mit der Ermächtigung, es Richelieu mitzutheilen. Kaum einen Monat ſpäter erhielt ſie einen zweiten Brief des nämlichen Inhalts, diesmal nicht anonym, ſondern von dem Manne unterzeichnet, der ihr auf der Welt am meiſten zugethan war, dem Herzoge von Lothringen. Er wiederholt und bekräftigt in dieſem Schreiben vom 26. Mai 1639 alles in dem Billet Geſagte und verweiſt ſie zugleich auf die mündlichen Mittheilungen des Marquis de Ville, deſſen Beſuch er ihr anmeldet. Auch dieſen Brief ließ die Herzogin an Richelieu gelangen, um ihm zu beweiſen, daß ſie durch keineswegs unerhebliche Motive zurückgehalten werde, und erklärte dabei, daß ſie nicht eher abreiſen würde, bis ſie den Marquis de Ville geſprochen hätte.

Henri de Livron Marquis de Ville, ein lothringiſcher Edelmann von Geiſt, tapfer, ſeinem Land und Fürſten ergeben, war in franzöſiſche Gefangenſchaft gerathen, in die Baſtille geſetzt, dann aber von Richelieu freigegeben worden und in den Niederlanden wieder mit dem Herzog Karl zuſammengetroffen. In den erſten Tagen des Aug. 1639 kam er nach London und gab ſich alle erdenkliche Mühe, die Chevreuſe zum Bruche mit dem Cardinal zu bewegen. Die Herzogin wünſchte, daß er ſich in Boispille's Gegenwart erklären und dieſer Richelieu von der Conferenz Bericht abſtatten möchte. Der Marquis ließ ſich bereit zu einer Ausſage finden, die er eigens aufſetzte und unterſchrieb. Hiernach hatte er — und er nannte ſeinen Gewährsmann, einen gewiſſen Lange, der ihn im vergangenen Winter auf der Reiſe von Paris nach Charenton begleitet und von jeder Einzelheit unterrichtet, dabei aber ſich ausbedungen hatte, daß er das ihm Vertraute Niemanden als dem Herzog und Frau von Chevreuſe mittheilen ſollte — gewiſſe Kunde, daß der Cardinal ſich neulich gegen Chavigny höchſt unzufrieden über die Herzogin geäußert hatte, weil ſie fortwährend in Abrede ſtelle, daß ſie dem Herzog Karl abgerathen, ſich mit Frankreich auszuſöhnen, und daß dann beide geſagt hatten, ſei ſie nur einmal in Frankreich, ſo wolle man ſie mit ihren Briefen in der Hand, was ſie nicht glaube, wol lehren franzöſiſch ſprechen, und daß, wenn ſie denke, ſie zu hintergehen, ſie ſich ſelbſt betrüge. Dieſes hatte der Gewährsmann ſo genau zu wiſſen verſichert, als wäre er Ohrenzeuge geweſen. Dieſe von de Ville unterzeichnete Ausſage wurde ebenfalls getreulich an Richelieu geſchickt, wie alles Frühere. Mußte dieſes Alles aber nicht den tiefſten Eindruck auf das Gemüth der Verbannten machen, die ſich nur wider ihre Ueberzeugung, getrieben von der Sehnſucht nach Heimat und häuslichem Herd, zur Demüthigung unter ſo harte und unſichere Bedingungen verſtanden hatte? Bald traf noch eine fernere Abmahnung ein, welche für ſie die Geltung eines Befehls hatte und ſie an den fremden Boden feſſelte. Diejenige, für welche ſie ſeit zehn Jahren Alles ertragen und Allem Trotz geboten hatte, ihre erlauchte Freundin, ihre königliche Mitſchuldige, Anna ſelbſt, ließ ihr ſagen, ſie möge dem Scheine nicht trauen. Eines Tags nämlich, bei einer Begegnung mit dem

Herzog von Chevreuſe in St.-Germain, fragte die Königin, ob er Nachrichten von ſeiner Gemahlin hätte. Seine Antwort war, er habe ſich ſehr über Ihre Majeſtät zu beklagen, die allein der Rückkehr ſeiner Frau im Wege ſtehe. Worauf die Königin erwiderte, er thue ſehr unrecht, ſich über ſie zu beſchweren, denn ſie liebe Frau von Chevreuſe nach wie vor und ſehne ſich nach ihr; allein zurückzukommen, das könne ſie ihr unter gegenwärtigen Umſtänden nie anrathen. — Nun kam es der Herzogin vor, als müſſe Niemand genauer unterrichtet ſein als die Königin, und ſie entſchied ſich daher, einer Weiſung Folge zu leiſten, die von ſo hoher Stelle kam. Sie rührte Richelieu's Geld nicht an und ſchrieb ihm am 16. Sept. zum letztenmal, ſtellte ihm vor, in welcher Ungewißheit und Verwirrung ſie ſich befinde, und bat um eine weitere Friſt, bis ihr Gemüth wieder zur Ruhe gekommen wäre. Am nämlichen Tage kündigte ſie ihrem Gemahl, ſowie Dudorat und Boispille ihren beſtimmten Entſchluß, nicht zu kommen, an. Dem Herzog ſchrieb ſie: „Ich wünſche ſehnlich, mich in den Stand geſetzt zu ſehen, gemeinſchaftlich mit Ihnen unſere Angelegenheiten zu ordnen und mit Ihnen und meinen Kindern endlich in Ruhe zu leben. Allein wie ich die Verhältniſſe kenne, ſind mir die Gefahren einer Heimkehr ſo wohl bekannt, daß ich mich noch immer nicht dazu entſchließen kann; ich weiß, daß ich weder Ihnen noch meinen Kindern von Nutzen ſein kann, wenn ich in Frankreich nicht geſichert gegen Anfechtung bin (si j'y suis dans la peine). Alſo muß ich in aller Geduld und mit derjenigen Geiſtesfaſſung, die ich noch nicht finden kann, zuwarten, bis ſich ein ſicherer Weg aufthut, der mich endlich dahin führt.... Ich habe ſehr wichtige Dinge in Erfahrung gebracht, woran ich völlig unſchuldig bin, wie man vielleicht in dieſem Augenblick auch inne wird, die aber allem Anſchein nach beweiſen, daß man die Abſicht hatte, mich in Anklageſtand zu verſetzen. Ich kann mich hierüber nicht deutlicher ausſprechen." Der Brief an Boispille ſchloß mit den Worten: „Beſſer iſts dulden als zu Grunde gehen." So verſchwand die letzte Hoffnung auf Wiederannäherung zwiſchen zwei Perſonen, die ſich inſtinctmäßig zu einander hingezogen und mit eben der Macht des Inſtincts abgeſtoßen von einander fühlten, die ſich zu gut kannten, um ſich nicht zu fürchten, um auf Worte zu bauen, womit ſie beide nicht karg waren, ohne ernſtlich gemeinte Bürgſchaften zu verlangen, die ſie geben weder konnten noch wollten. In Tours hatte vor zwei Jahren die Herzogin lieber in eine zweite Verbannung gehen, als ihre Freiheit riskiren wollen; auch in London zog ſie es jetzt vor, den Schmerz des Exils zu ertragen und ihre letzten ſchönen Tage unter Entbehrungen und Beſchwerden zu verleben, um nur frei zu bleiben, ſich mit der ſtillen Hoffnung wiegend, daß es ihrer muthigen Ausdauer gelingen würde, das Schickſal endlich zu ermüden und den Urheber ihrer Leiden ſchwer dafür büßen zu laſſen.

Um die Mitte des J. 1639 kam auch Marie von Medicis und bat ihre Tochter, die Königin von England, um eine Zufluchtſtätte. Sie war des herumſchweifenden Lebens in den Niederlanden müde, wo ſie von der Gnade der ſpaniſchen Regierung lebte, welche ſie mit Verheißungen überſchüttet hatte, ſolange ſie ſie brauchen zu können hoffte, jetzt aber in ihrer Ohnmacht ohne Hilfe ließ. Henriette konnte ihre alte, ſieche, verlaßne Mutter nicht von ſich ſtoßen. So betrat denn die Witwe Heinrich's IV., die Mutter Ludwig's XIII. und dreier mächtigen Fürſtinnen (nächſt der Gemahlin Karl's I. der Königin Eliſabeth von Spanien und der Herzogin Chriſtine von Savoyen), als eine Schutzflehende den Boden Englands, nachdem ſie noch auf dem Ocean einen ſiebentägigen Sturm ausgeſtanden hatte, entblößt von Allem, tiefgebeugt, halbtodt, der Gegenſtand allgemeinen Mitleids. Der unbarmherzige Richelieu machte es der Herzogin von Chevreuſe zum großen Vorwurf, daß ſie die Königin Henriette in ihrem kindlichen Entſchluß aufs eifrigſte beſtärkt hätte; er ſah in den Beſuchen, welche ſie der Königin-Witwe abſtattete, neue Ränke und Anſchläge, während ſie des Tadels und der Vorwürfe eher würdig geweſen wäre, wenn ſie dies Alles unterlaſſen hätte. Aus Rückſicht auf Richelieu brauchte ſie es am allerwenigſten, ſeit der alte Kampf mit ihm aufs neue entbrannt war. Sie hatte ihm Rache geſchworen, und die Gelegenheit dazu ſchien gekommen. In London ſammelte ſich eine Schaar franzöſiſcher Emigranten, an ihrer Spitze der Herzog von Vendome[1]), La Vieuville[2]) und La Valette[3]); die Seele aber dieſer rührigen Faction war ſie, die Herzogin. Sie fand ihre Anhaltepunkte an dem Grafen Holland, damals einem der Häupter der royaliſtiſchen Partei und des königlichen Heers, an Lord Montague, einem eifrigen Katholiken und vertrauten Rath der Königin, an dem Ritter Igby und andern einflußreichen Hofherren, unterhielt auch ein geheimes Verſtändniß mit den Misvergnügten in Frankreich und ſuchte alle von der Ungnade Richelieu's Betroffenen mit neuer Hoffnung zu beleben, über des Cardinals Haupt aber gefahrdrohende Wolken zuſammenzuziehen und ſeine Pfade mit Hemmniſſen und Verwickelungen jeder Art zu beſtreuen.

---

[1]) Cäſar von V., natürlicher Sohn Heinrich's IV. und der Gabriele d'Eſtrées, geb. 1594 † 22. Oct. 1665, ein ſitten- und treuloſer Menſch, ſogar als Päderaſt berüchtigt, als Theilnehmer an der Verſchwörung des Chalais in die Baſtille geworfen, Vater des Herzogs Franz von Beaufort und Ludwig's von Vendome, der eine Verwandte Mazarin's, Vittoria Mancini, ehelichte und zuletzt Cardinal wurde. „Er hatte viel Geiſt“, ſagt die Motteville von Cäſar dem Vater, „dies aber war das einzige Gute, was ſich ihm nachſagen ließ.“

[2]) Vincent de la Vieuville, in Dienſten Karl's I., fiel ſpäter im Treffen bei Newbury 12. Sept. 1643 gegen die Parlamentstruppen.

[3]) Der Herzog Bernhard von La V., Bruder des aus dem 30jährigen Krieg bekannten Cardinals Louis von La V., ſeit 1635 Oberbefehlshaber des franzöſiſchen Heers, hatte bei Belagerung von Fuentarabia aus Eiferſucht gegen Enghien, den Anführer des Belagererheers, dieſen bei einem Sturm auf die Feſtung nicht unterſtützt, wie ihm befohlen war, und ſo war das Unternehmen geſcheitert. Deshalb wurde ihm unter Vorſitz des Königs ſelbſt der Proceß gemacht, er des Hochverraths ſchuldig erkannt, zur Strafe der

Im J. 1641 findet man Frau von Chevreuſe in Brüſſel, als Vermittlerin zwiſchen England, Spanien und Lothringen, zugleich verwickelt in die Verſchwörung des Grafen von Soiſſons, die gefährlichſte, die gegen Richelieu angeſponnen wurde. Der Graf von Soiſſons, Prinz von Geblüt[1], war weit bedeutender als Heinrich von Montmorency, ein talentvoller Kriegsmann und perſönlich brav, ſein Plan beſſer angelegt und die Gelegenheit viel günſtiger. Der erſte Miniſter hatte durch ſtraffes Anſpannen aller Staatskräfte, endloſes Kriegführen, Häufung und Vermehrung der öffentlichen La-

---

Enthauptung verurtheilt und, weil er die Flucht ergriffen hatte, 8. Juni 1639 auf dem Grèveplatz in effigie enthauptet und ſeine Güter confiscirt. Auf dringende Verwendung der Herzogin von Chevreuſe bei Karl I. fand er in England, wohin er zu Ausgang des October kam, Aufnahme und Sicherheit.

[1] Ludwig, geb. 11. Mai 1604, Enkel Ludwig's I. von Bourbon, des Stammvaters der Condé, ſchlug gemeinſchaftlich mit den Spaniern und Kaiſerlichen unter Lamboy den Marſchall von Chatillon 6. Juli 1641 bei Marſée, einem Flecken unweit Sedan, fiel aber in der Schlacht durch einen Piſtolenſchuß. Er blieb unbeweibt und hinterließ nur einen natürlichen Sohn.

ſten, Unterdrückung der Corporationen und auch Eingriffe in die Intereſſen der Privaten ſchweren Haß auf ſich geladen, und regierte faſt nur noch durch den Schrecken. Sein geniales Weſen imponirte, das Großartige ſeiner Entwürfe beſtach einzelne vorzügliche Geiſter, während ſeine ſtete Härte und die unaufhörlichen Opfer, die er dem Staat zumuthete, die überwiegende Mehrzahl, den König voran, beläſtigten oder erbitterten. Der Günſtling des Tags, der Oberſtallmeiſter Cinq Mars, ſchwärzte den Cardinal, ſoviel er konnte, bei Ludwig an. Er wußte um die Verſchwörung des Grafen von Soiſſons und begünſtigte ſie, ohne jedoch Theil daran zu nehmen. Auf ihn ließ ſich zu gelegener Zeit rechnen. Die Königin Anna, trotz der zwei Söhne, die ſie Frankreich geſchenkt hatte, immer noch in Ungnade, hegte wenigſtens ſtille Wünſche für das Aufhören eines Regiments, das ſie unterdrückte. Auch Gaſton hatte ſein Wort gegeben, freilich ein nicht ſehr zuverläſſiges; aber der Herzog von **Bouillon**[1], ein Kriegs- und eminenter Staatsmann, hatte ſich offen erklärt, und ſeine Feſtung Sedan an den Grenzen Frankreichs und Belgiens war ein Bollwerk, von wo aus ſich lange Zeit der Macht des Cardinals trotzen ließ. Man hatte in allen Theilen des Königreichs, im Klerus, im Parlament Verſtändniſſe eingeleitet. Bis in die Baſtille drang die Verſchwörung; der Marſchall de **Vitry**[2] und der Graf von Cramail, die dort eingekerkert lagen, fanden doch Mittel, im tiefſten Geheimniß einen Handſtreich vorzubereiten. Den damals 25jährigen Abbé Retz verlangte nach einem Probeſtück von Bürgerkrieg, einem Vorſpiel zu ſeiner ſpätern abenteuerlichen Laufbahn. Der Herzog von Guiſe[1]), welcher ſein Erzbisthum Rheims abgeworfen und ſich in die Niederlande geflüchtet hatte, ſollte als Theilnehmer an allen Gefahren der Verſchwornen nach Sedan kommen; aber die größte und feſteſte Hoffnung des Grafen von Soiſſons beruhte auf Spanien: dieſes allein konnte ihn in den Stand ſetzen, Sedan zu verlaſſen, auf Paris loszugehen und Richelieu's Macht zu brechen. Daher ſchickte er einen ſeiner bravſten und geſchäftskundigſten Cavaliere, Namens Alexander de Campion[2]), nach Brüſſel, um mit den ſpaniſchen Miniſtern in Unterhandlungen zu treten und von ihnen Geld und Soldaten zu beziehen. In Bruſſel traf dieſer die Herzogin von Chevreuſe und vertraute ihr den Zweck ſeiner Sendung, und ſie bot allen ihren Credit zu ſeinem Beiſtand auf. Sie ſchrieb an den Herzog von Olivarez und befürwortete aufs eifrigſte die Geſuche Soiſſons' und Bouillon's. Campion ſowie dem Abbé de Mercy, einem ſpaniſchen Agenten, übergab ſie

---

[1] **Friedrich Moritz** de la Tour d'Auvergne, geb. 22. Oct. 1606 † 19. Aug. 1652, älterer Bruder des berühmten Turenne und, wie dieſer, Sohn der Eliſabeth von Oranien, Schweſter des Erbſtatthalters Moritz.

[2] Nicolaus de l'**Hôpital**, Herzog und Marquis von Vitry, mit Ermordung des Marſchalls d'Ancre 1617 beauftragt und an deſſen Stelle Marſchall, 1632 Gouverneur der Provence, wegen

---

gröblicher Behandlung des Erzbiſchofs von Bourdeaux in Ungnade, 27. Oct. 1639 verhaftet und bis zu Richelieu's Tod in der Baſtille, nochmals zum Herzog und Pair erhoben, † 28. Sept. 1644, 63 Jahre alt.

[1]) Heinrich, Enkel des Henri balafré und Neffe des Herzogs von Chevreuſe, geb. 1614 † 2. Juni 1664.

[2]) Er war 1610 geboren, ſtammte aus einer ſehr vornehmen Familie der Normandie und trat 1634 in die Dienſte des jungen Grafen von Soiſſons, begleitete ihn auf allen ſeinen Feldzügen mit perſönlicher Auszeichnung und wurde allmälig ſein Factotum. Dieſer Campion hat ſich ſelbſt geſchildert in einem Recueil de lettres qui peuvent servir à l'histoire etc. (1657). Von ſeinem Bruder Heinrich wird weiterhin die Rede ſein.

Briefe an Herzog Karl, worin ſie ihm dringend anlag, dieſe letzte Gelegenheit, ſeine frühern Unfälle wieder gut zu machen und Richelieu einen tödtlichen Streich zu verſetzen, nicht zu verfehlen. Karl IV., zu gleicher Zeit von der Herzogin, von ſeinem Vetter Guiſe, von dem ſpaniſchen Miniſter, beſonders aber von ſeinem eignen unruhigen und wagehalſigen Ehrgeiz beſtürmt und geſtachelt, brach den feierlichen Tractat, den er eben erſt mit der Krone Frankreich geſchloſſen hatte, trat dem Bunde Spaniens und des Grafen von Soiſſons bei und eilte zum Beiſtand der Veſte Sedan. Der General Lamboy und Oberſt Metternich kamen an der Spitze von 6000 Kaiſerlichen aus Flandern angerückt. Die Herzogin und die Emigranten ließen alle in ihren Händen befindlichen Federn zu gleicher Zeit ſpringen. Niemals beſtand Richelieu eine größere Gefahr, und der Verluſt der Schlacht von Marſée würde ſein Verderben geweſen ſein, wenn nicht Soiſſons mitten in ſeinem Triumph den Tod gefunden hätte.

Man kann fragen, ob die Herzogin der neuen Verſchwörung Monſieurs, Cinq Mars' und des Herzogs von Bouillon im J. 1642 fremd geblieben iſt. Wir glauben, ſie war es ſo wenig, als die Königin Anna, deren Einvernehmen mit Cinq Mars und Gaſton ſich nicht beſtreiten läßt. Obwol ſehr auf ihrer Hut vor Ludwig und Richelieu, hatte doch Anna ihre frühern Geſinnungen und Vorſätze nicht aufgegeben, und iſt in der Sache des Grafen von Soiſſons ſtark compromittirt geweſen, wenn man einem Billet Alexander's von Campion an die Chevreuſe vom 15. Auguſt 1641 glauben darf, worin die Worte vorkommen: „Wegen der Briefe, worin die Perſon genannt iſt, für welche Sie die hingebendſte Anhänglichkeit hegen, machen Sie Sich ſeine Sorge; Herr von Bouillon und ich haben alle in der Schatulle des Grafen vorgefundenen verbrannt.“ Die Königin wußte ſicherlich um den Anſchlag des Cinq Mars und hatte die Hand dabei im Spiel. Vielleicht kannte ſie den geheimen Vertrag mit Spanien nicht, aber in allem Uebrigen, was gegen den Cardinal im Werke war, verſtand ſie ſich mit den Verſchwörern. La Rochefoucauld verſichert es wiederholt als eine Sache, woran auch er betheiligt war. „Das Anſehen des Herrn le Grand (d. i. Cinq Mars)“, ſagt er, „fachte die Hoffnungen der Unzufriedenen aufs neue an; die Königin und Monſieur traten dem Bündniß bei; ebenſo thaten der Herzog von Bouillon und andre Standesperſonen; de Thou beſuchte mich im Auftrag der Königin und entdeckte mir ihre Verbindung mit le Grand, und daß ſie ihm verſprochen hätte, auch ich würde zu ihm halten.“ — „Die Königin (heißt es in den Memoiren des Herzogs von Bouillon, herausgegeben von ſeinem Secretär Langlade, Paris 1692), welche ſich auf alle Weiſe von dem Cardinal verfolgt ſah, zweifelte nicht, daß er ihr im Fall des Ablebens des Königs ihre Kinder entreißen und ſich die Regentſchaft anmaßen würde. Sie ließ alſo durch de Thou den Herzog von Bouillon insgeheim und aufs dringendſte bitten, ihr zu verſprechen, daß er ſie, falls der König ſtürbe, mit ihren beiden Kindern in Sedan einnehmen wolle, indem ſie bei ihrer Ueberzeugung von den ſchlechten Abſichten des Cardinals und ſeiner großen Macht in ganz Frankreich keinen Ort für ihre Sicherheit wüßte. De Thou theilte dem Herzog ferner mit, daß ſeit der Krankheit des Königs ſeine Gemahlin und der Herzog von Orleans eng verbunden wären, und zwar durch Vermittelung von Cinq Mars.“ Die Antwort des Herzogs war für die Königin ſehr beruhigend und zufriedenſtellend.

Man weiß, wie die Theilnahme an dieſer Verſchwörung vom J. 1642 den Herzog ſeine ſchöne Stadt Sedan koſtete, und ihm nur unter dieſer Bedingung verziehen wurde. Sein Bruder Turenne ſchreibt daher in ſpäterer Zeit an ſeine Schweſter (Marie Herzogin von Thouars): „Du kannſt dir denken, mit welchen Empfindungen unſer Bruder die Königin und Monſieur, die jetzt allmächtigen, ſieht, wenn er ſich erinnert, daß er nur ihr zu Gefallen Sedan eingebüßt hat.“

Hatte ſich nun aber die Königin ſo tief eingelaſſen, ſo ſtand gewiß auch Frau von Chevreuſe, ohnehin mit de Thou ſeit langer Zeit in freundſchaftlichſtem Verhältniß, nicht weit entfernt. Einem ungenannten Freunde Richelieu's iſt dieſes ſo ausgemacht, daß er an dieſen ſchreibt: „Der Oberſtallmeiſter iſt zu ſeinem böſen Vorhaben durch die Königin-Mutter, durch ihre Töchter, durch die Herzogin von Chevreuſe, durch Montague und andere engliſche Papiſten verhetzt worden.“ Der Cardinal hielt ſich in den erſten Junitagen 1642, ohne Zweifel ſeiner Geſundheit wegen, aber auch zu ſeiner Sicherheit, mit ſeinen zwei Vertrauten Mazarin und Chavigny und ſeinen getreuen Garden in Tarascon auf. Er wußte ſich von Gefahren umringt und ließ dem König das Bedenkliche ſeiner Lage vorſtellen. In ſeiner desfallſigen Schilderung erhält auch die Chevreuſe ihre wohlverdiente Stelle. Sie in Brüſſel, in engem Bunde mit dem Lothringer, der Königin von England, dem Ritter de Jars in Rom, Olivarez in Madrid, war nicht auch ſie eine der gegen ihn verſchwornen feindlichen Mächte? — Bald aber durchdrang ſein Auge die Dunkelheit; das Treiben des Oberſtallmeiſters, das er ſeit geraumer Zeit belauſchen ließ, ſtand ſonnenklar vor ihm; ein Verrath, deſſen Urheber ſeit zwei Jahrhunderten unentdeckt geblieben iſt, ſpielt das im Namen Monſieurs, Cinq Mars' und Bouillon's durch Vermittelung des de Fontrailles mit Spanien geſchloßne Pactum in ſeine Hände. Von jetzt an hielt ſich der Cardinal des Siegs verſichert. Er kannte Ludwig XIII., wußte, daß er in Anwandlungen ſeiner unſteten und bizarren Laune im Stand geweſen war, einem Günſtling, wie Cinq Mars, die Ohren vollzuklagen über ſeinen erſten Miniſter, den Wunſch zu äußern, daß er ſeiner entledigt ſein möchte, ſein Ohr fremden Einflüſterungen und Reden zu leihen; aber er wußte auch, wie ſehr Ludwig König und Franzoſe war, und wie eifrig er an den Grundſätzen ihres gemeinſchaftlichen politiſchen Syſtems hing. In größter Eile ſchickte er daher Chavigny nach Narbonne mit den authentiſchen Beweiſen des ſpaniſchen Vertrags. Der Anblick dieſer Beweisſtücke ſetzte den König außer Faſſung; kaum traute er ſeinen Augen; er verfiel in düſtere Schwermuth, und wieder zu ſich gekommen, brach er in Aeußerungen des höchſten Unwillens gegen einen Menſchen aus, der ſein Vertrauen ſo arg getäuſcht und mit dem Ausland conſpirirt hatte. Er war auch der Erſte, der eine exemplariſche Beſtrafung forderte; keine Stunde lang fühlte er Erbarmen mit der Jugend des Schuldigen, der ihm einſt ſo lieb geweſen war; nur an ſein Verbrechen dachte er und ohne Zaudern unterzeichnete er das Todesurtheil. Sein Argwohn wandte ſich nun auf die Königin. Chavigny meldete es Richelieu am 24. Oct.: „Der König war geſtern ſehr ſchlecht auf die Königin zu ſprechen; er iſt ſehr gereizt wider ſie und ſpricht alle Augenblicke davon.“ Er ließ ſich auch den Argwohn nicht wieder ausreden, daß Anna hier ſo gut als in den Umtrieben des Chalais mit ſeinem Bruder ſich verſtanden hätte. Was würde er nun erſt geſagt haben, wenn er Fontrailles'

Bericht gekannt und geleſen hätte, worin dieſer ausdrücklich angibt, es aus de Thou's eignem Munde zu wiſſen, daß auch die Königin eine ſtark Betheiligte war. „Ich", ſetzt Fontrailles hinzu, „glaubte ſie in der That nicht ſo tief in die Sache verwickelt, ob ich gleich recht wohl wußte, wie ſehr Ihre Majeſtät wünſchte, daß ſich am Hof irgend eine Cabale anſpinnen möchte, und daß ſie dazu aus allen Kräften beigetragen haben würde, weil ſie dabei nur gewinnen konnte." Anna that alles Mögliche, um dieſen neuen Sturm zu beſchwören und den König wie Richelieu von ihrer Unſchuld zu überzeugen. Man hat geſehen, wie im J. 1637 die feierlichſten Verſicherungen, die heiligſten Eide ſie nichts gekoſtet hatten, um dasjenige, was ſie nachmals doch geſtehen mußte, in Abrede zu ſtellen. Im J. 1642 nahm ſie zu dem nämlichen Spiel ihre Zuflucht. Sie ließ ſich zu Erniedrigungen herab, ebenſo unvereinbar mit einem guten Gewiſſen als mit ihrer Würde, ihrem Rang. Den Cardinal überhäufte ſie mit Aeußerungen der Theilnahme und Anhänglichkeit; ſie äußerte den größten Abſcheu vor dem undankbaren Oberſtallmeiſter; ſie erklärte, daß ſie ſich ohne Rückhalt Richelieu anvertrauen, ſich einzig nach ſeinen Rathſchlägen richten wolle, und hinkünftig ihr ganzes Glück in ihren Kindern ſuchen werde, deren Erziehung ſie bereitwilligſt ihm überlaſſe. Sie ſchrieb ihm eigenhändig und erkundigte ſich mit zärtlicher Beſorgniß nach ſeiner Geſundheit, wie ſie ihn vor Jahren um ſeine Hand gebeten und ihm die ihrige zum Zeichen ewiger Freundſchaft geboten hatte; beſcheidentlich ſetzte ſie hinzu, er ſolle ſich nicht die Mühe geben, ihr zu antworten. Mit dieſen Liebesverſicherungen täuſchte ſie ſogar Chavigny, wie aus deſſen Brief an den Cardinal vom 12. Aug., dem Tage der Hinrichtung Cinq Mars' und de

Thon's, hervorgeht. Sie ließ es jedoch nicht bei Verſtellung und Lüge bewenden, ſondern kehrte in dieſer höchſten Gefahr auch ihrer muthigen, Alles für ſie wagenden Freundin den Rücken zu. Sie hätte dieſe als ihre Befreierin ans Herz gedrückt, wenn das Glück ihr hold geweſen wäre; jetzt, wo ſie überwunden und entwaffnet war, gab ſie ſie preis. Wie ſie gegen das geſcheiterte Complot und ihre beiden unvorſichtigen und unglücklichen Mitſchuldigen, die, ohne ſie zu nennen, das Schaffot beſtiegen, ihren Abſcheu betheuert hatte, ſo war ſie jetzt, wo ſie den König und Richelieu erbittert gegen die Chevreuſe und aufs feſteſte entſchloſſen ſah, alle fernern Bitten ihrer Familie behufs ihrer Zurückberufung abzuweiſen, weit entfernt, das mindeſte gute Wort für ihre ehemalige Favorite einzulegen, ſchloß ſich im Gegentheil faſt leidenſchaftlich an die Gegner derſelben an und bat ſich, offenbar um ihre wahren Geſinnungen zu bemänteln und den Anſchein zu gewinnen, als zolle ſie dem Beifall, was ſie nicht hindern konnte, als beſondere Gnade aus, daß man die Herzogin entfernt von ihrer Perſon und ſelbſt fern von Frankreich hielte. „Die Königin“, ſchreibt an Richelieu ſein Geſchäftsführer Chavigny, „hat mich beſorgt gefragt, ob es wahr wäre, daß Frau von Chevreuſe zurückkäme, und mir, ohne meine Antwert abzuwarten, zu erkennen gegeben, daß es ihr ſehr unlieb ſein würde (qu'elle serait fort marrie), ſie jetzt in Frankreich zu ſehen, daß ſie nur zu gut wüßte, wie ſie wäre, und mir aufgetragen, Ew. Eminenz in ihrem Namen zu bitten, wenn Dieſelben geneigt ſein ſollten, etwas für Frau von Chevreuſe zu thun, ihr wenigſtens nicht die Rückkehr nach Frankreich zu geſtatten: worauf ich Ihre Majeſtät verſichert habe, daß ſie in dieſem Punkt zufriedengeſtellt werden würde.“ —

So war denn die Herzogin, wie es ſcheint, bis an die äußerſte Grenze des Ungemachs gekommen. Ihr Zuſtand war bedauernswürdig; ihr Herz blutete: keine Hoffnung mehr, Vaterland, ihr ſchönes Schloß, ihre Kinder, ihre Tochter Charlotte wiederzuſehen. Da ſie faſt nichts aus Frankreich bezog, ſo war ſie mit ihren Hilfsquellen, mit Geldaufnehmen und Schuldenmachen zu Ende. Sie erfuhr, wie hart es iſt, nach Dante's Ausdruck, die Treppe des Auslands auf- und abzuſteigen. Und damit ihr nichts Bitteres erſpart bliebe, trat auch noch diejenige, die ihr wenigſtens eine ſtumme Treue ſchuldig war, auf die Seite ihres Todfeindes, des glücklichen Richelieu. So verlebte ſie einige ſchmerzvolle Monate, wo Alles ſie verließ, nur nicht ihr Muth. Plötzlich, am 4. Dec. 1642, ſtand der furchtbare Cardinal, angelangt auf dem Gipfel ſeiner Macht, der Ueberwinder aller ſeiner äußern und innern Feinde, der unumſchränkte Gebieter über König und Königin, an ſeinem Ziele. Ludwig folgte ihm in kurzem in die Gruft; aber, wol wider ſeinen Willen genöthigt, Annen die Regentſchaft anzuvertrauen und ſeinen Bruder zum Generallieutenant des Königreichs zu ernennen, ſetzte er einen Rath ein, ohne welchen beide nichts vermochten, und worin der dem Syſteme Richelieu's ergebenſte Mann, ſein Buſenfreund, Vertrauter und Geſchöpf, der Cardinal Jules Mazarin, in der Eigenſchaft eines erſten Miniſters das Heft führte. Aus Mistrauen gegen die künftige Regentin wurde die Krone gewiſſermaßen in Commiſſion gegeben. Ludwig glaubte aber die Ruhe ſeiner Staaten nach ſeinem Hingang nur dadurch ſicherzuſtellen, daß er nach Möglichkeit die Verbannung der Herzogin von Chevreuſe ſanctionirte und zu verewigen ſuchte. In ſeiner frommen Abneigung gegen die feurige und unternehmende Frau nannte er ſie gemeinhin nur den Teufel. Keine größere Zärtlichkeit fühlte er für den ehemaligen, jetzt in der Citadelle von Angoulême eingeſchloßnen Großſiegelbewahrer Chateauneuf. Als ob Richelieu's Schatten noch an ſeinem Sterbebett Wache ſtände, ſetzte er vor ſeinem letzten Athemzuge in die letzte Teſtamentsverfügung vom 20. April eine aparte Clauſel, wonach der Sieur von Chateauneuf bis nach abgeſchloßnem und vollzogenem Frieden in Haft auf dem Schloß zu Angoulême verbleiben und auch dann erſt auf Verordnung der Frau Regentin und nach Gutachten des Regentſchaftsraths ſeine Freiheit wiedererlangen, letzterer auch den Ort ſeines fernern Aufenthalts in oder außer dem Königreich nach beſtem Befund beſtimmen ſollte. In Bezug auf die Chevreuſe ſagt die Clauſel weiter: „Da unſere Pflicht iſt, allen Anläſſen vorzubeugen, welche irgendwie die gute Veranſtaltung, die wir zu Erhaltung der Ruhe unſerer Staaten getroffen haben, ſtören könnten, ſo laſſen uns die Kenntniß von dem übeln Verhalten der Dame von Chevreuſe und ihren bisherigen Praktiken zu Anſtiftung von Uneinigkeit und Spaltung in unſerem Königreich, ſowie ihren Umtrieben und geheimen Verſtändniſſen im Ausland mit unſern Feinden als rathſam erkennen, ihr den Eingang in unſer Königreich während des Kriegs zu unterſagen, wie wir ihr ſolchen hiermit verbieten und auch wollen und verordnen, daß nach geſchloßnem und vollzognem Frieden ſie erſt auf Befehl gedachter Frau Königin-Regentin unſer Königreich wiederbetreten könne, nach Begutachtung von Seiten des gedachten Conſeils, vorbehaltlich jedoch daß ſie an keinem Ort in der Nähe des Hofs und genannter Frau Königin ihren Wohnſitz nehmen noch ſich befinden ſoll.“ — Dieſe hochtrabende Clauſel bezeichnete die Chevreuſe und

Chateauneuf als die zwei anſehnlichſten Opfer des zu Ende gehenden Regiments, anſcheinend aber berufen, die Koryphäen und Leiter derjenigen neuen Politik zu werden, welche an die Stelle der Politik Richelieu's treten zu ſollen ſchien. Ludwig XIII. hauchte 14. Mai 1643 ſeinen Geiſt aus. Wenige Tage darauf hob daſſelbe Parlament, welches die Verfügung vom 20. April zu Protocoll genommen hatte, ſie wieder auf; die neue Regentin ſah ſich von jeder Hemmung befreit und als unbeſchränkte Souveränin anerkannt; Chateauneuf verließ ſeinen Kerker und die Herzogin von Chevreuſe, wie im Triumphe, Brüſſel.

Die Herzogin ſtand dermalen im Alter von 43 Jahren. Obgleich, ungeachtet der ausgeſtandenen Mühſeligkeiten, noch immer ſchön, war doch ihre Schönheit im Abnehmen. Immer noch beſaß ſie Sinn und Geſchmack an galanten Abenteuern, wenn auch ſtumpfer im Vergleich mit ehemals; ihre vorherrſchende Neigung war dem Geſchäftsleben zugewandt. Sie hatte die ausgezeichnetſten Staatsmänner geſehen; ſie kannte faſt alle Höfe, die ſtarke und ſchwache Seite der damaligen Regierungen, und hatte große Erfahrungen eingeſammelt. Sie rechnete darauf, die Königin ſo wiederzufinden, wie ſie ſie verlaſſen hatte, nämlich geneigt, ſich von Denjenigen leiten zu laſſen, für welche ſie eine beſondere Zuneigung hegte, und da ſich die Herzogin für die Erſte in der Gunſt der Königin hielt, ſo glaubte ſie jetzt doppelten Einfluß auf ſie zu gewinnen, einmal als Freundin, ſodann als eine fähige und tüchtige Perſon. Weniger für ſich nach Ehre geizend als für ihre Freunde, ſah ſie dieſe ſchon für ihre langen Opfer entſchädigt und belohnt, ſah, wie ſie allenthalben die Creaturen Richelieu's verdrängten und erſetzten, und an ihrer Spitze erblickte ſie als erſten

Miniſter denjenigen Mann, der ſich um ihretwillen von dem Cardinal in ſeiner Glorie losgeſagt, um ihretwillen eine zehnjährige Einkerkerung erduldet hatte. Auf Mazarin gab ſie wenig; ſie kannte ihn nicht, hatte ihn nie geſehen; er ſchien ihr bei Hofe und in Frankreich jedes Anhaltpunktes zu entbehren, während ſie ſich durch Alles, was hier durch Glanz der Geburt, Macht und Credit imponirte, getragen und gehoben fühlte. Alle dieſe Berechnungen ſchienen ſo ſicher, alle dieſe Hoffnungen ſo vollkommen gegründet, daß Frau von Chevreuſe Brüſſel in der feſten Ueberzeugung verließ, wie ein Eroberer werde ſie wieder im Louvre einziehen. Sie täuſchte ſich; die Königin war verwandelt oder einer Metamorphoſe nahe.

Anna war keine gewöhnliche Perſon. Schön, liebebedürftig, dabei eitel und ſtolz, hatte ſie ſich von der Kälte und Nachläſſigkeit ihres Gemahls verletzt gefühlt, dann aus Rache, aber auch aus Koketterie ſo manche zärtliche Neigung entzündet und erwiedert, ohne je die Schranken ſpaniſcher Galanterie zu überſchreiten. Oft hatte ſie die Geduld verloren, wenn ſie ſehen mußte, wie der König und Richelieu ſie als eine Perſon ohne Bedeutung behandelten, ihr jeden Einfluß entzogen, ſie in einer Art permanenter Ungnade hielten. Daher ihr geheimer, aber beharrlicher Widerſtand gegen des Cardinals Despotismus, daher ihr bereitwilliges Eingehen auf regierungsfeindliche Anſchläge, das ihr ſo viel Herzeleid und ſo große Gefahren bereitete. Zu ihrem Beiſtand bot ſie da eine fernere Eigenſchaft auf, die ſie als Weib und Spanierin beſaß, die Verſtellungskunſt. Die Trübſal hatte ihr dieſe, nach dem Ausdruck der Frau von Motteville „häßliche, aber nöthige Tugend“ ſehr ſchnell beigebracht und ſie darin reißende Fortſchritte gemacht. Von Natur träge, befaßte ſie ſich ungern mit Geſchäften, war aber verſtändig, ſelbſt beherzt und fähig, Vernunftgründe zu hören und zu befolgen. Bisher hatte ſie ein doppeltes Spiel geſpielt, und zwar ſo, daß ſie im Geheimen Anhänger warb, die Unzufriedenen ermuthigte und anfeuerte, ſich dem Joch des Cardinals auf jede Art zu entwinden ſtrebte, und ihm doch ein holdſeliges Geſicht machte, ihn durch falſche Betheuerungen einſchläferte, ſich im Nothfall demüthigte, temporiſirte und abwartete. Seit Richelieu's Tode fühlte ſie ſich ſtärker geworden durch ihre zwei Söhne und Ludwig's unheilbare Krankheit, und ſeitdem hatte ſie nur Ein Ziel vor Augen gehabt, dem ſie Alles nachſtellte und opferte: die Regentſchaft, und es durch ſeltene Geduld und Beharrlichkeit, behutſames, geſchicktes, ſich gleichbleibendes Benehmen, auch infolge der unverhofften Dienſte, welche ihr des Königs vornehmſter Miniſter Mazarin leiſtete, erreicht. Anna hatte Alles aufgeboten, den Groll ihres Gemahls zu beſchwichtigen, ihm alle ihre Sorgfalt gewidmet, Nächte wie Tage bei ihm zugebracht, ihm mit Thränen zugeſichert, daß ſie ſich niemals gegen ihn vergangen und keinen Theil an Chalais' Complote hätte, daß alle gegen ſie erhobenen Anklagen grundlos wären. Damit hatte ſie indeß nur ſehr wenig über Ludwig vermocht; er hatte nichts geantwortet, als: „In dem Zuſtande, worin ich bin, muß ich ihr verzeihen; aber ich bin nicht verpflichtet, ihr zu glauben." Immer hatte er ſie im Verdacht gehabt, mit Spanien im Bündniß und unter den Einflüſſen der Chevreuſe zu ſtehen. Er gedachte, ſie ebenſowol als ſeinen Bruder Orleans, den er weder achtete noch liebte, von der Regentſchaft auszuſchließen. Mazarin hatte große Mühe, ihm begreiflich zu machen, daß ſie des Regentintitels zu berauben etwas Unmögliches, und das einzig Thunliche ſei, wenn man ihr durch

Nebenaufſtellung eines ſtark conſtituirten Conſeils, deſſen Begutachtungen ſie mittels Unterwerfung unter die Stimmenmajorität Folge zu leiſten habe, jeden überwiegenden Einfluß abſchneide. Anna unterwarf ſich ohne Murren dieſen harten und erniedrigenden Bedingungen; ſie verſtand ſich zu Annahme der königlichen Verfügung vom 20. April, die ihre Autorität in ſehr enge Grenzen einſchloß und das fernere Exil Chateauneuf's und der Frau von Chevreuſe bekräftigte; ſie unterzeichnete ſie und verpflichtete ſich, ſie aufrechtzuerhalten. War ſie nun doch Regentin und fühlte ſich daher auch dem Manne, der ihr dazu verholfen, ihr dieſen erſten wichtigen Dienſt geleiſtet hatte, innig verpflichtet. Auch vergaß Mazarin nicht, das Herabſetzende, das für die Königin in der letztwilligen Verfügung ihres Gemahls lag, dadurch zu mildern und zu rechtfertigen, daß er ſie wahrnehmen ließ, wie nur unter dieſer Bedingung Ludwig in die Regentſchaft eingewilligt hätte. Mazarin abgeneigt zu ſein, hatte Anna keinen Grund, als höchſtens daß er ein intimer Freund Richelieu's geweſen war; aber er hatte nicht deſſen ſchroffe Manieren, hatte thätigſt zur Heimberufung vieler Verbannten mitgewirkt, war bei dem argwöhniſchen König ihr perſönlicher Anwalt geweſen. Seine Tüchtigkeit war erprobt, und unerfahren und träge wie ſie war, bedurfte Anna bei Antritt einer Regierung, die nach Außen und Innen von den größten Schwierigkeiten umringt war, eines Mannes, der ihr die Ehren der Souveränetät gönnte, aber die Laſt der Geſchäfte auf ſich allein nahm. Wenn ſie ſich unter ihren Freunden umſah, erblickte ſie keinen, deſſen Talente zuverläſſig genug waren, um ihr Vertrauen zu verdienen. An La Rochefoucauld, auf deſſen Kopf und ganzes Weſen ſie großen Werth legte, konnte ſie nicht denken, er war viel zu jung zum Miniſter. Die zwei Männer, welche ihr außer jenem am nächſten ſtanden, der Herzog von Beaufort, Vendome's jüngerer Sohn, und ihr Großalmoſenier, Potier, Biſchof von Beauvais, waren zwar ſehr ergebene Diener, für welche ſie ſpäterhin viel zu thun ſich vornahm; aber die Zügel des Regiments wagte ſie ihnen noch nicht zu überlaſſen. Noch ein wenig warten ſchien ihr alſo das Weiſeſte. Mazarin hatte mit der Königin jetzt manches geheime Geſpräch. Er zeigte ſich eifrig, ihr zu dienen; er opferte ihr ohne Widerſtreben mehrere Diener Richelieu's auf, die ihr am meiſten zuwider waren; er ſetzte ſich mit denjenigen ihrer Freunde, welchen ſie ſich verpflichtet glaubte, in gutes Verhältniß. Er war fein genug, mit dem Biſchof von Beauvais, Anna's Gewiſſensrath, ſich beſtens einzurichten. Er täuſchte ihn, täuſchte auch Beaufort und Jedermann, indem er ſich völlig uneigennützig und jeden Augenblick bereit ſtellte, von der Bühne abzutreten und zu Rom im Schooſe ſeiner Familie und der ſchönen Künſte die Vortheile und Ehren des Cardinalats zu genießen.

Die Geſchichte darf hier nicht unterlaſſen, einen zarten Punkt ans Licht zu ziehen, der in kurzem Knoten und Schlüſſel der Lage wurde und Mazarin das Staatsruder in die Hand legte: Anna war ein Weib und Mazarin misfiel ihr nicht. Nachdem ſie ſo lange unter Druck geſchmachtet, lächelte Annen wieder die Gunſt des Glücks, und ihr ſpaniſches Herz bedurfte der Verehrung und Huldigung. Beides gab ihr Mazarin verſchwenderiſch. Er legte ſich ihr zu Füßen, um an ihr Herz zu kommen. Die Anklage, die man gegen ihn erhob, daß er ein Fremdling ſei, machte ſchwerlich auf ſie Eindruck. Auch ſie war eine Fremde, und vielleicht war dies gerade ein geheimnißvoller Reiz für ſie, ein Zauber, wenn ſie ſich mit ihrem erſten Miniſter, gleichwie mit einem Freund und Landsmann, in ihrer Mutterſprache unterhalten konnte. Rechne man hierzu Mazarin's Geiſt und Perſönlichkeit: er war geſchmeidig und einſchmeichelnd, immer Herr über ſich, unverwüſtlich heiter bei den ernſthafteſten Dingen, voll Zuverſicht auf ſeinen guten Stern und dieſe Zuverſicht auch Andern mittheilend. Wie ſehr auch Cardinal, war er doch nicht Prieſter. Aufgewachſen in den Maximen der Galanterie ihres Geburtslandes, hatte Anna ſtets zu gefallen gewünſcht; ſie zählte 41 Jahre und war noch ſchön; ihr Miniſter ſtand im nämlichen Alter, war ſehr wohlgeſtaltet und beſaß die einnehmendſte Phyſiognomie, worin ſich Feinheit mit einem gewiſſen Adel paarte. Er war ſehr bald innegeworden, daß er in Frankreich ohne Familie, Verſorgung und Stütze, umgeben von Rivalen und Gegnern ſei, und ſeine Gegenwart und Zukunft von der Königin abhange. Sein Beſtreben ging alſo vor Allem dahin, ſich Bahn in ihr Herz zu brechen, wie es auch Richelieu verſucht hatte; er aber beſaß dazu ganz andere Eigenſchaften. Der ſchöne und ſüße Cardinal — kein Wunder, wenn er Glück machte. Einmal des Herzens Meiſter, gab er auch Anna's Kopfe leicht die Richtung; er lehrte ſie die ſchwere Kunſt, nach Verſchiedenheit der Umſtände ihr Benehmen zu modificiren, dabei aber ſtets denſelben Zweck zu verfolgen. Er ſparte weder Zeit noch Mühe, um allmälig ihre mehrfachen Scrupel zu beſeitigen. Die Geſchichte der drei erſten Monate der Regentſchaft iſt in der That die Geſchichte der Fortſchritte, die der Cardinal im Herzen der Königin machte. Sein zwiefaches Talent als unermüdlicher Geſchäftsmann und als vollendeter Hofmann mußte ihn ihr empfehlen. Er nahm alle Herrſcherſorgen auf ſich und trat ihr die Ehre der Erfolge, die nicht auf ſich warten ließen, ab. Seine Kunſt beſtand darin, ſie glauben zu machen, daß er die Macht nur darum wünſche, um ihr beſſer dienen zu können, daß er als Fremdling, ohne Familie und Freunde, ganz und gar von ihr abhange und einzig ihr ſeine Stellung und Alles verdanken wolle. Eine ſolche Sprache und daneben eine Tüchtigkeit erſten Rangs konnten ihre Wirkung nicht verfehlen. Es iſt bereits ſummariſch geſagt, wie die Sachen vier Tage nach Ludwig's Tode, d. h. am 18. Mai 1643, ſtanden, wie, nachdem zwiſchen der Königin und Mazarin Alles im größten Geheimniß abgekartet worden war, an jenem Tage das Parlament alle Beſchränkungen des Teſtaments aufhob, die Königin mit ſouveräner Gewalt bekleidete, und am nämlichen Tage Mazarin an die Spitze des Cabinets trat. Schon jetzt konnte er gewahren, welch eine würdige und ſchon weit fortgeſchrittene Schülerin, wo es Verſtellung und Staatsklugheit galt, er an Königin Anna gefunden hatte.

Als Schüler und Vertrauter Richelieu's und Ludwig's XIII., hatte Mazarin in Betreff der Frau von Chevreuſe, welche in den erſten Junitagen Brüſſel verließ, die Anſicht und Meinung Beider geerbt. Er hatte ſie nie geſehen, kannte und fürchtete ſie aber, wie ihren Freund Chateauneuf. Eine Favorite von ſo viel Geiſt und Charakter, ſo verführeriſch und kühn wie ſie, dem Herzog von Lothringen, Oeſterreich und Spanien zugethan und notoriſche Verfechterin des Friedens, eine Frau ferner, die einen höchſt fähigen und ehrgeizigen Mann in ihrer Gewalt hatte, war mit ſeinen Bewerbungen um die königliche Gunſt, mit allen ſeinen diplomatiſchen und militäriſchen Entwürfen durchaus unvereinbar. Er fühlte, daß es in Anna's Herzen für ſie und ihn nicht zugleich

Raum gäbe, und war entſchloſſen, ſie zu bekämpfen, aber auf ſeine Art, leiſe und ſtufenweiſe, je nach Gelegenheit. Mazarin fand in der immer mehr wachſenden Vorliebe der Königin zu Stille und ruhigem Genuß eine mächtige Verbündete. Ehedem hatte ſie die Ruhe nicht geliebt, als ſie in mehr als einer Art zu dulden hatte; jetzt, wo ſie zur höchſten Gewalt gelangt war, ſich glücklich fühlte, gern ſich anſchloß und hingab, machte ſie der Gedanke an Stänkereien und Händel beſorgt, und ihre Furcht vor der Chevreuſe wurde faſt ebenſo groß, als ihre Liebe geweſen war. Der Cardinal nährte aufs geſchickteſte dieſe Beſorgniſſe. Er hatte dabei einen Rückhalt an der Prinzeſſin von Condé, die damals bei der Königin in hoher Gunſt ſtand, zuerſt ihrer perſönlichen Eigenſchaften und derer ihres Gemahls wegen, ſodann wegen der glänzenden Thaten ihres Sohnes, des Herzogs von Enghien, der Dienſte ihres Eidams, des Herzogs von Longueville, der die franzöſiſchen Heere mit Ehren in Italien und Deutſchland befehligt hatte, und endlich ihrer Tochter Anna, die, kürzlich an Longueville vermählt, der Augapfel der Salons und des Hofes war. Die Prinzeſſin von Condé, Margarethe Charlotte, geb. von Montmorency, einſtmals hochberühmt um ihrer Schönheit willen, hatte auch, wie Königin Anna, ſich gern huldigen laſſen, war aber, obgleich noch immer ſehr ſchön, ernſt und fromm geworden. Sie liebte die Chevreuſe nicht und verabſcheute Chateauneuf, der 1632 bei Verurtheilung ihres Bruders Heinrich in Toulouſe den Vorſitz geführt hatte. Sie alſo arbeitete gemeinſchaftlich mit Mazarin dahin, die Herzogin in der Meinung der Regentin zu Grunde zu richten oder wenigſtens herabzuſetzen. Als Waffe hierzu diente der letzte Wille Ludwig's XIII., gegen welchen ſich aufzulehnen man der

Königin faſt zur Gewiſſensſache machte. Man gab ihr zu verſtehen, daß die alten Tage mit ihrer Luſt und Leidenſchaft nicht wiederkommen könnten, daß ſie vor Allem Mutter und Königin wäre, daß die leidenſchaftliche und verſchwenderiſche Chevreuſe nicht für ſie tauge, daß ſie Niemanden Glück gebracht hätte, und daß, wenn ſie die Herzogin mit Gütern und Ehren reich bedächte, ſie vollkommen gegen ſie die Schuld der Dankbarkeit abtrüge.

Um jedoch ihrer alten Freundin eine Ehre zu erweiſen, ſchickte ihr die Königin zu ihrer Begrüßung La Rochefoucauld entgegen, beauftragte ihn aber zugleich, ſie von der neuen Stimmung in Kenntniß zu ſetzen, worin ſie ſie antreffen würde. Vor ſeiner Abreiſe hatte er mit Anna eine ernſte Unterredung, worin er Alles that, ſie wieder günſtig zu ſtimmen. Die Unterredung war lang und lebhaft. Er verließ — dies der Ausgang derſelben — die Königin misgeſtimmt, ſchlug dann den Weg nach Brüſſel ein und traf mit der Herzogin in Roye zuſammen. Montague war ihm zuvorgekommen. Dieſer kam in Mazarin's Namen, er im Auftrag der Königin. Es war nicht mehr der glänzende Montague, der Freund Holland's und Buckingham's, der feurige Ritter der Frau von Chevreuſe. Auch ihn hatte das Alter verändert; er war fromm geworden und einige Jahre nachher trat er in den geiſtlichen Stand. Noch hing er an dem Gegenſtande ſeiner frühern Verehrung, aber vor Allem an der Königin, war folglich auch gegen Mazarin fügſam geworden. Wenn er jetzt den Cardinal der Herzogin zu Füßen legte, ſo war es ihm augenſcheinlich darum zu thun, die ehemalige Favoritin mit dem jetzigen Favoriten in Harmonie zu bringen. Nach La Rochefoucauld's Angaben bat er demnach die Herzogin dringend, ſich im Anfang jedes Verſuchs, ob ſie ihre frühere Herrſchaft über die Königin wiedererlangen könnte, zu enthalten, ſich einzig angelegen ſein zu laſſen, in Anna's Kopf und Herzen diejenige Stelle zu behaupten, woraus man ſie habe verdrängen wollen, vielleicht daß es ihr in ſpäterer Zeit möglich würde, den Cardinal entweder ganz aus dem Sattel zu heben oder ſeine Patronin zu werden, je nach den Umſtänden oder ſeinem Benehmen. Die Herzogin wünſchte indeſſen noch einen andern ihrer Freunde zu vernehmen, der zwar minder hoch ſtand, aber mehr für ſie war, Alexander von Campion, den ſie vor zwei Jahren in Brüſſel kennen gelernt hatte, und der nach Soiſſons' Fall nebſt ſeinem Bruder Heinrich in die Dienſte der Vendome getreten war. Sie lud ihn ein, ihr bis Peronne entgegenzukommen, und nach einem Billet zu urtheilen, das er zu Ende Mais vor ſeinem Aufbruch von Paris an ſie richtete, ſcheint es, daß er dieſelbe Sprache, wie Rochefoucauld, führte. „Ich weiß zwar nicht,“ heißt es darin, „was Lord Montague mit Ihnen verhandelt hat, bin aber verſichert, daß er Ihnen von Seiten des Herrn Cardinals zu Bezahlung Ihrer Schulden Geld anbieten wird, weiß auch, daß er ſich mit der Hoffnung trägt, es werde ihm gelingen, zwiſchen Ihnen und dem Cardinal ein enges Freundſchaftsband zu knüpfen. Dazu wird er Sie, glaube ich, nicht ſonderlich aufgelegt getroffen haben, theils weil Ihre beſten Freunde nicht recht gut mit ihm ſtehen, theils weil er mit der Familie des verſtorbenen Cardinals in enger Verbindung lebt. Der Rath, welchen ich Ihnen über dieſen Punkt zu geben mir die Freiheit nehme, iſt, daß Sie keinen beſtimmten Entſchluß faſſen, bis Sie die Königin geſehen haben, deren Geſinnungen Ihr Verhalten beſtimmen mögen, da ich Ihren Eifer für ſie, ſowie die Freundſchaft der Königin für Sie kenne. Wohl fühle ich, wie ich Sie kenne, daß es mich in Hinſicht einer gewiſſen Perſon, gegen welche Sie eine ganz beſondere Freundſchaft hegen (offenbar Chateauneuf), mehr Mühe koſten wird, Sie zurückzuhalten als vorwärts zu treiben (pousser), begreife nur aber nicht die Nothwendigkeit, warum man ſeinen Haß verewigen und bis über das Grab ſeiner Feinde hinaustragen ſollte. Ich liebte den Herrn Cardinal (Richelieu) nicht, will aber keinem Gliede ſeiner Familie übel“ u. ſ. w. — Die Herzogin hörte ihre drei Freunde an, verſprach, ihre Rathſchläge zu befolgen, und befolgte ſie auch wirklich, nur aber im Einklang mit ihrem Charakter und mit Rückſicht auf das Intereſſe der Partei, der ſie ſeit ſo langer Zeit diente und welche ſie nicht verlaſſen durfte. Da die Königin beim Wiederſehen viele Freude bezeigte und die Herzogin keinen Unterſchied in ihren Geſinnungen wahrnahm, ſo überredete ſie ſich gern, daß ihr ſtetes Umſieſeln nicht verfehlen würde, ihr ihre frühere Gewalt wiederzuverſchaffen.

Ihres Freundes Chateauneuf Rückkehr war jetzt ihr nächſtes Ziel. Schon war die ſtrenge Haft, worin er ſeit zehn Jahren gehalten wurde, in eine Art Verweiſung in die Abgeſchiedenheit einer ſeiner Beſitzungen verwandelt worden. Auch dieſes gemilderte Exil, forderte ſie, ſollte ein Ende nehmen; ſie verlangte, den Mann wiederzuſehen, der für die Königin und ſie ſo viel erduldet hätte. Mazarin ſah ein, daß er nachgeben müſſe; aber nur Schritt für Schritt wich er, indem er fortwährend die Nothwendigkeit, die Condé, zumal die Prinzeſſin, zu ſchonen, vorſchützte, welche, wie man weiß, Chateauneuf als den Blutrichter ihres Bruders haßte. Er wurde alſo wol zurückberufen, aber, um dem letzten Willen des

Königs zu entſprechen, mit dem Vorbehalt, daß er nicht bei Hof erſcheinen, ſondern in ſeiner Behauſung zu Montrouge wohnen bleiben ſollte, woſelbſt ihn ſeine Freunde beſuchen konnten. Es handelte ſich nun aber darum, ihn wieder in das Miniſterium zu bringen. Chateauneuf war alt, beſaß aber noch Energie und Ehrgeiz vollauf, und die Herzogin machte ſich einen Ehrenpunkt daraus, ihn wieder auf den Großſiegelbewahrerpoſten verſetzt zu ſehen, deſſen er um ihretwillen verluſtig gegangen war, und den alle Anhänger der Königin voll Unwillens von einer der verrufenſten Creaturen Richelieu's, von Pierre Séguier, eingenommen ſahen. Séguier war ein ſehr gewandter Mann, arbeitſam, geſchäftskundig, nie um geiſtige Auskunftsmittel verlegen, aber charakterlos und von einer Geſchmeidigkeit, die ihn, im Verein mit ſeiner Capacität, für einen erſten Miniſter ſehr bequem und brauchbar machte. In dem Proceſſe des de Thou hatte ihn ſein Verhalten verhaßt gemacht. Bei eben dieſer Gelegenheit hatte der Herzog von Orleans ein Verhör vor ihm beſtehen müſſen, und noch früher, im J. 1637, hatte er ſelbſt das Aſyl der Königin im Val de Grace nicht reſpectirt. Er hatte ſich ferner ſehr bereichert und dadurch ſeine Tochter in die vornehmſten Häuſer gebracht. Von allen Seiten verlangte man ſeine Entfernung. Zweierlei rettete ihn. Zuerſt verſtändigte man ſich nicht über ſeinen Nachfolger. Chateauneuf war der Candidat der Importans und der Chevreuſe; aber der Präſident Bailleul, Oberintendant der Finanzen, war für ſich ſelbſt nach dem Poſten lüſtern; der Biſchof von Beauvais fürchtete im Cabinet einen ſo mächtigen Collegen, als Chateauneuf war, und die Condé wollten nichts von ihm wiſſen. Sodann hatte Séguier eine Schweſter, die der Königin ſehr lieb war, die Mutter

Jeanne, Superiorin im Carmeliterkloſter zu Pontoiſe. Die Tugenden der Schweſter plaidirten zu Gunſten des Bruders, und auch der der Mutter Jeanne völlig ergebene Montague nahm ſich des Siegelbewahrers an. Die Herzogin erkannte nun wol die Unmöglichkeit, eine ſo ſtarke Oppoſition zu beſiegen, ſuchte aber auf einem andern Wege ihren Zweck zu erreichen: ſie bat für ihren Freund um den unterſten Sitz im Cabinet, überzeugt, daß der kluge Chateauneuf, wenn er nur einmal ſo weit wäre, das Uebrige vollends machen würde. Da der Präſident Bailleul keine ſonderliche Capacität gezeigt hatte, ſo mußte man ihm, als der Graf d'Avaux, mit welchem er das Departement der Finanzen theilte, nach Münſter ging, einen neuen Hilfsarbeiter geben. Frau von Chevreuſe flüſterte nun der Königin zu: jetzt könne Chateauneuf recht füglich in den Miniſterrath eingeſchwärzt werden, wenn ſie ihn zum Nachfolger des d'Avaux ernennen wollte. Mazarin aber durchſchaute und vereitelte das Manoeuvre. Er beredete ohne Schwierigkeit die Regentin, Bailleul, der ihr Hauskanzler war und auf den ſie hielt, beizubehalten und an ſeine Seite d'Heméry als Generalcontroleur zu ſetzen, der ſpäter völlig ſeine Stelle einnahm.

In derſelben Zeit, wo die Herzogin den Mann, auf welchem alle ihre politiſchen Hoffnungen beruhten, wieder zu Gnaden zu bringen bemüht war, unterminirte ſie unmerklich den Boden um Mazarin, an den ſie ſich nicht geradezu wagte, und arbeitete ſo auf ſeinen Sturz hin. Ihr geübtes Auge ließ ſie erkennen, wo bei dem projectirten Sturme auf die Königin der günſtigſte Angriffspunkt wäre, und die von ihr gegebene Loſung beſtand darin, das allgemeine Gefühl der Verwerfung, welches alle Geächteten bei ihrer Heimkehr nach Frankreich gegen das Andenken Richelieu's anregten und verbreiteten, recht gefliſſentlich zu unterhalten und zu ſteigern. Dieſes Gefühl aber herrſchte allerwärts in den decimirten oder beraubten Familien der Großen, in der Kirche, die ſich, weil mit etwas ſtraffer Hand gehalten, ſchon darum für unterdrückt hielt, in den Parlementen, denen von Richelieu nichts als ihre richterliche Rolle übrig gelaſſen war; es lebte noch im Herzen der Königin fort, welche die tiefen, ihr von Richelieu widerfahrenen Demüthigungen und das Schickſal, das er ihr vielleicht noch aufſparte, nicht vergeſſen haben konnte. Dieſe Taktik gelang, und von allen Seiten erhob ſich gegen die Gewaltthätigkeiten und die Tyrannei Richelieu's und ſeine Creaturen ein Sturm, den Mazarin zu beſchworen große Mühe hatte.

So lag die Chevreuſe der Königin an, das langjährige Mißgeſchick der Vendome durch Verleihung ſei es der Admiralitätswürde, woran ſich eine ausgedehnte Gewalt knüpfte, oder des Gouvernements der Bretagne wieder gutzumachen. Letzteres hatte vordem das Haupt der Familie, Cäſar von Vendome, aus den Händen ſeines Vaters Heinrich IV. überkommen und innegehabt, auch als Erbtheil ſeines Schwiegervaters, des Herzogs (Philipp Emanuel) von Mercoeur, beſeſſen. Nun aber hieß dieſes zu gleicher Zeit die Erhebung eines ihr befreundeten Hauſes und den Sturz zweier Familien verlangen, welche Richelieu die wichtigſten Dienſte geleiſtet hatten und ſo auch für Mazarin eine Stütze zu werden verſprachen. Der Marſchall de La Meilleraie, Großmeiſter der Artillerie und vor kurzem zum Statthalter der Bretagne ernannt, war Chef mehrerer Regimenter und ſtand als Soldat in hohem Anſehen. Der Herzog von Brézé, Richelieu's Schwager, war ebenfalls Marſchall und Gouverneur einer anſehnlichen Provinz, des Anjou, und ſein Sohn Armand, damals an der Spitze der Admiralität, galt bereits ungeachtet ſeiner Jugend als der erſte Seemann ſeiner Zeit. Mazarin parirte den Streich, welchen die Herzogin gegen ihn führte, mit Geſchick und Beharrlichkeit; er ſchlug niemals ab, wich immer ſchlau aus und rief zu ſeinem Beiſtande die Zeit, ſeine hohe Verbündete, wie er ſie nannte. Er ſelbſt hatte ſich vor der Rückkehr der Frau von Chevreuſe Mühe gegeben, die Vendome zu verſöhnen und in ſein Intereſſe zu ziehen, nach Richelieu's Tode viel zu ihrer Zurückberufung beigetragen und ihnen ſeitdem jede Art Vorſchub geleiſtet, bald aber wahrgenommen, daß ſie nicht zufriedenzuſtellen waren. Vendome der Vater hatte ſeine Anſprüche bei Zeiten ſehr hoch geſtellt und ſich ebenſo unruhig und widerſpenſtig gezeigt, wie ein legitimer Prinz. Sein Leben war unter Aufſtandsverſuchen und Verſchwörungen verfloſſen, und 1641 hatte er nach England flüchten müſſen, weil ihm ein Mordverſuch gegen Richelieu zur Laſt gelegt wurde. Erſt nach des Cardinals Tode war er wieder nach Frankreich gekommen und dürſtete, wie ſich denken läßt, nach Rache. Gegen die Ehrſucht der Vendome ſtachelte Mazarin klüglich die der Condé auf, welche die Vergrößerung eines ihnen ſo naheſtehenden Hauſes nicht wünſchten. Auch waren ſie es ſich ſelbſt ſchuldig, die Brézé in Schutz zu nehmen, welche durch Vermählung der Clara Clementia, Tochter des Herzogs und Schweſter des jungen tapfern Admirals, mit dem Herzog von Enghien ihre Verwandte geworden waren, ſodaß es Mazarin nicht ſehr ſchwer wurde, den Oberbefehl der Flotte und der großen Seeplätze Frankreichs in treuen Händen zu erhalten. Recht ſchwer aber hielt es, La Meilleraie den Beſitz der Bretagne vor den Anſprüchen eines Sohnes Heinrich's IV., der ſie ehemals beſeſſen hatte und jetzt als eine Art Familieneigenthum zurückforderte, zu ſichern. Mazarin ergab ſich darein, La Meilleraie zu opfern; aber wie? Er überredete die Königin, ſich ſelbſt das Gouvernement Bretagne vorzubehalten und dort nur einen Statthalter einzuſetzen. Solch ein Poſten war für die Vendome zu gering und verblieb alſo La Meilleraie. Dieſer konnte ſich nicht beleidigt fühlen, wenn er der Königin nachgeſetzt wurde, und um eine ſo wichtige Perſon vollkommen zufriedenzuſtellen, verlangte in kurzem Mazarin für ihn den ihm ſchon von dem verewigten König verſprochenen Herzogstitel, ſowie die Anwartſchaft auf den Poſten des Großmeiſters der Artillerie für ſeinen Sohn, den nämlichen Sohn, dem er nachgehends ſeine eigne Nichte, die ſchöne Hortenſia, vermählte.

Mazarin war um ſo weniger geneigt, Vendome zu begünſtigen, als er in deſſen jüngerem Sohne, dem Herzog von Beaufort, einen gefährlichen Rivalen bei der Königin fürchtete. Beaufort, jung, tapfer, mit einem Anſtrich von Loyalität und Ritterlichkeit, ließ für Anna eine leidenſchaftliche Neigung blicken, die ganz geeignet war, ihr zu gefallen. Etliche Tage vor des Königs Tode vertraute ſie ihre Kinder ſeiner Obhut. Dieſer Beweis von Zutrauen erfüllte ſein Gemüth mit Dünkel; er faßte Hoffnungen, die er nur zu ſehr zur Schau trug und die endlich die Königin beleidigen mußten. Das Maß der Widerſprüche vollzumachen, trug er zuletzt vor aller Welt die Feſſeln der ſchönen, aber berüchtigten Herzogin von Montbazon. Uebrigens war Beaufort nicht einmal der Schatten von einem Staatsmann; er beſaß wenig Geiſt, beſaß weder Verſchwiegenheit noch Thätigkeit, noch taugte er zu Geſchäften; nur irgend einer verwegenen und gewaltſamen Handlung war er fähig. Beim Beginne der Regentſchaft traten indeß die Fehler Beaufort's nicht ſo ſichtlich hervor, als ſeine beſſern Eigenſchaften. Die Königin fand erſt nach und nach weniger Geſchmack an ihm. Sie hatte ihm die ſeit Cinq Mars' Tod vacante Stelle eines Oberſtallmeiſters, die ihn jeden Tag in ihre Nähe gebracht hätte, angetragen; Beaufort beging die Thorheit, ſie auszuſchlagen, weil er auf mehr rechnete. Als er ſich eines Beſſern beſann und um den Poſten anhielt, war es zu ſpät. Je mehr er an Gunſt verlor, deſto mehr wuchs ſeine Erbitterung, und nach kurzer Zeit ſtand er an der Spitze der Feinde des Cardinals.

Die Herzogin verhoffte glücklicher zu ſein, wenn ſie das Gouvernement von le Havre für einen ganz andern Mann, der ihr erprobteſter Anhänger und dabei der feinſte Kopf war, für La Rochefoucauld begehrte. Sie hatte auf dieſe Weiſe ſeine ihr und der Königin geleiſteten Dienſte vergolten, eins der Häupter der Importans emporgebracht und Mazarin einen empfindlichen Verluſt zugefügt, indem ſie damit der Nichte Richelieu's, der Herzogin von Aiguillon, einer Perſon alſo, deren er verſichert war, einen hohen Poſten entwand. Allein es gelang dem Cardinal, ohne daß es ſchien, als miſche er ſich in die Sache, den Anſchlag zu vereiteln. „Dieſe Dame“, ſagt die Motteville von der Herzogin von Aiguillon, „die durch ihre ſchönen Eigenſchaften in vielen Stücken gewöhnliche Frauen übertraf, verſtand ihre Sache beſtens zu führen. Sie ſtellte der Königin vor: ihr dieſe wichtige Stelle zu laſſen, ſei im eignen Intereſſe Ihrer Majeſtät; ſie, die Herzogin, habe in Frankreich nur Feinde, finde nirgends Sicherheit und eine Zuflucht als unter dem Schutze Ihrer Majeſtät; der Mann, welchem ſie das Gouvernement übertragen wolle, habe zu viel Geiſt, um auf ehrgeizige Pläne zu verzichten, und leicht dürfte er ſich bei dem mindeſten Anlaß zu Verdruß zu einer Oppoſitionspartei ſchlagen; es ſei mithin wichtig und heilſam, wenn ſie den Platz für den König hütete. Die Thränen einer ehemals ſo ſtolzen Frau machten die Regentin nachdenklich, und nachdem ſie ihre Gründe in weitere Ueberlegung genommen, fand ſie für gut, die Sache beim Alten zu laſſen.“ Ohne Zweifel gab Mazarin der Herzogin von Aiguillon jene gewichtigen und politiſchen Motive ein, welche die Königin zuletzt beſtimmten. Hier, wie in vielen andern Verhältniſſen, beſtand Mazarin's Kunſt darin, daß er ſich das Anſehen gab, als beſtärke er die Königin blos in den Entſchlüſſen, welche er ihr in die Seele legte. „Er beſtärkte ſie“, ſetzt Frau von Motteville hinzu, „auch diesmal in ihrer Geneigtheit, der Herzogin von Aiguillon le Havre nicht zu entziehen.“ Nicht nur La Rochefoucauld, der von Allem unterrichtet ſein mußte, ſondern auch Mazarin wußte ſehr wohl, wer bei allen dieſen geheimen Entwürfen vorzugsweiſe betheiligt war. Mehr als einmal ſteht in ſeinen Geheimnotizen zu leſen: „Meine größten Widerſacher ſind die Vendome und Frau von Chevreuſe, die ſie hetzt.“ Durch ihn erfährt man auch, daß ſie den Plan einer Heirath ihrer Tochter, der ſechzehnjährigen Charlotte Marie von Lothringen (geb. 1627), mit dem älteſten Sohne Vendome's, dem Herzog von Mercoeur, geſchmiedet hatte, während ſein Bruder Beaufort das liebenswürdige Fräulein von Epernon ehelichen ſollte, welches aber dieſen und noch viel größere Pläne ſcheitern machte und ſich mit 24 Jahren in das Kloſter der Carmeliterinnen verſchloß. Dieſe Heirathen, die ſo viele erlauchte, der Königin und ihrem erſten Miniſter nicht beſonders anhängliche Häuſer geeint und vergrößert hätten, machten den Nachfolger Richelieu's bangen; er bewog die Königin, ſie unter der Hand zu vereiteln, denn er fand, daß es an der Verheirathung des ſchönen Fräuleins von Vendome[1]) mit dem wilden und ritterlichen Herzog von Nemours genug wäre.

Wenn man aufmerkſam das Detail der ſich durchkreuzenden Intriguen der Herzogin und Mazarin's verfolgt, weiß man nicht, wem von Beiden der Preis der Gewandtheit und der Scharfſichtigkeit gebührt. Mazarin verſtand ſich zu beträchtlichen Opfern, um ihrer nicht allzu viele bringen zu müſſen; er ſchonte Jedermann, trieb Niemanden bis zur Verzweifelung, überhäufte ſelbſt ſeine Gegnerin mit Beweiſen von Artigkeit und Ehrerbietung, ohne ſich über ihre wahren Geſinnungen zu täuſchen. Sie ihres Theils bezahlte ihn mit gleicher Münze. Wie hätte ſie nicht, da ihr ganzes Weſen ein Gemiſch von Galanterie und Politik war? Sie verſuchte daher auch die Macht ihrer Reize über den Cardinal, und La Rochefoucauld verſichert, daß Beide eine Zeit lang verliebt in einander thaten (etaient en coquetterie). Es war nur ein Spiel zur Kurzweil; bald gewannen Naturell und Charakter die Oberhand über die Staatsklugheit. Die Herzogin wurde ungeduldig, daß ſie nur ſchöne Worte und faſt gar nichts Ernſtgemeintes und Thatſächliches erhielt. Gleich anfangs hatte ſie ihren Freund und Schützling Alexander de Campion aus dem Dienſte der Vendome weggezogen und im Hauſe der

---

[1]) **Eliſabeth**, Tochter Cäſar's von V., 1643 mit Karl Amadeus von Nemours und Aumale aus dem Hauſe Savoyen vermählt, der 30. Juli 1652 von ſeinem Schwager Beaufort im Duell erſchoſſen wurde. Sie † 19. Mai 1664; Beaufort fiel 1669 auf Candia gegen die Türken.

Königin in einer angemeſſenen Stellung untergebracht. Man hatte Chateauneuf wieder als Ordenskanzler eingeſetzt; man gab ihm nach dem Tode des Marquis von Gèvres, der vor Thionville gefallen war, auch ſein ehemaliges Gouvernement Touraine zurück; aber die Herzogin fand, daß alles dies für einen Mann, wie Chateauneuf, zu wenig wäre; er hatte ja für ſie Alles in die Schanze geſchlagen und erduldet. Leicht merkte ſie, daß das ewige Verſprechen und Wiederaufſchieben der Gnaden, welche den Vendome und La Rochefoucauld zugedacht ſein ſollten, nur ein Kunſtgriff des Cardinals und ſie die Geſoppte wäre; ſie wurde klagbar und fing an, ſich ſtechende und höhniſche Redensarten zu erlauben. Damit gab ſie Mazarin die Waffen gegen ſich in die Hand. Er machte der Königin bemerklich, daß Frau von Chevreuſe ſie bemeiſtern wolle, nur die Maske vertauſcht, aber nicht ihren Charakter geändert habe, daß ſie nach wie vor die leidenſchaftlich ſtörrige Perſon ſei, die mitſammt ihrem Geiſt und ihrer Hingebung der Königin jederzeit nur Leid zugefügt hätte und nur dazu geſchaffen wäre, ſich wie Andere zu Grunde zu richten. Anfangs leiſe und verſteckt, entbrannte allgemach der Krieg zwiſchen ihnen immer heftiger. La Rochefoucauld hat, wie Couſin bemerkt, den Anfang und den Fortgang dieſes ſeltſamen Kampfes meiſterlich geſchildert. Die Geheimnotizen (carnets) Mazarin's beweiſen, indem ſie neues Licht über die Situation verbreiten, zugleich, bis zu welchem Grade er die Herzogin fürchtete, die er als das eigentliche Parteihaupt der Importans betrachtete. Man erfährt da auch, daß die Herzogin, für ihre Perſon nichts weniger als fromm, kein Bedenken trug, ſich der Partei der Frommen, die große Gewalt über das Gemüth der Regentin beſaß und Mazarin lebhafte Beſorgniſſe einflößte, beſtens zu bedienen. „Frau von Chevreuſe", ſagt Mazarin, „bearbeitet insgeheim die Herzogin von Vendome (eine durch und durch Heilige, die bei den Frommen, den Biſchöfen und in den Klöſtern höchſt einflußreich war, auch die Sprache der Devoten redete) und inſtruirt ſie, um ja zu Erreichung ihrer Abſichten alle Maſchinen gegen mich in Bewegung zu ſetzen."

Die größte der Schwierigkeiten war für den erſten Miniſter, wie er der Regentin, der Schweſter des Königs von Spanien und einer Frau von ſo zäh ſpaniſcher Frömmigkeit, begreiflich machen könnte, daß ſie, trotz der oftmals eingegangenen Verbindlichkeiten, trotz alles Drängens des römiſchen Hofes und der Häupter des Epiſkopats, die Allianz mit den deutſchen Proteſtanten und Holland fortſetzen und auf der Forderung eines allgemeinen Friedens beharren müſſe, wobei die Verbündeten Frankreichs ebenſowol als dieſes ihre Rechnung fänden, während man der Königin unabläſſig wiederholte, man könne ja einen Separatfrieden ſchließen und ſich mit Spanien auf recht annehmliche Bedingungen hin vergleichen; dadurch werde man das Aergerniß eines verdammlichen Kriegs zwiſchen dem allerchriſtlichſten und allerkatholiſchſten König aus dem Wege räumen und Frankreich eine Erleichterung verſchaffen, deren es in hohem Grad benöthigt ſei. Dieſes war die Politik der alten Partei der Königin. Sie hatte wenigſtens auch den Schein für ſich, und zu ihr bekannten ſich viele der aufgeklärteſten und für das Intereſſe des Landes beſorgteſten Männer. Mazarin, der Schüler und Erbe Richelieu's, ſah weiter als ſie; aber die Königin zu ſeiner Anſicht zu bekehren, war nicht leicht. Es gelang ihm erſt nach unabläſſigem und mit größter Feinheit wiederholtem Bemühen, insbeſondere aber in Folge der Siege des Herzogs von Enghien, denn in allen Dingen bleibt immer der Erfolg der beredteſte Sachwalter. Dennoch blieb Anna noch geraume Zeit unentſchieden, und man erſieht aus Mazarin's Notizen, daß zu Ende des Mai und während der Monate Juni und Juli 1643 ſein Hauptbeſtreben dahin ging, die Königin zu überreden, daß ſie ihre Bundesgenoſſen nicht im Stich ließe, ſondern den Krieg mit Nachdruck fortſetze. Dringend bat er ſie daher auch, da die Chevreuſe wie Chateauneuf die gewohnte Politik ihrer Partei verfochten, und Erſtere deshalb der Königin unaufhörlich in den Ohren lag, alle dieſe Vorſchläge mit Feſtigkeit von ſich zu weiſen und beſtimmt zu erklären, daß ſie von keinem Sondervergleich hören wolle.

Auf dieſen verſchiedenen Punkten geſchlagen, glaubte ſich dennoch die Herzogin nicht beſiegt. Umſonſt hatte ſie, wie ſie ſah, Schmeichelei, Liſt und alle gewöhnlichen Hofintriguen aufgeboten: jetzt griff ihre kühne Seele zu andern Mitteln und Wegen, die ihr beſſern Erfolg verſprachen. Sie gängelte fort und fort die Devoten und Biſchöfe, complotirte mit den Häuptern der Importans und näherte ſich zu gleicher Zeit der kleinen Faction, die gewiſſermaßen die Vorhut der Partei bildete und aus Leuten beſtand, die jederzeit zu einem Gewaltſtreich bereit waren, ſich auch in mehr als einen verzweifelten Anſchlag wider Richelieu eingelaſſen hatten, und die man im äußerſten Fall auch gegen Mazarin gebrauchen konnte. Sie ſind aus den Memoiren der Zeit, beſonders denen von Retz und La Rochefoucauld, ſattſam bekannt. Es waren die Grafen Montreſor, Fontrailles, Brion, Fiesque, Aubijoux, Beaupuis, Saint Ybar, dann Barrière, Baricarville und noch viele andere aberwitzige Köpfe, aber Menſchen ohne Furcht, ihrer Sache und ihren Freunden blind ergeben. Sie bekannten ſich zu den überſpannteſten Grundſätzen und hegten eine Art Cultus für das Andenken des unglücklichen de Thou; ſie führten ohne Aufhören das alte Rom und Brutus im Munde und waren daneben wie verſeſſen darauf, den Damen zu gefallen und Liebesabenteuer einzufädeln. Den Namen „Importans,“ welchen man ihnen beilegte, verdankten ſie ihrem Wichtigthun, dem Prahlen mit ihrer Tüchtigkeit und ihrem ſuperfeinen Verſtand, ihren ins Dunkel gehüllten Phraſen. Ihr Haupt und Matador war Beaufort, ein Menſch ungefähr aus demſelben Stoff, ein Gemiſch von Extravaganz und Argliſt, der ſich aber den Schein eines ſtreng loyalen, tapfern Mannes, eines Mannes der That zu geben wußte, übrigens unter der unumſchränkten Herrſchaft der Herzogin von Montbazon, der jungen Stiefmutter der Frau von Chevreuſe, ſtand. Chalais' ehemalige Geliebte gewann dieſe kleine Faction ohne Mühe; ſie tractirte ſie mit Geſchick, und mit ihrer Geübtheit im Conſpiriren hätſchelte ſie an den Herren, was ſie irgend an falſchem Ehrgefühl, erkünſtelter Dienſtbefliſſenheit, überſchwenglicher Herzhaftigkeit bei ihnen wahrnahm. Mazarin, der, wie Richelieu, eine trefflich geſchulte Polizei auf den Beinen hatte und von allen Schritten der Chevreuſe Kunde erhielt, ermaß vollkommen die ihm drohende Gefahr, denn ohne Abſicht verband ſich die Herzogin nicht mit Menſchen ſolchen Schlags. Daß er von Allem, was in ihren Zuſammenkünften vorging und geſprochen wurde, vollkommen unterrichtet war, erſieht man ebenfalls aus ſeinen für ſich und die Königin beſtimmten Aufzeichnungen. Der Plan der Chevreuſe und der Importans, wie er klar vor ſeinen Augen ſtand, war: entweder die Regentin mit einer Kette gemeinſchaftlich verabredeter Ränke ſo lange zu umſpinnen, bis ſie ihren Miniſter, für welchen ſie ſich noch nicht offen erklärt hatte, fallen ließ, oder aber dieſen Miniſter in einer Weiſe zu behandeln, wie de Luynes den Marſchall d'Ancre behandelt hatte, wie Montréſor, Barrière, St. Ibar gedacht hatten, Richelieu zu behandeln. Der erſte Theil dieſes Plans mislang, und ſo fing man an, ſich ernſtlich mit dem zweiten zu beſchäftigen. Die Herzogin, Kopf und Seele der Partei, drang mit gutem Grund darauf, zu handeln, bevor der Herzog von Enghien aus dem Felde zurückkäme; denn war der Herzog einmal in Paris, ſo ſtützte und deckte er Mazarin; man mußte alſo ſeine Abweſenheit benutzen, um den entſcheidenden Streich zu führen. Das Gelingen ſchien gewiß und ſelbſt leicht genug. Man war des Volks verſichert, welches, durch den Krieg erſchöpft und unter der Laſt der Abgaben ſeufzend, die Hoffnung auf Frieden mit Freude aufnehmen mußte. Man rechnete auf den entſchiedenen Beiſtand der Parlemente, welche ſich nach der wichtigen Stellung im Staate zurückſehnten, die ihnen Richelieu entzogen hatte und Mazarin ſtreitig machte. Man hatte für ſich alle geheimen und ſelbſt offenkundige Sympathien des Episkopats, das, gleichwie Rom, das Bündniß mit den Proteſtanten verwünſchte und das mit Spanien begehrte. Man konnte an der eifrigen Mitwirkung der Ariſtokratie nicht zweifeln, welche immerfort nach ihrer ehemaligen widerborſtigen Unabhängigkeit zurückverlangte und deren höchſte Repräſentanten, die Vendome, Guiſe, Bouillon, La Rochefoucauld, offen der Herrſchaft eines fremden Günſtlings ohne Vermögen, ohne Familie und noch ohne Ruhm entgegenwaren. Selbſt die Prinzen von Geblüt waren Mazarin gegenüber viel eher reſignirt, als daß ſie ihm wirklich wohl wollten. Wenn ſich Monſieur zu keiner Zeit großer Treue gegen ſeine Freunde rühmen durfte, ſo würde der alle Parteien liebkoſende, aber nur auf ſeinen Privatvortheil bedachte Prinz von Conde zweimal hingeſehen haben, ehe er ſich mit der ſiegenden Partei überworfen hätte. Sein Sohn, dachte man, würde thun wie der Vater und ſich durch Ehren und Auszeichnungen aller Art gewinnen laſſen. Mazarin's italieniſche Regimenter lagen zu Felde; in Paris ſtanden faſt nur die Garderegimenter, deren Chefs faſt insgeſammt, wie Chandenier, Treville, la Châtre, es mit den Importans hielten. Die Königin ſelbſt hatte ihren ehemaligen Freundſchaften noch nicht entſagt. Sogar ihre kluge Vorſicht wurde falſch ausgelegt. Da ſie Alles zu ſchonen und zu mildern wünſchte, ſo hatte ſie für Jedermann ein freundliches Wort, und dieſe freundlichen Worte wurden als ſtillſchweigende Ermuthigungen hingenommen. Bisher hatte ſie noch wenig Charakterfeſtigkeit gezeigt; man traute ihr zwar einige Vorliebe für den Cardinal zu, aber daß dieſe ihre Neigung binnen wenigen Monaten zu einer Macht anwachſen würde, das ahnte man nicht.

Zu Ende des Juli und in den erſten Auguſttagen 1643 war noch nichts verändert, oder es war vielmehr Alles noch ernſter geworden. Die Heftigkeit der Importans nahm mit jedem Tage zu; die Königin vertheidigte ihren Miniſter, behandelte aber auch ſeine Feinde mit Schonung; ſie zögerte, die entſchiedene Haltung anzunehmen, die Mazarin in ſeinem wie im Staatsintereſſe verlangte. Da kam ein anſcheinend unbedeutender Vorfall, der die Kriſis beſchleunigte, die Königin zur Erklärung nöthigte und die Herzogin von Chevreuſe immer tiefer in das heilloſe Unternehmen verſtrickte, womit ſie ſich ſchon in Gedanken trug. Es war ein Streit zwiſchen den Damen Montbazon und Longueville. Jene war durch ihre Verbindung mit dem Vater der Chevreuſe, obgleich jünger als ſie, ihre Stiefmutter geworden. Der Herzog von Beaufort war für ſie in den Augen der Welt eine Art cavaliere servente; auch der Herzog von Guiſe machte ihr den Hof und ſah ſich gleichfalls acceptirt, und ſo gehörte ſie nach allen Richtungen hin den Importans an. Zu ihren Verehrern hatte auch der Herzog von Longueville gehört, und ſie hätte ſich ihn gern erhalten, wenn er ihr nicht durch ſeine Heirath mit dem Fräulein von Bourbon-Condé entſchlüpft wäre. Dieſe Ehe hatte die eitle, ſelbſtſüchtige Montbazon erbittert, ſie haßte Frau von Longueville und ergriff in ihrer blinden Hitze eine ſich darbietende Gelegenheit, den jungen Hausfrieden zu ſtören. Eines Abends hob ſie in ihrem Salon einen oder zwei Briefe von Frauenhand auf, die ein Unvorſichtiger hatte fallen laſſen. Damit ergötzte ſie die ganze Geſellſchaft. Der Inhalt der Briefe war nur zu klar. Man rieth, von wem ſie herrühren mochten. Die Montbazon wagte es, ſie der Frau von Longueville zuzuſchreiben. Das ehrenrührige Gerücht verbreitete ſich raſch; man kann denken, wie groß die Indignation im Hotel Condé ſein mußte. Die Prinzeſſin von Condé ging und verlangte laut Gerechtigkeit von der Königin, verlangte Genugthuung, und ſie konnte ihr nicht verweigert werden. Die Montbazon mußte ſich fügen, that es aber in nicht eben ſehr anſtändiger Weiſe. Einige Tage darauf verfügte ſich die Königin in Begleitung der Prinzeſſin nach dem Garten Renard, wohin Frau von Chevreuſe ſie zu einer Collation eingeladen hatte, und auch die Montbazon ſtellte ſich ein. Die Königin ließ dieſe bitten, ſich unter irgend einem Vorwand zu entfernen und das Zuſammentreffen mit der Prinzeſſin zu vermeiden; allein die übermüthige Dame weigerte ſich, zu gehorchen. Eine der Regentin zugefügte Beleidigung durfte nicht ungeahndet bleiben; die Montbazon erhielt Befehl, den Hof zu verlaſſen und auf eines ihrer Güter bei Rochefort zu gehen. Die Freunde und Liebhaber beſagter Dame erhoben ein lautes Geſchrei, die geſammte Partei der Importans gerieth in Alarm, und ihre Sache erhielt von jetzt an ein verändertes Anſehen. Eine ebenſo ihrer Sitten, ihres Charakters wegen verrufene, als um ihrer Schönheit willen gefeierte Frau wagte ſich an eine junge Frau, die kaum den erſten Schritt in die Welt geſetzt hatte, ſchon aber der Gegenſtand allgemeiner Bewunderung war, ihrer blendenden Schönheit, ihrer bezaubernden Huld wegen der Engel hieß, neben trefflichem Verſtand das edelſte Herz beſaß, eine Perſon alſo, welche die Importans am meiſten hätten ſchonen ſollen; denn ihre edelſinnige Natur machte ſie dem Hofe nicht geneigt; ſie flößte darum auch dem erſten Miniſter einigen Verdacht ein. Anna von Longueville fand bisher einzig ihre Freude an ſchöngeiſtiger Literatur und unſchuldiger Galanterie; ſie ſchien außerdem nur für ihren Bruder Enghien, den Sieger von Rocroy, zu leben, der in kurzem vor Thionville ſich neue Lorbeeren erkämpfen ſollte. Es waren in ihr jedoch auch nicht wenige Keime zu einer Importantin vorhanden, Keime, die ſpäterhin La Rochefoucauld recht geſchickt zu entwickeln wußte. Sie war alſo nicht weniger der Abgott der Carmeliterinnen und der heiligen Partei, als der Abgott des Hotel Rambouillet. Die ihr widerfahrene Ehrenkränkung, deren ſchmähliche Motive zu Tage lagen, empörte Alle, die auf Anſtand und Ehre hielten. Den Bruder in einer Schweſter beleidigen, die er vergötterte, ihn ohne Noth gegen ſich aufbringen und zu übereilter Rückkehr nöthigen, war eine Tollheit. Auch mahnten La Rochefoucauld, la Châtre, Alexander von Campion und wer ſonſt noch unter den Importans nicht von allem Verſtand verlaſſen war, aufs dringendſte, die beklagenswerthe Streitſache gütlich beizulegen, und darum eben veranſtaltete Frau von Chevreuſe zu Ehren der Königin das kleine Feſt bei Renard, um die letzten Nachwehen des Vorgefallenen zu zerſtreuen, nicht ahnend, daß ihre politiſche Klugheit an der thörichten Hoffahrt eines kopf- und herzloſen Weibes ſcheitern ſollte.

Unterdeſſen machte ſich Mazarin die Fehler ſeiner Gegner zunutze. Frühzeitig hatte er den gegenſeitigen Groll der Häuſer Condé und Vendome mit Vergnügen bemerkt und geſchickt unterhalten. Je offener ſich die Vendome wider ihn erklärten, deſto ſäuberlicher verfuhr er mit den Condé. Staats- und eignes Intereſſe waren jetzt vereinigt, den Cardinal völlig auf Seiten der Condé zu ziehen. Während die Montbazon und Beaufort der Herzogin von Longueville jene Schmach anthaten, lief die Nachricht in Paris ein, daß der Sieger von Rocroy ſo eben auch die ſchwierige Belagerung von Thionville glücklich zu Ende (11. Auguſt) geführt und damit ſeinen Landsleuten eins der Thore nach Deutſchland erſchloſſen hätte. Der Degen des jungen Helden ſchien überallhin den Sieg in ſeinem Geleit zu haben. Der Marquis von Gèvres, der ſo große Hoffnungen erweckte, war gefallen, Gaſſion ſchwer verwundet, Turenne und Praslin in Italien beſchäftigt, Guebriant, von Franz Mercy gedrängt, über den Rhein zurückgegangen. Enghien ſchien der Einzige, deſſen Heldenmuth und ſteigende Popularität das Heer wieder auf deutſchen Boden zu verſetzen und die Furcht zu bewältigen vermochte, welche die Nördlinger Schlacht noch übrig gelaſſen hatte. Die Prinzeſſin von Condé war die beſte Freundin der Königin, entſchieden für den Cardinal und gegen ſeinen Rivalen Chateauneuf. Ihr Gemahl bot Mazarin eine zwar unzuverläſſige und eigennützige, doch aber nöthige und erſprießliche Unterſtützung. Den Condé Dienſte leiſten war demnach ſoviel, als dem Staate und ſich ſelber dienen. Mazarin's Wahl konnte nicht zweifelhaft ſein.

Was blieb unter dieſen kritiſchen Umſtänden der Frau von Chevreuſe zu thun übrig? Sie hatte keine Mühe geſpart, ihre Stiefmutter von einem übereilten Schritt abzuhalten, jetzt aber durfte ſie ihre Hand nicht von ihr abziehen; ſie war entſchloſſen, energiſch das tragiſche Project zu verfolgen, welches die letzte Hoffnung der Partei geworden war: das Project, ſich Mazarin's um jeden Preis zu entledigen. Durch die Montbazon hatte ſie Beaufort dafür gewonnen, und dieſer die genannten, ihm blindergebenen Haudegen zu Ausführung des Complots entboten, das in nichts Geringerem beſtand, als den Cardinal zu überfallen und zu ermorden. Dazu aber war auch Eile nöthig, bevor Enghien aus dem Felde zurückkam.

Die Importans und ihre Erben, die Frondeurs, läugnen das ganze Project und geben es für eine Erfindung des Cardinals aus. La Rochefoucauld, der weder die thörichten Erwartungen der Partei theilte, noch die Hand zu ihrem unbeſonnenen Unternehmen bot, glaubt es doch der Ehre ſchuldig, ſie nach ihrer Niederlage zu vertheidigen und ihren Rückzug zu decken. Er ſtellt ſich, als bezweifle er, ob der Anſchlag, der damals ſo viel Aufſehen machte, ein wirklicher oder vorgeblicher war. Nach ſeiner Meinung iſt das Wahrſcheinlichſte, daß Beaufort in ſeiner falſch angebrachten Verſchmitztheit nur dem Cardinal angſt zu machen verſuchte, was, wie er dachte, hinreichen würde, ihn aus Frankreich zu verſcheuchen, und nur zu dieſem Zwecke geheime Zuſammenkünfte hielt, denen er einen Anſtrich von Verſchwörung gab. La Rochefoucauld wirft ſich beſonders zum Ritter der „unſchuldigen" Chevreuſe auf und iſt überzeugt, daß ſie nichts um die Abſichten Beaufort's wußte. Nach dem Geſchichtſchreiber der Importans hören wir nun auch den der Fronde. Retz führt ungefähr dieſelbe Sprache; aber in ſeinem blinden Haſſe ſchiebt er alle Schuld auf Mazarin und behauptet, Furcht, nichts als Furcht ſei es geweſen, was er entweder wirklich gehabt oder vorgegeben habe. Von Furcht indeß kann ſo eigentlich keine Rede ſein bei Mazarin. Er war inſofern, nach La Rochefoucauld's Schilderung, das Gegentheil von Richelieu, als dieſer ein Mann von kühnem Geiſt und feigem Herzen war, Mazarin's Kühnheit dagegen mehr im Herzen als im Kopfe ſaß.

Alle Ungewißheit hört auf vor dem vollſtändigen Bekenntniß eines der Haupttheilnehmer der Verſchwörung, Heinrich's von Campion, der in ſeinen erſt 1807 ans Licht getretenen, aber unzweifelhaft echten Memoiren Plan und ſämmtliche Details des Ereigniſſes enthüllt. Heinrich von Campion war von ſeinem Bruder Alexander veranlaßt worden, zugleich mit ihm in die Dienſte des Herzogs von Vendome, und insbeſondere Beaufort's zu treten. Heinrich hatte, nach der Verſchwörung des Cinq Mars, Vendome auf ſeiner Flucht nach England begleitet und war mit ihm zurückgekehrt; er beſaß ſein volles Vertrauen und erzählt nichts, als woran er perſönlich theilgenommen hat. Die zwei Brüder waren ſehr verſchiedenen Charakters. Heinrich war ein

Mann von Kenntniſſen, Ehrgefühl und brav ohne Ruhmredigkeit, frei von aller Ränkeſucht und ging bei Verfolgung ſeiner, der militäriſchen, Laufbahn ſtets die geradeſten Wege[1]). Seine Memoiren ſind in der Zurückgezogenheit geſchrieben, worin er nach dem Verluſte ſeiner Tochter und Gattin den Tod erwartete. Um ſo glaubwürdiger iſt das von ihm Erzählte. Kein Intereſſe hat ſeine Feder führen können, denn er faßte die Memoiren oder ſchloß ſie wenigſtens kurz nach Mazarin's Tode ab, wo er nicht daran dachte, ihm mit ſeinen ſpät kommenden Enthüllungen den Hof zu machen, kaum zwei Jahre vor ſeinem eignen Ende (1663). Sie nun aber beſtätigen Punkt für Punkt die Aufſchlüſſe in Mazarin's Notizbüchern; nichts fehlt; Alles ſtimmt überein, wie wenn Mazarin beim Niederſchreiben ſeiner Bemerkungen die Denkwürdigkeiten Campion's, oder Campion bei ſeinen Memoiren die carnets Mazarin's vor Augen gehabt hätte; er vervollſtändigt und reſumirt ſie.

Doch zur Sache. Beaufort's Erbitterung war durch die Verweiſung der Montbazon aufs Aeußerſte geſteigert werden. Es ſtachelten ihn Frau von Chevreuſe, Leidenſchaft und falſche Ehre, und drängten ihn zum Handeln. Der Mordanſchlag hatte bei hellem Tage ausgeführt werden ſollen; dem aber traten fortwährend Hinderniſſe in den Weg, deren Urſache ihm unbekannt blieb, und ſo beſchloß er denn, den Streich während der Nacht zu vollführen, wo der Erfolg ſicherer war. Der Cardinal ging allabendlich zur Königin und kam ziemlich ſpät von ihr zurück. Man gedachte, ihn auf dem Heimweg zwiſchen dem Louvre und dem Hotel Clèves, das er bewohnte, anzufallen. Pferde ſollten in einer benachbarten Herberge bereitſtehen. Der Herzog nebſt Campion und Beaupuis (Sohn des Grafen von Maillé und Fähndrich unter der berittenen Garde der Königin) wollten dort verweilen, ſolange der Miniſter bei der Regentin wäre, und ſobald er herausträte, alle Drei hervorkommen und die Andern herzurufen, die am Quai längs des Fluſſes, ganz in der Nähe des Louvre, harrten. So lautet der Bericht Heinrich's von Campion.

---

[1] Man könnte fragen, wie ein Mann, der ſich zum Genoſſen eines Meuchelmordes hergab, eine ſo vortheilhafte Charakterſchilderung verdiene. V. Couſin bemerkt darüber: „In jener großen Epoche unſerer Geſchichte, zwiſchen der Ligue und Fronde, waren Energie und Thatkraft hervorſtechende Züge des franzöſiſchen Adels. Das Hofleben und verweichlichender Ueberfluß hatten ihn noch nicht entnervt. Alles nahm eine extreme Richtung, Laſter wie Tugend. Angriff und Vertheidigung erfolgte mit den nämlichen Waffen. Man hatte den Marſchall d'Ancre ermordet; mehr als einmal hatte man Richelieu niederſtoßen wollen; er ſeiner Seits ließ ohne Bedenken Blutgerüſte aufſchlagen. Frau von Chevreuſe war ſeit langer Zeit ans Conſpiriren gewöhnt; ſie war tollkühn und machte ſich aus nichts ein Gewiſſen; wahrlich nicht darum hatte ſie Leute, wie Beaupuis, St. Ybar, Varicarville, Campion an ſich gezogen, um ihre Zeit unnütz zu verplaudern."

Die Nacht des erſten September war zur Ausführung angeſetzt. Wie und woran ſcheiterte das Unternehmen? Dieſes weiß weder Campion noch ſonſt Jemand zu ſagen, denn jener nimmt zu mancherlei Muthmaßungen ſeine Zuflucht. An Umſtänden ſcheiterte es, ſo viel iſt gewiß, die außer Berechnung der Verſchwornen lagen. Mazarin, ſtets auf ſeiner Hut, kam dem ihm zugedachten Streich zuvor, denn juſt an jenem Abend ging er nicht zur Königin. Am nächſten Morgen hatte ſich das Theater verwandelt. Es war das Gerücht verbreitet, beinahe wäre der erſte Miniſter von dem Herzoge von Beaufort und deſſen Partei erdolcht worden, ſei aber dieſem Schickſal entronnen, und das Glück erkläre ſich zu ſeinen Gunſten. Ein Mordanſchlag erregt immer,

mal wenn er fehlſchlägt, den äußerſten Unwillen, und
er einer Lebensgefahr entgangen iſt, gleichſam als Ue-
rwinder im Kampfe daſteht, findet leicht Verfechter und
childknappen. Eine Menge Menſchen, die ſich vielleicht,
enn Beaufort der ſiegende Theil geweſen wäre, für
eſen erklärt haben würden, kamen jetzt und boten dem
ardinal ihre Dienſte und ihr Schwert an, und am
ormittage des 2. Sept. begleiteten ihn 200 Edelleute
uch dem Louvre.

Seit längerer Zeit hatte Mazarin eingeſehen, daß er
n jeden Preis die Regentin zur Entſcheidung drängen
üſſe. Jetzt war die entſcheidende Stunde gekommen.
Sie mußte ſie erbeben, als ihr Mazarin alle Indicien
s gegen ihn geſchmiedeten Anſchlags vor Augen legte!
atte ſie bereits der Uebermuth der Montbazon ſchwer
zürnt, ſo durfte ſie jetzt, nach erlangter Gewißheit von
n zahlreichen Mordverſuchen, die nur durch Zufall
ißlungen waren und ſich erneuern konnten, nicht län-
r anſtehen, die Maske abzulegen, einer handgreiflichen
othwendigkeit die bisher immer noch beobachteten Rück-
hten aufzuopfern, den Zuflüſterungen gewiſſer frommer
erren und Damen mit Entſchiedenheit die Wage zu
lten und ihrem Miniſter zu erlauben, daß er doch
was zur Sicherung ſeines Lebens thun dürfe. Die
gten Tage des Auguſt darf man daher als die Zeit
zeichnen, wo Mazarin entſchiedenes, durch keinen Ne-
nbuhler mehr beeinträchtigtes Uebergewicht über die
önigin erlangte. Bei ſeiner erſten Vorſtellung im
ahre 1639 oder 40 hatte Ludwig XIII. geäußert: „Er
ird Ihnen gefallen, Madame, denn er iſt Buckingham
nlich.“ Ja, es war Buckingham, aber er wie ſo ganz
rſchiedenen Geiſtes! Zu keiner Zeit hatte ihr dieſer
ann mißfallen; die erſten Schritte in ihrer Gunſt that

er in dem Monate vor ihres Gemahls Tode; in der Mitte des Mai ernannte ſie ihn zum erſten Miniſter, nicht nur aus Politik, ſondern zum Theil auch weil ſie Geſchmack an ihm fand. Allmälig aber ging dieſer Geſchmack an ihm in Zuneigung über, ſo ſtark, daß ſie allen Anfechtungen Trotz zu bieten vermochte. Als die Anfechtungen ſich des Aeußerſten erkühnten und Anna für Mazarin's Leben beſorgt machen mußten, beſchleunigten ſie nur den Triumph des glücklichen Cardinals, und am Tage nach dem vorgehabten nächtlichen Ueberfalle, wo er zum Opfer fallen ſollte, war Mazarin der unumſchränkte Gebieter über das Herz der Königin, war er mächtiger, als es Richelieu nach der journée des dupes geweſen war.

Der 2. Sept. 1643 iſt demnach ein feierlicher Tag im Leben Mazarin's und, man darf ſagen, in der Geſchichte Frankreichs, denn er ſah die Wiederbefeſtigung des durch Richelieu's und Ludwig's XIII. Tod erſchütterten Königthums und den Sturz der Importans. Sie erhoben ſich von ihrem Fall erſt nach Verlauf von vier Jahren, 1648 in der Fronde, wo ſie, noch immer die Nämlichen, mit den nämlichen Anſprüchen und politiſchen Vorurtheilen wieder auftraten und nach manchem blutigen und erfolgloſen Sturme, den ſie aufwühlten, abermals an Mazarin's Genie und der unerſchütterten Treue der Königin zerſchellten. Früh am 2. Sept. erſchell in Paris und am Hofe das Gerücht von Dem, was man am Abend vorher gegen Mazarin im Schilde geführt hatte. Fünf der Verſchwornen, welche dabei betheiligt waren, Beaupuis, Alexander und Heinrich von Campion, Brillet, Stallmeiſter Beaufort's, und Lié, Hauptmann ſeiner Garde, hatten ſich aus dem Staube gemacht und in Sicherheit gebracht. Beaufort und Frau von Chevreuſe konnten es ihnen nicht nachthun. Fliehen hätte bei ihnen geheißen: ſich ſelbſt angeben. Die unverzagte Herzogin erſchien alſo ohne Anſtand bei Hof und befand ſich Abends in Geſellſchaft bei der Königin mit einer zweiten Perſon, welche dergleichen im Finſtern ſchleichenden Comploten fernſtand und ſogar unfähig war, ſie für möglich zu halten, die in ganz andrer Weiſe Mazarin's Widerſacherin war, der frommen, edeln Marie von Hautefort. Was den Herzog anlangt, ſo war er in gewohnter Sorgloſigkeit früh auf die Jagd ausgezogen, und nach ſeiner Rückkehr ging er gewohntermaßen, der Regentin ſeine Ehrfurcht zu bezeigen. Beim Eintreten in das Louvre traf er ſeine Mutter und Schweſter, die Herzogin von Nemours, die den ganzen Tag über die Königin begleitet und ihre Gemüthsbewegung geſehen hatten. Sie thaten ihr Möglichſtes, ihn vom Hinaufſteigen abzuhalten, und beſchworen ihn, ſich einige Zeit entfernt zu halten. Er aber, ohne die Faſſung zu verlieren, antwortete ihnen, wie einſt der Herzog von Guiſe: „Man würde ſich's nicht wagen,“ und damit trat er bei der Königin ein. Er fand ſie in ihrem großen Zimmer und ſah ſich auf das holdſeligſte empfangen und allerhand Fragen in Bezug auf ſeine Jagd an ſich gerichtet, als hätte Anna, ſagt Frau von Motteville, nur dieſen einen Gedanken im Kopfe gehabt. Ueber dieſen Süßigkeiten trat der Cardinal ein; die Königin erhob ſich und befahl ihm, ihr zu folgen. Offenbar wollte ſie mit ihm in ihrem Zimmer berathen. Sie ging, nur von ihrem Miniſter begleitet. Als zu gleicher Zeit Beaufort ſich entfernen wollte, ſtieß er an der Thüre auf den Gardehauptmann Guitaut, der ihm befahl, ihm im Namen des Königs und der Königin zu folgen. Der Herzog maß ihn erſt mit ſtarren Blicken; dann ſagte er: „Ja, ich will; aber das iſt höchſt ſonderbar, geſtehe ich." Darauf wandte er ſich nach den Damen Chevreuſe und Hautefort, die zuſammen im Geſpräche waren, und ſprach: „Sie ſehen, meine Damen, die Königin läßt mich verhaften."

Am nächſten Morgen wurde Beaufort nach demſelben Schloſſe von Vincennes abgeführt, wohin er einige Tage zuvor einen Spazierritt gemacht und Erfriſchungen eingenommen hatte. Hieher gehört, was die Motteville in ihrem Bericht von dieſen Vorgängen erzählt. „Während", heißt es darin, „am nämlichen Morgen die Königin ſich das Haar ordnen (peigner) ließ, erzählte ſie ihren Kammerfrauen (worunter auch die Motteville) von der vor zwei oder drei Tagen gemachten Promenade in Vincennes und der ſplendiden Collation, welche ihr zu Ehren Herr von Chavigny veranſtaltet hätte; da habe ſie den Herzog von Beaufort ungemein luſtig geſehen, und ihr ſei weh zu Muthe geworden und ſie habe bei ſich geſagt: ach, der arme Burſche wird vielleicht in dreien Tagen hier ſein, alsdann aber nicht lachen. Und den ganzen Abend beim Niederlegen habe die Königin geweint, wie ihr, der Berichterſtatterin, ihre erſte Kammerfrau, die Demoiſelle Filandre, zugeſchworen." — Die Motteville verſchweigt oder läugnet eifrigſt, was ihre Gebieterin benachtheiligen kann, hebt aber ebenſo gefliſſentlich, was zu ihren Gunſten ſpricht, hervor. Im gegenwärtigen Falle macht ſie ſich eine Freude daraus, ihre Milde und Menſchlichkeit anzupreiſen, kann aber doch nicht umhin, zu bemerken, wie meiſterlich ſich dieſe Fürſtin in ihrem Benehmen zu verſtellen wußte. Denn zuerſt iſt augenſcheinlich, daß im voraus Alles zwiſchen der Königin und Mazarin verabredet war, und wenn die bei dieſer Gelegenheit vergoßnen Thränen darthun mögen, wie viel es ſie koſtete, einen alten Freund ins Gefängniß werfen zu laſſen, ſo beweiſen ſie zugleich und noch mehr, bis zu welchem Grade ihr der neue Freund bereits ans Herz gewachſen war, daß er ihr ein ſolches Opfer zumuthen durfte. Es darf freilich hier nicht außer Betracht gelaſſen werden, daß Beaufort ſeine Sache durch Eigendünkel und Unfähigkeit verdorben und die Königin durch ſein öffentliches Verhältniß zur Montbazon gereizt hatte.

Das Pariſer Volk, immer kühnen Entſchlüſſen hold, wenn ſie glücken, brauſte nicht auf, als es denjenigen in Ungnade gefallen ſah, der nachmals (zur Zeit der Fronde) der Gegenſtand ſeiner abgöttiſchen Verehrung werden ſollte; vielmehr, als es den künftigen König der Vorſtädte und Hallen auf der Straße nach Vincennes erblickte, jubelte es nach Mazarin's Verſicherung laut auf und ſchrie: Da ſeht mir den Ruheſtörer! Die gefährlichſten der Importans erhielten Befehl, Paris zu räumen; Montréſor, Béthune, St. Ybar, Varicarville und etliche andre wurden ins Innere confinirt und unter ſcharfe Aufſicht geſtellt, oder verließen auch Frankreich. Die Vendome bekamen die Weiſung, ſich auf das Schloß Anet zurückzuziehen, und als ſelbiges in kurzem wurde, was in Paris das Hotel Vendome geweſen war, das Aſyl der Meuterer, ſo drang Mazarin, der es nicht dulden konnte, daß der Herzog Cäſar durch Protection der Mitſchuldigen ſeines Sohnes der Gerechtigkeit und den Landesgeſetzen Hohn ſprach, auf ihre Auslieferung, und als er dieſe nicht erlangte, ſchritt er faſt zu einer förmlichen Belagerung des Schloſſes, oder drohte wenigſtens mit offener Gewalt. Der Herzog ließ es nicht zum Aeußerſten kommen; er räumte von ſelbſt Frankreich und ging nach Italien, wo er auf den Sturz Mazarin's wartete, wie er früher in England auf den Sturz Richelieu's gewartet hatte.

Beaufort's Feſtnehmung, das Zerſprengen ſeiner Mitſchuldigen, Freunde und Familie war die erſte, unabweisbare Maßregel, die Mazarin zu Abwendung der drohenden Gefahr ergreifen mußte. Aber was hätte es ihm geholfen, den Arm zu entwaffnen, wenn er den Kopf verſchont hätte, wenn die Chevreuſe auf der Bühne geblieben wäre, die immer um die Königin Geſchäftige und ihr Artigkeiten zu ſagen und Ehrfurchtsbeweiſe zu geben Befliſſene, ſie, die mit vielem Geſchick den letzten Reſt ihrer Gunſt dazu benutzte, im Verborgnen die Misvergnügten zu ſtützen und zu ermuthigen, ihnen ihre Kühnheit einzuhauchen und neue Anſchläge zu ſpinnen! Noch hielt ſie in ihrer Hand die nicht völlig abgeriſſenen Fäden der Verſchwörung, und ihr zur Seite ſtand ein Mann, der zu viel Lebenserfahrung beſaß, um ſich durch dergleichen Umtriebe blosſtellen zu laſſen, aber ſehr bereit war, ſie zu benutzen, und den die Herzogin fortwährend der Königin, Frankreich und Europa als den gewiegteſten Mann zu Führung der Geſchäfte empfohlen hatte. Da war keine Zeit zu verlieren. Am Tage nach Beaufort's Verhaftung (3. Septbr.) wurde Chateauneuf zur Regentin geladen und erhielt die Weiſung, ſich in ſein Gouvernement, die Touraine, zu verfügen. Der einſtige Groſſiegelbewahrer fand, es ſei noch immer etwas Schönes, ſo heiler Haut einer Ungnade zu entgehen, den früher im Staate beſeſſenen Rang wieder einzunehmen und Statthalter einer anſehnlichen Provinz zu werden. Sein Ehrgeiz ging freilich viel höher, aber dieſen behielt er einſtweilen für ſich oder vertagte ihn, gehorſamte der Königin, benahm ſich klug und vorſichtig gegen ſie, und ebenſo auch gegen ihren Miniſter, bis die Zeit käme, wo er in ſeine Stelle treten könnte. — Er mußte noch geraume Zeit warten, ſtarb aber nicht, ohne ſich, einen Augenblick wenigſtens, wieder im Beſitz der Macht zu ſehen, die ihm eine thörichte Leidenſchaft entriſſen hatte, und die eine treue und unermüdliche Freundſchaft ihm zurückgab. Chateauneuf erhielt das Staatsſiegel im März 1650, als Mazarin ſich ſelbſt verbannte, bis zum April 1651; er ſtarb 1653 im Alter von 73 Jahren.

Frau von Chevreuſe war weniger klug als Chateauneuf. Sie verſtand nicht, gute Miene zu böſem Spiel zu machen, oder hatte ſich zu tief eingelaſſen, um die Partie ſo bald aufzugeben. La Châtre, einer ihrer ſpeciellſten Freunde, der ſie täglich ſah, erzählt, daß noch am Abend der Verhaftung Beaufort's im Louvre Ihre Majeſtät zu ihr geſagt habe, ſie halte ſie für unſchuldig an dem böſen Treiben des Gefangenen, erachte es aber dennoch für rathſam, daß ſie ſich ohne Aufſehen nach Dampierre verfüge und nach einigem Verweilen daſelbſt in die Touraine zurückziehe. Die Herzogin mußte freilich Folge leiſten, aber anſtatt ſich in Dampierre ruhig zu verhalten, bot ſie Himmel und was noch zu Rettung derer auf, die ſich ihretwegen bloßgeſtellt hatten. Sie empfing Alexander von Campion bei ſich und verſah ihn mit Geld und allem Nöthigen, um ſich den Verfolgungen des Cardinals zu entziehen. Ueber Alles beunruhigte ſie das Schickſal ihrer Freunde auf Schloß Anet, mit dem ſie in ununterbrochener Verbindung blieb. Auch neue Anſchläge zu ſchmieden hörte ſie nicht auf, fand ſogar Mittel, einen Brief in die Hände der Königin zu ſpielen. Man fertigte Boten auf Boten an ſie ab, ſie möchte ihre Abreiſe nach Touraine beſchleunigen, die ſie unter allerhand Vorwänden verſchob. Die Königin und Mazarin hatten ihr, wie oben geſagt, durch Montague Bezahlung der während ihrer Verbannung gemachten Schulden verſprechen laſſen, worauf ſie auch ſchon große Summen bezogen hatte; jetzt weigerte ſie ſich, eher abzureiſen, bis die Königin alle ihre Zuſagen erfüllt hätte. Den Hof und Paris verließ ſie mit tiefem Schmerz in der Seele und faſt unter Verwünſchungen, wie Hannibal bei der Abfahrt aus Italien. Trauernd ſahen ihr die ganze katholiſche Partei, die Freunde des Friedens und der ſpaniſchen Allianz nach; dagegen herrſchte bei ihrem Abzug allgemeiner Jubel unter den Anhängern des proteſtantiſchen Bündniſſes. Der Graf d'Eſtrade kam von Seiten des Prinzen von Oranien, bei welchem er accreditirt war, nach dem Louvre und ſtattete der Regentin officiellen Dank ab.

Die Herzogin begab ſich auf eine ihrer zwiſchen Tours und Angers gelegenen Beſitzungen. Die tiefe Stille, welche ſie jetzt umgab, machte ihr das Gefühl ihrer Niederlage doppelt bitter. Sie traf und beſprach ſich mit Montreſor, der ſich ebenfalls nach Touraine gewandt hatte. Sie ſchrieb nach Paris an den Herzog von Guiſe, um ihn auszuhorchen und ſeine ritterliche Geſinnung auf die Probe zu ſtellen. Sie correſpondirte fleißig mit ihrer nach Rochefort verbannten Stiefmutter, und beide feuerten einander an, zum Sturz ihres gemeinſchaftlichen Feindes Alles zu wagen. Alle Hoffnungen der Herzogin lenkten ſich auf das Ausland. Sie knüpfte die zu keiner Zeit abgebrochenen Verſtändniſſe mit England, Spanien und den Niederlanden wieder an. Ihre Hauptſtütze, der Mittelsmann aller ihrer Intriguen war der engliſche Geſandte am franzöſiſchen Hofe, Lord Gorin, der, wie ſein Herr und beſonders ſeine Herrin, zu Spanien hielt. Unter dem Deckmantel der engliſchen Geſandtſchaft hatte ſich zwiſchen der Chevreuſe, Vendome, Bouillon und ſämmtlichen Misvergnügten ein umfänglicher Briefwechſel entſponnen. Mazarin kannte und belauerte alle dieſe geheimen Schliche. In der Mitte des Jahres 1644 ließ er in Paris den Controleur des Hauſes der Herzogin und einige Zeit nachher ſogar ihren Leibarzt im Wagen ihrer eignen Tochter feſtnehmen. Ueber ein ſolches Verfahren beſchwerte ſie ſich bitter in einem Schreiben, das ſie heimlich an die Königin zu bringen wußte. Sie behauptet, daß man ihre Tochter aus dem Wagen zu ſteigen gezwungen, und zwei Hatſchiere ihr die Piſtole auf die Bruſt geſetzt und in Einem fort gerufen hätten: „Schieß zu (tue, tue)!“ und ebenſo ihren Begleiterinnen. Sie betheuert ihre Unſchuld und appellirt von der Feindſchaft Mazarin's an Anna's Gerechtigkeitsliebe. Aber der nach der Baſtille geführte Arzt legte Geſtändniſſe ab, welche auf die Spur von ſehr erſchwerenden Dingen führten, und ein Gefreiter der königlichen Garde hatte ihr deshalb den Befehl zu überbringen, ſich nach Angoulême zu begeben; im Weigerungsfall ſollte er ſie dahin abführen. Im Staatsgefängniß zu Angoulême war ihr Freund Chateauneuf um ihretwillen zehn Jahre lang in Haft gehalten worden. Dieſe ihrer Phantaſie immer gegenwärtige Erinnerung ſchreckte ſie; ſie fürchtete, Angoulême möchte zu ihrem letzten Wohnort auserſehen ſein, und weil ſie der Gefangenſchaft jedes andere Loos vorzog, beſchloß ſie, wie 1637, lieber alles Andre über ſich ergehen zu laſſen, lieber zum drittenmal in die Verbannung zu wandern.

Wie war doch ihr diesmaliges Entweichen aus Frankreich ſo verſchieden von demjenigen im J. 1626, als ſie, jung, ſchön, überall vergöttert, Triumph auf Triumph feierte und zuletzt Nancy und den von ihren

Reizen beſtrickten Karl IV. nur verließ, um bei ihrer Rückkunft nach Paris auch Richelieu's Herz in Alarm zu ſetzen! oder von dem Entweichen im J. 1637, wo ſie auf der Flucht nach Spanien zwar manche Gefahr beſtanden, viel erduldet, fünf lange Jahre ſich fruchtlos abgemüht hatte, aber noch immer die Kraft der Jugend und das ſtolze Bewußtſein ihrer Unwiderſtehlichkeit in ſich trug, vor der ſich Alle beugten, ſelbſt gekrönte Häupter, wo ſie auch noch auf die Freundſchaft der Königin und endliche Belohnung ihrer Treue rechnen durfte! Jetzt fing das Alter an, ſich fühlbar zu machen; ihre Schönheit war im Welken und verſprach ihr nur noch vereinzelte Eroberungen. Sie ſah ein, daß ſie mit dem Herzen der Königin den ſchönſten Theil ihres Zaubers in und außer Frankreich verloren hatte. Die Flucht Vendome's, auf welche ſehr bald auch die des Herzogs von Bouillon folgte, ließ die Importans ohne gewichtiges Oberhaupt. Sie wußte nun, daß Mazarin ein eben ſo feiner und furchtbarer Feind als Richelieu war. Der Sieg ſchien im Bunde mit ihm; der eigne Bruder Bouillon's, Turenne, hielt es für eine Ehre, ſein Diener zu ſein, und Enghien gewann ihm Schlacht auf Schlacht. Auch das wußte ſie, daß der Cardinal die Rechtsbeweiſe in der Hand hatte, ſie aburteln und auf Lebenszeit einſperren zu laſſen.

Die ungewöhnliche Frau verzagte dennoch nicht; ſobald der Gefreite Rianetti ſich ſeines Auftrags entledigt hatte, ſchritt ſie mit gewohnter Entſchloſſenheit zu Werke, und in Begleitung ihrer Tochter Charlotte, die zu ihr gekommen war und ſie nicht verlaſſen wollte, erreichte ſie auf Querwegen die Vendée und die Einöden der Bretagne, wo ſie einige Meilen von St. Malo den Marquis von Cortanin um ein gaſtliches Obdach anſprach. Der edelherzige Bretagner nahm ſie gaſtfreundlich ein, wie er einer Frau und dem Unglück ſchuldig war. Nachdem ſie in ſeinen Verſchluß ihre Juwelen niedergelegt hatte, wie ſchon einmal in die Hände La Rochefoucauld's, ſchiffte ſie ſich nebſt ihrer Tochter im ſtrengſten Winter zu St. Malo auf einem kleinen Fahrzeug ein, welches ſie nach Darmouth bringen ſollte, von wo ſie ſich nach Dünkirchen und Flandern zu wenden geſonnen war; aber Kriegsſchiffe von der engliſchen Parlamentspartei, die in jenen Gewäſſern kreuzten, brachten die armliche Barke nach der Inſel Wight auf. Hier wurde die Herzogin erkannt, und da man wußte, daß ſie eine Freundin der Königin Henriette war, ſo lief ſie große Gefahr, von den Anti-Royaliſten übel behandelt und an Mazarin ausgeliefert zu werden. Zum Glück für ſie war der Graf von Pembroke, ihr von ſonſt bekannt, Gouverneur der Inſel. Sie wandte ſich an ſeine Courtoiſie und erhielt auf ſeine Verwendung mit großer Mühe die Päſſe, welche ihr die Weiterreiſe nach Dünkirchen und von da den ſpaniſchen Niederlanden moglich machten. Einige Zeit verweilte ſie in Lüttich, um zwiſchen dem Herzog von Lothringen, Oeſterreich und Spanien zu vermitteln, worauf der letzte Pfeiler ihres perſönlichen Credits und die letzte Hoffnung der Importans beruhte. Dagegen bemühte ſich Mazarin, der alle Plane Richelieu's zu den ſeinigen gemacht hatte, den Herzog von ſeinen beiden Bundsgenoſſen abwendig zu machen. Der Lothringer war zu dieſer Zeit ſterblich verliebt in die ſchöne Beatrix von Cuſance, Prinzeſſin von Cantecroix. Mazarin unterſtützte ſeine Bewerbungen und ſchlug dem ehrgeizigen und unternehmungsluſtigen Fürſten vor, mit Spanien zu brechen und, von Frankreich unterſtützt, in die Franche Comté einzufallen; alles Eroberte ſollte ihm verbleiben. Es gelang ihm, ſogar des Herzogs Schweſter, die Prinzeſſin von Pfalzburg, in ſein Intereſſe zu ziehen; dieſe ſtattete ihm von Allem, was um ihren Bruder her vorging, geheimen und treulichen Bericht ab. Mazarin wünſchte von ihr ganz beſonders, daß ſie ihn über die mindeſten Bewegungen der Frau von Chevreuſe auf dem Laufenden erhalten ſollte; wußte er doch, daß dieſe mit Bouillon Briefe wechſelte, daß ſie mittels ihrer Freundin, der Frau von Strozzi, über den kaiſerlichen General Piccolomini disponirte, daß ſie ſogar, ungeachtet der Reize der ſchönen Beatrix, noch ihr ganzes Anſehen bei dem Lothringer behalten hatte. Mit Beiſtand der Prinzeſſin von Pfalzburg verfolgte er alle ihre Gänge und Wege und machte ihr Schritt für Schritt den unverläſſigen Karl IV. ſtreitig.

Der Sieg blieb auf Seiten der Chevreuſe. Ihre Gewalt über den Herzog, erwachſen aus Liebe, aber ſie überdauernd und ſtärker als alle ſpätern Liebſchaften dieſes Unbeſtändigen, erhielt ihn Spanien treu und vereitelte Mazarin's Entwürfe. Allmälig wurde ſie wieder die Seele aller gegen die franzöſiſche Regierung geſponnenen Ränke. Krieg dem Cardinal! war ihre Loſung; nicht nur im Ausland, auch im innern Frankreich ſuchte und wußte ſie ihm immerfort neue Schwierigkeiten zu bereiten, und ſie ſah ſich dabei von mehrern der ſtarrköpfigſten und wagehalſigſten Importans aus ihrer Umgebung, vor andern dem Grafen St. Ybar, einem der hitzigſten der Partei, getreulich unterſtützt. Sie war es, welche die Reſte der Partei aufrecht- und zuſammenhielt und allenthalben die Flammen des Aufruhrs ſchürte. Nie die Herrſchaft über ſich verlierend, zeigte ſie inmitten der Stürme ein heiteres Antlitz und entwickelte zu gleicher Zeit eine raſtloſe Thätigkeit, um die Schwäche des

Feindes zu erſpähen und zu nutzen. Ihren Zwecken mußte die proteſtantiſche Partei ebenſo wohl als die katholiſche dienen. Bald ging ſie mit einem Aufſtandsverſuche in Languedoc, bald mit einer Landung in Bretagne um, und bei dem geringſten Symptome von Unzufriedenheit, das ſich irgend eine hochgeſtellte Perſon entſchlüpfen ließ, war ſie geſchäftig, dieſe dem Cardinal zu entführen. Im J. 1647 entdeckte ihr durchdringender Blick im Schooſe des Congreſſes von Münſter Anzeichen von Mißhelligkeit zwiſchen dem franzöſiſchen Geſandten, dem Herzog von Longueville, und dem erſten Miniſter, die ohnehin nicht ſehr einig waren, und ihr gebührt der traurige Ruhm, ſchon damals auf den ſchlecht geregelten Ehrgeiz und die launiſche Inconſequenz des Herzogs von Enghien, der ſeit kurzem Prinz von Condé geworden, Hoffnungen gebaut zu haben, die in kurzem nur zu ſehr in Erfüllung gingen[1]).

Es kommt die Zeit der Fronde. Die leidenſchaftliche Frau verläßt 1649 Brüſſel und bringt ihren Freunden ſpaniſche Hilfe und das Gewicht ihrer Erfahrung. Sie nahte ihrem funfzigſten Lebensjahre. Zeit und Kummer hatten über ihre Schönheit triumphirt, aber noch war ſie voller Anmuth, noch beſaß ſie den feſten, ſichern

---

[1]) Couſin beruft ſich hier auf ein ihm von dem bekannten Archivar Gachard aus dem belgiſchen Staatsarchiv mitgetheiltes ſehr merkwürdiges Schriftſtück aus der Feder eines ſpaniſchen Agenten, des bereits oben genannten Abb. de Mercy, welches über die Machinationen St. Ybar's und beſonders der Herzogin während der JJ. 1646 und 47 helles Licht verbreitet. Dieſes an die Regierung der Niederlande gerichtete Actenſtück trägt den Titel: „Mémoire sur ce qui s'est négocié et traité au voyage de l'abbé de Mercy en Hollande entre lui, le comte de Saint-Ybar et madame la duchesse de Chevreuse," iſt vom 27. Sept. 1647 datirt und unterzeichnet: P. Ernest de Mercy.

Blick von ſonſt, noch ihre ehemalige Entſchloſſenheit und Kühnheit, noch immer, was ſie je an Geiſt beſeſſen. An dem Marquis de Laigues, Hauptmann in der Garde des Herzogs von Orleans, einem Manne von Muth und Talent, hatte ſie einen letzten Freund gefunden, den ſie bis ans Ende liebte, mit welchem ſie ſich vielleicht nach dem Tode des Herzogs von Chevreuſe (1657) zu einer Gewiſſens- oder Winkelehe, wie ſie damals ziemlich in der Mode waren, verband. Auch während der Fronde ſpielte ſie eine hervorragende Rolle. Im J. 1651 hatte ſie gegründete Hoffnung, ihre Tochter Charlotte mit dem Prinzen von Conti[1] zu vermählen; daher ihre Annäherung an die Condé und ihr Mitwirken zur Befreiung der gefangenen Prinzen; allein im folgenden Jahre ſöhnten ſie die ſich häufenden Fehler, welche Condé beging, für immer mit der Königin und Mazarin aus. Ihr politiſcher Inſtinct ſagte ihr, daß nach ſo vielen Stürmen das dringendſte Bedürfniß für Frankreich eine feſte und dauerhafte Regierung ſei. Mazarin, der ſie, wie auch Richelieu, jederzeit nur ungern bekämpft hatte, kam jetzt, ihren Rath zu ſuchen und machte nicht ſelten Gebrauch davon. Sie ſtand jetzt entſchieden auf Seiten der Krone, widmete ſich ihrem Dienſt und nahm auch gern Gegendienſte an. Ohne Mühe erlangte ſie, was ſie für ſich und ihre Familie wünſchte, und ſo groß waren die Achtung und das Anſehen, worin ſie fortan ſtand, daß ihr nichts zu wünſchen übrig blieb. Wie die Herzogin von Longueville und die Palatine, beſchloß auch ſie in tiefem

---

[1] Des Prinzen Condé und Anna's von Longueville jüngerer Bruder, Armand, geb. 18. Oct. 1629, ſeit 1654 vermählt mit einer Nichte Mazarin's, Anna Marie Martinozzi, † 21. Februar 1666.

Frieden ihren Lebenslauf, einen der bewegteſten des ſiebzehnten Jahrhunderts.

Man ſagt, daß auch ſie gegen das Ende ihrer Tage die Einwirkungen der göttlichen Gnade empfand und ihre von der Unbeſtändigkeit der irdiſchen Dinge müden Augen gen Himmel wandte. Sie hatte nach einander fallen ſehen, was ſie hienieden geliebt und gehaßt hatte, Richelieu und Mazarin, Ludwig XIII. und Anna, die Königin von England und ihre Tochter, die liebenswürdige Henriette, Chateauneuf und den Herzog von Lothringen. Ihre geliebte Tochter war mitten in der Zeit der Fronde in ihren Armen erloſchen. Der ſie zuerſt von der Bahn der Pflicht abgelenkt hatte, der ſchöne, leichtſinnige Holland, hatte das Schaffot Karl's I. beſtiegen, und ihr letzter Herzensfreund, viel jünger als ſie, der Marquis de Laigues, war ihr voran zur Gruft gegangen. Sie erkannte, daß ſie ihr Herz an Hirngeſpinnſte gehängt hatte, und um ſich jetzt dafür zu kaſteien und ihr Fleiſch zu kreuzigen, wurde aus der ſtolzen Herzogin die demüthigſte der Frauen; ſie verzichtete auf alle Herrlichkeit, verließ ihr Prachthotel in der Vorſtadt St. Germain und ging aufs Land, nicht nach Dampierre, das ſie zu ſehr an die glänzenden Tage der Vergangenheit erinnert hätte, ſondern in ein beſcheidenes Haus zu Gagny bei Chelles. Hier erwartete ſie ihre letzte Stunde, fern von den Blicken der Welt; hier ſtarb ſie, ohne Aufſehen zu erregen, 79 Jahre alt; in demſelben Jahre, wo der Cardinal von Retz und Frau von Longueville. Sie wollte weder feierliche Beſtattung noch Grabrede; ſie verbot, daß man ihr einen der Titel beilegte, auf die ſie jetzt mit Geringſchätzung hinblickte; ſie wünſchte, in aller Verborgenheit in dem alten Kirchlein von Gagny beigeſetzt zu werden. Dort ſetzte ihr nahe bei der Kapelle der h. Jungfrau eine treue, unbekannt gebliebene Hand auf ſchwarzem Marmor folgende Inſchrift:

„Hier ruht Marie von Rohan, Herzogin von Chevreuſe, Tochter des Hercules von Rohan, Herzogs von Montbazon. Sie war zum erſtenmal vermählt mit Charles d'Albert Herzog von Luynes, Pair und Connetable von Frankreich, zum zweitenmal mit Claudius von Lothringen, Herzog von Chevreuſe. Da die Demuth in ihrer Bruſt allen Sinn für die Herrlichkeiten der Welt ertödtet hatte, verbot ſie, bei ihrem Ableben irgend ein Zeichen jenes Erdentandes aufzufriſchen, deſſen letzte Spuren ſie unter dieſer einfachen Gruſt begraben wiſſen wollte, und verordnete, daß man ſie im Kirchſpiel Gagny beerdige, allwo ſie im Alter von 79 Jahren am 12. Auguſt 1679 verſtorben iſt.“

Eduard Köhler.

III. Die Gräfin von Berlepſch.

Eine an ſich wenig bekannte und wenig bedeutſame Adelsfamilie jener Theile der alten Landgrafſchaft Thüringen, welche den Grundſtamm der Beſitzungen der Landgrafen von Heſſen bildeten, die Wolff von Guttenberg oder Guetenberg — nicht zu verwechſeln mit dem großen rheiniſch-fränkiſchen Geſchlechte der Güttenberg — hat doch dadurch Beachtung erlangt, daß man aus ihr ein Geſchlecht ableitet, welches Namen und Urſprung mit einem anderen theilt, das ſich zu gräflicher und fürſtlicher Würde aufgeſchwungen und mit tiefen Zügen in die Geſchichte Europas eingeſchrieben hat. Gothard Wolff von Guttenberg, ein Enkel des Arnold Wolff von Guttenberg auf der Itterburg[1], ſoll nämlich nach ſeiner Vermählung mit der Erbtochter Sibylla von Metternich, die ihm das Stammſchloß Metternich zubrachte, den Namen Wolff von Metternich angenommen haben, wozu dann wieder ſein Enkel Hieronymus (geb. 1513, † 1592), als er die Erbin von Gracht und Forſt, Katharine von Buiſchfeld, geehelicht, den weitern Zuſatz: zur Gracht gefügt hat. Ihre Nachkommen erhielten 1621 die reichsfreiherrliche, 1742 die reichsgräfliche Würde. Die Fürſten Metternich ſind aber nicht von dieſem, ſondern von dem alten Mannsſtamme der Metternich.

---

[1] Die Ruine derſelben liegt bei dem Dorfe Thalitter, ein Stündchen von Vöhl. Sie war einſt der Sitz eines 1442 erloſchenen Dynaſtengeſchlechts, wurde 1817 von dem ehemaligen König von Schweden, Guſtav IV. Adolf, erkauft, der ſich nach ihr v. Itterburg nannte, und gehört jetzt ſeinem Sohne, dem Prinzen Guſtav Waſa. S. eine Monographie über dieſe Burg in Günther's Bildern aus der heſſiſchen Vorzeit (Darmſtadt, 1853), S. 235 ff.

Eine andere Linie der Wolff von Guttenberg, welche den alten Namen beibehielt und im Weſentlichen in der alten Dunkelheit beharrte, hat doch eine Frau aus ihrer Mitte erzeugt, welche beſtimmt war, in einer bedeutungsvollen Kriſis des europäiſchen Staatenſyſtems eine wichtige politiſche Rolle zu ſpielen und die größten Monarchen Europas ſich eine Zeit lang um ihre Gunſt bewerben zu ſehen. Gertrud, eine Tochter Tilo Wolfgangs Wolff von Guttenberg und der Cordula Eliſabeth von Brand aus dem Hauſe Lenzenhof[1], geboren 1653 oder 1654, war, wahrſcheinlich 1672, mit Wilhelm Ludwig Freiherrn von Berlepſch auf Eichenzell, aus einem alten thüringiſch-heſſiſchen Geſchlechte, das ſich weit verbreitet und bis auch auf unſere Tage manchen tüchtigen Mann aus ſeinem Schooſe erzeugt hat, verheirathet worden. Ihr Gemahl ſtand in Kriegsdienſt und ward, nachdem ſie ihm einen Sohn geboren und einen zweiten vor kurzem empfangen hatte[2], vor Philippsburg erſchoſſen (1676).

---

[1] Ihre Großältern waren väterlicher Seits Otto Wolff von Guttenberg und Barbara von Buchenau, mütterlicher Seits Hans Sebaſtian von Brand und Eva Dorothea von Pelkhofen. Ihre Schweſter Anna Katharine war mit dem Oberſten Wolf Helmbold von Buchenau auf Buchenau verheirathet.

[2] So muß man das Verhältniß wenigſtens annehmen, wenn es wahr iſt, daß der zweite Sohn, Peter Philipp, 1677 geboren wurde. Denn Philippsburg ergab ſich, nach dreimonatlicher Bela-

Die jugendliche Witwe mit ihren zwei kleinen Söhnen fand Theilnahme, kam erſt, als Fräulein Hofmeiſterin, an den Hof der erſten Gemahlin des Pfalzgrafen, nachherigen Kurfürſten Johann Wilhelm[1]) aus dem Zweige zu Neuburg, der Erzherzogin Marie Anna Joſephe[2]), dann zu der erſten Gemahlin des Pfalzgrafen und nachherigen Kurfürſten Karl Philipp[3]), der Luiſe Charlotte von Radziwill[4]), ward, als die Schweſter

---

erung, am 9. Sept. 1676. (Bei Graf Mailath, Geſchichte des ſterr. Kaiſerſtaates, IV, 51, ſteht irrthümlich, im Texte der 11. Febr., n Rande der 23. Juni.)

[1]) Geb. 19. April 1658, der älteſte Sohn Philipp Wilhelm's, s erſten Kurfürſten aus der neuburgiſchen Linie, und der Eliſe malie von Heſſen-Darmſtadt, in erſter Ehe mit der Erzherzogin Marie Anna Joſepha, die ihm nur zwei todte Prinzen gebar, in weiter mit Anna Marie Luiſe von Toscana vermählt (1. Juni 691), welche Ehe kinderlos blieb, † 8. Juni 1716.

[2]) Geb. 20. Decbr. 1654, Tochter Kaiſer Ferdinand's III und r Eleonore von Mantua, verm. 25. Oct. 1678, † 14. April 1689.

[3]) Bruder Johann Wilhelm's, geb. 4. Nov. 1661, verm. 1) it Eliſe Charlotte von Radziwill, die ihm drei Töchter und einen n Tage der Geburt wieder verſterbenden Prinzen brachte, 2) mit hereſe Lubomirski (geb. 1685, verm. 15. Dec. 1701, † 6. Jan. 712), die zwei Töchter gebar, welche als Kinder ſtarben. Er † 31. ec. 1742 und die Kur ging an die ſulzbacher Linie über.

[4]) Eine Tochter des Fürſten Boguslaw (geb. zu Danzig 3. Mai 620, † bei Königsberg plötzlich 3. Dec. 1669), welcher brandenburiſcher Statthalter in Preußen war und der einzigen, mit Anna adziwill erzeugten Tochter (geb. 27. Febr. 1667), deren Geburt rer Mutter das Leben gekoſtet, ein unermeßliches Erbe verließ. nten vielen Freiern, darunter namentlich Jakob Sobiesky, gewann zuerſt Prinz Ludwig von Brandenburg ab (7. Jan. 1681) und ch deſſen baldigem kinderloſen Tode (28. Mai 1687), wo ſich das rben erneuerte, verſprach ſie zwar ihre Hand dem heimlich nach erlin gekommenen Sobieski, ward aber gleich darauf (1. April 1688) m Pfalzgrafen Karl Philipp vermählt. Sie ſtarb im Kindbett März 1695. Die Herrſchaften Tauroggen und Serrei hatte ſie em erſten Gemahl geſchenkt und ſie ſind an das brandenburgiſche us gekommen. Die großen polniſchen Güter wurden für ihre

dieſes Kurfürſten, die Prinzeſſin **Marie Anna**[1]), erleſen ward, die zweite Gemahlin des **Königs Karl II.** von Spanien zu werden, zu der erſten Stelle an deren weiblichem Hofſtaate auserſehen und begleitete ſie nach Spanien.

Es war dies ein wichtiger Vertrauensposten. Die junge Königin war die Schweſter der **Kaiſerin Eleonore Magdalene** (geb. 6. Jan. 1655, † 19. Jan. 1720), die ſeit 14. Dec. 1676 die dritte Gemahlin Kaiſer Leopold's I. war und ihm jene beiden Prinzen gebar, mit denen der Mannsſtamm des Hauſes Habsburg ſchließen ſollte, und ſie war beſtimmt, in Spanien das Intereſſe Oeſterreichs in einer hochbedeutſamen Kriſis zu vertreten. **Karl II.** (geb. 6. Nov. 1661), der als ein noch nicht vierjähriger Knabe den ſpaniſchen Thron beſtiegen hatte (17. Sept. 1665), war, nachdem ſein älterer Bruder Balthaſar (geb. 17. Oct. 1629, † 9. Oct. 1646) im 17. Jahre verſchieden war, der einzige Prinz im ſpaniſchen Zweige des Hauſes Habsburg und gab keine Hoffnung, eine Nachkommenſchaft zu erwecken. Auf ihn hatte ſich, bei einem ſchwächlichen und leidenden Körper, alle der Trübſinn vererbt, welchen Johanna von Aragon und Caſtilien in das Blut jenes ſo freudigen und ſo heiß geliebten Philipp, in den Stamm des ritterlich frohen Maximilian, gebracht hatte, und der durch den Eindruck eines auf

---

Tochter Eliſabeth Auguſte, die allein ſie überlebte, verwaltet, warfen aber unter den polniſchen Verwirrungen und mancherlei Anfechtungen wenig ab. Da nun die an Joſeph Karl von Pfalz-Sulzbach verheirathete Prinzeſſin auch nur Töchter verließ, ſo iſt 1745 ein Vergleich geſchloſſen worden, wonach die Güter, gegen eine ſtarke Geldſumme, an Fürſt Hieronymus Radziwill überlaſſen wurden.

[1] Geb. 28. Oct. 1667, vermählt 4. Mai 1690, Witwe 1. Nov. 1700, † 16. Juli 1740.

allen Seiten des Reiches ſeit Generationen wuchernden Verfalles und durch die düſtern Formen und Richtungen, die ſich in Volksthum und Sitten des ſpaniſchen Volkes ſo mehrfach ausprägen, genährt ward.

Eine wahrhaft rechtskräftige, feſt beſtimmte Thronfolgeordnung für ein Geſammtſpanien gab es nicht, wie ja das Haus Habsburg gar kein Geſammtſpanien, ſondern verſchiedene Reiche, unter verſchiedenen Rechtstiteln zuſammengebracht und mit verſchiedenartigen Verfaſſungen und Geſetzen ausgeſtattet, überkommen hatte. Mehr oder weniger war jedoch in all dieſen Staaten der pyrenäiſchen Halbinſel eine weibliche Succeſſion zugelaſſen und die rein agnatiſche Erbfolge, die in den meiſten übrigen europäiſchen Staaten vorherrſchte, modificirt. Der aus Deutſchland herübergekommenen Dynaſtie war dies ein fremdes Verhältniß, und jedenfalls erhielt ſich in den beiden Zweigen des Hauſes Habsburg fortwährend das Gefühl des Zuſammengehörens, immer erneuert durch neue Verwandtſchaftsbande und genährt durch den gemeinſamen Gegenſatz gegen Frankreich. Es kam den Gliedern der ſpaniſchen Dynaſtie lange nicht bei, daß bei einem Erlöſchen ihres Mannsſtammes ihre Lande nicht ebenſo auf die deutſche Linie, die ja auch von Philipp und der ſpaniſchen Johanna ſtammte, übergehen ſollten, wie dies bei deutſchen Landen, nach Ausſterben des Mannsſtammes, geſchehen war. Wie jedoch die Gefahr näher verrückte, traf man doch die Vorſichtsmaßregel, bei Verheirathung von Infantinnen in das öſterreichiſche Haus ihr Erbrecht ausdrücklich vorzubehalten, diejenigen dagegen, die ſich in andere Häuſer vermählten, ebenſo ausdrücklich auf ihr Erbrecht verzichten zu laſſen. So war Philipp III. verfahren, als er ſeine ältere Tochter, Anna, an Ludwig XIII. von Frankreich, ſeine jüngere, Maria, dagegen an Kaiſer Ferdinand III. gab. So verfuhr Philipp IV., als ſeine ältere Tochter, Maria Thereſia, Ludwig XIV., ſeine jüngere, Margarethe Thereſia, dem Kaiſer Leopold I. vermählt ward. Gegen das Erbrecht dieſer Margarethe Thereſia konnte von keiner Seite ein rechtlicher Einwand erhoben und ebenſo wenig rechtlich bezweifelt werden, daß, wenn ihr Erbrecht beſeitigt war, zunächſt das der Kaiſerin Maria, Tochter Philipp's III. und Mutter des Kaiſers Leopold, auflebte. Margarethe Thereſia ſelbſt ſtarb früh, erſt 22 Jahre alt, am 22. März 1673 und hinterließ nur eine Tochter, die Erzherzogin Marie Antonie (geb. 18. Jan. 1669), welche lange nach dem Tode der Mutter dem Kurfürſten Max Emanuel von Baiern vermählt ward. Das Erbrecht Margarethe Thereſia's wäre ſonach auf dieſe Tochter übergegangen geweſen und mochte auf ihre Kinder vererbt werden. Dem zu begegnen, hatte ihr Vater ſie vor ihrer Vermählung auf ihr ſpaniſches Erbe verzichten laſſen und ihr Gemahl hatte dieſen Verzicht auch ſeinerſeits genehmigt, was ihn jedoch nicht abhielt, die Gültigkeit deſſelben ſpäterhin zu beſtreiten. Kaiſer Leopold glaubte nun der nächſtberechtigte Erbe zu den ſpaniſchen Kronen zu ſein. Es wurde ihm aber entgegengehalten, daß der Verzicht ſeiner Tochter der Zuſtimmung der ſpaniſchen Gewalten ermangele und deshalb ungültig ſei, ſodaß ſie und ihr Sohn, der Kurprinz von Baiern, Joſeph Ferdinand (geb. 28. Oct. 1692), auf den ihr bald nach ſeiner Geburt erfolgender Tod (24. Dec. 1692) ihre Anſprüche übertrug[1], die wahren Erben der ſpaniſchen Reiche wären.

---

[1] Zwei vorher geborene Prinzen waren, Leopold Ferdinand (geb. 22. † 26. Mai 1689) wenige Tage nach ſeiner Geburt, der zweite an dem Tage ſeiner Geburt (27. Nov. 1690) geſtorben.

So viel ſich auch für dieſe Anſicht ſagen ließ[1], ſo haben doch nicht eigentlich die Rechtsgründe für die zeitweilige Anerkennung des baieriſchen Kurprinzen als ſpaniſchen Thronerben entſchieden, und ſelbſt als ſie erfolgte, fand ſie in Spanien nicht eigentlich rechten Anklang. Man konnte ſich von Anfang an dem Gefühle nicht entziehen, daß in dieſer Frage die allgemeinen politiſchen Conſtellationen Europas die Hauptentſcheidung geben müßten, und ſelbſt der ſpaniſche Stolz mußte ſich in die Thatſache fügen, daß Spanien nicht mehr in der Lage ſei, ſeine Geſchicke lediglich durch ſich ſelbſt zu beſtimmen. Wie wenig rechtlichen Werth auch die franzöſiſchen Anſprüche haben mochten, der Entſchluß Ludwig's XIV., ſich nicht an die Verzichte ſeiner Gemahlin und ſeiner Mutter zu kehren, vielmehr, falls er das ſpaniſche Erbe nicht ganz gewinnen könne, wenigſtens einen Theil davon zu gewinnen, ward durch eine ſo gefürchtete Macht getragen, daß ſelbſt den andern Prätendenten der Gedanke nicht fremd blieb, ſie würden ſich mit Frankreich über eine Theilung vergleichen und vertragen, oder einen Kampf auf Tod und Leben mit ihm beſtehen müſſen, daß denjenigen Mächten, die nur ein allgemein politiſches Intereſſe an der Sache nahmen, eine Theilung als der natürlichſte Ausweg erſchien, und daß auch in Spanien, deſſen Stolz ſich aufs äußerſte gegen eine ſolche Maßregel ſträubte, und deſſen Monarch, aus angeſtammter Anhänglichkeit an ſein Haus und aus faſt krankhaftem

---

[1] Die edle und allverehrte Königin-Mutter, Marie Anna von Oeſterreich (geb. 22. Dec. 1634, Tochter Kaiſer Ferdinand's III und der Maria von Spanien, am 8. Nov. 1649 mit König Philipp IV. vermählt, am 17. Sept. 1665 zur Witwe geworden, Regentin des Reichs, † 16. Mai 1696), hatte kurz vor ihrem Tode die Anſprüche des Kurprinzen empfohlen.

Haß gegen die Franzoſen[1]), einen Uebergang der geſammten Erbſchaft an einen öſterreichiſchen Prinzen — denn daß eine wirkliche Vereinigung der geſammten Reiche des Hauſes Habsburg in Einer Hand nicht zuläſſig ſei, ſagte man ſich immer und allſeits — von ganzer Seele wünſchte, doch der Gedanke an Frankreich die finſterſten Ahnungen und Beſorgniſſe erweckte und viel dazu beitrug, die Schwermuth des Königs zu erhöhen.

Schon in einer ſehr frühen Zeit hatten Frankreich und Oeſterreich einen Theilungsplan verabredet, deſſen Feſthaltung Europa große Opfer und Leiden hätte erſparen können und der auch dadurch merkwürdig iſt, daß er in einem Geheimniß bewahrt wurde, deſſen Dunkel erſt in unſern Tagen gelichtet worden iſt[2]). Ludwig XIV. hatte ihn urſprünglich nur zum Scheine in Vorſchlag gebracht, um Leopold abzuhalten, an dem Devolutionskriege theilzunehmen, den er gegen Spanien über die niederländiſche Erbſchaft führte (1667—1668), hatte aber, ſchon weil der Vorſchlag durch Graf Wilhelm Egon Fürſtenberg nach Wien gebracht und ſo wenig geheim betrieben ward, daß der ſpaniſche Geſandte davon erfuhr und ſich bitter darüber beſchwerte, nur eine kalte Aufnahme damit gefunden (1667). Aber noch in demſelben

---

[1]) Seine erſte Gemahlin, Marie Luiſe von Orleans (geb. 27. März 1662, verm. 19. Nov. 1679, † 12. Febr. 1689), durfte ihre Hunde und Papageien nie in ſeine Nähe bringen, weil ſie aus Frankreich gekommen waren. Die Herzogin von Terra-Nuova erwürgte, dem König zuliebe, einen Papageien, weil er nur franzöſiſch ſprach.

[2]) Durch Mignet, in den Négociations relatives à la succession d'Espagne, tom. II, part. III, sect. III, p. 323—481.

Jahre fanden es öſterreichiſche Miniſter in ihrem Intereſſe, die Sache vorſichtig wieder aufzunehmen, und nun fand die vom Fürſt Auersberg geleitete, vom Fürſt Lobkowitz unterſtützte Verhandlung in der That im tiefſten Geheimniſſe ſtatt und führte zu einem Ergebniſſe, bei welchem der franzöſiſche Geſandte Marquis von Gremonville ſichtbar über die uneinigen und gegen einander intriguirenden kaiſerlichen Miniſter im Vortheil war. Spanien ohne Navarra, Weſtindien, Mailand, Finale, die der Krone Spanien gehörigen Häfen am liguriſchen Meere, Sardinien, die canariſchen und baleariſchen Inſeln ſollten an den Kaiſer, die ſpaniſchen Niederlande, die Philippinen, Navarra, die Plätze in Africa, Neapel und Sicilien ſollten an Frankreich kommen. Wie viel mehr hätte der Beſitz der Niederlande und Navarra die franzöſiſche Macht verſtärkt, als das dem Kaiſer Zugewieſene, mit Ausnahme Mailands, die öſterreichiſche! Der Vertrag kam am 19. Jan. 1668 zu Stande, blieb aber ohne Folge, da Karl II. viel länger lebte, als man damals erwartete, und inzwiſchen der franzöſiſche und der kaiſerliche Hof immer heftiger verzwiſtet wurden.

Während der Kriege, die Ludwig XIV. gegen Oeſterreich und Spanien führte, hatte er nicht daran denken können, die Meinung des ſpaniſchen Hofes ſelbſt für ſeine Succeſſion zu gewinnen. Nach dem Frieden von Ryswick, der zugleich eine zeitweilige Ausſöhnung mit ſeinem größten Gegner, dem Oranier Wilhelm, jetzt König von Großbritannien und Irland, in ſich faßte, wendete Ludwig der ſpaniſchen Frage ernſtlicher ſeine Aufmerkſamkeit zu, ſendete zunächſt zwei Ordensgeiſtliche, Blandiniere und Duval, nach Spanien, um in geheimer Miſſion die Meinungen und Stimmungen zu erkunden, und übertrug dann einem bedeutenden Diplomaten, dem Marquis d'Harcourt[1]), ſeine öffentliche Vertretung in Madrid. An ſich hatte das öſterreichiſche Intereſſe anſcheinend alle Ausſichten für ſich: die jahrhundertelange innige Verbindung und Gemeinſchaft der Intereſſen, den gemeinſamen Gegenſatz gegen Frankreich, die langjährige allgemeine Erwartung, daß ein Zweig des Hauſes Habsburg nur von dem andern beerbt werden könne, die perſönliche Neigung des Königs, den Einfluß der Königin und jener deutſchen Vertrauten, der Frau von Berlepſch, die kaum einen geringern Einfluß auf ſie übte, als die Concini auf Marie von Medicis geübt hatte, als Sara Churchill auf Anna von England übte, als die Orſini auf die Königin Marie Luiſe von Spanien, oder Laura Peſcatori auf die Königin Eliſabeth von Spanien üben ſollte, die Stimmen der wichtigſten Männer im Rathe der Königin, des Cardinals Portocarrero vor Allem und des Amirante von Caſtilien. Und doch ſollte Alles ſo anders kommen und Oeſterreich aus ſeinen ſpaniſchen Hilfsmitteln nicht entfernt den Vortheil ziehen, den man ihm zu verſprechen berechtigt war. Die Berlepſch, die man noch feſter an das öſterreichiſche Intereſſe zu knüpfen bemüht war, indem man ſie mit ihren beiden Söhnen (5. Auguſt 1695) in den Reichsgrafenſtand erhob, brachte der öſterreichiſchen Sache mehr Nachtheil als Nutzen und ward nicht einmal unverbrüchlich treu befunden. Sei es, daß die zu ſolcher Höhe gehobene Frau nach einer tüchtigen materiellen Unterlage für ihre Standeswürde verlangte, oder daß ſie der Zeit gedachte, wo mit dem von Jahr zu Jahr zu erwartenden Tode des Königs neue, jüngere Mächte an dem ſpaniſchen Hofe herrſchen, ſie ſelbſt aber nichts weiter ſein würde, als die Geſellſchafterin einer verwitweten, wahrſcheinlich einflußloſen Königin, ihr ganzes Streben war darauf gerichtet, die Periode ihrer Macht zur Erwerbung von Reichthümern zu benutzen. Die Königin, wiewol nicht ohne einen kräftigen und unternehmenden Geiſt, wenn auch reizbar, heftig und launenhaft, beſchäftigte ſich, ſei es aus eignem Antrieb, oder unter dem Einfluſſe ihrer Vertrauten, andauernd und mit regelmäßigem Eifer nur mit denjenigen Staatsangelegenheiten, die ſich auf die Stellenbeſetzung und die Ertheilung von Gnaden bezogen, alſo mit denen, die, nach der Weiſe jener Zeit, für die maßgebenden Inſtanzen lucrativ waren. Es ward eine allgemeine Klage in Spanien, daß keine Stelle, keine Gnadenbezeigung anders als durch die deutſche Junta, die Camarilla jener Tage, erlangt werden könne und hier nur für Geld feil ſei. Als ein ſpecielles, Aufſehen machendes Beiſpiel wird angeführt, daß ein alter verdienter Soldat, Graf Manuelo, der bei Dünkirchen einen Arm verloren, ſich um den Poſten als Vicekönig von Peru beworben habe, der aber dem jüngeren Grafen Herill zu Theil geworden ſei, welcher der Gräfin Berlepſch 100,000 Kronen dafür gezahlt habe. Dieſe „deutſche Junta,“ die vielleicht nur in der Habſucht eines einzigen Weibes beſtand, und hinſichtlich deren noch zu bemerken iſt, daß der ſpaniſche Finanzminiſter, Graf Adanero, ſelbſt erklärte, der Stellenverkauf ſei noch ſeine einzige Hilfsquelle, ſowie daß andere Deutſche, wie namentlich der darmſtädtiſche Agent Baron Beckh, klagten, die Berlepſch und der Pater Gabriel wollten allein die deutſchen Vertrauten der Königin ſein, und warnten die Königin ſelbſt, ſich nicht durch Begüngünſtigung der Deutſchen bei den Spaniern verhaßt zu machen, that der öſterreichiſchen Sache ſolchen Eintrag, daß Graf Harrach, der öſterreichiſche Geſandte in Madrid[1], ein ehrenhafter, geſchäftserfahrener, aber formenſtrenger, karger und ſeiner Sache zu viel vertrauender Mann, für gut fand, ſelbſt auf die Entfernung der Gräfin zu dringen. Dies vielleicht gut, wenn es ſofort durchzuſetzen geweſen wäre. Da dies aber nicht der Fall war, ſo mußte man fürchten, aus einer vielleicht in Einer Beziehung ſchädlichen, aber immerhin in anderen Rückſichten brauchbaren Freundin eine geheime Feindin gemacht und durch dieſelbe auch die Königin verſtimmt zu haben. Waren auch die einflußreichſten Männer des ſpaniſchen Rathes für Oeſterreich geſtimmt geweſen, ſo waren doch dieſelben Männer unter ſich verfeindet, und die politiſche Streitfrage wurde von dieſem privaten Zwiſte der Staatsmänner ausgebeutet. Der Amirante von Caſtilien war, wie in allen Dingen, entſchieden und aufrichtig im Intereſſe Oeſterreichs; Portocarrero war es nicht ſo ſehr, daß er nicht, um den Amirante zu ſtürzen, in das franzöſiſche Lager hätte übergehen können. Die Berlepſch ſoll von Frankreich gewonnen worden ſein; der Klerus ward es entſchieden; den Beichtvater der Königin zog man durch die Ausſicht auf den Cardinalshut auf dieſelbe Seite, und gegen den Miniſter Oropeza und den Amirante richteten ſich die Intriguen, in denen man auch an dem ſpaniſchen Hofe geübt war und mit denen ſich auch die feſteſte Stellung allmälig lockern läßt. Den auf Oeſterreich gerichteten

---

[1] Heinrich, geb. 1654, Vertheidiger Luxemburgs, 1700 Herzog, 1703 Marſchall, † 1718.

---

[1] Von 1696—1698 Graf Ferdinand Bonaventura Harrach (geb. 1637 † 1706), von 1698—1701 ſein Sohn Graf Aloys Thomas Raymund Harrach († 1742).

Erwartungen, wie den Neigungen des Königs für dieſe Seite ſtand doch immer das dunkle Gefühl entgegen, daß man einem furchtbaren Widerſtande von Seiten Frankreichs zu begegnen haben werde, und daß dieſes leicht eine Zerſtückelung der Monarchie veranlaſſen könne. So natürlich es aber an ſich geweſen wäre, wenn Spanien ſich in die Abtrennung ſolcher entfernter Theile ſeines Reiches gefügt hätte, die jetzt nur noch nutzloſe Trümmer einer frühern, rettungslos entſchwundenen Größe waren, die es nicht mehr gebrauchen, nicht mehr vertheidigen konnte, ſo war es doch noch natürlicher, daß dieſer Gedanke jedem Spanier und vor Allem dem König, der, bei all ſeiner Schwäche, ſich doch wahrhaft mit dem ſpaniſchen Nationalintereſſe identificirt hatte, auf das äußerſte zuwider war. (Daß der Gedanke der Trennung gleichwol natürlich war, dem iſt es zuzuſchreiben, daß die Spanier ſpäter, als die Abtrennung entſchieden und unwiderruflich war, ſich doch verhältnißmäßig leicht in dieſelbe gefunden, Oeſterreich über ſeinen Beſitz der Niederlande nicht gegrollt, und ſelbſt, als ſie Neapel und Sicilien wiedererobert hatten, nicht daran gedacht haben, ſie wieder, wie früher, zu Dependenzen ihrer Krone zu machen.)

Dieſe Umſtände erklären es, warum am ſpaniſchen Hofe denn doch der Gedanke, die Kronen dem Kurprinzen von Baiern zu vererben, Anklang fand, obwol dieſer Gedanke den öſterreichiſchen Wünſchen kaum weniger entgegen war, als die Berufung eines franzöſiſchen Prinzen. Der König hatte ſich allerdings, trotz der Ermahnungen ſeiner Mutter, lange gegen dieſen Gedanken geſträubt. Bevor er auf denſelben einging, machte er noch einen Verſuch, die öſterreichiſche Succeſſion zu ſichern, indem er verlangte, der Kaiſer ſolle ſeinen jüngeren Sohn, den Erzherzog Karl, mit 10,000 Mann nach Spanien ſchicken. Wäre man in Wien darauf eingegangen, ſo glauben wir zwar nicht, daß dies dem Hauſe Oeſterreich die geſammte ſpaniſche Erbſchaft geſichert haben, wol aber daß jetzt ein Nachkomme Karl's von Oeſterreich, ſtatt eines Bourbon, in Spanien regieren würde. Der Vortheil, der ſpäter Philipp V. zu Theil ward, im Beſitz und anerkannt im Lande zu ſein, wäre dann Karl zu Theil geworden. In Wien aber kam man zu keinem Entſchluſſe. Es fehlte an Geld. Man mochte ſich auch ſagen, daß es immerhin unſicher ſei, ob der verlangte Schritt die getrennten Beſitzungen der ſpaniſchen Krone ſichern würde. Für Oeſterreichs Intereſſe lag an dieſen abgetrennten Beſitzungen, an Mailand vor Allem, mehr, als daran, daß ein Prinz ſeines Hauſes in Madrid regiere. Man machte den, die geheimen Rückhaltsgedanken zu unbedacht verrathenden Vorſchlag, daß dem Erzherzog Karl die Statthalterſchaft von Mailand vertraut werde, und erweckte damit das Mistrauen der Spanier. Den letzten Ausſchlag gab der Vertrag, welchen Ludwig XIV. am 11. Oct. 1698 mit Wilhelm III. und den Generalſtaaten abſchloß und worin beſtimmt ward, daß bei dem Tode Karl's II. der Kurprinz von Baiern in Spanien, den Niederlanden und den Colonien ſuccediren, das Uebrige aber unter Oeſterreich und Frankreich dergeſtalt vertheilt werden ſollte, daß der Erzherzog Karl Mailand, Frankreich dagegen Neapel, Sicilien, den Preſidialſtaat, Finale und dabei auch noch von Spanien Guipuzcoa erhalten hätte, alſo in der That auffällig begünſtigt worden wäre. War auch dieſer Vertrag zur Geheimhaltung beſtimmt, es war doch wol die Folge der erſchütternden Kenntniß derſelben, daß König Karl II. am 28. Nov. 1698 in dem Staatsrath erſchien, um die Acte, durch welche er den Kurprinzen von Baiern als den rechtmäßigen Erben ſeiner geſammten Länder bezeichnete, verleſen zu laſſen. Auch dieſer Gedanke, zu deſſen Förderung die Gräfin Berlepſch durch eine große Geldſumme, die ſie von dem Kurfürſten Maximilian Emanuel empfangen habe, gewonnen worden ſein ſoll, war an ſich ſehr natürlich. Indem man einen Prinzen eines Hauſes wählte, das nicht zu den europäiſchen Hauptmächten gehörte, und deſſen Erblande überdem, da ſein Vater ſich anderweit vermählt¹) und aus dieſer zweiten Ehe bereits zwei Söhne gewonnen hatte²), von Spanien getrennt blieben, hatte man eine Anordnung getroffen, nach welcher der Tod Karl's II. nicht das Mindeſte in dem europäiſchen Machtverhältniß geändert haben würde, hatte man den gegneriſchen Mächten jeden Anlaß benommen, aus Gründen des politiſchen Gleichgewichts eine Theilung der ſpaniſchen Erbſchaft zu beanſpruchen. Es kam doch anders als man erwartete. Die einmal geförderte Ländergier bedurfte keiner weiteren Gründe, oder fand vielmehr mit Leichtigkeit Scheingründe, ihre Wünſche zu bemänteln. Ludwig XIV. konnte den Gedanken nicht ertragen, bei der ſo lange erwarteten Kriſis leer ausgehen zu ſollen, und machte von Neuem ſeine unbegründeten Anſprüche

---

¹) Am 2. Jan. 1695 mit Thereſe Kunigunde Sobieski, des Königs Johann Sobieski Tochter (geb. 6. März 1673, † 10. März 1730).

²) Ein am 13. Aug. 1695 geborner Prinz † an demſelben Tage. Dann ward die Prinzeſſin Mariane Karoline geboren (4. Aug. 1696), die als Nonne (9. Oct. 1750) †. Hierauf folgte aber 6. Aug. 1697 Karl Albert, der nachherige Kaiſer Karl VII, und 5. Aug. 1698 Philipp Moriz, der als Biſchof von Münſter und Paderborn †. Später ſind noch fünf Prinzen geboren worden, von denen zwei zu reiferen Jahren aufwuchſen.

geltend, ihre Feſthaltung für eine Ehrenſache erklärend. Auch Wilhelm III. beharrte bei dem Theilungsvertrage, in dem er das einzige Mittel erkennen mochte, einen europäiſchen Krieg zu verhüten und Frankreich abzuhalten, noch mehr zu erſtreben. Wie man in Spanien ſah, daß die Erwählung des Kurprinzen doch die gefürchtete Theilung nicht abzuwenden verſprach, wurde man gegen den Erwählten gleichgiltig und betrachtete es faſt als ein Glück, als der junge Kurprinz, der jetzt Prinz von Aſturien hieß, und den ſein Vater, auf die erſte Nachricht von dem Teſtamente Karl's II., nach Brüſſel hatte bringen laſſen und nach Spanien überführen laſſen wollte, am 6. Februar 1699 in Brüſſel ſtarb. Frankreich und Oeſterreich kam dieſer Tod gelegen, und die damalige Zeitſtimme beſchuldigte zunächſt Frankreich, ihn durch Gift herbeigeführt zu haben, während man ſpäter von Frankreich aus den Verdacht auf Oeſterreich zu lenken bemüht geweſen iſt. In Ermangelung jedes thatſächlichen Beweiſes oder äußern Grundes[1] für dieſe Verdächtigungen wird man zuverichtlich anzunehmen haben, daß der Prinz einfach an en Kinderpocken geſtorben iſt, an denen er notoriſch erkrankt war.

---

[1] St. Simon's Glaubwürdigkeit iſt in Theil VI ſattſam beleuchtet worden. Wie kann ſein Zeugniß in einer Sache etwas bedeuten, von der er nicht mehr wiſſen konnte, als jeder andere Menſch? Die gute Herzogin von Orleans, die überdem nicht ſpeciell von dieſem Anlaſſe ſpricht, war eine ſehr ehrliche Seele, aber auch eine höchſt leichtgläubige Klatſchſchweſter, und voller mit ihren Sympathien und Antipathien zuſammenhängender Vorurtheile. Beide liefern gute Beiträge zum Geſammtgemälde der Zeit, ſind aber in allem Einzelnen nur mit ſchärfſter Kritik zu gebrauchen. Später, wie der Kurfürſt völlig mit Oeſterreich gebrochen hatte, ſcheint er einen Rechtfertigungsgrund in jenem Verdachte geſucht zu haben, und verſichert, daß ſein Sohn an einer leichten Krankheit geſtorben ſei, die er ſchon mehrmals überſtanden gehabt. Ludwig XIV. bezeugte dagegen zur Zeit des Todesfalles ſelbſt (am 8. Febr. 1699), daß der Prinz an den Pocken geſtorben ſei.

Man war nun wieder auf dem frühern Punkte, wo nan es mit den entgegengeſetzten Anſprüchen Oeſterreichs ınd Frankreichs zu thun hatte, und die Seemächte, denen vor Allem an Erhaltung des Friedens und des politiſchen Gleichgewichtes gelegen war, hielten für nöthig, ich mit Frankreich über einen zweiten Theilungsvertrag n vereinigen, der aber auf eine weſentlich andere Baſis eſtellt werden mußte, da es ſich nun nur noch um eine Theilung zwiſchen Oeſterreich und Frankreich handeln onnte. Da man den Beitritt des kaiſerlichen Hofes zu ieſem Vertrage wünſchte — von Seiten Englands, um en Krieg zu vermeiden, von Seiten Frankreichs vielleicht nit dem Rückhaltsgedanken, daß ein ſolcher Beitritt den panischen Hof gegen den Kaiſer aufbringen möge — ſo var der Vertrag vom 3/25. März 1700 ungleich günſtiger für Oeſterreich gefaßt, als der frühere. Spanien nit Indien und den Niederlanden, überhaupt der frühere Antheil des Kurprinzen, ſollte dem Erzherzog Karl zu Theil werden. Neapel und Sicilien, nebſt dem Preſidialſtaat und Finale, wurden dem Dauphin, Mailand ward em Herzog von Lothringen, Lothringen und Guipuzcoa rankreich beſtimmt. Oeſterreich ging nicht in die Falle, ondern verweigerte den Beitritt und behauptete ſeine Anſprüche auf die ganze Erbſchaft. Man konnte im Zweifel ſein, ob ſein Beitritt nicht vielleicht Ludwig XIV. beſtimmt haben würde, in der Entſcheidungsſtunde em Vertrage, deſſen Vortheile für Frankreich größer varen, als die, welche es aus dem Uebergange des ganzen ſpaniſchen Erbes an einen franzöſiſchen Prinzen vernünftigerweiſe erwarten konnte, und der in friedlichem

Wege in Vollzug zu ſetzen geweſen wäre, den Vorzug vor der Annahme dieſer Erbſchaft zu geben. Wir halten jedoch für ungleich wahrſcheinlicher, daß Ludwig auch dann der Verſuchung nicht widerſtanden haben würde, die glänzendere Seite der nützlichern vorzuziehen, zumal er einen Krieg mit Oeſterreich allein nicht für gefährlich hielt. Jedenfalls aber hätten die Seemächte, wenn ſie Oeſterreich für den Vertrag gewinnen und die Ausführung des Vertrages ſelbſt ſichern wollten, die ſofortige Ueberſiedelung des Erzherzogs nach Spanien verlangen und in jeder Weiſe ſichern müſſen, ſtatt daß ſie ſich durch einen geheimen Artikel des Vertrages verpflichteten, jede Ueberfahrt eines Erzherzogs zu hindern. Uebrigens würde Oeſterreich vielleicht anders entſchieden haben, wenn der Vertrag ihm nicht Mailand und Finale entzogen hätte.

Wie dem auch ſei, in Spanien erwachten bei der Kunde von dem Vertrage alle Gefühle der Entrüſtung und der Beſorgniß von Neuem und in verſtärktem Maße. Der König verlangte noch einmal, daß der Erzherzog Karl mit 15,000 Mann herüberkommen ſolle, was ſchon wegen des Widerſtandes der Seemächte nicht möglich war. Die Königin, der man, durch Vermittelung der Berlepſch, franzöſiſcher Seits die Hoffnung gemacht haben ſoll, ſie werde nach dem Tode des Königs die Hand des Dauphin erlangen können, wenn ſie das kaiſerliche Intereſſe aufgebe, riß ſich jetzt von dieſen trügeriſchen Verbindungen los, entfernte die Gräfin und ihren Beichtvater, den Pater Gabriel Chiuſa, einen Kapuziner, deſſen Entfernung jedoch nur vorübergehend geweſen ſein kann, da wir ihn ſpäter wieder und noch bis zum Tode des Königs bei der Königin finden[1]), entdeckte dem König was man ihr verſprochen, und betrieb energiſche Maßregeln, zu denen es, nicht am Willen, aber an Mitteln und Kraft gebrach. Harcourt ward, theils auf Verlangen des ſpaniſchen Königs, theils weil er auf eine Erklärung Spaniens zu Gunſten Frankreichs hingewirkt hatte, der Theilungsvertrag aber dieſer Tendenz direct entgegenſtand, abberufen, trat jedoch ſofort an die Spitze der an den Pyrenäen zuſammengezogenen Truppen und leitete die Schritte ſeines Nachfolgers Blecourt. Dieſer arbeitete beſonders durch Portocarrero und den Klerus auf ein Ziel hin, deſſen Verfolgung freilich mit dem Vertrage, welchen Ludwig XIV. mit den Seemächten abgeſchloſſen hatte, im entſchiedenen Widerſpruche ſtand, das aber doch erſtrebt ward. Die franzöſiſche Partei ließ kein Mittel unverſucht. Sie gab einem Volksauflauf, der durch Theuerung des Brotes und eine rohe Aeußerung eines ſtädtiſchen Beamten veranlaßt worden war (28. und 29. April 1699), eine Richtung gegen den erſten Miniſter und den Amirante von Caſtilien. Schon die Berlepſch hatten die Aerzte beſchuldigt, den König behext zu haben. Derſelbe Verdacht ward jetzt auch gegen die Königin ſelbſt gerichtet und auf den König förmlich der Exorcismus angewendet. Eine Beſeſſenheitsgeſchichte drängte die andere. Ein Freund und Anhänger nach dem andern fiel von der Königin ab. Die Furcht vor

---

[1]) S. den intereſſanten Briefwechſel des Landgrafen Georg von

---

Heſſen-Darmſtadt, in Bauer's Archiv für heſſiſche Geſchichte, Bd. VIII, Heft 1. Es finden ſich auch Briefe der Berlepſch und an dieſe dabei, bei deren einem namentlich es ſcheinen will, als habe ſie in Spanien ihr Deutſch faſt gänzlich vergeſſen. Doch heißt es darin (22. Jan. 1700): „ſie wiſſen ja, daß ich ein Heß; die von Berlepſch Erbeigene von derer Durchlaucht Hauß ſtendt, wie iſt es denn möglich, daß ich Ew. Durchlaucht untreu ſein kann, noch ſie in Ungnad [illegible] ſuchen zu werfen bei Ihre Majeſtät."

Frankreich und vor einer Zertrümmerung des Reiches trug in den ſpaniſchen Räthen den Sieg davon. Man hielt ſich überzeugt, daß Oeſterreich außer Stande ſei, die Integrität der ſpaniſchen Reiche gegen den Widerſtand Frankreichs und der Seemächte durchzuſetzen, daß aber Ludwig XIV. dies auch wider die Seemächte und Oeſterreich vermögen würde. Der König ward durch den Cardinal Portocarrero vermocht, den Papſt zu Rathe zu ziehen, und dieſer, eben mit Oeſterreich verzwiſtet, erklärte ſich zu Gunſten eines franzöſiſchen Prinzen, nicht aus Rechtsgründen, ſondern weil es das ſicherſte Mittel ſei, die Einheit und Integrität der Monarchie zu verbürgen. Mit tiefem Widerſtreben, aber der geglaubten Nothwendigkeit weichend, dem angenommenen Intereſſe ſeines Volkes den Vorzug vor den dynaſtiſchen Gefühlen gebend, verſchritt Karl II., als ein Krankheitsanfall ihn einen baldigen Tod beſorgen ließ, dazu, ein Teſtament niederzulegen (3. Oct. 1700), worin er den Enkel Ludwigs XIV., Philipp von Anjou, zum Erben der geſammten ſpaniſchen Reiche ernannte. Ihm war ſein Bruder, der Herzog von Berry, und erſt dieſem der Erzherzog Karl ſubſtituirt. Der Inhalt des Teſtamentes blieb ein tiefes Geheimniß und ſchien den ſeitherigen Aſpecten und den Wünſchen und Neigungen des Königs ſo zuwiderzulaufen, daß der öſterreichiſche Geſandte bis zuletzt hoffte, es werde zu Oeſterreichs Gunſten ſein. Der König ſoll ſich auch in der That, als eine ſcheinbare Beſſerung ſeines Zuſtandes eintrat, entrüſtet über Diejenigen ausgeſprochen haben, die ihn zu jenem Teſtamente verleitet, und mit einer Aenderung deſſelben umgegangen ſein. Aber bevor er zu einem feſten Entſchluſſe hierüber kam und dieſem Folge gegeben hatte, ward er (1. Nov. 1700) abberufen von dem Throne, der für ihn ein glänzendes

Dornenlager geweſen war. Ludwig XIV. hatte zwiſchen dem Theilungsvertrage und dem Teſtamente Karl's II. zu wählen, wählte, wider das Recht und ſein Wort, die glänzendere, aber gefährlichere und für ſein Reich weniger nützliche Ausſicht, und wählte damit einen vieljährigen Krieg, welcher Frankreich an den Rand des Verderbens brachte, und an deſſen Ende man froh ſein mußte, doch auf eine Theilung zurückkommen zu dürfen, welche Frankreich gar keinen Vortheil brachte, als daß ein Prinz ſeines Königshauſes in einem Theile der ſpaniſchen Reiche eine neue Dynaſtie gründete, die ſich doch nicht zum blinden Werkzeug franzöſiſcher Intereſſen hergab, und die den melancholiſchen Thron von Spanien mit der Verzichtleiſtung auf das Erbe Frankreichs erkaufen mußte. Karl II. von Spanien nimmt ſich wie ein Jammerbild neben der glänzenden Geſtalt Ludwig's XIV. aus; aber in der redlichen Geſinnung, mit der er ſeine innigſten Neigungen ſeiner Ueberzeugung von dem Wohle ſeines Volkes opferte, ſteht er hoch erhaben über dem gefeierten franzöſiſchen Monarchen.

Die Königin-Witwe ging gleich nach Ankunft des neuen Königs (Dec. 1700) in eine anſtändige Verbannung nach Toledo, wo ſie nach nicht langer Zeit wenigſtens die Genugthuung hatte, das Hauptwerkzeug des Scheiterns ihrer Plane, den Cardinal Portocarrere, gleichfalls vom Hofe entfernt, in ſeinem Erzbisthum ankommen zu ſehen (1703), und wo ſie noch mit ihm für die Anerkennung Karl's III. von Seiten der Toledaner zuſammenwirkte. Als die Truppen der Alliirten in Toledo einzogen, legte die Königin das Trauergewand ab, das eine ſpaniſche Königswitwe ihr Leben lang tragen ſoll, und ſchmückte ſich mit aller Pracht der Juwelen, und der Cardinal ertheilte den Fahnen der Feinde des Königs, dem er ſelbſt auf den Thron geholfen, ſeinen Segen in der Kathedrale und erleuchtete ſeinen Palaſt zu ihren Ehren. Er hat dies ſpäter durch erneuten Anſchluß an das caſtiliſche Nationalgefühl geſühnt. — Die Königin-Witwe ward, als die Waffen Philipp's V. wieder die Oberhand gewonnen, auf ein Schloß bei Bayonne verpflanzt, wo ſie von 1706—1738 in einem Wechſel von Ueppigkeit und Mangel lebte, zuweilen der Scandalchronik einigen Stoff bot, wie man denn ſelbſt den famoſen unſterblichen Grafen von St. Germains für einen natürlichen Sohn von ihr ausgeben wollte (Th. I., S. 341), ſpäter wol auch gelegentlich einen Einfluß[1] auf die neue Königin von Spanien, Eliſabeth von Parma, ihre Nichte[2], übte, durfte am Abend ihres Lebens (1738) nach Guadalaxara überſiedeln und ſtarb hier, nach vierzigjähriger Witwenſchaft, 16. Juli 1740.

Die Gräfin Berlepſch theilte das Exil der hohen Gönnerin nicht, der ſie ihr Glück verdankte. Ihr gegenüber mag ſie ſich des Dankes enthoben gehalten haben, als die Königin die zeitherige Vertraute, ſei es wegen ihrer Theilnahme an den franzöſiſchen Intriguen, ſei es um ſich in Spanien populär zu machen, aus ihrer Nähe entfernte. Hat die Gräfin wirklich den franzöſiſchen Intereſſen gedient, ſo mag ſie durch franzöſiſches Geld für abgefunden gehalten worden ſein und hat jedenfalls keinen weiteren Dank von Frankreich erfahren, mußte vielmehr noch vor der Ankunft des neuen Königs Spanien verlaſſen. Ob man dagegen in Wien ihre Untreue nicht erfahren, oder nicht geglaubt hat, ob man ſich daſelbſt nur ihrer früheren Dienſte und deſſen erinnerte, daß man ſelbſt ſie, durch das Verlangen ihrer Entfernung, auf die andere Seite gedrängt habe, oder wie ſie ſonſt ihren Frieden mit dem kaiſerlichen Hofe gemacht hat, können wir nicht entſcheiden; aber gewiß ſcheint, daß ſie keinerlei weitere Ungunſt von da aus erfuhr, ſondern Gnade und Förderung. Man könnte meinen, daß es ihr beſchieden geweſen ſei, die in Spanien erworbenen Schätze ungeſtört und ungetrübt in vollem Maße zu genießen. Madrid verließ ſie Ende März 1700, von ihrer Nichte, einer Kammerfrau, einem Zwerge und einem Verſchnittenen der Königin, den deutſchen Arzte derſelben und dem kurtrierſchen Geſandten, Pater Carpani begleitet, und reiſte über Barcelona, Italien und Wien nach ihrer Heimat zurück, wo ſie gegen den Juni eingetroffen zu ſein ſcheint. Ihre Stellung blieb glänzend. Sie trat als Aebtiſſin an die Spitze des Stifts zu den heiligen Engeln in Prag und erwarb dieſer Stellung, durch ihren Einfluß in Wien, die fürſtliche Würde, wie dem Stifte mancherlei ſonſtige Auszeichnungen und Vortheile. Doch blieb ſie keineswegs einem zurückgezogenen geiſtlichen Leben gewidmet, ſondern machte vielmehr die in den Niederlanden erkaufte große Herrſchaft Millendonk, die ſie zur Unterlage des gräflichen Standes ihrer Familie beſtimmte, zu ihrem regelmäßigen Wohnſitz, wo ſie 1723 im ſiebenzigſten Jahre geſtorben iſt und fürſtlich begraben ward. Doch ward ihr Lebensabenddurch zwei harte Schläge getrübt. Bereits am 24. März 1712 war ihr älteſter Sohn, Graf Sittich Herbold von Berlepſch (geb. 1673), Herr auf Millendonk, Alten-Peich, Weinmark, Weſeritz, Zabielitz, kk. und kurpfälziſcher Kammerherr und Geheimer Rath, Gouverneur von Bintſch im Hennegau, Comthur des Ordens von Alcantara, in den letzten Jahren der Regierung Karl's II. polniſcher Botſchafter in Madrid, verſtorben, und noch bei dem Leben der Mutter, am 24. Juni 1721, folgte ihm zu Wien ſein Bruder Graf Peter Philipp (geb. 1677), kk. wirklicher Geheimer Rath. Mochte ſich die ſo ihrer Kinder verluſtige Mutter an den Enkeln tröſten, der gräfliche Zweig der Berlepſch iſt, was ſie freilich bei ihrem Tode noch nicht vorausſehen konnte, mit dieſen Enkeln ausgegangen. Von den drei Söhnen Graf Sittich Herbold's, die er ſeit 1698 mit der Gräfin Marie Maximiliane Magdalene von Stadion[1] erzeugt hatte, war der älteſte, Johann Chriſtian Heinrich, geb. 1701, ſchon 1716 geſtorben. Graf Philipp Joſeph Lothar Werner, geb. 1702, † 1725, Graf Franz Ernſt Chriſtoph, geb. 1709, kurmainziſcher Kammerherr, † 2. Mai 1731, beide unvermählt. (Dieſe drei Brüder ſind, wie ihr Vater, zu Geiſenheim beerdigt.) Von den Töchtern trat die älteſte, Marie Anna Joſephe, geb. 12. Jan. 1700, 1723 in den Orden der barfüßigen Clariſſen zu St. Anton in Mainz, wo ſie, unter dem Namen Marie Philippine Joſephe a corde Jesu, 1739 Aebtiſſin ward. Die jüngere, Marie Anna Johanne, geb. 22. Aug. 1707, ward erſt ihrem Vetter, dem Grafen Philipp Anton von Berlepſch (13. Nov. 1731), zu unfruchtbarer Ehe vermählt, hat 1733, im Jahre nach deſſen Tode, ihre Hand einem zweiten Gemahl, dem Grafen Johann Heinrich Karl von Oſtein, kk. Geh. Rathe und Geſandten in Rußland, gereicht und iſt in St. Petersburg 9. April 1737 geſtorben. Der zweite Sohn der alten Gräfin, Graf Peter Philipp, war mit Marie Katharine Lucie, einer Tochter des Freiherrn Chriſtoph von Cramm, vermählt, die ihm zehn Kinder geboren. Aber ſieben davon ſtarben in früher Jugend und von den drei überlebenden iſt Graf Wenzeslaus Ferdinand (geb. 1701) als kk. Hauptmann in Temeswar unvermählt geſtorben. Gleichfalls unvermählt ſtarb der jüngſte Sohn, Graf Franz Wenzeslaus, geb. 1709, als würzburgiſcher Dragonerlieutenant 1731 zu Würzburg. Schon im nächſten Jahre, am 10. Febr. 1732, folgte ihm zu Trier ſein Bruder, Graf Philipp Anton, geb. 1702, kurtrierſcher Kammerherr, der, wie erwähnt, ſeit noch nicht drei Monaten mit ſeiner Couſine vermählt war, aber keine Nachkommenſchaft erweckt hatte. Das reiche Erbe brachte ſeine Witwe ihrem zweiten Gemahl, dem Grafen von Oſtein, zu, dem ſie eine Tochter und einen Sohn ſchenkte, mit welchem letzteren jedoch auch dieſes Geſchlecht erloſchen iſt. — Selbſt das alte Stammhaus dieſes Zweiges der Berlepſch, Eichenzell bei Fulda, hatte Graf Sittich Herbold, als hätte er ſich gänzlich von den alten Geſchlechtsbanden losreißen wollen, an das Stift Fulda verkauft, und ſo war der Glanz dieſes Zweiges ſpurlos und ohne Frucht vorübergegangen. Bei mehr Familienſinn hätte das anders kommen können; aber man findet Aehnliches in jener Zeit vielfach bei den zu gräflicher Würde erhobenen Zweigen alter Adelshäuſer.

---

[1] Wenigſtens verſichert die Herzogin von Orleans (8. Auguſt 1715), daß die verwitwete Königin von Spanien auf dieſem Wege die (ſcheinbare) Ausſöhnung ihres Sohnes (des Herzogs von Orleans) mit dem Könige Philipp V. vermittelt habe.

[2] Die Mutter der Königin Eliſabeth von Spanien, zweite Gemahlin Philipp's V., war Dorothee Sophie von Pfalz-Neuburg, geb. 5. Juli 1670, verm. 3. April 1690 mit dem Herzog Odoardo II von Parma, dem ſie jene Tochter gebar, Witwe 5. Septbr. 1693, wieder vermählt mit ſeinem Bruder und Nachfolger Franz von Parma, 8. Dec. 1695, nochmals Witwe 16. Febr. 1727, † 15. Sept. 1748.

---

[1] Tochter des Grafen Johann Philipp von Stadion und der Freiin Anna Marie Eva Fauſt von Stromberg.

IV. Der Großkanzler Beichling.

Nach Familienpapieren.

Bereits im dritten Theile dieſer „Geheimen Geſchichten“ iſt, auf Anlaß der Gräfin von Rochlitz, ihres Schwagers, des nachherigen Großkanzlers[1]) Grafen von Beichling, gedacht und dabei ein ſpäteres ſpecielleres Eingehen in deſſen Geſchichte in Ausſicht geſtellt worden (S. 21, Anm.). Schon die eigenthümliche Verwickelung dieſes Mannes in viele damalige politiſche Intriguen und Staatshändel, ſeine raſche Erhebung zu einer faſt allumfaſſenden Macht in Sachſen, ſein plötzlicher Sturz, der ſeltſame, die Zeit bezeichnende Gang des Proceſſes, die ſchließliche Wendung deſſelben, welche ihn, nach ſo ſchweren Anklagen, ohne Urtheil, im Wege der Gnade und gegen Aufopferung großer Vermögensmaſſen, der Freiheit, der äußeren Ehre, dem Genuſſe ſeiner Erbgüter, neben einer beträchtlichen Penſion, zurückgab, ſein ſpäteres Leben, das, wenn auch weniger einflußreich, doch immerhin in äußerem Anſehen und vielfachen raſtlos und eifrig verfolgten Entwürfen verſtoß, die wunderbare Fügung, welche, noch lange nach ſeinem Tode, ein Glied der Familie des hochſtrebenden Mannes als legitime Gemahlin eines deutſchen Fürſten den Thron eines deutſchen Landes, das jetzt zu den ſouveränen deutſchen Mittelſtaaten gehört, beſteigen ließ und auch durch ihre Töchter die Familie des Großkanzlers mit alten deutſchen Fürſtenhäuſern verband, ſchon das alles rechtfertigte es wohl, ein detaillirtes Gemälde des Weſens und der Schickſale dieſes Mannes in unſere Sammlung aufzunehmen. Noch mehr aber ſind wir dadurch dazu beſtimmt und zugleich zu einer ausführlicheren Behandlung deſſelben, als wir vielleicht ſonſt geboten hätten, veranlaßt worden, daß ſich uns mehrfache und zum Theil wichtige und eingreifende neue Quellen und Aufſchlüſſe über Verhältniſſe, Charakter, Leben und Streben jenes Mannes eröffnet haben. Es ſind dieſe Quellen und Aufſchlüſſe nur zum kleinſten Theile und es ſind nicht die verbürgteſten derſelben dem Publicum bereits zugänglich gemacht worden, ſofern in den jedenfalls dankenswerthen, wenn auch mit ſtrenger Kritik zu benutzenden Mittheilungen aus den franzöſiſchen Memoiren des Freiherrn Georg Ludwig von Harthauſen, welche Dr. Vehſe ſeiner „Geſchichte der deutſchen Höfe" in der Sprache des Originals einverleibt hat, ſich auch eine ganz neue Relation über den Sturz und über die Rehabilitation des Großkanzlers findet. Sowol zur Prüfung der Glaubwürdigkeit dieſer Relation, als zur vielfachſten Vervollſtändigung und Ergänzung derſelben, ſowie ſonſt zur Ermittelung und Hervorhebung gar mancher bezeichnenden Züge der Zeit, hat ſich uns aber eine überaus reiche Quelle eröffnet, indem wir in den Beſitz einer umfaſſenden Sammlung Beichlingenſcher Familienpapiere gekommen ſind. Dieſelben erſtrecken ſich über faſt ein ganzes Jahrhundert, beginnen mit dem Jahre 1665 und ſchließen erſt mit dem Jahre 1748, enthalten eine Reihe von die Familie angehenden, in ihren vertrauten Archiven bewahrten Actenſtücken und eine umfaſſende Familiencorreſpondenz, ſowie auch ſonſt eine Maſſe von Briefen an den Großkanzler und ſeine Angehörigen, zahlreiche Concepte, Notate, Rechnungen und ſonſtige Aufzeichnungen deſſelben, wie ſie, nur für ſeine oder der ihm Nächſtſtehenden Zwecke beſtimmt, die genaueſten und zuverläſſigſten Einblicke in ſeine Verhältniſſe und ſein Weſen eröffnen. Vieles unter dieſen Papieren konnte allerdings nur etwa einen Strich mehr zu einem einzelnen Zuge beifügen, und vielleicht die größere Hälfte des Ganzen war bei der ſorgfältigen Sichtung als gänzlich werthlos bei Seite zu legen, oder hatte doch nur inſofern einen Werth für uns, als ſich die verhältnißmäßige Vollſtändigkeit dieſer Sammlung von Familienpapieren bewährte, welche, auch nach dem Erlöſchen des Mannsſtammes des Geſchlechts, glücklich der Zerſtreuung und Vernichtung entgangen iſt. Immer noch iſt des Werthvolleren ſoviel, daß eine vollſtändige Mittheilung ſchon aus äußeren Gründen unmöglich ſein würde. Wir haben aber auch, da der Aufſatz zu ſehr anſchwoll, Manches, was uns allerdings ein culturgeſchichtliches Intereſſe zu haben ſchien, ſchließlich doch noch zurückgelegt und geben aus der früheren Familien- und Jugendgeſchichte des Großkanzlers nur gedrängte Reſultate.

---

[1]) Wir bemerken im voraus, daß ſein amtlicher Titel Obriſter Kanzler war, daß er aber außeramtlich durchgehends, nach dem franzöſiſchen Grand Chancelier, als Großkanzler bezeichnet zu werden pflegte, welchem Gebrauche wir auch folgen wollen.

Wolfgang Dietrich von Beichling, auch Beuchling, wie er ſich und wie ſich ſein Vater und deſſen Bruder vor der Glanzperiode der Familie ſchrieben, während ſie ſpäter das Beichling regelmäßig in ein Beichlingen zu verlängern und ſich damit an das alte Grafengeſchlecht anzuſchließen liebten[1]), ſtammte aus einer Familie des niederen thüringiſchen Adels, als deren früherer Sitz lediglich ein Gut zu Cölleda zu ermitteln iſt. Dieſes, auch Kölleda benannte, in älteren Urkunden Cucalleda geſchriebene und hiernach vom Volkswitz Kuhcöln getaufte[2]) Städtchen liegt, von einigen Bächen umfloſſen, unweit der Loſſa, die ſich bei Leubingen in die Unſtrut ergießt. Es erhielt 1392 Stadtrecht und iſt früher der Sitz eines eignen, davon benannten Geſchlechtes geweſen, das ſich vornehmlich in Wallendorf hielt und aus deſſen Händen Cölleda ſchon im 14. Jahrhunderte an die Grafen von Beichlingen kam, das aber erſt im 17. Jahrh. erloſchen iſt. Die Beſitzungen der 1567 im Mannsſtamme ausgeſtorbenen Grafen von Beichlingen gingen größtentheils an das in mehren Linien mit dem freiherrlichen und gräflichen Titel geſchmückte, ſeit 1420 mit dem Reichserbthürhüteramte beliehene, aber weder früher zu dem mittelalterlichen Grafenſtande gehörige, noch ſpäter reichsunmittelbare Geſchlecht derer von Werthern[3]) durch Kauf über. Die alte Grafſchaft Beichlingen, mit Schloß Beichlingen und Altenbeichlingen, die den Grafen von Beichlingen zugehörig geweſenen Herrſchaften Frohndorf und Wiehe liegen alle in nächſter Nähe von Cölleda und kamen alle in den Beſitz der Werthern. Namentlich erkaufte Hans von Werthern[1] 1519 am Freitag nach Eſtomihi (11. März) von Graf Adam zu Beichlingen Schloß und Grafſchaft Beichlingen nebſt der Stadt Cölleda und dem Pfandrechte an dem dem Kloſter Hirſchfeld zuſtehenden Schultheißenamte zu Cölleda, wie auch den Dörfern Hausbeichlingen, Altenbeichlingen, Burgwenden und Hemleben. 1524 an Mittwoch nach Miſericordias (13. April) kaufte er jenes Schultheißenamt von dem Abte zu Hirſchfeld als erbliches Lehen des Kloſters, woher es denn rühren mag, daß Cölleda ſpäter heſſenkaſſeliſches Lehen war. Seine Söhne kauften auch, noch bei des Vaters Lebzeiten, eine Kemnate zu Cölleda, welche Ulrich Wurmb von Graf Adam zu Beichlingen erkauft und auf ſeinen Sohn Kaspar vererbt hatte. Cölleda war zu jener Zeit ein ſehr kleines Ackerſtädtchen, hat

---

[1]) Zuweilen kommt dieſe Form auch früher vor.

[2]) Wir finden dieſe Benennung übrigens ſelbſt auf den Adreſſen von Briefen.

[3]) Dieſes ſehr ausgebreitete Geſchlecht hat namentlich ſeit dem 16. Jahrhunderte eine auffallend große Anzahl tüchtiger Männer, beſonders auch im Civilfache, erzeugt. Seine Genealogie iſt aber ſehr in Fabeln gehüllt. Gänzlich von ihm geſchieden und in mythiſchem Dunkel ſteht das erſte Geſchlecht, das auf einen Lombarden Illibrand zurückgeleitet wird, der 773 geſtorben und deſſen Sohn Dobald der erſte Herr von Werthern geworden ſein ſoll. Dieſes Geſchlecht ſoll bis auf eine Adelinde ausgeſtorben ſein, die dann einen Hermann geheirathet habe, der ein Bruderſsohn Ludwig des Bärtigen geweſen ſei und den Namen des im Mannesſtamme erloſchenen Geſchlechtes übernommen habe. Auch dieſer zweite Stamm iſt uns hinſichtlich ſeines Zuſammenhanges mit unſern Werthern ſehr zweifelhaft, da er ſich vielfach in dynaſtiſchen Kreiſen bewegt, während ungefähr mit jenem Friedrich von Werthern, welcher 1396 †, der

---

ganze Verwandtſchaftskreis ein anderer und weſentlich auf den niedern Adel beſchränkt wird, ungeachtet die äußern Verhältniſſe der Werthern ſich ſtetig heben. Uns ſcheinen hier drei Familien vermiſcht zu ſein.

[1] Er war 24. Juni 1443 geboren, ein Urenkel des in der vorhergehenden Anmerkung erwähnten Friedrich, führte die Beinamen: Ritter und „der Reiche und Glückſelige", kaufte 1501 die Herrſchaft Brück von den Witzleben, 1505 Frohndorf von den Stolberg, beſaß das ſchon 1452 von ſeinem Vater Dietrich († 1470) von den Schwarzburgen gekaufte Wiehe, kaufte 1487 halb Allerſtädt, 1513 von den Hohnſtein Klein Werthern, 1516 Wallendorf, 1519 Beichlingen und Cölleda, 1528 Leubingen von den Beichlingen, war herzoglich ſächſiſcher Rath, Statthalter und Landeshauptmann und † erſt 9. Juli 1533 zu Wiehe. Dreimal verheirathet, mit einer Seebach, einer Herfaarten und einer Haugwitz, ward er in zweiter Ehe durch ſeinen Sohn Johann der Stammvater aller heutigen Werthern.

ſich aber jetzt zu dem Range einer Kreisſtadt mit ein dritthalbtauſend Einwohnern aufgeſchwungen. In der ſächſiſchen Zeit dem Amte Eckartsberga eingereiht, gehört Cölleda auch jetzt zu dem Eckartsberger Kreiſe im preußiſchen Regierungsbezirke Merſeburg.

Als die von dieſem Orte ausgegangene Familie Beichling durch den Großkanzler und deſſen Vater zu Glanz, Würden und ſchönen Beſitzthümern in dem Kurfürſtenthum Sachſen aufſtieg, mochte ſie Werth darauf legen, ihren Urſprung an die alten Grafen von Beichlingen anzuknüpfen, und noch fehlte es nicht an ſchmeichleriſchen und unkritiſchen Genealogen, die dazu die Hand boten. Man ſtellte, in einer ſehr gewöhnlichen Verwechſelung der Zeiten und natürlich ohne alle urkundliche Unterlage, die Sache bald ſo dar, als wäre ein Zweig des alten Grafengeſchlechtes, das man dabei von jenem Wittekind ableitete, an welchen die frühern Genealogen ſo viele Fabeln geknüpft haben, mit Cölleda, worin ſie doch nur einen kleinen Siedelhof, neben mehren ähnlichen, welche andern Familien gehörten, und unter der Beichlingenſchen Lehnshoheit, beſaßen, abgefunden, „in den niedern Adel herabgeſunken“; bald ſo, als wäre ein Zweig einer alten Adelsfamilie zur Grafenwürde erhoben worden, aber ausgeſtorben, während der „adelig gebliebene“ Zweig in den Herren von Beichling noch fortgeblüht hätte. Es bedarf keiner weitern Ausführung, daß dieſe ganze Anſchauung eine den Verhältniſſen des frühern Mittelalters in keiner Weiſe entſprechende war, und daß in der Zeit, wo zuerſt Grafen zu Beichlingen nachweisbar vorkommen (1103), keine Rede davon ſein konnte, daß ſie aus einem daneben beſtehenden Geſchlechte geſtammt wären, das den Familiennamen (!) von Beichlingen geführt hätte. In jener Zeit gab es keinen Adel, als den, der ſpäter als der hohe Adel bezeichnet wird, die nobiles et ingenui, die Edlen, Semperfreien, Höchſtfreien, Dynaſten, deren Rechtsübung dabei von dem Beſitze der erforderlichen Grundherrſchaften abhing und die ſich zunächſt nach dieſen, nicht nach Familiennamen, dergleichen erſt im Laufe des 12. und 13. Jahrhunderte allmälig aufkamen, benannten. Hätten die Herren von Beichling zu dieſem Stande gehört[1]) und die dazu gehörig materielle Unterlage beſeſſen und bewahrt, ſo würden ſi auch als Glieder des hohen Adels, wahrſcheinlich abe unter einem ganz andern Namen, in die neuere Zei eingetreten ſein, nicht aber als Glieder des niedern Adels Dieſer iſt bekanntlich erſt ſeit dem 12. Jahrhunderte, w er vereinzelt anfängt, aus dem Stande der einfache Freien, wenn dieſe ſich in den Lehensdienſt oder unte die Miniſterialen begaben, und aus den Letztern ſelbſ entſtanden, und wird erſt mit dem 16. Jahrhundert nach und nach abſchließend. Die zahlreichen Familie des niedern Adels, welche den Namen alter Grafen- un Dynaſtengeſchlechter führen, ſtammen dabei, in de Regel und wenn nicht etwas Anderes erwieſen vorliegt von Burgmännern derſelben, welche die Burg des Grafen zu bewachen hatten und dafür ein Burggut zu Lehe trugen, dergleichen ſich namentlich im Thüringiſchen un Fränkiſchen oft vier, fünf und mehr an einem Orte befanden und die Sitze und Ausgangspunkte vieler, verſchieden benannter Familien des niedern Adels wurden[2])

---

[1]) Von dem alten Adel lebt nur noch ein Geſchlecht in den Landern der albertiniſchen Linie des Hauſes Wettin, und das iſt da Fürſtenhaus.

[2]) Die urſprüngliche Zahl der Geſchlechter des jetzt vergleichsweiſ alten niedern Adels iſt übrigens viel kleiner geweſen, als ſie heutzutage ſcheint. Denn ein weit größerer Theil jetzt durch den Name

So ſind auch die von Beichling wahrſcheinlich urſprünglich Burgmänner zu Schloß Beichlingen geweſen und haben dafür, vielleicht früher in Beichlingen, jedenfalls ſpäter in Cölleda, von den Grafen von Beichlingen ein Burggut zu Lehen gehabt.

Die Kemnate, welche die Werthern 1524 erkauften, iſt es aber nicht geweſen, wie ein neuerer Schriftſteller vermuthete, der die ihm noch gebotenen, ſeitdem wol meiſt verloren gegangenen Quellen ſchlecht benutzt hat und über die Beichling in gänzlicher Confuſion ſchwebt[1]. Auch die von Hund ſollen früher in Cölleda anſäſſig geweſen ſein und einen Edelhof auf der Hundgaſſe beſeſſen haben, die davon den Namen erhalten, während der Hof der Beichlingiſche Hof geheißen habe. Gleich darauf ſagt derſelbe Schriftſteller: „Endlich iſt noch das Rittergut neben der Kirche St.-Wiperti, welches der Herrſchaft" — worunter die Werthern gemeint ſind — „zugehört; dieſes mag wol aber erſt nach Verlaſſung des Beichlinger- oder Edelhofes in der Hundgaſſe das herrſchaftliche Gebäude geweſen ſein." Dabei wird angeführt, nach einer alten Nachricht ſei Hermann von Oberweimar

---

getrennter Familien, als man gemeiniglich denkt, kommt von Einem Stamme her und hat nur, gemeiniglich unter geringer Veränderung des Wappens, verſchiedene Namen angenommen.

[1] Unger, Anekdoten von dem großen Brandunglücke in Cölleda am 11. Aug. 1795. Nebſt vorangeſetzter Chronik dieſer Stadt. — In Einem Athem erkennt er den Moritz von Beichling, deſſen Sohn 1587 geboren wurde, als dominus Colledae im vollſten Sinne an, läßt einen Hermann, eines Grafen von Beichlingen Sohn, der in einer Urkunde von 1300 vorkommt, den atavus des 1665 gebornen Großkanzlers ſein, führt gleich darauf, nachdem er Cölleda für die Apanage jenes Hermann und ſeiner Nachkommen erklärt hat, einen Grafen Friedrich aus dem wirklichen Grafenſtamme, der 1392 gelebt hat, als Herrn von Cölleda an, und geſteht ſelbſt, daß ſeit 1519 die Werthern es geweſen ſeien, die es von den Grafen Beichlingen gekauft hatten.

Amtmann zu Beichlingen geweſen und habe „ein frei Rittergut in Colleda gehabt, als Haus und Hof bei St. Wipperts Kirchen gelegen, ſammt etlichen Hufen Artlandes auch Wieſen und Holzmarkten [1]).“ Vorher heißt es: „die Lehnsherrſchaft ſoll ehedem am Markte, dem Rathhauſe und der Schule gegenüber, gewohnt haben.“ Noch werden zwei Freigüter neben der Kapelle und ein hirſchfeldiſches oder heſſiſches Gut erwähnt, zu welchem drei Häuſer und vier Hufen Artland gehörten und wofür der Pacht nach Heſſen-Kaſſel bezahlt werde. Auch finden wir, daß einen Siedelhof daſelbſt, der als der hohe“ bezeichnet wird, die Hauſen, dann die Reich zu Leubingen, ſeit 1491 die von Selmnitz beſeſſen haben — Soweit geben uns die gedruckten Quellen Aufſchluß. Aus den Acten des Wertherſchen Lehnshofes ergibt ſich aber: daß die Beichlingſchen Lehnſtücke 1606 aus „einem freien Siedelhofe, einem Garten daran und einem Helter (Fiſchhälter) darinnen, ſammt Ein- und Ausfluß, 4½ Hufen Landes und darüber etlichen Aeckern, ſo etwa denen von Oberweimar geweſen, einem Baumgarten, einer Hofſtätte an des Obermüllers Garten, einigen Wieſen und vielen Zinſen“ beſtanden. Hiernach ſcheint es das Gut neben der St. Wippertskirche geweſen zu ſein, das einſt dem Amtmann zu Beichlingen, Einem von Oberweimar, gehört hatte. Zugleich ſieht man, wie viele ſolche kleine Lehngüter in Cölleda beſtanden.

Das Gut war klein und es dauerte lange, ehe die Familie, die es beſaß, ſich über ſeinen kleinen Kreis und ſeine beſchränkten Verhältniſſe erweiterte. Ihre Genealogie iſt ſehr vernachläſſigt. Die gangbaren genealogiſchen Werke über den ſächſiſchen Adel gedenken ihrer wenig, oder gar nicht, ungeachtet bei deren Erſcheinen das neue gräfliche Geſchlecht beſtand, oder vielleicht weil dies der Fall war und ſich nichts auffinden ließ, was den Anſprüchen dieſes und ſeiner vornehmen Verbindungen genügt hätte[1]).

---

[1]) Unter letzterem Ausdrucke verſtand der gute Unger einen Platz, wo Holz feil gehalten wird!

Die für den Großkanzler entworfenen Ahnentafeln gehen nicht ſehr weit hinauf und ermangelten zur Zeit des Nachweiſes. Zum Glück hat ein Freund geſchichtlich-genealogiſcher Studien ſich an die rechte Quelle gewendet und aus dem Werthernſchen Lehnshofe zu Beichlingen die Nachrichten, die ſich dort über die Beichling finden, erwirkt[2]). Hiernach findet ſich zuerſt 1487 ein Michel von Beichling vor, der damals, nach einem noch vorhandenen Lehnbriefe von Graf Adam v. Beichlingen, mit dem Siedelhofe zu Cölleda und Zubehör beliehen wurde. Wahrſcheinlich war dies der Vater des Hans v. Beichling, welcher unter den Afterlehnsleuten, die Graf Adam von Beichlingen, nach Verkauf der Grafſchaft, Freitag nach Luciae Virginis 1520 (14. Dec.) an Hans von Werthern verwies[3]), ſowie in dem Lehnbriefe über die Grafſchaft, welchen Herzog Georg zu Sachſen d. d. Dresden 15. April 1520 ausſtellte, genannt wird. Ihn kennt auch Knauth und gibt ihm Agnes v. Wildenſtein zur Gemahlin. Nach ihm kommt in den Lehnsacten und zwar 1589 zunächſt Moritz von Beichlingen vor, welcher 24. Jan. 1603 geſtorben iſt. Die Lücke zwiſchen ihm und obigem Hans füllen die Genealogen mit einem Hermann[1] v. Beichling aus, der mit Sibylle v. Schlotheim vermählt geweſen ſein ſoll, wie es Moritz mi Martha v. Teutleben war. Moritzens Sohn gleiches Namens bat 15. März 1603 bei Hans v. Werthern um Beleihung mit dem als alleiniger Sohn vom Vater ererbten Lehngütlein und erhielt ſie am 5. Juni 1606. Als ſeine Gemahlin wird Sibylle, eine Tochter Frie rich's v. Wangenheim auf Winterſtein und Sibyllen v. Schlotheim aus Allmannshauſen, aufgeführt. Er hatte mehre Söhne, von denen aber nur Dietrich Wilhelm bekannt iſt, welcher am 29. Juni 1627 für ſich und ſeine Bruder bei Georg v. Werthern und, nach deſſen Ableben, am 21. März 1637 um Belehnung mit dem ererbten Rittergütlein in der Stadt Cölleda nachſuchte, auch 15. Jan. 1646 einen Muthſchein erhielt. Eine Tochter wird noch erwähnt werden.

---

[1]) Es liegt uns ein Brief vor, woraus ſich ergibt, daß man um das Jahr 1683 wegen Ausantwortung der Beichlingiſchen Familiendocumente mit einem Bürgermeiſter Gleemann in Cölleda unterhandelte und daß dieſer ſich im Auguſt 1684, gegen Geld und einen Schadloshaltungsſchein, dazu bereit erklärte. Er acceptire, hieß es, die angebotene Bezahlung, weil er es nicht höher bringen könne. Was mag aus dieſen Papieren geworden ſein, und warum ſind ſie nicht neben ſo vielen andern aufbewahrt worden?

[2]) Wir verdanken die Mittheilung derſelben der Güte des Herrn Kammerherrn **von Minckwitz** in Dresden.

[3]) Er gehörte alſo zu den Vaſallen, welche die Beichlingen an die Werthern wieſen, während ſie andere ſich auch ferner vorbehielten. Die Letzteren wurden nach dem Ausſterben der alten Grafen v. Beichlingen Vaſallen des Kurfürſten, 1633 aber, im Wege beſonderer Begnadigung, mit Ausnahme derer v. Marſchall, auch noch

Dieſer Dietrich Wilhelm war der Erſte aus dieſer Familie, der ſich im Meißniſchen einbürgerte und zu Rem

---

an die Werthern verwieſen, wobei als ſolche aufgeführt werden Georg v. Gebeſer, die Heuſen (Hauſen) zu Oldisleben, die von de Sachſen zu Cranichborn, Teutleben zu Wenigenſömmern, Wörm (Wurmb) zu Olbersleben, Helldorfe zu Reuſen, die von Heilingen und Greußen, Gottfahrte, die von der Heyde zu Gabeſche und di Harſtalle ihe die Reichen zu Gorſchleben. (S. Zepernick, Abhandlungen aus dem Lehnrecht, IV, 249 fg.).

[1] Dieſen Hermann macht Hr. Unger gar zu einer Perſon mi einem Hermann aus dem alten Grafengeſchlechte, der 1300 in eine Urkunde vorkommt!

tern darin gelangte. Derſelbe war zu Colleda 12. Nov. 1587 geboren und verlor ſchon nach neun Tagen die Mutter, worauf ihn ſeine Großmutter Martha geb. v. Tentleben zu ſich nahm. Er ſtudirte zu Jena, Leipzig und Wittenberg, und ward von dem Profeſſor Dr. Valemann zu Wittenberg der Kurfürſtin-Witwe Hedwig[1]), einer geborenen däniſchen Prinzeſſin, empfohlen, die er darauf auf einer Reiſe nach Dänemark als Hofjunker begleitete und dann an ihrem Hoflager in Lichtenburg blieb, bis er, auf ihre Empfehlung, Stiftsregierungsrath in Wurzen wurde, wozu noch 1630 die Aſſeſſur im Leipziger Oberhofgericht kam. Nach Dr. Daniel Putzſcher's Tode wurde er extra ordinem einhellig zum Dechanten des wurzener Collegiatſtifts erwählt. Er wird als Beſitzer des Rittergutes Zſchorna bezeichnet, welches aber, falls die Sache überhaupt richtig iſt, nicht das Zſchorna im Amte Großenhain geweſen ſein kann, das ſpäter ſein Sohn Gottfried Hermann von den Lüttichaus erbte, ſondern Zſchorna bei Wurzen geweſen ſein wird. Einſt mußte er in Dienſtgeſchäften, bei großer Kälte, mit einem ſchwediſchen Capitän nach Leipzig reiten. Seit dieſer Zeit kränkelte er und iſt am 2. Auguſt 1646 verſchieden, am 9. Auguſt in der Domkirche zu Wurzen beerdigt worden. Bereits am 30. Nov. 1623 hatte er ſich zu Lichtenburg mit Hedwig, Tochter Hilmar's v. Campen auf Dämſen im Braunſchweigiſchen und der Anna von Boyneburg aus Philippsburg[2]), vermählt, die er als Witwe verließ, nachdem er acht Söhne und ſieben Töchter mit ihr erzeugt hatte, von denen ihm jedoch ein Sohn und drei Töchter im Tode vorausgegangen waren. Von den überlebenden Söhnen befanden ſich bei ſeinem Tode der Aelteſte in Norwegen, der Zweite in Baſel, der Dritte in Dänemark, der Vierte in Schweden, die drei Uebrigen zu Hauſe. Von den Töchtern war die Aelteſte, Anna Sibylle, am Hofe zu Dresden in der Kurfürſtin Frauenzimmer, die andern drei noch unerzogen bei der Mutter[1]).

---

[1]) S. Th. VII, S. 41.

[2]) Als Großältern werden Kurt v. Campen auf Dämſen, Adelarge v. Gloſter, Philipp v. Boyneburg-Hohnſtein auf Philippsburg und Chriſtine v. Kochberg angeführt.

Merkwürdig iſt es nun, daß von allen dieſen Kindern den Genealogen blos ein Sohn und eine Tochter bekannt worden ſind, nämlich der Vater des Großkanzlers, Gottfried Hermann, und die Martha Sophia, die ſich mit Wolf v. Lindenau auf Machern vermählte. Die Lehnsacten und theilweiſe auch unſre Papiere machen uns doch noch mit einigen andern Söhnen bekannt, während von den Töchtern jede weitere Nachricht, ſelbſt bis auf die Namen, mangelt. Nach Dietrich Wilhelm's Tode ſuchte ſeine Witwe, am 2. Juni 1674, für ihre dabei aber nicht benannten Söhne, als deren Vormünderin, bei Frau Rahel von Werthern[2]) um Bekennung der geſammten Hand und Lehnsindult nach. Als auch ſie mit Tode abging, ſetzte ſich Marie Agnes von Beichling zu Colleda, eine Schweſter Dietrich Wilhelm's, die ſich nachmals (1656) an Ernſt Georg von Brühl auf Gang-

---

1) Dies ſind Nachrichten aus einer Leichenrede, für deren Mittheilung wir auch Herrn Kammerherrn v. Minckwitz zu danken haben. Dabei bemerken wir, daß auch 1662 eine Dorothea v. Beichling als Hofjungfrau erwähnt wird, was wol eine der nicht genannten Töchter Dietrich Wilhelm's geweſen ſein wird.

2) Eine geborne von Einſiedel aus dem Hauſe Schweinsburg. Sie war die Witwe Georg's von Werthern auf Beichlingen und Frohndorf, kurſächſiſchen wirkl. Geheimen Raths und Hauptunterhändlers des prager Friedens.

loſſömmern verheirathete, in den Beſitz des Lehngutes, ungeachtet dieſes ein ſtrenges Mannlehen war[1]). Nach längerer Adminiſtration trat ſie aber daſſelbe an ihre Neffen Gottfried Hermann und Friedrich im Wege Vergleichs ab, und dieſe übernahmen hierbei cautionem rati für ihre abweſenden vier Brüder: Moritz Hildemar, Dietrich Wilhelm, Hans Ulrich und Chriſtoph Erſſo (Hiernach muß damals ſchon einer jener überlebenden Söhne Dietrich Wilhelm's verſtorben geweſen ſein). Friedrich, Gottfried Hermann und Hans Ulrich hatten gleich nach Ableben ihres Vaters und dann wieder 1659, bei dem Tode Dietrich's von Werthern, die Lehn bekannt erhalten. Chriſtoph Erſſo muthete nach erlangter Mündigkeit ſpäter, war alſo jünger, als jene. Von Moritz Hildemar und Dietrich Wilhelm heißt es in den Acten, ſie hätten die Lehn verſäumet, und ſie mögen wol in fremden Ländern verſchollen ſein, da ſich keine Spur weiter von ihnen findet.

So blieben Friedrich, Gottfried Hermann und Chriſtoph Erſſo übrig. Friedrich ſaß im Jahre 1671 auf dem alten Familiengute zu Gölleda, an welchem aber auch die andern Geſchwiſter noch Antheil hatten, ſo klein es auch war. Hier ſtarb er am 26. September 1671[2]) und die Witwe meldete am folgenden Tage dieſen Todesfall dem Schwager in Dresden, Gottfried Hermann, dem Vater des nachherigen Großkanzlers, auf deſſen Rath und Beiſtand ſie ihr ſeliger „herzliebſter Eheſchatz" ganz beſonders angewieſen hatte, und mit dem ſie nun längere Zeit in einem lebhaften, auf ihre und des Gutes Verhältniſſe bezüglichen Briefwechſel bleibt. Junker Friedrich hinterließ verſchiedene Kinder in ſichtbar ſehr mittelloſer Lage (Dieſe muß übrigens nicht erſt durch ſeine Krankheit ſo ſchlimm geworden ſein. Abgeſehen davon, daß ſchon mehre Jahre vor ſeinem Tode ein Sohn und eine Tochter von ſeinen Geſchwiſtern zu ſich genommen wurden, finden wir auch eine in ſehr demüthigen Ausdrücken abgefaßte Quittung vom Nov. 1668, worin er bekennt: daß Herr Ludwig von Wurmb auf Groß-Furra ihm „zu höchſter Benöthigung auf fleißigſt Bitten", aus ſeines Bruders Mitteln — acht Reichsthaler vorgeſchoſſen. Dabei hat ſich auch noch die Frau mit unterſchrieben). Schon in jenem erſten Briefe klagt die Wittwe, daß ſie ſich während der Krankheit ihres Mannes, wo ſie, „allenthalben Rath und Hilfe geſucht und an Medicamenten nichts habe ermangeln laſſen", ihrer „Mittel und des Geldes entblößet", und da die Früchte in dortiger Gegend ſehr „unwerth ſeien und gar nichts gälten", nicht wiſſe, wie ſie dieſen Winter auskommen ſolle. Man ſieht ferner, daß die „Güter" verpachtet geweſen, und ſie erklärt ſich außer Stande, in einer etwanigen Selbſtverwaltung Pferde und Geſchirr wiederzuſchaffen. Weiter fragt ſie an, wie ſie es mit der „Sepultur" halten und u. A. ob ſie „die Herrſchaft" — nämlich die Werthern — dazu einladen ſolle. Sie möchte es gern an nichts fehlen laſſen, aber die dazu gehörigen Mittel ſeien ihr „meiſtentheils entgangen." Zugleich bittet ſie um Angabe der Geburtsumſtände des ſeligen Junkers und um die 16 Wappen, die aufs Leichentuch geheftet werden müßten. Aus einem zweiten Briefe, vom 14. Oct. 1671, erſieht man, daß der Herr

---

[1]) Ward ſie vielleicht von der Verweſerin der Lehnsherrlichkeit aus weiblichem Geſchlechtsintereſſe unterſtützt?

[2]) Nicht am 25. September 1672, wie Herr Unger ſagt, dem doch die Kirchenbücher zu Gebote ſtanden, und der ihn zu einem Sohne ſeines Bruders Gottfried Hermann, zu einem Bruder des 1665 geborenen Großkanzlers macht!

Bruder in Dresden ihr unter dem 1. Oct. 24 Thlr. und weiter 12 Thlr. geſchickt und den wahrſcheinlich der Sachlage ſehr angemeſſenen und vernünftigen Rath gegeben hat, den Verſtorbenen in der Stille und mit ſo wenig Koſten als möglich beiſetzen zu laſſen, was ſie denn am 6. Oct. Abends 8 Uhr demgemäß bewirkt hatte. Sie ſchreibt aber hier, ſie habe dabei „doch nicht wenig Herzeleid und Widrigkeit gehabt, ſintemal von daſigem Pfarre Hr. Bernhard Emlern[1]) die Grabſtätte, ungeachtet des ſeligen Junkers Aeltern und andere Verwandte daliegen, difficultiret, ſondern auch von ſolcher Grabſtätte einen Ducaten berechnet, dem ſel. Junker auch die Ehre nicht gegönnet worden, daß die Leichenbahre die Trauerwoche über über dem Grabe ſtehen bleiben mögen, ſondern vorgegeben, es möchte den Herrn von Werthern entgegen ſein, welches alles“, ſetzt ſie hinzu, „ſich denn mit Geduld verſchmerzet, Gott befohlen und dem Herrn Bruder zu fernern hochvernünftigen Nachſinnen klage.“

Es liegt uns nun noch eine längere Correſpondenz dieſer bedrängten Witwe, für die wir aus der Lectüre ihrer Briefe herzliche Achtung und Theilnahme gewonnen haben, mit ihrem Schwager in Dresden vor. Wir müſſen uns aber weiterer Mittheilungen daraus an dieſem Orte aus räumlichen Rückſichten enthalten. Aus Allem ergibt ſich, daß die Lage der Witwe und ihrer Kinder, deren zwei Söhne und wahrſcheinlich fünf Töchter geweſen ſind, eine ſehr bedrängte war, der Schwager in Dresden und die Schwägerin in Machern[2]) aber ſich ihrer treulich annahmen. Die Witwe, deren Abkunft wir nicht ermitteln können, war 1684 nicht mehr am Leben. Von ihren Töchtern iſt uns nur über Zwei etwas Weiteres bekannt, ſofern die Eine 1714 als Rittmeiſterin Buhler auftaucht, von der Andern, Aelteren, Juliane Sophie, aber eine Reihe von Briefen vorliegt, die wir jedoch hier außer näherem Betracht laſſen müſſen. Sie war noch bei Lebzeiten ihres Vaters zu der Tante nach Machern gekommen und bei dieſer erzogen worden. Nach deren Tode lebte ſie bei Verwandten ihrer Mutter, aus der Familie von Meyſenbugk, war eine Zeit lang an dem Hofe einer Gräfin von Waldeck, wobei der Oheim in Dresden ſie auch wieder mit der nöthigen Ausſtattung unterſtützte, hat dann über zwanzig Jahre bei einem Oberſtlieutenant L. G. von Meyſenbugk zu Frühlingen im Heſſiſchen gelebt und iſt 1714 geſtorben. Ungeachtet ſie ſeit vielen Jahren nichts von ihren Verwandten in Sachſen gehört, hatte ſie doch den wahrſcheinlich vor mehr als vierzig Jahren zuletzt geſehenen Bruder Friedrich noch in ſo treuem, ſchweſterlichem Andenken, daß ſie ſeinen Söhnen ihr kleines Erbe zudachte, worüber eine Correſpondenz des Großkanzlers mit dem Herrn von Meyſenbugk vorliegt. Die Brüder kamen beide zu dem Oheim nach Dresden. Der Eine, Hans Dietrich, ſtarb daſelbſt früh. Friedrich Wilhelm dagegen

---

[1]) Bernhard Emler aus Erfurt, der als „vir insigniter eruditus“ bezeichnet wird, war früher Rector in Weißenſee, ward 1666 Paſtor in Cölleda, folgte aber, vor dem Altar vom Schlage gerührt, dem Junker von Beichling ſchon am 14. April 1672 ins Grab.

[2]) Martha Sophie. Wir haben u. A. den Brief vor uns, worin

ſie ihrem Bruder die erſte Anwerbung ihres nachherigen Gatten berichtet (11. Juli 1666). Dieſer ſelbſt (geb. 22. April 1634, † 3. Juli 1710), Amtshauptmann zu Wurzen, Beſitzer von Machern, Zetitz, Gotha, Loſſa, war damals noch ein junger Mann, aber bereits von zwei Frauen Witwer, und auch als die Beichling geſtorben war (1677), führte er noch zwei Fräuleins zum Altar. Aus der Ehe mit der Beichling hatte er drei Kinder, aber von dieſen überlebte ihn nur eine Tochter.

ſtudirte in Wittenberg und Frankfurt a. d. O. zum Theil mit dem nachherigen Großkanzler zuſammen, auf Koſten des Oheims, und verließ Frankfurt im April 1686, nachdem er eine Diſſertation *de filia nobili renunciante* vertheidigt hatte. Von da an entgeht uns jede nähere Kunde über ihn. Wir ſehen blos, daß er zwei Söhne hatte, für die er ſelbſt zu ſorgen außer Stande war und die er deshalb dem Großkanzler zuwies, der ſie für das Militär bilden ließ. Einer von ihnen mag der Lieutenant von Beichling geweſen ſein, der am 14. Dec. 1732 zu Leißnig von dem Lieutenant Karl Friedrich v. Große [1]), vom Regiment Leibküraſſiere, erſtochen wurde. Auch dieſer Zweig der Familie iſt jedenfalls längſt erloſchen. Das Gut ward 1682 für 2000 Gulden an Hans von Werthern verkauft.

Der jüngſte Oheim des Großkanzlers, Chriſtoph Ernſt von Beichling, taucht erſt in den Briefen wieder auf, die ſein Neffe als Student von Frankfurt a. d. O. an ſeinen Vater ſchreibt. Damals, in den achtziger Jahren, war er Wachmeiſter bei der Trabanten Leibgarde des Kurfürſten von Brandenburg und machte ſich Hoffnung, bald eine Cornetſchaft bei dieſem privilegirten Corps zu erhalten. Mehrmals ſchien er dieſem Ziele nahe zu ſein, aber das eine mal trat die Fürſprache einer fürſtlichen Perſon für einen Andern dazwiſchen, das andere mal ſollte es nur noch darauf ankommen, daß er vorher mit dem Kammerjunker v. Dewitz, der dieſelbe Stelle ambirte, Kugeln wechſele, wogegen er gewiß kein Bedenken ge-

---

1) Ein Sohn des Generalmajors Karl Heinrich von Große auf Reitſch und Zwillingsbruder der Oberſtlieutenantin von Brenkenhof. Er wurde 17. April 1734 mit einem ganzen Commando von den polniſchen Malcontenten niedergehauen.

habt hat. 1668 iſt er aber immer noch Wachmeiſter, klagt, daß die Depenſen bei den Trabanten immer größer wurden, und verlangt nach einem „andern und geruhigern Stande." Von da an verſchwindet auch von ihm jede weitere Kunde und es bleibt von dieſen Geſchwiſtern nur noch Gottfried Hermann übrig.

Ueber Jugend und Bildungsweg dieſes Letzteren wiſſen wir nichts Näheres. Im Jahre 1633 geboren, war er 1656 Stiftsrath in Wurzen und wurde in dieſem Jahre, nach einem Decret vom 14. April, Kanzler bei der Meißniſchen Stiftsregierung. In demſelben Jahre war er, mit Auguſt von Lüttichau, Johann Fiſcher und Gabriel Richter, zu einer Erörterung über den ſtädtiſchen Haushalt zu Torgau und mancherlei dortige Differenzen committirt, wobei ein im Concepte vorliegender, wahrſcheinlich von ihm verfaßter Bericht geſchäftliche Tüchtigkeit und namentlich auch das Streben darlegt, die Bürger gegen die eigenſüchtigen Uebergriffe der Rathscorporation, mit welcher die Viertelsmeiſter zu colludiren ſchienen, in Schutz zu nehmen. Schon 24. Juni 1667 wird er Hof- und Juſtitienrath, ſeit 1672 auch als Kammerherr, ſeit 1680 zugleich als Appellationsrath, ſeit 16 als Vicekanzler bezeichnet. Seine Verhältniſſe waren namentlich durch ſeine am 24. April 1664 geſchloſſene erſte Verehelichung bedeutend gehoben worden. Er verband ſich nämlich damals mit Perpetua Margarethe, der älteſten Tochter des Wolfgang Siegfried von Lüttichau (geb. 13. Juni 1610) auf Zſchorna, Baſelitz, Dallwi welcher vorher Kammerpräſident geweſen und jetzt Geheimer Rath, Kanzler und Oberſteuerdirector war [1]), un der Martha Bock v. Pollach (verm. 16. Aug. 1655)[1]. Durch dieſe Verbindung traten die Beichling zuerſt in verwandtſchaftliche Verhältniſſe mit alten, angeſehenen Familien des meißniſchen Landes und damit in die Adelskette ein, von welcher damals die Theilnahme an den höheren Stellen des Staatsdienſtes weſentlich abhing. Auch Güterbeſitz ſollte ſie ihm verſchaffen. Sein Schwiegervater ſtarb 1671 und hinterließ, außer der Frau von Beichling, nur noch eine Tochter, Martha Eliſabeth, die an den Kammerdirector und Kammerherrn Johann Georg von Schleinitz auf Graupzig, Seehauſen, Zeſcha, Neideck ꝛc. verehelicht war, aber auch ſchon 1673 kinderlos mit Tode abging, und einen Sohn, welcher bald nach dem Vater geſtorben ſein muß[2]. Beichling war in die geſammte Hand an den Gütern aufgenommen worden und Zſcherna, Baſelitz und Dallwitz, drei im Amte Großenhain, unfern von einander, Baſelitz und Dallwitz näher an Großenhain, Zſcherna näher an Radeburg, gelegene Rittergüter kamen an die Beichling, für die ſie nun jene materielle Unterlage der adeligen Stellung bildeten, die in jener Zeit für höhere Staatsbeamte noch ſo wichtig war. Frau Perpetua ſtarb am 26. April 1680, nachdem ſie ihrem Gemahl vier Söhne und zwei Töchter geboren.

---

[1] Er war ein Sohn Auguſt's von Lüttichau auf Zſchorna un Falkenhain, ein Neffe des Kanzlers Wolfgang von Lüttichau. Se Mutter war Perpetua von Starſchedel aus Borna.

---

[1] Eine Tochter Abraham's Bock v. Pollach auf Großprieſen und der Margarethe von Weißenbach aus Wolfersdorf.

[2] Die Genealogen wiſſen nichts, oder nur Widerſprechendes über ihn. Uns liegt aber eine Reihe Briefe des Führers eines Herrn von Lüttichau aus Italien und Frankreich an die Frau von Schleinitz vor, die ſich nur auf einen Bruder beziehen können, der ſoeben in den Beſitz der Güter getreten iſt. Der „Hofrath“ (Beichling) erſcheint in dieſen Briefen als ein feindliches und gefürchtetes Princip. Der junge Mann ſcheint auf der Reiſe, oder infolge derſelben geſtorben zu ſein, wie auch die Frau von Schleinitz während derſelben ſtarb, ſodaß der letzte Brief an ihren Witwer gerichtet iſt.

Der Witwer iſt noch vor 1683 zu einer zweiten Ehe verſchritten, indem er ſich mit Sophie Magdalene, einer Tochter Sebaſtian's von Lützelburg auf Zſchächwitz, kurſächſiſchen Oberforſtmeiſters († 5. Juni 1667), und der Eliſabeth v. Körbitz vermählte. Aus dieſer Ehe ſind keine Kinder erwachſen. Seine zweite Gemahlin überlebte ihn aber um viele Jahre. Von den Töchtern wurde Margarethe Eliſabeth (geb. 17. Jan. 1667) mit Centurius von Miltitz auf Oberau, Chriſtine Sibylle (geb. 27. Sept. 1678) aber 6. Febr. 1700 mit Georg Heinrich von Nitſchwitz auf Schinditz verheirathet. Ueber die Söhne ſprechen wir weiterhin.

Noch wird in jener Zeit ein Zacharias von Beichling, auch Beichlingen, erwähnt, welchen der genealogiſche Hauptſchmeichler der Familie, Knauth, als einen beſondern Glanz derſelben hervorhebt, aber ſchwerlich weiſe darin gehandelt hat. Derſelbe war allerdings ein gelehrter Mann, beider Rechte Doctor, Domherr des Hochſtifts Merſeburg und Propſt des Collegiatſtifts St. Sixti zu Merſeburg, Verfaſſer eines „Rechtlichen Bedenkens von Verjährungen“ (Leipzig, 1673, 4.) und eines „Unterrichts von der Buchdruckerei.“ Er ſcheint aber unſern Beichlings fremd geweſen zu ſein; denn er wurde am 6. Juli 1658 vom Kurfürſten Johann Georg II., als damaligem Reichsvicar, — in den Adelſtand erhoben, wobei es allerdings hieß: „daraus Er und ſeine Vor-Aeltern zwar ehelich entſproſſen, aber derſelbe an ihnen in dieſer Linie per injuriam temporis ſchier erloſchen.“ Dabei erhielt er aber ein völlig anderes Wappen, als unſere Beichling führten. [1]

---

[1] Dieſe führten, nach zahlreichen Abdrücken aus jener Zeit, einen ſilbernen Querbalken im rothen Felde, auf dem gekrönten Helme

Der nachherige Großkanzler war der älteſte Sohn des Gottfried Hermann von Beichling und am 13/23. April 1665 geboren. Wir müſſen uns eines nähern Eingehens auf die uns aus ſeiner früheren Jugend und ſeiner Univerſitätszeit zahlreich vorliegenden Briefe enthalten, obgleich ſie manchen Einblick in ſein Weſen, in das damalige Univerſitätsleben und ſonſtige Dinge eröffnen. Wir bemerken, der Kürze halber, hier nur: daß er durch Hauslehrer zur Univerſität vorbereitet worden zu ſein ſcheint, am 22. Mai 1683 nach Wittenberg kam, wo ſein Vetter Friedrich Wilhelm bereits war, hier bei dem Profeſſor Dr. Kaspar Ziegler Wohnung und Tiſch hatte, im Frühjahr 1685 mit ſeinem Vetter nach Frankfurt a. d. O. ging, wo Profeſſor Beckmann ſein hospes war, und dieſe Univerſität erſt im Frühjahr 1689 verließ, nachdem er, unter Stryk's Präſidium, im April 1689 eine disputatio juridica exhibens collationem juris saxonici novissimi et romani vertheidigt hatte. Sie trägt allerdings den Charakter einer Studentenarbeit, geht auch in keiner Weiſe auf den Gegenſatz der Principien ein, weiſt auf keinerlei Anſchauung von dem alten Sachſenrechte, als der reinſten und umfaſſendſten Entwickelung des echt deutſchen volksthümlichen Rechtsbewußtſeins, hin, bewährt aber doch, daß der Verfaſſer ſeine Zeit nicht nutzlos zugebracht hat und iſt als ein specimen eruditionis eines Studenten für den damali-

---

einen Pfauenſchweif, die Helmdecken roth und ſilbern. Später nahmen ſie ſtatt des Pfauenſchweifs einen rothen Hut mit dem weißen Balken, aus welchem ein kleiner Pfauenſchweif emporwächſt, und ſtatt des einen Balken drei an, wahrſcheinlich um die Aehnlichkeit mit dem Wappen der alten Grafen zu verſtärken. — Die Diplome über das Comitiv und die Nobilität des Zacharias ſind gedruckt zu Halberſtadt 1659, 4. Auch exiſtirt noch ein Hochzeitscarmen auf ſeine am 13. Nov. 1661 ſtattgefundene Vermählung.

gen Stand der Wiſſenſchaft nicht ſo übel. Merkwürdig aber war uns, daß von den beigefügten Theſen mindeſtens drei einen ominöſen Charakter hatten: „maritus nobilis de uxore adultera vi meri imperii ultimum supplicium sumere potest“, ſofern es ihm ſelbſt beſchieden war, daß ſeine erſte Gemahlin unzweifelhaften Ehebruch verübte; „matrimonium ad morganaticam contractum justum et legitimum est, utut nec uxor nec liberi dignitatis et successionis fiant participes“, mit Rückſicht auf ſeine ſpätere Verflechtung in die Sache der Gräfin von Rochlitz: „officium publicum oblata pecunia ambire non semper peccatum est“, gleichfalls mit Beziehung auf ſeine ſpätere Theilnahme an dem Zeitübel der Corruption.

Im Allgemeinen aber erſcheint in dieſen Briefen zuvörderſt der Vater als ein wohlunterrichteter, gründlicher und im Ganzen einſichtsvoller und wohlwollender Mann. Als Vater iſt er ſichtbar ſehr ſorgſam, hat ſich in großen Reſpect bei dem Sohne geſetzt, ohne deſſen Vertrauen zu verſchüchtern, und iſt nicht ohne Erfolg bemüht, den jungen Herrn zu verhindern, über die Schnur zu hauen, ihn vielmehr zu einem gründlichen Studium und geordneten Wandel anzuleiten und anzuhalten. Bei aller Strenge, verräth er doch warme väterliche Theilnahme bei einer ſchweren Krankheit des Sohnes und legt ihm, gegen den Schluß der Univerſitätsjahre, zu mancherlei Aufwand die Mittel zu. Auch in ſeinem Verhältniſſe zu der Witwe und den Kindern ſeines Bruders erweiſt er ſich nichts weniger, als karg und hartherzig, wobei ihm, bei im Ganzen doch beſchränkten Mitteln und eigner ſtarker Familie, nicht verargt werden kann, daß er nicht noch mehr that. Jedenfalls iſt etwas Gründliches und Solides in dem Manne. In religiöſer Beziehung hielt er zu der orthodoxen Partei, muß aber doch nicht blos an Form und Buchſtaben geklebt haben, da er mit Spener befreundet war.

Auch der Sohn aber erſcheint in dieſen Briefen ſo, daß man ſich wol Gutes von ihm verſprechen konnte. Er bewährt Fleiß, wiſſenſchaftlichen Sinn, überhaupt Theilnahme für Beachtenswerthes, Nachdenken und Urtheil, ſcheint ſich denn doch im Ganzen ſolid und maßvoll verhalten und möglichſt nach der Decke geſtreckt zu haben, und es tritt dabei kaum eine vorlaute, und nicht eine unbeſcheidene Aeußerung hervor. Als ein recht offenherziger, gerader, jugendlich friſcher Charakter zeigt er ſich allerdings nicht, womit jedoch nicht geſagt werden ſoll, daß die entgegengeſetzten Eigenſchaften ſich auffällig oder nachweisbar darlegten. Inwiefern die unverkennbare Sorgfalt, mit welcher der Inhalt der Briefe zuſammengeſtellt iſt, und das ſichtbare Beſtreben, ſich dem Vater in möglichſt günſtigem Lichte erſcheinen zu laſſen, den Vorwurf einer berechneten Verſtellung verdienen, oder, wie uns, in Mangel eines Gegenzeugniſſes, dergleichen doch in einem Zeitraume von ſechs Jahren eines oder das andere hätte hervortreten mögen, und bei dem gleichbleibenden Charakter des Ganzen, wahrſcheinlicher dünkt, lediglich durch die gegebenen Verhältniſſe und die Perſönlichkeit des Vaters veranlaßt wurden, läßt ſich aus dieſen Briefen allein allerdings noch nicht mit völliger Sicherheit beurtheilen. Im Ganzen aber dürften ſie uns wol auf diejenigen Züge in dem ſpätern Leben des Großkanzlers vorbereiten, welche Gewandtheit, Klugheit, auch Schlauheit, Fähigkeit, ſich nach den Umſtänden zu richten, Verſtellung, Geſchicklichkeit im Gewinnen und Verſöhnen, ein inſinuantes, wol auch ſchmeichleriſches Weſen, überhaupt die Künſte des Hofmannes und des Diplomaten jener Zeit in ſich faſſen, durchaus aber nicht auf gewagte Streiche, unkluge Ueberhebung, maßloſes Selbſtvertrauen, blinden Ehrgeiz, abenteuerliche Entwürfe, was doch alles in manchen Handlungen gelegen haben würde, deren man ihn nachmals beſchuldigte.

Ueber die erſten Staffeln, auf denen Wolfgang Dietrich zu höhern Stellungen im Staate emporſtieg, wiſſen wir nichts Näheres. Im Frühſommer 1689 verließ er die Univerſität und ſchon zu Anfange des Jahres 1693 finden wir ihn als kurfürſtlichen Hof- und Juſtizrath, in einer in der ſächſiſchen Staatsdienſthierarchie, wie ſie bis zum Jahre 1831 beſtand, durch Rang und Bedeutung anſehnlichen und derſelben Stellung, welche ſein Vater bis wenige Jahre vor jener Zeit eingenommen hatte. Aus einer Quittung von 14. Jan. 1693 erſehen wir übrigens, daß er damals vierteljährlich 125 Thlr. aus der kurfürſtlichen Rentkammer bezog. Vom 1. Mai 1693 iſt der Ehevertrag, den er mit ſeiner erſten Braut und baldigen Gemahlin zum Beginn einer Ehe ſchloß, welche weder eine glückliche, noch eine fruchtbare und in einer ſpätern Zeit durch Scheidung getrennt werden, zunächſt aber dem jungen Beichling ein erſtes mal die Pforten der Macht und des Einfluſſes eröffnen ſollte. Die Braut war Anna Katharina, die zweite Tochter des Generallieutenants Rudolf von Neitzſchütz auf Arnsdorf, Gauſſig, Diemen und Schlangwitz und der Urſula Margarethe von Haugwitz aus dem Hauſe Königswartha. Das Bedeutſamſte an dieſer Verbindung war aber, daß die Schweſter der Braut jene Magdalene Sibylle von Neitzſchütz war, welche, bekannt als Gräfin von Rochlitz, die Maitreſſe des Kurfürſten Johann Georg IV. von Sachſen ward, der ſeit 1691 den Thron beſtiegen hatte.

Wir haben dieſelbe im dritten Theile dieſer Geheimen Geſchichten ausführlich beſprochen und es iſt dabei auch der Betheiligung der Beichlings gedacht worden, ſodaß wir über dieſen Abſchnitt kurz hinweggehen können. Zudem bieten uns unſre Papiere nichts weſentlich Neues nachzutragen, indem namentlich keine Briefe aus jener Zeit dabei ſind. (Wurden ſie vielleicht, auf Anlaß der Kataſtrophe der Reitzſchütze, vernichtet? Man ſollte denken, daß der jüngere Beichling, welcher Jahre lang, in Wien und Holland, abweſend war, mit dem Vater correſpondirt haben müßte. Seine Briefe an ſeine Frau mögen freilich, bei ſeiner nachfolgenden Trennung von ihr, ganz aus ſeinem Bereiche gekommen ſein.) Wir finden keinen Beleg, daß der kaum erſt von der Univerſität zurückgekehrte Beichling ſchon in den erſten Jahren der Reitzſchützſchen Macht bei deren Schritten betheiligt geweſen wäre, und erſt ſeit ſeiner Verſchwägerung mit ihnen tritt er offen in ihrer Sache hervor, mehr jedoch in auswärtigen Negotiationen, als bei den Unfertigkeiten, die im inneren Lande Anſtoß gaben.

Beichling's Vermählung mit der Fräulein Reitzſchütz war im Uebrigen eine den Standesverhältniſſen, den durch die Lüttichau vermittelten Familienverbindungen und dem Güterbeſitze ſo entſprechende, daß ſie auch unter gewöhnlichen Verhältniſſen und ohne die damalige machtvolle Stellung der Reitzſchütze ganz natürlich erſchienen ſein würde. Bei dieſer Stellung mochte ſie in jener Zeit als ein beſonderes Glück für den jungen Mann betrachtet werden. Im Uebrigen erhielt, nach dem oben gedachten Ehecontracte, die Braut von ihrem Vater 2000 Gülden, den Gülden zu 21 Groſchen und den Groſchen zu 12 Pfennigen gerechnet, als Ehegeld. Beichling ſetzte als Gegenvermächtniß gleichfalls 2000 Gülden, welche auf die von ſeiner Mutter hinterlaſſenen Güter Zſchorna und Batelitz, resp. die davon auf ihn verfallten Antheile, verſchrieben wurden. Sie ſollte bei ſeinem Tode 100 Gulden Leibrente, oder, falls ſie das Ehegeld zurückverlangte, 200 erhalten. Ferner waren ihr als Witwe 100 Gulden jährlich zur Wohnung zu zahlen. Gerade, Morgengabe und Muſtheil waren ihr entweder in natura, oder, mit Vorbehalt ihres Schmuckes, durch Zahlung von 1000 Gulden, je nach ihrer Wahl, zu gewähren. Würde ſie vor ihm ſterben, ſo ſollte er das Ehegeld, und was ihm ſonſt nach den Rechten zukomme, behalten.

In dieſem Ehecontracte wird der Vater des Bräutigams bereits als Präſident des Ober Conſiſtoriums und Oberhofrichter bezeichnet, welche Poſten er kurz vorher übernommen hatte. An ſich würden dieſe Beförderungen eines Mannes, der bereits eine ſo lange Reihe von Jahren in anſehnlicher Stellung gewirkt hatte und bei dem Regierungsantritte des neuen Kurfürſten an der Spitze der adeligen Mitglieder des Hofrathscollegiums ſtand, keinen Grund geben, beſondere Einflüſſe und außergewöhnliche Begünſtigungen zu muthmaßen. Hat man darauf hingewieſen, daß bei Ernennung des älteren Weichling zum Präſidenten des Ober Conſiſtoriums der zeitherige Inhaber dieſes Poſtens, der Geheime Rath Hans Ernſt von Knoch[1], zurückzutreten hatte, um Weichling Platz zu machen, ſo iſt dagegen zu erinnern, daß dieſer Knoch keineswegs in Ungnade war, vielmehr bei dem neuen Kurfürſten, deſſen Inſtructor und Reiſeführer er geweſen war, in Gunſt und Einfluß ſtand, ja einen hauptſächlichen Antheil an den Arrangements gehabt haben ſoll, die der neue Kurfürſt in Betreff des

---

[1] Geheime Geſchichten III, 31—35, Anm. 2.

Perſonals der höheren Verwaltung traf. Es liegt daher nahe, anzunehmen, daß Knoch, in deſſen Natur es ganz lag, ſich mit dem Weſen der Macht zu begnügen und Anderen deren Schein und Prunk zu laſſen, überhaupt die Fäden aus dem Hintergrunde zu lenken, ſelbſt zu jenem Arrangement gerathen, oder doch willig die Hand dazu geboten hat, wobei er es ſchon ſo eingerichtet haben wird, daß er nicht zu kurz kam. Jedenfalls war er kein Mann, der den Beichlings in den hier einſchlagenden Künſten nachgeſtanden hätte, vielmehr ein ungleich feinerer Spieler, als ſie. Die Ausſtreuungen, welche den älteren Beichling beſchuldigten, das Eheverſprechen des Kurfürſten an die Neitzſchütz concipirt zu haben, ſind nie erwieſen worden, haben niemals tieferen Glauben gefunden [1], ſind aus inneren Gründen unwahrſcheinlich und haben auch den äußeren Grund gegen ſich, daß, wenn der Hof ſie für begründet gehalten hätte, die Wiederanſtellung Beichling's unter dem Thronfolger denn doch ſehr befremdend ſein würde. Dagegen iſt es wol wahrſcheinlich, daß die Neitzſchütze ſeine Beförderung, theils wegen der anzuknüpfenden nahen Verwandtſchaft, theils um von ihm, als Präſidenten des Oberconſiſtoriums, nützliche Dienſte in den kirchlichen Schwierigkeiten erwarten zu können, die das Verhältniß der Gräfin von Rochlitz hervorrief, begünſtigt haben. Er wurde auch beſchuldigt, bei den ſchlimmſten Unfertigkeiten, welche den Neitzſchützens zur Laſt fallen, bei den allerdings in der Zeit liegenden, aber ſehr ſchamlos betriebenen Gelderpreſſungen und Käuflichkeiten, überhaupt bei ihren zweideutigen Geldgeſchäften, ihre Agenten in ſeiner Stellung als Oberbefrichter begünſtigt zu haben. Obwol er uns, wenigſtens in ſeinem frühern Leben, als ein vergleichungsweiſe rechtlicher Beamter erſcheint, ſo wollen wir doch, bei dem tiefen Stande des damaligen Richtmaßes der öffentlichen Moral, nicht unwahrſcheinlich finden, daß er ſolche Begünſtigungen, ſoweit es mit dem Buchſtaben des Geſetzes verträglich, ſich erlaubt haben kann, und dergleichen kam damals faſt allerwärts in Europa nur zu häufig vor. Weiter iſt er ſchwerlich gegangen, ſonſt würden ſeine Feinde nicht verfehlt haben, dies gegen ihn auszubeuten. Er ſtürzte mit den Neitzſchützens und iſt in deren Unterſuchung verflochten worden. Die Sache hatte aber keine weitere Folge, als die, unter jenen Umſtänden auch bei erwieſener Unſchuld nicht überraſchende zeitweiſe Enthebung vom Amte, welches wieder von Knoch übernommen ward.

---

[1] In dem in der Neitzſchützſchen Sache ergangenen Urtheil wird nicht der ältere, ſondern der jüngere Beichling als in Verdacht der Urheberſchaft jenes Eheverſprechens ſtehend angeführt.

Der jüngere Beichling, deſſen Stellung äußerlich unverändert blieb, iſt mit unter den angeblichen Verfaſſern eines ſehr gewundenen und der Abſicht der Auftraggeber keineswegs entſprechenden juriſtiſchen Gutachtens in Betreff einer Doppelehe genannt worden. Obſchon wir im Ganzen geneigt ſind, ihn weniger hart zu beurtheilen, als oftmals geſchehen iſt, ſo meinen wir doch: wenn er es einmal übernommen hatte, ein ſolches Gutachten abzufaſſen, ſo würde er, bei ſeinem hohen perſönlichen Intereſſe in der Sache, daſſelbe in vollſter Entſchiedenheit und Unzweideutigkeit abgegeben haben. Die wiſſenſchaftliche Ueberzeugung, welche ſichtbar dem Verfaſſer jenes Gutachtens die Hand gehalten hat, würde auf den Hofmann und Diplomaten keinen Einfluß gehabt haben. In der That wurde jene Vermuthung frühzeitig aufgegeben und der Verdacht ungleich wahrſcheinlicher auf jenen Stryk gelenkt, welcher Beichling's Lehrer in Frank furt geweſen war. Daß dieſem gegenüber der ältere oder der jüngere Beichling zum Vermittler gedient hat, iſt nicht unwahrſcheinlich. Dagegen liegt nichts vor, was die Vermuthung begründete, daß die Beichlings ſeine Ueberſiedelung nach Wittenberg veranlaßt haben, was allerdings, den Mittheilungen gegenüber, welche Wolf Dietrich ſeinem Vater über Stryk's Charakter gemacht hatte, ſehr eigenthümlich ſein würde. Aber dieſe Ueberſiedelung erfolgte ſchon 1690, noch unter Johann Georg III., wo die Beichlings noch ohne höhern Einfluß waren. Dagegen kann es wol ſein, daß der Uebergang Stryk's nach Halle mit dem Sturze der Reitzſchütz zuſammenhing, da er genau in dieſelbe Zeit fällt (1691). Weiter ſollte die Frau von Reitzſchütz darüber inquirirt werden, ob nicht ihr Eidam v. Beichling die „Ehepacta" zwiſchen dem Kurfürſten und ihrer Tochter vorgeſchlagen und abgefaßt und dabei ein falſches Datum angebracht, und ob er nicht dabei die Abſicht einer Ausſchließung des Thronfolgers von der Succeſſion gehabt habe. Da auf dieſe in der That ſchweren Beſchuldigungen gar nichts gegen ihn vorgenommen worden zu ſein ſcheint und er ſpäter der Günſtling und erſte Miniſter eben jenes Thronfolgers geworden iſt, ſo ſcheint es denn doch, als hätte man für jene Beſchuldigungen keinerlei weiteren Anhalt gefunden. Noch finden wir in der von dem Präſidenten erlaſſenen Exculpationsſchrift an ſeinen Freund und Gevatter Spener: daß der Hofrath einen mündlichen Befehl des Kurfürſten an das Oberconſiſtorium in der Abſolutionsverweigerungsſache überbrachte und auf Verlangen des Präſidenten ſchriftlich aufſetzte. Der Befehl enthielt jedoch nur: daß dem Superintendenten und dem M. Sebich vorgehalten werden ſollte, wie ſie eigentlich die kurfürſtliche Ungnade verwirkt hätten, dieſe aber auf Fürbitte der Gräfin v. Rochlitz ihnen erlaſſen ſei; nur ſollten ſie der Sache nicht in den Predigten gedenken, und behalte der Kurfürſt ſich vor, einen eignen Hofprediger für die Gräfin zu ernennen.

Auch ſonſt iſt von dem jüngeren Beichling, den wir nun zunächſt den Hofrath nennen wollen, wie ſeinen Vater den Präſidenten, nicht bekannt worden, daß er ſich bei den inneren Unfertigkeiten der Neitſchütze betheiligt habe. Wol aber wurde er zu Anfang des Jahres 1694 nach Wien geſendet, wobei die Befreiung des Feldmarſchalls v. Schöning (ſ. Bd. VII.) der oſtenſible Zweck der Miſſion war, während für Beichling und ſeine geheimen Auftraggeber die Erwirkung kaiſerlicher Gunſtbezeigungen für die Gräfin v. Rochlitz die eigentliche Hauptaufgabe geweſen ſein [1]) mag. Es ſcheint, daß er dem kaiſerlichen Hofe ein inniges Anſchließen Sachſens an Oeſterreich und eine Begünſtigung der katholiſchen Religion als Preis einer Befeſtigung des Neitſchütziſchen Einfluſſes in Ausſicht zu ſtellen hatte, daß man aber in Wien die Forderungen der Neitſchütz denn doch zu unzuläſſig fand. Daß die Angabe, Beichling habe in der That eine Uebereinkunft über Schöning's Befreiung zu Stande gebracht, ſei aber von dem ſächſiſchen Thronfolger beſchuldigt worden, ſeine Vollmachten überſchritten zu haben, unwahrſcheinlich iſt, iſt bei früherer Gelegenheit (Bd. VII, 116) bemerkt worden. Wol aber ſchwebt über ſein ganzes damaliges Verhältniß ein zweideutiges Dunkel. Man weiß nur, daß er aus Wien nicht direct nach Sachſen zurückging, ſondern ſich auf einige Zeit nach Holland begab, wofür denn der nächſte Grund jedenfalls darin zu ſuchen iſt, daß er erſt abwarten wollte, wie ſich der neue Regent gegen die Reitzſchütziſche Partei verhalten werde. Man hat jedoch auch geſagt, daß er mit ſeiner Rechnungsablegung über die zu ſeiner wiener Miſſion erhaltenen Summen Schwierigkeit gehabt habe, ohne daß wir jedoch irgend eine nähere Beſtätigung dieſer Angabe gefunden hätten.

---

[1]) Bei dieſer Gelegenheit berichtigen wir das Verſehen auf S. 112 des VII. Bandes dieſer Sch. Geſch., wonach er für Erhebung der Neitſchütz in den Reichsgrafenſtand zu wirken gehabt haben ſoll. Dieſe Erhebung war bekanntlich ſchon 1. Febr. 1693 erfolgt. 1694 handelte es ſich dagegen um ihre Erhebung in den Reichsfürſtenſtand und wol auch um die Succeſſionsfähigkeit etwaniger Nachkommen von ihr.

Wir wiſſen nicht, wann Beichling nach Sachſen zurückgekommen iſt, und treffen ihn überhaupt erſt wieder, als er von Flemming 1697 zu deſſen Wahlumtrieben mit nach Polen genommen ward. Hier muß er ſich erhebliche Verdienſte um das Zuſtandekommen der Königswahl erworben und die ſichtbarſten Beweiſe ſeiner geſchäftlichen Befähigung gegeben haben; denn ſchon im Juli 1697 wird ihm das königliche „Geld-Negotium und die Führung der Cassa" in Polen übertragen, und ſpäteſtens zu Anfange des Jahres 1698 finden wir ihn als wirklichen Geheimen Rath unter die erſten Diener des neuen Königs und Kurfürſten aufgenommen, ſeinen Vater aber gleichfalls als Geheimen Rath und von neuem in ſeinen Poſten als Präſident des Oberconſiſtoriums, von welchem Knoch abermals gewichen iſt[1], eingeſetzt. Im Uebrigen können wir auch aus den nächſten Jahren nur Weniges aus der Familiengeſchichte der Beichling anführen. Am 2. Juli 1698 erhielt Gottfried Hermann v. Beichling, Geheimer Rath und Präſident des Oberconſiſtoriums, durch ein königliches Reſcript aus Warſchau das Verkaufsrecht an dem damals dem Adam Friedrich v. Kospoth gehörigen Rittergute Döbritzgen, worüber der uns vorliegende Kanzleiſchein 4. Febr. 1699 ausgeſtellt wurde. Ebenſo liegt uns ein Kanzleiſchein vor, wodurch, auf Anſuchen Hans Georg's von Grünrodt zu Seyfersdorf, dem wirklichen Geheimen Rathe Wolff Dietrichen von Beichlingen die geſammte Hand an dieſem Rittergute Seyfersdorf beſtätigt wurde (5. Dec. 1699). Wir ſehen ferner, daß Wolff Dietrich Anwartſchaften auf Beichlitz bei Halle, auf Burkersrodiſche Güter in derſelben Gegend, auf Grasdorf bei Leipzig gehabt hat.

---

[1] Knoch vermählte ſich noch 1699 anderweit, ſtarb aber 17. Juli 1705. Er war den 15. Jan. 1641 geboren. Bemerkenswerth iſt von ihm auch, daß er ſich bei Lebzeiten ſeine Leichenpredigt halten ließ.

Die Dienſte, wodurch der jüngere Beichling ſich aber in dieſer Zeit ſo hohe Gunſt ſeines königlichen Gebieters erwarb, daß er mit dem Jahre 1700 an die Spitze der Staatsverwaltung und in die vertrauteſte Stellung zu dem Monarchen gehoben und mit Gnadenbezeigungen vielfacher Art überſchüttet ward, ſcheinen weſentlich finanzieller Natur geweſen zu ſein. Worauf ſich die Angabe gründet, daß er ſchon vor dem Regierungsantritte Friedrich Auguſt's deſſen „Geldbeſchaffer“ geweſen [1]), wiſſen wir nicht; gewiß aber iſt, daß er in den fünf Jahren ſeiner Verwaltung die Mittel zur Beſtreitung des bekanntlich enormen Hofaufwandes und der Koſten des polniſchen Krieges zu beſchaffen wußte, und ſich eben damit bei dem Könige in hohe, wenn auch nicht dauernde Gunſt ſetzte. Auf die Mittel, durch welche er dem unerſchöpflichen Geldbedürfniſſe ſeines Gebieters abzuhelfen beſliſſen war, werden wir bei Gelegenheit der ſpäter gegen ihn erhobenen Beſchuldigungen zurückzukommen haben. Unſre beſonderen Quellen enthalten wenig Geſchäftliches, wenigſtens wenig dergleichen aus dem öffentlichen Bereiche, und dieſes Wenige ſcheint ſich nur zufällig unter den Familienpapieren erhalten zu haben. Sowol daraus aber, als aus ſpäteren Briefen und Concepten, welche zunächſt die Vermögensangelegenheiten Beichling's ſelbſt und theilweiſe deren Verwickelung mit dem Staatsvermögen betreffen, erſieht man wohl, daß es ihm nicht an gewiſſen finanzmänniſchen Gaben gebrach, wenn man zu dem ins Auge faßt, daß man damals an den Finanzmann noch nicht die Aufgabe ſtellte, auch der Zukunft zu gedenken. Er zeigt geſchäftliches Geſchick, Fruchtbarkeit an Auskunftsmitteln, Fähigkeit, ſich in die Verflechtungen der Geldgeſchäfte und den Gang des Geldmarktes zu finden, Ueberblick des Ganzen und Genauigkeit auch im Einzelnen, ſowie ein wirklich ſtaunenswerthes Gedächtniß für dieſe Dinge, wie wir aus manchem Expoſé erſehen haben, das er nach ſeiner Freigebung (1709), ohne im Beſitze irgend welcher Unterlagen zu ſein, nachdem dieſe verloren oder in andere Hände gekommen waren, aus dem Gedächtniſſe über verwickelte Operationen niederſchrieb, die wol zehn Jahre vorher ſtattgefunden hatten, und wobei er ſich doch in keinem Punkte geirrt zu haben ſcheint. Er wußte ſich ferner mit den Männern des Geldmarktes gut zu vernehmen, ſich bei ihnen in perſönlichen Credit zu ſetzen, dieſen Credit auch im Intereſſe ſeines Herrn zu benutzen und geſchickte Agenten für dieſe Angelegenheiten zu gewinnen. So ſchaffte er immer Rath, hauptſächlich eben durch Benutzung des Credites, wußte aber auch manche Einnahmequellen, ohne weſentliche Erhöhung der von der landſtändiſchen Bewilligung abhängigen Abgaben, reicher fließen zu machen.

---

[1]) Vehſe, Geſchichte der deutſchen Höfe, XXXII, 200.

Indem er ſeinem Monarchen die Geldmittel, deren dieſer in immer ſteigender Maße begehrte, zu beſchaffen befliſſen war, hat er auch ſein eigenes Vermögen beträchtlich vergrößert. Wie weit dies geſchehen ſei, läßt ſich allerdings nicht mit Beſtimmtheit ermeſſen. Gewiß iſt, daß er am 16. März 1700 die Herrſchaft Hoyerswerda[1] in der Oberlauſitz für 250,000 Thlr. von dem Kurfürſten kaufte, auf welcher er die Huldigung erſt durch einen Commiſſarius einnahm, dann (5. Oct.) perſönlich erſchien und wo er ſein Gedächtniß durch Erbauung eines in Form eines Winkelmaßes errichteten Amthauſes zu verewigen ſuchte (1702)[2]. Er verpachtete übrigens die Herrſchaft für jährlich 14,000 Thlr. an Georg Friedrich v. Knobelsdorf auf Rückersdorf und Pretſchendorf, Lehnsgerichtsaſſeſſor zu Sagan[3]. 1702 kaufte er von Hans Kaſpar v. Metzradt das nahegelegene Rittergut Bernsdorf, für 21,000 Thlr. und 150 Ducaten Schlüſſelgeld, war aber 1703 noch 11,000 Thlr. darauf ſchuldig. Ebenfalls um 1702 wollte er die den Brandenburg-Onolzbach zuſtehende freie Reichsgrafſchaft Thannhauſen für 85,000 Thlr. kauſen, welche Sache ſich aber zerſchlug, wie es ſcheint, weil die zeitherigen Beſitzer nicht ſo einig über den Verkauf waren, wie die Unterhändler dem Großkanzler vorgeſpiegelt hatten, zuletzt vielleicht auch, weil ſeine Kataſtrophe dazwiſchenkam[1]. Zu Michaelis 1702 lieh er dem Grafen Franz Ernſt von Kollowrath auf Culm und Schichowitz 25,000 Thlr., die am 28. Oct. ausgezahlt wurden und um die er, wie wir ſehen werden, nachmals gänzlich gekommen iſt. Behauptet wird weiter, daß bei ſeiner Verhaftung 1½ Millionen Thaler confiſcirt worden ſeien. Ob hier die Güter mit eingerechnet ſind, oder nicht, muß dahingeſtellt bleiben, und es ſcheint faſt, als ſei es nicht geſchehen. Indeß handelt es ſich dabei überhaupt um eine bloße Annahme. Denn es iſt bei dieſer Confiſcation offenbar höchſt tumultuariſch zugegangen und der König ſoll, nach Harthauſen's Verſicherung, nichts dabei bekommen haben, als 500,000 Thlr., die ihm Beichling vorgeſtreckt hatte und die natürlich längſt verbraucht waren, und die Herrſchaft Hoyerswerda. Haben ſich daher Andere des Uebrigen bemächtigt — und ſowol Beichling, als Harthauſen, beſchuldigen desfalls namentlich den Statthalter Fürſtenberg, während Harthauſen[1]) noch hinzufügt, daß damals Jedermann nach dem gegriffen habe, deſſen er ſich bemächtigen können —, ſo iſt natürlich von einer Rechnungsablegung über das ſo Ergriffene keine Rede geweſen[2]), folglich auch die Schätzung des Ganzen eine lediglich willkürliche. Zu Erwerbung des Hauſes auf der Pirnaiſchen Gaſſe in Dresden, welches ſpäter das Amthaus geworden iſt, hatte er Geld aufnehmen müſſen. (Sein Vater beſaß ein Haus auf der Webergaſſe, verkaufte es aber kurz vor der Kataſtrophe.) Nach der Sitte der Zeit hatte er anſehnliche Summen in Juwelen und Silbergeſchirr angelegt. Noch wird erzählt, daß er 15,000 Ducaten in den Kellern des Schloſſes zu Celle niedergelegt gehabt habe, welche durch Sachſen reclamirt und erlangt worden ſeien, und daß ihm nach ſeiner Rehabilitation zuſammengebundene Papiere zurückgegeben worden, die man nicht angeſehen gehabt und unter denen ſich für 100,000 Thlr. inzwiſchen größtentheils inexigibel gewordene Wechſelbriefe befunden hätten. Er ſelbſt ſoll ſeinen Geſammtverluſt auf 1½ Million angeſchlagen haben, hatte aber allerdings ein Intereſſe daran, ihn möglichſt hoch darzuſtellen[3]). Wieviel er ſchon in der Reitzſchütziſchen Periode erworben hat, iſt nicht zu ermitteln. Nehmen wir an, daß er die 1–1½ Millionen, die man ihm ungefähr nachrechnen kann, in den 5–6 Jahren, wo die höchſte Leitung der Finanzverwaltung in ſeinen Händen war, zuſammengebracht habe, ſo würde dies allerdings, von dem Standpunkte der Gegenwart aus, das bedenklichſte Licht auf die Ehrenhaftigkeit und Uneigennützigkeit ſeiner Verwaltung zu werfen geeignet ſein. Denn ſein regelmäßiges und amtliches Einkommen, bei welchem überdem keine ſolche Cumulirung ſtattfand, wie wir ſie ſpäter bei Graf Brühl finden, und der Ertrag ſeiner Güter konnte kaum ausreichen, den Aufwand zu beſtreiten, den ſein Stand und ſeine Stellung erforderten und der auch ſeinen perſönlichen Neigungen entſprach. Indeß können wir deshalb doch nicht behaupten, daß jenes Vermögen auf eine Weiſe erworben worden, die auch nach dem Standpunkte jener Zeit unehrenhaft und ſtrafbar geweſen wäre, und die Geſchichte hat die Menſchen eben nach dem Standpunkte ihrer Zeit zu beurtheilen. Bekanntlich ſtand das Richtmaß der politiſchen Ehrenhaftigkeit und Moral in jener Zeit in den meiſten Ländern Europas überaus niedrig, wie uns noch jüngſt Macaulay für England ſo ſchlagend nachgewieſen hat. Derſelbe Schriftſteller hat der überaus reichen außerordentlichen Einnahmen gedacht, die auch in England mit den hohen Poſten der Staatsverwaltung verbunden waren und ſich dort noch bis tief in die Mitte des vorigen Jahrhunderts erhielten. Mehr oder weniger wiederholte ſich Aehnliches überall. Der Staat bezahlte ſeine Diener im Ganzen ſchlecht, tröſtete ſich aber mit dem Gedanken, daß ihr Amt ihnen eine Maſſe Einnahmen verſchaffe, die nicht er zu zahlen habe. Auch in Sachſen war Beichling nichts weniger, als der einzige höhere Staatsbeamte, der in jener Zeit große Summen aufhäufte, und nicht Allen ſind dieſelben bei Lebzeiten wieder abgezapft worden, wie dem älteren Hoym (Th. II, S. 324 — 325) oder Beichling, nicht z. B. dem Grafen Jakob Heinrich v. Flemming (Th. IV, S. 352 fg.), welcher 16 Millionen hinterlaſſen haben ſoll, wovon man ſeiner Erbin doch noch die Hälfte ließ

---

[1] Sie gehörte erſt dem böhmiſch-meißniſchen Geſchlecht der Birke von der Duba, ward 1448 von Kurfürſt Friedrich dem Sanftmüthigen erkauft, der ſie 1461 an die Schönburg verkaufte. Von dieſen kaufte ſie 1571 Heinrich v. Maltitz, von deſſen Söhnen 1582 Seifried v. Promnitz. 1615 ging ſie durch Kauf an Seifried v. Kittlitz und 1620 an Rudolf v. Ponickau über, deſſen Enkel ſie 1651 an den Kurfürſten verkauften. 1662 ward ſie an Markgraf Leopold Wilhelm von Baden verpfändet, 1669 eingelöſt und dem damaligen Kurprinzen überwieſen. Nach einem Reſeript vom 7. Dec. 1700 ward der Contract mit Beichling am 16. März abgeſchloſſen und die Kaufgelder ſchon am 18. bezahlt.

[2] Noch verlieh er 1700 dem Pfarrer zu Culmen ein Deputat von jährlich 30 Klaftern Brennholz, ſtatt der freien Axt. Auch ſoll er kurz vor ſeinem Sturze die Bürger von Hoyerswerda neu uniformirt und mit einer Fahne beſchenkt haben.

[3] Derſelbe hat 1702 einen Altar zu Hoyerswerda geſtiftet.

---

[1] Er hatte bereits mit einem Kammerrath Staudacher abgeſchloſſen, und nach einem Nebenreceſſe vom 22. Juni 1702 ſollten 37,000 Thlr. ausgezahlt werden, ſobald der kurpfälziſche Reſident zu Frankfurt a. M., Aaron Beer, die auf die Grafſchaft bezüglichen Documente herausgegeben haben würde. Der Reſt ſollte am 1. Aug. bezahlt werden, ſobald die Grafſchaft am 29. Juli übergeben wäre. Beichling gab erſt ſeinem Bruder Gottlob, dann, 25. Juli 1702, ſeinem Schwager Centurius v. Miltiz, Vollmacht in der Sache und Letzterer reiſte auch nach Nürnberg. Aber Staudacher, der ſich übrigens blos anheiſchig gemacht hatte, die Markgrafen möglichſt zum Verkaufe beſtimmen zu wollen, blieb aus, worüber Beichling ſehr erzürnt war. Im September zeigte ſich wieder Hoffnung. Dann verliert ſich alle Nachricht.

---

[1]) Vehſe a. a. O., S. 219 fg.

[2]) Harthauſen beſtätigt dies a. a. O. ausdrücklich.

[3]) Sein Bruder, der Oberfalkenier, ſchlug den ſeinigen in einer blos für die Familie beſtimmten Niederſchrift nur auf 91,000 Thlr. an.

(Th. VII, S. 490). Jene außerordentlichen Einnahmen beſtanden hauptſächlich in den Geſchenken, welche die einflußreichen Staatsbeamten von Solchen annahmen, die ſich überhaupt ihrer Gunſt empfehlen, oder bei irgend einer ſpeciellen Gelegenheit eine Gefälligkeit von ihnen beanſpruchen, oder auch nur ſie zu einer an ſich ſtreng pflichtmäßigen Thätigkeit excitiren wollten. Es war einmal damals allgemeine, ſich von oben bis unten erſtreckende Gewohnheit im Staatsweſen, daß der Beamte nichts that, wenn ihm nicht zugleich etwas in die Hand gedrückt ward, oder es beſtand wenigſtens der Glaube, daß dem ſo ſei. Der Staatsgläubiger, der ſeine Zahlung haben wollte, der Geſchäftsmann, der einen einträglichen Contract mit der Regierung abſchloß, die Corporation, die ihre Privilegien beſtätigt oder erweitert haben wollte, der Petent, der die Entſcheidung ſeiner Angelegenheit beſchleunigt, die vielleicht ſchon längſt gefällte Entſcheidung endlich ausgefertigt zu ſehen wünſchte, wer immer etwas vom Staate zu ſuchen, zu bitten, oder abzuwenden hatte, ſie alle hatten vom Chef des einſchlagenden Verwaltungszweiges an bis herab zum Schreiber oder Boten gar manche Hände zu — ſpicken, und die Höhe des Betrages, wie die Feinheit der Form, ſtufte ſich natürlich nach Rang und Stand des Empfangenden ab. Wie hoch man dieſe außerordentlichen Einnahmen anſchlug, ergibt ſich in unſerm Falle ſchon daraus, daß man dem Könige vorgeſpiegelt haben ſoll [1]): Beichling habe neun Millionen, durch welche Angabe allein der König beſtimmt worden ſei, gegen ihn einzuſchreiten, während er das ſchwerlich gethan hätte, wenn der ſo viel geringere Betrag bekannt geweſen wäre. Uebrigens mag Beichling, der ein gewandter Geſchäftsmann in Geldſachen war und mit gewiegten Häuptern der Geld- und Handelswelt in vertrauter Verbindung ſtand, die Summen, die er erwarb, zu gutem Nutzen angelegt und einträgliche Speculationen gemacht, außerdem aber auch vom Könige, wie alle Günſtlinge deſſelben, manches reiche Geſchenk erhalten haben, beſonders wenn er ihm Geld ſchaffte. Faßt man das alles ins Auge und erinnert ſich obendrein, daß er, wie oben bemerkt, vielfach den Credit benutzte und die dem Könige vorgeſchoſſene halbe Million keineswegs blos aus eigenen Mitteln geſchöpft hat, ſowie daß in dieſer auch ſechsprocentige Zinſen enthalten ſind, ſo dürfte ſich die bedenkliche Verwunderung über die Höhe ſeines Erwerbes jedenfalls bedeutend herabſtimmen, wenn ſie nicht gar in ihr Gegentheil umſchlägt. Er würde jedoch auch nach den Begriffen jener Zeit zu verurtheilen geweſen ſein, wenn er Gelder unterſchlagen, Betrug verübt, oder ſich durch Beſtechungen zu offenbaren Pflichtwidrigkeiten hätte beſtimmen laſſen. Daß er dies gethan, glauben wir aber aus Gründen bezweifeln zu müſſen, auf die wir bei Gelegenheit ſeiner Anklage und ſeines Proceſſes kommen werden.

---

[1]) Haxthauſen bei Vehſe, a. a. O., S. 213.

Beichling war in den erſten drei Jahren ſeiner Macht wirklicher Geheimer Rath und als Solcher hauptſächlich mit der oberſten Leitung der Finanzen betraut. Am 28. Juni 1700 wurde er zu einem höhern und noch weſentlich einflußreicheren Poſten erhoben. Seit der Erlangung der polniſchen Königskrone war eine unmittelbar an die Perſon des Regenten geknüpfte Behörde eingerichtet worden, welche anfänglich den Namen der Geheimen Kammer-Canzlei führte und die Correſpondenz mit den fremden Mächten, den Vortrag der von dem

Geheimen Conſilium, der eigentlichen oberſten Behörde des Landes, eingehenden Berichte an den König und die Ausfertigung der königlichen Entſchließungen zu beſorgen hatte. An der Spitze dieſer Behörde ſtand zuerſt der Biſchof von Raab, der nachherige Cardinal von Sachſen[1], und an deſſen Stelle trat jetzt Beichling, mit dem ſchon von ſeinem Vorgänger geführten Charakter als Obriſter Kanzler und dem Range „nebſt" dem Oberhofmarſchall[2]. Die Function ſelbſt hatte er, wie wir aus dem königlichen Reſcripte an den Statthalter und die Geheimen Räthe erſehen, bereits ſeit einiger Zeit factiſch verſehen. Aus dieſer Behörde iſt nachmals das Geheime Cabinet erwachſen, das bis zum Jahre 1831 die oberſte Spitze der ſächſiſchen Staatsverwaltung war, deſſen weſentlichſte Attribute ſich aber ſchon damals in Beichling concentrirten. Am 14. Oct. 1701 wurde er, mit ſeinem Vater und ſeinen Brüdern, von Kaiſer Leopold I. in den Reichsgrafenſtand erhoben[3]. Von dieſen Brüdern hat jedoch nur Einer, Gottlob Adolf (geb. 5. Juli 1666), an der Fortüne ſeines Bruders größern Theil genommen. Derſelbe war, nach beſtandenen Pagejahren, 1689 Cornet, 1692 Lieutenant im Regiment Friedrich und 1693 Rittmeiſter in Schöning's Regiment worden. Im September

---

[1] Chriſtian Auguſt, geb. 9. Oct. 1666, der fünfte Sohn und der zweite überlebende Sohn des erſten Herzogs von Sachſen-Zeitz, Moritz, von deſſen zweiter Gemahlin, Dorothea Maria von Sachſen-Weimar, ward 1691 katholiſch, 1696 Biſchof von Raab, 1707 Cardinal und Erzbiſchof von Gran, † 23. Aug. 1725.

[2] Daß er ſelbſt Oberhofmarſchall geworden, wie bei Vehſe a. a. O., S. 201 ſteht, halten wir für irrig.

[3] Es iſt uns kein Abdruck des Diploms bekannt worden, das ſich auch nicht unter den Familienpapieren befindet, wie es ſcheint, weil es bei dem Sturze der Beichlings von deren Gegnern in Beſchlag genommen und nicht wieder zu erlangen geweſen war.

1697 ward er von Graf Flemming von Danzig aus zu dem König nach Krakau geſchickt, um dieſem die Nachricht zu überbringen, daß der Prinz Conti mit ſeinen Anhängern aus Kloſter Oliva vertrieben worden ſei. 1698 wurde er Generaladjutant, begleitete den König in die unblutige Campagne gegen die Türken vor Kaminiek und ward im Mai „in geheimen und ſehr wichtigen Verrichtungen zu Ihrer Maj. dem König in Preußen" (der damals freilich noch nicht König war) „von dort abgeſchickt", wo er alles zu ſeines „Königs Vergnügen ausgerichtet" haben will. 1699 wurde er Kammerherr und charakteriſirter Obriſt und hatte 1700 „eine Summe Geldes nacher Mitau in Curland" zu überbringen. 1701 erhielt er die Oberfalkenmeiſterſtelle und ein Regiment von den Ritterpferden, ward auch mit Aeltern und Geſchwiſtern in den Reichsgrafenſtand erhoben. Er hatte Feldzüge mitgemacht und führt in einer kurzen Selbſtbiographie, die er nicht lange vor ſeinem Tode niedergeſchrieben, an, daß er 1691 im Feldlager an der Ens auf den Tod krank gelegen, 1693 bei Weinheim in den Main geſtürzt und nur wie durch ein Wunder gerettet worden ſei; dann aber wieder im Lager vor Heilbronn drei Monate hart daniedergelegen habe, ſowie er auch 1700 vom Schlage gerührt und an Händen und Füßen gelähmt worden ſein will, wovon er erſt nach ſechsmonatlichem Krankenlager hergeſtellt worden. Nach Polen ſei er wol zwölf mal gereiſt. Von beſonderen Kriegsthaten berichtet er aber nur Eine, die uns nicht eben glänzend ſcheint: daß er nämlich 1694 bei Philippsburg eine Streifpartie von 60 Pferden geführt habe und mit dieſer auf einen franzöſiſchen Lieutenant mit 30 Mann Infanterie geſtoßen ſei, die ſich denn, nachdem 10 Franzoſen gefallen, ſämmtlich ergeben hätten, ohne daß ihm mehr als ein Mann leicht verwundet und mehr als ein Pferd getödtet worden. Die Sache würde großartiger ſein, wenn das Zahlenverhältniß umgekehrt geweſen wäre, und daß er ſie in ſeiner Lebensgeſchichte ſo beſonders hervorhebt, beweiſt, daß er ſonſt keine Heldenthaten zu berichten hatte. Sein Bruder ſoll ihn beſonders in Geldſachen verwendet haben, was im Ganzen auch durch unſere Papiere beſtätigt wird, und mag er wol weder zu höherem Kriegsbefehl, noch zu politiſchen Geſchäften größeren Beruf gehabt haben. Daß er jedoch, wie man geſagt hat[1]), kaum ſeinen Namen habe ſchreiben können, iſt unbegründet. Wir beſitzen verſchiedene eigenhändige Briefe, einen autobiographiſchen Lebenslauf, einen Teſtamentsentwurf und andere Niederſchriften von ihm, die nach Schrift und Faſſung durchaus nicht ſchlechter ſind, als man in jener Zeit überhaupt bei Offizieren und unſtudirten Landedelleuten findet. — Im Februar 1702 verlobte er ſich mit der jüngſten Tochter des 1696 verſtorbenen wirklichen Geheimen Raths und Oberkammerherrn v. Harthauſen, einer Schweſter des Memoirenſchreibers, Eliſabeth Philippine Juliane Clara, gewöhnlich Babette v. Harthauſen genannt, und am 23. Mai 1702 wurde dieſe Verbindung vollzogen, brachte auch ſchon 23. März 1703, wenige Wochen vor dem Sturze der Beichlings, eine Frucht in der Geburt eines Sohnes, dem es beſchieden war, der Vater einer regierenden Herzogin von Württemberg zu werden. Der Ehecontract, der uns in Abſchrift vorliegt, und der auch von der Großmutter der alternloſen[2]) Braut, der verwitweten Anne Juliana

---

[1]) Engelhardt, J. F. Böttger (Leipzig, 1837), S. 210.

[2]) Auch ihre Mutter, Sophie Chriſtine, geb. v. Ponickau, war bereits geſtorben. Die Großmutter war Anna Juliane, Tochter

v. Harthauſen, ſowie von Georg Ludwig und Otto Chriſtoph v. Harthauſen unterzeichnet ward, iſt in den pecuniären Punkten demjenigen völlig gleich, den der Großkanzler 1693 mit der Neitzſchütz vollzog. Nach den Briefen dieſer Babette zu ſchließen, von denen wir ein ziemliches Convolut beſitzen, war ſie nicht ohne Geiſt und Charakter. Von den beiden andern Brüdern des Großkanzlers war Gottfried Wilhelm (geb. 13. Oct. 1672) blind und lebte zurückgezogen in Zſcherna. Der jüngſte Sohn, Johann Siegfried (geb. 22. Febr. 1674) ſcheint dem Vater in der Jugend einige Noth gemacht zu haben. Wir finden einige Concepte von der Hand des alten Präſidenten, von denen wenigſtens das eine das Datum des 26. Juli 1702 trägt, und die ſich ſämmtlich auf einen Aufenthalt des Sohnes in Paris beziehen. Aus dem erſten, das wahrſcheinlich an einen Geſchäftsmann in Leipzig gerichtet iſt, ergibt ſich, daß er weit über die ihm beſtimmte Zeit in Paris geblieben war und nun unter dem 26. Mai „beweglich“ gebeten hatte, ihn noch länger daſelbſt zu laſſen, oder doch zu geſtatten, daß er über England und Holland zurückreiſe. Der Vater war „durchaus nicht gemeint, ſolchem Suchen Statt zu geben“, beſtand vielmehr „ſchlechterdings darauf, daß er ſich nächſten Weges nach Hauſe begeben ſolle.“ Man kann ſich das, indem man ſich zugleich des haushälteriſchen Temperamentes des Präſidenten erinnert, wohl er

---

Gerdt Dietrichs v. Feuerſchütz auf Feuerſchützenborſtell und Altenzell, lüneburgiſchen Oberſtlieutenants und Hofmeiſters der verwitweten Herzogin zu Herzberg, und der Marie Sabine v. Merrettich aus Erkmannsdorf. Sie war 30. Juni 1630 geboren, vermählte ſich 1648 mit Arnold Ludwig v. Harthauſen, lüneb. Generalmajor und Landdroſt, gebar ihm zwei Söhne und eine Tochter, davon nur Chriſtian Auguſt, der Oberkammerherr († 1696), zu reiferen Jahren aufwuchs, ward 15. März 1690 Witwe und † 30. Mai 1713.

klären, wenn man erfährt, daß der junge Herr binnen 1½ Jahren bereits über 1000 Fl. empfangen hatte, von denen man dem vermittelnden Handelshauſe (Weiſe u. Comp.) noch 2600 Fl. ſchuldete. Weil nun „das zu ſeiner Abreiſe deſtinirte Geld während ſeines ungehorſamen Außenbleibens ziemlich aufgegangen", ſo ſah ſich der Vater genöthigt, ihm noch 100 bis höchſtens 150 Thlr. zu bewilligen, die ihm jedoch nur unter der ausdrücklichen Bedingung gewährt werden ſollten, daß er die Rückreiſe wirklich anträte, und wobei ihm zu erklären war, „daß er andergeſtalt nicht einen Groſchen mehr gewärtig ſein ſolle." Die Sache kam aber doch anders. Aus zwei weitern Briefconcepten, von denen das eine an eine Excellenz gerichtet, das andere aber zwar von der Hand des Präſidenten geſchrieben, aber ſo gefaßt iſt, als rühre es von deſſen Frau her, die es alſo wahrſcheinlich abgeſchrieben, ergibt ſich, daß Johann Siegfried „in ein groß Unglück gerathen und alſo gefährlich verwundet worden war, daß er ſich zu Bett halten müſſen und unter 14 Tagen nicht wieder reſtituirt werden" könne. Bei dem gehabten Unglücke ſollte ſein „Kamerad ſofort auf der Stelle geſtorben und verdorben" ſein. Der Vater dankt der Excellenz für die ſeinem „jungen Sohne" bewieſene Fürſorge und über ſeinen Zuſtand gegebene Nachricht, und bemerkt dabei: „Ob nun wol ſeine bishero gegen mir geführte Conduite dermaßen beſchaffen geweſen, daß er dadurch ſich meiner Väterlichen Huld und Hülffe ziemlich verluſtig gemacht, ja eben mit ſolcher ſeiner wiedrigen Bezeigung den gerechten Gott zu dergleichen Verhängniß ſonder Zweiffel gereitzet hat, So habe doch durch meine anderen beyden Söhne mich dahin vermögen laſſen, daß über die zu ſeiner peregrination deſtinirten Hauptſumme, ſo ſich auf ein Großes belaufen, vor kurzer Zeit und zwar noch in dieſem und nächſt vorhergehenden Monath (alſo Juni und Juli) 350 Thlr. bloß zu dem Ende geſchicket worden, damit er ſeine vielfältig anbefohlene Rückreiſe antreten ſollte." Eventualiter hat er aber Vorkehrung getroffen, daß er ſoviel bekommen ſoll, als er zur Rückreiſe bedürfe, zu der ihn Excellenz „mit Nachdruck veranlaſſen" möge. Aus dem Herzen der Mutter ſchrieb er, unter Beziehung auf einen Brief des Sohnes vom 22. Juli, worin dieſer das Unglück gemeldet zu haben ſcheint „Es ſteiget mir ſehr zu Gemüthe, daß weder der Herr Vater mit ſeinen zu vielen wiederholten Malen abgelaſſenen ernſten und geſchärften Vermahnungen zu dem ſchuldigen Gehorſam, noch die beyden Brüder mit ihren ſo wohlgemeinten Erinnerungen Dich zu der Rückreiſe und deren Beſchleunigung bewegen können." Was ſei es dann da zu verwundern, daß Gott, der gerechte Richter, der die Aeltern, „bey Vermeidung des auf der Kinder widrige Bezeigung geſetzten beſonderen Fluches und Unſegens", geehrt wiſſen wolle, dergleichen Unglück verhanget? Doch habe er ſeine Langmuth bewieſen, indem er ihn nicht ſogleich, wie ſeinen Kameraden, hinweggerafft, und wolle ihn ſonder Zweifel noch zur Buße leiten. „Ich habe," heißt es, „wie Du ſelber weißt, Dich ſonderlich von Jugend auf herzlich geliebet, auch die beſte Hoffnung von Dir gemacht, aber leider nunmehr ein anderes erfahren, welches doch weder ich noch der Herr Vater um Dich verdienet haben." Der Vater wolle über die letzthin übermachten 200 Thlr., welche der Kammerherr auf ihr bewegliches Bitten vorgeſchoſſen, nichts weiter hergeben, und wenn das nicht ausreiche, ſo wiſſe ſie keinen Rath. „Dieſem nach," ſchließt ſie, „wolleſt du Dich von der Rückreiſe nichts als Gottes Gewalt abhalten laſſen;

Der wolle hingegen die Gnade verleihen, daß dieſelbe glücklich geſchehen möge. Zu dem werde ſeinem göttlichen Schutze hiermit empfohlen!" Er iſt glücklich zurückgekehrt und war ſchon 21. Juli 1702, alſo vor ſeiner Rückkehr, zum Kammerherrn und Legationsrath ernannt worden. Daß er auch Oberpoſtmeiſter geweſen; wie Dr. Vehſe (a. a. O. S. 204 und S. 223) ſagt, finden wir nicht beſtätigt; vielmehr war in der betreffenden Zeit Johann Jakob Kees, ein dem Großkanzler ſehr nahe ſtehender und viel mit ihm verflochtener Geſchäftsmann, Oberpoſtmeiſter, während der Poſten eines Generalerbpoſtmeiſters bekanntlich bis 1700 dem Grafen Jakob Heinrich v. Flemming zuſtand und dann von ihm ſeinem Bruder überlaſſen ward[1]). Nach den uns vorliegenden Papieren erſcheint Johann Friedrich als ein gutmüthiger Menſch ohne ſonderliche Befähigung und regeres Streben, der ſich an den Tändeleien des Lebens freute und auch ſpäter mit ſeinen Finanzen und ſeiner Geſundheit öfters etwas brouillirt zu ſein ſchien.

Wenn der Großkanzler in ſeiner Stellung als wirklicher Geheimer Rath und oberſter Geldbeſchaffer des Königs belaſſen worden wäre, ſo möchte ihm mancher Neid und manche Feindſchaft erſpart worden ſein, die ihm durch ſeine Erhebung an die Spitze der Staatsverwaltung, zu ſo hohem Range, in eine neue und manchem Widerſpruch ausgeſetzte Behörde, und wol auch durch die damit verbundene Verflechtung in die auswärtige Politik zugezogen wurde. Auf die beſondern Feindſchaften, welche ſeinen Sturz herbeigeführt haben, wird weiterhin zu kommen ſein. Aber auch im Allgemeinen

---

1) Gretſchel, Geſchichte des ſächſiſchen Volkes und Staates, II, 507—508.

mußte die ſo glänzende Erhebung eines vergleichungsweiſe noch jungen Mannes aus einer in Sachſen wenig gekannten Familie, die bis dahin in ziemlicher Dunkelheit gelebt hatte, Misgunſt und Haß erregen, und mancherlei Maßregeln, zu denen er die Hand bieten mußte und die theils ihrer Natur nach nicht populär ſein konnten, theils wenigſtens weit verbreiteten, wenn auch weniger begründeten Vorurtheilen begegneten, gaben den Neidern Anlaß genug, auf ihn allein eine Schuld zu werfen, die, wie die Folgezeit lehrte, ſich auch nach ſeinem Sturze nicht minderte.

Das Vertrauen des Königs ſtand ihm mehre Jahre entſchieden zur Seite. So finden wir ein Reſcript an Statthalter und Geheime Räthe d. d. Warſchau 25. Juni 1700 [1]), worin es heißt:

„Ew. Liebden und Euch mögen wir nicht verhalten, wasmaßen Wir Unſerm würcklichen Geheimen Rathe und Lieben Getreuen Wolff Dietrich von Beichling in Beſchaffung gewiſſer Geldmittel und ſonſt einige geheime Commissiones und instructiones ertheilet, welche keinen Verzug leiden. Damit nun derſelbe an deren Außrichtung Zeit Unſeres jetzigen Abweſens umb ſo viel weniger gehindert werden möge, ſo haben Wir Ew. Liebden und Euch davon Nachricht zu geben der Nothdurft befunden, mit gnädigſtem Begehren, Ew. Liebden und Ihr wollet ermeldetem Unſerm Geheimen Rathe in allem und jedem, was Er nur verlangen und angeben wird, an Hand gehen, und ſolches ohne Exception oder Geſtattung Berichtes in Unſerm Nahmen verfügen, und Demſelben in keinem Stücke, wie es Nahmen haben mag, im Geringſten nicht entſtehen, inſonderheit auch alle diejenigen Perſonen, ſo von Unſern Bedienten Er verlangen mochte, unweigerlich zugeben, damit nicht widrigenfalls Unſere führende höchſtwichtige intention hinterzogen und Wir deshalben zu andrer Verordnung bewogen werden möchten."

---

[1]) Alſo drei Tage vor ſeiner Ernennung zum Obriſten Kanzler.

Man kann es wol aus dieſer Verordnung herausleſen, daß „Statthalter und Geheime Räthe" dem Collegen Beichling bei ſeinen außerordentlichen Commiſſionen nicht allzu förderlich zur Hand gegangen waren, ihm wol eher die verdeckten Hemmniſſe bereitet hatten, in denen eine Hauptſtärke der damaligen politiſchen Intriguanten, ein Hauptſtreitmittel der politiſchen Cotteriefehden beſtand.

Drei Tage nach dieſem Reſcripte zeigte der König, d. d. Warſchau, 28. Juni 1700, Statthalter und Geheimen Räthen die Erhebung Beichling's zur Obriſten Kanzlerſtelle an, und bezeichnet dieſelbe ausdrücklich als eine Belohnung ſeiner Dienſte und einen Beweis der königlichen Zufriedenheit. Es heißt hier:

„Demnach Wir diejenigen treueifrigen und erſprießlichen Dienſte, welche Uns der Veſte Unſer würcklicher Geheimbte Rath und liebe Getreue Wolff Dieterich von Beichling die Zeit über, von welcher Wir ihm den Charakter als Unſeres würcklichen Geheimbten Rathes benebenſt dem Directorio Unſerer Geſchäfte allergnädigſt aufgetragen, mit unermüdetem Fleiße geleiſtet hat, in allergnädigſte Conſideration gezogen, mithin reifflich erwogen, auf welche Arth Wir ihme dafür eine allergnädigſte Erkenntlichkeit bezeugen möchten, ſo ſind Wir freywillig und für Uns ſelbſten des allergnädigſten Schluſſes worden, Demſelben, zu einem wahren Kennzeichen Unſeres erkenntlichen Gemüths und königlicher Gnade ſowohl, als auch damit Er inskünftige in ſolcher Treu und devotion fortfahren und Unſeren affairen, wie Er ſelbige ſowohl bei etlichemahliger Abweſenheit Unſeres freundlich lieben Vetters des Biſchofs von Raab Liebden, als auch nachdem derſelbe die Obriſt Canzlersſtelle bey Uns niedergeleget, bereits verwaltet hat, mit deſto beſſerer und größerer Autorität vorſtehen und das völlige Directorium ohne Eintrag continuiren und führen könne, den Charakter und die Function Unſers wirklichen Obriſten Canzlers auf Art und Weiſe wie ſolche jetzo gedachte des Biſchofs von Raab Liebden gehabt, allergnädigſt aufzutragen, dergeſtalt, daß ihm der Rang nebſt Unſerem Obriſthofmarſchall competiren ſolle." ꝛc.

Ganz beſonders bezeichnend für Zeit und Umſtände iſt aber namentlich folgender Erlaß an „Statthalter und Geheime Räthe zu Dresden,“ d. d. Warſchau, 25. Juni 1700, von dem wir uns nicht erinnern, daß er bereits irgendwo gedruckt, oder auch nur davon berichtet worden.

„Wir haben höchſt mißfällig vernehmen müſſen, wasmaßen eine Zeit hero von Unſerem Würcklichen Geheimbden Rathe und lieben Getreuen Wolff Dietrich von Beichlingen in Unſerm Churfürſtenthum und Landen dergeſtalt nachtheilige Reden geführt, auch von dar an auswärtige Orten spargiret werden, und gleichſam communis fama geweſen, ob ſey derſelbe in Unſere disgrace verfallen und von Uns wider denſelben in einem und anderm hart verfahren worden. Wenn dann durch dieſes und dergleichen ungegründetes spargement nicht allein beſagten Unſers Geheimbden Raths bekannter credit, welcher Uns doch ſonderlich bei jetzigen conjuncturen unentbehrlich, nicht wenig geſchwächet worden, ſondern auch ſolches inſoweit zu Unſerem eigenen Nachtheil gereichet, als ob wir in Unſerem Verfahren unbeſtändig, oder gegen Unſere getreue ministres und deren Uns erwieſene allerunterthänigſte Dienſte unerkenntlich wären, deſſen Wir inſonderheit gegen Unſern Geheimbden Rath von Beichling umb ſo viel weniger Urſach haben, je mehr Uns derſelbe in Unſern wichtigſten und geheimſten Angelegenheiten, auch mit Darſetzung Gutes und Blutes unverdroſſene und treueſte Dienſte jederzeit geleiſtet, die Uns ſelbſten am beſten bekannt, und welche Wir von einem andern nicht zu erwarten gehabt, deßwegen Wir auch allemahl eine gar beſondere Gnade und Hochachtung gegen denſelben getragen, auch ſolches durch noch klärere Bezeugungen mit nächſtem ferner darzuthun, und Unſern geheimbden Rath gegen männiglich darbey zu handhaben gemeinet ſind, mithin auch daß deme zuwieder Unſer geheimder Rath dießfalls zur Ungebühr blamiret worden, umb ſo viel weniger ungeahndet laſſen können, ſondern ſolches an dem Urheber, da er zu erlangen, mit Nachdruck beſtrafet wiſſen wollen. Als begehren Wir hiermit gnädigſt, Ew. Liebden und Ihr wollen ungeſäumet und mit allem Ernſt hinter den Grund und Urſprung der ausgebrachten Calumnien zu kommen bemühet ſeyn, zu ſolchem Ende, was Ew. Liebden oder einem jeden unter Euch deßfalls privatim bewußt, alles Fleißes beytragen, ſowohl auch andern Ortes genaue, Erkundigung einziehen und nach Befinden ferner aufs ſchärfſte inquiriren laſſen, und Uns ſodann von allem zu Unſerer fernern Resolution ausführlichen Bericht erſtatten, geſtalt dann Ew. Liebden und Ihr im Uebrigen gehöriges Orts, auch da nöthig durch ordentliche publication zu verfügen habet, daß dieſe und dergleichen ungegründete Reden und Auflagen forthin gänzlich unterbleiben und wer darüber weiter betreten wird, ohne Anſehen der Perſon nachdrücklich beſtrafet, auch deßhalber allenfalls an Uns ſelbſt jedesmal ſchleunigſter Bericht erſtattet werde.“

Statthalter und Geheime Räthe, in deren Mitte vielleicht ſelbſt der Grund und Urſprung jener Gerüchte zu ſuchen war, müſſen nicht den erforderlichen Fleiß und Nachdruck zur Ermittelung der Schuldigen angewendet haben, oder an den in ſolchen Fällen gewöhnlichen Schwierigkeiten geſcheitert ſein; denn noch im ſelben Jahre kommt, d. d. Warſchau, 18. Nov. 1700, ein zweites, noch nachdrücklicheres Reſcript folgenden Inhalts:

„Ob Wir wohl, als Ew. Liebden und Euch erinnerlich iſt, ohnlängſt gemeſſenſt anbefohlen, ſolche Verfügung zu thun, damit alle und jede nachtheilige Reden von Unſerm Obriſten Kanzler und würcklichen Geheimbden Rathe, dem von Beichlingen, als ob derſelbe in Unſere disgrace verfallen und was dergleichen mehr, hinfort gänzlich unterbleiben möchten, ſo müſſen Wir doch zu Unſerm beſondern Misfallen vernehmen, daß deme alſo nicht nachgelebet ſondern mit dergleichen praejudicirlichen Reden noch immerhin continuiret und hierdurch Derſelbe bei ſeinen letzten negotiationen in Sachſen nicht wenig verhindert, deſſen Handlungen und facta ſelbſt, darzu doch von Uns er gemeſſenſt instruiret geweſen, und derohalben Niemanden als Uns er Rede und Antwort zu geben ſchuldig, vielfältig auch wohl von denenjenigen, ſo über Unſeren Befehlen vielmehr hätten helfen halten ſollen, laxiret und mithin Wir Selbſt, weilen von Unſerm Obriſten Kanzler alles auf Unſeren Befehl und zu Unſerm Allergnädigſten Gefallen geſchehen, hierunter nicht wenig beleidiget werden; Wie Wir nun ſolches zu eines Jeden, ſo daran Urſache, unausbleiblicher Verantwortung künftig ausgeſtellet ſeyn laſſen, Alſo können Wir inmittelſt nicht umbhin, Unſer obiges mit gutem Wohlbedacht ertheiltes Rescript hiermit alles

rnſſes zu wiederhohlen, mit Gnädigſtem Begehren, Ew. Liebden und
hr wollen ſolches, inſoweit es noch nicht geſchehen, ungeſäumt
xpediren, und daß hinfort alle dergleichen nachtheilige Reden
nd unzeitige judicia von Unſerem Obriſten Kanzler und deſſen
rtis gänzlich unterbleiben mögen, mit Nachdruck verfügen, da-
it nicht widrigen Falls bey einer dritten Verordnung Wir ohne
nſehen einiger Perſohn eine ſolche Execution gleich ergehen zu
ſſen Urſache haben mögen, daraus Jedermann ſehen könne, mit
ns vor Gehorſamb und respect Wir Unſern Befehlen nachgelebt
ſſen wollen.“

Der Verdacht, dem in dieſen Erlaſſen entgegenge-
irkt werden ſoll, gehört übrigens nicht blos der Beich-
ng'ſchen Zeit an. Schon vom 7. Jan. 1698, wo Beichling
ch im Hintergrunde ſtand, datirt folgendes Patent:

„Demnach uns vorgetragen worden, wasmaßen etliche an-
ſige und boshafte Leuthe ſeithero einiger Zeit ſich unterſtanden,
erhand gefährliche Verläumdungen und aufrühriſche Reden, das
meine Volk in Verwirrung und Zweiffel zu ſetzen, beſonders aber
zuſtreuen, es wären gewiſſe Ministri und Räthe im Werke be-
ffen, Uns mit ihren Vorſtellungen dahin zu bewegen, daß die
bre Verfaſſung des Landes in Geiſtlich- und weltlichen Sachen
üttet und das Land mit unerträglichen Auflagen und Abgaben
Grunde gerichtet werden ſollte, welches calumnieuse Beginnen
iel verurſachet, daß vor kurzer Zeit ein öffentlicher Anſchlag an
Rathhauß allhier geſchehen, darinnen der Tichter deſſelben den
bel zur Auffruhr, Morden und Todtſchlagen auffzurufſen ſich
s hefftigſte bemühet hat, Allerdings Wir aber allen daher be-
genden groſſen Unheil alles Fleißes vorbauen zu laſſen, auch das
eits verübte mit der Schärffe anzuſehen gemeinet, Als wollen
r jedermänniglich hierdurch ernſtlich erinnert und ermahnet ha-
, ſich ſolcher und aller andern gefährlichen Reden und Beginnen
entſchlagen, und da jemand von andern Leuten dergleichen hören,
r auch von Aufwiegelung, Auffruhr und dazu gehörigen Machi-
ionen und Thätlichkeiten etwas erfahren ſollte, ſolches ſeiner
entlichen Obrigkeit alſofort anzuzeigen, deshalber fernerer Ver-
nung, auch nach Befindung ſeiner dießfalls erwieſenen Treue und
rgfallt einiger Belohnung zugewartten, Geſtalt denn Demjenigen,
cher anzeigen wird, wer den Neulichen Mord- und Auffruhrs-

Orten an das Rathhauß allhier angeſchlagen, oder der Dichter und Urheber des werckes geweſen, wenigſtens zweyhundert bis Tauſend Thaler nach unterſchied der umbſtände zur Ergötzlichkeit gewähret werden ſollen. Daferne ſich nun jemand, er ſei auch wer er wolle, von den Lügen und Mord Geiſt alſo ferner leiten und zu dergleichen oder anderen Aufruhreriſchen Lügen und Rebellion verführen laſſen würde, Der und ſein Anhang ſoll nach Befinden mit der Leib- und Lebensſtraffe, welche denen Aufrührern und Rebellen geordnet, ſowohl mit Confiscation aller ihrer Haab und Güther belegt werden, Wornach ſich jedermänniglich zu achten und vor ſolcher ſchweren Lebens-, Ehren- und Güther-Straffe zu hüten wiſſen wird. Zu Urkund iſt dieſes Patent mit dem Chur Secret gewöhnlichermaaßen bedrucket werden. So geſchehen zu Dreßden, den 7. Januarii 1698.“

Ebenſo bezieht ſich nicht auf ihn der charakteriſtiſche Erlaß vom 28. Oct. 1702:

Es will verlauten, als wolle debitiret werden, daß Uns von denen meiſten bißherigen Unſern Staat und Credit Weſen in Unſeren Erblanden angehenden Expeditionen nichts bewuſt, ſondern dieſelben nur mit dem Druckeiſen vollzogen, und alſo von keiner Verbindlichkeit oder Nachdruck zu halten wären: Ob Wir nun wohl dergleichen Unwahrheiten, ſo nur zur Bekränkung des Uns ſo hoch angelegenen Credits mit Ungrund vorgegeben werden, in höchſter Ungnade vermerken, im übrigen auch keine Expedition, ſo ſeit Unſers Oberſten Kanzlers Abweſenheit von hier in Sachſen abgangen, mit dem Druckeiſen, ſondern ſämmtlich durch Unſere eigenhändige Unterſchrift vollzogen werden, So haben Wir dennoch zum Ueberfluß mehr erwehntem Druckeiſen, als welches Unſer Geheimer Rath und Ober-Kammerer Pflug auf ſeine Pflicht in Beſchluß und Verwahrung hält, und niemahlen als in Unſerer Gegenwart, und wenn Wir Unpäßlichkeit oder anderer Angelegenheiten halber Selbſt zu unterſchreiben unmüßig, und zwar jedesmahl auf vorgängigen Vortrag gebrauchet zu werden pfleget, die Authoritaet und Kraft als Unſerer eigenhändigen Unterſchrift hierdurch ausdrücklich beyzulegen vor nöthig erachtet: Und begehren dahero alles Ernſtes Ihr wollet nachdrücklich darüber halten, damit nicht allein ſolchen zu Bekränkung des Credits ausgeſprengten Unwahrheiten hinfüro kräftig geſteuert, ſondern auch, bey Vermeidung Unſerer höchſten

Ungnade, alle und jede, durch beſagtes Druckeiſen mit Unſerem guten Vorbewuſt, bereits ſchon vollzogene oder noch künftig zu vollziehende Expeditionen, zu allen Zeiten vor gerecht, gültig und kräftig, gleich Unſerer eigenhändigen Unterſchrift, allenthalben gehalten werden mögen.

Daran geſchiehet ꝛc.

Geben zu Dresden, den 28. Octobris Anno 1702.

Egon Fürſt zu Fürſtenberg.

An das Kammer-Collegium.

D. H. Frhr. von Frieſen.
August Berger.

Wie weit die den Großkanzler betreffenden Erlaſſe im Allgemeinen ihren Zweck erreicht haben, muß dahingeſtellt bleiben. Wir finden einen Brief Johann Adolf's von Haugwitz[1], d. d. Dresden, 14. Nov. 1702, deſſen Verfaſſer „mit großer Beſtürzung“ erfüllt worden iſt, weil der Großkanzler ihm durch den Stallmeiſter Vitzthumb[2] hatte ſagen laſſen, als ſollte er „übel von Sr. Excellenz und Dero conduite geſprochen haben.“ Es ſei ihm dies um ſo befremdender, als er allezeit geglaubt habe, Se. Excellenz wäre ſein „großer Patron“ und auch ſtets ſeine Zuflucht zu ihm genommen habe. Er erklärt die Perſon, die dem Großkanzler jene Verleumdungen hinter bracht, „für eine infame und lügenhafte person, ſie ſei Manns- oder weiblichen Geſchlechts", hofft, ſie werde ihm angezeigt werden, damit man ihr weiſe, „was auf dergleichen infame Lügen gehört", und meint: wenn Se. Excellenz ein wenig zurück denken wolle, werde er vielleicht andere Proben ſeiner Aufrichtigkeit „gegen Ihnen verſpüret haben." Es kann aber jene Beſtürzung, auch abgeſehen von obigen Reſcripten, ſchon in der Beſorgniß ihren Grund gehabt haben, die Ungunſt eines ſo mächtigen Mannes auf ſich zu ziehen. — Noch liegt uns die Abſchrift[1] des Entwurfs eines eigenthümlichen Actenſtuckes vor, deſſen Beziehungen aber dadurch myſteriös werden, daß alle Namensbezeichnungen darin ausgelaſſen ſind. Man kann nur ſoviel erſehen, daß eine hohe Perſon, welche dem kurfürſtlichen Hauſe angehört zu haben ſcheint, nicht aber der König-Kurfürſt ſelbſt war, einem Staatsmanne, und zwar jedenfalls dem Großkanzler, bezeugt, daß er ſowohl einer andern fürſtlichen Perſon, worunter der König-Kurfürſt zu verſtehen ſein wird, wie dieſelbe „ſelbſt zu rühmen wiſſen, in Dero wichtigſten und geheimſten affairen, mit Daranſetzung Gutes und Blutes, auch vielen gethanen Vorſchüſſen, ganz ungemeine nützliche und ſolche Dienſte geleiſtet, welche ſie nicht von andern zu gewarten gehabt", als auch dem Ausſteller des Zeugniſſes in verſchiedenen Angelegenheiten und beſonders bei einem Vertrage wegen der Kur-Adminiſtration und Vormundſchaft ſich ſehr ergeben, willig und treu erwieſen; zugleich auch ihm zuſagt, dieſe unſerm Königlichen und Churfürſtlichen hohen Hauſe zum Beſten angewendeten officia jederzeit in Gnaden gebührend erkennen und wiedervergelten, namentlich ihn gegen

---

[1] Wol der Hofmarſchall und nachherige Oberſchenk, ein Sohn des früheren Oberhofmarſchalls Friedrich Adolf v. Haugwitz, des Halbbruders der alten Frau v. Neitzſchütz (ſ. Th. III, S. 4). Der Sohn heirathete eine Maitreſſe des Königs, Sophie Eleonore v. Keſſel.

[2] Der bekannte Friedrich Vitzthum v. Eckſtädt, der erſte Graf dieſes Geſchlechts, der 1703 bei dem Sturze der Beichlings dem Oberfalkenmeiſter in dieſer Charge folgte, ſpäter aber Oberkammerherr und Cabinetsminiſter ohne Portefeuille wurde. Er war ein Liebling des Königs und hielt ſich als ſolcher bis an ſeinen Tod, vielleicht um ſo eher, als er ſich nicht in Staatsgeſchäfte miſchte und, nach Haxthauſen's Verſicherung, „Niemand weder etwas zu Schaden noch zu Nutzen that.“ Durch ſeine Mutter, eine Neitzſchütz, war er mit Beichling verwandt (Vgl. Th. I, 301—302).

---

[1] Sie iſt nicht von der Hand des Großkanzlers.

„übelgeſinnte und misgünſtige Mitdiener“ in Schutz nehmen, auch bei der andern hohen Perſon dahin wirken zu wollen, daß die ihm angewieſenen Einkünfte ihm verbleiben und die Vorſchüſſe erſtattet werden. Ja, es ſolle darauf Bedacht genommen werden, bei Heranwachſen einer dritten hohen Perſon, worunter der Kurprinz gemeint zu ſein ſcheint, denſelben „zu dergleichen billigmäßigen Erkenntniß und willfährigen Bezeigung“ gegen den bemeldeten Diener „und, wenn er nicht mehr am Leben ſein wird, gegen ſeine hinterlaſſene Familie mit Fleiß zu veranlaſſen.“ Wir können hinſichtlich des Ausſtellers dieſes merkwürdigen Actenſtücks, das jedenfalls auf ein gewiſſes Vorgefühl von Unſicherheit der Stellung Beichling's zu deuten ſcheint, nur etwa auf den Herzog Johann Adolf II. von Sachſen-Weißenfels rathen, der unter Beichling's Verwaltung ein Jahr lang unter der Vormundſchaft König Auguſt's II. ſtand und welchem dieſer (5. Febr. 1700) das Directorium in Religionsſachen auf dem Reichstage übertrug. Doch geſtehen wir, daß uns die Beziehung auf den Kurprinzen wieder mehr auf die Kurfürſtin zu weiſen ſcheint, welche Beichling's Gönnerin war und bis zu ihrem Ende blieb.

Zu einer der letzten Begünſtigungen, welche Beichling in der Zeit ſeiner Macht zu Theil wurden, gab die am 28. Dec. 1698 zu Leipzig errichtete Banco di depositi Veranlaſſung, welche, unter einem Director und ſechs Aſſeſſoren, die aus den Chefs der erſten Leipziger Handelshäuſer beſtanden[1]), mit ſechs p. C. verzinsliche Darlehen aufnehmen durfte, welche erſt nach beſtimmten

---

[1]) 1702 waren die Aſſeſſoren: David Fleiſcher, Quintus Septimius Florens Rivinus, Friedrich Weiß, Thomas Richter, Leonhard Jöcher, Johann Philipp Küſtner.

Friſten, die ſich nach der Höhe des Capitals richteten, dieſer Bank gekündigt werden konnten. Der König hatte, mit Zuſtimmung des geſammten Kurhauſes, beſtimmte Einkünfte des landesfürſtlichen Kammervermögens, namentlich 43,750 Thlr. von dem Geleite, 28,125 Thlr. von der Acciſe[1], 26,250 Thlr. von den Bergbannutzungen und 21,875 von der Flöße, überwieſen. Obgleich nun hiernach die Sache die ſtändiſche Bewilligung nicht unmittelbar berührte, hegten die Stände doch ihre Bedenken gegen das Inſtitut, und trugen (13. März 1700) namentlich auf eine beſtimmte Erklärung darüber an: daß keine gerichtlichen Depoſitengelder, Lehnſtämme, Gelder unmündiger Kinder, Witwen- und Waiſengelder, noch ſonſt etwas wider den Willen der Betheiligten in dieſe Bank ſollte gezogen werden dürfen, noch das Land im Ganzen oder theilweiſe dafür haften, noch demſelben ſonſt etwas Nachtheiliges daraus erwachſen ſolle, welchen Antrag der König auch (17. März 1700) genehmigte. Bei dieſem Inſtitute wurde Beichling, durch Reſcript d. d. Warſchau, 28. April 1702, zum Ober-Inſpector ernannt, und Director und Aſſeſſoren wurden (27. Sept.) angewieſen, dem, was er in Bancoſachen anordnen würde, nachzukommen. Zugleich wurden ihm, wie wir aus einer Beſcheinigung des Bankdirectoriums vom Nov. 1702 ſehen, „die nach dem neuen und von Reminiscere anni currentis ſeinen Anfang nehmenden Reglement auf

---

[1] Die Acciſe war damals keine von den Ständen bewilligte Abgabe, ſondern wurde im Wege freien Vertrags mit einzelnen Städten eingeführt, für welche die Acciskaſſe die Grundſteuern in der Höhe, zu der ſie damals erwachſen waren, übertrug. Die Städte fanden die indirecte Abgabe unmerklicher, als die directe, glaubten auch wol, daß erſtere theilweiſe auf die Landleute und auf Fremde falle, und die Acciskaſſe machte immerhin ein ſchönes Geſchäft bei der Sache.

60,000 Thlr. jährlich reducirten Intraden, ſammt denen von ſolchem Fond noch in ermeldetem Banco befindlichen Effecten und Documenten zugeſchrieben und eingeräumet." Directorium und Aſſeſſores beſcheinigten dies und verſprachen zugleich, „wie bisher, als in Zukunft, ſothane Gelder bei ſich ereignenden Gelegenheiten beſtmöglichſt auszuleihen, wenn auf ſelbige Assignationes und Befehle zur Auszahlung von Sr. HochGräflichen Excellenz ergehen, dieſe gebührend zu respectiren, berührte Effecten und Documente in dem Archiv verwahrlich beizubehalten, auch ſonſten in allem, was nach dem Inhalt allerhöchſt ermeldeter Königlicher respective Verſchreibung und Befehls Se. HochGräfliche Excellenz gnädigſt verordnen würde, gehorſamſt nachzuleben befliſſen zu ſein." Es ſcheint hiernach, der König hatte Beichling das alles, was die Kammer in jener Bank ſtehen hatte, ſowie die ſeit 1702 auf jährlich 60,000 Thlr. reducirten, aus dem Kammerfiſcus in die Bank fließenden Intraden angewieſen, ſei es zur Deckung der fortwährenden Vorſchüſſe, welche Beichling machte, oder zu gelegentlicher Beſtreitung der ebenſo fortwährenden außerordentlichen königlichen Ausgaben.

Aus der Zeit der Beichling'ſchen Macht liegen uns, ungeachtet faſt alle Papiere, welche eigentliche Staatsgeſchäfte betrafen, entfernt worden zu ſein ſcheinen, eine beträchtliche Anzahl Briefe, worin Geſchäftsſachen berührt ſind, ſowie auch einzelne Zettel vor, worauf kürzlich der Inhalt der an dieſem oder jenem Tage erfolgten Eingänge notirt iſt. Es iſt jedoch wenig oder nichts von erheblichem Intereſſe darunter, und man gewinnt aus der Durchſicht dieſer Briefe nur im Allgemeinen ein Bild von dem Eifer, mit welchem ſich Alle, die am Hofe etwas zu ſuchen hatten, um die Gunſt des einflußreichen

Mannes bewarben, deſſen Verwendung in den vielartigſten Angelegenheiten in Anſpruch genommen ward. Wir finden auch ſeine Gegner, wie den Grafen Pflugk und die Boſe, unter denen, die ſeine Gefälligkeit in Anſpruch nahmen. Auch zeigt ſich mehrfach, daß die Königin-Kurfürſtin ihm beſonderes Zutrauen ſchenkte und immer, wenn ſie etwas bei dem König zu ſuchen hatte, auf Beichling rechnete.

Zahlreich ſcheinen von allerlei Agenten Privatberichte über die Kriegs- und ſonſtigen politiſchen Affairen, am Rhein, in den Niederlanden, in Italien, Polen, bei dem Großkanzler eingegangen zu ſein, und eine Anzahl davon hat ſich erhalten. Wir finden aber nichts darunter, was über das Niveau der damaligen Zeitungsrelationen hinausginge und irgendwie beſondere neue Aufſchlüſſe eröffnete. Das ſieht man wohl, daß einem näheren Anſchließen Sachſens an die große Allianz wider Frankreich nicht blos die ruſſiſche Partei am ſächſiſchen Hofe widerſtrebte, ſondern daß auch von Seiten der Seemächte kein rechtes Entgegenkommen ſtattfand, weil der ſchwediſche Einfluß entgegenſtand und man von einem Bruche mit Schweden größeren Nachtheil fürchtete, als man von einem Anſchluſſe Sachſens, das obendrein in den polniſchen Krieg verwickelt war, Vortheil erwartete. Sachſen konnte daher erſt dann einen entſchiedneren Antheil an dem Spaniſchen Erbfolgekriege nehmen, als Karl XII. ſich in die Steppen der Ukraine verloren hatte. Für Beichling, der das ſächſiſche Intereſſe in einem Anſchließen an das öſterreichiſche geſucht hatte, war das aber zu ſpät.

Beichling war im Frühjahr 1703 nach Thorn zum König gegangen, von dem er auf das freundlichſte empfangen wurde. Der König ſoll ihn, wenn Harthauſen zu glauben iſt, während der Sturz des Großkanzlers bereits beſchloſſen war, noch über Alles zu Rathe geze gen und ihn noch zwei Stunden vor Eintritt der Kriſis mit den Worten umarmt haben, daß er ſich auf ihn allein verlaſſe und ihn für den Einzigen halte, der ihm eine glückliche Regierung bereiten könne. Damit ſchied er von Beichling, der in der Nacht vom 10 – 11. April[1]) aus dem Bette geholt, durch General Lagnasco in Haft genommen und, unter ſtarker Dragonerwache, im Schlafrock nach Sachſen, zuerſt nach Hoyerswerda und dann auf den Königſtein, gebracht wurde. Ebendahin, oder auf den Sonnenſtein, kamen ſein Vater, ſeine beiden Brüder, die Frau von Rechenberg, der Kammerpräſident Kurt Heinrich von Einſiedel[2]), der Hofrath Georg Gottlieb Ritter und Andere.

Ueber die Gründe dieſes plötzlichen Sturzes ſind, wie gewöhnlich, verſchiedene Verſionen verbreitet, von denen jede, auch wie gewöhnlich, aus einem einzelnen Umſtande das Product einer Mehrzahl von Factoren ableitet, ſodaß ſie ſich zwar ſämmtlich einander zu widerſprechen ſcheinen, die Wahrheit aber eigentlich in keinem allein, ſondern in allen zuſammen zu ſuchen iſt. Auch wird man zwiſchen den Bedingungen zu unterſcheiden haben, welche den ſo plötzlichen und anſcheinend gänzlichen Sturz möglich machten, den Gründen, die ihn veranlaßten, und den Mitteln, durch die er zuwegegebracht ward. Es iſt, nach dem damaligen Gange der Dinge, wol anzunehmen, daß man, auch wenn der Großkanzler Schlimmeres verſchuldet gehabt hätte, als ihm vorgeworfen ward, gleichwol ſäuberlicher mit ihm verfahren ſein würde, wenn er zu der alten eingewurzelten und engverflochtenen ſächſiſchen Adelskette gehört hätte, wenn er nicht doch, trotz der neuerdings angeknüpften Verbindungen, in Sachſen als ein homo novus, als ein Parvenu erſchienen wäre, deſſen raſches und hohes Steigen mehr Befremden erregte, als ſein plötzlicher Sturz. Zuletzt haben doch verwandtſchaftliche Verhältniſſe weſentlich mit zu ſeiner Rettung gewirkt. Weiter iſt wol nicht in Abrede zu ſtellen, daß es ſelbſt damals nicht gelungen ſein dürfte, ihn in ſolcher Weiſe zu ſtürzen, wenn ſeine Wirkſamkeit der Verdächtigung gar keinen Spielraum geboten hätte. In der Natur ſeiner Stellung lag nur zu ſehr das Gegentheil. Er hatte einem Fürſten, der große politiſche Strebeziele verfolgte, in ſchwere Kriege verwickelt war und daneben nach allen Seiten hin Pracht und Genuß liebte, dabei aber von ſeinen Dienern erwartete, daß ſie ihm die Mittel zur Erfüllung ſeiner Wünſche und Launen möglichſt ohne ſein Zuthun beſchafften, das Geld zur Beſtreitung immer neuer und wachſender Ausgaben zu liefern, und da dies, der beſtehenden Verfaſſung gegenüber, nur ſelten auf dem Wege der ordentlichen Beſteuerung erfolgen konnte, ſo mußten mancherlei zweifelhafte Finanzſpeculationen verſucht, es mußten Veräußerungen und Verpfändungen vorgenommen, es mußte vor Allem der Credit in Anſpruch genommen und dabei, wo der Staat keinen Credit hatte, der Privatcredit des Finanzmannes zu Hilfe genommen werden, der dann wieder ſeine Zuflucht zu allerlei verwickelten Geldgeſchäften, Wechſelreitereien u. dgl. zu nehmen und das verlangte Geld um jeden Preis und auf jede Weiſe zu beſchaffen genöthigt war. Daraus erwuchſen Verhältniſſe, deren rechtliche Beſchaffenheit nicht ſo leicht zu ermitteln war und die ebendeshalb der Anklage reichen Stoff boten. Ebenſo lag es in der Natur des bei den damaligen

---

[1]) Der 8. April 1703 n. St. war der erſte, der 10. alſo der dritte Oſterfeiertag. Nach altem Style fiel aber das Oſterfeſt 1703 auf den 28.–30. März.

[2]) S. Th. VII, S. 145, Anm. 3.

Staatsmännern üblichen Empfangens und Annehmens von Geſchenken, daß ſich nur bei einer ſehr genauen und unparteiiſchen Unterſuchung jedes einzelnen Falles ermitteln ließ, ob nicht dabei eine Beſtechung zu pflichtwidrigem Handeln mit untergelaufen ſei. So blieb die Wirkſamkeit des Großkanzlers jederzeit der Verdächtigung ausgeſetzt, auch wenn er nichts beging, was ihm der *König* als pflichtwidrig anrechnen konnte. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß dieſe ganze Wirkſamkeit nicht die eines volksfreundlichen, gemeinſinnigen Patrioten war, oder als ſolche höchſtens dann dargeſtellt werden konnte, wenn man behauptete, Beichling hätte es immer noch verſtanden, das einmal Unausweichliche auf die unſchädlichſte Weiſe zu leiſten. Wir finden jedoch auch nirgends, daß Beichling auf den Ruhm eines ſolchen Patrioten Anſpruch gemacht hätte, ſehen ihn vielmehr ſeinen Stolz und ſein Verdienſt lediglich in die Eigenſchaft eines unbedingt ergebenen und gehorſamen Dieners ſeines Herrn ſetzen, wie das denn ſo in der Zeit lag. Unter allen den Männern aber, von denen in jener Zeit für dergleichen Poſten die Rede ſein konnte, dürfte man lange zu ſuchen haben, um auf Einen zu ſtoßen, der berechtigt geweſen wäre, Beichling einen Vorwurf darüber zu machen, daß er ſich überhaupt zu derartiger Wirkſamkeit hergegeben. Die ihn ſtürzten, thaten es, nicht weil ſie geglaubt hätten, daß er ſeine Sache ſchlecht mache, ſondern weil *ſie* ſie zu machen begehrten. Nicht deshalb würde, nach dem ſittlichen Richtmaß jener Zeit, der Stab über ihn zu brechen ſein, daß er ſich in jene Stellung begeben, ſondern wenn er ſich darin in einer Weiſe verhalten hätte, welche auch nach den rechtlichen und ſittlichen Begriffen jener Zeit ſchuldvoll war. Auf dieſe Frage wird aber weiterhin zu kommen ſein.

Die nächſten Gründe ſeines Sturzes mögen allerdings perſönliche geweſen ſein. Er hatte mächtige Feinde, welche ihm unabläſſig auf den Dienſt lauerten und dafür Sorge trugen, daß fortwährend und beſonders in der letzten Zeit die Ohren des Königs mit Anklagen und Beſchwerden wider Beichlingen ermüdet wurden. Zu ſeinen Hauptgegnern gehörte zunächſt der Fürſt von Fürſtenberg (Th. VII. S. 126 ff.), Statthalter von Kurſachſen. Es lag hier in der Natur des ganzen Verhältniſſes, daß Beide nicht wohl Freunde ſein konnten, wenn ſich Beichling nicht dazu verſtehen wollte, der Anhänger, das Werkzeug, der Diener Fürſtenberg's zu ſein. Fürſtenberg war mit dem Gedanken nach Sachſen gekommen, der Regenerator, jedenfalls aber der factiſche Regent Sachſens zu werden. An dem erſteren Plane hatte ihn der compacte Widerſtand der dabei gefährdetem Intereſſen behindert. In der anderen Beziehung aber mußte er bald erfahren, daß nicht Deſſen Einfluß der oberſte und mächtigſte ſein konnte, der formell an der Spitze der Geſchäfte ſtand, wenn ein Anderer das Ohr des Königs hatte und deſſen Rathgeber und vornehmſtes Werkzeug in allen von ihm ſelbſt ausgehenden, oder ihn ſelbſt berührenden Angelegenheiten war. Beichling war überdem ſelbſt das Organ geweſen, durch welches der König bei den Schritten handelte, welche die Aufhebung des Reviſionsrathes, mittels deſſen Fürſtenberg ſein Reformwerk vermitteln wollte, zur Folge hatten. Durch ihn waren die Gutachten der Geheimen Räthe über die Beſchwerden der Stände gegen den Reviſionsrath eingefordert worden, welche Gutachten den König weſentlich mit beſtimmten, auf die ſtändiſchen Beſchwerden einzugehen, und es iſt wahrſcheinlich, daß auch Beichling dem König zu dieſer dem Statthalter ſo verdrießlichen Maßregel gerathen hat, da ſie gerade in einer Zeit erfolgte, wo ſeine Gunſt bei dem Könige in vollſter Blüte ſtand (1700). Ein anderer, weniger hochgeſtellter, aber nach Geſinnung und Verfahren weit gefährlicherer Feind war Auguſt Ferdinand v. Pflugk[1], der ihn wahrſcheinlich ſchon aus Neid auf ſeine Stellung verfolgte, im Uebrigen aber, wenn Harthauſen die Wahrheit ſpricht[2], anfangs dem Großkanzler ſtark den Hof gemacht hatte, dann aber ſein tödtlicher Feind geworden war, weil dieſer den Freiherrn von Hoym[3] gegen Pflugk's Verfolgung geſchützt hatte. Pflugk war weder nach ſeinem Bildungsgange, noch nach ſeinen Kenntniſſen berufen, ſich mit Beichling zu meſſen[4], oder dieſen im Cabinete zu erſetzen, war aber, was hier mehr in Anſchlag kam, ein ausgelernter Hofmann und nicht ohne natürliche Begabung, die er geltend zu machen und ſich, bei allem Mangel an wiſſenſchaftlicher Bildung und Geſchäftskenntniß, doch das Anſehen zu geben wußte, als verſtehe er Alles. Er ſoll übrigens in ſeinen Geſchaften ſehr auf Ordnung gehalten haben und in den Rechnungen ſeines Departements ſehr exact geweſen ſein. Verſtanden habe er jedoch nichts, als die Etikette und die Hofhaltung, welche letztere Kunſt immerhin ſchätzbar war, und habe ſich wol zum Oberhofmarſchall und Oberkammerherrn, nicht aber zum Miniſter geeignet. Er verſtand aber doch noch mehr die Kunſt, ſich in Gunſt zu halten und einem Gegner oder Nebenbuhler zu ſchaden. Geſchmeidig und befliſſen ſeinem Gebieter gegenüber, gegen Gleiche mehr ſtolz, als verbindlich, gegen Untergebene ſtreng und hochfahrend, machte er in letzterer Beziehung doch eine Ausnahme in Betreff der Leibdienerſchaft des Königs, die er ganz beſonders zu gewinnen verſtand, und die ihm mit Herz und Seele ergeben war, ihm Alles berichtete und ſeine Befehle pünktlich vollzog. Ein unverſöhnlicher und rachſüchtiger Feind, wußte er ſeinen Haß auf verborgenen Wegen zu befriedigen, ohne ſelbſt dabei im Vorgrunde zu erſcheinen. Niemand habe ihn an Liſt übertreffen können, verſichert Harthauſen (a. a. O.), und er habe mehr, als irgend ein Anderer, zu dem Sturze Beichling's beigetragen.

---

[1] Geb. 22. Mai 1662, der Sohn des Kammerherrn und Trabantenhauptmanns Hieronymus Sigmund Pflugk, zuerſt Kammer- und Jagdpage Johann Georg's III., 1682–1685 auf Reiſen, dann Kammerjunker, als welcher er wiederholt den Kurprinzen Johann Georg IV. begleitete, 1688 Kammerherr, 1690 Hofmarſchall, 1691 Oberkammerherr, 1695 Geheimer Rath, dann Oberhofmarſchall, 1705 Reichsgraf, 1706 Cabinetsminiſter, von welchem Poſten er 1707, auf Verlangen des Königs von Schweden, zurücktreten mußte, worauf er auf Tiefenau lebte und hier 8. April 1712 ſtarb. (Nach einem uns vorliegenden Briefe von ihm an den Großkanzler, d. d. Dresden, 7. Febr. 1710, ſcheint er jedoch zu dieſer Zeit wieder fungirt zu haben.) Von ſeiner erſten Frau, einer Brockdorf, ward er geſchieden und vermählte ſich dann mit der Gräfin Stubenberg, der er ein großes Vermögen hinterließ, das ſie an einen Neffen vermachte.

[2] Bei Wehſe a. a. O.

[3] S. Th. II, S. 324–325.

[4] Schon die von ihm vorliegenden Briefe zeigen dies.

Eine dritte Feindſchaft ſoll auf weiblicher Seite beſtanden haben. Man hat von der Coſel geſprochen, über deren Aufwand und Koſtbarkeit Beichling Gloſſen gemacht habe. Indeß fällt der Hauptglanz der Coſel in eine etwas ſpätere Zeit. Auch war ſie der Freundin und Verbündeten Beichling's, der Frau v. Rechenberg, gewogen und wurde ſpäter, wenn Harthauſen's Erzählung richtig iſt, gerade ein Werkzeug zu Beichling's Rettung. Wahrſcheinlicher daher, daß unter der königlichen Maitreſſe, welche Beichling's Feindin war, die Fürſtin von Teſchen zu verſtehen iſt, jene feurige Urſula Katharine von Bockum, die Tochter eines nach Polen übergeſiedelten Franzoſen, des Stolnicks von Litbauen, die Nichte des Cardinal-Primas von Polen, Radziejowsky, und die Gemahlin des polniſchen Oberkammerherrn, Fürſten Georg Dominic Lubomirſky, mit welcher der König ſchon ſeit 1697, wo ſie in Ohnmacht fiel, als er beim Ringelſtechen vom Pferde geworfen ward, in vertrauten Verhältniſſen geſtanden hatte, zu der er in Warſchau, als ſie während der Faſtenzeit wöchentlich einige Tage ihrer Andacht im Kloſter widmete, in der Kapuzinerkutte geſchlichen, deren Ehe, auf Verlangen ihres Gatten, durch den Papſt getrennt worden war, und die dem König, nachdem ſie ihm bei der Wahl gute Dienſte geleiſtet, den Chevalier de Saxe geboren hatte, worauf ſie zur Fürſtin von Teſchen erhoben ward. Sie war mehre Jahre die erklärte Maitreſſe des Königs, wenn ſie auch niemals eine ungetheilte Herrſchaft über ihn behauptete. Beichling mag ihr entgegen geweſen ſein, weil ſie den König in den polniſchen Händeln feſthielt, während der Großkanzler ſich gar nicht verhehlte, daß Polen nur eine Quelle des Unheils für Sachſen ſein könne, und ſchon aus perſönlichem Intereſſe dringend wünſchen mußte, daß wenigſtens dem polniſchen Kriege ein Ende gemacht werden könne, aus welchem ihm fortwährend immer ſchwierigere Aufgaben erwuchſen. Ob es wahr iſt, daß er ihr gegenüber die Gräfin Eſterle, eine geborene Lamberg, welcher ein böhmiſcher Graf Johann Anton von Eſterle zum Scheingemahl gegeben war, die ſich aber nicht lange in der Gunſt des Königs erhielt, unterſtützt habe, weil er durch ſie das öſterreichiſche Intereſſe an die Stelle des ruſſiſchen zu ſetzen gehofft, muß dahingeſtellt bleiben. Jedenfalls hätte Beichling ſich hier in der Wahl des Werkzeuges vergriffen. Zweifelhaft wird die Sache aber ſchon dadurch, daß die Eſterle bereits zu Anfang des Jahres 1701 vom Dreſdner Hofe getrennt ward und ſchon 1702 ſogar ihre Penſion verloren haben ſoll. Möglich übrigens, daß die Fürſtin von Teſchen keinen beſondern Grund zur Feindſchaft gegen den Großkanzler hatte und daß ſie nur dadurch auf die Seite der Gegner deſſelben gezogen wurde, daß man ihr einen Antheil an der Beute in Ausſicht ſtellte.

Gegen ſo gefährliche Feinde und ihre Satelliten konnten dem Großkanzler weder ſein Vater, noch ſeine Brüder und ſonſtigen Verwandten[1]), noch ſeine Mithelfer und Creaturen in der Verwaltung ausreichenden Schutz bieten. In den eigentlichen Hofkreiſen, auf die es hier vornehmlich ankam, hatte er nur eine eifrige Verbündete, die ihm aber zu jener Zeit mehr Schaden, als Nutzen gebracht zu haben ſcheint: Luiſe Freifrau v. Rechenberg. Es iſt derſelben bereits im ſiebenten Theile dieſer Geh. Geſchichten (S. 115—116 und 119) gedacht worden, wobei wir jedoch die Angabe, die wir dort Herrn Dr. Vehſe nachgeſchrieben hatten, daß die Schweſter ihres Gemahles mit Beichling verheirathet geweſen ſei, zurücknehmen müſſen. Wir wiſſen auch ſonſt nicht, in welchem Sinne ſie Beichling's Schwägerin zu nennen wäre. Sie war eine Tochter des Feldmarſchalls Schöning, am 3. März 1671 zu Königsberg geboren und zuerſt mit Erasmus Konrad v. Canitz, kurbrandenburgiſchem Hofmarſchall und Schloßhauptmann, 1693 aber mit Johann Georg Freiherrn von Rechenberg vermählt. Harthauſen[1] ſchildert ſie als groß und voll, nicht eben ſchön, aber einnehmend und es wohl verſtehend, das, was ſie von Reizen beſaß, im beſten Lichte erſcheinen zu laſſen. Sie habe einen überlegenen Geiſt beſeſſen, und wenn ſie gediegener und verläſſiger geweſen wäre, würde ſie, meint er, auch größeren Angelegenheiten gewachſen geweſen ſein, da ſie es verſtanden habe, große Pläne zu entwerfen und ſie mit aller möglichen Gewandtheit und Kühnheit im Wege der Intrigue durchzuführen. Er ſchildert ſie als unternehmend, thätig und nie um Auskunftsmittel verlegen, mit den Sitten und Manieren der großen Welt, in der ſie erwachſen war, völlig vertraut, aber auch, wie dieſe große Welt, ränkevoll und coquett. Sie habe mehre Sprachen mit derſelben Geläufigkeit wie ihre Mutterſprache geſprochen, dabei viel geſprochen und gut geſchrieben. Immer von gleicher guter Laune, habe ſie ſich überall, wo ſie geweſen, angenehm gemacht und geglänzt und Allem, was ſie geſprochen, eine neue und entſprechende Wendung gegeben. Sie habe ſich, was ſo ſelten, ſowohl bei Männern als bei Frauen, und, was noch ſeltener, ſelbſt bei ihren Nebenbuhlerinnen beliebt gemacht. Eine gute und ſtandhafte, unermüdliche Freundin, ſei ſie auch eine gefährliche Feindin und dann ungemein beißend und ſatiriſch geweſen. Ihrem Gemahl, dem reichen Freiherrn v. Rechenberg, ſoll ſie, bevor ſie ihm ihre Hand reichte, ihre Freundſchaft angeboten haben, falls er auf ſie verzichte, für den Gegenfall aber ihm offen erklärt haben, daß ſie ſich rächen werde, indem ſie ihn gleichfalls unglücklich machen würde. Den Gegenſtand ihres Widerwillens könne ſie niemals lieben lernen und ihm auch nicht treu ſein. Gemein genug, ſie wider ihren Willen zu heirathen, half er ſich gegen die Streiche, die ſie ihm fortwährend ſpielte, damit, daß er ſich nicht darum kümmerte. Auch überlebte er ſie noch um 20 Jahre[1].

---

[1]) Die Linie der Lüttichau, aus welcher ſeine Mutter ſtammte, war erloſchen und mit den andern Lüttichau, welche ſchwerlich mit Freuden alte Familiengüter in dem Beſitze der Beichling ſahen, ſcheint er in keinem näheren Verkehr geſtanden zu haben. Die [illegible] waren zwar in ihren Stellungen geblieben, aber ohne Einfluß, und überdem mögen ſeine Verhältniſſe zu ſeiner Gemahlin ſchon damals nicht die freundlichſten geweſen ſein. Wir finden ſogar einen Brief (vom 17. April 1709), worin, nach der Befreiung des Großkanzlers, der Geheime Rath und Kammerherr v. Reitzſchütz eifrig gegen die Anſchuldigung proteſtirt, als habe er von Beichling wohl geſprochen, was denn doch darauf hinweiſt, daß er nicht zu Beichling's Freunden und Anhängern gezählt wurde. Vitzthum war ihm auch verwandt und nicht abhold und war und blieb ein Liebling des Königs, miſchte ſich aber in nichts und verſuchte weder zu helfen, noch zu ſchaden, hat indeß ſchließlich doch mit bei ſeiner Rettung geholfen.

---

[1] Bei Vehſe a. a. O., S. 236 f.

Nach dem allen könnte man wol meinen, daß die Rechenberg eine gar nützliche Verbündete Beichling's geweſen wäre. Wenn ſie ihm gleichwol eine Zeit lang mehr Schaden als Nutzen gebracht hat, ſo wird dies aus folgenden Umſtänden erklärt. Der König hatte Geſchmack an der Rechenberg gefunden und eine Zeit lang mit ihr in Verhältniſſen geſtanden, ſich aber bald wieder zu ſchöneren Gunſtdamen gewendet, ohne ſie jedoch vom Hofe zu entfernen. Die Rechenberg fand ſich gekränkt und ſpielte dem Könige kleine Streiche, die ihn ärgerten. Um ſie auf andere Gedanken zu bringen, ſoll er den Großkanzler vermocht haben, ſich an ſie zu machen. Dieſer habe ſich einige Zeit geſträubt, endlich aber gehorchen müſſen, und ſei darüber gänzlich in ihre Feſſeln gerathen. Sie habe ſich dem Großkanzler ergeben und ſich lediglich an ihn geheftet, ihn Tag und Nacht nicht verlaſſen und eine ſolche Herrſchaft über ihn gewonnen, daß er nichts ohne ſie gethan habe. Da der König bemerkt habe, daß ſie ſich in Staatsgeſchäfte miſche, ſo habe er jetzt von dem Großkanzler verlangt, er ſolle ſie aufgeben. Dazu ſei er aber außer Stande geweſen. Auch habe ſie immer noch den König durch ihre Unterhaltungsgabe ſo ergötzt, daß ſie ſich wol zu erhalten vermocht hätte, wenn ſie es hätte laſſen können, ihrem Grolle gegen ihn von Zeit zu Zeit Luft zu machen. Namentlich habe ſie ihn mit ſeinen Maitreſſen brouillirt und unter dieſen ſelbſt Zwiſtigkeiten verurſacht. Das aber ſei eine empfindliche Stelle bei dem König geweſen, der ihr darauf das Schloß verboten habe. Auch ſei ſie jetzt ſtolz und hochfahrend geworden und habe ſich viele Feinde gemacht. Da ihre reichen Einkünfte niemals ausreichen wollten, ſo half ſie ſich, indem ſie ſich für die Dienſte, die ſie durch ihren Einfluß auf den Großkanzler leiſtete, bezahlen ließ. Hauptſächlich ſchadete ſie dieſem auch dadurch, daß ſie ihn viel zu lange in Sachſen zurück und vom Könige entfernt hielt. Dieſer habe ihn oft nach Polen verlangt, heißt es; Beichling habe aber immer Entſchuldigungen gefunden und ſei ein Jahr lang in Sachſen geblieben. Dieſe Trennung vom Könige hätten ſeine Feinde zur Anbahnung ſeines Sturzes benutzt. Noch habe er gehofft, ſeine Gegenwart werde Alles wieder gut machen, da er dem König unentbehrlich ſei, und der König habe ihn auch durch ſeinen gnädigen Empfang und das ihm fortwährend bewieſene völlige Vertrauen in dieſer Hoffnung beſtärkt, bis Alles zu dem endlichen Schlage bereit geweſen ſei. Die Rechenberg habe ihn auf der Reiſe begleitet, ſich aber unterweges von ihm getrennt und ſich nach Danzig begeben. In Einer Nacht ſeien aber der Großkanzler in Thorn, die Rechenberg in Danzig und die in Sachſen zurückgebliebenen Anhänger in Dresden verhaftet und theils auf den Königſtein, theils auf den Sonnenſtein gebracht worden.

---

[1] Er war 6. Nov. 1660 geboren und † zu Dreſden, 9. Nov. 1729.

Zu dieſen rein perſönlichen Verhältniſſen kamen aber auch polniſche Beziehungen, die ſich gleichfalls in der Sache geltend machten. Wie wir ſchon angedeutet, ſtand Beichling im öſterreichiſchen Intereſſe und hätte gewünſcht, daß der König ſich aus den nordiſchen Händeln herausgezogen und dafür mit ganzer Kraft an dem großen Kampfe gegen Frankreich theilgenommen hätte. Man kann in Zweifel darüber ſein, ob Beichling lediglich aus rein patriotiſchen Gründen dieſer Anſicht zugethan, ob er nicht von Oeſterreich gewonnen war, oder ob nicht die Schwierigkeiten, welche ihm die polniſchen Händel perſönlich verurſachten, ihn in jener Richtung beſtärkt haben. An ſich aber war die Politik, die er empfahl, ganz gewiß die natürlichſte und vernünftigſte, die für Sachſen und für Deutſchlands erſprießlichſte, nach allen Seiten hin pflichtmäßigſte. Eine andere Frage aber war, ob ſie unter den einmal eingetretenen Umſtänden ausführbar war. Sie wäre es 1697, ſie wäre es noch 1700 geweſen. Wir wiſſen aber, daß er ſelbſt für die polniſche Königswahl ſeines Fürſten gewirkt hatte, und der Angriff auf Schweden ſchien allerdings im Anfang aller Welt ausſichtreich und bekam erſt durch die unerwarteten Eigenſchaften, welche Karl XII. entwickelte, und durch die Niederlage der Ruſſen bei Narwa eine andere Wendung. Doch müſſen wir hervorheben, daß Beichling ſpäter, nach ſeinem Sturze, ſich wiederholt in für den König beſtimmten Eingaben darauf berief, daß er, wie der König ſehr wohl wiſſe, jederzeit vorausgeſagt habe, der liefländiſche Krieg werde einen für den König verderblichen Ausgang nehmen. Ob es aber ſpäter möglich geweſen wäre, einen Frieden mit Schweden zu machen, ohne dem polniſchen Throne zu entſagen, mag bezweifelt werden, und einen ſolchen Verzicht dem Könige anzu rathen, wenn nicht die äußerſte Nothwendigkeit dazu da war, würde Niemand gewagt haben. Haben doch Pfingſten und Imhof dafür büßen müſſen, daß dieſe äußerſte Nothwendigkeit, ohne ihr Zuthun, eintrat, und daß ſie dann Werkzeuge bei den unausweichlichen Folgen derſelben waren! Wie aber dem ſei, da Beichling jedenfalls nicht für ein eifriges Betreiben der nordiſchen Händel war, ſo hatte er natürlich die ruſſiſchen Agenten, den ruſſiſchen Einfluß wider ſich, und Patkul war damals noch gleichfalls kein zu verachtender Gegner. Noch ahnete Patkul nicht, wie bald dieſelbe Felſenfeſte ihn und den von ihm bekämpften Beichling umſchließen und ihre Pforten nur aufthun ſollte, um ihn einem weit grauſameren Schickſale entgegengehen zu laſſen, als des Großkanzlers harrte.

War demnach die politiſche Richtung Beichling's gleichfalls eine mitwirkende Urſache zu ſeinem Sturze, ſo hatte ihm dieſelbe doch auch Freunde verſchafft. Er ſoll von Berlin und Hannover aus gewarnt worden ſein, und hatte in der That einige Maßregeln getroffen, durch welche er für den ſchlimmſten Fall einen Theil ſeines Beſitzes zu ſichern hoffte. Er hatte (22. März 1703) die Herrſchaft Hoyerswerda an Kurhannover verpfändet, das auch durch einen Commiſſarius v. Ner Beſitz ergriff, der als Poſſeſſionarius und Adminiſtrator ſeinen Wohnſitz in Hoyerswerda nahm und die Beamten durch Handſchlag verpflichtete, aber ſchon 11. April dem kurſächſiſchen Commiſſarius weichen mußte. Es mag das ein Scheingeſchäft geweſen ſein, denn man findet nicht, daß Hannover eine Forderung geltend gemacht hätte. Weiter ſoll Beichling 15,000 Ducaten nach Celle geflüchtet haben, welche ſpäter von Sachſen reclamirt und demſelben ausgeliefert worden wären. Im Ganzen aber war Beichling bis zuletzt ſanguiniſch und vertraute zu ſehr ſeiner vermeintlichen Unentbehrlichkeit, wir wollen annehmen, auch dem Bewußtſein der dem König geleiſteten Dienſte und ſeiner (mindeſtens vergleichungsweiſen) Schuldloſigkeit. Wenn es wahr iſt, daß er, wie wir ſchon oben beiläufig erwähnten, kurz vor ſeinem Sturze die Bürger von Hoyerswerda, die damals, wie in allen Städten, ein bewaffnetes Defenſionscorps bildeten[1]), mit neuer Montur und einer Fahne verſehen hat, damit ſie ihn bei ſeiner Rückkehr aus Polen in Parade empfangen konnten, ſo ſieht man auch daraus, wie feſt er auf dem Eindruck ſeines perſönlichen Erſcheinens bei dem Könige vertraute.

Geſtürzt wurden ihn allerdings all die Bemühungen ſeiner Feinde ſchwerlich haben, wenn es ihnen nicht gelungen wäre, dem Könige vorzuſpiegeln, daß durch Beichling's Entlaſſung und Ruin nichts zu verlieren, wol aber beträchtlich zu gewinnen ſei. Der König ſcheint keinesweges unzufrieden mit Beichling geweſen zu ſein, hat ſich, wie wir geſehen haben, durch die ſchon zeitig begonnenen Anklagen gegen Beichling lange Zeit keinesweges in ſeinem Zutrauen zu ihm irremachen laſſen, wußte auch wahrſcheinlich beſſer, als irgend Jemand, wie vieles von dem, was man Beichling vorwarf, auf ſeinen eignen Befehl, oder doch mit ſeinem erwogenen Willen, geſchehen war, und ſcheint auch ſpäterhin keinen

---

[1]) In jener Zeit war daſſelbe freilich ſchon zu einem bloßen Bürgerſchützencorps herabgeſunken, das nur zu Schützenfeſten und Paraden diente. Immer aber beſtand es noch, wie die Bürgerſchaft ſelbſt, aus wirklichen Angehörigen der Stadt, den Bürgern und Meiſtern, der gewerbtreibenden, auf die Stadt und ihren Flor geſtellten Bürgerſchaft, nicht aus zufälligen, wechſelnden, für die Stadt gleichgültigen Einwohnern.

Groll gegen Beichling gehegt zu haben. Die von Beichling's Feinden gehäuften Verdächtigungen und Anklagen gegen ihn kamen denſelben bei dem König nur inſoweit zu ſtatten, als ſie den König glauben machten, Beichling's Sturz werde im Lande Beifall finden, und einem Nachfolger werde Manches leichter gelingen, als dem unpopulären Großkanzler. Die politiſche Tendenz Beichling's gab dem König, dem doch immer ſeine polniſche Krone vornehmlich am Herzen lag, Gelegenheit, ſich bei Rußland und vielleicht auch bei Frankreich wegen ſeiner Annäherung an die Alliirten zu entſchuldigen und die Schuld auf Beichling zu ſchieben. Den Ausſchlag gab aber, allem Anſcheine nach, lediglich die Meinung, in die man den König verſetzt hatte: Beichling ſei entbehrlich, weil ſich auf anderem Wege viel mehr Geld ſchaffen laſſe, und jedenfalls hätte ſich Beichling ſo unermeßlich bereichert, daß ſchon durch Confiſcirung ſeines Vermögens mehr zu gewinnen ſein würde, als er in den nächſten Jahren zu beſchaffen im Stande ſein könnte. Freilich wird man hier geneigt, zu fragen: ob dieſer Intrigue nicht das Bedenken entgegenſtand, was der König ſagen werde, wenn ſich dieſe Vorſpiegelungen als trügeriſch erwieſen, und ob dieſe Enttäuſchung nicht zu Beichling's Herſtellung und zum Verderben ſeiner Gegner führen könne. Indeß ſie rechneten mit Grund darauf, daß, wenn nur einmal der Großkanzler geſtürzt ſei, er nicht wieder in die Nähe des Königs gehoben werden würde, und dies um ſo weniger, wenn ihm Unrecht geſchehen war. Denn Auguſt II. war zwar nicht grauſamer Natur, aber ein vollendeter Egoiſt, der ſich jede unangenehme Empfindung zu erſparen wußte und es nicht liebte, Perſonen um ſich zu ſehen, denen er Unrecht gethan. Sie ſelbſt hatten feſtere Stützen bei dem König und durften hoffen, auch wenn ſie ſich vergangen hatten, obenauf zu bleiben. Im Uebrigen iſt es immerhin möglich, daß dieſe Intrigue mit zu der Lauheit beigetragen hat, mit welcher der König ſpäterhin den Statthalter Fürſtenberg und die Fürſtin von Teſchen betrachtete, ſowie ja auch Pflugk, wenn auch in Folge äußeren Andrängens, nach wenigen Jahren entlaſſen, Patkul aber, der vierte Hauptgegner Beichling's, einem noch ungleich härteren Schickſale überantwortet ward.

Der ſpecielle Hergang der Intrigue wird von Harthauſen in folgender Weiſe berichtet, wobei wir zuvor einen Blick auf die Verhältniſſe eines anderen Mannes werfen müſſen:

Johann Friedrich Böttger, geb. zu Schleiz am Sonntag den 5. Februar 1685, der Sohn des damaligen gräflich Reuß-Schleiziſchen Münzkaſſirers Johann Adam Böttger, der ſpäter Münzguardein und dann Münzmeiſter in Magdeburg ward, hatte ſchon von ſeinem Vater eine Richtung auf chemiſche Studien bekommen, und ward dann von ſeinem Stiefvater, dem Stadtmajor, Ingenieur und Conducteur Johann Friedrich Tiemann, in mathematiſchen Disciplinen unterrichtet, und ſchon 1696 zu einem Apotheker in Berlin in die Lehre gegeben. Hier ward er mit mehren Alchymiſten bekannt, warf ſich mit ganzem Eifer auf die Goldmacherkunſt und kam ziemlich früh in den Ruf eines Adepten, der den Stein der Weiſen beſitze[1]). Wie weit er dabei ſelbſt getäuſcht, oder lediglich Täuſchender war, wird nicht mehr zu ermitteln ſein. Daß er, neben einigen begründeten Vorgängen, durch die ſeine Hoffnungen genährt worden ſein mögen und bei denen nicht er der Betrüger war, auch viele Lügen und Windbeuteleien verbreitete, iſt gewiß, und ſeine Lügenhaftigkeit erwies ſich auch ſpäterhin als bedeutend, während man den leichtſinnigen Menſchen, der im Ganzen für ſeine knabenhaften Lügen ſehr ſchwer gebüßt hat, von dem Verdachte eines abſichtlich angelegten, berechneten und weitreichenden ſyſtematiſchen Täuſchungsplanes wol freiſprechen kann. Er ſcheint durch eines jener Arcana, mit denen ſich die Alchymiſten ſelbſt betrogen, indem ſie ſich nehmlich einbildeten, die Metalle verwandelt zu haben, wenn ſie eine mit den damaligen chemiſchen Mitteln ſchwer erkennbare Legirung erzeugt hatten, getäuſcht worden zu ſein, glaubte, Gold gemacht zu haben, ward dadurch in ſeinem Wahne, daß man es machen könne, beſtärkt, ſuchte um ſo eifriger nach dem Wege dazu, erweckte aus Eitelkeit bei Andern den Glauben, daß er dieſen Weg gefunden habe, oder widerſprach doch dieſer Annahme nicht, und als er ſich einmal in dieſes Netz der Täuſchung verſtrickt hatte, log er fort, um ſich aus und in den Gefahren und Nothen zu helfen, welche die unvermeidliche Folge des Rufes eines Adepten waren. Einmal in dieſen Ruf gekommen, hätte ihm alles Ableugnen jener Eigenſchaft nichts gefruchtet, ſondern nur vermehrtes Drängen und Quälen zugezogen. Schon früh mußte er in Berlin dieſe Erfahrungen machen. Der König wollte ihn ſprechen und es hieß, daß eine Unterſuchung bevorſtehe, ob er Betrüger oder Adept ſei. Da er das Letztere nicht war, ſich aber unter Lügen und Täuſchungen dafür ausgegeben hatte, ſo floh er (26. Octbr. 1701), fand Freunde, die den vermeinten Goldmacher, um aus ſeinen Schätzen belohnt zu werden, trotz der 1000 Thlr., welche die preußiſche Regierung auf ſeine Einlieferung geſetzt hatte, verbargen und ihm forthalfen, und kam glücklich nach Wittenberg, wo er ſich unter den Schutz der Univerſität zu flüchten gedachte, zumal er durch Kunkel v. Löwenſtern[1]) an den damaligen Rector, Profeſſor Kirchmayer[2]), empfohlen war. Bald aber kamen die Verfolger. Ein Fähndrich Karl Menzel erſchien mit einem Commando preußiſcher Soldaten (1. Nov.) und beantragte ſeine Verhaftung, die auch verfügt ward, und ſeine Auslieferung. Letzterer auszuweichen, ſah Böttger nun kein Mittel, als eine recht hohe Meinung von ſeinen alchymiſtiſchen Künſten zu erwecken. Der Kreisamtmann zu Wittenberg, Dr. Johann Jakob v. Ryſſel, erſtattete denn auch ſchleunigſt Bericht nach Dresden und verweigerte, ungeachtet eines durch einen zweiten preußiſchen Offizier überbrachten dringenden Requiſitorialſchreibens, die Auslieferung vor eingegangener Reſolution. Auch nach Dresden wurden von Berlin Agenten geſendet, welche die Auslieferung betreiben ſollten, wäh rend Böttger gegen dieſelbe appellirte und ſich namentlich darauf berief, daß er kein preußiſches Landeskind ſei. Dem Kreisamtmann v. Ryſſel wurde preußiſcher Seits Anſtellung im dortigen Dienſte verſprochen, wenn er die Sache zur Zufriedenheit Sr. Kön. Preuß. Maj. befördere, was ihn jedoch nicht in ſeinem klugen und pflichtmäßigen Verfahren irregemacht zu haben ſcheint. In Dresden erregten die wittenberger Berichte nicht wenig Aufmerkſamkeit und Bedenken. Der erſte Bericht kam zunächſt an Ryſſel's Bruder, den Geheimen Secretair Gottfried v. Ryſſel, und durch dieſen an den Kammerrath Georg Gabriel Wichmannshauſen[1]), der dem Fürſten-Statthalter darüber Vortrag erſtattete. Auf der einen Seite wollte man den angeblichen Goldmacher nicht gern aus den Händen laſſen; auf der anderen fand man es doch auch bedenklich, um eines vielleicht nichtsnutzigen Menſchen willen in Conflict mit Preußen zu kommen. Der Statthalter berief den Geheimen-Raths-Director v. Gersdorf[2]), den Kanzler Freiherrn v. Frieſen[3]) und den Feldmarſchall v. Steinau[4]) zu einer Conferenz über die Sache, wobei man übereinkam, an den König zu berichten, die wittenberger Behörden aber zu verſchärfter Bewachung des Arreſtaten anzuweiſen, die Auslieferung deſſelben bis nach Eingang der königlichen Entſchließung zu verweigern und die ganze Sache im tiefſten Geheimniß zu bewahren. Die Ausführung dieſes Beſchluſſes machte namentlich den wittenberger Behörden viele Noth, da von Seiten Preußens nichts unverſucht blieb, den Flüchtling zurückzuerlangen und, wenn auch der Vorſatz des Königs, denſelben förmlich wiederzuerobern, nicht in Ausführung gebracht ward, doch ein Agent nach dem andern erſchien, um unter den verſchiedenartigſten Vorwänden zum Zwecke zu gelangen. Zuletzt wendete König Friedrich I. ſich ſowohl an den Fürſten-Statthalter, als an König Auguſt ſelbſt[1]). Dieſem hatte die Nachricht von dieſen Vorgängen ohnedies ſchon vielfache Unruhe gemacht, und er hatte mit Beichling ſorgfältigen Rath darüber gepflogen. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, was behauptet wird, daß Beichling ihm rieth, den zu ihm Geflüchteten nicht wieder fahren zu laſſen. Denn Beichling huldigte allerdings den geheimen Wiſſenſchaften und hat ſich noch lange nachher, auch durch die mit Böttger gemachten Erfahrungen nicht enttäuſcht, mit ihnen beſchäftigt. Der König verfügte daher (14. Nov.), daß Böttger von Wittenberg nach Dresden gebracht und dort, zwar nicht in Arreſt behalten, aber doch in einem wohlverwahrten Hauſe, „mit ſattſamer Freiheit,“ in Sicherheit gebracht werden ſolle. Er ſolle ſtets von verpflichteten Perſonen, namentlich dem Oberzehentner Papſt[2]), umgeben und beobachtet, nichts Verdächtiges zu

---

[1] Näheres über das alles und ſein ganzes Leben in der Schrift: J. F. Böttger, Biographie aus authentiſchen Quellen von K. A. Engelhardt. Nach dem Tode des Verf. vollendet und herausgegeben von Dr. A. W. Engelhardt, Leipzig, 1837. Sie enthält ſehr reiches Material aus archivaliſchen Quellen, das jedoch kritiſch geſichtet werden muß, da das Meiſte aus Böttger's Munde oder Feder ſtammt und darin Wahrheit und Lüge bunt gemiſcht ſind.

---

[1]) Geb. 1630 zu Hutten im Schleswigſchen, Apotheker, Chemiker, Alchymiſt, lebte, nachdem er als ſolcher bekannt worden, am lauenburgiſchen Hofe, ward dann, durch Baron Frieſen, Geh. Kämmerier des Johann Georg II., laborirte in Annaburg, ging, weil man dem Geldmacher kein Geld zu geben für nöthig hielt, nach Wittenberg, wo er chemiſche Vorleſungen hielt und eine Glashütte in Sanda betrieb, ward nach Berlin berufen, dann 1693 ſchwediſcher Bergrath und als v. Löwenſtern geadelt, und ſtarb 1703 auf ſeinem Gute Dreißighufen bei Berlin. Er iſt durch Entdeckung oder verbeſſerte Herſtellung des Phosphors und des nach ihm benannten Rubinglaſes bekannt.

[2]) Georg Wilhelm K., Prof. der Eloquenz, dabei Chemiker und Metallurg, Sohn des Prof. Georg Kaspar K. zu Wittenberg (geb. 1635 zu Uffenheim, † Sept. 1700), der als Chemiker und Alchymiſt bekannt war.

---

[1]) Er wurde ſpäter geadelt. Sein Sohn, Johann Georg v. Wichmannshauſen auf Tauſcha, † 7. Sept. 1750, als Geh. Kammer- und Bergrath auf ſeinem Gute. Deſſen und der Chriſtiane Magdalene Heidfeld Sohn, Rudolf Friedrich, geb. zu Dresden, 9. Octbr. 1711, ſtudirte Theologie und wurde 1737 Pfarrer in Ortrand, 1739 Superintendent in Liebenwerda, 1753 in Freiburg.

[2]) Nikolaus Freiherr v. Gersdorf bekleidete jene Würde 1686—1702.

[3]) Otto Heinrich Freiherr v. Frieſen auf Rötha, war Geh. R. und Kanzler, † 1717 im 61. J.

[4]) Adam Heinrich Freiherr v. Steinau, erſt in baieriſchen, dann in venetianiſchen, ſeit 1697 in kurſächſiſchen, 1706 wieder in venetianiſchen Dienſten, † 1712 auf ſeinem Gute Zirkau bei Pilſen.

---

[1]) Ueber alle dieſe Dinge viel Specielles bei Engelhardt a. a. O.

[2]) Gottfried Papſt, geb. 30. März 1656, war der Sohn eines Schullehrers zu Mohorn, der Enkel und Urenkel von Predigern an

ihm gelaſſen, ihm keine heimliche Correſpondenz geſtattet, er übrigens glimpflich behandelt, der königlichen Protection verſichert und, unter gütlichem Zureden, über ſeine geheimen Wiſſenſchaften ausgeforſcht werden. Der König von Preußen ſei an Se. Majeſtät ſelbſt zu verweiſen. Böttger's Liquores und dazu gehörige Sachen und Schriften habe man wohlverwahrt nach Warſchau zu ſenden. Mit dieſen Befehlen traf nun der Lehnsſecretair Nehmitz[1]) (20. Nov.) in Dresden ein, ward ſogleich mit den nöthigen Vollmachten ausgerüſtet und holte nun Böttger, im tiefſten Geheimniß und unter den ſtärkſten Vorſichtsmaßregeln, von Wittenberg ab, worauf er zunächſt in Moritzburg dem Fürſten-Statthalter überliefert

---

dieſem Orte. Sein Urgroßvater, Michael Papſt (geb. 1540, † 19. April 1603), hatte neben ſeinem Pfarramte ein ſehr beſuchtes Erziehungsinſtitut geleitet und war der Enkel eines niederländiſchen Flüchtlings, Paul Papſt von Ohain. Unſer Gottfried beſchäftigte ſich von früh an viel mit Mathematik, machte dann größere Reiſen mit den Söhnen des Generals v. Klengel, ward 1698 Oberzehntner in Freiberg, 1703 Titular-Bergrath, 1705 wirklicher Bergrath und Oberbergamtsaſſeſſor, ſtarb zu Freiberg 22. Juli 1729 und ward der Stammvater des adeligen Geſchlechts der Papſt von Ohain. Er war einer der erſten Metallurgen ſeiner Zeit, glaubte zwar an die Goldmacherkunſt, faßte aber bald Mistrauen gegen Böttger und warnte ſpäter den König vor ihm, wenn auch fruchtlos.

[1]) Michael Nehmitz, 1703 Geheimer Cabinetsſecretair, 1705 Hofrath, zuletzt Geheimer Kammer- und Bergrath, geb. 10. März 1670, war ein überaus einflußreicher und vom König ſehr geſchätzter Mann, der ſich mit dem Weſen der Macht begnügte und Andern den Schein derſelben ließ, weshalb er ſich, mit Ausnahme einer vorübergehenden Fährlichkeit bei Abſchluß des Altranſtädter Friedens, unangefochten behauptet hat, während ſo viele vornehme Herren über ihm nach wenigen Jahren des Glanzes ſtürzten. Er war mit einer Tochter des Lehnsſecretair Lichtwehr verheirathet und beſaß das Gut Vogelgeſang. Sein älterer Bruder, Dr. Wilhelm Heinrich N. (geb. 3. Oct. 1668), ward auch bei Böttger's Ueberwachung betheiligt und ſpäter bei der Porzellanfabrik angeſtellt. Ein jüngerer Bruder ward 1712 Oberſter beim Fabrikcommando.

und folgenden Tages (29. Nov.) nach Dresden gebracht ward. Sein erſter Aufenthalt hier, den er ſelbſt ein „honettes Gefängniß“ nannte, ward ihm bald ſo unerträglich, daß er ſich eine Zeitlang wahnſinnig ſtellte und wol vor Deſperation wirklich halb außer ſich geweſen ſein mag. Er wurde ſchon damals auf kurze Zeit auf den Königſtein gebracht, bald aber wieder nach Dresden zurückgeholt, wo nun ſeine Lage, hauptſächlich durch den Einfluß des berühmten Tſchirnhauſen, der viel Geſchmack an ihm gewonnen und ſich vortheilhaft über ihn ausgeſprochen hatte und der ein beſonderer Vertrauter des Fürſten Statthalters war, weſentlich günſtiger geſtaltet wurde. Mit Ausnahme mehrer Freiheit ward ihm jeder Wunſch, jede Laune befriedigt und man ſuchte Alles hervor, was ihn in guter Stimmung erhalten konnte. Der Statthalter überhäufte ihn mit Freundſchaftsbezeigungen und Schmeicheleien und auch der König erwies ihm ſchriftlich alle denkbare Aufmerkſamkeit. Es iſt glaublich, daß ſich Böttger unter dieſen Umſtänden ſelbſt in die Beſchränkungen ſeiner Freiheit hätte finden können, wie er denn gegen die fortdauernden preußiſchen Umtriebe ſelbſt um Schutz bat und, als 1702 ſeine Mutter nach Dresden kam und ihn reclamirte, ſelbſt die Hand bot, ſie zu täuſchen und erfolglos abziehen zu laſſen. Er würde ſich beruhigt haben, ſagen wir, wenn nicht fortwährend die Damokleswolke über ſeinem Haupte geſchwebt hätte: daß er nicht leiſten konnte, was ſie von ihm erwarteten, und daß die Zeit nahe ſchien, wo ihre Geduld endlich reißen mußte.

Harthauſen erzählt nun: der König habe nach ſeiner Rückkehr aus Polen Böttgern befragt und dann dem Großkanzler, der ſich in dieſen Dingen bewandert geglaubt habe, aufgetragen, ihn zu prüfen und ihm ſeine

Anſichten über ihn zu ſagen. Böttger habe ſich dem Großkanzler zu Füßen geworfen, ihm geſtanden, daß er kein Adept ſei, und ihn um Erwirkung ſeiner Freiheit angefleht. Beichling habe dies für einen Kunſtgriff des Statthalters gehalten und Böttgern bedroht, um ihn zum Geſtändniß der Wahrheit zu bringen, dem Könige aber geſagt, Böttger ſei ein Betrüger, deſſen ſich der Statthalter bediene, um den König zu täuſchen. Der Statthalter dagegen und ſeine Cabale hätten auf der einen Seite Böttgern vorgeſpiegelt, der Großkanzler habe ſein Verderben geſchworen und, wenn er ſein Leben retten wolle, ſo müſſe er dem Könige ſagen, daß er Adept ſei. Würde er Beichling außer Stand geſetzt haben, ihm zu ſchaden, ſo würde man ihn dann gehen laſſen, wohin er wolle. Dem Könige dagegen hätten ſie eingeflüſtert: Beichling ſei in Verzweiflung darüber, daß der König einen Goldmacher beſitze und er dadurch entbehrlich werde, und werde alles Mögliche aufbieten, den Menſchen zu beſeitigen. Sie hätten dem Könige mehrmals die Metallverwandlung im Kleinen gezeigt und Böttger hätte ihm ſagen müſſen, daß er maſſenhaft Gold machen wolle, wenn man ihm ein Jahr Zeit laſſe. Denn Böttger habe ſich in ſeiner Angſt dazu verſtanden, dem Könige Alles zu ſagen, was man ihm angab.

Dieſer Geſchichte ſtehen allerdings manche Bedenken entgegen. Zuvörderſt iſt der König während der ganzen Zeit von Böttger's Verhaftung an bis zu Beichling's Sturze nicht in Sachſen geweſen, hat alſo Böttger nicht befragen und ſich nichts von ihm ſagen laſſen können. Die Vertrautheit Böttger's mit dem Könige, in welcher ſeine Reden einigen Einfluß auf letzteren äußern konnten, fällt in eine weſentlich ſpätere Periode. Es findet ſich auch bei Engelhardt, der die Böttger'ſchen Papiere ſorgfältig extrahirt hat, nichts von einer Unterredung Böttger's mit dem Großkanzler, die an ſich allerdings nicht unwahrſcheinlich iſt, deren aber Böttger gewiß gedacht hätte, wenn ſie ſo wichtig geweſen wäre. Nur ſoviel erſieht man, daß der Statthalter Böttger gegen den Großkanzler einzunehmen ſuchte, und ihm über die Ränke deſſelben ſchrieb, wobei jedoch nicht geſagt iſt, daß dieſe Ränke gegen Böttger gerichtet geweſen ſeien. Ferner ergibt ſich, daß Böttger's Mutter ſich eine Audienz bei dem Großkanzler auswirkte und daß ſie, vom Statthalter abgewieſen und nicht zu ihrem Sohne gelaſſen, ein Memorial bei dem Oberconſiſtorium eingab und dadurch die Cabale ſehr in Verlegenheit ſetzte. Engelhardt denkt dabei an den Superintendenten Dr. Löſcher, der ein eifriger Katholikenfeind und deshalb mit dem Statthalter in ewigem Zwiſt geweſen ſei, und von dem man gefürchtet habe, daß er die Sache auf die Kanzel bringen möchte. Indeß damals war Löſcher noch gar nicht Superintendent in Dresden[1], ſondern dies war Dr. Chriſtoph Schrader, und wenn man ſich erinnert, daß der Vater des Großkanzlers an der Spitze jener Behörde ſtand, ſo gewinnt jener Schritt allerdings für die Annahme Bedeutung, daß die Beichlingſche Partei den Böttger, als ein Werkzeug des Statthalters, gern entfernt geſehen hätte. Dagegen wird Harthauſen's Erzählung wol inſoweit unrichtig ſein, als Böttger damals nicht in dem

---

[1] Dr. Valentin Ernſt Löſcher, geb. zu Sondershauſen 8. Jan. 1672, Sohn des Dr. Kaspar Löſcher, der 1718 als Prof. und Generalſuperintendent zu Wittenberg ſtarb und der Kleophe Salome Sittig, in Zwickau, Wittenberg und Jena, wie auf gelehrten Reiſen, gebildet, 1698 Superintendent in Jüterbogk, 1702 in Delitzſch, dann Prof. der Theologie in Wittenberg, 1709 Superintendent in Dresden, † 8. Febr. 1749.

Falle geweſen iſt, als ein actives Werkzeug gegen Beichling zu dienen. Er hat höchſtens paſſiv zu Beichling's Sturze beigetragen, ſofern der König in die Einbildung verſetzt ward, Böttger werde ihm ſoviel Geld ſchaffen, daß Beichling entbehrlich werde. Auch legt Harthauſen ſelbſt kein entſcheidendes Gewicht auf Böttger's Mitwirkung, ſondern ſagt wol mit Recht: Böttger's Ausſagen würden nichts gewirkt haben, wenn Beichling bei dem Könige geblieben wäre, den zu behandeln und ſeine Feinde bei ihm zu durchkreuzen er trefflich verſtanden habe; aber ſeine lange Abweſenheit habe Alles verdorben. Der König wäre Tag und Nacht gegen ihn beſtürmt worden; die Anklagen hätten ſich gehäuft und Niemand wäre entgegengetreten. Man habe dem König zum mindeſten eine Million Thlr. wöchentlich verſprochen. Man habe ihn überredet, daß Beichling neun Millionen beſitze, welche das Jahr über, während deſſen der Goldmacher arbeite, ausreichen müßten. Der Statthalter ſchickte Eilboten auf Eilboten mit großen Denkſchriften gegen Beichling. Pflugk, die Lubomirska, die franzöſiſche und die ruſſiſche Partei in Polen arbeiteten zu dem gleichen Zwecke. Aber nochmals wiederholt Harthauſen: ohne den Goldmacher und die ihm zugeſchriebenen Hilfsquellen würde es Beichling's Feinden ſchwer gefallen ſein, ihn zu ſtürzen, da der König durch Beichling und deſſen großen Credit ſtets Maſſen Geldes bezogen habe, und die Anderen ihm niemals welches hätten ſchaffen können. So habe dieſer Apothekerlehrling, ohne Studien, ohne Geiſt, ohne Benehmen, über das Schickſal eines Erſten Miniſters entſchieden und ſei, wider ſeinen Willen und in ſo außergewöhnlicher Weiſe, zu großen Dingen verwendet worden.

An demſelben 11. April, an welchem der Großkanzler zu Thorn verhaftet wurde, waren zu Dresden ſeine, ſeines

Vaters und ſeiner Brüder Wohnungen verſiegelt und war der Kammerpräſident Kurt Heinrich v. Einſiedel zu Pferde auf den Königſtein, der Hofrath Ritter aber auf den Sonnenſtein gebracht worden, von wo jedoch der Letztere ſchon am 25. April auf den Königſtein überſiedelte[1]. Am 18. April kamen der Großkanzler ſelbſt und ſein Bruder, der Oberfalkenmeiſter[2], ebendahin, während der Kammerherr den Sonnenſtein bezog. Die Rechenberg wird um dieſelbe Zeit auf die Feſtung gebracht worden ſein. Wir haben nirgends eine Nachricht gefunden, daß auch der alte Präſident dahin gekommen wäre, und es wäre möglich, daß man ſich begnügt hätte, den alten Mann in Dresden zu bewachen. Sein am 5. Sept. 1703 erfolgter Tod wurde aber ſeinem Schreck und Kummer über dieſen zweiten Sturz zugeſchrieben. Unter den untergeordneten Agenten Beichling's, die bei dieſer Gelegenheit in Haft und Unterſuchung gekommen ſind, während Andere, mit denen er nicht weniger in Geldſachen verkehrt hatte, unberührt geblieben zu ſein ſcheinen, heben wir den Kriegscommiſſar Bernhard Benjamin Pretten hervor. Derſelbe war Sohn und Neffe höherer Geiſtlichen[3], und ſcheint vielfach in die Beichlingſchen Geldangelegenheiten verwickelt geweſen zu ſein. In einer uns vorliegenden Regiſtratur über eine Conferenz der Unterſuchungscommiſſarien (vom 14. Febr. 1705) handelt es ſich jedoch nur darum, ob gewiſſe Gelder, welche Pretten in Händen gehabt, ihm oder Beichling gehörten, d. h. ob ſie in letzterm Falle confiſcirt werden könnten. Pretten iſt übrigens vor völligem Austrag der Beichlingſchen Sache geſtorben (1708), wie es ſcheint, nachdem er wieder in Freiheit geſetzt worden. — Dem Großkanzler waren während ſeiner Haft monatlich 76 Thlr. aus der Rentkammer ausgeſetzt, dem Oberfalkenmeiſter 64 Thlr. 2 Ggr., v. Einſiedel 64 Thlr. 5 Ggr., Ritter 57 Thlr. 11 Ggr. Wir finden daneben, daß ſie am Tiſche des Commandanten ſpeiſten, wie wenigſtens der Oberfalkenier in der ſpäteren Zeit von ſich ſchreibt (28. Octbr. 1708). Ferner ſcheint für ihre Kleidung beſonders bezahlt worden zu ſein. Nach einer uns vorliegenden Verordnung vom 28. Febr. 1709 ſollten für Waaren, die mit königlicher Erlaubniß zu der Kleidung der beiden Grafen v. Beichlingen ausgenommen worden, 754 Thlr. aus der Rentkammer bezahlt werden. Weiter waren den Gemahlinnen der beiden Grafen jeder

---

[1] Die ihn betreffende Stelle in Bd. II, S. 259 iſt dahin zu berichtigen, daß er wegen der Beichlingſchen Sache auf die Feſtung kam.

[2] Band II, S. 258 dieſer Geh. Geſchichten iſt auf der letzten Zeile des Textes zu leſen 18 ſtatt 10 und S. 259 auf der zweiten Zeile v. o. „Oberfalkenmeiſter“ ſtatt Oberſtallmeiſter.

[3] Sein Vater war Dr. Johann Pretten, eines Böttchers zu Naumburg Sohn, eines Pfarrers Enkel, von niederländiſchen Refugiés ſtammend, in Gera, Halle, Naumburg und Leipzig gebildet, 1659 Rector der Domſchule zu Naumburg, wo er 1663 ins geiſtliche Amt kam, 1681 Superintendent in Schleuſingen, 1684 Oberpfarrer in Naumburg, † 15. März 1708. Er iſt Verfaſſer der

---

Lieder: „Jeſu, liebſter Seelenfreund“, „Jeſu, deine Wunden“. Der Oheim des Kriegszahlmeiſters, Adam Pretten, war Hofprediger in Weimar. Ein älterer Bruder, Johann Raphael, war Med. Dr. und Leibarzt des Königs-Kurfürſten, verbrannte aber 11. April 1704 mit noch 32 Perſonen vom königlichen Hofſtaate bei Petrowin in Polen. Ein jüngerer Bruder, Chr. David, hatte die Rechte ſtudirt, war aber Soldat worden und als Offizier vom Regimente des Prinzen Leopold v. Heſſen-Kaſſel 1704 bei Höchſtädt gefallen. Der jüngſte Bruder, Juſtin Michael, hatte eine weniger glänzende, aber auch weniger gefährliche Laufbahn eingeſchlagen: er war Tuchmacher zu Schleiz. Die Schweſter, Sabine Marie, war mit einem Tuchhändler Johann Ziegenſpeck zu Naumburg verheirathet.

jährlich 600 Thlr. ausgeſetzt. Auch der Lohn der Dienerſchaft ſcheint beſonders bezahlt worden zu ſein, da die Grafen mehrmals in ihren Briefen an den Kammerrath v. Vitzthum, der dieſe Angelegenheiten zu beſorgen gehabt zu haben ſcheint, daran erinnerten. Aus dieſen Briefen wollen wir wenigſtens eine Stelle als charakteriſtiſche Probe hervorheben. Am 19. Jan. 1709 ſchreibt der Großkanzler an den genannten Beamten u. A.:

„Wiewohl ich bis dato ſo wenig als möglich Denſelben meinetwegen zu incommodiren getrachtet, ſo zwinget mich doch vorjetzo die Nothwendigkeit, dieſen meinen Vorſatz zu brechen, denn gegenwärtige und bevorſtehende Witterung bei meinen Ausgang in die Kirche und zum Tiſche einen guten Mantel erfordern, wollte ich alſo gebeten haben, von meinen zurückgelaſſenen einen mit förderlichſt anzuſenden, oder wenn dazu nicht ſogleich zu kommen, einen anderen von guten rothen Scharlachtuch etwas proper verfertigen zu laſſen. Desgleichen iſt meine matraze, ſo ich anſtatt eines Deckebettes und in die 8 (?) Jahre gebrauchen müſſen, gänzlich zu Grunde gegangen, daß ich alſo einer andern höchlich benöthiget, hierzu nun wird eine mit Baumwolle genähete Decke von 5 Ellen in der Länge und 4½ in der Breite nach meinem hieſigen Schlafbette erfordert, nebenſt zugehörigen Tüchern, auch iſt etwas Leinwand zu Unterhemden mir ſehr unentbehrlich."

Er brauche zwar noch mehr, fährt er fort, Schlafrock, Handtücher u. dergl., indeß wolle er ſich gern noch behelfen, wie er ſich, Vitzthum's eigenem Zeugniß nach, „faſt in die ſechs Jahre auf das allergenaueſte zu behelfen geſuchet," um „ſowohl Königl. Maj. als einer hochlöblichen Kammer nicht allzuviel Unkoſten zu verurſachen," weshalb er auch jetzt vorſchlage, die ſpecificirten Dinge aus ſeinen zurückgelaſſenen Effecten zu entnehmen.

Sein jüngſter Bruder, der Graf Johann Siegfried, den man als gänzlich unſchädlich befinden mochte, kam bald wieder los und erfuhr ſogar inſofern eine Begünſtigung, als ihm das Gut Baſelitz, das er zeither mit den Brüdern gemeinſchaftlich beſeſſen, zueigen gegeben wurde, ohne, wie es ſcheint, die Rechte der Brüder daran vorzubehalten. Auch Einſiedel wurde im December 1707, nach geleiſteter Urphede, in Freiheit geſetzt. Die Rechenberg war durch die Coſel freigebeten worden. Gegen den Großkanzler, den Oberfalkenmeiſter und den Hofrath Ritter, deſſen juriſtiſche Gewandtheit man fürchtete, ging der Proceß fort, und wurde die Unterſuchung durch die dazu committirten Dr. Johann Burkardt Freyſtein und Amtmann Georg Andreas Conradi[1]) zu Dresden geführt.

Den Gegnern des Großkanzlers war natürlich daran gelegen, ihn für immer ungefährlich und zugleich für die auffällige Art ſeines Sturzes auch recht auffällige Gründe geltend zu machen. Es waren daher möglichſt viele und ſchwere Klagpunkte gegen ihn zu erheben und dabei weiter keine Rückſicht darauf zu nehmen, ob ſie erwieſen ſeien oder nicht. Man brauchte jedoch, vielleicht um den Schein zu erwecken, daß man auf Unterſuchungsergebniſſen fuße, immerhin beinahe drei Vierteljahre, um dem Publicum die Gründe darzulegen, die das Verfahren gegen den Großkanzler erklären ſollten. Dies geſchah durch ein Placat vom 29. Dec. 1703, das in der Leipziger Zeitung veröffentlicht, in allen Poſthäuſern Sachſens und Polens angeſchlagen und ſogar in Gaſthöfe, Wein- und Bierhäuſer vertheilt wurde, und worin es hieß:

---

[1]) Er wurde ſpäter Appellationsrath, beſaß Niederauerbach bei Zwickau und iſt 5. Febr. 1718 geſtorben. Von einem Halbbruder deſſelben ſtammte der 1758 verſtorbene Pfarrer Johann Friedrich Conradi zu Fürſtenwalde bei Annaberg.

„Es iſt Land- und Reiches-, wie auch faſt aller Orten auſer demſelben kundig, wasmaaſen Ihro königl. Maj. in Polen ꝛc. ſich vor einiger Zeit gemüßigt gefunden, Dero geweſenen oberſten Cancellar, und geheimen Rath, Wolff Diettrichen Grafen von Beichlingen in Arreſt nehmen und auf Dero Bergveſtung Königſtein bringen zu laſſen, nachdem Sie ihn vorhero zu ſolchen Dignitäten erhoben, und mit beſonderm, in ihn geſetzten Vertrauen und Zuverſicht zu ſeinen unintereſſirten Dienſten, mit unzähligen Wohlthaten begnadigt, da er im Gegentheil ſich ganz ungleich aufgeführt, und groſe Malversationes auch Untreue verübet: immaaſen ſich hervorgethan, wie beſagter Graf allerhand nekromantiſche Künſte gebraucht, expreſſe Leute deshalben unterhalten, auch ſich derſelben gegen S. kön. Maj. höchſteigne Perſon ſelbſt gefährlicher Weiſe und Andere, ſo er vor ſeine Feinde gehalten, zu bedienen intentionirt geweſen, auch ander Ihro kön. Maj. die Regierung Dero Kurfürſtenthums und Lande, unter dem Prätext einer anderweitigen Adminiſtration, bey welcher er ſich ſelbſt gebrauchen laſſen wollen, zu entziehen getrachtet, dann fernerweit ſich unterſtanden, zum höchſten Mißbrauch Ihro kön. Maj. Autorität, auch zu Dero merklichen Schaden unterſchiedene Correſpondencen, Schreiben, Berichte und andere zu Dero Wiſſenſchaft und eigenhändigen Empfang gehaltene geheime Sachen zu hinterhalten und zu unterſchlagen. Nicht weniger die ihm zugekommenen Vorträge entweder mit nicht gehöriger Treue, Aufrichtigkeit und Vorſtellung gethan, oder ſelbige ganz und gar liegen laſſen und dadurch groſe Ungerechtigkeit ausgeübt. Ferner die von Ihro kön. Maj. ihm auf ſein Verlangen zu gewiſſen Expeditionen ausgeſtellten Blanquette ſchädlich gemißbraucht, und auf viele derſelben ohne Ihro kön. Maj. Verwiſſen Sachen zu Dero Nachtheil oder Andern zum Schaden extendiren laſſen, welches Alles deſto ungehinderter zu vollbringen er D. Rittern, als deſſen Ausarbeitungen, Aſſiſtenz und Cooperationen er ſich ſonderlich zu bedienen gewußt, eine ganz ungewöhnliche Inſtruction wider alles Herkommen Sr. kön. Maj. Collegiorum und Cancelleien, auch anderer Beſtallungen zur Ausfertigung gebracht, vermöge welcher derſelbe von Niemanden anders, als von ihm dem Grafen von Beichlingen, dependiren, auch Geſchenke anzunehmen befugt ſeyn ſollen. Allermaaſen er nun durch alle dergleichen Practiquen nichts anderes, als ſich groß zu machen, auch ſein eignes Intereſſe zu verſtärken geſucht: Alſo hat er zu deſto beſſerer Behauptung die kön. Caſſen allerſeits mit ſeinen Privat-Intraden vermenget und dieſelben mit der gröſten Confuſion adminiſtriren, falſche Rechnungen führen, und ſelbige wider beſſer Wiſſen und Gewiſſen endlich beſtärken laſſen, Ihro kön. Maj. hingegen jederzeit eines von ihme gethanen ſtarken Vorſchuſſes verſichert, zu keinem andern Ende, als damit er die Diſpoſition über die königl. Revenüen behalten möge. Wie er denn, Ihro Kön. Maj. und männiglich diesfalls zu blenden, ein abſonderlich Comtoir auſerhalb Landen aufzurichten vorgehabt, um deſto ſcheinbarer vorſtellen zu können, als ob er anderwärts ſich Geldes zu Ihro Kön. Maj. Bedürfniß erholen müſſe. Wobey er ſich nicht entblödet, Ihro Kön. Maj. vorzuſchlagen, daß Sie nach ſeiner Rechnungsart es in Zukunft in Dero Landen ebenfalls halten und Dieſelben einführen laſſen ſollten. Er hat ſich auch hiernächſt gewiſſer Honneurs angemaaßt, welche ein dabey geführtes nachdenkliches Abſehen allerdings an den Tag legen, indem er ſich nicht geſcheut, theils bey Ausfertigung einiger Befehle, Verordnungen oder anderer Expeditionen ſeinen Namen an diejenige Stelle, wo Ihro Kön. Maj. ſonſt dergleichen Unterſchrift zu thun pflegen, zu ſchreiben, theils auf eine gewiſſe, unter Dero höchſten Namen ausgeprägte Münze das Danebroger Ordens-Band und Creuz zu ſetzen, theils auch über das von der kaiſ. Maj. ihm verliehene gräfliche Wappen einen Fürſtenhut aufzuſetzen. Inſonderheit aber hat er ſich unternommen, eine Genealogie verfertigen zu laſſen, vermittels welcher er ſeine Ahnen und Vorfahren aus dem Wittekindiſchen Stamm und ſächſiſchem Hauſe entſproſſen zu ſeyn, erweiſen laſſen wollen, welches doch an ſich ſelbſt, vermöge bekannter Hiſtorien, ein offenbares Falsum.

Bey Ausmünzung der rothen Sechſer, von welchen Ihro Kön. Maj., wiewohl auf ſeine Vorſtellung, nur ein gewiß Quantum zu münzen verwilliget, iſt daſſelbe wider Dero Wiſſen und Willen bis an 6 Tonnen Goldes geſteigert worden.

Nicht minder liegt am Tage, was vor Alienationes groſer Stücken Landes, ja Provinzen, oder deren Jurium, theils wirklich vollzogen, theils noch weiter von ihm intendiret worden, bey welchen allen ſich groſe Malversationes, auch capitale Verbrechen erweiſen, indem etliche das Votum und Seſſion in Imperio zu groſem Nachtheile Ihro kön. Maj. und Churf. Durchl. Staates zugeſtanden und dazu cooperirt, etliche ganze Provinzen und Stücke Landes, theils mit Abdication aller Jurium, theils nur pfandſchaftsweiſe und antichretice, theils auf ſchädliche Wiederkäufe übergeben und abgetreten werden ſollen, etliche auch wirklich ohne Conſideration ihrer Würde und Wichtigkeit, umb ein geringes Pretium, etliche Aemter, Güter und andere Revenues gar mit nachtheiligen Conditionen, oder vor illiquide Vorſchüſſe, an ihn, den Groscancellar ſelbſt, verkauft und von ihm ſich zugeeignet worden, durch welche Alienationes allerſeits er groſe Summen Geldes profitirt, ſich aber damit nicht vergnügt, ſondern noch mehrere dergleichen Landes-Verkaufungen bis auf 4 Millionen aufs Tapet gebracht hat.

Das Ihro Kön. Maj. und Dero Churfürſtenthum und Landen allein zuſtehende Jus belli et pacis hat er zu ſchwächen, ſich gleichfalls unterſtanden, hierüber einen ſimulirten ſchädlichen Umſchlag über ein Stück Landes zu kön. Präjudiz getroffen, auch ſonſt die Verfaſſung des Landes turbiret und an dem kön. Statthalter im Churfürſtenthume Sachſen, dem Fürſten von Fürſtenberg, ſich durch verbotene Mittel vergriffen.

Nebſt andern Falsis kommt auch vor, daß er eines auswärtigen Ministri Hand nachmachen, und in deſſen Namen falſche Dinge ſchreiben, auch ſolche nachgehend bekannt werden laſſen.

Es weiſen ferner die durch ihn ausgefertigten vielen Reſcripte und andere Resolutiones ſeine böſen Anſchläge und vorgehabte ſchädliche Abſichten, welche ſeine üble Conduite und das von ihm geführte untreue Ministerium deſto mehr beſtärken, denn nachdem er ſeine meiſte Zeit auf verbotene Künſte, delicioſes Leben und andere Zeit verderbende Verrichtungen geleget, daneben ſich auch gros und reich zu machen, ſein einiger Vorſatz geweſen; So ſeynd Ihro Kön. Maj. Affaires dadurch vielfältig verſäumet, Dero Interesse an unterſchiedenen fremden Höfen nicht beachtet, importante Staats- und Geld-Sachen ſeinem Bruder, dem geweſenen Oberfalkenmeiſter und der Freifrau von Rechenberg anvertrauet, wichtige Concepte durch fremde Perſonen gemacht worden, dererſelben die wenigſten revidiret und die Extenſion auf die von Ihro Kön. Maj. erhaltene Blanquette verrichten laſſen.

Da er nun durch dergleichen Proceduren ſowohl für ſich als ermeldten ſeinen Bruder ein groſes Geld gewonnen, So hat er hingegen ohne Geld wenig, vor Geld aber deſto ungerechtere Sachen expediret. In Juſtiz- und Policey-Sachen hat er durch Ertheilung von Abolitionen, Moratorien, Monopolien, Privilegien, Protectionen, Promotionen, welche meiſtentheils absque praevia causae cognitiones, blos um Geld davon zu ſchneiden, theils von ihme mit ungleicher Vorſtellung vorgeſchlagen, theils approbiret, theils auf Blanquette, ohne Ihro Kön. Maj. Vorwiſſen extendiret worden, denen Commercien und Publico einen groſen Schaden gethan.

Nicht minder iſt auch Kön. Maj. in Oeconomicis ein unerſetzlicher Ruin verurſachet worden, da er nicht allein Dero Salz- und andere Intraden in Polen mit groſer Untreue adminiſtriret und dadurch zu groſen Schaden geſchmälert hat, ſondern auch die kön. Churſächſ. Cammer durch vielerley verderbliche, unüberlegte Veräuſerungen unterſchiedlicher Cammergüter und Gefälle, Aufhebung derer Amts-Capitalien und andere untreue Verordnungen zum höchſten geſchwächt, immaaſen er alle aus denſelben kommenden Revenues ſowohl was Ihro Kön. Maj. aus der Ober-Steuer-Einnahme, als der General-Kriegs-Caſſe zu erheben gehabt, zu ſeiner Caſſe liefern und ſich daſelbſt mit groſem Wucher verzinſen laſſen. Immaaſen er auch die Verhandlung derer Steuer-Aſſignationen mit groſen Intereſſen, wie auch die Anticipationes auf künftige Revenues und andere höchſt verderbliche Umſchläge zu groſem Schaden des Landes, derer Commercien und Credits eingeführt.

Gleich wie nun Se. Kön. Maj. ſolches alles weiter und genauer zu unterſuchen, eine gewiſſe Deputation niedergeſetzet, auch, nach vollführter Inquiſition eine gerechte und exemplariſche Beſtrafung ergehen zu laſſen nicht anſtehen werden; Alſo iſt immittelſt dieſes hiermit zu männigliches Wiſſenſchaft unter dem vorgedruckten Churf. Sächſ. Cancelley-Secret zu bringen vor gut befunden worden.

Gegeben zu Dresden am 29. Decbr. Anno 1703.

L. S.

Wenn eine Regierung eine derartige Anklageſchrift erläßt und wenn ſie dieſelbe in ſo ungewöhnlicher Weiſe zur Oeffentlichkeit bringt, ſo muß man, bei einiger Beſonnenheit und einiger Achtung vor dem Scheine der Unparteilichkeit und Gerechtigkeit auf Seiten der Handelnden, erwarten, daß ſie ſich bewußt ſeien, jedes Wort in der Klagſchrift beweiſen zu können. Auch kann eine Regierung ſo ſchwere Anklagen in ſo ungewöhnlicher Oeffentlichkeit nicht wohl erheben, ohne, wenn ſie irgend begründet befunden werden, denſelben diejenige Folge zu geben, die das geſetzliche Recht an die Hand gibt und die auch in dem Schlußworte jenes Placates in beſtimmteſte Ausſicht geſtellt war. Freilich zeigte ſchon die Sprache dieſes Actenſtückes, welche vielfach ungemeſſen, leidenſchaftlich, an einigen Stellen geradezu gemein iſt, unverkennbar an, daß ſeine Verfaſſer nicht von Beſonnenheit und wenigſtens anſcheinender Unparteilichkeit und Gerechtigkeitsliebe geleitet waren, daß nicht Rechtsſinn und patriotiſches Intereſſe, ſondern perſönliche Feindſchaft und gehäſſige Abſicht dieſe Worte dictirt hatten. Auch in dem materiellen Inhalte der Anklage finden ſich manche Punkte, bei denen ſich von vornherein das Ungereimte und Unbegründete erkennen läßt, oder wo die Entkräftung der Beſchuldigung ſehr nahe liegt. Auch gehen Anklagen, die einer juriſtiſchen Behandlung fähig waren, mit andern durch einander, bei denen dies nicht der Fall iſt, und wenn der Charakter, die Lebensweiſe, die ganze Geſchäftsthätigkeit Beichling's in ſo gar ungünſtigem Lichte dargeſtellt werden, ſo hatten die Verfaſſer des Placates vergeſſen, daß ſie damit ein mißliches Streiflicht auf den König warfen, der einem ſolchen Manne verſchiedene Jahre hindurch ein ſo ungemeſſenes Vertrauen geſchenkt hatte, während ihm doch ein großer Theil der hier beregten Umſtände, falls ſie begründet waren, nicht unbekannt geweſen ſein konnte. Der Großkanzler hat dieſer Anklageſchrift eine Apologie entgegengeſetzt, der er natürlich nichts weniger als dieſelbe Verbreitung geben konnte und durfte, dies auch wol niemals beabſichtigt hat. Wir haben dieſelbe vollſtändig nie zu Geſicht bekommen können, wie ſie denn weder den gründlichen Geſchichtſchreibern Sachſens Weiße und Gretſchel, noch dem ſo ſorgfältigen Bibliographen der ſächſiſchen Geſchichte, Weinart, zugänglich geweſen zu ſein ſcheint. Denn der Letztere gedenkt derſelben gar nicht und Weiße und Gretſchel führen nur die beiden Stellen daraus an, welche Klotzſch, der die ganze Apologie in Händen gehabt hat, in ſeiner ſächſiſchen Münzgeſchichte (II, 750 fg. 754 fg.) hat abdrucken laſſen[1]). Die Eine darunter wenigſtens betrifft eine weſentliche und eine der ſchwerſten Anklagen, und die Art, wie der Graf ſich dagegen rechtfertigt, läßt uns ſchon um ſo deutlicher auf den Charakter der ganzen Apologie ſchließen, je mehr ſich derſelbe Charakter auch in alle den zahlreichen vertrauten Briefen und Concepten des Grafen ausſpricht, die uns vorliegen und in denen er gelegentlich auf ſeine Proceßſache kommt. Ueberall treffen wir dieſelbe Sicherheit, dieſelbe Vertrautheit mit allen Punkten der Angelegenheiten, daſſelbe unumwundene Abweiſen der Anklagen, und daſſelbe Berufen darauf, daß das Vorgefallene auf ausdrücklichen Befehl des mit dem ganzen Stande der Sache genau bekannten Königs geſchehen ſei, eine Schutzrede, welche in jenen Zeiten natürlich unbedingt durchſchlagend war. Jene Stelle bezieht ſich auf die Anklage, die Ausmünzung der rothen Sechſer, die auch Seufzer genannt wurden, angerathen und dieſelbe eigenmächtig geſteigert zu haben. Er ſagt darauf:

„Deſſen Ungrund iſt E. K. M. ſo gut bekannt, daß es ſonderbarer Deducirung nicht bedarf. Denn Anfangs iſt es E. K. M. erinnerlich, daß die erſte Ausmünzung bis auf 200,000 Thlr. hoch, wegen Anſchaffung gewiſſer Juwelen, von dem Reſident Lehmann unmittelbar ausbracht, und ohngeachtet ich durch den Kammerrath Witzleben und Hofrath Rittern gedachten Judens erſte Propoſition unterſuchen laſſen und, weil ſie es dissuadiret, E. K. M. die dabei waltenden Bedenklichkeiten allergehorſamſt vorgeſtellet, von Deroſelben proprio motu dennoch bewilliget, auch die Expedition von Dero Kammer-Bedienten erinnert und ſollicitiret worden, unter andern vornehmlich mit aus der Urſache, weil Brandenburg, als der nächſte Nachbar, dergleichen in ſeinen Landen mit guten Nutzen von langen Zeiten her thäte, und ſonſt mit deſſen Sechſern und Dreyern, im Mangel genugſamer Scheidemünze, Dero Sächſiſche Lande angefüllet und hierdurch der erſtern Intereſſe, ohne Ew. K. M. geringſte Avantage, befördert würde 1). Nichts minder iſt die andere Ausmünzung abermals auf 280,000 Thlr. doch von E. K. M. ſelbſt, auf des Reſident Lehmanns weiteres Anhalten, nachdem der Geheimde Rath von Einſiedel, durch ſeinen Bericht, daß wegen vorgehender Ausmünzung kein ſonderlicher Schade zu ſpüren ſei, zu erkennen gegeben, angeordnet, und demſelben hierzu, weil Sie die Sache nicht publique machen wollen, ein Decret unter Dero allerhöchſter Hand ertheilet worden, wovon auch die Abſchrift ſelbſt bei den Acten enthalten. Geſtalt ferner E. K. M. nicht allein von beiden Ausmünzungen den accordirten Schlägeſchatz an 236,000 Thalern wirklich genoſſen, ſondern auch in eigner höchſter Perſon mit dem Reſident Lehmann zu Thoren, und zwar auf originale Production der von dem Münzmeiſter, über das ſämmtlich ausgemünzte Quantum ertheilten pflichtmäßigen Beſcheinigung ſich berechnet, worüber die durch den Geheimden Secretarium Weſenig gefertigte ausführliche Regiſtratur bei dem Archive noch befindlich ſeyn muß. Da nun beiderlei auf E. K. M. eigene Anordnung erfolgte Ausmünzung zuſammen auf 560,000 Thaler läuft, wozu noch 31000 Thaler kommen, ſo der Gewohnheit nach aus den überbliebenen Schrieben, auf der Kammer Befehl und Vorſchlag, wie ſolches der Münzmeiſter in Actis ſchon ebenfalls deponirt, zu ver-

---

[1]) S. auch Köhler, Hiſtoriſche Münzbeluſtigungen, XVII, 202 ff.

---

1) Auch der wackere Klotzſch macht bei dieſer Gelegenheit (S. 756) auf die Inconſequenz der Volksmeinung, dergleichen ja wol auch heute vorkommt, aufmerkſam, wornach man ſich äußerſt, und an ſich mit Recht, über die inländiſchen Scheidemünzen jener Prägung entſetzte, eine ſelbſtgemachte Valvation der „Seufzer“ ertrotzte und ſie allmälig auf den allergeringſten Werth der Spielmarken herabſetzte, die ebenſo ſchlechten brandenburgiſchen Stücke aber ohne Widerrede nach vollem Nennwerthe nahm, ja als dieſelben drei mal von der Regierung verrufen wurden, ſich nicht daran kehrte, ſondern ſie noch lange Zeit fortnahm.

thigem Münzverlag, ausgemünzet worden; Wie kann denn alſo, bei ſo geſtalten Sachen, geſaget werden, daß ſolches auf meine Vorſtellung geſchehen, ja gar das Quantum wider E. K. M. Wiſſen und Willen bis an die 6 Tonnen Goldes geſteigert werden ſei?“

Es war uns bis vor kurzem, außer dieſer und einer weniger erheblichen, noch zu erwähnenden Stelle, etwas Weiteres von dem Inhalte der Apologie nicht bekannt, und wir verſuchten, nach der Analogie dieſer Stellen, nach den uns bekannten geſchichtlichen Thatſachen, nach den uns vorliegenden Briefen, Concepten, Inſtructionen, Rechnungsaufſätzen des Großkanzlers, und mit Rückſicht auf den ſchließlichen Ausgang der Sache diejenigen Gründe zuſammenzuſtellen, von denen wir vermutheten, daß er ſeine Vertheidigung darauf geſtützt habe. Wir hatten den Aufſatz bereits beendigt, als uns die Abſchriften verſchiedener und beſonders wichtiger Abſchnitte der Apologie gütigſt mitgetheilt wurden, und ziehen es nun natürlich vor, die eignen Worte des Großkanzlers zu geben, da zudem der ganze Ton der Schrift auch ſein Bezeichnendes hat.

Jedenfalls einer der erheblichſten Anklagepunkte war der die Veräußerungen und Verpfändungen einzelner Landestheile betreffende. Hierüber ſagt der Großkanzler:

„Umb nun 15tens darauf zu kommen, was man wegen der Alienationen dem Patente einverleibet, daß nehmlich »am Tage liege — gebracht hat«,

So iſt dieſer Artikel abermals mit ſo vielen Affecten, ferner denen mich nichts angehenden factis und Unwahrheiten angefüllet, auch mit allem Fleiß ſo verworren vorgeſtellet, daß es nicht zu beſchreiben. Denn was Anfangs die Alienationes ganzer Provinzien und was dem anhängig betrifft, ſo kann ſolches mich deswegen nicht treffen, weiln einige Veräußerungen ganzer Provinzien von mir nicht geſchehen, ſondern wie das Lauenburgiſche noch vor der Zeit meines Ministerii, durch den Grafen Löwenhaupt, und hernach durch die Geheimen Räthe Knoche und Boſe an Churhannover überlaſſen, alſo iſt auch der Handel mit Gotha über das Amt Borna und ferner das Negotium wegen der Stifte Merſeburg und Naumburg durch den damaligen Biſchof von Raab, itzigen Cardinal von Sachſen-Zeitz[1] dirigiret und ohne mein Zuthun geſchloſſen worden. Was nun den letzten Handel wegen der Stifter ganz allein concerniret und was wegen des Voti und Session in Imperio, ſo zu großen Nachtheil des Churfürſtl. Staats hätte zugeſtanden werden ſollen, in dem Patente mit angeführet, und vor ein Capital Verbrechen ausgegeben wird, ſo mögen diejenigen, ſo dergleichen tractiret[2], ſich deſſen annehmen, mich aber gehet ſolches im geringſten nicht an, da ich nicht allein nichts damit zu thun gehabt, ſondern es auch hernach bey meinem Ministerio vielmehr aufhalten und verhindern helffen. Geſtalt als ao 1701 Ew. K. Mjt. dem Herzog von Sachſen-Zeitz bey deſſen perſönlicher Anweſenheit in Warſchau, vermöge durch gedachten Biſchoff von Raab engagirten Verſprechens, ein anderweitiges Rescript an Dero Geſandten nach Regensburg diesfalls zu ertheilen ſich nicht entbrechen mögen, ich nicht desistiret, bis Ew. K. M. eine Contre Ordre in Geheim ergehen laſſen, welches, da nöthig, ſowohl durch vermelten Geſandten[3], als auch durch die bey der Canzley vorhandene Nachricht genüglich darzuthun.

Was nun folgends die ganze Zeit über von mir, kraft habenden Befehls und Plenipouvoirs, wirklich veräußert worden, beſtehet in nichts mehr als erſtlich in Wiederkaufflicher Ueberlaſſung des an ſich geringen Ortes Gräfenhaynchen an Ihre Hoheit von Oranienbaum[4] auf gewiſſe Jahre, davon die meiſten ſchon verfloſſen ſind, und wie der jüngere Herr Geheime Rath von Heymb dieſes Negotium mit tractiret, alſo wird derſelbe bezeugen können, daß dabey nichts ungebührliches vergegangen, ſondern alles auf das Höchſte als nur möglich getrieben worden. Zumaaßen auch Ew. K. M. ethanen Wiederkauf durch Dero ertheilte confirmation allergnädigſt pprobiret und beſtätiget. Das 2te betrifft eine Cession gewiſſer urium an Schwarzburg, welche wegen des, bei dem Cammergerichte ieſfalls anhängig geweſenen Proceſſes mehr pro transactione et redemtione litis, als eine wirkliche Veräußerung zu achten, da zumal nexus feudalis als das Hauptwerk¹) in salvo blieben, und berdies Ew. K. M. an Capital ein weit höheres dafür bekommen, ls es in der That niemals genutzet worden, ich auch hierbey weiter ichts vorgenommen, als was Ew. K. M. ſelbſt beliebet, da Sie mit, auf daß Dero bey Polangen in gewiſſem Abſehen damals ſtehende Trouppen nicht Mangel leiden, ſondern die unentbehrlich thigen Gelder erlangen möchten, damit zuzuſchlagen, durch münd- iche und ſchriftliche Ordre, davon die letztere unter meinen Scrip- uren noch vorhanden, ausdrücklich anbefohlen, wie Sie auch hernach durch Dero eigene Confirmation das ganze Werk wohlbedächig autoriſiret, und weil hiernächſt dieſen Handel die damals E. K. M. am beſten bekannten Conjuncturen und Noth veranlaſſet, as dafür gefallene Geld auch, wie bereits angeführet, zum Behuf er Miliz und des Liefländiſchen Dessins (ſo ich doch übrigens nicht ingerathen gehabt) würcklich angewendet worden, ſo hat der Auctor

---

[1] Hieraus ergibt ſich, daß die Apologie nach dem Jahre 1707 verfaßt wurde.

[2] Es bezieht ſich dies darauf, daß der König in einem Receſſe von 1698 dem Herzog Moritz Wilhelm von Sachſen-Zeitz das Recht zugeſtanden hatte, wegen des Stiftes Naumburg um Sitz und Stimme auf den Reichstagen nachzuſuchen. In dem Vergleiche vom 19. März 1711 verzichtete der Herzog darauf.

[3] Graf Georg von Werthern auf Frohndorf, ſ. Th. VII, S. 112

[4] Die verwitwete Fürſtin von Anhalt-Deſſau, Henriette Katharina, eine Tochter des ruhmwürdigen Heinrich Friedrich von Naſſau-Oranien, geb. 10. Febr. 1637, verm. 9. Juli 1659 mit Fürſt Jo-

---

ann Georg II., Witwe 17. Aug. 1693, † 3/4 Nov. 1708. Sie war e Mutter des berühmten Fürſten Leopold.

¹) Daß er das nicht war, hat freilich die Folgezeit gelehrt. Es andelt ſich hier um den Receß vom 18. Dec. 1699, worin Sachſen der That ſeiner Landeshoheit über Schwarzburg entſagte und blos e Lehnshoheit beibehielt. Es bekam dafür 100,000 Thlr. Der Widerſpruch der Landſtände und der Stolberge bewirkte einige Modi- cationen, die in dem Nebenreceß vom 17. März 1700 ausgeſprochen aren. Aber auch dieſe ließ man (12. Juli 1702) gegen anderweite 00,000 Thlr. fallen. Nochmals erneuerten die Landſtände, die Stolberge nd die Erneſtiner ihre Einſprachen und Beſchwerden, worauf nach ngen Verhandlungen der Receß vom 8. Oct. 1719 denn doch einen heil der aufgegebenen Rechte herſtellte und für die Stolberge den r 1699 beſtandenen Status erneuerte.

des Europäiſchen Herolds [1]) ſeinen Willen darinnen ziemlich ausgeübet, wenn er der Welt glauben machen wollen, es ſey ſolches Geld nicht in Ew. K. M. Nutzen verwendet worden, ſondern in andere Caſſen verfallen. Das übrige, ſo von mir in hoc passu geſchrieben, beſtehet in lauter Tractaten, Projecten und Vorſchlägen, welche, wie ich ſie wegen damaliger Läufte, da von Ew. K. M. ich mit der ſtetigen ſtarken Geld-Anſchaffung chargiret geweſen, und hierunter allzeit parat ſeyn ſollen, auf Befehl zwar vor die Hand nehmen, und in Zeiten entamiren müſſen, auf daß auch bey ereignetem Mangel und hierdurch etwa unterbrochenen desseins, mir die Schuld nicht beygemeſſen werden möchte; Alſo habe ich darinnen noch weniger gethan, als E. K. M. ſelbſt vor gut befunden und beliebet, immaaßen Dieſelben unter andern den mit Chur Mainz wegen Erfurth vorgewieſenen Handel zu vollziehen allergnädigſt anbefehlen, ich aber dennoch ſolches unterlaſſen, und vorher auf alle andere Art Rath zu ſchaffen geſuchet, wodurch ſelbiges auch vermieden blieben. Gleichwie Sie auch das mit Weißenfels projectirte negotium wegen der Thüringiſchen Schriftſaſſen [2]), wozu ich meines Orts nicht rathen wollen, aufn Nothfall in suspenso zu laſſen ausdrücklich ordiniret, woraus meine in dieſem Stücke gebrauchte Praecaution zur Gnüge erhellet, da ich übrigens mit den Sachen ſelbſten, obgleich ſelbige außer meiner Function geweſen, und ich es ſo vielfältigemal depreciret, nicht verſchonet werden mögen, und iſt Ew. K. M. am beſten bekannt, es werden es auch die unter meinen Scripturen befindlichen Briefe von Dero eigener Hand klärlich zeigen, wie ſehr Sie mich hierunter von Zeit zu Zeit preſſiret, ſo, daß Sie mir, Geld herzuſchaffen, injungiret, und koſte es auch, was es wolle, ja wenn es auch das halbe Churfürſtenthum koſten ſollte, dagegen ich die Veräußerungen ſoviel möglich menagiret, und dennoch ſo große Summen zu vielen Tonnen Goldes geliefert, daß es, wie ich ſolche aufzubringen vermocht, mehr zu bewundern, als zu blamiren und zu taxiren iſt. Daß ich auch mehrere dergleichen Landes Verkaufungen bis auf 4 Millionen aufs Tapet gebracht hatte, wird ebenfalls zur Ungebühr ſo übel ange-

---

[1]) Moſers Arch. f. Th. VII, S. 166.

[2]) Dieſe waren dem Kurfürſten vorbehalten, und Weißenfels würde wol etwas daran gewendet haben, ſie auch unter ſeine Hoheit zu bekommen.

eben, geſtalt es damit eine ganz andere, und dieſe Ew. Königl.
. wohlbekannte Bewandniß hat, daß, als die Schweden zu aller
ins Herz von Pohlen eingedrungen und E. K. M. eine zu
liche Macht denenſelben entgegenzuſetzen ſich genöthiget geſehen,
zu zeitiger Aufbringung der hierzu erfoderten Mittel, mir be
n, alle und jede nur vorgekommene Offerten und Vorſchläge
inen Aufſatz zu bringen, welches ich auch bewerckſtelliget, nicht
ſolche alle, wie im Patent mit Unwahrheit praesupponiret
, werckſtellig gemacht werden ſollen, ſondern damit Ew. K. M.
vielen ausleſen möchten, was Sie ſelbſten am convenabelſten
n würden, wie Sie auch gethan und darüber mit dem Herrn
thalter zu Warſchau perſönlich communiciret, der es nicht
vor ſehr gut befunden, ſondern auch ſelbſt unterſchiedenes
n zum Effect zu bringen übernommen. Nachdem er aber in
amer Zeit nichts praestiret, ſo habe ich endlich abermals
nogel ſeyn, und auf E. K. M. ernſtliches Anſinnen nolens
as dieſes onus auf mich nehmen müſſen, es auch zu E. K. M.
gnädigſtem Wohlgefallen, wie Sie damals öffentlich bezeuget,
Vermögen ausgerichtet, ſodaß außerdem die Trouppen in
n nicht würden haben subsistiren können, geſtalt ferner am
liegt, daß auch nach meinem Unglück E. K. M. derglei
Alienationen, wie z. E. am Mansfeldiſchen zu erſehen, und
r Extraordinairen Mittel nicht entübriget ſeyn können, welche,
ſie Zeit meines Ministerii passiret wären, mir ſonder Zwei
ebenſowohl, ich weis nicht zu was, gemacht werden würden.
eſe und andere Dinge, darinnen ich doch außer Befehl nichts
, darüber auch ex post facto E. K. M. allergnädigſte
liche Verſicherung und Approbation vor mir habe, die mich
ls von aller fernern Red und Antwort gänzlich befreyen.
ehe mir aber bey ſo geſtalten Sachen, da ich zur Zeit der
und zur Ausführung ſolcher Desseins, die von mir nicht
ähret, ſondern vielmehr höchſtens dissvadiret werden, aus
r Devotion, ſo eyfrig Ew. K. M. beygeſtanden, und mich
dieſerhalben äußerſt blamiret und verfolget ſehen muß, nahe
iſt leicht zu erachten, und würde ich vollends inconsolable
wenn ich nicht gewiß verſichert wäre, wie E. K. M. es alles
viel beſſer wiſſen, und mich in Dero Herzen von allem widri
solviren müßten, weswegen ich auch ein mehreres, wie ſonſt
eſchehen könnte, hier anzuführen unnöthig erachte, und übri

gens denen auctoribus des Patents Trutz biete, daß ſie mir die geringſte Malversation dießfalls erweiſen, da vielmehr gar leicht beyzubringen, wie ich in allen dieſen Dingen theils das Geheime Consilium um Rath gefraget, theils E. K. M. Geheime und andere Räthe und Bediente in Commission darzu gebraucht, daß alſo dieſe Imputation eine nicht geringere Unwahrheit iſt, als daß ich durch ſothane Alienationes allerſeits große Summen Geldes profitiret haben ſollte; Weil wie ausgeführet ich das allerwenigſte alieniret, ſondern das meiſte in Tractaten ſtehen geblieben. Inmaaßen auch niemals darzuthun ſeyn wird, daß ich hierunter das geringſte genoſſen, als was ich von Schwarzburg bekommen, welches aber nicht allein mit Ew. K. M. Vorbewuſt und Bewilligung geſchehen, ſondern auch ſonſt von mir mit ebenſo gutem Rechte angenommen werden können, als der Geheime Raths Director Gersdorff, ingleichen die Geheime Räthe Loß und Lebenhaupt, wegen des Lauenburgiſchen ein weit mehreres gezogen. Wenn endlich bey dieſem Punkt in dem Patent noch angehenget wird, daß etliche Aemter, Güther und andere Provinzien mit nachtheiligen Conditionen und vor illiquide Vorſchüſſe, an mich ſelbſt verkauft und von mir wären zugeeignet worden, ſo iſt ſolches vollends ein rechtes non Ens und läuft wider alle Notorietät. Denn es müſſen ja ſolche etliche Aemter und Güther, die ich an mich ſelbſt verkauft, weiln ſie nicht im Schubſacke davon zu tragen geweſen, aufgewieſen werden können, ſo bis dato noch nicht geſchehen, noch in Ewigkeit geſchehen mag, denn daß von Ew. K. M. ich übrigens wegen meiner Avancen, die keineswegs illiquid, ſondern durch viele richtige Belege, wenn nur die von mir ſo oft urgirte Berechnung angetreten werden wollte, in continenti zu verificiren, auf einige verſichert worden, iſt nicht unbillig, auch kein Verkauf, noch Zueignung. Gleichwie ich endlich nicht hoffen will, daß man inſonderheit die Herrſchaft Hoyerswerda dahin mitrechnen wollen, als welche ich ja vor mein Geld, ſo ich zu Tilgung einer ſehr onereuſen Schuld an den Churfürſten von Hannover bezahlen müſſen [1], durch ordentlichen Contract an mich gebracht, der auf eignen Vorſchlag des

---

[1] Die Meinung iſt: er hat eine läſtige Schuld des Königs an Hannover bezahlt und das Geld dafür vorgeſchoſſen, und für dieſen Vorſchuß hat ihm der König Hoyerswerda überlaſſen.

Herrn Stadthalters und Geheimen Räthe bey der Cammer förmlich und bindlich tractiret, und auch hernach bey dem Geheimen Consilio, endlich von Ew. K. M. ſelbſt aufs beſte confirmiret werden.“

Ueber einen andern, verwandten Vorwurf ſagt er:

„Es iſt 17tens eine offenbare Zunöthigung, wenn in dem Edict folget,

daß ich einen ſimulirten ſchädlichen Umſchlag über ein Stück Landes zu E. K. M. Praejudiz getroffen hatte.

Denn als es zum Verhör gekommen, hat man dahin zielen wollen, daß ich bey meiner Herrſchaft Hoyerswerda dem Churfürſten von Hannover, der ohnedem mit E. K. M. Bewilligung die Garantie mir darüber zu leiſten verbunden iſt, auf gewiſſe maaße die Possess eingeräumet. Nachdem aber beſagte Herrſchaft mein wohlerworbenes Eigenthum iſt, daran niemand eine Praetension gehabt, und ich damit nach Gefallen ohne jemandes Einrede zu disponiren berechtiget geweſen, hierüber E. K. M. zu allem Ueberfluß und zu mehrerer Feſthaltung zu ſothanem Negotio Dero abſonderlichen Consens und Confirmation ertheilet, ſo iſt allhier über eine Sache, die anders gar nicht gehörig, ſonſt aber an ſich ſelbſt ihre gute Richtigkeit hat, ſich aufzuhalten unnöthig, ſondern nur ſoviel zu erinnern, daß es in dem Patent als ein Stück Landes E. K. M. da doch deſſen privat Eigenthum mir ſelbſt zuſtändig, zur Ungebühr und fälſchlich angegeben werden ꝛc.“

Weiter heißt es:

„Mit nicht minderem Ungrund beſchuldigt man mich

28), daß ich die Königl. und Churfürſtl. Cammern — geſchwächet hätte.

Denn gleichwie dieſe zuletzt gemelte untreue Verordnungen abermals als eine calomnie zu halten, bis ſie gebührend erwieſen, welches in Ewigkeit nicht geſchehen kann, alſo hat im übrigen die Veräußerung unterſchiedener Cammergüter und Gefälle von mir gar nicht hergerühret, ſondern es iſt ſolche von einigen bei der Cammer ſelbſt E. K. M. angegeben, und von Denſelben placidiret, auch zu ſolchem Ende von mir ausdrücklich eine Commission von der Sache verſtändigen Leuthen, welche auch das ganze Werk tractiret, niedergeſetzet werden, wobey ich vor meine Perſon weiter nichts gethan, als daß auf Ew. Königl. Majt. ergangene Resolution ich die behörigen Rescripte zur Ausfertigung bringen laſſen, und iſt alſo das übrige alles durch angezogene Commission geſchehen, von welcher hoffentlich nicht zu ſagen, daß ſie verderbliche und unüberlegte Veräußerungen vorgenommen. Wenigſtens hat man dieſelbe ſolcherhalben bis dieſe Stunde nicht in Anſpruch genommen, es mag auch wol mit Fug um ſoviel weniger geſchehen können, als dem Verlaut nach die ganze Sache wegen der feſtgeſetzten hohen Erbzinſen und ſonſt E. K. M. und Dero Rent-Cammer mehr zuträglich als ſchädlich ſein ſolle, woraus das Studium calumniandi gegen mich um ſoviel mehr erhellen würde. Nechſtdem iſt auch die Aufhebung derer Amts-Capitalien nicht mein, ſondern des Cammerraths Wichmannshauſen Angeben, als auf deſſen Vorſchlag ſolche zu E. K. M. höchſtem Bedürfniß veranſtaltet worden, welcher alſo, weil er es als das unſchädlichſte und geſchwindeſte Mittel, Ew. K. M. unter die Arme zu greiffen, avanciret, allenfalls dafür responsable ſeyn müßte, ob es wol an und vor ſich unter diejenigen Dinge gehöret, ſo die Noth allenfalls entſchuldiget, und dies umſovielmehr, weil es mit E. Königl. Maj. wohlbedächtiger Approbation geſchehen, und das Geld nirgends anders als in E. K. M. Nutzen lediglich verwendet worden.“

Ueber ſeine angebliche Einmiſchung in Juſtiz- und Polizeiſachen ſagt er:

„Da man mich 3tens beſchuldiget,

»daß ich in Juſtiz- und Policey-Sachen — Schaden gethan« hätte.

Was bey dem Verhör, zu Behauptung einer ſo enormen imputation, vorgebracht worden, beſtehet meiſtens in ſolchen Dingen, die E. K. M., nach der Ihr hierunter zuſtehenden Landesfürſtlichen Macht, entweder aus eigener Bewegniß angeordnet, oder doch ſonſt wohlbedächtig resolviret und eigenhändig vollzogen, davon bedürffenden falls die Secretarii, ſo alles und jedes contrasigniret, und es folglich E. K. M. zur Unterzeichnung vorgetragen, Zeugniß geben müſſen. Etliches wenige iſt darunter, ſo ich bey meiner letzten Anweſenheit in Sachſen, kraft des von E. K. M. hierzu gehabten Plein-Pouvoir, aus der wegen des Rappoltiſchen Falliments 1) ereignenden

---

1) Dieſe Sache iſt uns unbekannt. Es wird ſich wol um Moratorien gehandelt haben.

Noth, zu Erhaltung des Credits, und ſonſt auf Gutbefinden anderer E. K. M. getreuen Räthe und Diener thun müſſen, dahero auch E. K. M. kein Bedenken gehabt, ſolches alles durch Dero eigene Hand auszuwechſeln, und mir hierüber einen Approbations-Befehl zu meiner mehreren Sicherheit zu ertheilen. Ob nun alſo dieſes nicht abermal E. K. M. eigene Facta gutentheils taxiret heiße, und wie es zu verantworten, muß ich dahingeſtellt ſeyn laſſen, da ich vor meine Perſon hierunter ſattſam legitimiret bin, noch weniger aber ſcheinet zu verantworten zu ſeyn, daß man ſogar der Welt glauben machen will, als ob E. K. M., als ein hocherleuchteter Herr, durch mein bloßes Verſtellen, zu dergleichen dem Vorgeben nach ungebührlichen und denen Commercien und publico ſchädlichen Dingen ſich hätten verleiten laſſen, ja zu einigen Resolutionen meine Approbation erfordern müſſen, wie ſolches aus den Worten des Patents nicht undeutlich zu ſehen. Dahin gehöret ferner, daß man E. K. M. hohe Landesfürſtliche Macht nach dem Maas derer Collegiorum einſchränken, und ſie nach der daſelbſt gewöhnlichen und ihnen vorgeſchriebenen weiſe zu procediren verbinden wollen, da doch nicht allein vormals der Revisions Rath ſich daran gar nicht gekehret, und hierinnen nach Bedürfniß verfahren[1], ſondern auch ſonſt bekannten Rechtens iſt, daß ein Landesherr in denen Fällen, da er aus Landesfürſtlicher Macht was thut, ſonderlich in Sachen derer menſchlichen Rechte, einer ordentlichen Cognition nicht nöthig habe[2], ſondern deſſen Solus motus hierunter vor eine gnugſame Urſache gehalten werde, welches zu leugnen, oder E. K. M. ſolches gar zu disputiren hoffentlich niemand unternehmen wird, vielmehr gnügliche Exempel ſich finden werden, daß ſowol vor als nach meiner Zeit, inſonderheit aus der Cabinets-Expedition, dergleichen auf ſolche und keine andere Art ergangen, und noch ergehen, welche man ſonſt aus eben dieſem capite anfechten könnte und müßte. Welchemnach und da außerdem auch niemand, den es angangen, ſich dagegen beſchweret, mithin die ganze Sache hactenus auf eine exception de jure tertii herausläuft, die Auctores des Patentes beſſer gethan hätten, wenn ſie ſelbſt vor deſſen Publicmachung der behörigen Cognitionis causae abgewartet, als daß ſie durch ſothane, wiewohl allhier ſehr unzeitige Anregung ſich zugleich ihres begangenen und ſelbſt zugeſtandenen Fehlers ſelber alſo vor ſchuldig erkennet. Ueberdies iſt hierbey nochmals billig nicht aus der Acht zu laſſen, daß alle dergleichen Dinge mehrentheils an das Geheime Consilium gangen, und von dar[1] dannenhero ja nicht einmal zu vermuthen, daß ſelbiges einige ungerechte, oder dem Publico ſchädliche Sache würde haben ausfertigen laßen, ehe es, ſeiner Instruction und Obliegenheit nach, dargegen berichtet, welches ob es geſchehen, wie gewiß bey denen allerwenigſten ſich finden dürfte, bey denen Specialibus darzuthun iſt, da ſich denn zugleich weiſen wird, daß von ihren Erinnerungen und Bedenken nicht leicht abgegangen werden, wo nicht an Seiten E. K. M. einige Geheime Urſache oder andere zum allgemeinen Beſten des Landes gerichtete Abſichten mit untergelaufen. Welchenfalls die ergangenen Resolutiones die rationes decidendi überflüſſig an die Hand geben und anbey darlegen werden, daß nirgends sine cognitione causae oder ohne gnugſame Urſache verfahren worden. Deßen weitere Deducirung jedoch zu denen Specialibus gehöret, allhier aber en general genug iſt, daß, wie E. K. M. Wiſſenſchaft und Willen hierbey allenthalben aus Dero eigenhändiger Unterſchrift erweislich, alſo mir im übrigen meine Verſicherungs- und Approbations Befehle ſowohl in genere als specie hierinnen zu ſtatten kommen müßen.

---

[1] Der Großkanzler vergißt hier freilich, welchen allgemeinen Widerſpruch, an dem er ſelbſt theilgenommen, dieſes Verfahren gefunden. Aber freilich, ſo wenig er berechtigt war, ſich auf das Verfahren des Reviſionsrathes zu berufen, ſo wenig war der Statthalter berechtigt, ihm ein ähnliches Verfahren zum Vorwurf zu machen, und ſein Nachfolger im Cabinete, Pflugk, war es auch nicht.

[2] Das wäre freilich ſchlimm; es wird aber unter einer „ordentlichen Cognition“ die Beobachtung aller der Förmlichkeiten zu verſtehen ſein, welche nicht an ſich zur gründlichen Erkenntniß der Sache unumgänglich ſind, dann aber ſich als zweckmäßig darſtellen, wenn die Sache von den Behörden im regelmäßigen Geſchäftsgange erörtert wird.

Was nun ferner in dem Edicte wegen des vor unfehlbarlich angegebenen Ruins, ſo E. K. M. in oeconomicis verurſacht werden ſeyn ſoll, folget, beſtehet in ſolchen factis, die theils wiederumb ungegründet, theils aber mich nichts angehen, ſondern entweder per casus fortuitos, oder durch die bekannten Polniſchen troubles, oder aber durch andere veranlaßt werden, und mir alſo insgeſammt auf recht heimtückiſche Art beygemeſſen werden.“

---

[1] Wir möchten vermuthen, daß hier eine Lacune in unſerm Manuſcript iſt. Vielleicht fehlen ein Paar Worte, wie: „Bericht erfordert worden", und iſt mit „Dannenhero" ein neuer Satz zu beginnen.

Noch berührt das uns Vorliegende die Verhandlung der Steuer-Aſſignationen, in welcher Beziehung ſich Beichling wie folgt vertheidigt:

„Die 30ſte und letzte Beſchuldigung beſtehet darinnen,

daß ich die Verhandlung derer Steuer-Assignationen-Credits eingeführet hätte,

welche aber ebenſowenig gegründet, als alle vorigen. Denn wie an einem Theile die Verhandlung derer Steuer-Assignationen mit großem Intereſſe ein gewönlich Negotium vor langer Zeit, und als ich noch in die Schule gegangen, geweſen, auch was zu ſeiner Zeit, zu Beſtreitung des damaligen Bedürfniſſes, bey der Kriegs Cassa, durch den von Einſiedel und Cammerrath Narpolten diesfalls geſchehen, bey einer hierüber ordentlich gehaltenen Kriegs-Conferenz, welcher der Feldmarſchall Steinau und der Geheime Kriegsrath Benckendorff beygewohnet, alſo ausgemacht, auch von E. K. M. ſelbſt gut befunden, mithin deſſen Einführung mir zur Ungebühr zugeſchrieben wird, alſo iſt am andern Theile ein ſtarker Ungrund, daß die Anticipationes auf künftige Revenues von mir hergerühret, da ſolche bekanntermaaßen auch vor meiner Pflichtleiſtung vom Herrn Stadthalter und Herrn Geheimen Rath Hoymb dem Aeltern zu Tarnowiz zuerſt angegeben und introduciret worden, auf welche alſo, wenn es was ungebührliches ſeyn ſollte, die Sache retundiren würde. Geſtalt zu mehrern Ueberfluß, was nachgehends zu meiner Zeit hierunter passirt, abermal nicht von mir, ſondern von der Cammer vorgeſchlagen und nach erfolgter Approbation von E. K. M. ferner zu Werke gerichtet werden, darbey alſo, daß ich es blos nicht disputiren und abrathen helffen, mir um ſoviel weniger zu imputiren, als ſo illustren Exempel zu folgen ich kein Bedenken ſehen können, auch die Noth wegen damals extraordinairen Conjuncturen ſolches unumgänglich erfodert; Geſtalt denn ſonder Zweifel aus eben dieſer Urſache nach meinem erfolgten Arrest dergleichen vielfältig practiciret werden, wie davon ſelbſt die lezte Ausſchußtags[1]) Proposition Zeugnis giebet. Um die Sache noch etwas beſſer zu approfundiren, ſo iſt E. K. M. erinnerlich, wie Sie zum öftern geſchärfte Rescripta an Statthalter und Geheime Räthe ergehen laſſen, die unnachtheiligen Wege zu Erlangung der nöthigen Gelder in Vorſchlag zu bringen, auch ſelbſt darauf bedacht zu ſeyn, wie dem mehrmals großen Bedürfniß abzuhelffen, und die auf dem Halſe gehabte ſchwere Laſt am beſten zu beſtreiten. Woferne nun dieſe und andere vorhin berührte Mittel denen Commercien und Publico ſo gar ſchädlich, als ſie jezo ex post facto gemachet werden wollen, geweſen wären, ſo hätte ihnen, ihren ſchweren Pflichten nach, ja obgelegen, es alſofort zu erinnern und zu Abwendung des hochangeſchriebenen Schadens andere unſchädliche Mittel an die Hand zu geben. Nachdem ſie aber ſolches nicht gethan, ſondern ſowohl mit der Unmöglichkeit, als daß es in ihre Function nicht laufe, ſich ſtetig entſchuldiget, ſo iſt ſolches entweder obgehabter Pflicht zuwider, oder der vermeinte Schaden, ſoviel an ihnen, nicht verhütet werden, folglich ſich deſſen theilhaftig gemacht, oder es rühret die jezige Verkleinerung dieſer und anderer modorum, ſo die damalige Noth unumbganglich erfordert, und anderer Rath kein beſſerer auszufinden geweſen, aus lauter passion und affecten her, welche leztere dann, wie ſie durch das ganze Edict ſich geäußert, alſo iſt daran auch in dieſem Stücke um ſoviel weniger zu zweiffeln, als die Verhandlung der Steuer-Scheine, und die Anticipationes an ſich nicht unrecht, noch verbothen, ſondern vielmehr nach Gelegenheit derer ſo extraordinairen Conjuncturen höchſt zuläßlich, und bey andern beſchwerlichen Mitteln, die ſonſt unmöglich hätten vermieden werden können, billig zu ergreiffen geweſen."

Man ſieht, in allen dieſen Entgegnungen weiſt er mit großer Entſchiedenheit und faſt höhniſcher, triumphirender Sicherheit den Verſuch zurück, ihn zum Sündenbock für das alles zu machen, was ſeit dem Regierungsantritte des Königs in Sachſen geſchehen war, auch wo er gar keinen Theil daran gehabt hatte, oder wo es ſelbſt wider ſeinen Rath geſchehen war, oder wo er nur dem beſtimmten Befehle des Königs gehorcht hatte, und deſſen Gutheißung, wie die Gutachten der Behörden für ſich anziehen konnte. — Man kann ſich leicht denken, wenn uns auch dieſe Stelle der Apologie nicht bekannt geworden, wie er den Vorwurf nekromantiſcher Künſte abgewieſen haben mag. Allerdings ſcheint er ſeit der Reitſchütziſchen Periode, die ihn eher hätte abſchrecken ſollen, einen gewiſſen Zug zu allerlei derartigen myſtiſchen Dingen bekommen zu haben, was ſich aber, ſoviel uns darüber vorliegt, nur auf einige Alchymie, auf die Punktirkunſt und auf den Glauben an wunderliche Prophezeiungen beſchränkte. — Kaum weniger ungereimt war der Vorwurf, daß er dem König die Regierung ſeines Kurfürſtenthums habe entziehen wollen, und hätte dieſer mit nicht weniger Recht dem Statthalter und ſeiner Stellung gemacht werden können, dem auch mit weit mehr Anſchein eine „Turbirung der Verfaſſung des Landes“ beigemeſſen werden konnte, wie ſich denn bekanntlich die Landſtände gegen den vom Statthalter geleiteten Reviſionsrath in dieſem Sinne erhoben haben [1]. — Der „große Wucher“, mit dem er ſich die geliehenen Gelder verzinſen laſſen, reducirt ſich auf die ihm vom König ausdrücklich bewilligten und dem damaligen Zinsfuß völlig entſprechenden 6 p.C. — Ob das von Beichling beabſichtigte „Comptoir“ eine nachtheilige oder vortheilhafte Anſtalt geworden wäre, hängt von dem Plane deſſelben und zuletzt von nationalökonomiſchen Anſichten ab. Die ihm dabei zugeſchriebene eigennützige und betrügeriſche Abſicht aber muß, ſolange ſie als kahle Behauptung daſteht, als eine gehäſſige Unterſtellung ſeiner Feinde betrachtet werden. — Die „Rechnungsart“, deren Einführung im Lande er vergeſchlagen haben ſoll, wird wol die gewöhnliche kaufmänniſche geweſen ſein, die wir in ſeinen eigenen Rechnungen angewendet finden, und die jedenfalls nicht zur Verwirrung, ſondern zur Klarheit und Ueberſichtlichkeit beiträgt.

---

[1] Es wird der von 1708 gemeint ſein.

---

[1] S. Th. VII, S. 144 ff.

Ein nach den geläuterten Begriffen und dem in dieſem Punkte gehobenen Ehrgefühle der Jetztzeit dunkler und zweideutiger Punkt bleibt unläugbar das Geſchenkenehmen. Daß es in jener Zeit nicht in demſelben Lichte erſchien, wie jetzt, ſondern eine allgemeine und notoriſche Gewohnheit war, iſt ſchon oben hervorgehoben worden. Verwerflich erſchien es damals nur, wenn es als Beſtechung zur Pflichtwidrigkeit auftrat, und verdächtig wurde es, wenn es in heimlichem Wege erfolgte. Inwiefern Beichling und ſeine Freunde und Freundinnen ſich in dieſer Beziehung verſchuldet, würde ſich nur bei näherer Kenntniß und Unterſuchung aller einzelnen Fälle ermitteln laſſen. Immerhin aber war dies ein Punkt, der ſeiner Natur nach den Gegnern des Großkanzlers einen ſehr weiten Spielraum der Verdächtigung ließ, da bei der Beurtheilung der einzelnen Fälle dem ſubjectiven Ermeſſen ſo viel überlaſſen blieb und häufig die entſcheidende Wahrheit nur von Dem mit Sicherheit zu erkennen war, der ins Verborgene des Herzens blickt. In der That ſcheinen die Gegner Beichling's dieſen Punkt beſonders ins Auge gefaßt zu haben, und noch 1704 wurde aller Orten ein königliches Patent angeſchlagen, worin Alle, die an den geweſenen Obriſten Kanzler, deſſen Brüder und Schweſtern, ſowie an Dr. Ritter und die Frau von Rechenberg, Geſchenke irgend einer Art gemacht hatten, bei Strafe des Duplums aufgefordert wurden, dies binnen ſechs Wochen anzuzeigen. Es liegt uns ein Extract hierauf beſchehener Anmeldungen vor, woraus ſich jedoch nicht eben viel entnehmen läßt. So meldet ſich der Amtmann Köhler von Roſſen wegen 1000 Thlrn., die er der Freifrau von Rechenberg verſprochen, auch ſchon etwas darauf bezahlt habe. Man ſieht jedoch nicht, wofür das Geld verſprochen ward. Der Geheime Kämmerirer Lüttke gibt an, daß er dem Großkanzler Beichling einen koſtbaren Schrank geſchenkt, auch einen ſchönen Tiſch in deſſen Hauſe ſtehen habe, den er dem verſtorbenen Oberſten Starke¹) unter gewiſſen Verſprechungen hingegeben, welche beide Stücke er ihm wieder zukommen zu laſſen bittet. Die Gebrüder Richter von Leipzig zeigen an, daß ſie dem Großkanzler, für geſtifteten Vergleich zwiſchen ihnen und dem Hofjuwelirer Dinglinger, 1000 Thlr. pro honorario angewieſen. Der Rath zu Dresden hat 1701 dem Großkanzler, „für die zu Beibehaltung der freien Rathswahl erhaltene Expedition“, 1000 Thlr. zur Erkenntlichkeit in Warſchau zurückgelaſſen. Der Salzfactor Lehmann in Dresden meldet ſich wegen 600 Thlrn., die er der Freifrau von Rechenberg „spendiret.“ Die verwitwete Rentmeiſterin Zſchau hat dem Großkanzler (wofür?) 1000 Thlr., der Vicekreisamtmann Bock zu Schwarzenberg hat dem Oberfalkenier 200 Thlr. gegeben. Johann Berthold und Sohn von Leipzig verſichern, daß ſie den beiden Grafen von Beichling 3000 Thlr. geben müſſen. Haubold Otto v. Starſchedel erklärt, daß er, für Ausmachung der Kloſter Güldenſteiniſchen Sache, Dr. Rittern, als ſeinem damaligen Sachwalter, für Alles und Jedes 1500 Thlr. verſprochen habe. Johann Graff der Aeltere und Sohn und Kaſpar Boſe und Brüder zeigen an, daß ſie, zu Erlangung der Confirmation ihres Gold- und Silber-Manufactur-

---

[1] Beichling hatte deſſen Nachlaß gekauft.

Privilegiums, dem Großkanzler, dem Oberfalkenmeiſter, der Frau v. Rechenberg und dem Dr. Ritter zuſammen 4000 Thlr. gegeben hätten. Johann Georg Wagner's in Leipzig Erben verſichern, daß ihr Vater für ein Moratorium dem Obriſten Kanzler 3000 Thlr. und dazu noch 223 Thlr. Nebenunkoſten geben müſſen. Der Rath von Görlitz hat, wie es ſcheint, zur Abwendung eines ihm angeſonnenen Darlehens von einem ihm gehörigen Gute, 100 Thlr. in Polen (dem Großkanzler?) und 200 Thlr. dem Oberfalkenier in Leipzig zum Präſent gemacht. Ferdinand Adolf von Löben zu Schwerte hat, „zu Ausmachung und Erhaltung ſeiner bei den Roſtitziſchen Erben zu Zſchochau habenden ſtarken Schuldforderung“ bei dem Geheimen Rathe von Rechenberg, als eine Discretion für deſſen Gemahlin, 200 Ducaten zurückgelaſſen. (Dies ein beſonderes charakteriſtiſches Factum, daß dem Gatten, dabei einem hochgeſtellten, reichen und mit ſeiner Frau in Unfrieden lebenden Manne, eine „Discretion“ für ſeine Frau zurückgelaſſen wird, die auf ihrer engen Verbindung mit einem anderen Manne und ihrem Einfluß auf dieſen beruht. Zugleich ſieht man, wie offen und als ſelbſtverſtändlich dieſes ganze „Discretionsweſen“ behandelt ward.) Heinrich Chriſtian Meyer will dem Großkanzler ſchon 1694 „für erhaltene Exſpectanz zu einigem Employ“ 286 Thlr. 18 Gr. an Brocard verehrt haben und bittet, ihm dieſe Summe zu erſtatten, jedenfalls weil er nun die letzte Hoffnung verloren, daß aus der Exſpectanz etwas werden würde. Der Generalmajor Otto v. Roſen (Th. VII, S. 484), Commandant zu Wittenberg, hat dem Großkanzler einen Zug Pferde gegeben. Da dies aber unter der ausdrücklichen Bedingung geſchehen ſein ſoll, daß er ihm zu ſeinen rückſtändigen Tractamentsgeldern verhelfe, dies aber nicht geſchehen ſei, ſo bittet er, ihm die Pferde zurückzugeben, oder 1000 Thlr. dafür zahlen zu laſſen. So bittet auch der geweſene Amtmann Laurentius zu Hohenſtein, ihm die 30 Thlr., die er dem Oberſalkenier für einen Befehl, der nachher bei der Kammer unexpedirt liegen geblieben, ſpendirt habe, mit Zinſen zu erſtatten [1]). Die oberlauſitziſchen Stände zeigen an, daß ſie dem Großkanzler 1200 Thlr.[2]) und dem Oberſalkenier 500 Thlr. verehret hätten. Der geweſene Kammermeiſter Gottfried Arieriſch hat dem Großkanzler „pro abolitione“ 500 Thlr. gezahlt. Der Rath zu Leipzig mag auch manches anzubringen gehabt haben, denn er bittet, in einem Vorbericht vom 2. April 1704, daß ihm, wegen der Meßverrichtungen, eine angemeſſene Friſtverlängerung gewährt werden möge.

Dieſes Verzeichniß wird freilich wol nur ein unter unſere Papiere verirrtes Fragment aus einem größeren Actenſtücke ſein; es iſt aber wol anzunehmen, daß das Uebrige keinen weſentlich anderen Charakter getragen hat. Wir haben auch ſonſt nirgends eine ſpecielle Angabe über dieſes Discretionscapitel gefunden, die nicht in obigem Verzeichniß geſtanden hätte, ſodaß man wol meinen kann, etwas beſonders Auffälliges ſei außerdem hierin nicht vorgekommen. Wie die Sache vorliegt, kann man freilich der Jetztzeit Glück wünſchen, daß ſie ſich jener verderblichen Unſitte entäußert hat, die ſich in dieſer Ueberſicht darlegt. Geſchenke dafür zu nehmen, daß man eine Pflicht thut, iſt ſchon an ſich etwas Verwerfliches, und wo dieſe Gewohnheit einmal beſteht, liegt die Gefahr ſehr nahe, daß man ſich durch die Höhe der Geſchenke beſtimmen laſſe, auch wider die Pflicht zu handeln, daß unter verſchiedenen Concurrenten nicht dem berufenſten, ſondern Dem der Vorzug gegeben werde, der am meiſten „ſpendirt“ hat, und vorzüglich, daß ohne Geld nichts gethan werde. Wir finden es nicht unwahrſcheinlich, daß wenigſtens die letztere Beſchuldigung gegen den Großkanzler nicht unbegründet geweſen iſt. Man kann ſich wol denken, daß die Tauſende, die ihm für Expedirung bereits gefaßter Beſchlüſſe, für an ſich nicht unbillige Gnadengewährungen, ja für bloße Hoffnungen und „Exſpectanzen“ zufloſſen, dem ſo unerwartet reich gewordenen und nach immer größerem Reichthum verlangenden Manne gar wohl behagt haben, und dieſe Quelle mußte immer reicher fließen, wenn er eben nichts ohne Geld that. Unter dieſer Vorausſetzung aber wird man kein ſonderliches Mitleid darüber zu empfinden haben, daß ihm der ſo erworbene Reichthum wieder entriſſen ward. Wenn man dagegen bemerkt, daß die vorliegenden Fälle, ſoweit ſie ſich überſehen laſſen, denn doch nur auf Geſchenke hinauslaufen, durch welche um die Gunſt des mächtigen Mannes geworben, die Anwendung ſeines Einfluſſes in an ſich unverfänglichen Sachen vergolten, die raſchere Ausfertigung eines gefaßten Beſchluſſes erwirkt, eine vielleicht ganz gerechtfertigte Gnadengewährung gefördert werden ſoll, und wenn man weiter bedenkt, daß das Geben und Annehmen von Geſchenken für ſolche Dienſte in jener Zeit etwas Offenkundiges und allgemein Gewöhnliches war, ſtändiſche Corporationen und Obrigkeiten großer Städte dergleichen „Präſente“ machten, die Fürſten nicht blos darum wußten, ſondern es gern ſahen, daß ihre Miniſter ſich in ſolcher Weiſe bereicherten, weil ſie ihnen nun weniger zu geben brauchten, und wol gelegentlich ſelbſt einen

---

[1]) Ob wol Einer von dieſen Reclamanten etwas zurückerhalten hat?

[2]) Dieſe ſollen ſie ihm zu ſeiner Einrichtung in Hoyerswerda geſchenkt haben.

Nutzen von dieſem Reichthum zogen: ſo wird man es auch wieder nicht unbillig finden, daß den Großkanzler, falls er ſonſt nichts verbrochen, keine härtere Buße traf, als die in dem Verluſte des ſo erworbenen Reichthumes, ſeinem plötzlichen Sturze von ſolcher Höhe der Macht und der ſechsjährigen, in ungewiſſer Erwartung des Ausganges verbrachten Feſtungshaft ohnedies ſchon hart genug lag. Liegen doch ſelbſt in den ſchwerſten Anklagen ſeiner Feinde keine Beſchuldigungen, daß er einen harten, verfolgungsſüchtigen, mitleidsloſen Charakter, alſo diejenige Seite des Menſchenweſens entfaltet habe, der gegenüber es am ſchwerſten fällt, Mitleid zu empfinden und Milderungsgründe aufzuſuchen, und die zwar nicht immer die härteſte Beurtheilung findet, aber dieſelbe mehr, als jede andere Sünde, verdienen würde, wenn nicht auch hier das ewige Wort des größten Menſchenkundigen und Menſchenfreundes gälte: ſie wiſſen nicht, was ſie thun!

Dasjenige anlangend, was gegen die geſchäftliche Thätigkeit Beichling's vorgebracht wird, wozu noch das „Gerücht“, man habe unter des Grafen Sachen eine Kiſte mit zum Theil ſchon vor längerer Zeit eingegangenen Schreiben und darunter „mehrere“ unerbrochen gefunden, und die Verſicherung des Portrait de la cour de Pologne kommt, ſeine Faulheit und Geſchäftsunwiſſenheit ſeien notoriſch geweſen, ſo wird es uns nach dem, was wir ſonſt von dem Großkanzler wiſſen, ſchwer, daran zu glauben, und möchten wir jedenfalls beſſere Autoritäten dafür haben, als jenes grob lügneriſche Portrait. Beichling war keineswegs, wie Pflugk, Vitzthum und ſo mancher Andere in jenem Kreiſe, ein bloſer Höfling, deſſen ganze Bildung und Kunſt ſich darauf beſchränkt hätte, ſich in Hofcirkeln zu bewegen, Hofintriguen zu leiten oder auszuführen und ſich in der Gunſt des Monarchen zu behaupten. Wir haben zahlreiche eigenhändige Concepte des Großkanzlers vor uns und auch ſonſt in ſeiner ausgebreiteten Correſpondenz vielfache Beweiſe, daß er ſowol im juriſtiſchen, wie im finanziellen Gebiete für ſeine Zeit ſehr wohl bewandert war, und auf ſeiner vorzüglichen geſchäftlichen Gewandtheit beruhte ja eben ſein hohes Anſehen bei dem Könige. Statt „Faulheit“ aber ſcheint ihm eher ein raſtloſer Thätigkeitstrieb zueigen geweſen zu ſein. Denn wir finden, daß er ſich nach ſeiner Wiederbefreiung mit vielen, der Politik fremden, ihn zum Theil nicht einmal perſönlich berührenden Angelegenheiten zu thun machte und darin mit merkwürdigem Fleiß, Sorgfalt und Ausdauer arbeitete. Auch die ſchwelgeriſche Lebensweiſe, die ihm vorgeworfen worden, ſcheint in ſeinem ſonſtigen Weſen nicht begründet. Wiefern er darin etwa nur den Sitten der damaligen haute volee ſich anbequemt, oder ob ihm wirklich ſein Glück eine Zeit lang den Kopf verdreht hat, ſodaß er von ſeinen frühern und ſpätern Gewohnheiten abgewichen ſei, muß dahingeſtellt bleiben. Jedenfalls war auch dies keine Sache, worüber ihm ſein Fürſt, oder ſeine Rivalen, auf dem Grunde ihrer eigenen Tugendhaftigkeit und Sitteneinfalt, Vorwürfe zu machen gehabt hätten, und, außer dem problematiſchen Verhältniß zu der Rechenberg, weiß die chronique scandaleuse doch eigentlich von ihm am wenigſten zu berichten. Noch bleibt der Vorwurf wegen der „Hauteurs“ und der angemaßten „Dignitäten.“ Auch hier wollen wir es nicht unbedingt beſtreiten, daß Beichling durch ſein Glück etwas ſchwindelig geworden und über die Grenzen des Maßes und der Vorſicht geſchritten ſein kann. Die Verwandlung ſeines Namens aus Beichling in Beichlingen, die Annahme des Wappens der alten Grafen v. Beichlingen, die Seigneursmiene in Hoyerswerda, die Bemühungen um Erwerbung einer freien Reichsherrſchaft: das alles ſpricht dafür, daß Beichling darauf abzielte, ſeine Familie für immer in einem höheren Lebensrange feſtzuſtellen, als aus dem ſie hervorgegangen war, und er hätte ſich ſagen können, daß ihm dies viel Neid, Misgunſt und üble Nachrede zuziehen werde. Auf der andern Seite konnte er es doch auch für ganz angemeſſen halten, daß ſeiner hohen amtlichen Stellung auch eine entſprechende Unterlage in dem geſellſchaftlichen Range bereitet werde, konnte er hoffen, durch den Glanz ſeiner Grafenwürde und die Bedeutung ſeiner Beſitzungen vergeſſen zu machen, daß er doch eigentlich ein Parvenu und homo novus war, konnte er namentlich dem Statthalter aus altem reichsfürſtlichen Geſchlechte gegenüber ein ſolches Bedürfniß empfinden, hatte er Beiſpiele aus Nachbarländern für ſich, und ſollte er bald auch in Sachſen in der Erhebung ſo vieler gräflicher Geſchlechter aus den Reihen des landſäſſigen Adels Nachfolge finden. Im Einzelnen aber iſt ihm auch hierin Unrecht gethan worden. Es ſind hauptſächlich drei Dinge, die ihm in dieſer Beziehung vorgeworfen werden: die Genealogie, die ſeinen Stammbaum auf Wittekind zurückführte, die angebliche Fürſtenkrone über dem Wappen und der vermeintliche Beichlingsthaler. Was die Genealogie anlangt, ſo mag es wahr ſein, daß Beichling den Hiſtoriographen Knauth veranlaßt hat, ſeine: Augustae Beichlingiorum origines (Dresden, 1700, 4.) zu ſchreiben. Dabei die Beichling mit den Beichlingen in Verbindung zu ſetzen und ſie als Nachkommen einer Seitenlinie der Letzteren darzuſtellen, brauchte er ihm gar nicht anzugeben; denn das lag ganz im Geſchmacke der damaligen Genealogen, welche ja auch die

Werthern, die jetzt die Lehnsherren ſeiner Familie geworden waren, von einem longobardiſchen Illibrand, der 743 geſtorben ſei, oder die Löben von einem Daniel Leſt, der 723 eine africaniſche Königin im Schachſpiel beſiegt habe, ableiteten, von der wirklichen Geſchichte und Stellung des mittelalterlichen Adels, von dem Urſprung und der Entwickelung der Familiennamen und Wappen, von quellenmäßiger Forſchung und geſchichtlicher Kritik gar keinen Begriff hatten, und ungleich mehr auf willkürlichen Fabeln und Erdichtungen als auf Urkunden fußten. Bei dieſem Stande der Genealogie war nichts natürlicher und gewöhnlicher, als daß man die Burgmannen, die ſich in ſpäterer Zeit nach einer Beſitzung, von der ein weiland mächtiges Grafengeſchlecht den Namen geführt, benannt hatten, für Abkömmlinge und Nebenzweige dieſes Geſchlechts hielt, deſſen Miniſterialen ſie geweſen waren, und an der Verflechtung der Junker v. Beichling, die von den Beſitzern der Grafſchaft Beichlingen ein kleines Gut zu Cölleda zu Lehen trugen, mit den alten Grafen v. Beichlingen nahm in der That Niemand Anſtoß, wie denn dieſe Auffaſſung ſich noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts findet. Daß Knauth ſeine Sache etwas ſehr ungeſchickt anfing, den Mund zu poſaunenhaft vollnahm und ſich nicht begnügte, die Beichling an Glanz und Ruhm der Beichlingen zu knüpfen, ſondern auch die Letzteren über Gebühr hinaufzuſchrauben und u. A. zu Nachkommen des alten Sachſenführers Wittekind zu machen ſuchte, dafür konnte Beichling nichts, wenn er auch ſchwerlich geahnet hat, daß man dieſe genealogiſche Uebertreibung, durch die er in ſcheinbare Verwandtſchaft mit ſeinem Souverain kam, ſo übel auslegen wurde. Denn was wurde nicht alles von dieſem Wittekind abgeleitet, und in welche fabelhafte

Ferne führte nicht dieſe Ahnenreihe zurück! Die Verwandtſchaft war überdem, was freilich in jener Zeit nur Wenige wußten, blos eine ſcheinbare, indem die Ableitung der Wettiner von Wittekind nicht begründeter iſt, als die der Beichlingen, und Knauth den Stammbaum der Letzteren mit keinen gröberen und willkürlichern Fictionen geſchmückt hatte, als in dem Sächſiſchen Heldenſaale und ähnlichen Schriften hinſichtlich der Vorfahren und der Nachkommen Wittekind's gangbar waren[1]. König Auguſt würde wol auch nur über die Sache gelacht haben; aber die Stichelreden und Einflüſterungen der Gegner und Nebenbuhler des Großkanzlers mögen doch wol ſoviel Eindruck gemacht und Beichling ſelbſt mag die groben Blößen in der Knauthſchen Schrift ſo wohl gefühlt haben, daß er einen gewiegteren Schriftſteller, W. E. Tentzel in Jena, zu einer Reviſion des Gegenſtandes veranlaßte, deren Zweck ſichtbar eine Verwiſchung oder Milderung des Eindruckes war, den das Knauthſche Opus gemacht hatte. Wer auch die Tentzelſche Schrift[2] zu den Sünden des Großkanzlers rechnet, muß dieſe Veranlaſſung derſelben vergeſſen und die Schrift ſelbſt nicht geleſen haben. Die letztere begnügt ſich, einige der ſchlimmſten Verſtöße der Knauthſchen Schrift in Betreff der alten Grafen v. Beichlingen, mit Hilfe einer geläuterteren geſchichtlichen Kritik, wie ſie in dem Zeitalter eines Leibnitz bereits anbrach, zu beſeitigen und reineres Licht über einzelne Partien der Geſchichte jener Grafen zu verbreiten, geht aber auf die Familie des Großkanzlers mit keiner Sylbe ein. — Was mit dem Fürſtenhute gemeint iſt, den er über das ihm vom Kaiſer verliehene Grafenwappen zu ſetzen „ſich nicht geſcheut habe“, wiſſen wir nicht. Auf einer Münze, wie man gemeint hat, iſt es nicht geſchehen und es exiſtirt keine Münze mit dem Beichlingiſchen Wappen. Von den Petſchaften aber, deren Er und ſeine Familie ſich bedienten, beſitzen wir zahlreiche Abdrücke auf Briefen und Actenſtücken, auf deren keinem ein Fürſtenhut zu erblicken iſt. — Wahrſcheinlich wird es ihm ſo leicht geweſen ſein, dieſe Beſchuldigung zu entkräften, wie die mit dem ſogenannten Beichlingsthaler, auf die ſich die zweite bisher bekannte Stelle ſeiner Apologie[1] bezieht. An und für ſich war ſchon nicht recht abzuſehen, was er damit hätte bezwecken ſollen, wenn er auf einer unter dem Namen des Königs ausgehenden Münze, nicht ſeinen Namen, ſein Bild, ſein Wappen, ſondern blos die Inſignien eines von ihm, wie von vielen Andern getragenen Ordens hätte anbringen laſſen. Die Sache iſt aber auch ſonſt nicht richtig. Er ſagt darüber:

---

[1] Es war dies ſehr unnöthig. Wenige Fürſtenhäuſer Europas können ihren Stammbaum mit gleicher Sicherheit und gleichem Glanze ſo weit zurückführen, wie die Wettiner, deren ununterbrochene Reihe von jenem Theodoricus de tribu Buzizi (vom Stamme Burkhard's) an, der als ein vir insignis libertatis bezeichnet wird und, mit den Edelſten ſeines Kreiſes verwandt, ſichtbar dem Stamme alter ſueviſcher Heerführer angehörte, die von dem Suevengaue aus ſo Sachſen als Slaven zu wehren hatten, hiſtoriſch völlig beglaubigt daſteht.

[2] Typus Genealogiae Beichlingiorum plenioris (Arnſtadt, 1702, 4.).

„Hingegen iſt XI. ganz irrig und ungegründet, daß ich auf eine gewiſſe, unter E. K. M. Namen ausgeprägte Münze das Tannebrogs Ordens Band und Kreuz geſetzet. Denn, wie ſolches auf den 1702 ausgemünzten, E. K. M. wohlbekannten Kreuzthalern geſchehen ſein ſoll, alſo iſt 1) falſch, daß ich ſolche ausprägen und den Riß darzu machen laſſen, ſondern es iſt beides durch die Kammer und inſonderheit den v. Einſiedel, welcher letztere in ſpecie den von den Eiſenſchneider hierzu gefertigten Riß approbiret, erfolget. Wie ſolches der geſchworene Münzmeiſter in den Acten bei ſeinen Pflichten bereits ausgeſaget. 2) iſt, daß auf dieſe Thaler das Dannebroger Ordens-Band geſetzet ſei, eine offenbare Fausseté, indem ſolches darauf nirgends zu befinden, und ſich dahero zu verwundern, daß man, aus blinden Affecten, ohne die Münze ſelbſt anzuſehen, weil ſonſt der Augenſchein das Contrarium gegeben haben würde, dergleichen Unwahrheit, die jedermann in die Augen fället, zu debitiren ſich nicht geſcheuet. Was aber 3) das Kreuz anlanget, ſo gehöret ſolches ebenſowohl zum Elephanten-, als Dannebroger Orden, geſtalt denn König Chriſtian V. in Dänemark, bei Stiftung des letztern, deſſen Kreuz, damit ſolcher deſto ſcheinbarer und honorabler wird, dem Stern des Elephanten-Ordens einverleibet, ſtatt der zwei Kronen, welche ſonſt darinne zu ſehen geweſen. Da nun ſolchergeſtalt E. K. M. nicht allein, als Ritter des Elephanten-Ordens, ſolches Kreuz ſelbſt auf der Bruſt tragen, ſondern auch, ohne Zweifel aus eben der Urſache, daſſelbe auf Dero dreifaches kleines Petſchier ſtechen laſſen und deſſen zu Siegeln ſich mit gebrauchen, ſo iſt ja keine Raiſon zu geben, warum nicht auch in ſolchem Egard auf die Thaler, damit ſie deſto angenehmer ſein mögen, ein Kreuz mit aufzuprägen, nöthig erachtet worden, und von anderen geſetzt werden mögen. Wobei nicht zu übergehen, daß dieſes Kreuz im Sterne, als es auf nur gedachter Münze befindlich, von mir, als Dannebrogs Ordens Ritter, gar nicht einmal getragen worden, ſondern, wie das Kreuz auf der Bruſt keine darauf marquirte Diamanten hat, die doch auf den Thalern zu ſehen, alſo iſt im Gegentheil bei dem andern Kreuz, ſo am Bande getragen wird, kein Stern vorhanden, wie ſolcher auf der Münze befindlich, und ſchicket ſich folglich die ganze Beſchuldigung, man nehme die Sache, wie man wolle, wie die Fauſt aufs Auge.“

---

[1] Bei Kiesich a. a. O., S. 751 ff.

Außer den amtlich erhobenen Anklagen verbreitete man im Publicum noch weitere Beſchuldigungen, die ſich zum Theil widerſprachen. So ſollte er, nach Einigen, mit dem Zar Peter unterhandelt, ſich dabei große Summen bedungen und dafür Bedingungen bewilligt haben, deren Erfüllung dem König zu ſchwer gefallen, nach Andern denſelben Zaren geſchmäht und die däniſchen und ruſſiſchen Geſandten verächtlich behandelt haben. Auch mit den Königen von Schweden und Frankreich hätte er „correspondiret“. Dann ſollte er wieder die kaiſerlichen Subſidiengelder für die 8000 Mann, welche Sachſen dem Kaiſer zu Hilfe ſchickte, unterſchlagen und den Marſch dieſer Truppen nach Böhmen contremandirt haben, welcher Einmarſch doch gerade im Sinne der Beichling'ſchen Politik und dagegen ſeinen Feinden zuwider war. (Ob wol eine von ihm allerdings erfolgte Verwendung zu Gunſten der Güter des Grafen v. Harras, die eine veränderte Route der Truppen zur Folge hatte, einigen Anlaß zu dieſem Gerüchte gegeben?) Das Tollſte war die Beſchuldigung: er habe den Kurprinzen an Kurbayern ausliefern wollen. Auch der Religionshaß ward ins Feld gerufen und dem Großkanzler vorgeworfen, was ihm nur zur Ehre gereichen konnte, daß er den Hugenotten die Religionsübung erlaubt habe. Das Gleiche ſollte er auch mit den Katholiken beabſichtigt und deshalb mit Jeſuiten correſpondirt haben.

So geeignet all dieſe Anklagen und Vorwürfe waren, die Volksmeinung gegen ihn aufzurufen, ſo findet man doch nicht, daß ſein Sturz einen Sturm des Beifalls im Lande hervorgerufen, daß das Volk ſich einer auf ihm wuchtenden Laſt entledigt geglaubt, daß der Volksmund die Anklagen ſeiner Gegner überboten hätte, daß nach ſeinem Sturze von allen Seiten her die Anklagen gegen ihn herangeſtrömt wären. Der jüngere Moſer ſagt ſogar, wir wiſſen nicht auf welche Autorität hin, von dem Inhalt des gegen Beichling erlaſſenen Patentes habe kein vernünftiger Menſch etwas geglaubt, wogegen die wahre, aber ungedruckte Urſache ſeines Falles in allen Kaffeehauſern erzählt worden ſei. Es liegen uns mehre gedruckte und ungedruckte gleichzeitige Ergüſſe über das Ereigniß vor, die zum Theil nicht frei von jenem rohen und ſchadenfrohen Spotte ſind, den ein Sturz der Mächtigen ſo gewöhnlich hervorruft. Aber auch in ihnen wird Beichling nicht als Bedrücker, Plünderer und Blutſauger des Volkes dargeſtellt und tritt eigentlich, neben einigen ganz vagen, dem Patent entlehnten Beſchuldigungen, nur der Vorwurf der Ueberhebung mit einiger Beſtimmtheit hervor. So ſind in einer Druckſchrift [1], wie es ſcheint, eine Anzahl damaliger proſaiſcher und gereimter Gloſſen über das Ereigniß zuſammengeſtellt. Beichling wird mit dem Cardinal Wolſey verglichen, wobei die daraus ſich ergebende Parallele Auguſt's II. mit Heinrich VIII. für Erſtern nicht ſehr ſchmeichelhaft war. Dann folgt das Manifeſt. Dann eine Betrachtung im Lapidarſtyl, welche alſo lautet:

„Wer des Glückes Unbeſtand noch nicht erkennet,
Sehe allhier
Auf einem hochgetriebenen Ballen,
Daß er deſto tiefer ſtürzen konnte,
Einen Herrn,
Welcher zuerſt ein bloßer Edelmann,
Hernach
Ein hoher Staats-Miniſter,
Und endlich
Ein reicher Graffe werden,
Der iſt nun ein Gefangener,
Und faſt gar [illegible]hts.
Vorhin war ſeinen Gedanken faſt ganz Sachſen zu enge,
Nun iſt ſein ganzer Leib in einen engen Kerker verſchloſſen.

---

[1] Bericht von dem unvermutheten und unglücklichen Fall des kurſächſiſchen geweſenen Obriſten Kanzlers und Geheimen Raths Wolff Dietrichen Grafen von Beichlingen, in ſich haltend die Urſachen, warum gemeldeter Graf in ſeines Herrn der Königlichen Majeſtät von Pohlen Ungnade gefallen, ſeiner Bedienungen entſetzet werden und zur gefänglichen Haft gezogen. Sammt einem Brief eines von deſſen Creaturen und des Grafen Epitaphio. Anno 1704.

Er wollte ſein Geſchlecht an des alten Helden Wedelindes
Stamm verknüpfen,
Aber die Kette iſt zerriſſen,
Und die geſuchte Verwandtſchaft übern Haufen.
Daß er ſich als ein Geheimer Rath erwieſe
Verhehlete er auch Vieles ſeinem eigenen Fürſten,
Und
Da Anderen Dank geſaget wird,
Wenn ſie Geld ins Land bringen,
So gerieths Dieſem zum Unglück,
Weil es verfälſchet war.
Er ſtieg durch verbotene Griffe,
Durch mächtige Künſte
Und ungebührende Vortheile,
Doch
Wie eine Granate plötzlich zerſpringet,
So gieng alle Herrlichkeit
Plötzlich zu Boden."

Als Leichentext für den Großkanzler wird Pſalm 37, v. 35[1] oder Pſalm 49, v. 17[2] oder das 20te Capitel des Hiob vorgeſchlagen. — Das Schreiben der „Creatur" ergeht ſich in weitſchweifiger Verwunderung über das Unerwartete des Ereigniſſes und Lamentos darüber. — Dann heißt es in einem Gedichte:

„Weichling hat ſonſt Bankettiret
Und den Teufel Rath gefragt,
Der hat ihm die Hand geführet,
Daß er jetzo ſeufzt und klagt:
Ach! was hab' ich doch gethan,
Wie bin ich ſo übel dran,
Mein Verſchwenden und mein Prangen
Halten mich jetzt hart gefangen.

---

[1] „Ich habe geſehen einen Gottloſen, der war trotzig, und breitete ſich aus, und grünete wie ein Lorbeerbaum."

[2] „Laß dichs nicht irren, ob einer reich wird, ob die Herrlichkeit ſeines Hauſes groß wird."

Ach was hab ich doch verübet
In der frechen Raſerei,
Meinen Gott hab ich betrübet
Mit der ſchnöden Phantaſei,
Meiner Schwieger ſchwarze Kunſt
Und die geile Liebesbrunſt,
Die ich hätte ſollen meiden,
Stürzen mich in dieſes Leiden."

Es wird nun noch in zwei Strophen, in demſelben leiernden Tone, beklagt, daß Beichling ſeinen Gott vergeſſen habe und nun zu ſpät erfahre, wie dieſer nicht mit ſich ſcherzen laſſe. Dieſer Poet ſcheint alſo beſonders die Beſchuldigung der Magie ins Auge gefaßt zu haben. Ein „Zuruf guter Freunde" iſt ganz in demſelben Sinne gefaßt und in äſthetiſcher Beziehung ebenſo matt, iſt aber durchaus freundlich gehalten, und eröffnet Beichling die Hoffnung, daß, wenn er nur Buße thue und bete, Gott ihn erretten werde. — Von dieſen frommen Ergüſſen ſticht ein anderes Gedicht ſehr ſchroff ab, wegen deſſen Mittheilung ich vielleicht in Bezug auf einzelne Stellen um Entſchuldigung zu bitten habe, das ich aber doch ganz mittheilen will, weil es mir charakteriſtiſch und, mit Rückſicht auf friſche Urſprünglichkeit und naiven, volksmäßigen Ton, ſelbſt nicht ohne alles Verdienſt, und jedenfalls nicht ohne literarhiſtoriſches Intereſſe ſcheint. Es lautet:

„Kein Meſſer iſt, das ſchärfer ſchiert,
Wie man ſonſt pflegt zu ſagen,
Als wenn ein Knecht ein Herre wird,
Bei ſo viel guten Tagen.
Er wird zu frech für Uebermuth,
Fängt an, zu dominiren,
Greift auch wohl an des Herren Gut,
Damit er kann praviren.

Wenn eine Laus kommt in den Grind
Aus eines Bettlers Kleide,
Da beißt ſie ſcharf und wächſt geſchwind
Und macht ſich große Freude.
Wie ein Kameel ſteigt ſie daher,
Denkt nicht an ihr Geſchlechte,
Und daß ſie ſei geweſt vorher
Ein bettleriſch Gemächte.

Da kommt er denn in einem Nu,
Ertappt ſie fein behende,
Und drückt ihr beide Augen zu,
Da hat die Freud ein Ende.
So gehts, mein Weichling, wenn man ſich
So gar hoch will erheben
Und alſo ſehr vermeſſentlich
Nach großen Dingen ſtreben.

Denn wer den Ton fängt an zu hoch
Und will zu gar weit greifen,
Der wird noch auf dem letzten Loch
Das Lami müſſen pfeifen.
Was hat dir denn dein Uebermuth,
Mein Weichling, wohl gewonnen?
Wie iſt dein großes Geld und Gut
So plötzlich ſchon zerronnen!

Wo iſt nun deine große Pracht?
Wo bleiben deine Pfeifer,
Die dir ſo luſtig aufgemacht?
Wo ſind die vielen Läufer?
Mich deucht, man wird nun hören dich,
Anſtatt der ſechs Trompeter,
Anſtimmen alſo jämmerlich
Ein ſtetes Ach und Zeter.

An dieſem Haman kann ſich noch
Ein jeder Höfling ſpiegeln,

Daß er nicht ſteige allzu hoch
 Mit ſeinen ſtolzen Flügeln.
Sonſt wird er auch ſo kahl beſtehn,
 Wie dieſer arme Teufel,
Und in den Kerker müſſen gehn,
 Daran iſt gar kein Zweifel.“

Nachdem nun noch einige vage Nachrichten über gegen Beichling erhobene Beſchuldigungen und über ſeine Genoſſen zuſammengeſtellt worden, macht ein Wechſelgedicht den Schluß, worin des Dr. Carpzov's, wol des damaligen Oberhofpredigers, Tochter klagt, daß ihr Liebſter ſo ins Unglück gerathen, da er „Cauſen gemacht“ haben ſolle, und der Vater ſie ſalbungsvoll tröſtet. War ſie vielleicht die Frau des Dr. Ritter?

Man ſieht, eigentlicher Haß und Zorn gegen Beichling ſpricht ſich in dem allen nicht aus, eher eine gewiſſe Theilnahme mit ſeinem Geſchicke, das eben als ein Schickſal, als ein plötzliches Ungewitter betrachtet wird, ohne daß man viel nach der Verſchuldung früge, oder dieſe in etwas Anderm ſuchte, als in zu vermeſſenem Streben. Noch mehr tritt die Auffaſſung des Schickſals unſers Grafen als eines Machtſtreiches, welcher geeignet ſei, Mitleid und Wünſche und Bitten für den Betroffenen hervorzurufen, in einem in lateiniſchem Lapidarſtyl verfaßten: „Castri Königsteinensis Sermo ad praetereuntes“ hervor, der uns geradezu von einem Freunde des Großkanzlers herzurühren ſcheint. Er iſt nicht ohne Verdienſt und nur leider bei dem Abſchreiben von Hand zu Hand an manchen Stellen ſichtbar corrumpirt worden. Wir geben ihn in folgender Verſion:

 „Sursum oculos Viator
Et supinata cervice praecelsum me lapidem suspice.
 Regius sum

Magna et inexspectata tibi nuncio
Scilicet de magni Regnique Ministri ferissimo fato
Maximi Regis severissima affata
Audi Expavesce Tace.
Ira Regis est veluti rugitus catuli Leonis Prov. XIX, 12.
Tecum tamen perpende
Bina nunc saeculorum primordia
Cancellariis Electoral. Saxon. infaustissima
Per me exstitisse
Alteri olim ex civili ordine
Adeoque si comparas parvo
Nihilo tamen minus ad illud eruditorum solstitium emenso
Doctori Nicolao Crellio
Alteri nunc magno et fere illustri
E dignitate equestri ad ipsum Coeli zodiacum elevato
Certe ad Solis nostri latus erecto
Wolf Dieter. Comiti a Beichling.
Hic Majestatis sine exemplo comitis
Comes individuus factus
Stupendum nunc laesae exemplum redditus
Toties semper excellente excellentior factus
Ut re et nomine magnus audiret
Immo majora de ipso adhuc exspectassemus
Nisi tandem ad nostra cacumina descendisset.
Tunc enim, cum penitus ad coelum attolli videretur
Subito in praeceps labitur
Ruit dum ascendit.
O infelicem Comitem, qui tali comitatu me accedit
Infelicem Cancellarium
Cui tanta Regis gratia cancellata videtur
O infelicissimum inter infortunii comites
Non tam illum quam se deplorantes
Eidem autem vel inter lacrymas succensentes
Per angusta ad augusta ire desperantes.
Sed quaenam causa tantae catastrophae quaeris.
Lapis sum
Non audio quae dicuntur
Quae inscribuntur refero
Non video quae intra me geruntur.

Tu autem haec non sine horrore lege
Et Nimium percontari dedisce,
Scilicet arcana regis celare bonum
Sed opera Dei declarare praeclarum. Tob. XII, 8.
Interim si non durior me ipso es
Mecum sedens supplica
Parce Rex Maxime ubi justitia non reclamat
Miserere ubi misericordia locum habere poterit
Obliviscere quae injuriarum memoriam non exposcunt
Reminiscere ubi sontes forsitan etiam aliquid boni egerant
Tandem et peccanti talia ignosce
Rex Indulgentissime.
Nimirum tam horrendae vicissitudinis causas ignorans
Extemplo odisse haud potui
Quem Magnus Saxo fidum elegerat Achatem
Major Rex habuit Comitem.
Absente quippe sole stellas venerari aequum est
Primum magnitudinis autem
Propemodum adorare.
Tu autem Rex Optime
Quem Augustissimum orbis declarat
Invictissimum hostes experiuntur
Sapientissimum Patria
Justissimum mali
Clementissimum pii
Munificentissimum fideles
Fac
Dei Gratia qui eluces Tua
Ut insontes protegantur.
Abi nunc Viator
Ac disce
Longe potiorem viam esse de hinc Marienburgum
Quam inde ad me,
Tutius iter ad Regem Saxonum
Quam ad regionem saxorum.
Vale! 1)

---

1) „Blicke aufwärts, o Wanderer, und ſchaue mit erhobenem Nacken zu mir hohem Steine empor. Ich bin königlich; Großes und

Ungeahntes verkünde ich dir: von dem härteſten Geſchicke nehmlich eines großen und königlichen Miniſters. Des größeſten Königs ſtrengſte Gebote höre, erſchrick und ſchweige. Die Ungnade des Königs iſt wie das Brüllen eines jungen Löwen, Sprüche Salom. 19, 12. Bedenke bei dir jedoch, wie nun ſchon zweier Jahrhunderte Anfang für kurfürſtlich ſächſiſche Kanzler durch mich ſo höchſt unglücklich ausgeſchlagen iſt. Einmal ehedem dem aus bürgerlichem und vergleichsweiſe geringen Stande gleichwohl zu jenem Höhepunkte der Gelehrten erhobenen Doctor Nikolaus Crell, dann jetzt wieder dem großen und faſt erlauchten, vom Ritterſtande in den eignen Sternkreis des Himmels verſetzten, jedenfalls unſrer Sonne zur Seite gehobenen Wolf Dietrich Grafen von Beichling. Er, einer beiſpiellos leutſeligen Majeſtät unzertrennlicher Begleiter geworden, jetzt zu einem ſtaunenerregenden Beiſpiel der verletzten Majeſtät gemacht, ward ſo oft mit Glanz über Glanz überhäuft, daß er in That und Namen groß erſchien, ja daß wir Größeres noch von ihm erwarteten, wenn er nicht endlich auf meinen Gipfel herabgeſtiegen wäre. Denn da eben, wie er ganz zu dem Himmel gehoben zu werden ſchien, ſinkt er plötzlich herab, ſtürzt indem er aufſteigt. O unglücklicher Graf, der in ſolcher Geſellſchaft mich betritt, unglücklicher Kanzler, welchem eine ſolche Gnade des Königs geſtrichen ſcheint. O Unglücklichſter unter den Gefährten des Unglücks, die mehr ſich als jenen beklagen, ihm vielmehr noch unter Thränen grollen, daran verzweifelnd, durch Nacht zum Licht zu gehen. Aber du fragſt, was ſolcher Kataſtrophe Urſache. Ich bin ein Stein. Ich höre nicht, was geſprochen wird. Was eingeſchrieben wird, berichte ich. Was mir im Innern vergeht, ſehe ich nicht. Du aber lies dies nicht ohne Schauder und entwöhne dich, zu viel zu verſuchen. Der Könige und Fürſten Rath und Heimlichkeit ſoll man verſchweigen; aber Gottes Rath ſoll man herrlich preiſen und offenbaren, Tob. 12, 8. Wenn du jedoch nicht härter als ſelbſt ich biſt, ſo ſihe mit mir und flehe: Schone, größeſter König, wo die Gerechtigkeit nicht fordert, erbarme dich, wo Erbarmen platzgreifen kann, vergiß, was nicht das Gedenken der Verletzungen erheiſcht, erinnere dich, wo die Schuldigen vielleicht auch etwas Gutes gethan haben, verzeihe endlich auch dem, der ſolches gefehlt hat, nachſichtsvollſter König. Denn da ich die Urſachen eines ſo grauenvollen Wechſels nicht kenne, habe ich den nicht ſofort haſſen können, den der große Sachſe zu ſeinem treuen Achates erleſen, der größere König zum Begleiter gehabt hatte. Wenn die Sonne nicht da iſt, ſo ziemt es, die Sterne zu verehren, den Erſten an Größe aber faſt anzubeten. Du aber, beſter der Könige, den der Erdkreis für den Huldreichſten erklärt, die Feinde als den Unbeſiegbarſten erproben, als den Weiſeſten das Vaterland, als den Gerechteſten die Böſen, als den Mildeſten die Frommen, als den Großmüthigſten die Getreuen, mache, mit Gottes Gnade, der du durch Deine leuchteſt, daß die Unſchuldigen beſchützt werden. Scheide nun Wanderer und lerne:

Wir müſſen jetzt wieder auf Böttger zurückkommen. Denn wenn einer ſich an dieſen knüpfenden Geſchichte zu glauben wäre, ſo hätte Beichling, während ſeiner Haft auf dem Königſtein, neue und vielleicht vermeſſenere Plane verſchuldet, als die ihm ſeine Gegner beimaßen. Böttger, der in der Zwiſchenzeit einen Fluchtverſuch gemacht hatte und in der That bis Ens in Niederöſterreich gekommen, von da aber ſofort durch ihm nachgeſchickte Sachſen wieder zurückgebracht worden war (Juni 1703) und ſeitdem vergeblich um die erſehnte Freiheit geflehet hatte, war im September 1705 in die Albrechtsburg zu Meißen, die ſpäter der Sitz der Erfindung werden ſollte, die ihm wirklichen Ruhm geſchafft hat, übergeführt worden, weil ſein Aufenthalt in Dresden zu vieles Aufſehen erregte, und ward im September 1706 auf den Königſtein verpflanzt, weil man fürchtete, daß die Schweden ſich ſeiner bemächtigen, oder er ſelbſt die ſchwediſche Invaſion zur Flucht benutzen könne. Da er nicht als eigentlicher Gefangener gehalten werden ſollte, ſo machte ſein Aufenthalt unter ſo vielen Staatsgefangenen dem Commandanten große Sorge, und in der That ſollen dieſe Gefangenen unter einander und mit Böttger viel heimlichen Verkehr gehabt haben. Die erſte Bekanntſchaft hatte Böttger mit Romanus und durch dieſen mit Ritter gemacht. Nachdem aber dieſer Verkehr, der anfangs nur auf Zeitverkürzung, Muſiciren, poetiſche Verſuche u. dergl. hinausgelaufen, ſich auf einen Fluchtplan erſtreckt gehabt,

---

daß viel vorzüglicher der Weg von hier nach Marienburg iſt, als von dort zu mir, ſicherer die Reiſe zu dem König der Sachſen, als zu der Gegend der Felſen. Leb wohl.“ —

Die Wortſpiele zwiſchen comes und comis, cancellarius und cancellata und hier am Schluſſe Saxonum und Saxorum ſind freilich nicht überſetzbar.

ſollen auch Patkul und Beichling, nebſt des Letztern Genoſſen, daran theilgenommen haben. Dies wäre glaublich; weniger aber, daß die Gefangenen ihre Plane ſo weit erſtreckt hätten, ſich da nöthig mit Gewalt zu befreien und den Königſtein in die Hände der Schweden zu ſpielen, wofür Patkul Begnadigung, der Großkanzler aber ſogar den ſächſiſchen Kurhut gehofft habe. Das iſt jedenfalls eine Böttgerſche Fabel. Böttger ſpielte überhaupt in der Sache eine zweideutige Rolle. Er ließ ſich bei ſeinem Verkehre mit Romanus durch einen ſeiner Bedienten, dann durch ſeine ſämmtlichen Diener belauſchen und machte endlich ſelbſt dem Untercommandanten, Oberſtlieutenant v. Creutz, Anzeige von dem Fluchtplan. In denſelben ſollte ein Theil der Garniſon (23 Mann), der Feſtungscantor, eine Bettfrau, eine Semmelverkäuferin, einige Prediger benachbarter Dörfer verwickelt geweſen ſein, auch bereits 25 Pferde am Lilienſteine bereit geſtanden haben, auf denen die Flüchtigen nach Böhmen entrinnen wollten. Der verdächtige Theil der Garniſon wurde durch andere Leute erſetzt, die meiſten Bedienten der Gefangenen und einige andere Perſonen nach Dresden geſchafft, Romanus auf den Sonnenſtein gebracht, Patkul den Schweden ausgeliefert. Böttger aber fand bald, daß der Commandant[1]) in der Sache zu lau verfahre, und ſchrieb daher wiederholt an den König, den er ſelbſt zu ſprechen begehrte, indem er ihm noch viel

---

[1]) Commandant des Königſteins war bei Beichling's Ankunft daſelbſt der Generalmajor Friedrich v. Brauſe (Bruder des Generals der Cav. Sigmund v. Brauſe auf Amehlen, der Juli 1725 im 69. J. †), ſtarb aber 20. Dec. 1704 und erhielt den Generallieutenant Karl Gottlob v. Ziegler und Klipphauſen auf Ober-Cunewalde, Gotta, Wohla u. Brieſen (geb. 26. Jan. 1650, † zu Budiſſin 14. Juli 1715) zum Nachfolger.

Wichtiges zu entdecken habe. Er ward auch nach Dresden geholt, ohne daß die Unterredung mit dem König irgend eine Frucht gehabt zu haben ſchiene, wie er denn ſogleich wieder auf die Feſtung zurückgeſchafft ward. Auch die in Dresden niedergeſetzte Unterſuchungscommiſſion brachte nichts heraus und verrieth ſelbſt entſchiedenes Mistrauen gegen den Angeber. Die meiſten Verhafteten wurden gegen Urphede entlaſſen; Einige durften ſogar wieder auf die Feſtung zurück[1]. Gegen Beichling ſcheint gar nichts vorgenommen worden zu ſein. Nimmt man das alles und die inneren Widerſprüche der Erzählung, die uns im Einzelnen nur Veranſtaltungen zur Flucht nach Böhmen berichtet, und doch von einem Uebergebenwollen der Feſtung an die Schweden ſpricht, zuſammen, ſo wird es mehr als wahrſcheinlich, daß wir es hier wieder mit der Böttgerſchen Erfindungsgabe zu thun haben. Möglich daß einige Gefangene eine Flucht beabſichtigt haben, wobei es ſich am wahrſcheinlichſten um Patkul gehandelt hat; möglich, daß die Sache mit jenem angeblichen Plane der ſächſiſchen Regierung, Patkul entſpringen zu laſſen, zuſammenhing, der an der Habſucht des Commandanten, oder dem Geize Patkul's geſcheitert ſein ſoll, hiernach aber eigentlich durch Böttger vereitelt worden wäre. Ob Beichling auch nur bei dieſem Fluchtplane betheiligt geweſen, bleibt zweifelhaft, und das ihm weiter Beigemeſſene iſt ſicherlich aus dem Wunſche Böttger's, ſich ein möglichſt wichtiges Verdienſt um den König zu erwerben, gefloſſen und hat ſelbſt damals keinen Glauben gefunden. Bettger ward im September 1707 nach Dresden zurückgeholt, vor welcher Abreiſe er noch vom Könige die Erlaubniß erwirkte, eine geheime Unterredung mit Beichling zu halten; was denn auch weder mit obigen Geſchichten harmonirt, noch ein Mistrauen des Königs gegen Beichling bekundet.

---

[1] Bei Engelhardt heißt es (S. 231), am meiſten gravirt ſei des Großkanzlers Bedienter Hennig geweſen, über welchen ein Urtheil hätte eingeholt und verſiegelt an den König geſchickt werden ſollen. Gerade dieſer Hennig blieb auf der Feſtung bis zur Freilaſſung des Grafen, wie wir aus einer Quittung deſſelben über 150 Thlr. ihm ausgeſetzte Kleidungsgelder auf ſechs Jahre, vom 6. Oct. 1709, erweiſen können. Er war aber nicht des Großkanzlers, ſondern des Oberfalkeniers Bedienter.

Der erwähnte Fluchtplan, obwol er ſich an ſich ſchon durch den Ueberdruß an der Feſtungshaft erklären würde, wird uns, ſoviel den Großkanzler anlangt, durch ſeine ganze ſonſtige Haltung während ſeines Proceſſes nicht beſtätigt. In dieſer Haltung ſpricht ſich nehmlich keinerlei Unſicherheit und Bangigkeit, vielmehr eine gewiſſe Ruhe und Zuverſicht aus. Er verläugnet ſeine Klugheit und Geſchmeidigkeit nicht und klopft bald da, bald dort an, um ſich günſtige Geſinnungen zu erwecken, aber er hält mit bemerkenswerther Zähigkeit an dem Plane ſeiner Vertheidigung und an dem, was er für ſein Recht hält, feſt, und iſt keineswegs bereit, ſelbſt die Freiheit um jeden Preis zu erkaufen, unterhandelt vielmehr zuletzt wie Macht gegen Macht und ſetzt auch ſeinerſeits Bedingungen durch, wie er andere annimmt. In ſeinem ganzen Verfahren verräth ſich kein Schuldbewußtſein, wohl aber das Bewußtſein, daß nicht der König perſönlich gegen ihn Groll hegen könne, und vielleicht auch, daß er der Träger von Geheimniſſen ſei, um deren willen der König ihn ſchwerlich aufs Aeußerſte werde treiben wollen. Es geſchah nicht blos im unmittelbaren eigenen Intereſſe, ſondern mochte auch auf den König den Eindruck der ergebenen Rückſicht machen ſollen, daß er ſich beharrlich weigerte, eine Vertheidigungsſchrift zu den Acten zu geben, ſondern ſich immer nur vor dem König perſönlich verantworten wollte. Er wußte wohl, daß viele ſeiner Schutzgründe von einer Beſchaffenheit waren, die es dem Könige unlieb ſein mußte, ſie vor Anderer Augen gebracht zu ſehen, als die ſeinen. Selbſt die Ausgaben, für welche er in Auftrag des Königs Gelder und Vorſchüſſe verwendet, waren vielfach nicht geeignet, in gerichtlichen Acten zu figuriren [1].

Bezeichnend iſt dabei ſeine Stellung und Sprache den Unterſuchungscommiſſarien gegenüber, und geben wir hier ein Paar Proben. Mit aller Deferenz für den hohen Rang des Beklagten heißt es in einem Erlaſſe vom 31. Juli 1706:

„Wohlgeborner Graff,
Hochgeehrter Herr.

Nachdem Se. Königliche Majeſtät in Pohlen und Churfürſtliche Durchlaucht zu Sachſen, Mein allergnädigſter Herr, befunden, daß die wider Denſelben ergangenen Acta nunmehro in dem Stande ſine, daß darüber ein Urthel eingeholet werden kann, auch dahero wegen Deſſelben Defension und Benennung eines Advocati den angeſchloſſenen allergnädigſten Befehl an mich ertheilet, Alß habe ſolchen zu gehorſamſter Folge und Vi Commissionis Meinem hochgebietenden Herrn Grafen davon Eröffnung zu thun, mit dem Erſuchen, Er wolle, daferne er vor der Acten Verſchickung mit einer Defension gehöret zu werden verlanget, ſeinen Defenſoren ſofort nahmhaftig machen, welchem die Acta vorgeleget und dazu eine Monaths Friſt eingeräumet werden ſoll. Werden Demſelben Ich meines Orthes zu dienen verbunden bin.

---

[1] In einem Rechnungsbüchlein über dieſe Dinge finden wir u. A. aus dem Jahre 1700: „zu Bauung des großen und kleinen Theatri in Warſchau 10,000 Thlr., zu Verfertigung der Operiſtenkleider 533 Thlr. 8 Gr., an Dechalier, Charpentier und Portain von der Opera bei ihrem Abſchiede 1413 Thlr., der Pomeretiſchen Familie desgl. 2500 Thlr., an Le Plat, zum Baue im warſchauer Schloſſe, 3500 Thlr., an Andreas Roſenthalen in Leipzig, zu Auslöſung der Juwelen der Fürſtin Lubomirska, 6607 Thlr.;" aus dem Jahre 1701: „an Le Grand, Komödianten, zur Reiſe nach Paris, 2010 Thlr. 16 Gr., und dann nochmals 1000 Thlr., an den Fürſten Lubomirski 5333 Thlr. 8 Gr., und an die Fürſtin 20,000 Thlr., an Prinz Jakob (Sobieski) 13,333 Thlr. 8 Gr., an den Komödianten du Rocher 1600 Thlr., an Geheimen Rath Rechenberg für erhandelte Juwelen 3000 Thlr., an die Gräfin Königsmark 5333 Thlr. 8 Gr.;" aus d. J. 1702, an die Woiwodin von Belz 2666 Thlr. 16 Gr., an Le Grand 112 Thlr., an den ſogenannten Propheten Emanuel Geringen 7 Thlr. 8 Gr. und 62 Thlr. 16 Gr., an Kammerherrn Lüttichau zu Auslöſung von Juwelen 6505 Thlr. 8 Gr., (vom König) verſpielte Gelder 43,710 Ducaten = 116,560 Thlr." Ich übergehe hier alle die Summen, die für Heereskoſten, Aufwand geheimer Miſſionen und andere öffentliche Zwecke gezahlt worden.

Commissarius Causae
und
Meines hochgebietenden Herrn
Grafens
Dienſtergebener
Georg Andreas Conrati [1]).

Der Graf antwortete, nach ſeinem uns vorliegenden Concepte, 8. Aug.

„Deſſen vom 31. Juli datirtes habe ich den 6. Aug. zu Abends bei Überſchluß erhalten, wegen Incommodität aber bis jetzo zu beantworten anſtehen laſſen müſſen. Wenn ich denn von Demjenigen, was Er von Commissions wegen an mich ergehen laſſen, erſehen, ich ſollte, daferne ich vor der Acten Verſchickung mit einer defension gehöret zu werden verlanget, meinen defensorem nahmhaft machen, So muß ich Demſelben hinterbringen, daß vor weniger Zeit ſich an Se. Königl. Maj. wegen beſonderer Urſachen mich heraußer gelaſſen, wie ich mich einer defension zu unterziehen Bedenken trage, worbei ich ebenermaaßen nochmals verharre, welches Demſelben hierdurch eröffnen wollen; verbleibe inzwiſchen ꝛc."

---

[1]) Schon am 5. April 1704 zeigten ihm die beiden Commiſſarien M. Arnſtein und G. A. Conrati, als er ſich geweigert, auf Inquiſitionalartikel zu antworten, an, daß der König befohlen, ihn durch Zuſage dazu anzuhalten, räumten ihm eine ſächſiſche Friſt ein und ſchloſſen: „Wir unſers Orths aber ſind Demſelben zu angenehmen Dienſten allezeit bereit und verbunden", wobei ſie ſich als des „hochgebietenden Herrn Grafens unterdienſtſchuldigſte Diener" unterzeichneten.

Die Acten waren drei Jahre ſpäter noch nicht verſchickt und ſind es nie worden. Auch hatten die Grafen bis zu ihrer Freilaſſung noch keine Defenſion eingereicht, ſodaß daher die Sache 1709 noch gerade ſo ſtand, wie 1706, und die Auslaſſungen des Grafen gegen den König ihre Frucht gebracht zu haben ſcheinen. In Betreff des Herganges bei der Freilaſſung der Grafen haben wir zunächſt auf Harthauſen's Bericht [1]) zurückzukommen, wobei wir beibringen wollen, was ſich aus unſern Quellen zur Beſtätigung, Berichtigung oder Ergänzung deſſelben darbietet, zuvörderſt aber bemerken, daß, nach anderen Berichten, auch die Königin ſich für Beichling verwendete. Neben ihr ſcheinen namentlich Adolf Magnus v. Hoym, deſſen frühere Gemahlin, die Gräfin Coſel, ſeine Schweſter, die Gräfin Vitzthum [2]), und Harthauſen, deſſen Schweſter mit dem Oberfalkenier vermählt war, bei dieſer Befreiung thätig geweſen zu ſein. Daß Hoym [3]), der als ein einzelner Lichtſtern der Einſicht und Redlichkeit in jener Zeit galt und dem ſelbſt das Portrait de la cour de Pologne nur ſeine „Leidenſchaftlichkeit gegen Spitzbuben" vorwarf, ſich für Beichling bemühte, dürfte auch mit zu den Umſtänden gehören, die für den Letzteren ſprechen.

Harthauſen erzählt nun: Hoym habe ihn eines Tages zu ſich geladen und ihm einen langen Brief des Goldmachers leſen laſſen, worin einiges den Statthalter Betreffende geſtanden hätte und auch mehrerer Unterredungen mit dem König gedacht worden wäre, bei denen dieſer u. A. die Rede auf Beichling gebracht. Böttger wünſchte, zu wiſſen, wie er ſich dabei zu verhalten habe. Harthauſen ſchickte nach Frau v. Vitzthum und die Dreie hielten Rath. Da ſie nicht ſicher waren, ob ſie es nicht mit einer vom Statthalter geſtellten Falle zu thun hätten, ſo beſchloſſen ſie, Hoym ſolle, unter Vorwiſſen des Königs, mit Böttger ſprechen und ſich dabei hinſichtlich Beichling's gleichgiltig ſtellen, aber doch fallen laſſen, daß er Beichling nicht entgegen ſei, vielmehr deſſen Freiheit wünſche, da er ihm mehr Gutes als Uebles erzeigt habe und nun ſchon ſo lange in Haft ſei, ohne daß man ihn der gegen ihn erhobenen Beſchuldigungen hätte überführen können. Außerdem arbeiteten die Coſel, durch die Rechenberg, die ſie ſehr gern hatte, gewonnen, und Vitzthum an des Großkanzlers Befreiung. Dieſer ſelbſt verſprach, wie Harthauſen verſichert, dem König eine Vermehrung der Einkünfte um 600,000 Thlr., welchem Verſprechen der König aber wenig Vertrauen geſchenkt haben ſoll, ſowie wir auch weiterhin nichts von demſelben hören. Hoym ſei vom König beauftragt worden, mit Harthauſen, der das Intereſſe der Beichlings vertrat, zu unterhandeln, und der König verhandelte auch ſelbſt wiederholt mit dieſem. Es habe ſich darum gehandelt, dem Großkanzler das ihm Genommene zurückzuſchaffen und ſeinen Unterhalt zu ſichern. Das Meiſte davon ſei aber in die Hände des Statthalters und ſeiner Werkzeuge gekommen, ohne daß man, bei dem Mangel aller Specification, gewußt habe, an wen man ſich eigentlich zu halten hätte. Man habe daher verlangt, der Großkanzler ſolle auf die Reſtitution verzichten; dieſer aber habe ſich nur erboten, ſeine Forderung an den König fallen zu laſſen, nicht aber den Reſt, und habe außerdem eine den Zinſen jener Forderung entſprechende lebenslängliche Rente gefordert, was ſich auf mehr als

---

[1]) Bei Vehſe a. a. O. S. 216 f.

[2]) Th. II, S. 327.

[3]) Th. II, S. 325 f.

35,000 Thlr. jährlich belaufen hätte. Nach vielem Hin- und herhandeln hätte der König ihm eine Penſion von 8000 Thlrn. jährlich verſprochen, wogegen er auf ſeinem Gute leben ſolle; die Güter ſeines Vaters ſollten ihm zurückgegeben werden; ebenſo Alles, was ſich von ſeinen Effecten noch in den Händen der Commiſſion befände, ſowie ihm auch ſonſt verſtattet ſein ſolle, das Seine, mit Ausſchluß der Forderung an den König, zu vindiciren, wo er es finde.

So habe die Sache geſtanden, als Hoym erklärte: der König habe ihm befohlen, auf den Königſtein zu gehen und mit Beichling abzuſchließen; er könne dies aber nicht thun, ohne einen vom König unterzeichneten und von einem Cabinetsminiſter contraſignirten Befehl zu haben; die Ordnung verlange das ſo; die Sache ſei zu wichtig, als daß er allein ſie auf ſich nehmen könne; die Anderen würden Alle über ihn herfallen und ſein Ruin gewiß ſein; Harthauſen möge zwiſchen Pflugk und Flemming wählen, da er Einem von dieſen Beiden die Sache entdecken müſſe. Vergebens ſtellte ihm Harthauſen vor, daß Pflugk und der Statthalter Alles aufbieten würden, die Sache zu hintertreiben, und daß ſie bei dieſer Gelegenheit doch erfahren, was Hoym ſchon alles in derſelben gethan habe. Hoym antwortete kaltblütig, daß er ihm eine Stunde Bedenkzeit gäbe, um ſeine Wahl zu treffen, beharrte auch auf ſeinem Entſchluſſe, als auch ſeine Schweſter ihn beſtürmte, und erklärte ihm nach ein Paar Stunden, daß er mit Flemming geſprochen habe, der ein ehrlicher Mann ſei und ihm ſein Ehrenwort gegeben habe, mit niemand anders über die Sache reden und ſie nicht hintertreiben zu wollen. Hoym hatte Recht und die Sache ging beſſer, als Harthauſen gedacht hatte. Denſelben Abend ward Harthauſen zu Flemming geladen, wo ſich auch Hoym und Lützelburg[1]) einfanden. Sie ſpielten hohes Piquet und ſoupirten dann zuſammen, worauf ſie ihr Spiel bis früh 1 Uhr fortſetzten. Flemming beobachtete ihn fortwährend und fixirte ihn wiederholt, ohne etwas zu ſagen, war übrigens, wie auch Hoym, ſehr heiter. Als Lützelburg äußerte, daß Harthauſen träumeriſch und zerſtreut ſei, bemerkte Flemming: „und doch iſt er glücklich, denn er gewinnt.“ Am nächſten Morgen ließ Hoym ihn kommen und ſagte ihm: Alles ſei in Ordnung; Pflugk werde zwar den Befehl zu contraſigniren haben, die Sache aber erſt im letzten Augenblicke erfahren. Er habe den König nie bei beſſerer Laune geſehen; der Großkanzler ſei ſo gut wie frei. Harthauſen bat ihn nun, die günſtige Stimmung des Königs zu benutzen und auch die Befreiung ſeines Schwagers, des Oberfalkenmeiſters, zu erwirken. „Der König iſt zu großmüthig,“ ſagte er, „um das Unglück eines Menſchen verewigen zu wollen; er hat meinen Vater ſo ſehr lieb gehabt und wird nicht deſſen Tochter zur Witwe und lebenslänglich unglücklich machen wollen.“ Iſt dieſer Umſtand begründet, ſo würde ſich daraus ſchließen laſſen, daß der Befreiung des Oberfalkeniers, die man, ſobald er nur ein Werkzeug des Großkanzlers geweſen und nur als ſolches ins Unglück gekommen wäre, als eine natürliche Folge der Befreiung des Letztern zu betrachten geneigt ſein möchte, größere Bedenken entgegengeſtanden, als der des Großkanzlers. Man findet auch nicht, daß dem Oberfalkenier eine Penſion ausgeſetzt, oder für ſeinen Verluſt, den er auf 91,000 Thlr. anſchlug, eine Entſchädigung gewährt worden wäre. Harthauſen kam jedoch bald mit der frohen Botſchaft zurück, daß der König lachend die Freiheit des Oberfalkenmeiſters gewährt habe. Nun ſchickte ihn Harthauſen noch einmal zum König, wo er auch Ritter's Befreiung erwirken mußte.

---

[1]) Th. VII, S. 173.

Jetzt aber trat, wenn dieſe Geſchichte wahr iſt, ein eigenthümliches Manoeuvre heraus. Der König gab Hoym eine doppelte Inſtruction: die Eine, auf welche hin Pflugk, nachdem er noch eine Aenderung darin erwirkt, die Contraſignatur, zwar widerſtrebend, doch auf Befehl des Königs ertheilte, die aber von der Art war, daß Hoym ſelbſt ſich überzeugt hielt, der Großkanzler werde niemals auf dieſe Bedingungen eingehen; dann eine Geheime, welche alle die Punkte nachließ, die dem Großkanzler zu hart erſcheinen mußten. Harthauſen hätte die letztere gern geſehen, was aber Hoym als pflichtwidrig abſchlug. Nun eilte Harthauſen zur Coſel, damit ſie dem Könige vorſtelle, wie die geheime Inſtruction dem Großkanzler wenig helfen könne, ſobald ihm ihr Inhalt unbekannt bliebe, und wie die Unterhandlung ſich auf dieſe Art leicht erfolglos erweiſen dürfte. Selbſt zum König berufen, ſetzte er ihm dies näher auseinander, worauf der König, nach einigem Nachſinnen, ihm das Concept der geheimen Inſtruction gab, ihm befahl, ſich im tiefſten Geheimniß damit auf den Königſtein zu begeben, und ihn mit einer Einlaßordre verſah. Bei dieſer Verhandlung war nur noch Vitzthum zugegen. Harthauſen beauftragte nun den Kammerdiener ſeiner Schweſter, zwei Pferde zu miethen und ihn damit am Ausgange des großen Gartens zu erwarten. Er ließ die Kutſche ſeiner Schweſter anſpannen, und fuhr darin in Bedientenkracht in den großen Garten, wo er die Pferde fand, den Wagen leer zurückgehen ließ und mit dem Kammerdiener nach Königſtein ritt. Hier verlangte er einen Offizier zu ſprechen, mußte aber eine halbe Stunde warten, worauf ein Unteroffizier erſchien, dem er ſagte, daß er einen wichtigen Brief in die eigenen Hände des Generals zu legen habe. Letzterer aber war auf ſeinen Gütern und der Untercommandant, ein ſtelzfüßiger Oberſtlieutenant, jedenfalls der ſchon erwähnte Creutz, weigerte ſich, einen für den General beſtimmten Brief zu öffnen, und fragte, mit wem er es zu thun habe. Harthauſen erwiederte: der Brief ſei vom König ſelbſt und müſſe ohne Verzug eröffnet werden, und ſetzte einige drohende Worte hinzu, die den nöthigen Eindruck machten. Der Oberſtlieutenant las das Billet und führte ihn darauf zum Großkanzler, mit dem er ihn allein ließ und der vor Freude kaum ſprechen konnte. Harthauſen zeigte ihm die geheime Inſtruction, die er raſch copirte und dann ein Zeichen gab, worauf aus einem großen Wandſchrank ſein Bruder und bald darauf aus einem andern der Hofrath Ritter herauskam. Sie hatten ſich dieſe Verbindungswege mit der Zeit und unter vieler Mühe durch mehrere Mauern gebahnt, wobei der Commandant, der Beichling's Freund geweſen, durch die Finger geſehen haben ſoll. (Nach Böttger's Berichten hatten dieſe geheimen Verbindungen ſchon zu ſeiner Zeit beſtanden, und es zeigt auch, wie wenig Gewicht man auf ſeine Verſchwörungsgeſchichte legte, daß man ſie fortbeſtehen ließ.) Nachdem die Beiden ſich wieder entfernt, zog der Großkanzler eine Glocke und beſtellte bei dem eintretenden Unteroffizier vier Schüſſeln, nach deren Erſcheinen der Oberfalkenier und Ritter zurückkehrten und eine fröhliche Abendmahlzeit mit dem Großkanzler und ihrem Freiheitsboten einnahmen. Ohne das ihm vom Untercommandanten angebotene Bett anzunehmen, ritt Harthauſen noch in der Nacht, bei ſtarker Kälte, nach Pirna zurück, wo er in einer Herberge einkehren wollte, die bereits von Hoym und deſſen Gefolge beſetzt war, worauf er eilends wieder zu Pferde ſtieg und, ohne anzuhalten, nach Dresden ritt. Hier kam er früh um 5, bei noch verſchloſſenen Thoren, an. Am andern Morgen erzählte er dem König ſein Abenteuer, ohne jedoch der beiden Gäſte des Großkanzlers zu gedenken, und amuſirte damit den Monarchen höchlich, dem es, nach Jenes Verſicherung, überhaupt das größte Vergnügen machte, wenn er ſeinen Miniſtern dergleichen Streiche ſpielen konnte. Hoym war inzwiſchen auf dem Königſtein angekommen und hatte, ohne das Mindeſte von Harthauſen's nächtlicher Miſſion zu ahnden, ſeine Unterhandlung mit Beichling gepflogen, ſich aber ſehr gewundert, dieſen genau in allen den Punkten, in denen die geheime Inſtruction von der öffentlichen abwich, unbeugſam zu finden, ſodaß er nachher zu Harthauſen ſagte, der Großkanzler müſſe ein Hexenmeiſter ſein, da er auch nicht das Mindeſte habe zugeſtehen wollen, was über die geheime Inſtruction hinausgegangen wäre. Das hatte Pflugk jedoch durchgeſetzt, daß die Penſion auf 4000 Thlr. herabgeſetzt wurde und Beichling hatte ſich darein ergeben. Noch erzählt Harthauſen, wie Flemming ihn mit Pflugk ausgeſöhnet habe, und daß der Statthalter am Erbittertſten über die Sache geweſen ſei, da er wol eine geheime Furcht haben mochte, Beichling könne wieder ans Ruder kommen, vielleicht auch weil er wußte, wie viel er von Beichling's Vermögen an ſich gezogen.

Wir müſſen das Alles, was Harthauſen von ſeiner perſönlichen Betheiligung an der Sache berichtet, dahingeſtellt ſein laſſen, ohne es gerade bezweifeln zu wollen. Selbſt in der vertrauten Selbſtbiographie des Oberfalkenmeiſters, die wir vor uns haben, iſt bei Gelegenheit der

Freilaſſung nur von Hoym die Rede. Es heißt hier: „Ann. 1709, den 1. Febr. bin ich nebenſt meinem Bruder dem Obriſten Kanzler wieder in Freiheit geſetzet worden und hat der Geheime Rath von Hoym uns wieder des Königs Gnade verſichert, auch die Tegens ſelbſt presendirt. Der Arest auf der Veſtung Königſtein hat gewähret 5 Jahr 9 monath 3 Wochen und Zwar einen harten und engen arest, indem ich meine Frau und Sohn[1]) noch ſonſt meine Geſchwiſter und Anverwandten nicht ſehen durffen, darbei 91,000 Thlr. verlohren, ohne was ich eingebüßt bei der Schweden Einfall.“ Recht mag Harthauſen übrigens darin haben, daß der König den Beichlings nicht zürnte und ſie wol früher freigelaſſen haben würde, wenn er ſich nicht vor ſeinen Miniſtern geſcheut und wenn nicht die Reſtitution des eingezogenen Vermögens Bedenken gemacht hätte. Daß aber ein ſolches Bedenken entſtehen konnte, daß man ſich ſogar ſagen mußte: man könne den Großkanzler nicht in Freiheit ſetzen, ohne ihm auch ſoviel von ſeinem Vermögen zurückzugeben, als noch zu retten war, und ohne auch ſonſt für ſeinen ſtandesmäßigen Unterhalt zu ſorgen, das ſcheint denn doch dafür zu ſprechen, daß Harthauſen auch darin Recht hat, wenn er ſagt: man habe dem Großkanzler auch in ſo langer Haft und Unterſuchung deſſen nicht überführen können, was man ihm ſchuldgegeben.

Dem widerſpricht nun natürlich auch die aus leicht erkennbaren Rückſichten gewählte Form nicht, in welcher der Revers gefaßt iſt, den die Grafen bei ihrer Befreiung ausgeſtellt haben. Das uns vorliegende Exemplar eines ſolchen iſt mit den Unterſchriften und Siegeln beider Grafen verſehen, der Ausſtellungstag aber ausgelaſſen, ſodaß es möglich bleibt, der wirkliche Revers biete einige Abweichung. Indeß ſtimmt der Inhalt des Vorliegenden mit dem allen überein, was ſonſt über die Sache bekannt iſt. Der Revers war übrigens nur ein Theil der Ausführung des Vertrags, auf welchem die Freigebung der Grafen beruhte. Die uns vorliegende Faſſung lautet:

---

[1]) Dieſen hatte er wahrſcheinlich noch nie geſehen, da derſelbe, Auguſt Gottfried Dietrich, am 23. März 1703 geboren, ſein Vater aber in der Nacht vom 10.–11. April 1703 in Polen verhaftet und von da ſofort auf die Feſtung gebracht ward. Dieſer Sohn, deſſen Wiege von ſolchem Unglück umringt war, ward der Vater einer regierenden Herzogin von Württemberg.

„Nachdem Se. Königl. Majeſtät Unſer allergnädigſter Herr vor einigen Jahren aus gerechten Uhrſachen bewogen worden, Unſere Perſohnen mit arrest zu belegen und auf die Veſtung Königſtein bringen, auch unſer damahliges Vermögen an beweg- und unbeweglichen Gütern und Stücken in sequestration nehmen und folglich den Inquisitions-process gegen Uns formiren zu laſſen, womit es auch ſoweit gekommen, daß wir mit unſerer defension gehöret und die Acta ſodann zum Spruch Rechtens verſchicket werden ſollen[1]; Alldieweilen wir aber nach reiffer Ueberlegung betrachtet, daß die Uns beygemeſſene facta ſo beſchaffen, daß, wenn der process ſeinen Fortgang nehmen, und es zu einen Urthel kommen ſollte, wir allerdings eine ſehr harte Sententz zu gewartten haben würden, Als haben wir in deſſen Erwegung unſere eintzige Zuflucht zu der Weltbekannten Generositet und Clementz Sr. Kgl. Majſt. unſeres allergnädigſten Herrns genommen, es auch durch die Göttliche Schickung und unſer bewegliches Vorſtellen dahin gebracht, daß allerhöchſtgedachte Königl. Majſt. Sich aus angebohrner magnanimitet bewegen laſſen, Dero Gnade dem Rechte vorzuziehen und uns mit Dero allerhöchſten pardon und Erlaſſung des arrestes von der Veſtung Königſtein (jedoch daß wir uns von dar auf unſere väterliche Güter, oder allenfalls nach unſerer Willkühr, beſſerer commoditet halber, nach Putzkau auf unſers Schwagers Guth[2] ſofort begeben) zu begnadigen.

---

[1] Es ergibt ſich alſo hieraus, daß ſie noch immer keine Defenſionsſchrift eingereicht hatten.

[2] Dies ſtimmt mit Harthauſen, welcher angibt, daß, da Zſcherna

Dannenhero verehren wir ſolche uns per viam gratiae widerfahrene Erledigung und mitgetheilten hohen pardon nicht alleine mit allem nur erſinnlichen gehorſamſten und getreueſten Dank, ſondern wir verbinden uns auch hierbey krafft dieſes mit einem Eyde, und bey dem Wortt der Ewigen Wahrheit, auch ſowahr uns Gott und ſein heiliges Wortt helffe, nimmermehr, weder von uns noch durch andere etwas wider dasjenige ſo uns widerfahren, als ob uns in dieſem oder jenem zuviel geſchehen, zu allegiren oder anzuziehen, viel weniger die geringſte Rache in unſern Hertzen gegen jemand, wer der auch ſei, zu hegen oder auszuüben, auch uns ſofort nach erhaltener Freyheit auf unſere Güther in aller ſtille zu retiriren und uns daſelbſt ohne einzige intrigue oder Einmiſchung in Dinge ſo uns nicht zukommen, umb dadurch etwan uns wieder in Königl. Dienſte zu ſpielen, aufzuhalten, und von dar, ſonder Königl. Majt. allergnädigſter expressen Erlaubniß uns nicht wegzubegeben, nicht weniger mit unſern väterlichen Vermögen (und einer Königl. jährlichen pension vor mich des Aelteſten Grafen von Beichling[1]), nach Selbſteigener Gefälligkeit und generosite Sr. Königl. Majt.) uns ſchlechterdings zu begnügen, und im übrigen auf das bey unſerer arretirung zu Sr. Königl. Majt. disposition gezogene beweg- und unbeweglichen Vermögens, weder vor uns noch unſere Nachkommen zu keiner Zeit nicht den geringſten Anſpruch zu machen; Neben ich Wolff Dietrich Graf von Beichling inſonderheit promittire, mich mit der Frau Geheimen Räthin von Rechenberg ferner auf keinerley weiße in einiges Commercium einzulaſſen, ſondern deren Umbgang völlig zu meiden.

Datum Königſtein den 1709.“

nicht eingerichtet geweſen, er dem Großkanzler ſein Gut Putzkau offerirt habe, wohin derſelbe mit dem Oberfalkenmeiſter gekommen ſei. Es lag wol weniger daran, daß Zſchorna nicht im Stande geweſen wäre, als an dem Umſtande, daß die Aufhebung des Sequeſters, nach einem uns vorliegenden Reſcript an den Amtmann zu Großenhain, Ernſt Heinrich Redslob, erſt am 26. März 1709 angeordnet wurde. Indeß ſehen wir auch aus einem Briefe des Gutsverwalters Gottfried Hermann, vom 17. März, daß die Zimmer reparirt wurden, wobei die Kälte aufhielt. Am 16. war dieſer Verwalter nach Dresden zur Kammer gefordert worden, und hatte die Bedeutung erhalten, ſeine Rechnung bis Oſtern zu ſchließen, da eine Aufhebung des Sequeſters bevorſtehe.

[1] Alſo nicht auch für den Oberfalkenmeiſter.

Da die letztere, die Rechenberg betreffende Clauſel Harthauſen nicht füglich unbekannt ſein konnte, ſo hätte er ſie wol bei dem Vorwurfe beherzigen ſollen, welchen er auf den Großkanzler auf Anlaß derſelben Frau v. Rechenberg fallen laſſen zu wollen ſcheint. Er erzählt nämlich, nachdem er früher berichtet, daß die Rechenberg, weil ſie eine falſche Flaſche Egerwaſſer getrunken[1], geſchwollene Füße bekommen habe und ihr Zimmer zu Eythra nicht verlaſſen können, er habe ſie zu Karlsbad getroffen, wo ſie Rettung vor dem Tode geſucht, gegen den ſie ſich 8—9 Monate gewehrt habe. Trotz ihrer Geſchwulſt, war ſie bei der beſten Laune, gab ihm ihre Freude zu erkennen, daß ſie noch Beichling's Freiheit und die Kränkung ſeiner Feinde erlebt habe, und bildete den Mittelpunkt der zahlreich im Bade verſammelten haute volée. Harthauſen war aber nur 14 Tage im Bade geweſen, als ihm gemeldet ward, daß die Rechenberg, aus deren Cirkel er die Nacht vorher um Mitternacht fortgegangen und ſie ſehr heiter verlaſſen hatte, todt ſei. (Sie † den 15. Juli 1709 im Karlsbade.)[2] Am Tage vorher hätte ſie ihm geſagt: „Hätten Sie das gedacht? Sie wiſſen, was ich für den Großkanzler gethan habe; ich habe Alles geopfert (?), um ihn von dem Königſtein herunterzubringen, und er hat mir ſeit ſeinem Weggange nicht die mindeſte Artigkeit erwieſen und nicht mehr an mich gedacht. Da er aber weiß, daß ich hier bin und mich ſchlecht genug befinde, ſo ſchickt er mir ſeinen Pinſel (benêt) von Bruder mit einem Brief, worin er mich bittet, ihn zum Erben einzuſetzen, oder ihm wenigſtens 40,000 Thlr. zu vermachen, die ich durch ihn erhalten. Ach wo ſind ſie? Man hat mich geplündert, wie ihn, und ſein eigennütziges Verfahren wurmt mich. Meine Erbſchaft wird nicht beträchtlich ſein. Ich habe ihm geantwortet: da ich meinen Mann wider Willen geheirathet und ihm alle denkbaren Poſſen geſpielt hätte, ſo wollte ich ihm wenigſtens einmal ein Vergnügen machen und ihm meine kleine Erbſchaft hinterlaſſen.“ Die Rechenberg kannte vielleicht jene Beſtimmung nicht, welche dem Großkanzler jeden Verkehr mit ihr verbot und die er doch unmöglich gleich in den erſten Monaten nach ſeiner Angelobung derſelben hintanſetzen konnte; ſie mochte auch ihren Zuſtand nicht für ſo ſchlimm halten, wie er Andern erſchien, wie er thatſächlich war, und wie er Weichling die einzige Uebertretung jenes Verbotes, die er ſich erlaubte, als nicht aufſchiebbar erſcheinen ließ, und ſie mochte ſich endlich auch nicht ſagen, daß ſie durch Weichling in der That viel erworben gehabt und daß wol eben ihre Habgier, ſowie ihr anſtößiges Benehmen gegen den König, Haupturſachen des Unglücks geweſen waren, das über ſie und ihren Freund herein gebrochen war, ſodaß das Verdienſt, das ſie ſich bei ſeiner Befreiung zuſchrieb, eigentlich nur ein Gutmachen einer früheren Schuld war und keinen beſonderen Anſpruch auf Dank begründete. Harthauſen aber hätte dieſe Betrachtungen anſtellen mögen. Aber, wie warm er ſich auch für den Großkanzler intereſſirt hatte, wie nahe auch ihr verwandtſchaftliches Verhältniß war, und wie lange er auch noch fortfuhr, daſſelbe vertraute, freundſchaftliche Benehmen gegen ihn zu beobachten, im Herzen erkalteten ſie ſpäter gegen einander, und daran war, wie ſo oft, ein Conflict von Privatintereſſen Schuld. Jeden falls war Harthauſen bei Abfaſſung ſeiner Memoiren keinesweges ein parteiiſcher Verehrer Beichling's, und dies eben ermächtigt uns, dem Guten, das er von Beichling ſagt, um ſo größeren Glauben zu ſchenken, während man das Ueble, das er ihm nachredet, immerhin mit Mistrauen betrachten mag, ein Verfahren, das überhaupt bei dieſen Memoirenſchreibern am Orte iſt[1].

---

[1] Er ſagt: ſie habe eine Flaſche aus der ſchlechten Quelle ſtatt aus der guten getrunken. Wie mag das zu verſtehen ſein?

[2] Früh um 1 Uhr. Es liegt uns das Notificationsſchreiben vor, worin ihr Gatte ihren Tod, d. d. Eythra, 19. Juli, an den Großkanzler, ihren angeblichen Geliebten, meldete.

Nachdem Beichling einmal in Freiheit geſetzt war, erwies ſich der König, obwol er ihn nie wieder in ſeine Nähe zog und ihm keinerlei Einfluß auf die Geſchäfte geſtattete, doch geneigt, die zu ſeinen Gunſten getroffenen Verabredungen zu erfüllen und ihm auch ſonſt in alledem förderlich zu ſein, was zu Sicherung und Verbeſſerung ſeiner perſönlichen Lage dienen konnte. Wie der Geheime Kammerrath Hans Heinrich v. Trützſchler am 30. Auguſt 1709 in einem ſehr freundſchaftlich gehaltenen Briefe an Beichling ſchrieb, vollzog der König um dieſe Zeit in Guben das Reglement wegen des neuen Kammeretats, und es wurden darin dem Großkanzler 2000 Thlr. jährlich bei der Kammer und 2000 bei der Acciſe, ſowie ſeiner Gemahlin und der des Oberfalkenmeiſters jeder jährlich 600 Thlr.[2] angewieſen, auch, da die Kammer mit Auszahlung der dieſen beiden Frauen, während des Proceſſes ausgeſetzten Jahrgelder in Reſt war, die Nachzahlung dieſer Reſte angeordnet. Schon unter dem 5. Februar 1709 hatte der König folgendes Decret „an Statthalter und Geheimde Räthe“ erlaſſen:

---

[1] Sollte man doch auch ſonſt im Leben das Gute, das von den Menſchen geſagt wird, bereitwilliger glauben, als das Schlimme, und iſt es doch einer der dunkelſten Züge der Menſchennatur, daß das Gegentheil Regel iſt!

[2] Dies ward allerdings als Entſchädigung für die mitconfiscirten Ehegelder betrachtet.

„Demnach Wir aus Königlicher Gnaden die Grafen von Beichlingen gegen einen gewiſſen Revers auf freyen Fuß geſtellet und deren ganze Sache nebſt dem bisherigen Process völlig aufgehoben, auch ſie hierunter alles fernern Anſpruchs gänzlichen erlaſſen haben, ſo will geſtalten Sachen nach nunmehro nöthig ſeyn, daß beſagten Grafen nicht alleine ihre väterlichen Güter und Immobilien, ſo zeithero bey Unſerer Renth Cammer sequestriret geweſen, hinwiederum freygegeben und ſie ſowol desfalls, als wegen derer übrigen habenden Mitbelehnſchaften bei Unſerer Landes-Regierung zu Empfahung der Lehn gewöhnlich admittiret, ſondern auch denenſelben die annoch vorhandene (sic) eigene und väterliche Pretiosa, worunter inſonderheit das in der Geheimen Raths-Stube verwahrlich aufbehaltene Römiſche Ordens-Zeichen, nebſt einem Diamant-Ring, nicht weniger ein Zobel Belz und ein Stock mit Diamanten garniret, welche beyde letztere Stücke bey dem allhieſigen Amtmanne befindlichen ſeyn ſollen, mit zu verſtehen, Wie ingleichen alle andere meubles, Bücher, Documenta und privat Scripturen, ſo ihre eigentliche Güter und domestica concerniren, gebührend ausgeliefert und verabfolget werden, Geſtalten Wir alle dieſe vorher benannten Immobilia und Mobilia Unſerm Fisco nicht adjudiciret wiſſen wollen, ſondern haben vielmehr verſtattet, daß die Grafen von Beichlingen in ihrem obangezogenen Revers ſich des Anſpruchs auf ſelbige nicht haben begeben dürfen; Allermaaßen Wir nun, ſoviel die Aufhebung der Sequestration derer Güter anbelangt, an Unſ. Kammer Collegium Ordre rescribiret, Alſo iſt an Ew. Liebden und Euch hiermit Unſer gnädigſtes Begehren, Dieſelbe und Ihr wollen wegen Restitution derer Mobilien und zwar ratione dererjenigen, ſo im Geheimbden Rathe liegen, ſich einestheils ſelbſten hiernach achten, anderntheils aber, und daß ſelbige bewerkſtelliget werde, an den hieſigen Amtmann, und wo es ſonſt nöthig, gemeſſenen Befehl ertheilen, Nicht weniger auch Unſere Landesregierung, was die admission zur Lehn betrifft, hierauf gehörig beſcheiden, und im übrigen an die wider gemelte Graffen angeordnet geweſene Commission, welche Wir hiermit zugleich aufheben, das Benöthigte verordnen ꝛc."

Ein anderes, zu Gunſten der Grafen am 10. April 1709 an dieſelbe Inſtanz erlaſſenes Decret ſollte ſie gegen die aus ihrer Finanzverwaltung erwachſenden Anforderungen in Schutz nehmen. Es hieß darin u. A.: ſie hätten vorgeſtellt, „welchermaßen nach wieder erhaltener ihrer Freiheit verſchiedene Creditores, denen ſie ſich die Zeit über, da Wir (der König) inſonderheit dem ehemaligen Obriſten Canzler das Geld Negotium und Führung der Cassa in Pohlen aufgetragen, vor Uns in ihrem Nahmen theils durch Wechſel-Brieffe, theils auf andere Art verſchrieben und zu ihrer Bezahlung verbindlich gemacht, bey ihnen ſich angegeben und ihre Befriedigung geſuchet, ſie auch gewärtig ſeyn müſſen, daß noch andre mehr hin und wieder ſich melden und ihre Vergnügung von ihnen fordern würden.“ Sie hätten daher, mit Bezug auf die Einziehung ihres Vermögens, die ſie zu Bezahlung ſolcher Schulden außer Stand ſetze, gebeten, ſie gegen alle diejenigen Gläubiger, denen ſie ſich „von Zeit des gewährten Negotii alß vom Monath Julio 1697 an biß auf die Michaelis Meſſe 1703“ für den König in ihrem Namen verſchrieben, zu vertreten. Der König fand dies nicht mehr als billig, und verordnete daher, daß Statthalter und Geheime Räthe ſich danach richten, auch die Landesregierung und andere einſchlagende Stellen anweiſen ſollten, dergleichen Gläubiger an den König zu verweiſen.

In der That war die Verfolgung von Seiten derartiger Gläubiger zeitig losgegangen, und das angezogene Decret fruchtete doch nicht genug[1]), ſodaß es, auf Andringen der Grafen, unter dem 17. April 1711 erneuert und eingeſchärft wurde, „weil es mit ihren creditoribus eine ſonderbahre Beſchaffenheit hat, auch einige derſelben durch gewiſſe Umbſchläge allbereit bezahlet worden, ob ſie gleich die Wechſelbriefe noch in denen Händen behalten haben.“ Trotz dieſer Verſicherungen ſollten die Beichlings noch Jahre lang mit Proceſſen wegen derartiger Forderungen, und länger noch mit Revindication ihnen abhanden gekommener Pretioſen und Documente zu thun haben.

---

[1]) Statthalter und Geheime Räthe hatten, wie der Großkanzler klagt, noch bis 1711 nicht auf daſſelbe an die andern Behörden expedirt. Aber auch trotz der Einſchärfung waren die Ausfertigungen noch 1718 nicht erfolgt und ſind es wahrſcheinlich niemals!

Die Rangverhältniſſe anlangend, ſo wird Beichling zwar in den Erlaſſen der Regierung immer nur als der „geweſene Obriſt Canzler“ Graf v. Beichling, ſonſt aber von Jedermann, auch von den Miniſtern und erſten Hofchargen, ununterbrochen als „Son Excellence le Grand Chancellier et Conseiller privé de Sa Majesté“ bezeichnet, und auch in ſeinem, vom König beſtätigten zweiten Ehecontract vom 3. April 1715 wird er als Königl. Polniſcher und Kurfurſtlich Sächſiſcher Obriſter Canzler aufgeführt.

Als ſich die Nachricht von der Freilaſſung des Großkanzlers verbreitete, ſoll man, nach Harthauſen's Verſicherung, allgemein geglaubt haben, er werde wieder ins Amt treten. Jeder habe der Erſte ſein wollen, ihm den Hof zu machen und ſich bei ihm zu empfehlen; der Statthalter und Pflugk hätten Spione nach Putzkau geſchickt; Beichling habe daſelbſt fortwährend einen kleinen Hof gehabt, Mittags und Abends Gäſte, köſtlichen Wein und fortwährend Küchenwagen zwiſchen Putzkau und Dresden hin- und hergehend. Der Großkanzler ſei auch nur zu begierig danach geweſen, wieder ins Amt zu kommen, und habe ſich daher nur zu viel über die Mittel, den Misbräuchen abzuhelfen, verbreitet, von neuen Projecten geredet und aller Welt Verſprechungen gemacht. An einer anderen Stelle[1]) ſagt er: es ſei das große Ziel des Großkanzlers geweſen, ins Miniſterium zurückzukehren; er habe deshalb Tag und Nacht intriguirt und ſo viele Perſonen, ohne ſich um deren Zuverläſſigkeit zu kümmern, in Bewegung geſetzt, daß er ſich ſelbſt Alles verdorben habe. Namentlich habe die Demuth, die er affectirt habe, im Gegenſatz zu dem Hochmuth und Stolze, die er während ſeines Miniſteriums gezeigt, einen ihm ſchädlichen Eindruck gemacht. Die Gräfin Coſel, mit der er kurz vor ihrem Sturze eine Zuſammenkunft auf ſeinem Weinberge bei Dresden gehabt, wobei er ſeine ganze Beredtſamkeit erſchöpft und mehre Projecte vorgeſchlagen, von ihr aber mit Artigkeiten abgeſpeiſt worden ſei, habe bei der Rückkehr ausgerufen: „Iſt es möglich, daß der König dieſen Menſchen ſo ſehr geſchätzt, und daß die Rechenberg, die ſoviel Geiſt beſaß, dieſen Menſchen ſo ſehr geliebt hat!“ Harthauſen, der, auf Beichling's dringendes Anliegen, dieſe Zuſammenkunft vermittelt, vorher aber Flemming's Zuſtimmung dazu eingeholt haben will, hätte ſie auf den Einfluß aufmerkſam gemacht, welche veränderte Verhältniſſe und Jahre des Unglücks auf den Menſchen äußerten.

---

[1]) Vehſe a. a. O. S. 234.

Daß manche Perſonen in der That glaubten, der Großkanzler werde wieder in die Geſchäfte eintreten, ja er ſei wirklich in ſeinen hohen Poſten wiedereingeſetzt, wird auch uns durch einige Briefe beſtätigt, worin dem Hofe ferner ſtehende Perſonen ſich beeilen, ihm dazu Glück zu wünſchen, ja wol ſogleich ſeine Verwendung in ihren Angelegenheiten in Anſpruch nehmen. Schon dies hätte wol den Wunſch in ihm nähren können, daß ihre Annahme eine begründete ſein möchte, und auch ſonſt können wir es, nach ſeinem ganzen Weſen und dem Charakter der Zeit, nicht unwahrſcheinlich finden, daß er ſich wieder in den Beſitz ſelbſt einer ſolchen Macht zurückwünſchte, deren Kehrſeiten er doch ſo bitter empfunden hatte. Indeß finden wir außerdem in den zahlreichen vertrauten Briefen und Concepten, die uns aus dieſer Zeit vorliegen, eigentlich keine rechte Beſtätigung der Behauptungen Harthauſen's. Auch wo Beichling nahe Freunde und Verwandten von öffentlichen Angelegenheiten ſchreiben, geſchieht es ohne allen Bezug auf ſeine Perſon und nur ſo, wie man eben an einen Staatsmann ſchreibt, der ſich aus dem bewegten Strome der Welt in ein ruhiges Aſyl zurückgezogen hat und deſſen Neugier man nur zu befriedigen denkt, indem man ihn au courant des Tages zu halten ſucht. Es finden ſich einige Concepte von politiſchen Memorialien des Großkanzlers, welche theils an den König unmittelbar gerichtet, oder durch eine vertraute Hand an denſelben zu gelangen beſtimmt ſind. Sie beziehen ſich, mit kaum einer Ausnahme, auf die auswärtigen Angelegenheiten, namentlich die polniſchen, tragen mehr den Charakter von Rathſchlägen, als von „Projecten," und gehören theils in die Zeit der Haft auf dem Königſtein, theils ſind ſie auf ausdrückliche Veranlaſſung entworfen. Endlich ſind wir dem Großkanzler ſchuldig, nachdem wir die Anklage mitgetheilt, auch das nicht vorzuenthalten, was er gegen eine ſolche bemerkt hat. In einem Concepte, deſſen Adreſſat uns nicht mit Sicherheit bekannt iſt, wahrſcheinlich aber Flemming war, heißt es:

„Ew. Excellenz danke ich ſchuldigſt für die gegebene Nachricht, daß meinetwegen bey gewiſſen Perſonen ſo großer Alarm ſei, als wenn ich nebenſt andern mich in gewiſſe partie eingelaſſen, und eine revolution zu veranlaſſen und mich wieder bey die affaires zu bringen. Ich habe nicht anders ſchließen können, als ob aus denen ſpargements, ſo von müßigen raisonneurs meiner Perſon halber öfters inventiret worden, ſolches entſtehe und wundere mich dannenhero, daß man ſich ſo leichte ein rauſchendes Blatt ſchrecken laſſe

Denn da nun die ſeit 4 Jahren her 1) ausgeſprengten Zeitungen von meinem avancement alle falſch befunden, ſo ſollte ich dafür halten, man könnte ſich leichte beruhigen laſſen, weil doch jederzeit der eventus gewieſen, daß die inventores von dergleichen bruits nichts anders geſuchet, als vielleicht Königl. Maj. intention zu sondiren, auch wol die Gemüther zu erforſchen, welche wohl oder übel für mich geſinnt ſein möchten, oder auch wol deſto ſicherer ein und ander dessin auszuführen, auf mich die attention zu leiten, damit ihre actiones und Fürhaben deſtoweniger regardiret und penetriret werden könnten.

Zu dem, ſo ſollte ich meinen, daß, da ihnen, wie Ew. Exc. erwähnen, eben die scienz der disposition des Hofes gegen mich und daß ich nicht reussiren kann, ich möge es auch anfangen wie ich wolle 2), beiwohnen muß, eine ſolche assurance alle apprehension auf einmal ausrotten möchte; denn wenn auch ich ſo inquiet ſein ſollte, was mir doch niemals in Sinn kömmt, ſo würde ich doch nicht anders als zu meiner confusion arbeiten und Königl. Maj. noch mehr durch meine conduite gegen mich irritiren, da es denn allen, die mich fürchten, leichte ſein müßte, mich vollends zu accabliren.

Ich kann Ew. Exc. wol auf mein Gewiſſen verſichern, daß ich wegen einiges retablissements mir gar keine Gedanken in Sinn kommen laſſe, indem ich allzuſehr verſichert, daß ich viel zu ſchwach, wider Gottes Rath und Willen zu agiren, dem laſſe ich alles über, und was Selbiger über mich beſchloſſen, muß auch ohne mein Zuthun erfolgen 3).

Man kann gar leicht hinter meine mesures kommen, die ja Königl. Maj. wiſſen müſſen, wenn ich das geringſte mich bei Ihnen einzuſchieben vorgehabt; von Denenſelben bitte ich Ew. Exc. gehorſamſt, bey Dero glücklicher retour, ob was dergleichen vorgegangen, zu vernehmen. Da auch wäre von anderen für mich geſprochen,

---

1) Hiernach ſcheint das Schreiben in das Jahr 1713 zu gehören.

2) Das hatte alſo die Exc. zu erwähnen für gut gefunden, und möchte man daraus ſchließen, daß ſie ſelbſt an die Abſichten des Großkanzlers glaubte und ihn abſchrecken wollte, auf welche Annahme denn auch ſeine Antwort ganz gut paßt.

3) Hier verräth ſich doch noch einige verſteckte Hoffnung.

werden, woran ich aber ſelbſt ſehr zweifle, ſo erſuche ich Ew. Exc. gleichmäßig, bey ſelbigen ſich zu informiren, ob es auf mein Begehren und Suggestion geſchehen, oder ob ſie es proprio motu gethan, auf daß Ew. Exc. in Befindung des falſchen alarms denenjenigen, ſo inquietude geſchöpft, deſto beſſer ſelbige wieder benehmen können.

Ich will gar gerne verſichern, woferne man mich nur nicht ferner in der Vertretungsſache hindert, keinen pas zu thun, ſo ihnen einige ombrage geben kann; ſolange ich aber denen persecutionen der Gerichte unterworfen bin, kann ich nicht anders, als durch allerlei Mittel und Wege Sr. Königl. Maj. Dero Decret erinnern zu machen, meinen Zuſtand zu erkennen zu geben, und daß es ein impossible ſei, Gelder zahlen zu können, wenn das Vermögen vorhero Ihre Majeſt. ſelbſt bekommen. Denn daß man will verſichern, mein Vermögen beſtehe noch in 300,000 Thlrn. ſcheint wol eine Uebereilung zu ſeyn. Wenn es ſich ſo befindet, ſo will ich ſofort in Ew. Exc. Hände ſelbige cediret haben, ſolche zu heben, wo ſie anzutreffen, und will es zum gemeinen Beſten von Ihro Maj. widmen, jedoch mit der condition, daß diejenigen, ſo dergleichen Nachricht bringen, in Ermangelung der Wahrheit ſolche (300,000 Thlr.) aus ihren Mitteln anzuſchaffen ſich vor reversiren müſſen.“

Was immer der Graf in den erſten Jahren nach ſeiner Befreiung für Gedanken und Hoffnungen gehabt haben möge, er hat ihnen ſchwerlich ſehr lange mit Eifer, Ausdauer und Ungeſtörtheit nachhängen können. Wie ſchon angedeutet, ſuchten ſeine Gegner, wol um ihn niederzuhalten und abzuhetzen, die Ausführung des zu ſeinem Schutze gegen ſolche Gläubiger, die eigentlich des Königs Gläubiger waren, erlaſſenen Decrets ſolange als möglich zu hindern, ſodaß er lange Jahre mit Proceſſen behelligt war, wie wir denn finden, daß einzelne derartige Sachen noch 1721, ja noch zur Zeit ſeines Todes ſpielten. Daneben war er mit zum großen Theil ebenſo fruchtloſen Verſuchen, die Splitter ſeines früheren Vermögens, ſoweit ſie in andere, als des Königs Hände gekommen waren, zu ſammeln und wieder an ſich zu bringen, beſchäftigt, wie er denn überhaupt ſich in den ſpäteren Jahren auf manche, mit den öffentlichen Verhältniſſen nicht zuſammenhängende Privatprojecte einließ. Von der Zeit an, wo er eine zweite Ehe einging (1715), die mit mehren Kindern geſegnet war, verliert ſich jede Spur eines Hinſtrebens zu den Staatsaffairen, und ſcheint er ſich lediglich mit den Angelegenheiten ſeiner Familie, als deren Haupt er nach allen Seiten hin daſtand, der Verwaltung ſeiner Güter, dem Betriebe einiger Privatprojecte, der Alchymie, der er doch mit Vorſicht und Sparſamkeit nachhing, den mancherlei Proceſſen, in die er für ſich und Andere verwickelt war, einer ausgebreiteten Correſpondenz, in der er meiſt als geſuchter und geachteter Rathgeber auftrat, und der Anſammlung einer großen Bibliothek, für die er in Zſchorna ein eignes Gebäude errichtete, beſchäftigt zu haben. Auch hatte er ſpäterhin öfters mit Steinbeſchwerden zu kämpfen, ward von apoplektiſchen Zufällen heimgeſucht und hatte auch ſonſt langwierige Krankheiten zu beſtehen. Die Quellen unſerer Nachrichten fließen über dieſe ſpätere Periode ſeines Lebens allerdings mit zunehmender Reichlichkeit. Indeß müſſen wir uns auf gedrängte Hervorhebung einzelner Punkte beſchränken, da dieſer Aufſatz bereits ſo weit ausgelaufen iſt, und wir fürchten müſſen, daß dieſe Specialitäten für unſere Leſer weniger Intereſſe gewähren, als wir daran genommen haben.

Die Gemahlin des Großkanzlers, jene Anna Katharina v. Neitzſchütz, die Schweſter der Gräfin v. Rochlitz, tritt im Allgemeinen in den Quellen ſeiner Geſchichte ſehr wenig hervor. Man muß aber vermuthen, daß ſie nicht frei von der Dispoſition ihrer Schweſter war, ſofern ſie während der Gefangenſchaft ihres Gemahls von einer Tochter entbunden ward, als deren Vater ein Offizier bezeichnet wird. Jedenfalls konnte es der Großkanzler nicht ſein, der denn auch ſogleich nach ſeiner Befreiung den Scheidungsproceß gegen ſie einleitete und damit auch zum Ziele kam[1]. Sie hat ſpäter, wol mit einer Penſion von 300 Thlrn., um welche der Großkanzler bei dem Könige für ſie bat, in Königswartha bei der verwitweten Freifrau Johanne Margarethe v. Schellendorf gelebt und ſoll daſelbſt in gar mislichen Umſtänden geſtorben ſein[2]. (Die Schellendorf, die ſich ſchon im November 1668 mit den Freiherrn Max v. Schellendorf [geb. 13. Aug. 1645] vermählt hatte, am 31. März 1703 aber, wo dieſer als der letzte ſeines Stammes ſtarb, zur Witwe geworden war, gehörte zu dem mehrfach berührten[3] intereſſanten und machtvollen Schweſterbunde der Frieſen, und war ſogar das leitende Princip in demſelben. Haxthauſen ſchildert ſie[4] als eine Dame von überlegenem und gediegenem Geiſte, die im Stande geweſen ſei, einen Premierminiſter abzugeben. Sie habe ein ungemein richtiges Urtheil beſeſſen, und ſei unerſchöpflich an Auskunftsmitteln geweſen, im Ausdruck lakoniſch, aber treffend, gründlichen Weſens, voll hoher und umfaſſender Gedanken, dabei eifrig, thätig, Niemand Ruhe laſſend. Wenn ſie nach Dresden gekommen ſei, habe ſie die ganze Familie geleitet, ſei aber nie aus ihrem Zimmer zur Geſellſchaft herabgekommen; vielmehr habe Jeder, der ſie ſprechen wollen, zu ihr hinaufſteigen müſſen, wo ſie Alles durch den Zauber ihrer Converſation gefeſſelt habe. Sie habe die Plane gemacht und die Reuß habe ſie ausgeführt. Uebrigens war ſie ſehr reich, ſodaß die „gar mislichen Umſtände“, in denen die geſchiedene Gräfin Beichling geſtorben ſein ſoll, darauf ſchließen laſſen, daß ſie entweder die Großmuth ihrer Freundin ermüdete, oder ſonſt mit ihr zerfiel, oder ſie überlebte.)

---

[1] Es liegen uns zwei vom Ober-Conſiſtorium erlaſſene Verladungen (vom 15. und 30. Dec. 1710) zu Terminen in dieſer Eheſcheidungsſache vor, aus denen ſich ergibt, daß der Graf die Klage erhoben hatte und daß am 7. Jan. 1711 das Urthel publicirt werden ſollte.

[2] Klotzſch, Sammlung vermiſchter Nachrichten zur ſächſiſchen Geſchichte, X, 364. Aus einem Memorial des Grafen vom 17. Juni 1712 erſehen wir, daß ihr urſprünglich, als Erſatz für die confiſcirten Ehegelder, 600 Thlr. jährlich ausgeſetzt waren. Nach der Scheidung wollte die Kammer nicht mehr zahlen. Der Graf ſtellte aber vor, daß er, weil er die confiſcirten Ehegelder nicht erſtatten können, ihre Alimentation übernommen habe, und bat um wenigſtens 300 Thlr.

[3] Im 7. Theil.

[4] S. Vehſe a. a. O. S. 308.

Der Großkanzler mag, nach dem Obigen, zu Anfang des Jahres 1711 von ſeiner untreuen Gemahlin geſchieden worden ſein. Seine zweite Ehe kam erſt am 3. April 1715 zu Stande. Er ſchloß ſie mit Dorothee Magdalene v. Miltitz, der zweiten Tochter des wirklichen Geheimen Raths und Oberhofmeiſters der verwitweten Kurfürſtin Mutter Alexander v. Miltitz auf Scharfenberg, Robſchütz und Nieder-Polenz, und trat damit aufs neue in verwandſchaftliche Verbindung mit einer alten, angeſehenen und reichbegüterten meißniſchen Adelsfamilie, der er ſchon durch ſeine älteſte Schweſter verſchwägert war. Auch mit der der fränkiſchen Reichsritterſchaft angehörigen Familie ihrer damals noch lebenden[1] Mutter, Barbara von Khünsberg, kam er in ſehr freundſchaftliche Beziehungen, von denen eine lebhafte, durch ein gemeinſames Intereſſe unterhaltene Correſpondenz zeugt. Hauptſächlich war ſein Schwiegervater ein bei dem Hofe wohl angeſehener, einflußreicher Mann, der ihm gar wohl zu einiger Deckung gegen ſeine Widerſacher dienen konnte[1]. Der auf Schloß Scharfenberg vollzogene Ehecontract, der uns in doppelten Exemplaren, nebſt der königlichen Beſtätigungsurkunde und anderen dazu gehörigen Actenſtücken, vorliegt, entſpricht ganz dem früher beſprochenen zu der erſten Ehe, nur daß die Gülden bei Mitgift und Gegenvermächtniß in Thaler verwandelt ſind. Er iſt natürlich von den nähern Verwandten des Bräutigams und der Braut (letzterer Seits jedoch nur von ihrem Vater) mitunterſchrieben, wobei wir hervorheben, daß für die minderjährigen Neffen des Großkanzlers, deren beſtätigter Lehnsvormund er war, zu dieſem Acte Georg

---

[1] Sie ſtarb im nächſten Jahre, 21. Nov. 1716.

---

[1] Alexander v. Miltitz auf Scharfenberg ꝛc., ein Sohn Karl's v. Miltitz († 1691) und der Eleonore Sophie v. Guſtedt († 11 Sept. 1694), war 10. Sept. a. St. 1657 geboren, zu Meißen, Leipzig und auf Reiſen gebildet, war dann Oettingiſcher Hofrath und Kammerjunker worden und als ſolcher mit den dortigen Prinzen auf Univerſitäten und Reiſen geweſen, dann zu Darmſtadt abermals Prinzenhofmeiſter und Oberhofmeiſter der Landgräfin, dann Kammerdirector und Geheime Rath worden. 1693 nach Sachſen zurückgekehrt, wurde er Kreishauptmann, 1698 Kammerherr der Kurfürſtin, 1703 mit der Erziehung des Kurprinzen betraut, 1711 w. Geh. Rath und Oberhofmeiſter der verwitweten Kurfürſtin. Letztere Stellung erloſch mit deren Tode (1. Juli 1717). Aber noch 1733 erhielt er bei dem Regierungswechſel den Vorſitz im Geheimen Rathe und ſtarb erſt 18. Febr. 1738. Seiner erſten Gemahlin, die er 1689 heimgeführt und 1716 verloren hatte, gab er 1717 eine Nachfolgerin in Johannen Charlotten v. Ponickau. Nur von der Erſten hatte er Kinder: drei Töchter, von denen die älteſte, Charlotte Eleonore, bei ſeinem Tode Witwe des Kammerherrn Johann Chriſtoph v. Ponickau auf Belgershain, die zweite Witwe des Großkanzlers, die dritte, Sophie Margarethe, Gemahlin des Kammerherrn Johann August v. Ponickau auf Kliphauſen war. Er erlebte von dieſen Töchtern 22 Enkel und 6 Urenkel.

Ludwig Freiherr v. Harthauſen, der Memoirenſchreiber, zum Specialvormund beſtellt ward.

Der Oberfalkenmeiſter ſteht nicht unter dieſem Vertrage. Er war am 14. Auguſt 1713 nach nur achttägiger Krankheit geſtorben. Die letzten Jahre ſeines Lebens ſcheint er ſich hauptſächlich mit Bauen beſchäftigt zu haben, und führt darüber in ſeiner Selbſtbiographie Folgendes an: „Eben in dieſem 1709ten Jahre“ (dem Jahre ſeiner Befreiung) „habe ich gleich Gott zu Ehren angefangen, die Kirche zu Lintz[1]) vollends auszubauen, woran der Thurm und die Structur, Decke, auch Orgel noch fehlte, welches ich durch Gottes Gnade Gottlob gebauet und An. 1610 alles in völligen Standt geſetzet habe. An. 1710 habe ich angefangen, mein Wohnhaus zu Dällwitz zu bauen, und 1711 darmit ganz fertig und iſt ohn eintzig Unglück gottlob abgegangen.“ 1713 baute er ſich auch ein Haus auf der Moritzſtraße in Dresden. — In nur ebenſolanger Zeit nach ſeiner im Februar erfolgten Befreiung, als mit der Ordnung der Natur vereinbar iſt, am 24. Octbr. 1709, war ihm ein zweiter Sohn, Gottlob Wilhelm Ludwig, geboren worden, der aber, vielleicht doch etwas zu frühzeitig erſchienen und deshalb ſchwächlich, jedenfalls vor dem 12. Auguſt 1712 wieder geſtorben ſein muß, da er in dem von dieſem Tage datirenden Teſtamentsentwurf ſeines Vaters nicht mehr erwähnt wird. Dagegen hat ſowol der ſchon erwähnte älteſte Sohn, als der dritte, am 6. Febr. 1712 zu Lenz bei Großenhain geborene Sohn, Adolf Siegfried, den

---

[1]) Es ſollte heißen: die Kirche zu Lenz. Nach Lenz, und nicht nach dem gleichfalls in dortiger Gegend gelegenen Linz ſind die Güter Döbernitz, Dallwitz, Baſelitz, die den Weichlings gehörten, eingepfarrt. Die Pfarrkirche für Zſchorna iſt in Debra.

Vater um viele Jahre überlebt. Aber auch noch nach ſeinem Tode iſt ihm ein Sohn, Friedrich Gotthelf, geboren worden, der noch in demſelben Jahre dem Vater ins Jenſeits gefolgt iſt. Er hatte damals, als Zeugniß daß er noch nicht bedenklich krank war, die Abſicht, nach Celle zu reiſen, wo die Großmutter ſeiner Gemahlin verſtorben war, und hatte die königliche Erlaubniß zu dieſer Reiſe, wie das ſein Revers bedingte, nachgeſucht und (d. d. Teplitz, 11. Juni 1713) erhalten, dabei aber ſich darauf bezogen, daß ſeine Gemahlin „bey jetziger Schwangerſchaft die Reyſe über ſich zu nehmen nicht vermöge." Unter dem 5. Nov. 1713 aber ſchreibt ſeine Witwe an den Großkanzler von dem neuen Kummer, den ihr der Tod ihres jüngſten Kindes, von dem ſie ihm wegen Unpäßlichkeit und Schwäche noch keine Nachricht geben können, verurſacht habe. Gott habe „das kleine Gräffgen" hinweggenommen, weil er es lieb gehabt. Es kann das nur das Kind geweſen ſein, das ſie unter ihrem Herzen trug, als der Graf jenen Urlaub nachſuchte. Auch unterzeichnet ſie ſich in einem undatirten Briefe, von welchem ſie ſpäter (23. Aug. 1713) ſchreibt, er ſei am Tage vor ihrer Niederkunft aufgeſetzt, als Witwe. Folglich muß jenes Kind, das ſonſt nirgends erwähnt wird, zwiſchen dem 11. und 23. Aug. 1713 geboren und vor dem 5. Nov. 1713 geſtorben ſein. Seine Namen erſehe ich aus demſelben Briefe vom 23. Aug.

Nach dem Tode ihres Gemahls, dem ſie noch am 30. März 1714 die feierliche Leichen- und Gedächtnißpredigt halten ließ, ſuchte ſie in allen ihren Angelegenheiten bei dem Großkanzler Rath und Beiſtand, und wenn ſie ſich auch einen Herr v. Birkholz zum Geſchlechtsvormund beſtellen ließ, ſo war es doch der Großkanzler, dem ſie überall die Entſcheidung anheimgab und das entſchiedenſte Vertrauen bezeugte. Nicht blos ihre ausdrückliche Verſicherung beſtätigt uns das, wie ſie denn u. A. (17. Nov. 1713) ſchreibt: „Sie wiſſen, daß das Vertrauen ſo ich nächſt Gott nunmehro allein auf Sie geſetzet habe, ich nicht leichtlich zu jemand anders bekommen werde,“ ſondern auch der ganze Ton und Charakter der 54 meiſt franzöſiſch geſchriebenen Briefe von ihr an den Großkanzler, die uns aus den Jahren 1713–1717 vorliegen, lehrt es unverkennbar. Auch von ihrem verſtorbenen Gemahl ſchreibt ſie: „je m'appercois en toute maniere la perte que je viens de faire de Ms. le Comte par rapport à l'amitie; elle estoit constante, et aucun interest n'etoit capable, de la faire changer; je pouvais me fier surement sur luy.“ Sie bemerkt dies namentlich im Gegenſatze zu ihrem älteſten Bruder, dem Memoirenſchreiber, über deſſen Unzuverläſſigkeit und Rückſichtsloſigkeit gegen ſie ſie ſich vielfach beſchwert und öfters ein Mistrauen ſpüren läßt, daß er ſich ihre Lage eher zu nutze zu machen, als ſie zu ſtützen geneigt ſei. Es geſchieht dies theils in Betreff einer Geldſumme, die er ihrem Gemahle ſchuldete, theils hinſichtlich der Verlaſſenſchaft ihrer Großmutter, wo ſie auch mit dem Verfahren ihrer Brüder nicht recht zufrieden war. Mit dem Großkanzler kamen zwar auch zuweilen kleine Differenzen vor, die ſich jedoch immer ſehr bald wieder ausglichen. Etwas fremder wurde allerdings das Verhältniß, als ſie doch Jemand gefunden hatte, dem ſie noch größeres Vertrauen ſchenkte, indem ſie ſich nämlich am 19. April 1720 mit dem Freiherrn Adolf v. Seyffertitz auf Weisnepp, Kammerherrn und Oberküchenmeiſter, dem ſie noch einen Sohn und eine Tochter[1]) geboren hat, vermählte[1]). Aber auch da noch beſtand ſie darauf, daß der Großkanzler die Vormundſchaft über ihre Söhne aus erſter Ehe führe, die er auch bis zu ſeinem Tode verwaltet zu haben ſcheint. Unſere Papiere beſtätigen es wenigſtens keineswegs, was Haxthauſen behauptet, daß der Großkanzler ſich wider ihren Willen zum Vormund aufgeworfen habe, verſichern vielmehr das Gegentheil und ergeben übrigens ſichtlich, daß er ſich des Intereſſes ſeiner Neffen, nach allen Seiten hin, wie ſeines eignen angenommen. (Auch mit Seyffertitz ſtand er gut.) Sie ſelbſt überlebte ihn um viele Jahre, ward 25. Mai 1741 zum zweiten Male zur Witwe und iſt erſt am 19. Jan. 1760 im 80. Jahre zu Dresden verſtorben.

---

[1]) Dieſe Tochter, Eliſabeth Chriſtine, geb. 13. März 1726, ver-

Ihre Söhne erſter Ehe, die beiden jungen Grafen v. Beichling, wurden anfangs, unter ihrer Leitung, durch Hauslehrer in Dallwitz erzogen. Später (1719) wurde der älteſte Sohn, Auguſt Gottfried Dietrich (geb. zu Dresden 23. März 1703), durch den Großkanzler in das Pädagogium zu Halle gebracht.[2]) Aus einem Briefe

---

mählte ſich 21. Oct. 1744 mit dem nachherigen ruſſiſchen General und Grafen Gottlob Kurt Heinrich v. Tottleben, ward aber von ihm geſchieden und hat dann einen Grafen Job Sigmund v. Brenikowski geheirathet. S. den Aufſatz Nr. VI.

[1]) Wieviel an Haxthauſen's Geſchichte dieſer Heirath, wie ſie ſich bei Vehſe a. a. O., VI, 117 findet, wahr iſt, laſſen wir dahingeſtellt ſein. Wenn er aber dabei eine Art von Mesalliance in dieſer Verbindung ſieht, da die Seyffertitz eine obſcure Familie und ohne Anſehen im Lande geweſen ſeien, ſo ſpricht ſich darin ein ſpaniſcher Stolz des Haxthauſen aus und es iſt außerdem eine Inconſequenz, da der Glanz und das Anſehen der Beichling, mit denen er ſeine Schweſter doch gern verbunden geſehen zu haben ſcheint, jedenfalls ſehr neuen Datums und ziemlich unſicherer Grundlage waren.

[2]) Haxthauſen erzählt (bei Vehſe a. a. O. S. 126): Die Mutter habe nach ihrer zweiten Verheirathung den älteſten, etwa 15jährigen Sohn zu ſich genommen und dem Großkanzler den jüngſten gelaſſen,

des Letztern an einen hallischen Profeſſor (d. d. 19. Juli 1719) erſehen wir dabei, daß die Mutter des jungen Grafen, von der er zugleich ſchreibt, ſie ſei eben aus dem Bade zurückgekehrt und geſonnen, „ad secunda vota zu ſchreiten“, die in Betreff ihres Sohnes gefaßten Entſchließungen des Großkanzlers durchgehends gebilligt hatte, „außer daß ſie wünſchet, man möchte auch in dem passu dem Grafen nicht die mindeſte distinction widerfahren laſſen, noch ihn dem Grafen von Solms äquipariren, da man ihm einen beſondern informatorem alleine zuzueignen denket, ſondern ihm lieber, wie es ſonſt in paedagogio observantiae ſey, einen Contubernalem aſſociiren, der von gutem Wandel und fleißig ſey, damit er durch dergleichen Exempel zu einer erſprießlichen emulation encouragiret werde.“ Auch der Großkanzler ſcheint mit dieſer verſtändigen Anſicht einverſtanden geweſen zu ſein, um derenwillen wir es der guten Babette nachſehen wollen, daß ſie in einer Krankheit den Schäfer von Zoſewitz ihr Waſſer beſehen ließ und ihm, da er ihr daraus ihren ganzen Zuſtand explicirte, ihre weitere Behandlung vertraute, ihn auch ihrem Schwager, dem Kammerherrn, zu gleichem Behufe empfahl[1], ſowie daß ſie den Groß-

---

weil er noch zu klein geweſen. Sie habe Jenen in jeder Weiſe gegen den Großkanzler einzunehmen geſucht; indeß ſei dies nicht gelungen und der junge Graf habe den Großkanzler geliebt, weit mehr als ſeinen Stiefvater, und ſich ſtets auf jenen, als ſeinen Vormund, berufen, worauf man ihn nach einem Jahre dem Großkanzler wieder überlaſſen habe. Wir bemerken dazu, daß der älteſte Sohn bei der zweiten Ehe der Mutter 17 Jahre alt war, und daß in ähnlichen Fällen die Mütter nicht die ältern, ſondern die jüngeren Söhne bei ſich zu behalten pflegen. Es nimmt ſich etwas ſonderbar aus, daß eine Mutter einen Sohn bei Fremden gelaſſen haben ſoll, weil er noch zu jung ſei, ihn zu ſich zu nehmen. Uebrigens liegen uns a. O. aus den Jahren 1719—1721 Briefe des jungen Grafen an den Großkanzler vor, die aus Halle datirt ſind.

[1] Briefe vom 8. Dec. 1713 und 2. Jan. 1714.

kanzler wegen eines Adepten Kotte um Rath fragte, den zu beſchäftigen ſie große Luſt bezeigte, ihn aber ſpäter doch fortſchickte, weil er zuviel verlangte[1]). Wir führen dieſe Dinge nur als Züge der Zeit an. Ueber den weiteren Lebensgang des Grafen Auguſt Gottfried Dietrich erſehen wir nur, daß er mit ſeinem Bruder die Güter Tallwitz und Döbritzgen übernahm, und 15. Sept. 1769 zu Dresden als wirklicher Geheime Rath, Kammerherr und Kreishauptmann ſtarb. Vermählt hatte er ſich am 6. Jan. 1728 mit Sophie Helene, einer Tochter des däniſchen Staatsraths und Geſandten zu Regensburg, Cajus Burchard Freiherrn v. Stöcken, die am 23. März 1706 geboren war und am 7. Auguſt 1738 ſtarb. Sie hatte ihm drei Söhne und drei Töchter geboren. Von den Söhnen ſtarben die beiden jüngern: Friedrich Moritz (geb. 6. Febr. 1733, † 10. Jan. 1734) und Alexander Ludwig (geb. 19. Dec. 1734, † 31. Juli 1738) vor der Mutter in früher Kindheit. Der älteſte, Auguſt Adolf Ferdinand (geb. zu Dresden 5. Nov. 1729), wuchs zwar zu reiferen Jahren auf, iſt aber doch ſchon im 41. Lebensjahre, am 31. Mai 1770, als kurſächſiſcher Kammerherr und Rittmeiſter bei der Carabiniergarde, zu Weißenfels, der Letzte vom Mannsſtamme der Beichling, verſchieden. Von den Töchtern ſtarb die zweitgeborene, Henriette Karoline (geb. 22. Nov. 1730, † 17. Juli 1731) gleichfalls in früher Kindheit. Von den beiden anderen war die älteſte, Sophie Albertine, geb. zu Dresden 15. Dec. 1728, anfangs Hofdame am ſächſiſchen Hofe, lernte als ſolche den Prinzen Ludwig Eugen von Württemberg (geb. 6. Januar 1731), den

---

[1]) Zwei Briefe vom Nov. 1711.

Bruder des damaligen Herzogs Karl Eugen, kennen, gewann ſein Herz und vermählte ſich mit ihm zu Dresden, am 10. Sept.[1] 1762. Er war bis 1749 in preußiſchen Dienſten geweſen, ging dann als Generallieutenant in franzöſiſche über und lebte nach ſeiner Vermählung zu Waſſerlos bei Hanau, bis er am 24. Oct. 1793 den württembergiſchen Thron beſtieg. Seine Gemahlin, die Herzogin, ward aber ſchon am 20. Mai 1795 zur Witwe, worauf ſie noch bis zum 10. Mai 1807 gelebt hat, wo ſie auf ihrem Witwenſitz zu Winnenthal ſtarb. Sie hatte ihrem fürſtlichen Gemahl drei Töchter geboren, von denen die älteſte, Antonie, am 17. Juni 1763 geboren, am 12. Mai 1775 ſtarb, die zweite aber, Wilhelmine Friederike (geb. 3. Juli 1764), ſich 20. Octbr. 1789 mit dem Fürſten Kraft Ernſt von Oettingen-Wallerſtein (geb. 3. Aug. 1748, † 6. Oct. 1802) verband, dem ſie die Prinzen Ludwig, Friedrich und Karl, ſowie vier Prinzeſſinnen gebar, die in die Häuſer Dürckheim, Speth v. Marchthal, Montecuccoli und Fürſtenberg vermählt worden ſind. Sie ſtarb als Witwe 9. Aug. 1817. Ihre jüngſte Schweſter, Henriette (geb. 11. März 1767), ward am 5. Juli 1796 die Gemahlin des Fürſten Karl Joſeph von Hohenlohe-Jaxtberg (geb. 12. Dec. 1766), dem ſie den Prinzen Ludwig und zwei Prinzeſſinnen gebar, die durch eheliche Verbindungen in die Häuſer Fugger und Salm kamen. Sie ſtarb vor ihrem Gemahl 23. Mai 1817. — Von der jüngſten Tochter des Grafen Auguſt Gottfried Dietrich v. Beichling, Luiſe Wilhelmine (geb. 6. Decbr. 1731), haben wir keine weitere ſichere Nachricht. Zwar liegt uns ein königliches Reſcript an das Kammer-Collegium, d. d. Warſchau 28. Sept. 1748 vor, aus welchem erhellt, daß eine Gräfin Luiſe von Beichlingen am 8. Sept. jenes Jahres in das Kloſter de la Congregation de Notre Dame zu Eichſtädt, zu vorgängiger Ablegung ihrer zwei Probejahre, eingetreten war. Sie hatte zeither aus der königlichen Ober-Kammerei-Kaſſe eine Penſion von jährlich 300 Thlrn. genoſſen. Dieſe ſollte auch während der Probejahre fortgezahlt, dann aber mit einer an das Kloſter zu zahlenden Averſionalſumme von 3000 Thlrn. abgelöſt werden. Letztere Summe ſollte dem Kloſter auch gezahlt werden, wenn ſie während der beiden Probejahre im Kloſter verſtürbe, nicht aber, wenn ſie das Kloſter vor Ablauf dieſer Jahre wieder verließe. Etwas Weiteres, als was aus dieſem, von König Auguſt III. unterzeichneten, von dem Grafen Brühl contraſignirten Decrete erhellt, haben wir nicht über ſie ermitteln können. Es iſt uns aber zweifelhaft, daß dieſe „außerhalb Landes befindliche Gräflich Beichlingiſche Tochter, Luiſe Gräfin v. Beichlingen“, wie ſie im Decrete bezeichnet wird, jene Luiſe Wilhelmine geweſen ſei, welche als die jüngſte Tochter des Grafen Auguſt Gottfried Dietrich v. Beichling erwähnt wurde. Denn es ſcheint nicht recht erklärbar, wie dieſe damals noch nicht ganz ſiebzehnjährige Tochter eines noch lebenden, begüterten und hochgeſtellten Vaters, der ſich übrigens, wie ſeine Gemahlin und ganze Familie, zur lutheriſchen Religion bekannte, dazu gekommen wäre, eine Penſion vom Könige zu beziehen, welche man mit einer Capitalſumme abzulöſen bereit war. Hätte man es hier etwa mit einem Acte der Proſelytenmacherei zu thun, ſo wäre derſelbe denn doch, einer angeſehenen gräflichen Familie gegenüber, der eine unmündige Tochter entzogen und in ein ausländiſches Kloſter geſchafft worden wäre, ſo auffällig, daß wir annehmen möchten, die Sache könnte ſelbſt in jenen Zeiten nicht ohne großes Aufſehen abgegangen ſein, wovon wir doch keine Spur gefunden haben. Erinnern wir uns nun, daß die geſchiedene Gemahlin des Großkanzlers eine Penſion von 300 Thlr. bezog, deren rechtlicher Grund in der vorhergegangenen und nicht vollſtändig wieder gutgemachten Confiscation des Vermögens ihres Gemahls beſtand, in welchem auch ihre Ehegelder begriffen waren, und daß ſie während der durch die Feſtungshaft des Großkanzlers bewirkten factiſchen Trennung von ihm eine Tochter geboren hatte, von deren Schickſalen man weiter nichts weiß und die zwar, nach dem Grundſatze: pater est quem justae nuptiae demonstrant, den Namen des Grafen v. Beichling führen durfte, von der Beichlingſchen Familie aber natürlich nicht als Familienglied anerkannt wurde, ſo wird uns der Gedanke nahegelegt, daß dieſer unglückliche Sprößling ehelicher Untreue jene Gräfin Luiſe war, welche ihrer unheimlichen Stellung durch den Eintritt in eine fromme ſchweſterliche Gemeinſchaft zu entgehen hoffte, und auf die ſehr wohl die Penſion ihrer Mutter, die um dieſe Zeit wol nicht mehr lebte[1]), übergegangen ſein mag. — Der zweite Sohn des Oberfalkeniers, Adolf Siegfried (geb. 6. Febr. 1712), iſt als Kammerherr 16. Febr. 1761 unvermählt geſtorben.

---

[1] Nach andern Angaben am 10. Aug. Die Ehe war ohne Vorwiſſen des regierenden Herzogs geſchloſſen und ſollte keine Succeſſionsrechte geben.

Der zweite Bruder des Großkanzlers, Gottfried Wilhelm, war, wie erwähnt worden, blind und lebte ruhig in Zſcherna, nach Allem, was wir an gelegentlichen Aeußerungen über ihn finden, ein Gegenſtand zärtlicher Pflege für Aeltern und Geſchwiſter. Auch hatte der alte Präſident in ſeinem letzten Willen für Sicherſtellung ſeiner Zukunft Sorge getragen, und ſein leibliches Gebrechen ſchützte ihn auch während der Familienkriſis vor Beeinträchtigung und Verfolgung. Er ſtarb aber im Februar 1714[1]. Seine Stiefmutter ſchrieb in einem Troſtbriefe an den Großkanzler, dem ſie auch ein Gläschen mit Tropfen gegen die Alteration beilegte, u. A. (7. Febr.): „Nun iſt zwar dem lieben Menſchen gar wohl geſchehen, zumahlen da ich höre, daß Er ſich gar wol dazu geſchicket und ſo freudig zu ſterben geweſen, doch kann ich mir dabey wol einbilden, daß es ohne alteration bey meinem lieben Herrn Sohn nicht wird ſein abgegangen, weil ſie ſich den Todesfall doch nicht werden vermuthet haben.“ — — „Es betrübt mich recht ſehr, Ich hab Ihn gar lieb gehabt, dem lieben Menſchen iſt die Ruhe gar wohl zu gönnen, Gott wende ferner alle Trauerfälle in Gnaden von der Familie ab und erfreue ſie anderweit wieder, ſchicke hierbei einen Krantz, dem Seel. Menſchen aufzuſetzen.“ Ob wol der arme Blinde in ſeiner friedlichen Nacht nicht glücklicher geweſen iſt, als ſeine Brüder in ihrem gefährlichen Glanze und ihrem Jagen und Rennen nach den Eitelkeiten der Welt? Jedenfalls iſt es ihm möglich geweſen, reineren Herzens zu bleiben, als ſie in ſolchem Gedräng der Verſuchungen.

---

[1] Das Geburtsjahr der Gräfin Beichling geb. v. Reitſchütz iſt uns nicht mit Sicherheit bekannt. Ihre Schweſter, die Gräfin von Rochlitz, war bekanntlich 1675 geboren, aber älter als die Beichling. Bei einer, auf Anlaß des Reitſchütziſchen Proceſſes angeſtellten Abhörung von Defenſionalzeugen gab ſie, am 3. März 1696, an: ſie würde wol ins 18. oder 19. Jahr gehen.

Wir nehmen hier auch den jüngſten Bruder, Johann

---

[1] Wahrſcheinlich den 6.

Siegfried, nicht aus, obwol der Sturm, der ſeine Familie traf, ziemlich leicht über ſeinem Haupte hinweggegangen war. Die Regierung hatte ihn nicht blos bald wieder in Freiheit geſetzt, ſondern ihm auch, ehe noch eine wirkliche Erbtheilung unter den Brüdern geſchehen war, das Gut Baſelitz angewieſen und die Lehen darüber gegeben; ein Vorgang, mit deſſen Redreſſirung der Großkanzler ſich nachmals auch beſchäftigte. Nachdem die beiden anderen Brüder wieder in Freiheit geſetzt worden, überließ der Kammerherr, wie Johann Siegfried durchgehends in den Briefen bezeichnet wird, Baſelitz wiederkäuflich an den Oberfalkenier, der in den letzten Jahren ſeines Lebens noch viel Thätigkeitstrieb entfaltet zu haben ſcheint. Der Kammerherr mochte damals gerade Geld brauchen; denn es meldeten ſich noch alte Gläubiger von Paris her, u. A. ein gewiſſer Chriſtian Creutzer, von welchem uns neun aus Berlin, Leipzig und Hamburg datirte franzöſiſche Briefe aus den Jahren 1709—1713 vorliegen. Es ſcheint, beide hatten in Paris in vertrauten Verhältniſſen geſtanden und Creutzer war der Geldbeſchaffer des jungen Grafen geweſen, war aber vor deſſen Abreiſe in die Baſtille gekommen, wo er, wie er ſagt, theils auf Anlaß des Krieges, theils der Religion und des Paters de la Chaiſe halber, ſechs Jahre lang geblieben war, und kam nun 1709 mit den alten pariſer Schuldſachen angeſtiegen. Er muß befriedigt worden ſein; denn in den ſpäteren Briefen tritt er weſentlich als der gefällige Commiſſionair zum Ankauf von allerlei Luxusartikeln auf, wiewol er immer wegen prompter Bezahlung drängen muß. Nach dem Tode des Oberfalkeniers mochte die Erbſchaft zur Behauptung ſeiner geſammten Erwerbungen nicht ausreichen und der Kammerherr nahm Baſelitz wieder an, lebte aber meiſt in Zſchorna und erſcheint überhaupt als der gefällige Handfreund der Brüder, den ſie zu allerlei unverfänglichen Beſorgungen benutzten. Nachdem er lange gekränkelt und ſich obendrein dem Medicamiren in einer Weiſe ergeben, über welche nicht blos Homöopathen, ſondern auch Allopathen ſchaudern würden, wenn ſie die uns vorliegenden Anweiſungen ſeines Arztes läſen, iſt er 1721 oder 1722[1]) geſtorben, worauf der Großkanzler Baſelitz käuflich an ſich gebracht hat.

Aus einem Briefwechſel zwiſchen Jenem und ſeiner Schweſter, der Frau v. Miltitz in Oberau, erſehen wir, daß auch Er in Baſelitz baute und dazu von ſeinem Schwager Geld borgte. Mit den Miltitzens ſtanden die Brüder überhaupt gut, nachdem einige Erbſchaftsdifferenzen überwunden waren. Dagegen finden ſich in Betreff der Nitzſchwitze weniger günſtige Andeutungen in den Briefen, ſowol hinſichtlich ihres Verhältniſſes zu einander, als den Geſchwiſtern gegenüber.

Um vollſtändig von den Geſchwiſtern und Schwägern des Großkanzlers zu ſcheiden, wollen wir noch einmal auf Harthauſen zurückkommen, zumal er durch die Veröffentlichung ſeiner Memoiren eine gewiſſe Bedeutung ſowol an ſich, wie dem Großkanzler gegenüber, erlangt hat. Von dieſem Georg Ludwig Freiherr v. Harthauſen[2])

---

[1]) Gewöhnlich wird der April 1721 angegeben. In einem handſchriftlichen Aufſatze des Großkanzlers aus dem Jahre 1723 ſagt er aber: ſein Bruder ſei „nach Oſtern 1722" geſtorben.

[2]) Er wird als Herr auf Purtau, Lindenhauſen, Marienlobe, Zſchieben und Naundorf aufgeführt, welche letzteren vier Güter er aber wol mit ſeinen Brüdern gemeinſchaftlich beſaß, war Johanniterritter, [illegible] des Stifts Paderborn und kurſächſ. Kammer- und Bergrath. Von ſeiner Gemahlin Anna Sophie, einer Tochter Gottlob Friedrich's v. Schönberg auf Biberſtein und [illegible], hatte er einen Sohn: Friedrich Auguſt, kurſächſ. Kammerjunker und Oberſt-

iegen uns elf Briefe an den Großkanzler vor, von de-
nen zehn in die Jahre 1709—1713, der letzte in das
Jahr 1721 gehört. Mit Ausnahme zweier, ſind ſie
eutſch geſchrieben, zeigen aber allerdings, daß ihr Ver-
aſſer gut that, ſeine Memoiren in franzöſiſcher Sprache
bzufaſſen. Der erſte, vom 14. Juli 1709, enthält
les Complimente, die aber in die devoteſte Sprache ge-
leidet ſind und nichts weniger als einen Mann verrathen,
er ſoeben der Erretter Deſſen geweſen iſt, an den er
hreibt. Die folgenden, meiſt aus Celle datirt, betreffen
ſt durchgängig die großmütterliche Erbſchaftsſache, legen
er ſämmtlich großes Vertrauen zu dem Großkanzler
nd Dankbarkeit für treue Beſorgung der heimiſchen An-
legenheiten dar. Aber auch der letzte, von 1721, iſt
ieder in der Sprache größter Devotion gefaßt, beſchäf-
gt ſich übrigens hauptſächlich mit einem mittels eines
uthengängers zu eröffnenden Bergwerke. Das war ein
ſes Vorzeichen; denn im folgenden Jahre brach der
ncurs des Barons aus.

Von dem Zweiten der Brüder Harthauſen, Otto
riſtoph, beſitzen wir ſechs Briefe, von denen zwei in
ch ſchlechterem Deutſch, als das des älteren Bruders,
faßt ſind. In dem erſten, d. d. 19. Febr. 1703,
icht lediglich ein dankbarer Client. Die nachfolgenden
e ebenſo unbedeutend. Von dem letzten, d. d. Dres-
, 29. Juli 1722, wollen wir, zur Probe, den An-
g und den Schluß mittheilen. Es heißt da: „Wann
erwege den unglücklichen Zuſtandt, in welchen mein
ſter Bruder gerathen, wie ſehr mein Jüngſter Bruder

---

meiſter, und zwei Töchter: Charlotte Sophie und Marie Amalie.
Sohn ſcheint vor dem Vater geſtorben zu ſein, als deſſen Todes-
wir 1755 angegeben finden.

zu bejammern[1]), und in welcher Gemüths Unruhe ich ſelbſt dadurch geſetzet ſey worden; Dabeneben wie die Ewige Providence alles ſo wunderbarlich Regiere, meine Gedanken richte, ſo bin ich außer mir ſelbſt und beklage, daß mir in ſolcher situation meine Reflectiones nicht ſo frey wie vorhin mit Ew. Exc. zu communiciren erlaubet ſeyn will." Nachdem nun von einem Lehnſtamm gehandelt worden, der „das rechte pomum Eridis geweſen", zu deſſen „Hebung itzo Georg aus Trieb der Ehre unumgänglich genöthiget" werde, heißt es am Schluſſe: „bey aller Verwirrung wird mir aber am meiſten soulagiren, ſo Ew. Excellence mir die justice erweiſen, feſt zu glauben, daß ich mit einem inviolablen attachement bis ans Ende meines Leben ſey." ꝛc.

Ungeachtet aller dieſer Verſicherungen iſt es nicht zu verkennen, daß die Freundſchaft zwiſchen den Harthauſens und den Beichlings nach und nach durch manche Vorgänge geſtört worden war, deren Veranlaſſung jedoch nicht den Letzteren zur Laſt zu legen ſcheint. Schon die Forderungen, welche von der Babette Harthauſen, die ebendeshalb auch bei ihrem Bruder, Georg Ludwig, nicht ſonderlich angeſchrieben iſt, geltend gemacht und jedenfalls von dem Großkanzler unterſtützt wurden, mögen verſtimmt haben. Dann finden wir auch, daß die Harthauſens, in ihrer zunehmenden ökonomiſchen Bedrängniß Verkaufsrechte und Lehnsanwartſchaften zu durchkreuzen und abgemachte Anſprüche wieder aufzunehmen ſuchten, und dabei mit den Intereſſen der Beichlings oder ihnen Befreundeter in Conflict geriethen, ſodaß in den Brie an den Großkanzler mehrfach von den unruhigen und eigennützigen Umtrieben der Harthauſens und den zu treffenden Gegenmaßregeln die Rede iſt. Der Großkanzler ſcheint ſie dabei zuweilen in ſeiner vorſichtigen, mehr verdeckt und auf Schleifwegen, als offen und geradezu verfahrenden Weiſe unterſtützt, zuweilen aber auch ihnen entgegengewirkt zu haben. Das letzte, die Harthauſens betreffende Papier, das wir in unſerer Sammlung finden, iſt ihnen allerdings nicht freundlich. Es iſt ein Concept von der Hand des Großkanzlers und für Flemming, oder eine ihm naheſtehende Perſon beſtimmt, und man ſieht daraus, daß die Gräfin Flemming gegen den Kammerrath G. L. v. Harthauſen eine Forderung von 360 Thlrn., der Graf eine von 4000 Thlrn. geltend machte, daß ſie nur in die 12. und 13. Claſſe locirt waren, daß ſchon die 9. Claſſe Gefahr lief, leer auszugehen, und daß Beichling ihnen daher rieth, auf eine Sequeſtration von Putzkau hinzuwirken und die beabſichtigte Veräußerung deſſelben möglichſt zu hindern, im Uebrigen aber auf eigne Erwerbung dieſes Gutes, das zu ihrer Beſitzung Hartha wohl gelegen ſei, Bedacht zu nehmen.

---

[1] Von deſſen Schuldenweſen iſt ſchon 1713 die Rede. Er hie
Chriſtian Auguſt.

Noch bemerken wir beiläufig, daß auch der andere ſächſiſche Memoirenſchreiber jener Zeit, jener Kammerherr v. Wolframsdorf, der für den Verfaſſer des Portrait de la cour de Pologne gilt und ſein Leben auf dem Königſteine beſchließen mußte, zu Denen gehörte, an welche, wie viele Andere, ſo auch der Oberfalkenier Wechſelforderungen hatte. Wenn ſeine Verwandten dabei geltend machten, daß er ſeine meiſten Wechſel ausgeſtellt habe, ohne Geld dafür empfangen zu haben, ſo gereicht das freilich nicht ſeinen Gläubigern zum Ruhme, aber auch ihm nicht zu ſonderlicher Entſchuldigung. Es mögen

Spielſchulden geweſen ſein. (Auch Harthauſen ſchlug ſeinen jährlichen Spielgewinn auf 3000 Thlr. an, und betrachtete ihn als ein regelmäßiges und als das hauptſächlichſte Capitel ſeiner Einnahme[1]). Daß es nicht das ſicherſte geweſen, macht der Ausgang wahrſcheinlich.) Nach Wolframsdorf's Tode wendete ſich die Witwe, unter Beirath und Mithilfe des Großkanzlers, an ſeinen Schwager, den k. preußiſchen Geheimen Rath Wambold von Umbſtatt, und ließ ſich auch durch deſſen ſehr determinirte Erklärung, daß die Forderung längſt getilgt ſei, nicht abſchrecken, ſondern ſtellte einen Proceß an, von deſſen Ausgang uns nichts bekannt iſt. Jedenfalls ſieht man auch hieraus, daß Wolframsdorf beſſer gethan hätte, erſt ſein eignes Hausweſen zu ordnen, bevor er es unternahm, den Staat zu ordnen.

Sehr zahlreich ſind die Briefe der verwitweten Präſidentin, der Stiefmutter des Großkanzlers, an dieſen ihren Stiefſohn und liegen uns aus den Jahren 1710—1722 vor. Sie bekunden durchgehends eine wahrhaft mütterliche Theilnahme, große Achtung für ihren Sohn und ein unbedingtes Vertrauen zu ihm. Dabei zeigt ſich die Gräfin als eine geiſtig ſehr rege, thätige, eifrige und feſte Frau. Während der großen Familienkriſis ſcheint ſie nicht weiter angefochten worden zu ſein, als daß man ſie zur Herausgabe einiger Juwelen nöthigte, die ihr in Verwahrung gegeben worden waren, und gegen deren Auslieferung ſie ſich lange, aber erfolglos, ſträubte[2]).

---

1) Wehſe, IV, 118.

2) Dieſelben ſcheinen übrigens nicht confiscirt, ſondern der Gemahlin des Großkanzlers ausgehändigt worden zu ſein, die hiernach mit ſeinen Gegnern gut geſtanden hätte. Er beklagt ſich, daß ſie dieſelben verſchleudert und verthan hätte. Einen hatte ſie für

Nach 1709 ſcheint ſie längere Jahre in Moritzburg gewohnt zu haben und dort vom König, bei deſſen Beſuchen daſelbſt, an den Hof gezogen und gnädig behandelt worden zu ſein. Später lebte ſie wieder in Dresden, und nach einigen Andeutungen möchten wir glauben, daß ſie den Großkanzler noch überlebt hat[1]). Ihre Briefe an ihn bewegen ſich um Familienerlebniſſe, Stadtneuigkeiten und ſpäter hauptſächlich auch um die noch zu erwähnende Lützelburgiſche Angelegenheit. In der Scheidungsſache ihres Sohnes nimmt ſie natürlich entſchieden Partei für ihn gegen ſeine Gemahlin, und bezeigt nach erfolgter Scheidung Luſt, um die Penſion der Letztern, die ſie für nunmehr erloſchen hielt, bei dem Könige anzuhalten. Uebrigens ſcheint ſie in ganz leidlichen Umſtänden geweſen zu ſein, hatte auch ein Fräulein Magdalene Marie v. Ziegeſar als bleibende Geſellſchafterin und zuweilen noch andere Fräuleins bei ſich.

Die nächſte Aufgabe, welche der Großkanzler, nach der Befreiung aus Haft und Proceß, neben den Familienangelegenheiten und den ihm nachgeſagten politiſchen Verſuchen, betrieb, war der Verſuch, von den Trümmern ſeines Glückes ſoviel zu retten, als möglich war, jedenfalls aber ſich gegen weitere Verluſte zu wahren und wenigſtens die wirthſchaftliche Grundlage der Wohlfahrt ſeiner Familie ſicherzuſtellen. Längere Jahre

---

1000 Thlr. an die Gemahlin Ernſt Ferdinand's v. Knoch, gegen landübliche Zinſen, die ſogleich abgezogen werden, verſetzt. Der Großkanzler wollte ihn einlöſen, machte aber wegen der Zinſen Schwierigkeiten und Knoch verklagte ihn 1709.

[1]) Merkwürdigerweiſe ſcheint den Genealogen ihre Exiſtenz ganz unbekannt und geben dieſe dem Präſidenten nur Eine Gemahlin, die Lüttichau.

wurde er dabei freilich immer noch durch die Anforderungen gequält und abgezogen, die noch aus der Zeit ſeiner Verwaltung her gegen ihn erhoben wurden, ungeachtet der König die Vertretung gegen dieſelben übernommen hatte. Es liegt uns darüber ein ſtarkes Material vor, ſowol Einzelnes betreffend, als eine von ihm verfaßte Zuſammenſtellung der Fälle enthaltend, aus denen möglicherweiſe derartige Anſprüche erwachſen könnten, ſowie mehrfache Concepte zu erneuerten Vorſtellungen, in denen er die ihm zu ſtatten kommenden Rechtsgründe aufführt und ſich nicht länger an ſeinen Revers gebunden erklärt, wenn die Vertretung nicht wirkſam gemacht werde. Zuweilen erkannten die Gerichte gegen ihn, weil ſeine Gegner im Geheimen Rathe die Ausfertigungen auf das königliche Decret vom 17. April 1711 nicht bewirkt hatten. Zuweilen lagen ihm die Betheiligten fortdauernd an, weil ſie vom Könige nichts erlangen konnten, und er hatte ſich wenigſtens für ſie zu verwenden. Oder es war wol die betreffende Summe bereits angewieſen, dann aber zu einem anderen Zwecke verwendet worden, z. B. in einem Falle für die Königsmark. Wir finden auch, daß er ſich in einzelnen Fällen lieber im Wege Vergleichs aus der Sache half, ſtatt immer wieder bei dem Könige zu ſollicitiren. Uebrigens handelte es ſich überall darum, daß er mit ſeinem perſönlichen Credite dem des Königs, oder, in deſſen Auftrage, dem ſeiner Günſtlinge, z. B. des Herrn v. Spiegel, des Grafen Lewenhaupt und Anderer, zu Hilfe gekommen war. Nach und nach wurden dieſe Behelligungen ſeltener und ſcheinen ſich zuletzt ziemlich verloren zu haben, wiewol er noch am 1. Mai 1718 ein inſtändiges Memorial in der Sache an den König richtete und noch in einer 1723 gemachten Niederſchrift über ſeine Vermögensverhältniſſe ſeine Erben anweiſt, wie ſie ſolchen Forderungen zu begegnen haben ſollten.

In Betreff der Revindication des ihm Entriſſenen beſchäftigte er ſich zunächſt mit ſolchen Punkten, wo er wenigſtens mit keinem Mächtigen in Conflict kam, ſcheint ſogar die in Sachſen geltend zu machenden Forderungen mehrere Jahre ziemlich in suspenso gelaſſen zu haben, da er dabei faſt überall doch auf den Statthalter geſtoßen wäre. Viele Mühe gab er ſich dagegen mit ſeiner Privatforderung an den Grafen Kollowrath, der inzwiſchen in Concurs verfallen war. Er beſtürmte ihn mit Briefen, deren Beantwortung zum Theil ſehr eigenthümlicher Art war, ſetzte Alles in Bewegung, was er in Wien und Prag für ſein Intereſſe gewinnen konnte, ſelbſt die Jeſuiten[1]), und ließ ſich von mehreren juriſtiſchen Rathgebern ausführliche Gutachten zuſchreiben, die doch, wie alle ſeine Bemühungen in dieſer Sache, völlig erfolglos waren. Die Herrſchaften in Böhmen waren Fideicommiß. Das übrige Vermögen hatte der Graf[2]) den

---

[1]) Mit dieſen verkehrte er durch einen Chevalier de Hecker, von dem uns acht, zum Theil aus dem Lager in Pommern, in den Jahren 1711 und 1712, an den Großkanzler geſchriebene franzöſiſche Briefe vorliegen. Ueber die Jeſuiten ſchreibt er 7. April 1712: Die Väter wollten offenbar erſt abwarten, wie ſich die neue Regierung geſtalte, ehe ſie irgend einen Schritt thäten. Pater Thieſen habe ihm aber verſprochen, ihn den ſchließlichen Entſchluß wiſſen zu laſſen. Die Briefe ſind ſehr geheimnißvoll gefaßt, beweiſen, daß der Verfaſſer gute Quellen hatte, und enthalten viel Schmeichelhaftes für den Großkanzler. Hecker ſcheint übrigens dem Grafen Flemming attachirt geweſen zu ſein. In der Kollowrathſchen Sache ſollten auch der Cardinal von Sachſen-Zeiz und der Cardinal Albani angegangen werden.

[2]) Johann Franz Graf v. Kollowrath-Krakowski auf Culm und Zichowicz, kk. Geh. Rath, geb. 1647, † 20. Nov. 1723. Er war (23. Juli 1675) mit Eleonore Claudia Gräfin v. Anguiſſola ver-

Gläubigern abgetreten und es war zu deren Befriedigung ſo unzulänglich geweſen, daß immer noch, auch ohne die Forderung, mit welcher Beichling jetzt nachgezogen kam, 72,837 Fl. 54 Xr., zum Theil Forderungen von Kirchen und Klöſtern, ungetilgt geblieben waren, eine andere Forderung von 26,135 Fl. 12 Xr. aber nur mittels eines Compenſationsgeſchäfts erledigt werden konnte. Der Graf bezog zwar, als Senior der Familie, auf Lebenszeit die Intereſſen eines Fideicommißcapitals von 137,000 Fl.; aber es wurden davon zu Gunſten der leer ausgegangenen Gläubiger ſoviel Abzüge gemacht, daß ihm nur ein kleines Unterhaltsquantum übrig blieb, mit dem er bei der verwitweten Schweſter ſeiner verſtorbenen Gemahlin auf deren Herrſchaft Chiſch im ſaazer Kreiſe lebte. Beichling hatte ſich, wol wegen ſeiner Haft, beim Concurſe nicht angemeldet, und wenn er ſich nun auch noch an jene Intraden ſeines Schuldners mit angehängt hatte, ſo hatte er bei deſſen Alter doch wenig Ausſicht, zu ſeinem Gelde zu gelangen. Eine Zeit lang machte ihm eine ungewiſſe Nachricht, wonach ſein Schuldner, unter anderem Namen, in der erfurter Gegend Güter beſitzen ſollte, einige Hoffnung, ſcheint aber auch zu nichts geführt zu haben, ungeachtet er zur Ermittelung dieſer Güter einen eignen Agenten nach Thüringen ſchickte, der in ſeiner Inſtruction (d. d. Zſchorna, 28 Juli 1713) zugleich beauftragt war, ſich nach der Manufactur des weißen Wachſes und deren mercantiliſchen Beziehungen zu erkundigen. — Sein anderer böhmiſcher

---

mählt worden, die aber 13. Auguſt 1691 geſtorben war, nachdem ſie ihm die Grafen Wilhelm Albert, Ferdinand Aloys, Philipp und Cajetan Franz Xaver geboren hatte, von denen Wilhelm Albert und Philipp den Stamm fortpflanzten.

Freund, der Graf Harras, hatte übrigens 1709 eine ſo günſtige Meinung von den Glücksumſtänden des Großkanzlers, daß er ihm die Herrſchaft ſeines Bruders Sigismund zum Kauf antrug.

Das oberlauſitziſche Rittergut Bernsdorf hatte der Großkanzler 1702 von Hans Kaſpar v. Metzradt für 21,000 Thlr. Kaufſumme und 150 Ducaten Schlüſſelgeld erkauft, 11,000 Thlr. aber unbezahlt gelaſſen, jedoch pünktlich verzinſt. Bei ſeinem Sturze wurde auch dieſes Gut von der Kammer ſequeſtrirt, nach einiger Zeit aber dem früheren Beſitzer, v. Metzradt, gegen Erſtattung der angezahlten 10,000 Thlr. zurückgegeben. Der Großkanzler glaubte, dabei verkürzt worden zu ſein, indem auf ſeine Meliorationen, die Vorräthe, das Schlüſſelgeld und Anderes keine Rückſicht genommen worden, und erhob eine Forderung von 2800 Thlr. gegen die Metzradtiſchen Erben. Daraus erwuchs ein Proceß, über den uns auch vieles vorliegt, ohne daß es jedoch beſonderes Intereſſe böte, oder der ſchließliche Ausgang abzunehmen wäre. Nur das bemerken wir, als die Zeit bezeichnend, daß der Schwiegerſohn v. Metzradt's, v. Noſtitz, dem Großkanzler rieth, den Proceß fallen zu laſſen, da er doch nichts ausrichten würde, indem die Wiedererlangung jenes Gutes ſeinem Schwiegervater, außer der Kaufſumme, wol 1000 Thlr. an Präſenten gekoſtet hätte, und die Percipienten derſelben ihn im Nothfall ſchon ſchützen würden.

Ein großes Actenſtück, das ſich noch mitten in der Haft auf dem Königſteine anhob, aber mindeſtens bis 1709 fortzog, betrifft einen ehemaligen Kammerdiener des Grafen, Johann Heinrich Kauſche. Dieſer hatte den Königſtein um 1705 verlaſſen und in Dresden zunächſt Auszahlung ſeines rückſtändigen Lohnes, dann eine Anſtellung bei der Acciſe, wie Hoym dem Großkanzler verſprochen haben ſollte, geſucht, war aber, da er nur leere Vertröſtungen empfangen, zu ſeiner Mutter nach Magdeburg gegangen und hatte ſich da als Bürger und Schneider geſetzt. Von hier kam er 1707 nach Berlin und verſuchte daſelbſt, einen Ring mit einem Edelſteine zu verkaufen, für den ihm ein Jude 420 Thlr. geben wollte, dann aber Verdacht ſchöpfte und den Menſchen in die Hände der Polizei lieferte. Kauſche verſicherte, den Ring von dem Großkanzler als Lohn für ſeine treuen Dienſte zum Geſchenk empfangen zu haben. Der Großkanzler, an welchen deshalb geſchrieben ward, wollte aber davon nichts wiſſen, ſondern erklärte: er habe dem Kauſche den Ring nur anvertraut, damit er ihn ſeiner Schwägerin Babette überbringe, der er, da ſie ihn bei ihrem Sohne zu Gevatter gebeten, er aber durch ſeine Verhaftung an Ueberſendung eines Pathengeſchenks verhindert worden ſei, den Ring zum Andenken habe ſchicken wollen, zumal er damals ſchwer erkrankt geweſen und an ſeinem Leben verzweifelt habe. Da ſich jedoch der Weggang des Bedienten verzögert habe und derſelbe wegen gänzlichen Ausbleibens ſeines Lohnes deſperat worden ſei, ſo habe er ihm geſtattet, den Ring ſolange zu behalten, bis ihm durch die Gräfin oder ſonſt zu ſeiner Forderung geholfen ſei. Einmal meldete ſich auch ein deſſauer Jude, der an den Großkanzler vor Jahren einen Edelſtein für den König verkauft hatte, nicht bezahlt worden war und jetzt Luſt bezeigte, den in Berlin angehaltenen Edelſtein für den ſeinigen zu halten. Er trat jedoch zurück, als der Großkanzler beſcheinigte, daß der erſtere Edelſtein in die Hände des Königs gelangt ſei. In Berlin ſcheint man dem Großkanzler mehr Glauben geſchenkt zu haben, als dem Schneider, der ſich mehrfach lügenhaft gezeigt und das Erbieten, ihn nach Dresden entlaſſen zu wollen, wenn er ſich getraue, ſeine Sache dort auszuführen, abgelehnt hatte[1]). Auch hatte der Hausvoigt Lonicer den Großkanzler in Frankfurt gekannt und muß einen vortheilhaften Eindruck von ihm behalten haben, da er ihm ausdrücklich verſichern ließ, daß er viel Mitleid mit ſeinem Unglück gehabt habe. Dieſer Lonicer ſchickt ihm denn auch (18. Juli 1710) endlich den Ring, und ſo iſt dieſes in Berlin angehaltene Juwel eine der ſehr wenigen Trümmer ſeines früheren Reichthums, die er zurückerhalten hat.

Bei dieſer Gelegenheit gedenken wir eines Curioſums, das ſich an einen ſchon im Jahre 1702 in dem Beichling'ſchen Hauſe in Dresden ſtattgefundenen Einbruch knüpft, bei welchem ein mit des Königs Petſchaft verſiegeltes Geldpacket mit verdächtigen Reichsthalern und Ducaten, und das Silberzeug des Großkanzlers und ſeines Vaters geſtohlen worden waren. Die Diebe wurden entdeckt und theils in Leipzig, theils in Teplitz zur Haft gebracht. Die zu Teplitz wollten die böhmiſchen Behörden aber nur unter der Bedingung ausliefern, daß, wenn ſie etwa hingerichtet werden ſollten und ein Katholik darunter wäre, dieſer durch einen katholiſchen Prieſter getröſtet werden ſollte. Darein konnte ſich der Proteſtantismus jener Geheimen Räthe nicht finden. Nicht einmal bei der Vorbereitung eines Schlachtopfers der damaligen Juſtizbarbarei zum Tode ſollte ein katholiſcher Prieſter in Dresden fungiren dürfen! Der, wie der Großkanzler, in Auskunftsmitteln erfinderiſche Präzudem Beichling ſchlug aber vor, man ſolle ſich erbieten, einen ſolchen Menſchen, unter Erſtattung der Koſten, in Böhmen hinrichten laſſen zu wollen, wo die katholiſchen Geiſtlichen ſich nach Herzensluſt daran verſuchen konnten, ihn von der Gerechtigkeit ſeiner Strafe und der Chriſtlichkeit der Geſellſchaft, die ihn damit belegte, zu überzeugen, und wo man im Henken von Dieben eine bekannte Fertigkeit beſaß. Ob darauf eingegangen worden, iſt aus den über dieſe Sache vorliegenden Papieren nicht zu erſehen. Wir finden aber eine andere Notiz, wonach der Einbruch in einem, dem Präſidenten gehörigen Gewölbe am Altmarkte erfolgt und die Bande des Lips Tullian dabei betheiligt geweſen wäre.

---

[1]) Er behauptete übrigens auch, daß ihn der Großkanzler von „ſeinem arcano völlig informiret, ihn auch in ſeiner verborgenen Chiffreſchrift unterwieſen" habe.

Der Großkanzler ging mit ſeinen Forderungen mehr heraus, als der Statthalter geſtorben war. Mit dieſem war er in ein äußerlich freundliches Verhältniß getreten[1], das aber wol von beiden Seiten nicht aufrichtig gemeint war. Daß es dies von Seiten des Großkanzlers nicht war, trat ſogleich nach dem Tode des Statthalters (10. Oct. 1716) hervor. Schon auf das Gerücht hin, daß der Fürſt in Leipzig auf der Meſſe ſchwer erkrankt ſei, hatte er den König durch Vitzthum erinnern laſſen, des Statthalters hinterlaſſene Scripturen ſofort verſiegeln, die Siegel nur in ſeiner Gegenwart erbrechen zu laſſen und Alles, worauf ſich des Königs eigne Hand befinde, inſonderheit eine vom König eigenhändig geſchriebene „Verſicherung", die „zu keines Menſchen Wiſſenſchaft und

---

[1] In einem Briefe des Chevalier de Hecker an den Großkanzler d. d. au camp de Stralsund 30. Oct. 1711 heißt es: „Vous ne m'apprenez rien de nouveau, lorsque Vous me parlez de la bonne volonté de S. H. de Furstemberg envers votre personne."

Angeſicht kommen“ dürfe, zu ſich zu nehmen. Am 14. Dec. 1716 ſchreibt er an ſeinen Schwiegervater v. Miltitz: von der „üblen Haushaltung“ des vorigen Statthalters ſollten ſich jetzt verſchiedene „acta entdecken.“ Ein gewiſſer Schrötter aus Leipzig ſolle vieles ausgeſagt haben, wie der Fürſt die beſondern arcana der erzgebirgiſchen Manufacturen, namentlich der Blaufarbenwerke, weißen Bleche ꝛc. „expiſciret und viele verſtändige Künſtler darinnen aus dem Lande gezogen und in die Fürſtenbergiſchen Herrſchaften in Schwaben gebracht“[1]. Es ſcheine auch, als ob die eignen Creaturen des Fürſten, wie Dr. Diettmann, Garve und Andere, jetzt, „um ſich weiß zu brennen, ein und anderes decouvriren.“ Bei den Obſignationsacten der Briefſchaften und Effecten, die der Großkanzler in Dresden gehabt, ſollten ſich mehr als 10 Regiſtraturen von denjenigen Kaſten, Koffern und Paqueten befinden, ſo der Statthalter ſelbſt in ſeine Verwahrung genommen und ſie der Commiſſion niemals zu Geſicht kommen laſſen. Er wiſſe noch nicht, was er thun ſolle, da er ungewiß ſei, wie der König eine Reclamation aufnehmen möchte, und da er befürchten müſſe, ſich „die catholiſche Bande heftig über den Hals zu ziehen, als die über die droiture und unbefleckten Ruhm des Verſtorbenen wie über das höchſte Kleinodt ſehr zu eyffern ſcheint, vielleicht mit der Zeit einen Heiligen ohne Mangel aus ihm zu machen.“ Er muß ſich doch ſchnell reſolvirt haben; denn ſchon am 16. Dec. 1716 entwirft er ein Memorial an den König, worin er angibt, daß bei ſeiner Verhaftung verſchiedene Effecten und Documente in des Statthalters Wohnung gebracht werden und um gnädigſte Anordnung bittet, daß dieſelben an das Amt zu weiterer Uebermittelung an ihn ausgeliefert werden möchten. In einem weiteren Memorial vom 23. Oct. 1717 erweitert ſich die Sache dahin, daß, nach ihm mitgetheilten Nachrichten, ein großer Theil ſeines Vermögens, welches der Statthalter bei ſeinem 1703 „gehabten Unglück" wegnehmen laſſen, nicht zur Kammer berechnet worden, worunter ſich verſchiedene Renteſcheine, Wechſelbriefe und andre Effecten befunden. Er bittet, den Erben des Statthalters, oder wer ſonſt auf deſſen Nachlaß Anſpruch mache, nichts verabfolgen zu laſſen, bevor er gehört worden und richtige Rechnung abgelegt ſei. Wir finden auch ein Verzeichniß über dem Großkanzler fehlende Papiere, worin u. A. aufgeführt werden: eine großväterliche (Lüttichauiſche) Anforderung an Baden-Durlach, eine desgleichen an den Rath von Hamburg, des Großvaters Rechnungen als Reichspfennigmeiſter, die Zſchorniſchen Kaufbriefe, die Schankberechtigungen, die Reſtforderungen, eine Verſchreibung des v. Witzleben an den Großkanzler auf 1000 Thlr., desgl. ein Wechſel des Kammerherrn Lubinczky auf 10,000 Thlr., verſchiedene, zum Theil unbezahlte Wechſel des Geheimen Kriegsraths v. Holzbrink. „Außer dieſem", heißt es weiter, „hat der Herr Statthalter von dem Juden Marcus Elias aus Hamburg zwei Wechſel von mir ohngefähr 40,000 Thlr. betragend vor Juwelen, ſo der König nach dieſem zu ſich genommen, auch den Juden davor vergnüget, von jetzt gemeldeten Creditori, nach ſeiner eigenen Ausſage, ausgehändigt bekommen; desgleichen durch den General Brauſe einen Wechſel auf 60,000 Thlr. von Herrn Oberpoſtmeiſter Kaſen vor mich an Hartmann Mauler in Danzig gerichtet ausgeliefert erhalten. Was er aber von Pretiosis und Contanten aus meinem Vermögen ſich angemaaßet, wird aus Collation meiner zu dem Ober-Rechnungs-Collegio gegebenen Specification mit der aus der Kammer gefertigten Connotation eruiret werden."

---

[1] Das wäre doch wenigſtens eine Spur, dergleichen wir ſonſt wenig gefunden, daß der Fürſt auch an dieſe gedacht hätte.

Aus einer, auf eine Reihe von Fragen, die wahrſcheinlich ein Rechtsfreund an den Großkanzler gerichtet, von dieſem aufgeſetzten Beantwortung, ſeine Verluſte betreffend, entnehmen wir Folgendes: Sein Hofmeiſter (Wirthſchafter) Voydt, der noch über 5000 Thlr. zu berechnen gehabt, war ohne Rechnungsabnahme und Durchgehen der Inventarien entlaſſen worden. Er ſolle ſich, heißt es dabei, zunächſt nach Gruneberg, dann nach Frauenſtadt gewendet und einen ungariſchen Weinhandel angefangen haben. Wie aber unrecht Gut nicht wudeln wolle, ſo ſei er auch in der polniſchen Unruhe ausgeplündert worden, worauf er ſich fortgemacht habe und nichts mehr von ihm zu hören ſei. Viele ihm anvertraute Sachen an koſtbaren Pferdezeugen, ſeltenen Gewehren, Tafelzeug und Geſchirr, ſolle er „mit etlichen anſehnlichen Perſonen" getheilt haben, und könne der Verluſt an dieſen Mann wol auf 12,000 Thlr. angeſchlagen werden. — Was von des Großkanzlers Silbergeſchirr in das grüne Gewölbe gekommen, habe er richtig wieder erhalten. Das ſei aber lange nicht Alles, und namentlich ſei das, was er auf der Reiſe nach Preußen gebraucht, nicht wieder zum Vorſchein gekommen. Bei Dr. Bartholomäi wolle man Verſchiedenes davon geſehen haben, ſo dieſer von Rehmitzen erhalten haben ſolle. — Bei ſeinem Unglück hätten ein Schneider Simon Rudolf, ſein Kammerdiener Stephan Ravizza und ein Tapezierer Garnier Forderungen erhoben, die wenigſtens von Seiten der beiden Letzteren grundlos und hinſichtlich des Erſtern leicht zu befriedigen geweſen wären. Statt ihn darüber zu befragen, hatte man, um ihn zu proſtituiren, dieſen Leuten verſtattet, ſich an ſeine Garderobe zu halten, worauf, ungeachtet die Seinigen ſich erboten, die Prätendenten mit baarem Gelde abzufinden, die bekannte ſchimpfliche Auction angeſtellt worden wäre. Hieraus wären überdem ſchlechte Preiſe und große Unkoſten erwachſen, und da die angeblichen Gläubiger dadurch nicht zu ihrem Gelde gekommen, ſo hatten dieſe Leute es zu erlangen gewußt, daß ihnen auch die zwei Degen und Stäbe mit den goldnen, mit Diamanten beſetzten Knöpfen, daran die Knöpfe allein auf 8000 Thlr. werth geweſen, überlaſſen worden wären. So wären für eine Forderung, davon höchſtens die 1500 Thlr. des Schneiders liquid geweſen, Effecten an Werth von 14—16,000 Thlr. hingegeben worden. — Von ſeinen mit Silber beſchlagenen Spiegeln aus ſchwarzem Ebenholz habe er nur zwei zurückerhalten. — Wohin die Steuerſcheine gekommen, wiſſe er nicht. Graf Hoym habe ihm verſichert, der Geheimerath Zech habe einen auf 50,000 Fl. von dem Statthalter empfangen. Von den Wechſelbriefen ſeien ihm nur ſolche zurückgeſtellt worden, die nicht mehr exigibel geweſen, oder „ſonſten andere Bedenken gehabt;" dagegen fehlten die beſten und wichtigſten, namentlich der ſeinen Vorſchuß an die Kriegskaſſe in Thorn betreffende, welchen General Beneckendorf und Generalkriegscommiſſar Kieſenwetter unterſchrieben hätten und der ſich auf 15,000 Thlr. oder mehr belaufe, zwei Wechſel des Majors Stichleder, eine Anweiſung der Fürſtin von Teſchen[1] und Anderes. — Selbſt die Kollowrathſche

---

[1] Dieſe ſcheint er ſpäter noch zurückerhalten zu haben; ſie hat ihm aber auch nichts geholfen.

Sache ſchob er dem Statthalter in die Schuhe. Dieſer und Feldmarſchall Steinau hätten die Beichlingſche Forderung von dem gräflichen Schuldner erzwingen wollen, was zwar durch die Proteſtation der Fidejuſſoren, der Grafen Sigismund und Leopold Hrzan von Harras[1], und das Einſchreiten des Kaiſers ſelbſt verhindert worden ſei; indeß wären doch die übrigen Gläubiger des Grafen dadurch aufgeregt worden, ſodaß es zum Concurſe gekommen wäre, bei dem er dann, wegen ſeines Arreſtes, ſeine Rechte nicht habe wahrnehmen können. — Weiter erzählt er: er habe der erſten Frau des Kammerherrn v. Reitzſchütz auf Hennersdorf und Stößitz 5000 Thlr. gegen Conſens geliehen, und die rückſtändigen Zinſen davon wären auch ſchon auf 3000 Thlr. aufgelaufen geweſen. Als nun während ſeines Arreſtes Hennersdorf verkauft worden wäre, hätte man, ohne ihn zu fragen, die Schuld blos auf Stößitz gelegt, „worauf ſich der Kammerherr Reitzſchütz durch gute Freunde die ganze Summe ausgebeten. Als man nun vermerket, daß man mit der Zeit deswegen angegriffen werden möchte,“ hätte man ihn „durch interposition Mächtigerer dahin obligiret,“ ſeine Zuſtimmung in die Translation dieſer Schuld auf des Kammerherrn jetzige Frau zu geben, ſodaß er auch um dieſes Geld vollſtändig gekommen ſei. — Er habe Anwartſchaften auf Beichlitz bei Halle, für den Fall, daß der Sächſiſche Mannsſtamm erlöſchen ſollte, ſowie auf einige andere Lehen in dortiger Gegend, die den Burkersroda gehörten, von dem merſeburgiſchen Hofe und Stifte, „alſo keineswegen aus einer grace von dem

---

[1] Von dieſer Fidejuſſion finden wir ſonſt in den die Kollowrathſche Sache betreffenden Papieren und in dem Briefwechſel mit den Hrzan keinerlei Spur.

König", erhalten gehabt. Dieſe ſeien ihm aber durch des Statthalters Zuthun ungehört entzogen und der Gräfin Reuß[1]) zugewendet worden, welche längſt gewünſcht, „von ſeinen depouilles zu profitiren." — Was von dem bei dem Einbruche im Jahre 1702 ihm entwendeten Silberzeuge wiedererlangt worden, ſei auf die Rathhäuſer zu Dresden und Leipzig gekommen, ſolle aber von da an gewiſſe Perſonen, ſo ſich dieſe Sachen ausgebeten, ausgeliefert worden ſein. — Ein weißes Käſtchen mit Juwelen und einigen Steuerſcheinen, die ihm Romanus zum Pfande gegeben, ſolle der Statthalter zu ſich genommen haben. Nach der Berechnung ſeines Bruders hätte derſelbe von des Großkanzlers Gelde 65,000 Thlr. darauf geliehen gehabt. Dabei heißt es: Nehmitz und Garve würden die Sache am beſten wiſſen, „weil ſie Dr. Romano hierunter ſehre auf dem Seile gelaufen haben." — Von Pretten's Erben hätte er auch noch etliche 1000 Thlr. zu fordern, die aber gegenwärtig nicht geltend gemacht werden könnten, weil ſie ſehr protegirt würden. Sein Geheimbuch und das Inventarium über ſein Vermögen, das Schuldbuch, die Marktumſchläge, die Bilanzen, die letzten Quartalrechnungen ſeines Bruders habe er auch nicht zurückerhalten, und könne freilich nicht Alles aus dem Gedächtniß ſuppliren, „weil die Menge zu groß." — 1701 habe er mit der ganzen Verlaſſenſchaft des Oberſten Starke, auf den Wunſch der Erbin deſſelben, welche die 16,000 Thlr. Schulden nicht bezahlen können, auch das Schenkgut zu Dieudorf und ein Haus in Dresden erkauft und baar bezahlt. Die Schenke, für die ihm der Oberſt v. d. Sahla

---

[1]) Jedenfalls war dies die in Theil VII, S. 158, 171 ff. erwähnte Freundin des Statthalters.

4000 Thlr. geboten, habe er bereits zu einem Freitiſch in der Communität zu Wittenberg beſtimmt gehabt. Nach ſeinem Unglück habe aber der Trabantenhauptmann v. Seyffertitz[1]) ſich dieſelbe ausgebeten und, ungeachtet des Einſpruchs der Univerſität, ſie erhalten. Nachdem nun dieſer das meiſte Holz abgeſchlagen und auch ſonſt das Gut ruinirt, von dem Großkanzler aber die oft verlangte Ceſſion nicht erlangen können, habe er ſie der Kammer zurückgegeben, ſich aber dafür eine Entſchädigung an — bei dem Kammermeiſter noch deponirt geweſenen Steuerſcheinen des Großkanzlers, die ihm, nach dem königlichen Decret und ſeinem Revers, unbedingt hätten zurückgegeben werden ſollen, ausgewirkt. So war dieſes Schenkgut zweimal von ſeinem Vermögen bezahlt worden und doch nicht in ſeinen Händen. Ebenſo habe er zur Bezahlung des Starkeſchen Hauſes 2000 Thlr. bei der Beyer'ſchen Stipendienkaſſe[2]) erborgt. Das Haus ſei ihm genommen und Andern geſchenkt worden, und jene Schuld werde jetzt von ihm gefordert. (Das Haus war der Lubomirska geſchenkt worden.) — Der Statthalter habe von Beichling's zu Leipzig deponirten Geldern bis 30,000 Thl wegen des „chymici und porcelleinmachers Bötticher' erhoben und ihm niemals darüber quittiren wollen. Sein Mutter ſei durch ſcharfe Verordnung angehalten worden an ſeine ehemalige Frau 3 große Brillanten von 2 20 und 16 Gran, ſo 9000 Thlr. werth geweſen, desgleichen 8 mittlere und kleinere, auch 10,000 Thlr. in Werth, ein großes Rautenkreuz von 7 großen Raute für 1800 Thlr., ein Halsband von 28 großen Rauten das Stück zu 400 Thlr., alſo 11,200 Thlr. werth, Schnüre Perlen für 1000 Thlr., aus ſeinem ihr überlaſſenen Depoſito auszuliefern, damit ſie dieſelben a Freunde und Verwandte verſchenken und alles diſtrahire können, ſodaß er nichts zurückerhalten. (Hierbei iſt allerdings zu bemerken: daß die alte Präſidentin, jedenfall um die Confiſcation der Sachen zu verhüten, vorgegebe hatte, ſie ſeien Eigenthum ihrer Schwiegertochter, der ſi jedoch dieſelben auf eine, nicht von ihrem Manne mi unterzeichnete Quittung auszuliefern Bedenken trage. Das von Kaiſer Leopold dem Vater des Großkanzler ertheilte Comitiv habe der Statthalter niemals herausgeben wollen, und freilich ſolle die goldene Bulle dara abgeſchnitten und einem Domeſtiken geſchenkt worde ſein. Weiter ſolle der Statthalter verſchiedene koſtba Tapeten und Betten aus dem grünen Gewölbe und au der Garderobe des Oberfalkeniers an ſich genommen un an Freunde und Freundinnen vertheilt haben. D

---

[1]) Es war dies Rudolf Gottlieb v. Seyffertitz auf Jahna, Döbra, Bucka, kurſächſiſcher Geheimer Rath, Oberſchenk und Trabantenhauptmann, geb. Dec 1665, † zu Dresden 9. März 1740. Sein Bruder Hans Adam auf Straucha, Glaubitz, Hirſchfeld war kurſächſiſcher Generallieutenant. Adolf auf Weistrop war der Oberküchenmeiſter. Georg Rudolf war heſſen-kaſſelſcher Oberſt und Oberſchenk. Georg Haubold auf Kunnersdorf war kurſächſiſcher Kammerherr und Oberſtlieutenant. Kaspar August war kurſächſiſcher Capitain. Dieſe ſechs Brüder wurden ſämmtlich 9. Sept. 1711 Freiherren.

[2]) Das Beyeriſche Stipendium wird mehrfach in den Papieren des Großkanzlers erwähnt. Es wurde im Jahre 1671 von Veronica verwitweten Hofcommiſſair Beyer zu Dresden begründet, und den ſtudirenden Söhnen vierer Linien beſtimmt: 1) Der Descendenz ihres Bruders Jonas Kirchbach auf Lauterbach, 2) der ihres Bruders Gottfried Kirchbach auf Tauſchwitz, 3) der ihrer Schweſter Roſine,

---

einer Witwe Johann Weller's zu Zwickau, nachher verehelichten Fr ſcher, 1) des Gottfried Hermann v. Beichling, hinſichtlich deſſen wi wol wiſſen möchten, wie er mit dazu gekommen iſt. Das Stipendiu beträgt 50 Thlr. Die Senioren der Linien wählen den Adminiſtrat aus ihrer Mitte, und vergeben die Stipendien, jeder für ſeine Lini Die Wellerſche Linie erloſch ſchon 1705.

Bibliothek ſei erſt nach dem Tode ſeines Vaters verſiegelt und inventirt worden. In der Zwiſchenzeit, alſo vom April bis September **1703**, habe der Statthalter den Baron Reiſewitz, Tſchirnhauſen, Garven, den Oberſten Leyſer und Andere hingeſchickt und ganze große Partien wegtragen laſſen, daher auch die koſtbarſten und wichtigſten abhanden gekommen ſeien. Laut der Amtsacten habe der Statthalter viele Manuſcripte und Documente, zum Theil wichtige Forderungen betreffend, an ſich genommen und nicht reſtituirt. Die Weißeritzwieſe und die Wieſe zu **Bocksdorf**, ſo den ſämmtlichen Beichling'ſchen Geſchwiſtern zuſtändig, habe er dem General Tieſenhauſen zu nutzen überlaſſen. — Bei den Baarſchaften ſeien von den **15,000** Ducaten[1] nur **14,617** in Einnahme gebracht, fehlten alſo 383; auch fehlten **700** Stück, die er zu Marienburg in ſeiner Chatoulle gelaſſen, und **1140** Species, die ſeinen Brüdern gehört hätten. Wegen des Banco ſeien nur 15,050 Thlr. angeſetzt, während er **17,689** Thlr. 16 Gr. 3 Pf. darin ſtehen gehabt habe. Auch die Pferde ſeien lange nicht alle in Anſatz gebracht. (Man erſieht hier, daß er nicht weniger als 55 Pferde im Stalle hatte, davon 53 ihm und **2** ſeinem jüngſten Bruder gehörten. Er hatte 4 Züge zu **7** Stück, **1** Zug zu **6** Stück, **1** Zug zu **9** Stück (Hermeline), **6** Reitpferde und 4 Klepper.) Noch waren ihm abhanden gekommen ein Medaillon mit großen Brillanten, das er für 1500 Thlr. erkauft und das Portrait des Königs hatte hineinſetzen laſſen, eine Schreibtafel mit Brillanten, eine Tabatiere von Elfenbein mit Gold eingelegt und mit Diamanten beſetzt, eine goldene Repetiruhr, eine ſolche mit Steinen beſetzt, eine große goldne Schachtel mit celliſchem Pulver, was alles er in Marienburg in ſeinem Schreibtiſch und ſeiner Chatoulle hinterlaſſen, von wo es nach Dresden gebracht werden ſein ſollte. Er hatte es aber nicht wieder bekommen und fand es auch nicht bei der Commiſſion in Einnahme gebracht. In Betreff der Garderobe führt er 2 ganze Nachtzeuge von Brocard, Balbiertücher mit venetianiſchen und brabantiſchen Spitzen beſetzt, eine reiche Garnitur Achſel- und Degenbinden, davor er einige 100 Thlr. gegeben, ſechs ganz neue venetianiſche Crawatten von koſtbaren Spitzen, ſein Reiſebette mit rothen und ſilbernen Franſen, ſeidenen Bettüberzügen, Matrazzen, Decken und Kiſſen an, das man mit vielem Andern dem Kammerdiener überlaſſen, oder es Andern ſich anzumaßen verſtattet und in keine Einnahme gebracht habe. Noch erwähnt er „ein ganz genähet franzöſiſch Bette von grünem Moor und genäheten ſeidnen Bändern, ſammt Himmel, Kranzen und Decken“, davor er Spiegeln 2500 Thlr. gegeben und das er auch in Polen immer in der Paradekammer ſtehen gehabt, eine Garnitur auf Atlas gemalter indianiſcher Tapeten, die Equipage, die er in Marienburg ſtehen gehabt, lackirte chineſiſche Breter zur Garnirung zweier Zimmer, die ihm auf 2500 Thlr. zu ſtehen gekommen. (Man kann ſich bei einer Erwägung dieſer Pracht eines melancholiſchen Rückblicks auf jenen oben angeführten Brief nicht erwehren, den er vom Königin wegen ſeiner Winterkleidung ſchrieb.) Das Leipziger Amthaus, das er vom König erkauft und während der Meſſen bewohnt hatte, war ein halbes Jahr nach ſeiner Verhaftung wieder von der Kammer übernommen worden. Man hatte aber dabei kein Inventarium aufgenommen, nicht nach den Sachen gefragt, die er darin ſtehen gehabt, auch den Pachter des Hauſes zu keiner

---

[1] Das werden die nach Celle geflüchteten geweſen ſein.

Rechnung über die inzwiſchen genoſſenen Nutzungen gezogen.

Es ſind das alles allerdings einſeitige Angaben des Großkanzlers, aus denen aber doch kaum verkennbar hervorgehen dürfte, daß bei ſeinem Sturze eine Plünderung ſtattgefunden hat, welche ſich von den Scenen, wie ſie ehemals bei dem Sturze eines orientaliſchen Veziers, eines türkiſchen Paſchas ſtattfanden, nur etwa dadurch unterſchied, daß der eigentliche Pöbel nicht daran theilnahm, wenn auch manch vornehmer Pöbel. Der Großkanzler ſpricht es mehrfach, auch in vertrauten Niederſchriften, aus, daß er Alles gern verſchmerzen wolle, was von ſeinem Vermögen in die Hände des Königs gekommen, daß es ihn aber unauslöſchlich wurme, zu ſehen, wie weit mehr Andere ſich an ſeiner Habe bereichert. Wiedererlangt wird er wenig oder nichts haben, und es liegt uns der Entwurf einer Eingabe an den König vor, worin ſeine Kinder noch am 27. Dec. 1732 vorſtellen, daß ſie wiederholt und flehentlich um Rückgabe der in der Geheimen Kanzlei liegen gebliebenen Documente ihres verſtorbenen Vaters, worunter auch das Grafendiplom befindlich, gebeten, darauf auch gnädigſt Vertröſtung erhalten, gleichwol aber noch immer nicht hätten in den Beſitz dieſer Sachen gelangen können, an denen doch Niemand gelegen ſein könne, als der Familie. Das Grafendiplom, falls der Großkanzler ein eignes gehabt, wird wol von dem Statthalter, der in ſeinem Verfahren gegen ihn, wie es ſich in Obigem darlegt, vielfach mehr in Hohn, Haß und Uebermuth, als aus perſönlichem Eigennutz gehandelt zu haben ſcheint, in ähnlicher Weiſe behandelt worden ſein, wie das des Präſidenten, ſodaß es nicht mehr unverſehrt zurückzuſtellen war.

Auf Anlaß einer am 28. März 1723 gemachten Niederſchrift des Großkanzlers, welche eine das Vermögen betreffende Anweiſung für ſeine Erben enthält, hat er auch eine Specification ſeiner Forderungen entworfen, worin er diejenigen Activforderungen, davon er die Documente noch in Händen habe, die aber „wegen de Conjuncturen noch nicht exigibel" ſeien, aufzählt und zugleich angibt, auf welche Weiſe, nach ſeiner Anſicht, die Seinigen dieſelben nach Zeit und Gelegenheit beitreiben könnten. Er bringt da eine Summe von nicht wenige als 473,864 Thlr. 20 Ggr. zuſammen, wobei aber freilich vieljährige 6 p. C. Zinſen allein gegen 180,00 Thlr. betragen, und das Ganze ſehr den Charakter jene ſanguiniſchen Berechnungen trägt, womit ſich Perſonen die von einem ſehr großen Reichthum herabgekomme ſind, eine illuſoriſche Tröſtung zu bereiten ſuchen. Be dieſer Gelegenheit erwähnt er aber, daß er wegen de Vorſchuſſes an den König, darüber er ein beſondere Rechnungsbüchlein durch Pretten habe führen laſſen welches der König allezeit ſelbſt nachgeſehen, und worau ſich ergabe, was für ein Saldo im April 1703 ih noch zugekommen ſei, eine Hypothek auf die Grafſcha Mansfeld erhalten hatte. Hier ſchreibt er nun: „Nachdem aber, als dem Churprinzen eine Hofſtadt ſollte gemacht werden und ſich kein Fond zu ſelber finden wollt habe ich aus Liebe zu ihm meine assecuration ih sacrificiret und die revenuen dieſes meines Pfande an ihn überlaſſen, deswegen auch Ihre Hoheit z 200,000 Thlr. meiner Schulden zu bezahlen und ihre regress bei der Kammer zu nehmen ſich einverſchriebe hatte; allein als mein malheur arriviret, iſt Dero Verſchreibung Derſelben wieder zugeſtellet worden und i habe den geringſten Erſatz nicht erhalten, dahero nic zu zweifeln, es werden Ihre Hoheit den Meinigen ſolch entgelten laſſen und anderwärts zu erſetzen ſuchen, zumahl wenn es durch ein ſolch Mittel geſchiehet, da ſie von dem ihrigen nichts darbei aufwenden. Ihre Hoheit, H. Rumor, H. v. Miltiß und H. Rath Saul können alles obige wohl atteſtiren." Wir ſind überzeugt, daß der Fürſt, der ein gutmüthiger Herr war und bei ſeiner Thronbeſteigung den Schwiegervater des Großkanzlers, den Großvater der Kinder deſſelben, aus langem Ruheſtande an die Spitze ſeines Geheimen Rathes berief, zugleich in Erinnerung des Wohlwollens, das die Königin, ſeine Mutter, dem Großkanzler ſtets bewahrt hatte, den Kindern die Gnade bewahrt haben wird, die ihr Vater für ſie erhoffte.

Noch tröſtet ſich der Großkanzler mit Aufzählung von einigen 90,000 Thlrn. illuſoriſcher Anſprüche, wie der ihm entzogenen Anwartſchaften, der Forderungen an Concursmaſſen, der Anſprüche aus abhanden gekommenen Documenten, oder an Perſonen, die ſchwerlich ſolventer waren, wie die vorher u. A. aufgeführten Graf Kollowrath, Spiegel oder Romanus. An ſichern Activforderungen, unter denen uns doch auch die eine oder andere zweifelhaft ſcheint, bringt er kaum 12,000 Thlr. zuſammen. Als aber nach ſeinem Tode zwiſchen der Witwe und den Kindern, reſp. deren Vormündern, ein Erbvergleich über ſeinen Nachlaß abgeſchloſſen ward (20. März 1731), wurde dieſer, mit Einſchluß der Güter, und nur mit Ausſchluß der Bibliothek, auf nicht höher als 46,838 Gülden 2 Ggr. abgeſchätzt, von allen jenen ugeriſchen Anſprüchen aber gänzlich abgeſehen. Man ſchlug Zſchorna, freilich zu niedrig, auf 30,000 Fl. an, als ſo hoch er ſelbſt es im mütterlichen Erbe angenommen, Baſelitz, das er aus der Erbmaſſe ſeines Bruders, nach Vergleich vom 25. und 28. Februar 1726, für dieſen

Preis erkauft hatte, auf 23,000 Fl., den Weinberg in der Hoflößnitz auf 2000 Fl. und die Vordorfer Wieſe auf 800 Fl., das Mobiliarvermögen aber, mit Einſchluß der exigiblen Schulden und mit Ausſchluß der Bibliothek, auf 10,000 Fl. an. Davon gingen aber an Paſſivis ab: 5000 Fl. Lehnsſtamm für ſeine Neffen, der auf Baſelitz ſtand, 1333 Fl. 7 Ggr. Rückfallsgelder an dieſelben, davon der älteſte ſeine Rate bereits erhalten, 1142 Fl. 18 Ggr. Conſenscapital, das auch bereits ausgezahlt worden, 1142 Fl. 18 Ggr. auf Baſelitz haftendes Lüttichauiſches Stipendiencapital, 2285 Fl. 15 Ggr. inſerirte Ehegelder der Witwe, 2285 Fl. 15 Ggr. Gegenvermächtniß für dieſelbe, 2285 Fl. 15 Ggr. Capital für die weiblichen Gerechtigkeiten, 2000 Fl. Capital Hausgelder für die Witwe, 1485 Fl. 15 Gr., ſo an einen Juden bezahlt werden müſſen, und ſo brachte man das obige Ergebniß heraus, das denn freilich in ſtarkem Contraſt mit dem Vermögen ſtand, das der Großkanzler am 1. April 1703 beſaß. Da jedoch die Güter jedenfalls niedrig angeſchlagen, die Paſſiva faſt ſämmtlich nicht von der Art waren, daß ſie den Großkanzler ſonderlich hätten drücken können, vielmehr zum großen Theil aus dem Vermögen ſeiner Frau beſtanden, und nun noch die Penſion von 4000 Thlrn. dazu kam, ſo ſcheinen dem Großkanzler die Mittel zu einem ſtandesgemäßen Haushalt nicht gemangelt zu haben. Dem König gegenüber lamentirt er freilich, wenn ſich Gelegenheit bot. So finden wir ein Concept, das der Großkanzler für ſeine Gemahlin aufgeſetzt hat. Es war ein Befehl vom Hofe ergangen, wonach eine Tochter der Gräfin an einem 25. Juli ſich zu einem Damenfeſte in Dresden einfinden ſollte. So glücklich die Gräfin dies an ſich machen würde, ſo ſei doch ihre Tochter beſtändig auf dem Lande aufgewachſen, und bei der Menge ihrer Kinder und dem Abgang genugſamer Mittel ſei ſie außer Stande geweſen, „die education nach der gegenwärtigen Hofmanier und in exercitiis, vielweniger die nach der jetzigen façon nöthige Kleidung und Zubehör zu ſchaffen.“ Auch wären ſie und ihr Mann durch die unabläſſigen Proceſſe von Mitteln entblößt. Wenn der König jedoch auf dem Erſcheinen der Tochter beſtände, ſo würde ſie freilich um einen mildreichen Vorſchuß bitten müſſen.

Nach Dresden iſt der Großkanzler nicht, oder wenigſtens nicht öffentlich und für einige Dauer wieder gekommen, hat vielmehr faſt unausgeſetzt in Zſchorna gelebt, und nur etwa von da aus einen Ausflug auf ein Gut zu Verwandten und Freunden, oder zu einer Familienconferenz in einem benachbarten Städtchen gemacht. Da ſich in Zſchorna kein eigener Pfarrer befand, ſo erwirkte der Graf ſchon am 14. October 1709, daß ihm geſtattet wurde, eine kleine Kapelle daſelbſt zu erbauen und einen ordentlichen Gottesdienſt in derſelben einzurichten, der von dem Pfarrer zu Dobra gegen eine Remuneration verſehen ward, übrigens aber ausdrücklich auf die Lebenszeit des Großkanzlers und ſeine Anweſenheit in Zſchorna beſchränkt ward. Auch ſonſt machte er ſich in kirchlichen Sachen Manches zu thun, und wir finden mehrere Niederſchriften, die ſich auf Angelegenheiten ſeines Patronatsrechtes beziehen.

Eine andere Geſchäftsſache, mit der er viele Jahre zu thun hatte und dabei eine wahre Akribie und ſeinen ganzen juriſtiſchen Scharfſinn, ſeinen ganzen Reichthum an Auskunftsmitteln entfaltete, war die Lützelburgiſche Forderung an Baden-Baden. Es liegt uns darüber ein mächtiges Convolut Concepte, Notizen, Actenſtücke und Briefe vor. Wir müſſen uns aber darauf beſchränken, nur das Nöthigſte zur Verſtändigung anzuführen. Hiernach hatte Wilhelm Münch v. Wölfsberg dem unglücklichen und verſchwenderiſchen Markgrafen Eduard Fortunat von Baden-Baden (geb. 17. Sept. 1565, † 18. Juni 1600) drei Poſten je zu 20,000 Fl. und einen zu 16,000 Fl. in der Weiſe verkauft, daß der Käufer ſich anheiſchig machte, dem Verkäufer und deſſen Erben jährlich auf vier Termine 3800 Fl. Erbzins zu bezahlen, wofür auch die Aemter Kuppenheim, Steinbach, Großweiher und Raſtadt verpfändet waren. Der Markgraf hatte aber nie daran gedacht, etwas zu bezahlen, und die Forderung war durch die Erbtochter jenes Wilhelm Münch v. Wölfsberg, Sophie, an ihren Gemahl Friedrich v. Lützelburg und deſſen Erben gekommen. Die Lützelburg, die in Lothringen, Elſaß, am Oberrhein ſaßen, theilten ſich mit Friedrich's Söhnen Anton und Bernhard in zwei Hauptſtämme, davon der Antoniſche theils in der urſprünglichen Heimat blieb, theils ſich nach Oſtfriesland verbreitete, der Bernhardiſche aber durch Werner, welcher kurſächſiſcher Hofjägermeiſter wurde und der Großvater der alten Gräfin v. Beichling war, in das Thüringiſche und Meißniſche kam. Schon Bernhard, noch mehr aber Werner, nahm den Proceß bei den Reichsgerichten auf, deſſen Fortgang jedoch durch den ausbrechenden Dreißigjährigen Krieg verhindert ward, ſowie ſpäter der Wiederaufnahme das hohe Anſehen, das der berühmte Feldherr, Markgraf Ludwig von Baden, im Reiche erlangt hatte, entgegengeſtanden haben ſoll. Es ſcheint jedoch die ganze Sache überhaupt in der Familie vergeſſen geweſen zu ſein. Auf Anlaß einer Reviſion des Reichskammergerichts ſoll Jemand auf die Sache geſtoßen ſein und dem General Lützelburg, der zu dem Antoniſchen Stamme gehörte, aber auch nach Dresden gezogen worden und hier in große Gunſt gekommen war, einen Wink davon gegeben haben. Dieſer habe nun die Sache ganz in der Stille wieder aufgenommen und mehrere Jahre hindurch betrieben. Dies ward 1713 der alten Gräfin Beichling bekannt[1]), die ſich nun ſogleich der Sache mit großem Eifer annahm, wobei freilich der Großkanzler fortwährend hinter ihr ſtand und ſie leitete und antrieb. Die Sache hatte gar mancherlei Schwierigkeiten. Die Legitimation der Prätendenten, das Auffinden der Originaldocumente, das Ermitteln der verſchiedenen Verzweigungen der Familie, der Betrieb der Sache vor dem Reichsgericht, bei den Executoren, bei der badiſchen Regierung gab ſchon genug zu thun, und nun galt es noch, namentlich den Bernhardiſchen Stamm zuſammenzuhalten und von ihm die Koſten beizutreiben. Der Antoniſche Stamm war eher feindlich und ſchien auch zum Theil ſchon früher vergleichsweiſe abgefunden zu ſein. Die alte Gräfin mit ihrem Fräulein Ziegeſar ſcheinen die Correſpondenz unter der Familie beſorgt zu haben, während der Großkanzler in der Sache ſelbſt arbeitete. Nach und nach betheiligten ſich viele Adelsfamilien, die in irgend einer Weiſe einen Erbanſpruch zu der Sache hatten, daran: Miltitze, Haugwitze, Nizſchwitze, Reitzſchütze, Arnims, die Freiherren v. Taube, die Gräfin Flemming, die Gräfin Solms-Baruth, eine Lützelburg, die Khünsberg in Franken. Die Hoffnungen waren anfangs ſehr ſanguiniſch und man rechnete den Betrag der Forderung mit den Zinſen auf über 800,000 Fl., ja auf über 1 Million, beſtimmte auch großmüthig, daß, wenn man zur Perception gelange, 22,000 Thlr. ausgeſetzt werden und die Zinſen davon jährlich an dem Geburtstage der alten Gräfin unter die Armen vertheilt werden ſollten. Man erhielt auch günſtige Erkenntniſſe und Executionsmandate; aber eben die Execution „war das Schwerſte“, wie die Frau von Schellendorf in dem Briefe an die Frau v. Khunsberg ſehr richtig bemerkte. Man wiſſe ja wohl, meinte ſie, „was ſolche reichsfürſtliche Schulden ſeien und wie wenig geringere Stände ſich dabei zu getröſten“ hätten. In der That iſt bei dieſer Sache ziemlich viel eingeſchoſſen worden, aber, ſoviel wir abſehen können, für die von dem Großkanzler vertretenen Prätendenten nicht das Mindeſte herausgekommen. Der General Lützelburg ſcheint im Wege Vergleichs etwa ſeine Koſten zurückerhalten zu haben. Das Letzte, was wir über die Sache in unſern Papieren finden (d. d. **16.** Juni **1725**), bezieht ſich auch auf eine ferne Hoffnung, daß die badiſche Regierung ſich vielleicht zu einem gütlichen Vergleiche herbeilaſſen werde, was jedoch auch für unwahrſcheinlich erklärt wird und woraus nichts geworden zu ſein ſcheint. Immer beſchäftigte dieſe Angelegenheit den Großkanzler, der eigentlich gar keine unmittelbare Ausſicht hatte, etwas dabei zu gewinnen, da er nicht zu den Erben gehörte, bis zu ſeinem Tode.

---

[1]) Nach einem Briefe der Frau v. Schellendorf an die Frau v. Khünsberg hätte die Gräfin Solms die Sache verrathen, weil ſie mit dem General Lützelburg, den ſie erſt ſelbſt nach Sachſen gezogen, ſpäter zerfallen wäre.

Ausſichtsloſer natürlich noch, als dieſe Erbſchaftsſache, waren ſeine alchymiſtiſchen Verſuche. Doch ſcheinen ſie ihm, ſelbſt nach Harthauſen's Berichte, wenigſtens nicht eben viel gekoſtet zu haben, da er gerade ſo viel von der Sache verſtand, um ſich nicht allzu grob betrügen zu laſſen, und keinen Alchymiſten lange behielt. Uebrigens gab ſich in dieſem Kreiſe ziemlich Alles ein bischen mit Goldmachen ab: Harthauſen, ſeine Schwe ſter Babette, Adam Dietrich v. Schleinitz, Alexander v. Miltitz auf Eſchdorf u. A. Der Letztere ſcheint jedoch das Laboratorium zu weniger koſtſpieligen Amuſements benutzt zu haben; denn er ſchreibt an den Kammerherrn Beichling (4. Aug. 1709) u. A.: „Bei dieſem trüben Wetter würde in laboratorio ein pfeiffchen dobak wohl ſehr gut ſchmecken, auch nicht ungeſundt ſein; will dieſen Abendt auff Dero wertheſte geſundtheit ein baar oder wohl drei austrinken.“ Man rauchte, oder trank, alſo damals, auf Anderer Geſundheit Taback. — Wir finden in den uns vorliegenden Papieren gar mancherlei, das ſich auf die Alchymie des Großkanzlers bezieht; indeß bietet es nichts ſonderlich Bemerkenswerthes. Von der Möglichkeit, Gold zu machen, war er überzeugt, wie das auch Harthauſen geweſen zu ſein ſcheint[1]. Außerdem ſoll Beichling viel auf Prophezeiungen gegeben, nichts Wichtiges ohne vorherige Befragung des Punctirbuchs unternommen haben, und ſcheint auch der Aſtrologie nicht ganz fremd geweſen zu ſein. Noch auf dem Königſtein wurde er, durch irgend einen Zwiſchencanal, von dem Könige über die Mittel zu Rathe gezogen, wie man den nachtheiligen Folgen des Altranſtädter Friedens möglichſt entgehen könne. Die an den König ſelbſt gerichtete Antwort fängt in bezeichnender Weiſe an: „Ob ich zwar wohl, wie Ew. Maj. wiſſend iſt und Sie es noch ſchriftlich von mir haben, den lieſtändiſchen Krieg allezeit für ſehr fatal gehalten, auch aus allen Umſtänden für Sie politiſcher Weiſe keinen glücklichen Ausgang habe conjecturiren können, ſo hätte ich doch niemals geglaubt, daß es zu ſolchen extremitäten kommen würde, und daß Ew. Maj. mit großem Schaden ihrer Erblande und anderem Verluſt den Frieden hätte erlangen müſſen, zumal bei meiner Anweſenheit ſoviel apparence geweſen, leichter einen Vertrag ſtiften zu können." Da es jedoch leider nun einmal ſo ſtehe, ſo müſſe man ſich nach Mitteln umſehen, wie der König „einen Staat formiren könne, den unauslöſchlichen character der Royaute in allen Stücken in der That auch exerciren zu können." Er ſei da wol auf einige Mittel gekommen, ſtehe aber billig an, ohne gemeſſenen königlichen Befehl für jetzt etwas Näheres darüber zu ſagen, damit es nicht ſcheinen möchte, als wollte er Anderen vorgreifen. Freilich aber werde es gut ſein, „nicht lange zu ſäumen, ſondern der occasion ſich zu bedienen, ſolange ſie gegenwärtig." Hier ſetzt er nun hinzu: „zumalen ich in den Gedanken ſtehe, es komme die Zeit und ſey ſchon jetzt, daß nach der in Thüringen in einem alten Kloſter gefundenen und durch den Hrn. v. Witzleben Ao. 1703 gebrachten und Ew. Maj. von mir erklärten Prophezeiung: Rex et Elector restituet Rem, Regem et Regimen, numero metallorum, ordine tributorum, avulsa recuperabit, nova adjiciet, imperium formabit, tunc erit quies a molestia et abundantia omnium rerum." Der König hat ſich darauf, wie man ſieht, ſowol nach dieſer Prophezeiung, die nun freilich nicht ſonderlich in Erfüllung gegangen, als nach den weiteren Vorſchlägen des Großkanzlers näher erkundigt. In erſterer Beziehung weiß Letzterer nichts weiter anzuführen und verbreitet ſich nur ausführlich darüber, „daß hohe Häuſer und zu großen Dingen auserſehene Prinzen darinnen etwas Beſonderes" hätten, „daß ihre künftigen actiones und daraus erfolgende revolutiones auf ungemeine Art allezeit durch erleuchtete Männer, wiewol etwas dunkel, lange vorher aufgezeichnet würden. Welche Schriften denn von durchl. Familien nicht nur fleißig aufgeſuchet, ſondern als der größte Schatz verwahret würden, weilen es eine gefährliche Sache, daß man Nachbarn oder andere Fürſten die periodos fatales ſeines Reiches wiſſen laſſe.“ Als Beiſpiele führt er an: in England des Merlin, in Frankreich des Noſtradamus, in Deutſchland des Johann Lichtenberger, des Johann Warner, des Abraham v. Einſiedel, in Spanien des Scotus, in Italien des Abtes Joachim Prophezeiungen, welche ſorgfältig in den Schatzkammern aufbewahrt würden, ſodaß ſogar wenig Miniſter etwas darum wüßten. So hielte auch das Haus Oeſterreich „die vollkommene Weiſſagung des Stridonii ſehr geheim und verborgen, weilen nach dem Abgang Leopoldi dieſes Hauſes decadence ſehr gefährlich iſt angezeiget worden, zumalen dieſem Mann ſo accurat iſt eingetroffen, was den K. Leopold concerniret hat.“ Noch gedenket er des Malachiä Prophezeiung über die Succeſſion der Könige in Polen. — Was die eigenen Vorſchläge des Großkanzlers anlangt, ſo wollen ſie freilich nicht viel beſagen und laufen im Hauptwerke auf Folgendes hinaus: was im Frieden nicht ausdrücklich abgetreten worden, ſei als vorbehalten zu betrachten und könne, bei günſtiger Zeitlage, demgemäß beanſprucht werden; wenn Auguſt nach des Stanislaus Tode die Krone wieder angeboten würde, ſo hindere der Friede ihn nicht, ſie anzunehmen; bei dem Reiche ſei ein Erſatz zu ſuchen, weil es keinen Schutz gegen den ſchwediſchen Einfall gewährt habe; den Reichsvicarien wäre regius character zuzuerkennen. In einem anderen Concept reflectirt er jedoch auch auf eine Territorialentſchädigung, wozu das damals ſequeſtrirte Bayern Gelegenheit geben ſollte. — Einer anderen durch Vitzthum auf königlichen Befehl an Beichling gebrachten Anfrage lag ein Horoſkop zu Grunde. Beichling verbreitet ſich in ziemlich dunkeln Ausdrücken darüber, daß die Lande gegen Morgen und Mittag dem Könige günſtig, die gegen Mitternacht und Abend aber ihm hinderlich ſeien. Gegen Mittag ſei auch „wegen Abgang einer Familie ohne männliche Erben eine Zergliederung mächtiger Provinzen zu befürchten, davon J. K. M. ein ziemliches zu acquiriren occasion haben dürften.“ Etwas Näheres über die Vorhaben des Königs und deren Ausſichten könne er zur Zeit nicht angeben, da ihm dieſe Vorhaben nicht bekannt ſeien und das Ausrechnen derſelben viel Zeit koſten würde. Das Beſte würde ſein, wenn der König ihm etwa einen jungen Menſchen von offenem Kopf und discretem, zuverläſſigem Charakter zuſchickte, den er die Principien der Kunſt lehren und deſſen ſich der König dann in jedem beſonderen Falle bedienen könne. Er war auch über die Vermählung des Kurprinzen befragt worden, erklärte aber, ohne ein beſonderes, den Kurprinzen betreffendes Schema nichts darüber ſagen zu können, da es ſich hier um des Prinzen eigene Perſon handele. Das ergäbe ſich dagegen aus dem Schema des Königs, daß Derſelbe die Königin überleben und dann wol zu einer anderweiten Vermählung incliniren dürfte, die, wenn ſie ihren Fortgang erlangte, gar ſehr lucrativ und erfreulich ausſchlagen würde. Bei dieſer Gelegenheit gedenkt er eines Pſychometers, den der König einmal in Lyon geſehen, und glaubt, einen ſolchen herſtellen zu können, wenn man ihm den Modellmeiſter Gartner zuſchicke. Der Brief iſt nach der Freilaſſung des Grafen geſchrieben. — In einem andern Concepte ſagt er: das Haus Brandenburg habe in dieſem (dem 18. Saeculo einen harten Stand zu beſtehen, wie dies aus einer im kurfürſtlichen Cabinete befindlichen, von Davi

---

[1] Vehſe a. a. O. S. 233

v. Oppen gefertigten ſehr weitläufigen Schrift zu erſehen. Es habe auch Kurfürſt Friedrich Wilhelm „in ſeiner letzten Inſtruction ſich bemühet, Mittel an die Hand zu geben, wie ſolchem Falle entgegenzugehen und zum wenigſten der revers de fortune leidlicher zu machen.“ Gleich darauf aber meint er: ein großer Miniſter Karl Guſtav's von Schweden habe zu ſagen gepflegt: „que le bon Dieu avoit cessé de traiter plus avec les Princes par des presages et songes; mais quand une bonne occasion se presenteroit, d'augmenter sa puissance, on devoit prendre cela pour un mandement de Dieu.“ In der That gäbe es, auch mit Weglaſſung alles Superſtitiöſen, eine art politique de conjecturer l'avenir, und auf dem Grund dieſer Wiſſenſchaft habe er ſeiner Zeit dem Könige vorausgeſagt, daß, wenn er die Krönung, nach dem Wunſche des Kronſchatzmeiſters und des Brandenburgiſchen Geſandten, aufſchiebe, er ſich nicht behaupten würde; daß er ſich wegen des Prinzen Conti keine Sorge zu machen habe; daß „das Deſſin auf die Moldau und Wallachei keinen Effect haben, und daß der liefländiſche Krieg ganz und gar verderblich für Se. Maj. ausſchlagen würde.“ — Dieſe Anſichten ſcheint er beharrlich feſtgehalten zu haben. Wir beſitzen das Concept eines franzöſiſchen Briefes von ihm, der an den berühmten Feldmarſchall Grafen Schulenburg in Venedig gerichtet und jedenfalls nach 1720 geſchrieben iſt, da der bekannte Law bereits Frankreich verlaſſen und ſich nach Venedig gewendet hatte. Beichling meint darin u. A.: Law habe freilich in Frankreich viel Unglück geſtiftet; ſein Syſtem, wie er es früher dem ſchottiſchen Parlamente vorgelegt gehabt, ſcheine ihm aber ganz richtig und Law habe nur die „art de conjecturer de l'avenir“ verabſäumt. Dieſe Kunſt ſei ihm, dem Großkanzler, in ſeiner

Krankheit, wo ihn ein Schlagfluß faſt der Sinne beraubt, ein mächtiger Troſt geweſen. — Jedenfalls in der Mitte des zweiten Decenniums des 18. Jahrh. hatte der König durch d Feral bei dem Großkanzler wegen eines von dieſem entworfenen Planes, wie das Reich gegen die Türken zu ſchützen ſei, anfragen laſſen. Man erſieht aus einer vorläufigen Antwort, daß der Graf die Errichtung eines „miles perpetuus, ohne denen Kreiſen und Ständen mit ihren contingenten beſchwerlich zu fallen,“ im Sinne hatte. Das Commando dachte er Kurſachſen zu. Woher der miles perpetuus bezahlt werden ſollte, iſt nicht zu erſehen. — So iſt Beichling noch mehrfach vom König in allerlei Angelegenheiten, die ſich aber durchgehends auf Auswärtiges bezogen, conſultirt worden, u. A. (1720) wegen eines Handelsvertrags mit Perſien. Wir finden aber zugleich, daß er es vielfach auch von Privatperſonen wurde und nach vielen Seiten hin als geſchätzter und geſuchter, immer bereitwilliger und gefälliger Rathgeber daſtand. Von Jahr zu Jahr wird der Kreis ſeiner Correſpondenten weiter und drückt ſich in den Zuſchriften an ihn immer entſchiedener Achtung und Verehrung ſeiner zum Theil ſehr hochſtehenden Clienten und Freunde aus.

So ſcheint der Abend ſeines Lebens, wenn auch nicht frei von manchen bittern Enttäuſchungen und namentlich durch öftere Krankheitsleiden getrübt, doch im Ganzen nicht ohne ſein Befriedigendes geweſen zu ſein. In ſeiner Familie war er ſeit ſeiner zweiten Verheirathung glücklich. Seine zweite Gemahlin ſcheint eine ſehr achtungswerthe Dame geweſen zu ſein, und das ſehr herzliche Verhältniß, das zwiſchen ihm und ihrer Familie, namentlich ihrem Vater und ihren Schwägern, beſtand, ſpricht dafür, daß er ihr und den Ihrigen keine Urſache zu Beſchwerden gab. Bei ſeinem Tode waren fünf Kinder, drei Töchter und zwei Söhne, dieſer Verbindung entſproſſen und eben ſein Tod erſparte ihm den Schmerz, der ſeiner Witwe beſchieden blieb, mehrere davon in ein frühes Grab gehen zu ſehen. Als er am 28. Sept. 1725, im 61. Lebensjahre, entſchlief, waren ſeine Kinder, im Alter von 1—9 Jahren, noch ſämmtlich am Leben. Es waren dies Dorothea Magdalena, geb. zu Scharfenberg 23. September 1716, Johanne Magdalene, geb. zu Zſchorna 10. Oct. 1718, Charlotte Sophie, geb. zu Zſchorna 22. März 1720, Alexander Hermann, geb. zu Zſchorna 4. April 1722 und Wolf Dietrich, geb. zu Zſchorna 25. Juni 1724. Bei dem zunächſt abgeſchloſſenen Erbvergleich (20. März 1731) wurden natürlich die Güter den Söhnen vorbehalten, während die Gebührniſſe der Mutter durch den Ehecontract beſtimmt waren, den Schweſtern aber eine Abfindung von je 3000 Thlrn. ausgeſetzt ward[1]. Beide Söhne aber ſtarben in jungen Jahren, zu Meißen, Alexander Hermann am 24. Nov. 1732, Wolf Dietrich am 25. April 1733. Da die Brüder Beichling ſich hinſichtlich ihrer Mitbelehnſchaft gegenſeitig reverſirt hatten, ſo gingen die Güter nun an die in die geſammte Hand aufgenommenen Töchter über. Von den Letztern vermählte ſich die älteſte, Dorothea Magdalene, am 21. Juni 1735 mit Auguſt Sigmund v. d. Sahla auf Schönfeld (geb. 18. Mai 1708, † zu Schönfeld 16. Mai 1768), dem ſie vier Töchter gebar[2], im Tode aber ihm, wie ihrer Mutter, vorausging (9. Jan. 1758). Die zweite, Johanne Magdalene, ward am 28. Juni 1736 die erſte Gemahlin des Freiherrn, nachherigen erſten Grafen Nikolaus Wilibald v. Gersdorf (geb. zu Wetzlar 28. Mai 1713, † als kurſächſiſcher Conferenzminiſter 6. März 1765), iſt aber ſchon am 24. März 1742 zu Meißen verſtorben[1]), in deſſen Nähe, zu Neuſtadt, ſie beerdigt iſt. Die jüngſte, Charlotte Sophie, ward 11. Aug. 1739 mit dem Kammerherrn Karl Gotthelf Graf v. Hoym auf Guteborn (geb. 19. Febr. 1715, † 26. März 1748) vermählt. Sie hatte bei der Erbtheilung (vom 25. Jan. 1737) das Gut Zscherna für 32,000 Gülden übernommen, überließ es aber (25. Jan. 1740) um denſelben Preis käuflich an ihre Mutter, die Witwe des Großkanzlers. Dieſe, die von ihrem Vater die Güter Proſchwitz und Robſchütz erbte, hat nicht blos ihren Gemahl um viele Jahre, ſondern auch vier ihrer Kinder überlebt und iſt erſt am 21. März 1759 im 67. Jahre zu Proſchwitz verſtorben. Die ganze Familie überlebte jene Gräfin Charlotte Sophie v. Hoym, die auf den von ihrem Gemahl ererbten Gütern Hermsdorf und Grünberg noch bis zum 24. Jan. 1808 lebte, wo ſie zu Hermsdorf im 88. Lebensjahre geſtorben iſt[2]). Noch 1836 hat eine alte Schmiedsfrau in

---

[1] Es war ihnen noch ein Antheil an etwa eingehenden Activis vorbehalten, was, nach einem Vergleich zwiſchen der Mutter und den Töchtern d. d. 17. Mai 1734, zuſammen 1846 Thlr. brachte.

[2] Die älteſte und die dritte vermählten ſich mit Karl Friedrich

---

v. Ortmannsdorf auf Strauch, die zweite † unvermählt, die jüngſte ward die Gemahlin Kurt Adolf Dietrich's v. Schönberg auf Dornthal.

[1]) Ihr Sohn Friedrich Alexander ward katholiſch und † unvermählt. Ihre Tochter Friederike Henriette war die zweite Gemahlin des Grafen Peter v. Hohenthal, ſtarb aber kinderlos.

[2]) Ihre Tochter Charlotte Dorothea (geb. 5. Jan. 1743), die mit dem kurf. Hausmarſchall Peter Auguſt v. Schönberg vermählt war (ſeit 19. Aug. 1765), war ihr ſchon am 6. Nov. 1789, ihr einziger Sohn, Adolf Magnus Gotthelf, ein Poſthumus (geb. 17. Oct. 1748), ſchon am 12. Juli 1775 im Tode vorangegangen. Mit ihm erloſch die Linie der Hoym zu Guteborn und dieſes fiel an die

Hermsdorf von der alten Gräfin ſo viel zu erzählen gewußt, daß man an einen Walter Scottſchen Roman erinnert worden iſt. Der Refrain iſt aber immer geweſen: „die Gräfin führte nichts Neues ein und brachte nichts Altes ab.“

Linie zu Dronſig und nach deren Erlöſchen durch eine Erbtochter an die Reuß.

* * *

V. Grafen Lynar.

Die Grafen Lynar, von denen ein Zweig jetzt mit dem deutſchen Fürſtentitel geſchmückt iſt, ſtammen von einem italieniſchen Flüchtling, der in Deutſchland ein neues Vaterland gefunden. Sie nannten ſich anfangs Guerino, leiteten aber ihren Urſprung von den Grafen Linari her, welche das an der Bologneſiſchen Grenze gelegene Schloß Linari bei Mogdigliano beſeſſen haben ſollen, das, mit anderen Schlöſſern, um 1360 von den Florentinern, als dieſe ſich zur Selbſthilfe gegen die Gewaltthätigkeiten des Landadels und der uſurpatoriſchen Abenteurer ermannten, nach andern Nachrichten bei Gelegenheit von Streithändeln zwiſchen Faenza und Mogdigliano, zerſtört worden ſein ſoll. Ein Giovanni Linari wird ſchon 1268 erwähnt. Zur Zeit der Zerſtörung des Schloſſes ſoll Graf Johann di Linari der Inhaber geweſen ſein, deſſen Enkel oder Urenkel Battiſta Guerino 1460 geſtorben wäre. Ein Enkel des Letzteren, Johann Battiſta Guerino, hatte einen Malespina getödtet und ward deshalb von dieſer mächtigen Familie bis an ſeinen Tod (1540) und in den Seinen noch über das Grab hinaus verfolgt. Er iſt als kaiſerlicher Oberſt geſtorben. Sein mit Lucretia Banderotti erzeugter Sohn Rochus Quirin, geb. 25. Dec. 1525 zu Maradi, ward erſt zu Florenz, dann am Hofe zu Ferrara erzogen. Den Zug nach Tunis, welcher 1535 ſtattfand, dürfte der neunjährige Knabe ſchwerlich mitgemacht haben, wie man geſagt hat, und liegt hier wol eine Verwechſelung mit ſeinem Vater zu Grunde. Auch kann er nicht füglich Kammerjunker bei dem ſchon am 7. Jan. 1537 ermordeten Herzog Alexander von Florenz geweſen ſein, wie man gleichfalls angeführt findet. Wol aber ſcheint er ſich an ſeinen Jugendgeſpielen, den großen Cosmo I. von Medicis, gewendet zu haben und erhielt von dieſem den wohlgemeinten Rath, dem unverſöhnlichen Haſſe der übermächtigen Feinde ſeines Namens auszuweichen und im Auslande ein Glück zu ſuchen, das ihm in der Heimat verſagt ſchien. Mit Empfehlungsbriefen des trefflichen Fürſten verſehen, ging der Jüngling 1542 zu dem unternehmenden und kunſtſinnigen König Franz I. von Frankreich, an deſſen Hofe ſich ja damals Erfinder und Künſtler aus allen Ländern, vornehmlich aber aus Italien drängten. Die Kriegsbaukunſt, überhaupt das theoretiſche Wiſſen vom Kriege, wie mangelhaft es immerhin ſein mochte, ward damals in Italien um ſo eifriger gepflegt, je ſchwächer im Ganzen der kriegeriſche Sinn des dortigen Volkes war. Rochus, der in dem fremden Lande, der Sitte deſſelben ſich anſchließend, den alten Titel ſeiner Familie, deſſen Gedächtniß im Wappen, durch die Flachsblume auf dem Thurme, immer gewahrt worden war, wieder aufgenommen hatte, fand in Frankreich eine freundliche Aufnahme und mancherlei Aufmunterung, und wurde von Franz und deſſen Nachfolgern in Hof- und Kriegsdienſten, in diplomatiſchen Miſſionen und bei dem Bauweſen vielfach beſchäftigt, erhielt ſogar den Poſten als Generalkriegscommiſſar und Inſpector der Feſtungen. 1552 half er Metz gegen Karl V. vertheidigen und befeſtigte es nochmals. 1554 war er als Geſandter bei Kurfürſt Joachim II. von Brandenburg. 1557 focht er als Generalmajor bei St. Quentin. 1558 verlor er vor Diedenhofen ein Auge. Er war zu der reformirten Confeſſion übergetreten (1560) und erlas ſich auch aus den Reihen der Hugenotten eine Gemahlin, Anna v. Montot, verw. v. Barbé (1561). Auf derſelben Seite focht er 1562 bei Dreux, 1563 aber, nach dem Edict von Amboiſe, unter dem königlichen Banner vor Havre, das er den Engländern entreißen half.

Doch mochte der jederzeit kluge Mann wol erkannt haben, daß die Theilnahme an Bürgerkriegen für einen Ausländer doppelt bedenklich, und ſo benutzte er den Umſtand, daß der Prinz von Condé ihn dem Pfalzgrafen Johann Caſimir als Marechal de Camp beigegeben hatte, um dieſen Fürſten 1568 nach Heidelberg zu folgen und dort in die Dienſte des Kurfürſten Friedrich III. zu treten. Sein Ruf als Kriegs- und Civilbaumeiſter verbreitete ſich weit in Deutſchland. Ohne den kurpfälziſchen Dienſt und Sold aufzugeben, folgte er 1569 einem Rufe nach Sachſen, wo er von 1570—1577 als Kriegsrath, Oberartilleriemeiſter und Feſtungsinſpector des Kurfürſten Auguſt vorkommt, 1572 auch nach Italien[1] geſendet ward, daneben aber auch anderen Höfen, namentlich dem zu Kaſſel, mit ſeinem Rathe diente. Aus Sachſen ſoll ihn das Vorurtheil des ſächſiſchen Adels vertrieben haben, der das Princip, wonach des deutſchen Adels Fundament und Lebensſphäre weſentlich im großen unabhängigen Grundbeſitz, in der Umgebung des Fürſten und im Waffendienſte lag, bis zu einer Verachtung jener einzelnen

---

[1] Damals ſoll er zur Rückkehr nach Florenz eingeladen worden ſein, es aber der Religion halber ausgeſchlagen haben.

Glieder des Adels geſteigert, welche ſich ein anderes, wenn auch ein ſolches Berufsfeld erkoren hatten, das ſelbſt der ſtrenge Engländer für vollkommen genteel erkennt[1]. Gewiß iſt, daß Graf Rochus, deſſen Grafenſtand übrigens am 19. Mai 1564 vom Kaiſer beſtätigt worden war, 1574 einen förmlichen Trutzbrief gegen Diejenigen ausgehen ließ, „die da vermeinten, ihn zu verachten und zu verſtoßen, daß er ein Baumeiſter ſei." Wir glauben jedoch, daß er ſich wol in Sachſen gehalten haben würde, wenn ihm nicht ſeine calviniſtiſche Confeſſion entgegengeſtanden hätte. Er hat übrigens in Dresden das Zeughaus eingerichtet und die Befeſtigungen erweitert und verbeſſert, ſowie die Schlöſſer Auguſtusburg, Freudenſtein (in Freiberg) und Annaburg gebaut.

1577 trat Lynar als Geheimrath in anhalt-deſſauiſche, 1578 aber als General, Artillerieobriſter, General-Munitions-, Zeug- und Baumeiſter und Geheimrath in kurbrandenburgiſche Dienſte, wo er jene Aufmunterung fand, die zu großen Leiſtungen treibt, im Uebrigen aber immer noch den Höfen, denen er bis dahin gedient, ſeinen Rath ertheilte und von ihnen Gehalte zog. Von Brandenburg bezog er jährlich 1000, ſpäter 1200 Thlr., große Naturaldeputate mannichfacher Art, einmal auch ein außerordentliches Geſchenk von 30,000 Thlrn., auf zehn Jahre vertheilt, von Sachſen 500, von Pfalz, Kaſſel und Deſſau je 300 Thlr. jährlich. In Spandau, wo er ſeinen regelmäßigen Wohnſitz hatte, ſchenkte ihm der

---

[1] Die Bedingungen für den Stand der Gentry ſind in England: ein Lebensverhältniß, welches liberale Bildung vorausſetzen läßt, und die äußere Unterlage eines unabhängigen Vermögens, oder doch eines ſolchen Einkommens, das nicht auf kleinliche, geiſtloſe, oder den Charakter gefährdende Weiſe bezogen wird. Etwas Anderes iſt wieder der moraliſche Begriff des Gentleman.

Kurfürſt ein Haus, das er ſich ausbaute, und woraus das jetzige Zuchthaus, wie aus ſeiner Wohnung in Berlin die Stadtvoigtei entſtanden iſt. Er baute in Berlin das alte Schloß fort, vollendete die Befeſtigungen von Spandau, Küſtrin und Peitz, legte Pulvermühlen, Eiſen und Salzwerke an, und fungirte zuletzt als Kammerdirector. Seine franzöſiſche Gemahlin war 1585 geſtorben und er vermählte ſich 1588 anderweit mit Marie (Margarethe) v. Therme, ſtarb aber 27. Dec. 1596.

Sein Sohn Johann Caſimir, kurbrandenburgiſcher Geheimrath, bei den jüterbogker Verhandlungen über die jülicher Erbfolge thätig, vermählte ſich mit Eliſabeth v. Diſtelmeyer, der reichen Enkelin des großen brandenburgiſchen Kanzlers Lampert Diſtelmeyer[1]. Sie kaufte als Witwe die Herrſchaft Lübbenau[2] in der Niederlauſitz, welche ſie ihrem Sohne Johann Sigmund, kurſächſiſchem Geheimrath und Landrichter in der Niederlauſitz, hinterließ, von dem ſie erweitert an deſſen Sohn Sigmund Caſimir kam, welcher gleichfalls ein Gut dazu kaufte. Sigmund Caſimir, kurſächſiſcher Geheimrath, neigte ſich zu der frommen Richtung, welche ſeit der zweiten Hälfte

---

1) Geb. zu Leipzig 1522, der Sohn eines Schneiders, ſtudirte die Rechte und ward Profeſſor in ſeiner Vaterſtadt. 1550 berief ihn Kurfürſt Joachim II. als Geheimer Rath und Orator (Diplomat) nach Berlin. 1558 wurde er Kanzler und blieb es bis an ſeinen Tod (1588). Er hielt Brandenburg in dem proteſtantiſchen Intereſſe, zugleich aber im guten Vernehmen mit dem Kaiſerhauſe und Kurſachſen. Er bahnte die Erwerbung von Magdeburg und Halberſtadt an Preußen an. Er erwarb ſich weſentliche Verdienſte um Hebung der Induſtrie, Verbeſſerung der Geſetzgebung und des Unterrichtsweſens. Auch ſein Sohn Chriſtian v. Diſtelmeyer auf Mehlsdorf und Rodelsleben war Kanzler, ſtarb aber früh und ohne männliche Deſcendenz. Seine Tochter war die Gräfin Lynar.

2) Sie gehörte vorher den Köckeritz und den Schulenburg, iſt fruchtbar, verkehrsreich und auch durch den Spreewald einträglich.

des 17. und dem Anfange des 18. Jahrhunderts in einigen großen lauſitzer Familien erblich wurde, und verpflanzte ſie auf ſeinen Sohn Friedrich Caſimir (geb. 27. Juli 1673) auf Lübbenau und Bucko, kurſächſiſchen Kammerherrn und Oberamtsrath († 27. April 1716). Derſelbe hatte ſich am 12. Juni 1693 mit der gleichgeſinnten Gräfin Eva Eliſabeth v. Windiſchgrätz (geb. 17. Juli 1672, † 5. Oct. 1745), einer Tochter Graf Adam's, vermählt, und dieſe gebar ihm, neben mehreren Kindern[1], auch die Grafen Moritz Karl und Rochus Friedrich, welche ſich beide in der Zeitgeſchichte bemerklich gemacht haben.

Graf Moritz Karl (geb. 14. Febr. 1702, † 1768), der zunächſt die Herrſchaft Lübbenau erhielt, ſtudirte in Wittenberg und trat darauf in die polniſch-ſächſiſche Diplomatie ein. Am 17. Nov. 1728 vermählte er ſich mit Chriſtine Friederike Henriette, der am 25. Sept. 1709 gebornen Tochter des Grafen Joachim Friedrich v. Flemming, die aber ſchon 24. März 1730 ſtarb. 1734 Geſandter in Berlin, kam er bald darauf in gleicher Stellung nach St.-Petersburg. Seine Berichte, falls er ſie, wie wir nicht zweifeln, ſelbſt verfaßt hat, ſprechen dafür, daß er nicht ohne Beruf für das erwählte Fach war. Eine Eigenſchaft jedoch, die ſonſt den Diplomaten des 18. Jahrhunderts an dem ruſſiſchen Hofe nur förderlich zu ſein pflegte, ſeine ungemeine Körperſchönheit, gereichte ihm damals nur zum Nachtheil. Er zog die Aufmerkſamkeit der Prinzeſſin Eliſabeth[1]) von Mecklenburg, welche von der Kaiſerin Anna beſtimmt war, dem ruſſiſchen Reiche Thronfolger zu geben, und für die bereits der Prinz Anton Ulrich von Braunſchweig[2]) zum Gemahl erkoren war, in einer Weiſe auf ſich, welche die Kaiſerin veranlaßte, 1735 ſeine Abberufung zu verlangen und natürlich auch zu erwirken. Die Prinzeſſin ward, als Großfürſtin Anna, am 24. Juli 1739 mit dem Prinzen von Braunſchweig vermählt, gebar ihm am 23. Aug. 1740 einen Sohn, den unglücklichen Iwan III.[3]), ſtürzte am 20. Nov. 1740 durch Münnich den Herzog von Kurland, Ernſt Johann von Biron, der ſeit dem Tode der Kaiſerin Anna (28. Oct. 1740) die Regentſchaft geführt hatte, und trat nun als Regentin des Reichs auf. Es war eine ihrer erſten Sorgen, die Rückkehr ihres unvergeſſen gebliebenen Lynar zu betreiben, und der polniſch-ſächſiſche Hof ging um ſo bereitwilliger darauf ein, je ſicherer er auf dieſem Wege das ruſſiſche Cabinet für ſeine politiſchen Plane zu beſtimmen hoffte[1]. Der Graf miethete ein Haus, das an den Garten des Sommerpalais anſtieß und aus welchem er durch eine verborgene Thüre in dieſen gelangen konnte, während die an den anderen Eingängen poſtirten Schildwachen angewieſen waren, unbedingt Niemandem den Eintritt in den Garten zu geſtatten. Um ſich jedoch ihrer Vertraulichkeit mit dem Grafen noch unbehinderter hingeben zu können und zugleich einen wenigſtens formellen Schutz gegen die Lauerblicke des Argwohns zu gewinnen, ward beſchloſſen, daß der Graf ſich mit der vertrauteſten und einflußreichſten Hofdame der Regentin, der Baroneſſe Julie v. Mengden, deren Schweſter mit einem Sohne, wie ihr Bruder mit einer Tochter Münnich's[2] vermählt war, verehelichen und als Oberkammerherr in die Dienſte der Regentin treten ſollte. Im Auguſt 1741 fand die Verlobung des Grafen mit ſeiner, nur zum Deckmantel eines anderen Verhältniſſes beſtimmten Braut ſtatt, und bald darauf reiſte er, zu ſeinem Glücke, nach Sachſen zurück, um ſeine Entlaſſung aus daſigen Dienſten zu betreiben. Er hatte in Petersburg nicht blos durch ſeine Schönheit, ſondern auch durch ſeinen bedeutenden Aufwand geglänzt, und zur Deckung deſſelben waren ihm von ſeiner Braut, ſei es aus deren, oder aus der Regentin Mitteln[3], 30,000 Rubel gegen Handſchrift geliehen werden. In Sachſen wurden ihm natürlich keine Schwierigkeiten gemacht, und er beeilte ſich, nach Rußland zurückzukehren, erhielt aber doch ſchon in Königsberg die Nachricht von der in der Nacht vom 5.—6. December 1741 ſtattgefundenen Thronrevolution, welche die Großfürſtin Eliſabeth zur Kaiſerin machte und mit der Regentin Anna, deren Gemahl[1] und Kindern auch die Mengdens, Münnich, Oſtermann, Löwenwolde[2], Bismark (Th. III, S. 308 ff.) u. A., alles Perſonen, welche wider einander gewirkt hatten, während ſie der feſteſten Eintracht bedurft hätten, in die ſibiriſche Verbannung führte. Es verſteht ſich, daß Lynar, der ſehr leicht ihr Schickſal hätte theilen können, auf der Stelle umkehrte

---

[1] Wilhelm Auguſt, preußiſcher Kammerherr, war mit Magdalene Sophie Eliſabeth Gräfin v. Werthern vermählt, ſtarb aber früh und kinderlos. Ebenſo blieb Chriſtian Levin Ludwig, gothaiſcher Major und kurſächſiſcher Kammerherr, mit Marie Charlotte Gräfin v. Gallenberg vermählt, ohne Deſcendenz. Chriſtine Wilhelmine heirathete Moritz Ulrich Graf v. Putbus.

---

[1]) Damals ſchon Anna geheißen, welchen Namen ſie 1732, bei ihrem Uebertritte zur griechiſchen Kirche, annahm. Getauft war ſie Eliſabeth Katharine Chriſtine, und die am 18. Dec. 1718 geborene Tochter des Herzogs Karl Leopold von Mecklenburg-Schwerin und der Großfürſtin Katharine, einer Tochter Iwan's II. und Nichte Peter's des Großen. Ueber ihr ſpäteres Schickſal ſ. Th. I, S. 51.

[2]) S. Th. I, S. 50 ff. Er war auf Empfehlung des wiener Hofes ſeinen Mitcandidaten, dem Markgrafen Karl von Brandenburg und dem Herzog Adolf von Sachſen-Weißenfels, vorgezogen worden, kam zu Anfang des Jahres 1733 nach Rußland, gefiel aber ſeiner Beſtimmten nur mittelmäßig und auch ſpäter war Mangel an Zuſammenwirken dieſer fürſtlichen Perſonen eine Urſache ihres Sturzes. Im Unglück ſcheinen ſie ſich beſſer vertragen zu haben. Anton Ulrich war übrigens ein Sohn des Herzogs Ferdinand Albert und der Antoinette Amalie von Braunſchweig, ein Bruder des Herzogs Karl I., ein Schwager Friedrich's II. von Preußen, Friedrich's V. von Dänemark, Ernſt Friedrich's von Saalfeld und Prinz Auguſt Wilhelm's von Preußen.

[3]) Th. I, S. 49 ff.

---

[1] Daß Lynar von ſeinem Hofe beauftragt geweſen ſei, Rußland von der Allianz mit Preußen abzuziehen und für Oeſterreich zu gewinnen, ſcheint ein Anachronismus, ſofern während der Regentſchaft Sachſen, wie Preußen, gegen Oeſterreich ſtand.

[2] Dieſer ward gleichwol von der Regentin entlaſſen, was ihn nicht davor ſchützte, daß er in deren und ſeiner Gegner, des Prinzen Anton Ulrich's und Oſtermann's, Sturz verwickelt ward.

[3] Daß die Geſchenke, die ſie ihrem Bräutigam gemacht, von der Regentin hergerührt hätten, wird ausdrücklich verſichert. Sie ſelbſt

---

ſoll namentlich in Geldſachen das Vertrauen der Regentin gemisbraucht haben, ſodaß man ſehr große Summen bei ihr gefunden hätte.

[1] Ihn begleitete, jedoch freiwillig, ſein Generaladjutant, Adolf v. Heimburg, ein Sohn des blankenburgiſchen Miniſters Ludwig Adolf v. Heimburg auf Goltern († 1721), der anfangs in braunſchweigiſchen Dienſten geſtanden hatte und 1740 als Oberſt in ruſſiſche Dienſte getreten war. Er blieb noch drei Jahre bei der fürſtlichen Familie in deren Exile. Dann wurde er, als dieſelbe, auf Anlaß der angeblichen Bottaſchen Verſchwörung, weiter entfernt ward, ſtatt, wie man ihm anfangs freigeſtellt hatte, aus Rußland entlaſſen zu werden, gleichfalls nach Sibirien geſchafft, eine Zeit lang in Geſellſchaft mit der Baroneſſe Julie v. Mengden, 200 Meilen über Moskau. Er erhielt in dieſem Exil nur Brot und Gerſtenwaſſer, weil der Wachoffizier, der ihn ſpäter fußfällig um Verzeihung bat, das Weitere unterſchlagen hatte. Er kam am 30. Juni 1763 in Braunſchweig an und † zu Wolfenbüttel 30. April 1767.

[2] Graf Reinhold Löwenwolde war mit der Kaiſerin Anna aus Kurland nach Rußland gekommen, wurde Graf und Oberhofmarſchall, ein begabter, humaner und vergleichungsweiſe nobler Mann. Er wurde auf die ſibiriſchen Salzwerke des Grafen Strogonoff verwieſen, welcher Familie er manche Erleichterung verdankte, und † daſelbſt im Juni 1758, 65 Jahre alt, entweder an zurückgetretenem Podagra, oder aus Gram über das Unglück der Lapuchin, der ihre Theilnahme für ihn die Folter, die Knute, den Verluſt der Zunge und Sibirien zugezogen hatte. Sein jüngerer Bruder, der Oberſtallmeiſter, war ſchon 1735 geſtorben.

und wieder nach Dresden ging, wo er Geheimrath wurde. Die Braut verſchmerzte er leicht und als ſie 1763 nach Liefland zurückkehrte, dachte er nicht nur nicht daran, ſein Verlöbniß zur Ausführung zu bringen, ſondern weigerte ſich auch, ihr die 30,000 Rubel zu erſtatten, ſolange ſie ihm nicht die ausgeſtellte Handſchrift quittirt zurückgäbe. Ein Verfahren, das, wenn es Familienzug wäre, allerdings das oben erwähnte Vorurtheil des ſächſiſchen Adels gegen den erſten nach Sachſen gekommenen Lynar einigermaßen rechtfertigen könnte. Denn der Graf kannte das damalige Rußland zu gut, um nicht zu wiſſen, daß den nach Sibirien Exilirten nichts gelaſſen wurde, als was ihnen ausdrücklich zugebilligt ward, und oft auch das kaum. Das Fräulein hatte keine Ahnung, ob und wo die Handſchrift noch exiſtire. Der Graf ſollte aber doch der Zahlung ſeiner Schuld nicht entledigt bleiben. Einige Zeit nach ſeiner Erklärung ließ ſich die Kaiſerin Katharine II., aus irgend einem anderen Anlaſſe, ein Käſtchen kommen, worin die Regentin Anna Sachen von beſonderem Werthe verwahrt gehabt hatte, und fand darin die Obligation des Grafen Lynar. Sie ließ ſogleich die Gräfin l'Eſtocq kommen, eine Schweſter der Baroneſſe Julie, welche, als Hofdame der Eliſabeth, das Unglück ihrer Familie nicht getheilt hatte, 1747 aber die dritte Gemahlin des Grafen Eſtocq, mit dem ſie ſchon vorher in anſtößigem Verhältniſſe geſtanden, geworden und auch bei ſeinem Sturze verſchont geblieben war, und überreichte ihr das Document. Man beeilte ſich, den Grafen von der ihm ſchwerlich erwünſchten Entdeckung zu benachrichtigen, und bald darauf begab ſich ein Bruder der Baronin Julie nach Deutſchland und brachte einen Vergleich zu Stande, wonach der Graf die 30,000 Rubel bezahlte, die Zinſen aber erlaſſen bekam.

Die Mengdens waren in Sibirien getrennt geweſen. Wie vordem die Barbara Arſenieff, die Schwägerin Menczikoff's, nicht mit der übrigen Familie zuſammen war, ſo iſt auch Julie, als das gefährlichſte oder ſchuldbarſte Glied, abgeſondert gehalten worden. Aber auch der Commercienpräſident Baron Mengden war, mit Frau und Kindern, in eine der raueſten Gegenden, um den Ausfluß des Kolyma in das Eismeer, nördlicher als Kamtſchatka, verwieſen worden. Erſt nach einiger Zeit erhielten ſie, vielleicht durch den Einfluß des nun mit ihnen verwandten l'Eſtocq, die weſentliche Milderung, ihren Aufenthalt mit Tobolsk vertauſchen zu dürfen. Die Aeltern ſtarben aber beide noch im Exil, 1761. Im März 1763 kam ein junger Baron Mengden, Sohn des Präſidenten, nach Moskau zurück. Er war als ein Kind von acht Monaten mit ſeinen Aeltern nach Sibirien gekommen. Die Kaiſerin ernannte ihn zum Fähnrich[1]. Wie den damaligen Exilirten überhaupt ihre Dienerſchaft eine rühmliche Treue und Anhänglichkeit bewies, ihnen ins Exil folgte und ihr erſpartes Vermögen der Milderung der Lage ihrer Herrſchaft widmete, ſo waren auch die Mengdens von drei Bedienten freiwillig begleitet worden und Einer davon blieb in Sibirien zurück.

Graf Moritz Karl v. Lynar vermählte ſich nicht wieder und † 1768, worauf die Herrſchaft Lübbenau, ſowie Seeſe, Zetlode und Biſchdorf, ſeinem Bruder, dem Grafen Rochus Friedrich, zufiel. Dieſer war am 16. Dec. 1708 zu Lübbenau geboren, wo er, ſeit 1716 des Vaters entbehrend, bis in ſein ſiebzehntes Jahr unter Aufſicht der Mutter erzogen wurde. Dann vertraute ſie ihn zu ſeiner weitern Ausbildung dem Hauſe des ihr befreundeten und ſinnesverwandten Grafen Heinrich XXIV. Reuß zu Köſtritz (Th. VII, S. 170) an, und er begleitete den älteſten Sohn deſſelben, Heinrich VI.[1], unter Leitung des trefflichen Rathes v. Geuſau[2], auf die Univerſitäten Jena[3] und Halle, auf denen er überaus gründliche, auch auf Theologie und Philologie ſich ausdehnende Studien machte. 1730 reiſte er durch Dänemark, für deſſen Dienſt Graf Reuß ihn früh beſtimmt hatte, nach Schweden, um dem Reichstage von 1731 beizuwohnen, und trat dann noch 1731, in Geſellſchaft des jungen Grafen Heinrich VI. und unter Leitung v. Geuſau's, die große

---

[1] Auch die Geſchwiſter Lilienfeld (Bruder und Schweſter), welche 1743, auf Anlaß der angeblichen Bottaſchen Verſchwörung, mit ihrer Mutter, der Kammerherrin v. Lilienfeld, als Kinder nach Sibirien gekommen waren, kehrten damals zurück.

---

[1] Geb. 1. Juli 1707, † 17. Mai 1783. Vermählt am 16. Dec. 1746 mit Henriette Johanne Suſanne Gräfin v. Güldenſtein (geb. 2. Mai 1725, † 6. Jan. 1761), der Tochter des ſpaniſchen Geſandten in Dänemark, Anton de Gazebo, Marquis v. Monteleone, iſt er der Vater des erſten Fürſten Reuß zu Köſtritz worden.

[2] Anton v. Geuſau, geb. 28. Auguſt 1695 zu Gandersheim, Sohn des Domherrn und braunſchw. Kammerjunkers Günther v. G. und der Johanna Urſula v. Rebdinger, verlor ſeinen Vater früh und ward von der Mutter erzogen. Erſt Page bei der Aebtiſſin zu Gandersheim, Henriette Chriſtine von Braunſchweig-Wolfenbüttel, mußte er dieſe Stellung aufgeben, weil er in Folge eines kalten Trunkes nach ſtarker Erhitzung gefährlich erkrankt war. Seine Mutter ging mit ihm nach Halle, wo er das Pädagogium und die Univerſität beſuchte. Er ward 1716 Rath zu Köſtritz, führte 1719 Graf Heinrich XXIX. Reuß zu Ebersdorf durch Holland und Frankreich, ward dann dem Hofſtaate in Köſtritz vorgeſetzt, oft verſendet, führte die Grafen Heinrich VI. und Lynar auf Univerſitäten und Reiſen, ebenſo Graf Heinrich XI. auf deſſen großer Tour, begleitete Graf Heinrich XXIII. 1747 nach Dänemark, entwarf einen Erziehungsplan für Ernſt Auguſt Konſtantin von Sachſen-Weimar, † zu Köſtritz, wo er in höchſter Achtung und Liebe ſtand, 19. Nov. 1749.

[3] Ein daſiger Profeſſor der Theologie, Johann Jakob Rambach, widmete ihm 1727 ſeine Predigten.

Tour an, wobei ſie verſchiedene deutſche Höfe, die Niederlande, Frankreich und England beſuchten und über Frankreich und Lothringen nach Deutſchland zurückkehrten. Hierauf wurden beide junge Grafen Kammerherren König Chriſtian's VI.[1]) von Dänemark, wobei ſie ſich aber ernſtlich auf eigentliche Staatsgeſchäfte vorbereiteten.

Graf Rochus Friedrich wurde zunächſt 1734 nach Oſtfriesland geſendet, um die Angelegenheiten der verwitweten Fürſtin Sophie Karoline[2]), Schweſter der Königin von Dänemark, zu reguliren, welches Geſchäft er zur Zufriedenheit ausführte, und darauf ſeine Beſoldung auf 1000 Thlr. erhöht bekam. Er vermählte ſich nun am 27. Mai 1735 mit der dritten Tochter[3]) ſeines Pflegevaters, des Grafen Reuß, Sophie Marie Helene (geb. 30. Nov. 1712, † 18. Febr. 1781), und ging darauf als außerordentlicher Geſandter nach Stockholm. Schweden, oder vielmehr Frankreich, das die ſchwediſche Politik dirigirte, ſuchte damals ein inniges Bündniß mit Dänemark, als Gegengewicht gegen Rußland, während Dänemark die ſchwediſche Regierung für einen Vergleich zwiſchen ihm und der herzoglichen Linie von Holſtein zu gewinnen wünſchte. So wurde Graf Lynar nicht blos bei dem König Friedrich I. (Th. VI, 210, VII, 214), dem er jederzeit wohlgefiel, ſondern auch bei den eigentlichen ſchwediſchen Machthabern günſtig aufgenommen und fand ſie in den zunächſt zur Sprache kommenden Punkten willfährig. Die Sache änderte ſich aber, als man erfuhr, daß zwiſchen Dänemark und Großbritannien ein Subſidientractat zu Stande gekommen ſei, worauf man, bei der damaligen engliſchen Politik in Betreff Rußlands, die Hoffnung aufgab, Dänemark auf die ſchwediſche Seite zu ziehen. Der Behauptung, daß Graf Lynar ſchon in jener Zeit für eine Erwählung des däniſchen Kronprinzen zum Thronfolger in Schweden gewirkt habe, hat er in ſpäterer Zeit entſchieden widerſprochen [1]. Wohl aber ſollen die geheimen Bemühungen und Beſtechungen ſeines Nachfolgers, des Generals v. Grunner, hauptſächlich bewirkt haben, daß der ſchwediſche Bauernſtand ſich in der That für dieſe Wahl erklärte, während es anderwärts heißt, die Bauern wären hauptſächlich deshalb gegen die Wahl des ruſſiſchen Candidaten, Adolf Friedrich von Holſtein, des Fürſtbiſchofs von Lübeck, geweſen, weil ſie ihn für einen wirklichen katholiſchen Biſchof gehalten hätten. Ebenſo wurde ſchwediſcher und ruſſiſcher Seits 1743 behauptet, der eine Zeit lang gar nicht ungefährliche Aufſtand der Dalekarlier zu Gunſten jenes däniſchen Projects ſei von Dänemark inſtigirt worden; man habe bei den Getödteten däniſches Geld gefunden, und die in Norwegen an der ſchwediſchen Grenze poſtirten 12,000 Dänen hätten nur auf einen Erfolg des Aufſtandes in Stockholm gewartet, um einzurücken. Dagegen wird andererſeits verſichert, das Mislingen des Aufſtandes hätte daran gelegen, daß der däniſche Geſandte v. Berkentin die

---

[1]) Geb. 10. Dec. 1699, † 6. Aug. 1746. Vermählt 7. Aug. 1721 mit Sophie Magdalene von Brandenburg-Kulmbach (geb. 28. Nov. 1700, † 27. Mai 1770).

[2]) Geb. 31. März 1707, † 7. Juni 1764. Sie war die jüngſte Tochter des Markgrafen Chriſtian Heinrich von Brandenburg-Kulmbach und der Gräfin Sophie Chriſtine v. Wolfſtein, und ward 8. Dec. 1723 die zweite Gemahlin Fürſt Georg Albert's von Oſtfriesland, der ſie am 12. Juni 1734 als Witwe hinterließ.

[3]) Die älteſte † früh; die zweite blieb unvermählt; eine jüngere, Konradine, ward die erſte Gemahlin des Grafen, nachher Fürſten Heinrich XI. Reuß zu Obergreiz.

---

[1] Büſching, Beiträge, IV, 83; Deſſelben Magazin, XV, 177.

Bauern in keinerlei Weiſe unterſtützt und ſie ohne Geld und Rath gelaſſen habe, indem dem däniſchen König von ſeinem deutſchen Hofprediger Blume vorgeſtellt worden ſei, daß man auch um einer Krone willen kein Menſchenblut vergießen dürfe[1]). Beide Angaben laſſen ſich zuletzt dahin vereinigen, daß der Aufſtand durch die däniſchen Bemühungen, oder doch mit durch dieſe, veranlaßt, im Momente der Entſcheidung aber, wie das ſo oft geſchehen iſt, von den Anſtiftern verlaſſen wurde. Wie dem auch ſei, die dalekarliſchen Bauern rückten zwar vor Stockholm (20. Juni 1743) und zogen, 4000 Mann ſtark und mit den Kanonen der mit ihnen ſympathiſirenden Garde, in daſſelbe ein, wurden aber durch die rechtzeitig erſcheinenden, auf den Galeeren aus Finnland zurückgekehrten Feldſoldaten, denen man vorgeſpiegelt haben ſoll, die Bauern verlangten, daß die Truppen wieder an die ruſſiſche Grenze marſchiren ſollten[2]), zerſprengt und bewältigt. Als 80 Bauern gefallen, 60 verwundet waren, ergab ſich der Reſt, 3000 Mann, ſoweit es ihm nicht zu entkommen gelungen war, worauf denn von den Anführern mehrere hingerichtet, andere mit Gaſſenlaufen und Ruthen gezüchtigt wurden, indeß viele während der Unterſuchung auf den Galeeren an Seuchen geſtorben waren. Denn auch damals befolgte man jenes unweiſe und ungroßmüthige, aber aus den Gebrechen der Menſchennatur wohlerklärliche Verfahren: vor dem Kampfe und, bis man des Sieges gewiß war, auch in demſelben klägliche, die Aufſtändiſchen ermunternde Schwäche, nachher aber eine übermüthige Strenge zu beobachten, während man umgekehrt, Volksbewegungen gegenüber, vom erſten Auftauchen an die äußerſte Energie, nach dem Siege aber Milde und Großmuth bewähren ſollte.

---

[1]) Büſching, Beiträge, IV, 83.

[2]) A. a. O. S. 83—84.

Graf Lynar war bei dieſen Vorgängen nicht zugegen. Er hatte Stockholm bereits 1740 verlaſſen und war in die innere Verwaltung übergegangen. Nachdem er zwei Jahre lang dem ſchleswigſchen Obergericht zu Gottorp angehört hatte, wurde er 1742 Amtmann in Steinburg und bald darauf Kanzler zu Glückſtadt, welchen Poſten er von Itzehoe aus verſah, wo er ſich angekauft hatte. Es wird gerühmt, wie gut er ſich in das Weſen der großen Marſchbauern, dieſes Bauernadels mit altbewährter Sitte, zu ſchicken und ihre Herzen zu gewinnen gewußt habe[1]). Als Amtmann zu Steinburg zugleich Vorſitzender des münſterdorfſchen Conſiſtoriums, konnte er auch ſeine theologiſche Bildung und Richtung nutzen, und mehrere Einführungsreden, die er am Altare gehalten, ſind nachgeſchrieben und gedruckt worden. 1746 erhielt er den Charakter als wirklicher Geheimer Rath, und er ſchien nicht ohne Ausſicht zu ſein, die Miniſterſtelle, die in ſeinen Wünſchen gelegen zu haben ſcheint in der Laufbahn der inneren Verwaltung zu erlangen. Eine plötzliche Wendung ſeiner Beſtimmung ſchien ihn dieſem Ziele noch raſcher nahezubringen, als er gedacht hatte.

Rußland hatte in jener Zeit die däniſche Regierung gegen die franzöſiſch-ſchwediſchen Plane zu gewinnen geſucht und es waren auch von Dänemark einige Scheinbewegungen bei Heer und Flotte vorgenommen worden. Dieſe hatten das ſchwediſche Miniſterium vermocht, ſich zu einem geheimen Vergleiche in Betreff der ſchleswig-holſteiniſchen Frage zu verſtehen, wogegen der Subſidienvertrag zwiſchen Frankreich und Dänemark insgeheim erneuert wurde. Den vorauszuſehenden Unmuth des ruſſiſchen Cabinets über dieſe Vorgänge zu beſchwichtigen und zugleich Rußland für einen ähnlichen Vergleich über Schleswig und Holſtein zu gewinnen, ſollte Graf Lynar als außerordentlicher Geſandter nach St.-Petersburg geſchickt werden. Er bezeigte anfangs wenig Luſt zu dieſem Auftrage, der ihn von ſeiner Familie entfernte, vielen Aufwand vorausſehen ließ und ungemein ſchwieriger Natur war. Das Verſprechen einer beträchtlichen Zulage und die Hoffnung, ſich hier einen kürzeren Weg in das Miniſterium zu bahnen, beſtimmten ihn jedoch, den Auftrag anzunehmen. Im Herbſt des Jahres 1749 wurde er nach Kopenhagen berufen, erhielt ſeine Inſtructionen und ſonſt erforderliche Auskünfte, arbeitete den definitiven Vergleich mit dem ſchwediſchen Thronfolger, dem Vertreter der von da an ſchwediſchen Linie des Hauſes Holſtein-Gottorp, aus und überſetzte ihn für den franzöſiſchen Hof. Dann arrangirte er ſeine Familienangelegenheiten. Sein Haus zu Itzehoe, wo ſein zweiter und dritter Sohn, Chriſtian Ernſt[1] und Rochus Karl[2], mit ihrem Informator, ſowie ſeine zweite Tochter, Emilie Sophie Friederike[3], zurückblieben, vertraute er der Obhut eines Fräuleins v. Kleiſt. Seine Gemahlin und ſeine älteſte Tochter, Charlotte Wilhelmine Iſabelle[1], brachte er ſelbſt nach Köſtritz, zu ſeiner ſeit wenig über Jahresfriſt verwitweten Schwiegermutter, die bereits ſeinen, kurz vor dem Tode ihres Gemahls und in Köſtritz ſelbſt geborenen damals[2] jüngſten Sohn, Heinrich Caſimir Gottlob (geb. 7. Mai 1743), bei ſich hatte. Seinen zu Stockholm (16. März 1736) geborenen älteſten Sohn, Friedrich Ulrich, mit deſſen Informator Büſching, nahm er mit ſich nach St.-Petersburg, wohin er die Reiſe am 1. Dec. 1749 antrat.

---

[1]) Büſching, Beiträge, IV, 87 ff.

---

[1] Geb. 6. Febr. 1742, wurde kurſ. Kammerherr und durch ſeine, am 30. Dec. 1771 heimgeführte Gemahlin, die Gräfin Auguſte Charlotte Louiſe v. Pückler aus Branitz, welche gerade in der Zeit, von der hier die Rede, geboren (31. Dec. 1749), 1783 aber geſchieden ward, der Stammvater der jetzt blühenden ältern gräflichen Linie Lynar. Er † 28. April 1784.

[2] Geb. 18. März 1745, trat ſpäter in däniſche Kriegsdienſte.

[3] Geb. 10. Mai 1746, ward Canoniſſin des däniſchen Stifts Walloe, blieb unvermählt und lebte in Lübbenau.

Er machte zunächſt einen Umweg über Köthen, deſſen Erbprinz in däniſche Kriegsdienſte gebracht werden ſollte, wozu Lynar ſeine Beihilfe verſprochen hatte. Sie wurden, ſobald ihre Ankunft bei Hofe bekannt worden, in das Schloß quartiert und von den jüngern Gliedern der fürſtlichen Familie mit großer Aufmerkſamkeit behandelt, bekamen aber den alten, wunderlichen Fürſten Auguſt Ludwig wenig zu ſehen. Vergingen doch oft viele Monate, ohne daß ſeine Kinder ihren Vater ſahen, während ſeine Gemahlin nur zu gewiſſen Stunden täglich ihm einen Beſuch zu machen hatte, er ſelbſt aber ſonſt faſt immer allein war und nur täglich eine Stunde bei ſeinem Factotum, dem Hofrathe Schmidt, zubrachte. Fürſt Auguſt Ludwig von Anhalt-Köthen, ein Urenkel des trefflichen Fürſten Auguſt zu Plötzkau († 22. Auguſt 1653), ein Sohn Fürſt Emanuel Lebrecht's zu Köthen (geb. 20. Mai 1671, † 30. Mai 1704) und jener klugen und wohlthätigen Giſela Agnes v. Rathen[1]), war, am 9. Juni 1697 geboren, bei dem Tode ſeines Vaters noch im Kindesalter und wurde unter der Vormundſchaft ſeiner Mutter erzogen. Er hatte zwei Jahre in Utrecht unter Vitriarius ſtudirt und ſich dann mit Unmuth durch das Erſtgeburtsrecht ſeines Bruders Leopold[2]) von der Regierung ausgeſchloſſen und auf das kleine Einkommen des Amtes Warnsdorf beſchränkt geſehen. Nachdem ſich ſein Bruder vermählt hatte, mochte er vielleicht die Hoffnung auf eine Nachfolge in der Regierung aufgeben, oder war es das von ſeinem Vater, und in Deſſau von dem ruhmreichen Leopold[3]) gegebene Beiſpiel, oder der Einfluß ſeiner Mutter, der ihn beſtimmte, genug, auch er verheirathete ſich (23. Jan. 1722) als Prinz mit einem Fräulein des niedern Adels, einer Verwandtin ſeiner Mutter, Wilhelmine Agnes v. Wuthenau (geb. 4. Dec. 1700), einer Tochter Chriſtian Ludwig's v. Wuthenau auf Gleſine und Agnes Sabinen v. Schlegel[1], welche zur Gräfin v. Warnsdorf erhoben wurde. Nach ihrem frühen Tode (15. Jan. 1725) vermählte er ſich, auch noch als Prinz, (14. Jan. 1726) anderweit mit der Gräfin Chriſtine Johanne Emilie v. Promnitz (geb. 15. Sept. 1708) und, als auch dieſe nach vier Jahren geſtorben war (20. Febr. 1732), als Fürſt mit ihrer Schweſter Anna Friederike (geb. 30. Mai 1711, verm. 20. Nov. 1732, † 31. März 1750)[2]. Seinem Bruder, dem regierenden Fürſten, war aus erſter Ehe eine Tochter, Gieſela Agnes, geboren worden (21. Sept. 1722), welche ſich nachmals mit dem Erbprinzen Maximilian Leopold zu Deſſau vermählte (25. Mai 1737) und die Mutter des erſten Herzogs von Anhalt-Deſſau, des unvergeßlichen „Vater Franz", wurde. In zweiter Ehe erzeugte er einen Sohn und eine Tochter, welche aber im früheſten Kindesalter ſtarben. Dem am 17. Auguſt 1728 verſchiedenen Sohne, Emanuel Ludwig (geb. 12. Sept, 1726), folgte er wenige Monate ſpäter (19. Nov.) ſelbſt in die Gruft und Auguſt Ludwig übernahm die Regierung. Er kam ſogleich mit der Witwe und der Tochter ſeines Bruders wegen der Allodialverlaſſenſchaft und ſonſtiger pecuniärer Verhältniſſe in Streit, der jedoch, unter Vermittelung theils Kurſachſens, theils Anhalt Zerbſts, im Wege Vergleichs beigelegt ward. Dann machte ihm ein v. Schlegel auf Merzin Roth, der ſich wie ein Revenant aus den Zeiten des Fauſtrechts, oder wie ein ungariſcher Edelmann aus der Zeit bis 1849, gebahrte[1]). Derſelbe hatte einen Unterthanen erſchoſſen und war aus dem Lande geflüchtet. Als er erfuhr, daß das Urtel gegen ihn ausgefallen war, überfiel er den Hoffammerrath Vierthaler, der in des Fürſten Wagen und in deſſen Geſchäften reiſte, auf offener Straße und mishandelte ihn. Der Fürſt legte nun Truppen in das Schlegelſche Gut und übertrug dem Bruder des Gewaltthäters, den er der Felonie und Majeſtätsbeleidigung beſchuldigte, deſſen Verwaltung. Der v. Schlegel ließ ſich dadurch nicht ſchrecken, ſondern ſetzte ſich in einen förmlichen Fehderechtszuſtand, ſtreifte im Lande Köthen umher, mishandelte die Knechte auf dem Felde, bedrohte ſeinen Bruder am Leben und zeigte ſich ſogar oftmals, furchtlos und Rache drohend, vor dem fürſtlichen Schloſſe, ohne daß irgend Jemand ſich an den einzelnen, aber gewaffneten und entſchloſſenen Mann, auf deſſen Kopf vergebens ein Preis von 100 Thlrn. geſetzt war, gewagt hätte. Zuletzt erwirkte er noch ein Reichskammergerichtsmandat, das jedoch bald wieder aufgehoben ward. Wir finden nichts über den endlichen Ausgang dieſes Handels, außer ſoweit er noch zu einer publiciſtiſchen Streitigkeit in Betreff der Gerichtsbarkeit des Reichskammergerichts über mittelbare Unterthanen Anlaß gab, möchten aber vermuthen, daß der v. Schlegel ſich ſchließlich zur Ruhe gelegt und etwa aus dem

---

[1] Geb. 20. Juli 1743, ward Canoniſſin zu Herforden, auch Dame des Ordens de l'union parfaite, und vermählte ſich 23. Jan. 1765 mit Graf Friedrich Leopold Georg v. Wartensleben auf Exten (geb. 19. Juni 1721), k. k. Generalfeldwachtmeiſter, der jedoch ſchon 17. Nov. 1770 †. Sie † zu Kleinwelka 16. Aug. 1811.

[2] Nachher wurde ihm noch, 4. Mai 1753, eine Tochter, Wilhelmine Marie Amalie, die ſich 26. Jan. 1769 mit Graf Alexander Hermann Johann Friedrich v. Kamecke vermählte, und 15. Dec. 1754 ein Sohn, Moritz Ludwig Ernſt, der erſte Fürſt Lynar und Stifter der fürſtlichen Linie, geboren. Derſelbe vermählte ſich mit der einzigen Tochter des Grafen Otto Mandrup v. Ranzau zu Brahesburg, Friederike Julie, erwarb 1793 die Standesherrſchaft Drehna in der Niederlauſitz (ſ. Th. I, S. 244), ward 14. Dec. 1806 Fürſt und † 15. Auguſt 1807.

---

[1]) Geb. 29. Oct. 1670, eine Tochter Balthaſar Wilhelm's v. Rathen auf Kleinwülkenitz und einer v. Wuthenau, vermählt 22. Mai 1692, 1694 zur Reichsgräfin v. Nienburg erhoben, worauf, nach mehrjährigen Mißhelligkeiten, die Agnaten in einem 1698 geſchloſſenen und 1699 vom Kaiſer beſtätigten Vergleiche ſich zu Anerkennung der Legitimität ihrer Kinder verſtanden, wogegen ſie ſich verbindlich machte, allen Fürſtinnen von Anhalt überall den Vorrang zu laſſen, nach dem Tode ihres Gemahls Landesregentin bis zur Volljährigkeit ihres älteſten Sohnes (29. Nov. 1715), † 12. März 1740.

[2]) Geb. 29. Nov. 1694, † 19. Nov. 1728. Er vermählte ſich 1) 11. Dec. 1721 mit Friederike Henriette von Anhalt-Bernburg (geb. 24. Jan. 1702, † 4. April 1723), 2) 27. Juni 1725 mit Charlotte Friederike von Naſſau-Siegen (geb. 30. Nov. 1702, † als Witwe Albert Wolfgang's von Schaumburg-Lippe 22. Juli 1785).

[3]) Der ſich bekanntlich mit der Apothekerstochter Anna Louiſe Föſe (geb. 22. März 1677, Reichsfürſtin 29. Dec. 1701, † 5. Febr. 1745) vermählt (Sept. 1698).

---

[1] Von ihren Schweſtern waren Auguſte Sophie an Leopold v. Wuthenau, Friederike Charlotte an Leopold v. Wietersheim und Chriſtine Henriette 1) an v. Dyvel, 2) an Graf Boſſewitz verheirathet; fünf Brüder waren meiſt in preußiſchen oder ſächſiſchen Dienſten.

[2] Töchter des uns aus Th. 1, S. 314, bekannten Grafen Erdmann II. und der Prinzeſſin Marie Anna von Sachſen-Weißenfels.

---

[1]) Schon in älterer Zeit hatte Einer aus dieſem Geſchlecht, der dem Fürſten Ludwig ſein Leben zu Gnetſch aufſagte, den Namen des eiſernen Schlegels geführt.

Lande verzogen hat, ohne daß er für ſeine Verwechſelung der Jahrhunderte ſonderlich gebüßt hätte, was denn dem Reſpect vor dem Adel, der geheimen Sympathie der Maſſen und der großen Paſſivität des damaligen Staatsweſens zuzuſchreiben ſein würde. — Zu der Zeit, wo Graf Lynar den Fürſten in Köthen beſuchte, ſchien derſelbe nicht weit von förmlicher Geiſteskrankheit. Er ſoll ſich mit der Hoffnung getragen haben, Herzog von Kurland zu werden und die Kaiſerin Katharina II. zu heirathen, deren Bild er in ſeinem Zimmer hatte und täglich oftmals betrachtete. Der junge Graf Lynar wohnte mit ſeinem Lehrer gerade über dem Zimmer des Fürſten, wobei aber ſtarke Fußdecken angebracht waren, damit der Fürſt nicht höre, daß Jemand über ihm wohne, was ihn in Schrecken verſetzt haben würde. Graf Lynar bekam ihn nur einmal zu ſprechen und erzählte dann, daß er ſehr gealtert ausſähe und in ſeinem Reden viel Verwirrung herrſche. Den jungen Grafen ließ er dagegen zweimal zu ſich kommen und beſchenkte ihn mit einigen goldenen und ſilbernen Schaumünzen, die er als Senior des Hauſes Anhalt prägen laſſen. Die anhaltiniſchen Geſchichtſchreiber verſichern übrigens[1]), daß der Fürſt in den allgemeinen Angelegenheiten des Hauſes, die ihm ſeit 1747 als Senior oblagen, rühmliche Sorgfalt bewieſen, daß die Bevölkerung namhaft gewachſen, die Polizei verbeſſert worden ſei, die Städte, der Handel und der Gewerbsfleiß ſich ſichtbar gehoben hätten, und daß er bei auswärtigen Fürſten in gutem Anſehen geſtanden habe, wie er denn preußiſcher Generallieutenant wurde. Seine erſte Ehe brachte ihm zwei Töchter, deren erſte als Kind †, die zweite zwar aufwuchs, aber unvermählt blieb. Ebenſo haben ſich die zwei Prinzeſſinnen aus der dritten Ehe nicht verehelicht. Aus der zweiten wurden drei Söhne und zwei Töchter geboren. Der älteſte Sohn, Friedrich Auguſt, war als Kind geſtorben (1729). Der zweite, Karl Georg Lebrecht (geb. 15. Aug. 1730, † 17. Oct. 1789), war jener Erbprinz, welchem Graf Lynar zu däniſchen Kriegsdienſten verhelfen ſollte. Er trat auch wirklich in dieſe, vertauſchte ſie aber ſchon in dem nächſten Jahre (1751) auf den Wunſch ſeines Vaters mit den preußiſchen, aus denen er nach dem Tode des Letzteren (6. Aug. 1755) ausſchied[1]) und die Regierung des Landes übernahm, die er mit Einſicht und Wohlwollen führte und dem Lande viel Gutes that. Durch ſeine Gemahlin Louiſe Charlotte Friederike von Holſtein-Glücksburg wurde er der Vater jenes wunderlichen Herzogs Auguſt Chriſtian Friedrich (geb. 18. Nov. 1769, † 5. Mai 1812), der ſein Reich in Ein Departement theilte und die Verfaſſung des franzöſiſchen Kaiſerſtaates in demſelben einführte, und des Prinzen Ludwig (geb. 25. Sept. 1778, † 16. Sept. 1802), der eine Zeit lang auch in däniſchen Dienſten ſtand und mit deſſen Sohne, dem Herzog Ludwig (geb. 20. Sept. 1802, † 26. Dec. 1818), der Mannsſtamm dieſes Zweiges erloſch. Der dritte Sohn Auguſt Ludwig's war Friedrich Erdmann (geb. 26. Oct. 1731 † 12. Dec. 1797), der ſeiner Verwandtſchaft mit den Promnitz die Erwerbung des Fürſtenthums Pleß verdankte und durch Louiſe Ferdinande von Stolberg-Wernigerode der Vater der letzten Herzöge von Anhalt-Köthen, Ferdinand und Heinrich († 23. Nov. 1847) wurde. Von den Töchtern aus der zweiten Ehe Auguſt Ludwig's war die älteſte, Chriſtine Anna Agnes (geb. 5. Dec. 1726, † 2. Oct. 1790), zur Zeit jenes Lynarſchen Beſuches ſchon (12. Juli 1742) vermählt: die zweite Gemahlin des Grafen Heinrich Ernſt von Stolberg-Wernigerode (geb. 7. Dec. 1716, † 24. Oct. 1778), der in erſter Ehe mit Marie Eliſabeth Gräfin v. Promnitz, einer Mutterſchweſter ſeiner zweiten Gemahlin, verbunden geweſen war. Die zweite, Johanne Wilhelmine (geb. 4. Nov. 1728, † 17. Jan. 1786), welche die Lynarſche Geſellſchaft damals durch ihr anmuthiges Lautenſpiel erfreute, war eben Braut und vermählte ſich 17. Dec. 1749 mit dem Fürſten Friedrich Johann Karl von Carolath-Beuthen (geb. 11. Nov. 1716, † 23. Febr. 1791).

---

[1]) S. Stenzel, Handbuch der Anhaltiſchen Geſchichte (Deſſau, 1820), S. 282.

---

[1]) Später hat er auch noch den baieriſchen Erbfolgekrieg und den Zug nach Holland als preußiſcher General mitgemacht, iſt aber noch 1788 als Feldmarſchall-Lieutenant in öſterreichiſche Dienſte getreten, und in ſolchen zu Semlin geſtorben. Sein Sohn und Nachfolger hatte ihn dahin begleitet, ward gleichfalls Feldmarſchall-Lieutenant und bewies in dem Revolutionskriege gegen Frankreich viele Tapferkeit.

In Berlin wohnte Graf Rochus Friedrich bei ſeiner Tante, der „klugen und gottſeligen" Gräfin Windiſchgrätz[1], der junge Graf aber mit dem Informator Büſching bei Graf Heinrich IX. Reuß zu Köſtritz[2], ſeinem mütterlichen Oheim. Von ihren damaligen Beobachtungen in Berlin heben wir aus Büſching's Relation Folgendes hervor. Bei der öffentlichen Cour, in welcher Graf Rochus Friedrich dem Könige durch den däniſchen Geſandten v. Roſencranz vorgeſtellt ward, erzählte der franzöſiſche Geſandte, Marquis de Valory[1]), der ungefähr das Privilegium gehabt haben ſoll, das vormals den luſtigen Räthen zugeſtanden, dem Könige eine äußerſt ſchmutzige Geſchichte. Dergleichen hörte Friedrich II. bekanntlich ſehr gern, aber doch lieber im vertrauten Kreiſe, als in Gegenwart ſeiner frommen Gemahlin, die ſich in ſehr gnädigen Ausdrücken über die ſinnesverwandte Gemahlin unſers Grafen ausſprach. Die Königin-Mutter, bei welcher der Graf nach der Cour zur Abendtafel gezogen war, erkundigte ſich ſehr angelegentlich, warum die verwitwete Königin von Dänemark das Theater nicht beſuche und überhaupt ſo ſehr eingezogen lebe. (Auch den Grafen Henckel hatte ſie einige Jahre vorher [1742] gefragt, was er von Komödien und Opern halte.) An dem Prinzen von Preußen, Auguſt Wilhelm[2]), bewunderte der Graf das ſanfte Weſen, die hübſche Geſtalt und das ernſte Beſtreben nach Erweiterung ſeiner Kenntniſſe. Bekanntlich ſoll dieſer Prinz, der Vater König Friedrich Wilhelm's II., an Kummer darüber geſtorben ſein, daß ſein Bruder ihn ſofort aus der Armee entließ, als es Daun 1757 gelungen war, nachdem er den König bei Collin beſiegt hatte, den Prinzen zu umgehen und in die Lauſitz einzubrechen. Ueberaus reizend fand der Graf auch die Prinzeſſin (Anna) Amalie (geb. 9. Nov. 1723), welche gleichwol unvermählt geblieben und als Aebtiſſin von Quedlinburg geſtorben iſt (30. März 1787). Dem damals fünfjährigen jungen Prinzen, nachherigem König Friedrich Wilhelm II. machte der damals dreizehnjährige junge Graf Lynar, in Begleitung ſeines Informators, ſeine Aufwartung. Sie fanden ihn überaus freundlich und munter, wenn auch blaß ausſehend. Er führte damals mit ſeinem Hofmeiſter Beguelin[1] ein ſehr eingezogenes Leben. Sein Wohnzimmer war mit Landkarten, geſchichtlichen, genealogiſchen, mechaniſchen, architektoniſchen und militäriſchen Kupferſtichen und Sachen ausgeſtattet. Als Büſching ſich die Freiheit nahm, ihn zu fragen, ob er Luſt habe, die Reiſe nach Petersburg auch zu machen, erwiederte er: „St. Petersburg iſt mir zu weit und zu kalt." Er hat ein dreißig Jahre ſpäter (1780) dieſe Reiſe doch machen müſſen. — Der Graf Alexander v. Wartensleben[2] erzählte in einer Geſellſchaft, zu der Graf Lynar geladen war: der König

---

[1] Geb. 11. Aug. 1683, †, die letzte der Davidiſchen Linie, 26. Juni 1752 zu Berlin. Sie war eine Tochter Graf Adam's v. W. und der Gräfin Anna Marie Rauber.

[2] Geb. 15. Sept. 1711, † 16. Sept. 1780, der zweite überlebende Sohn Heinrich's XXIV. Vermählt war er ſeit 7. Juni 1743 mit Amalie Esperance Gräfin Flodorp-Wartensleben. Sein jüngſter überlebender Sohn, Heinrich XLIV., nahm 1817 die fürſtliche Würde an. Durch ihn wurde Heinrich IX. der Stifter des mittlern Zweiges der Köſtritzer Linie, wie der ältere Zweig von Heinrich VI., der jüngere von Heinrich XXIII., beides Söhnen Heinrich's XXIV. ſtammt.

---

[1]) Jakob Ludwig Heinrich Marquis v. Valory, aus einem florentiniſchen Geſchlechte, geb. 27. Nov. 1692, trat 1707 als Fähnrich in franz. Kriegsdienſte, ward 1739 Brigadier, 1745 Marechal de Camp, 1748 Generallieutenant, beides als Geſandter zu Berlin, was er 1740—50 und wieder 1756—57 war, begleitete Friedrich II., deſſen Anhänger er war, auf den ſchleſiſchen Feldzügen, ſtand in Briefwechſel mit ihm, ſchrieb Memoiren, † 19. Oct. 1774 auf ſeinem Gute Bourgneuf. Er hatte ſich im Juli 1721 mit Henriette Le Camus, Witwe des Alphons Germanus v. Guerin de Moutineuf, vermählt und einen Sohn und eine Tochter von ihr.

[2]) Geb. 9. Aug. 1722, † 12. Juni 1758, Bruder Friedrich's II., vermählt mit deſſen Schwägerin Luiſe Amalie von Braunſchweig (geb. 29. Jan. 1722, verm. 6. Jan. 1742, † 13. Jan. 1780). Seine Tochter Wilhelmine (geb. 7. Aug. 1751, † 9. Juni 1820) ward 9. Oct. 1767 mit dem Erbſtatthalter von Holland, Wilhelm V. von Oranien (geb. 8. März 1748, † 9. April 1806), vermählt und die Mutter des erſten Königs der Niederlande.

---

[1] Mitglied der Akademie, früher preußiſcher Legationsſecretär in Dresden.

[2] Leopold Alexander Graf v. Wartensleben, geb. 1. Dec. 1710, Sohn des Generalfeldmarſchalls, preuß. General-Lieutenant der Inf., quittirte 1756, † 21. Sept. 1775; verm. mit Anna Friederike Gräfin v. Kamecke.

Friedrich Wilhelm I. habe auf ſeinem letzten langen Krankenlager ſich ſehr an dem Liede: „Warum ſollt' ich mich denn grämen" erbaut und es oft ſingen laſſen, aber allemal bei den Worten: „nackend werd' ich auch hinziehen" mit ſeiner gewohnten Lebhaftigkeit geſagt: „das iſt nicht wahr, ich werde in der Montur begraben werden."

Erſt am 30. December verließen die Reiſenden Berlin. Am 3. Jan. 1750 begegneten ſie, unweit der kleinen Stadt Platen, dem aus Rußland zurückkehrenden engliſchen Geſandten Lord Hindford, der in einer zweiſitzigen Kutſche fuhr, aber noch ſechs Schlaf- und zwei Gepackwagen bei ſich hatte. Derſelbe legte an jedem Tage nur vier Meilen zurück. Sein wohlverſehener Küchenwagen fuhr immer einige Stunden voraus, ſodaß er am Raſtorte ſtets ſeine gute Mahlzeit fand. Er brach früh zwiſchen 7 und 8 Uhr auf, ſaß des Mittags mit ſeinem Arzt und Secretär ein Paar Stunden zu Tiſch, und wenn er Nachmittags das Nachtquartier erreichte, ſo ſpielte er Karte und legte ſich dann gemächlich in ſein mit gründamaſtenen Vorhängen verſehenes Bett zur Ruhe, während Graf Lynar, der auch ſein gutes Reiſebett bei ſich hatte, es vorzog, mit der übrigen Geſellſchaft auf dem Stroh zu liegen, wobei ſie froh waren, als ſie einſt eine Geſellſchaft Schweintreiber, die auch mit in ihre Kammer gehörten, abkaufen und ſich auf die Schlafgenoſſenſchaft ihrer Fuhrleute beſchränken konnten.

Von Danzig aus machten ſie einen kleinen Umweg, um zu Schlodien die gräflich Dohnaiſche Familie zu beſuchen. Sie trafen hier das Haupt des Hauſes, den patriarchaliſch gottſeligen Grafen Karl Florus (geb. 26. Nov. 1693, † 29. Juli 1765), ſeine dritte Gemahlin, Louiſe Albertine, geborene Gräfin Schwerin, ſeinen Sohn, den Grafen Chriſtoph, ſeine Töchter erſter Ehe, die Gräfin

Emilie v. Dönhoff-Quittaine und die Gräfin Friederike Charlotte, ſeine Schweſter Urſula Anna, verwitwete Herzogin von Holſtein-Beck [1]), ſeinen Bruder, den General Grafen Chriſtoph (geb. 25. Oct. 1702, † 19. Mai 1762), und deſſen Gemahlin, die geborene Gräfin v. Solms-Wildenfels (Th. V, S. 367), ſeine Schweſter, die Gräfin Sophie Charlotte, den Grafen Adolph Chriſtian v. Dohna-Lauk, deſſen erſte Gemahlin eine Tochter des Grafen Karl Florus geweſen war, eine Generalin v. Brion, einige Fräuleins und den Grafen Philipp Otto v. Dönhoff-Quittaine. — Bei dem Auftragen der Schüſſeln hatten die Bedienten und der ſie anführende Haushofmeiſter die Köpfe mit den Hüten bedeckt, damit nichts von denſelben auf die Speiſen falle. Ein ſchätzbarer Schutz für die Herrſchaft, der aber wirkſamer und wohlthätiger geworden ſein dürfte, wenn man ſich einige Mühe gegeben hätte, die Leute zur Reinlichkeit zu gewöhnen; ſie hilft auch zur Sittlichkeit mit und zur inneren Reinigung und die Gewohnheit derſelben thut den Menſchen wohl. Graf Karl Florus hielt übrigens täglich vor der Mittags- und Abendtafel eine kurze Betſtunde, an welcher das ganze Haus theilnahm, und wo, nach dem Abſingen eines Liedes, er ſelbſt etwas aus der Bibel und zum Beſchluß ein Gebet vorlas, wobei er und alle Anweſenden niederknieeten. Alſo ganz nach engliſcher Weiſe.

---

[1]) Sie war 31. Dec. 1700 geboren, ward 3. Dec. 1721 die zweite Gemahlin des Herzogs Friedrich Wilhelm II. von Holſtein-Beck (geb. 18. Juli 1687 † 11. Nov. 1749), preußiſchen Generalfeldmarſchalls, den man den duc de Holstein-Vaisselle nannte, weil er das Gut Beck im Fürſtenthume Minden verkauft und ſich für das Kaufgeld Silbergeſchirr angeſchafft hatte, und † 17. März 1761. Ihre Tochter Sophie Charlotte (geb. 31. Dec. 1722, † 7. Auguſt 1763) war 5. Jan. 1738 mit Graf Alexander Emil Dohna-Wartenberg (geb. 17. Juli 1704) vermählt worden, der 30. Sept. 1745 an ſeinen bei Sorr erhaltenen Wunden †, und hatte ſich ſo eben mit dem Prinzen Georg Ludwig von Holſtein-Gottorp (geb. 1719, † 7. Sept. 1763) verehelicht (1. Jan. 1750). Ihr Sohn, Prinz Friedrich, geb. 4. Nov. 1723, fiel 6. Mai 1757 bei Prag. Ihr Schwager war jener Prinz Karl Ludwig (geb. 18. Sept. 1690, † 22. Sept. 1774), der ſich 10. Aug. 1730 mit der Anna Karoline Gräfin Orzelska vermählt hatte, 1733 aber wieder geſchieden ward, und ſich zu jener Zeit größtentheils durch den Beiſtand ſeines reichen Schwagers, des Grafen Albert Sigmund v. Seeguth Stanislawski, erhielt.

In Memel fanden ſie als Commandanten den alten Generallieutenant Marquis d'Hopital, den ſein Oheim, der Marquis de Beauveau, in früher Jugend nach Deutſchland geſchickt hatte, wo er Page bei dem großen Kurfürſten und 1689 Offizier ward. Er ſtand jetzt im 83. Jahre, war aber immer noch rüſtig und iſt erſt 1755 geſtorben[1]. Seine Gemahlin, eine de Jaucourt, hatte ein Fräulein v. Löben bei ſich, das ſie erzog und deſſen Aeltermutter eine Schweſter des Generals und mit einem Herrn v. Lesgewang verheirathet geweſen war. — In Mitau fanden ſie in der herzoglichen Schloßgruft, daß die meiſten Särge von den Ruſſen mit Gewalt geöffnet und die Deckel nur loſe wieder aufgelegt waren, ſodaß ſie eine Leiche nach der andern beſehen konnten und, wie Büſching (Beitr., IV, 113) ſagt, von der eiteln Beſchaffenheit der Hoheit und Herrlichkeit der Menſchen hinlängliche Eindrücke bekamen. Der ſie begleitende Unteroffizier wollte auch den letzten, noch verſchloſſenen Sarg aufſchlagen, was ſie aber nicht zugaben.

Nach einer durch die Kälte ſehr beſchwerlichen Reiſe, deren Einzelheiten a. a. O. zu finden ſind, aber nichts Eigenthümliches darbieten, langten ſie am 7. Februar

---

[1] Ludwig de l'Hopital war erſt Commandant in Königsberg, wurde 1731 Generalmajor und 1742 Commandant von Memel. Er † 25. März 1755.

1750 in St. Petersburg an, wo der Graf allerſeits gut aufgenommen wurde, wie er denn während ſeiner dortigen Miſſion mit ſeinen perſönlichen Beziehungen zufrieden zu ſein Urſache gehabt hat. Er ſchilderte die Kaiſerin Eliſabeth, in einem Briefe an ſeine Gemahlin, als eine anſehnliche und ſchöne, die Großfürſtin Katharina als eine hübſche Dame, die ein air fin habe. Oder gehört dieſe nach dem Range abgeſtufte Schilderung vielleicht zu der „großen Vorſichtigkeit,“ die er in den nach Deutſchland geſendeten Briefen anwendete, „damit nichts aus denſelben vermehrt und verſchlimmert zurückkäme und ihn verhaßt machte.“ Indeß der Kaiſerin ſoll er ſelbſt ſehr ähnlich geſehen haben, ſodaß Büſching ein Gemälde, das die Kaiſerin zu Pferde in Gardeuniform darſtellte, anfangs für das des Grafen hielt.

Der Graf blieb bis zum 21. December 1751 in St. Petersburg. Den Hauptzweck ſeiner Miſſion hat er nicht erreicht, ohne daß ihm eine Schuld davon beizumeſſen wäre, oder er in etwas gefehlt hätte, es wäre denn höchſtens darin, daß er vielleicht anfangs zu ſanguiniſche Hoffnungen gehegt hat. Es war dies die ſchleswig-holſteiniſche Angelegenheit; eine Sache, die ſich, aber in einem anderen Sinne, heute noch fühlbar macht, viel beſprochen, aber auch vielfach dabei aus ihrem wahren Lichte gerückt und unter den Geſichtspunkt des Parteigeiſtes gebracht worden iſt. Bekanntlich waren Dänemark und Holſtein einander urſprünglich völlig fremd, jenes ein außerdeutſches, dieſes ein deutſches Land, und bis zum Jahre 1448 in zwar der Lage halber öftern, aber meiſt mehr feindlichen, als freundlichen Beziehungen zu einander. Schleswig dagegen, ein Theil der cimbriſchen Halbinſel, war früh von den Dänen unterworfen worden und ſtand zur Zeit Karl's des Großen zwar unter eignen Fürſten, aber in der Gemeinſchaft des däniſchen Volksthums und formell unter däniſcher Hoheit. Zu Ende des neunten Jahrhunderts unterwarf der däniſche Oberkönig Gorm der Alte Südjütland, das nachmalige Schleswig, ſeiner unmittelbaren Gewalt. Zwar drang der deutſche König Heinrich I. erobernd ein (931) und errichtete die Mark Schleswig, welche, nachdem die Dänen ſie zurückerobert, von Otto dem Großen 948 hergeſtellt ward. Indeß überließ man ſie den Dänen, nachdem dieſe das Chriſtenthum angenommen hatten, als Lehen, und ſeit 1027, von wo an die Eider als Limes imperii germanici galt, ohne Lehnseigenſchaft vollſtändig. Schleswig wurde von däniſchen Statthaltern verwaltet, zuweilen auch jüngeren Prinzen angewieſen. So kam es 1232 an den Prinzen Abel, deſſen Dynaſtie bis zu ihrem Erlöſchen im Jahre 1385 in dem Beſitze von Schleswig, als einem däniſchen Kronlehen und unter däniſcher Hoheit, erhalten ward, es mehrfach durch die Bemühungen der Grafen von Holſtein ward, in deren Politik es lag, Schleswig von Dänemark abgeſondert zu halten und näher an Holſtein zu ſchließen. Dieſe Politik erreichte ihr Ziel 1386, als Graf Gerhard von Holſtein förmlich mit Schleswig beliehen ward. Nach dem Erlöſchen ſeines Mannsſtammes wurde der Sohn der Schweſter des letzten Herzogs, König Chriſtian I. von Dänemark aus dem Hauſe Oldenburg[1]), Herzog von Schleswig und Graf, ſeit 1474 Herzog von Holſtein, verſprach aber dabei, daß Schleswig und Holſtein ewig beiſammen und ungetheilt bleiben ſollten[1]). Die Grafſchaften Oldenburg und Delmenhorſt überließ er ſeinem jüngern Bruder Gerhard, deſſen Mannsſtamm aber 1667 erloſch. Schleswig und Holſtein blieben von da an in gewiſſer Hinſicht beiſammen, d. h. in Betreff mancher innern Angelegenheiten in größerer Gemeinſchaft mit einander, als mit Dänemark, während ſie doch von dort aus, wenn auch nach dem bis auf die Revolutionszeit in den germaniſchen Ländern vorherrſchenden Provinzialſyſtem, regiert wurden. Ungetheilt aber blieben ſie nicht und ihre Theilung brachte für längere Zeit auch einen ſcharfen Riß in das Beiſammenſein. Von den Söhnen König Friedrich's I. (geb. 3. Sept. 1471, † 3. April 1533) erhielt der älteſte, Chriſtian III. (geb. 12. Aug. 1504, † 1. Jan. 1559), die däniſche Krone; die jüngeren, Johann (geb. 1521, † 2. Oct. 1580) und Adolf (geb. 25. Jan. 1526, † 1. Oct. 1586) aber, bekamen in der Theilung von 1544 beſtimmte Theile von Schleswig und Holſtein, den Haderslebenſchen und den Gottorpſchen, während für Chriſtian der Sonderburgiſche blieb.

---

[1]) Sein Vater, Dietrich Graf von Oldenburg, war in erſter Ehe mit der Erbtochter von Delmenhorſt, in zweiter mit der von Holſtein vermählt.

---

[1]) Wer die Geſchichte ſolcher mittelalterlichen Wahlcapitulationen, Freiheitsbriefe, Privilegien, Charten, Verträge u. ſ. w. kennt, muß über das große Gewicht, das neuerdings auf die betreffende Urkunde gelegt worden, lächeln. Uebrigens erhielt Chriſtian jene Länder nicht, wie gemeiniglich geſagt wird, durch die Wahl der Stände, ſondern Schleswig als erledigtes Lehen, Holſtein als Schweſterſohn des letzten Herzogs, nach vorherigem Verzicht der Agnaten. Ein Wahlrecht hatten die Stände jener Lande damals gar nicht; wol aber gaben die Stände von Holſtein und einige Notable in Schleswig ihre Zuſtimmung zu den Schritten König Chriſtian's, der ihnen der willkommenſte Regent war. Die Verſammlung zu Neumünſter war keine gemeinſchaftliche der Stände von Schleswig und Holſtein, ſondern, den Quellen nach, eine ſolche der Stände von Holſtein und Stormarn, und zu Ripen ſind gar nicht die Stände verſammelt geweſen.

Auch unter Chriſtian's III. Söhnen entſtand eine herzoglich holſteiniſche Linie, durch ſeinen jüngſten Sohn, Johann zu Sonderburg (geb. 25. März 1545, † 9. Oct. 1622), und ſind daraus die Linien zu Sonderburg, Franzhagen, Norburg, Glücksburg (die ältere), Plön, Auguſtenburg, Beck (jetzt Glücksburg), und Wieſenburg entſprungen, von denen jetzt nur noch die zu Auguſtenburg und die jüngere Glücksburgiſche beſtehen. Dieſe ſonderburgiſchen Linien blieben jedoch lediglich apanagirte Nebenzweige des königlichen Hauſes, ohne Souverainetätsrechte, ohne ausgeſchiedene Territorialhoheit und die ihnen zugewieſenen Beſitzungen waren Patrimonien, aus denen ſie Einkünfte zogen und in denen ſie die Rechte von Standesherren übten, nicht aber ſelbſtändige Gebiete. Anders dagegen mit der gottorpiſchen Linie, deren Antheil durch den erbloſen Tod des Herzogs Johann zu Hadersleben (1580) um die Hälfte der von dieſem verlaſſenen Beſitzungen vergrößert worden war. Dieſe Linie ſtand in Betreff ihres holſteiniſchen Antheils völlig unabhängig von Dänemark da, und ebendeshalb konnte ſie auch in Betreff ihres ſchleswigſchen Antheils, der allerdings der däniſchen Lehnshoheit unterlag, eine größere Unabhängigkeit behaupten, als die jüngeren „abgetheilten" Herren, und war es natürlich, daß ſie nach völliger Unabhängigkeit ſtrebte. In dieſem Streben ſchloß ſie ſich, wie die Verhältniſſe zu der königlichen Linie nach und nach geſpannter wurden, an den nächſten Gegner Dänemarks, an Schweden an, welche Verbindung auch durch die Vermählung der Prinzeſſin Hedwig Eleonore von Holſtein-Gottorp[1] mit König Karl Guſtav von

---

[1] Geb. 23. Oct. 1636, verm. 21. Oct. 1654, † 21. Nov. 1715, eine Tochter Herzog Friedrich's III. und der Maria Eliſabeth von Sachſen. Sie ward die Mutter Karl's XI.

Schweden (geb. 8. Nov. 1622, † 23. Febr. 1660) und durch die des Herzogs Friedrich IV. von Holſtein-Gottorp (geb. 18. Oct. 1671, † 19. Juli 1702)[1]) mit der Prinzeſſin Hedwig Sophie von Schweden (geb. 26. Juni 1681, verm. 12. Juni 1698, † 22. Dec. 1708), einer Tochter Karl's XI. und Schweſter Karl's XII., gefeſtigt ward. Sie theilte darin das Glück und Unglück Schwedens, deſſen treueſter Bundesgenoſſe ſie auf oftmals ſehr ſchwierigen Wegen war. In Folge des Friedens von Rothſchild (26. Febr. 1658), welchen das beſiegte Dänemark, unter franzöſiſcher und engliſcher Vermittelung, eingehn mußte, ſprach der Kopenhagener Vergleich vom 12. Mai 1658 den Herzog von der Lehnspflichtigkeit ſeines Antheils an Schleswig und der Inſel Femern frei und vergrößerte ſeinen Antheil noch durch das Amt Schwabſtedt und die Hälfte des ſchleswigſchen Domcapitels. Der Kopenhagener Friede vom 6. Juni 1660 beſtätigte dieſen Vergleich. Der Receß vom 28. Juni 1661 geſtand dem Herzoge die abgeſonderte Steuererhebung in ſeinem Antheil zu, während bis dahin die Steuern in eine gemeinſchaftliche Kaſſe gefloſſen waren. Weitere Irrungen wurden durch den Glückſtädter Vergleich vom 12. Oct. 1667 erledigt und die Eintracht zugleich durch die Vermählung des Herzogs Chriſtian Albert (geb. 3. Febr. 1641, † 27. Dec. 1694) mit der Tochter König Friedrich's III. von Dänemark, Friederike Amalie (geb. 11. April 1649, verm. 24. Oct. 1667, † 30. Oct. 1704), auf einige Zeit befeſtigt. Indeß nach dem Regierungsantritte König Chriſtian's V. (geb. 15. April 1646, ſucced. 9. Febr. 1670, † 25. Aug. 1699), traten neue Irrungen ein, zu denen zunächſt die Eröffnung der Erbſchaft von Oldenburg und Delmenhorſt Anlaß gab. Auf dieſe hatten König Friedrich II. und ſeine Oheime, die Herzoge Johann zu Hadersleben und Adolf zu Gottorp, am 4. Nov. 1570 einen kaiſerlichen Expectanzbrief erhalten, der aber der Nahe des Grades den Vorzug gab. In dieſe Expectanz war am 1. April 1642 auch der Neffe König Friedrich's II., Herzog Joachim Ernſt von Holſtein zu Plon (geb. 29. Aug. 1595, † 5. Oct. 1671), aus der ſonderburgiſchen Linie, aufgenommen worden und dieſe Linie ſtand im Grade am nächſten zu den Grafen von Oldenburg. Ebendeshalb hatten ſich die königliche und gottorpiſche Linie am 27. Oct. 1646 zu Rendsburg und am 25. Juli 1648 zu Kopenhagen zu einem Vergleich vereinigt, wonach ſie, bei dem Anfall jener Grafſchaften, dieſelben zu gleichen Theilen unter ſich theilen, die ſonderburgiſche Linie aber ausſchließen wollten, und der letzte Graf von Oldenburg, Anton Günther, hatte dies beſtätigt und unterſtützt, weshalb auch nach ſeinem, am 19. Juni 1667 erfolgten Tode der König und der Herzog die Grafſchaften in Beſitz nahmen und ſich huldigen ließen. Herzog Joachim Ernſt von Plön proteſtirte aber und wendete ſich an den Reichshofrath. Er hatte das beſſere Recht, und ſo war es wol klug von Dänemark, daß es, anfangs in Gemeinſchaft mit Gottorp, ſpäter aber allein, den Weg des Vergleichs ſuchte; verletzend aber war es immer für Gottorp, daß Dänemark ſchließlich aus dieſen Verhandlungen, nachdem Plon im Proceſſe obgeſiegt hatte, den ganzen ſtreitigen Beſitz, gegen eine Entſchädigung von 300,000 Thlrn. für die ploner Linie, davontrug, während Gottorp der letzteren noch für die Proceßkoſten ein Gut abtreten und 86,000 Thlr. zahlen mußte. Das ſo verbitterte Verhältniß erreichte ſeine ſchroffſte Spitze, als Dänemark, unter Benutzung des für Schweden ungünſtigen Ausganges des Krieges gegen Brandenburg, dem Herzog Chriſtian Albert von Gottorp durch Zwang und Hinterliſt den Rendsburger Vertrag vom 10. Juli 1675 aufdrang, worin er die däniſche Lehnshoheit über ſein Schleswig und Femern wieder anerkannte, das Amt Schwabſtedt zurückgab, däniſche Beſatzungen in Gottorp und Tönningen aufzunehmen verſprach. Der Herzog floh und proteſtirte von Hamburg aus gegen den erzwungenen Vertrag, worauf Dänemark 1676 den herzoglichen Antheil occupirte, in welchem der Herzog auch erſt durch den Frieden von Fontainebleau (2. Sept. 1679) reſtituirt ward. Neue Streitigkeiten über das Maß ſeiner Rechte veranlaßten aber, daß Dänemark ſchon 1684 den herzoglichen Antheil abermals occupirte, ja ſich förmlich darin huldigen ließ. Als aber die engliſche Thronrevolution die Verhältniſſe wieder günſtiger für Schweden geſtaltet hatte, wurde, unter Vermittelung des Kaiſers, der Seemächte, Kurſachſens und Kurbrandenburgs, der Altonaer Vergleich vom 30. Juni 1689 zu Stande gebracht, welcher Alles wieder auf den Status vor 1675 zurückbrachte, alſo namentlich auch die däniſche Lehnshoheit wieder aufhob. Schon damals hatte Dänemark einen Austauſch der Grafſchaften Oldenburg und Delmenhorſt gegen den herzoglichen Antheil an Schleswig und Holſtein in Vorſchlag gebracht, worauf man um ſo weniger einging, je mehr man herzoglicher Seits der königlichen Linie wegen ihres alleinigen Beſitzes jener Grafſchaften grollte. König Friedrich IV. eröffnete den großen nordiſchen Krieg durch einen Angriff auf die gottorpſchen Beſitzungen (1700), der die Landung Karl's XII. von Schweden und den Travendaler Frieden vom 18. Auguſt 1700 zur Folge hatte, welcher den Altonaer Vergleich nochmals beſtätigte und beiden Theilen das vollſtändige Waffen-, Befeſtigungs- und Bündnißrecht einräumte. Während demnach in den Beziehungen der auswärtigen Politik und des Kriegsweſens zwar völlig geſchiedene, geographiſch übrigens keineswegs abgerundete, ſondern, beſonders in Holſtein, wunderſam durch einander laufende Staaten in Schleswig und Holſtein neben einander beſtanden, ſollte doch für die inneren Angelegenheiten eine Gemeinſchaft der Verfaſſung und Regierung fortbeſtehen. Dieſes, bei der fortdauernd entgegengeſetzten Politik der Höfe überaus ſchwierige, überhaupt nur aus der damaligen Regierungsweiſe erklärbare Verhältniß ſtrebte namentlich die vormundſchaftliche Regierung, welche ſeit dem frühen Tode des Herzogs Friedrich IV. in Holſtein-Gottorp beſtand[1] und in welcher der unruhige Freiherr v. Görz eine Hauptrolle ſpielte, zu beſeitigen und eine vollſtändige Trennung anzubahnen. Das Streben dürfte gelungen ſein, wenn Karl XII. nicht nach Rußland gezogen wäre. Der Sieg der Ruſſen bei Pultawa zog dagegen die herbſten Verluſte für ihre nachmalige Dynaſtie in deren Erblanden nach ſich. 1713 fiel Dänemark abermals in die gottorpſchen Beſitzungen ein und ſprach 1714 die Vereinigung des ſchleswigſchen Antheils[2] der herzoglichen Linie kraft des Rechtes des Stärkeren aus, erhielt auch dafür in dem Stockholmer Frieden vom

---

[1]) Er fiel in der Schlacht von Cliſſow.

---

[1] Er war 19. Juli 1702 geſtorben und ſein einziger Sohn, Karl Friedrich, derſelbe, der ſich nachmals mit der Großfürſtin Anna von Rußland vermählte und der Stifter des jetzigen ruſſiſchen Kaiſerhauſes wurde, war erſt am 30. April 1700 geboren.

[2] Er beſtand aus Helgoland, den Aemtern Gottorp, Apenrade, Schwabſtedt, Hütten, Tondern, Lygumkloſter, Huſum, Eiderſtedt, der Hälfte der ſchleswigſchen Capitelgüter, der Hälfte der Inſeln Sylt Föhr und Nordſtrand.

14. Juni 1720 die ausdrückliche Garantie Frankreichs und Englands, von Schweden aber wenigſtens das Verſprechen der Paſſivität. Auch den holſteiniſchen Antheil der Herzöge behielt Dänemark bis 1721, wo es ihn, auf Verwendung des wiener Hofes, herausgab. Nun regierte die herzogliche Linie zu Kiel, aber nur über ihren Antheil an Holſtein, der damals aus den Aemtern Kiel, Bordisholm, Neumünſter, Cismar, Tremsbüttel, Trittow, Reinbeck, Steinhorſt und Neuſtadt und der Vogtei Nordkoep beſtand. Immer aber verurſachte es der däniſchen Regierung einige Unruhe, daß ihre Occupation des ſchleswigſchen Antheils nicht blos von Seiten der herzoglichen Linie als gewaltthätige Beraubung betrachtet ward, ſondern auch keineswegs die Anerkennung aller größeren Mächte erlangt hatte. Schweden ging bald von ſeinem paſſiven Geſchehenlaſſen zu erklärtem Proteſt über; Rußland ſchloß ſich ihm an und in den letzten Zeiten Peter's des Groſſen, ſowie unter Katharina I., lag eine Reſtitution des Herzogs in ſeinem Schleswig in den Wünſchen des ruſſiſchen Hofes. Das änderte ſich durch den Tod Katharina's und in einem Tractat zwiſchen Rußland und Dänemark, vom 26. Mai 1732, verſtand ſich Dänemark nur zu dem Erbieten, dem Herzog 1 Million Thlr. Entſchädigung zahlen zu wollen, wenn er das binnen zwei Jahren annähme, widrigenfalls ſowol Dänemark als Rußland aller Verbindlichkeiten gegen den Herzog entledigt ſein ſollten. Der Herzog ging nicht darauf ein und die Angelegenheit ruhete, bis der nunmehrige Herzog von Holſtein-Gottorp, Peter, zum ruſſiſchen Thronfolger erklärt war (1742), während kurz darauf das Haupt der jüngeren gottorpiſchen Linie[1]), Adolf Fried

---

[1]) Der Herzog Chriſtian Albert hatte von der Friederike Amalie

rich[1]), zum Thronfolger in Schweden gewählt ward. Doch verfuhren Rußland und Schweden nicht conform. Rußland nahm ſelbſt in einem Allianztractat mit Dänemark, vom 16. Juni 1746, das Herzogthum Schleswig von der Garantie der däniſchen Staaten aus. Der ſchwediſche Thronerbe, dem die Sache ferner lag, verſtand ſich, in dem Kopenhagener Vertrage vom 25. April 1750, zu einem eventuellen Verzicht auf das Schleswigſche, gegen eine Entſchädigung von 200,000 Thlrn., und zu einem eventuellen Austauſch des holſteiniſchen Antheils gegen Oldenburg und Delmenhorſt. Für ähnliche Conceſſionen auch den ruſſiſchen Thronerben und das ruſſiſche Cabinet zu gewinnen, war die Aufgabe der Miſſion des Grafen Lynar.

Die Unterhandlung ward anfangs durch das entſchiedene Widerſtreben des Großfürſten Peter gegen jede Conceſſion an die verhaßte königliche Linie erſchwert, ſchien aber von Rußland, das ſich als vermittelnde Macht gerirte, und für welches der Großkanzler Beſtucheff (Th. IV, 119) unterhandelte, während der holſteiniſche Geheime Rath Baron Pechlin, anfangs ohne Vollmacht, den Großfürſten-Herzog vertrat, begünſtigt zu werden. Eine Zeitlang ſchien auch der Großfürſt wankend zu werden; er

---

von Dänemark zwei Söhne: Friedrich IV. und Chriſtian Auguſt. Von Friedrich IV. ſtammt das jetzige ruſſiſche Kaiſerhaus, durch ſeinen einzigen Sohn Karl Friedrich. Chriſtian Auguſt (geb. 11. Jan. 1673, † 24. April 1726) ward, durch Albertine Friederike von Baden-Durlach, der Vater Adolf Friedrich's von Schweden, und der Prinzen Friedrich Auguſt und Georg Ludwig, von denen die Herzöge und Großherzöge von Oldenburg ſtammen. Außerdem ward er durch ſeine Tochter Johanna Eliſabeth der Großvater der Kaiſerin Katharine II.

[1]) Geb. 14. Mai 1710, König 5. April 1751, † 12. Febr. 1771, durch Luiſe Ulrike von Preußen der Vater des Königs Guſtav III. und Karl XIII.

unterzeichnete im Dec. 1750 die Vollmacht Pechlin's und man fing an, über die Geldentſchädigung zu unterhandeln, wobei man für den Herzog 1 Million däniſch Geld und die Uebernahme von 1 Million Schulden, die auf dem herzoglichen Antheile laſteten, verlangte, während man däniſcher Seits die baare Zahlung auf 1 Million däniſch Geld beſchränken wollte. Möglich, daß, wenn man in Kopenhagen den rechten Moment ergriffen und die Anſprüche des geldbedürftigen Großfürſten lieber überboten hätte, ſtatt hinter ihnen zurückzubleiben, auch die Indolenz der ruſſiſchen Machthaber durch die dort gewöhnlichen Mittel zu beſiegen gewußt hätte, die Sache ſich ſchon damals hätte durchführen laſſen. Indeß man legte in Dänemark kein großes Gewicht auf die Sache, indem man der ruſſiſchen Zukunft des Großfürſten nicht viel Zutrauen ſchenkte, und für ihn allein, ohne Rußland, jedes Opfer zu hoch fand. Graf Lynar ſelbſt ſchrieb (2. Sept. 1750): „Es iſt möglich, daß der Großfürſt keine Erben hat, oder, was noch leichter geſchehen könnte, daß er nie den Thron beſteigt, und daß man, auf Veranlaſſung irgend einer Revolution, ihn nach Sibirien ſchickt. Träfe einer dieſer Fälle ein, ſo würde eine ohne Bedingungen bewilligte Geldſumme geradezu verloren ſein." Auf der anderen Seite wurde der Widerwille des Großfürſten gegen den ganzen Plan, zunächſt die Folge ererbten Familiengrolles, eben durch das Gefühl ſeiner unſichern und ihm keineswegs erfreulichen Stellung in Rußland verſtärkt, das ihm ſeine deutſchen Erblande doppelt werth machte. Schien es doch ſpäter, wie er den Kaiſerthron beſtiegen hatte, als ſei ihm die erlangte Größe hauptſächlich deshalb am werthvollſten, weil ſie ihm die ruſſiſche Macht zur Verfügung ſtellte, um ſein Idol, Friedrich II., zu retten und ſein Haus an Dänemark zu rächen! Einige Ruſſen, die durch Anſchließen an den großfürſtlichen Hof eine kleine Oppoſitionsintrigue betrieben, der Vicekanzler Woronzoff und der Hofmarſchall Tſchoglokoff, ermunterten ſeinen Widerſtand. Wir ſehen darin mehr eine Intrigue gegen den Großkanzler Beſtucheff, als eine weiterblickende Politik. Man hat wol geſagt, es ſei Rußland überhaupt mit der ganzen Verhandlung nicht Ernſt, oder doch es ſei ein Fehler Beſtucheff's geweſen, daß er dieſelbe betrieb; denn es hätte nicht in Rußlands Intereſſen gelegen, die ſchleswig-holſteiniſchen Anſprüche und Ausſichten aufzugeben. Die echten Ruſſen haben jederzeit eine andere Anſicht über Rußlands wahre Intereſſen gehabt. Und in der That, wenn Rußland, um ſeiner Sicherheit und ſeiner Zukunft willen, das anarchiſche Polenreich zu brechen und einen Zugang zu der Oſtſee und zu dem Schwarzen Meere zu gewinnen ſuchen mußte[1], ſo folgt daraus doch keineswegs, daß es in ſeinem Intereſſe liege, überall nach Weſten hin Poſitionen und Anknüpfungspunkte für immer neue und mannichfaltigere Vergrößerungsentwürfe zu beſitzen. Es gibt auch hier eine Grenze, über welche hinaus die Vergrößerung Schwächung iſt, und die echten Ruſſen ſind jederzeit, wie die alten Tories in England, gegen ein zu tiefes Einlaſſen in die auswärtigen Händel geweſen. Wer zuviel und zu vielerlei erſtrebt, erſchwert ſich die Erreichung und Benutzung des Nächſten, Nöthigen, Möglichen. Rußland hat wiederholt Beweiſe gegeben, daß es für dieſe Wahrheiten nicht unempfänglich iſt[2], und Katharina II., welche doch als die geiſtige

---

[1] Vergl. meine Geſchichte des Europäiſchen Staatenſyſtemes, II, 371 f.

[2] Sie ſtehen freilich nicht im Einklang mit jenem angeblichen politiſchen Teſtamente Peter's des Großen, das die Heger der neue

Nachfolgerin Peter's des Großen und als Hauptvertreterin der ruſſiſchen Weltherrſchaftsplane gilt, gab doch als Kaiſerin Holſtein ohne Schwierigkeit auf. Nicht ſo in jener Zeit, wo vielmehr Katharina es war, welche, jedenfalls aus irgend einem perſönlichen Grunde, den Widerwillen ihres Gemahls gegen das däniſche Project zuletzt dergeſtalt ſteigerte, daß er in einem Augenblicke, wo Graf Lynar ſchon am Ziele zu ſein glaubte, auf einmal eine ſchriftliche Erklärung ausſtellte, unbedingt von allen Anträgen Dänemarks keinen einzigen annehmen zu wollen, und ſich alle Gegenvorſtellungen verbat. Der Kaiſerin gegenüber ſoll er ſich auf das Teſtament ſeines Vaters, worin ihm verboten worden, ſeine Anſprüche aufzugeben und auf das Teſtament Katharina's I. berufen, ſie auch mit thränenden Augen gebeten haben, ihn nicht zu einem Schritte zu zwingen, dem er ſo abgeneigt ſei, worauf die ohnedies indifferente Monarchin die Sache bewenden ließ. Weder Lynar, noch ſein Nachfolger, Baron Malzahn, konnten etwas ausrichten und die Verhandlung ſchlief ein. Als Peter III. den ruſſiſchen Thron beſtiegen hatte, beſchloß er, Schleswig mit Waffengewalt zurückzuerobern. Dänemark rief die preußiſche Vermittelung an, deren Einſchreiten jedoch durch die ruſſiſche Thronrevolution (Th. I, S. 1 ff.) unnöthig ward. 1765 ging

---

ſten Zeit ſo vielfach ausgebeutet haben, und hinſichtlich deſſen die Vermuthung, daß es von einem Vorläufer der franzöſiſchen Propaganda geſchmiedet ſei, jedenfalls weit mehr Wahrſcheinlichkeit für ſich hat, als die Annahme, es ſei aus dem Geiſte Peter's gefloſſen. Im Uebrigen hat es vor dem von der Oberflächlichkeit geprieſenen angeblichen Projecte Heinrich's IV., der bekannten europäiſchen Staatenrepublik, den Vorzug größerer Einſicht in politiſche Möglichkeiten und Mittel, während das letztere ebenſo argliſtig und einſeitig auf die franzöſiſche Hegemonie berechnet war, wie jenes auf die ruſſiſche.

Baron Aſſeburg[1]) als däniſcher Geſandter nach St. Petersburg und nun kam, ohne erhebliche Schwierigkeiten, der Vertrag zu Stande, in welchem die Kaiſerin, in Vormundſchaft ihres Sohnes, des Großfürſten Paul, auf deſſen Antheil an Schleswig verzichtete. Für ihn wurde keine Geldentſchädigung bedungen; wohl aber übernahm Dänemark die Schulden und die Zahlung der rückſtändigen Apanagegelder an die jüngere gottorpiſche Linie und verſprach, der letzteren den Beſitz des Bisthums Lübeck ſoviel als möglich ſichern, auch beim Kaiſer ſich für Erhebung der Grafſchaften Oldenburg und Delmenhorſt, über deren Austauſch gleichzeitig zu Kopenhagen verhandelt ward[2]), zu einem Herzogthum zu verwenden. Dänemark hatte ſchließlich 1767 nicht mehr zu leiſten, als wozu es 1750 bereit geweſen, und hatte immerhin die

---

[1]) Achaz Ferdinand Freiherr v. der Aſſeburg, geb. zu Meisdorf 20. Juli 1721, Sohn Johann Ludwig's v. d. A. und Anna Marien v. der Schulenburg-Apenrade, zu Halberſtadt und Jena gebildet, 1741 kaſſelſcher Hofjunker, 1746 Legationsrath und Kammerjunker, bereiſt Italien, begleitet 1749 den Prinzen Friedrich nach Paris, 1751 Kammerherr und Geh. Legationsrath, 1753 däniſcher Kammerherr, 1754 Geſandter in Stockholm, 1760—62 auf ſeinen Gütern, 1762 nach Berlin, 1763 nach Hanau geſendet, 1764 in Stuttgart, 1765—68 Geſandter in Rußland, Geh. Conferenzrath, 1769—71 in Stuttgart, nahm dann ſeinen Abſchied aus däniſchem Dienſt, ward ruſſ. wirkl. Geheimerath, 1773 ruſſ. Geſandter am Reichstag zu Regensburg, als welcher er, wenn auch ſeit 1792 in Urlaub, 13. Febr. 1797 zu Braunſchweig †. Er vermählte ſich erſt im 57. J., 1777, mit Maria Anna Gräfin v. d. Schulenburg-Wolfsburg, die ihm drei Kinder gebar. Zwei Söhne ſtarben früh. Die einzige Tochter, Anna Charlotte Ferdinandine, vermählte ſich mit Graf Moritz Levin Friedrich v. d. Schulenburg-Burgſcheidungen und † 1805 zu Wien. — Vgl. ſeine „Denkwürdigkeiten," Berlin, 1842.

[2]) Den Bericht Graf Panin's über den dort am 22. April 1767 erfolgten Abſchluß ließ er von dem damals dreizehnjährigen Großfürſten eigenhändig ſchreiben. S. die angez. Denkwürdigkeiten des Freiherrn v. d. Aſſeburg, S. 131.

Zinſen dieſer 18 Jahre erſpart[1]). Der wirkliche Austauſch der Länder fand erſt im November 1773, nach dem Vertrag vom 1. Juni 1773, und nachdem der Großfürſt volljährig geworden, ſtatt. Der Großfürſt behielt aber Oldenburg und Delmenhorſt nur drei Tage und trat ſie dann dem damaligen Haupte der jüngeren gottorpiſchen Speciallinie, dem Fürſtbiſchof Friedrich Auguſt von Lübeck[2]), ab. Es iſt nicht zu läugnen, daß Rußland ſich in dieſer Sache nobel und großartig verhalten und jeden Vortheil des Geſchäfts dieſer jüngeren Linie zugewendet hat. Von da an übrigens hörte erſt die innere Trennung in Schleswig und Holſtein auf und geſtaltete ſich das Verhältniß, das zu den neueren Händeln Anlaß gab.

Doch wir müſſen zu dem Grafen Lynar zurückkehren. Dieſem hatte ſich gleich im Anfange ſeiner Miſſion eine ganz andere Ausſicht aufgethan, der er gern auch vor Erledigung des Geſchäfts gefolgt wäre, und deren Vereitelung ihm ſichtbar ſehr ſchmerzlich fiel. Der Miniſter Graf Schulin[3]) war in Kopenhagen geſtorben, und der Graf Lynar faßte ſchon im Mai 1750 Hoffnung, bei dieſer Gelegenheit in das Miniſterium zu kommen. Dieſe Hoffnung ward ſtärker, wie er, ganz außer der Reihe, zum Geheimen Conferenzrath ernannt ward, und im Juni konnte er in der That ſchreiben, daß er zum Miniſter vom Conſeil und zwar für die in- und ausländiſchen Affairen ernannt ſei. Bald erhielt er auch ſeine Zurückberufung, brannte darauf, abzureiſen, und beſtellte ſich immer in Berlin für 8000 Thlr. Silbergeſchirr für ſeinen künftigen Poſten. Doch ſeine Abreiſe fand Verzögerungen; er wurde in neue Verhandlungen verwickelt, die er erſt zu Ende bringen ſollte und die ſchließlich zu nichts geführt zu haben ſcheinen, und ſeine Abweſenheit ſcheint benutzt worden zu ſein, um ſeine Ernennung wieder rückgängig zu machen. Lange wollte er den Anzeigen, die er in dieſer Beziehung erhielt, keinen rechten Glauben ſchenken, bis ihm endlich im Juli 1751 die ihm ſo unangenehme Gewißheit ward. Die Briefe, die er während dieſer Zeit und über dieſe Sache, namentlich an ſeine Frau und Schwiegermutter, geſchrieben, ſind zwar voll von Aeußerungen der Demuth, Frömmigkeit, Gottergebenheit, es blickt aber daneben das ſtarke Verlangen nach dem Miniſterpoſten, das Wohlgefallen an ſeinen Leiſtungen und Ausſichten, die Kränkung über das ſchließliche Fehlſchlagen und der Groll gegen diejenigen, welche er für die Urheber deſſelben hielt, in einer Weiſe durch, welche einen ſtarken Contraſt zu der aufrichtigen Freude bildet, mit welcher Graf Henckel ſeiner Zeit (Th. VII, S. 170) eine ähnliche Ausſicht ſich zerſchlagen ſah. Wir wollen in keiner Weiſe behaupten, daß Graf Lynar ein Heuchler geweſen, wie denn die bewußten und ſyſtematiſchen Heuchler im wirklichen Leben viel ſeltener ſein dürften, als in den Romanen und auf dem Theater, vielmehr die meiſten Menſchen, welche Gutes und Frommes ſagen, es auch wirklich glauben und nur zu ſchwach ſind, danach zu handeln. Das aber will uns doch ſcheinen, daß das „gottſelige“ Element, deſſen Sprache der Graf Lynar redet, bei ihm, wenigſtens in jener Zeit noch, mehr ein angeeignetes, als ein ſeine ganze Natur beherrſchendes war. Und noch faſt 30 Jahre ſpäter, noch 1778, ſpricht er ſich in einem Briefe an Büſching über jene Sache in einer Weiſe aus, welche darthut, daß die vereitelte Hoffnung ihn noch immer wurmte, und die auch ſonſt mit ſeinen früheren Aeußerungen und zum Theil mit der factiſchen Wahrheit nicht ſonderlich harmonirt. Da hat ein ungenannter Graf ihn durchaus nicht um des Königs Perſon haben wollen. Da hat man die Unterhandlung mit Rußland gefliſſentlich hingehalten [1]), damit Lynar entfernt bleibe, was dann ſpäter der Krone Dänemark verſchiedene Millionen gekoſtet habe, woran doch, wie wir geſehen haben, nichts Wahres iſt. Da wird immer noch bitter über Bernſtorf geurtheilt und ſelbſt von dem Könige unehrerbietig geſprochen [2]). Und das Alles von einem Manne, der ſich vorher, in ſalbungsvoller Demuth, für untüchtig zu dem Poſten erklart hatte, den er nur nicht wohl abſchlagen könne, weil „der Beruf ordentlich ſei und aus des Königes eigenem Trieb komme."[1]

---

[1]) Denkwürdigkeiten des Frhrn. v. d. Aſſeburg, S. 137 ff. Der herzogliche Antheil von Holſtein ſoll damals, nach allen Abzügen, nur 25,000 Thlr. jährlichen Reinertrag gewährt haben.

[2]) Geb. 20. Sept. 1711, † 6. Juli 1785. Sein Sohn, Peter Friedrich Wilhelm (geb. 3. Jan. 1751 † 2. Juli 1823), einige Zeit der Zögling Herder's, war geiſtesſchwach, weshalb ſein Vetter, der Sohn Georg Ludwig's, Peter Friedrich Ludwig (geb. 17. Jan. 1755, † 26. Mai 1829), ſpäter ſein Nachfolger, die Regentſchaft für ihn führte. Dieſer iſt der Großvater des jetzigen Großherzogs geworden.

[3]) Johann Sigismund Schulin, ein Deutſcher, geb. 18. Auguſt 1691, reiſte mit zwei jüngern Markgrafen von Baireuth als Hofmeiſter, kam mit der baireuthiſchen Gemahlin König Chriſtian's VI. als Secretär nach Kopenhagen (1721), arbeitete in der deutſchen Kanzlei, ward geadelt, Kanzleidirector, Miniſter, Graf, erhielt 1747 vom Könige das Gut Friedrichsthal, † 13. April 1750.

---

[1]) Büſching, Beiträge, IV, 162 63. S. dagegen: Denkwürdigkeiten des Frhn. v. d. Aſſeburg, S. 110.

[2]) Es heißt da u. A.: „Bernſtorf leiſtete hierbei dem Grafen — ſeine Dienſte, wie außerdem in vielen Fällen, da es auf die Erfindung und Ausputzung glänzender Entwürfe ankam, mit welchen man dem guten König Friedrich V. die Zeit vertrieb und ihn einſchläferte, bis er ſich zum Troſt derer, die, um ſich und die Ihrigen zu bereichern, ſtatt ſeiner regieren wollten, endlich dem Trunke ergab, und zuletzt faſt kein Menſch mehr war. In dieſer Abſicht ſowol, als weil Bernſtorf für Dänemark viel zu groß dachte, dieſen mittelmäßigen Staat für den größten in Europa und ſich für einen Richelieu anſah, war er für das Reich, welches er verwaltete, ein ſchädlicher Miniſter.“

In Itzehoe, wo er zu Anfang des Februar ankam, wurde er mit großer Freude empfangen. Er verließ es am 25., um nach Kopenhagen zu reiſen, mußte aber in Hadersleben bis zum 13. März liegen bleiben, weil er von den Maſern befallen ward. Am 17. kam er zu Kopenhagen an, ward ſehr gnädig empfangen und zum Statthalter der Grafſchaften Oldenburg und Delmenhorſt ernannt. In Holſtein hätte man ihn gern behalten und petitionirte darum, jedoch vergeblich. Gegen den Vorſchlag, ihn zum Viceſtatthalter der Herzogthümer Schleswig und Holſtein zu machen, opponirte ſich der wirkliche Statthalter, Markgraf Friedrich Ernſt von Brandenburg-Culmbach, Bruder der verwittweten Königin von Dänemark, welche Lynar's große Gönnerin war. Im Uebrigen konnte er in Oldenburg ſeine Einkünfte auf mehr als 7000 Thlr. rechnen, während die Lebensmittel viel wohlfeiler waren, als in Holſtein. Er hatte ſich in den letzten drei Jahren viel Silbergeſchirr und andere Koſtbarkeiten angeſchafft und dabei noch 10,000 Thlr. erſpart, und hoffte, ſeine geſammten Jahreseinkünfte in kurzer Zeit bis auf 12,000 Thlr. zu bringen. — Im Juli holte er ſeine Gemahlin und die bei ihr befindlichen Kinder aus Köſtritz ab. Seine Mußeſtunden in Oldenburg benutzte er zu wiſſenſchaftlichen Arbeiten, von denen eine mit Anmerkungen begleitete Ueberſetzung der Schriften Seneca's von der Gnade und der Kürze des Lebens, eines Schriftſtellers, mit deſſen Charakter der des Grafen mehrfache Verwandtſchaft gehabt zu haben ſcheint, 1753 und 1754 anonym im Druck erſchien, worauf 1761 der von ihm verfaßte „Sonderling“ folgte. Ebendahin gehören die Paraphraſen der Evangelien und Epiſteln, die er, nachdem ſein erſter Verſuch einer Paraphraſe des Briefes an die Römer (1754) günſtig aufgenommen worden, 1756—1775 nach und nach erſcheinen ließ. Seine Bibliothek erweiterte er namhaft, namentlich auch durch den Ankauf der gewählten Bibliothek ſeines ehemaligen Führers, des Raths von Geuſau. — Aus ſeinem öffentlichen Wirken in Oldenburg iſt nur zu erwähnen, daß ihm 1757 die Vermittelung des Waffenſtillſtandes zwiſchen den Franzoſen und der alliirten Armee übertragen wurde, was zu der berufenen Convention von Kloſter-Zeven führte, die bekanntlich auf allen Seiten nur Mißfallen erregte. Lynar hätte ſchwerlich etwas in dieſer Sache ändern können, erntete aber jedenfalls keinen Dank dabei. Aber auch ſeine innere Verwaltung blieb ſo wenig tadelfrei, daß Beſchwerden in Kopenhagen einliefen, welche wahrſcheinlich von dem unbeugſamen Grafen Reventlow[1]) aufgenommen und Veranlaſſung wurden, daß man ihm unter den Fuß gab, ſeinen Poſten aufzugeben, was er auch im October 1765 that. Es ſcheint, das zunehmende Alter hatte es ihm zwar erleichtert, den Verſuchungen der Sinnlichkeit zu widerſtehen, denen er in der Jugend einigemal unterlegen, ſich aber mit rühmlicher Anſtrengung aus dieſen Fallſtricken los-

---

[1] Büſching, IV, 126.

---

1) Von ihm ſchrieb Jemand an Büſching: „Alle, die es wohl mit dem Staate meinen, wünſchen, daß er noch lange Zeit die Verwaltung der königl. Finanzen haben möge. Es iſt Schade, daß dieſer Gerechtigkeit liebende Herr ein ſo ſchlechter Hofmann, und nicht etwas biegſam iſt.“

gemacht[1]), hatte dagegen die auch dem Seneca vorgeworfenen eigennützigen Richtungen tiefer einwurzeln laſſen[2]), und ihm damit neue Schlingen gelegt.

Graf Rochus Friedrich begab ſich 1766 nach Lübbenau zu ſeinem Bruder, nach deſſen 1768 erfolgtem kinderloſen Tode er die Herrſchaft übernahm, die er weſentlich verbeſſerte und erweiterte, Schulden abtrug und neue Ankäufe machte. Die Hauptverwaltung derſelben übertrug er ſeinem zweiten Sohne Chriſtian Ernſt, den er auch zu ſeinem Nachfolger im Beſitz beſtimmte. Er ſelbſt beſchäftigte ſich mit gelehrten Arbeiten, die er theils den „Neuen Miscellanien", theils dem „Büſchingſchen Magazin" anvertraute, machte auch jährlich einige kleine Reiſen, und freute ſich ſeines Familienſegens, bis auch für ihn die Zeit kam, wo ſich der lebensmüde Geiſt von den Banden dieſer Erde losreißt. Seine Gattin ging ihm auf dieſem Wege nur kurze Zeit voran, indem ſie am 18. Februar des Jahres 1781 abſchied, in welchem Jahre er ſelbſt, am 13. November, nachdem er längere Zeit die Leiden der Bruſtwaſſerſucht mit muſterhafter chriſtlicher Faſſung getragen, der irdiſchen Welt Valet ſagte.

In Betreff ſeines Charakters ziehen wir einige Stellen aus Büſching's Mittheilungen aus, ſie wörtlich oder im Auszug wiedergebend, indem wir darauf aufmerkſam machen, daß Büſching den Grafen genau kannte, demſelben anhänglich ergeben war, zuweilen aber wol auch zwiſchen ſeinen Zeilen leſen läßt. Aeußerlich ſchildert er ihn als einen wohlgewachſenen und wohlgebildeten Mann, von mehr als mittlerer Größe, blondem Haar, lebhafter Geſichtsfarbe, feurigen, ausdrucksvollen Augen. Bei „Unluſt und Misvergnügen machte er zwar eine lächelnde Miene, hörte aber mit einem ernſthaften Blicke auf, der ſtarken Eindruck machte. In der Gelenkigkeit und Schmeidigkeit des Körpers und in der edlen und feinen, ſchönen und anmuthigen Bewegung deſſelben hatte er es weit gebracht. Sein ganzer äußerlicher Anſtand kündigte einen ſehr kraftvollen, geiſtreichen und einnehmenden Mann an, der in und mit der großen Welt zu leben und in allen Fällen ſich zu helfen wußte. Seine Tenorſtimme war angenehm, ſeine Rede geſchickt und, bei allem Schein der Natürlichkeit, kunſtreich und nett. Er hatte eine große Gabe, zu überreden“, ſodaß er die Leute auch irre machte, wenn ſie Recht hatten. Er konnte Perſonen verſchiedener Art ungemein natürlich vorſtellen, auch, wenn er es darauf anlegte, eine ganze Geſellſchaft angenehm unterhalten. Was er wußte, verſtand er auf die beſte und einnehmendſte Art zu zeigen und anzubringen, und da er viel wußte, konnte er, wenn er wollte, ungemein glänzen. Er erzählte ſelbſt, „daß er ſchon in ſeiner erſten Kindheit, wenn er vor Fremden erſcheinen müſſen, alle Kräfte aufgeboten habe, um ſchön zu thun und mit ſeinen Künſten zu Markte zu ziehen, daß er ſich Alles zugetraut und tauſenderlei Einfälle gehabt habe.“ Er ſchrieb eine ſehr feine, reine, deutliche und nette Hand, hatte die Ausdrücke ſehr in ſeiner Gewalt, ſchrieb ein ſehr gutes Franzöſiſch und ein meiſterhaftes Latein, zeichnete, malte, war muſikaliſch, dichtete in Form und Geſchmack ſeiner Zeit, docirte gern, wie er denn in Itzehoe einigen Candidaten Kirchenrecht vorgetragen, war reich an moraliſchen Sätzen und Weisheitsregeln, die uns jedoch, nach den mitgetheilten Proben [1]), meiſt in das Gebiet der Weltkenntniß und Lebensklugheit gehört zu haben ſcheinen. Er ging gern mit chriſtlich geſinnten Perſonen um und fertigte Religionsſpötter durch Verſtand, Witz und Religion ſcharf ab. „Großmüthige und belohnende Freigebigkeit war zwar nicht ſeine Sache, aber an Menſchenliebe und mitleidiger Gutthätigkeit fehlte es ihm nicht. Unnöthigen und überflüſſigen Aufwand vermied er ſehr; wenn es aber Zeit und Umſtände erforderten, einen anſehnlichen Aufwand zu machen, ſo brachte er ihn durch die gewöhnliche Mäßigkeit und Sparſamkeit wieder ein.“ Dieſen Hindeutungen auf anſcheinend vortretende Sparſamkeit fügt Büſching jedoch die erklärende Bemerkung bei, daß der Graf in ſeinen jüngeren Jahren nur mäßige Einkünfte, in den mittlern viele Kinder und beim Anfang der hohen Jahre keine Amtseinkünfte mehr gehabt, Schulden aber auf das Sorgfältigſte vermieden habe. — Er wußte ſich in Menſchen von allen Ständen und Lebensarten zu ſchicken und Jedem etwas Angenehmes zu ſagen. Seine Gemahlin war lebhaft in Worten und Affecten, aber langſam und umſtändlich in Geſchäften, wobei er viele Geduld bewies. Sie ſtand ihm an Schönheit nach. „Oeffentlich und in Briefen erzeigte er ſich höflich und artig gegen ſie.“ Sie hat ihm 12 Kinder geboren, von denen 8 zu reiferen Jahren aufwuchſen. Aus ſeinem ehrerbietigen Betragen gegen ſeine Schwiegermutter und mütterliche Tante ſchloß Büſching, daß er auch gegen ſeine Mutter ſich ebenſo verhalten.

---

[1] Büſching, Beiträge IV, 182—84.
[2] Derſ., S. 168—69.

Ueber ſeine Kinder iſt ſchon oben (S. 370 fg.) gehandelt worden. In Betreff des Grafen Heinrich Caſimir Gottlob tragen wir nach, daß derſelbe, nach vollendeten Studien zu Kloſterberge und Leipzig, in die Brüdergemeinde trat und ſich nach Niesky begab, ſich aber 1774 wieder von der Unität trennte, ohne die Achtung und Freundſchaft für ſie aufzugeben, die er auch 1779 durch ſeine „Nachricht von dem Urſprung und Fortgang und hauptſächlich von der gegenwärtigen Verfaſſung der Brüderunität“ bethätigte.

---

[1] Büſching, a. a. O., S. 181 ff.

VI. General Tottleben.

Ein Todleben, wie die Schreibweiſe des Namens ſich ſchließlich feſtgeſtellt zu haben ſcheint, hat ſich bekanntlich bei der tapfern, ſtandhaften und geſchickten Vertheidigung Sebaſtopols kriegeriſche Lorberen erworben, die nicht blos bei den Angehörigen und Freunden Rußlands, ſondern auch bei den Gegnern deſſelben Anerkennung gefunden haben. Wie oft aber auch während jenes wunderlichen Krieges ſein Name in den Zeitungen genannt und wie Verſchiedenartiges auch anfangs über ſeine Herkunft und Verhältniſſe erzählt ward, wir haben doch nicht gefunden, daß dabei an die große Namensähnlichkeit mit einem früheren ruſſiſchen Militair von nicht geringer Auszeichnung angeknüpft, oder auch nur erinnert worden wäre. Auch mögen nicht zu Viele von Denen, die den Namen des Generals Tottleben aus den Schriften über den Siebenjährigen Krieg kennen, etwas Näheres über das bewegte und abenteuerliche Leben eines Mannes wiſſen, der in ſchon gereiften Jahren aus dem ſächſiſchen Civildienſte in die militairiſche Laufbahn überging und ſich hier noch zu hohen Commandos aufſchwang, auch hierbei manchen Schickſalswechſel erlebend.

Auch inſofern mag Tottleben, auf welchen gelegentlich einmal näher einzugehen wir ſchon im vorigen Theile

(S. 279) verſprochen, wo wir ſein freundliches Benehmen gegen den gefangenen Grafen Härd erwähnten, ſich zweckmäßig in den gegenwärtigen Theil unſerer Sammlung einreihen, als er, wie Beichling, zu einem kleinen, wenig ausgebreiteten, eigentlich nur durch ihn zu einiger Bedeutung gehobenen und mit ihm abgeſchloſſenen thüringiſchen Adelsgeſchlechte gehörte, das ſeinen Namen von dem Dorfe entlehnte, in oder bei dem es ſeinen Edelhof hatte. Dieſes Dorf Tottleben (früher Tuteleben, Tüteleben) liegt in der Nähe der Städtchen Thamsbrück und Tennſtädt, in einer rauen, wenig fruchtbaren Gegend und gehörte zur ſächſiſchen Zeit zum Amte Langenſalza. Das Rittergut war amtſäſſig, die Gerichtsbarkeit ſchon im 18. Jahrhunderte dem Landesherrn abgetreten. Das „Tottlebenſche Hölzchen“ mochte der werthvollſte Beſtandtheil des Gutes ſein. Die Familie wird im Mittelalter nur ſelten erwähnt. Zwar ſoll ein Ulrich von Tottleben bei der Ermordung des Pfalzgrafen Friedrich III. (1083 oder 1087) betheiligt geweſen ſein. Aber theils iſt dieſer Vorgang ſelbſt bekanntlich ſagenhaft entſtellt; theils würde, ohne anderweite unterſtützende Gründe, noch keineswegs anzunehmen ſein, daß jener Ulrich irgendwie mit der ſpäteren Adelsfamilie von Tottleben zuſammengehangen habe. Dem jüngeren Geſchlechte mag dagegen jener Hermann von Tottleben angehört haben, der 1425 Stadthauptmann in dem von mächtigen Gegnern bedrängten Mühlhauſen ward. Sonſt finden wir kaum dann und wann einmal in dem Stammbaum der einen oder andern thüringiſchen Adelsfamilie die Tottleben bei Gelegenheit von Verheirathungen erwähnt und ihre Genealogie liegt in eher noch größerem Dunkel, als die der Beichling. Der Vater des Mannes, deſſen Lebensſkizze wir unſern Leſern vorführen wollen, Kurt Heinrich v. Tottleben auf Tottleben und Großwich, war zu Tottleben 18. Aug. 1661 geboren, fungirte als ſachſen-weißenfelſiſcher Hausmarſchall und Landkammerrath und ſtarb zu Tottleben 30. Juli 1724. Seine erſte Ehe, 1698 mit Marie Sophie, einer Tochter Friedrich Wilhelm's von Brand auf Hohendorf und Kleinhelmsdorf und Rahelen Katharinen von Zehmen aus Weisbach, geſchloſſen, blieb kinderlos und ward durch ihren zu Tottleben am 16. September 1706 erfolgten Tod aufgelöſt. Schon am 27. Oct. 1707 verband ſich der Wittwer anderweit, indem er zu Wöhlitz mit Johanne Sidonie, einer Tochter Heinrich Georg's Janus von Eberſtädt auf Wöhlitz und Kleineichſtädt und Helenen Sophien von Kroſigk, getraut wurde. Ihr Vater war weißenfelſiſcher Landkammerrath und Amtshauptmann und Geſchwiſterkind mit jenen drei tapfern Brüdern, von denen Leberecht Gottfried erſt in ruſſiſchen Dienſten zu dem Range eines Feldmarſchalllieutenants aufſtieg, dann als Generalfeldmarſchall und Kriegspräſident in ſächſiſche Dienſte trat, wo er 17. Mai 1718 kinderlos ſtarb, Adolf Wilhelm in öſterreichiſchen Dienſten als Feldmarſchalllieutenant und Gouverneur zu Tortona ſtarb (1731 [1]), Auguſt Albrecht, der den Brüdern früh im Tode voranging, öſterreichiſcher Oberſt war. Wenn alſo der militairiſche Trieb unſers Helden nicht von dem alten Stadthauptmann von Mühlhauſen ſtammte, ſo mag er durch die Mutter aus dem Blute der Janus von

---

[1] Sein Sohn, Franz Maximilian, geb. zu Mailand 16. Aug. 1711, in zweiter Ehe mit einer Gräfin Auersberg vermählt, ward gleichfalls öſterreichiſcher Feldmarſchalllieutenant, zeichnete ſich im Siebenjährigen Kriege aus, nach deſſen Ablauf er den kaiſerlichen Dienſt quittirte und Commandant von Hamburg wurde, als welcher er 26. Jan. 1772 geſtorben iſt.

Eberſtädt hergerührt haben, und wenigſtens die Erinnerung an den ruſſiſchen Dienſt ſeines mütterlichen Verwandten mag doch vielleicht nicht ohne Einfluß auf ſeine ſpätere ruſſiſche Laufbahn geweſen ſein. Die Ehe ſeines Vaters mit der Janus von Eberſtädt war fruchtbar. Es entſprangen aus ihr vier Töchter und vier Söhne, davon jedoch zwei Söhne zeitig ſtarben [1]) und nur eine Tochter vermählt ward. [2])

Unter dieſen Kindern war das vierte und der zweite Sohn, Gottlieb Karl (oder Kurt) Heinrich von Tottleben, zu Tottleben 31. Dec. 1715 geboren, und war bereits durch den Tod ſeines ältern Bruders der älteſte Sohn geworden, auf den auch die Güter ausſchließlich übergingen. Da er den Vater in ſeinem neunten Jahre verlor, ſo ward er von der Mutter erzogen, die erſt am 8. Nov. 1753 zu Tottleben ſtarb, nachdem ſie ſchon manche ſorgliche Kataſtrophe ihres Sohnes erlebt hatte. Sie mag die Zügel nicht mit der ſicherſten Hand geführt haben, und wenn es wahr iſt, daß der junge Tottleben Page am ſächſiſchen Hofe geweſen iſt, ſo war auch dies damals keine Schule, die zu erſetzen verſprochen hätte, was der mütterlichen Erziehungskraft etwa abging. Doch iſt in den erſten dreißig Jahren ſeines Lebens nichts von ihm bekannt worden, wodurch er die öffentliche Aufmerkſamkeit, im Guten oder Schlimmen, ſonderlich auf ſich gezogen hätte. Schon am 26. November 1737, wo alſo ſeine etwanigen Studien, die er zu Jena betrieben haben ſoll, beendigt geweſen ſein müſſen, vermählte er ſich mit Juliane Sophie, einer Tochter des eiſenachiſchen Geheimen Rathes Karl Heinrich von Kropf, die ihm zwei Töchter und einen Sohn ſchenkte, davon aber nur die älteſte Tochter die Kinderjahre überlebte und verheirathet ward, worauf ſie auch noch vor dem Vater geſtorben iſt1). Die Mutter dieſer Kinder ſtarb in Einem Jahre mit zwei ihrer Kinder, am 17. Juli 1743, und mit dieſem Todesfalle beginnt eine neue Periode in dem zeither friedlich und geordnet erſcheinenden Leben ihres Gemahls, der bis dahin auf ſeinen Gütern gelebt2) und nur die Ehrenwürde eines Kammerherrn bekleidet zu haben ſcheint. Im nächſten Jahre ſchritt er zu einer neuen Ehe und verband ſich diesmal, zu Weißtropp (21. Oct. 1744), mit der Tochter eines vornehmen ſächſiſchen Hofbeamten, des Oberküchenmeiſters Adolf Freiherrn von

---

[1]) Gottlob Ehrenreich, das dritte Kind, älter als unſer Tottleben, ward zu Tottleben 14. März 1712 geboren, und † allda ſchon 7. Aug. 1713. Chriſtoph Ehrenreich, das nächſtfolgende Kind nach unſerem Tottleben, lebte nur zehn Tage (geb. zu Tottleben 13. † 23. März 1717).

[2]) Die älteſte Tochter, Chriſtine Sophie, geboren zu Tottleben 5. Aug. 1708, † zu Groſswich 1746. Die zweite, Johanne Henriette Sidonie, geb. zu Tottleben 23. Juli 1710, † als hochbejahrtes Fräulein 17. Juni 1781. Das jüngſte Kind, Juliane Magdalene Friederike, ward zu Tottleben 7. Juni 1722 geboren und ſcheint in den neunziger Jahren noch, unvermählt, gelebt zu haben. Erdmuthe Jeanette dagegen, geb. zu Tottleben 19. Aug. 1714, ward am 12. Aug. 1742 mit Ernſt Auguſt Friedrich von Göchhauſen auf Buttelſtädt, weimariſchem Capitain, vermählt. Sie † 21. April 1775.

---

1) Es war dieß Charlotte Wilhelmine Johanne, geb. zu Tottleben 16. Dec. 1738, mit einem Freiherrn v. Mirbach in Kurland vermählt, welche Verbindung jedenfalls der ruſſiſchen Periode ihres Vaters angehört, und 1766 geſtorben. Nach ihr wurde ein Sohn geboren, Karl Heinrich Wilhelm, der am 18. April 1743 zu Tottleben geſtorben iſt, und die zweite Tochter, Luiſe Amalie, geb. zu Tottleben 5. Oct. 1742, ſtarb auch ſchon 16. Aug. 1743 gleichfalls zu Tottleben, wenige Wochen nach der Mutter, der der Sohn um wenige Monate im Tode voranging.

2) Wir ſchließen dies daraus, daß ſeine Kinder in Tottleben geboren wurden und ſtarben.

Seyffertitz und jener Babette Harthauſen, die wir als die Schwägerin des Großkanzlers Beichling kennen gelernt haben. Die Verbindung mit der Freiin Eliſabeth Chriſtine von Seyffertitz (geb. 13. März 1726) brachte zunächſt äußeren Glanz, war aber ſonſt keine glückliche. Tottleben mag jetzt mehr am Hofe gelebt haben, ſoll 1742 als Hof- und Juſtitienrath in die Verwaltung eingetreten ſein und ward 1745, während des Reichsvicariats, in den Grafenſtand erhoben, was darauf ſchließen läßt, daß auch ſein damaliger Vermögensbeſitz ausreichend war, eine entſprechende Unterlage für dieſe Würde zu bilden. Obwol aber ſeine zweite Gemahlin ihm bereits am 4. Aug. 1745 einen Sohn[1] ſchenkte, ſo brachen doch bald darauf Zerwürfniſſe aus, welche eine Trennung der Ehe zur Folge hatten, und die Schuld des Unheils ſcheint auf Seiten des Gemahls gelegen zu haben, da dieſer gleichzeitig (1747) für gut fand, Sachſen zu verlaſſen. Seine geſchiedene Gemahlin hat ſich ſpäter mit einem Grafen Job Sigmund von Bronikowski verehelicht.

Ueber die näheren Umſtände dieſer Familienkriſis und über die eigentlichen Gründe ſeines Exils haben wir etwas Sicheres zur Zeit nicht ermitteln können, ſowie überhaupt über ſeine ganze Stellung in Sachſen eine gewiſſe Unklarheit ſchwebt. Er wird überall als Kammerherr, daneben aber bald als Hofrath, bald als Landkammerrath bezeichnet. Erſterer Titel würde auf eine Mitgliedſchaft in einer wichtigen Oberbehörde weiſen, während der letztere nur eine Sinecure bezeichnen würde, die in jener Zeit, nach einem im Weißenfelſiſchen gegebenen Vorgange, auch in den Kurlanden häufig von Rittergutsbeſitzern geſucht wurde, ſich aber zeitig wieder verloren hat. An einer Stelle, wo Tottleben lediglich als Kammerherr bezeichnet wird, finden wir die Angabe, er ſei wegen Beſtechlichkeit des Landes verwieſen worden. Was für Beſtechlichkeit er ſich als Kammerherr zu Schulden kommen laſſen konnte, iſt allerdings ſchwer zu ermeſſen. Als Hofrath war es eher möglich; es würde aber in jener Zeit immer etwas ganz Abſonderliches geweſen ſein, wenn ein vornehmer Herr, ohne das Hinzukommen einer ſonſtigen Urſache zu Ungnade und Verfolgung, wegen Beſtechlichkeit einer Ahndung verfallen wäre, und dann würde ſich die Sache wol, ſtatt einer Landesverweiſung, auf Entlaſſung vom Amte und Verweiſung auf die Güter beſchränkt haben. Auch iſt Tottleben in einer ſpätern Zeit ganz ruhig auf ſeine Güter zurückgekehrt und hat Jahre lang unangefochten daſelbſt gelebt. Es dürfte alſo doch wol wahrſcheinlicher ſein, daß ſeine Ungnade und Entfernung mit ſeiner Scheidung und deren uns allerdings unbekannten Gründen zuſammenhing. Wol aber muß der ganze Vorgang einen tiefen und zunächſt nachtheiligen Eindruck auf ihn gemacht haben, der ihn für die nächſten Jahre mehrfach aus den Fugen brachte und ſein bis dahin im gewöhnlichen Gleiſe dahinfließendes Leben in ein vielbewegtes und abenteuerliches verwandelte.

---

[1] Karl Adolf Gottfried, gleichfalls zu Tottleben geboren. Wir wiſſen nichts weiter von ihm, als daß er preußiſcher Major wurde und ſich zu Dresden mit einer Tochter des Geheimen Raths von Bleth vermählte, aus welcher Ehe 17. März 1777 zu Dresden eine Tochter geboren ward, Adolfine Juliane geheißen. Während der zweiten ruſſiſchen Periode ſeines Vaters ſoll er als Oberſtlieutenant in ruſſiſchen Dienſt getreten, ſcheint aber nicht in Rußland geblieben zu ſein.

Schon 1747 treffen wir ihn in Holland. Dorthin mag ihn, neben den ſonſtigen damaligen Verhältniſſen der niederländiſchen Föderation und dem gerade dort eröffneten Kriegstheater, wol der Umſtand gezogen haben, daß ſein einziger jüngerer Bruder, Oswald Leberecht (geb. zu Tottleben 12. Mai 1719), in holländiſchen Kriegsdienſten ſtand[1]. (Auch könnte jener Auguſt Sigmund von Reizenſtein auf Niederndorf und Prex, der, zu Penig am 7. Juli 1708 geboren, erſt ſeit 1720 Page in Culmbach[2], dann ſeit 1724 Cadet in Dresden, dann ſeit 1730 kaiſerlicher Fähnrich, ſeit 1734 Cornet unter den franzöſiſchen Huſaren, ſeit 1738 braunſchweigiſcher Fähnrich und ſeit 1742 holländiſcher Lieutenant war, durch die Frauen ein naher Verwandter von ihm geweſen ſein. Denn auch dieſer Reizenſtein, der übrigens 1740 nochmals die Fahnen wechſelte und culmbachiſcher Lieutenant wurde, war in erſter Ehe mit Marie Eliſabeth von Kropf[3] vermählt geweſen.) Tottleben ergriff jetzt das Kriegsgewerbe und errichtete ein Regiment Fußvolk für die Generalſtaaten, aus 14 Compagnien beſtehend, deren Oberſt er war und deren Offiziere er ernannte, das jedoch ſchon 1748, kurz nachdem es zum erſtenmal ins Feld gegangen war, wieder abgedankt wurde, wie des inzwiſchen geſchloſſenen Friedens halber mit ſo vielen neu errichteten Corps geſchah. Daß die Urſache in der ſchlechten Beſchaffenheit des Corps gelegen habe, wie wir behauptet finden, müſſen wir dahingeſtellt ſein laſſen. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, da in dieſem letzten Kriegsjahre ſchwerlich viele Freicorps in

---

[1] Er war zuletzt Oberſt, verzehrte übrigens in ſpäteren Jahren ſeinen Ruhegehalt in Sorau.

[2] Bei Markgraf Albrecht Wolfgang (geb. 8. Dec. 1689, † 29. Juli 1734).

[3] Geboren 1708, vermählt 1738, † 1740.

Holland aufgeſtellt worden ſein mögen, deren Charakter es wünſchenswerth gemacht hätte, ſie auch im Frieden beizubehalten. Aber an Tottleben dürfte die Schuld doch nicht gelegen haben, da er nicht blos ein Jahrgeld zur Entſchädigung erhielt, ſondern für ſeine Perſon im Dienſte, oder doch in Wartegeld, blieb, ja ſelbſt dann noch in den Liſten der Armee fortgeführt ward, als er eigentlich durch anderweite Schritte ſeine dortige Stellung verwirkt hatte.

Er hatte im Haag Zutritt zu dem ſächſiſchen Reſidenten Johann Peter Bock erhalten, was denn auch dafür ſprechen dürfte, daß er gegen Sachſen nicht rettungslos compromittirt war. Bei Bock lernte er deſſen Schweſtertochter, Marie Petronella Victor, kennen, die, in Batavia geboren, ihre Aeltern beide verloren hatte, Erbin von 600,000 Fl. und erſt 15 Jahre alt war (geb. 1735). Dem geübten Weltmann gelang es, trotz des Unterſchiedes der Jahre, oder vielleicht (da man ſagt, daß die erſte Jugend ſich leicht in das gereiftere Alter verliebt, wie dieſes in jene) mit Hilfe deſſelben, das Herz des unerfahrenen Mädchens ſoweit zu gewinnen, daß es einwilligte, ſich von ihm entführen zu laſſen. Eines Tages im Jahre 1750 geleitet er ſie und zwei ihrer Couſinen, der Töchter Bock's, ins Theater, weiß es dann ſo zu karten, daß er ſie allein nach Hauſe fährt, fährt auch in die Stadt herein, aber zum andern Thore hinaus und mit untergelegten Pferden nach Deutſchland[1]). Er führte ſeine Braut zunächſt nach Weimar, wahrſcheinlich weil ſeine Schweſter daſelbſt verheirathet war. Im Haag ward gewaltiger Lärm geſchlagen und die Regierung verlangte die Auslieferung der Entführten und des Entführers. Er ward auch in Weimar verhaftet, aber bald, vielleicht durch Vermittelung der am weimariſchen Hofe beliebten Göchhauſen, oder weil man es ganz zweckmäßig fand, daß die Schätze einer reichen holländiſchen Erbin den Mynheers entzogen wurden, wieder in Freiheit geſetzt. Die Entführte hatte erklärt, daß ſie ihn freiwillig begleitet habe. Nun ging er nach Berlin und gewann die begünſtigende Vermittelung Friedrich's II., der bekanntlich namentlich für das letztere Moment, das Hereinziehen reicher Mitgiften und Erbſchaften in ſein Land, ſehr empfänglich war. So gelang es, ſeinen Frieden mit der Familie der Entführten und mit den holländiſchen Behörden zu machen. Er erhielt freies Geleit und ward am 7. Jan. 1754, nachdem ſie alſo ſchon in das vierte Jahr mit ihm umhergeirrt war, im Haag mit ihr durch den franzöſiſchen Prediger Royer getraut, worauf er, was vielleicht eine Bedingung der Vermittelung geweſen, Güter im Preußiſchen angekauft haben ſoll1), und ſich nach Berlin wendete.

---

[1]) Die Scene wird auch nach Amſterdam verlegt, wo aber Bock nicht lebte. Die Damen müßten denn einen Ausflug nach Amſterdam gemacht haben.

Jetzt wäre er in der Lage geweſen, in ſeine frühere Bahn unter noch günſtigern Verhältniſſen wieder einzulenken. Es ſcheint aber, daß die einmal erwachten Leidenſchaften und ſtürmiſchen Neigungen es nicht dazu kommen ließen und die Ruhe ihm verderblich war. Er ſoll ſich mancherlei Ausſchweifung und Verſchwendung

---

1) Welche und was aus ihnen geworden, bleibt uns noch eine Frage. Fielen ſie vielleicht bei der Scheidung der Frau zu? Oder blieb noch eine gewiſſe Gemeinſchaft dieſer Güter? Wir finden erwähnt, daß er Güter bei Sorau beſeſſen habe, und in Sorau lebte ſein Bruder und ſeine zweite geſchiedene Gemahlin.

ergeben haben und auch ſeiner jungen Gemahlin gegenüber in mißliche Verhältniſſe gerathen ſein, ſodaß auch dieſe Ehe, auf ihr Anſuchen, wieder getrennt wurde und er für gut fand, Berlin zu verlaſſen. (Seine geſchiedene Gattin, die ihre jugendliche Uebereilung ſo ſchwer büßte, iſt am 3. December 1782 zu Sorau, alſo an demſelben Orte, wo ſein Bruder die letzten Jahre verbrachte, geſtorben.) Ob er Berlin ganz freiwillig verließ, oder, wie wir auch behauptet finden, ausgewieſen wurde, können wir nicht entſcheiden. Jedenfalls hat er ſpäter bewieſen, daß er keinen Groll auf Berlin und Preußen bewahrte, vielmehr für die Dienſte, die ihm die preußiſche Regierung in ſeiner holländiſchen Angelegenheit geleiſtet, dankbar war. Er ging übrigens keinesweges ſogleich nach Rußland, ſondern wendete ſich zunächſt nach Hildburghauſen, wo er bis 1757 blieb, ohne daß wir über ſeinen dortigen Aufenthalt etwas Näheres anführen könnten.

Nach Ausbruch des Siebenjährigen Krieges nahm er ſeinen Abſchied aus holländiſchen Dienſten, nachdem er bis dahin immer noch ſein Wartegeld von da bezogen, erhielt ihn als Generalmajor und ward nun in gleicher Eigenſchaft in Rußland angeſtellt, wobei er zunächſt ein Freicorps von 1200 Mann zu errichten beauftragt ward. Er ſoll weiterhin beſonders von Fermor[1]) begünſtigt worden ſein, und wir finden ihn, meiſt bei der Vorhut, in den ruſſiſchen Heeren, die gegen Preußen zogen, bei den Schlachten von Großjägersdorf, über welche und überhaupt den Feldzug von 1757 er der Kaiſerin perſönlich, im Auftrag des Grafen Apraxin, Bericht erſtattete,

---

[1]) Th. V, S. 372.

Zorndorf, wo er am Kopfe leicht verwundet worden ſein ſoll; Kay, Kunnersdorf. Am 29. Aug. 1759 erhielt er den St. Annenorden. Er befehligte damals die Vorpoſten und leichten Truppen der Soltikoff'ſchen Armee. Daß er den bald nach der letztgenannten Schlacht gefangenen Grafen Härd, mit dem er in Holland zuſammen gedient hatte und der zunächſt zu ihm gebracht wurde, mit der Humanität und Artigkeit behandelte, welche ein gebildeter deutſcher Offizier einem ehrenhaften Gegner ſtets beweiſen wird, iſt bereits im vorigen Theile (S. 281) berichtet worden. Er ahnte damals noch nicht, daß er in nicht zu ferner Zeit ein Leidensgenoſſe deſſelben werden ſollte.

Im Herbſte des Jahres 1760 bewirkten die Beſchwerden der Verbündeten Rußlands über die ſchlaffe und wirkungsloſe Kriegsführung der letzteren den Befehl an General Soltikoff1), eine Unternehmung gegen Berlin zu machen, welche von Schleſien aus durch die Oeſterreicher unterſtützt werden ſollte. 20,000 Ruſſen unter Czerniczeff2) und Tottleben und 15,000 Oeſterreicher unter Brentano und Lascy ſollten den Handſtreich ausführen, der auf nichts als einen Beutezug hinauslaufen konnte, da der Schwerpunkt Preußens damals nicht in Berlin, ſondern in dem König und ſeinem Heere lag. Tottleben, der auch hier die Vorhut führte, wußte den Bewegungen der Ruſſen eine ſolche Raſchheit zu geben, daß ſie den Oeſterreichern, wie er gewünſcht hatte, zuvorkamen. Für Berlin war dies ein Glück, da die Ruſſen wenigſtens keinen Haß auf Preußen, keinen Antrieb zur Rache hatten, wie die Oeſterreicher und die

---

1) A. a. O.

2) Th. V, S. 284.

bei dieſen ſtehenden Sachſen. Bereits am ſechſten Tage nach dem Abmarſch aus Schleſien ſtand Tottleben vor den Thoren Berlins. Allerdings hatte er nur 3000 Mann bei ſich und dies erklärt es, warum man in Berlin, wo man in der offenen Stadt kaum 1500 Mann Beſatzung hatte, an Vertheidigung denken konnte. Freilich waren der greiſe Feldmarſchall Lehwald 1) und die verwundeten Generale Seidlitz und Knobloch 2) zur Stelle, den Muth der preußiſchen Truppen zu beleben, und General Rochow 3), als Commandant, verweigerte die Uebergabe und ſchickte Eilboten an den Prinzen Eugen von Württemberg (Th. VII, S. 308), der in Pommern, und an General Hülſen (Th. VII, S. 273), der in Sachſen ſtand, ſie zur Hilfe zu rufen. Vergebens ließ Tottleben die Stadt vom Tempelhofer Berge aus, von 2 Uhr nach Mittag an bis in die Nacht hinein, bom-

---

1) Hans von Lehwald, geb. 1685, kam 1700 in Dienſt, war ſchon 1713 Major, 1728 Oberſt, 1740 Generalmajor, 1743 Generallieutenant, 1747 General der Infanterie, 1751 Feldmarſchall und Gouverneur von Königsberg, 1759 Gouverneur von Berlin, † 16. Nov. 1768 zu Königsberg. Seine erſte Gemahlin war Eliſabeth Charlotte von Munkel, die ihm einige Töchter gebar. Seine zweite Ehe mit Anna Sophie Agnes, Tochter des Feldmarſchalls Wilhelm Dietrich von Buddenbrock, Witwe des Feldmarſchalls von Röder, war kinderlos.

2) Karl Gottfried, geb. 12. Oct. 1697 zu Großlittchnen in Oſtpreußen, bei den Jeſuiten in Röſſel erzogen, 1713 Fahnjunker, 1717 Fähnrich, 1720 Lieutenant, 1728 Stabscapitain, viel als Werber beſchäftigt, 1742 Major, 1754 Oberſt, 1758 Generalmajor, bei Kunnersdorf verwundet, † 25. März (oder Mai) 1764 als Commandant von Schweidnitz, in Folge eines Sturzes vom Pferde. Von Sophie Luiſe Conſtanze von Droſt hatte er 3 Söhne und 2 Töchter.

3) Hans Friedrich auf Pleſſow, ſtieg 1740 vom Capitain ſogleich zum Oberſten, ward 1744 Commandant von Neiße, bald darauf penſionirt, 1756 Generallieutenant und interim. Commandant von Berlin, 1760 verabſchiedet, † nach 1780 in Brandenburg.

bardiren; vergebens verſuchte er in der Nacht, von der ſchleſiſchen Seite her, einen Sturm. Jedes Feuer ward am Ausbruch gehindert und die ſtürmenden Ruſſen wurden drei Mal zurückgeworfen, worauf ſie ſich hinter Tempelhof verſchanzten und, als am Abend des 4. das Corps des Prinzen von Württemberg, 6000 Mann ſtark, allerdings zum Tode ermüdet, in Berlin einrückte, ſich auf Köpenick zurückzogen (5. Oct.). Am 8. kam auch Hülſen mit 9000 Mann, aber freilich nahten jetzt auch die Ruſſen unter Czerniczeff und die Oeſterreicher und nun ſtanden 35,000 Feinde den 15—16,000 Preußen gegenüber und die preußiſchen Befehlshaber glaubten unter dieſen Umſtänden, die Hauptſtadt aufgeben und ſich auf Spandau zurückziehen zu müſſen. Auch ſo ſollen die ruſſiſchen und öſterreichiſchen Generäle Bedenken getragen haben, in Berlin einzudringen, weil ſie beſtändig fürchteten, von dem Könige ſelbſt überraſcht zu werden, und ſollen nur durch den Hohn des franzöſiſchen Bevollmächtigten, Grafen Montalembert, beſtimmt worden ſein, das auszuführen, weswegen ſie hergekommen. An eine Vertheidigung der Stadt war nicht zu denken. Bevor aber eine gewaltſame Einnahme ſtattfand, deren Folge die ärgſten Gewaltthätigkeiten geweſen ſein dürften, beſchickten die ſtädtiſchen Behörden, in der Nacht vom 8. zum 9. October, den General Tottleben und ſchloſſen eine Capitulation mit ihm ab. Sie ſollen dies auf den Rath des Kaufmanns Gotzkowski¹) gethan haben, der

---

1) Johann Ernſt Gotzkowsky war in Konitz in Mähren geboren, hatte ſeinen Vater früh an der Peſt verloren, war dann von Verwandten in Dresden erzogen werden und hatte ſpäter eine Mode- und Bijouteriehandlung in Berlin errichtet. Friedrich II. hatte ihn als Kronprinz mehrmals nach Rheinsberg kommen laſſen, um ihm Aufträge zur Leipziger Meſſe mitzugeben, hatte ihn dabei kennen

ihnen empfohlen habe, ſich lieber den Ruſſen, als den Oeſterreichern zu ergeben. Daß ſein Rath ſich im Ganzen ſo gut bewährt, dazu hat freilich auch die Perſönlichkeit Tottleben's weſentlich beigetragen. Tottleben blieb ſowol hinter ſeinen allgemeinen Inſtructionen, welche dahin gelautet haben ſollen: zu Berlin alle Zeughäuſer und Kriegsvorräthe zu ruiniren, ſtarke Contributionen auszuſchreiben und dem Könige von Preußen ſoviel Schaden zu thun, als nur immer möglich ſein wolle[1], als hinter Fermor's ſpeciellen Befehlen zurück, ſofern dieſe die Auflegung einer Contribution von vier Millionen Reichsthaler alten Geldes in ſich faßten. Die Capitulation wurde dahin abgeſchloſſen, daß die Stadt ſich den Ruſſen ergab, eine Contribution von 1,500,000 Thlr. der damals gangbaren Münze und ein Douceur von 200,000 Thlrn. für die ruſſiſchen und öſterreichiſchen Truppen zahlte. Früh am 9. October beſetzten die Ruſſen die Thore und die Hauptwache und 4000 Mann lagerten ſich im Luſtgarten, die Uebrigen um die Stadt. Das

---

und achten lernen und forderte ihn gleich nach ſeiner Thronbeſteigung auf, möglichſt viele geſchickte Ouvriers in das Land zu ziehen. Er gründete auch ſchon 1743, durch ſeinen Schwiegervater, den Hoflieferanten Blum, eine Sammetfabrik in Berlin, übernahm 1753 die Seidenfabrik in der Friedrichſtadt, gründete 1760 die Porzellanfabrik in Berlin, hatte aber ſpäter Unglück, mußte accordiren und † 1775 außer Geſchäft. Bei dem Einzuge Friedrich's II. in Berlin am 30. März 1763 war er der Anführer der Berliner Kaufmannſchaft, die zu Pferde den Reiſewagen des Königs umgab. Leipzig bewahrt ihm ein dankbares Andenken, weil ſeine Verwendung 1760 und 1762 bedeutende Herabſetzungen der aufgelegten Contributionen erwirkte, ſowie er auch die Bürgſchaft für die Zahlung übernahm. Der Kurfürſt von Sachſen verlieh ihm dafür den Titel eines Geheimen Commercienrathes, von dem er aber keinen Gebrauch machte.

[1] So berichtete wenigſtens der ſächſiſche Legationsrath Praſſe (13. Oct. 1760) ſeinem Hofe. S. Herrmann, Geſchichte des ruſſiſchen Staats, V, 239.

Eigenthum der Bürger wurde geſchützt; die Plünderungen der königlichen Luſtſchlöſſer und die von den Oeſterreichern und den auf Preußen bis zur äußerſten Wuth erbitterten Sachſen[1] in der Umgegend verübten Gewaltthätigkeiten konnte Tottleben nicht verhindern. Lascy war höchſt entrüſtet, als er die Capitulation erfuhr, verlangte gleichen Antheil an der Contribution und an der Beſetzung der Stadt und ließ die Ruſſen mit Gewalt vom brandenburger (nach Andern vom halliſchen) Thore vertreiben, auch einige Truppen in die Stadt ins Quartier legen. Czerniczeff ſchlichtete den Streit, indem er den Oeſterreichern einige Conceſſionen machte, und als die Nachricht anlangte, daß der König am 11. Oct. bei Sprottau über den Bober gegangen ſei und zum Entſatz heranrücke, erhielten Czerniczeff und Tottleben aus dem bei Frankfurt ſtehenden Hauptquartiere Befehl zum ſofortigen Rückzuge, den ſie ſchon am 12. antraten, und die Oeſterreicher nahmen eine feſte Stellung an der Elbe.

Tottleben kam die Milde, mit der er in Preußen verfahren war[2], theuer zu ſtehen; denn ſie bot der Feindſchaft, mit der ihn Czerniczeff und deſſen Brüder verfolgten, willkommene Anläſſe, ſich gegen ihn geltend zu machen.

---

[1] Die Preußen hatten bis dahin in Sachſen vielleicht nirgend ſolche rohe Exceſſe begangen, wie damals um Berlin verübt wurden; es wäre auch an ihnen weit härter zu beurtheilen geweſen, da ſie Sachſen ohne Rechtsgrund überfallen hatten. Aber was waren dieſe einmaligen rohen Gewaltthaten einer aufgeregten Truppe gegen die ſiebenjährige berechnete Mishandlung und Ausſaugung eines ganzen Landes und Volkes, über welche die Sachſen zu klagen hatten?!

[2] Ganz ausnahmslos war ſie jedoch nicht. Die Berliniſchen Zeitungen hatten vorher viele Schreckensberichte über die Grauſamkeiten gebracht, welche Tottleben's Corps begangen hatte, oder haben ſollte. Als nun Tottleben nach Berlin kam, ließ er den Redacteur, einen alten Mann Namens Johann Victor Krauſe, verhaften und ſprach von Henken, antwortete auch den Miniſtern, die für den

Er ſcheint dieſe Feindſchaft ſelbſt noch geſchärft zu haben, indem er, was jedoch ſchon vorausſetzen läßt, daß er wußte, ſein Verfahren in Berlin ſei in St. Petersburg nicht günſtig aufgefaßt, oder dargeſtellt worden, eine Relation über daſſelbe verbreitete, durch welche die Czerniczeffs und Andere in ein mißliches Licht kamen. Der ſächſiſche Legationsrath Praſſe, der dies berichtete[1], meinte gleich: „Bei Czerniczeff's Verbindungen kann ihm das nicht gut hingehen.“ Totleben fühlte auch ſelbſt, daß der Boden unter ihm unſicher ward, und verlangte ſeinen Abſchied. Er erhielt ihn aber nicht, ward vielmehr, nachdem Soltikoff im November 1760 abberufen und durch den alten Feldmarſchall Grafen Alexander Boriſowitſch Butturlin, der ſich ganz von Czerniczeff lenken ließ, erſetzt worden war, als angeblicher preußiſcher Kundſchafter verhaftet[2]) und — wie es heißt, in Ketten — nach St. Petersburg geſchickt, wo er bis zu dem Tode der Kaiſerin Eliſabeth in ſtrenger Haft gehalten ward, ungeachtet die Ruſſen auch nach ſeiner Entfernung den Krieg nicht weſentlich energiſcher führten.

Peter III. wird ihn jedenfalls ſeiner Haft entlaſſen haben; eine vollſtändige Freiſprechung iſt aber nicht erfolgt, oder durch den baldigen Sturz dieſes Fürſten wieder rückgängig gemacht worden; denn im April 1763

---

armen Teufel baten: „il me faut une victime.“ Dann ging er auf Spießruthenlaufen herab, und wenn es gleich auch damit nicht ernſthaft gemeint geweſen ſein mag, ſowenig wie mit dem Henken, ſo war es doch hart genug, den armen alten Mann auf die Straße führen und zu Empfang der Strafe entkleiden und erſt dann ihm deren Erlaſſung ankündigen zu laſſen.

1) S. Herrmann a. a. O.

2) Oberſtlieutenant von Jſch arretirte ihn am 30. Juni 1761 zu Bernſtein in der Neumark, worauf er von 50 Koſaken nach St. Petersburg gebracht wurde.

wurde Tottleben, nachdem er vor dem Hofkriegsrathe in Unterſuchung geweſen, als angeblich durch Zeugen und Briefe verſchiedener gefährlicher Anſchläge gegen das ruſſiſche Reich überführt, ſeiner Güter, Ehren und Lebens verluſtig erklärt, ihm jedoch, in Betracht ſeines langen Gefängniſſes und weil ſeine Anſchläge nicht zur Ausführung gekommen, das Leben geſchenkt und die noch weitere Gnade erwieſen, daß er, ſtatt nach Sibirien, in die Freiheit, in das Vaterland verwieſen wurde. Er ſollte unter ſtarker Bewachung an die Grenze geführt, ihm hier ſein Urtel nochmals vorgeleſen und er dann bedeutet werden, daß ihm die Kaiſerin das Leben ſchenke. Dann waren ihm ſeine Würden und Orden abzunehmen und er hatte einen Revers auszuſtellen, worin er ſich verbindlich machte, nie wieder, öffentlich oder heimlich, einen Fuß in das ruſſiſche Reich zu ſetzen, widrigenfalls es Jedem, der ihn erkennen würde, freiſtehen ſollte, ihn zu tödten. Der auf ſeine in Rußland befindlichen Gelder und Effecten gelegte Sequeſter wurde zwar zu Gunſten ſeiner Gläubiger aufgehoben, bald aber wieder auf preußiſche Requiſition aufgelegt, weil mehrere Entepreneurs ihren Regreß wegen der von ihm im Kriege zerſtörten Magazine an ihn nehmen wollten, was denn freilich ein ſeltſamer Gedanke war, bei dem man ſich wundern muß, daß Friedrich II. die Conſequenzen deſſelben nicht bedacht hat. Für Tottleben wird die Sache gleichgiltig geweſen ſein, da er ſchwerlich hoffen konnte, von dem in Rußland Zurückgehaltenen etwas für ſich zu bekommen, und Niemand daran dachte, ſeine ſächſiſchen und preußiſchen Güter in Anſpruch zu nehmen. In Tottleben[1]) wurde er vielmehr mit vielen Freudensbezeigungen von ſeinen Gutsunterthanen empfangen, ſoll Pfarrer, Kirche und Schule reich beſchenkt, den vom Kriege beſchädigten Unterthanen aufgeholfen und die ſehr ruinirten eignen Güter, als welche jetzt Tottleben und das nahe gelegene bedeutendere Gut Klettſtädt genannt werden, wieder in Stand zu ſetzen Anſtalt getroffen haben. Es weiſt das alles darauf hin, daß er ſich doch in ſeinen ruſſiſchen Befehlshaberſtellen etwas erworben und dies auch gerettet hatte. Sehr bedeutend können ſeine Bemühungen für den Wohlſtand des ihm befohlenen Ortes und für die kirchlichen Anſtalten daſelbſt jedoch auch nicht geweſen ſein, da die 43 Häuſer von Tottleben zu ſeiner Zeit doch nur auf 46 angewachſen ſind und noch lange nach ihm über die gänzliche Dürftigkeit der Pfarre[1]) geklagt worden iſt. Im Auguſt 1763 wollte er ſeine Güter bei Sorau beſuchen, hatte aber das Unglück, daß die zu raſchen Pferde den Wagen umwarfen, wobei er ein Bein brach, die Schulter ausrenkte und ein Pferd ihm auf das Bruſtbein ſchlug, ohne daß dies alles für ihn ernſtere Nachwehen hinterlaſſen zu haben ſchiene.

---

[1]) Auf der Reiſe dahin iſt er am 19. Juni 1763 durch Leipzig gekommen.

Sein erſtes Wiederauftreten im öffentlichen Leben iſt räthſelhaft und zweideutig. Im März 1769 wurde er nämlich, zugleich mit dem Prinzen Karl Biron, in Großglogau verhaftet, weil Beide im Begriff geweſen ſeien, ſich zu den polniſchen Conföderirten zu begeben und an deren Spitze zu treten. Da dieſe Conföderirten, die ſich damals in zuſammenhangsloſen Aufſtänden bewegten, deren Häupter aber gerade in jener Zeit ihre Berathungen zu Teſchen und Bielitz hielten, antiruſſiſch waren, ſo wäre Totleben's Plan, falls er begründet war, ein Act der Feindſchaft gegen Rußland geweſen, mit dem es ſchwer zu vereinigen wäre, daß er, bald wieder freigelaſſen, ſich zunächſt nach Warſchau, dann aber nach St. Petersburg begab und wieder in ruſſiſchen Dienſt trat. Man müßte denn annehmen, daß er ſeinen Frieden mit Rußland durch umfaſſende Aufſchlüſſe über das, was ihm von den Planen der Conföderirten bekannt worden, erkauft habe, oder daß es von Haus aus nur ſeine Abſicht geweſen ſei, einer der vielen falſchen und verrätheriſchen Freunde zu werden, die ſich bei dieſen auch ſonſt in Zwieſpalt und Verwirrung begriffenen Conföderirten befanden. Wie dem auch ſei, man findet nicht, daß ſeinem polniſchen Plane damals irgend eine weitere Folge gegeben worden wäre, wol aber daß er vor oder bei dieſer Gelegenheit ſich mit der ruſſiſchen Regierung verſtändigt hatte, oder — daß die Zeit nun gekommen war, wo die vielleicht ſchon 1763 erfolgte Verſtändigung mit derſelben offenkundig werden konnte. Es ſoll eine Reviſion ſeines Proceſſes ſtattgefunden haben und derſelbe caſſirt worden ſein. Indeß ergibt ſich aus dem in ſeiner Sache im Juni 1769 veröffentlichten Erlaſſe etwas anderes nicht, als daß er zunächſt Erlaubniß erhalten hatte, nach Rußland zurückzukehren, und dann, auf eine eingereichte Bittſchrift, von der Kaiſerin begnadigt worden war. Es wird das wol die Form geweſen ſein, in der allein man zu erkennen geben konnte, daß man ſich geirrt gehabt, oder — anders beſonnen habe.

---

[1]) Von dieſer bemerken wir beiläufig, daß gegen Ende des Dreißigjährigen Krieges ſich mehrere Jahre gar kein Pfarrer für ſie finden wollte. Auf der andern Seite finden wir, daß ſie hinter einander von Großvater, Sohn und Enkel aus der Familie Fiſcher verwaltet worden iſt.

In dieſer Bittſchrift ſoll er, dem amtlichen Erlaſſe zufolge, geſagt haben:

„Die großmuthsvolle und allergnädigſte Erlaubniß, in das Reich und in die Reſidenz Ew. Kaiſerl. Maj. zurückkehren zu dürfen, bringt mir Unglücklichen das Leben zurück, welches mir ganze acht Jahre zu einer faſt unerträglichen Laſt geworden, indem ich mich dieſe ganze Zeit hindurch in dem bedauernswürdigſten Zuſtande und in einen Abgrund von Unglück und Kummer verſenkt geſehen. So betrübt aber dieſer mein Zuſtand auch immer ſein möge, ſo habe ich dennoch alle mir verſchiedentlich angebotene Dienſte jederzeit ausgeſchlagen, in der ſchmeichelhaften Hoffnung, daß das mitleidsvolle und huldreiche Herz Ew. Kaiſerl. Maj. meine allerunterthänigſte Bitte in Gnaden gewähren und mir erlauben würde, mein Leben bis auf den letzten Blutstropfen dem Dienſte Ew. Kaiſerl. Maj. zu weihen. Allerdurchlauchtigſte Monarchin! erlauben Sie aus angeſtammter und weltgeprieſener Großmuth mir, Dero Knecht, meine allerunterthänigſte Bitte Ew. Kaiſ. Maj. zu Füßen legen zu dürfen, damit das Vergangene in Vergeſſenheit geſtellt werde, und mich in die Zahl Dero getreuer Unterthanen aufzunehmen. Die Pflicht und meine natürliche Neigung, wenn anders Ew. Kaiſerl. Maj. mich für würdig halten, irgend wozu gebraucht zu werden, werden mir, da ich mein Leben wider die Feinde Dero Reiches widme, vielleicht Mittel verſchaffen, meinen Eifer zum Dienſt Ew. Kaiſerl. Maj., ſowie auch meine ewige Erkenntlichkeit und Dankbegierde für ſolche mir angediehene unausſprechliche Gnade an den Tag zu legen.“

Auf dieſe Bittſchrift habe, ſo heißt es dann weiter, die Kaiſerin am 19. Juni geſchrieben: „Hierauf verzeihen wir ihm allergnädigſt,“ was denn zu Jedermanns Nachricht bekanntgemacht werde, damit alles dasjenige, was wegen des Grafen von Totleben vorgefallen, in Vergeſſenheit geſtellt werde.

Die Kaiſerin hatte ihm verziehen und er trat wieder in ſeine Chargen ein. Bereits war der Krieg von der Pforte an Rußland erklärt, lange bevor ſie ſich in den Stand geſetzt hatte, ihrem Manifeſte einen thatkräftigen Nachdruck zu geben, und zeitig genug, daß Rußland den großen Mängeln ſeiner eignen Kriegsmittel wenigſtens nothdürftig abzuhelfen vermochte. Totleben ward nicht bei der Hauptarmee, oder ſonſt an eigentlich entſcheidenden Stellen, ſondern dazu verwendet, mit den georgiſchen Fürſten eine Diverſion gegen Erzerum und Trapezunt zu machen; eine im Ganzen undankbare Aufgabe, da man damals noch bereit war, dieſe Mitſtreiter, wenn man ſie nicht mehr brauchte, ihrem Schickſale zu überlaſſen. Georgien, ſeit 1424 getheilt und von Perſern, Türken und Lesghiern, welche ſeine innern Parteiungen benutzten, bedrängt, hatte ſich, bei der Uneinigkeit ſeiner Gegner und mit gelegentlicher ruſſiſcher Hilfe, einer völligen Unterjochung durch den Islam immer noch zu erwehren gewußt. In dem einen, im Ganzen geſichertſten Haupttheile Georgiens, Imerethi, regierte ſeit 1745 Salomo I., war zwar 1768 durch einen Aufſtand der Großen, unter türkiſchem Beiſtand, vertrieben worden, hatte ſich aber mit Hilfe der Lesghier bereits wieder eingedrängt, als Totleben mit einem ruſſiſchen Corps zu ihm kam. Karthli und Kakheti waren ſeit 1760 vereinigt unter Irakli II., der zu jener Zeit in Europa unter dem Namen des Prinzen Heraklius vielbekannt war[1], ſeit 1744 in Kakheti regierte und 1760 ſeinen Vater

---

[1] Auf ihn zielt der Wandsbecker Bote in dem Verſe:
„Der Prinz Heraklius ſchickt ſeine Muſikanten.“

Theimuraz II. auch aus Karthli vertrieben hatte[1]), worauf er mit den Perſern ein gutes Einvernehmen pflegte und die Kurden und Lesghier im Zaume hielt.

Tottleben kam zuerſt nach Imerethi, wo er aber wenig zu thun traf, da ſich nur noch in wenigen Feſten ſchwache türkiſche Beſatzungen fanden, ging dann nach Karthli, nahm überall die Huldigungen der georgiſchen Fürſten für Rußland ein und machte (1770) mit Irakli einen Zug gegen Agalzik. Sie ſollen ſich aber nicht wohl vertragen haben; Tottleben kam nach Imerethi zurück und vertrieb die Türken aus den Plätzen, die ſie dort noch beſetzt hatten, worauf er zu einer anderen Beſtimmung abberufen ward und den General Suchotin zum Nachfolger erhielt, welcher 1772 Georgien gänzlich räumte. Salomon hielt ſich jedoch bis zu ſeinem Tode (1782) ohne weitere Anfechtung. Nachmals hat, nach längeren Wirren, Irakli II. den Neffen Salomon's, ſeinen eignen Enkel, als Salomo II. eingeſetzt (1793), der jedoch 1810 der Regierung enthoben ward, als die Ruſſen auch Imerethi ihrem Reiche einverleibten. Irakli III. erkämpfte den Türken gegenüber einen ehrenvollen Frieden, mußte ſich aber gegen die Perſer unter ruſſiſchen Schutz begeben (1793) und nach ſeinem Tode (1798) fand ſich ſchon ſein Sohn und Nachfolger Georg IV. († 1800) zur gänzlichen Unterwerfung unter Rußland veranlaßt, die auch 1802 vollzogen ward.

Mit Tottleben's Dienſten in Georgien muß die ruſſiſche Regierung nicht unzufrieden geweſen ſein; denn er erhielt im September 1771 den Alexander-Newski Orden und wurde zum Generallieutenant und Commandirenden in Litthauen ernannt. Sein humanes und gewandtes

---

[1]) Theimuraz ging nach Rußland und ſtarb daſelbſt 1762.

Benehmen wird auch in dieſer Stellung erwähnt. Daß er, wie man auch findet, zum ruſſiſchen Geſandten in Warſchau, als Saldern's Nachfolger, ernannt worden ſei, ſcheint unbegründet. Er ſtarb zwar, von einem hitzigen Fieber befallen, in Warſchau (15. oder 19. März 1773); aber ſeiner Leiche, welche drei Tage lang im Potockiſchen Palais ausgeſtellt war, folgte bei der Beerdigung (23. Mai) der ruſſiſche Geſandte, welcher Saldern's Nachfolger war und blieb, der Freiherr von Stackelberg. — Früher verſchwenderiſch, ſoll er in ſeinen ſpäteren Jahren auf Anſammlung von Reichthum bedacht geweſen ſein. Er wird als ein Mann von mittlerer Größe, braunem Haare und einem Geſicht, das die Lebendigkeit ſeines Geiſtes ausgedrückt habe, geſchildert. — Was aus ſeiner Familie und ſeinem Erbe weiterhin geworden, haben wir zur Zeit nicht ermitteln können. Der Mannsſtamm ſeines Geſchlechts ſcheint erloſchen.

VII. Jean André Venel.

Leben eines Arztes.*)

Die in den Cantonen Waadt und Genf angeſiedelte Familie Venel hat Languedoc zur urſprünglichen Heimat. Dieſe verließen ihre Vorältern, als nach Widerruf des Edicts von Nantes (1685) die Trübſal der Verfolgung aufs neue ausbrach und die freie Uebung ihres Glaubens gefährdete, und wandten ſich nach den Geſtaden des Genferſees, wo ſie, wie ſo viele ihrer proteſtantiſchen Landsleute, gaſtliche Aufnahme zu finden verſichert waren, da auch Glaubensgenoſſen und die Klänge ihrer heimatlichen Sprache wiederfanden. Auch die Familie Venel ließ ſich zu Morges am Lemanus im damaligen Pays de Vaud unter Berner Hoheit nieder und wohnte daſelbſt in zwei oder drei Generationen.

Zu Morges war es auch, wo Jean André Venel am 28. Mai 1740 das Licht der Welt erblickte, ſeinen Vater aber ſchon im Alter von fünf Jahren verlor und ſo der Mutterpflege allein anheimfiel. Dieſe Mutter,

---

*) Nach der Biographie des Dr. J. de la Harpe: Jean André Venel d'Orbe (Lauſanne 1840) und Privatmittheilungen.

Eliſabeth geborne Guer, ſah ſich durch ihre Mittelloſigkeit genöthigt, Morges mit dem wenige Stunden nördlicher gelegenen Landſtädtchen Coſſonay, wo ſie Verwandte beſaß, zu vertauſchen, doch auch hier außer Stande, für die Erziehung ihrer zwei Knaben, die ihr ſehr am Herzen lag, mehr zu thun, als daß ſie dieſelben tagtäglich zur öffentlichen Schule des Orts ſchickte und dann in aller Geduld ihre Heimkehr abwartete, bis ſie ſich nehmlich nach überſtandener Schulzeit mit den andern Buben auf dem allgemeinen Spielplatz, „le pré aux moines“ (Mönchswieſe) genannt, weidlich herumgetummelt hatten, wie die kleinen Vaudois noch heut ſo gerne thun. Wäre es ihr aber auch möglich geworden, ihren Sohn auswärts, z. B. nach Lauſanne, zu thun, ſo würde der Gewinn nicht eben groß geweſen ſein. Das Schulweſen des Waadtlands lag damals, wie noch gar manch ein Decennium nachher, ſehr im Argen, und ſelbſt, was man zu Lauſanne eine Akademie nannte, war nichts weiter als ein dürftiges und unregelmäßiges Seminar, faſt ausſchließlich für die Präparanden zum geiſtlichen Amt beſtimmt. Wiſſenſchaften und Studien galten überaus wenig im Lande, während dafür Zünfte und Werkſtätten in deſto höherem Anſehen ſtanden. Als nun Andreas ſein ſechzehntes Altersjahr im Mutterhauſe erfüllt und ſeine erſte Communion gefeiert hatte, ſollte er zu einem Berufe greifen. Mutter Eliſabeth wünſchte ihn der wundärztlichen Praxis zuzuführen, wogegen auch der Sohn nichts einwandte, und hatte in der That von ziemlichem Glück zu ſagen, als ſich ein Chirurgus in Genf, Namens Cabanis, geneigt erklärte, den Knaben in ſeine Lehre zu nehmen. Dieſer Cabanis hatte nun zwar, außer der Namensbrüderſchaft, nichts gemein mit dem berühmten Arzt, Profeſſor und Philoſophen Pierre Jean

George (Cabanis[1]) in Paris; aber auch er genoß einen gewiſſen Ruf, war ein anſehnlicher Mann und wußte, abgeſehen von ſeiner Geſchicklichkeit, wobei ihm freilich von einigen Nichtkunden eine Doſis Marktſchreierei vorgerückt wurde, durch die Sicherheit, womit er in allen ſeinen Proceduren auftrat und ſich darüber wortreich ausließ, männiglich zu imponiren. Als Andreas von ſeiner Mutter Abſchied nahm, um fortan in dem vornehmen Genf zu wohnen, geſchah es etwa in der Weiſe, wie Mr. Primroſe ſeinen Sohn Georg von ſich ließ. „Du biſt arm, mein Kind,“ ſagte ſie, ihm ihren Segen ertheilend, „aber ſei brav und fleißig, und der grundgütige Gott wird dich ſegnen. Ich habe nur dich und deinen Bruder zur Stütze in meinen alten Tagen. Ich habe viel gearbeitet, um euch Brod zu ſchaffen, ihr mögt mir's dermaleinſt erſtatten. Geh, mein Sohn!“

Sechs Jahre mußte Andreas in der Lehre aushalten. Das hieß etwas lange Zeit, um es am Ende nicht weiter als zu den Anfangsgründen ſeines Fachs zu bringen und die einfachſten chirurgiſchen Handgriffe in Uebung zu bekommen. Er hatte ſo aber vollauf Zeit, und noch mehr Luſt und Neigung, ſich mit ganz heterogenen Dingen abzugeben. André Venel entſtammte dem Vaterlande der Troubadours und jeux floraux. Auch die Familie Venel beſaß ihr reichliches Theil von jener poetiſchen Begabung, welche dem Volke von Languedoc wie angeboren iſt, und brachte es mit ſich zur Schweiz, als ſie von den anmuthigen Ufern des Vidourle, aus Sauve, ihrem Wohnort, und St. Hippolyte, woſelbſt ſich Florian's Stammſchloß und Geburtsſtätte erhebt, auswandern mußte. In vorzüglichem Grade beſaß Andreas die Horaziſche ingeni benigna vena. Er war jetzt zwanzig Jahre alt, von Natur aufgeweckt, lebhaft, ſtets guter Dinge und zum Schäker geneigt, auch keineswegs empfindſam, wie doch ſo mancher Troubadour, im Gegentheil voll des Hanges zur Satyre. Wenn die Anatomie zu Zeiten an den Nagel gehängt und mit Belletriſtik vertauſcht wurde, ihm das mediciniſche Studium und ſeine Praxis weniger als das Schweben in den Regionen der Phantaſie mundete, ſo war es an ihm nicht zu verwundern. Das Theater, zumal die Komödie, war ſeit Molière zur vorherrſchenden Liebhaberei geworden. Ihr vor Allem widmete auch Andreas alle freie Zeit und fertigte ſogar zwei Theaterſtücke, worin Perſonen wie Tagesfragen in recht beißender Weiſe auf die Bühne gebracht wurden. Das eine betitelte er „les Nouvellistes“ (Neuigkeitskrämer), das andere, dem man einigermaßen den Medicin-Befliſſenen anmerkt, „Laxatif et Constipé“ (Laxanz und Obſtruction). Voltaire, der damals in Ferney war, hörte von dieſen Producten und war, heißt es, neugierig, die Bekanntſchaft des Autors zu machen Gedruckt wurden ſie nicht, weil wohlmeinende Freunde die perſönlichen Anſpielungen und Spöttereien allzu anſtößig fanden.

---

[1] Er war geb. zu Cegnac (Dep. der Charente) 1757 und ſtarb 5. Mai 1808 als Mitglied des Inſtituts und des Erhaltungsſenats. In ſeinen Werken, deren bedeutendſtes der „Rapport du physique et du moral de l'homme“ iſt, predigt er Senſualismus, wird aber dennoch von Benj. Conſtant ſehr glimpflich beurtheilt. Die neueſte Ausgabe ſeiner Werke hat Louis Peiſſe veranſtaltet.(Paris 1844).

Mit 22 Jahren trat Andreas aus der Lehre. Es war endlich Zeit: Routine war das Einzige, was er ſich darin aneignen konnte. Er verließ Genf und begab ſich nach Montpellier. Nach Montpellier zog ihn nicht allein der große Ruf der daſigen Univerſität, vor Allem ihrer mediciniſchen Facultät, ſondern auch der ſehnliche Wunſch, das Stammland ſeines Geſchlechts zu ſchauen und Angehörigen deſſelben nachzuſpüren. Zu Sauve, wo ſeine Vorfahren gewohnt hatten, traf er auch wirklich noch eine alte Tante, Madame Dehours, und wurde aufs herzlichſte von ihr aufgenommen, machte ferner die Bekanntſchaft des Profeſſor Venel, eines tüchtigen Chemikers und Mitredacteurs der Encyklopädie. Kaum aber länger als zwei Jahre dauerte Venel's Studium in Montpellier, welches er im J. 1764 nach Empfang des mediciniſchen Doctorgrads, damals 24 Jahre alt, verließ, um jetzt in ſein Adoptiv-Vaterland, welchem die Guer, die Familie ſeiner Mutter, angehörten, heimzukehren, nach wenigen Jahren aber ſchwer zu bereuen, daß er ſeine Studienzeit ſo übereilt abgebrochen, ſich faſt nur auf Anatomie gelegt hatte. Er ſchlug ſeinen Wohnſitz in Orbe auf, wo der Rath der Zwölfer, ſeinen Anerbietungen bereitwilligſt entgegenkommend, ihn zum Stadtarzt ernannte, ihm ſogar, aus beſonderer Rückſicht auf ſeine Talente und ſein einnehmendes Weſen, das Bürgerrecht verlieh. Damit war ihm ſchon bei ſeinem erſten Auftreten ein ſchöner Wirkungskreis aufgethan, ihm einträgliche Kundſchaft, Erholung nach anſtrengender Arbeit, heiteres Zuſammenleben mit ſeinen Mitbürgern in Ausſicht geſtellt. Noch dazu ſchloß er in kurzem den Bund der Ehe mit Maria Jaccard aus dem Weiler Sainte Croix im Jura. Kurz, Doctor Venel würde ſich wohl befunden und ſein hinreichendes Auskommen auf Lebenszeit gehabt haben, wenn er der gewöhnlichen Menſchen und Aerzte einer und dem Schlendrian ergeben geweſen wäre. Allein er fühlte in ſich Kraft und beſten Willen, mehr zu leiſten, als von ihm gefordert wurde; er liebte ſeine Wiſſenſchaft um ihrer ſelbſt willen, liebte ſie nun ſchon beinahe leidenſchaftlich; je helleren Blicks er ihren Umfang, ihre Tiefen ermaß, deſto mehr ſteigerte er ſeine Anſprüche an ſich, deſto mehr aber auch erkannte er, wie viel ſein in früherer Zeit vernachläſſigtes, in ſpäterer lückenhaft gebliebenes Studiren ihm noch zu thun übrig, in Orbe aber unmöglich ſich dieſes Deficit erſetzen ließe. Und ſein Entſchluß war ſchnell gefaßt. Geradewegs nach Paris zu gehen, ſich wieder auf die Studentenbank zu ſetzen, war jetzt ſein Ziel. Weder Frau und Familie, noch behagliche Stellung, anſehnliche Kundſchaft, Ruf, wie er ihn ſchon beſaß, Ruhe und geſicherter Beſitz hielten ihn ab, am wenigſten die üble Nachrede und das Achſelzucken der Kleinſtädterei, die gemeiniglich nicht viel auf Studiren gibt und hinter einem Kleiſter von Routine, einer Schicht von Wiſſen, einem Anſtrich von Gelehrſamkeit, mag's noch ſo ſehr Halbwiſſerei ſein, ehrerbietigſt einen gemachten Mann erblickt. „Das Publicum", ſagt Venel's franzöſiſcher Biograph, „weiß nicht, daß Erfahrung und Wiſſenſchaft Mann und Frau ſind, die zuſammen wirthſchaften ſollen. Ohne wiſſenſchaftliche Kenntniß wird Erfahrung zu einer Plaudertaſche von alter Jungfer; ohne Erfahrung iſt die Gelehrſamkeit nichts weiter als ein alter ſelbſtſüchtiger und griesgrämiſcher Junggeſell."

Venel theilte der Stadtbehörde ſeine An- und Abſichten mit, fand Zuſtimmung und reiſte im J. 1766 nach Paris ab. Hier beſuchte er ein volles Jahr lang und mit ausdauerndem Fleiße die Lehrcurſe des berühmten Accoucheurs Levort. Kein Bedürfniß hatte ſich ihm an ſeinem Wohnorte fühlbarer gemacht, als das einer Entbindungsſchule, weshalb er jetzt auch auf ſeine Bildung zum Geburtshelfer ſein vorzügliches Augenmerk richtete. Auf der Heimkehr nahm er den Umweg über

Strasburg, deſſen mediciniſche Schule ebenfalls in ſehr gutem Rufe ſtand, und widmete auch hier ſeiner Wiſſenſchaft etliche Monate. Das J. 1768 ſah ihn wieder in Orbe und eifrigſt daran, ſein neuerworbenes Wiſſen für Kindbetterinnen und Säuglinge erſprießlich zu machen. Nochmals aber bekam er mit Gewohnheitsmenſchen, althergebrachtem Vorurtheil und Kleinigkeitskrämerei zu kämpfen. Venel, ein bis zum Ungeſtüm entſchloßner und unternehmender Menſch, war weder gemeint, noch gewohnt, ſich durch abſurden Widerſpruch belehren und ſchrecken zu laſſen. Jedoch wurde die Spannung allgemach ſo ſtraff, daß ihm der längere Aufenthalt in Orbe verleidet war und er nach Yverdon zog. Auch die Gemeinde in Yverdon (Iſſerten) übertrug ihm ſofort das Stadtphyſikat, erſparte ihm aber auch ihrerſeits nicht allerhand Anfechtungen. Hierzu kam, daß jetzt ſeine Gattin ſchwer und, wie er gleich anfangs inne ward, unheilbar erkrankte, alſo auch ſein häusliches Glück bedroht war.

Im J. 1771 faßte er den plötzlichen und kühnen Entſchluß, Weib, Heimat und Kundſchaft aufs neue zu verlaſſen und einer Einladung der Gräfin Potocka Folge zu geben, die ihn nach Polen berief und zu ihrem Hausarzt ernannte. Man kennt die eigentlichen Motive dieſes Beſchluſſes, der auch ſchnell in Ausführung geſetzt wurde, nicht; glaublich iſt indeß, daß ſich Venel in der Fremde die zu dem Unternehmen, womit er ſich trug, erforderlichen Geldmittel zu erwerben beabſichtigte und hoffte. Allerdings hatte ihn die Erfahrung gelehrt, und noch mehr bewies es die Folge, daß er mit aller Raſtloſigkeit und Opferfreudigkeit außer Stande war, ſich und ſeine Hebammenſchule in mehr als beſchränkter Weiſe emporzubringen. Auch in Polen verweilte er nicht eben lange Zeit. Er kehrte 1775 nach Yverdon zurück, voller Sehnſucht nach Familie und Vaterland, brachte auch nicht unbeträchtliche Erſparniſſe heim, außerdem aber, als Geiſtesfrucht ſeiner vielen Muße im gräflichen Hauſe, eine weitſchichtige Schrift, welche im nächſtfolgenden Jahre unter dem Titel: „Essai sur la santé des filles destinées au mariage“ in Yverdon herauskam und mit dem Motto aus J. J. Rouſſeau verſehen war: „La délicatesse n'est pas la langueur, et il ne faut pas être malsaine pour plaire“ (Zart und Schwächlich iſt Zweierlei und, um zu gefallen, braucht man nicht ungeſund zu ſein).

Zu dieſer Zeit ging Venel die Berner Regierung mit dem Geſuche an, ihn zu Ertheilung eines Lehrcurſus für Hebammen zu ermächtigen, um durch geſchulte Perſonen die unwiſſenden Wehmütter auszumerzen, welchen auf den Dörfern und in den meiſten Städten des Waadtlands die Geburtshilfe preisgegeben war. Nach Bewilligung ſeines Geſuchs eröffnete er 1778 ſeinen Lehrgang und publicirte im nämlichen Jahre, mit Genehmigung und auf Koſten der Regierung, einen „Précis d'instruction pour les sages-femmes“. Das Gouvernement ernannte ihn in dankbarer Anerkennung zum Profeſſor der Entbindungskunſt und ſetzte ihm einen Jahrgehalt von 300 Schweizerfranken aus. Zehn Jahre lang widmete ſich Venel mit angeſtrengter Sorgfalt dieſer ſeiner Anſtalt, zuerſt in den Bädern zu Yverdon, wo er eine geräumige Wohnung zum Unterbringen ſeiner weiblichen Alumnen eingerichtet und meublirt hatte, dann wieder in Orbe, wohin er 1780 ſeine Schule verlegte und da mit einer neuen Schöpfung verband, wovon weiterhin die Rede ſein wird. Nach einigen Jahren nahm Venel wahr, daß zwei Monate Unterricht zur Bildung tüchtiger Hebammen nicht ausreichten. Er bat daher um die Gunſt, ſeinen Curſus bis auf drei Monate Theorie und einige Wochen praktiſcher Uebungen ausdehnen zu dürfen, erbot ſich zu Hergabe des benöthigten Locals, verſprach, weder Zeit noch Mühe ſparen zu wollen, verzichtete auch auf Gehaltserhöhung für ſeine Perſon. Sein Antrag aber blieb ohne Erhörung; man fürchtete die Koſten. „Dieſes war“, ſagt ſein Biograph, ſelbſt ein Arzt, „zu aller Zeit das Schickſal wiſſenſchaftlicher Anſtalten in den meiſten Republiken: die Wiſſenſchaft ſoll da nicht viel koſten.“ Venel aber verzagte nicht, entwarf Plan auf Plan zum Gedeihen ſeiner Schöpfung und konnte 1788 in einem Bericht an den Sanitätsrath, dem ein Proſpectus ſeiner Entbindungsſchule beigelegt war, melden, daß es ihm, ungeachtet der mangelnden Unterſtützung von Seiten der Stadtgemeinden, gelungen ſei, bis dahin 91 Geburtshelferinnen heranzubilden.

War nun das von Venel gegründete Hebammen-Inſtitut ein unbeſtreitbares und nie beſtrittenes Verdienſt um ſeine Mitbürger, und nur zu wünſchen, daß er längere Zeit hätte daran fortbauen können, ſo war es doch weder ſein alleiniges, noch ſein allergrößtes. Ein unerwarteter Vorfall, wie ſo oft geſchieht, lenkte ihn auf eine völlig neue Bahn. Der Pfarrer Ricati zu Lille in der Vogtei Morges hatte einen minderjährigen Sohn, dem der rechte Fuß vom Mutterleibe an einwärts gekehrt und zwar ſo umgeſtülpt und verdreht war, daß der Knabe auf dem äußern Rand des Fußes und dem Knöchel ſtand und ging. Bei einem Beſuche, den des Kleinen Mutter in Orbe machte, nahm ſie die Gelegenheit wahr, einem dortigen Chirurgen den verkrüppelten Fuß zu zeigen und ſich Rath zu erbitten. Der Chirurgus rieth zuerſt, den nöthigen Apparat zum Wiedereinrichten des Fußes von Paris kommen zu laſſen, beſann ſich aber bald eines Beſſern und meinte: „Wir haben hier einen jungen geſcheidten Arzt; ich will ihm den Caſus vorlegen; vielleicht macht er ein paſſendes Bindezeug ausfindig.“ Der gemeinte Doctor war kein anderer als Jean André Venel. Dieſer nun unterſuchte den Fuß des kleinen Ricati, erklärte ihn für heilbar und übernahm die Behandlung. Da er nicht auch Mechanikus war, ſo wandte er ſich an die geſchickte Hand eines Schloſſers, Namens Corlet. Die Bänder oder Schienen, welche Corlet nach Venel's Angaben fertigte, waren höchſt einfach. Der eine Apparat wurde bei Tag, der andere für die Nacht angelegt. Am Tage trug der Knabe ein Halbſtiefelchen, deſſen Abſatz in einer Eiſenplatte beſtand, mit einer gleichfalls eiſernen Schiene verſehen, die mit ihrem Ende bis an das Knie reichte und unter ſelbigem mittels eines Riemens befeſtigt war. Der Knabe konnte mit dieſer Zurüſtung ohne Schwierigkeit gehen. Während der Nacht brachte man längs des Beins eine eiſerne Preßſchiene an, welche den Fuß in der Haltung des Tags erhielt. Dieſe beiden Vorrichtungen, zuerſt eine Zeitlang von Venel, ſpäter von der Mutter ſelbſt angelegt, reichten hin, um den krummen Fuß allmälig in die natürliche Lage zu bringen. Der kleine Ricati wuchs auf und blieb vollkommen geheilt; er machte öftere und anſtrengende Bergreiſen. Man gewahrte keinen Unterſchied zwiſchen ſeinen beiden Füßen. Dieſes nun war des Doctor Venel erſte orthopädiſche Cur; er war von der Vorſehung zum Begründer der Orthopädie erſehen. Kein vorheriger Fall leitete ihn bei Behandlung ſeines Patienten; auch beſagten die Annalen der Wiſſenſchaft durchaus nichts über den Gegenſtand [1]); jeder Verſuch, den er mit dem kranken Fuß anſtellte, war das Werk ſeines Nachdenkens, die Frucht ſeiner Erfindung. Bemerkenswerth war die Cur auch um der Einfachheit der Mittel willen, die Venel dabei anwandte. Wie nirgends anders, liegt auch in der ärztlichen Praxis die Einfachheit keineswegs auf der Hand.

Von dem Tage an, wo der junge Ricati von ſeinem Klumpfuße geheilt war, entſchied ſich auch Venel's neue Lauf- und Lebensbahn. Eine Thatſache von ſolcher Wichtigkeit ſagte ihm, was er zu thun hätte. „Wenn es mir gelingt“, konnte er zu ſich ſprechen, „Klumpfüße wieder in ihren normalen Zuſtand zu verſetzen, warum nicht auch, wo der Fall minder ſchwierig iſt, Verkrümmungen des Knies, des Halſes, des Rückgrats heilen? Habe ich einen Geburtsfehler zu beſeitigen vermocht, um wie viel leichter ſollte ich nicht bei Gebrechen, die ſich erſt lange nach der Geburt entwickelt haben, daſſelbe Reſultat erzielen? Wenn ich Theile, die völlig aus ihrem Platz herausgetreten ſind, dahin zurückverſetze, muß es ja weit leichter ſein, ſolche, die nicht ganz und gar außer Verbindung mit ihren Gliedmaßen gekommen ſind, zu rechtzubringen.“ — So entwickelte ſich aus einem einzelnen Factum in Venel's Kopfe ein ganzes Syſtem von Reſultaten für die Folgezeit. Allein mit den ſchönen Entwürfen und Ausſichten offenbarten ſich in gleicher Zeit und Maße auch die Schwierigkeiten eines Unternehmens, dergleichen er im Sinne hatte. Zu allererſt war hierzu eine ſolide Grundlage nöthig, und dieſe war einzig und allein auf dem Dominium der Anatomie in einer bis ins Einzelnſte gehenden Bekanntſchaft mit den Körpertheilen, wo eine Operation vorgenommen werden ſollte, zu finden. Nun, Anatomie hatte Venel allerdings in Montpellier ſtudirt, nur aber leider nicht die Anatomie des Skeletts, des Knochenſyſtems; nicht einmal gedacht hatte er an ſie, und hätte er es auch, ſo war mittlerweile ſo viele Zeit verſtrichen, daß er ſchwerlich mehr alle Einzelheiten des Knochenbaus, deren genauſte Kenntniß jetzt Bedürfniß für ihn wurde, in der Erinnerung haben konnte. Oder ſollte er davon abſehen, ſollte dem Beiſpiele ſo manches geſchickten Chirurgen und Geburtshelfers folgen, der von Anatomie weit weniger als er verſtand, und dennoch ein hochangeſehener Mann war und das allgemeine Vertrauen beſaß? Dies war nicht Venel's Meinung und Gewohnheit. In ſeinen Augen ſtand der Beruf in Dienſten der Wiſſenſchaft, und die Wiſſenſchaft war ihm kein Brotſtudium. Sollte er operiren, ſo verlangte ihn, zu wiſſen, weshalb und nach welchen Grundſätzen. Gelang ihm die Heilung, ſo mußte er wiſſen, wie es dabei hergegangen war; ſchlug die Operation fehl, ſo wollte er Grund und Urſache des Mislingens kennen. Meiſter wollte er in ſeiner Kunſt ſein, ſie als vollkommen Sachverſtändiger ausüben. Sonſt konnte der erſte beſte Einrenker in die Orthopädie pfuſchen, wenn er nur gewandt genug war, ſeine Misgriffe zu vertuſchen und dem Publicum mit Phraſen zu imponiren, ihm Sand in die Augen zu ſtreuen. Auch war Venel der Mann nicht, der vor einem Hinderniß zurückbebte. Für ihn gab es im vorliegenden Fall nur die Alternative: entweder ſeinen Plan aufgeben, oder ohne Zeitverluſt denjenigen Weg einſchlagen, der ihm für ſeine

---

[1] So Dr. de la Harpe. Doch war die weder etymologiſch richtige, noch dem Begriff recht adäquate Benennung „Orthopädie“ ſchon vor Mitte des 18. Jahrhunderts aufgekommen und zuerſt von Andry in Paris gebraucht worden.

Zwecke als der allein förderliche erſchien. Dabei kam wol auch einiger Ehrgeiz ins Spiel. Er dachte ſich als Erfinder einer neuen Kunſt, ſchmeichelte ſich, eine Eroberung auf dem Felde der Wiſſenſchaft gemacht zu haben, und dieſe Eroberung ſollte keine halbe bleiben.

Seit ſeinem erſtmaligen Aufenthalt in Montpellier waren funfzehn Jahre verfloſſen. Jetzt, im J. 1779 [1], beſchloß er, ein zweites Mal dahin zu gehen, ſich zum dritten Male auf die Schülerbank zu ſetzen und dem Studium der Anatomie viel gründlicher als bisher obzuliegen. Einige Monate aber reichten hin, dieſen Entſchluß ins Werk zu ſetzen und ſeinen Zweck vollſtändig zu erreichen. Denn ſchon zu Anfang des folgenden Jahres ſehen wir ihn von Montpellier aufbrechen und, großer Gedanken voll, nach Yverdon zurückkehren. Hier aber gedachte er nur ſo lange zu verweilen, als nöthig war, um den Umzug nach Orbe zu bewerkſtelligen. Denn an dieſem ſeinem frühern Wohnort hatte er nun ein Local ausfindig gemacht, wie er es zu Aufnahme nicht nur ſeines Hebammen-Inſtituts, ſondern auch der neu zu begründenden großartigen Heilanſtalt, in Yverdon nicht finden konnte. Am Südweſtende des Städtchens Orbe [2] nämlich, da wo über den tiefen Gewäſſern und der Brücke des gleichnamigen Fluſſes eine ſchroffe Felſenhöhe emporſteigt, ſtand in jener Zeit ein uralter viereckiger Thurm, verfallen und voller Riſſe, die Abbaye genannt.

---

[1] Die erſte orthopädiſche Operation geſchah noch in Orbe und während ſeines erſten Aufenthalts daſelbſt, zwiſchen 1768–70. Bis zur zweiten Reiſe nach Montpellier waren alſo wenigſtens ſchon neun Jahre verſtrichen. Hr. J. de la Harpe läßt bei ſeinen desfallſigen Angaben chronologiſche Genauigkeit vermiſſen.

[2] Eine umſtändlichere Schilderung deſſelben findet man im nächſtfolgenden Lebensabriß Venel's des Sohns.

Die Chronik beſagt, es ſei ein altes Kloſtergebäude und ehedem vom Kloſter Ste. Marie in der Freigrafſchaft abhängig geweſen. Jetzt war das Gebäude nur noch von Nachtvögeln bewohnt. Wenn auf ſeine Glasfenſter die Sonne ihre Strahlen warf und es zugleich regnete, ſo ſchimmerten ſie regenbogenartig, und bei Mondſchein bemerkte man da eine fantaſtiſche und farbige Strahlenbrechung, welche die Nachbarsleute auf Rechnung von Zauberern und Geſpenſtern ſchrieben. Dieſes alſo war die verrufene und verdächtige Behauſung, welche ſich der beherzte Doctor zur Pflanzſchule ſeiner Stiftung auserſah. Im Innern war Alles neu zu ſchaffen; draußen ſah man nichts als Verwüſtung. Es galt da, dem Felſenvorſprung einen Garten abzugewinnen, Terraſſen anzubringen, umgeſtürzte Mauern wieder aufzurichten. Venel, gewöhnt an Bekämpfung von Schwierigkeiten, ſcheute weder Mühe noch Koſten. Er kam wirklich mit ſeinem Unternehmen zu Stande, freilich erſt im J. 1787. Da aber war auch das alte Kloſter in eine vollſtändige orthopädiſche Anſtalt umgewandelt.

Inmitten ſeiner Bauten aber traf ihn ein herber, obgleich ſeit langer Zeit vorausgeſehener Schlag, der Tod ſeiner Gattin Marie, die nach vielen und ſchweren Leiden einer Bruſtkrankheit erlag. Ihr Ende erfolgte in dem Neubau der Abbaye. Sie hinterließ dem Witwer zwei unerzogene Kinder, eine Tochter, Jeannette, und einen fünf Jahre jüngern, 1780 gebornen Sohn, Heinrich. Die Anſtalt war jetzt ſchon im beſten Gange und nahm des Doctors volle Thätigkeit, Sorge und Zeit in Anſpruch; dem Liebſten aber, was er beſaß, ſeinen Kindern, konnte er nur geringe, wenigſtens nicht genug Aufmerkſamkeit widmen. Deshalb mußte er ſich in kurzem zu einer zweiten Wahl entſchließen und fand, als er dazu ſchritt, in Mademoiſelle Pavillard, deren Taufname uns unbekannt iſt, nicht nur für ſeine Waiſen eine liebevolle Mutter, ſondern auch die zum Eingehen in ſeine Berufsthätigkeit geeignetſte Gattin, eine Perſon, die auch durch ihre unverwüſtlich heitere Lebendigkeit ungemein viel zum Wohlſein in und außer dem Hauſe beitrug, eine Frau endlich von vieler Welterfahrung und Menſchenkenntniß. Lange Zeit Erzieherin im Hauſe des Lord Granville, hatte ſie, als dieſer zum Geſandten bei der Pforte ernannt wurde, die Familie nach Konſtantinopel begleitet und hier mehrere Jahre zugebracht, mit ihr auch Italien bereiſt.

Das Inſtitut in der Abbaye war nicht ſo bald im weitern Publicum bekannt worden, ſo ſah man Leute aus allen Landen ihre leidenden Angehörigen dahin bringen, oder kommen, um ſich Raths zu erholen, oder auch nur, um das Haus und den Mann zu ſehen, der Wundercuren verrichtete und unheilbare Uebel heilte. Die Abbaye hätte nicht alles das Material zu faſſen vermocht, deſſen ſolch ein Unternehmen benöthigt war. Venel mußte alſo noch zwei benachbarte Häuſer erwerben und mit dem Hauptgebäude zu einem Ganzen vereinigen. Das obere Geſchoß wurde für die Kranken beſtimmt; das Erdgeſchoß diente zur Wohnung, ſowie zur Aufnahme der Werkſtätten und des verſchiedentlichen Apparats. Allen den Obliegenheiten, welche ihm mit dem Aufſchwung ſeiner Anſtalt erwuchſen, Genüge zu thun, reichte auf die Lange Venel's Kraft nicht aus. Immer jedoch war ſeine Wahl von Gehilfen eine glückliche, weil eine höchſt beſonnene. In Betreff der Kranken jüngeren Alters, die noch der Erziehung und des Unterrichts bedurften, ließ er es nicht bei nur ärztlicher Hilfe bewenden; im Gegentheil wurden ihre Freiſtunden mit Lectionen ausgefüllt, ihre Beſchäftigungen unter Aufſicht geſtellt. Venel hatte mit Inſtandſetzung der verſchiedenen Maſchinen, deren er zu Abhilfe der körperlichen Irregularitäten bedurfte, vollauf zu thun, und ſein erfinderiſches Talent war in tagtäglicher Uebung. Die Arbeitsleute des Orts waren nicht recht brauchbar befunden worden; er mußte alſo, und zwar mit großen Unkoſten, geſchicktere kommen laſſen, die er dann für ſeine Zwecke abrichtete und, ſolange es nöthig war, bei der Arbeit beaufſichtigte. Deſſenungeachtet behielt unſer Orthopäd noch einige Augenblicke für das Studium der phyſikaliſchen Wiſſenſchaften übrig. Eine ganz beſondre Anziehungskraft hatte ſehr begreiflicher Weiſe die Mechanik für ihn, und mit ihr beſchäftigte er ſich auch vorzugsweiſe. Er war mit allen Erfindungen ſeines Jahrhunderts vertraut; Franklin bewunderte er mehr als alle Gelehrten ſeiner Zeit. Von neuen Experimenten, wovon er in den wiſſenſchaftlichen Zeitſchriften las, nahm er nicht blos einfach Notiz, ſondern ſtellte auch durch eigne Verſuche ihre Anwendbarkeit auf die Probe. Man kennt zwei Verſuche dieſer Art, welche er in der Abbaye machte.

Venel's Anſtalt lag, wie ſchon geſagt, auf einem felſigen Vorſprung, dem äußerſten Rande einer Art von Halbinſel, worauf das Städtchen erbaut iſt, und tief unten, um den Fuß des Felſen, wand ſich die Orbe mit ihren klaren und tiefen Gewäſſern. Bäder, alſo Waſſer in reichſter Quantität war ein Hauptbedürfniß der Anſtalt. Dasjenige, welches die nächſten Brunnen hergaben, reichte kaum zur Bewäſſerung der Gartenterraſſen hin, die immerfort von der brennenden Sonne ausgetrocknet waren. Nur die Orbe konnte dem Bedürfniß abhelfen. Wie aber? mittels einer Saugpumpe? Da war die Höhe, wohin man das Waſſer zu leiten hatte, zu bedeutend; auch hätte ein Mann den größten Theil des Tags über an der Pumpe ſtehen und arbeiten müſſen. Der Doctor verfiel auf ein andres und beſſeres Mittel; Verra hatte ihm auf die Spur geholfen. Er ließ zuunterſt des Felſens, an der Strömung des Fluſſes ein einfaches Rad, welches vom Waſſer in Bewegung erhalten wurde, anbringen. Am Rade hing eine lange Kette, und dieſe war mit Bechern, anfangs aus Holz, dann Blech, zuletzt Leder mit eiſernen Reifen, verſehen, welche bis zur Gartenhöhe emporreichten und über einen beweglichen Cylinder hinwegliefen. Das mittels der Becher hinaufgeleitete Waſſer fiel oben in einen weiten Behälter und verſorgte ſo das Haus. Im Anfang wollte die Sache nicht recht von ſtatten gehen; der ſchwierige Punkt beſtand darin, wie die Kette in gleichmäßiger Spannung zu erhalten wäre. Das erſte Seil war von Hanf, weshalb es im Waſſer kürzer wurde und ſich ſchnell abnutzte. Man verſuchte es hierauf mit Pferdehaar, aber dieſes dehnte ſich in der Feuchtigkeit, bis man endlich zu einer eiſernen Kette griff, die beſſere Dienſte leiſtete. Die Beſchreibung dieſer hydrauliſchen Verſuche und Vorrichtungen iſt übrigens in den Denkſchriften der Société des sciences physiques von Lauſanne enthalten, zu deren thätigſten Mitgliedern Venel gehörte. — Zur ſelben Zeit lebte Montgolfier, der mit ſeinen kühnen Erfindungen alle Welt in Erſtaunen ſetzte. Auch Venel verſuchte ſein Glück und ließ z. B. mit großem Aufwand einen Ballon zuſammenſetzen, mußte jedoch nach dem Mislingen aller ſeiner Verſuche von der Sache abſtehen. Beſſere Erfolge hatte er mit der Orthopädie.

Wir ſind indeß nicht gemeint, in ausführliche Darlegung der Behandlungsart ſeiner Patienten einzugehen. Dieſe mußte ſelbſtverſtändlich eine ſehr verſchiedene ſein, je nach dem Sitze der Abnormitäten am Fuße, Knie, Bruſtkorb oder Rückgrat, und auch alsdann ſich nach dem eben vorliegenden Falle modificiren. Zweierlei ſtellte ſich Venel zur Aufgabe: zuerſt, die difformen Gliedmaßen zurück in ihre Normallage zu bringen, alsdann, ſie in dieſer zu erhalten. Zu erſterem Zweck gebrauchte er Bähungen, Einreibungen, Salbungen, Bäder u. ſ. w.; ſein Hauptmittel waren jedoch die Manipulationen, welche er ſich allein vorbehielt. Zwiſchen jedem Verbande wurden die Glieder in eine Maſchine geſpannt, um in der ihnen gegebenen Lage zu bleiben. War die Heilung gelungen, ſo dauerte, um den Erfolg zu ſichern, die Behandlung noch geraume Zeit fort, zum öftern noch, wenn der Patient ſchon die Abbaye verlaſſen hatte. Venel erfand eine anſehnliche Zahl Contentionsmaſchinen, die ſich in der Folge ſo vollkommen anwendbar erwieſen, daß man nach mancherlei Verſuchen zu Abänderung und Vervollkommnung derſelben doch wieder zu ihnen zurückkehrte. So war er auch Erfinder des berühmten mechaniſchen oder Extenſionsbetts, ohne zu ahnen, welch ein ſonderbares Schickſal ſeine Erfindung erleben würde. Im J. 1788 nämlich gab er ein Werkchen im Auszug aus den ſchon genannten Denkſchriften der naturforſchenden Geſellſchaft in Lauſanne heraus, betitelt: „Description de plusieurs nouveaux moyens mécaniques propres à prévenir, borner et même corriger, dans certains cas, les courbures latérales et la torsion de l'épine du dos“, worin er ein ſehr einfaches, zur Behandlung der Anomalien des Rückgrats (vulgo Höcker) dienliches Bett beſchreibt und mit einer Kupfertafel begleitet. Die Broſchüre, nur in wenig Exemplaren abgezogen, wurde in der Gelehrtenwelt nicht ſehr bekannt. Ob in Deutſchland, ob namentlich in Würzburg, iſt eine Frage von ſolcher

Bedeutung und Tragweite, daß wir uns genöthigt ſehen werden, am Schluß ausführlicher darauf zurückzukommen.

Solange der verdiente und berühmte Mann, der Begründer der Orthopädie in Theorie und Praxis, lebte, ging ſein Lob von Mund zu Munde. Seine jungen Patienten widmeten ihm eine unbegrenzte Dankbarkeit und ihre Aeltern verehrten ihn als einen Retter und Engel. Unter ſeiner geſchickten Hand geſtaltete ſich ein aus den Fugen gekommenes, misgeſtaltetes Gelenk, ein plumper Stumpf und Klump zum geſchmeidigen, wohlgeſtalten, brauchbaren Gliede, und dieſes zwar ohne Schmerzen, ohne blutige Operation, nur mit ein wenig Faſſung in Geduld. Es kam bei Venel zur Vertrautheit mit ſeinem Fache auch ſein geiſtreiches, herziges, Vertrauen einflößendes Weſen, das unſtreitig, wie beim Arzte überhaupt, ſehr fördernd auf den Gang jeder Operation einwirkte. Einſtmals beſuchten er und eine befreundete Familie, deren Sohn er wiederhergeſtellt hatte, das ſchöne naturgeſchichtliche Muſeum in Bern. Mit ihnen eine zahlreiche Geſellſchaft. Jedermann bewunderte die trefflichen Sammlungen, die ungeheuern Kryſtalle. Plötzlich richtete ſich der Conſervator des Muſeums mit den Worten an die Umſtehenden: „Nun, meine Herren, Niemand von Ihnen ſieht das Allermerkwürdigſte, was da vor Ihnen ſteht." Hierauf wendet er ſich nach Venel um und ſtellt ihn der Geſellſchaft vor, zugleich auch ſeinen jungen Patienten, der ehemals ein Krüppel mit zwei ganz verbogenen Klumpfüßen geweſen, jetzt aber vollkommen geheilt war. Der junge Menſch trug eine Abbildung ſeiner Füße, wie ſie vor der Cur geweſen waren, bei ſich und zeigte ſie zum Beweiſe vor, daß auch an ihm ein Wunder vollbracht worden ſei. Allgemein war das Erſtaunen, als man die jetzt ſo re gelmäßigen und wohlgeſtalten Füße mit den unförmlichen Klumpen auf der Zeichnung verglich. — Venel formte die Gliedmaßen Aller, die er in Behandlung nahm, in Gips ab, oder ließ ſie abzeichnen. So behielt er die Beweisſtücke ſeiner Erfolge in der Hand, und nach Verlauf einiger Jahre war auf dieſe Weiſe eine artige und ſehr inſtructive Sammlung zuſammengebracht.

Im Frühjahr **1790** erhielt der Doctor Venel von einem Naſſauer Fürſten die ſchmeichelhafte Einladung, ſich zu ihm nach Saarbrücken zu verfügen, um ſeinen Sohn zu unterſuchen. Venel antwortete, daß ein Fall, wie der des Prinzen, ihm wenig Hoffnung zu Wiederherſtellung deſſelben ließe, trat indeß die Reiſe an, theils weil der Fürſt ſeine perſönliche Bekanntſchaft ſo dringend wünſchte, theils um ihm eine auf Autopſie gegründete Definitive ertheilen zu können. Der Fürſt empfing den ſchweizer Arzt mit vieler Auszeichnung, konnte aber nach angeſtellter Beſichtigung keinen günſtigern Beſcheid, als den ſchriftlich gegebenen, von ihm erlangen. Auf der Rückreiſe von Saarbrücken ſtieg in Venel der Wunſch auf, Paris, damals im Revolutionsfieber, noch einmal zu ſehen; allein er erkrankte unterwegs und beeilte ſich darum, heimzukommen. Kaum wieder in ſeiner Abbaye angelangt, mußte er ſich legen und verließ von jetzt an das Krankenbett nur auf Augenblicke oder Stunden. Das Uebel machte reißende Fortſchritte, ohne ihn jedoch von nützlicher Verwendung jedes leidenfreien Moments abzuhalten. Seine Anſtalt ſtand damals in ihrer vollen Blüte und konnte ſeine leitende Thätigkeit kaum entrathen. Auf ſein Lager hingeſtreckt, inſtruirte er ſeinen Neffen Louis Jaccard[1]), den er zur Orthopädie beſtimmt hatte, dictirte Beſcheide auf die zahlreich einlaufenden Anfragen, wies ſeine Arbeiter an, trug Notizen ein und folgte mit großem Intereſſe dem Verlaufe der politiſchen Ereigniſſe. Wenn aber einmal die Spannkraft der Intelligenz ermattete, dann überließ ſich der arme Kranke den Täuſchungen ſeiner provençaliſchen Einbildungskraft. „Sobald ich wieder auf bin“, ſagte er, „ſoll eine Reiſe nach dem Süden mein Erſtes ſein; ich will das Stammland meiner Voraltern wiederaufſuchen, die Luft meines Geburtslandes einathmen, Montpellier, Sauve, St. Hippolyte, Pezenas wiederſehen, noch einmal an den Ufern des Vidourle und Gardon hinwandeln.“ Schon faſt ſterbend, glaubte er Eſtellens Stimme und die Klagelaute Nemorin's zu hören und ließ ſich, um die Täuſchung vollſtändig zu machen, eine Romanze Florian's vorſingen.

---

[1]) Der franzöſiſche Biograph nennt ihn irrthümlich den Neffen ſeiner *zweiten* Frau, was ſich einfach dadurch widerlegt, daß nicht dieſe, ſondern Venel's erſte Frau eine geborne Jaccard war.

Der 9. März war ſein Sterbetag, über zwei Monate vor Vollendung ſeines 51. Lebensjahrs. Er hinterließ eine Witwe, die ihn volle 40 Jahre überlebte, und aus erſter Ehe zwei Kinder von 16 und 11 Jahren. Von dieſer ſeiner Familie wird im Nächſtfolgenden weiter die Rede ſein. Anſtatt baaren Vermögens, welches er bei ſo kurzer Lebensdauer und nach ſo großen Opfern, als er ſeiner Schöpfung gebracht, nicht hatte erwerben können, verblieb ihr, außer dem Fortbeſitze der Abbaye mit ihren hübſchen Gartenanlagen, als ſchönſtes Erbtheil der ehrenvolle Ruf ihres Vaters und die Weiterführung eines hochverdienſtlichen Werks, womit er ſeines Namens Gedächtniß unter ſeinen Mitbürgern geſtiftet und beſiegelt hatte. Wie ſchwer aber würden Venel's letzte Stunden geworden ſein, wenn er hätte wiſſen können, was ſeinem Werke bevorſtand! Nach ſeinem Wunſch und Willen ſollte dereinſt ſein Sohn Heinrich, wenn er zum Manne herangereift ſein würde, an des Vaters Stelle treten, bis dahin aber Jaccard die Anſtalt leiten. Allein Heinrich vertauſchte, in Folge eines Familienereigniſſes, das mediciniſche Studium mit der Pädagogie und zog nach Ablauf von acht Jahren in die Fremde. Jaccard ſetzte nun zwar das begonnene Werk mit Eifer, auch nicht ohne Geſchick und Erfolg fort; doch ſcheint weder auf ihm noch jetzt mehr auf der Anſtalt der Geiſt ihres Begründers geruht zu haben. Auch beſchäftigte ſich Jaccard faſt nur mit der Heilung misgeſtalter Füße. Doch brachte auch er nicht wenige Verbeſſerungen an, vereinfachte mehrere Maſchinen und bildete einige tüchtige Zöglinge. Zwei derſelben, d'Ivernois und Mellet, etablirten ſich ſeit 1814 in Paris und prakticirten hier eine Reihe von Jahren, kehrten aber nachmals in ihr Vaterland zurück. Ein dritter, Martin, Jaccard's Eidam geworden, ließ ſich in Aubonne nieder, wohin ſein Schwiegervater die orthopädiſche Anſtalt verpflanzt hatte, und wurde ſein Nachfolger. Venel's, ihres erſten Gründers, Ruf und Verdienſt ſank allmälig in unverdiente Vergeſſenheit, doch keineswegs ſo ganz und gar, daß nicht, als der Erfinder der Orthopädie ſchon an die dreißig Jahre im Grabe ruhte, ſeltſam genug, aus dem ſo wenig entfernten Baſel ein Brief an ihn nach Orbe kam, worin er um Abhilfe für einen lendenlahmen Knaben erſucht wurde. Unbegreiflich faſt würde dies ſchnelle Vergeſſen ſein, wenn man nicht erwägen müßte, daß der Doctor Venel in einem Ländchen und Oertchen auftrat, die mit der übrigen Welt in geringer Verbindung ſtanden, mehr aber noch, daß der ſchönſte Theil ſeiner Wirkſamkeit und ſein allzu frühes Lebensende in eine Zeit fiel, wo die Revolution mit ihren ſich aufthürmenden Wogen und Gewittern jedes andre Intereſſe verſchlang, wo die Völker und die Könige auf die Vorderbühne des Welttheaters traten, den einzelnen Mann, wie verdient er auch ſein mochte, in den Hintergrund drängten und ſo der öffentlichen Aufmerkſamkeit entrückten. Wird unter ſolchen Zeichen der Zeit ein Lebensdrama ausgeſpielt, ſo müſſen wenigſtens noch Trümmer den Boden bedecken, wenn man ſich ſeiner erinnern ſoll. Bei Venel jedoch würde es ſo weit nicht gekommen ſein, wenn die Vorſehung es gefügt hätte, daß ihm in ſeinem Namensträger, Stammhalter und Sohn ein legitimer Erbe und Fortſetzer ſeines Werks erwachſen wäre. Schon der Name „Venel“, in zweiter Generation an die Schöpfung Jean André's geknüpft, würde deſſen Perſon und Verdienſt in lebhafter Erinnerung erhalten haben.

Außer den bereits namhaft gemachten Schriften veröffentlichte Venel noch einige andere. Darunter zu bemerken iſt ſeine Erſtlingsſchrift: „Nouveau secours pour les corps arrêtés dans l'oesophage ou description de quatre instrumens propres à retirer ces corps par la bouche“ (Lausanne 1769). Ferner 1789, wie es ſcheint, „Huit planches, représentant chacune des genres différents et distincts de difformités des membres, communes chez les enfans, dont quelques-unes même etaient de naissance et que Mr. Venel — a guéries par une méthode et des moyens nouveaux.“ Sodann namentlich zwei in den Memoiren der naturforſchenden Geſellſchaft zuerſt gedruckte Abhandlungen, wovon die eine von den Seitenverkrümmungen (courbures latérales) des Rückgrats handelt, die zweite, vom 11. Nov. 1785 datirt, das von ihm erfundene Streckbette (lit mécanique à extension) beſchreibt, welches dreißig Jahre nachher das „Würzburger Bett“ genannt wurde. Hier aber kommen wir auf den ſchon angedeuteten Gegenſtand, der für den Nachruf des Dr. Venel von mehr als gewöhnlicher Bedeutung iſt.

Man hat nämlich in franzöſiſchen Kreiſen ſeit ungefähr dreißig Jahren das Würzburger Bett des berühmten Dr. Heine[1]) als ein „Plagiat" bezeichnet und ihm die Priorität dieſer dem Schweizer Arzt gehörigen Erfindung abgeſprochen. Zuerſt, unſers Wiſſens, that dieſes ein Arzt der mediciniſchen Facultät in Paris, der Dr. Bricheteau, in einem 1826 zu Paris erſchienenen Schriftchen: „La vérité sur les progrès récents de l'orthopédie", welches der Genfer Biograph Venel's, ihm durchaus beiſtimmend, im Weſentlichen mittheilt. Wir ziehen aus dieſen Mittheilungen ſo viel aus, als hieher gehören dürfte, ohne uns in dieſer ſtreitigen Sache ein Urtheil anzumaßen, und laſſen auch dahingeſtellt, ob vor den Augen der Sachkundigen das Nachſtehende hinreicht, um Zeugniß wider Dr. Heine abzulegen, um namentlich die unzweideutige Anſchuldigung zu erhärten, daß er ſeinem ſchweizeriſchen Collegen und Vorgänger irgendwie ſeine Erfindung entwendet und ſich angeeignet habe.

In dem Zeitraume von 1817—20 war Venel's verdienſtlichſte Erfindung in ſeinem Vaterlande ſo gut als in Vergeſſenheit gerathen. Um dieſe Zeit nun, wo nicht früher, erſtand die Würzburger Heilanſtalt, wovon man ſich in kurzem Wunderdinge erzählte, und verſicherte, daß Niemand ſonſt, als Dr. Heine, die Difformitäten des Rückgrats zu heilen verſtände. Dies mochte in jener Zeit gegründet ſein; denn, wie ſchon geſagt, weder Jaccard noch d'Ivernois befaßten ſich ſeit Venel's Ableben mit dergleichen Curen. Während aber Venel kein Geheimniß aus ſeiner Erfindung machte, vielmehr von ſeinen gelungenen Operationen öffentlich Rechenſchaft ablegte, Abdrücke und Zeichnungen entwarf, Abhandlungen ſchrieb und Jedem, der da ſehen wollte, ſeinen chirurgiſchen Apparat in der Abbaye vorzeigte, an alle dem jedoch nicht ſehr wohl that, weil er überhaupt noch uneigennütziger als ſpeculativ war, hüllte ſich, wie es heißt, Dr. Heine in geheimnißvolles Dunkel, und insbeſondre war es ſein Extenſionsbett, womit er vor aller Späher Augen gleichſam Verſteckens ſpielte. Nun aber begab es ſich, erzählt Dr. Bricheteau, daß ein junger Kaufmann von etwa 22 Jahren, Namens Milli, der mit einem leichten Höcker behaftet war und bei d'Ivernois vergeblich Hilfe ſuchte, auf deſſen Rath ſich an Dr. Heine wandte, nach Würzburg kam und mittels des Würzburger Betts geheilt wurde. Der Erzähler ſetzt hinzu: „Wir wiſſen aber von einem Augenzeugen, daß das Bett des Dr. Heine abſolut das nämliche iſt, welches Venel erfunden hat." (In dieſer Zuſicherung eines Augenzeugen iſt alſo das Hauptargument enthalten; doch wir fahren fort.) Als darauf gedachter Milli Würzburg verließ, war er ſchlau und ſpeculativ genug, ein Modell des Betts, worauf er gelegen, mit ſich nach Paris zu nehmen und, kaum hier angekommen, ein ähnliches danach anfertigen zu laſſen, worauf er ſich von einigen Doctoren und Chirurgen ein Atteſtat verſchaffte und einen Proſpectus ohne Namensnennung ausgehen ließ, worin er nicht nur ſeine eigne Wiederherſtellung präconiſirte, obgleich ihm Manche nachſagten, daß er noch immer eines Schnürleibes benöthigt ſei, um die Schiefheit ſeiner Schultern zu verbergen, ſondern auch denjenigen Leidenden, welche ſich an ihn und ſeine Anſtalt wenden wollten, Heilung in ſichere Ausſicht ſtellte. Eine derartige Anſtalt errichtete er wirklich im Winter 1823 auf dem Quai de Billi unweit der Champs Elyſées, fand da auch nicht wenig Zuſpruch, zumal von Seiten der höhern Stände[1]) und Individuen des weiblichen Geſchlechts, denen an einer ſchlanken, wo möglich graziöſen Taille vorzüglich viel gelegen war, machte ſonach als Jünger Aesculap's wol mehr Glück denn als Jünger Mercur's, und erntete in der That ſo viel Beifall, daß ſogar das damals verbreitetſte Tagesblatt, der Constitutionnel, die Thaten des Herrn Milli anpries und ihn als Erfinder des von ihm gebrauchten mechaniſchen Betts herausſtrich. — So gibt es alſo der Erfinder deſſelben drei, und dieſes zugegeben, dürfen auch drei Nationen die Ehre der Erfindung für ſich beanſpruchen. Der echte und wirkliche Erfinder aber — ſo ſchließt Dr. Bricheteau ſeine Polemik — iſt ein Schweizer, iſt Jean André Venel.

---

[1]) Bekanntlich iſt von ihm das erſte orthopädiſche Inſtitut in Deutſchland gegründet und durch ihn berühmt geworden. In welchem Jahre unſeres Jahrhunderts? wiſſen wir trotz alles Nachforſchens nicht anzugeben. Unſtreitig hat aber das Würzburger Muſter-Inſtitut allen in unſerer Zeit blühenden Anſtalten dieſer Art zum Vorbilde gedient, und beſonders auch der am 27. Sept. 1829 von Dr. J. Heine, ſeinem Neffen, zu Cannſtadt am Neckar eröffneten, worüber uns der zweite Bericht vom Sept. 1834 nebſt Tafeln und Abbildung des Inſtitutsgebäudes vorliegt. Den erſten aller Orthopäden unſerer Zeit nennt übrigens die öffentliche Stimme den Dr. Wildberger in Bamberg.

Eduard Köhler.

---

[1]) Der Pariſer Doctor bemerkt bei dieſer Gelegenheit, es ſei erwieſen, daß die altadeligen Familien, die ſich durchaus nur unter einander verheirathen (alſo keine Racenkreuzung zulaſſen), mehr misgeſtalte Kinder zur Welt bringen, als die übrigen Geſellſchaftsclaſſen.

VIII. Jean François Henri Venel.

Leben eines Pädagogen.*)

Heinrich Venel, der Sohn des Vorgenannten aus erſter Ehe mit Marie geb. Jaccard, war zu Orbe im Waadtland am 5. Nov. 1780 geboren. Er verlor ſeine Mutter ſchon im Alter von vier Jahren, war aber darum nicht mutterlos zu nennen. Seiner früheſten Kindheit nahmen ſich eine Tante und bald auch ſeine fünf Jahre ältere Schweſter Jeannette an, zwei ſehr liebevolle Gemüther, welche der Seele ihres Zöglings jene Weichheit und Milde einpflanzten, die ihm ſein ganzes Leben über verblieben iſt. Zu dieſen Pflegerinnen geſellte ſich nach Ablauf von drei Jahren eine Stiefmutter, wie ſie für einen Gatten, der in ſeinem ärztlichen Berufe auch theilnehmender Frauenſorge benöthigt war, und Heinrich's Naturell nicht glücklicher gefunden werden konnte. Ihr belebender Umgang, ihre unverſiegbar frohe Laune, ihr raſtloſes Schaffen für Haus und Familie verbreitete Wohlſein um ſie her, erleichterte dem Gatten ſeine Stellung, übte auf den Knaben, der ohne ſie leicht in einſeitiger

---

*) Geſchildert nach den Aufzeichnungen ſeiner Witwe und aus eigner vieljähriger Bekanntſchaft.

Richtung aufgewachſen wäre, einen nachhaltig wohlthätigen Einfluß. Ohne eigne Kinder geblieben, widmete ſie ihm eine Liebe und Sorgfalt, die er ihr bis an ihr ſpätes Lebensende mit kindlicher Zärtlichkeit vergalt. Ihre natürliche Heiterkeit trübte kein Krankheitsanfall, keine zunehmende Altersſchwäche. Hochbetagt, kannte ſie keinen ſchöneren Genuß, als ſich auf einen der Gipfel des Orbe zunächſtgelegenen Suchet geleiten zu laſſen und hier die balſamiſche Bergluft einzuathmen. Nach jeder derartigen Wanderung „à mont" fühlte ſie ſich wie neugeboren. Saß ſie unter fröhlichen Männern, wie ſie ſo gern that, ſo war dieſe merkwürdige Frau, gebildet durch den Aufenthalt in fernen Ländern und den langen Verkehr mit hochgeſtellten Menſchen, niemals um gewürzten Rede- und Erzählungsſtoff verlegen, lenkte überhaupt, da alle ihr mit geziemender Courtoiſie das erſte und letzte Wort einräumten, den Gang des Geſprächs, verſchmähte dann auch nicht, dem Glas beſcheidentlich zuzuſprechen, oder mit nicht eingeroſteter Kehle ein munteres Lied anzuſtimmen.

Unter Leitung ſolch einer Stiefmutter wuchs Heinrich heran, und ſein Herz öffnete ſich den Freuden der Geſelligkeit, Natur, Muſik und Poeſie, für welche letztere auch er von ſeinen, dem Lande des Geſangs (Languedoc) entſtammenden Vorältern ein reiches Erbtheil von Begabung empfangen hatte. Doch auch ſein Vater, wiewol durch ſeine Berufsgeſchäfte ſtark in Anſpruch genommen, vernachläſſigte keineswegs die Erziehung ſeines einzigen Sohns. Faſt obligatoriſch war es in jener Zeit und dort zu Lande geworden, ſeine Kinder nach J. J. Rouſſeau's Grundſätzen aufzuziehen. Wenn ſo in andern Familien, wo dieſe Aufgabe als Gewiſſensſache behandelt wurde, wieviel mehr nicht in dem Hauſe eines Arztes, der das „naturae convenienter" als Richtſchnur ſeiner

Praxis zu betrachten gewohnt iſt. Sein Augenmerk mußte zunächſt auf das leibliche Gedeihen ſeines Kindes gerichtet ſein, denn Heinrich war ſchwächlicher Leibesbeſchaffenheit; aber der ſchwächliche Knabe bewies, wenigſtens im Phyſiſchen, die Triſtigkeit der Rathſchläge und Vorſchriften des Genfer Philoſophen, während mit dem körperlichen Wachsthum auch ſeine geiſtigen Vermögen ſich früh entwickelten und kräftigten. Vater Venel trug ſich mit dem Gedanken, in dieſem Sohne ſich einen Collegen, Erben und Fortbildner ſeiner Stiftung zu erziehen, wobei jedoch Sinn und Geſchmack an Anderem, wofür er ſelbſt Talent und Neigung beſaß, nicht ungepflegt bleiben ſollte. Allein für Beides alles Erforderliche zu thun, reichte ſeine Lebensſpanne nicht hin, indem ihn der Tod im 51. Altersjahr (1791) abforderte. Das von ihm zur Pflege ſeiner Patienten erworbene Grundſtück, die Abbaye genannt und aus einem Complex von Gebäuden und Garten beſtehend, würde, da der Doctor Venel den Seinigen kein Baarvermögen hinterlaſſen hatte, für dieſe ohne Zweifel verloren geweſen ſein, wenn nicht die Berner Regierung, damals noch im Beſitze des Pays de Vaud, aus beſonderer Achtung für den Mann, deſſen gemein- und uneigennützige Wirkſamkeit ſie jederzeit mit großer Befriedigung wahrgenommen und ſelbſt unterſtützt hatte, ſich der Witwe und Waiſen angenommen und den Verkauf ihres einzigen Erbes verhindert hätte. So dauerte denn auch, unter Leitung ſeines Neffen Louis Jaccard, die orthopädiſche Heilanſtalt noch eine Reihe von Jahren in der Abbaye fort; Familienplan aber blieb, ganz in Angemeſſenheit zu des Vaters Wünſchen, daß der Sohn vom Hauſe, daß Heinrich dereinſt, nach abſolvirten mediciniſchen Studien, das Werk deſſelben als Dirigent in Gemeinſchaft mit Vetter Jaccard fortleiten, einſtweilen aber dieſem, woran ihn ſchon ſein Vater gewöhnt hatte, bei Pflege der Kranken zur Hand gehen ſollte.

So durfte alſo der elfjährige Heinrich im väterlichen Hauſe bleiben, ohne Unterbrechung die Schule ſeines Geburtsorts beſuchen und daſelbſt ſo viel Kenntniſſe einſammeln, als ſich eben aufgreifen ließen. Für ſeinen früh geweckten Bildungstrieb gewährte ſie freilich viel zu wenig; ſie hieß zwar ein collége latin, war aber weit entfernt davon, mit demjenigen Latein, das ihr zu Gebote ſtand, in ihren Zöglingen einen ſoliden claſſiſchen Grund zu legen. Latein, dieſer Regulator und Zuchtmeiſter der geiſtigen Kraft, welchem kein andrer zu vergleichen, wurde in Orbe, wie anderwärts im Pays de Vaud, noch immer etwa nur als Handlanger der franzöſiſchen Landesſprache betrachtet und zugelaſſen. Wer alſo hätte Heinrich ſagen können, welch eines reichen Bildungsſtoffs er in Ermangelung einer gehörigen claſſiſchen Unterlage verluſtig gehe? Deſto ungetheilter wandte ſich der bildungsfähige und bildungsbedürftige Knabe der Betrachtung der reichen ihn umgebenden Natur zu, worin ſein geiſtiges wie leibliches Auge ſich ſchärfte, worin zugleich ſein ernſtes, für religiöſe Eindrücke offenes, durch die Unterhaltungen mit der frommen Schweſter weich geſtimmtes Gemüth die reichſte Nahrung fand und da ſchon Grundſätze ſich aneignete, die für alle Zukunft feſte Wurzel in ihm faßten. Willkommen war ihm da auch jedes Buch, welches ihm bei ſeinem Studium der Natur Aufſchlüſſe verſprach oder irgendwie Vorſchub leiſtete. Aber vor Allem wurde und blieb Charles Bonnet ſein Meiſter, ſein Ideal eines chriſtlichen Philoſophen; Bildner wurde dieſer für ſein Herz wie für ſeinen Verſtand. Es fehlte ſonach dem jungen Venel keineswegs an Studienſtoff, an wiſſenſchaftlichen Zuflüſſen. Allein kaum zur Hälfte war das höchſt lebendige und auch Andre fortreißende Intereſſe, womit man ihn in ſpätern Mannesjahren auf jeder ſeiner Wanderungen a mont und a val Alles ergreifen ſah, was in die Gebiete der Botanik, Entomologie, Mineralogie u. ſ. w. einſchlug und ſein Studium der „Choses", wie er es nannte, forderte, die Frucht wiſſenſchaftlicher Beſchäftigung; es war vielmehr etwas Inſtinctartiges, aus vertraulichem Umgang mit der Mutter Natur ihm ſelbſt zur Natur Gewordenes, eine frühe Jugendliebe, die erſt nach Jahren zu Freiberg in des großen Abraham Gottlob Werner Schule, ſo zu ſagen, ihre wiſſenſchaftliche Weihe und Gewähr erhielt. Nächſtdem lag Heinrich noch zweien andern Studien ob, worin er ſpäterhin nicht nur durch gründliches Wiſſen, ſondern auch durch Schärfe, Durchſichtigkeit und beredt lebendige Anmuth des Vortrags excellirte: dem der Mathematik, wie in der Regel alle ſeine jungen Landsleute — der Beſchäftigung mit ihr und namentlich mit Trigonometrie maß er nicht ſelten das Weichen der Migräne bei —, ſodann dem Studium der Geſchichte, und dieſem zwar mit ganz beſonderer Vorliebe. Noch aber iſt hier, wo von ſeiner geiſtigen Entwickelung gehandelt wird, ein Hauptumſtand geltend zu machen, der für ſeine Jugend-, Lebens- und Weltbildung, für ſeine ungewöhnlich frühe Geiſtesreife von dem entſchiedenſten Einfluß war: die zahlreichen Berührungen nämlich mit der Menſchenwelt, worein ihn die Gunſt der Zeitumſtände — für ihn wenigſtens war es eine Gunſt — verſetzte. Denn auch an ihm ſollte ſich die Wahrheit des Satzes bewähren, daß das Leben beſſer lehrt, als Lehrer und Buch.

Der Canton Waud iſt zu aller Zeit eine der Völkerſtraßen, ein Kreuzweg für das civiliſirte Europa geweſen, worauf Individuen von allerhand Abkunft, Sitte und Idiom, Romanen, Germanen und Slaven, in aller Verträglichkeit zuſammenſtoßen und zuſammenwohnen, das liebreizende Centrum zwiſchen Nord, Süd und Weſt, wohin den beweglichen galliſchen Nachbar und den heißblütigen Italiener und den britiſchen Jugvogel und die bedachtſamen Söhne kälterer Regionen ungeſtüme Wanderluſt führt und zieht, im genußreichen Anſchauen dieſer Seen und Berge, dieſer fruchtbaren Gaue, dieſer glücklichen und intelligenten Bevölkerung, dieſer heitern Ungezwungenheit, Herz und Auge zu laben, die Noth und Sorgen der Heimat mit ihren Leidenſchaften für eines Sommers Länge abzuſtreifen, das hyperboreiſche Blut in raſchern Umlauf zu ſetzen, oder auch das Gewicht funkelnder Guineen, ihrer Faſhion, ihres Hochmuths den Wollenden und Nichtwollenden zu octroyiren. Auch das Städtchen Orbe, ein kleines unter den kleinen, hat ſeine großen Reize, und darunter den der Mannichfaltigkeit. Voraus hat es vor ſeinen ſchönen Schweſtern am Leman, die ihm in der Regel vorgezogen werden, eine Fülle geſchichtlicher Erinnerungen aus den früheſten und ſpätern Zeiten des Mittelalters, aus der Zeit der Merowinger und der Burgunderkönige, dort an Brunehild ſchauderhaften, hier an die Königin Bertha liebevollen Andenkens, deren Name in Payerne und Orbe, wie auf den Burgen von Champvent und Wufflens unvertilgbar in das Gedächtniß des Volks eingegraben iſt: als Mutter der ſchönen Adelheid, der Gemahlin Otto's des Großen, auch dem Deutſchen ein bedeutungsvoller Name. Nicht lange iſt es her, wo in der nächſten Umgebung von Orbe noch Münzen aus dem Zeitalter der älteſten Frankendynaſtie gefunden wurden. Auf der Terraſſe des Orts erheben ſich zwei Thürme von uralter Conſtruction, aber unbekannter Bedeutung. Wollten doch die Alterthümler lange Zeit in dem Städtchen Orbe den Mittelpunkt des altrömiſchen pagus urbigenus oder verbigenus erkennen, den erſt die Neuern, ich weiß nicht weshalb, auf Solothurn übertragen. Orbe ruht auf der Abdachung einer der Jurahöhen, des Suchet, und es führt von hier aus, weiter das Gebirg hinauf, eine Heerſtraße nach der unſern gelegnen Grenze Frankreichs, der ehemaligen Freigrafſchaft, nach Pontarlier und dem Departement du Doubs. Auf dem äußerſten felſigen Vorſprunge jenes Abhangs erhebt ſich des Doctor Venel altes Beſitzthum, die Abbaye, die Pflanzſchule ſeiner Heilanſtalt, und ihr gegenüber eine noch ſteilere Höhe, worüber die Straße nach la Sarraz, Coſſonay und Lauſanne, rechts aber nach Romainmotier (romanum monasterium) und der Dent de Vaulion (vallis leonis) führt. Seit 1824 ſind beide Höhen durch eine prachtvolle Eiſendrahtbrucke verbunden und hierdurch fernere Gefahr beſeitigt, welche die von dies- und jenſeit in eine jähe Tiefe rollenden Wagen bedrohte und häufige Unglücksfälle verurſachte. Unmittelbar unter der Abbaye und ihren Fuß beſpülend, drängt ſich der Orbefluß, deſſen Lauf weiter aufwärts zum Lac des Rouſſes nicht Seinesgleichen an Naturſchönheiten im Jurathale hat, mit ſeinen klaren und eiskalten Gewäſſern aus den ſchroff ihn einſäumen den Bergen hervor und durchläuft von jetzt an, als ſein letztes Stadium, eine drei Stunden lange Ebene, bis er ſich unterhalb Yverdon in den Neuenburger See ergießt. Im Oſten dieſer von den Sandſteinbergen des Jorat begrenzten kornreichen Ebene ruht das Auge wohlgefällig auf den dunkeln Geſtalten der Freiburger Alpen, unter welchen der majeſtätiſche Moleſſon imponirend hervortritt, und noch öſtlicher auf den Bergrieſen des Berner Oberlandes und ihren Schneehäuptern, während gen Süden ſich die himmelanſtrebende Kette der Savoyer Alpen, die Dent d'Oche und der Scheitel des Montblanc dahinzieht. So viele Naturwunder ſchaut der Fremdländer, der nach Orbe kommt; aber das daran gewöhnte Auge der Einwohnerſchaft beachtet ſie wenig, denn ihr tagtägliches Sinnen iſt auf Ackerbau, Viehzucht und die Erträgniſſe ihrer von der Morgen- und Mittagſonne beſtrahlten Weinhügel gerichtet, welche ihnen ein Gewächs liefern, das nur demjenigen der la Vaud und la Cote, mehr noch dem berühmten Cortaillod in Neuſchâtel, oder dem edeln Rothwein, der um Sitten gedeiht, an Güte und Feuer nachſteht.

Nun, dies Alles iſt noch heute, wie es ſonſt war. Damals aber, als Heinrich Venel in der Abbaye aufwuchs, war Orbe ein ungewöhnlich belebter und von Fremden heimgeſuchter Ort. Nur eine Minderzahl derſelben ſuchte in dem orthopädiſchen Inſtitute des Herrn Jaccard Heilung für die körperlichen Gebrechen ihrer Angehörigen; die weit überwiegende Mehrzahl der Ankömmlinge beſtand aus flüchtigen Franzoſen, welche während der Jahre 1792—99 die Schreckniſſe der Revolution ſcharenweis aus ihrem Vaterlande verſcheuchten. Meiſtens waren dies Männer oder auch Familien von Stand, ſocialem Rang, Bildung und Ruf, ſelbſt auch Vermögen, wenn ihnen gelungen war, aus dem Schiffbruch ihrer Habe wenigſtens ihre Baarſchaft in die Fremde zu retten. Heinrich ſtand in dem Lebensalter, wo die Wißbegier geweckt iſt und nur der Nahrung und Zufuhr bedarf. Zu jenen Heimatloſen nun zog ihn nicht nur der Reiz der Neuheit, nicht nur die ſchöne Theilnahme an ihrem Misgeſchick, nicht nur der Wiſſensdrang, der in ihrem Umgang ſo volles Gnügen fand, ſondern auch die erlaubteſte Art jugendlicher Eitelkeit, die Wahrnehmung, daß auch ſie zu ihm, dem ernſten, ſinnigen, phantaſiereichen, über ſein Alter verſtändigen Knaben, Zuneigung faßten und ſich gern mit ihm unterhielten. Er durfte ſie ja auch als Landsleute, wie Frankreichs Süden als die Wiege ſeines Geſchlechts betrachten, mit mehr Fug und Recht als jeder andere Vaudois oder Genfer, der in dem weniger durch die Grenznachbarſchaft als durch die Sprache ihm ſo nah gerückten Franzoſen einen halben Landsmann zu erblicken geneigt iſt. In dem Verkehr alſo mit ſo gebildeten und weltkundigen Perſonen, aus ihren Geſprächen unter ſich, denen er mit geſpanntem Ohre folgte, gewann der Kreis ſeiner Jugendbildung an Vollſtändigkeit und Abrundung, und er ſelbſt war bereits klug und berechnend genug, um dasjenige, was er beobachtet, gehört und gelernt hatte, ſorgfältig in ſein Gedenkbuch einzutragen. Daneben machte er auch ſchon Verſuche in eignen Productionen, wozu ihm ſeine lebhafte Phantaſie Stoff und Farben lieh, ſchrieb z. B. kleine Romane, worin das hiſtoriſche Element und Intereſſe ſichtlich hervortrat. In Geſchichte konnte er ſich mehr als irgendwo anders einen Autodidakten nennen. Aber auch Muſik lernte er wie von ſelbſt und ohne ſonderliche Anſtrengung, blies ſein Flageolet und ſtrich ſein Violoncell meiſterlich, ſodaß er nachmals mit dieſem in ſo manchem Quartett ſeiner Partie alle Ehre machte, mit jenem, wenn man im grünen Buſch, am Quell, bei Mond- und Sonnenſchein um ihn her ſaß, Aller Ohren feſſelte. Es genügte aber Heinrich nicht, ſich ſelbſt zu unterrichten, wo und wie er konnte, zeitig fing er auch an, das Erlernte Andern mitzutheilen, ſich namentlich zum Lehrmeiſter ſeiner jungen Baſen aufzuwerfen. Damit begann vorbedeutend ſeine pädagogiſche Laufbahn.

Wie nun aber zerſchlug ſich der urſprüngliche Plan ſeines Vaters und der Familie? Schweſter Jeannetten zu liebe, welcher er, ſelbſtändig geworden, ein Aſyl im Vaterhaus zu bieten wünſchte, aber ohne eigne Neigung für den ärztlichen Beruf, war er auf den Plan eingegangen. Mit dem Vorgefühl lebenslänglicher Trennung ſah er ſie ſcheiden, als ſie die Heimat mit Dresden vertauſchte, wohin eine angeſehene Familie ſie als Erzieherin ihrer Kinder berief. In dieſer Stellung, ob auch geſchätzt und geliebt, konnte ſie doch das Heimweh nicht bezwingen und ſtarb nach zwei oder drei Jahren, erſt 22 Jahre alt, wie ihre Mutter an einer Bruſtkrankheit (1798). Auf dieſe Kunde war Heinrich ſchnell entſchloſſen. In Anbetracht ſeiner Mittelloſigkeit, welche ihm das mediciniſche Studium ſehr erſchweren mußte, überließ er dem Vetter Jaccard die Schöpfung ſeines Vaters und ihre Zukunft, und ſchlug für ſich diejenige Laufbahn ein, welche ſeiner Neigung und ſeinem bisherigen Studiengang am meiſten entſprach, ihm auch die meiſten Ausſichten zu verbürgen ſchien. Nach Dresden, wo eine heißgeliebte Schweſter ruhte, wo ihm ein Freund und Landsmann gleichen Alters lebte, trieb ihn ſein Verlangen, und im Febr. 1799 trat er die Reiſe an. Mehr aber als ein Leid erwartete ihn in dem ſchönen Dresden. Kaum hatte er ſich am Grab der Schweſter ausgeweint, ſo öffnete ſich eine zweite Gruft, die ſeines Schulgefährten Mélizet, der, vom Nervenfieber ergriffen, den Ankommenden nur einen Augenblick lang in ſeinem Delirium wiedererkannte und acht Tage nach Heinrich's Ankunft ſtarb. Das Sterbezimmer, welches ihm die Mutter ſeines Freundes anbot, diente ihm zur einſtweiligen Herberge. In kurzem ſah er auch ſeine geringen Geldmittel erſchöpft und ſich zum Ertheilen von Unternicht genöthigt. Es galt da, ſich zu ermannen, und er ermannte ſich. Weſſen iſt nicht der friſche, elaſtiſche Jugendmuth fähig, beſonders wenn ihm lebendiges Gottvertrauen zur Seite ſteht! Auch fanden ſich bald Gönner und Beſchützer, und die ſchöne Hauptſtadt mit ihren Naturreizen, reichen Kunſtgenüſſen, geſelligen Freuden, feinen und gaſtlichen Menſchen verfehlte nicht, unauslöſchliche Eindrücke in ſein Gemüth zu graben, obgleich er ſchon nach wenigen Monaten ſie verließ, um auf Einladung einer Nichte ſeiner Stiefmutter, welche die Töchter des Fürſten von Deſſau erzog, nach Wörlitz überzuſiedeln. Hier ſchloß er einen innigen, lebenslänglichen, viele Jahre lang durch Correſpondenz unterhaltenen Freundſchaftsbund mit Haußmann, der, jung und Pädagog wie Benel, die Achtung und das Vertrauen des Fürſten, welche er ſchon jetzt genoß, durch ſeine nachmaligen Dienſte immermehr rechtfertigte und auf ſeinen jungen Freund, der in der Fremde noch ſo vereinſamt ſtand, bald einen ſehr wohlthätigen Einfluß ausübte, ihm das Wandeln durch die anmuthigen Parkanlagen von Wörlitz mit heiterem und belehrendem Umgang würzte. Da veranlaßte ihn eine zweite Landsmännin, Geſellſchafterin der Gräfin von Dönhoff, welche eines ihrer Güter in der Nähe von Angermünde bewohnte, dahin zu kommen. Die Gräfin, eine Frau von feinſter, ſelbſt gelehrter Bildung, Anmuth und Herzensgüte, dabei vollendete Hofdame, nahm den jungen Fremdling huldvoll auf und beſtallte ihn den ganzen Winter über zu ihrem Vorleſer. Dieſes Ehrenamt und die Unterhaltung der geiſtvollen Frau, wobei es von ihr auf Erforſchung ſeiner Tüchtigkeit behufs einer feſten Anſtellung abgeſehen war, ſowie eine gewählte, zu ſeiner Verfügung geſtellte Bibliothek, welche ihm das reichhaltigſte Material zu Privatſtudien lieferte —, alles Dies mußte ſeinen geiſtigen Geſichtskreis um ein Bedeutendes erweitern. Allein als die Zeit erſchien, wo ihm die vortheilhafteſten Ausſichten eröffnet wurden, hatte er ſchon erkannt, daß in der ſchwülen Luft der Höfe und Hochgeſtellten ſein beſcheidner, einfacher Sinn keine Befriedigung finden konnte. Er lehnte demnach alle Anerbietungen ab und verabſchiedete ſich im Frühling des J. 1800 mit dankerfülltem Herzen von ſeiner hohen Gönnerin, und ſie ihrer Seits bezeigte ihm ihre dauernde Werthſchätzung durch einen mehrjährigen Briefwechſel.

In Leipzig endlich war es, wo Venel im vollſten Maße fand, was er wünſchte und bedurfte, und zwar, durch Vermittelung des reformirten Predigers Dumas, der ſeine Bekanntſchaft ſchon in Dresden gemacht und ihn fortwährend im Auge behalten hatte, in dem Hauſe der verwitweten Madame Schmidel, geb. Leplay, welche für ihre zwei noch im Kindesalter ſtehenden Söhne Eduard und Theodor eines Erziehers und Lehrers benöthigt war. Von einem Hausfreund und Gewiſſensrath empfohlen, wie Dumas, erfreute ſich der noch nicht zwanzigjährige Hof- und Studienmeiſter gleich vom Anbeginn in dieſem Hauſe der wohlwollendſten Beachtung und Behandlung. Es ſtand ihm auch inſofern näher denn viele andere, als die Familie Schmidel zur franzöſiſchen Colonie in Leipzig zählte. Mehr als dreizehn Jahre brachte Venel in dieſer hochachtbaren, liebenswürdigen, mit Glücksgütern geſegneten Familie zu, theils in Leipzig ſelbſt, der Stadt, die an geſelligen, muſikaliſchen, gelehrten Genüſſen, wenn man wollte, auch rauſchenden Freuden ſo überſchwenglich viel darbot, worein ſich Mercur und Apollo brüderlich getheilt zu haben ſchienen, theils und vorzugsweiſe auf ihrer ſchönen Beſitzung

Zehmen, drei Stunden von der Stadt. In dieſem friedlichen Landaufenthalte, wo Alles: Haus, Garten, Luft, Comfort und die ſchönſte Ungezwungenheit zum Wohlſein hinwirkte, gedieh ohne Zweifel das Werk der Jugendbildung, welchem ſich nunmehr Heinrich Venel mit aller Herzensfreudigkeit und Begeiſterung unterzog, ungleich befriedigender, als in der bewegten, zerſtreuungsvollen Stadt; dort löſten ſich ſpannender Unterricht und Erholung in naturgemäßem Wechſel ab, ſo aber, daß die Erholungsſtunden nicht der belehrenden, anregenden Winke, die dem Lehren und Lernen gewidmeten nicht der heitern, aufmunternden Zwiſchenacte ermangelten; dort reichten ſich eine einſichtsvolle Mutter und ein gewiſſenhafter Erzieher hilfreich die Hand zu gleichem Zwecke. An dieſer Mutter ſeiner lieben Zöglinge gewann Venel auch ſelbſt eine Mutter, für ſein Jünglingsalter eine welterfahrene, theilnehmende Rathgeberin; Zehmen wurde für ihn eine zweite Heimat. Die angeſtammte aber blieb unvergeſſen, und der Mutter in der Abbaye zu Orbe bewahrte er ein kindliches Herz. Zu zweien malen kam dieſe, auf ausdrückliche Einladung der Madame Schmidel, welche dem Erzieher ihrer Söhne keinen ſprechendern Beweis ihrer Zufriedenheit geben konnte, in den folgenden Jahren nach Sachſen, brachte einmal ſogar ein volles Jahr in Zehmen oder Leipzig zu.

Wir beſchränken uns in ſonſtiger Schilderung des Lebens in Zehmen gebührender Maßen auf die Hauptdata. Geſchichte und Geographie, Naturwiſſenſchaft, Mathematik, franzöſiſche Sprache und Literatur, worin Venel völlig heimiſch war, dies ungefähr mochten die Hauptgegenſtände des Unterrichts ſein. Es iſt bereits angemerkt worden, daß Venel's Bildungsgrund nicht der alte claſſiſche war. Bedauerlich war es in der That, iſt auch von ſeinen Freunden beklagt worden, daß er beim Unterricht der Zöglinge nicht auch hierin ſeinen Mann ſtellte; denn einmal heißt es doch und mit vollſtem Recht bis dato unter uns in Betreff des claſſiſchen Unterrichts: „Noblesse oblige.“ Wenigen mag im Allgemeinen die Gabe verliehen ſein, ſich auf den diametral entgegengeſetzten Gebieten der Linguiſtik und exacten Wiſſenſchaft mit gleicher Leichtigkeit zu bewegen. Auch Venel vielleicht nicht; ihm aber, deſſen Talent ſich entſchieden der ſtrengern Wiſſenſchaft zuneigte, fehlte auch der alles bezwingende Trieb zu ſprachlichen Studien. In frühern Jahren beſaß er nicht die Mittel, jenen Grund zu legen, im reifern Alter, als etwa das Bedürfniß fühlbar wurde, nicht mehr den Muth, die Lücken der Schulbildung auszufullen. Denn nicht Alle, wie Villemain in ſeinem Cours de la littérature française ſagt, thun es Chateaubriand gleich, der ſich die alten Claſſiker einzig durch die Energie ſeines Willens aneignete. Racine und Fénelon, ſagt derſelbe Villemain, wurden mit dieſen Studien gleichſam großgezogen, und für Lamartine's Genie würden ſie gewiß die heilſamſte Nahrung und wohlthätigſte Pflege geworden ſein. Jedenfalls wurde auch Venel in der Folgezeit die Bedeutung und der Einfluß der claſſiſchen Studien immer einleuchtender. Man darf daher aus einigen ſarkaſtiſchen Bemerkungen über die verrufenen „todten Sprachen,“ die man in Briefen aus ſpäterem Datum in die Heimat lieſt, nicht geradezu ſchließen, daß er den unvergleichlichen Werth derſelben verkannte, oder das „Ars non habet osorem nisi ignorantem“ auf ihn anwenden. Es galten dieſe Ausfälle wol mehr der Pedanterie, der Selbſtgefälligkeit, dem Kaſtengeiſt deutſcher Philologen, wovon ihm hie und da ein Pröbchen aufgeſtoßen ſein mochte.

Das Jahr 1803 wurde von der Familie Schmidel zu Vorbereitungen auf eine große Reiſe nach der Schweiz, Frankreich und Italien verwendet, die im Frühling des folgenden zur Ausführung kam. Die Reiſegeſellſchaft beſtand aus fünf oder ſechs Häuptern. Selbſtverſtändlich wurde auf allen den Hauptſtationen ein mehrwochentlicher Halt gemacht; der Unterricht aber ging dabei ſeinen Gang fort. Man ſtudirte und verarbeitete das Geſehene an Ort und Stelle; was Gegenwart und Vergangenheit darbot, was an Natur-, Induſtrie- und Kunſtproducten, fremder Menſchen- und Völkerſitte Neues aufſtieß, wurde mit Aufmerkſamkeit verfolgt, beſprochen, abgewogen, im Tagebuch fixirt, zu künftiger Verwendung zurückgelegt. Das Bewußtſein, daß der pädagogiſche ſein lebenslänglicher Beruf ſein werde, verdoppelte Venel's Sammlerfleiß im Einſpeichern deſſen, was ſeinem Geiſt die möglichſte Vielſeitigkeit zu geben verſprach. Galt es nun vollends, in hiſtoriſchen Erinnerungen zu ſchwelgen, zu ſchwelgen in täglicher Betrachtung der edelſten Denkmaler ſchöner Kunſt, welch unerſchöpfliche Ausbeute, welchen Reichthum an Anſchauungen, welche Stoffe und Mahnungen zu Studien für eines Lebens Länge gewährte nicht das Eine, alte und neue, Rom! Denn die Chronik welcher Stadt darf ſich vergleichen mit der des über drittehalbtauſend Jahre alten Roms, wo jeder Schritt und Tritt Geſchichtsboden iſt? Oder ſind vielleicht Jeruſalem und Athen auszunehmen? Wo auch iſt eine Fülle unſterblicher Kunſtgebilde aufgehäuft, als in jener ewigen Stadt, wohin Hellas ſeine von Barbarenfauſt bedrohten Schätze rettete, wo Bramante baute, Buonarotti meißelte, Raffael Gipswände beſeelte und die Leinwand ſprechen machte, wo von dieſem erlauchten Triumvirate St. Peter und die Sixtina und der Vatican ein unvergängliches Zeugniß ablegen? Eliſa von der Recke, die nebſt Tiedge zu gleicher Zeit in Rom war, hat bekanntlich ihre Reiſeerinnerungen recht anmuthig in einem vierbändigen Tagebuch 1) niedergelegt; Venel begnügte ſich, die Eindrücke, welche er auf jenem claſſiſchen Boden empfangen, außer in dem von ihm geführten Itinerarium, in einem kleinen Roman zu ſchildern, den er zu Ehren der berühmten Kaiſertochter „Pulcherie" betitelte. Es ſei genug von dieſer Reiſe geſprochen. Nachdem ſie auch die Süßigkeit und Wolluſt des italiſchen Himmels in vollen Zügen geſchmeckt, kehrten die Reiſenden nach achtzehnmonatlicher Abweſenheit heim ins Vaterland und genoſſen nun eine Reihe von Monaten die beſchauliche Ruhe des Landlebens, die ihnen allen zum Bedürfniß geworden war, die etwa nur während des Winters durch die Zerſtreuungen der Stadt und den Verkehr mit Freunden, welche der Drang, von ihren Erlebniſſen zu hören, um ſie verſammelte, unterbrochen wurde. In dieſer Zeit recapitulirte und ordnete Venel ſein Tagebuch, das ihm volle funfzig Jahre lang und bis in ſein Greiſenalter eine Schatzkammer von Erinnerungen und Mittheilungen bleiben, für die Seinigen ein theures Erbſtück und Familienbuch werden ſollte.

Bald darauf kam der Krieg von 1806, als unerfreulichſter aller Gäſte. Er war bisher nur eine blutrothe Erſcheinung am Horizont des Sachſenlands, oder ein ſtehender Artikel in den Zeitungsſpalten geweſen. Nun war er ſelbſteigen da, begleitet von Schreckniſſen und Drangſalen, ſeinem gewohnten Gefolge; die grollenden Donner von Jena und Auerſtädt mußten bis Leipzig und Zehmen erklungen ſein. Nicht mehr konnte man

---

1) Von Frau von Montolieu ins Franzöſiſche überſetzt.

ſich des Gedankens an ihn, dieſen bis an die Zähne gewaffneten Gaſt, erwehren, er wurde das Geſpräch des Tags. Auch Venel ſcheuchte er aus ſeiner philoſophiſchen Welt- und Naturbetrachtung. Er ahnete damals nicht, wie nach Verlauf weniger Jahre er ſelbſt würde zu den Waffen greifen müſſen. Das Jahr 1808, gelegen zwiſchen den Friedensſchlüſſen von Tilſit und Wien, war eins der ruhigſten für Sachſen. „Des Krieges Stürme ſchwiegen.“ Den ſchönſten Theil deſſelben füllte der Aufenthalt zu Kötzſchwitz, einem der Schmidel'ſchen Güter, wo unter Anleitung eines erfahrnen Oekonomen, Namens Breiting, die Landwirthſchaft theoretiſch wie praktiſch erlernt und betrieben wurde. Durften ja und ſollten nach dem Wunſche ihrer Mutter die Gebrüder Schmidel, die einzigen Erben von ſehr anſehnlichem Landbeſitz, über dem Studium von allerhand nützlichen und ſchönen Wiſſenſchaften am wenigſten das ihnen Nächſtgelegene verabſäumen: vertraute Bekanntſchaft mußten ſie machen mit der eigenthümlichen Beſchaffenheit ihres Grundbeſitzes, ſeiner Ertragsfähigkeit, der Art und Weiſe ſeiner Bewirthſchaftung, Nutzung und etwaigen Werthſteigerung. Venel, der natürlich an dieſem agricultoriſchen Sommercurſus theilnahm, gewährte dieſes Bewegen in der friſchen, geſunden Luft der Felder, dieſes Mithandanlegen an die Geſchäfte des Ackerbaus, dieſer tägliche, zur ſüßeſten Gewohnheit werdende Umgang mit der treuen Mutter Natur, dieſes Keimen-, Wachſen-, Blühen- und Gedeihenſehen ihrer lieben Kinder inmitten der behaglichſten Ruhe und in ſchöner Abwechſelung mit Geiſtesarbeit neue, innigſte Befriedigung. Aber ohne eine Geiſtesfrucht blieb auch dieſes ländliche Stillleben nicht; ein zweiter Roman: „Natalie ou l'agriculture“, verdankte ihm und dieſen Mußeſtunden ſein Entſtehen.

In das Jahr 1809 fällt, nächſt einem Ausflug in die ſächſiſche Schweiz und nach Freiberg, ein längerer Aufenthalt vom October dieſes Jahrs bis April 1810 in ſeiner Vaterſtadt Orbe, während deſſen ſeine Zöglinge ihre religiöſe Vorbereitung erhielten. Das Vaterland, die Liebe zum Vaterland gewann wiederum die Oberhand; das Wiederſehen der Seinigen, der Austauſch mit Landsleuten, der Anblick ſeiner heimiſchen Berge und der Sturzwellen der forellenreichen Orbe, die Nähe des geliebten Val de Jour und der Thalgründe der Orbe, und was der Reize jenes Gebirgslandes mehr ſind, übten neuen Zauber auf ſein Gemüth. Er ſtand wieder an der Wiege ſeiner früheſten Erinnerungen, auf dem Tummelplatze ſeiner Knabenſpiele. Sein Erſcheinen in Orbe brachte Bewegung ins geſellſchaftliche Leben: er weckte in dem jüngeren Geſchlechte Sinn für muſikaliſche und belletriſtiſche Genüſſe, und die Alten ließen ihn freundlichſt gewähren; er war bei allen geſelligen Freuden der Winterzeit der Tonangeber, der Anordner von Concerten und aufzuführenden Theaterſtücken. Da er aber auch von dem gewohnten Schulmeiſtern nicht ablaſſen konnte und mochte, ſo erſah er ſich in den Kindern ſeiner früheſten Schülerinnen, ſeiner Baſen, eine neue Generation von Zöglingen. Völker- und Naturgeſchichte ſammt Geographie waren die Gegenſtände ſeines allabendlichen Unterrichts; lernbegierig gruppirte ſich die kleine unwiſſende Schar um den freundlichen hochgelehrten Vetter, der das Orakel der Familie geworden war. Nichts weniger aber als unbegreiflich, daß unter dieſen jungen Weſen eins, die vierzehnjährige Liſa, ihm durch ihre Mutter Iſabelle, geborne Venel, nahverwandt, ſein ganz beſonderes Augenmerk auf ſich zog, allgemach ſein Herz in Feſſeln ſchlug und über ſeine Zukunft entſchied.

Dieſe liebenswürdige Kleine iſt auch drei Jahre nachher Venel's Lebensgefährtin geworden und bekennt in ihren ſchönen Aufzeichnungen, daß ihr damaliger Lehrer nicht aufgehört habe, es bis an ſein Lebensende zu ſein. Von dem Augenblicke an, wo eine heilige Pflicht ihn zum Wiederaufbruch nach Sachſen mahnte, begann zwiſchen Heinrich und der geliebten Liſa ein ununterbrochen fortgeſetzter Briefverkehr. Der Verfaſſer gegenwärtiger Lebensſkizze iſt vor mehr denn dreißig Jahren der Mittheilung dieſer „Liebesbriefe“ gewürdigt worden: was er daraus dem Leſer verräth, muß ſich auf dasjenige beſchränken, das zu Vervollſtändigung dieſes Lebensbildes geeignet iſt; aus eigener Erfahrung füllt Leſer oder Leſerin die Lücken aus und denkt ſich leicht, wie mit jedem Briefe das Seelenverſtändniß inniger geworden ſein mag. Malt ſich in Liſa's Zeilen die kindliche, vertrauensvolle Hingebung an den Mann, der ihrem jungen Herzen den Preis abgewann und dennoch wie eine Reſpectsperſon vor ihrer Seele ſtand, ſo leitete ihn, nächſt der zärtlichſten Liebe, das bewußtvolle Streben, ſich in Liſa eine Genoſſin zu erziehen, die nicht nur die Freuden und Leiden des Eheſtands mit ihm theilte, ſondern auch die Tragweite ſeines Geiſtes zu ermeſſen, dem Fluge ſeiner Gedanken zu folgen, ſeine Lebensaufgabe in inniger Gemeinſchaft mit ihm zu löſen die Kraft beſäße. Und wahrlich! wäre er allein Erzieher dieſer Frau geweſen, nicht auch ein ſo würdiger Vater, als der Pfarrer Mennet in Provence, nicht auch eine geiſtig begabte Mutter, ſo hätte er ein Meiſterſtück von pädagogiſcher Einſicht, Umſicht, Takt und Vollendung geſchaffen.

Nun ihn ein neues, liebes, ſeidenes und roſenrothes Band mit dem Vaterland verknüpfte, mußte er die Fremde wol mit etwas verwöhnten Augen betrachten.

Darum ſind auch ſeine Briefe mit mehr als einer Klage angefüllt: bald über das betäubende Durcheinander des Stadtlebens, um mit Horaz zu ſprechen, die fastidiosa copia, den fumus et opes strepitusque urbis, bald über das deutſche gelehrte Weſen oder Unweſen, wobei ebenfalls viel Fumus, ſogar die kantiſche Philoſophie, worein Benel ſich ſchwerlich vertieft haben wird, bald über die Sachſen, die er im Vergleiche mit den Schweizern, d. h. den Vaudois, ein peuple pesant ſchilt, mit dem Zuſatz: je n'aime pas tant les Allemands pour amis. Die Sachſen mögen freilich damals weniger glacirte Handſchuhe getragen haben, als man ihnen in unſerer Zeit nachſagt. Doch iſt ihm unter dieſem „peuple pesant“ ſpäterhin in Freiberg und auf ſeinen Wanderungen durch das ſchöne Zſchopauthal ein Menſchenſchlag vorgekommen, welchem er ſeiner Natürlichkeit, Genügſamkeit, Biederkeit, Gutherzigkeit, Munterkeit und muſikaliſcher Virtuoſität halber niemals aufhörte volles Lob zu ſpenden: die Bergleute im ſächſiſchen Erzgebirge, und er ſchreibt daher einmal: „Si je pouvais seulement donner un peu de gaité à ce peuple et adoucir l'âpreté de son gosier, sous bien des rapports je le préférerais à nos Suisses qui ont toujours la tête si près du bonnet.“ Was aber würde er von den Sachſen gemeint haben, wenn er die Sturm- und Drangperiode des „ſouveränen Unverſtands“ in der Nähe erlebt hätte? Im Sommer von 1811 machte Benel eine Reiſe nach Wien. Er verließ es ohne das Bedauern, womit er von Paris und Rom geſchieden war; die Slaven gefielen ihm beſſer als die „froids et lourds Germains du Nord.“ Benel's Bildung und Eigenthümlichkeit fußte ſo ganz auf franzöſiſchem Boden und, man darf auch ſagen, franzöſiſchem Vorurtheil, daß er ſich das deutſche

Element zu keiner Zeit völlig aſſimilirte, es aber doch unendlich humaner beurtheilte, als der ehemalige Profeſſor Olivier in Lauſanne, deſſen bittere, den Franzoſen bofirende Auslaſſungen in der Revue des deux mondes von 1844 ſchon längſt ihre Widerlegung gefunden haben [1]). Das germaniſche Element iſt unwiderſtehlich, ſchon Ludwig's XVI. Miniſter de Vergennes hat es gewußt und ausgeſprochen; es durchdringt und überwältigt Slaven- und Romanenthum, wo es nicht auf die Phalanx einer kraftvollen Nationalität ſtößt, geht aber in einer ſolchen nicht unter, wie man am Elſaß wahrnimmt; auch die romaniſche Schweiz vermag ſich ſeiner Impulſe nicht zu erwehren, mag ihre Antipathie gegen das Deutſchthum noch ſo zähe ſein. Ungeachtet ſeiner Eingenommenheit gegen das Bethun der deutſchen Gelehrten — eines ſehr bekannten und hochgeſtellten, aber ebenſo ducatenſüchtigen gedachte er zuweilen beiſpielsweiſe, wir aber wollen ſeinen Namen nicht verrathen —, trotz der ſchlechten Luft und ſchlechten Beleuchtung in den Leipziger Auditorien (damals nämlich), fand es doch auch Venel gerathen, in demſelben J. 1811 die Hörſäle der Akademie zu beſuchen und ſich unter ihre Bürger aufnehmen zu laſſen. Das nächſte Jahr aber ſah ihn und ſeine beiden Zöglinge, die jetzt ſeine Studiengenoſſen wurden, auf der Bergakademie in Freiberg zu Werner's Füßen. Da gab es wieder ein neues Feld anzubauen: innerhalb der Wände der Lehrſäle geognoſtiſche, mineralogiſche, chemiſche Lehrcurſe, draußen vor der Stadt mit der edeln Knappſchaft Grubenfahren im Bergmannskittel.

---

[1]) Eine ſolche hat Schreiber dieſes in O. Wigand's Vierteljahrſchrift (1845 I. Bd.), ſowie in Jahn's Neuen Jahrbüchern vorgenommen.

und was ſonſt in Freiberg zu ſehen, zu lernen und mitzumachen iſt. Venel erwarb ſich in dem weitberühmten Werner einen Freund und blieb ſein lebenslänglicher Verehrer. Groß war auch der Schatz neuer Erkenntniſſe, welchen er von der Freiberger Bergakademie heimbrachte. Es darf jedoch nicht verſchwiegen bleiben, daß Venel im letzten Stadium ſeines Lebens ſich völlig von dem Werner'ſchen Syſtem losſagte und an die neuern Geologen anſchloß, das Ergebniß ſeiner eignen Forſchungen aber in einer bis jetzt ungedruckten „Etude paléontologique" niederlegte, wovon wir jedoch nichts weiter mitzutheilen wiſſen, als eben dieſe Notiz. Die ſchöne Studienbahn in Freiberg wurde übrigens gewaltſam unterbrochen durch die ſich rings aufthürmenden Wetter des Kriegs, welcher Sachſen zum Tummelplatz der ſich bekämpfenden Hunderttauſende erſehen hatte und auch Freibergs ſtudirende Bevölkerung von dannen ſcheuchte. Auch die drei Bergſtudenten kamen zu Anfang des Sommers 1813, etliche Monate früher als beſchloſſen war, nach Zehmen zurück. Aus der fernen Heimat kam jetzt Mahnung über Mahnung, die Venel zum Aufbruch trieb, und er mußte ihr wol Folge leiſten, denn ſeine Aufgabe in Sachſen war erfüllt. Während des Waffenſtillſtands verließ er dieſe ſeine zweite Heimat, nicht ahnend, daß er ſie niemals mehr betreten würde. Feierlich und ſchmerzvoll war der Abſchied von dem Hauſe Schmidel, und ſchwere Sorge um die nächſte Zukunft, nicht aber um die ſeinige, begleitete ihn heimwärts.

Beim Anblick ſeiner heimatlichen Berge ging ihm das Herz von neuem auf. Sehnlichſt erwarteten ihn auf der Pfarre zu Provence, einem Dörflein im Jura, aber im Angeſicht der Alpen gelegen, die Geliebte und ihre Familie. Dort auch dichtete er in ſchöner, mit

Wehmuth gemiſchter Begeiſterung ein rührendes Lied, das ſo anhebt:

> Je vous revois, o montagnes antiques,
> Sejour de paix, asile de bonheur.
> Dieu, quel aspect! nos cimes helvetiques.
> Que leurs miroirs font palpiter mon coeur!
> Oh mon pays, canton de Vaud si beau.
> Ah! le revoir est un bonheur nouveau —

und welches er ſeine Braut zu ſeiner Begleitung ſingen lehrte. Nach zwei Monaten kam die Botſchaft von der Leipziger Völkerſchlacht und zugleich von der gräuelvollen Verheerung, deren Schauplatz auch das geliebte Zehmen geworden war. Doch war dieſe Gewißheit leichter zu ertragen, als die vorangehende ängſtigende Ungewißheit über das Schickſal ſeiner ſächſiſchen Freunde; waren doch ihrer Aller Häupter unverſehrt geblieben. In einem Brief an die Geliebte ſchildert er die edle Ergebung, womit ſie ihr Schickſal trugen. Die Schweiz aber, in ihrer Neutralität bedroht, rief jetzt ihre Söhne unter die Waffen, ſtellte ſie, die dortige Sprache zu reden, aufs Picket. Auch Venel mußte das Schwert umgürten und avancirte ſofort zum Artillerie-Lieutenant. Das hieß nun allerdings die ſchon anberaumte Hochzeit bis zum nächſten Jahre hinausſchieben. Aber das Vaterland hatte auch ſeinen Theil an Venel's Herzen, und ſeine Mahnung duldete keinen Einſpruch. Einen eigenthümlichen Reiz hatte auch für ihn das bisher ungewohnte Waffenhandwerk, es diente, Venel's Mannesbildung zu vollenden. Mußte er als Vaterlandsvertheidiger nicht auch in Liſa's Augen ſteigen? Zu Morges wurden die Waffenübungen gehalten, ſie waren das Vorſpiel zum Aufbruch an die Rheingrenzen. Weiterhin datiren Venel's Briefe aus den Lagern, welche das Heer in den Kantonen Bern, Aargau und Luzern aufſchlug. Er hatte ſich bei ſeinen Leuten in Reſpect geſetzt und ihre Liebe gewonnen; er dichtete, ihren Muth anzufeuern, patriotiſche Lieder, und die Soldaten waren voll kriegeriſcher Begeiſterung. Da aber geſchah das Unerwartetſte. Die Schweiz verrieth ſich ſelbſt, indem ſie den Oeſtreichern laut geheimen Vertrags den Durchzug durch ihr neutrales Gebiet verſtattete und die kampfluſtigen, zum bewaffneten Widerſpruch bereiten Waadtländer auf die Seite ſchob. Wuth und Ingrimm bemächtigte ſich ihrer Gemüther, als ſie von ſolcher Verhöhnung ihres Vaterlands, nicht durch fremde, ſondern eigne Treuloſigkeit, vernahmen; ſie allein aber vermochten nicht die Schmach abzuwenden, die nicht ſie verſchuldet, die entarteter Schweizerſinn über ſie verhängt hatte. Auch Venel theilte die Erbitterung ſeiner Landsleute, war aber weit entfernt, ihren Unmuth zu Unbotmäßigkeit und offener Meuterei aufſtacheln zu wollen. Vielmehr hielt er alsbald, nachdem die Infamie lautkundig geworden war, am Weihnachtsfeſt in einer Kirche zu Luzern vor dem Genuß des heil. Abendmahls eine Anſprache an ſeine rachedurſtige Mannſchaft, und es gelang ſeiner eindringlichen Beredtſamkeit, ſie zu beſänftigen und die auch zum Rückzug ſo unentbehrliche Disciplin wiederherzuſtellen. So ſieht man hier alſo Venel in einer neuen, ſelbſt angemaßten Würde auftreten, der eines chriſtlichen Feld- und Friedenspredigers. Noch eine Reihe von Jahren nachher konnte man, wie der Verfaſſer dieſes, Zeuge der Entrüſtung ſein, womit das Gedächtniß jener Schmach, die man den Bernern beimaß, Aller Gemüther erfüllt hatte [1]. Der Hauptmann und zweite Lieutenant blieben unterwegs erkrankt zurück. So führte denn der Lieutenant Venel die Compagnie zurück und legte ſeinen Marſchallſtab zu den Füßen ſeiner Kriegsherren nieder. Dieſes geſchah am **10.** Januar **1814.**

---

[1] Die ſo Erbitterten wollten weder damals noch auch jetzt erkennen und bekennen, daß die Schweiz von 1798 bis 1814, alſo noch

Juſt zwei Monate darauf erfolgte die prieſterliche Einſegnung in der Kirche zu Yvonand am Neuenburger See, wohin Herr Mennet, Liſa's Vater, vor einigen Monaten verſetzt worden war. Die roſigen Wochen, welche ihr vorangingen und folgten, lenkten das Gemüth des jungen Paars von Politik, Krieg und allzu lebhafter Theilnahme an dem, was ſoeben auf dem nachbarlichen Boden Frankreichs vorging, ab und ließen ſie vergeſſen, was dahinterlag. Es quartierte ſich vor der Hand in der Abbaye zu Orbe ein, wo noch immer Venel's Stiefmutter wohnte; aber er trug ſich ernſtlich mit dem Plane, nach Sachſen, ſeiner zweiten Heimat, die um ihrer Bedrängniſſe und Leiden willen einen doppelten Reiz für ihn gewonnen hatte, ſich und ſein Haus zu verpflanzen. Dieſer Plan kam nicht zur Verwirklichung, ſchon darum nicht, weil die Familie ſeiner jungen Gattin zu ſchmerzlich berührt worden wäre, und ihren inſtändigen Bitten gab er endlich nach. Jedoch in Orbe verbleiben, das an ſich ſo wenig Mittel beſaß und ſo wenig Ausſichten bot, hieß für den Augenblick auf Verfolgung der pädagogiſchen Laufbahn verzichten. Da aber dämmerte in Venel's Seele der in Kötzſchwitz verlebte Sommer, noch mehr die Erinnerung an das traute Zehmen auf, und er entſchloß ſich, ein Landmann zu werden,

---

länger, als Deutſchland, geknechtet wie dieſes und ſo gut als eine franzöſiſche Provinz war, daß ſie jedem Winke ihres „Mediators“ gehorſamen mußte, und ihre Befreiung von der Zwingherrſchaft, ſowie ihre ganze jetzige national-politiſche Exiſtenz, dem gegen den Mediator verbündeten Auslande verdankt.

nicht wie der Wucherer Alphius beim Horaz, der es bei den luftigen Gebilden ſeiner Phantaſie bewenden ließ, ſondern in That und Wahrheit. Und er kaufte ſich jenſeit der Ebene, welche an den Jorat gelehnt ruht, ein Stündchen von Orbe, da wo der Blick die vom Chaſſeral und der Aiguille de Baume bis zur Dole ausgeſpannte Jurakette ermißt, ein Gütchen, Jolival genannt, von dem es heißen darf: nomen et omen habet, eingeſäumt von grünem Wieſengrund und Obſtgehege, Rebenhügeln, klarem Gewäſſer, Buſchwerk mit Nachtigallenſchlag und anmuthigen Höhen, von wo man in die Gletſcherwelt im Oſten ſchaut. In dieſem Eldorado verlebte das Paar eine goldene Zeit von ſechs oder ſieben Jahren, ſah daſelbſt ein liebliches Kleeblatt von drei Töchtern aufblühen, und kein Verluſt an lieben Kindern trübte jemals ſeine eheliche Glückſeligkeit. Der ſchmerzlichſte Schlag, der es hier betraf, war der unerwartete, 14. Juli 1815 erfolgte Tod der Mad. Schmidel, dieſer ehrwürdigen und um Venel ſo hochverdienten Freundin. — Venel's junger Schwager Emanuel Mennet, der daheim und an der deutſchen Nahe Feldwirthſchaft und Brauerei gelernt hatte, leiſtete ihm und der Schweſter als Dritter den erwünſchteſten Beiſtand. Freilich war die Misernte des J. 1816 ein ſchwerer Schlag, und das finanzielle Intereſſe nahm auch ſonſt keinen recht merklichen Aufſchwung. Viel beſſern Ertrag dagegen gewährte das Studium, welchem Venel weder Sommer noch Winter obzuliegen ſäumig war. Geſchichte und Geographie, die Stoffe beider in leicht überſchaulicher Tabellenform geordnet, und die ſichtbare Welt mit ihren Realitäten, „les choses", in philoſophiſcher Auffaſſung und Behandlung bildeten die Hauptobjecte ſeines fortgeſetzten Studiums. Allein Venel ſollte nun einmal Pädagog ſein und bleiben. Sein alter Freund Dumas in Leipzig griff ihm abermals unter die Arme, indem er ihm zwei junge Schleſier, die Grafen Reichenbach, nebſt ihrem Präceptor zur geiſtigen und leiblichen Pflege überwies, und ſo wurden die eingeſammelten Vorräthe alsbald wieder in Fluß und Curs gebracht. Zu dieſen hocherwünſchten Fremdlingen geſellten ſich nach der Zeit noch manche andere, worunter auch ein merkwürdiger Grieche, der Archimandrit Theſeus, Sohn oder Neffe des von den Turken ſtrangulirten Erzbiſchofs von Cypern, der nachmals von der aufſtändiſchen Regierung zu öftern Miſſionen ins Abendland verwendet wurde, und mit welchem, wie mit ſeiner nach Marſeille emigrirten Familie, auch Schreiber dieſes in mehrfältige freundſchaftliche Berührung gekommen iſt. Venel befreundete ſich von da an immer mehr mit dem kühnen Gedanken an Gründung einer größeren Erziehungsanſtalt, und als ſich während des Winters 1821 22 zu dieſem Zweck mit ihm ein deutſcher Mitarbeiter vereinigt hatte, war der Entſchluß bereits zur Reife gediehen. Nur aber war Jolival, der noyau des Unternehmens, weder nach den Grundſätzen gothiſcher Architektur gebaut, noch innerhalb ſeiner Bretterwände geräumig genug, um mehr Eleven als die bisherigen vier oder fünf zu faſſen, während doch gewiſſeſte Ausſicht dawar, ihrer eine größere Anzahl heranzuziehen; ebenſowenig genügte die Abbaye, und ſo mußte auf Erwerbung eines umfänglichern Locals Bedacht genommen werden. Dieſes aber wurde ohne langes Suchen in Venel's Vaterſtadt, hart am Fuße der Abbaye, in einer Behauſung gefunden, die den Namen „l'hôpital“ führte und, aus drei Geſchoſſen beſtehend, mit ihren oberſten Räumlichkeiten der Hauptfahrſtraße des Orts zugekehrt war, mit den unterſten eine Art Souterrain bildete und in eine ſonnige Gartenterraſſe mit Pfirſichgeländen endigte, über welche hinaus ſich, im Angeſicht der fernen Alpen, auch vom Mittelgeſchoß aus ſichtbar, die vom Fluß durchrieſelte Ebene ausbreitete. Alſo doch in Orbe. Genug, dieſe Behauſung wurde tauglich, wie keine andere, befunden, ſorglichſt hergerichtet, am 10. Juli 1822 von Alt und Jung bezogen, mehr und mehr bevölkert und entſprach den von ihr gehegten Erwartungen. Zu Inſtandſetzung derſelben hatte unſers Erinnerns die Stadt Orbe 4000 Schweizerfranken hergegeben, und eben ſoviel verwandte Venel auf ſtattlichſte Ausmeublirung des Innern — denn es ſollte ein Erziehungshaus „pour le monde“ werden, dies der ſtehende Ausdruck. Das trauliche, im Gebüſch verſteckte Jolival mit ſeinen heitern Erinnerungen an die dort vollbrachte Tagesarbeit, die unter gemeinſchaftlicher Lecture, Geſchichtsvorträgen oder den ſüßen Klängen von Liſa's durch kein muſikaliſches Conſervatorium zur Virtuoſität entwickelter Naturſtimme verlebten Abende des letzten regneriſchen Winters und die holden Frühlingstage, gewürzt von Blumenduft, Waldleben, Morgenkühle, Mondesglanz und Vögelſang, blieb fortan das Ziel häufiger Fußwanderungen. Es fuhr auch fort, theilweiſe wenigſtens, die ökonomiſchen Bedürfniſſe ins hôpital zu liefern. Eine ſchöne Weihe erhielten übrigens auch die Tage unmittelbar nach dem Einzug in die Stadt durch die Ankunft des Herrn Theodor Schmidel und eine, in ſeiner Geſellſchaft unternommene, von wonnigem Wetter begünſtigte Fahrt nach der Dent de Vaulion und dem Val de Jour. Schon einige Jahre früher hatte er die Schweizer Freunde heimgeſucht und mit ihnen das erinnerungsreiche Winzerfeſt in Vevey feiern helfen. Je größer jetzt des Wiederſehens Freude, deſto tiefer die Betrübniß, als gegen Ende deſſelben Jahrs die Trauerpoſt von dem Ableben des ältern ſeiner Zöglinge, Eduard Schmidel, einlief, der im blühenden Alter von 29 Jahren ſeiner ihm vor ſieben Jahren vorangegangenen Mutter folgte. Dieſes war die zweite Wunde, welche der Tod dem Herzen Venel's ſeit ſeiner Trennung von Sachſen ſchlug. Dagegen ſchien über das älteſte Glied ſeines Hauſes, die greiſe Stiefmutter, nicht Zeit noch Alter etwas zu vermögen. Dieſe ehrwürdige Veteranin ſah ein Geſchlecht Menſchen nach dem andern aufblühen und hinwelken; ſie ſelbſt ſtand noch immer aufrecht, zwar mit gebrochner Kraft, doch ungebrochnen Muthes. Erſt am 29. April 1831 — es waren ſeit dem Tode ihres Gatten mehr als vierzig Jahre dahingegangen — pochte der Todesengel auch an ihr Kämmerlein und rief ſie in die ewige Heimat. Sie hatte es auf 88 Jahre und 19 Tage gebracht. Zur rechten Zeit ſchlug dieſe Scheideſtunde, ihr im nächſten Jahre die bittere Trennung von den Ihrigen und die Verwaiſung zu erſparen.

Zehn volle Jahre nämlich, unter wechſelnden Geſchicken, doch immer einen guten und Bildung fördernden Gang einhaltend, dauerte Venel's Pflanzung im hôpital zu Orbe fort, bis er, zu immer feſterer Ueberzeugung gelangt, daß ſein Unternehmen eines geiſtig belebtern Mittelpunkts benöthigt wäre, ſie in die Nähe von Genf und Carouge oberhalb der reizenden Geſtade der Arve, im Hintergrund die majeſtätiſche Welt der Savoyer Alpen, übertrug. Dies aber geſchah am 8. Juni 1832. Hier, in dem zauberiſchen, von friſcher Bergesluft angewehten Champel, dem ſeine entzückende Lage im Munde der Hunderte von Zöglingen, die oft aus weiter Ferne hieher kamen, den Namen eines Erdenparadieſes erwarb, dem reizendſten Gehäuſe für das Uhr- und Räderwerk eines Erziehungshauſes, vereinigte ſich allerdings Alles, was der neuen Schöpfung Aufſchwung und blühendes Gedeihen in Ausſicht ſtellte. Und hierzu nun Venel's pädagogiſcher Ruf, ſein unzweifelhaftes didaktiſches Talent und Wiſſen, und der Reichthum von Lehrmitteln, die hier in ſeinem Bereiche waren, hierzu vorzüglich auch ein Mitarbeiter von ſo wiſſenſchaftlichem Gepräge, ſo pädagogiſchem Takt, ſo gewinnender und imponirender Perſönlichkeit, als Eduard Sillig, ein Sachſe, der ſeit 1826 neben Venel die Seele des Ganzen heißen mußte! Allein nur mit ſchweren finanziellen Opfern konnte dieſes Champel erworben und in ſo großartigem Maßſtab ausgeſtattet und erhalten werden; die Deckung des faſt ungeheuern Aufwands blieb, wie das Gelingen jeder Speculation, der Gunſt der Zukunft, zunächſt einer ſchnellanwachſenden und reichlich zahlenden jungen Bevölkerung, welche die Räume des Hauſes füllte, anheimgeſtellt. So erwuchs alſo gleich anfangs für Venel's Schultern eine drückende, manchmal bedrohliche Sorgen- und Arbeitslaſt: er ſollte in Einer Perſon Director und Inſpector, Lehrer und Correſpondent, Gewiſſensrath und Hausgeiſtlicher, Oekonomus und Buchführer, Familienvater im engern und weitern Sinn, in Allem und Jedem der Leitſtern des Ganzen ſein, wie unzählige male auch der weltmänniſch abgeſchliffne Wirth der Vielen, welche jahraus jahrein nach Champel bald ſeine wundervolle Lage, bald der Wunſch, den Organismus des Inſtituts kennen zu lernen, bald das Verhältniß zu den Aeltern der Zöglinge, bald einzig die Gaſtfreundſchaft führte, oder an feſtlichen Tagen und Abenden eine Einladungskarte allda vereinigte. Auch Prinz Louis Napoleon hat in Champel eingeſprochen und, irren wir nicht ſehr, einem Balle daſelbſt beigewohnt. Und welch Glück für Venel, daß er in ſeiner Lebensgefährtin in ſchönſter Vereinigung der Eigenſchaften des Geiſtes und des Gemüths Alles beſaß, was ſeine Regierungsſorgen erleichtern, ſeinen Muth aufrecht erhalten, ſeinen Lebenspfad erhellen und erheitern konnte! Doch wenn man von Todten zu ſprechen hat, ſoll man nicht den Ueberlebenden einen Hymnus ſingen. Auch ſonſt war ſein Familienglück ein beneidenswerthes. Die drei Töchter waren zu ſtattlichen Jungfrauen erblüht; unter Leitung einer Mutter, eines Vaters, wie ſie beſaßen, war jedes ihrer Seelenvermögen geweckt und angebaut, und gleichmäßig auch ihr Herz gebildet worden. Antoinette und Sophie, die älteren Schweſtern, gewannen das Herz junger Männer, die gewiſſermaßen ihres Vaters Schüler geweſen, nach dem Abgang Zillig's im J. 1836 1) ſeine thätigſten Mitarbeiter waren. Dieſen Ehen entſproß eine kleine Heerde von Kindeskindern, an deren Blüte ſich das großälterliche Herz weidete und erquickte, wie vormals am Gedeihen der Töchter. Getroſt durfte Venel bei nahendem Alter auf die jüngern Schultern von Schwiegerſöhnen, deren treuer Anhänglichkeit und Förderung ihres gemeinſchaftlichen Werks er verſichert war, einen großen Theil ſeiner Sorgen, namentlich die Ueberlaſt, welche er ſich mit ſo angeſtrengter und vielſeitiger Lehrthätigkeit zumuthete, damit auch einen Theil ſeiner Verantwortlichkeit übertragen, durfte ſich begnügen mit Ertheilung des ge-

---

1) Zillig legte damals in Belle Rive in der nächſten Nähe von Vevey ein eigenes, von dem zu Champel ſich abzweigendes Inſtitut an, welches dermalen ebenfalls in großer Blüte ſteht.

ſchichtlichen und naturwiſſenſchaftlichen Unterrichts, wie dieſe ihm zur andern Natur geworden war, mit der moraliſchen Ueberwachung und religiöſen Fortbildung der Zöglinge. Außerdem verſammelte er in Feierſtunden gern um ſich die Elite derſelben, und erzog ſich an dieſen Eſoterikern durch bildendes Geſpräch, wobei mehr der väterliche Freund, des Hauſes ehrwürdiger Patriarch, als der Lehrmeiſter ſich geltend machte, eine neue Generation von Kindern. Schon um deſſenwillen war Venel's Lebensabend keineswegs ein Feierabend. Auch ſonſt gab er ſich nicht unfruchtbarer Muße hin. Rüſtig und geſund bis ins Greiſenalter zwiſchen ſechzig und ſiebenzig, war er ſeit vier Uhr Morgens wach und lag den Studien ob; wenn das Haus erwachte, war ſchon manch ein Blatt von ihm beſchrieben. Auf ſeiner Beſitzung an den Ufern der Arve hatte er Bäume zu Hunderten gepflanzt und ſchattige Gänge, Philoſophengänge, angelegt; hier fand er neuen Stoff zum Nachdenken, Erholung von der Arbeit, ſüßen Austauſch im Luſtwandeln mit ſeiner Gattin.

Und nun vollends ſeine ſchriftſtelleriſche Betriebſamkeit! — ein Capitel für ſich. Schon im J. 1830 hatte er mit ſeiner trefflichen Frau eine Reiſe nach Paris unternommen, zum Zweck der Herausgabe ſeines „Théophron"[1]. Die präliminaren Ideen zu dieſem umfänglichen Werke waren ſchon gegen Mitte der zwanziger Jahre bereit gelegt und verzeichnet, daher auch dem Verfaſſer ſeines Lebensbildes ſchon in jener Zeit wohlbekannt. Ohne nun hier von dem Gehalte des Buchs und, worüber wir das Wenigſte zu ſagen wiſſen, ſeiner Aufnahme im Publicum im Beſondern zu handeln, iſt man doch zu einigem Zweifel an Venel's ſchriftſtelleriſchem Beruf befugt. Im Allgemeinen ſchon war leicht bemerkbar, daß er anmuthiger ſprach als ſchrieb. Während er im Gang und Tone des Geſprächs oder beim Unterricht ſein Franzöſiſch mit Grazie und ſchönem Fluß handhabte, findet ſich in ſeinem Geſchriebenen, wie man auch in ſeinen Briefen wahrnahm, oft etwas Geſuchtes und Geſchraubtes, etwas Abgeriſſenes oder Parenthetiſches, allerdings auch hier die mehr als zahlreichen Blätter und Seiten abgerechnet, wo er wie im höhern Chore, wo er, einen ſeiner Lieblingsausdrücke zu gebrauchen, „de verve" ſchrieb. Indeſſen war Venel ſelbſt ein beſcheidener Mann, den nicht gelüſtete, als Autor zu glänzen. Es genügte ihm, hamſterartig ſein Material aller Orten und Enden her zuſammenzutragen, aufzuſpeichern und für ſeine nächſtliegenden Erziehungszwecke zu verarbeiten. Er beſaß, nach dem Zeugniß ſeiner Gattin, Gedankenfülle und productiven Feuereifer, die ihn wol zum Autor befähigt hatten, nicht aber das erforderliche Maß geduldiger Ausdauer, um ſeine Productionen kunſtreich zu geſtalten, ſcharf abzurunden und in ſattſame Beleuchtung zu bringen. Es fehlte ihm, dies noch einmal zu ſagen, die bändigende Geiſtesdreſſur mittels der Sprachen des Alterthums, deren Mangel weder die Logik und Transparenz des franzöſiſchen Idioms, noch der mathematiſche Formalismus erſetzt. Einen vollſtändigen Begriff aber von ſeiner literariſchen Productivität wird man erſt durch das Nachſtehende gewinnen; man wird ſie bewundern müſſen an einem Mann von 62—72 Jahren, in welchem Lebensalter gemeiniglich die Lebensſäfte und mit ihnen die höhern Geiſtesfunctionen ins Stocken gerathen, Gedankenſtrömung und Wortfluß verſiegen, die Feder erlahmt oder oft nur ſtarre, unbeſeelte Worte zu Papier bringt. Zwiſchen dem 62—72ſten Altersjahre alſo revidirte und verbeſſerte er ſein umfängliches Hand- und Lehrbuch der Univerſalgeſchichte, ſchrieb alsdann einen „Chronos oriental", wobei alles über dieſes Gebiet Erſchienene und Erſcheinende ſorgſam zu Rathe gezogen wurde, und dem hierauf als ebenbürtiges Seitenſtück ein „Chronos occidental" folgte, beide von unzähligen Karten und Tabellen begleitet. Zwiſchen beide fiel ſeine „Philosophie de l'histoire", auch nach Herder, auf deſſen Spuren man überhaupt Venel öfters begegnet, eine beachtenswerthe Arbeit. Herdern aber mochte er vornehmlich aus Edgar Quinet's Ueberſetzung der „Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit" kennen, wie denn Quinet vielleicht am tiefſten in die Ideen des deutſchen Dichterphiloſophen eingedrungen iſt. Der „Etude paléontologique" iſt ſchon oben Erwähnung geſchehen. Endlich die „Etudes chrétiennes", ihrem Zwecke nach ein Verſuch zu Vereinbarung der reinen Philoſophie mit den Glaubensſätzen des Evangeliums, zugleich aber ſein Glaubensbekenntniß und Rechnungsabſchluß auf Erden. Mit ihnen legte er ſeit Ende des Juli 1851 die Feder für mehrere Jahre nieder, ergriff ſie aber zwei Monate vor ſeinem Abſcheiden aufs neue, um der Stadt Orbe ein Gedächtnißmal zu ſetzen, deren geſchichtliche Denkwürdigkeiten er niederſchrieb und mit Karten und Planen begleitete; denn je näher er dem letzten Stundenſchlag rückte, deſto liebender verweilten ſeine Gedanken auf der Stätte ſeiner Geburt und Kindheit. Ruhte nun aber auch die federgewandte Hand, ſo blieb doch Leſen und Forſchen fortwährend ſeine Lieblingsbeſchäftigung.

---

[1] Théophron ou l'Etude des Choses: de la Nature, de l'Homme et de la Société, par J. Henri*** d'Orbe. Paris 1832. 538 pp.

zurückgezogen in ſein Arbeitscabinet, ſeine Geiſteswerkſtatt, feſſelten ihn noch in letzter Zeit A. von Humboldt's Reiſen, Xavier Marmier über den Norden und Amerika, Edgar Quinet über den Geiſt der Religionen, Ampère und Eichhoff über die Literaturen des Nordens. Daneben hörte er keinen Augenblick auf, ſich für die Fortſchritte der Induſtrie, ſowie für die politiſchen Bewegungen der Zeit lebhaft zu intereſſiren. Aufs allerlebhafteſte aber beſchäftigte ihn die Eiſenbahnfrage, auch in der Schweiz zur Unabweisbarkeit, zur Lebensſache, zur Eroberung geworden. Auf dieſem Felde war auch ſeine Competenz unzweifelhaft: ſeine topographiſche Kenntniß, ſeine Combinationsgabe, ſein mathematiſcher Scharfblick machten ihn vorzüglich geſchickt zur Löſung dieſer Aufgabe; mit den Plänen, die er dazu entwarf, ſchritt er den Berechnungen der Ingenieure voraus; er durfte von ſich ſagen, wie König Alexander dem Diogenes gegenüber: „Wenn ich nicht Pädagog geworden wäre, ſo hätte ich wol ein Ingenieur ſein mögen."

Er, der glückliche Gatte, Vater und Großvater, ſollte nicht von hinnen ſcheiden, ohne den bittern Kelch des Schmerzes geleert zu haben. Unter den Schülern, welche der bis zum Monat vor ſeinem Heimgang von ihm fortgeſetzte Geſchichtsunterricht zu ſeinen Füßen führte, befanden ſich zwei lernbegierige Enkel und eine Enkelin, Sophie, Antoinettens älteſte Tochter, ein ſüßes, holdſeliges Kind von faſt dreizehn Jahren, reich von der Natur mit allem Schönen ausgeſtattet und mit zärtlichſter Sorgfalt erzogen. Ach aber! dieſes holde Weſen, ſtrahlend in Fülle der Geſundheit und Jugendkraft, der Augapfel ſeiner Großältern, ward abgerufen aus dieſem ſchönen Kreiſe, ward die Beute des bösartigſten Typhus, zwei Tage vor dem letzten Geburtstag ſeines Großvaters, zu deſſen Feier, gleich als ahnete man, es werde ſein letzter ſein, Alles feſtlich vorbereitet, auch die jüngſte der Töchter, Felicie, aus England zurückgekommen war. Auf das tiefſte beugte ihn dieſer Verluſt, aber überwältigte ihn nicht: er trug, ſich daran aufzurichten, in ſich das Vorgefühl baldiger Wiedervereinigung, während Mutter und Großmutter in unſäglichem Schmerz zerfloſſen. Acht Monate nachher, am 22. Auguſt 1855, ſchloß auch er, ohne eigentliche Erkrankung, ſein müdes Auge, umgeben von der liebenden Sorgfalt ſeiner Töchter, aber fern von ſeiner Gattin, die, wider ihre Neigung, jedoch auf ſein ausdrückliches Geheiß, zu Wiederherſtellung ihrer Geſundheit zu St. Cergues im Jura weilte.

Wir ſind im Bisherigen niemals auf Venel's Perſönlichkeit zu ſprechen gekommen, wie ſchmuck und zierlich, wie gewandt und einnehmend, geſellig und mittheilſam, im Verkehr mit Hoch und Niedrig geübt ſie war, welch eine edle Miſchung von Poeſie und Philoſophie, von Idealem und Realem, wie licht ſein Kopf, wie warm ſein Herz, wie energiſch ſein Wille, wie beredt ſein Mund, oft ſalbungsreich in improviſirter Rede. Unſern Leſern und Leſerinnen durften wir am wenigſten das Eingehen in ein pädagogiſches Syſtem, wie ſolches in Champel zur praktiſchen Anwendung, Geltung und Vollendung kam, zumuthen. Wir müſſen uns ſelbſt Mittheilung der herzbewegenden Worte, welche die liebevollſte Erinnerung an ihren Entſchlafenen ſeiner Witwe einhaucht, Mittheilung oder Auszüge aus dem in letzter Zeit von ihm Niedergeſchriebenen, Mittheilung endlich der Nachrufe verſagen, welche ihm, zum Beweis daß jede Nation empfänglich iſt für Anerkennung wahrhaften Verdienſtes, unter vielen andern vier ehemalige Zöglinge von verſchiedenſter Nationalität widmeten. Am würdigſten aber glauben wir dieſen Nekrolog damit zu ſchließen, daß wir Zeugniß ablegen von Venel's früh genährter, auf keinem Gang durchs Leben verläugneter, ſein Alter verklärender Frömmigkeit und Gottesfurcht. Es gilt indeß auch hier nicht, einen Panegyrikus zu ſchreiben oder ein Glaubensbekenntniß abzufaſſen. „Sein Leben" — ſo ſchließt Madame Venel ihre Aufzeichnungen — „ſein Leben, verborgen in Chriſto, war das Leben eines demüthigen Kindes Gottes, und ſeine Ehre ſuchte er nicht vor der Welt." Demüthig war auch Venel bei allem Selbſtgefühl und geizte nicht nach jenen Silberblicken, womit Fortuna und Welt viel häufiger den ſich vordrängenden Ehrgeiz, als das in Beſcheidenheit zurücktretende Verdienſt anlächeln. Venel lebte ſein langes Leben über den Blick nach Oben gerichtet, und je näher er dem Ziele ſeiner irdiſchen, im Ganzen doch beglückten Laufbahn rückte, deſto inniger verſenkte ſich ſein Auge in die Betrachtung jener anſcheinend fernen Welt, die aber unſerer Sinnenwelt ſo nahe und mit ihr durch tauſend unſichtbare Fäden, welche nur ein gläubiges Auge ſchaut, verknüpft iſt; er war ſeit vielen Jahren zum Aufbruch bereit, ſchien ſich längſt ſchon auf der Jacobsleiter zu ſehen, die gen Himmel führt, und wartete nur des Rufes ſeines Herrn. Darum iſt ihm auch die Grabſchrift geſetzt worden: „Selig iſt der Knecht, den der Herr, ſo er kommt, wachend findet. Selig ſind die Todten, die in dem Herrn ſterben." —

Das Erziehungsinſtitut in Champel dauert unter Führung der Schwiegerſöhne des Verewigten, der Herren Olivier und Challet, dermalen auch Präſidenten des Genfer Großraths, und ihrer Frauen fort. Ihnen ſtehen die Mutter und die Schweſter Felicie treu zur Seite. Der Name „Venel" aber in männlicher Linie iſt in der

Schweiz erloſchen, hat ſich jedoch in der Urheimat der Familie, in Frankreich, erhalten. Auch der S. 455 erwähnte Bruder des Orthopäden Venel hinterließ keinen Sohn, wol aber, ſoviel wir wiſſen, vier Töchter. Eine derſelben, Iſabelle verehelichte Mennet, war die Mutter Liſa's.

Eduard Köhler.

Miscellen.

1. Ein Omen.

Die von Wallenrodt ſind ein altes fränkiſches Geſchlecht, wenn auch der Günther, der 858 Erzbiſchof von Cöln ward und deſſen Schweſter Waldrade die Neigung des auſtraſiſchen Königs Lothar dergeſtalt gewann, daß er ihrethalber, mit Hilfe ihres Bruders und des Erzbiſchofs von Trier, ſeine Gemahlin Teutberga verſtieß, bis päpſtliche Einſprache ihn nöthigte, das Unrecht wieder gutzumachen, einen damals noch gar nicht exiſtirenden Familiennamen ſo wenig geführt haben, als ein Georg von Wallenrodt ſich an Kaiſer Otto's III. Hofe befunden haben kann. Ihr regelmäßiger Stammbaum wird mit Tiberius von Wallenrodt auf Hohen Wallenrodt, Streitau, Mark Schorgaß, das ſie ſchon 1044 beſeſſen haben ſollen, und Bloß begonnen, der um 1350 gelebt haben ſoll. Er hatte zwei Söhne Nikolaus und Konrad. Der Erſtere ſetzte den Stamm fort, der in Franken hauptſächlich auf Streitau, Bloß, Mark Schorgaß und Waſſerknoten blühte. Konrad trat in den deutſchen Orden, zog nach Preußen und ward 12. März 1391 Hochmeiſter des Ordens, als welcher er einen mit gewaltigen Kräften begonnenen, im Hauptwerke aber erfolgloſen Zug gegen Lithauen unternahm, aber ſchon am 25. Juli 1393 zu Marienburg verſchied. Der Haß der Prieſter läßt ihn, der ſich dem Wicleſismus zugeneigt haben ſoll, in Raſerei verſterben, oder gar ſich dem Teufel ergeben. Immerhin mag der Glanz, den er in Preußen erworben, die Veranlaſſung geweſen ſein, daß der Sohn ſeines Neffen Matthäus, deſſen älterer Bruder Johann die fränkiſche Linie fortpflanzte, Martin von Wallenrodt, gleichfalls nach Preußen zog und, wenn nicht in den Orden ſelbſt, doch in deſſen Dienſte trat, in denen er die Güter Königſee, Pachollen und Preckelwitz erwarb. Er gründete die preußiſchen Linien von Wallenrodt, die ſich gleichfalls viel verzweigt und ausgebreitet haben und aus denen ſowol Adam Chriſtoph*), bei der Krönung im Jahre **1700**, die preußiſche, als Johann Ernſt**) 1676 die Reichsgrafenwürde erhielt, die doch in beiden Fällen wieder erloſchen iſt.

Der Großvater des Grafen Adam Chriſtoph und der Großoheim des Grafen Johann Ernſt war Martin von Wallenrodt auf Pogermen, Irgelack, Neuendorf und Barthen, geb. 11. Jan. 1570. Derſelbe wird als ein gelehrter, gottesfürchtiger und rechtſchaffener Edelmann geſchildert, wie ihm denn der ſtettiniſche Theolog Dr. Cramer 1614 ſeine Schrift de regno Christi zugeeignet hat. Er war anfangs Hauptmann zu Balga, dann zu Tapiau, und am letzteren Orte ſoll ſich folgende ominöſe Begebenheit mit ihm zugetragen haben. In Tapiau waren, ſo wird erzählt, in einem Gemach, das mit zwölf ſtarken Riegeln verwahrt war und zu welchem die Schlüſſel bei dem Kanzler in Königsberg lagen, die Landesprivilegien verwahrt. Als Wallenrodt einſtmals an einem kalten Winterabend die Runde durch das Schloß machte und an jener Thüre vorüberkam, fand er, mit Erſtaunen und Beſtürzung, die Thüre offen ſtehen. Erſchrocken und einen Einbruch befürchtend, trat er hinein, hatte aber kaum den Fuß über die Schwelle geſetzt, als ſich ein plötzlicher Zugwind hinter ihm erhob und die Thüre ins Schloß warf, ſodaß er ſie von Innen nicht wieder öffnen konnte. Er hätte in der kalten Nacht in dem unerwärmten und jeder Bequemlichkeit ermangelnden Gemache erfrieren können und rief durchs Fenſter um Hilfe, worauf man ihn nicht anders herausbringen konnte, als daß man Leitern anlegte und durch den Schmied das Fenſtergitter erweitern ließ, wonach er zum Fenſter herausſtieg. Irgend eine Spur, von wem und wie die Thüre eröffnet geweſen, war nicht zu finden und in dem Archive alles in Ordnung. Acht Tage nach jenem Vorgange erhielt er aber die Nachricht, daß der Kanzler in Königsberg geſtorben und er zu deſſen Nachfolger ernannt ſei, womit ihm die Schlüſſel zu jenem Archive vertraut wurden. Nun wußte man, was die Sache bedeutet hatte. Er ſoll die Kanzlerſtelle würdig bekleidet haben, hat eine Bibliothek zum Beſten der Studirenden begründet, und iſt am 30. Juni 1652 zu Königsberg geſtorben. Mit ſeiner erſten Gemahlin, Marie Freiin von Kittlitz, hatte er 13, mit der zweiten, Roſine Freiin v. Eulenburg, zwei Kinder erzeugt.

---

*) Adam Chriſtoph, ein Sohn Gottfried's von Wallenrodt auf Pogermen und der zweiten Gemahlin deſſelben, Anna Maria von Nettelhorſt (geb. um 1617), hatte den Vater früh (1651) verloren und war erſt von ſeinem Oheim, dem Landhofmeiſter Johann Ernſt von Wallenrodt auf Preckelwitz, Pachollen, Lirpe und Wilkühnen (geb. 23. Jan. 1615, † 21. März 1697), dann bis in das 16. Jahr bei den Jeſuiten in Bromberg erzogen worden, hatte 1662 die Univerſität Königsberg bezogen, dann von 1664 an ein Jahr zu Duisburg, zwei zu Jena zugebracht, auch Tübingen frequentirt, Holland, Frankreich, England und Dänemark bereiſt, hatte dann als brandenburgiſcher Lieutenant 1672 am Rheine gefochten, war in holländiſchen Dienſten Major, 1675 wieder brandenburgiſcher Oberſtlieutenant geworden, hatte 1677 die Verwaltung der mit der Erbtochter ſeines Oheims Johann Ernſt (1675) erheiratheten Güter übernommen, war Amtshauptmann, Landrathsdirector, 1697 Obermarſchall, zuletzt Landhofmeiſter worden und † 5. Nov. 1711.

**) Sohn Johann's v. Wallenrodt auf Stablack und der Dorothea von Pilgram. Er ward kk. w. Geh. Rath, kurſächſ. Geh. Rath, Kammerherr und Generalmajor, lauenburgiſcher Geh. Rath und Oberhofmarſchall, hatte mit einer Gräfin von Wensheim, des pfalz-neuburgiſchen Statthalters in Jülich Tochter, die Güter Brechen, Brell und Brumell erheirathet, und † 21. Juli 1680.

2. Die Türken vor Wien.

Mit welcher Spannung man 1683, als die Türken vor Wien ſtanden, dorthin blickte und wie kärglich man doch mit Nachrichten verſehen war, geht uns auch aus unſern Beichlingspapieren hervor. So ſchreibt der nachherige Großkanzler als wittenberger Student (17. Aug. 1683) an ſeinen Vater: in Wittenberg gehe das Gerücht, daß Wien von den Türken erobert ſei, weshalb die ganze Woche hindurch täglich Reden gehalten worden ſeien. Wenn der Vater etwas Sicheres wiſſe, ſo möge er es ihm ja durch die Schweſter ſchreiben laſſen; denn Zeitungen habe man hier gar nicht, ſeit der Kurfürſt von Brandenburg die Frankfurter und Berliner unterdrückt habe. — Ein Agent des ältern Beichling hängt einem aus Cölleda datirten Geſchäftsbrief vom 7. Aug. 1683 die Nachricht an: „Wien hält ſich noch wohl und agiren die Kaiſerlichen in 20,000 Mann ſtark über der Donau, zu welchen 10,000 Mann bayeriſche Völker und etliche Tauſend aus dem fränkiſchen Kreiſe ſtoßen werden. Unſere kurſächſiſchen Völker ſind den 3. in Böheim ankommen und vernimmt man, daß ſie, die Böhmen, dem Teckely nicht ungeneigt geweſen. Es wird ſich aber nun wohl anders geben."

3. Guillotin.

Der bekannte Joſeph Ignaz Guillotin, von dem die Guillotine ihren Namen hat, war am 28. Mai 1738 zu Saintes geboren und anfangs geiſtlicher Profeſſor am irländiſchen Collége zu Bordeaux, ſtudirte aber ſpäter zu Paris Medicin und ließ ſich daſelbſt als praktiſcher Arzt nieder, wo er ſich durch eine ſcharfe Kritik der Mesmerſchen Curen und durch ſeinen Eifer für Reform des Medicinalweſens bekannt machte, und namentlich aus letzterem Grunde in die Nationalverſammlung gewählt ward. Ein angeſehener Freimaurer, gehörte er zu den Stiftern und Mitgliedern des Großen Orients und dieſer verſicherte, bei dem am 26. März 1814 erfolgten Tode Guillotin's, Derſelbe habe ſich niemals darüber beruhigen können, daß ſein Name dem revolutionären Werkzeuge gegeben worden, zu welchem er, aus übergroßer Empfindlichkeit und Philanthropie, die Idee gegeben habe. Er habe ſeitdem, entfernt von den Menſchen und dem Geräuſche der Welt, im Kreiſe einiger Freunde gelebt. Möglich freilich, daß dieſe Darſtellung nur eben einer Politik des Momentes, des erſten Beginnes der Reſtauration, angehörte. Guillotin war übrigens nicht der Erſte, der auf den Gedanken des Fallbeiles kam. Daſſelbe iſt im Oriente und im Mittelalter ſchon vielfach im Gebrauche geweſen.

4. Apraxin und Cruys.

Die von Peter dem Großen geſtiftete Navigationsſchule wurde anfangs von den vornehmen jungen Ruſſen wenig beſucht, indem die altruſſiſchen Großen ihre Söhne lieber in die ſaikenoſpaſtiſche Kloſterſchule ſchickten. Peter zürnte darüber und ſchickte die adeligen Zöglinge dieſes Kloſters nach Petersburg, wo ſie an der Hanfniederlage der Majka zum Paliſſadenpfählen gebraucht wurden. Als Peter einmal mit dem Admiral Apraxin dahin kam, hing dieſer Uniform und Orden an einen Baum und half rüſtig bei der Arbeit. Der verwunderte Czar rief ihm zu: „Fedor Matwejewicz, was thuſt du? Du biſt Admiral und Ritter und arbeiteſt an Paliſſaden!“ Apraxin verſetzte: „Meine Neffen und Großneffen thun daſſelbe; was bin ich denn mehr? Der Ritterſchaft und Uniform bringt das keine Schande; denn die hängen am Baum!“ Der Kaiſer merkte den Wink und ſchickte die jungen Leute zu ihrer Ausbildung ins Ausland. Dieſer Apraxin war 1671 geboren, der Sohn des Stolnik Matwej Waßiliewicz, war anfangs auch Stolnik, trat 1694 ins Militär, wurde 1700 Admiralitätsherr, 1702 Director des Schiff- und Canalbaues, 1706 Admiral und Präſident der Admiralität, 1709 Graf und w. Geh. Rath, 1710 Ritter des Andreasordens, und † 10. Nov. 1728 kinderlos.

Der berühmte Cornelius Cruys, der Hauptgründer des ruſſiſchen Seeweſens, geb. zu Stavanger in Norwegen 14.

Juni 1657, welchen Peter d. Gr. 1698 in Holland angeworben und vom Equipagemeiſter der Admiralität zu Amſterdam zum Viceadmiral erhoben hatte, war bekanntlich, wegen Verluſts einiger Schiffe, zur Unterſuchung gezogen und, obwol nicht Er dieſen Verluſt verſchuldet hatte, zum Tode verurtheilt worden. Peter, der eben nur ein Beiſpiel zur Warnung für Andere hatte geben wollen, würde ihn vollſtändig begnadigt haben, wenn der geradherzige Seemann es hätte über ſich bringen können, gute Worte zu geben. So wurde er nach Kaſan verwieſen, wobei er ſich nur freute, daß man ihm ſeinen Seneca gelaſſen, indem er ſonſt keinen Troſt brauche. Peter vermißte ihn bald, rief ihn ſchon nach 13 Monaten wieder zurück und ſetzte ihn in alle ſeine Würden und Aemter wieder ein, verlangte jedoch, daß Cruys nicht mehr an den oft geſuchten Abſchied denken, ſondern ſein Leben dem ruſſiſchen Dienſte widmen ſolle. Als Cruys nach Petersburg kam, erſchien ſofort Fürſt Menczikoff, im Namen des Zaren, und ſtellte ihm ſeinen Degen zurück. Gleich darauf kam der Kaiſer ſelbſt, umarmte Cruys und ſagte: „Ich bin nicht mehr böſe.“ „Ich auch nicht“, erwiderte der ehrliche Seemann. Cruys ward 1720 Admiral und † 14. Juni 1727.

5. Kirchenmerkwürdigkeiten.

In der Kirche zu Weißenborn bei Freiberg, einem Rittergute, das erſt in dieſem Jahrhunderte aus den Händen derer von Hartitzſch, die es ſchon vor 1369 beſeſſen, erſt an den Oberhofmarſchall v. Reitzenſtein, dann an den Grafen Hohenthal-Püchau übergegangen iſt, wollte im Dreißigjährigen Kriege ein kaiſerlicher Oberſt die Kirche abbrennen laſſen, weil auf der Decke derſelben die Hölle abgemalt war. Seine Gemahlin bat ſie aber los, weil ſie in dem gutsherrlichen Betſtübchen ihre Wochenſtube gehabt hatte. Von derſelben Kirche ſagt der Volkswitz, daß in ihr ein Irrwiſch bei helſem Tage zu ſehen ſei, nämlich das Bild des Paſtor Georg Irrwiſch, der 1686 daſelbſt geſtorben, nachdem er 42 Jahre dort im Amte geſtanden. Ferner iſt dort ein Crucifix zu ſehen, das 1616 auf der Mulde geſchwommen gekommen ſein ſoll. Weiter eine ſtark vergoldete ſilberne Flaſche, welche die Weiber des Dorfes in die Kirche geſtiftet, um die Schauben ablegen zu dürfen, weshalb auf der Flaſche die Worte ſtehen: „Vor die alte Schaubenpracht Iſt die Flaſche angeſchafft.“ Das Merkwürdigſte iſt aber der hinter der Kirche befindliche Leichenſtein einer Zigeunerin, auf welchem die Worte ſtehen: „Allhier ruhet in Gott weil. Frau Marie Sibylle Roſenberginn, als Zigeunerin, des Ehrenged. und Mannhaften Wolfg. Roſenbergers, als der Churfürſtl. und Brandenb. Armada geweſenen Kornets, ſel. Ehefrau, ſo im Eheſtande gelebet . . J., und Kinder zur Welt geboren . ., iſt geſt. allhier zum Weißenborn den 9. Oct. 1632, ihres Alters 32 Jahr, der Gott gnädig ſei.“ Die Jahre ihrer Ehe und die Zahl ihrer Kinder ſind nicht ausgefüllt. Wahrſcheinlich hat der Ehemann den Leichenſtein beſtellt, ohne alle Data genau anzugeben und iſt vor deſſen Vollendung weiter gezogen. Für die Erlaubniß, die Frau auf den Kirchhof beſtatten zu laſſen, ſchenkte er eine ſilberne Kanne, auf welcher ſteht:

Zur Kirchenzier aus milder Hand
Hat mich verehrt aus fremdem Land,
Im 1632. Jahr
Ein K. B. Marketäner war,
Weil er aus ehelicher Liebespflicht
Sein Eheweib, ſo hier begraben liegt,
Zur Erde ließ beſtatten wohl,
Ich zum Weißen Born zeugen ſoll
Barbara von Hartitzſch geb. Miltitz.

Ob ſie wirklich eine Zigeunerin, oder ob das damals nur ein Titel einer Marketenderin war? In der Grabſchrift wird er als „geweſener“ brandenburgiſcher Cornet, auf der Kanne, deren Inſchrift von der Frau v. Hartitzſch herzurühren ſcheint, als Marketender bezeichnet. Und wie ſind damals brandenburgiſche Truppen in jene Gegend gekommen?

Nachträge und Berichtigungen.

In Geoffroy's Aufſatz über die Frau von Staël Holſtein, in der Revue de deux mondes, Nov. 1856, findet ſich pag. 12 u. A. über Axel Ferſen (ſiehe Th. VII, S. 368 ff.) Folgendes:

Im April 1779, als Ferſen zur Reiſe nach Amerika entſchloſſen war, bemerkte man, daß ſich die Augen der Königin die letzten Male, wo ſie ihn ſah, mit Thränen füllten. Die Herzogin von Fitzjames beging die Indiscretion, zu ſagen: „Wie, Herr, Sie bringen es über Sich, Ihre Eroberung zu verlaſſen?“ Ferſen erwiderte: „Wenn ich eine gemacht hätte, würde ich ſie nicht verlaſſen. Je pars libre, et malheureusement sans laisser de regrets.“

Aus dem Weitern ergibt ſich auch, daß Guſtav III. es war, der insgeheim und ohne Vorwiſſen ſeines Geſandten, des Barons Staël-Holſtein, Axel Ferſen beauftragt hatte, dem Königspaare zur Flucht die Hand zu bieten.

(Zu Th. V, S. 413) In Betreff zweier in dem Dörnbergſchen Aufſatze über den von ihm geleiteten Aufſtand in Heſſen erwähnten Männer wird uns durch die Güte des Herrn Geheimen Regierungsraths und Majors a. D. Dr. G. Bärſch in Coblenz folgendes Nähere, das zum Theil die dortigen Angaben berichtigt, mitgetheilt, über die Herren von Bothmer und von der Gröben.

Alexander von Bothmer hatte ſtudirt, war Referendarius in Berlin, ging dann nach Kaſſel, wo er bei dem Miniſter Simeon arbeitete und ſich an Dörnberg und deſſen fruchtloſen Verſuch anſchloß. Nach dem Scheitern deſſelben war natürlich ſeines Bleibens in Weſtfalen nicht mehr. Er brachte die Nachricht von dem Mißlingen des Planes nach Berlin, war aber durch daſſelbe ſo wenig entmuthigt, daß er ſich hier wieder dem Schillſchen Unternehmen anſchloß. Nachdem er, an der Seite des oben genannten Herrn, dem wir dieſe Notizen verdanken, bei Dodendorf die Feuertaufe des Kampfes und Sieges empfangen, ward er nach Kurhaſen entſendet, um dort die Einſchiffung des Corps auf engliſchen Schiffen einzuleiten. Da er aber dort keine Schiffe fand, ging er wieder nach Berlin und erfuhr hier den traurigen Ausgang des Zuges. Nun ſuchte er, ſtets deſſelben Sinnes, den Herzog von Braunſchweig auf, ward aber von deſſen Truppen abgeſchnitten und trat in öſterreichiſche Dienſte. An den Feldzügen von 1813 und 1814 nahm er in dem Wallmodenſchen Corps, der ſogenannten deutſchen Legion, alſo formell in ruſſiſchem Dienſte, Theil. Nach dem Frieden trat er in die hannöveriſche Armee ein, wo er zuletzt Generalmajor und Commandant der dritten Infanteriebrigade in Lüneburg war.

Der von der Gröben, der zu den Theilnehmern von Dörnberg's Plane gehörte, war nicht der noch lebende kön. preußiſche General d. Cav. und Generaladjutant des Königs, Graf Karl von der Gröben (geb. 17. Sept. 1788), ſondern Friedrich Wilhelm von der Gröben, welcher am 19. Juli 1859, im 66. Jahre, als k. pr. Generallieutenant und erſter Commandant von Coblenz und Ehrenbreitſtein geſtorben iſt.

(Zu Theil VI, S. 278 ff.) Im Aprilhefte von Weſtermann's Illuſtrirter Monatsſchrift (1857) theilt Dr. G. L. Kriegk einen Aufſatz eines ruſſiſchen Gelehrten mit, der „das Mädchen von Marienburg“, die Kaiſerin Katharina I. von Rußland, betrifft und worin, neben manchen dankenswerthen Beiträgen zu ihrer weitern Geſchichte, hauptſächlich über ihre Geburt und Herkunft eine neue Angabe beigebracht wird. Der Verfaſſer, dem bei Abfaſſung deſſelben weder Villebois' Memoiren, noch unſer Aufſatz, vorgelegen haben, der vielmehr nur die älteren ausländiſchen Darſtellungen der Sache, ſowie die ruſſiſche Literatur darüber, gekannt zu haben ſcheint, beſtätigt zuvörderſt unſer Urtheil über die Unzuverläſſigkeit und die inneren Widerſprüche, die ſich in jenen älteren Angaben finden. Wenn er auch Weber's Bericht von ſeinem allgemeinen Verwerfungsurtheile nicht ausſchließt, ſo macht er doch von deſſen Mittheilungen, wo er ſie nutzen kann, noch am erſten Gebrauch. Auch ſeine Unterſuchungen ergeben, daß Katharina als Kind zu dem Propſt Glück nach Marienburg, der vorher Garniſonprediger in Dünamünde geweſen, 1683 aber dorthin befördert worden war, kam, von dieſem mit ſeinen Kindern aufgezogen, 1702 mit einem ſchwediſchen Militär, welcher 22 Jahre alt geweſen und Kruſe geheißen haben ſoll, verheirathet wurde, gleich oder bald darauf aber mit Marienburg in die Hände der Ruſſen fiel. Neu war uns die Mittheilung, daß Glück ſchon in Marienburg eine Unterrichtsanſtalt in ſeinem Hauſe begründet und dazu Lehrer aus Deutſchland gezogen habe, unter denen ſich Wendelinus Steuding, der ſpäter Rector und Paſtor in Riga geworden, und der auch von uns erwähnte, aber als ein gewöhnlicher Hauslehrer betrachtete Wurmb befunden hätten. Als Hausgenoſſen und Mitſchüler Katharinens aus jener Zeit werden der nachherige Hauptmann Skogh und der Verwalter Oloſſon genannt, deren Ausſagen in Hupel's Miscellaneen (Riga, 1782, II, 219) enthalten ſind. Sie beſtätigen die körperliche und geiſtige Begabung und die gute Aufführung des intereſſanten Mädchens, welchem übrigens die Wehmutter bei der Geburt und ſpäter ein der Chiromantie kundiger Lehrer großes Glück vorausgeſagt haben ſollen, worauf ſie viele Hoffnungen gebaut habe. Bei der Eroberung von Marienburg ſei ſie zunächſt vor Scheremeteff gebracht worden, und dieſer habe ſie in beſter Abſicht bei ſich behalten, damit ſie nicht unterweges in ſchlimme Hände geriethe. Er habe ſie der Oberſtin Balk anvertraut, mit der ſie nach Moskau gekommen ſei, und daher datire ihr vertrautes Verhältniß zu der Familie Balk. Der Frau v. Balk habe ſie Menczikoff nach dem moskauer Triumphzuge weggenommen, aber nur, um ſie ſeiner Gemahlin zu ſchenken, bei der ſie mit andern Mädchen aus den neueroberten Provinzen wohl gehalten und fortgebildet worden ſei. Der Zar habe ſie in

Schlüſſelburg zuerſt geſehen, wo ihr ſittſames, ſchüchternes Weſen ihm Achtung und zarte Rückſicht eingeflößt habe, die ſich allmälig in glühende Liebe verwandelten. Aus den Briefen des Zaren werden manche, zum Theil allerdings etwas gezwungen gedeutete Stellen mitgetheilt, welche das Glück bekunden, das er „in ſeinem Paradieſe", d. h. in der Nähe der Geliebten, empfand. Er ſoll aber Katharinen fortwährend bei der Fürſtin Menczikoff gelaſſen haben, bis er ſie 1706 nach St. Petersburg übergeſiedelt habe. Eine erſte Frucht ſeiner Bekanntſchaft mit ihr ſei es geweſen, daß er ſchon 1703 ihrem Pflegevater Glück den großen Nariſchkinſchen Palaſt in Moskau und 6000 Rubel zu einem Gymnaſium überwieſen habe.

Was nun aber die neue Angabe über die Herkunft der Kaiſerin anlangt, ſo hat eine Barbara Berg, geborene **Badendick**, eines Bürgers in Riga Tochter, in ihrer Familie die Ueberzeugung als Geheimniß fortgepflanzt, daß ſie die Schweſter der Kaiſerin ſei und dieſe bei deren Anweſenheit in Riga (1711 oder 1712) erkannt, aus Furcht vor dem Zaren aber nicht gewagt habe, ſich zu entdecken. Dieſe von ihr auch handſchriftlich hinterlaſſene Nachricht findet der Verfaſſer nun zunächſt durch das Kirchenbuch der rigaer Petrikirche beſtätigt. Hiernach hatte Peter Badendick, der mit ſeiner Frau 1683 oder 1684 geſtorben zu ſein ſcheint, aus einer erſten Ehe fünf, aus einer zweiten vier Kinder taufen laſſen: Anna 8. Aug. 1661, Hermann 12. Juni 1664, Urſula 10. März 1669, Katharina 24. Oct. 1671, Peter 28. März 1673, Helene 28. Dec. 1676, Katharina 3. Febr. 1679, Dorothea 14. März 1681, Barbara (geb. 14. Jan.) 26. Jan. 1683. Urſula und Katharina ſcheinen 1669 und 1671, Dorothea 1681, Anna 1710 geſtorben zu ſein*). Ueber Peter und Helene fehlt alle Nachricht. Der Verfaſſer nimmt nun an, daß die zweite Katharine die nachherige Kaiſerin geweſen und findet dies dadurch beſtätigt, daß, wenn man ihren Geburtstag auf den 27. Jan. 1679 ſetzt, bis zu ihrem Tode (17. Mai 1727) gerade 48 Jahre 3 Monate 20 Tage verfloſſen waren, Gordon aber gerade dieſe Zahl als das Lebensalter der Kaiſerin angibt, und wenn auch alle anderen Quellen ſie zehn Jahre jünger machen, doch die 3 Monate 20 Tage auch in dieſen feſtgehalten worden ſind. Daß ſie bei ihrem Tode erſt 38 Jahre alt geweſen, iſt unwahrſcheinlich, da ſie dann im 14. Jahre geheirathet haben müßte, während Gordon dieſen Termin in ihr 23. Jahr verlegt. Rouſſet hat den 28. Jan., freilich 1689, ein holländiſches Bild von Jakob Houbraken in Neſtoſuranoi's Memoiren den 27. Jan. 1689 als ihren Geburtstag. Weiter hebt der Verf. das Zuſammentreffen hervor, daß die Aeltern ſeiner Katharina um 1683 geſtorben ſeien, in welchem Jahre Glück nach Marienburg und die nachherige Kaiſerin wahrſcheinlich zu ihm gekommen. Der Bruder Hermann Badendick habe in Riga 29. April 1714 einen Sohn Johann, 27. Juni 1717 eine Tochter Anna, 4. Sept. 1718 eine Tochter Helene taufen laſſen, verſchwinde aber ſeitdem in Riga, während um 1720 plötzlich ein Graf in St.-Petersburg auftauche, der als Bruder der Kaiſerin gegolten, zurückgezogen gelebt, ſich aber ſehr wohlthätig erwieſen habe, und deſſen Sohn von der Kaiſerin Eliſabeth zum Kammerherrn ernannt, ſowie eine Tochter an den Grafen Woronzoff, die andere Tochter an den Oberhofmeiſter Tſchoglokoff verheirathet worden ſei. (Es müßte dies hiernach der Graf Henrikoff geweſen ſein.) Barbara war durch ihre älteſte, verheirathete Schweſter Anna erzogen worden, hatte einen Andreas Berg geheirathet, mit dem ſie nach Pernau und Dorpat überſiedelte, und war nach dem Tode ihres Mannes (1740) nach Seitenſchrein, einer damaligen Herrnhutercolonie in Liefland, und 1750 nach Herrnhut gezogen, wo ſie 1760 geſtorben iſt. Sie hinterließ einen Sohn Chriſtian Gottfried (geb. 1724, † 1762), dieſer *) eine Tochter

---

*) Im Leichenbuch ſind die Namen nicht genannt. Der Verf. nimmt an, daß der Küſter beim Eintragen der erſten Katharine Tauf- und Begräbnißtag verwechſelt habe und daß ſie 29. März 1671 getauft und 24. Oct. 1671 begraben worden ſei.

---

*) Verheirathet mit einer Marie Chriſtine, die 1808 in Dorpat †.

Chriſtine Renate († 1850), die ſich 1780 zu Dorpat mit C. G. J. vermählte und deren Sohn der Verfaſſer jenes ruſſiſchen Aufſatzes iſt.

Er ſcheint feſt von der Richtigkeit der Annahme ſeiner Urgroßmutter überzeugt. Wir können nur ſagen, daß dieſelbe uns möglich ſcheint, daß uns aber manche Bedenken dagegen bleiben. Zuerſt hat es doch ſein Fragliches, ob man das Alter der Kaiſerin, wenn man es auch aus Schmeichelei etwas herabſetzte, um ganze zehn Jahre zurück datiren konnte; indeß iſt in dieſem Punkte vieles möglich. Dagegen erregt es uns einen ſtarken Zweifel, daß das Kind, das der Verf. für die Kaiſerin anſieht, Katharina getauft wurde, während doch wol nicht zu läugnen iſt, daß die Kaiſerin lutheriſch erzogen und erſt ſpäter zur griechiſchen Kirche übergetreten war, wo dann, unſeres Wiſſens, ein Namenswechſel die Regel bildet. Die älteren Nachrichten geben faſt alle Martha als ihren Taufnamen an, wiewol Weber, der aus Wurmb's Erzählungen ſchöpfte, ſie blos Katharine nennt. Dann geht uns der Verf. doch etwas zu leicht über das von Büſching mitgetheilte Tagebuch des Offiziers hinweg, der eine Schweſter der Kaiſerin aus Lithauen, wo ſie an den Leibeigenen Jeſimoffsky verheirathet geweſen, abgeholt haben will; ebenſo über die Skawronskys, die und die genealogiſchen Angaben über ſie und ihre Kinder, welche der der Zeit ſoviel näherſtehende Büſching doch kaum aus der Luft geſchöpft haben kann, nicht mit dem Taufregiſter der Geſchwiſter der Katharine Badendick ſtimmen wollen. Auch bleibt es dunkel, warum Barbara ſich nicht nach dem Tode des Zaren der Kaiſerin entdeckte, zumal ſie wiſſen mußte, daß ihr gemeinſamer Bruder Hermann nach St. Petersburg berufen worden, oder warum ſie nicht wenigſtens ſpäter die günſtige Periode der Eliſabethſchen Regierung im Intereſſe ihrer Kinder benutzte. Dies einige Zweifel, die erſt zu beſeitigen ſein möchten, bevor man dieſe neueſte Entdeckung, die ſonſt Manches für ſich hat, anerkennt.

In Band VII iſt S. 339 ein Irrthum zu berichtigen, der durch die Confuſion, welche in der betreffenden

Beziehung in genealogiſchen Handbüchern herrſcht, veranlaßt worden war. Die Mutter des Grafen Häſeler war nicht eine Schweſter der Gräfin Hård, ſondern dieſe ſelbſt. Es war nämlich die Gräfin Sophie Chriſtine Dorothea von Podewils in erſter Ehe mit dem Legationsrath von Marſchall, in zweiter mit dem Geheimen Rath Gottfried von Häſeler, in dritter mit dem Oberſtlieutenant von Bredow und in vierter mit dem Grafen Hård verheirathet.

In Band VIII iſt S. 159, Z. 16 v. o. ſtatt: „ſich“ zu leſen: „ich“

S. 179, Z. 6 v. o. ſtatt: „Franz Ernſt“: Johann Franz

S. 205, Z. 10 iſt nach dem Worte „Sonnenſtein“ einzuſchalten: „oder ſonſt in Haft“

S. 390, Z. 4 v. o. iſt ſtatt „zwar“ zu leſen: zwei.

Regiſter.

Aiguillon, Herzogin von, 87 ff.
Anhalt-Köthen, Auguſt Ludwig, Fürſt von, 371 ff. — Leopold, Fürſt von, 372 ff. — Karl Georg Lebrecht Fürſt von, 376 ff. — Auguſt Chriſtian Friedrich, Fürſt von, 374.
Anna, Großfürſtin von Rußland, 360 ff.
Apraxyn, Fedor, 198.
Aſſeburg, Achatz Ferdinand, Freihr. v. d., 396.
Auguſt II., König von Polen, Kurfürſt von Sachſen, 217 ff. — III., König von Polen, Kurfürſt von Sachſen, 338—339.

Badendick, Familie, 504 ff.
Baiern, Joſeph Ferdinand, Kurprinz von, 121.
Bailleul, 82 ff.
Balk, Frau v., 503.
Beaufort, Herzog von, 75, 86 ff., 89, 92 ff., 99 ff., 105 ff.
Beauvais, Potier, Biſchof von, 75, 82.
Beichling, die v., 146 ff.
——, Wolfgang Dietrich, Graf von, 145 ff. — Gottfried Hermann, Graf v., 157 ff., 162 ff., 170 ff., 176, 228, 326, 331. — Gottlob Adolf, Graf v., 184 ff., 228 ff., 303 ff — Johann Siegfried, Graf v., 187 ff., 228, 230 ff., 312 ff. — Gottfried Wilhelm, Graf v., 187, 311 ff. — Auguſt Gottfried Dietrich, Graf v., 286, 306 ff. — Dietrich Wilhelm v., 154 ff. — Chriſtoph Erff v., 166 ff. — Friedrich v., 157 ff. — Friedrich Wilhelm v., 157 ff. — Zacharias v., 164 — Perpetua Margarethe v., 163. — Sophie Magdalene, Gräfin v., 161, 312. — Anna Katharine, Gräfin v., 291, 299 ff., 311, 318 ff. — Dorothea Magdalene, Gräfin v., 301 ff., 350 ff. — Luiſe Wilhelmine, Gräfin v., 309 ff. — Margarethe Eliſabeth v., 161, 314. — Chriſtine Sibylle v., 164, 314. — Anna Katharine v., 168 ff.
Beichlingen, die alten Grafen von, 147 ff.
Berlepſch, die Gräfin von, 120 ff.: ihre Kinder und Enkel, 142 ff.
Beveriſches Stipendium, 333 ff.
Böttger, Johann Friedrich, 218 ff., 273 ff.

Bothmer, Alexander v., 501 ff
Bouillon, Friedrich Moritz de la Tour d'Auvergne, Herzog von, 61.
Brandenburg, Johann, Markgraf von, 19.
Brandenſtein, Graf von, 12.
Braunſchweig, Erich, Herzog von, 13. — Anton Ulrich, Prinz von, 360.
Brauſe, Friedrich und Sigmund von, 274.
Brézé, Herzog von, 81 ff.
Brühl, Marie Agnes von, 156 ff.
Buckingham, 17.

Cabanis, 432 ff.
Campion, Alexander von, 62, 80, 89, 104, 109. — Heinrich von, 100 ff.
Caſtilien, der Amirante von, 128 ff.
Chalais, Heinrich von Talleyrand, Prinz von, 29 ff.
Chateauneuf, Charles d'Aubepine, Marquis von, 34 ff., 70 ff., 81 ff., 90, 108 ff.
Chevreuſe, Marie Herzogin von, 26 ff. — Claudius, Herzog von, 28, 51.
Chiuſa, Peter Gabriel, 129, 136.
Cinq Mars, 61 ff.
Cölleda, 147 ff.
Condés, die, 85, 115.
Conde, Margarethe Charlotte, Prinzeſſin von, 78, 99.
Conradi, Georg Andreas, 231.
Conti, Armand, Prinz von, 116.
Cortquin, Marquis von, 102 ff.
Coſel, Gräfin von, 280, 295.
Craft, 41, 44, 49.
Creutzer, Chriſtian, 313.
Cruys, Cornelius, 498 ff.

Dänemark, Chriſtian VI., König von, 366.
Dalekarlier, die, 367 ff.
Diſtelmeyer, Lampert, 358.
Dohna, Karl Florus, Graf von, 380 ff.

Einſiedel, Kurt Heinrich von, 203, 231.
Emler, Bernhard, 159.
Eſterle, Gräfin von, 209 ff.

Ferſen, Axel, 501.
Flemming, Graf von, 281 ff. 317.
Frankreich, Ludwig XIII., König von, 66 ff., 73. — Ludwig XIV., König von, 126 ff., Anna, Königin von, 28 ff., 72 ff. — Marie, Königin von, 58 ff.
Frieſen, Otto Heinrich, Freiherr von, 221.
Fürſtenberg, Anton Egon, Fürſt von, 206 ff., 326 ff., 337.

Gersdorf, Nikolaus, Freiherr von, 221, 244.
Geuſau, Anton von, 365, 401.
Glück, Provſt, 504 ff.
Gonzaga, Anna von, 26 ff., 116.
Gotzkowsky, Johann Ernſt, 119 ff.
Gröben, Friedrich Wilhelm v. d., 502.
Große, Karl Friedrich von, 161.
Guillotin, 497 ff.
Guiſe, Heinrich, Herzog von, 62, 96.
Guttenberg, die Wolff von, 119.

Harcourt, Heinrich Marquis d', 128 ff.
Harrach, Ferdinand Bonaventura und Aloys Thomas Raymund, Grafen von, 130 ff.
Haugwitz, Johann Adolf von, 197 ff.

Harthauſen, Georg Ludwig Freiherr von, 279 ff., 290 ff., 303, 305, 314 ff., 318. — Otto Chriſtoph, Freiherr von, 315 ff. — Chriſtian Auguſt, Freih. von, 316. — Babette Freiin von, 186 ff., 291, 304 ff.
Hecker, Chevalier de, 321.
Heimburg, Ludwig Adolf und Adolf von, 362.
Hindford, Lord, 380.
Holland ſiehe: Rich
Holſtein-Beck, Friedrich Wilhelm II., Herzog von, 381. Georg Ludwig, Friedrich, Karl Ludwig, Prinzen von, 381; Urſula Anna, Herzogin von, 381.
Hopital, Ludwig, Marquis d', 382.
Hoyerswerda, 178, 215 ff.
Hoym, Adolf Magnus, Graf von, 241, 279 ff. — Charlotte Sophie, Gräfin von, 352 ff.
Hrzan v. Harras, Graf, 264.
Hubald (Houwald), Chriſtoph, 11.

Impertans, die, 92 ff.
Ivernois d', 151.
Jaccard, 119 ff.
Janus v. Eberſtadt, die, 108.
Jars, Ritter de, 36.

Kamecke, Paul Anton [illegible], 15.
Kaniche, Johann [illegible]inrich, 323 ff.
Kirchmayer, Georg Wilhelm und Georg Kaſpar, 220.
Knoblech, Karl Gottfried v., 418.
Knoch, Hans Ernſt von, 170 ff., 175. — Ernſt Ferdinand von, 319.
Kollowrat, Johann Franz, Graf von, 179, 321 ff.
Kunkel v. Löwenſtern, 220.

Laigues, Marquis de, 126 ff.
Lehwald, Hans v., 118.
Liechtenſtein, Karl Fürſt von, 7.
Lilienfeld, die Geſchwiſter, 364.
Lindenau, Martha Sophie von, 159 ff. — Wolf von, 156, 160.
Löſcher, Valentin Ernſt und Kaſpar, 226.
Lowenwolde, Reinhold Graf von, 362.
Longueville, Anna, Herzogin von, 26, 96 ff., 116 ff.
Lonicer, 325.
Lothringen, Karl IV., Herzog von, 31 ff., 42, 51, 55, 63, 103 ff.
Lüttichau, Wolfgang Siegfried von, 162 ff.
Lützelburg, die von, 343 ff.
Luynes, 27, 28.
Lynar, Grafen, 353 ff.
—, Rochus Quirin, Graf von, 353 ff. — Moritz Karl, Graf von, 359 ff. — Rochus Friedrich, Graf von, 364 ff. — Chriſtian Ernſt, Graf von, 370. — Moritz Ludwig Ernſt, Fürſt von, 371. — Heinrich Caſimir Gottlob, 404 ff.

Marokko, Muley Hamed, Kaiſer von, 21.
Mazarin, Cardinal, 26, 69 ff.
Melleraie, La, Marſchall, 84 ff.
Mengden, die von, 364.
—, Julie, Freiin von, 361 ff.
Metternich, die, 119 ff.
Metzradt, Hans Kaſpar v., 323.
Miltitz, Alexander von, 301 ff.
Montague, Lord, 32 ff., 42, 49, 60, 79.

Montbazon, Hercules Rohan, Herzog von, 27; Marie, Herzogin von, 27, 93, 96 ff.
Montmorency, die, 34, 78.
Münnich, Graf von, 361.

Nehmitz, Michael, 223.
Neitzſchütz, die v., 168 ff.
Nemours, Karl Amadeus von, 89.
Nienburg, Gieſela Agnes, Gräfin von, 372.

Orleans, Gaſton, Prinz von, 30, 61, 73, 82, 95. — Charlotte Eliſabeth, Herzogin von, 134.
Oſtfriesland, Sophie Karoline, Fürſtin von, 366.

Pabſt v. Ohain, Paul, 222 ff.
Patkul, 274 ff.
Pembroke, Earl von, 113.
Pfalz, Kurfürſten von der, Johann Wilhelm, 121, Karl Philipp, 121; Kurfürſtinnen, Marie Anna Joſepha, 121, Luiſe Charlotte, 121.
Pflugk, Auguſt Ferdinand Graf von, 207 ff., 283, 285.
Podewils, Sophie Chriſtine Dorothea Gräfin von, 507.
Pommern, Philipp, Herzog von, 3.
Porte, La, 37 ff.
Pretten, die, 228 ff.
Preußen, Friedrich II., König von, 378, 415. — Friedrich Wilhelm I., König von, 380. — Friedrich Wilhelm II., König von, 379. — Auguſt Wilhelm, Prinz von, 378 ff.

Radziwill, Boguslav, Fürſt, 121.
Rechenberg, Luiſe Freifrau von, 203, 210 ff., 231, 253 ff., 289 ff.
Reizenſtein, Auguſt Sigmund v., 413.
Reuß, Heinrich XXIV., 365; Heinrich VI., 365 ff.; Heinrich IX., 377.
Reventlow, Graf, 401.
Rich, Lord (nachmals Earl von Holland), 29, 60, 117.
Richelieu, Cardinal, 30 ff.
Ritter, Georg Gottlieb, 203, 253 ff., 283 ff.
Rochefoucauld, La, 37, 44, 45, 47, 65, 74, 79, 87, 90, 99.
Rochow, Hans Friedrich v., 418.
Rußland, Eliſabeth, Kaiſerin von, 383. Peter III., Kaiſer von, 391 ff. Katharina I., Kaiſerin von, 502 ff. Katharina II., Kaiſerin von 383, 395 ff. — Paul, Kaiſer von, 396.
Ryſſel, Johann Jakob von, 220 ff.

Sachſen, Cardinal von, Chriſtian Auguſt, 184.
Schellendorf, Max, Freiherr von, 300; Johanne Margarethe, Freifrau von, 300 ff.
Scheremeteff, 503.
Schlegel, die von, 374 ff.
Schleinitz, Martha Eliſabeth von, 163.
Schleswig-Holſtein, 383 ff.
Schlieben, Andreas von, 18 ff.; Anton von, 20 ff.; Adam Friedrich von, 21.; Maximilian von, 21; Adam Georg von, 24 ff.; Bodo von, 25.
Schlieffen, die von, 2; Anton von, 2; Martin Ernſt, 2; Anton Wilhelm und Balthaſar Joachim von, 17; Kaſpar von, 18.
Schlick, Heinrich, Graf von, 12, 13.

Schulin, Johann Sigismund, Graf von, 397.
Schwarzburge, die, 241.
Seguier, Pierre, 82.
Seyſſertitz, die von, 306, 333.
——, Adolf, Freih. von, 305 ff.
Sobieski, Jakob, 121.
Soiſſons, Ludwig, Graf v., 60.
Spanien, König von, Philipp IV., 48; Karl II., 122 ff., 139; Königinnen von, Marie Anne v. d. Pfalz, 122 ff., Marie Anne von Oeſterreich, 125; Marie Luiſe von Orleans, 126; Balthaſar, Infant von, 122.
Steinau, Adam Heinrich, Freiherr von, 221.
Stryk, Dr. Samuel, 17, 165, 172 ff.

Teſchen, Urſula Katharine, Fürſtin von, 298.
Tottleben, die von, 406 ff.
——, Kurt Heinrich von, 408. — Gottlieb Karl Heinrich, Graf von, 409 ff.
Tours, Bertrand de Chaux, Erzbiſchof von, 37, 45.
Turenne, Marſchall, 61, 65.

Valette, Bernhard, Herzog von La, 59 ff.
Valory, Jakob Ludwig Heinrich, Marquis von, 378.
Vendome, die, 88 ff., 101 ff.; Caſar, Herzog von, 59 ff., 84 ff.; Eliſabeth von, 89.
Venel, Jean André, 130 ff. — Jean François Henri, 456 ff.
Vieuville, Vincent de la, 59.
Ville, Henri de Livron, Marquis de, 55 ff.
Vitry, Nikolaus de l'Hopital, Herzog von, 61 ff.
Vitzthum v. Eckſtädt, Friedrich Graf, 197, 221 ff.

Wallenrodt, die von, 491 ff.
Wallenſtein, 1, 8.
Warnsdorf, Wilhelmine Agnes, Gräfin von, 373.
Wartensleben, Friedrich Leopold Georg, Graf von, 371. — Leopold Alexander, Graf von, 379. — Charlotte Wilhelmine Iſabelle, Gräfin von, 371.
Werthern, die von, 147 ff.; Hans von, 148; Rahel von, 156.
Wettin, das Haus, 150, 261.
Wichmannshauſen, die von, 221.
Wolframsdorf, von, 317 ff.
Württemberg, Ludwig Eugen, Herzog von, 308 ff.
Wurmb, Candidat, 503.

Zamoiski, Johann, 5.
Ziegeſar, Magdalene Marie von, 319.
Ziegler und Klipphauſen, Karl Gottlob von, 274.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Geheime Geſchichten

und

Räthſelhafte Menſchen.

Geheime Geſchichten
und
Räthſelhafte Menſchen.

Sammlung
verborgener oder vergeſſener Merkwürdigkeiten.

Herausgegeben
von
Friedrich Bülau.

Neunter Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1858.

Inhalt.

I. Aus dem Hauſe Medici 1
II. Ein gefährlicher Ring. (Aus der däniſchen Hofgeſchichte.) 88
III. Wolf von Selmnitz 115
IV. Die Signora von Monza. Nach den von T. Dandolo veröffentlichten Proceßacten bearbeitet von Placidus Plattner 133
V. Marie von Hautefort. Frei nach Couſin von Gd. Kehler 213
VI. Heinrich von Uechteritz 308
VII. Die Gräfin von Altſtadt. Nebſt anderen Zügen aus der Familiengeſchichte der Mooroth 317
VIII. Graf Oſtermann 355
IX. Der zweite Herzog von Marlborough 433
Miscellen.
1) Hieronymus von Allnpeck 452
2) Franzöſiſche Inſolenz 456
3) Der letzte Graf von Holſtein-Schauenburg 458
4) Finanzverlegenheiten 460
5) Württembergiſche Prinzen 461
6) Ein Invalide 463
Regiſter 464

I. Aus dem Hauſe Medici.

Alexander Medici, der natürliche Sohn des Herzogs Lorenzo, der Enkel jenes Herzogs Peter, der im Exile in einem neapolitaniſchen Fluſſe ums Leben gekommen war (1503), der Urenkel des prächtigen und großmüthigen Lorenzo, der Zierde ſeines Geſchlechts, der Bruder jener in der franzöſiſchen Geſchichte ſo bedeutungsvollen Katharina, war durch die Waffen ſeines Schwiegervaters, Kaiſer Karl's V., mit deſſen natürlicher Tochter Margaretha er vermählt war, in die Obergewalt in Florenz wiedereingeſetzt und zum erblichen Herzog erklärt worden. In ihm tobten die ſchlimmſten Leidenſchaften und Begierden ſeines Geſchlechts, ohne die Tugenden und die vollen Gaben, die in ſo manchen Gliedern deſſelben mit überſtrömendem Lichtſchimmer die Schatten verdeckten. Wollüſtling und Tyrann, misbrauchte er ſeine überlegene Macht in einer Weiſe, die zu ertragen unmöglich ſchien, die zu brechen Keiner zu hoffen wagte und der ſich, wer konnte, durch freiwilliges Exil zu entziehen eilte. Doch fand er ſeinen Brutus, fand ihn ſeltſamerweiſe in einem Blutsfreund, der ihn an raffinirter Sittenloſigkeit noch übertraf, der ſein Lehrer, ſein Verführer, ſein Genoſſe bei den ſchnödeſten Freveln und Ausſchweifungen geweſen war, und ihn in demſelben

Augenblicke dem Tode weihte, wo er durch ihn ein neues Opfer ſeiner Wolluſt ſich in die Arme geführt zu ſehen erwartete. Eben mit dieſer Hoffnung lockte Lorenzino Medici, ein ferner Nachkomme des Lorenzo, eines Bruders jenes erſten großen Cosmus, der den ehrenden Namen des Vaters des Vaterlandes führt, den Herzog des Nachts in ſein Haus, wo, ſtatt der erwarteten Dame, Lorenzino, von einem Banditen begleitet, ihn überraſchte und, nach langem Widerſtande, wobei der Herzog im Todeskampfe dem Lorenzino den Daumen abgebiſſen haben ſoll, der Ueberfallene den Dolchſtichen ſeiner Mörder erlag (6. Jan. 1537). Lorenzino [1] machte keinen Verſuch, aus ſeiner That einen Vortheil für ſich zu ziehen, flüchtete vielmehr, zuerſt nach Venedig, dann nach Mirandola; zunächſt wol nicht ohne eine Hoffnung, zurückberufen zu werden, da es in der That eine Partei gab, die ihn als Befreier feierte. Doch nicht dieſe Partei erlangte die Oberhand; vielmehr erkannte beſſere Einſicht in die Zeitlage, wie es vor allem noth thue, den Kaiſer ſoweit zu beſchwichtigen, daß er den Vorgang nicht benutze, um das florentiniſche Gebiet in eine Provinz ſeines Reiches zu verwandeln. Damit war jeder Gedanke an eine Erhebung des Mörders an die Stelle des Ermordeten ausgeſchloſſen. Der Palaſt Lorenzino's wurde geſchleift und eine Straße darüber geführt, die man Verrätherſtraße benannte. Ein großer Preis ward auf den

---

[1] Man erinnert ſich wol aus den Denkwürdigkeiten des Benvenuto Cellini (II, 4 und 6), wie ihm Lorenzino zu der Medaille, die er für den Herzog zu ſchneiden hatte, in bedenklichem Doppelſinne eine Gegenſeite verſprach, über welche die Welt erſtaunen ſolle, und wie derſelbe ihm kurz vor dem Morde ſagen ließ, er denke Tag und Nacht an nichts andres und wolle ſobald als möglich die Rückſeite liefern. Lorenzino wird dabei als „der närriſche hypochondriſche Philoſoph“ bezeichnet.

Kopf des Mörders geſetzt und ſein Bildniß an den Galgen gehängt. Dieſen Maßregeln gegenüber ſich in Italien unſicher fühlend, floh er in die Türkei und irrte auch nachmals noch Jahre lang unſtät umher, bald ſich in Venedig zeigend, bald in Frankreich eine Zuflucht ſuchend, bis er 1547 in Venedig mit einem gleichfalls gewaltſamen Tode nach menſchlichen Begriffen für ſeine Blutthat büßte.

Die Ermordung des Herzogs war erſt ſpät am andern Tage entdeckt und dann ſo lange geheim gehalten worden, bis herbeigezogene Truppen die Aufrechthaltung der Ruhe und Ordnung verbürgten, und die Witwe des Herzogs mit den werthvollſten Schätzen und Urkunden auf der Citadelle in Sicherheit gebracht war. Cardinal Cibo, ein Verwandter der Medicis, und Alexander Vitelli, der Führer der herzoglichen Truppen, beriefen den Senat zur Berathung über die zu ergreifenden Maßregeln. Wol machten ſich verſchiedene Richtungen geltend: Anhänglichkeit an die Medicis und neidiſcher Gegenſatz; demokratiſche Richtungen in den Reihen Solcher, die bei einer demokratiſchen Regierungsform eine politiſche Rolle zu ſpielen hofften, und dem entgegen in der Maſſe des Volks das Verlangen nach einer monarchiſchen Gewalt, die ſie gegen den Druck der Vielherrſcher ſchütze, den die demokratiſche Form nur zu oft ebenſo hervorruft, als verſchleiert. Die Furcht vor dem Kaiſer gab den Ausſchlag und man kam zunächſt dahin überein, daß man ſich an deſſen Anordnungen (vom 28. Oct. 1530) zu halten habe, welche die Herrſchaft an das mediceiſche Haus banden. Cardinal Cibo und Vitelli hätten gewünſcht, daß man den Julius auf den Thron geſetzt hätte, welchen Alexander außer der Ehe mit einem Frauenzimmer von Prato gezeugt hatte. Dies war ein dreyjähriger Knabe[1]) und ſeine Gönner rechneten darauf, um ſo länger für ihn die Regentſchaft führen zu können. Dies aber eben erweckte dem Plane entſchiedenen Widerſtand auf Seiten unbeſtochener Patrioten, Guicciardini's vor allen, Vettori's, Octavian Medici's, von der nicht herrſchenden Linie dieſes Hauſes, Matthäus Strozzi's und anderer. Noch war von den Nachkommen des Lorenzo Medici (geb. 1394, † 1440), der ein Bruder des erſten Cosmus geweſen war, ein Jüngling übrig, der und deſſen Familie bei dem Volke in gutem Anſehen ſtanden, und der den Namen jenes gefeierten Cosmus theilte. Sein Vater Johann (geb. 1498, † 1526) hatte ſich namentlich im Kriege hervorgethan und war im Dienſte des Papſtes und der Liga in jungen Jahren gefallen. Die Mutter, Maria Salviati, eine Tochter des Jakob Salviati und der Lucretia Medici, der Schweſter Papſt Leo's X., hatte, als junge Witwe, ihr Leben der Erziehung ihres ſo früh des Vaters beraubten Sohnes gewidmet und auch damit ſich in der Achtung des Volkes befeſtigt. Der junge Cosmus ſelbſt (geb. 1519), erſt achtzehnjährig, im Privatſtande und unter beſchränkten Verhältniſſen erwachſen, hatte Theilnahme und Liebe gewonnen, und da ſein Oheim, der Cardinal Salviati, zu den Verbannten gehörte, ſo hoffte man von ihm eine Ausgleichung und Verſöhnung der Parteien. So vereinigte ſich die große Mehrzahl der Stimmen auf dieſen Jüngling, und er ward am 9. Jan. 1537 zum oberſten Haupte der Stadt Florenz und ihres

---

[1]) Herzog Cosmus gab ihm eine gute Erziehung, beſtimmte ihn zwar anfangs zum geiſtlichen Stande, trat aber, als er mehr Neigung zum Seedienſte zeigte, ſeinem Wunſche nicht entgegen und ernannte ihn zum Admiral der Galeeren des San-Stefanoordens.

Gebietes, mit der in dem kaiſerlichen Decrete bezeichneten Gewalt, wie ſie dem vorigen Herzog zugeſtanden, gewählt. Doch ward ihm ein Staatsrath zur Seite geſetzt [1]) und ſein Einkommen aus dem Staatsſchatze fixirt.

Es iſt nicht die Abſicht bei dieſem Aufſatze, die lange Regentenlaufbahn dieſes bedeutenden Fürſten im einzelnen zu verfolgen. Sie war gegen innen und außen eine erfolgreiche und war es weſentlich durch die ungemeine Klugheit des Cosmus. Im Innern ſcheute er zwar vor keinem Mittel zurück, das ihm zur Niederhaltung ſeiner Gegner und zur Behauptung der Herrſchaft nöthig erſchien, wußte aber der letztern doch die feſteſte Grundlage dadurch zu geben, daß er bei ſeiner Regierung das wahre Wohl des Volkes in dem Sinne desſelben auf entſprechende Weiſe im Auge hatte, unermüdlich in Erfüllung ſeiner Regentenpflichten, jedermann zugänglich und den mittleren und niederen Ständen gegenüber ebenſo leutſelig und mild, wie gegen die Großen, die allein ihm gefährlich werden konnten, mistrauiſch und ſtreng war. Bereicherte er ſich auch mächtig durch monopoliſtiſchen Handel, ſo fühlte doch das Volk keinen offenen Steuerdruck, und ſo wendete er doch ſein reiches Einkommen in populärer Weiſe, zur Verſchönerung der Stadt, zu verſtändigem, vielen zugute kommendem Luxus, zur Pflege von Wiſſenſchaften und Künſten, an. Nicht ohne zornige Leidenſchaft, war er doch nicht nachtragend, und nicht zwecklos, nicht auch nach dem Siege noch hart. Nicht frei von ſtarker Sinnlichkeit, fröhnte er dieſer doch nicht, wie ſein Vorgänger, in einer Weiſe, die der Ehre und dem Glücke der Familien, oder auch nur ſeinem eigenen Rufe feindlich geweſen wäre. Er hielt die Zügel feſt; aber je ſicherer er ſich fühlte, deſto milder war ſein Verfahren. Gegen außen erweiterte er den Staat durch mehrfache Erwerbungen, beſonders durch die wichtige Sienas, und wußte auch ſonſt das Gewicht Toscanas in dem politiſchen Syſteme Italiens achtbar geltend zu machen. Er hielt zu dem Kaiſer, weil und ſolange dies ſeinem und des Staates Intereſſe entſprach, machte aber keine Parteiſache daraus, der er auch dann noch gehuldigt hätte, wenn ſie in Conflict mit dieſen Intereſſen kam, ſondern wußte vielmehr, durch geſchicktes Laviren zwiſchen den ſtreitenden Mächten, die errungenen Vortheile zu befeſtigen und zu erweitern. Mit befreundeten Päpſten in gutem Vernehmen, ohne doch blinder Ergebenheit an den päpſtlichen Stuhl zu verfallen, erhöhte er den Glanz ſeines Staates, indem er ſich vom Papſte die großherzogliche Würde von Toscana verleihen ließ, und hinterließ ſeinem Nachfolger die Aufgabe, derſelben auch an andern maßgebenden Stellen die Anerkennung zu ſchaffen, die ihr anfangs geweigert ward.

---

[1]) Man ſehe bei Benvenuto Cellini, II, 6, was derſelbe über dieſe Schranken urtheilt.

Seine erſte Gemahlin hatte er nach dem Wunſche des Kaiſers gewählt: Eleonore, eine Tochter Pedro's von Toledo, Marcheſen von Villafranca, des kaiſerlichen Statthalters in Neapel, und fünf Söhne und drei Töchter waren die Früchte dieſer Ehe. Zwei Söhne ſollten ihm aber im blühenden Jünglingsalter und in Einem Jahre mit ihrer Mutter entriſſen werden, und dies ſollte dem Gerüchte und den Ausſtreuungen ſeiner Neider und Gegner zu arger Verdächtigung Anlaß geben. Er war gewohnt, im Winter die Maremnen von Livorno und Piſa zu durchreiſen, um die Zuſtände dieſer zu anderer

Jahreszeit ſo ungeſunden Landſtriche zu erkunden. Im October 1562 verließ er mit ſeiner Familie Florenz, bereiſte zunächſt das Gebiet von Siena und ging dann nach Groſſetto und Roſignano, wo er ſich an der Jagd ergötzte. Ungewöhnliche Trockenheit hatte epidemiſche Fieber erzeugt, die in jenen Gegenden am ärgſten wütheten und Pietraſanta beinahe entvölkert hatten. Drei Söhne des Großherzogs, ſein dritter Sohn, Johann (geb. 1543), der bereits Cardinal und Erzbiſchof von Piſa war, ſein vierter Sohn, Garcias (geb. 1547), und ſein fünfter Sohn, Ferdinand (geb. 1549), wurden von der Krankheit befallen, ebenſo ſein Schwiegerſohn, Herzog Alfonſo II. von Ferrara[1]), der ſeit zwei Jahren ſeiner älteſten Tochter Lucretia vermählt war, und ein Neffe des Papſtes, Graf Friedrich Borromei. Der Cardinal Johann ward zuerſt von der Krankheit weggerafft, worauf ſeine Leiche, der Anſteckung halber, in einem verſchloſſenen Sarge, auf dem ſein Bildniß lag, nach Florenz geſchafft wurde. Garcias und Ferdinand wurden nach Piſa gebracht, wo der erſtere bald darauf an der Seuche ſtarb, der auch der Graf Borromei zum Opfer fiel. Der Herzog von Ferrara und Prinz Ferdinand genaſen, wiewol der letztere noch längere Zeit ſiechte. Am 18. December folgte die Herzogin, ohne Zweifel vom Kummer über den Verluſt zweier blühender Söhne gebrochen, ihren Kindern im Tode; eine Dame, die zwar ihres Stolzes halber nicht populär war, aber einen wohl-

---

1) Ein Eſte, Sohn des Herzogs Hercules II. und der Renata von Frankreich, geb. 19. Jan. 1533, zur Regierung gelangt 3. Oct. 1558, † 27. Oct. 1591, verm. 1) mit Lucretia Medici, 2) 1565 mit der Erzherzogin Barbara. Tochter Kaiſer Ferdinand's I., die 1572 †, 3) 1579 mit Margaretha Gonzaga Tochter Herzog Wilhelm's von Mantua.

thätigen, mildernden und mäßigenden Einfluß auf ihren Gemahl geübt [1]) hatte. So natürlich alle dieſe Vorgänge waren, ſo verbreitete und erhielt ſich doch, trotz der Notorietät der Seuche, trotz der unableugbaren Thatſache, daß mehrere Mitglieder der herzoglichen Familie von ihr ergriffen waren, und ungeachtet der Verlauf der Krankheit, über welchen der Herzog ſeinem in Spanien verweilenden älteſten Sohne und dem König Philipp II. von Spanien die genaueſten vertrauten Berichte erſtattete, für viele offenkundig ſein mußte, das Gerücht: daß der kaum funfzehnjährige Garcias, dem übrigens bereits die Hand einer Nichte des Papſtes, einer Schweſter jenes Grafen Borromei, und die Würde als Generalcapitain der Kirche zugedacht war, ſeinen älteren Bruder ermordet habe, daß er zur Strafe dafür hingerichtet, oder von dem eigenen Vater getödtet worden, ja daß dieſer ſelbſt der Mörder ſeiner Gemahlin geweſen ſei. Es iſt kein Grund, ein Wort von dieſen Dingen für wahr zu halten, die doch in jener Zeit ſelbſt bei den Vätern des tridentiner Concils vielen Glauben fanden [2]).

Papſt Pius IV. [3]), der treueſte Freund und Gönner des Herzogs Cosmus, ſuchte ihn zu tröſten, indem er dem erſt dreizehnjährigen Prinzen Ferdinand den Cardinalshut und die Beneficien ſeines verſtorbenen Bruders Johann verlieh, und es wird erzählt, daß dem noch immer kranken Ferdinand der Cardinalshut im Bette überreicht worden ſei, von dieſem Augenblicke an aber ſich ſeine Geſundheit wieder befeſtigt habe. Und doch lehrte die Folge, daß er nicht beſtimmt war, in dem geiſtlichen Berufe zu ſterben. Auch der Vater ſcheint durch die Freundlichkeit des Papſtes 'nicht genug über ſeine herben Verluſte getröſtet worden zu ſein. Denn wenn er wenige Jahre nach dieſen Vorgängen, wenigſtens formell und theilweiſe, der Regierung entſagte, ſo hat, da kein äußerer Anlaß, keine Verwickelung der politiſchen Zeitlage ihn dazu trieb, neben zunehmenden Alters- und Krankheitsbeſchwerden und vielleicht dem Wunſche, in ſeinem Privatleben hemmender Rückſichten entbunden zu ſein, doch wol auch der Eindruck des für ihn ſo traurigen Jahres 1562 dazu mitgewirkt. Am 11. Juli 1564 trat er in der That ſeinem älteſten Sohne Franz (geb. 1541) die Regierung, wenn auch nicht ganz und nicht unbedingt, ab [1]). Er behielt ſich den herzoglichen Titel und die höchſte Gewalt und Entſcheidung, die Ernennung des Admirals, des Generals und der Offiziere der Landtruppen, des Statthalters von Siena, das Veto bei der Entlaſſung und Beſtallung von Feſtungscommandanten, bei den Veräußerungen und Verpfändungen von Staatseigenthum, die Regierung und die Einkünfte des Marcheſats Caſtiglione della Pescaja, des Staates von Siena und der Bergwerke von Pietraſanta, das Eigenthum und die Nutznießung der Allodialgüter, den Gebrauch aller Paläſte und Landhäuſer, ſeine werthvollſten Mobilien und Handelscapitalien vor, und bedung, daß der neue Herzog den Bau des Palaſtes Pitti und des Magiſtratspalaſtes fortſetzen und ſeinem Bruder Ferdinand eine beträchtliche Penſion zahlen ſolle. Die Entſcheidung von Zweifeln über den Sinn dieſer Entſagungsurkunde behielt er ſich allein vor. Die Folge zeigte, daß dem Cosmus in der That die Leitung der höhern Politik auch ferner blieb, und ſein Sohn hat keinen Verſuch gemacht, ihm dieſe zu verkümmern, oder ihn ſonſt in ſeinem Thun und Treiben zu beirren, wogegen auch der Vater ſich nicht in das Privatleben des Sohnes miſchte, auch wo daſſelbe ſeine Billigung nicht erwarten konnte. Cosmus vermittelte die Vermählung des jungen Herzogs mit der Erzherzogin Johanna, Kaiſer Ferdinand's I. Tochter [1]). Bei dem Tode des Papſtes Pius IV. gelang es ihm zwar nicht, ſeinen Candidaten, den Cardinal Ricci, durchzuſetzen, wohl aber, die Gegencandidaten, die Cardinäle Farneſe, Eſte und Morone, auszuſchließen und die Wahl auf Michael Ghislieri zu lenken, der den päpſtlichen Stuhl (7. Jan. 1566) als Pius V. [2]) beſtieg, und deſſen entſchiedene Gunſt ſich Cosmus, freilich auch mit durch Auslieferung des lange von ihm geſchützten, freidenkenden Carneſecchi, erwarb. Den Cosmus erhob die päpſtliche Bulle vom 27. Auguſt 1569 zum Großherzog von Toscana, und er ſelbſt begab ſich (1570) mit königlichem Gepränge nach Rom, wo er, trotz des Proteſtes des kaiſerlichen Geſandten, feierlich vom Papſte gekrönt wurde. Er beſtimmte die politiſchen Maßregeln, durch welche die Gefahren der durch den Neid der italieniſchen Fürſten angeſchürten kaiſerlichen Ungnade beſchworen wurden, und von einem Staate nach dem andern die Anerkennung der neuen Würde erlangt ward. Noch in ſeinen letzten Jahren gelang es ihm, durch ſeinen Sohn, den Cardinal Ferdinand, die Papſtwahl nach ſeinem Sinne zu lenken [1]).

---

[1] Benvenuto Cellini glaubte freilich, für eine Perſon anderes über ſie zu berichten zu haben.

[2] Benvenuto Cellini theilte den Verdacht nicht (S. Buch IV, Cap. 11).

[3] Giovanni Angelo Medici, ein Mailänder, geb. 31. März 1499, gewählt 26. Dec. 1559, † 9. Dec. 1565.

---

[1]) Sie war die jüngſte der 11 Töchter Kaiſer Ferdinand's und der Anna von Ungarn und Böhmen, geb. 24. Jan. 1547, vermählt 1565, † 1578.

[2]) Geboren zu Bosco bei Aleſſandria 17. Jan. 1504 (oder 1505), † 1. Mai 1572.

Die innere Verwaltung des Landes überließ er ſeinem Sohne und behielt ſich nur die hohe Politik vor. Die reichliche Zeit, welche dieſe ihm ließ, widmete er ſeiner Liebe zum Bauen, ſeinem Intereſſe an Induſtrie, Handel und Schiffahrt, dem Landbau, der Jagd, dem Fiſchfang. Als Gefährtin ſeines Landlebens wählte er ſich, mit Zuſtimmung ihres Vaters, die Eleonore degli Albizzi, aus einer der erſten florentiniſchen Familien. Dieſe ſchien eine ſolche Gewalt über ihn erlangt zu haben, daß ſein Sohn beſorgte, er werde ſich mit ihr vermählen und, da ein Kammerdiener des alten Fürſten, Sforza Almeni, ihn in dieſem Verdachte beſtärkte, ſeinem Vater deshalb Vorſtellungen machte. Cosmus gerieth in gewaltigen Zorn, dem er jedoch nicht gegen den Sohn, ſondern gegen den verrätheriſchen und aufhetzenden Kammerdiener Luft machte, den er mit eigener Hand erſtach (22. Mai 1566). Den Ungrund jener Beſorgniß ſelbſt bewies er, als er ſich von der Eleonore trennte, nachdem ſie ihm 1567 einen Sohn geboren hatte, den Johann Medici, den wir noch öfters zu erwähnen haben werden. Er vermählte ſie, unter reicher Ausſtattung, dem Carlo Panciatichi, überhäufte das Paar mit Ehrenſtellen und Schätzen, blieb aber fortan Eleonoren fremd.

Sein Sohn hatte auch ſonſt keine Urſache, dem verwitweten Vater wegen dieſes Liebeshandels Vorwürfe zu machen, da er ſelbſt ſeine Gemahlin einer Geliebten, die zudem die Gattin eines Andern war, nachſetzte. Wir denken an die vielbeſprochene Bianca Capello, deren Geſchichte ſo manchen Stoff zu romantiſcher Ausſchmückung geboten hat. Sie war die Tochter eines venetianiſchen Nobile der erſten Klaſſe, des Bartolomeus Capello, hatte aber ihre Mutter früh verloren, und wenn ſie in der Stiefmutter, einer Grimani und Schweſter des Patriarchen von Aquileja, keinen hinlänglichen Erſatz für dieſen Verluſt gefunden haben ſollte, ſo würde dies wol zu einiger Entſchuldigung ihres Weſens und Treibens gereichen. In der Nähe des Palaſtes ihrer Aeltern befand ſich das Bankgeſchäft der florentiniſchen Salviati, das von Johann Baptiſt Bonaventuri geleitet ward und in dem des letztern Neffe, Peter Bonaventuri, als Commis ſtand. Zwiſchen dem jungen Manne und der ſchönen Bianca entſpann ſich ein Verſtändniß, das von einer gefälligen Zoſe gefördert ward, welche die Hausſchlüſſel nachmachen ließ und es damit ihrer Herrin möglich machte, den Geliebten bei nächtlicher Weile zu beſuchen. Der leichtſinnige und zuchtloſe Schritt hatte die zu erwartenden Folgen, und als dieſe ſich zeigten, beſtimmte die Furcht vor dem Zorne der Aeltern die Schuldige zur Flucht. Bianca raffte zuſammen, was ſie an Perlen und Juwelen zu finden vermochte, und floh im December 1563 nach Florenz, wohin ihr Buhle ihr, in gerechter Scheu vor dem losbrechenden Gewitter, bereits vorausgeeilt war und wo ſie ſich trauen ließen. Sie folgte ihm um ſo zuverſichtlicher, als er ihr vorgeſpiegelt hatte, daß er ein Neffe des Peter Salviati und Hauptheilnehmer des Bankgeſchäfts ſei. Ihre Flucht brachte natürlich das ganze Verhältniß zu Tage und rief damit einen furchtbaren Sturm in Venedig hervor. Der Oheim des frevelnden Commis, der arme Johann Baptiſt, der von dem ganzen Handel keine Ahnung gehabt, wurde ins Gefängniß geworfen, wo er, von einer Seuche ergriffen, ſtarb. Sein Neffe wurde verbannt und geächtet und ein Preis von 2000 Ducaten auf ſeinen Kopf geſetzt. Die Familie ſchickte einen Banditen nach Florenz, der den Bonaventuri ermorden ſollte. Neben den Aengſten, in welche dieſer durch ſolche Bedrohungen verſetzt ward, war es ihm noch eine weitere Strafe ſeines Leichtſinns, daß Bianca bei ihrer Ankunft in Florenz erkannte, wie ſehr er ſie belogen und betrogen habe, und wie ganz außer Stande er ſei, ihr in der äußern Lage einigen Erſatz für das zu bieten, was ſie ihm geopfert. Daß ſie einen ſolchen Erſatz vermißte, daß Bonaventuri für nöthig befunden hatte, ſich ihr vornehmer und reicher darzuſtellen, als er war, beweiſt auch wieder, daß ihre Liebe keinen tiefern Grund hatte, als Leichtſinn und Sinnlichkeit. Wie dem auch ſei, zunächſt kam es dem Bonaventuri darauf an, ſich Sicherheit zu ſchaffen, weshalb er ſich ſchon in der erſten Woche nach der Ankunft Bianca's in Florenz an den Prinzen Franz um Schutz wandte. Der Prinz wünſchte die durch ihre Abenteuer intereſſant gewordene Venetianerin kennen zu lernen, und die Theilnahme, die ſie ihm einflößte, verwandelte ſich bald in eine feurige Zuneigung, die ihn bis zu ſeinem Tode begleitete und, urſprünglich durch die großen Reize der Schönen hervorgerufen, durch ihren lebendigen, ſelbſtändigen Geiſt, ihre Unterhaltungsgabe und die Gewandtheit, mit der ſie ihn zu behandeln wußte, genährt und erhalten ward. Ihre Liebe zu Bonaventuri hatte ſich in Verachtung verwandelt und dieſer ſelbſt, in ſeinem Schamgefühl und Schutzbedürfniß, dachte nicht daran, dem Verhältniß ſeiner Frau zu dem Prinzen eine Schwierigkeit in den Weg zu legen, mochte ſich vielmehr eher deſſelben freuen, und ſuchte ſich bald auf anderen Seiten zu entſchädigen. Im Anfang mußte das Verhältniß geheim gehalten werden, weil eben die Unterhandlungen über die Vermählung des Prinzen mit der Erzherzogin im Gange waren. Der Prinz beſuchte die Bianca daher in den erſten Jahren nur des Nachts, und dieſe in Italien nicht ungefährlichen nächtlichen Streifereien gaben dem Vater Cosmus zu öftern Warnungen Anlaß. Als die Ehe mit der Erzherzogin geſchloſſen, der feierliche Einzug gehalten (16. Dec. 1565), das Beilager vollzogen war, ernannte Franz den Peter Bonaventuri zu ſeinem Garderobeaufſeher und wies ihm und der Bianca eine prächtige und bequeme Wohnung im Palaſte an. Die Erzherzogin war zwar ſchön und tugendhaft, beſaß aber nicht die Munterkeit und das anmuthige Betragen Bianca's, zeigte vielmehr eine Neigung zu düſterm Trübſinn, der natürlich durch einen ſolchen Anfang der Ehe, wie ihr zu Theil ward, durch das ihr nicht verborgen bleibende Verhältniß ihres Gemahls zu ſeiner Buhlerin nicht gemildert ward. Auch war ſie an die Etikette eines großen Hofes gewöhnt, konnte ſich in das vertrautere, mehr dem Privatſtande ſich nähernde Verhältniß des mediceiſchen Hofes nicht finden, und wollte den Toscanern kein Vertrauen ſchenken, das ſie vielmehr lediglich ihren Deutſchen vorbehielt. So entſtanden häusliche Misverſtändniſſe, welche Cosmus vergeblich durch weiſe Rathſchläge, die er beiden Theilen ertheilte, zu vermitteln verſuchte und die, wie gewöhnlich, nur ein neuer Anreiz für den jungen Herzog wurden, bei Bianca Troſt und Zerſtreuung zu ſuchen. Er gab ſich noch einige, wenn auch zunächſt fruchtloſe Mühe, die Aufhebung der gegen Bonaventuri verhängten Achtung und die Ausantwortung des mütterlichen Erbtheiles der Bianca, das in 6000 Ducaten beſtand, zu erwirken. Der Vater Cosmus konnte um ſo weniger gegen das Verhältniß ſeines Sohnes ſagen, als er der Eleonore d'Albizzi eine Nachfolgerin in der Camilla Martelli gegeben hatte, die er mit Zuſtimmung ihres Vaters, Anton Martelli, eines Edelmannes von gutem Hauſe, aber geringem Vermögen, in ſein Haus genommen, und mit der er ſich, in Folge päpſtlicher Ermahnungen, nach ſeiner Rückkehr von der Krönung zu Rom, trauen ließ (1570), nachdem ſie hm bereits eine Tochter, Virginie, geboren hatte. Er beſtimmte jedoch, aus Rückſicht auf die Erzherzogin, daß einer Gemahlin weder Titel noch Rang einer Großherogin zuſtehen ſolle, und zog ſich mit ihr auf das Land urück. Auch von hier aus war er noch in vielen poliiſchen Verhandlungen mit gutem Erfolg thätig. Doch ollte ſein Leben nicht lange mehr währen. Seit 1563 itt er an Podagra und apoplektiſchen Zufällen, die ihn 573 dreimal und immer gefährlicher befielen, zuletzt eine Zunge lähmten und ihn am 21. April 1574 hinwegrafften. Seinem damals zwanzigjährigen zweiten Sohne, Peter, der mit Eleonore de Toledo, einer Tocher des Garcias, Marcheſe von Villafranca, einen Sohn Coſmus erzeugt hatte, der zur Zeit als der einzige legime Stammhalter des Hauſes erſchien, hinterließ er, außer einem ſchon 1564 beſtimmten fideicommiſſariſchen Jahreseinkommen von 50,000 Ducaten, Alles, was er n Piſaniſchen und in der Chiane angekauft hatte, ſeine Güter im Sieneſiſchen, den alten Palaſt der Medicis nd mehrere andere Gebäude in Florenz. Dem Carinal Ferdinand war daſſelbe Einkommen angewieſen, nd er bekam jetzt noch einige Güter und den Palaſt ebſt der Villa in Rom. Der Camilla Martelli, welche ne große Gewalt über ihn geübt, dieſe aber in herrſchichtiger Weiſe und nicht in freundlichem Sinne für inen älteſten Sohn gebraucht hatte, vermachte er ein jährliches Einkommen von 7000 Ducaten, ein Kapital von 140,000 Ducaten und viele Schmuckſachen und Mobilien, die von ihrer Tochter Virginie ererbt werden ſollten. Dem Sohne der Eleonore d'Albizzi, Johann, ſetzte er 20,000 Ducaten jährlicher Einkünfte von Gütern in Toscana und in Spanien und Portugal angelegten Geldern, gleichfalls als Familienfideicommiß, aus, und machte außerdem noch Legate zu Gunſten der Erzherzogin, ſeiner Töchter und ihm werther Hof- und Staatsdiener.

---

[1]) Die des Papſtes Gregor XIII., Hugo Buoncompagni's, aus Bologna, geb. 7. Jan. 1502, gewählt 13. Mai 1572, † 10. April 1585.

Immer ward er nach ſeinem Tode im eigenen Lande, wie in Italien, im Staate wie in der Familie, vielfach vermißt. Sein älteſter Sohn und Nachfolger war doch ganz andern Weſens. Weder eben bös, noch beſchränkt, ermangelte er doch des noblen und großmüthigen Weſens, des freien Umblicks, der unterſcheidenden, taktvollen Einſicht und Klugheit, des ſtaatsmänniſchen Inſtincts ſeines Vaters. Er war karg, mistrauiſch und neidiſch gegen die Geſchwiſter. Auf dem Throne geboren, liebte er die Schmeicheleien der Höflinge, ſchloß ſich, im directen Gegenſatze zu ſeinem Vater, von der Maſſe des Volks ab und war nur den Großen zugänglich. Das Schlimmere trat natürlich erſt nach und nach hervor. Gegen außen ſchloß er ſich; wenigſtens anfangs, unbedingt an Oeſterreich an, was ſein Vater nur unter weiſen Vorbehalten gethan hatte. Er verdiente ſich damit zunächſt die Anerkennung der großherzoglichen Würde durch den Kaiſer (26. Jan. 1576). Im Innern ließ er die von ſeinem Vater getroffenen Einrichtungen beſtehen und führte den letzten Willen deſſelben, ſoviel die Brüder betraf, pünktlich aus. Die Martelli jedoch, die ihn viel gekrankt hatte, ließ er ſogleich in ein Kloſter bringen, wo ſie mit Strenge behandelt wurde. Der Cardinal, in vielem das Gegentheil ſeines Bruders, war hiermit und mit manchem andern unzufrieden und eilte nach Rom zurück, von wo er jedoch ſeinem Bruder einen Beweis brüderlicher Treue gab, indem er ihm die erſte Nachricht von der Verſchwörung des Pucci 1) zukommen ließ, die der Großherzog, ungeachtet die Sache eigentlich ſchon in ſich zerfallen war, nicht ohne erbitternde Strenge ahndete.

War der Cardinal Ferdinand jedenfalls hochſinniger und umſichtiger, als ſein Bruder der Großherzog, ſo war Peter dagegen ein aufbrauſender Hitzkopf, dabei zu Ausſchweifungen geneigt und machte dem Bruder manche Noth, indem er ſich mit der zügelloſeſten Jugend des Landes umgab und in ſeinen Kreiſen die bitterſten Urtheile über Hof und Regierung geführt wurden. Den-

---

1) Pandolfo Pucci war 1560 wegen einer Verſchwörung gegen den Großherzog Cosmus hingerichtet worden. Seinem Sohne Horatio hatte Cosmus dagegen die Schuld des Vaters nicht entgelten laſſen, ihm vielmehr viele Wohlthaten erwieſen. Gleichwol verſchwor ſich Pucci mit vier vornehmen Jünglingen aus den Familien Ridolfi, Alamanni, Machiavelli und Capponi zur Ermordung der ſämmtlichen Medicis. Die Uneinigkeit der letztern, die es ſchwer machte, ſie zuſammenzutreffen, und ſchließlich die Abreiſe des Cardinals, vereitelten den Plan. Man hatte aber bereits in Rom Denkmünzen mit dem Kopfe des Brutus prägen laſſen und auch ſonſt nicht reinen Mund gehalten. Als Pucci verhaftet ward, gab er ſich Dolchſtiche in Hals und Bruſt, ward aber geheilt, um an demſelben Pfahle gehenkt zu werden, an welchem ſein Vater den Tod erlitten hatte. Seine Mitſchuldigen entflohen. Gegen 20 junge Bürger geringern Standes, die von der Sache gewußt haben ſollten, wurden mit Confiscation ihres Vermögens beſtraft. Die Geflüchteten fanden ſowol in Oeſterreich, wie in Frankreich Schutz; ihre Auslieferung ward vergeblich verlangt; der Großherzog aber ging in ſeinem Haſſe ſo weit, daß er ſpäter Banditen und Gift nach Frankreich und England ſchickte und in der That gegen mehrere der ihm Verhaßten, namentlich gegen Bernhard Girolami, der auch mit zur Verſchwörung gehört hatte, ſeinen Zweck erreichte.

noch bewies ihm der Großherzog in dem ſchlimmſten Handel, den er ſich nur zuziehen konnte, eine auffallende und für Zeit und Zuſtände bezeichnende Nachſicht. Wie Peter ſeiner Gemahlin keine Treue bewies, ſo ſoll auch ſie, nachdem ſie die Unmöglichkeit erkannt, ihn zu feſſeln, ſich einem leichtſinnigen Wandel ergeben haben. Die Sache ſcheint ihren Grund gehabt zu haben; denn Peter wendete ſich zunächſt mit Beſchwerden über ihr Betragen an ihren Bruder, Peter de Toledo, der aber nichts aus der Sache machte und ſie auch dem Vater Garcias verbarg. Jetzt glaubte Peter, an der Gemahlin ſtrafend, was er ſelbſt ſich nachſah, ſeiner Ehre nur durch ſeine eigene Hand genugthun zu können und, ſtatt ſich zunächſt gegen ihre Buhler zu wenden, oder die Leichtſinnige durch ſtrenge Vorkehrungen an weitern Ausſchweifungen zu behindern, ermordete er die Unglückliche zu Caſaggiolo, einer alten Villa der Medicis, mit eigener Hand (11. Juli 1576). Als die Blutthat verübt war, flehte er zu Gott um Vergebung und that das Gelübde, zur Sühne des Geſchehenen, ſich niemals wieder verehelichen zu wollen. Doch traf ihn ſofort ein bitterer Schmerz, indem ſein Sohn Cosmus, auf welchem damals die legitime Nachfolge der Medicis beruhte, der ihm vorzeitig entriſſenen Mutter ins Grab folgte (Auguſt). Der Großherzog hatte dagegen keinen Unwillen über die That ſeines Bruders an den Tag gelegt, war vielmehr mit Strenge gegen die bei den leichtſinnigen Schritten der Ermordeten Betheiligten verfahren, und hatte im übrigen, dem Publikum gegenüber, den Vergang zu unterdrücken geſucht, indem er vorgeben ließ, die Prinzeſſin ſei an Herzklopfen geſtorben. Dem Könige Philipp II. von Spanien ließ er dagegen den wahren Verhalt der Sache nach den Acten mittheilen. Nicht durch dieſen verſchwiegenen Monarchen, wol aber durch die erbitterte Familie der Ermordeten, drangen verworrene Nachrichten über das Geſchehene ins Publikum. Doch auch den Großherzog ſollte wegen ſeines Verhaltens in dieſer Sache eine Nemeſis berühren. Unter ſeinen Schweſtern war ſowol ſeinem Vater, als ihm, Iſabella die liebſte. Sie war ſchön, vielſeitig gebildet, eine belebende Seele der Geſellſchaft und ihrem Bruder Franz ſchon deshalb werth, weil ſie das einzige Glied der Familie war, das an ſeinem Verhältniß zu der Bianca Capello keinen Anſtoß nahm. Wie ſehr aber ihr Vater ſie auch geliebt hatte, er hatte ſie doch an einen Mann vermählt, für den ſie kein Herz hatte, an Jordan Orſini, Herzog von Bracciano. Sie half ſich, indem ſie ſich wenig um ihren Gemahl kümmerte und unausgeſetzt in Florenz blieb, während er viel in Rom oder auf Feldzügen war; ſie ſoll ſich aber auch weiter durch ein freies Leben für die Kälte ihrer Ehe entſchädigt haben, und jedenfalls war ihr Gemahl, dem ſie übrigens zwei Kinder, Virginius und Eleonore, geboren hatte, voll eiferſüchtiger, namentlich gegen ſeinen Vetter Troilus Orſini [1]) gerichteter Gedanken. 1576 kam der Herzog von Bracciano, nach langer Abweſenheit, wieder nach Florenz und begab ſich von da auf das Luſtſchloß Cerreto, wohin er auch ſeine Gemahlin einlud. Kaum war ſie dort angelangt, als ſie plötzlich ſtarb (16. Juli). Das Publikum glaubte, ihr Gemahl habe ſie erdroſſeln laſſen. Der Großherzog ließ den fremden Höfen melden, daß ſie, indem ſie ſich den Kopf gewaſchen, eines plötzlichen Todes geſtorben ſei, und veranſtaltete ihr ein prächtigeres Leichenbegängniß, als der Eleonore zu Theil geworden war. Bemerkenswerth bleibt es dabei immer, daß der Großherzog und der Cardinal mit dem Herzog von Bracciano, den das Gerücht der Ermordung ihrer geliebteſten Schweſter beſchuldigte, in beſtem Vernehmen blieben und ſogar ſeinen zerrütteten Vermögensverhältniſſen durch Bezahlung ſeiner Schulden abhalfen. Er ſollte ihnen ſpäter noch weitere Sorge machen.

---

[1]) 1579 ward in Frankreich ein Bandit gerädert, der noch auf dem Rade geſtand, er ſei von dem Großherzog abgeſchickt worden, um gegen eine Belohnung von 6000 Ducaten dieſen Troilus zu ermorden.

Doch ſchon jetzt vermehrten dieſe Vorgänge, in Verbindung mit dem Tode des jungen Cosmus und dem Umſtande, daß ihm ſelbſt noch kein Sohn geboren worden, die düſtere Stimmung des Großherzogs, welche niemand zu erheitern vermochte, als ſeine geliebte Bianca, deren Herrſchaft über ihn immer ſchrankenloſer und mächtiger ward. Sie war jetzt ſchon ſeit Jahren Witwe. Ihr Gatte, Peter Bonaventuri, hatte ſich nicht blos in vertrauten Umgang mit einer vornehmen Witwe, man glaubt aus dem Hauſe Ricci, eingelaſſen, ſondern auch ſich dieſes Verhältniſſes öffentlich berühmt und ſich dadurch die Feindſchaft der Brüder ſeiner Buhlerin zugezogen. Eine Zeit lang ſchützte ihn der Großherzog gegen deren Nachſtellungen. Als er aber auch die Bianca, die ihm wegen dieſes Verhältniſſes Vorwürfe machte, beſchimpft und bedroht, und der eben bei ihr verborgene Großherzog dies gehört hatte, erhielten die beleidigten Brüder Freiheit, ſich zu rächen, lauerten ihm auf und erſtachen ihn, als er eben des Nachts von der Witwe kam. Nun hielt ſich der Großherzog aller Rückſichten entbunden und machte ſein Verſtändniß mit Bianca völlig öffentlich. Ihn immer feſter zu binden, ſoll Bianca ſelbſt zu magiſchen Thorheiten gegriffen und, mit Hilfe einer Jüdin, allerlei Liebestränke und andere Zaubermittel bereitet haben. Noch ein anderes Mittel ergriff ſie, das in ſeinem ſpätern Verlaufe die Höhe der Verblendung beweiſt, in der er ſich hinſichtlich ihrer befand. Er hatte öfters geklagt, daß ſie ihm keine Kinder ſchenke, die ihm, in Ermangelung eines legitimen Erben, immerhin ein Troſt ſein würden. Sie war aber, nachdem ſie die Frucht ihrer erſten Verbindung mit Bonaventuri, ein Mädchen Namens Pellegrina, geboren, durch Ausſchweifungen und Krankheiten unfruchtbar worden. Da ſoll ſie eine Schwangerſchaft erheuchelt, drei ſchwangern Weibern ihre zu hoffenden Kinder abgekauft und das Kind derjenigen darunter, die einen Sohn gebar, für das ihrige ausgegeben haben, das ſie am 30. Auguſt 1576 geboren haben wollte. Der Großherzog war außer ſich vor Freude, erkannte den Knaben als ſeinen Sohn an und ließ ihn nach dem heiligen Antonius taufen, deſſen Fürbitte man ſeine Geburt zuſchrieb. Bald aber verbreiteten ſich verdächtige Gerüchte. Von den Frauenzimmern, die um das Geheimniß gewußt haben ſollen, wurden, wie verſichert ward, einige heimlich ums Leben gebracht, worauf die andern um ihr Leben beſorgt wurden und ſich aus dem Lande machten. Eine Haushofmeiſterin, aus Bologna gebürtig, die das ganze Trugwerk geleitet haben ſoll, erregte nach einiger Zeit Verdacht bei der Bianca und ward entlaſſen. Auf der Heimreiſe ward von Soldaten, von denen man glaubte, daß ſie ihr nachgeſchickt worden ſeien, auf ſie geſchoſſen und ſie tödtlich verwundet. Doch war es ihr noch möglich, Bologna zu erreichen, wo ſie ihre ganze Geſchichte vor Gericht zu Protokoll gab. Dieſes Protokoll wurde (10. Nov. 1577) dem Cardinal Medici geſchickt. Der Großherzog aber, der ſeinem vermeintlichen Sohne eine anſehnliche Dotation in Gütern ausſetzte (9. Mai 1577), die er theils erkauft, theils den Pucciſchen Verſchwörern abconfiscirt hatte, ließ ſich nicht irremachen. Später ſoll ihm Bianca ſogar ihren Betrug ſelbſt entdeckt haben, ohne Zweifel ihn als ein Werk ihrer Liebe zu ihm darſtellend, ohne daß dies ſeiner Neigung für ſie, oder ſeiner Sorge für das untergeſchobene Kind Eintrag gethan hätte. Freilich mußte er das letztere jetzt ſchon ehrenhalber vor der Welt aufrechthalten; aber er überhäufte es mit Wohlthaten, ſetzte ihm im Toscaniſchen ein Einkommen von 60,000 Scudi aus Grundſtücken aus, kaufte ihm dazu große Güter im Neapolitaniſchen, baute ihm in Maggia eine Villa, in Florenz einen Palaſt und erhob das Lehen von Capeſtrano zu ſeinen Gunſten zu einem Fürſtenthum. Dieſe Güter und Vortheile ſind dem Anton auch nach dem Tode des Großherzogs verblieben; nur mußte er auf das Eigenthum der Güter, deren Nutznießung ihm blieb, verzichten und in den Malteſerorden treten, worauf ihm das Priorat von Piſa verliehen ward. So hat er bis an ſeinen Tod (2. Mai 1621) in Glanz und Ueberfluß gelebt und von ſeinen gegen 80,000 Scudi betragenden Einkünften noch ſeinen vier natürlichen Kindern [1]) ein ausreichendes Auskommen hinterlaſſen können.

Doch um zu der Zeit ſeiner Geburt und zu ſeiner angeblichen Mutter zurückzukehren, ſo mußte Bianca in der nächſten Zeit ihre Anſprüche etwas mäßigen, indem die am 20. Mai 1577 erfolgende Geburt eines legitimen Thronerben durch die Großherzogin die zwiſchen dem fürſtlichen Paar beſtandene Spannung für einige Zeit milderte und namentlich den Großherzog geneigt machte, ſeiner Gemahlin die gebührenden Rückſichten zu zollen.

---

1) Es waren drei Söhne: Paul, Julius und Anton Franz und eine Tochter: Maria Magdalena.

Der Prinz ward Philipp Cosmus genannt, Philipp nach dem König von Spanien, welcher die Pathenſtelle bei ihm vertrat. Bianca verließ jetzt für kurze Zeit die Stadt. Im nächſten Jahre war die Großherzogin ſchon ihrer Entbindung von einem zweiten Prinzen nahe, als ſie am 11. April 1578 verſchied. Das Kind war todt und man ſagte, die außerordentlichen Ehrenbezeigungen, mit denen der Großherzog kurz vorher den Bruder ſeiner Bianca, Victor Capello, als dieſer einen Beſuch in Florenz gemacht, überhäuft hatte, hätten ihr ſolchen Verdruß verurſacht, daß ihr und ihres Kindes Tod dadurch erklärt würde. Vor ihrem Tode ſoll ſie ihren Gemahl ermahnt haben, Ehre und Gewiſſen zu bedenken und eine Perſon zu entfernen, der ſie ihrerſeits verzeihen wolle, daß ſie durch ihre Schuld unglücklich geworden. Die Stimmung des Volks ſprach ſich bei dem Tode der Großherzogin, welche hohe Achtung genoſſen hatte, ſo unzweideutig aus, daß der Großherzog für gut fand, ſich gleich nach dem Leichenbegängniß aus Florenz zu entfernen und eine Zeit lang in den Provinzen zu verweilen, ohne ſich der Bianca zu nähern. Daß dies jedoch kein Vorzeichen einer wirklichen Losſagung von ihr war, erfuhr ſein Bruder, der Cardinal, gar bald, als er ihm durch ſeinen vertrauten Secretär in Seravezza Vorſchläge zu einer anderweiten Vermählung machen ließ, aber nur ablehnende und ausweichende Antworten erhielt. Die Großherzogin hatte übrigens, außer dem Prinzen Philipp Cosmus, drei Töchter hinterlaſſen: Eleonore, Anna und Maria.

Fortwährende Sorge machte dem Großherzog Franz zunächſt auch ſein Bruder Peter. Er wünſchte, ihn aus Toscana zu entfernen und in Spanien zu verſorgen, weshalb er dem Könige Philipp mancherlei Anträge und

Wünſche vorlegte. Ohne ſich zu etwas Beſtimmtem zu verpflichten und nicht ohne ſorgliche Rückſicht auf das Haus Toledo, das dem Prinzen Peter den Tod ſeiner Gemahlin noch keineswegs vergeben hatte, erklärte der König ſich doch bereit, den Prinzen zu empfangen und mit dem Wohlwollen zu behandeln, das er für den Großherzog und das Haus Medici hege. Peter wurde darauf mit einem glänzenden Gefolge, an deſſen Spitze Proſper Colonna als Oberhofmeiſter ſtand und zugleich mit der Leitung des Prinzen ſelbſt beauftragt war, nach Madrid geſendet, ſchiffte ſich zu Livorno auf einem Geſchwader ſpaniſcher Galeeren ein und kam am 20. April 1578 in Madrid an, wo er mit großen Ehren empfangen ward. Das Haus Toledo unterdrückte ſeinen Groll ſo weit, daß der Herzog von Alba ſelbſt, mit allen anweſenden Gliedern dieſer großen Familie, ihn feierlich nach Hofe geleitete. Er genoß die hohe Auszeichnung, den ſoeben (14. April) geborenen Infanten Philipp, der nachmals als Philipp III. den ſpaniſchen Thron beſtieg, über die Taufe zu halten. Seine Aufführung aber entſprach, zum Theil vielleicht, wie wenigſtens ſein Bruder, der Cardinal, entſchuldigend annahm, durch die Schuld zu pedantiſcher Behandlung von Seiten Colonna's, die ſeinen Trotz herausforderte, in der Hauptſache aber doch wol in Folge ſeines ganzen Weſens, dieſer Aufnahme keineswegs. Er gab ſich einem zügelloſen und ihn in den Augen geſetzter Männer herabſetzenden Leben hin, ſchwärmte auf den Straßen umher, ſchloß ſich ſchlechter Geſellſchaft an und verſchwendete in maßloſer Weiſe Die Toledos fanden ihre Meinung, daß auch bei dem Verhältniſſe zu ſeiner Gemahlin, das einen ſo unglücklichen Ausgang genommen, die Schuld weſentlich auf ſeiner Seite gelegen habe, beſtätigt, und ihr Haß gegen ihn loderte wieder heftig auf. Endlich fand der Großherzog für nöthig, ihn nach Toscana zurückzurufen, wozu die bedenkliche Schwächung ſeiner Geſundheit, die er ſich durch ſeine Ausſchweifungen zugezogen, einen paſſenden Vorwand bot, und auch der Cardinal, der ihn noch immer in Schutz genommen, wünſchte zuletzt dieſe Rückkehr, damit jemand in Florenz ſei, der den Ränken der Bianca entgegenwirke. Doch die Vermählung derſelben mit dem Großherzog zu hindern, war es zu ſpät. Noch bei Lebzeiten ihres Gatten ſoll ihr Franz auf ein Crucifix geſchworen haben, daß er ſie ehelichen wolle, wenn ſie beide frei werden ſollten. Dieſer Fall war jetzt eingetreten. Allerdings hatten ihn die letzten Ermahnungen ſeiner ſterbenden Gemahlin ergriffen und ihn für das Gewicht der Bedenken, die ſich dieſer Verbindung entgegenſtellten, empfänglich gemacht. In ſeiner Unruhe ſuchte er Rath im Gebet und bei geiſtlichen Seelſorgern. Der erſte Geiſtliche, an den er ſich deshalb wendete, beſtärkte auch ſeine Bedenken dergeſtalt, daß er in deſſen Angehör feierlich gelobte, ſich nicht mit der Bianca vermählen zu wollen und, um ſich von ihr loszureißen, nach Elba und in andere entlegene Theile ſeines Gebietes reiſte. Bald aber machte ihn ſein gewöhnlicher Beichtvater, ein Barfüßer, welcher längſt von Bianca gewonnen war, andern Sinnes und kam mit entgegengeſetzten theologiſchen Gründen ſeinen eigenen Wünſchen zu Hilfe. Bianca ſelbſt beſtürmte ihn mit Briefen, drohte, ſich zu entleiben, ließ ihre Sachen einpacken, als wolle ſie Toscana verlaſſen, und die Folge war, daß, noch ehe zwei Monate ſeit dem Tode der Großherzogin verfloſſen waren, die Ehe des Großherzogs mit Bianca von dem Barfüßer, mit Genehmigung des Erzbiſchofs, insgeheim im Palaſte eingeſegnet wurde (5. Juni 1578).

Der Mönch erhielt das Biſthum Chiuſi zur Belohnung. Die Verbindung ſelbſt ward, ſchon des Anſtandes halber, dann aber auch, damit der Großherzog vorher Zeit behalte, diejenigen Seiten, von denen der meiſte Widerſpruch zu beſorgen war, zu gewinnen, ſtreng geheim gehalten, und ſelbſt der Cardinal hatte keine Ahnung davon, als er bei einer Krankheit des Großherzogs nach Florenz eilte. Da er hier aber die Bianca beſtändig an dem Lager des Großherzogs traf, zu dem ſie ſonſt niemand laſſen wollte, und nun ſeinem Bruder Vorſtellungen wegen dieſes Verhältniſſes machte, konnte ihm Franz zuletzt das Geſchehene nicht verhehlen. Nachdem das Trauerjahr um die Großherzogin vorüber war, wendete ſich der Großherzog zunächſt an König Philipp II. und theilte dieſem mit, daß er ſich insgeheim mit der Bianca vermählt habe, da er ſchon einen Sohn von derſelben beſitze und noch mehrere hoffe, daß er aber die Bekanntmachung dieſer Verbindung von der Zuſtimmung des Königs abhängig machen wolle. Philipp II. mochte theils denken, daß das Geſchehene doch nicht rückgängig zu machen ſei, theils hatte er ſoeben ein Anlehen von 400,000 Dukaten bei dem Großherzog gemacht, und ſo ſprach er ſeine Billigung der Verbindung aus. Sobald man dieſe erlangt hatte, zögerte man nicht länger, die Vermählung allerwärts kund zu machen (20. Juni 1579). Schon vorher war Graf Marius Sforza von Santafiora mit einem glänzenden Gefolge nach Venedig gegangen, um der Republik die Ehre zu berichten, die der Großherzog einer Tochter der Republik erweiſe. Hier hatten ſich in der That die Dinge ſeit jenen Tagen, wo die Flucht der Bianca ſtattgefunden, wunderbar gewendet. Daß die ſtolze Familie Capello, die es ſo ſchimpflich gefunden hatte, ihre Tochter ſich mit einem geringen florentiniſchen

Kaufmann verbinden zu ſehen, es nicht ſchimpflich fand, dieſelbe Tochter als Maitreſſe eines verheiratheten Fürſten zu erblicken, hatte ſchon der Beſuch bewieſen, den der Bruder Bianca's ihr in Florenz abgeſtattet hatte. Jetzt aber war die Maitreſſe zur Gemahlin deſſelben Fürſten erhoben und dies erſchien als ein Vorgang, den ſich die ganze Republik zur Ehre und Freude rechnen, oder ſich doch demgemäß gebahren müſſe. Dem Geſandten des Großherzogs wurden 40 Senatoren entgegengeſchickt. An der Thüre des Palaſtes Capello, der ihm zur Wohnung beſtimmt war, empfing ihn derſelbe Patriarch Grimani, der einſt der Bianca ſo bitter gezürnt hatte. Zu der Audienz bei dem Dogen und der Signoria geleitete ihn, außer den 40 Senatoren und den in Venedig befindlichen Florentinern, das ganze Haus Capello. Bianca wurde, „in Betracht der trefflichſten und ausgezeichneten Eigenſchaften, welche ſie jedes großen Glückes würdig machten, und um die Achtung zu vergelten, die der Großherzog in ſeiner höchſt weiſen Entſchließung der Republik bewieſen habe," für eine „wahre und beſondere Tochter der Republik" erklärt (16. Juni 1579) und ein Diplom darüber ausgefertigt, das der Geſandte mit nach Florenz zurücknahm. An jenem Tage wurde mit allen Glocken in Venedig gelauten, die Geſchütze gelöſt, alle Gebäude der Capellos beleuchtet. Die Signoria beglückwünſchte den Geſandten; die Florentiner in Venedig hielten ein prunkvolles Dankfeſt. Als der Geſandte das Tochterdiplom nach Florenz gebracht hatte, beeilte ſich der Großherzog, ſeine Freude darüber in glänzender Weiſe an den Tag zu legen. Er ſendete ſeinen natürlichen Bruder Johann, der damals zwölf Jahre alt war, mit einem großen Gefolge nach Venedig, um in ſeinem Namen der Republik zu danken. Der junge Prinz wurde in Chioggia von 28 entgegengeſendeten Nobiles, alle Grazie von 40 Senatoren begrüßt und in den Palaſt Capello geleitet, wo er auf Koſten der Republik bewirthet wurde. Auf der Rückreiſe wurde er in Padua von den Blattern befallen, wobei die Republik alle mögliche Sorgfalt für ſeine Pflege traf, wie denn auch die Krankheit glücklich vorüberging. Nun ordnete wieder die Republik zwei Senatoren, Tiepoli und Michieli, ab, die mit einem Gefolge von 90 Nobiles nach Florenz gingen, um der Großherzogin Geſchenke der Republik zu überbringen, ſie der mütterlichen Liebe derſelben zu verſichern, den Wunſch einer öffentlichen Wiederholung der Vermählung und einer Krönung der Großherzogin auszudrücken und dieſer Feierlichkeit ſelbſt beizuwohnen. Der Vater der Bianca, der Patriarch Grimani, die ganze Familie Capello eilten der Geſandtſchaft voraus, welche ſelbſt am 28. Sept. 1579 in Florenz eintraf. Bis Fierenzuola waren ihr der Oberhofmeiſter mit den vornehmſten Hofbeamten entgegengeſendet worden. Fünf Miglien von der Stadt wurde ſie von den Prinzen Peter und Johann, an der Spitze des übrigen Hofſtaates und der Leibwache, empfangen. Bei ihrem Einzug in die Stadt wurden die Geſchütze gelöſt. Ihre Wohnungen waren ihr im Palaſt Pitti angewieſen. Feſte jeglicher Art, Bälle, Carrouſels, Turniere, Jagden, Theater drängten einander. Am 12. Oct. fand, nachdem vorher der Proteſt des päpſtlichen Nuntius gegen eine nicht vom Papſte vorgenommene Krönung der Großherzogin durch die Erklärung beſeitigt war, wie dieſe Krönung den Rechten des Papſtes keinen Eintrag thun und blos die Bianca auf Eine Linie mit andern Töchtern des heiligen Marcus, von denen eine an einen König von Ungarn, eine andere an einen König von Cypern vermählt geweſen, ſetzen und ſich deshalb an die Feierlichkeit der Adoption ſchließen ſolle, die öffentliche Wiederholung der Trauung ſtatt. Zuerſt verſammelten ſich der Senat und alle Magiſtrate im großen Saale des Palaſtes. Nachdem der Großherzog den Thron beſtiegen, führten ihm die Geſandten der Republik, von allen anweſenden venetianiſchen Edelleuten begleitet, die königlich geſchmückte Bianca zu, die ſich ihm zur Seite ſetzte. Der Auditor Vinta theilte der Verſammlung die Ehre mit, welche die Republik der Bianca erwieſen, und verlas das Diplom. Die Geſandten beſtätigten es nochmals, erklärten die Bianca für eine wahre und rechtmäßige Tochter der Republik und ſetzten ihr darauf eine Krone auf. Nachdem noch der Patriarch von Aquileja eine Rede über die Vortheile dieſer Vermählung und die mit der Tochterſchaft des heiligen Marcus verbundenen Rechte gehalten, wurden die Ringe gewechſelt. Dann ging es in feierlichem Zuge in die Metropolitankirche, wo Hochamt gehalten und ein Te Deum geſungen ward, zu deſſen muſikaliſcher Ausſtattung von allen Höfen Künſtler berufen waren. — Die Geſandten kehrten erſt Ende October, mit reichen Geſchenken, dergleichen auch alle Verwandten der Bianca erhielten, beladen, nach Venedig zurück. Dem Vater der Bianca wurde vom Großherzog ein anſehnlicher Jahresgehalt ausgeſetzt; ebenſo, und zwar auch für die männlichen Nachkommen, ihrem Bruder Victor, der ſich ganz in Florenz fixiren zu wollen ſchien und bald einen allgebietenden Einfluß am Hofe erlangte. Da er jedoch allzu übermüthig ward und auch ſeiner Schweſter nicht mehr die nöthige Rückſicht ſchenkte, ſo wurde er 1581, hauptſächlich unter Mitwirkung des großherzoglichen Reſidenten in Venedig, des Ravennaten Abbioſo, geſtürzt und nach Venedig zurückgeſchickt. In jener Zeit ſeiner Gunſt und Macht aber wurde auch ſeiner Tochter eine anſehnliche Ausſteuer ausgeſetzt. Das Witthum der Großherzogin ſelbſt ward auf 100,000 Dukaten beſtimmt. Die damaligen Feſte und Geſchenke ſollen dem für gewöhnlich kargen Großherzog 300,000 Dukaten gekoſtet haben.

Der Cardinal Medici hatte ſich begnügt, die Geſandtſchaft durch einen Cavalier begrüßen zu laſſen, eine von ſeinem Bruder gewünſchte Zuſchrift an den Doge verweigert, und als der venetianiſche Geſandte in Rom ihn wegen der Adoption der Bianca von Seiten der Republik beglückwünſcht hatte, kalt geantwortet: dieſe Artigkeit werde kaum vermögen, ihm eine ſolche Vermählung angenehm zu machen, war auch, um allen weitern Complimenten auszuweichen, aufs Land gegangen. Prinz Peter dagegen, der in Toscana, mit Zuſtimmung des Großherzogs, 3000 Mann für den ſpaniſchen Dienſt geworben hatte, die in Livorno für Spanien eingeſchifft wurden, hatte den Feierlichkeiten beigewohnt und war dann im November, zur großen Befriedigung des Großherzogs, nach Spanien abgeſegelt, wohin ihn ein alter, in Kriegs- wie in Staatsſachen wohl erfahrener Offizier, Oberſt Dovara, mit Aufträgen an den König begleitete, an welchen ſich auf das innigſte anzuſchließen der Großherzog um ſo geneigter war, als er ſowol in Oeſterreich als in Frankreich bei ſeinen Rangſtreitigkeiten mit andern italieniſchen Fürſten und namentlich mit Savoyen Kränkungen erfahren hatte. In Wien hatte der ſavoyiſche Geſandte, bei Gelegenheit der Beerdigung des venetianiſchen Geſandten, den Verſuch gemacht, ſich an die Stelle des toscaniſchen Geſandten zu drängen, und der Kaiſer hatte zwiſchen den Streitenden nicht entſcheiden wollen, ſondern beiden befehlen laſſen, ſich zu entfernen. In Frankreich, wo die Königin-Witwe, die berufene mediceiſche Katharina, eine Schweſter des Herzogs Alexander, dem Großherzog zürnte, weil er zu Spanien hielt, ſie nicht, wie Cosmus gethan, mit Anleihen unterſtützte, vielmehr die alten Schulden getilgt zu ſehen verlangte und das Stammgut der Medicis, auf das ſie Anſprüche machte, in ſeinem Beſitz hatte, wurde bei öffentlichen Feierlichkeiten ſowol dem ſavoyiſchen Geſandten, als dem des Hauſes Eſte der Vorrang eingeräumt, und dies ſogar durch Erkenntniß des Staatsraths beſtätigt. War ſonach Franz immer mehr veranlaßt, ſich an Spanien anzuſchließen, ſo war wieder dieſes ſehr bereit, dem entgegenzukommen, da die eben im Werke begriffene Eroberung Portugals Truppen und Geld erforderte. Franz machte ſich anheiſchig, noch 4000 Mann anzuwerben und völlig ausgerüſtet nach Spanien abzuſchicken, und ſchoß auch noch weitere 400,000 Dukaten vor. Den Antrag, gegen Erlaß dieſer Schuld und ein abermaliges Darlehen von gleichem Betrage den Präſidialſtaat abgetreten zu bekommen, lehnte er jedoch ab. Peter begleitete Alba auf ſeiner Expedition nach Portugal als Generallieutenant des italieniſchen Fußvolks und bewies bei mehrern Gelegenheiten rühmliche Tapferkeit. Er verfiel jedoch in eine ſchwere Krankheit und war außerdem durch fortdauernde Verſchwendung wieder in ſolche Schuldenlaſt gerathen, daß er ſich auch diesmal kaum noch länger in Spanien halten konnte.

Der Bianca, der ſo vieles gelungen war, gelang es in dieſer Zeit auch, ſich und den Großherzog mit dem Cardinal Medici zu verſöhnen. Sie leiſtete dieſem, der, nicht eben verſchwenderiſch, aber liberal in Geldſachen und deshalb zuweilen eines Vorſchuſſes benöthigt war, in dieſer Hinſicht gute Dienſte bei ihrem Gemahl und, geſcheidt wie ſie war, ſtimmte ſie in manchen die Familie betreffenden Planen mit ihm überein. Im Herbſt 1580 erſchien er zu aller Verwunderung in Florenz und es ſtellte ſich das beſte Vernehmen zwiſchen ihm und dem großherzoglichen Paare ein. Der Cardinal blieb jedoch weit entfernt, der Bianca, ſo ſehr ſie ihn mit ihren Schmeicheleien überhäufte, unbedingt zu trauen, und es traten auch immer wieder Veranlaſſungen ein, die es ihm zur Pflicht machten, auf der Hut gegen ſie zu ſein. Im Jahre 1582 ſtarb der jederzeit ſchwächliche gehoffte Stammhalter des Hauſes, der Erbgroßherzog Philipp Cosmus, und nun ward die Succeſſionsfrage von neuem drängend. Bianca's glühendſter Wunſch wäre es geweſen, ihrem Gemahl einen Erben zu ſchenken, und ſie zerrüttete ihre Geſundheit vollends durch den unabläſſigen Gebrauch aller erſinnlichen Mittel, die ihre Unfruchtbarkeit heben ſollten. In Ermangelung einer Frucht dieſer Verſuche heuchelte ſie von Zeit zu Zeit Schwangerſchaften und unzeitige Geburten, und den Brüdern ihres Gemahls lag fortwährend die Beſorgniß nahe, daß ſie abermals ein Kind unterſchieben, oder die Nachfolge dem bereits von ihr untergeſchobenen Anton verſchaffen werde. Das Natürlichſte wäre geweſen, daß Prinz Peter ſich anderweit vermählt hätte, und ſowol der Großherzog, als der Cardinal lagen ihm fortwährend deshalb an. Er aber, dem Großherzog wegen ſeiner Kargheit zürnend, welche wenigſtens ihm gegenüber nicht übertrieben war, mit dem Cardinal zerfallen, weil dieſer ihm immer Moral predigte, ſchützte das Gelübde vor, das er bei dem Tode ſeiner Gemahlin gethan, und ließ ſich auch durch die Ermahnungen des Königs von Spanien lange Zeit nicht bewegen. Gleichwol hielt er auch an dieſem, allerdings unbedachten und dem Wechſel der Verhältniſſe keine Rechnung tragenden Gelübde nicht unerſchütterlich feſt, und verſtand ſich zuletzt, nachdem er bereits geſonnen geweſen war, nach England zu flüchten und ſich unter den Schutz der Königin Eliſabeth zu ſtellen, dem ſpaniſchen Könige gegenüber zu dem gewünſchten Verſprechen, ohne jedoch zu deſſen Erfüllung ernſte Anſtalt zu machen. Als er aus dem portugieſiſchen Feldzuge zurückgekehrt war, wurde er zum General des italieniſchen Fußvolks, mit einem Gehalte von 6000 Dukaten in Friedens-, 12,000 in Kriegszeiten, und der Erlaubniß, ſeinen Aufenthalt in Italien zu nehmen, ernannt, brachte aber eine ſchöne Spanierin, Antonie Carvajal, mit nach Florenz, in die er äußerſt verliebt war und wegen deren und ſeiner Schulden er in neue Zwiſtigkeiten mit ſeiner Familie gerieth und wieder nach Spanien ging.

In dieſer Zeit hörte auch die Freundſchaft mit Venedig auf, wobei verſchiedenartige Gründe zuſammenwirkten. Aus den Kapereien, die der von Cosmus geſtiftete St.-Stephansorden, eine ſchwache Copie des Malteſerordens, von Zeit zu Zeit gegen türkiſche Schiffe vornahm und wegen deren ſich die Türken wol gelegentlich an Venedig hielten, entſtanden Verdrießlichkeiten, wie denn überhaupt die Seerepubliken Venedig und Genua jeden Verſuch Toscanas, eine Seemacht zu gründen, ungern ſahen und möglichſt zu hindern ſuchten. Dann hatte der Herzog von Ferrara eine geheime Unterhandlung mit dem Doge Nikolaus da Ponte angeknüpft und eine Vermählung der Nichte des letztern mit ſeinem eigenen Thronerben, Ceſar d'Eſte, vorgeſchlagen, dabei aber die Bedingung geſtellt, daß die Braut zur Tochter der Republik erklärt und derſelben Rechte und Auszeichnungen theilhaftig werden ſolle, die die Bianca genieße. Bianca erfuhr davon, und trat ſofort mit einer öffentlichen Vorſtellung dagegen auf, worin ſie bemerklich machte, daß die Republik jederzeit nur ſolchen Damen jene Auszeichnung bewilligt habe, welche mit Königen oder dieſen gleichſtehenden Fürſten vermählt worden wären. Die Heirathsverhandlung wurde dadurch allerdings vereitelt und der Doge erklärte eidlich, daß er nie eine ſolche gepflogen habe; aber der Schritt der Bianca erfuhr deshalb nur eine ungünſtigere Aufnahme. Endlich kaperten die Stephansritter ein venetianiſches, aber mit Waaren, welche Türken und Juden gehörten, beladenes Schiff und confiscirten die Waaren. Der Großherzog wies alle Beſchwerden der Venetianer ab, die ſich vergeblich an den Papſt und Spanien um Vermittelung wendeten. Doch kam dieſes Marineſpielen den Toscanern etwas theuer zu ſtehen, indem die Türken eine Flotte in das toscaniſche Meer ſchickten, die Feſtung Gorgona zerſtörten, die Einwohner des Orts in die Sklaverei ſchleppten, und die Algierer zwei toscaniſche Galeeren wegnahmen.

Der Großherzog tröſtete ſich über den Verluſt der venetianiſchen Freundſchaft mit der Annäherung mehrerer italieniſcher Fürſten, die ſich zeither ungünſtig gegen Toscana gezeigt hatten. Bereits war eine Verhandlung im Gange, welche eine Vermählung der Virginie Medici, der durch nachfolgende Ehe legitimirten Tochter des Herzogs Cosmus und der Camilla Martelli, mit eben jenem Ceſar d'Eſte, für den erſt die Tochter des Dogen geſucht worden war, bezweckte. In den Verhältniſſen lag etwas Entſprechendes. Der Vater Don Ceſar's, Alfons d'Eſte, Marcheſe von Montechio, war der Sohn des Herzogs Alfons I. [1]) von Ferrara und Modena und der Laura Euſtochia († 1573), einer ferrareſiſchen Bürgerstochter, welche, ganz wie die Camilla Martelli, erſt nach der Geburt des Kindes zur dritten Gemahlin des Herzogs erkoren worden war. Der regierende Herzog Alfons II. ſtammte als Enkel [2]) aus der zweiten Ehe Alfons' I., von jener berufenen

---

[1]) Geb. 21. Juli 1476, ſuccedirt 1505, † 1534.

[2]) Sein Vater war Herzog Hercules II. (geb. 4. April 1508, ſucc. 1534, † 3. Oct. 1558); ſeine Mutter die Renate von Frankreich († 1575), Ludwig's XII. Tochter.

Lucretia Borgia, der Tochter des Papſtes Alexander VI., hatte aber aus dreimaliger Vermählung[1] keine Kinder erzeugt. Sein einziger Bruder, Ludwig[2], war Cardinal, und ſo ward Ceſar d'Eſte, deſſen älterer Bruder Alfons vor kurzem (1578) geſtorben war, als der nächſte Thronfolger betrachtet. Eben der Cardinal d'Eſte und der Cardinal Medici waren es hauptſächlich, welche dieſe Verbindung einleiteten und durchſetzten. Sie räumten auch das Hinderniß hinweg, welches aus einem frühern Verlöbniß der Virginie mit dem Marcheſe Sforza von Santafiora entſprang. Dieſem Verlöbniß war man ſchon längſt nicht mehr geſonnen, Folge zu geben, nachdem die Sforzas, in Folge eines Streites mit Victor Capello, in Ungnade gefallen waren, außerdem aber, ohne auf jenes Verlöbniß Rückſicht zu nehmen, das Cardinalat für den Marcheſe geſucht hatten. Dieſes ward ihm verſchafft und damit das Ehehinderniß von ſeiner Seite aus gehoben, während man auf der andern Seite die jetzt vierzehnjährige Virginie mit ihrer noch im Kloſter lebenden Mutter wider alles proteſtiren ließ, was ohne ihre Einwilligung vorgenommen worden. Die Ehepacten wurden vereinbart und auch der Herzog von Ferrara, wenn auch ſonſt kein Freund der Medicis mehr, gab doch ſeine Zuſtimmung, da ihm alle andern, für ſeinen Erben verſuchten Vermählungsprojecte fehlgeſchlagen waren. Die Vermählung ſelbſt ward aber noch aufgeſchoben, weil ihr erſt noch eine andere vorausgehen ſollte. Dies war die der Prinzeſſin Eleonore, der älteſten Tochter des Großherzogs Franz aus ſeiner erſten Ehe, mit dem Erbprinzen von Mantua,

---

[1] 1) mit Lucretia Medici; 2) mit Barbara von Oeſterreich; 3) mit Margarethe Gonzaga von Mantua.

[2] Geb. 1538, † 30. Dec. 1586.

Vincenz [1]) Gonzaga, einem Sohne des Herzogs Wilhelm [2]) und der Erzherzogin Eleonore, Tochter Kaiſer Ferdinand's I. Vincenz war mit der Margarethe Farneſe, einer Tochter des Herzogs Alexander von Parma [3]), vermählt geweſen, bei dieſer Verbindung aber zu ſpät erkannt worden, daß organiſche Fehler von dieſer Prinzeſſin keine Nachkommenſchaft erwarten ließen. Sie ward beſtimmt, in ein Kloſter zu gehen (1580). Als es ſich nun aber um eine anderweite Vermählung des Erbprinzen handelte und dabei das Abſehen auf das Haus Medici gerichtet ward, ſprengten die über den ganzen Vorgang erbitterten und den Medicis ohnedies ſehr abholden Farneſes aus, daß der Fehler weit mehr, oder doch gleichfalls, auf Seiten des Prinzen gelegen habe, und da dieſe Nachrede in Florenz doch nicht für völlig unglaublich gehalten wurde, auch allerlei Perſonen, die man zu Rathe zog, Cardinäle, Biſchöfe, Mönche, die verſchiedenſten Anſichten und Angaben vorbrachten, ein günſtiges, auf Ocularinſpection geſtütztes Zeugniß Don Ceſar's d'Eſte aber nicht für genügend befunden ward, ſo entwickelte ſich daraus eine gar ärgerliche, für die Zeit aber charakteriſtiſche Unterhandlung. Der Großherzog machte zur Bedingung ſeiner Einwilligung in die Ehe ſeiner Tochter, daß der Prinz ſeine eheliche Tüchtigkeit zuvor thatſächlich beweiſe. Anfangs ſollte die Probe in Ferrara ſelbſt vorgenommen werden, und man war bereits über Ort, Zeit und Umſtände einig. Nur über einen Punkt beſtand noch Zwieſpalt, ſofern der Großherzog und Don Alfons d'Eſte einen einzigen Verſuch als maßgebend betrachtet wiſſen wollten, während der Prinz, durch alle dieſe Umſtände und Rückſichten ängſtlich geworden, dies doch bedenklich fand und, als man ſeinem desfallſigen Wunſche nicht nachgeben wollte, die ganze Sache für ſeinem Gewiſſen zuwiderlaufend erklärte, was er denn wol von Haus aus dem ganzen Vorſchlage hätte entgegenſtellen ſollen. Vergebens wurde der Biſchof von Caſale nach Florenz geſchickt, um den Großherzog zu vermögen, ſich bei den beigebrachten Zeugniſſen zu beruhigen. Er ſtellte zuletzt eine zehntägige Friſt, nach deren ungenutztem Ablauf er freie Hand mit ſeiner Tochter haben wollte. Endlich legte man die Sache in die Hände der erfahrenen Großherzogin Bianca, und gab toscaniſcher Seits inſofern nach, daß man eine binnen 24 Stunden vorzunehmende dreimalige Probe zuließ, die in Venedig im tiefſten Geheimniß vorgenommen werden ſollte und zu deren Abnahme der Großherzog den Cavalier Beliſar Vinta mit einigen ſachverſtändigen Gehilfen abordnete. Nachdem der Prinz ſich von einem anfänglichen Unwohlſein erholt hatte, gab er in der That überzeugende Beweiſe, welche die ſofortige Publicirung der vorſeienden Vermählung zur Folge hatten, die denn auch bald mit großen Feſtlichkeiten vollzogen ward (1585). Der Papſt ſchickte der Braut eine goldene Roſe zum Geſchenk, und der toscaniſche Hof bewilligte dem Herzog von Mantua die Titel Altezza und Sereniſſimo. Eleonore († 1611) hat ihrem Gemahl drei Söhne, die nach einander als die Herzoge Franz (1611), Ferdinand (1612), Vincenz II. (1626) ſuccedirten, nachdem Ferdinand und Vincenz zuvor die Cardinalswürde bekleidet hatten, und zwei Töchter geboren, deren jüngſte, Eleonore, die Gemahlin Kaiſer Ferdinand's II. wurde. Mit Vincenz II. erloſch aber (1627) die Linie Herzog Wilhelm Gonzaga's im Mannsſtamm.

---

[1]) Geb. 1562, ſuccedirt 1587, † 1611.
[2]) Geb. 1538, ſuccedirt 1550, † 1587.
[3]) Des berühmten Feldherrn.

Die zweite Tochter des Großherzogs und der Erzherzogin Johanna, die ſchöne und lebensvolle Prinzeſſin Anna, war dem Markgrafen Karl von Burgau (geb. 1560, † 30. Oct. 1618), dem zweiten Sohn des Erzherzogs Ferdinand von Tyrol [1]), und der ſchönen Philippine Welſer († 1580), beſtimmt, und eben die Vereinbarung dieſer Vermählung war das Mittel geweſen, den Erzherzog mit dem Großherzog zu verſöhnen, dem er, aus Theilnahme für ſeine Schweſter Johanna, lange Zeit feindlich entgegengeſtanden hatte. Doch ſollte dieſe Verbindung nicht zum Vollzug kommen, indem die Prinzeſſin Anna vor der Vermählung ſtarb. [2])

Auch die Ehe der Virginie mit Ceſar d'Eſte ward wenigſtens aufgeſchoben, anfangs, weil auch der Hof von Ferrara die Titel verlangte, die man dem mantuaniſchen Herzog zugeſtanden, dann, als der Cardinal d'Eſte den drohenden Bruch verhütet hatte, in Folge des Ablebens Papſt Gregor's XIII. Die Wahl des neuen Papſtes erfolgte weſentlich unter Leitung des Cardinal Medici, der ſie, den Wünſchen Spaniens und der Farneſes entgegen, auf den Cardinal von Montalto lenkte, der als Sixtus V. [3]) den päpſtlichen Thron beſtieg und bekanntlich, nachdem er als Cardinal große Zurückhaltung gezeigt und für einen ſanften und lenkſamen Charakter gegolten hatte, als Papſt energiſche Thatkraft, durchgreifende Strenge gegen die Misbräuche, politiſchen Ehrgeiz und ſtaatsmänniſche Klugheit entwickelte. Mit dem Cardinal Medici blieb er auch als Papſt in gutem Vernehmen und bezeigte ſich ihm auch in den Hausangelegenheiten mehrfach gefällig. Er opferte dieſer Rückſicht auch einen Familiengroll. Dies führt uns auf jenen Paul Jordan Orſini, den Schwiegerſohn des Großherzogs Cosmus, zurück, der ſeine Gemahlin Iſabella Medici ſeiner Eiferſucht geopfert haben ſollte. Er hatte ſich nach ihrem Tode, wie allerdings viele Andere auch, und namentlich der Cardinal Farneſe, in die reizende und geiſtreiche Vittoria Accorambona verliebt, die mit dem Neffen des Cardinals von Montalto, Franz Peretti, vermählt war. Zwei ihrer Brüder begünſtigten ſeine Liebe, zwei andere die ſeines bepurpurten Rivalen. Der Gatte wollte ſein Glück mit keinem von beiden theilen. Da wurde Peretti eines Nachts, unter falſchem Vorwande, auf die Straße gelockt, wo vier Schüſſe auf ihn fielen und ihn todt darniederſtreckten. Der Cardinal Medici ſuchte den Verdacht möglichſt von ſeinem Schwager abzulenken, ungeachtet dieſer ſelbſt ihm vertraut hatte, daß er den Mord angeſtiftet, und der Cardinal von Montalto ſoll auch einen der beiden Brüder der Accorambona im Verdacht der Blutthat gehabt haben, wobei es jedoch bei ſeinem Scharfblick und ſeiner großen Verſtellungsgabe auch gar wohl möglich iſt, daß er den wahren Thäter kannte, aber nicht kennen wollte. Ebenſo iſt es nicht unwahrſcheinlich, daß der Cardinal Medici weſentlich mit deshalb die Intereſſen des Cardinals von Montalto zu den ſeinigen machte, um denſelben ſich möglichſt zu verpflichten und ebendadurch von einer Verfolgung ſeines Schwagers abzuhalten. Vor der Hand begnügte ſich der Cardinal Medici, den damals noch lebenden Papſt Gregor XIII. zu beſtimmen, daß der Papſt eine Verehelichung der Accorambona und des Orſini auf das ſtrengſte verbot, und auch den letztern zu vermögen, daß er ſich gegen ihn, den Papſt und den Großherzog ſchriftlich verpflichtete, eine ſolche Ehe nicht eingehen zu wollen. So wollte man dem Verdachte möglichſt vorbeugen, der leicht dem ganzen Hauſe Orſini verderblich werden konnte, wenn die päpſtliche Kammer Veranlaſſung nahm die Lehen deſſelben einzuziehen, und der Cardinal hatte in dieſer Beziehung das Intereſſe der Kinder ſeiner ermordeten Schweſter, des Virginius und der Eleonore, zu wahren, für die er ſeit dem Tode ihrer Mutter die Fürſorge weſentlich übernommen hatte. Vielleicht erkannte der Cardinal auch eine Gewiſſenspflicht darin, ſeinem Schwager die Schuld ſeiner Uebelthat nicht dadurch noch verſtärken zu laſſen, daß er den Preis derſelben genoß. Sein Zweck wurde aber doch nicht auf die Dauer erreicht. Denn kaum hatte Gregor XIII. die Augen geſchloſſen, als Paul Jordan, ungeachtet der neue Papſt ihm eigentlich viel gefährlicher hätte erſcheinen ſollen, ſich mit dem Gegenſtande ſeiner Leidenſchaft vermählte, worauf er, mehrerer Sicherheit halber, in die Dienſte Venedigs trat, wohin er auch die beiden Brüder der Accorambona, die ſeine Liebe begünſtigt hatten, mitnahm. Nicht lange jedoch ſollte er ſein durch Mord und Wortbruch erkauftes Glück genießen. Seiner geſchwächten Geſundheit halber nach Salo am Gardaſee gezogen, verſchied er am 12. Oct. 1585 plötzlich. Er hatte vorher ein Teſtament gemacht, das ſeine Witwe zum Nachtheil ſeiner Kinder aus erſter Ehe ſehr begünſtigte und, aus Haß gegen den Großherzog, die Herzoge von Ferrara und Urbino und den

---

[1]) Geb. 14. Juni 1529, ein Sohn Kaiſer Ferdinand's I., ſeit 1582 in zweiter Ehe mit Anna Katharina Gonzaga, einer Tochter des Herzogs Wilhelm von Mantua, vermählt, † 24. Jan. 1595. Sein älteſter Sohn von der Philippine Welſer, Andreas, war Cardinal. Aus der zweiten Ehe ſtammte Anna, die Gemahlin des Kaiſers Matthias.

[2]) Der Markgraf heirathete darauf jene wenig anmuthige und ränkevolle Sibylle von Jülich, über welche im vierten Bande dieſer „Geheimen Geſchichten" (S. 301 fg.) gehandelt worden.

[3]) Felix Peretti, geb. 13. Dec. 1521, gewählt 24. April 1585, † 27. Aug. 1590.

Cardinal Farneſe zu Vollſtreckern deſſelben ernannt. Der Cardinal Medici ergriff jedoch, auf Grund einer von dem damals vierzehnjährigen Virginius ausgeſtellten Vollmacht, Beſitz und war eben im Begriff, den Papſt zur Annullirung des Teſtamentes zu beſtimmen, als eine furchtbare Kataſtrophe dieſe Schritte überflüſſig machte. Ludwig Orſini, ein gleichfalls im Dienſte Venedigs ſtehender Vetter des Herzogs von Bracciano, war über die Accorambonis und den Einfluß, den ſie auf die Handlungen und das Leben ſeines Verwandten ausgeübt hatten, ſo erbittert, daß er ſeinen Haß nur in ihrem Blute befriedigen zu können meinte. In der Nacht des 22. December umſtellten vierzig vermummte Mörder das Haus in Padua, worin die Vittoria mit ihrem Bruder Flaminius wohnte. Einige drangen hinein, erſchoſſen Flaminius und ſtießen der Vittoria einen Dolch in die Bruſt, ohne ihr auch nur ihre letzte, die Bitte zu gewähren: ihre Seele Gott empfehlen zu dürfen. Unter den Mördern waren Leute des Ludwig Orſini erkannt worden, der darauf vor Gericht gefordert wurde, aber toll genug war, ſein Haus zu verrammeln und ſo hartnäckigen Widerſtand zu leiſten, daß das Haus mit drei Kanonen beſchoſſen werden mußte. Endlich mußte er ſich ergeben, ward überführt, verurtheilt und drei Stunden darauf erdroſſelt. Der Cardinal Medici ließ nun den jungen Virginius, der bis dahin am florentiniſchen Hofe erzogen worden war, nach Rom kommen, und beugte allen weiteren Verfolgungen dadurch vor, daß er eine Vermählung deſſelben mit einer Großnichte des Papſtes, Flavia Peretti, in Vorſchlag brachte, die auch, ſobald beide Verlobte das Alter der Reife erlangt hatten, zum Vollzug kam.

Noch immer hätte der Cardinal gewünſcht, daß ſein

Bruder Peter ſich verheirathete, wobei man namentlich ſpaniſche Partien im Auge hatte. Abgeſehen aber davon, daß Peter ſchon deshalb Schwierigkeiten machte, weil er dadurch den Großherzog zu beſtimmen hoffte, ihm günſtigere Bedingungen zu bewilligen, ſo ſcheint es auch, daß Bianca dem ganzen Plane insgeheim entgegenarbeitete, den ſie öffentlich zu betreiben ſich ſtellte, und daß ſie zu dieſem Ende den Zwieſpalt zwiſchen den Brüdern mehr ſchürte, als ſänftigte. Denn auch jetzt noch hatte ſie den Gedanken nicht aufgegeben, dem Großherzog ſelbſt einen Nachfolger zu ſchenken, oder doch ihn bei dem Glauben zu erhalten, daß ſo etwas noch zu hoffen ſei, und ihre hierauf berechneten Bewegungen, die auch vom Großherzog beſtätigten Gerüchte, daß ſie in der That, aber zu frühzeitig entbunden worden ſei, die beſtändigen Beſorgniſſe vor neuen Verſuchen, ein Kind unterzuſchieben, beſtimmten den Prinzen Peter, ſeine Abreiſe immer wieder aufzuſchieben, und den Cardinal, dies zu billigen. So wohnten beide auch noch der Vermählung der Virginie mit Ceſar d'Eſte bei, die unter vielen Feſtlichkeiten begangen ward (6. Febr. 1586), und wegen deren auch die Mutter der Braut, Camilla Martelli, das Kloſter verlaſſen durfte. Die nach zehnjähriger Clauſur noch immer bewahrte Schönheit dieſer Dame friſchte die Theilnahme wieder auf, welche die Verehrer des Großherzogs Cosmus ihr geſchenkt hatten, und es wurden ihr von den Prinzen und dem Adel viele Aufmerkſamkeiten bewieſen, die wieder den Großherzog ſo verdroſſen, daß er ſie, aller Fürbitten ungeachtet, nicht blos wieder ins Kloſter ſchickte, ſondern auch die Milderungen ihrer Clauſur, welche der Cardinal für ſie bei dem Papſte erwirkt hatte, nicht zur Geltung kommen ließ.

Bald darauf ſollte Bianca wiederum ſchwanger ſein, und der Großherzog verſicherte es ernſtlich, und glaubte es auch wol. Seine Brüder fürchteten aber einen Betrug, an dem er ſich wol auch mit betheiligen könne. Die Tochter der Bianca aus ihrer erſten Ehe, Pellegrina, ein ſo leichtfertiges Weib, wie ihre Mutter, war mit Ulyſſes Bentivoglio verheirathet worden und ſah, wie wenigſtens Peter wiſſen wollte, eben einer Niederkunft entgegen, was man jedoch ganz geheim gehalten, oder auch ausgeſprengt haben ſoll, ſie habe eine Fehlgeburt gethan. Es war nun, hieß es, im Plane, daß Bentivoglio eine auswärtige Miſſion erhalten, ſeine Gemahlin aber einſtweilen in den Palaſt ziehen ſolle, wo ihr Gemächer angewieſen werden würden, aus denen geheime Gänge zu den Zimmern der Großherzogin führten. Bianca dagegen verſicherte dem Prinzen Peter, als er ihr erklärte, daß er nicht vor ihrer Niederkunft nach Spanien abreiſen wolle, ſie ſei durchaus nicht ſchwanger, es ſei dies nur eine Einbildung des Großherzogs; oder ſollte ſie ſich wirklich in jenem Zuſtande befinden, ſo könne das noch nicht lange her ſein und, wenn es der Fall wäre, ſo ſollten ihre Brüder die erſten ſein, die es erführen. Peter mochte davon glauben, was er wollte; da aber das großherzogliche Paar jetzt für das Beſte hielt, ihn zu entfernen, ſo wurde der Großherzog auf einmal gefällig und freigebig gegen ihn, erhöhte ſein Einkommen um 12,000 Dukaten und beſtimmte ihn dadurch, endlich abzureiſen und ſogar ſeine ſpaniſche Geliebte in Rom, unter dem Schutze des Cardinals, zurückzulaſſen, von wo ſie ihm jedoch nach zwei Monaten nachreiſte. Wegen der Schwangerſchaft der Großherzogin dauerte die Ungewißheit fort. Sie lachte und ſpottete darüber, aber ſo, daß ſie die Hoffnungen ihres Gemahls doch fortbeſtehen ließ. Dieſer ſelbſt glaubte feſt daran, traf Anordnungen über die

Zeugen der Niederkunft, lud den Cardinal dazu ein. Die berühmteſten Aerzte und Hebammen, die man zu Rathe zog, waren verſchiedener Meinung. Zuletzt lief die Sache auf eine Kolik hinaus, die der Großherzogin faſt das Leben gekoſtet hätte und mit der alle ferneren Hoffnungen verſchwanden.

Damit war der Hauptgrund des Mistrauens zwiſchen den Brüdern gehoben und der Cardinal ſöhnte ſich mit dem Großherzog aus und verſprach, ihn zum Herbſt (1587) zu beſuchen. Er erfüllte dies auch und die Eintracht dieſer beiden Brüder ſchien hergeſtellt; der Cardinal war aber erſt einige Tage in Florenz, als erſt der Großherzog (8. Oct.), dann auch die Großherzogin (10.) an einem Fieber erkrankten, an welchem, oder an der dabei beobachteten unpaſſenden Diät, Franz am 19. Oct. 1587 ſtarb, nachdem er vorher den Cardinal rufen laſſen, ihn um Verzeihung gebeten, ihm die Schlüſſel der Feſtungen übergeben und die Seinigen empfohlen hatte. Noch in ſeinem Sterbejahr war ihm die polniſche Königskrone angeboten worden, die er aber mit Rückſicht auf Spanien, das den Erzherzog Maximilian begünſtigte, ausſchlug. Die Großherzogin, der man den Tod ihres Gemahls verheimlichte, war an ſich weniger heftig erkrankt, aber durch die Mittel, die ſie angewendet hatte, um fruchtbar zu werden, zu geſchwächt und folgte ihm ſchon am 20. Oct. im Tode nach. Bei der Section des Großherzogs fand man den Sitz des Uebels in der Leber. Auch Bianca ward ſecirt, wobei, zur Verhütung jedes Verdachtes, alle Aerzte, ihre Tochter und ihr Schwiegerſohn zugegen ſein mußten. Ihr Leichnam ward aber nicht in der Gruft der Medicis beigeſetzt, ſondern in den unterirdiſchen Gewölben von St.-Lorenz der Vergeſſenheit überliefert.

Der neue Regent, und dies war niemand anderes, als der Cardinal Medici, der jetzt als Ferdinand I. den Thron beſtieg, wenn er auch zur Zeit den Cardinalstitel noch beibehielt, erfuhr mit ſeinem Regierungsantritt zu viele ſchwarze Geheimzüge aus dem Treiben, das unter Bianca und ihren Günſtlingen ſtattgefunden, als daß er nicht ihrem Andenken hätte zürnen und es möglichſt verwiſchen ſollen. In der That ließ er alles, was an Bianca und ihre Stellung in Florenz erinnerte, beſeitigen, litt nicht, daß man von ihr als einer Großherzogin ſprach und bezeichnete ſie urkundlich als pessima Bianca. Aber — und das mag ihm zum Ruhm geſagt werden — er verfolgte nur die todten Erinnerungszeichen ihres Glanzes, während er gegen die lebenden Angehörigen der Verhaßten mit Großmuth verfuhr, dem untergeſchobenen Anton ſeine Titel und ſeine Einkünfte ließ und ſelbſt ihrem Vater **Bartolomeus** Capello eine anſehnliche Summe übermachte, um ſeine Schulden zu bezahlen und eine Enkelin auszuſtatten.

Das Volk hatte die Nachricht von dem Tode des Großherzogs Franz nicht ohne Freude vernommen. So begabt und gebildet derſelbe geweſen war, wie er denn Wiſſenſchaften und Künſte verſtand, ſchützte und förderte [1]) und mit der verſchlungenen Politik ſeiner Zeit ebenſo vertraut, wie ein Meiſter darin war, ſo war er doch ein ſchlechter und verhaßter Regent geweſen, weil ihm die erſte Bedingung wahrer Regenteneinſicht und Regententugend gebrach: ein von Menſchenliebe erwärmtes Herz und eine aufrichtige, wahrhafte Geſinnung. Verſteckt, herzlos und nachtragend, hatte er nur zu viele, die ihm oder den ihn beherrſchenden Creaturen in irgend einer Weiſe im Wege ſtanden, verſchwinden laſſen, oder zur Flucht aus dem Vaterlande gedrängt, und nirgends eine aufrichtige, uneigennützige Anhänglichkeit gewinnen können. Man fühlte ſich eines ſchweren Druckes enthoben, als er hinüber war, und der neue Regent erfuhr jetzt erſt in vollem Maße, welche Härten und Ungerechtigkeiten unter der Regierung ſeines Bruders und der gleisneriſchen Bianca vorgekommen waren. Einzelne der ſchlimmſten Werkzeuge dieſer böſen Thaten ließ er für ihre Bedrückungen büßen, verzieh aber allen, was ſie nur gegen ihn ſelbſt begangen, und richtete ſich überhaupt weniger auf Rächung des Vergangenen, wie auf Beſeitigung des gehäſſigen Syſtems und Belohnung der Treuen und Redlichen. Die alten, lange zurückgeſetzten Diener des Cosmus wurden wieder hervorgezogen. Auch mit den italiſchen Fürſten glich er ſich aus, indem er ihnen die Ehren bewilligte, die ſein Bruder geweigert hatte. Ebenſo legte er leicht und ſchnell den Zwiſt mit Venedig bei, das ihm die Rückſicht ſchenkte, den Capellos die Abhaltung einer öffentlichen Leichenfeier zu Ehren Bianca's nicht zu geſtatten. Der Camilla Martelli verſtattete er, abwechſelnd im Kloſter und auf dem Lande zu leben, und ſchenkte ihr dazu ein Landgut. Den Anton ließ er zunächſt bei ſeiner angeblichen Schweſter Pellegrina, bis deren Ausſchweifungen ihn nöthigten, denſelben von ihr zu trennen. Seinem Bruder Peter, der in Spanien zwar mancherlei Vermählungsprojecte angeſponnen, aber keines mit Ernſt zum Ziele geführt, dafür aber von neuem Schulden gemacht hatte, ſendete er die Mittel zu deren Tilgung, zugleich aber ſeine Galeeren, um ihn wieder nach Italien zu holen, wo er ihn leichter überwachen zu können glaubte. Größere Freude machte dem Großherzog ſein natürlicher Bruder Johann, der zu einem kräftigen, ritterlichen Jüngling herangewachſen war und bereits mit Auszeichnung als Freiwilliger unter Alexander von Parma in Flandern diente.

---

[1]) Auch Benvenuto Cellini fand in ihm eine Stütze.

Da er kein Hehl daraus machte, daß er ganz in den weltlichen Stand überzugehen und ſich zu vermählen geſonnen ſei, ſo wurde ihm von Oeſterreich aus eine Tochter des Erzherzogs Karl 1) vorgeſchlagen. Indeß theils fand er ſie zu jung für ſich 2), theils ſuchte er eine Prinzeſſin, die ihm weniger politiſche Rückſichten auflegte. Da ließ ihn Katharina von Medici, ihm ebenſo freundlich zugethan, wie ſie mit ſeinem Vorgänger verzwiſtet geweſen war, erſt durch den Cardinal Gondi, dann durch den zur Beglückwünſchung erſcheinenden franzöſiſchen Geſandten Albin, auf die Prinzeſſin Chriſtine 3) von Lothringen aufmerkſam machen, welche bei ihr erzogen und ihr ſehr werth war. Ferdinand war dieſer Verbindung von Anfang an wohlgeneigt und ließ durch ſeinen Oberhofmeiſter Horatio Rucellai, einen alten Diener der Königin Katharine, Unterhandlungen darüber führen, die jedoch noch geheim gehalten und nicht ſofort zum Abſchluß gebracht wurden, weil der Großherzog den ſpaniſchen

---

1) Ein Sohn Kaiſer Ferdinand's I., bei der Theilung mit Steiermark, Kärnthen und Krain verſorgt, geb. 3. Juni 1540, † 1. Juli 1590, in der Ehe mit Maria von Bayern Vater von 15 Kindern, von denen vier Söhne und acht Töchter zu reifern Jahren aufwuchſen, darunter Kaiſer Ferdinand II.

2) Die älteſte, Anna, war 1573 geboren und ward 1592 mit König Sigismund III. von Polen vermählt. Die jüngſte der Töchter des Erzherzogs Karl, Marie Magdalene, die zu jener Zeit noch gar nicht geboren war, iſt ſpäter (1608) von dem Sohne und Nachfolger des Großherzogs heimgeführt worden.

3) Geb. 6. Aug. 1565, eine Tochter Herzogs Karl II. von Lothringen (geb. 18. Febr. 1543, † 14. Mai 1608) und der Claudia von Frankreich (geb. 12. Nov. 1547, † 20. Febr. 1575).

Hof nicht ſogleich über ſeine Abſicht in völlige Gewißheit ſetzen wollte. Mit dieſem hat er ſeine ganze Regierung hindurch ein überaus feines diplomatiſches Schachſpiel geſpielt, bei welchem beide Theile einander über ihre wahre Geſinnung in Ungewißheit zu halten wußten und ſich abwechſelnd Gefälligkeiten erwieſen und Widerpart hielten. Zu jener Zeit wünſchte er, daß der König ſeinen Bruder Peter zur Rückkehr beſtimmen möge, da dieſer noch immer damit zauderte, während der König eine Vermählung deſſelben mit einer vornehmen Portugieſin, Beatrice Menezes, einer Tochter des Herzogs von Villareal, in Ausſicht ſtellte. Der Cardinal ließ zwar den König von vorläufigen Unterhandlungen über den lothringiſchen Vermählungsplan benachrichtigen, ſtellte dieſe aber noch nicht als abgemacht dar, worauf ihm der König die Wahl zwiſchen einer Erzherzogin und einer Braganza vorſchlug und die Gewählte auszuſtatten verſprach. Die damit verbundene Berufung auf das Verſprechen des Cosmus, bei Vermählung ſeiner Kinder auf Spanien Rückſicht zu nehmen, wies der Cardinal entſchieden zurück, und erregte auch dadurch Mistrauen und Unmuth in Madrid, daß er die ſpaniſchen Commandanten ſeiner Feſtungen entließ und, ungeachtet man wohl wußte, daß ſein Bruder ihm einen überaus gefüllten Staatsſchatz hinterlaſſen hatte, auf Rückzahlung der an Spanien gemachten Vorſchüſſe drang und neue Darlehensgeſuche abſchlug.

Nun ward auch Philipp II., der ſich damals, bei den innern Zerrüttungen Frankreichs und nach der Eroberung Portugals, auf der Höhe der Macht glaubte, unfreundlicher gegen der Großherzog. Zwar wurde die Verlobung Peter's, der auch nach Italien abging, mit der Menezes ins Werk geſetzt, und der König verſprach, für die Mitgift der Braut zu ſorgen. Später zeigte ſich aber, daß weder der Vater der Braut, noch der König zu Auszahlung einer Mitgift Anſtalt machten, Philipp vielmehr dieſe Verbindung gefliſſentlich verzögerte, die beiden mediceiſchen Brüder auseinanderzuhalten ſuchte und mit Peter in geheimem Verkehr ſtand, welcher ſchließlich doch wieder eine Rückkehr deſſelben nach Spanien zur Folge hatte. Vorher jedoch nahm Prinz Peter noch an den Feſtlichkeiten theil, welche die Ueberkunft und den Empfang der Großherzogin Chriſtine begleiteten. Denn dieſe Verbindung war in der That zu Stande gekommen. In Frankreich, wo die Schwäche der Regierung damals ihren Gipfel erreicht hatte, war man erfreut, einen ſo angeſehenen italieniſchen Fürſten ſich annähern zu ſehen. Katharine, deren um dieſe Zeit (5. Jan. 1589) eintretender Tod die Vollziehung der Vermählung etwas verzögerte, hatte der Chriſtine ihre Anſprüche an die Medicis, die ſie auf 200,000 Scudi berechnete, anſtatt einer Mitgift abgetreten und ihre, freilich unfruchtbaren Prätenſionen auf das Herzogthum Urbino, ſowie die Hälfte ihres Palaſtes und deſſen geſammtes Mobiliar dazugefügt, und der reiche Großherzog bezeigte ſich mit dieſer Mitgift zufrieden. Er überließ, mit Genehmigung des Papſtes, ſeinen Cardinalshut ſeinem Hausprälaten, Franz del Monte, und vertheilte auch ſonſt ſeine Pfründen unter ſeine Anhänger.

Am 25. Febr. 1589 fand die Vermählung per procurationem zu Paris ſtatt und am 27. Febr. reiſte die neue Großherzogin, von ihrer Tante, der verwitweten Herzogin von Braunſchweig [1], und einem zahlreichen

---

[1] Dorothea, geb. 24. Aug. 1545, eine Tochter Franz' I. von Lothringen und der Chriſtine von Dänemark, eine Schweſter Karl's II.,

Gefolge des franzöſiſchen und lothringiſchen Adels begleitet, nach Marſeille ab, wo Peter Medici mit vier toscaniſchen Galeeren, denen ſich eine päpſtliche, eine malteſiſche und vier genueſiſche angeſchloſſen hatten, und ihrem neuen Hofſtaate ihrer harrten. Marſeille, damals der Ligue aufs äußerſte zugethan, hatte ſich jeder Autorität der königlichen Regierung völlig entfremdet, ſich eigne Häupter gegeben, die, wie gewöhnlich in ſolchen Zeiten, halb Führer und Verführer, halb Werkzeuge und Sklaven der Maſſe waren, und war ein Ziel der ehrgeizigen Anſchläge Savoyens, während es ſelbſt das toscaniſche Scepter vorgezogen haben würde. Ebendeshalb hatte der Großherzog, der zwar der franzöſiſchen Krone Anerbietungen wegen eines Ankaufs dieſer Stadt gemacht hatte, aber jedem Verdachte vorbeugen wollte, als ſuche er ihren Beſitz auf illoyalem Wege, die Anordnung getroffen, daß ſeine Gemahlin einem Einzug in die Stadt ausweichen und ſich in der Nähe einſchiffen möge. Sie wurde aber von den ihr entgegenſtrömenden Marſeillern wie mit Gewalt in die Stadt eingeführt und hier mit allen erdenklichen Ehren überhäuft. Auf die dringenden Bitten der Vorſteher der Stadt, daß der Großherzog dieſelbe wenigſtens einſtweilen in ſeine Obhut nehmen möge, konnte ſie freilich nur ausweichende und vertröſtende Antworten geben. In Genua, wo ſie gleichfalls den feſtlichſten Empfang fand, traf ſie im Palaſt Doria ihre Großmutter Chriſtine[1], mit der ſie vier Tage daſelbſt ver-

---

des Vaters der Großherzogin, vermählte ſich 20. Sept. 1575 mit Herzog Erich II. von Braunſchweig-Calenberg, ward 17. Nov. 1584 Witwe, und hat ſich ſpäter mit Marcus de Rye vermählt, worauf ſie 1618 geſtorben iſt.

[1] Eine Tochter jenes Chriſtian II., der von dem däniſchen und ſchwediſchen Throne vertrieben ward, und der Iſabelle von Oeſterreich,

weilte, worauf ſie nach Livorno fuhr und daſelbſt landete. In der Villa Poggio a Cajano erwartete ſie der Großherzog und zog mit ihr feierlich in Florenz ein, wo ſich zu den prachtvollen Feſtlichkeiten der Herzog und die Herzogin von Mantua, Don Ceſar d'Eſte mit ſeiner Gemahlin, viele Cardinäle und Geſandte, wie von Seiten Spaniens Don Pedro de Mendoza, von Seiten Frankreichs der Cardinal von Joyeur, eingefunden hatten. Chriſtine war jung, ſchön, klug und anmuthsvoll und gewann bald die Zuneigung des Volkes und die Liebe und das Vertrauen ihres Gemahls.

Der ſpaniſche Hof vergab ihm aber dieſe Verbindung und überhaupt ſeinen Mangel an Fügſamkeit keineswegs. Die Vermählung Peter's, der ſich ganz auf die ſpaniſche Seite ſchlug und mit Hilfe dieſes Rückhalts ſeinem Bruder Vorſchriften machen wollte, zog ſich in immer weitere Ferne, ſodaß der Großherzog alle Rechnung auf ſie aufgab. Sein Wunſch, daß Peter's militäriſche Stellung im ſpaniſchen Dienſte auf Johann Medici, der ſich in Flandern ungemein ausgezeichnet, aber kein Zeichen dankbarer Anerkennung erhalten hatte, übergetragen werden möge, fand kein Gehör. Ferdinand unterſtützte Marſeille mit Lebensmitteln und Kriegsbedürfniſſen, damit es ſich gegen Savoyen vertheidigen könne, und erregte auch damit den Unmuth des ſpaniſchen Hofs, der, was ihm an ſich nicht zu verargen war, aber mit den Planen und Intereſſen des Großherzogs nicht harmonirte, an einem gänzlichen Zerfalle der franzöſiſchen Monarchie arbeitete.

---

der Schweſter Kaiſer Karl's V. Sie war 1530 geboren, vermählte ſich 1) mit Franz II., dem letzten Herzog von Mailand aus dem Hauſe Sforza (geb. 1494, vermählt 4. Mai 1534, † 24. Oct. 1535), 2) mit Franz I. von Lothringen (geb. 23. Aug. 1517, verm. 10. Juli 1541, † 12. Juni 1545) und † 5. Dec. 1590.

Dieſer Unmuth machte ſich jetzt auf Anlaß der Vorgänge in Piombino Luft. Hier herrſchten ſeit 1399 die einſt in Piſa mächtigen Appianos als erbliche Fürſten, ſtanden ſchon lange in einer Art Schutzverhältniß zu Florenz, hatten aber ſeit 1549 eine ſpaniſche Beſatzung in die Citadelle aufnehmen müſſen. Der damalige Fürſt Alexander führte eine tyranniſche Regierung und ward am 28. Sept. 1589 von fünf Verſchworenen auf einem Spaziergange überfallen und ermordet. Der ſpaniſche Commandant, Don Felix d'Aragon, der mit der Gemahlin des Ermordeten in einem Liebesverhältniß ſtand, ſchritt in keiner Weiſe gegen die Mörder, oder zum Schutze der Kinder des Ermordeten ein, ließ vielmehr den Verſchworenen Zeit, einen völligen Aufſtand zuwegezubringen, der auf eine Aenderung des Regiments abzielte, hinſichtlich deren Natur freilich keine Einigung beſtand und deren Durchführung nicht in den Mitteln der Betheiligten gelegen haben würde. Manche wollten ſich an Toscana anſchließen, für das ſich namentlich die an daſſelbe angrenzenden Ortſchaften erklärten; andere dachten, ſich unter venetianiſche Herrſchaft zu begeben. Die Partei aber, aus deren Mitte der Mord hervorgegangen war und die in der Hauptſtadt die Oberhand behauptete, bot dem ſpaniſchen Commandanten das Regiment an, der zwar begreiflicherweiſe nicht darauf einging, aber erklärte, daß er das Erbieten für ſeinen König vorläufig annehmen und deſſen Befehle erwarten wolle. Der Großherzog ließ ſich auf nichts ein und begnügte ſich, Rio zu beſetzen, wozu ihm der Umſtand einen ſcheinbaren Anlaß bot, daß ſchon ſein Vorgänger die dortigen Eiſengruben gepachtet hatte. Im übrigen nahm er ſich der Kinder des Ermordeten an, zu deren Gunſten er Vorſtellungen in Madrid machte. Die Spanier aber ſchickten Verſtär-

ungen nach Piombino, vertrieben die toscaniſchen Trup-
en und nahmen die Eiſengruben in Beſitz.

Je geſpannter auf dieſe Weiſe die Stellung des Groß-
erzogs zu Spanien war, deſto mehr fand er ſich ver-
nlaßt, ſich für die antiſpaniſche Partei in Frankreich zu
tereſſiren, und frühzeitig erkannte er, daß der König
on Navarra, der jetzt als Heinrich IV. den franzöſiſchen
hron in Anſpruch nahm, der Einzige ſei, durch den ſich
ieder ein ſolches Frankreich aufbauen könne, das den
inder mächtigen Staaten eine Schutzwehr gegen den
aniſchen Uebermuth ſein möge. Dieſe Verſtändniſſe
nnten im Anfang, und ſolange Heinrich noch das
aupt der Hugenotten war, nur im tiefſten Geheimniſſe
epflegt werden, und der Großherzog weigerte ſich öffent-
ch, Heinrich IV. anzuerkennen oder Zuſchriften von ihm
zunehmen. Insgeheim aber bemühte er ſich, den Kö-
ig zunächſt mit dem Herzog von Lothringen zu ver-
hnen, nahm ſein Erbieten, zur katholiſchen Kirche über-
treten, zu weiterer vertraulicher Benutzung in Empfang,
nterſtützte ihn mit Rath und Geld, und diente ihm zum
heimen Vermittler nach allen den Seiten hin, wohin
ine Beziehungen reichten. Ganz konnten dieſe Bewe-
ngen den Spaniern nicht verborgen bleiben, und na-
entlich erregte es ihren Verdacht in hohem Grade, als
e proteſtantiſchen Fürſten Deutſchlands den Großherzog
it Geſandten beſchickten. Sie trugen zwar Bedenken,
n offen anzugreifen, damit er nicht gleichfalls gedrängt
erde, öffentlich und vielleicht von andern, namentlich
n Venedig, unterſtützt, gegen ſie in Italien aufzutreten.
ber man glaubte, daß es nicht ohne ſpaniſchen Betrieb
ſchehen ſei, daß der wilde Banditenführer Alfons Pic-
lomini, Herzog von Montemarciano, wie er einſt, zu
n Zeiten Gregor's XIII., den Kirchenſtaat gebrandſchatzt

hatte, und damals von den Medicis in Schutz genommen worden war [1]), ſo jetzt aus dem Mailändiſchen mit einer Rotte von 500 Räubern gegen Toscana vordrang und von den Gebirgen von Piſtoja aus ſeine Beutezüge machte. Er wurde jedoch bald zu paaren getrieben; Venedig und Mantua wirkten mit Toscana gegen dieſe Freibeuter zuſammen; die Leute des Piccolomini verließen ſich, und er ſelbſt fand mit Mühe im Piacentiniſchen eine geheime Zuflucht.

War es beginnende Schwäche, welche den eifrigſten Verfolger der Räuber, Sixtus V., abgehalten hatte, gegen dieſe Bande mit ſeiner gewöhnlichen Energie einzuſchreiten? Wir möchten dies eher glauben, als daß politiſche Beweggründe ihn beſtimmt hätten. Denn bald nach dieſen Vorgängen ſtarb er (27. Auguſt 1590). Die Wahl ſeines Nachfolgers wurde abermals durch den Großherzog beſtimmt und auf den Cardinal Caſtagna [2]) gelenkt, der als Urban VII. den Thron beſtieg, den er doch nur für wenige Wochen einnehmen ſollte, indem er, am 15. Sept. gewählt, bereits am 27. durch ein Fieber hinweggerafft ward. Hierauf war niemand vorbereitet und das nächſte Conclave war daher ſchleppend und zwieſpältig. Während deſſelben kam auch Piccolomini wieder zum Vorſchein, ſchlich ſich in ſein altes Herzogthum und brachte hier eine Bande zuſammen, welche eine Vereinigung mit den Banden des Marcus Sciarra [1]), der in den Abruzzen hauſte, und des Batiſtella und eine gemeinſame Brandſchatzung Roms drohte. Dem bedrängten Conclave kam der Großherzog zu Hilfe, deſſen Truppen auch, nach blutigen Gefechten, die Bande des Piccolomini zerſprengten und ihn ſelbſt gefangen nahmen (2. Jan. 1591), worauf ihn der Großherzog, nach Beendigung der gerichtlichen Unterſuchung, ohne weiteres henken ließ (16. März). Vergeblich hatten die päpſtlichen Behörden, auf ſpaniſchen Betrieb, ſeine Auslieferung verlangt; der Großherzog verſtand ſich zu nichts weiter, als zu geſtatten, daß päpſtliche Commiſſarien der Unterſuchung beiwohnten.

---

[1] Sie hatten dies gethan, weil er zunächſt ein Opfer des fiſcaliſchen Geiſtes der päpſtlichen Curie war, welcher ihn und ſeine Familie in Armuth verſetzt hatte. Später hatte er freilich an dem wilden Leben ſoviel Geſchmack gefunden, daß er es nicht mehr laſſen konnte.

[2] Johann Baptiſt Caſtagna, Sohn eines Genueſen, aber in Rom (1521) geboren.

Dieſe Räubergefahr hatte auch die Verhandlungen des Conclaves beſchleunigt, deſſen Wahl (5. Dec. 1590) diesmal unter überwiegendem ſpaniſchen Einfluſſe, wiewol nicht ohne Mitwirkung des Großherzogs, auf den Cardinal von Cremona fiel, Nikolaus Sfondrati aus Mailand (geb. 11. Febr. 1535), deſſen ebenſo benannter Vater, nach dem Tode ſeiner Gemahlin, der Anna Visconti, gleichfalls Biſchof und Cardinal geweſen war, und der, als er den nicht geſuchten und nicht gewünſchten Thron beſtieg, den Namen Gregor XIV. annahm. Ein gutherziger und unbeſcholtener, aber ſchwächlicher Mann, deſſen kurze Regierung denn doch, trotz ſeines durch ſein zeitheriges Leben verdienten Rufes der Rechtſchaffenheit, faſt nur durch Maßregeln zu Gunſten ſeiner Nepoten ausgefüllt ward. So würde er entſchiedener auf die Auslieferung des Piccolomini gedrungen haben, hätte er nicht deſſen Leben, das Herzogthum Montemarciano, ſeinem Neffen, dem Grafen Hercules Sfondrati, zugedacht, der es auch erhielt und zum General der Kirche und Befehlshaber der nach Frankreich entſendeten päpſtlichen Truppen ernannt wurde. Eine andere Speculation derſelben Art brachte ihn in Conflict mit den Intereſſen des Großherzogs und nahm eben deshalb einen ſo mislichen Verlauf, daß man den Verdruß darüber für eine Urſache des baldigen Todes dieſes Papſtes hielt. Don Ceſar d'Eſte war zeither als der natürliche nächſte Nachfolger des Herzogs von Ferrara betrachtet worden. Zwar ſtammte er von einem unehelich erzeugten Prinzen; aber dieſer war doch durch nachfolgende Ehe legitimirt worden, und wenn auch die einzigen weitern Prätendenten, die Marcheſen von San Martino, von einem rechtmäßigen Sohne des gemeinſamen Stammvaters, Nikolaus III., herkamen, ſo war doch dieſer Nikolaus ſelbſt die Frucht einer zweideutigen Verbindung [1], weshalb ſeine Thronbeſteigung anfangs vielen Anfechtungen unterlag, und bei ſeinem Tode hatte er ſeine rechtmäßigen Söhne zunächſt von der Nachfolge ausgeſchloſſen und einen natürlichen Sohn berufen. Später war zwar wieder in die rechtmäßige Succeſſion eingelenkt worden, die Linie San Martino aber abgezweigt und der Regierung fern geblieben. Zu Gunſten kam ihr aber, daß der regierende Herzog Alfons ſeinem präſumtiven Nachfolger Ceſar und den Medicis, mit denen ſich dieſer verbunden hatte, im Herzen nicht freundlich, die Schweſter des Herzogs aber, Lucretia, Herzogin von Urbino [1], dem Ceſar entſchieden feind war, daß die San Martinos jederzeit von Spanien und Savoyen, dem regierenden Hauſe von Ferrara gegenüber, begünſtigt worden waren, und daß eine Dame aus dieſem Hauſe zu den Ahnen der Nepoten des damaligen Papſtes gehörte. Dazu kam, daß Ferrara ein päpſtliches Lehen war und es als wünſchenswerth erſcheinen konnte, vor dem bevorſtehenden Erlöſchen der regierenden Linie die Beſtätigung der Nachfolge ſicherzuſtellen. Man ſtellte nun dem Herzog Alfons vor, daß die päpſtliche Inveſtitur leichter zu erlangen ſein würde, wenn ſie für den Marcheſe von San Martino, als wenn ſie für Ceſar geſucht würde. Um jedoch den ganzen Anſchlag nicht ſogleich zu verrathen, ſollte er lediglich darum nachſuchen, daß diejenige Nachfolge im voraus beſtätigt würde, die er vor ſeinem Tode feſtſetzen würde, und er verfuhr demgemäß. Bei dem kaiſerlichen Hofe ſuchte man daſſelbe hinſichtlich der Belehnung mit Modena und Reggio zu erreichen, ward aber abgewieſen. Bei der päſtlichen Curie erwartete man ein beſſeres Reſultat. Aber der Großherzog durchſchaute den ganzen Plan und vereinigte die ihm ergebenen Cardinäle gegen denſelben. Allerdings fußte

---

[1] Dieſer Räuberhauptmann bedrohte 1591 noch einmal das Conclave, ward aber durch die kräftigen Maßregeln Clemens' VIII. verdrängt, worauf die Venetianer ihn und ſeine Bande für ihre Kriegsdienſte anwarben. Als aber der Papſt auch hiergegen energiſch auftrat, ließen ſie den Sciarra umbringen und ſchafften ſeine Leute nach Candia.

---

[1] † 10. Dec. 1441. Er war ein Sohn des Markgrafen Albert d'Eſte in Ferrara, aber nicht von deſſen legitimer Gemahlin, Johanna de Roberti, ſondern von der Iſotta Albareſana. Mit der Cäcilie von Ferrara hatte er drei natürliche Söhne erzeugt: Lionell, Borſo und Folco, und Lionell ward ſein erſter, Borſo ſein zweiter Nachfolger. Letzterer blieb unvermählt, um den rechtmäßigen Söhnen ſeines Bruders die Nachfolge zu ſichern. Seine zweite Gemahlin, Pariſina Malateſta, hatte mit einem vierten natürlichen Sohne ihres Gemahls, Hugo, ein Verhältniß, wegen deſſen er beide, ſowie einen Hofherrn und zwei Hofdamen enthaupten ließ (1425). Von der dritten, Riccarda von Saluzzo, ſtammten Hercules, der Stammvater der regierenden Linie, und Sigismund, der Stammvater der San Martino.

---

[1] Geb. 1534, vermählt 1570 mit Franz Maria, Herzog von Urbino, † 1598.

die Oppoſition der Cardinäle auf einem Grunde, welch
ſchließlich eine dem Großherzog unerwünſchte Wendun
herbeiführen ſollte, nämlich auf der Bulle Pius'
gegen Veräußerungen des Kirchengutes; vor der Ha
hatte ſie aber doch die Folge, daß das Geſuch des He
zogs von Ferrara, trotz aller pecuniären Erbietungen, d
er machte, nicht erhört ward. Dem Papſte machte di
Sache ſolchen Verdruß, daß er in ein ſchleichendes Fieb
verfiel, an dem er (15. Oct. 1591) ſtarb 1).

Sein Nachfolger ward (29. Oct. 1591) der Cardin
Santiquatro, Johann Anton Facchinetti, als Papſt J
nocenz IX. 2), der einſt an der Verſchwörung des Pu
gegen den Großherzog Cosmus theilgenommen hatte, i
Hauſe Farneſe erzogen und der eifrigſte Diener deſſelb
geweſen war, neuerdings aber ſich den Medicis angen
hert und mit Ferdinand ausgeſöhnt hatte. Er verwende
auch die kurze Zeit ſeines Pontificates auf Verſuche, d
Großherzog mit Spanien auszuſöhnen, und bewirkte weni
ſtens einige Milderung der Stimmung, ſtarb aber ſchon a
30. Dec. deſſelben Jahres, in dem er den päpſtlichen Stu
beſtiegen hatte, worauf die neue Wahl (30. Jan. 159
auf Hippolyt Aldobrandini, als Papſt Clemens VII
fiel, der zwar im Kirchenſtaate geboren war (1536), ab
aus Florenz und allerdings aus den Reihen der entſchi
denſten Oppoſition ſtammte, perſönlich jedoch viele Ve
pflichtungen gegen den Großherzog hatte.

Der Großherzog hatte alle Urſache, dieſe günſtig
Geſinnungen eines Papſtes, der ſich feſt, verſchloſſen un

---

1) Für die damalige Medicin mag es bezeichnend ſein, daß m
ihn zuletzt viele Tage lang mit gepulvertem Gold und Edelſteinen
erhalten geſucht haben ſoll.

2) Geb. zu Bologna 20. Juli 1519.

ſtaatsklug erwies, den ſpaniſchen Einflüſſen und der franzöſiſchen Verwickelung gegenüber, zu pflegen. Es mußte aber bei allen dieſen Verhandlungen mit höchſter Vorſicht und Heimlichkeit und unter vielfacher Verſtellung verfahren werden, da Spanien und die Ligue als die Vertreter des katholiſchen Intereſſes daſtanden, gleichwol aber einem klugen Papſte begreiflich zu machen war, eben dieſes katholiſche Intereſſe könne es erfordern, daß man die Saiten nicht zu hoch ſpanne, Heinrich IV. nicht zurückſtoße, keinen Conflict zwiſchen dem Einheitsbedürfniß und Nationalgefühl der Franzoſen und ihrem kirchlichen Glauben hervorrufe, und ſich erinnere, wie gewiß das weltliche Intereſſe des Papſtes und Italiens ein Uebermächtigwerden Spaniens nicht wünſchen laſſe. So hatte Ferdinand, in Wahrheit im Intereſſe der franzöſiſchen Monarchie und Heinrich's IV., für gut gefunden, nachdem der Herzog von Savoyen [1]) Barcelonette, Frejus, Antibes beſetzt hatte und (18. Nov. 1590) in Aix eingezogen war, ſeinerſeits das für Marſeilles Behauptung wichtige Fort auf der Inſel Yff zu ſichern. Zur Verdeckung dieſer Maßregel aber benutzte er die Familienverbindungen ſeiner Gemahlin, ließ ſich von dem Herzog von Lothringen, einem Mitglied der Ligue, angehen, für die Rechte des Hauſes Lothringen auf die Provence zu ſorgen und Marſeille nicht in die Hände der Hugenotten fallen zu laſſen, und that die erforderlichen Schritte im Namen der Großherzogin. Der Commandant von Yff, Bauſſet, nahm toscaniſche Beſatzung ein; die Feſtungswerke wurden verſtärkt und erweitert; man kam überein, daß das Fort dem König Heinrich IV. zur Verfügung zu ſtellen ſei, ſobald er zur katholiſchen Kirche übergetreten ſein und Frankreich ihn allſeitig anerkannt haben würde. Ein Bruder und eine Tochter Bauſſet's blieben in Florenz als Geiſeln. Dem ſpaniſchen Anſinnen, Yff an Spanien auszuliefern, ſetzte man die mit Bauſſet abgeſchloſſenen Verträge und die Unmöglichkeit entgegen, die überlegene franzöſiſche Beſatzung des Forts herauszutreiben.

---

[1]) Es war dies Karl Emanuel I., geb. 12. Jan. 1562, ſuccedirt 30. Aug. 1580, † 26. Juli 1630. Seine Mutter war eine Tochter Franz' I. von Frankreich, ſeine Gemahlin eine Tochter Philipp's II. von Spanien.

Dem ſpaniſchen Hofe blieb es nicht völlig verborgen, daß der Großherzog für Heinrich IV. geſtimmt war und mit demſelben in geheimen Verbindungen ſtand. Da er jedoch Bedenken trug, förmlich und offen gegen Toscana aufzutreten, ſo ſuchte er wenigſtens, den Großherzog durch Scheinrüſtungen zu ſchrecken und ihm auch ſonſt Verlegenheiten zu bereiten. Dazu gab ſich Prinz Peter her, dem der Großherzog nun einmal nicht genug Geld ſchaffen konnte oder wollte. Seit dem Großherzog aus ſeiner Ehe eine eigene Nachkommenſchaft zutheil worden war, nahm er kein Intereſſe mehr an ſeines Bruders Vermählung und hätte demſelben lieber den Cardinalshut verſchafft. Gerade jetzt aber ging Peter nach Portugal und heirathete die Menezes, ungeachtet er ſie älter und weniger ſchön fand, als er erwartet hatte, und daher nicht lange bei ihr aushielt. Der ſpaniſche Hof nahm ſich nicht nur ſeiner an, ſondern hetzte ihn förmlich gegen den Großherzog auf, wie er ſich denn in der That als Werkzeug gegen dieſen gebrauchen ließ und Anſprüche erhob, die ſich auf die Verlaſſenſchaft des Großherzogs Franz bezogen, an denen eine Zeit lang auch die Herzogin von Mantua theilnahm¹) und in Betreff deren

---

¹) Der mantuaniſche Hof gab ſpäter ſeine Anſprüche infolge

Spanien eine Beſchützerrolle annahm. Der Papſt machte Vergleichsvorſchläge, welche der Großherzog aber zurückwies, weil ſein Bruder Rechtsanſprüche erhoben, während er längſt viel mehr bezogen habe, als ihm jemals zugekommen ſei. Als die Gegner auf den Papſt provocirten, erklärte der Großherzog, daß er dem Papſte nur den Rechtspunkt überlaſſen, ſonſt aber freie Hand behalten wolle, worauf denn auch der Papſt das Compromiß nur in Bezug auf den Rechtspunkt annahm. Eine Entſcheidung fällte er auch in dieſer Beziehung nicht, indem die Sache von allen Seiten in die Länge gezogen und von den allgemeinen politiſchen Conjuncturen abhängig gemacht wurde. Solange aber Peter noch lebte, wurde er von Spanien benutzt, um dem Großherzog Verdruß zu bereiten. Bald wollte man ihn auch in Spanien los ſein, weil ihn ſeine Ausſchweifungen, zu denen ſich ſelbſt unnatürliche Laſter geſellt haben ſollen, zum Gegenſtande der Verachtung gemacht hatten und für die allgemeine Sittlichkeit gefährlich erſcheinen ließen; bald nahm man ihn wieder auf und vertrat ſeine Anſprüche in hohem Tone. Er ſelbſt wendete ſich zwar zuweilen bittweiſe an ſeinen Bruder, that aber gleich darauf Schritte, welche dieſen erbittern mußten, wie z. B. wenn er die ganze Streitſache vor die ſpaniſchen Gerichtshöfe zu ziehen ſuchte, weil der Großherzog einen Theil ſeiner Staaten von Spanien zu Lehen trug. Zwar ſtarb Philipp II. (13. Sept. 1598); aber ſein Sohn und Nachfolger war

---

der Mahnungen des Kaiſers auf, der damit dem Großherzog ſeine Dankbarkeit dafür bewies, daß er ihm 2000 Mann nach Ungarn zu Hilfe wider die Türken geſchickt hatte. Johannes Medici, von Antonius Medici und Virginius Orſini begleitet, führte dieſe Truppen, von denen wenige nach Italien zurückkamen. Der Großherzog hatte auch Ingenieurs geſchickt, welche die ungariſchen Plätze befeſtigten.

perſönlich geneigt, ſich des Peter Medici, der ihn aus der Taufe gehoben, anzunehmen, was ſein Vater nur aus politiſchen Gründen gethan hatte. So zog ſich die Sache hin, bis Peter's am 25. April 1604 in Madrid erfolgter Tod dem Streit ein Ende machte. Zwar hatte Peter vor längeren Jahren ein Teſtament verfaßt, worin er, in Ermangelung eines wirklichen Vermögens, ſtatt deſſen ſich nur 1½ Million Scudi Schulden gefunden haben, ſeine vermeintlichen Anſprüche an ſeinen Bruder auf 7 Millionen anſchlug und den König von Spanien, oder, wenn dieſer es nicht annähme, den Papſt zum Erben ernannte, wogegen dieſelben für ſeine natürlichen Kinder Sorge tragen ſollten. Keiner von beiden hat für gut befunden, die Erbſchaft anzutreten. Die Jeſuiten verweigerten ſelbſt ſeinem Leichnam die Aufnahme in ihre Kirche, als ſich die gänzliche Zerrüttung ſeiner Verhältniſſe herausſtellte. Doch ward das Leichenbegängniß mit all den Ehren ausgeſtattet, die den Infanten von Spanien zukommen. Der Corregidor von Madrid ward beauftragt, für ſeine Kinder Sorge zu tragen, wobei man jedoch bald ganz froh war, daß der Großherzog ſich bereit zeigte, ſich wenigſtens derjenigen anzunehmen, die ſein Bruder anerkannt hatte. Es fanden ſich nämlich nicht weniger als neun natürliche Kinder Peter's vor, von denen er fünf als ſeine rechtmäßigen Nachkommen betrachtete und in ſeinem Hauſe als ſeine Kinder hatte erziehen laſſen. Er hatte ſie mit ſeiner geliebten Antonie Carvajal erzeugt, und zwar den Peter und die Eleonore vor ſeiner Verheirathung mit der Menezes, den Cosmus, die Maria und die Johanna nachher, alſo im Ehebruche. Daneben aber hatte ihm auch die Schweſter der Antonie, Iſabella Carvajal, zwei Söhne, Franz und Johann, und eine Tochter geboren, und einen ſchon 14jährigen

Sohn Cosmus, der ſich ſeinen Unterhalt erſt hatte ausklagen müſſen, hatte er mit der Marie Ribera erzeugt.[1]) Das trat klar hervor, Peter's Verhältniſſe waren, theils durch die eigene Schuld ſeiner unbändigen Natur, theils in Folge von Umſtänden, denen er nicht gewachſen war, von der Art, daß ſich nichts darauf bauen ließ, ſondern allen Theilen daran gelegen ſein mußte, ſie mit dem Schleier der Vergeſſenheit zu bedecken. Auch waren die Verhältniſſe Spaniens zu Toscana, nachdem die franzöſiſchen Verwickelungen im Hauptwerke zu Ende waren, das Verhältniß des Großherzogs zu Frankreich aber ſich nicht in der von ihm vielleicht gehofften, von Spanien gefürchteten Innigkeit entwickelt hatte, nicht mehr ſo geſpannt wie früher.

Das Ziel, das der Großherzog in ſeiner auswärtigen Politik verfolgt hatte, war erreicht. Heinrich IV. war zur königlichen Obmacht in Frankreich aufgedrungen, war es, nachdem er vorher zur katholiſchen Kirche übergetreten war, hatte ſich mit dem römiſchen Hofe, unter weſentlicher Mithilfe des Großherzogs [2]), ausgeſöhnt und machte die franzöſiſche Macht in einer Weiſe geltend, welche ganz geeignet war, den ſpaniſchen Uebermuth mindeſtens in ſeine Schranken zurückzuweiſen. Den krummen und verſteckten Wegen aber, den Verſtellungen und Liſten, welche der Großherzog bei ſeiner Politik anzuwenden genöthigt geweſen war, vielleicht auch den Nebenabſichten, die er dabei verfolgt hatte, überhaupt der wahrhaften oder anſcheinenden Halbheit ſeiner Stellung und Haltung mag es zuzuſchreiben ſein, daß er keinen weitern Lohn davon erntete, als der in der Erreichung ſeines berechtigten Hauptzieles lag und den allgemeinen Verhältniſſen zu ſtatten kam. Wol hatte er dazu mitgeholfen, daß Marſeille nicht in die Hände Savoyens, oder der Spanier fiel. Seine Unterwerfung unter die Autorität der franzöſiſchen Krone aber hinderte er längere Zeit mehr, als daß er ſie gefördert hätte, wobei die Abſicht, Heinrich IV. noch ſolange unter dem Drucke unſicherer Verhältniſſe zu halten, bis er der Kirche die gewünſchten Garantien geboten hätte, doch nach dem Uebertritte deſſelben zur katholiſchen Kirche und ſeiner Ausſöhnung mit dem Papſte wegfiel, ſodaß das fortgeſetzte zweideutige Verhalten des Großherzogs, der den Demagogen und Tyrannen von Marſeille, Caſaulx, insgeheim unterſtützte, und die toscaniſche Beſatzung in Iff ließ, den Gedanken nahelegt, er habe ſeinem alten Plan, Marſeille für ſich zu erwerben, nicht ſogleich gänzlich entſagen können. Als nun aber die Gefahr immer näher rückte, daß Caſaulx Marſeille in die Hände Spaniens ſpielen möge, fand ſich auch Ferdinand bewogen, dieſem Entwurfe entgegenzutreten. Caſaulx ſtand in geheimen Verſtändniſſen mit dem ſpaniſchen Admiral, Fürſten Doria, nahm nach und nach ſpaniſche Soldaten unter die Beſatzung der Stadt auf, ließ jeden, der ſich irgendwie dem Könige Heinrich IV. geneigt zeigte, hinrichten und verſchritt zu offenen Feindſeligkeiten gegen die Beſatzung von Yff und die toscaniſchen Schiffe, die ſie mit Lebensmitteln und Munition verſorgten. Als die Großherzogin, in deren Namen ja Yff mit Toscanern beſetzt war, einen Minderbruder, der ehedem Beichtvater des Caſaulx geweſen war, mit einem Schreiben an ihn ſchickte, um ihn zu glimpflicherem Verfahren zu beſtimmen, empfing er ihn, vielleicht um jedem Mistrauen der Volksmaſſe vorzubeugen, vor einer großen Verſammlung, warf das Schreiben der Großherzogin zu Boden, trat es mit Füßen und erklärte, daß er keine Freundſchaft mit ihr verlange, ſie auch nicht fürchte, da er unter dem Schutze des katholiſchen Königs ſtehe. Mit Mühe ward der unglückliche Bote durch ſeine Ordensbrüder vor den Dolchen der Demokraten gerettet.

---

[1]) Dieſe Kinder kamen ſämmtlich nach Toscana. Der älteſte anerkannte Sohn, Peter, wurde Malteſer; deſſen Bruder von derſelben Mutter, Cosmus, ſcheint früh geſtorben zu ſein. Die nicht anerkannten, Franz und Johann, wurden als Söhne des großherzoglichen Secretärs Horatius della Rena erzogen, führten deſſen Namen und traten in die Kirche. Der nicht anerkannte Cosmus kam erſt zu den Jeſuiten nach Ingolſtadt, zeigte ſich aber unbändig und wurde nach Florenz zurückgeſchickt, wo er den Grafen Bentiveglio, einen Enkel der Bianca Capello, ermordete und deshalb in Haft kam. Von da entfloh er nach Spanien und iſt in den flandriſchen Kriegen umgekommen. Die Töchter wurden ſämmtlich ins Kloſter gebracht.

[2]) Bei den betreffenden Verhandlungen war als Agent des Großherzogs der Cardinal Gondi mit großer Bedeutung thätig und d'Oſſat dürfte ohne ihn vielleicht nicht, oder nur mit viel größerer Mühe zum Ziele gekommen ſein.

Jetzt beſchloß Ferdinand, mit ſeinem zeitherigen Schützling ein Ende zu machen, und dies wurde von ſeinen Agenten auf echt italieniſche Weiſe ausgeführt. Der Großherzog hatte allerdings einen den allgemeinen europäiſchen Moralbegriffen entſprechenderen Weg im Sinne gehabt. Er hatte 80,000 Scudi nach Lyon geſchickt, mittels deren eine Vereinigung der Truppen des Herzogs von Guiſe [1]), der jetzt mit Heinrich IV. ausgeſöhnt und mit der Unterwerfung der Provence zunächſt beauftragt war, mit denen des Marſchalls von Biron [1]) und des Lesdiguieres [2]) ermöglicht werden ſollte, wo ſie dann ſtark genug geweſen wären, einen Ueberfall auf Marſeille zu verſuchen. Als ſich jedoch der Beauftragte des Großherzogs, der Ritter Pesciolini, mit dem Herzog von Guiſe über die Maßregel berieth, fanden ſie, daß der Ausgang denn doch ungewiß, dagegen Gefahr im Verzuge ſei, indem Doria's Galeeren bereits den Hafen umgaben und 3000 Spanier gelandet hatten, die Stadt aber, welche Caſault durch Hinrichtungen, Aechtungen und Vertreibungen ihrer achtbarſten Bürger beraubt hatte, in der That im Begriff ſchien, ſich Spanien zu unterwerfen. Ein corſiſcher Hauptmann, Peter di Libertà, der in Caſault's Umgebung, aber mit deſſen Anſchluß an Spanien nicht einverſtanden war, erbot ſich, für 100,000 Scudi den Caſault aus dem Wege zu räumen. Alles ward verabredet; der Herzog von Guiſe näherte ſich bei Tagesanbruch einem von Libertà bewachten Thore (16. Febr. 1596); man ließ an einem andern Thore einen künſtlichen Aufſtand entſtehen, lockte damit Caſault an eine Stelle, wo er von Libertà und deſſen Brüdern umringt und ohne Schutz und Ausweg war, und nun that Libertà, mit den Worten: „Herr Conſul, Herr Gevatter, dieſes Leben iſt nicht mehr auszuhalten; man muß rufen: es lebe der König! fort mit den Spaniern!“ einen Säbelhieb nach ihm. Caſault rief noch: „Ach Gevatter, dieſen Verrath hatte ich nicht von Dir erwartet!“ und ward von Libertà's Brüdern niedergeſchoſſen. Ein Kanonenſchuß gab Guiſe das erwartete Zeichen; er beſetzte das Thor; ſeine Reiter drangen in die Stadt; das Volk, des Tyrannen entledigt, bewaffnete ſich und ſchloß ſich den Eindringenden an, und die Spanier eilten, ſich auf ihre Galeeren zu flüchten. Marſeille war wieder eine franzöſiſche Stadt.

---

[1]) Es war dies Karl von Guiſe, geb. 20. Aug. 1571, der Sohn jenes Heinrich Guiſe, welchen Heinrich III. am 23. Dec. 1588 zu Blois ermorden ließ, und der Katharine von Nevers. Er hatte von 1588—1591, wo ihm die Flucht gelang, im Schloſſe von Tours gefangen geſeſſen. Unter Ludwig XIII. mußte er Frankreich verlaſſen, ging nach Toscana und ſtarb zu Cuna im Sieneſiſchen 30. Sept. 1640. Er hatte ſich 1611 mit Henriette Katharine von Joyeuſe vermählt. Jener Heinrich II. von Guiſe, der den abenteuerlichen Verſuch auf Neapel machte, war ein Sohn dieſer Ehe.

---

[1] Des jüngern und nachherigen Herzogs. Siehe Th. IV., S. 252.

[2] François de Bonne, Herzog von L., geb. 1543 zu St. Bonnet in der Dauphine, that ſich in den hugenottiſchen Heeren und im Dienſte Heinrich's IV. hervor, ward 1608 Marſchall und Herzog, 1622 katholiſch und letzter Connetable von Frankreich, † 1626.

So gewiß nun der Großherzog hier im Intereſſe Heinrich's IV. gehandelt hatte, den er auch mit den nöthigen Geldmitteln zur Wiedereroberung von Calais unterſtützte, ſo konnte er doch dem franzöſiſchen Könige nicht genugthun, weil er weder gänzlich mit Spanien brechen, noch ſeinen eigenen Schatz erſchöpfen wollte, um den unabläſſigen Geldbedürfniſſen des Königs abzuhelfen [1]). Da der allmälig auf ſeinem Throne befeſtigte König die toscaniſche Hilfe, außer wenn ſie in Gelde beſtand, nicht mehr brauchte, und der Großherzog keine Geldhilfe mehr leiſten wollte, ſo trat zwiſchen beiden eine Erkaltung ein, die durch die fortdauernde Beſetzthaltung von Yff noch vermehrt ward. Daſſelbe Yff ward aber auch zum Hinderniß der Ausſöhnung mit Spanien, die der Großherzog jetzt ſuchte. Denn Spanien hätte es gern geſehen, wenn der Großherzog wenigſtens Yff ihm ausgeliefert hätte. Er aber wollte es ſelbſt behalten, theils als Pfand für die Vorſchüſſe, die er Frankreich gemacht hatte, theils weil es die Häfen der nahegelegenen kleinen Inſeln Ratonneau und Pomegues beſtrich, die der toscaniſchen Schiffahrt eine ſichere Zuflucht boten.

---

[1]) Die Summe, die er ihm bereits vorgeſchoſſen, wurde ſpäter vertragsmäßig auf 1,174,187 Schildlouisdors berechnet. Die Verſchreibungen waren, aus Rückſicht auf Spanien, nicht auf den Großherzog, ſondern auf Hieronymus Gondi ausgeſtellt.

Als er aber auch ſpaniſche Schiffe in dieſe Häfen aufnehmen wollte, wurden ſie von dem Caſtellan von Iff, Bauſſet, auf Befehl des Herzogs von Guiſe, feindlich behandelt, und die Franzoſen bezeigten nicht wenig Luſt, die ganze toscaniſche Beſatzung zu verjagen. Dieſe aber kam dem ihr drohenden Angriff zuvor, überfiel (20. April 1597) die franzöſiſche Wache, drang in das Caſtell ein und vertrieb die Franzoſen, von denen jedoch nur zweie dabei umkamen, und die man mit ihren ganzen Habſeligkeiten nach Marſeille abziehen ließ. Der Befehlshaber der toscaniſchen Truppen, Rinuccini, übernahm das Commando, ließ aber, zum Zeichen, daß man die franzöſiſche Souverainetät über Iff nicht anfechten wolle, unter dem Rufe: Es lebe der König! die franzöſiſche Fahne aufziehen. Guiſe legte darauf auf Ratonneau Befeſtigungen an, worauf der Großherzog ſeinen Bruder Johann mit Schiffen und Truppen abſendete, der als Gegenwerk den Hafen Stracci auf Pomegues befeſtigte. Nach einigen gegenſeitigen Feindſeligkeiten ward jedoch, auf Befehl des Königs, deſſen geliebter Gabriele die Großherzogin ſchöne Geſchenke geſendet hatte, ein Waffenſtillſtand abgeſchloſſen (2. Juli), der die Einſtellung der Befeſtigung von Ratonneau zur erſten Bedingung hatte.

Inzwiſchen trat ein Ereigniß ein, das dem Großherzog wohl bedenken ließ, daß er auf Frankreich nicht mehr rechnen konnte. Der Herzog Alfons II. von Ferrara ſtarb (27. Oct. 1597), nachdem er kurz vor ſeinem Tode doch noch den Ceſar d'Eſte zu ſeinem Nachfolger erklärt hatte. Ceſar ergriff Beſitz und ward von den Municipalautoritäten Ferraras unverzüglich als Herzog anerkannt und (29. Oct.) unter allgemeinem Volksjubel mit Scepter und Krone geſchmückt. Von den Anſprüchen der San Martino war keine Rede. Aber ein gefährlicherer Feind erhob ſich. Die römiſche Curie beſchloß, das Herzogthum Ferrara, deſſen zeitherige Inhaber es zwar nicht als ein eigenthümliches Lehen, wol aber in der Eigenſchaft als vicarii perpetui des heiligen Stuhls regiert hatten, ob lineam finitam seu ob alias causas einzuziehen. Die Rechtsgründe waren ſchwach, und alle Anträge, die Sache einem unparteiiſchen Schiedsſpruche zu unterwerfen, wurden abgewieſen; aber man hatte entſcheidendere Gründe: man beſchloß, 40,000 Mann anzuwerben, und brachte in der That in kurzer Zeit gegen 30,000 zuſammen. Ceſar und jeder, der ihm beiſtehen würde, ward mit dem Banne bedroht. Kein italieniſcher Fürſt wagte, der durch ſolche Truppenmacht unterſtützten Drohung zu trotzen. Spanien, deſſen König dem Tode nahe war, war nicht vorbereitet, mit Kraft in der Sache aufzutreten, und Heinrich IV. ergriff die Gelegenheit, ſich ein Verdienſt um den Papſt zu erwerben, und bot ihm ſogar ſeinen Beiſtand an. So blieb dem Ceſar nichts übrig, als, durch Vermittelung der Herzogin von Urbino, einen Frieden zu ſuchen, der am 13. Jan. 1598 zu Faenza geſchloſſen ward. Ceſar trat den Beſitz des Herzogthums Ferrara mit allen Pertinentien an den Papſt ab, wogegen ihm die Allodien und die kaiſerlichen Lehen in Modena und Reggio blieben. Er zog ſich nun nach Modena, welches darauf die Hauptſtadt eines nach ihm benannten Herzogthums wurde, das ſchließlich in unſerm Jahrhundert durch eine Erbtochter an eine Linie des Hauſes Oeſterreich gekommen iſt. Die päpſtliche Kammer nahm ſelbſt von Comacchio Beſitz, das doch kaiſerliches Lehen war, von Argenta, worauf die Kirche von Ravenna, von Cento und Pieve, worauf die Kirche von Bologna beſſere Anſprüche hatte, erhob auch, allerdings erfolgloſe Anſprüche auf das venetianiſche Poleſine di Rovigo. Der Papſt zog (8. Mai) feſtlich in ſeiner Eroberung ein, wo er mehrere Monate blieb und, unter großem Pompe, die neue Königin von Spanien, Erzherzogin Margarethe[1]), und den Erzherzog Albert[2]) empfing. Wie aber die ungerechte Erwerbung, in der Nacht nach dem Einzuge des Papſtes, durch den Brand des Marcheſanerthurms in Ferrara, wobei viele Menſchen ums Leben kamen, bezeichnet wurde, ſo folgte auch auf die triumphirende Rückkehr des Papſtes nach Rom (20. Dec.) eine furchtbare Ueberſchwemmung, bei welcher viele Häuſer einſtürzten und über 1500 Menſchen umgekommen ſein ſollen, und wobei man ſich erinnerte, daß der Bezwingung von Florenz durch Clemens VII. gleichfalls die Ueberſchwemmung von 1530 gefolgt war.

Die Rathgeber des Papſtes ſollen durch die gehabten Erfolge und den momentanen Beſitz einer ſo anſehnlichen Truppenmacht ermuthigt worden ſein, einen Plan gegen Toscana zu entwerfen, der auf eine Eroberung und Theilung deſſelben berechnet geweſen ſei. Wieweit der Papſt daran Antheil genommen, bleibt ungewiß. Gewiß ſcheint, daß Philipp II. dem toscaniſchen Geſandten verſicherte, es ſei ihm ein desfallſiger Antrag gemacht worden, den er aber abgelehnt habe, und jedenfalls fand der Großherzog für gut, ſich in Vertheidigungsſtand zu ſetzen und ſeine Beſorgniſſe dem König von Frankreich vorzutragen, der denn doch keine Luſt hatte, den Papſt und Spanien ſich auf Koſten der Medicis vergrößern zu ſehen, und nicht blos ſeinen Befehlshabern in der Provence entſprechende Befehle ertheilte, ſondern auch dem Papſte offen erklären ließ, daß er den Großherzog gegen jeden Angriff in Schutz nehmen werde. Für den Großherzog hatte die Sachlage aber doch die Folge, daß er in die Rückgabe der noch beſetzt gehaltenen Inſeln bei Marſeille willigen mußte.

---

[1]) Tochter des Erzherzogs Karl in Steiermark, geb. 25. Dec. 1584, verm. 18. April 1599 mit Philipp III. von Spanien, † 3. Oct. 1611.

[2]) Geb. 13. Nov. 1559, ein Sohn Kaiſer Maximilian's II., Cardinal und Statthalter der Niederlande, legte die Cardinalswürde nieder und vermählte ſich 1. April 1599 mit Clara Iſabella Eugenie von Spanien, † aber kinderlos 13. Juni 1621.

Die Wiederannäherung an Frankreich führte bald darauf zu einem Schritte, der dieſe Verbindung auf das innigſte zu feſtigen verſprach. Die jüngſte der Töchter des Großherzogs Franz und der Erzherzogin Johanna, Maria Medici (geb. 26. April 1573), war, ungeachtet ſie ſich durch Schönheit und Bildung auszeichnete, noch unvermählt. Eine Verbindung derſelben mit dem Herzog von Parma hatte Spanien, die von dieſem empfohlene Vermählung mit dem Herzog von Braganza hatte der Kaiſer verhindert und faſt ſieben Jahre lang hatten ſich Ehetractaten mit Oeſterreich hingezogen, ohne doch, bei dem bekannten Naturell Rudolf's II. und der damaligen innern Uneinigkeit ſeines Hauſes, zu einem Abſchluß zu führen. Jetzt, wo ſich dem Großherzog eine Ausſicht in Frankreich zeigte, brach er die Verhandlungen mit Oeſterreich ab und that damit niemand einen größern Gefallen, als der Prinzeſſin ſelbſt, welche weder nach Deutſchland gehen mochte, noch zu dem ihr wahrſcheinlich beſtimmten Erzherzog Matthias Neigung zeigte, und ihren Oheim ſchon gebeten hatte, ſie lieber in ein Kloſter treten zu laſſen. Sie hat in ihrem ſpätern Leben Anlaß erhalten, den franzöſiſchen Thron wol dorniger und unſicherer zu finden, als ihr ein deutſcher Thron geworden ſein dürfte. Die Vermählung mit Heinrich IV. ward noch durch die Unterhandlungen aufgehalten, welche theils zu Rom über die Trennung ſeiner erſten Ehe mit Margarethe von Valois[1], theils zwiſchen den franzöſiſchen Miniſtern und den Gondis über die Mitgift geführt wurden. Die Franzoſen machten hierin übertriebene Anſprüche, während der Großherzog den Schein vermeiden wollte, als erkaufe er ſeiner Nichte einen Gemahl. Endlich kam ein vertrauter Abgeſandter, den er in der Perſon des Baccio Giovannini[2] nach Frankreich ſchickte, mit dem König ſelbſt und mit Sully überein, und am 30. April 1600 ließ der Großherzog die Ehepacten vor ſeinem ganzen Hofe feierlich vorleſen und — was man franzöſiſcher Seits etwas verfrüht fand — die Maria als Königin ehren. Erſt am 5. October ward die Ehe zu Florenz per procurationem, unter glänzenden Feſtlichkeiten, denen die Herzoge von Mantua und von Bracciano, der Cardinal Aldobrandini, als Legat des Papſtes, und ein venetianiſcher Geſandter beiwohnten, geſchloſſen, und am 13. Oct. reiſte die neue Königin, von dem Großherzog begleitet, nach Livorno ab, wo 7 toscaniſche, 1 franzöſiſche, 5 päpſtliche und 5 malteſiſche Galeeren ihrer harrten, um ſie, unter dem Befehl des Johannes Medici, nach Marſeille zu geleiten, bis wohin auch die Großherzogin, die Herzogin von Mantua, Antonio Medici und viele

---

[1] Geb. 14. Mai 1553, eine Tochter König Heinrich's II. und der Katharina Medici, verm. mit Heinrich, damals König von Navarra, 18. Aug. 1572, geſchieden 1599, † 27. März 1615.

[2] Er war im Stalle des Bartolomäus Concini, des vertrauten Rathgebers des Großherzogs Cosmus, aufgewachſen. Concini hatte Talente in ihm entdeckt, ihn unterrichten laſſen und als Secretär gebraucht. Später bekleidete er dieſelbe Stelle bei der Großherzogin Johanna, dann bei Bianca, an deren Ränken er jedoch keinen Theil genommen haben ſoll, und ward unter Ferdinand Staatsſecretär.

Große mitreiſten. Noch zwei Perſonen waren auf dem Geſchwader, die ihr beſonders werth waren, aber viel Unheil bereiten ſollten. Als ſie mit Alincourt, einem Sohne des Miniſter Villeroi [1]), der die Ehepacten aus Florenz abholte, über die Anordnung ihres Hofſtaates ſprach, hatte ſie geäußert: es liege ihr an niemand ſo viel, wie an einem Frauenzimmer, das ein beſonderes Geſchick habe, ihren Kopfputz zu ordnen. Es war dies die Eleonore Dori [2]), eines Zimmermanns und einer Mutter, die in zweideutigem Rufe geſtanden und ſich in den Zeiten der Bianca Capello am Hofe bewegt hatte, Tochter; eine Perſon ohne Reize und Bildung, aber geſchickt genug, ſich einen gebietenden Einfluß auf die Maria zu erwerben, der ſie von Jugend auf die vertrauteſten Dienſte geleiſtet. Dazu kam jener Concio Concini, deſſen Vater, Johann Baptiſta Concini, Senator und Oberauditor unter Großherzog Franz, deſſen Großvater, Bartholomäus Concini, vertrauteſter Staatsſecretär des Großherzogs Cosmus geweſen war, der aber ein ſolcher Vorfahren wenig würdiges und ein ſolches Leben geführt hatte, daß es das Gerathenſte für ihn wurde, ſein Glück außerhalb der Heimat zu ſuchen, wenn er nicht, wie er halb und halb ſchon entſchloſſen war, Kapuziner werden wollte. Aus Rückſicht auf das Andenken ſeines Vaters und Großvaters verſtattete ihm der Großherzog, die Königin zu begleiten, und verſah ihn mit Empfehlungsbriefen. Er ſollte eine glänzende, machtreiche, aber unheilvolle und kurze Laufbahn in Frankreich betreten und mit einem furchtbaren Sturze enden.

---

[1]) S. Th. IV, S. 470.

[2]) Man findet ſie auch Doſi genannt. Sie nahm ſpäter den Namen Galigai an, weil es einſt einen Doſi Galigai gegeben.

Am 3. November landete die Königin in Marſeille, von wo die Großherzogin und die Herzogin von Mantua am 13. nach Florenz zurückkehrten, ohne den König geſehen zu haben, der eben Montmelian belagerte. Dieſe Trennung von den befreundeten Geleiterinnen, bevor ſie noch wußte, ob ſie in dem Herzen des Königs einen Erſatz, an ſeiner Bruſt eine neue Heimat finden werde, griff die Königin überaus an, und man mußte ſich entſchließen, wenigſtens Johann Medici und den Herzog von Bracciano bei ihr zu laſſen, die ſie nach Lyon begleiteten. Hier ward ſie eines Abends plötzlich von der Ankunft des Königs überraſcht, der hier die Brautnacht mit ihr feierte, während die zweite Einſegnung der Ehe etwas ſpäter, am 27. Dec., ſtattfand. Schon in Lyon aber brachen mancherlei Mishelligkeiten aus. Giovannini hatte den jungen Concini, den Enkel ſeines alten Wohlthaters, der Königin vorgeſtellt und mit der Günſtlingin der letztern, Eleonore, bekannt gemacht und, ſei es nun, daß eine wirkliche Neigung zwiſchen dieſen beiden Perſonen entbrannte, oder daß Concini nur auf den Einfluß der Eleonore ſpeculirte, genug, es bildete ſich ein Verhältniß zwiſchen beiden und Eleonore bekam ernſtlich Luſt, den Concini zu heirathen, ungeachtet ihr der kluge Großherzog den wohlmeinenden und ſachkundigen Rath gegeben hatte, ſich mit einem Franzoſen zu verehelichen. Zwiſchen ihm und Giovannini aber brach über einen Privathandel Zwieſpalt aus, der der Königin manche Sorge machte, während der König ſich über die Uneinigkeit der Italiener, an denen ihm nichts gelegen war und die ſich einander gegenſeitig anklagten, eher freute. Die Heirath jener beiden wollte er erſt gar nicht, dann nur unter der Bedingung genehmigen, daß beide Frankreich verließen, und nicht die Bitten der Maria, die ihre Eleonore um keinen Preis miſſen wollte, ſondern erſt die Verwendungen ſeiner Maitreſſe, der d'Entraigues, beſtimmten ihn, die Bedingung fallen zu laſſen und den Concini zum Ehrencavalier der Königin zu ernennen, während Giovannini's Stellung am Hofe durch die Intriguen ſeiner Landsleute ſo mislich wurde, daß er ſchon auf ſeine Zurückberufung antrug. Die Königin hatte ihrem Gemahle nicht misfallen; ihre anfängliche Schüchternheit aber ließ ihn ſie wie ein Kind betrachten und behandeln, und auch weiterhin ließen manche, aus Furchtſamkeit und Mangel an Vertrautheit mit den neuen Verhältniſſen und an guten Rathgebern verſchuldete Schwächen und Taktloſigkeiten keine rechte Achtung vor ihr aufkommen, wie es ihr denn an Selbſtvertrauen und Selbſtachtung zu mangeln ſchien. Als in einer ſpätern Zeit (27. Juli 1605) die geſchiedene Gemahlin des Königs nach Paris kam und hier, auf den Wunſch des Königs, von Maria mit großer Artigkeit empfangen ward, bemerkte man, daß Maria bei der Zuſammenkunft blaß war und zitterte, Margarethe aber die würdigſte Haltung behauptete. Der König hatte Marien vorher geſagt: daß ſie Königin ſei, habe ſie ihrer Vorgängerin zu danken; ſie wiſſe gar nicht, was für eine große Dame das ſei. Als das königliche Paar zuerſt nach Paris kam, wurde ihr die zeitherige Favoritin des Königs, eben jene d'Entraigues [1], von den Herzoginnen von Nemours und Guiſe eingeführt, vom Könige ſelbſt mit den Worten vorgeſtellt: „Dies iſt zeither meine Maitreſſe geweſen; ſie will jetzt Ihre beſondere Dienerin ſein," worauf ſie, mit vom Könige ſelbſt geführter Hand, das Kleid der Königin aufhob, deſſen Saum zu küſſen. Die Königin behandelte ſie anfangs kalt, wiewol ſie dieſelbe in ihren Geſellſchaftskreis und an ihre Tafel zulaſſen mußte. Bald ſah ſie ſich genöthigt, aus Mangel an eigenem Einfluß, die guten Dienſte ihrer Nebenbuhlerin für ihre Freunde in Anſpruch zu nehmen und ihre nie erlöſchende Eiferſucht zu verbergen. Nachdem aber die d'Entraigues dem Könige einen Sohn geboren, ſtieg ihr Uebermuth bis zur Unerträglichkeit[1] und der Hof ſpaltete ſich über den Zwiſt dieſer Damen in Parteien. Maria hat, ſolange ihr Gemahl lebte, keinen Einfluß auf die Staatsgeſchäfte geſucht, und nur wenn er es verlangte, und auch dann mit anſcheinender Unluſt, an denſelben Antheil genommen. Daß ſie der Kraft zum Wirken nicht gänzlich ermangelte, war jedoch ihrem Gemahl nicht entgangen; er meinte aber, nur eine Leidenſchaft könne ſie zur Thätigkeit aufrufen. Als ſie nach ſeiner Kataſtrophe, an der nur die Verleumdung des Parteigeiſtes ihr einen Antheil beizumeſſen zuweilen verſucht hat, die Regierung für ihren unmündigen Sohn übernahm, bewies ſie Thätigkeit, Geiſt und ernſtes Wollen, und wenn ſie ſich auch als Regentin nicht frei von Launen und Schwächen zeigte und manchen Misgriff beging, ſo iſt der traurige Ausgang ihres Lebens, das ſie im Exile beſchloß, doch mehr der Ungunſt der Verhältniſſe, als dem Maße ihrer Verſchuldung beizumeſſen geweſen. Der Umſtand übrigens, daß ſie bei Lebzeiten ihres Gemahls ſich mehr um Putz und Leibesſchönheit, als um Staatsſachen kümmerte, bewirkte natürlich auch, daß der Einfluß, welchen die Eleonore und deren Mann fortdauernd auf ſie übten, zwar ihren Hausfrieden gelegentlich ſtören und ihr die Misgunſt mancher zuziehen, nicht aber auf die Staatsſachen nachwirken konnte. Erſt nachdem ſie die Regierung übernommen hatte, erlangte Concini, der nun Marquis d'Ancre hieß und Marſchall von Frankreich ward, jene allgebietende Macht, die am 11. April 1617 durch ſeine Ermordung endigte und die Hinrichtung der, der ſchrecklichſten, zum Theil unmöglichen Verbrechen beſchuldigten Eleonore zur Folge hatte.

---

[1] Jetzt Marquiſe von Verneuil geheißen; eine Tochter Franz Balzac d'Entraigues und der Maria Touchet, welche letztere mit Karl IX. den Grafen d'Auvergne erzeugt hatte.

---

[1] Der König ſoll ihr für den Fall, daß ſie ihm einen Sohn gebäre, ein Eheverſprechen gegeben haben, deſſen Erfüllung freilich durch ſeine anderweite Vermählung unmöglich geworden war, auf deſſen Grund aber ſie geſagt haben ſoll: „die Florentinerin mag ihren Baſtard behalten; mein Sohn iſt der Dauphin.“ Sie ward ſpäter beſchuldigt, mit ihrem Halbbruder d'Auvergne eine Verſchwörung gemacht zu haben, die man gegen das Leben des Dauphin gerichtet glaubte, die aber wahrſcheinlich gar keinen beſtimmten Zweck hatte

Daß aber die Königin Maria zu Lebzeiten ihres Gemahls ſo wenig Einfluß übte und daß ihre italiſchen Umgebungen ſich in Frankreich ſo wenig beliebt machten, ward immerhin ein Grund, warum der Großherzog aus dieſem Familienbande weit weniger politiſchen Nutzen zog, als er gehofft haben mochte. Auch ein anderes Familienglied ſollte unter den Ränken der Concinis und den Schwächen Maria's leiden. Johannes Medici, der natürliche Sohn des Großherzogs Coſmus, hatte ſeinen regierenden Brüdern niemals Verdruß und Sorge gemacht, ihnen vielmehr vielfach Freude und Ehre bereitet. Er hatte mit Auszeichnung in den Niederlanden und in Ungarn gefochten, in welchem letztern Lande er, erſt als Führer, dann als Volontär, zwei Feldzügen beiwohnte, war von ſeinen Brüdern mehrfach zu vertrauten Sendungen gebraucht werden, und hatte ſtets ſeine nahen Beziehungen zu dem Fürſtenhauſe durch ehrenwerthes, pflichtmäßiges und treues Verhalten geweiht. Er ſcheint ein allen Ränken fremder, offenherziger, geradſinniger Mann geweſen zu ſein, friſchen, kräftigen Weſens, thatenluſtig und großer Entwürfe fähig, aber dabei einfach, verſtändig und anſpruchslos. Nachdem er ſeine Nichte nach Frankreich geleitet hatte, war er nach Toscana zurückgegangen, hatte dann in Ungarn gefochten und war, wie es hier nicht nach Wunſche ging, zu dem ſpaniſchen Heere in die Niederlande gegangen. Da er hier ſeine Dienſte nicht belohnt fand, hatte er erſt (1605) in England Dienſte geſucht, wo er jedoch in Jakob I. keinen kriegsluſtigen Herrn fand, und hatte darauf das Anerbieten Heinrich's IV., ihn in ſeine Dienſte zu nehmen, angenommen. Dem Großherzog war dies nicht recht, da er glaubte, es würde in Spanien übel aufgenommen werden, und daß er wenigſtens öffentlich ſeine Zuſtimmung zu dieſem Schritte ſeines Bruders nicht gab, ſogar auf deſſen Einkünfte, unter dem Vorwande eines ihm gemachten Vorſchuſſes, Beſchlag legte, und ſeinen Aufenthalt in Frankreich nur dann genehmigen wollte, wenn ihm bezeugt würde, daß er eben nur auf dem eigenen Willen des Prinzen beruhe, gehörte mit zu den Urſachen der Erkaltung Heinrich's IV. gegen den Großherzog. So ſehr aber auch der König, Condé, Soiſſons, die Verneuil den verſtändigen Johannes Medici ſchätzten, der Königin Maria waren ſeine Rathſchläge läſtig; mit den Concinis kam er in offenen Zwiſt[1]), und zuletzt war der König doch ſo ſchwach, ihn fallen zu laſſen, nachdem die Concinis dafür verſprochen hatten, daß ſie der Verneuil wieder Zutritt bei der Königin verſchaffen wollten. Wie ſchon früher Giovannini, ſo verließ nun auch Johann Medici, der Concinis halber, den franzöſiſchen Hof und überließ die Königin ihren ſchlechten Rathgebern allein (1608).

---

[1]) Auch hierein iſt eine Mordgeſchichte verflochten, wie ſie Zeit und Menſchen bezeichnet. Es heißt, die Verneuil habe den Concini ermorden laſſen wollen, wobei ein Capitän aus Florenz als Bandit dienen ſollte. Die Königin habe dieſen Menſchen nach Florenz geſchickt, wo ihn der Großherzog zurückhielt, ihn aber nicht, wie die Königin verlangte, hinrichten ließ. Johann habe ihn in Schutz genommen und darüber ſei die Feindſchaft zwiſchen ihm und Concini

Bald nach dieſen Vorgängen ſtarb der Großherzog Ferdinand (7. Febr. 1609), nach langen Leiden an der Waſſerſucht. Er hatte noch kurz vor ſeinem Ende, durch einen vortheilhaften Tauſchvertrag mit den Orſinis, Pitigliano erworben und die Freude erlebt, ſeinen Sohn und Nachfolger ſich mit der Erzherzogin Maria Magdalena 1) vermählen und die glänzenden Feſte ihres Einzugs durch die Nachricht von einem Seeſiege über die Türken 2) erhöht zu ſehen. Seine Gemahlin hatte ihm vier Söhne: Cosmus II. (geb. 1590), Franz, Karl (geb. 1595, † als Cardinal 1666) und Lorenzo, und vier Töchter: Eleonore, Katharine, ſpäter Herzogin von Mantua, Claudia, die ſich erſt mit dem Fürſten Friedrich Ubaldo von Urbino, dann mit dem Erzherzog Leopold

---

ſo geſtiegen, daß beide ſich die ärgſten Vorwürfe gemacht und Johann ihm erklärt habe: er würde ihn niederſtechen, wenn er ſich nicht ſchämte, ſich mit dem Blute eines ſolchen Nichtswürdigen zu beflecken.

1) Geb. 7. Oct. 1589, die jüngſte Tochter des Erzherzogs Karl in Steiermark und der Maria von Baiern, vermählt 19. Oct. 1608, † 1631.

2) Der Chevalier de Beauregard, der aus dem florentiniſchen Hauſe Guadagni ſtammte, kreuzte, unter der Flagge der Großherzogin, mit acht Schiffen in den Gewäſſern der Levante, verjagte damit die Flotte des Amurat Reis, zerſprengte eine Flotte von 40 Segeln, die von Alexandrien nach Konſtantinopel beſtimmt war, nahm viele Schiffe und machte eine Beute, die über 2 Millionen geſchätzt ward. Ein anderer tüchtiger toscaniſcher Admiral war zu jener Zeit Jakob Inghirami.

von Oeſterreich vermählte, und Magdalene, geboren. Jedem der nachgeborenen Söhne wies er Güter mit einem Ertrage von 40,000 Scudi an. Wie er ſelbſt von ſeinem Vorgänger 7 Millionen geerbt haben ſollte, ſo ſchlug man ſeinen eigenen Nachlaß an Kapitalien, die er, der Geſchichte ſeines Hauſes folgend, meiſt im Handel erworben hatte, auf 20 Millionen an. Im Volke ward der geſcheidte und leutſelige Fürſt aufrichtig betrauert, und mit dankbarer Rührung erfuhr man, daß er verordnet hatte, ihn wie einen Privatmann zu beſtatten und die damit erſparten 50,000 Scudi zur Ausſtattung armer Mädchen zu verwenden.

Wir wollen die Regierung ſeines Nachfolgers, eines Fürſten, dem es nicht an Gehalt fehlte, der aber vielfach durch Kränklichkeit behindert und verſtimmt war, auch weſentlich unter dem Einfluſſe ſeiner **Mutter** ſtand, nicht weiter ſpeciell verfolgen, und nur noch zwei Vorgänge hervorheben, die ſich während derſelben in Betreff zweier Familienglieder zutrugen.

Es iſt ſchon im Vorbeigehen erwähnt worden, daß eine Tochter des Großherzogs Ferdinand, Katharine, ſpäter Herzogin von Mantua wurde. Es geſchah dies 1617 durch ihre Vermählung mit dem Herzog Ferdinand, aus dem Hauſe Gonzaga, der, wie ihr Vater, früher Cardinal geweſen war, nach dem erbloſen Tode ſeines Bruders, des Herzogs Franz IV., aber (1612) die Regierung übernommen hatte. Bald nach ſeinem Regierungsantritte hatte er ſich in ein Hoffräulein ſeiner Mutter, Camilla Faa, Tochter des Grafen Ardicino von Caſale, verliebt, und als ſie ſeinen unehrenhaften Anträgen Widerſtand leiſtete, ſie dadurch zu ſeinem Willen gebracht, daß er ihr, in Gegenwart ihres Vaters, des Biſchofs von Dioceſarea und zweier andern Zeugen, ein feierliches

Eheverſprechen überreichte. Nicht der Dame, wol aber dem Vater und dem Biſchofe mag es verargt werden, daß ſie damit die Ehre und das Glück ihrer Tochter für geſichert anſahen. Sie ſchenkte dem fürſtlichen Verlobten, den ſie für ihren rechtmäßigen Gemahl hielt, einen Sohn; aber ſelbſt dieſes Pfand ihrer Liebe befeſtigte die Neigung des Herzogs nicht; er ward der erſt ſo heiß Geliebten überdrüſſig und verlangte danach, ſich anderweit und ſtandesmäßig zu verbinden. Es gelang ihm auch, den Vater, auf den auch dies ein mißliches Licht wirft, durch große Geſchenke zur Auslieferung des Eheverſprechens zu bewegen, und mit ſeinem Gewiſſen fand er ſich durch reiche Ausſtattung der verlaſſenen Braut ab. Der Großherzog trug aber doch Bedenken, ihm ſeine Schweſter zu geben, bevor nicht dieſes vorhergehende Verhältniß rechtskräftig annullirt und dadurch die einzugehende Ehe gegen den Verdacht der Ungiltigkeit geſchützt und den möglichen Anſprüchen des Sohnes der Camilla, des Hyacinth, ein Riegel vorgeſchoben wäre. Die Angelegenheit wurde vor die biſchöfliche Curie von Mantua gebracht und von dieſer das Eheverlöbniß mit der Camilla für ungiltig erklärt, weil es nicht vor dem competenten Pfarrer der Braut vollzogen worden; ein Umſtand, den der Biſchof von Dioceſarea wol hätte bedenken mögen, — möglicherweiſe aber freilich auch bedacht hat. Die nach ſolchen Vorgängen vollzogene Ehe trug nicht die gehofften Früchte. Sie war kinderlos und als der Herzog Ferdinand (30. Oct. 1626), erſt 39 Jahre alt, ſtarb, war von der regierenden Linie der Gonzaga nur noch ſein Bruder Vincenz (geb. 1594) übrig, der ſich durch wüſtes Leben ſo geſchwächt hatte, daß von ihm weder eine Nachkommenſchaft, noch eine lange Regierung zu erwarten war. Auch er war zum Cardinal ernannt worden (1615), aber nie dahin zu bewegen geweſen, auch nur nach Rom zu gehen, um die Inſignien ſeiner Würde zu empfangen, hatte ſich ſogar insgeheim mit der Witwe des Ferrante Gonzaga, Fürſten von Bozzolo († 1603), vermählt, Iſabella, einer Tochter des Grafen Alfons von Novellara, einer Dame, welcher Schönheit und Klugheit nachgerühmt werden, die aber bereits Mutter von ſechs Söhnen war, und die er zeitig überdrüſſig bekam und verließ. Er ging damit um, das Experiment ſeines Bruders zu wiederholen und dieſe Ehe für nichtig erklären zu laſſen, um ſich mit der Tochter ſeines älteſten Bruders, des Herzogs Franz, Maria (geb. 1609, † 1660) zu verbinden, ſtarb aber vorher, ſchon am 26. Dec. 1627. Man hatte dieſes Ereigniß vorausgeſehen und ſchon vorher wegen der Nachfolge unterhandelt und Pläne gemacht. Damals kam Spanien auf jenen Hyacinth zurück, den Herzog Ferdinand mit der Camilla erzeugt hatte. Indeß ſtand demſelben das peremtoriſche Hinderniß entgegen, daß ſeine Legitimerklärung einen dunkeln Schatten auf die Ehe der Herzogin Katharine [1]) geworfen hatte, und ſo ließ man ihn fallen. Der in der That rechtmäßigſte Prätendent, dem aber, als Franzoſen, politiſche Bedenken des Hauſes Habsburg in Oeſterreich und Spanien und ſeiner Verbündeten entgegenſtanden, war der Herzog Karl von Nevers und Rethel [2]). Dieſer handelte thatkräftig und raſch. Er ſchickte, auf die Nachricht von dem hoffnungsloſen Zuſtande des Vincenz, ſeinen Sohn gleichen Namens (geb. 1609) eilends nach Mantua, wo derſelbe auch glücklich noch vor dem Tode des Vincenz, der ihn auch in ſeinem Teſtamente für ſeinen Nachfolger erklärt hatte, eintraf, in derſelben Nacht, in welcher Vincenz mit Tode abging, die Ehe mit der Maria Gonzaga vollzog [1]) und im Namen ſeines Vaters Beſitz ergriff. Der Papſt hatte im voraus zu der Ehe Dispens ertheilt. Freilich aber war der ſo erlangte Beſitz des Landes ein ſehr gefährdeter, deſſen wenigſtens der Neuvermählte ſich nicht erfreuen ſollte, indem er eben in der Zeit ſtarb (1631), wo ſein Vater das inzwiſchen durch Krieg verwüſtete Land endlich übernehmen konnte. Auf Mantua erhob der Fürſt von Guaſtalla, Ferrante Gonzaga, Anſprüche, obwol er dem letzten Herzog um einen Grad ferner ſtand, als der Herzog von Nevers [2]). Montferrat ward ſowol von der verwitweten Herzogin von Lothringen, Margarethe Gonzaga [3]), einer Tochter des Herzogs Vincenz I. von Mantua, als von Karl Emanuel von Savoyen bean-

---

[1]) Sie zog ſich nach dem Tode ihres Gemahls nach Toscana zurück, bekam die Statthalterſchaft von Siena, ſtarb aber ſchon 17. April 1629 an den Pocken.

[2]) Geb. 6. Mai 1580. Sein Vater, Ludwig Gonzaga, der mit Henriette von Cleve, der Erbtochter Franz I. von Nevers und Rethel,

---

dieſe Herzogthümer erheirathete (1562), war ein Bruder des Herzogs Wilhelm von Mantua, des Großvaters der drei letzten Herzoge aus der ältern Linie. Herzog Karl war mit Katharine, Tochter des Herzogs Karl von Mayenne, vermählt, aber ſeit 1618 Witwer.

[1]) Dies war wichtig, weil man ihr nicht unerhebliche Anſprüche auf Montferrat zuſchrieb.

[2]) Sein Großvater, Ferrante I., war ein Bruder Friedrich's, des erſten Herzogs von Mantua, aus dem Hauſe Gonzaga, ein Oheim Herzog Wilhelm's von Mantua und Ludwig's von Nevers. Er ſelbſt † 1632.

[3]) Geb. 2. Oct. 1591, verm. 13. Febr. 1606 mit Herzog Heinrich von Lothringen, dem ſie, außer einem todten Prinzen, drei Töchter gebar, Witwe 31. Juli 1624, † 7. Febr. 1632.

ſprucht, und Spanien ſowol als der Kaiſer waren den Nevers abhold. Doch es gehört nicht hierher, die Vorgänge zu ſchildern, durch welche ſchließlich die Nevers, mit dem Beiſtande Frankreichs, gleichwol in den Beſitz dieſes Erbes kommen ſollten, das ſie endlich doch, ſelbſt vor dem völligen Erlöſchen ihres Mannesſtammes (1708), eben durch ihre Anhänglichkeit an Frankreich wieder verloren haben.

Wir ſchließen dieſen Aufſatz mit der Erzählung der letzten, ſich an Johann Medici knüpfenden Begebenheiten. Er war, nachdem ihn die Concinis aus Frankreich vertrieben hatten, in venetianiſche Dienſte getreten, ſei es, daß zwiſchen ihm und dem Großherzog Ferdinand eine Erkaltung fortdauerte, oder daß er in Toscana für ſeinen Thatendurſt kein ausreichendes Feld fand. Der neue Großherzog rief ihn zwar nach Toscana zurück und übertrug ihm die Leitung des Kriegsweſens und der Bauten von Livorno, das weſentlich Franz und Ferdinand ſeinen Aufſchwung und ſeine Erweiterung verdankte. Indeß kehrte er bald nach Venedig zurück, um ungenirter einer Neigung leben zu können, die denn doch auch dieſen verſtändigen Mann in das gewöhnliche Geſchick der damaligen italieniſchen Prinzen verſtrickt hatte. Vielſeitig gebildet und munteren Weſens, gefiel er ſich an dem etwas düſtern Hofe des kränklichen Cosmus II. nicht, und zerſtreute ſich in dem Kreiſe eines fröhlichen jungen Adels, aus dem ſich eine Art Akademie für literariſche Beſchäftigungen, ritterliche Uebungen und — galante Abenteuer gebildet hatte. Hier ward er auf die ſchöne Livia Vernazza aufmerkſam gemacht, ein Weib aus niederem Stande und gemeinen, ſelbſt unwürdigen Wandels, aber unternehmenden, feurigen Geiſtes. Sie war die Tochter und die Frau genueſiſcher Matratzenmacher, war aber ihrem Mann, dem Baptiſta Granara, mit einem Liebhaber entlaufen, eingeholt, in ein Zuchthaus gebracht, von ihrem Liebhaber wieder befreit worden, nach Lucca, dann nach Florenz gekommen und hatte ſich hier nicht anders als durch Preisgebung ihres Leibes ernähren zu können gewußt. Wie Johann ſie kennen lernte, entbrannte er in ſolcher Liebe zu ihr, daß er ſie öffentlich zu ſich nahm, um ihretwillen wieder in venetianiſchen Dienſt trat, ihre erſte Ehe von der biſchöflichen Curie zu Genua für nichtig erklären ließ und ſie heirathete, auch bald einen Sohn mit ihr erzeugte. Als Nichtigkeitsgrund der erſten Ehe diente die Behauptung, daß ſie in ihrem dreizehnten Jahre zu derſelben gezwungen worden ſei, und ihr erſter Mann ward durch Geld vermocht, ſich die Sache gefallen zu laſſen. Dem Hauſe Medici war aber das Verhältniß ſchon an ſich und dann beſonders deshalb zuwider, weil man gehofft hatte, Johann würde erblos ſterben und ſein Vermögen für die jüngern Glieder des Hauſes gewonnen werden können. Man dachte daran, den Granara gegen die Scheidung appelliren zu laſſen, und brachte ihn vorläufig in ſichern Gewahrſam, indem man ihn (1619) aus Genua entführen und über Livorno nach Florenz bringen ließ, wo er im Fort Belvedere, im übrigen unter beſter Behandlung, in Haft gehalten ward. Johann hing aber zu feſt an ſeiner Livia und ſtand in ſo hohem Anſehen in Venedig und ſonſt, daß man bei ſeinen Lebzeiten nichts gegen ſeine Ehe vorzunehmen wagte.

Am 28. Febr. 1621 ſtarb der Großherzog Cosmus II. an ſeinen Bruſtleiden; am 2. Mai folgte ihm der von Bianca Capello in die Familie eingeſchwärzte Antonio, und am 19. Juli zu Murano Johann, einen Sohn Namens Franz und ſeine Witwe ſchwanger hinterlaſſeud. Der neue Großherzog, Ferdinand II. (geb. 1610, † 24. März 1670), ſtand erſt im elften Jahre und ſeine Mutter und Großmutter, die Erzherzogin Maria Magdalena und die Großherzogin Chriſtine, führten die Regentſchaft. Als ſie von dem Tode Johann's hörten, ſchickten ſie einen Agenten nach Murano, der die Witwe und den Sohn nach Florenz bringen ſollte. Die Witwe verſchwieg ſich nicht, daß ſie in Florenz keinen wohlwollenden Geſinnungen begegnen würde, und hatte jeden Grund, unter dem Schutze Venedigs zu verbleiben. Man wußte ihr aber die Beſorgniß einzuflößen, daß ſie der Zauberei angeklagt werden würde, da ihr Gemahl an einigen magiſchen Thorheiten Behagen gefunden und ſie daran Antheil genommen hatte, und aus Furcht vor dem Ketzergericht begab ſie ſich, hier von ihrem Geiſte und Muthe verlaſſen, unter das Sittengericht erbitterter Gemüther und feindlicher Intereſſen. Ihr erſter Mann ward losgelaſſen und mußte die Scheidung anfechten. Der Papſt, (Gregor XV.[1]), dem florentiniſchen Hofe befreundet, gab dem Biſchof von Albenga Auftrag, die Sache zu unterſuchen, und erklärte gleich in dem betreffenden Breve, die Unkeuſchheit der Livia habe ſie verführt, die Curie durch falſche Angaben zu täuſchen. Der Biſchof urtheilte demgemäß und die Ehe der Livia mit Don Johann ward für ungiltig erklärt. Sein Vermögen fiel an Lorenzo Medici, der dafür die Verſorgung ſeines nun illegitim gewordenen Sohnes übernahm. Dieſer ſoll in die Stimmungen, welche eine derartige Lage und das Bewußtſein, durch Ungerechtigkeit aus glänzenden Verhältniſſen in beſchränkte Abhängigkeit herabgedrängt zu ſein, nur zu leicht hervorruft, verfallen ſein und ein wirres und unglückliches Leben geführt haben. Livia ward in ein Kloſter geſperrt und ſpäter auf ein Landhaus verwieſen, wo ſie geſtorben iſt. Welches Geſchlechtes das Kind geweſen, das ſie nach dem Tode ihres fürſtlichen Gemahls geboren, und was aus demſelben geworden, finden wir nicht, vermuthen aber, daß es eine Tochter war und zeitig in eine beſſere Welt verſetzt ward.

---

[1] Alexander Lodoviſi, geb. 9. Jan. 1554, erwählt 9. Febr. 1621, † 8. Juli 1623.

II. Ein gefährlicher Ring.

(Aus der däniſchen Hofgeſchichte.)

Friedrich II., König von Dänemark, der Urenkel jenes oldenburger Grafen, der 1448 als Chriſtian I. die Throne von Dänemark und Norwegen beſtieg, der Sohn des Königs Chriſtian III. (geb. 12. Aug. 1504, † 1. Jan. 1559) und der Dorothea von Sachſen-Lauenburg (geb. 9. Juli 1511, vermählt 1525, † 7. Oct. 1571), der Bruder der Kurfürſtin Anna von Sachſen, war am 1. April 1534 geboren, beſtieg 1559 die Throne ſeines Vaters, ſchloß aber erſt am 20. Juni 1572 eine Ehe, in der er der Stammvater der noch jetzt regierenden Linie des däniſchen Königshauſes geworden iſt. Die Urſache dieſer langen Verzögerung eines Schrittes, mit welchem Thronfolger und Fürſten ſonſt zu eilen pflegten, ſoll in folgenden Umſtänden gelegen haben. Der ſchöne und wohlbegabte, von Johann Svaning und Chriſtoph Michelſen gründlich gebildete Prinz erhielt, nach erlangter Volljährigkeit, das Schloß und Stift Malmoe eingeräumt. Zum Hofmeiſter an ſeiner Hofhaltung wurde Eyler Hardenberg auf Vedtofte, aus dem berühmten niederſächſiſchen Geſchlechte, ernannt. Dieſer hatte eine Tochter, welche durch Schönheit, Anmuth, Geiſt und Bildung glänzte. Sie ſprach Latein, Deutſch, Däniſch und

Franzöſiſch, war Meiſterin auf der Harfe und ſang zum Entzücken. Ihr geiſtreicher Witz, ihre muntere Heiterkeit belebte den Hof und der reine Adel ihres Weſens flößte Achtung ein. Friedrich konnte nicht lange der tägliche Zeuge ihrer Liebenswürdigkeit ſein, ohne in leidenſchaftlicher Glut für ſie zu entbrennen, ſie zur Dame ſeines Herzens und zum Ziele ſeiner glühenden Liebe zu erkieſen. Er nannte ſie ſeine Dagmar, nach der nach drei Jahrhunderten noch im Volksmunde gefeierten Margarethe, jener Tochter des Böhmenkönigs Premislaus Ottokar [1]), der Gemahlin Waldemar's II., der das Volk jenen ſchmeichelnden Namen beigelegt hatte, und unter dieſem Namen iſt auch die Geliebte Friedrich's II. auf die Nachwelt übergegangen. Die Neigung des jungen Prinzen entging dem wachſamen Auge des klugen Eyler Hardenberg nicht, und eine Warnung von ihm genügte, ſie die möglichen Folgen einer blinden Hingabe an eine auch von ihr empfundene Liebe erkennen zu laſſen, machte vielleicht ihr erſt die Gefühle ihres eigenen Herzens klar, worauf kein anderer Entſchluß ihrem Weſen entſprach, als niemals ihre Ehre ihrer Liebe zu opfern. Wie ſie war und ſich auch weiterhin zeigte, wird es ſchwerlich der Hinweiſung auf die Schmach der Diana von Poitiers, oder gar der Drohung, ſie wie Virginia [2]) zu todten, wird es gar keiner kunſtvollen Beredſamkeit bedurft haben, ſie für eine Haltung zu ſtimmen, die ebenſo durch die Geſinnungen eines reinen und ſtolzen Herzens, wie durch die Vorſchriften der geſunden Vernunft, ja ſchon der gewöhnlichen Klugheit geboten war. Gleichwol ſoll der beſorgte Vater dieſe Beredſamkeit aufgeboten und ſie auf ein Crucifix haben verſprechen laſſen, allen Bewerbungen des Prinzen zu widerſtehen. Sie leiſtete dem Gelübde ſtandhaft Folge, ungeachtet ihr Widerſtand natürlich die Liebe und das Verlangen des Prinzen immer ſtärker entflammte, der auch gegen ihren Vater kein Hehl aus dieſer Leidenſchaft machte. Der letztere verſuchte nun, ob Entfernung und der Eindruck neuer Gegenſtände die Glut nicht kühlen werde, und ſoll den königlichen Befehl erwirkt haben, wonach der Prinz ſeine Schweſter Anna, die 1557 mit ihrem Gemahle einen Beſuch in Dänemark gemacht hatte, nach Dresden zurückzubegleiten hatte. Vor der Abreiſe ſoll der Prinz den Vater ſeiner Dagmar zu dem Verſprechen vermocht haben, ſie während ſeiner Abweſenheit nicht zu verheirathen. Er blieb mehrere Monate in Dresden und wohnte dann noch (1558) der Krönung Kaiſer Ferdinand's I. in Frankfurt a. M. bei. Von da eilte er aber nach Malmoe zurück, wo er unerwartet im Zimmer der Geliebten erſchienen ſein ſoll, die bei ſeinem Anblick in Ohnmacht gefallen, durch ſeine Küſſe aus der, hiernach nicht ſehr tiefen, Ohnmacht erweckt worden wäre, ſich aber dann ſofort ſeiner Umarmung entriſſen und ihn,

---

[1]) Eine Tochter des Böhmenkönigs Johann, als welche ſie in einer neueren Schrift bezeichnet wird, kann ſie nicht geweſen ſein, da dieſer ein ganzes Jahrhundert nach ihr lebte. Aeltere Genealogen machen ſie zu einer Tochter eines böhmiſchen Prinzen Otto, der zu Brünn reſidirte. Das Volk rühmte ihr nach, in ihrer Sterbebeichte habe ſie keine Sünde zu bekennen gehabt, als — daß ſie an Sonntagen ihre ſeidenen Aermel geſchnürt habe. Ihr einziger Sohn Waldemar ſtarb 28. Nov. 1231, in Folge einer zufälligen Jagdwunde, erblos.

[2]) Wenn er die Lucretia genannt hätte, wie wir in der ſchen

---

gedachten Schrift leſen, ſo hätte er freilich nicht das treffende Beiſpiel gewählt. Denn Lucretia tödtete ſich ſelbſt, als Tarquin ihr Gewalt angethan. Virginia aber war es, die, von gleicher Schmach bedroht, durch ihren Vater erſtochen ward.

trotz ſeines flehenden Andringens, mit den Worten zurückgewieſen habe, ſie ſtehe zu tief, um ſeine Gattin, und zu hoch, um ſeine Buhlerin zu werden. Auch der Vater wies die Anträge und Lockungen des Prinzen mit Unwillen zurück und zeigte ſich entſchloſſen, lieber ſeinen Poſten aufzugeben, als ſeinen Vortheil mit der Schande ſeiner Tochter zu bezahlen.

Bald darauf ſtarb König Chriſtian III. und ſechs Tage nach deſſen Tode ernannte der nunmehrige König Friedrich II. den Eyler Hardenberg zum Reichshofmeiſter und nöthigte ihm dieſe Würde, trotz der anfänglichen Ablehnung des Ehrenmannes, auf. Hardenberg nahm ſie, dem wiederholten Befehle des Königs gegenüber, zwar endlich an, gab jedoch ſofort den Beweis, daß er den vom Könige dafür im Stillen bedungenen Preis, deſſen Vorausſetzung er wohl durchſchaute, nicht zu zahlen geſonnen ſei. Er ſchickte ſeine Tochter, unter dem Geleite ihrer Mutter, zu einem Blutsfreunde in Hannover. Der König war, als er von dieſer Wendung Kunde erhielt, in der erſten Hitze geneigt, den ſtarren Hofmeiſter durch Entlaſſung vom Amte zu ſtrafen, gab dies aber, nach reiferer Erwägung, auf, in der Hoffnung, daß fortgeſetzte Beziehungen und Gnadenbezeigungen denn doch Gelegenheit geben würden, die gewünſchte Nachgiebigkeit zu erwirken. Dieſe Hoffnung ſollte leider in Erfüllung gehen und es ſollte ſich zeigen, daß auch Eyler Hardenberg einen Preis hatte, für den er zu kaufen war. Der Herzog Adolf von Holſtein-Gottorp, der Oheim des Königs Friedrich II., war ſchon lange damit umgegangen, der ihm läſtigen Unabhängigkeit der tapfern Dithmarſen und ihrer, nach altſchweizeriſchem Muſter gebildeten Bauernrepublik ein Ende zu machen und die alten Schläge, die ſie den Dänen und Holſteinern beigebracht, zu rächen. Da er aber daran verzweifelte, ohne Dänemarks Mitwirkung ſeine Abſicht erreichen zu können, ſo hatte er ſchon ſeinem Bruder Chriſtian III. angelegen, ſich dem Unternehmen anzuſchließen, war aber an der friedlichen Geſinnung dieſes Königs geſcheitert. Auch bei Friedrich II. fand er anfangs kein günſtigeres Gehör. Dagegen gelang es ihm, den Reichshofmeiſter für ſeinen Plan zu gewinnen, und er überließ es dieſem, den König umzuſtimmen, während er ſelbſt noch weitere Verbündete anzuwerben bemüht war. Friedrich blieb jedoch, ungeachtet ihm vorgeſtellt ward, daß, wenn der Herzog mit anderer Hilfe die Dithmarſen doch bezwinge, aller Vortheil des Sieges dieſem allein zufallen würde, unerſchütterlich bei ſeinem Entſchluſſe der Neutralität. Da griff der Reichshofmeiſter zu einem letzten Mittel. Was alle Lockungen perſönlichen Vortheils nicht vermocht hatten, bewirkte der Eifer politiſcher Strebungen, bei dem ſo ſchwer zu erkennen iſt, wieviel Antheil die Wärme der Vaterlandsliebe, welche wol auch die Zweideutigkeit des Mittels über dem Schimmer des Zweckes überſehen macht, und wieviel das Verlangen, einen einmal mit Eifer erfaßten Gedanken um jeden Preis durchzuführen, daran gehabt hat. Er ließ jetzt dieſelbe Tochter, die er vor kurzem erſt gefliſſentlich entfernt hatte, um ihre Beziehungen zu dem Könige aufzulöſen, ebenſo gefliſſentlich zurückkommen, damit ſie den König durch ihren Einfluß umſtimme. Ihrer Ueberredungskraft und dem Eindrucke ihres perſönlichen Anliegens ſoll es denn auch zuzuſchreiben ſein, daß der König in der That ſeinen Entſchluß aufgab und dem Kampfe gegen die Dithmarſen beitrat (1559), ſodaß die volksthümliche Freiheit eines braven Volksſtammes dem Einfluſſe eines Gunſt-

Fräuleins zum Opfer gefallen wäre [1]. Freilich iſt dabei — wie in allen den Fällen, wo man große Wirkungen aus kleinen Urſachen abzuleiten liebt — zu bedenken, daß, auch die vollkommene Wahrheit der ganzen Sache angenommen, jener Einfluß doch nur das äußere Mittel geweſen wäre, wodurch eine an ſich ſchon reife Frucht gerade zu dieſer Zeit und von dieſen Mächten geerntet wurde. Einige Menſchenalter früher wären die Dithmarſen nicht beſiegt worden, und das achtzehnte Jahrhundert hätte ihre damalige Verfaſſung ſicher nicht überſtanden. Uebrigens blieb die alte Freiheit der Einzelnen und des innern Volkslebens beſtehen, und nur das Regiment hörte auf, ein bäuerlich-demokratiſches zu ſein.

Der Krieg hatte den Dänen nur wenig Leute und nur 72,000 Thaler an Geld gekoſtet, und das eroberte Land ward zwiſchen Dänemark und den Herzogen Johann und Adolf von Holſtein getheilt, und iſt bekanntlich zuletzt ganz an die däniſche Dynaſtie gekommen. Friedrich II. mochte es ein ſchönerer Lohn dünken, daß ſeine geliebte Dagmar von Entzücken und Triumph über den glänzenden Ausgang der von ihrem Vater und ihr betriebenen Unternehmung erfüllt war, und daß ſie von nun an kein Bedenken mehr erhob, an ſeiner Seite zu bleiben, öffentlich ſeine Huldigungen anzunehmen, ihm das Feuer ihrer eigenen Liebe nicht länger zu verbergen, und den Einfluß auf ihn geltend zu machen, den er ihr einzuräumen ſo willig war. Ob ſie ihm mehr gewährt, iſt ungewiß geblieben, und daß es dies bei einer noch viele Jahre währenden Verbindung bleiben konnte, bezeugt jedenfalls, daß der Anſtand dabei mit ſoviel Strenge beobachtet wurde, als bei einem Verhältniſſe möglich war, wo der König ſeine Liebe zu dem Fräulein öffentlich kundthat, und daß die Haltung des Fräuleins eine ſolche blieb, die ſelbſt der Läſterſucht keinen recht ſcheinbaren Halt bot. Auch Diejenigen, welche annehmen, ſie ſei nicht immer unerbittlich gegen den König geblieben, verſichern doch, daß ſie noch nach dem Dithmarſenkriege eine Zeit lang ſtandhaft blieb, und ſich ſogar bemühte, ihn zu einer ſtandesmäßigen Vermählung zu vermögen. Es würde auch durch dieſe Haltung wol erklärt werden, daß die Familie des Königs das Fräulein mit höchſter Achtung behandelte. Bei der Krönung des Königs, die am 28. Aug. 1559 ſtattfand, und zu der ſich die Königin-Mutter, die Oheime und ein Bruder des Königs und der Kurfürſt Auguſt von Sachſen mit ſeiner Gemahlin eingefunden hatten, fuhr Dagmar im Krönungszuge, in einem ſechsſpännigen Wagen, neben der Königin-Mutter, der Kurfürſtin von Sachſen, der ſie als Ehrendame beigegeben war, und der Prinzeſſin Dorothee[1]. Unter den acht Rittern des Elefantenordens, die an dieſem Tage ernannt wurden, war ihr Vater der erſte. Bei der Krönungstafel ſaß ſie zwiſchen dem Kurfürſten und dem Könige. Am dritten Tage nach der Krönung ſchenkte ihr ihr königlicher Geliebter den Ring, den ihm ſein ſterbender Vater durch Erich Wolkendorf nach Malmoe geſchickt hatte. (Ob dieſer Ring ſich ihr geſährlich erwieſen hat, wiſſen wir nicht; es war aber, wie ſich zeigen wird, nicht der Ring, den wir bei dieſem Aufſatze im Sinne haben.) Bei der am 30. Aug. erfolgenden Abreiſe des Kurfürſten begleitete ſie, wie der König, das hohe Paar bis Wordingborg und erhielt vom Kurfürſten eine Einladung nach Dresden, von der Kurfürſtin aber ein für die „Mutter Anna“ bezeichnendes Gunſtgeſchenk: von dieſer ſelbſt zubereitetes Magenwaſſer.

---

[1] Die Erzählungen, welche die Sache in dieſem Lichte darſtellen, ſowie überhaupt die Traditionen über das Verhältniß des Königs zu der Hardenberg, ſind zuſammengeſtellt bei Oettinger, „Geſchichte des däniſchen Hofes“ (Hamburg 1857), I, 191 fg.

---

[1] Die jüngſte Schweſter des Königs, geb. 29. Juni 1546. Sie vermählte ſich zwei Jahre ſpäter, 12. Oct. 1561, mit dem Herzog Wilhelm von Braunſchweig-Lüneburg, ward 20. Aug. 1592 Witwe und † 6. Jan. 1617.

Hat ſie nun auch damals dem Könige die Rechte eines Gemahls nicht eingeräumt gehabt, ſo gerirte ſie ſich doch in allen ſonſtigen Beziehungen als Gemahlin und übte einen leitenden Einfluß auf ihn. Als ſein jüngerer Bruder Magnus durch die Ruſſen aus Kurland vertrieben war und der König mit Grund demſelben zürnte, weil er durch Ungeſchick, Leichtſinn und Ausſchweifung ſeine dortige Aufgabe verdorben und ſich tief in Schulden geſtürzt hatte, wendete ſich die Königin-Mutter ſelbſt an die Geliebte ihres Sohnes und erwirkte durch dieſe, daß der König ſich bereit erklärte, die Schulden zu zahlen und dem Prinzen auch ſonſt Beiſtand zu leiſten, wie er denn zunächſt einen zweijährigen Waffenſtillſtand vermittelte, infolge deſſen Magnus nach Oeſel zurückkehrte. Bei der Vermählung der Prinzeſſin Dorothee, die zu Celle gefeiert ward, erſchien, wie Kurfürſt Auguſt von Sachſen, ſo auch König Friedrich II. und in deſſen Gefolge auch der Reichshofmeiſter Hardenberg und deſſen Tochter. Als der König ſich bei dieſer fröhlichen Gelegenheit ein Räuſchchen getrunken, ſoll ſeine Dagmar, wie eine gute, ſtrenge Hausfrau, ihn deshalb ausgeſcholten haben. Gleichwol wäre ſie auch damals noch, wird behauptet, ſtandhaft in Behauptung ihrer Tugend geweſen, und da der König dieſen beharrlichen Widerſtand den Ermahnungen und der Wachſamkeit des Vaters zugeſchrieben, ſo habe er dieſen zu entfernen geſucht und ihn deshalb an der Spitze einer Geſandtſchaft an den moskowitiſchen Hof geſchickt, wohin er auch am 27. April 1562 abſegelte und wo er ein halbes Jahr verweilte. Da die Frau v. Hardenberg kurz vorher geſtorben war, ſo blieb nun freilich Dagmar allein bei dem Könige zurück und ihre Tugend nun ihrer eigenen Bewachung überlaſſen. Freilich möchte man fragen, warum der Vater, wenn er wirklich auch in dieſer Zeit noch um die Tugend ſeiner Tochter ſo beſorgt war, dieſelbe nicht mitnahm. Hatte er denn doch ſoviel Geſchmack an ſeiner Größe gewonnen, daß er ſie nicht durch eine neue Durchkreuzung der königlichen Abſichten aufs Spiel ſetzen wollte? Oder wollte er den König nicht verlaſſen, ohne in ſeiner Tochter eine ſichere Vertreterin ſeiner Politik und ſeines Einfluſſes zurückzulaſſen? Wie dem auch ſei, in die Zeit dieſer Abweſenheit des Reichshofmeiſters verlegt man die einzigen Fälle, von denen ein, auf andern Seiten widerſprochenes Gerücht zu berichten weiß und bei denen der König an das Ziel ſeiner Wünſche gekommen ſein ſoll. Man behauptete nämlich, in jener Zeit habe ſie dem Könige insgeheim wiederholte nächtliche Rendezvous in dem Luſtſchloſſe Marienlyſt bei Helſingör gegeben. Von Folgen dieſer angeblichen Zuſammenkünfte, wie von einer Fortſetzung derſelben in ſpäterer Zeit wird nichts berichtet.

Der Einfluß der Dame blieb aber noch lange ſo mächtig wie je. Ihr Vater kehrte zurück und mit ihm kam eine zahlreiche ruſſiſche Geſandtſchaft, welche dem Könige am 6. Dec. 1562 prächtige Geſchenke überreichte. Ein darunter befindlicher, mit koſtbaren Edelſteinen geſchmückter Dolch ſoll bald darauf in den Beſitz der Dagmar übergegangen ſein. Vielleicht ſollte ſie damit ihre

Tugend vertheidigen. Als im Winter des Jahres 1565 der alte Eyler Hardenberg geſtorben war, ſoll es der Einfluß Dagmar's geweſen ſein, wodurch der König beſtimmt ward, den Reichsrath Peter Oxe, der ſchon unter Chriſtian III. ſehr einflußreich geweſen, durch die Königin Dorothea aber geſtürzt und vertrieben worden war, nicht nur zurückzuberufen und wieder in den Beſitz ſeiner Güter einzuſetzen, ſondern ihn auch zu dem höchſten Amte des Reichs, dem des Reichshofmeiſters, zu ernennen, zu deſſen Verwaltung er übrigens wohlbefähigt war und ſich namhafte Verdienſte darin erwarb. Man behauptete aber, Dagmar ſei dadurch zu ihrer Verwendung für ihn beſtimmt worden, daß er von Lothringen aus an ſie geſchrieben und ihr einen Theil ſeiner Güter angeboten, ihr auch nach ſeiner Rückkehr, neben andern Geſchenken, einen in Paris gefertigten Diamantſchmuck, der 500,000 Francs an Werth gehabt, offerirt habe. Wäre das alles wahr, ſo konnte es wieder ſcheinen, als wäre das Fräulein Hardenberg weſentlich durch Habſucht in ihrer ſeltſamen Stellung feſtgehalten worden oder doch dieſer Paſſion ergeben geweſen. Gleichwol ſoll ſie unbemittelt geſtorben ſein.

Noch hielt ſie ſich verſchiedene Jahre an der Seite des Königs herrſchend und einflußreich. Indeß zeigte ſich doch allmälig eine gewiſſe Erkaltung des Königs. Dagmar war zwei Jahre älter, als er, ging ſtark auf die vierzig los und feſſelte ihn nicht mehr durch die Reize ihrer Jugend. So mochten ihm allmälig die ihm früher ſo oft von den Seinen und, wie es hieß, von Dagmar ſelbſt nahe gelegten Gedanken an eine ſtandesmäßige Vermählung und Erweckung einer legitimen Thronfolge immer plauſibler vorkommen, und er fing an, ſich nach einer paſſenden Braut umzuſchauen, und zwar iſt er mit ſolchen Gedanken mindeſtens ſchon 1568 umgegangen, wie ſich aus folgendem wunderlichen Handel ergibt.

Von 1563 bis zum Stettiner Frieden vom 13. Dec. 1570 war Dänemark mit Schweden in den ſogenannten Wappenkrieg verwickelt, der allerdings ſeine letzten und tiefern Gründe in den ganzen Verhältniſſen zwiſchen Dänemark und Schweden und darin hatte, daß Schweden allmälig an jene erſte Stelle gehoben ward, welche bis dahin Dänemark unter den ſkandinaviſchen Reichen eingenommen, in Verhältniſſen, welche auch nachmals dieſe Reiche öfters gegen einander geſtellt, oder auf verſchiedene Seiten geführt haben. Wie es aber unter ſolchen Umſtänden nie an einem Vorwand zum Kriege gebricht, ſo bot damals die von Schweden angefochtene Beibehaltung der drei Kronen, des Unionswappens, im däniſchen Staatswappen einen ſolchen. Der eigentliche Ausbruch aber trat, nach längerer, durch fruchtloſe Unterhandlungen nur vermehrter Spannung, infolge einer herausfordernden Maßregel der däniſchen Regierung ein, wonach dieſe drei ſchwediſche Reichsräthe, welche über Kopenhagen nach Deutſchland reiſen wollten, um für König Erich XIV. um die Hand der Prinzeſſin Chriſtine von Heſſen zu werben, im Februar 1563, unter dem frivolen Vorwande, daß ſie ohne Päſſe gekommen ſeien, anhalten ließ. Sollte es wahr ſein, daß Dagmar dem König zu dieſem Schritte gerathen, ſo würde man ihre ſpätern Leiden als eine wohlverdiente Strafe für dieſe leichtfertige Hervorrufung eines Krieges, der ſo vielen Menſchen das Leben koſten ſollte, betrachten können. Daß der Krieg an ſich in den Verhältniſſen begründet war und früher oder ſpäter, aus dieſem oder einem andern Anlaſſe, doch zum Ausbruch gekommen wäre, könnte dabei ihre perſönliche Schuld nicht mindern.

In dieſem Kriege nun führte das däniſche Landheer eine Zeit lang der Graf Günther XLI. von Schwarzburg. Es war dies ein Sohn des Grafen Günther XL. (geb. 31. Oct. 1499, † 10. Nov. 1552), der die Beſitzungen des Hauſes Schwarzburg wieder vereinigte und, angeblich ſeines Reichthums halber, den ſeltſamen Beinamen: „mit dem fetten Maule" führte, und der Eliſe von Iſenburg-Kolſterbach (verm. 20. Nov. 1528, † 14. Mai 1572). Günther XLI. war 25. Sept. 1529 geboren, bei Kaiſer Karl V. als Truchſeß in Dienſt getreten, hatte dieſen 1553 vor Metz begleitet, war Oberſt der deutſchen Garde Philipp's II. worden, und hatte 1557 mit bei St. Quentin gefochten, ſich aber 1560, wo er ſich 17. Nov. mit Katharina von Naſſau-Dillenburg (geb. 29. Dec. 1543, † 25. Dec. 1624), einer Schweſter des berühmten Wilhelm von Oranien, vermählt hatte, und wo der Friede von Chateau-Cambreſis geſchloſſen ward, in ſein ihm 1552 zugefallenes Erbe zurückgezogen, wo er von den 10,000 Fl., die Kaiſer Karl V. ihm geſchenkt gehabt, den Bau des Schloſſes zu Arnſtadt vollendete. Aber nicht lange litt es ihn in der Ruhe, wie ihm denn ſeine öftern Kriegszüge den Beinamen des Streitbaren verſchafften. Der zwiſchen Dänemark und Schweden ausgebrochene Krieg führte ihn 1563 unter die däniſchen Fahnen. Er führte in dieſem Jahre, allerdings unter dem Befehle des Königs ſelbſt, ein Heer von 20,000 Mann Fußvolk und 4000 Reitern nach Schonen, wo ſich das von Erich Bagge vertheidigte Elsborg nach vierzehntägiger Belagerung ergeben mußte. Weniger zur Zufriedenheit des Königs operirte er im folgenden Jahre, wo er, nach dem großen Seeſiege, den die Dänen (28. und 29. Mai) bei Oeland erfochten, am 14. Juli in Schweden ſelbſt eindrang. Die Dänen wenigſtens behaupteten, er ſei hier mehr auf Beutemachen, und zwar für eigene Rechnung, als auf Kriegserfolge bedacht geweſen, und habe einmal nicht weniger als 3000 Ochſen durch Dänemark nach Schwarzburg treiben laſſen. Daß man es ihm dabei zum Vorwurf machte, er habe „dafür“ ſeine Gemahlin aus Deutſchland kommen laſſen, ſcheint allerdings für eine parteiiſche und übertreibende Eingenommenheit zu ſprechen und in den Geſchmack der gewöhnlichen ſchlechten Witze zu gehören, mit denen ſich die Dänen für die Ueberlegenheit Deutſchlands und ihre eigene, durch Iſolirung verſchuldete Verkommenheit zu rächen lieben. Wie dem auch ſei, König Friedrich II. fand ſich veranlaßt, den tapfern Daniel Rantzau[1] an die Stelle des Schwarzburgers zu ſetzen, und es iſt nicht zu leugnen, daß dieſer Tauſch ein glücklicher war.

Graf Günther erſcheint nun 1566 wieder in Ungarn, in den Dienſten des guten und weiſen Kaiſers Maximilian II., der aber auch mit ſeinem Verfahren als Kriegsführer nicht zufrieden war. Der Kaiſer rechnete, in einem Schreiben, das er aus dem Lager bei Raab, unter dem 29. Sept. 1566, an ſeinen Schwager den Herzog Albrecht von Baiern richtete, vornehmlich den Grafen Günther zu denen, die ihn von jedem, denſelben gewagt erſcheinenden Schritt abgemahnt, auch durch ihren Eigennutz die Soldaten meuteriſch gemacht und auch damit die Operationen aufgehalten hätten. Er wolle ſich dreimal bedenken, ehe er dieſe Leute wieder brauche. Graf Günther könne nichts, als ſtolziren, wolle ſich „um nichts annehmen, und verhindere mehr, als er Guts mache.“

---

[1] Er fiel 11. Nov. 1569 vor Warberg, worauf Chriſtoph Dohna ſein Nachfolger wurde.

Er laſſe den Hauptleuten allen „Muthwillen“ durchgehen, ja beſtärke ſie noch darin. Auf den Muſterrollen habe er 1500 Pferde; aber ſo oft man ſie gebraucht habe, oder marſchirt ſei, habe er, der Kaiſer, niemals auch nur 1000 geſehen. In der That beſchäftigte er den ſtreitbaren Grafen nicht wieder im Kriege, muß ihm aber doch ſonſt Vertrauen bewahrt haben, da er ihn zum Reichshofrath ernannte und 1567 an dem Executionszuge gegen Johann Friedrich von Sachſen-Gotha theilnehmen ließ, 1568 aber ihn in die Niederlande zu dem Herzog von Alba ſchickte, wo er bis zu deſſen Abberufung (1573) blieb. Später iſt er vom Kaiſer Rudolf II. 1582 nochmals in die Niederlande geſendet und dem Erzherzog Matthias als kaiſerlicher Geheimer- und Kriegsrath beigegeben worden, ſtarb aber ſchon 1583 zu Antwerpen, kinderlos. Seine Gemahlin brachte ſeine Leiche in die Heimat, bezog dann ihren Witwenſitz zu Arnſtadt und hat hier noch über vierzig Jahre gelebt.

Wie nun dieſer Graf Günther, trotz ſeiner mislichen Kriegsführung und der Anläſſe zur Unzufriedenheit, die er durch ſeinen Eigennutz gegeben, bei Kaiſer Maximilian II. in Gnaden blieb, ſo ſcheint auch ſeine Entlaſſung von dem däniſchen Kriegsbefehl ſein Verhältniß zu König Friedrich II., der ihn ohnedies mehr der Meinung des däniſchen Heeres zum Opfer gebracht, als aus eigener Bewegung entlaſſen haben mag, zunächſt nicht getrübt zu haben. Auch iſt er, nach actenkundigen Thatſachen, ohne daß wir das Wie und Warum zu ermitteln vermocht hätten, jedenfalls 1568 und wahrſcheinlich auch vorher zeitweiſe in Dänemark geweſen, und hat dabei mit dem Könige in ſo freundlichem Verkehr geſtanden, daß er ihm eine Gemahlin vorſchlagen durfte und von ihm zum Unterhändler bei dieſem Eheprojecte gebraucht ward.

Er ſchlug ihm ſeine Schwägerin, die Gräfin Juliane von Naſſau (geb. 11. Febr. 1546) vor, und der König hat auch ſpäter nicht in Abrede ſtellen können, daß er dieſer Verbindung nicht gänzlich abgeneigt geweſen ſei, wiewol er alles auf perſönliche „Beſichtigung“ und Zuſammenkunft geſtellt habe. Es ſcheint auch, der König ſchickte ſeinen „lieben getrewen und alten Kammerdiener Hans Spiegel“ zu einer vorläufigen Beſichtigung ab, und der König ſagt ſelbſt, daß ihm „das löblich fromme Fräulein ſchöner geſtaldt und tugendt halber von gedachtem vertrauten Diener und menniglichen dermaſſen geruembt, daß er dadurch zu gunſtiger neigung und gutten willen gegen ihr bewogen worden, deren ſich denn gedachter unſer Cemmerer gegen Imhe den Grafen mit gutter Vertröſtung, als vor ſich ſelbſt, deuttlich und vertraulich gnugſam vernehmen laſſen.“ Der König ſtellte weiter nicht in Abrede, daß er dem Grafen für das Fräulein Juliane einen Ring übergeben gehabt, und der Streit ging nur darüber, ob er den Ring „auff die Ehe und zu einem Trauring“, oder ob er ihn „allein zur anzeig ſeines zugeneigten willens und gunſtigem angedenken“ gegeben habe. Der König behauptete das letztere und daß immer noch alles auf perſönliche Zuſammenkunft geſtellt geweſen wäre. Eine ſolche Zuſammenkunft iſt im September 1568 zu Roeskilde, wo ſich alſo damals der König und der Graf getroffen haben müſſen, verabredet worden. (In Roeskilde fanden im Spätjahr 1568 Friedensunterhandlungen zwiſchen Dänemark, Lubeck und Schweden ſtatt, wozu däniſcher Seits als Bevollmächtigte der Reichshofmeiſter Peter Ore, der Kanzler Johann Friis, die Reichsräthe Holger Roſenkrantz, Peter Bilde und Niels Kars erſchienen.) Ebendaſelbſt, im Garten, hatte, nach Graf Günther's Ver ſicherung, der König ihm, nachdem ſie „alldar von ſolcher Heyrathsſach allerley notwendige ſprach, erinnerung und zu gemutfürung deſſen wo dieſer handell villeicht hinauslauffen würde [1]), gehalten und gehabt," jenen Ring zugeſtellt, den er dem Fräulein von Naſſau, „beneben Ihrer Kön. W. Herz, ſo Ihro Königl. Würde demſelbigen Fräulein von Naſſaw mit ſolchem Ringe zueigneten," übergeben ſollen, „mit dem fernern anhangk, das er und die andern Freunde darauß auf S. Kön. W. geneigten willen zu ſolcher ſache und der oftgedachten Perſon zu ſpuren, und umb ſoviel deſto weniger an Ihrer Kön. W. zu zweifeln hetten."

Die Zuſammenkunft fand aber nicht ſtatt, und beide Theile ſchoben ſpäter die Schuld des Unterbleibens einander zu. Der König ſagte u. a.: „So hette darauff dem Graffen woll gebürtt, Solches der Sachen wichtigkeit nach In acht zu habenn, und nicht weniger mit dem Frewlein auff die dazu beſtimbte Zeit und mahlſtadt unaußbleiblich bei unß zu erſcheinen, alß wir unß ſolchs auff ſein erbietten und zuſag daß mall woll verſehen [2]) und wir unſers theils zu ſolche Zuſammenkunft allbereitt noturftige Verordnung gethan hetten. Weil es aber des Graffen theils darahn gemangelt, und uns alſo durch das auſſenbleiben die gelegenheit der beſichtigung und was der Allmechtige daßmal dabei uns verſehen und ſchicken möge, benhommen und die Sachen nicht weniger In ſolchem Zuſtandt uber unſer zuverſicht ahn meher ortten undter die leutt geſprengt worden, So hett er derwegen die unrichtigkeit, der ehr ſich vermeinlich beſchwerdt ſich ſelbs und ſeiner ſaumbnuß, das die erbettene Zuſammenkunſt daßmahl nicht Ins werk gericht, billicher, alß unß beizumeſſen, Wie wir dan vor unß woll bezeugen kennen, das wir ſolchen Handell unſers theils nicht anderſt als ſich gebürtt und mit Königlicher auffrichtigkeit Chriſtlich und woll gemeintt hetten [1])."

---

[1] Es ſcheint hiernach, daß die Sache ſchon langer ſpielte.

[2] Soll heißen: „damals wohl verſehen".

Graf Gunther ſchob dagegen, indem er den Punkt wegen des Ausplauderns der Sache mit Stillſchweigen überging, die Schuld des Unterbleibens der Zuſammenkunft ganz und gar auf den König. Er ſagt: „wenn S. Kön. Wurde bedencken, Was ſie im September des verſchienenen 1568. Jahres zu Rotſchildt ſolcher Zuſammenkunft halben mit uns für einen Abſchiedt genommen, darauff wir auch von Ihrer Kön. W. geſcheident ſein, und unß zu ſolchen Reiß mit unſern Freunden geſchickt gemacht, und dann darneben erwegen, wie ſie uns, als wir uns ſampt der Freundſchaft allbereit zu Anzuge gefaſt gemacht, und allerdings fortzuziehen fertigk geweſen ſein, ſolche zuſammenkunft aus etlichen fürgewendeten Verhinderungen bey derſelben Diener Platen unter Dato Neuburg, am Tage Johannes des angehenden 69. Jars [2]) abgeſchrieben, und daß ſie unter andern dieſe wortt Inn demſelben daßmal uns zugeſandten ſchreiben gebraucht: Als Ihr wollet den ſachen biß uff weiter unſer zuſchreiben unbeſchwerdt ſtillſtandt geben, und euch desfals keine frembde gedanken ſchepfen, dan es Je durch uns nicht zu endern. Wie denn daſſelbig noch mit Ihrer Königl. Wurde handt und ſiegel zu beweiſen iſt, ſo werden ſich S. Kön. W. viel eins andern zu berichten wiſſen. Ob wir wol noch Immer anhin auff das Jetztermelt Seiner Kön. Würde Schreiben ſamt dem Freulein und unſern Verwandten das weitere erfordernus erwartet, iſt doch nicht alleine kein andere Zeit wiederumb zur Zuſammenkunft, ſondern J. Kön. W. haben ſolche ſache volgendes unterm Dato Friedrichsburgk, Montags in den heiligen Oſtern [1]), Anno 69 gantz undt gahr auß etlichen angezogenen, vermeinten Urſachen abgekündigt, und ſich im Beſchluß deſſelben ſchreibens dieſer volgenden Wörter vernehmen laſſen: Als wollen wir dem allen nach hiemitt guthem vorbedacht den gantzen Handel auff und abgeſchrieben und geſchlagen haben. wie das mit ahngemelten Ihrer Kön. W. ſchreiben unter Ihrem handtzeichen und Secret außgangen auch kann dargethan werden. Mit welchen wir und unſere Freunde für arme Grafen Zu gedult zufrieden ſein und es dem Allmechtigen Gott bevehlen müſſen. Und laſſen uns gedüncken dieweil wir ſolchen unverurſachten ſchimpf und ſpott mit gedult auch nicht geringer auffgewendten koſten erſtanden haben, und noch zu unſerm nachtheil auff uns laſſen beruhen, Ihre Kön. W. mochten Ihres Theils auch wol damit im ſtilleſchweigen geblieben ſein [2])."

---

[1] Memorial vom 23. Sept. 1572, in der „Sammlung vermiſchter Nachrichten zur ſächſiſchen Geſchichte" VI, 281 ff.

[2] Da vom „angehenden" Jahre die Rede iſt, auch, wie ſich ſpäter ergibt, das Datum vor den 11. April fallen muß, ſo wird der Tag des Johannes Chryſoſtomus, der 27. Januar, gemeint ſein.

Wir ſind geneigt, zu glauben, daß in dieſem Punkte das Recht auf Seiten des Grafen war. Es iſt viel wahrſcheinlicher, daß der König, entweder ſelbſt unſchlüſſig geworden, oder durch die Einflüſterungen Dritter beſtimmt, die Zuſammenkunft aufgeſchoben und dann die ganze Verhandlung abgebrochen habe, als daß von der anderen Seite etwas in der Sache verſäumt worden wäre.

---

[1]) Der Oſtermontag war in jenem Jahre der 11. April.

[2]) Schreiben des Grafen Günther vom 24. Febr. 1673; a. a. O. S. 288 fg.

Ohne Noth wenigſtens dürften die Naſſauer und Schwarzburger ſchwerlich ausgeblieben ſein, und wenn ſie beſondere Behinderungen gehabt hätten, ſo würden ſie dies dem König rechtzeitig angezeigt und ſich ſpäter darauf berufen haben. Wäre der König eifriger auf die Sache geweſen, als die Grafen, ſo würde er entweder fernerhin auf die Zuſammenkunft gedrungen, oder ſich zuerſt über deren Unterlaſſung beſchwert haben, während er umgekehrt jenen Einwand erſt zu ſeiner Vertheidigung vorbrachte, nachdem er von der andern Seite angegriffen worden.

Dagegen ſcheint es allerdings nicht einwandfrei zu ſein, daß Graf Günther das geduldige Aufſichberuhenlaſſen hervorhebt, mit dem ſie die Unbill ertragen hätten. Es mag dies vielleicht in der erſten Zeit und ſolange noch einige Hoffnung beſtand, daß doch noch etwas aus der Sache werden könne, nicht unbegründet geweſen ſein. Indeß hatte Graf Günther gleich anfangs nicht ganz reinen Mund gehalten. Wenigſtens bezeugte der, allerdings wol im däniſchen Intereſſe ſtehende, Graf Günther zu Barby (Friedrichsburg, 9. Aug. 1572): „Graf Günther zu Schwarzburg habe ihm zu Rotſchild einen ſchönen Ring gewieſen, mit der Anzeige, daß der König von Dänemark ihm, Günthern, ſolchen zugeſtellt, mit dem Geheiß, dieſen Ring der Naſſauiſchen Fräulein Juliana um ſeinetwegen, aus geneigtem Willen zu günſtigem Andenken, jedoch zu keiner Eheſtiftung oder Heyrath, zu überantworten und zu verehren.“ Den letzteren verwahrenden Zuſatz halten wir für etwas unwahrſcheinlich und er ſieht ſehr wie ein ex post erfundener aus. Das Factum mag aber richtig ſein, daß der Graf zu Schwarzburg gleich damals zu Roeſkild den eben empfangenen Ring dem Grafen zu Barby gezeigt hat. Er ſelbſt ſtellte nicht in Abrede, daß, wie er 1570 den Kurfürſten Auguſt von Sachſen nach Heidelberg zu dem Beilager der Prinzeſſin Eliſabeth von Sachſen [1]) begleitet, die ſich am 4. Juni 1570 mit dem Pfalzgrafen Johann Caſimir von Simmern [2]) vermählte, und dort ſeinen alten Bekannten Holger Roſenkranz getroffen, er mit dieſem, im Garten, über die Sache geſprochen und ſein Befremden über das Verfahren des Königs ausgedrückt, auch Roſenkranz umſtändlich an alle früheren Vorgänge erinnert habe. Es muß jedoch zur Entſchuldigung des Grafen bemerkt werden, daß Roſenkranz mit der Sache bereits genau bekannt war. Denn Graf Günther hatte ſich, wie er ſchreibt, gegen dieſen darauf bezogen: daß der König „derſelben ſachen wegen anfraglich zum drittenmal" ſeinen alten Kämmerling Hans Spiegel, „mit Credenz Schrifften S. Ihre Kön. W. zum Theil ganz und gahr mit eigener Hand geſchrieben," an ihn abgefertigt, daß er ſpäter daſſelbe durch den Kanzler Johann Friis, nebſt Peter Oxe und Holger Roſenkranz ſelbſt, als den Geheimen Reichsräthen, bei ihm habe „ſuchen laſſen", auch perſönlich mit ihm darüber geſprochen und inſonderheit ihm in Roeſkild den Ring mit den oben angeführten Aeußerungen übergeben habe. Holger Roſenkranz ſelbſt bezeugte (12. Sept. 1572) nur: Graf Günther hätte zu ihm in dem heidelbergiſchen Luſtgarten geſagt, daß ihm König Friedrich einen Ring mit dem Geheiß zugeſtellt, ſolchen der Fräulein Juliane als einen Trauring zu überantworten. Von Seiten des Königs wurde dem Grafen auch noch weiteres Ausplaudern und gehäſſiges

---

[1]) Geb. 18. Oct. 1552, die zweite Tochter des Kurfürſten Auguſt und der Anna von Dänemark, † 2. April 1590.

[2]) Geb. 7. März 1543, † 6. Jan. 1592.

Beſprechen der Sache vorgeworfen. Es hieß in dem Memorial vom 23. Sept. 1572: „Nachdem unß meher als von einem ortte glaublich anlanget, das uns gedachter Graff Gunther zu Schwarzburg ꝛc. hin und wieder In Teutſchland auß-, und in die leutt felſchlich tragen und beſchreyen ſoll, Als daß wir Jhm ein Ring ſolten zugeſteldt haben, denſelbigen dem Naſſawiſchen Frewlein Juliana auff die Ehe zum Trawring unſern wegen zu uberantwortten, Wie ehr ſich auch gleichergeſtaldt gegen dem Ernvheſten unſerm Statthalter Jn Nordt Juttlandt Rath, Ambtman auf Schonderburg und lieben getrewen Holger Roßenkrantz, auf dem Churfürſtlichen Pfaltziſchen Hoff, alß zu dem fürſtlichen Ehelichen Beylager zu Heydelberg Jüngſt gehalten worden, mit groſſer betheuerung hatt verlautten laſſen und ſich darbei und daruber zum hefftigſten beclagt, das gemellt Frewlein zu ſchimpff und ſpott daruber ſizen bliebe, welches er uns dan zu ſeiner Ruckkunſt auß ſchuldigen Pflichten und underthänigſter trew ſo wenig zu verhalten gewuſt, als Jhme das gebuertt.“

Roſenkranz hatte alſo dem König Anzeige von der zu Heidelberg gehabten Unterredung mit Graf Günther gethan. Dies wird, da jene Unterredung ſchon im Juni 1570 ſtattgefunden, jedenfalls auch in jenem Jahre geſchehen ſein. Gleichwol fand ſich König Friedrich II. erſt im September 1572 bewogen, etwas gegen jene üble Nachrede zu thun. Allerdings hatte er inzwiſchen einen Schritt gethan, der die vollſte Beſtätigung des völligen Abbruchs jener Eheverhandlung in ſich faßte, indem er ſich am 20. Juli 1572 vermählt hatte. Auch diesmal hatte er nicht ohne vorherige Zuſammenkunft und Beſichtigung verfahren wollen, wie viel auch der Ruf von der wundergleichen Schönheit der erſt vierzehnjährigen

Sophie von Mecklenburg verkündet hatte. Im November 1571 lud er den mitregierenden Herzog Ulrich [1] von Mecklenburg und deſſen Gemahlin, ſeines Vaters Schweſter, Eliſabeth von Dänemark [2], ein, ihn mit ſeiner Couſine, ihrem einzigen Kinde, Sophie [3], in Kopenhagen zu beſuchen, und ihr Anblick machte ſolchen Eindruck auf ihn, daß die Verbindung in den nächſten Tagen vereinbart ward. Die Braut kehrte zunächſt mit ihren Aeltern nach der Heimat zurück, um im Sommer des nächſten Jahres mit großem Pompe abgeholt zu werden und am 4. Juli 1572 ihren feierlichen Einzug in Kopenhagen zu halten, wo ſie am 20. getraut, am 21. gekrönt wurde. Dem Fräulein Hardenberg ſoll dieſe Verbindung großen, ihr Leben zerſtörenden Kummer verurſacht haben. Ob es wahr iſt, daß der König ihr gelobt habe, ſie oder keine zu heirathen, muß dahingeſtellt bleiben. Es ſpricht dagegen ſowol der Umſtand, daß er ſchon ſeit längerer Zeit mit einer ſtandesmäßigen Vermählung umging, als daß ſie ſelbſt ihn früher zu einer ſolchen zu beſtimmen geſucht hatte. Möglich freilich, daß, nachdem ſie ſich einmal zu dem Verhältniß, dem ſie ſo lange Widerſtand geleiſtet, verſtanden und, vielleicht die Süßigkeit der Liebe, jedenfalls den Reiz der Macht geneſen, ihr Sinn ſich geändert hatte, wie das ja auch ihrem Vater begegnet war. Bei dem Einzug ihrer fürſtlichen Nebenbuhlerin ſoll ſie auf dem Balcon ihrer Wohnung, in tiefer Trauer, mit dem Tuch vor den Augen, erſchienen ſein. Auch ſoll ſie dem Krönungsacte beigewohnt haben, aber im Augenblicke der Krönung in Ohnmacht gefallen ſein, worauf ſie ein hitziges Fieber bekommen habe und bald darauf geſtorben ſei. Die Ehe des Königs ward eine im Ganzen glückliche, und wenn ſie von vorübergehenden Schatten getrübt ward, ſo lag die Schuld nicht an der Königin und ebenſowenig an einem Mangel an Zärtlichkeit auf Seiten der Gatten. Auch ward die Ehe eine fruchtbare und der jetzt regierende Zweig des däniſchen Königshauſes verdankt ihr ſeinen Urſprung.

---

[1] Geb. 21. April 1528, ein Sohn Albrecht's VI. von Mecklenburg († 7. Jan. 1547) und der Anna von Brandenburg († 19. Juni 1567), ſeit 26. März 1550 Adminiſtrator des Bisthums Schwerin, † 14. März 1603, nachdem er ſich noch, nach dem Tode ſeiner erſten Gemahlin, mit Anna von Pommern (geb. 18. Sept. 1554, verm. 9. Dec. 1588, † 10. Sept. 1626) vermählt hatte.

[2] Geb. 14. Oct. 1524, eine Tochter König Friedrich's I. und der Sophie von Pommern, verm. 1) 26. Aug. 1543 mit Herzog Magnus von Mecklenburg (geb. 4. Juli 1509, † 29. Jan. 1550), 2) 16. Febr. 1556 mit Herzog Ulrich. Sie † 14. Oct. 1586.

[3] Geb. 4. Sept. 1557, † 3. Oct. 1631.

Die junge Gemahlin des Königs war ſonach derjenigen Nebenbuhlerin, die ſo lange das Herz des Königs beherrſcht hatte, entledigt. Vielleicht aber, daß es ihr und ihren Aeltern nicht gleichgiltig war, zu erfahren, wie ihr Gemahl in Deutſchland beredet werde, weil er ſchon vor Jahren einem andern Fräulein aus altem, angeſehenem, reichsſtändiſchem Geſchlechte ſeine Hand verſprochen und das Verſprechen durch Ueberſendung eines Ringes gefeſtigt habe. Da nun der Kurfürſt Auguſt von Sachſen, der Lehns- und Landesherr des Grafen Günther, bei jenem Beilager in Kopenhagen zugegen war, ſo benutzte man dieſe Gelegenheit, um deſſen, in ſeinem Gefolge mit nach der däniſchen Hauptſtadt gekommenen Geheimde- und Kammerräthe, Graf Bernhard von Hardegg, Hans von Ponickau, Abraham Bock, Wolf von Schönberg und Dr. Georg Cracau, dahin zu beauftragen und zu bevollmächtigen (25. Sept. 1572), daß ſie den Grafen Günther in der Sache perſönlich zu Rede ſtellen ſollten. Würde er der Reden, die er gegen Roſenkranz geführt haben ſollte, geſtändig ſein, ſo ſollten ſie ihm von Seiten des Königs erklären: „daß ehr ſolches auf den König mit geſpartter warheit dichtet und luge als ein Ehren und wortloſer Mann.“ Der König wolle „ihn auch dafür ſo lang halten, bis ehr das mit beſtandt und grundt auff ihn brechte.“ Wofern er ſich aber dahin erklären würde, daß ihm der Ring allein „zu gonſtigem angedencken und nicht auff die Ehe zugeſteldt, Auff demſelbigen fhall hette es ſein maß,“ und wäre der König „mit Ihm gnedigſt zufrieden“.

Sobald die Commiſſarien wieder nach Sachſen zurück waren, luden ſie den Grafen (14. Nov. 1572) zu einer Tagfahrt nach Leipzig, ohne ihm über den Zweck der Verhandlung mehr als allgemeine Andeutungen zu geben. Graf Günther war nicht minder vorſichtig, erſchien zunächſt nicht, indem er ſein Außenbleiben theils mit Unpäßlichkeit, theils mit der Nothwendigkeit, ſich in der Sache vorher mit ſeinen Freunden berathen zu müſſen, entſchuldigte, und bat um Verlängerung des Termins und abſchriftliche Mittheilung der königlichen Inſtruction. Nach einem längern Schriftenwechſel, in deſſen Verlauf der Graf die Commiſſarien einmal, mit Beziehung auf die Fortdauer ſeines Unwohlſeins, nach Arnſtadt zu kommen einlud, worauf einzugehen dieſelben aber Bedenken trugen, fand er ſich zwar am 24. Jan. 1573 in Leipzig ein, gab aber auch hier nur ausweichende Erklärungen und brachte die Commiſſarien wirklich dahin, daß ſie ihm eine Abſchrift der Inſtruction mittheilten und ihm geſtatteten, ſich in Schriften darüber zu erklären. Die Commiſſarien zeigten dies am 25. Jan. 1573 dem Könige an, dem es allerdings nicht recht war und der nun wenigſtens (22. Febr.) verlangte, daß die Erklärung des

Grafen in Gegenwart eines Notarius aufgenommen und von dieſem eine Urkunde darüber abgefaßt werden ſolle. Nun ſuchten die Commiſſarien den Grafen zu beſtimmen, daß er, neben der ſchriftlichen, auch eine mündliche Erklärung abgeben und ſich deshalb zum 7. März nochmals zu Leipzig einfinden möge. Der Graf ließ aber den erlangten Vortheil nicht aus den Händen, lehnte die Einladung, wegen noch nicht eingegangener Erklärung der Freunde und Verwandten und ſonſtiger Abhaltungen, ab und beantwortete das königliche Memorial ſchriftlich (24. Febr. 1573), in der im Hauptwerke ſchon oben angegebenen Weiſe. Doch hatte ſpäter noch, wie die Commiſſarien dem König unter dem 24. April, mit Ueberſendung der Erklärung des Grafen, anzeigten, eine perſönliche Zuſammenkunft des Grafen mit zwei Commiſſarien[1], dem Grafen Bernhard von Hardegg und dem Wolf von Schönberg, ſtattgefunden, wobei er ſich jedoch nur auf ſeine ſchriftliche Ausſage bezogen zu haben ſcheint. Wider Erwarten ſprach[2] ſich der König, ungeachtet das gräfliche Schreiben, mit Ausnahme des Umſtandes, daß es die Behauptung, der Ring habe ein Trauring ſein ſollen, nicht wiederholte, im übrigen gar nicht nach ſeinem Sinne ſein konnte, doch „mit gerurter erklerung gnedigſt zufrieden“ aus, und fügte nur die Verwahrung: „wie denn der Graff auch nimmer mit warheit ſagen kan, daß wir den Ring dem Frewlin auff die Ehe ſolten geben haben," ſowie den Zuſatz bei: „Laſſen ſonſten ſeine retorquirte entſchuldigung auf Jmbe beruhen und dahin geſteldt ſein."

---

[1] Den beiden andern Commiſſarien ſollte der Kurfürſt, anderer Geſchäfte halber, damals keinen Urlaub zur Sache ertheilt haben. Der König mag ſich wol das Verhältniß des Kurfürſten zu dem Grafen nach däniſchem Maßſtabe gedacht, und nicht berückſichtigt haben, daß die Schwarzburge zugleich Reichsſtände waren und Graf Günther obendrein Reichshofrath.

[2] Schreiben aus Schloß Drenningburg zu Randerſen, vom 26. Mai 1573.

Uns ſcheint nach dem allen: der König war in der That zu der ihm vorgeſchlagenen Vermählung mit Gräfin Juliane nicht ungeneigt geweſen, und der Ring hatte etwas mehr, als ein bloßes Andenken und Gunſtzeichen, hatte mindeſtens eine Liebeswerbung ſein ſollen, wenn er auch vielleicht nicht als Verlöbnißring, als „zur Ehe" gegeben bezeichnet worden iſt. Auch ſcheint es uns, da der Graf ſich auf Schreiben des Königs beruft und dieſer dem nichts entgegnet, überhaupt ſich ſchließlich mit einem gar geringen Zugeſtändniß begnügen läßt, wahrſcheinlich, daß das Unterbleiben der perſönlichen Zuſammenkunft an dem Könige lag, der aus irgend einem Grunde, vielleicht durch den Einfluß der Hardenberg, andern Sinnes geworden ſein mag. Graf Günther mag dann die Sache etwas übertrieben haben, und dem König, welcher anfangs gedacht haben mag, ihn zu gänzlicher Verleugnung der Sache bringen zu können, war zuletzt hauptſächlich daran gelegen, wenigſtens zu zeigen, daß er nicht rechtlich gebunden geweſen ſei, und ſoviel hat er zur Noth auch erlangt. Der ehrliche Klotzſch aber, der einen Theil der einſchlagenden Actenſtücke, wie ſie Dr. Georg Cracau[1] ſich aufbewahrt, veröffentlicht hat, dürfte Recht gehabt haben, wenn er (a. a. O. S. 297) bemerkt: „Es beweiſet dieſe Begebenheit ſo viel, daß ein König ebenſo wenig, als ein Privatmann, gegen ein Mädchen für die Folgen eines Spaßes mit dem Geſchenke eines Ringes, geſichert ſein kann." Unſere Zeit freilich hat ſelbſt feierlichen und förmlichen Verlöbniſſen in vielen Ländern ihre bindende Kraft genommen!

---

[1] Ueber dieſen vielleicht ſpäter einmal ausführlich.

Die Gräfin Juliana, um die ſich all dieſer Streit bewegte, ohne daß wir ſie jemals activ darin auftreten ſahen, oder abnehmen konnten, wie ſie ſelbſt dazu gedacht und ob auch ſie ihre Entſcheidung auf perſönliche Zuſammenkunft und „Beſichtigung“ verſpart habe, iſt ſchließlich doch nicht ſitzen geblieben, wenn ſie ſich auch, ſtatt eines Königs, mit einem Grafen begnügen mußte. Da Graf Günther den König nicht für ſie erhalten konnte, ſo entſchädigte er ſie mit ſeinem Bruder Albrecht (geb. 16. Jan. 1537, † 10. April 1605), mit dem ſie ſich am 14. Juni 1575 vermählte, dem ſie vier Söhne und ſechs Töchter gebar und damit die Stammmutter der Linie zu Rudolſtadt [1]) wurde. Sie ſtarb im Kindbett, bald nach Geburt ihres jüngſten, kurzlebigen Sohnes [2]), am 31. Aug. 1588. Ihr Gemahl führte darauf am 2. März 1591 die Gräfin Albertine Eliſabeth von Leiningen-Weſterburg (geb. 29. Juli 1568, † 17. Oct. 1617) heim; doch blieb dieſe zweite Ehe kinderlos. Der zweite Sohn Julianens dagegen, Ludwig Günther (geb. 27. Juni 1581, † 4. Nov. 1646), hat mit Emilie von Oldenburg (geb. 15. Juni 1614, vermählt 1638, † 4. Dec. 1670) den Stamm fortgepflanzt.

---

[1]) Die zu Sondershauſen ſtammt von dem älteren Bruder ihres Gemahls, dem Grafen Johann Günther (geb. 20. Dec. 1532, † 28. Oct. 1586) und der Anna von Oldenburg (geb. 3. April 1539, verm. 1566, † 21. Aug. 1579).

[2]) Heinrich Günther, geb. 27. Aug. 1588, † 29. Oct. 1589.

III. Wolf von Selmnitz.

In Falkenſtein's „Hiſtorie von Erfurt“ wird der Erzählung mehrerer auf einen Wolf von Selmnitz bezüglicher Begebenheiten, auf die wir weiterhin kommen, folgende, einer handſchriftlichen thüringiſchen Chronik nacherzählte greuliche Mordgeſchichte beigefügt: Der alte Selmnitz, worunter eben jener Wolf verſtanden iſt, habe bei ſeinen Lebzeiten und als er noch auf der Bitzenburg geſeſſen, einen verheiratheten Sohn gehabt, der es aber mit ſeines Vaters Frau gehalten, die nun auf ihre Schwiegertochter eiferſüchtig geweſen ſei und dieſe gehaßt und unterdrückt habe. Nun ſei die junge Frau niedergekommen, habe aber ihr Wochenbett auf einem Vorwerke halten müſſen, weil die Alte ſie nicht in der Bitzenburg gelitten habe. Da habe die Alte den Sohn angeſtiftet, ſeine Frau zu ermorden. Er habe ſich des Nachts heimlich mit ſeinem Bruder aus der Bitzenburg fortgemacht, und ſei in das Schlafgemach ſeiner Frau getreten, habe ſeinem Bruder geſagt, er ſolle das Licht und das Bein ſeiner Frau halten, und habe dieſer dann „durch die Geburt hindurch das Herz abgeſtochen,“ worauf ſich beide wieder ins Schloß begeben hätten. Die Hebamme habe den Mord entdeckt:

die Sache ſei vor Herzog Georg [1]) gekommen, der eine Unterſuchungscommiſſion abgeordnet hätte; der junge Selmnitz habe unter der Folter geſtanden, und es ſeien darauf beide Brüder gerädert und die Alte lebendig verbrannt worden. Dieſe Geſchichte ſteht mit allen chronologiſchen Umſtänden und ſonſt bekannten Thatſachen im entſchiedenſten Widerſpruche, iſt in allen ihren Theilen geradezu unmöglich, und beweiſt nur, wie ſehr die Erfurter die Selmnitz haßten, und wie wenig den Chroniſanten auch bei vergleichsweiſe neuern Vorgängen zu trauen iſt.

Jener Wolf von Selmnitz war ein Enkel des Hans von Selmnitz (geb. 1410), der, nachdem ihm während ſeiner tapfern Vertheidigung des Schloſſes zu Gera (1449—1450) ſeine Erbgüter Selmnitz und Hohenkirchen (bei Zeitz) durch die Huſſiten verwüſtet worden, dieſelben 1464 verkaufte und dafür die Bitzenburg an der Unſtrut erwarb, wo er 27. Jan. 1483 ſtarb. Der gleichnamige Sohn dieſes Hans, noch zu Selmnitz am 25. Juli 1435 geboren, Bacc. Phil., herz. ſächſiſcher Rath, 1461 mit Herzog Wilhelm im gelobten Lande, 1480 mit Herrn Bruno von Querfurt in Rom, 1482 ſächſiſcher Hauptmann zu Quedlinburg, 1486 als Feldküchenmeiſter bei der Belagerung von Halberſtadt, 1481 für Bruno von Querfurt Hauptmann zu Ruſteberg, war ſeit dem Tode ſeines Bruders Friedemann [2]) (8. Juli 1484) Beſitzer der

---

[1]) Es iſt Herzog Georg der Bärtige von Sachſen gemeint, der am 27. Aug. 1471 geboren ward, am 12. Sept. 1500 zur Regierung kam, und am 17. April 1539 ſtarb.

[2]) Geb. 1432. Er war dreimal verheirathet. Von ſeinen drei Söhnen fiel aber der älteſte, Hans, 22. Mai 1491 vor Stuhlweißenburg; ein zweiter Hans ward Mönch zu Reinsdorf, und Melchior ſtarb auf der Wallfahrt nach Paläſtina. Neben Hans und Frie-

Vitzenburg, ſowie ſonſt wohlbegütert. Dieſer zweite Hans war ſeit 1466 mit Anna von Vitzthum vermählt und beide Gatten ſtarben in demſelben Jahre, ſie nach mehrjährigem Krankenlager, am 30. Jan. 1504, er einige Wochen ſpäter. Von den vier Söhnen, die ſie ihm geboren hatte, ward der dritte, Kaspar, geb. 1477, ſchon 1483 in das Kloſter Michelſtein gethan, wo er 1499 ſeine erſte Meſſe ſang. Chriſtoph, der jüngſte, geb. 1480, ſtarb ſchon 1498 zu Freiburg. Heinrich, der älteſte, war ſeit 1493 verheirathet, aber ſchon 1498 bald nach ſeiner Frau geſtorben, hatte alſo nur noch ganz kleine Kinder hinterlaſſen, welche übrigens den Stamm fortgepflanzt haben. Der zweite, noch überlebende Sohn war nun jener Wolf.

Derſelbe war zu Querfurt am 8. Juni 1475 geboren, hatte, wie ſein Vater, zu Leipzig ſtudirt, ſich dann im Kriege verſucht, und war darauf von Kurfürſt Friedrich dem Weiſen, bei dem und deſſen Bruder und Nachfolger Johann er immer in großen Gnaden geſtanden, zu deſſen Hauptmann in Allſtädt beſtellt worden. Die Vitzenburg verwaltete er für ſich und als Vormund der unmündigen Kinder ſeines Bruders Heinrich ſeit deſſen Tode (1498), zog aber 1516 nach Halle, wo er 1509 einen Hof gekauft hatte. Er hat ſich zweimal vermählt und zwar zuerſt 27. Aug. 1501 mit Amalie, Heinrich's von Bünau auf Sköhlen Tochter. Sie gebar ihm a) 31. Dec. 1502 zu Vitzenburg eine Tochter Magdalene, welche nach Eiſenberg ins Kloſter ging, 1524 aber, auf Anregen

---

mann hatte auch ihr Bruder Heinrich (geb. 1439, † 1494) Kinder.
ber weder Er, noch ſeine Kinder, haben die Vitzenburg bewohnt,
as wir alles anführen, um zu zeigen, daß auch keine Namensver-
chſelung im Spiele ſein kann.

ihres lutheriſchen Vetters Baſtian [1]), daſſelbe wieder verließ, jedoch ſchon 1527 bei ihrer Schweſter Katharine ſtarb; b) am 16. Febr. 1504 einen Sohn, Johannes, deſſen wir noch weiter gedenken und hier nur anführen, daß er 1519, alſo erſt 15 Jahre alt, zu Naumburg an der Peſt ſtarb; c) am 25. Mai 1505 zu Allſtädt eine Tochter, Katharine, die ſich nachmals bei Baſtian von Selmnitz aufhielt, 1521 mit Andreas von Trotha auf Teutſchenthal vermählt ward und 1543 ſtarb; endlich d) 1506 zu Allſtädt eine Tochter, Margarethe, deren Geburt den Tod der Mutter im Kindbett zur Folge hatte. Dieſe Tochter wurde im Kloſter Neuendorf bei Allſtädt erzogen, bis Baſtian von Selmnitz ſie 1524 herausnahm, worauf er ſie 1526 mit Jobſt von Moſen verheirathete. Sie iſt nachmals 1540 mit vier Kindern an der Peſt verſtorben. Nach dem Tode ſeiner erſten Hausfrau verehelichte ſich Wolf von Selmnitz am 26. Jan. 1507 zu Allſtädt anderweit mit der damals im 18. Jahre ſtehenden Tochter Hans Münch's auf Martinskirchen, Felicitas. Kurfürſt Friedrich der Weiſe richtete die Hochzeit aus und ſie fand in Gegenwart der Herzoge Johann zu Sachſen und Philipp von Braunſchweig und des Grafen Günther von Mannsfeld ſtatt. Aus dieſer zweiten Ehe wurden fünf Söhne und zwei Töchter geboren, deren jedoch die beiden letztern und vier Söhne im Kindesalter verſchieden [2]).

---

[1] Ein Sohn jenes in der vorhergehenden Note erwähnten Heinrich, 1521 lutheriſch geworden, und 1528 zu Halle geſtorben.

[2] Der erſte Sohn, Georg, ward geboren und † zu Bitzenburg 1508. Der dritte, Franz, geb. zu Allſtädt 18. Mai 1512, zog 1519 mit der Mutter, der Peſt halber, nach Weißenfels, wo er jedoch gleich an der Peſt erkrankte und 5. Oct. ſtarb. Drei Tage ſpäter erlag ebenfalls ſein jüngſter Bruder Georg, geb. zu Bitzenburg 23. April 1516, derſelben Geiſel. Der vierte Bruder, Wolf, war zu Bitzenburg

ſodaß der verlaſſenen Witwe — denn Wolf von Selmnitz wurde, wie wir weiterhin näher erzählen werden, 1519 zu Halle ermordet — nur ihr zweiter Sohn Georg (geb. zu Allſtädt 20. April 1509) blieb.

Wir heben alle dieſe genealogiſchen Specialitäten hervor, um zu zeigen, daß die Eingangs erwähnte Mordgeſchichte in keinem Punkte begründet ſein kann. Wolf von Selmnitz war bei ſeiner Ermordung noch nicht 44, als er die Bitzenburg, die überhaupt gar nicht oder nur wenige Jahre ſein regelmäßiger Wohnſitz war, ſchließlich verließ, etwa 41 Jahr alt. Seine erſte Frau iſt im Kindbett geſtorben; ſeine zweite Frau hat ihn um viele Jahre überlebt; ſein älteſter Sohn war bei ſeinem Tode erſt 15 Jahre alt und ſtarb in demſelben Jahre mit dem Vater.

Die Feindſchaft mit den Erfurtern, welche den Selmnitz ſolch üble Nachrede zuzog, hatte zunächſt folgenden Urſprung. Wolf von Selmnitz hatte 1511 einen Heinz von Berka, angeblich in Amtsgeſchäften, ausgeſchickt. Die Erfurter ſchöpften aber Verdacht, daß derſelbe einem Anſchlage gegen ſie diene, weshalb ſie ihn am 7. Juni 1511 auf ihrem Schloſſe Vippach in Haft nahmen, ihn folgenden Tages nach Erfurt brachten, am 10. der Folter unterwarfen und, da er hier natürlich ausſagte, was ſie wollten, ihn enthaupten und viertheilen ließen. Seine

---

21. Oct. 1513 geb., aber ſchon 1514 daſelbſt geſt. Von den Töchtern ward Anna zu Bitzenburg 13. Febr. 1515 geb., † aber ſchon 5. April deſſelben Jahres, worauf Baſtian von Selmnitz ſie zu Grabe trug. Dorothee war zu Halle 24. Mai 1517 geb. und † allda 14. Nov. 1518. Seltſam übrigens, daß drei Brüder Georg getauft wurden. Man findet wol öfters, daß der Name eines verſtorbenen Kindes einem nach deſſen Tode geborenen beigelegt wird, aber ſelten, daß dieſer Eigenſinn mehr als einmal wiederholt, und noch ſeltener, daß, wie hier, zwei gleichzeitig lebenden Brüdern derſelbe Name beigelegt ward.

Ausſage war dahin gegangen, daß er von ſeinem Dienſtherrn beauftragt geweſen ſei, die Loſung des Schloſſes zu erforſchen. Dieſe habe er demſelben durch eine alte Frau zukommen laſſen ſollen, worauf Selmnitz und der mit 30 Reiſigen bereit ſtehende Tilo Knebel das Schloß hätten überfallen und in Brand ſtecken wollen. Selmnitz war oder ſtellte ſich völlig unſchuldig und hatte, ſobald er erfahren, daß jener Heinz verhaftet worden, an die von Erfurt geſchrieben und ihnen angezeigt, daß derſelbe ſeit zwei Jahren in ſeinen Dienſten ſtehe und jetzt in kurfürſtlichen Geſchäften von ihm verſchickt worden ſei, weshalb er bitten wolle, ſie möchten denſelben gegen genugſame Urphede der Haft entledigen. Der Bote mit dieſem Schreiben war nach Erfurt gekommen, als der Knecht eben zur Hinrichtung geführt wurde; die Erfurter ließen dieſe Procedur aber nicht ſtören, haben vielleicht das Schreiben bis nach vollzogenem Geſchäft ungeleſen gelaſſen, und fanden ſelbſt dann nicht für nöthig, es auch nur zu beantworten. Ebenſo gaben ſie auf ein zweites Schreiben, worin Selmnitz wenigſtens die Urſache zu wiſſen begehrte, weshalb ſie ſeinen Diener gerichtet, keine Antwort. Selmnitz beſchwerte ſich bei Fürſten und Herren über die Erfurter, worauf dieſe den letztern berichteten, daß ſie mit Selmnitz in dieſer Sache nichts zu thun haben möchten, jener Heinz von Berka aber ihnen „das Ihrige hätte helfen einnehmen wollen,“ von ihnen auf friſcher That ergriffen worden ſei, ſich dazu und zu andern Thaten mehr vor Gericht bekannt habe und bei ſeinem Bekenntniß bis in den Tod beharrt ſei. Nun hatten die Schwiegerältern Wolf's denen von Erfurt Geld vorgeſtreckt, und die letztern hatten ſich dabei dahin verſchrieben, daß bei ſäumiger Zinszahlung die Gläubiger Macht haben ſollten, ſich an allen Gütern der Erfurter auf den Straßen und wo ſie ſonſt anzutreffen, bezahlt zu machen. Da nun Wolf als ein Erbe wegen ſeines Weibes die bezügliche Verſchreibung in Händen hatte, die Erfurter aber neun Jahre-Zinſen reſtirten, ſo verlangte er das Geld von ihnen und, obwol ſie einwendeten, wie nicht er, ſondern ſeine noch lebende Schwiegermutter ihre Gläubigerin ſei, verklagte er ſie nicht blos an fürſtlichen Höfen, ſondern hielt ihnen auch Wagen mit Gütern an. Da jedoch dieſe Wagen zur Leipziger Meſſe beſtimmt waren, ſo nöthigte ihn Herzog Georg, dieſelben wieder herauszugeben, wobei er doch über 1000 Fl. innebehielt.

In einen andern Handel kam er mit ſeinen eigenen Neffen. Sein älterer Bruder Heinrich (geb. zu Querfurt 5. März 1472), ſeit 28. Jan. 1493 mit Eliſabeth, Tochter Ulrich's von Lichtenhain auf Gleina und Martha's von Werthern aus Beichlingen, vermählt, hatte ſeine Gemahlin am 11. April 1498 verloren und war ihr ſchon am 25. Juni im Tode nachgefolgt [1]), ſodaß ſeine fünf Kinder, zwei Söhne und drei Töchter, ſoweit ſie bei dem Tode der Aeltern noch lebten [2]), alle noch klein waren. Wolf war ihr Vormund und verwaltete für ſie und für ſich Bitzenburg, fand ſich aber, um die Koſten ihrer Erziehung, vorgefallene Baulichkeiten und die Abtragung von ihrem Vater gemachter Schulden zu beſtreiten, veranlaßt, daſſelbe 1516 dem Abt zu Sittichenbach auf ſechs Jahre dergeſtalt einzuräumen, daß der Abt eine beſtimmte Geldſumme zahlen, ihm auch einige Zimmer auf dem Schloſſe belaſſen und ein Deputat an Butter und Käſe liefern, ſonſt aber ſechs Jahre lang alle Nutzungen ziehen ſollte, worauf Wolf einſtweilen nach Halle zog, wo er 1509 einen Hof für 250 Fl. gekauft hatte. Sein damals bereits mündiger älteſter Neffe, Hans (geb. zu Bitzenburg 8. Oct. 1493), hatte ſeine Zuſtimmung zu dieſem Arrangement gegeben. Als aber auch der andere Neffe, Friedemann (geb. zu Allſtädt 17. März 1496), mündig ward und die beiden Brüder, die ſich bis dahin auswärts an verſchiedenen Orten aufgehalten, zuſammenkamen, verlangten ſie nicht blos Rechnungslegung, zu der er auch von Herzog Georg angehalten ward, ſondern auch Erbtheilung, widerriefen auch jene Verpfändung, worüber ſie dem Abte 800 Fl. ſchuldig wurden, und es entſpann ſich daraus ein längerer, äußerſt erbitterter Streit, worin ſich die beiden Theile mit Worten und in Schriften heftig zuſetzten und Wolf für gut fand, eine Zeit lang ſeine Behauſung in Halle nicht zu verlaſſen.

---

[1]) Er ſtarb zu Freiburg, ſie zu Eichſtädt; beide liegen in Bitzenburg.

[2]) Die zweite Tochter, Gertrude, geb. zu Allſtädt 17. März 1496, † im erſten Jahre. Die älteſte, Euphemie, geb. 7. Jan. 1495 zu Bitzenburg, vermählte ſich 1516 mit Kaspar v. Schütz auf Weißenſchirmbach. Die jüngſte, Amalie, geb. 1498, kam 1502, als vierjähriges Kind, in das Kloſter nach Eiſenberg, wo ſie 1566 geſtorben iſt.

Schlimmer noch lief ein anderer Handel ab, bei dem er doch, wie vielleicht auch bei den frühern, ohne Schuld geweſen zu ſein ſcheint und ſich jedenfalls eher übervorſichtig, geſchweige denn händelſüchtig verhalten hat. Als er Hauptmann zu Allſtädt war, hatte es ſich bei irgend einer Proceßhandlung zugetragen, daß die Parteien heftig aneinandergeriethen, einige Meſſer gezückt und Tile Knebel am Arm verletzt ward. Selmitz wollte nun zwar lediglich der Vermittelung halber unter die Streitenden getreten und an der Verwundung Knebel's völlig unſchuldig geweſen ſein. Indeß muß der letztere doch geglaubt haben, daß er ihn bei dieſer Gelegenheit feindlich behandelt habe; denn als Knebel nicht lange danach, jedoch nicht an jener Wunde, verſtarb, ſoll er vor ſeinem Ende ſeine Söhne Tile und Moritz ermahnt haben, ihn an Wolf von Selmnitz zu rächen. Jedenfalls empfand letzterer eine fortdauernde Beſorgniß, daß er ſich von dieſen Brüdern nichts Guten zu verſehen habe. Er ließ den Moritz, der damals Marſchall an dem erzbiſchöflichen Hofe zu Halle war, wiederholt durch Kurt von Dieskau befragen, wie er gegen ihn geſinnt ſei, worauf ihm Knebel ſagen ließ: er hätte für ſeine Perſon nichts mit ihm zu ſchaffen; er ſolle des Seinen warten und das wolle er auch thun. Dadurch noch nicht beruhigt, ließ ſich Wolf von dem Erzbiſchof Albrecht einen eignen Geleitsbrief (7. Juni 1518) ausſtellen. Nun traf es ſich, daß am 8. Jan. 1519, auf Anlaß einer am Hofe zu Halle ausgerichteten Hochzeit eines Hofdieners, viel Landadel in die Stadt kam, was denn zu allerlei Gaſtereien Anlaß gab. So war auch Selmnitz, der ſich ſonſt jener Zeit ſtreng zu Hauſe hielt, zu dem ihm befreundeten Kurt von Ummendorf, der auch einen Hof zu Halle hatte, geladen und, nebſt ſeinem Sohne Hans und ſeinem Vetter Ciliakus[1], den ganzen Tag bei demſelben geblieben. Gegen Abend war Moritz Knebel mit andern Hofjunkern ebendahin gekommen, worüber Selmnitz anfangs erſchrocken war, ſich jedoch bald darauf beruhigte, als Knebel ſich ihm freundlich bezeigte und ihm auf weitere

---

[1] Auch ein Sohn des ältern Heinrich's, des Oheims Wolf's. Er kämpfte in der braunſchweigiſch-hildesheimiſchen Fehde auf Seiten der Braunſchweiger, kehrte verwundet zurück, that dann noch auf der Rudelsburg einen unglücklichen Fall und ſtarb daſelbſt 1520. Zwei Jahre ſpäter ertrank ſein Bruder Lorenz, mit ſeinem Knechte, bei Merſeburg in der Saale.

Bekanntſchaft und Umgang zutrank. So zechten ſie fröhlich bis nach Mitternacht, wo Knebel, der vielleicht zu den Menſchen gehörte, die durch den Trunk raufluſtig werden, mit allerlei drohenden Worten in der Stube umherzugehen anfing und ſich endlich mit ſeinem Knechte entfernte. Die andern zechten noch bis um zwei des Morgens, wo Ummendorf, der ſeine Herberge im Goldenen Ringe hatte, mit Selmnitz fortging, das Lager zu ſuchen. Ummendorf ließ Selmnitz vorausgehen, als hinter den Stufen, die zu der Herberge hinabführten, Moritz Knebel hervorſprang und Selmnitz einen Hieb ins Genicke verſetzte, der bis aufs Gehirn drang, ſodaß der Getroffene ſogleich ſprachlos zu Boden fiel. Der erſchrockene Ummendorf hob den Verwundeten, mit Hilfe Wolf Bach's und Ciliacus von Selmnitz, von der Erde auf und brachte ihn in ein Haus auf der Marktgaſſe, wo er verbunden ward, ohne daß dies ſeinen Zuſtand verbeſſert hätte. Mittlerweile entfloh der Mörder, dem die übrigen Hofjunker forthalfen. Wie die Stadtthore geöffnet waren, kam die Frau von Selmnitz, der man nur geſagt, daß ihr Junker etwas verwundet worden ſei, herbeigeeilt [1]) und rief ihm zu, worauf er ein Zeichen gab, daß er ſie höre, ſich aber dann mit tiefem Seufzen gegen die Wand kehrte und — früh um 5 Uhr — den Geiſt aufgab. Denſelben Tag noch ließ der Erzbiſchof [2]) vor der Moritzburg ein Halsgericht hegen, an welches der älteſte Sohn des Ermordeten deſſen Leichnam bringen

---

[1]) Selmnitzens Hof muß ſonach vor dem Thore gelegen haben.

[2]) Der aus der Reformationsgeſchichte bekannte Albrecht von Brandenburg, Sohn des Kurfürſten Johann und der Margarethe von Sachſen, geb. 28. Juni 1490, 1513 Erzbiſchof von Magdeburg, 1514 Kurfürſt und Erzbiſchof von Mainz, 1518 Cardinal, † 24. Sept. 1545.

nd den Mörder durch einen Blutſchreier anklagen und
Zeter über ihn rufen ließ, worauf derſelbe geächtet, der
eichnam aber erſt in den Selmnitz'ſchen Hof gebracht
nd dann in der St.-Georgenkirche vor den Altar be-
raben ward.

So und mit allen dieſen Umſtänden erzählt der ehrliche
ovius dieſe Geſchichte. Falkenſtein, a. a. O. (S. 362 fg.),
äßt Selmnitz und Tilo Knebel gemeinſchaftlich die Er-
urter berauben und über die Theilung der Beute in
Streit gerathen, worauf Tilo den Selmnitz erſt bedroht
nd bald darauf in Halle ermordet und ſo die Erfurter
n ihm gerächt habe. Möglich, daß die Feindſchaft zwi-
hen beiden einen ähnlichen Grund gehabt; der ſpecielle
organg der Tödtung wird aber wol ſo geweſen ſein,
ie eben berichtet worden. Auch Spalatin, der den Vor-
ang nur kurz berichtet, ſetzt denſelben in das Jahr
519 und nennt den Marſchall des Erzbiſchofs als den
häter. Einen nicht unfeinen Zug hat aber Falkenſtein
abei. Er ſagt: Selmnitz ſei mit einem „Söhnchen“
rgangen, als Knebel ihm entgegengetreten ſei und ihn
fgefordert habe, den Kleinen bei Seite zu ſtellen, da
jetzt ihre Sache mit den Waffen auszumachen hätten.
ierauf habe Selmnitz ſein Söhnchen in der That bei
eite geführt und ſich zum Kampfe geſchickt; Knebel habe
n aber plötzlich angefallen und ihm das Haupt vom
umpfe gehauen. Ganz richtig ſpricht er hier von einem
Söhnchen“, da Hans, der älteſte Sohn erſter Ehe des
olf, damals wenigſtens noch nicht 15 Jahre alt war.
n ſo auffälliger aber, daß er ſich dieſes Umſtandes
cht bei der gleich darauf erzählten Mordgeſchichte er-
nert hat.

Der Vormundſchaft der drei noch lebenden Kinder
s Ermordeten nahmen ſich zunächſt ſeine Neffen, Hans

und Friedemann von Selmnitz, mit denen er der Erbtheilung halber ſo bittern Streit gehabt, als nächſte Agnaten an, kamen aber gleich mit der Witwe in Streit. Auf der einen Seite verlangte dieſe, in den Beſitz ihrer Leibzucht zu kommen, wozu ihr die Hälfte des Schloſſes Bitzenburg ſammt dem Dorfe Littenſtädt verſchrieben war, konnte aber erſt dann dazu gelangen, als ſie ihre Neffen bei Herzog Georg verklagt und dieſer den Herren Hans und Dietrich von Werthern befohlen hatte, ſie zu immittiren, was am 24. Nov. 1519 erfolgte, ſodaß dieſer Streit eben in die Zeit fällt, wo ſie zwei Kinder und ihren Stiefſohn an der Peſt verlor. Andererſeits beſchuldigten ſie jene Neffen, die ihr ihre Leibzucht vorenthalten wollten, daß ſie eine Baarſchaft aus dem Erbe entfremdet habe, dergleichen doch, nach ihrer Verſicherung, gar nicht vorhanden geweſen [1]), belangten ſie bei dem Oberhofgericht zu Leipzig und wollten ſie zum Schwure treiben; die Sache ward aber durch Herzog Georg in der Güte vermittelt, ſodaß die beiden von Selmnitz der Witwe für Morgengabe und Mußtheil 50 Fl. und einige Kühe geben mußten, die Witwe aber alles Erbe, ſo ſie bisher noch bei ſich gehabt, die Lebenbriefe, Schuldverſchreibungen und Regiſter, an ihren Neffen Friedemann [2]), als Vormund der Kinder, auszuliefern hatte. (Es ſcheint hiernach, daß ſie das, was ſie vielleicht vom Erbe zurückbehalten, als Pfand für ihre noch unerledigten Forderungen betrachtet hatte.) Dieſe Ausantwortung fand am 21. Oct. 1520 im Beiſein eines Notarius und einiger Zeugen ſtatt, unter denen ſich der mehrerwähnte

---

[1]) Dies iſt auch glaublich, da Wolf viele Schulden hatte.

[2]) Von Hans heißt es, daß er ſich dieſer Sache gar nicht habe annehmen wollen.

Baſtian von Selmnitz befand, der mit der Familie Wolf's in beſonderer Freundſchaft geſtanden zu haben ſcheint. Dieſer Baſtian nun gerieth bei der Rechtshandlung mit ſeinem Vetter Friedemann ſo heftig zuſammen, daß beide die Wehren zückten und aufeinander losgingen. Die Witwe erſchrak und wollte aus dem Gemach entfliehen, fiel aber zwiſchen den Streitenden nieder, als eben Friedemann einen ſo heftigen Streich auf ſeinen Gegner führte, daß er, dicht am Haupte der Frau, eine zinnerne Kanne, die er zum Glücke ſtatt dieſes traf, zur Hälfte durchhieb. Die Anweſenden legten ſich nun dazwiſchen und ſtifteten Frieden. Indeß gab Friedemann bald darauf die Vormundſchaft auch auf. Die Witwe ließ ihre Leibzucht mit 700 Fl. ablöſen und zog mit ihrem Sohn Georg nach Halle, wo ſie von ihrem Einbringen und dem geringen Erbe lebten, das ihrem Sohne auf ſeinen Antheil an der Vitzenburg geblieben, nachdem er für ſeinen Vater 3000 Fl. Schulden hatte abtragen müſſen.

Felicitas war eine fromme Witwe des lutheriſchen Typus. Es war ihr ernſt um die Wahrheit und bevor ſie ſich der neuen Lehre hingab, lernte ſie (1523) von ihrem Sohne Georg leſen, um ſelbſt in der Schrift zu forſchen, worauf ſie in der Chriſtnacht jenes Jahres, heimlich im Kloſter zu St.-Georgen in Halle, aus den Händen des bekannten Thomas Münzer, das Heilige Abendmahl unter beiderlei Geſtalt empfing. 1527 zogen Mutter und Sohn der Religion halber nach Wittenberg, wurden aber bald wieder von der Peſt nach Halle zurückgetrieben, wo ihnen doch der Erzbiſchof hart zuſetzte und ihnen auflegte, entweder ihr Bekenntniß aufzugeben, oder die Stadt zu meiden, worauf ſie denn 1528 wieder nach Wittenberg überſiedelten. 1535 zogen ſie mit der Univerſität, der Peſt halber, aus und nach Jena, wo eine

Schweſter der Frau von Selmnitz, die früher Nonne geweſen, an einen Bürger verheirathet war, und blieben bis zum Frühjahr 1536 daſelbſt, worauf alles wieder nach Wittenberg ging. Von da wendete ſich Felicitas 1546 nach Magdeburg und 1547 erſt nach Zerbſt, dann in ihr geliebtes Halle, wo ſie jetzt in Frieden leben durfte und am 1. Mai 1558 verſchieden iſt. Sie war mit Luther und Juſtus Jonas befreundet. Luther ſtand ihr mehrfach mit Rath und That bei und ſchenkte ihr ein Exemplar des erſten Abdrucks ſeiner Bibelüberſetzung, wie Juſtus Jonas ihr die Augsburgiſche Confeſſion in deutſcher Sprache verehrte. Ihr Sohn Georg hatte von früh an fleißige Studien gemacht. Eine Unterbrechung derſelben, ſofern er 1523 nach Seeburg an den Hof Graf Gebhard's von Mansfeld gebracht ward, war nur von kurzer Dauer, da er krank und wieder nach Hauſe geſchickt ward. Zur Univerſität bereitete ihn Melchior Kling vor, der 1531 Dr. J. U. wurde und ſich mit einer Marſchall von Biberſtein († 12. Febr. 1541) vermählte. Er ward 1540 Hofgerichtsaſſeſſor zu Wittenberg, 1551 Kanzler bei Graf Gebhard zu Mansfeld, 1552 biſchöflich merſeburgiſcher Hofrath. Am 20. Jan. 1551 hatte er ſich zu Leipzig mit Urſula, einer Tochter Konrad Keller's zu Leipzig und Witwe des magdeburgiſchen Kanzlers Dr. Chriſtoph Türck, verlobt und das Beilager am 11. Mai zu Halle vollzogen. Es ſcheint aber nicht, daß aus dieſer Ehe Kinder erwachſen ſeien und die ganze Wolf'ſche Linie mag mit ihm erloſchen ſein. Er ſtarb wahrſcheinlich 1569, in welchem Jahre eine Denkmünze auf ihn geſchlagen ward, und liegt bei ſeinen Aeltern in Halle.

Wir haben nun auf Wolf's beide Neffen, Heinrich's Söhne, die ſich mit ihm um die Erbſchaft geſtritten, zurückzugehen, auf die Brüder Hans und Friedemann. Dabei gedenken wir des letztern, der ohne Nachkommenſchaft blieb, zuerſt. Er war der überlebende Theil eines Zwillingspaares, hatte von Jugend auf Luſt zum Kriegsweſen, ſodaß er nicht lange in Leipzig aushielt, wohin ihn ſein Oheim Studirens halber geſchickt hatte, und zog nach Frankreich dem Kriege nach. 1517 nach Hauſe gekehrt, kam er mit ſeinem Oheim in die berichteten Streitigkeiten und die Brüder fanden ſich ſchließlich ſo in Schulden, daß ſie 1521 Bitzenburg [1]) für 8000 Fl. an Joachim von Lichtenhain verkaufen mußten. Die auf ſeinen Theil gefallenen 2000 Fl. legte Friedemann bei Graf Ernſt von Mansfeld zu Heldrungen an und zog wieder dem Kriege nach, wobei es jedenfalls als ein Zeichen mislicher Umſtände erſcheint, daß er nicht zu Roß, ſondern zu Fuß diente, was damals einem Edelmann ſchwer einging. Doch finden wir, daß er ſich 1526 mit einer Margarethe Brühl verlobte, 1527 in ſeines Bruders Behauſung zu Weſtgreuſſen mit ihr Beilager hielt und dann ſeinen Wohnſitz in Querfurt aufſchlug. Schwer erkrankt, ſuchte er 1528 in Halle Heilung und vermochte jene fromme Witwe ſeines Oheims, Felicitas, mit der er einſt ſo heftig wegen der Verlaſſenſchaft ihres Gemahls geſtritten, durch flehentliches Bitten, ihn in ihre Wohnung und Pflege zu nehmen. Obwol er für ſeine Cur über 200 Fl. aufgewendet, hat doch alles nichts helfen wollen und er iſt 12. Febr. 1528 in Gegenwart ſeines Bruders verſchieden und in der Kirche zu St. Georgen beerdigt worden. Er hatte vor ſeinem Ende einen lutheriſchen Prediger verlangt und das Heilige Abendmahl in beiderlei Geſtalt empfangen, was ihm zwar die katholiſchen Geiſtlichen nicht verſtatten wollen, aber auf Befehl der erzbiſchöflichen Räthe hatten bewilligen müſſen.

---

[1]) Es iſt jetzt der Sitz eines Zweiges der Grafen von der Schulenburg.

Da auch Baſtian Selmnitz in dieſem Jahre verſtarb, ſo beſtand der Mannsſtamm der Familie nur noch aus Friedemann's älterm Bruder Hans, zwei Brüdern des Baſtian, die in den nächſten Jahren auch erblos ſtarben, und ihrem ſchon erwähnten, erblos verſterbenden Vetter Georg. Hans ward der neue Stammvater des Geſchlechts. Derſelbe hatte einige Zeit in Leipzig die Rechte ſtudirt und kaufte ſich von ſeinem Antheil an der veräußerten Bitzenburg 1521 von Chriſtoph von Weilsdorf für 1000 Fl. ein Gut zu Weſtgreußen, deſſen Ertrag er durch gute Haushaltung und namentlich durch den Waidhandel, unter Gottes Segen, ſehr vermehrt haben ſoll. Am 28. Sept. 1522 vermählte er ſich daſelbſt mit Katharinen, Eines von Naſo auf Flarchheim und Einer von Brühl Tochter, mit der er drei Töchter und drei Söhne erzeugte, welche letztere den Stamm ſämmtlich durch mehrere Generationen und zum Theil dauernd fortgepflanzt haben. Er † 1. Aug. 1553, ſeine Gattin ſchon 8. April 1543. Sein älteſter Sohn Hans (geb. 31. Jan. 1527) war, wie die meiſten Selmnitz, kriegeriſcher Natur, folgte ſchon 1544 Kaiſer Karl V. wider die Franzoſen, ſchloß ſich aber 1552 dem Kurfürſten Moritz zu deſſen welthiſtoriſchem Zuge an, führte ihm ſechs wohlgerüſtete Pferde zu, und ſoll ſich vor der Ehrenberger Klauſe, vor Augsburg und vor Frankfurt, wo ihm ein Pferd unter dem Leibe erſchoſſen wurde, vorgethan haben, hat auch 1553 bei Sievershauſen mitgefochten. Seine zahlreichen Nachkommen finden ſich theils in ſächſiſchen[1]), preußiſchen, ſchwarzburgiſchen, auch wol holländiſchen Kriegsdienſten, theils in ſchwarzburgiſchen Hofdienſten. — Die Linie ſeines Bruders Friedemann erlangte bedeutenden Güterbeſitz und trat in anſehnliche Verwandtſchaften, iſt aber mit Karl Friedrich von Selmnitz, deſſen beide Brüder als Studenten und dem zwei Schweſtern als Bräute verſtorben ſind, 1689 erloſchen. Eine Schweſter des letztern, Katharine Sophie, wurde dagegen in ihrer Ehe mit Gerlach Hieno von Münchhauſen eine fruchtbare Mutter von 11 Kindern, worunter zwei hannoveriſche Staatsminiſter und namentlich der berühmte Gründer und Pfleger der Univerſität Göttingen, Gerlach Adolf[2]). — Auch der Stamm des dritten Bruders, Heinrich's, der 1553 auch auf der Seite des Kurfürſten Moritz bei Sievershauſen focht, war nicht von langer Dauer, es müßte denn ſein Enkel Karl Heinrich, der 21. Febr. 1666 zu Durlach als badiſcher Geheimer-Raths-Präſident geſtorben iſt, in dortigen Gegenden eine Nachkommenſchaft hinterlaſſen haben. Ein Sohn des Heinrich, Euſtachius, fiel im Türkenkriege und ein anderer, Hans Heinrich, wurde zu Bamberg, wo er einen Hofdienſt bei dem Biſchof verſah, auf der Schloßbrücke von einem Goldſchmiedsgeſellen erſtochen, ohne daß er eine Urſache dazu gegeben haben ſoll. So ſtand die Ermordung des Wolf nicht allein in der Geſchichte dieſer Familie. Ja, ſchon Einer der Erſten, die überhaupt aus ihr erwähnt werden, Konrad von Selmnitz, ſoll 1298, vor dem Dorfe Kinitz, von einem Schäfer erſchlagen worden ſein.

---

[1]) Hierzu gehörte der Hauptmann von Selmnitz, der ſich in unſerer Zeit durch Ausbildung des Bajonnetfechtens und überhaupt als ausgezeichneter Fechter bekannt machte.

[2]) Zwei andere Schweſtern vermählten ſich in die Familien von Bünau und von Stammer. Die Aeltern aller dieſer Kinder waren Ernſt Friedemann von Selmnitz auf Behra, Granichborn, Steinfurt und Straußfurt, kurſächſiſcher Geheimerath, Kammerherr und Oberaufſeher der Grafſchaft Mansfeld, geb. 28. April 1620, † 13. April 1676, und Anna Eliſabeth von Werthern aus Beichlingen, geb. 1631, † 18. Oct. 1704.

IV. Die Signora von Monza.

Nach den von T. Dandolo veröffentlichten Proceßacten bearbeitet
von

Placidus Plattner.

Wer die „Verlobten“ Manzoni's, dieſes in die meiſten europäiſchen Sprachen übergegangene, allenthalben gefeierte und ſelbſt vom Altmeiſter unſerer Poeſie ſo ſehr bewunderte Meiſterwerk, etwas aufmerkſamer geleſen hat, als Romane geleſen zu werden pflegen, deſſen Phantaſie wird, nächſt der finſtern Geſtalt des „Ungenannten“, gewiß das ſchöne, dunkle Geſicht der Signora von Monza oder der Nonne Gertrud, wie der Dichter, dem ihr echter Name nicht bekannt war, ſie zu nennen beliebte, ſich am tiefſten eingeprägt haben.

Der berühmte Lombarde entnahm den Stoff zu der glänzendſten Epiſode ſeines Buches, in welcher er nicht weniger, als in der Schilderung der Peſt, die ganze Meiſterſchaft ſeines Griffels entfaltet hat, bekanntlich der in tüchtigem Latein geſchriebenen mailändiſchen Geſchichte ſeines Landsmannes Ripamonti.

Dieſer wackere, trotz ſeiner geſchmackloſen Zeit ſo geſchmackvolle Chroniſt hat in ſchöner, jedoch ziemlich allgemein gehaltener Erzählung die Schickſale der ſchrecklichen Nonne, ihrer Mitſchuldigen und ihres Verführers der Nachwelt überliefert. Mit der Aufzählung der wichtigſten Thatſachen und Verbrechen und mit der Namhaftmachung des Ortes ſich begnügend, verſchwieg er, als Zeitgenoſſe der Begebenheiten, ſämmtliche Namen der dabei betheiligten Perſonen. Er ſcheint auch zudem — und bei dem geheimen geiſtlichen Gerichtsverfahren und der Neuheit des Gegenſtandes iſt ihm dies nicht zu verargen — mit den ſchrecklichen Ereigniſſen nur durch das Gerücht, das davon im Munde des Volkes umlief, bekannt geworden zu ſein.

Als nun das Genie Manzoni's an der Hand dieſer dürftigen Ueberlieferungen eine Geſtalt ſchuf, deren geheimnißvolle Tiefe, lebendige Fülle und plaſtiſche Vollendung lebhaft an die größten Meiſterwerke der italieniſchen Maler des 16. Jahrhunderts erinnert, ahnete er wol nicht, daß der ganze Proceß, welcher durch jene tragiſchen Begebenheiten hervorgerufen worden war, vom erſten Verhör an bis zum endgiltigen Urtheilsſpruche in ſeinen urſprünglichen und echten Handſchriften exiſtirte, und in zehn dicken, ſtaubigen Fascikeln, vergeſſen, im wurmſtichigen Schreine eines lombardiſchen Archivs lag.

Die italieniſche Leſewelt hat lange mit quälender Neugierde vergebens auf weitere Enthüllungen bezüglich der Signora gewartet; endlich verſprach Prof. Roſini von Piſa dem allgemeinen Wunſche, Weiteres über die Schickſale der Nonne zu erfahren, entgegenzukommen. Thatſächlich war er aber keineswegs in der Lage, die Lücken ausfüllen zu können, die Manzoni gelaſſen. Die Neugierde des Publikums ausbeutend, ſchrieb er den hinlänglich faden Roman „La monaca di Monza“. An der Spitze deſſelben ſtehen folgende Worte:

„Ein hiſtoriſches Factum, das ſich in Monza ereig net, und welches von Ripamonti kurz beſchrieben worden iſt, hat dem Verfaſſer der «Verlobten» die gefeiertſte Epiſode ſeines vielgefeierten Buches geliefert. In die Schranken ſeines Gegenſtandes eingeengt, konnte er jedoch nur folgenden Einzelheiten im Ganzen der Erzählung Raum geben (es folgen dem Inhalte nach ſummariſch aufgeführt die Abenteuer der Signora, wie ſie Manzoni erzählt hat).

„Nicht wenige von den zahlreichen Leſern jenes Buches haben, abgeſehen von manchem ernſten Kritiker, den Wunſch geäußert, über die Lebensverhältniſſe des Egidio Weiteres zu erfahren; namentlich aber über die Art und Weiſe, wie man durch ihn über die Liebe der Gertrud ins Klare kam; wie ſie ſich vom Kloſter von Monza entfernt; wohin ſie ſich begeben; durch welche Fügungen der Vorſehung ſie zur Bereuung und Abbüßung ihrer Vergehen zurückgerufen wurde; und welches endlich die dem Egidio und ihrem Vater vorbehaltene Strafe war, die ja beide gegen Religion und Moral gefrevelt hatten.

„Dies zu berichten hat ſich der Verfaſſer der folgenden Geſchichte vorgenommen, dem der Zufall ein Buch aus dem 17. Jahrhundert in die Hände geſpielt, worin ſie weitläufig erzählt wird.“

Von dieſer Grundlage ausgehend, führt uns der toscaniſche Romanſchreiber einen Egidio und eine Gertrud vor, die er ſich rein erdichtet hat. Als Flüchtlinge läßt er ſie ganz Italien durchſchweifen und an jedem Künſtlerſtreit, jeder literariſchen Zänkerei, jedweder politiſchen und ſocialen Nichtswürdigkeit jenes Zeitalters aufgeblaſener Dichterlinge, verheerender Seuchen, barokker Künſtler, eingebildeter Hexen, roher Lanzknechte und heimtückiſcher Giftmiſcher theilnehmen.

Der treffliche Mann mit ſeiner gelahrten Phantaſie wußte nicht, daß, nicht von Egidio und Gertrud, wol aber von Johann Paul Oſio und Virginia von Leyva, Fürſtin von Ascoli, viel erſchütterndere und romantiſchere und dennoch entſetzlich wahre Begebenheiten und Schickſale, der Welt verborgen, in vergeſſenen Papierrollen lagen.

Begreiflicherweiſe war eine derartige rein erfundene und zuſammengeſtoppelte Geſchichte, weit entfernt, die Neugierde der Leſer der „Verlobten“ zu befriedigen, ganz danach angethan, dieſelbe noch mehr zu reizen und zu ſteigern.

Endlich ward T. Dandolo, dem rühmlich bekannten Schriftſteller und Gelehrten, das Vergnügen zu Theil, dem Wunſch und der Neugierde aller derer, die Manzoni's Roman lieb gewonnen und an der Signora Intereſſe genommen haben, durch Veröffentlichung der beregten Proceßacten in gedrängtem Auszuge volles Genüge zu leiſten.

Die „Verlobten“ ſind bereits durch mehrere Ueberſetzungen der deutſchen Leſewelt zugänglich geworden, haben aber noch lange nicht die Verbreitung gefunden, die ſelbſt die elendeſten Producte franzöſiſcher Romanfabriken in Deutſchland gewonnen haben. Hoffentlich iſt Bülow's gelungene Verdeutſchung des claſſiſchen Werkes berufen, es endlich in Deutſchland vollends einzubürgern.

Inſofern dürfte auch eine deutſche Bearbeitung von T. Dandolo's Veröffentlichung wünſchenswerth erſcheinen. War es ja doch von jeher Eigenart des deutſchen Genius, ſo tief als immer möglich in den Gehalt wahrhafter Kunſtwerke einzudringen, den Künſtler in der geheimnißvollen Werkſtätte ſeines Schaffens, das Werk ſelbſt in den Momenten ſeines ſtillen Werdens zu belauſchen, das gewordene in regreſſiver Beobachtung bis in ſeine geheimſten Faſern zu erforſchen, und haben wir ja dieſe liebevolle Theilnahme und Sorgfalt nicht nur unſern nationalen Meiſterwerken gewidmet, ſondern, neidloſen und offenen Herzens wie der Deutſche iſt, ſie ausgedehnt auf alle großen Schöpfungen des Menſchengeiſtes zu allen Zeiten und bei allen Völkern. Unter den vielen Trefflichen, die auf der geiſtigen Sonnenhöhe ihrer nationalen Cultur und der ganzen Menſchheit ſtehen, iſt Manzoni, der Freund Göthe's, keineswegs der letzte. Auch er hat ein volles Anrecht, von uns ins Pantheon der Weltliteratur aufgenommen, gekannt und als einer der edelſten Geiſter, die je gelebt, auch geliebt zu werden.

Wer Manzoni's Art und Kunſt kennen lernen will, der ſtudire den Charakter der Signora von Monza aus dem Proceſſe, den der Dichter nicht kannte, und vergleiche ihn ſodann mit ſeiner Darſtellung in den „Verlobten", er wird gewiß zu gerechter Bewunderung des Dichtergenius hingeriſſen werden.

Wir betonten hauptſächlich das literariſche Intereſſe, das ſich durch Manzoni's Werk an den Proceß geknüpft hat; er bietet aber auch, davon abgeſehen, dem Geſchichtsforſcher, Culturhiſtoriker, dem Criminaliſten und Pſychologen manches, das einer Beachtung von ſeiner Seite nicht unwerth ſein dürfte.

Signora Virginia Maria von Leyva ſtammte aus dem Geſchlechte der Fürſten von Ascoli. Das erſte Blatt der Satzſchrift, mit welcher der Advocat, der die Kirche und das Kloſter zum heiligen Dionys in Mailand vertheidigte, im Proceſſe wider den vierten Fürſten von Ascoli, Urenkel des berühmten Anton von Leyva, hervortrat, um die Zahlung eines Vermächtniſſes von 400 Scudi zu erwirken, welche jener in ſeinem Teſtamente jener frommen Genoſſenſchaft zugedacht hatte, ſpricht ſich über dies fürſtliche Geſchlecht folgendermaßen aus:

„Der weit zurück datirende Urſprung dieſes glänzenden Vermächtniſſes, höchſt merkwürdig wegen der großen Herrlichkeit deſſen, der es machen wollte, und wegen des langen Widerſpruchs von Seiten des Vollziehers, erheiſcht, daß wir der nöthigen Deutlichkeit wegen die Erzählung vom Jahre 1502 beginnen, in welchem Don Antonio de Leyva, von Geburt ein Navarreſe, als Offizier eines ausgezeichneten Fähnleins von Reitern ſeines Oheims Sancho Martino, nach Italien kam, wo er hauptſächlich unter der Leitung des großen Gonſalvo, des Feldherrn Ferdinand des Katholiſchen, über die ganze Stufenleiter der militäriſchen Rangordnung emporſtieg, viele Siege erfocht und am glücklichen Ausgang der Schlacht bei Pavia (al Parco), berühmt wegen der Gefangennehmung König Franz' I. von Frankreich, nach den Berichten eines Alfons Loschi, eines Franz Guicciardini und anderer beachtenswerther Gewährsmänner, nicht geringen Antheil hatte.

„Am 6. Febr. 1531 wurde er dann, auf Grund eines beſondern frühern Uebereinkommens mit dem unbeſiegbaren Karl V., welches bei dem im nämlichen Jahre in Bologna zu Stande gekommenen Bündniſſe getroffen worden war, vom achten Herzoge von Mailand, Franz II., mit der kaiſerlichen Stadt Monza und deren Gebiete, mit der oberſten Verwaltung (giurisdizione) ſämmtlicher Gefälle und öffentlichen Einkünfte eines ſo ausgedehnten Territoriums, nebſt einem jährlichen Bezuge von 7000 Ducatoni belehnt, welche ihm die Salzwaaren- und Mauthregulatoren jener Hauptſtadt zu entrichten hatten.

„Am 18. Juli deſſelben Jahres (1531) wurde ihm vom nämlichen Kaiſer die Oberherrlichkeit über die Stadt Ascoli mit dem achtbaren Titel eines Fürſten verliehen und zwar als Zeichen der Anerkennung ſeiner beſondern Verdienſte, vorzüglich aber, weil er zum Frommen des benannten ruhmgekrönten Kaiſers mit einer Hand voll Kriegsvolk das fruchtbare Inſubrien, die berühmteſte Landſchaft Italiens, behauptet hatte.

„Endlich am 2. Sept. 1535 machte er zu Pavia, der alten Reſidenz der Lombardenkönige und der Ruhmeshalle ſeiner Heldenthaten, ſein Teſtament, worin er ſich die Kirche zum heiligen Dionys als Begräbnißſtätte beſtimmte, und ordnete mehrere höchſt preiswürdige Stiftungen an, unter welchen ſich, wie die Sonne unter den Planeten, das fromme Vermächtniß eines jährlichen reinen Einkommens von 400 Scudi zu Gunſten der Kirche und des Kloſters zum heiligen Dionys in Mailand auszeichnet.“

Die Lehenherrſchaft Monza ging in der Folge auf den Grafen Joh. Bapt. Durini über, und zwar kaufte er ſie von Anton Alois von Leyva, fünftem Fürſten von Ascoli, wie aus der Beſtätigung den 6. Juli 1648 hervorgeht, worüber der Cameral-Notar Mercantolo die Urkunde verfaßt hat, und welche vom außerordentlichen Gerichte (magistrato straordinario) ertheilt worden iſt. Zur Zeit unſerer Geſchichte aber ſtand Monza noch unter den Leyvas.

Virginia Maria — in den Urkunden wird ſie immer ſo genannt, es bleibt jedoch ungewiß, ob dies ihr Taufname oder der im Kloſter angenommene iſt, obſchon letzteres wahrſcheinlicher — war die Tochter Martin von Leyva's, Fürſten von Ascoli. Ihre Geburt fällt ins Jahr 1575. Sie ſcheint die einzige Tochter der Familie geweſen zu ſein; außer ihr iſt im Proceſſe ein einziges Mal noch von Brüdern die Rede. Virginia war, wie uns Ripamonti berichtet, von ihrem Vater, einem jener damals unzähligen kleinen Tyrannen Italiens, von früher Jugend auf für das Kloſter beſtimmt, um ſie auf eine Weiſe unterzubringen, die weniger Geld koſtete, als eine fürſtliche Erziehung und einſtige Ausſtattung ihm gekoſtet haben würde. Das Mädchen wurde in früher Jugend nach Monza ins Kloſter St.-Margarita gebracht, eines der wenigen Klöſter des ausgearteten und verkommenen Humiliatenordens, die der Erzbiſchof Karl Borromeo in ſeiner Erzdiöceſe noch hatte beſtehen laſſen. Dies Kloſter hatte ein Fräuleininſtitut, in welchem von den Kloſterfrauen Töchter aus den vornehmſten Familien Mailands erzogen und herangebildet wurden, von denen die einen, theils aus eigener Wahl, nicht ſelten aber auch von herzloſen Aeltern dazu gezwungen, die Haare ſich abſchneiden ließen und den Schleier nahmen, die andern aber, nach einigen Jahren klöſterlicher Zucht und Abgeſchiedenheit, um ſo freudiger wieder in den Schoos ihrer Familie zurückkehrten, um, ſobald thunlich, ſich mit dem Brautkranz zu ſchmücken. Für das ſtürmiſche ſpaniſch-italieniſche Blut der jungen Fürſtin wäre ohne Zweifel das Loos der letztern das entſprechendſte geweſen, allein ſie wurde von ihrem herzloſen Erzeuger zur Nonne gepreßt. Kaum, vielleicht noch nicht einmal, zum kanoniſchen Alter vorgerückt, mußte die junge Fürſtin von der unerbittlichen Schere den Schmuck ihrer Locken ſich rauben laſſen, in einem Alter von höchſtens 18 Jahren ihre in ſtattlicher Jugendfülle und Schönheit aufblühende Geſtalt in das einförmige Nonnengewand hüllen und ihren ausdrucksvollen Kopf, mit den feurigen dunkeln Augen und der offenen imponirenden Stirne einer jungen Weltdame, mit dem klöſterlichen Schleier umgeben. Mochte ſich ihr Herz darüber empören, fühlte es ſich krampfhaft zuſammengeſchnürt in dem ihr unnatürlichen Gewande, was hatte das arme Weſen dazu zu ſagen? Der Würfel war über ſie geworfen vom Tage ihrer Geburt an, und ſie hatte nur zu ſchweigen und ſich willenlos der Herrſchſucht und dem ungezügelten Ehrgeize ihres unbeugſamen, nur auf die Macht und den äußern Glanz ſeines Hauſes bedachten Vaters, der eine Zerſplitterung ſeines Vermögens für das größte Unglück angeſehen hätte, zum Opfer zu bringen.

In dieſer Weiſe faßte wenigſtens Manzoni die Sache auf, indem er einige Worte des von Ripamonti nach der Volkstradition entworfenen Berichtes zu einer umfangreichen Erzählung erweiterte. In den Acten findet ſich keine Hinweiſung darauf, daß die Signora unfreiwillig in das Kloſter getreten ſei, und es findet keine Berufung darauf ſtatt, wie doch an ſich natürlich geweſen wäre, freilich aber auch unterdrückt worden ſein könnte. Wollen wir aber die auf der andern Seite nicht unwahrſcheinliche Annahme theilen, daß die Signora wider ihren Willen zu dem Eintritte in das Kloſter von ihrem Vater gezwungen worden ſei, ſo können wir hinſichtlich des ſpeciellen Herganges dabei unſere Leſer getroſt auf Manzoni's lebensvolle und ergreifende Schilderung [1] des Jugendlebens der Signora bis zu ihrem Eintritte in das Kloſter und in den nächſten Jahren nach demſelben verweiſen. Iſt auch der Dichter darin weſentlich nur ſeiner Phantaſie gefolgt, ſo hat er doch dabei den für ein ſolches Verhältniß in damaliger Zeit und beſonders in Italien allgemein giltigen Typus getroffen. Was er der Virginie Maria begegnen läßt, kann vielleicht ihr begegnet ſein und iſt gewiß nur zu vielen armen Geſchöpfen in ähnlicher Weiſe begegnet.

---

[1] Im erſten Theile der Bülow'ſchen Ueberſetzung der „Verlobten" (Leipzig, F. A. Brockhaus).

Beſtätigt wird übrigens auch durch anderweite Angaben, daß die Signora, bald nach ihrem Eintritte in das Kloſter, zur Oberin der in demſelben befindlichen Koſtgängerinnen beſtellt ward, und daß eben dieſes Verhältniß Veranlaſſung zu der für ſie ſo verhängnißvollen Bekanntſchaft gab, über welche und ihre unheimlichen Folgen der Dichter, der mit dem Einzelnen nicht vertraut war, nur Andeutungen gibt, ſowie er auch über ihr weiteres Leben einen Schleier ruhen läßt, der nun in unſern Mittheilungen gelüftet wird. Manzoni führt uns die Signora in einer Zeit vor, wo ſie bereits ſeit längerer Zeit im Kloſter und allmälig immer tiefer in Schuld verſtrickt, noch aber mächtig, gebietend und von keinen äußern Folgen ihrer Schuld betroffen war. Ob die ſchauerlich ſchöne, im Guten und Schlimmen großartige Geſtalt, die er uns vorführt, dem Bilde der Signora entſpricht, wie es ſich aus den actenmäßigen Nachrichten entwickelt, mögen unſere Leſer ſelbſt entſcheiden.

Schon aus der Erzählung Manzoni's erſah man, daß Virginia Maria als Nonne ein Liebesverſtändniß mit einem ausſchweifenden und ruchloſen jungen Manne unterhielt. Daſſelbe wurde, wie man ſehen wird, ziemlich offen und auf die anſtößigſte Weiſe betrieben. Wozu die Oberin und die Schweſtern die Augen zudrücken mußten, was einzelne der Letzteren ſelbſt, aus Eigennutz oder Leichtſinn, forderten, das gab außerhalb der Mauern des Kloſters zu viel mißfälliger Beſprechung Anlaß, die einen noch bedenklichern Charakter annahm, als eine Laienſchweſter ſpurlos verſchwand und als ein, vielleicht zwei Bürger von Monza durch die Leute deſſelben Böſewichts, den das Gerücht als den Verführer der Nonne bezeichnete, ermordet wurden. Endlich kamen dieſe Reden zu den Ohren des **Cardinals Federico Borromeo** 1), Erzbiſchofs von Mailand. Dieſer benutzte den Vorwand einer Viſitationsreiſe, ſich perſönlich von der Sachlage zu überzeugen, worauf er Virginie Maria in ein Kloſter nach Mailand verſetzen und eine Unterſuchung eröffnen ließ. Ihr Vater war zu dieſer Zeit bereits todt.

Das erſte Verhör fand mit Angela Sacchi, der Priorin, ſtatt und das Protokoll darüber lautet alſo:

Dienstag den 27. November 1607. Vor dem hochwürdgſt. gnädgſt. apoſtol. Protonotar, Criminalvicar der mailändiſch-erzbiſchöfl. Curie, Herrn Hieronymus Saraceno; im innern Sprechzimmer zur Linken, wenn man zur Thüre des Kloſters St.-Margarita zu Monza im Quartier, das von Agrate genannt wird, eintritt; die ehrwürdige Angela Margarita, im weltlichen Stande Angela de' Sacchi genannt, Priorin des beſagten Kloſters, welche zur Zeugſchaft berufen, daß ſie die Wahrheit ſagen werde, nach Zuſchiebung des Eides die Finger auf das Evangelium gelegt und geſchworen hat; gefragt, ob ſie die Urſache unſerer Ankunft im Kloſter und unſerer gegenwärtigen Unterſuchung wiſſe oder vermuthe, antwortete ſie: „Ich ſtelle mir vor, die Urſache, wegen welcher Euer Gnaden hieher gekommen ſind und mich gerichtlich vernehmen wollen, ſei der Verdacht, daß der Herr Johann Paul in dieſes Haus gekommen ſei.“

Als man ihr bedeutete, ſie ſolle ſagen, wer dieſer Johann Paul ſei, antwortete ſie: „Johann Paul, von dem ich zu Euch rede, iſt aus der Verwandtſchaft der

---

1) Geb. 1563, Neffe des heiligen Carlo Borromeo, 1595 bis 1631 Erzbiſchof von Mailand, Gründer der Ambroſianiſchen Bibliothek.

Oſio, welche ihren Wohnſitz hier in der Nähe des Kloſters haben; es iſt die erſte Thüre rechts, wenn man hinausgeht.“

Und als man ihr ſagte, ſie ſolle alles erzählen, was man von dem Eindringen Johann Paul Oſio's in dieſes Kloſter wiſſe, antwortete ſie: „Ich will ſagen, was ich weiß. Ich weiß, daß einige Nonnen ſagten, man habe Verdacht gehabt, genannter Johann Paul ſei in das Kloſter gekommen, und andere ſagten, er ſei wahrhaft darin geweſen, und ich kann ſagen, daß die Mehrzahl der Nonnen vermutheten, er komme dahin, und viele behaupteten, er ſei noch dort, jedoch ſagten ſie dies nur als eine Vermuthung, die ſie hatten. Eine Laienſchweſter, Namens Febronia, von mir befragt — als diejenige, die mit mir vertraut war, weil ſie mich zu bedienen in mein Zimmer kam, und die Sachen mehr beobachtete, als ich —, was ſie davon wiſſe, antwortete mir, es ſei ausgemacht, daß genannter Johann Paul Oſio im Kloſter geweſen; und der Verdacht entſtand wegen der Umſtände in Betreff der Mahlzeit, welche manchmal früher, manchmal auch ſpäter ſtattfand wegen außerordentlicher Dinge.“

Gefragt, gab ſie zur Antwort: „Ihre Weiſe, früher oder ſpäter zu Tiſch zu gehen, als es Uebung iſt, datirt ſich von dem Feſte Allerheiligen her, welches wir vor kurzem gefeiert haben; wer ſich in dieſem Punkte (des Eſſens) ſo benahm, war die Schweſter Octavia Ricci, Schweſter Silvia Caſata, Schweſter Benedicta Homata, welche Freundinnen der Schweſter Virginia Maria von Leyva waren, die ſich hier in demſelben Kloſter befand. Das Eſſen trug man bald an dieſen, bald an jenen Ort, wo man eben ſagte, daß Paul Oſio verborgen ſei; die

Orte, die man in Verdacht hatte, waren zwei Zimmerchen, eines linker Hand am Eingang oben, das andere auf der Seite gegen den Hofraum hin, wo das Zimmer der Schweſter Virginia-Maria ſich befand; im erſtern wohnt und ſchläft Benedicta, im letztern Schweſter Octavia. Es ging ganz offen die Rede, daß das außer der gewöhnlichen Stunde zubereitete Eſſen in die erwähnten Zimmerchen gebracht werde, und zwar von den nämlichen Nonnen, welche jene Zimmerchen bewohnten. Dies wurde von den Nonnen erzählt, die ihnen mit gedachten Speiſen auf der Stiege begegnet waren. Sie ſuchten allerdings dieſelben zu verbergen und ſie nicht ſehen zu laſſen. Diejenigen aber, die ſie auf dieſe Weiſe geſehen haben, ſind die Mutter Vicarin und die Schweſter Febronia; nachher haben alle gemeinſchaftlich davon geſprochen.“

Auf die Frage, warum die Nonnen, welche die Speiſen außer der gewöhnlichen Zeit zubereitet ſahen, Verdacht ſchöpften, daß Oſio ſich im Kloſter aufhalte und zu welchem Zwecke er gekommen, antwortete ſie: „Man hegte den Verdacht, Oſio und niemand anders müſſe im Kloſter ſein, weil er mit genannter Schweſter Virginia-Maria in freundſchaftlichem Verhältniſſe ſtand. Das Eſſen war der Art, daß es nothwendigerweiſe für eine außerordentliche Perſon zubereitet ſchien; denn ſonſt rüſtete man zu dieſer Zeit für niemand zu eſſen, und niemand trug man es ſo heimlich zu. Wäre es für ſie zubereitet geweſen, hätten ſie es nicht auf dieſe Weiſe getragen. Ueberhaupt es war etwas Ungewöhnliches, und ſie verrichteten die Dinge auf eine Art, daß im ganzen Kloſter Verdacht daraus entſtand. Als Grund endlich, warum Oſio in dieſem Kloſter ſich aufhielt, habe ich mir gedacht, daß er ſich zurückziehen wollen, um ſich nicht vom Gerichtshofe fangen zu laſſen [1])."

Und als man ſie fragte, warum ſie glaube, daß Oſio ſich in dem Kloſter verborgen habe, um dem ſtrafenden Arme der Gerechtigkeit zu entgehen, da er doch ohne Einbruch in daſſelbe nicht gelangen können, und es noch viele andere Freiſtätten gebe, gab ſie zur Antwort: „Ich kann nichts anderes ſagen, als daß er ſich hieher zurückgezogen, um hier mehr verborgen zu bleiben, und wegen des freundſchaftlichen Verkehrs, welchen er mit der Schweſter Virginia-Maria unterhielt; ich glaube jedoch, mehr aus dem vorerwähnten Grunde."

Gefragt antwortete ſie: „Es iſt acht oder neun Jahre her — beſtimmt kann ich es nicht angeben — ſeit dieſer Verkehr begonnen." Hinzufügend ſagte ſie: „Ich habe mehr Zeit angegeben, als es wirklich iſt; es mag etwa ſieben Jahre her ſein und die Freundſchaft zwiſchen ihnen begann und ſetzte ſich fort durch Geſpräche, durch gegenſeitiges Ueberſenden von Geſchenken und Eßwaaren; die damaligen Priorinnen werden alles beſſer wiſſen als ich; ihre Unterredungen fanden in dem Sprechzimmer ſtatt."

Auf die Frage, ob Virginia-Maria immer in jener Zelle gewohnt habe, in welcher ſie ſich in den letzten Tagen befunden, antwortete ſie: „Sie iſt eine Zeit lang in einem andern Zimmer geweſen, welches damals ein Fenſter hatte, das in den Garten Oſio's ging, nachher aber zugeſtopft wurde."

---

[1]) In der That werden wir bald ſehen, wie Oſio, um den Nachforſchungen der Gerechtigkeit zu entgehen, die wegen der von ihm vollbrachten Tödtung des Apothekers Raineri angeſtellt wurden, in den erſten Tagen des Novembers ſich im Kloſter verbarg, aus welchem er nicht mehr herauskam, bis Schweſter Virginia-Maria weggeführt wurde.

Gefragt, erwiderte ſie: „Bezeichnetes Fenſter war hoch, und ich weiß nicht, ob man von demſelben aus mit den Perſonen, die im Garten Oſio's waren, ſprechen konnte oder nicht.“

Des weitern gefragt, gab ſie zur Antwort: „Ja, es iſt eine Mauer am Garten des Oſio, die ſich mit unſerer Kloſtermauer verbindet; in derſelben iſt das Zimmerfenſter, von welchem wir oben geſprochen. Es wird ungefähr zwei Jahre her ſein, ſeit die Schweſter Virginia dieſes Zimmer verließ.“

Gefragt, erwiderte ſie: „Beſagtes Fenſter wurde zugeſtopft, nachdem die Schweſter Virginia dort ausgezogen war, und Monſignor Barca war es, der daſſelbe vermauern ließ.“

Gefragt, ob ſie wiſſe oder gehört habe, daß gegen den genannten Apotheker einſt eine Flinte abgeſchoſſen worden ſei, antwortete ſie: „Ja, ich habe ungefähr vor einem Jahre ſagen hören, daß auf genannten Apotheker geſchoſſen worden ſei; er wurde aber nicht getroffen.“

Ueber die Abführung Oſio's ins Gefängniß gefragt, antwortete ſie: „Ja, ich hörte in der letzten Faſtnacht ſagen, daß Oſio in Pavia eingeſperrt worden ſei [1].“

Gefragt, fügte ſie bei: „Ich glaube, Oſio ſei im genannten Gefängniß geweſen, wegen der Freundſchaft zwiſchen ihm und Schweſter Virginia und wir ſprachen davon hier unter uns.“

Weitere Antwort: „Die Pförtnerinnen des Kloſters ſeit den letzten ſechs Jahren waren Schweſter Blanca Homata und die Parloja, Schweſter Dionyſia von Como und Schweſter Cantaria, die von mir, d. h. von Signor

---

[1] Dieſe nur zeitweilige Detention ſoll auf Andringen des Fürſten von Ascoli, Vetters der Virginia-Maria, geſchehen ſein.

Barca dazu beſtimmt wurde, als ich Priorin war. Ehe ich Priorin wurde, war ich Pförtnerin in Geſellſchaft der benannten, außer der Schweſter **Blanca**, die an meiner Statt gewählt wurde. Obengenannte ſind ſeit fünf Jahren im Dienſte, mit Ausnahme **Blanca's**."

Befragt, ob ſie in dieſer Zwiſchenzeit ein Mädchen zum Kloſter habe kommen ſehen und wem es angehörte, antwortete ſie: „Ja, es kam ein Mädchen hieher, das von Schweſter Virginia geliebkoſt wurde."

Gefragt, fügte ſie bei: „Man ſagte, genanntes Mädchen, Namens Franciſca, ſei eine Tochter Oſio's und der Schweſter Virginia, und man behauptete dies unter uns im Kloſter wegen der Liebkoſungen, mit denen Schweſter Virginia ſie überhäufte, und auch weil ſie ihr Kleider anfertigte und große Stücke auf ſie hielt."

Nach dem gegenwärtigen Aufenthaltsort des Mädchens gefragt, antwortete ſie: „Ich glaube, es iſt in Johann Paul's Hauſe, und ich habe für gewiß ſagen hören, es ſei legitimirt worden."

(Im Manuſcripte S. 570—600 iſt die authentiſche Copie der Legitimationsurkunde enthalten. Der comes palatinus Flaminio Melzi hatte 1597 vom Kaiſer das Privilegium erhalten, außer der Ehe geborene Kinder zu legitimiren. Er bediente ſich deſſelben zur Legitimirung der Tochter Oſio's. Wir entheben der Urkunde Folgendes: „1598 den 17. April. Es erſchien und erſcheint Johann Paul Oſio, Sohn des Johann Paul Oſio, welcher auf den Knien, aus Ehrfurcht vor dem Namen ſeiner Majeſtät, dem genannten Pfalzgrafen erklärte, er habe eine einzige junge Tochter, 21 Monate alt, Namens Franciſca Maria, die ihm geboren worden ſei von Iſabella von Meda; er habe keine rechtmäßigen Nachkommen und er wünſchte, dieſe Franciſca, obwol ſie abweſend ſei, in der ausgedehnteſten Form zu legitimiren, ſodaß die Genannte auch in die Erbfolge eintreten könne ꝛc." Aus dieſem Actenſtücke geht hervor, daß die Tochter Iſabella's, ein Name, hinter dem Schweſter Virginia ſteckt, im Juli 1604 geboren wurde, und daß das Verhältniß mit Oſio [wegen eines andern Kindes, das früher, jedoch todt geboren wurde, wie wir ſehen werden] ſchon mehrere Jahre vorher ſeinen Anfang genommen haben muß.)

Um das Alter des Kindes befragt, antwortete ſie: „Es muß ungefähr zwei Jahre alt ſein."

Gefragt, ob Oſio Monza verlaſſen habe und wohin er gegangen ſei: „Man ſagte, er ſei nach Rom gegangen; um welche Zeit erinnere ich mich nicht mehr."

Gefragt, erwiderte ſie: „Es mag ſein, daß er ſich nach Rom begeben hat, um ſich von der Schuld abſolviren zu laſſen, daß er hier im Kloſter geweſen; ſo hieß es hier innen."

Auf die Frage, ob nie eine Laienſchweſter, Namens Katharina de' Caſſini oder auch anders zubenannt, von der Ortſchaft Meda, im Kloſter geweſen ſei, gab ſie zur Antwort: „Sie iſt dageweſen."

Gefragt, wo ſie gegenwärtig ſich aufhalte, antwortete ſie: „Ich weiß es nicht; man glaubt, ſie habe ſich flüchtig gemacht."

Gefragt, warum genannte Katharina nicht Profeß abgelegt, antwortete ſie: „Weil ſie nicht tauglich war; man war im Zweifel, ob man ſie aus dem Kloſter wegſchicken ſollte; ja, man hatte ſich ſogar darüber berathen, ſie fortzuſchicken, und zu dieſem Behufe erwartete man Monſignor Barca."

Gefragt, erwiderte ſie: „Genannte Katharina bediente die Schweſter Virginia; zur ſelben Zeit war Blanca Homata Priorin. Katharina wurde entfernt von den Nonnen in einen Ort geſchloſſen, wo man das Weißzeug wäſcht. Dieſer Ort ſtößt an die Hauptſtraße, und ich glaube, ſie iſt drei oder vier Tage dort geweſen. Am Morgen des Tages, an welchem Monſignor Barca in unſer Kloſter kam, bemerkte ich, daß genannte Katharina entflohen war, indem ſie die Thüre aufgeriſſen, wo ſie eingeſperrt war, und dann ein Stück Mauer eingebrochen hatte, durch deren Oeffnung ſie hinauskam. Sie wurde dort eingeſperrt wegen ihrer Antworten, und weil ſie gewiſſe Worte geſagt hatte."

Gefragt, welche Kloſterfrauen Katharina an dieſen Ort geführt hätten, gab ſie zur Antwort: „Ich glaube, ſie iſt von vielen Nonnen hingeführt worden; denn ſie wollte freiwillig nicht gehen; beſſer wiſſen dies die damalige Frau Mutter und die Vicarin, welches Schweſter Virginia war."

Gefragt, ob Katharina an jenem Orte irgend ein Werkzeug zurückgelaſſen habe, mit deſſen Hilfe die Thüre hätte eingebrochen werden können, gab ſie zur Antwort: „Sie ſagten, es ſei dort etwas vorgefunden worden, womit ſie die Thüre eingebrochen habe; ich erinnere mich aber nicht was."

Gefragt, erwiderte ſie: „Wir haben nie wieder Nachrichten von Katharina erhalten. Ich kann nicht ſagen, ob ſie mit jemand in Monza freundſchaftlich verkehrt habe; nach dem Gerede im Kloſter zu ſchließen, war ſie mitwiſſend in den Dingen, die zwiſchen Oſio und Schweſter Virginia vorgingen. Sie habe darüber auch Worte fallen laſſen, hieß es, und deshalb ſei genannte Katharina von Oſio aus jenem Orte weggeſchafft worden; was ſpäter mit ihr geſchah, weiß man nicht."

Gefragt, ob es wahr ſei, daß Oſio ins Kloſter eingedrungen ſei, von welcher Seite das geſchehen und mit weſſen Hilfe, antwortete ſie: „Ich glaube, er iſt hereingekommen, ob durch die Thüre oder über die Mauern, weiß man nicht; ich kann mir nicht erklären, wie er durch die Thüre hereinkommen konnte; denn den Schlüſſel dazu habe ich; ein anderer befindet ſich in Ihren (der Unterſuchenden) Händen. Wenn er über die Mauer hereingekommen ſein ſollte, ſo zweifelt man, ob es die Seite war, wo das Thor für die Wagen iſt.“

Gefragt, ob es im Kloſter Handleitern gebe, antwortete ſie: „Zwei, die eine in der Holzlege verſperrt, die andere bald da, bald dort im Hauſe.“

Weiter gefragt, erwiderte ſie: „Die Leiter, die im Hauſe iſt, iſt ganz klein und zu dem Behufe ungeeignet. Es ſcheint, man hat Abends im Kloſter eine Leiter geſehen und man hat ſie ſo geſtellt, wie um jemand von der Decke eines Zimmers herunterzulaſſen, und man ſagte, ſie ſei im Zimmer der Schweſter Benedicta geſehen worden. Man war darüber verwundert, beſagte Leiter an dieſem Orte zu ſehen. Als ich hierauf aufmerkſam gemacht worden war, ging ich wie von ungefähr in das Zimmer der Schweſter Virginia; aber ich nahm mich beſonders in Acht; denn ich befürchtete, Schweſter Virginia werde ſchreien, wenn ſie Worte des Verdachtes höre, und in der That machte ſie mir viele mündliche Drohungen.“

Gefragt, erwiderte ſie: „Ich bin 45 Jahre alt.“

Nachdem ſie dies geſagt und es ſchon ſpät an der Zeit war, entfernte ſich die genannte Kloſterfrau, unter dem Befehle der Beobachtung ſtrengſten Stillſchweigens, bei Strafe der Excommunication.

Dies Verhör wurde von uns vollſtändig aufgeführt.

Dies Muſter möge genügen, und wir werden in den folgenden Citaten gedrängter zu Werke gehen.

Am folgenden Tage, den 28. Nov. 1607, wurden Domenico de' Ferrari und Eliſabeth Sarra, ſein Weib, verhört, welche bei den Kloſterfrauen von St.-Margarita in der Eigenſchaft von Kloſtermaiern in Dienſt geſtanden und wenige Wochen vorher entlaſſen worden waren.

Domenico erklärte, er ſei ſchon vom Senator Truſſi über die Ermordung Raineri's befragt worden und habe Folgendes geantwortet: „Ich habe ſagen hören, Herr Johann Paul Oſio habe ihn getödtet, und ich ſagte auch in jener Unterſuchung, daß ich, als ich im Auftrage der Schweſter Octavia, der Organiſtin des Kloſters, gegen die Apotheke hin meinem Weibe entgegenging, welches dorthin geſchickt worden war, um für die Schweſter Virginia eine Arznei zu holen, bei dem Steine von St.-Maurilio ſtehen blieb, denn es war Nacht; daß ein Bedienter Oſio's, den man Roſſo nennt, mit einem Schießgewehr auf der Schulter hinter mir vorbeiging, und daß ich ihn am Gang erkannte und auch wegen des Lichtes von der Lunte, die ſtark verkohlt war und hell leuchtete, ſodaß ich ihn erkennen konnte. Er ging in der Richtung nach dem Hauſe des Oſio und kurz vorher war auf Raineri geſchoſſen worden ... Am Abend ſelbſt, als ich im Begriffe war, zu Bette zu gehen, hörte ich die Glocke von St. Johann zum Verſehen läuten, und weil ich das Heilige Sacrament zu begleiten pflegte, ging ich nach St.-Johann und ſah dort, daß ſie es in das Haus des Raineri trugen, und nun wußte ich, daß der Schuß ihm gegolten hatte.“

Gefragt, was für Geſpräche er am folgenden Tage mit den Kloſterfrauen in Bezug auf die Geſchichte mit

Raineri geführt, antwortete er, daß die meiſten geweint hätten, daß Schweſter Virginia ihm ihr Misfallen kundgab, weil er Oſio bei dieſer Tödtung nannte, daß ſie ſogar, darüber erzürnt, ihn mit ſeinem Weibe ohne weiteres aus dem Kloſterdienſte habe jagen laſſen.

Eliſabeth, ſobald die Reihe an ſie kam, zum Verhör gerufen, erklärte, ſie wiederhole: „Als ich in die Apotheke Raineri's um eine Arznei gegangen war und nachts im Dunkel nach Hauſe kehrte (es war ungefähr 2 Uhr), da hörte ich ein Geräuſch, als wäre von einem Burſchen ein kleines Gewehr losgefeuert worden — denn der Knall war nicht ſtark —, während ich gegen das Haus zu ging, und im gleichen Augenblicke ſagte ich: Jeſus, was iſt das? — und als ich bei der Ecke ſtand und gegen das Kloſter abſchwenkte, hörte ich hinter mir laufen, und es ging nahe an mir jemand vorbei, der den Mantel unter den Arm genommen hatte und an meinen rechten Arm anſtieß, dergeſtalt, daß er, hätte ich die Arzneiflaſche in der Rechten gehabt, ſie mir weggeworfen haben würde. Und dieſer Gewiſſe, den ich nicht erkannte, lief abwärts gegen Porta Lecco. Wie ich im Kloſter war, ſagte ich der Pförtnerin Schweſter Dionyſia, der ich die Arznei behändigte, daß ich um dieſe Zeit nicht mehr in die Stadt gehen würde.“

Den 28. Nov. 1607. Franciska Imberſaga, Nonne und Vicarin des beſagten Kloſters, zur Zeugſchaft gerufen, beeidigt und verhört.

Gefragt, ob ſie die Urſache der gegenwärtigen Unterſuchung wiſſe, oder zu wiſſen glaube, antwortete ſie: „Ich kann mir keine andere vorſtellen, als die Unordnung, die durch Schweſter Virginia-Maria de Leyva in dieſem Kloſter angerichtet wurde.“

Gefragt, was daran ſei, gab ſie zur Antwort: Die

Sache verhalt ſich, wie folgt; — vor ungefähr acht Jahren, als ich Priorin dieſes Kloſters war, deſſen Vicarin ich gegenwärtig bin, wurde ich durch Perſonen außerhalb des Hauſes, ich erinnere mich nicht mehr wer dieſelben waren, darauf aufmerkſam gemacht, daß einige Kloſterfrauen Liebeleien mit Johann Paul Oſio trieben, der ſich in einen ſeiner Garten zurückgezogen hatte, welcher an unſer Kloſter angrenzt, und daß die Nonnen an einem Zimmerfenſterchen geſtanden, das in dieſen Garten geht. Zuerſt hatte Oſio eine Liebſchaft mit einer Lehrtochter, Namens Iſabella degli Ortenſii von Monza, die, in den Hühnerhof des Kloſters gehend, ſich von Oſio ſehen ließ, welcher einen Baum beſtieg und von demſelben ihr Früchte zuwarf. Dies wurde Schweſter Virginia gewahr und fing nun vom Fenſter eines Zimmers herab Tändeleien mit Oſio an. In dieſem Zimmer, das auf den Garten Oſio's ging, wohnte Schweſter Candida. Ueber Obiges benachrichtigt, ging ich einmal nach dem Mittagseſſen in das Zimmer jener Kloſterfrau, um nachzuſehen; da fand ich, daß in demſelben Schweſter Candida und Virginia eingeſchloſſen waren. Mir kam daher der Gedanke, zu entdecken, was da vorging; mithin begab ich mich auf den Kornboden. Von da aus ſah ich, daß Oſio, den ich gut kannte, in dem Garten war und gegen jenes Fenſter hinausſchaute. Er hatte gerade damals ſich zurückgezogen, wegen des Mordes, den er an Joſ. Molteno verübt hatte. Als ich dies geſehen hatte, kehrte ich zu genannten Kloſterfrauen zurück und ſagte ihnen, es gezieme ſich nicht, an dieſen Fenſtern zu ſtehen, und befahl ihnen beim heiligen Gehorſam, daß ſie ſich nicht mehr dahin begeben ſollten, indem ich ihnen zugleich bemerkte, dies konnte dem ganzen Kloſter Unehre bringen, und ſie ſollten auf den guten Ruf ihres Hauſes bedacht ſein. Dieſe aber thaten, als wäre nichts Wahres an der Sache. Ich wartete auf einen Tag, wo alle im Chor waren, und da das Zimmer der Schweſter Candida offen war, ging ich in daſſelbe hinein und ſah, daß, wenn man einen Schemel unter die Füße ſtellte, was ich wirklich that, man mit den Perſonen im Garten ſprechen und ſich auch gegenſeitig ſehen konnte; daher ließ ich es vermauern. Vier oder fünf Monate ſpäter machte man mich darauf aufmerkſam, daß Schweſter Virginia an ein Fenſter des Backhauſes dieſes Kloſters gehe, das auf einer andern Seite auf den Garten Oſio's hinauslief. Ich traf ſie da an, wie ſie hinunterſchaute, und ſchalt ſie deshalb tüchtig aus: ſie aber behauptete immer, es ſei nicht wahr. Weil ſich aber ein gewiſſer Joſeph Peſen zum Vermittler ihres wechſelſeitigen Verkehrs hergab, verabſchiedete ich ihn, damit er nie mehr ins Kloſter käme. Als dies Schweſter Virginia vernahm, ſtieß ſie viele Scheltworte gegen mich aus und ſchrie ſo heftig, daß die Kloſterfrauen, die zugegen waren, davonliefen und mich allein zurückließen. Darauf wurde ſie krank und blieb beſtändig im Bette, ließ ſich vom Arzte beſuchen und ſagte, dies rühre vom Gifte her, das ich ihr habe geben laſſen. Dermaßen verhielt ſie ſich eine Zeit lang, bis die Zeit erſchien, wo ich aufhörte, Priorin zu ſein; ſie ließ mich vom Priorate und andern Aemtern abſetzen. An meine Stelle trat die Schweſter Beatrix, und die Schweſter Virginia ſelbſt wurde Vicarin. Dieſe beiden vertrugen ſich ſtets aufs beſte.

„Zwei Jahre ſpäter, als die genannte Priorin geſtorben und ich Pförtnerin geworden war, fand ich des Nachts mehreremale den Riegel an der großen Kirchenthüre nicht vorgeſchoben; es ſtieg mir daher der Verdacht auf, Oſio komme dort herein und von dort ins Kloſter.

In einer Nacht geſchah es, daß ich aus Furcht ob des erwähnten Gerüchtes (einige Lehrtöchter hatten es der Schweſter Virginia gemeldet, die ihnen die Augen hatte herausreißen wollen) die Laienſchweſter Victoria bei mir ſchlafen hieß. Als dieſe nun in den andern Klöſtern zur Matutin läuten hörte, ſtand ſie auf und lief barfuß der Kirche zu, um für uns gleichfalls zu läuten. Mitten auf der Stiege angelangt, ſah ſie, daß die Lampe, welche von innerhalb angezündet ward, auf einmal erloſch. Eine der Genoſſinnen Virginia's, die herauskam, ſagte der Schweſter Victoria, ſie ſolle gehen und die Lampe anzünden; dieſe aber antwortete, wer ſie ausgelöſcht habe, möge ſie anzünden. Dies meldete mir die Schweſter Victoria, und wir dachten, die Schweſter Virginia ſei in der Kirche und um nicht geſehen zu werden, weil das etwas Außergewöhnliches von ihr war, habe ſie die Lampe ausgelöſcht, damit ſie ſich zurückziehen könne, und auch Oſio müſſe zugegen geweſen ſein; oder ſie hatten ihn hinausbegleitet und die Lampe ausgelöſcht, damit die Kirchenthüre nicht offen geſehen werde. Später an einem Abend ungefähr um die vierte Stunde der Nacht, als Schweſter Paula Antonia Aliprandi aus ihrem Zimmer ging, ſah ſie drei Kloſterfrauen unterhalb des Kloſters, von der Seite gegen das Thor hin, herkommen. Beherzt, wie ſie war, entſchloß ſie ſich, zu erkunden, wer ſie ſeien, und ging ihnen entgegen. Weder ſie noch die andern hatten Licht. Als ſie nahe bei einander waren, rief die Schweſter Paula — wer iſt da? — Unter dieſen drei Nonnen hatte eine eine Bedeckung auf dem Kopf, die ihr ganzes Geſicht barg. Dieſe zog ſich in einen Winkel beim Thore zurück; die Schweſter Paula trat aber nahe zu ihr hin, um zu ſehen, wer ſie ſei. Die Schweſter Benedicta, eine von den dreien, nahm ſie jedoch beim Arme und zog ſie weg, mit den Worten — es iſt die Schweſter Johanna. — Allein, als Schweſter Paula in die Kirche ging, traf ſie da die Schweſter Johanna; daher drängte ſich ihr der Gedanke auf, den ſie mir mittheilte, daß nämlich die Perſon in den Nonnenkleidern mit der Kopfbedeckung, die ſich nicht zu erkennen geben wollte, Oſio geweſen ſei. Eine ſtärkere Inzicht aber, daß Oſio in das Kloſter komme und darin ſich aufhalte, ergab ſich, als in der Nacht der Vigil vor dem letzten Allerheiligenfeſte die Schweſter Dorothea krank lag und viele Kloſterfrauen wach blieben, um ihr Geſellſchaft zu leiſten, unter ihnen auch Candida, Benedicta und Octavia. Letztere ging ungefähr um die dritte Stunde der Nacht, wie mir die Schweſter Lucia ſagte, die auch dabei war, dreimal aus jenem Zimmer und blieb eine Zeit lang weg, kehrte dann wieder zurück und fing mit Candida und Benedicta heimlich zu ſprechen an. Man hält für gewiß, daß Oſio jene Nacht ins Kloſter gekommen und dort geblieben ſei, was ſich durch die Dinge beſtätigt, die nachher eintrafen. Am Tage Allerheiligen nämlich begaben ſich die Schweſtern Virginia und Octavia, unter dem Vorwand von Unpäßlichkeit, nicht allein zur Ruhe; ja, noch mehr, Schweſter Virginia ſchlief acht Tage hindurch in dem Zimmer der Schweſter Octavia. Die Schweſtern Silvia, Candida und Benedicta gingen immer hin und her und ſchloſſen ſchnell die Thüre, ſowol, wenn ſie in genanntes Zimmer ein-, als wenn ſie aus demſelben heraustraten. Dies wurde von den Schweſtern Stephanie Marina und Rozane bemerkt. Dieſelben ſagten auch aus: als die genannten drei Kloſterfrauen eines Morgens miteinander aus dem beſagten Zimmer herausgetreten ſeien, um zur Meſſe zu gehen, hätten ſie die Thüre ſich ſchließen als hatte jemand dahinter geſtanden, der ſie zugeſtoßen, und dachten, es ſei dies Oſio geweſen. Ferner ließ ſich die Schweſter Virginia in dieſer ganzen Zeit gegen ihre Gewohnheit ſehr ſelten ſehen, während ſie ſonſt immer im Kloſter herum war. Ueberdies wurden während dieſer ganzen Zeit, die Oſio muthmaßlich im Kloſter zubrachte, von den Schweſtern Octavia, Silvia und Benedicta mehr Speiſen zubereitet als gewöhnlich, und fortwährend trug man das Eſſen bald dieſer, bald jener in das Zimmer, wo ſich Oſio eben aufhielt; denn er mußte auf ihr Geheiß den Ort öfters wechſeln. Während er da war, kam eine Frau von außen, die der Pförtnerin Schweſter Dionyſia erzählte, daß man Oſio überall geſucht, aber nirgends ihn habe finden können, und Dionyſia ſelbſt, der Schweſter Octavia begegnend, bemerkte, um ihr Furcht einzujagen, es ſeien Leute zur Thüre gekommen, die geſagt hätten, daß die Obern Knechte und Büttel ſchicken wollten, um Durchſuchung im Gebäude zu halten und Oſio darin aufzuſpüren. Bei dieſen Worten erröthete Schweſter Octavia und lief zur Schweſter Virginia, die nachher die Schweſter Dionyſia herbeiholte und ihr die beiden Zimmerchen und ihre Zelle zeigte und auch die Kaſten öffnete, damit ſie ſehe, daß niemand da ſei. Allein die Schweſter Octavia hatte, wie mir von der Schweſter Johanna geſagt wurde, das Leiterchen zur Orgel in ihrem Zimmer und mit Hilfe desſelben konnte ſie den Oſio durch den Schornſtein entkommen laſſen. Als Oſio in Pavia gefangen ſaß, glaubten wir im Paradies zu ſein, denn der Lärm war verſtummt, welchen man ſonſt gehört hatte und welcher wieder auftauchte, nachdem er aus dem Caſtell herausgekommen war. Jene Gefangenſchaft hatte der Schweſter Virginia misfallen. Sie ſagte in Gegenwart des Cardinals, daß es ſich, da Oſio gefangen ſei, um ihre Ehre handle, und ſie ſelbſt überreichte dem Grafen Fuentes eine Denkſchrift und ließ uns dieſelbe unterzeichnen, worin bezeugt war, daß nichts Uebles an der Sache ſei."

Auf dieſes Verhör der Vicaria folgten andere von verſchiedenen Kloſterfrauen. Am Donnerstag den 29. Nov. fanden deren viele ſtatt: Sie hatten die Ermordung Raineri's, das Verſchwinden Katharina's, Unterſuchungen über das junge Mädchen, das man für die Tochter Virginia's hielt, und über den brieflichen Verkehr, in welchem ſie mit Oſio ſtand, als er nach Rom gegangen war, zum Gegenſtande. Wir wollen blos folgende kurze Stellen hieherſetzen.

Schweſter Blanca, gefragt, ob Virginia irgend ein Amt im Kloſter verwaltet habe, bevor ſie Vicarin geworden ſei, antwortete: „Sie war Sakriſtanin und Aufſeherin über die weltlichen Ziehtöchter (putte), deren damals mehrere im Kloſter waren."

Gefragt, worin das Amt der Vicarin beſtehe, antwortete ſie: „Der Priorin in den Dingen zu helfen, die das Kloſter nothwendig hat, und in den Sprechzimmern zu aſſiſtiren; allein ſie half mir wenig, denn ſie war faſt immer krank und bettlägerig."

Gefragt, ob ſie je Pförtnerin des Kloſters geweſen ſei, antwortete ſie: „Ich bin es ſeit St.-Martha des verfloſſenen Jahres und bin es noch fortwährend."

Gefragt, erwiderte ſie: „Wir Pförtnerinnen ſehen alles, was zum Kloſter hinausgeht."

Gefragt, ob ſie wiſſe, daß die Schweſter Virginia jemandes Hemdkrägen rein waſche und bügle: antwortete ſie: „Ich habe manchmal geſehen, daß ſie ſolche herrichtet, und ſie ſagte, ſie gehörten ihren Brüdern."

Gefragt, mit welchen Kloſterfrauen Schweſter Virginia ſich am häufigſten zu unterhalten pflege, und welche ihre Freundinnen ſeien, antwortete ſie: „Wir ſind ihr alle gewogen, beſonders aber die Schweſtern Benedicta, Octavia, Silvia und Candida, obſchon wir ſie, wie geſagt, alle lieben; denn ſie iſt eine ſo gute junge Perſon."

Die Schweſter Conſtantia Panzolina legte unter vielen andern auch folgendes Geſtändniß, das nun freilich mit dem eben gehörten Urtheil weniger übereinſtimmt, ab: Da ſie bemerkt habe, daß der Riegel am Hauptthore des Nachts nicht vorgeſchoben wurde, habe ſie ein Schloß mit einem Schlüſſel daran machen laſſen, ohne jemand etwas davon zu ſagen. „Als die Schweſtern Virginia und Octavia dies wahrnahmen, fingen ſie an, im Zimmer der Mutter, zu welcher ich mich begeben, um ihr die Sache anzuzeigen, mich mit Schimpfwörtern zu überhäufen, und wenn die Schweſter Virginia nicht abgehalten worden wäre, ſo war ſie willens, mich die Treppe hinunterzuwerfen, und als ich mich wegbegeben wollte, verſetzte ſie mir Fauſtſchläge ins Geſicht, daß ich darüber ſterben zu müſſen glaubte. Ich ſaß immer in einem Winkel, ohne ein Wort zu ſagen, und die Schweſter Virginia ſagte mir, ſie wolle einen meiner Brüder ermorden, außer Landes jagen, zu Grunde richten laſſen."

Dies Alles ſind nur Vorſpiele, allein in der That ganz dazu angethan, uns ahnen zu laſſen, welch' ein Ungewitter im Anzuge ſei und mit wem wir es zu thun haben. Der Blitz zuckt und eine ſchaudererregende Scene geht unverſehens an unſern Augen vorüber.

Das Nähere ergibt ſich aus folgendem Protokoll.

1607, Freitags den 30. Nov. am frühſten Morgen. Während der Erlauchte und Hochw. Herr Vicar und ich Unterfertigter, die wir im Hauſe des Erzprieſters

(Pfarrers) zu Monza wohnten, uns vom Bette erhoben, kam der Hochw. Hr. Erzprieſter Settala eilig zu uns und zeigte uns ein Billet vor, welches ihm vom Guardian delle Grazie geſchrieben worden war, und das ich aufbewahrte und den Acten einverleibte. Er ſagte: „Während ich im Beichtſtuhl ſaß, wurde mir dieſes Billet gegeben.“

An den Herrn Erzprieſter.

Euer Gnaden und Hochwürden mögen ſo ſchnell als möglich ſchicken; denn es iſt eine Nonne von St.-Margarita ganz verwundet angekommen: der Eile halber nichts Weiteres, aber mit guter Hut; denn ich weiß, was ich ſage, aber insgeheim zu Euer Gnaden.

Der Guardian delle Grazie.

In Folge dieſer Mittheilung machten ſich der Vicar und der Erzprieſter eilig auf den Weg gegen das Kloſter Sta.-Maria delle Grazie vor der Stadt, und gaben mir, dem Notar, den Auftrag, ſchnell zum Kloſter St.-Margarita zu gehen und nachzufragen, ob in der letzten Nacht dort etwas Neues vorgefallen ſei; nachdem ich mich alſo dorthin begeben und die Priorin gerufen hatte, gab ich ihr den Auftrag, nachzuſchauen, ob ihre Kloſterfrauen ſämmtlich im Kloſter ſeien; als ſie den Beſuch in allen Zellen und im Kloſter gemacht hatte, kehrte ſie zurück und ſagte:

„Zwei meiner Nonnen fehlen, nämlich die Schweſter Octavia Ricci und die Schweſter Benedicta Homati.“

Sowie ich dies vernommen, kehrte ich eilig wieder zum Kloſter delle Grazie und erſtattete darüber dem Vicar Bericht. Ich traf ihn in einer Zelle des Gottesackers mit einer Perſon in Nonnenkleidern, die zerzauſt und ganz blutig ausſah. Dieſe Perſon ſagte, ſie ſei die Schweſter Octavia aus dem Kloſter St.-Margarita, und weil der Pater Guardian äußerte, ſie habe erzählt, daß Joh.

Paul Oſio ſie zugleich mit der Schweſter Benedicta aus dem Kloſter geholt habe, ſo verſicherte ſie, hierüber gefragt, die Sache verhalte ſich ganz genau ſo; allein ſie wiſſe nicht, was aus ihrer Gefährtin geworden ſei; wahrſcheinlich ſei ſie geſtorben. Hierauf wurde ſie in eine Kutſche, ſodann nach der Vorſchrift des Herrn Vicars in das Frauenkloſter St.-Urſula in genannter Stadt und allda in eine von den obern Zellen gebracht, wo die Schweſtern ihr die durchnäßten Kleider auszogen und ſie, ſchwer am Kopfe 1) verwundet, wie ſie war, ins Bett legten.

Nachdem dies zu Ende war, beſchloß der Hr. Vicar, genannte Frau zu verhören und verhörte ſie wirklich wie folgt:

---

1) Joh. Ambroſ. Vimercati, Barbier und Chirurg der Stadt Monza, der zur Unterſuchung der Verwundeten berufen wurde, entblößte ihren Kopf, der mit einem Tuche verbunden war, und fand ſie mit folgenden Wunden behaftet.

„Eine Wunde auf der linken Seite nahe am Pulſe gegen die Stirne zu; ſie iſt rund, groß wie ein Schmetterling; eine andere ähnliche und an gleicher Stelle auf der rechten Seite; eine andere auf dem linken Schlafmuskel ½ Finger lang; eine weitere nahe bei dieſer von gleicher Größe; ferner eine auf derſelben Seite über dem Ohr, ſie iſt klein; ſodann eine andere in der Nähe dieſer in Form eines Dreiecks, ½ Finger lang; eine andere ein wenig höher, in welcher man den Schädel erblickt, einen Finger lang, in Form eines Dreiecks; eine andere tiefer in der Mitte des Kopfes gegen den Nacken zu, in der Länge eines Fingers; darüber 5 Wunden nahe beieinander, jede ½ Finger groß mit vom Kopfe abgehobener Haut; durch dieſe Wunden war der Schädel ſichtbar; eine andere ſchwere Wunde und mehr als einen Finger lang, ein bischen einem Dreieck gleichend, durch welche man den Knochen erblickt; auf der andern Seite eine fingerlange Wunde in Form eines Dreiecks, aus welcher der Knochen hervorguckt und in der Nähe dieſer zwei andere kleine Wunden.“ Nebſt dieſen zählt er noch einige Wunden und Quetſchungen an der rechten Hand und am Elnbogen des rechten Arms auf, und erklärt, ſie müßten von Schlag- und Schneidewaffen herrühren.

Ueber Namen, Zunamen und Stand befragt, antwortete ſie:

„Ich heiße Schweſter Octavia Ricci; mein Vater heißt Agrippa und mein Geburtsort iſt Mailand; ich bin Kloſterfrau von St.-Benedict und das Kloſter, dem ich hier in Monza einverleibt bin, heißt Sta.-Margarita."

Gefragt, warum ſie dieſen Morgen außerhalb dieſes Kloſters getroffen worden ſei.

Antwort: „Als ich geſtern ungefähr um 6 Uhr im genannten Kloſter war und es mir nicht mehr behagte, in meiner Zelle zu bleiben, da ich im Gemüthe unruhig war, ſeitdem jene Kloſterfrau 1) weggeführt worden war, ging ich in das Zimmer, wo Schweſter Candida und Deguamerita wohnten, und zog mich da aus, um mit Schweſter Silvia ins Bett zu gehen, die im gleichen Zimmer ſchlief. Schon hatte ich das Oberkleid ausgezogen und blos die Pelizza (wahrſcheinlich das härene Unterkleid) noch an, ſelbſt die Strümpfe hatte ich ausgezogen und den Schleier mir vom Kopfe genommen, als die Schweſter Homati zur Thüre kam, mir hinauszukommen winkte, und mir draußen ſagte: ich will entfliehen um jeden Preis; ich habe Oſio rufen laſſen, der mich wegführen ſoll. — Ich antwortete ihr, ſie ſolle dieſe Dummheit laſſen. Sie erwiderte mir, auch ich ſolle mit ihr entfliehen, ſonſt ſei die Dummheit auf meiner Seite, und ging die Kirchentreppe hinunter; ich lief ihr nach, um ſie zurückzuhalten, und fragte ſie, wo Oſio ſei. Sie ſagte zu mir: komm mit mir und du wirſt es ſehen; er hat ſchon angefangen, die Mauer zu durchbrechen. Während dieſe Worte zwiſchen ihr und mir gewechſelt wurden, zog ich meine Strümpfe an, die ich mitgebracht

---

1) Schweſter Virginia, die man nach Mailand gebracht hatte.

hatte und begab mich in den Garten an die Stelle, wo er angefangen hatte, die Mauer zu durchbrechen, auf der Seite des Thores für die Wägen. Als wir dort waren, ſagte Schweſter Benedicta zu Oſio, der draußen war: wißt Ihr nicht, daß die Schweſter Octavia nicht kommen will? — und der Hr. Paul antwortete: laßt ſie machen; allein ſoviel ich als gewiß ſagen höre, iſt ſie auch darein verwickelt. — Indeſſen fuhr die Schweſter Benedicta fort, das Loch zu erweitern, indem ſie Ziegelſteine weghob; auf der äußern Seite half ihr Oſio. Beide ſetzten ihre ſchreckenden Drohungen fort, ſodaß ſie mich dadurch zur Flucht trieben, zumal Oſio zu mir ſagte: wenn ich Nonne bleiben wolle, ſo würde er mich, des Zutrauens wegen, das ich ihm ſchenkte, in ein Kloſter nach Bergamo bringen. Nachdem ich dieſen Entſchluß gefaßt, begab ich mich in meine Zelle, zog mich vollends an, und zum Loche zurückgekehrt, kroch ich mit der Schweſter Benedicta hinaus. Ein Stück weit ſind wir auf der innern Seite den Mauern entlang gegangen, bis wir an einen Ort kamen, wo die Mauer zerbrochen war, welcher Ort Carabiolo heißt, wie Joh. Paul Oſio ſagte. Von da ließen wir uns herab und gingen dann vorwärts über eine Straße, die der Lambro ſtellenweiſe berührt. Wir begaben uns zur Kirche der Madonna delle Grazie; da überredete ich ſie, niederzuknien und die Madonna um die Gnade zu bitten, daß ſie uns geleite; ſo machten wir es unter dem großen Thore der Kirche und beteten ſiebenmal das Salve Regina, zogen dann weiter auf einer Straße hinter dem Lambro. Hierauf ſind wir an einen Ort gekommen, von welchem drei Wege ausgehen. Ich fragte Oſio, wohin dieſelben führten; er erwiderte, einer führe gegen la Santa, der andere nach Vela. Ich entgegnete ihm, daß ich nicht über öffentliche Straßen gehen wolle. Er führte uns daher auf der dritten. Wir kamen neuerdings zum Lambro; ich bin hinabgeſtürzt; das Waſſer riß mich fort bis zur Schleuſe, wo der Fluß von einer Mühle in zwei Arme getrennt wird. Ich kann ſagen, daß mich die Madonna wunderbar an den Ort gebracht, wo ich ſitzend mich wiederfand, obſchon das Waſſer über mich gegangen war. Während ich fortgeſchwemmt wurde, kam ich doch einmal ans Ufer; ſie ſagten mir, ich ſolle herausſteigen, ſie wollten mir helfen; allein der Fluß riß mich weiter fort.“

Gefragt, wie ſie ſo viele Wunden am Kopfe und an der rechten Hand bekommen habe, antwortete ſie:

„Die Wunden am Kopfe wurden mir von Oſio mittels der Flinte geſchlagen. Als ich unterwegs mit Schweſter Benedicta Händel bekommen, bin ich in den Lambro gefallen, und als ich mich dem Ufer wieder näherte, haben mir Oſio und die Schweſter Benedicta die Hände gereicht, indem ſie ſagten: ſputet euch, es kommen Leute! — und Oſio fing an, mir Schläge zu verſetzen und ich ſchrie — heilige Maria von Loreto hilf mir! Er überhäufte mich mit Vorwürfen, weil ich ſchrie — ſo glaub' ich wenigſtens — und ſchlug mich, ich weiß nicht wie viele Male auf den Kopf. Ich ſagte zu ihm — die Madonna wird dich ſtrafen! — weshalb ich befürchtete, er werde ſein Gewehr auf mich losdrücken, als ich ihn daſſelbe unter dem Mantel hervorziehen ſah. Allein er prügelte mich blos, wie ich geſagt habe, und da ich mit der Hand abwehren wollte, hat er mir ſie ganz gebrochen. Während Oſio auf mich zuſchlug, zog ſich die Schweſter Benedicta ein wenig zurück, indem ſie ſagte: laßt das bleiben! Ich denke, ſie hat ſich aus Furcht entfernt oder weil ſie Leute kommen ſah. Als Oſio merkte, daß ich ſchwieg, glaubte er vielleicht, ich ſei todt.

Aber ich ſchwieg, damit er mich nicht mehr mishandle; weiter ſah ich weder ihn noch ſie; denn das Waſſer riß mich wieder fort. Und ſo bin ich mit Hilfe der ſeligſten Jungfrau, die ich bat, mich in dieſer Sünde nicht ſterben zu laſſen, ſondern mir Zeit zur Beichte zu geben, ſchwimmend bis an den Ort gelangt, wo man mich gefunden hat. Da hab' ich wol geſchrien: helft mir! allein ſie hörten mich nicht oder wollten mich nicht hören. Darum blieb ich drei Stunden lang liegen, bis zum Morgen, als ein Bauer kam, der in jenen Häuſern wohnhaft iſt. Ich gab mich ihm als Kloſterfrau von St.-Margarita zu erkennen und bat ihn, mich bis zur Nacht zu behalten. Allein weder er, noch die Seinigen wollten ſich dazu verſtehen; ſie jagten mich von dannen und gaben mir blos einen Stock, auf den ich mich ſtützen konnte. Ich ſchleppte mich bis zur Kirche delle Grazie, wo ich blieb, bis Ew. Gnaden mit der Kutſche kamen, um mich hieher führen zu laſſen."

Ueber ihr Alter befragt, antwortete ſie: „Ich bin 35 Jahre alt."

Man hörte mit der Unterſuchung ein wenig auf und ließ Octavia ausruhen.

(Es folgen nun im Manuſcript Berichte und zwar vorerſt die Beſchreibung des Zuſtandes, in welchem im Kloſter zu St.-Margarita die Zellen der Entflohenen und die Mauerlücke gefunden worden waren, dann einige Vernehmungen von Bauern, welche die Schweſter Octavia am Ufer liegen geſehen und dort den Kolben von Oſio's Flinte gefunden hatten, der bei der Wuth des Daraufſchlagens abgeſprungen war. Dann fährt der Notar im Protokolle fort.)

Hierauf ging der genannte Herr Vicar mit mir nach Sta. Maria delle Grazie, um dort die Brüder zu verhören, welche die mitgenommene Kloſterfrau geſprochen hatten, als ein Eilbote ankam und meldete: „Der Herr Erzprieſter ſagt, Ew. Gnaden ſollten ſchnell zu den Urſulinerinnen gehen; denn die Schweſter Octavia ſei am Sterben.“ Der Herr Vicar begab ſich und ich mit ihm zu genanntem Kloſter, und als wir da die Schweſter Octavia in einem Zuſtande antrafen, der ein Verhör zuließ, wurde das früher begonnene wieder aufgenommen.

(Dieſes Verhör bewegt ſich um uns bekannte Thatſachen. Folgende zwei Stücke aus demſelben ſind zu bemerken.)

Gefragt, was für Geſpräche ſie auf dem Wege mit Oſio geführt, antwortete ſie: „Oſio fragte uns, was Neues Ew. Gnaden im Kloſter zu ſchaffen haben; wir antworteten: wir wüßten nichts anderes, als daß Sie die Kloſterfrauen ausfragten; nachher ſprachen wir von dem Ort, wohin er uns führen wolle; er antwortete: nach Vedano, wo ich etwas zu thun habe. Wir ſagten ihm, das ſei zu nahe; er ſtand ſtill und ſagte: laßt mich nachdenken. Dieſe Geſpräche fanden ſtatt, nachdem wir alle Grazie gebetet hatten.“

Gefragt, warum Oſio ſie verwundet habe, antwortete ſie: „Ich glaube, er fürchtete ſich, als er ſah, daß ich aus dem Fluß nicht herauskommen konnte, ich würde ausſagen, daß er uns aus dem Kloſter geholt.“

Hierauf ſetzte der Vicar das Verhör nicht mehr fort, um die Leidende nicht zu ſehr zu beläſtigen.

Unter dem Datum vom 2. Decbr. 1607 finden ſich einige Ausſagen von geringer Bedeutung, von ſeiten der Kloſterbedienſteten und eines Stallknechts des Oſio.

Der Stallknecht gab in Betreff ſeiner Beſchäftigung folgende Antwort:

„Ich kenne den Herrn Joh. Paul ſeit vier Jahren, und von da an nach einem Jahre kam ich zu ihm und habe bei ihm ungefähr ſeit zwei Jahren gedient. Ich verließ ſeinen Dienſt, nicht lange bevor er zu Pavia eingeſperrt wurde. Ich mußte ihm ſeine zwei Pferde beſorgen; er hatte ein ſtarkes genannt Chiappino und eine kleine Stute. Ich mußte nach Mailand gehen und wieder zurück, während er ſich dort im Hauſe des Herrn Grafen Ludwig Paverna aufhielt, der beſtändig dort wohnte."

Hier erlauben wir uns, um mit der Schweſter Octavia zu ſchließen, einen kleinen Sprung in Bezug auf die Reihenfolge der Tage und der Ausſagen.

Den 17. Decbr. — Geſtändniſſe der ſterbenden Schweſter Octavia: „Wenn ich zuerſt manches leugnete, ſo wiſſen Ew. Gnaden, daß es aus keinem andern Grunde geſchah, als um mich ſelbſt nicht zu verrathen und auch dasjenige nicht, was die Schweſter Virginia begangen, für welche ich das Leben hingegeben hätte, wie ich es jetzt hingebe, da ich ja deshalb auf dem Sterbebette liege. Das iſt's auch, was mich bewogen, mein Gewiſſen zu erleichtern; ſonſt hätte ich mir lieber das Blut abzapfen laſſen, ehe ich die Dinge offenbart hätte, die ich nun offenbart habe."

Gefragt, ob ſie ſich der früher gemachten Geſtändniſſe erinnere, antwortete ſie:

„Ich habe die Sachen, die ich geſagt habe, nicht gut im Gedächtniß wegen der Schwere meiner Krankheit."

Auf Anfrage und nach ihrem Wunſch wurden ihr ihre frühern Geſtändniſſe vorgeleſen, wie ſie in den Acten enthalten ſind; hierauf antwortete ſie:

„Ich habe vernommen, was mir vorgeleſen wurde, und es iſt das nämliche, das ich eingeſtanden habe, obſchon ich anfangs die Lüge in Betreff meines Sturzes in den Lambro ſagte; denn Oſio war es, der mich hineingeworfen hat; das Uebrige iſt alles wahr.“

Gefragt, ob ſie bereit wäre, alles zu behaupten und zu beſtätigen, wenn ſie es auf der Folter ſagen müßte, inſofern ſie im Stande wäre, dieſelbe auszuhalten, antwortete ſie:

„Ja, wenn ich im Stande wäre, Folterqualen zu erdulden, ſo würde ich die Ausſagen, die ich gemacht, auch auf der Folter beſtätigen; denn in den Dingen, die die Genannten beſchweren, hab' ich die Wahrheit dargelegt, um mein Gewiſſen zu erleichtern, da ich dem Tode nahe bin.“

Hierauf folgt unter dem Datum des 26. Decbr. 1607 der Todtenſchein der Schweſter Octavia, durch den Notar P. Joſ. Franſcino ausgefertigt, laut deſſen ſie im Kloſter St. Urſula in derſelben Stadt in Folge der erhaltenen Wunden geſtorben.

Wieder ein Act der blutigen Tragödie iſt vorüber, aber immer dichter drängen ſich die ſchwarzen Enthüllungen.

Der Notar fährt fort:

Während ich das Obige niederſchrieb, kam ein Bote zu dem Herrn Vicar und ſagte:

„Der Herr Erzprieſter läßt Ew. Gnaden melden, er habe die Nachricht erhalten, die Schweſter Benedicta ſei in einem Brunnen zu Velate gefunden worden; er konnte nichts erfahren; es wird gut ſein, daß Ew. Gnaden alſogleich mit dem Notar und mit Knechten hingehen, ſie zu ſehen und von der Stelle zu ſchaffen.“

Als der genannte Herr dies gehört hatte, unterbrach er ſogleich das Verhör, begab ſich in das Haus des Erzprieſters, ſtieg dann mit mir in die Kutſche und machte ſich, von berittenen Häſchern (Sbirren) begleitet, nach Velate auf; dort ungefähr eine halbe Stunde nach Mitternacht angelangt, fand er in einem Zimmer des

Herrn Alberici zu ebener Erde eine Frauensperſon im Bette liegen; dieſelbe hatte den Kopf nach Art der Kloſterfrauen mit Tüchern verbunden und ſeufzte und jammerte heftig. Er fragte ſie um Namen, Zunamen und Stand, und ſie antwortete: „Ich bin die Schweſter Benedicta Omati, Nonne vom Kloſter St. Margarita in Monza.“

Als der Herr Vicar dies vernommen, hieß er ſie aufſtehen und ſich aufkleiden, um ſie nach Monza zu bringen. Sie ſtand auf, kleidete ſich mit Hilfe zweier Frauen an, weil ſie vor Schmerz es nicht allein zu thun vermochte. Indeß nahm der Herr Vicar einige Männer aus dieſer Ortſchaft in Verhör, wie folgt:

1607 Sonntags den 2. December.

Im Haus des Herrn Alberich degli Alberici in Velate in Gegenwart des u. ſ. w.

Derſelbe Herr Alberich als Zeuge zur Vernehmlaſſung gefragt, wie es komme, daß dieſe Frauensperſon in ſeinem Hauſe und in dieſem Bette ſei, ſeit wann ſie da ſich befinde, und ob er ſie kenne, antwortete: „Ich kenne dieſe Frau nicht; ich habe ſie in mein Haus tragen laſſen bei dem Anlaß, den ich nun erzählen werde: Als wir ſämmtliche Männer der Gemeinde in unſerer Kirche waren und die Meſſe hörten, haben wir mehrmals eine Stimme laut rufen hören — helft mir, ich bin in dieſem Brunnen! — Wir waren über dieſen Ruf erſtaunt und liefen dem Brunnen zu, der einige Dutzend Schritte von der Kirche entfernt iſt; in demſelben ſahen wir dieſe Arme, die von den Männern des Dorfes in Gegenwart vieler mittels eines Seiles und mit Hilfe eines Mannes, der hinabſtieg, heraufgezogen wurde. Da ſie niemand anders wollte, ließ ich ſie in mein Haus tragen, ins Bett legen und laben. Sie hat geſagt, ſie habe den ganzen Tag vorher und die Nacht im Brunnen geſteckt; ſonſt weiß ich nichts zu ſagen."

Nachher wurde genannte Schweſter Benedicta um die dritte Stunde der Nacht mit dem Herrn Vicar, dem Erzprieſter und mir in die Kutſche gebracht und ins Kloſter St.-Urſula in Monza gefahren, dort ſodann von den Kloſterfrauen ausgezogen und in einem der obern Zimmer zu Bette gelegt, und weil ſie ſagte, ſie fühle großen Schmerz auf der rechten Seite wegen des Sturzes in den Brunnen, wurde Herr Ambroſio Vimercati, der Chirurg, gerufen, damit er ſie unterſuche, was er um die achte Stunde der Nacht that.

1607. Montags den 3. Decbr.

In Gegenwart ꝛc.

Genannte Schweſter vor Verhör gezogen und zwar wegen ihrer ſelbſt und als Zeuge andern gegenüber, nachdem ſie beeidigt und gefragt worden, wie ſie dahin gekommen, antwortete:

„Da zwiſchen Joh. Paul Oſio und der Schweſter Virginia-Maria von Leyva, Nonne im Kloſter Sta. Margarita, ein vertrautes Verhältniß ſtattfand, ſchickte genannter Oſio letzten Donnerstag nach dem Mittageſſen einen Mann zu mir, der wie ein Meier gekleidet war, den ich aber nicht kannte, damit er mit mir ſpreche. Und er ſagte zu mir, da ich an der Pforte war, Oſio verlange zu wiſſen, ob die Schweſter Virginia aus dem Kloſter weggeführt worden ſei. Dies ſchrieb er mir eigenhändig auf einem Zettel und ich ſchrieb ihm auf einem andern Zettel zurück, daß die Schweſter Virginia nach Mailand gebracht worden ſei, und daß ich, da ich die Dinge geſchehen ſehe, die geſchähen, mich von dieſem Kloſter zu entfernen und in ein anderes zu begeben wünſche; er ſolle mir helfen und ſolle nach drei oder vier Stunden zur Gartenmauer kommen, wo ich mit ihm über das Entkommen ſprechen würde.“

Hier folgt ungefähr dieſelbe Erzählung, wie ſie von der Schweſter Octavia angeführt wurde und zwar bis auf den Punkt des Salve Regina, das auf den Knien vor der Thüre der Madonna delle Grazie hergeſagt worden war. Dann fährt ſie fort:

„Nachher kehrten wir auf der nämlichen Straße zurück, indem wir die Brücke über den Lambro paſſirten, die ſich unweit der genannten Kirche befindet. Als wir in geringer Entfernung von derſelben waren, warf Oſio hinter dem Fluſſe, wo eine Hecke war, die Schweſter Octavia, die mitten zwiſchen uns ging, ins Waſſer, und ich hörte ſie ſagen: Ach! iſt das eine Art? — Ich lief hinzu, um ihr die Hand zu bieten und zu helfen; aber Oſio nahm die Flinte unter dem Mantel hervor und verſetzte damit der Schweſter Octavia, welche ſchrie und die Madonna anrief, viele Schläge auf den Kopf. Ich zog mich weiter zurück, aus Furcht, er könnte auch mich ſchlagen, und fing an zu weinen; nachher ließen wir die Schweſter Octavia, die wir für todt hielten, folgten dem Wege längs des Lambro und kamen endlich querüber zu einem einſamen Hauſe, 5 oder 6 (italieniſche) Meilen von Monza, das ein großes Thor hat. In dem Zimmer, in das ich gebracht wurde, war ein Kamin mit Holzblöcken, daß man darauf ſitzen konnte. Das Haus iſt groß und hat einen weiten Hof; wir fanden das Thor deſſelben offen und ſahen niemand; es gab kein Bett oder ſonſt etwas, außer dem Angeführten. Da blieb ich den Reſt der Nacht hindurch und den ganzen folgenden Tag, der ein Freitag war, immer allein. Den Oſio ſah ich nur ein einziges mal, als er mir Brot und Käſe und ein Fläſchchen Wein brachte; allein ich wollte weder eſſen noch trinken, indem ich fürchtete, es könnte vergiftet ſein, weil ich geſehen, was er der Schweſter Octavia angethan. Um die vierte Stunde der Nacht kehrte Oſio wieder und ſagte, wir müßten anderswohin gehen. Nachdem wir drei Meilen weit auf Nebenwegen gegangen waren, kamen wir auf ein Feld, wo ein kleiner Wald iſt, innerhalb deſſen ich einen Ziehbrunnen ſah. Ich warf einen Stein hinab, ohne daß ich ihn in der Tiefe ankommen hörte; er aber kam zu mir heran und gab mir einen Stoß, um mich in den Brunnen zu ſtürzen. Allein, Gott ſei Dank! ich fiel nicht hinein; ich floh; Oſio lief mir nach, faßte mich an einem Arm, ſchleppte mich zu genanntem Brunnen und ſtürzte mich hinunter. Im Sturze fiel ich mit der linken Seite auf Steine und verletzte mich dermaßen, daß ich mich in übelm Zuſtande befinde. Als ich unten lag, fühlte ich, daß ein Stein heruntergeworfen wurde, der mich am rechten Knie traf, wo jetzt eine Quetſchung iſt. Vom Falle des Steines und vom Geräuſche, das er verurſachte, ſchloß ich, er müſſe groß geweſen ſein, aber ich ſah ihn nicht. Ich blieb nun in dieſem ſehr tiefen Brunnen, der kein Waſſer, aber viele Steine und Knochen enthielt, den Reſt jener Nacht und den ganzen folgenden Tag hindurch, bis mitten in den geſtrigen Morgen hinein, wo ich, um Hilfe ſchreiend, von den Männern dieſes Dorfes gehört wurde, die mich herausholten und in das Haus des Herrn Alberich trugen, wo ich bis zu der Stunde geblieben bin, da Ew. Gnaden mit der Kutſche mich abholten. Während ich in das Haus Alberich's getragen wurde, verſuchte eine Edelfrau, die, nach ihrem ſchwarzen Anzuge zu ſchließen, eine Witwe zu ſein ſchien und alt war, mich zu der Ausſage zu überreden, ich habe mich ſelbſt in den Brunnen geſtürzt.

Ich antwortete ihr, daß ich die Wahrheit ſagen wolle. Während ich im Brunnen lag, rief ich nur bei Tage um Hilfe, weil ich fürchtete, bei Nacht könnte Oſio kommen und mehr Steine herunterwerfen, um mich zu tödten, im Falle er ſich überzeugt hätte, daß ich noch am Leben wäre. Deshalb ſchützte ich den Kopf unter und zwiſchen großen Steinen, die in der weiten Tiefe hervorragten. Außer den Steinen ſind auch Knochen darin, die ich bei Tage deutlich genug unterſchied; ja, ich glaubte ſogar in einem Loche einen ſchwarzen Gegenſtand zu erblicken, der einem menſchlichen Schädel gleich ſah."

Gefragt, ob ſie wiſſe, daß Joh. Paul Oſio in das Kloſter St. Margarita gekommen und wie oft und zu welcher Zeit, antwortete ſie: „Er iſt, ſoviel mir bekannt, ſeit vier oder fünf Jahren mehrere Nächte hereingekommen. Bevor man einen Schlüſſel am Riegel des Hauptthores der Kirche machen ließ, trat er durch dieſes herein, das von irgendjemand offen gelaſſen wurde, mögen es auch Auswärtige geweſen ſein (ancora chè fossero forestieri). Dies geſchah am Abend; einigemal öffnete ich die Kirche, bisweilen auch Schweſter Octavia und hier und da Schweſter Virginia ſelbſt. Wir ließen Oſio mit Hilfe nachgemachter Schlüſſel, welche Virginia und Octavia beſaßen, ins Kloſter herein; ſie führten ihn ins Zimmer der Schweſter Virginia, von wo er ſich vor Tage entfernte. Ich habe ihn zweimal in der Woche auf dieſe Weiſe hereingeführt. Einigemal ſagte ich zu Virginia, ſie handle nicht recht; dann drohte ſie mir und ſagte, ich ſolle meiner Wege gehen und mich darum nicht kümmern. Nachdem der Eingang durch die Kirchenthüre verſchloſſen war, fand ſich ein anderer Weg, nämlich ein Loch, das aus dem Garten Oſio's ins Zimmer der Schweſter Octavia hereinging. Seit dem letzten Allerheiligenfeſte aber kam Oſio durch den Garten, nach Ueberſteigung der Mauer, während der Vigil genannten Feſtes ins Kloſter herein und verweilte da 14 Tage lang theils im Zimmer der Schweſter Octavia und theils in dem meinigen, das an dasjenige der Schweſter Virginia anſtößt; ja, ſogar an dem Abend, als dieſe in der Kutſche weggeführt wurde, befand ſich Joh. Paul in meinem Zimmer und verbarg ſich unter den Leintüchern, die um das Bett herum waren.“

Gefragt, ob Schweſter Virginia Kinder hatte, antwortete ſie: „Ein Mädchen, das Oſio wegtrug und, wie ich glaubte, nach Mailand brachte; jetzt hat er es in ſeinem Hauſe, und es heißt Franziska.“

Die ausführliche Erzählung, welche die Schweſter Benedicta über das Liebesverhältniß Oſio's mit der Schweſter Virginia auf die bezügliche Frage hier machte, übergehen wir, denn wir werden ſie aus dem Munde der Signora ſelbſt hören. Blos wollen wir uns merken, daß hier jener Pfaffe Paul Arrigone aufzutreten beginnt, der dem Oſio in der erſten Zeit bei ſeinem Briefwechſel mit der Schweſter Virginia als Secretär diente und ſich ſelbſt um ihre Liebe zu bewerben wagte, aber von ihr mit der ſchmählichſten Verachtung zurückgewieſen wurde, indem ſie alle die Vergehen ihm zur Laſt legte, zu denen ſich die Schweſter Candida von ihm habe verleiten laſſen [1]. Führen wir von dieſen häßlichen Seiten

---

[1] In den Acten findet ſich ein eigenhändiger Brief der Schweſter Virginia an Arrigone, in welchem die Entrüſtung nicht energiſcher ausgedrückt ſein könnte. Wir führen einige Sätze daraus an, um eine Idee von dem Stile der Signora zu geben. (Uebrigens ſcheint es ſich darin nicht um eine Zurückweiſung ſeiner Liebesanträge, ſondern vielleicht um Racheverſuche des Zurückgewieſenen zu handeln.)

„Ich habe erfahren, daß die Unverſchämtheit des ehrloſen und ſchändlichen Menſchen, der du biſt, einen ſolchen Grad erreicht hat, einige Zeilen an, die für Gewiſſensbiſſe der Schweſter Virginia und für ihre Abſicht, ſich zu bekehren, ſprechen, eine Abſicht, welche freilich, nachdem ſie einmal von allen Seiten zu ſehr in die Sünde verſtrickt war, nicht in Vollzug geſetzt wurde.

„Oſio hatte mehr als 50 nachgemachte Schlüſſel verfertigen laſſen, weil die Schweſter Virginia, die in dieſer Sünde nicht verharren wollte, ſie in den Brunnen warf; er aber ließ immer wieder neue anfertigen.“

Aus einem Ausdruck der Schweſter Benedicta erhellt, daß Oſio ein ſehr ſchöner, junger Menſch geweſen ſein mußte; in der Erzählung, die ſie von der Liebesgeſchichte der Signora gibt, ſagt ſie, daß dieſelbe, als ſie ungeſehen eines der erſten male ihn von ihrem Fenſterchen aus betrachtete, ausrief: „Könnte man wol etwas Schöneres ſehen!“ und ſo ging ſie hinfort immer zu jenem Fenſterchen und betrachtete Joh. Paul, ohne ſich von ihm ſehen zu laſſen.

Wir treten nun an einen neuen Act des furchtbaren Dramas und ſehen das Schreckliche deſſelben noch immer anwachſen.

---

daß du deine gewohnte Ruchloſigkeit gegen meine Ehre in Bewegung ſetzeſt; weshalb ich ſtaunen muß über die Langmuth Gottes, der nicht, ehe du vom Altare kommſt, ſeine Feuer über dich ſchickt und durch hundert Paare von Teufeln dich von hinnen holen läßt. Allein, wiſſe, bei der heil. Taufe, die ich auf meinem Haupte trage, und bei dem, was ich bin, daß ich dich den Perſonen, die dich nicht kennen, bekannt machen und zeigen will, um weſſen willen du auf dieſe Weiſe dein Gift gegen mich ausgeſpien; und ich will dich bekannt machen als den niederträchtigen, gottesräuberiſchen Schuft, der du biſt; angekommen bei jenen Inſolenzen, von denen alle Welt weiß, bis zur Frechheit, ſogar hierinnen die Bräute Jeſu Chriſti anzutaſten, und auf alle mögliche Weiſe die Ehre des Kloſters zu beflecken zu trachten, wie aus deinen Briefen erhellt, die ich zum Zeugniß deſſen bei mir aufbewahrt behalte ...“

Der Notar ſagt:

1607 Sonntags den 9. Dec.

Im Auftrag des königl. Fiscals zu Mailand, Herrn Forniali, wurde dem Vicar in einem Kiſtchen ein verweſender menſchlicher Kopf überbracht, den man im nämlichen Brunnen von Velate entdeckt hatte, worein die Schweſter Benedicta geſtürzt und worin ſie gefunden worden war; man hatte ihn bei Gelegenheit der Unterſuchung gefunden, die auf Geheiß des genannten Herrn Fiscals in jenem Brunnen angeſtellt wurde.

Der Kopf wurde dem Herrn Vicar überreicht, damit er ihn unterſuche und unterſuchen laſſe, ob es ein Manns- oder Frauenkopf ſei. Bei dieſem Schädel, oder vielmehr um ihn herum, hieß es, ſei ein halbvermodertes Tüchlein gefunden worden; der Schädel war mit zweiquerfingerlangen Haaren bewachſen, das Geſicht rund, wie ich ſelbſt geſehen und bemerkt habe.

Folgenden Tages wurde der Doctor Antonio Monti gerufen, damit er dieſen Kopf unterſuche und urtheile, ob er von einem Manne oder von einem Weibe ſei. Nachdem er dies mit aller Sorgfalt in meiner Gegenwart gethan, leiſtete er den Eid ꝛc.

Auf Befragen antwortete er: „Ich habe dieſen Kopf mit Sorgfalt unterſucht, und obſchon es ſchwierig iſt, zu entſcheiden, ob er ein Manns- oder Frauenkopf ſei, weil er ſchon in Verweſung übergegangen, ſo halte ich dennoch wegen der äußern Bildung und Beſchaffenheit dafür, daß er ein Frauenkopf iſt; aber, wie geſagt, verſichert bin ich deſſen nicht."

Hierauf befahl genannter Vicar, jenen Schädel auf dem Friedhofe zu begraben; dies geſchah auch am Abend deſſelben Tages.

1607. Dienstags den 11. Dec. Schweſter Octavia in Verhör genommen.

Nach Eidesleiſtung ꝛc. Gefragt über die Form des Kopfes der Katharina von Meda, antwortete ſie: „Sie hatte ein rundes Geſicht, trug kurze Haare; an deren Farbe erinnere ich mich nicht mehr.“

Gefragt und in ſie gedrungen, daß ſie endlich ſage, was jener Katharina begegnet ſei, antwortete ſie: „Ich will die Thatſache erzählen, wie ſie geſchehen iſt; wenn ich es früher nicht gethan, ſo war es aus dem Grunde, weil ich müde war am ganzen Körper und halbtodt ob meiner Wunden. Nun ſage ich in Wahrheit, daß Schweſter Virginia, weil ihre theuerſte Freundin, Schweſter Degnamerita, von jener Katharina erzürnt worden war, dieſe letztere hat ins Gefängniß werfen laſſen; daher fing Katharina an, Böſes über die Schweſter Benedicta und über mich auszuſagen in Betreff Oſio's, und beſonders weil ſie beabſichtigte, dadurch, daß ſie alles offenbar machte, aus dem Gefängniſſe zu kommen und uns dafür hineinzubringen. Als Joh. Paul Oſio, der ſich ſeiner Gewohnheit gemäß damals im Kloſter befand, dies vernommen und zugleich erfahren hatte, daß Monſign. Barca kommen und ſie der Strafe entheben werde, ſo entſchloß er ſich, ſie zu tödten. Daher ging Schweſter Benedicta um Mitternacht in das Zimmer, wo Katharina gefangen gehalten wurde, und fing an, mit ihr zu ſprechen; ſodann ging auch Schweſter Virginia zu ihr, und nach ihr ich. Später kam noch Joh. Paul dazu, welcher mit einem Inſtrumente, gemeinhin Garnbretfuß (piede di bicocca) genannt, das er aus dem Arbeitszimmer der Kloſterfrauen genommen, in welches er gebracht worden war, ehe er ſich zurückgezogen hatte, drei oder vier Streiche auf den Hinterkopf Katharina's führte, die auf einen Strohſack hingeſtreckt lag, und ſie auf dieſe Weiſe tödtete. Sie ſtarb ſogleich in unſerer Gegenwart; wir trugen die Leiche in den Hühnerſtall; alle halfen mit. Schweſter Benedicta und ich ſtellten eine Menge Scheiter dagegen auf, damit ſie nicht geſehen werden könne. Dann machte Oſio mit dem Schwert ein Loch in die Gartenmauer und ging hinaus. Die Leiche Katharina's blieb den ganzen folgenden Tag hindurch in dem Stalle. Als es wieder Nacht geworden war, kehrte Oſio zurück und trug die Leiche mit Hilfe der Schweſter Benedicta in ſein Haus. Was er damit angeſtellt, weiß ich nicht; ich glaube, er hat ſie zerſchnitten, und ein Stück davon dahin, ein anderes dorthin gethan; den Kopf hat er, wie er wenigſtens ſagte, außerhalb Monza in einen Brunnen geworfen.“

Den 12. Dec. beſtätigte Schweſter Benedicta vollſtändig, was Tags vorher die Schweſter Octavia auf ihrem Todbette bekannt hatte, indem ſie, noch mehr ins Einzelne eingehend, die Ermordung Katharina's alſo ſchilderte:

„Als ich im Garten war, um das Brevier zu beten, erſuchte mich Katharina vom Fenſter ihres Gefängniſſes aus, das gerade auf den Garten hinausſchaut, ich möchte doch zu ihr kommen, ſie fürchte ſich. Ich antwortete ihr, ich könne nicht kommen; dennoch ging ich ungefähr nachts um 2 Uhr hin und blieb eine Weile bei ihr, indem wir vom ſchlechten Wetter ſprachen, weil es eben donnerte, regnete und blitzte. Unterdeſſen kamen Schweſter Virginia und Schweſter Octavia herbei. Katharina ſagte zur Schweſter Virginia: ſie wolle kein eitel Geſchwätz mehr von ihr, und am folgenden Morgen werde ſie ſchon hören. In dieſem Momente war auch Oſio gekommen, und kaum erblickte ich ihn, als er mit dem Fuße eines Garnbretes (piede di bicocca), den er in der Hand hatte, auf die Daliegende losſchlug. Sie ſtarb in Folge der Streiche, ohne ein Wort zu ſagen. Er ſchlug nämlich von hinten her auf ſie zu, und zerbrach ihr auch den Schädel, woraus Blut hervorſtrömte, das den genannten hölzernen Fuß befleckte, den ich nachher abwuſch.“

Gefragt, ob noch eine andere Kloſterfrau von der Tödtung Katharina's und vom Liebesverhältniß Oſio's mit der Schweſter Virginia unterrichtet ſei, antwortete ſie: „Die Schweſter Silvia iſt in die Geheimniſſe Virginia's beſſer eingeweiht als ich, und weiß um ihre Dinge mehr denn ich. Ich will damit ſagen, daß die Signora mehr dieſer als mir ihre Geheimniſſe anvertraute; ich weiß aber nicht gewiß, was ſie alles weiß.“

Gefragt, ob und wie oft Schweſter Virginia aus dem Kloſter herausgegangen ſei und ſich in Oſio's Haus begeben habe, antwortete ſie: „Schweſter Virginia iſt verſchiedene male des Nachts dahin gegangen und dort bis zum Mettengeläute zu Carabiolo geblieben; wenn ſie wieder ins Kloſter zurückkehren wollte, zogen ſie eine Schnur, die in die Galerie nahe am Kornboden ging. Es war eine Schelle daran. Wenn es ſchellte, war dies das Zeichen, der zurückkehrenden Virginia entgegenzugehen, welche in ihrer Nonnenkleidung ſich dahin zu begeben pflegte.“

Gefragt, ob andere Kloſterfrauen bei der Ermordung Katharina's zugegen geweſen ſeien, antwortete ſie: „Es waren auch Schweſter Silvia und Schweſter Candida zugegen; wir waren unſer fünf.“

Das Verhör fährt mit uns bereits bekannten Einzelheiten fort: es iſt darin der piè di bicocca beſchrieben, mit dem Oſio Katharina todtgeſchlagen, „viereckig, unten breit; er lief oben zu in Geſtalt eines Diamanten, und war von einem röthlichen Holze; wenn ich ihn ſähe, würde ich ihn erkennen.“ Er wurde ihr mitten unter andern gezeigt, und ſie erkannte ihn.

Den 13. Decbr. folgten lange Geſtändniſſe der Schweſter Silvia und der Schweſter Candida, die mit ſehr geringen Abweichungen das Obige wiederholen und beſtätigen.

Schweſter Benedicta wird wieder gefragt; ſie fügt bei: „Ich glaube, Candida und Silvia haben geſehen, wie man die Leiche im Hühnerſtalle zurechtſtellte; beide halfen ſie aus dem Kloſter hinaustragen, d. h. bis zur Thüre; ich half dieſelbe bis ins Haus Oſio's hinüberbringen.“

Die Schweſter Candida ſagte: „Man möge überzeugt ſein, daß ich zu dieſen Dingen einwilligte, weil ich nicht anders konnte. Ich habe im Verlaufe der Zeit die Schweſter Virginia mehrmals ermahnt, ſie ſolle ein ſolches Verhältniß aufgeben; ſie aber, befürchtend, ich möchte enthüllen, was ich wiſſe, indem ſie ſah, daß es mir misfalle, drohte mir mehrmals, mich ums Leben zu bringen, indem ſie ſagte, ſie wolle mich mit einer Serviette erſticken oder mit einer Gabel erſtechen, und ich glaube, ſie hat mich hingeführt, damit ich die Ermordung Katharinens mit anſehe und nichts mehr ſage.“

Die Schweſter Silvia legte folgendes Geſtändniß ab: „Oſio war mit einem Rock begleitet und mit einer Mütze; er trug ein Schwert mit verſilbertem Griff, und hatte eine Art Kapuze (scossale) auf dem Kopf; er kam durch das Loch, das er in die Mauer gemacht, aus dem Kloſter heraus und gab vor, er wolle nach Mailand gehen. In der folgenden Nacht kehrte er aber wie gewöhnlich wieder zurück, denn er beſaß nachgemachte Schlüſſel.

Nachdem wir Obengenannte ſämmtlich in den Hühnerſtall gegangen waren, ſteckte Oſio die Leiche in einen

Sack und trug ſie mit Hilfe Benedicta's in ſein eigenes Haus, wo er ſie in einem Keller begraben hat, wie Benedicta ſagte."

Am gleichen Tage, den 13. Decbr., fährt der Notar fort, ließ der Herr Vicar ſogleich zwei Handarbeiter kommen, die in ſeinem Auftrage im Hauſe Oſio's nachzugraben anfingen, anfangs zur rechten Seite, wenn man vom Garten her eintritt. Der Platz ſchien aber nicht günſtig, weil zu offen und den Augen der Nachbarn ausgeſetzt; es wurde ein paſſenderer Ort geſucht, und rechts vom Eingange neben den Wohnzimmern Johann Paul's bemerkte man einen viereckigen Raum, der blos mit Mauern ohne Decke umgeben war. Zu dieſem war kein Zugang, außer einem Fenſter, das vom Boden weg eine Mannshöhe hoch ſtand, ſodaß man, um hineinzukommen, einer Unterlage bedurfte, wie z. B. eines Stuhles. Dieſes Fenſter ging in einen kleinen Hof hinaus, der an den genannten Raum angrenzte, in welchen zur Linken eines Vorhofes eine aufgeſchloſſene Thüre führte; dort wurde den Arbeitern befohlen, nachzugraben; ſie gelangten mittels einer Leiter hinein und gruben in meiner Gegenwart nach, während ich am oben beſchriebenen Fenſter ſtand; von da aus ſah ich, daß Knochen zu Tage gefördert wurden, jedoch ohne Schädel; man ſammelte dieſelben in einen Korb.

Der bekannte Vimercati wird gerufen und um ſein Gutachten darüber befragt; er antwortete auf kluge Weiſe:

„Ich habe dieſe Gebeine geſehen und ich werde mein Urtheil darüber abgeben; aber ich will noch einen Gefährten haben, damit ich um ſo ſicherer gehe."

Ueber die Auffindung des Schädels der Katharina von Meda im Brunnen zu Velate ſagte Bernardin Seregno aus:

„Auf Befehl des Herrn Vicars ſtieg ich in den Brunnen nieder, der meines Erachtens mehr als 30 Ellen tief iſt. Sobald ich unten war, ſah ich einen Filzhut, der unter einer Grotte lag, wo die Steine fehlten; dann entdeckte ich unter einer andern ähnlichen Grotte etwas Rundes und Schwarzes, das mir der Schädel eines vernunftbegabten, aber todten Weſens zu ſein ſchien; indeß ich ihn mit einem Stückchen Holz berühren wollte, rief der Herr Fiſcal, der oben ſtand, mir Halt! zu und fragte mich, was es wäre. Ich antwortete, ich fürchte, daß es Ekel verurſachen könnte, indem ich hinzufügte, meiner Vorſtellung nach glaube ich, es ſei ein Todtenſchädel. Er ſchickte dann einen andern hinunter, der eine Schaufel hatte; dieſer nahm, um nichts zu beſchädigen, den Kopf ganz ſachte darauf (denn ſo ſehr war er ſchon in Verweſung) und legte ihn in einen Korb, der von den oben ſtehenden heruntergelaſſen worden war. Der Kopf war von einem Menſchen; ich glaube, er hat mehr als ein Jahr lang in genanntem Brunnen gelegen, und ſich noch ſo gut erhalten, weil der Ort tief und kühl iſt.“

Der Kopf wird Vimercati gezeigt, der ihn für einen Menſchenkopf erklärt und charakteriſtiſch daran findet: „dunkelblonde Haare und den Abgang des Bartes.“ Er fügt noch hinzu: „In Bezug auf die Gebeine, die im Garten Oſio's gefunden wurden, antwortete ich, ich wolle allein kein Urtheil darüber abgeben, um es deſto ſicherer abgeben zu können, und ſo wurde mir Dr. Johann Baptiſta Beretta von Monza beigeſellt, und wir gaben unſer Gutachten ab: genannte Gebeine ohne Kopf ſeien von einem menſchlichen Körper.“

In dieſe Tage fällt, wie aus dem Datum erſichtlich iſt, folgender Brief Oſio's an den Cardinal Friedrich Borromeo.

„Johann Paul Oſio der Flüchtling dem Cardinal Friedrich Borromeo.

Hochwürdigſter, gnädigſter Herr und Vater!

Die Welt geht heutzutage ganz verkehrt; denn den Lügen derer, die als Urheber, Gründer und Urſache alles Uebels und jedes Unfalles beſtraft zu werden verdienten, ſchenkt man Glauben; man liebkoſt ſie; denjenigen aber, die ihretwegen zu Grunde gehen, wird nicht geglaubt; man verfolgt ſie bis zum Tode, als wären ſie Rebellen und die Urheber dieſer Handlungen ſelbſt, wie ich vernommen habe, daß es mir ergangen. Abgeſehen davon, daß man mir das Haus geſchleift und mein Hab und Gut verzehrt hat, hat Ew. Eminenz mich excommunicirt, damit ich obendrein noch die Seele verliere. Schon der Gedanke an dieſe Dinge möchte einen in die äußerſte Verzweiflung bringen; der Fall iſt des größten Mitleids werth; man muß die Thatſachen wiſſen, wie ſie geſchehen ſind; denn dafür, daß ich die Gründer alles Uebels und Verderbens gezüchtigt habe, hätt' ich Lob und nicht Strafe verdient. Die arme Signora Virginia und ich ſind durch die andern niederträchtigen Betteln, welche die Welt genoſſen haben, ehe ſie ins Kloſter gegangen ſind, und die, aller Argliſt voll, dort eingetreten ſind, um andere zu ſtürzen, in die Falle gelockt worden. Die Schuld war nicht auf der Seite der genannten armen Signora Virginia Maria, welche, aus edelm Hauſe ſtammend, ihr Sinnen auf anderes gerichtet hatte, als auf weltliche Dinge, was ſchon ihr Gewiſſen kund gibt. Allein Ottavia und Benedicta waren es, die das Uebel angerichtet, und da ſie die Urheberinnen geweſen, hat Gott ſie geſtraft, wie ſie es verdient. Ich wurde nie allein aufgeſucht, als von ihnen und, obwol verſucht, mit ihnen zu ſündigen (Gott iſt mir Zeuge, daß ich die Wahrheit ſage), konnte ich ſie nicht ausſtehen und werde ſie nicht ausſtehen können, wenn ich bedenke, daß ſie die Urſache meines Verderbens geweſen ſind. Wer erfand die Stelldichein und andere Dinge. Sie allein. Wer kam zu den Thüren? Sie allein. Wer anders als ſie führte mich in ihr Zimmer? Wer hatte die geheimen Wege erfunden? Sie allein; denn bei meinem Gewiſſen betheure ich es, die arme Signora Virginia wußte nichts von all' den Dingen, die ſie trieben. Man könnte ein Buch ſchreiben von dem, was ich ausgeſtanden und erlitten habe, und es würde den Leſer zu Thränen rühren, und alle Zuhörer zu lebhaftem Mitleid ſtimmen; denn durch ihre Schuld wurden die Signora Virginia

Maria und ich, ſchuldlos, bis zu dieſem Grad von Elend gebracht; und der Erlöſungstod Chriſti ſoll nie unſerer Seele zugute kommen, wenn, was ich ſage, unwahr iſt. Was für Erfahrung hatte ich in dieſen Dingen, wenn mich nicht dieſe beiden angereizt hätten? Bin ich mit einer Kutſche oder mit Pferden oder mit Mannſchaft hingekommen, um ſie aus dem Kloſter zu holen, oder ſind ſie nicht freiwillig aus demſelben gegangen? Allein Gott wollte ſie ſichtbar ſtrafen als die Urſache dieſer Uebel. O wäre es mir vergönnt, offen zu reden; würde mir geglaubt, was ich zu ſagen habe, und ſtellte man mir einen Geleitsbrief aus! Was würde ich nicht ſagen und von wie großem Nutzen wäre es, die Wahrheit zu hören!

„Wohl weiß ich, wer die Strafe verdient, aber ich nicht, und auch nicht die Signora Virginia Maria, denn wir hatten nie die Abſicht, Gott zu beleidigen, obgleich wir von dieſen Teufelinnen jede Stunde zu etwas Neuem gereizt wurden. Wer war der Gründer der Briefe? Der Prieſter Paul Arrigone. Wer hat das Kloſter zu Grunde gerichtet und arm gemacht? Der Kanonikus Pionato, der jetzt die Nonne von Meda beichthört; man ſehe in ſeinem Hauſe nach, und man wird finden, was man in dem meinigen nicht gefunden: Geſchenke von den Nonnen, Aufforderungen zur Liebe und andere Dinge. Prieſter Jakob Bertola, Beichtvater der Nonnen zu St.-Margarita, wer war ſeine Auserkorene? Die Sacchi, bei welcher er den ganzen Tag zubrachte. Dieſen, weil ſie Prieſter ſind, macht man den Proceß nicht, denn man hält ſie für entſchuldigt ... nur vom armen Oſio ſpricht man, nur er wird verfolgt, er allein iſt der Uebelthäter, er allein der Verräther ... O mein guter Gott! wie ſehr liebſt du mich, da du ſiehſt, daß die Verfolgung ſo groß iſt, und ich ſo ſchwach! Der du mich bewahrt haſt nach deiner heiligen Barmherzigkeit, und mir geholfen haſt im Caſtell zu Pavia! Warum, o Herr, erweiſeſt du mir ſo viele Gnaden? Was für ein Vorrecht habe ich vor ſo vielen andern? Die Urſache davon kann ich nicht wiſſen, wenn es nicht darum geſchah, weil du, o Herr, immer mein Herz geſehen und wahrgenommen haſt, mit welcher Sehnſucht ich dir zu dienen wünſchte, und daß meine Sünden nie freiwillig, oder in der Abſicht begangen wurden, deine Majeſtät damit zu beleidigen, und weil du wußteſt, welche Gewiſſensbiſſe ich empfand, die mich zur Schwermuth führten, und welche Vorſätze ich gefaßt. Das, o Herr, war, wie ich glaube, der Grund, der mich ſtark erhielt gegenüber ſo vielen Verfolgungen; möge es daher dein

Wille ſein, daß dieſe Herren Fürſten ſich beſänftigen laſſen, und beſonders der Cardinal Borromeo, damit er den Bann von mir nehme, auf daß meine Seele nicht ewig zu Grunde gehe! Denn du allein weißt es, o Herr, daß weder ich, noch die Signora Virginia Maria die Urheber dieſer verderblichen Vorgänge geweſen ſind.

„Ich kann Ihnen aus Mangel an Zeit nichts anderes ſagen, als daß unſer Herr im Himmel Ew. Gnaden all' das Gute verleihen möge, das ich Ihnen wünſche, damit Sie auch gegen mich ſich bezeigen, wie Gott ſich gegen die Sünder bezeigt, der nicht ihren Tod will, ſondern, daß ſie leben und ſich bekehren; obſchon mir wenig am Leben liegt, wenn nur Gott mir Barmherzigkeit erweiſt, wie ich zu ſeiner göttlichen Majeſtät vertraue. Wenn es Ew. Gnaden gefällt, will ich mich freiwillig Ihrer Gewalt überliefern, und Sie mögen mit mir beginnen, was Sie wollen; allein laſſen Sie mich doch nicht getrennt ſein von der Kirche, weil das Vergehen Mitleid verdient, und weder von meiner Seite, noch von der der Signora Virginia Maria freiwillig begangen wurde, ſondern allein von den Obengenannten, die wie vom Teufel beſeſſen ſchienen. Heute vor drei Wochen hatte jene zweite, und ich kann ſagen, jenes Unheil, das Benedicta war, als ſie mich bei der Canonica ſah, mir ein Billet durch den Kloſtermeier Damiano geſchickt (ich beging einen großen Fehler, daß ich es ins Feuer warf, denn jenes Billet hatte der Wahrheit Zeugniß gegeben), in welchem ſie mir ſchrieb, ich ſolle mich um die ſechste Stunde der Nacht zum großen Thore begeben, ich würde ſie verkleidet dort antreffen, und mich bei der Mutter Gottes bat, hinzugehen; denn wenn ich nicht hinginge, ſo habe ſie ſich entſchloſſen, allein zu entfliehen, weil im Kloſter die Zerſtörung von Troja ſei, juſt ſo drückte ſie ſich aus. Ich hatte nichts gegeſſen, als dies Billet mir zukam, denn ich faſtete; ich war ganz entrüſtet und warf es ins Feuer; es war um die zweite Stunde der Nacht; ich ſpazierte im Saale auf und ab, und dachte über das nach, was dieſes Unthier beginnen wollte. Endlich entſchloß ich mich, hinzugehen, und ſie von ihrem Vorhaben, wo möglich, abzubringen. Obwol es regnete, ſtanden ſie ſchon da, als ich ankam; ich bat ſie längere Zeit, einen Entſchluß nicht auszuführen, welcher verhängnißvoll für alle ſei; ſie aber, entbrannt und glühend mehr als je, gingen ſo weit, daß ſie ſagten, ſie wollten lieber das Kloſter in Flammen ſtecken, als länger darin bleiben. Am Ende dachte ich, Gott wolle und werde ſie ſtrafen, und ließ ſie thun, was ſie wollten. Als wir bei der Madonna delle Grazie angekommen waren, ſagte ich ihnen, ſie ſollten ſich der Madonna empfehlen; denn ich wollte ſie dort laſſen, indem ich nicht Luſt hatte, ihretwegen mich gefangen nehmen zu laſſen, weil ich ſie aus dem Kloſter geführt. Sie wollten, daß ich ſie mit mir nehme; ich aber ſagte das thue ich um keinen Preis; allein ſie hörten nicht auf mich und die Folge davon war, daß ſie beide untereinander in Streit geriethen und Benedicta auf Octavia ſchlug und ſie ſtieß, dergeſtalt, daß ſie, weil ſie am Rande war, in den Lambro ſtürzte; die andere aber ging, ich weiß nicht wohin; denn ich entfernte mich allein von dort; wahr iſt, daß ich ihr die Straße gegen Velate anrieth, um ins bergamasker Gebiet zu kommen, wohin ſie ſagte, daß ſie gehen wolle. Hätte ich den böſen Willen gehabt, ihr etwas Leides zuzufügen, ſie wäre nicht davongekommen; doch ich wollte Gott, dieſer Beſtie wegen, nicht beleidigen; wol aber hat ſie ſich von ſelbſt ins Verderben geſtürzt, wie ſie es verdiente.

„Wenn man Eine todt gefunden hat, ſo waren Benedicta und Octavia es, die ſie getödtet und im Hühnerſtall verborgen haben, zu welchem ſie die Schlüſſel hatten, was ſie nicht leugnen können. Und ſie trug die Leiche in mein Haus, ohne daß ich eine Schuld daran habe, ſondern ich wurde darum gebeten; denn ſie erwarteten den Barca, der ſie begraben laſſen ſollte, und Benedicta war es, welche die Leiche da hintrug. Ich habe mit dieſen Beſtien viel ausgeſtanden, damit ſie nicht noch größern Schaden anrichteten; mehrere mal habe ich es zur Signora Virginia Maria geſagt, daß ſie die Urſache unſers Elendes ſeien, und daß ſie verdient hätten, vergiftet zu werden in Anbetracht des Unheils, das ſie geſtiftet; allein um Gott nicht zu beleidigen, unterblieb es. Ich will mich nicht weiter ausbreiten; wenn aber geurtheilt würde, wie ich Gott darum bitte, ſo würde in Wahrheit die Strafe über ſie kommen, und nicht über mich und die Signora Virginia Maria; deshalb möge man Gnade für Recht ergehen laſſen, und ihnen Zeit zur Buße gewähren.

„Gegeben heute Donnerstag den 20. Dec. 1607.

Ew. Hochwürden und Gnaden ergebenſter
Johann Paul Oſio.“

Ueberſchrift: „An den Durchlauchtigſten und Hochw. Herrn und Gebieter, C. Cardinal Borromeo, Erzbiſchof von Mailand, in Mailand.“

Wir ſind bei demjenigen Acte der Tragödie angelangt, wo die Hauptperſon ſelbſt auf die Bühne gerufen wird, die ſie bereits mit dem geheimnißvollen Schrecken ihres Namens erfüllt hat; die Hauptperſon, wie ſie wenigſtens von der Dichtung erfaßt wurde, die ſie uns als eine hohe, gebieteriſche Geſtalt in ſchwarzem Mantel ſchildert, deren Bläſſe von den weißen Linnen ihres Hauptes eingerahmt iſt, während vor dem unheilvollen Leuchten ihres Blickes die Seele ſich ſcheu und ängſtlich in ſich ſelbſt zurückzieht.

Jetzt findet ſich in den geiſtlichen Niederſchriften alles verändert: Schreiber, Ort und Stil.

1607 Samstags den 22. Dec. Mailand im Kloſter des Bocchetto in einem der obern Zimmer, das gegen die innern Kloſterhallen ſchaut. In Gegenwart des hochw. gnädigſten Herrn Hieronymus Sarazeno, Criminalvicars der erzbiſchöflichen Curie, und vor mir, dem Notar,

Schweſter Virginia, Tochter des gnädigen Herrn Martin von Leyva, Kloſterfrau von St. Margarita zu Monza, jetzt wohnhaft im genannten Kloſter Bocchetto, die Hauptperſon des Proceſſes, in ihrer eigenen Sache, und als Zeuge den andern gegenüber. Nach Auferlegung des Eides ꝛc.

Gefragt, ob ſie wiſſe oder zu wiſſen vermeine die Urſache des gegenwärtigen Verhörs, und warum ſie in dieſes Kloſter gebracht worden ſei, antwortete ſie: „Ich weiß nichts anderes, als daß es vielleicht wegen, ich weiß nicht, welchen Geredes über Johann Paul Oſio geſchieht, und daß ich deshalb hieher gebracht worden bin, nachdem ich immer danach verlangt habe."

Gefragt, ſie ſolle anzeigen, welches Gerede in Bezug auf Oſio ſtattgefunden, antwortete ſie: „Ich habe einigemal von den Obern und insbeſondere von Monſignor

Barca und von Leuten in Monza ein Gerede vernommen, daß ich, wegen der Nähe des Hauſes des Johann Paul und unſers Kloſters, mit ihm ein Liebesverhältniß hätte.“

Befragt, ob es wahr ſei, daß ſie ein Liebesverhältniß mit Oſio habe und ſeit wie lange, antwortete ſie: „Es iſt wahr, daß ich ein Liebesverhältniß (mit ihm) hatte, jedoch ein erzwungenes; denn aus freiem Willen wäre ich ſelbſt mit dem Könige von Spanien in kein ſolches Verhältniß getreten. Es ſind ſieben Jahre, ſeit dieſer Liebeshandel zwiſchen mir und Oſio den Anfang genommen.“

Aufgefordert, den Anfang dieſes Liebeshandels, und wie es dazu gekommen, auseinanderzuſetzen, antwortete ſie: „Der Anfang davon war ſo beſchaffen: ich hatte einen gewiſſen Joſeph Molteno, Fiscal zu Monza, der als Agent meine Geſchäfte beſorgte. Dieſer wurde von Johann Paul ermordet. Da ſich deshalb genannter Johann Paul Oſio in ſeinen Garten zurückgezogen hatte, der an die Mauer unſers Kloſters grenzt, und ich mich im Zimmer der Schweſter Candida Brancolina befand, das neben dem meinigen lag und ein Fenſter auf den Garten hinaus hatte, ſo grüßte er mich, indem er mich am bezeichneten Fenſter ſah, und als ich nachher noch einmal an jenes Fenſter ging, grüßte er mich wieder und gab mir durch Winke zu verſtehen, daß er mir einen Brief ſchicken wolle. Ich, die ich über ihn erzürnt war wegen des oben erwähnten Mordes, ließ, da ich ihn ſo vor meinen Augen hatte, und es mir ſchien, er thue der Gerechtigkeit Gewalt an, dem Herrn Karl Pirovano darüber berichten, damit er jemand ſchicke, der ihn gefangen nehme und in den Kerker werfe. Er ſchickte ſeine Mutter, die Priorin zu bitten, daß man ihm durch meine Vermittelung Aufſchub und Nachlaß erwirke. Die Priorin bat mich nun darum, und befahl mir es ſogar unter Strafe des Gehorſams. Ich ſchrieb mithin dem Pirovano, der Auditor zu Monza war, daß er dies thun möge. Er antwortete mir, daß, obgleich er von vielen Rittern darum angegangen worden ſei, er es dennoch nicht habe thun wollen, und nur aus Liebe zu mir ſich dazu verſtehe. Als Oſio dies vernommen hatte, dankte er mir ſehr vom Garten herauf, indem er ſagte, er ſei mir nicht weniger zu Dienſten erbötig, wie Molteno es geweſen ſei, und er wünſche, mir einen Brief zu ſchreiben. Nach einigen Tagen nun, als er im Garten war, zeigte er mir einen Brief, den er in der Hand hatte, indem er mir mit Geberden andeutete, er wolle ihn mir, wie er's dann wirklich that, über die Gartenmauer in den Hühnerhof unſers Kloſters werfen. Ich glaube, die Schweſter Octavia ging, ihn mir zu bringen. Als ich ſah, daß dieſer Brief, wie mir ſchien, ein wenig ausgelaſſen war, und die Abſicht enthielt, eine laſcive Liebſchaft mit mir anzuknüpfen, ſchrieb ich ihm mit großer Entrüſtung zurück und wies ihn zurecht, indem ich ſagte, es wundere mich, daß er die Keckheit habe, meines Gleichen ſo zu behandeln; er ſolle davon ablaſſen, ſonſt würde ich es ihm verleiden. Johann Paul aber, welcher mit dem Prieſter Arrigone in intimer Freundſchaft ſtand, berieth ſich mit dieſem, auf was für eine Art er ſich vor mir entſchuldigen ſolle, und jener ſagte ihm, das ſei nicht der Weg, mich zur Freundin zu machen; er müſſe mich hintergehen und einen Brief ſchreiben, worin er Spuren von Heiligkeit zeige. Er ſchrieb mir demnach einen zweiten Brief, in welchem er mich wegen der Ungebührlichkeit, die er ſich mir gegenüber habe zu Schulden kommen laſſen, um Verzeihung bat; er werde in

Zukunft wohl auf der Hut ſein, mir zu mißfallen, und er hätte es nicht gethan, außer inwiefern es mein Wunſch geweſen ſei; es wurde nun ein Faden aus jenem Fenſter heruntergelaſſen und der Brief hinaufgezogen. Die Mutter Johann Paul's ſchickte mir eine Schachtel voll Blumen von bologneſer Seide mit einigen Biſamkugeln; allein ich glaube, eigentlich habe Johann Paul Oſio ſie mir geſchickt. Arrigone ſagte mir nachher, er ſei es geweſen, der Oſio gerathen habe, mir auf dieſe Art zu ſchreiben, und wenn auch der Brief im Namen Oſio's geſchrieben wäre, ſo ſei doch er der Verliebte, und er legte mir hierüber ein Geſtändniß ab. Im obengenannten Briefe bat mich Oſio um die Gnade, mit mir im Sprechzimmer ſich unterreden zu dürfen; ich gewährte ſie ihm. Eines Nachts kam er in das Sprechzimmer des Beichtvaters; die Schweſter Octavia hatte ihm nämlich den Schlüſſel über die Mauer hinübergeworfen, und ſo iſt er hereingekommen. Getrennt, wie wir durch das Doppelgitter waren, ſprachen wir von ehrbaren Dingen; er bat mich um Verzeihung wegen der Ermordung Molteno's, und machte ſich zum Erſatz dafür zu jeder Dienſtleiſtung erbötig; kurz, er geberdete ſich ſo eingezogen, als man ſich nur denken kann.“

Gefragt, fügte ſie bei: „Johann Paul Oſio hatte ein Liebesverhältniß mit einem weltlichen Fräulein des Erziehungsinſtitutes unſers Kloſters, ſie hieß Iſabella degli Ortenſii.. Da ich bemerkt hatte, daß ſie ſich beim Hühnerhof wechſelſeitig betrachteten und beſprachen, gab ich ihm einen derben Verweis, daß er die Ehre des Kloſters ſo wenig berückſichtige, beſonders da das genannte Mädchen meiner Aufſicht anvertraut ſei. Er ging geſenkten Hauptes von dannen, und dies war auch die Urſache, warum er den erſten Brief ſchrieb.“

Ferner:

„Nachdem ich Oſio zweimal im Sprechzimmer geſehen hatte, und beſonders ſeitdem er ſich mit Arrigone immer enger verband, fühlte ich mich wie von einer dämoniſchen Gewalt getrieben, an jenes Fenſter zu gehen. Als mir einmal von der Schweſter Octavia hinterbracht wurde, Johann Paul Oſio ſei im Garten, wollte ich mir Gewalt anthun, nicht hinzugehen, um ihn zu ſehen; allein ich fiel ohnmächtig auf eine Kiſte nieder und dies wiederholte ſich mehrere mal. Bisweilen gerieth ich in Zorn und bat Gott, er möge mir helfen; bisweilen ſchien mir, ich werde mit Gewalt hingeriſſen, um ihn zu ſehen: einigemal raufte ich mir die Haare aus, als ich von dieſer Verſuchung geſtachelt wurde; ja ich dachte ſogar an Selbſtmord. All' dies, glaub' ich, iſt mir durch Einwirkung der Hölle, durch Zauberkünſte widerfahren, die man angewendet. Ich habe ſpäter erfahren, daß es wirklich ſo geweſen; denn als ich in genanntes Sprechzimmer ging, um mit Oſio zu reden, hieß er mich etwas, das in Gold eingefaßt war und das er für geweiht ausgab, berühren und küſſen; nachher bekannte er mir, es ſei ein Magnetſtein (calamita bianca) geweſen, und ich glaube, Arrigone war dabei im Spiele, welchem ich, nachdem er mich mit Briefen verfolgt hatte, eines Tages dieſelben vor ſeinen eigenen Augen zerriß, worauf er mit der Schweſter Candida ſich einzulaſſen anfing und ſie bewog, des Nachts ins Sprechzimmer zu gehen, um ſich mit ihm zu unterhalten. Als ich davon in Kenntniß geſetzt wurde, gab ich unſerm Meier Dominicus einen tüchtigen Verweis, daß er die Briefe hin und wieder trage, und drohte ihm, ihn ins Gefängniß werfen und vom Cardinal beſtrafen zu laſſen. Aus dieſen und andern Gründen ließ ich den genannten Meier verabſchieden, weshalb Arrigone, als er den Sachverhalt von ihm erfahren hatte, mich mit tödtlichem Haſſe verfolgte."

Gefragt, was weiter zwiſchen ihr und Oſio nach jenem brieflichen Verkehre, welcher Tage und Monate dauerte, vorgefallen ſei, antwortete ſie: „Oſio ſchickte mir ein Paar weißſeidene Handſchuhe zum Geſchenke. In ihnen befand ſich ein Brief, der lauter Heiligkeit und Keuſchheit war; er ſchickte mir auch ein ſilbernes Crucifix, das ich ihm durch die Hand des Joſeph Peſen zurückſandte, der unſer Bote war, das er mich aber unter Drohungen anzunehmen nöthigte. Nachher fuhren wir fort, zu Unterredungen im Sprechzimmer zuſammenzukommen, wo wir über verſchiedene Dinge, jedoch immer über ehrbare, uns unterhielten. Einmal erbat er ſich von mir, unter dem Vorwande, es ſei das letzte mal, die Vergünſtigung, ich möchte des Nachts zur kleinen Kloſterpforte kommen, um mit ihm zu ſprechen, und ich, in dem Wahne, mir ihn auf dieſe Weiſe vom Halſe zu ſchaffen, oder von jener Zauberei mich überwältigt fühlend — Pat. Baptiſta, der mich exorciſirte, weiß um die Sache —, willigte ein und geſtattete ihm, zu kommen."

Gefragt, ob jene Thüre geſchloſſen oder offen geweſen, und was für Geſpräche ſie geführt, antwortete ſie: „Wir ſprachen bei offener Thüre; ſie wurde von Schweſter Octavia geöffnet, welche den Querbalken weghob und Oſio hereinfuhrte. Wir führten das Geſpräch miteinander zwiſchen beiden Thüren, und die Schweſter Octavia hörte es; Oſio entfernte ſich, nachdem er von mir das Verſprechen erhalten hatte, ich welle bald wieder erſcheinen. Allein unterdeſſen verging eine lange Zeit, und er machte mir deshalb in einem Briefe Vorwürfe, indem er die Ehrbarkeit in Erinnerung brachte, die er in der vorhergegangenen Beſprechung beobachtet. Wir fanden uns mithin in einer Nacht am nämlichen Orte ein und ſprachen über verſchiedene Dinge; plötzlich ſuchte er, mir Gewalt anzuthun, trotzdem, daß ich ſchrie: »Ha, Verräther!« Doch ich ſprang eilig davon und ließ ihn am Platze zurück.“

Gefragt, was noch ferner zwiſchen ihr und Oſio vorgefallen ſei, antwortete ſie: „Ich kann Ew. Gnaden ſagen, daß ich alle möglichen Gebete und Bußübungen, bis aufs Blut, verrichtet habe, um nur nicht mit Oſio zu thun zu bekommen; allein es hatte den Anſchein, als ſtachle mich der Teufel, und quäle mich dermaßen im Herzen, daß ich mich nicht enthalten konnte, ihn zu ſehen und hinzugehen, wo er war; ſodaß ich, von ihm darum erſucht und gebeten, wieder zu jenem Thore gegangen und in die Sünde gefallen bin; darüber wurde ich ſo ſchwermüthig, daß ich erkrankte und drei Monate im Bette lag. Er hörte unterdeſſen nicht auf, mir Briefe zu ſchicken, worin er ſagte: wenn ich wieder geſund ſei, müſſe ich ihm geſtatten, ins Kloſter zu kommen. Weil ich ihm antworten ließ, ich wolle nicht in die Excommunication verfallen, ſchickte er mir ein gedrucktes Buch, das über die Gewiſſensfälle handelt, damit ich daraus erſähe, daß der Bann nicht darauf ſei, wenn er hereinkomme, wol aber, wenn die Kloſterfrauen hinausgingen. Es wurde mir nachher geſagt, dies Buch ſei ihm von Arrigone geliehen worden. Ich willigte ein, daß Oſio ins Kloſter kam. Lange nachher wurde ich von einem todten Knäblein entbunden; ich fiel wegen des großen Herzeleides in eine Nervenkrankheit, die drei Jahre dauerte. Zu jener Zeit verkaufte ich, um von dieſem ſündhaften Umgange los zu werden, einen Theil meines Silberzeuges, und ſchickte der Madonna von Loreto ein Votivtäfelchen, auf dem ich eine Nonne mit einem Knäblein weinend und auf den Knien abbilden ließ. Ich ſchickte es durch Bernardo Groſſo, dem ich für die Reiſe ſechs Dukaten gab, und einen, damit er ihr denſelben als Opfer hinlege. Später ſchickte ich den Genannten noch zweimal zur Madonna, damit ſie mir die Gnade verleihe, mich von dieſer Leidenſchaft freizumachen. Allein die Zaubereien, von denen ich umſtrickt war, behielten die Oberhand; denn als man in meinem Bette Nachſchau gepflogen, traf man Todtengebeine, eiſerne Nägel und vieles Andere darin, wie alle Nonnen wiſſen ...[1]). Ich hätte mehr als das Leben gewagt, um meine Seele zu retten, und ich war ſo leidend, daß ich einmal, von der Verzweiflung überwältigt, mich in den Brunnen ſtürzen wollte; ich wurde aber durch die Geſtalt der Madonna zurückgehalten, die im Hintergrunde des Gartens ſteht und n der ich meine Andacht hatte...."

Die traurige Erzählung fährt fort. In die Gewalt des Verſuchers gefallen, wird die Unglückliche bei jedem Verbrechen ihres Buhlen für mitſchuldig gehalten; ſie muß zuerſt ſich von dem Verdachte reinigen, daß ſie beim Meuchelmord Raineri's die Hände im Spiel gehabt, und ie thut es, indem ſie die Dienſte erwähnt, die dieſer Mann ihr geleiſtet, und das Wohlwollen, das er gegen e hegte; ſie ſucht ſich dann von jeder vorbedachten Theilnahme am Morde der Katharina von Meda rein zu waſchen. Hier wird ſie gewahr, daß die Prämiſſen und Verdachtsgründe ſehr wider ſie ſprechen; ſie nimmt daher n folgender Erzählung ihre Zuflucht, um erſtere zu hwächen.

---

[1] Hier iſt ein Umſtand eingeflochten, der zu widerlich iſt, als s er angeführt werden könnte.

„Ich will die Geſchichte mit dieſer Katharina, dieſem ausgelaſſenen und halbverrückten Weibe, erzählen. Obgleich die Nonnen ſchon mehr als einmal für gut gefunden hatten, ſie fortzuſchicken, wurde ſie aus Barmherzigkeit und mir zu lieb noch zurückbehalten, indem man glaubte, ſie ließe ſich noch beſſern. Als es ſich aber zutrug, daß ſie gegen Schweſter Degnamerita eine Unbill verübte, ſo ſorgte ich dafür, daß ſie eingeſperrt wurde, mit Zuſtimmung der Frau Mutter und des Beichtvaters; dies geſchah zu der Zeit, um welche Monſignor Barca ins Kloſter kommen ſollte, um die Kloſtervorſtandſchaft neu zu beſtellen. Katharina fing während ihrer Gefangenſchaft an, zu ſagen, ſie wolle den Obern von mir und von den andern vielerlei mittheilen. Als zufällig jenen Abend Oſio ins Kloſter hereingelaſſen wurde, hinterbrachten ihm jene Nonnen dieſe Drohung Katharina's. Ich machte mich auf den Weg zu ihr hin, um ſie zu beſänftigen, mit dem Lichte in der Hand und weit entfernt von jeder böſen Abſicht, indem ich Octavia, Candida und Silvia in meiner Geſellſchaft hatte. Wir traten an das Fenſter, das in den Garten ſchaut; es iſt niedrig und die Bruſtung reicht bis zum Gürtel herab. Ich bemerkte, daß die Schweſter Benedicta mir vorausgeeilt war, und bereits mit der Eingeſperrten ſich unterredete. Sie war mir behilflich, hineinzukommen; dann folgten die andern nach; zuletzt erſchien Oſio. Ich ſagte zu Katharina — »hör einmal«, und wollte beifügen, ſie ſolle ſchweigen und verſichert ſein, daß ich mich für ihre Belaſſung im Kloſter verwenden würde. Als ſie aber ſtolz erwiderte: »Ich will Euer Geſchwätz nicht mehr hören; Euer und Eures Buhlen Verderben will ich ſein; morgen werdet ihr an meine Stelle hieher kommen,« gerieth Oſio vor Zorn außer ſich und ſchlug ihr mit einem Gegenſtande zwei- oder dreimal auf den Kopf, in Folge deſſen ſie plötzlich verſchied. Weder ich noch die andern wußten das Geringſte von dem, was er mit Katharine vorhatte.“

Nun folgt die bereits bekannte Erzählung von der Ver- ergung und Fortſchaffung des Leichnams; dann: „Ich rſuche Ew. Gnaden ins Protokoll eintragen zu laſſen, aß ich aus freiem Willen nie etwas Schlechtes begangen abe, wol aber durch Zaubereien und Hexenwerk dazu ezwungen worden bin; ich hätte viel lieber nicht nur in, ſondern tauſendmal das Leben verloren, als in etwas lnehrbares mit irgend jemand eingewilligt, und wäre s ſelbſt der Kaiſer geweſen.“

Gefragt, wie alt ſie ſei, antwortete ſie: „Zweiund- reißig Jahre.“

Mit dem 19. Februar entfernt ſich der Proceß von en Begebenheiten des Kloſters St.-Margarita, um die chändlichkeiten Arrigone's zu erforſchen.

Erſt ſpäter erſcheint zum zweiten und letzten mal e Schweſter Virginia wieder, welche gerufen wird, eine usſage wider Arrigone zu machen, und mit eigener and dieſelbe unterſchreibt: „Ich, Schweſter Virginia aria Leyva, habe ausgeſagt und als wahr beſtätigt, ie oben ſteht.“

Kurz vorher hatte ſie die Folter de' sibilli (Schrauben- ck?) beſtanden; denn wir leſen, daß der Richter (dies der einzige Fall im Proceß) ihre Hände in die sibilli zu gen befahl. Als dies geſchehen war und ihre Finger von em hindurchgehenden Stricke gepreßt wurden, fing ſie t zu rufen an: „Ich beſtätige alles als wahr, was ich Verhör ausgeſagt habe; aber laßt mich los! ihr thut r weh! ich kann es nicht länger aushalten!“ ... Es eint jedoch, daß dieſe Art Tortur leicht geweſen iſt; denn ſie hinderte nicht, daß die kaum befreiten Finger die Feder ergreifen und mit zierlichen Zügen obige Worte niederſchreiben konnten.

Weiterhin iſt blos von Arrigone noch die Rede, wobei die Schweſter Candida und Oſio als Nebenperſonen erſcheinen.

Unter dem 17. Oct. 1608 wurde Virginia Maria zur Anhörung folgenden Erkenntniſſes vorgeladen.

Urtheilsſpruch über die Schweſter Virginia Maria von Leyva.

Nach wiederholter Anrufung des Namens Jeſu Chriſti, und einzig Gott vor unſern Augen habend, beſtätigen wir, thun kund, und durch den Rath und die Zuſtimmung der Rechtsgelehrten und auf jede andere Weiſe unterſtützt, urtheilen wir endgiltig, wie folgt: Schweſter Virginia Maria von Leyva, Nonne im Kloſter St.-Margarita zu Monza in der Dioceſe Mailand, das der Gerichtsbarkeit dieſer Curie unterwürfig iſt, wurde wahrhaft und wirklich nicht nur durch viele Zeugniſſe, ſondern auch durch ihre eigenen Geſtändniſſe vieler, ſchwerer, ungewöhnlicher, ſchrecklicher Verbrechen überführt, welche ſämmtlich erwieſen ſind durch den gegen ſie und die andern Kloſterfrauen und Mitſchuldigen geführten Proceß, aus dem mit aller Augenfälligkeit erhellt, daß ſie ſchuldig, ſehr ſchuldig und mit Fug und Recht in jeder Hinſicht ſtrafwürdig iſt: deshalb verurtheilen wir ſie (jedoch nicht ohne theilweiſe von der vorgeſchriebenen Strenge in Gemäßheit der Vorſchriften der heiligen Canones, der päpſtlichen Conſtitutionen und der übrigen Maßnahmen über dieſen Punkt nachzulaſſen) zur Strafe, beziehungsweiſe Buße ewigen Gefängniſſes im Kloſter St.-Valeria zu Mailand, d. h. daß ſie im genannten Kloſter in einen kleinen Kerker eingeſchloſſen werde, deſſen Thüre abgeſperrt werden muß mittels einer Mauer aus Stein und Kalk, ſodaß die genannte Virginia Maria darin wohne, ſo lange ſie lebt, eingeſchloſſen und eingemauert bei Tag wie bei Nacht bis zu ihrem Tode, und zwar zur Strafe und beziehungsweiſe zur Abbüßung ihrer Sünden und beſonders der vorbenannten Exceſſe, Verbrechen und Miſſethaten, die von ihr und ihren Mitſchuldigen begangen worden; ſie ſoll von da nie mehr herausgelaſſen und niemand die

Erlaubniß ertheilt werden, ſie herauszulaſſen; einzig laſſe man in der Wand des genannten Kerkers ein kleines Loch, durch welches man genannter Schweſter Virginia Maria die Nahrung und was ſonſt nothwendig iſt, reichen kann, damit ſie nicht Hungers ſterbe; ebenſo noch ein anderes Loch oder Fenſterchen, durch welches Luft und Licht zu ihr dringen können.

Um vom Allmächtigen Verzeihung ihrer obengenannten Sünden, Verbrechen und Ausſchweifungen zu erlangen und das Heil ihrer Seele zu erwirken, wird Schweſter Virginia während fünf Jahren verhalten, jeden ſechsten Tag in der Woche zu faſten, inſofern ſie dies zu thun vermag bei Waſſer und Brot, zum Andenken an das hochheilige Leiden unſers Herrn Jeſus Chriſtus. Dies zur heilſamen Buße neben den benannten Strafen und über die lebenslängliche Gefängnißſtrafe, die wir zum Heil ihrer Seele ihr zur Pflicht machen und auferlegen. Ferner machen wir es ihr zur Pflicht, aufmerkſam und andächtig die drei kanoniſchen Tagzeiten zu beten und nie es zu unterlaſſen, ſo lange ſie am Leben iſt, Fälle rechtmäßiger Hinderniſſe ausgenommen. Wir verordnen ferner und ſchreiben vor, daß alle Einkünfte, Penſionen, Zinſen (frutti), Giebigkeiten und Bezüge, von was immer für einer Art ſie ſein mögen, die der genannten Schweſter Virginia gehören, dem Kloſter St.-Valeria in Mailand unter dem Titel der Nahrungskoſten für die Gefangene überlaſſen werden; dies aber nur ſo lange ſie am Leben iſt; denn wenn es Gott gefallen haben wird, ſie zu ſich zu rufen, befehlen wir, daß alle dieſe Einkünfte und Zinſen als Eigenthum und zum freien Gebrauch dem Kloſter St.-Margarita wieder zurückfallen, in welchem die Schweſter Virginia das Gelübde abgelegt und gewohnt hat.

Wir erklären überdies die genannte Schweſter Virginia Maria jeglichen Amtes, Vortheils, Privilegiums, Beneficiums und jeder Würde, die ſie im genannten Kloſter beſeſſen und geübt hat, ebenſo auch alles und jedes Stimmrechtes für verluſtig.

Dermaßen und wie oben bezeichnet wurde, verurtheilen, erklären und verdammen oder reſp. verordnen, wollen und befehlen wir den Vollzug, und was immer zur Vollſtreckung alles Obigen nothwendig iſt, das ſchreiben wir vor und auferlegen wir jedem, den es betrifft und zwar auf die beſtmögliche Weiſe zu thun.

Das iſt mein Richterſpruch.

Ich Mamurio Lancilotto
erzbiſchöflicher Criminal-Vicar.

1608, heute Samstag den 18. October.

Geſchöpft, erlaſſen, promulgirt und verleſen wurde der eben geſchriebene Urtheilsſpruch vom gnädigſten Herrn Mamurio Lancilotto, apoſtoliſchem Protonotar und Criminal-Vicar der erzbiſchöflich-mailändiſchen Curie, von ſeinem Richterſtuhle im Hofe der Kanzlei des erzbiſchöflichen Palaſtes aus, und durch mich, Hieronymus Bolino, Notar und Actuar bei dem erwähnten Criminalgerichtshof. Derohalben habe ich den genannten Urtheilsſpruch ſignirt und bekräftigt und in Gegenwart des hochwürdigſten gnädigſten Don Pietro Barca, Doctors der Theologie, Canonicus des erlauchten Collegiatſtiftes St. Ambroſio maggiore zu Mailand und des hochwürdigen Prieſters Joh. Ant. Mazainello, Proviſor des Ambroſius-hoſpitales bei der Porta Vercellina zu Mailand, die ausdrücklich hinzuberufen worden waren. Urkunde deſſen ꝛc.

Hieronymus Bolino.

Noch theilen wir folgendes Urtheil über den Prieſter Paul Arrigone mit.

Nach Anrufung der Namen Jeſu Chriſti und der Jungfrau Maria, ſeiner Mutter.

Wir, Mamurio Lancilotto, apoſtoliſcher Protonotar und Criminal-Vicar der erzbiſchöflichen Curie von Mailand, von unſerm Richterſtuhl aus, und einzig Gott vor Augen habend bei dieſem unſerm endgiltigen Urtel; nachdem wir den Rath ausgezeichneter Rechtsgelehrten gehört und die Beiſtimmung derſelben erlangt hatten, betreffend den Proceß und die Proceſſe, die in erſter Inſtanz vor uns zwiſchen dem hochwürdigen Herrn Sebaſtian Ricci, Anwalt der vorgenannten Curie und Fiscal-Procurator, von der einen Seite, und dem Herrn Paul Arrigone, Pfarrer von St.-Mauriz in Monza, Diöceſe Mailand, auf der andern Seite verhandelt worden ſind, der ins Gefängniß geworfen, gerichtlich abgehandelt, ſchwer angeſchuldigt, mit ſtarken Indicien überwieſen und beziehungsweiſe zum Geſtändniß gebracht und ungeheurer und grauſamer Verbrechen, Miſſethaten, Exceſſe und Sünden überführt worden iſt, als da ſind:

1) Daß vor mehrern Jahren, während Johann Paul Oſio (welcher ſeine Wohnung in Monza neben dem Kloſter St. Margarita hatte) mit Maria Virginia Leyva, Nonne im Kloſter, ein Liebesverhältniß hatte (indem Oſio den Arrigone in dieſes Verhältniß hereinzog, während er mit ihm im Garten ſpazierte, welcher an das

obengenannte Kloſter ſtößt, von dem aus Oſio die Schweſter Virginia ſehen und mit ihr in Wechſelverkehr treten konnte), genannter Arrigone von ihm um Rath gefragt wurde über die Art und Weiſe, beſſer ſich die Zuneigung der genannten Kloſterfrau gewinnen zu können und, dem Geſuche entſprechend, vorhingenannter Kloſterfrau eigenhändig im Namen Oſio's viele Liebesbriefe geſchrieben und ihr vorgeſpiegelt, eine ſolche Liebe ſei nicht ſündhaft und zu dieſem Behuf verfälſcht die Autorität des heiligen Auguſtinus angeführt, und verſichert hat, wer in ein Frauenkloſter eindringe, falle nicht in den Kirchenbann, und daß Oſio, um ſie beſſer zu überreden, ihr ein Buch über Gewiſſensfälle gegeben (lauter Dinge, zu denen Arrigone der Rathgeber war);

2) daß zur Erreichung des Zweckes, von dem eben die Rede war, der genannte Prieſter Paul Magnetſteine gekauft und ſie dem Oſio übergeben hat, der dann zur Nachtzeit damit ins Sprechzimmer der Kloſterfrauen kam (Arrigone begleitete ihn und blieb vor dem Sprechzimmer als Wache ſtehen) und die Steine, geküßt und beleckt, der Schweſter Virginia überreichte, damit auch ſie dieſelben küſſe und belecke;

3) daß der nämliche Arrigone die hauptſächlichſte und unmittelbarſte Urſache war, daß die folgenden, verabſcheuungswürdigen Unthaten begangen wurden:

a) Daß Oſio, der viele Jahre hindurch freien Eintritt ins Kloſter St.-Margarita hatte, mit der vorgenannten Schweſter Virginia in ſündhaftem Liebesverhältniſſe gelebt, ſie zur Mutter zweier Kinder gemacht und ſie zu wiederholten malen aus dem Kloſter in ſein eigenes Haus genommen hat;

b) daß Oſio, befürchtend, eine gewiſſe Katharina von Meda, eine Laienſchweſter, welche keine Gelübde abgelegt hatte und die Schweſter Virginia bediente, möchte, über dieſes Verhältniß unterrichtet, es den Obern anzeigen, zur Nachtzeit mittels eines gewiſſen Werkzeuges, das theils aus Holz, theils aus Eiſen beſteht und gemeinhin Piede di bicocca genannt wird, dieſe Katharina im Kloſter ſelbſt erſchlagen, dann den Leichnam hinausgeſchleppt und ihn im eigenen Hauſe begraben hat;

c) daß Oſio ſelbſt, aus Furcht, Schweſter Octavia Ricci und Schweſter Benedicta Omati beide Nonnen im genannten Kloſter, die ſowol von der Liebſchaft als von dem Morde wußten, könnten dies hinterbringen, ſie beide aus dem Kloſter genommen, indem er zur Nachtzeit die Mauer durchbrochen, die den Garten umgibt, und in der Abſicht, ſie zu tödten, die Schweſter Octavia in den Fluß Lambro geworfen, nachdem er ſie zu wiederholten malen mit dem Flintenkolben auf den Kopf geſchlagen, worauf ſie bald, geſtorben und die Benedicta in einen tiefen Ziehbrunnen geſtürzt hat, wo ſie zwei Tage lang verblieb und, ungeachtet ſie einen Schenkel und zwei Rippen gebrochen, mit göttlichem Beiſtand aus demſelben herausgezogen worden und, obſchon ſie ihrem Ende nahe iſt, noch lebt, weswegen genannter Dño von dem erlauchten Senate zum Tode und zur Schleifung ſeines Hauſes verurtheilt iſt;

d) daß genannter Arrigone aus eigenem Antrieb die Schweſter Virginia um ein Liebesverhältniß angegangen, indem er ihr Briefe und Verſe ſchickte, ſie ins Sprechzimmer lockte, und jeden Weg, zu dieſem Zwecke zu gelangen, verſuchte;

e) daß genannter Arrigone ſchon vier Jahre vorher ein ſündhaftes Liebesverhältniß mit der Schweſter Candida Colomba, Kloſterfrau zu St.-Margarita, angeknüpft und ihr viele Liebesbriefe geſchrieben und Erwiederungen auf ſelbe erhalten und, was noch ſchlimmer und verabſcheuungswürdiger iſt . . .

Indem dies Alles und noch vieles Andere unſerm Geiſte vorſchwebt, worüber im Proceſſe weitläufigere Aufklärung gegeben wird, ſind wir zum folgenden Urtel geſchritten:

In Anbetracht der vorher beſchriebenen Acten und Zeugenſchaften, der ſtarken Anklagen, augenfälligen Inzichten, kräftigen Muthmaßungen und dem gewichtigen aus den genannten Proceſſen und Zeugenſchaften fließenden und erſichtlichen Ergebniſſe gegen den Prieſter Paul Arrigone, ſowie nicht minder in Anbetracht ſeiner Geſtändniſſe und ſeines Verhörs; ferner in Anbetracht der von Arrigone ſelbſt vorgebrachten Vertheidigungen, ſowie der angeführten Rechtsberufungen ſowol von Seite genannten Prieſters Paul, wie von Seiten des Herrn Fiscal-Procurators, und endlich in Betracht der auf dieſen Tag und Stunde genanntem Arrigone eröffneten Vorladung zur Anhörung des in Betreff ſeiner gefällten Urtels und in Erwägung deſſen, was in Betracht zu ziehen war, und nach vorher gehaltener Rückſprache mit dem hochwürdigſten gnädigſten Herrn Cardinal und Erzbiſchof Borromeo;

ſowie nach wiederholter Anrufung der Namen Jeſus und Maria, ſagen, entſcheiden, erklären und urtheilen wir endgiltig, daß genannter Prieſter Paul Arrigone, ſeiner Schuld überführt und daher gemäß den Geſetzen ſtrafbar, blos zu zwei Jahren Galeerenſtrafe verurtheilt werde, und dies in Anbetracht der langen Gefangenſchaft, die er ſchon überſtanden, und anderer Rückſichten, die uns dazu bewogen: erwähnter zweijähriger Galeerenſtrafe ſoll er ohne Verzug überliefert werden, und wir verordnen, daß er auf der Galeere die genannte Zeit hindurch wirklich Ruderdienſte zu thun hat; unmittelbar nach Verlauf dieſer Zeit verurtheilen wir den nämlichen Arrigone zu lebenslänglicher Verbannung von Monza und 15 Meilen ſeiner Umgebung unter Strafe der Degradation von den heiligen Weihen und des Verluſtes des Curatbeneficiums und weiterer drei Jahre Galeerendienſtes, im Falle er das Verbot zu verletzen wagen ſollte, d. h. wenn er ſich nach Monza und deſſen Nähe in einem Umkreiſe von 15 Meilen begäbe.

So hab ich endgiltig das Urtel gefällt.

Samstag, den 24. Jänner 1609 Abends.

Ich Mamurio Lancilotto
Criminal-Vicar.

Obiges Urtel wurde gefällt und kund gegeben vom gnädigſten Herrn Criminial-Vicar von ſeinem Richterſtuhle herab, in Gegenwart der hochweiſen Herrn Hieronymus Beſiſio und Bernhard Serventi, beide Notare des erzbiſchöflichen Criminalgerichtshofes.

Arrigone beruhigte ſich jedoch bei dieſem Urtheile nicht. Vielmehr findet ſich noch folgendes Protokoll:

„1609, heute Dinstag den 27. Jänner.

„Obiges Urtel iſt von mir, Notar im Saale, der zum Verhör der Eingekerkerten beſtimmt iſt, dem Prieſter Paul Arrigone, der es ganz gut hörte und verſtand, vorgeleſen worden.

„Nachdem er es vernommen und verſtanden, ſagte er:

„Ich nehme von dieſem Urtel nichts an, weil es unbillig und ungerecht iſt; ich appellire im Gegentheil an den Papſt; denn ich fühle mich ſehr beſchwert, indem ich mir nicht bewußt bin, ſolche Verbrechen begangen zu haben, die lauter Erdichtungen ſind und von meinen Feinden gegen mich geſchmiedet wurden.“

Erſt im Juli 1609 ſcheinen die Erkenntniſſe gegen die mitſchuldigen Nonnen publicirt worden zu ſein. Das Urtel über Schweſter Candida lautete im Auszug:

Nach Anrufung des Namens Jeſu Chriſti.

Wir Mamurie Lancilotto ꝛc. ꝛc. mit dieſem endgiltigem Richterſpruche, nach Anhörung der Gutachten tüchtiger Rechtsgelehrten und mit deren Zuſtimmung, in der zwiſchen dem hochw. Herrn Sebaſtian Ricci, Fiscal-Anwalt der erzbiſchöflichen Curie, einerſeits, und der Schweſter Candida Colomba Trotti oder de' Brancelini, Kloſterfrau im Kloſter St.-Margarita zu Monza ꝛc., andererſeits (ſowie der mitſchuldigen Nonnen), verhandelten Streitſache, welche (Candida) nicht nur durch viele Zeugen, ſondern auch durch ihre eigenen Geſtändniſſe folgender, außerordentlicher und verabſcheuungswürdiger Verbrechen und Sünden überführt wurde, als da ſind:

1) daß ſie mehrere Jahre hindurch mitwiſſend, mitbetheiligt und mitwirkend war, nicht nur im ſchändlichen Verhältniſſe zwiſchen Oſio und Virginia, ſondern auch bei der Einlaſſung des genannten Oſio ins Kloſter, die unzähligemale geſchah (in Folge deſſen die Schweſter Virginia Mutter eines Mädchens wurde), welchem Oſio ſie mit nachgemachten Schlüſſeln den Zutritt erleichterte, auf daß er frei mit genannter Schweſter Virginia Umgang haben könne;

2) daß gleicherweiſe die genannte Schweſter Candida zugleich mit andern mitwiſſend, mitbetheiligt und mitwirkend war bei dem oftmaligen nächtlichen Austritte der Schweſter Virginia mit Oſio aus dem Kloſter, und daß ſie dann jedesmal wartete auf das Zeichen, wann ſie (Virginia) in das Haus zurückkehrte;

3) daß genannte Schweſter Candida mitwiſſend, mitbetheiligt und mitwirkend war bei dem an der Perſon der Katharina de' Caſſini folgendermaßen begangenen Mord.

(Hier folgt die Erzählung der bekannten Vorgänge.)

Ueberdies hatte Schweſter Candida mit dem Prieſter Paul Arrigone, Pfarrer in der Stadt Monza, ſchon ſeit fünf Jahren ein Liebesverhältniß angeknüpft und ihm mehrere Liebesbriefe geſchrieben und von ihm empfangen, und was noch ſchlimmer iſt ...

(Man ſehe das Urtel Arrigone's.)

Nach Durchgehung der obigen Proceſſe ꝛc., nach nochmaliger Anrufung des Namens Jeſu, ſagen, befehlen ꝛc. ꝛc. verurtheilen wir die Schweſter Candida Colomba zur Buße und beziehungsweiſe zur Strafe lebenslänglichen Gefängniſſes im Kloſter St.-Margarita,

d. h. daß ſie dort in einen kleinen Kerker eingeſperrt werde ꝛc. (Es folgen die nämlichen Anordnungen, denen wir ſchon beim Urtel der Schweſter Virginia begegnet ſind, ſowie auch die Clauſeln der Confiscation und die Unfähigkeitserklärung zu jeglichem Amte.)

Dies iſt mein Urtheilsſpruch.

Ich Mamurio Lancilotto,
Criminal-Vicar.

Heute den 26. Juli 1609.

Das Urtel über Schweſter Benedicta Omati iſt im Hauptwerke gleichlautend; nur daß auch noch die Flucht aus dem Kloſter unter ihren Verbrechen angeführt, dagegen der Verkehr mit dem Prieſter Arrigone weggelaſſen wird.

In dem Urtel über Schweſter Silvia Caſati ſind der Anklagepunkte nur drei, nämlich: die Mitſchuld bei der Buhlſchaft Oſio's und der Schweſter Virginia; die Begünſtigung der Entfernung der Schweſter Virginia aus dem Kloſter; die Theilnahme an der Ermordung der Katharina von Meda, und dies alles iſt in den nämlichen Ausdrücken wiedergegeben, die im Urtheilſpruche über Schweſter Candida gebraucht wurden. Der Text der Verurtheilung iſt ebenfalls wörtlich derſelbe.

Ein Protokoll über die Vollſtreckung obiger Urtheilſprüche gegen Candida, Benedicta und Silvia lautet:

Vor den genannten Schweſtern Candida, Silvia und Benedicta, die es gut hörten und verſtanden, wurden von mir, Notar, in einer Zelle im obern Stockwerke des Kloſters St. Margarita und in Gegenwart des Herrn Criminal-Vicars, die obigen Urtel in lateiniſcher und italieniſcher Sprache Wort für Wort verleſen. Anweſend dabei waren auch die ehrwürdigen Kloſterfrauen Margarita de' Sacchi, Priorin, und Franziska Imberſaga, Vicarin (Sub-Priorin) des genannten Kloſters, welche auf Befehl des Herrn Criminal-Vicars zu Zeugen gerufen worden waren. Die Kloſterfrauen Benedicta, Candida und Silvia nahmen mit fröhlichem Gemüthe das über ſie ergangene Urtel an und verſprachen, deſſen Inhalte ſich willig zu unterwerfen. Daher wurden behufs der Vollſtreckung obiger Urtheilſprüche die genannten Kloſterfrauen eine nach der andern zum Kerker geführt, der im bezeichneten Kloſter für ſie hergerichtet worden war, und jede von ihnen in ein abgeſondertes Gefängniß geſperrt, mit allem, was ſie bedurften, und mittels Stein und Kalk die Kerker zugemauert, nachdem die Schlüſſel der äußern Thür des Kerkers und zugleich auch der innern, ſowie des Hauptthores des Gefängniſſes, das zu ihnen führt, der vorhin genannten Priorin überreicht waren, mit dem Befehl, daß ſie ohne ſpecielle, ſchriftliche Erlaubniß die kleinern Thüren niemand öffnen dürfe, und was das Hauptthor betreffe, nur dann, wenn es unvermeidlich ſei, um den Gefangenen die nothwendigen Lebensbedürfniſſe zukommen zu laſſen, und daß ſie hierauf mit aller Sorgfalt Acht habe.

In Betreff der Priorin und der Vicarin von St. Margarita findet ſich, jedoch ohne Datum und Unterſchrift, eine geheime Mistrauensacte folgenden Inhalts:

„Schweſter Angela Margarita Sacchi, die Priorin, hat verdient, ihres Amtes entſetzt zu werden; um ſie nicht in Unehre zu bringen, iſt Vorſorge zu treffen, daß ſie beim Austritt aus dem Amte für keine andere Stelle im Kloſter St. Margarita mehr gewählt werde. Man ſorge auf gleiche Weiſe in Betreff der Vicarin Schweſter Franziska Imberſaga.“

Unter den Urkunden, die außer den Proceßacten der Signora anderwärts geſammelt wurden, finden wir zuvörderſt eine Aufforderung an Oſio und ſeine Mitſchuldigen, vor dem Criminalgerichtshof zu erſcheinen, damit über ſie das Urtheil gefällt werde.

Dieſer Vorruf gehört zu den Acten des Proceſſes, den der Criminalgerichtshof von Mailand[1] gegen Oſio und ſeine Mitſchuldigen eingeleitet hatte, und lautet folgendermaßen:

Wir Don Johann von Salamanca, Dr. beider Rechte, herzoglich mailändiſcher Senator, und Johann Franz Forniali, Generalfiscal im mailändiſchen Staat.

Gemäß dem Gegenwärtigen, auf Verlangen des königlich-herzoglichen Fiscus und in Auftrag des erlauchten Senates, gebieten und befehlen wir dem Johann Paul Oſio, dem Camillo, genannt il Roſſo (der Rothe), ſeinem Knechte, dem Nikolaus Peſſina und dem Aloys Panzuglio, Sohn des Joſeph, daß ſie binnen der Friſt von acht Tagen, von der Ankündigung des Gegenwärtigen gerechnet, perſönlich vor uns in dem Amtszimmer des vortrefflichen Herrn Juſtizhauptmannes im königlichen Gerichtshofe zu erſcheinen haben, um unſerm Befehle zu gehorchen und den erforderlichen Verhören ſich zu unterziehen; nämlich genannte Oſio, Peſſina und Camillo von wegen eines mit einem Flintenſchuſſe zur Nachtszeit vorbedachtig begangenen Mordes, welcher im letztverfloſſenen October an der Perſon des Apothekers Raineri Roncini verübt worden iſt, während er ſich in ſeiner Apotheke in der Stadt Monza befand; und die nämlichen Oſio, Peſſina, Camillo und Aloys Panzuglio von wegen einer falſchen Anklage, die von ihnen über die Mitſchuld anderer, deren Namen aus Rückſichten jetzt verſchwiegen werden, vors Gericht gebracht wurden, damit die Genannten vom Proceſſe wegen des fraglichen Mordes frei davonkommen und ſtatt ihrer der hochwürdige Prieſter Paul Arrigone von der Kirche zu St. Maurilio für ſchuldig erkannt werde; ſodann genannter Oſio von wegen Entführung mittels Durchbrechung der Mauer, aus dem Kloſter St. Margarita in genannter Stadt; welche Entführung in Betreff der Schweſtern des bezeichneten Kloſters, Namens Octavia Ricci und Benedicta Omati, vollbracht wurde, von denen die erſte auf verrätheriſche

---

1) Von dieſer Ankündigung iſt eine gedruckte Copie vorhanden bei Telesphorus Tenenti.

Weiſe von ihm in den Fluß Lambro geworfen und nachher, um ſie gänzlich zu tödten, mit vielen Schlägen mittels des Kolbens einer Flinte, die er bei ſich führte, blutig geſchlagen worden iſt, in Folge deſſen ſie wenige Tage darauf verſchied; die andere aber er vorbedachten Sinnes und auf verrätheriſche Weiſe, gleich der obigen ſie zu tödten entſchloſſen, in einen tiefen Ziehbrunnen nahe bei Velate ſtürzte, ſodaß ſie ſich gegenwärtig noch in Lebensgefahr befindet.

Ferner der genannte Oſio, wegen Entführung einer Laienſchweſter, Namens Katharina, aus dem genannten Kloſter und wegen des an ihrer Perſon verübten Mordes;

Und dies allen vorhin Genannten unter Androhung, ſie widrigenfalls für geſtändig und der Verbrechen, die beziehungsweiſe ihnen zur Laſt gelegt werden, für überführt zu halten;

über dieſe Ankündigung ꝛc.

und zwar mit dem Vorbehalt, gegen die übrigen in Anklagezuſtand Verſetzten gerichtlich zu verfahren und nicht anders ꝛc.

Gegeben zu Mailand, Mittwoch den 2. Jänner 1608.

Gezeichnet: Salamanca,
Ferniali, Delegirte.
Unterſchrieben Negroni.

Ferner findet ſich folgende Mittheilung des Urtels Oſio's und ſeiner Mitſchuldigen an den Gerichtshof.

1608. Erlauchter Gerichtshof.

Heute haben wir Joh. Paul Oſio, Einwohner von Monza, Camillo, genannt il Roſſo, ſeinen Knecht, und Nikolaus Peſſina, genannt Panzuglio, Sohn des Joſeph, auch ſie wohnhaft im genannten Orte, verurtheilt und zwar, was Oſio anbetrifft, zur Strafe des Galgens, die andern zur Enthauptung, endlich alle zur Confiscation ihrer Güter zu Gunſten der königlich herzoglichen mailändiſchen Kammer, und dies wegen der in der hier beigefügten Erklärung angezeigten Verbrechen, welche Erklärung jedem der darin Verwickelten regelmäßig bekanntgemacht werden ſoll.

Wir ſetzen Euer Gnaden hievon in Kenntniß zum Zwecke der Vormerkung in den eigenen Büchern. Gegeben im königlichen Gerichtshof.

Den 25. Februar Abends.

Dr. Joſ. Salamanca,
Ferniali, Delegirte.

Dazu kommt die nachſtehende Bekanntmachung gegen Joh. Paul Oſio von Monza, Nikolaus Peſſina, genannt Panzuglio, und Camillo, genannt il Roſſo, Knecht des vorerwähnten Oſio:

Da dem erlauchteſten, gnädigſten Herrn Don Pietro Enriquez de Acevedo, Grafen von Fuentes, Gouverneur des mailändiſchen Staates, über die Maßen misfallen haben ꝛc. der grauſame, vorbedachte Mord mittels eines Flintenſchuſſes, der vergangenen Jahres an der Perſon des Apothekers Rainer Roncini begangen wurde, während er zur Nachtzeit in ſeiner Apotheke zu Monza war, und die andern grauſamen Ermordungen gleicher Art, ſowie die ebendort von Joh. Paul Oſio aus Monza begangenen ſchweren Verbrechen, wegen deren er mit der Todesſtrafe belegt und von dieſem Staate vertrieben wurde, ſo haben Se. Excellenz zur Ausrottung eines ſo verderblichen Samens feſtgeſetzt, daß folgende Bekanntmachung veröffentlicht werde, mit welcher jeder nicht landesverwieſenen (bandita) Perſon oder Genoſſenſchaft, die genannten Joh. Paul Oſio dem Arm der Gerechtigkeit lebendig überliefert, die Belohnung von 1000 Scudi, welche ihr pünktlich aus der königlich-herzoglichen Schatzkammer bezahlt werden, nebſtdem noch die Befreiung von vier wegen gleicher oder kleinerer Verbrechen Landesverwieſenen zugeſichert wird; wenn er aber todt eingeliefert wird, wenn auch aus auswärtigen Ländern, die Hälfte des Geldpreiſes und die Befreiung zweier Verwieſenen, wie oben. Und wenn derjenige, der ihn lebendig einliefert, ſelbſt wegen eines gleichen oder kleinern Vergehens landesverwieſen iſt, ſo ſoll er außer der Befreiung ſeiner ſelbſt und zweier anderer Verwieſener auch die Hälfte des Geldpreiſes erlangen; wenn er ihn aber todt einliefert, die Befreiung ſeiner ſelbſt und zweier anderer Verwieſener, wie oben. (Es folgen in der Bekanntmachung einige die Mitſchuldigen Oſio's betreffende Punkte, die wir hier übergehen.) Und im Falle einer der Obgenannten getödtet werden ſollte, erklärt Se. Excellenz, daß es hinreiche, den Kopf des Getödteten vorzuzeigen, zum genügenden Beweis, daß, wer ihn zeigt oder in weſſen Namen er gezeigt wird, der Tödter geweſen ſei; ſodaß, was den Beweis betrifft, blos die Identität des Verwieſenen zu conſtatiren iſt.

Und wenn diejenigen, welche den erwähnten Oſio, ſowie die Obgenannten, einliefern oder tödten, außer Landes verwieſen ſind und nicht Verzeihung erlangt haben, ſo anberaumt ihnen Se. Excellenz drei Monate Zeit, ſie von den Beleidigten einzuholen; während welcher man ihnen freies Geleit unter der Bedingung gibt, daß ſie die Orte nicht betreten, wo ſie ihre Verbrechen begangen haben, noch auch bis auf drei Meilen ſich den Orten nähern, wo jene wohnen, welchen die beſagte Verzeihung zu ertheilen zukommt.

Ferner befiehlt Se. Excellenz, die gegenwärtige Bekanntmachung zu drucken und in den gewöhnlichen Theilen des Staates, beſonders auf dem Gebiet von Monza und von Monte di Brianza, veröffentlichen zu laſſen, damit ſie allmänniglich bekannt werde.

Gegeben zu Mailand den 4. April 1608.

Da man des Oſio ſelbſt nicht habhaft geworden war, ſo hatte man ſein Haus in Monza niederreißen laſſen und einen freien Platz daraus gemacht, auf welchem eine marmorne Schandſäule mit folgender Inſchrift errichtet wurde:

„Nachdem Johann Paul Oſio ob der von ihm begangenen gräßlichen Ermordungen und andern Schandthaten zu der gebührenden Strafe verurtheilt worden, gab der erlauchteſte, gnädigſte Graf von Fuentes, Gouverneur dieſer Provinz, nach dem Antrage und Beſchluſſe des ſehr erlauchten Senates, den Befehl, das Haus Oſio's, das ſich an dieſem Platze befand, bis auf den Grund niederzureißen und für immer einen freien Platz daraus zu machen, auf dem zum ewigen Andenken an das Geſchehene dieſe Säule errichtet wurde im Jahre 1608."

Auf dieſer Säule ſcheint ein Standbild der Juſtizia geſtanden zu haben, und dieſes wurde im Mai 1609 umgeſtürzt. Es erſchien darauf folgende Bekanntmachung:

Die Frechheit der That, die ſich auf dem Gebiete von Monza zugetragen, indem man die Statue der Gerechtigkeit, die an dem Platze ſtand, wo Joh. Paul Oſio's Haus geweſen, freventlich zertrümmert hat, verdient, daß man alle Sorgfalt anwende, um dies

Verbrechen ans Licht zu fördern und die Urheber andern zum Exempel zu züchtigen. Deshalb und weil die zu dieſem Behufe vom Senate beſonders angeſtellten Unterſuchungen ohne Erfolg waren, hat der erlauchte gnädigſte Herr Don Pietro Enriquez de Acevedo, Graf von Fuentes, mailändiſcher Staatsrath ꝛc., im Einverſtändniß mit dem Geheimen Rathe, wie auch mit dem mailändiſchen Senate, befohlen, daß eine Bekanntmachung veröffentlicht werde, mit welcher Se. Excellenz einem der Mitſchuldigen, der es ans Licht bringt oder hinreichende Indicien liefert, um die Tortur anwenden zu können, Strafloſigkeit zuſichert, ferner noch die Belohnung von 100 Scudi und überdies die Befreiung eines wegen eines zu begnadigenden Falles Entwichenen verſpricht.

Und weil auch in der Stadt Monza der üble Gebrauch, auf dem Platze und hinter der Straße der Kirche und des Kloſters St. Margarita Ballon und Ball zu ſpielen, mit ſo großem Aergerniß und ſo großer Inſolenz eingeriſſen iſt, daß einige beim Spiele, wenn der Ball bisweilen ins Kloſter fiel, die Frechheit gehabt haben, in dieſes hineinzudringen und ihn zu holen, indem ſie mit den Dolchen die Schlöſſer am Thore des genannten Kloſters erbrachen, ohne auf Gott und Gerechtigkeit zu achten, und weil auch andere Unordnung aus Anlaß dieſer Spiele entſtanden, befiehlt Se. Excellenz ausdrücklich, daß keiner, ſei er wer er wolle, in Zukunft es wage, Ballon oder Ball, noch irgend ein anderes Spiel auf der Straße, wo genannte Kirche und das Kloſter St. Margarita iſt, zu ſpielen, und zwar für die Dawiderhandelnden unter einer Geldbuße von 25 Scudi für jeden, die zu Gunſten heiliger Statten verwendet werden ſollen, und unter Strafe einer noch ſchwerern körperlichen Züchtigung nach dem Ermeſſen Sr. Excellenz, welche den Hauptmann von Monza beauftragt, dieſe Kundmachung alſogleich in jener Stadt zu verlautbaren und, was das Spielen betrifft, dieſe Anordnung pünktlich zu vollziehen und die Uebertreter unerbittlich zu ſtrafen.

Gegeben zu Mailand den 23. Mai 1609.

Unterzeichnet

el Conde Fuentes.

Bemerkenswerth aber iſt dabei, daß die Nonnen es durchſetzten, daß die Wiederaufrichtung des Standbildes unterblieb.

Es exiſtirt ein Brief, den der Cardinal Friedrich Borromeo an die Priorin des Kloſters St. Margarita zu Monza, 14 Jahre nach der Verurtheilung der Signora, gerichtet hat; wir halten es der Mühe werth, ihn anzuführen.

Ehrwürdige Mutter!

Mailand den 15. Sept. 1622.

Wie gefährlich es für Euern heiligen Stand iſt, Soldaten in der Nähe zu haben, hat uns in ähnlichen Fällen die Erfahrung gezeigt, wegen des Verkehrs, den der junge, müſſige Soldat beſtändig mit den Klöſtern anzuknüpfen ſucht, auch unter ehrenwerthen und ehrbaren Verwänden. Deshalb haben wir mit großem Mißfallen gehört, daß in den Orten unſerer Diöceſe, wo Frauenkloſter und Congregationen von Jungfrauen beſtehen, formliche Wohnungen für die Soldaten eingerichtet worden ſind, was man case erme (Caſernen) nennt, wo ſie lange wohnen können und müſſen .... Indem wir daher verſehen wollten, daß nicht etwelche Unordnung zur Unehre Eures Hauſes daraus entſtehe, befehlen wir Euch kraft des heil. Gehorſams und unter andern Strafen nach unſerm Ermeſſen und je nach der Beſchaffenheit des Vergehens, daß Ihr nie weder in das Kloſter noch in Eure Kirche, ſei es unter was für einem Verwande immer, weder unter dem der Frömmigkeit und Andacht, noch unter dem der Verwandtſchaft, wenn es ſelbſt ein Bruder wäre, irgend einen Soldaten, oder jemand aus ſeinem Anhange, ſei es ein Diener oder Begleiter oder ein Bote deſſelben, zulaßt, noch mit ihm verkehret; denn wir wollen, daß jeder Umgang und jedes Geſpräch zwiſchen ihnen und Euch ausgeſchloſſen bleibe. Geſtattet nicht, daß auf Verlangen irgend eines Soldaten oder eines zu ihm Gehorigen gottesdienſtliche Verrichtungen in Eurer Kirche vorgenommen werden, noch daß Eure Kaplane in ihrem Namen die heil. Meſſe leſen oder eine andere kirchliche Function abhalten .... Jede Thüre des Kloſters ſoll zur größern Sicherheit und Bewachung der Clauſur einen Riegel mit einem Schlüſſel haben, der bis in die Mauer übergehend ſie ganz ſchließt; den Riegel des kleinen Thürchens, das gewöhnlich benutzt wird, ſoll die Oberin, wie ſchon anderemal unter Strafe der Excommunication geboten wurde, am Abende ſchließen und am Morgen öffnen zur gehörigen Stunde und den Schlüſſel dazu immer bei ſich führen oder an einem verborgenen und ſicher verwahrten Orte aufheben: was das Wagenthor anbetrifft, ſoll ſie gleichfalls immer einen der beiden Schlüſſel behalten und verwahren, und ſie ſelbſt es öffnen und wieder ſchließen, wenn man es nicht mehr offen braucht. Stößt ihr ein Krankheitsfall zu, der ſie daran hindert, ſo ſoll die Vicarin das Gleiche und unter der nämlichen Strafe thun, unter welcher auch die Pförtnerinnen den andern gewöhnlichen Schlüſſel bei ſich oder am Gürtel behalten und wohl Acht haben ſollen, ihn nicht an der Thüre ſtecken zu laſſen oder an derſelben aufzuhängen, noch an irgend einem andern Orte, wo er in anderer Leute Bereich wäre . . .

Auch der folgende Brief verdient Erwähnung, weil er der Signora gedenkt, und zu erkennen gibt, daß 19 Jahre nach dem Proceſſe, der ſie betraf, zu Madrid das Gerücht von ihrem tragiſchen Schickſal noch fortlebte.

Der Cardinal Friedrich Borromeo an Beſozzo, ſeinen Procurator zu Madrid.

Herr Beſozzo!

Den 21. Juni 1627.

Dieſe Nachricht und dieſe Zeugſchaft muß man allen Herren des Rathes von Italien zeigen und jedem Vertrautern eigens ſagen, daß, ſo viele Jahre ich regiere, nur eine Unordnung in Monza vorfiel, die mit dem Kerker beſtraft wurde; die Perſon wird aus gebührenden Rückſichten nicht genannt. Man kann jedoch ebenſo vertraulich ihm weiter mittheilen, daß dies Donna Virginia Leyva aus dem Hauſe Leyva, Nichte des Fürſten von Ascoli, war, damit ſie wiſſen, wer es ſei; daß aber auch dieſe nämliche Perſon, die noch lebt, von dieſem Umſtande ſo großen Nutzen gezogen hat, daß man ſie einen wahren Spiegel der Bußfertigkeit nennen kann.

Friedr. Card. Borromeo.

In dem Vorſtehenden iſt ein großer Theil des Herganges der Ereigniſſe, die ſich an die Nonne von Monza knüpfen, actenmäßig dargelegt. Das noch Fehlende nachzutragen und zugleich dieſe Zuſammenſtellung der auf jene Perſönlichkeit bezüglichen Materialien zu vervollſtändigen, fügen wir das einſchlagende Bruchſtück aus der mailändiſchen Geſchichte des Ripamonti bei. Was darin unrichtig oder luckenhaft iſt, wird durch das Obige meiſtentheils berichtigt und ergänzt. Ripamonti erzählt die Sache in folgender Weiſe.

„Die verſchiedenen und wechſelvollen Schickſale dieſer Frau waren furchtbar und erſchütternd, ergaben ſich aber in der Folge durch die von der göttlichen Gnade bewirkte Bekehrung als preiswürdig und erbauend. Sie ſetzen die Tugenden, die der Cardinal beim Hereinbrechen und Toben dieſes Sturmes gegen die Keuſchheit entwickelte, in ein glänzendes Licht. Es war kein vereinzelter Fall von Ausſchweifung; die Ausſchweifung einer Perſon riß viele andere mit ins Verderben, und nicht nur die Ehrbarkeit litt dabei Schiffbruch, ſondern es koſtete ſogar Menſchenleben. Dennoch ging am Ende aus dieſem Verderbniß eine herrliche und ruhmwerthe Frucht der Heiligkeit hervor, indem gräuelvolle Scenen, die unglaublich ſcheinen, und ſchauderhafte Unthaten von einer noch größern Reue und Buße geſühnt wurden, wobei die Frommigkeit und Großmüthigkeit des Cardinals hebend und unterſtützend bei dem großen Werke mithalf, gleichſam als wäre er ſelbſt einer der Sünder geweſen.

„Ein Mädchen von fürſtlichem Geblüte, eine Jungfrau, wie es damals hieß, war ſie, wie ſich nachher ergab, nicht ſowol aus freier Wahl, als vielmehr auf Antrieb väterlicher Habſucht¹) ins Kloſter gebracht worden, nach der bekannten Sitte der damaligen Großen, die es für ihren zeitlichen Beſitz und ihre Vermögenszuſtände oft ſehr erſprießlich fanden, ihre Töchter auf dieſe Weiſe zu verſorgen.

---

¹) In den Acten findet ſich freilich auch nicht einmal eine Hindeutung hierauf.

„Das Kloſter, das von dieſem Unfall betroffen wurde, liegt außerhalb Monza, einer alten und berühmten Gemeinde, der zur Würde und Geſtalt einer eigentlichen Stadt blos der Name abgeht, und die zur Belohnung mir unbekannter Dienſte von königlicher Freigebigkeit der Familie eben dieſer Tochter zum Leben geſchenkt ward. Die Familie hatte ſich erſt ſeit kurzem aus mäßigen Verhältniſſen zu bedeutendem Anſehen und Wohlſtande emporgeſchwungen. Ueber die neue Veſtalin herrſchte anfänglich eine günſtige Meinung, weil ſie überhaupt zurückgezogen und ſtill war, und weil man ſie als die Zierde und den Schutz des ganzen Kloſters anſah. Zuerſt fing die Dienerſchaft des Kloſters an, ſie «Signora» zu nennen; bald unterſchied ſie ſich durch keinen andern Namen von ihren Gefährtinnen. Zum Beweis, wie hoch man ſie wegen ihrer Beſcheidenheit, Unſchuld und ſonſtigen Tugenden ſchätzte, möge der Umſtand dienen, daß ſie zur Lehrerin und Leiterin des Fräuleininſtitutes im Kloſter erwählt wurde. Aber gerade hieraus entſprang gegen alle Erwartung alles Uebel. An das Kloſter ſtieß ein Haus, von deſſen verborgener Hinterſeite man in den kleinen Hofraum hineinſchauen konnte, wo die Töchter der Erziehungsanſtalt im Sommer den Nachmittag zubrachten und ſich beluſtigten. Der Herr dieſes Hauſes war ein reicher und junger Müſſiggänger; er kam, um ſie zu belauſchen; bald haftete ſein Blick mit Vorliebe auf einer von den Töchtern.

„Er begann mit ihr Liebesgeſpräche. Bald aber wurde ſie, da ſie ſchon mannbar war, von den Aeltern aus dem Inſtitut genommen und einem andern vermählt. Als der junge Menſch dieſer Augenweide und des Gegenſtandes ſeiner Unterhaltung bei ſeinem Müſſiggange ſich beraubt ſah, übertrug er auf die Leiterin der

Anſtalt alle Liebe, oder beſſer geſagt, alle ſinnlichen Gelüſte, welche die Tochter der Anſtalt in ihm wach gerufen hatte.

„Es dauerte nicht lange und ſie fanden ohne Mühe den Weg zum Verbrechen, das nach derartigen Vorſpielen nicht ferne liegt. Einige Jahre hindurch blieb die Sache verborgen; nach Durchbrechung einer Wand und Oeffnung des Zutritts zum Gemache der Signora lebten ſie wie in der Ehe und zeugten Kinder.

„Ihr waren zwei andere Kloſterfrauen als Geſellſchafterinnen beigegeben und waren ſo gleichſam ihre Zimmergenoſſinnen; auch ſie unterlagen der Befleckung als Zuwachs und Zugabe zum Sacrilegium der Signora [1]).

„Eine Laienſchweſter, die im Garten des Kloſters einmal im Zorne ein Wort fallen ließ, ſie wiſſe, was geſchehe, und werde es zu ſeiner Zeit anzeigen, wurde in derſelben Werkſtätte aller Verbrechen, im Zimmer der Signora nämlich [2]), durch den Schlag mit einem Fußſchemel auf den Hinterkopf getödtet, ihre Leiche verborgen und das Gerücht ausgeſtreut und verbreitet, ſie ſei zur Nachtzeit entflohen. Damit dies um ſo glaubwürdiger erſcheine, durchbrachen ſie aus freien Stücken die Ringmauer des Gartens und ſagten, ſie ſei durch dieſes Loch entkommen. Ebenſo wurden zwei rechtſchaffene Männer, der eine ein Schmied [3]), der andere ein Apotheker, die in der Nähe des Kloſters wohnten, als ſie leiſe Zweifel darüber äußerten und hier und da geheimnißvoll etwas vor ſich hinmurmelten, dann aber immer offener und vernehmbarer ſagten, innerhalb der Ring mauern ihrer Gemeinde, in den Mauern eines Kloſters würden ſchreckliche, ſchauderhafte, verabſcheuungswürdige Verbrechen begangen, dieſer Reden und dieſes Geflüſters wegen aus dem Wege geräumt und todt aufgefunden.

---

[1]) Davon tritt bei dem Proceſſe nichts hervor.

[2]) Das iſt falſch.

[3]) Dieſer Umſtand kommt in dem Proceſſe nirgend vor.

„Dem ganzen Flecken ſchauderte wegen des Verdachtes, der rege ward, und wegen des Gerüchtes, das in Umlauf kam. Die Vorderſten wagten klugerweiſe nicht, über eine ſo dunkle und ungewiſſe Sache ein Wort verlauten zu laſſen. Innerhalb der Mauern des Kloſters aber geriethen die Schweſtern um ſo mehr in Schrecken, je ſtärkere Indicien dafür ſprachen, die Unthat ſei ganz in der Nähe in einem Zimmer geſchehen. Obſchon die Sache noch im Zweifel lag und unter den erſchreckten Kloſterfrauen blos ein blinder Verdacht herrſchte: ſo war doch ſoviel gewiß, daß in der Umgebung der Signora Kloſterzucht und Geſetze mit Füßen getreten wurden, die gewohnte Ordnung, Lebens- und Geſprächsweiſe, ſelbſt die innerſten Geſinnungen ſich geändert hatten und alles entfernt war von reiner Sitte und Ehrbarkeit; ja, daß letztere ſelbſt nicht lange mehr da ihre Wohnſtätte haben könne, wenn ſie anders nicht ſchon ganz ausgewandert ſei.

„Das wurde dem Cardinal hinterbracht, jedoch ängſtlich, zaudernd und verworren, wie es ſich anfangs verbreitet hatte. Der Erzprieſter des Ortes, ein ehrenhafter und wachſamer Mann, forſchte und ſuchte lange nach, konnte aber nichts weiteres berichten. So ſehr hatten jene Unglücklichen, wie ſie ſich einmal in die Arme der Wolluſt geworfen hatten, ſogleich Verſchmitztheit, Hinterliſt und Trugkünſte ſich angeeignet, die dem weiblichen Weſen zwar immer angeboren ſind, in jener Genoſſenſchaft aber um ſo mächtiger wurden, als ſie ſich mit Schreckmitteln und Drohungen und Grauſamkeit zu

Unterdrückung der Verdachtsgründe verbanden, von denen jeder Winkel des Kloſters einige aufzuweiſen hatte.

„Als der Cardinal dies erfahren, wie es ihm hinterbracht worden, betrübte und ſchmerzte es ihn ſehr, daß diejenigen ſo lange die Anzeige verſäumt hatten, deren Pflicht es geweſen war, dieſelbe zu erſtatten. Er zauderte keinen Augenblick, begab ſich nach Monza, unter dem Vorwande einer allgemeinen Kloſterviſitation, welche er nach der hergebrachten Weiſe bewerkſtelligte. Er beſuchte die übrigen Klöſter dieſer Ortſchaft, damit er nicht gerade dieſes Kloſters wegen gekommen zu ſein ſchien, redete auch einzelne Kloſterfrauen, bald dieſe, bald jene, wie ſich die Gelegenheit etwa ergab, oder wie er ſelbſt ſie ſich verſchaffte, an und richtete bald erheiternde, bald belehrende Worte an ſie, jenachdem Zeit und Ort und der Vorwand irgend eines Geſchäftes es mit ſich brachten. Endlich redete er auch diejenige an, um deren willen er mit den andern zum Scheine allerlei Geſpräche angeknüpft hatte. Er ſetzte ihr auf Umwegen immer näher zu, ſuchte die Geſinnung der Frau in dem Punkte zu erforſchen, um den es ſich handelte, und wandte alle möglichen Feinheiten an, mehr um ihr das Geſtändniß der Schuld zu entlocken, wenn ſie ſich einer ſolchen bewußt war, als um ſie hart anzufahren und zu beſchuldigen. Er ermahnte ſie, daß ſie, eingedenk ihres Geſchlechts und Urſprungs, eingedenk auch der Gaben, die ihr von Oben verliehen waren, in Frömmigkeit, Sittſamkeit und in allen übrigen Tugenden den übrigen Nonnen als Beiſpiel vorleuchte; nicht nur die Schweſtern und die im Kloſter wohnenden Lehrtöchter, ſondern ſogar die ganze Bevölkerung der Stadt habe auf ſie ihre Augen gerichtet und ſchaue dahin, wo ſie ihren Wohnſitz habe; ihre Mitbürger beobachteten ſie und forſchten ie viel ſie könnten, nicht aus Böswilligkeit oder irgend aus Haß, ſondern weil der fürſtliche Stand das überhaupt mit ſich bringe, über alles nach, was im Kloſter vorgehe; er ſei hinlänglich überzeugt, daß alles bis auf dieſen Tag unſchädlich, unbeſcholten und ſchuldlos geweſen ſei, und daß für die Zukunft durch die Heiligkeit des Lebenswandels widerlegt werde, was weniger günſtige Gerüchte und Meinungen einzelner weniger verbreitet hätten.

„Dies und ähnliches ſprach er. Der Ausgang war, daß die Frau argwöhniſcher als vorher zurückgelaſſen wurde, und der Cardinal ſelbſt beſorgter und ängſtlicher von dannen zog, als er gekommen war.

„Es war leicht zu ſehen, wie von ihrem Aeußern, von ihrem Antlitz und aus ihrem Gemüthe mit der Jungfräulichkeit zugleich auch jedes Schamgefühl verſchwunden war; daß ſie nicht mehr eine Jungfrau und nicht werth war, in Mitte einer Genoſſenſchaft von Jungfrauen zu wohnen, denn ſie wagte ſogar laut auszuſprechen, ſie ſei nicht nach Regel und Ordnung zur Kloſterfrau eingeweiht, ſondern von ihren Aeltern wider Willen ins Kloſter geſteckt worden; ſie habe nicht das geſetzlich vorgeſchriebene Alter gehabt, um giltig Profeß ablegen zu können, und in der heftigen Aufregung ihres Gemüthes und in der Hartnäckigkeit der Geſinnung entſchlüpften ihr ſelbſt die Worte: man müſſe ſie heirathen laſſen und demjenigen geben, den ſie ſich bereits ſelbſt gewählt habe.

„Nach vier Tagen, als der Cardinal beſorgt und angeordnet hatte, was anzuordnen war, wurde die Frau aus dem Kloſter genommen, in einer Kutſche mit geeigneter Begleitung nach Mailand geführt und dort in ein anderes Kloſter gebracht.

„Der Cardinal wollte auch dem Urheber des Sacrilegiums, dem Schänder der Jungfrau, der, wie es ſic ſpäter zeigte, ſogar ihre nächſte Umgebung geſchände hatte, ſelbſt auf die Spur kommen. Zu dieſem Behu hatte er entſprechende Befehle gegeben; denn die Inzichten wurden immer deutlicher und zahlreicher; di Sache kam täglich mehr ans Licht, und gleichſam al hatte man den Vorhang aufgezogen, ward allmälig di ganze Gräuelſcene den Blicken der Zuſchauer bloßgeleg Allein jener, ſei es, daß Gewiſſensbiſſe ihn folterte oder die Furcht vor den Enthüllungen ihn forttrieb, di ſtufenweiſe das Verbrechen ans Tageslicht förderten, wa bereits entflohen und ſein Haus geſchloſſen und leer gefunden worden.

„Alles aber vereinigte ſich nachher in dieſer Angelegenheit jählings zu ſeiner Schmach und Schande und z ſeinem Untergange, ſodaß der unglückſelige, ſchandbedeckt Verderber auch ein unglückſeliges und ſchmähliches Ende nahm, die geſchwächten Kloſterfrauen hingegen nach dieſen traurigen und garſtigen Begebniſſen durch ihr Ende dermaßen geadelt wurden, daß ſie dem Jahrhundert ſelbſt, dem ſie angehörten, zur Zierde gereichen.

„Diejenige, welche die erſte im Sündigen geweſe war, wurde auch die erſte in der Verherrlichung der Heiligkeit. Sie hat fürwahr noch lange getobt und gewüthet; denn zur Zeit, als man ſie eben den Armen de Wolluſt und ihrer Herrſchaft entriſſen, eingeſperrt, a einen andern Ort gebracht, in eine andere Lebenswei eingezwängt, einem andern Wandel, neuen Genoſſinne einem neuen Hauſe, wo aller Augen auf ſie gerichte waren, beſtimmt hatte, und als ſie ſich von der Mach eines unabwendbaren Schickſales erdrückt ſah, zerbrac ſie Feſſeln und Kerker, und trachtete, mit einem Schwer bewaffnet, das ſie irgendwo erhaſcht hatte, drohend und wüthend ſelbſt Schlöſſer und Thüren aufzureißen. Als ſie wieder feſtgenommen und von der Flucht zurückgebracht ward, verſchmähte ſie alle Nahrung, als wolle ſie ſich das Leben nehmen, ſchlug mit ihrem Kopfe gegen die Wand und hätte, wäre ſie nicht entwaffnet und gewaltſam davon abgehalten worden, durch Stiche in die Eingeweide ſich ſelbſt entleibt. Der hauptſächlichſte Gegenſtand ihrer Wuth, ihres tödtlichen Haſſes und ihrer Raſerei war der Cardinal. Sie verfluchte ihn nach der Art der Beſeſſenen, die den Himmel zu verfluchen pflegen. Sie ſelbſt hat ſpäter bekannt, ſie glaube, der Inbegriff aller Feindſchaften und alles Haſſes, die unter den übrigen Sterblichen wüthen, ſei ein Spiel gegen die Heftigkeit und Böswilligkeit, mit der ſie ihren Befreier zur Zeit der Raſerei haßte und verabſcheute. «Befreier» pflegte ſie nachher den Cardinal zu nennen, als ihre Blindheit und der Irrwahn ihres Geiſtes vertrieben waren und ſie die ihr gewährte Wohlthat nach ihrem wahren Werthe zu ſchätzen begann, und als an die Stelle des Haſſes das Gefühl der Dankbarkeit und eine bewunderungswürdige Pietät gegen den Rächer ihres Laſters getreten war. Doch geſchah dies erſt ſpäter und erſt nach neuen ſchrecklichen Begebenheiten, welche dieſen Umſchwung ermöglichten. Bald waren ſie da, indem die bereits vorher begangenen Miſſethaten Stoff zu neuen grauſamen Verbrechen geboten hatten.

„Ihr Buhle nämlich, der auf die erſten Indicien des kundgewordenen Sacrilegiums, aus Furcht und Liſt zugleich das Haus verlaſſen, deſſen Mauer von ihm, wie bereits erwähnt, durchbrochen worden war, und im nahen Walde ſich verborgen hatte, aufmerkſam auf alles, was ſodann vorbereitet wurde und geſchah, drang auf die

Nachricht, daß die Frau weggeführt, in ein anderes Kloſter gebracht worden und am Verzweifeln ſei, ſelbſt verzweifelnd und raſend vor Wuth und Zorn, durch die gewohnten Oeffnungen ins Kloſter und führte bei ſtürmiſcher Nacht die beiden zurückgebliebenen Nonnen mit ſich fort. Wie man nachher erfuhr, hatten dieſe ſich anfangs geweigert, ihm zu folgen und zu entfliehen, indem ſie ſagten, ſie wollten lieber im Kloſter gefoltert werden und den Tod empfangen, als die Gefahr, den Schimpf und die Schmach der Flucht auf ſich laden, zu dem bereits verübten Verbrechen ein neues hinzufügen und dabei zu Grunde gehen. Ihm aber gelang es, bald durch Aufmunterung, bald durch Schmeichelei und dann wieder durch Drohungen, indem er ſagte, er werde ſie mit eigener Hand erdroſſeln, über ſie obzuſiegen, ſodaß ſie ihm endlich folgten und ſich aus dem Kloſter entfernten. Ein Fluß, Lambro genannt, der aus dem alten Eupilis fließt und keine geringe Waſſermenge führt, berührt, nachdem er eine Strecke weit zwiſchen Hügeln und durch Ebenen hingelaufen, die Mauern des Fleckens und ſtrömt dann in denſelben ein; wie tief und reißend der Fluß iſt, nahm man erſt ſeit dem Falle, den zu erzählen ich im Begriffe bin, beſſer in Acht. Seinen Ufern entlang wandelten in der klöſterlichen Kleidung die aus der heil. Umfriedung des Kloſters Flüchtigen dahin, und mit ihnen der bewaffnete Straßenräuber, ihr Entehrer und Entführer, der bald auch ihr Mörder werden ſollte; eine ſchreckliche Gruppe, gehüllt in die Schauer und das Dunkel der Nacht, derſelben ähnlich; ja, ihr Einherſchreiten und ihren Anblick hätte ſelbſt die Nacht verabſcheuen mögen. Während ſie ſo dahinzogen, keuchend vor Angſt wegen der begangenen und noch zu begehenden Verbrechen, begleitete und behütete ſie die göttliche Barmerzigkeit, welche die Kloſterfrauen von der Schwelle des Todes und dem Rachen der Hölle, von der letzten Schmach und Schande rettete, und ſie zur Reue und zum Leben, zum Heil und zu ihrer Verherrlichung führte. Der Entführer und treuloſe Begleiter verſetzte der einen von ihnen mit plötzlich gezücktem Dolche mehrere Stiche und ſtürzte ſie, als er ſie für todt hielt, in den Fluß [1]; mit der noch übrigen ſetzte er den Weg dahin fort, wo, wie er ſagte, für Verborgenheit, für eine ſichere Wohnſtätte der Liebe und für alle Gemächlichkeit des Lebens geſorgt ſei; in der That aber führte er ſie mit geheimem Vorbedacht dahin, wo er ſie, die Unbehutſame, lebendig und in ihren Kleidern zu begraben gedachte. Sie waren in eine nach allen Seiten hin offene Ebene gekommen (von der der Flecken umgeben iſt), wo ein alter, tiefer und ſchmuziger Ziehbrunnen, ohne alles Waſſer, von darüber gewachſenem Geſträuch verdeckt wird. Dieſe Vertiefung war andern unbekannt, wohlbekannt aber dem Mörder, der ſich derſelben nicht das erſtemal zur Verbergung von Leichen, ſtatt eines Grabes bediente. Er führte die Nonne im Dunkel an den Ort, ſtürzte ſie hinein und gab ſie dem Schlunde preis, auch ſie bei Seite geſchafft und zerſchmettert wähnend, worauf er ſich entfernte und ſich dahin begab, wo ſein Wahnſinn und das Bewußtſein ſeiner Verbrechen ihn hinriß.

„Hier möchte ich diejenigen vor mir haben, welche meinen, die Macht und Größe Gottes ruhe müßig droben im Himmel, oder würdige ſich höchſtens, den allgemeinen Gang der Dinge zu lenken, während Er das Kleine und Geringfügige unbeachtet laſſe. Dieſe zwei

---

[1] Dieſer Hergang iſt falſch erzählt.

Frauen, von denen man wohl annehmen darf, ſie ſeien durch göttlichen Rathſchluß für den Himmel und das Heil von Ewigkeit her beſtimmt geweſen, ſeht, wie die eine, mehrmals an Kehle und Bruſt durchbohrt, als todt in das Waſſer geworfen wird, ſeht, wie die andere ſo tief hinuntergeſtürzt wird, daß ſie blos vom Schrecken hätte todt bleiben können. Und dennoch entgehen beide durch göttliche Fügung dem Tode. Die eine trägt die ſanfte Gewalt des Fluſſes bis vor die Thüre eines Kirchleins, das am Fluſſe liegt. Dort wird ſie gefunden und gepflegt, und geſundet nach einiger Zeit wieder [1]). Die andere führt durch ſchwachen Hilferuf die Bauern auf ihre Spur, die ſie aufſuchen und endlich herausziehen, ein Wunder, das dem erſten gleichkömmt; beide aber ſind nachher durch die Heiligkeit ihres Lebenswandels noch viel bewunderungswürdiger geworden [2]).

„Unterdeſſen wurde die Signora, die Urheberin aller Uebel, die einſt die Fürſtin des Schloſſes und der Ortſchaft ſammt dem Kloſter war, nun aber, nach Verluſt der Zucht und Ehrbarkeit, die Schande ihres Geſchlechts und ihrer Familie geworden war, aus ihrem Kloſter verwieſen und in einem andern Hauſe beherbergt. Gefangen, verzweifelnd, wahnſinnig, voll Wuth und hartnäckigen Frevelſinnes, mehr ein Ungeheuer als ein Weib, erfährt ſie innerhalb der Kloſtermauern ſo viele Sacrilegien, Morde und Gewaltthaten, als deren Urſache oder Veranlaſſung ſie ſich und ihr Vorleben erkennt. Da erſchrickt ſie, iſt verwirrt, betroffen, vernichtet, und ändert plötzlich ihre Sitten, ihre Geſinnung und ich möchte ſagen ihren Körper; ſo groß war die Macht des Gewiſſens.

---

[1]) Falſch.

[2]) Konnte wol blos von Benedicta gelten, da Octavia an ihrer Wunden ſtarb.

„Was von jenem erhabenen angeſtammten Geiſte durch Verderbniß oder Müßiggang eingeſchläfert war, tauchte wieder empor und entflammte alle Kräfte des Gemüthes mit heiligem Schmerz zur Beweinung und Verabſcheunung der begangenen und veranlaßten Verbrechen. Es ward offenbar, daß ſie das Beiſpiel jener großen und ungewöhnlichen Seelen nachahmen werde, welche, in die Tiefen des menſchlichen Irrthums und Elends gefallen, plötzlich von himmliſcher Kraft gehoben, ſich wieder emporſchwangen und dahin gelangten, wo ſie an Verdienſt und Gnade bei Gott den Seelen gleichkamen, die ihre Unſchuld bewahrt hatten, und den Häuptern, die das Böſe nicht gekannt, und wo ihnen gerade ihrer früheren Sündhaftigkeit die Fülle der Herrlichkeit deſto ſtrahlender zu Theil wurde: So ward ihr Leben umgeſtaltet, ſo groß ward der Geiſt ihrer Buße!

„Ihre neuen Gefährtinnen ſelbſt, deren Obhut ſie übergeben war, erſtaunten über dieſe großartige Umwandlung in ihrem Innern, um ſo mehr, als ſie wußten, wer ſie früher geweſen, und weil nun alles in dieſer Frau das Maß menſchlicher Bewunderung überſchritten hatte.

„Nicht weniger bewunderungswürdige Zeichen eines vom göttlichen Strahl der Gnade getroffenen und zum Beſſern gewandten Gemüthes gaben bald auch jene beiden (?), durch deren Schickſal die Signora ſo erſchüttert und geändert worden war. Sie verlangten, irgend wohin verborgen, fortgeſtoßen, entfernt zu werden, wo ſie weder von irgend einem menſchlichen Auge mehr angeſchaut würden, noch ſelbſt den Anblick des Lichtes genießen könnten, deſſen ſich jeder Sterbliche erfreut.

„Dem Cardinal wurde dies alles beinahe in einem und demſelben Berichte und in einem und demſelben Briefe mitgetheilt, der neue Einbruch jenes Wahnſinnigen in die Kloſtermauern, der neue Raub an den Gelübden der Nonnen, die beinahe gelungene Ermordung der Entführten, die Wunder der Rettung vom Tode und ein faſt noch größeres Wunder! — mitten aus einem ſolchen Schwalle von Ereigniſſen, die Seelen angeweht vom Hauche der göttlichen Gnade, und dem Herrn wiedergegeben! Einer ſo großen Mannichfaltigkeit hochwichtiger Nachrichten entſprachen in der Bruſt des Cardinals verdientermaßen die Stärke der Führung und die Verdoppelung ſeiner Sorgfalt. Mitleid, Schmerz, Zorn und Troſt wechſelten in demſelben; beſonders aber der Troſt, daß inmitten ſo großen Verderbniſſes die göttliche Milde ſo hilfreich ſich erwieſen! Er macht ſich ſogleich bereit, jedes Mittel ins Werk zu ſetzen, das menſchlicher Macht und Klugheit zu Gebote ſtand. Zuerſt trug er Sorge für jene Entführten, damit ſie nicht länger im Privathauſe verbleiben mußten, wo die Noth geboten hatte, ſie nach ihren Unglücksfällen unterzubringen. Als ſie wieder Kräfte geſammelt hatten und die Mühſale des Weges aushalten konnten, wurden beide, eine nach der andern, in ein anderes Kloſter[1]) des nämlichen Fleckens (Monza) gebracht, das an Reichthum und Anſehn dem frühern nachſtand, aber an guter Zucht und Ordnung vor jenem ſich auszeichnete. Hier wurden ſie abgeſondert untergebracht und beinahe ganz auf Koſten des Cardinals erhalten. Den Reſt des Lebens brachten ſie ſo zu, daß man, aus Rückſichten der Menſchlichkeit, unter Verweiſung auf das Gelübde des Gehorſams, ihrer Strenge und ihrem Bußeifer bisweilen Einhalt thun mußte. Abgeſondert und eingeſchloſſen, Begrabenen mehr ähnlich, als ſie vorher Todten ähnlich geſehen, nahmen ſie nur auf Befehl und gezwungen Speiſe zu ſich. Sie konnten nicht dahin gebracht werden, das Tageslicht zu ſchauen; man hörte kein anderes Wort von ihnen, als Klagen über ihre Sünden, und Seufzer; ſie vergoſſen zahlloſe Thränen; während ſie Bußpſalmen ſangen und beteten, hörte man Seufzer aus tiefſter Bruſt, und gleich den Bildern, die uns die Gemälde von den alten Anachoreten zeigen, war ihr Anſehen und ihre Geſtalt. Jene aber, die durch ihre Geburt und durch die Größe ihrer Verbrechen vor den andern hervorragte, aber auch durch ihre aufrichtige Bekehrung und Buße ſich auszeichnete, unterſchied ſich nicht nur durch ihren ganzen Wandel von den übrigen, ſondern auch dadurch, daß ſie beſtändig weinte und nie mehr mit trockenen Augen geſehen wurde. Und wie ſie Stillſchweigen, Abgeſchiedenheit vom Tageslicht und Weinen mit jenen beiden gemein hatte, ſo übertraf ſie dieſelben durch die ohne Zweifel vom Himmel erhaltene Gabe der Thränen und ſtieg nach dem Falle deſto höher empor.

---

[1]) Jſt [illegible]

„Sie war in ein Kloſter gebracht worden, welches mit Fug ein Zufluchtsort für die vom Schandgewerbe zurückgezogenen Weibsperſonen genannt werden konnte, denen entweder die Sättigung Ekel an ſolch einem Leben erzeugt, oder die eine verhängte Strafe dahin getrieben hatte, oder die, einem göttlichen Rufe folgend, aus dem Schmuze und der Laſtergrube herausgetreten waren und in jenem Kloſter, aus Buhldirnen, Muſter von reuigen Büßerinnen wurden. Nachdem die Signora dahin gebracht worden, erachtete ſie es für eines der vorzüglichſten Zugeſtändniſſe, daß man ſie keiner andern Gefährtin als jener Verrufenen, für würdig hielt; daß ſie da in der Schmach und Schande eines ſolchen Aufenthaltes auch das Ende eines ſo ſchmachvollen Lebens erwarten konnte, und dies alles unter die Sühnungsmittel rechnen durfte. In ihrer Trauer freute ſie ſich außerordentlich über den Umſtand, daß ſie, ſogleich nach ihrem Eintritt ins Kloſter, einen wegen übler Gerüche ſonſt immer unbewohnten Theil des Kloſters zur Wohnung angewieſen erhielt. Ja, ſie konnte ſelbſt ſpäter nicht dahin gebracht werden, ein bequemeres Zimmer zu beziehen. In Stillſchweigen und in der Vermeidung des Lichtes und Geſpräches verharrte ſie ihr Leben lang; nur hatte ſie den ſehnlichſten Wunſch, wegen einiger Geheimniſſe ihres Herzens, wegen Gewiſſensbedenken und Scrupel den Cardinal ſelbſt ſprechen zu können. Denn ſobald, wie bereits bemerkt wurde, das Gemüth von ſeiner Finſterniß befreit war, und ſie einſah, aus welcher ſcheußlichen Cloake es wieder ans Tageslicht hervorgetaucht, fühlte ſie auch, durch weſſen Wohlthat und Hilfe ihr dies Heil widerfahren ſei; ihre Wuth verwandelte ſich in Ehrfurcht und kindliche Liebe; ſie verehrte ihn als ihren Vater und glaubte, er rage durch die Größe ſeiner Tugend und Weisheit weit über alle andere Menſchen hervor. Als ſie mit inbrünſtigen Bitten in die Vorſteherin des Kloſters und in die Schweſtern drang, ſie möchten ſie doch nicht ſterben laſſen, ohne daß vorher dieſer ihr innigſter Wunſch in Erfüllung gegangen wäre, ſo gab ſie dadurch zu erkennen, welches Gewicht ſie auf die Erhörung dieſer Bitte lege; denn außerdem verharrte ſie unter allen Umſtänden in Trauer und in der Tiefe ihrer Betrachtungen, gleichſam als ob ſie des Gebrauchs der Zunge beraubt wäre. Als die Schweſtern dies ſahen und hörten, wurden ſie unter ſich einig, dem Cardinal melden zu laſſen, von wie großer Wichtigkeit für die Seele ihres Gaſtes es ſei, daß er ſelbſt komme, mit ihr ſpreche und anhöre, was ſie ihm anzuvertrauen habe. Er kam nicht ſogleich, zunächſt weil er die weiblichen Phantaſtereien kannte und geringachtete, und wol auch, weil er ihrer Urtheilskraft und ihrem Verſtande wenig zutraute, und die Bitten der übrigen für nicht beſſer begründet hielt. Als ſie ihn aber wiederholt mit derſelben Bitte beſtürmten, bald ſchriftlich, bald durch den Beichtvater des Kloſters ſelbſt, fühlte er ſich endlich doch veranlaßt, hinzugehen und den Verſuch zu machen. So ſehr er gezögert hatte, zu erſcheinen, ſo vorſichtig und behutſam war er, ihren Worten Glauben beizumeſſen. Er wendete Strenge an und gebrauchte ernſte Worte, um ihre Geſinnung deſto richtiger und ſicherer zu erforſchen. Die Frau begann eine eigenthümlich inſpirirte, ſtaunenswerthe Rede, die um ſo verdächtiger klang, je ſeltſamer und erhabener ſie war. Mit ängſtlicher Zurückhaltung, mit Zittern und mit nicht erdichteter, ſondern wirklicher Furcht, ſetzte ſie auseinander, daß ſie ſich auf übermenſchliche Weiſe im Herzen bewegt fühle und auch gewiſſe außerordentliche Dinge ſehe. Ohne Zweifel fühlte ſie innere Regungen und Wallungen, die ſich einzuſtellen pflegten, wenn das Gemüth ſich von der Geſellſchaft des Körpers lostrennte und zu himmliſchen Betrachtungen ſich emporhob. Sie habe Erſcheinungen von Himmelsbewohnern gehabt, und oft Stimmen gehört, welche die menſchliche an Stärke übertrafen, und ähnliches mehr, was jedoch ihr ſelbſt verdächtig vorkam, als wären es Kunſtgriffe und Vorſpiegelungen der Dämonen. Sie habe ihm dieſe Dinge auseinanderſetzen wollen, wie ſie ihr begegnet, damit ſie das Gewiſſen von jedem Scrupel befreie; ſie bat ihn dann um Verzeihung und ſagte nichts weiteres. Der Cardinal war ein tiefer Theolog und in der Beurtheilung ſolcher Materien durch langjährige Uebung ſehr erfahren (wie ſeine Werke über dieſen Gegenſtand beweiſen, in welchen wir ſo ſcharfſinnig und außerordentlich ſchön das Wahre vom Falſchen unterſchieden ſehen, und zwar bei den ſowol urſprünglich höhern Eingebungen, als bei den Täuſchungen und Spielen der Phantaſie, die die Leichtfertigkeit und Eitelkeit des menſchlichen Geiſtes ſelbſt erzeugt, oder infernaliſche Bosheit einflüſtert). Nachdem er alles, was die Frau geſagt, aufmerkſam angehört und ſowol unter ſich, als auch mit den neuen Sitten und der neuen Lebensweiſe der Frau verglichen hatte, und nachdem er bei ſich zu dem Schluſſe gekommen war, daß ihm nicht eitel Geſchwätz vorgetragen worden ſei, ſo ſtellte er ſich dennoch, als ſtimme er nicht bei, und glaube und billige keineswegs, was ſie geſagt. Ja, er ermahnte ſie mit ernſter Miene, ſie möge vor allem darauf ſehen und dafür ſorgen, wie ſie ihre Sündenſchuld büße, und erſt dann, wie ſie ſich himmliſcher Gnadengaben würdig machen könne. Ungefähr dieſes ſagte er zu der Frau. In ſeinem Innern aber erwog er die Größe der göttlichen Barmherzigkeit, die bei menſchlichen Vergehen ſo großmüthig und bereit zur Verſöhnung ſei, und wofern eine wahrhafte Reue vorhanden, den Himmel ſogleich aufſchließe und die Sünder, die den Banden der Sünde ſich entriſſen, auf wunderbare Weiſe mit ſich verbinde und mit dem Reichthum ihrer Gnade erfülle. Sodann befahl er, ihr Thun und Laſſen ſorgfältiger und aufmerkſamer zu überwachen und ihn von allem in Kenntniß zu ſetzen. Insbeſondere gab er den Auftrag, ihm zu berichten, ſooft ſie ſelbſt wieder eine Unterredung mit ihm wünſche oder dringend darum bitte. Denn er war, wie bereits bemerkt wurde, ſehr gerührt und bewegt von der Größe der Ereigniſſe, die da vorgingen, und von den Wunderdingen, die dieſe Frau, als wären es ihre Sünden, bekannte und auseinanderſetzte; er ſah, es wäre wahrhaft ſeine Schuld, wenn er dieſer aufblühenden Tugend oder Verherrlichung, anſtatt ſie zu fördern, gleichſam hindernd entgegenträte. Er beſuchte ſie von nun an oft, bald auf Verlangen der Nonne ſelbſt und auf die dringenden Bitten von ihr, bald wegen der ſteigenden Verwunderung und wegen der auf ſich genommenen Obliegenheit der Nachſchau. Ein weiterer Grund ſeiner häufigen Beſuche war auch: ſowol die Gnadenwirkungen, die immer zunahmen und zahlreicher wurden, ſelbſt kennen zu lernen, als auch beim Beginne dieſer wunderbaren Wirkungen dem weiblichen Gemüthe als Leiter und Lehrmeiſter zur Seite zu ſtehen. Die Sache gedieh endlich, nach vielfacher Beobachtung, im Geiſte des Cardinals ſo weit, daß er ſich überzeugte, in dieſer Seele habe die Gottheit wahrhaft Wohnung genommen und die Himmel, offenbar gerührt, haben der Bekehrung dieſer Seele Beifall zugejauchzt. Er nahm ſobald fürder keinen Anſtand, ſie gleichfalls zu feiern und als Muſter der Bekehrung aufzuſtellen. Sie wohnte, wie bemerkt, in einem dunkeln und garſtigen Winkel des Kloſters, den, wegen ſeiner Dunkelheit und ſeines übeln Geruches, der ihn zu einem für Menſchen unleidlichen Aufenthalte machte, niemand vor ihr bewohnt hatte. Von da gebot man ihr, in ein helles, reines Zimmer überzuſiedeln, welches dem Gemüth wegen ſeiner Reinlichkeit und Freundlichkeit beſſer zuſagen ſollte. Was die übrige Kloſterdisciplin und Lebensordnung betrifft, wurde ſie in ihrem Stillſchweigen, ihrer Enthaltſamkeit und andern Strenge gelaſſen, damit ſie nach eigenem Gutdünken den rauhen Pfad zum Himmel wandle. Aus

Ehrfurcht und Bewunderung für ſolche Heiligkeit wurden ihre Unterhaltungskoſten dem Kloſter von Seite des Cardinals ſo reichlich vergütet, als hätte ſie täglich große Tafel zu halten; denn ihre Familie, von welcher ſie noch verſchmäht wurde, war unverſöhnlich beleidigt und wies allen Ruhm zurück, welcher von der Büßerin auf ſie herüberſtrahlen mochte[1]. Das Ende der zwei andern war folgendes: Die zwei frühern Begleiterinnen der Signora erlagen dem Eifer ihrer Bußübungen[2]. Die Signora, deren Heiligkeit größer war, lebt noch zur Zeit da wir dieſes ſchreiben, eine gebeugte, hagere, ausgemergelte, ehrwürdige alte Frau, bei deren Anblick du ſchwerlich begreifen könnteſt, daß ſie einſtens ſo ſchön und unzüchtig geweſen.

„Meinen Bericht will ich mit der Erzählung von dem Ende des Böſewichts ſchließen, durch den die Ehrbarkeit der Signora vernichtet worden war.

„Ich thue dies, um ein zweifaches Beiſpiel, ſowol von der Güte und Barmherzigkeit Gottes, als auch von der Furchtbarkeit ſeines Zornes und Gerichtes aufzuſtellen, das ſchon in dieſem Leben die Ruchloſen verfolgt, und zum Beweiſe, daß dem voranſchreitenden Verbrechen die Strafe, wenn auch oft hinkend, auf dem Fuße nachfolgt.

„Nachdem er, von den Furien getrieben, obdach- und beſtimmungslos umhergeirrt war, oftmals Kleidung und Kopfbedeckung, Namen und Lebensweiſe gewechſelt und dadurch eine Zeit lang das Gericht, die öffentliche Ent rüſtung und den Zorn des Volkes zu täuſchen vermocht hatte und bereits für todt gehalten worden war, ergriff man ihn endlich und tödtete ihn auf folgende Art. Er war zur Nachtzeit, voll Angſt, die Schultern mit einem Mantel, den Kopf mit einer Kapuze bedeckt, in das Haus eines alten Freundes von ihm gekommen, das durch ſeinen Reichthum und ſein im Glücke ſchnell gewachſenes Anſehen damals ſehr bekannt war. (Heutzutage iſt dieſes Anſehen verſchwunden und die Reichthümer ſind unter die vielen Erben zertheilt und zerſplittert.) Er bat, bei der alten Freundſchaft, man möchte ihm nur eine kurze Zeit geſtatten, in irgend einem Schlupfwinkel des Hauſes ſich verborgen zu halten. Dieſe Bitte ward ihm ohne Anſtand gewährt; er hielt ſich eine Zeit lang dort auf und genoß Herberge und Verpflegung; bald aber erblickte man ſeinen Kopf, vom Rumpfe getrennt, auf einem Pfahl an dem öffentlichen Platze; ſei es, daß derjenige, der ihn aufgenommen, aus Furcht, weil er einen Mörder im Hauſe verberge, oder, um durch dieſe Tödtung ſich irgendwo in Gunſt zu ſetzen, ihm das Leben genommen; oder ſei es, daß ſein Gaſtfreund, aus Haß und Ingrimm wegen ſeiner Schandthaten, ihm zuletzt durch ſeine Knechte den Kopf abſchlagen ließ. Die Tödtung ſelbſt ſoll, wie die Rede geht, ſo bewirkt worden ſein. Dem Geächteten, der ſich in dieſem Hauſe für icher hielt und außer Sorgen war, wurde der Vorſchlag emacht, in ein unterirdiſches Gemach hinabzuſteigen, o Unterhaltung und Spiel für ihn bereit gehalten ſei. a wurde er in Feſſeln geſchlagen; ein Prieſter, dem er och beichten konnte, war zur Hand. Man hatte nämch noch dieſe Menſchlichkeitsrückſicht für ihn, daß man n, ehe zum Werke geſchritten wurde, aufforderte und n zu überreden ſuchte, dieſe letzte Gelegenheit nicht unbenutzt vorübergehen zu laſſen. Hierauf wurde er durch einen Schlag auf den Hinterkopf und nach Durchſchneidung des Nackens getödtet (auf die nämliche Weiſe, wie er ſelbſt die Katharina von Meda getödtet und ihr Haupt vom Rumpfe getrennt hatte).“

---

[1] Ripamonti ſcheint nicht gewußt zu haben, daß die ſämmtlichen Einkünfte und Bezüge, die der Signora in dem Kloſter zu Monza zukamen, für ihre Lebenszeit auf das zu Mailand übergetragen worden waren.

[2] Es waren drei Nonnen, die die Buße der Signora theilten, aber keine von ihnen war mit ihr in demſelben Kloſter.

Dieſe ſchöne Erzählung, den durch den Proceß uns bekannt gewordenen Thatſachen gegenübergeſtellt, dient zum Beweiſe, daß die Schickſale der Signora dem Ripamonti bekannt worden waren, jedoch nicht aus den Proceßacten ſelbſt, ſondern durch das Gerücht, welches einige Jahre vor Abfaſſung ſeiner Schrift darüber im Umlauf geweſen war. Es war ganz natürlich, daß das Gerücht von der Ermordung Molteno's, ſowie des Apothekers, des Schmiedes, der Katharina, verbunden mit der Flucht der beiden Kloſterfrauen, mit der Einſperrung der Signora und mit der zu gleicher Zeit eröffneten doppelten Unterſuchung vor dem weltlichen und geiſtlichen Forum, ſich raſch nach allen Richtungen verbreitete und dem ſorgfaltigen und gewiſſenhaften mailändiſchen Geſchichtſchreiber hinlänglichen Stoff zu einer Darſtellung bot, die eine der beſten ſeines trefflichen Werkes iſt. Aber gerade weil Ripamonti bei Abfaſſung ſeiner Darſtellung, außer dem allgemeinen Gerüchte, keine anderweite Autorität zu Rathe ziehen, noch aus einer andern Quelle, als aus dem Gerede des Volkes ſchöpfen konnte, mußten ſich nothwendigerweiſe Unrichtigkeiten, ja ſelbſt Fehler und Trugſchlüſſe einſchleichen, indeß andrerſeits wichtige Einzelheiten übergangen wurden. Es koſtet jedoch gegenwärtig geringe Mühe, dieſe Ungenauigkeiten mit Hilfe der Proceßacten zu berichtigen.

Auf mehreres iſt bereits aufmerkſam gemacht worden. Wenn der Annaliſt z. B. ſagt, die beiden Begleiterinnen der Schweſter Virginia ſeien von Oſio geſchändet wor ten, ſo geht dies aus den Acten durchaus nicht hervor. Ferner erwähnt er nichts von der Mitſchuld und der Strafe der Schweſter Candida und Schweſter Silvia, von den Schändlichkeiten Arrigone's, von dem Tode Molteno's, von den Umſtänden bei der Ermordung Katharina's, von der ſo dramatiſch geſchilderten Auffindung des Kopfes im Brunnen zu Velate, von dem frechen Briefe des flüchtigen Oſio an den Cardinal, von der allgemein verbreiteten Meinung, die Signora ſei verhext worden, von dem infolge der erhaltenen Wunden ſchnell erfolgten Tode der Schweſter Octavia und von andern Einzelheiten von geringerer Bedeutung, die jedoch der Erzählung Leben gegeben hätten, wie, um blos einige anzuführen, das Abbeten des Salve Regina in einem ſo ſchauderhaften Momente, der lakoniſche düſtere Inhalt des Billets des Guardiano delle Grazie, die Ausſagen der Barbiere, Aerzte, Brunnenunterſucher, Stallknechte, Pförtner, und vor allem die Entfaltung der tragiſchen Geſchichte der Signora, wie wir ſie aus ihrem eigenen Munde voll Selbſtgefühl erzählen und vervollſtändigen hörten, nachdem ſie uns bereits durch die Geſtändniſſe der in Furcht gerathenen Mitſchuldigen ſtückweiſe bekannt geworden war.

Dieſe nichtsdeſtoweniger außerordentlich ſchöne Erzählung Ripamonti's bietet immerhin eine zweckmäßige Ergänzung deſſen, was wir in den Acten des Proceſſes zu finden nicht vermocht hätten. Dieſe boten uns in der That nichts über das thätige und erfolgreiche Eingreifen Friedrich Borromeo's zur Entwirrung des Knäuels von Verbrechen.

Von der wunderbaren Sinnesänderung der Sünderinnen, beſonders von der rührenden Umwandlung der Hauptſchuldigen, auch von der Verletzung der Gaſtfreundſchaft behufs der Ermordung des Geächteten und von deſſen Ende überhaupt, wüßten wir ohne die erwähnten Blätter nichts. Sie ſchildern zudem die Tragödie von Monza in der Form und in den Ausdrücken, wie ſie dem Volke bekannt geworden, worüber uns ebenſo wenig als über jedes andere Ereigniß, das keine gnädige Muſe erhellte, etwas bekannt geworden wäre, hätte ſie der ſchätzbare Geſchichtſchreiber der Aufmerkſamkeit der Gebildeten nicht empfohlen und der berühmte Verfaſſer der „Verlobten“ die Blicke aller nicht darauf hingeleitet.

Nachſchrift des Herausgebers. Auch dieſe neuen und reichen Enthüllungen laſſen noch manches in Nebenpunkten unenträthſelt und ungewiß und laſſen auch bei den Hauptpunkten manchen Zweifel zurück. In erſterer Beziehung werden die Ermordung des Molteno und des Apothekers nur nebenbei erwähnt und ihre Gründe bleiben im erſtern Falle ganz unbekannt, im zweiten nur muthmaßliche. Der Ermordung eines Schmiedes in Monza thut nur Ripamonti Erwähnung. Ueber den Antheil des Prieſters Arrigone an den ſchuldvollen Vorgängen, wie über ſein endliches Schickſal, bleibt ein Dunkel, das weder durch den einer verſchiedenartigen Auslegung unterliegenden Brief der Signora (S. 175), noch durch die dunkle Andeutung in der Vorladung an Oſio und Conſ. (S. 207) gelichtet wird. Ebenſo bleibt es zweifelhaft, wann Oſio eigentlich auf das Caſtell zu Pavia gebracht, und wann und wodurch er ſehr zur Unzeit wieder in Freiheit geſetzt ward, um das Maß ſeiner Verbrechen durch die verrätheriſchen und grauſamen Handlungen gegen die Schweſtern Octavia und Benedicta voll machen zu können, Handlungen, für die ihn eine gerechte Nemeſis ſein Ende auch nicht im geordneten Gang der

Juſtiz, ſondern durch eine Art mit Hinterliſt und Verrath verbundener Eigenmacht finden ließ.

Daß er ſchuldig geweſen, daß er ein Wüſtling und Böſewicht war, daß er ein freches Spiel mit der Ruhe der von ihm Verführten getrieben, daß Menſchenleben ihm völlig gleichgiltig war, daß es ihm der leichteſte und natürlichſte Ausweg dünkte, ſich eines jeden, der ihm irgend hinderlich oder bedrohlich erſchien, durch Mord zu entledigen, ergibt ſich klar, und ſeine Ableugnungen in dem Brief an den Cardinal (S. 184) können ſchon deshalb keinen ſonderlichen Anſpruch auf Glaubwürdigkeit machen, weil ſie mit offenbaren Unwahrheiten vermiſcht ſind. Denn als ſolche ſind jedenfalls ſeine Verſuche zu bezeichnen, ſowol jeden Antheil an der Ermordung der Katharina, wie die Attentate auf Octavia und Benedicta von ſich abzuwälzen. In der erſtern Beziehung entſcheidet das Zeugniß der Virginia Maria ſelbſt gegen ihn, die er als rein und ſchuldlos darzuſtellen bemüht iſt, und in dem zweiten Falle iſt die übereinſtimmende Ausſage der beiden Nonnen, von denen die im Sterben begriffene Octavia gar keinen Grund gehabt hätte, den wahren Urheber ihrer Leiden und ihres Todes zu verſchweigen, und der gänzliche Mangel jeder andern Erklärung der notoriſchen Thatſachen entſcheidend. Wenn nun aber auch das Vorbringen ſo augenſcheinlicher Unwahrheiten dem Urheber derſelben das Recht entzieht, für ſeine anderweiten Angaben Glauben zu fordern, und auch die wahrſcheinlichern darunter zweifelhaft macht, ſo wird doch dadurch weder die Möglichkeit, daß er auch Wahrheit geſagt hat, noch die Pflicht, die Geſammtheit ſeiner Angaben zu prüfen, aufgehoben. Indeß iſt freilich auch aus dem übrigen nicht viel zu ſeinen Gunſten zu entnehmen. Möglich allerdings, daß ohne die Einflüſterun-

gen und Rathſchläge des Arrigone und ohne die Dien
befliſſenheit der Schweſtern die Sache nicht ſo weit ged
hen wäre. Aber auch dies dürfte weit mehr der Si
nora, als dem Oſio zu Statten kommen, welcher jede
falls kein Menſch war, der zu derartigen Unternehmu
gen erſt zu verführen geweſen wäre, und ebenſo wen
konnte es ſeine Schuld ſonderlich mindern, wenn er au
darin Recht haben ſollte, daß auch noch Andere in u
an dem Kloſter gefrevelt. Aus einem höhern Stan
punkte, der aber nicht ihm zum Bewußtſein kam, wi
man dagegen in dem, was von ſeinen Verhältniſſen u
ſeinem Lebensgange bekannt iſt, und in der Lage u
Richtung der Zeit Umſtände erkennen, die das moraliſ
Urtheil über ihn einigermaßen mildern mögen. Er g
hörte ſichtbar einer Claſſe der Geſellſchaft an, der in d
Regel vieles ungeſtraft durchging, das in beſſer geor
neten Geſellſchaftszuſtänden ſtreng geahndet wird, u
war unter dem Eindrucke dieſer Verhältniſſe aufgewachſe
Die graſſe Rechtloſigkeit der Zeit ergibt ſich auch a
den mitgetheilten Vorgängen vielfach, und ein Mo
erweckt leider noch heute in Italien, geſchweige denn d
mals, nicht den Schauer und Abſcheu, die er bei nör
lichen Völkern hervorruft. Jedenfalls aber iſt der e
wähnte Brief, in ſeiner ganzen Faſſung und mit de
ſichtbar heißen Verlangen, das er darlegt, wenigſte
von dem Kirchenbanne losgeſprochen zu werden, übe
haupt mit ſeinen, wenn auch verworrenen, doch feurig
Glaubensäußerungen, nicht ohne pſychologiſches Intereſ
Auch hat es für uns immerhin etwas Verſöhnendes, d
er unverkennbar für die Signora Achtung und Liebe da
legt und, während er ſonſt alle Schuld auf andere a
zuwälzen ſucht, doch die Signora davon ausnimmt.

An dieſe heftet ſich immerhin das Hauptintereſ

Dies auch ungeachtet wir in dem jetzt uns vorliegenden Bilde nicht ſo recht die Geſtalt erkennen, welche Manzoni gezeichnet, und die er, unſers Erachtens, auf eine größere Höhe geſtellt und mit geheimnißvolleren Schauern umringt hat, als in der Proſa der jetzt vorliegenden Verhältniſſe liegen. Schon die Annahme, von der er ausgeht, daß ſie zum Kloſterleben gezwungen worden ſei, bleibt problematiſch. Sie beruht auf der Angabe Ripamonti's, der aus dem Volksgerücht ſchöpfte, und nirgends in den Acten findet ſich ein Bezug darauf, auch nicht in der umſtändlichen, auf Selbſtentſchuldigung berechneten Ausſage der Signora. Daß ſie das Kloſter nicht aus eigenem, freiem Antriebe gewählt, ſondern demſelben von ihren Aeltern gewidmet worden, iſt wohl möglich, ja wahrſcheinlich. Es war das aber ſo in der Zeit- und Volksſitte begründet. Jedenfalls würden wir weniger auf jenen Umſtand, als auf die eigenthümliche Stellung, in der ſich die Signora in dem Kloſter befand, für das Weitere Gewicht legen. Manzoni hat dieſe Stellung in folgender Weiſe ſchildern laſſen: „Die Domina iſt eine Nonne; aber ſie iſt keine Nonne wie die andern. Ebenſo wenig iſt ſie die Aebtiſſin oder die Priorin; ſie iſt ſogar, wie ſie ſagen, eine von den jüngſten; aber ihr Adel ſtammt von Adam her, und die Ihrigen in der alten Zeit waren große Leute, und ſind aus Spanien gekommen, wo die ſind, die befehlen, und deshalb nennen ſie ſie die Domina, um zu beſagen, daß ſie eine große Dame iſt, und der ganze Ort nennt ſie bei dem Namen, weil ſie ſagen, ſie hätten in dem Kloſter niemals eine ähnliche Perſon gehabt, und die Ihrigen heutzutage unten in Mailand gelten gar viel, und gehören zu denen, die immer Recht haben, und in Monza noch mehr; denn ihr Vater, wenn er gleich nicht da wohnt, iſt der Erſte im Orte, weswegen ſie auch im Kloſter ſchalten und walten kann, und auch die Leute hauſen halten ſie hoch in Ehren, und wenn ſie ſich einmal eine Sache annimmt, ſo ſetzt ſie ſie durch.“ Manzoni ha mit dem allen nicht zu viel, er hat ſogar noch nich genug damit geſagt. Die Schweſter Virginia (Mari von Leyva übte, im Namen Don Martino's, ihres Vaters, die Lebensgerichtsbarkeit über Monza aus, und wa wirklich, wie Ripamonti ſie bezeichnet, die Herrin (principessa) der Stadt und des Kloſters. Zum Beweis dient folgendes, 1596 veröffentlichte Actenſtück von ihr, welches Jahr eines der erſten ihres Kloſterlebens ſein mußte; denn ſie war damals nur 20 Jahre alt:

> Ich, Schweſter Virginia Maria Leyva, Nonne (monac professa) im Kloſter St.-Margaretha zu Monza, verbiete kra der Vollmacht, die ich von meinem Vater Don Martino habe, da irgend jemand es wage oder ſich herausnehme, im Lambro zu fiſche von der Brücke an, die zuvorderſt am Garten der ehrwürdigen Vät zu St.-Maria in Carabiolo ſteht, bis an die Grenze (desine) de Marcellino's Haus; damit die ehrwürdigen Väter ganz nach ihrem Wohlgefallen in genanntem Fluſſe fiſchen und fiſchen laſſen könne ohne anderweitige Erlaubniß.
>
> Zur Bekräftigung des Geſagten habe ich dieſe Urkunde m eigner Hand geſchrieben und unterzeichnet.
>
> Gegeben im genannten Kloſter, den 26. Dec. 1596.
>
> Ich, Schweſter Virginia Maria Leyva,
> beſtätige wie oben.

Ebendahin gehört es wol auch, daß ſie ſich di Macht zutraute, und daß ihr dieſe Macht auch von Oſ und deſſen Mutter mit gutem Grunde zugetraut wurd den Richter des Ortes zu beſtimmen, die Unterſuchun eines von Oſio begangenen Mordes, nach ihrem Belieben zu betreiben, oder fallen zu laſſen. Zwar ſteht es mi dieſer Obergewalt in einigem Widerſpruche, daß die Bu ten, wenn deren Ausſagen wahr ſind, ihr mehrfach Verweiſe gab und ihren Abſichten zuwiderlaufende Anordnungen traf. Indeß wird dieſe anſcheinende Strenge wol nicht viel anders geweſen ſein, als ſie wol auch in einer weltlichen Penſion, um den Schein zu retten, gegen eine begünſtigte reiche Comteſſe oder Millionärstochter geltend gemacht wird, und ſchon der Umſtand, daß man eine Abweſenheit der Signora benutzte, um ein verdächtiges Fenſter verſtopfen zu laſſen, und daß dieſe Maßregel, wie ſich weiter ergibt, nicht eigentlich von der Priorin, ſondern durch den geiſtlichen Inſpector verfügt ward, läßt das ganze Verfahren in ſeinem wahren Lichte erſcheinen. Virginia Maria ſtand ſichtbar über der Kloſterzucht und war die Sonne, um welche ſich die Schweſtern dienend bewegten.

Wenn Schweſter Blanca, die nicht zu ihren eigentlichen Vertrauten gehörte, von ihr verſichert: ſie ſeien ihr alle gewogen; ſie ſei eine ſo gute junge Perſon, und gleich darauf erzählt, daß die Signora ſie die Treppe habe herunterwerfen wollen und ihr Fauſtſchläge ins Geſicht gegeben habe, ſo erkennen wir darin nur das Weſen eines an ſich gutartigen, aber verzogenen Kindes, das ſeinen Willen als den höchſten in ſeinem Kreiſe kennt, dem alle Umgebungen ſchmeicheln und dienen und es ſo hoch halten, daß ſie es trotz ſeiner Unarten vergöttern. Als ein ſolches verzogenes Kind, ohne Selbſtbeherrſchung und Entſagungskraft, jeder Laune folgend, nicht als das dämoniſche, zwiſchen Leidenſchaft und Gewiſſensqual hin- und hergezogene Weſen, das Manzoni ſchildert, will uns Virginia Maria erſcheinen. Als nun ihr feuriges italieniſches Blut durch die ſinnliche Glut einer geſchlechtlichen Verbindung mit einem ſchönen und kräftigen Manne entzündet ward, iſt es wol natürlich, daß ſie ſich ganz und willenlos dieſem hingab und an nichts, was er vornahm, Anſtoß fand. Ob aber von ihrer Seite mehr als ſinnliche Liebe im Spiele geweſen, mag bezweifelt werden, wenn man erwägt, daß, während er auch als Geachteter und Verbannter ihr die höchſte Rückſicht widmet, ſie dagegen in ihrem Verhör alle Schuld auf ihn wirft. Mit Recht vielleicht, aber gewiß nicht im Geiſte einer Liebenden. Das ganze Verhältniß mag weſentlich durch die Gelegenheitsmachereien der dienſtbefliſſenen Schweſtern gefördert worden ſein. Octavia und Benedicta ſind ſchwer dafür, ſowie für ihren mindeſtens paſſiven Antheil an dem Morde der Katharina, geſtraft worden. Charakteriſtiſch und empörend iſt die Gleichgiltigkeit, mit welcher die Schweſtern in den Verhören von einer Blutthat ſprechen, die ihnen erſt Sorge gemacht zu haben ſcheint, wie die Gefahr der Entdeckung eintrat. Die wunderbare Entdeckung aller dieſer Greuel iſt aber wol das bedeutſamſte in der Sache. Die ſpätere Sinnesänderung der Virginia Maria, die übrigens für die Nonnen in Mailand eine wichtige Perſon wurde, da ſie ihnen reiche Einkünfte brachte, halten wir gern für echt, und ſie wird durch die ſo gänzliche Aenderung ihrer Lage, ſowie durch die Aufſchlüſſe, die das Schickſal ihrer Vertrauten, Octavia und Benedicta, ihr jetzt doch über den Oſio geben mußte, wohl erklärt. Sie wäre denn die endliche heilſame Frucht ſo ſchlimmer Vorgänge geweſen.

V. Marie von Hautefort.[1]

Zeitgenoſſin der Herzogin von Chevreuſe[2] und, wie dieſe, Gegnerin Richelieu's und Mazarin's, war Marie von Hautefort. Weit entfernt jedoch, ſich mit Männern, welche das Staatsruder Frankreichs lenkten, in offenem Kampfe zu verſuchen, ſich überhaupt mit Politik zu befaſſen, trat ſie ihnen nur alsdann mit aller Entſchiedenheit ihres Charakters entgegen, wenn ihr zugemuthet wurde, das Intereſſe der Freundſchaft, die ihr nicht weniger als Religion und Tugend heilig war, zu verrathen, oder wenn Pflicht und Ehre einen heroiſchen Entſchluß, ein Opfer nöthig machten. In der edeln Selbſtverleugnung, die einer der Grundzüge ihres Weſens war, zeigte ſich zugleich die Höhe ihres ſittlichen Werthes. Sie übertraf alle Frauen ihrer Zeit an Körperreiz und Geiſt, viel höher aber ſtand ſie durch den Adel ihrer Seele und jene echt weibliche Würde, womit ſie die Ueberlegenheit ihres Geiſtes nie auf Koſten edler Zucht und Sitte geltend machte. Sie war die Favoritin eines Königs, die Vertraute einer Königin, der Abgott eines glänzenden

---

[1] Frei nach Victor Couſin, mit Zuſätzen und Ergänzungen des Bearbeiters.

[2] S. Th. VIII, S. 26 fg.

Hofes; aber Pracht und Glanz, Hof und Welt, wie ſehr ſie auch ihren Neigungen entſprachen, wie viel ſie ihr auch zu bieten ſchienen, vertauſchte ſie unbedenklich mit Dunkel und Verborgenheit, ſobald ihr Gewiſſen ſolch ein Opfer heiſchte. Eine hiſtoriſche Perſon iſt ſie nicht geworden, wie die Herzogin von Chevreuſe; wird ſie dieſer an die Seite geſtellt, ſo geſchieht es weit mehr des Contraſtes wegen, als um zwiſchen beiden eine Parallele zu ziehen.

Marie von Hautefort, 16 Jahre jünger als die Chevreuſe, war am 5. Februar 1616 auf einem alten Ritterſitz in Périgord geboren, als deſſen Beſitzer vor Alters Gui der Schwarze, dann Latours, wegen ſeiner Thaten in den Kreuzzügen der Große zubenannt, dann der berühmte Bertrand de Born, der Held mit Leier und Schwert, ferner Pierre de Gontaut und andere Notabilitäten des Mittelalters genannt werden. In den franzöſiſch-engliſchen Kriegen des 14. bis 16. Jahrhunderts diente dieſer Ritterſitz oftmals als Bollwerk gegen feindliche Einfälle, bis er in ganz neuer Zeit von dem Baron Damas, unter der Reſtauration Miniſter des Auswärtigen, erworben wurde. Hautefort iſt gegenwärtig ein Flecken im Departement der Dordogne, Arrondiſſement von Périgueux, 8 Stunden von dieſer Stadt und 2½ Lieues von Excideuil (dem Landſitze des Marſchalls Bugeaud) gelegen. Marie war das jüngſte Kind des Marquis Karl von Hautefort, königl. Kammerherrn und Generallieutenants, und Renatens de Bellay aus dem alten Hauſe la Flotte Hauterive, welcher Ehe zwei Söhne und vier Töchter entſproſſen. Der älteſte Sohn, Jean François, brachte es gleichfalls bis zum Generallieutenant wie auch Oberſtallmeiſter der Königin, war aber bei Lebzeiten als ein Knauſer verſchrien, weshalb es auch von ihm heißt, er habe Molière zu ſeinem Geizigen als Original oder Modell gedient. Deſto freigebiger bewies er ſich in ſeinem Teſtamente. Er ſtiftete auf ſeinem Marquiſate Hautefort, zu Ehren der 33 Lebensjahre Jeſu Chriſti, ein Spital zum Unterhalte von 11 Greiſen, 11 Knaben und ebenſo viel Mädchen oder Weibern. Seinen Titel und ſein Hofamt hinterließ er, ohne Weib und Kinder geblieben, ſeinem jüngern Bruder Gilles, lange Zeit unter dem Namen des Grafen von Montignac bekannt, der mit Erfolg die Waffenlaufbahn betrat und ebenfalls bis zum Grad eines Generallieutenants ſtieg. Er war es auch, der die Familie fortgepflanzt hat. Im Jahre 1650 heirathete er Martha von Eſtourmel, die Mutter vieler Kinder, und ſtarb, 81 Jahre alt, im December 1693. Von den vier Töchtern ſtarben die zwei älteſten jung. Die dritte, 1610 geboren, Namens Charlotte, lebte bis 1712, erreichte alſo ein Alter von 102 Jahren; man nannte ſie gemeiniglich Mademoiſelle d'Escars. Im Jahre 1653 vermählte ſie ſich mit dem ſchon zweimal verwitweten Franz von Choiſeul Marquis de Praslin 1), Sohn des erſten Marſchalls dieſes Namens. Es gebrach auch ihr nicht an Schönheit oder Geiſt, aber die Figur, welche ſie und beide Brüder in der Welt machten, verdankten ſie vornehmlich ihrer jüngſten Schweſter Marie und dem Glanze, der dieſe ſchon in früheſter Jugend umſtrahlte.

Marie verlor ihren Vater, als ſie kaum geboren war, und bald darauf auch ihre Mutter, ſodaß ihre Erzie-

---

1) Er war Gouverneur der Champagne und † 1690, 78 Jahre alt. Seiner Ehe mit Charlotte von Hautefort entſproß eine einzige Tochter, Marie Françoiſe, die ſich mit Gaſton Jean Baptiſte de Choiſeul verehelichte.

bung nunmehr ihrer Großmutter, Frau von la Flotte Hauterive, zufiel. Ihre früheſten Lebensjahre verfloſſen im Dunkel und in der Eintönigkeit des Provinziallebens. Marie verſprach, eine Schönheit und geiſtreich zu werden. Oft hörte ſie vom Glanze des Hofes ſprechen, wohin Aller Augen gerichtet waren, und wo die Geſchicke Frankreichs entſchieden wurden. Dorthin blickte auch Marie deſto ſehnſuchtsvoller, je weniger ſie ſich in ihrer ländlichen Abgeſchiedenheit und Langeweile gefiel; denn auch ſie fühlte ſich berufen, dort eine Rolle zu ſpielen. Scherzend erzählte ſie nach der Zeit, wie ſie ſich im Alter von 12 bis 13 Jahren oftmals in ihre Kammer eingeſchloſſen und Gott inbrünſtig gebeten habe, ſie an den Hof zu bringen. Ihr Gebet fand Erhörung. Ihre Großmutter hatte Geſchäfte in Paris abzuthun und nahm ſie mit ſich. In Paris machte ſie, wiewol noch ein Kind, überall den vortheilhafteſten Eindruck. Beſonders gefiel ſie der Prinzeſſin von Conti, Louiſe Margarethe von Guiſe [1]), und mußte dieſe auf ihren Spaziergängen begleiten. Jedermann fragte, wer das reizende Geſchöpf im Gefolge der Prinzeſſin wäre; man ſprach nur von ihr. Die Königin-Mutter, Marie von Medicis, aufmerkſam auf ſie geworden, nahm ſie unter ihre Hoffräulein auf. Man nannte ſie „Aurora“. Im Jahre 1630 folgte ſie der Königin nach Lyon, wo Ludwig XIII. erkrankt war, während ſich Richelieu bei der Armee in Italien befand.

---

[1]) Heinrich's I. von Guiſe, genannt le Balafré, Tochter und ſeit 1605 mit dem taubſtummen Franz von Conti vermählt, nach deſſen Tode (1614) ſie mit dem Marſchall Baſſompierre (geb. 1579, † 1646), in den ſie ſterblich verliebt war, ein geheimes Ehebündniß ſchloß, ihm auch eine Tochter gebar. Sie ſelbſt † 1631 und iſt Verfaſſerin der Histoire des amours du grand Alcandre, d. i. Henri IV., welche zum erſtenmal 1652 in Paris gedruckt worden iſt.

Dort ſah ſie der König zum erſtenmal und fing ſchon jetzt an, ſie, das erſt 14jährige Mädchen, auszuzeichnen.

Im Punkt der Frauenliebe war Ludwig ſeinem Vater Heinrich IV. ganz unähnlich. Schon der Gedanke an die mindeſte Ausſchweifung war ihm zuwider; die gefälligen Schönheiten am Hofe ſeiner Mutter und Gemahlin zogen nicht einmal ſeine Blicke auf ſich. Aber ſein ſchwermüthiges Herz bedurfte einer Neigung, eines Umgangs, der ihn für dasjenige ſchadlos hielt, was ihn Politik und Haus vermiſſen ließen, ihm die Sorgen und Verdrießlichkeiten der Krone erträglich machte. Weit mehr als ihre Schönheit feſſelte ihn Mariens Sittſamkeit; ſie zu ſehen und zu ſprechen wurde allmälig ein Bedürfniß für ihn, aber nur zaghaft, mit der Schüchternheit eines platoniſchen Liebhabers näherte er ſich dem geliebten Gegenſtande. Als nach ſeiner Rückkehr von Lyon und nach der berüchtigten journée des dupes das Staatsintereſſe, ſowie ſein dem Cardinal gegebenes Wort, ihn zu Entfernung ſeiner Mutter nöthigte, entzog er ihr auch Maria von Hautefort und übergab ſie ſeiner Gemahlin Anna, mit der Bitte, ihm zuliebe das Mädchen in Ehren zu halten und gut zu behandeln. Zu gleicher Zeit ernannte er Frau von la Flotte Hauterive zur dame d'atours, anſtatt der in Ungnade gefallenen und verbannten Gräfin du Fargis. Die Königin nahm das ihr gemachte Geſchenk anfangs nicht wohl auf. Sie hing an Frau du Fargis, die, gleich ihr ſelbſt, es mit der verwitweten Königin, mit Spanien und den Mißvergnügten hielt, und ſah in ihrem neuen Ehrenfräulein nicht nur eine Rivalin, ſondern auch eine Späherin und perſönliche Feindin. In kurzem aber wurde ſie ihren Irrthum inne. Der eigenſte Zug in Mariens Charakter, der Grundzug ihrer Seele, war edler Stolz, ein ritterlich chriſtlicher Stolz, der ſie jedesmal auf die Seite der Unterdrückten und Schwächern drängte. Niemand war mächtig genug, ihr zu imponiren; der bloße Schein von Dienſtbarkeit empörte ſie. Als ſie ihre Gebieterin verfolgt und unglücklich ſah, fühlte ſie ſich unwiderſtehlich zu ihr hingezogen und beſchloß, ſich ihrem Dienſte, wie aus wahrer Neigung ſo ehrenhalber, zu widmen. Ihre Unſchuld, Anmuth und treue Anhänglichkeit, ihr Geiſt entzückte die Königin faſt ebenſo wie ihren Gemahl, und die Favoritin Ludwig's XIII. wurde auch die Favoritin Annens von Oeſterreich. Mariens franzöſiſcher Panegyriker erzählt, die erſte Galanterie habe der König ſeiner Geliebten bei Gelegenheit des Gottesdienſtes, in Gegenwart ſeiner Gemahlin und des ganzen Hofs, erwieſen[1]. Nach damaliger Sitte ſaßen nämlich die Hoffräulein auf der nackten Erde, alſo auch Marie. Als es nun Ludwig in aller ſeiner Andacht bemerkte, ſoll er das Kiſſen, worauf er kniete, genommen und dem Fräulein von Hautefort geſchickt haben, damit es bequemer ſitzen möchte. Mit tiefem Erröthen habe ſie beim Aufſchlagen der Augen, wie natürlich, die des ganzen Hofs auf ſich gerichtet geſehen, das Kiſſen zwar beſcheidentlich angenommen, es aber ungeachtet eines zuwinkenden Blickes der Königin nicht gebrauchen wollen, ſondern neben ſich gelegt. Dieſes verſchämte und ehrerbietige Benehmen habe ihr Anna's Herz gewonnen, die auf Seiten ihres Gemahls ſo viel achtungsvolle Zurückhaltung, auf Mariens Seite ſo viel Züchtigkeit erblickte, daß ſie ſich herabließ, die Vertraute beider zu werden.

---

[1] Wir erzählen ihm das Factum nach, wiewol ſich deutſche Sitte gegen derartige Profanation des Heiligen, in welchem Jahrhundert ſie auch vorkommen mag, ein für allemal verwahrt.

Die Memoiren jener Zeit ſind voll pikanter Details über dieſe erſte und ſo platoniſche Liebſchaft Ludwig's XIII., insbeſondere die der Mademoiſelle 1) und der Frau von Motteville. Der König that ſein Möglichſtes und Beſtes, um ſeiner Geliebten das Leben bei Hofe genußreich zu machen. Marie war, verſteht ſich, die Königin des Feſtes, aber auch die übrigen Damen hatten Urſache, mit ihm zufrieden zu ſein. Jede Woche gab es Jagdpartien, denn die Jagd liebte Ludwig faſt leidenſchaftlich; ſorgfältig wird in den Tagebüchern der genannten Damen regiſtrirt, wie eine jede der Atalanten dabei gekleidet war. Dreimal in der Woche bildete Muſik die geſellſchaftliche Hauptunterhaltung. Die meiſten Geſangſtücke hatte der König eigens componirt, er auch meiſtens den Text dazu gedichtet, auch dies zu Ehren ſeiner Angebeteten. Ludwig verſtand ſich nämlich auf Verſemachen und muſikaliſche Compoſition; in der Regel jedoch bediente er ſich hierzu eines Modedichters und Modevirtuoſen, wie Benſerade und Boiſſet. Eins dieſer Liedchen, das Machwerk eines unbekannten Verſifex, lautete ſo:

Hautefort la merveille
Réveille
Tous les sens de Louis,
Quand sa bouche vermeille
Lui fait voir un souris.

Lächelſt, Wundermädchen, du
Mit dem Roſenmund ihm zu,
Dann in Ludwig's Bruſt
Weckſt du Lieb' und Luſt.

---

1) Anna Marie Louiſe von Montpenſier, Tochter Gaſton's von Orléans aus erſter Ehe mit Marie von Bourbon und Stiefſchweſter der Margarethe Louiſe, Großherzogin von Toscana (ſ. in Th. VI. „Die

Allabendlich unterhielt er ſich mit Marie im Salon der Königin, ſprach aber meiſt nur von Hunden, Vögeln und Jagden, und vor lauter Aengſtlichkeit wagte er kaum, ſich ihr zu nähern. Einſtmals trat er unverſehens ein, fand Marie beim Leſen eines ihr eben zugeſtellten Billets und bat ſie, es ihm ſehen zu laſſen. Sie hütete ſich wohl, es zu thun, weil das Billet einen Scherz über ihr Verhältniß zum König enthielt, und ſchob es in den Buſen. Die Königin hielt ihr ſcherzend beide Hände und hieß ihren Gemahl, es herauszuholen. Dieſer wagte es indeß nicht mit der Hand, ſondern verſuchte es mit einer ſilbernen Zange vom Kamin, konnte aber das Blatt nicht erlangen, weil es zu tief ſtak. Endlich ließ die Königin ſie los und lachte beide über ihre Verzagtheit aus.

Ludwig liebte alſo in allen Züchten und Ehren, kannte auch Mariens ſittliche Strenge, und ſo blieb das Verhältniß unſchuldig. Obgleich er aber wußte, daß ſie niemand ſonſt am Hofe liebte, daß niemand mit ihr ſprach, niemand ſie mit mehr als gewöhnlicher Aufmerkſamkeit anſah, war doch ſeine Leidenſchaft ſtark genug, um manche heftige Wallung von Eiferſucht zu veranlaſſen. Sie, mit ihrem ſtolzen Sinn für Unabhängigkeit, ließ es ihn oft genug fühlen, wie verletzend und läſtig ihr dieſe Eiferſüchtelei war. Nicht ſelten alſo Zwiſt und dann wieder Verſöhnung, die aber nie lange anhielt.

---

letzten Medicis“), ränkevoll und leidenſchaftlich wie Schweſter und Vater. Geb. 29. Mai 1627, † ſie 5. April 1693 unvermählt, da ihre Ehe mit dem Grafen von Lauzun kaum eine Ehe zu heißen verdient. Ihre Memoiren erſchienen zuerſt in ſechs, vollſtändig in acht Theilen erſt 1746 in Amſterdam. Was ſie von dem Liebeshandel Ludwig's XIII. und Mariens von Hautefort, ihrer Theilnahme an den Jagden und muſikaliſchen Unterhaltungen des Königs zu erzählen weiß, gehört in die Erinnerungen ihrer Kindheit, denn ſie zählte da erſt zehn Jahre, war auch 11 Jahre jünger als Marie.

An ſolchen Tagen hatte jedermann zu leiden, die Luſtbarkeiten bei Hofe wurden ausgeſetzt, und kam der König abends zu ſeiner Gemahlin, ſo ſetzte er ſich in einen Winkel, ſchmollte, redete kein Wort und niemand wagte ſich an ihn. Die gewöhnliche Veranlaſſung zu Klagen und Vorwürfen ſeinerſeits war die Königin. Zwei Urſachen hatte Ludwig, dieſe nicht zu lieben, zuerſt das Staatsintereſſe, das ihn auch von ſeiner Mutter trennte und zu Richelieu hinzog, obgleich ihm das hochmüthige Gebahren des Cardinals keineswegs anſtand, ihn vielmehr oft genug reizte und erzürnte, niemals indeß bis zu dem Grade, daß er darüber die Forderungen der Politik und des Patriotismus aus den Augen verloren hätte[1]; zweitens ein nicht minder ſtarkes und mehr perſönliches Motiv. Seit den an Chalais gemachten Erfahrungen mistrauiſch und eiferſüchtig geworden, ſtand in ſeinem krankhaften Gemüth die Ueberzeugung feſt, daß die Königin es mit ſeinem Bruder Gaſton halte und ſehr geneigt ſei, im Falle ſeines, des Königs, Ablebens mit dieſem Bett und Krone zu theilen[2]. Sein ganzes Beſtreben nun ging dahin, Marie einer Gebieterin zu entfremden, die er ihr mit den unvortheilhafteſten Farben ſchilderte, ohne zu ahnen, daß, je mehr er ſich gegen die eine ereiferte, die andere nur um ſo weniger überredet wurde, und daß gerade die Verfolgung, deren Opfer Anna werden ſollte, in Mariens großmüthigem Herzen das Intereſſe für ſie erhöhen mußte. Als er ſah, daß alle ſeine Vorſtellungen und Warnungen fruchtlos blieben, ſagte er:

---

[1] Nach Frau von Motteville ſagte er, der Cardinal ſei ihm nöthiger als „de se plaire avec sa femme.“

[2] Das Nähere ſ. „Chevreuſe“, Th. VIII, S. 29 fg.

„Sie lieben eine Undankbare und werden zu ſeiner Zeit ſehen, wie ſie Ihre Dienſte vergilt.“

Richelieu ſah der Neigung des Königs zu einem jungen Mädchen, welches allen Parteien fern ſtand, anfangs mit Vergnügen zu. Er ſchmeichelte ſich, daß ſolch eine intereſſante Zerſtreuung den Trüb- und Eigenſinn des Monarchen, für ihn eine ſtete Quelle von Beſorgniß, heilen würde, und erſchöpfte ſich daher in Aufmerkſamkeiten und Liebkoſungen, ſowie in Bemühungen, die oftmaligen kleinen Stürme, die ſich zwiſchen den Liebenden erheben, zu beſchwören, womit er ſich die kleine Favoritin zu verpflichten und ſie auf ſeine Seite zu ziehen hoffte. Sie aber, die nicht einmal dem König ihre Fürſtin aufgeopfert hatte, würde noch weit weniger dem Verfolger dieſer Fürſtin Gehör geſchenkt haben. Sie wies demnach alle ſeine Annäherungsverſuche von ſich und verſchmähte des Cardinals Freundſchaft zu einer Zeit, wo es am Hofe keine Frau gab, die nicht nach einem Blicke von ihm lüſtern geweſen wäre. Wol mußte ſie einen Mann haſſen, deſſen geiſtige Größe, tiefe Staatskunſt und durch die Umſtände ihm aufgenöthigten Despotismus ſie zu begreifen völlig unvermögend war, der als ein Tyrann, als Verfolger der Unſchuld vor ihr ſtand. Sie hatte geſehen, wie des Cardinals frühere Gönnerin, wie Maria von Medicis, die Gemahlin eines Heinrich IV., die Mutter Ludwig's XIII., von ihm in die Verbannung geſtoßen worden, und jetzt genöthigt war, in Belgien von der Unterſtützung des Auslandes zu leben, denn was Maria von Medicis verſchuldet hatte, ging über ihre politiſche Faſſungskraft, und die ziemlich flatterhaften Jugendjahre Annens waren ihr unbekannt geblieben; ſeit 1630 hatte ſie nichts wahrgenommen, was ihre ſtrengen Blicke hätte verletzen können. Sie fand es ganz in der Ordnung, daß die Königin, von ihrem Gemahl hintangeſetzt und übel behandelt, bei ihrem Bruder, dem König von Spanien, Beiſtand ſuchte, und ſich mit allen ihr zu Gebote ſtehenden Waffen ihrem Verfolger Richelieu widerſetzte. Sie hatte das Unglück der Königin vor Augen und glaubte an ihre Unſchuld. Sie war Zeugin der Trauer und der Thränen, welche die Prinzeſſin von Condé, Charlotte Margarethe von Montmorency, um ihren Bruder vergoß, dem der unbarmherzige Cardinal in Toulouſe das Haupt abſchlagen ließ. Im Jahre 1633 mußte ſie ſehen, wie er den Hofſtaat der Königin auseinanderſprengte, die Herzogin von Chevreuſe zum zweiten mal vom Hofe trieb und den zum Tode verurtheilten Chevalier de Jars erſt auf dem Blutgerüſt begnadigte (Bd. VIII, S. 36). Alle dieſe grauſamen Verfolgungen, die über Anna ergingen, ketteten Marie nur unauflöslicher an ſie; ſie trotzte den prophetiſchen Worten des Königs, ſie verwarf alle Anerbietungen ſeines Miniſters, der ihr Gewiſſen in Feſſeln ſchlagen wollte, ſie war entſchloſſen, mit der Königin das Aeußerſte zu theilen.

Da ſonach in Güte nichts auszurichten war, beſchloß Richelieu, Rache an der Widerſpenſtigen zu nehmen, indem er dem König Abneigung gegen ſie einzuflößen verſuchte. Mehr als jemals miſchte er ſich in ihre Mishelligkeiten, jetzt aber nicht als Vermittler, ſondern um das Paar noch mehr gegeneinander aufzureizen. Dieſes auch mit ſolchem Erfolge, daß Ludwig, wenn er jetzt mit ſeiner Favoritin unzufrieden war, ihr mit dem Cardinal drohte, was aber ihren Stolz und leichten Sinn nur zu Spöttereien reizte. Ludwig war mistrauiſch und devot. Beides benutzte der Cardinal, ihm zuflüſtern zu laſſen, daß Marie insgeheim mit der Königin ſich über ſeine Manieren, ſeine Grillenfängerei und Verliebthei luſtig mache. Sodann wußte er ihm Gewiſſensſcrupel über die Reinheit und Unſträflichkeit ſeiner Neigung beizubringen, ſodaß zuletzt der König glauben mußte, er ſei auf böſen Wegen und ſeine Liebe vor dem Richterſtuhle der Religion eine verdammliche. Gegen 1635 kam es zu einem neuen, mehr als gewöhnlich heftigen Zwiſte, und da endlich entſchloß ſich der unglückliche Liebhaber, mit einem ſo gar unbotmäßigen Liebchen zu brechen. Mehrere Tage lang ſprach er kein Wort mit Marien; des Abends aber bei der Königin konnte er ſich doch nich enthalten, ganz verſtohlen glühende und ſchwermüthige Blicke auf ſie zu werfen: ſo ſehr hatte ihn das reizende Geſchöpf bezaubert, daß er lieben mußte, ohne es zu wollen. Der Bruch war indeß eingeleitet, und der Cardinal trug Sorge, daß er wenigſtens zwei Jahre dauerte.

Marie von Hautefort war eine Blondine von blendender, überwältigender Schönheit, früh erblüht und früh der Gegenſtand allgemeiner Bewunderung. Minder ſchön als ſie, doch immer reizend und verführeriſch genug, und gleichfalls aus ſehr guter Familie, war ein zweites Hoffräulein der Königin, Louiſe Angelica von Lafayette. Dieſe gewann vielmehr durch ſanftes und beſcheidenes Weſen, ſie beſaß Verſtand, Charakterfeſtigkeit und dabei doch ein zärtliches Herz, aber dieſes Herz ſtand unter der Hut einer ungeheuchelten Frömmigkeit. Sie nun hatte man auserſehen, das liebebedürftige Herz des Königs vollends von Marien abzuziehen. Zu dieſem Zwecke redeten ihm ſeine Vertrauteſten, ſein alter Günſtling St.-Simon [1]), Factotum des Cardinals, dann ſein Haus ofmeiſter Sanguin und noch andere ſo viel Schönes von dem Fräulein von Lafayette vor, daß Ludwig zulezt aufmerkſam auf ſie wurde und Geſpräche mit ihr anknüpfte. Anfangs geſchah dieſes indeß nur, um, wie er meinte, Marien ein wenig zu ärgern. Ludwig aber war ein Gewohnheitsmenſch. Je öfter er Louiſen ſah und ſprach, deſto mehr verwandelte ſich ſein anfängliches Intereſſe in eine Herzensneigung, und daraus wurde gar bald ein neues Liebesverſtändniß. Das Fräulein fühlte ſich im Anfang nur geſchmeichelt durch die Huldigungen des Königs. Als er ihr aber ſein Herz aufſchloß und Louiſe in ſein zerriſſenes Innere blicken ließ, da konnte ſie ſich nicht des Mitleids mit einem ſo mächtigen Monarchen, der ſich im Glanz einer Königskrone unglücklicher als der geringſte ſeiner Unterthanen vorkam, allmälig auch nicht einer Zuneigung erwehren; ſie ging in ſeinen Kummer ein und bemühte ſich, ihn durch ihre

---

[1] Claude de Rouvroy, geb. 16. Aug. 1607, von früh an pag

---

de la petite écurie (Stalljunker), hatte ein Mittel ausfindig gemacht, dem König, ſeinem Herrn, auf ſeinen Jagden, ohne daß er den Fuß auf die Erde zu ſetzen brauchte, von einem Pferd aufs andere zu helfen, und damit den erſten Grund zu ſeiner Beliebtheit gelegt. Als Ludwig mit Widerſtreben den Wünſchen ſeines Bruders nachgab und deſſen Günſtling Puylaurens zum Duc und Pair creirte, erhob er auch den ſeinigen zu dieſen Würden (1635), um ſich hierdurch gleichſam für die ihm aufgedrungene Wahl ſchadlos zu halten. Claude war der erſte Herzog von St.-Simon, erhielt außer andern Beſtallungen das Gouvernement der Städte Senlis, Verſailles und St.-Germain en Laye und blieb der loyalſte und dankbarſte Anhänger ſeines Wohlthäters. Er † 3. Mai 1693 im 87. Jahre. Er war verheirathet 1) mit Diane Henriette von Budos ſeit 1634; 2) ſeit 1672 mit Charlotte, Nichte des Großſiegelbewahrers Charles de l'Aubeſpine, Marquis von Chateauneuf, der im Lebenslaufe der Marie von Chevreuſe eine ſo merkwürdige Rolle geſpielt hat. Aus dieſer Ehe erhielt er einen Sohn, Louis de St.-Simon, den berühmten Verfaſſer der „Memoiren", jüngſt in neuer Ausgabe (Paris, Hachette) erſchienen.

Theilnahme zu mildern. Das Ende war, daß Louiſe wirklich des Königs Liebe zärtlich erwiderte; aber ſie liebte ihn völlig uneigennützig, ohne ſich ſeiner Gunſt zu überheben, oder Vortheil von ihr ziehen zu wollen, mit ſchweſterlicher Zuneigung, und der König fand in der Erwiderung ſeiner Zärtlichkeit den Frieden ſeiner Seele wieder. Dieſes Bündniß dauerte zwei Jahre und blieb immer rein und edel. Freilich war das Fräulein von Laſayette keine La Balière, und Ludwig XIII. nicht gefährlich und zudringlich, wie Ludwig XIV. Einmal jedoch, als ihn die Zärtlichkeit und das Bedürfniß, ſie zu jeder Stunde zu ſehen, übermannte, und er ſie beſchwor, ſich nach Verſailles bringen zu laſſen, wo ſie ihm ganz angehören würde, erſchrak das tugendhafte Mädchen und erkannte die Gefahr, worin es ſchwebte. Ludwig erneuerte den ihm entſchlüpften Vorſchlag nie wieder, aber Louiſe vergaß ihn nicht und beſchloß, ein Verhältniß abzubrechen, das ſich nur ſchwer auf eine des Königs und ihrer würdige Weiſe aufrechthalten ließ. Inzwiſchen lag ſie ihm unaufhörlich an, ſich mit ſeiner Gemahlin zu verſöhnen und Richelieu's Joch abzuſchütteln. Während alle Welt, von dem Präſidenten Matthieu Molé bis zu Gaſton, des Königs Bruder, ſich vor dem gebieteriſchen Cardinal beugte und zitterte, leiſteten ihm zwei junge Mädchen, ohne Vermögen, und beinahe in ſeine Hand gegeben, entſchloſſenen Widerſtand. Er richtete ſo wenig bei Louiſen als bei Marien aus. Jene zog ſich endlich in das Kloſter zu St.-Marie in der Rue St.-Antoine zurück. Hier beſuchte ſie der König mehrere Monate lang am Gitter, und ſie drang jetzt noch ſtärker und nachdrücklicher in ihn, als früherhin. Seine Politik vermochte ſie nicht zu ändern, ſtimmte ihn aber verſöhnlich gegen ſein Weib. Eines Abends nun, als er aus dem Kloſter zurückkehrte und durch ein Gewitter verhindert wurde, bis St.-Maur zu kommen, ſprach er im Louvre, der Reſidenz der Königin, ein, und damals war es, wo er Frankreich mit Ludwig XIV. beſchenkte.

Zwiſchen Louiſens Abſchied von der Welt [1]) und dem Zeitpunkt, wo ſich Anna's Schwangerſchaft auswies, verfloß eine trübe, traurige Zeit, wie denn das Jahr 1637 überhaupt für letztere das ſchmerzenreichſte war; ſie ſtand da hart am Rande des Verderbens und wurde doch nur durch die aufopfernde Hingabe ihrer jungen Freundin Marie von Hautefort gerettet. Des Duldens müde, ſann die Königin auf irgend ein verzweifeltes Unternehmen, ſich aus ihrer Lage zu befreien, oder intriguirte wenigſtens mit der Chevreuſe, die damals im Exil in der Touraine lebte, und unterhielt eine verfängliche Correſpondenz mit ihren zwei Brüdern, dem Cardinal-Infanten und Philipp IV., zu einer Zeit, wo Spanien mit Frankreich im Kriege war. Einer ihrer Diener, La Porte, den ſie hierzu gebrauchte und der um alle ihre Geheimniſſe wußte, wurde verhaftet, in einen Kerker der Baſtille geworfen und, ſo zu ſagen, bis aufs Blut gefoltert (ſ. Bd. VIII, S. 37). Die Königin leugnete anfangs alles ab; als ſie aber, von Richelieu gedrängt und durch unverwerfliche Zeugniſſe überführt, das Aeußerſte befürchten mußte, legte ſie ein Geſtändniß ab, das aber noch weit entfernt war, ein vollſtändiges zu ſein, ſonſt hätte ſie La Porte ganz einfach durch den Kanzler Séguier und einen eigenhändigen Brief bedeutet, er ſolle nur bekennen, ſoviel als er wiſſe. Nach La Rochefoucauld's Verſicherung fürchtete ſie in ihres Herzens Angſt Verſtoßung, Entziehung aller ihrer Rechte und Anſprüche, Einſperrung in ein Kloſter oder in das dem Cardinal gehörige Schloß von Le Havre. Er will daher ihr und der Hautefort, in welche auch er verliebt war, eine Entführung nach Brüſſel vorgeſchlagen haben, nur daß dieſer Vorſchlag ſo ungereimt war, daß er ihn ſchwerlich in vollem Ernſte that, oder ſich damit nur wichtig machen wollte. Anna hatte auch das Schickſal ihrer Schwiegermutter vor Augen. Sie mußte bleiben, der Gefahr Trotz bieten, ſie mit Geſchick und Muth zu beſchwören ſuchen. Auf La Porte beruhte ihre meiſte Hoffnung. Dieſer durfte in ſeinen Verhören nicht mehr noch weniger bekennen, als die Königin; er mußte ferner gerade dasjenige eingeſtehen, was ſie geſtanden hatte, damit ihre beiderſeitigen Ausſagen völlig gleich lauteten. Ließ er ſich einſchüchtern, ſo konnte er zu viel ſagen, durch ſtandhaftes Leugnen im Gegentheil Verdacht erwecken; die Königin fürchtete ebenſo ſehr ein Zuviel als Zuwenig von ſeiner Seite. Es war alſo ein geheimes Einvernehmen nöthig; aber wie dieſes bewerkſtelligen, wie bis in die Baſtille dringen, wo La Porte eingekerkert lag? Wie ſodann auch Frau von Chevreuſe in Kenntniß ſetzen, die nicht wußte, was in Paris vorging, und die jeden Augenblick zur Haft gebracht werden konnte?

---

[1]) Sie † 1665 unter dem Namen der Mutter Angelica als Superiorin des Kloſters Chaillot bei Paris, das ſie geſtiftet hatte. Raumer („Hiſtoriſches Taſchenbuch“, 1830, S. 145) nennt ſie „das kleine Fräulein Lafayette, welches ſich Ludwig nach der Hautefort zu ſeiner Sprechfreundin erkoren hatte.“

In dieſer Bedrängniß übernahm es Marie, ihre Fürſtin zu retten, oder mit ihr zu Grunde zu gehen. Sie hatte ihr nun ſchon die Gunſt des Königs, die Gnaden des Cardinals und ihre Zukunft zum Opfer gebracht: jetzt aber that ſie noch mehr: ſie ſetzte nichts weniger als ihren Ruf auf das Spiel, der ihr tauſendmal theurer

ar, als ſelbſt das Leben. Zuvörderſt beſtimmte ſie
en Herrn von Montalais, einen ihrer Verwandten, nach
ours zu eilen und Frau von Chevreuſe zu benachrich-
gen, wie die Sachen ſtänden, ihr dringend zu empfeh-
en, daß ſie ſich ſtill verhalten und auf ihrer Hut ſein
ochte; man würde ihr Nachricht ertheilen, ob ſie
ehen oder bleiben ſollte, und ihr, jenachdem ſie ſich für
as Eine oder Andere zu entſcheiden hätte, ein Gebetbuch
n Roth oder Grün gebunden zuſtellen (Bd. VIII, S. 44 fg.).
ie ſelbſt verkleidet ſich hierauf als Griſette, macht ihr
eſicht möglichſt unkenntlich, birgt ihr blondes Haar
nter einer mächtigen Haube, und bei früher Morgenzeit,
ls noch niemand wach im Louvre iſt, ſchleicht ſie ſich
rſtohlen fort, nimmt einen Fiaker und läßt ſich nach
er Baſtille fahren. Hier wußte ſie einen Gefangenen,
er ſchon einmal ſeinen Kopf für die Königin eingeſetzt
nd in ſeinen Feſſeln die hochherzigſte Standhaftigkeit
ewieſen hatte, der nur eben dem Schaffot entronnen
ar, den Ritter de Jars. Er athmete ſeit kurzem etwas
on der ſchrecklichen Prüfung wieder auf; man ließ ihm
eſere Freiheit; er durfte ſogar einige Beſuche empfan-
en. Marie, welche den Ritter nach ſich beurtheilte,
laubte, von ihm verlangen zu dürfen, daß er ſeinen
Kopf ein zweites mal wagte. Sie gab ſich für die
Schweſter ſeines Kammerdieners aus und ſagte, ſie käme,
m ihm zu wiſſen zu thun, daß der Mann auf den Tod
ge, und habe ihm im Auftrage des Sterbenden wich-
ge Dinge mitzutheilen. Der Ritter, der ſeinen Diener
n beſter Geſundheit wußte, hatte keine Luſt, ſich durch
nen ſolchen Beſuch ſtören zu laſſen, und die ſtolze Ma-
ie mußte geraume Zeit auf der Wachſtube am Thore
arten und ſich die Blicke und Späße der Anweſenden
efallen laſſen, die ſie ihrer Tracht nach für eine ſehr

zweideutige Dirne halten mochten. Sie aber ertrug alles ſchweigend und hielt die Hände feſt an ihre Haube gedruckt, um ſich nicht durch ihr Geſicht zu verrathen. Endlich gefiel es dem Ritter de Jars, zu kommen. Anfangs erkannte er ſie nicht, ja er war ſchon nahe daran, ſie ſeinen Unmuth empfinden zu laſſen, als ſie ihn beiſeite zog, mit ihm in den Hof eintrat, da ſtatt aller Antwort auf ſeine Frage ihre Haube abnahm und ihn das ſchöne Antlitz ſehen ließ, das keiner vergaß, der es je einmal geſehen hatte. „Ah, Sie hier?“ rief der erſtaunte Chevalier. Sie hieß ihn ſchweigen und erklärte ihm in wenig Worten, was die Königin von ihm verlange. Es handelte ſich darum, an La Porte einen verſiegelten Brief gelangen zu laſſen, worin ihm genau vorgeſchrieben war, wie weit er in ſeinen Ausſagen gehen könnte und ſollte. Dieſen Brief ſtellte ſie dem Ritter mit den Worten zu: „Bieten Sie Ihre ganze Geſchicklichkeit und Ihren Credit in dieſen Räumen auf; ich verlange viel von Ihnen, aber ich zählte darauf, daß Sie mich bei dem Entſchluß und Verſuch, die Königin aus höchſter Gefahr zu retten, nicht verlaſſen würden.“ So unerſchrocken de Jars war, beſann er ſich doch und ſchwankte, denn er ſah, daß wieder nichts Geringeres als das Wagniß ſeines Lebens gefordert wurde. Als ihn Marie ſo nachdenklich ſah, rief ſie: „Ei was, Sie zaudern, und ſehen doch, was ich wage. Was wird man von mir halten, wenn ich entdeckt werde?“ — „Wohlan denn,“ verſetzte der Ritter, „ich will thun, was die Königin verlangt; es iſt kein anderer Ausweg; ich komme eben erſt vom Blutgerüſt, um es nächſtens wieder zu beſteigen.“ Damit war das Zwiegeſpräch zu Ende. — Marie war froh, bei ihrer Ruckkunft in den Louvre ſo wenig erkannt zu werden, als am Morgen beim Verlaſſen deſſelben. Sie fand ih

Mädchen noch an derſelben Stelle vor ihrem Zimmer, wohin ſie es als Schildwache geſtellt hatte, um dem König, wenn er vorbei und zur Meſſe ginge und nach ihr fragte, zu berichten, ſie ſei in der Nacht unpaß geweſen und ruhe noch. Als ſie nun aber allein auf ihrer Stube war und über ihr Abenteuer nachdachte, entſetzte ſie ſich im Innerſten. Jetzt wurde aus der Heldin wieder ein verſchämtes Mädchen; ſie ſank auf ihre Knie und dankte Gott, daß er ſie geleitet und beſchützt hatte [1].

Der Ritter de Jars that ein Wunder. Sein Gefängniß lag vier Stock hoch über La Porte's Kerker. Er bohrte ein Loch in ſeine Diele und ließ den Brief der Königin an einem Faden hinab in das nächſtuntere Geſchoß gleiten, mit der dringenden Bitte, der dort Gefangene möchte gleich ihm thun, das tiefſte Stillſchweigen beobachten und gegen Ueberrumpelung auf ſcharfer Hut ſein. In dieſer Weiſe ging es bis zum letzten Gefängniß hinunter, wo La Porte lag. Alles ging nach Wunſch und Plan. Der Brief gelangte vollkommen unverſehrt in die Hände des treuen Kammerdieners. Wunders genug, daß ein ſo ſchwieriges und complicirtes Stück Arbeit, wozu auch mehrere Nächte erforderlich waren, zu Stande gebracht werden konnte, ohne daß einer der Wächter das Mindeſte gewahr wurde, noch einer der

---

[1] So erzählt den romanhaft klingenden, nur durch das Folgende überbotenen und bis zur Unwahrſcheinlichkeit geſteigerten Hergang die „Notice s. Vie imprimée" von 1799 (in 4., wiedergedruckt 1807 in 12.); oder der „Vie manuscrite" (aus den Familienpapieren des Marquis d'Eſteurmel) und den Memoiren des La Porte zufolge mußte Marie von Hautefort den Ruhm ihrer Großthat mit einer intimen Freundin des Ritters de Jars theilen, der Frau von Villarceaux, einer Nichte des dermaligen Großſiegelbewahrers Chateauneuf, deren Zofe ſie ſich traveſtirte.

Collaboratoren in den zwei Mittelgeſchoſſen es durch irgend welche Indiscretion verrieth. So alſo wurde der überaus ſtreng bewachte La Porte durch eine Inſtruction, die ihm ſein Verhalten auf das genaueſte vorzeichnete, und die trotz Kerkerhaft und Eiſenthüren bis zu ihm hindurchdrang, in den Stand geſetzt, ſich und ſeine Gebieterin vollkommen zu rechtfertigen. Ohne dieſe briefliche Inſtruction würde alle ſeine Feſtigkeit ſchwerlich denſelben Zweck erreicht haben. Sobald Marie des Gelingens ihres Anſchlags verſichert war, beeilte ſie ſich Frau von Chevreuſe, nach getroffener Uebereinkunft, das Gebetbuch ſo eingebunden zu ſenden, wie es ſie ermuthigen und zum Bleiben beſtimmen mußte. Allein entweder vergriff ſich die Abſenderin in der Farbe, oder es war die Herzogin, die den Irrthum beging. So oder anders, letztere verſtand es ſo, als gebe alles ſchlecht und da ſie nichts ärger fürchtete, als Gefangenſchaft, ſo begab ſie ſich, als Mann verkleidet, eiligſt auf die Flucht nach Spanien, wie in ihrer Biographie (S. 45 ſo ausführlich erzählt worden iſt. Dieſe übereilte Flucht erneuerte Richelieu's Argwohn und trieb ihn zu verdoppelter Strenge gegen die Königin. Wer weiß, welche Wendung die Sache genommen haben würde, wenn nicht La Porte, deſſen Verhöre noch nicht zu Ende waren, in buchſtäblicher Befolgung der ihm insgeheim ertheilten Inſtruction, wobei er ſich aber meiſterlich das Anſehen gab, als thue er's nur laut officiellen Befehls der Königin, alles zu bekennen, die Ausſagen ſeiner Herrin bekräftigt und ſo zuletzt den Cardinal und König überredet hätte, daß dieſer ganze Handel nicht ſo wichtig wäre, als ſie anfänglich geglaubt hatten?

Man kann denken, wie verpflichtet ſich die Königin gegen ſo treue und aufopfernde Diener fühlte, wie de Ja und La Porte, insbeſondere aber gegen ihre junge heldenmüthige Freundin, und welche Verheißungen ſie ihr that, wenn ſie jemals beſſere Tage ſehen ſollte. Aber Marie hatte ſchon ihren Lohn empfangen. Sie war ſich einer heroiſchen Willens- und Thatkraft bewußt geworden, ſie hatte ſich ſelbſt verleugnet, hatte der Unterdrückten wider ihren Unterdrücker wirkſam beigeſtanden, hatte ſich barmherzig, liebreich, edelmüthig, kurz als eine Chriſtin, glaubte ſie, erwieſen, nach dem hohen Vorbilde, welches ihr die Religion des Gekreuzigten vorhielt, und dem ſie bis zum letzten Athemzuge treu blieb.

Die Schwangerſchaft der Königin, welche ſich zu Anfang des Jahres 1638 auswies, verwiſchte den Eindruck der traurigen Auftritte in nächſter Vergangenheit und führte etwas Eintracht und Geſelligkeit an den Hof zurück. Die Heldin dieſer Geſchichte zählte damals 22 Jahre und war noch reizender geworden. Als Ludwig, der ſich ſo ſchwer von ihr losgemacht hatte, ſie wiederſah, entbrannte er von neuem; eine Lafayette war nicht mehr zur Hand, um eine Diverſion zu machen; er wurde verliebter als je. Dieſes zweite Verhältniß dauerte abermals zwei Jahre und verlief, wie das erſte, in allen Züchten, aber unruhig. Marie machte ſich die wiederkehrende Zärtlichkeit des Königs nicht zunutze. Die einzige Gunſterweiſung, welche ſie, und zwar ebenſowol aus der Hand der Königin als des Königs annahm, war die Anwartſchaft auf die von ihrer Großmutter bekleidete Stelle der erſten Kammerdame (dame d'atours); von dieſem Augenblick an erwarb ſie das Recht, „Madame“ betitelt zu werden. Ihre Schweſter, das Fräulein d'Escars, wurde eines der Ehrenfräulein der Königin, und ihr jüngerer Bruder, der Graf Montignac, ſchon im Gardecadettencorps, trat in die Nobelgarde ein, deren Chef der Graf von Tréville war. Nach Entbindung der Königin hatte Frau von La Flotte, die wenig uneigennützig war, als ihre Enkelin, gern ihre Hofdamenſtelle mit derjenigen der Hofmeiſterin des kleinen Dauphin vertauſcht. Marie ließ ſich verleiten, mit dem Kön und ſogar mit Richelieu in der Sache zu ſprechen, tha es aber mit ſo unklugem Stolze, daß ſie, wie natürlic nichts bewirkte. Richelieu war nicht der Mann, der de künftigen König in die Hände ſeiner Widerſacher u geben Luſt hegte, und hatte zu dieſem wichtigen Poſte ſchon die ihm völlig ergebene Frau von Lanſac gewähl Mit der wiedererwachten Leidenſchaft des Königs wa auch des Cardinals alter Argwohn wieder wach geworden, und Mariens Benehmen war ganz und gar geeignet, ihn darin zu beſtärken. Die Erfahrung hatte ih belehrt, daß, ſolange der König dieſe liebreizende Geſtal vor Augen hatte, ſie auch nach länger dauernden Zerwürfniſſen ihre Gewalt über ihn behaupten würde. E mußte alſo daran denken, ſie gänzlich vom Hof und au Paris zu verdrängen. Zudem wußte Richelieu ſehr wohl, daß die Königin, wenn ſie jetzt auch den böſen Schein beſſer mied, doch fort und fort die Partei der Mißvergnügten ermuthigte, wußte ferner, daß ihre Vertraut auf ihr Geheiß mit dem Grafen von Soiſſons un Monſieur in geheime Verbindung getreten war und beiden Theilen als Mittelsperſon diente. Bis in die innerſten Gemächer der Königin hatte er ſich Eingan verſchafft, und zwar mittels Beſtechung eines ihrer Fräulein, der jungen, ſchönen, geiſtreichen Mademoiſelle Chemerault, die eine geheimnißvolle Correſpondenz mit de Cardinal anknüpfte und ihm von allem, was ſie ſa und hörte, Bericht erſtattete. In ihren Briefen hieße der König und die Königin Cephalus und Prok

Marie von Hautefort Aurora, Frau von La Flotte die Alte, das Fräulein Lafayette die Verlaſſene, Richelieu das Orakel, und ſich ſelbſt nennt die Chemerault den guten Engel. Dieſer Engel alſo mit ſeiner hübſchen Figur, Munterkeit und ſcheinbaren Unſchuld täuſchte Marien lange Zeit mit raffinirteſter Bosheit und Treuloſigkeit, ohne daß in der edlen Seele irgend ein Verdacht aufſtieg.

Wohl wiſſend, daß Ludwig allezeit eine ſentimentale Zerſtreuung, etwas für ſein Herz brauchte, hatte Richelieu ſchon vor einiger Zeit einen jungen Menſchen von angenehmſtem Aeußern in ſeine Nähe gebracht, den Sohn eines ſeiner ergebenſten Freunde, des Marquis und Marſchalls d'Effiat, und denſelben, weil er ſich des Sohnes ebenſo verſichert als des Vaters glaubte, ſo raſch befördert, daß Cinq-Mars — denn kein anderer war dieſer Emporkömmling — im Jahre 1639, wo er nur erſt 19 Jahre zählte, ſchon Oberſtallmeiſter war. Er alſo war dazu auserſehen, Marie von Hautefort die Wage zu halten, und wirklich fand der ſchwache Monarch großes Gefallen an dem Laffen und, wie Richelieu vorausgeſehen, dämpfte dieſe neue Neigung in Ludwig's Herzen allmälig die Liebe zu Marien, oder es wurde vielmehr eine zweite Liebſchaft daraus, der es jedoch ebenſo wenig als jener an ſtürmiſchen Auftritten und Regungen der Eiferſucht mangelte[1]). Der König verlangte, Cinq-Mars ſolle nur ihn lieben; dieſer, geſtachelt von Ehrgeiz wie von Richelieu, heiſchte dagegen, der König ſolle ſeine Gunſtbezeigungen nicht theilen, und beklagte ſich über die vorherrſchende Gewalt, die das

---

[1] Ueber Ludwig's XIII. Umgang mit und Verhältniß zu Cinq-Mars vgl. Raumer im „Hiſtoriſchen Taſchenbuch", 1830, S. 153 fg.

Fräulein von Hautefort über ihn beſäße. Im Anfang reichte eine Soirée bei ſeiner Gemahlin hin, um Ludwig ſeiner erſten Liebe treu zu erhalten und alles andre Sturmlaufen auf ſein Herz zu vereiteln; aber anders ſtand es auf Reiſen und fern von Paris. Da waren die Augen der ſchönen Dame nicht zugegen, die ſo beredt ihre Sache führten, und der König, auf ſich allein verwieſen, lieh alsdann ſein Ohr viel williger den Einflüſterungen des gefürchteten Miniſters oder ſeines neuen Günſtlings, die ihn von rechts und links bearbeiteten. Eine dieſer Fahrten nun benutzte Richelieu, um Marien als eine Perſon zu verklagen, die ſich an allen Cabalen Gaſton's betheilige, den Hof in Unruhe und Parteiung erhalte und mittels des unumſchränkten Credits beim König, den man bei ihr vorausſetze, den Gang der Regierung erſchwere. Er gab zu vermerken, daß die Verbannung der Chevreuſe völlig unnütz wäre, ſolange man eine ſo gefährliche Perſon, wie die Hautefort, am Hofe dulde. Ludwig ſträubte ſich lange Zeit und wollte nichts hören. Da ſchritt der Cardinal endlich zu dem unfehlbarſten Mittel, ſeinem königlichen Herrn beizukommen: er ſtellte ihm die Alternative zwiſchen ſich und der Hautefort und erklärte, lieber wolle er abtreten, als ſich in dieſen Kämpfen mit unſichtbaren Feinden, wobei ihn der König ohne Unterſtützung laſſe, verzehren. Dieſe Drohung erſchreckte Ludwig, und ſchon wankte er. Um ihn zur Entſcheidung zu drängen, bemerkte Richelieu, es ſei nicht darauf abgeſehen, das Fräulein von Hautefort für alle Zeit zu entfernen, ſondern nur auf „vierzehn Tage", damit man ſehe, daß ihre Gunſt beim König nicht ſo übermäßig wäre, als die Welt glaubte. Der König gab zuletzt nach, beſtand aber auf der Bedingung: nur für vierzehn Tage. Der Cardinal verſicherte, mehr fordere er nicht;

da er aber den gewohnten Einfluß Mariens fürchtete, mußte ihm Ludwig noch verſprechen, ſie nicht wiederzuziehen. Kaum war der Handel abgeſchloſſen, ſo eilte Richelieu, ihn in Vollzug zu ſetzen. Er ſchickte der bisherigen Favoritin in des Königs Namen den Befehl zu, ſich für einige Zeit zurückzuziehen, den Wachen zugleich die Ordre, ſie nicht bei dem König einzulaſſen. Als Marie den Befehl erhielt, hatte ſie Mühe, daran zu glauben. Sie erinnerte ſich, wie ſie ſo manchmal in den Zwiſtigkeiten mit ihrem königlichen Liebhaber zu ihm geſagt, daß ſie bei ſeiner Gemüthsart gewärtig ſei, über kurz oder lang durch die Eiferſucht des Cardinals vom Hofe gejagt zu werden, er aber dann immer geantwortet hatte, das werde nun und nimmermehr geſchehen, und wenn ſie jemals eine Ordre dieſes Inhalts empfange, möchte ſie ihr keinen Glauben beimeſſen, ſondern nur dasjenige glauben, was er ſelbſt ihr ſagen würde. Sie wollte alſo den Verbannungsbefehl aus des Königs eigenem Munde vernehmen. Als ſie nun vor ſeiner Thüre erſchien, theilte ihr zwar die Wache die erhaltene Anweiſung mit, wagte aber nicht — ſo beliebt war ſie bei Jedermann — ihr den Eintritt zu verwehren. Der König war äußerſt überraſcht, als er ſie ſo ſtolzen Blickes, an ſchöner als je, daherreten ſah. Sie ſagte, ihr Begehren, bevor ſie auf ſeinen Befehl den Hof räume, ſei, zu wiſſen, was ſie denn eigentlich verbrochen habe, um die Verbannung zu verdienen. Der König erwiderte, ihr Exil ſei nur ein vierzehntägiges; er habe es nur mit äußerſtem Widerſtreben und nur aus Staatsgründen zugeſtanden, der Intriguen wegen, die den Hof immerfort in Gährung erhielten, und die ihr zur Laſt gelegt würden; ſie ſolle ihn beklagen, daß man ſeiner Liebe Gewalt anthue, und ſich den Schmerz vorſtellen, den er dieſe

Zeit über fühlen werde [1]. Ihre Antwort war, daß dieſe vierzehn Tage ihr Leben lang dauern würden, und ſie Abſchied für immer von ihm nähme, wogegen der König ſie verſicherte, nichts auf der Welt ſolle ihn der Freude berauben, ſie bald wiederzuſehen. So glaubte er es. Groß war Anna's Schmerz über den Verluſt ſolch einer Freundin, zumal ſie an der Ungnade derſelben die meiſte Schuld trug. Sie weinte, ſchluchzte, umarmte ſie einmal über das andre, und nahm zuletzt in der Gemüthsverwirrung ihre Ohrgehänge, im Werthe von wol 10—12,000 Thalern, ab und ſchenkte ſie ihr mit der Bitte, ſie aus Liebe zu ihr anzunehmen.

Marie zog ſich in die Nähe von Mans auf eine ihrer Großmutter gehörige Beſitzung zurück, und nahm ihren Bruder Montignac und ihre Schweſter Charlotte mit ſich, vergaß ſelbſt diejenige nicht, welche ſie für ihre beſte Freundin hielt, die Chémerault, die Richelieu zum Schein, um ihren Verrath zu bemänteln, mit ſeiner Ungnade belegt, und die jetzt unter der Maske treueſter Hingebung die gehäſſige Miſſion übernommen hatte, die Verbannte, wie bisher die Favoritin, mit Argusaugen zu überwachen. Marie befand ſich in Betreff dieſer falſchen Freundin nach wie vor in ſo arger Verblendung, daß, als ſie vor ihrem Abſchied von Paris erfuhr, die Königin habe ſich darauf beſchränkt, die Chémerault mit

---

[1] Anders bei Raumer (der den Memoiren Brienne's folgt) a. a. O., S. 84. Danach hätte Ludwig, als ſie ihn an ſein Verſprechen erinnerte, entgegnet: „Ja, aber unter der Bedingung, Sie ſollten vernünftig ſein und mir keine Gelegenheit geben, über Ihr Benehmen zu klagen. Es iſt nicht genug, daß Sie für eine tugendhafte Frau gelten, um an meiner Freundſchaft Theil zu haben; man muß auch an keinen Ränken und Umtrieben theilnehmen, was ich von Ihnen niemals habe erlangen können."

2000 Thalern ohne ſonſtiges Zeichen von Anhänglichkeit und Achtung abzufinden, ſie ihre gute Meinung von Anna's Großmuth verringert fühlte und ihr ſchriftlich, ohne Rückſicht auf ihr eigenes Misgeſchick und den Rang derjenigen, an welche ſie ſchrieb, in ſehr ſtarken Ausdrücken vorhielt, wieviel ſie dem Fräulein von Chémerault ſchulde. Da ihr nun auch hinterbracht worden war, daß Anna ſich nicht ſonderlich indignirt über die ihr in Mariens Perſon widerfahrene Beleidigung geäußert hätte, und es ihr vorkam, als laſſe ſie ſich Richelieu's Triumph mit ziemlicher Reſignation gefallen, ſo war dieſes eine neue herbe Erfahrung, ein Schlag, der ihrem Stolze weher that als das Exil. Der Brief, worin ſie ihrem Verdruß und Kummer Worte gibt, malt vortrefflich den Charakter des jetzt vierundzwanzigjährigen Mädchens, und die Kühnheit ihrer Sprache bei dieſer Gelegenheit läßt ahnen, welche Sprache ſie ſpäter führen wird, wenn ſie den Ruf ihrer Fürſtin in noch ganz anderer Weiſe bloßgeſtellt glaubt. „Man ſagt" — heißt es gegen Schluß des Briefs — „daß, wenn eine Königin nicht Geld genug beſitzt, um ein ihr lieb gewordenes Mädchen, das in bedrängten Umſtänden iſt (wie die Chémerault es allerdings war), gegen jede Noth ſicherzuſtellen, ſie ihm wenigſtens zum Beweiſe, daß ſie es nicht vergißt, ein Geſchenk machen und in der Folge zu ſeinem Auskommen eine Penſion anweiſen, dazu wol auch einen Brief ſchreiben kann, woraus die Mutter erfährt, wie zufrieden Sie mit der Tochter geweſen ſind. Hinſichtlich deſſen, was die Welt von Ihrer Majeſtät denken muß, bin ich dermaßen reizbar und feinfühlend, daß ich, hätte Fräulein von Chémerault von dem mir von Ihnen gemachten Geſchenke nichts gewußt, dem Drang, es ihr in Ihrem Namen zu überreichen, ſchwerlich widerſtanden haben wurde. Obgleich ich mit Verdruß erfahre, daß Sie dem Manne, der mich von Ihnen reißt, zu misfallen fürchten, ſo verſichere ich doch, daß Ihre Verzagtheit und Nachgiebigkeit mich weit mehr um Ihret- als um meinetwillen kränkt, und daß ich mich über das meiner Perſon zugefügte Böſe tröſten würde, wenn ich nur die Ueberzeugung hätte, daß es das letzte Leid iſt, das er Ihnen zuzufügen gedenkt.“

Keiner von allen, die bei Hof und in Paris Marien von Perſon wie von Seiten ihrer ſchönen Eigenſchaften kannten, ſah ſie ohne größte Misſtimmung von dannen gehen. Die untröſtlichſten aber waren ihre Anbeter. Einer von dieſen, der Marquis von Noirmoutier, konnte der Heftigkeit ſeiner Leidenſchaft nicht widerſtehen, entwich in aller Stille aus Paris und eilte nach Mans, ſie wiederzuſehen, und voll der Hoffnung, ihr ſprödes Herz zu erweichen. Allein Marie empfand keine Liebe für ihn; ſie glaubte ſich durch ihr Misgeſchick noch mehr erhoben und geadelt; ſie hätte durch Annahme eines ſo zweideutigen Beſuchs nur ihrer Würde vergeben. Der glänzende Marquis ward alſo weder einer Audienz noch eines Blicks gewürdigt [1]. Marie vergrub ſich in Verborgenheit und Stille, und empfing da nur eine ſehr kleine Anzahl Freunde, darunter auch den armen La Porte, zu deſſen Befreiung aus der Baſtille ſie während der

---

[1] Ludwig II., Marquis und erſter Herzog von N. aus dem Hauſe Tremouille, geb. 25. Dec. 1612, † 1666, verheirathet 1640, mit Renata Julie Aubery, der Mutter mehrerer Söhne und Töchter, deren älteſte, Anna Maria (geb. 1643, † 4. Dec. 1722 in Rom), unter dem Namen der princesse des Ursins und durch ihren Einfluß am Hofe Philipp's V. von Spanien bekannt und die mütterliche Großmutter des berühmten Diplomaten und Staatsmannes Talleyrand-Perigord iſt. (Siehe Bd. I, S. 95 fg.)

Zeit, wo ſie wieder in Gnaden ſtand, viel beigetragen hatte, und der jetzt, ein Verbannter wie ſie, in der Nachbarſchaft wohnte. Dieſe zwei loyalen und muthigen Seelen, ob auch durch ihre Rangſtufe weit geſchieden, hatte ihre Treue gegen Anna, ihr gemeinſchaftlicher Eifer für das Intereſſe und den Ruf derſelben zu Verbündeten gemacht. La Porte hatte Marien ſo unerſchrocken geſehen, er kannte ſie ſo rein, ſo frei von Selbſtſucht, daß ſie ihm weit höher ſtand als Frau von Chevreuſe. Auch blendete ihn nicht im geringſten die verſtellte Freundſchaft der Chémerault, und mehr als einmal verſuchte er, Marien ihren Irrthum zu benehmen; allein dieſe wies jede ſeiner Verdächtigungen zurück; ſie konnte, ſagt La Porte, nicht einmal den Gedanken an eine ſolche Falſchheit ertragen. Erſt nach dem Tode Richelieu's gingen ihr die Augen auf, als ihr die Königin die in ſeinem Pult gefundenen Briefe der Chemerault überſchickte, die zur Zeit der Fronde veröffentlicht worden ſind.

Drei Jahre verweilte Marie von Hautefort in der Einſamkeit, während auf der Bühne, welche ſie verlaſſen hatte, die Ereigniſſe ſich drängten. Sie erhielt zum öftern geheime Botſchaft von der Königin voller Freundſchaftsverſicherungen. Eines Tags ſchickte ſie ihr das Bildniß des kleinen Dauphin als ein Vorzeichen beſſerer Tage. Wie mußten ſie nicht hier, in ihrer Abgeſchiedenheit in Mans die ſchnell ſich folgenden Botſchaften von dem verwegenen Unternehmen des Grafen von Soiſſons, ſeinem Sieg und gleichzeitigen Tode bei la Marfee überraſchen. In kurzem ſah ſie auch den ehrgeizigen Fant, der ſie aus dem Herzen des Königs verdrängt hatte, angelangt auf dem Gipfel der Gunſt und bald wieder durch eigene Schuld geſtürzt, ſich gegen denjenigen verſchwören, dem er alles verdankte, dann zurückfallen unter die gewaltige Hand, die ihn aus dem Nichts gezogen hatte, endlich ſein jugendliches, zweiundzwanzigjähriges Haupt auf das Schaffot tragen [1]), zuletzt auch den ſchrecklichen Cardinal, den Ueberwinder aller ſeiner innern und äußern Feinde, der den König und ganz Frankreich unter ſeiner Zuchtruthe hielt, da, als er noch über den kühnſten Entwürfen brütete, ſeinen Sorgen und Gebrechlichkeiten erliegen, und Ludwig XIII., erſchöpft und hinwelkend, nahe daran, ihm in die Gruft zu folgen.

Anna wagte nicht, die ihr treueſten Diener und Freunde eher, als der König die Augen geſchloſſen hatte, zurückzurufen. Der König hatte ſie ſelbſteigen zur Regentin ernannt, und dies war ein Object von ſolcher Wichtigkeit, daß es für jetzt alle ihre Gedanken in Anſpruch nahm. Sie ließ ſich alle die Beſchränkungen ihres Anſehens gefallen, welche ihr die königliche Erklärung d. d. 20. April 1643 auferlegte, duldete ſelbſt ohne Klage, daß dieſe nämliche Erklärung das Exil ihrer älteſten Freundin, der Herzogin von Chevreuſe, aufrechterhielt und fortbeſtehen ließ. Sie behielt ſich vor, in der Folge je nach ihrem Vermögen und den Umſtänden zu handeln. In den letzten Apriltagen und zu Anfang des Mai dachte man jeden Tag, den König verſcheiden zu ſehen. Einmal drang ſogar die Nachricht von ſeinem Ableben bis Mans, und eilig machten ſich da Marie und La Porte nach Paris auf; aber am nächſten Tag erwies ſich die Nachricht als falſch, und ſie mußten, ohne jemand geſehen zu haben, ihr Verſteck wieder aufſuchen. Am

---

[1]) Am 12. Sept. 1642; an demſelben Tage auch der namhafteſte von Cinq-Mars' Mitverſchworenen, der geheime Correſpondent der Chevreuſe und Parlamentsrath François Auguſte de Thou, älteſter Sohn des berühmten Thuanus.

14. Mai ſtarb endlich der König, und am 17. ſchrieb die Königin eigenhändig an Marie wie folgt: „Ich mag nicht länger anſtehen, de Cuſſy (Diener der Königin) an Sie abzuſenden und Sie dringend zu bitten, ſobald er Ihnen gegenwärtige Zeilen zugeſtellt hat, Sich zu mir zu verfügen. Heute nichts weiter; nach dem Verluſte, welchen ich erlitten habe, erlaubt mir mein Zuſtand nur ſoviel, Sie meiner Wohlgewogenheit zu verſichern, und dieſe werde ich Ihnen zeitlebens beweiſen, beweiſen, daß ich bin Ihre gute Freundin und Königin. Anna.“ Um ihrer Freundin eine beſondere Ehre zu erweiſen und ihre Sehnſucht nach ihr zu bethätigen, ſchickte ihr die Königin ihren eigenen Wagen. Marie kehrte alſo im Triumph an den Hof zurück; ſie übernahm von neuem ihr Ehrenamt als dame d'atours; ſie durfte hoffen, daß ihre Prüfungen zu Ende und ſie endlich in den Hafen eingelaufen ſei.

Madame de Hautefort, wie ſie von da an der Pariſer Hof nennt, war im Jahr 1643 27 Jahre alt. Das Jungfräuliche der erſten Jugend hatte jetzt einer gewiſſen Altersreife Platz gemacht. Der früher ihr auferlegt geweſene Zwang beſtand nicht mehr, und ſo bewegte ſie ſich freier und unbefangener. Sie überließ ſich mehr als früher dem Genuſſe der Geſelligkeit und des Theaters, las fleißiger franzöſiſche und italieniſche Dichter oder die Romane des Tags. Sie war eine der Zierden des Hotel Rambouillet und mit deſſen geiſtreichen Bewohnerinnen [1]), ſowie mit der liebenswürdigen Marquiſe de Sablé innig befreundet, und figurirte in dieſem Kreiſe unter dem Namen „Hermione“. Aufs ſchönſte vereinigten ſich in ihr Anmuth und ernſt geſetztes Weſen. In ihrer Unterhaltung ſpiegelte ſich die Heiterkeit ihres Innern. Sie belebte jedes ihrer Geſpräche durch munteren, den feinſten Geſchmack nie verletzenden Scherz. Dem unbedeutendſten Gegenſtand wußte ſie eine glückliche Wendung zu geben; meiſterhaft recitirte ſie Verſe, ſang und ſpielte ſie Guitarre und ſchrieb allerliebſte Briefe. Ihr Charakter war eine liebliche Miſchung von Seelenadel und Herzensgüte. Den Großen gegenüber war ſie freimüthig, aber ziemlich ſtolz, mit den Niedern freundlich, wohlwollend, anſpruchslos. Grundes genug, daß alle Welt ſie ehrte und liebte. Dazu nun der unvergleichliche Reiz ihrer perſönlichen Erſcheinung. Frau von Motteville, ihre Freundin, hat ſich in ihren Memoiren die Aufgabe geſtellt, das Bild dieſer vollendeten Schönheit zu zeichnen. Mit ihrer anmuthigen Schilderung ſtimmt im weſentlichen dasjenige überein, was die „Vie manuscrite“ und ſo auch, was die 1659 erſchienenen „Divers Portraits“ von Mademoiſelle, worin ſie unter dem Namen „Olympe“ auftritt, von Marie von Hautefort erzählen, nur daß ſie in den letztern nicht mehr die Aurora der Poeten zur Zeit Ludwig's XIII., ſondern das Geſtirn in ſeinem Niedergange iſt, wie ſie im damaligen Alter von 40 bis 43 Jahren ſein mochte [1]).

---

[1]) Der durch Schönheit und Geiſt, wie durch die Briefe Voiture's berühmten Julie Lucie d'Angennes, Marquiſe von Rambouillet († 15. Nov. 1671), ſeit 1645 vermählt mit Charles de St.-Maure, 1664 Pair und Herzog von Montauſier (geb. 1610, † 17. Mai

---

1680). Er gab auch den Rath, die alten Claſſiker „in usum Delphini“ zu caſtriren. Die einzige Tochter und Erbin beider, Marie Julie, 1664 verehelicht mit Emanuel Herzog von Uzès, † 11 April 1695, 48 Jahre alt.

[1]) Alles dieſes Detail ſei hier übergangen. Couſin verſichert, im Familienbeſitz der Nachkommen ihres Bruders Montignac ein Bildniß Mariens geſehen zu haben, das bei aller techniſchen Unvoll-

Es iſt bereits geſagt, wie zu den Anbetern Mariens nicht nur der Marquis von Noirmoutier, ſondern auch der galante, wetterwendiſche, geiſtreiche La Rochefoucauld gehörten. So nun auch der ungeſtüme und abenteuerliche Herzog Karl IV. von Lothringen, der Anbeter der Frau von Chevreuſe, der Beatrix von Cuſance, der Mariane Pajot, der jedoch ſeine Vergötterung nur durch eine den damaligen Moderromanen abgelernte Galanterie kundzugeben wagte. Man erzählt nämlich Folgendes. Bei Nördlingen (1634), richtiger wol bei Tuttlingen (1643), machte er zwei franzöſiſche Edelleute zu Gefangenen, von denen der eine mit Mariens Bruder gedient hatte [1]). Dieſen fragte der Herzog, ob er die Dame kenne. Auf die Antwort, daß er ſie ſehr oft bei Hof geſehen habe, erklärte er beide Herren frei und ſagte: „Ich bedinge mir als einziges Löſegeld die Ehre, zu wiſſen, daß Sie in meinem Namen den Saum des Kleides der Dame von Hautefort geküßt haben“; eine Bedingung, die auch pünktlich erfüllt wurde. In der Zeit, wo ein König zu ihren Füßen lag, verdrehte ſie noch manchem andern den Kopf. So einem Vertrauten und Schüler Richelieu's, dem edeln Marquis von Chavigny, dem Gemahl der Johanna von Schomberg und nachmaligen Herzog von Liancour [2]). Dieſer verrieth in einem un-

---

kommenheit doch in ſeinen Hauptzügen mit den drei Schilderungen der Feder übereinſtimme und den vollen Glanz ihrer Schönheit in ihrer Blütezeit erkennen laſſe.

[1]) Ob dieſe zwei etwa der Marquis von Noirmoutier und Charles de St.-Maure, dieſer zwei Jahre nachher Gemahl der Marquiſe von Rambouillet, geweſen ſind, die beide bei dem Ueberfall bei Tuttlingen gefangen wurden?

[2]) Roger du Pleſſis Seigneur de Liancour, 1643 Pair und Herzog de la Rocheguyon, ausgezeichneter Staatsmann und Inhaber hoher Poſten, † 1. Aug. 1674, 75 Jahre alt und kinderlos.

bewachten Augenblicke ſeines Herzens Geheimniß, ſodaß der König davon Kunde erhielt und Chavigny in Gefahr ſtand, in Ungnaden fortgeſchickt zu werden, wenn nicht die kluge und beſonnene Marie ihren eiferſüchtigen Liebhaber, der keinen Spaß verſtand, wenn andere ſeinem Herzblatt huldigten, völlig zu beruhigen gewußt hätte. Einen noch gefährlichern Nebenbuhler bekam Ludwig an dem jungen, ritterlichen und hoffnungsvollen Louis Potier Marquis de Gèvres, älteſtem Sohn des Grafen, ſpäter Herzogs von Trêmes. Sein Dienſt als Gardecapitän führte ihn häufig in die Nähe der ſchönen Marie, und ihr Anblick flößte ihm eine glühende Leidenſchaft ein. Da er jedoch wußte, mit welchem Rivalen er es aufnähme, ſo begleitete er ſeine immer ehrerbietigen Liebeserklärungen mit Anträgen, die nicht gerade von der Hand gewieſen zu werden verdienten. Durch die Chémerault, vor welcher Marie kein Geheimniß hatte, erfuhr der Cardinal, durch dieſen der König den Stand der Dinge, und dieſer nebenbei, daß das ſchöne Fräulein nicht ſo ganz unempfindlich wäre, als man glauben machen wollte, und die Bevorzugung eines Königs nicht allzu hoch anſchluge. Außer ſich vor Zorn, ließ Ludwig von Marien eine Erklärung fordern. Sie aber fand, eine ſolche einem Dritten zu geben, ihrer Würde nicht angemeſſen, und ließ daher dem König vermelden, ſie würde ihm nichts verhehlen, wenn er perſönlich zu ihr kommen wollte. Ludwig ſäumte nicht, ſich einzuſtellen, und ſie geſtand ihm ohne Umſtände, daß allerdings der Marquis von Gèvres um ſie angehalten hätte. Der König bezeigte ſich über ihre Aufrichtigkeit erfreut, erklärte ihr aber zugleich, daß er ſie bei der mindeſten Verſtellung vom Hofe verſtoßen haben würde. Dabei blieb er indeß nicht ſtehen. Er ließ durch einen ſeiner

Garde bei dem Grafen von Trêmes Beſchwerde über das Benehmen ſeines Sohnes führen, der in Königs Dienſten ſtehe und ſich um eine Perſon im Dienſt der Königin bewerbe, deſſen ſich aber hinter dem Rücken Ihrer Majeſtäten, und ohne deren Erlaubniß eingeholt zu haben, unterfange. Er bemerkte übrigens, daß er ſich der Heirath nicht widerſetze, that dies aber in einem Tone, den der Vater gar wohl verſtand. Als feiner Hofmann trat er gegen den eigenen Sohn auf, und der junge Gardehauptmann mußte eine Erklärung unterzeichnen, worin er ohne Rückhalt auf ſeinen Heirathsplan verzichtete. Dieſes trug ſich zu Anfang des Jahres 1639 zu. Wer weiß aber, was nach Ludwig's Tod geſchehen wäre, wenn nicht ein ruhmvoller Tod bei Belagerung von Thionville den jungen dreiunddreißigjährigen Helden, dem ſchon der Marſchallſtab winkte, weggerafft hätte [1]). — Aber auch alte Herren vermochten der verführeriſchen Marie nicht zu widerſtehen. So wagte es der Herzog Karl von Angoulême, Gouverneur der Provence, ein natürlicher Sohn Karl's IX. und der Marie Touchet de Bellerive, Witwer von Charlotte von Montmorency, ihr ſeine Hand und ſeinen Namen anzubieten, ſah ſich aber zurückgewieſen [2]). Unter ihren Verehrern in dieſer Zeit wird endlich auch der Herzog von Ventadour, das Haupt der erlauchten Familie Levis, genannt [1]).

---

[1]) Am 11. August 1645. Er war der älteſte von 12 Geſchwiſtern. Der nächſte Bruder, François, wurde im folgenden Jahre (23. Mai 1646) bei Belagerung von Lerida erſchoſſen; ein dritter, …ien, Erbe der Titel und Beſitzungen, † 9. Dec. 1701, 84 Jahr alt, René aber, der Vater dieſer 12, † 1. Febr. 1670, 91 Jahr alt.

[2]) Karl von Valois, geb. 1573, † 21. Sept. 1650. Sein Sohn Ludwig Emanuel, Herzog von Angoulême und Graf von Alais (geb. 1596, † 1653) war der letzte männliche Sproſſe der Valois. Seine Tochter Françoiſe Marie vermählte ſich mit Ludwig Herzog von Joyeuſe aus dem Hauſe der Guiſe.

Königin Anna, die nunmehrige Regentin, hatte Marien von Hautefort bei ihrer Zurückberufung aus Mans ihrer lebenslänglichen Liebe verſichert. Wie kam es nun, daß dieſe Liebe oder Freundſchaft ſchon nach wenigen Monate Friſt erkaltete und noch vor Ablauf eines Jahres Marie den gemeſſenen Befehl erhielt, den Hof zu räumen? Und wer trug die Schuld an dieſer Umwandlung, Anna oder ihre Favoritin? — Weder die eine noch die andre. Schuld war einzig die veränderte Lage, die von der Art war, daß ſie beide Freundinnen unabweisbar trennen mußte. In ihrer Eigenſchaft als Regentin ſah ſich Anna nicht nur genöthigt, ſondern auch verpflichtet, ihre Politik zu wechſeln, mit ihren Vorſätzen und Planen zugleich ihren bisherigen Freunden zu entſagen und offen in das Heerlager ihres alten Widerſachers Richelieu überzutreten, zumal an deſſen Stelle ein ihr weit genehmerer Mann getreten war. Marie dagegen blieb ihren alten Grundſätzen und beſonders den alten Freunden der Königin treu. Zu nicht geringem Ruhm gereicht es der Königin, daß, als ſie zu der Einſicht gelangt war, das Intereſſe Frankreichs, ihres Sohnes und der Krone fordere von ihr jedwedes Opfer, ſie auch Selbſtverleugnung und Entſchloſſenheit genug beſaß, um 15 Jahre Ungemach, Verfolgung und bittere Kränkungen aller Art zu vergeſſen, um ſich von ſo vielen Freunden loszuſagen die um ihretwillen dem Tod, Exil und Kerker getrotzt hatten, um ſogar die Politik ihres Verfolgers zu der ihrigen zu machen. Zwei Haupturſachen machen dieſe Syſtemänderung erklärlich: vor allem das, was Couſin den Inſtinct des Königthums nennt, ſodann das Talent, womit Mazarin der Regentin Vertrauen und Zuneigung zu ihm einzuflößen verſtand.

---

[1]) Wahrſcheinlich Karl, der zweite von ſechs Brüdern, der, na dem Heinrich, der älteſte und kinderlos gebliebene, in den geiſtlich Stand getreten war, Güter und Titel des Hauſes von ihm überla aber ſchon 1649 mit Tod abging. Eines jüngern Bruders, Fr Chriſtoph Grafen von Brien, iſt Th. VIII, S. 36 gedacht.

Von dem Augenblick an, wo dieſe ſich mit der höchſten Gewalt bekleidet ſah, mußte ſie ihre Stellung wie die Verhältniſſe mit ganz andern Augen betrachten. Wie ſchön es ſei, daß ſie jetzt Frankreichs unumſchränkte Gebieterin war und nach eignem freien Ermeſſen über die wichtigſten Poſten im Militär- und Civiletat verfügen durfte, anſtatt ſie in den Händen eigenwilliger, undankbarer, oft rebelliſcher Magnaten zu wiſſen; daß ſie mehr noch Mutter als Schweſter und daher zum Glanz der Krone beizutragen verpflichtet ſei, ſollte dieſes auch auf Unkoſten ihres Bruders, des Königs von Spanien, geſchehen müſſen: dieſes alles brauchte ihr Mazarin nicht erſt zu ſagen, ſie fühlte und ſagte es ſich ſelbſt, nur verſtand er mit feinem Takt die in ihr ſchlummernden Gedanken vollends wachzurufen. Ganz verſchieden von ſeinem herriſchen Vorgänger gewann er das Anſehen, als lege er alles und jedes der Regentin zu Füßen, und ebenſo ſtark contraſtirte ſeine Dienſtbefliſſenheit und anſcheinende Unterwürfigkeit mit dem hochmüthigen Gebahren ihrer vermeinten Freunde, welche die Gunſt der Regentin als eine Schuld beanſpruchten und ſie mit Dankesforderungen für ihre frühere Hingebung beläſtigten. Seine Gewandtheit, Milde, einſchmeichelnde Rede, die Anziehungskraft ſeines Geiſtes und ſeiner Perſönlichkeit, und hierzu nun ſeine hervorragenden ſtaatsmänniſchen Eigenſchaften konnten ihre große Wirkung auf Anna nicht verfehlen; er bezauberte nicht nur ihren Verſtand, er feſſelte auch ihr Herz. Couſin iſt durch und durch überzeugt, daß die Königin verliebt in Mazarin war. Er ſagt: „Hat Anna den Cardinal nicht geliebt, ſondern ihn, ohne daß ſich das Herz darein miſchte, einzig vermittelſt ihres durchdringenden Verſtandes zu begreifen vermocht; hat ſie, ohne Erſatz für ihr Herz, ihm alle ihre Freunde aufgeopfert, ihn 1643 gegen die Importans, 1648 und 49 wider die Fronde geſchützt, ihm während ſeiner Verbannung 1651 ihre Treue bewahrt, für ihn 1652 und 53 einem langwierigen und erbitterten Bürgerkriege Trotz geboten und mit ihren Kindern lieber Frankreich in der Irre durchzogen, oft ohne zu wiſſen, wo ſie am nächſten Tag ihr Haupt hinlegen würde, als daß ſie einen, faſt wie der Marſchall d'Ancre, verabſcheuten und verachteten Fremdling von ſich ſtoßen mochte, weil ſie in dieſem Fremdling den nicht verſtandenen Mann von Genie, den einzigen, der das Königthum zu retten und Frankreich auf der ihm in Europa gebührenden Rangſtufe zu erhalten fähig war, erkannt hatte; hat dieſe mehr als zehnjährige Beharrlichkeit, welche die furchtbarſten Stürme nicht zu erſchüttern vermochten, in Anna nicht einen tiefern Grund gehabt, iſt dabei nicht ein Gefühl beſonderer Art im Spiel geweſen, wodurch in der Regel das weibliche Geſchlecht in ſeinem Thun beſtimmt und dieſes erklärt wird: dann, in der That, müßte dieſe Anna ein außerordentliches Weib, müßte ſie einer der größten Geiſter, die jemals einen Thron einnahmen, eine der Eliſabeth ebenbürtige oder überlegene Fürſtin geweſen ſein. Die Geſchichtſchreiber ſind aber gegen ſie nicht gerechter geweſen als gegen Ludwig XIII., ſie haben ihr den Rang nicht angewieſen, welchen ſie verdient."

Nein, Königin Anna hat für ihren Miniſter ein Ge fühl der zarteſten Natur gehegt, und nur dieſes Gefühl gab Mazarin über ſie ſo volle Gewalt und erklärt das Wunder, daß ſie dem Cardinal lange Jahre hindurch und inmitten der größten Gefahren eine ſo unverbrüchliche Treue bewährte. Ohne Zweifel wirkten mit dieſem Gefühl noch einige andere Urſachen zuſammen. So ihre Abneigung gegen Geſchäfte, ſo die augenſcheinliche Unfähigkeit der zwei erſten Rivalen Mazarin's, des Biſchofs von Beauvais und des Herzogs von Beaufort, die Abweſenheit ihrer Freundin Chevreuſe in den erſten entſcheidenden Momenten, die Achtung vor dem letzten Willen ihres Gemahls, der ihr Mazarin auf die Seele gebunden hatte, ſowie das erſte glückliche Auftreten des Cardinals und ſeine wachſenden Erfolge bis zum Beginn der Fronde. Doch alle dieſe Motive würden ohne einen geheimen und mächtigern Anhaltepunkt in Anna's Herzen nicht hinreichen, uns die Situation zu erklären. Das Gerücht von einer zärtlichen Neigung der Königin für Mazarin war im 17. Jahrhundert ſehr verbreitet. Frau von Motteville hat es nur ſchwach beſtritten. Allein es iſt ein Zeugniß vorhanden, welches die Richtigkeit der obigen Annahme außer Zweifel ſetzt. Der junge Brienne nämlich theilt in ſeinen Memoiren [1]) aus dem Munde ſeiner Mutter eine vertrauliche Unterhaltung mit, worin ſich dieſe eines Tags das Herz faßte, die Königin über ihr Verhältniß zum Cardinal und den Grund oder Ungrund der umlaufenden Gerüchte zu ſondiren, worauf letztere ſchon durch ihr oftmaliges Erröthen „jusque dans le blanc des yeux,“ dann aber auch mit beſtimmten Worten: „je l'avoue que je l'aime, et je puis même dire, tendrement,“ ein offenherziges Geſtändniß ablegte, zuletzt aber, auf die dringenden Vorſtellungen der Frau von Brienne, auf das heiligſte betheuerte, ſie wolle hinkünftig nur von Staatsgeſchäften mit dem Cardinal reden und die Unterhaltung abbrechen, ſobald er von andern Dingen ſpreche, wozu Couſin ſehr richtig bemerkt: „er ſprach alſo auch von andern Dingen.“ Bedürfte es noch eines geſchichtlichen Zeugniſſes, ſo würden es die in neuerer Zeit von Walckenaer herausgegebenen „Mémoires sur Madame de Sévigné“ ausſtellen, worin ſich mehrere bisher unedirte Briefe Anna's an den Cardinal aus den Jahren 1652 fg. befinden, deren zärtlicher Ton und Inhalt jeder Ungewißheit ein Ende macht und ſich mit der Wahrnehmung der Frau von Chevreuſe ganz wohl vereinigen läßt, die dem Cardinal Retz, wie dieſer in ſeinen Denkwürdigkeiten ſagt, mehr als einmal verſicherte, Anna beſitze nicht das leidenſchaftliche Feuer einer Spanierin, wol aber die Koketterie dieſer Nation, und dieſe zwar im höchſten Grade. Wir unterlaſſen die Mittheilung der beſagten Briefe, weil uns unſere ſpecielle Aufgabe drängt, zu Maria von Hautefort und ins Jahr 1643 zurückzukehren.

---

[1]) „Mémoires inédits de Louis Henri de Loménie, comte de Brienne, publiés par Barrière" (Par. 1828). Brienne war geb. 12. Sept. 1651, † 1698 bei den Pères de l'Oratoire. Durch ſeine Mutter Louiſe de Béon kam die Grafſchaft Brienne an die Loménie — Bei Erwähnung dieſer Memoiren tragen wir zu Bd. VIII. S. 101 nach, daß mittlerweile auch die des Henri de Campion in der „Bibliothèque Elzévirienne de Paul Jannet" in einem Bande (Paris 1857) edirt worden ſind.

Auch Marie hoffte zuverſichtlich, nun ſei die Zeit der Drangſale vorüber und ihrer, wie aller derjenigen, welche für die gleiche Sache geſtritten und gelitten hatten, warte jetzt der Lohn für ihre ausdauernde Dahingebung. Sie alle waren ihre Freunde, ihre Schickſalsgenoſſen, und treulich hielt ſie zu ihnen. Daß die Königin ihr Regie rungsſyſtem änderte, konnte ſich Marie gefallen laſſen, weil ſie von Staatsangelegenheiten überhaupt nichts wiſſen wollte, nicht aber, daß ſie ſich damit zugleich von ihren bisherigen und gemeinſchaftlichen Freunden losſagte. Hierzu verſtand ſich Marie um keinen Preis. Es wäre ein Bruch mit ihrer Vergangenheit, ihren Gewohnheiten und Gefühlen, ein Bruch mit ſich ſelbſt geweſen; ihre Ehre ließ nicht einmal den Gedanken daran aufkommen. Sie liebte Hof, Glanz und Pracht, mehr als ſie aber die Ehre; der mindeſte Anſchein von Feigheit und Niedrigkeit empörte ihr Selbſtgefühl. Als ſie nun jetzt die älteſten und bewährteſten Anhänger der Königin ins Dunkel gedrängt, in Ungnade gefallen, geächtet, noch einmal zu Haft und Verbannung verurtheilt ſehen mußte, da verſchmähte es ihre edle Seele, mit denen, welche jetzt am Staatsruder ſaßen, gemeine Sache zu machen; vielmehr blickte ſie dem triumphirenden Nachfolger Richelieu's furchtlos ins Angeſicht und ſchloß ſich entſchieden der Partei der Unterdrückten an, bereit, mit ihnen jede Gefahr zu theilen. Klug und politiſch kann dies freilich nicht genannt werden; aber welche zart und edel fühlende Frau, welcher Ehrenmann wird Marie von Hautefort deshalb tadeln? wer nicht im Gegentheil in tiefſter Seele eine Hochherzigkeit achten müſſen, die in einer Lage, wo alle Prüfungen aufzuhören, wo die ſüßen Träume des Ehrgeizes ſich erfüllen zu wollen ſcheinen, unbedenklich alle Begünſtigungen oder Verheißungen des Glückes von ſich weiſt und lieber neues Misgeſchick über ſich ergehen läßt, als daß ſie den Geboten der Ehre zuwiderhandelt?

Ein zweiter Grund, welcher Marien in die entſchiedenſte Oppoſition trieb, war das anſcheinende oder wirkliche Verhältniß der Königin zu Mazarin. Nicht nur darum, weil Anna eine Dulderin, auch weil ſie in Mariens Augen eine verkannte Tugend war, hatte dieſe ſich ſo innig an ſie angeſchloſſen, und jetzt mußte ſie wahrnehmen, wie dieſe Anna, faſt ſchon an der Grenze der Jugend angelangt, dem Cardinal, mindeſtens geſagt, ihren guten Leumund opferte. Unbeſcholtenen Ruf war ſie gewohnt, als ein Juwel von kaum geringerm Werthe, als die Tugend ſelbſt, zu betrachten, und auf den guten Ruf ihrer Königin hielt ſie, wie auf den ihrigen. Die umlaufenden Gerüchte empörten ſie daher, gleich als würde ſie ſelbſt davon betroffen. In frühern Tagen, als ihre Schönheit Tauſende von Anbetern vergebens zu ihren Füßen führte, und kaum der kühnſte derſelben ein Geſtändniß wagte, war ihr die Freundſchaft ihrer Fürſtin und der Umgang mit den frommen Carmeliterinnen und den Kloſterfrauen des Val de Grace Erſatz für alles geweſen. Während der drei in der Einſamkeit verlebten Jahre, in der Zeit, wo Jugend und Schönheit ſie mit all ihren Zaubern umſtrahlten, hatte ſie gegen die geheimen Stimmen des Herzens Widerſtandskraft nur in ihrer lautern Frömmigkeit gefunden, dieſe aber auch bis zu einer faſt überſpannten Strenge getrieben; kurz, Marie von Hautefort war im Alter von 27 Jahren eine Fromme geworden. Selbſt rein wie das Licht der Sonne, machte ſie darum die ehrenrührige Beſchuldigung, welche ſich gegen die Königin erhob, wechſelsweiſe erröthen und ſchaudern, und es ſchien ſelbige durch die Conferenzen, welche Mazarin, mit der Regentin allein, unter dem Vorwand, ſie über Angelegenheiten des Staats zu belehren, oftmals bis Mitternacht ausdehnte, nur zu ſehr beſtätigt zu werden. In Mariens Augen galten Staatsgeſchäfte im Vergleiche mit dem Seelenheil der Königin und ſelbſt mit der Meinung der Welt herzlich wenig. Sie glaubte

Religion und Ehre, ihre zwei Idole, ſchon durch den bloßen Schein gefährdet, und der Schein war wider Anna. Ganz anders freilich handelte in dieſem Fall die tugendſame und behutſame Frau von Motteville, die den Triumph Mazarin's anfangs wol ebenſo anſtößig fand, wie ihre Collegin, ſich aber von der Königin beſchwichtigen ließ, dann ſich in die Nothwendigkeit fügte und zu einem klugen Schweigen verurtheilte. In Mariens Seele dagegen lehnten ſich alle Begriffe von Ehre und weiblicher Würde, alle ihre religiöſen Grundſätze gegen den bloßen Gedanken auf, daß ſie ihr Glück, ihre Zukunft, alle die Gnaden, welche ihr die Königin und Mazarin in Fülle zudachten, einer ſtrafbaren Connivenz oder einem feigherzigen Verſtummen zu danken haben ſollte. Tauſendmal zog ſie Dürftigkeit, Verlaſſenheit, eine Kloſterzelle neben Louiſen von Lafayette der mindeſten Gefälligkeit dieſer Art vor. Ihre ungeheuchelte Zuneigung, ihre Moral, ihre Religioſität brachten ſie zu dem Entſchluß, Anna zu warnen, ſollte es auch zu ihrem eigenen Verderben ausſchlagen; zu einem Verſuche, ſie zu retten und das Herz ihrer königlichen Freundin dem ſchönen und beglückten Cardinal abwendig zu machen. Denn war ſie für Anna nichts weiter als die erſte ihrer Kammerfrauen? War ſie nicht ihre Freundin vor Gott und Menſchen? Hatte ſie nicht gegen ſie die Rechte und Verpflichtungen einer Freundſchaft in Chriſto?

Mazarin war zudem nicht der Mann, der Marien erobern konnte. Seinen Vorgänger konnte ſie, bei allem Abſcheu vor ihm, bis zu einem gewiſſen Punkt bewundern, denn ſein Despotismus trug etwas Großartiges an ſich, ſelbſt nach dem Urtheil der Befangenen, während Mazarin keine der Eigenſchaften beſaß, die auf Maria von Hautefort Eindruck machten. Sie war nicht fähig, ſeine ſtaatsmänniſche Genialität, ſeine tief eindringende Kenntniß der europäiſchen Höfe und der Intereſſen der verſchiedenen Staaten, ſein bewundernswürdiges Verſtändniß der kleinen wie der großen Verhältniſſe, ſeine unermüdliche Wachſamkeit und Emſigkeit, oder das wahrhaft Originelle in der Stellung dieſes Fremdlings zu würdigen, der, durch die Gunſt des unverſöhnlichen Verfolgers der Königin zur Macht gelangt, ſich jetzt durch die unverhoffte Gunſt eben dieſer Königin behauptete und faſt allein den Kampf mit einer furchtbaren Coalition beſtand. Sie ſah in Mazarin nur ſeine Fehler, wie ſpäter auch die Herzogin von Longueville, Retz und ſelbſt Condé. Daß er ein Ausländer war und hieß, was ein franzöſiſches Ohr nicht wohl vertrug, und wobei man an den Marſchall d'Ancre dachte, daß er ſogar an der Königin einen Anhalt fand, ſein italieniſcher Jargon, ſeine übertriebene und würdeloſe Höflichkeit, ſeine ſtets als lügenhaft erfundenen Verſprechungen, die Schleichwege und Kunſtgriffe, wozu er ſich genöthigt ſah, der Handel, den er mit allen, ſelbſt mit heiligen Aemtern trieb, ſeine aller Orten und Enden lauernde Polizei, ſelbſt die Opfer, welche er den Umſtänden brachte, und die nur einen mittelmäßigen Geiſt zu verrathen ſchienen, ehe man ihn noch unerſchütterlich in den Gefahren und ebenſo feſt im Beſtehen der Stürme, als geſchickt in ihrer Beſchwörung geſehen hatte, — dieſes alles ſtieß Marien von ihm zurück, und Mazarin war für ſie nur ein gewandter Amtsnachfolger Richelieu's. Dieſer hatte durch den Schrecken regiert; Mazarin verſuchte, durch die Corruption zu herrſchen. Das war nicht der Held, wie ſich ihn ihre Phantaſie träumte, und den ſie der Königin hätte verzeihen können. Aus allen dieſen Gründen erklärte ſich Marie bei Zeiten gegen Mazarin und ſetzte allen ihr bei Anna verbliebenen Einfluß gegen ihn in Bewegung, ihre bewährte Anhänglichkeit, die ihr hierzu ein Recht gab, den Credit ihrer Stellung, das Gewicht ihrer Tugend, die Hilfsquellen ihres Geiſtes, den Zauber ihrer Schönheit, die Feſtigkeit und den Freimuth ihres Charakters.

Bei ihrer Zurückberufung an den Hof (17. Mai 1643) fand ſie, wie die noch geſtern Geächteten die Günſtlinge des Tags geworden waren. Anna war noch unverändert; noch gehörte ſie ihrer frühern Partei an. Dieſer öffnete ſie die Thür in ihren geheimen Rath, zu Hof, Parlament und Kirche; ihr fielen alle Beamtungen und Verheißungen in verſchwenderiſchem Maße zu. Nur Mazarin hatte ſie wegen ſeiner unzweifelhaften Tüchtigkeit beibehalten, ohne ſelbſt zu ahnen, daß dieſer Eine allmalig über alle übrigen das Uebergewicht erlangen und ſie, die Königin, mit der Zeit alle ihre frühern Entwürfe und Freunde vergeſſen machen würde. Marie ſtand eine Zeit lang mit der Königin ſo gut, als ſie je geſtanden hatte, war wieder ihre Vertraute, durfte freimüthig ſprechen, wie Anna es früher geduldet, ja gewünſcht hatte. Allein Anna war jetzt keine in Ungnade gefallene, in einen Winkel des Louvre verwieſene, von wenigen getreuen Dienern umgebene Königin mehr. Sie war Souverainin und Regentin; Frankreich und Europa richteten ihre Blicke auf ſie, und ihr erſter Miniſter machte ihr bald begreiflich, daß bei ſo veränderter Stellung ſie auch ihr Benehmen ändern, die Majeſtät der Krone etwas fühlbar machen und allgemach ihren mit der gegenwärtigen Lage unverträglichen Verbindungen ein Ziel ſetzen müßte. Unabläſſig ſtellte er ihr vor, daß, wenn ſie länger das vertrauliche Weſen duldete, ſie damit den Reſpect verſcherzen würde, und daß ohne Reſpect, zumal in Frankreich, die Autorität des Königthums gefährdet wäre. Seine eigentliche Abſicht war, die Königin unmerklich von zu intimen Freunden abzuziehen und in Perſon ihr erſter Freund und Vertrauter zu werden, da er wohl wußte, daß eines ſolchen eine Frau, ſelbſt auf dem Throne, immerfort benöthigt ſei. Beſonderes Mistrauen hegte er gegen die ſchöne, feurige dame d'atours, die ſo viel für ihre Gebieterin gethan hatte, und der von dieſer alles nachgeſehen wurde. Wenn alle andern fort waren, hatte Marie die Gewohnheit und das Vorrecht, noch allein bei der Königin zu bleiben, ſelbſt wenn dieſe in ihr Betzimmer oder ſchon zu Bett gegangen war. Der argwöhniſche und ſcharfſichtige Cardinal fürchtete mit Recht dieſe letzten und vertraulichen Zwiegeſpräche, wo Marie einer ſo gütigen und gefälligen Fürſtin gar manches ins Ohr ſetzen konnte. Er beſtürmte alſo die Königin mit Bitten, dieſe zu weit gehende Vertraulichkeit ihrer königlichen Würde zum Opfer zu bringen, und allmälig ſiegte ſeine Ueberredungskunſt. Eines Abends, als Marie wie gewöhnlich bei der Königin zurückblieb, die ſchon zu Bette lag, während alle andern Perſonen ſich entfernten, trat eine dienſtthuende Kammerfrau mit den Worten zu ihr: „Madame, auch Sie müſſen gehen.“ Marie lachte, in dem Glauben, es ſei ein Verſehen, und ſagte: „Dieſer Befehl betrifft mich nicht,“ worauf die Kammerfrau erwiderte, niemand ſei hiervon ausgenommen. Die Königin hörte dies alles vom Bette aus, ſagte aber kein Wort. Da begriff Marie, daß die alte Zeit vorüber ſei und jetzt ein Mächtigerer als ſie über Anna's Herz gebiete. Und damit begann der offene Kampf zwiſchen der alten Favoritin und dem neuen Favoriten.

Von Seiten des Cardinals wurde nun zwar nichts geſpart, die Gegnerin zu verſöhnen oder nachgiebiger zu ſtimmen, bevor er es zum offenen Kriege kommen ließe. Auch die Königin gab ſich alle Mühe, ihr begreiflich zu machen, welche Gründe ſie beſtimmten, Mazarin im Miniſterium zu erhalten: ſeine unbeſtreitbaren Talente, die außerordentliche Schwierigkeit einer beſſern Wahl und ſeine gezwungene Abhängigkeit von ihr, da er in Frankreich weder Familie noch Anhang, noch irgend ein beſonderes und perſönliches Intereſſe beſäße. Auf dieſe Gründe hatte das Fräulein von Hautefort allerhand Antworten, gute und ſchlechte: Frankreich ſei nicht dermaßen entblößt von Staatsmännern, daß man zu einem Ausländer greifen müſſe; die Königin habe noch keinen Verſuch mit Herrn von Chateauneuf, einem Manne ſo bedeutenden Rufs, gemacht; es bringe keine Ehre, wenn man über Nacht die politiſche Farbe wechſele, und nachdem ſie ſich Angeſichts der ganzen Welt wider Richelieu erklärt habe, könne ſie nicht, ohne ſich ſelbſt ihr Urtheil zu ſprechen, ſein Syſtem fortſetzen und ſeine Creaturen adoptiren. Sie nahm ſich ſogar heraus, in ſcherzendem Tone die Bemerkung einfließen zu laſſen, der Cardinal ſei noch ſehr jung (zu jung, ergänzt La Porte, als daß es nicht üble Nachreden von ihr und ihm geben dürfte), worauf ihr die Königin, anfangs in gleich ſcherzendem Tone, zur Antwort gab, er ſei aus einem Lande, wo man die Weiber nicht liebe, und von dieſer Seite habe ſie nichts zu beſorgen.

Bald aber machte der Scherz dem vollen Ernſte Platz. In dem Maße als Mazarin in der Gunſt ſtieg und die abendlichen Conferenzen ſich verlängerten und vervielfältigten, trat Marie von Hautefort mehr und mehr der gegen den Cardinal ſich bildenden Ligue bei. Die frühere Partei der Königin Anna war jetzt die der Importans geworden. Die Importans trennten ſich in zwei ſehr unterſchiedene, aber augenblicklich durch gemeinſames Intereſſe vereinigte Factionen: die Politiker und die Frommen. Letztere dienten den Politikern als Werkzeuge. Die Politiker hatten ſich nach mehreren fehlgeſchlagenen Verſuchen beinahe vom Schauplatz zurückgezogen, brüteten im Finſtern über unheilvollen Anſchlägen und ſahen zu, wie die Frommen von beiderlei Geſchlecht der Königin Herz und Kopf bearbeiteten. Der Biſchof von Beauvais, den Mazarin's Nachfolger zu werden gelüſtete, der aber nicht ahnte, daß er mit ſeinen Beſtrebungen nur zu Gunſten Chateauneuf's und der Vendome arbeite, bot zu dieſem Zweck und auf Betrieb des Biſchofs von Limoges, Oheims der Louiſe von Lafayette, gegen Mazarin die hochachtbarſten Perſonen auf. So den Vater des Herzogs von Retz und des berühmten Coadjutors, Emanuel von Gondy, ehedem General der königlichen Galeeren, jetzt Prieſter im Oratoire; ſo den tugendhaften und muthigen Cospéan, Biſchof von Liſieur; ſo auch den Pater Vincent, das Oberhaupt der Prieſter der Miſſion, nachmals St.-Vincent de Paula († 1660). Auch die Klöſter traten in das heilige Bündniß ein, und die Regentin kam kein einziges mal nach den Orten, wo ſie ihre Andacht zu verrichten pflegte, nach dem Val de Grace, zu den Carmeliterinnen oder Töchtern von Ste.-Marie, ohne ſeltſame Reden zu vernehmen, die ihr Gewiſſen beunruhigten und peinliche Erinnerungen in ihr zurückließen, welche Mazarin zu zerſtreuen alle Mühe hatte. Der Biſchof von Beauvais hatte ſich zuvörderſt an Frau von Sénecé aus dem Hauſe La Rochefoucauld, die erſte Ehrendame der Regentin und Hofmeiſterin der Kinder von Frankreich, gewandt und ſie gebeten, ihre Gebieterin von dem übeln Eindruck in Kenntniß zu ſetzen, welchen ihre langen und fortdauernden Zwiegeſpräche mit Mazarin auf alle ehrbaren Leute machten; aber dieſe Dame war auf ihrer Hut und redete bei weitem nicht vernehmlich genug, um etwas auszurichten. Man bedurfte alſo einer Perſon, die weniger eigennützig war und beherzter, es offen mit dem Cardinal aufzunehmen und Sturm auf das Gewiſſen der Königin zu laufen. Auf Marien und Cospéan warf nun die Partei der Frommen ihr Auge, und willig übernahmen beide die ihnen zugedachte Rolle; jedoch, ſo eindringlich ſie ſprechen mochten, mit nicht beſſerm Erfolge. „Die Königin", ſagt La Porte, welcher ſie genau kannte, „ließ ſich leicht überreden; ſie zeigte nur alsdann Feſtigkeit, wenn ſie etwas ganz beſonders in Affection genommen hatte." In ſolche aber hatte ſie Mazarin genommen. Ganz beſonders mußte allerdings dieſe Affection auch ſein, da ſie ſogar der übermäßigen Frömmigkeit der Königin die Wage hielt, einer Frömmigkeit, die dem Cardinal nicht ſelten bange machte. Die lebhaften Beſorgniſſe, welche er dieſerhalb in ſeinen Notizbüchern äußert, können wol einen Begriff davon geben, wieviel Gewalt noch immer die fromme Partei über die Regentin beſaß. Unter den Männern fürchtete Mazarin am meiſten den ehrwürdigen Biſchof von Liſieux. Er war daher entſchloſſen, ihn um jeden Preis zu beſeitigen, und da von allen den Frommen weiblichen Theils keine einflußreicher war, als Marie von Hautefort, dieſe aber allen Verſuchungen hartnäckig widerſtand, ſo mußte auch ſie geſtürzt werden. Aber wie? Ehrſucht konnte ihr der Cardinal nicht zum Vorwurf machen, denn ſie verlangte nichts; auch nicht ihre Politik anklagen, denn Politik blieb ihr fremd; am wenigſten ihre Selbſtverleugnung, wovon ſie ſo viele Proben abgelegt hatte, verdächtigen. Geſchickt griff er ſie vielmehr auf ihrer verwundbaren Seite an. Er beſchwerte ſich über ihren Hochmuth, ihre die Ehrerbietung verleugnende Zunge; er griff zu dem gemeinen, aber ſichern Mittel, deſſen ſich Richelieu mit Glück bei Ludwig XIII. bedient hatte, d. h. er ließ die Aeußerungen, welche Marien entſchlüpften, in vergrößertem Maßſtabe zu den Ohren der Regentin gelangen. Wenn Anna in frühern Zeiten oft nicht ſehr erbaut war von den Freiheiten, welche ſich ihre Hofdame im Geſpräch herausnahm, ſo diente ihr doch zur Entſchuldigung der Umſtand, daß dergleichen Aeußerungen nur privatim fielen; aber ein öffentlicher Tadel verletzte und erzürnte ſie. Mazarin ermangelte nicht, dieſe Gereiztheit zu unterhalten, während Marie ſo gar keinen Eifer zeigte, ihre Fürſtin zu beſänftigen, und deshalb auch bald zu ihrem Schaden erfuhr, wie richtig und tief gedacht des Cardinals Maxime war: „Wem das Herz gehört, der hat alles; wer das Herz nicht hat, hat nichts.“ Marie verlor das Herz der Königin und behauptete ſich nur noch durch die Erinnerung an ihre geleiſteten Dienſte, ſowie durch ihre zahlreichen und mächtigen Freunde, welche ſie muthig vertheidigten.

Sie war in der That nicht blos der Abgott der Importans, insbeſondere der frommen Fraction, ſondern der ganze Hof, Groß und Klein, betete ſie an; denn ſie war zuvorkommend, liebreich gegen jedermann und auf niemand neidiſch. Sie bat für ihre Perſon um nichts, gern aber für andere, und an ſie wandte ſich ein jeder, der eine Gnade ſuchte. Großmüthig trat ſie den Frauen des Hofſtaats alle die kleinen Emolumente ihrer Stelle ab; ſie war freigebig über ihr Vermögen, das nur gering war. La Porte, jetzt Kammerdiener des Dauphin und eine faſt wichtige Perſon geworden, war ihr in dem

Grade zugethan, daß er ſich, wie Mazarin ſagt, ihr zu liebe die Adern geöffnet hätte. Nicht zu gedenken ihrer Schönheit. Wer aber hätte ein ſo ſchönes, makelloſes, wohlwollendes Geſchöpf nicht lieben müſſen? Selbſt der kleine, jetzt fünf- bis ſechsjährige König fühlte ſich wie inſtinctmäßig zu derjenigen gezogen, die einſt ſeinen Vater bezaubert hatte; er liebte ſie von Herzen und nannte ſie nur ſein Weibchen. Wenn ſie unwohl war, ließ er ſich auf ihr Bette ſetzen und ſpielte mit ihr; er hielt ſeine Extramahlzeiten auf ihrem Zimmer [1]). Aber Marie flößte ja noch weit ernſtere Paſſionen ein, und im Jahre 1643 zählte ſie der Anbeter manchen ſogar unter Mazarin's Partei, ſogar unter Männern, die ſeiner Politik und ſeinem Intereſſe am eifrigſten anhingen. Schon früher iſt des Herzogs von Liancour (Chavigny) gedacht worden. Dieſer hatte während Ludwig's XIII. langer Agonie Mazarin ſehr erſprießliche Dienſte geleiſtet; er ſtand auch jetzt in hoher Gunſt bei Miniſter und Regentin; er war bei beiden für Marie ein eifriger und mächtiger Fürſprecher; er vertheidigte ſie bei Mazarin, und Mazarin bei ihr. Sie verſicherte Liancour, daß ſie ſich in keinerlei Intriguen miſche und nicht die mindeſte Kenntniß von den Anſchlägen, welche man den Impertans beimaß, habe, geſtand ihm aber auch, daß auf Rechnung der Königin und Mazarin's Gerüchte umliefen, welche ſie betrübten und denen ſie ihr Ohr nicht verſchließen könnte, Gerüchte, wovon die Königin ſelbſt oft genug in den Fall käme zu hören.

---

[1]) Der galante Jeſuit Lemeine hat ein Buch „De l'Art des Devises (Par. 1666)“ herausgegeben und darin auch der unſchuldigen Jugendliebe Ludwig's XIV. eine Deviſe gewidmet: ein Phönix über einer in Strahlen flammenden Glutpfanne mit den Worten: Me quoque post patrem. Darunter das Wappen Mariens von Hautefort und die Worte:

Mon coeur est à peine formé,
Et sur les cendres de mon père
Déjà de ses rayons mon coeur est allumé.

Marie beſaß dem Cardinal zur Seite noch zwei andere Freunde, welche dieſer zu ſchonen großes Intereſſe hatte. Der eine war der damals erſte Reitergeneral der franzöſiſchen Armee aus Guſtav Adolf's Schule, der brave Gaſſion, der ſich vor kurzem bei Rocroy mit Ruhm bedeckt hatte. Auch er hatte Marie von Hautefort nicht ſehen können, ohne die Macht ihrer Körper- und Seelenreize an ſich zu erfahren; aber dieſes Eiſen- und Flammenherz, welches Richelieu „la guerre“ nannte, hatte ſich ehrerbietiges Schweigen auferlegt, und erwartete bis zu einer Erklärung irgend eine Gunſt des Glücks, eine hohe Beförderung, den Marſchallſtab, ein Armeecommando oder eine Statthalterſchaft. Der zweite Anbeter der Schönen war der Herzog Karl von Schomberg, der edle Sohn des Marſchalls Heinrich von Schomberg[1], eines der vornehmſten Kriegshauptleute und Freunde Richelieu's. Auch Karl von Schomberg war ſeit ſeinem Siege bei Leucate (in Nieder-Languedoc über die Spanier 1637) Marſchall von Frankreich, und nahm durch Geburt, Vermögen, Ruhm und imponirenden Glanz einen hohen Rang am Hofe und in den Angelegenheiten des Staates ein. Er war in ſeiner Jugend ſehr ſchön geweſen und ſah jetzt als Mann von 42 Jahren noch ſehr wohl aus. Er gehörte zu keiner Partei und ſtand jeder Cabale fern, diente der Regentin und Mazarin, wie früherhin Ludwig XIII. und Richelieu, war pflichtgetreuer als höfiſch, und beides mit Würde und ſelbſtändiger Haltung. Er hatte ſeine Gemahlin, die ihm keine Kinder gab, verloren und dachte an eine zweite Verheirathung. Seit langer Zeit kannte er die ſchöne Marie; er hatte ſie an den Hof kommen und mit jedem Jahre an Schönheit und Tugenden wachſen ſehen; er hatte ſie fort und fort im Auge behalten und war unter allen Wechſeln des Glücks ihr Bewunderer geblieben. Die ſchöne Vereinigung von echter Frömmigkeit und Geiſtesbildung, von Anmuth und Würde, die jedermann Hochachtung für ſie abnöthigte, belebte den Wunſch in ihm, ſie als Lebensgefährtin heimzuführen. Der Marſchall Schomberg war keine Partie, womit man es leichthin nehmen durfte; auch ſagte er Marien in jedem Betrachte zu, gefiel ihr ſogar; aber als eine wohlgerathene Schülerin des Hotels Rambouillet nahm ſie ſeine Huldigungen, ohne geradezu unempfindlich dagegen zu erſcheinen, mit ausnehmender Zurückhaltung auf und ließ den edeln Kriegsmann eine Zeitlang vergebens ſeufzen. Zwiſchen dieſen zwei ſo vorzüglich für einander geſchaffenen Perſonen war der einzige Stein des Anſtoßes der, daß der Marſchall wenig Geſchmack an den Importans fand und Mazarin treu ergeben blieb. Den Importans in der nächſten Umgebung der Regentin war ein derartiger Heirathsplan im höchſten Grade zuwider und ſie beſtritten ihn mit aller Macht; ſie fürchteten, der Marſchall möchte ihnen ihre Hauptſtütze bei Anna entführen.

---

[1] Montmorency's Beſieger bei Caſtelnaudary, geb. 1573, † 17. Nov. 1632, Sohn Kaſpar von Schönberg's, Pulsnitzer Linie im Meißnerlande, der 1570 in Frankreich naturaliſirt, 1599 als Maréchal de Camp und Graf von Nanteuil geſtorben war. Heinrich hinterließ zwei Töchter, deren eine, Johanna, an Roger Dupleſſis, Herzog von Liancour, die zweite, gleichfalls Johanna, mit Karl von Rohan, Prinzen von Guemené und Herzog von Montauban, vermählt war. Sein Sohn aus erſter Ehe, Karl, geb. 16. Febr. 1601, † 6. Juni 1656, Pair und Marſchall ſeit 1637, hatte zur erſten Gemahlin Anna de Hallouin, trug auch unter ſeinen Titeln den eines Duc de Hallouin.

Aus dem entgegengeſetzten Grunde begünſtigte Mazarin die Bewerbungen Schomberg's; er berechnete, daß dieſer entweder ſeine Frau zu ſeinen politiſchen Anſichten bekehren, oder wenigſtens, indem ſie ihrem Gatten in ſein Gouvernement folgte, den Hof von ihrer Gegenwart, ihn ſelbſt von großer Sorge befreien würde. Marie bedachte ſich und ſtellte die Geſinnungen ihres edeln Bewerbers auf die Probe. Inzwiſchen blieb ſie ihrer Partei getreu und diente ihr mit gewohntem Eifer. Sie glaubte Anna in ihrer jetzigen Machtvollkommenheit tauſendmal mehr in Gefahr, als im Jahre 1637, wo ſie eine grauſam Verfolgte war; denn damals erſchien ſie ihr als ebenſo rein und unbeſcholten, wie ſie ſelbſt, und der allgemeinen Hochachtung werth, während ſie jetzt ſich fragte, was denn für ein geheimer Zauber ſie an Richelieu's Erben feſſele. Je mehr ſie die Königin liebte, deſto kühner wurde ſie in Bekämpfung einer Neigung, welche die Königin täglich mehr zu Mazarin hinzog; ſie ließ nicht ab mit Warnen; ſie verletzte und quälte ſie. Mazarin's Unruhe ſtieg mit jedem Tage. Der Kampf war zu hitzig, als daß er lange dauern konnte; er verlangte eine baldige Löſung, und dieſe kam von einer Seite, von wo man es am wenigſten erwartete.

In der Geſchichte der Herzogin von Chevreuſe ſind die nun folgenden ſtürmiſchen Vorgänge des Jahres 1643 bis dahin erzählt worden, wo Mazarin's Triumph entſchieden war und die Partei der Importans, wenigſtens die Fraction der Politiker, bis zum Beginn der Fronde machtlos zu Boden lag. Sollte jedoch dieſer Triumph geſichert ſein, ſo mußte der glückliche Sieger auch unter den nähern Umgebungen derjenigen, die er zu leiten und zu lenken trachtete, und worunter er ſo viele gleich gefährliche, wenn auch minder hitzköpfige Gegner zählte, aufräumen. Zur ſelben Zeit alſo, wo Beaufort und die Chevreuſe ſammt ihrem Anhange ſeinen Streichen erlagen, wurden auch die Biſchöfe von Beauvais, Limoges und Liſieux in ihre Sprengel verwieſen, la Châtre, Chandenier, Tréville abgeſetzt, ſogar der Hofſtaat der Regentin nicht verſchont; denn nach des Cardinals Beſchluß ſollte kein Laut zu ihrem Ohre dringen, der nicht das Echo des Miniſters wäre; ihre Damen erhielten ernſtliche Verwarnungen, und die ſich nicht folgſam zeigten, wurden fortgeſchickt oder wenigſtens eingeſchüchtert. Nur zwei derſelben erhielten ſich vermöge ihrer Geburt, erprobten Anhänglichkeit und hervorragenden Credits. Frau von Sénecé, die erſte Hofdame und Gouvernante des Dauphin, und die ſchöne, ſtolze dame d'atours, beide erklärte Gegnerinnen Mazarin's, aber erhaben über jeden Verdacht, als wären ſie an irgend einem illoyalen Schritt betheiligt. Der Cardinal machte indeß zwiſchen beiden einen großen Unterſchied. Bei allen ihren guten Eigenſchaften war, wie er wußte, Frau von Sénecé ehrgeizig, und wenn ſie an ſeiner Stelle lieber den Biſchof von Limoges oder Chateauneuf oder De Noyers zu ſehen wünſchte, ſo war der Grund, weil ſie aus deren Erhebung für ſich und ihre Familie Vortheil zu ziehen hoffte. Wenn er alſo zu ihren Gunſten das that, was ſie ſich von ſeinen Rivalen verſprach, ſo war er gewiß, ihren Widerwillen zu begütigen, ohne die Königin der Verlegenheit, worein ſie die Verabſchiedung einer Perſon von ſolchem Rang und Anſehen gebracht hätte, auszuſetzen. Frau von Sénecé war die minder Gefürchtete und leichter zu Ertragende. Alle ſeine Batterien richtete er auf das Fräulein von Hautefort. Schon hatte die Freundſchaft der Königin für dieſe manchen Stoß erhalten und mancher peinliche Auftritt zwiſchen ihnen ſtattgefunden.

Eines Abends im Auguſtmonat, wo Anna mit einer ihrer Damen, Fräulein von Beaumont, und Beringhen, dem erſten Kammerdiener des jungen Königs, allein auf ihrem Zimmer war, beklagte ſie ſich über Mariens Benehmen und ihren Mangel an Ehrerbietung gegen ſie und die Regentſchaft. Marie, die im Nebenzimmer weilte, hörte das Geſpräch, trat unverſehens ein und rechtfertigte ſich mit gewohnter Lebhaftigkeit. Bei den gegenſeitigen Erklärungen ging es ziemlich aufgeregt her. Die gute Frau von Motteville, die zu keiner Zeit die Kammerfrau verleugnete, tritt hier auf die Seite ihrer Gebieterin. „Wir dürfen“, ſagt ſie, „unſern Obern und Freunden Rath ertheilen, aber wenn ſie entſchloſſen ſind, ihn nicht zu befolgen, ſo müſſen wir lieber in ihre Anſichten eingehen, als der unſerigen Folge geben, wenn daraus kein weſentliches Uebel entſpringt und die Sache an ſich gleichgiltig iſt.“ Das waren gewiß recht ſchöne Hofmaximen, eigneten ſich aber nicht für Marien. Dieſe war ganz und gar nicht der Meinung, daß es ſich hier um etwas Gleichgiltiges handle, und hatte nicht in früheren Zeiten der Leidenſchaft eines Königs Widerſtand geleiſtet, einem Richelieu getrotzt, Freiheit und Ehre auf das Spiel geſetzt, um ſich jetzt zu den Dienſten einer willfährigen Magd herzugeben. Die Motteville erzählt auch das Ende dieſer Scene. „Die Angeklagte vergoß viele Thränen, vergaß auch die sentimens nicht, bezeigte aber ſchließlich den innigen Wunſch, derjenigen, der ſie alles verdankte, nicht länger zu mißfallen; ſie that ihr möglichſtes, um ihre Abſichten und ihre Leidenſchaftlichkeit zu entſchuldigen. Die Königin, von Natur gütig und leutſelig, verzieh ihr bereitwilligſt und ſagte, indem ſie ihr die Hand zum Kuſſe reichte, lachend: Sie müſſen mir auch den kleinen Finger küſſen, das iſt de

Herzfinger, damit vollkommen Friede wird zwiſchen uns." — Aber dieſes war auf beiden Seiten nur Schein und Täuſchung, eine Ausſöhnung von der Art, wie ſie der gewiſſe Vorbote eines völligen Bruchs zu ſein pflegt. Anna wußte ſich zu verſtellen, und Marie verſprach mehr, als ſie halten konnte. Unaufhörlich entfielen ihr unbedachte Aeußerungen, und der gewandte Cardinal verabſäumte nicht, ſie zu ihrem Nachtheil zu wenden. Ohne es zu ahnen, war ſie von einer geſchäftigen Geheimpolizei umringt. Richelieu war es gelungen, ihre beſte Freundin, die Chémerault, auf ſeine Seite zu bringen; ſeinem Nachfolger gelang das nämliche mit einem Kammerdiener oder einer Zofe, die in ſtündlichem Verkehr mit Marien ſtand und von allem ihren Thun und Reden Act nahm, und er beeilte ſich, das alles der Königin vergrößert und verdreht zu hinterbringen. Aus ſeinen Aufzeichnungen erſieht man z. B., wie gehäſſig er obigen von der Motteville erzählten Vorgang auffaßt und darſtellt. Danach hätte Marie der Königin gedroht, ihren Abſchied zu nehmen, wenn ſie nicht beſſer behandelt würde. Und zuletzt die offenbar für die Königin beſtimmte Anmerkung in ſpaniſcher Sprache: „Sie geſteht, daß ſie geweint hat; aber Liebesthränen ſeien es nicht geweſen."

Die Verhaftung des Herzogs von Beaufort (VIII, 108.) verſchlimmerte die Lage. Wohl hatte Mazarin vollkommenes Recht, denn Beaufort war ſchuldig; da aber die juriſtiſchen Beweiſe gegen ihn mangelten, ſo konnten alle Nichtvertrauten der Frau von Chevreuſe leicht glauben, das ganze ihm zur Laſt gelegte Complot ſei nur vom Cardinal erfunden, um ſich ſeiner Feinde zu entledigen. So urtheilte der ehrwürdige Biſchof von Liſieux, und Marie ſah nicht heller. Sie hielt alſo Beaufort für unſchuldig und war tief betrübt, daß ſich auch die Königin zu dem, was ihr eine elende Rache dünkte, herlieh und ihrem italieniſchen Favoriten den Enkel Heinrich's IV. preisgab. Es koſtete ſie nicht wenig, ſich der von dem Biſchof von Liſieux gegebenen Loſung, wie Frau von Sénecé, zu unterwerfen: Schweigend dulden, auf ſeinem Poſten verharren und günſtige Gelegenheiten abwarten.

Lagen nun jetzt auch die Politiker überwunden und zu Boden geſtreckt, ſo waren dagegen die Frommen rühriger als je. Sie ſetzten auf De Noyers ihre Hoffnung, wie auf einen zweiten Chateauneuf. Statt des in ſeine Diöceſe verbannten Biſchofs von Liſieux ſtellten ſie den Père de Gondy, den Père Vincent und alle die frommen Kloſterfrauen als Vorkämpfer auf. Unter den Frommen war Marie von Hautefort das, was die Chevreuſe unter den Politikern. Sie aber that und ſagte bekanntlich nichts, wovon der Cardinal nicht alſobald Kunde erhalten hätte. Seine geheimen Zuträger verdächtigten ſie in aller Weiſe. Man beſchuldigte ſie ſogar eines Einverſtändniſſes mit zwei verdächtigen Offizieren, Tréville und Desſarts. Die Importans hatten in Paris ein Rondeau, eine Art Parodie des bei Richelieu's Tode verfertigten, in Umlauf geſetzt:

Il n'est pas mort, il n'a que changé d'âge,	Er iſt geſtorben nicht, der Cardinal,
Le Cardinal, dont chacun en enrage etc.	Verjüngt nur hat er ſich zu aller Qual.

Sie hatten ſogar in den Worten Jules de Mazarin das Anagramm Je suis Armand (Richelieu's Taufname) entdeckt. In ſolcher Art pflegen ſich ja die Beſiegten zu tröſten und ihren Unmuth in ohnmächtigen Bosheiten auszulaſſen. Mazarin, der in allem nur Marie von Hautefort ſah, behauptet, Anagramm und Rondeau ſei in ihrem Club geſchmiedet worden. Weil ſie alles über La Porte vermochte, ſo ſollte dieſer nun auch auf ihren Antrieb der Königin einen impertinenten Brief aufs Bett geworfen haben, worin man ſie beſchwor, beſſer auf ihren Ruf und ihr Heil bedacht zu ſein. Mazarin irrte ſich. La Porte, der in ſeinen Memoiren der Sache Erwähnung thut, nennt dabei Marien mit keinem Wort. Das größte Verbrechen aber machte man ihr aus dem Antheil, den ſie an Beaufort's Schickſal nahm, und dieſe ihre edelmüthige Theilnahme war auch eine der Haupturſachen zu ihrem Verderben. Einer der ſie betreffenden Geheimberichte drückt ſich hierüber ſo aus: „Genannte Dame hört ihre Anbeter nur gleichgiltig an; ihr Herz iſt im Gehölz von Vincennes.“ Zu Anfang des Frühlings 1644 machte die Königin einen Spaziergang dahin und Marie begleitete ſie. Beim Anblick des Schloßthurms von Vincennes vermochte die edle Seele nicht ihre Bewegung zu bemeiſtern; ſie ſagte, es ſei heut das erſtemal, daß Ihre Majeſtät an dieſen Ort käme, ſeit „der arme Burſche“ da wäre, und fragte dann, ob keine Gnade für ihn zu hoffen ſtände. Die Königin antwortete in ihrem Verdruß keine Sylbe. Als Erfriſchungen aufgetragen wurden, konnte Marie, ſo gepreßt war ihr das Herz, nichts genießen, und auf die Frage warum? geſtand ſie, alles Vergnügen ſei ihr verleidet, wenn ſie an den armen Burſchen denke. Das war zu viel. Von dieſem Augenblick an war die Königin entſchloſſen, ſich dieſes ewigen Hofmeiſterns zu entledigen, und erwartete dazu nur die Gelegenheit.

Etliche Tage nach der traurigen Promenade, als ſich abends die Königin zu Bett begeben wollte und nur noch ihr Nachtgebet zu verrichten hatte, verwandte ſich eine ihrer Frauen zu Gunſten eines alten Hofherrn, der ſeit langer Zeit in ihren Dienſten ſtand und um eine Gnade bat. Marie, die ſoeben der Königin die Schuhe abnahm, unterſtützte dieſe Empfehlung. Da ſie aber die Königin wenig geneigt fand, ſagte ſie oder gab ihr mit etwas bitterm Lächeln zu verſtehen, daß man ſeine alten Diener nicht vergeſſen müſſe. Anna fing Feuer, ihrer ſonſtigen Gewohnheit entgegen, und glaubte jetzt den Augenblick gekommen. Sie erklärte ärgerlich, daß ſie ihrer Verweiſe müde und höchſt unzufrieden mit ihrem Verhalten ſei. Mit dieſen Worten warf ſie ſich ins Bett und befahl ihr, den Vorhang vorzuziehen und ihr kein Wort mehr zu ſagen. Wie vom Blitz getroffen, ſtürzte Marie auf die Knie und rief, die Hände faltend, Gott zum Zeugen ihrer Unſchuld und der Reinheit ihrer Abſichten an, indem ſie die Königin verſicherte, ſie glaube, niemals in einer ihrer dienſtlichen oder perſönlichen Verpflichtungen ſich vergangen zu haben. Dann begab ſie ſich, tief ergriffen und gewiß innig betrübt, auf ihr Zimmer. Am folgenden Morgen ließ ihr die Königin ſagen, ſie möge ſie verlaſſen und ihre Schweſter d'Escars mit ſich nehmen. So erzählt Frau von Motteville den Hergang. Etwas verſchieden lautet er in der Vie manuscrite, wonach Marie, ſogleich die Abſicht der Königin und ihre bevorſtehende Entlaſſung begreifend, keineswegs auf die Knie ſank, noch ſonſt etwas that, die Königin zu begütigen, ſondern, wie ſie auch an andern Abenden gewohnt war, den Vorhang zuzog und dabei ſagte: „Ich verſichere Sie, Madame, daß ich, hätte ich Gott mit ebenſoviel Eifer und Inbrunſt gedient, wie Zeit meines Lebens Ihro Majeſtät, eine große Heilige ſein würde." Hierauf — ſo heißt es weiter — ihre Augen zu einem neben dem Bette hangenden Crucifix erhebend, ſprach ſie mit lauter Stimme: „Du weißt, o Herr, was ich für ſie gethan habe.“ Die Königin ſprach nichts, und Marie rechnete mit Beſtimmtheit darauf, daß ſie am nächſten Tage ihren Abſchied erhalten würde, wie denn auch geſchah. Frau von Motteville, welche ſie vor ihrem Scheiden auf ihrem Zimmer beſuchte, fand ſie ziemlich gefaßt und ergeben in ihr Misgeſchick; aber ihr Gemüth, das ſich anfangs durch keinen Seufzer Luft machte, war zuletzt ſo angegriffen, daß ſie erkrankte. Am Tage nachher, wo ihr ein doppelter Aderlaß während der Nacht Erleichterung gebracht hatte, verließ ſie den Palaſt, „von jedermann bedauert“, und die Königin oder vielmehr der Cardinal unterſagte jede Verwendung für ſie. Ihr aber traten jetzt die prophetiſchen, oft wiederholten Worte Ludwig's vor die Erinnerung: „Sie haben Unrecht; Sie dienen einer Undankbaren.“ Allein zu gleicher Zeit gedachte Marie auch Louiſens von Lafayette und beſchloß, es ihr nachzuthun. Ihr Chriſtenthum hatte ihr verboten, am Hofe länger auszuhalten, wenn ſie da nichts weiter als eine dienſtbefliſſene Duenna vorſtellen ſollte; jetzt zeigte es ihr eine Zufluchtsſtätte, wo ſie Schutz fand gegen die Gnaden und Ungnaden der Königin. Sie ließ ſich nach dem Nonnenkloſter Ste.-Marie in der Straße St.-Antoine bringen, willens, hier eine Kloſterſchweſter zu werden.

Allein die Vorſehung hatte es anders beſchloſſen; Marie von Hautefort ſollte in die Welt zurückkehren und eine ihrer Zierden werden. Ihr Sturz koſtete ihr wol manche Freunde. Sie ſah weder Frau von Motteville wieder, die ſich übrigens dem Willen der Königin nur ungern fügte, noch den Ritter de Jars, der mit den Jahren und einer einträglichen Pfründe ein anderer

Menſch wurde und ſich durch die Beſorgniß, Mazarin zu misfallen, abhalten ließ, irgend etwas für ſie zu thun. Aber andere Freunde beſaß ſie noch, die ihr treu blieben und in ihrer jetzigen Lage Beweiſe über Beweiſe von Achtung und Liebe gaben. Ihre Anbeter freuten ſich faſt, ſie jetzt arm und verfolgt zu ſehen; ſie meinten, wenn ſie ihr jetzt Herz und Glücksgüter zu Füßen legten, würden ſie leichtere Aufnahme finden. Der Herzog von Ventadour erklärte öffentlich, er würde ſich glücklich in ihrem Beſitze fühlen, wenn ſie auch keinen Stüber (double vaillant) beſäße, ließ es aber nicht bei bloßen Worten bewenden, ſondern theilte der Regentin ſeinen Entſchluß mit, bat um ihre Zuſtimmung und erhielt ſie. Dieſe ſchöne Treue rührte Marien, konnte ſie aber nicht bewegen, ihr Kloſter zu verlaſſen. Gaſſion war nicht glücklicher. Er war vor kurzem Marſchall geworden, ſtand ſehr gut mit dem Hof und den Condé, und ſah die glänzendſte Laufbahn vor ſich. Dies machte ihn ſo beherzt, daß er ſich eines Tages, ohne ſeine Abſicht jemand zu vertrauen, am Sprechgitter des Kloſters einfand. Marie wurde durch die Nachricht, daß der Marſchall von Gaſſion ſie am Fenſter zu ſprechen wünſche, höchlich überraſcht, mehr noch aber durch ſeine Liebeserklärung und einen Heirathsantrag, beide gleich unerwartet. In ihrer Verlegenheit ließ ſie ihn wol lange auf eine Antwort harren. Nachdem ſie ſich endlich geſammelt hatte, bezeigte ſie ſich ſehr dankbar für die Ehre, die er ihr zudächte, geſtand, daß ſolch eine Verbindung für ſie höchſt vortheilhaft ſein würde, fand aber in der Verſchiedenheit der Religion ein nicht zu beſeitigendes Hinderniß, indem ſie ſich nie würde entſchließen können, einen Nichtkatholiken zu ehelichen. Der Marſchall, der auch nicht Luſt hatte, ſich zu bekehren, nahm dieſen Beſcheid für eine

Abweiſung, ging betrübt von dannen und war nur froh, daß er niemanden zum Zeugen ſeines Nichterfolges hatte [1]).

Einige Zeit hernach erhielt die ſchöne Klausnerin einen andern Beſuch oder wenigſtens eine Botſchaft, welche ſie nicht ſo unempfänglich traf. Sie verließ ihre Zelle und erſchien wieder in der Welt, ohne jedoch an den Hof zu kommen, und bald verbreitete ſich das Gerücht, daß Marie von Hautefort Marſchallin und Herzogin von Schomberg werden würde. Alle Rechtſchaffenen ohne Unterſchied der Partei freuten ſich über eine ſo paſſende Verbindung. Nur einer Perſon machte ſie Kummer, des Marſchalls Schweſter, Johanna von Schomberg, Herzogin von Liancour. Sie hatte etwas von der Leidenſchaft ihres Gatten für Marie geargwöhnt, und hegte Angſt vor einem Bündniß, welches ſo leicht das Feuer wiederanfachen konnte, weil alsdann das öftere Sehen der gefährlichen Schönheit unvermeidlich wurde. Alſo ſetzte ſie ſich vor, den ſchon weit gediehenen Heirathsplan zu vereiteln. Ohne von ihren eigentlichen Befürchtungen etwas zu verrathen, entdeckte ſie Marien im Vertrauen, der Marſchall, ihr Bruder, ſei zu ſo großem Aufwand bei der Armee und in ſeinen andern Beamtungen genöthigt worden, daß er ſo ziemlich ein ruinirter Mann und, um ſich wieder emporzuhelfen, durchaus einer reichen Frau bedürftig ſei; beſtehe er jedoch auf der Verbindung mit ihr, ſo ſei ſein Haus ohne Rettung verloren; im Namen der Freundſchaft alſo, welche Marie ihrem Bruder bezeige, komme ſie jetzt und bitte, ihr dieſem Unglück vorbeugen zu helfen. Leicht denklich iſt der Eindruck, den ſolche Reden auf Marie machen mußten. Man forderte, daß ſie auf ihre letzte Hoffnung verzichten ſollte. Was mußten Hof und Paris zu einem ſo unvorhergeſehenen Bruche ſagen? Warum hatte man ſie aus dem Kloſter gezogen, wo ſie jetzt, nach einer öffentlichen Beſchimpfung dieſer Art, nicht mit Ehren wieder eintreten konnte? Wie kam es, daß Schomberg nicht dies alles überlegt hatte, bevor er eine ſo feierliche Verpflichtung auf ſich nahm? Und hatte er ſie ſo wenig lieb, daß er erſt im äußerſten Momente ans Ueberlegen dachte? — Aber verſtand denn auch Frau von Liancourt ihren Bruder recht, und deutete ſie ſeine Willensmeinung richtig? Sie alſo ſollte Glück und Ehre Rückſichten zum Opfer bringen, die ihrer ſo wenig als des Mannes, für welchen ſie ſchon anfing, Liebe zu fühlen, würdig waren? So kämpften in ihrer Bruſt Neigung, Ehrgefühl, Edelmuth, Unwille, Scham einen ſchmerzlichen Kampf. Der Edelmuth trug den Sieg davon. Sie wollte Schomberg nicht ſchaden und verſprach ſeiner Schweſter, daß der von ihr gefürchtete Ehebund nicht geſchloſſen werden ſollte. Kaum aber war jene gegangen, als die Arme, wie erſchöpft von ſo viel Gemüthsbewegungen, in einen Zuſtand verfiel, der an Verzweiflung grenzte. Sie war entſchloſſen, aber untröſtlich in ihrem Leid. Einige Tage nachher aber, wo ſie, krank und tiefgebeugt, bis ſpät im Bette geblieben war, kam ein Freund Schomberg's, der beiden als Vermittler diente, Herr von Villars, zu Beſuch. Dieſem gedachte ſie eben zu erklären, daß ſie den Stand der Dinge und die Gedanken des Marſchalls kenne und ihm ſein Wort zurückgebe, als ihr Villars zuvorkam und ſie wegen ihres langen Verbleibens im

---

[1]) Marie von Hautefort würde Gaſſion nicht lange beſeſſen haben. Jean de Gaſſion, einer Béarner Adelsfamilie entſtammend und geb. 20. Aug. 1609, wurde am 28. Oct. 1647 bei Belagerung der Feſtung Lens tödtlich verwundet und † 2. Nov. darauf zu Arras.

Bette ausſchalt, während er ſich bei guter Zeit aufgemacht hätte, um in ihrem und Schomberg's Kirchſpiel Aufgebot und Trauung zu beſtellen. Zugleich ſtellte er ihr vom Marſchall einen Brief zu, dringender und verliebter als je einer. Marie wußte nicht, was ſie denken ſollte, und verſtummte. Mittlerweile kam auch die Herzogin von Liancour zurück, ſank in Mariens Arme, bat ſie erröthend um Vergeſſen ihrer Schwäche, und bat ſie, ihr eine Schweſter zu ſein, ohne zu verhehlen, was ſie zu ihrem frühern Verfahren vermocht hatte.

So ſchloß der romantiſche Theil von Mariens von Hautefort Leben. Sie wurde am 6. Sept. 1646 Herzogin von Schomberg, jetzt 30 Jahre alt. Von da an verfloß ihr Leben ſo friedlich, als ihre Jugend bewegt und ſtürmiſch geweſen war. In der zweiten Hälfte ihrer Lebensbahn tritt ſie uns als zärtliche Gattin, als fromme Witwe (ſeit 1656), als Beſchützerin und Freundin Boſſuet's, als Zierde ſo manches gewählten Cirkels und hochgeehrt von Ludwig XIV., beſonders auch als eine würdige Schülerin des heiligen Vincent de Paula entgegen, während ihr Haus das ſtete Aſyl der Unglücklichen, Unterdrückten und Leidenden blieb, vornehmlich aber dem weiblichen Geſchlecht als Zufluchtsſtätte geöffnet war. Von ihrer angebornen Lebendigkeit blieb ihr in dieſer ſpätern Zeit nichts als ihre bis faſt zur Leidenſchaft getriebene Güte und die Himmelsflamme chriſtlicher Barmherzigkeit, welche ihr den ſchönen Namen einer Mutter der Armen erwarb. Kinder brachte ſie ihrem Gemahl, welchen ſie volle 35 Jahre überlebte, nicht. Ihr Ende erfolgte am 1. Aug. 1691, im Alter von $75\frac{1}{2}$ Jahren.

Eduard Köhler.

VI. Heinrich von Uechteritz.

Die von Uechteritz ſind ein altes Geſchlecht, das ſich in vielen Linien, deren genealogiſcher Zuſammenhang, wenn auch unbeſtreitbar, doch kaum mit Sicherheit nachzuweiſen iſt, über Schleſien, die Lauſitzen, die Marken, die meißniſch-thüringiſchen Lande verbreitet hat. Urkundlich zuerſt kommen ſie an der Spitze des ſtädtiſchen Gemeinweſens der Sechsſtadt Lauban vor (1304), daneben ſchon damals mit Ritterleben begütert. Möglich dabei doch, ja wahrſcheinlich, daß ſie urſprünglich Deutſche, ſchöffenbare Freie waren, die mit der ſich wieder oſtwärts wendenden Flut der Eroberung in die Lauſitzen gekommen waren, und ſich nach irgend einem wendiſchen Orte, auf dem ſie ihren Sitz genommen, benannt hatten. Iſt dies der Fall, ſo wäre es vielleicht nur eine Rückkehr zur alten Heimatsgegend geweſen, was einen Wilhelm von Uechteritz beſtimmte, ſich aus Schleſien nach den Grenzen von Thüringen zu wenden, und um 1405 das Rittergut Lütſchena bei Leipzig zu erkaufen. In unſerer Zeit iſt daſſelbe als der Sitz einer Muſterwirthſchaft des Freiherrn von Speck-Sternburg bekannt geworden. Aber wol vierhundert Jahre lang war es in den Händen der Nachkommen jenes Wilhelm, der hier eine von den übri zen völlig getrennte Linie ſeines Hauſes begründete, die ſich auch in mehrere Zweige theilte.

Einer ſeiner Nachkommen, Andreas von Uechteritz auf Lütſchena, Medewitſch und Freiroda, hatte mit Anna Maria von Breitenbach aus Kroſtewitz zwei Söhne erzeugt: Bernhard und Johann Chriſtoph. Der letztere war Hofjunker an dem herzoglich holſtein-gottorpiſchen Hofe geworden und war jener denkwürdigen Geſandtſchaft nach Perſien gefolgt, an der auch der Dichter Flemming theilnahm (1633—1635), und deren Erlebniſſe von Olearius in einer bekannten Schrift ausführlich geſchildert worden ſind. Uechteritz fungirte als Kammerherr bei der Geſandtſchaft, und gehörte mit Kruſe, Grahmann, Flemming, von Mandelsloh, von Imhoff, Bernoulli u. A. zu dem beſſern Theile derſelben, hatte aber eben deshalb von dem tollen Eigenſinn und den ſelbſtſüchtigen Ränken, welche Brüggemann ſpäter auf dem Schaffotte büßen mußte, manches zu leiden. Nach der Rückkehr blieb er als Kammerjunker an dem Hofe des trefflichen Herzogs Friedrich III. von Holſtein-Gottorp [1]). Er hat auch ſelbſt eine Beſchreibung der Reiſe verfaßt, die von Olearius herausgegeben worden iſt.

Während er nun in fremden Ländern umhergezogen war, hatte ſein älterer Bruder, Bernhard (geb. 9. Dec. 1598), die väterlichen Güter übernommen, geheirathet [2]) und zwei Söhne erzeugt, von denen der eine, Wolf Rudolf, den Stamm auf Lütſchena fortpflanzte, der ältere [3])

---

[1]) Geb. 22. Dec. 1597, † 10. Aug. 1659, verm. 21. Februar 1630 mit Maria Eliſabeth, Tochter des Kurfürſten Johann Georg I. von Sachſen (geb. 22. Nov. 1610, † 24. Juni 1684).

[2]) Sidonie, Tochter Wolf Rudolf's von Ende auf Zſcheplin und Sidonien von Schönfeld aus Belgershain, geb. 1602, † 1660.

[3]) Dies muß er geweſen ſein, da er 1650 ſchon in den Krieg zog, während ſein Bruder erſt am 24. Juni 1636 geboren war.

aber, Heinrich, wie der Oheim, ſein Glück in fremden
Ländern zu ſuchen ſich vornahm. Er ſuchte es jedoch
nicht, wie der Oheim, an Höfen und auf diplomatiſchen
Sendungen, ſondern im Kriege, und da er erſt zu eine
Zeit zur Mannheit reifte, wo in Deutſchland und a
deſſen Grenzen der Friede hergeſtellt war, ſo zog es ih
über das Meer, nach den britiſchen Inſeln, wo ein Bür
gerkrieg tobte, in welchem ein deutſcher Edelmann nu
für den König Partei nehmen konnte; ja, in welchem
jeder Rechtliebende nur für den König Partei nehme
konnte, nachdem die Gegenſeite, die im Anfange wo
im Rechte geweſen war, ihrerſeits längſt deſſen Grenze
überſchritten und ſich Anmaßung aller Art erlaubt hatt
Heinrich von Uechteritz ging über Norwegen nach Schot
land (1650), wo er unter die Reiter des Lord Ogilb
trat, und 1651 mit der ſchottiſchen Kriegsmacht Karl's I
den übel beplanten und übel geleiteten Zug nach Eng
land machte, der mit der Schlacht von Worceſter (3. Sep
1651) ſein für lange Zeit alle Hoffnungen der Royaliſte
erſtickendes Ende fand. Unſer Uechteritz war nicht
glücklich, zu entkommen und, wie ſein König, die Abe
teuer einer romantiſchen Flucht zu beſtehen. Er wur
von des Cromwell eigenem Regimente gefangen, bei deſſe
triumphirendem Einzuge (22. Sept.) mit nach Lond
gebracht, von Cromwell ſelbſt einem ſcharfen Verhö
unterworfen, drei Monate lang in London in harter Ha
gehalten, und dann, ohne Rückſicht darauf, daß er wed
ein Rebell gegen die beſtehenden Autoritäten, noch e
auf eigene Fauſt kämpfender Freiſchärler war, ſonde
mit dem Heere des rechtmäßigen Königs von Schottla
gegen die factiſche Regierung Englands, der er in kein
Weiſe verpflichtet war, gekämpft hatte, folglich als Krieg
gefangener zu behandeln war, mit allen andern Gefa

genen, ſoweit ſie nicht durch ihre Stellung zu der Auszeichnung des Schaffotes berufen waren, einem Geſchicke beſtimmt, das ihm härter erſcheinen mußte, als der Tod. Wol gereicht es der engliſchen Nation zur Ehre, daß ihre Revolutionen weſentlich unblutiger geweſen ſind, als die der romaniſchen Völker, und mag dies theilweiſe ihrem ruhigeren, weniger leidenſchaftlichen Temperamente zuzuſchreiben ſein. An der Maßregel aber, die man damals ergriff, mag doch wol auch die Berechnung ihren Antheil gehabt haben. Wir denken dabei nicht an jene höhere politiſche Berechnung, welche darauf fußen konnte, daß politiſche Bluturtheile öfters mehr eine anreizende, als eine abſchreckende Wirkung haben, ſondern an die rein mercantiliſche, die ſich in einem andern Sinne, als in dem es ein philanthropiſcher Schriftſteller der Neuzeit that, ſagte: Der ſchlechteſte Gebrauch, den man von einem Menſchen machen könne, ſei, daß man ihn henke.

Uechteritz wurde, mit 1300 andern Gefangenen, nach den weſtindiſchen Colonien gebracht, wo ſie an die Pflanzer als weiße Sklaven verkauft wurden; eine Finanzſpeculation, mit der ſich, nach dem Vorgange der Republik, auch die nachfolgenden Regierungen Karl's II. und Jakob's II. gelegentlich beſchmuzt haben. Uechteritz kam zu Barbadoes, für 800 Pfund Zucker, in die Hände eines Pflanzers Whitaker, der ſeinen Sklavenſtall noch mit 18 andern weißen Sklaven bereicherte, und mußte nun unter dem Drucke des tropiſchen Klimas alle die, für die weiße Race in der Regel tödtlichen Arbeiten verrichten. Indeß ein alter Spruch, deſſen Gehalt allerdings auf dem Werthe der menſchlichen Anſichten über Leben und Tod beruht, ſagt: ſolange noch Leben iſt, iſt noch Hoffnung. Uechteritz' Elend währte nur 18 Wochen. Nach dieſer Zeit kamen niederländiſche Schiffe, und ihre Ankunft verdoppelte die Sehnſucht des Gefangenen nach Freiheit und Vaterland. Er faßte ſich ein Herz und trat ſeinen Herrn mit der flehentlichen Bitte an, daß er ihn doch losgeben und mit jenen Schiffen wieder zu den Seinigen ziehen laſſen möge. Whitaker fragte: wer er denn wäre und was er für Aeltern gehabt hätte, worauf Uechteritz verſetzte: er würde ihm doch nicht glauben, wenn er auch ſeine Abkunft angäbe; es wäre aber einer mit ihm auf dieſe Inſel verkauft worden, der ein Capitain-Lieutenant geweſen; den ſolle er fragen; der wurde ſchon berichten, wie es mit ihm ſtehe. Whitaker ließ den ehemaligen Capitain-Lieutenant kommen und erfuhr von ihm, daß deſſen Mitgefangener in der That ein Deutſcher und der Sohn bemittelter Aeltern adeligen Geſchlechts ſei, die, wenn ſie nur wüßten, wo ihr Sohn ſich befände, gewiß kein Opfer ſcheuen würden, ihn loszukaufen. Nun ging Whitaker zu den Kaufleuten, die mit jenen Schiffen gekommen waren, erzählte ihnen die Sachlage und erklärte ſich bereit, den Sklaven loszugeben, wenn ihm die 800 Pfund Zucker, für die er ihn gekauft, vergütet würden. Die Kaufleute wollten den Namen des Gefangenen wiſſen, wonach Whitaker demnach bei ſeiner Zurückkunft fragte. Es ſchien ein Unglück, daß er ihn misverſtand und, in wunderlicher Verwechſelung, den Kaufleuten, ſtatt Uechteritz, Lüder angab. Doch auch dies erwies ſich zum Glücke; denn unter den Kaufleuten befand ſich ein Hans Lüder, der ſogleich ſeinen Namensverwandten ſelbſt zu ſprechen begehrte. Nun entwickelte ſich freilich das Misverſtändniß; es ergab ſich aber auch, daß dieſer Lüder aus Holſtein gebürtig war, daß ihm der Johann Chriſtoph von Uechteritz am gottorpiſchen Hofe bekannt war, daß er des Olearius Reiſebeſchreibung geleſen hatte, ja, daß ſich die erſte Ausgabe derſelben auf dem Schiffe befand. Sie fragten den Gefangenen daher nach ſeinem Vetter, worauf er ihnen erklärte, daß dies ſeines Vaters leiblicher Bruder ſei, er ſich auch wohl erinnere, daß derſelbe mit einer Legation aus Holſtein nach Perſien gereiſet, das Nähere ihm aber wegen ſeiner damaligen Jugend entfallen ſei. Die Kaufleute, um ihrer Sache gewiß zu werden, wählten nun ein etwas ſeltſames Experiment, das leicht für unſern Uechteritz hätte unglücklich ausſchlagen können. In jener Ausgabe des Olearius befand ſich, unter andern Porträts, auch das des Uechteritz. Sie klebten nun die Namen unter den Conterfeis mit Papier zu und verlangten von Uechteritz, er ſolle ſeinen Vetter herausfinden. Abgeſehen nun von dem Zweifel, ja der Unwahrſcheinlichkeit, daß jene Porträts getroffen waren, ſo hatte er ſeinen Oheim nur ein einzigesmal in früher Kindheit geſehen und beſaß auch kein ſonderliches Gedächtniß für Phyſiognomien. Er beſah ſich daher die Bilder lange Zeit traurig und unſchlüſſig, und rieth endlich, weniger der Geſichtszüge, als der Friſche der Stellung halber, auf eins, das zum Glücke das richtige war. Nun waren die Kaufleute zufrieden, bezahlten den Whitaker und rüſteten Uechteritz auch mit anſtändigen Kleidern aus, für was alles er ihnen eine Verſchreibung über 450 Thlr. ausſtellte.

Das war für jene Zeit keine geringe Summe und Uechteritz, der ſeine Aeltern bald nach den Verwüſtungen des Dreißigjährigen Krieges verlaſſen hatte, mochte vielleicht wiſſen, wie ſelten damals im Haushalte auch der Edelleute größere Baarſchaft geweſen, welche Mühe es wol auch ſeinen Aeltern gekoſtet, das zu ſeiner Ausrüſtung Nöthige aufzubringen. Er war daher in Sorgen, ob ſeine Aeltern die Verſchreibung würden honoriren können und wollen, und leichtſinnig über dergleichen zu denken, lag damals noch nicht in der Zeit. So ging er immer noch traurig umher, bis die Kaufleute, die ihm immer tröſtend zugeſprochen, durch jenen Holſteiner Hans Lüder vermocht wurden, ihm die ganze Forderung zu erlaſſen und ihm die Handſchrift zerriſſen wieder zuzuſtellen. Dagegen mußte er ihnen verſprechen, ſich nach ſeiner Rückkehr ſogleich nach Gottorp zu begeben und ſeinem Vetter, deſſen Fürſprache am gottorpiſchen Hofe ihnen von großem Nutzen ſein könne, zu erzählen, was ſie um ſeinetwillen auf Barbadoes für ihn gethan. Ein rechter Mann thut nichts halb. Da ſie ſelbſt nicht ſofort nach Europa zurückwollten, ſo verdingten ſie ihn auf ein aus Braſilien angekommenes Schiff, das nach Amſterdam wollte, bezahlten die Ueberfahrt für ihn und gaben ihm noch einen Wechſel von 100 Thlrn. auf Amſterdam mit. Nachdem er den dankbarſten Abſchied von ſeinen Befreiern und Wohlthätern genommen, fuhr er mit günſtigem Winde glücklich nach Amſterdam [1]), erhielt hier die 100 Thlr., und reiſte damit ſofort nach Gottorp, der Pflicht der Dankbarkeit ſeine Sehnſucht nach der Heimat nachſetzend. Der Oheim nahm ihn aufs freundlichſte auf, fand ſich durch die Nachricht, wie wirkſam ſein Name in ſo fernen Landen geweſen, überaus geſchmeichelt, ließ dem Kaufmann Lüder zur Erkenntlichkeit einiges Geld auszahlen und ſchaffte den Neffen, nachdem er ihn einige Zeit bei ſich behalten, auf ſeine Koſten in die Heimat.

Er wird die Aeltern noch am Leben und den Bruder zum Jüngling herangewachſen gefunden haben. Bei der ſpätern Erbtheilung übernahm er Medewitſch (bei Pegau) und überließ dem Bruder das weitere Erbe um ſo williger, als er ſelbſt durch eine reiche Heirath in den Stand geſetzt ward, auf anderen Gütern eine eigene Linie zu gründen, die uns jedoch nur bis auf die Enkel bekannt iſt. Er vermählte ſich nämlich mit Rahel Sophie, einer Tochter Otto's von Reitzſchütz auf Röſſeln, Steckelberg und Wernsdorf, aus deſſen zweiter Ehe mit Chriſtine Pflugk aus Eythra. Zwar hatte dieſelbe einen Stiefbruder, aus der erſten Ehe ihres Vaters mit Anna Katharina von Schäpelitz [1]) aus Domſen, Georg Otto auf Steckelberg, Wöhlitz ꝛc., der jedoch auch nur eine Tochter [2]) hinterlaſſen zu haben ſcheint. Jedenfalls finden wir unſern Heinrich als Beſitzer von Röſſeln, Wernsdorf und Medewitſch, ſeinen Sohn Karl Heinrich als Beſitzer von Röſſeln und Medewitſch bezeichnet.

---

[1]) Die Hinfahrt nach Barbadoes, wie die Rückfahrt, hatte 18 Wochen gedauert, was für außerordentlich ſchnell galt.

Curios übrigens, was die Uechteritze mit überſeeiſchen Ländern zu thun gehabt. In einer ganz andern, ſchleſiſchen Linie finden wir von zwei Brüdern, Karl Ernſt (geb. 18. Sept. 1735), und Friedrich Oswald [3]) (geb. 28. Nov. 1738), angemerkt, daß ſie erſt preußiſche Lieutenants geweſen, dann aber zuſammen, im Dienſte der holländiſch-oſtindiſchen Compagnie, als Offiziere nach Ceylon gegangen ſeien. Was ſie dort gewirkt und erfahren, iſt uns dermalen unbekannt. Gewiß aber iſt es nicht ihre Erbſchaft geweſen, welche einen Enkel des Bruders unſers Heinrich von Uechteritz, einen Joſeph Jedidga von Uechteritz [1]) auf Lütſchena, Freiroda, Spanſidorf ꝛc., beſtimmte, 1762 eine Reiſe nach Oſtindien zu unternehmen, auf der er (10. März) das Ziel ſeines Lebens fand, noch ehe er das Ziel ſeiner Reiſe erreicht hatte.

---

[1]) Dieſe in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts erloſchene Familie wird auch Zſchepelitz geſchrieben. Die Epitaphien ihrer letzten Glieder ſind noch jetzt in der Pfarrkirche zu Grunau bei Hohenmölſen zu ſehen. In derſelben Gegend liegen die Güter Röſſeln, Steckelberg, Wernsdorf, Wöhlitz, Domſen.

[2]) Sie verheirathete ſich an einen Hauptmann von Meyradt.

[3]) Sie waren Söhne eines Ernſt Siegfried von Uechteritz und Einer von Haugwitz. Ihre Schweſter, Karoline Erneſtine, geb. 1773, war — ein damals noch nicht ſo häufiger Fall — mit einem Prediger bürgerlichen Standes verehelicht, dem Pfarrer Töpffer in Rimptſch.

---

[1]) Geb. 11. März 1722; zweimal verheirathet; Vater von zehn Kindern, von denen doch bei ſeinem Tode nur noch vier oder fünf lebten. (Das jüngſte Kind, erſt im zweiten Jahre ſtehend, ſtarb nämlich auch 1762.)

VII. Die Gräfin von Allſtädt.

Nebſt andern Zügen aus der Familiengeſchichte der Kospoth.

Herzog Bernhard zu Sachſen-Jena, geb. 21. Febr. 1638, war das ſiebente Kind und der ſechste Sohn des ritterlichen, aus der Geſchichte der erſten Hälfte des Dreißigjährigen Krieges wohlbekannten Herzogs Wilhelm zu Sachſen-Weimar [1]) und der Eleonore Dorothea von Anhalt-Deſſau [2]), ein Neffe Ernſt des Frommen zu Sachſen-Gotha und des berühmten Bernhard von Weimar. Er war der jüngſte der überlebenden Söhne ſeiner Aeltern und theilte ſich mit ihnen in die väterliche Erbſchaft, indem der älteſte, Johann Ernſt, die noch blühende Linie zu Weimar gründete, welche nachmals die geſammten Lande wieder vereinigte, Adolf Wilhelm den eiſenachiſchen Antheil erhielt, jedoch nur eine ſchwangere Witwe hinterließ, deren nach des Vaters Tode geborenes Söhnlein im dritten Jahre ſtarb (23. Febr. 1671), Johann Georg zuerſt zu Markſuhl reſidirte, 1671 aber auch Eiſenach bekam und ſeine Beſitzungen wenigſtens auf ſeine Enkel vererbte, mit denen jedoch (26. Juli 1741) auch dieſer Zweig erloſch, und Bernhard in Jena eingeſetzt ward.

---

[1]) Geb. 11. April 1598, † 17. Mai 1662.

[2]) Geb. 6. Febr. 1602, vermählt 23. Mai 1625, † 26. Dec. 1664, nachdem ſie ſieben Söhne und zwei Töchter geboren, von denen vier Söhne und eine Tochter die Aeltern überlebten.

Wir wiſſen nicht, wodurch es gekommen, daß Bernhard ſich eine Gemahlin aus Frankreich ſuchte, die Marie de la Tremouille, des Herzogs Heinrich von Thouars Tochter (geb. 26. Jan. 1632). Er ſoll ſie auf einer Reiſe nach Paris kennen gelernt haben, und in Paris fand auch die Vermählung, bald nach dem Tode ſeines Vaters, am 10. Juni 1662 ſtatt. Die Ehe ward keine glückliche, ungeachtet fünf Kinder aus derſelben geboren wurden [1]), von denen jedoch nur ein Sohn und eine Tochter die Aeltern überlebten, der letztere auch nur für kurze Zeit. An wem die Schuld des Misverhältniſſes gelegen, wiſſen wir nicht. In den folgenden Mittheilungen tritt nichts Poſitives hervor, das uns berechtigte, dieſelbe auf Seiten der Herzogin zu ſuchen, wiewol dieſe freilich die pariſer Eleganz in dem damaligen Thüringen ſchmerzlich vermißt und manche Tristia ex Ponto an die Ufer der Seine geſendet haben mag.

In der Umgebung der Herzogin befand ſich, nach der damaligen Hofſitte unter dem beſcheidenen Titel einer Kammerjungfer, ein Fräulein Marie Eliſabeth von Koſpoth, welches jedenfalls weſentlich zur Verſchlimmerung jener Mishelligkeiten beitrug, wenn wir auch nicht entſcheiden wollen, ob es urſprünglich wirklich nur die Tröſterin des Herzogs in ſeinem Eheverdruſſe, oder von Haus aus die hauptſächliche Quelle deſſelben war. Jedenfalls gewann und behauptete dieſe Dame eine entſchiedene

---

[1]) Wilhelm, geb. 24. Juli 1664, † 21. Juni 1666, eine am 7. April 1666 todtgeborene Tochter, Bernhard, geb. 9. Nov. 1667, † 26. April 1668, Charlotte, geb. 20. Dec. 1669, † 6. Jan. 1703, Johann Wilhelm, geb. 28. März 1675, † 4. Nov. 1690.

Gewalt über ſein Herz, und da ſie, 1629 geboren, faſt ein Jahrzehend älter als er war und bei ſeiner Verheirathung ſchon in den dreißiger Jahren ſtand, ſo wird es wenigſtens wahrſcheinlich, daß ſie nicht in Unerfahrenheit ein Opfer der Verführungskünſte eines ſtürmiſchen Liebhabers geworden, ſondern in der ganzen Angelegenheit von Klugheit und Berechnung geleitet worden iſt. Sie war eine Enkelin Joſeph's von Kospoth auf Seibothendorf, Schilbach und Langenwolfersdorf († 1582), von welchem alle die heutigen Kospoth ſtammen, nachdem die damals noch daneben beſtehenden Linien erloſchen ſind. Derſelbe war, als Hauptmann und ſeit 1550 als Oberſtlieutenant, dem bekannten unruhigen Markgrafen Albrecht von Culmbach gefolgt, war mit vor Metz geweſen, und hatte ſpäter als kaiſerlicher Oberſt in Ungarn gekämpft und große Kriegsbeute gemacht, mit der er 1565 nach Hauſe kehrte, Langenwolfersdorf von ſeinen Vettern erkaufte, ſich 1566 mit Katharine von Eichicht [1]) verehelichte und bei ſeinem 1582 zu Langenwolfersdorf erfolgten Tode ein Vermögen hinterließ, das es ſeiner ihn noch bis zum 25. Oct. 1610 überlebenden Witwe möglich machte, ihren zu reifern Jahren aufwachſenden Söhnen [2]) eine glänzende Erziehung zu gewähren und ſie oder ihre Nachkommen überhaupt in den Stand zu ſetzen, aus dem beſchränktern Kreiſe, in dem die Familie bis dahin großentheils gelebt hatte, in höhere Stellungen aufzuſtreben. Ihr älteſter Sohn, Friedrich, geb. 22. März 1569, hatte das Gymnaſium zu Hof und die Univerſitäten Jena, Straßburg und Padua beſucht, worauf er ſich, nach vierjährigen Studien daſelbſt, noch fünf Jahre lang in fremden Ländern umſah und, da man damals noch wirklich zur Erweiterung ſeiner Kenntniſſe und Ausbildung ſeines Charakters, nicht, wie ein Jahrhundert ſpäter, zur Verderbniß der Sitten und Aneignung bloßer Weltbildung reiſte, von ſeinen Reiſen einen ſo guten Ruf mit zurückgebracht, daß er zum Prinzenhofmeiſter am weimariſchen Hofe erwählt wurde. Als ſolcher ſoll er einmal acht Prinzen zugleich unter ſeiner Obhut gehabt haben. Die Zeitbildung bezeichnet es, daß von ihm gerühmt wird, ein wie fertiger Hebräer er geweſen ſei, der das Alte Teſtament in der Urſprache geleſen habe. Nachdem ſeine Erzieherrolle beendigt war, trat er in den Staatsdienſt der ſächſiſchen Erneſtiner und ward 1618 Geheimer Kammerrath, 1621 Hofrichter zu Jena [1]), 1627 ebendaſelbſt Amtshauptmann und legatus ad actus academicos perpetuus. Er gehörte zu den erſten, die in den Palmenorden aufgenommen wurden, und erhielt darin den Namen: „der Helfende", mit dem Kraute Poley als Symbolum und den Worten: „in

---

[1]) Einer Tochter Alexander's von Eichicht auf Langenberg, Hauptmanns zu Jena, und der Katharina von Bolgſtädt aus Burkersdorf.

[2]) Die Töchter verheiratheten ſich, Barbara, geb. 1568, mit Hans Heinrich von Reitzenſtein auf Sparenberg, Marie, geb. 1571, mit Heinrich von Helldorf auf Reuſſen, Magdalene, geb. 1574, mit Hans Joachim von Kospoth auf Gotta. Von den Söhnen war Friedrich der älteſte, von dem im Text gehandelt wird. Jobſt auf Schilbach und Langenwolfersdorf, geb. 1567, † 5. Febr. 1634, reußiſcher Hauptmann zu Gera, pflanzte die Familie andauernd fort. (Sein Sohn Juſt erwarb in Schleſien Anſehen und Reichthum und ward der Vater der erſten Grafen Kospoth. Die heutigen Kospoth

---

ſtammen aber von deſſen älterm Bruder Anton.) Von Alexander wiſſen wir nur, daß er 14. Juni 1572 geb. ward und 1597 ſtarb, ohne Nachkommenſchaft zu hinterlaſſen. Karl, geb. 1570, † 22. Nov. 1614, hatte denſelben Bildungsgang gemacht, wie ſein Bruder Friedrich, und gründete eine Linie zu Langenwolfersdorf und Wölfis, die jedoch mit ſeinen Enkeln erloſch.

[1]) Beiſitzer des Hofgerichts war er ſchon ſeit 1603.

Köthen.“ Er hatte ſich 1628 mit Katharina, der Tochter des oldenburgiſchen Raths und Hofmeiſters Wolf von Jerſen auf Lavenau und Oechtringshauſen [1]), vermählt, die ihm zwei Söhne und eine Tochter gebar, für deren Erziehung aber nicht er ſelbſt lange wirken konnte, da er bereits am 9. Juni 1632 mit Tode abging. [2]) Seine Witwe überlebte ihn um viele Jahre und hat noch 1674 gelebt, ſodaß die Geſchichten ihrer Tochter ihre alten Tage noch bewegt haben. Ob zur Freude, oder zum Kummer, wer will das entſcheiden?

Ihren Söhnen ließ ſie eine des Vaters würdige Erziehung angedeihen, und erlebte es, ſie zu anſehnlichen Würden befördert zu ſehen. Der älteſte, Wilhelm, geb. 7. Dec. 1628, wurde, unter Leitung der Profeſſoren Stahl und Dillherr, durch Privatlehrer auf die Univerſität vorbereitet, ging 1649 nach Wittenberg, wo Ostermann ſein Hospes war, und wo er beſonders bei Buchner, Reußner, Suevius, Coſel hörte, auch eine öffentliche Rede über England hielt, wendete ſich 1653 nach Jena, wo damals die Prinzen Bernhard und Friedrich von Sachſen ſtudirten [3]), hörte hier den berühmten Strauch, ging 1653 nach Strasburg, wo Dr. Tabor ſein Tiſchwirth war, bei dem und Böckler er hörte, und reiſte in demſelben Jahre über Baſel, Genf und Lyon nach Paris, wo er zwei Jahre blieb, dann noch einige Monate zu Blois zubrachte, und darauf London und die Niederlande beſuchte. Erſt 1657 kam er ins Vaterland zurück und trat in die Dienſte des Adminiſtrators von Magdeburg, Herzogs Auguſt von Sachſen-Weißenfels, in denen er, eine Zeit lang auch als Prinzenhofmeiſter fungirend, nach und nach bis zum wirklichen Geheimenrath, Oberhauptmann in Thüringen und Amtshauptmann in Weißenſee aufſtieg, als welcher er 26. Nov. 1678 geſtorben iſt. Er beſaß die Rittergüter Großſtädteln und Güldengoſſa bei Leipzig, die jedoch nicht lange in der Familie geblieben ſind. Denn obwol ihm aus zwei Ehen, neben dreien Töchtern, auch drei Söhne geboren wurden, ſind ihm doch die Söhne theils im Tode vorangegangen, theils in jungen Jahren nachgefolgt [1]) und die einzige Enkeltochter ſeines Namens ſtarb als Kind.

---

[1]) Als ihre Mutter wird Eliſabeth von Thal bezeichnet.

[2]) Er iſt in der St.-Michaeliskirche zu Jena beerdigt, wo ihm ein Epitaphium aufgerichtet wurde, das 300 Thlr. gekoſtet haben ſoll.

[3]) Es können das nur der nachmalige Geliebte ſeiner Schweſter und deſſen im 17. Jahre verſtorbener Bruder geweſen ſein.

Sein Bruder, Friedrich auf Burga, geb. 24. Juni 1630, war mit ihm denſelben Bildungsweg gegangen, hatte ihn nach Wittenberg, Jena und Strasburg begleitet, war mit ihm in Paris und Blois, in London und den Niederlanden geweſen, hatte aber, nachdem ſie bereits ſeit 1657 ins Vaterland heimgekehrt waren und er an den weimariſchen Hof gekommen war, ſich 1660 nochmals auf Reiſen begeben und diesmal Italien beſucht, von wo er erſt im October 1661 zurückkam. Er war dann erſt in weimariſche, ſeit 1662 aber in kurſächſiſche Dienſte getreten, in denen er vielfach zu auswärtigen Miſſionen gebraucht wurde. Seit 1678 war er Oberaufſeher der Grafſchaft Mansfeld, folgte ſeinem damals verſtorbenen Bruder als Geheimrath des Herzogs Auguſt und ward auch kurſächſiſcher Geheimrath. Abwechſelnd zu Halle und zu Eisleben wohnend, iſt er am 14. Oct. 1701 geſtorben, ohne in einer langjährigen Ehe Kinder erzeugt zu haben.

---

[1]) Zwei Söhne überlebten den Vater, von denen der älteſte, Friedrich Joachim, geb. 1662, ſich 1682 verheirathete, aber ſchon 1683 ſtarb. Der zweite, Johann Friedrich, geb. 24. Juni 1672, † 26. Nov. 1689 als Student in Leipzig.

Dieſer Brüder einzige Schweſter nun war die genannte Marie Eliſabeth, über deren Verhältniß zunächſt folgende Urkunde Aufſchluß gibt.

Von Gottes Gnaden, Wir Bernhard, Herzog zu Sachſen ꝛc., Vor Uns, Unſere Erben und Nachkommen, urkunden hiermit, daß, nachdem zwiſchen Uns und der Durchl. Fürſtin, Frau Marien, Herzogin zu Sachſen, geborener Herzogin von Tremouille, Unſerer freundlich geliebten Gemahlin Lbd., ſowohl Anfangs nach Unſerer Fürſtlichen Vermählung, als nachgehender Zeit viele ſchwere Irrungen, Zwiſtigkeiten und Misverſtände ſich ereignet, wodurch die gegeneinander tragende eheliche Liebe faſt gänzlich erloſchen, bald Wir Uns Unſerer Fürſtl. Gemahlin, bald dieſelbige, Sich Uns zu entziehen, bewogen worden, und Uns Beederſeits viel unzählige Beſchwerungen zugewachſen, Wir endlichen aus großen Unmuth in die Gedanken gerathen, und Uns folgendes feſtiglich fürgeſetzet, Wir könnten und wollten, zu Hochgedachter Unſerer Gemahlin, und Unſerer eigenen Beruhigung, vermittelſt einer gänzlichen Eheſcheidung, Uns von derſelben ſondern laſſen. Dieweil Wir aber bei Uns befunden, daß Wir im ledigen Stande ein unſträflich Leben zu führen, nicht gefaſſet, Als haben Wir Uns darauf ferner entſchloſſen, Uns mit Hochgedachter Unſerer Gemahlin dermals beſtallten Cammer-Jungfer Maria Elisabeth von Koſpot, in Anſehung derer ſonderbaren bekannten Qualitäten und alten Adeligen Geſchlechts, nach vorher gegangener Eheſcheidung, ehelichen trauen zu laſſen und zu verbinden. Wiewohl nun dieſelbige, nachdem Wir Ihr hiervon Eröffnung gethan, eine ſonderbare Displicenz hierüber ſpüren laſſen, ſich darneben Uns andere Gedanken zuzuwenden ernſtlich bemühet, auch bei ſolchem Dissensu lange Zeit feſt beſtanden, und in Hoffnung gelebet, es würden ſich die zwiſchen Uns und Unſerer Fürſtlichen Gemahlin herfürgethane Misverſtände verlieren, und Wir dadurch auf andere Gedanken von ſelbſten gerathen. So hat ſich dennoch befunden, daß ſich ſelbige von Tage zu Tage gehäuffet, der zwiſchen Uns und Unſerer Fürſtlichen Gemahlin ſchwebende Haß ſich je mehr und mehr vergrößert, und die von Uns gefaßte Reſolution von Zeit zu

Zeit feſter geſetzet, ſo, daß gedachte von Koſpot, nachdem Wir Sie, daß keine Verſöhnung mehr zu hoffen, verſichert, und Wir Unſer Ihr gethanes Verſprechen mit Theuren Eydſchwüren und andern hohen Betheuerungen nochmals befeſtiget, endlichen, auf Unſer ferneres Anſuchen, Uns, wann Wir von Unſerer Gemahlin geſchieden ſein würden, ſich vermahlen, und inzwiſchen in ſolcher Intention beizuwohnen bewegen laſſen. [1] Als nun hierauf Wir, zu ſolcher Eheſcheidung zu gelangen, billig vonnöthen befunden, die hierzu vermeindlich habende Urſachen unterſuchen zu laſſen, und ſolche von Geiſt- und Weltlichen vor allerdings unzuläſſig befunden worden, es auch nachmals durch Göttliche Schickung dahin gekommen, daß Wir mit Unſerer freundlich geliebten Gemahlin Lbd. ein gutes Vertrauen, und alſo die ganze Sache in ſolchen Stand geſetzet worden, daß, wie Wir nunmehro von Unſern Theologen berichtet, ohne Verletzung Unſers Gewiſſens und großen ſonderbaren Nachtheil die der von Koſpot geſchehene Verſprechung noch zur Zeit unmöglich vollzogen werden könne.

So ſteiget Uns inniglich zu Gemüthe, daß Wir dieſer hochwichtigen Sache Bewandniß (nicht) überleget; Ihr, der von Koſpot, ſo großen unwiderbringlichen Unfall, wiewohl wider Intention, zugezogen, und dadurch Dero Anverwandte und ganze Familie zu rechtmäßigem Eifer bewegen [2]), und achten Uns verbunden, ihre hierbei habende Unſchuld hiermit zu contestiren, auch Uns hiermit kräftiglich zu verbinden, Ihrer nun und nimmermehr zu vergeſſen, ſondern vielmehr ſorgfältig, und als Unſers recht getraut Ehe-Gemahls zu pflegen und ſie zu ſchützen, auch vor jedermann dafür respectiren und halten zu laſſen, ſowohl die nachdrückliche Verfügung zu thun, der gedachten von Koſpot, nebſt dem Praedicat Dame de Alstadt, jährlich und erblich Eintauſend Reichsthaler ohnfehlbar gereichet werden mögen, welches Wir der von Koſpot hiermit bey Fürſtl. Treu und Glauben, und an Eydes ſtatt, verſprechen, worwider Uns keine Exception noch Ausrede, wie die in Rechten verordnet, oder Namen haben mögen, ſchützen noch aufhalten ſoll, geſtalt Wir ſolchen ſamt und ſonders in genere et in specie hiermit renunciret und Uns derſelben begeben. Urkundlich mit Unſerm Fürſtl. Secret und eigenhändiger Subscription bekräftiget und geben.

---

[1] Hier kommen in dem kitzlichſten Punkte Stylfehler der Diplomatie in feiner Weiſe zu Hilfe.

[2] Es ſcheint hiernach, die Brüder hatten ſich in die Sache gemiſcht.

Jena den 29. October 1672.

(L. S.) Bernhard, Herzog zu Sachſen.

Nun bis hierher wäre die Sache ſo leidlich wieder in Ordnung gebracht worden, und wenn es hierbei geblieben wäre, ſo hätten alle Theile zufrieden ſein können. Die einſt ſo gehaßte Herzogin war wieder die „freundlich geliebte Gemahlin“ und in „gutem Vertrauen“ mit ihm; der Herzog „conteſtirte“ die Unſchuld der Koſpot und daß ſie nur „mit ſonderbarer Diſplicenz“ und auf inſtändiges Anſuchen und Betheuern vermocht worden ſei, die beabſichtigte und ſpäter als unzuläſſig befundene Scheidung als erfolgt zu betrachten, und ſie ward für den Schaden, den ihr der herzogliche Unbedacht etwa zugezogen, mit 1000 Thlr. jährlich und dem Titel Madame de Alstädt entſchädigt, was denn nach jeder Seite hin billig war. Eines nur fehlte, was das nöthigſte zur Erhaltung des kaum erſt hergeſtellten Ehefriedens geweſen ſein dürfte: daß die Madame d'Allſtädt angewieſen worden wäre, ihren Titel und ihre Penſion außer Landes zu tragen.

Statt deſſen ging das Verhältniß zwiſchen ihr und dem Herzog fort und gedieh dahin, daß er 1674 eine Gewiſſensehe mit ihr einging, die er auch nachträglich und heimlich durch den erfurter Jeſuiten, einen Convertiten Namens Andreas Wigand aus Fulda, einſegnen ließ. Bei dieſer Gelegenheit wurden feierliche Ehepacta entworfen, die ſich alſo anfangen:

Zu wiſſen, daß zwiſchen dem Durchl. Fürſten und Herrn, Herrn Bernhardt, Herzogen zu Sachſen ꝛc. an einem, und der Wohlgebornen Frauen, Frauen Marien Eliſabeth gebornen von Koſpot

Madame von Altſtädt folgende Punctation in vim instrumentorum matrimonialium beſtändig und unwiderruflich, wohlbedächtig überleget, veraccordiret und beſchloſſen worden, wie folget:

„Erſtlich verſprechen Beide resp. Fürſtliche und Hochherrliche Perſonen, einander Kraft des zwiſchen ihnen ohnveränderlich ergangenen unauflöslichen Ehelichen Bandes, auch darauf erfolgter Prieſterlicher Einſegnung treulich zu lieben, zu ehren, resp. zu ſchützen und zu verſorgen; Kraft ſolcher Eheverbindung ſoll auch der verſprochene Ehe-Segen und künftig erzeugte Kinder, wie von Rechtswegen, alſo von männiglich, wes Standes, Würden oder Qualität der oder dieſelbe ſeyn mögen, vor rechtmäßige und aus reinem Ehe-Bette erzeugte Adelige Kinder, bis ſo lange bei Kaiſerl. Majeſt. die verlangte Erhebung in höhern Stand ausgewürcket und zuwege gebracht werden, gehalten und respectiret werden.“

Art. 2 beſtimmte über die pecuniären Verhältniſſe in weſentlich anderer Weiſe, als vorher geſchehen war. Die Madame ſollte 20,000 Thlr. Morgengabe, „davon eine anſehnliche Poſt izo inſtehende Michaelis 1674 zu zahlen,“ und ebenſo viel, alſo, ſtatt der zeitherigen 1000, jetzt 20,000 Thlr., jährlich in vier Terminen erhalten, welches Geld in Art. 3 weſentlich auf Dornburg angewieſen wurde. Das Schloß zu Dornburg wurde ihr auf Lebenszeit zur Wohnung eingeräumt, „daraus Sie wider ihren Willen zu weichen unverbunden ſeyn, ſondern ſich vielmehr des Juris Retentionis, biß zu Ihrer anderweitiger gänzlicher Befriedigung zu gebrauchen haben ſoll.“

Im fünften Art. wurde der Gunſtdame „zur Küche bewilligt jährlich durch Unſern Jäger-Meiſter zwey Hirſche, vier Thiere, wie auch Wildpret und Rehe ohne Entrichtung einiges Jäger-Rechts oder Unkoſten, wie auch zu nothwendigen Bau-, Back- und Brenn-Holtze die jährlich benöthigte Quantitaet, jedoch ohne allen Mißbrauch, zu rechter Zeit anzuführen und ohne Entgelt herbeizuſchaffen.“

Bezeichnend iſt der ſechste Artikel, wo es hieß:

> In dem Fall Madame von Altſtädt ohne Leibes-Erben mit Tode abgehen würde, ſoll die Ihr verſprochene Morgengabe wieder zurück auf Fürſtl. Durchl. oder Hochgedachte Deroſelben Fürſtl. Leibes-Erben fallen: Und ſoll letzlich die Madame die zwiſchen Fürſtl. Durchl. und Ihr vorgegangene eheliche Trauung, bei Leb-Zeiten der Fürſtl. Gemahlin, in Verſchwiegenheit, zu Ihrer ſelbſt Beſten und Verhütung allerhand Widerwärtigkeiten, behalten, inſonderheit aber an dem Königlich Dännemärckiſchen, auch andern Chur- und Fürſtl. Höfen davon nichts, weder in Schriften, noch durch mündliche Zuentbietung gelangen laſſen, widrigen Falls, und da etwas dieſer Punctation zu entgegen geſchehen ſolte, wollen Fürſtl. Durchlaucht an dieſem Vergleich, Verſprechung und Zuſage ohnverbunden ſeyn. Alles getreulich und ſonder Gefährde.

Dieſe Punctation, deren genaues Datum wir nicht finden, iſt jedenfalls durch die Ankündigung des „verſprochenen Ehe-Segens“ veranlaßt worden, der ſich am 20. Sept. 1674 in der Geſtalt eines Töchterleins einſtellte, das zu Dornburg geboren und Emilie Eleonore getauft wurde. Noch ehe es ankam, ſcheint ſich der Herzog wieder einmal ſeiner legitimen Gemahlin zugewendet zu haben, der natürlich das ganze Verhältniß gar nicht verborgen bleiben konnte, die aber nach einer ſechsjährigen Pauſe wieder ſchwanger wurde und im nächſten Frühjahr den ſchon erwähnten Prinzen gebar. Die Gunſtdame muß im übrigen die erforderte Verſchwiegenheit bewahrt haben; denn ſie erhielt ſich in der Gunſt des Herzogs und allen ihren Vortheilen unverrückt. Die Unterhandlungen an dem kaiſerlichen Hofe wegen ihrer Standeserhebung wurden fortgeſetzt, ſcheinen durch die Geburt jener Tochter, der nun doch eine ſtandesmäßige Stellung zu ſichern war, gefördert worden zu ſein, und fanden ihren Abſchluß in dem vom 9. Nov.

1676 datirten Diplome, welches die Emilie Eleonore nebſt ihrer Mutter in den Reichsgrafenſtand, mit Beilegung des Namens von Allſtädt und Zutheilung eines Wappens, das ziemlich künſtlich componirt und außer allem Bezug zu dem Kospoth'ſchen iſt, erhob. Es iſt übrigens ungewöhnlich kühl gehalten, und begründet die Erhebung weſentlich nur auf die uns im nähern unbekannten Verdienſte des Herzogs um Kaiſer und Reich. Es heißt im Eingange:

Wir ꝛc. Bekennen für Uns und Unſere Nachkommen am Heyligen Römiſchen Reiche, auch Unſern Erb-Königreich, Fürſtenthum und Landen, öffentlich mit dieſem Brief und thun kund allermänniglich, wes Geſtalt Uns, Unſer Lieber Oheim, des Hochgebohrnen Fürſten, Bernhard Hertzogens zu Sachſen, Jülich, Cleve und Berg, Landgrafens in Thüringen und Marggrafens zu Meißen, Unſers Lieben Oheim und Fürſtens Liebden in Unterthänigkeit zu erkennen gegeben, wie daß Sie aus erheblichen Urſachen bewogen worden, Uns unterthänigſt anzulangen und zu bitten, daß wir gnädigſt geruhen wolten, die aus Maria Elisabetha von Koßpoth außer der Ehe empfangene und gebohrne Aemiliam Eleonoram, ſamt erſt gemeldter Mutter ſelbſten, in ſolchen Stand zu ſetzen, wodurch die von ihnen beyderſeits ins künftig ehelich erzielende Kinder Mann- und Weibliches Geſchlechtes, deſto mehrers würden angewieſen, durch rühmliche Tugenden und Wandel vor andern in der Welt ſich kundbar zu zeigen und hervor zu thun, und Wir uns denn hierbey gnädigſt erinnert und zu Gemüth geführet, den ſonderbahren hochrühmlichen Eyfer, mit welchen Unſer und des Reichs Ehre, Sicherheit und Wohlfahrt zu befördern gedachtes Hertzogen Liebden bey gegenwärtigen gefährlichen Läufften ſich jederzeit hat angelegen ſeyn laſſen, auch benebenſt die ſichere Nachricht erhalten, weß geſtalten obermeldte Maria Elisabeth von Koßpoth, aus guten alten Adelichen Geſchlecht entſproſſen, ſo haben Wir ꝛc.

Wir machen beſonders darauf aufmerkſam, daß der Kaiſer die Emilie Eleonore ausdrücklich als „außer der Ehe empfangen und geboren“ bezeichnet, folglich weder die von dem Herzog behauptete Gewiſſensehe, noch die Einſegnung des erfurter Jeſuiten anerkennt. Dies jedenfalls aus Rückſicht auf das Haus und auf die Herzogin, wie man denn überhaupt in Wien zwar nicht ſehr karg in Bewilligung derartiger Gnadenbezeigungen für fürſtliche Gunſtdamen war, aber immer dabei gewiſſe rechtliche und politiſche Grenzen mit Strenge einhielt. Wenn nicht ein Druckfehler im Spiele iſt, ſo iſt übrigens dieſe Erhebung erſt gerade ein Jahr nachher, am 9. Nov. 1677, dem Kurfürſten von Mainz für die Reichskanzlei bekanntgemacht worden. Nicht lange darauf, am 3. Mai 1678, ſtarb der Herzog und die Rolle der Kospoth war, ſoweit ſie einen öffentlichen Bezug gehabt hatte, ausgeſpielt. Sie ſelbſt ſcheint ſowol perſönlich, wie, was den Genuß der ihr zugewieſenen Vortheile betrifft, unangefochten geblieben zu ſein. Das Land kam, bei der Minderjährigkeit des Thronfolgers, unter vormundſchaftliche Verwaltung und, da derſelbe noch minderjährig an den Pocken verſchied und damit dieſer Zweig des weimariſchen Hauſes erloſch, an eine andere Regierung, und die Periode des Herzogs Bernhard ward vergeſſen. Möglich auch, daß ſie ihr Verhältniß nicht gröblich gemisbraucht, vielmehr benutzt hatte, den Herzog zu billigen Rückſichten gegen ſeine Gemahlin und andere Verwandte zu beſtimmen und dieſe ſich dadurch zu verbinden, wie denn manche Gunſtdamen jener und früherer Zeiten ein ſolches kluges und verſöhnendes Verfahren eingehalten haben. Gelebt ſcheint ſie noch lange zu haben, indem noch berichtet wird, daß ſie ihrem drittgebornen Enkelkinde, einem Knaben, der am 28. Febr. 1694 geboren ward, das Rittergut Schieben geſchenkt habe.

Bemerken wir noch einiges über die Schickſale der andern in dieſe Verhältniſſe verflochtenen Perſonen. Die Herzogin ſtarb am 24. Aug. 1682[1]). Von ihren Kindern überlebte ſie, außer dem kleinen Sohn, der ihr ſchon nach acht Jahren in das Grab folgte, nur die Tochter Charlotte. Dieſe ward am 2. Nov. 1683 mit ihrem Vetter, dem Herzog Wilhelm Ernſt von Sachſen-Weimar (geb. 19. Oct. 1662, † 26. Aug. 1728) vermählt. Möglich, daß dies eine Verbindung der bloßen politiſchen Convenienz geweſen iſt, durch welche vielleicht die eventuelle Succeſſion für den Zweig zu Weimar noch ſicherer geſtellt werden ſollte. Jedenfalls war die Ehe keine glückliche, und was der Vater Charlottens gegen ihre Mutter vergeblich geſucht hatte, das erreichte Wilhelm Ernſt gegen ſie: die Scheidung (23. Aug. 1690). Die Ehe war kinderlos geblieben. Wilhelm Ernſt ſcheint das Gegentheil ſeines Oheims Bernhard geweſen zu ſein. Er war ein gelehrter, frommer, pflichteifriger Herr, deſſen Hauptintereſſe die Theologie war, deſſen größte Freude es war, ſich von recht vielen Prieſtermänteln umgeben zu ſehen, der regelmäßige Betſtunden hielt, die ihm aufwartenden Diener aus der Bibel vorleſen und laute Gebete abhalten ließ, ſie auch über die gehörten Predigten examinirte. Auch ſeine übrigen Ergötzungen waren ſtiller Art, oder doch unter den Einfluß der Religion und Moral geſtellt. Er liebte die Gärtnerei, ſchuf einen Bärenzwinger in einen Blumengarten um, und mußte jeden Tag einen friſchen Blumenſtrauß und Früchte bekommen. War er auch ein Freund der Muſik, wie er denn eine Kapelle von 16 in Heiduckentracht gekleideten Muſikern hielt, und hat er auch das erſte Opernhaus in der Wilhelmsburg erbaut[1], ſo ließ er es doch (19. Oct. 1696) mit einer Oper einweihen, die den Titel führte: „Von der denen laſterhaften Begierden entgegengeſetzten tugendlichen Liebe.“ Er vermehrte die Bibliothek, namentlich durch Ankauf der Sammlungen Schurzfleiſch's und Logau's, und legte durch Tentzel den Grund zu dem Münzcabinet. Im Sommer um neun, im Winter um acht wurden Küche und Keller geſchloſſen und die Dienerſchaft entlaſſen, und der Herzog hielt ſo ſtrenge und aufmerkſame Acht, daß er jeden Diener, der vor ſeinem Zimmer vorüberging, an Tritt und Schritt unterſcheiden konnte. Zu einem ſolchen Herrn mochte die Tochter des ſinnlichen Bernhard und der leichtblütigen Franzöſin allerdings nicht paſſen. Es entſtanden „Ehe-Differentien,“ welche der vereinigten theologiſchen und juriſtiſchen Facultät zu Jena vorgelegt wurden. Der Herzog mochte bei ſeinen Theologen in ganz anderm Anſehen ſtehen und folglich viel mehr Einfluß auf ſie haben, als ſein Oheim zu Jena gehabt hatte, und ſo erfolgte denn die Scheidung. Daß aber keinem von beiden Theilen eine gröbere Schuld beigemeſſen wurde, ſcheint daraus hervorzugehen, daß beiden Theilen verſtattet wurde, ſich anderweit zu verehelichen. Davon hat jedoch weder der Herzog, noch die Herzogin Gebrauch gemacht. Der Herzog ſtarb kinderlos und die Lande gingen jetzt vollſtändig an ſeinen wunderlichen Neffen

---

[1]) Merkwürdig, daß der der Zeit noch naheſtehende ſächſiſche Geſchichtſchreiber Glafey, in ſeinem „Kern der Geſchichte des kur- und fürſtlichen Hauſes zu Sachſen" (vierte Auflage, Nürnberg, 1753, S. 280), deſſen erſte Auflage 1721 erſchien, dieſelbe vor ihrem Gemahl und vor der Erzeugung der Emilie Eleonore Gräfin von Alſtädt ſterben läßt. Ob das bloßes Verſehen, oder ob es Rückſicht auf den 1721 noch lebenden Gemahl der letztern geweſen iſt?

---

[1] Er iſt auch der Erbauer der Ettersburg.

Ernſt Auguſt, deſſen unzählige Seltſamkeiten doch auch manches Geſcheidte und Brave umhüllten, über.

Was nun aber das Kind jener Verbindung des Herzogs Bernhard mit der Kospoth anlangt, die Emilie Eleonore Gräfin von Allſtädt, ſo wurde dieſelbe am 2. Oct. 1692, kaum 18 Jahre alt, mit Otto Wilhelm von Tümpling auf Tümpling [1]) und Heiligencreuz [2]) vermählt, der erſt kurſächſiſcher Amtshauptmann zu Borna, dann ſachſen-merſeburgiſcher Hofmarſchall, zuletzt kurſächſiſcher Kammerherr und Stifts-Kammerdirector zu Zeitz, auch Oberſteuereinnehmer zu Altenburg war, und am 28. Juni 1730 in Karlsbad ſtarb. Die Allſtädt war bereits am 8. Febr. 1716 zu Merſeburg verſtorben, nachdem ſie drei Töchter und vier Söhne geboren hatte.

---

[1]) Bei Camburg gelegen. Früher waren zwei Ritterſitze darin, die ſpäter von den Tümpling zuſammengebracht wurden. Dieſe behaupteten das Gut, auf dem ſie ſchon zu Anfang des 14. Jahrhunderts vorkommen, bis 1781, wo es nach einem Concurſe verkauft ward und ſeitdem durch nicht weniger als ſechs Hände (v. Trebra, v. d. Planitz, v. Biſſing, v. Schönberg, v. Beuſt, Vogt) gegangen iſt. So verloren die Tümpling das Gut, von dem ſie ihren Namen führen und das ſie faſt ein halbes Jahrtauſend beſeſſen hatten. Dafür erwarben ſie u. a. das benachbarte Reitzſchütz, von dem ſich ſeit dem 13. Jahrhunderte die v. Reitzſchütz nannten. (Bekanntlich gehört es zu den albernſten Irrthümern der Fabelgenealogen, anzunehmen, daß die Dörfer von den ſie beſitzenden Adelsfamilien ihren Namen hätten, ſtatt umgekehrt. Die Dorfnamen ſind ja viel älter, als die Familiennamen, und die Namen der meiſten Adelsgeſchlechter eben daher entſtanden, daß ſie ſich von ihrer Beſitzung nannten. Nur in neuern Zeiten iſt es zuweilen vorgekommen, daß ein Edelmann ein neu angelegtes Dorf nach ſeinem Namen benannte.)

[2]) Dieſes hatte 1663 Philipp Heinrich von Tümpling, damals weimariſcher Hofmarſchall, früher Stallmeiſter des jüngern Oxenſtierna, der Vater eben jenes Otto Wilhelm, von Jakob Martin Froſt gekauft. Die Tümpling behielten es nicht lange, und es iſt ſpäter auch durch manche Hände gegangen, 1844 aber gänzlich zerſchlagen worden.

und der Witwer hatte ſich 12. Auguſt 1722 mit Char- otte Henriette von Wolframsdorf [1]) anderweit vermählt, welche Ehe jedoch kinderlos blieb. Von den Kindern er Allſtädt hat nur der zweite Sohn, derſelbe, dem die lte Gräfin Allſtädt, ſeine Großmutter Schieben geſchenkt hatte, Nachkommenſchaft hinterlaſſen. Es war dies hriſtian Leberecht von Tümpling, kurſächſiſcher Kammer- err. Derſelbe ſcheint nur einen Antheil an Tümpling nd jenes Schieben beſeſſen, beides aber vor ſeinem, am . April 1750 zu Pirna erfolgten Tode verloren zu aben. Seinen Antheil an Tümpling verkaufte er 1739 n Heinrich Karl auf Pleſſen, Stüben und Wonnitz. eine mit Eberhardine Henriette Marie von Pöllnitz [3]) zeugten Kinder beſaßen keines jener Güter mehr ein älteſter Sohn, der bereits Th. II, S. 359, beiläufig erwähnt worden, Karl Gottlob Leberecht, war noch, wie die beiden ältern Schweſtern, zu Camburg geboren (24 Juni 1723), ward Cadet in Dresden, ging 1763 ab, und iſt, wie dort berichtet, am 28. Febr. 1776 bei Stöben in der Saale ertrunken, indem er ſeinen Begleiter, den Sohn des Gärtners, retten wollte. Sein Leichnam ward erſt am 11. März gefunden und am 12. in Camburg beerdigt. Der zweite Sohn, Otto Gotthold Friedemann, deſſen wunderſame Schickſale a. a. O. ausführlich berichtet worden, war bereits, wie die drei folgenden Söhne, zu Pirna geboren. Er hat ſein Leben in Malacca, Surinam und auf ſonſtigen großen Reiſen verbracht, iſt zuletzt katholiſch geworden und hat weder Erbe noch Erben hinterlaſſen. Sein nächſtjüngerer Bruder, Philipp Johann Wilhelm (geb. zu Pirna 12. Oct. 1745, † 24. April 1795), gothaiſcher Kammerjunker, ward vielleicht durch ſeine, am 29. April 1784 in Altenburg erfolgte Vermählung mit Friederike Wilhelmine von der Gabelentz aus Poſchwitz[1]) in den Stand geſetzt, 1786 das alte Tümplingiſche Gut Poſewitz und Zöthen sub hasta zu erſtehen. Wir finden jedoch nicht, daß aus dieſer Ehe ſonſtige Frucht erwachſen wäre, und auch in Poſewitz haben die Tümpling jetzt nur noch das Recht, die alte Familiengruft daſelbſt auch ferner benutzen zu können. Der folgende Bruder, Chriſtian Georg Auguſt (geb. zu Pirna 4. Nov. 1746, † zu Labes in Pommern 12. Aug. 1785), hat ſich, nach ſeiner am 9. Juni 1772 erfolgten Verheirathung mit Henriette Friederike Luiſe von Braun ſchweig[1]) aus Winningen, nach Pommern gewendet, wo ihm zu Labes fünf Söhne und drei Töchter geboren wurden, davon doch drei Söhne und zwei Töchter als Kinder ſtarben. Die beiden überlebenden Söhne traten in das preußiſche Heer ein, und die Tochter lebte nach des Vaters Tode bei dem Oheim in Poſewitz, wo auch der Oheim Friedemann auf ſeinen Irrfahrten von Zeit zu Zeit einſprach. So ſcheint jene Verbindung mit der Gräfin Allſtädt dieſem Aſte des vielverzweigten und in einzelnen Zweigen wohlbegüterten[2]) Geſchlechtes der Tümpling keine nachhaltige Fortune bereitet zu haben.

---

[1] Ihr Vater war der Oberſtlieutenant Ludolf Moritz von Wolf- amsdorf auf Teichwolframsdorf, ihre Mutter Anna Sophie von Birc- nghoff aus Niederndorf.

[2] Ueber ſeine Geſchwiſter bemerken wir: Charlotte Wilhelmine, b. 22. Sept. 1694, † 2. Sept. 1703 zu Tümpling, liegt zu Gam- rg begraben. Friedrich Wilhelm war zu Tümpling 3. Sept. 1696 eboren. Von ihm, dem älteſten Sohne, wird nichts bemerkt, als daß zu Gamburg 30. Jan. 1741, alſo in reifern Jahren, verſtorben . Es mag wol einen Haken mit ihm gehabt haben. Von Moritz dwig, dem dritten Sohne, geb. zu Tümpling 16. Aug. 1698, den wir nur, daß er unvermählt geſtorben iſt, und dies iſt auch n jüngſten, zu Merſeburg geborenen Töchtern, Johanna Amalie b. 20. Jan. 1703) und Erdmuthe Wilhelmine (geb. 1. Mai 1704), gegnet.

[3] Geb. 1. Juli 1718 zu Stuttgart, vermählt 4. Nov. 1739, zu Dresden 20. Aug. 1763. Sie war in erſter Ehe (17. Oct. 35) mit dem weimariſchen Stallmeiſter Ernſt Friedrich von Beuſt rmählt geweſen. Ihre Aeltern waren Gottlob Friedemann von llnitz auf Gentendorf, Röpſen und dem vorher Tümplingſchen iligenkreuz, früher würtembergiſcher, dann weißenfelſiſcher Geheim- th und Kanzler, und Martha (Maria) Katharina von Weſenbeck s Bolco.

---

[1]) Tochter des gothaiſchen Oberlandjägermeiſters Hans Georg von der Gabelentz auf Poſchwitz und der Chriſtine Amalie von [illegible] aus [illegible].

Einmal mit ſolcher genealogiſchen Blumenleſe beſchäftigt, dürfen wir wol noch einige Worte über die Koſpoth beibringen. Es iſt das ein altes voigtländiſches Geſchlecht, deſſen Glieder Vaſallen der im frühern Mittelalter bedeutenden Dynaſten von Lobdaburg, dann der Voigte von Plauen, Gera ꝛc., ſpäter auch der Wettiner waren, das ſich aber auch früh nach dem alten Preußen und in neuerer Zeit nach Schleſien verzweigt hat. Den Namen hat es jedenfalls von einem der mehrfachen ähnlich benannten Dörfer, dergleichen bei Neuſtadt an der Orla, früher bei Jena, jetzt noch bei Dresden und Leipzig vorkommen, am wahrſcheinlichſten von dem bei Neuſtadt, oder von dem bei Jena, und der Urſprung dieſer Dorfnamen mag mit dem ruſſiſchen Gospodi zuſammenhängen, während ein fabulirender Genealog aus dieſer Namensverwandtſchaft und einem ſehr gewöhnlichen Helmſchmuck, den er für eine ruſſiſche Mütze anzuſehen beliebte, eine Geſchichte von einem ruſſiſchen Häuptling zuſammendichtete, der mit einer mythiſchen ruſſiſchen Prinzeſſin ins Voigtland gekommen und der Stammvater der Kospoth geworden ſein ſollte. Sie brauchen ſolchen erdichteten Ruhm nicht, nachdem ſie urkundlich ſeit mehr als ſieben Jahrhunderten zu den Notablen des Landes gehört haben. Ein Römus de Kosebude kommt ſchon 1125 in einer Urkunde Heinrich's des Aeltern Voigts von Plauen vor. So ſteht auch der Henricus de Cozebude von 1253 urkundlich feſt, und iſt es wol möglich, daß dieſer der Stammvater der in Preußen bis an das Ende des 17. Jahrhunderts beſtandenen Linie geweſen iſt [1], wie er auch als der einer ſpäter zu erwähnenden, erloſchenen voigtländiſchen Linie gilt. Die Genealogen haben ihm aber auch einen Bruder Otto und dieſen beiden angeblichen Brüdern einen Vater Luthold gegeben, welcher letztere die Kospoth'ſche Begräbnißkapelle an der Marien kirche in Schleiz geſtiftet haben ſoll. Weder die Vaterſchaft Lutholt's noch die Bruderſchaft der Otto und Heinrich iſt urkundlich begründet, wenn auch alle drei in Urkunden vorkommen. Dieſelben Urkunden beweiſen aber nicht einmal, daß Otto und Heinrich zu demſelben Geſchlechte gehörten. Denn der erſtere ſowol, wie ein gleichfalls den Ahnen der Kospoth beigerechneter Thymo (1199), welche in Urkunden des Kloſters Dobrilugk vorkommen, nennen ſich de Godeluz, was offenbar nicht auf Kospoth, ſondern, unſers Vermuthens, etwa auf Kottbuß hinweiſt. Mit dieſem Otto fällt dann freilich der Zuſammenhang der Linien, den die Genealogen herausgebracht hatten, vollends hinweg. Es wird auf das Wappen ankommen, ob die Linie, die bis zu Anfang des 18. Jahrhunderts auf Cotta bei Pirna ſaß und mit den übrigen Linien außer aller Beziehung geſtanden zu haben ſcheint, wirklich zu den voigtländiſchen Kospoth gehört, oder eine ganz andere, etwa von Koſſebaude bei Dresden benannte Familie geweſen iſt [1]). Wir finden übrigens nichts Erwähnenswerthes bei ihr, als daß der letzte, den die Genealogen aus ihr mit Namen anführen, Adam Friedrich, kurſächſiſcher Amtshauptmann und „Ober-Land-Windhetzer" geweſen ſein ſoll [2]). Die übrigen Linien, ſoweit ſie nicht ſchon erwähnt werden, nahmen ſämmtlich ihren Urſprung in dem Voigtlande, wo der Güterbeſitz der Familie, nicht ſehr ausgebreitet, aber recht conſtant geweſen iſt, ſodaß ſich dieſelben Güter immer in den Händen von Kospoths finden und, wenn ſie auch einmal verkauft wurden, dies doch nur an Geſchlechtsvettern geſchah. Namentlich gilt dies von Frankendorf, Schilbach, Oſchitz, Langenwolſchendorf, Zollgrün. Kospotha ſelbſt jedoch (bei Neuſtadt a. d. Orla) verliert ſich ſeit dem 15. Jahrhundert aus ihrem Beſitz, wogegen ſie noch 1486 mit drei Aeckern eines Weinbergs, der Kospoth genannt, in der Pflege Jena bei Lobeda gelegen, belehnt wurden, was vielleicht der Reſt eines alten Stammſitzes geweſen iſt.

---

[1]) Tochter Georg Lukas von Braunſchweig auf Winningen und einer von Rohr aus Schlönwitz.

[2]) Beiläufig mögen wir hier erwähnen, daß ein Tümpling auf eine eigene Weiſe zu einem Gute kam. Ludwig Otto von Tümpling (geb. 10. März 1712) auf Ozelsſhain und Kenneritz bei Zeitz, war in preußiſchen Kriegsdienſten zum Capitän aufgerückt, dann aber kurſächſiſcher Amtshauptmann und Kammerherr geworden. Als preußiſcher Militär hatte er mit dem Oberſten von Zimmermann bei einem Regimente gedient, und deſſen Gewogenheit in ſolchem Grade gewonnen, daß derſelbe ihm das Rittergut Gorenzen vermachte. Er ſtarb zu Zeitz 1. Sept. 1779, hinterließ aber blos Töchter, von denen die jüngſte, Anna Erneſtine (geb. 16. Febr. 1755), die ſich am 30. Sept. 1777 mit dem kurſächſiſchen Kammerherrn Karl Friedrich von Henicke vermählt hatte, am 10. Juni 1779 in Folge eines Schuſſes ſtarb, den ihr ihr Jäger, auf der Reiſe nach Zeitz, aus Verſehen beigebracht hatte.

---

[1] Die letzten Glieder derſelben hatten ſich doch wieder nach Sachſen gewendet. Unter ihnen wird ein Johann Friedrich erwähnt, welcher kurſächſiſcher Oberſtlieutenant geweſen ſein, in einem Treffen ein Bein verloren und darauf ein ſilbernes Bein getragen haben ſoll. Dieſelben Genealogen (König und Biedermann) führen aber auch gleichzeitig in einer andern Linie der Kospoth noch einen, jedoch holſtein-plöniſchen Oberſtlieutenant Johann Friedrich von Kospoth auf, von dem ſie genau dieſelbe Geſchichte berichten!

---

[1]) Dergleichen kommt öfters vor und hat den ältern unkritiſchen und unwiſſenden Genealogen viel nutzloſe Mühe gemacht, ſie auch wol zu allerlei Erdichtungen und willkürlichen Annahmen verleitet.

[2]) Er ſoll noch 1727 gelebt und einen Sohn, der damals Page zu Dresden geweſen, und eine Tochter gehabt haben, von deren weitern Geſchicken wir keine Kunde erlangen können. Jene ſeltſame Charge gehörte der Jägerei an.

Auf Kospotha, Meglitz, Frankendorf, Seybothendorf und Schilbach ſaß im Anfang des 15. Jahrhunderts Friedrich von Kospoth, herzoglich ſächſiſcher Rath und Amtshauptmann zu Leuchtenburg, und ward der nächſte Stammvater der übrigen Linien. Sein angeblich [1]) älteſter Sohn, Kaspar auf Seybothendorf, iſt ſtolbergiſcher Voigt und ſpäter Berghauptmann auf dem Harze geweſen, ſoll „große Handlung in Berg- und Hüttenwerken getrieben" haben, ſtarb aber erblos. Der zweite, Wittich († 1429), auch auf Seybothendorf, hat einen Sohn oder Enkel [2]) Friedrich auf Seybothendorf und Schilbach gehabt, der 1529, als burggräflich meißniſcher Rath und Hofmarſchall, erblos verſtorben iſt. Der dritte Sohn,

---

1) Die Reihenfolge der Kinder in den Stammbäumen beruht in der ältern Zeit meiſt auf willkürlichen Annahmen.

2) Derſelbe war allerdings der Sohn eines Wittich. Daß dies aber der 1429 verſtorbene Wittich geweſen, wie die Genealogen angeben, iſt unwahrſcheinlich, weil er ſonſt an 120 Jahre alt geworden ſein müßte, was zwar möglich, aber gewiß als eine Merkwürdigkeit hervorgehoben worden wäre. Oder iſt er früher geſtorben, und waltet auch hier eine Verwechſelung mit einem gleichbenannten Vetter ob, der auch 1529 geſtorben ſein ſoll?

Friedrich auf Koſpoth und Schilbach, kurſächſiſcher Hauptmann zu Leuchtenburg, ſtiftete eine Linie, die durch drei Generationen vorhielt, und aus welcher ſein Sohn gleiches Namens, welcher Langenwolfersdorf erworben zu haben ſcheint, 1461 mit Herzog Wilhelm in Paläſtina war, und noch 1494 lebte. Deſſen Sohn, auch Friedrich geheißen und angeblich erſt 1559 geſtorben, iſt herzoglich ſächſiſcher Kammerrath und ein beſonderer Freund und Anhänger Luther's geweſen. Mit ſeinem Sohne Hans, der ſeinem Vetter als Rath und Hofmarſchall am burggräflich meißniſchen Hofe gefolgt ſein ſoll, erloſch dieſe Linie. Von dem vierten Sohne, Heinrich auf Seubothendorf, ſtammen die noch blühenden Linien ab, auf die wir zurückkommen, wenn wir vorher der erloſchenen Linie gedacht haben, welche der fünfte Bruder, Siegmund auf Frankendorf und Zollgrün, Amtmann zu Schleiz, ſtiftete.

Von ſeinen Enkeln war Friedrich 1494 lüneburgiſcher Hofmeiſter zu Celle, Veit, kurſächſiſcher Oberküchenmeiſter und Truchſeß, 1493 mit Friedrich dem Weiſen im gelobten Lande, Auguſtin 1502 culmbachiſcher Amtmann. Nur Friedrich pflanzte den Stamm fort, der ſich mit ſeinen Söhnen Hans Ernſt und Balthaſar in zwei Zweige theilte, davon doch der des Balthaſar ſchon in der dritten Geſchlechtsfolge erloſch. Balthaſar (geb. 6. Sept. 1544, † 5. Febr. 1611) hatte erſt dem König Friedrich II. von Dänemark wider Schweden, dann dem Kaiſer in Ungarn gedient, war hier zuletzt als Major in Johann Friedrich Trautmannsdorf's Regiment geſtanden, und hatte namentlich bei Kaniſcha (8. Aug. 1587) reiche Beute gemacht, mit der er ſich im nächſten Jahre nach Deutſchland zurückwendete, Frankendorf und Zollgrün übernahm und Gottſchalksgrün und Langenwolfersdorf dazu kaufte. Von ſeinen Enkeln wuchſen Georg Balthaſar und Philipp

Heinrich zwar zu reifern Jahren auf; aber der erſtere (geb. 1608) iſt als kaiſerlicher Lieutenant bei Preßburg ums Leben gekommen, der andere (geb. 1. Jan. 1610), als kurſächſiſcher Cornet, bei Breitenfeld oder Lützen gefallen. — Länger blühte der Stamm des Hans Ernſt (geb. 3. Juli 1539, † 1595), deſſen älteſter Sohn Sigmund Friedrich (geb. 24. Sept. 1569, † 1641) Frankendorf an ſeinen Oheim Balthaſar verkaufte und dafür einen Antheil an dem Reizenſtein'ſchen Gute Schwarzenbach am Walde erwarb. Es war aber dieſer Zweig beſondern Unglücksfällen ausgeſetzt. Von zwei Töchtern Sigmund Friedrich's, Marie (geb. 1599) und Sabine (geb. 1599), wird gleichlautend berichtet: ſie ſeien als Kinder weggekommen und nicht wieder gefunden worden. Ihr Bruder Hans Balthaſar (geb. 1594) fiel in kurſächſiſchen Kriegsdienſten bei Lützen. Ihr älteſter Bruder, Ernſt Adam (geb. 17. März 1592, † 15. Juni 1684), hatte das größere Unglück, ſeine erſte Gemahlin, Polyrena Sidonia von Reizenſtein aus Dürnthal [1]), 1630 zu Hüttingen bei Hof, als er ſein Gewehr putzen wollen, unverſehens zu erſchießen. Er hat nachmals wieder geheirathet [2]) und bis in das 93. Jahr gelebt, aber auch erleben müſſen, daß zwei ſeiner Söhne zweiter Ehe durch ähnliche Unvorſicht ums Leben kamen, der eine durch fremde, der andere durch eigene Hand. Sein Sohn

---

[1]) Er war ſeit 1623 mit ihr verheirathet, und wird ſie wol eine Tochter Wolf Rudolf's von Reizenſtein auf Dürnthal und der Barbara Roſine von Reizenſtein aus Froſchgrün geweſen ſein. Ernſt Adam ſelbſt war in jungen Jahren dem Kriege gefolgt und hatte unter kaiſerlichen, ſchwediſchen, baireuthiſchen und kurſächſiſchen Fahnen gedient.

[2]) 1631 die Urſula, Tochter Wilhelm's von Wildenſtein auf Markersreuth und Keſſelsreuth und Amalien von Beulwitz aus Hirſchberg. Sie † 21. Oct. 1678.

Adam Heinrich nämlich (geb. 13. Juni 1639), der erſt (1652—56) bei dem Freiherrn Franz Wilke von Bodenhauſen auf Arnſtein, Mühltroff ꝛc., deſſen Nachkommen dereinſt ein Kospoth beerben ſollte, als Page geſtanden, dann aber geheirathet [1] und die Wirthſchaft betrieben hatte, ward am 4. April 1668, auf der Haide zu Schwarzenbach am Walde, vor dem Gaſthofe, von Hans Dietrich von Beulwitz, deſſen Pferd ſcheu geworden und deſſen Piſtol beim Herunterfallen losgegangen war, durch das linke Knie von unten aufwärts dergeſtalt geſchoſſen, daß er am 14. Juni an der Wunde verſchied. Sein jüngerer Bruder, Wilhelm Heinrich, geb. 29. Sept. 1644, nahm ein noch merkwürdigeres Ende. Derſelbe kam 1665 in das Wirthshaus zu Culmitz bei Naila, welches letztere auch eine Zeit lang in den Händen der Kospoth war. Er traf daſelbſt verſchiedene Bekannte, bei denen er ſitzen blieb. Einer derſelben behauptete aus Scherz, daß er gegen Hieb und Stich feſt ſei, und ſtieß ſich, zu deſſen Beweis, mit einem Meſſer auf die Bruſt. Der junge Kospoth glaubte, dies nachmachen zu können, weil er ein ſtarkes Collet trug, und ſtieß ſich gleichfalls. Er merkte zwar ſogleich, daß er verletzt ſei, achtete dies aber nicht weiter, ſondern blieb noch eine Weile ſitzen und ritt dann zur Nacht allein nach Naila zu. Hier iſt er unterwegs vom Pferde gefallen und ward am 8. Oct. 1665 todt gefunden. Seltſam dabei, daß über anderthalb Jahrhundert ſpäter, wie wir ſehen werden, ein anderer Kospoth umkam, weil er feuerfeſt ſein wollte. Der älteſte Sohn jenes alten Ernſt Adam, das einzige

---

[1] Am 27. December 1658 Anna Magdalena, Tochter Johann Chriſtoph's von Reizenſtein auf Lippertsgrün und der Katharina Eliſabeth von Hirſchheid. Sie war am 17. Sept. 1635 geboren.

Kind ſeiner erſchoſſenen erſten Gemahlin, Sigmund Friedrich auf Zollgrün (geb. 22. Sept. 1624, † 12. Juni 1690), vermählte ſich auch mit einer Reizenſtein[1]), vielleicht einer Stiefſchweſter ſeiner Schwägerin, ſtarb aber kinderlos. Von des erſchoſſenen Adam Heinrich's Söhnen ſtarb der älteſte, Chriſtian Adam (geb. 2. Nov. 1659), als kaiſerlicher Cornet, 1686 in Ungarn am Fieber, wie denn die ungariſchen Fieber in vielen Stammbäumen des Adels eine Rolle ſpielen. Der zweite, Jun Chriſtoph (geb. 5. Mai 1661, † 29. April 1708), erwarb in reußiſchen Dienſten Zollgrün und Gottſchalksgrün aus dem Erbe der Vettern, hatte aber nur Töchter erzielt und die Sigmund'ſche Linie erloſch mit ihm.

Dieſes Sigmund ſchon erwähnter Bruder Heinrich pflanzte den Stamm andauernd fort, dies jedoch nur durch ſeinen auch bereits ernannten Urenkel Joſeph und wieder durch deſſen zweiten Sohn, Jobſt, den Oheim der Gräfin von Allſtädt. Jobſt erzeugte mit Sabine von Röder[2]) ſechs Töchter und ſechs Söhne. Von den letztern war der älteſte, Joſeph (geb. 24. Juni 1607, † 4. März 1666), lüneburgiſcher Droſt und Hofmarſchall, ſtarb aber unvermählt, und vermachte bei ſeinem Ableben jedem ſeiner Unterthanen 5 Fl. und jedem ſeiner Dienſtboten ebenſo viel und einen Speciesdukaten. Karl ſtarb erblos, Friedrich (geb. 1608, † 1640), erſt kurſächſiſcher, dann ſchwediſcher Hauptmann, ledig. Anton auf Frankendorf, Langenwolfersdorf, Schilbach, Zollgrün, Oſchütz (geb. 30. Aug. 1614, † 15. Jan. 1676) wurde der neueſte Stammvater der heutigen Kospoth. Der jüngſte Sohn aber, Juſt (geb. 1619, † 17. oder 18. Dec. 1691), erwarb in Schleſien, wo er am Hofe zu Oels und zu Bernſtädt Oberhofmarſchall wurde, wol durch Heirathen, deren er drei einging [1], reichen Güterbeſitz, welchen ſeine Söhne noch beträchtlich erweiterten und zur Unterlage des Grafenſtandes nahmen, in den ſie 6. Juli 1711 durch den Kurfürſten Friedrich Auguſt von Sachſen als Reichsvicar erhoben wurden. Es waren dies die Brüder Karl Chriſtian (geb. 1666, † 1729), polniſch-ſächſiſcher Geheimrath und Kammerherr, und Joachim Wenzel (geb. 1668, † 1727), polniſch-ſächſiſcher Generallieutenant und Kammerherr. Der letztere war es, der 1704 die Prinzen Sobiesky aufhob und auf den Königſtein brachte. Im Jahre 1715—16 war er in einer geheimen Miſſion in Frankreich. Im Jahre 1717 wurde er zu dem Kurprinzen nach Wien geſchickt und war zugegen, als der ſchon am 27. Nov. 1712 zu Bologna erfolgte Uebertritt deſſelben zur katholiſchen Kirche declarirt wurde. Es geſchah dies am 11. Oct. durch eine Meſſe, die der päpſtliche Nuntius Spinola, bei geöffneten Thüren, vor dem Bette des Prinzen las. Die ſächſiſchen Cavaliers im Gefolge des Prinzen waren dazu verſammelt, den Lutheranern darunter aber freigeſtellt worden, ob ſie mit in das Zimmer treten wollten, wo jene Handlung ſtattfand. Als der Nuntius ſich zurückgezogen hatte, gingen ſie in das Zimmer des Kronprinzen, der ſie mit den Worten angeredet haben ſoll: „Nun, Ihr Herren, jetzt wißt Ihr, was ich bin; folgt mir bald nach.“ Darauf ſoll Kospoth verſetzt haben: „Ich habe es noch nicht im Sinne, dürfte mir auch ſo bald nicht einfallen,“ der Prinz aber erwidert haben: „Er hat recht; man muß zuerſt ein guter Chriſt werden, ehe man ſoll katholiſch werden.“ Jedenfalls kein ſonderliches Compliment für den guten Kospoth, wol aber ein Zeugniß für das auch anderweit Feſtſtehende: daß, wie es auch immer mit dem Confeſſionswechſel Auguſt's des Starken beſchaffen geweſen ſein möge, der Uebertritt ſeines Sohnes ein aufrichtiger war.

---

[1]) Maria Dorothea, geb. 6. Juni 1625, vermählt 12. Juni 1662. Sie wird als eine Tochter Johann Chriſtoph's von Reizenſtein auf Unter-Lippertsgrün und der Sibylle von Reizenſtein aus Schwarzenbach bezeichnet. Vielleicht hatte Johann Chriſtoph zwei Frauen, erſt eine Reizenſtein, dann die Hirſchheid. Es war früher ſehr gewöhnlich, daß zwei Brüder zwei Schweſtern heimführten. Oder war Maria Dorothea eine Tochter Johann Philipp's von Reizenſtein auf Ober-Lippertsgrün und der Dorothea von Reizenſtein aus Schwarzenbach? Der Zeit nach wäre es möglich und von ſolchen Confuſionen wimmeln die gewöhnlichen Stammbäume.

[2]) Eine Tochter Hans Georg Joachim's von Röder auf Burkersdorf und Serbis, ſolmſiſchen Raths und Hauptmanns zu Sonnewalde, und der Marie Münch aus Münchenbernsdorf. Sie vermählte ſich 1606 und † 1642.

---

[1] 1) mit Anne Dorothea von Langenau aus Dobritſchen, † 17. Dec. 1654; 2) 1655 mit Maria Sophie von Studnitz, † 1662; 3) 1663 mit Anne Barbara von Poſadowsky aus Peſtelwitz. Nur die dritte Ehe war fruchtbar.

Die beiden Brüder, dieſe erſten Grafen von Kospoth, beſaßen die ſchleſiſchen Güter Zantochau, Kritſchen, Cronbuſch, Brieſe, Honigern, Zartuch, Milatſchitz, Großpeterwitz, Proskowa, Tſchocka, Racke, Pinrer, Großprießwitz und außerdem noch anſehnliches Vermögen. Karl Chriſtian zog ſpäter ganz nach Breslau, wo er ein ſtattliches Palais erbaute, wie er auch zu Großbrieſen prächtige Gartenanlagen ſchuf. Beide Brüder waren unvermählt, und waren übereingekommen, ihr Erbe zur Errichtung eines Majorats und Gründung einer gemeinnützigen Stiftung zu verwenden. Namentlich im Intereſſe der letztern ſchickte der zuerſt verſterbende Joachim Wenzel ſeinem Bruder, kurz vor ſeinem Ableben, eine Geldbörſe mit 30,000 Speciesdukaten und ließ ihn dabei an die verabredete Stiftung, für die er teſtamentariſch 150,000 Fl. beſtimmt hatte, erinnern. Zunächſt aber ward die Hauptmaſſe des Vermögens einer Großnichte zugewendet, die dabei über einen Theil der Güter 1) freie Verfügung erhielt, hinſichtlich der andern 2) aber die Verpflichtung überkam, ein Majorat zu Gunſten ihrer Nachkommen, oder, daſern ſie deren nicht hätte, zu Gunſten der Vettern in Sachſen, der Nachkommen des erwähnten Anton von Kospoth, zu errichten. So beſtimmte der letzte Wille des Grafen Karl Chriſtian, vom 16. Febr. 1729. Das hinterlaſſene Vermögen ſoll weit über eine Million betragen haben und fiel zunächſt der Enkelin der Schweſter jener Brüder zu. Dieſe Schweſter war Anne Sophie (geb. 1669, † zu Breslau 1740), die ſich mit dem holländiſchen General und Gouverneur von Breda, Ernſt Wilhelm von Saliſch, vermählt, dieſen aber am 27. Febr. 1709 verloren und ihm nur eine Tochter, Anne Marie Erneſtine, geboren hatte. Dieſe Tochter 3) vermählte ſich 1708 mit Karl Wilhelm Grafen von Erbach-Fürſtenau († 27. Sept. 1714), verſchied aber ſchon vor 1711 und hinterließ wieder nur eine Tochter, Anne Sophie Chriſtine (geb. 12. Nov. 1708). Dieſe junge Gräfin Erbach, die zur Erbin des großen Vermögens ihrer Großoheime beſtimmt war, ward bei der Großmutter erzogen, und wuchs zu einer überaus ſchönen, geiſtreichen und gefühlvollen Dame auf, deren Haus ein Glanzpunkt der feinen Welt in Breslau ward. Trotz ihrer Schönheit und ihrer glänzenden Ausſichten ward

---

1) Groß-Peterwitz, Pinxer, Proskowa, Tſchecko, Macke.

2) Wozu, außer den im Texte genannten, auch das Palais in Breslau mit allen darin enthaltenen Mobilien kommen ſollte.

3) König, Biedermann und andere überſpringen dieſe Tochter und bringen damit eine gänzliche Confuſion in die Sache.

das erſt fünfzehnjährige Mädchen in erſter Ehe (28. Mai 1724) doch einem Sechsziger vermählt, dem Grafen Joachim Wilhelm von Malzahn (geb. 1661, † 6. Sept. 1728), der allerdings k. k. Geheimrath, reichbegütert und ein nicht einflußloſer Staatsmann war, möglicherweiſe auch in ferner Verwandtſchaft zu den Grafen Kospoth ſtand [1]). Die Ehe war kurz und kinderlos [2]). Die Gräfin, die bald darauf in den Genuß ihrer großen Erbſchaft eintrat, konnte ſich, obwol von Freiern umſchwärmt, nicht ſo bald entſchließen, die kaum wiedergewonnene Freiheit wieder aufzugeben. Als ſie endlich, nach neunjährigem Witwenſtande, zur zweiten Ehe ſchritt, reichte ſie einem jüngern Mann, als ſie ſelbſt war, dem Grafen Balthaſar Friedrich von Promnitz auf Halbau [3]) (geb. 17. Dec. 1711), ihre Hand (12. Nov. 1737), that es aber, nachdem ſie bereits viele große Partien ausgeſchlagen, aus beſonderer Achtung für ſeinen trefflichen Charakter, und traf in der That nur inſofern keine glückliche Wahl, als auch dieſe Verbindung zu früh durch den Tod getrennt ward, indem der Graf ſchon am 2. Febr. 1744 [4]) verſtarb. Auch dieſe Ehe war kinderlos, und wir wiſſen nicht, wie es gekommen, daß die Herrſchaft Halbau ſich in dem Beſitz jener Kospoth befindet, welche ſchließlich als Erben der reichen Gräfin auftreten. Dieſe ſelbſt ließ die vierziger Jahre ihres Lebens herankommen, ehe ſie ihre Hand einem, wie es ſcheint, gleichfalls jüngern Mann reichte, der vor Jahren ihr Page geweſen ſein ſoll. Als ihr dritter Gemahl, der ſie, oder den ſie 1751 heimgeführt hat, wird ein Graf Friedrich Auguſt von Kospoth genannt. Wir vermuthen, daß dies ein Friedrich Auguſt von Kospoth geweſen iſt, der unter den zahlreichen Kindern eines Johann (oder Heinrich?) Auguſt von Kospoth (geb. 25. Febr. 1683, † 1745), eines reußiſchen Hauptmanns, auf Oſchütz, Schilbach, Blankenberg, aus der Anton'ſchen Linie, erwähnt wird, aus deſſen zweiter Ehe, mit Sophie Friederike Amalie (oder Emilie) von Beulwitz[1]), ſtammte, und hiernach erſt nach 1711 geboren ſein kann. Von ihm haben wir angeführt gefunden, daß er kurbairiſcher Oberſt geweſen und am 20. Aug. 1750 in den Grafenſtand erhoben werden ſei. Kinder können auch aus dieſer dritten Ehe der Gräfin nicht erwachſen ſein, indem die Kospoth, in deren Händen ſich gegenwärtig die Majoratsgüter befinden, von einem Karl Chriſtian Auguſt von Kospoth († 1. März 1799) ſtammen, der erſt 27. Juli 1776 in den preußiſchen Grafenſtand erhoben wurde. Dieſer muß aus irgend einem Zweige der Anton'ſchen Linie entſtammt ſein und iſt wahrſcheinlich durch das Majorat nach Schleſien gezogen worden. Denn ungeachtet das eigne Vermögen der reichen Gräfin unter der Verwaltung ihres dritten Gemahls weſentlich geſchmälert worden ſein ſoll, ſo ſcheint doch ſowol das Majorat als die Stiftung gerettet worden zu ſein. Wir erfahren, daß in Schleſien in der That eine Kospoth'ſche Stiftung beſteht, von der u. a. der Ritterakademie zu Liegnitz ein namhafter Beitrag zufließt, und unter den Beſitzungen der heutigen Grafen von Kospoth finden ſich faſt lauter Güter, welche in dem Teſtamente des Grafen Karl Chriſtian dem Majorate vorbehalten wurden [1]).

---

[1]) Seine erſte Gemahlin war Anne Marie von Studnitz, aus demſelben Hauſe Groß-Peterwitz, aus dem wahrſcheinlich auch die zweite Gemahlin des Vaters der Grafen Kospoth ſtammte, da jenes Gut ſich im Beſitze der letztern befand.

[2]) Der Graf hinterließ überhaupt keine Kinder, und das Zedlitz'ſche ſogenannte preußiſche Adelslexikon, überhaupt ein ſehr misliches Opus, irrt, wenn es ihn, ſtatt ſeines Bruders Nikolaus Andreas, zum Stammvater der heutigen Malzahn macht.

[3]) Siehe Th. II, S. 321 fg.

[4]) Nach andern Angaben 1740.

---

[1]) Geb. 25. Febr. 1691, verm. 1711, † 25. Oct. 1733, eine Tochter Heinrich Chriſtoph's von Beulwitz auf Burg-Lemnitz und der Sophie Friederike von Bendeleben.

Iſt übrigens unſere Vermuthung in Betreff jenes Friedrich Auguſt richtig, ſo wäre er ein Stiefbruder eines (Johann) Karl Erdmann von Kospoth geweſen, in dem wir den Vater eines andern Grafen von Kospoth ſuchen [2]), der wol die merkwürdigſte Perſönlichkeit war, die aus dieſer Familie hervorgegangen, und der ſich im vollſten Sinne für unſere Sammlung eignen würde, indeß in der jüngſten Zeit in einer andern Schrift [3]) bereits behandelt worden iſt, ſodaß wir hier nur eine kurze Skizze über ihn geben wollen.

Es war dies **Otto Karl Erdmann von Kospoth**, der Sohn des Karl Erdmann von Kospoth [4]) auf Frankendorf, Oſchütz, Zollgrün, Kemnitz, Gettendorf, Mühltroff und Leubnitz, und der Ottonie Eleonore Freiin von Bodenhauſen, der letzten aus dem Mühltroff'ſchen Zweige dieſer reichbegüterten Familie. Er war in Mühltroff im ſächſiſchen Voigtlande am 25. Nov. 1753 geboren, hatte die Ritterakademie zu Liegnitz beſucht, war dann in die ſächſiſche Garde getreten, um 1776 aber, wie es ſcheint ſeiner muſikaliſchen Leiſtungen halber, nach Berlin als Kammerherr und maitre des plaisirs Friedrich's II. berufen, bei deſſen Concerten er fleißig als Violin- und Cellospieler mitgewirkt haben ſoll. Näher noch ſchloß er ſich dem Prinzen von Preußen, dem nachherigen König Friedrich Wilhelm II., an, in deſſen Umgebung er eine gewiſſe Neigung zur Chemie, aber auch einen Geſchmack an allerlei magiſchen Phantaſtereien und Gaukelſpielen gewonnen haben mag. Seine Lieblingsbeſchäftigung aber blieb die Muſik, und hauptſächlich um deren willen beſuchte er 1783 Italien, wo er ſich längere Zeit in Venedig mit Componiren beſchäftigte und eine Oper: „Timante ed Emirene“ und mehrfache Kirchenſtücke zur Aufführung brachte. Bald nach ſeiner Rückkehr, wenn nicht ſchon vor ſeiner Abreiſe, mag ſeine 1776 mit einem Fräulein von Schönberg[1]) geſchloſſene Ehe wieder getrennt worden ſein. Nach ſeiner Rückkehr ſchlug er ſeinen Wohnſitz ganz in Mühltroff auf, das 1789, nach einem Vergleich mit ſeinen Brüdern, ſein alleiniges Eigen-

---

[1]) Briefe, Hönigern, Kritſchen, Gronbuſch, Militſchitz, Zartech; außerdem Halbau, Bubrau u. a.

[2]) Wir können hier überall nur vermuthungsweiſe verfahren. Bekanntlich fließen die gedruckten Quellen über die Familien des niedern Adels immer ſpärlicher, je näher man unſerer Zeit kommt, während die viel reichlichern Angaben aus früherer Zeit freilich wieder ſehr ſkeptiſch betrachtet ſein wollen und kritiſcher Sichtung bedürfen. Bei den Kospoth wird mit dem Anfang des 18. Jahrhunderts alles Genealogiſche ſehr ſpärlich und lückenhaft.

[3]) In einer recht tüchtigen Monographie von C. H. Richter, unter dem Titel: „Die Herrſchaft Mühltroff und ihre Beſitzer" (Leipzig, 1857).

[4]) So bei Richter, der als deſſen Vater einen Heinrich Auguſt von Kospoth auf Frankendorf, Zollgrün, Dſchütz, Schildbach ꝛc. nennt. Bei König und Biedermann findet ſich aber weder ein Heinrich Auguſt, noch ein Karl Erdmann, wol aber gleichzeitig und unter entſprechenden

---

Verhältniſſen ein Johann Auguſt und unter deſſen Söhnen als der älteſte ein Johann Karl Erdmann. Wir vermuthen, daß dieſe Perſonen identiſch ſind.

[1]) Chriſtine Wilhelmine, Tochter Heinrich Wilhelm's von Schönberg auf Börnichen und Chriſtinen Sophien von Liebenau aus Großmehlen. Sie ſoll ſpäter einen Herrn v. Trützſchler geheirathet und zu Großmehlen gewohnt haben.

thum wurde. Hier wurde er 2. Oct. 1790 von dem Kurfürſten von Sachſen als Reichsvicar in den Grafenſtand erhoben. Kurz vorher (4. Febr. 1790) hatte er ſich mit Luiſe Maria Wilhelmine von Sichart [1]) zu zweiter Ehe vermählt, einer Dame, welche vielfach mit ſeinen Neigungen und Eigenthümlichkeiten harmonirt zu haben ſcheint. Er legte einen ausgedehnten Park an und erbaute ein jetzt längſt verſchwundenes Luſtſchloß in italieniſchem Geſchmack, welches beides ihm 70—80,000 Thlr. gekoſtet haben ſoll. Dies, ſeine chemiſchen Arbeiten und fruchtloſe Bergbauunternehmungen hatten die gräflichen Kaſſen geleert. Zwar half etwas eine dem Grafen ſehr zur Ehre gereichende Maßregel, die Ablöſung der Frohnen, welche im Wege freier Vereinbarung gegen eine Summe von 33,620 Thlr. erfolgte und wobei dieſe Entſchädigung den Unterthanen ſo billig erſchien, daß ſie ſich noch zu einem freiwilligen Geſchenke von 16,835 Thlr. verſtanden, wie denn der Graf wegen ſeiner Leutſeligkeit, Anſpruchsloſigkeit und Heiterkeit ſehr beliebt war. Indeß mußten die ökonomiſchen Verhältniſſe, vielleicht durch frühere Schuld [2]), zu tief zerrüttet ſein, als daß auch jene Beiſteuer mehr als zeitweilig hätte helfen können.

Eine Zeit lang ging es jedoch noch anſcheinend gut. Indeß verwickelte das unſtete, ruheloſe Temperament des Grafen, der, wie es ſcheint, keine Beſchäftigung finden konnte, für die er wahren Beruf hatte, und ſich in tauſenderlei verſuchte, denſelben mehr und mehr in Verlegenheiten. Er ließ ſich mit zweideutigen Menſchen ein.

---

[1]) Der älteſten Tochter Jakob Friedrich's von Sichart auf Schnarchenreuth, Gottmannsgrün und Moosgrün.

[2]) Schon vor der Kospoth'ſchen Periode beſtand eine lange Sequeſtration der Güter.

welche theils offenbare Schwindler, theils abergläubiſche Thoren waren, und trieb mit ihnen allerhand magiſches Gaukelſpiel, wobei es ſcheint, daß er ſich zunächſt nur einen Spaß mit ihnen machen wollte, allmählich aber ſelbſt in das Trugnetz gezogen ward. Seine Neigung zu Myſtificationen zog ihm auch ſonſt viel üble Nachrede zu, verwickelte ihn in Streitigkeiten und Proceſſe, führte Denunciationen und Unterſuchungen herbei, die zwar ſchließlich zu nichts Erheblichem führten, aber doch Verdruß, Koſten und Schmälerung ſeines Rufes veranlaßten. Ueber dies alles mochte er ſeinen Haushalt vollends aus den Augen verloren haben, und ſo finden wir, daß ſchon 1799 ſeine Beſitzungen adminiſtrirt wurden, daß 1805 ein Verkauf der Herrſchaft ſchon abgeſchloſſen ſchien, der jedoch wieder rückgängig ward, und daß 1809 eine nothwendige Verſteigerung erfolgte, welche Mühltroff in andere Hände [1] brachte. Für den Grafen blieb dabei wenig oder nichts übrig. Es war ihm jedoch freie Wohnung im Schloſſe vorbehalten, wo er von den Unterſtützungen ſeiner Verwandten, dem Verkauf ſeiner Meubles und Inſtrumente, wie es heißt, ſelbſt von Anleihen bei ſeinen ehemaligen Unterthanen gelebt und in den Theuerungsjahren ſelbſt öffentliche Unterſtützungen benutzt haben ſoll. So lebte er, im Aeußern noch immer ein ſtattlicher Cavalier, in einſamer, freudloſer Weiſe, auch von ſeiner zweiten Gemahlin getrennt [1]. Am 23. Juni 1817 brach ein Feuer aus, von dem das große, durch frühere Beſitzer vielfach umgebaute und erweiterte Schloß ergriffen und im Innern ausgebrannt wurde. Hier nun ſoll der Graf nicht aus ſeinem Zimmer zu bringen geweſen ſein, indem er verſichert habe, daß er den Feuerſegen habe und keine Flamme ihm zunahe kommen könne. Ob er wirklich von ſolchem Wahne befangen geweſen, oder ob er den hereinbrechenden Tod willig kommen ſah, bleibt hienieden nicht zu löſen. Gewiß iſt, daß er im Schloſſe verbrannte und keine Spur von ihm übrig blieb.

---

[1] Zunächſt kaufte es der Freiherr Ehrenfried Wilhelm Heinrich von Hünefeld, ein ſtiller, ſparſamer, aber wohlthätiger Mann, der es 1820 wieder verkaufte und auf ſein älteres Gut Chriſtgrün zurückkehrte. Hier ſchlug er 1826 ſeinen Vettern vor, bei ihm zu bleiben und das Gut zu übernehmen. Sie verſchoben die Sache bis aufs nächſte Frühjahr; allein um Weihnacht erkrankte er, machte ein Teſtament, worin er Chriſtgrün und ſein geſammtes bewegliches Vermögen zu einer Familienſtiftung beſtimmte, und ſtarb 4. Jan. 1827. Mühltroff hatte ein Müller gekauft, der es möglichſt ausſchlachtete, ohne daß dies ihm und den Seinen zum Segen gediehen wäre. Jetzt iſt es in den ſichern Händen der Grafen von Hohenthal.

Kehren wir nun, um das Ende an den Anfang zu ſchließen, zu jenem Henricus de Cozebude von 1253 zurück, ſo wird, wie wir ſchon erwähnten, von ihm nicht blos eine preußiſche Linie, ſondern auch eine voigtländiſche abgeleitet, die bis in das 17. Jahrhundert beſtand, aber mit dem kurſächſiſchen Major Georg Heinrich von Kospoth auf Oſchütz, der bei Königslutter, Breitenfeld und Lützen gefochten hatte, 1665 erloſchen iſt. Sie bietet uns einen Beitrag zur Sittengeſchichte, der ſich in gewiſſer Beziehung an die Geſchichte der Gräfin von Allſtädt anſchließt, ſich wenigſtens um ein einigermaßen ähnliches, wenn auch bei weitem nicht ſo grelles Verhältniß bewegte. Ein Kunz von Kospoth auf Langenwolfersdorf und Kirſchkau, reußiſcher Hofmeiſter zu Schleiz, war mit einer von Kaufungen vermählt geweſen, die ihm auch einen Sohn Joachim geboren hatte, hatte ſich aber nach deren Tode mit ſeiner Magd eingerichtet und verſchiedene Kinder mit derſelben gezeugt. Als er ſein Ende nahen fühlte, trug er, mit Zuſtimmung ſeines Sohnes, ſeiner Brüder und eines ſonſtigen Verwandten, redliche Fürſorge für ſeine Beiſchläferin und ihre Kinder, und disponirte 1527: „Ich Kuntze von Kospoth zu Schlewitz (Schleiz) vor mich, alle meine Erben und Erbnehmer hiermit und in Krafft dieſes Brieſes öffentlich Uhrkunde und bekenne, nachdem meine Köchin und Dienerin Anna etliche Jahr in meinen Dienſten geweſen, derſelben vermögens getreulich und wohl ausgerichtet, auch folgens etliche Kinder in meinen Dienſten erzeuget, damit aber, ſo Gott der Allmächtige nach ſeinen väterlichen Willen über mich gebiete, gedachte meine Dienerin und ihre Kinder verächtlich aus meinen Gütern nicht verſtoſſen, und alſo durch meine Urſache in ſchändlich Armuth verteufft, daraus endlich Zwietracht und Irrung, auch meiner armen Seele Ohnſeeligkeit und groſſe Beſchwerung erwachſen möchte, habe ich ausgedacht, ſolches mit Rath und guten Gewiſſen und Vernunfft als viel mir möglich vorzukommen, und offt gedachte meine Dienerin und ihre Kinder, wie es nothdürfftig, freiwillig von meinen verdienten und wohlgewonnenen Güthern, unverruckt meiner Väterlich und ererbten Güthern, begabet.“ Er weiſt ihnen nun zwei Häuſer in Schleiz mit allem darin enthaltenen Mobiliar an. Doch ſoll dem legitimen Sohne vorbehalten bleiben: „ein guter verſchloſſener Tiſch, eine ſchwarze wohlbeſchlagene Truhe, drei Federbetten, als ein Ober- und zwei Unterbetten, ein Pfühl, zwei Kiſſen, zwei Paar Betttücher, ein Paar Tiſchtücher und zwei Handquelen, vier zinnerne Kandeln, drei Paar zinnerne Schüſſeln, des Vaters Halskleider, desgleichen deſſen Wehre, doch ausgenommen den Harniſch, Hellebarden, ein Meſſer und eine Handbuchſe, ſo denen Kindern zu gut bei denen Hauſern bleiben ſoll.“ Es eröffnet dies immerhin einen Einblick in den Haushalt jener Zeiten.

---

[1] Sie war erſt nach Lützen, dann nach Dresden gezogen, wo ſie geſtorben iſt. In Dresden ſoll ſie mancherlei Sonderbarkeiten entfaltet und namentlich, ohne eigentlich krank zu ſein, aber im höchſten Grade luftſcheu, die letzten Jahre nie ihr Bette verlaſſen haben.

VIII. Graf Oſtermann.

Gar manche Ausländer, Deutſche, Franzoſen, Italiener, britiſche Unterthanen, haben in Rußland ſeit Peter dem Großen, und einzelne ſchon vor ihm, als Soldaten, Seeleute, Techniker gemacht, was man Glück nennt, und manche ſind den Erfahrungen über die Unſicherheit entgangen, die dieſem Glücke in Rußland mehr und länger noch als in andern europäiſchen Staaten zueigen war, während vielleicht keiner ohne Empfindung der Dornen geblieben iſt, mit denen die dortige Wirkſamkeit wenigſtens für das Gefühl von Nichtruſſen umringt war. Weniger zahlreich ſind die Fälle, wo vor der Regierung Katharina's II., ſeit welcher ſich Rußland den Anſtandsformen der weſteuropäiſchen Staatsweiſe entſchiedener genähert hat, Ausländer in der ſtaatsmänniſchen Laufbahn zu Glanz und Einfluß ſtiegen. Ueberhaupt mögen ihnen von der Civilverwaltung nur die techniſchen Fächer geöffnet geweſen ſein, und namentlich die Juſtizverwaltung, welcher der Einfluß deutſchen Rechtsſinnes ſo beſonders zu wünſchen geweſen wäre, ſcheint man den Nationalruſſen ausſchließlich vorbehalten zu haben. Die diplomatiſche Laufbahn that ſich jedoch auch Ausländern auf, und einzelne ſtiegen auch durch die geſchäftliche Gewandtheit, die ſie bei der Diplomatie verwandten Verkommniſſen der innern Politik, oder ſonſt im Cabinete bewährten. Ein ſeltenes, aber glänzendes Beiſpiel einer ſolchen Erhebung bietet der bekannte ruſſiſche Staatsmann Oſtermann, deſſen Leben dabei auch inſoweit bemerkenswerth iſt, als es, trotz im Ganzen langſamen Aufſteigens und ſehr vorſichtiger Haltung, doch auch einen plötzlichen und furchtbaren Sturz vor Augen führt.

Heinrich Johann Friedrich Oſtermann war ein Weſtfale und am 30. Mai 1686 zu Bochum, jetzt einer Kreisſtadt im preußiſchen Regierungsbezirk Arnsberg, geboren. Sein Urgroßvater, Mathias Oſtermann, war dort Bürgermeiſter geweſen und hatte mit einer Severin einen Sohn, Johann, erzeugt, welcher Paſtor in ſeiner Vaterſtadt wurde und 1677 daſſelbe geiſtliche Amt auf ſeinen Sohn Johann Konrad vererbte, der es bis zu ſeinem am 20. oder 21. Nov. 1712 erfolgten Tode bekleidete. Dieſem gebar ſeine Gattin, Urſula Magdalene Wittgenſtein, zwei Söhne: Johann Chriſtoph Dietrich und Heinrich Johann Friedrich, und eine Tochter. Nur der letztern, die ſich an einen Herrn Steinweg verehelichte, war es beſchieden, in der ſtillen, friedlichen Heimatsbahn ihrer Vorfahren zu beharren. Die Brüder wurden durch dunkle Fügungen aus jenem ebenen Gleiſe geriſſen und in eine fremde Ferne geführt, in der ſie, unter Sorgen und Mühen und auf glatter, abſchüſſiger Bahn, zu Glanz und Macht emporſtreben ſollten. Möglich, daß der Genuß dieſer Güter, ſolange er währte, ſie ſelbſt befriedigt hat. Auch, was jedenfalls ein würdigeres Strebeziel iſt, ihre Wirkſamkeit ward, namentlich für den jüngern, unvergleichlich größer und umfaſſender, als in der Heimat für dieſe Brüder zu erwarten geweſen wäre, wiewol dieſer jüngere jedenfalls Gaben entwickelt hat, die in jedem Staate auf eine bedeutſame Stellung Anſpruch gegeben hätten. Freilich aber ward dieſe Wirkſamkeit ebenſo unvergleichlich ſchwieriger in ihrer Verdienſtlichkeit zu beurtheilen. Denn in welche dunkle Verflechtungen der Verhältniſſe verlieren ſich nicht die Wirkungen der Schritte der Mächtigen, und wie oft mögen ſich nicht an das Beſtgemeinte Folgen knüpfen, die niemand vorherſehen kann und deren geſammeltes Unheil die Schale des Uebels tief herabdrückt!

Wir finden nicht, was den ältern Bruder nach Rußland gebracht hat. Er ſoll vor ſeinem Bruder dahin gekommen und bei deſſen Ankunft doch ſchon in der Lage geweſen ſein, ihm durch Empfehlungen bei Hofe dienen zu können. Von dem jüngern Bruder, Heinrich, wird erzählt, derſelbe ſei nach Jena gezogen, die Rechte zu ſtudiren, wobei dahingeſtellt bleiben muß, ob ſein Abweichen von dem Berufe des Vaters und Großvaters in einer frühen Richtung auf Rechts- und Staatsſachen, in antheologiſchen Neigungen, oder darin ſeinen Grund gehabt hat, daß vielleicht ſchon der ältere Bruder Theologie ſtudirt hatte. In Jena ſei er in der Roſe in einen Streithandel gerathen, wobei er das Unglück gehabt, einen Gegner zu erſtechen und deshalb flüchtig geworden ſei. Er ſei nach Holland gegangen und hier mit dem ruſſiſchen Viceadmiral Cornelius Cruys bekannt worden, der ihn zu ſeinem Secretär gemacht und mit nach Rußland genommen habe. Sein Eintritt in den ruſſiſchen Dienſt wird in denjenigen Berichten, die das oben angegebene Geburtsjahr nennen, in das Jahr 1704 geſetzt, und wenn es in der That richtig iſt, daß er 1686 geboren wurde, ſo kann man ſein Beziehen der Univerſität, ſein dortiges Unglück, ſeine Flucht, ſeine Bekanntſchaft mit Cruys und ſeinen Uebergang nach Rußland nicht gut früher ſetzen. Wir können jedoch nicht unerwähnt laſſen, daß wir in ältern Berichten ſeine Geburt auch in die Jahre 1675, 1676 und 1679, ſeinen Unfall in Jena aber in das Jahr 1699 verſetzt gefunden haben, und wir geſtehen, daß ſich manche Bedenken für uns mindern würden, wenn wir annehmen könnten, es habe entweder eine Verwechſelung mit ſeinem ältern Bruder ſtattgefunden, dieſer ſei um 1679 geboren und 1699 aus Jena nach Rußland geflüchtet und Heinrich ihm 1704 einfach nachgezogen, oder Heinrich ſei nicht erſt 1686, ſondern 1679 oder 1680 geboren, habe Jena 1699 verlaſſen und dann noch einige Jahre in Holland zugebracht, bevor er 1704 nach Rußland kam. Jedenfalls wollen die Kenntniſſe und Richtungen, die er in Rußland entfaltete, nicht recht dem Bilde eines erſt achtzehnjährigen Studenten jener Zeit entſprechen, deſſen Studien gleich im Anfang durch einen Raufhandel unterbrochen werden, und der dann ſofort in Verhältniſſe verſetzt wird, in denen er wenig Zeit und Gelegenheit hatte, Verſäumtes nachzuholen. Oſtermann hat ſich ſein ganzes ferneres Leben lang als ein ſehr wohl unterrichteter, in verſchiedenen Fächern gründlich gebildeter Mann, als ein eifriger Freund und Förderer der Wiſſenſchaften, als ein ungemein arbeitſamer und ſorgfältiger Beamter und dabei in faſt übertriebener Weiſe behutſam und vorſichtig gezeigt.

Auch darüber, wie er dem Zar bekannt worden, beſtehen verſchiedene Angaben, die ſich jedoch noch vereinigen laſſen. Nach der einen wurde er durch ſeinen Bruder der Zarin Proscovia Fedoroffna [1]), der Witwe

---

[1]) Geb. 1663, eine Tochter des Bojaren Fedor Petrowicz Soltikoff, verm. 9. Jan. 1684, Witwe 29. Jan. 1696, † 24. Oct. 1723. Sie hatte fünf Töchter: Marie, Theodoſie, Katharine (die

Zar Iwan's, empfohlen, deren Kinder er unterrichtet habe. Nach andern wäre die Accurateſſe, mit welcher Oſtermann die Rechnungen des Viceadmirals Gruys geführt habe, dem Zaren aufgefallen; dieſer habe ſich einmal von Oſtermann einen Vortrag erſtatten laſſen und ihn in deſſen Folge in ſeinen Dienſt genommen. Wie dem auch ſei, bald nach ſeiner Ankunft in Rußland muß er in die Kanzlei zu Schaffiroff [1]) gekommen und hier raſch geſtiegen ſein; denn ſchon 1711 finden wir ihn in dem Lager am Pruth, nicht als ein untergeordnetes Mitglied der Gefolgſchaft des einen oder andern Großen, ſondern als einen Theilnehmer der Rathsverſammlungen des Zaren und, in Gemeinſchaft mit Schaffiroff und dem Generalmajor Scheremeteff [2]), als einen der Unterhändler, die ſich in das Lager des Großveziers begaben und deren geſchickter Behandlung deſſelben mit gewichtigen Gründen der Zar und ſein Heer ihre Rettung und vielleicht Rußland ſeine Zukunft verdankte. Wie Katharina, wie Schaffiroff, ſo iſt auch Oſtermann das Hauptverdienſt an dieſen Verhandlungen zugeſchrieben worden, und jedenfalls wird man annehmen können, daß er in dieſen hochkritiſchen Momenten das Nöthige richtig erkannt und mit Geſchick vermittelt hat. Das Vertrauen des Zaren zu ihm wird der Vorgang nur erhöht haben, während ſonſt keine ſofortige Beförderung an den Tag legt, daß

---

nachherige Herzogin von Mecklenburg und Mutter der Regentin Anna), Anna (die nachherige Herzogin von Kurland und dann Kaiſerin von Rußland), und Proscovia (geb. 1695, † 18. Oct. 1731), welche letztere in geheimer Ehe mit dem General Mamonoff († 4. Juni 1730) lebte.

[1]) Baron Peter Paulowicz Schaffiroff, † 1. Mai 1739. Vergl. VI, 355, 398 fg.

[2]) Ein Bruder des Feldmarſchalls

man ſich ihm zu einem beſondern Danke verpflichtet fühlte, ihn als den Retter des Ganzen betrachtete. Er blieb in ſeiner Stellung als einer der erſten und bedeutendſten Rathe der Kanzlei, an deren Spitze Schaffiroff ſtand, war übrigens weſentlich mit den auswärtigen Angelegenheiten beſchäftigt, in denen er ſich eine ungemeine Kenntniß der innern Beziehungen der europäiſchen Regierungen und aller der hier anzuwendenden Hebel erwarb. Es hat ſich aber ſeine Thätigkeit damals in das dunkle und geräuſchloſe Actenleben verborgen.

Wir begegnen ihm erſt 1716 wieder in der Oeffentlichkeit, indem er dem Gefolge angeſchloſſen ward, das den Zar auf der großen Reiſe begleitete, die ihn zunächſt nach Norddeutſchland und Kopenhagen führte, ſpäter aber ſich nach Holland und Frankreich ausdehnte und von der er erſt zu Ende des Jahres 1717 nach Rußland zurückkehrte, um — zunächſt jenen traurigen Proceß gegen ſeinen unglücklichen Sohn vorzunehmen. Oſtermann, wiewol ein heiterer Geſellſchafter, wird doch niemals unter denen aufgeführt, deren Werth für den Zaren weſentlich darin beſtand, daß ſie ihm die Zeit vertrieben und zum Werkzeug jener tollen Launen dienten, in denen er ſich mit der Roheit in ſeinem Weſen und dem Uebermuth ſeiner Stellung abfand, um dann ungehemmter ſeinen Culturahnungen und ſeinem Pflichtgefühl folgen zu können. Oſtermann genoß das Vertrauen des Zaren, der ſeine Einſicht, ſeine Kenntniſſe und ſeine Rechtlichkeit ſchätzte, vielleicht mehr, als deſſen eigentliche Vertraute, und ſcheint doch niemals zu letztern gehört zu haben. Er war der vertraute Rath, nicht der vertraute Kumpan des Kaiſers. Daß er gleichwol zu deſſen Begleiter auf jener Reiſe gewählt ward, findet ſeine natürliche Erklärung darin, daß dieſelbe zunächſt ſehr bedeutſamen und kitzlichen politiſchen Verhandlungen gewidmet ward. Denn es handelte ſich damals bereits um eine gänzliche Wendung in der ruſſiſchen Politik, bei welcher zwar nicht die Zwecke, wol aber die Mittel, oder vielmehr die Verbindungen, durch welche man dieſe ganzen Jahre daher jenen Zwecken nachgeſtrebt hatte, gewechſelt werden ſollten. Peter wollte ſeine zeitherigen Verbündeten verlaſſen und mit dem vieljährigen Todfeinde Karl XII. von Schweden Frieden und Bündniß ſchließen. Er war in das Netz der abenteuerlichen Plane und Intriguen gezogen, das damals Görz, der nordiſche Alberoni, auswarf, und mit dem er die ganzen Conſtellationen Europas zu ändern gedachte, ſchließlich aber nur Unglück und Verderben über ſich heraufbrachte. Görz hatte, ſchon vor der Rückkehr Karl's XII. aus Bender, durch den nach Petersburg geſendeten holſteiniſchen Landrath Baſſewitz [1]), welchem Menczikoff nachrühmte, daß er ſo gut ſaufen könne, wie der beſte Ruſſe, und der alſo auch in dieſer Beziehung gut gewählt war, den Gedanken auf die Bahn gebracht, dem jungen Herzog Karl Friedrich von Holſtein [2]) die Nachfolge in Schweden zu ſichern und ihn mit einer Tochter des Zaren zu verbinden, und dieſer Gedanke war von Peter nicht ungünſtig aufgenommen worden, collidirte aber mit dem Intereſſe eines zeitherigen Bundesgenoſſen, Dänemarks. Dann hatte Peter ſeine Nichte Katharina Iwanoffna dem Herzog Karl Leopold von Mecklenburg [3]) vermählt, den er zugleich in ſeinen Streitigkeiten mit den Landſtänden zu unterſtützen unternahm, ſchon weil ihm dies Gelegenheit verſchaffte, ſich überhaupt in Norddeutſchland geltend zu machen. Zunächſt aber hatte er Wismar für Mecklenburg und für ſeine eigenen Schiffe zu ſichern gewünſcht, und eben um dies zu verhüten, hatten England-Hannover, Dänemark und Preußen ſich mit Erfolg bemüht, die Uebergabe des von ihren Truppen belagerten Wismar noch vor dem Herankommen der ruſſiſchen Hilfsvölker zu erwirken (April 1716). Ja, als die in Mecklenburg unter Fürſt Repnin [1] ſtehenden ruſſiſchen Regimenter während der Räumung der Stadt herankamen und mit hineinzuziehen begehrten, wies der däniſche General Dewitz dieſes Verlangen ohne weiteres ab und, als die Ruſſen dennoch eindringen wollten, drohten die Hannoveraner gewaltſamen Widerſtand, worauf jene ſich zurückzogen. Auch der vermittelnde Vorſchlag des ruſſiſchen Cabinets, Wismar für eine anſehnliche Summe an Mecklenburg zu verkaufen, ward von Dänemark und Hannover abgelehnt. Peter war über das alles ſo aufgebracht, daß er nur durch die dringendſten Vorſtellungen Schaffiroff's und Oſtermann's abgehalten werden konnte, ſofort mit ſeinen zeitherigen Verbündeten zu brechen. Er ward beſtimmt, den Schein der Freundſchaft noch beizubehalten, gab ſich aber insgeheim den Entwürfen hin, welche Görz betrieb und die auf einer Ausſöhnung zwiſchen Rußland und Schweden beruhten. Schon im Mai 1716 fand ſich der ruſſiſche Geſandte im Haag, Fürſt Kurakin, in Stettin ein, wo der Zar eine Zuſammenkunft mit dem König von Preußen hatte, und trug ſeinem Herrn die Erbietungen vor, welche Görz von ſchwediſcher Seite in Ausſicht geſtellt hatte, und welche Peter jedenfalls geeignet fand, zum Ausgangspunkt weiterer Unterhandlungen zu dienen. Dieſe wurden insgeheim betrieben, während er gleichzeitig den König von Dänemark durch die Einladung zu einer Zuſammenkunft und durch einen Vertrag über eine Landung auf Schonen täuſchte, zu welcher er in der That ſeine Flotte und ein Heer, das er allmälig bis auf 40,000 Mann vermehrte, nach Kopenhagen führte, hier, wo um dieſelbe Zeit ein engliſches und ein holländiſches Geſchwader eingetroffen waren, ſich das Schauſpiel verſchaffte, 800 Schiffe, unter ſeinem Ehrencommando, vereinigt ſegeln zu ſehen (16. Aug.), das Unternehmen ſelbſt aber ſolange verzögerte, bis er plauſible Vorwände vorbringen konnte, es für dieſes Jahr aufzugeben. Ob er damals, wie von manchen Seiten geargwöhnt ward, wirklich die Abſicht gehabt habe, Kopenhagen zu überrumpeln, und nur durch die Vorſicht der Dänen, die ihm ſichtbar misfällige gute Haltung ihrer Truppen und die Anweſenheit des Admirals Norris mit dem engliſchen Geſchwader davon abgehalten worden ſei, oder ob es ſich für ihn nur darum handelte, Dänemark hinzuhalten, ſeine Abſichten zu verſchleiern, einen ernſtlichen Angriff auf Schweden zu verhindern und allenfalls den Dänen unnöthige Koſten zu machen, bleibt zweifelhaft. Ohne entſcheiden zu wollen, was Peter vielleicht verſucht haben würde, wenn ſich eine recht lockende Gelegenheit geboten hätte, ſind wir doch mehr geneigt, der letztern Anſicht beizutreten, da ja Peter's Plane damals noch keinesweges völlig gereiſt und die Unterhandlungen mit Schweden noch nicht zum Abſchluß gediehen waren. In Dänemark fand man ſich aber, als der Zar im September erklärte, daß er für dieſes Jahr an dem Unternehmen auf Schonen keinen Theil nehmen könne, veranlaßt, am

---

[1]) Der nachherige Graf, der im ſechsten Bande vielfach erwähnt iſt.

[2]) Bd. I, S. 1 ff.; Bd. VI vielfach.

[3]) Bd. III, S. 414 ff.

---

[1] S. Bd. VI, S. 340.

26. Sept. die Wachen zu verdoppeln, die Wälle mit geladenen Geſchützen zu beſetzen, die Truppen anzuweiſen, ſich bereit zu halten, die Flotte vor Kopenhagen vor Anker zu legen und den Bürgern zu verbieten, Ruſſen über Nacht zu beherbergen. Der engliſche Admiral war bereit, die ruſſiſchen Schiffe ohne weiteres wegzunehmen[1], und der Etatsrath Chriſtian Friedrich von Holſtein getraute ſich, wenn ihm der Befehl der Reiterei vertraut würde, auch mit den ruſſiſchen Truppen fertig zu werden. Der König fand nun allerdings ſo draſtiſche Maßregeln noch nicht indicirt, erklärte aber dem Zar unumwunden: da derſelbe die Landung auf Schonen niemals ernſtlich im Sinne gehabt, ſo hätte er es ihm gleich bei ihrer Zuſammenkunft in Hamburg ſagen ſollen, um ihn die großen Unkoſten der Rüſtungen und des Transports der Truppen zu erſparen; jetzt habe er Se. Zariſche Majeſtät nur zu bitten, daß Sie Ihre Truppen unverzüglich aus ſeinen Staaten entfernen möge. Der Zar blieb noch bis zum 27. Octbr., nahm dann einen anſcheinend ſehr freundlichen Abſchied und ließ ſeine Truppen in Mecklenburg die Winterquartiere beziehen. Nachdem er im November zu Havelberg mit dem König von Preußen conferirt hatte, bei welcher Gelegenheit er ſich für ſeine Zuſtimmung zu der Erwerbung Stettins durch Preußen das von Friedrich I. mit ungeheuern Koſten

---

[1] Görz ſchreibt allerdings in ſeinen Briefen an Baron Kochen: Oſtermann habe, um den Haß Peter's gegen Georg I. zu erklären, vielmehr erzählt, daß der König von Dänemark Norris in einem Handbillet zu einem Angriff auf die ruſſiſchen Schiffe aufgefordert, der letztere aber die Verantwortlichkeit geſcheut habe. Görz hat ſehr Recht gehabt, darauf zu erwidern, daß er darin keinen Grund zu einem Haſſe gegen den König von England finde. Anders, wenn die Geſchichte ſo geweſen iſt, wie im Text ſteht.

zuſammengebrachte Bernſteincabinet ausbat, langte er Mitte December in Amſterdam an, wo er zwar den zu Anfang des Jahres 1717 aus Frankreich zurückkehrenden Görz nicht perſönlich empfing, ſeine Miniſter aber geheime Verhandlungen mit ihm pflegen ließ, die zwar auch noch zu keinem Abſchluß führten, aus denen, ſowie aus den Mittheilungen eines bei dem Zar fungirenden Arztes, des Engländers Erskine, aber die ſchwediſchen Diplomaten, Görz und Gyllenborg, die Ueberzeugung ſchöpften, daß der Zar nichts weiter gegen Schweden unternehmen werde, daß er mit ſeinen zeitherigen Alliirten entzweit ſei, daß er den König Georg I. tödtlich haſſe und gern etwas für eine Reſtauration der Stuarts thun würde. Das letztere mochten eben jakobitiſche Hoffnungen ſein. In den Görziſchen Planen bildete freilich der Reſtaurationsgedanke einen Hauptheil, und auch Karl XII. war in ſeinem Haſſe gegen Hannover demſelben nicht abgeneigt. Der Zufall wollte, daß man auf einem nach Norwegen verſchlagenen ſchwediſchen Schiffe hierauf bezügliche Schreiben fand, welche der däniſche Hof der engliſchen Regierung mitzutheilen ſich beeilte. Dies führte damals zur Verhaftung der Brüder Gyllenborg, ſchwediſcher Geſandten in London und dem Haag, des holſteiniſchen Secretärs Stambke in Amſterdam und des Grafen Görz in Arnheim (Februar 1717). Der Zar ließ durch ſeinen Geſandten zu London der engliſchen Regierung zu Entdeckung „ſo giftiger Bosheit“, welche er von Herzen verabſcheue, Glück wünſchen, ſoll aber gleich darauf in Frankreich, wohin er ſich im April begab, Vorſchläge gemacht haben, welche ganz in jene Plane paßten und jedenfalls Deutſchland und England bedrohten, die aber von der damaligen franzöſiſchen Regierung entſchieden abgewieſen wurden. Anfangs Auguſt nach Holland zurückgekehrt, hatte er nun perſönlich mit dem inzwiſchen wieder in Freiheit geſetzten Görz eine geheime Unterredung auf dem Schloſſe Loo, das ſchon ſo viel diplomatiſche Kunſt in ſeinem Schooſe geborgen hat, und kam hier mit ihm überein, in den nächſten drei Monaten, während welcher Görz einen annehmbaren Frieden zwiſchen Rußland und Schweden zu Stande zu bringen hoffte, nichts Feindliches gegen Schweden zu unternehmen. Görz reiſte mit ruſſiſchen Päſſen und vermochte den König von Schweden in der That, ſeine Zuſtimmung dazu zu geben, daß auf der Inſel Aland öffentliche Friedensunterhandlungen mit Rußland eröffnet wurden, ſodaß Rußland, der gefährlichſte Gegner Schwedens und das Reich, an welchem das Glück des Schwedenkönigs geſcheitert war, doch der Erſte ward, mit welchem ſich der ſonſt ſo ſtarrſinnige und nachtragende Karl XII. auszuſöhnen bereit war [1]).

---

[1]) Der neueſte Geſchichtſchreiber Karl's XII., Fryxell, will den beſondern Haß, mit welchem Karl XII. gerade den ungefährlichen Auguſt II. von Polen verfolgte und alle Friedenserbietungen deſſelben abwies, hauptſächlich damit erklären: daß Auguſt allein nicht, wie Dänemark und Rußland, durch politiſche Nothwendigkeit zu ſeinem Angriffe auf Schweden getrieben worden ſei. Wir ſollten meinen: es hätte auch ihm nicht an Gründen der Pflicht und der Politik dazu gemangelt. War nicht Schweden in Beſitz von Provinzen, die es der polniſchen Krone gewaltſam entriſſen? Stand es dem neugewählten König von Polen nicht wohl an, alte Unbill zu rächen, die Polen von Schweden zugefügt worden, alte Unfälle und Verluſte wieder gut zu machen? Und war der Gedanke nicht ſtaatsklug, ſich bei dieſen Unternehmungen das Anſehen, das Verdienſt, die Macht zu erwerben, auf welche geſtützt man die Regierungsgewalt in Polen zu jener Wahrheit erheben, ihr jene Kraft und Feſtigkeit geben konnte, an deren Ermangelung Polen zu Grunde gegangen iſt? Es ſcheint uns hierin mindeſtens ſo viel „politiſche Nothwendigkeit“ zu liegen, wie in Rußlands Bedürfniß, ſich gegen Weſten auszudehnen, oder gar in Dänemarks Streben, die herzogliche Linie von Holſtein zu unterdrücken.

Die Verhandlungen, welche dies zur Ausführung bringen ſollten, hatten zuerſt zu Abo geführt werden ſollen, wohin ſich der Feldzeugmeiſter Bruce und Oſtermann, damals noch immer Kanzleirath, aber tief eingeweiht in die vorhergehenden geheimen Verſtändniſſe, bereits im Januar 1718 begaben, wurden aber von da nach der Inſel Lofö verlegt, wo die ſchwediſchen Bevollmächtigten, die Grafen Görz und Karl Gyllenborg, im Mai eintrafen. Peter ſelbſt hielt ſich mit ſeiner Flotte in der Nähe des Verhandlungsortes, ſchloß auch während der Unterhandlungen einen Vertrag mit dem preußiſchen Geſandten, Freiherrn von Mardefeld, gegen ein Einrücken der Schweden in Polen und Deutſchland und zur Sicherung Stettins. Und doch war der Zar zu derſelben Zeit bereit, gegen Abtretung von Ingermanland, Eſthland und Liefland, dem König von Schweden zu verſprechen, Finnland zurückzugeben, im nächſten Frühjahr 80,000 Mann nach Polen marſchiren zu laſſen, um den wieder eingeſetzten König Auguſt II. zu vertreiben und Stanislaus herzuſtellen, die Herausgabe Stettins gegen eine anderweite Entſchädigung für Preußen zu erwirken, Schweden bei Eroberung von Norwegen zu unterſtützen, dem König von Schweden zu einem Zuge nach Deutſchland ein Hilfscorps von 20—25,000 Mann zu ſtellen, mit ganzer Macht Hannover zur Rückgabe von Bremen und Verden zu nöthigen, oder, falls Karl XII. das vorziehe, ihm Mecklenburg, gegen eine anderweite Entſchädigung für deſſen Herzogshaus, zu verſchaffen. Ein auf dieſe Grundlagen abgeſchloſſener Vertrag fand ſich unter den Papieren des Grafen Görz, der im September zum König zurückging, um dieſen, der namentlich gegen die Abtretung von Eſthland und Liefland Schwierigkeiten erhob, für Annahme dieſer Bedingungen zu gewinnen, und im November zur Schlußverhandlung nach Lofö zurückkam, worauf nur noch die Ratificationen zu erwarten ſchienen, als der Tod Karl's XII. (11. Dec. 1718) und ſeine nächſten Folgen der ganzen Sache wieder eine andere Wendung gaben[1]. Dem Görz ward von der ſchwediſchen Ariſtokratie, die ihn haßte, ein Proceß gemacht, der mit ſeiner Hinrichtung endigte (13. März 1719), welche, ein wie großer politiſcher Sünder er auch ſein mochte, immerhin ein Juſtizmord und um ſo ungerechter war, als er bei ſeinen Entwürfen doch immer Schwedens Heil bezweckt hatte — freilich nicht das Sonderintereſſe des ſchwediſchen Adels. Mit dem Tode des Königs wich der letzte Nimbus von den ſchwediſchen Waffen. Der Nachfolger, Friedrich von Heſſen, war allerdings auch ein tapferer und geſchickter General, welcher wohl geeignet geweſen wäre, die Vertheidigung Schwedens gegen ſeine Feinde zu leiten, und jedenfalls ungleich beſonnener, als Karl XII. Aber theils war er viel zu maßvoll, biederſinnig und gewiſſenhaft, als daß er auf ſo kühne, übergreifende Plane eingegangen wäre, wie ſie den ruheloſen Geiſt ſeines Vorgängers bewegt, und ſolchen Schrecken um ſeinen Namen verbreitet hatten. Theils handelte die ſchwediſche Ariſtokratie gerade entgegengeſetzt dem Verfahren der Römer, die in bedrängten Zeiten eine dictatoriſche Gewalt ſchufen, der Holländer, die in jeder großen Kriſis bei der monarchiſchen Gewalt der Oranier die Rettung ſuchten. Indem ſie die Verwickelung der Umſtände benutzte, die Gewalt des Königs auf ein Minimum zu beſchränken, verfuhr ſie, wie ihre Standesgenoſſen in Polen, und möchte darüber gar leicht das Schickſal Polens auch über Schweden hereingezogen haben, dem ſie jedenfalls ein halbes Jahrhundert der Schwäche und Unehre bereitete, wenn nicht ſchließlich die monarchiſche Revolution Guſtaf's III. es gerettet hätte. Peter dachte jetzt nicht mehr an freundliche Verſtändigung, ſondern hielt ſich überzeugt, daß er ſeine Bedingungen dictiren könne, fand ſich auch durch die ſchwediſche Königswahl, bei welcher der von ihm begünſtigte Karl Friedrich von Holſtein übergangen worden, veranlaßt, ſchroffer gegen Schweden aufzutreten.

---

[1] Vergl. übrigens auch den Aufſatz des Herrn von Rommel: Schweden und Heſſen, in Th. VI, S. 207 ff., namentlich S. 258 ff

Oſtermann, der durch ſeine Miſſion nach Loſö der widrigen Theilnahme an den Berathungen über das Geſchick des unglücklichen Zarewicz entgangen war, und über den berichtet wird, daß er ſich in den Verhandlungen ebenſo vorſichtig und zögernd verhalten habe, wie der Vertreter Schwedens entſchloſſen und dreiſt verfuhr, hatte Loſö gleich nach der Kataſtrophe verlaſſen, da auch der Geheimſecretär des Grafen Görz, Juſtizrath Stambke, der Verhaftung zu entgehen, nach Rußland entflohen war. Im April 1719 kam Oſtermann zwar nochmals nach Loſö zurück, mußte aber bis in den Juni warten, bevor der neue ſchwediſche Bevollmächtigte, Freiherr von Liliencron, daſelbſt eintraf, und hatte nur peremtoriſch zu erklären, daß, wenn Schweden die angebotenen Bedingungen nicht binnen zwei Monaten annähme, der Zar es ſofort mit 40,000 Mann überziehen werde. Der Zar führte ſeine Drohung ſchon im Juli aus, brachte es aber nur zu einem großen Raub- und Verwüſtungszuge, bei welchem ein Paar hundert Dörfer und ein großer Wald in Brand geſteckt und eine Menge Eiſen- und Kupfergruben ruinirt, auch viele Menſchen mit nach Rußland geſchleppt wurden. Dagegen hatte ſein drohendes Auftreten die Folge, daß die übrigen beeilten, ihren Frieden mit dieſem zu machen, um den Antheil an der Beute, den ſie erſtrebten, in Sicherheit zu bringen und Schweden wenigſtens in die Lage zu bringen, daß es nur noch mit Rußland zu thun habe, zu welchem Kampfe ihm England überdies ſeinen Beiſtand verſprach. Indeß die Engländer thaten wenig und Schweden, gegen welches die Verwüſtungszüge der Ruſſen fortdauerten, konnte nicht viel thun, und ſo mußte es froh ſein, zu Nyſtedt, wohin ſich Oſtermann von Riga aus, wo der Zar den Herzog von Holſtein empfangen hatte, begab, erſt (28. Juli) einen Waffenſtillſtand, dann (10. Sept. 1721) einen Frieden zu ſchließen, in dem es Liefland, Eſthland, Ingermanland und einen Theil von Karelien, gegen eine Zahlung von 2 Millionen Rubel, an Rußland abtrat. Ruſſiſcher Seits wurde der Friede von dem Grafen Jakob Daniel Bruce, Generalfeldzeugmeiſter und Präſident des Berg- und Manufacturcollegiums, und von dem Geheimen Rathe Heinrich Johann Friedrich Oſtermann unterzeichnet. Oſtermann war ſonach ſchon während dieſer Verhandlungen Geheimer Rath worden, wie er unmittelbar nach ihrer Erhebung durch den Freiherrntitel belohnt ward. Da er ſich damals noch mit ſeinem Taufnamen unterzeichnete, ſo muß ſein Uebertritt zur griechiſchen Kirche, bei dem er den Namen Andrew annahm, erſt ſpäter erfolgt ſein; vielleicht auf Anlaß ſeiner Vermählung mit Martha Streſneff.

Er kehrte jetzt wieder zu ſeiner geräuſchloſen Thätigkeit in der Kanzlei zurück. Auf den perſiſchen Feldzug begleitete er den Kaiſer nicht. Bereits ſtand er feſt genug, daß Schaffiroff's Sturz (1723) ihn nicht berührte, und mag derſelbe wol eher ſeine Bedeutſamkeit erhöht haben.

Dieſe ſteigerte ſich noch weſentlich, als der Selbſtherrſcher Peter geſtorben war und Katharina I. den Thron beſtiegen hatte (1725). War ſie auch in dieſen letzten Jahren ihres Lebens vielfach durch Misbrauch der Sinnengenüſſe geſchwächt und ohne Thätigkeitstrieb, ſo blieb ihr doch ihre verſtändige Einſicht in den Charakter ihrer Umgebungen, und unter dieſen waren wenige mit Oſtermann in Betreff der Zuverläſſigkeit zu vergleichen. Er wurde noch im Todesjahre des Kaiſers zum Vicekanzler des Reichs ernannt. An der Spitze der auswärtigen Angelegenheiten faſt unentbehrlich, galt er, neben Baſſewitz, für das Haupt der deutſchen Partei, und wenn er auch eben dadurch dem Haſſe der ruſſiſchen ausgeſetzt ward, ſo hatte dies wenigſtens damals noch keine große Gefahr für ihn, da das wahre Haupt der Regierung, Menczikoff, wiewol ſelbſt ein Ruſſe, denn doch zu einſichtsvoll war, um den bornirten Fanatismus der nationalruſſiſchen Ultras zu theilen, auch unter den nächſtfolgenden Regierungen das deutſche Element oben auf blieb, und Oſtermann ſich fortwährend mit ungemeiner Vorſicht benahm. Denn dieſe Eigenſchaft, die an dem wilden Jenenſer, falls er das wirklich geweſen, ſo befremdend iſt, ſpricht ſich während der ganzen Dauer ſeiner Wirkſamkeit in Rußland unverkennbar aus. Nirgends zeigt er ſich als ein ehrgeizig aufſtrebender, übergreifender Mann. Die hohen Würden, die ihm zu Theil wurden, hatte er durch vieljährige Treue, pflichteifrige und nützliche Arbeit in ſeinem Berufe verdient. Auf die ſchlüpfrige Höhe der leitenden Staatsmänner des gewaltigen Reiches geſtellt, ließ er ſich nicht vom Schwindel erfaſſen, verdoppelte vielmehr nur ſeine Vorſicht in einer Weiſe, die ſie als übermäßig, als Feigheit erſcheinen laſſen könnte, wenn man nicht in Rechnung brächte, welche Beobachtungen er ſeit ſeiner Ankunft in Rußland über die damaligen dortigen Glückswechſel, über die Waffen, mit denen gegen beneidete Größe gekämpft ward, und über das Verfahren, das man ſich gegen geſtürzte Gegner, überhaupt gegen gefallene Größen, erlaubte, gemacht hatte. Es wird geſagt, daß Oſtermann faſt immer, wenn man etwas Gefährliches von ihm gefordert habe, krank geworden ſei. So habe er ſich, als Mencikoff ihn mit nach Kurland zu nehmen wünſchte, damit er ihn bei ſeinem Plane, den dortigen Herzogsthron zu beſteigen, unterſtütze, das Geſicht mit Feigen gefärbt und eine Gelbſucht vorgeſchützt. Als er die Schrift an die Herzogin von Kurland unterzeichnen ſollte, worin ihr der ruſſiſche Großadel, vor ihrer Erhebung zum Kaiſerthron, Bedingungen vorzeichnete, welche eine polniſch-ſchwediſche Verfaſſung nach Rußland verpflanzt hätten, habe er das Chiragra bekommen, als der Sturz des Herzogs Biron im Werke war, an einer Darmgicht gelitten, die ſich gehoben habe, ſobald die Sache entſchieden war [1].

Da er jedoch bei mehreren kritiſchen Fällen, wo das Fehlſchlagen ſeiner Plane ſehr ſchlimme Nachwirkungen für ihn haben konnte, ſich mit ſelbſtthätiger Entſchiedenheit verhalten und, wenn er auch immer vorſichtig im Hintergrunde zu bleiben wußte, doch von da aus die Fäden der Sache gelenkt hat, ſo mögen wir wol annehmen, daß er ſich nur in ſolchen Fällen hinter verſtellte Ausflüchte verſchanzte, wo er mit der Sache nicht einverſtanden war, oder ſie doch nicht für eine Nothwendigkeit des Staatswohls anſah, dagegen auch einer Gefahr zu trotzen wußte, wenn er ſich durch die Pflicht dazu gedrängt fühlte.

---

[1] Bei dieſer Sache ſcheint er übrigens gar nicht befragt worden zu ſein. Wol aber ſchützte er eine Lähmung der Hand vor, als er ſich für Biren's Regentſchaft erklären ſollte.

Peter II., der nach dem Tode Katharina's I. (17. Mai 1727) den ruſſiſchen Kaiſerthron beſtieg, war unter Leitung Oſtermann's, der wenigſtens den weltlichen Theil des Unterrichts überwacht hatte, erzogen worden, ſeine Erziehung aber freilich bei ſeiner Erhebung, die einem elfjährigen Knaben zu Theil ward, noch lange nicht vollendet. Immerhin hatte er Urſache, Oſtermann dankbar zu ſein, und in der That ſcheint die Stellung des letztern unter dieſer kurzen Regierung ſehr feſt und einflußreich geweſen zu ſein. Der Schein der Macht war allerdings ungleich mehr auf Menczikoff's, als auf Oſtermann's Seite, was dieſem ganz recht geweſen ſein mag; aber früh mochte Oſtermann erkennen, wie wenig Menczikoff's Verfahren geeignet war, ihm ein dauerndes Glück zu verbürgen, und man glaubt, daß er weſentlichen Antheil an dem Sturze Menczikoff's gehabt hat. Der junge Zar wollte dieſen Sturz, weil er von Menczikoff ſchnöde und rückſichtslos behandelt ward; die Dolghorukijs betrieben ihn, weil ſie den jungen Kaiſer zu beherrſchen wünſchten; Oſtermann beſtärkte die Geſinnnungen beider und leitete die ganze Intrigue, weil ihm das Verfahren Menczikoff's der Würde und Sicherheit des Kaiſers und dem Wohle des Reiches zuwider ſchien. Menczikoff ſcheint auch eine Ahnung davon gehabt zu haben, daß Oſtermann wider ihn machinire und muß es auf einen offenen Bruch haben ankommen laſſen wollen, wenn es wahr iſt, daß er ihn in Peterhoff ins Geſicht beſchuldigt, er wolle den Zaren zu einem Religionswechſel verleiten, und daß er ihm gedroht habe: er werde ihn rädern laſſen, worauf Oſtermann geantwortet: ſeiner Handlungen halber werde er nie gerädert werden; doch kenne er jemand, dem das wol begegnen könne. Der ſächſiſche Geſchäftsträger Le Fort, der dieſe Anekdote erzählt hat [1]), ſchrieb ſeinem Hofe nach dem Sturze Mencikoff's: „Bei allen Revolutionen hat man die Gewandtheit und Geſchicklichkeit des Baron Oſtermann bewundern müſſen; namentlich aber jetzt, bei dem Sturze Mencikoff's, hat er durch ſeine außerordentliche Klugheit und die fortwährende Aufmerkſamkeit für die Perſon ſeines Herrn und für das öffentliche Wohl ſich das größte Verdienſt erwerben [2]).“ Geirrt hatte er ſich freilich, wenn er gemeint hat, nach Entfernung Mencikoff's ohne weiteres das Ruder des Staats in ſeine und der von ihm für geeignet und würdig gehaltenen Männer zu bringen. Er wünſchte die Golofkins, den Admiral Apraxin, den Feldmarſchall Sapieha weſentlich bei der Leitung des Staats zu betheiligen, zog ſich aber damit den Haß der Dolghoruckijs zu, welche den Mencikoff geſtürzt hatten, um an deſſen Stelle zu treten, ohne auch nur ſo berufen zu ſein, wie dieſer. Zwar war die Anhänglichkeit des jungen Kaiſers an Oſtermann, der ihm in den Jahren ſeiner verlaſſenen und gefährdeten Kindheit Theilnahme und Wohlwollen bewieſen, ſo groß, daß es den Dolghoruckijs nicht gelang, ihn von der Perſon des Kaiſers zu verdrängen: aber die weiſen Ermahnungen, die ihm Oſtermann gegen beginnende Zügelloſigkeiten, nächtliches Umhertreiben, Vernachläſſigung aller Geſchäfte machte, ſchmeckten ihm doch ungleich weniger, als die Schmeicheleien und Rathſchläge der Dolghoruckijs, die ihn in ſeinen

---

[1]) Bericht vom 29. Sept. 1727, bei Hermann, Geſchichte Rußlands, IV, 517.

[2]) Bericht vom 23. Sept. 1727, bei Hermann a. a. O.

Fehlern beſtärkten und dazu aufreizten. Als Oſtermann ſah, daß alles vergeblich ſei, zog er ſich erſt, unter ſeinem beliebten Vorwande einer Unpäßlichkeit, aus der Nähe des Kaiſers zurück und bat dieſen dann, da ſeine Bitten nichts mehr über ihn vermöchten, ihn ſeines Poſtens als Obergouverneur zu entheben. Der gutherzige kaiſerliche Jüngling weinte bei dieſer Erklärung; aber dieſe Thrä- nen hielten ihn nicht ab, noch an demſelben Abend ſich n Schlitten zu ſetzen und ſich bis zum Morgen auf den Straßen umherzutreiben [1]). Die Dolghoruckijs hatten ch auch an die alte Zarin, Peter's des Großen ver- oßene Gemahlin und Peter's II. Großmutter, gewendet nd ſie gegen Oſtermann, den ſie auf jede Weiſe an- hwärzten, zu gewinnen geſucht. Sie war aber zu be- nnt mit der aufrichtigen Treue, welche Oſtermann rem Enkel widmete, und zu dankbar für die Dienſte, e er auch ihren Verwandten, den Lapuchins, geleiſtet tte, als daß ſie in dieſe Intrigue hätte eingehen ſollen, d ſchickte vielmehr die Briefe ſeiner Gegner an Oſter- ann ſelbſt, den ſie dabei bat, ſich auch ferner, wie ther, ihrer Enkel anzunehmen [2]). Eine andere Stütze l er an der verſtändigen Schweſter des Kaiſers, der roßfürſtin Natalie (VI, 427), gehabt haben, die aber lich ſchon am 3. Dec. 1728 ſtarb. Endlich wurden h die Dolghoruckijs theils untereinander ſelbſt un- ig, theils fühlten ſie ſämmtlich, daß Oſtermann, der, der gänzlichen Unthätigkeit des nur den Vergnügun- ergebenen Kaiſers und der geſchäftlichen Unfähigkeit der meiſten höhern Beamten, faſt allein noch die Geſchäfte im Gang hielt [1]), unentbehrlich ſei. Auch widerſetzte er ſich der Verlobung des Kaiſers mit der Prinzeſſin Dolghoruckij keineswegees, und wußte nur die Wahl auf die ältere Prinzeſſin zu leiten, der zwar das Gerücht entgegenſtand, daß ſie den Grafen Milleſime, einen Verwandten des öſterreichiſchen Geſandten, Grafen Wratislaw, liebe, die aber gutherzig und den Ausländern geneigt war [2]). Zuletzt ward auch der Zar, dem die Dolghoruckiſche Braut und die Bevormundung durch die Dolghoruckijs ſo wenig zuſagte, wie ihm früher die Menczikoff'ſche Braut und die Bevormundung durch Menczikoff zugeſagt hatte, unmuthig und nahm in ſeiner Bedrängniß ſeine Zuflucht zu Oſtermann, als dem vertrauenswürdigſten Mann, den er noch in ſeinen Kreiſen gefunden hatte. Nicht lange vor ſeiner tödtlichen Erkrankung ſoll er ſich heimlich des Nachts zu Oſtermann geſchlichen und ſich dort mit dieſem und zwei andern Mitgliedern des Conſeils berathen haben [3]). Bevor jedoch ein Ergebniß dieſer Berathungen zutage trat, ward der Zar von den Pocken befallen (8./19. Jan. 1730) und ſtarb daran (19./30. Jan.) im 15. Jahre ſeines Lebens. In ſeiner Fieberphantaſie hatte er fortwährend nach ſeinem Andrei Iwanowicz, d. h. nach Oſtermann, gerufen und zuletzt einen Schlitten begehrt, um zu ſeiner Schweſter zu fahren, ſo die beiden Perſonen bezeichnend, die er, mit richtigem Gefühl, für ſeine treueſten und aufrichtigſten Freunde erkannte.

---

[1]) Bericht Le Fort's vom 22. Nov. 1727, bei Hermann, a. a. O. 520).

[2]) Le Fort's Berichte am 16. und 23. Decbr. 1727. Ebend. 521.

---

[1]) Le Fort's Bericht vom 25. Nov. 1728, bei Hermann S. 528.

[2]) Le Fort's Bericht vom 9. Dec. 1728, bei Hermann S. 531

[3]) Le Fort's Bericht vom 2. Jan. 1730, bei Hermann S. 536.

Oſtermann hatte den Plan, den ein Theil der Dolghoruckijs bei der Erkrankung des Kaiſers gefaßt hatte, ſeine Trauung mit der Prinzeſſin Katharina Dolghoruckij vollziehen zu laſſen, womit die weitere Abſicht verbunden war, dieſelbe, falls er ſtürbe, nach dem Vorgange Katharina's I., zur Kaiſerin ausrufen zu laſſen, hintertrieben. Bei den nach dem Tode des Kaiſers ſtattfindenden Verhandlungen der Großen des Reichs über die Thronfolge hielt er ſich, unter dem Vorwande einer Krankheit, zurück, hatte ſich aber vorher mit den Golizyns und dem Feldmarſchall Dolghoruckij (VI, 394) dahin verſtändigt, daß dieſe der von Alexei beabſichtigten Erhebung der Katharina auf den Kaiſerthron Widerſtand leiſten ſollten. Sie thaten dies mit Erfolg, und Fürſt Dimitri Golizyn ſchlug die Herzogin von Kurland, Anna Iwanoffna, eine Nichte Peter's des Großen, zur Thronfolgerin vor. Die Verſammlung erklärte ſich einſtimmig für dieſe Wahl, beſchloß aber zugleich, ihr Bedingungen vorzuſchreiben, die ſie unter das Joch einer Oligokratie gebracht hätte. Nach demſelben ſollte das Conſeil nur aus acht Perſonen beſtehen, und ohne deſſen Zuſtimmung
ollte die neue Kaiſerin ſich nicht vermählen, keinen Nach-
olger ernennen, keinen Krieg beginnen, keinen Frieden
chließen, keine Stelle am Hofe oder im Staate, bis auf
en Rang eines Oberſten herab, vergeben, keine Güter
erſchenken, kein Geld aus der Staatskaſſe beziehen dür-
en. Die Armee, mit Einſchluß der Garde, ſollte unter
em Conſeil ſtehen. Für den Adel ward beſtimmt, daß
ohne rechtliches Erkenntniß weder ſeiner Güter entſetzt,
och an ſeiner Ehre gekränkt werden ſolle; für das Volk
n Allgemeinen, daß es nicht mit neuen Auflagen be-
ſtet werden und daß die Kaiſerin alles genehm halten
lle, was als zu deſſen Beſten gereichend befunden wer-

den wurde. Indem die Kaiſerin dieſe Bedingungen, die ihr durch eine Deputation überbracht wurden, unterzeichnete, hatte ſie zugleich zu erklären, daß ſie bei Nichtbefolgung derſelben der Krone verluſtig ſein wolle.

Sie unterzeichnete ohne weiteres, und es ſollte nun auf Grund jener Bedingungen eine förmliche Verfaſſung ausgearbeitet werden, für welche von verſchiedenen Seiten her mehrere Entwürfe gemacht wurden. Es zeigte ſich aber ſchon vor der Ankunft der Kaiſerin, daß ſelbſt der hohe Adel nicht unter ſich einig war, daß eine ſtarke Partei, zu deren Wortführer ſich Jaghuſchinski (VI, 345) machte, in der unumſchränkten Souveränetät der Krone einen beſſern Vortheil für ſich ſah, daß der zahlreiche kleine Adel es übel aufnahm, bei der neuen Verfaſſung außer näherer Betheiligung gelaſſen zu ſein, und daß man in den weitern Schichten des Volkes für den ganzen Plan weder Sinn noch Geſchmack hatte.

Am 21. Febr. 1730 traf die neue Kaiſerin zu Wſeswetzki bei Moskau ein, wohin ihr (22.) ein Bataillon der preobraſhenskoiſchen Garde und ein Detachement der Chevaliergarde zugeſchickt wurden, die ſie ſofort zu gewinnen wußte. Was ſie von der Unterzeichnung der Capitulation hielt, hätten die Anhänger der letztern ſchon daraus abnehmen können, daß ſie ſofort gegen dieſelbe handelte, indem ſie ſich ohne weiteres zum Oberſten der preobraſhenskoiſchen Garde und zum Capitän der Chevaliergarde erklärte. Das Conſeil und der Senat wußten ihr aber nur für die der Nation (?) bewilligten Freiheiten zu danken (25. Febr.). Was aber das Heer von der Sache dachte, ergab ſich, als der Feldmarſchall Dolghorucky die Preobraſhenskoigarde, neben der Kaiſerin, auch dem Conſeil ſchwören laſſen wollte, und zur Antwort erhielt: wenn er auf dieſem Verlangen beſtehen würde, ſo würden ſie ihm die Beine zerſchlagen, — worauf er es denn doch nicht ankommen laſſen mochte. Der Geheime Rath Waſſilij Lukicz Dolghorucij, der ſich zum Oberhofmeiſter der Kaiſerin aufgeworfen hatte, überwachte ſie zwar ſorgfältig und ließ niemand zu ihr, dem er nicht traute. Aber die Gemahlinnen des Fürſten Czerkaski und des Generals Matjuſchkin wurden die unverdächtigen Mittelsperſonen, durch welche Oſtermann 1) und Jaghuſchinski der Kaiſerin ihre Rathſchläge zukommen ließen. Wiederholt ward die Kaiſerin aufgefordert, die neue Verfaſſung nochmals im Conſeil zu beſtätigen, ohne daß ſie dieſen Aufforderungen nachkam. Darüber wurde den acht Perſonen, die das Conſeil bildeten und gern das Regiment auf ſich genommen hätten, ihre jeder feſtern Baſis ermangelnde Stellung unheimlich, und ſie kamen, in bezeichnender Weiſe, auf den Gedanken: der Kaiſerin die Souveränetät, die ihr doch nicht entgehen könne, ihrerſeits anzutragen, worauf ſie denn die wohlverdiente Antwort erhielten: von acht Perſonen für ſouverän erklärt zu werden, ſcheine nicht viel ſagen zu wollen. Am 8. März verſammelten ſich die Generalität und der Adel, 800 an der Zahl, im Kreml und ſendeten, nach vorher erbetener Erlaubniß, eine Deputation von 150 Mitgliedern, an deren Spitze ſich der Feldmarſchall Trubetzki befand, zu der Kaiſerin, welche das Conſeil berief und auch den Fürſten Czerkaski, den

---

1) Biron beſchuldigte dieſen allerdings ſpäterhin, daß er auch bei dieſer Gelegenheit Langſamkeit und Bedenklichkeit gezeigt und verkehrte Rathſchläge gegeben hätte, die man zum Glück nicht befolgt habe. Damit ſtimmt das große Vertrauen ſchlecht überein, welches die Kaiſerin Anna Oſtermann während ihrer ganzen Regierung bewährte.

nächſten Leiter dieſer Bewegung, kommen ließ. Dieſer las die Bittſchrift vor, worin die Generalität und der Adel erklärten, daß die Nichtberückſichtigung der gegen die vom Conſeil entworfenen Artikel erhobenen Bedenken große Beſorgniſſe erregt habe, daß man von dieſen Artikeln Zwieſpalt und Gefahren aller Art befürchte, daß daher Ihre Majeſtät erſucht werde, eine Verſammlung der Generalität, der Offiziere und des Adels ſich über Beſchlüſſe berathen zu laſſen, die ſie der Kaiſerin zur Beſtätigung vorlegen würden. Ermuntert durch ihre Schweſter, die Herzogin von Mecklenburg, genehmigte die Kaiſerin dieſen Wunſch mit ihrer Unterſchrift, und ſofort begaben ſich die Mitglieder der Deputation in einen andern Saal, wo ſie, der Kaiſerin ihre Dankbarkeit zu bezeigen, dieſelbe erſuchten, die Souveränetät, wie ſie deren Vorfahren zugeſtanden, anzunehmen, die von ihr unterſchriebenen Punkte zu annulliren, zugleich aber, ſtatt des Conſeils und des Senats, einen dirigirenden Senat von 21 Mitgliedern einzuſetzen, deſſen Mitglieder, bei vorkommenden Erledigungen, ſowie die Gouverneure und Präſidenten durch den Adel gewählt werden ſollten, eine Regierungsform feſtzuſtellen und die Auflagen zu erleichtern. Die Kaiſerin befahl darauf, die von ihr zu Mitau unterzeichnete Urkunde zu bringen, und zerriß ſie in Aller Gegenwart. Die Stände wurden zur Tafel geladen und damit dieſe kritiſche Komödie beendigt, die einer Sache eine mildere Form gab, die man außerdem durch das in Bereitſchaft gehaltene Militär durchgeſetzt hätte. Das Conſeil ward abgeſchafft und ein Senat von 21 Mitgliedern gebildet, deſſen Mehrzahl aber aus ergebenen Anhängern der Kaiſerin beſtand, und den man außerdem auf eine Schattenthätigkeit zu beſchränken vorhatte.

Oſtermann ward Mitglied dieſes Senats und war der hauptſächlichſte Rathgeber der Kaiſerin, bis Biron hinlänglich in den ruſſiſchen Verhältniſſen orientirt war. Oſtermann's Bruder war jetzt mecklenburgiſcher Reſident in St.-Petersburg und wirkte gleichfalls durch die Herzogin von Mecklenburg auf deren kaiſerliche Schweſter. Oſtermann's Schwager Streßneff ward Kammerjunker.

Am 9. Mai 1730 wurde die Kaiſerin gekrönt und bei dieſer Gelegenheit wurde Oſtermann in den Grafenſtand erhoben und mit einem Gute in Liefland, im Werthe von 100,000 Rubeln, beſchenkt. Gleich darauf ſetzte die Kaiſerin ein Geheimes Cabinetsconſeil ein, welches aus dem Großkanzler Gholoffkin (VI, 341), dem Grafen Oſtermann und dem Fürſten Alexei Michailowicz Czerkaski beſtand, deſſen eigentliche Seele weſentlich Oſtermann war und an deſſen Sitzungen auch Graf Münnich, für Militärſachen, theilnahm. Oſtermann, Biron, Münnich und die Löwenwoldes, alles Ausländer, hatten völlig das Ruder in den Händen, und um ihnen noch größere Freiheit und Sicherheit dabei zu geben, ward der Sitz der Regierung, wie Oſtermann ſchon unter Peter II. vergeblich betrieben hatte, wieder von Moskau weg und nach St.-Petersburg zurückverlegt. Die Dolghoruckijs waren nach Sibirien oder auf Feſtungen verbannt, und die nationalruſſiſche Partei mußte ſich in die Umſtände ſchicken lernen. Das ganze Verhältniß auch für die Zukunft zu ſichern, beſtimmte man die Nachfolge der Prinzeſſin von Mecklenburg oder ihrer Nachkommenſchaft, die ſie mit dem ihr beſtimmten Prinzen von Braunſchweig-Bevern, Anton Ulrich, erzeugen würde.

Während man von dem Grafen Münnich verſichert, daß er durch die glänzende Machthöhe, auf die er in

Rußland gehoben worden, hochfahrend geworden ſei [1], bis ihn ſpäter ſein Unglück wieder zur Beſinnung gebracht habe, ließ ſich Oſtermann keineswegs vom Schwindel erfaſſen. Obwol er in den eigentlichen Staatsſachen ſo gut wie allentſcheidend war, pflegte er doch namentlich das gute Einverſtändniß mit dem eigentlichen Günſtling, dem Oberkammerherrn Biron, mit höchſter Sorgfalt und verſtändigte ſich mit ihm über alle Gegenſtände von einiger Wichtigkeit. Le Fort berichtet aber dabei, vielleicht mit derjenigen Ausſchmückung und Outrirung, welche die an den Höfen jener Zeit [2] herrſchende Mediſance und Liebe zum Pikanten auch in die diplomatiſchen Berichte zu bringen pflegte, Oſtermann habe, um ſich unentbehrlich zu erhalten, mit großer Aengſtlichkeit darauf geſehen, daß niemand außer ihm eine vollſtändige Einſicht in die innern und äußern Angelegenheiten des Reichs bekomme und, um nicht fremde Hände zu betheiligen, ſich faſt zu Tode geſchrieben und gearbeitet [3]. Die Sache wird richtig ſein; der Grund aber mag dahingeſtellt bleiben.

Mit den andern Räthen der Kaiſerin war Oſtermann darüber einig, daß man die Armee und die Nation überhaupt gegen Außen beſchäftigen müſſe, um inneren Wirren, wie ſie der Ehrgeiz und die Ränkeſucht der ruſſiſchen Großen und das Nationalvorurtheil gegen die Ausländer aufzuregen drohten, vorzubeugen. Oſtermann war aber weniger für eine Einmiſchung in die weſtlichen Händel, ſondern richtete ſein ganzes Augenmerk auf die Pforte, in deren Zuſtande er ſchon damals die vorgeſchrittene Krankheit erkannte, deren Unheilbarkeit man noch heutzutage an ſo manchen Orten nicht erkennen will. Bei dem 1735 beginnenden Kriege ſoll er übrigens, zu Münnich's großem Verdruß, bewirkt haben, daß dem General Grafen Weisbach ein abgeſondertes Commando vertraut wurde, ein Arrangement, welches durch den noch im Herbſte jenes Jahres zu Pultawa erfolgenden Tod Weisbach's zunichte gemacht ward. Auch wollte er, daß man ſich mit der Einnahme von Aſow und einer Verheerung der Krim begnügen ſolle, eine Anſicht, die jedoch durch Münnich's Gegenvorſtellungen überwogen ward.

---

[1] Le Fort bei Hermann a. a. O., S. 554 ff.

[2] Ob auch an den heutigen, wiſſen wir nicht; aber gleiche Urſache, geſchäftiger Müßiggang und Wunſch, ſich in Gunſt zu halten, bringen gleiche Wirkungen hervor. Es wird aber wol auf den Geiſt, der in den höchſten Regionen herrſcht, ankommen.

[3] Bei Hermann, S. 559

Ueber die Ermordung des ſchwediſchen Majors Malcolm Sinclair, der von der ſchwediſchen Kriegspartei mit geheimen Aufträgen nach Konſtantinopel geſchickt worden war und mit angeblich wichtigen Papieren von da zurückkehrte, am 16. Juni 1739 aber von ruſſiſchen Offizieren, die ihn durch Schleſien verfolgten, auf ſächſiſchem Gebiete ereilt und nicht blos ſeiner Papiere beraubt, ſondern — man weiß heute noch nicht, warum — erſchoſſen wurde, ſoll Oſtermann äußerſt beſtürzt geweſen ſein und geäußert haben, er wünſche von ganzem Herzen, daß Sinclair mit ſammt ſeinen Papieren ungefährdet entkommen wäre, wenn man nur durch ſolche Mittel, als man angewendet, zu denſelben hätte kommen können; jetzt bleibe nichts übrig, als jede Theilnahme an dieſem Ereigniß ruſſiſcher Seits abzuleugnen. Daß Oſtermann die unnöthige und unerklärliche Ermordung Sinclair's nicht gebilligt hat, glauben wir gern. Das Circular vom 14./25. Juli 1739 aber, worin er Namens der Kaiſerin jede Mitwiſſenſchaft an dem ganzen Unternehmen in Abrede ſtellte, ſchlug freilich der Wahrheit direct ins Geſicht. Denn es iſt nicht zu leugnen, daß das ruſſiſche Cabinet ſchon ſeit längerer Zeit in Dresden und Wien Anträge geſtellt hatte, die auf eine Aufhebung des Sinclair auf ſeiner Reiſe durch Polen abzielten [1].

In derſelben Zeit entging Oſtermann den Anfeindungen nicht, die ein hoher Staatsbeamter, der dem Nationalruſſenthum angehörte und ein bezeichnendes Exemplar ſeiner verdorbenſten Fraction war, gegen ihn richtete. Artemon Wolinski, aus einem alten ruſſiſchen Adelsgeſchlechte, der Sohn und der Gemahl einer Naryſchkin, und ſonach ſelbſt dem Kaiſerhauſe verwandt, war zuerſt als Soldat bei der Garde eingetreten, dann durch Schaffiroff's Verwendung Offizier geworden, wofür er dieſem Gönner durch unausgeſetzte Verleumdung und Verdächtigung lohnte, und in frühen Jahren mit dem Gouvernement Aſtrakan betraut, auch 1720 als Geſandter nach Perſien geſchickt worden. Die wahrhaft gräßlichen Bedrückungen, die er ſich in ſeinem Gouvernement erlaubte, die ſelbſt bis zur Beraubung der Kirchen geſteigerten Exceſſe ſeiner Habgier gingen ihm, in ſeiner Entfernung von dem Sitze der Regierung, ungeſtraft hin [1]). Da er aber den Kaiſer bei dem perſiſchen Kriege durch Berichte getäuſcht hatte, die ſich an Ort und Stelle nicht nach Wünſchen bewährten, ſo erhielt er eine ſolche perſönliche Züchtigung von Peter I., daß er faſt Jahr und Tag danach im Bette liegen mußte. (Seine Verwandtſchaft mit dem kaiſerlichen Hauſe hatte ihm die Ehre verſchafft, ſeine Züchtigung von Peter's eigenen Händen zu empfangen, was ſie nur noch ernſtlicher und derber gemacht haben mag.) In dem damaligen Rußland hinderte aber der Vorgang und ſeine Urſache keineswegs, daß er in ſeinen Aemtern blieb, ſo abſcheulich er auch die ihm überlaſſene Gewalt misbrauchte. Bald nach dem Regierungsantritte der Kaiſerin Anna beſchuldigte er einen wohlthätigen Fabrikanten, Turzinoff, der die Unvorſichtigkeit begangen hatte, ihm einen Vorſchuß zu verweigern, daß er ſeine Verbindlichkeiten gegen die Krone nicht erfüllt habe, bekam die Unterſuchung aufgetragen und ließ den Unglücklichen aufgreifen und in einem Keller ſeines Hauſes in Moskau einſperren, wo er durch barbariſche Behandlung dahin gebracht werden ſollte, ſich ſchuldig zu bekennen und möglichſt reichlich zu bluten. Zwar gelang es dem Opfer dieſer Schändlichkeit, ſeine Lage dem Grafen Jaghuſchinski bekannt werden zu laſſen, der ſie zur Kenntniß der Kaiſerin brachte. Aber Jaghuſchinski ging gleich darauf nach Berlin und Wolinski brachte inzwiſchen den Turzinoff doch dahin, daß er das von ihm widerrechtlich Verlangte zahlte, worauf man ihm geſtattete, ſich auf ſeine Beſitzungen zurückzuziehen. Sein unterwegs erfolgter Tod ward einer Vergiftung zugeſchrieben; ſein einziger Sohn ſtarb aus Schreck über die Unglücksnachricht, und die Fabriken verfielen. War Wolinski nun auch durch dieſen und ähnliche Vorgänge eine Zeit lang ſehr in Misachtung verfallen, ſo gelang es ihm doch, durch die unabläſſige Sorgfalt, mit der er Biron den Hof machte, durch ſeine Gewandtheit und Verſtellungsgabe und ſeine Vertrautheit mit der ruſſiſchen Behandlungsweiſe der innern Angelegenheiten, ſich wieder zu heben. Er wurde Director der kaiſerlichen Stutereien, Oberjägermeiſter, ging im Herbſt 1737 mit Schaffiroff und Neplujeff zu den erfolgloſen Friedensunterhandlungen mit der Pforte nach Nemiroff, und trat 1738 in das Miniſterium ein, da man nun einmal einen Nationalruſſen in demſelben haben wollte und er immer noch der Geſchickteſte war. Jaghuſchinski ſoll ihm dies noch am Tage vor ſeinem Tode vorausgeſagt haben, aber auch, daß er binnen höchſtens zwei Jahren darauf gehenkt werden würde. Er hätte die Erfüllung dieſer Vorherſagung verhüten können, wenn es ihm gegeben geweſen wäre, ſich mit dem erlangten Glücke zu begnügen und ruhig zu halten, und wenn er ſich nicht auch mit mehreren vornehmen und einflußreichen Ruſſen, wie dem Admiral Gholoffkin, dem durch ſeinen Witz gefährlichen Fürſten Kurakin, und zuletzt ſelbſt mit Biron verfeindet hätte. Da er ſich ſo ſicher glaubte, daß er, auch nachdem ihm zeitig im Jahre 1740 Hausarreſt angekündigt war, nicht einmal für nöthig fand, ſeine Papiere zu verbrennen, ſo kam man einer Verſchwörung auf die Spur und er ward in der Nacht vom 24. zum 25. April verhaftet und gefeſſelt auf die Feſtung gebracht. Nach einer Unterſuchung, bei der allerdings die Knute eine Hauptrolle geſpielt hatte, ſoll ſich, neben einer großen Maſſe von Betrügereien und Unterſchleifen, die man gar nicht näher verfolgte, weil die Zahl der Theilnehmer unüberſehbar war, der Plan herausgeſtellt haben, Biron, Oſtermann, welchen Wolinski fortwährend mit Verleumdungen verfolgt hatte, Münnich, Löwenwolde, überhaupt die deutſche Partei, auszurotten. (Die in ſeinem Departement beſchäftigten Deutſchen hatte er in der That bereits aus ihren Poſten vertrieben.) Die Prinzeſſin Anna, jetzt Gemahlin des Prinzen Anton Ulrich von Braunſchweig-Bevern, ſollte, was freilich eine Wohlthat für ſie und ihren Gemahl geweſen wäre, nach Deutſchland zurückgeſchickt werden. Dann wollte ſich Wolinski erſt der Kaiſerin Anna, dann der Prinzeſſin Eliſabeth, zum Gemahl antragen und, wenn keine darauf einging, ſie in Klöſter ſtecken und ſich zum Alleinherrſcher aufwerfen, wobei er ſich auf einen Stammbaum ſtützte, der die Wolinskis von einer volhyniſchen Prinzeſſin ableitete, die mit einem Großfürſten von Moskau vermählt geweſen. Eingeweiht in den Plan ſollen namentlich der Commerzpräſident Graf Muſſin-Puſchkin, ein fanatiſcher Gegner aller Ausländer, der Bauintendant Peter Jeropkin, und der Rath Andrew Chrucztczoff geweſen ſein, während das hauptſächlichſte Werkzeug, deſſen Wolinski ſich bei ſeinen Machinationen bediente, der Cabinetsſecretär Eichler war, der, von deutſchen Aeltern in Rußland geboren, früher ein Günſtling des Iwan Dolghoruckij geweſen, dann wieder von Jaghuſchinski gefördert worden war, und jetzt auf die Güter ſeiner alten Gönner, der Dolghoruckijs, hoffte. Zur Ausführung ſeines ausſchweiſenden Planes hatte Wolinski weſentlich auf die Raubſucht des Pöbels und der Soldaten gerechnet, und dieſelbe ſollte beginnen, ſobald die Kaiſerin die Sommerreſidenz in Peterhof bezogen haben würde. Am 7. Juli wurden Wolinski, Jeropkin und Chrucztczoff enthauptet; erſterer, nachdem ihm die rechte Hand abgehauen. Wolinski ſtarb verhärtet und ohne Reue, weigerte ſich, das Vater Unſer zu beten, weil er ſeinen Schuldigern nicht vergebe, und glaubte den Tod nur durch das Mislingen ſeiner Verſchwörung verdient zu haben. Der Generalkriegscommiſſar Fedor Soimonoff und die Secretäre Suda und Eichler erhielten die Knute und wanderten dann nach Sibirien. Die Beſitzungen der Verurtheilten kamen meiſt an Guſtav Biron, Münnich, Trubetzkoi, Czerkaskoi und Baron Mengden, welcher letztere auch Muſſin-Puſchkin's Nachfolger ward, dem die Zunge abgeſchnitten wurde.

---

[1] Worauf Herr Hermann ſeine Behauptung gründet, daß das Dresdner Cabinet „ſich willfährig gezeigt habe, dem ſchmählichen Anſinnen der Ruſſen hilfreiche Hand zu bieten“, wiſſen wir nicht. Er führt zwar an, was die Ruſſen von dem Dresdner Cabinet verlangten, nicht aber, was man darauf geantwortet. Im übrigen war das Verlangen der Ruſſen, daß ihre damaligen Verbündeten die Verhaftung des Agenten eines dritten Staates, deſſen Reiſe, wie man anzunehmen Grund hatte, die Vermittelung eines Kriegsbündniſſes gegen Rußland zum Zweck und der ſich ſchon früher mit aufrühreriſchen Reden in Polen umhergetrieben hatte, geſtatten ſollten, nicht eben „ſchmählich“ zu nennen. In Warſchau hatte der öſterreichiſche Reſident den ruſſiſchen Offizieren die Päſſe ausgeſtellt. Die Empfehlung derſelben an die ſchleſiſchen Behörden ging von demſelben Reſidenten aus. Die ſächſiſche Regierung hat gar nichts in der Sache gethan. (Dies beſtätigt auch v. **Weber**, „Aus vier Jahrhunderten“ [Leipzig, 1857], I, 274 ff.)

---

[1]) Einen Kaufmann, der von ſeiner Gemahlin Uebles geſprochen haben ſollte, ließ er zu Tiſche laden, während der Mahlzeit von zwei Heiducken mit eiſenbeſchlagenen Stocken ſtoßen, dann entkleiden, an einer Leiter aufziehen, mit Fleiſchſtücken behängen, auf welche Jagdhunde gehetzt wurden, den blutenden Mann mit Salz beſtreuen und dann in den Schnee ſetzen und anfrieren!

Wie ſchwer es übrigens iſt, über den wahren Charakter der gegenſeitigen Stellung und Geſinnung der damals leitenden Staatsmänner ins Klare zu kommen, ergibt ſich auch aus dem Widerſpruche, der ſich zwiſchen gleichzeitigen Berichten diplomatiſcher Agenten deſſelben Hofes findet [1]). In dem Berichte, den ein Oberſt Neubauer, der von dem ſächſiſch-polniſchen Hofe in einer außerordentlichen Miſſion nach St.-Petersburg geſchickt war, an ſeinen Hof erſtattete, heißt es unter dem 1. Sept. 1740: „Oſtermann ſind alle Privatſachen, die nicht unmittelbar auf die Geſchäfte Einfluß haben, völlig gleichgiltig. Letzterer und der Herzog [2]) ſtehen fortdauernd in der engſten Beziehung zueinander. Frei von Selbſtſucht und zufrieden damit, wenn die Sachen ſo angegriffen und ausgeführt werden, wie er es für gut befunden, und ohne ſich weiter um den Ruhm des Erfolgs zu kümmern, den er ſogar abſichtlich von ſich ablenkt, gibt Oſtermann dem Herzog keinerlei Anlaß zur Eiferſucht oder Unzufriedenheit, da er alle Geſchäfte nur mit Wiſſen und Einverſtändniß deſſelben führt, ſodaß auch der Herzog für ſich nichts Wichtiges unternimmt, ohne Oſtermann's Rath und Meinung vernommen zu haben. Durch dieſes vorſichtige Benehmen erhält der Vicekanzler ſich in der hohen Stellung, welcher er übrigens auch allein im ganzen Reiche vollkommen gewachſen iſt, denn er kennt die innern Angelegenheiten des Landes ſo gut wie keiner aus der Nation, und in Bezug auf die auswärtigen Verhältniſſe iſt er vollends unerſetzbar. Er iſt der Grundpfeiler des Cabinets; nur in Bezug auf die Gnadenſachen im ganzen Reiche verfügt der Herzog allein, nach ſeinem Belieben. Sehr zu ſtatten kommt Oſtermann das große Talent, überall die Leute herauszufinden, die er braucht und denen er volles Vertrauen ſchenken kann. Unter ihnen nimmt ſein getreuer Zögling, der Geheime Rath von Brevern, den erſten Platz ein. Von dieſem Diplomaten werden alle auswärtigen Sachen ausgefertigt; er legt dem Herzog alle Depeſchen vor, nimmt deſſen Befehle entgegen, um ſie Oſtermann zu überbringen, und richtet von Seiten des Letztern mündliche Aufträge und Vorſtellungen an den Herzog aus, bei dem er ſoviel gilt, daß er recht wohl ſo manches auf ſeinen eigenen Kopf durchſetzen könnte; allein er hat es ſich zum Geſetz gemacht, von der ihm durch Oſtermann vorgeſchriebenen Linie nicht ein Haar breit abzuweichen.“ Gewiß enthält dieſe Schilderung eine Reihe Züge, welche Oſtermann zu hoher Ehre gereichen und völlig mit dem Bilde übereinſtimmen, das wir uns auch ſonſt von ihm, als von einem Staatsmanne, gemacht, dem es nicht um ſich, ſondern um die Sache zu thun war, und für den die hohe Stellung, die er einnahm, weſentlich deshalb Werth hatte, weil ſie ihm Gelegenheit gab, in einer Weiſe zu wirken, die er dem Gemeinweſen, dem er diente, für nützlich hielt. Sie werden auch durch dasjenige nicht entkräftet, das wir im Folgenden aus den Berichten des ſächſiſch-polniſchen Legationsſecretärs Pezold [1]) mittheilen wollen; wohl aber zeigt ſich hier das Verhältniß des Herzogs zu Oſtermann in geradezu entgegengeſetztem Lichte. Pezold ſchreibt unter dem 13. Sept. 1740 [2]), alſo nicht 14 Tage ſpäter: „Der Herzog iſt mit dem Grafen Oſtermann wieder dergeſtalt zerfallen, daß man es mir nicht genug beſchreiben kann"; und unter dem 17. führt er an, daß Biron gegen einen vertrauten Freund Pezold's ſich in folgender Weiſe geäußert habe: „Es ſei nun elf Jahre her, daß er mit Oſtermann zuſammen der Kaiſerin diene. Anfangs habe er ſich in gar keine Geſchäfte miſchen wollen; nachdem aber die Kaiſerin geſehen, daß man nicht immer ſo zu Werke gehe, wie man ſolle, habe er, auf ausdrücklichen Befehl und aus Eifer für ihr Intereſſe, ſich davon nicht länger freiſprechen können. Was er während dieſer Zeit ausgeſtanden, könne niemand glauben. Der Graf Oſtermann bilde ſich ein, alle Menſchen wären, in Vergleich mit ihm, blind und ohne Verſtand; jede Nachgiebigkeit werde von ihm gemisbraucht (?); oft wolle er Dinge durchſetzen, oft hinziehen und verhindern, nur nach ſeinem

---

[1]) Bei Hermann a. a. O., S. 629 ff.

[2]) Biron, als Herzog von Kurland.

---

[1]) Johann Sigismund P., ward 1747 Geh. Legationsrath und geadelt, 1748 Reſident in Wien. Siehe Th. I, S. 285.

[2]) Hermann a. a. O., S. 639 ff.

Belieben, wozu er, der Herzog, auf die Länge nicht ſtillſchweigen könne. Aber es wären ihm nunmehr ebenſowol alle Kunſtgriffe (?) dieſes Miniſters, wie die Creaturen bekannt, deren er ſich bediene, und von denen der Herzog täglich umgeben ſei. Dieſen müßten ſelbſt der Herr von Brevern und der neue Staatsrath Jakoffleff zugezählt werden; denn ſo gute Leute ſie im Grunde auch ſonſt ſein möchten, ſo wären ſie doch für den Grafen Oſtermann wie für einen Gott eingenommen [1]), und von den vielen Antworten, die der Herzog auf ihre Fragen ihnen ertheile, machten ſie keinen andern Gebrauch, als daß ſie dieſelben dem Grafen Oſtermann zutrügen [2]), wodurch ſie denſelben in den Stand ſetzten, alles Gute (?) zu hintertreiben und dagegen ſeine eigenen Abſichten durchzuſetzen. Bei ſo bewandten Umſtänden habe er, der Herzog, es für nöthig erachtet, dem Grafen Oſtermann zu erkennen zu geben, daß er nicht ihn, den Herzog, ſondern ſich ſelbſt betrüge [3]); er habe ihn durch die Herren von Brevern und Jakoffleff ſagen laſſen, daß er doch endlich ſein Benehmen ändern möchte; er ſolle ſich nur erinnern, worin ſeine Rathſchläge damals beſtanden, als die Kaiſerin ſich ſouverän gemacht. Der Herzog laſſe es dahingeſtellt ſein, was die Langſamkeit und Bedenklichkeit habe ſagen wollen, welche Oſtermann ſchon damals zu zeigen für gut gefunden; ſoviel ſei aber gewiß, daß, wenn man ihm hätte folgen wollen, alles verkehrt gegangen ſein würde; er ſolle ſeinem Verſtande nicht gar zu viel zutrauen, oder glauben, daß noch niemand in ſeine Karten geſehen; er ſolle bedenken, daß er bereits ein Alter erreicht habe, wo er gewärtig ſein müſſe, vielleicht bald vor einem überirdiſchen Richter von ſeinem Thun und Laſſen Rechenſchaft zu geben; er ſolle nicht meinen, daß, weil er keinen Bogen ſchreibe, ohne dabei zu beten und den lieben Gott einzumengen, man deshalb nicht in ſein Inneres ſehen könne, ſondern vielmehr ſein Gewiſſen und ſeine Religion durch die That erweiſen. Auf dergleichen Vorſtellungen habe Oſtermann nur mit Heulen und Weinen ſeine Unſchuld an den Tag zu legen geſucht.“ Aus dieſen ganz allgemein und unbeſtimmt gehaltenen Anklagen Biron's gegen Oſtermann ergibt ſich nur: daß letzterer nicht in allen Stücken Biron's Willen thun wollte, ohne daß man einen Grund zu der Annahme hätte, daß Oſtermann Unrecht gehabt, viel weniger, daß er aus ſelbſtſüchtigen Beweggründen gehandelt. Möglich, daß Oſtermann zuweilen zu bedenklich und umſtändlich, daß er für einen Hofmann, wie Biron, zu peinlich war. Was aber Biron für einen Anlaß gehabt, Oſtermann ins Gewiſſen zu reden und ihn auf ſeine Religion zu verweiſen, iſt nicht abzuſehen, Biron müßte es denn als eine Gewiſſens- und Religionsſache betrachtet haben, ſich unbedingt ſeinem Intereſſe, vielmehr ſeinen ehrgeizigen Entwürfen, zu widmen. Denn in dieſen liegt wol eigentlich der Schlüſſel zu dem gerade damals hervorbrechenden Unmuthe des Herzogs. Biron, dem ſo vieles geglückt, der ſich vom Stalljunker zum Günſtling und Oberkammerherrn der mächtigen ruſſiſchen Kaiſerin und zum Herzog deſſelben Kurlands aufgeſchwungen hatte, deſſen Adel ihn nicht hatte als ebenbürtig anerkennen wollen, war auch vom Schwindel erfaßt und wollte unter allen Umſtänden ſeine Herrſchaft in Rußland auch nach dem Tode der Kaiſerin ſichern. Er hatte denſelben Einfluß, den er über die Kaiſerin übte, auch auf die Prinzeſſin Anna erſtrecken wollen, dabei aber, ſtatt ſich zu bemühen, die letztere für ſich einzunehmen und ihr Vertrauen und Neigung abzugewinnen, die Sache als ſelbſtverſtändlich betrachtet und ſie in einer Weiſe behandelt, die nur ihren Groll und Widerſtand aufreizte, was zu verbergen ſie nicht Klugheit oder Verſtellungsgabe genug beſaß. Dennoch hatte er den Plan erfaßt und betrieben, ſie mit ſeinem Sohne zu verbinden, damit aber nur die von ihm gefürchtete Vermählung derſelben mit dem Prinzen von Bevern beſchleunigt. Denn während Anna bis dahin auch gegen dieſen eine entſchiedene Abneigung bezeigt hatte, erklärte ſie ſich jetzt dazu bereit, um nur den verhaßten Birons zu entgehen, und Biron mußte gute Miene zum für ihn böſen Spiel machen, da die Kaiſerin die braunſchweigiſche Vermählung ſehr gewünſcht und, wie es ſcheint, von Biron's eigenen Planen noch keine Ahnung hatte. Auch nach der endlich erfolgten Hochzeit (14. Juli 1739) fuhr Biron fort, den Prinzen von Bevern herabzuſetzen und ihm und ſeiner Gemahlin feindlich entgegenzutreten, ſodaß in der That eine Erkaltung der Kaiſerin gegen das junge Ehepaar eintrat. Es ſcheint nun, daß Biron auf dieſes Verhältniß die ausſchweifendſten Plane gegründet hatte und ziemlich feſt darauf rechnete, bei dem Tode der Kaiſerin die Prinzeſſin Anna bei Seite ſchieben zu können: eine Abſicht, bei welcher es ihm freilich von höchſter Wichtigkeit ſein mußte, wieweit er auf Oſtermann rechnen konnte. Nun war aber am 23. Aug. 1740 die Geburt der erſten Frucht jener ihm ſo fatalen Ehe, des unglücklichen Iwan, erfolgt, und von dieſem Augenblicke an erwartete man allgemein, daß die Thronfolge zu

---

[1]) Die hohe Achtung, welche dieſe „guten Leute“ für Oſtermann empfanden, kann nur als ein vortheilhaftes Zeugniß für den Letztern betrachtet werden.

[2]) Das ſcheint ganz in der Ordnung geweſen zu ſein.

[3]) In dem Ganzen liegt nicht der Schatten eines Anzeichens, daß Oſtermann den Herzog betrügen wollte.

Gunſten dieſes Zweiges des kaiſerlichen Hauſes feſtgeſtellt werden würde, und ſcheint namentlich Oſtermann entſchieden geweſen zu ſein, der Succeſſion des Prinzen Iwan und der Regentſchaft der Mutter deſſelben ſeine Kräfte und ſeinen Einfluß zu widmen. Hat ſich das zeitig genug dargelegt, um Biron's Auge nicht zu entgehen, ſo wird es erklärlich, warum Mitte Septembers eine Verſtimmung Biron's gegen Oſtermann hervortrat, die zu Anfang dieſes Monats für die fernerſtehenden Beobachter noch nicht erſichtlich geweſen war. Uebrigens hatte Biron ſchon für einen Mitkämpfer gegen Oſtermann und eventuell einen Erſatz deſſelben geſorgt, indem er mit Erfolg die Berufung des Alexei Beſtucheff (VI, 419 ff.), der damals Geſandter in Kopenhagen war, in das Miniſterium betrieb.

Am 16. Oct. 1740 ward die ſchon ſeit einiger Zeit unpäßliche Kaiſerin plötzlich von einem ſehr gefährlichen Krankheitsanfall [1]) ergriffen, worauf eine raſch berufene Verſammlung betrauter Großen Biron vermochte, die Kaiſerin zu Feſtſtellung der Nachfolge zu bewegen. Sie erklärte darauf, daß ſie bei der Geburt des Prinzen Iwan ein Gelübde gethan habe, wonach dieſer ihr Nachfolger werden ſolle, ſowie ſie auch deshalb Bedenken gegen eine Succeſſion ihrer Nichte Anna habe, weil der Vater derſelben, der Herzog Karl Leopold, noch lebe und leicht einen unheilvollen Einfluß üben könne. Dieſes letztere Bedenken ſtand auch einer Regentſchaft der Anna entgegen. Da ſich aber die Kaiſerin über die Regentſchaftsfrage nicht ausgeſprochen hatte, ſo gelang es Beſtucheff, unter dem Beiſtand Czerkaskoi's, nach und nach die meiſten übrigen bedeutſamen Perſönlichkeiten für den Gedanken zu gewinnen, daß der Kaiſerin die Regentſchaft des Herzogs von Kurland vorgeſchlagen werden ſolle. Oſtermann willigte zuletzt und ſichtbar ungern ein, da er ſah, daß er die Sache nicht ändern könne. Dafür trug er ſelbſt (18. Oct.) der Kaiſerin den Entwurf des darauf bezüglichen Manifeſtes (vom 17.) vor, dem ſie ihre Zuſtimmung gab. Da ſie aber die Unterſchrift, wie es ſcheint, in dem gewöhnlichen Aberglauben der Todesfurcht, von einem Tage zum andern aufſchob, ſo blieb die Regentſchaftsfrage einige Zeit noch ſchwebend. Die Großfürſtin Anna ließ die Miniſter kommen und ermahnte ſie, rechtzeitig an Feſtſtellung einer Regentſchaft zu denken, indem ſie, natürlich in der Hoffnung, durch dieſen Schritt die Gemüther für ſich zu gewinnen, zugleich erklärte, ſie würde ſich alles gefallen laſſen, was man dem Reiche zuträglich erachten werde. Oſtermann ſchwieg. Münnich[1]) dagegen erklärte ihr offen, indem er den Dank der Verſammlung ausſprach, daß ſie die Regentſchaft des Herzogs für das Angemeſſenſte hielten. Nachdem ſomit auch die Oppoſition von dieſer Seite beſeitigt ſchien, entwarf Beſtucheff eine Bittſchrift an Biron, worin dieſer erſucht ward, die Regentſchaft zu übernehmen, auch wenn die Kaiſerin mit Tode abgehen ſollte, ohne darüber Verfügung getroffen zu haben, und legte ſie zunächſt den Miniſtern vor, welche, bis auf Oſtermann, alle ohne Umſtände unterſchrieben. Oſtermann wollte ſich zuerſt hinter ſeine Ausländerſchaft verſtecken und ſchützte dann eine Lähmung der Hand vor, bis er zuletzt ſich zum Unterzeichnen verſtand. (Gewiſſenloſere Klugheit würde ſofort, muthvollere würde nicht unterzeichnet haben. Wenn er doch unterzeichnete, ſo war das Weigern ein Fehler, jedoch kein Fehler, der das Gewiſſen befleckte.) Der Synod und der Senat, die Beamten der erſten Rangclaſſen traten alle bei, und unter 197 Perſonen fand ſich keine, die einem Manne ihre Stimme verweigert hätte, der nach wenigen Wochen, zum Theil von denſelben Männern, die zu ſeiner Erhebung mitgewirkt hatten, geſtürzt werden ſollte, ohne daß ſich einer von denen, die jetzt den fremden Emporkömmling an die Spitze des Reichs beriefen, für ihn erhoben hätte! Der ganze Schritt war übrigens überflüſſig, da die Kaiſerin am 20. Oct., wo ſie ein neuer heftiger Krankheitsanfall betraf, Oſtermann rufen ließ und in ſeiner Gegenwart das Manifeſt unterzeichnete, das ſie darauf durch ihre vertraute Kammerfrau Juſchkoff in ihr Schmuckkäſtchen verſchließen ließ. Oſtermann, beauftragt, den übrigen Herren mitzutheilen, daß nunmehr alles in Richtigkeit ſei, ſoll dies in ſo allgemeinen Ausdrücken gethan haben, daß bis zum Tode der Kaiſerin, der am 28. Oct. abends nach 9 Uhr erfolgte, niemand gewußt habe, ob ſie das Manifeſt unterſchrieben oder nicht.

---

[1]) Zurückgetretenes Podagra und Stein waren ihre Uebel.

---

[1]) Biron hat in ſeiner Vertheidigungsſchrift, mit welcher hierin auch andere Angaben übereinſtimmen, verſichert, daß Münnich ſich überhaupt für des Erſtern Ernennung zum Regenten vor andern bemüht habe. Münnich ſelbſt hat dagegen in ſeiner 1763 aufgeſetzten „Ebauche pour donner une idee de forme du Gouvernement de l'Empire de la Russie“ allen Antheil an der Sache ableugnen und ſogar alles auf Oſtermann, neben Czerkaskoi, ſchieben wollen. Als ihm Büſching jedoch jene Biron'ſche Schrift mit der Bitte, das Irrige darin zu berichtigen, vorgelegt, hat er ſie nach einigen Wochen ohne Bemerkungen zurückgegeben.

Als am andern Morgen die Großen des Reichs verſammelt wurden, um die Beſtimmung der verewigten Kaiſerin über die neue Ordnung des Regiments zu vernehmen, hielt Oſtermann eine einleitende Anrede, worauf Fürſt Trubetzkoi, nachdem er die kaiſerliche Unterſchrift geküßt hatte, die Urkunde ſelbſt verlas und alle Anweſende ihre Zuſtimmung erklärten. Auch Prinz Anton Ulrich von Braunſchweig, deſſen Intereſſen oder Erwartungen durch dieſelbe ſo ſchwer durchkreuzt wurden, war zugegen und verſuchte, gute Miene zum für ihn böſen Spiele zu machen. In ſeinem Herzen ſah es anders aus, und er faßte ſchon in den erſten Tagen nach der Entſcheidung den Plan, die neue Ordnung der Dinge umzuſtürzen, freilich ohne das rechte Geſchick und den ausdauernden Muth zur Sache zu beſitzen. Er hat ſpäter ſelbſt erzählt, daß er Oſtermann um Rath gefragt, dieſer aber nur geantwortet habe: „wenn der Prinz bereits eine gewiſſe Partei habe, ſolle er ſich erklären und ſprechen; außerdem aber werde es das Beſte ſein, ſich mit den Andern zu bequemen [1]).“ Die Großfürſtin Anna nahm, ſogleich nach dem Tode der Kaiſerin, jene vertraute Kammerfrau, die Juſchkoff, in ihren Dienſt; Anton Ulrich wirkte dieſer eine baare Gratification von 6000 Rubeln und eine lebenslängliche Penſion, neben freier Station, aus, und man glaubte, daß dies alles in der vergeblichen Hoffnung geſchehen ſei, durch ſie etwas zu erfahren, worauf hin man das Manifeſt anfechten könne. Der Cabinetsſecretär Jakoſſleff ſtand nämlich im Intereſſe Anton Ulrich's, ſetzte dieſen durch den ruſſiſchen Secretär der Großfürſtin von allen Vorgängen im Cabinet in Kenntniß, und ſoll ihm eingeflüſtert haben, daß es mit dem Manifeſte nicht richtig ſei. Doch bevor es noch zu einer Thathandlung kam, entdeckten die Machthaber, daß der Prinz und ſeine Umgebungen etwas wider die neue Ordnung der Dinge vorhätten, und ſchritten ſofort ein. Der Adjutant des Prinzen, Grammatin, wurde verhaftet, ſein Kammerjunker, Schelian, unter dem Vorwande einer Courierreiſe, aus dem Lande geſchickt, zehn andere Perſonen, als Verführer des Prinzen, auf die Feſtung gebracht und geknutet. Dem Prinzen, wegen deſſen ſeine Gemahlin ſich herabließ, Biron auf das Flehentlichſte um Gnade zu bitten und für den ſie ſich verbürgte, ward in Gegenwart des Senats und der Generalität ein herber Verweis ertheilt, worauf er ſein Unrecht eingeſtand, und weinend um Verzeihung und um Enthebung von dem ihm übertragenen Militärpoſten bat, die denn auch erfolgte.

---

[1]) Lynar's Bericht vom 12. April 1741, bei Hermann a.a. O., S. 652.

Biron und ſein hauptſächlichſter Rathgeber und Beiſtand, Beſtucheff, glaubten ſich jetzt am Ziele und wähnten, daß ſie nun in völliger Sicherheit, und ohne einen Nebenbuhler oder Gegner fürchten zu müſſen, Rußland nach ihren Ideen regieren könnten. Sie vertrauten auf ihren Beſitz der oberſten Fäden des Regierungsmechanismus und bedachten nicht, daß Biron lediglich durch die hohe Gunſt der nun verewigten Monarchin in dieſen Beſitz hatte gelangen können, daß aber ſeine Größe und Gewalt weder die Unterlage des Volksglaubens, noch die Stütze einer mächtigen und entſchiedenen Partei beſaß. Wie Biron ſtand, hätte er alle irgend bedeutende Männer am Hofe und in der Regierung innig mit ſeinem Intereſſe verflechten, die Glieder der kaiſerlichen Familie aber wenigſtens in ihren Privatwünſchen ſo befriedigen müſſen, daß ſie durch nichts getrieben geweſen wären, etwas gegen ihn zu wagen. So aber ſcheint er in erſterer Hinſicht ſeinen zeitherigen Mitunterthanen auch des höchſten Ranges gegenüber zu ſcharf die Miene des

Regenten hervorgekehrt zu haben, und nach der andern Seite verfuhr er namentlich gegen die braunſchweigiſche Familie in verletzender und herausfordernder Weiſe, hielt den Prinzen Anton Ulrich 14 Tage lang in halbem Arreſt, angeblich um ihn gegen Volksinſulten zu ſchützen, drohte, den Herzog von Holſtein-Gottorp kommen zu laſſen und der braunſchweigiſchen Dynaſtie entgegenſtellen zu wollen, kündigte an, daß er künftig für ſich und die Seinen den Vorrang vor dem Prinzen von Braunſchweig und den kaiſerlichen Prinzeſſinnen behaupten werde, verlangte für ſeine Kinder den Titel Hoheit, und ſoll damit umgegangen ſein, ſeinen älteſten Sohn mit der Prinzeſſin Eliſabeth, ſeine Tochter mit dem Herzog von Holſtein zu verbinden.

Dies alles brachte zunächſt die Prinzeſſin Anna zur Verzweiflung, und ſie klagte (18. Nov.) ihre Noth dem Grafen Münnich, indem ſie behauptete, daß der Regent ſie aus dem Lande ſchicken wolle, und ſich bereit erklärte, zu gehen, wenn ſie nur ihr Kind, den jungen Kaiſer, mitnehmen dürfe. Münnich verſprach ihr, daß er ſie von dem Tyrannen befreien wolle, und erklärte ihr folgenden Tages, daß er entſchloſſen ſei, den Regenten zu verhaften. Sie ſoll ihn ſelbſt, was ein in ſolchen Dingen ſeltener und ſie ehrender Zug wäre, auf die Gefahr, der er ſich und die Seinigen ausſetze, aufmerkſam gemacht, als er aber feſt geblieben, geſagt haben: „Nun wohlan, ſo thun Sie, was Sie thun wollen, bald.“ Eben als dieſe verhängnißvolle Unterredung im Gange geweſen, ſoll Biron angemeldet worden ſein, worauf die Prinzeſſin ihm entgegengeeilt ſei, Münnich aber ſich durch eine andere Thüre entfernt habe. Münnich beſuchte darauf, vielleicht um jeden doch möglichen Verdacht zu zerſtreuen, den Regenten im Sommerpalais, wo derſelbe mit ſeiner Familie, wie die Prinzeſſin im Winterpalais, reſidirte, ſpeiſte bei dem Manne, den er in der nächſten Nacht zu überfallen und zu ſtürzen vorhatte, zu Mittag, und blieb bis abends um ſieben Uhr in aller Freundſchaft bei ihm [1]). Manſtein berichtet in ſeinen Memoiren, der Herzog ſei dieſen Tag ungewöhnlich unruhig und zerſtreut geweſen, ſei von einem Geſprächsgegenſtande zum andern übergeſprungen, und habe dann Münnich plötzlich gefragt, ob er jemals in ſeinen Kriegen etwas Bedeutendes des Nachts ausgeführt habe, worauf der einen Augenblick betroffene, aber raſch wieder gefaßte Marſchall erwidert habe: er erinnere ſich deſſen nicht, indeß ſei es ſein Grundſatz, ſich keine günſtige Gelegenheit unbenutzt entgehen zu laſſen. Iſt dieſe Geſchichte wahr [2]), ſo würden wir ſie vielleicht mehr aus einer unbewußten Vorahnung, als aus einem erwogenen Mistrauen zu erklären haben. Die nächſten Stunden mag Münnich, der in dieſer Sache ganz allein gehandelt haben ſoll, den nöthigſten Vorbereitungen gewidmet haben, worauf er ſich kurz nach Anbruch des 20. Nov., um 2 Uhr des Morgens, in das Winterpalais begab, die Prinzeſſin durch ihre vertraute Ehrendame Julie v. Mengden, die die Schweſter ſeiner Schwiegertochter war, wecken ließ, und ihr erklärte, daß kein Augenblick zu verlieren ſei, da das preobraſhenskoiſche Garderegiment, deſſen ſtellvertretender Befehlshaber er war, denſelben Tag abgelöſt werde. Es ſtehe ein Wagen für ſie bereit und ſie möge ihm folgen. Es zeigte ſich, daß Anna doch nicht den Sinn der Eliſabeth und der Katharina hatte: ſie trug Bedenken, ſich perſönlich der Unternehmung anzuſchließen, worauf Münnich ſich entſchloß, ſich lediglich ihres Namens zu bedienen. Er rückte mit Truppen nach dem Winterpalais und ließ den für die Prinzeſſin beſtimmten Wagen folgen, um wenigſtens den Schein zu erwecken, als wäre ſie ſelbſt zugegen. Biron hatte doch ie Vorſichtsmaßregel ergriffen, den Befehl zu ertheilen, aß jeder, der des Nachts bewaffnet Eintritt verlangen ürde, ohne weiteres niedergeſchoſſen werden ſolle. Aber reilich hatte er nicht berechnet, daß bei den Offizieren, enen er dieſen Befehl ertheilt, eine andere Autorität die einige überwiegen könne. An der erſten Brücke ließ Rünnich Halt machen und die an der zweiten Brücke achhabenden Offiziere einladen, zu der Großfürſtin an ie erſte Brücke zu kommen. Hier befahl ihnen Mün-ich, im Namen der Prinzeſſin, den Oberſtlieutenant Nanſtein mit 12 Mann zu geleiten und ſie ungehindert nd geräuſchlos in das Innere des Palais zu bringen. o wurden die Perſonen, welche in revolutionärer Weiſe, ch auf eine völlig unberechtigte 1) Autorität berufend,

---

[1] Entkleiden wir derartige Scenen von all dem Prunkfirniß der ſogenannten Cultur und ſehen wir von der quantitativen Verſchiedenheit der Folgen ab, ſo finden wir ihre Urbilder in dem politiſchen Leben der Wilden, und bei nur zu vielen großen Staatsactionen iſt daſſelbe der Fall. Nicht jener Firniß, ſondern der Adel, die Reinheit der Geſinnung bildet die wahren, tiefgreifenden Unterſchiede in der Werthſcala der Menſchen.

[2] Auch Manſtein's Memoiren ſind nicht ohne jene ſtets zweifelhafte Zuthat, welche ſich wol bei allen Memoiren, auch den ehrlichſten Willen des Verfaſſers vorausgeſetzt, aus den unwillkürlichen Ausſchmückungen bildet, mit denen die Phantaſie und das wandelbare Gedächtniß der Theilnehmer und Zeitgenoſſen merkwürdiger Begebenheiten und das Durcheinander der Erzählungen davon dieſe ausſtattet. Höre man nur über einen Vorgang des heutigen Tages die Berichte vieler Zeugen, und man wird jeden die Sache etwas anders erzählen hören und der Entſtehung jener Ausſchmückungen ſehr wohl auf die Spur kommen können.

---

1) Soweit wenigſtens das formelle Recht anlangt. Nahm man ilich an, daß Biron damit umging, den jungen Kaiſer, deſſen

gegen den rechtmäßigen Regenten des Reichs Gewalt üben und ihn von ſeinem Poſten, den er mit allem formellen Rechte einnahm, verdrängen ſollten, von denſelben Leuten, denen er ſeine Bewachung gegen dergleichen Handſtreiche vertraut hatte, zur Ausführung ihres Unternehmens in den Stand geſetzt und dabei unterſtützt und beſchirmt! Manſtein kam mit ſeinen Leuten bis in das Schlafzimmer des Herzogs, deſſen ſie ſich noch ſchlafend bemächtigten. Als er darüber erwacht war, wollte er ſich losreißen und ſchlug und ſtach nach allen Seiten um ſich. Die Soldaten verſetzten ihm kräftige Stöße, warfen ihn zu Boden, ſteckten ihm ein Tuch in den Mund, banden ihm die Hände mit der Schärpe eines Offiziers und trugen ihn nackend vor die Hauptwache, wo ein Soldatenmantel über ihn geworfen ward, worauf man ihn in den Wagen des Marſchalls brachte [1]. Die Herzogin (VII, 326) lief ihrem Gemahl im Nachtkleide bis auf die Straße nach. Hier faßte ſie ein Soldat beim Arm und ſchleppte ſie zu Manſtein, den er

---

Rechtstitel genau auf denſelben Acten beruhte, auf die ſeine Regentſchaft ſich ſtützte, bei Seite zu ſchieben, ſo konnte die Mutter dieſes Kaiſers ſich allerdings ein materielles Recht zuſchreiben, ihn gegen dieſes Unrecht zu vertheidigen.

[1] Mit welcher Stirn mag dieſer den Mann empfangen haben, an deſſen gaſtlicher Tafel er vor wenig Stunden geſeſſen! Die ſchmähliche Behandlung, die man in dem damaligen Rußland auch den Hochgeſtellteſten, wenn ſie in oder außer den Formen des Rechts geſtürzt worden, widerfahren ließ, war nicht blos ein Zeichen der Rohheit des Volks und der Zuſtände, ſie war auch auf Seiten der Mächtigen, die ſie zuließen, thöricht. Denn was der eine heute dem andern anthun ließ, mochte morgen ihm ſelbſt begegnen. Freilich fragt es ſich, ob die Sache zu ändern war. — Uebrigens widerſpricht der Hergang der Sache wenigſtens der Angabe, daß Manſtein von Münnich Befehl gehabt habe, den Herzog auf der Stelle zu tödten, ſobald er den geringſten Widerſtand leiſte.

fragte, was er mit ihr machen ſolle. Manſtein befahl ihm, ſie in das Palais zurückzuführen; der Soldat wollte ſich aber, wahrſcheinlich in Ermangelung eines Trinkgeldes, die Mühe nicht geben, warf ſie in den Schnee und ging ſeiner Wege. Der wachthabende Hauptmann fand ſie in dieſem Zuſtande, hob ſie auf und ließ ihr Kleider bringen und ſie in ihr Zimmer zurückführen. Der eine Bruder des Regenten, Graf Guſtav Biron, ſtellvertretender Befehlshaber der ismailoffſchen Garde[1], und der Miniſter Beſtuſcheff wurden gleichzeitig verhaftet, jener durch Manſtein, dieſer durch Münnich's zweiten Adjutanten, Hauptmann Königsfeld. Nun verſammelte man die Würdenträger des Reichs zu einem großen Conſeil, wo ihnen das Geſchehene eröffnet ward und alle Welt ſich mit dem Sturze des Regenten zufrieden bezeigte, auch niemand ſich dagegen erheben konnte, daß denjenigen, die ſich factiſch in den Beſitz der Gewalt geſetzt hatten, dieſelbe auch in der Form des Rechts zugetheilt werde. Biron ward an demſelben Tage nach Schlüſſelburg abgeführt, wohin man auch ſeine Gemahlin und ſeinen jüngern Sohn nachſchickte, während man doch ſoviel humane Rückſicht bewies, den ältern Sohn, der von einer Krankheit noch nicht ganz geneſen war, noch im Sommerpalais zu belaſſen, wo der damals ſechzehnjährige Jüngling jedoch unter Wache geſtellt ward. Beſtuſcheff und Guſtav Biron kamen auf das Schloß Iwangorod bei Narwa. Im folgenden Jahre wurden die Birons, auch der mit ſeinem Bruder, dem Herzog, geſpannte Graf Karl, ſowie der General Bismark (III,

---

[1] Er war ſehr beliebt bei dieſer Truppe und ſeine Wachen leiſteten in der That einigen Widerſtand.

308 ff.) nach Sibirien gebracht, während Beſtuſcheff nur auf ſeine Güter verwieſen ward. Der Herzog kam mit ſeiner Familie nach Pelym, 600 Werſte hinter Tobolsk, und Münnich hatte ſich ſelbſt der Aufgabe unterzogen, den Riß zu dem Hauſe zu entwerfen, in welches der von ihm Geſtürzte am 17. Nov. 1741 einzog!

Ein Jahr vorher, 21. Nov. 1740, dem Tage nach jener nächtlichen Expedition, hatte ſich die Prinzeſſin Anna zur Großfürſtin erklären laſſen und durch ein Manifeſt verkündet, daß ſie die Verwaltung des Reichs während der Minderjährigkeit ihres Sohnes, des Kaiſers, übernehme. Das Heer und das Volk huldigte ohne Umſtände der neuen Ordnung der Dinge. Der nur eben noch ſo kläglich gedemüthigte Anton Ulrich wurde Generaliſſimus und bald darauf Mitregent; Münnich trat an die Spitze des Miniſteriums, welche Stellung er der eines Generaliſſimus vorzog, da er nun einmal beide nicht vereinigen konnte, was ihm das liebſte geweſen wäre; Oſtermann erhielt die Würde eines Großadmirals, Fürſt Trubetzkoi die als Reichskanzler; Graf Michael Goloffkin ward Reichsvicekanzler und Baron Mengden Geheimer Rath. Niemand von den Genannten, außer Münnich, ſoll von dem Anſchlag gewußt haben, was denn die anderweite Nachricht, daß Oſtermann ſich während dieſer Kataſtrophe krank geſtellt habe, als irrig darſtellen würde. Doch ſteht der ganzen Angabe entgegen, daß Münnich ſpäter dem Fürſten Trubetzkoi ins Geſicht geſagt hat, dieſer ſei bei der Biron'ſchen Sache „der vornehmſte Unterhändler und Executor geweſen“.

Gefügt hatte ſich alles glatt und leicht in die neue Combination; aber zufrieden waren Wenige damit, und die Betheiligten arbeiteten nur zu ſehr ſelbſt daran, ſie wandelbar zu machen. Münnich war ein geſchickter Ingenieur und ein bedeutender Feldherr; aber den Glauben, den er von ſich ſelbſt hegte, zu Allem tüchtig, in allen Fächern vorragend zu ſein, theilten Wenige, und ſchon die eine nöthige Kunſt des leitenden Staatsmannes, zu gewinnen und an ſich zu feſſeln, beſaß er nicht, nicht einmal im Felde unter Kriegsmännern. Er ſtieß die in collegialiſchen oder ſubordinirten Verhältniſſen zu ihm Stehenden durch hochfahrendes, gebieteriſches Weſen ab, und den über ihm ſtehenden fürſtlichen Perſonen konnte er wol nützliche Dienſte leiſten, war aber nicht Hofmann genug, ſich ihre eigentliche Gunſt zu ſichern. Dies war aber um ſo bedenklicher, als die neue Regentin, trotz der in Rußland bereits gemachten Erfahrungen, keinen Begriff von der Schwierigkeit und Unſicherheit ihrer Stellung gehabt zu haben ſcheint, vielmehr ſich ganz dem Sicherheitsgefühl einer deutſchen Prinzeſſin jener Zeit überließ, die in irgend einem kleinen Städtchen des Harzes oder Thüringerwaldes reſidirte. Sie war launiſch, unbeſtändig, leichtſinnig, dachte an nichts, als an hre Liebſchaft mit dem Grafen Lynar (VIII, 359 ff.), zu deren Verdeckung ſich Julie v. Mengden hergab, und mochte die Entlaſſung eines Mannes wie Münnich für nichts Bedeutenderes anſehen, als die Verabſchiedung rgend eines Hofmannes in Blankenburg. Die Mengden, uf die ſich Münnich vornehmlich ſtützte, war gleichfalls nzuverläſſigen Charakters, falls es wahr iſt, was der ächſiſche Agent Pezold (30. Nov. 1740) berichtet [1]), daß e, ſobald ihr irgend etwas nicht recht geweſen, weder reunde noch Verwandte gekannt habe. Gegen Münnich arbeiteten aber nicht blos der Vicekanzler **Goloſſkin**, der ſich darin vielleicht zum Repräſentanten des ruſſiſchen Ausländerhaſſes machte, als auch die beiden bedeutendſten Häupter der deutſchen Partei: Oſtermann und der Oberhofmarſchall Löwenwolde. Das war eine arge Verblendung, und jedenfalls war es der größte Fehler, der ſich Oſtermann nachweiſen läßt, daß er ſich damals von der neidiſchen Empfindlichkeit, mit der er Münnich auf dem Platze des Premierminiſters ſah, dazu hinreißen ließ, gegen das Mitglied der deutſchen Partei zu arbeiten, deſſen Einfluß auf die Armee für ſie alle ſo wichtig war. Auch Oſtermann träumte ſich hier einmal nach Deutſchland, in eine wohlgeordnete, feſtgegründete Staatsverwaltung. Aber es war ihm unerträglich, daß Münnich ſich auch in die auswärtigen Angelegenheiten miſchte, die er allein zu verſtehen glaubte. Dazu kam, daß Münnich ſeine Vorliebe für das preußiſche Intereſſe nicht verleugnen konnte, während es in den Traditionen der ruſſiſchen Politik lag und auch der perſönlichen Geſinnung der Regentin entſprach, treues Bündniß mit Oeſterreich zu pflegen. Weiter beging Münnich die Unvorſichtigkeit, dem Gemahl der Regentin nicht die gebührenden Rückſichten zu ſchenken. Er bediente ſich in ſeinen amtlichen Schreiben an ihn des gewöhnlichen Briefſtyls, hielt ihm wichtige Angelegenheiten vor und machte ihm nur von unerheblichen Sachen Anzeige. Wie wenig auch die Großfürſtin damals Zärtlichkeit und Treue für ihren Gemahl empfand, eine Vernachläſſigung deſſelben durch einen Dritten verletzte ſie doch ſelbſt, und vielleicht ſah ſie es für eine Art Sühne ihrer eigenen Vergehungen gegen ihn an, daß ſie ſich auf anderen Seiten ſeiner Intereſſen annahm. Eine längere Krankheit, eine Kolik, welche Münnich den ganzen December (1740) von den

---

[1]) Bei Hermann a. a. O., S. 662.

Geſchäften entfernt hielt, wurde von ſeinen Gegnern ifrigſt benutzt, und als er geneſen war, fand er bereits en Boden unter ſeinen Füßen wankend. Die Regentin elbſt ſoll während ſeiner Krankheit geſagt haben: Münich würde glücklich zu preiſen ſein, wenn er eben jetzt, itten im Glanze ſeines Ruhmes, auf der höchſten hrenſtelle, die eine Privatperſon erreichen könne, die Welt verließe. Nach menſchlichen Begriffen konnte ſie echt zu haben ſcheinen. Ob er aber nicht ſpäter doch ſſer zum Tode vorbereitet geweſen iſt? — Oſtermann ellte ſich krank und ließ die Geſchäfte liegen, um nichts it Münnich zu thun zu haben und dieſen in Verlegenit zu ſetzen. Deſto eifriger ſchulte er den Prinzen nton Ulrich ein, durch den er auf die Regentin wirkte nd der ſich oft zu langen Beſuchen zu ihm begab [1]. revern, der den angeblich erkrankten Oſtermann zu erzen gehabt hätte, ſtellte ſich geſonnen, ſeinen Abſchied nehmen. Endlich entſchloß ſich die Regentin, zumal ünnich immer weiter in die Geſchäfte ihres Gemahls griff, die er freilich beſſer verſtand als dieſer, eine che Vertheilung der Geſchäfte anzuordnen, welche die swärtigen Angelegenheiten lediglich in Oſtermann's nde legte, das Innere unter Czerkaskoi und Gholoffkin theilte und Münnich, mit dem Titel eines Premierniſters, auf das Kriegsdepartement beſchränkte, wobei ihn zugleich anwies, die Befehle ihres Gemahls nſo zu befolgen, als wenn ſie von ihr kämen. Münh, der ſeine Verſtimmung über alle dieſe Vorgänge ht zu verhehlen vermochte, war nun gar nicht geſonnen geweſen, ſich zum bloßen Werkzeug zweier nach Geiſt und Charakter unbedeutender Perſönlichkeiten, welche ihm allein ihre Macht verdankten, zu machen, und kümmerte ſich weder um die Befehle der Großfürſtin, noch um die ihres Gemahls. Er ſelbſt erzählte ſpäter: Die Großfürſtin habe oftmals gefragt: „iſt Graf Münnich noch preußiſch geſinnt?" und habe ihm ſagen laſſen: ſolange er gut preußiſch ſei, mache ſein Anblick ſie krank. Er habe darauf wiederholt ſeinen Abſchied verlangt, jedoch ſo, daß er zur Bedingung ſeines Bleibens die Losſagung Rußlands von Oeſterreich und die Zurücknahme der ihm unangenehmen Anordnung der Vertheilung der Geſchäfte gemacht habe. Da mußten ihm (24. März 1741) ſein eigener Sohn, der Oberhofmeiſter Graf Ernſt v. Münnich, und der Oberhofmarſchall Löwenwolde ſeine Entlaſſung ankündigen. Zugleich wurde dieſelbe allen in Petersburg und der Umgegend ſtehenden Regimentern durch Tagesbefehl, und folgenden Tags in allen Collegien und Kanzleien durch einen Ukas, dem Publikum aber unter Trommelſchlag mittels öffentlichen Ausrufs bekannt gemacht; ein Verfahren, das ſonſt nur bei Entſetzungen, die in Folge angeſchuldigter Verbrechen erfolgten, vorkam und das man hinterher bei dem Feldmarſchall als ein Verſehen entſchuldigen ließ! Es ſchien noch Schonung zu ſein, daß man ihm nicht den Proceß machte[1], da mehrere Beamte, die als ſeine beſondern Anhänger galten, wie der General-Requetenmeiſter Fenin und der Juſtizrath Masloff, in der That auf die Feſtung gebracht wurden. So verfuhr man gegen den Mann, der, nicht viel über ein Jahr vorher, ganz allein die Großfürſtin, die ihn jetzt fallen ließ, zur Gewalt erhoben und einen Mann geſtürzt hatte, den die Alle, die jetzt Münnich befeindeten, haßten und ſeiner entledigt zu werden wünſchten! Münnich begab ſich zunächſt auf ſein Landhaus Goſtilitz, zog aber wieder nach St.-Petersburg, als ihm die Großfürſtin, nach einigem Schwanken, 15,000 Rubel Penſion und eine Gardewache für ſein Haus bewilligte. Wie viel Jahre der Leiden hätte er ſich erſpart, wenn er ſich ſchleunigſt auf jene ſchleſiſche Herrſchaft Wartenberg zurückgezogen hätte, die ihm die Regentin nach Biron's Sturze, dem ſie bis dahin gehört, geſchenkt hatte, und zu deren Uebernahme er ſeinen Schwiegerſohn, den Grafen Solms (V, 380), ſchickte. Er hatte auch die Abſicht, Rußland zu verlaſſen, und in Königsberg waren, auf Befehl des Königs, bereits Anſtalten zu ſeiner Aufnahme getroffen, verſchob die Abreiſe aber, durch trügeriſche Hoffnungen verlockt, von einem Monat zum andern, bis es zu ſpät war.

---

[1] So berichtet Graf Lynar 10. März 1741 (bei Hermann, 664).

---

[1] Es heißt auch, man habe die Abſicht gehabt, ihn nach Sibirien zu ſchicken, zumal der großfürſtliche Hof ſich in der nächſten Zeit ſehr vor ihm gefürchtet und einen Handſtreich beſorgt hätte. Die Julie Mengden hätte ſich aber für ihn verwendet.

Oſtermann war der Meinung geweſen, daß er keinen guten Tauſch gemacht, als Münnich an Biron's Stelle getreten war. Er ſollte jetzt finden, daß auch Münnich's Sturz ihm keinen Segen brachte, und auch auf andern Seiten fand man ſich in ſeinen Erwartungen getäuſcht. Der öſterreichiſche Geſandte namentlich hatte über Münnich's Sturz gefrohlockt, weil er glaubte, daß Rußland ſich nun entſchieden der öſterreichiſchen Sache annehmen werde; indeß auch Oſtermann war nicht ohne geheime Sympathien für Preußen, ſetzte jedenfalls die zurückhaltende Politik fort, wenn er auch nicht ſo offen für Preußen Partei nahm, wie Münnich, und außerdem geang es bekanntlich Frankreich, den Ruſſen einen ſchwediſchen Angriff anzuziehen, der ſie zunächſt behinderte, etwas für Oeſterreich zu thun. Für Oſtermann aber erhob ſich ein ſchlimmerer Gegner, als Münnich und Biron geweſen waren, in Gholoffkin, der, wenn auch ohne Arbeitsluſt und vorragende Befähigung, doch mit Eiferſucht über ſein Departement des Innern wachte, Oſtermann keinerlei Einmiſchung in daſſelbe geſtattete und bei der Regentin größern Einfluß hatte, als er.

Am meiſten iſt aber, wenn man die Vorſicht, Klugheit und allſeitige Rückſichtnahme bedenkt, welche Oſtermann in frühern Jahren bezeichneten, zu verwundern, daß er dieſe Eigenſchaften nicht auch der Großfürſtin Eliſabeth gegenüber zeigte, ſich vielmehr deren entſchiedene Ungunſt zuzog. Allerdings ſchien dieſe Prinzeſſin lediglich gemeinen Sinnesgenüſſen zu leben, hatte keinerlei Theil an den Staatsangelegenheiten genommen und ſchien zufrieden, wenn man ihr nur die Mittel gab, ihre grobſinnlichen Neigungen zu befriedigen, und ſie in ihrem rohen Treiben nicht beirrte. Immerhin hatte man zu bedenken, daß Eliſabeth denn doch einen ſtarken Anhalt in ihrer Eigenſchaft als die einzige überlebende Tochter des großen Kaiſers Peter und der Kaiſerin Katharina beſaß, und daß der Name Peter's des Großen, bei ſeinen Lebzeiten von den ihn nicht verſtehenden Ruſſen oftmals verwünſcht, durch die Größe ſeines erfolgreichen Wirkens und die Schwäche ſeiner Nachfolger immer glänzender hervortrat, je weiter die Zeit ſich von ſeinen Tagen entfernte. Die gemeinen Neigungen und Gewohnheiten aber, welche die Prinzeſſin bei der feingebildeten Welt in Mißachtung brachten, waren gerade geeignet, ſie bei dem dieſelben Neigungen und Gewohnheiten theilenden Volke und Heere beliebt zu machen. Immerhin war ſie wichtig genug, daß ein ſo kluger Staatsmann, wie Oſtermann, es für gerathen hätte halten ſollen, ſie für die beſtehende Ordnung der Dinge geneigt zu ſtimmen, bei guter Laune zu erhalten und auch ſich ſelbſt ihre gute Meinung zu ſichern. Wieviel darauf ankam, ergibt ſich auch daraus, daß Eliſabeth ſpäter erklärte: gegen Biron's Regentſchaft würde ſie nicht aufgetreten ſein, weil ſie von dieſem für ihre Perſon alle Sicherheit und die rückſichtsvollſte Behandlung hätte erwarten dürfen. Die Großfürſtin-Regentin ſcheint in der That geahnt zu haben, daß es gut ſein würde, die Prinzeſſin Eliſabeth feſter an ſich zu knüpfen. Sie ließ den ſchönen und thatkräftigen Bruder ihres Gemahls, Ernſt Ludwig (geb. 25. Sept. 1718, † 12. Mai 1788)[1], kommen, nöthigte die kurländiſchen Stände, ihn zum Herzog zu wählen, und ſoll den Plan gehabt haben, ihn der Prinzeſſin Eliſabeth zu vermählen. Als ein anderer, ſeltſamerer Freier derſelben Prinzeſſin wird Nadir Schah von Perſien bezeichnet, welcher um dieſe Zeit eine glänzende, urſprünglich von 16,000, dann, auf ruſſiſche Gegenvorſtellung, doch von 3000 Mann begleitete Geſandtſchaft nach St.-Petersburg ſchickte, die am 10. Oct. 1741 ihren pomphaften Einzug hielt. Der Geſandte hatte auch für die Prinzeſſin Eliſabeth Geſchenke mit und den Auftrag, mit ihr perſönlich zu unterhandeln, wobei es ſich darum gehandelt haben ſoll, daß die Prinzeſſin ſich Nadir Schah vermähle, der dafür die chriſtliche Religion in ſeinen Staaten habe einführen wollen. Man ſollte denken, ſie hätte es Oſtermann Dank wiſſen müſſen, daß er ihr dieſe Verhandlung erſparte, war aber äußerſt ungehalten, als man ihr nicht einmal geſtattete, dem Geſandten eine Audienz zur Ueberreichung der ihr zugedachten Geſchenke zu ertheilen, und in der That ſieht man in dem Verbote dieſer Formalität keinen plauſibeln Grund. In ihrem Unwillen ließ ſie ihm aber ſagen: er bilde ſich zwar ein, mit ſeiner Scheinheiligkeit die ganze Welt zu blenden; ſie wiſſe aber ſehr wohl, daß er ſie bei dieſer, wie bei jeder andern Gelegenheit nur zu demüthigen ſuche; daß auf ſeinen Rath Anordnungen wider ſie getroffen würden, an welche die Großfürſtin in ihrer Herzensgüte für ſich ſelbſt zu denken außer Stande ſein würde; er vergeſſe, wer die Prinzeſſin und wer er ſelbſt ſei, und daß es ihr Vater geweſen, dem er es zu danken habe, daß er aus einem Schreiber das geworden, wozu er jetzt geſtiegen; ſie hingegen werde nie vergeſſen, was ihr von Gott und ihrer Geburt zukomme; er könne verſichert ſein, daß ſie ſich darin nichts vergeben werde. Beſonders hatte es die Prinzeſſin auch verdroſſen, daß man, als ſie es über ſich gebracht, um Bezahlung ihrer Schulden, die ſich nicht über 40,000 Rubel beliefen, zu bitten, ſich nicht mit ihrer mündlichen Angabe der Totalſumme begnügte, ſondern über alles die ſpeciellen Rechnungen verlangte. Außerdem wurden ihr alle die rückſichtsloſen Reden, die in den Geſellſchaften der großfürſtlichen Partei über ſie geführt wurden, wie gewöhnlich, zum mindeſten nicht abgeſchwächt zugetragen.

---

[1] Er war der ſpätere Feldmarſchall und eine Zeit lang Regent der Vereinigten Niederlande.

Nun muß dieſer Fürſtin jedenfalls zugeſtanden werden, daß ſie mit den grobſinnlichen Neigungen ihres Vaters doch auch etwas von ſeiner Entſchloſſenheit und ſeinem Selbſtbewußtſein verband. Auch kannte ſie den Einfluß ſehr wohl, den ſie auf die Garden, überhaupt auf den „gemeinen Mann“ beſaß. Ihr damaliger Vertrauter Leſtocq, ihr Leibchirurg, hat ſpäter verſichert:

hon nach dem Tode Peter's II. ſei ſie durch geheime
Deputationen der Garden aufgefordert worden, die Krone
u übernehmen. Daſſelbe ſei nach dem Tode der Kaiſerin
nna geſchehen. Iſt das wahr, ſo kann es um ſo we-
iger befremden, daß ſie unter einer Regierung, von
er ſie ſich geringſchätzig behandelt glaubte, zu dem Ent-
hluß kam, von ihrer Gewalt Gebrauch zu machen,
oran ſie bisher wol mehr durch Indolenz, als durch
Mangel an Muth verhindert geweſen. Ob ſie ernſtlich
efürchtet hat, die Regentin Anna wolle ſich zur Kai-
erin erklären und ſie ins Kloſter ſtecken, laſſen wir
ahingeſtellt ſein. Es hatten damals viele den an ſich
nz richtigen Gedanken, daß in Rußland eine Regent-
haft eine weit unſicherere Stellung habe, als ein ge-
öntes Haupt, und Anna iſt mehrfach gedrängt worden,
s auch vielleicht ernſtlich daran gedacht, als Selbſt-
rrſcherin an die Spitze des Reichs zu treten. Dazu
er war es nicht erforderlich, die Eliſabeth ins Kloſter
ſchicken, da dieſe einer Kaiſerin nicht gefährlicher war,
s einer Regentin. Auch ſteht das Project, ſie mit
nſt Ludwig von Braunſchweig zu vermählen, jener
nahme entgegen, und hätte die Beſorgniß der Eliſa-
h wol zerſtreuen mögen. Man hat auch geſagt, eben
Abneigung gegen dieſe Verbindung hätte ſie zu ihrem
tſchluſſe gedrängt. Leſtocq beſtätigt dies nicht, und
r halten es auch ſonſt nicht für wahrſcheinlich. Jeden-
ls mußte ihr Ernſt Ludwig ein willkommenerer Bräu-
am ſein, als Nadir Schah. Die Hauptgründe, aus
en ſich ihr Entſchluß erklärte, ſcheinen uns in folgen-
Umſtänden zu liegen. Einmal waren die Umſtände
t günſtiger, als bei den beiden vorhergehenden Re-
rungswechſeln. Damals hätte ſie die geſchloſſene ruſ-
he Ariſtokratie, in Gemeinſchaft mit den deutſchen

Staats- und Kriegsmännern, wider ſich gehabt, während jetzt die Häupter der Verwaltung unter ſich uneins, Biron geſtürzt, Münnich bei Seite geſchoben, Beſtuſcheff in Ungnade war und die beſtehende Regierung nirgends recht verläſſige Freunde und Stützen hatte. Dazu kam, daß, während Eliſabeth früherhin niemals beargwöhnt worden zu ſein ſcheint, diesmal allerdings allerlei Verdacht gegen ſie beſtand und ihr nicht verborgen blieb. Am 5. Dec. las die Großfürſtin der Prinzeſſin Eliſabeth, während der Cour, einen angeblich aus Breslau erhaltenen Brief vor, worin ſie vor Eliſabeth und beſonders vor Leſtocq gewarnt wurde. Die Großfürſtin bemerkte dabei, daß ſie dieſer Warnung zwar keinen Glauben beimeſſe, die Prinzeſſin aber es ihr nicht verargen werde, wenn ſie Leſtocq, ſobald er ſich etwas zu Schulden kommen ließe, verhaften laſſen würde. Frankreich wendete zu jener Zeit alle Mittel an, Rußland im Innern und an ſeinen eigenen Grenzen zu beſchäftigen, damit es nicht daran denken könne, Oeſterreich, deſſen allgemeine Beraubung man vorhatte, zu Hilfe zu kommen. Das Nächſte war, daß man Schweden zu einem Angriff auf Rußland hetzte. Der Führer des ſchwediſchen Heeres, General Lewenhaupt, erließ ein Manifeſt, das weſentlich gegen die fremden Miniſter gerichtet war, welche Rußland regierten und mittelbar auch die fremde Regierung traf. Der ſchwediſche Angriff gab Anlaß, daß man damit umging, die Garden aus St.-Petersburg zu entfernen, und in den Garden hatte Eliſabeth ihre weſentlichſten Stützen. Der franzöſiſche Geſandte de la Chetardie mag ſchon längſt den Gedanken gepflegt haben, Eliſabeth zu einer Thronrevolution zu benutzen; denn zu welchem andern Zwecke hätte er dem Leſtocq und dem Schwartz, dieſem andern Diener und Agenten der Prinzeſſin, die Geldſummen vorgeſtreckt 1), mit deren Hilfe ſie viele Gardiſten auf ihre Seite brachten und ein förmliches Kundſchafterſyſtem organiſirten? Je weiter dies aber ausgedehnt ward, deſto größer ward nun auch die Gefahr der Entdeckung, und Leſtocq namentlich hielt ſich ernſtlich bedroht. So mag man am Hofe der Eliſabeth gemeint haben, daß man nicht länger zögern dürfe, und daß man keinen günſtigeren Zeitpunkt erwarten könne, einen Schritt zu thun, zu welchem ſich Eliſabeth durch mancherlei Vernachläſſigungen und Kränkungen um ſo mehr gedrängt fühlte, als ihre damaligen Umgebungen, unter dem Einfluſſe des franzöſiſchen Geſandten, nicht verfehlt haben werden, ihre Empfindlichkeit wachzuhalten.

Ohne irgend ein Einverſtändniß mit den Großen des Reichs, nur von zwei fremden Abenteurern, Leſtocq und Schwartz, und ihrem Kammerjunker Woronzoff berathen, entſchloß ſich Eliſabeth, die Krone Rußlands zu erobern. In der Nacht vom 5. zum 6. Dec. 1741 that ſie, nachdem ſie im Gebet den göttlichen Beiſtand zu ihrem Unternehmen erfleht hatte, ein Panzerhemd um, und fuhr, von ihren drei Vertrauten und ſieben Grenadieren begleitet, nach der Caſerne der preobraſhenskoiſchen Garde. Einen Sponton in der Hand, redete ſie die Grenadiere, die zuerſt geweckt worden, an, worauf ſogleich 200 Mann ſich für ſie erklärten. Es wurden Ordonnanzen ausgeſchickt, das Vorgehende in den andern Caſernen an-

---

1) Zu bemerken iſt dabei jedoch, daß Chetardie ſpäter klagte, daß die Kargheit ſeines Cabinets ihm die 15,000 Ducaten, welche Eliſabeth zu ihrer Revolution verlangt habe, verweigert hätte, und daß er Eliſabeth und ihre Vertrauten faſt nur mit Verſprechungen habe abſpeiſen müſſen.

zuzeigen, und in wenig über einer Stunde hatten ſich alle Regimenter um das Palais der Prinzeſſin aufgeſtellt. Dieſe war inzwiſchen mit den 200 Grenadieren, die ſich zuerſt ihr angeſchloſſen hatten, nach dem Winterpalais gezogen, wo die Soldaten der Wache ihr ſogleich beitraten. Einige Offiziere, die ſich unentſchloſſen zeigten, wurden eingeſchloſſen, der einzige Unteroffizier, der einen pflichttreuen Widerſtand verſuchte, verhaftet. Man war übrigens am Hofe ſo wenig auf ein Attentat vorbereitet, daß die Schildwachen nicht einmal geladene Gewehre hatten. Die Großfürſtin und ihr Gemahl wurden in ihrem Schlafzimmer wehrlos und hilflos verhaftet und mit den Kindern und dem Fräulein Mengden ins Palais der Prinzeſſin gebracht. Die Großfürſtin ward von der Prinzeſſin, die jetzt Kaiſerin war, in ihrem eigenen Schlitten dahin mitgenommen, und die Kaiſerin küßte den jungen Prinzen Iwan, der in Wahrheit der rechtmäßige Kaiſer war, mit den Worten: „Du armes Kind haſt nichts gethan, aber deine Aeltern ſind ſchuld.“ Dieſe milde Regung hat freilich nicht gehindert, daß dieſer unglückliche Prinz zu einer ewigen Haft verurtheilt ward, in der er geiſtig verkümmerte und zuletzt doch noch einen gewaltſamen Tod fand. Oſtermann, Münnich, der Präſident Baron Mengden und deſſen Gemahlin wurden durch Grenadiere verhaftet und auch in das Palais der Kaiſerin gebracht. Oſtermann ſoll, als er ſo furchtbar aus dem Schlafe geweckt ward, gar nicht haben begreifen können, was da vorgehe, und die Grenadiere ſo heftig angelaſſen haben, daß er ſich eine harte Behandlung dadurch zuzog und leicht möchte umgebracht worden ſein, wenn die Kaiſerin die Soldaten nicht hätte ſchwören laſſen, kein Blut zu vergießen. Allerdings ſtimmt dieſe Geſchichte nicht ganz mit dem andern Anführen, daß Oſtermann in der That Gefahr beſorgt und noch am Tage vorher von dem Feldmarſchall Laſcy doppelte Wachen verlangt habe. Auch der Präſident von Mengden ward von den Soldaten gemishandelt, weil er ſich zur Wehre ſetzte. Prinz Ludwig von Braunſchweig, Graf Gholofſkin und deſſen Gemahlin und Schweſter (die Gräfin Jaghuſchinski), der Oberhofmarſchall Löwenwolde, der Oberhofmeiſter Münnich nebſt Frau, die Gräfin Oſtermann mit ihren Kindern und ihren drei Brüdern, deren einer Geheimer Rath, der andere Generalmajor, der dritte Gardemajor war, der Kammerherr Lapuchin nebſt Familie, der Generalmajor Albrecht und andere Anhänger des geſtürzten Syſtems bekamen Hausarreſt.

Von allen dieſen Vorgängen erfuhr der größte Theil der Bevölkerung nicht eher etwas, als bis die neue Kaiſerin ſelbſt das Geſchehene in den vornehmſten Häuſern anſagen ließ, worauf denn die geſammte haute volée ſich beeilte, ihre Glückwünſche in das Palais zu bringen. Hierauf ward eine Rathsverſammlung berufen, zu welcher auch zwei Mitglieder der bisherigen Verwaltung, der Fürſt Czerkaskoi, der ſich unter all dieſen Wechſeln immer obenauf hielt, und der Geheime Rath von Brevern, Oſtermann's rechte Hand, gezogen wurden, während der Feldmarſchall Trubetzkoi, der Prinz Ludwig Johann Wilhelm von Heſſen-Homburg, welcher Trubetzkoi's Schwiegerſohn und mit Münnich verfeindet, überhaupt dem nun geſtürzten Syſteme gegenüber malcontent war und dem die neue Kaiſerin deshalb noch in der Revolutionsnacht den Befehl der Truppen vertraut hatte, der Admiral Gholowin, der Generalprocureur Trubetzkoi, Alexei Beſtucheff, der bei Biron's Sturz ſo gnädig weggekommen und vor kurzem von der Großſurmin von ſeinen Gütern zurückberufen worden war, und der Oberſtallmeiſter Fürſt Kurakin die übrigen Mitglieder waren. Hier wurde das Manifeſt und die Formel des Huldigungseides feſtgeſtellt, worauf die neue Kaiſerin unter großem Feſtjubel und Kanonendonner in das Winterpalais einzog, in deſſen Kapelle ein Te Deum geſungen und die Garden vereidet wurden. Die 200 Grenadiere, durch welche dieſe Revolution hauptſächlich ausgeführt worden war, erbaten ſich die Auszeichnung, zuerſt vereidet zu werden und noch länger um die Perſon der Monarchin bleiben zu dürfen, worauf ſie bis zum Abend des 8. Dec. in dem großen Saale des Palais campirten. Sie wurden zu einer Leibcompagnie mit Offiziersrang erhoben, und die Kaiſerin erklärte ſich zu ihrem Capitän, wie ſie ſchon am erſten Morgen ſich zum Oberſten aller Garderegimenter erklärt hatte. Von den übrigen Soldaten bekam jeder Mann einen Rubel und bei der Eidesleiſtung ſoviel Spirituoſa, als ſie wollten, was denn nicht wenig geweſen ſein wird. Da die ganze Revolution nicht durch inländiſche Große, ſondern durch den gemeinen Mann ausgeführt worden war, wie denn die Kaiſerin Eliſabeth ſich hauptſächlich auf die Sympathien und Vorurtheile der ruſſiſchen Volksmaſſe ſtützte, ſo war die nächſte Zeit eine Art von Saturnalien, beſonders für die Soldaten, zugleich aber auch eine Zeit der Beſorgniß und des Aergers für die höhern Claſſen und namentlich für die Deutſchen. Die Beſorgniß dieſer wurde nur erhöht, wie die von den vorhergehenden Regierungen ins Elend geſchickten politiſchen Gegner, namentlich die Golizyns und Dolghoruckijs, zurückberufen wurden.

So wenig ſich gegen dieſe Gnadenacte, die zum Theil in der That ein Wiedergutmachen der Ungerechtigkeiten früherer Machthaber waren, einwenden ließ, und ſo natürlich es auch erſcheinen mußte, daß die Kaiſerin ihren glücklichen Rathgeber Leſtocq durch Ernennung zum wirklichen Geheimen Rathe, erſten Leibmedicus und Generaldirector ſämmtlicher mediciniſchen Kanzleien belohnte, ſo bedauerlich war es, daß mit dieſen Gnadenacten und Belohnungen die rachſüchtige Verfolgung und Mishandlung der geſtürzten Gegner, die Wiederholung derſelben Ungerechtigkeiten, die man früheren Machthabern vorwarf, Hand in Hand ging, und daß ſie vor allem zwei Männer traf, die, wie ſie zu den bedeutendſten Geiſtern in dem damaligen Rußland gehörten und an geiſtigem Werthe ihren Richtern und Herrſchern weit überlegen waren, ſo namentlich um Rußland die unbeſtreitbarſten, größten Verdienſte hatten: Oſtermann und Münnich. In der That, ſelbſt wenn man ſich begnügt hätte, dieſe Männer einfach in Ungnade fallen zu laſſen und aus St.-Petersburg, vielleicht aus Rußland zu entfernen, ſo würde es immer eine, wenn auch natürliche und oft begangene Thorheit geweſen ſein, daß man ſich der Dienſte ſolcher Männer beraubte. Aber daß man ihnen den Proceß machte, die lügenhafteſten, ſinnloſeſten Beſchuldigungen gegen ſie zuſammenſuchte, in allem, was ſie gethan, Verbrechen finden wollte, ſie zum grauſamſten Tode verurtheilen ließ und das noch grauſamere Schauſpiel veranſtaltete, mit der Vollſtreckung des Schmachurtheils vorgehen zu laſſen, bis man zuletzt eine „gnädige“ Strafverwandlung eintreten ließ, bleibt einer der ſchwärzeſten Flecken der ruſſiſchen Geſchichte und eines der ſchärfſten Zeichen der Gemeinheit und Roheit der damaligen dortigen Zuſtände, wie der giftigen Bosheit, oder knechtiſchen Geſinnung der handelnden Perſonen. In Betreff Münnich's muß allerdings zugeſtanden werden, daß er wenigſtens gegen Biron auch rückſichtslos verfahren war. Indeß beſchränkte ſich die perſönliche Mishandlung Biron's auf den Moment der Gefangennehmung; alles Weitere mochte als ein Act der politiſchen Vorſicht betrachtet werden, wie ſie einem Manne gegenüber, der in der That der rechtmäßige Regent des Reiches war und von dieſem Poſten verdrängt ward, gerathen erſcheinen konnte, wiewol wir nicht leugnen wollen, daß Münnich edler und weiſer gehandelt haben dürfte, wenn er Biron nach ſeiner ſchleſiſchen Standesherrſchaft Wartenberg abziehen ließ, ſtatt ihn in das fernſte Sibirien zu verweiſen und ſich — auf wenige Monate — jenes Wartenbergs zu bemächtigen. Oſtermann war niemals verfolgungsſüchtig befunden worden. An den politiſchen Maßregeln, die man beiden zur Laſt legte, hatten Männer theilgenommen, die, wie Czerkaskoi, Brevern, Trubetzkoi, Beſtuſcheff, auch nach dieſer jüngſten Revolution im Rathe der Kaiſerin, im Genuſſe ihrer Ehren und Würden, ihrer Macht und ihres Einfluſſes blieben. Münnich war ſchon unter der vorigen Regierung in Ungnade gefallen und ſchien deshalb um ſo weniger die Verfolgung durch die neue herauszufordern. Es war aber hier theils der Haß der nationalruſſiſchen Partei gegen die Führer der deutſchen, die Schadenfreude der boshaften Bornirtheit, gerade die geiſtige Superiorität einmal das Gewicht der brutalen Gewalt empfinden zu laſſen, wirkſam, theils muß es der perſönliche Groll der Kaiſerin über erfahrene Kränkungen geweſen ſein, die ſie ſo alle Rückſicht auf die wahre Würde einer Regierung aus den Augen ſetzen ließ. Eliſabeth war nicht ohne natürliche Gutmüthigkeit, wenn auch abgeſtumpft und ohne Zartgefühl; aber ſie war übelnehmiſch und nachtragend, wenn ihre Umgebungen ihre Empfindlichkeit rege hielten, und das werden dieſe nicht verſäumt haben.

Es wurde eine Unterſuchungscommiſſion niedergeſetzt, unter deren Mitgliedern der Generalgouverneur Fürſt Trubetzkoi, die Generale Uſchakoff und Lewaſchoff, Fürſt Kurakin, der Geheime Rath Naryſchkin, der eben aus dem Exil zurückgekehrte Fürſt Michael Golizyn, endlich Beſtuſcheff hervortreten. Es waren politiſche Gegner und perſönliche Feinde, offene und geheime Rivalen der Angeklagten darunter, und gefährlicher für dieſe waren vielleicht noch ihre zeitherigen Verbündeten, die eben dadurch ihre Theilnahme an dem zeitherigen Syſteme gutmachen wollten, daß ſie aufs heftigſte und ſchonungsloſeſte gegen die erſten Träger deſſelben auftraten. Beſtuſcheff, der fähigſte und nobelſte Geiſt in dieſem Ausnahmegerichte, hatte perſönlich unter dem jetzt geſtürzten Syſteme gelitten, war mit Biron geſtürzt und auf ſeine Güter verwieſen worden, beſaß aber zuviel Einſicht und Ehrgefühl, als daß er ſich nicht, entrüſtet über die Ungerechtigkeiten der Commiſſion, den letzten Sitzungen derſelben hätte entziehen und der Unterzeichnung des Urtheils durch vorgeſchützte Krankheit hätte ausweichen ſollen. Der ſchonungsloſeſte Ankläger der Verfolgten war Trubetzkoi; die grauſamſten Richter derſelben waren derſelbe Trubetzkoi und der Großkanzler Czerkaskoi, beide zeitherige Collegen ihrer Opfer und Theilnehmer an ihren beſtrittenſten Maßregeln, beide gefügige Beiſtände des geſtürzten Syſtems, für welches jetzt Münnich und Oſtermann, mit Goloffkin, Mengden, Löwenwolde und einigen Andern, büßen ſollten. Beſtuſcheff hat gegen ſeine Freunde geklagt, daß die meiſten Mitglieder der Commiſſion nur ihrer Rachgier freien Lauf ließen; ſo ſehr es ihn ſchmerze, der eigenen Nation ſolches nachſagen zu müſſen, ſo ſei es doch nicht zu leugnen, daß in Rußland auch die Theilnehmer der Gewalt nichts unverſucht ließen, um Einer den Andern zu ſtürzen, daß ſie aber ihrer Leidenſchaft vollends den Zügel ſchießen ließen, wenn ſie Gelegenheit hatten, bereits Geſtürzte zu verderben [1]).

Die Hauptbeſchuldigungen gegen **Oſtermann** waren: mitgewirkt zu haben, daß bei dem Tode Peter's II. nicht die Großfürſtin Eliſabeth, ſondern die Herzogin Anna auf den Thron gehoben werden; der Haupturheber der 1739 erfolgten zweiten Verurtheilung der Dolghoruckijs geweſen zu ſein; den angeblichen Plan, die Großfürſtin Anna zur Kaiſerin zu erklären und dabei die Großfürſtin Eliſabeth ins Kloſter zu ſtecken und den jungen Herzog von Holſtein aus dem Wege zu räumen, getheilt zu haben; auch ſollte er die Flotte haben abſichtlich in Verfall gerathen laſſen, um Rußland dadurch von den Seemächten abhängig zu machen. Der letztere Anklagepunkt war, noch abgeſehen davon, daß **Oſtermann** erſt ſeit einem Jahre an der Spitze der Marineverwaltung ſtand, an ſich ſchon ſinnlos und, da es ſich dabei um ein Motiv handelte, juriſtiſch unbeweisbar. Die andern anlangend, ſo war bei dem Tode Peter's II. von einer Nachfolge der Eliſabeth keine Rede, und das Recht der Töchter und Enkeltöchter Iwan's, als des ältern Bruders, war jedenfalls ein beſſeres, als das der Töchter Peter's I., der nur der jüngere Bruder war. Die Thronfolge der Kaiſerin Anna erfolgte auf den übereinſtimmenden Beſchluß der ruſſiſchen Großen und wurde von Volk und Heer einmüthig anerkannt. Wie kam **Oſtermann** dazu,

---

1) Pezold's Berichte bei Hermann, V, 3.

für einen an ſich ſo berechtigten und von ganz Rußland beſtätigten Vorgang büßen zu ſollen? Daß er der Haupturheber der zweiten Verurtheilung der Dolghoruckijs geweſen, würden wir erſt glauben, wenn es uns aus zuverläſſigen Actenſtücken zweifellos und unwiderlegbar vorläge, und wenn dies der Fall wäre, ſo würden wir uns überzeugt halten, daß die Dolghoruckijs in der That etwas begangen hätten, was nach der ruſſiſchen Geſetzgebung ſtrenge Strafe verdient hätte. Denn ungerechte Verfolgung lag nicht in Oſtermann's Charakter, und die längſt geſtürzten und verbannten Dolghoruckijs drohten ihm keine Gefahr. Der angebliche Plan, die Großfürſtin Anna auf den Thron zu heben und zur Befeſtigung dieſes Schrittes die Eliſabeth in ein Kloſter zu ſtecken und den Herzog von Holſtein — man weiß nicht wie — aus dem Wege zu räumen, entbehrt an ſich ſchon jedes Beweiſes, und am allerwenigſten gibt es ein Zeugniß, oder auch nur eine Wahrſcheinlichkeit dafür, daß Oſtermann, der ſo überaus vorſichtige, alle extremen Schritte ſcheuende, ſo lange als irgend möglich die ſtrenge Rechtsform wahrende Oſtermann, einen ſolchen Plan getheilt haben ſollte. Soviel von ſeiner politiſchen Parteinahme bekannt iſt, ſcheint er ſich überall, in deutſch-juriſtiſcher Weiſe, dem ſtrengen formellen Rechte angeſchloſſen zu haben. Er hatte ſich des jungen Peter II. angenommen, der der legitime Nachfolger ſeines Großvaters Peter I. war, und war ihm der treueſte Diener geweſen. Gewiß würde Natalie, wenn ſie länger gelebt hätte, die ihr wohlbekannten Verdienſte, die ſich Oſtermann um ihren Bruder erworben, nicht ſo vergeſſen haben, wie Eliſabeth, die Vatersſchweſter dieſer Geſchwiſter, es that. Als mit Peter II. der Mannsſtamm der Romanoff erloſch und auf die weiblichen Linien überzugehen war, erſchien keinem von denen, die damals ein Wort in der Sache zu reden hatten, ein rechtlicher Grund, den Töchtern Peter's I. den Vorzug vor den Töchtern ſeines ältern Bruders und nominellen Mitregenten Iwan zu geben, und ſo ſuccedirte Anna, eine Tochter Iwan's, als Kaiſerin. Nach deren Tode würde die andere Anna, als Tochter der Schweſter der Kaiſerin Anna, der Katharina von Mecklenburg, in der That die Nächſtberechtigte geweſen ſein, und dieſe Betrachtung würde ebenſowol jenem angeblichen Plan, ſie wirklich auf den Thron zu erheben, wie Oſtermann's Theilnahme daran zur Seite ſtehen. Wir finden auch, daß Oſtermann bei Lebzeiten der Kaiſerin Anna die Rechte und Intereſſen ihrer Nichte, namentlich Biron gegenüber, treulich vertrat. Da jedoch politiſche Gründe, die Furcht vor dem Einfluſſe des tyranniſchen Herzogs von Mecklenburg, Biron's herrſchſüchtige Pläne, der jüngern Anna perſönlicher Leichtſinn, die Unpopularität dieſer rein deutſchen Succeſſion in Rußland, einer unmittelbaren Thronfolge der zweiten Anna entgegenſtanden, und da ſich in dem Vorhandenſein eines von ihr in Rußland geborenen Prinzen ein vermittelnder Ausweg bot, ſo war es wol in Oſtermann's Sinne, ſich dieſem anzuſchließen und die Krone, mit Uebergehung der Mutter, an den Sohn gelangen zu ſehen. Immerhin wünſchte er der Mutter die Regentſchaft und ſah nur ungern, daß dieſelbe durch Biron verdrängt ward. An den Schritten, durch welche dies wieder umgeſtoßen ward, ſoll Oſtermann, nach den eigenen Verſicherungen der Vertrauten Münnich's, keinen Antheil gehabt, ja gar nicht darum gewußt haben. Es iſt jedoch wol zu glauben, daß er damit einverſtanden geweſen iſt, da ſie das Verhältniß herſtellten, das er als das rechtmäßigſte und natürlichſte erkannte, die

Regentſchaft der Mutter und eigentlich nächſten Thronerbin für den unmündigen Kaiſer. Was ihm wirklich zum, zwar nicht juriſtiſchen, aber politiſchen Vorwurfe gereichen kann, ſein Antheil an dem Sturze Münnich's, das konnte kein Stoff zur Anklage von Seiten derer ſein, welche Münnich in das gleiche Verdammungsurtheil mit ihm verflochten. Und ſelbſt wenn er an dem angeblichen Plane, die Großfürſtin Anna an die Stelle ihres Sohnes zu ſetzen, theilgenommen hätte, konnte ihm dies nicht von denen zum Verbrechen gemacht werden, welche den jungen Kaiſer gleichfalls und für immer verdrängten. An der Ausſchließung der Eliſabeth aber, wenn das ein Verbrechen war, trug ganz Rußland Mitſchuld, und es mußten noch viele andere, oder keiner, dafür beſtraft werden.

Gegen Münnich hatte man gleichfalls eine Menge ungereimter und lügenhafter, oder gar nicht zu richterlicher Erörterung geeigneter Beſchuldigungen zuſammengeſucht[1]). Unter anderm beſchuldigte man ihn, bei der Gefangennehmung Biron's den Gardiſten vorgeſpiegelt zu haben, die Großfürſtin Eliſabeth ſolle zur Kaiſerin ausgerufen werden, und ließ ihm dies durch beſtochene Gardiſten ins Geſicht ſagen. Er wies dieſe Beſchuldigung auf das entſchiedenſte zurück, und berief ſich auf das beſſere Wiſſen ſeines in dieſe Sache tief verflochtenen Anklägers Trubetzkoi. Die Beſchuldigung war an ſich höchſt unwahrſcheinlich, da jenes Vorgeben völlig unnöthig geweſen wäre, indem die Soldaten gar keine Schwierigkeit machten, mit Münnich gegen Biron zu ziehen. Man findet auch in den Berichten über die damaligen Vorgänge keine Spur, daß Münnich zu den Soldaten, welche pünktlich den Befehlen ihrer Offiziere gehorchten, geſprochen hätte. Das ihm zugeſchriebene Mittel wäre übrigens ein höchſt gefährliches geweſen, hätte gezeigt, daß man die Neigung der Gardiſten zu Gunſten Eliſabeth's gekannt hätte, und hätte die darauf gerichteten Hoffnungen auf das bedenklichſte genährt. Schließlich war dieſer ganze Vorgang kein Grund, auf welchen hin jemand anders, als Biron ſelbſt, oder wer ihn zu der ihm entriſſenen Gewalt herſtellen gewollt hätte, gegen Münnich einen Proceß zu erheben berechtigt geweſen wäre. Ueberhaupt war zwar gegen Münnich mehr zu ſagen, als gegen Oſtermann, und es ſprach, mit Ausnahme ſeiner ruhmreichen Thaten und Werke, weniger für ihn. Münnich ſcheint in ſeiner ganzen ruſſiſchen Wirkſamkeit bis dahin lediglich ſich im Auge gehabt zu haben, und hatte mit ſeinem revolutionären Verfahren gegen Biron, für deſſen Erhebung er doch ſelbſt erſt gewirkt und dem er bis zum letzten Momente den Hof gemacht hatte, ein Beiſpiel gegeben, in Folge deſſen er ſich kaum beſchweren konnte, wenn gegen ihn in ähnlicher Weiſe verfahren ward. Auch war das herriſche und nach allen Seiten hin rückſichtsloſe Weſen, das er im Beſitze der Gewalt zeigte, jedenfalls tadelnswerth. Das alles aber waren Anklagen, die nach Lage der Dinge wol vor den Richterſtuhl der Geſchichte, nicht aber zur Entſcheidung durch ſolche geeignet waren, welche die gleichfalls in revolutionärer Weiſe errungene Gewalt für ſich behaupteten. Im übrigen war zu Gunſten Münnich's das hohe Verdienſt, das er ſich um Rußland erworben, ſein eminentes Talent, ſein ſtrahlender Feldherrnruhm in die Wagſchale zu legen.

---

[1]) Wir wollen übrigens nicht verbergen, daß für derartiges Verfahren nicht blos Rußland Beiſpiele bietet. Die politiſche Leidenſchaft und die Verfolgungsſucht des Parteihaſſes hat Aehnliches auch in andern Ländern hervorgerufen, z. B. bei den politiſchen Proceſſen Englands in früherer Zeit, in den Revolutionstribunalen Frankreichs, in den Verketzerungen des politiſchen Fanatismus aller Zeiten. Die Gemeinheit, mit welcher die Großen ſelbſt einen Mann, mit dem ſie heute als Freund und Collegen geſchmauſt, morgen auf das ſchmählichſte in den Koth traten, iſt allerdings nirgends ſo arg geweſen, wie in Rußland, hat aber, unter etwas milderen und anſtändigeren Formen, auch anderwärts ihre Beiſpiele gehabt, und ſelbſt gekrönte Häupter, wie Ludwig XIV., haben es nicht verſchmäht, die Gaſtlichkeit derer zu genießen, deren Verderben ſie ſchon beſchloſſen hatten!

Doch für ſolche Berückſichtigung war am wenigſten in dem damaligen Rußland ein Sinn. Die Mehrzahl der Mitglieder der Commiſſion erklärte, daß Oſtermann, Münnich, Gholoſſkin, Mengden, Löwenwolde und der Staatsrath Demiroſoff, welcher einen Plan zu einer Thronfolgeordnung entworfen haben ſollte, wobei Eliſabeth ausgeſchloſſen geweſen wäre, das Leben verwirkt hätten, und Czerkaskoi und Trubetzkoi ſetzten es durch, daß das Urtheil für Oſtermann auf Beil und Rad, für Münnich auf Viertheilen [1]) lautete! Früh am Morgen des 27. Jan. wurden die Gefangenen aus der Feſtung in ein Nebengebäude des Senats und um 10 Uhr wurden ſie, unter Bewachung durch Grenadiere, einer nach dem andern, auf den Richtplatz gebracht. Voran fuhr Oſtermann, zu gebrechlich, den Weg zu Fuß zu machen, in einem einſpännigen Bauerſchlitten, das Haupt mit einer ſchwarzſammtenen, heruntergeſchlagenen Reiſemütze und der Perücke bedeckt, den Leib in einen alten röthlichen Fuchspelz gehüllt, der gewöhnlichen Tracht des Arbeitszimmers, in dem er ſich ſo viele Jahre für Rußlands Intereſſen gemüht. Ihm folgten die übrigen zu

---

[1]) Es wird wol auch nur ſo gemeint geweſen ſein, daß das Viertheilen an dem enthaupteten Leichnam zu vollziehen geweſen wäre, das hanging, drawing and quartering des damaligen Englands.

Fuß. Als ſie in der Nähe des Schaffots waren, wurde Oſtermann, bis zuletzt der Zielpunkt der ſchärfſten, gehäſſigſten Verfolgung, von vier Soldaten auf das Schaffot getragen und in einen hölzernen Stuhl geſetzt, wo er mit entblößtem Haupte das Urtheil durch einen Secretär des Senats vorleſen hörte. Er ſoll es mit gelaſſener Miene angehört und nur bei der einen oder andern Stelle, jedenfalls ſolchen, welche ungerechte Beſchuldigungen enthielten, den Blick gen Himmel gerichtet und leiſe den Kopf bewegt haben. Nun begannen jene gräulichen Vorkehrungen, zu denen die menſchliche Juſtiz verſchreiten muß, wenn ſie es für nöthig hält, einen Menſchen kalten Blutes und in methodiſcher Weiſe vor der Zeit dem unbekannten Jenſeits zuzuſenden. Die Soldaten ſtreckten den Greis mit dem Geſicht auf die Erde, worauf die Henker ihm den Hals entblößten und ihn mit dem Haupt auf den Block legten. Der eine Henker erfaßte den Kopf bei den Haaren; der andere brachte das Beil aus ſeiner Hülle hervor. Oſtermann legte die Hände vor ſich hin, ſchlug aber, auf den Zuruf eines Soldaten, daß er ſie zurücknehmen müſſe, die Arme kreuzweiſe unter ſich zuſammen. So lag er bereit, den Todesſtreich zu empfangen, als der Secretär ein anderes Papier hervorzog und die Worte vorlas: „Gott und die Kaiſerin ſchenken dir das Leben“, worauf er aufgehoben, vom Schaffot heruntergetragen und in den Schlitten geſetzt ward. In dem Augenblicke, wo man ihn aufhob, ſoll er leiſe mit den Händen gezittert haben. Es bleibt ungewiß, ob er mit Beſtimmtheit an die wirkliche Vollſtreckung des Urtheils geglaubt hat, oder nicht. In einer der Todesangſt gleichkommenden Ungewißheit mag er jedenfalls geſchwebt haben.

Wenn die untenſtehenden Opfer derſelben grauſamen

Verfolgung die Vorgänge auf dem Schaffot beobachten konnten, ſo mögen ſie bei den Vorbereitungen zu der Hinrichtung für ſich ſelbſt das gleiche Schickſal vorausgeſehen, dann aber, als Oſtermann verſchont blieb, das Urtheil mit größerer Ruhe haben anhören können. Dieſes wurde erſt verleſen, als Oſtermann wieder unten im Kreiſe war. Gholoſſkin und Mengden ſollen das Geſicht in den Mantel gehüllt und Kleinmuth gezeigt haben. Löwenwolde hätte ſeine gewohnte Gelaſſenheit und Freundlichkeit, Münnich bewundernswerthe Unerſchrockenheit und Feſtigkeit und eine ſtolze Haltung bewahrt. Münnich wurde in einem zugemachten kaiſerlichen Schlafſchlitten wieder auf die Feſtung gebracht, wohin ihm Oſtermann und Gholoſſkin in Bauerſchlitten folgten. Die übrigen kamen zunächſt wieder in das Senatsgebäude. Die begleitenden Soldaten ſollen den Gefangenen Theilnahme und Achtung bezeigt haben. Noch an demſelben Tage wurden dieſe an die Orte ihrer Verbannung abgeführt, wobei Oſtermann nach Bereſoff, wo einſt Menzikoff ſeine letzten Tage verbracht hatte, Münnich nach Pelym in das Haus kam, deſſen Plan er ſelbſt für Biron[1]) entworfen hatte. Ihr geſammtes Vermögen wurde conſiscirt und meiſt an diejenigen vertheilt, durch die ſie gerichtet und verurtheilt worden, und an deren Strenge die Habſucht kaum geringern Antheil gehabt haben mochte, wie Neid und Rachgier. Auch dieſen Opfern ruſſiſcher Zuſtände bewährten Frauen und Diener die Treue, welche wenigſtens Einen verſöhnenden Zug in dem Bilde ruſſiſcher Geſittung bildet. Sie folgten ihnen freiwillig in das Land des Elends, und viele Diener brachten all ihre Erſparniſſe zur Erleichterung der Lage ihrer Herren dar. Der Staat ſetzte täglich einen Rubel für den Unterhalt jedes Gefangenen, zehn Kopeken für jeden ſie begleitenden Bedienten aus.

---

[1]) Dieſen berief die Kaiſerin keineswegs zurück, obwol ſie keine Klage über ihn hatte, vielmehr ſein Verhalten gegen ſie rühmte. Er ward jedoch an einen mildern Verbannungsort verſetzt und erhielt vermehrtes Einkommen und ſonſtige Erleichterungen, wiewol die in letzterer Beziehung ertheilten Befehle der Kaiſerin mehrfach verſchleift und hinterzogen wurden. Auch gegen ihn ſollen beſonders Czerkaskoi und Trubetzkoi operirt haben, auf die wenigſtens Leſtocq die Schuld ſchob.

Vor der Abfahrt ſoll die Kaiſerin jeden Verurtheilten haben auffordern laſſen, ſich eine Gnade zu erbitten. Hier ſoll Oſtermann ſich ein Faß Ungarwein, an den er gewöhnt war, ausgebeten haben, während Münnich ſeine Bitte auf die Wahl eines mitzunehmenden Predigers gerichtet habe. Oſtermann ſoll in ſeinem Exile die meiſte Zeit in einem Betſtübchen an der von Menczikoff erbauten Kirche zugebracht haben, was ſeine Wächter als ein Zeichen der Frömmigkeit, Reue und Buße betrachtet hätten, während Bismark, der an demſelben Orte geſeſſen, verſicherte: er habe es auch ſo gemacht, und zwar um wenigſtens ſo lange als möglich dem Lärm und Geſtank der ruſſiſchen Wachen zu entgehen. Dieſe Notizen ſind alles, was uns von den letzten Jahren des Staatsmannes bekannt iſt, den ſo ſeltſame Fügungen an die Spitze der ruſſiſchen Angelegenheiten geführt hatten, bis er zuletzt ſeine in Weſtfalen und Jena begonnene Laufbahn im fernen Sibirien beſchloß. Er ſoll bis ans Ende ſeine Seelenruhe behauptet haben. Es war ihm aber nicht beſchieden, wie ſeine Schickſalsgenoſſen, den Tag der Befreiung, der für ihn, falls ihm das dann freilich ſehr hohe Alter nicht alle Kraft geraubt, wahrſcheinlich auch eine Herſtellung zu bedeutſamer Wirkſamkeit geweſen ſein würde, zu erleben. Er ſtarb um 15 Jahre zu früh, am 25. Mai 1747. Er hat noch erlebt, daß der eine Betreiber ſeines Sturzes, der jedoch wenigſtens nicht aus perſönlichen Beweggründen handelte, Chetardie, aus Rußland ausgewieſen ward; der Sturz ſeines gemeinern Feindes, Leſtocq, erfolgte erſt 1748.

Oſtermann's Bruder, der die längſte Zeit in der wenig glänzenden, aber ſichereren Stellung eines mecklenburgiſchen [1] Reſidenten in St.-Petersburg gelebt hatte, ſcheint perſönlich nicht in gefährlicher Weiſe in den Sturz ſeines Bruders verwickelt, oder weiſe genug geweſen zu ſein, wie früher der Verſuchung, ſich zu Glanz und Macht aufzuſchwingen, ſo jetzt den Gefahren Rußlands rechtzeitig auszuweichen. Wir haben nichts weiter über ihn gefunden, als daß er im October 1743 zu Blankenburg im Harze geſtorben iſt, wo ihm vielleicht die Anhänglichkeit der beiden Brüder Oſtermann an das Intereſſe der braunſchweigiſchen Familie ein Aſyl bereitet hatte. Er ſcheint keine Kinder hinterlaſſen zu haben. Sein Bruder, der Graf, hatte dagegen zwei Söhne und eine Tochter, von denen Fedor, der bei des Vaters Sturze zu einem Feldregimente verſetzt ward, ſpäter doch noch Generallieutenant, wirklicher Geheimrath, Senator und Ritter des Andreasordens, Iwan Geſandter in Stockholm, wirklicher Geheimrath und Kanzler wurde. Beide erreichten ein hohes Alter, indem Fedor erſt 1804, Iwan erſt 1811 ſtarb, hinterließen aber keine Kinder. Die Tochter Anna, auf die oder deren Kinder überging, was von dem Vermögen des großen Staatsmannes noch zu retten war, heirathete den Chefgeneral Matwej Andrejewicz Tolſtoi, und wurde die Großmutter jenes Grafen Alexander Oſtermann-Tolſtoi, der einen Hauptantheil an dem folgenſchweren Siege bei Kulm hatte, dann auch während der ganzen ſpätern Regierung Alexander's I. bei der Leitung der ruſſiſchen Angelegenheiten einen mächtigen Einfluß geübt haben ſoll, unter Nikolaus aber ſeinen Aufenthalt im Auslande nahm, und erſt am 11. Februar 1857 zu Genf geſtorben iſt.

---

[1] Dies auch ein Zeichen, oder ein Grund, oder beides, dafür, daß Oſtermann ſich dem mecklenburgiſchen Zweige des ruſſiſchen Hauſes beſonders anſchloß.

IX. Der zweite Herzog von Marlborough.

Der berühmte Herzog von Marlborough, groß jedenfalls als Feldherr, als Staatsmann und in Behandlung der Menſchen geſchickt, als Menſch durch Selbſtſucht, Treuloſigkeit und eine Geldgier entſtellt, die wir mehr als eine Krankheit ſeines Geiſtes, als ein frühes Vorzeichen der Geiſtesſchwäche, in der ſeine letzten Jahre verfließen ſollten, denn als eine ſchuldvolle Unſittlichkeit betrachten möchten, dagegen frei von den ſchlimmſten ſittlichen Gebrechen: Grauſamkeit, Bosheit und ſtürmiſcher Leidenſchaft, hinterließ aus ſeiner Verbindung mit jener gleichfalls hiſtoriſch denkwürdigen Sara Jennings 1), vor der ſelbſt ſeine Selbſtſucht verſchwand, keine männlichen Erben. Ihr einziger Sohn, Johann, Marquis Blandford, geb. 1685, war 20. Febr. 1703 zu Cambridge an den Pocken geſtorben. Der Herzog hatte ſich darauf, damals auf der Höhe ſeiner Macht ſtehend, eine Parlamentsacte vom 21. Dec. 1706 erwirkt, welche ſeine Würden und die ihm als Nationalbelohnung verliehene Domaine Woodſtock, womit (28. Jan. 1707) eine Jahresrente von 5000 Pfd. verbunden ward, in ſeiner Nachkommenſchaft

---

1) Geb. 1659, † 29 Oct. 1744.

jedes Geſchlechtes, nach feſtgeſtellter Ordnung, erblich machte. Er hinterließ vier Töchter, von denen die älteſte, Henriette, 1698 mit Franz Earl von Godolphin [1]), dem Sohne ſeines berühmten ſtaatsmänniſchen Collegen [2]), die zweite, Anna, 16. Jan. 1699 mit Karl Spencer, nachmals Earl von Sunderland, die dritte, Eliſabeth, 16. Febr. 1703 mit Scroop Egerton, nachmals erſtem Herzog von Bridgewater, und die vierte, Maria, 31. März 1705 mit Johann Viscount von Mounthemer, nachmals Herzog von Montague, vermählt ward. Henriette war zu ſeiner Nachfolgerin beſtimmt und ſuccedirte ihm in der That bei ſeinem am 16. Juni 1722 erfolgten Tode. Sie hatte einen Sohn und zwei Töchter geboren. Der Sohn, Wilhelm Godolphin, früher Lord Rialton, dann Marquis von Blandford (geb. 1699), erbte von ſeinem herzoglichen Großvater ein Jahreseinkommen von 58,000 Pfd. St., heirathete 1729 die hinterlaſſene Tochter des Bürgermeiſters Young zu Utrecht, eine Schweſter der Gräfin von Danby, ſtarb aber ſchon am 4. Sept. 1731, ohne Kinder zu hinterlaſſen. Da Henriette nun nur noch Töchter hatte, ihre Schweſter Anna aber einen Sohn beſaß, ſo wurde dieſer der Erbe ſeiner Tante als Herzogin von Marlborough und ſuccedirte ihr am 24. Oct. 1733.

Es war dies Karl Spencer, der zweite Sohn des dritten Earl von Sunderland. Die Spencer leiten ihre

---

[1]) Er war um 1680 geboren, hieß anfangs Lord Rialton, ſuccedirte ſeinem Vater 1712, war bis 1711 eine Zeit lang Schatzmeiſter des königlichen Hauſes, und † erſt 17. Jan. 1766.

[2]) Des Sidney Earl von Godolphin, der 26. Sept. 1712 †. (Siehe ſeine Charakteriſtik in Macaulay's „Geſchichte Englands," Kap. 2.) Er war mit Margarethe Blake, einer Tochter des Oberſten Thomas Blake, vermählt.

Abſtammung von Gottfried Le Deſpencer ab, einem jüngern Bruder jenes Hugo, von dem die Le Deſpencer, die älteſten noch aus dem Mittelalter herübergekommenen engliſchen Lords, ſtammen [1]). Aus der jüngern Linie wurde Sir Roger Spencer auf Wormleighton in der Grafſchaft Northumberland, am 21. Juli 1603, als Baron Spencer von Wormleighton zum engliſchen Peer erhoben [2]). Man erzählt ſich von ihm, daß er, als 1621, bei einer Parlamentsdebatte über die königlichen Rechte, der Earl von Arundel, Thomas Howard, zu ihm geſagt: „Mylord, wie dieſe Dinge vorgingen, hüteten Ihre Vorfahren Schafe," demſelben geantwortet habe: „Wie meine Vorfahren Schafe hüteten, ſchmiedeten Ew. Lordſchaft Vorfahren Verrath." Sein Enkel Heinrich, zugleich ein Enkel des wackern Heinrich Wriothesley, Earls von Southampton, von deſſen Tochter Penelope, vermählte ſich mit Dorothea, einer Tochter Robert's, Earl von Leiceſter, ſchloß ſich in dem Bürgerkriege mit Eifer und Standhaftigkeit der königlichen Sache an, für die er ritterlich kämpfend bei Newbury fiel. Der einzige Sohn dieſes echten Cavaliers war Robert Earl von Sunderland, der unter den Königen Karl II. und Jakob I. eine ſo zweideutige, aber ſo bedeutſame Rolle ſpielte. Macaulay entwirft von ihm folgendes Bild [3]): „In dieſem Manne war die politiſche Unſittlichkeit ſeines Zeitalters in der lebendigſten Weiſe verkörpert. Die Natur hatte ihm einen ſcharfen Verſtand, ein ruheloſes und boshaftes Temperament, ein kaltes Herz und einen niedrigen Sinn gegeben. Sein Charakter war durch eine Schule gegangen, welche alle ſeine Laſter zu der üppigſten Reife aufgezogen hatte. Bei ſeinem Eintritte in das öffentliche Leben hatte er mehrere Jahre auswärts in diplomatiſchen Poſten zugebracht und war einige Zeit lang Geſandter in Frankreich geweſen. Jeder Beruf hat ſeine beſonderen Verſuchungen. Es geſchieht niemand Unrecht, wenn man ſagt, daß die Diplomaten, als Klaſſe genommen, ſich immer durch ihre Gewandtheit, durch die Kunſt, mit der ſie das Vertrauen derer gewinnen, mit denen ſie zu thun haben, und durch die ruhige Sicherheit, womit ſie den Ton jeder Geſellſchaft, in die ſie Zutritt erhalten, zu treffen wiſſen, mehr ausgezeichnet haben, als durch hochherzige Begeiſterung, oder ſtrenge Geradheit, und die Beziehungen zwiſchen Karl und Ludwig waren von der Art, daß kein engliſcher Adeliger lange als Geſandter in Frankreich bleiben und irgend eine patriotiſche oder ehrenhafte Geſinnung bewahren konnte. Sunderland kam aus dieſer böſen Schule, in der er erzogen worden, liſtig, geſchmeidig, ſchamlos, frei von allen Vorurtheilen und aller Grundſätze bar. Er war durch erbliche Verbindung ein Cavalier, aber er hatte nichts weiter mit den Cavalieren gemein. Sie waren eifrig für Monarchie und verwarfen in der Theorie allen Widerſtand. Aber ſie hatten trotzige engliſche Herzen, welche wirklichen Despotismus nie ertragen haben würden. Er dagegen hatte ein mattes theoretiſches Gefallen an republikaniſchen Inſtitutionen, das ſich mit völligſter Bereitheit vertrug, in der Praxis das ſervilſte Werkzeug willkürlicher Gewalt zu ſein. Wie viele andere vollendete Schmeichler und Unterhändler, war er weit geſchickter in der Kunſt, Charaktere zu durchſchauen und auf die Schwachen der Einzelnen zu operiren, als in der Kunſt, die Geſinnungen der großen Maſſen zu erkennen und die Annäherung großer Umwälzungen vorherzuſehen. Er war gewandt im Ränkeſpiel, und es war ſelbſt für ſchlaue und erfahrene Männer, welche vor ſeiner Treuloſigkeit im voraus ſtark gewarnt waren, ſchwer, dem Bezaubernden ſeines Benehmens zu widerſtehen und ſeinen Verſicherungen der Anhänglichkeit den Glauben zu verſagen. Aber er war ſo befliſſen, einzelne Perſonen zu beobachten und zu gewinnen, daß er die Stimmung der Nation zu ſtudiren vergaß. Er verrechnete ſich daher gröblich in Beziehung auf alle die bedeutungsvollſten Ereigniſſe ſeiner Zeit. Jedes wichtige Bewegen und Rückſchlagen der öffentlichen Meinung überraſchte ihn, und die Welt, die nicht begreifen konnte, wie ein ſo geſchickter Mann für Dinge blind ſein könne, die von den Kaffeehauspolitikern klar erkannt wurden, ſchrieb zuweilen tiefer Einſicht zu, was in Wahrheit reine Schnitzer waren. Nur in der Privatverhandlung entfalteten ſich ſeine ausgezeichneten Geſchicklichkeiten. Im königlichen Cabinete, oder in einem ſehr kleinen Kreiſe übte er großen Einfluß. In der Rathsſitzung aber war er ſchweigſam und im Hauſe der Lords öffnete er nie ſeine Lippen."

---

[1]) Ihre Peerſchaft datirt vom 3. Juli 1265.

[2]) Er ſtarb 25. Oct. 1627.

[3]) Kap. 2.

So entſchloß er ſich, „immer falſch und immer kurzſichtig, unfähig, die Zeichen der herannahenden Reaction zu erkennen, und begierig danach, die Partei, die er für unwiderſtehlich hielt, zu verſöhnen," 1680, bei der Frage über die Ausſchließung des damaligen Herzogs von York von der Thronfolge, wider den Hof zu ſtimmen, den er bis dahin in allen ſeinen tadelnswertheſten Schritten unterſtützt hatte. Erleichtert wird ihm dies und ähnliche Sprünge nach derſelben Richtung allerdings ſein „theoretiſches Gefallen an republikaniſchen Inſtitutionen" haben. Er ſah aber bald, daß er ſich verrechnet hatte. Ein Staatsmann, dem man den Beinamen Trimmer (Gleichgewichttreter, Schaukeler) gab, weil er, aus Grundſatz und Neigung, ein Mann der Mitte und bald auf der einen, bald auf der andern Seite zu treffen war, der dies aber lediglich deshalb war, weil er nur ſeiner Ueberzeugung folgte, für die Vorzüge und Fehler aller Parteien ein helles Auge beſaß, jedes Extrem haßte und ſich nicht um den Erfolg kümmerte, ein Mann, welchem der große engliſche Geſchichtſchreiber das ſo ehrende und ſo ſeltene Zeugniß gibt: „Jede Partei erfuhr am Tage ihres anmaßenden und rachſüchtigen Triumphes ſeinen Tadel, und jede fand, wenn ſie beſiegt und verfolgt war, in ihm einen Beſchützer“, Georg Savile, Viscount von Halifax († April 1695), wendete — ein gleichfalls ſeltener Fall in vom Parteiweſen beherrſchten und deshalb in der Regel im voraus entſchiedenen parlamentariſchen Verſammlungen — durch ſeine von Ueberzeugung und edler Geſinnungswärme getragene Beredſamkeit die Stimmen, und in der Nation kehrte ſich die Flut der Meinung gegen eine Oppoſition, die ihre Vortheile misbrauchte. Der monarchiſche Geiſt in dem engliſchen Volke ermannte ſich, und möchte vielleicht noch ganz andere Entwickelungen angebahnt haben, wenn nicht auch er von neuem ſchnöde gemisbraucht worden wäre. An dieſem Misbrauche, wie ihn Jakob II., in der erblichen Verblendung ſeines Geſchlechtes und in ſeiner perſönlichen Beſchränktheit, verſchuldete, nahm Sunderland lange Zeit eifrigen Antheil, ward das gefügige Werkzeug deſſelben Fürſten, den er einſt vom Throne auszuſchließen bereit geweſen war, ließ ſich durch gelegentliche böſe Ahnungen nicht abhalten, ihm zu Gefallen katholiſch zu werden und ſich damit zum Zielpunkt der nationalen Erbitterung zu machen, und hielt bei dem Könige aus, bis ihn denn doch die Furcht überkam, daß deſſen Sache verloren ſei und daß er ſelbſt leicht mit ihr zu Grunde gehen könne. Daß er den König abſichtlich zu ſeinen Misgriffen und herausfordernden Ueberſchreitungen verleitet habe, um deſſen und vielleicht des Königthums Sache zu verderben, wird von Macaulay wol mit Recht als eine jakobitiſche Phantaſie bei Seite gewieſen, da es nachweisbar iſt, daß Sunderland den König bei mehreren wichtigen Anläſſen warnte und abmahnte, bewies aber doch, was man ihm zutraute. Gewiß iſt, daß er zuletzt, wie er die Sache des Königs für verloren erkannte, ſich in geheimes Einvernehmen mit dem Prinzen von Oranien ſetzte und dieſem Dienſte leiſtete, die ihm deſſen Schutz verſchafften. Es iſt wahrſcheinlich, daß er den König Jakob abhielt, auf die Erbietungen Ludwig's, die ihn retten konnten, einzugehen. Doch das war Geheimniß; das Volk wußte nicht, was er der Sache, die für die Sache des Volkes galt, genützt hatte, und kannte ihn nur als den gefügigen Diener Jakob's bei deſſen gehäſſigſten Handlungen. So mußte er ſich noch Jahre lang in Exil und Verborgenheit halten, bevor er es wagen konnte, ſich in England wieder zu zeigen und ſeinen Sitz im Hauſe der Lords wieder einzunehmen. Doch in bewegten Zeiten wird raſch vergeſſen. Er konnte zwar keine vortretende und geſuchte Stellung wieder einnehmen; aber man gewöhnte ſich daran, ihn wieder zu ſehen; er wurde von König Wilhelm III. zu Rathe gezogen; er ſoll es geweſen ſein, der dem Könige rieth, das Syſtem der Coalitionsminiſterien aufzugeben und die Whigs ans Ruder zu berufen, und der damit überhaupt den Anſtoß zu dem Eintreten jenes Syſtems der Herrſchaft des Parlaments durch die rien gab[1]), welches ſeitdem, ſeit den letzten Jahren der Regierung König Wilhelm's, die engliſche Verfaſſung bezeichnete, und ſeinen regelmäßigen Gang hielt, ſolange das engliſche Parteiweſen eine reine innere Sache der herrſchenden Ariſtokratie, einfach und wohlorganiſirt blieb[2]). Er wurde noch zum Lord Oberkammerherrn ernannt und ſtarb 9. Oct. 1702.

Sein Sohn, Karl Earl von Sunderland, der einzige Sohn, wie Robert auch der einzige Sohn ſeines Vaters geweſen war, und mit Anna, einer Tochter des Earl von Briſtol, erzeugt, artete in den politiſchen Richtungen nicht ſeinem Großvater, ſondern ſeinem Vater nach, und that das Seine, die matten theoretiſchen Sympathien ſeines Vaters für republikaniſche Inſtitutionen zur praktiſchen Geltung zu bringen, ſoweit dies geſchehen konnte, ohne die monarchiſche Spitze der engliſchen Adelsherrſchaft gänzlich abzubrechen. Die Genüſſe der Macht, die ſein Vater durch die Gunſt eines königlichen Willkürherrſchers erſtrebt hatte, ſuchte der Sohn durch die Herrſchaft parlamentariſcher Parteien. Er war eines der vortretendſten Mitglieder der Whigminiſterien unter der Königin Anna und unter Georg I. und ein Mitglied der leitenden Whigjunta. Ein Schüler des geiſtvollen und edelſinnigen Lord Somers, war er von 1706—1710 Staatsſecretär, mußte dann aber als der erſte unter den Whigminiſtern dem Widerwillen der Königin Anna gegen ſeine Perſönlichkeit und den Planen des ſchlauen Harley weichen. Bei dem Regierungsantritte Georg's I. ward er erſt Vicekönig von Irland, trat dann als Geheimſiegelbewahrer in das Miniſterium, war aber mit ſeiner Stellung unzufrieden, wendete die Künſte ſeines Vaters an, um ſeine Collegen zu ſpalten und ſich in der Gunſt des Königs feſtzuſetzen, verdrängte (1717) Townshend und Walpole aus dem Cabinete, deſſen Führer nun er und Stanhope waren, verſöhnte ſich in der Noth, welche der misliche Ausgang des Südſeecompagnieſchwindels über ihn heraufbrachte, wieder mit Townshend und Walpole und entging dadurch der ihm drohenden Verurtheilung, mußte aber doch das Miniſterium verlaſſen (1721), gegen das er nun neue Ränke begann, denen jedoch ſein am 21. April 1722 erfolgender Tod[1]) ein Ende machte. Er wird als ein Mann von großer Fähigkeit, aber als unruhig, tückiſch, ſtolz und übermüthig geſchildert.

---

[1] Macaulay, Geſchichte, Kap. 20.

[2] Dieſes ganz ſpecifiſch engliſche, durch Englands eigenthümliche Verhältniſſe bedingte und zunächſt durch den Charakter der drei nächſten, auf Wilhelm III. folgenden Regierungen gezeitigte Syſtem zum Normalſyſtem des conſtitutionellen Staates zu machen, und ſich einzubilden, er müſſe ebenſo gehen und wirken, wie in England, auch wenn es unter grundandern Verhältniſſen zu operiren hatte, iſt eine der größten politiſchen Oberflächlichkeiten einer an dergleichen ſehr reichen Zeit geweſen.

Er hatte drei Frauen zum Altare geführt: zuerſt Arabella, Tochter und Miterbin Heinrich's, Herzogs von Newcaſtle, von der er nur eine Tochter, Francisca, hatte, die ſich mit Heinrich Howard, viertem Earl von Carlisle, vermählte; dann, wie oben angeführt, mit Anna Churhill, der zweiten Tochter des Herzogs von Marlborough, und nach deren am 26. April 1716 erfolgtem Tode mit Judith, Tochter und Miterbin Benjamin Tichborne's Esq., aus welcher Ehe kein Kind geboren ward. Seine weite Gemahlin ſchenkte ihm dagegen drei Söhne und wei Töchter. Sein älteſter Sohn, Robert, folgte ihm in dem Earlthum, aber auch nach wenigen Tagen (30. April) in das Grab und war bei ſeinem Tode noch unvermählt. Der zweite, Karl, iſt es, mit dem ſich dieſer Aufſatz weiter beſchäftigen ſoll, nachdem wir noch erwähnt haben, daß der jüngſte, Johann († 1746), der Stammvater der noch jetzt blühenden Earls von Spencer iſt, der Urgroßvater jener Zierde der engliſchen Ariſtokratie, Johann Karl's Earls von Spencer († 1. Oct. 1845), der als Viscount Althorpe ein ſo gefeiertes Mitglied des Hauſes der Gemeinen und von 1830—1834 Kanzler der Schatzkammer war[1]. (Johann bekam hauptſächlich die Sunderlandſchen Güter, hatte auch von ſeiner Großmutter, der alten Herzogin von Marlborough, ein beträchtliches Vermögen unter der Bedingung ererbt, kein Amt von der Regierung anzunehmen, außer das eines Wildhüters des Parks von Windſor, und war mit einer Tochter Johann Carteret's, Earls von Granville, vermählt. Sein Sohn, Johann, geb. 18. Sept. 1734, † 1783, ward 1761 Viscount Spencer, 1765 Earl von Spencer, Viscount Althorpe.)[2]

---

[1]) Er ſtand im 48. Lebensjahre.

Der zweite Sohn des dritten Earl von Sunderland und der Anna Churchill, Karl, geb. 22. Nov. 1707, ward erſt als Lord Spencer, ſeit dem Tode ſeines Vaters als Earl von Sunderland, ſeit dem Tode ſeines Vetters, des Sohnes der Godolphin, 4. Sept. 1731, als Marquis von Blandford bezeichnet, und erbte bei dem Tode ſeiner Tante Henriette die Herzogswürde von

---

[1] In der Peerſchaft folgte ihm ſein Bruder Friedrich, der am 27. Dec. 1857 geſtorben iſt und ſeinen Sohn zum Nachfolger gehabt hat.

[2] Eine Tochter deſſelben war die ihrer Zeit wegen ihrer Schönheit, ihres Geiſtes und ihrer eifrigen Theilnahme an der Whigpolitik ſo gefeierte Herzogin von Devonſhire, Lady Georgiana, die Großmutter des jetzigen Herzogs von Devonſhire.

Marlborough und 8000 Pfund jährlich. Er hatte ſich anfangs an den Prinzen von Wales geſchloſſen, wie denn die Marlboroughs alle dem Hofe grollten und in dieſer Richtung von der alten, unverſöhnlichen Sara geſtachelt wurden, näherte ſich aber 1738 dem Miniſterium wieder, und ward nun in den Geheimen Rath eingeſchworen und Lordlieutenant von Oxfordſhire und Buckinghamſhire. Militäriſchen Sinn und Muth hatte er von ſeinem mütterlichen Großvater geerbt. Er erhielt eine Compagnie bei der Leibgarde, 1742 das zweite Garderegiment zu Fuß und ward 1743 Brigadier, als welcher er in der Schlacht bei Dettingen (27. Juni 1744) eine Fußbrigade mit Auszeichnung befehligte. Das Knieband war ihm ſchon vorher zu Theil geworden. Misverſtändniſſe, die in Folge der weiteren militäriſchen Operationen eintraten, führten ihn wieder zur Oppoſition, worüber die alte Herzogin Sara ſo erfreut war, daß ſie ihm 10,000 Pfd. St. ſchenkte. Als es aber mit der Oppoſition Ernſt ward, d. h. als der Bürgerkrieg ausbrach, vergaß er allen Groll über der Bedeutung des Princips und ſchloß ſich feſt und eifrig der Regierung an, worauf er 1745 Generalmajor, 1747 Generallieutenant, 1749 Lord Oberhofmeiſter, 1755 Geheimſiegelbewahrer und Feldzeugmeiſter wurde. 1758 wurde er zum Befehlshaber einer Expedition gegen die franzöſiſchen Colonien ernannt, aber noch in demſelben Jahre beauftragt, 10,000 Mann nach Deutſchland zu führen und dort die engliſchen Hilfstruppen bei der Armee des Prinzen Ferdinand von Braunſchweig zu befehligen. Bald darauf aber zog er ſich durch eine engliſche Bravade den Tod zu. Er war in der Gegend von Münſter durch Regengüſſe durchnäßt worden, und ſetzte ſich, um ſeine gute Natur zu erhärten, in den naſſen Kleidern zu Tiſche. Möglich, daß er das oft gethan hatte, ohne daß es ihm geſchadet hätte. Diesmal aber zog es ihm eine Krankheit zu, an der er am 20. Oct. 1758 zu Münſter verſchied.

Er hatte ſich am 23. Mai 1732 mit Eliſabeth, einer Tochter von Thomas Lord Trevor († 30. Juni 1730), vermählt und ſolgende Kinder mit ihr erzeugt: 1) Diana, geb. 24. März 1735, vermählt 9. Sept. 1751 mit Friedrich, zweitem Viscount Bolingbroke, und nach deſſen Tode mit Topham Beauclerk, 1768. Sie ſtarb erſt 1808. 2) Eliſabeth, geb. 29. Dec. 1737, vermählt 13. März 1756 mit Heinrich, zehntem Earl von Pembroke, und erſt 1831 im 95. Jahre geſtorben. 3) Georg, der ſein Nachfolger wurde und der Großvater des im Juli 1857 verſtorbenen fünften, der Urgroßvater des jetzigen Herzogs von Marlborough iſt [1]. 4) Karl Lord Spencer (geb. 31. März 1740, † 1820), der ſich 1762 mit Marie Vere, einer Schweſter des Herzogs von St.-Albans, vermählte, und zwei Söhne mit zahlreicher Nachkommenſchaft hinterlaſſen hat. 5) Robert Lord Spencer, geb. 8. Mai 1742, der zwar vermählt war, aber 23. Juni 1831 kinderlos ſtarb.

Dem Vater dieſer Kinder nun, dem zweiten Herzog von Marlborough aus der Familie der Spencer, begegnete im Jahre vor ſeinem Tode folgendes myſteriöſe Abenteuer [2], das uns eigentlich zu dieſer ganzen, an ſich für die zu berichtende Angelegenheit überflüſſigen, aber doch vielleicht manchem Leſer nicht unlieben Einleitung Veranlaſſung gegeben hat.

---

[1] Johann Winſton Spencer-Churchill, geb. 2. Juni 1822, vermählt 12. Juli 1843 mit Johanna Franciſca Anna, einer Tochter des Marquis von Londonderry, die ihm mehrere Kinder beiderlei Geſchlechts geboren hat. Ueberhaupt ſcheint die Familie durch zahlreiche Nebenzweige vor dem Erlöſchen geſichert.

[2] Siehe: Burke, „Anecdotes of the Aristocracy and Episodes in ancestral Story.“ I, 76 fg.

Gegen Ende Novembers im Jahre 1757 erhielt der Herzog durch die Poſt einen als mit Sorgfalt und Eile zu befördern bezeichneten und mit Felton unterſchriebenen Brief. Derſelbe war gut und kräftig geſchrieben und forderte den Herzog auf, dem Abfaſſer einen lebenslänglichen anſtändigen Unterhalt zu verſchaffen, widrigenfalls das eigene Leben des Herzogs noch vor Schluß der Parlamentsſeſſion zu Ende ſein würde. „Ich habe mehr als einen Beweggrund,“ ſagte der Briefſteller, „gerade Sie bei dieſer Veranlaſſung auszuwählen, und laſſe Ihnen dieſe ehrliche Warnung zukommen, weil die Mittel, deren ich mich bedienen werde, durch keine natürliche Kraft vereitelt werden können.“ Er forderte ſodann den Herzog auf, ſich nächſten Sonntag, oder, falls es da regnen ſollte, den Montag, früh um 10, in der Nähe eines beſtimmten Baumes im Hydepark, an dem Fußweg nach Kenſington, zu einer perſönlichen Unterredung einzufinden, ſchärfte ihm Geheimhaltung ein und verlangte noch in einer Nachſchrift, daß er ohne Begleitung kommen ſolle. Der Herzog fand ſich in der That zur beſtimmten Zeit an dem bezeichneten Ort ein. Er war zu Pferd, hatte Piſtolen vor ſich und trug den Stern ſeines Ordens, um leichter erkannt zu werden. Er erſchien allein, hatte aber die Vorſorge getroffen, einen Freund zu veranlaſſen, ihm in ſolcher Entfernung, daß es nicht bemerkt werden konne, in den Park zu folgen. Er hielt nun eine Weile auf dem Platze, ohne irgend jemand zu ſehen, von dem er annehmen konnte, daß er der Verfaſſer des Briefes ſei, und ritt endlich wieder fort. Als er ſich aber zufällig einmal umſah, ſah er einen Mann, dicht an dem bezeichneten Baume, bei der Brücke ſtehen. Der Herzog ritt ſofort wieder hin, begrüßte den Fremden und fragte ihn, ob er ihm nicht etwas zu ſagen habe. Der Mann erwiderte: „Nein; ich kenne Sie nicht.“ Der Herzog ſagte ihm ſeinen Namen und ſetzte dann hinzu: „Nun Sie mich kennen, werden Sie mir wol etwas zu ſagen haben, denke ich.“ Doch der Mann fuhr fort, dies zu verneinen, und der Herzog ritt heim.

Ein oder zwei Tage ſpäter wurde Sr. Gnaden ein zweiter Brief gebracht, der in folgender Weiſe anhob: „Mylord, Sie erhalten dies in Anerkennung ihrer Pünktlichkeit am letzten Sonntag, wiewol Sie Schuld ſind, daß ſie keinen Erfolg hatte. Der Aufzug mit den Waffen und dem Zeichen Ihres Ordens war unnütz und zu auffällig. Sie brauchten keinen Begleiter; der Platz war nicht zum Unheilſtiften berechnet; auch ward keins beabſichtigt.“ Der Briefſteller verſchritt darauf zu einer zweiten Beſtellung, „gegen 11 Uhr den nächſten Sonntag, im Weſtflügel der Weſtminſterabtei.“ „Ihr Scharfblick,“ ſagte er, „wird die Perſon ausmitteln, an die Sie Sich wenden werden, indem Sie deren Geſellſchaft einladen werden, ein- oder zweimal mit Ihnen umherzugehen. Sie werden nicht verfehlen, auf Nachfragen, ſeinen Namen und Aufenthalt zu erfahren. Dieſer Anweiſung gemäß, werden Sie den nächſten Tag 2 – 300 Pfd. in Banknoten mit der Pennypoſt zu ſchicken geruhen. Strengen Sie Ihre Neugier nicht zu früh an; es ſteht in Ihrer Macht, mich unter gewiſſen Bedingungen dankbar zu machen. Ich habe Freunde, die treu ſind; aber ſie bellen nicht eher, als bis ſie beißen.“ Der Brief war mit F. unterzeichnet.

Der Herzog, der entſchloſſen war, dieſes Geheimniß zu enträthſeln, begab ſich zur vorgeſchriebenen Zeit in die Abtei, und nachdem er ein Paar Minuten gewartet, ſah er dieſelbe Perſon, mit der er im Hydepark geſprochen, mit einem andern Manne von achtbarem Ausſehen, in die Abtei eintreten. Der letztere beſah ſich einige Denkmäler und ging dann in das Chor, während der andere, ſich umwendend, ſich dem Herzog näherte, der ihn anredete und ihn fragte, ob er ihm irgend etwas mitzutheilen habe. „Nein, Mylord,“ erwiderte der Mann, „ich wüßte nichts.“ „Gewiß iſt es der Fall,“ ſagte der Herzog; doch jener beharrte auf ſeiner Ableugnung, und der Herzog entfernte ſich abermals. Nicht lange jedoch nach dieſer zweiten Täuſchung empfing der Herzog einen dritten Brief mit der Unterſchrift: Anonymus, worin es hieß: „Mylord, ich bin überzeugt, daß Sie am Sonntag einen Gefährten hatten 1)). Ich ſchreibe dies der Schwäche der menſchlichen Natur zu; indeß iſt ein ſolches Verfahren nichts weniger als geradſinnig, und kann ſchlechte Folgen haben, während es unmöglich iſt, daß es dem beabſichtigten Zwecke entſpreche. Sie werden mich bald wiederſehen, ſcheinbar zufällig, und werden leicht ausfindig machen können, wo ich zugehe; wenn Sie mich darauf zu Sich beſtellen, ſo werde ich Ew. Gnaden aufwarten, erwarte aber, ganz allein zu ſein und die Unterredung blos flüſternd zu führen.“ Nach weiteren Drohungen ſchloß der Briefſteller: „Sie werden nach der Zuſammenkunft vielleicht in Zweifel ſein; aber es iſt ganz nöthig, daß die Außenſeite das Innere verhülle. Das Geſchlecht der Bloods 2)) iſt nicht erloſchen, obgleich ſie nicht in meinem Plane ſind.“

---

1) Es ſcheint nicht, daß dies der Fall geweſen wäre, ſodaß ſich dieſes Anführen als eine leere Ausflucht darſtellen würde.

2) Thomas Blood, ein Irländer, Oberſt unter Cromwell, ein ſchwindleriſcher Raufbold, der den edeln Herzog von Ormond mitten

Die Stelle, wo es hieß: „Sie werden mich bald wiederſehen,“ ſollte offenbar andeuten, daß der Briefſteller die Perſon geweſen ſei, die der Herzog im Park und in der Abtei geſehen hatte. Gleichwol bekam er ſie zunächſt nicht wiederzuſehen, und es vergingen zwei Monate, bevor er wieder etwas von der Sache hörte. Nach Verlauf derſelben aber brachte ihm die Poſt wieder einen Brief folgenden Inhalts: „Gefalle es Ew. Gnaden, ich habe Grund, zu glauben, daß der Sohn eines gewiſſen Barnard, eines Landvermeſſers in den Abingdonhäuſern zu Weſtminſter, mit einigen Geheimniſſen bekannt iſt, die Ihre Sicherheit nahe berühren. Sein Vater iſt jetzt nicht in der Stadt, was Ihnen eine Gelegenheit gewähren wird, ihn vertraulicher zu befragen. Es würde Ew. Gnaden nichts nützen und für mich gefährlich ſein, öffentlicher in dieſer Angelegenheit vorzutreten. Ihr aufrichtiger Freund, Anonymus. Er geht häufig in das Storey's-Gate-Kaffeehaus.“

Etwa eine Woche danach ſchickte der Herzog jemand in das Kaffeehaus, um nach Mr. Barnard zu fragen und ihm zu ſagen, daß Se. Gnaden ſich freuen würden, mit ihm zu ſprechen. Die Botſchaft ward übermittelt, und Barnard beſtimmte ſelbſt den nächſten Donnerstag als den Tag, wo er dem Herzog aufwarten würde. Er fand ſich pünktlich ein, und der Herzog erkannte ſofort in ihm ſeine alte Bekanntſchaft aus dem Parke und der Abtei. Nicht

---

in London aus dem Wagen riß, bei einem Raube von Reichskleinodien aus dem Tower ergriffen ward, aber ungeſtraft blieb, weil mächtige Männer, namentlich der Herzog von Buckingham, ein ſolches Werkzeug für mögliche Fälle behalten wollten. Er ſtarb 1680, hinterließ aber einen ſolchen Eindruck ſeiner Unverwüſtlichkeit, oder war vielleicht ein ſolcher Gegenſtand des Aberglaubens geworden, daß man nicht an ſeinen Tod glauben wollte und ihn noch einmal ausgrub.

wenig erſtaunt, wiederholte der Herzog ſeine frühere Frage, erhielt aber wieder eine verneinende Antwort. Er theilte darauf Barnard die ganze Angelegenheit im einzelnen mit, wobei dieſer mit Aufmerkſamkeit und Verwunderung zuhörte, ohne Schuldbewußtſein oder Verwirrung zu verrathen. Wie er den vierten Brief ſah, worin ſein eigener Name und die damalige Abweſenheit ſeines Vaters erwähnt war, ſagte er: „Es iſt ſehr eigen, mein Vater war damals nicht in der Stadt.“ [1] Der Herzog entließ ihn endlich. Allein er wurde nachmals in Gewährſam gebracht und vor dem Old Bailey-Gericht proceſſirt, weil er dem Herzog von Marlborough einen Drohbrief geſchickt habe.

Es wird vielleicht manchen, der das Vorſtehende geleſen, überraſchen, zu erfahren, daß er, wegen befriedigender Darlegung ſeiner Unſchuld, freigeſprochen wurde. Er hatte bewieſen, daß er an dem Sonntag, wo er den Herzog im Hydepark ſah, auf Anweiſung ſeines Vaters, die ihm erſt an demſelben Morgen ertheilt worden war, in Geſchäftsſachen nach Kenſington gegangen war; daß er dort bei ſeinem Oheim in großer Geſellſchaft geſpeiſt und dabei den ihm auffällig geweſenen Vorgang zwiſchen ihm und dem Herzog von Marlborough ſeinen Tiſchgenoſſen erzählt hatte. Auch ſein Beſuch in der

---

[1] Dieſe Aeußerung iſt verdächtig gefunden worden, weil auf dem Briefe kein Datum geſtanden habe, er folglich nicht habe wiſſen können, von welcher Zeit die Rede ſei. Indeß wird ihm erſtens der Herzog, bei detaillirter Erzählung des Herganges, wol auch geſagt haben, wann er jenen Brief erhalten. Und dann iſt es doch gewiß, daß jener vierte Brief nicht von Barnard herrührte, und daß er keine Kenntniß von demſelben haben konnte. Denn wenn er die drei erſten Briefe geſchrieben hätte, ſo würde er ſich nicht in dem vierten ſelbſt denuncirt haben. Es iſt übrigens nicht angegeben, ob der vierte Brief, wie man annehmen ſollte, von anderer Hand war, als die drei erſten.

Weſtminſterabtei ſtellte ſich als ein reiner Zufall d
Ein Verwandter von ihm, ein Mr. Jakob Greenwo
hatte in der vorhergehenden Nacht in dem Hauſe ſei
Vaters geſchlafen und hatte ihn erſucht, ſich anzuklei
und mit ihm in den Park zu gehen. Er hatte nur n
vielem Bitten in dieſen Wunſch gewilligt, und hatte
rauf vorgeſchlagen, den Weg in den Park nicht du
die Abtei zu nehmen. Mr. Greenwood hatte aber
Wunſch ausgeſprochen, das vor kurzem errichtete De
mal des Generals Hargrave zu ſehen, und hatte
vermocht, die Abtei zu beſuchen. Barnard hatte ſei
Freunde vorher den ihm ſeltſam erſchienenen Umſt
erzählt, daß der Herzog ihn im Parke angeredet ha
Als nun Mr. Greenwood den Herzog in der Abtei
machte er Mr. Barnard, der denſelben wegen gr
Kurzſichtigkeit nicht erkannt hatte, darauf aufmerkſ
und da der Herzog aus bekannten Gründen mehrm
an ihnen vorbeigegangen war, ſo vermuthete Greenw
er wünſche, mit Barnard allein zu ſprechen, und zog
deshalb zurück. Es wurde auch durch unverdächti
Zeugniß erwieſen, daß Barnard ſeinen Freunden
Bekannten öfters die Vorgänge zwiſchen ihm und
Herzog offen erzählt hatte, daß er eine achtbare Per
lichkeit, außer aller Geldverlegenheit, von oft erpro
Zuverläſſigkeit und tadelloſem Wandel war.

So blieb dieſe Angelegenheit, wie ſo manche in
ſen Bänden erzählte, ſchließlich doch unenträthſelt.
es eine bloße Myſtification, die durch einen ſeltſa
Zufall, welcher den Mr. Barnard zweimal gerade
verhängnißvollen Zeit dem Herzog in den Weg fü
unterſtützt wurde, und deren Urheber dieſen Zufall,
vielleicht durch Barnard, vielleicht durch den Herzog ſ
bekannt worden, benutzte, ſeinen Scherz zu verläng

Wollte irgend jemand, der von jenem, durch Zufall veranlaßten Zuſammentreffen gehört hatte, dem Mr. Barnard einen Streich ſpielen? Oder war die ganze Sache von vorn herein auf Barnard gemünzt, und hatte irgend eine dritte Perſon zu veranſtalten gewußt, daß Barnard dem Herzog zweimal zur gehörigen Zeit in den Weg kommen mußte? Oder war mit den Drohbriefen wirklich eine Erpreſſung beabſichtigt, der Abfaſſer derſelben aber verhindert worden, ihnen Folge zu geben, und hatte nun er ſelbſt, der von jenem Zuſammentreffen Nachricht erhalten, den Verdacht auf Barnard lenken wollen, oder ein Dritter den Vorgang benutzt, dem letztern eine Verlegenheit zuzuziehen? Das ſind Möglichkeiten, unter denen wir unſern Leſern die Wahl überlaſſen. Wir bemerken nur noch, daß der bald darauf erfolgte Tod des Herzogs als eine Erfüllung der in dem erſten Briefe ausgeſprochenen Drohung gedeutet wurde, wenn er auch erſt ein Jahr nach jenem Briefe und aus ganz natürlichen Urſachen erfolgte.

Miscellen.

1. Hieronymus von Allnpeck.

Hieronymus von Allnpeck, aus einem Geſchlechte, das durch den Bergbau aus Oeſterreich oder Ungarn nach Sachſen gezogen worden ſein ſoll, und deſſen einzelne Linien ſich in eigenthümlicher Weiſe in bürgerliche Gewerbe und Landadelthum vertheilten, zuweilen auch zwiſchen beiden Berufen hin und her ſchwankten, beſaß die Rittergüter Ober-Lockwitz und Nickern bei Dresden, hatte unter Markgraf Albrecht von Brandenburg-Culmbach eine Fahne getragen, war mit einer Tochter des Bürgermeiſters und kurfürſtlichen Münzmeiſters Hans Haußmann auf Konradsdorf verheirathet, und ſtarb 1576 im 66ſten Jahre. Ihm begegnete in ſeinen ſpätern Jahren folgendes Abenteuer, das wir mit den Worten eines Chroniſten wiedergeben wollen.

„Als derſelbe ſich einer Erbſchafts-Sache auf St. Annaberg ſeiner Unterthanen halber wider Melchior Schumigen's einſpännigen Knecht angenommen und die Unterthanen in ihrer gerechten Sache obgelegen, hat gedachter Schumigen einen Haß und Widerwillen auf Hieronymum geworfen, und dahero, als er zu einer Zeit etliche Tage in Dresden gelegen und wiederum zu Fuße auf ſein Gut, ſo nicht gar weit davon, ſpatzieren wollen, haben ihm unter Weges an Pfaffen-Hufen, am Leubnitzer Berge, zwei Fußgänger und ein reitender Knecht, Naſe genannt, aufgepaſſet, ihn verkappet und bis an die Elbe zur Fähre nach Lauſa geführet, da dann unter Weges Hieronymus Allnpeck eine Sack-Uhr, etwas Geld und Brieffe mit Fleiß heimlich fallen laſſen und verlohren, damit man ihm nachſpühren könne. Als nun die Räuber an der Elbe begehret, übergeführet zu werden, hat der alte Hieronymus die Kappe aufgehoben, daß der Fährmann ſeinen alten grauen Bart erſehen, welcher dahero unrecht vermerket und davon gefahren. Zum Unglück aber war ein Kahn am Ufer nicht angeſchloſſen, in welchen ſich die Straßen-Räuber neben den Gefangenen geſetzet, und alſo mit ihren bloßen Wehren hinüber gerudelt, woſelbſt eine Kutſche gewartet, worin ſie den Gefangenen geſetzet, und in ein Dorf mit Namen Neukirchen, ſo zum Theil ins Amt Budiſſin gehöret [1]), ihn geführet, ſind daſelbſt in einer Schenke abgeſtiegen, haben dem Gefangenen eine beſondere Kammer einräumen und ihm zu eſſen reichen laſſen, auch gegen den Wirth vermeldet, daß er ein alter vornehmer Herr und ſehr ſchwach ſei, und ihn bald zu Bette gebracht. Als er aber zu Bette gehen ſollen, hat er gebethen, denjenigen, ſo den erſten Angriff an ihn gethan, ihm zuzugeben und bei ihm liegen zu laſſen, welches er auch erlanget, und als ſie ſich zu Bette gegeben und er ſich hinten an legen müſſen, hat ſich Naſe vorn angelegt und Rohr, Rappier und Dolch bei ſich gehabt. In der Nacht hat Hieronymus gebeten, ihm ein wenig aufzuſtehen zu vergönnen, welches er erlanget, und nachdem er ans Fenſter getreten und inniglich zu GOtt gebeten, hat ihn unter ſolchem Gebet gedäucht, als ob es gar lichte in der Kammer würde, daß er Rohr, Dolch und Rappier ſehen können. Als aber der Räuber im Bette verlangt und gefragt, was er mache, und ihn an ſeinen Ort ſich zu legen geheißen, hat Hieronymus von Allnpeck geſagt: Du wirſt ja erwarten, ich werde dir nicht im Hembde entlaufen können, und als jener noch härter angehalten, hat Allnpeck geſagt: Ich komme jetzt, indem aber ſeines Feindes

---

[1]) Alſo ins Ausland, da die Lauſitz damals noch nicht ſächſiſch war.

Dolch ergriffen und tapfer auf ihn losgeſtochen, ihm 9 Stiche gegeben und immer geſchrien: Um deinen Leib bringe ich dich, aber um deine Seele nicht, darum ſchrei Jeſus und erkenne deine Sünde; über welches Weſen der Wirth erwachet und in die Kammer gekommen, zu ſehen, was da ſei; wird alſo von Allnpecken berichtet, wer er ſei und wie es ihm ergangen; er hätte ſolches zur Rettung ſeines Lebens thun müſſen; derowegen den Wirth gebeten, ihm beizuſtehen, er wolle den andern zweien auch alſo mitſpielen, darüber der Wirth erſchrocken, ein Geſchrei gemacht, und darauf der Herrſchaft an daſigem Orte ſolches angezeiget.

„Allnpeck aber hat ſich in der Kammer verwahret, vor die Thür einen Kaſten geſchoben, des entleibten Feindes Rohr, Rappier und Dolch, ſich ferner zu beſchützen, zu ſich genommen, und ſich angezogen, im Anziehen aber des Entleibten Stiefeln ergriffen, und als es ein wenig ſtille geworden, ſich davon gemacht, mit Rohr, Rappier und Dolch. Und als die Herrſchaft nun das Volk beſtellet und ſich ſolches geſammelt, haben des Entleibten Geſellen gefraget, was das bedeute; darauf ihnen geantwortet worden, daß ſie auf den Morgen auf die Jagd ziehen ſollten, welchen aber ſie nicht erwarten wollen, ſondern ſich aus dem Staube gemacht und vorgegeben, man würde den alten Mörder wohl zur gefänglichen Haft ziehen. Indem wandelte der gute Allnpeck immer im finſtern fort, vermeinend, er ſey weit vom Dorfe bei einem andern Dorfe. Als es aber beginnt Tag zu werden, befindet er, daß er gleich wiederum im vorigen Dorfe ſei, und als er von dem beſtellten Volke erſehen wird, fallen ſie ihn an, mit großer Gewalt und Geſchrei[1]: Das iſt der alte rechte Mörder, ſchlaget zu und nehmet ihn gefangen. Und ob er wohl zum höchſten ſich entſchuldiget, die Sache erzehlet und ſich gutwillig ergeben wollen, hat er doch nicht Statt und Raum bei ihnen finden können, ſondern ſind einmüthiglich auf ihn zugefallen, daher er ſich endlich gewehret und Ritterlich auf ſie zugeſtochen. Weil aber die Gewalt zu groß, iſt er ſehr hart beſchädigt, und noch mit Händen und Füßen in einen Stock geleget und dem Land-Voigt, ſo damals einer von Schleinitz geweſen, der ganze Handel berichtet worden. Wie er nun alſo im Stock liegt, kommt gleich ſein Sohn, Hans von Allnpeck[1], mit etlichen reiſigen Pferden und etlichen ſeiner Unterthanen, den Vater zu ſuchen und zu erretten, und hält um Erledigung ſeines Vaters an. Weil aber ohne Vorwiſſen des Land-Voigts nichts auszurichten geweſen, hat er nicht geſäumet, ſich zu ihm zu begeben, von dem er auch, weil er den Vater gekennet und des Wegführens halber Erkundigung eingezogen, ſoviel erlanget, daß er aus dem Stock losgelaſſen, gleichwohl aber nach Budiſſin geführet und aufs königliche Schloß verſtricket, aber gar wohl gehalten worden. Weil nun damals Kurfürſt Augustus aufm Reichs-Tage geweſen, hat ſichs mit der Erledigung verzogen, bis die Herren Räthe ſolches an ihn berichtet, darauf Se. Kurfürſtliche Gnaden es alſobald dahin gebracht, daß man oft gedachten Hieronymum von Allnpeck ohne alles Entgeld loslaſſen müſſen, wie er denn auch hernach noch etliche Jahre gelebet. Und obwohl Vater und Sohn wider Schumigen ſolche That und Entführung Rechtlich zu ahnden geſuchet, dieſer aber flüchtig und endlich durch den Herzog von Bayern, als er hieſelbſt im Land geweſen, bei Kurfürſten Augusto wiederum ausgeſöhnet worden, ſo haben ſie es alſo geſchehen laſſen und GOtt befohlen.“

---

[1] Neukirchen ſoll auch noch in neuerer Zeit ein ſehr ſtreitbarer Ort geweſen ſein.

---

[1] Derſelbe war in erſter Ehe mit einer Tochter des Dr. Melchior Klinge zu Halle, in zweiter mit einer Marſchall von Biberſtein aus Nieder-Biberſtein vermählt, † 1. Dec. 1601 im 70ſten Jahre, und liegt, wie ſeine Eltern, zu Leubnitz begraben. Er hatte in beiden Ehen 21 Kinder erzeugt. Drei Söhne kamen im Türkenkriege um, der eine, nachdem er, gefangen, den Kerkermeiſter getödtet und die Flucht ergriffen hatte, aber eingeholt und zu Tode geprügelt worden war. Von dem erſten Sohne erſter Ehe ſtammte der Zweig der Allnpeck, der mit dem kurſächſiſchen Generallieutenant Johann Adolf von Allnpeck († 9. Dec. 1754 zu Torgau) zu Ende ging.

2. Franzöſiſche Inſolenz.

Der Herzog Eberhard III. von Würtemberg (geb. 16. Dec. 1614, † 2. Juli 1674), Sohn und Nachfolger des 1628 verewigten Johann Friedrich des ältern, war freilich kein Muſter eines deutſchen Regenten. Seine Zeit forderte Männer auf dem Fürſtenſtuhle, Manneskraft, heroiſche Entſchlüſſe, kaltblütige Beſonnenheit; ihn aber fand und ließ ſie unmündig, zaghaft, auf wenig mehr als eitle Sinnenluſt bedacht. Während ſein Land ſeit Erlaß des Reſtitutionsedicts (damals war Eberhard allerdings noch ein Knabe) der vornehmſte Ziel- und Angelpunkt jeſuitiſcher Reactionsbeſtrebungen, und nach dem vernichtenden Schlage von Nördlingen mehr als je der Schauplatz unerhörter Drangſale war, worauf Hunger, Peſt und Schwert um die Wette die Bevölkerung lichteten und das Land in eine Einöde verwandelten, lebte oder ſchwelgte er, anſtatt das eiſerne Wamms anzulegen, wie ihm die Schweden hießen, als Flüchtling in Strasburg, der damaligen Zufluchtſtätte noch anderer ſeiner deutſchen Standesbrüder, der allgemeinen Noth vergeſſend, oder vergaß ſie wenigſtens im Rauſche des glänzenden Beilagers, welches er daſelbſt i. J. 1637 mit der ſchönen Wild- und Rheingräfin Anna Dorothea (oder Katharina, geb. 1614, † 1655) hielt. Nur der Treue ſeiner Diener, die ſtatt ſeiner das Land verwalteten, ſchuldete er die Rettung deſſelben von völligem Untergange, ihnen und der eifrigen Mitwirkung Schwedens ſeine endliche Wiedereinſetzung. Doch wird Eberhard nachgerühmt, er habe ſich in den folgenden Friedensjahren die Heilung der Kriegswunden eifrig angelegen ſein laſſen. Seine zwei Gemahlinnen (die zweite war Maria Dorothea Sophia, geb. Gräfin von Oettingen) gebaren ihm 25 Kinder — ein Eheſegen, der in den damaligen deutſchen Fürſtenfamilien nicht eben zu den Seltenheiten gehört.

Möchte nun ein ſo gearteter Fürſtenſohn während ſeines freiwilligen Exils in Strasburg Freunden wie Feinden wenig Reſpect einflößen oder verdienen, immerhin war die Behandlung höchſt ſchnöde, faſt wegwerfend, welche ihm, einem gebornen und regierenden Fürſten, von Seiten eines franzöſiſchen Befehlshabers widerfuhr, eines Mannes überdieß, der weder ſelbſt zu den Kriegsnotabilitäten ſeiner Nation zählte, noch ſich auch ſeiner franzöſiſchen Truppenſchar, die keineswegs zum Kern von Herzog Bernhard's Heeresmacht gehörte, im mindeſten rühmen durfte. Es war der Maréchal de Camp (Brigade-General) und Commandant von Colmar, Achille de Longueval, Seigneur de Manicamp, welcher eigenhändig d. d. 1. März 1636 in folgender Weiſe an Herzog Eberhard, den Verbündeten der Franzoſen, ſchrieb:

Monsieur,

J'ay receu vos lettres touchant les vins que (vous) desirez sortir de Ribauville. Il n'estoit pas besoin que vous prissiez la peine de m'escrire pour si peu de chose. Je ferai donner passeport a ceux qui le (sic) viendront charger, quoyque j'aie sujet de me plaindre de ce terme doux et affectioné que (vous) signez. Ce n'est pas la façon d'escrire a des personnes de ma naissance [1], et qui possedent les charges desquelles le Roy m'a honoré. Monsieur le duc Bernart escrit beaucoup plus civilement. Je vous prie de changer cette coustume, sinon je vous ferai response en mesme terme et ne me dirai pas comme le fait.

Adreſſe:

Monsieur
Monsieur Eberhard
duc de Vuirtemberg.

Monsieur,
votre serviteur
Manicamp.

---

[1] Das Haus der Longueval war allerdings mit den erſten Familien Frankreichs verſchwägert. Es war nach aller Wahrſcheinlichkeit eine Tochter des hier in Frage ſtehenden Achille de Manicamp, Namens Gabrielle, welche 1663 den ſchon zweimal vermählt geweſenen Antoine d'Eſtrées, Marquis von Coeuvres und Großmeiſter der Artillerie, heirathete und 1687 ſtarb.

C. M.

3. Der letzte Graf von Holſtein-Schauenburg.

Otto VI., Graf von Schauenburg und Pinnenberg, welches letztere ihm 1635 zufiel, geb. 1616, zählte bei ſeinem Ableben (15. Nov. 1640) erſt 21 Altersjahre. Er fiel als eines der Opfer jener wilden Bacchanale, welche Herzog Georg von Lüneburg ſeinem Gaſte Banèr zu Ehren in Hildesheim veranſtaltet hatte, und war der letzte Sproſſe dieſes alten Grafenhauſes, aus welchem die Herzoge von Schleswig-Holſtein und 1459 Chriſtian I., König von Dänemark, hervorgegangen waren. Schon in früher Jugend muß er ſeinen Vater Georg Hermann, den jüngſten von vier oder fünf Brüdern, verloren haben; denn i. J. 1631 ſehen wir ihn unter Curatel ſeines väterlichen Oheims und Pflegevaters, des Grafen Hermann, der aber auch 1634 das Zeitliche geſegnete, nachdem bereits die drei übrigen Brüder, Heinrich, Hans Otto und Jodocus, mit Tod abgegangen waren. Vermählt war Graf Hermann ſeit 1609 mit Katharina Sophia (geb. 6. Mai 1577, † 18. Dec. 1665), Tochter des Herzogs Otto jun. aus dem mittlern lüneburger Hauſe, ohne Kinder mit ihr zu zeugen. Der Neffe und Mündel Otto war ſein Erbe. Zur Deviſe führte dieſer, wie ein Stammbuchblatt von 1630 bezeugt, die Worte: „Mors, exilium, luctus, dolor non sunt supplicia, sed tributa vivendi." Im nächſtfolgenden Jahre hielt er ſich unter Leitung eines Hofmeiſters in Paris auf, wohin ihn, um die Welt zu ſehen, ſeine Mutter oder vielmehr ſein Oheim und Pflegevater „verſchickt" hatten. In einem Originalbriefe d. d. Paris 12. Mai 1632, der, wie Ton und Inhalt verräth, an keinen andern als dieſen ſeinen Vormund gerichtet ſcheint, erzählt er u. a. Folgendes: „Wir haben die exercitia, als reiten dantzen Und das fechten bey einem Saint Ange genandt angefangen, welchem E. F. Gn. ihr bruſtbild in Italien Verehrtt, wir ſeintt zimlich logieret, ſahen ehegeſtern den Mareschal Marillac [1]) enthaubten, da ſich eine große menge

---

[1]) Alſo am 10. Mai 1632, wie auch mit allen andern Angaben übereinſtimmt. Der Marſchall Louis von Marillac (geb. 1572),

Volks befunden, der Konig hatt patente außgetheilet, hundertt dauſentt man zu werben, Sonſten horen wir noch auß den Zeitungen, das deutſchland im Vollen Kriege Und Viehlen Werbungen iſt. Gott wolle Uns dermalleins den gewunſcheten frieden wiederumb beſcheren u. ſ. w."

Von Otto's VI. ſpätern Lebensumſtänden, ob er namentlich in ſchwediſchen Kriegsdienſten geſtanden habe, iſt uns nichts bekannt. Nach ſeinem frühzeitigen Ableben betrachtete ſich ſeine Mutter Eliſabeth als Univerſalerbin und rechtmäßige Beſitzerin der Grafſchaft Schauenburg. Sie war die älteſte der fünf Töchter Simon's VI. Grafen zur Lippe, der außer ihnen noch fünf Söhne zeugte und der Stammvater aller nachmaligen Grafen, resp. Fürſten von der Lippe iſt. Geb. 1592, vermählte ſie ſich 1612 mit Georg Hermann, welchem ſie nur den einen Otto gebar. Von ihren drei Brüdern (denn zwei ſtarben jung und unvermählt) ſtifteten der älteſte, Simon VII. (geb. 1588, † 1627), die detmolder Linie, der mittlere, Otto (geb. 1589, † 1659), die erloſchene zu Bracke, der jüngſte, Philipp (geb. 1601, † 1681), die bückeburger, welche ſich unter ſeinen Söhnen Friedrich Chriſtian und Philipp Ernſt in die zwei Aeſte Bückeburg und Alverdiſſen ſpaltete. Auf dieſen ihren jüngſten Bruder nun gedachte Eliſabeth ihres Sohnes geſammte Verlaſſenſchaft, nicht nur die Allodien, ſondern auch diejenigen Aemter und Landestheile zu vererben, welche bei Heſſen-Kaſſel und dem Stifte Minden zu Lehen gingen. Da Heſſen-Kaſſel ihr dieſe Befugniß ſtreitig machte und klagbar wurde, ſo erhob ſich bekanntermaßen ein heftiger und mehrjähriger

---

wie auch ſein älterer Bruder, der Großſiegelbewahrer Michel v. M. (geb. 1563), waren kurze Zeit nach der journée des dupes (11. Nov. 1630) verhaftet worden und bezahlten ihre Parteinahme für die Königin-Mutter gegen Richelieu, jener mit ſeinem Kopfe, dieſer mit dem Verluſte ſeiner Freiheit; er ſtarb in ſeiner Haft zu Chateaudun im Monat Auguſt deſſelben Jahres 1632. Bei dem Criminalproceſſe des Großſiegelbewahrers Michel führte ſein Amtsnachfolger, der Marquis von Chateauneuf, wie ſechs Monate ſpäter bei dem des Herzogs Heinrich von Montmorency, den Vorſitz (Bd. VIII, S. 34).

Proceß, während auch die Krone Dänemark einſchritt und das pinnenbergſche Gebiet militäriſch beſetzen ließ. Wie dieſer Streit i. J. 1647 durch einen Vergleich mit dem landgräflichen Hauſe mittels Theilung, mit Dänemark gegen eine Abfindungsſumme, geſchlichtet, die Artikel des Vergleichs auch im folgenden Jahre zu Osnabrück beſtätigt wurden, iſt aus der Geſchichte damaliger Zeit ſattſam bekannt.

E. K.

---

4. Finanzverlegenheiten.

Unter den Beichlingspapieren, aus denen unſere Mittheilungen über den Großkanzler Grafen von Beichling im vorigen Bande geſchöpft waren, findet ſich u. a. auch ein charakteriſtiſches Schreiben deſſelben Pflugk (VIII, 207), der bald ein Hauptwerkzeug zu Beichling's Sturze und ſein Nachfolger im Cabinet werden ſollte. Er dringt darin, d. d. Warſchau, 25. Sept. 1702, um Geld für die Hofbeamten. „Es thut mir leuth,“ hebt der Brief an, „daß Ew. Excellenz ich ſtetig mit anſchaffung geldes anmuthent ſein muß, weiln aber unſer anitziger Zuſtand nicht unbekannt ſein kann, alß lebe ich des Vertrauens, ſie werden umb ſo fiehl weniger es mir übel nehmen, daß Zum öfftern ich ſie mit erinnern beſchwerlich falle.“ Die Hofbedienten hätten das Ihrige alles verloren; die Soldaten bekämen wenigſtens Brot; die am Hof aber, die jetzt keine Speiſung mehr erhielten, müßten geradezu betteln gehen, oder doch große Noth leiden. Sr. Excellenz möge doch ja behilflich ſein, daß die zu extraordinariis ausgeſetzte Summe baldigſt ausgezahlt werde. — Wir finden übrigens in einem Briefe eines Kriegskaſſenbeamten Johann Chriſtian Döbner, daß das Geld für Pflugk in Danzig lag, daß man aber von demſelben Militärbedürfniſſe bezahlt hatte, weil „Niemand keinen Heller zahlen wollte, er ſei denn verſichert, daß es bei guten Kaufleuten in Leipzig vorhero baar liege, auch nicht ein Schuſter ein Paar Schuhe salva venia machen wollte, es ſei denn das Geld vorhero deponiret.“

5. Württembergiſche Prinzen.

Unter dem 20. Febr. 1703, wenige Wochen vor dem Sturze des Großkanzlers Beichling, ſchrieb Johann Balthaſar Boſe [1]), im Auftrage der Königin-Kurfürſtin, deren Oberhofmeiſter er war, aus Dresden an Beichling. Der Prälat Oſiander [2]) hatte drei württembergiſche Prinzen nach Dresden gebracht, davon die Erziehung des einen der König-Kurfürſt übernehmen wollte, während die beiden andern zu dem König von Schweden und dem König von Preußen gebracht werden ſollten. Da nun noch keine Beſtimmung getroffen war, wie der König dieſen zwölfjährigen Prinzen gehalten wiſſen wollte, ſo hatte die Königin, „der nahen Verwandtſchaft halber,“ inſoweit für ihn geſorgt, daß ſie Boſe befohlen, ihn einſtweilen in ſein Haus zu nehmen. Falls der König geſonnen ſein ſollte, dieſem Prinzen eine beſtimmte Geldſumme zu ſeinem Unterhalte auszuſetzen, ſo, meint Boſe, würde die Königin gern ſehen, wenn dieſes Geld zu ihrem Deputat geſchlagen würde, und ſie dagegen die Sorge für den ihr ſo naheſtehenden Prinzen zu übernehmen hätte. Bezeichnend iſt dabei noch das Poſtſcript: „Wenn Sr. Königl. Maj. gnädigſt permittiren wollte, daß der Prinz durch die Thüre, ſo aus dem Hauſe in das Schloß gebrochen, gehen dürfte, ſo würde es eine große Commodität vor Ihm ſein; könnten es Ew. Excellenz dahin bringen, ſo würde es Ihre Maj. meine allergnädigſte Königin gern ſehen, und ich wollte mich verobligiren, daß ohne mein Wiſſen niemand dadurchgehen ſollte."

---

[1]) Auf Eckersdorf und Frankleben. Geb. 4. September 1658, ein Sohn des einflußreichen Chriſtoph Dietrich Boſe auf Frankleben, Mölbis und Nickern und der Urſula von Guſtedt, ein Bruder des nicht minder einflußreichen, zuletzt aber geſtürzten Chriſtoph Dietrich Boſe auf Frankleben, Seerhauſen und Nickern. Vermählt (Jan. 1699) mit Anna Sophie Vitthum von Eckſtädt aus Tiefenſee, † er kinderlos zu Dresden 15. März 1712.

[2]) Johann Oſiander, Sohn des Kanzlers zu Tübingen, Johann Adam Oſiander (geb. 1622, † 1697), war 1657 zu Tübingen geboren, ward daſelbſt Profeſſor der hebräiſchen, dann der griechiſchen Sprache und der Geographie, 1697 Abt zu Königsberg, 1699 Abt zu Hirſau und vormundſchaftlicher Rath der herzoglichen Kinder, erhielt 1703 den Titel als kurſächſiſcher Conſiſtorialrath, ward 1708 württembergiſcher Conſiſtorialdirector, und † als wirklicher Geheimer Rath 1724. Er war auch diplomatiſch und militäriſch thätig und führte u. a. 1693 das Commando in Tübingen.

Dieſe Prinzen, die ſonach den fremden Höfen in der Weiſe anvertraut wurden, daß die letztern die Sorge für ihren Unterhalt zu übernehmen hatten, waren die hinterlaſſenen jüngern Söhne des Herzogs Friedrich Karl 1) von Württemberg zu Winnenthal und der Eleonore Juliane von Brandenburg-Ansbach 2), die jüngern Brüder jenes Karl Alexander, der 1733 die Regierung zu Stuttgart übernahm. Ihre Schickſale ſind Bd. III, S. 144—145, berichtet worden. Hier heben wir nur hervor, daß der jüngſte unter ihnen, für deſſen Aufnahme in Dresden Beichling zu ſorgen hatte, Friedrich Ludwig (geb. 5. Nov. 1690, fiel als k. k. General-Feldzeugmeiſter bei Guaſtalla 19. Sept 1734), ſpäter (22. Oct. 1722) der Gemahl einer abgelegten Maitreſſe ſeines königlichen Erziehers, derſelben Fürſtin von Teſchen, war, die ſich bei Beichling's Sturze betheiligte und bereicherte, und daß dieſe Prinzen Oheime jenes Ludwig Eugen von Württemberg waren, der ſich nachmals (10. Aug. 1762) mit einer Großnichte Beichling's vermählte. Daß die Königin ſich jenes Prinzen ſo freundlich annahm, wird allerdings ſchon dadurch erklärt, daß die Mutter der Königin eine Schweſter des Vaters jener Prinzen war. Es war dies Sophie Luiſe (geb. 19. Febr. 1642), eine Tochter Eberhard's III. von

---

1) Geb. 12. Sept. 1652, † 20. Dec. 1698. S. Bd. III, S. 124 und 127.

2) Geb. 13. Oct. 1663, vermählt 31. Oct. 1682, † 4. März 1724.

Württemberg und der Rheingräfin Anna Katharina zu Kyrburg. Sie ward am 29. Jan. 1671 die zweite Gemahlin des Markgrafen Chriſtian Ernſt von Brandenburg-Baireuth, dem ſie drei Söhne und eine Tochter, eben die Chriſtine Eberhardine (geb. 29. Dec. 1671, † 5. Sept. 1727), die ſich am 10. Juni 1693 mit Friedrich Auguſt von Sachſen vermählte, gebar. Sie † 3. Oct. 1702, während ihr Gemahl, der noch zu einer dritten Ehe ſchritt, ihr erſt am 10. Mai 1712 im 78. Lebensjahre folgte.

6. Ein Invalide.

Franz Xaver Joſeph Graf von Löwendahl, ein Sohn des Marſchalls Löwendahl (Bd. III, S. 192 fg.), bekam im März 1773 von ſeiner Gemahlin, der Mademoiſelle de Bourbon (a. a. O. S. 195), einen Sohn. Als derſelbe getauft werden ſollte, bat er den Gouverneur des Invalidenhauſes, ihm einen alten Invaliden zu ſchicken, der die Pathenſtelle vertreten und ſich ſeine Mitgevatterin nach Gutdünken wählen ſolle. Es kam ein alter Grenadier, der in dem Wagen des Grafen eine Wäſcherin mitbrachte und mit dieſer das heilige Werk verrichtete. Der Graf offerirte darauf den beiden Gevattersperſonen jeder eine Leibrente von 100 Thlrn. Die Wäſcherin nahm ſie dankbar an; der Grenadier aber erklärte, daß er nicht für eine Leibrente Gevatter ſtehen wolle. Er ſei des Königs Invalide, lebe herzlich vergnügt, brauche nichts und wünſche nichts. „Nun,“ meinte der Graf, „ſo wirſt Du mir doch dieſe 25 Louisdor nicht zurückweiſen, Kamerad, Dich meiner und Deines kleinen Pathchens zu erinnern.“ Der Invalide nahm ſie, ließ ſich aber zu einem Zuckerbäcker fahren, wo er für die 25 Louisdor Confect kaufte und es an ſeine Mitgevatterin, den Gouverneur, die Offiziere und ſeine Kameraden vertheilte.

Regiſter.

Accorambona, Vittoria, 39 ff.
Albert, Erzherzog, 70.
Albizzi, Eleonora degli, 11.
Allnpeck, Hieronymus v., 451 ff. — Hans v., 455.
Allſtädt, Marie Eliſabeth, Gräfin von, 323 ff. — Emilie Eleonore, Gräfin von, 332 ff.
Appiano's, die, 52.
Aragon, Don Felix d', 52.
Arrigone, Paul, 175 ff.
Aſkoli, Fürſt v., 137 ff.

Baſſewitz, 361.
Batiſtella, 55.
Beauregard, Cheval. de, 79.
Berla, Heinz v., 119 ff.
Beſtucheff, Alexei, 394 ff., 414, 417, 421.
Biron, Herzog von Kurland, 379 ff., 390 ff., 429.
——, Graf Guſtav v., 403. — Graf Karl v., 403.
Blandford, Wilhelm Godolphin, Earl of, 434.
Bonaventuri, Peter, 12 f., 20.
Borromeo, Federico, Erzbiſchof von Mailand, 143 ff., 212—13, 217 ff., 228 ff.
Boſe, Johann Balthaſar, 461.
Bracciano, Jordan Orſini, Herzog v., 19 ff., 39 ff.
Brandenburg-Baireuth, Sophie Luiſe, Markgräfin v., 462.
——, Chriſtine Eberhardine v., verm. Königin v. Polen u. Kurfürſtin von Sachſen, 461, 463.
Braunſchweig-Bevern, Anton Ulrich, Prinz v., 393 ff.
——, Ernſt Ludwig, Prinz v., 410, 417.
Brevern, v., 389 ff., 417.

Capello, Bianca, 11 ff., 44 ff. — Victor, 29.
Carneſecchi, 10.
Caſaulx, 64 ff.
Caſſini, Katharina de, 149 ff., 178 ff.
Cellini, Benvenuto, 2, 5, 8.
Chateauneuf, Marquis v. 255.
Chavigny, Herzog von Liancour, 275, 293.
Chrucztczeff, Andrew, 381 ff.
Cinq-Mars, 265 ff., 272.
Clemens VIII., Papſt, 59.
Concini, Bartolomeo, 72. — Concio, 73 ff.
Coſpéan, Biſchof von Liſieux, 290 ff.

Czerkaski, Fürſt, 379 ff., 394 ff.

Dänemark, Chriſtine, Prinzeſſin von, vermählte Herzogin von Mailand und von Lothringen, 50 ff.
——, Friedrich III., König von, 88 ff.
Dagma[illegible] 89.
Dand[illegible] T., 136.
Devonſhire, Georgiana, Herzogin von, 442.
Dithmarſen, die, 91 ff.
Dolghoruckij's, die, 374 ff.
Dori (Doſi), Eleonore, 73.

Eichler, Cabinetsſecretär, 381 ff.
Erbach, Anne Sophie Chriſtine, Gräſſin von, 345 ff.
Erfurter, die, 119 ff.

Faa, Camilla, 80 ff.
Ferrara, Alfons I., Herzog von, 34, 68. — Alfons II., 7, 34. — Hannibal II., 34. — Nikolaus, 56.
Florenz, Alexander, Herzog von, 1 ff. — Peter, Herzog von, 1.
Frankreich, Heinrich IV., König von, 53 ff. — Ludwig XIII., König von, 246 ff. — Anna, Königin von, 247 ff.

Gaſſion, Marſchall de, 294, 304 ff.
Gévres, Louis Potier, Marquis de, 276 ff.
Gholofflin, Graf, 410, 417, 429.
Giovannini, Baccio, 72 ff.
Godolphin, Sidney, Earl of, 434.
Goerz, Graf von, 36
Gondi, Cardinal, 47, 63.
Gregor XIII., Papſt, 38.
Gregor XIV., Papſt, 55.
Gregor XV., Papſt, 86.
Guiſe, Karl, Herzog von, 65.
——, Luiſe Margarethe von, Prinzeſſin von Conti, 246.

Halifax, Georg Savile, Earl of, 438.
Hardenberg, Gyler, 88 ff., 97.
——, Fräulein v., 88 ff., 109 ff.
Hautefort, 244.
——, die von, 244 ff.
——, Marie v., 242 ff.
Holſtein-Gottorp, Friedrich II., Herzog von 309.
Holſtein-Schauenburg, Grafen von, 458 ff.
Hünefeld, Ehrenfried Wilhelm Heinrich, Freiherr von, 351.

Imberſaga, Francisca, 153 ff.
Inghirami, Jakob, 79.
Innocenz IX., Papſt, 58.
Jaghuſchinski, Graf, 378, 385—7.
Jakoffleff, Staatsrath, 391, 397.
Jars, Ritter de, 259 ff., 304 ff.
Jeropkin, Peter, 387.
Johanna, Erzherzogin, vermählte Großherzogin von Toscana, 10, 14, 23.

Kling, Melchior, 128.
Knebel, Tilo, 120 ff. — Moritz, 122 ff.
Kospoth, die von, 335 ff.
——, Marie Eliſabeth von, 318 ff. — Joſeph von, 329 — Friedrich von, 320 ff. — Wilhelm v., 321 ff. — Kunz v., 352 ff. — Die Grafen von, 343 ff. — Otto Karl Erdmann, Graf von, 348 ff.

Kurakin, Fürſt v., 386, 418, 421.

Lafayette, Louiſe Angelica de, 254 ff.
Lesdiguieres, Franz, Herzog von, 66.
Leyva, die, 137 ff.
——, Anton v., 138 ff. — Virginie Marie von, 137 ff.
Liberta, Peter de, 67.
Lippe, das Haus, 459.
Löwendahl, Franz Xaver Joſeph, Graf von, 463.
Löwenwolde, Graf, 406 ff., 427, 429.
Longueval, Achille de, 457.
Lothringen, Karl IV., Herzog von, 275.
——, Chriſtine von, Großherzogin von Toscana, 47 ff.
——, Dorothea von, Herzogin von Braunſchweig, 49 ff.

Malzahn, Joachim Wilhelm, Graf von, 346.
Manſtein, 400 ff.
Mantua, Wilhelm Herzog v., 36. — Ferdinand, 80 ff. — Vincenz, 36 ff., 81 ff.
Manzoni, 137 ff.
Maria Magdalena, Erzherzogin, vermählte Großherzogin von Toscana, 79.
Marillac, die Brüder, 458 ff.
Marlborough, Johann Churchill, Herzog von, 433.
——, Sara Jennings, Herzogin von, 433, 442—43.
——, Karl Spencer, Herzog v., 434 ff.
Marſeille, 50 ff.
Martelli, Camilla, 15 ff., 42, 46.
Martino, die San, 56.
Maximilian II., Kaiſer, 100 ff.
Mazarin, Cardinal, 279 ff.
Mecklenburg, Ulrich, Herzog von, 109. — Eliſabeth, Herzogin von, 109. — Sophie, Prinzeſſin von, 109 ff.
Medici, Marie von, Königin von Frankreich, 71 ff.
——, Katharina von, Königin von Frankreich, 1, 30, 47, 49.
——, Anna v., 18. — Anton, 22 ff., 85. — Johann, 11 ff. 16, 27 ff., 47, 61, 77 ff., 84 ff. — Garcias, 7. — Iſabella v., 19 ff. — Julius, 3 ff. — Lorenzino 1—3. — Pellegrina, 21, 43, 46. — Peter, 15 ff., 17 ff., 24 ff., 30 ff., 42, 62. — Deſſen Kinder, 62 ff. — Virginie, 15
Menczikoff, Fürſt, 371 ff.
Menezes, Beatrice, 48 ff., 60.
Mengden, Julie von, 401 ff., 405, 408.
—— Baron von, 404, 416 ff., 429.
Modena, Ceſar, Herzog von, 68 ff.
Montpenſier, Anne Marie Louiſe von, 249 ff.
Monza, die Signora v., 137 ff., 240.
Münnich, Burkhard Chriſtoph, Graf v., 381 ff., 395 ff., 405 ff., 419 ff., 425 ff.
——, Ernſt, Graf von, 408.
Muſſin-Puſchkin, Graf v., 381 ff.

Naſſau, Juliane, Gräfin von, 162 ff.
Nevers, Karl, Herzog v., 82 ff.
Noirmoutier, Ludwig, Herzog von, 270.
Nyſtedt, Friede von, 370.

Omati, Benedicta, 169 ff.

Orſini, Ludwig, 41.
Oſiander, Johann, 461.
Oſio, Johann Paul, 143 ff. 183 ff., 232 ff.
Oſtermann, die, 356.
——, Johann Chriſtoph Dietrich, 356 ff., 381, 431.
——, Heinrich Johann Friedrich, Graf von, 356 ff.
——, Oſtermann-Tolſtoi, Alexander, Graf von, 432.

Perſien, Nadir Schah von, 411 ff.
Pezold, Johann Sigismund, 390.
Pflugk, Graf, 460.
Piccolomini, Alfons, 53 ff.
Piombino, 52 ff.
Pius IV., Papſt, 8.
Pius V., Papſt, 10.
Polen, Auguſt II., König von, 366. — Auguſt III., 343—44.
Porte, la, 257 ff., 270 ff.,
Pucci, die, 17.

Rambouillet, Julie Livie, Marquiſe de, 273 ff.
Rantzau, Daniel, 100.
Ricci, Octavia, 161 ff.
Richelieu, Cardinal, 252 ff.
Ripamonti, 133 ff., 264 ff.
Roſini, Prof., 134 ff.
Rußland, Peter I., Zar von, 360 ff., 385. — Peter II., 373 ff. — Katharina I, Zarin von, 371. — Anna, 377 ff. — Eliſabeth, 410 ff. — Anna, Regentin v., 393 ff., 405 ff. — Iwan, Thronfolger v., 393 ff., 416. — Proscovia, Zarin von, 358. — Eudoxia, Zarin von, 375. — Natalie, Großfürſtin von, 375.

Sacchi, Angela, 143 ff.
Sachſen, Auguſt, Kurfürſt v., 94 ff., 110. — Anna, Kurfürſtin von, 94 ff.
Sachſen-Jena, Bernhard, Herzog zu, 317 ff. — Charlotte, Prinzeſſin von, 330.
Sachſen-Weimar, Wilhelm Ernſt, Herzog zu, 330 ff.
St.-Simon, Claude de Rouvroy, Herzog von, 254 ff.
St.-Stephans-Orden, 33 ff.
Salviati, Marie, 4.
Schomberg, Karl, Herzog v., 294 ff., 305 ff.,
Schwarzburg, Günther XLI, Graf von, 109, 114 ff.
Schweden, Karl XII., König von, 366. — Friedrich, 368.
Selmnitz, die von, 115 ff.
——, Baſtian v., 118 ff. 127. — Ciliacus v., 123 ff — Felicitas v., 118, 124, 127 ff. — Georg v., 128. — Wolf v., 115 ff.
Sinclair, Major Malcolm, 382 ff.
Sixtus V., Papſt, 38, 54
Spanien, Philipp II., König von, 8 ff. — Philipp III., 24 ff.
Spencer, die, 435 ff., 442.
Sunderland, Robert, Earl of, 435 ff. — Karl, 440 ff.

Toledo, das Haus, 24 ff
——, Eleonore v., 6 ff. — Eleonore v., 15 ff., 18.
Thon, Franz Auguſt de, 272.
Toscana, Cosmus I., Großherzog von, 4 ff. — Franz, 9 ff., 16 ff., 44 ff. — Ferdinand, 7 ff., 28 ff., 30 ff., 45 ff., 79 ff. — Cosmus II., 85.
Tremouille, Marie de la, 328.
Trubetzkoi, Fürſt, 379, 396 ff.
Tümpling, die von, 332 ff.

Turzinoff, 385

Uechteritz, die von, 309.
—, Bernhard von, 309 ff. — Johann Chriſtoph v., 309. — Heinrich v., 310 ff.
Urban VII., Papſt, 54.

Valois, Karl v., 277. — Margarethe v., 72, 75.
Vernazza, Livia, 84 ff.
Verneuil, Marquiſe v., 75 ff

Wappenkrieg, der, 98 ff.
Wolinski, Artemon, 384 ff.
Württemberg, Eberhard III., Herzog von, 456. — Friedrich Ludwig, Prinz von, 462.

Yff, die Inſel, 59 ff., 68.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig

Geheime Geſchichten

und

Räthſelhafte Menſchen.

Geheime Geſchichten

und

Räthſelhafte Menſchen.

Sammlung

verborgener oder vergeſſener Merkwürdigkeiten.

Herausgegeben

von

Friedrich Bülau.

Zehnter Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1858.

[illegible]

Inhalt.

Seite

I. Wolfgang v. Berbisdorf 1

II. Sächſiſche Staatsgefangene 29

III. Friedrich v. Körbitz und ſeine Vettern 111

IV. Joſeph Pignata. Seine Gefangenſchaft in den Kerkern der römiſchen Inquiſition und ſeine Flucht aus denſelben. Von Dr. Schweizer in Stuttgart 125

V. Julius Ernſt v. Tettau 176

VI. Feldmarſchall Münnich 187

VII. Lord Camelford und Lord Digby 279

VIII. Lord Rokeby 303

IX. General Wintzingerode 311

X. General Thielmann 327

Miscellen und Nachträge.

1) Ein Sendſchreiben in Sachen Katharina's I. Von G. A. Iverſen 420

2) Noch etwas über Johann v. Werth 440

3) General Taupadel 446

4) Chriſtoph Hubald 450

5) Der Prätendent 452

6) Nachträge 456

Regiſter 457

I. Wolfgang von Berbisdorf.

Wenige Ereigniſſe ſcheinen einen ſo tiefen und weit verbreiteten Eindruck auf die Gemüther der Menſchen gemacht zu haben, wie die Eroberung und Plünderung Roms durch das Heer des Connetable von Bourbon im Jahre 1527. Vielleicht daß, bis zu den Zeiten der franzöſiſchen Revolution, nur die Bartholomäusnacht und das Erdbeben von Liſſabon ſich damit vergleichen laſſen, und all dieſe drei Begebenheiten kamen auch darin überein, daß ſie mehr durch die Furchtbarkeit ihres Eindrucks die Gemüther ergriffen, als von dauernden und weitgreifenden Nachwirkungen begleitet waren.

Bei der Erſtürmung Roms war auch ein junger ſächſiſcher Edelmann betheiligt, der unter den Fahnen Georg's von Frondsberg focht und, wol in ſpäteren Jahren, eine ausführliche Beſchreibung des Hergangs verfaßt hat. Es war dies Wolfgang von Berbisdorf, aus einem Geſchlechte, das durch den Bergbau reich geworden war, in der frühern Zeit halb dem Landadel, halb den ſtädtiſchen Patriciern Freibergs angehörte, ſpäter aber ganz in den Landadel überging, beſonders im öſtlichen Erzgebirge begütert war, und ſich vielfach durch kriegeriſchen Sinn und Tapferkeit bemerklich gemacht hat. Aus Sachſen hat es ſich gänzlich verzogen, und ſcheint auch ſonſt, wo nicht völlig erloſchen, doch dem Erlöſchen nahe[1]). Wolfgang war ein Sohn Georg's von Berbisdorf, deſſen Vater Sebaſtian neun mal regierender Bürgermeiſter zu Freiberg geweſen war und die Rittergüter Lippersdorf, Ober-Lauterſtein und Forchheim beſeſſen hatte. Georg ſelbſt ſaß auf Ober-Lauterſtein[2]), „wo er 1539 im 90. Jahre umkam, indem man ihn bei einem ausgebrochenen Feuer an Tüchern hatte herunterlaſſen wollen, die Tücher aber aufgegangen waren und er ſich zu Tode gefallen hatte. Wolfgang ſcheint ſein zweiter Sohn[3]) geweſen zu ſein, und ſoll noch in jungen Jahren geſtanden haben, als er in des Frondsbergers eigenes Fähnlein eintrat, mit dem er an der Schlacht bei Pavia theilgenommen haben ſoll, und mit dem er vor Rom war.

In ſeiner Relation über dieſen letztern Vorgang verbreitet er ſich zunächſt über die Gründe, welche den Papſt

---

1) Es iſt uns jetzt nur Ein Berbisdorf bekannt, der wenigſtens 1840 noch als großherzoglich badiſcher Stallmeiſter zu Freiburg gelebt hat und Domherr zu Merſeburg war.

2) Den Lauterſtein hatte Kaspar von Berbisdorf, Sebaſtian's Großvater, 1315 erkauft. Auf Nieder-Lauterſtein ſaßen Sebaſtian's Bruder Kaspar und deſſen Nachkommen. 1559 mußten aber beide Linien den Lauterſtein an den Kurfürſten Auguſt ablaſſen, der bekanntlich eifrig auf den Ankauf von Rittergütern und namentlich von Waldungen bedacht war, und er wurde darauf der Sitz eines kurfürſtlichen Amtes.

3) Der wahrſcheinlich älteſte Sohn, Andreas, kaufte, nach Veräußerung des Lauterſteins, von Heinrich Krahn Rückerswalde, und ſtiftete mit Katharine von Bünau aus Elſterberg eine Linie, die doch mit ſeinen Enkeln erloſchen ſcheint. Ein dritter Bruder, Chriſtoph, ſtiftete eine böhmiſche Linie. Sein Enkel Ehrenfried ward aber in den Religionswirren vertrieben, ging nach Preußen, und hinterließ, wiewol viermal vermählt, nur zwei Töchter aus erſter Ehe. Ueber den jüngſten Bruder, Kaspar auf Saida und Lippersdorf, und deſſen Nachkommen weiterhin.

beſtimmt hätten, ſich mit Frankreich, Venedig und Mailand gegen den Kaiſer zu verbünden [1]. Dann fährt er fort: „Der Kaiſer auf der andern Seite, als er ſo viele Feinde zu einer Zeit auf dem Halſe hatte, überlegte alles ſehr wohl, und damit er ſeine Sachen recht führen möchte, nahm er ſonderlich vier Stücke in Obacht, die zu ſeinem Vortheil dienen mußten. Es iſt bekannt, wie der Herzog von Bourbon, vormals Conneſtabel von Frankreich, nachdem er daſelbſt in Ungnade verfallen, zum Kaiſer übergegangen, welche Begebenheit damals dem König von Frankreich ſehr empfindlich war. Der Kaiſer nun, damit er ſich dieſes Generals wohl bedienen möchte, gab ihm die Armee in Italien zu commandiren, nachdem Piscarius (Pescara) eben mit Tode abgegangen war. Damit er ſich ihn nun deſtomehr verbindlich machen möchte, gab er ihm das Gouvernement von Mailand noch dazu, nebſt der Ordre, über Genua dahin zu gehen und das Commando anzutreten. So fertigte auch der Kaiſer einen Spanier, Namens Hugo de Moncada, einen verſchlagenen Mann, nach Italien ab, welcher beſtermaßen ſich bemühen ſollte, wie er den Papſt von dem Bündniſſe mit des Kaiſers Feinden abziehen möchte, oder ſehen, wie er ihm anderweit beikommen könnte. Hiernächſt mußte der Viceroy von Neapolis, Karl de Lanoye, welcher vormals König Franciscum I. gefangen nach Spanien gebracht hatte, mit 6000 Spaniern, die er in 30 Schiffen transportiret, ſuchen, dem Papſt eine Diverſion zu machen. Endlich brachte dieſer kluge Kaiſer durch ſeinen Bruder Erzherzog Ferdinanden von Oeſterreich zuwege, daß der General George von Fronsberg, von welchem die Deutſchen beſonders viel hielten, eine ſtarke Armee in Teutſchland zuſammenzog und damit nach Italien ging, um ſich mit dem Herzog zu conjungiren.“

---

[1] Das geheime Bündniß von Cognac, vom 22. Mai 1526, dem auch England beitrat. Berbisdorf läßt es zwiſchen dem Papſt, Frankreich, Venedig, Toscana und den Schweizern geſchloſſen werden.

Verbisdorf erzählt nun weiter, wie der Herzog von Bourbon bei Genua ungehindert gelandet ſei, Mailand entſetzt und deſſen noch von Sforza beſetztes Caſtell genommen habe; wie ferner Moncada, nachdem er den Papſt nicht gewinnen können, die Colonnas, die er Columnios nennt, auf des Kaiſers Seite gezogen habe. Hier ſagt er: „Weil der Papſt [1]) hiervon nichts wußte und ihnen zuviel traute, kamen ſie, ehe man ſichs verſahe, vor Rom und zogen bei dem Lateraner-Thor mit 6000 Mann [2]) zur Stadt hinein. Denn es war keine Beſatzung drinnen, angeſehen der Papſt, die Koſten zu erſparen, ſein Volk abgedanket hatte, bis auf wenige, und wurden dieſe kaum richtig bezahlet; zudem hatte er auch keine Liebe bei dem Volke wegen ſeines kargen und filzigen Gemüthes. Die Leute in Rom hielten es mehr mit denen Columniis, denn ſie thaten niemanden nichts, ſondern wollten nur dem Papſt ein wenig zu Leibe gehen (sic); ſie ſchonten der Stadt, lebten mit denen Bürgern ganz friedlich und in guter Vertraulichkeit; jedoch nahmen ſie das Vaticanum ein und plünderten, was darinnen ſich befand. Der Papſt Clemens retirirte ſich in die Engelsburg; weil aber ſein Vorrath bald conſumiret ward, ſah er ſich gezwungen, wollte er anders dieſe Gäſte loswerden, mit Moncada zu tractiren. Dieſer gönnete ihm einen kurzen Stillſtand, wobei der Papſt verſprechen mußte, ſeine Truppen alſofort aus dem Mailändiſchen zurückzuziehen. Dieſes contribuirte ſehr viel darzu, daß es Rom hernach deſto erbärmlicher gegangen. Denn dadurch wurde die alliirte Armee um ſoviel geſchwächt, daß ſelbige hernach dem General von Frondsberg nicht mehr das Haupt bieten und ihm den Uebergang verwehren können.“

---

[1]) Es war dies bekanntlich Julian Medici, als Papſt Clemens VII., geb. 26. Mai 1478, erwählt 19. Nov. 1523, † 25. Sept. 1534.

[2]) Nach Andern mit 4000.

Ueber Frondsberg ſagt er: „Dieſer George von Frondsberg 1) ſchrieb ſich von einer vornehmen Familie aus Tyrol her, als woſelbſt das Schloß Frondsberg gelegen, nahe bei denen erzbiſchöflich ſalzburgiſchen Grenzen. Er war zu Mindelheim in dem Schwäbiſchen, nicht weit von Memmingen, geboren, und ſonſt ein Herr von ungemeinen Tugenden, anſehnlichen Qualitäten, darbei ein tapferer General, welcher ſchon vorhero in verſchiedenen Feldzügen dem Kaiſer mit ſonderm Ruhme gute Dienſte gethan, zumal in dem Treffen bei Ticino. Er commandirte als Obriſter ein Kaiſerliches Leib-Regiment, hatte auch in beſagter Action zu erfochtener Victoria viel beigetragen. Dabei war er aber ſehr hitzig und ein abgeſagter Feind derer Papiſten, und eifriger als Lutherus ſelbſt, ein Erzfeind der Apoſtoliſchen Würde, als welcher durchaus nicht erdulden konnte, wenn man den Papſt einen Statthalter Chriſti nennete; derohalben ließ er nicht die geringſte Ehrerbietigkeit gegen ihn ſpüren, ſondern nennete ihn ungeſcheuet den leibhaftigen Anti-Chriſt, einen Verfälſcher des Evangelii und einen Tyrannen der ganzen Chriſtenheit. Dieſer tolle Lutheraner 2) hätte wohl,

---

1) Geb. 1475, † zu Mindelheim 1528.

2) Nach dieſer und einer ſpätern Stelle möchte man annehmen, daß unſer Verbisdorf katholiſch geweſen ſei, dem jedoch eine dritte

ſoviel an ihm war, ſelbſt den Papſt um den Hals gebracht, wo er gekonnt hätte, ſo verbittert war er auf ihn, wie er ſich deſſen vielmal merken laſſen. Als er nun das Volk zuſammen und eine Armee gerichtet hatte, ſo ein 50,000 [1]) Mann ſtark mit ihm nach Italien marſchiren ſollte, ließ er einen Strick fertigen von Seide und Golddrath geflochten, welchen er als ein Leibgehänge trug. Fragte man ihn, was dieſer bedeutete, ſprach er, ſolcher wäre vor den Papſt; mit dem wollte er umgehen, wie die türkiſchen Kaiſer mit ihren Brüdern, damit (er), wenn er ihn umbringen würde, kein Blut verlieren möchte, als welches viel zu koſtbar wäre. Um deswillen gab er dem gedachten Erzherzog Ferdinand von Oeſterreich ſogleich Gehör, und brachte ſolchergeſtalt vor den Kaiſer wider den Papſt eine ſtarke Macht zuſammen, und den größten Theil davon meiſt auf eigne Koſten. Er warbe auch die Mannſchaft nur um weniges Geld [2]), indem er ſolchen Hoffnung machte, ſie würden alle reiche Kerle werden, wenn ſie würden Rom einnehmen helfen. Alſo machte die Hoffnung zur Beute den Lutheranern ein Herz, daß ſie häufig zuliefen, und bekam dieſer Fronsberg in kurzer Zeit eine ſchöne Armee zuſammen. Mit

---

Stelle zu widerſprechen ſcheint, ſowie es auch nach den ſonſtigen Verhältniſſen der Familie und Sachſens nicht wahrſcheinlich iſt. Vielleicht, daß er in ſpäterm Alter, wie er dieſen Aufſatz ſchrieb, über manches anders zu denken gelernt hatte, oder zu jener nicht unerheblichen Fraction des ſächſiſchen Adels gehörte, die zu der Kirchenbewegung eine mittlere und gemäßigte Stellung einnahm, wie ſie zuletzt auch in dem Sinne des Kurfürſten Moritz gelegen hätte.

[1]) Es werden wol nur 12—14,000 Mann geweſen ſein, wie anderwärts angegeben wird. Dazu kamen noch einige tauſend Mann, die der Erzherzog Ferdinand hinzugab.

[2]) Sie bekamen nur einen Reichsthaler Handgeld.

dieſer Macht brach derſelbe im October auf und ging damit in Italien. Hierbei nahm er ſich ſehr wohl in Acht, daß er ſeine Leute denen Schweizern nicht zu nahe vor die Grenzen führete, die ihm gar bald den Marſch würden disputiret haben.

„Die Kundſchaft wurde auch auf das fleißigſte von uns beſorget, damit wir nicht dem Herzog von Urbino (Bd. VI, 9), ſo mit dem von Saluzzo die alliirte Armee commandirte und in dem Mailändiſchen ſtand, etwa in die Hände gerathen möchten; dahero wandte er (Fronsberg) ſich, als er ſich denen Schweizern näherte, etwas nach der linken Seite, und nahm ſeinen Weg über die Alpen, und marſchirte ſeinem Vaterlande vorbei, wo derſelbe die meiſte Mannſchaft zuſammengezogen, ging damit durch das Brixer Thal, wendete ſich nach dem Fluß Athesis (Etſch), folgendes durch das Trientiſche bis an Salosia, denn an den Fluß Mincius, rückte in das mantuaniſche Gebiet und kam nach Burgofortis; daſelbſt erhielte derſelbe, als er über den Fluß Padus (Po) ging, von dem Herzog von Ferrara[1], der es noch mit dem Kaiſer hielte, vier kleine Feldſtücke. Dieſes war zwar dem Anſchein nach ein gar geringer Vortheil; gleichwohl kam es durch einen ſonderbaren Fall, der ſich hernach ereignete, daß dieſe dasjenige Mittel ſein mußten, wodurch dem Papſte und ſeinen Alliirten der größte Schade zugefüget ward, und (das) den Untergang der Stadt Rom nicht wenig beförderte.

„Der Herzog von Urbino hatte beſchloſſen, dem General Fronsberg, wenn er kommen würde, aufzupaſſen, und an denen mailändiſchen Grenzen ihme den Uebergang ſchwer zu machen; als er aber gewiſſe Nachricht eingezogen und vernommen, daß Fronsberg eine andere Route genommen (und) bei Mantua über den Fluß Padus zu gehen willens ſei, ſo detachirte derſelbe alſobald den Herzog Johann von Medicis [1]), einen derer tapferſten und berühmteſten Generale, die Italien damals hatte, mit dem Kern von der Reiterei, den Fronsberg damit anzugreifen und aufzuhalten, dem er hernach mit der ganzen Armee folgen wollte. Als nun dieſer tapfere Held bei Burgofortis den Feind unerſchrocken angriff und mit großer Herzhaftigkeit in die Deutſchen hineindrung, wurde derſelbe mit dem erſten Kanonenſchuß getroffen, der ihm das Bein zerſchmetterte, an welcher Wunde er nach vier Tagen in Mantua ſtarb. Dieſer Fall, welcher die Italiener hätte antreiben ſollen, den Tod ihres Generalen zu rächen, machte ſelbige hingegen ganz beſtürzt und zaghaft, und als ſolchen der Herzog von Urbino erfuhr, machte derſelbe Halt mit ſeiner Armee und ließ den Feind marſchiren, wohin er wollte, ohne ihm weiter nachzuſetzen [2]). Hierauf ging Fronsberg 5 Meilen höher mit der Armee bei Oſtrilla über erwähnten Fluß Padus, und fand keinen Widerſtand mehr vor ſich. Als ſolches geſchehen, zog er mit guter Gelegenheit durch das Land und brachte den ganzen Monat December damit zu, bei welcher Gelegenheit derſelbe durchgehends überall auf Diſcretion lebte, es fande ſich auch niemand, der ihm zur Gegenwehr ſich ſetzte, und ſtunde ihm ſolchergeſtalt das ganze Land offen. Wir hatten bereits 6 Ströme paſſiret bis an die Placentiſchen Felder, funden überaus gute Quartiere bei der Trebiſchen Gegend, allwo wir Halt machten und den Herzog von Bourbon erwarteten, welcher auch zu Ende des Januarii 1527 mit ſeiner Armee ankam und ſich mit Fronsberg conjungirte. Alſo hatte der Herzog unter ſeinem Commando eine Armee von 80,000 Mann, mehrentheils alte verſuchte Soldaten, an Spaniern, Teutſchen und Italienern. Dieſe Truppen, weil ſie ihren Sold nicht erhalten, dachten, ſich ſelbſt bezahlt zu machen, wenn eine reiche Stadt erobert würde; dahero hofften wir, es würde alsdann an ein Plündern gehen, und alsdann alles gut werden; ſonderlich wäſſerte uns der Mund nach Rom. Dieſes war gewiß unſer, als ſogenannter Lutheraner, Hauptzweck und einzige Abſicht, von der Beute in Rom uns zu erholen; darum biſſen wir zuvor in einen ſauren Apfel, und ertrugen mit unbeſchreiblicher Geduld alle Verdrießlichkeiten, ſtunden auch mit unerſchrockenem Gemüthe alle Widerwärtigkeiten aus.

---

[1] Alfons I., aus dem Hauſe Eſte, geb. 21. Juli 1476, ſucc. 1505, † 1534.

---

[1]) Geb. 1498, der Vater des erſten Großherzogs Cosmus von Toscana (ſ. Bd. IX, S. 1).

[2]) Dieſes Verfahren gehörte mit zu den Verdachtsgründen, die man in Rom überhaupt gegen die Geſinnung des Herzogs hatte, und wegen deren man ihn ſpäter verfolgte, wobei er jedoch von Venedig, in deſſen Dienſten er ſtand, geſchützt ward.

„Man muß bekennen, daß dieſes, des Herzogs von Bourbon Unternehmen eine dermaßen große und faſt unerhörte Sache war, welche kaum ihres gleichen zuvor gehabt. Er zählte dreierlei Nationen unter ſeiner Armee, ſo insgeſammt Feinde der franzöſiſchen Nation waren, aus welcher ſich derſelbe doch herſchriebe. Die Armee wurde von ihm nicht bezahlet und meinte alſo, ſie hätte Fug und Macht, alle Augenblicke zu rebelliren, wie denn auch oft ein guter Anfang dazu war. Der Herzog ſelbſt hatte kein Geld; es fehlte an Zufuhre und Proviant;

es waren keine Kanonen und darzu benöthigte Ammunition vorhanden; zudem waren ihm die hohen Offiziers ganz unbekannte Leute, von denen er ſich nicht verſprechen konnte, ob ſich auf ſie zu verlaſſen wäre, oder nicht; darzu hatte er die feindliche Armee in dem Rücken, welche weit ſtärker als die ſeinige war. Dieſem allen ungeachtet paſſirte derſelbe alle ſolche unbekannte Länder mitten in dem härteſten Winter, ging über ſoviel Ströme, die wegen des geſchmolzenen Eiſes und Schnees hoch angelaufen waren. Er mußte noch das Appeniniſche Gebirge, ſo nach Hetrurien ſiehet, paſſiren, und da er über ſelbiges war, fand er wieder neue Verdrießlichkeiten vor ſich; alleine alle dieſe Unmöglichkeiten überwand er doch mit herzhaftem und unerſchrockenem Muth, mit ſolcher Vorſicht und Behutſamkeit, daß jedermann mit höchſtem Ruhm von ſeinen Unternehmungen und verrichteten Thaten melden muß, woferne er ſich nur in andern Angelegenheiten und nicht wider ſeine Nation hätte gebrauchen laſſen.

„Als er nun mit ſeiner Armee aufbrach, ging er am 30. Januar über den Fluß Trebis (Trebbia), ließ die Armee Mense Febr. in den Parmeſaniſchen und Rheginiſchen Territorien refraichiren, da indeſſen die alliirte Armee von ferne nachfolgte, jedoch nicht das geringſte Leid zufügte. Ferner ginge er über den Fluß Sevia (Seſia) und berathſchlagte ſich mit dem Herzog von Ferrara. Dieſer gab ihm den Rath, er ſollte ſeinen Anſchlag auf Rom verfolgen, und die Städte, ſo ihm aufhalten konnten, vorbei paſſiren. Von dannen zog er fort, und kam in das Bononiſche Gebiete, fertigte einen Trompeter an die Stadt Bononien ab und verlangte Proviant vor ſeine Truppen, ließ melden, daß er mit der Armee nach Neapolis ginge, um dieſes Königreich von des Papſtes und der Venetianer Gewaltthätigkeit zu befreien. Als er nun von der Stadt, wie er leicht hätte muthmaßen können, nichts erhielt, verwüſtete er dieſes ſchöne und herrliche Land, welches vor das allerfruchtbarſte und reichſte in ganz Italien gehalten wird. Er ließ der Armee ihren Willen, den ganzen Monat Martii allda nach eigenem Belieben zu hauſiren, und waren verſchiedene faſt ganz ausgelaſſen und unbändig, wollten ſogar revoltiren, indem ſie ihre Offiziers in Verdacht hatten, als ſteckten ſelbige ihren Sold bei ſich, weswegen denn auch ein Tumult nach dem andern entſtund. Der General Fronsberg that alles was er konnte, um uns Deutſche zu ſtillen, vertröſtete uns, es ſollte nicht das geringſte von unſerm Solde zurückbehalten, oder entzogen werden; wir möchten uns nur in etwas gedulden; aber dieſes wollte nichts helfen, ſondern es wurde das alte Lied geſungen, und wurde mit Ungeſtüm die Bezahlung gefordert, welches unſerm General Fronsberg dermaſſen zu Herzen ging, daß ihn der Schlag rührete, und ſich alſo todtkrank nach Ferrara bringen laſſen mußte. Dieſes Gerücht erſcholl bald in derer Feinde Lager, welche ſich darüber freueten, und ſich gänzlich einbildeten, daß dieſes große Confuſion geben und die Deutſchen unmöglich ſich würden von dem Bourbon commandiren laſſen, ſondern, da ſelbige nunmehro ohne Haupt, ein Jeder nach Hauſe kehren würde. Welches ihnen aber nicht zugetroffen, denn ob die Deutſchen zwar ihren General Fronsberg, auf den ſie ungemein viel gehalten, ungerne verloren, ſo hingen ſie doch nunmehro deſto feſter an Bourbon, und erwieſen ihm ſolchen Reſpect und Gehorſam, wie nur ein General von denen ſeinigen verlangen kann; man hörete von keinem Rebelliren mehr, und konnte der Herzog mit ihnen anfangen und machen, was er wollte[1]. Die Armee blieb noch eine Weile in dem Bononiſchen Gebiete ſtehen und ruhete recht aus, da man vielmehr meinen ſollen, es würde Bourbon, ſobald der Frühling angebrochen, ſeinen Fuß weiter ſetzen."

Berbisdorf erzählt nun, wie der Papſt, den beſonders das zweideutige Verhalten des Herzogs von Urbino beſorgt gemacht und die großen Geldkoſten des Krieges, deſſen Laſt und Gefahr immer mehr auf ihn allein fielen, gewurmt hätten, auf erneute Vergleichsvorſchläge des Kaiſers, mit Lannoy, dem Vicekönig von Neapel, über einen achtmonatlichen Waffenſtillſtand ſich verglichen hätte, wobei jeder Theil die von ihm beſetzten Plätze des andern räumen, der Papſt aber der Armee des Bourbon 60,000 Dukaten zahlen ſollte; wie darauf auch die päpſtlichen Truppen das neapolitaniſche Gebiet verlaſſen, Bourbon aber ſich für außer Stande erklärt hätte, das Seinige zur Ausführung des Vertrags zu thun. Bourbon, der in der ganzen Sache mehr auf eigene Hand, als in beſtimmtem Auftrag des Kaiſers verfuhr, gegen den er Mistrauen gefaßt hatte[2], und der ſichtbar irgend einen bedeutenden Schlag ausführen wollte, auf den er ſeine Zukunft begründen könne, konnte überdem ſchon des Heeres wegen nicht umkehren. Das Kriegsvolk, ſagt **Berbisdorf**, „hätte aus Verbitterung wegen derer neuen Tractaten dem Courier bald den Hals gebrochen. Bourbon hatte hierauf an den Papſt geſchrieben und große Ehrerbietigkeit gegen ihn bezeuget; ob es aus gutem Herzen geſchehen, oder ob er ſolches blos gethan, den Papſt deſto leichter zu hintergehen, mag an ſeinem Orte beruhen. Er ſtellte dem Papſte unter andern vor, wie ſehr er auch zum Frieden inclinirte, ſo befinde er ſich doch anjetzo in einem ſolchen Stande, dabei er weit größerer Summen, als der Papſt zugeſtanden hätte, benöthigt wäre; denn mit dieſem wenigen könnte er die Armee noch lange nicht bezahlen, welche doch, bevor ſie nicht völlig befriedigt worden, nimmermehr aus dem Lande gehen würde. Da mittlerweile der Herzog von Ferrara Proviant und Munition geſchickt hatte, ſo rückte Bourbon mit ſeinen Truppen über Flaminien nach Romaniolo, und als er daſelbſt ebenſo wie in dem Bononiſchen haußgehalten[1]), marſchirte er am 5. April bis an Forum Livii. Hier wußte noch niemand eigentlich, worauf des Bourbons Abſicht gerichtet war; indeſſen wendete ſich derſelbe und überfiel Mandula, welches ein Paß in das Bagninische Thal iſt; von dannen ging er durch das Thal Arni, erſtieg mit großer Unbequemlichkeit und Mühe das Appeniniſche Gebirge, und bei dieſem Marſche ging es erſchrecklich über die Oerter Galeata, Planetum S. Sophia, S. Petri de Balneis und St. Stephan. Als er durch dieſe engen Päſſe gekrochen, begab er ſich auf die Ebene bei Areta und kam den 22. April bis an die Höhe bei Sorculus." Hier kam Lannoy ihm entgegen und ſuchte ihn zur Einhaltung des Waffenſtillſtandes zu vermögen, wobei er ihm noch 100,000 Dukaten mehr verſprach, während, wie Berbisdorf wiſſen will, der Papſt ſelbſt das früher Zugeſtandene jetzt nicht mehr hätte zahlen wollen, da derſelbe, durch allerlei trügeriſche Hoffnungen beſtochen, ſich aufs neue feſt mit den Feinden des Kaiſers verbunden gehabt hätte. Namentlich hoffte der Papſt, Bourbon würde ſich auf Florenz, das ſoeben die Herrſchaft der Medicis (für kurze Zeit) gebrochen hatte, ablenken laſſen, welches Unternehmen Bourbon jedoch als weit ſchwieriger erkannte, als die Erſtürmung Roms, und deshalb bei ſeinem Entſchluſſe blieb, direct auf Rom loszugehen.

---

[1] Nicht unnatürlich: mit Fronsberg's zeitweiligem Verluſt kam ein Gefühl der Verlaſſenheit über ſie, und ſie wußten wohl, daß ſie ohne Führer nicht zu ihrem Ziel, der gehofften Beute, gelangen konnten.

[2] Er rechnete auf die Belehnung mit dem Herzogthum Mailand, wurde aber durch den alten ſchlauen Vicekanzler Hieronymus Morone, den er erſt zum Tode verurtheilt, dann für 20,000 Dukaten begnadigt und endlich zu ſeinem Rathgeber genommen hatte, an den Abſichten des Kaiſers irre gemacht.

---

[1]) Jetzt würde man ſagen: gehauſt.

Er wendete ſich zunächſt nach Siena, einer Stadt, die gut kaiſerlich geſinnt war und ihn mit Proviant und Pulver verſorgte. „Am 27. April marſchirte er abermals mit ſeinen Leuten, welche lauter Muth und Freude ſehen ließen, ungeachtet es oft hart genug hielt, denn es regnete faſt ohne Aufhören, und waren die Wege überall voll Waſſer. Es kam auch oft, daß die Reiterei das Fußvolk auf die Pferde nehmen mußte, und was nicht aufſitzen konnte, das hing ſich an die Mähnen und Schwänze der Pferde und ließ ſich alſo durch das Waſſer nachſchleppen. Auf ſolche Weiſe ging Bourbon, ehe der Papſt von ſeiner Ankunft Nachricht bekam, mit der Armee bis an Viterbium und ſtunde den 5. Mai um 4 Uhr Nachmittags vor denen Thoren der Stadt Rom. Die alliirte Armee zog ſich demſelben ſehr langſam nach, und war noch 10 Meilen von dem Peruſiner See.“ Man habe da recht ſehen können, meint der ehrliche Berbisdorf, wie, wenn Gott „ein Volk wegen ſeiner Gottloſigkeit aus heiligem und gerechtem Gerichte ſtrafen“ wolle, er hohe Häupter verblende und die Anſchläge der Rathgeber zunichte mache. Der Papſt, der ſonſt klug genug geweſen, habe aus Geiz und blinder Zuverſicht ſeine Truppen abgedankt, ſodaß er kaum 600 in der Stadt gehabt, auf die er ſich verlaſſen können, und ſelbſt die Ausbeſſerung der Feſtungswerke unterlaſſen 1). Auch habe er die Vertheidigung der Stadt dem Rentio Ceritano (Renzo da Ceri) übertragen, dem er doch früher niemals viel zugetraut. Selbſt als der Graf Guido von Rango, zwei Tage vor der Ankunft des Bourbon, 6000 Mann zur Verſtärkung geſchickt habe, ſeien dieſe von Ceri nicht eingelaſſen, ſondern nur 800 davon angenommen worden. Ceri habe in zwei Tagen Entſatz erwartet und ſich ſo lange halten zu können gemeint, weshalb er zwar die Werke der Vorſtadt, beſonders bei dem Hoſpital zum heil. Geiſt, etwas habe ausbeſſern laſſen, das ſo wichtige Abwerfen der Brücken aber unterlaſſen habe. Der Papſt, der ſich ſonſt bei der geringſten Gefahr in Sicherheit zu bringen geeilt habe, ſei diesmal durch Ceri vermocht worden, in der Stadt zu bleiben. Ja, man habe verboten, daß irgend jemand die Stadt verlaſſe, ſodaß niemand etwas habe flüchten können, „als wollte der Papſt Rom mit allen ſeinen Reichthum und Schätzen denen Feinden als eine Beute in die Hände liefern." Berbisdorf macht hier noch eine

---

1) Andere waren nicht minder verblendet. Als der Papſt in der Noth die Römer zuſammenrief und zu Gegenwehr und Selbhilfe ermahnte, gab der reichſte Römer, Dominicus Maſſimi, kaum 100 Dukaten her, mußte aber ſpäter, als er mit ſeiner Familie in die Hände der Deutſchen fiel, ein weit größeres Löſegeld zahlen. Zur Vertheidigung brachte man nur allerlei Geſindel zuſammen, vornehmlich Stallknechte und ſonſtige Dienſtleute der Prälaten, und „Handwerksburſche, welche hernach, als ſie die bloßen Degen ſahen und Pulver zu riechen bekamen, das Gewehr niederlegten und Reißaus gaben".

nicht glückliche Vergleichung. Gott habe die Römer wegen ihrer überhäuften Sünden ſchon in der Zeitlichkeit ſtrafen wollen, und ſich dazu der Deutſchen und Spanier bedient, wie einſt der Heiden, und „gleichwie er dereinſten die Teufel, die Gottloſen darmit zu martern und zu quälen, gebrauchen wird." Wie er aber immer erſt warne, ehe er zuſchlage, ſo habe er auch hier durch allerhand vorhergehende Zeichen gethan. „Des Papſtes Wappen ward kurz vor der Belagerung von dem Wetter heruntergeſchlagen, alles andere bliebe darbei unverſehret; die Tiber hatte ſich ſelbigen Winter über ungemein ergoſſen und das ganze Land überſchwemmet. Der Mond war zu unterſchiedlichen Malen über der Stadt ganz blutroth geſehen worden; es zeigten auch die vielfältigen Erdbeben nichts Gutes — die Hunde liefen des Nachts auf denen Gaſſen herum und machten ein gräßliches Geheule. Es war ein Menſch in Rom, faſt eben wie jener zu Jeruſalem, man wußte nicht, wo derſelbe her war, dieſer ging in der Stadt umher und ſprach von lauter Unglück und Noth, welches Rom treffen ſollte. Derſelbe war von ſchlechtem Anſehen, ungefähr von 40 Jahren, hatte rothe Haare, war mager von Geſicht, ging halb nackend in elender Kleidung, lief durch alle Straßen und rufte mit kläglicher Stimme: «Thut Buße! thut Buße und bekehret euch! Es kommt die Zeit, daß Rom wird zerſtöret werden, um derer Geiſtlichen Sünde willen;» denn über dieſe ſchrie derſelbe erſchrecklich. So rief er auch aus vollem Halſe: «Wehe, wehe dir Rom! wehe, wehe dir Papſt Clemens!» Alſo trieb er es unaufhörlich und wollte nicht ſchweigen, man mochte mit ihm machen, was man wollte. Man warf ihn in das Gefängniß, aber er ſchrie noch mehr als zuvor; die Stadt werde es bald innewerden, weil ſie die göttlichen Vermahnungen in den Wind ſchlüge, und ſich an dieſelbigen nicht kehrete. Man achtete aber ſeiner Weiſſagungen nicht, und (er) ward vor einen ſimplen Menſchen, der ſeiner Sinne beraubt wäre, gehalten."

Bourbon ſchickte einen Trompeter in die Stadt und begehrte einen Durchzug durch Rom nach Neapel. Da dies natürlich abgeſchlagen ward, ließ er alle ſeine Offiziere kommen, unter denen auch Verbisdorf als Kapitän-Lieutenant geweſen zu ſein ſcheint, „ſtellte ihnen den ganzen Handel vor und redete ſie mit einem heroiſchen Geſichte an". Verbisdorf gibt die Rede, die ſich darum bewegt, daß man in der Klemme ſei und nichts übrig bleibe, als die Stadt „in der Furie" wegzunehmen, und daß das auch, bei der Verweichlichung der Römer und der in der Stadt herrſchenden Beſtürzung, ſehr leicht ſei. Die ganze Harangue war zuletzt unnöthig, da die Leute ſchon ohnedies Luſt genug zur Sache hatten. Der Herzog ließ nun den Reſt des Proviants austheilen und die Leute die Nacht ruhen, während der Sturm mit Tagesanbruch beginnen ſollte. In der Stadt ſei es inzwiſchen, ſagt Verbisdorf, toll zugegangen. Der Herzog habe den Offizieren einen Brief vorgelegt, den ihm der Cardinal Pompejus Colonna im Namen der kaiſerlichen Partei in Rom geſchrieben. In die Häuſer der Kaiſerlichgeſinnten hätten viele Römer ihre Koſtbarkeiten geflüchtet. Andere hätten die Soldaten von den Poſten weggenommen, um ihre Häuſer durch ſie bewachen zu laſſen.

Kaum graute der Morgen, als Bourbon um die Stadt ritt, deren Gelegenheit zu erkunden. Die Armee ſtellte ſich in Ordnung und ward von Bourbon gemuſtert, der niemals, ſagt Verbisdorf, größer geweſen, als an dieſem letzten Tage ſeines Lebens. „Er war ein

Herr von 45 Jahren[1] und alſo in der beſten Blüte ſeines Alters, anſehnlicher Statur, ſchöner Geſtalt, ſehr munter und friſch aus denen Augen; ſein Angeſicht war etwas länglich und ſehr angenehm, ſeine Naſe ein wenig eingebogen, die Augen waren feurig und zeigten ein unerſchrocken Gemüthe an. Dabei war er weiß von Haut und gar liebreich; ob ihn ſchon die Sonne in dieſem Kriegszug ein wenig gefärbt und ihm ein martialiſches Anſehen gegeben hatte, ſo ſahe er doch deswegen ſehr wohl aus. Er ritte dieſen Tag ein ziemlich großes Pferde, hatte eine bunte Feder auf dem Hute, damit man ihn deſto beſſer kennen und zugleich ein Exempel der Tapferkeit an ihm nehmen könne[2]." Er führte die Soldaten unter einem Nebel an die Stadtmauern, worauf man ſich, aus Mangel an ſchwerem Geſchütz, auf die Sturmleitern verlaſſen mußte. Der Angriff ſollte an drei Orten zugleich geſchehen. „Die erſte Attaque hatten die Spanier an der kleinen Thurmpforte, bis in die Gegend der Höhe an dem Vatican, der h. Geiſtes-Kirche gegenüber. Den andern Poſten etwas weiter hinunter hatten die Deutſchen unten an dem Berge in Süden. An dem dritten Poſten ſtunden die Italiener nach S. Pancratii Thor zu etwas weiter hinab. Hierbei war noch eine blinde Attaque. Die zum Sturm commandirt waren, wurden von denen Muſquetirs ſecundiret, welche ohnaufhörlich auf die Belagerten losfeuerten. Um 6 Uhr des Morgens ging der General-Sturm an. Es war eben ein ſtarker Nebel, daß man kaum zwei Schritte vor ſich wegſehen konnte.“ Verbisdorf berichtet nun weiter, daß die Beſatzung auf der Engelsburg mit den Stücken tapfer auf die Belagerer geſchoſſen und, ebenſo wie die alten Knechte (Soldaten), welche Renzo unter das neue Volk vertheilt gehabt, mit ihrem langen Gewehr, ſiedendem Waſſer, allerhand brennendem Zeug, großen Balken und ungeheuern Steinen, die ſie herabgeworfen, großen Schaden gethan hätte. Zweimal war der Sturm bereits abgeſchlagen und die Belagerer fingen an, zurückzuweichen. „Jedoch recolligirten ſie ſich, kamen mit größerer Force als vorher und ſetzten auf das neue an, es koſte auch was es wolle, entweder zu ſterben oder zu ſiegen. Der Herzog recognoscirte alle Poſten und war zugegen, wo der härteſte Angriff geſchah, ertheilte überall Ordre, ſprach denen Leuten ein Herz ein, friſchte ſie auf und ermahnte ſolche, daß ſie thun ſollten, was rechtſchaffenen Leuten zukäme; es war bei ihm eine recht edelmüthige Ungeduld, ſogar, daß er dabei vergaß, ein General zu ſein. Er ſtieg von dem Pferde, that, was einem gemeinen Soldaten zuzukommen pfleget, jedoch thaten die andern Offiziers ebendergleichen, ſtiegen von denen Pferden ab und liefen mit ihm nach der Mauer zu, da es am härteſten herging. Indem ſiehet der Herzog einige zurückweichen; dieſe triebe derſelbe von neuem an, nahm aus deſſen Händen die Sturmleiter, ſetzte ſie an die Mauer bei dem kleinen

---

[1] Das iſt freilich falſch. Karl von Bourbon war 17. Febr. 1489 geboren, folglich bei ſeinem Tode erſt 38 Jahre alt. Er ſtammte von Robert von Clermont (geb. 1256, † 1317), dem Bruder König Philipp's III., und vereinigte, durch ſeine Vermählung mit Suſanne von Bourbon (geb. 10. Mai 1491, † 28. April 1521), der Erbtochter eines andern Zweiges dieſer Linie, die reichen Beſitzungen derſelben. Daß ihm der König Franz I., aufgeſtachelt durch ſeine Mutter, deren Liebe Karl verſchmäht hatte, das Erbe ſeiner Frau entzog, vermochte ihn, zu den Feinden Frankreichs, für das er tapfer und ſiegreich gefochten hatte, überzutreten. Aber auch bei Karl V. fand er mehr Mistrauen, als kräftige Förderung, und mochte es nun auf eigene Hand verſuchen wollen.

[2] Nach Andern hätte er ein weißes Gewand über ſeine Rüſtung geworfen.

Thurm[1]), ſtieg ſelbſt hinan, mit der linken Hand hielte er ſich, mit der rechten hingegen commandirte er die Soldaten mit dem Degen, rief, was er konnte: «Heran, ihr Kameraden! folget mir!» Als er dieſes geſagt, ward er von einem Schuſſe[2]) an dem rechten Beine tödtlich verwundet und fiel in den Graben hinab. Die Offiziers, ſo umb ihn waren, dachten, er wäre todt und warfen etwas Erde auf ihn[3]), um deſſen Tod vor denen Soldaten zu verbergen. Allein dieſer große Fall vergrößerte vielmehr ihren Muth, als daß ſie ſolchen hätten deswegen fallen laſſen ſollen. Denn da ſie ihren Feldherrn ſo heldenmuthig hatten fechten geſehen, und da er allen mit ſo ungemeiner Tapferkeit vorangegangen, ſo gab ſein Fall, der ſie zwar ſchmerzte, ihnen zugleich einen ganz verzweifelten Muth, daß ſie deſto beherzter und gleichſam als Unſinnige anſetzten, gingen auch drauf los, ihren Feldherrn zu rächen, liefen mit der größten Furie die Mauer hinan, ſtießen und drängten einander fort, als wollten ſie ihr Leben, wie ihr General gethan, auch aufopfern. Diejenigen aber, ſo Bourbon nicht hatten fallen geſehen, meinten, er wäre ſchon über die Mauer hinüber und dachten, deſto größere Urſache zu haben, ihren fürtrefflichen Helden zu ſecundiren, der ihnen ein ſo merkwürdiges Exempel gegeben. Sie fochten wie die Löwen und ſtiegen mit unverzagtem Muthe die Mauern hinan. Der Sturm ging eifrig fort; viele durchbohrten die Mauern und arbeiteten mit beiden Händen. Nach zwei Stunden erſtiegen ſie Wall und Mauer und machten ſich zu Meiſtern der Stadt. Die Spanier waren die erſten, ſo hinauf gekommen; ſolche hatten ſich durch ein Loch in der Mauer, wo eine Kanone ſtand, den Weg gemacht; dieſes hatten ſie immer mehr erweitert, daß ſie durchkriechen konnten, ſprungen mit dem Degen in der Fauſt von der Mauer hinunter in die Stadt und gingen alſo auf des Renzo Leute los."

---

[1]) Er war alſo bei den Spaniern.

[2]) Bekanntlich wollte Benvenuto Cellini dieſen Schuß gethan haben.

[3]) Nach Andern befahl er ſelbſt, ihn mit einem Mantel zu bedecken.

Renzo hatte tapfer gefochten; als er aber die erſten Spanier in der Stadt ſah, „die er damals gar leicht hätte niedermachen können", ließ er allen Muth fallen und rief das: Sauve qui peut. Er floh in die Engelsburg. Die Kaiſerlichen drangen jetzt von allen Seiten ein und machten in der erſten Hitze alles nieder. Der Papſt hatte ſich mit den meiſten Cardinälen in die Engelsburg retirirt. Sein Palaſt ward geplündert. Bourbon wurde noch lebend im Triumph in die Stadt getragen, ſtarb aber ſeinen Leuten unter den Händen. Für die Römer, die ſich anfangs über ſeinen Tod freuten, war dieſer ein Unglück. Denn dem Bourbon wäre es vielleicht gelungen, Ordnung zu erhalten und alles auf den Weg der Unterhandlung überzuleiten. Sein Nachfolger im Commando, Philibert von Oranien[1]), vermochte das nicht. Um 5 Uhr gegen Abend liefen alle Kriegsleute, ohne Befehl, in die Stadt, machten nieder, was ihnen vorkam, und gaben nirgends Quartier, bis endlich die Habſucht den Sieg über die tolle Wuth davontrug und man Gefangene machte, die ſich ſpäter loskaufen mußten. „Es iſt weder mit Worten auszuſprechen, noch mit einer Feder zu beſchreiben“, ſagt Berbisdorf, „wie verſchiedene, ſonderlich die Spanier, auf das grauſamſte und abſcheulichſte hier und da gehandelt haben; es ward keines Menſchen verſchont, ausgenommen die Häßlichkeit und die Armuth blieben unverſehret, das andere mußte alles denen Ueberwindern herhalten.“ Ueberall wurde geplündert und verwüſtet. „Da war keine Scheu, weder vor Gott noch der Welt, auch kein Reſpect gegen die Generalität, ſondern ſie wütheten als hölliſche Furien, zernichteten alles, als ob ſie raſend und unſinnig wären, ſie fragten nach keinem Menſchen, ſahen weder Stand noch Würde, weder Geſchlecht, Jung noch Alt an; ſie machten auch keinen Unterſchied unter denen Nationen; auch der geiſtliche und wehrloſe Stand mußte herhalten; Feinde und Freunde wurden von ihnen gleichgeachtet; ſelbſt die geheiligten Oerter wurden auf das greulichſte profaniret. Zu denen Kirchen bei den Altären hatten ſich ehrliche Matronen und Nonnen retiriret, in Hoffnung, an ſo heiliger Stelle ihr Leben und Ehre zu erhalten, aber umſonſt und vergebens, denn die Soldaten, beſonders die Spanier, hatten bei ſich beſchloſſen, keine Schandthat unverſucht zu laſſen.“ Die Deutſchen, „als ſogenannte Lutheraner ließen ihre Verbitterung gegen die römiſche Kirche und den Papſt vor andern blicken; ſie durchwühlten die Gräber derer verſtorbenen Päpſte; die vor heilig gehaltenen Körper wurden aus der Erde herausgeriſſen und umhergeworfen, die Häupter S. Petri, Pauli, Andreä ꝛc. mit Füßen getreten, die Chorröcke und Kirchengefäße weggenommen, der päpſtliche Schmuck einem Troßbuben angehängt.“ Weiter ſchildert er, wie ſie ein Schimpfſpiel aufgeführt, das Cardinalscollegium vorgeſtellt, den Troßbuben in päpſtlichem Schmuck an der Engelsburg umhergetragen und in Cardinalskleidern begleitet, ihn dann vom Stuhle herabgeſtoßen und eine Figur, welche Luther vorgeſtellt, mit großen Ceremonien darauf geſetzt und in der heiligen Kapelle des Vaticans Luther zum Papſt ausgerufen hätten. Die Cardinäle, die es mit dem Kaiſer gehalten, hätten ſie gleichwol ſo gemishandelt, daß einer daran geſtorben ſei. Dann hätten ſie aus der heiligen Kapelle einen Pferdeſtall gemacht und den Pferden lauter Bullen und Ablaßbriefe untergeſtreut. Hiermit fertig, richtete ſich ihre Wuth gegen die Gefangenen, wobei jedoch die Spanier und Italiener die Deutſchen an Grauſamkeit übertrafen. Um Geld zu erpreſſen, hing man die Gefangenen bei den Beinen auf, brannte ſie mit glühenden Eiſen, peitſchte ſie, ſchnitt ihnen Naſen und Ohren auf, zwang einige, ihre eigenen Ohren aufzueſſen. Viele Gefangene, welche die Marter nicht mehr aushalten konnten, nahmen ſich ſelbſt das Leben. Der Raub ſei auf 20 Millionen geſchätzt worden. Wie die Deutſchen erfahren hätten, daß die Spanier mehr Beute bekommen als ſie, hätten ſie die Quartiere der Spanier geſtürmt und ihnen alles abgenommen.

---

[1]) Der letzte aus dem alten Hauſe, der 1530 ſtarb und durch deſſen Schweſter Claudia das Fürſtenthum an die Naſſau kam.

Der Kaiſer ließ inzwiſchen in allen Kirchen Betſtunden für Befreiung des Papſtes halten. Mehrere Monate blieben aber die Soldaten in Rom, bis zunächſt die Spanier und Italiener durch eine ausbrechende Peſt bewogen wurden, ſich in die Umgegend zu zerſtreuen, die Deutſchen aber mit großen Geldſummen zum Abzuge vermocht werden konnten, worauf ſie auf ihrem Rückzug überall plünderten, wo man ſich nicht mit ihnen verglich. Der Papſt, dem der Kaiſer die Freiheit nur gegen die ſchwerſten Zugeſtändniſſe verwilligen wollte, zu denen er ſich auch im weſentlichen verſtand, entſchlüpfte endlich am 8. Dec. glücklich nach Orviedo. Die Leiche des

Bourbon ward von den nach Neapel abziehenden Soldaten mitgenommen und zu Gaeta prächtig beſtattet.

Wolfgang Berbisdorf ſoll von Kaiſer Karl V. zum Ritter geſchlagen worden ſein und iſt 1547 geſtorben. Mit Katharine v. d. Oelsnitz aus Schönfeld († 29. Nov. 1549) erzeugte er zwei Töchter und vier Söhne, von welchen letzteren namentlich Georg Wilhelm auch ein berühmter Krieger ward. Derſelbe war am 20. April 1538 geboren, hatte ſchon im 16. Jahre Kriegsdienſte genommen, und zuerſt, als gemeiner Soldat, 1553 mit bei Sievershauſen, dann 1555—59 in Italien gefochten. 1562 war er nach Frankreich gegangen und bei Kaspar von Schönberg Rottmeiſter geworden. 1565 finden wir ihn als Fähndrich in Ungarn, wo er 1566 Lieutenant wird und in dieſer Eigenſchaft 1567 mit vor Gotha zieht. 1568 kämpft er, unter Graf Albrecht von Barby, als Rittmeiſter in den Niederlanden. 1569 zog er mit Pfalzgraf Wolfgang von Neuburg, den Hugenotten zu Hilfe, nach Frankreich und wurde von den Condés zum Oberſtlieutenant über fünf Fahnen Reiter beſtellt. 1575 ging er mit Pfalzgraf Johann Caſimir wieder nach Frankreich, wo er abermals ſeine frühere Charge erhielt. Als deſſelben Pfalzgrafen Oberſtlieutenant finden wir ihn 1578 in den Niederlanden, wo er aber am 10. Febr. vor Einhofen, nachdem er einen Grafen und 24 Edelleute, die unter ſeiner Fahne geritten, verloren hatte, gefangen ward, jedoch durch Vermittelung des Herzogs Franz von Sachſen-Lauenburg und des Oberſten Otto von Platen, gegen ein Löſegeld von 500 Kronen, wieder in Freiheit kam. 1582 begleitete er den Herzog von Alençon als Oberſtlieutenant in die Niederlande, 1583 den Pfalzgrafen Johann Caſimir, als Oberſt über 500 Pferde, vor Köln. 1586 ward er von dem König von Navarra zum Oberſten über vier Reiterfahnen ernannt, in demſelben Feldzuge aber von dem Herzog von Guiſe gefangen genommen, jedoch durch Kaspar von Schönberg und den Herzog von Maine wieder befreit. Aber ſchon 1587, als er, nach wiedererlangter Freiheit, wieder ins Feld zog, ward er auf dem Marſche nochmals gefangen und zehn Wochen in Haft gehalten, bis er, wieder durch Kaspar's von Schönberg Vermittelung, nochmals frei kam, wobei er jedoch 1200 Kronen und allen reiſigen Zeug als Ranzion geben mußte und nur ein einziges Rappier zurückbehielt, das er mit ins Grab genommen hat. 1591 ging er wieder mit Fürſt Chriſtian von Anhalt nach Frankreich und rückte zum Oberſten und zum Marechal de Camp auf. 1594 finden wir ihn als kurſächſiſchen Kriegsrath und er wird von dem Reichstag nach Raab, ſowie 1596 von dem Adminiſtrator der Kur Sachſen nachmals ins Feldlager nach Ungarn geſchickt. So iſt es die Zeit und das damalige Kriegsweſen bezeichnend, daß ihm als etwas ganz Beſonderes und Ehrenwerthes nachgerühmt ward, wie er, in 19 Feldzügen, „zwei Kaiſern, zwei Königen in Frankreich 1), fünf Kurfürſten, acht Fürſten des Reichs, ohne die Grafen zu berühren, treuliche Dienſte geleiſtet." Er muß ſich auf dieſen Feldzügen immerhin etwas erworben haben, denn er kaufte das Rittergut Schweikershain, wo er am 20. Juni 1596 ſtarb und wo er beerdigt liegt. Bei ſeiner Beſtattung fand ein ſolcher Zulauf des Volkes ſtatt, daß die Leichenpredigt auf dem Kirchhofe gehalten werden mußte. Er war zweimal vermählt: 1) 1577 mit

---

1) Vor Eintritt der Kirchenbewegung wird man die Fälle ſelten finden, wo Deutſche den Franzoſen, wol gar wider Deutſche gedient. Später aber überwog das confeſſionelle Intereſſe das patriotiſche.

Katharina von Bünau aus Teuchern, die ihm nur einen Sohn, Alexander, gebar, der 1599 in Ungarn fiel; 2) mit Salome von Güntherode aus Rauenſtein, die er einſt ſelbſt aus der Taufe gehoben hatte, und mit der er zwei Töchter und zwei Söhne erzeugte, mit deren Kindern jedoch ſein Mannsſtamm erloſchen zu ſein ſcheint.

Nach Frankreich zog auch ein Vetter mit ihm, Hans Eitel von Berbisdorf (geb. 28. Oct. 1551). Es war dies ein Enkel jenes Kaspar, des jüngſten Bruders unſers alten Wolfgang Berbisdorf. Der älteſte Sohn dieſes Kaspar, Sebaſtian, ward 1547 in kurſächſiſchen Kriegsdienſten vor Wurzen erſchoſſen und in der Paulinerkirche zu Leipzig begraben. Sein jüngſter Sohn, Kaspar auf Seyda und Wegefahrt, ward 1569 von derer von Berbisdorf zu Forchheim Dienern, die ihn nach Hauſe begleiten ſollten, mit einem Knebelſpieße erſchlagen. Er hatte in erſter Ehe [1]) drei Töchter und fünf Söhne erzeugt, von welchen letzteren viere beſondere Linien gründeten [2]). Der älteſte Sohn, jener Hans Eitel, war erſt drei Jahre bei dem Oberhauptmann von Schönberg, zog dann mit Kaspar von Schönberg nach Polen, ſpäter mit Balthaſar Friedrich von Oſſa in die Niederlande, weiter mit Graf Karl von Mansfeld und dann nochmals mit ſeinem Vetter Georg Wilhelm nach Frankreich, worauf er 14 Jahre bei dem Oberlandkämmerer von Haſſenſtein in Dienſten war. Nicht in ſeinen früheren Kriegsdienſten, ſondern in ſeiner ſpäteren friedlichen Stellung, während deren er ſich in den Kriegsſtürmen oft im Walde verbergen müſſen, bekam er von feindlichen Soldaten eine gefährliche Wunde, die niemals ganz geheilt ward. Er ſtarb, zweimal vermählt, aber kinderlos, 15. Jan. 1639. Auch ſein Bruder Kaspar (geb. 1555, † 17. Mai 1613) war in jüngeren Jahren mit einem Rheingrafen nach Frankreich gezogen, wo er acht Feldzüge mitmachte, ging aber 1578 mit Georg Wilhelm nach Deutſchland zurück. (Er hat die Kirchen zu Rübenau und Kühnheide gebaut. Einer ſeiner vier Söhne, Hans Heinrich, ſtarb 1624 in Kriegsdienſten in Friesland. Ein anderer, Sebaſtian, ward 1635 vor Limburg erſchoſſen. Kaspar, der auch in mancherlei Kriegsdienſten geſtanden, pflanzte den Stamm fort, während Ernſt, der drei Feldzüge in Frankreich mitgemacht, unvermählt ſtarb.)

---

[1]) Mit Katharina von Berbisdorf aus Nieder-Lauterſtein. Als ſeine zweite Frau wird Euphemie Gräfin von Goltſchen bezeichnet.

[2]) 1) Kaspar auf Lippersdorf, Niederſeida, Kühnheide hinterließ eine zahlreiche Nachkommenſchaft. 2) Sigmund, der auch eine Zeit lang bei Georg Wilhelm in Frankreich war, ſaß auf Mittelſeida und Weſenigk, wechſelte mancherlei Kriegs- und Hofdienſte, ward aber zuletzt kurſächſiſcher Hofmarſchall und Kammer- und Bergrath, als welcher er 10. Dec. 1616 †. Sein Mannsſtamm ſcheint mit ſeinen Enkeln erloſchen zu ſein. 3) Anton gründete eine Linie auf Zürchau, Rendeck, Maltitz, Lömichen. 4) Albrecht († 9. Mai 1626) beſaß Rückerswalde. Ein Sohn deſſelben, Hans Ernſt, geb. 1598, den er mit Roſine von Döbſchütz, der letzten ihres Geſchlechts, erzeugt hatte, ward 1627 bei einem Duell in Schleſien hinterrücks erſtochen. Ein anderer Sohn, Kaspar Sittich, geb. 1592, † 1619 als kurpfälziſcher Cornet. In demſelben Jahre ſtarb ſein Bruder Albrecht, geb. 1595, als Rittmeiſter zu Presburg. Von einem vierten, Chriſtoph, wird berichtet, daß er in Pappenheim's Dienſten ver-

Auch Anton's auf Zürchau Söhne zogen viel in der Welt umher und hatten ihre Schickſale. Der älteſte, Samuel, ſtand in eines böhmiſchen Grafen Dienſten, gerieth aber 1544 auf der Reiſe unter das Eis und ertrank. Rudolf kämpfte in Frankreich und den Nieder-

---

ſchoſſen ſei, was einem fünften, Sigmund, in den Niederlanden begegnete. Der jüngſte Sohn Albrecht's, Sebaſtian, geb. 1610, verzog nach Schleſien. Abraham dagegen (geb. 30. Jan. 1600, † 30. April 1669), der auch in böhmiſchen, kurſächſiſchen, kurbairiſchen, däniſchen Dienſten geſtanden, hinterließ Nachkommenſchaft.

landen, wie es ſcheint, an ſeines Vetters Georg Wilhelm Seite, und ſtarb 1578, bald nach der Niederlage vor Einhofen, wo ſein Vetter gefangen ward. Georg Günther hatte um dieſelbe Zeit noch in Frankreich gekämpft, ward aber ſpäter ſchönburgiſcher Hofmeiſter in Zürchau und hinterließ Kinder; doch iſt ſein Mannsſtamm mit ſeinem Enkel Friedrich, der als Bräutigam ſtarb, erloſchen. Georg und Wolf Abraham fielen beide vor Avignon, wohin ſie mit Georg Wilhelm gezogen. Heinrich Samuel hatte in franzöſiſchen und niederländiſchen Kriegen gefochten, übernahm aber dann, auf Geheiß des Vaters, einen Theil der Güter, trat in ſchönburgiſche Dienſte und pflanzte den Stamm fort.

Noch wird von einem ſpätern Nachkommen Kaspar's von Berbisdorf auf Nieder-Lauterſtein, von Georg Rudolf, berichtet, daß er im Treffen bei Wimpfen von einem ſeiner Soldaten hinterrücks erſchoſſen worden ſei. Ein anderer Sprößling derſelben Linie, Friedrich (geb. 5. Febr. 1608, † 29. Jan. 1684) hatte vor Mantua und vor Magdeburg, bei Lützen und bei Wittſtock gefochten, und ward in letzterer Schlacht gefangen, ſtarb aber zuletzt noch als ſachſen-naumburgiſcher Geheimrath und Amtshauptmann und Domdechant zu Naumburg. — Wir haben dieſe Einzelheiten angeführt, weil ſie uns, in der Geſchichte eines einzelnen Adelsgeſchlechtes, denn doch gar manche Züge zu dem Gemälde vergangener Zeiten zu bieten ſcheinen.

II. Sächſiſche Staatsgefangene.

Im zweiten Bande dieſer „Geheimen Geſchichten“ (S. 255 fg.) iſt, nach Anleitung einer tabellariſchen Ueberſicht über Ankunft, Haftzeit, Verpflegung der auf dem Königſtein detinirt geweſenen Gefangenen, eine Aufzählung derſelben gegeben und, wo es uns möglich war, mit weitern Mittheilungen über ihre Lebensverhältniſſe und Schickſale verbunden worden. Neuerdings iſt uns, aus wohlwollender Hand, eine anderweite Zuſammenſtellung zugekommen, welche auch andere ſächſiſche Staatsgefängniſſe berückſichtigt, und ſo wollen wir noch einmal auf ſächſiſche Staatsgefangene zurückkommen, und namentlich ſolche beſprechen, die nicht auf dem Königſtein verwahrt wurden.

„Im Mittelalter“, heißt es unter anderm in jener Niederſchrift, „hatte faſt jedes Schloß ſein Gefängniß, wo ſchmachten mußte, wer in den Augen des Beſitzers ſtrafbar, oder von ihm gehaßt war und durch ihn befehdet und gefangen wurde. Wie jetzt der Baumeiſter fürſtlicher oder adeliger Schlöſſer bei dem Entwerfen des Riſſes Ball- und Speiſeſäle, Toilettenzimmer, Eiskeller u. dergl. nicht vergeſſen darf, ſo mußte er damals auf Gefängniſſe und — gemeiniglich auch auf Folterkammern bedacht ſein. Denn ohne dieſe hielt ſich, wie bekannt, die Juſtiz der Vorzeit für ohnmächtig. Je grauenvoller, feſter und verborgener der Architekt dergleichen Höhlen des Jammers anlegen konnte, deſto verdienſtlicher erſchien er in den Augen des Burgherrn. Die Gefängniſſe lagen theils in engen, runden Thürmen, mit zwei bis drei Ellen dicken Mauern, ohne Fenſter und Treppen für die Kerker — denn der Unglückliche wurde an Seilen herabgelaſſen oder hinaufgezogen —, theils in tiefen, unterirdiſchen Gewölben. Letztere arbeitete man oft in den bloßen Felſen, aus welchem gewöhnlich Waſſer vorſickerte, ſodaß der Gefangene, wenn er nicht von ganz feſter Conſtitution war, gewiß in einigen Monaten ſchon ſkorbutiſche Anfälle bekam.

„Die Landesfürſten ſelbſt hielten vornehme Verbrecher“, oder Gefangene, „entweder in ihren Reſidenzen feſt, oder ſchickten ſie auf die erſte beſte Burg, am liebſten auf ein Felſenſchloß, wo es an Raum und Sicherheit nicht fehlte. Erſt ſeit dem 16. Jahrhundert bemerkt man beſtimmtere Staatsgefängniſſe in Sachſen, wozu beſonders die Schlöſſer zu Hohnſtein, Stolpen, Senftenberg, Rochlitz, die Pleißenburg zu Leipzig, der Sonnenſtein bei Pirna und der Königſtein benutzt wurden, welcher letztere dann in der Mitte des 18. Jahrhunderts ausſchließend der Verwahrungsort für Staatsgefangene und einzelne ſonſtige vornehme Verbrecher wurde.

„Dem harten Sinne des Mittelalters zufolge ſperrte man Angeklagte nicht blos ein, um ſie feſtzuhalten, ſondern auch um ſie zu quälen, und zwar dies von dem erſten Augenblicke an, wo ein Verdacht ſich gegen ſie erhoben. Ja, ſie mußten wol Jahre lang ſchmachten, ehe nur an eine Unterſuchung gedacht ward. In den Augen der Richter galt das abſcheulichſte Gefängniß für das zweckmäßigſte. In die erſte Claſſe dieſer zweckmäßigen

Gefängniſſe aber gehörten ohne Zweifel die im Schloſſe Hohnſtein, von welchem ein Sprichwort ging:

Wer da kommt nach dem Hohenſtein,
Der kommt ſelten wieder heim.

„Als der bekannte Dr. Peucer auf der Pleißenburg in Leipzig ſaß, drohte ihm der dortige Bürgermeiſter Rauſcher, der ſich gleichmäßig durch Demagogen- und durch Schmarotzerkünſte, durch ein Schmeicheln der Vorurtheile der Maſſen wie des Hofes, in ſeine Stellung geſchwindelt hatte, und ſich, wie in ſolchen Fällen gewöhnlich, in derſelben hoffärtig, hart und ſelbſtſüchtig verhielt: man werde ihn, wenn er ſeinen Sinn nicht ändere, nach Hohnſtein bringen und ihn da in einem unterirdiſchen Gefängniſſe und finſterm Loche durch Geſtank, Unflath und giftiges Gewürm elendiglich umkommen laſſen.“

Dieſes auf einer Felſenſpitze des meißner Hochlandes erbaute, auf drei Seiten von ſteilen Abhängen, ringsum von waldigen Bergen und tiefen Gründen umgebene, überaus romantiſch gelegene und für ſeine Zeit ſehr feſte Schloß mag ſeine Entſtehung den böhmiſchen Birken von der Duba verdankt haben, welche einſt in dem größten Theile der heutigen ſogenannten ſächſiſchen Schweiz hauſten. Später kam es in die Hände der Schönburg, von denen erſt Herzog Moritz 1543 Hohnſtein, Lohmen und Wehlen, gegen Penig und Wechſelburg, eintauſchte[1].

---

[1] Wir wüßten daher nicht, wie es gekommen ſein ſollte, daß Hieronymus Emſer, wie unſere Quelle ſagt, auf dem Hohnſtein in Haft geſeſſen und von da aus dem meißner Dompropſte Ernſt von Schleinitz ſeine Ueberſetzung des Erasmiſchen Handbuchs eines chriſtlichen Soldaten dedicirt haben könnte. Hieronymus Emſer, geboren zu Ulm 1477, lebte ſeit 1504 in Sachſen, erſt als Secretär des Herzogs Georg, dann als Lehrer der Theologie in Leipzig, gehörte zu den heftigſten Gegnern Luther's, gegen den er in mehrfachen

Zwei Brände, in den Jahren 1604 und 1632, haben von dem alten Schloſſe nur noch viele Mauern der weitläufigen Burggebäude, die Trümmer eines alten Thurmes, die Gewehrkammer, die Marterkammer und einige Gefängniſſe übrig gelaſſen. Dieſe Reſte, mit ſpätern Bauwerken verbunden, dienten nachmals zum Sitz eines königlichen Juſtizamtes, ſollen aber nunmehr wieder beſtimmt werden, neben dem fortbeſtehenden Gerichtsamte, eine Correctionsanſtalt aufzunehmen, in welcher dann freilich die Gefangenen, auf geſetzlichem Grunde, nach den Forderungen der Menſchlichkeit und Menſchenwürde, ganz anders behandelt und für weit edlere Zwecke detinirt werden, als die Opfer der Verworrenheit früherer Zeiten.

Der erſte uns mit einiger Sicherheit bekannte Staatsgefangene, der in dem Hohnſtein gelitten, iſt Valentin Merbitz geweſen, der von 1562—1587 daſelbſt zubrachte, weil er ſich für einen Silbermacher ausgegeben und nichts leiſten können. Ein Leidensgefährte von ihm iſt eine Zeit lang der Pfarrer Anton Oertel zu Claußnitz geweſen. Derſelbe ſoll von einigen Bauern ſeines Kirchſpiels, die ihm gehäſſig geweſen, fälſchlich angegeben worden ſein, als hätte er „etwas wider den Landesfürſten (Kurfürſt Auguſt) geredet". Er wurde am 16. März 1567 nach Dresden geführt, muß hier doch ſeine Unſchuld nicht darzuthun vermocht haben, und iſt „in den tiefen Thurm" auf dem Hohnſtein geſetzt worden, wo er, wie es ſcheint, für immer bleiben ſollte und auch geblieben wäre, wenn nicht eine gnädige Fügung ihm nach dritthalb Jahren durch eine der vielen Schwanger-

---

Schriften ſcharf zu Felde zog, überſetzte, auf Georg's Wunſch, das neue Teſtament, ſchrieb das Leben des h. Benno, ſtarb aber ſchon 1527, während ſein Beſchützer Georg noch bis 1539 lebte.

ſchaften der Kurfürſtin Anna geholfen hätte. Es wird nämlich erzählt, daß dieſe Fürſtin in ſchweren, lange andauernden Kindesnöthen gelegen[1]) und in ihrer Angſt alle Gefangenen hätte anlangen laſſen, für ſie zu beten. Da ihr nun Gott gnädig geholfen, ſeien die Gefangenen und darunter auch Oertel, am 16. Nov. 1569, der Haft entledigt worden. Wenn es freilich wahr iſt, daß er über der ſchlechten Koſt und Behandlung im Gefängniſſe zuletzt von Sinnen gekommen wäre, ſo würde er ſeine Befreiung vielleicht auch nicht genoſſen haben. — 1585 bekamen die Grafen Albrecht Georg und Wolf Ernſt zu Stolberg, jedoch nur auf kurze Zeit, Quartier auf dem Hohnſtein. Die Urſache wiſſen wir nicht. In einer ſtolbergiſchen Chronik wird von ihnen geſagt: ſie hätten um der Gerechtigkeit willen einſtmals ein ſchweres Schickſal gehabt, und uns ſcheint dieſe zweifelhafte Aeußerung mehr auf ein Märtyrerthum, als auf eine Schuld derſelben zu deuten zu ſein. — Vom 9. Sept. 1590 an ſaß, wir wiſſen nicht wie lange, ein Hans Georg Dehne auf dem Hohnſtein, weil er ſich „beſchwerliche und verdrießliche Reden gegen die Hofräthe“ zu Schulden kommen laſſen. Ungefähr um dieſelbe Zeit ſchickte der Kanzler Dr. Crell einen ſechzigjährigen Pfarrer Johann Linſener auf den Hohnſtein und ließ ihn dort, „propter suspicionem libelli famosi“ foltern. Wahrſcheinlich handelte es ſich um eine Schrift gegen die Kryptocalviniſten, deren Haupt und Beſchützer Crell war, und deren Gegner er verfolgte, wie er und ſeine Anhänger bald noch heftiger von der wieder obenaufgekommenen Gegenpartei verfolgt werden ſollten. Der unglückliche Linſener geſtand auch unter der Folter nichts, die ihn zum Predigtamt unfähig machte. Als mit dem Adminiſtrator von Kurſachſen, dem Herzog Friedrich Wilhelm, die ſtreng-lutheriſche Partei wieder ans Ruder gekommen war, ward er, auf Befehl dieſes Fürſten, neu gekleidet und mit einer Penſion verſorgt. Seine Haft wird nicht lange gedauert haben, da der Regierungs- und Syſtemwechſel ſchon im September 1591 eintrat. Mit ſeinem Eintritt wurde auch der Hohnſtein ein Haft- und Leidensort einiger Kryptocalviniſten, von denen M. Bartholomäus Leutinger, ein geborener Märker, denſelben von 1591—1609, der ehemalige wittenbergiſche Profeſſor Johann Major aber, der vorher ſchon zweimal in Rochlitz geſeſſen, von 1593—1595 bewohnte. Er war früher Profeſſor der Dichtkunſt in Wittenberg geweſen, aber wegen ſeiner der ſächſiſchen Orthodoxie als zu frei erſcheinenden Religionsanſichten und ſeines Hanges zur Satyre, in den damaligen Zuſtänden und bei dem Charakter und Weſen der Gegner einer ſehr unglücklichen Mitgift, dann auch wegen ſchlimmerer Beſchuldigungen, die aber unbeweisbar geweſen ſein müſſen, weil ihnen keine weitere Folge gegeben wurde, wiederholt in Haft und Unterſuchung gekommen. Diesmal hatte er freilich zu einem argen Exceſſe Anlaß gegeben, wenn auch der Exceß ſelbſt nicht durch ſeine Partei, ſondern durch lutheriſchen Pöbel verübt ward. Die Maſſe des Volks in Sachſen war, im grellen Gegenſatze zu der theils indifferenten, theils vorherrſchend rationaliſtiſchen Richtung der Jetztzeit, den ſogenannten Kryptocalviniſten, zu denen die ultralutheriſchen Fanatiker freilich auch die Anhänger der mildern Richtungen des edeln Melanchthon und ſeiner Jünger rechneten, allerdings abhold. Dies nicht ſowol wegen dogmatiſcher Scrupel und ſonſtiger theologiſcher Subtilitäten, um die ſich die Maſſe des Volks auch damals nicht kümmerte, als wegen der allerdings albernen Vorurtheile der Calviniſten gegen mancherlei lutheriſche Kirchengebräuche, die dem Volke lieb waren, weil es ſich an ſie gewöhnt hatte. Die calviniſtiſchen oder dahin gerechneten Meinungen waren mehr in den gebildeten, namentlich den ſtudirten Ständen, wenn auch nur ſporadiſch, verbreitet, wie das jetzt umgekehrt mit der Orthodoxie der Fall iſt. (Der Grundadel jedoch war vorwiegend orthodox, aus Haß gegen den Kanzler Crell, als einen bürgerlichen Emporkömmling und Vorläufer des Beamtenſtaates.) Leipzig, das nachmals ſo mehrfach in Indifferentismus und flachſten Rationalismus verfallen ſollte, war damals in der Mehrzahl ſeiner Bevölkerung dem Calvinismus um ſo feindlicher, je mehr Calviniſten gerade in dieſe Stadt durch den Handel gezogen worden waren, Calviniſten, die es heimlich waren, weil ſie es öffentlich damals in Sachſen noch nicht ſein durften. Zu den letztern gehörte ſeit 1580 ein wohlhabender Kaufmann Adolf Weinhauſen, den der Superintendent Selneccer (Bd. VII, 401) ſchon einmal vor ſein Glaubenstribunal geladen und damit dem Volkshaſſe denuncirt hatte. Weinhauſen muß jedoch wenigſtens kein excluſiver Parteimann geweſen ſein; denn er vereinigte an der gaſtlichen Tafel, an der ſich am 14. Mai 1593 eine Anzahl Doctoren und Studenten in ſeinem Hauſe zuſammenfanden, neben dem genannten Major auch den Dr. Samuel Huber, von dem ſich zwar ſpäter ergab, daß er der Strenge der lutheriſchen Orthodoxie auch nicht genügte, der aber damals noch im beſten Rufe bei dieſer ſtand und jedenfalls ein erbitterter Gegner der ſchweizeriſchen Calviniſten war, die ihn aus Heimat und Amt vertrieben hatten [1]. Er hatte Major in einer ſeiner Schriften heftig angegriffen, beide mochten ſich nicht freundlich anſehen, und als der Wein den Herren in die Köpfe geſtiegen war, brachte Major den literariſchen Streit an der Gaſttafel zur Sprache. Der Wortwechſel, in den ſich Sinnesverwandte von beiden Seiten gemiſcht haben mögen, gedieh ſo weit, daß ein Anhänger Major's, der Student Johann Müller, Hubern ein Meſſer in den Leib zu ſtoßen gedroht haben ſoll. Der Magiſtrat, bei welchem ſich Huber beſchwerte, mochte ſich wenigſtens nicht amtlich in die Sache miſchen. In der Stadt aber, wo der Vorgang ſich raſch verbreitete und wol noch, wie gewöhnlich, mit mancherlei Uebertreibungen und Entſtellungen verſehen worden ſein mag, erzeugte er eine mächtige Aufregung, welche ſeltſamerweiſe nicht gegen Major oder Müller, bei denen freilich nicht viel zu holen war und deren ſich auch vielleicht die Studenten angenommen hätten, ſondern gegen Weinhauſen und die Calviniſten überhaupt richtete. Es ergingen öffentliche Aufforderungen: daß jeder, der ein lutheriſches Herz habe, ſich auf dem Markte einfinden und das Haus des Calviniſten Weinhauſen ſtürmen helfen ſolle. Kein lutheriſcher Bürger werde ſich dawider brauchen laſſen. Indeß mögen die Veranſtaltungen des vorgefaßten Tumults doch ſoviel Zeit erfordert haben, daß der Abend des 19. Mai herankam, ehe der Pöbel die Unternehmung mit Exceſſen vor Weinhauſen's Hauſe eröffnete, denen die Schaarwächter nicht ſteuern konnten oder durften. Daß aus Weinhauſen's Wohnung auf die Execenten geſchoſſen worden ſei, iſt vielleicht nur zur Beſchönigung des ſpäteren Unfugs erfunden worden, wie man ja Aehnliches noch in unſerer Zeit erlebt hat. Da der Pöbel ſah, vielleicht von Haus aus wußte, daß man ihn ungeſtört ſchalten laſſe, ſo ging er am nächſten Tage weiter, wo, ohne Rückſicht darauf, daß es ein Sonntag war, das bezeichnete Haus erſtürmt, geplündert, oder, nach dem Ausdrucke von 1830, bei Weinhauſen „demolirt“ wurde. Ob man ſich auch damals, wie 1830, gerühmt hat, daß nicht geſtohlen worden ſei, wiſſen wir nicht. Es ſoll bei dieſer Gelegenheit u. a. auch ein Gemälde von Albrecht Dürer vernichtet worden ſein. Die Handelsbücher wurden gleichfalls zerſtört, ein Beginnen, das den Ausübern oder Anſtiftern dieſer feigen Rache, wenn ſich nicht vielleicht Schuldner oder Concurrenten Weinhauſen's darunter befanden, natürlich gar nichts nützen, ihm aber unberechenbaren Schaden bringen konnte. Einmal im Zuge, fiel man auch über die in der Nähe befindlichen Waarenlager anderer fremder Kaufleute her. Die Perſonen der Eigenthümer, wenn ſie in die Hände des entfeſſelten Pöbels fielen, waren natürlich im höchſten Grade gefährdet, und ſie mußten daher auf die Flucht bedacht ſein. Ein Johann Heydecker kam ſo ins Gedränge, daß er ſich über die Dächer zu retten ſuchte, wobei er herabſtürzte und das Rückgrat brach. Selbſt dieſen Unglücklichen wollte man kaum ins Spital laſſen, weil er ein Calviniſt war! Weinhauſen ſoll ſich unter dem weiten Kleide einer Frau gerettet haben, worauf er ſich noch einige Zeit in der Nähe aufhielt, ſpäter aber ſich nach Zerbſt gewendet hat. Auch ſeine Frau und Kinder wollte niemand aufnehmen. Die Behörde ſah dem Tumulte lange Zeit ruhig zu, ſei es daß es ihr an Muth oder Mitteln fehlte, ihn zu bewältigen, oder daß ſie des Unfugs im Stillen ſich freute, wie ſich denn ſpäter ein Tumultuant, der ſeinen Antheil an der Sache mit dem Leben büßen mußte, damit entſchuldigt haben ſoll, daß der Bürgermeiſter Sieber ihrem Treiben lachend zugeſchaut habe. Als jedoch die Plünderer, die über den Wein ihrer Opfer gerathen waren, den ſie aus Hüten und Schuhen tranken, noch mehrere Häuſer zu ſtürmen drohten, auch das in Maſſen hereinſtrömende Landvolk Miene machte, an der Plünderung theilzunehmen, mochte die Sache dem Rathe doch bedenklich werden. Er ließ die Bürger zuſammenkommen, und forderte ſie auf, gegen die Tumultuanten einzuſchreiten. Die Bürger aber, ohne deren Willen der Tumult wol ſchwerlich zu Stande gekommen wäre, machten ſchon damals die Erfüllung ihrer Bürgerpflicht, die Wahrung ihres wichtigſten Intereſſes, die Aufrechthaltung von Ruhe, Ordnung und Recht, von Bedingungen abhängig. Die Calviniſten müßten vor Sonnenuntergang die Stadt räumen, verlangten ſie, reichten ein Verzeichniß derſelben ein und ſchlugen auch den von dem Magiſtrate begehrten Aufſchub von ſechs, von mindeſtens drei Tagen ab. Selneccer und der Diaconus Heß hätten auch bei Sonnenſchein fortgehen müſſen, hieß es, und ſo ſollten die Calviniſten auch nicht gnädiger gehalten werden. So zieht immer eine Verfolgung die andere nach ſich. Der Rath mußte nachgeben, und noch ſelben Tages mußten fünf Rathsherren, fünf Doctoren der Rechte, unter den erſteren auch Reiner Bachoff, ein Arzt, fünf Magiſter und zwölf Bürger die Stadt verlaſſen. Als die Bürger ihren Willen hatten, ward der Tumult mit derſelben Leichtigkeit geſtillt, mit der man ihn gleich anfangs hätte verhindern können. Alles alſo wie 1830 und 1848—49. Ebenſo ſuchte man damals, wie neuerdings, nachdem es zu ſpät war, die Uebelthaten ſelbſt zu verhindern, und nachdem der Zweck der Anſtifter erreicht war, ſein Gewiſſen damit zu beſchwichtigen, daß man recht ſcharf gegen die elenden Werkzeuge der geübten Bosheit einſchritt. Schon am 21. Mai traf der Herzog-Adminiſtrator perſönlich in Leipzig ein, erließ ein ſcharfes Mandat, verſtärkte die Beſatzung, wenn auch nur um 50 Mann, was in jener Zeit völlig genügte, und übertrug bei ſeiner Abreiſe den zurückgelaſſenen Commiſſarien (Statthaltern) Hans Georg von Oſterhauſen[1]) und Hermann von Bieſenrodt[2]) die Durchführung der geſetzlichen Ahndungen. Bereits am 1. Juni 1593 wurden drei unglückliche Handwerksgeſellen und ein Teichgräber, welche mit dem Plündern den Anfang gemacht haben ſollten, auf offenem Markte — enthauptet, gegen dreißig andere theils geſtäupt, theils des Landes verwieſen. Dem Volke galten die Enthaupteten aber als Märtyrer, während ſie freilich nur Opfer der Dummheit, mit der ſie für Andere die Kaſtanien aus dem Feuer geholt, und vielleicht ihrer eigenen ſchlechten Begierden geweſen waren. Ihre Leichen wurden in feierlicher Proceſſion beerdigt und die dadurch geſchürte Erbitterung, wenn ſie auch nicht mehr einen offenen Kampf mit der geſetzlichen Ordnung zu beginnen wagte, machte ſich doch in geheimeren Verbrechen Luſt, wie denn noch am 27. Juli das Haus und Vorwerk des im Verdacht des Calvinismus ſtehenden Dr. Roth in Brand geſteckt wurden, wobei die Zuſchauer kein Löſchen zuließen. Dieſe Grundſtücke trugen ſeitdem den Namen des Brandvorwerks. Die Regierung fand für nöthig, den fremden, die Leipziger Meſſen beſuchenden Kaufleuten freies Geleit, Schutz und Schirm ausdrücklich zuzuſagen. Sie mochte wol mit Grund beſorgen, daß bei ferneren Störungen der Ordnung Leipzigs Meßhandel leicht zu Grunde gehen könne. So wurden denn auch die Geiſtlichen aufgefordert, von den Kanzeln zu Ruhe und Einigkeit zu mahnen und ihre Polemik gegen die Calviniſten etwas zu mäßigen. Indeß theils ward dies von den eifernden Theologen nicht befolgt, theils verfielen die, welche es befolgten, oder ſonſt in dieſem Sinne wirkten, ſelbſt in den Verdacht des Calvinismus, wie dies u. a. einem der entſchiedenſten Häupter der jetzt ſiegreichen orthodoxen Partei, dem Hofprediger Mirus (Bd. VII, 404), noch kurz vor ſeinem Tode begegnete. — Den Anſtiftern und Anſchürern des ganzen Unheils ſcheint man auch damals nicht auf die Spur zu kommen vermocht oder geſucht zu haben, hat ſich auch um ein Gutmachen des angerichteten Schadens, um eine Entſchädigung der Verfolgten und Geplünderten nicht gekümmert. Einzelne der Vertriebenen durften nach einiger Zeit ganz ſtill wieder zurückkehren. Major ward, weil er zu dem Tumulte Anlaß gegeben, was doch eigentlich nur darin beſtand, daß er bei einem Gaſtmahl einen literariſchen Streit angefangen, auf den Hohnſtein gebracht und zwei Jahre daſelbſt in Haft gehalten, wobei noch die Neben- oder vielleicht die Hauptabſicht waltete, aus ſeinen Ausſagen Anſchuldigungsgründe gegen Crell zu ziehen, in welcher Beziehung man ſich wenigſtens vielfache Mühe gab. Major iſt am 25. Nov. 1600 zu Zerbſt geſtorben.

---

[1]) Sie wurde in der That am 23. Oct. 1569 von dem Prinzen Auguſt entbunden, der übrigens ſchon am 12. Febr. 1570 wieder verſchied.

---

[1] Er war 1547 zu Bern geboren und lutheriſcher Prediger in Burgdorf geweſen, wegen ſeines Kampfes gegen die Reformirten entlaſſen und verfolgt worden, wurde 1592 Profeſſor in Wittenberg, bald aber auch von da vertrieben, weil er alle Menſchen, auch die Ungläubigen, für zur Seligkeit erwählt erklärte, hatte dann in Jena, Helmſtädt, Goslar gelebt, und iſt 1621 zu Oſterwyk geſtorben.

---

[1]) Wird der Rittmeiſter und Hauptmann der thüringiſchen Aemter, Johann Georg von Oſterhauſen auf Kreipitſch, Gleina, Gatterſtädt geweſen ſein. Sein Sohn gleiches Namens, auf Reinhardsgrimma, Lockwitz, Rickern, war kurſächſiſcher Oberhofmarſchall, Kammer- und Bergrath und † 1. Nov. 1627.

[2]) Auf Wengelsdorf und Skortleben, zuerſt Rittmeiſter und Amtshauptmann, ſpäter altenburgiſcher Rath und Hofmarſchall, ein beſonderer Vertrauter des Herzogs-Adminiſtrators.

Aus einem weſentlich anderen Grunde kam im Mai 1601 ein junges adeliges Ehepaar auf den Hohnſtein: Abraham v. Güntherode und ſeine Ehefrau Barbara. Sie waren vor der Hochzeit zu vertraut geworden, und der ſittliche Rigorismus jener in ſo vielen andern Beziehungen, im Trunke, im Eigennutz, in der Herzenshärte, ſo böſen Zeit ließ ſie die Voreiligkeit mit der Haft auf dem Hohnſtein und — ewiger Landesverweiſung büßen. Wahrſcheinlich iſt dies der Grund geweſen, warum ſich dieſer Zweig jener zahlreichen, durch den Freiberger Bergbau reich gewordenen Familie in das weſtliche Deutſchland wendete, und Abraham[1]) mag der Vater jenes Hektor Wilhelm v. Güntherode geweſen ſein, welcher 1640 Reichsſchultheiß zu Frankfurt am Main wurde.

Nur kurze Zeit, für ihn vielleicht viel zu kurze, brachte Peter Glitze aus Großenhain 1615 auf dem Hohnſtein zu, den er nur verließ, um am 21. April 1615 zu Dresden enthauptet zu werden. Er war von 1612—15 Schulverwalter zu Meißen geweſen, und ſcheint ſich da allerdings vieles zu Schulden kommen gelaſſen zu haben, das ſeine Amtsenthebung gefordert und eine ſcharfe Strafe gerechtfertigt hätte, wenn es auch freilich jetzt unbegreiflich bleibt, wie man darauf eine Hinrichtung gründen konnte. Die Schüler klagten in einer gegen ihn eingereichten Beſchwerdeſchrift über ſchlechte, unverdauliche und unzureichende Koſt, über grobes und ſchwarzes Brot, ſchlechtes Bier, Mangel an Tuch und Schuhen. Die Lehrer, welche zum Glück für die Schüler auch ihre Beſchwerden hatten, klagten, daß Glitze ihnen Koſent ſtatt Bier gebe, dem Rector ſeine Beſoldung nicht zur rechten Zeit auszahle, ſich verſtecke, wenn der adelige Schulinſpector da ſei, die Cenſurſtunden ein einziges Mal beſucht, und dann geäußert habe: der Teufel ſolle ihn holen, wenn er wieder dahin komme; er wolle ſich nicht ſchurigeln laſſen. Dem Rector ſollte er mit Abſetzung gedroht haben, die er durch ſeine Gönner bei Hofe ſchon durchſetzen werde. Gegen die Lehrer ſollte er fortwährende Schimpfreden ausgeſtoßen, die Handwerker nicht bezahlt, unnöthige Bauten vorgenommen haben u. ſ. w. Dieſe Beſchuldigungen zeigen freilich, wenn man ſie als im weſentlichen begründet betrachten darf, auch unter einiger Abrechnung für die gewöhnlich in ſolchen Dingen vorkommenden Uebertreibungen, daß Glitze kein guter Schulverwalter war. Eine Hinrichtung wegen bloßer „übler Adminiſtration“ iſt aber doch ein ſtarkes Ding und dürfte ſelbſt in jener Zeit, die nicht ſehr bedenklich war, ihrer vermeintlichen Juſtiz Menſchenleben zu opfern, ſelten geweſen ſein, wo nicht beſondere Urſachen zur Feindſchaft gegen den Angeklagten hinzukamen. In der That ſagen andere Nachrichten: Glitze, der jedenfalls ein polternder Grobian geweſen ſein mag, habe ſich bei ſeiner Verantwortung mit harten Ausdrücken vergangen und „etwas wider ſein Leben geredet.“ Auch iſt behauptet worden, ſeine hoffärtige Frau habe auf dem dresdener Jahrmarkte eine gewiſſe hohe Perſon bei Ankauf einer Haube überboten und dadurch das Schickſal ihres Mannes verſchlimmert; was denn die Sache noch etwas erklären, freilich aber nicht mildern würde.

---

[1]) Sein Großvater oder Urgroßvater Tilemann v. Güntherode war 1476 Rathsherr, 1493 Bürgermeiſter zu Leipzig, zog aber 1496 nach Freiberg, wo ſich ſein Bruder Hans († 1501) ſchon ſeit 1476 niedergelaſſen hatte, herzoglicher Rentmeiſter geworden war und Rauenſtein erworben hatte, welches erſt ſeine Urenkel wieder verkauften.

Am 12. Febr. 1631 kam der prager Juriſt Dr. Joachim **Kratz** (auch Craz) auf den Hohnſtein, deſſen bereits Bd. II, 251 gedacht worden, da er am 27. Oct. 1632 auf den Königſtein verſetzt ward, wo er bis zum 15. März 1650 ausharren mußte. Er hatte ſich, als politiſcher Kundſchafter, in den am 10. Febr. 1630 zu Leipzig eröffneten Convent der proteſtantiſchen Stände eingeſchlichen, war aber als Unberufener erkannt worden. Für ſeine neunzehnjährige Haft ſuchte ihn der Kaiſer durch Nobilitirung und Ernennung zum Appellationsrath in Prag zu entſchädigen.

Der immer noch unſchädlichſte Gebrauch, der von den Baſtillen der Vorzeit gemacht wurde, war ihre Verwendung zum Detentionsorte pflichtvergeſſener und ausſchweifender Frauen, ungerathener Söhne und geiſtesſchwacher Sprößlinge angeſehener Familien. Um das Jahr 1670 finden wir einen Junker Hans v. **Einſiedel** auf dem Hohnſtein, der nichts verbrochen hatte, aber zu jener Zeit blöden Verſtandes, oder von allerlei Phantasmen und fixen Ideen gepeinigt war. Er ſtammte aus jenem weitverzweigten, reichen und angeſehenen Geſchlechte, das, von dem Dorfe Einſiedel benannt, den Gnandſtein, den es ſchon zu Ende des 14. Jahrh. beſaß, noch heute innehat, Scharfenſtein ſeit 1501, Syra, Hopfgarten, Groß-Zöſſen ſeit dem 16., Wolkenburg, Seidenberg, Gersdorf, Ehrenberg ſeit dem 17. Jahrh. zu ſeinen Beſitzungen zählt und auch ſonſt noch viele Güter erwarb und meiſt behauptete, auch in dem älteren der von Scharfenſtein ausgegangenen Zweige, dem wolkenburger, die Grafenwürde erlangt hat. Hans von Einſiedel gehörte der von ſeinem Großvater Abraham begründeten Linie zu Syra, Hopfgarten, Lobſchütz, Groß-Zöſſen [1]) an. Abraham (geb. 1535, † 16. April 1598) hatte aus erſter Ehe, mit Agnes von Könneritz [2]), neben vier Töchtern, fünf Söhne erzeugt, davon doch einer todtgeboren war, ein zweiter als Kind ſtarb, ein dritter, wie ſo viele junge deutſche Edelleute, ſein Ende auf der Cavalierstour zu Paris fand. Wolf Konrad wuchs zwar zu reifern Jahren auf, beſaß Groß-Zöſſen, und war zweimal verheirathet [3]). Doch ſeine Kinder aus erſter Ehe ſtarben früh, und nicht drei Wochen nach ſeiner am 19. Nov. 1610 erfolgten zweiten Vermählung ward er (8. Dec. 1610) bei der Vogelſtange in Altenburg im Duell erſtochen. Sein Bruder Hans Haubold auf Syra und Hopfgarten (geb. 1570, † 8. Jan. 1618) ward, mit Margaretha v. Starſchedel aus Borna, die ihm neun Töchter und zwei Söhne gebar und zuletzt (7. Mai 1614) doch noch im Kindbette ſtarb, der Stammvater der Linien, die auf den Gütern Syra, Hopfgarten, Großzöſſen, Lobſchütz, Ottenhain, Uebichau, Elbisbach, Hayn, Keſſelshayn, Auligk, Eula, Kleinhermsdorf geſeſſen haben und theilweiſe noch ſitzen. Lobſchütz und Groß-Zöſſen fiel ihnen jedoch erſt nach dem Tode unſers Hans zu. Denn Abraham hatte in ſeiner zweiten Ehe, mit Barbara von Schleinitz aus Rieſa, einer Tochter Wolf Dietrich's, neben einer Tochter, auch einen Sohn Namens Hans (geb.

---

[1]) Syra und Hopfgarten waren ererbt. Lobſchütz und Groß-Zöſſen kaufte Abraham von ſeinem Schwager Könneritz.

[2]) Tochter Erasmus' v. Könneritz auf Lobſchütz und Emerentien v. d. Gabelenz auf Wendiſchleuba.

[3]) Mit Urſula v. Schönberg aus Gelenau und mit Anna Löſer aus Salis, deren Mutter auch eine Einſiedel war. Sie heirathete, ſo früh zur Witwe geworden, Friedrich von Wöllnitz auf Vollmershain.

17. Mai 1586, † 8. Jan. 1636) erzeugt, der jene Güter, ſowie Neukirchen, beſaß und in zweiter Ehe[1] ſechs Söhne und vier Töchter erhielt, davon jedoch nur eine Tochter und zwei Söhne zu reiferen Jahren aufwuchſen und auch dieſe Söhne unvermählt geſtorben ſind. Der ältere derſelben[2] war unſer Hans, geb. 1623. Von ihm nun wird eben erzählt, er ſei blöden Verſtandes halber einige Zeit auf den Hohnſtein gebracht worden. Am 20. April 1670, wo er ſich alſo daſelbſt befand, habe er den Amtmann Hanitzſch zu ſich fordern laſſen, weil er ihm etwas ganz Beſonderes zu ſagen habe. Wie der Amtmann ſich einfand, fragte der Junker ihn: ob er nichts Neues wiſſe, und als der Amtmann dies verneinte, hieß er ihn, auf den Tiſch ſehen und das darauf Geſchriebene leſen. Es zeigte ſich, daß Einſiedel folgende Verſe mit Kreide auf den Tiſch geſchrieben hatte:

„Curt Löſer tauert mich, was aber kann ich machen?
GOtt habe ſeine Seel! doch muß ich drüber lachen:
Er ſaß auf meinem Tache
Und gärrte wie ein Trache.
Es hat mich ſo betöhrt,
Curt hat nun ausgezehrt.“

Wie der Amtmann dieſelben geleſen, ſagte der Junker zu ihm: er möge ſogleich einen Boten abſchicken und den Angehörigen Einſiedel's ſagen laſſen, was ihm begegnet und ob Kurt Löſer nicht todt ſei. Es ergab ſich in der That, daß Löſer zu derſelben Stunde, wol auf einem ſeiner theils bei Borna, theils im Kurkreiſe gelegenen Güter [1]), verſtorben war, wo ſich dies auf dem Hohnſtein zugetragen. Das Merkwürdigſte wäre, wenn es wahr iſt, daß es ſich von Stund an mit dem Geiſteszuſtande Einſiedel's gebeſſert habe. Gewiß iſt, daß er nach jener Zeit ſeiner Haft entlaſſen worden iſt, die Verwaltung der Güter Lobſchütz und Groß-Zöſſen wieder ſelbſt übernommen und noch 25 Jahre darauf gelebt hat. Er iſt 1695 im 72. oder 73. Lebensjahre geſtorben, war aber, wol aus Anlaß ſeiner frühern Leiden und der bis in ſein 47. oder 48. Lebensjahr dauernden Detention, unverehelicht geblieben, ſodaß ſeine Güter an die Vettern, die Nachkommen des Hans Haubold, fielen.

---

[1] Er hatte ſich 1) 28. Juni 1613 mit Katharina v. Schönberg aus Gelenau, die 21. Sept. 1616 †, 2) 18. Jan. 1619 mit Anna, einer Tochter Otto's von Dieskau auf Knauthain und der Eliſabeth Pflugk aus Frauenhain, vermählt, die 13. Febr. 1656 †.

[2] Der jüngere, Haubold, war am 5. Juli 1627 geboren und † 26. Oct. 1653, unvermählt.

Der Kurt Löſer, der ihm ſo im Geiſte gelegen, war ein Sprößling jenes alten, nun erloſchenen Geſchlechtes, das ſchon unter den askaniſchen Kurfürſten von Sachſen mit dem Erbmarſchallamte bekleidet war, das von dem Dorfe Rehfeld an der Lochauer Haide ausgegangen zu ſein ſcheint und ſich in alten Zeiten theilweiſe auch danach benannt hat [2]), bis der Name Löſer, nachdem jenes Gut zeitig aus ihrem Beſitze gekommen, den andern völlig verdrängte. Die ſonſt gewöhnliche Angabe, daß der Name Löſer von einer Befreiung des Land- und Markgrafen Friedrich's des Gebiſſenen aus der Gefangenſchaft, in die ihn 1312 eine Fehde mit Brandenburg gebracht hatte, durch Magnus von Rehfeld, der dafür den Namen Löſer und das Erbmarſchallamt erhalten, herrühre, iſt ohne geſchichtlichen Grund. Schon jene ganze Befreiung durch eine angebliche kühne und glückliche Kriegsthat der Vaſallen, bei welcher Magnus der Anführer geweſen, gehört viel ſpäteren Fabulanten an, während die gleichzeitigen Urkunden vielmehr lediglich auf eine unter ſehr harten Bedingungen bewirkte vertragsweiſe Löſung Friedrich's hinweiſen [1]. Außerdem kommt der Name Löſer ſchon 21 Jahre vor der Zeit, in die jener Vorgang gefallen ſein müßte, nämlich ſchon 1291 vor. Die Familie war namentlich im Kurkreiſe ſehr reich begütert, welchen Beſitz ſie jedoch nicht vollſtändig bis ans Ende bewahrt hat, und beſaß auch eine Zeit lang ſchöne Güter in der bornaiſchen Gegend. Unſer Kurt war ein Urenkel jenes Hans Löſer auf Pretzſch, an den ſich eine romantiſche Geſchichte knüpft, in die auch Luther verwickelt iſt, und über die wir wol gern noch Näheres wiſſen möchten. Dieſer Hans nämlich war ein ritterlicher Mann, der mancherlei Kriegsthaten vollbracht hatte, ſcheint ſich aber zeitig den Ideen zugeneigt zu haben, die zu der lutheriſchen Bewegung führten. Zwar war er mit Herzog Heinrich dem Frommen, der freilich dann ſelbſt ein Hauptbeförderer jener Bewegung wurde, mit am heiligen Grabe zu Jeruſalem geweſen (1498) und hatte ihn dann auch auf der Wallfahrt nach Compoſtella begleitet. Als aber Herzog Heinrich an letzteren Heiligenſchrein 200 Goldgülden verehrte, ſoll Löſer lächelnd geſagt haben: auf der ganzen Reiſe ſei kein Geld übler angewendet worden; denn damit würde nicht der ſtumme magere Götze, ſondern der ſchreienden Pfaffen fette und faule Wanſte gemäſtet und wenig Gotteslohn verdient. (Möglich freilich, daß hier ein ſpäteres, in der Sprache der Lutheraner ausgedrücktes Sentiment zurückdatirt iſt.) Nach der Rückkehr von dieſen Wallfahrten ging er erſt zu Herzog Albrecht von Mecklenburg, dann an den Hof Kaiſer Maximilian's I., als deſſen Kriegsoberſter er ſich namentlich 1508 gegen die Venetianer und die Franzoſen rühmlich ausgezeichnet gehabt haben ſoll, weshalb auch Kaiſer Maximilian an Kurfürſt Friedrich den Weiſen geſchrieben: daß Löſer ein recht adeliges und altdeutſches Gemüth habe, von der Fauſt hurtig, von Rath liſtig und behende ſei, auch ſeinem Feinde allezeit unerſchrocken begegne. So ſoll er auch 1514 in Friesland, wo übrigens zwei Brüder[1] von ihm, Sigmund und Wilhelm, gefallen ſind, nicht blos tapfer gekämpft, ſondern auch etwas ungleich Beſſeres und Höheres, als Tapferkeit, dargelegt haben, indem er, als Damm erſtürmt und den wüthenden Kriegern preisgegeben worden, wobei denn ein großes Blutvergießen und ſonſtige die Menſchheit ſchändende Greuel verübt worden, keine Hand mehr anlegen wollen, dem Fürſten ſtarke Vorſtellungen gemacht, ein Einhalten des Unheils erwirkt und mit ſeinen Reitern ſofort die Stadt geräumt habe. Noch hat er an Dämpfung der Bauernunruhen mannhaften Antheil genommen. Doch was uns eigentlich veranlaßte, ihn hier zu erwähnen, war ein unglücklicher Liebeshandel, in den er verwickelt geweſen. Es wird in dieſer Beziehung erzählt: Hans Löſer habe ſich in ſeiner Jugend mit einem Hoffräulein — damals noch Hofjungfer genannt — ungemein ſchöner Geſtalt, vornehmen Geſchlechts und trefflicher ſonſtiger Eigenſchaften verlobt gehabt. Da er nun aber lange Jahre auf Kriegszügen abweſend geweſen und für todt geſagt worden, ſei das Fräulein von Seiten des Hofes einem andern Edelmann verſprochen und die Hochzeit vor der Thür geweſen, als Löſer zur Hofſtatt zurückgekehrt wäre. Sobald er hier das Vorſeiende erfahren, ſei er, eben im Ausziehen begriffen, wie er geweſen, des einen Stiefels ſchon bar und den andern noch tragend, an den Hof geeilt und habe die Hofmeiſterin, die ihm befreundet geweſen, vermocht, daß ſie ihn durch eine ſchmale Oeffnung mit der Braut reden laſſen. Da er nun von dieſer erfahren, es ſei alles wider ihren Willen geſchehen und ſie möchte ihm gern ihre Zuſage halten und des aufgedrungenen Bräutigams entledigt ſein, ſo habe er ſich zu der fürſtlichen Herrſchaft begeben und dieſe inſtändig gebeten, ihm den Vorzug zu geben, ſich auch erboten, um die Braut im Zweikampf zu ſtreiten, ſodaß ſie dem Sieger zufallen ſolle. Die Herrſchaft habe das aber nicht zugeben wollen, ihn vielmehr vermocht, ſeinen Einſpruch aufzugeben, worauf er ſich ſofort wieder vom Hofe entfernt habe, die ſomit ihrem Schickſal überlaſſene Braut aber, deren Liebe doch noch heißer geweſen zu ſein ſcheint, als die ſeine, vor Herzeleid von Sinnen gekommen und geſtorben wäre. Ihn habe das alles zu dem Entſchluſſe gebracht, der Ehe für immer zu entſagen. Doch auch von dieſem Entſchluß habe ihn Luther's Zureden abgebracht, der ihm ſeine Schrift de conjugio zueignete, in deren Vorrede er ihn zu baldiger Erfüllung ſeines Eheverſprechens mahnet, und ihn 1524 ſelbſt mit Urſula v. Porzig aus Witzſchke copulirte. Dieſe ſtarb den 23. Juli 1536, nachdem ſie ihm einen Sohn und zwei Töchter[1]) geboren, und er ſelbſt folgte ihr 1541, im 60. Lebensjahre, nach. Sein Sohn Hans ſtand bei ſeinem Tode erſt im achten Jahre, ward am Hofe Kurfürſt Johann Friedrich's erzogen, wohnte aber ſchon 1547 der Schlacht bei Mühlberg bei, kam mit dem Prinzen Johann Friedrich glücklich nach Wittenberg, folgte ihm ſpäter nach Weimar, iſt zugegen geweſen, als die Kurfürſtin und Prinz Johann Friedrich dem Kaiſer zu Füßen gefallen, hat ſich aber dann zu der neuen kurfürſtlichen Linie gewendet, Kurfürſt Moritz nach Ungarn und Sievershauſen begleitet und mit Kurfürſt Auguſt vor Gotha gelegen, iſt mehrmals zu dem Prinzen von Oranien und deſſen ſächſiſcher Gemahlin, ſowie zum Kaiſer entſendet worden, und hat 1571—74 das Schloß zu Pretzſch von Grund aus neu gebaut. Er ſtarb 9. Oct. 1580. Von den ſechs Söhnen, die ihm Agnes v. Bünau[2]) aus Droyſig, neben drei Töchtern[3]), geboren, ging der Stamm Wil-

---

[1]) Begraben wurde er in Kohren.

[2]) Es gehört das alles freilich in die Zeit, wo ſich die Namen erſt bildeten und namentlich die Gewohnheit aufkam, die Leute nach ihren Wohnſitzen und Beſitzungen zu bezeichnen. So iſt eigentlich aus dem Umſtande, daß der angebliche erſte Loſer urkundlich neben einem Bruder Bertram von Rehefeld vorkommt (1325), nicht viel und am wenigſten das zu ſchließen, daß die Familie ſich urſprünglich (!), oder auch nur im 13. Jahrh. allgemein v. Rehfeld genannt habe. Es waren eben zwei Brüder, davon der eine auf Rehfeld ſaß.

---

[1] S. Gretſchel, Geſchichte des ſächſiſchen Volkes und Staates, I, 187.

---

[1] Ein anderer Bruder, Tham, war Hofmeiſter des Herzogs Heinrich's des Mittleren von Braunſchweig-Lüneburg, fiel aber mit dieſem in die kaiſerliche Ungnade und mußte nach Frankreich flüchten. Doch wurden ſeinen Söhnen die lüneburgiſchen Lehen, die ihm ſeine Tapferkeit in der Schlacht auf der ſoltauer Haide verſchafft haben ſoll, belaſſen. Nach Lüneburg war er vielleicht mit der Gemahlin jenes Herzogs, Margarethe, gekommen, die eine Tochter Kurfürſts Ernſt von Sachſen war. Die von ihm mit Ermengard von Eſtorf geſtiftete Linie der Löſer auf Leipnitz wendete ſich wieder nach Sachſen, erloſch aber in tragiſcher Weiſe mit Tham Löſer, der 1649 wegen einer Mordthat enthauptet wurde.

---

[1]) Anna, vermählt mit Jobſt Adam v. Kanne auf Glöden, welches Gut früher auch den Löſer gehört hatte, dann in andere Hände überging, im 17. Jahrh. aber wieder an die Löſer kam. Ferner Agnes Sibylla, vermählt mit Andreas Pflugk auf Eythra.

[2]) Eine Tochter Heinrich's v. Bünau auf Droyſig, und Annen v. Schönberg aus Schönberg, vermählte ſich 1555 mit Hans Löſer und † 1588, in demſelben (49.) Lebensjahre, wie ihr Gemahl.

[3]) Katharina, vermählt mit Tobias v. Rochau auf Gelzen;

helm's auf Leipnitz, der in ſeiner Jugend am Hofe Herzogs Chriſtoph von Württemberg geweſen, ſchon mit ſeinem Sohne Hans auf Pretzſch und Leipnitz aus, der 1638 mit ſeiner Frau plötzlich ſtarb, worauf zu dem wol durch den Krieg zerrütteten Vermögen Concurs ausbrach. Rudolf fiel in holländiſchen Kriegsdienſten. Auguſt ſtarb jung. Heinrich auf Reinharz war zwar vermählt, hinterließ aber keine Erben. Daſſelbe begegnete ſeinem Bruder Hans auf Pretzſch (geb. 6. Oct. 1559, † 18. März 1614), der übrigens ein ſehr eifriger Lutheraner und Calviniſtengegner war und die Schloßkapelle zu Pretzſch erbaut hat. Den Stamm pflanzte Wolf Löſer fort (geb. 1559, † zu Leipzig 5. Sept. 1604). Er kaufte 1602 das damals abgebrannte Rittergut Salis bei Borna, jetzt die ſchöne, eine Muſterwirthſchaft bildende Beſitzung des den deutſchen Oekonomen ſo rühmlichſt bekannten, durch ſeine gemeinnützige Wirkſamkeit ſo verdienſtvollen Dr. Wilhelm Cruſius, kaufte es für 60,000 fl. von Georg Heinrich v. Einſiedel, als dieſer, wegen ſeiner Begünſtigung der Kryptocalviniſten, ſich veranlaßt fand, Sachſen zu verlaſſen[1]). Wolf Löſer's Gemahlin, mit der er ſich im November 1587 verehelicht hatte, war auch eine Einſiedel[2]) und eine Couſine Georg Heinrich's, ſodaß die Uebernahme jenes Gutes wol auch eine verwandtſchaftliche Gefälligkeit war. Die Schickſale

---

Agnes, vermählt mit Adolf Rudolf v. Ende auf Zſcheplin; Anna, vermählt mit Friedrich v. Schönberg auf Blankenhain.

[1]) Er ging erſt in die Oberpfalz und 1614 nach Anhalt, wo er Regierungspräſident wurde und 1633 im 83. Jahre geſtorben iſt. Die von ihm geſtiftete Linie iſt im Auslande geblieben und hat noch im 18. Jahrh. geblüht.

[2]) Anna, geb. 4. Oct 1569, war Tochter Hildebrand's v. Einſiedel auf Gnandſtein, Prießnitz, Wolftitz und der Sibylle v. Ende aus Kayna. Sie † 22. März 1627.

mehrerer von den Kindern, die ſie ihm geboren, malen recht bezeichnend die Zuſtände der Zeit. Es waren drei Söhne und vier Töchter [1]). Von den letzteren war Agnes mit jenem Wolf Konrad v. Einſiedel vermählt, von dem wir ſchon berichtet haben, daß er 1610 im Duell fiel, und Sabine vermählte ſich 19. Juli 1625 mit Sigmund v. Lindenau auf Polenz, mit dem ſie 1638 zu Grimma an der Peſt ſtarb, während ihr einziger Sohn Wolf [2]), ein vierjähriger Knabe, verlaſſen umherirrte, bis die Verwandten ſich ſeiner annahmen. Von den Söhnen war Wolf auf Reinharz (geb. 13. Jan. 1591, † 1659), kurſächſiſcher Hofrichter zu Wittenberg, mit Clara Löſer aus Ahlsdorf [3]) vermählt, deren Bruder Euſtach, kurſächſiſcher Generalmajor, im September 1634 bei Zittau von Herzog Franz Karl von Sachſen-Lauenburg im Duell erſtochen ward, übrigens auch mit einer Einſiedel [4]) verehelicht war. Magnus Löſer ward 3. Mai 1624 zu Grimma von Johann Pflugk auf Böhlen, abends zwiſchen 7 und 8 Uhr, auf der Hausflur eines Gaſthofes, an der Thür der Gaſtſtube ſo geſtochen, daß der Stich unter der linken Herzgrube hinein und unter dem rechten Schulterblatte wieder herausging, worauf er zwar noch die Lange Gaſſe hinauflief, dann aber zuſammenſank und nach drei Stunden todt war. Er ſtand erſt in ſeinem 24. Jahre und war mit

---

1) Sibylle vermählte ſich 5. Nov. 1611 mit Chriſtoph aus dem Winkel auf Wettin. Anna † 22. Sept. 1604 unvermählt.

2) Es iſt das derſelbe, deſſen Bd. VIII, 160 in der Note gedacht werden.

3) Einer Tochter des Mathias Löſer auf Ahlsdorf ꝛc. von der Anna v. Schlieben aus Dammendorf.

4) Sie war eine Tochter Hildebrand's v. Einſiedel auf Gnandſtein und Wolftitz und der Sibylle v. Kanne aus Clöden, eine Nichte der oben erwähnten Gemahlin Wolf Löſer's auf Salis.

einem Fräulein v. Schleinitz verlobt. Sein Bruder Hans (geb. 2. Nov. 1590, † 5. Sept. 1645) beſaß Salis, Hänichen, Renkersdorf bei Borna, wozu er noch Pretzſch erbte, und vermählte ſich mit einer Couſine unſers Hans v. Einſiedel, von dem wir den Ausgang zu allen dieſen adelsgeſchichtlichen Mittheilungen genommen, der Margarethe,[1] einer Tochter des ſchon erwähnten Hans Haubold v. Einſiedel auf Syra und Hopfgarten. Ihn überlebte von vier Kindern nur jener Kurt Löſer, der mit ſeinem Vetter Hans v. Einſiedel in einem ſo unheimlichen Rapport geſtanden.

Derſelbe war am 11. März 1623 geboren, hatte 1641 die Univerſität Wittenberg bezogen und wollte von da im Juli 1644 die Cavaliertour nach Frankreich u. ſ. w. antreten, vorher aber nach Salis reiſen. Da traf ihn am 6. Juli unweit Torgau eine ſchwediſche Partei, welche ihn und ſeine Leute ausplünderte und ihm ſelbſt eine Kugel in den Leib ſchoß, ſodaß er geraume Zeit auf der Haide für todt lag, bis ſeine Leute einen Bauerwagen auftreiben und ihn, mehr todt als lebendig, nach Torgau ſchaffen konnten. Hier war er, wider Aller Erwarten, ſo leidlich wieder geneſen, blieb jedoch immer kränklich, da die Lunge verletzt war. Dies ſowol und vielleicht auch das üble Omen eines ſo mislichen Anfangs hielt ihn ab, die beſchloſſene Reiſe vorzunehmen. Er hielt ſich einige Zeit in Altenburg auf, beſchäftigte ſich mit ſeinen Rechtsſtudien, mit franzöſiſcher und italieniſcher Sprache und mit Architektur, und übernahm ſpäter die Güter Salis, Hänichen, Renkersdorf und Reinharz, war übrigens, als Erbmarſchall und ſonſt, in den landſtändiſchen Angelegenheiten vielfach thätig. Seine Kränklichkeit hielt ihn nicht ab, in zwei Ehen 14 Kinder zu erzeugen. Seine zweite[1]) Gemahlin war wieder eine Einſiedel[2]) aus Syra, eine Nichte ſeiner Mutter. Aus der zweiten Ehe ſtammte Heinrich Löſer auf Reinharz, Meuro und Clöden, geb. 9. April 1665, † 16. Dec. 1706, deſſen Sohn Hans (geb. 17. April 1704, † 16. Juli 1763), kurſächſiſcher Conferenzminiſter und im September 1745 in den Grafenſtand erhoben ward, auch ſechs Söhne neben acht Töchtern hinterließ, deren doch keiner den Stamm fortgepflanzt hat. Ein Stiefbruder jenes Heinrich und Sohn des Kurt aus erſter Ehe, Hans auf Salis und Renkersdorf, hatte aus drei Ehen 27 Kinder und darunter 16 Söhne und doch iſt auch dieſer Zweig, wie das ganze Geſchlecht, erloſchen.

---

[1] Sie war geb. 18. April 1600, vermählte ſich 24. Juni 1617 und † 9. Nov. 1644.

Nun in dem allen liegt allerdings manches Zeugniß für die mehrfache Verflechtung der Löſer und der Einſiedel, und Kurt Löſer's nähere Verwandte aus letzterer Familie haben ſchließlich jenen für geiſtesſchwach geltenden Hans v. Einſiedel beerbt. Indeß ergibt ſich doch nirgends ein näherer Anhalt für weitergehende Vermuthungen, als daß Hans v. Einſiedel den Kurt Löſer gekannt und lebhaft im Sinne getragen haben mag. Wie es gekommen, daß es ſich nach Löſer's Tode ſo auffällig mit dem Zuſtande Einſiedel's beſſerte, bleibt unerklärt.

---

[1]) Die erſte war Anna Sibylle, Tochter Friedrich's v. Körbitz, auf Wendgräben und der Anna Magdalena v. Arnim aus Wendgräben, geb. 1627, vermählt 11. Juni 1648, † 2. April 1663 im Kindbett, nachdem ſie fünf Söhne und ſieben Töchter geboren.

[2]) Margarethe Sibylle, geb. 2. Sept. 1642, eine Tochter Innocenz v. Einſiedel auf Syra, Hopfgarten und Rüdigsdorf und der Dorothea aus dem Winkel aus Wettin, vermählt 18. Juli 1664.

Wir kehren, nach dieſer längeren Epiſode, zu den Gefangenen des Hohnſteins zurück. Am 6. Nov. 1681 wurde der Oberkämmerer Trützſchler, abends 9 Uhr, auf der Ortenburg zu Budiſſin, wohin ſich Kurfürſt Johann Georg III. damals der Peſt halber geflüchtet hatte, verhaftet, Tages darauf nach Senftenberg und ſpäter auf den Hohnſtein[1]) gebracht, wo er lange geſeſſen hat und auch geſtorben iſt. Die Urſache iſt nicht genau bekannt. Es ſcheint, Trützſchler hatte das Finanzweſen des Kurfürſten, wie derſelbe noch Kurprinz war, verwaltet, und es ward nun kurfürſtlicher Seits behauptet, daß es mit dieſer Verwaltung nicht richtig zugegangen ſei; während Trützſchler wieder noch Anforderungen zu haben verſicherte und ſich, als dieſe nicht anerkannt wurden, zu misliebigen Aeußerungen verleiten ließ, die dem Kurfürſten zu Ohren kamen.

Unbegründet ſcheint es zu ſein, daß auch der bekannte Abenteurer und Goldmacher Johann Hektor v. Klettenberg auf dem Hohnſtein geſeſſen. Zwar hatte ein Reſcript vom 31. Dec. 1718 ſeine Abführung dahin angeordnet. Da jedoch beſchloſſen ward, vorher einen Offizier dahin zu ſenden, um die Localität unterſuchen und etwa vorzunehmende Reparaturen beſorgen zu laſſen, und da ein Reſcript vom 11. Febr. 1719 ſeine Abführung auf den Königſtein verfügte, wohin er auch am 18. März wirklich gebracht ward, ſo ſcheint es, daß die erwähnte Localinſpection zu einer Aenderung des urſprünglichen Beſchluſſes veranlaßt hatte[2]).

---

[1]) Nach andern Nachrichten auf den Königſtein. Doch haben wir ihn in dem Verzeichniſſe der hier Detinirten nicht gefunden.

[2]) Hierüber, ſowie über das ſonſtige, an ſich ſehr für unſere Sammlung geeignete Leben jenes Mannes, ſiehe die intereſſante, auf den archivaliſchen Quellen beruhende Schrift v. Weber's: „Aus vier Jahrhunderten“, 1, 107 ff.

Noch wird ein Gefangener des Hohnſteins aufgezählt, der aber nicht unter die Staatsgefangenen gehört, ſondern der gewöhnlichen Juſtiz unterlag, inſofern aber merkwürdig iſt, als er der letzte geweſen ſein ſoll, der dort der Tortur unterworfen worden. Es war dies ein Fleiſcher Hahn, der, mit Beihilfe ſeiner Frau und Tochter, einen jungen Burſchen wie ein Kalb abgeſchlachtet hatte. — Wol auch den gewöhnlichen Gefangenen gehörte der Ungenannte an, der im Gefängniſſe aus ſeinem gehackten Bettſtroh ein mehr als zwanzig Ellen langes Seil gefertigt hatte, an dem er ſich an dem ſenkrechten Felſen herunterließ. Es war zu kurz; er mußte in die Tiefe hinabſpringen, brach beide Beine und wurde in ſeinen Kerker zurückgebracht. Das Seil iſt lange als eine Merkwürdigkeit gezeigt worden und wird es vielleicht noch.

Gehen wir nun zu den Staatsgefangenen der Pleißenburg zu Leipzig, jenes noch jetzt erhaltenen, zu verſchiedenartigen und namentlich militäriſchen Zwecken dienenden Gebäudecomplexes, über, deſſen Grundſtamm Kurfürſt Moritz 1548—49 aufführen ließ, während Kurfürſt Auguſt 1557 den inneren Ausbau vollendete. (Die alte Pleißenburg, eine der drei Zwingburgen, welche Markgraf Dietrich der Bedrängte ſchon im 13. Jahrh. errichtet hatte, lag an einer weſentlich anderen Stelle.)

Die erſten merkwürdigen Gefangenen der Pleißenburg gehören den kryptocalviniſtiſchen Händeln an, in die ſich zugleich, wie in alle dieſe kirchlichen Streitigkeiten, politiſche Beziehungen knüpften. Zuerſt tritt unter ihnen Georg Krakau (Cracovius) auf. Derſelbe war am 12. April 1525 zu Stettin geboren, und hat vielleicht der pommerſchen Adelsfamilie dieſes Namens angehört, die wol in jener Zeit, wie ſo manche andere, noch zwi-

hen den Berufen des höheren Bürgerſtandes und des
andadels hin- und herſchwankte. Melanchthon's Ruf
atte ihn auf die wittenberger Univerſität gezogen, wo
ſeine Studien abſolvirte und die Magiſterwürde erlangte.

Auf die Empfehlung ſeines Landsmannes Dr. Johann
Bugenhagen erhielt er 1548 eine Stelle als Lehrer der
riechiſchen Sprache an der Univerſität Greifswalde, kehrte
doch ſchon 1551 nach Wittenberg zurück, wo er Bu-
enhagen's Tochter Sara heirathete. Nach damaliger,
em Stande der Wiſſenſchaften in jener Zeit entſprechen-
er Weiſe war ſeine akademiſche Wirkſamkeit ſehr viel-
itig. Er las über griechiſche Sprache, über Cicero de
fficiis, über die Metamorphoſen des Ovid, die Aeneide
es Virgil und über die Inſtitutionen. 1554 wurde er
Doctor beider Rechte und 1557 in den Rath Kurfürſt
uguſt's berufen. Von da an finden wir ihn bei allen
edeutenden Staatshändeln jener in dergleichen ſo ge-
häftigen Zeit betheiligt. Schon im September 1557
rſcheint er bei dem Colloquium zu Worms, das zwar
inen officiellen Zweck, einen Verſuch zur Wiedervereini-
ung der Kirche zu machen, wol unter keinen Umſtänden
ätte erreichen können, ohne den ſtarren Zelotismus der
ltralutheriſchen Hoftheologen der erneſtiniſchen Linie,
elche gegen Melanchthon und ſeine Anhänger feind-
liger waren, als gegen Rom, doch vielleicht manches
ute für das innere Leben und die gegenſeitige Stellung
eider Kirchen hätte bewirken mögen, ſo aber nur zum
riumphe und zur weiteren Stärkung der alten, wie
ur vermehrten Zerrüttung der neuen Kirche beitrug.
Dann war er bei Abſchließung des frankfurter Receſſes
ätig, der am 18. März 1558 unterzeichnet ward. In
emſelben vereinigten ſich die Kurfürſten von Sachſen,
on der Pfalz und von Brandenburg, der Landgraf von

Heſſen, der Herzog von Württemberg und der Pfalzgraf von Zweibrücken über eine von Melanchthon entworfene Friedensformel, welche den ungünſtigen Eindruck des wormſer Colloquiums verwiſchen ſollte und dazu an ſich wol geeignet geweſen wäre, aber auch ihren Zweck verfehlte, weil ſie der Zelotenpartei, ſo gewiß ſie ihnen auch alles nachgab, was ſie nur irgend mit einigem Scheine von Grund verlangen konnten, viel zu gemäßigt, zu verſöhnend, zu wenig verdammend und verketzernd war. — 1559 finden wir Krakau auf dem Reichstage zu Augsburg und im Januar 1561, im Gefolge des Kurfürſten, auf dem naumburger Convent, der noch einmal verſuchen ſollte, die inneren Zerwürfniſſe der Proteſtanten zu vergleichen und ihre Stellung der alten Kirche gegenüber zu kräftigen, über all den Subtilitäten der eifernden Theologen aber zu keiner wahrhaften Einigung kam, vielmehr manche Kluft nur ſchroffer machte. Als den päpſtlichen Nuntien Delfino und Commendone, welche, in Gemeinſchaft mit kaiſerlichen Geſandten, auch nach Naumburg gekommen waren, um die Proteſtanten zur Beſchickung des Concils aufzufordern, die ablehnende Antwort überbracht ward, war Krakau der Wortführer der aus zehn Räthen beſtehenden Deputation. In ſeiner Rede rügte Commendone, der eine, jedenfalls für die damaligen proteſtantiſchen Zuſtände manches Treffende enthaltende Gegenrede vortrug, nicht ohne Grund, das Gehäſſige einzelner Ausdrücke. Das weſentlichſte Reſultat des Conventes war zuletzt noch — eine ſcharfe Cenſurbeſtimmung. — 1564 finden wir Krakau auf dem wormſer Deputationstage, auf welchem über den Landfriedensbruch des Herzogs Erich II. von Braunſchweig-Calenberg und über die Grumbachiſchen Händel berathſchlagt wurde. Bei der Achtsvollſtreckung wider Herzog

Johann Friedrich zu Sachſen und den Grumbach'ſchen Anhang war auch Krakau in Gotha (1567). Damals ſoll ihn der Kanzler Chriſtian Brück, als die unglücklichen Gefangenen in die Folterkammer geführt waren, welcher Scene Kurfürſt Auguſt und Herzog Johann Wilhelm hinter einem Vorhange beiwohnten, um Fürſprache bei dem Kurfürſten, daß ihm das Leben geſchenkt, oder doch nur das Schwert zuerkannt und die Folter erlaſſen werde, angefleht, ihn erinnert haben, daß er einſt ſein Lehrer in Wittenberg geweſen, und ihn bei dem Andenken ſeines Vaters 1), der ſo viel für das Haus Sachſen und die evangeliſche Kirche gethan, beſchworen haben. Krakau aber habe erwidert: „Habe er etwas bei ihm gelernt, ſo habe er es ihm ja bezahlt (!). Sei ſein Vater ein redlicher Mann geweſen, ſo hätte er dem Beiſpiele deſſelben folgen ſollen." Der alte Mann wurde gefoltert, was damals ſehr häufig in der That nur geſchah, um die Strafe eines Geſtürzten zu verſchärfen, wie denn in dem vorliegenden Falle nicht abzuſehen war, was man noch von ihm erfahren wollte, und wurde am 18. April auf die Schlachtbank gelegt, wo er angenagelt, ihm der Leib aufgeſchnitten, dem noch Lebenden das Herz aus dem Leibe geriſſen und ihm ins Geſicht geſchlagen und dann der Leichnam in vier Stücke zerhauen wurde! Zu dieſer Schlächterei wurde der erſt wenige Tage vorher gefolterte Greis in einem langen ſchwarzen Trauermantel, mit einem Flor auf dem Hute, auf das Schaffot geführt und zum Willkommen von acht Trompetern angeblaſen. Vergebens flehte er noch auf dem Schaffot, ihm wenigſtens noch vor dem Viertheilen den Kopf abzuhauen.

---

1) Gregor Brück. Er übergab 1530 zu Augsburg die lateiniſche Urkunde der Augsburgiſchen Confeſſion.

Die Henker erwiderten: es werde mit ihm geſchehen, wie Se. Kurf. Gnaden befohlen. Als ihm der Leib aufgeſchnitten und das Herz ausgeriſſen wurde, rief er noch mit lauter Stimme zu Gott um Barmherzigkeit, und bei Ihm wird er gefunden haben, was ihm Menſchen verſagten. Wäre es nicht auch ein Zug jener unchriſtlichen Rachſucht, die ſich nur zu oft auch in die menſchlichen Gerechtigkeitsanſichten verwebt, wenn man die harte und grauſame Behandlung von Menſchen dadurch entſchuldigt findet, daß ſie ihrerſeits ebenſo gehandelt, ſo könnte man freilich das Schickſal dieſes Mannes weniger zu bedauern geneigt ſein, ſobald man ſich erinnerte, daß er nicht lange vor ſeiner Kataſtrophe den Geheimſchreiber Rudolf ſo hatte foltern laſſen, daß der Stockmeiſter ſagte: wenn er ihn ſo hart ſpannen ſollte, wie ihm von dem dabeiſtehenden Kanzler befohlen worden, ſo würde er wie eine Saite zerberſten, zumal ihm bereits das Blut aus dem Nabel geſprungen ſei. Und dabei war perſönliche Feindſchaft im Spiele, indem Rudolf und deſſen Eidam Huſanus ihn vorher in Ungnade bei dem Herzog gebracht hatten, ſodaß er auf ſein Landgut entlaſſen wurde, von wo man ihn zu ſeinem Unglück zurückberief, damit er die Grumbach'ſche Sache durchfechte. Ueberhaupt gehörte Brück, wie ſein Vater, nicht zu den guten Rathgebern ihrer Fürſten, die ſie vielmehr in den extremeren Schritten beſtärkten [1]), die zuletzt zu ihrem Unglück ausſchlugen. Ebenſo könnte man meinen, daß Krakau wol, als er ſpäter ſelbſt ſeine grauſame Folterung zu beſtehen hatte, ſich erinnert haben möchte, wie er einſt den Kanzler Brück in ſeinen Nöthen ohne Troſt gelaſſen.

---

[1]) Dies tritt auch in der intereſſanten Schrift v. Langenn's hervor: „Melchior von Oſſa", Leipzig 1858.

Indeß die Härte der Menſchen mag wol ihnen ſelbſt das Recht nehmen, ſich über gleiche Härte zu beſchweren, rechtfertigt aber andere doch nicht, die gegen ſie verfahren, wie kein Menſch gegen Menſchen verfahren ſoll, und wie es aller edleren Menſchlichkeit und nun vollends dem Chriſtenthum widerſpricht.

1571 ging Krakau nach Prag zu Kaiſer Maximilian, um Namens ſeines Herrn die böhmiſchen Lehen zu empfangen, und im September deſſelben Jahres begleitete er den Kurfürſten nach Dänemark, wo damals die von uns früher (Bd. IX, 101 ff.) berichteten Heirathshändel mit dem Grafen Günther von Schwarzburg beſprochen wurden, welche Krakau dann auch zu thun gaben. Neben dieſen mancherlei Sendungen und Verhandlungen und neben den Geſchäften, mit denen er im inneren Lande beauftragt wurde, ſetzte er von Zeit zu Zeit auch ſeine akademiſche Wirkſamkeit fort, wie er denn 1559 zum Rector der Univerſität Wittenberg geworden iſt. Am bedeutſamſten und nachhaltigſten war aber ſeine Wirkſamkeit für die privatrechtliche Geſetzgebung. Seit langer Zeit lagen in Sachſen das von den gelehrten Juriſten vertretene römiſche und das von den Schöffen feſtgehaltene deutſche Recht, in ſeinem reinſten Ausdruck dem Sachſenrecht, im Kampfe, wobei das Erſtere ſich allmählich weitere Bahn brach, wenn auch unter mehrfacher, bewußter und unbewußter Accommodirung an die volksthümlichen Rechtsanſchauungen, von denen ſich auch die gelehrten Juriſten jener Zeit nicht ſo frei machen konnten, wie es ſpätere vermochten. Jedenfalls hinderte das Anſehen, das das römiſche Recht bei den gelehrten Juriſten erlangte, die wiſſenſchaftliche Fortentwickelung des deutſchen, und ſchon dadurch mußte das letztere in manchen Beziehungen ungenügend werden. Je mehr ſich ein eigener, gelehrter Juriſtenſtand bildete, deſto entſchiedener kam die Fortbildung des Rechts durch das Volk ſelbſt ins Stocken, und ſo war es wol an der Zeit, auf dem Wege der Geſetzgebung zu thun, was bis dahin durch das Leben ſelbſt bewirkt worden war. Kurfürſt Auguſt ließ einen Entwurf zu einer geſetzlichen Löſung von Streitfragen, die der Entſcheidung bedürftig ſchienen, fertigen, wozu eine beſondere Commiſſion von Räthen aus leipziger und wittenberger Profeſſoren eingeſetzt ward, deren vortretendſte Mitglieder die wittenberger Rechtslehrer Johann Schneidewein aus Stolberg († 1568) und Mathäus Weſenbeck[1]) aus Antwerpen († 1586) waren. Die letzte Redaction des Entwurfes beſorgte Krakau und ſo entſtanden die berühmten Conſtitutionen Kurfürſt Auguſt's von 1572, eine in der That treffliche Geſetzgebung, von meiſterhafter Faſſung, auch keineswegs in ſchroffen Conflict mit noch wahrhaft lebendigen deutſchen Rechtsanſchauungen tretend, ſondern das Fremde und das Heimiſche umſichtig vermittelnd. Doch erregten ſie damals manche Störung, da ſie ſich mehrfach entgegenſtehenden Localſtatuten und Gewohnheiten entgegenſetzten. Noch war dem Volke das Recht, das es ſich ſelbſt geſchaffen und von den Vätern ererbt hatte, theuer, während es ſich ſpäter dem vermeintlichen Normalrechte, das die Juriſten prieſen, gegenüber in Nichtverſtändniß und Gleichgiltigkeit verhielt. Namentlich Freiberg proteſtirte eifrig gegen Veränderungen ſeines Stadtrechts und beſchickte den Kurfürſten deshalb durch eine beſondere Deputation, die aber von Krakau eine ſchnöde Antwort erhielt. „Der Kurfürſt“, ſagte er, „hat die Conſtitutionen ausgegeben, damit das Land ein durchaus gleichförmiges Recht haben ſolle, weil man bisher ſehr in ungewiſſem [1]) Rechte gelebt und die Schöppenſtühle ſtark wider einander geſprochen haben. Etliche Städte haben ein grob unvernünftig Recht, welches wider die Natur läuft. Solche grobe, viehiſche Rechte wären ſeines Erachtens, weil Freiberg dem Walde nahe, aus Böhmen (!) in dieſe herrliche Lande geſtoben; derowegen müſſe man ſie ausrotten [2]). Daß die alten Fürſten der Stadt Freiberg und anderer Städte Statuta alſo confirmiret und privilegiret, ſei aus Alberkeit (!) geſchehen und nicht alſo wie jetzt erwogen, denn die Höfe ſeien eingezogen geweſen; man habe auch nicht ſoviel gelehrte Leute als jetzt gehalten.“

---

[1]) Er war in Frankreich zu der neuen Lehre geführt und dann Profeſſor, erſt in Jena, ſpäter in Wittenberg worden. Der Kaiſer erneuerte ſeinen Adel. Er hinterließ 13 Kinder, davon er 12 nach den Namen der Apoſtel taufen ließ.

Krakau war 1565 zum Geheimen Rath ernannt worden. Auch ſeine ſonſtigen äußeren Verhältniſſe waren die günſtigſten. Er beſaß das Rittergut Schönfeld bei Dresden, wo er bis 1573 das noch jetzt ſtehende hohe, mit vielen Giebeln verzierte Schloß erbaute. Nachdem der Kanzler Dr. Simon Piſtoris [3]) auf Seuſelitz ſich in ſicheren Ruheſtand zurückgezogen hatte und 1562 geſtorben, deſſen Nachfolger Dr. Ulrich Mordeiſen [1]) aber 1565 in Ungnade gefallen war, mochte Krakau der einflußreichſte Berather des Kurfürſten Auguſt ſein. Aber auch ihm kam ein plötzlicher und furchtbarer Sturz. Er mochte ſich manchen Feind gemacht haben. Ihn als ein Opfer der Oppoſition der Adelsariſtokratie gegen einen bürgerlichen Bahnbrecher des Beamtenſtandes darzuſtellen, ſcheint uns nicht gerechtfertigt, da in jener Zeit überhaupt der Gegenſatz zwiſchen Adel und Bürgerſtand noch nicht in ſpäterer Schroffheit beſtand, das ganze Adelsverhältniß noch ein ſchwankendes und elaſtiſches war, ſeine gefährlichſten Gegner Bürgerliche waren, und die Landſtände ſich gegen ihn milder geſinnt zeigten, als die Rathgeber des Kurfürſten. Daß manche von ihm bewirkte Neuerungen den Wunſch nach ſeiner Beſeitigung erregt haben mögen, iſt dagegen natürlich, und ſein zuweilen ſchroffes, hochfahrendes und gelegentlich grobes Auftreten mochte manchen verletzt haben. Als ſein beſonderer Gegner wird der Geheime Rath Dr. Lorenz Lindemann auf Sedlitz angeführt, von welchem auch eine adelige und ſeit 1790 freiherrliche Familie ſtammt. Dieſer

---

[1]) Ungewiß war das Recht überall da nicht, wo eben beſtimmte übliche Rechte beſtanden. Auf die Gleichförmigkeit des Rechts kommt aber nur da etwas an, wo ſich ein beſtimmtes geſellſchaftliches Intereſſe an ſeinen Inhalt knüpft, nicht, wo es ſich blos um die Bequemlichkeit der Juriſten, oder um ihr Vorurtheil für ein beſtimmtes Rechtsſyſtem handelt.

[2]) So grob drücken ſich neuere Romaniſten allerdings nicht aus. Das Grundgefühl mag bei manchen daſſelbe ſein.

[3]) Er ſtammte aus einer leipziger Gelehrtenfamilie. Seine Kinder führten den Adelstitel. Seine erſte Frau war eine Bürgerliche; die beiden andern gehörten den im Uebergange zum Adel begriffenen Familien der Alnpeck und der Ziegler v. Kliphauſen an. Die Familie iſt zu Anfang des 18. Jahrhunderts erloſchen. Seuſelitz

---

kam durch eine Erbtochter an die Bünau, iſt aber jetzt in den Händen der durch die Induſtrie bereicherten Familie Claus.

[1] Geboren zu Leipzig 1519, hier und in Padua gebildet, Prof. in Wittenberg, Reichskammergerichtsaſſeſſor, 1548 erſt Kanzler, ſpäter Geheimer Rath, zugleich Ordinarius der Juriſtenfacultät zu Leipzig. Die Art, wie er aus dem Beſitze des Kloſters Altenzelle 15 Güter erworben hatte, welche ſeine Söhne 1587 für 525,000 Gulden an den Kurfürſten verkauften, zog ihm 1565 Verdacht, Verhaftung und Entlaſſung zu. Er wurde aber 1566 wieder frei und von neuem, wenn auch nicht als Kanzler, verwendet, und ſtarb 1574. Seine Familie beſtand noch im 18. Jahrh. im Beſitz des Adels, den ihr Gründer erlangt, aber nicht geführt hatte, iſt aber auch erloſchen.

und die kurfürſtlichen Räthe Berlich und Dr. David Peifer, der ſpäter Kanzler wurde, ſollen der Kurfürſtin Anna allerlei unvorſichtige Aeußerungen hinterbracht haben, welche Krakau ſich über ſie erlaubt haben ſollte, und Anna war empfindlich und nachtragend. Sie mochte ihm um ſo mehr zürnen, als ſie ihn früher begünſtigt und gehoben, ſich aber in ihren Erwartungen von ſeiner unbedingten Ergebenheit getäuſcht gefunden hatte. Nun kam die Zeit, wo der Kurfürſt Auguſt, als er manche unbeſtreitbare Täuſchungen erkannte, mit denen ihn die Kryptocalviniſten umſtrickt hatten, in den heftigſten Zorn gegen dieſe Richtung und in eine Stimmung gerieth, wo jeder Verdacht des Kryptocalvinismus bei ihm Glauben fand und den Gegenſtand des Verdachts in ſeine äußerſte Ungnade brachte. Man findet eigentlich nicht, daß Krakau an den Verſtändniſſen und Maßnahmen der Kryptocalviniſten näheren Antheil genommen. Indeß theils war er ein alter Wittenberger, und eine ſeltſame Fügung hatte es gewollt, daß damals gerade in Wittenberg, dem einſtigen Sitze Luther's, die mildernden und maßvolleren Anſichten, welche von Luther's extremen Anhängern verketzert wurden, ihren Mittelpunkt hatten. Dann mochte Krakau auch bei den oben erwähnten Religionsverhandlungen oftmals Anlaß gefunden haben, an der Starrheit, Beſchränktheit und dem Zelotismus der Ultralutheriſchen Anſtoß zu nehmen, und Kurfürſt Auguſt hatte vergeſſen, daß er damals wol auch dieſe Stimmung ſeines Rathes manchmal getheilt hatte. Genug, es gelang, Krakau des Kryptocalvinismus zu verdächtigen, und damit hatten ſich mit einem Schlage die Gunſt und das Vertrauen des Kurfürſten in ihr Gegentheil verwandelt, und er ſah in Krakau nur den untreuen Rath, der ihn „ſchändlich und böslich betrogen" habe, den er für einen

„frommen und redlichen Mann gehalten und der doch aus ſeinen Handlungen das Gegentheil befunden“ worden. Bei alledem dürfte man, wie andere Beiſpiele von Kryptocalviniſten, bei denen man ſich mit ihrer Entfernung aus dem Lande zufrieden gab, zeigen, glimpflicher mit Krakau verfahren ſein, wenn er einem angeſehenen, im Lande weit verzweigten Geſchlechte angehört hätte, und inſofern hat wol ſein Verhältniß als Fremder und Emporkömmling dazu beigetragen, ſein Verderben zu vollenden. Er wurde im April 1574 auf ſeinem Schloſſe zu Schönfeld verhaftet. Die zum 24. Mai nach Torgau berufenen Landſtände, in deren Gutachten wenigſtens einiges Nähere von den Anklagepunkten vorkommt, begnügten ſich mit dem Rathe: Krakau möge, „weil er neue Lehre einführen wollen, vom Kurfürſten übel geſchrieben, von ſeinem Regimente höhniſch geredet und Heimlichkeit offenbaret“, ſeines Dienſtes entſetzt und in ſeinem Hauſe zu Dresden in Haft gehalten werden. Dem Kurfürſten war das viel zu mild. Er erſchien am 28. Mai, mit ſeinem ganzen Hofſtaate, in der Verſammlung der Landſtände, denen er durch den Geheimrath Lindemann erklären ließ, daß wegen der verübten Frevel ſtrenge Maßregeln ergriffen werden müßten. Dann ließ er ihnen eine von ihm eigenhändig für ſeine Räthe aufgeſetzte Inſtruction mittheilen, worin es u. a. hieß: „Sanftmüthige Rathſchläge in Gewiſſensſachen könnten ſehr verkehrlich gedeutet werden. Dieſer verlogenen falſchen Buben wegen habe er als unwürdiger Landesherr, darnach die fromme Landſchaft, unſchuldigerweiſe in das Geſchrei und in den Verdacht gerathen müſſen, von der reinen Lehre abgefallen zu ſein und die calviniſche angenommen zu haben. Der langwierige Zank in dieſem Lande ſei allein aus der Urſache hergefloſſen, daß die heimlichen Calviniſten ſich nicht öffentlich zu ihrer Lehre hätten bekennen wollen; ſonſt wäre der Pauken zeitlich ein Loch gemacht worden, und hätte das Ungeziefer hier nicht niſten ſollen. Die Nothdurft erfordere, ſtattlichen Rath darüber zu halten, wie dieſem giftigen Geſchmeiß in Zeiten gewehret und daſſelbe mit der Wurzel ausgerottet, die Kirchen und Schulen aber wiederum in einen ruhigen Stand geſetzet werden möchten. Dies werde nicht allein Gott wohlgefallen, ſondern auch bei den Nachkommen ein ewiger Ruhm, wie das Gegentheil eine ewige Unehre ſein"[1]).

Kurfürſt Auguſt handelte in gutem Glauben, wenn auch in arger Befangenheit. Zeit und Zuſtänden mag das uns Unbegreifliche angehören, daß er einen Mann, der ſo lange Jahre zu ſeinen Vertrauteſten gehört hatte, von ihm geſchätzt und geachtet worden war, und ihm unbeſtreitbar manche nützliche Dienſte geleiſtet hatte, ſo auf einmal gänzlich verwerfen und ſo ſchonungsloſer Behandlung preisgeben konnte. Krakau ward am 13. Juli 1574 auf die Pleißenburg und dort in einen der ſchlimmſten Kerker gebracht. Hier ward er harter Folterung unterworfen, da man ja erſt herauszubringen hatte, was allein ſeinen Sturz begründen konnte. Es ſcheint nicht, daß dies gelungen iſt. Von irgendwelchen Mitteln zu rechtlicher Vertheidigung hört man nicht, daß ſie dem Unglücklichen gewährt worden. Der Schloßhauptmann der Pleißenburg, Georg Richter, und deſſen Sohn, ein noch ſtudirender Magiſter, wurden beſchuldigt, daß ſie dem Krakau Schreibmaterialien zugeſteckt, ſeiner Familie und ſeinen Freunden Zutritt zu ihm verſchafft und ihm Gelegenheit zur Flucht hätten geben wollen. Darauf wurde der Schloßhauptmann Richter, der am 3. Dec. 1574 verhaftet worden war, auf kurfürſtlichen Befehl vom 8. März 1575, vor den Soldaten zum Schelm gemacht, als ſolcher durch den Scharfrichter ausgerufen, und mit ſeinem Sohne, der relegirt ward, zur Stadt hinausgeführt, wo ſie Urphede ſchwören und ewiger Landesverweiſung verfallen ſollten. Als der ältere Richter ſich dabei laut beſchwerte, daß ihm Unrecht geſchehe, und ſich weigerte, die Urphede zu ſchwören, ward er ins Gefängniß zurückgeführt und am 10. März mit Staupenſchlag aus der Stadt gebracht. Mögen Vater und Sohn auswärts ein recht glückliches Loos gefunden haben! Dem Unglücklichen, dem ſie helfen wollten, hatten ſie nur geſchadet. Krakau wurde in noch härterer Haft gehalten, ſoll in ſeiner Verzweiflung verſucht haben, ſich durch Meſſerſtiche zu entleiben, und darauf, mit Ketten belaſtet, in ein unterirdiſches Gefängniß gebracht worden ſein. Hier fand man ihn am 16. März 1675 todt auf ſeinem Strohlager. Nach einigen Berichten hätte er 14 Tage weder Speiſe noch Trank genommen, auch 16 Tage lang keine Ausleerung gehabt, wäre alſo an Entkräftung geſtorben. Nach andern, denen wir gern nicht glauben wollen, wäre er noch mehrmals und in verſtärkten Graden, angeblich auf ein Urtheil des Schöppenſtuhls, der, nach ſeiner damaligen Zuſammenſetzung, in ihm den gelehrten Juriſten haßte, gefoltert worden, bei dem zweiten Grade beſinnungslos zuſammengeſunken und noch denſelben Tag geſtorben. Er wurde ſogleich in Jakob Gruber's Garten am Thomaspförtchen begraben, doch ſchon am 18. wieder herausgenommen und von ſeinen Freunden auf ſein Gut abgeführt, wo er in der Familiengruft beigeſetzt ward. Er war todt und dem Todten mochte man die Rückſicht ſchenken, die man dem Lebenden ſo grauſam verſagt hatte.

---

[1]) Hutteri Concordia concors, VIII, 68.

Der Sara Bugenhagen war es erſpart worden, den Sturz ihres Gemahls hienieden zu erleben. Sie war am 17. Dec. 1563 zu Wittenberg geſtorben. Krakau hatte aber 1566 eine zweite Ehe geſchloſſen, indem er die Tochter des Münzmeiſters Sebaſtian Franke zu Schneeberg, Chriſtine Franke, heimführte, deren eine Schweſter, Marie, mit Dr. Jakob Themingen, Ordinarius zu Leipzig, die andere, Barbara, mit dem Rentmeiſter Hans Harrer verheirathet war. Seine erſte Gattin hatte ihm drei Söhne und vier Töchter geboren. In dem Kaufvertrag über Schönfeld, laut deſſen ſeine Kinder dieſes Gut 1585 an den kurfürſtlichen Kammermeiſter Georg Schilling verkauften, werden als die damals noch lebenden Kinder des Dr. Georg Krakau genannt: Paul, Georg, Hans, Marie, Benedict Balthaſar Hofmann's zu Stettin Witwe, und Katharine, Jakob Grieben's des Jüngern, Rathsherrn zu Leipzig, Ehefrau. — Die 13 Häuſer in der Kloſtergaſſe zu Dresden, deren Complex Krakau gleichfalls beſeſſen hatte, waren ſchon 1577 durch Paul Krakau verkauft worden.

Der Zuſammenhang der Krakau'ſchen Sache mit den juriſtiſchen Bewegungen verrieth ſich auch dadurch, daß es bei Krakau's Sturze dem ſchlauen Demagogen Rauſcher († 1576) gelang, die ſchon ſeit 1572 aus dem Rathe vertriebenen Doctoren auch aus dem Schöppenſtuhle zu entfernen, oder ſie hier doch auf eine Minderzahl zu beſchränken; welcher letzte Verſuch, die, wie die Dinge einmal ſtanden, unabweisbare Nothwendigkeit des Juriſten- und Beamtenſtandes zu verleugnen, freilich nur von kurzer Dauer war. Auch das freiberger Stadtrecht ward 1576, mit einigen Abänderungen, neu beſtätigt.

Kürzere Zeit und, wenn auch in ſtrenger Haft, doch ungemartert, weilten in jener Zeit auch einige wittenberger Profeſſoren der Theologie in der leipziger Pleißenburg. Man hatte eine Declaration über die angeblich echt lutheriſche Lehre vom h. Abendmahl, in welcher zugleich jede abweichende Meinung mit einer entſchiedenen Verdammung belegt war, verfaßt, lud nun alle verdächtigen Theologen nach Torgau und legte ihnen die Declaration, ſowie vier entſprechende Frageſtücke vor. Sie ſollten u. a. erklären: „ob ſie alles, was in den Schriften des ſeligen Herrn Doctor Luther's, beſonders in ſeinen Streitſchriften wider die Sacramentirer, namentlich in der Schrift wider die himmliſchen Propheten, in der Schrift über die Worte: das iſt mein Leib, in dem großen Bekenntniß und in dem kurzen und letzten Bekenntniß vom Abendmahl aus dem Jahre 1544 enthalten ſei, für die rechte, einige und ewige Wahrheit Gottes annähmen;" eine Frage, deren verlangte Bejahung von K. A. Menzel (Neuere Geſchichte der Deutſchen ſeit der Reformation, zweite Ausgabe, II, 483) geradezu für gottesläſterlich erklärt wird — und wahrſcheinlich von Luther ſelbſt dafür erklärt worden ſein würde. Die allermeiſten unterſchrieben alles und würden auch noch anderes unterſchrieben haben. Ein Enkel Melanchthon's unterzeichnete weinend. Vier Mitglieder der wittenberger theologiſchen Facultät, **Wiedebram**[1]), **Cruciger**[2]),

---

[1] Friedrich Wiedebram, geb. zu Pösneck 4. Juli 1532, war erſt Rector zu Zerbſt und Eiſenach, bevor er 1562 als Profeſſor nach Wittenberg berufen ward. Er † als Kirchenrath zu Heidelberg 2. Mai 1585.

[2] Sohn des Kaspar Cruciger, der, geb. 11. Jan. 1504, für die Proteſtanten 1530 zu Augsburg das Protokoll führte, ſpäter von Luther an Calvin geſchickt ward, und 19. März 1548 †, und der

Pezel[1]) und **Moller**, weigerten ſich, wiewol einzeln vernommen, doch übereinſtimmend, irgend etwas von dem Vorgeleſenen zu unterſchreiben. Die neue Nachtmahlslehre enthalte, ſagten ſie, mehrere Punkte, welche nicht nur unerweislich, ſondern auch bedenklich und gefährlich wären. Sämmtliche als Irrthümer ausgezeichnete Meinungen der älteren und neueren Sacramentirer ohne Ausnahme[2]) zu verdammen, könnten ſie ſich nicht entſchließen. Luther's Bücher ſeien „ungewiß.“ Er habe bisweilen ſo, bisweilen anders geredet. In den Streitſchriften befänden ſich obendrein „Schmutzflecken und widerwärtige Dinge“.[3]) Auch die der philoſophiſchen Facultät angehörigen Profeſſoren Esram **Rüdiger** und Wolfgang **Crell** weigerten ſich, zu unterſchreiben, und wurden hierauf in ein Gewölbe des torgauer Schloſſes, die vier Theologen aber zuſammen in ein Zimmer geſperrt und hier mehrere Tage lang unter ſchwerer Bedrohung bearbeitet. Als ſie auch hier ſich nicht fügten, wurden die Theologen, mit einer 50 Mann ſtarken Wache,

---

Eliſabeth v. Meſeritz. Er † als Conſiſtorial-Präſident in Kaſſel 16. April 1597, im 72. Jahre. Sein Sohn Georg, geb. zu Merſeburg 24. Sept. 1575, † als Prof. zu Marburg 8. Juli 1637. Deſſen Sohn Kaspar Konrad, geb. 1610, † als Prediger zu Danzig 11. Aug. 1682.

[1]) Chriſtoph Pezel, geb. 1530, kam, nach ſeiner Vertreibung aus Sachſen, erſt als Lehrer nach Siegen und Herborn, ward 1588 Superintendent zu Bremen und † 25. Febr. 1604.

[2]) Es befand ſich u. a. auch eine Lehre Melanchthon's dabei, den man freilich nicht nannte, der aber eine mindeſtens ebenſo gute Autorität war, wie Luther.

[3]) Das war alles nur zu wahr. Daß übrigens Luther ſeine Anſichten mehrfach änderte, war menſchlich-natürlich und, da es auf Ueberzeugung beruhte, tadelloſer, als wenn er, wider ſeine Ueberzeugung, bei dem einmal Behaupteten beharrt hätte. Schlimmer, daß er auch ſeine Bibelüberſetzung gelegentlich ſeinen wechſelnden dogmatiſchen Anſichten accommodirte.

nach Leipzig auf die Pleißenburg geſchafft und hier von den kurfürſtlichen Beamten, Rauſcher, den leipziger Theologen nochmals bearbeitet. Auch ſo erklärten ſie ſich, nach vierzehntägiger Haft, nur dazu bereit, die Declaration unter der Clauſel zu unterzeichnen, daß es ihnen freiſtehe, ſie nach Melanchthon's Sinne und Schriften auszulegen, den dresdener Conſenſus und ihre Gründe gegen die Ubiquität beizubehalten und die Verdammung der als ketzeriſch bezeichneten Lehren nur im Sinne eines paſſiven Sichgefallenlaſſens dieſer Verdammung anzunehmen. Sie unterſchrieben mit dieſem Vorbehalt, der aber bei Bekanntmachung der Acten verſchwiegen ward! Dann durften ſie nach Wittenberg zurück, mußten aber einen Monat Hausarreſt halten und einen Revers unterſchreiben, daß ſie überall hingehen wollten, wohin der Kurfürſt ſie ſchicke. Hierauf wurden ſie durch kurfürſtlichen Befehl entſetzt und des Landes verwieſen, worauf Creuziger nach Heſſen, Moller nach Hamburg, Pezel nach Bremen und Wiedebram nach der Wetterau ging. Crell und Rüdiger wurden einige Zeit lang zu Torgau in Haft gehalten und dann auch des Landes verwieſen.

Der leipziger Profeſſor und Domherr Dr. Andreas Freihub hatte den wittenberger Theologen noch zugeredet, zu unterſchreiben. Bald darauf ward er ſelbſt von Selnecker denuncirt und man fand in ſeinen Dictaten einige Sätze über die Erhöhung Chriſti, das Verhältniß der beiden Naturen und die Art der Gegenwart Chriſti auf Erden, die man nicht normalmäßig glaubte. Nach Torgau vor eine Commiſſion geladen, ließ er ſich in der That belehren und verſprach Widerruf. Von Leipzig aus aber erklärte er, daß er in Torgau durch die Stimmen der Theologen übertäubt worden ſei, und nahm alle Conceſſionen zurück. Er wurde am Abend des 21. Mai 1576, auf kurfürſtlichen Befehl, durch ſechs Sergeanten auf die Pleißenburg gebracht und hier bis zum 22. Aug. in Haft gehalten, an welchem Tage er früh ſieben Uhr in Freiheit geſetzt wurde, aber zwei Stunden ſpäter das Kurfürſtenthum verlaſſen mußte, worauf er ſich nach Halle wendete.

So wenig wie Bugenhagen's, wurde Melanchthon's Schwiegerſohn, Dr. Kaspar Peucer, geſchont, war vielmehr ein Gegenſtand um ſo größerer Erbitterung des Kurfürſten, je höher er vorher in deſſen Gnade geſtanden, ſowie der entſchiedenſten Ungnade der Kurfürſtin [1], bei deren Lebzeiten er, wie ſie ihm durch Rauſcher geradezu ſagen ließ, keine Befreiung hoffen durfte. Seine für jene Zeit ſo bezeichnende Leidensgeſchichte iſt jedoch zu bekannt, als daß wir hier nochmals auf ſie eingehen möchten. Wir bemerken daher nur, daß er am 1. April 1574 zu Wittenberg verhaftet und zunächſt auf das Schloß zu Dresden gebracht, am 12. wieder entlaſſen, aber auf Wittenberg confinirt, am 2. Aug. nach Rochlitz in Haft geſchickt, im December 1575 nach Zeitz, am 1. März 1576 wieder nach Rochlitz zu härterm Gefängniß, und am 1. Aug. 1576 in die Pleißenburg nach Leipzig gebracht wurde, wo er faſt ein Jahrzehend hindurch, bis zu Anfang des Jahres 1586, ſchmachten mußte, bis es, nach Anna's Tode (1. Oct. 1585), ihrer Nachfolgerin, der noch nicht dreizehnjährigen zweiten Gemahlin Kurfürſt Auguſt's, der Agnes Hedwig von Anhalt (Bd. VII, S. 400), während des Beilagers mit ihrem bejahrten Gemahl (3. Jan. 1586) gelang, ſeine Freilaſſung zu erbitten. Fünf Jahre ſpäter, am 18. März 1591, verſicherte ihn Kurfürſt Chriſtian I. zu Deſſau mit dargereichter Hand ſeiner beſtändigen Gnade, und erinnerte, daß er ihm nicht zurechnen möge, was ihm von ſeinen Aeltern widerfahren. Sechzehn Jahre noch genoß Peucer der Freiheit und ſtarb erſt am 15. Sept. 1602 [1]. Seine treue Gattin war aber in den erſten Jahren ſeiner Haft aus Gram verſchieden (12. Sept. 1576).

---

[1] Ueber einen Grund ihres Zornes ſiehe Bd. VII, S. 401.

Zwiſchen dieſe Opfer des kirchlichen Zelotismus fällt ein Gefangener anderer Art: Cornelius v. Rürleben, kurfürſtlicher Jägermeiſter, erſt zu Zſchopau, dann zu Dresden, wo er am 15. Sept. 1574 verhaftet wurde. Er ward beſchuldigt, daß er der kurfürſtlichen Familie übel nachgeredet, mußte, nach einem längern Proceſſe, in Gegenwart der kurfürſtlichen Familie und vieler Fremden, öffentlich in der Hofſtube Widerruf thun und ſich auf den Mund ſchlagen, worauf er 1577 nach der Pleißenburg abgeführt ward und hier ſeine unvorſichtigen Reden mit lebenslänglicher, noch durch 13 Jahre ſich hinziehender Haft büßen mußte, bis ihn am 13. Nov. 1590 der Tod befreite.

Nach dem Tode des Kurfürſten Auguſt (11. Febr. 1586) und der Thronbeſteigung des Kurfürſten Chriſtian I. erhoben, unter dem Schutze des Kanzlers Crell, die der Hinneigung zum Calvinismus verdächtigen, eigentlich aber nur einer ausgleichenden und vermittelnden Richtung ergebenen Theologen wieder ihr Haupt, freilich nicht ohne den kurzen Tag ihrer Gewalt zu einigen, allerdings nicht ſo gröblichen Härten zu misbrauchen, wie die ihrer zelotiſchen Gegner geweſen waren und bald abermals werden ſollten. Ihre Freude war nicht von langer Dauer. Chriſtian I. ſtarb ſchon am 25. Sept. 1591 und unter der Regentſchaft des nächſten Agnaten, des Adminiſtrators der Kur Sachſen, Herzogs Friedrich Wilhelm von Sachſen-Altenburg (geb. 25. April 1562, † 7. Juli 1602), der bis zur Volljährigkeit des jungen Kurfürſten Chriſtian II. (geb. 23. Sept. 1583, † 23. Juni 1611) die Regierung für dieſen verwaltete, wurden, unter dem Einfluſſe der ſtreng lutheriſchen Kurfürſtin-Witwe und des durch fanatiſche Theologen aufgeſtachelten Volkshaſſes, ſowie diesmal allerdings nicht ohne Mitwirkung der Adelsantipathie gegen den bürgerlichen Kanzler, Crell und ſeine Anhänger heftig verfolgt. Die Pleißenburg bekam damals wieder einen theologiſchen Gaſt an dem Dr. Chriſtoph Gundermann, Diakonus an der Thomaskirche zu Leipzig. Derſelbe hatte, als er die in Dresden und Wittenberg erfolgten Verhaftungen erfahren, bereits weislich die Flucht ergriffen, und war am Abend des 1. Nov. nach Naumburg gefahren, wo er ſich bei dem dortigen Domprediger, einem Sinnesverwandten, zu verbergen gedachte. Indeß da die Thore verſchloſſen waren, als er hinkam, mußte er in einem Gaſthofe der Vorſtadt übernachten, wo er erkannt und ſo übel empfangen wurde, daß er vor Angſt weder eſſen noch trinken konnte. Mit dem Früheſten machte er ſich nun auf den Weg nach Kahla, ſeiner Heimat. Doch Boten aus Leipzig ereilten ihn unterweges zu Jena und er ließ ſich von ihnen zur Umkehr verleiten. Allerdings dürfte ihm eine Weigerung auch nichts geholfen haben, da die Boten Gewaltbriefe bei ſich hatten, mittels deren ſie ſeine Verhaftung erwirkt haben würden. Er kam nach Leipzig zurück; man ließ ihn 14 Tage lang ruhig ſein Amt verwalten, und er glaubte ſchon, aller Angſt und Gefahr überhoben zu ſein. Da wurden am 15. Nov., früh 7 Uhr, auf einmal alle Thore geſchloſſen. Der Statthalter Chriſtoph v. Heßler [1]), von einem Hauptmann mit 12 Trabanten begleitet, begab ſich nach dem Rathhauſe, wo ein Abgeordneter der Ritterſchaft, der Bürgermeiſter Bachoff und einige Rathsherren ſich ihm anſchloſſen, und die ganze Geſellſchaft bewegte ſich nun nach den geiſtlichen Wohnungen an der Thomaskirche. Gundermann ward zwiſchen 9 und 10 Uhr auf ſeiner Studirſtube überraſcht, ſeine Bibliothek verſiegelt, er ſelbſt dem Schloßhauptmann überantwortet. Sein Haus blieb ſechs Wochen lang Tag und Nacht von ſechs Mann bewacht. Was mag man wol mit dem allen haben verhindern oder entdecken wollen?

---

[1] Er war am 6. Jan. 1525 zu Budiſſin geboren, Profeſſor der Medicin in Wittenberg und kurfürſtlicher Leibarzt geweſen, und zuletzt fürſtlicher Leibarzt zu Zerbſt und Deſſau.

Als man ihn in einem zerriſſenen Schlafrocke, den er bei ſeiner Arbeit getragen, über die Gaſſe führte, mußte er ſich von der Gemeinheit des ſchadenfrohen Pöbels mancherlei Mishandlungen gefallen laſſen, zeigte aber noch Höflichkeit und Faſſung genug, ſich mit dem Bürgermeiſter um den Vortritt zu complimentiren. Im Anfang meinte Gundermann mit einigen Wochen Gefängniß davonzukommen. Die Sache zog ſich aber ſchon fünf Monate hin und er ſah noch kein Ende. Da beſtimmte ihn die Sorge um ſeine Frau, die er ſchwanger zurückgelaſſen und über deren Schickſal man ihn in Ungewißheit gelaſſen hatte, ein ihm vorgelegtes Bekenntniß, daß er ſich durch beabſichtigte Einführung fremder, calviniſcher, in der augsburgiſchen Confeſſion verworfener Lehren ſchwer vergangen habe, und zugleich einen Revers zu unterſchreiben, daß er bei Wiederholung ſeiner Irrlehren der Obrigkeit mit Leib und Leben verfallen ſein wolle. Gegen dieſe Erklärungen verſtattete man ihm, des Amtes entlaſſen, in ſeiner Vaterſtadt Kahla in der Stille zu leben. Als er durch dieſen Widerruf ſeine Freiheit erkauft hatte und (20. Mai 1592) der Haft entlaſſen war, erfuhr er, daß ſeine Gattin inzwiſchen, aus Kummer über ſein Unglück, in Schwermuth verfallen war und ſich am 24. Jan. 1592 an dem Bratenwender erhängt hatte. (Seitdem hat lange Zeit die jetzt verſchollene Sage beſtanden, daß ſich in der Paſtorwohnung zu St.-Thomas jedesmal, wenn der Tod des Pfarrers bevorſtehe, eine weiße Frau ſehen laſſe [1]). Die ungeahnte Nachricht erſchütterte den Unglücklichen ſo, daß er in Wahnſinn verfiel. Nach ſeiner Geneſung von dieſer Gemüthskrankheit lebte er ärmlich in ſeiner Vaterſtadt Kahla, ſeine hauptſächlichſte Erholung in botaniſchen Studien ſuchend, weshalb auch die gemeine Gundelrebe (glechoma hederaceum) nach ihm benannt wurde.

---

[1] Chriſtoph v. Heßler auf Burgheßler, Burkersroda, Schlöben, Möckern, deſſen Vater Kurt († 1553) erſt lutheriſch geworden war und das Kloſter zu Heßler gekauft hatte, verbrachte ſeine Jugend in franzöſiſchen, ſpaniſchen, kaiſerlichen Kriegsdienſten, ward dann kurſächſiſcher Oberſter und Gouverneur von Leipzig, Schulinſpector zu Pforta und Oberſteuereinnehmer, und † 1598, ohne von ſeiner Frau, Eva aus dem Winkel aus Wettin, Kinder zu hinterlaſſen. Sein jüngerer Bruder, Moritz auf Kloſterheßler und Rabis († 7. Sept. 1589), pflanzte den Stamm fort.

Am 24. Oct. 1591 brachte man den Pfarrer von Markkleeberg, Adam Herzog, auf die Pleißenburg. Er ſcheint in der That ein fanatiſcher Calviniſt geweſen zu ſein, ſoll alle Bilder aus ſeiner Kirche geriſſen, ſie verbrannt und aus dem Crucifix Fiſchholz gemacht haben. Von der Pleißenburg wurde er 1594 nach Dresden abgeführt, wo er ſehr hart behandelt worden ſein ſoll. Doch ſind ſeine fernern Schickſale unbekannt.

---

[1] Gundermann war aber doch nur Diakonus und wohnte daher ſchwerlich in der Paſtorwohnung.

Georg v. **Haubitz** auf Beucha, aus einer in der erſten Hälfte des 18. Jahrhunderts erloſchenen Familie[1]), war wegen Jagdhändeln verhaftet worden. Als ihm am 27. Mai 1613 ſein Urtheil bekannt gemacht wurde, mögen ihn die Ausdrücke der Motivirung, oder die Härte deſſelben, ergrimmt haben, ſodaß er dem Amtsſchreiber, der es ihm verlas, mit einem Meſſer in die Bruſt ſtach, daß er todt zur Erde fiel. Der nun zum Mörder Gewordene wurde am 6. Sept. deſſelben Jahres vor der Pleißenburg enthauptet.

Im September 1631 wurde die Pleißenburg, die ſich auch nach Uebergabe der Stadt noch gehalten hatte, von ihrem Commandanten Hans **Vopelius** an das liguiſtiſche Heer unter Tilly übergeben, während man meinte, derſelbe hätte recht wohl erſt den Ausgang der bevorſtehenden am 7. Sept. geſchlagenen Schlacht abwarten mögen. Kurfürſt Johann Georg I. confiscirte nicht nur eine vor dem Petersthore gelegene Beſitzung jenes Commandanten, ſondern gab ſie auch den Bewohnern der zum Zwecke der fruchtloſen Vertheidigung abgebrannten Vorſtädte zur Plünderung preis. Vopelius ſelbſt ward in Dresden enthauptet.

---

[1]) Sie iſt aus Preußen abgeleitet worden, ſtammt aber jedenfalls von dem Orte gleiches Namens bei Grimma, den ſie auch bis zu ihrem Ausgange beſaß. Von da mag ſie, wie viele thüringiſche und meißniſche Familien, einen Zweig nach Preußen getrieben haben, deſſen letzter uns bekannter Vertreter der tapfere Andreas v. Haubitz war, der, zu Wurſchkau in Preußen geboren, erſt in polniſchen, däniſchen, ſchwediſchen Dienſten focht, bei Nördlingen als Major gefangen wurde, als Oberſtlieutenant in das kurſächſiſche Heer trat, Freiberg zweimal ſiegreich gegen die Schweden vertheidigte, zuletzt aber, 15. April 1639, als die Aufhebung der Belagerung ſchon entſchieden war, bei einem zufälligen Handgemenge tödtlich verwundet ward, worauf er in Dippoldiswalde, wohin ihn die Schweden gebracht hatten, ſtarb und am 9. Mai in Freiberg begraben ward.

Am 14. Oct. 1703 kam der Oberſt Hayne auf kurze Zeit in die Pleißenburg, weil er dem Oberſten v. Schleinitz auf der Straße mit dem Degen in die Bruſt geſtoßen hatte, daß er nach einigen Tagen ſtarb. Hayne wurde zu Anfang des Jahres 1704 nach Dresden abgeführt, und wir kennen ſein weiteres Schickſal nicht.

Vom 5. März 1704 bis 26. Aug. 1706 beherbergte die Pleißenburg ſehr erlauchte Gäſte: die Prinzen Jakob Ludwig und Konſtantin Uladislaus Sobiesky, bekanntlich Söhne des trefflichen Königs Johann III. von Polen (geb. 1624 oder 1629, † 17. Juni 1696) und der Marie Caſimire Luiſe d'Arquien [1], Brüder der damals freilich auch dem Exil entgegengehenden und ihm bald verfallenden Kurfürſtin von Baiern [2]. Da der Schwedenkönig Karl XII. ſich in den Kopf geſetzt hatte, vor allen Auguſt II. von Polen zu ſtürzen und auf dem polniſchen Throne durch einen Nachfolger ſeiner eigenen Wahl zu erſetzen, ſo richtete er ſeine Aufmerkſamkeit zunächſt auf den älteſten Sohn jenes berühmten Königs. Eben deshalb lag es in Auguſt's Intereſſe, dieſen gefährlichen Prätendenten zu beſeitigen. Prinz

---

[1] Tochter Heinrich's Marquis d'Arquien, der 23. Mai 1707 als Cardinal ſtarb. Sie war in erſter Ehe mit dem Fürſten Johann Zamoiski vermählt geweſen. Nach dem Tode ihres zweiten Gemahls zog ſie ſich nach Rom zurück.

[2] Thereſe Kunigunde, geb. 6. März 1673, † 10. März 1730, verm. 2. Jan. 1695 mit Kurfürſt Max Emanuel von Baiern (geb. 11. Juli 1662, † 26. Febr. 1726).

Jakob Sobieski (geb. 2. Nov. 1667), der ſich in jener Zeit zumeiſt in Schleſien aufhielt, wo er ſich auf dem Gebiete ſeines Schwagers, des Kaiſers Leopold I. [1]), völlig ſicher glaubte, war wiederholt gemahnt worden, auf ſeiner Hut zu ſein, und wußte ſehr wohl, daß König Auguſt damit umgehe, ſich ſeiner Perſon zu verſichern, vertraute aber dem Schutze des öſterreichiſchen Gebiets. Am 28. Febr. 1704 kehrte er, nur von ſeinem jüngſten Bruder Konſtantin (geb. 1. Mai 1680) und einigen Dienern begleitet, von einem Ausfluge nach Breslau, wo er ſich einige Tage aufgehalten hatte, nach Ohlau zurück. In der Nähe dieſes Ortes, nicht weit von einem Wäldchen, ſahen ſich die Prinzen auf einmal von Reitern umringt und am Wagenfenſter den Oberſten Johann Wenceslaus von Kospoth (Bd. IX, S. 343), der ihnen mit kurzen Worten erklärte, daß er Befehl habe, ſie in Haft zu nehmen. Es war ein Detachement der polniſch-ſächſiſchen Chevaliergarde, das von Dresden zu dieſer Expedition abgegangen war. Sie wurden ſogleich aus dem Wagen auf Pferde gehoben und, von 30 Mann umgeben, genöthigt, im ſtärkſten Trabe mitzureiten, ſodaß man in der erſten Nacht 11 Meilen zurücklegte. Den Tag über verbarg ſich der Trupp in abgelegenen Dörfern und ſetzte die Reiſe nur des Nachts fort. So langten die Prinzen ſchon am fünften Tage in der Pleißenburg an, wo ſie in Einem Zimmer verwahrt wurden. In den erſten Tagen hielten ſowol an der äußeren wie an der inneren Thüre ihres Gemachs je

---

[1] Prinz Jakob war ſeit dem 25. März 1691 mit Hedwig Eliſabeth Amalia von Pfalz-Neuburg (geb. 18. Juli 1673, † 10. Aug. 1722), einer Tochter des Kurfürſten Philipp Wilhelm, vermählt, deren älteſte Schweſter, Eleonore Magdalene, die Gemahlin Kaiſer Leopold's war.

1 Offizier und 12 Mann mit bloßen Degen Wache. Doch geſchah dies nur in den erſten Tagen. Dann entfernte man die Soldaten, behandelte die Prinzen ihrem hohen Range gemäß, und erlaubte ihnen, ſo oft ſie wollten, mit dem Commandanten zu ſpeiſen. Das Hofmarſchallamt erhielt Auftrag, ihre Tafel u. ſ. w. zu verſorgen. Jedem wurde ein Cavalier, ein Kammerdiener und zwei Lakaien zur Aufwartung beigegeben, die jedoch ſorgfältig inſtruirt waren, ſich zu nichts Verdächtigem gebrauchen zu laſſen. Es wurden Gelder zur Anſchaffung von Kleidern, Wäſche u. ſ. w. angewieſen. Zwar verweigerte man das Geſuch des Prinzen Jakob, in einem offenen Briefe nach Breslau um Geld ſchreiben zu dürfen, indeß eröffnete man ihm dafür einen Credit bei einem leipziger Handelshauſe.

Der Cardinal-Primas von Polen beklagte ſich ſchriftlich bei Kaiſer und Papſt darüber, daß man dieſe Prinzen, des großen Johann Sobieski's Söhne, gleich Räubern habe aufgreifen, auf Pferde werfen und nach Sachſen ſchaffen laſſen, und von beiden hohen Inſtanzen erfolgten auch Verwendungen, bei denen es freilich dahingeſtellt bleiben muß, wieweit ſie ernſtlich gemeint waren. Jedenfalls hatten ſie keine Folge. König Auguſt erklärte, daß er die ſicherſten Beweiſe von der Betheiligung der Prinzen an den Unruhen in Polen in Händen habe, und daß das Streben des Prinzen Jakob nach ſeiner Krone daraus deutlich hervorgehe. Offenbar nur zur weitern Beſchönigung diente auch die Behauptung, die durch eine angebliche Ausſage des prinzlichen Schloßkaplans unterſtützt wurde, daß Prinz Jakob dem Könige Auguſt ſelbſt nach dem Leben getrachtet habe, ein Klagpunkt, dem keine weitere Folge gegeben worden iſt. Die Hauptſache war überhaupt weniger, daß Prinz Jakob —

denn der jüngere Bruder war eigentlich ganz unverdächtig und ſoll ſeinem Bruder freiwillig, aus brüderlicher Liebe, in die Gefangenſchaft gefolgt ſein — ſelbſt nach der Krone ſtrebte, als daß er ein von Karl XII. begünſtigter Candidat war. In dieſer Beziehung ward der Zweck des Gewaltſtreichs erreicht. Karl XII. mochte nicht auf die Befreiung des Prinzen warten. Der nächſte Bruder des letztern, Alexander Benedict (geb. 6. Sept. 1677), an den man nunmehr dachte, wies, theils aus Liebe zu ſeinem Bruder, theils aus richtiger Würdigung der polniſchen Zuſtände und wol auch aus einer ihm eigenen Geringſchätzung der weltlichen Güter, alle Anträge zurück, und iſt ſpäter nach Rom gegangen, wo er Kapuziner ward und 19. Nov. 1714 ſtarb. So war denn Karl XII. genöthigt, einen neuen Candidaten zu ſuchen, und ſtellte den Stanislaus Lescynski auf, den er in der bekannten tumultuariſchen und unfreien Weiſe wählen ließ, und der allerdings ein perſönlich begabterer Mann war, als Jakob Sobieski, dem es aber, mindeſtens zu jener Zeit, an den Verbindungen des letztern mangelte, ſowie er auch nicht die immerhin bedeutſame Unterlage ſeiner Stellung beſaß, der Sohn eines Königs zu ſein. Es dürfte dem Könige Auguſt wahrſcheinlich ſchwerer gefallen ſein, bei einem Wechſel der Zeitlage, wie er ſpäterhin wirklich eintrat, den Sobieski wieder zu verdrängen, als ihm dies in Betreff des ſtützloſen Lescynski gefallen iſt.

Bei dem Einbruch der Schweden in Sachſen wurden die Prinzen, am 26. Aug. 1706, von der Pleißenburg entfernt [1]) und nach dem ſichern Königſtein übergeſiedelt, wo ſie mit ihrem aus zwei katholiſchen Geiſtlichen und zwei Kammerdienern beſtehenden Gefolge die Kellerei bewohnten, und monatlich 83 Thlr. aus der Rentkammer, ſowie Lieferungen von Wildpret und Ungarweine, erhielten. Indeß ſollte ihr Aufenthalt hier nur kurz ſein. Karl XII. machte es ſich natürlich zur Ehrenſache, ihre Befreiung zu erwirken, und König Auguſt hatte jetzt weder einen dringenden Grund, noch war er in der Lage, dieſe zu weigern. Gewiß iſt es ihm ſchwerer gefallen, in Patkul's Auslieferung, als in die Freilaſſung der Sobieskis zu willigen, die er, nach Lesczynski's Wahl, vielleicht nur noch gefangen hielt, um ein Compenſationsobject mehr bei den Friedensverhandlungen zu haben. Am 14./24. Sept. 1706 war der Friede zwiſchen Auguſt und Karl von den Bevollmächtigten des erſtern zu Altranſtädt unterzeichnet worden. Am 16./26. Nov. 1706 erfolgte die Publication dieſes lange verleugneten Actenſtücks, und nun kehrte Auguſt nach Sachſen zurück, traf am 5. Dec. zu Dresden ein und ſprach ſeinen Beſieger am 17. Dec. zum erſten Male zu Günthersdorf bei Altranſtädt. Tags vorher waren der Generallieutenant Ziegler v. Kliphauſen[1]), der Kammerherr Hans Dietrich v. Schönberg[2]) und zwei Kammerjunker zu den Prinzen gekommen, um ihnen die Freiheit anzukündigen und ſie nach Dresden zu geleiten, wo ſie im Stallgebäude ein-

---

[1]) Nach andern Angaben trafen ſie ſchon am 25. Aug. auf dem Königſtein ein. Siehe Bd. II, S. 259.

---

1) Er war Commandant des Königſteins. Siehe über ihn Bd. VIII, S. 274.

2) Auf Wilsdruff, Limbach, Rothſchönberg, geb. 1661, † als kurſächſiſcher Geh. Rath, Ober-Rechnungspräſident, Münzdirector und Ober-Steuereinnehmer 18. Nov. 1726. Aus ſeiner am 5. Juni 1692 geſchloſſenen Ehe mit Magdalene Sibylle Pflugk aus Kottwitz († 1731) erwuchs der noch jetzt auf jenen Gütern blühende Zweig der Schönberge.

quartiert und fürſtlich bewirthet wurden. Den 22. Dec. ſchickte Karl XII. den Generalmajor v. Meierfeld und den Secretär Cederhielm nach Dresden, die Prinzen in ſein Hauptquartier Altranſtädt einzuladen, wohin ſie auch am 23. Dec. aufbrachen. Unterwegs hatten ſie die Freude, ihren mittlern Bruder, den Prinzen Alexander, nebſt vielen vornehmen Polen anzutreffen, mit denen ſie nun gemeinſchaftlich nach Altranſtädt reiſen wollten. Allein König Stanislaus, der ihnen in der Gegend von Leißnig, wo er ſein Hauptquartier hatte, begegnete, nahm ſie mit zu ſich und ließ erſt in einigen Tagen dem König von Schweden ihre Ankunft melden. Karl ritt ihnen bis Leipzig entgegen, zog ſie dort zur Tafel und nahm ſie dann mit nach Altranſtädt, wo er ſie mit einer Auszeichnung behandelte, die ihnen eine hohe Genugthuung nach dem beſtandenen Leiden wurde. Die politiſche Rolle dieſer Prinzen war jedoch ausgeſpielt. Nur an eine Tochter [1] des Prinzen Jakob knüpfte ſich noch ſpäter ein politiſch-romantiſches Intereſſe, indem die Prinzeſſin Marie Clementine Sobieski im September 1719 dem Prätendenten des britiſchen Thrones, Prinz Jakob Stuart, dem Ritter von St.-George, der von ſeinen Anhängern als König Jakob III. (geb. 10. Juni 1688, † 1. Jan. 1766) bezeichnet wurde, ihre Hand reichte, welche Ehe freilich keine glückliche ward, da dieſer Prinz ſich, wie ſeine Ausſichten immer trüber wurden, den ſinnlichen Ausſchweifungen, zu denen er nie ohne Neigung war, namentlich dem Trunke, vollſtändig hingab. Prinz Jakob Sobieski ſtarb 19. Dec. 1737. Er hatte ſeine jüngeren Brüder, von denen Alexander, wie erwähnt, ſchon 1714, Konſtantin aber, der ſich mit einer Gräfin Weſſel zu kinderloſer Ehe vermählt hatte, am 28. Juli 1726 geſtorben war, überlebt. Der Mannsſtamm des Königs Johann Sobieski erloſch mit ihm [1]).

---

[1] Es war die zweite. Die ältere, Marie Charlotte, vermählte ſich (2. April 1724) mit dem nachherigen Herzog von Bouillon, damaligen Grafen von Auvergne, Karl Gottfried († 24. Oct. 1771), nachdem ihre am 25. Sept. 1723 geſchloſſene Ehe mit deſſen älterm Bruder, dem Prinzen Friedrich Moriz von Turenne, durch deſſen am 4. Oct. 1723 erfolgten Tod ein frühes Ende erhalten hatte. Ihre älteſte Schweſter, Marie Caſimire (geb. 20. Jan. 1695), hatte den Vater dieſer Prinzen, den Herzog Emanuel Theodoſius († 17. Mai 1730) heirathen ſollen, war aber vor der Hochzeit geſtorben.

Schwerer, als die Freilaſſung dieſer Prinzen, mag es Auguſt erſchienen ſein, für eine pecuniäre Foderung derſelben, die jetzt auch durch die ſchwediſchen Waffen unterſtützt ward, zu ſorgen. Durch eine Verſchreibung d. d. Krakau 29. Sept. 1697 waren dem Prinzen Jakob, wol um ihn zu Aufgebung aller Mitbewerbung zu vermögen, 200,000 Thlr. Species zugeſichert, und als Pfand dafür die Renten- und Steuergefälle des Amtes Radeberg zugeſichert worden. Wahrſcheinlich hatte man die Zahlungen ſuspendirt, als die Bedingung, unter der die Verſchreibung erfolgt ſein mag, verletzt worden, als nämlich Prinz Jakob wirklich als Throncandidat aufgeſtellt worden war. Jetzt, nach den Siegen der Schweden, mußte man ihn aber wieder in den Genuß jener Einkünfte einſetzen, räumte ihm auch, am 20. Juli 1707, zu größerer Sicherheit, das Schloß zu Radeberg, die Haſen- und Hühnerjagd, ſowie die Jurisdiction, wenigſtens hinſichtlich der gegen ſäumige Zahler anzuwendenden Executivmittel, ein, und überwies ihm im December auch noch die landesfürſtlichen Einkünfte aus der Stadt

---

[1]) Drei Kinder hatte er in früher Jugend verloren.

Radeberg. Nachdem aber, nach der Schlacht von Pultawa, König Auguſt ſich in der Lage fand, ſich von dem ihm aufgedrungenen altranſtädter Frieden wieder loszuſagen, that er es auch hinſichtlich der den Prinzen Jakob betreffenden Punkte, und wurden die Einkünfte des Amtes Radeberg wieder zur Kammer und Steuer gezogen.

Am 16. Jan. 1705 wurde der Appellationsrath und Bürgermeiſter von Leipzig Franz Konrad **Romanus** durch den Commandanten Oberſten v. Hopfgarten[1]) auf die Pleißenburg gebracht und ſein Haus unter Wache geſtellt. Er wurde aber ſchon am 23. Jan. — den Tag vorher hatte er, wenn dieſer Sturz nicht über ihn gekommen wäre, als Dompropſt in Wurzen inſtallirt werden ſollen — auf den Sonnenſtein übergeführt, von wo er am 5. Sept. 1706 auf den Königſtein kam, wo er faſt vierzig Jahre geſchmachtet hat und erſt, als 78jähriger Greis, am 14. März 1746 geſtorben iſt. Näheres über ihn ſiehe Bd. II, S. 260 ff. und Bd. VIII, S. 273—74[2]).

Sein nächſter Nachfolger auf der Pleißenburg war der (Bd. II, S. 263) gleichfalls ſchon erwähnte Haushofmeiſter des Herzogs Moriz Wilhelm von Sachſen-Merſeburg, **Hülle**, der am 6. Juni 1720 von der Pleißenburg nach Dresden und von da auf den Königſtein gebracht wurde, wo er drei Monate zubrachte. Weder bei ihm noch bei ſeinem Nachfolger, Andreas **de Parl**, der am 10. Mai 1723 gleichfalls von der Pleißenburg auf den Königſtein gebracht wurde und hier bis zum 8. Jan. 1726 blieb, iſt hinſichtlich der Urſachen ihrer Haft und ihrer weiteren Schickſale etwas bekannt worden.

---

[1] Georg Friedrich v. Hopfgarten auf Groß-Deuben, Laucha ꝛc., geb. 2. Jan. 1657, † als kurſächſiſcher Generalmajor und Commandant zu Leipzig 12. Jan. 1732. Er hatte ſich 1701 mit Chriſtine Sibylle v. Einſiedel aus Gnandſtein (geb. 19. April 1685, † 29. Juli 1718) vermählt und war der Großvater des erſten Grafen v. Hopfgarten, Georg Wilhelm (geb. 27. Febr. 1740), der als königl. ſächſiſcher Cabinetsminiſter 8. März 1813 ſtarb, mit deſſen letztem noch lebenden Sohne aber dieſe gräfliche Linie erlöſchen zu ſollen ſcheint.

[2] Die hier erwähnte zweite Ueberführung des Romanus auf den Sonnenſtein kann nur eine vorübergehende Sicherheitsmaßregel geweſen ſein.

Wol im Spätjahr 1725 iſt der Graf von **St.-Gile**, der für einen natürlichen Sohn des Königs Victor Amadeus von Sardinien galt, auf die Pleißenburg geſchickt worden, weil er in dem königlichen Vorzimmer den Degen gegen den Oberkammerherrn Grafen Vitzthum [1]) gezückt hatte. Auf Verwendung des Grafen Rutowski (Bd. I, S. 198), der ſich damals in Turin aufhielt, wurde er bald wieder in Freiheit geſetzt. Das Duell aber kam nun wirklich zu Stande und hatte für Vitzthum den bekannten tödtlichen Ausgang, während St.-Gile ſich allen weitern äußern Folgen durch die Flucht entzog [2]).

Am 23. Nov. 1741 ſtarb ein Herr auf der Pleißenburg, der erſt ſeit einigen Jahren [3]) ihr Inſaſſe geweſen war, ungeachtet die Zeit, in der er Schuld oder Haß verwirken konnte, ſchon um mehr als drei Decennien zurücklag: Chriſtoph Dietrich Boſe auf Frankleben, Seehauſen, Rickern. Er ſtammte aus einem ſehr ausgebreiteten, früher auch ſehr reichbegüterten Geſchlechte, deſſen Urſprung den thüringiſchen Stiftslanden angehört, wie denn zu demſelben der Biſchof Johann von Merſeburg gehört, der 1431 zu dieſer Würde erhoben ward und 1463 an der Peſt ſtarb. Zwei Brüder dieſes Biſchofs, Balthaſar und Hans Chriſtoph, Söhne Heinrich's Boſe auf Frankleben und Kötzſchau und der Eliſabeth v. Trotha aus Wettin, gründeten zwei Hauptlinien, neben denen übrigens noch andere vorkommen, die noch nicht in genauen genealogiſchen Zuſammenhang mit den andern gebracht ſind. Der von Hans Chriſtoph geſtifteten Linie gehören auch die ſpäteren Grafen Boſe an. Balthaſar behielt das Stammgut Frankleben, das, ſoviel wir wiſſen, auch jetzt noch in den Händen ſeiner Nachkommen iſt [1]. In der ſechſten Generation ſtammte von jenem Balthaſar der ältere Chriſtoph Dietrich Boſe auf Frankleben, Mölvis und Rickern, ein unter den Regierungen der Johann George und Auguſt's II. gewichtiger Mann, deſſen früheres Leben übrigens nicht eigentlich auf den Charakter vorbereitet, den er in ſeiner ſpätern Wirkſamkeit entfaltet haben ſoll. Er war am 16. Sept. 1628 geboren, neben drei Schweſtern der einzige Sohn des merſeburgiſchen Kammerdirectors Balthaſar Boſe auf Frankleben und Groß-Kayna und der Anna Margarethe Loß aus Schleinitz. 1645 folgte er dem kurſächſiſchen

---

[1]) Siehe Bd. I, S. 301—2, Bd. VIII, S. 197, 221 ff.

[2]) Siehe auch Bd. VI, S. 204—5.

[3]) Wir können den genauen Zeitpunkt, wo er dahin gekommen nicht angeben, da eigenthümlicherweiſe dieſer Boſe in den uns vorliegenden Verzeichniſſen über die Gefangenen ſowol des Königſteins, als der Pleißenburg, gänzlich übergangen iſt.

---

[1] Der gleichfalls von ihm ſtammende Zweig zu Manſtädt, Königshofen, Segeritz, Schleinitz, Peyſchwitz, Graupzig, Göbelitz iſt, wenn wir nicht irren, 1773 erloſchen, es müßten denn aus dem Nebenaſt zu Segeritz noch Sprößlinge erwachſen ſein. Ein anderer, auch von ihm ſtammender zu Ober-Wunſch und Jüdendorf ging wol noch etwas früher aus.

Bevollmächtigten Hans Ernſt v. Piſtoris[1]) als Page zu dem Friedenscongreß nach Osnabrück, trat aber bald als Musketier in das kaiſerliche Regiment des Oberſten Strozzi ein. Nach kurzer Zeit vertauſchte er die kaiſerlichen Dienſte mit kurbrandenburgiſchen, und als auch hier die Truppe, zu der er gehörte, ſich in Weſtfalen aufgelöſt hatte, ſchlug er ſich durch die verwüſteten Lande glücklich bis Schwaben durch, wo ihm der Generalmajor v. Rußwurm[2]) zum Eintritt in franzöſiſche Dienſte verhalf. In dieſen war er bis 1650 zum Capitänsrange aufgerückt, als er von den Lothringern gefangen ward. Nachdem er ſich aus dieſer Gefangenſchaft losgekauft, gelang es ihm, durch Muth und Liſt auch den gleichfalls in die Hände der Feinde gefallenen General Rußwurm zu befreien. 1654 kehrte er nach Sachſen zurück und übernahm die Verwaltung der Güter, die ſich in ſeinen Händen noch vermehrten. Längere Jahre blieb er dem Hof- und Staatsdienſte fern, außer ſoweit er eine Kammerjunkerſtelle bei der Kurprinzeſſin annahm. Erſt 1671 fing er an, zunächſt im Hofdienſt, zu ſteigen, indem er zum Kammerherrn und Oberſchenken ernannt ward, wozu 1672 auch eine Civilanſtellung als Kammerrath, ſeit 1674 als Kammer- und Bergrath kam. Seit 1683 führte er die Direction der Kriegskanzlei, mit dem Charakter als Geheimer Kriegsrath. 1692 wurde er wirklicher Geheimer Rath und 1696 Oberſteuerdirector. Vorher war er auch eine Zeit lang Oberhauptmann von Querfurt und weißenfelſiſcher Kammerdirector. In der Beichling'ſchen Machtperiode zog er ſich mehr und mehr von den Geſchäften zurück und begehrte dringend, worüber uns ein Schreiben deſſelben an den Großkanzler vorliegt, noch weitere Entbindung, namentlich von dem Vortrage in Militärſachen. Der Verfaſſer des „Portrait de la cour de Pologne" erklärt ihn für den intriguanteſten Miniſter des ganzen Hofes, der es um ſo mehr ſei, als er es nicht zu ſein ſcheine, geſteht ihm aber Erfahrung in den Landesangelegenheiten und geſundes Urtheil, das bei ihm den Mangel der Studien erſetze, zu, ſowie daß er mehrere gute Verbeſſerungen in der Verwaltung in Anregung gebracht, wenn auch keine davon ausgeführt habe. Letzteres kann nun freilich ſeinen Grund darin gehabt haben, daß es eben in jener Zeit viel ſchwerer war, Reformen zum Vollzug zu bringen, als anzuregen, wie ja auch Fürſt Fürſtenberg, Hoym u. A. erfahren haben. Ob es wahr iſt, was ihm Wolframsdorf[1]) gleichfalls vorwirft, daß er ſein Haus, das „arm genug geweſen, durch Geſchenke rechts und links bereichert habe", müſſen wir dahingeſtellt ſein laſſen, aber doch dazu bemerken, [illegible] weder eine auffällige Armuth der Familie vorher, noch eine auffällige Bereicherung gerade dieſer Linie nachher hervortritt. Hat er, wie es weiter heißt, mit dem Feldmarſchall Flemming gemeinſchaftliche Kaſſe bei der Armee gemacht, ſo iſt doch jedenfalls der von ihm erworbene Reichthum nicht mit dem des letztern[1]) zu vergleichen, und hat auch zu keinem Verſuche einer Abzapfung Veranlaſſung gegeben, wie ſie bei dem ältern Hoym, bei Beichling und nach Flemming's Tode bei deſſen Verlaſſenſchaft ſtattgefunden. Ueber das angebliche Gerücht, daß er ſeine Gelder in die Schweiz geſchickt habe, findet ſich keine nähere Beſtätigung. Daß er für ſeine Kinder gut geſorgt, den Söhnen anſehnliche Bedienſtungen verſchafft, die Töchter an reiche und einflußreiche Männer verheirathet habe, iſt denn doch kein Gegenſtand ernſten Vorwurfs, und daraus, daß der eine Sohn Oberhofmeiſter der Königin, der zweite Miniſter, der dritte Gardeoberſt war, folgt noch nicht, daß er „auf dieſe Weiſe den Hof der Königin, das Staatsminiſterium und das Kriegscommiſſariat beherrſcht" haben müßte[2]). Indem wir daher von all jenen Anklagen weſentliche Abzüge machen, geſtehen wir doch, daß uns dieſer ältere Boſe, nach allem, was wir über ihn erkunden können, mit einer biedern, treuherzigen, etwas derben Außenſeite und anſcheinender Anſpruchsloſigkeit und Uneigennützigkeit, ſehr viel Schlauheit, Vorſicht und Verſtändniß für ſeinen Vortheil verbunden, und daß er etwas von der Weiſe Knoch's[3]) gehabt zu haben ſcheint, der ſich auch mit dem Weſen der

---

[1]) Enkel Hartmann's, der die Proceßordnung von 1622 entwarf, Urenkel Simon's, des Kanzlers unter Georg, Moriz und Auguſt. Siehe oben S. 63 ff.

[2]) Hans Georg, geb. 16. Juni 1602, † 6. Mai 1667, war erſt franzöſiſcher, dann ſchwediſcher Generalmajor, dann in gleicher Eigenſchaft bei den fränkiſchen Kreistruppen. Er war ein naher Verwandter Boſe's, da auch ſeine Mutter, Barbara, eine Loß war, eine Tochter Eberhard's Loß auf Pillnitz 2c. Sein Sohn, Ernſt Friedrich, war eine Zeit lang kurſächſiſcher Oberſtallmeiſter. Mit deſſen Sohn gleiches Namens, der 1713 zu Koburg, wo er ſich ſeiner Ausbildung halber aufhielt, von Einem v. Crailsheim erſtochen ward, ging der Mannsſtamm der Rußwurm zu Ende.

---

[1]) Dieſer hätte ſich ſeines Vaters erinnern mögen, des unter Johann Georg II. ſo einflußreichen Oberhofmarſchalls Hermann v. Wolframsdorf († 26. Febr. 1703), der gleich nach dem Tode ſeines fürſtlichen Gönners entlaſſen wurde, viele Jahre nachher noch zur Unterſuchung gezogen werden ſollte (Bd. VII, S. 147 ff.), und jedenfalls ſeinen Kindern ungleich größere Beſitzthümer hinterließ, als Roſe.

---

1) Vgl. Bd. VII, S. 190.

2) Auch mit dem großen „Einfluß" der Schwiegerſöhne iſt es nicht ſo arg, wie ſich weiterhin zeigen wird.

3) Siehe Bd. III, S. 34—35; VIII, S. 170 ff., 175.

Macht begnügte, und andern willig deren Schein ließ, ſich auch gern zurückzog, wenn es ihm nicht mehr geheuer vorkam.

Mit Urſula v. Guſtädt (geb. 20. Juni 1636, † 8. Mai 1694) hatte er acht Söhne und fünf Töchter erzeugt, und von dieſen Kindern nur zwei Söhne im erſten Kindesalter, einen, Karl Ernſt (geb. 1663), der 1685 als Lieutenant auf Morea ſtarb, in der Blüte der Jugend verloren. Von den Töchtern vermählte ſich Urſula Margarethe (geb. 20. Juli 1656, † 26. Oct. 1707) 19. Sept. 1675 mit dem ſächſiſchen Oberberghauptmann Hans Karl von Carlowitz auf Arnsdorf und Stein-Dobra (geb. 25. Dec. 1645, † 3. März 1714). Es war dies ein verdienſtvoller Mann, der in ſeiner Jugend mit Nutzen fünfjährige Reiſen gemacht hatte und wegen glücklicher Ueberſtehung derſelben alljährlich den Charfreitag als einen beſondern Danktag beging. Ihm geſchah es übrigens 1666 bei dem großen Brande in London, daß er, wie viele Ausländer, von dem fanatiſirten Pöbel angegriffen und, als der Brandſtiftung verdächtig, ins Gefängniß geworfen wurde, aus dem ihn jedoch die Fürſprache des Prinzen Rupert rettete. Die zweite Tochter des ältern Boſe, Sophie Luiſe (geb. 1659, † 1692), heirathete 1682 den wenigſtens in Sachſen nicht „einflußreichen“ Hans Wilhelm v. Seebach auf Schönwerda († 20. Juli 1725); die dritte, Johanne Eleonore (geb. 1661, † 4. Mai 1718), erſt 23. Nov. 1682 (1687) Kaspar v. Schönberg auf Pfaffroda und, nach deſſen am 3. März 1689 erfolgtem Tode, 26. März 1695 (oder 1694) den kurſächſiſchen Generalmajor Thomas Friedrich v. Bornſtädt (geb. 16. Febr. 1655, † 18. Oct. 1697); die vierte, Chriſtine Eliſabeth (geb. 1668, † 4. Oct. 1709), am 26. Oct. 1698 (al. 1700) den Amtshauptmann Adolf Friedrich v. Böhlau auf Lungwitz und Hausdorf († 19. Nov. 1729); endlich die fünfte, Chriſtine (geb. 1675, † 19. März 1723), 1693 den ſachſen-eiſenbergiſchen Stallmeiſter Karl Zdislav[1] Boſe auf Mühlau († 17. Juni 1743). Von den Söhnen war der älteſte der Oberhofmeiſter der Königin-Kurfürſtin, Hans Balthaſar (geb. 4. Sept. 1658, † zu Dresden 15. März 1712), und ſcheint ein rechtſchaffener, anſpruchsloſer, ſeiner Gebieterin würdiger Mann geweſen zu ſein. Der nächſte Sohn war Chriſtoph Dietrich, über den wir weiter ſprechen. Von den übrigen iſt Adam Heinrich auf Mölbis (geb. 1667, † 21. Mai 1749) als ſächſiſcher General, Wolf Dietrich auf Frankleben, Rickern ꝛc. (geb. 1671, † 21. Aug. 1734) als Appellationsrath und merſeburgiſcher Geheimrath und Gottlob Sigismund († 1723 im 46. Jahre) als Generaladjutant und Oberſtlieutenant geſtorben. Nur Chriſtoph Dietrich und Wolf Dietrich haben den Stamm fortgepflanzt.

Chriſtoph Dietrich der jüngere, auf Frankleben, Rickern, Seehauſen, war 1664 geboren, ſehr jung in den praktiſchen Staatsdienſt gekommen, und wird von Wolframsdorf als „eine Creatur“ Knoch's bezeichnet, wobei er hinzuſetzt: „Dieſer hat ihn bei Hofe befördert, und wenn Boſe nicht ſchon von Hauſe aus ein Spitzbube wäre, ſo würde er in dieſer Schule es geworden ſein.“ Nun, die letztere Aeußerung iſt eben in dem Geſchmacke Wolframsdorf's, der dergleichen Kraftphraſen liebt. Iſt übrigens Boſe durch Knoch gefördert worden, ſo ſpricht das wenigſtens für ſeine geſchäftliche Brauchbarkeit, auf die ſich Knoch, ein gründlicher, fleißiger, ſelbſt gelehrter Mann, ſehr wohl verſtand. Sonſt aber ſieht man nicht recht, wozu es der Begünſtigung durch Knoch bedurft hätte, nachdem der eigene Vater unſers Boſe ſo einflußreich geweſen ſein ſoll, und in der That ſagt auch derſelbe Verfaſſer an einer andern Stelle: „er kam ſehr jung durch ſeinen Vater[1] in den Dienſt, dem daran lag, nach dem Tode des Kurfürſten Johann Georg's III., einen Sohn in das neue Miniſterium zu bringen, der, in Verbindung mit der übrigen Cabale, darauf hinarbeiten ſollte, den Ehrgeiz eines jungen Fürſten zu bändigen, der ihnen zuviel Feuer zu haben ſchien, und dafür zu ſorgen, daß ihm der Zuſtand ſeines Staates verborgen bleibe.“ Wir haben auch unſererſeits eine ſehr geringe Meinung von dem Durchſchnittsmaß der Sittlichkeit unter den Staatsmännern jener Zeit und ſpeciell auch an jenem Hofe, halten es auch wol für möglich, daß ſie ſich untereinander verſtändigten, ſich ſolange als möglich gegenſeitig zu halten, das Regiment wenigſtens in den Händen der Befreundeten zu behaupten und daſſelbe möglichſt zu ihrem Vortheile auszubeuten, dabei aber in vielen einzelnen Fällen veranlaßt waren, ihrem Fürſten etwas zu verbergen, oder vorzuſpiegeln. Daß ſie ſich aber verbündet haben ſollten, ihm ſyſtematiſch den Zuſtand des Staates zu verbergen, glauben wir ſchon deshalb nicht, weil wir nicht glauben, daß ihnen ſelbſt dieſer Zuſtand wahrhaft bekannt und in dem Lichte erſchienen iſt, in dem er den Malcontenten jener Zeit erſchien, oder den Kritikern von heute erſcheinen muß. Es iſt nicht glaublich, daß eine Anzahl Männer zuſammenkommt und ſich ins Geſicht bekennt: der Zuſtand des Landes iſt erbärmlich; er iſt es durch unſere Schuld und zu unſerm Vortheil, und damit das ſo fortgehe, müſſen wir ihn in jeder Weiſe unſerm Fürſten zu verhehlen ſuchen! Der Gedanke dagegen, den Ehrgeiz eines jungen Fürſten, der zuviel Feuer zu haben ſchien, durch beſonnene Rathſchläge zu zügeln, wäre gewiß nicht tadelnswerth, und es würde von Vielen geprieſen worden ſein, wenn es gelungen wäre, den Ehrgeiz nach Erwerbung und Behauptung der polniſchen Krone zu bändigen.

---

[1] Dieſer Name war ihm von ſeinem mütterlichen Großvater Zdislav von Stammbach auf Tannenberg gekommen.

---

[1] Wir werden ſehen, daß er weiterhin noch eine dritte Quelle angibt, der er Boſe's Beförderung zuſchreibt.

Uebrigens kam Boſe, als er ſehr jung in den Staatsdienſt getreten war, natürlich keineswegs ſogleich in das „neue Miniſterium“, ſondern verfolgte zunächſt die diplomatiſche Laufbahn. Er ſoll zu den mehrfachen Agenten gehört haben, die man nach Wien ſchickte, um die Freilaſſung des Feldmarſchalls Schöning zu erwirken. Nach Wolframsdorf's Behauptung hätte er aber, da er dem kaiſerlichen Hofe mehr als dem ſächſiſchen ergeben geweſen, von allem, was ihm aufgetragen worden, das Gegentheil gethan. Nun, wir haben, bei Beſprechung der Schöning'ſchen Angelegenheit (Bd. VII, S. 111 ff.), gezeigt, daß die Befreiung deſſelben nicht von den Bemühungen der ſächſiſchen Agenten, ſondern von der Politik des ſächſiſchen Hofes abhing. Hat ſich übrigens Boſe in der Sache keine ernſte Mühe gegeben, ſo wird dies wol weniger von einer angeblichen Hinneigung deſſelben zu dem öſterreichiſchen Intereſſe, von der ſich ſonſt keine Spur findet und die bekanntlich auch Beichling nachgeſagt ward, zu deſſen Gegnern Boſe gehörte, ſondern davon hergerührt haben, daß, außer dem Kurfürſten, der Familie und vielleicht einigen Offizieren, niemand eigentlich Schöning's Rückkehr ernſtlich wünſchte und betrieb, und am wenigſten die herrſchende Coterie. Wolframsdorf behauptet nun weiter: Da dem Boſe dieſer erſte Streich gegen den ſeinem Herrn ſchuldigen Reſpect gelungen ſei, ſo habe es ihm gerathen geſchienen, ſich mit dem Hauſe Frieſen zu verbinden, über welches dann eine Grobheit beigefügt wird, die wir gar nicht nachſchreiben wollen. Nun, er vermählte ſich allerdings am 4. Dec. 1693 mit Charlotte Johanne v. Schleinitz [1]), deren Mutter eine Frieſen, aber keineswegs dem mehrfach beſprochenen einflußreichen Siebenſchweſternbunde angehörig, ſondern nur eine Couſine dieſer Schweſtern war [2]). Es bleibt daher jedenfalls zweifelhaft, ob er überhaupt durch den Einfluß der Frieſen, der jetzt bei Wolframsdorf die dritte Quelle ſeines Steigens wird, in das Miniſterium gekommen, und unwahr iſt es jedenfalls, daß dies „hierdurch bald" geſchehen ſei, denn er verbrachte noch ganze zehn Jahre meiſt auf auswärtigen Miſſionen, in Schweden, Dänemark, Rußland, Holland, England. Erſt 1703 wurde er als Geheimer Rath bleibend nach Sachſen zurückberufen, um für ſeinen faſt ganz erblindeten Vater den Vortrag in Militärſachen im Geheimen Conſilium zu übernehmen, in welcher Beziehung er demſelben ſchon 1702 adjungirt, aber durch neue Sendungen darin unterbrochen worden war [3]).

---

1) Einer Tochter Johann Georg's v. Schleinitz auf Graupzig und Roſalien Sophien v. Frieſen auf Rötha. Sie ſtarb zu Dresden 27. Mai 1727 und liegt zu Frankleben begraben.

2) Sie war eine Tochter Karl's v. Frieſen auf Rötha, Cotta, Jeſchwitz, Rüben und der Juſtine von Raaben aus Stuckfeld. Der Geheimerathsdirector Heinrich v. Frieſen, der Vater des erſten Grafen Frieſen und der ſieben Schweſtern, war ihr Oheim.

3) Es liegen uns zwei Briefe des alten Boſe an den Großkanzler Beichling, vom 8. Juli und 15. Nov. 1702, vor. In dem

Nach Beichling's Sturz ging er aber auch zu dem König nach Polen und leitete dort das Militärkaſſenweſen, ſoll auch 1704 zu diplomatiſchen Sendungen verwendet worden ſein, welche der Ausführung des ſchon von Beichling erfaßten Planes gewidmet geweſen wären, mit Oeſterreich und den Seemächten ein Uebereinkommen zu treffen, wonach der König ſich aus Polen zurückziehen, für deſſen Aufgebung anderweit entſchädigt werden und ſeine Armee der großen Allianz gegen Frankreich widmen ſollte. Ein Plan, der, wenn er wirklich gehegt worden, jedenfalls daran geſcheitert iſt, daß die Alliirten von Karl XII. mehr fürchteten, als von Auguſt II. erwarteten, während Wolframsdorf die Schuld auf das ruſſiſche Geld ſchiebt, welches Boſe „anderen Sinnes gemacht" habe. Er wirft ihm überhaupt viele ſchlimme Dinge vor, für die man freilich andere Zeugniſſe haben müßte, als das des „Portrait", um ihnen vollen Glauben zu ſchenken. Zum Theil ſcheint es, daß er zu denſelben Geldoperationen verſchreiten mußte, durch welche Beichling ſich und die Sache gehalten hatte, die auch Beich-

---

erſten ſagt er u. a.: „Es iſt Deroſelben erinnerlich, daß mir in dem Geheimen Concilio das Departement der Kriegs-Affairen zugefallen. Nachdem ich aber wegen Verluſts meines Geſichtes weder auß den einlauffenden Allergnädigſten Befehlen und andern einkommenden Schriften behörig referiren, noch auch den Schluß zur Expedition abfaßen kann, und aber einen andern, auch meinen eigenen Sohn ſolches verrichten zu laſſen, mir nachtheilig zu ſein ſcheinet, als habe ich mich genöthiget gefunden, bei Ihro Königl. Maj. mit angeſchloſſenem Allerunterthänigſten Supplicato einzukommen, und Ewr. Exc., nach der durch den Herrn Geheimen Rath von Knochen mir ertheilten Permission, zum gütigſten Vortrag zu recommandiren." Mit dem zweiten überſchickt er wieder eine Suplik, da ihm zwar ſein Sohn zur Aſſiſtenz verordnet worden ſei, jetzt aber nach Holland und England verſchickt werde, er ſelbſt aber die Geſchäfte nicht verrichten könne.

ling übel ausgelegt wurden, in Betreff deren der letztere aber doch keiner ſtrafbaren Schuld zu überführen war. Wie es zugegangen ſein ſollte, daß, wie es weiter im „Portrait“ heißt, auch ſeine Frau „gute Geſchäfte mit dem Handel mit der Juſtiz“ gemacht habe, ſehen wir nicht ab, da Boſe mit der Juſtiz gar nichts zu thun hatte. Ferner: „Der fortwährende glückliche Erfolg ſeiner Betrügereien, in Verbindung mit dem Beiſtand ſeiner Frau, ſein Ehrgeiz und die Gewinnſucht — er iſt arm und macht einen großen Aufwand — haben ihn ſo aufgeblaſen gemacht, daß er ſich ohne Rückhalt über ſeinen Herrn und über ſeine Collegen luſtig macht.“ Nun, das Anführen, daß Boſe arm geweſen ſei, ſtimmt nicht recht mit den früheren Behauptungen in Betreff der großen Summen, welche der alte Boſe lucrirt haben ſollte, und der nicht minder guten Geſchäfte, welche unmittelbar vorher auch dem jüngern Boſe bei der Armeeverwaltung zur Laſt gelegt worden. Boſe hat ſchwerlich einen größern Aufwand gemacht als Beichling, war ſicherlich von Haus aus nicht ärmer, und doch ward Beichling ein reicher Mann und man hat ihm nicht nachweiſen können, daß er ſeinen Reichthum auf ſtrafbare Weiſe erworben gehabt hätte. Uebrigens wird zwar hier von Boſe's Armuth, eine Seite weiter aber von den „Reichthümern“ geſprochen, die er ſchon vor drei Jahren beſeſſen und ruhig genießen zu können gewünſcht habe. Die Behauptung, daß Boſe ſich ohne Rückhalt über ſeinen Herrn und über ſeine Collegen luſtig machte, ſtimmt jedenfalls nicht mit dem Bilde eines vollendeten Intriguanten, nicht mit dem ihm vorher beigemeſſenen Streben, den Charakter des Königs nach allen Seiten hin zu ſtudiren, um ihn beherrſchen und täuſchen zu können. Weiter heißt es: „Die Befehle des Königs ändert er nach ſeinem Belieben ab. Geht es im geringſten nicht nach ſeinem Willen, ſo ſetzt er ſich mit andern zuſammen, und verhandelt mit der Pfeife im Munde die wichtigſten Staatsgeheimniſſe. Seinen Freunden und Untergebenen, die er für ſich zu gewinnen ſucht, iſt er unerträglich, mag er nun mit erheuchelten Liebkoſungen ihnen ſchmeicheln, oder ſie durch ſeine Rückſichtsloſigkeit einſchüchtern.“ Eine Stelle, zu der jede Bemerkung unnöthig iſt, und die wir blos zu weiterer Charakteriſirung jenes famoſen „Portrait“ anführen, da ſie recht deutlich zeigt, daß man es in demſelben nicht mit Charakterzeichnungen, ſondern mit boshaften Carikirungen zu thun hat. Ein Mann, wie hier geſchildert wird, konnte unmöglich, wie er in derſelben Schmähſchrift genannt wird, die Hauptſtütze der Adelspartei in Sachſen ſein. Dabei gibt Wolframsdorf ſelbſt an, Beſe gälte für den geſchickteſten Miniſter des Königs, und widerſpricht auch dieſer Annahme nicht, ſondern meint nur, daß, wenn er auch zehnmal mehr Verdienſte hätte, als man ausſchreie, die Mittel, deren er ſich bediene, um ſeinen Zweck zu erreichen und ſich zu behaupten, ihn ſo ſchuldig machten, daß ihn der König nur aus allzugroßer Nachſicht nicht ſchon längſt auf den Königſtein habe abführen laſſen. Er ſei der größte Spitzbube und der gefährlichſte unter allen Miniſtern, um ſo gefährlicher, als er den König haſſe, aus böſem Gewiſſen und aus Furcht, daß ſeine Unterſchleife an den Tag kommen möchten. Als er vor drei Jahren — alſo 1701 oder 1702 — in Ungnade gefallen ſei, ein Umſtand, über den wir ſonſt nichts gefunden haben, hätte er, wie Wolframsdorf zu glauben verſichert, gewünſcht, der König möchte untergehen oder in geſchwächtem Zuſtande verbleiben, um nur ſeine Reichthümer ruhig genießen zu können. Wenn er von mehreren Fürſten, an die er geſendet worden, ſehr belobt worden ſei, ſo erſcheine ein ſolches Lob ſtets verdächtig und beweiſe nur, daß der Miniſter von den fremden Höfen gewonnen ſei [1]).

Wir haben dieſe harten Urtheile über Boſe's Charakter und Wirken hauptſächlich angeführt, um unſer mehrfach ausgeſprochenes Urtheil über das „Portrait de la cour de Pologne“, das noch immer ſeine Gläubigen findet, anderweit zu belegen. Was Boſe ſelbſt anlangt, ſo fehlt es uns an allen ſicheren Unterlagen, ſowol ihn zu verurtheilen, als ihn freizuſprechen. Wir wiſſen nicht, ob ein eigentliches Proceßverfahren gegen ihn ſtattgefunden, ein Urtheil geſprochen worden und was die Acten darüber ergeben, ob finanzielle Unfertigkeiten, oder politiſche Verflechtungen [2]), oder Unvorſichtigkeiten ſeiner Zunge ſeine Ungnade verurſacht. Daß er ein befähigter Mann geweſen, nehmen wir an, weil ſelbſt Wolframsdorf es nicht in Abrede ſtellt [3]). Alles Uebrige müſſen wir dahingeſtellt ſein laſſen. Möglich, daß er ſo ſchlecht war, wie er von Wolframsdorf dargeſtellt wird; aber Wolframsdorf's Zeugniß würde an ſich nicht hindern, ihn für einen ehrlichen Mann zu halten, und ſolange ſich nicht ſtärkere Zeugniſſe wider ihn ergeben, wollen wir mindeſtens annehmen, daß ſein politiſcher Charakter zwar gewiß nicht über dem ſittlichen Richtmaße ſeiner Zeit, aber auch nicht weſentlich unter demſelben geſtanden.

---

[1] Eine Sache, die „verdächtig erſcheint“ und zugleich „beweiſt“ und zwar „nur“, alſo in allen Fällen etwas Schuldvolles beweiſt, das iſt ſo Wolframsdorf'ſche Logik. Es kommt auch hier auf die einzelnen Fälle und deren beſondere Umſtände an. — Gelegentlich macht er Boſe auch einen Vorwurf daraus, daß er, „unter dem Vorwande der Erſparniß“, auf Auflöſung der allerdings koſtſpieligen und für den ernſteren Dienſt nutzloſen Chevaliergarde gedrungen habe.

[2] Die Zeit ſeiner erſten Verhaftung trifft mit der des Patkul zuſammen, und dem Patkul ſtand in Sachſen niemand ſo nahe, wie Boſe, was denn ebenſo für, als wider dieſen ſprechen kann.

[3] In Wernich's Patkul (I, 227—28) wird er mit dem preußiſchen Ilgen verglichen.

Geſtürzt iſt er freilich ſchneller als Beichling, an deſſen Stelle er gern getreten wäre, während er doch nur einen Theil der Functionen des Großkanzlers überkam und das übrige andern, namentlich dem Grafen Pflugk, überlaſſen mußte. Schon 1705 fiel er in Ungnade und kam auf den Königſtein. Bald aber erhielt er, es heißt durch Flemming's Einfluß, ſeine Freiheit zurück, ward zwar ſeiner zeitherigen Aemter enthoben, aber zum Oberaufſeher der Grafſchaft Mansfeld ernannt, und lebte nun in der Regel auf ſeinem Gute Frankleben bei Merſeburg. Es ſcheint daher, daß entweder gar kein eigentliches Verfahren gegen ihn eingeleitet worden, oder daß daſſelbe keine Reſultate gehabt hat, und daß ſich auch nichts abzuzapfen gefunden hat. Bedenklicher, daß er noch lange Jahre nachher, nachdem er mehr als zwanzig Jahre im Ruheſtande gelebt, unter einer andern Regierung und Brühl's Regimente, abermals und bleibend in Haft kam. Auch diesmal finden wir keinen ſichern Aufſchluß über die Gründe dieſes zweiten Sturzes: ob es die alte Sache, oder eine neue Schuld geweſen, ob Brühl wirklich durch irgend ein Gerechtigkeitsgefühl zu dem Schritte bewogen worden, oder ob politiſche Rancune ihn getrieben. Boſe ſtarb in der Pleißenburg am 23. Nov. 1741, ein 77jähriger Greis. Es wird berichtet, daß die Offiziere, die bei ihm die Wache gehabt, ſich überaus lobend über die Gelaſſenheit, mit der er ſich in ſein Schickſal gefügt habe, ausgeſprochen hätten. Aus ſeiner Ehe waren ihm nur zwei Söhne geboren werden und nur einer davon zu reiferen Jahren erwachſen: Ernſt Ludolf Boſe auf Frankleben, Ober-Wunſch, das er wol bei dem Ausſterben der dortigen Seitenlinie ererbt hatte, und Dörſchnitz, kurſächſiſcher Kammerherr. Dieſer war mit einer Böhlau, einer Schweſtertochter ſeines Vaters, verheirathet, von der ihm vier Söhne geboren wurden. Wir wiſſen nur von einem der letztern, Adolf Heinrich (geb. 31. Mai 1743, † 7. Mai 1797 zu Merſeburg) auf Ober-Frankleben und Rickern, welcher kurſächſiſcher Hofmarſchall war, daß er einen Sohn [1]) hinterlaſſen hat. Dies war Adolf Ludwig Chriſtoph Boſe, von dem wir finden, daß er kurſächſiſcher Kammerherr, aber auch königlich franzöſiſcher Oberſter und mit einer Gräfin Mangiron verheirathet geweſen iſt. Die Revolution mag ihn wieder aus Frankreich vertrieben haben, denn ſeine Gemahlin iſt 3. Dec. 1791 zu Trier, einem Hauptſitze der Emigranten, geſtorben.

Chriſtoph Dietrich Boſe war ſchon faſt fünf Jahre todt, als der Lieutenant der Leibgrenadiergarde, Auguſt François de Breais, welcher, „übler Aufführung wegen“, ſeit dem 25. April 1745 auf den Königſtein geſeſſen hatte, im September 1746 auf die Pleißenburg verſetzt ward. Wie lange derſelbe hier geblieben, iſt uns nicht bekannt. Es ſcheint aber, daß man weiterhin die Pleißenburg nicht mehr als Staatsgefängniß benutzt hat.

Die Bergfeſte Stolpen war bis zu der Umgeſtaltung des ſächſiſchen Kirchenweſens ein Beſitzthum und eine Lieblingsreſidenz der Biſchöfe von Meißen und iſt erſt unter Kurfürſt Auguſt in landesherrlichen Beſitz gebracht worden [2]).

---

[1]) Die Mutter war Suſanne Hedwig Dorothee v. Schönberg aus Reinsberg, deren Mutter eine Degenfeld war.

[2]) Biſchof Benno II. hatte 1228 das Schloß und Gebiet von Stolpen von Moyko von Stulpen gekauft. Biſchof Johann IX.

Auch dieſes geiſtliche Schloß war mit ſeinen Kerkern und Verließen verſehen, die nicht immer ohne Inwohner blieben. So ſollen auch einige vorzeitige Anhänger der neuen Lutherlehre daſelbſt geſchmachtet haben, ja wol verſchmachtet ſein. Die früher gangbare Geſchichte, daß der vorletzte Pleban zu Glashütte, Jakob Seydler oder Seydel aus Oſchatz, weil er ſchon 1520 Luther's Lehre gepredigt, am erſten Pfingſtfeiertage (27. Mai) in den Johannisthurm zu Stolpen geworfen und ſpäter, auf Befehl des Biſchofs Johann VII., eines Schleinitz († 1532), im Gefängniß erdroſſelt worden ſei, iſt in ihrem erſten Theile entſtellt und in ihrem zweiten völlig grundlos, wird aber immer noch von Zeit zu Zeit nachgeſchrieben. Seydel war der erſte katholiſche Geiſtliche, nach langen Jahrhunderten, der dazu ſchritt, ſich zu verheirathen. (Einen Nachfolger erhielt er zu Kemberg, am 24. Aug. 1521.) Er ward darauf, auf Befehl des Herzogs Georg, verhaftet und dem Biſchof übergeben, von dieſem aber, auf Verwendung Melanchthon's, Karlſtadt's und Agricola's, gegen Bürgſchaft freigelaſſen, und gewiß iſt der Erfolg einer ſolchen Verwendung bei einem katholiſchen Biſchof für die ganze Zeitlage bezeichnend. Er ging darauf nach Döbeln, wo er, da ihm die Kirche verweigert ward, auf dem Rathhauſe predigte, was dem Rathe einen Verweis von dem Herzog Georg zuzog, und iſt 1531 als Prediger nach Oſchatz berufen worden. — Ob die Geſchichte von dem Barfüßer-Cuſtos, der, nach dem Pirnaiſchen Mönch, 1526 gleichfalls wegen lutheriſcher Geſinnung nach Stolpen gebracht und

---

mußte beides 1559, nach wunderlichen Vorgängen, an Kurfürſt Auguſt abtreten.

ins Finſtere gelegt worden ſei, bis er am St.-Stephanstage (3. Aug.) verſtorben und unter den Galgen begraben worden ſei, begründeter iſt, muß dahingeſtellt bleiben. Die Quelle iſt nichts werth.

Sicherer iſt es, daß einige Opfer lutheriſcher Unduldſamkeit, die ſich jedoch gegen ſie nicht zu ſchroff zeigte, die Haft zu Stolpen erlitten. Nach dem Tode des Kurfürſten Chriſtian I. ließ man die Hofprediger Johann Salmuth und David Steinbach zu Dresden, wie den Superintendenten Dr. Urban Pierius (Birnbaum) zu Wittenberg, erſt ruhig die Leichenpredigten zu Ehren ihres verewigten Fürſten und Gönners abhalten, nahm ſie aber dann in Haft, was ſich zunächſt auf einen Hausarreſt beſchränkte. Da aber der fanatiſirte dresdner Pöbel, unter Anführung eines David Eiſenreich und eines Valentin Mierich, ſich vor den Wohnungen jener Hofprediger zuſammenrottete, das Pflaſter aufriß, die Fenſter einwarf, ſogar das Haus ſtürmen wollte, um beide Geiſtliche zu erſchlagen, und ein ſolcher Tumult entſtand, daß nur das Anrücken des Stadthauptmanns Gregor von Kayn und ſeiner Garde, ſowie einiger vom Rathe aufgebotener bewehrter Bürger, die Ruhe herſtellen konnte, ſo fand man gerathen, beide Männer, um ihrer eigenen Sicherheit willen, in der nächſten Nacht auf das Schloß zu Stolpen zu bringen. Sie wurden hier nicht unglimpflich behandelt, mußten aber doch über ein Jahr in Stolpen aushalten, von wo ſie am 20. Nov. 1592, nach geſchworener Urphede und Unterzeichnung eines ähnlichen Sündenbekenntniſſes, wie das dem Gundermann abgepreßte, entlaſſen wurden, wobei man ihnen freiſtellte, ſich — außerhalb Sachſens — hinzuwenden wohin ſie wollten. Johann Salmuth fand ein Aſyl in Amberg, wo er Kirchenrath und Oberpfarrer wurde, und noch an dreißig Jahre gelebt hat [1]). Steinbach, aus Wurzen gebürtig, der 1580 Diakonus zu Eckartsberga, 1582 Pfarrer zu Roßleben, 1587 Superintendent zu Eckartsberga und 1590 Hofprediger zu Dresden geworden war, hatte in Stolpen einen unglücklichen Verſuch gemacht, ſich durch die Flucht zu retten, und ein Bein dabei gebrochen. Sein Widerruf wurde am 8. Juli 1592 von den dresdner Kanzeln verleſen. Von ſeinen weiteren Schickſalen hören wir nur, daß er in ärmlichen Verhältniſſen geſtorben ſein ſoll. **Pierius** war in Wittenberg in Haft gehalten worden und wurde erſt nach Jahresfriſt, auf Verwendung der Königin Eliſabeth von England, der er ſich durch ein lateiniſches Gedicht auf das Scheitern der ſpaniſchen Armada empfohlen hatte, entlaſſen, dies jedoch auch nicht eher, als bis er ein Sündenbekenntniß unterzeichnet und ſich verpflichtet hatte, das Land ſogleich verlaſſen und die Confeſſion deſſelben niemals in ſeinem weitern Leben, weder heimlich noch öffentlich, durch Lehren, Predigten oder Schriften anfechten zu wollen. Er wurde ſpäter Superintendent in Bremen, und hielt es mit Recht nicht für eine ſchuldvolle Verletzung des ihm abgenöthigten Verſprechens, wenn er ſeinen Freund Crell, nach deſſen grauſamem Tode, gegen ungerechte Angriffe vertheidigte. Die Lutheraner griffen ihn aber natürlich deshalb an.

Wol 1694 kam ein gewiſſer **Weiſe**, welcher Secretär des Geheimraths und Kammerpräſidenten v. Hoym geweſen und in deſſen Unterſuchung verflochten war, nach Stolpen. Er war im December 1693 in Dresden verhaftet und in eines der ſchlimmſten Gefängniſſe geworfen worden, von wo er wahrſcheinlich zu derſelben Zeit nach Stolpen gebracht ward, wo ſein Patron auf den Königſtein überging (24. Aug. 1694). Da der Proceß gegen den letztern am 20. März 1696 niedergeſchlagen ward [1]), ſo wird wol auch Weiſe frei gekommen ſein.

---

[1] Siehe Bd. VII, S. 467.

1697 ſoll, nach einer uns vorliegenden ſchriftlichen Notiz, die alte Frau v. **Reitzſchütz**, die Mutter der Gräfin von Rochlitz, mit deren Proceß wir uns Bd. III, S. 97 ff. ausführlich beſchäftigt haben, in Stolpen angekommen ſein, nachdem ſie bis dahin im dresdner Rathhauſe geſeſſen und, wie dabei zugleich bemerkt wird, am 19. Juli deſſelben Jahres, nachts 1 Uhr, im Stockhauſe der Tortur unterworfen worden. Sie ſei dabei mit Daumſchrauben, Schnüren und ſpaniſchen Stiefeln heftig angegriffen worden, habe jedoch nichts bekannt, als was man ſchon vorher gewußt, auch nicht geklagt und gejammert, ſondern nur immer geſungen: „Stärk mich mit Deinem Freudengeiſt in meiner Marterſtunde ꝛc." — Die Verſetzung nach Stolpen mag als der Uebergang zu der völligen Freilaſſung und zur Cur und Erholung von den überſtandenen Folterqualen beſtimmt geweſen ſein. Wir bedauern übrigens, nach ſo beſtimmten Angaben unſere Zweifel aufgeben zu müſſen, ob die Tortur. auf welche in dem geradezu unſinnigen Proceſſe allerdings erkannt geweſen, wirklich an der alten Dame vollſtreckt worden.

Fremde und vornehme Gäſte erhielt Stolpen im Jahre 1704, als Auguſt II., bald nach der Wahl ſeines Nebenbuhlers Leſcynski, die ihm von den Schweden gebotene Gelegenheit geſchickt und thatkräftig benutzte, Warſchau überfiel und einnahm. Die wenigen Schweden, die noch als Bedeckung der ſchwediſchen Unterhändler in Warſchau waren, mußten ſich mit dieſen Unterhändlern ſelbſt, dem General Arwed Horn, dem Staatsrath Wachtſchläger und dem Vicekanzler Palmberg, ergeben. Der Familie des neuen Königs Stanislaus, welcher ſelbſt von Warſchau abweſend war, und ſeinen wichtigſten Anhängern war es gelungen, noch rechtzeitig zu entkommen [1]). Nur der Biſchof von Poſen, Swocenicky, derſelbe, der bei der tumultuariſchen Königswahl die Stelle des abweſenden Cardinal-Primas vertreten hatte [2]), ward ergriffen. Auch bemächtigte man ſich zweier Söhne des alten Fürſten Lubomirski, der auch unter den Throncandidaten geweſen war, um ſie als Geißeln für das fernere Verhalten ihres Vaters zu bewahren. Horn erhielt Erlaubniß, vor ſeinem Uebergange in die Gefangenſchaft den Vorgang ſeinem Könige perſönlich zu melden, fand ſich dann wieder ein und ward als Kriegsgefangener nach Leipzig geſendet. Wachtſchläger, gegen den man anfangs ſtrenger hatte verfahren wollen, weil er geborner polniſcher Unterthan, nämlich aus Thorn gebürtig war, kam nach Stolpen, wohin ihn auch der mit ihm gefangene Secretär Reuterhielm begleitete. Der Biſchof von Poſen ward, unter militäriſcher Escorte, nach Budiſſin in ein geiſtliches Haus gebracht, wo er am 25. Oct. 1704 ankam, und wo ihm der Decan des Domſtifts am 9. Dec. ein päpſtliches Breve publicirte, das ſeine Suſpenſion ausſprach. Einige Stunden ſpäter ward auch er nach Stolpen gebracht. Die beiden Lubomirski[1]) waren nach Dresden geführt worden, wo ſie ihrem Stande und ihrer Unſchuld gemäß gehalten wurden. Die Schweden werden mindeſtens zur Zeit des altranſtädter Friedens freigelaſſen, wo nicht ſchon früher ausgewechſelt worden ſein. Der Biſchof ſoll nach Rom geſchickt und die Entſcheidung ſeines weiteren Schickſals dem Papſte überlaſſen worden ſein.

---

[1] Bd. II, S. 324—25.

---

[1]) Damals ſoll in der Eile der Flucht die jüngſte Tochter Leſcynski's, ein im erſten Lebensjahre ſtehendes Kind, vergeſſen und ſpäter in der Krippe eines Pferdeſtalles wiedergefunden worden ſein. Dieſes Kind, die Prinzeſſin Marie (geb. 23. Juni 1703, † 24. Juni 1768), ward ſpäter (1725) Königin von Frankreich!

[2]) Man trug ſich damals mit dem Witzwort: Der größte Branntweintrinker habe den größten Tabakraucher proclamirt.

Die letzte Perſon, welche Stolpen aus Staatsgründen unfreiwillig bewohnte, und die einzige, von der noch jetzt dort Erinnerungen und Erinnerungszeichen bewahrt werden, war die von uns (Bd. I, S. 296 ff.) ausführlich beſprochene Gräſin Coſel, welche am 21. Dec. 1716 dort ankam und von da an, erſt gezwungen, dann freiwillig, bis zu ihrem am 31. März 1761 erfolgten Tode ihren weſentlichen Aufenthalt daſelbſt gehabt hat. Sie war ſonach noch bei der ſogenannten Einnahme Stolpens durch Warnery, die wir Bd. VII, S. 358 ff. beleuchtet haben, dort. Nachher hat Stolpen aufgehört, auch nur dem Namen nach eine Feſtung zu ſein, und das Schloß iſt theilweiſe in Ruinen zerfallen. Die von der Coſel bewohnten Zimmer, ſowie alte Verließe werden aber noch immer gezeigt. — Immerhin ſieht man, daß Stolpen unter der kurfürſtlichen Regierung ein milderer Detentionsort war, als die Sitze der andern Staatsgefängniſſe.

Senftenberg, in deſſen „feſtem Haus“, wie die dortige Burg ſpecifiſch genannt wurde, ein unglückliches Opfer der Calviniſtenverfolgung, der arme Johann

---

[1]) Sie waren Söhne des Krongroßfeldherrn Hieronymus Lubomirski († 20. April 1706) und der Anna Victoria von Boukom († 22. Dec. 1707), der älteren Schweſter der Fürſtin von Teſchen.

Stößel (ſiehe Bd. VII, S. 412), ſtarb, der oben (S. 55) erwähnte Trützſchler kurze Zeit ſaß, und Klettenberg verhaftet ward, dürfte doch ſo wenig unter die regelmäßigen Staatsgefängniſſe zu rechnen ſein, wie Rochlitz, wo Peucer litt. Sonſt hießen die rochlitzer Gefängniſſe die Jupen, und ein boshafter Volkswitz ſagte: wer dieſe Jupen anhabe, den friere nicht, auch fräßen ihn die Wölfe nicht.

Ueber den Sonnenſtein bei Pirna liegen uns keine ſpeciellen Verzeichniſſe vor. Er iſt zahlreich beſucht worden, ſcheint aber gewiſſermaßen eine untergeordnete und beihelfende Stellung zu dem Königſtein eingenommen zu haben. Galt es, Complicen zu trennen, ſo kamen wol die wichtigeren auf den Königſtein, die andern auf den Sonnenſtein. Manche Gefangene des erſtern wurden, aus vorübergehenden Gründen, zeitweiſe auf den letztern verſetzt, und umgekehrt. Auch ſcheint der Sonnenſtein mehr in minder erheblichen Fällen und bei nur kürzere Zeit dauernder Detention benutzt worden zu ſein. 1758 wurden die Befeſtigungen des Sonnenſteins zum großen Theile zerſtört, und am 1. Mai 1764 die Garniſon definitiv aus demſelben gezogen, ſodaß er aufhörte, ſeiner zeitherigen Beſtimmung zu dienen. Er erhielt eine beſſere 1811, von wo an er der Sitz einer ausgezeichneten Irren-Heilanſtalt wurde.

Das Haupt-Staatsgefängniß war und blieb der Königſtein, über den und ſeine Gefangenen wir im zweiten Bande dieſer „Geheimen Geſchichten“ eine Ueberſicht gebracht haben. Wir tragen nur einiges wenige nach. In uns ſpäter zugekommenen Mittheilungen finden wir wiederholt die uns ganz neue und ſehr unwahrſcheinliche Angabe, daß der bekannte Oberhofprediger Hoe von Hoenegg am 27. Juli 1619 die Georgenburg „eingeweiht" habe, worunter unſere Quelle ſichtbar verſteht, daß er der erſte Gefangene daſelbſt geweſen. Etwas Näheres wird nicht angegeben, und wir halten die ganze Notiz für grundlos, wollten ſie aber doch nicht unterdrücken. — Im März 1678 wurde, auf kurfürſtlichen Befehl, ein Fräulein von **Meyradt** von Budiſſin auf den Königſtein gebracht, weil es ſich durch ſeinen Bruder, einen Gymnaſiaſten, eine Penſionsanweiſung durch Zuſetzung einer Null zu der Zahl 100 hatte fälſchen laſſen. Der Knabe, den die Schweſter zu dieſem gefährlichen Dienſte verleitet, kam zweckmäßiger Weiſe mit einigen Ruthenſtreichen davon, die ihm ein Schulcollege applicirte. — Der Louis Henri de **Gouveſt**, eigentlich Johann Heinrich Maubert, auch Bruder Bernhard geheißen, über deſſen abenteuerliches Leben, wie er es ſowol vor, als nach ſeiner Haft auf dem Königſtein geführt, Bd. 1, S. 432 eine Notiz gegeben worden, iſt arm, verachtet und vergeſſen 1767 zu Altona im 46. Lebensjahre geſtorben.

III. Friedrich von Körbitz und ſeine Vettern.

Die von Körbitz, unter welchem Namen zuerſt Gebhard 1357 urkundlich vorkommt, und die mit denen v. Gersdorf[1]) eines Stammes geweſen zu ſein ſcheinen, ihren Namen aber jedenfalls von dem Dorfe Körbitz bei Meißen haben[2]), kommen vom 14. bis zum 16. Jahrhunderte hauptſächlich in jenen bergigen Gegenden vor, die ſich von Pirna aus gegen die böhmiſche Grenze hinziehen und, wie überhaupt die böhmiſche Grenze, noch am Ausgange des Mittelalters ein vielfach ſtreitiges Gebiet zwiſchen der meißniſchen und der böhmiſchen Lehns- und Landeshoheit bildeten; ein Verhältniß, das aufſtrebende Adelige häufig zu benutzen ſuchten, um ſich, in klugem Anſchließen an die wechſelnden Umſtände, factiſch unabhängig zu erhalten. Dies galt, wie namentlich auf dem rechten Elbufer von den Birken von der Duba, ſo auf dem linken von den Dohna, die in der That das Burggrafenamt auf dem Schloſſe Dohna an der rothen Müglitz bekleideten, wenn auch das Alter dieſes Schloſſes und Amtes natürlich nicht, wie die Genealogen gefabelt, in das 9. Jahrhundert zurückzuführen iſt, vielmehr dieſe Burggrafen ſicher erſt nach oder bei Errichtung des Markgrafthums Meißen (im 10. Jahrhundert) eingeſetzt werden und wahrſcheinlich gleich anfangs den Markgrafen untergeordnet worden ſind. Auf jener Burg aber blühte das Geſchlecht, das ſich von ihr benannte, erſtreckte ſeine Beſitzungen bis gegen Dresden, hatte zu einer Zeit 14 Afterlehnsleute und nahm ſeine Güter bald von Böhmen, bald von den meißniſchen Biſchöfen, bald auch von den meißniſchen Markgrafen zu Lehen. Ihre Fehdeluſt und die Bedrückungen, die ſie gegen die ihr Gebiet oder deſſen Nähe berührenden Kaufleute ausübten, legten den meißniſchen Markgrafen den Gedanken nahe, auch dieſe Beſchwerde durch feſte Unterordnung jenes Landſtriches unter die rings umher waltende Landeshoheit zu beſeitigen. Ein Körbitz gab zu Ausführung dieſes Gedankens die erwünſchte Gelegenheit.

---

[1]) D. h. mit den jetzt noch blühenden Gersdorf, welchen Namen mehrere Adelsfamilien führten, die von den Genealogen vermiſcht worden ſind.

[2]) Es iſt noch nicht die ausſchweifendſte genealogiſche Fabel, welche Namen und Geſchlecht von einem Spanier Corbis zu Ibera im Jahre 206 vor Chriſtus ableitet, deſſen Livius (XXVIII, 21) gedenkt, und zwiſchen dem und den Junkern v. Körbitz in Meißen man natürlich gar keine Verbindung auch nur anzugeben verſucht hat, als den Namen.

Bei einem Tanzfeſt, das Markgraf Wilhelm der ältere[1] um Martini des Jahres 1401 auf dem dresdner Rathhauſe dem benachbarten Adel gab, ließ ſich der Burggraf Jeſchke (Jasko) von Dohna mit der Frau des Rützſchel (Rudolf) von Körbitz in ein Geſpräch ein, deſſen Charakter dem vielleicht ſchon durch frühere Vorgänge eiferſüchtig gewordenen Gatten viel zu vertraulich vorkam. Sich an dem Burggrafen zu rächen, ſtellte er ihm beim Tanze ein Bein, und dies zog ihm eine Ohrfeige zu. In ſpäterer Zeit würde dieſe Ballſcene einen Zweikampf auf Leben und Tod zur Folge gehabt haben. Damals entſpann ſich eine Fehde daraus, wie ſie in der Regel den Streitenden weniger Gefahr und Beſchwerde verurſachten, als ihren Leuten und der friedlichen Einwohnerſchaft des Landes. Eben die Leiden des letzteren veranlaßten ſowol den König von Böhmen, was damals der kurz vorher des Kaiſerthrons entſetzte Wenceslaus war, als den Markgrafen von Meißen, Stillſtand zu gebieten. Körbitz, in deſſen Hände der alte Burggraf Otto gefallen und bei ihm geſtorben war, fügte ſich. Jeſchke aber, von Böhmen mit Recht kein Einſchreiten fürchtend, und von ſeinem Bruder Maul und ſeinen Vettern Heyde und John unterſtützt, bot dem Markgrafen Trotz und kündigte dieſem jetzt Fehde an. Dem Markgrafen zogen aber ſeine Neffen, Friedrich und Wilhelm, aus dem Oſterlande zu Hilfe, und in den blutigen Kämpfen bei Fichte und Burkersdorf fielen Maul und Heyde. Dohna ward durch Wilhelm den ältern erobert, und ein leipziger Bürger Druckſchuh ſoll es zuerſt erſtiegen haben. Jeſchke floh erſt nach Weſenſtein und von da auf den Königſtein. Doch auch von hier vertrieb ihn der Mangel und er mußte die Heimat verlaſſen, worauf ihn eine unverbürgte Sage zu Ofen als Landfriedensbrecher enthauptet werden läßt. Gewiß iſt, daß ſich das ganze Geſchlecht von da an nach der Lauſitz, Schleſien und Böhmen verzog, von wo es noch in demſelben Jahrhunderte ſich auch in Preußen anſiedelte und dort zu neuer und edlerer Blüte gedieh.

---

[1] Geb. 19. Dec. 1343, † 10. Febr. 1407. Er war ein Sohn Friedrich's des Ernſthaften, ein Oheim des erſten Kurfürſten Friedrich's des Streitbaren, und hatte in der Theilung mit ſeinen Brüdern den meißniſchen Antheil bekommen.

Vergebens verwendete ſich Böhmen für die Herſtellung der ihm dienſtbaren Vaſallen. Dohna wurde geſchleift, die Beſitzungen eingezogen, und nur der Schöppenſtuhl (das alte Ritterding) in Dohna erhielt noch längere Zeit das Gedächtniß der alten Burggrafen von Dohna, ſowie auch noch eine verfallene Warte an der Stätte der Burg ſteht, von der jenes Geſchlecht und das umliegende freundliche Städtchen den Namen führen.

Ob die Körbitz ſchon vorher in der unmittelbaren Nähe der Dohna begütert geweſen, oder erſt damals einen Theil der Beute erhalten haben, wiſſen wir nicht. Jedenfalls aber finden wir ſie von jener Zeit an, oder doch im 15. Jahrhunderte auf dem dicht bei Weſenſtein gelegenen Meuſegaſt, wie auf den gleichfalls um Pirna und Dohna liegenden Gommern, Sporbitz, Meußlitz, Großſedlitz u. a. Im Jahre 1559 aber verkaufte Kaspar v. Körbitz, mit Zuſtimmung ſeines volljährigen Bruders Rudolf 1)) und der Vormünder des noch unmündigen Hans, Gommern, Sporbitz, Meußlitz mit anderem Zubehör an dem unter Kurfürſt Auguſt einflußreichen Dr. Lorenz Lindemann für 5400 Fl., und auch Meuſegaſt kommt nach ihm nicht mehr in den Händen der Körbitz vor. Kaspar ſelbſt hatte das Unglück, 1592 bei Annaburg auf einer Hirſchjagd von einem großen Hirſch in dem Geſtrüppe dergeſtalt ſtark angeſprengt zu werden, daß er den Tod davontrug, wurde aber mit ſeiner zweiten Gemahlin, Sibylle v. Dommitſch 2)), ein neuer

---

1) Derſelbe ſoll mit Lucretia v. Eybdorf Ebdorf erheirathet, und ſein Sohn Georg Ulrich dieſes und Liebertwolkwitz beſeſſen haben. Mit dem letzteren erloſch der Mannsſtamm dieſes Zweiges.

2) Sie ſtammte aus dem in derſelben Gegend gelegenen Vogelgeſang, und war eine Tochter des Hans v. Dommitſch und der Ludomille v. Waßdorf aus Dörſel. Die erſte Frau des Kaspar war Anna

Stammvater des in allen andern Zweigen erlöſchenden Geſchlechts, das doch, nachdem es von jenen Punkten entfernt worden, nirgends mehr eine rechte bleibende Stätte hat finden wollen und, wenn wir nicht irren und wenn ſich nicht in der Niederlauſitz noch ein Zweig erhalten hat, im 18. Jahrhundert erloſchen iſt.

Zwei Söhne Kaspar's und ihre Nachkommen geben uns zu einigen weiteren Mittheilungen Anlaß, welche jedenfalls manche Streiflichter auf damalige Zuſtände und Richtungen der Zeit werfen dürften. Das Leben des älteſten Sohnes zweiter Ehe, **Hans Kaspar** (geb. 20. Dec. 1581), gleicht allerdings dem Lebensgange vieler Edelleute in jener Zeit. Noch als Knabe trat er als Page bei dem berühmten Grafen Rochus Quirin v. Lynar (Bd. VIII, S. 354 ff.) in Dienſt. Als er wehrhaft gemacht worden, folgte er Einem v. Ritzſchwitz nach Ungarn in den Türkenkrieg, ward in der Compagnie ſeines Stiefbruders Cornelius Cornet und machte drei Feldzüge mit, worauf ihn Burkhard Schenk von Tautenburg an den ſächſiſchen Hof empfahl. Hier trat er, noch immer in ſehr jugendlichem Alter ſtehend, zunächſt als Truchſeß ein, worauf er allmählich zum Kammerjunker und dann zum Hofmeiſter der bald darauf verwitweten Kurfürſtin Hedwig, Gemahlin des Kurfürſten Chriſtian II., einer däniſchen Prinzeſſin, aufrückte, welchen Poſten er 32 Jahre verſah und dabei, als er die Prinzeſſin Magdalene Sibylle [1]) 1634 zu ihrer Vermählung mit dem Kronprinzen

---

v. Kracken aus Ortrand, deren Sohn Cornelius jedoch, als Rittmeiſter, erblos ſtarb.

[1]) Eine Tochter Kurfürſt Johann Georg's I. von Sachſen und der Magdalene Sibylle von Preußen. Geb. 23. Dec. 1617, vermählte ſie ſich in zweiter Ehe mit Friedrich Wilhelm II. von Sachſen-Altenburg, und † 6. Jan. 1668.

Chriſtian von Dänemark[1]) geleitete, zum Hofmarſchall ernannt wurde. Wir finden ihn auf den Gütern Schmiedeberg, Johnsdorf, Hausdorf, Zollwitz, welche auch noch der Gegend angehören, wo ſeine Väter geſeſſen hatten. In erſter Ehe war er, 27. April 1606, mit Marie v. Loß, einer Tochter des reichen und einflußvollen Chriſtoph's v. Loß[2]) auf Pillnitz, Graupa und Jeſſen und der Martha Pflugk aus Eythra, vermählt, die ihm einen Sohn und eine Tochter[3]) gebar. Nach ihrem am 23. Febr. 1626 erfolgten Tode vermählte er ſich am 4. April 1627 mit Eliſabeth v. Plancken[4]), aus welcher Ehe zwei Töchter und vier Söhne[5]) erwuchſen. Hans Kaspar ſelbſt † 5. Oct. 1639.

Es waren jedenfalls ſeine däniſchen Verbindungen und namentlich ſeine 1634 ſtattgefundene Miſſion dahin,

---

1) Geb. 10. April 1603, † 2. Juni 1647, wenig über ein halbes Jahr vor ſeinem Vater, dem König Chriſtian IV. Die Ehe blieb kinderlos und die Succeſſion kam an den jüngern Bruder Friedrich III.

2) Er war ein beſonderer Günſtling Chriſtian's II. und auch unter Johann Georg I. einflußreich, k. k. Rath, Reichspfennigmeiſter, kurſächſiſcher Hofmarſchall und Geheimrath, und erwarb ſich die beſondere Ehre, der Beſchützer Jakob Böhme's geweſen zu ſein.

3) Eliſabeth, 1631 mit Sebaſtian v. Lützelburg auf Zſchackwitz vermählt.

4) Nach Einigen eine Tochter Haubold's v. Plancken (oder Blancken) auf Hausdorf und Suſannen Johannen Melcher v. Keſſelau; nach Andern eine Tochter Abraham's v. Plancken auf Wahren und Magdalenen v. Einſiedel aus Gnandſtein.

5) Johanne Cordula † unvermählt. Anna Margarethe heirathete Johannes Friedrich v. Schlieben. Kaspar Haubold auf Niederbogwitz und Wachwitz gründete eine Linie, die ſich ſpäter in die Niederlauſitz wendete. (Ein Sohn deſſelben fiel als Fähndrich auf Morea.) Ueber Hans Kaspar ſprechen wir weiter. Johann Rudolf ward kurſächſiſcher Oberforſtmeiſter und hinterließ viele Kinder, deren Mannsſtamm jedoch erloſchen iſt. Johann Georg fiel als Lieutenant im Kriege.

wodurch ſeinem älteſten Sohne erſter Ehe eine glänzende, auch auf weitere Zweige der Familie nachwirkende Fortune in Dänemark bereitet wurde, wo ſo lange Zeit deutſche Edelleute ein äußeres Glück geſucht und öfters gefunden haben. Hans Chriſtoph v. Körbitz wurde am 13. Aug. 1612 zu Dresden geboren und kam ſchon 1623 zu ſeinem mütterlichen Oheim, dem Oberhofrichter und Oberaufſeher Nikolaus v. Loß, nach Merſeburg, wo er das Gymnaſium beſuchte. Dieſe Studien ſetzte er ſeit 1627 zu Dresden unter Leitung eines Hofmeiſters fort und bezog 1629 die Univerſität Wittenberg. Der Krieg trieb ihn 1631 in die Heimat zurück und beſtimmte ihn, ſelbſt zu dem Waffengewerbe überzugehen, weshalb er ſich, mit einem Empfehlungsſchreiben ſeines Vaters, zu dem berühmten Johann Georg v. Arnim begab, der ſich ſeiner jedoch mehr zu diplomatiſchen, wie zu militäriſchen Aufträgen bedient zu haben ſcheint, wie er denn an den Fürſten von Oſtfriesland und andere Stände verſchickt ward. Die ihm 1633 angebotene Rittmeiſterſtelle lehnte er ab, weil ihm ſein Vater eine Stellung bei dem Könige Chriſtian von Dänemark ausgemittelt hatte, die er, nach kurzem Aufenthalte in Dresden und nachdem er ſich ſeinem neuen Herrn zu Hadersleben vorgeſtellt, im März 1634 antrat. Bald darauf ward er Kammerherr der Kronprinzeſſin und lebte mehrere Jahre ruhig an dieſem Hofe, bis 1637 der Drang, fremde Länder zu ſehen, in ihm erwachte. Nach erlangtem Urlaub ging er über Hamburg durch Bremen und Friesland nach Amſterdam, wo er ſich nach Calais einſchiffte und von da ſeinen Weg nach Paris nahm. Hier blieb er bis 1638, worauf er abwechſelnd zu Saumur, damals einem beliebten Studienort deutſcher Cavaliers, und zu Duret, einer Beſitzung des Herzogs de la Tremouille, lebte, auch Rochelle, Bordeaux und andre Orte beſuchte. In Saumur erhielt er im November 1638 die Aufforderung, nach Dänemark zurückzukehren, um als Hofmarſchall des Kronprinzen einzutreten, lehnte aber, in ſeinem Wunſche, noch Italien zu beſuchen, das Erbieten zunächſt ab. Da daſſelbe jedoch zu Anfang des Jahres 1639 auf das dringendſte wiederholt wurde, ſo mußte er Folge leiſten, verließ Saumur, empfahl ſich am Hofe des franzöſiſchen Königs und ſchiffte ſich zu Dieppe zunächſt für England ein, wo er Oxford, London, Gravesend und die engliſche Flotte in Augenſchein nahm, und dann, durch neue Briefe gedrängt, über die Niederlande und Hamburg nach Dänemark eilte, und auf den Rath ſeines noch in demſelben Jahre verſtorbenen Vaters den ihm angetragenen Poſten annahm. Das Vertrauen, das ihm der Kronprinz ſchenkte, bewahrte ihm, nach deſſen auf der Badereiſe nach Eger erfolgtem Tode, auch deſſen Witwe, bei der er bis zu ihrer anderweiten Vermählung treulich aushielt und ihrethalber das ihm vom Könige Friedrich III. angebotene Directorium der deutſchen Kanzleien ablehnte. Nachdem ſie aber Dänemark verlaſſen hatte, trat er doch in immer einflußreichere Staatsthätigkeit. 1655 wurde er Oberamtshauptmann zu Idden und Marck in Norwegen, 1657 General-Kriegscommiſſarius, 1658 Oberhofmarſchall und Gouverneur von Kopenhagen, 1660 Reichsmarſchall, Beiſitzer des hohen Landgerichts und der Staats- und Kriegscollegien, 1670 Oberaufſeher des ſeeländiſchen Kreiſes und des Roeskildiſchen Bezirks, Director des deutſchen Archivs und Mitglied des Geheimen Rathes, 11. Oct. 1673 Ritter des Elefantenordens. 1678 bekam er die Oberaufſicht über die Erziehung des Kronprinzen, des nachherigen Königs Friedrich IV., und behauptete ſich ſo durch drei Regierungen in der Gunſt des Hofes. Auch haben ihm ſelbſt ſolche Schriftſteller, die mit Vorliebe auf den Schwächen und Fehlern einflußreicher und hochgeſtellter Perſonen verweilen, nichts Weſentliches vorgeworfen, als Gourmandiſe und etwas deutſchen Pedantismus. Seit 1677 ließ er ſich übrigens, nach Ruhe verlangend, von den geſchäftreicheren Aemtern entbinden und brachte die Zeit, die er von ſeiner Stellung bei dem Kronprinzen und von den vertrauten Berathungen, zu denen ihn der König oftmals berief, übrig behielt, auf ſeinem Gute Hellerup auf Fühnen zu. Nach langwieriger Krankheit ſtarb er zu Kopenhagen 22. Aug. 1682. Er hatte ſich am 7. Oct. 1649 mit Chriſtine v. Lützow, der Witwe Knut Ulfeld's auf Wehring, vermählt. Das einzige Kind dieſer Ehe, eine Tochter, ſtarb aber in der Geburt.

Sein Stiefbruder Hans Kaspar, geb. 15. Nov. 1629, war in demſelben Jahre 1639, wo Hans Chriſtoph den Hofmarſchallspoſten am Hoflager zu Nyeköping antrat, auch nach Dänemark geſchickt worden, wo er mit des Kanzlers Chriſtian Thomas Seheſtädt Kindern im Gymnaſium des St.-Knutskloſters auf Fühnen erzogen ward, dann ſeit 1645 auf der Akademie zu Soroe ſtudirte und 1648 als Hofjunker bei der verwitweten Kronprinzeſſin antrat. Von ihr erhielt er ein Jahr ſpäter ſowol Urlaub, als weſentliche Geldunterſtützungen, um ſich, nach dem Beiſpiele ſeines Bruders, in fremden Ländern umzuſehen. Auf der Fahrt von Hamburg nach Holland beſtand er einen heftigen Seeſturm. Auf der nach Frankreich ward ſein Schiff von Kapern genommen, die ſich jedoch mit Plünderung des Schiffes und der Paſſagiere begnügten, worauf die letzteren nach Holland zurückfuhren, und er die Fahrt erſt wieder antrat, als er ſich dem Gefolge von den weſtfäliſchen Friedensverhandlungen heimkehrender franzöſiſcher und portugieſiſcher Geſandten beigeſellen konnte. Zu Dieppe gelandet, reiſte er über Rouen nach Paris, wo er ſich den Herzogen Franz Philipp von Holſtein und Johann Georg von Mecklenburg anſchloß. Nachdem er noch Orleans und Blois beſucht und ſich faſt zwei Jahre in Frankreich aufgehalten hatte, ſchiffte er ſich zu Havre ein, hatte abermals einen Seeſturm zu beſtehen, kam aber doch noch glücklich nach England und von da nach Nyekoping. Er blieb nun nicht blos mit ſeinem Bruder an dem Hofhalt der Kronprinzeſſin, ſondern folgte ihr auch, als ſie ihren Witwenſtuhl verrückte, nach Altenburg, worauf er in erneſtiniſche Dienſte trat, und an verſchiedenen dortigen Höfen anſehnliche Bedienſtungen bekleidete. Der Tod ſeines Bruders, den er beerbt zu haben ſcheint, veranlaßte ihn, wenn auch erſt vier Jahre ſpäter, Dänemark (1686) noch einmal zu beſuchen, wo der König ihn zu behalten wünſchte und zum Etatsrath ernannte. Da ihm aber die däniſche Luft, vielleicht in mehrfachem Sinne, nicht zuſagte, ſo kehrte er 1690 nach Deutſchland zurück und ward bald darauf Geheimer Rath, Regierungs- und Conſiſtorialpräſident des Herzogs Bernhard von Sachſen-Meiningen, als welcher er jedoch ſchon 21. Nov. 1691 ſtarb. Ein Sohn von ihm, Johann Chriſtoph, beſaß jenes fühniſche Hellerup, das der gleichbenannte Oheim erworben, und war däniſcher Oberkriegsſecretär. So finden wir auch einen Neffen, Johann Kaspar, des Oberforſtmeiſters Johann Rudolf Sohn, als däniſchen Lieutenant verſtorben (12. März 1703)[1]. —

---

[1] Ein Bruder deſſelben, Johann Friedrich, war 1690 als baireuthiſcher Lieutenant in Dalmatien gefallen. Ein anderer Bruder, Johann Gottlob, geb. 1675, † 10. April 1705, als kurſächſiſcher Lieutenant, zu Frauſtadt in ſchwediſcher Gefangenſchaft.

Eigen übrigens, daß zu jener Zeit auch ein Zweig der Gersdorf, dieſer Stammverwandten der Körbitz, nach Dänemark überſiedelte.

Doch wir müſſen jetzt zu einem anderen Sohne des obenerwähnten Kaspar v. Körbitz, einem Oheime des däniſchen Reichsmarſchalls, übergehen, der uns beſonders wegen ſeiner Schickſale im Dreißigjährigen Kriege Intereſſe bietet. **Friedrich** v. **Körbitz** war am 9. Juli 1588 geboren, folglich, als jener Hirſch ſeinen Vater tödtete, erſt etwa vier Jahre alt, und ward, wie er das 18. Jahr erreicht hatte, durch ſeinen Schwager, den bambergiſchen Oberſten Hans Claus v. Rußwurm [1]) auf Hillingen, als Kammerpage an den Hof des damaligen Biſchofs Johann Philipp von Bamberg [2]) gebracht. Nach deſſen Tode (1609) kam er als Page zu dem Markgrafen Joachim Ernſt zu Ansbach und ein halbes Jahr ſpäter, auf deſſen Empfehlung, nach Halle zu dem Adminiſtrator des Erzſtifts Magdeburg, Markgraf Chriſtian Wilhelm von Brandenburg, der zu Halle Hof hielt und bei dem er vier Jahre, erſt als Silberpage, dann als Kammerpage diente, worauf er wehrhaft gemacht und zum Kammerjunker mit vier Pferden beſtallt wurde. In dieſer Stellung vermählte er ſich 12. April 1616 mit Anna Magdalene v. Arnim aus Wendgräben, durch die er in Beſitz dieſes Gutes gekommen zu ſein ſcheint, und die ihm neun Kinder gebar, davon doch nur drei zu reifern Jahren aufwuchſen.

Seine ſchwerſten Drangſale begannen, als Tilly 1629 gegen das Erzſtift Magdeburg zog. Schon im Auguſt

---

[1]) Derſelbe hatte die älteſte Tochter Kaspar's v. Körbitz aus zweiter Ehe, Marie, geheirathet.

[2]) Aus der Familie derer v. Gebſattel.

1629 ward Wendgräben von einer ſtarken Partei liguiſtiſcher Völker überfallen, ausgeplündert und, während Körbitz ſich mit Mühe rettete, ſeine Gattin mit fortgeführt und die Kinder, damals ſieben an der Zahl, dergeſtalt verſcheucht und zerſtreut, daß anfangs faſt niemand gewußt, wo ſie geblieben, ſich auch niemand derſelben annehmen wollen, da die Leute von Vater und Mutter nichts Gewiſſes erfahren können und ſich der großen Gefahr halber niemand bei den Gütern merken laſſen wollen. Die Frau v. Körbitz ſaß 12 Wochen theils zu Frankfurt, theils in der deſſauer Elbſchanze gefangen, bis kurz vor der Einnahme von Magdeburg ihre Auswechſelung glückte. Der Kammerjunker v. Körbitz glaubte nun klug zu thun, wenn er ſeine Hausfrau und die doch glücklich wieder zuſammengeleſenen Kinder, deren Aufſuchen ihm viel Angſt und Noth, deren Auffinden ihm aber dieſe alle vergütende Freude bereitet haben mag, nach Magdeburg brächte. Aber nicht lange war er in dieſer Stadt, als ſie (30. Mai 1630) von Tilly erſtürmt ward. Er ſelbſt mußte Frau und Kinder im Stiche laſſen, um den Verſuch zu machen, ſeinen Herrn zu retten, um den er ſich mit 15 Reitern ſcharte. Sie geriethen aber unter die Kaiſerlichen, wurden heftig beſchoſſen, der Adminiſtrator in den Schenkel verwundet, zwei Reiter vom Pferde geſchoſſen, der ganze Trupp auseinandergeſprengt. Er kehrte zunächſt in ſein Quartier zurück, wo ihn ſein älteſter Sohn in einen geheimen Schlupfwinkel verſteckte. Seine Frau ward von den wüthenden Soldaten ergriffen und zweimal ins Haupt gehauen, entkam aber doch noch mit ſechs Kindern in die Domkirche, wohin ſich auch das mit einer Magd zurückgebliebene ſiebente Kind fand. Endlich erbarmte ſich Graf Wolf von Mansfeld der armen Frauen und Kinder und beauftragte einen Fähnrich, ſie aus der Stadt zu bringen. Inzwiſchen hatte das ſich verbreitende Feuer unſern Körbitz aus ſeinem Verſteck vertrieben, und er hatte ſich an zwei Soldaten ergeben, die ihn völlig auszogen und denen er noch 30 Thlr. verſprechen mußte, wogegen er Erlaubniß erhielt, in den Dom zu gehen und ſich nach den Seinigen umzuſehen. Er mußte nun über einen großen Haufen todter Männer, Frauen und Kinder ſteigen, bevor er in den Dom gelangen konnte; wo er viele Bekannte, aber niemand von den Seinigen fand und vier Tage und Nächte ohne Speiſe und Trank ſaß. Endlich ſah ihn ein Capitän-Lieutenant v. Pflanz, der einſt als Page bei Körbitz' Hochzeit der Braut die Fackel vorgetragen. Dieſer erinnerte ſich der alten Zeiten, ſtreckte ihm etwas Geld vor und gab ihm zwei Soldaten mit, unter deren Schutz und Wache er in das Lager gehen und die Seinigen ſuchen konnte. Hier fand er endlich in einem Gezelt ſein liebes verwundetes Weib nebſt fünf kleinen Kindern, wozu ſich nach einigen Tagen auch der älteſte Sohn und das jüngſte Kind fanden. Er mußte 300 Thlr. Ranzion verſprechen, ſich auch noch mit dem Fähnrich, der die Seinigen ins Lager gerettet, vergleichen, worauf er mit ſeiner Familie und zwei gleichfalls gefangenen Fräuleins v. Carlowitz nach der eingeäſcherten Stadt zurück durfte und von da unter Geleit nach Gommern gebracht wurde, wo ihm mitleidige Seelen die Mittel ſchafften, nach Zerbſt zu gelangen. Hier ſtarb ſein jüngſtes Töchterlein.

Sein Bruder, Georg Rudolf, der bei den Schweden als Capitän diente, machte es ihm möglich, ſich wieder in die Nähe ſeines Gutes zu begeben und deſſen Wiederaufnahme zu verſuchen. Da aber der Krieg in der Gegend forttobte, ſein Bruder bei Prackel in Weſtfalen fiel und nach dem prager Frieden die ſchwediſchen Verheerungen anhoben, mußte er wieder alles im Stiche laſſen und abermals nach Zerbſt flüchten. Hier erkrankten ihm fünf Kinder an den Pocken, daran zwei Söhne ſtarben denen die Mutter 1636 folgte. Nun ging er nach Dresden zu ſeinem Bruder Hans Kaspar, dem Hofmeiſter der Kurfürſtin-Witwe, bei dem er neun Jahre blieb und ihm auf den Gütern und ſonſt zur Hand ging. Als darauf Herzog Auguſt zu Sachſen als Adminiſtrator des Erzſtifts Magdeburg introducirt ward, kam er, von ſeinem Bruder empfohlen, abermals an den Hof zu Halle, von wo er nach drei Jahren an des Herzogs Mutter, die Kurfürſtin Magdalene Sibylle, empfohlen ward, die ihn zu ihrem Kammerjunker ernannte, als welcher er bis an ihren Tod (22. Febr. 1659), gegen 18 Jahre lang, fungirte. Kurz vor dieſem Todesfalle, der ſeinem Dienſt ein Ende machte, hatte er ſich, „ſeiner öftern zugeſtoßenen Krankheiten halber und weil er ſonſten einer getreuen Gehilfin vonnöthen gehabt", abermals verheirathet, aber mit dieſer zweiten Frau, Anne Marie v. Theler, der Witwe Seifried's v. Schönfeld auf Grünberg ꝛc., nur 44 Wochen in der Ehe gelebt, indem er 23. Nov. 1659 ſtarb. Seine Nachkommenſchaft ſcheint ſich im Mannsſtamm nicht über die zweite Generation erſtreckt zu haben.

IV. Joſeph Pignata.

Seine Gefangenſchaft in den Kerkern der römiſchen Inquiſition und ſeine Flucht aus denſelben.

In dem letzten Jahrzehend des 17. Jahrhunderts erſchien ein italieniſcher Flüchtling, allerdings anderer Art, als jener Orſini unſerer Tage, deſſen Fluchtgeſchichte, wenn ſie als wahr zu betrachten, auch ihr Romantiſches hatte, in mehreren Städten Norddeutſchlands, und fand hier, nach Erzählung ſeiner Schickſale, in Braunſchweig, Hannover und anderen Orten vielfache Theilnahme und Unterſtützung. Einige zwanzig Jahre ſpäter, vielleicht erſt nach ſeinem Tode, iſt ſeine Haft- und Fluchtgeſchichte auch, in franzöſiſcher Sprache, in Druck erſchienen. Sowol dieſe Schrift, als ihre deutſche Ueberſetzung, hat ſich ſelten gemacht, und wir dürfen wol die folgende Mittheilung, in der wir den Helden der Geſchichte im weſentlichen ſelbſt reden laſſen, getroſt als eine „verborgene oder vergeſſene Merkwürdigkeit“ betrachten.

Joſeph Pignata erzählt, mit Uebergehung aller Angaben über ſeine eigentliche Herkunft und ſeine Jugendgeſchichte, Folgendes: „Ich habe vormals die Ehre gehabt, zu Rom in der Eigenſchaft eines Secretärs mehreren Cardinälen zu dienen, die zu meinem Unglück alle todt ſind. Der erſte war Baſadonna, ein Venetianer, welcher mir eine lebenslängliche Penſion ausſetzte, die hinreichend war, um davon zu leben, ohne daß ich jemand zur Laſt fallen mußte. Nach dem Tode des Cardinal Caſtaldi, in deſſen Dienſten ich zuletzt geweſen, bot mir Herr Pietro di Gabrielli, mit dem ich ſeit längerer Zeit auf freundſchaftlichem Fuße geſtanden hatte, ſein Haus und ſeinen Tiſch an, wofür ich weiter nichts zu thun brauchte, als ihm Geſellſchaft leiſten. Er verſprach mir ſogar Beförderung, ſobald er ſelbſt einen höheren Poſten am päpſtlichen Hofe bekommen würde. Dieſes ſein Anerbieten bewog mich, andere Stellen bei angeſehenen Perſonen auszuſchlagen, die mir angetragen wurden, und ich verlebte auf dieſe Art dritthalb Jahre im Hauſe des erwähnten Herrn. Daſſelbe wurde manchmal auch von Gelehrten beſucht, und man ſprach dann über philoſophiſche Gegenſtände, ſeltener über Religion, und wenn das letztere geſchah, ſo war es immer ein gewiſſer Abbate, **Antonio Oliva**, der das Geſpräch darauf leitete. Ganz unvermuthet wurden mehrere von uns bei der Inquiſition zu Mailand von einem Francesco Pichitelli, mit dem Spitznamen „der blinde Tiſchler“, weil er eines Tiſchlers Sohn war, wegen Ketzerei angegeben. Der Ankläger, ein grundſchlechtes Subject, hatte Meuchelmords halber den Strang verdient. Indeß wurden die Ausſagen, die derſelbe zu Mailand that, zu Rom ſo beſchwerend in Hinſicht unſerer befunden, daß unſerer neun bis zehn, die wir an einer jener erwähnten Geſellſchaften theilgenommen, einer um den andern feſtgenommen wurden. Mit meiner Verhaftung ging es auf folgende Art zu.

Eines Tages beſuchte mich auf meinem Zimmer im Hauſe des Herrn von Gabrielli auf dem Monte Giordano — es hatte früher den **Orſini** gehört — früh morgens ein gewiſſer Broggi, der mich unter irgend einem Vorwand auszugehen veranlaſſen wollte. Ich hielt ihn für meinen Freund und es fiel mir nicht entfernt ein, daß er gekommen, um mich zu verrathen, daher ich bereitwillig mit ihm ging. Als ich unten im Hofe war, ſchlug ich nicht meinen gewöhnlichen Weg über die Straße del Fico ein, ſondern ging durch das große Hofthor und wendete mich nach der Kirche St. Filippo di Neri, worüber Broggi ſehr unruhig zu werden ſchien und durchaus die andere Richtung mit mir einſchlagen wollte, wo die Hatſchiere auf mich warteten. Meine Weigerung half mir jedoch nichts; denn als die aufgeſtellten Späher, die mir nachgingen, mich der Piazza Navona zugehen ſahen, ſetzten ſie eiligſt die Hatſchiere in Kenntniß, damit dieſe ſich dorthin verfügten. Sowie ich an die erſte Seitengaſſe (Sta. Agneſe) kam, hörte ich zwei Männer hinter mir herlaufen, die mir plötzlich einen großen ſchwarzen Mantel überwarfen, mich feſtnahmen und alſo bedeckt in das nahe Haus eines Buchhändlers ſchleppten, wo ſie mich bewachten, bis der Barigello, d. h. der Hauptmann der Hatſchiere (Sbirren), mit vierzig Häſchern herbeikam. In derſelben Umhüllung mußte ich in ſeinen Wagen ſteigen, und mich nach ſeiner Wohnung führen laſſen, wo er mich um meinen Namen fragte. Als ich ihm dieſen ſagte, erinnerte er ſich, daß ich zur Zeit meines Dienſtes bei dem Cardinal Baſadonna ihm behilflich geweſen, daß er die Stelle des Barigello erhielt. Darum aber hatte ich mich eben keiner Begünſtigung von ſeiner Seite zu erfreuen. Länger als eine halbe Stunde mußte ich daſelbſt warten, worauf man mich in das Gefängniß des heiligen Gerichts führte. Auf der Kanzlei dieſes Tribunals ließen mich die Unterbeamten durchſuchen, was bei allen Gefangenen gewöhnlich iſt; man nahm alles Geld, Papiere und überhaupt, was bei mir gefunden wurde, weg, und ließ mir blos Tabacksdoſe, Gebetbuch und Roſenkranz. Sodann ward ich nach meinem vollſtändigen Namen gefragt und nachdem das Thor zu einem großen Hofe geöffnet worden, der Befehl gegeben, mich in eines der kleinen Zimmer derjenigen Abtheilung des Gefängniſſes zu führen, welche die „geheime“ heißt, weil man daſelbſt von allen Menſchen abgeſchloſſen iſt. Indem ich über dieſen Hof ging, einen jener unheimlichen, weiten Gänge entlang, fiel mir gleich die Kuppel der Peterskirche in die Augen. Mittels dieſes Merkzeichens ſuchte ich mich über den Ort zu orientiren, wohin ich gebracht wurde, und fand, daß mein Gefängniß gerade gegenüber der öſtlichen Hauptſeite vom St. Petersdom war.

Zur Zeit meiner Verhaftnahme hatte ich an fürchterlichen Leibſchmerzen zu leiden, für welche ich keine Linderung hatte finden können, trotz aller möglichen Mittel, die ich gebrauchte. Ich hatte gerade damals angefangen, einen Trank von gewiſſen Pflanzen zu nehmen, von welchem ich mir mehr Hilfe verſprach. Es war mir nicht vergönnt, dieſes im Gefängniß fortzuſetzen. Aber, Gott ſei Dank, ich wurde augenblicklich geſund, als ich keine Arznei und keinen Arzt mehr gebrauchte. Um mich in dieſer ſchrecklichen Einſamkeit einigermaßen zu beſchäftigen, kam ich auf den Gedanken, die Veſpern der heil. Jungfrau in Muſik zu ſetzen und einige Arien zu componiren, um den Qualen der Langeweile zu entfliehen. Nachts verfaßte ich den Text und des Tages ſetzte ich ihn in Noten. Ich bediente mich hierzu eines kleinen Tiſches, worauf ich ſchrieb; denn man hatte mir ein Spinet verweigert, welches ich mir kommen laſſen wollte.

Auf dieſem Tiſchchen ſpielte ich mit den Fingern, wie auf einem Clavier, wobei ich mir vermöge der Einbildungskraft alle die Töne der Saiten vorſtellte, als ob ich ſie wirklich hörte. So habe ich 250 Tage hindurch mir die Zeit vertrieben. Da ſich aber meine Geſchichte in die Länge zog, und ich bei der Weitläufigkeit der Verhöre ſah, daß ich nicht ſo bald frei werden würde, als ich gehofft, mußte ich wol darauf denken, was ich allenfalls thun könnte, um mich zu befreien, und wie ich im äußerſten Nothfall mir helfen ſollte. Ich hatte weder Meſſer noch Schere noch das kleinſte eiſerne Werkzeug, und doch konnte ich ohne ein ſolches nicht im entfernteſten daran denken. Als ich aber einmal im Geſpräch mit den Wärtern, deren einer eine Tabacksdoſe von Stroharbeit aus der Taſche zog, vernahm, daß andere Gefangene, die in minder ſtrengem Gewahrſam als ich waren, ſich mit Verfertigung kleiner Arbeiten aus Stroh beſchäftigten, das verſchiedenartig gefärbt war, z. B. kleiner Schachteln, Büchschen, Doſen, Futteralen zu Scheren u. ſ. w., wie man ſie in Frankreich oder Ungarn macht: da kam mir plötzlich der Gedanke, daß, wenn ich von den Oberen des geiſtlichen Gerichts Erlaubniß zu ähnlichen Arbeiten erhielte, ich dadurch in den Beſitz kleiner Inſtrumente gelangen würde, z. B. von Scheren, Federmeſſern, Nadeln, Faden, Leim oder wenigſtens Kleiſter, um den Pappendeckel zu nähen und zu leimen, woraus das Gehäuſe ſolcher Galanteriewaaren beſteht. Das ſchwierigſte war aber, dieſe Gnade zu erlangen, und ich durfte mir keine Rechnung darauf machen. Hierauf war denn nun mein ganzes Nachdenken gerichtet, bis ich endlich etwas in dieſer Art entdeckt zu haben glaubte, auf das noch niemand gekommen war. Mit den Stecknadeln meines Kragens nämlich und einem

Stückchen Reißblei kaum nagelgroß, das ich in der Taſche fand, begann ich, auf einem Bogen Papier meine Ideen hinzuzeichnen, und ſiehe da, nach Verfluß von vier Wochen hatte ich gefunden, was ich ſuchte, und gab meiner Arbeit den Namen „indianiſcher Stich“ zur Unterſcheidung von den andern.

Der erſte Ordensgeiſtliche, Amtsgehilfe des Padre Commiſſario, der alle Wochen einmal viſitirte und dem die Gefangenwärter, die mir etwas Stroh gebracht, um das ich ſie gebeten, geſagt hatten, daß ich eine kleine Arbeit angefangen hätte, war auch neugierig, dieſelbe zu ſehen. Sie gefiel ihm ſo ſehr, daß er ſie behielt und den andern Gefangenen zeigte, welche ebenfalls Stroharbeiten machten. Nach acht Tagen brachte er ſie mir wieder und ich nahm hiervon Anlaß, ihn um Erlaubniß zu bitten, ſolche Arbeiten machen zu dürfen. Er antwortete, dies ſei in den „Camore fermate“ (feſtverſchloſſenen Zimmern) verboten, er wolle aber mir zu Gefallen in der Verſammlung davon ſprechen und mir die Bewilligung auszuwirken ſuchen; inzwiſchen könnte ich ja mit Zeichnen mich unterhalten, wenn ich Luſt hätte — und man geſtatte mir Reißblei, Papier und was ich ſonſt dazu benöthigt wäre, auch Federn, zum Zeichnen. Für dieſe Gnade bedankte ich mich von ganzem Herzen und benutzte ſie in Erwartung der weiteren Erlaubniß, in Hinſicht deren er mir ſeine Fürſprache zugeſagt hatte, die ich aber erſt ein halbes Jahr ſpäter erhielt.

Ich fing alſo zu zeichnen an und machte aus dem Kopf eine Menge Bildchen mit dem Reißblei und der Feder, ſodaß ich mich in dieſes Fach, das ich mehr als funfzehn Jahre nicht mehr getrieben, recht erträglich wieder einarbeitete. Den Schließern, die mir das Eſſen brachten und täglich viermal das Gefängniß viſitirten, ſtachen die vielen Bildchen, die ich machte, in die Augen und ich ſchenkte ihnen von Zeit zu Zeit welche davon, um ihr wildes Weſen zu beſänftigen.

Es begab ſich, daß von dieſen Schließern einer fortkam und an ſeine Stelle ein anderer trat, ein roher Trunkenbold und Flucher, deſſen Geſicht der getreue Ausdruck ſeines Innern war. Dieſer Menſch, der mir zugeſehen hatte, wenn ich ſolche Bildchen machte, ſetzte ſich in den Kopf, daß ich im Stande ſei, ihm das Porträt ſeiner Geliebten zu zeichnen, die ich doch nie geſehen hatte. Alle Tage plagte er mich, daß ich ihm doch den Gefallen thun ſollte; er wolle mir ewig dafür dankbar ſein. Ich mußte lachen über ſeine Dummheit; weil ich ihn aber zu meinen Abſichten benutzen wollte und konnte, erwiderte ich ihm, recht gerne wollte ich ſeinen Wunſch erfüllen, wenn er mir ein Federmeſſer verſchaffe, ohne das ich meine Federn nicht ſchneiden könne. Er antwortete, ich wüßte wol, wie ſtreng ihm das verboten ſei; er wolle mir aber eines bringen, wofern ich ihm verſpräche, es ihm den andern Tag wiederzugeben. Als er mir daſſelbe gebracht, ſchnitt ich meine Federn zurecht, und zeichnete ihm ein weibliches Bruſtbild, wie mirs eben einkam, in der Tracht der niedern Stände zu Rom; kaum erblickte er es am andern Tag, ſo betheuerte er hoch, daß das leibhaftig ſeine Geliebte ſei und ſie gar nicht beſſer getroffen ſein könnte. Um aber meinem Werk die Krone aufzuſetzen, bat er mich, ein Briefchen dazu zu ſchreiben, voll von Ausdrücken der zärtlichſten Neigung für ſeinen Schatz. So war aus mir, dem Secretär von Cardinälen, ein Maler und Vertrauter von Gefangenwärtern geworden, dem heilloſeſten, niederträchtigſten Gelichter auf Gottes Erdboden.

Aber der Spaß war damit noch nicht zu Ende. Alle Tage war ich der vertraulichen Zudringlichkeit dieſes Menſchen ausgeſetzt, der bald von ſeinen Freuden bald von ſeinen Leiden mir vorſchwatzte und mich unaufhörlich plagte, bis ich ihm neue Bilder zeichnete und Briefchen ſchrieb. Nur der Umſtand, daß ich das Federmeſſer nöthig hatte, machte mich ſo geduldig und nachgiebig gegen ihn. Der Zufall wollte aber, daß dieſer Schließer einſt in einer Schenke mit einem andern Trunkenbold Streit bekam und eine Piſtole auf dieſen abfeuerte. Der Schuß hatte zwar nicht getroffen; allein der Thäter wurde dennoch ſogleich aus dem Dienſt der Inquiſition gejagt. Zwei Tage nachher fiel ihm ein, daß er mir das Federmeſſer gelaſſen hatte, und aus Furcht, es könnte dies üble Folgen für ihn haben, bat er einen Gefangenwärter, daſſelbe mir wieder abzufordern. Weil ich aber wußte, daß er nie mehr ſich an dem Ort blicken laſſen dürfe, wo ich mich befand, leugnete ich geradezu, daß ich es noch hätte; that als wäre ich zornig und behauptete, es ihm zurückgegeben zu haben und daß ich nichts dafür könne, wenn er damals ſo betrunken geweſen, daß er es jetzt nicht mehr wiſſe. So verblieb das Federmeſſer in meinem Beſitze. Ich hob es fortan ſorgfältig auf und verſteckte es ſo gut ich konnte, als ein koſtbares Kleinod, das einſtens vieles zu meiner Befreiung beitragen konnte.

Indeß waren ſchon mehrere Monate ſeit meiner Verhaftnahme verfloſſen, ohne daß es mit dem Proceß auch nur um einen Schritt vorwärts ging. Es war die Zeit, wo die Congregation della Visita alle Gefangenen in einem großen Saal verſammelte, um den Durchgang zu halten, was zweimal im Jahr, zu Weihnachten und Oſtern, der Fall war. Bei dieſer Gelegenheit bekam ich alle zu ſehen und konnte mit meinen Freunden ſprechen, welche aus demſelben Grund wie ich ſich in Unterſuchung befanden. Sie waren ganz erſtaunt, als ſie ſahen, daß ich, der zur Zeit meiner Freiheit gekränkelt, im Kerker geſund, ſtark und blühend geworden. Das Gegentheil war bei ihnen der Fall; ich konnte nur ſtaunen, ſie ſo abgezehrt, bleich und leidend zu finden, daß ich ſie kaum wiedererkannte. Nun geſchah es, daß Herr Piazza, Aſſeſſor des heiligen Gerichts, ſtarb, und kurz darauf Herr Bernini an ſeine Stelle trat, ein geheimer Feind des Hauſes Gabrielli. Papſt Alexander VIII. ſtarb auch [1]) und unſer Proceß blieb hängen, bis Innocenz XII. [2]) den heiligen Stuhl beſtieg. Von der Gnade dieſes guten Papſtes hofften wir alle, daß uns Verzeihung zutheil würde. Allein die Berichte des neuen Aſſeſſors lauteten ſo ungünſtig über uns, daß ſie unſere Hoffnungen zernichteten.

Nachdem endlich faſt zwei Jahre dahingeſchwunden, wurden wir abgeurtheilt. Vom Banne wurden wir zwar freigeſprochen; die gerichtliche Sentenz machte uns jedoch die Auflage, daß wir eine gewiſſe Zeit lang beſonders Buße thun mußten, mit Faſten und Beten; daß wir jährlich viermal beichten und communiciren ſollten — und verurtheilte uns zu lebenslänglicher Einſperrung. Die Congregation behielt ſich dabei vor, unſere Strafe im Ganzen oder zum Theil je nach Gutbefinden zu mildern.

Ein ſolcher Urtheilſpruch verſetzte uns in die äußerſte

---

1) Peter Ottoboni, geb. 22. April 1611, regierte vom 6. Oct. 1689 bis 1. Febr. 1691.

2) Anton Pignatelli, geb. 13. März 1615, regierte vom 12. Juli 1691 bis 27. Sept. 1700.

Beſtürzung; denn der älteſte von uns, mit Ausnahme des Abbate Oliva, war erſt 30 Jahre alt und das Aeußerſte, was wir zu hoffen hatten, war das, vielleicht nach 15 oder 20jähriger Büßung wieder frei zu werden; wobei es uns nicht einmal wünſchenswerth ſein mochte, in einem Alter von 50—60 Jahren dieſe Gruft der Lebendigen zu verlaſſen.

Was mich betrifft, ſo kann ich mit der größten Beſtimmtheit verſichern, daß ich, hätte mir Gott nicht den Gedanken meiner Rettung eingegeben und ſo ſichtbarlich dabei mich geleitet, nach ſo langer Einkerkerung von der Congregation als eine Gnade mir erbeten haben würde, daſelbſt mein Leben beſchließen zu dürfen, weil ich ſonſt einem Alter voll Elend entgegenſah. Iſt auch die Freiheit ein unſchätzbares Gut, ſo bleibt es doch gewiß, daß, wenn man ſie erſt im 60. Lebensjahre wiedererhält, und nachdem man um alles gekommen, dieſelbe ein ſchlechter Troſt bei dem Ungemache iſt, dem man ſich durch die Abnahme ſeiner Kräfte und gänzliche Mittelloſigkeit preisgegeben ſieht. Nichts konnte mich jetzt tröſten, als die Hoffnung auf meine Befreiung. Ich erblickte dabei freilich unüberſteigliche Hinderniſſe; aber dies ſchreckte mich nicht ab, und wenn mir gleich kein Fall bekannt war, wo jemand ein ſolches Unternehmen geglückt wäre, verlor ich dennoch den Muth nicht und ſuchte mein Leiden dadurch erträglicher zu machen, daß ich Tag und Nacht auf Mittel ſann, meinen Zweck zu erreichen.

Endlich nachdem ich ein halbes Jahr vergebens geharrt, ward mir geſtattet, Stroharbeiten zu verfertigen. Zu dieſem Ende erhielt ich auch die kleine Schere wieder, die man bei meiner Verhaftung bei mir gefunden hatte und die in der Folge ein treffliches Mittel ward, meine Bande zu löſen und mich der Freiheit wiederzuſchenken. Meinen erſten Arbeiten von Stroh ſuchte ich eine gewiſſe Façon zu geben, welche in die Augen fiel, ohne daß man errathen konnte, wie dabei verfahren wurde. Sie gefielen ſogleich außerordentlich, nicht blos wegen der Neuheit, ſondern auch wegen ihrer Schönheit, hinter welcher die der andern Gefangenen weit zurückſtanden. So machte ich ein Käſtchen von Pappe, das wie eine Urne geſtaltet war und vorne und oben geöffnet werden konnte. Darin befand ſich ein Spiegel, Schreibzeug, kurz alles was zur weiblichen Toilette gehört. Es war inwendig und außen mit Stroh bekleidet, mit kleinen Figuren, in punktirter Manier mit der Feder hin und wieder ſymmetriſch vertheilt, was dem Ganzen ein gar zierliches Ausſehen gab. Auch ward mir auf meine Bitte geſtattet, mir Farben bringen zu laſſen, die ich zum Illuminiren bedurfte. Auf dieſe Art konnte ich mir eine hinreichende Menge Bleiweiß verſchaffen. Denn ich dachte, wenn ich damit einen Bogen Papier bemalte und dieſen an die Wand befeſtigte, könnte man damit ein Loch zudecken, das man in die Wand gemacht, dergeſtalt daß kein Menſch dieſes bemerkte. Als ich dieſe Farben hatte, zeichnete ich anfangs mit der Feder einige Bilder mit Blumenverzierungen und niedlichen Figuren en miniature und rahmte ſie in die genannten Machwerke von Stroh ein. Auch verſchenkte ich manchmal dieſe Bildchen an verſchiedene Leute, wie ſich eben eine Veranlaſſung hierzu darbot.

In Folge unſers Urtheilsſpruchs erhielten wir auch die Abſolution, mit der Erlaubniß, an jedem Feſttage in die Meſſe und alle vierzehn Tage zur Beichte und Communion zu gehen. Hier hatte ich Gelegenheit, unter andern Gefangenen einige von denen zu ſehen, welche in gleicher Verdammniß mit mir begriffen waren. Ich fand ſogar Mittel, einen meiner alten Freunde, Giovanni Filippo Alfonſi, mit dem ich auf dem Collegio Romano ſtudirt hatte, zu ſprechen und ihm Briefchen zuzuſtecken. Wir hatten einander nichts Wichtigeres zu ſchreiben, als daß wir eifrig wünſchten, Ein Zimmer miteinander zu theilen, damit unſere Haft leidlicher wäre, und daß wir unſere Bitten deshalb dem Commiſſarius zugleich vortragen ſollten, welcher auch endlich nach vielen Schwierigkeiten unſern wiederholten Geſuchen ſtattgab.

Durch dieſe Erlaubniß ward meine Freude vollkommen, denn ich ſollte nun die Geſellſchaft eines weiſen und treuen Freundes genießen, der mein trauriges Loos theilte und ebenſo große Luſt hatte wie ich, aus dem Kerker zu entweichen. Kaum waren wir beiſammen, als wir uns gegenſeitig unſern diesfallſigen Entſchluß mittheilten. Wir dachten und ſprachen nichts als von unſerer Befreiung und auf welche Art ſie am ſicherſten zu bewerkſtelligen ſein möchte.

Während der ganzen Zeit meiner Gefangenſchaft habe ich mich nur ein einziges Mal bei dem Pater Superior beklagt und zwar über einen Laienbruder, Stefano Pierotti, von Boſco im Mailändiſchen, der für die Verköſtigung ſowol des Commiſſario und der Ordensgeiſtlichen als der armen Gefangenen zu ſorgen hatte. Wegen ſeiner winzigen Natur gab ich ihm den Namen Fra Stoppino und von der Zeit an ward er von den übrigen Gefangenen nie anders genannt. Meine Klage rührte daher, daß er mir in der Rechnung über meine ſehr unbedeutenden Nebenausgaben zwei ſpaniſche Piſtolen für Artiſchoken im Monat Mai und ebenſoviel meinem Leidensbruder angeſetzt hatte. Ich fand dies ſo übertrieben und außer aller Ordnung, daß ich mich nicht enthalten konnte, dem erſten Pater es anzuzeigen und ihm zu ſagen, daß der Bruder Stefano Pierotti ein frecher Betrüger ſei. Dieſes zog ihm einen heftigen Verweis von dem Commiſſario zu, der ihn über die Maßen ſchmerzte, und aus Furcht, ich möchte meine Klage noch einmal anbringen, wenn die Congregation den Durchgang hielt, überhäufte er mich mit Gefälligkeiten und tiſchte mir von Zeit zu Zeit die Erſtlinge der Früchte auf, welche die Jahreszeit gab. Da er von meinen illuminirten Arbeiten geſehen und ihnen ſeinen Beifall gezollt hatte, ließ er mich fragen, ob ich ihm den Gefallen thun und ihm einige Bilder verfertigen wolle, um ſie auf einen Altar zu ſtellen, und wieviel ich dafür verlange. Ich forderte 10 Piſtolen. Nach langem Markten und Feilſchen bot er mir acht und wollte das Pergament, Gold und Farben dazu liefern, worauf ich ihm zuſagte. Ich ſetzte ein Verzeichniß über das auf was ich brauchte, wobei ich mehr Bleiweiß verlangte als von jeder andern Farbe. Ich fing die Arbeit an und war innerhalb drei Wochen damit fertig. Mein Verdienſt fiel zwar nach und nach wieder in den Beutel des Fra Stoppino, durch deſſen Hand alles, was wir brauchten, ging; indeß hatte ich dennoch großen Nutzen dabei, wegen des Pergaments, der Farben und übrigen Gegenſtände, die mir verblieben und mir bei meinem großen Vorhaben ſehr zu ſtatten kamen.

Um dieſelbe Zeit machte man die Entdeckung, daß die Mauer desjenigen Nebengebäudes, in dem ſich unſere Zimmer befanden, etwa einen halben Fuß über dem Fundament gewichen war. Der Baumeiſter, welcher die Sache unterſuchte, erklärte, daß der Bau einzuſtürzen drohe, wenn man nicht abhelfe. Demnach beſchloß die Congregation, die Arbeiten vornehmen und ſtarke eiſerne

Bänder anlegen zu laſſen, um dem Mauerwerk einen Halt zu geben, daß es nicht weiter ausweiche. Da man aber ſich des Fundaments zu verſichern hatte, mußte man in dem großen Hof, nach welchem unſere Zimmer gingen, die Erde aufgraben und wegſchaffen. Weil man hiervon bei der großen Hitze, indem es zur Sommerszeit war, eine Verderbniß der Luft fürchtete, welche die Geſundheit der armen Gefangenen gefährden konnte, erfolgte eine Verordnung von Seiten der Congregation, wornach verfügt ward, daß wir alle auf eine andere Seite verlegt werden ſollten, woſelbſt wir etwas mehr Freiheit bekamen.

Man kann ſich denken, welchen Troſt uns dieſe Veränderung gewährte. Wir hatten hier mehr friſche Luft und eine angenehme Ausſicht auf Gärten und Springbrunnen. Manchmal ſprach man durch das Fenſter mit den andern Gefangenen; man konnte alle Tage in die Meſſe gehen, und bei dieſer Gelegenheit ein wenig herumſpazieren, ohne daß es auffiel oder bemerkt wurde. Das war für uns ſchon eine große Erleichterung, da wir zuvor immer eingeſperrt geweſen. Zudem betrachteten wir dieſen erfreulichen Wechſel als den erſten Schritt zur völligen Freiheit. Deshalb vergaßen wir auch ein wenig den Gedanken an unſere Flucht und hofften, nach vier bis fünf Jahren Büßung, in die wir uns ergaben, von Gott und den Menſchen Erlöſung von unſern Leiden.

Während ich nun ſo in minder ſtrenger Haft mich befand, kamen mir einige Kupferſtiche unter die Hände, namentlich einer, von dem Maler G. Vaſari, die Empfängniß Mariä vorſtellend, worauf dieſe in den Wolken des Himmels, umgeben von den heiligen Engeln, ſchwebt und mit einem Fuß der Schlange den Kopf zertritt, die ſich um den Baum des Lebens ſchlingt, an deſſen Stamm Adam und Eva mit den andern Erzvätern des alten Bundes, jedes in einer beſonderen Stellung, als Sklaven angefeſſelt ſind. Ich hatte Luſt, dieſes auf Velin zu copiren, und zwar in punktirter Manier mit der Feder, und es als Votivgeſchenk den Nonnen von der heiligen Empfängniß auf dem Campo Marzo zu ſchicken. Ich bot deshalb meine ganze Geſchicklichkeit auf, in der vollen Zuverſicht, daß mein Unglück ſich wenden würde, ſobald ich daſſelbe fertig gebracht. Meine Hoffnung ging in Erfüllung. Denn nach anderthalbjähriger Arbeit, die ich darauf verwandt, ſchlug mir am zehnten Tage, nachdem es auf dem Altar aufgeſtellt worden, unter Gottes gnädigem Beiſtand die langerſehnte Stunde der Errettung. Auf welchen wundervollen Wegen dieſe bewerkſtelligt ward, dies ſoll jetzt ausführlich erzählt werden.

Fünf bis ſechs Monate blieben wir in den ſchon erwähnten bequemeren und angenehmen Räumen und glaubten, auf immer dieſelben bewohnen zu dürfen, weil man uns bei der letzten auf Weihnachten ſtattgehabten Viſitation der Congregation daſelbſt gelaſſen hatte, während doch unſere früheren Zimmer ſchon wiederhergeſtellt waren. Noch mehr beſtärkte uns in dieſem Glauben der Umſtand, daß einer von uns zu derſelben Zeit ſeinen Arreſt in der Weiſe gemildert ſah, daß er innerhalb des Palaſtes der Inquiſition völlige Freiheit genoß, und nur dieſen nicht verlaſſen durfte; eine Vergünſtigung, die uns alle mit großer Hoffnung auf völlige Freilaſſung erfüllte. Allein es kam ganz anders. Um auf alle Fälle gefaßt zu ſein, verſäumte ich jedoch nicht, mich mit allem zu verſehen, was ich für nothwendig zum Gelingen meines erſten Planes hielt, auf den mich ja der Unſtern wieder zurückzukommen nöthigen konnte. Ich fuhr mit meinen Stroharbeiten fort, illuminirte und zeichnete mit der Feder nach wie vor; endlich lehrte ich mehrere, die mich darum baten, die indiſche Manier des Punktirens. So ſuchte ich mir ſo gut als möglich die Langeweile zu vertreiben. Der Zufall wollte es, daß alle die Kleinigkeiten, die ich damals auf die Seite that, mir ſehr nützlich werden ſollten, und glücklicherweiſe wünſchte einer der Gefangenen, daß ich ihm aus Kreide eine größere Muſchel (wie ſie gewiſſe Pilger an ſich tragen) ſchneiden möchte, um darauf eine Gipsform abzudrucken, weil er danach Doſen aus geſtampftem Papier verfertigen wollte. Er verſchaffte mir zu dieſem Ende eine Menge Kreide, die mir in der Folge ſehr zugutekam.

Bald darauf änderte ſich die Scene auf eine für uns ſchreckliche Weiſe. Eines Donnerstags morgens mit Sonnenaufgang hörten wir die Gartenthür öffnen, durch welche man zu dem Hauptbau gelangte, wo ſich unſer Gefängniß befand. Neugierig traten wir ans Fenſter und erblickten den Schließer, der geradeswegs auf das Zimmer, wo ſich Molinos 1) befand, zuging, es auf-

---

1) Dies iſt der in der Kirchengeſchichte bekannte Mich. Molinos, ein Spanier, Weltprieſter zu Rom. Er gab 1681 ein Buch heraus, worin das Höchſte der Religion als ſüße Seelenruhe, als reine, uneigennützige Gottesliebe, als klare unmittelbare Anſchauung Gottes, als inneres, unausſprechliches Gebet mit Kraft und Herzlichkeit dargeſtellt war. Dies Buch des heiligen Mannes war der herrſchenden mechaniſchen und hierarchiſchen Religion zu ſehr zuwider und fand einen zu lauten und ausgebreiteten Beifall, als daß es nicht Widerſtand hätte erfahren ſollen. Wahrſcheinlich war es das Werk der Jeſuiten, daß auf einmal der franzöſiſche Geſandte zu Rom bei Innocenz XI. auf Unterſuchung dieſes Buches drang, welches die Ketzereien alter Begharden und Illuminaten enthalte, und den Papſt nöthigte, dieſen Mann zur Abſchwörung ſeiner Irrthümer und zum ewigen Gefängniß (worin er 1696 ſtarb), zu verurtheilen.

ſchloß und dieſen halbangekleidet im Schlafrock fortführte. Wir warteten am Fenſter, ob Molinos wiederkommen und was dies überhaupt zu bedeuten haben würde. Jeder machte ſich darüber ſeine beſonderen Gedanken. Allein bald kam der Schließer wieder und ging gerade auf mein Zimmer zu, öffnete und ſagte mir, ich ſolle mit ihm gehen, gerade wie ich da ſei, ohne etwas mit mir zu nehmen. Ich hatte meinen Schlafrock an und in dieſem Coſtüm führte er mich vor den Obercommiſſär, welcher mit einer mitleidsvollen Miene zu mir ſagte:

„Herr Pignata, es thut mir leid, Ihnen ſagen zu müſſen, daß, nachdem Sr. Heiligkeit berichtet worden, daß die andern «verſchloſſenen Zimmer» des Gebäudes wiederhergeſtellt ſeien, Sie ſogleich wieder dasjenige beziehen müſſen, wo Sie früher geweſen. Ich muß dieſen Morgen noch dem Papſt über die Ausführung ſeines Befehls Bericht erſtatten. Ertragen Sie dieſes neue Unglück mit Standhaftigkeit, ergeben Sie ſich in den Willen Gottes und ſuchen Sie Troſt in dem Vertrauen auf ſeine Barmherzigkeit.“ Mit leiſerer Stimme ſetzte er hinzu: „Gott möge es dem vergeben, der daran ſchuld iſt.“ Ich erwiderte ihm, daß ich mich gutwillig alle dem unterwerfe, was von Sr. Heiligkeit komme; denn dies könne nur zu meinem Beſten dienen, indem ich glaube, daß der heilige Geiſt Dieſelbe bei allen ihren Entſchließungen regiere, und daß ich Ihr in Demuth und von ganzem Herzen gehorche; daß ich aber Se. Hochwürden flehentlich bitte, mir zu erlauben, daß ich die Sachen behalten dürfe, die ich zu meinen Stroharbeiten gebrauchte, damit ich mich doch einigermaßen in der elenden Lage, in die ich mich zurückgeſchleudert ſähe, zerſtreuen und durch Beſchäftigung mein ſchreckliches Unglück erträglicher machen könnte.

Mit großer Güte gewährte er mir alles und lie mir noch denſelben Morgen nebſt meinem Koffer alle wiederbringen, auch die oben erwähnte Form aus Kreid die ich jenem Gefangenen gemacht und noch in meinen Zimmer gehabt hatte. Die Maßregel ſelbſt traf aud alle meine Schickſalsgenoſſen und in weniger als eine Stunde waren wir in unſern vormaligen Zimmern wiede eingeſperrt. Wenn ich dieſe unglückſelige und unerwartete Veränderung überdachte, mußte ich mir ſagen, da ſie eher geeignet war, einen zur Verzweiflung zu bringen, anſtatt zu unſerm beſten zu dienen, oder unſer Seelenheil zu fördern, wofür man ſo große Sorgfalt in falſchem Religionseifer zur Schau trug, und daß ſie einen an Leib und Seele verderben konnte. Weil ich in dieſem ſchrecklichen Elend der Verſuchung zu unterliegen fürchtete, beſchloß ich, mit Lebensgefahr mich zu befreien; ich dachte, einmal das Leben aufs Spiel ſetzen, iſt beſſer, als tauſendfachen Tod im Kerker ſterben. Alfonſi war gleicher Meinung. Da ſein Zimmer an das meinige ſtieß, ſo ſprachen wir alle Nächte über unſern Plan und wurden eins, daß wir die Bitte von neuem ſtellen wollten, man möchte uns zuſammenſperren; doch in ein Zimmer, das ich vor allen andern ſehnlichſt wünſchte, wenn es gleich eines von den „verſchloſſenen“ war und das gerade auf einer Ecke des Hauſes der Inquiſition ſich befand, wo man die Ausſicht auf den Portico der St. Peterskirche hatte. Wir baten ſo lange, bis man uns endlich in das gewünſchte Zimmer zuſammen logirte. Als ich meine Abſicht erreicht hatte, ward meine Freude ſo groß, mein Entzücken ſo unausſprechlich, als hätte ich ſchon die Thüre meines Kerkers geſprengt und als ſtände kein Hinderniß meiner Befreiung mehr im Wege. Der Grund, warum ich dieſes Zimmer vorzugsweiſe wünſchte, beſtand darin, daß daſſelbe das einzige von allen war, das weder der Graben noch die — innerhalb 30—40 Fuß hohe — Mauer von der äußeren Umgebung trennte und weil ich unmittelbar auf der Straße geweſen wäre, ſobald ich die Mauer durchbrochen. Von jedem andern Zimmer aus war meine Flucht beinahe unmöglich, indem auch noch der Graben und die Mauer als unüberwindliche Hinderniſſe im Weg ſtanden. Ueberdies hatten wir da eigentlich drei Zimmer und das ſehr bequeme. Das erſte war klein und bildete das Vorzimmer; das andere war größer, aber dunkel und erhielt das Licht nur von dem dritten, das ein Fenſter nach dem Hofe zu hatte, deſſen ich erwähnt habe. Die Dunkelheit des zweiten Zimmers, freilich ein großer Uebelſtand, kam uns zu unſerm Vorhaben höchſt erwünſcht, indem wir es deſto leichter verbergen konnten, wenn wir ein Loch in die Wand machen wollten.

Um dieſe Zeit kam mein Bruder, der in den Dienſten des Fürſten v. Eggenberg zu Gratz ſich befand, nach Rom, um in Angelegenheiten unſerer Familie, die ſich in zerrütteten Umſtänden befand, thätig zu ſein und meine arme Mutter in dem Jammer zu tröſten, worein ſie mein Unglück und ſeine Entfernung verſetzt hatte. Er blieb einige Wochen in Rom und nahm ſpäter bei ſeiner Abreiſe meine Mutter nach Deutſchland mit. Sie war bereits den Achtzigen nahe und erbat ſich als eine Gnade von der heiligen Congregation, mich wenigſtens ein einziges Mal vor ihrer Abreiſe beſuchen zu dürfen. Dies ward ihr gewährt, indem ſie ſehr hinfällig war, ſodaß man darauf rechnen konnte, daß dies das letzte Mal in ihrem Leben ſein dürfte, wo ſie mich ſehen würde. Sie kam am Arme meines Bruders und ward in das Zimmer des Pater Commiſſarius geführt, in deſſen

Gegenwart unſere traurige Zuſammenkunft ſtattfand, bei welcher mehr geweint als geſprochen wurde. Nach den rührendſten Ergüſſen innigſter Zärtlichkeit ſteckte mir noch mein Bruder als Andenken einen ſchönen Ring mit einem Smaragd, umgeben von ſechs Brillantroſetten, an den Finger und ſchenkte mir noch ein paar doppelte Dukaten.

Den Ring durfte ich behalten, das Geld aber mußte ich dem Pater übergeben, weil die Gefangenen ſchlechterdings kein Geld in Händen haben dürfen. Es wird ſolches jedoch ehrlich und redlich aufgehoben für die Fälle, wo die Gefangenen es bedürfen, und daß man ihnen davon anſchaffen kann, was ſie wünſchen. Meine Mutter zerfloß in Thränen und ermahnte mich zur Geduld, daß ich nicht in Verzweiflung geriethe. Mein Bruder that daſſelbe und verſicherte mir, mir kräftige Empfehlungen verſchaffen zu wollen, indem er mich dadurch tröſten wollte. Ich erwiderte ihm aber, daß man ſich einzig und allein auf Gottes Barmherzigkeit verlaſſen müſſe und daß dies die kräftigſte aller Empfehlungen ſei, und Gott vielleicht früher, als ſie es dächten, ihre Thränen trocknen und mein Unglück wenden würde. Nur wer die Zärtlichkeit einer Mutter und die Liebe eines guten Bruders kennt, kann ſich einen Begriff von der herzzerreißenden Scene des Abſchieds machen. Troſtlos kehrten ſie der Thüre den Rücken, unter Strömen von Thränen, daß es die Steine hätte erweichen mögen. Ihr Schluchzen brach mir faſt das Herz; doch ich that mir Gewalt an und kehrte unerſchrocken auf mein Zimmer zurück, flehte zu Gott um Stärke und Standhaftigkeit und bat, daß er mir irgend ein Mittel eingeben möchte, um glücklich den Zweck zu erreichen, der mir Tag und Nacht vor der Seele ſchwebte.

Die größte Schwierigkeit, die mich wie Alfonſi mit banger Sorge erfüllte, war das Durchbrechen einer mehr als ſechs Fuß dicken Mauer. Alles was ich an Werkzeugen beſaß, beſtand in einer Schere, einem Nagel und Federmeſſer. Damit konnte man noch kein Loch machen groß genug, daß ein Menſch hätte durchſchlüpfen können. Um ein längeres und ſtärkeres Eiſen zu bekommen und doch keinen Verdacht zu erregen, verfiel ich auf folgendes komiſche Mittel.

Alle acht Tage hatte der erſte Pater, der Amtsgehilfe des Inquiſitors, die Gewohnheit, die Gefangenen zu beſuchen, um nachzuſehen, ob ihnen nichts abgehe, was zu ihrer Geſundheit nöthig war, und uns Unglücklichen mit ſchönen Worten eiteln Troſt zu ſpenden. Eines Tages kam er wie gewöhnlich in unſer Zimmer, um nachzuſehen; da nahm ich ihn auf die Seite, als wenn ich ihm etwas insgeheim zu ſagen hätte, und ſprach: „Mein Pater, dürfte ich Sie wol um eine große Gnade bitten?“ „Sagen Sie, was Sie wünſchen,“ antwortete er: „womit kann ich Ihnen dienen?“ Ich erwiderte: „Schon lange habe ich einen Leibſchaden von der Folter her, die ich ausgeſtanden. Aus Scham habe ich bisher nichts davon geſagt; weil das Uebel aber ärger werden könnte, wenn es nicht beachtet wird, ſo muß ich bitten, mir ein Bruchband machen zu laſſen, damit der Bruch nicht größer werde.“ „Ja, liebes Kind,“ antwortete er, „ich werde den Wundarzt ſchicken, daß er Sie viſitire, und es wird alles geſchehen, was zu Ihrer Heilung dienlich iſt.“ Der Chirurg kam und viſitirte mich, und weil ich von Geburt aus auf der einen Seite des Unterleibes etwas dicker bin als auf der andern, konnte ich ihn ohne Mühe glauben machen, daß ſich an dieſer Stelle ein Schaden befinde. Sooft er mich anrührte, that ich, als verſpürte ich große Schmerzen, und nachdem er mich lange hin und her befühlt, beſchloß er, mir die gewünſchte Bandage zu beſtellen. Ich bat ihn ſodann, dafür zu ſorgen, daß ſie gut beſchlagen und hierzu ein gutes ſtarkes Eiſen genommen würde, damit ſie deſto länger halten und ich nicht genöthigt ſein möchte, abermals um Erlaubniß zu bitten — die man ſo leicht nicht bekommt — dieſelbe ausbeſſern oder eine neue machen laſſen zu dürfen. Der gute Mann verſprach es und entfernte ſich unter vielen gegenſeitigen Complimenten und tiefen Verbeugungen.

Fragt man, welche Hilfe ich von einem Bruchband habe erwarten können, ſo antworte ich darauf: In allweg eine ſehr große. Dieſe Bandagen haben gewöhnlich einen großen eiſernen Ring, der um ſie herumgeht. Wenn man nun dieſen gerade biegt, wird er lang und taugt dazu, den Kalk von den Backſteinen loszumachen und dieſe nach und nach aus der Mauer zu reißen. Ich erhielt nach 14 Tagen das Bruchband und legte es ſogleich an, ließ es auch einigemal die Gefangenwärter ſehen, um meine Liſt beſſer zu verbergen. So hoffte ich von einem erdichteten Leiden glücklichen Erfolg wider ein wirkliches. Eine gute Vorbedeutung für das Gelingen meines Plans war mir ſchon die Gunſt des Geſchicks, das mir die Werkzeuge, die unentbehrlich waren, verſchafft hatte. Es fehlte uns jedoch noch an einem ſtärkeren, dickeren Eiſen, mit welchem man der Mauer beikommen konnte, die wie geſagt mehr als ſechs Fuß dick war; eine Schwierigkeit, deren bloſer Gedanke ſchon mich beben machte. Nur mit dem Beiſtand des Höchſten, ohne welchen wir nichts ſind und vermögen, konnten wir hoffen, über dieſelbe hinwegzukommen.

Den 15. Auguſt, an Mariä Himmelfahrt, hatten wir gebeichtet und das heilige Abendmahl empfangen und ſchickten aus tiefſtem Grund unſerer Seelen die brünſtigſten Gebete zum Himmel, daß ſeine Vorſehung in unſerer Noth und Bedrängniß uns erleuchten und führen möchte. Und wirklich ſollten wir gerade bei dieſem dringendſten Anliegen die Größe ſeiner Erbarmung erfahren und mit Dank und Anbetung ſeine göttliche Aushilfe erkennen dürfen. Bevor wir uns ſchlafen legten am Abend deſſelben Tages, wiederholten wir unſer eifriges Gebet zum Herrn, das ich noch im Bett fortſetzte und mich dem heiligen Geiſt empfahl, der mir eingeben konnte, was noth war. Als ich ſo durch das Gebet beruhigt und zufrieden dalag, kam mir der Gedanke, als hätte mir ihn jemand eingeflößt: warum denkſt du daran, durch eine ſo dicke Mauer zu brechen, anſtatt oben durch das Deckengewölbe des Kerkers? Ich dachte über dieſen Einfall nach, als wenn mir der Himmel ihn eingegeben hätte, und fand richtig, daß, wenn wir die Wölbung der Decke unſers dunkeln (zweiten) Zimmers durchbrachen, wir in das Zimmer über dem unſrigen gelangen konnten, deſſen Fenſter nicht vergittert waren und gerade auf die Straße gingen. Voll Entzücken ſprang ich aus dem Bett und weckte meinen Freund, der ſchon feſt ſchlief. „Was gibſt du mir, Philipp!" fragte ich, „wenn ich dich in zwei Stunden aus der Gewalt des heiligen Gerichts befreie?" „Du biſt ein Narr," ſagte dieſer ſchlaftrunken zu mir, „laß mich ruhen und ſtöre mich nicht mit deinen närriſchen Einfällen." „Höre mich an", erwiderte ich ihm, „das iſt keine Träumerei, ſondern vielmehr eine Eingebung von Gott. Du weißt, daß gerade über deinem Bett die Mitte des Gewölbes iſt, und da die dickſten Gewölbe in der Mitte nur zwei Fuß dick ſind, ſo können wir es in zwei Stunden durchbrochen haben. Wir müſſen alſo, ſtatt an die ſechs Fuß dicke Wand zu denken, mit der wir in einem halben Jahre nicht fertig würden, unſer Augenmerk auf das Deckengewölbe richten." Jetzt erſt ward Alfonſi ganz Ohr, gab mir recht, überlegte ſich gleichfalls die Sache und fand, daß, wenn wir das Gewölbe an einer Stelle, wo es recht finſter wäre, durchbrächen, es den Schließern nie einfallen würde, dorthin zu blicken. „Aber," wendete er mir ein, „wir hätten dann tiefer hinabzuſteigen." „Das macht nichts," entgegnete ich; „wer 50 Fuß tief hinabſteigt, ſteigt ebenſo gut auch 60 hinunter. Dann braucht nur der Strick ein wenig länger zu ſein." Das leuchtete ihm ſo ſehr ein, daß er augenblicklich aus dem Bette ſprang und wir warfen uns beide, im Hemd, wie wir waren, auf unſere Knie und dankten der göttlichen Vorſehung, indem wir leiſe das Tedeum ſangen, dafür daß ſie uns ſo zu rechter Zeit einen glücklichen Gedanken eingegeben.

Mit einem Beſenſtiel maßen wir dann gleich am Morgen darauf die Höhe des Zimmers aus. Es war 17 gewöhnliche Fuß hoch. Wir bedurften alſo eine Vorrichtung, um bis an die Decke ſteigen und das Gewölbe bequem durchbrechen zu können. Nun fiel mir ein, daß wir hierzu unſere Meubles, d. h. Tiſche, Stühle, Betten ꝛc. verwenden könnten. Ich nahm davon gleichfalls das Maß und fand, daß das ein ganz tüchtiges Gerüſte geben könnte. Wir ſtellten unſere beiden Bettſtätten übereinander, auf dieſe zwei Tiſche nebeneinander, die einen dritten Tiſch tragen mußten. Auf dieſen letztern brauchten wir dann blos noch einen Stuhl zu ſtellen, der faſt bis an das Gewölbe reichte. Damit die Ziegel- und Kalkſtücke beim Herunterfallen kein Geräuſch verurſachen könnten, fanden wir für nöthig, unſere Matratzen und ſonſtige Bettſtücke auf die Tiſche und um ſie herum zu legen. Eine Vorſicht, die wir bei unſerer Arbeit nie verſäumten. Weil aber der Padre Commiſſario damals über unſern Zimmern ſeine Wohnung hatte, mußten wir den Eintritt der kältern Jahreszeit abwarten, wo er dieſelbe verließ, um ſein gewöhnliches Winterquartier wieder zu beziehen.

Unſere Ungeduld ward hierdurch nicht wenig auf die Folter geſpannt. Es mußten auch die Stadtthore und Straßen, die in das Königreich Neapel führten, die man wegen der herrſchenden Epidemie geſperrt hatte, wiederum offen ſein, ehe wir auf einen Erfolg unſerer Flucht hoffen konnten. Dieſe Aenderung trat auch glücklicherweiſe bald nachher ein, indem die Wuth der Seuche und mit ihr die Gefahr der Anſteckung für die Nachbarländer ſich minderte und nach und nach gänzlich aufhörte.

Wir ſchickten uns jetzt an, uns mit allem Nöthigen zu verſehen, was das Gelingen unſerer Flucht bedingte. Schon zuvor hatten wir oft und viel darüber geſprochen und es war ausgemacht, daß ich mich als Einſiedler verkleiden und einen Theil meines eigenen Anzugs, nämlich meine Perrüke und Weſte, meinem Freunde geben ſollte. In den Strohſack meines Bettes hatte ich ſchon ſeit einiger Zeit eine weiße wollene Decke verſteckt, um mich ihrer bei Gelegenheit zu bedienen. Auch machte ich eine Laterne von Pappendeckel, färbte ſie inwendig mit Tinte ſchwarz — außen blieb ſie weiß — und that eine kleine leere Farbenſchale hinein, welche ich mit Oel verſah und mit einem Docht aus der Wolle meines Schlafrocks. Dieſelbe leuchtete uns bei Nacht zu unſerer Arbeit, und da die Schließer alle Abend kamen, unſer Licht zu löſchen, mußte ich ſie vorher anzünden, ohne daß dieſelben es gewahr wurden. Ich verſchaffte mir auch eine Menge Farbe und Zwirn, unter dem Vorgeben, daß ich deſſen zu mancherlei Arbeiten bedürfe, mit denen ich auf Weihnachten die ganze heil. Congregation beehren wolle. Man gab mir alles, was ich wünſchte, und ich ſann recht eifrig nach, was mir alles von Nutzen ſein könnte, indem ich die gute Gelegenheit nicht verſäumen wollte. Ich zerbrach mir recht eigentlich den Kopf darüber. Die Begierde nach Freiheit erhielt mich in ſteter Aufregung; mein einziger Gedanke war jenes Ziel, mein angeſtrengtes Studium ganz auf deſſen Erreichung gerichtet.

Ich ſah wohl, daß keine Gnade mehr zu hoffen war, da man uns, anſtatt einige Freiheit zu gewähren, in noch viel engeren Gewahrſam gebracht hatte, und was mir vollends alle Hoffnung auf dereinſtige Freilaſſung benahm, war eine Unterredung mit dem Pater Marcheſi, einer in Rom ſehr bekannten Perſönlichkeit. Er war Prieſter von der Congregation von St.-Filippo Neri, an der neuen Kirche, ein berühmter Prediger und großer Gelehrter, ſtand im Rufe einer aufrichtigen Frömmigkeit und ſeine Function beim heil. Gericht beſtand in der Prüfung ketzeriſcher Lehren. Nachdem wir abgeurtheilt waren, kam er auf Befehl des Papſtes, um uns beichten zu laſſen, mit der Vollmacht, uns von allen Sünden zu abſolviren. Ich legte ihm meine Generalbeichte ab, worauf er mir ſagte, daß der Papſt in Hinſicht unſerer unerbittlich ſei und daß wir uns zufrieden geben und uns mit keiner Hoffnung ſchmeicheln ſollten, ſolange dieſer am Leben ſei.

Deſſenungeachtet ließ ich gegen ihn keine Entmuthigung blicken und unterhielt mich gerne mit ihm bald von dieſem, bald von jenem. Ich fragte ihn einmal geſprächsweiſe, welche Strafe die bekommen hätten, die den Verſuch gemacht, aus dem Kerker des heil. Gerichts zu entfliehen. Die Antwort war: „Allerdings haben ſchon welche dieſen Verſuch gemacht; er iſt ihnen aber mißlungen, da ein Graben und eine Ringmauer den ganzen Bau umgibt.“ „Was würde aber demjenigen geſchehen“, fragte ich wieder, „der zu entwiſchen geſucht?“ „Mein Sohn“, ſagte er mir, „wer es verſuchen würde, ſich zu befreien, bevor er abſolvirt iſt, würde zum Feuertod verurtheilt werden; denn es wäre das ein Beweis ſeiner Unbußfertigkeit.“ „Wenn er aber abſolvirt iſt“, fragte ich, „welche Strafe bekäme er dann?“ „Blos die, welche auf das Ausbrechen aus dem Gefängniß geſetzt iſt“, war ſeine Antwort; „denn es iſt natürlich, daß man ſich von den Leiden zu befreien ſucht, unter welchen man ſeufzt.“

Einige Tage darauf beſuchte er mich wieder, und als ich über mein ſchreckliches Unglück jammerte, ſagte er, um mich zu beruhigen, daß er mit dem Papſt eine ganze Stunde lang über meine Angelegenheit geſprochen und Sr. Heiligkeit Nachricht gegeben habe, was ich für ein Leben im Gefängniß führe; welch’ ergebungsvolle Faſſung all mein Reden und Thun beurkunde; welch’ aufrichtige Reue ich bezeuge, daß ich Gott beleidigt; kurz, wie ſehr man Urſache hätte, mich als einen Wiedergebornen und Heiligen zu betrachten, dermaßen, daß es Sünde und Schade geweſen wäre, mich von einem Orte zu entfernen, der die Urſache einer der ſchönſten Bekehrungen geworden, wovon er jemals gehört habe. Ich ließ ihn nicht ausreden, ſondern unterbrach dieſe Troſtrede, die ſo ſchön begonnen, aber einen ſo übeln Verlauf genommen hatte, mit dem ſchmerzlichen Ausruf: „Ach! mein Vater, den Ruhm der Heiligkeit, auf ſolchem Wege erlangt, hätte ich recht wohl miſſen können. Um Gottes willen, ſprechen Sie nie wieder ein Wort von mir mit dem heil. Vater und verſchonen Sie mich mit einer Dienſtfertigkeit ſolcher Art.“ Mit großer Kälte erwiderte er: „Ich glaubte zu Ihrem Beſten zu reden und Ihr wahres Heil dadurch zu fördern. Denn ſolange Sie hier eingeſperrt ſind, an einem Orte, der die Freiſtätte der Frömmigkeit, der Wahrheit und Gerechtigkeit iſt, entfernt von dem Anblick aller der Gegenſtände, die den Menſchen verführen, ſind Sie weniger in Gefahr, in die Stricke des Böſen zu fallen und den Reizungen und Lockungen der gottloſen Welt zu unterliegen. Sie ſind hier ſicher vor dem Heere ihrer Verſuchungen und frei von Leidenſchaften, den ſchrecklichſten Tyrannen der Menſchheit."

Dieſe erbauliche Predigt theilte ich meinem Freunde mit und ſtellte darüber noch ernſthaftere Betrachtungen mit ihm an, wovon das Ende war, daß kein Anſchein vorhanden, von dieſem unerbittlichen Gericht auch nur die mindeſte Gnade zu erlangen, und daß wir zu dem einzigen Mittel, das noch übrig blieb, greifen und alles daran ſetzen müßten, um uns die Freiheit zu erringen.

Was uns noch abging, das war, wie ſchon geſagt, ein ſtärkeres Eiſen als das von dem Bruchband, welches zu dünn war und ſich bog, um damit die Steine in der Mauer aufheben oder die Backſteine losbrechen zu können. Als ich einmal auf und ab ging und nachdachte, wie ich ein Werkzeug auftreiben könnte, das ſtark genug und zur Vollendung unſers Werks unentbehrlich wäre, warf ich zufällig die Augen auf eine Stelle in unſern Zimmern, wo vordem eine Thür geweſen, und bemerkte zwei große eiſerne Thürangeln, die mit Blei eingelaſſen und in der Wand ſtecken geblieben waren; augenblicklich machte ich Alfonſi darauf aufmerkſam mit den Worten: wir ſuchen in der Ferne das, was wir ſo nahe haben. Danken wir dem Himmel, der uns das bietet, was uns am meiſten noth thut. „Freilich," ſagte er zu mir,

„könnten wir dieſe Angeln ſehr gut brauchen; allein wie ſoll man ſie von der Stelle bringen?" „Dafür laß mich ſorgen", war meine Antwort; „und wenn ich auch einen Arm darüber einbüßen müßte, ich will ſie gewiß herausbringen." Ich fing nun an, den Kalk mit der Spitze der Schere rings herum wegzubröckeln und ſpritzte ſodann mit dem Munde Eſſig darauf, was meine Arbeit über die maßen förderte, ſodaß ich nach drei Tagen eine der Thürangeln in Beſitz hatte. Damit die Schließer nichts davon merken ſollten, nahm ich von der Kreide, von der ich ſchon mehrmals geſprochen, weichte ſie in Waſſer auf und verſtrich damit die Stelle, wo die Angel ſich befunden hatte. Ich machte nun eine andere Thürangel von Pappendeckel, ganz ähnlich wie die eiſerne, ſtrich ſie eiſenfarbig an und ſteckte ſie in die Kreide hinein, die ich in das Loch geſchmiert hatte, that auch Bleiweiß darüber und die ganze Stelle bekam auf dieſe Art die natürliche Farbe der Wand, ſodaß kein Unterſchied zu bemerken war und jedermann darauf geſchworen hätte, daß es dieſelbe eiſerne Thürangel ſei. Damit man aber die herausgeriſſene Angel nicht finden konnte, ſteckte ich ſie in das Bruchband und trug ſie ſo längere Zeit bei mir, wo es niemand einfallen konnte, ſie zu ſuchen.

Wir hatten ſchon wiederholt davon geſprochen (Alfenſi und ich), was für einen Weg wir einſchlagen müßten, um ſicher zu entkommen, und hatten uns am Ende darüber geeinigt, daß es am beſten ſei, uns nach Florenz zu wenden und dann nach Genua zu gehen, von wo aus wir zu Waſſer oder zu Lande, jenachdem ſich die beſte Gelegenheit dazu böte, uns nach Frankreich begeben und zu Lyon oder Marſeille ſo lange bleiben wollten, bis wir unſern Verwandten von unſerer Lage und unſerm Aufenthalt Nachricht geben und einige Unterſtützung an Geld erhalten könnten. Insbeſondere hatten wir verabredet, daß wir blos bei Nacht reiſen, bei Tag aber in Wäldern, Gräben oder ſonſt an Orten uns verſtecken wollten, wo wir hofften unentdeckt zu bleiben, wenn man uns verfolgen würde. Auch hatten wir zum öftern davon geſprochen, wie man ſich beim Hinunterlaſſen an Stricken zu verhalten habe, und wußten aus Erfahrung, daß man das Seil recht zwiſchen die Beine nehmen müſſe, um deſto ſanfter und ſicherer hinabzugleiten. Wir hatten dies mehr als ein mal probirt, indem wir die Gürtel von unſern Schlafröcken aneinander knüpften und dann an das Gitter vor den Fenſtern anbanden. Dieſe waren ſehr hoch und wir ließen uns von da ganz ſachte und leicht hernieder. Die Probe gelang herrlich und wir dachten, es brauche jetzt nichts weiter, als den entſcheidenden Schritt ſelbſt zu thun.

Wir waren mit unſern bisher getroffenen Anſtalten ſo zufrieden, daß wir nicht daran zweifelten, das Ende unſerer Leiden ſei nahe, und eine ungewohnte Gemüthsruhe bei uns ſich einſtellte, welche zur Folge hatte, daß ich eifrig daran war, mich meines gethanen Gelübdes zu entledigen und eine meiner Arbeiten zu vollenden, die ich auf dem Altar der Kloſterkirche vom Campo Marzo aufſtellen wollte. Den 25. Oct. 1693 ward ich damit gänzlich fertig und bat um Erlaubniß, ſie dorthin ſenden zu dürfen. Es ward mir gewährt, nachdem der Commiſſarius und die ganze Congregation zwei bis drei Tage lang dieſelbe in Augenſchein genommen. Am 28. deſſelben Monats beichtete und communicirte ich und ließ die Arbeit mit einem höflichen Begleitſchreiben an die Aebtiſſin dieſes anſehnlichen Kloſters abgeben, die zwei Tage darauf ſchriftlich den Empfang anzeigte und mir dankte.

Indeſſen trat mit dem Monat November der Nordoſtwind ein und beſtimmte den Commiſſario, ſeine Wohnung zu verändern. Er zog am 6. aus und bezog ſein gewöhnliches Winterquartier. Für uns, die wir uns unter dem Zimmer befanden, das er verließ, und mit höchſter Ungeduld warteten, bis er fort war, war das Geräuſch, welches das Ausziehen veranlaßte, himmliſche Muſik und wir prieſen dafür von ganzem Herzen die Vorſehung. Zum Glück für uns hielten an demſelben Tage ſämmtliche Patres, die zu dem heil. Gericht gehörten, ihre Verſammlung im Minervenkloſter, wo ſie der große Proceß der Atheiſten von Neapel, eine ſehr wichtige Angelegenheit, indem, wie es hieß, mehr als 30000 Individuen dabei betheiligt waren, vollauf beſchäftigte. Dadurch erhielten wir mehr Zeit, unſer Gerüſte von Bettſtellen und Tiſchen zum erſten male herzurichten und den Verſuch mit dem Durchbrechen des Gewölbes zu machen. Nachdem wir jenes fertig hatten, ſtieg Alfonſi zuerſt hinauf, indeß ich an der Thüre Schildwache ſtand, damit man uns nicht überraſchen konnte. Er fing an, mit der mehrerwähnten Schere und mit einem Nagel zu arbeiten, den ich einmal beim Ausbeſſern einer Thüre den Arbeitsleuten weggenommen hatte. Wir fanden anfangs das Unternehmen höchſt ſchwierig. Alfonſi ſagte, dieſes Mauerwerk müſſe von Diamant ſein, weil weder Nagel noch Scherenſpitzen etwas halfen. Ich ſagte, er ſolle nur wieder herunterſteigen; es ſei beſſer, die Nacht zu erwarten, wo man mit mehr Bequemlichkeit und weniger Aengſtlichkeit arbeiten könne. Wir ſtellten alſo unſere Betten und Tiſche wieder an ihren Platz, und als die Stunde kam, wo der letzte Beſuch der Gefangenwärter ſtattfinden ſollte, verbarg ich das Licht wie gewöhnlich in meiner Laterne und wir verrichteten halb ausgekleidet unſer Gebet, als die Wärter kamen. Als ſie uns bei dieſer Beſchäftigung fanden, viſitirten ſie nur oberflächlich die Zimmer, Thüren und Fenſter, wünſchten uns gute Nacht und entfernten ſich wieder.

Eine Stunde darauf, als nun völlige Stille herrſchte, richteten wir unſer Gerüſte wieder auf, bedeckten und umgaben es mit unſern Matratzen und Decken, damit der Kalk und die Ziegelſtücke, die herunterfielen, kein Geräuſch machten. Ich ſtieg nun hinauf und fing an, mit dem Eiſen meines Bruchbandes das Deckengewölbe an mehreren Stellen zu unterſuchen. Ich fand, daß man nirgends beſſer ein Loch machen könne, als an der Stelle, wo das Gewölbe die Wand berührte, welche unſere Zimmer voneinander ſchied, gerade in deſſen Mitte über dem Bette meines Leidensgefährten, welches ſchon daſtand, daß man alſo nur die übrigen Theile des Gerüſtes daneben und darauf zu ſtellen brauchte.

Glücklicherweiſe fand ich an dieſer Stelle eine Höhlung, was davon herrührte, daß man kurze Zeit vorher eine Arbeit daran vorgenommen, als man die Grundmauern repariren mußte. Man hatte nämlich eine ſehr dicke, lange eiſerne Stange daſelbſt angebracht, um der Stockmauer, gegenüber der Façade von St.-Peter, Halt und Feſtigkeit zu geben. Es war noch alles ganz friſch und ich konnte mit dem Eiſen von meinem Bruchbande ohne große Mühe ein Loch darein machen, ſodaß man mit der Hand hineinkonnte, und nachdem ich einige Backſteine losgemacht, nahm ich die eiſerne Thürangel, um dieſelben damit vollends herauszubrechen. Nach und nach kam ich damit bei einem zu Stande, und dann ging es deſto beſſer mit den andern. Zufrieden mit dem Erfolg dieſer erſtmaligen Arbeit, ſpritzte ich auch noch mit dem Munde Eſſig in das Loch, das ich gemacht, that auf dieſes einen Bogen Papier, den ich zu dem Ende mit Bleiweiß gefärbt, und befeſtigte ihn dergeſtalt mit Kleiſter über dem Loche, daß es gar nicht möglich war, ohne genaue Anſicht die Täuſchung zu erkennen.

Wir legten dann unſere Maſchine wieder auseinander, ſtellten jedes Stück an ſeinen Platz und legten uns ſchlafen, um unſere Arbeit in der folgenden Nacht fortzuſetzen.

Als die Stunde kam und wir das Loch aufdeckten, das in der Nacht zuvor gemacht worden war, fanden wir, daß der Eſſig, den ich in reichem Maße darein geſpritzt, Wunder gethan hatte. (Den Eſſig verſchafften wir uns dadurch, daß wir von dem Salat, den wir alle Abend erhielten, etwas bei Seite thaten und ſo einen Vorrath ſammelten, um auf Fälle der Noth verſehen zu ſein.) Hocherfreut darob, machten wir nun das Loch größer und tiefer, bis wir an die Ziegelſteine kamen, welche den Fußboden des Zimmers bildeten, aus dem der Commiſſario ausgezogen war. Wir dachten, es bedürfe jetzt nichts weiter, als dieſe Ziegel mit dem Kopfe in die Höhe zu heben, um durchzukommen. Abermals ſpritzte ich Eſſig genug in die Oeffnung und bedeckte ſie wieder mit einem Bogen Papier, aber einem viel größern als das erſte mal. Dann warfen wir allen Schutt miteinander in den Abtritt und legten uns zu Bette.

Als wir mit Tagesanbruch aufſtanden, erblickten wir in den Zimmern einen entſetzlichen Staub, der von dem Kalk und den Steinen, welche heruntergefallen, herkam. Damit nun die Schließer keinen Argwohn ſchöpfen ſollten, wenn ſie kämen um nachzuſehen, nahm jeder einen Beſen zur Hand und fing an, eifrigſt die Zimmer auszukehren, als wenn wir das der Reinlichkeit wegen verrichteten.

Dieſe Liſt gelang uns ſo gut, daß einer der Wärter zu uns ſagte: „Was für einen hölliſchen Staub machen Sie denn da?“ — Weiter achtete er aber nicht darauf. Endlich war der entſcheidende Tag gekommen. Es war der 9. Nov. 1693, das Kirchweihfeſt der Baſilika del Santissimo Salvatore. Den ganzen Tag verwendete ich eifrigſt auf die Vorbereitungen zur Flucht. Erſtlich machte ich aus unſern zwei ziemlich langen Handquehlen einen Schnappſack, dergleichen die Bettelmönche haben, wenn ſie terminiren. Ich wollte darin meine Siebenſachen mitnehmen, namentlich einige von meinen Arbeiten, die ich im Nothfall verkaufen wollte. Nachdem wir gegeſſen, ſchnitt ich mir ein Kleid zu, wie ſie die Eremiten des Kloſters Unſerer lieben Frau am Engelsthor tragen, aus zwei weißen wollenen Bettdecken, die wir ſeit zwei Jahren in unſern Strohſacken verſteckt hatten, Alfonſi die eine, ich die andere. Auch nähte ich, um Zeit zu gewinnen, damit alles auf die Nacht fertig würde, die Leintücher aneinander, ſodaß wir nur noch dieſe entzweiſchneiden und an den Enden zuſammennähen mußten, damit ſie lang genug wurden, um ſich daran 80 Fuß hoch bis auf die Straße hinabzulaſſen. Das alles wurde in nicht ganz vier Stunden fertig. Nachdem die Nacht eingebrochen war und die Schließer wie gewöhnlich die Runde gemacht hatten, gelobten wir uns (Alfonſi und ich) ewige Freundſchaft und ſchwuren, im glücklichen Falle unſerer Rettung uns nie mehr zu trennen und einander nie zu verlaſſen. Namentlich ſollte der, welcher zuerſt ein Unterkommen fände, aufs thatkräftigſte ſich des andern annehmen.

Jetzt richteten wir unſer Gerüſte zum letzten male auf, um unſer Werk zu vollenden und das Loch ſo groß zu machen, daß wir hindurchkommen könnten. Hier zeigte ſich aber die größte Schwierigkeit unter allen. Denn als wir die Backſteine in dem Zimmer über uns, die wir geglaubt hatten nur mit dem Kopf aufheben zu können, losbrechen wollten, wurde uns dies ſchlechterdings nicht möglich, weil man gerade auf dieſe Stelle einen alten ſehr ſchweren Armſtuhl geſetzt hatte. Mittels des Eiſens von meinem Bruchbande und den andern Werkzeugen gelang es endlich nach vielen Verſuchen, einen der Ziegel ſo zu zerbrechen, daß ich mit dem Arm durch die Oeffnung kommen und den Altvaterſeſſel ein wenig auf die Seite rücken konnte. Nun nahm ich vier bis fünf Ziegelſteine hinweg und das Loch war ſo groß, als ich es haben wollte.

Danach ſtieg ich von dem Gerüſte herunter, ſchnitt ſämmtliche Tücher der Länge nach durch und nähte ein Ende an das andere, um eine Art Seil daraus zu machen, das bis auf das Straßenpflaſter hinabreichte. Ich drehte ſie zuſammen und vernähte ſie durch und durch, damit es deſto ſtärker und bequemer zum Anfaſſen wurde. Dann ſchnitt ich Alfonſi das Haar ab und ſetzte ihm meine Perrüke auf. Auch warfen wir unſere bisherigen Kleider in den Abtritt, um jede Beſchreibung unſers Aeußern unmöglich zu machen.

Ich hatte zwei Briefe geſchrieben, die ich hinterlaſſen wollte, den einen an den Papſt und die heil. Congregation, den andern an den hochwürdigen Pater Commiſſarius und ſeinen Amtsgenoſſen. In erſterem bat ich Se. Heiligkeit und die heil. Congregation aufs demüthigſte, mir dieſen meinen Schritt vergeben zu wollen. Ich ſtellte ihnen vor, daß ich mehrmals um Gottes willen gebeten hätte, mir ein wenig mehr Freiheit zu laſſen, um Luft zu ſchöpfen, aber ſtatt deſſen nur deſto enger eingeſperrt werden ſei, und daß ich während meiner länger als vierjährigen Haft tauſendmal daran gedacht hätte, mir das Leben zu nehmen, daß ich aber gegen dieſe Verſuchung gekämpft und es nicht bis zur Verzweiflung habe kommen laſſen, dagegen die Barmherzigkeit Gottes angefleht hätte, daß er mir beiſtehen und Muth und Kraft geben möchte, um unter der augenſcheinlichſten Lebensgefahr meine Flucht auszuführen. Ich verwahrte mich zugleich, daß kein Groll gegen unſere heil. Mutter die Kirche, noch einiger Zweifel an dem katholiſchen Glauben mich dazu beſtimmt habe, ſondern lediglich der Wunſch, vor meinem Ende noch einmal das Licht des Tages zu ſchauen, das die Natur dem verachtetſten Wurme nicht verſagt. Im zweiten Briefe bat ich den Pater Commiſſarius und ſeinen Amtsgenoſſen, als Männer, die wohl bekannt wären mit den Qualen der Bewohner dieſes Orts, daß ſie die Güte haben und zu meinen Gunſten ſprechen und mit einem Verzweifelten Mitleid haben möchten, der ſich nicht ſcheue vor einem der gefährlichſten Wagniſſe auf der Welt; daß ſie erlauben möchten, daß alle meine Bücher und ſonſtigen Effecten dem Manne zugeſtellt würden, der die Sachen meines Bruders beſorgte; daß von dem übrigen Gelde, welches mir noch gehörte, 10 Meſſen für mich geleſen und mein Barbier für zwei Monate bezahlt werden möchte, obgleich mich derſelbe während dieſer Zeit nicht raſirt hatte; endlich daß man jedem von unſern Wärtern zwei Teſtoni [1] geben möchte, um meine Geſundheit zu trinken u. dgl.

Ich hatte mich abſichtlich zwei Monate lang nicht mehr raſiren laſſen, damit mein Bart wachſen und ich, jenachdem es nöthig ſchiene, denſelben größer oder kleiner ſtehen laſſen und dadurch mein Geſicht verändern könnte. Ich hatte deshalb vorgegeben, ſo heftiges Zahnweh zu haben, daß ich das Raſiren nicht aushalten könnte, und man hatte mir ohne weiteres geglaubt. Die erwähnten beiden Briefe legte ich auf die Bibel, ſtieg auf das Gerüſte, ſchlüpfte zuerſt durch die im Deckengewölbe gemachte Oeffnung und war ſomit in dem Zimmer über dem unſerigen. Mein Erſtes war nun, daß ich inwendig die Thüren abſchloß; ich ließ mir nun von meinem Freunde das Licht reichen, dann unſere Kleider, zuletzt das Seil, das wir aus unſern Tüchern gemacht. Hierauf wollte er mir nachſchlüpfen; weil er aber größer und dicker als ich war, ging es nicht an; das Loch war viel zu klein für ihn. Darüber verlor er den Muth und fing an, zu verzweifeln und an Armen und Beinen zu zittern. Ich machte ihm wegen ſeiner Feigheit die nachdrücklichſten Vorſtellungen; nachdem er ſo vieles für ſeine Befreiung gethan, wolle er ſich nicht ermannen, um ſich aus dieſer Verlegenheit zu reißen, und die weitere Mühe ſich's nicht koſten laſſen, ſagte ich ihm. Er ſolle bedenken, daß der entſcheidende Wurf gethan und kein Rückſchritt mehr möglich ſei. — Wir ermangelten auch nicht, aus Leibeskräften zu arbeiten, er von unten, ich von oben, um die Oeffnung größer zu machen. Allein die Zeit drängte und es blieb nicht ſoviel übrig, um das Loch für ihn groß genug zu machen. Er verſuchte es nun zum zweiten mal, doch mit demſelben ſchlechten Erfolg wie das erſte mal. Ich ward über dieſe Verzögerung ärgerlich und unruhig und hieß ihn ſich ganz nackt ausziehen, weil zum Theil ſeine Kleider ſchuld waren, daß er nicht hindurchkam. Er that es und gab mir dieſelben herauf; aber als er nunmehr hindurchſchlüpfen wollte, blieb er ſtecken, indem er viel zu dick war und die ſcharfen Ecken der abgebrochenen Ziegelſteine ihm die Bruſt an mehreren Stellen zerkratzten.

---

[1] Ein Teſtone 45 Kr. oder 15 Ngr. nach dem 20 Fl.-Fuß.

Entſchloſſen, ihn aus dieſer Lage zu befreien, es koſte was es wolle, ſtemmte ich den Kopf an das Gemäuer, hieß ihn mit den Armen mich um den Hals faſſen und zog ihn ſo mit Gewalt heraus. Welche Mühe das aber koſtete, das iſt nicht möglich zu beſchreiben. Der Schweiß lief mir über das Geſicht herunter, wie wenn man Schwämme auf meiner Stirne ausgedrückt hätte. Alfonſi bat mich um Entſchuldigung, als er mich ſo außer Athem ſah, und ſagte, daß er mir ſein Leben zu verdanken habe. Uebrigens wollte ſeine Angſt und ſein Zittern kein Ende nehmen. Ich that mein Möglichſtes, ihn zu ermuthigen. Es half aber alles nichts. Indeſſen knüpfte ich das Seil an das eiſerne Geländer vor dem Fenſter, und damit es gerade hinabfiel auf die Straße, band ich an das andere Ende mein Einſiedlergewand, worauf ich es ganz ſanft hinunterließ. Nachdem Alfonſi ſich wieder angezogen, fragte er mich, wer von uns zuerſt ſich hinunterlaſſen ſolle? Ich antwortete, daß mir dies einerlei ſei. Worauf er ſagte: „Wenn es dir recht iſt, ſo möchte ich vor dir hinunter damit du mir über das eiſerne Geländer hinüberhelfen kannſt, und daß ich nicht die Hände an die marmorne Einfaſſung [1]) ſtoße, auf welcher der Balcon ruht."

Ich half ihm über den Balcon hinaus, wie er es wünſchte, und empfahl ihm, ſich recht feſt an das Seil zu halten, damit er nicht bei ſeiner körperlichen Schwere zu ſchnell hinunterſchöſſe; auch hielt ich das Seil von der ſteinernen Einfaſſung entfernt, damit er nicht die Hände an dieſelbe ſtieß, und blieb auf dem Balcon, um ihn ſich hinablaſſen zu ſehen. Es ging ganz gut damit, bis er die Hälfte des Wegs zurückgelegt hatte. Als er aber etwas weiter unten war — offenbar hatte er vergeſſen, das Seil zwiſchen die Beine zu nehmen —, da hörte ich, wie ſein Mantel, den er anhatte, heftig an der Wand anſtreifte und vernahm zugleich einen lauten Schrei und die Worte: „O Jeſus!“ Bei dieſem Ruf hatte ich nichts Eiligeres zu thun, als mich über den Balcon zu ſchwingen — und nun ließ ich mich ganz ſanft und ſachte auf den Boden hinab. Mein erſtes Wort war die Frage an Alfonſi, was ihm denn begegnet ſei. Weinend ſagte er mir, er habe ein Bein gebrochen, hob das verletzte Bein in die Höhe und es zeigte ſich, daß daſſelbe in der Nähe des Gelenks in mehrere Stücke gebrochen war. Ueberraſcht von dieſem unglücklichen Zwiſchenfall und von Schmerz und Theilnahme durchdrungen, blieb ich wie in den Boden gewurzelt ſtehen.

---

[1]) In der Kunſtſprache „Gurt, Stockgurt"

Bald faßte ich mich wiederum und ſagte zu ihm: „Lieber Bruder, was kann ich thun, um dir zu helfen?“ „Geh“, war die Antwort, „hole mir einen Wundarzt.“ „Wohin ſoll ich jetzt“, fragte ich, „in dieſer Verkleidung und mitten in der Nacht in der Stadt herum nach einem Wundarzt laufen? Wäreſt du nicht dicker und ſchwerer als ich, ſo würde ich dich auf meinem Rücken irgend wohin zu tragen ſuchen. Aber in dem Zuſtand, worin wir uns befinden, muß die erſte Sorge ſein, womöglich zum Stadtthor hinauszukommen. Dieſes Unglück, das ſo ganz unerwartet kommt, bringt mich faſt von Sinnen. Soll ich bei dir bleiben und dich in dieſer Noth nicht verlaſſen, ſo würde dieſer Freundſchaftsbeweis dir gar nichts helfen, mich aber ganz gewiß vollends verderben. Du würdeſt weiter nichts davon haben, als daß ich von neuem in ein Kerkerloch an dieſem Orte der Qual geworfen würde, mit einem zwei Centner ſchweren Gewicht an den Füßen und täglich 100 Stockſtreichen, ohne Hoffnung, jemals frei zu werden. Und was das Schlimmſte iſt, man wird uns jetzt ganz gewiß trennen, daß keiner auch nur ein Wort von dem andern mehr hören wird.“ Während dieſer meiner Rede zog ich das Einſiedlergewand an. Alfonſi ſah ein, daß ich in Wahrheit ihm nichts weiter helfen könne, und bat mich, ihn in mein Gebet einzuſchließen. Die gleiche Bitte that auch ich an ihn; wir umarmten uns unter Thränen und Seufzern, und ſchieden voneinander mit Empfindungen der Angſt und Wehmuth, welche keine Feder zu ſchildern im Stande iſt.

Noch war ich nicht bis an das Thor — die Porta dei Cavallegieri, die nicht weit vom Inquiſitionspalaſt iſt — gekommen, als Alfonſi, ſei es im Uebermaß ſeiner Schmerzen, ſei es aus andern Beweggründen, die ich ihm aber nicht gerne zutrauen möchte, laute Wehklagen ausſtieß und mit einer ſo gellenden Stimme rief: Zu Hilfe, zu Hilfe! daß der Thorwart ſogar das Geſchrei hörte, und indem er mir aufmachen wollte, mich fragte, wer das wol ſein könne, der ſo jammere. Meine Antwort war, ich wiſſe nichts davon. Indeſſen hörte das Geſchrei nicht auf und ward ſo durchdringend, daß ich es noch vor der Stadt draußen hörte. Wie ein Schwert gingen dieſe Klagetöne mir durch die Seele und erfüllten mich mit Angſt und Schrecken. Es iſt mir ganz unmöglich, die Gefühle, die damals auf mich einſtürmten, und die Unruhe und Seelenangſt zu beſchreiben, die mich dem Wahnſinn nahe brachten. Zudem hatte ich nichts gegeſſen noch getrunken. Nur etwas Brot und Braten, das ich vom letzten Nachteſſen für den folgenden Tag übrig behalten, befand ſich in meinem Schnappſack. Für 10 Perſonen hatte ich körperlich und geiſtig angeſtrengt gearbeitet. Es iſt nicht übertrieben, wenn ich ſage, ein ganzer Eimer Schweiß ſei von mir gekommen; ich war ſo abgemattet und zerſchlagen, daß ich Gott anrief, nicht um Schutz, um mich der Verfolgung zu entziehen, ſondern blos um einen Tropfen Waſſer, meine lechzende Zunge zu kühlen und dann zu ſterben. So fürchterlich war die Qual meines Durſtes. Zwar ſandte der Himmel Waſſer genug, denn der Regen fiel in Strömen; es half mir aber nichts, denn aus dem Koth und Staub, in den es regnete, konnte ich nicht trinken. Ich war in einem Zuſtande völliger Erſchöpfung; meine Knie zitterten, meine Füße trugen mich kaum noch; fieberiſch ſchlugen meine Pulſe, die Zunge klebte mir am Gaumen; ich mußte nach Luft ſchnappen und die Angſt, wieder eingefangen zu werden, verbunden mit dem Schmerz über den Verluſt meines unglücklichen Kameraden, erfüllte meine Seele mit den furchtbarſten Schreckbildern und machte meinen Zuſtand über alle Beſchreibung elend. Was meinen Muth vollends gänzlich darniederſchlug, war der Umſtand, daß mein Einſiedlergewand nach und nach ſo durchnäßt wurde, daß es mich faſt zu Boden zog und mir die wenigen Kräfte noch raubte, ſodaß ich mich nicht im Stande fühlte, weiter zu gehen. In dieſer höchſten Noth entſchloß ich mich, um nicht zu unterliegen, mich alles deſſen zu entledigen, was mich beſchwerte. Indem ich den Weg hinauflief, der zu dem Wirthshaus, „Zur Laus" genannt, führt, wovon das dortige Revier ſeinen Namen hat, ſah ich eine Heuſcheuer offen; in dieſe warf ich meinen Schnappſack mit allem, was darin war, zuvörderſt das bischen Brot und Fleiſch, das meinen Hunger ſtillen ſollte, und mußte mich ſomit einzig und allein auf die Hilfe und Barmherzigkeit Gottes verlaſſen.

Als ich eine kleine Anhöhe erſtiegen hatte, fand ich für gut, von der Landſtraße abzugehen und mich irgendwo zu verſtecken. Abgeſehen von dem jämmerlichen Zuſtande, in dem ich mich befand, hemmte die Furcht meine Schritte, und jeden Augenblick glaubte ich, die Häſcher ſeien mir auf den Ferſen. Ich verließ alſo die Landſtraße und bog rechter Hand ab gegen die Stadtmauer; wieder auf einem kleinen Hügel ſah ich dann ringsumher, wo und wie ich mich verſtecken könnte. Ich fand für gut, in einen der Weinberge zu ſchlüpfen, welche ganz nahe ſind. Indem ich aber an einer Hecke hinſchlich, hinter der ich einen Weinberg vermuthete, ſuchte ich vergebens nach einer Stelle, um hindurchzuſchlüpfen, weil alles dicht verwachſen war. Endlich bemerkte ich mitten in der Hecke einen Baum. Dies brachte mich auf den Gedanken, einen Aſt davon zu faſſen und, mit dem Rücken gegen die Hecke gekehrt, damit die Dornen mir das Geſicht nicht zerkratzten, an demſelben mich hinüberzuſchwingen, indem ich einen Purzelbaum machen mußte.

Dies gelang, aber anſtatt in den Weingärten, wie ich gehofft, war ich in den Krautgärten und mehr als je in Verlegenheit, da ich nicht wußte, wo ich mich verbergen ſollte. Es war gerade Vollmond und ziemlich hell, trotzdem daß es ſehr ſtark regnete; da ſah ich denn einen zweiten Baum, über und über mit Epheu umrankt. Das war mein Glück; bei näherer Anſicht zeigte es ſich, daß man eine Art Raſenſitz unter demſelben angelegt und aus den Zweigen ein Dach gegen die Strahlen der

Sonne zurechtgemacht hatte. Hier ſetzte ich mich nieder und die Blätter des Epheu verbargen mich ſo gut, daß man mich nicht ſehen konnte, während ich ſelbſt alles ſah. Indeſſen ward der Regen immer ſtärker, mein Durſt aber unerträglicher; ich ſaugte zwar das Waſſer auf, das auf die Blätter fiel, es war aber gallenbitter; auch netzte es blos meine Lippen ein wenig und erregte mir noch ſtärkern Durſt, anſtatt ihn zu ſtillen. Dieſer Epheu erinnerte mich in meiner Trübſal an den Kürbis des Propheten Jonas, von dem es heißt (Jon. 4, 6): „Und er freute ſich ſehr über den Kürbis.“ Seinem Beiſpiele gemäß befahl ich meine Wege dem Herrn, der ihn zu züchtigen und zu erretten wußte, und betete um Standhaftigkeit in meinen großen Nöthen, und um Schutz und Beſchirmung wider die, „ſo mir nach dem Leben trachteten“. Ich ergab mich ganz und gar in ſeinen Willen und flehte ihn aus der Tiefe meines Herzens um Kraft, den Hunger und Durſt zu überwinden und den Verfolgungen meiner mächtigen Feinde zu entrinnen. Unvermerkt ſchlief ich vor Müdigkeit ein; dieſer Schlaf dauerte zwei Stunden lang und ich erwachte mit Tagesanbruch. Wer ermißt aber die Größe meines Schreckens, als ich ganz nahe bei mir fünf bis ſechs Männer gehen hörte, welche leiſe miteinander ſprachen und ich die Worte vernahm: „Hier kann niemand durch.“ Mit Zittern und Beben erfüllte mich dieſe Nähe, und man kann ſich wohl denken, daß ich kaum zu athmen wagte. Nachdem ſie vier- bis fünfmal an der Hecke auf- und abgeſchritten, mochten ſie es endlich müde ſein, dem Regen zu trotzen, der gar nicht nachließ, und entfernten ſich wieder. Als es nun völlig Tag war, ward ich auf Büchſenſchußweite von mir zur Linken das Haus des Gärtners gewahr. Ich bemerkte dabei eine Frau und drei bis vier kleine Kinder. Dieſe wären unfehlbar herbeigekommen, wenn das Wetter anders geweſen wäre, um unter dieſem Baume zu ſpielen; denn man hatte dieſen Platz offenbar hierzu eingerichtet, da im ganzen Garten ſonſt kein geeigneter ſich befand und ſonſt alles mit Küchengewächſen bepflanzt war.

Ich überzeugte mich jetzt aufs klarſte, daß mir Gott ganz beſonders gnädig ſei und beiſtehe, indem es den ganzen Tag ununterbrochen fortregnete. Sonſt wäre ich ganz gewiß entdeckt worden. Allein es goß dermaßen wie in Strömen herab, daß der Gärtner ſelbſt nicht aus dem Hauſe konnte. Ich bemerkte jedoch, daß er, um Waſſer zu haben, einen Krug nahm und damit, ſo ſchnell ihn ſeine Füße trugen, nach der Richtung hinlief, wo ich mich befand. Kaum einige Schritte von dem Baume, der mich verbarg, entfernt, bückte er ſich nieder und füllte ſeinen Krug an einem kleinen Graben, den ich zuvor nicht bemerkt hatte. Dann lief er wieder, ohne in die Höhe zu ſehen, ſpornſtreichs ſeinem Hauſe zu. Ich verſchmachtete vor Durſt und hatte, ein zweiter Tantalus, das Waſſer vor mir, ohne trinken zu können. In der Nacht hatte ich es nicht wahrgenommen, und bei Tage konnte ich es nicht wagen, hinzugehen und meinen Durſt zu löſchen. Das vom Himmel kam, war mir nur läſtig; das, welches von dem Graben hinter mir herunterlief, durchnäßte mich blos im Rücken. Außerdem daß ich bis auf die Haut naß war, war ich auch von dem langen Sitzen ganz ſteif und ſtarr geworden. Das Waſſer, von dem ich endlich troff, erkältete mich und ich war faſt wie gelähmt und zuletzt unfähig, ein Glied zu rühren.

Mitten in meiner übeln Lage konnte ich doch nicht umhin, an das Schickſal des armen Alfonſi zu denken.

War er nicht im Stande geweſen, ſich irgendwo zu verſtecken oder nach der Peterskirche zu kriechen, wo er ein geheiligtes Aſyl fand, ſo war er ohne Zweifel wiederum eingeſperrt und gezwungen worden, zu ſagen, auf welche Art wir unſere Flucht bewerkſtelligt, welchen Weg wir hatten einſchlagen wollen — und namentlich meinen Anzug zu beſchreiben. Letzterer Umſtand war im höchſten Grade gefährlich für mich, zumal ich bei meiner traurigen Lage keine Möglichkeit ſah, mir andere Kleider zu verſchaffen, indem ich an Geld blos eine halbe Piſtole beſaß, die mir mein Bruder bei ſeinem oben erwähnten Beſuch im Gefängniß heimlich noch in die Hand gedrückt hatte. Ich ſah nun wohl, daß ich meinen Plan ändern und einen andern Weg einſchlagen und in öſtlicher Richtung meine Flucht fortſetzen müſſe.

Hierzu entſchloß ich mich denn auch und dachte nach, wie mein Einſiedlergewand am beſten zu verändern wäre. Ich fand, daß ich nichts Geſcheidteres thun könne, als den langen Talar, der mir bis auf die Knöchel hinabreichte, bis an das Knie abzuſchneiden und einen weiten Rock daraus zu machen, von dem Mäntelchen aber, das ich darüber trug, nur den Kragen zu nehmen und auf den Rock zu ſetzen, ſodaß es einen Oberrock mit rundem Kragen gab. Hierdurch gewann ich auch noch inſofern, als meine Kleidung leichter wurde, was ich bei meiner außerordentlichen Erſchöpfung ſehr hoch anzuſchlagen hatte. Ich griff in die Taſche, um zu ſehen, ob ich meine Schere nicht bei mir habe, und ſiehe da, nicht allein dieſe, ſondern auch Nadel und Faden fanden ſich, die ich bei meiner Entweichung ganz zufällig in der Verwirrung zu mir geſteckt. Ich zerſchnitt nun das Kleid und nähte es wieder zuſammen, wo es nöthig war.

Was ich nicht davon brauchte, ließ ich in der Hecke liegen, wo ich mich denſelbigen ganzen Tag bis abends 9 Uhr verborgen hielt. Um dieſe Stunde gerade hörte es auch auf zu regnen; da verließ ich mein Verſteck, ſchlug den Weg rechts ein, ſprang über die Hecken, die mir in den Weg kamen, und ging auf ein Winzerhäuschen zu, wo ich ein Licht bemerkte.

Hier that ich, als wäre ich ein Fremdling, und bat den Weinbauer um ein wenig Waſſer, denn ich konnte mich vor Schwäche faſt nicht mehr auf den Beinen halten. Er ſagte zu ſeiner Frau, ſie ſolle mir Lauer [1]) (Nachwein, dergleichen faſt in allen Weingegenden durch Waſſer, das man auf die ausgepreßten Treber ſchüttet, bereitet und von den armen Winzern getrunken wird) geben. Indem die Frau danach ging, fragte mich der Mann, wer ich ſei, woher ich käme, wohin ich wolle. Ich antwortete, indem ich mich ſtellte, als ſpräche ich ſchlecht Italieniſch und franzöſiſche Worte darunter miſchte, daß ich aus der Normandie und ein armer Pilger ſei, der die heiligen Kirchen zu Rom beſuchen wolle. Die Frau brachte mir einen großen Krug beſagter Lauer, von dem ich mehr als die Hälfte trank. Allein wenn ich auf der einen Seite meinen Durſt löſchte, überſchwemmte ich mir auf der andern den Magen, der ganz leer war. Es ward mir ſehr übel und wehe und ich mußte ihn um ein Stückchen Brot bitten, entweder für Geld oder um Gottes willen. Der Bauer war gerührt und gab mir edelherzig die Hälfte von einem großen Laib, wofür ich dankbarer war, als wenn er mir einen Schatz geſchenkt hätte. Da machte ich an mir ſelbſt die Erfahrung, daß auch das leckerſte Gericht nicht ſo gut ſchmeckt, als ein Stück Brot, das man in der äußerſten Noth erhält. Der Mann zeigte mir alsdann den Weg nach dem Engelsthor in Rom und wies mich nach einer guten Herberge, gleich wenn man in die Stadt hineinkommt, begleitete mich zu ſeinem Weingarten hinaus und wünſchte mir glückliche Reiſe und gute Nacht.

---

[1]) In Oeſterreich Glaure, in Schwaben Läure.

Wie ich allein war, ging ich natürlich nicht auf die Stadt, ſondern den Wieſen zu, die vor dem Engelsthore liegen, und aß von dem Brote, das ich erhalten und von dem ich einen Theil aufgehoben hatte, um im Fall der Noth mein Leben zu friſten. Dieſe Wieſen waren aber in Folge der unaufhörlichen Regengüſſe der vergangenen Tage ſo voll Waſſers, daß mir dieſes bis über die Knöchel ging. Ich hätte das aber nicht geachtet, wenn es nicht aufs neue angefangen hätte zu regnen, und zwar ſo entſetzlich, daß ich nicht mehr fortkommen konnte. Ich mußte mich alſo wieder auf die Landſtraße begeben, in die ich unterhalb des Gartens Farneſe 1) einlenkte. Auf einmal verſpürte ich eine Regung in mir, die wie von höherer Hand zu kommen ſchien, wodurch ich beſtimmt wurde, nicht weiter zu gehen, bis es 10 Uhr geſchlagen habe. Ich hatte keine Hilfe als von Gott zu erwarten. Ihm allein verdankte ich das Gelingen meiner Entweichung aus dem Kerker. Zu ihm rief ich denn auch unaufhörlich um ſeinen ferneren Beiſtand, und voll Vertrauens auf ſeine Güte hielt ich die Ge-

---

1) Noch heutzutage Orti Farneſiani; in der Nähe iſt die Kirche der heil. Fabian und Sebaſtian.

danken, die in mir auftauchten, für Winke, die mir der Himmel gebe. Als ich in die Nähe des Ponte Milvio[1], der über die Tiber führt, gekommen war, kam mir der Einfall, mich in einem Feldſtück zu verbergen, das mit Rohr, wie man es in jener Gegend zu Pfählen in den Weinbergen verwendet, angepflanzt war, um zugleich darin Schutz vor dem Regen zu finden und zu warten, bis es 10 Uhr ſchlagen würde. Ich wollte zu dem Ende über einen Graben ſpringen, der voll Waſſer war, doch wegen meiner Schwäche und Ermattung, oder aus Unbehilflichkeit, fiel ich, ſtatt hinüberzuſpringen, mitten hinein, und wenn ſchon vorher kein trockner Faden mehr an mir war, ſo ward ich durch dieſes Bad vollends ganz durchnäßt.

Ich kletterte endlich heraus, wobei mich die Dornen tüchtig zerſtachen, und gelangte auf das Ackerſtück, wo ich Schutz vor dem Waſſer zu finden wähnte. Es war aber gerade das Gegentheil der Fall; denn an den langen Blättern der Rohrſtengel lief das Waſſer wie in Rinnen auf mich herab. Ich ſetzte mich jedoch nieder, ſo gut es eben anging, verrichtete meine Abendandacht und betete meinen Roſenkranz. — Als es 10 Uhr ſchlug, war es mir wieder, als ob mein Innerſtes mir ſagte, ich ſolle augenblicklich weiter gehen. Ich ſtand auf und verließ jenes Rohrgebüſch wieder, war aber noch nicht 100 Schritt von dieſer Stelle entfernt, als ich auf der Strada Flaminia, welche gerade auf die milviſche Brücke hinführt, einen Trupp Reiter vernahm, die dieſer Brücke zuritten. Urplötzlich warf ich mich zu Boden und hatte den Kopf der Brücke zugewandt. Da ſah ich, daß es

---

[1] Heutzutage Ponte Molle.

Hatſchiere ſeien, und konnte ihrer 30 zählen. Der Mond war gerade aus dem Gewölke getreten und ſchien hell auf die Büchſen, welche die Reiter vor ſich hielten, ſodaß ich ſie leicht erkennen konnte. Sie ritten über die Brücke und bei einem in der Nähe gelegenen Wirthshauſe trennten ſie ſich in zwei Abtheilungen, deren eine gegen Baccano, die andere gegen Prima Porta ſich wendete, und hätten mich ſicherlich erwiſcht, wenn mir nicht Gott den Gedanken eingegeben hätte, zurückzubleiben. Ich dankte dem Herrn für dieſen abermaligen Beweis ſeiner Gnade, labte mich mit einem guten Trunk Waſſer und machte mich wieder auf den Weg, und zwar Prima Porta zu, hinter den Häſchern drein, anſtatt ihnen voraus zu ſein.

Als ich an einen kleinen Hügel, wo der Weg nach Quinto führt, gelangte und ihn zu erſteigen im Begriff war, fing es wieder an zu regnen und diesmal ſtärker als je, was mich nöthigte, in einem Wirthshauſe, das auf der Anhöhe liegt, einzukehren. Ich trat in den Hof und rief, man ſolle mir um Gottes willen aufmachen. Man erwachte endlich von den Schlägen, die ich an die Thüre that, und zum Fenſter heraus ſagte jemand zu mir, man könne mir nicht mehr aufmachen; wenn ich aber blos vor dem Regen geſchützt ſein wolle, ſo könne ich durch die Hinterthüre mich in den Stall begeben, der offen ſei. In dieſem befand ſich ein Pferd, ein Ochſe und Eſel. Dieſen nahm ich einen Wiſch Heu aus der Raufe, ſetzte mich auf ein Bund Stroh, trocknete mir ſo gut ich konnte mit dem Heu die Füße und ſchlief todesmüde ein. Als ich nach zwei Stunden erwachte, hatte der Regen aufgehört, der Himmel war heiter, der Mond ſchien klar und helle und leuchtete auf meinen Pfad, indem ich meine Wanderſchaft fortſetzte, wobei ich die Landſtraße ſorgfältig vermied, um keinen Fuhrleuten zu begegnen, die bei Nacht ſowol als bei Tage unterwegs ſind.

Nach ſeiner Entfernung aus dem Weichbilde von Rom irrte Pignata noch geraume Zeit unter mancherlei Gefahren flüchtig in Italien herum, bis es ihm gelang, den Fahndungen, die der weitreichende Arm der Prieſterherrſchaft gegen ihn allwärts ins Werk ſetzte, ſich zu entziehen und nach Deutſchland zu entkommen. Weil er aber in den öſterreichiſchen Staaten, ſelbſt wenn er ein Unterkommen fand, im Fall ſeiner Entdeckung ſich nicht für ſicher hielt, und ebenſo wenig in München, wohin er ſich von dort begeben hatte, wandte er ſich nach Norddeutſchland, wo er eine Zeit lang Aufſehen erregte. Ueber ſeine weitern Schickſale iſt jedoch nichts bekannt.

Auch über die ſehr natürliche Frage, worin denn die Ketzerei beſtanden, welche zu dem geſchilderten Verfahren gegen den Helden dieſer Geſchichte Anlaß gegeben, findet ſich in ſeiner Erzählung keinerlei Auskunft, was vielleicht indirect für ihre Glaubwürdigkeit ſprechen dürfte, weil ein Romanſchreiber ſich wol über dieſe Frage verbreiten zu müſſen geglaubt haben dürfte, zugleich aber auch anzudeuten ſcheint, daß Pignata nicht gemeint war, alle Brücken hinter ſich abzubrechen. Dabei erſcheint Pignata durchweg als ein gläubiger Chriſt, der auf die Religionsübungen ſeiner Kirche vieles hält und ſtets mit Ernſt und Achtung von religiöſen Gegenſtänden ſpricht. Von Freidenkerei findet ſich keine, ſelbſt von ſogenannter religiöſer Aufklärung kaum eine Spur, und mag er wol zu einer myſtiſch-pietiſtiſchen Secte ſich geneigt haben, welche von der Kirche mit nicht minderer Strenge verfolgt wurden, wie die irreligiöſen oder religionsfeindlichen Richtungen, und wie überhaupt jedwede Abweichung von dem ſtrengen Richtmaß des Kirchenglaubens.

V. Julius Ernſt von Tettau.

Die v. Tettau führen mit den böhmiſchen Grafen von Kinsky, die ſich ehedem Wchinsky von Wchinitz und Tettowa ſchrieben und von den Tettaur von Tettowa hergeleitet werden, das gleiche Wappen, was die Annahme einer gemeinſamen Abſtammung begründen kann, freilich aber die Möglichkeit eines blos örtlichen Zuſammenhanges nicht ausſchließt. Genealogiſch hat ſich eine Verbindung beider Geſchlechter nur in ſoweit ermitteln laſſen, als in einem alten undatirten böhmiſchen Vergleich ein Albrecht Tettauer von Tettau, von welchem die Tettau in Preußen und Sachſen abgeleitet werden, als Vetter eines Wenzel Roſitzky de Kinsky auf Bodokiſch bezeichnet wird, welche beide übrigens mit zwei Schweſtern verheirathet waren. Von dem älteſten Sohne dieſes Albrecht, Hans, ſollen die preußiſchen, von dem zweiten, Erhard, die voigtländiſchen Tettau ſtammen. Er und ſeine Söhne müßten dem Ende des 14., oder dem Anfange des 15. Jahrhunderts angehört haben.

Sein älteſter Sohn Hans ſoll ſich nach Preußen gewendet und dort die Güter Sandlack, Süßlack, Dublinen, Schönbruch beſeſſen haben. Im achten Gliede von ihm ſtammte **Julius Ernſt**, geb. 26. Juli 1644, der Sohn Daniel's v. Tettau auf Dublinen und der Barbara

v. Glaubitz aus Hünerwalde, der Bruder Johann Sigmund's, der im 24. Jahre, als Oberſtlieutenant, in Polen wider die Tataren gefallen, und Daniel's, der als däniſcher Oberſt und Commandant zu Drontheim geſtorben iſt. Julius Ernſt ſtand erſt im dritten Jahre, als er bereits beide Aeltern verloren hatte. Seine Vormünder waren der Landhofmeiſter Johann Ernſt von Wallenrodt, der mit ſeinem Vater Geſchwiſterkind war[1]), und der Kanzler Johann Dietrich v. Tettau († 1687), der in demſelben Verwandtſchaftsgrade mit dem Vater des Julius Ernſt ſtand.[2]) Im 13. Lebensjahre wurde ihm die Wahl zwiſchen den Studien und den Waffen geſtellt, und er entſchied ſich für letztere, indem er in holländiſche Dienſte trat. Nachdem er hier 32 Monate als Cadet geſtanden, trat er in die franzöſiſche Cadetgarde, wo er ſich beſonders mit der Fortificationslehre beſchäftigte und ſich überhaupt ſo fleißig erwies, daß er nach 14 Monaten ein Fähnlein bei dieſer Garde erhielt. Als Fähnrich marſchirte er unter dem Marſchall de Louvigny nach Deutſchland, wider welches er unter Turenne ſeinen erſten Feldzug machte. Wie aber Kurfürſt Friedrich Wilhelm mit größerem Nachdruck in den Krieg eingriff, verließ Tettau die franzöſiſche Armee, und trat als Lieutenant in das Spahniſche Regiment, in welchem ihm die Geſchicklichkeit, mit der er ſich der Aufgabe, einige Ortſchaften im Cleveſchen zu befeſtigen, entledigt hatte, ſehr bald eine Compagnie verſchaffte.

---

[1]) Es war dies der Sohn jenes Martin v. Wallenrodt, an den ſich das Bd. VIII, S. 496 erzählte Omen knüpfte. Die Schweſter dieſes Martin v. Wallenrodt, Sibylla, war mit Daniel v. Tettau auf Dublinen, dem Großvater unſers Julius Ernſt, vermählt. Johann Ernſt v. Wallenrodt war 23. Jan. 1615 geboren und † 21. März 1697.

[2]) Johann Dietrich war der Vater der am 30. Juli 1684 verſtorbenen Maria Barbara, der Gemahlin Melchior's v. Tettau auf Tolkas, Bandel ꝛc., und des Daniel v. Tettau auf Annas, Sommerfeld, Gloſchehnen (geb. 6. April 1670), der, als königlich preußiſcher Generalmajor, nach 16 Feldzügen, 11. Sept 1709 bei Malplaquet fiel.

Wichtiger noch wurde, nach geſchloſſenem Frieden, der Auftrag, dem Kurfürſten Unterricht in der Fortificationslehre zu geben. Dann brach der Krieg mit Schweden aus, in dem er vielfach als Ingenieur verwendet ward. 1672 zog er Holland zu Hilfe, und befehligte 1674 bei der Belagerung von Grave[1]), als älteſter Capitän, ein Bataillon des Spahniſchen Regiments. Hier verband er ſich, beim Angriff der Contreſcarpe, mit ſeinem vertrauten Kriegsgefährten, einem Freiherrn v. Heyden, zum gemeinſamen Gelöbniß, das Aeußerſte für den Sieg zu wagen. Jeder der Freunde wählte ſich dabei einen Denkſpruch. Heyden erlas ſich den Spruch: „Ich ſchwinge meinen Lauf zu den Sternen", und fiel inmitten der Attaque. Tettau nahm den Spruch: „Wer reif iſt, falle ab." Er ward durch eine Granate gefährlich verwundet und verlor an 400 Mann von ſeinem Regiment, kam aber mit dem Leben davon, und hatte die Freude, durch das Gelingen des Angriffs die Feſtung zur Capitulation gebracht zu ſehen. 1675 trat er als Oberſtlieutenant in ein Regiment, das der Kurfürſt von Brandenburg durch den Grafen Ahasverus von Lehndorf aufrichten ließ und dann in den Dienſt der Krone Dänemark gab. Mit dieſem Regimente ging er nach Schonen und befehligte bei der zweiten ſiegreichen Belagerung von Helſingborg die Attaque der Approchen, worauf er zum Oberſten und Commandanten der Feſtung ernannt wurde, deren Werke er verbeſſerte und die er, zwar gegen keinen entſchiedenen Angriff, wol aber gegen mancherlei kleine Deſſins der Schweden zu vertheidigen hatte. Es wird dabei als ein Zug ſeines ritterlichen Sinnes hervorgehoben, daß er einſt, als der ſchwediſche General Königsmark, mit andern Stabsoffizieren, in der Nähe der Warte vorübergeritten, dabei aber von der verlorenen Schildwacht erkannt worden war, und nach Lage der Umſtände leicht zu tödten geweſen wäre, die Offiziere abhielt, etwas gegen den feindlichen Führer zu unternehmen, „indem es ihm", ſagt ein Biograph, „jammerte, einen ſo großen General ohne dringende Noth zu verderben". Nach dem Frieden von Lund (13. Sept. 1679) ward die Feſtung den Schweden wieder zurückgegeben, Tettau aber mit einer ehrenvollen Sendung nach Schweden beauftragt, wo er einen gnädigen Empfang fand. Als er von dieſer Sendung zurückgekehrt war, verlieh ihm der König von Dänemark ein eigenes Regiment, mit dem er nach Holſtein in Garniſon kam, wo er ſich 1684 mit Emerentia v. Rumohr vermählte.

---

[1]) Die Belagerung leitete, unter dem Prinzen von Oranien, der General Rabenhaupt, die Vertheidigung durch die Franzoſen, welche den Platz 1672 erobert hatten, der General Chamilly.

1680 hatte er die Prinzeſſin Ulrike Eleonore, bei ihrer Vermählung mit König Karl XI. von Schweden, mit ſeinem Regimente bis an die ſchwediſche Grenze zu geleiten, und ward dann, zum Generalmajor ernannt, nach Norwegen geſendet, um die Befeſtigungswerke und Grenzvertheidigungsanſtalten in beſſern Stand zu ſetzen.

Als 1688 Dänemark mit dem Prinzen Wilhelm von Oranien, nach deſſen engliſcher Unternehmung, über Stellung eines Hilfscorps von 7000 Mann übereinkam, ward auch Tettau auf ſein dringendes Anliegen und auf den Wunſch des Herzogs Ferdinand Wilhelm von Würtemberg (Bd. II, S. 151), der dieſes Corps befehligte, mit zu dieſer Expedition beſtimmt, mit der er ſich im November 1689 zu Gerbſtädt bei Ripen einſchiffte. Die Flotte ſollte nach Edinburgh ſteuern, ward aber durch einen neuntägigen Sturm auseinandergetrieben, wobei einige Schiffe in die Hände des Feindes geriethen, andere da und dorthin verſprengt wurden, und von 80 Segeln nur 56, nach langem, gefährlichem Herumkreuzen, in Hull einliefen. Die Truppen blieben darauf bis in den Februar 1690 in Yorkſhire liegen, worauf ſie nach Irland übergeſchifft wurden, bei Carrickfergus landeten und dann bei Belfaſt cantonnirten, bis König Wilhelm III. im Juni mit weiteren Truppen anlangte und die Armee zuſammengezogen ward.

Tettau nahm rühmlichen Antheil an der berühmten Schlacht an der Boyne, die noch kürzlich Macaulay ſo meiſterhaft geſchildert hat, und in der die Dänen den linken Flügel bildeten. Er zog darauf mit nach Dublin und dann vor Limerick. Hier ſoll er mit den Arbeiten der holländiſchen Ingenieurs unzufrieden geweſen, im Kriegsrathe aber überſtimmt worden ſein, worauf König Wilhelm ihm ſpäter, als die Belagerung in der That nicht den gewünſchten Fortgang nahm, die Leitung der Belagerung übertragen habe, was jedoch zu ſpät geweſen ſei, da gleich darauf der durch den tapfern Sarsfield ausgeführte Ueberfall und die Wegnahme des Convois, in Verbindung mit der ungünſtigen Witterung, zur Aufhebung der Belagerung nöthigte. Bei dem Abmarſch führte Tettau die Rückhut und verhinderte jede Störung, die von Seiten des an Zahl übermächtigen Feindes drohen konnte.

Den Winter brachte er mit zwei Regimentern zu

Youghall zu. Als er aber erfuhr, daß Marlborough mit neuen Truppen angelangt ſei und Cork zu belagern begonnen habe, rückte er mit ſeinen zwei Fußregimentern und drei Reiterſchwadronen auch vor Cork und griff es von einer Seite an, welche Marlborough, aus Mangel an Truppen, nicht mit hatte einſchließen können. Mit ſeinen vier Regimentsſtücken beſchoß er die Vorſtadt und das alte Caſtell ſo wirkſam, daß die Feinde die Vorſtadt in Brand ſteckten und das Caſtell ſo eilig räumten, daß ſie neun Kanonen zurückließen, die ſie nur in der Eile vernagelten. Tettau beſetzte das Fort mit einem Lieutenant und 40 Mann, ließ die Kanonen wieder öffnen und nun mit ihnen die Stadt beſchießen. Bald kam auch der Herzog von Württemberg, an welchen Tettau berichtet hatte, mit 6000 [a]) Mann herbei, worauf die Dänen auf ihrer Seite der Stadt dergeſtalt zuſetzten, daß die Feinde Chamade ſchoſſen. Es ſoll hier noch einigen Streit mit Marlborough gegeben haben, der ſich jedoch zuletzt darein ergeben hätte, die Capitulation auf der däniſchen Seite abſchließen zu laſſen. — Als man hierauf vor Kinſale gerückt war, ſoll es namentlich Tettau geweſen ſein, der es durchgeſetzt habe, daß man das alte Fort zu erſtürmen, das neue Fort durch regelmäßige Belagerung zu nehmen beſchloß. Die erſtere Aufgabe wurde ihm ſelbſt übertragen, und er führte ſie, mit 3000 Mann unter den Oberſten Packmohr und Eppinger, mit vollſtändigſtem Erfolg aus. Auch an dem Gelingen der zweiten Unternehmung ſoll er weſentlichen Antheil gehabt haben.

Bei der vom General Ginkel geleiteten Belagerung von Athlone (1691) war unſerm Tettau wieder die Leitung der Ingenieurarbeiten vertraut. Die Sache war ſchwierig und langwierig, da der Stadt ein Heer von 40000 Mann zur Seite ſtand, aus welchem die Beſatzung täglich abgelöſt ward. Da meldete ſich bei Tettau ein Landmann, der ſich erbot, eine Stelle zu zeigen, wo früher eine ſchon vor vielen Jahren verſunkene Brücke geſtanden habe, über welche das Waſſer etwa mannshoch ſpüle. Tettau ließ durch zwei Unteroffiziere, welche wegen Todtſchlages in Haft ſaßen und deren Leben verwirkt war, die aber bei dieſer Gelegenheit Gnade erlangten, die Sache unterſuchen, und als ſie die Ausſage des Bauern beſtätigten, ſo berichtete er an den Herzog von Württemberg und an General Ginkel. — Als darauf endlich der Sturm beſchloſſen ward, war Tettau mit unter den Erſten, die den ſchwierigen Uebergang durch die Fluten des Shannon, mitten unter dem Feuer des Feindes, wagten und durchſetzten (10. Juli 1691). — Weiter war Tettau bei der Schlacht von Aghrim (23. Juli), bei der Einnahme von Galloway und von Limerick, an deſſen Eroberung er durch ſeine geſchickten Anſtalten und namentlich durch die von ihm in großer Schnelligkeit geſchlagenen Schiffbrücken weſentlichen Antheil gehabt haben ſoll.

---

[a]) Nach Walters nur mit 4000.

König Wilhelm hatte bei all dieſen Vorgängen eine ſo vortheilhafte Meinung von Tettau gewonnen, daß er ihn einlud, als Generallieutenant in holländiſche Dienſte zu treten, worauf der König von Dänemark dieſelbe Offerte an ihn richtete. Er ging jedoch zunächſt nach Berlin, die Erlaubniß ſeines Landesherrn einzuholen, der ihm den Eintritt in den holländiſchen Dienſt geſtattete. Er wurde zunächſt Gouverneur von Lewarden in Weſtfriesland. 1692 wohnte er dem Gefecht von Steenkerken bei (3. Auguſt), eroberte eine von den Franzoſen mit ſechs Geſchützen beſetzte Höhe, ward aber, indem er die Grenadiere gegen ein Schweizerregiment anführte, mit einer Musketenkugel ſehr gefährlich durch den rechten Kinnbacken geſchoſſen, welche Wunde ihn den übrigen Theil des Feldzuges entfernt hielt. Nach ſeiner Geneſung ward er zu den wegen der weiteren Kriegführung gehaltenen Conferenzen zu Cöln entſendet. Dann wurde er zunächſt (1693) nach Maſtricht geſchickt, deſſen Vertheidigung er leiten ſollte. Als jedoch hier die Gefahr vorüber war, eilte er wieder zur Armee, wo er dem Treffen bei Landen (29. Juli) beiwohnte und ſich mit den von ihm geführten Truppen auf dem linken Flügel vollkommen hielt. Als die Niederlage des rechten Flügels auch für den linken den Rückzug nöthig machte, bewerkſtelligte er ihn in der größten Ordnung und ohne allen Verluſt. Er wurde hierauf zum Generalfeldzeugmeiſter, Statthalter von Flandern, Gouverneur der Scheldefeſtungen und Oberforſtmeiſter von Caſſant ernannt. — 1695 war er bei der erfolgreichen Belagerung von Namur thätig.

Nach dem Frieden von Ryswick (1697) nahm er ſeinen Abſchied, worauf die von ihm bekleideten Ehrenſtellen unter drei Generale vertheilt wurden, und ging nach Preußen zurück. Bei der Krönung des erſten Königs in Preußen erhielt er den Schwarzen Adlerorden, wurde auch Hauptmann zu Angerburg, 1711 aber Landesdirector und Hauptmann zu Brandenburg. In demſelben Jahre ſtarb er (22. Juni). Seine Gemahlin, mit der er in kinderloſer Ehe gelebt hatte, folgte ihm 1713 im Tode nach. Mit ihm erloſch der jüngere Zweig der preußiſchen Linie.

Aus der voigtländiſchen Linie, die auch im Erzgebirge begütert war und ſich in mehrere Zweige theilte, erwähnen wir **Chriſtoph Friedrich** von Tettau aus dem Hauſe Kauſchwitz. Geb. 5. April 1602, ging er in ſeinem zwölften Jahre zu Verwandten in Böhmen, wo er drei Jahre blieb, dann zu einem Vetter auf Unterloſſa im Voigtland (wahrſcheinlich Anſelm von Tettau), der ihn an den baireuthiſchen Kanzler Urban v. Feilitzſch empfahl, von dem er weiter an den badiſchen Hof gebracht ward, wo er 1618—21 als Jagdpage diente. Hierauf wehrhaft gemacht, trat er in das Leibregiment zu Fuß, das aber bald darauf abgedankt ward, worauf er in holländiſche Dienſte ging, die er jedoch 1625 mit engliſchen vertauſchte, wo er ein Fähnlein erhielt. Von dem fruchtloſen Verſuche, Breda zu entſetzen, folgte er dem Mansfeld nach Deutſchland, ward 1626 Fähnrich in deſſen Leibregiment, ward bei der Deſſauer Schanze gefangen, kam wieder los und ging mit Mansfeld nach Ungarn, kam aber 1627 mit Herzog Johann Ernſt von Weimar nach Deutſchland zurück, worauf er einige Jahre in Merſeburg lebte. 1631 nahm er kurſächſiſche Dienſte an und wohnte als Lieutenant, in dem Regimente des Oberſten Starſchedel, der Schlacht bei Breitenfeld bei, worauf er mit nach Prag zog, von wo er 1632 nach Sachſen zurückkehrte. 1633, in welchem Jahre er ſich (13. März) mit Anna Sophie, einer Tochter des kurſächſiſchen Hofmarſchalls und Geheimraths Chriſtoph v. Loß auf Pillnitz ꝛc., vermählt hatte, trat er als Hauptmann in das Regiment des Oberſten Heinrich v. Bünau, nahm aber 1635 ſeinen Abſchied und kaufte das Rittergut Reinhardsgrimma bei Dippoldiswalde. Seine erſte Ehe war kinderlos, und ſeine Frau † 20. Juni 1651, worauf er ſich 3. Febr. 1652 mit Agnes v. Schönberg aus Maren vermählte, aus welcher Ehe ihn ein Sohn überlebt hat. Er † 14. Juli 1660. Von ſeinen Enkeln wendete ſich der älteſte, Chriſtoph Friedrich (geb. 15. Juli 1675, † 10. Sept. 1730), nachdem er Italien bereiſt und dann die Tettaus in Preußen beſucht hatte, ganz nach Preußen, kaufte ſich daſelbſt an und gründete ſo eine zweite Linie in Preußen. Ein Bruder von ihm, Karl Chriſtian (geb. 19. Mai 1681), ward 1730 kurſächſiſcher Oberberghauptmann, reſignirte wegen Kränklichkeit ſchon 1733, † aber erſt 12. Juli 1747, unvermählt, und hat der Univerſität Leipzig ſeine Bibliothek hinterlaſſen. — Ueber Chriſtoph Rudolf v. Tettau auf Schilbach, aus einem andern Zweige, deſſen einziger Repräſentant er noch war, wird eine Geſchichte erzählt, wonach er, im Wege der Execution, ein junges Saatfeld habe durch Schafe abhüten laſſen wollen, der Schäfer ſich der Sünde geſcheut, Tettau aber ſich ſelbſt zu Pferde geſetzt habe, um die Expedition zu leiten, dabei aber von einem brünſtigen Hengſt, der ſich losgeriſſen, verfolgt und ſo in Flucht und Angſt gebracht worden ſei, daß er in hitzigem Fieber und völliger Raſerei verſtorben wäre (13. Juni 1728). Seine Witwe gebar einen Poſthumus, der den Namen des Vaters erhielt.

Vor langen Jahren iſt mir eine ſich an die Tettau knüpfende Geſchichte erzählt worden, deren nähere Umſtände ich vergeſſen habe, die aber, wie ſie mir von einem Nachkommen eines Betheiligten, nach Familientraditionen, mit vielen Einzelheiten erzählt ward, mein Intereſſe lebhaft erregte. Der allgemeine Umriß der Geſchichte war etwa folgender. Ein Mann, der in dem Cabinete König Auguſt's II., unter Brühl, eine zwar untergeordnete, aber ſehr einflußreiche Stellung bekleidete, ward auf einer Reiſe ins Gebirge von irgend einem Unfall betroffen, fand aber auf dem Edelhofe eines Herrn v. Tettau eine gaſtliche Aufnahme und fühlte ſich hier, nach den beſtandenen Beſchwerden, um ſo wohler, als er ſich von einem ganzen Kranze ſchöner Mädchen, der Töchter des Wirths, umgeben ſah. Die Folge war, daß er ſich die ſchönſte ausſuchte und daß ſie ihm auch von den Aeltern mit Freuden anvertraut ward. Das Fräulein ſelbſt war nicht gefragt worden, reichte ihm nur gezwungen die Hand, die Ehe ward die unglücklichſte, und endete mit den unter myſteriöſen Umſtänden, bei denen der Verdacht des Selbſtmordes oder der Vergiftung nicht ausblieb, erfolgenden Tod der Frau. Ihr Tyrann, der ſie auf das äußerſte gequält haben ſoll, erlebte es, ſeinen Gönner geſtürzt, ſich um allen Einfluß gebracht zu ſehen, und verlor auch einen großen Theil des zuſammengeſcharrten Vermögens.

VI. Feldmarſchall Münnich.

Burkhard Chriſtoph v. Münnich wurde am 19. Mai 1683 auf dem Rittergute Neu-Huntorf in der damaligen Grafſchaft Oldenburg geboren. Seine Familie leitete ihren Urſprung von den Mönch v. Ramspauer in Baiern ab, von denen ein Zweig in jene nordiſchen Gegenden verſchlagen worden; indeß fand ſein Vater doch für gut, den Adel dieſes Zweiges 1702 durch kaiſerliche Beſtätigung auffriſchen zu laſſen, was vielleicht nur darin ſeinen Grund hatte, daß dieſer Vater ein zu unterrichteter und namentlich in praktiſch-techniſchen Fächern zu erfahrener Mann war, als daß ihn der damalige niederſächſiſche Adel für einen rechten Cavalier hätte erkennen wollen. Dieſer Vater, Anton Günther v. Münnich, war als Oberſtlieutenant aus däniſchen Dienſten getreten, und hatte als Deichgraf die Leitung der Waſſerbauten in Oldenburg und Delmenhorſt übernommen. 1693 ging er in oſtfrieſiſche Dienſte über, wo er Geheimrath und Droſt zu Eſens und Stedesdorf wurde und 1721 ſtarb. Vermählt war er in erſter Ehe mit Katharine, einer Tochter des däniſchen Regierungsrathes und Landrentmeiſters Johann v. Oetken, welche die Mutter unſers Münnich ward, in zweiter mit einer v. Walther. Auch Münnich der Vater ſcheint ein tüchtiger Mann geweſen zu ſein, und bemühte ſich, dem begabten und von früh an ungemein wißbegierigen Sohne eine gründliche und vielſeitige Ausbildung zu verſchaffen, was übrigens zunächſt im Hauſe durch geſchickte Lehrer vermittelt ward. Die Stellung des Vaters und die örtlichen Umgebungen lenkten dabei den Sohn, neben den allgemeinen, namentlich ſprachlichen Bildungsgegenſtänden, beſonders auf den Waſſerbau, wobei keiner von beiden ahnen mochte, für welche ausgedehnte Sphäre dieſe Vorbereitung dienen ſollte. Der Vater hatte ſelbſt eine Schrift über den oldenburgiſchen Deichbau verfaßt, die er den Sohn, zu deſſen Uebung und Informirung, abſchreiben ließ. Als eine Schweſter des jungen Münnich nach Kurland an den Freiherrn Chriſtoph v. Wildemann verheirathet ward, begleitete ihr Bruder ſie dahin, und wendete alle die kleinen Erſparniſſe, die er dabei von ſeinem Taſchengelde machen konnte, auf Anſchaffung der Werkzeuge an, mit denen er auf den Waſſerbau bezügliche Riſſe, ſoviel ihm deren nur unter die Hände kamen, zu copiren vermochte.

Im 16. Jahre war er ſchon ausgebildet und feſt genug, daß der Vater ihn ohne größere Sorge die Cavaliersreiſe nach Frankreich antreten laſſen konnte, wo er einige Zeit verblieb, ſich in der Sprache feſtſetzte, vor allem aber die Kriegsbaukunſt, worin Frankreich in der Zeit eines Vauban den andern Staaten voranging, mit ganzem Eifer und ſolchem Erfolge ſtudirte, daß er als Ingenieur zu dem im Elſaß ſtehenden Corps kommen ſollte, wohin er auch (1700) wirklich abreiſte. Da aber dieſes Corps gegen Deutſchland beſtimmt ward, trat Münnich nicht ein, ſondern eilte nach Deutſchland zurück, bereits jedoch entſchloſſen, die Laufbahn einzuſchlagen, für die er in der That, nächſt der friedlichern, weniger glänzenden, aber fruchtreicheren des Civilbauweſens, vornehmlich berufen war. Da die Kenntniſſe, die er ſich ſo früh erworben hatte, damals im Offizierſtande noch viel ſeltener waren, als jetzt, ſo erlangte er ſchon im 18. Jahre eine Hauptmannsſtelle bei den darmſtädtiſchen Truppen, mit denen er 1701 an der Belagerung von Landau theilnahm. Schon 1705 (8. Mai) vermählte er ſich mit einer darmſtädtiſchen Hofdame, Chriſtine Lucretie v. Witzleben 1), durch die er zugleich in Verwandtſchaft mit dem Pfalzgrafen Johann Karl 2) trat, deſſen Gemahlin, Marie Eſther v. Witzleben, eine Couſine der Frau v. Münnich war. Münnich ging aber in dem-

---

1) Tochter Hans Heinrich's v. Witzleben auf Beutelsdorf († 1693) und der Anna Deborah v. Seebach. Es ſind uns von ihr drei Brüder: Friedrich Ludwig, Georg Albrecht und Friedrich, und eine Schweſter: Dorothea Eleonore (geb. 1691, † 1728), bekannt, welche letztere ſich 1718 mit dem onolzbachiſchen Geheimrathe und Oberhofmarſchall Georg Friedrich Freiherrn v. Khünsberg auf Ermreuth (geb. 14. Dec. 1692, † 1731) vermählte. Vielleicht gab dieſe Verwandtſchaft Anlaß, daß eine Tochter Münnich's ſpäter auch einen fränkiſchen Edelmann heirathete.

2) Geb. 17. Oct. 1638, † 21. Febr. 1704. Nachdem er in erſter Ehe (26. Mai 1685) mit Sophie Amalie von Pfalz-Zweibrücken (geb. 15. Dec. 1646, † 20 Nov. 1695) vermählt geweſen, verband er ſich in zweiter (26. Juli 1696) mit Marie Eſther v. Witzleben. Er war ein Sohn Chriſtian's I. zu Biſchweiler, ein Enkel Karl's zu Birkenfeld, ein Urenkel Wolfgang's zu Zweibrücken, und reſidirte zu Gelnhauſen. Seine zweite Gemahlin war 28. Juli 1665 geboren, eine Tochter des ſachſen-römhildiſchen Oberhofmeiſters Georg Friedrich v. Witzleben und der Marie Magdalene v. Hanſtein, und in erſter Ehe mit Johann Friedrich v. Brömſer vermählt geweſen. Sie ward 1711 in den Fürſtenſtand erhoben und ſtarb als Witwe 30. Febr. 1725. Ihr Vater und der Vater der Frau v. Münnich waren Brüder, Söhne Erich Friedrich's v. Witzleben auf Böſeleben und der Marie Agnes (Anna) v. Erffa. Sie gehörten zur Elgersburger Linie. Der in dieſer Ehe des Pfalzgrafen erzeugte Sohn ward der Urgroßvater des Herzogs Maximilian von Baiern, des Vaters der Kaiſerin von Oeſterreich.

ſelben Jahre 1705 in kaſſelſche Dienſte als Major bei der Fußgarde über, worauf er in Italien und den Niederlanden unter Eugen und Marlborough focht, den Belagerungen von Pizzighetone, Mailand, Cremona, Suſa, dem Zuge gegen Toulon, den Belagerungen von Lille, Brugge, Gent, Tournay und Mons, den Schlachten von Caſtiglione (1706) und Malplaquet (1709) [1] beiwohnte. Bei der letztern großen Waffenthat verdiente er ſich ſeine Beförderung zum Oberſtlieutenant. Bei Denain, mit welchem Treffen die große Wendung des Kriegsſtandes ſich verkündigte, ward er gefährlich verwundet und gefangen (1712), wobei er jedoch alle Urſache fand, die ritterliche Behandlung der Franzoſen zu rühmen. Es gereicht ihm zur Ehre, daß er während ſeiner Gefangenſchaft den vertrauten Umgang mit dem trefflichen Erzbiſchof Fenelon ſuchte und deſſen gewürdigt ward. Nachdem er wieder in Freiheit geſetzt worden, wurde er (1713) zum Oberſten befördert und erhielt ein Regiment. Auch wurden ſeine Kenntniſſe in der Waſſerbaukunſt benutzt, indem man durch ihn den Kanal und die Schleuſe zu Karlshafen erbauen ließ.

Da er jedoch für ſeinen Thätigkeitstrieb damals in Kaſſel zu wenig Befriedigung fand, ſo trat er 1715 oder 1716, unter Beibehaltung ſeines Ranges, in polniſch-ſächſiſche Dienſte. Die 1717 erfolgte Erhebung zum Generalmajor und Generalinſpecteur der auf deutſchen Fuß regulirten polniſchen Krontruppen ſoll er den guten Anſtalten verdankt haben, die er 1716 zum Schutze der lubliner Verhandlungen getroffen. Er entwarf den Comput oder Kriegsetat, nach welchem die polniſchen Krontruppen noch lange nach ihm unterhalten wurden, und errichtete drei Bataillone Krongarde, deren Führung er ſelbſt erhielt. Seine verſchiedenen Poſten ſollen ihm damals jährlich an 14,000 Thlr. eingetragen haben, und Büſching meint, daß er deshalb von dem Neide des Grafen Flemming verfolgt worden ſei, der ſchon andere tüchtige Generale, wie den berühmten Grafen Schulenburg, Seſſan, der nachmals Generalcapitän von Catalonien geworden, Schmettau 1) aus Sachſen vertrieben und ſelbſt dem Grafen von Sachſen das von ihm gewünſchte Commando der ſächſiſchen Truppen vorenthalten habe. Man könnte dieſer Liſte von ausgezeichneten Männern, die in dem damaligen Sachſen keine bleibende Stätte finden konnten, noch andere und namentlich den wackern Frieſen beifügen, ohne mit Beſtimmtheit behaupten zu wollen, daß die Schuld gerade an Flemming allein gelegen habe. Auch im Civilfache fand es der treffliche Graf Hoym, der mit Flemming ganz gut ſtand, ſo unheimlich in dem damaligen Sachſen, daß er trübſinnig wurde, ſeine Güter verkaufte und nach Schleſien überſiedelte, wo er in Schwermuth geſtorben iſt. Die herrſchenden Mittelmäßigkeiten fanden ſich durch jeden vorragenden Geiſt beengt und in Schatten geſtellt, und wer an der graſſirenden Corruption keinen Theil nahm, fand überall geheime Feinde. Die gewöhnlichſte und dabei am meiſten romantiſche Verſion von dem Hergange bei Münnich's Austritt aus den ſächſiſchen Dienſten erwähnt übrigens nichts von Flemming's Antheil daran. Nach ihr ſoll Münnich allerlei perſönliche Streithändel gehabt haben. Einmal mit dem Biſchof von Plock, mit dem er wegen der Miethe eines warſchauer Palais einen

---

[1] Nach andern Nachrichten auch der von Turin.

---

1) Der bekannte Graf Samuel Schmettau, der eine kurze Zeit ſächſiſcher Oberſtlieutenant und Oberſter war.

Proceß führte, in dem er, als der päpſtliche Nuntius nicht in ſeinem Sinne entſchied, an den Papſt appellirte, was auch (1720) ein Breve zur Folge hatte, worin der Papſt unſern Münnich, jedenfalls ohne zu ahnen, daß derſelbe ein lutheriſcher Ketzer ſei, ſeinen geliebten Sohn nannte. Dann — wir wiſſen nicht weshalb — mit einem Oberſten v. Bonnefour, den er (1720) im Duell durch den Leib geſchoſſen haben ſoll, worauf er in ein Kloſter geflohen, aber doch verhaftet worden, und in Folge dieſes Handels in ruſſiſche Dienſte gegangen wäre. Büſching[1] erwähnt das Duell auch, bringt es aber nicht mit Münnich's Abgang aus dem ſächſiſch-polniſchen Heere in Verbindung, ſondern legt dieſen ganz im allgemeinen den Verfolgungen durch Flemming zur Laſt. Um dieſen aus dem Wege zu kommen, habe Münnich erſt in ſchwediſche Dienſte treten wollen, ſei aber durch den Tod Karl's XII. beſtimmt worden, ſich an Rußland zu wenden. Hiernach müßte er ſchon vor dem 11. Dec. 1718 mit dem Austritt umgegangen ſein. Der ruſſiſche Geſandte in Polen, Fürſt Gregor Dolghorukij, ſoll ihm 1720, im Auftrag Peter's des Großen, die Aufnahme in ruſſiſche Dienſte angetragen und ihm dabei die Stellung eines Generallieutenants und Generalingenieurs offerirt haben. Münnich ging darauf ein, nahm, unter dem Vorwande, ſeinen Vater beſuchen zu wollen, auf einige Monate Urlaub, reiſte aber, ſtatt nach Deutſchland, über Königsberg und Riga nach St. Petersburg. Iſt dieſe Angabe richtig, und ſie iſt um ſo glaubhafter, als ſie auf Münnich's eigenen Erzählungen beruht, ſo müßte man annehmen, daß ſeinem Rücktritte aus den Dienſten König Auguſt's II. Schwierigkeiten entgegenſtanden, ſei es nun, daß dieſe in der vortheilhaften Meinung, die dieſer Monarch allerdings von ſeinen Befähigungen hegte, oder in ſeinen noch unerledigten Händeln begründet waren.

---

[1] Magazin Bd. III, 394.

Er kam im Februar 1721 in St. Petersburg an, wo er zwar bei dem großen Zaren eine ſehr gnädige Aufnahme fand, es aber doch ſchien, als hätte ihm Fürſt Dolghorukij etwas zu viel verſprochen. Jedenfalls trug der Zar lange Bedenken, ihn ſeinen alten Generalmajors vorzuſetzen, und dies um ſo mehr, als Münnich's Ausſehen noch jugendlich und jünger war, als ſeine Jahre. In dieſer Verlegenheit gab ihm der Zar anfangs gar keine Beſtallung, ließ ſich aber von ihm zu ſeinen Bauten in St. Petersburg und deſſen Umgegend, Kronſtadt u. ſ. w., begleiten und über dieſes und jenes durch ihn neue Pläne entwerfen. Beſonders wohlwollend bewies ſich damals der Admiral Cornelius Cruys gegen ihn, wobei Büſching freilich mit gerechtem Bedauern bemerkt, daß Münnich der Familie dieſes Freundes in der Zeit ſeiner Macht große und unverdiente Härte bewieſen habe, jedoch hinzufügt, nach ſeiner Rückkehr aus der Verbannung habe er ſich bemüht, dieſes Unrecht vergeſſen zu machen. Noch war über ſeine Stellung nichts entſchieden, als er Befehl erhielt, den Kaiſer und die Kaiſerin zu einer Muſterung nach Riga zu begleiten, zugleich auch verſichert ward, daß er dort die Entſchließung des Kaiſers vernehmen ſollte. Auch in Riga unterhielt ſich Peter mit Befriedigung vielfach mit ihm über militäriſche Angelegenheiten, ward dann aber unwohl und unterließ darüber abermals, ſeinen Entſchluß zu erkennen zu geben. In der Zwiſchenzeit beſchäftigte ſich Münnich mit Zeichnung von Feſtungswerken und Gebäuden und hatte u. a. auch den ſehr ſchön und kunſtvoll gebauten Thurm der

St. Peterskirche, in deren Nähe er wohnte, gezeichnet. Da ſchlug der Blitz in die Kirche und der Thurm brannte ab. Der Zar wünſchte eine Zeichnung deſſelben zu haben, aber es fand ſich keine vor. Zufällig wohnte neben Münnich ein Baron Waldecker, der, unter der Maske eines kurtrieriſchen Agenten, eigentlich ein Agent des Prätendenten war und bei dem Zaren ſehr gut ſtand. Jaghuſchinski beſuchte ihn öfters, mit oder ohne Auftrag des Kaiſers, und bei einem ſolchen Beſuche ging er auch zu Münnich, ſah hier jene Zeichnung auf dem Tiſche liegen, packte ſie ſogleich zuſammen und trug ſie zum Kaiſer. Schon am nächſten Morgen konnte der vertraute Denczik des Kaiſers, Affanaſſew Taticzef, Waldecker erzählen, daß der Zar Befehl ertheilt habe, für Münnich ein Patent als Generallieutenant auszufertigen. Es iſt allerdings wahrſcheinlich, daß der Entſchluß des Kaiſers ſchon vorher feſtſtand und jener Vorgang nur noch den letzten Anſtoß gab. Indeß würden wir es auch nicht befremdend finden, wenn derſelbe den Zaren weſentlich beſtimmt hätte, ſofern dieſer ex ungue leonem erkannte und bei ſeinen Ruſſen nicht gewohnt war, daß ſie ihre Muße durch aus wiſſenſchaftlichem Intereſſe unternommene Arbeiten zerſtreuten. — Die Sache erfuhr übrigens doch noch einige Weiterungen und Umſchweife. Erſt ſoll die Eiferſucht Jaghuſchinski's, der ſelbſt noch nicht Generallieutenant war, eine Verzögerung bereitet haben. Dann mußte zwar dieſer ſelbſt das Patent an Münnich überbringen (22. Mai 1721); es war aber um ein Jahr vorausdatirt, vom 22. Mai 1722, und an die Bedingung geknüpft, daß Münnich, aus Rückſicht auf die älteren Generalmajors, ein Jahr als Generalmajor diene. Selbſt ſo hatte Geheimrath Tolſtoi das Patent nicht contraſigniren wollen, da er ja inzwiſchen ſterben und dadurch das Patent verdächtig machen könne. Tolſtoi, der das Patent nicht, und der Zar, der es unterzeichnet hatte, überlebten beide das Jahr.

Münnich trat ſeinen Dienſt nicht ſofort an, da er noch in Riga die Nachricht erhielt, daß ſein Vater und ſeine Stiefmutter geſtorben ſeien und daß der erſtere ihm die Güter vermacht hätte. Er reiſte deshalb mit Urlaub nach Deutſchland, um Beſitz zu ergreifen und ſich mit ſeinen Geſchwiſtern 1) auseinanderzuſetzen. Der ältere Bruder, damals däniſcher Kanzleirath und Deichgraf in Oldenburg und Delmenhorſt, verſuchte anfangs, das väterliche Teſtament anzugreifen, ſcheiterte aber damit, worauf ſich jedoch der Generallieutenant honnet genug bewieſen haben ſoll, einen gütlichen Vergleich zu ermöglichen. — Auf der Rückreiſe nach Rußland ward Münnich in Berlin dem König von Preußen vorgeſtellt, der ihn fragte, warum er in ruſſiſche Dienſte gegangen ſei, da er auch einen Platz für ihn gehabt haben würde. Im Herbſt traf er wieder in St. Petersburg ein, wo er nun ein Jahr unter dem Fürſten Michailo Golyzin (Bd. VI, 339) diente und dann ſein Generallieutenantspatent in volle Kraft treten ſah. Von dem Kaiſer wurde er hauptſächlich zu den großartigen Straßen- und Waſſerbauten verwendet, für welche Münnich ſo beſonderen Beruf hatte. Er machte zunächſt einen Entwurf zu dem Rogerwickiſchen Hafen, der nachmals der baltiſche genannt wurde, baute einen Kanal und eine Schleuſe an dem Waſſerfall der Newa bei Tosna, und Wege an beiden Newaufern von St. Petersburg nach Schlüſſelburg. 1723 erhielt er auf Bruce's Empfehlung

---

1) Es thut uns leid, über dieſe nichts Näheres zu wiſſen.

die Direction bei dem am 22. März 1719 ſehr feierlich begonnenen Baue des großen Ladogakanals. Der Generalmajor Piſaroff, der auf Koſten des Kaiſers zu Berlin mathematiſche Studien gemacht und zeither den Bau des Kanals geleitet hatte, war ein Günſtling Menzikoff's, der überdem ſelbſt gern die oberſte Direction des Unternehmens gehabt hätte. Piſaroff wollte, zur Koſtenerſparniß, und vielleicht mehr noch zur Erſparung von Mühe und Zeit, weniger tief gegraben haben, als die erſten 12 Werſte, und auch der Kapitän-Commandeur Lehr, der mit Erbauung des Hafens und Kanals von Kronſtadt beauftragt war, hatte einen ähnlichen Plan. Münnich behauptete aber, daß der Kanal bei dieſen Methoden im Sommer trocken liegen würde, und obgleich er mit dieſer Meinung allein ſtand, entſchloß ſich der Zar doch, die Sache ſelbſt zu unterſuchen, ward auch durch Münnich vermocht, trotz aller Gegenminen, zu denen ſelbſt der Leibarzt Blumentroſt benutzt ward, die beſchwerliche Beſichtigungsreiſe ſo weit fortzuſetzen, bis er ſich von der Richtigkeit der Anſicht Münnich's, ſowie von der Ungeſchicklichkeit und Oberflächlichkeit überzeugt hatte, mit welcher der Bau bisher geleitet worden. Piſaroff hätte bei dieſer Gelegenheit beinahe Schläge vom Zaren bekommen und hätte ſelbſt wünſchen mögen, daß dies geſchehen wäre, weil Peter mit dergleichen Expectorationen gewöhnlich auch ſeinen Zorn abthat und dem Geſchlagenen die Sache nicht weiter nachtrug. Menzikoff war aber von da an Münnich's Feind und die Ingenieurs waren es aus Neid und Eiferſucht meiſtens auch. Der Kaiſer dagegen war mit Münnich's Leiſtungen im höchſten Grade zufrieden. Noch kurz vor ſeiner letzten Krankheit, als er von Staraja Ruſſa über den Kanal zurückkam, ſagte er zu der

Kaiſerin: „Die Arbeiten meines Münnich haben mich geſund gemacht,“ und am folgenden Tage nahm er ihn mit in den Senat und ſagte: „Ich habe einen Mann gefunden, der den Ladogakanal bald zu Stande bringen wird. Ich habe noch keinen Ausländer in meinen Dienſten gehabt, der große Werke ſo gut zu entwerfen und auszuführen verſtanden hätte, als er, und ihr ſollt ihm alles gewähren, was er verlangen wird.“ Damals ſagte Jaghuſchinski zu Münnich: „Herr General, wir hängen jetzt von Ihren Befehlen ab,“ und er möchte recht gehabt haben, wären die Tage des großen Zaren nicht gezählt geweſen.

Nach Peter's Tode kam bekanntlich Menezikoff zunächſt zu großer Gewalt und von ihm hatte Münnich nicht blos keine perſönliche Gunſt, ſondern ſelbſt bei dem wichtigen Nationalunternehmen, das ſeiner Leitung anvertraut war, nur Hinderung zu erwarten. Doch war Katharina I. einſichtsvoll genug und hatte den hohen Werth, welchen ihr kaiſerlicher Gemahl auf das Werk und Münnich's Antheil daran gelegt hatte, zu treu im Gedächtniß, als daß ſie dieſe Hemmungen nicht hätte, ſobald ſie zu ihrer Kunde gelangten, beſeitigen ſollen. Unter Peter II. ward Münnich kräftig in ſeinem Werke gefördert und ſchon 1728 konnte die Schiffahrt auf dem Kanale eröffnet werden. Vollendet wurde er erſt 1732, wo ihn die Kaiſerin Anna auf einer acht Fuß tief gehenden Jacht ſeinem ganzen Laufe nach hin und zurück befuhr. Schon dieſes gewaltige Werk gab Münnich dauernden Anſpruch auf ein ehrendes und dankbares Andenken in Rußland. Bereits Katharina I. zeichnete ihn denn auch durch Verleihung des Alexander-Newski-Ordens aus, und Peter II. ernannte ihn 7. Mai 1727 zum Chefgeneral und 25. Febr. 1728 zum ruſſiſchen

Grafen. Dieſe Beförderungen blieben nicht ohne Nachwirkung auf ihn. In der letzten Zeit des Kaiſers Peter II. ſoll Münnich zuerſt, nachdem er ſich bis dahin lediglich mit ſeinem nächſten Berufe beſchäftigt, angefangen haben, ſich auch in die Politik zu miſchen, und ſchon damals ſoll ſich bei Oſtermann Eiferſucht darüber gezeigt haben. — 1727 verlor er ſeine treue Gemahlin, die ihn auf allen ſeinen Zügen begleitet und ihm 13 Kinder geboren geboren hatte, am 10. Februar jenes Jahres aber ſtarb. Gegen Ende des nächſten Jahres verſchritt er zu einer zweiten Ehe, die er am 29. Sept. (nach Andern am 27. Dec.) [1] 1728 mit Barbara Eleonore, Freiin v. Malzahn, aus dem Hauſe Walde ſchloß, die ſich in erſter Ehe (27. Dec. 1708) mit Heinrich Leopold Freiherrn v. Malzahn auf Pezlin und, nachdem ſie dieſen (3. Febr. 1712) verloren, in zweiter mit Michael Alexiewicz Grafen v. Soltikoff vermählt gehabt. Sie brachte ihm zu ſeinen 13 Kindern noch aus erſter Ehe zwei, aus zweiter eine Stieftochter mit. Von dieſen Stieftöchtern wurde die älteſte, Juliane Dorothea, an den preußiſchen General v. Winterfeld [2], die zweite an den ruſſiſchen General

---

[1] Sie war eine Schweſter der Mutter des Generals v. Fink (Bd. VII, 275).

[2] Hans Karl v. Winterfeld auf Schmerſow, Zuſedom, Berſchow, Woriſchutz und Behrlack, geb. 1709 in der Uckermark, ein Sohn Georg Friedrich's v. W. auf Woddow, Fährenwalde, Schmerſow ꝛc. und der Chriſtine Eliſabeth v. Malzahn aus Walde, ſodaß er ſchon durch ſeine Mutter mit ſeiner ſpäteren Schwiegermutter verwandt war, beſuchte als Knabe die Schule in Güſtrow und kam im 14. Jahre zu ſeinem Vetter, dem Generalmajor Georg Levin v. Winterfeld auf Kugellack, Breitenſtein ꝛc. (geb. 1674 zu Kutzerow, † 21. Febr. 1728). In das preußiſche Heer eingetreten, diente er einige Monate als Reiter, ward dann Fahnenjunker, nach einem Jahre Cornet, kam bald darauf zum Leibregiment, ward bald Adjutant, 1740, mit Ueberſpringung der Capitänsſtufe, Major und

v. Wildemann vermählt. Die dritte, Anna v. Soltikoff, ſtarb 1734 im 16. Jahre, wie das einzige Kind, das ihre Mutter dem Grafen Münnich geboren, Beate, 1738 im 9. Jahre an den Pocken ſtarb.[1] So gingen überhaupt, während der Thaten, des Glanzes und des Sturzes des großen Feldherrn, häusliche, der Geſchichte unbemerkt bleibende, den innern Menſchen, wenn er den Menſchen nicht über der Welt vergeſſen hat, vielleicht tiefer, als alles Gedränge des öffentlichen Lebens, ergreifende Freuden und Leiden einher. Von den 13 Kindern, die ihm ſeine erſte Gemahlin geboren, ſind ihm neun in der Kindheit geſtorben. Nur vier wuchſen zu reiferen Jahren auf: 1) Ernſt, geb. 30. Dec. 1707 a. St., der bei dem Sturze ſeines Vaters mit ſeiner 1739 heimgeführten Gemahlin, der Freiin Anna Dorothea v. Mengden[2],

---

Flügeladjutant, bei Molwitz verwundet, 1741 ſogleich Oberſt und Generaladjutant, und nach St. Petersburg geſendet. Zurückgekehrt, focht er mit bei Chotuſitz, ward 1743 Generalmajor, 1745 Amtshauptmann, 1756 Generallieutenant, Ritter des Schwarzen Adlerordens und Gouverneur von Kolberg, und an August III. geſendet, als die Preußen ſchon in Sachſen waren. Bei Prag verwundet, fiel er 7. Sept. 1757 am Moysberg. Seine Gegner beſchuldigten ihn, daß er ehrgeizig, unverträglich, eitel, nachtragend, neugierig geweſen ſei, Klatſch und Servilität begünſtigt, und gewollt habe, daß alles durch ihn gehe. Dagegen wird ihm zugeſtanden, daß er überaus talentvoll, tapfer, großmüthig, dankbar und unermüdlich geweſen ſei. Er ſoll viel Antheil an dem Entſchluß zum Kriege und namentlich große Entwürfe auf Ungarn gehabt, im Anfange die Feinde zu ſehr verachtet haben, nach Prag aber nicht mehr der Alte geweſen ſein und zuletzt am Ausgange verzweifelt haben. Seine Gemahlin hatte ihm vier Kinder geboren, die aber vor ihm ſtarben. — Sein Bruder, Rudolf Heinrich (geb. 25. April 1720), ein kenntnißreicher, dienſteifriger, beſonders auf die Bildung der Offiziere nützlich wirkender Mann, † zu Neiße im März 1788 als Oberſt und Chef des ſchleſiſchen Artilleriecorps.

[1] S. Bd. V, 376. Es muß hier S. 377, Z. 2, „Johann Wilhelm“ ſtatt: „Johann Michael“ heißen.

[2] Sie gebar ihm ſieben Kinder: 1) Johann Gottlieb, geb.

nach Wologda verwieſen, unter Peter III. wirklicher Geheimrath, unter Katharina II. Generaldirector der Zölle ward; 2) Sophie Anna Luiſe, geb. 21. Febr. 1709, vermählt 1. Auguſt 1729 mit einem Verwandten ihrer Stiefmutter, Albrecht Hermann Freiherrn v. Malzahn; 3) Chriſtine Eliſabeth, geb. 30. Oct. 1711, die ſich 9. März 1729 gleichfalls mit einem Mengden, dem Präſidenten Freiherrn Johann Heinrich v. Mengden († 1768) verband; 4) Luiſe Dorothea, geb. 30. Sept. 1713, die ſich in erſter Ehe, 13. Oct. 1730, mit Johann Wilhelm v. Schaumberg auf Altenburg und Ströſendorf, onoldsbachiſchem Geheimrath, Oberſtallmeiſter und Oberamtmann (geb. 28. Oct. 1681, † 30. Nov. 1737 kinderlos), in zweiter aber, 14. Dec. 1739, mit jenem Grafen Friedrich Ludwig v. Solms, von dem im fünften Bande gehandelt worden, verehelichte und 23. Dec. 1775 geſtorben iſt. Es gehört ſonach die Geburt der Kinder, die dem Grafen Münnich erhalten blieben, bei allen noch

---

9. Mai 1740, der um 1770 ruſſiſcher Rittmeiſter und mit einer v. Vietinghof vermählt war, von der er zwei Töchter beſaß; 2) Anna Ulrike, geb. 1. Mai 1741, mit dem Geheimrath v. Vietinghof vermählt; 3) Ernſt Guſtav, geb. 6. Nov. 1744, der um 1770 ruſſiſcher Kapitän war und 1812 als Generalmajor ſtarb; 4) Dorothea, geb. 9. Jan. 1746, mit einem Herrn v. Berg vermählt; 5) Burkhardt Chriſtoph, geb. 1. Jan. 1747; 6) Ludwig Anton, geb. 5. Jan. 1748, der um 1770 mit einer Tſchoglegoff verlobt war; 7) Juliane Eleonore, geb. 1749, vermählt mit Graf Zege v. Manteufel. Nur Ernſt Guſtav pflanzte den Mannsſtamm fort. Sein noch lebender älteſter Sohn, Graf Friedrich Franz, geb. 1. Oct. 1788, iſt oldenburgiſcher Oberhofmarſchall und hat ſich 14. Oct. 1811 mit Chriſtine Luiſe v. Pleſſen (geb. 21. April 1791) vermählt, aus welcher Ehe ſechs Töchter geboren wurden. Der zweite Sohn, Graf Peter Chriſtoph, der als ruſſiſcher Oberſtlieutenant geſtorben iſt, hat aus ſeiner Ehe mit Henriette Karoline Freiin Elodt v. Jürgensburg einen Sohn, Graf Chriſtoph (geb. 1825), beider Rechte Doctor, hinterlaſſen. Von drei Schweſtern dieſer Brüder ſind zwei in Rußland verheirathet.

der Zeit an, wo er in Deutſchland lebte, oder in Italien und den Niederlanden focht, und es mögen leicht an dem frühen Tode der neun andern Kinder die Ungunſt des polniſch-ruſſiſchen Klimas und ſonſtige dortige Verhältniſſe theilgehabt haben.

Wenn Münnich ſchon unter Peter II. angefangen hatte, einen Antheil an der politiſchen Leitung zu erſtreben, was wir übrigens nicht bloſem Ehrgeiz, ſondern weſentlich auch ſeinem überaus großen, raſtloſen Thätigkeitstrieb und ſeinem ſteten Verdruß über das vielfache Unweſen in der ruſſiſchen Verwaltung zuſchreiben wollen, ſo konnte dieſes Streben unter der Kaiſerin Anna durch die beſondere Gunſt, welche ihm dieſe Monarchin bewies und bewahrte, nur ermuntert werden. Es gereicht dieſer Fürſtin unleugbar zur Ehre, daß ſie die hohe Begabung Münnich's vollſtändig erkannte und ihn gegen die Gegenwirkungen der Neidiſchen und Eiferſüchtigen, ſelbſt wenn dieſe zu dem Kreiſe ihrer Vertrauteſten und ihrer perſönlichen Günſtlinge gehörten, aufrecht hielt. Allerdings mag auch die nahe Verwandtſchaft, in die er durch zwei Ehen ſeiner Kinder mit den Mengdens trat, die ſeit Kurland zu dem Vertrautenkreiſe der Kaiſerin gehörten, das Ihrige dazu beigetragen haben, ihn zu halten. Darauf aber kam es eben an, daß er gehalten und in den Fächern, für die er in der That einen vorragenden Beruf beſaß, nicht allzu ſehr beengt und behindert ward. Das Uebergreifen in andere Fächer, wozu er allerdings geneigt war, gelang ihm damals nicht, und das war auch um ſo beſſer, als er ſelbſt ſpäter (1763), in ſeiner Ebauche pour donner une idée du gouvernement de l'Empire de Russie, geſtand, daß er zu jener Zeit von den äußeren und inneren Angelegenheiten Rußlands keine hinlängliche Kenntniß gehabt habe.

Es war nicht ſchwer für die Kaiſerin, zwiſchen Münnich und Oſtermann das Gleichgewicht zu halten. Denn hier waren es weniger perſönliche Differenzen, als die Verſchiedenheit der Geſichtspunkte, was da trennte, und die Kaiſerin konnte vertrauen, daß jeder nach ſeiner treuen Ueberzeugung ſprach und handelte, und nur Oſtermann von dem Standpunkte des Diplomaten, Münnich von dem des Militärs aus urtheilte. Auch hatte man damals noch nicht, wie unter Iwan II., zwiſchen Oeſterreich und Preußen zu wählen. In der That erzählt Münnich ſelbſt, daß Oſtermann, der das große Vertrauen, das die Kaiſerin zu Münnich hegte, gekannt habe, ihn 1730 veranlaßt hätte, derſelben ein Cabinet vorzuſchlagen, das jedoch nur aus Oſtermann und Czerkaski beſtehen ſolle. Er habe es gethan und die Kaiſerin habe den Vorſchlag genehmigt, jedoch mit der Erweiterung, daß auch Münnich ein Mitglied des Cabinets werde. In letzterer Beziehung mag wol Münnich ſeine Wünſche mit der Thatſache verwechſelt haben, und jedenfalls wurde Münnich kein regelmäßiges Mitglied des Cabinets, ſondern nur bei wichtigen Kriegsangelegenheiten zu den Berathungen gezogen.

Gefährlicher, als Oſtermann, war Biron, der eigentliche perſönliche Günſtling der Kaiſerin, dem an keinem Mitbewerber gelegen war, der einen andern Einfluß beanſpruchte, als in dem Weſen ſeines Amtes lag. Ob Münnich's Angabe begründet iſt, wonach Oſtermann und Löwenwolde die Eiferſucht Biron's gegen Münnich geſchürt haben ſollen, laſſen wir dahingeſtellt ſein; jedenfalls bedurfte es keines ſolchen Einfluſſes, um zu erklären, daß das anfangs ſehr vertrauensvolle Verhältniß zwiſchen Biron und Münnich allmählich erkaltete und Biron mehrfach befliſſen war, den letzteren von dem Sitze des

Hofes zu entfernen. Dies immer noch ein günſtiger Ausweg; denn er wies ihn auf das Feld ſeiner Thaten.

Aeußerlich ward er vielfach begünſtigt. Unter dem 7. Febr. 1731 wurde er von der Kaiſerin zum Generalfeldzeugmeiſter, 24. Jan. 1732 zum Präſidenten des Reichskriegscollegiums und 24. Febr. 1732 zum Generalfeldmarſchall ernannt. In dieſen Stellungen entwarf er neue Etats für die Garden, die Feld- und Garniſonregimenter, die ukrainiſche Miliz, die Artillerie und das Ingenieurcorps, welches letztere erſt von ihm errichtet wurde. So organiſirte er auch 1732 das adelige Landcadettencorps zu St. Petersburg und ward zum Chef deſſelben, wie auch zum Chef des gleichfalls damals von ihm errichteten erſten ruſſiſchen Küraſſierregiments ernannt, und erhielt das Generalcommando in St. Petersburg und Ingermanland. — Das erſte Zeichen von Biron's Grolle und zugleich der Anlaß zu einem förmlichen, nur ſcheinbar wieder ausgeglichenen Bruche zwiſchen ihm und Münnich war es aber, daß letzterer unerwartet Befehl erhielt, das von ihm bewohnte Palais der Prinzeſſin Anna von Mecklenburg zu überlaſſen und ſeinen Wohnſitz auf der andern Seite der Newa, auf Waſſilij Oſtroff zu nehmen, daß dieſer Befehl plötzlich erſchien, augenblicklich ausgeführt werden ſollte und der Aufſchub, wegen deſſen Münnich, zu bequemerer Fortſchaffung ſeiner Mobilien, Biron anging, abgeſchlagen ward. Ebenſo floß es aus Biron's Abſicht, Münnich aus der Nähe der Kaiſerin zu entfernen und vielleicht auch, ihm eine Aufgabe zu ſtellen, die ihm fehl ſchlagen konnte, daß er 1734, nachdem er mit dem St. Andreasorden geſchmückt worden, zum Befehlshaber der Truppen in Polen ernannt wurde und Befehl erhielt, Danzig zu belagern, das ſich bekanntlich damals für die Sache des

Stanislaus Leſcynski erklärt und dieſem eine Zuflucht verſtattet hatte. Es iſt nicht unſere Abſicht, dieſe Belagerung, wie überhaupt alle Kriegsbegebenheiten, bei denen Münnich betheiligt war, näher zu ſchildern. Wir bemerken nur, daß die Belagerung, ohne Münnich's Schuld, viel langſamer von ſtatten ging, als man erwartet hatte. Er fand zu wenig Truppen vor der Stadt. Als er den General Luberas, der einen Theil der in Warſchau lagernden Ruſſen commandirte, mit ſeinen Regimentern zu ſich berief, ließ dieſer, unter allerlei Vorwänden, deren letzter Grund in ſeinem Behagen an den warſchauer Quartieren lag, die desfallſigen Befehle ſo lange unbefolgt, bis der Feldmarſchall ihn in Haft nehmen ließ und das Commando dem nächſtfolgenden Offizier gab. Die Gunſt des Grafen Löwenwolde, welche den Luberas bei ſeinem Ungehorſam ermuntert haben mag, verſchaffte ihm in der That auch ſehr bald wieder die Freiheit und machte ſein Vergehen überſehen. Längere Zeit fehlte es auch an grobem Belagerungsgeſchütz, zumal der König von Preußen anfangs nicht geſtatten wollte, daß dergleichen durch ſeine Lande vor Danzig geführt wurde, und endlich doch nur zugab, daß es zu Pillau ausgeladen und zu Waſſer zur Armee geſchafft wurde. Damals ſind aus Sachſen Mörſer mit Poſtpferden, auf bedeckten Wagen, von denen man in den preußiſchen Landen vorgab, ſie enthielten die Equipage des Herzogs von Sachſen-Weißenfels, nach dem Lager vor Danzig geſchafft worden. Denn dieſe Belagerung wurde von Ruſſen und Sachſen gemeinſam betrieben, und der Herzog von Sachſen-Weißenfels[1]) befehligte die acht Bataillone und 22 Schwadronen der letztern. Die Sachſen trafen aber erſt am 25. Mai in dem Lager der Ruſſen ein, die ſchon ſeit dem März die Belagerung betrieben und am 9. Mai einen ſtarken Verluſt bei der vergeblich verſuchten Erſtürmung des Hagelsberges erlitten, dagegen am 20. April, mit nur 3200 Dragonern und 1000 Koſacken, 10000 der Stadt, unter Graf Turlo, zu Hülfe heranrückende Polen auseinandergeſprengt hatten. Eine beſſere, nur zu ſpät und in zu ſchwacher Anzahl kommende Hilfe waren die drei franzöſiſchen Fußregimenter, welche am 24. Mai bei Weichſelmünde landeten, am 27. Mai einen muthigen, durch einen heftigen Ausfall aus der Stadt unterſtützten Angriff auf die ruſſiſchen Verſchanzungen machten und dann, zurückgeſchlagen, unter den Kanonen des Forts auf der Platte, einer kleinen Inſel, lagerten. Erſt als am 12. Juni die ruſſiſche Flotte ankam, konnten ſie ſo heftig beſchoſſen werden, daß ſie ſich 22. Juni ergeben mußten, worauf am 24. auch Weichſelmünde und, nachdem während der weiteren Unterhandlungen Stanislaus glücklich entkommen war, am 27. auch Danzig capitulirte. Die Belagerung hatte 135 Tage gedauert und den Ruſſen über 8000 Mann gekoſtet. Die Stadt mußte dafür an Rußland eine Million Reichsthaler zahlen, wovon jedoch manches in die Hände der ruſſiſchen Großen gefloſſen ſein mag, wie denn aus jener Summe ein namhafter Beitrag zu den Geldern gekommen ſein ſoll, mit denen Biron dem Grafen Dohna die Herrſchaft Wartenberg abkaufte.[1])

---

[1]) Johann Adolf II., geb. 4. Sept. 1685, † 11. Mai 1746, als der letzte von ſeiner Linie.

---

[1]) Biron bezahlte 370000 Thlr. und die Hälfte davon ſoll, nach Büſching (Magazin, Bd. III, 414), aus der danziger Contribution gefloſſen ſein.

Nach beendigter Belagerung ging Münnich nach St. Petersburg, um die Anſchwärzungen zu entkräften, zu denen ſeine Neider und Feinde ſeine Abweſenheit und einzelne bei der Belagerung erlittene Unfälle benutzt hatten. Es gelang ihm dies leicht, und er wurde darauf nach Warſchau geſendet, um die Ruhe in Polen vollends herzuſtellen. König Auguſt II. belohnte ihn für ſeine Verdienſte um ihn mit dem Weißen Adlerorden. Von Warſchau ging er 1735 nach der Ukraine, um das Commando der dortigen Truppen gegen die Türken zu übernehmen. Rußland hatte es niemals aufgegeben, den feſten Fuß am Schwarzen Meere, den es durch das Unglück am Pruth verloren, zurückzuerobern, und wenn auch innere Händel und Verwirrungen es, nach Peter des Großen Tode, an directen Schritten zu dieſem Ziele behindert hatten, ſo war doch mancherlei Vorbereitendes geſchehen und ſo hatte man doch in den fortwährenden Verletzungen des ruſſiſchen Gebietes, welche die räuberiſchen Tataren ſich erlaubten, und die von der Pforte bald zugelaſſen, bald ſelbſt veranlaßt wurden, einen ſtets bereiten Grund zum Kriege. Nachdem die Regierung der Kaiſerin Anna ſich befeſtigt hatte, hielt man den Zeitpunkt für günſtig, den Handſchuh aufzunehmen, den die Pforte hinwarf, als ſie den Tatarkhan, den alten Kaplan Garai, mit 53000 Mann über ruſſiſches Gebiet gegen Perſien ſendete. Dennoch ſollen die ruſſiſchen Miniſter, wenn ſie auch ſämmtlich den Krieg für zweckmäßig, nöthig, ausſichtsreich erkannten, ſo ängſtlich in Betreff der Verantwortlichkeit dafür geweſen ſein, daß jeder die Sache danach einrichtete, die Schuld auf andere ſchieben zu können.[1]) Namentlich habe dies Oſtermann gethan, ſowie auch Biron, kurz bevor die Sache zum Schluſſe kam, ein Augenleiden benutzt habe, ſich von der Theilnahme an den Cabinetsberathungen dispenſiren zu laſſen. Alle waren einig darüber, daß Münnich der Mann ſei, von dem ſich die beſte Führung des Krieges erwarten laſſe; aber dennoch beſchloß man, angeblich auf Oſtermann's Betrieb, demſelben nur die Belagerung von Aſoff zu übertragen, und dagegen die Unternehmung auf die Krim dem General Grafen Weißbach zu vertrauen, der obendrein mit Münnich perſönlich verfeindet war. In der That kamen ſie ſchon in neuen, für den Krieg hinderlichen Zwiſt, als Münnich durch die Ukraine zu der Armee reiſte. Weißbach hatte einige für Münnich beſtimmte Regimenter an ſich gezogen und wollte ſie, auf Münnich's Reclamation, unter mancherlei Vorwänden nicht zurückſtellen. Auch ſonſt fand Münnich bei ſeiner Ankunft in Pauloff, daß gar viele Anordnungen, die er, als Präſident des Kriegscollegiums, in Vorausſicht einer derartigen Unternehmung getroffen hatte, um Kriegsbedarf an Ort und Stelle bereit zu wiſſen, nicht oder mangelhaft ausgeführt worden waren. Auch waren kurz vor ſeiner Ankunft der Vicegouverneur zu Veronicz, Merinin, der Viceadmiral

---

[1] So heißt es wenigſtens in der intereſſanten Relation des

Kammerraths Juncker über dieſen Feldzug, welche Prof. Hermann aus dem ſächſiſchen Staatsarchive geſchöpft und in ſeinen „Beiträgen zur Geſchichte des ruſſiſchen Reichs“ (Leipzig, 1843) veröffentlicht hat. Der Bericht iſt auf die eigenen Mittheilungen Münnich's begründet, und daher in vielen Punkten zuverläſſig, in andern dagegen für Münnich parteiiſch gefärbt. Auch ſtimmt er nicht in allen Punkten mit dem überein, was Münnich lange nachher Büſching über dieſelben Dinge erzählt hat. Man wird aber in der Regel die Juncker'ſche Relation vorziehen können, weil ſie den Ereigniſſen ungleich näher ſteht und Münnich zu jener Zeit wol auch unbefangener und rückhaltsloſer erzählt hat.

Schmegewitz und der Obercommandant zu St. Anna, Schuwaloff, welche gemeinſam die Anſtalten auf dem Don zu betreiben hatten, geſtorben und damit alles ins Stocken gerathen. Rechtzeitiger kam ein anderer Todesfall: der des General Grafen Weißbach, welcher Münnich beſtimmte, ſofort nach Pultawa zurückzueilen, um auch in Betreff der Krimexpedition die Störungen zu beſeitigen, die der plötzliche Tod des beſtimmten Befehlshabers um ſo mehr hervorzurufen drohte, als auch die Generallieutenants Douglas und Leonczef erkrankt waren. Doch auch Münnich ſelbſt ward in Pultawa vom Fieber befallen und konnte drei Wochen lang das Bett nicht verlaſſen. Auf der Reiſe nach Pultawa hatte er, durch ein eigenhändiges Schreiben der Kaiſerin, ſeine, in Folge des Ablebens des Grafen Weißbach nun doch bewirkte Ernennung zum Oberbefehlshaber über ſämmtliche Armeen am Dnieper und Don und an den ſüdlichen Grenzen des Reichs erfahren. Selbſt den Truppen in Polen und am Rhein ſollte er in allen den Türkenkrieg betreffenden Angelegenheiten Befehle zuſchicken können, und mit Recht hebt es Juncker (a. a. O. S. 137) als etwas für jene Zeit Beiſpielloſes hervor, daß Münnich's Autorität ſich damals über 400000 Mann regulärer und irregulärer Truppen, und zwar vom Rheinſtrom bis an die Grenzen von China, erſtreckt habe.

Die Kaiſerin hatte Münnich zur Erwägung gegeben, ob es, mit Rückſicht auf die Stärke der Armeen und die vorgerückte Jahreszeit, angemeſſen ſei, die beiden Unternehmungen, auf die Krim und auf Aſoff, gleichzeitig zu betreiben, und er hatte gerathen, die Belagerung Aſoffs bis zum Frühjahr auszuſetzen, den Marſch nach der Krim aber vorzunehmen, da zu dieſem die Armee ſchon völlig bereit ſtehe und die Herbſt- und Winterzeit günſtig ſcheine, auch ſonſt gerade mancherlei günſtige Umſtände zuſammenträfen. Der Kalmückenfürſt Donduk Ombo, der ſich vor vier Jahren unter türkiſchen Schutz geſtellt hatte, war von dem doniſchen Starſchin Daniel Jefremoff vermocht worden, mit ſeiner, aus 40000 Kibitken (Familien) und 7000 ſtreitbaren Männern beſtehenden Horde wieder unter die ruſſiſche Oberhoheit zurückzukehren. Man machte ſich Hoffnung, daß auch die Tataren der kleinen Nogai zu demſelben Schritte zu bringen ſein würden. Die Perſer hatten der türkiſchen Armee eine neue Niederlage beigebracht, und die Pforte war ſo mit dem perſiſchen Kriege beſchäftigt, daß ſie Rußland darüber aus den Augen ließ. Ueberhaupt erwartete man in der Krim, wegen der ſpäten Jahreszeit, keinen Angriff, und die bereits eingebrachte Ernte verſprach den Leuten Beute und Unterhalt. So ſetzte ſich denn am 12. Oct. 1735 ein Corps von 40000 Mann regulärer und irregulärer Truppen [1]), unter dem Befehl des Generallieutenant Leonczeff, welchen Jaghuſchinski zu dieſer Unternehmung vorgeſchlagen, in Marſch nach der Krim. Sie ſtießen auf mehrere Horden der Nogaier, tödteten an 4000 und erbeuteten zahlreiches Vieh, beſonders Schafe. In der Nacht des 24. Oct. aber, wo man an das Flüßchen Baronne gekommen war, brachte ein ſtarker Nordwind große Kälte und Schnee mit, ſodaß über 1000 Pferde auf einmal fielen und der Kriegsrath, bei fortdauernder Ungunſt der Witterung und da die Armee durch Krankheit und Mangel litt, den Rückmarſch beſchloß, der die Truppen gegen Ende November in ſehr mißlichem Zuſtande in die Ukraine zurückbrachte, nachdem ſie über 9000 Mann und wol ebenſo viel Pferde verloren. Leonczeff wurde zur Verantwortung gezogen, rechtfertigte ſich aber genügend. Auch der Tatarkhan, der, ſobald er von dem Einfall der Ruſſen Kunde erhalten, trotz aller Gegenbefehle der Pforte, umgekehrt war, ſoll beträchtliche Verluſte an Menſchen und Pferden erlitten haben.

---

[1]) Juncker gibt 40595 Mann mit 50000 Pferden an. Büſching hat nur [illegible] Mann regulärer Truppen, meiſt Dragoner und 8000 Koſaken.

In St. Petersburg hatte dieſer erfolgloſe Anfang des factiſch begonnenen, wenn auch nicht förmlich erklärten Krieges die Muthloſigkeit, mit welcher ein Theil der dortigen Staatslenker überhaupt dieſen Krieg betrachtet hatte, verſtärkt, und wenn nicht Münnich durch Biron, mit dem er in geheimer Correſpondenz blieb und der jedenfalls Einſicht und Charakter genug beſaß, die Bedeutung eines großen öffentlichen Intereſſes zu würdigen, die Entſchloſſenheit der Kaiſerin befeſtigt hätte, ſo würde man ſich beeilt haben, den noch nicht formell gebrochenen Frieden wieder feſtzuknüpfen. Dies geſchah nun zwar nicht; indeß verſuchte Oſtermann doch, den Münnich'ſchen Feldzugsplan, wonach der Feldmarſchall zuvörderſt die Belagerung von Aſoff einleiten und dann ſelbſt die Armee zur Eroberung der Krim führen wollte, durch einen anderweiten Vorſchlag zu durchkreuzen, nach welchem Münnich ſich auf die Belagerung von Aſoff beſchränken und daneben Friedensverhandlungen mit der Pforte, durch Vermittelung des wiener Hofes und der Seemächte, angeknüpft werden ſollten, während man in Betreff der Krim blos (sic) eine gänzliche Verheerung und Verwüſtung ins Auge faſſen ſolle. Beide Theile ſuchten, ihre Anſicht in ausführlichen Denkſchriften zu begründen. Münnich kam es dabei zu ſtatten, daß er rechtzeitig von ſeiner Machtvollkommenheit Gebrauch gemacht, die Operationen, bevor noch der Oſtermann'ſche Plan zu ſeiner Kenntniß gebracht worden, begonnen, durch Generalmajor Sperreuter [1]) die Kalantſchi, zwei oberhalb Aſoffs am Don gelegene Forts, genommen, die Uebergabe des feſten Schloſſes Luttik bewirkt, die Mündung des Don und die freie Verbindung mit dem Aſoff'ſchen Meere geſichert und die Belagerung des Platzes ſelbſt eingeleitet hatte. Die Einnahme der Forts war durch Ueberrumpelung erfolgt und hatte nur wenig Blut gekoſtet. Ueberhaupt hatte Münnich die Türken in Sicherheit gewiegt, indem er bei ſeiner Ankunft zu St. Anna den zu Aſoff befehligenden Paſcha in gewöhnlicher Weiſe höflichſt begrüßen und ihn verſichern ließ, daß er zur Beſichtigung der am Don liegenden Regimenter gekommen ſei. Er wurde denn auch in deſſen Folge mit Ehrenſalven von der Feſtung empfangen, und der Paſcha ſchrieb ihm, daß er einen Offizier zu ſeiner Bewillkommnung abſenden werde. Um nun zu verhüten, daß dieſer Offizier nach St. Anna komme und die dortigen kriegeriſchen Anſtalten bemerke, benachrichtigte Münnich den Paſcha, daß er zum 14. (25.) März in Tſirkaskoi, dem Hauptorte der doniſchen Koſacken, ſein und dann jenen Offizier, der Gewohnheit gemäß, durch einige Abgeordnete von den Kalantſchi abholen laſſen werde. Dabei benutzte er letztere Gelegenheit, den Ingenieurlieutenant Mogilow, als Koſacken verkleidet, zur näheren Erkundung des Forts mitzuſenden. Den Janitſcharenhauptmann, den die ruſſiſchen Abgeordneten, nebſt ſechs andern Türken zurückbrachten, hielt er unter allerlei plauſibeln Vorwänden auf [1], bis am 20. März der Ueberfall auf die Kalantſchi erfolgt und um ſo leichter geglückt war, als man auf dem einen Kalantſchifort die Garniſon in tiefem Schlafe fand, worauf es in einer Viertelſtunde, ohne Verluſt eines einzigen Ruſſen, genommen ward, und das andere Fort ſich auch nach wenigen Schüſſen ergab. Ein in derſelben Nacht beabſichtigter Ueberfall auf die Vorſtädte von Aſoff ſelbſt mislang durch falſche Wegweiſung und überhaupt noch ungenügende Kenntniß der Lokalität. Ungeachtet es ihm übrigens zu einer ernſtlichen Belagerung noch an Truppen, Schiffen und Geſchütz fehlte, führte er doch am 21. ſein ganzes Corps, in Einer Linie, mit fliegender Fahne und klingendem Spiele, in Perſon bis vor die alte Verſchanzung, die bei ſeiner Annäherung von den Türken geräumt wurde, worauf dieſelben aus der Feſtung zu kanoniren anfingen. Mit Rückſicht auf den Schutz, den die alten Schanzen gewährten, hatte Münnich mit Recht vorausgeſetzt, daß die Kugeln des Feindes wenig oder keinen Schaden thun würden, und ſo diente die kriegeriſche Ceremonie dazu, ſeine Leute an das Feuer zu gewöhnen und zugleich die Tragweite der feindlichen Geſchütze zu ermeſſen. Münnich ſchlug hierauf ſein Lager auf und ließ, nach einer Recognoſcirung, die erſte Redoute aufwerfen, was die Koſacken raſch und willig bewirkten, da er ihnen die Arbeit gegen Geld verdungen hatte. In Luttik hatte der türkiſche Commandant, ſobald er den General Speerreuter mit ſeinen auf Fahrzeuge geſetzten Truppen heraufkommen ſah, ſofort mit der Beſatzung die Flucht ergriffen, ungeachtet er 20 Kanonen und einen ziemlichen Vorrath von Munition und Lebensmitteln beſaß. Er wurde aber von den Koſacken eingeholt und mit Frau und Kind und 30 Janitſcharen gefangen genommen, wobei ihn denn die Koſacken natürlich rein ausplünderten. Als der Feldmarſchall ihn fragte, warum er ſeinen Poſten verlaſſen hätte, da er ſich doch noch ſo weit hätte vertheidigen können, daß ihm eine ehrenvolle Capitulation zu bewilligen geweſen wäre, gab er lächelnd zur Antwort: es hätte ihm unbillig geſchienen, das Leben des geringſten der Seinigen zu wagen, da er gewiß gewußt hätte, daß er ſich nicht halten konne. Juncker bemerkt dabei ſpöttiſch: aus dieſer und andern Antworten hätte man leicht ſchließen können, daß er mehr Eigenſchaften beſitze, einen ehrlichen Hausvater, als einen Commandanten abzugeben, und Münnich und ſeine Offiziere werden daſſelbe gedacht und den ehrlichen Türken verachtet haben, der das Leben eines Menſchen für wichtiger hielt, als einen Punkt der militäriſchen Etikette.

---

[1]) Er war Generalmajor der Artillerie. Juncker bezeichnet ihn als einen „dem äußerlichen Anſehen nach marktſchreieriſchen, in der That aber ſoliden, ordentlichen und herzhaften alten Mann." Er hatte ſchon bei der früheren Belagerung Aſoffs als Artilleriemajor gedient.

---

[1] Der Hauptmann und zwei andere Türken ließen ſich überdem durch Beſtechung zu dem Verſprechen vermögen, bei der Belagerung gute Dienſte leiſten zu wollen, wenn man nach Uebergabe der Stadt den bei derſelben liegenden Garten des Hauptmanns bezahlen, oder ſonſt ſeinen Schaden vergüten wolle.

Der ſo unerwartete Angriff hatte große Verwirrung in der Stadt hervorgerufen und Münnich und ſeine Freunde ſind der Meinung geweſen, daß, wenn man fortgefahren hätte, dem Feinde in ſeiner Beſtürzung immer heftiger zuzuſetzen, der Platz, trotz der geringen Anzahl der Belagerungstruppen, in kurzer Zeit und ohne großes Blutvergießen übergegangen ſein dürfte. Indeß Münnich mußte zu der Armee am Dnieper, übergab daher dem General Lewaſcheff das Commando und reiſte am 26. März ab. Lewaſcheff war zwar, nach Juncker, ein alter, verſuchter General und hatte ſich namentlich in Perſien ausgezeichnet, wo er freilich auch ſeine Koffer ſehr ſtark gefüllt hatte, verſtand aber wenig vom Ingenieurweſen und ließ ſich durch die geringe Zahl ſeiner Truppen abhalten, weiter auf die Stadt zu drängen. Er wußte zudem, daß er das Commando nicht behalten ſollte, das vielmehr Laſcy beſtimmt war, und hatte keine Luſt, die Ernte eines andern zu beſtellen. So blieb er unthätig und ließ die Feinde ſich von ihrer Beſtürzung erholen.

Laſcy, der bis dahin das in Mähren ſtehende Hilfscorps commandirt hatte, war nach Rußland zurückberufen, zum Feldmarſchall ernannt und nun angewieſen worden, die Belagerung von Aſoff zu leiten. Auch hier miſchte ſich die Ränkeſucht und Unaufrichtigkeit der damaligen Großen des ruſſiſchen Hofes, zum Aerger der Betheiligten und zum Nachtheil der Sache, ein. Münnich war amtlich erklärt worden, daß Laſcy, trotz des nunmehr gleichen Ranges, von ſeinen Befehlen abhängen ſolle und angewieſen worden ſei, ſich zunächſt zu ihm nach Czaricinka zu begeben, um ſeine Abſichten in Betreff des Feldzuges und der Belagerung zu vernehmen. Letzteres war ſchon wahr; aber man hatte Laſcy in den Glauben verſetzt, daß ihm ein unabhängiges Commando beſtimmt ſei. Es war beiden nicht wenig verdrießlich, als der Widerſpruch zu Tage kam, und wenn ſie auch ihren Verdruß nicht hervortreten ließen und Münnich verſtändig genug war, die Form einer collegialiſchen Berathung zu wählen, in welcher der Operationsplan feſtgeſtellt ward, auch ſeine Kanzlei anwies, in allen Ausfertigungen an Laſcy die ſorgfältigſte Rückſicht zu beobachten, ſo war die Herzlichkeit des Zuſammenwirkens doch von Anfang an geſtört. Die Freunde Münnich's legten in der That die verſpätete Einnahme Aſoffs, die übrigens doch am 1. Juli 1736 erfolgte, dem Umſtande zur

Laſt, daß Lascy ſich habe von dem Generalquartiermeiſter de Brigny[1]) beſtimmen laſſen, von dem mit Münnich verabredeten Operationsplane abzugehen. Indeß erklärte ſich die Verzögerung auch dadurch, daß eine ziemliche Anzahl Kanonen bei dem Gebrauche zerſprungen war, wie bekanntlich dergleichen Fatalitäten bei dem Kriegsmaterial in Rußland nichts Seltenes waren. Drollig war es dabei, daß, als Lascy den Umſtand einberichtet hatte, Oſtermann die Sache dem Grafen Münnich zur Laſt legen wollte, der, wie die Kanonen gegoſſen worden, Generalfeldzeugmeiſter geweſen ſei, ſich aber herausſtellte, wie dieſe Kanonen von der Admiralität geliefert worden, deren nomineller Vorſteher Oſtermann ſelbſt war. Lascy hatte übrigens ſchon vor Antritt ſeines Commandos einen Unfall erfahren, der ihn beinahe um die Ehre dieſer Eroberung gebracht hätte. Als er nämlich von der Conferenz mit Münnich längs der Linie nach Aſoff zu reiſte, ging er, weil die kleinen Gewäſſer ausgetreten waren, um einen Umweg zu vermeiden, aus der Linie heraus auf einen Weg, den Münnich für den bequemern Marſch der Armee hatte anlegen laſſen. Nur von einer ſchwachen Bedeckung von Landmiliz begleitet, wurde er plötzlich von einigen tauſend Tataren überfallen, die ihm kaum noch die Zeit ließen, ſich und ſeine Offiziere und Diener auf den von den Strängen losgeſchnittenen Wagenpferden in die Linie zu retten, während die Landmilizdragoner ſeine Flucht deckten und dabei niedergehauen wurden. Auch einer ſeiner Diener kam dabei um und Lascy verlor an 10000 Rubel Werth in den geplünderten Wagen. Dabei bemerkt Juncker, der dieſen Vorgang berichtet, naiv: es ſei noch ein Glück geweſen, daß ſich das Porträt des römiſchen Kaiſers und die 5000 Dukaten nicht dabei befunden, „wovon man ihm zwar in Wien nach ſeiner Ruckkunft vom Rhein ein Präſent gemacht, ihn aber auch die Dukaten an die kaiſerliche Kammer wieder zurückzuborgen perſuadirt hatte." Ein noch größeres Glück aber war es, daß der Major Güldenfalk, der zwiſchen jenem Platze und Iſum mit einigen Compagnien Dragoner auf Vorpoſten ſtand, und den Tataren nachſetzte, den Operationsplan, nebſt den dazu gehörigen Riſſen, und die übrigen Schriften des Feldmarſchalls Lager wiederfand, die die Tataren, als ihnen gänzlich unnütz, auf die Erde geworfen hatten.

---

[1] Zwei Brüder dieſes Namens ſtanden in ruſſiſchen Dienſten. Dies war der jüngere.

Bei der Muſterung zu Czariczinka fand Münnich an dienſtbarer Mannſchaft etwa 25000 Mann reguläre Feldtruppen, 10000 Mann reguläre Landmiliz, 20000 Koſacken und etwa 1000 nicht eingetheilte leichte Reiter, die auf Sold, oder auch nur auf Beute dienten. Die Infanterie war in ziemlich gutem Stande, die meiſten Felddragonerregimenter aber ſchwach, und in Betreff des Materials von Seiten des Kriegscommiſſariats mit der gewöhnlichen Nachläſſigkeit und Untreue verfahren worden. Hätte Münnich nicht aus eigener Sorgfalt und mit Benutzung particulärer Kriegskaſſen für 25000 Rubel Zwieback backen laſſen, ſo würde er gar nicht haben marſchiren können. Der Generalproviantmeiſter, den er unter Wache zu ſich bringen ließ, hatte die Frechheit, ſich mit der Ausrede entſchuldigen zu wollen, daß er nicht gewußt habe, wo die Armee eigentlich zuſammenkommen würde. Münnich richtete ſich nun mit jenem Vorrath und mit dem, was die Regimenter an Zwieback bei ſich hatten, ſo ein, daß die Armee zur Noth auf drei Monate verſorgt war, traf aber Veranſtaltung, daß eine große Maſſe friſcher Zwieback gebacken und der Armee von Zeit zu Zeit durch Convois und einige noch auf dem Marſche begriffene Regimenter nachgeführt werden ſollte, und ließ den Generalmajor Trubetzkoi zurück, der den Generalproviantmeiſter anzutreiben und zu unterſtützen, ſowie für den Transport der Nachlieferungen zu ſorgen hatte. Da der Feldmarſchall dem Generalproviantmeiſter überdem gedroht hatte, er würde ihn, auf eigene Verantwortung und ohne Anfrage, aufhängen laſſen, wenn er die vorgeſchriebene Quantität nicht zur beſtimmten Zeit liefern werde, ſo ſoll der Generalproviantmeiſter damals in der That faſt Wunder gethan haben. Weniger leiſtete Fürſt Trubetzkoi, welchen Münnich nicht ſo bedrohen konnte. Er ſchickte keineswegs ausreichend nach und der Transport war noch nicht geendigt, als die Armee ſchon wieder zurückkam. Selbſt bei den Koſacken hatte ſich der Feldmarſchall über den nachtheiligen Einfluß der Corruption zu beklagen. Der im vorhergehenden Jahre verſtorbene General Schukoſſskoi, unter dem die Koſacken von Kleinrußland und die ſlabodiſchen Regimenter ſtanden, war ein habſüchtiger Mann geweſen, infolge deſſen faſt alle Oberſten der koſackiſchen Regimenter es durch Beſtechung dahin gebracht hatten, daß er ſie nicht in die Campagne commandirte. Der dadurch veranlaßten Ausgabe kamen ſie dadurch wieder bei, daß ſie von den vermögenden Hauptleuten, welche auch lieber zu Hauſe blieben, ihrerſeits Geld nahmen, und dieſe entſchädigten ſich wieder bei den gemeinen Koſacken, von denen ſie auch die Elite, gegen Bezahlung, zu Hauſe ließen. Ungeachtet Münnich, deſſen Operationsplan Schukoſſskoi auch ſonſt aus Eigennutz durchkreuzt hatte[1], ſich über ihn beſchwerte, wurde Schukoſſskoi dennoch, nach Weißbach's Tode, zum Generallieutenant ernannt, ſtarb aber bald darauf, worauf ſich die Wahrheit der von Münnich über ihn erhobenen Beſchwerden, für die Sache freilich zu ſpät, auswies.

---

[1] Hermann, Beiträge, S. 175.

Unter Münnich ſtand, bei dieſem Armeecorps, zunächſt der Prinz Ludwig von Heſſen-Homburg (Bd. IV, 477 ff.), ſeit 1735 Generalfeldzeugmeiſter. Generallieutenant Jsmailoff führte die Nachhut, Generallieutenant Leonczeff die Vorhut. Bei der letzteren marſchirte noch ein ſtarkes Commando der auserleſenſten Leute, unter den Generalmajors v. Spiegel und v. Stoffeln[1]), welcher letztere zugleich als Generalquartiermeiſter fungirte. Die übrigen Generalmajors waren Fürſt Repnin, Magnus, Graf Biron, Hein, Tarakanoff, Leslie, Struethoff. Unterwegs wurden an bequemen Orten Redouten, Schanzen, Forts, Magazine, das Hauptmagazin aber am Ausfluß der Samara angelegt. Bei Kameni-Saton ſtießen die ſaporogiſchen Koſacken, jedoch nur 3000 Reiter und 1500 Fußgänger ſtark, unter dem alten Koſchewoi Maleczewicz zur Armee.

Von dem weiteren Marſche erwähnen wir nur, daß am 8. Mai der Oberſt Witten mit etwa 4000 Mann, die zur Hälfte aus regulären Truppen, zur Hälfte aus Koſacken beſtanden, mit der geſammten Macht der Ta-

---

[1]) Er wurde ſpäter Generallieutenant und Commandant von Oczakoff und ſtarb im März 1746, ſtammte übrigens aus Franken. Sein Sohn war jener Chriſtoph v. Stoffeln, der 1748 Generalquartiermeiſter bei dem ruſſiſchen Hilfscorps in Deutſchland war, 1757 die ruſſiſche Avantgarde in Preußen führte, unter Peter III. Generallieutenant ward, 1764 in Polen, 1769 unter Golizyn gegen die Türken focht, commandirender General in der Moldau ward und im Juni 1770 in der Walachei ſtarb.

taren in Conflict kam. Der Generalmajor Spiegel, der mit 340 Dragonern zu ihm ſollte, um das Commando zu übernehmen, ward durch 15000 Tataren von ihm abgeſchnitten. Da nun Münnich keine Nachricht erhielt, ſo ritt er, bevor noch das zur Hilfsleiſtung beſtimmte Corps zum Abmarſch bereit war, mit ſeinem Adjutanten, dem Generalmajor v. Stoffeln, und dem Profeſſor Juncker, nur von 82 Dragonern und 100 Koſacken bedeckt, voraus, verſuchte vergeblich, die ihm entgegenkommenden flüchtigen Koſacken zum Stehen zu bringen, ſah vielmehr auch ſeine eigenen Koſacken verſchwinden und kam in dieſer Verwirrung allmählich bis zu Spiegel. Ehe er dieſen noch erreicht hatte, ſah er die lange Linie Tataren, war aber ungewiß, ob es Freunde oder Feinde ſeien. Der Flügeladjutant Uliz und der Ingenieuradjutant Zimmermann ritten, um die Sache zu erkunden, an Spiegel vorbei und auf den Feind zu, wurden aber plötzlich von Tataren umringt, wobei Zimmermann niedergehauen, Uliz aber glücklich noch durch ſein Pferd gerettet ward. Der Feldmarſchall war inzwiſchen zu Spiegel gekommen, der ihm, auf die Frage, wie es ſtehe, mit ſeiner gewohnten Gemüthsruhe lächelnd antwortete: „Gnädiger Herr, hier liegen wir vor Anker,“ ihm aber rieth, ſich in Zeiten zur Armee zurückzuziehen. Münnich traf noch einige Anordnungen und ließ ſeine eigene Dragonerbedeckung zur Verſtärkung zurück, worauf er mit ſeinen Offizieren umkehrte. Stoffeln hatte er ſchon vorher zurückgeſchickt, um den Marſch des Hilfscorps zu beſchleunigen und einen Theil deſſelben ſofort herbeizuführen. Als Münnich aber eine Strecke Weges von den Spiegel'ſchen Truppen entfernt war, ſah er, daß 4—500 Tataren ſich von ihrer Horde abtrennten und ihm ſeitwärts nachſetzten. Er befahl darauf ſeinem

Adjutanten Mengden, auf der andern Seite zu Spiegel zurückzukehren und die Escorte zu holen. Schon ſchwenkten die Tataren auf ihn ein, als die Escorte noch zur rechten Zeit in vollem Trabe herbeikam. Ihr Capitän, Namens Neumark, ließ ſie zwiſchen den Feldmarſchall und die Tataren reiten, ſich in zwei Gliedern formiren und gegen die Tataren Front machen, worauf dieſe ſich eilends zu den Ihrigen zurückbegaben. Eine ziemliche Strecke weiter kamen Leonczeff und Stoffeln mit dem Succurs und Münnich befahl ihnen, alle fünf Minuten drei Kanonenſchüſſe zu thun, was denn auch die Folge hatte, daß die Tataren, welche unaufhörliche, aber immer vergebliche Angriffe auf Witten und Spiegel gemacht hatten, gegen 7 Uhr abends plötzlich abließen und ſich nach Perekop zu zogen. Spiegel hatte eine ſchwere Wunde im Unterleib durch einen Pfeilſchuß davongetragen und Oberſt Weißbach hatte drei Wunden erhalten. Sonſt war der Verluſt der Ruſſen nicht beträchtlich.

Münnich war darauf gefaßt, noch eine Schlacht mit den Tataren beſtehen zu müſſen, bevor er vor Perekop anlangte. Der Khan hatte ein allgemeines Aufgebot der männlichen Bevölkerung vom 17. bis 70. Jahre verfügt, und den Männern waren noch einige hundert mit Sabel und Spieß bewaffnete Weiber gefolgt, die aber nicht die angenehmſten Amazonen vorgeſtellt haben ſollen. Es waren zwar, außer den krimſchen Tataren, nur die klein-nogaiſchen erſchienen; indeß wurde die Zahl zum mindeſten auf 100000, in den Ausſagen der Gefangenen aber ſogar auf 200000 geſchätzt. Münnich marſchirte vom 10. Mai an beſtändig im Quarré mit den Koſacken auf den vier Flügeln, und wunderte ſich, daß der Feind ihm den letzten Brunnen vor Perekop, zu Czornoja-Delina, wohin er am 13. gelangte, unbeſtritten ließ. Als er aber am 15. von da aufbrach und aus dem Thale aufwärts marſchiren wollte, kamen die Tataren hinter der Höhe in ungeheurer Anzahl hervor und umzingelten die Armee. Münnich ließ dieſe ſogleich Halt machen und ſich in Poſitur ſetzen. Er beſetzte jetzt das Quarré mit Geſchützen und zog die Koſacken herein, wo ſie hinter den Regimentern auf den Bagagewagen mit ihren gezogenen Röhren dem Feinde aufzulauern hatten. Es war ſtrengſte Ordre gegeben, das kleine Gewehr nicht eher abzufeuern, bis der Feind völlig zum Schuß und zum Eindringen nahe genug gekommen wäre. Die Tataren hatten zu allen Gegenanſtalten reichliche Zeit gelaſſen, bevor ſie zum Angriff ſchritten, den ſie, nach ihrer Weiſe, mittels einzelner Haufen vornahmen, die ſich von dem Hauptcorps abtrennten und auf die Ruſſen losſtürzten, immer aber durch die Wirkung der Kanonen und Haubitzen zurückgehalten wurden. In einen Haufen, der außer Kanonenſchußweite hielt, ließ der Prinz von Heſſen-Homburg durch den Hauptmann Tolſtev eine Bombe werfen, die mitten hinein auf einen leeren Platz fiel. Die Tataren bildeten einen Kreis um die Bombe und ſahen neugierig zu, wie ſie in der Erde wühlte, fuhren aber nicht garſtig auseinander, als ſie plötzlich platzte und die Stücke umherflogen. So hatte man dieſes Spiel an zwei Stunden getrieben, ohne daß die Ruſſen einen Flintenſchuß gethan, oder einen Mann verloren hätten. Dann ließ der Feldmarſchall Marſch ſchlagen und auf die Tataren losrücken, worauf dieſe ſich ſofort zuſammenzogen und eilends nach Perekop zu zurückwichen. Noch an demſelben Abend lagerte Münnich im Angeſicht von Perekop und rückte am 17. unter die Kanonen. Ein Ausfall wurde von den doniſchen Koſacken zurückgeſchlagen.

In der Krim hatte man den ruſſiſchen Angriff ſo wenig erwartet, als zu Konſtantinopel. Die Pforte hatte gewünſcht, daß der Khan mit ſeiner Horde zum Entſatze von Aſoff ziehen möchte, und er war eben im Begriff geweſen, zu einem in Konſtantinopel deshalb abzuhaltenden Kriegsrath zu reiſen, als ihn die Nachricht von der Annäherung der Ruſſen aus Balaklava nach Perekop zurückrief. Münnich fand die Feſtung ſtärker, als er erwartet hatte, und die Umſtände für eine lange Belagerung wenig günſtig. Er beſchloß daher, nachdem er durch ſeine Anſtalten die Türken in den Wahn verſetzt, daß er die rechte, kürzere Seite mit förmlichen Belagerungsarbeiten anzugreifen beabſichtige, plötzlich einen allgemeinen Sturm auf die linke, längere Seite zu unternehmen. Nachdem er am 19. dieſe Abſicht einem Kriegsrath eröffnet, befahl er dem Prinzen von Heſſen-Homburg, die Armee ſofort in Bereitſchaft zu ſetzen, ſodaß ſie in der Nacht nach rechts marſchiren und mit anbrechendem Tage an dem zu beſtimmenden Platze vor der Linie ſtehen ſolle. Der Prinz und die übrigen Generale verlangten noch einen Tag Zeit dazu, was aber der Feldmarſchall mit der Bemerkung abſchlug, daß ein Deſerteur nur eine Werſt zu laufen habe, um das Vorhaben zu verrathen. Dann ſchickte er Stoffeln zur Recognoſcirung der Linie und Auswählung des vortheilhafteſten Platzes ab, der auch abends 6 Uhr zurückkehrte und ſeinen Rapport erſtattete. Durch ihn erfuhr der Feldmarſchall zuerſt die ungewöhnliche Tiefe des Grabens, während es an Leitern und allen anderen Sturmgeräthſchaften mangelte. Münnich ſagte aber: „Gott und unſerer braven Leute Herzhaftigkeit und geſchickte Art, ſich in allem zu helfen, wird uns glücklich hinaufbringen;

führen Sie uns nur ſo, Herr Generalmajor, daß wir in der Nacht den rechten Platz nicht verfehlen.

Nach 8 Uhr rückte die Armee aus, und nur Fürſt Repnin der jüngere blieb mit 4000 Mann zur Deckung des Lagers zurück, von wo er mit Löſung des Geſchützes einen falſchen Lärm zu machen hatte, während deſſen und die ganze Nacht hindurch die Armee, in drei Heerſäulen, in der größten Stille marſchirte und am 20. Mai früh gegen 8 Uhr an dem beſtimmten Orte, welchen Stoffeln ſehr geſchickt gewählt hatte, auf dem Glacis der Linie ſtand, ohne daß der Feind das Geringſte von ihrem Marſche wahrgenommen. Die Tataren waren in vollem Schlafe und der Khan in ſeinem erſten Morgengebete begriffen, als der Angriff anhob, daher alles bei ihnen in der größten Beſtürzung und der meiſte Theil mehr auf Flucht, als auf Gegenwehr bedacht. Wer ſich widerſetzen wollte, wurde von den erſten Regimentern, die die Bruſtwehr erſtiegen und ſich hinter derſelben formirt hatten, niedergehauen oder gefangen genommen, und in weniger als einer Stunde war die ganze Armee innerhalb der feindlichen Werke. Die erſte Fahne pflanzte ein deutſcher Fähnrich, Roſenberg, auf die Bruſtwehr. Ein Regimentsprieſter, der gleichfalls mit unter den Erſten war, die die Bruſtwehr erſtiegen, rief fortwährend den Soldaten, unter Vorhalten des Kreuzes zu: ſie ſollten ſich nicht ſcheuen; die Sache ſei Gottes und der Kaiſerin. Die Mittel, durch welche die Soldaten den Mangel der Sturmgeräthſchaften erſetzten, waren ebenſo mannichfaltig, als ſeltſam. Ein Theil machte mit den Flintenkolben und Beilen Stufen in die Erde; ein anderer ſteckte die Schweinsfedern von den ſpaniſchen Reitern in den Wall und ſtieg ſo hinauf. Viele legten ganze ſpaniſche Reiter als Leitern an. Die meiſten ſteckten die Köpfe zwiſchen die Beine ihrer Vormänner, halfen ihnen ſo hinauf und wurden von den Nachfolgenden in gleicher Weiſe hinaufgehoben. Dabei zogen alle Infanterieregimenter auch noch ihre Kanonen, deren jedes zwei führte, mit hinauf. Bei dem ganzen Angriff hatten die Ruſſen nur 7 Todte und etwas über 170 Verwundete, und ohne folgenden Vorgang würden ſie nicht einmal ſoviel Verluſt gehabt haben. In einem Caſtell, in welchem der Khan ſelbſt geſchlafen hatte, lagen 40—50 Türken und einige vornehme Tataren, die ſich nicht ergeben wollten, ſondern fortwährend mit Kanonen und Flinten ſchoſſen. Der Feldmarſchall rief dem nächſten Regimente zu: es ſolle ein Offizier mit einiger Mannſchaft die Treppe hinaufſteigen, die Thüre aufſchlagen laſſen und hineindringen. Zu dieſem Geſchäfte meldete ſich der Hauptmann v. Manſtein und nahm 20 Grenadiere mit. Die Türken ſchoſſen durch die Thüre und verwundeten einige. Als aber die Thüre aufgeſtoßen war, fielen ſie dem Hauptmann zu Füßen und baten um Pardon. Manſtein hielt nun auch die Seinigen von dem Gemetzel ab und nahm bereits die Waffen der Gefangenen in Empfang, als ein Dragonergrenadier hereinkam, in voller Wuth zu dem Hauptmann ſagte: „Herr Capitän, was machen Sie? wir müſſen die Canaillen nur bewachen, wenn ſie zu Gefangenen gemacht werden; ſterben müſſen ſie, damit ſie keinen von uns ferner zum Sklaven machen,“ und darauf dem nächſten Gefangenen das Bajonnet durch den Leib ſtieß. Nun vertheidigten die Türken ihr Leben. Dem Capitän wurde der Zopf glatt vom Kopfe weggehauen; ein Hieb prallte von dem Ringkragen ab; zwei andere bekam er über die linke Hand. Zuletzt wurden aber die Türken ſämmtlich niedergehauen. Während man darauf mit dem Beutemachen beſchäftigt war, explodirte das

Pulver im Keller, zum Glück aber nicht nach oben, ſondern auf die Seite, ſodaß nur zwei Mann dabei umkamen, und der Hauptmann mit ſeinen übrigen Leuten ſich noch davonmachen konnte, bevor das Gewölbe einfiel.

Der Khan war noch zur rechten Zeit auf ein Pferd geſetzt und fortgeſchafft worden, hatte aber ſeine Sachen zurücklaſſen müſſen, unter denen man, außer einigen Säcken Dukaten, auch ein langes engliſches Perſpectiv fand, das ihm Peter der Große geſchenkt hatte und deſſen ſich Münnich dann den Feldzug über bediente. Nach Einnahme des Platzes fand man auch, daß die Befeſtigungen deſſelben doch nicht geeignet geweſen wären, eine lange Belagerung auszuhalten, ſowie es auch ſonſt an rechten Vertheidigungsanſtalten gemangelt hatte. Die Thürme und Caſtelle flankirten die Linie nicht gehörig; die Schießlöcher waren zu enge, ſodaß die Kanonen nicht nach unten gerichtet werden konnten, und die Tataren ihre Feinde nur mit Pfeilen und kleinem Gewehr, oder mit dem Säbel abzuwehren verſuchen konnten. Die neue Bruſtwehr war noch nicht zur Hälfte in die Höhe geführt und das ältere Mauerwerk völlig morſch. Mit der Flucht des Khan war auch im Commando allgemeine Verwirrung ausgebrochen. Der größte Theil der Tataren hatte ſich auf der andern Seite befunden und war, ſtatt den Angegriffenen zu Hilfe zu eilen, geflüchtet. Als der Feldmarſchall auf die andere Seite rückte, was noch an demſelben Vormittage geſchah, fand er nur noch das letzte Caſtell von Janitſcharen beſetzt, die ſich anfangs vertheidigen wollten, aber, als einige Regimenter mit Artillerie herankamen, gleichfalls, unter Zurücklaſſung von vier Kanonen und beträchtlicher Munition, die Flucht ergriffen. Nachdem Münnich ſein Lager im Angeſicht des Feindes aufgeſchlagen, gab er die Stadt der

Plünderung preis, bei der man eine ungeheuere Menge von Kaufmannsgutern erbeutet haben ſoll. Inzwiſchen wurde die Citadelle aufgefordert, die ſich auch 21. Mai mittels Capitulation ergab. Früh nach 8 Uhr dieſes Tages ruckte die in 2554 Janitſcharen und Spahis beſtehende Garniſon, unter der ſich 500 Mann von der Garde des Kapudan-Paſcha befanden, aus der Citadelle. Bei Ankunft des Feldmarſchalls beglückwünſchte ihn der zeitherige türkiſche Commandant der Feſtung und der Linie, der alte Janitſcharenaga Ibrahim, im Namen der Beſatzung wegen Einnahme dieſes wichtigen Platzes Es wurden ihm, nebſt den Schlüſſeln der Stadt, Verzeichniſſe der Kanonen, deren man, außer den eiſernen, 84 metallene fand, und der beträchtlichen Munition ubergeben. Die Garniſon ſtreckte das Gewehr; der Feldmarſchall ließ ſie die Revue paſſiren und zählen, zog dann unter Abfeuerung der Kanonen in die Stadt und ſpeiſte daſelbſt mit der ſämmtlichen Generalität zu Mittag. Nach der Capitulation hätten der Beſatzung die Waffen zuruckgegeben und hätte ſie nach Kosloff oder Oczakoff convoyirt werden ſollen. Münnich hielt ſich jedoch für berechtigt, die Erfüllung der Capitulation in dieſem Punkte zu ſuspendiren, bis der Khan die bei Ausbruch des Krieges angehaltenen ruſſiſchen Kaufleute freigelaſſen haben wurde, wie die Ruſſen hinſichtlich der krimſchen Kaufleute gethan hatten. — Am 23. Mai feierte Münnich ein Dankfeſt fur die Eroberung Perekops, davon er die Nachricht durch Fermor nach St. Petersburg bringen ließ.

Er war nicht gemeint, ſich mit dieſem Erfolge zu begnügen, ſondern beſchloß, weiter zu dringen, ungeachtet man nicht nur großen Verluſt an Pferden erlitten, ſondern auch die Hälfte des keineswegs reichlichen Proviants aufgezehrt hatte und ein guter Theil des Reſtes durch das Regenwetter verdorben war. Nur inſofern ließ er ſich durch dieſe Umſtände zu einiger Aenderung ſeines Planes beſtimmen, als er jetzt nicht mehr, um die Verbindung mit Aſoff zu gewinnen, nach links auf Jenikale und Kertſch, ſondern nach rechts auf Kosloff marſchiren wollte, wo er Unterhalt und Beute für die Armee zu finden erwartete und durch welchen Marſch er zugleich die Tataren vollends zu ruiniren gedachte. Die Generale und namentlich der Prinz von Heſſen-Homburg, der die Strapazen nicht geliebt haben ſoll, waren anderer Meinung; aber Münnich beſtand auf ſeinem Sinne, und von der damaligen Differenz datirt man die Spannung zwiſchen Münnich und dem Prinzen, welche ſpäter für erſteren verhängnißvoll werden ſollte, während er ſie zunächſt für bedeutungslos halten konnte und in der That den mehrfachen Schritten zur Ausſöhnung, die der Prinz gethan habe, nicht entſprochen haben ſoll. — Münnich beſetzte Orkazi und die Linie mit einem Regiment Dragoner und einem Fußregiment, unter Oberſt v. Dewitz, der in nur drei Jahren Commandant von Derbent, von Thorn und von Orkazi war, noch in demſelben Jahre 1736 Commandant von Riga, bald darauf aber Generalmajor und wieder zur Armee geſchickt wurde. Leonczeff und Stoffel wurden mit 7000 Mann und einem Theil der Feldartillerie, nebſt 500 gefangenen Türken, zunächſt zur Arbeit vor der Linie und, als Generalmajor Tarakanoff mit 5000 Mann Landmiliz zu ihnen geſtoßen, gegen Kinburn geſchickt. Münnich ſelbſt brach am 24. Mai mit der Hauptarmee auf und drang tiefer in die Krim ein, wobei jedoch die Truppen großen Mangel litten. Man warf Münnich vor, daß er, in Verfolgung ſeiner militäriſchen Zwecke, auf die

Beſchwerden der Soldaten allzuwenig Rückſicht genommen, und wenn man auch über den politiſch-militäriſchen Gehalt dieſes Vorwurfs verſchiedener Meinung ſein kann[1], ſo kann doch jener Umſtand dazu beigetragen haben, daß Münnich die Liebe und Anhänglichkeit der Truppen nicht in dem Maße zu Theil ward, wie er es ſpäter vielleicht zu wünſchen Veranlaſſung bekam. Uebrigens mag in dem damaligen Rußland die größere Schonung der Soldaten von Seiten anderer Generale auch weniger aus Humanitätsgefühl, als aus eigener Bequemlichkeitsliebe gefloſſen ſein. — Münnich überſah ſonſt die Leiden der Soldaten nicht und ſuchte, ihnen Muth einzuſprechen. Als er am 26. früh, nachdem das Zeichen zum Aufbruch gegeben, die im Quarrée en parade ſtehende Armee, ſeiner Gewohnheit nach, umritt, rief er den Soldaten zu: „Kinder, ſeid guten Muthes, wir werden bald an Fleiſch und gutes Waſſer kommen“, worauf die nächſtſtehenden antworteten: „Gott gebe es! es iſt nöthig, Vater.“ — Der Feind that der Armee wenig Schaden. Zwar fielen bei dem Ueberſetzen über die kleinen Flüſſe, Meerbuſen und Thäler verſchiedene Scharmützel zwiſchen den ruſſiſchen Koſacken und Huſaren und den Tataren vor, aber ſobald die regulären Truppen anrückten und die erſte Kanone Feuer gab, ergriffen die Tataren allemal die Flucht. Am 27. Mai gegen Mittag verſuchte der Sultan Galgan, d. h. der tatariſche Erbprinz, einen Hauptangriff, hielt aber nach abgewarteter Kanonade nicht lange Stand und verlor einige Fahnen und eine ziemliche Anzahl Verwundeter. Man hatte bei dem Feinde Spahis und einige Kanonen wahrgenommen, weshalb man die Gefangenen befragte, bei welcher Gelegenheit man erfährt, daß man zu jener Zeit noch barbariſch genug war, wenn die Gefangenen nicht gutwillig die Ihrigen verrathen wollten, die Folter anzuwenden! Erſt nach peinlicher Befragung geſtanden ſie, daß der Kapudan-Paſcha, da es ihm nicht gelungen, einen Succurs nach Aſoff zu werfen, einige tauſend Mann bei Kaffa ans Land geſetzt hätte. War dieſe Kenntniß ſo wichtig, daß man ſie durch unmenſchliche Grauſamkeit erkaufen mußte? Und ſagte man ſich nicht, daß ein ſolches Verfahren auch dem Feinde das Recht gebe, ebenſo zu handeln?

---

[1] Ein entſchiedener Fehler ſcheint es geweſen zu ſein, wenn es wahr iſt, daß er den Marſch regelmäßig erſt einige Stunden nach Tagesanbruch antreten ließ, ſtatt die Nachtkühle zu benutzen.

Am 28. marſchirte die Armee bis zu dem ſchmalen Meerbuſen Baltſchika, wo der Feind ſich wieder ſehen ließ und die Paſſage ſtreitig machen wollte. Bei dieſer Gelegenheit entſtand bei dem Uebergang eine Oeffnung in einem Quarré und ein paar hundert Tataren ſtürzten ſich hinein. Die Koſacken, die auf den Bagagewagen ſtanden und für einen ſolchen Fall zu feuern beauftragt waren, krochen ſtatt deſſen unter die Wagen, und die Sache hätte immerhin nachtheilig werden können, wenn die Tataren der Verſuchung hätten widerſtehen können, die Bagage zu plündern. Während ſie ſich dabei aufhielten, gewann man Zeit, die Ordnung herzuſtellen und die Tataren, ſoweit ſie nicht wieder zu entkommen vermochten, theils niederzuhauen, theils gefangenzunehmen.[1] — Am 29. erhielt der Feldmarſchall Nachricht, daß die Tataren bei einem Süßwaſſerpfuhl

---

[1] So ſtellt ſich der Vorgang, nach einer Combinirung der Berichte Duncker's (Hermann, Beiträge, S. 280) und Büſching's (Magazin, Bd. III, 427) dar.

Namens Sjotczambak lagerten, den Ruſſen dieſes Waſſer ſtreitig zu machen vorhätten, übrigens aber, in gänzlicher Ermüdung, ſich feſtem Schlaf überlaſſen hätten. Er detachirte daher ſofort den Generalmajor Hein, mit einer hinlänglichen Anzahl leichter Reiter und einigen Kanonen, und befahl ihm, während der Nacht auf das feindliche Lager loszureiten und es bei anbrechendem Tage anzugreifen, wobei er ſich zum Angriffe nur regulärer Truppen zu bedienen und die irregulären zur Verfolgung des Feindes bereit zu halten hatte. Man glaubte, hier endlich eine Gelegenheit zu haben, den Feind zu faſſen und ihm einen tüchtigen Schlag beizubringen. Zum Unglück verhielt ſich Hein aber ängſtlich und unentſchloſſen, und übernahm, in zu ſchwerem Gefühle ſeiner Verantwortlichkeit, die viel ſchwerere Verantwortlichkeit, von ſeinen Ordres abzugehen. Er marſchirte theils nur langſam; theils machte er, etwa 11 Werſte von dem Feinde, Halt, berathſchlagte mit den Stabsoffizieren und ließ ſich, namentlich durch den Oberſten v. Boy, den Schwiegerſohn des Feldmarſchalls Lascy, beſtimmen, die Leute abſitzen zu laſſen und Quarré zu formiren. Vergebens ſtellte ihm der Oberſt v. Stockmann von der Landmiliz vor, daß das Quarré unnöthig ſei, da man keine Bagage bei ſich führe, und ſo nur den Marſch und den Angriff ohne Noth erſchwere. Vergebens ſagte ihm der Starſchin der doniſchen Koſacken, Iwan Baſiljowicz Froloff: „Herr Generalmajor, wenn Sie das thun, ſo handeln Sie weder als ein rechtſchaffener Soldat, noch als ein treuer Diener Ihrer Majeſtät, und ich gebe keine Pfeife Taback für Ihren Kopf; wenn Sie nicht Ordre pariren, ſo will ich zeigen, daß mein Säbel nicht ſo feſt ſteckt, wie Ihr Degen.“ Hein blieb bei ſeinem Vorſatz, während Froloff mit den doniſchen Koſacken, denen auch die ſaporoger und die Huſaren folgten, vorrückte und in der That am frühen Morgen des 30. die Vorpoſten des Feindes überrumpelte, niederhieb, in das Lager eindrang, nach allen Seiten hin die in tiefen Schlaf begrabenen Tataren metzelte und bis an das Zelt des Sultan Galgan gelangte, der nur eben noch die Zeit gewann, ſich auf ein Pferd zu ſchwingen, während ſein Gefolge niedergehauen, ſein Roßſchweif und die Hauptfahne, nebſt fünf andern und dem ganzen Gepäck, erbeutet wurden. Wäre jetzt Hein zur Stelle geweſen, ſo hätte man einen entſcheidenden Sieg erfechten können. So aber ermannten ſich die Tataren, als ſie ſahen, daß ſie es nur mit Koſacken zu thun hatten, und Froloff mußte ſich zurückziehen, was er zwar mit Erhaltung der Beute, aber doch mit Verluſt von mehr als 100 Mann bewerkſtelligte. Münnich ließ dem General Hein den Degen abfordern und er wurde vor ein Kriegsgericht geſtellt, das ihm, nach Juncker, den Kopf abgeſprochen haben ſoll, worauf er mit Sibirien begnadigt worden wäre. Nach Büſching wurde er verurtheilt, Rang und Adel zu verlieren und als gemeiner Dragoner unter der Miliz zu dienen.

Die Tataren hatten bei dem Anrücken des Succurſes das Weite geſucht, und die Armee marſchirte ungehindert auf Kosloff zu, in deſſen Nähe ſie am 4/15. Juni ankam, und das ſie von allen Feinden verlaſſen fand, ſodaß ſie ohne Widerſtand einzog. Sie fand hier eine Anzahl Kanonen, viel Getreide, brachte an 20000 Schafe zuſammen, und machte in einer Stadt, die eine lebhafte Handlung trieb und ſeit mehr als 500 Jahren keinen Feind geſehen hatte, ſo viel Beute, daß man gar nicht alles mit fortbringen konnte. — Am 6./17. Juni hörte man eine Kanonade. Es war Generalmajor Leslie, der mit nur 300 Mann und 2 Kanonen zur Armee marſchirte, etwa anderthalb Meilen davon aber von großer Uebermacht angefallen ward. Man ſchickte ihm Fürſt Repnin mit 3000 Mann zur Hilfe; er hatte aber den Feind, nach einem mehrſtündigen Gefechte, bereits zurückgetrieben, und u. a. einem vornehmen Tataren, der etwa 20 Schritt vor der Fronte geſtanden, perſönlich mit dem Degen niedergeſtoßen und ihm einen ſchönen Panzer und einen koſtbaren Säbel abgenommen. Von Kosloff marſchirte man, unter geringen Anfechtungen von Seiten der Tataren, bis gegen Bakcziſarei, das man am 17./28. Juni ins Geſicht bekam. Auch hier waren alle Einwohner ins Gebirge geflüchtet. Drei Linien der Ruſſen blieben unter Gewehr ſtehen; die vierte wurde in die Stadt geſchickt, um Beute zu machen, während man den Feind durch leichte Reiter beobachten ließ. Gegen Mittag, als die Ruſſen in voller Plünderung der Stadt begriffen waren, kamen die Tataren plötzlich aus dem Gebirge hervor, und nachdem ſie die Janitſcharen, die ſie hinter ſich auf den Pferden ſitzen gehabt, abgeſetzt und ſo zwiſchen ſich eingeſtellt hatten, daß allemal zwiſchen zwei Tataren oder Spahis ein Janitſchar ſtand, fielen ſie mit großer Wuth auf die Huſaren und Koſacken ein, die ſich jedoch lange genug hielten, um die fünf Regimenter herankommen zu laſſen, welche Münnich ſelbſt mit Leslie herbeiführte. Der Feind hielt die erſten Kanonenſchüſſe aus. Als aber der Feldmarſchall mit der Infanterie in Sturmſchritt vordrang und mit dem kleinen Gewehr pelotonweiſe feuern ließ, ſetzten ſich die Janitſcharen wieder hinter die Tataren zu Pferde und eilten in die Berge zurück. Bei dem erſten Angriff hatten ſie den Koſacken eine Kanone genommen, deren Fortführung ihnen ſchwerfiel. Ein ruſſiſcher Lieutenant, der dies bemerkte, bat den Feldmarſchall, ſie ihnen abnehmen zu dürfen, und bewerkſtelligte dies raſch und muthvoll, worauf er ſofort zum Hauptmann ernannt ward. Glücklicher waren die Tataren bei einem gleichzeitigen Angriff geweſen, den ſie auf die Troßknechte machten, welche die Pferde nach einigen etwas abliegenden Brunnen zur Tränke geritten hatten, und deren Bedeckung zu ſchwach war, die Feinde abzuwehren. Hier wurden viele theils getödtet, theils gefangen, auch eine Kanone genommen, und General Spiegel kam zu ſpät, den Tataren den Rückzug zu verſperren. Es war dies aber der einzige Vortheil, den ſie in der ganzen Campagne davongetragen.

Nachdem der Feldmarſchall den Palaſt des Khans beſichtigt und die vergoldeten Thurmknöpfe und Halbmonde von der Moſchee hatte abbrechen laſſen, wurde die Stadt in Brand geſchoſſen. — An demſelben Tage kamen Adam Eworka, ein Ungar, der vormals in Ragozi's Dienſten geſtanden und als franzöſiſcher Conſul bei dem Khan geweſen war, und Andreas Butowski, ein Pole, den der polniſche Kronfeldherr Potocki, angeblich wegen Grenzbeſchwerden, an den Khan geſchickt gehabt. Sie hatten ſich in die Gebirge geflüchtet gehabt und begaben ſich jetzt unter ruſſiſchen Schutz. — Die Mittheilungen, die ſie über die Lage der Feinde machten, hätten den Wunſch des Feldmarſchalls, nach Kaffa zu dringen, nur verſtärken können. Indeß nöthigte ihn der ſtarke Abgang an Pferden und die in der Armee ausbrechenden, wol hauptſächlich durch das ſchlechte Trinkwaſſer hervorgerufenen Epidemien, denn doch, den Rückweg nach Perekop zu ſuchen. Um jedoch dieſe Abſicht zu verdecken und zugleich noch weitere Gegenden der Krim zu verheeren, richtete er den ſeit dem 18./29.

Juni angetretenen Marſch ſo ein, daß die Feinde immer noch in der Meinung blieben, es gehe auf Kaffa los, weshalb ſie denn ihre Operationen auf Deckung dieſer Richtung berechneten, zumal in derſelben die eigenen Beſitzungen des Galga-Sultan lagen, der, bei dem hohen Alter des Khans, der eigentliche Kriegsführer war. Indeß ging es auch bei dieſem Zuge wie gewöhnlich: die Tataren machten von Zeit zu Zeit an einem geeigneten Punkte, wo eine andere Truppe ihrem Feinde gar bedenkliche Schwierigkeiten bereitet haben würde, Halt, ließen es aber nie zu einem ernſten Gefecht kommen, ſondern zogen ſich ſtets ſogleich zurück, ſobald die Ruſſen ihnen nahe kamen. An dem Salgyra traf man wieder einmal die ganze Macht der Tataren, und hier blieben ſie auch ſolange ſtehen, bis ſie die Ruſſen, die einen Berg herabrückten, mit ihren vier Kanonen beſtreichen konnten. Münnich kümmerte ſich nicht im geringſten um ſie, ſondern ließ ruhig den Marſch fortſetzen. Der Prinz von Heſſen-Homburg, der mit all dieſen Zügen nicht einverſtanden war, weil er wahrſcheinlich gern ſo raſch als möglich in guten Quartieren geweſen wäre, machte aber Vorſtellungen gegen das Beharren auf einer dem feindlichen Feuer ſo ausgeſetzten Marſchrichtung. Münnich erwiderte: der Prinz möge nur die Gnade haben und ſeine Artillerie gleichfalls anrücken laſſen, worauf der Feind auf die erſte Salve das Weite ſuchte.

Es gehörte dieſer Vorgang in die Reihe der Mißhelligkeiten, die ſich zwiſchen Münnich und dem heſſiſchen Prinzen ſchon ſeit jenem Kriegsrath in Perekop entſponnen hatten. Nach Juncker's nicht unwahrſcheinlicher Vermuthung waren es übrigens eigentlich die Ruſſen, namentlich General Ismailoff, welche die Bolzen drehten, die der Prinz, dem ſie überdies wegen ſeines wohlverſehenen Küchen- und Weinwagens ſchmeichelten, verſchoß. Schon auf dem Marſche nach Bakcziſarei hatte er 28 Remonſtrationspunkte gegen die Art der zeitherigen Operationen übergeben, worauf ihm der Feldmarſchall durch den Adjutanten, der die Schrift überbrachte, ſagen ließ: er laſſe Sr. Durchlaucht ſein Compliment machen, habe aber jetzt weder Zeit, die ihm überſchickte Schrift zu leſen, noch, ſie zu beantworten. Bei Bakcziſarei ſoll er ſo weit gegangen ſein, ſeinen Freunden vorzuſchlagen, daß ſie, falls der Feldmarſchall weiter marſchiren wolle, ſich widerſetzen und im Nothfalle den Feldmarſchall gefangen nehmen wollten. Die Rathgeber des Prinzen mochten aber doch beſorgen, daß ſie dabei leicht ihre Köpfe verlieren könnten, und brachten ihn davon ab.[1] — Bald nach dem Vorgange am Salgyra verſuchte der Prinz, dem Feldmarſchall dadurch eine Verlegenheit zu bereiten, daß er ihm eine Liſte vorlegte, wonach er zum Transport der Geſchütze und der Munition noch 2000 Pferde verlangte. Münnich ließ ihm darauf zunächſt antworten: da der Prinz Generalfeldzeugmeiſter ſei, ſo werde es ihm hoffentlich nicht an Vorſchlägen fehlen, wie man ſich in der Sache helfen könne. Der Prinz, in der Meinung, daß Münnich in der That keinen Rath wiſſe, erklärte, daß er nichts vorzuſchlagen habe, worauf ihm der Feldmarſchall zurückſagen ließ, wenn Sr. Durchlaucht kein Rath bekannt wäre, ſo wolle er ſelbſt Rath ſchaffen, und nun den hetmanſchen

---

[1] Nach Büſching's Darſtellung (a. a. O. S. 435) beſchwichtigten ſie ihn dadurch, daß ſie dafür die ſchriftliche Vorſtellung in Vorſchlag brachten. Es ſtimmt dies aber hinſichtlich des Ortes und der Zeit nicht mit Juncker's Angabe (a. a. O. S. 219).

Koſacken, von denen ohnedies, nach ihrem zeitherigen ſchlechten Verhalten, keine ſonderlichen Dienſte zu erwarten waren, den Befehl ertheilte, ihre Reitpferde anzuſpannen und, gegen das gewöhnliche Poſtgeld, die Artillerie damit fortzuſchaffen, was auch glücklich von ſtatten ging, bis man den General Leonczeff traf, welcher friſche Pferde hatte.

Nachdem man noch am 22. Juni (3. Juli), durch Generallieutenant Ismailoff und Generalmajor Biron, mit 1000 Mann und 10 Kanonen, die 3 Werſt vom Lager entfernte Reſidenz des Galgan-Sultan, Achmed-Schet oder Sultan-Serey geheißen, hatte überfallen und in Brand ſtecken, die umliegenden Dörfer aber ausfouragiren laſſen, lenkte man am 25. Juni (6. Juli) nach Perekop um, auf welchem Wege man nur kleine feindliche Haufen fand, die man leicht verjagte. Am 3./14. Juli brachte ein Kurier die Nachricht, daß Aſoff übergegangen ſei, ſowie man auch ungefähr gleichzeitig die Einnahme Kinburns erfuhr. Der Feldmarſchall ließ daher am 4./15. die Armee Halt machen und unter gewaltigen Freudeſalven das Tedeum ſingen, zugleich aber die Türken durch zwei Gefangene, die bei dieſer Gelegenheit wieder in Freiheit kamen, von den Anläſſen dieſer Feierlichkeit benachrichtigen, worauf ſie ſich vollends von der ruſſiſchen Armee entfernten, welche am 6./17. Juli wieder bei Perekop anlangte. Münnich hatte die Abſicht gehabt, hier nur die Armee ſich ausruhen zu laſſen, Verſtärkungen an ſich zu ziehen, Proviant zu beſchaffen und dann nochmals gegen den Feind aufzubrechen. Bei ſeiner Ankunft fand er aber alles anders, als er für dieſen Plan vorausgeſetzt hatte. Lascy war zu lange vor Aſoff beſchäftigt geweſen, als daß er ihm rechtzeitig hätte Truppen und Proviant zuführen können, und als er ſich endlich, auf durch Münnich erwirkten unmittelbaren Befehl der Kaiſerin, auf den Weg machte, erfuhr er unterwegs, daß die Armee ſchon auf dem Rückweg nach Perekop ſei, und kehrte in die Ukraine zurück. Schlimmer noch war, daß ein anſehnliches Convoi, deſſen Führung man einem jungen, unverſtändigen Capitän vertraut hatte, der noch vor kurzem Page bei der Prinzeſſin Eliſabeth geweſen war, und deſſen Unvorſichtigkeit weit genug ging, um den Soldaten zu geſtatten, ihre Flinten auf Wagen zu packen und ſich nachfahren zu laſſen, von den Tataren überfallen worden war, welche die Mannſchaft niedermetzelten und den Proviant, ſoweit ſie ihn nicht mitnehmen konnten, zerſtörten. Nur General Arekzef hatte mit zwei Regimentern Dragoner auf 15 Tage Brot für die Armee herbeigeſchafft und mit dieſer Gelegenheit waren auch viele Marketender mit Wein und andern Lebensmitteln gekommen. Ebenſo brachte Oberſt Wedel am 7./18. Juli, mit drei Dragonerregimentern, einen Transport Lebensmittel, was aber alles nur ausreichte, den Truppen einige Erholung zu verſchaffen, nicht aber, ſie für einen neuen Zug in die verwüſtete Krim auszurüſten. So erwirkte denn Münnich die Erlaubniß, die Armee in die Ukraine zurückzuführen.

Vorher hatte er auch mit dem Generalmajor Karl Magnus v. Biron, einem Vetter des Oberkammerherrn, einen Streithandel gehabt, bei dem ſich aber der letztere anſtändig und taktvoll verhielt. Da die Pferde in Maſſen fielen und Münnich beſorgte, es möchten durch den Geſtank der verweſenden Thiere neue Krankheiten entſtehen, ſo traf er Anſtalten, ſie einſcharren zu laſſen, und beauftragte Biron mit der Ertheilung der desfallſigen Anordnung. Dieſer aber fand dieſen Auftrag beleidigend, erklärte, daß ſein Vater „kein Racker“ geweſen, und wurde ſo anzüglich, daß Münnich ihn zunächſt, um ihn loszuwerden, mit Convoyirung der Kranken, die der Armee voraus in die Ukraine zurückgehen ſollten, beauftragte, und dann dem Oberkammerherrn über das Benehmen ſeines Vetters ſchrieb, der denn auch dem letztern daſſelbe nachdrücklich verwies und ihm den Strafbrief offen durch Münnich zukommen ließ.

Bevor man den Rückmarſch antrat, wurden die Linie und die Befeſtigungen von Perekop zum großen Theile geſchleift und geſprengt. Die Tataren beläſtigten die heimkehrenden Ruſſen, zu denen am 9./20. Auguſt auch General Leonzeff, nachdem er Kinburn geſprengt hatte, ſtieß, wenig oder gar nicht. Um ſie zu beobachten und zugleich ihre Schleifwege und Furten genauer zu erkunden, war General Spiegel mit fünf Regimentern und 2000 Koſacken detachirt worden und noch nicht zurück, als die Armee ihren Rückmarſch antreten mußte. Münnich ſchickte ihm den Oberſten Stockmann mit einer kleinen Verſtärkung nach, die ſich auch glücklich zu ihm durchſchlug und mit ihm vereint über Bachmuth wieder zur Armee gelangte. Sie hatten glücklich die, bisher den Tataren allein bekannt geweſene, ſpäter den Ruſſen gar dienliche Furt durch die Faule See entdeckt. Als man am 4./15. Sept. an dem Samara ankam, zählte keines der Regimenter, die beim Beginne des Feldzuges jedes 1000 Mann ſtark geweſen waren, noch 600 dienſttüchtige Leute. Während der Feind nicht 2000 Mann getödtet oder gefangen genommen hatte, waren an 28000 durch Mangel und Krankheiten umgekommen. Nur Leonzeff's Corps hatte wenig Verluſt gehabt, da es nach der Uebergabe Kinburns ruhig bei dieſer Stadt ſtehen geblieben war und ſich gepflegt hatte.

Nach der Rückkehr hatte Münnich noch mit den Nachwirkungen der gegen ihn betriebenen Machinationen der misgünſtigen Generale zu kämpfen. Der Prinz von Homburg hatte heimlich an den Oberkammerherrn Biren geſchrieben und das Verfahren des Feldmarſchalls in dem ungünſtigſten Lichte dargeſtellt. Obwol nun Biren auch diesmal ſo ehrenhaft geweſen ſein ſoll, Münnich den Denunciationsbrief des Prinzen zu überſenden, ſo hatte dieſer Brief doch am Hofe Eindruck gemacht und mag auch von den ſonſtigen Gegnern des Feldmarſchalls benutzt worden ſein. Münnich ward nach St. Petersburg berufen, und ſollte ſich vor einem Kriegsgericht verantworten, an deſſen Spitze der Feldmarſchall Lascy geſtellt ward, von dem man wußte, daß er mit Münnich geſpannt war. War er nun dies auch wirklich, ſo war er doch auch durch und durch ein echter Soldat, folglich ein Ehrenmann, der auch Gegner und Nebenbuhler nur mit ehrenhaften Waffen bekämpfen konnte, und dabei ſelbſt ein ſo ausgezeichneter Militär, daß er die Verdienſte Münnich's vollſtändig zu würdigen wußte. Er hat, ſei es nun daß er den ihm angetragenen Vorſitz ablehnte und damit die ganze Sache ins Stocken brachte, oder daß er in dem Kriegsgericht als Vertheidiger Münnich's auftrat, jedenfalls die Grundloſigkeit der gegen Münnich erhobenen Anklagen darthun helfen und das Weitere bewirkte Münnich's perſönliches Erſcheinen, ſodaß er, ſtatt einer Verantwortung zu unterliegen, vielmehr mit Gnadenbezeigungen belohnt zur Armee zurückkehrte. Die Kaiſerin ſchenkte ihm die Güter in der Ukraine, die Graf Weißbach, auch ein Gegner und Nebenbuhler von ihm, beſeſſen hatte und die nach deſſen Tode an die Krone zurückgefallen waren.

Münnich kam gegen Ende des Februars 1737 in ſein Hauptquartier Kiew zurück, wo er zunächſt mit ganzem Eifer an Vollendung der Rüſtungen zum nächſten Feldzuge arbeitete. Wie die Regimenter durch 30000 Rekruten wieder vollzählig gemacht wurden, ſo wußte Münnich auch ihre Ausrüſtung und Verproviantirung mit ſolcher Kraft und Sorgfalt zu betreiben, daß die Uebelſtände und Entbehrungen des vorigen Jahres ſoweit möglich vermieden wurden. Um die Mitte des März bekamen alle Regimenter Befehl, ſich marſchfertig zu halten, und zu Anfang des April verließ die ganze Armee ihre Quartiere, worauf ſie zu Ende deſſelben an drei Punkten über den Dnieper ging. Sie beſtand aus 63 Bataillonen Fußvolk, zwei Gardeſchwadronen, einer Schwadron Kuraſſiere, 145 Schwadronen Dragoner, 1500 Huſaren, 13000 Koſacken, 3000 Mann vom Artillerie- und Ingenieurcorps mit zahlreichen Geſchützen. Die Geſammtſtärke ward auf 60—70000 Mann geſchätzt. Unter dem Feldmarſchall fungirte auch diesmal der Prinz von Homburg als Generalfeldzeugmeiſter. Außer Leontieff nahmen diesmal auch der General Rumänzoff (Bd. VI, S. 358) und die Generallieutenants Keith, Karl Biron und Löwendahl (Bd. III, S. 195 fg.) an dem Feldzug theil. Auch Stoffeln, Waliſi Repnin, Magnus Biron, Arakczeff, Tarakanoff begegnen wir wieder. Als Freiwilliger wohnte dem Feldzuge der einer anſcheinend ſo glänzenden und nachmals doch ſo unglücklichen Laufbahn beſtimmte Prinz Anton Ulrich von Braunſchweig bei und hat ſich als eine gute Stütze für Münnich erwieſen, da er ſich ebenſo beſcheiden, als unverdroſſen zeigte und treu zu dem Feldherrn hielt.

Gegen Ende des Juni ging die Armee über den Bug, wo verſchiedene ausländiſche Offiziere zu ihr ſtießen, die den Feldzug als Freiwillige mitmachen wollten. Auch kamen hier mehr als 28000 Proviantwagen und 2000 Kameele zu ihr, von welchen letzteren jede Compagnie zwei bekam. Wie die Armee den Bug verließ (2. Juli), begann ſie im Quarré, nämlich in drei Vierecken, die einander unterſtützten, zu marſchiren. Der Marſch war auf Bender gerichtet, indem der Feldmarſchall die Feinde durch dieſe Scheinbewegung zu verleiten hoffte, von Oczakoff Truppen nach Bender wegzuziehen. Ob ſie das wirklich gethan, darüber lauten die Nachrichten verſchieden; jedenfalls aber fand man Oczakoff, vor dem man am 10. ankam, ſtark beſetzt und befeſtigt. Um den Ruſſen die Fourage zu entziehen, hatten die Türken alles Gras von Janczikra an bis Oczakoff und vier Meilen umher verbrannt. Kurz vor Ankunft der Ruſſen erhielt die bereits an 15000 Mann ſtarke Beſatzung noch eine Verſtärkung von 7000 auserleſenen Bosniaken und Arnauten. Wie die Ruſſen ſich vor dem Platze lagerten, nachdem ſie ein vierſtündiges Reitergefecht beſtanden, ließ der Gouverneur, Muſtafa Paſcha, die Vorſtadt in Brand ſtecken.

Das Schlimmſte für die Belagerer war, daß die Flotte, welche derſelbe Fürſt Trubetzkoi, deſſen Anſtalten zur Verſorgung der Armee ſchon im vorigen Jahre ſo ſaumſelig geweſen waren, den Dnieper herabführen ſollte, und die mit einem Theile des ſchweren Geſchützes und andern Belagerungserforderniſſen beladen war, wider Verabredung und Erwartung nicht zur Stelle war. Ungünſtige Winde und niedriger Waſſerſtand dienten als Entſchuldigung, während die Anhänger Münnich's allerdings argwöhnten, daß auf Seiten Trubetzkoi's ſchuldbares Ungeſchick, wo nicht böſe Abſicht, gewaltet habe. Hätten ſie recht gehabt, ſo hätte freilich Münnich ſich ſelbſt anklagen müſſen, daß er einem Mann, der ſich ſchon im vorhergehenden Feldzuge unzuverläſſig erwieſen, abermals einen ſo wichtigen Auftrag vertraut hatte. Er ſelbſt muß wenigſtens an böſen Willen auf Seite des Fürſten nicht geglaubt haben, denn er ſoll ihn ſowol damals vor jeder Ahndung geſchützt, wie auch ſpäter ihn mehrfach gefördert haben, wofür er in der Folgezeit freilich mit ſchwerem Undank belohnt ward. Wie es ſich aber auch mit dieſer Sache verhalten habe, die Verlegenheit, die das Ausbleiben der Flotte hervorrief, war groß. Die Feſtung erwies ſich ſtärker und beſſer bemannt, als man gedacht hatte; zu einer regelmäßigen Belagerung gebrach es an Mitteln, und außerdem mußte man eilen, um den Türken nicht die Zeit zu laſſen, neue Verſtärkungen oder ein Entſatzheer herbeizuführen. In einem großen, am 11. Juli gehaltenen Kriegsrath, der noch verſammelt war, als die Feinde einen heftigen Ausfall aus der Stadt machten, welchen Löwendahl zurücktrieb, ward beſchloſſen, die Stadt mit ſtürmender Hand anzugreifen. In den nächſten Tagen beſchäftigte man ſich jedoch mit Arbeiten an Redouten und Laufgräben, die nur da von ſtatten gingen, wo man ältere Werke und Gärten benutzen konnte, ſonſt aber durch die Härte des Bodens ſehr behindert wurden, beſtand Vorpoſtengefechte und warf unaufhörlich Bomben in die Stadt. Als dieſe denn doch eine größere Feuersbrunſt entzündet hatten, ließ Münnich die Truppen (am 13. vor Tagesanbruch) bis an den Fuß des Glacis dringen und die Wälle mit dem kleinen Gewehr beſchießen, damit die Beſatzung auf den Wällen feſtgehalten und dadurch behindert werde, an den Löſcharbeiten theilzunehmen. Die Ruſſen hätten gern verſucht, in die Stadt zu dringen, aber ein breiter äußerer Graben am Fuß des Glacis, zu deſſen Ueberſchreitung ſie kein Mittel hatten, hielt ſie auf, und ſie zogen ſich, nach zweiſtündigen fruchtloſen Verſuchen, endlich in ziemlicher Verwirrung und nach verhältnißmäßig nicht unbedeutendem Verluſte zurück. Namentlich wurden viele Verwundete, die nicht ſchnell genug mit fortkonnten, von den Türken, die, nur in zu ſchwacher Anzahl, einen Ausfall machten, getödtet, und man meinte, daß ein kräftiger Ausfall des Gros der Beſatzung in dieſem Augenblicke die Ruſſen wol hätte zwingen können, die Belagerung aufzuheben. Selbſt die Freunde Münnich's geſtehen ein, daß er bei dieſer Belagerung den Hauptfehler begangen, den Angriff zu unternehmen, ohne irgend eine nähere Kenntniß von den Feſtungswerken zu haben. Deshalb hatte er ſie gerade an dem feſteſten Punkte angegriffen, während ſich bald zeigte, daß ſie von der Seeſeite aus leicht zugänglich geweſen wären. Von der Exiſtenz des Grabens, der ſo vielen Ruſſen das Leben koſtete und leicht ſo verhängnißvoll hätte werden können, hatte man keine Ahnung gehabt. Das Schlimmſte war, daß Münnich, in dem erſten Verdruſſe über das Mislingen und bei noch fortdauernder Ungewißheit über den Ausgang, geneigt war, die Schuld auf Keith zu ſchieben, der nur den Befehlen des Feldmarſchalls gehorcht und, nachdem er ſeine Bedenken über dieſelben vorgeſtellt, ſie treu und muthvoll auszuführen verſucht hatte Münnich nahm auch nächſten Tages ſeine unbilligen Aeußerungen zurück.

Das Glück hatte ihm doch den Sieg zugedacht, und benutzte dazu die Schwächen und Verwirrungen der Feinde. Schon glaubte Münnich alles verloren und verfiel in tiefe Niedergeſchlagenheit. Prinz Anton Ulrich, der keinen Schritt von ihm wich und dem an ſeiner

Seite ein Pferd unter dem Leibe getödtet ward[1], rief ihm zu: „Laſſen nur Ew. Excellenz den Muth nicht ſinken, ſonſt wird der ganzen Armee das Herz entfallen.“ Eine ſchwache Hoffnung ſetzte Münnich noch auf die fortdauernde Feuersbrunſt, und dieſe ſollte ſich in der That in einer Weiſe bewähren, die man kaum hätte ahnen können. Gegen 3 Uhr des Morgens flog das große Pulvermagazin in die Luft, zerſtörte einen Theil der Stadt und verſchüttete über 6000 Mann. Die Türken geriethen darüber in ſo große Verwirrung, daß der Gouverneur, um nur die ruſſiſchen Angriffe zu verhüten, die Fahnen, mit denen die Wälle und das Glacis bedeckt waren, abnehmen und die weiße Fahne aufſtecken ließ. Gleichzeitig ſchickte er ſeinen Generaladjutanten an den Feldmarſchall, und ließ um eine Waffenruhe von 24 Stunden bitten. Das ward natürlich abgeſchlagen und vielmehr verlangt, daß die Beſatzung ſich binnen einer Stunde als kriegsgefangen ergeben ſollte, widrigenfalls ſie keinen Pardon zu hoffen habe. In der Zwiſchenzeit erfuhr man, daß die Huſaren und donſchen Koſacken[2], die in der Stadt herrſchende Verwirrung benutzend, von der Seeſeite her, wo die Stadt nur durch eine gewöhnliche, an mehreren Stellen ſchadhafte Mauer vertheidigt war, bereits in den Platz eingedrungen waren, indem ſie den Seraskier, der ſich mit einem Theile der Beſatzung auf die Schiffe hatte flüchten wollen, zurückgetrieben hatten und ihm in die Stadt gefolgt waren. Der Seraskier, um ſein Leben bangend, beſchickte jetzt den Feldmarſchall auch ſeinerſeits und ergab ſich auf Gnade und Ungnade. Es wurde ein Thurm in Beſitz genommen und ſeine Beſatzung entwaffnet und ins Lager gebracht. Die Verwirrung erreichte den höchſten Grad. Eine Anzahl Ruſſen ging auf eigene Hand in die Stadt, um zu metzeln und zu plündern. Die erſchreckten Einwohner entkamen zum Theil auf die Schiffe; viele kamen auch bei dem Verſuche, dieſelben durch Schwimmen zu erreichen, ums Leben, und als die Schiffsführer ſahen, daß die Stadt erobert war, lichteten ſie die Anker und ſtachen in See. Unter dieſen Verwirrungen wüthete die Feuersbrunſt fort und es ſprangen noch zwei Pulvermagazine in die Luft, wobei eine Anzahl Ruſſen, die des Plünderns halber in die Stadt gegangen waren, mitten in ihrem rohen Treiben ums Leben kamen. Den Ruſſen hatte dieſe Belagerung an Todten 10 Stabsoffiziere, 58 andere Offiziere und 987 Unteroffiziere und Soldaten, an Verwundeten 39 Stabsoffiziere, gegen 100 andere Offiziere und 2703 Unteroffiziere und Soldaten gekoſtet. Unter den Verwundeten befanden ſich die Generallieutenants Keith und Löwendahl, die Generalmajore Chruczeff und Arakczeff, die Brigadiers Lieven und Hagk. Dem Feldmarſchall war ein Pferd unter dem Leibe getödtet und ein anderes verwundet. Der Prinz von Homburg hatte ſich am erſten Tage der Belagerung ins Krankenbette gelegt und ſtand erſt am Tage ihrer Beendigung wieder auf. War dieſe Krankheit Verſtellung, ſo wird man den Grund nicht in Mangel an Muth, wol aber in dem Wunſche zu ſuchen haben, die Verantwortlichkeit des Feldmarſchalls bei der anfangs ſehr zweifelhaft erſcheinenden Unternehmung nicht zu theilen. An Gefangenen machte man den Seraskier Jagia Paſcha, den Gouverneur Muſtafa Paſcha, 30 höhere, 60 ſubalterne Offiziere, 3174 Soldaten, 200 Bediente, 1200 Weiber und Kinder. 54 Griechen nahmen Dienſte bei den Huſaren. Einige hundert Chriſtenſklaven wurden befreit. Der übrige Theil der Beſatzung und Einwohnerſchaft war umgekommen, oder entflohen. Wie groß aber die Zahl der Umgekommenen war, ergibt ſich daraus, daß man am 20. ſchon 17000 Türken begraben hatte, während noch viele unter dem Schutte lagen. So viele Menſchen waren umgekommen, damit ein Platz aus den Händen der einen Nation in die einer andern übergehe, ein Platz, den man ſchon 1739 verließ und ſchleifte! Auf den Wällen fand man 82 metallene und 6 eiſerne Kanonen, 7 Mörſer und eine Haubitze. An Ehrentrophäen erbeutete man 9 Roßſchweife, 8 Commandoſtäbe und an 300 Fahnen.

---

[1] Auch der ihn begleitende Oberſtlieutenant Heimburg (Bd. VIII, S. 362) wurde an ſeiner Seite verwundet, ebenſo ein Page, und ein anderer Page getödtet.

[2] Dieſe thaten ſich überhaupt bei dieſer Belagerung vor. Sie fochten freiwillig zu Fuß und liefen mit Sturm.

Die eroberte Stadt ward am 14. Juli vom Generalmajor Bachmetoff (Bd. V, S. 371) und Ingenieuroberſt Braiſe mit 2 Regimentern Dragoner, 12 Bataillonen Fußvolk und 2000 Koſacken beſetzt, von welchen Mannſchaften jedoch zwei Regimenter, unter Oberſt v. Wedel, nach Kinburn gehen ſollten. Der Feldmarſchall ließ viel Artillerie und mehrere Ingenieurs zurück, welche die Feſtungswerke herſtellen und erweitern ſollten, damit aber noch lange nicht zu Stande waren, als die Türken den Verſuch machten, den Platz wiederzuerobern. Münnich trat am 17. mit dem Gros der Armee, das jedoch durch die erlittenen Verluſte und die zu Oczakoff zurückgelaſſene Beſatzung weſentlich geſchwächt war, den Marſch an, bei dem man zunächſt nur den Zweck hatte, die Türken von Oczakoff abzuziehen, und ſo der Beſatzung Zeit zu ſchaffen, ſich für das Weitere einzurichten. Am 23. wurde man von 5000 Türken und 10000 Tataren, die von Bender gekommen waren, überfallen, wobei man zwar den Feind mannhaft zurückſchlug, aber doch 50 Mann an Todten und Verwundeten, gegen 100 an Gefangenen und einiges Gepäck verlor. Die Generalquartiermeiſter Oberſt Fermor und Oberſtlieutenant Lieven hatten ſich mit den Quartiermeiſtern und Fouriers, zuſammen nur 350 Mann ſtark, gegen einige Tauſende Türken und Tataren ſo lange gehalten, bis ſie Succurs erhielten. — Am 26. lagerte man ſich bei Andrejewſka, wo der Feldmarſchall die Eroberung des Forts St. Andreas anordnete, wo ein Theil der Artillerie, von zwei Fußregimentern unter dem Prinzen von Homburg beſchützt, bleiben ſollte, bis die Flotte die Geſchütze nach Oczakoff bringen könne. Von dieſer Flotte kam erſt 15 Tage nach der Eroberung Oczakoffs die erſte Abtheilung daſelbſt an. Die zweite erſchien erſt am Ende Auguſts, die dritte Mitte Septembers. Die Armee ging der Fourage halber über den Bug, wobei jedoch die Feinde theils die Fourage durch Anzünden des Graſes und Geſträuches ſchmälerten, theils die Unvorſichtigkeit der Fouragirenden durch Ueberfälle ſtraften. Nachdem der Feldmarſchall noch eine Reiſe nach Oczakoff gemacht hatte, um ſich von dem Fortgang der Arbeiten zu überzeugen, ging die Armee in die Ukraine zurück, um die Winterquartiere zu beziehen. Sie hatte 11000 Mann regulärer Truppen und 5000 Koſacken verloren, deren wieder die meiſten an Krankheiten geſtorben waren. Das Commando von Oczakoff wurde, da Bachmetoff wegen Kränklichkeit um Abberufung gebeten, dem General v. Stoffeln übertragen, der im October und November, bei noch unvollendeten Werken und mit einer durch Krankheiten ſehr geſchmolzenen Beſatzung[1], einen ſehr heftigen Angriff feindlicher Uebermacht mannhaft abſchlug.[1]

---

[1] Bei Aufhebung der Belagerung waren nur noch 2000 Mann

Während des Winters machte Münnich eine Reiſe nach St. Petersburg, um, was ihm auch gelang, die Abſichten des öſterreichiſchen Hofes zu hintertreiben, welcher gewünſcht hatte, daß ein ſtarkes ruſſiſches Hilfscorps durch die Walachei nach Ungarn gerückt wäre, um die dortigen öſterreichiſchen Unternehmungen gegen die Türken zu unterſtützen. Münnich war ſtets mit dem wiener Cabinete geſpannt und war jetzt beſonders erbittert, da der Oberſt Bärenclau, der als öſterreichiſcher Commiſſär bei der ruſſiſchen Armee war und die Vorgänge vor Oczakoff beobachtet, ſich zwar ſehr rühmend über die Bravour der ruſſiſchen Soldaten, aber ſehr bitter über ihre Befehlshaber ausgeſprochen hatte, und das Schreiben in Münnich's Hände gefallen war.[2] Es iſt auch richtig, daß Rußland den öſterreichiſchen Unternehmungen ſchon durch Beſchäftigung der Türken auf ſeiner Seite ſehr weſentliche Dienſte leiſtete, und daß, wenn die öſterreichiſche Armee ſo gut im Stand erhalten und verwendet worden wäre, wie die ruſſiſche denn doch ward, der Ausgang des Krieges ein ganz anderer geweſen ſein dürfte, als er ſich im belgrader Frieden für Oeſterreich ergab. Auf der andern Seite aber hatten die beiden Kaiſerhöfe doch ſicher ein großes

---

Kampfunfähige übrig. Oberſt v. Webel war während derſelben mit [illegible] Mann von Kinburn eingetroffen. Die Türken hatten über [illegible] Mann verloren.

[1] Die Kaiſerin ernannte ihn dafür zum Generallieutenant und ſchenkte ihm anſehnliche Güter in der Ukraine. Braſſe ward Generalmajor.

[2] Bärenclau ward abberufen und durch den Oberſt Freiherrn v. Maislo erſetzt.

gemeinſames Intereſſe, und wie die Dinge einmal lagen, dürfte die Theilnahme eines gut ausgerüſteten, mit einem tüchtigen Befehlshaber verſehenen, ſtarken ruſſiſchen Hilfscorps an den Operationen der Oeſterreicher doch das nächſte Mittel geweſen ſein, von dem ſich damals ein beſſerer Ausgang des Krieges erwarten ließ. Münnich ſcheint, bei ſeinem Streben, Rußland und Oeſterreich zu trennen, mehr perſönlichen, als politiſchen Motiven gefolgt zu ſein; weshalb es ihm auch ſpäter weſentlichen Schaden gebracht hat. Damals aber drang er wenigſtens ſoweit damit durch, daß die Ruſſen an dem Plane ausſchließlicher Separatoperationen feſthielten.

Während ſeiner Abweſenheit in St. Petersburg machten die Tataren einen Verſuch, die Ruſſen in ihren Winterquartieren zu beunruhigen und, wo möglich, die Verwüſtung der Krim durch Verwüſtung der Ukraine zu rächen. Der Khan ſelbſt kam im Februar 1738 an der Spitze von 40000 Mann, wagte aber ſchließlich doch keinen Geſammtangriff, ſondern ſchickte nur ſtarke Streifpartieen ab, welche viele Dörfer in Brand ſteckten und viel Landvolk in die Sklaverei ſchleppten, zum Theil aber auch von den in Eile zuſammengezogenen ruſſiſchen Grenztruppen auf dem Rückwege abgeſchnitten und ihres Raubes wieder verluſtig wurden. Der Khan ſelbſt wartete den Angriff nicht ab, und auch Münnich, der eben damals zurückkam und die Tataren einige Märſche weit in die Steppe verfolgte, konnte ſie nicht einholen.

In den erſten Tagen des Mai überſchritt die Armee, für deren gute Ausrüſtung Münnich wieder eifrig geſorgt hatte, den Dnieper. Der Prinz von Heſſen-Homburg, der ſich inzwiſchen vermählt hatte, nahm weder an dieſem, noch an dem folgenden Feldzuge theil. Daſſelbe war mit Keith der Fall, aber aus einer andern

Urſache. Seine bei Oczakoff erhaltenen Wunden behinderten ihn, ſich den Beſchwerden einer Campagne zu unterziehen. Er blieb jedoch zu Pultawa und führte das Commando über die in der Ukraine zurückbleibenden Truppen. Mit Münnich zogen: der Chefgeneral Rumänzeff, die Generallieutenants Sagraiski, Karl und Guſtav Biron, Löwendahl, die Generalmajore Prinz Anton Ulrich von Braunſchweig, Prinz Peter Auguſt Friedrich von Holſtein-Beck, Butturlin, Lieven, Kayſerlingk, Fermer, Magnus Biron, Philoſofoff, Chruczeff, Stockmann, Arakzeff, Waſilji Repnin. Die Artillerie ſtand diesmal unter Löwendahl. Die Armee war, mit Einſchluß der Koſacken, nur 50000 Mann ſtark und der Feldzug nicht zu großen Unternehmungen beſtimmt. Weder Laſcy, der von Perekop aus auf Kaffa dringen ſollte, ſich aber in dem verwüſteten Lande und bei dem Ausbleiben der durch Stürme zerſtreuten Flotte nicht zu halten vermochte, noch Münnich, der einen Schlag auf Choczim oder Bender vorhatte, die Türken aber in beſſerer Verfaſſung fand, als man erwartet hatte, konnten etwas Bedeutendes ausrichten. Man beſtand allerdings einige Gefechte ſiegreich. So, nachdem man den Bug und den Kodima überſchritten und ſich zwiſchen den beiden Flüſſen gelagert hatte, am 11. Juli, wo ſich die Generale Sagraiski, Löwendahl, Guſtav Biron, Philoſofoff und der Brigadier Schipoff auszeichneten, der Feind aber hauptſächlich durch die Artillerie zum Rückzug genöthigt ward. Am 19. Juli machten die Türken jenſeit des Sawona, in welche Gegend ſie die ruſſiſche Armee nachgezogen hatten, mehrere heftige Angriffe, wurden aber gleichfalls durch die Artillerie zurückgeſchlagen und ließen mehr als 1000 Todte auf dem Schlachtfelde. Nach mehreren kleineren Gefechten erreichte man den Dnieſter und lagerte hier, durch den Strom von dem Feinde getrennt, einem türkiſchen Heere von 60000 Mann gegenüber, während man auch auf dem dieſſeitigen Ufer von den Tataren des Sultans von Bielogorod beunruhigt wurde. Die Oertlichkeit war nicht danach, zum Verſuch eines Ueberganges unter ſolchen Umſtänden zu ermuthigen; das Beſchießen des feindlichen Lagers fruchtete nichts, und der Mangel an Fourage nöthigte (9. Auguſt) zum Rückzug, auf dem man von den Türken und Tataren lebhaft verfolgt wurde. So ging es überall. Man zog in einem Lande, wo nichts zu finden war, den Türken hierhin und dorthin nach, blieb außer Stande, ſie zu faſſen, ſiegte zwar bei den einzelnen Fällen, wo man mit Abtheilungen derſelben handgemein wurde, konnte es aber zu nichts Entſcheidendem bringen und ward fortwährend von den Streifparteien der Feinde beläſtigt. Am 1. September ging die Armee über den Bug zurück. Hier, wo man ſich um ſo ſicherer wähnte, als man ſchon ſeit einiger Zeit nicht mehr viel vom Feinde gehört hatte, ließ Sagraiski eine Fouragirung vornehmen, die durch einen Oberſt Tuczef und einen Major mit 800 Mann Fußvolk und Dragonern gedeckt werden ſollte, hatte es aber unterlaſſen, den Feldmarſchall davon zu benachrichtigen und den Oberſten gehörig zu inſtruiren, und dieſer wieder hatte die ganze Sache ungebührlich leicht genommen, und war mit ſeinen Leuten zwei Meilen hinter den Fouragirern zurückgeblieben. Er hatte nicht geahnt, daß ein Feind bereits darauf lauerte, ſich die Sicherheit der Ruſſen zunutze zu machen. Der Sultan von Bielogorod war mit ſeinen Tataren nächtlich herangekommen und hatte ſich in einem tiefen Grunde verborgen. Jetzt brach er plötzlich hervor, hieb 4—500 Soldaten und Knechte nieder, führte ebenſo viele in die Gefangenſchaft und erbeutete über 2000 Pferde und Ochſen. Dieſer Vorgang zog für die Betheiligten ſtrenge Ahndung nach ſich. Der Feldmarſchall ordnete ein Kriegsgericht an, nach deſſen Ausſprüchen Tuczeff enthauptet, Sagraiski und der Brigadier du jour, ein Kantakuzeno, zu gemeinen Dragonern degradirt wurden, als welche ſie den ganzen weitern Feldzug dienen mußten. Erſt nach dem Frieden wurden ſie begnadigt. Der Major war auch degradirt worden, jedoch nur auf einige Monate.

Gegen Ende September bezog die Armee ihre Winterquartiere wieder in der Ukraine, und Münnich ſchlug das ſeine zu Kieff auf. Trotz der Thatenloſigkeit des Feldzugs hatte er doch, infolge des Mangels, der Strapazen und Krankheiten, nicht weniger Verluſte gebracht, als der vorjährige, und als die ſo geſchwächte Armee bereits auf dem Rückweg war, erhielt Münnich plötzlich peremtoriſche Befehle, noch in dieſem Feldzuge Bender oder Chozim zu nehmen. Es war dies eine Folge des unabläſſigen, mit Beſchwerden gegen Münnich verbundenen öſterreichiſchen Andringens. Münnich verſammelte einen großen Kriegsrath, worin alle Generale einſtimmig erklärten, daß die Vollziehung jenes Befehls eine Unmöglichkeit ſei, ſelbſt wenn man die ganze Armee aufopfern wolle. Auf dieſe Erklärung hin gab man die Sache in St. Petersburg auf, und als Münnich dann ſelbſt dahin kam, vereitelte er, im Verein mit Biron, abermals den von Oeſterreich betriebenen Vorſchlag, ein ruſſiſches Hilfscorps nach Ungarn gehen zu laſſen.

Während des Winters wurden die Truppen in der Ukraine theils durch verſuchte Streifzüge der Tataren beunruhigt, die jedoch ſolchen Widerſtand fanden, daß ſie ſich lieber auf Polen warfen, ungeachtet dieſes in

Frieden und Freundſchaft mit der Pforte ſtand, theils auch von der Peſt heimgeſucht, deren Ausbreitung indeß durch Münnich's gute Anſtalten verhindert ward. Gegen Ende des März kam Münnich vom Hofe zurück und erließ Befehl zur Marſchbereitſchaft. Am 26. April ſollte die Armee beiſammen ſein. Da jedoch Kieff zum Sammelpunkt beſtimmt war, wohin manche Regimenter über 200 Meilen zu marſchiren hatten, auch über den ausgetretenen Dnieper erſt Brücken geſchlagen werden mußten, ſo waren erſt am 4. Juni die ſämmtlichen Truppen jenſeit des Dnieper vereinigt. Münnich war ziemlich von denſelben Generalen umgeben, die ihn auf dem vorjährigen Feldzuge begleitet hatten. Der Prinz von Braunſchweig wohnte jedoch dieſem Feldzuge nicht bei; Sagraiski war degradirt, und ſtatt der Generalmajore Butturlin, Magnus Biron und Arakczeff finden wir Schipeff und Apraxin aufgeführt. Die Armee war 60—65000 Mann ſtark und beſtand aus 49 Bataillonen Infanterie, worunter drei Gardebataillone waren, 3 Gardeſchwadronen, 100 Schwadronen Dragoner, 6 Huſarenſchwadronen, 6 Schwadronen Walachen, 4 Schwadronen Georgier, 13000 Koſacken, 3000 Mann Artillerie mit zahlreichen Geſchützen.

Der Feldzug ſollte ein ruhm- und thatenreicher werden. Polen hatte bittere Beſchwerden geführt, daß im vorjährigen Feldzuge, allerdings nach dem Vorgange der Türken, ſein Gebiet mehrfach verletzt worden war. Rußland nahm aber ſo wenig Rückſicht darauf, daß es diesmal von vornherein anordnete, den Marſch, der Abkürzung und beſſeren Verpflegung halber, durch Polen zu führen, und die Polen konnten nichts thun, als die durchziehenden Ruſſen von dem Aufgebote des Adels begleiten zu laſſen, ohne damit auch nur die Exceſſe der irregulären Truppen vollſtändig verhüten zu können. Auch diesmal ſuchte Münnich, die Türken zu täuſchen, und ließ ein ſtarkes Detachement Koſacken nach der Seite von Soroka marſchiren, um die Türken zu dem Glauben zu verleiten, Münnich's Plan ſei auf Bender gerichtet, wo denn der Seraſkier Veli Paſcha, infolge jenes Manövers, in der That zwei Wochen lang nutzlos ſtehen blieb. Ebenſo gelang es dem Feldmarſchall, durch trügeriſche Scheinmärſche einen ungefährdeten Uebergang über den Dnieſter zu bewerkſtelligen. Der Ungeſchicklichkeit ſeiner Gegner verdankte er den noch wichtigeren Vortheil, daß die Defilés von Perekop, wo eine kleine Zahl die größte Uebermacht aufhalten konnte, unbeſetzt blieben.

Allerdings glaubten die Türken, ganz klug damit gehandelt zu haben, indem ſie die Ruſſen in eine Falle gelockt zu haben meinten. Als die Ruſſen auf das ſtark befeſtigte Lager zurückten, das der Seraſkier bei Stawuczane bezogen hatte, fanden ſie ſich von allen Seiten eingeſchloſſen, von hinten namentlich von den Tataren bedrängt, und die Lage ſchien der Peter's des Großen am Pruth zu ähneln. Einige Tage vorher war Generalmajor Stockmann, der ſich mit zu geringer Bedeckung vom Lager entfernt gehabt, überfallen, verwundet und gefangen genommen worden. — Nachdem der Feldmarſchall die feindlichen Stellungen wiederholt ſorgfältig recognoſcirt hatte, ſuchte er, die Feinde durch Scheinbewegungen über die wahre Stelle des von ihm beabſichtigten Angriffs zu täuſchen, was ihm auch gelang, und füllte dann das Flüßchen Schulanez und die daſſelbe umgebenden Moräſte dergeſtalt mit Faſchinen und Bretern an, daß die Armee, unter dem Schutze eines ſtarken Geſchützfeuers, dieſe Hemmniſſe überſchreiten und das feindliche Lager auf einer Stelle angreifen konnte, wo die Türken nichts weniger erwartet hatten. Nach einem etwa vierſtündigen, von Seiten der Janitſcharen mit Tapferkeit geführten Kampfe (28. Auguſt) zündeten die Türken ihr Lager an und ergriffen die Flucht. Sie ließen 1000 Todte auf dem Schlachtfelde zurück, während die Ruſſen an Todten und Verwundeten nur 70 gehabt haben ſollen. Man erbeutete 42 metallene Kanonen, 6 Mörſer, über 1000 aufgeſchlagene Zelte, viel Gepäck und Proviſionen. Die wichtigſte Frucht des Sieges aber war die Einnahme von Choczim.

Der Feldmarſchall hatte nichts verſäumt, dieſe Frucht ſeines Sieges zu gewinnen. Er ging am Morgen nach der Schlacht mit 30000 Mann und der ſchweren Artillerie auf den Platz los, dem man an dieſem Tage bis auf wenige Meilen nahekam, worauf am 30. ein ſtarkes Detachement leichter Truppen zur Recognoſcirung ausgeſchickt ward. Dieſes fand die mit einem Walle und einem breiten Graben umgebene Vorſtadt verlaſſen, und man erfuhr, daß der Gouverneur von Choczim, Ilias Kaltſchak Paſcha, der bei der Schlacht, mit 6000 berittenen Janitſcharen, den linken Flügel gebildet hatte, am Abend nach der Schlacht nach Choczim zurückgekehrt ſei, daß aber ſeine Truppen nicht hätten bleiben wollen, ſondern ſich dem flüchtenden Hauptheere angeſchloſſen hätten. Der zur Uebergabe aufgeforderte Gouverneur verlangte eine ehrenvolle Capitulation, worauf jedoch nicht eingegangen, ſondern unbedingte Ergebung verlangt ward. Nach einigen Unterhandlungen bewilligte man, daß die Packwagen der Beſatzung nicht durchſucht werden und daß ſie ihre Weiber nach der Türkei ſollte ſchicken dürfen. Von letzterem Zugeſtändniß machte nur der Paſcha Gebrauch. Zwei Stunden nach Mittag ergab ſich die Beſatzung. Der Gouverneur und der Janitſcharenaga Ghaſeky Mohamed ſchickten dem Feldmarſchall die Schlüſſel der Stadt; die Thore wurden von den Gardeſoldaten beſetzt; der Paſcha kam zu dem Feldmarſchall in die Vorſtadt und überreichte ihm ſeinen Säbel. Am 31. Auguſt zog die auf 763 Mann geſchmolzene Beſatzung, die zu Anfang des Feldzuges aus 10000 Mann beſtanden haben ſoll, von der aber der größte Theil geflüchtet war, aus und überlieferte Waffen und Fahnen. Die Ruſſen beſetzten die Stadt, zu deren Obercommandanten Generalmajor Chruczeff, wie der Artillerieoberſt Prinz Dedian zum Untercommandanten ernannt wurde. Man fand den Platz ſtark und gut befeſtigt, 157 metallene Kanonen, 22 Mörſer, gefüllte Magazine und große Vorräthe von Munition. Der von den Türken gefangene Generalmajor Stockmann, der zum Glück nach Choczim gebracht worden war, ward durch die Einnahme dieſes Platzes befreit. Ilias Kaltſchak Paſcha ſchob das Unglück des Feldzuges auf die Fehler des Seraskiers, der ſich zu lange bei Bender aufgehalten und, wider das Abmahnen des Ilias Kaltſchak Paſcha, die Päſſe von Perekop unvertheidigt gelaſſen habe. Freilich hatte Veli Paſcha auch ſeine Gründe gehabt, die nur den Erfolg nicht für ſich hatten. Er war bei Bender geblieben, weil er in dem immerhin erklärbaren Irrthum geſchwebt hatte, daß die Abſicht der Ruſſen auf dieſes gerichtet ſei, und der Aufenthalt daſelbſt würde nicht weſentlich geſchadet haben, wenn, wozu immer noch Zeit war, die Päſſe von Perekop beſetzt wurden, oder wenn man bei Stawuczan geſiegt hätte. Die Nichtbeſetzung jener Päſſe anlangend, ſo hatte Veli Paſcha in der Abſicht gehandelt, die Ruſſen damit noch ſicherer ins Verderben zu locken, und ſeine

Stellung am Schulanez war ſo feſt, daß man wol annehmen kann, die Truppen, die ſich dort nicht zu halten vermochten, würden auch jene Päſſe nicht behauptet haben. Siegten aber die Türken bei Perekop, ſo hätte das nur die Folge gehabt, daß die Ruſſen eben dort nicht durchkommen und einige Verluſte erlitten, ohne, bei ihrer Disciplin und einem Feldherrn wie Münnich, in ſolche Auflöſung zu gerathen, wie die Türken bei Stawutzan. Siegten die Türken dagegen hier, ſo war das ganze ruſſiſche Heer verloren. Der Fehler lag alſo weniger in den Maßregeln des Seraskiers, als darin, daß die Türken und Tataren, weder in taktiſcher Verwendbarkeit, oder kriegeriſcher Disciplin, noch in ausdauerndem Widerſtandsmuthe den Ruſſen mehr gewachſen waren. Auch würde das ruſſiſche Artilleriefeuer, über deſſen Lebhaftigkeit Ilias Kaltſchak Paſcha gleichfalls ſeine Verwunderung ausdrückte, und das, nach ſeinen Ausſagen, in allen Gefechten die größte Niederlage unter den Türken angerichtet hatte, auch bei Perekop ſeine Wirkung nicht verfehlt haben. Es war annäherungsweiſe doch ein Kampf disciplinirter Truppen gegen, vergleichungsweiſe, wilde, und da helfen nicht Maſſen, noch feſte Stellungen.

Am 2. September ward Generallieutenant Guſtav Biron beordert, die Gefangenen, welche aus 2121 Perſonen beiderlei Geſchlechts beſtanden, mit den drei Gardebataillonen in die Ukraine zu ſchaffen. Am 4. rückte der Feldmarſchall mit der Armee ab, um weiter in die Moldau zu dringen. Denn er hatte noch große Dinge für dieſen Feldzug im Sinne. Am 8. erreichte die Armee den Pruth, den ſie am 9. und 10. auf drei Brücken überſchritt, und am 11. auf Jaſſy rückte, wo die Bojaren der Moldau verſammelt waren und durch eine Deputation ihre Unterwerfung erklärten. Der Hoſpodar Gregor Ghika hatte am 10. ſo eilig die Flucht ergriffen, daß er alle ſeine Roßſchweiſe und Fahnen zurückgelaſſen hatte, wie denn den Ruſſen, die überhaupt in der Moldau einen Ueberfluß von Lebensmitteln fanden, auch in Jaſſy viel Getreide, ſowie Kanonen und Pulver, in die Hände fiel. Am 14. ging der Feldmarſchall ſelbſt nach Jaſſy, das bereits von dem Prinzen Cantemir beſetzt war, und kam mit den Bojaren über die Beiſteuern, die ſie zum Unterhalt der ruſſiſchen Armee leiſten ſollten, und über die Zahl der zu Befeſtigungswerken zu ſtellenden Arbeiter überein. Generalmajor Schipeff und Oberſt Karkuttel erhielten das Commando der Stadt, die mit drei Regimentern Infanterie, einem Regimente Huſaren und dem Corps Walachen beſetzt ward. Man erfuhr, daß der Seraskier in Gefahr geweſen war, von den eigenen Truppen umgebracht zu werden, die, wie bei den Türken und andern Barbaren gewöhnlich, die eigenen Fehler und die des Syſtems an dem Führer zu rächen Luſt trugen, und daß er ſich zwei Tage lang in einem kleinen Dorfe am Pruth habe verbergen müſſen. Die türkiſche Armee ſei, bis auf 3000 Mann, die ſich nach Bender gewendet hätten, über die Donau gegangen. Am 21. kehrte der Feldmarſchall zu der Armee zurück, von der er den Brigadier Trolof mit den doniſchen Koſacken zu einem Streifzuge gegen die Donau detachirte, bis zu der er alles Land verwüſten ſollte. (Derſelbe hat nachmals, da er auf der Rückkehr in Gefahr kam, abgeſchnitten zu werden, unter vielen Schwierigkeiten, durch Siebenbürgen und Polen heimziehen müſſen.)

Münnich wollte nun noch gegen die budſchakiſchen Tataren und gegen Bender ziehen, und hoffte, wenn der

Krieg noch ein Jahr dauere, die Donau überſchreiten und tief in das unmittelbare Pfortengebiet eindringen zu dürfen. Er rechnete zugleich darauf, daß der in Siebenbürgen commandirende Fürſt Lobkowitz[1]), der Verabredung zwiſchen den beiden Kaiſerhöfen gemäß, einen Einfall in die Walachei machen und dadurch die ruſſiſchen Operationen unterſtützen würde. Da erhielt er am 24. Sept. durch denſelben Fürſten Lobkowitz die ebenſo unerwartete als unwillkommene Nachricht, daß Oeſterreich zu Belgrad (18. Sept. 1739) den bekannten ungünſtigen und noch heute in ſeinen letzten Gründen unerklärten Frieden geſchloſſen habe, worauf er denn auch bald die Gewißheit erhielt, daß man auch in St. Petersburg ernſtlich an Frieden denke. Er war heftig erzürnt auf die öſterreichiſchen Kriegsführer, hätte aber eigentlich ſich ſelbſt zürnen ſollen, daß er die Theilnahme der Ruſſen an den öſterreichiſchen Operationen hintertrieben hatte, während er doch verlangte, daß die Oeſterreicher ihn unterſtützen ſollten.

Münnich war ſchon bei Eröffnung des Feldzuges von 1738 zum Plenipotentiär für bei günſtiger Gelegenheit zu bewirkende Abſchließung eines Friedens mit der Pforte ernannt und mit den nöthigen Vollmachten ausgerüſtet worden. Man hat dabei wahrſcheinlich an den Fall gedacht, wo er durch große Siege in die Lage verſetzt würde, ohne langwierige Unterhandlungen einen Frieden dictiren zu können; denn er hat mit dem Friedensgeſchäfte nichts weiter zu thun bekommen. Am ruſſiſchen Hofe war man des Krieges müde — wir wollen hoffen, auch der Menſchen und nicht blos der Summen, die er koſtete, halber — und die Kaiſerin

---

[1]) Georg Chriſtian; ſ. Bd. 1, S. 238.

Anna war mehr für Ruhe und Vergnügen, als für Geſchäfte und Ehrgeiz geſtimmt. Auch drängten die europäiſchen Mächte zum Frieden und, wenn auch Rußland den Krieg hätte fortſetzen können, ohne unter den damaligen Umſtänden beſorgen zu müſſen, daß ſich andere Mächte zu ſeinem Nachtheil einmiſchten, ſo mochte es doch nicht die Eiferſucht und das Mistrauen der weſtlichen Staaten allzuſehr aufregen. Daß man bei ſolcher Stimmung zu einem Frieden geneigt war, iſt erklärlich. Ebenſo, daß man die Abſchließung dieſes Friedens nicht Münnich übertrug, von dem man wohl wußte, daß er den Krieg zu verlängern gewillt war, und jedenfalls nur mit den glänzendſten Vortheilen aus demſelben würde hervorgehen wollen. Daß man aber die Abſchließung dieſes Friedens in die Hände des franzöſiſchen Geſandten bei der Pforte, des Marquis de Villeneuve, legte, der ſchon den belgrader Frieden mit Oeſterreich zuwegegebracht hatte, und von dem man ſich ſagen konnte, er würde die Türken auf die wohlfeilſte Weiſe davonkommen laſſen, ſcheint doch nur durch die Annahme zu erklären, daß man den Frieden raſch und um jeden Preis gewollt habe. Dafür aber erſcheint es uns wieder als die glaublichſte Erklärung, daß Münnich's Neider, Gegner und Nebenbuhler am Hofe gefürchtet haben, jede Verlängerung des Krieges möchte zur Erhöhung ſeines Ruhmes, Anſehens und Einfluſſes und damit ſeiner Macht dienen. An Oſtermann denken wir hier nicht, zumal Münnich ſelbſt von dieſem Gegner verſicherte, daß derſelbe nicht für die Uebertragung an Villeneuve geweſen ſei. Auch ſpricht für die Annahme, daß hier kein regelmäßiger, amtlicher Einfluß waltete, der Umſtand, daß die Verhandlungen zwiſchen dem St. Petersburger Hofe und Villeneuve insgeheim mittels eines Commercienraths oder Kanzleiraths Cangioni gepflogen worden ſein ſollen. Dieſer ſoll jenem franzöſiſchen Geſandten heimlich, im Auftrag der Kaiſerin, einen koſtbaren St. Andreasorden, ſowie Juwelen für ſeine Gemahlin und einen anſehnlichen Wechſel [1]) für ihn ſelbſt überbracht haben, welchen letzteren er gebührend abgelehnt habe. Wegen des Ordens berichtete er an ſeinen Hof, der die Annahme deſſelben verbot. Am Schluſſe der Unterhandlungen ſchickte ihm die Kaiſerin, durch ihren Geſandten bei der Pforte, koſtbares Pelzwerk und indiſche Stoffe, wovon Villeneuve nur einige Pelze für ſeine Freunde annahm.

Der Friede wurde am 18. Sept. 1739 geſchloſſen und entſprach nun freilich in keiner Weiſe den von Rußland erlangten Erfolgen. Rußland behielt von ſeinen Eroberungen nichts als Aſoff, und auch dieſes ſollte geſchleiſt und das Gebiet darum, als Grenzſcheide, wüſte gelaſſen werden, wobei die Grenzen von 1700 als Anhalt dienen ſollten. Es durfte in der Nähe der Doninſel Czerkaſk eine neue Feſtung bauen, wie der Pforte der Bau einer ſolchen an der Kuban, gegen Aſoff zu, geſtattet wurde. Taganrog ſollte nicht wieder befeſtigt werden. Rußland ſollte weder auf dem Zabachiſchen, noch auf dem Schwarzen Meere Schiffe halten, und auf dem Schwarzen Meere nur mittels türkiſcher Fahrzeuge Handel treiben dürfen. Die große und kleine Kabardei ſollten als Grenzſcheide frei und unabhängig bleiben, wobei Rußland, wie der Pforte, überlaſſen blieb, ſich von den Kabarden Geiſeln für ruhiges Verhalten ſtellen zu laſſen. Münnich konnte wol, im Intereſſe ſeines neuen Vaterlandes, einen patriotiſchen Kummer darüber empfinden, daß die mit ſo vielem Blute begoſſenen Früchte ſolcher Anſtrengungen und Erfolge dergeſtalt hingegeben wurden, und außerdem machte ihm dieſer Friede auch glänzende perſönliche Entwürfe zunichte. Es iſt nicht wohl zu verkennen, daß Münnich, mindeſtens bis zur Zeit ſeines Exils, nach welcher er auch nicht wieder in beſondere Verſuchungen geführt worden iſt, eine Geneigtheit zeigte, im Glücke ſchwindelnd zu werden. Er ſoll mit dem Gedanken umgegangen ſein, nach Eroberung der Moldau ſich dieſe als einen ruſſiſchen Vaſallenſtaat verleihen zu laſſen, wie ja Biron, für bloſe Hof- und Frauendienſte, das Herzogthum Kurland davongetragen hatte, und man kann ſich mancherlei Phantaſien darüber überlaſſen, was ein bedeutender Mann an dieſer Stelle für die Löſung der ſchon damals ſich vorbereitenden „orientaliſchen Frage“ zu wirken vermocht hätte. Da nun aber von einer dauernden Behauptung der Moldau keine Rede war, ſo ſoll er wenigſtens den Titel eines Herzogs der Ukraine begehrt haben, welches Geſuch die Kaiſerin mit den Worten bei Seite gelegt habe[1]: „ich dachte, Herr v. Münnich würde mich bitten, ihn zum Großfürſten von Rußland zu erklären.“ Er mußte ſich mit ſeinem Ruhme und mit etwas mäßigern Gnadenbezeigungen begnügen. Sein

---

[1]) Nach Flaſſan (Histoire de la Diplomatie, V, 9) waren es 25,000 Rubel baar.

---

[1] Nach Büſching (a. a. O. S. 534) hätte nicht die Kaiſerin, ſondern Biron, der das Geſuch in Münnich's Auftrag übergeben, dieſe Worte geſprochen, die Kaiſerin aber gar nichts geſagt. Derſelbe Schriftſteller verſichert, daß Münnich ſein Geſuch bei Biron's Sturze erneuert habe, wo es aber ſelbſt durch ſeinen Sohn, der viele gute Eigenſchaften und keinen einzigen Fehler des Feldmarſchalls getheilt habe, hintertrieben worden ſei.

Ruhm war, in einer Zeit, wo der alte Nimbus der türkiſchen Waffen doch noch nicht ganz verblichen, vielmehr durch ihre Erfolge gegen Oeſterreich wieder aufgefriſcht war, groß. Kaiſer Karl VI. ſoll öffentlich geſagt haben: wenn er den Grafen Münnich an der Spitze ſeiner Armeen gehabt hätte, ſo hätte er den Krieg fortſetzen können. Die Türken ſollen geſagt haben: einem Seraskier wie Münnich würden ſie die Hälfte des osmaniſchen Reiches überlaſſen. Cardinal Fleury, dem er den Bericht über den Feldzug geſchickt hatte, dankte ihm in den ſchmeichelhafteſten Ausdrücken. Die Kaiſerin Anna überreichte ihrem Feldmarſchall, der am 13./24. Februar, dem Tage vor der feierlichen Bekanntmachung des Friedens, nach St. Petersburg kam, eigenhändig einen mit Brillanten reichbeſetzten Degen, ſowie ein diamantenes Ordenskreuz mit Stern, übertrug ihm die lange geſuchte, wichtige Stelle eines Oberſtlieutenants der Preobraczenskoigarde und erhöhte ſeinen Gehalt.

Es folgen nun die ſchon in dem Aufſatze über Graf Oſtermann (Bd. IX, S. 394 fg.) beſprochenen Vorgänge bei der Erhebung des Herzogs von Kurland zur Regentſchaft des ruſſiſchen Reichs, bei dem durch Münnich bewirkten Sturze jenes Herzogs, bei der eigenen Entlaſſung Münnich's aus dem Dienſte der neuen Regierung, bei der Thronrevolution zu Gunſten der Kaiſerin Eliſabeth und bei der Verurtheilung der bis dahin leitenden Staatsmänner. Gegen Münnich konnte man, außer den ſchon dort erörterten politiſchen Vorwürfen, nichts vorbringen, als daß er bei ſeiner Kriegführung die Mannſchaften nicht genug geſchont, die Generalität nicht befragt, ſondern immer nach eigener Anſicht gehandelt, die ruſſiſchen Offiziere mit überſtrengen Strafen belegt, ſeine Freunde, Verwandten und Anhänger ohne Verdienſt befördert und ſich große Einkünfte und eine außerordentliche Penſion [1]) ausgewirkt habe. Der erſte Vorwurf war wol nicht unbegründet, iſt aber wol noch bei keinem ſiegreichen Feldherrn als ein ſtrafbares Verbrechen behandelt worden. Daß er bei Befolgung ſeiner eigenen Anſicht gut gefahren, hatte der Erfolg gelehrt. Die Strenge gegen die ruſſiſchen Offiziere war eine nur zu entſchiedene Nothwendigkeit, wenn nicht alles an der Fahrläſſigkeit und Habſucht derſelben ſcheitern ſollte. Freunde, Verwandte und Anhänger beförderten alle Mächtige, und Männern wie Manſtein und Graf Solms waren Verdienſte nicht abzuſprechen. Die Beſchuldigung wegen der Einkünfte und der Penſion beweiſt nur, was man alles zuſammenſuchte, um das Klaglibell zu füllen. Am meiſten hat ihm wol geſchadet, daß die Kaiſerin Eliſabeth wußte oder glaubte, er habe gegen ſie gewirkt, ſie mit Kundſchaftern umgeben, ihr Nachtheiliges Biron zugetragen, ja dieſem gerathen, ſie ins Kloſter zu ſtecken. Ueberhaupt ſcheinen ihm die Ausſagen Biron's ſowol bei der Großfürſtin Anna, wie bei der Kaiſerin Eliſabeth, weſentlich geſchadet zu haben, welche wol beide nicht bedachten, wie natürlich es iſt, daß ein Angeklagter ſoviel als möglich auf andere ſchiebt, und daß Biron am wenigſten geneigt ſein konnte, Münnich zu ſchonen, der ihn geſtürzt hatte.

Kurz vor ſeiner erſten Entlaſſung war er vom König-Kurfürſten von Polen und Sachſen, Friedrich Auguſt, als damaligem Reichsvicar, in den deutſchen Reichsgrafenſtand erhoben worden. Das vom 4. Febr. 1741 datirte

---

[1]) Seine Einkünfte ſollen ſich auch nach der Entlaſſung, mit Einſchluß der Penſion, auf 70000 Rubel jährlich belaufen haben.

Diplom war aber noch nicht abgeſchickt, als ſein Sturz erfolgte, worauf ſein Schwiegerſohn, Graf Solms, das Diplom in Verwahrung nahm. Münnich hat es erſt mehr als zwanzig Jahre nachher, nach ſeiner Rückkehr aus Sibirien, zu ſehen bekommen, wo ſein älteſter Enkel, Graf Johann Gottlieb v. Münnich, es ihm (1762) aus Deutſchland mitbrachte. Der ganze Vorgang ſpricht aber auch gegen die unchronologiſche Annahme Büſching's, als wäre auch der polniſch-ſächſiſche Hof, der doch zu jener Zeit nicht auf öſterreichiſcher Seite ſtand, damals gegen Münnich geweſen, und als hätte derſelbe durch ſeinen Geſandten, den allerdings am Hofe der Regentin überaus einflußreichen Grafen Lynar, zu ſeinem Sturze geholfen.

Bei ſeiner Abführung nach Sibirien ward auch ihm, wie den andern Gefangenen, von der Kaiſerin geſtattet, ſich eine Gnade auszubitten, die ſie, da möglich, gewähren wolle. Münnich bat um die Erlaubniß, ſeinen Hausprediger Martens mitzunehmen, was ihm denn auch bewilligt ward. Er bezeichnete damit im voraus die religiöſe Richtung, welche einen vorwaltenden Zug in ſeinem ferneren Leben bilden ſollte. Zu ſeinem Verbannungsorte wählte die raffinirte Bosheit ſeiner Feinde daſſelbe Städtchen Pelim, wohin Biron verbannt worden war. Für dieſen ſoll es, nach Münnich's Verſicherung, Czerkaskoi, der ehemals Gouverneur von Sibirien geweſen war, ausgeſucht haben. Das Wohnhaus, deſſen Riß von Münnich's eigener Hand für Biron entworfen worden, war aber nicht mehr vorhanden, indem es vor kurzem abgebrannt war. Biron war erſt am 5. Nov. 1741 in Pelim angekommen, und ſchon am 20. Dec. kam ein Courier mit der Nachricht, daß er in ein milderes Exil verſetzt werden ſolle. Er verließ Pelim, wo er zuletzt bei dem Woiwoden gewohnt hatte, am 27. Febr. 1742, und kam, nach einer vierwöchentlichen Reiſe, in Jaroslaw an, während Münnich eben in Pelim eintraf. Für den allerdings ergreifenden Zug, daß beide Männer, die ſolange Mitträger hoher Gewalt, dann Nebenbuhler der Macht geweſen waren und von denen der eine durch den andern geſtürzt worden war, ihn aber jetzt, ſeinerſeits bald gerettet, von gleichem Sturze betroffen ſah, unterweges an einem Haltpunkt ſich begegnet wären, ſich aber nur mit von Stolz, Haß und Trotz erfüllten Blicken gemeſſen hätten, habe ich keine ſichere Beſtätigung gefunden.

Pelim liegt im 60. Breitegrade, unweit des Zuſammenfluſſes des Pelim und der Tawda, war der Sitz eines Woiwoden und einer Kanzlei und durch Paliſſaden und eine künſtliche hölzerne Citadelle vertheidigt, beſtand aber nur aus etwa 60 ſchlechten hölzernen Häuſern, deren Bewohner ſich nur von einigen Aeckern und dem Walde nährten. Die Flüſſe frieren dort im October zu und thauen erſt im Mai wieder auf. Hier lebte Münnich in einem kleinen, mit einem Gärtchen verſehenen Hauſe. Zum Unterhalt wurde täglich ein Rubel für ihn, einer für ſeine Gemahlin, die ihm treulich gefolgt war, und einer für das Geſinde bezahlt, welches Geld aber durch den ſie bewachenden Offizier verwaltet wurde. Der Feldmarſchall beſchäftigte ſich in ſeiner Gefangenſchaft viel mit religiöſen Uebungen. Zweimal täglich wurden öffentliche Betſtunden gehalten, denen der Hausprediger Martens und, als dieſer 1749 geſtorben war, der Feldmarſchall ſelbſt vorſtand. Auch für ſich betete der Graf, täglich und nach beſtimmten Ordnungen, viel und ſang und las fromme Lieder, verſicherte aber auch, daß er in ſeiner vieljährigen Verbannung niemals traurig und niedergeſchlagen, ſondern immer, im Vertrauen auf Gott, voll Hoffnung und eines gelaſſenen und fröhlichen Muthes geweſen ſei. Die von ihm gebrauchten Lieder und Gebete trug er in ein Buch zuſammen, dem er folgenden Titel gab: „Gebetsübungen des Herrn Generalfeldmarſchalls Grafen von Münnich, welche er zu Pelim, ſeinem Verbannungsort, angeſtellet, und 1763 im 80. Jahr ſeines Alters dem Major Carl Heinrich von Wrangel von Wort zu Wort aus dem Gedächtniß zum Abſchreiben vorgeſaget hat.“ — Einen weitern Theil ſeiner Zeit füllte die Pflege ſeines kleinen Gärtchens und das Zeichnen von Feſtungsplänen aus. Letztere hatte er dem König von Preußen zum Geſchenk zugedacht. Da es aber den Gefangenen verboten war, zu ſchreiben, und ein Soldat, den er wegen Diebſtahls hatte verhaften laſſen, angezeigt hatte, daß die Bedienten des Grafen demſelben Feder und Tinte zugetragen hätten, ſo fürchtete er eine Durchſuchung ſeiner Papiere und daraus erwachſende Weiterungen, und verbrannte alles. Zum Glück fiel dies erſt im letzten Jahre ſeiner Gefangenſchaft vor, ſodaß er bis dahin doch den Troſt dieſer Beſchäftigung gehabt hatte. Weiter unterrichtete er einige junge Leute in Geometrie und Ingenieurwiſſenſchaft, machte zahlreiche Entwürfe zur Verbeſſerung der ruſſiſchen Staatsverwaltung, die er an den Senat einſchickte, in deſſen Archiven ſie freilich ungenutzt vermodert ſein werden, und controlirte, er, der Staatsgefangene, die Woiwoden der Umgegend dergeſtalt, daß ſie ihn ſo gefürchtet haben ſollen, als wenn er Generalgouverneur von Sibirien geweſen wäre. Sobald er etwas von ihren Unterſchleifen erfuhr, bedrohte er ſie, den Hof davon benachrichtigen zu wollen. Er mochte viel dergleichen erfahren haben; denn er ſchrieb am 12. Dec. 1763 an

Büſching u. a.: „Eine zwanzigjährige Erfahrung in einem Exilio hat mich gelehret, daß vom Woiwoden an bis zum letzten Kanzleibedienten in den woiwodiſchen Gerichten kein einziger iſt, der auf das Intereſſe der Landesherrſchaft, viel weniger des Reichs und auf die Erhaltung der Unterthanen bedacht wäre; denn ein jeder derſelben denkt auf nichts anders, als nur ſeinen eigenen Nutzen zu befördern. Hieraus folgt das zweite Uebel, welches iſt ein ungerechtes Gericht, da allemal der Ungerechte obſiegt, und der Gerechte beleidigt, übervortheilt, ruinirt und öfters ſchändlich geſtraft wird. Es iſt erſtaunend und faſt unglaublich, wie ungeſcheut und gottlos man hierunter zu Werke gehet. Es wäre zu wünſchen, daß dieſes Unheil nur allein in den Woiwodſchaften herrſchte; es ſind aber die meiſten Gouvernementskanzleien und andere Dikaſteria nicht davon frei.“

Endlich nach mehr als 20 Jahren ſchlug die Stunde der Befreiung. Es iſt ein bezeichnender und gewiß ſehr natürlich begründeter Zug, daß Münnich ſpäter erklärte, die wenigen Wochen, die zwiſchen der Nachricht von dem Tode der Kaiſerin Eliſabeth und von der Thronbeſteigung Peter's III. und der Ankunft ſeines Freiheitsboten vergingen, ſeien ihm länger vorgekommen, als die vielen vorhergehenden Jahre der Gefangenſchaft. Er hatte ſich in das unausweichliche Schickſal finden können. Von dem Augenblicke an aber, wo eine begründete Hoffnung der Befreiung und Herſtellung aufging, war ihm jeder Tag der verlängerten Ungewißheit und Entbehrung zuviel. Am 11. Febr. 1762 hielt er eben ſeine gewöhnliche Morgenhausandacht, als, ihm unbemerkt, ein Senatscourier ankam, der die befreiende Ukaſe brachte. Ein Bedienter wollte mit der frohen Botſchaft hereinbrechen, ward aber von der Gräfin, die den Courier wohl bemerkt hatte, zurückgewinkt, damit ihr Gemahl nicht im Gebete geſtört werde. Erſt als dieſes beendigt war, berichtete man dem Grafen, daß ein Courier angekommen ſei, und gleich darauf ließ der Wachoffizier, der bisher ſtets ohne Meldung und Anklopfen in das Zimmer getreten war, um Erlaubniß bitten, hereinkommen zu dürfen. Er überbrachte die kaiſerliche Ukaſe, bei deren Empfang der Graf mit ſeiner Gemahlin ſogleich auf die Knie ſank und Gott demüthigſt für ihre Befreiung dankte. Er wäre ſofort abgereiſt, wenn nicht einige Leute von ſeiner Dienerſchaft 340 Werſte weit auf den Jobitſcher Markt gereiſt wären, um nun unnöthig gewordene Vorräthe für ein weiteres Exiljahr einzukaufen. Sie wurden durch einen Eilboten zurückgerufen und am Abend des 19. Febr. trat Münnich ſeine Rückreiſe an, die er, auf elenden Schlitten, bei ſchon ſchlecht gewordenen Wegen, Tag und Nacht fortſetzte. Am 28. Febr. verließ er den Boden Sibiriens und traf am 16. März in Moskau, wo die verwittwete Feldmarſchallin Apraxin in ihrem ſchön beleuchteten Palaſte Empfangsanſtalten für ihn hatte treffen laſſen, und am 24. in St. Petersburg ein. Ueberall unterweges hatten ſich Offiziere und Beamte, die früher unter ſeinem Befehl geſtanden, eingefunden, ihm Glück zu wünſchen; 30 Werſte von St. Petersburg kam ſein Sohn, der in der Zwiſchenzeit zwar keine Gunſt, aber auch keine Verfolgung erfahren hatte, und deſſen Tochter Anna Ulrike, mit ihrem Gemahl, dem Geheimrath v. Vietinghof, entgegen. Kaiſer Peter III. ließ ihn durch einen Generaladjutanten begrüßen und ihm ſagen, daß er ſich zunächſt einige Tage Ruhe gönnen möge. Am 30. März ſchickte er ihm, durch den Generaladjutanten Gudowicz, einen Degen und erklärte ihn zu ſeinem Feldmarſchall, mit der Anciennetät, die er vom

25 Febr. 1732 an gehabt. Es wurde ihm jedoch das Patent darüber erſt von der Kaiſerin Katharina II., am 17. Sept. 1763, ausgeſtellt. Am 31. März hatte er ſeine erſte Audienz bei dem Kaiſer, wobei ihm dieſer eigenhändig den St. Andreasorden umhängte und ihn fragte: ob ſein Geſundheitszuſtand ihm bei ſeinen hohen Alter noch ferner zu dienen geſtatte. Der Feldmarſchall hielt darauf folgende charakteriſtiſche Rede:

Gott hat Ew. Kaiſerliche Majeſtät zum Monarchen geſetzt über ein Reich, deſſen Grenzen noch nicht gemeſſen, und über ein Volk, deſſen Zahl noch nicht beſtimmt worden, über ein Volk, welches in vielen Stücken den Vorzug vor allen europäiſchen Völkern hat. Denn ich ſelbſt habe mit der glorieuſen ruſſiſchen Armee in den Feldzügen durch die Steppen, da man Mangel an Waſſer und Lebensmitteln hat, und mit dem gemeinen Volk, an den ſchwerſten Arbeiten, als am ladogaiſchen Canal, an Linien und Feſtungen, bei ſehr geringer Verpflegung, dasjenige glücklich ausgeführet, was ich mit einer andern Nation zu unternehmen mich nicht getrauet. Und wo iſt ein Volk, welches ganz Europa ohne Proviant durchziehen, und ohne Brücken alle Ströme, auch die breiteſten, paſſiren könnte? das Pferdefleiſch eſſen, das Blut derſelben trinken, und ſich mit wilden Aepfeln und dergleichen zu nähren wüßte, wie die doniſchen Koſacken und die Kalmücken, welche letztere keine Häuſer haben, ſondern in Kibitken oder Hütten wohnen, weder ſäen noch ernten, kein Heu machen, und an kein Brot gewöhnt ſind, dabei aber die allerexacteſten Truppen und beſten Soldaten in der Disciplin und ſo vorſichtig ſind, daß man ſie weder im Lager noch auf dem Marſch überfallen kann. Gott hat aber auch zugleich auf Ew. Kaiſerl. Maj. Schultern eine große Bürde gelegt. Wer an der Laſt, mit welcher die Regierung des ruſſiſchen Reiches begleitet iſt, zweifelt, der gehe in das Leben Peter's des Großen, Ihro Kaiſ. Maj. Großvaters glorwürdigſten Andenkens, hinein, und betrachte deſſen erſtaunende Arbeit und Bemühungen. Wer dieſelben nicht geſehen, dem ſind ſie unbegreiflich; wer aber ein Zeuge davon geweſen, wie ich, der kann ſie nicht genug bewundern. In der Regierung war er der größte Staatsmann und Legislator, bei der Armee der größte General, bei der Flotte der erfahrenſte Admiral, beim Schiffbau,

> Canal und anderer gemeinen Arbeit ein gemeiner Mann, der ſelbſt Hand anlegte. Was hat dieſer unvergleichliche Monarch nicht eingerichtet und zu Stande gebracht? Alles was wir Großes in Rußland ſehen, dazu hat er den Grund gelegt: aber wie viel iſt nicht wegen ſeines gar zu frühzeitigen Ablebens unausgeführt und unvollkommen geblieben? Dieſes alles hat er Ew. Kaiſerl. Maj. weiſeſter Regierung überlaſſen, und zu deſſen Ausführung gehören treue und geſchickte Männer. Ich Allerunterthänigſter habe mein Vaterland verlaſſen, um das Glück zu haben, dem unvergleichlichen Monarchen Peter dem Großen zu dienen. Ich kann mich rühmen, daß ich ſein Favorit und vertrauteſter General geweſen: aber ſein unvermutheter Tod hat ihn mir zu früh entriſſen. Da nunmehr Ew. Kaiſerl. Majeſtät mich aus der Finſterniß wieder ans Licht gebracht, und aus Sibirien mich zu Dero Füßen zu legen und vor Dero hellleuchtendem Throne heute zu erſcheinen allergnädigſt befohlen haben: ſo bin ich bereit und willig, mein Blut und Leben in den glorreichen Dienſten des allerhöchſten Beherrſchers Rußlands aufzuopfern. Eine lange Entfernung von dem Thron der Majeſtäten ſo wenig, als die ſibiriſche Kälte, hat das Feuer, welches in meinem treuen Herzen für das Intereſſe des ruſſiſchen Reichs und für den Ruhm der Beherrſcher deſſelben ehedeſſen ſo helle gebrannt, daß es jedermann durch meine geleiſteten treuen Dienſte in die Augen geleuchtet, im geringſten nicht dämpfen können.

Nachdem er dieſe Worte geſprochen, kniete der alte Mann nieder und dankte dem Kaiſer für die ihm erwieſene Gnade, die doch nur das Unterlaſſen der Fortſetzung einer ſchreienden Ungerechtigkeit der vorhergehenden Regierung war. Der Kaiſer hob ihn huldreich auf, unterhielt ſich freundlich mit ihm und nahm ihn mit zur Parade. Am Abend deſſelben Tages erſchien der Feldmarſchall zum erſten Male wieder bei Hofe, und damals ſoll der Kaiſer den Verſuch gemacht haben, ihn mit Biron zu verſöhnen, indem er beider Hände ineinander gelegt. Sie haben ſich im Herzen wol fortwährend gegrollt, ſcheinen aber von da an wenigſtens auf Hofmanier miteinander gelebt zu haben.

Im übrigen geſchah in der kurzen Regierung Peter's III. wenig Weiteres für Münnich, und wenig oder nichts durch ihn. Der Kaiſer beſtimmte weder für ihn, noch für die übrigen aus Sibirien zurückberufenen Staatsmänner ein Einkommen. Eine Erſtattung des confiscirten Vermögens war nur dann thunlich, wenn es in die Hände des Staats, oder ſolcher Perſonen gekommen war, die jetzt ihrerſeits geſtürzt wurden, und das letztere trat zu jener Zeit nicht ein. Der Kaiſer ſchenkte jedoch dem Feldmarſchall ein meublirtes ſteinernes Haus auf dem Stückhofe, das er zu dieſem Zweck erkaufte, und der Gemahlin deſſelben 2000 Rubel, zu Arzneien, wie er ſagte. Münnich hätte, in ſeinem unverwüſtlichen Thätigkeitstriebe, gern ſeine geſammten Aemter wieder übernommen und mit Eifer verwaltet, ward aber nur zum Mitglied einer Commiſſion mit unbeſtimmten Vollmachten ernannt, die allerdings allmählich ganz an die Stelle des ehemaligen Cabinets trat, in der aber die Günſtlinge des Kaiſers, Melgunoff, Gudowicz und beſonders Wolkoff, die Oberhand hatten.

Münnich war am 28. Juni/9. Juli in Oranienbaum, als die Kataſtrophe eintrat, die dem Kaiſer Thron und Leben koſtete (Bd. I, S. 1 ff.). Er that alles, was Dankbarkeit und Treue von ihm fordern konnten; aber Peter III. war nicht zu rathen. Münnich forderte ihn auf, nach St.-Petersburg zu gehen und dem Aufſtand perſönlich entgegenzutreten, und erbot ſich, ihn zu begleiten, misbilligte alle zu ſpät kommende Conceſſionen, und rief dem Kaiſer zuletzt zu: er möge wenigſtens als Kaiſer zu ſterben wiſſen, wenn er nicht als Kaiſer zu leben verſtehe. Es war alles fruchtlos. Die Kaiſerin Katharina II. hatte keinen Grund, einem Mann zu zürnen, der zwar ihrem Gemahle die Treue der Pflicht bewährt hatte, aber niemals ihr Feind geweſen war und deſſen Verdienſte ſie zu würdigen verſtand. Sie erhielt ihm die kaiſerliche Gnade und wies ihm zugleich den Wirkungskreis an, für den er am beſten geſchaffen und dem er noch jetzt gewachſen war, indem ſie ihn (21. Aug. 1762) zum Generaldirector des baltiſchen, revalſchen und narwiſchen Seehafens und der Bauten daran, ſowie an dem kronſtädtiſchen und ladogaiſchen Canal und den bolchoffiſchen Waſſerfällen ernannte. Die Thätigkeit, die er in dieſer Function entfaltete, überſtieg die Erwartung des Publikums und die Wünſche ſeiner Untergebenen weit. Er griff die Sache mit dem Feuer eines Jünglings an, ließ ſich durch keine Ungunſt der Witterung von ſeinen Inſpectionsreiſen abhalten, übte die ſtrengſte Controle und arbeitete raſtlos für Fortſchritt. Er wirkte den Befehl aus, daß an den Schleuſen des Ladogacanals alles, was bis dahin von Holz geweſen war, von Stein erbaut wurde. In dem baltiſchen Hafen führte er, nach ſeinen eigenen Angaben, einen Bau aus, an dem man ſich von 1721—1762 vergebens verſucht hatte. Die Kaiſerin, welche 1764 die genannten Häfen beſichtigte, bezeigte ihre größte Befriedigung. Doch ſoll, wie Büſching (a. a. O. S. 523) erwähnt, der Neid, der alſo ſelbſt die Verdienſte des der Politik entfremdeten Greiſes noch verfolgt hätte, eine öffentliche Erwähnung Münnich's und ſeiner Werke in den amtlichen Zeitungsberichten verhindert haben. — Neben dieſen Geſchäften nahm Münnich ſich damals, wie früher, mit beſonderem Eifer der Angelegenheiten der lutheriſchen St.-Petrikirche und Schule zu Petersburg an. Er war von 1727—1741 und dann wieder von 1762—1766 Patron dieſer Kirche und Gemeinde. Für ſie erbat er 1728 von Peter II. einen ſchönen Bauplatz, entwarf den Plan der

Kirche ſelbſt, legte (29. Juni 1728) den Grundſtein, überwachte den Bau und überreichte, bei der Einweihung am 14/25. Juni 1730, dem Paſtor Nazzias vor dem Altar die Schlüſſel. 1764 ſchenkte er 1000 Rubel zur Verbeſſerung des Kirchengebäudes. Der von Büſching bei dieſer Kirche begründeten und am 1. Oct. 1762 eröffneten Schule für Sprachen, Künſte und Wiſſenſchaften nahm er ſich eifrigſt an und wirkte ihr 1764 ein treffliches kaiſerliches Privilegium aus, ſowie eine Schenkung der Kaiſerin von 3000 Rubel und des Großfürſten von 1000 und anſehnliche Beiträge von Privaten, gab auch ſeit 1765 jährlich 300 Rubel zum Schulfonds. Die Schule bezeigte ihre Dankbarkeit, indem ſie 1764 ſein lebensgroßes Bildniß im Schulſaale aufſtellte. Als 1764 das kaiſerliche Juſtizcollegium der lief-, eſth- und finnländiſchen Sachen den Verſuch machte, die Anſtalten der evangeliſchen Gemeinden in St.-Petersburg und ſpeciell die der St.-Petrigemeinde und ihrer Anſtalten zu beeinträchtigen und dabei bis zur Verhaftung des Paſtors Großkreuz ſchritt, wendete er in der Sache ſo viel Feuer, Muth und Fleiß auf, als er nur in einem Feldzuge hatte bewähren können, und that und wagte das Mögliche, bei der Kaiſerin, dem Senate, den Miniſtern, ſah auch zuletzt ſeine Bemühungen mit dem erwünſchten Erfolge gekrönt. Mit Büſching kam er bald darauf in Zerwürfniſſe, bei denen er jedenfalls den Eigenſinn und die rechthaberiſche Starrheit gezeigt zu haben ſcheint, von denen er überhaupt nicht frei war und die mit Büſching's freiwilligem Rücktritt endigten.

Seit 1763 hatte er eine Reiſe nach Deutſchland vor, ſchob ſie aber immer von einer Zeit zur andern auf, bis ſie zuletzt ganz unterblieb. Zum Theil lag dies an den Verhandlungen mit Biron über die ſchleſiſchen Güter.

Münnich verzichtete auf alle Anſprüche auf Wartenberg und Bralin und trat auch die von ihm gekauften Güter an den Herzog ab, wogegen ihm dieſer gegen 100,000 Thlr. zu zahlen verſprach. Um dieſes Geld gewiß und nöthigenfalls mit Hilfe des Hofes zu bekommen, mochte der Feldmarſchall Petersburg nicht verlaſſen. — Noch 1765 hatte er ſich ſo kräftig gefühlt, daß er geſchrieben: „ein ehrlicher Mann lebet wol hundert Jahre.“ Zu Ende des Jahres 1766 gab er das Patronat der St.-Petrikirche auf und 1767 empfand er die Abnahme ſeiner Kräfte ſo, daß er um ſeinen Abſchied bat, den ihm die Kaiſerin jedoch in der gnädigſten Weiſe abſchlug, wol weil ſie wußte, daß er ohne Arbeit nicht leben könne. Nach einer längeren Krankheit, dergleichen ihn in den letzten Jahren mehrfach heimſuchten, und die er mit chriſtlich-frommer Geduld und Faſſung ertrug, ſtarb er am 16/27. Oct. 1767 im 85. Jahre. Seine Leiche wurde mit allen militäriſchen Ehren nach der St.-Petrikirche geleitet, iſt aber ſpäter in das Erbbegräbniß zu Neu-Huntorf gebracht worden.

Büſching erzählt: ein Mann, der den Feldmarſchall Münnich vor ſeiner Verbannung viele Jahre gekannt, habe behauptet: an dem Grafen Münnich ſei nichts klein; ſeine guten und ſeine ſchlechten Eigenſchaften ſeien groß. Er ſei ein wahrer Contraſt vom Guten und Böſen. Wenn hier Büſching beifügt: das könne man von allen Menſchen ſagen, ſo hat er inſofern recht, als das Weſen aller Menſchen aus einer Miſchung guter und übler Eigenſchaften beſteht, inſofern aber unrecht, als es, namentlich in den neueren Zeiten, doch nichts weniger als bei allen Menſchen gilt, daß ihre guten und ſchlimmen Eigenſchaften groß wären. Bei Münnich ſcheinen uns zudem die guten Eigenſchaften doch die böſen überwogen und auch in ihrer Intenſität und Dauer übertroffen zu haben. Büſching ſelbſt ſchildert den Feldmarſchall, für den er, ungeachtet er ſich zuletzt perſönlich über denſelben zu beklagen gehabt hatte, ſichtliche Bewunderung empfand — ein Verhältniß, das beiden Theilen zur Ehre gereicht —, ungefähr in folgender Weiſe: „Er war wohlgewachſen und von einer anſehnlichen Leibesgeſtalt. Er hatte eine ſtarke, lebhafte und feurige Natur. Seine Augen und Geſichtszüge kündigten einen ſcharfſinnigen, ernſten, muthvollen und ſtandhaften, alſo auch ehrwürdigen, aber auch einen furchtbaren Mann an, und ſelbſt ſeine größte Freundlichkeit hob dieſen Eindruck nicht auf. Seine Stimme ſowol als ſeine Haltung entſprach einem Feldherrn, und wie immer man ihn anſah, erkannte man leicht, daß er geboren und gemacht war, zu befehlen. Er ſchlief ſehr wenig und dies nur einige Stunden des Nachts. Auf ſeinen Feldzügen iſt er nur ein einziges mal durch Feuer geweckt worden, während er ſonſt ſtets der erſte war, der aufſtand. Bis an ſeinen Tod war er einer der fleißigſten und ſtärkſten Arbeiter. Wenn er etwas unternahm, ſo dachte er unaufhörlich daran, und ruhete nicht eher, ließ auch andern Perſonen, vom höchſten bis zum niedrigſten Range, nicht eher Ruhe, als bis es ausgeführt war. Die größten Schwierigkeiten konnten ihn nicht ſchrecken; er wagte das Aeußerſte, und weil ihm ſo oft die ſchwerſten Unternehmungen gelungen waren, ſo verſuchte er alles, was er für möglich hielt, möchte es koſten was es wolle. An das Schreiben war er ſo gewohnt, daß er ſelbſt im hohen Alter faſt nichts lieber that, als täglich eine Menge Briefe und andere Aufſätze in deutſcher, franzöſiſcher und ruſſiſcher Sprache dictiren, und alle ſeine Secretäre eher ermüdete, als ſich ſelbſt.

In ſeiner Schreibweiſe übertraf er viele Gelehrte. Sie war, wie ſein perſönliches Benehmen, inſinuant und dabei äußerſt correct. Ordnung, Nettigkeit und Schmuck liebte er ungemein und bis an ſein Ende, und beobachtete ſie an ſeiner Perſon, in ſeinem Hauſe und bei allem, was von ihm abhing. Seine Neigung zum Bauen war ſehr groß, und er wendete und verſchwendete viel eigenes und fremdes Geld daran. Er ſelbſt ſchrieb darüber einmal an Büſching: «Ich meines Orts bin zum Bauen und zur möglichſten Verbeſſerung unſers ſchönen Erdkreiſes ſehr geneigt.» Man kann mit Recht behaupten, daß er einer der beſten Ingenieurs ſeines Jahrhunderts geweſen iſt. Er beſaß noch viele andere Kenntniſſe und Wiſſenſchaften, und war ſo geſchickt, wie geneigt, mit Künſtlern und Gelehrten umzugehen. Wenn er wollte, verſtand er Herzen zu gewinnen, und ſuchte und wußte inſonderheit dem weiblichen Geſchlechte zu gefallen.“ Weiter verbreitet ſich Büſching über Münnich's Jähzorn und über anſcheinend widerſprechende Fälle, wo er ſich verſöhnlich und wo er ſich nachtragend gezeigt habe, Fälle, die er zuletzt inſoweit vereinigt und erklärt, als er meint: „Wenn er (Münnich) ſich gegen Perſonen, die geringer als er waren, in Heftigkeit verging, ſo kam es ihm nicht ſchwer an, ſich bei denſelben zu entſchuldigen und ſie wieder zu begütigen. Hatte er aber mit ſolchen, die höher als er ſtanden, oder mit ſeinesgleichen zu thun, ſo konnte er es nicht über ſich bringen, ihnen die Hand zur Verſöhnung zu reichen.“ Ehrgeizig ſei er in hohem Grade geweſen, und nach den türkiſchen Feldzügen habe er ſeine Anſprüche ungemein geſteigert. Doch hat ein General von ihm geſagt: „Münnich betrug ſich wie ein ſouveräner Fürſt; aber er ſchaffte auch allen Offizieren [illegible] am Hofe Anſehen. Damals, als ich ſein Adjutant war, glaubte ich mehr zu ſein, als jetzt, wo ich Chefgeneral bin.“

Seine Verdienſte um Rußland wurden von der geiſtvollen Kaiſerin Katharina II. ſo vollſtändig anerkannt, daß ſie von ihm ſagte: „Münnich iſt zwar kein Sohn, aber ein Vater des ruſſiſchen Reiches.“

VII. Lord Camelford und Lord Digby.

Herrſchend und mächtig ſteht die engliſche Ariſtokratie in einer Staatsverfaſſung da, die ſie ſich eigens für ihre Herrſcherzwecke gebildet hat, und durch die ſie doch wieder genöthigt wird, ihre Macht zum Beſten des Volkes zu gebrauchen. Wer, der die lange Reihe der Staatsmänner überblickt, die ſich aus jener Ariſtokratie heraus auf Miniſter- oder Oppoſitionsbänke geſetzt haben, könnte zweifeln, daß dieſe Ariſtokratie, nach Kraft und Willen, immer noch einen reichen Beruf zu ihrer Aufgabe dargelegt hat? Dem thut es keinen Eintrag, daß in gar manchen Einzelfällen die Eigenthümlichkeit der Verhältniſſe und der Erziehung, unter denen die engliſchen Erbgroßen aufwachſen, neben angebornen Richtungen, ebenſoviel für die Bewährung jenes Berufes, wie auch für das Ausbrechen von mancherlei Excentricitäten gethan hat, die nicht immer blos das vorübergehende Ausſäen des wilden Hafers, wie der Engländer es nennt, geweſen, oder durch entgegenſtehende beſſere Züge gutgemacht worden ſind.

Sie wurden es, wenigſtens in den Augen eines milden und billigen Richters, in dem Falle des Mannes, von dem wir unſern Leſern einige Züge berichten wollen.[1] Thomas Pitt Lord Camelford war der Urenkel jenes Gouverneurs von Madras, dem das Glück den berühmten Diamanten in die Hände führte, welchen der Herzog von Orleans für zwei Millionen Francs kaufte und der dafür noch jetzt den Namen des Regenten von Orleans trägt und zu den koſtbarſten Kleinodien der franzöſiſchen Krone gehört. Der glückliche Käufer und Verkäufer, Thomas Pitt, legte ſeine indiſchen Gewinne in engliſchen Landgütern und verrotteten Burgflecken an, die ihm die Verfügung über einige Stimmen im Parlamente ſicherten, wie er denn ſelbſt das berüchtigte Old Sarum im Hauſe der Gemeinen vertrat. Sein Sohn Robert folgte ſeinem Beiſpiele und ſaß, erſt für Old Sarum, dann für Oakhampton im Parlamente. Von deſſen zwei Söhnen erbte der ältere, Thomas, die Güter und den parlamentariſchen Einfluß ſeines Vaters; der zweite hatte ein noch werthvolleres Beſitzthum: ein vorragendes Talent und einen für große Dinge geſchaffenen Charakter; es war der berühmte ältere Pitt[2]), der nachherige Earl von Chatham, der noch ſtolzer, als auf dieſen von der Krone verliehenen Titel, auf den des großen Commoners war, den er ſich bei dem Volke verdient hatte, und den er ſich verdient hatte, indem er unverrückt ſeiner Ueberzeugung folgte und weder rechts noch links nach Gunſt oder Abgunſt ſah. Auch er trat übrigens zuerſt für Old Sarum ins Haus. Auch er vererbte ſeine Titel und ein Jahrgeld von 3000 Pfund, das der Familie des unbemittelt geſtorbenen großen

---

[1] Nach Burke, Anecdotes of the Aristocracy, II. 272 ff.

[2] Wilhelm Pitt, Earl von Chatham, geb. 15. Nov. 1708, † 11. Mai 1778.

Staatsmannes ausgeſetzt werden, ſeinem älteſten Sohne, ſeine Talente und ſeinen Ruhm einem jüngern Sohne hinterlaſſend.

Der Pitt, welchem der gegenwärtige Aufſatz gewidmet iſt, war ein Enkel des Thomas Pitt, des älteren Bruders des großen Chatham. Sein Vater ward 1784 zur Peerſchaft erhoben; ſeine Schweſter Anna war mit Lord Grenville [1]) vermählt, einem Sohne des berühmten Georg Grenville (geb. 1712, 1763 Kanzler der Schatzkammer, † 1770), und der ſelbſt ein gefeierter Redner und Staatsmann war. Er war am 26. Febr. 1775 geboren, und zeigte früh einen, zwar kräftigen und männlichen, aber eigenthümlichen und unlenkſamen Geiſt. Den erſten Unterricht erhielt er zu Bern, kam dann auf die Charterhouſeſchule, und trat, ſeinem eigenen Wunſche zufolge, zeitig als Midſhipman in die königliche Flotte. In dieſer Eigenſchaft machte er ſeine erſte größere Seefahrt unter dem wackern Capitän Riou, 1789 in der Fregatte Guardian (Wächter), welche Vorräthe für die neue Strafcolonie zu Botanybai überführen ſollte. Das Schiff hatte Unglück und kam in ſolche Gefahr, daß der Führer desſelben der Mannſchaft freiſtellte, auf den Booten ihre Rettung zu ſuchen, während er ſelbſt entſchloſſen war, auf dem Schiffe auszuharren. Denſelben Entſchluß theilten 60 wackere Seemänner und unter ihnen auch der junge Pitt. Ihr treuer Muth wurde belohnt. Sie brachten, nach einer faſt wundergleichen Fahrt, das Schiff, das nur noch ein Wrack war, in den Hafen des Caps der guten Hoffnung, von wo dann der junge Pitt in dem Packetboot Prinz von Oranien nach der Heimat ſegelte und im September 1790 zu Harwich anlangte.

---

[1]) William Wyndham Grenville, geb. 1759, ſeit 25. Nov. 1790 Lord Grenville, † 1834. Den Namen Wyndham hatte er von ſeiner Mutter, Eliſabeth, einer Tochter Sir William Wyndham's, Baronets, die ſich 1749 mit Georg Grenville vermählt hatte und 5. Dec. 1769 †. Sein älteſter Bruder Thomas folgte ſeinem Oheim als Earl von Temple; der zweite Bruder, Thomas Grenville, vertrat die Grafſchaft Buckingham im Parlamente. Er ſelbſt vermählte ſich 18. Juli 1792 mit Anna Pitt, der Schweſter des Thomas letzten Lords Camelford, hinterließ aber keine Kinder.

Weit entfernt, durch die beſtandenen Drangſale und Gefahren abgeſchreckt zu ſein, ſuchte und erwirkte er, bald nach ſeiner Rückkehr, die Aufnahme auf das Schiff Discovery (Entdeckung), das ſoeben zu einer Entdeckungsreiſe unter dem berühmten Capitän Vancouver[1]) ausgerüſtet wurde, zu einer Reiſe, die in Gegenden ging, welche ungleich mehr Beſchwerden und Gefahren, als Genüſſe verſprachen. Er begleitete ſeinen Capitän jedoch nur auf dem erſten Theil ſeiner Reiſe und ſchied in einem ſehr bedauerlichen, ja verhängnißvollen Unfrieden von ihm. Mag es ſein, daß das widerſpenſtige und unlenkſame Benehmen, das er ſich zu Schulden kommen ließ, nicht aus verderbtem Herzen floß, ſondern in den Beſonderheiten ſeines Temperamentes wurzelte, möglich auch, daß Vancouver den jungen Menſchen nicht auf der rechten Seite zu faſſen wußte, unverſtändig war das Benehmen des letztern jedenfalls, und dem Capitän Vancouver gereicht es zur Ehre, daß er die unerläßliche Schiffsdisciplin auch gegen den Sohn eines Lords zur Geltung brachte. Dieſer aber konnte die Strenge, mit

---

1) Geb. um 1750, mit Cook auf deſſen zweiter und dritter Reiſe, ward 1790 Capitän, ſtellte 1791—95 Forſchungen an der Nordweſtküſte von Amerika an, † 1798 zu Petersham. Siehe Vancouver's Entdeckungsreiſe in dem nördlichen Stillen Ocean und um die Welt; London, 1798.

der man ihn an ſeine Pflicht gewöhnen wollte, nicht vertragen, verließ das Schiff in den indiſchen Meeren, und ging auf die Reſiſtance (Widerſtand) über, wo er von Sir Eduard Pakenham zum Lieutenant beſtellt wurde. Während ſeiner Abweſenheit ſtarb ſein Vater, und als er im October 1796 nach Hauſe kehrte, war er Lord und Peer des Reichs und Beſitzer der Güter, die ſeit dem alten Gouverneur von Madras in dem älteren Zweige der Pitt'ſchen Familie vererbt waren. Auch Vancouver war ſeit einem Jahre zurückgekehrt, und es iſt wol der ſchlimmſte Zug in dem Leben Lord Camelford's, den die inzwiſchen verfloſſenen Jahre noch nicht zu der Einſicht gebracht hatten, wie gewiß Vancouver in ſeinem Rechte geweſen und wie er ſelbſt ſich als ein übermüthiger, trotziger Junge gezeigt hatte, daß er ſeinem alten Capitän, der ſeit ihrem Zwiſte vier beſchwerdevolle Jahre im Dienſte des Vaterlandes und der Wiſſenſchaften verbracht hatte, die Strenge noch immer nachtrug, deren Anwendung gegen ihn er ſelbſt durch ſein unbotmäßiges Betragen provocirt hatte. Vancouver war keiner jener eigenmächtigen Seetyrannen, denen es Vergnügen machte, ihre Gewalt zur Peinigung ihrer Untergebenen zu misbrauchen, und für die es eine heilſame Lection ſein konnte, wenn ein Opfer ihrer grauſamen Laune ſich ihnen nach der Rückkehr als Mann gegen Mann entgegenſtellte. Dergleichen Leute pflegten ihren Uebermuth nicht an Lordſöhnen auszulaſſen, ſondern waren in der Regel ebenſo ſervil gegen Vornehme, wie tyranniſch gegen Arme und Schutzloſe. Lord Camelford aber konnte es nicht vergeſſen, daß ihm die Rückſichten nicht gezollt worden, die er als der Nachkomme eines Mannes, der das Glück gehabt, einen koſtbaren Edelſtein wohlfeil einzukaufen und theuer zu verkaufen, von einem Sohne ſeiner eigenen Thaten fordern zu können glaubte. Man kann ein raſches Aufbrauſen nachſehen, wenn der Hitzige ebenſo raſch zum Vergeben iſt, und das Nachtragen iſt einer der mißlichſten Züge in der Menſchennatur. Aber kaum fand Lord Camelford bei ſeiner Rückkehr, daß auch Vancouver zurückgekehrt ſei, als er ihm eine Ausforderung zuſchickte. Der Capitän erwiderte, daß das üble Benehmen Sr. Lordſchaft ihn genöthigt hatte, zu den Maßregeln zu greifen, über die er ſich beklagte, und daß ſie zur Aufrechthaltung der Disciplin unerläßlich geweſen ſeien. Zugleich erbot er ſich, die Angelegenheit dem Urtheil jedes beliebigen Flaggenoffiziers der königlichen Flotte anheimzugeben, und machte ſich verbindlich, falls die Entſcheidung wider ihn ausfiele, dem Lord die Genugthuung zu geben, die er begehrte. Es macht ihm Ehre, daß er ein Leben, das er oft im Dienſte des Gemeinwohls aufs Spiel geſetzt, nicht dem Eigenwillen eines übermüthigen jungen Menſchen preisgeben wollte. Lord Camelford nahm aber ſelbſt jenen billigen Vorſchlag nicht an, ſondern bedrohte den Capitän mit perſönlicher Mißhandlung; ja, als ſie ſich bald darauf in der Bondſtraße begegneten, wurde er nur durch die Dazwiſchenkunft ſeines Bruders verhindert, ſich an Vancouver zu vergreifen. Es wird behauptet, daß der Aerger über dieſe Vorgänge und die Beſorgniß, ſie möchten doch einen Schatten auf ſeine Ehre werfen, den nicht ſehr lange darauf erfolgenden Tod jenes verdienſtvollen Offiziers beſchleunigt hätten.

In demſelben Jahre, in welchem Vancouver ſtarb, gab Lord Camelford durch eine viel gewaltſamere Maßregel, als über die er ſich ſo bitter beſchwert hatte, den Beweis, daß er ſelbſt ſehr eifrig war, ſeine Autorität ſelbſt in Fällen geltend zu machen, wo dieſelbe weſentlich zweifelhafter war, als die des Vancouver über ihn. Die jungen Hochadeligen in England avanciren im Staatsdienſte raſch, und ſo wurde auch Lord Camelford bald nach ſeiner Rückkehr zum Capitän der Schalupe Favorite beſtellt. Mit dieſer ſegelte er nach den weſtindiſchen Gewäſſern, und lag im Januar 1798 in dem engliſchen Hafen auf Antigua. Neben ihm lag die Schalupe Perdrix, deren Capitan, Mr. Fichie, aber abweſend, zu St. Kitts, war, und den Befehl des Schiffs ſeinem Lieutenant, Mr. Peterſon, übertragen hatte. Lord Camelford, der ſich nun als den commandirenden Offizier im engliſchen Hafen betrachtete, erließ eine auf alle engliſchen Schiffe in dieſem Hafen bezügliche Ordre. Dieſer weigerte ſich Mr. Peterſon zu gehorchen, weil er von der Anſicht ausging, daß Lord Camelford, der ihm war im Dienſtrange, aber nicht im Dienſtalter vorausging, ihm nichts zu befehlen habe, daß vielmehr er, Peterſon, als der älteſte Offizier, den Befehl im engliſchen Hafen habe. Ohne mit den hier einſchlagenden Punktilioſitäten des engliſchen Schiffscomments genau bekannt zu ſein, halten wir doch dafür, daß Mr. Peterſon unrecht hatte. Indeß muß ſich manches für ſeine Anſicht haben ſagen laſſen, da der ſonſt gerühmte Offizier ſich außerdem ſchwerlich ſo widerſetzlich gezeigt haben würde. Wie dem auch ſei, es erwuchs ein bitterer Streit aus jener Frage. Die beiden Schiffe lagen dicht nebeneinander auf den Werften, um ausgebeſſert zu werden, und bei dem Beginn des Streites ſammelten ſich um jeden der zwiſtigen Offiziere Angehörige ihrer Mannſchaften. Es fielen zornige Worte; der Lieutenant beſtand auf ſeiner Weigerung, und bald darauf erſchienen 12 Mann von der Mannſchaft der Perdrix bewaffnet

auf dem Platze. Mr. Peterſon ſtellte dieſe Leute in ein
Reihe auf und trat mit gezogenem Degen an ihre Spitz
Lord Camelford rief ſofort ſeine Marineſoldaten v
und ſtellte ſie den Leuten des Lieutenants Peterſon g
genüber auf. Dann entfernte er ſich auf kurze Zei
borgte ſich von einem Offizier auf den Werften ein
Piſtole, kam zurück, ging auf den Lieutenant los, fragt
ihn, ob er noch immer dabei verharre, ſeinen Befehle
nicht zu gehorchen, und als der Lieutenant erwidert
„Ja, ich beharre dabei“, ſetzte ihm Lord Camelford di
Piſtole auf die Bruſt und ſchoß ihm durch den Leib
Peterſon ſtürzte ſogleich und verſchied lautlos und ohn
Zucken. Die Mannſchaften kehrten ruhig auf ihre Schiff
zurück und Lord Camelford überlieferte ſich dem Capita
Maſon von der Schaluppe Beaver (Biber).

Die Autorität des Dienſtes war gerettet; aber zunächſt erregte der gewaltſame Schritt, durch den die
geſchehen war, große Aufregung in dem Hafenplatz
Lieutenant Peterſon war ein Eingeborner einer Nachbarinſel, aus achtbarer Familie und perſönlich geſchätzt
Nur die feierlichſten Verſicherungen, daß eine gerichtlich
Unterſuchung angeſtellt werden ſolle, konnten das nieder
Volk in St. Johns abhalten, ſich an der Perſon Sr
Lordſchaft zu vergreifen. Das Todtenſchaugericht, welches über die Todesart des Lieutenants zu ſprechen hatte
fällte den Wahrſpruch: daß er ſein Leben bei eine
Meuterei verloren habe. Lord Camelford wurde in de
Schaluppe Beaver nach der Fort Royalbai auf Martinique gebracht, wo ſich am Bord des Invincible ein
Kriegsgericht verſammelte und vom 20.—25. Jan. verſammelt blieb, dann aber zu der Entſcheidung kam
„daß der ſehr außerordentliche und offenbare Ungehorſam

des Lieutenant Peterſon gegen die rechtmäßigen Befehle des Lord Camelford, der zu jener Zeit der obere[1] Offizier im engliſchen Hafen geweſen, und die gewaltſamen Maßregeln, welche Lieutenant Peterſon ergriffen, um ſich jenem zu widerſetzen, indem er die Mannſchaft des Schiffes Perdrix bewaffnet, für den Dienſt Sr. Majeſtät höchſt nachtheilige Handlungen der Meuterei geweſen ſeien, der Hof daher einſtimmig erkenne, der genannte Lord Camelford ſei ehrenvoll loszuſprechen, und ihn demgemäß andurch einſtimmig und ehrenvoll losſpreche."

Der Lord übernahm nun den Befehl ſeines Schiffes wieder, gab aber bald darauf ſowol dieſen Befehl, als den ganzen Seemannsberuf auf. Solange er im Dienſte geweſen, hatte auch ſein perſönliches Erſcheinen die Zeichen der Wunderlichkeiten getragen, die ihm ſein Leben lang eigen waren. Sein Anzug beſtand aus einem ſchlichten Lieutenantsrock, ohne Epauletten und mit ſo ſpangrünen Knöpfen, wie der Boden des Schiffs. Der Kopf war kurz geſchoren und er trug einen ungeheuern Dreimaſter mit Goldtreſſen. Er ſoll ſtreng auf Beobachtung der Disciplin gehalten haben, aber auch ſehr ſorgſam für die Pflege der Kranken geweſen ſein.

Jetzt jedem regelmäßigen Berufe entzogen, führte ihn ſein unſtetes und ruheloſes Temperament auf mancherlei wunderſame Einfälle. Bald nach ſeiner Rückkehr nach England kam er auf den Gedanken, nach Paris zu gehen und die damaligen Beherrſcher Frankreichs mitten in ihrer Hauptſtadt anzugreifen. In der Nacht vom Freitag zum Sonnabend, am 18. Jan. 1799, fuhr er in einer

---

[1] Sie ſagen allerdings: der ältere (senior), was aber in England in ſolchen Fällen den Vorrang bezeichnet.

Nachtkutſche nach Dover, wo er zeitig am folgenden Morgen ankam und in der City von London abſtieg. Nach dem Frühſtück ging er auf den Hafendamm und fragte nach einem Boote, das ihn nach Deal bringen könne, worauf ſich ein Mann Namens Adams erbot, ihn für eine Guinee dorthin zu fahren. Lord Camelford nahm ihn bei Seite und ſagte ihm, nach einigem Hin- und Herreden, er glaube, Veranlaſſung zu bekommen, auf die andere Seite des Waſſers zu gehen, und wünſche, in Calais gelandet zu werden, da er einige Uhren und Mouſſeline habe, die er in Frankreich anbringen möchte. Er handelte dann ziemlich genau über den Fahrpreis, wobei ſie zuletzt über 12 Guineen übereinkamen. Im weitern Geſpräche gedachte er eines gewiſſen Turnbull, der kurz vorher die Münze beſtohlen hatte, aber ergriffen worden war, und äußerte, daß der Menſch ſeine Sache nicht verſtanden habe, weil er ſonſt wol entkommen ſein würde. Schließlich beſtimmte er die Abfahrt auf Abends 6 Uhr, wo ihn Adams im Gaſthofe abrufen ſollte.

Adams war durch die ganze Verhandlung und wol namentlich durch die letzten Aeußerungen des Lords ſtutzig geworden, und zog ſeinen Bruder, der auch bei dem Boote betheiligt war, zu Rathe. Sie kamen überein, Mr. Newport, den Einnehmer, von dem Vorgefallenen zu unterrichten. Dieſer fand für das beſte, die betreffende Perſon in das Boot treten zu laſſen und dann feſtzunehmen. Zur beſtimmten Zeit fand Adams ſich in dem Gaſthofe ein, rieth ſeinem Paſſagier, einen Ueberrock anzuziehen, da es kalt werden würde, und ging dann mit ihm an den Strand. Kaum hatte Lord Camelford das Boot, in dem ſich vier Männer befanden, betreten und ſich geſetzt, als Mr. Newport ihn mit den Worten ergriff: „Sie ſind mein Gefangener!“ Er ergab ſich ohne Widerſtand und wurde ſofort in das Zollhaus gebracht, wo er, auf die Frage nach ſeinem Namen, ſich einfach Camelford nannte. Dieſer Name war wol nicht ſo bekannt, daß dabei gleich an einen Lord gedacht worden wäre. Er wurde durchſucht, und man fand ein Paar Piſtolen und einen etwa acht Zoll langen und etwas gebogenen zweiſpitzigen Dolch, ſowie einen an jemand in Paris gerichteten franzöſiſchen Brief bei ihm. Nachts um 11 Uhr (19. Jan.) ward er in eine Poſtchaiſe gebracht und von Mr. Newport und den beiden Adams nach London in das Bureau des Herzogs von Portland[1] begleitet. Hier wurde er ſogleich erkannt. Es wurde ſofort ein Geheimrath zuſammenberufen und Mr. Pitt, der Vetter des Lords, fertigte einen Boten an Lord Grenville ab, um dieſen, der ſich zu Dropmore befand, aufzufordern, ſofort in die Stadt zu kommen. Der Geheimrath kam um 6 Uhr zuſammen und vernahm die drei Leute von Dover. Um 10 Uhr traf auch Lord Grenville ein und hatte eine lange Unterredung mit Mr. Pitt, beſuchte aber den jungen Lord, ſeinen Schwager, nicht, der inzwiſchen der Obhut eines Königsboten Johnſon anvertraut ward. Bald jedoch wurde derſelbe der Haft entlaſſen, da ſich die Lords des Rathes in mehreren Vernehmungen überzeugten, daß der Lord in der That nur die von ihm angegebenen Abſichten gehabt und ſeinem Vaterlande habe einen Dienſt leiſten wollen. Es war aber nöthig, daß eine Begnadigungsacte unter dem großen Siegel ausgefertigt wurde, da eine in der vorhergehenden Seſſion erlaſſene Parlamentsacte ſchon den bloßen Act der Einſchiffung nach Frankreich für ein Capitalverbrechen erklärt hatte.

---

[1] Wilhelm Heinrich Cavendiſh, Herzog von Portland, ein Bentinck, ein Urenkel jenes treuen Freundes und Gefährten Wilhelm's III., Wilhelm Bentinck, Earls von Portland († 23. Nov. 1709), ein Enkel des erſten Herzogs von Portland aus dem Hauſe Bentinck, der 4. Juli 1726 als Gouverneur von Jamaica ſtarb, ein Sohn des Herzogs Wilhelm von Portland († 1. Mai 1762) und der Lady Margareth Cavendiſh Harley, der Erbtochter Eduard Harley's, zweiten Earls von Oxford. Er war 14. April 1738 geboren, trat zuerſt als Marquis von Titchfield ins Oberhaus, war 1765—1766 Oberkammerherr, 1782 Lord-Statthalter von Irland, 1783 erſter Lord des Schatzes, 1794—1801 Staatsſecretär des Innern, 1807—1809 erſter Lord des Schatzes, trat aber dann wegen Steinleiden aus und ſtarb bald darauf an den Folgen einer Operation (30. Oct. 1809). Er iſt der Vater des jetzigen Herzogs.

Man findet nicht, daß der Lord den ſomit vereitelten Verſuch irgendwie wieder aufgenommen hatte, und auch hieraus zeigt ſich, daß es eben nur ein flüchtiger Einfall geweſen, wenn er nicht überhaupt bei der ganzen Sache ſich blos mit den guten Leuten in Dover einen Spaß nach ſeiner Weiſe gemacht hat. Die nächſte Gelegenheit, bei der er ſich wieder der öffentlichen Aufmerkſamkeit preisgab, war jedenfalls nicht patriotiſcher Natur, ſondern einfach in dem Geſchmacke der Streiche des tollen Uebermuthes, in denen ſich einzelne junge Herren der engliſchen haute volee gefallen. In der Nacht des 2. April 1799 entſtand im Drurylanetheater, während der Aufführung einer Poſſe, ein Exceß in dem Logengange, der durch den Eintritt einiger Herren veranlaßt wurde, welche etwas angeſtochen zu ſein ſchienen und ihre muntere Laune in jungenhafter Weiſe an den Tag legten, indem ſie die Fenſter in den Logenthüren einzuſchlagen anfingen. Dieſes Manöver machte ihnen ſoviel Vergnügen, daß ſie eben auch zu den Armleuchtern übergehen wollten, als der Rädelsführer von einem der zu dem Theater gehörigen Conſtable feſtgenommen ward. Gleichzeitig wurde auch Lord Camelford in Gewahrſam genommen und in das Wachthaus gebracht, weil er von einem Mr. Humphries beſchuldigt wurde, ihn angegriffen und verwundet zu haben. Auf dem Wachthauſe war Se. Lordſchaft zu gut bekannt, als daß er nicht ſogleich, gegen das Verſprechen, ſich am nächſten Morgen auf dem Polizeiamte in der Bowſtraße ſtellen zu wollen, hatte entlaſſen werden ſollen. Die Sache wurde darauf dort und in dem Kingsbenchgerichte verhandelt und der Lord, der ſich übrigens von Anfang an bemüht hatte, ſie gütlich beizulegen, mußte ſchließlich 500 Pfund an ſeinen Gegner zahlen. Es ſcheint, daß er denſelben von einer Logenthüre weggedrängt und, als Mr. Humphries ſich beſchwert, ihn, ſtatt aller Entſchuldigung, mit der Fauſt ins Geſicht geſchlagen und die Stufen hinabgeſtoßen, dieſe Operation auch, wie ſich der Angegriffene derſelben nicht ruhig unterwerfen wollte, ein oder zwei mal wiederholt hatte.

In ähnliche Händel ſoll er unzählbar oft verwickelt geweſen ſein. Die Nachtwächter, damals allerdings noch ſehr armſelige Geſchöpfe in London, waren ſeit alter Zeit ein Lieblingsgegenſtand, an dem ſich die tolle Laune der jungen Herren von dem Geſchmacke Lord Camelford's ausließ. Eines Morgens ging er in der erſten Stunde, von ſeinem Freunde Capitän Barrie begleitet, auf dem Heimweg über den Cavendiſhplatz und traf vier Nachtwächter ſchlafend. Die Freunde beſchloſſen ſogleich, dieſelben für ihren Mangel an Wachſamkeit zu ſtrafen, und begrüßten ſie mit tüchtigen Fauſtſchlägen. Zweie ſprangen auf, wurden aber ſofort zu Boden geſchlagen. Inzwiſchen hatten die beiden andern ihre Klappern ertönen laſſen und bald ein ganzes Heer von Collegen herbeigerufen. Es koſtete aber einen ſtundenlangen Kampf, bevor es der Uebermacht gelang, nach vielen auf beiden

Seiten davongetragenen Schlägen und Beulen, ihre vornehmen Gegner in Gewahrſam zu bringen. Die gefangenen Helden, von gegen 20 bewaffneten Wächtern geleitet, wurden zum Wachthauſe geſchafft, wo Se. Lordſchaft ſich ganz heimiſch zu finden ſchien. Der Capitän, der bei dem Kampfe am meiſten gelitten hatte, wollte ſich aber nicht ſo gut in ſeine Lage ergeben, und es bedurfte eines zweiten Kampfes, bevor er ſich in ſein Schickſal fügte. Am folgenden Morgen brachten die Wächter ihre Gefangenen im Triumph nach dem Polizeiamt in der Marlboroughſtraße, wo ſie jeder mit einer Guinee erfreut wurden, worauf unſere Helden ſich nach Hauſe begaben, ſich von ihren Strapazen zu erholen. — Lord Camelford brachte, aus ähnlichen Gründen, manche Nacht in den Wachthäuſern zu, verſtand ſich aber immer gut mit ihren Inſaſſen und beſtimmte gewöhnlich den Conſtable, der die Nachtwache hatte, ihm ſein Amt für dieſe Nacht abzutreten. In dieſer Function verhörte er dann alle von der Wache eingebrachten Delinquenten mit der größten Ernſthaftigkeit, ließ ſie aber ohne Ausnahme nach der Vernehmung wieder los.

Wie der kurze Friede von Amiens durch eine allgemeine Illumination gefeiert wurde, konnte keinerlei Zureden den Lord beſtimmen, in die Fenſter ſeiner Zimmer in der Neuen Bondſtraße Lichter ſtellen zu laſſen. Vergebens ſtellte ihm ſein Hauswirth, ein Gewürzkramer, die Unannehmlichkeiten vor, die unfehlbar daraus hervorgehen würden; Se. Lordſchaft war unerbittlich. Was vorauszuſehen war, geſchah: der Pöbel griff das Haus an und ein Steinhagel entlud ſich gegen die Fenſter. Wüthend über dieſen Angriff, ſtürzte der Lord heraus, zuerſt mit einem Piſtole bewaffnet, das er jedoch klugerweiſe mit einem tüchtigen Prügel vertauſchte. Mit dieſer Waffe beſtand er den Kampf eine ziemliche Zeit hindurch, ward jedoch zuletzt von der Ueberzahl überwältigt, tüchtig durchgeprügelt und zuletzt in die Goſſe geſchleift, von wo er ſich in kläglichem Zuſtande zurückzog. Die Fenſter waren vollſtändig demolirt. An den folgenden Abenden aber, wo die Beleuchtung fortdauerte, gab der Lord noch immer nicht nach, und ſoll, für den Fall eines erneuerten Angriffs, eine Partie Matroſen bereit gehalten haben. Indeß es erfolgte nichts, da man wahrſcheinlich die Unbilligkeit einſah, eine Beleuchtung eingeworfener Fenſter zu verlangen.

Ein wie gefürchteter Mann der Lord für anmaßende Modegecken in den Kaffeehäuſern war, zeigt folgender drollige Vorfall. Eines Abends trat er, in ſeinem gewöhnlichen, ſehr ſchlichten Anzuge, in ein öfters von ihm beſuchtes Kaffeehaus in der Conduitſtraße, und fing an, eine Zeitung zu leſen. Bald darauf kam ein eingebildeter Geck herein, ſetzte ſich dem Lord gegenüber, und rief in möglichſt prätentiöſem Tone: „Kellner, eine Flaſche Madeira und ein Paar Wachslichter in den nächſten Verſchlag!“ Hierauf zog er Lord Camelford's Licht zu ſich hin und fing auch an zu leſen. Der Lord warf ihm einen unwilligen Blick zu, ſah aber dann wieder auf ſeine Zeitung. Bald darauf kam der Kellner und meldete, daß alles beſorgt ſei, worauf der Stutzer ſich in ſeinen Verſchlag begab. Jetzt rief Lord Camelford, indem er den Ton des erſteren nachahmte: „Kellner, ein Paar Lichtputzen!“ Dieſe wurden ſchnell gebracht; der Lord legte ſeine Zeitung nieder, ging in den Verſchlag des Stutzers, putzte ihm beide Lichter aus und kehrte gemächlich zu ſeinem Platze zurück. Kochend vor Wuth brüllte der empörte Stutzer: „Kellner, Kellner, wer zum Teufel iſt dieſer Burſche, der es wagt, einen Gentleman dergeſtalt zu beleidigen? Wer iſt er? Was iſt er? Wie heißt er?" „Lord Camelford, Sir", ſagte der Kellner. „Wer? Lord Camelford!" verſetzte der Stutzer mit kaum hörbarer Stimme. „Was habe ich zu bezahlen?" Der Madeira blieb ungetrunken und der Stutzer machte ſich eilends davon.

Lord Camelford's reizbares und ſtarrſinniges Temperament, das ſich bei manchem der erwähnten Vorfälle bekundet hatte, ward aber auch die Urſache ſeines frühzeitigen und gewaltſamen Todes. Er war ſeit einiger Zeit mit einer Mrs. Simmons bekannt geweſen, die früher von einem Freunde des Lords, Mr. Beſt, protegirt worden war. Irgend ein geſchäftiger Zwiſchenträger hatte ihm erzählt, daß Mr. Beſt jenem Frauenzimmer etwas zum Nachtheil des Lords geſagt habe. Der Lord gerieth darüber in ſolchen Zorn, daß er, am 6. März 1804, als er Mr. Beſt in Prinz von Wales-Kaffeehauſe traf, wo der Lord gewöhnlich zu Mittag ſpeiſte, auf ihn losging und, laut genug, um von allen Anweſenden verſtanden zu werden, zu ihm ſagte: „Ich erfahre, Sir, daß Sie in den unverantwortlichſten Ausdrücken über mich geſprochen haben." Mr. Beſt erwiderte, er ſei ſich gänzlich unbewußt, eine ſolche Beſchuldigung verdient zu haben. Lord Camelford verſetzte darauf: er wiſſe ſehr wohl, was Mr. Beſt zu Mrs. Simmons geſagt habe, und erkläre ihn für einen Schurken, einen Lügner und einen Raufbold. Vergebens ließ der ſo ſchwer beleidigte Mr. Beſt dem Lord im Laufe des Abends die ſtärkſten Verſicherungen zukommen, daß die ihm gemachte Mittheilung grundlos ſei, weshalb der Lord, der unter einem falſchen Eindrucke gehandelt, die von ihm gebrauchten Ausdrücke zurücknehmen könne, womit Mr. Beſt ſich zufriedengeben wolle. Lord Camelford weigerte ſich unbedingt, dies zu thun. Mr. Beſt verließ das Kaffeehaus in großer Aufregung, und bald darauf ward dem Lord ein Billet gebracht, worin man mit Grund eine Ausforderung vermuthete. Es ward zwar Anzeige auf der Polizei gemacht, aber dieſe traf ihre Anſtalten zu langſam und zu ſpät. Das Zuſammentreffen war für den nächſten Morgen feſtgeſetzt; jede Partei beſtellte ihren Secundanten, und dieſen wurde es überlaſſen, das Nähere über Zeit und Ort zu beſtimmen.

Lord Camelford ging aus dem Kaffeehauſe in ſein Quartier und fügte hier ſeinem letzten Willen die wenigſtens ſeinem Herzen zur Ehre gereichende Erklärung bei: daß er bei dem gegenwärtigen Streite vollſtändig und gänzlich der angreifende Theil ſei, ebenſo dem Geiſte, als dem Buchſtaben des Wortes nach. „Sollte ich daher“, fuhr er fort, „mein Leben in einem Streite verlieren, den ich ſelbſt geſucht habe, ſo verbiete ich auf das feierlichſte jedem meiner Freunde oder Verwandten, welcher Art ſie auch immer ſeien, irgend welche läſtige Verfolgungen wider meinen Gegner anzuſtellen, und ſollten, ungeachtet obiger Erklärung von meiner Seite, die Geſetze des Landes gegen ihn geltend gemacht werden, ſo verlange ich, daß dieſer Theil meines letzten Willens zur Kenntniß des Königs gebracht werde, damit ſein königliches Herz bewegt werden möge, ſeine Gnade auf ihn zu erſtrecken.“

Der Lord verließ ſeine Wohnung zwiſchen eins und zwei am Morgen des 7. März (einer Mittwoch) und ſchlief in einem Gaſthauſe, um den Polizeibeamten auszuweichen, welche ſich richtig bald nach dieſer Zeit einfanden, um ſein verlaſſenes Quartier zu bewachen. Zeitig am Morgen trafen ſich der Lord und Mr. Beſt verabredetermaßen in einem Kaffeehauſe in der Oxfordſtraße, und hier machte Mr. Beſt einen letzten Verſuch, eine Ausſöhnung zu bewirken. „Camelford", ſagte er, „wir ſind Freunde geweſen, und ich kenne die argwohnloſe Hochherzigkeit Ihres Weſens. Auf meine Ehre, Sie ſind durch ein nichtsnutziges Menſch betrogen worden. Beſtehen Sie nicht auf Ausdrücken, bei denen einer von uns fallen muß." Lord Camelford erwiderte hierauf nur: „Beſt, das iſt Kinderſpiel! die Sache muß ihren Fortgang nehmen." Traurige Hartnäckigkeit, auch wenn wir annehmen, daß der Lord ſich als das wahrſcheinliche Opfer des Zweikampfes betrachtete; trauriger noch, wenn er die Möglichkeit bedacht hat, daß er in einer Sache, an deren Rechtmäßigkeit er ſelbſt nicht mehr geglaubt zu haben ſcheint, das Leben eines andern rauben könne. Seinem Secundanten ſoll er geſtanden haben, daß er im Unrecht, daß Beſt ein Ehrenmann ſei, daß er ſich aber nicht entſchließen könne, Worte zurückzunehmen, die er einmal gebraucht habe. Die Sache war: er hielt ſeinen Gegner für den beſten Schützen im Lande, und fürchtete, jede Nachgiebigkeit könne ihm als Feigheit ausgelegt werden.

Der Lord und Mr. Beſt ritten nach Kenſington, während die Secundanten in einer Poſtchaiſe nachfuhren. Gegen ein Viertel auf 8 kamen ſie an dem Gaſthof zum Roß und Stallknecht an, ſtiegen ab und ſchlugen den Weg ein, der zu den hinter Hollandhouſe gelegenen Feldern führt. Die Secundanten maßen den Kampfplatz ab, und die Kämpfer ſtellten ſich 30 Schritt von einander auf. Lord Camelford feuerte zuerſt, aber ohne Erfolg. Nach einigen Secunden ſchoß Mr. Beſt, der ihn zu fragen ſchien, ob der Lord jetzt befriedigt ſei, ſein Piſtol los und der Lord ſtürzte ſogleich zu Boden. Die Secundanten und Mr. Beſt eilten ſogleich zu ſeinem

Beiſtande, worauf er Mr. Beſt bei der Hand faßte und ihm ſagte: „Beſt, ich bin ein todter Mann, Sie haben mich getödtet, aber ich vergebe Ihnen von Herzen.“ Die Schüſſe riefen mehrere Arbeiter aus der Nähe herzu, ſodaß Mr. Beſt und ſein Secundant für das beſte hielten, ſich in Sicherheit zu bringen. Der Secundant des Lords holte einen Wundarzt, den Mr. Thompſon zu Kenſington. Zu dem Gärtner des Lord Holland, der den Arbeitern zugerufen hatte, ſie ſollten die Fliehenden aufhalten, ſagte der Lord inzwiſchen: er wünſche nicht, daß ſie angehalten würden; er ſelbſt ſei der angreifende Theil; er vergebe dem Herrn, der ihn geſchoſſen habe, und hoffe, daß Gott auch ihm vergeben werde. Es wurde eine Sänfte beſorgt und der Verwundete nach Klein-Hollandhouſe, der Wohnung des Mr. Otter, geſchafft. Boten gingen an Mr. Knight, einen Wundarzt, und an Mr. Home, ſowie an Mr. Cockburne, einen Vetter des Lords, der im geiſtlichen Amte ſtand, ab. Der letztere benachrichtigte die vornehmen Verwandten Sr. Lordſchaft von der traurigen Kataſtrophe und eilte dann an das Sterbebette des Lords, wo ſich auch deſſen Freund und Gefährte bei ſeinen nächtlichen Schwärmereien, Capitän Barrie, befand. Als Mr. Knight und Mr. Home angekommen waren, wurden die Kleider aufgeſchnitten und die Wunde unterſucht, die von den Chirurgen für tödtlich erklärt wurde.

Den erſten Tag litt Lord Camelford furchtbare Schmerzen; gegen Abend ließen ſeine Leiden etwas nach, und mit Hilfe von Opium genoß er einigen Schlaf in der Nacht, ſodaß er ſich am Morgen ſehr erleichtert fühlte. Am zweiten Tage lebte ſeine Geiſtesfriſche weſentlich wieder auf und er unterhielt ſich mit einiger Heiterkeit; indeß wollten die Wundärzte, die nicht von ſeiner Seite wichen, ſeinen Freunden nicht die geringſte Hoffnung machen. Gegen Mr. Cockburne, der ihn bis zum letzten Augenblicke nicht verließ, ſprach der Lord ſein Vertrauen auf die Barmherzigkeit Gottes aus, und erklärte, in dem Bewußtſein Troſt gefunden zu haben, daß, wie immer er gehandelt, er niemals ernſtlich irgend einem Menſchen Böſes gewünſcht habe. In den Augenblicken des größten Schmerzes rief er: er hoffe aufrichtig, die Qualen, die er erdulde, würden die Sünden ſühnen, die er begangen habe. Von heftigem Schmerze frei, ſiechte er dann noch bis zum Abend des 10. März, wo er gegen 7½ Uhr, anſcheinend ſchmerzlos, verſchied. Am folgenden Morgen wurde das Todtenſchaugericht gehalten und „gegen eine oder einige unbekannte Perſonen“ auf abſichtlichen Mord erkannt. Infolge deſſen wurde gegen Mr. Beſt und ſeinen Freund eine Klage erhoben, aber ſchon von der Großen Jury abgewieſen.

Nach allem zeither Angeführten würde Lord Camelford, auch bei nachſichtiger Beurtheilung, immerhin als ein leidenſchaftlicher, übermüthiger und eigenwilliger Raufbold von gewöhnlichem Schlage erſcheinen. Indeß es treten auch Züge hervor, welche entſchiedener, als was zeither bemerkt worden, ein Verſöhnendes an ſich tragen. „Er war ein Mann“, ſagt Mr. Cockburne, „deſſen wahrer Charakter der Welt nur wenig bekannt war. Seine Schwächen und Thorheiten kamen oft zur Kenntniß des Publikums; die von ihm entwickelten Tugenden aber, die denſelben entgegenſtanden, wurden nur wenig bekannt. Wie heftig er auch gegen die war, von denen er ſich verletzt glaubte, ſo milde, leutſelig und artig war er doch gegen ſeine Bekannten; ein ſtrenger Gegner, aber der gütigſte und hochherzigſte der Freunde. Langſam und vorſichtig in ſeinem Entſchluſſe über irgend einen wichtigen Schritt, war er, ſolange er noch mit ſich zu Rathe ging, auch achtſam für anderer Rath und leicht zu ihrer Anſicht herüberzubringen; war jedoch ſein Entſchluß einmal gefaßt, ſo war es faſt unmöglich, ihn von ſeinem Vorſatze abzubringen. Jenes feurige Temperament, das ihn in ſo beklagenswerther Weiſe zu großen Ausſchreitungen veranlaßte, beſtimmte ihn auch zu den lebhafteſten Bemühungen thätigen Wohlwollens. Aus den vielen Gefängniſſen der Hauptſtadt und den verſchiedenartigen Bewahrungsorten menſchlichen Elends empfing er zahlloſe Bittſchriften, und keine Bitte kam jemals umſonſt. Er war oft der Betrogene des hinterliſtigen und verſchmitzten Bittſtellers, aber öfterer noch war er der Helfer in wirklicher Sorge und der Beſchwichtiger unverdienten Leidens. Des Einfluſſes, welchen Rang und Vermögen ihm bei der Regierung verliehen, bediente er ſich fortwährend, ſich zu Gunſten ſolcher Uebelthäter zu verwenden, deren Verbrechen ſie zwar der Strafe ausgeſetzt hatten, deren Fälle aber mildernde Umſtände darboten. Die Wiſſenſchaft liebte er ungemein, und wenn auch während ſeiner ſeemänniſchen Laufbahn ſein Geiſt nicht ſehr ausgebildet worden war, ſo hatte er ſich doch in ſeinen ſpätern Jahren eine erſtaunliche Maſſe von auf faſt jeden mit der Literatur zuſammenhängenden Gegenſtand bezüglichen Kenntniſſen angeeignet. In früherer Zeit hatte er oft etwas darin geſucht, die Kaplane der Schiffe, auf denen er diente, in Verlegenheit zu bringen, und um ſolche Triumphe zu ernten, hatte er alle die ſkeptiſchen Schriften geleſen, die er auftreiben konnte, wodurch denn ſein Geiſt unwillkürlich von Ungläubigkeit angeſteckt wurde. Wie ſein Urtheil reifer wurde, entdeckte er ſelbſt das Trügliche ſeiner eigenen Raiſonnements, wurde von der Wichtigkeit der Religion überzeugt, und machte das Chriſtenthum zum beſtändigen Gegenſtand ſeiner Betrachtungen, ſeiner Lectüre und ſeines Geſprächs.“

Das letztere wird wol etwas zuviel geſagt ſein; aber ſeine Theilnahme für menſchliches Elend und ſein werkthätiger Eifer, daſſelbe zu lindern, beweiſen jedenfalls, daß er nicht ohne Sinn für praktiſches Chriſtenthum war, was denn doch die Hauptſache iſt. Wo man, auch neben großen Flecken, Milde des Herzens findet, da kann man beklagen, rügen und warnen, aber nicht zornig ſein.

Was übrigens hier von ſeiner Mildthätigkeit gegen arme Gefangene erzählt wird, erinnert uns an einen andern Lord, der, eine Zierde der engliſchen Ariſtokratie, den Eindruck ſeiner Tugenden nicht durch Exceſſe trübte, wie ſie von Lord Camelford ſo oft verſchuldet wurden. Es war dies Eduard Lord Digby, der ſechste Baron dieſes Namens [1], ein Sohn Eduard Digby's und der Charlotte Fox, einer Schweſter des erſten Lord Holland und des erſten Earl von Ilcheſter und Tante des berühmten Fox. Er folgte, da ſein Vater bereits 1746 geſtorben war, 29. Nov. 1752 ſeinem Großvater Wilhelm in der Peerſchaft, welche dieſer faſt hundert Jahre (ſeit 1657) bekleidet hatte. Damals war er eben erſt volljährig geworden, ſtarb aber, unverheirathet, ſchon nach fünf Jahren (30. Nov. 1757). Seine Peerſchaft war nur eine iriſche. Sein ihm ſuccedirender Bruder Heinrich († 1793) wurde jedoch 19. Aug. 1765, als Baron Digby von Sherborne, zum Peer von Großbritannien und 1. Nov. 1790 zum Viscount Coleshill und Earl Digby erhoben, welche Würden jedoch mit deſſen am 12. Mai 1856 verſtorbenem Sohne Eduard erloſchen ſind, während die iriſche Peerſchaft auf Eduard St. Vincent Digby (geb. 21. Juni 1809), einen Sohn des Admirals Heinrich Digby, gefallen iſt.

---

[1] Die Digbys ſollen zuerſt von ihrem früheren Wohnſitze in der Grafſchaft Leiceſter Tilton geheißen, den neuen Namen aber 1256 angenommen haben, als ſie Tilton mit Digby in der Grafſchaft Lincoln vertauſchten. Der nächſte Stammvater iſt Eberhard Digby, Oberſheriff der Grafſchaft Rutland und Parlamentsmitglied, der 1440, unter dem Banner der rothen Roſe des Hauſes Lancaſter, bei Towton fiel. Von ſeinem älteſten Sohn gleiches Namens ſtammte Sir Kenelm Digby, einer der treueſten und edelſten Anhänger der königlichen Sache in den Bürgerkriegen und ein auch um die Wiſſenſchaft verdienter Mann († 12. Juni 1665). Die hier zu beſprechenden Digbys ſtammten aber von dem zweiten Sohne, Simon, der mit ſeinen ſechs Brüdern viel zu dem Siege Heinrich's VII. bei Bosworth beigetragen hatte. Von ihm ſtammte auch der Georg Digby, der 1622 zum Earl von Briſtol ernannt ward und u. a. Geſandter in Madrid war.

Von jenem Eduard Lord Digby nun erzählte ein näherer Freund deſſelben Folgendes: Es war den Freunden des Lords aufgefallen, daß er regelmäßig zu Weihnacht und zu Oſtern ungewöhnlich ernſt war, und daß er gerade an dieſen großen Feſten in einem alten abgetragenen blauen Rocke einherging. Als dies wiederholt bemerkt worden war, kamen ſie auf den Gedanken, es müſſe eine Herzensangelegenheit im Spiele ſein, und ſein Oheim Mr. Fox 1), der nachherige Earl von Holland, verlangte danach, das eigentliche Motiv jener Seltſamkeit zu ermitteln. Auf ſeinen Wunſch übernahmen es Major Vaughan und ein anderer Herr, den Gängen des Lords nachzuſpüren. Sie folgten ihm in einiger

---

1) Heinrich Fox, unter Georg II. mehrfach im Miniſterium, ſeit 16. April 1763 Lord Holland, ſeit 1744 mit Georgiana Karoline, Tochter des zweiten Herzogs von Richmond, vermählt, † 1. Juli 1774.

Entfernung, bis er ihnen in der Gegend des Marſhalſeagefängniſſes, eines damaligen Haftortes für arme Schuldner, das in jüngſter Zeit von Dickens zum Schauplatz einer Reihe von Scenen ſeines Romans „Kleine Dorrit" gewählt worden iſt, aus den Augen ſchwand. Sie fragten den Schließer, ob ein Herr von dem und dem Ausſehen in das Gefängniß gegangen ſei. „Ja, ihr Herren", rief der Mann, mit einer Betheuerungsformel ſeiner Art; „aber das iſt kein Menſch, es iſt ein Engel; er kommt alle Jahre zweimal und manchmal öfter hierher und befreit eine Anzahl Gefangene. Und er thut nicht blos das, ſondern er gibt ihnen genug, um ſich und ihre Familien zu erhalten, bis ſie Beſchäftigung finden können." „Wiſſen Sie, wer der Herr iſt?" „Wir kennen ihn an nichts", erwiderte der Mann, „als an ſeiner Menſchlichkeit und ſeinem blauen Rocke."

Der frühzeitige Tod dieſes edeln Mannes wurde durch einen Beſuch ſeiner iriſchen Güter veranlaßt, auf dem er von einem Faulfieber ergriffen ward und, wie erwähnt, am 30. Nov. 1757 ſtarb. 1)

---

1) Burke, Anecdotes of the Aristocracy, II, 182 ff.

VIII. Lord Rokeby.

Die Lords Rokeby gehören zu der iriſchen Peerſchaft, ſind aber ſeit dem 10. März 1730 engliſche Baronets. Sie ſtammen nicht von den Rokebys, die ſeit der Eroberung Englands durch die Normannen bis 1610 auf dem Gute dieſes Namens im Nordbezirke von York geſeſſen haben, ſondern von einem reichen londoner Kaufmann, Wilhelm Robinſon († 1643), der in jenem Jahre das genannte Gut von Sir Thomas Rokeby kaufte und deſſen Nachfolger ihren ſehr gewöhnlichen Familiennamen fortführten, bis Richard Robinſon, Erzbiſchof von Armagh und Primas von Irland, der im fünften Gliede von jenem Wilhelm abſtammte, als Baron Rokeby von Armagh, zur iriſchen Peerswürde erhoben wurde (26. Febr. 1777). Er ſtammte von dem älteſten Enkel Wilhelm's, ſtarb aber unverehlicht (10. Oct. 1794) und mit ihm erloſch ſeine Linie. Die Peerswürde, wie die von ſeinem älteren Bruder Thomas, der 1777 erblos geſtorben war, erworbene Baronetſchaft gingen jedoch, vermöge der Verleihungsurkunden, nach dem Erſtgeburtsrecht, auf eine jüngere, von einem zweiten Enkel des erſten Erwerbers von Rokeby ſtammende Linie, und hiernach zunächſt auf Mathäus Robinſon auf Edgeby in der Grafſchaft York über, der im ſechsten Gliede von Wilhelm Robinſon ſtammte und 1713 geboren, folglich bei Erwerbung der Peerſchaft ſchon ein hochbetagter Greis war. [1]

Dieſer zweite Lord Rokeby[2] nun war eine gar wunderliche Perſönlichkeit, der ſein Leben lang ſeinen Lieblingsſitz Mount Morris in der Nähe von Hythe und Canterbury in der Grafſchaft Kent faſt nie verlaſſen hatte, unverheirathet geblieben war und ſeine Lebensweiſe ganz nach ſeinen eigenen Anſichten, die nun freilich ihr Eigenthümliches hatten, geregelt hatte. Seinen Bart ließ er wachſen, bis er eine höchſt patriarchaliſche Länge erreichte. Ein großer Freund des Seebades, hatte er ſich auf dem Strand in der Nähe von Hythe, etwa drei Meilen von ſeinem Hauſe, eine Hütte erbaut, wohin er ſich faſt täglich begab. Gewöhnlich ließ er ſich auf dieſen Excurſionen von einer Kutſche und einem Lieblingsdiener begleiten, ging aber zu Fuße, mit dem Hut unter dem Arm. Wenn es dabei zu regnen anfing, ſo nöthigte er die Begleiter in die Kutſche, indem er bemerkte: da ſie ſchon geputzt und nicht an das Naßwerden gewöhnt wären, ſo würde der Regen ihre Kleider verderben und ihnen eine Erkältung zuziehen. Das Baden liebte er ſo ſehr, daß er einen guten Theil ſeiner Zeit in durch die Sonnenſtrahlen erwärmtem Waſſer zubrachte. Zu dieſem Zwecke hatte er ein Badehaus von beträchtlichem Umfang, vorn mit Glasfenſtern, gegen Südoſten gerichtet und oben gedeckt. Es war ſo groß, daß er ſich trocknen konnte, indem er um daſſelbe herumlief, und der Boden war gedielt und mit Matten belegt. In ſeinen Zimmern konnte er kein Feuer leiden und ſaß ſelbſt im Winter in der Regel bei offenen Fenſtern. Auch in der Koſt hatte er ſeinen beſondern Geſchmack, war aber ſehr enthaltſam. Er trank keinen Wein und hatte einen großen Widerwillen gegen alles Ausländiſche, da er von der Anſicht ausging, daß die Inſel hinreichende Nahrung für das Bedürfniß der Menſchen erzeuge.

---

[1] Auch bei dem Tode ſeines gleichbenannten Vaters (1778) war er ſchon in den Sechzigen.

[2] Vgl. Burke, Anecdotes of the Aristocracy, II, 291 ff.

In ſeinem Parke hielt er kein Rothwild, das doch auch eine gute inländiſche Nahrung des Menſchen iſt; deſto reichlicher war derſelbe mit Rindvieh beſetzt, das fortwährend über die ganze Beſitzung umherſchweifen durfte. Wiewol kein Ungläubiger, ging er doch nie zur Kirche; der Weg von ſeinem Hauſe dahin war dicht bewachſen, und ſein Kirchenſtand demſelben Verfalle preisgegeben, wie die Familienkutſche, die er nie betrat. Dieſer Umſtand verſetzte ihn einſt in einige Verlegenheit. Sein Vetter, der Erzbiſchof von Armagh, wollte ihn kurz vor des erſtern Tode beſuchen, und ſchrieb ihm eines Sonnabends, daß er zum nächſten Sonnabend kommen würde. „Ich gab Befehl", ſagte der Lord, indem er dieſe Anekdote erzählte, „für meinen Vetter, den Erzbiſchof, ein Mittagsmahl zu bereiten u. ſ. w., beſann mich aber erſt, wie er ſchon da war, daß der nächſte Tag ein Sonntag ſei. Was ſollte ich thun? Hier war mein Vetter, der Erzbiſchof, und mußte in die Kirche gehen, wohin es doch keinen Weg gab; auch die Thüre zur Emporkirche war ſeit 30 Jahren nicht geöffnet worden, und mein Stand war ſicherlich nicht für Se. Gnaden geeignet. Ich ſchickte ſofort nach Hythe, um Zimmerleute und Tiſchler und Tapezierer, und ins Dorf, um Arbeiter, Grasmäher und Sandkärrner kommen zu laſſen. Alles ging an die Arbeit; der Weg wurde abgegraſt; der Sand wurde aufgeworfen und gewalzt, ein Thor zum Kirchhof angebracht, ein neuer Kirchenſtand, mit guten Stoffen ausgeſchlagen und reichlich mit Kiſſen verſehen, vorgerichtet, und am nächſten Tage ging ich an der Seite meines Vetters, des Erzbiſchofs, der alles gut und in Ordnung fand, zur Kirche."

In früherer Zeit vertrat Lord Rokeby, damals noch Mr. Robinſon, Canterbury im Parlament. Da er in der Nähe dieſer Stadt wohnte, war er natürlich mit einigen aus den höheren Ständen derſelben bekannt; aber eine leichte Bekanntſchaft mit einigen wenigen ſeiner Wähler genügte ihm nicht; er wollte ſie alle kennen und von allen gekannt ſein. Er ſuchte ſeine Wähler in ihren Läden und an ihren Webſtühlen auf, ging auf ihren Märkten umher und verbrachte ſeine Abende in ihren Clubs. In der That war vielleicht nie ein Vertreter allgemeiner von ſeinen Wählern geliebt und geachtet, und ſeine gewiſſenhafte Erfüllung ſeiner parlamentariſchen Pflichten gab ihm Anſpruch auf ihre Hochachtung. Unabhängig von den Parteien, ſprach er die Geſinnungen ſeines Herzens aus; er prüfte die Zweckmäßigkeit jeder Maßregel und gab ſeine Stimme je nach dem Gewicht der Gründe. Die natürliche Folge eines ſolchen Verhaltens war, daß er ſchon bei der erſten Parlamentsſeſſion einen Widerwillen gegen das im Hauſe übliche Verfahren faßte, und er würde bei den nächſten Wahlen ſeinen Sitz aufgegeben haben, wenn ſein Vater, der auch die Wahlkoſten trug, nicht ſehr gewünſcht hätte, daß er noch einen Verſuch mache. Mr. Robinſon wurde wieder gewählt. Da ihm aber die Abhängigkeit der meiſten Mitglieder von Parteihäuptern, überhaupt das ganze Parteiweſen, die Käuflichkeit vieler Stimmen, die hen ſchende Vernachläſſigung der parlamentariſchen Pflichten zuwider waren, und er ſich in eine Verfaſſung nicht finden konnte, wo alle Anträge der Miniſter durchgingen, weil dieſe Miniſter zugleich an der Spitze der Majorität des Unterhauſes ſtanden, ſo entſchloß er ſich, eine Stellung aufzugeben, in der er ſich nicht in der Lage glaubte, dem Gemeinwohl nützen zu können, und lehnte bei der nächſten Wahl, zum großen Bedauern ſeiner Wähler, jede Wahl ab.

Seine Erhebung zur Peerſchaft änderte nicht das Geringſte in ſeiner Lebensweiſe und ſeinen nichts weniger als ariſtokratiſchen Anſichten. Wenn er jetzt mit Lord, ſtatt mit Sir, angeredet ward, ſo machte das keinen Eindruck auf ihn, da, wie er zu ſagen pflegte, beide Worte mit demſelben lateiniſchen wiederzugeben wären. In ſeinem Aeußern ſtellte er ſich als einen ehrwürdigen Greis, mit einem langen Barte, einer fahlen Geſichtsfarbe, die Stirn voll Runzeln, den Spuren tiefen Nachdenkens, das Vorderhaupt kahl, von dem Hinterkopfe lange und dünne Locken weißen Haares herabflatternd, Rock, Weſte und Beinkleider von weißem oder blauem Flanell, in gewirkten Strümpfen und mit ſchwarzen Bändern befeſtigten Schuhen dar. Die Manſchetten an ſeinen Handgelenken und der auf ſeine Weſte genähte Buſenſtreif waren das einzige Linnen, das an ihm zu ſehen war. Er ging etwas gebeugt, aber bis kurz vor ſeinem Ende mit feſtem Schritte.

Zu einer Zeit ſprach er lebhaft und zuverſichtlich die Meinung aus und vertheidigte ſie bei jeder Gelegenheit, daß die Bank von England noch bei ſeinen Lebzeiten ihre Zahlungen einſtellen werde. Zuletzt ging er eine Wette von 10 Pfund mit einem Alderman in Canterbury darüber ein, wobei der Umſtand, daß bei Lebzeiten des Lords eine Banknote von 10 Pfund der Bank präſentirt und nicht mit Baarſchaft eingelöſt worden wäre, als entſcheidend gelten ſollte. Als nun, bald nach der Zahlungseinſtellung der Bank (1797), eine Wahl in Canterbury ſtattfand, der er einem Freunde zu Liebe beiwohnte, benutzte er dieſe Gelegenheit, dem Alderman einige nicht honorirte Noten vorzulegen und ſeine 10 Pfund dafür in Empfang zu nehmen.

Ein Herr, der in den letzten Lebensjahren des Lords in die Nähe von Hythe kam, war neugierig, den wunderlichen Mann zu ſehen, und beſchloß, einen Ausflug nach Mount Morris zu unternehmen. Er ſchildert den Verlauf in folgender Weiſe: „Unterweges auf der Spitze des Berges oberhalb Hythes, die eine ſehr anmuthige Ausſicht darbietet, bemerkte ich eine Springquelle reinen Waſſers, die über ein von dem Lord dafür angebrachtes Becken floß. Man ſagte mir, daß es deren viele auf derſelben Straße gebe, und daß der Lord gewohnt ſei, allen Waſſertrinkern, die er zufällig von ſeinem Lieblingsgetränke koſten ſehe, einige Halbkronenſtücke zu ſpenden, deren er ſtets eine reichliche Maſſe in einer Seitentaſche führe. Das Herrenhaus, dem ich mich darauf näherte, ſtellte ſich als der Sitz eines guten, einfachen Gentleman dar; die Raſenplätze waren reichlich mit Rindvieh beſetzt und an den Stufen des Haupteinganges ſah ich ein oder zwei Pferde weiden. Ein Diener führte mich zu einem kleinen Wäldchen, an deſſen Eingang ſich ein mit Glas bedecktes Gebäude präſentirte, das auf den erſten Anblick ein Gewächshaus zu ſein ſchien. Der Mann, der mich begleitete, öffnete ein kleines Pförtchen, und als ich hineinſah, erblickte ich, unmittelbar unter

ter Glasbedeckung, ein Bad mit lauſendem Waſſer, das aus einem dahinterliegenden Teiche kam. Wie ich mich der Thüre näherte, rückten zwei hübſche Wachtelhunde mit langen Ohren, anſcheinend von der Zucht König Karl's, vor, und weigerten uns als treue Wächter den Eintritt, bis die wohlbekannte Stimme des Dieners ſie beſchwichtigte. Leiſe über eine gedielte Flur ſchreitend, ſahen wir am andern Ende Se. Lordſchaft auf dem Geſicht liegend. Er war eben aus dem Waſſer gekommen, und hatte einen alten blauen Tuchrock und Pantalons von derſelben Farbe an. Der obere Theil ſeines Hauptes war kahl; aber das Haar ſeines Kinnes, das ſelbſt durch die von ihm angenommene Stellung nicht verdeckt werden konnte, zeigte ſich auf jeder Seite zwiſchen den Armen. Ich zog mich ſogleich zurück und wartete in einer kleinen Entfernung, bis er erwachte, worauf er ſich erhob, die Thüre öffnete, von ſeinen Hunden begleitet durch das Dickicht ſprang und direct nach dem Hauſe eilte, während einige Holzſchläger, die bisher nur ihre Stimmen hatten hören laſſen, jetzt wieder den Wald von ihren Axtſchlägen widertönen machten."

Lord Rokeby, der, mit allen ſeinen Wunderlichkeiten, ein guter Grundherr, ein wohlwollender Freund und ein liebenswürdiger, gaſtfreier und grundredlicher Menſch war, ſtarb auf ſeinem Wohnſitze in der Grafſchaft Kent am 30. Nov. 1800. Das Alter von 87 Jahren, das er erreichte, ſchien wenigſtens dafür zu ſprechen, daß ſeine Lebensweiſe ſeiner Geſundheit zuträglich geweſen war. Die Peerſchaft kam auf ſeinen Neffen Morris, den Sohn ſeines 1777 verſtorbenen Bruders Morris, welcher gleichfalls unverheirathet blieb und bei ſeinem 1829 erfolgten Tode ſeinen Bruder Mathaus (geb. 23. Nov. 1762) zum Nachfolger hatte, der am 1. Sept. 1831 ſtarb. Auch deſſen älteſter Sohn, Eduard, der fünfte Lord Rokeby, ſtarb (7. April 1847) unverheirathet, und hatte ſeinen Bruder Heinrich (geb. 2. Febr. 1798) zum Nachfolger, der der gegenwärtige Peer iſt.

IX. General Wintzingerode.

Ferdinand Freiherr von Wintzingerode ſtammte aus einer alten Adelsfamilie, welche ſich von dem Eichsfelde über Braunſchweig und Heſſen verbreitete, und ſich vielfach mit thüringiſchen, niederſächſiſchen und rheiniſchen Geſchlechtern verſchwägert hat. Zu Bodenſtein, wo ſein Vater als preußiſcher Offizier in Garniſon lag, 1770 geboren, war er früh in heſſen-kaſſelſche Dienſte getreten, eilte 1790 zu der öſterreichiſchen Armee in den Niederlanden, um wirklichen Krieg zu ſehen, kehrte zwar 1792 zu den Heſſen zurück, in deren Reihen er am Rheine kämpfte, ſchloß ſich aber, als die Heſſen ſich, in Folge der preußiſchen Maßnahmen, vom Kriege zurückzogen, wieder dem öſterreichiſchen Heere an, folgte deſſen Fahnen bis zum Frieden von Campo Formio, und zeichnete ſich namentlich in der Schlacht bei Stockach (26. März 1796) aus, wo Erzherzog Karl den General Jourdan ſchlug. Nach dem Frieden von Campo Formio (17. Oct. 1797) trat er als Major in ruſſiſche Dienſte, und der wieder ausbrechende Krieg, bei welchem Rußland mit Oeſterreich verbündet war, machte es ihm möglich, 1799 wieder an der Seite der Oeſterreicher zu fechten. Nach Alexander's I. Thronbeſteigung ward er

(1802) Generaladjutant des Kaiſers. 1805 ward e mit der bekannten Miſſion nach Berlin und Wien be traut, eilte dann wieder zur Armee, kämpfte mit Aus zeichnung bei Dürrenſtein und befand ſich bei Auſterlitz wo er beinahe in Gefangenſchaft gerathen wäre, in de Umgebung ſeines Kaiſers. Als der Krieg von 180 auch Rußland, im unnatürlichen Bunde mit Frankreich gegen Oeſterreich ins Feld führte, mochte Wintzingerod nicht gegen die ihm theuern Fahnen kämpfen, verlieſ vielmehr, wir glauben wol mit geheimer Billigung de Kaiſers Alexander, den ruſſiſchen Dienſt und trat in den öſterreichiſchen über. Hier zerſchmetterte ihm bei Aspern eine Kartätſchenkugel den Fuß, und noch auf dem Schlachtfelde, dem erſten Siegesfelde der Deutſchen nach langer, böſer Zeit, ward er zum Feldmarſchalllieutenant befördert. Drei Jahre ſpäter fügten es die unheilvollen Verflechtungen jener ſchlimmen Tage, daß wieder Oeſterreich dem franzöſiſchen Angriffe gegen Rußland ſich anſchließen mußte, wobei es übrigens freundlicher verfuhr, als Rußland 1809 ihm gegenüber gethan hatte. Hier verließ Wintzingerode wieder den öſterreichiſchen Dienſt und trat, ſicher gleichfalls im Sinne des Kaiſers Franz, als Generallieutenant in den ruſſiſchen zurück.

Nach der Beſetzung von Moskau durch die Franzoſen deckte er an der Spitze eines Reitercorps die Straße nach St. Petersburg. Als durch die bis an die Vorſtädte Moskaus ſtreifenden ruſſiſchen Patrouillen und noch mehr durch aufgefangene Briefe des franzöſiſchen Kaiſers ſich ſichere Nachrichten von dem bevorſtehenden Abzuge der Franzoſen aus Moskau ergaben, traf Wintzingerode ſofort die nöthigen Anſtalten, den Feind auf ſeinem Rückzuge möglichſt zu beunruhigen, und zunächſt galt es, die franzöſiſchen Truppen zu bedrängen, die ſich noch im Kreml hielten und dort bleiben zu wollen ſchienen. Die letztere Aufgabe ward dem General Jlowaiski IV. übertragen, der mit zwei Regimentern irregulärer doniſcher Koſacken bereits unter den Mauern von Moskau ſtand, und theils um dieſen näher zu inſtruiren, theils um mit den zurückgelaſſenen Franzoſen, die wie verlorene Poſten erſcheinen mochten, zu unterhandeln, beſchloß er, ſelbſt nach Moskau zu eilen, wobei er bis Mittag zurück zu ſein gedachte, da um dieſe Zeit der Abmarſch der regulären Cavalerie des Generals Grafen Benkendorf zur Verfolgung des feindlichen Hauptheers erfolgen ſollte. Er ließ daher, um die 25 Werſte der Entfernung von ſeinem Hauptquartier bis Moskau in der beſtimmten Zeit hin und her zurücklegen zu können, in größter Eile eine Droſchke anſpannen, in die er ſich mit dem Rittmeiſter Leo Nariſchkin ſetzte, der ſeine Huſarenſchwadron bei Borodino verloren hatte und einſtweilen zu Wintzingerode's Stabe verſetzt worden war. Sie fuhren ohne alle Begleitung ab, und beſannen ſich erſt unterwegs, daß ſie wol einen Trompeter hätten mitnehmen mögen. Mochte man doch in den ruſſiſchen Lagern glauben, daß Moskau eben eine vom Feinde geräumte Stadt ſei, in der ſich nur noch einige Nachzügler umhertrieben, welche froh ſein würden, wenn man ſie unbeläſtigt abziehen ließe. Nur ſo läßt es ſich erklären, daß der General, als er zu dem Koſackencorps vor den Thoren gekommen war, an nichts weiter dachte, als ſich ſofort ſelbſt in die Stadt zu begeben, um ſich mit dem Befehlshaber der Franzoſen zu verſtändigen. Nariſchkin beſtimmte ihn wenigſtens, einen Koſacken vorausreiten zu laſſen, der ein Taſchentuch auf der Lanzenſpitze trüge. Ein zweiter Koſack begleitete ſie mit einem Rapport, den ſie an den Feldmarſchall Kutuſoff gelangen laſſen wollen. So kamen ſie durch die Vorſtädte, ohne einen Franzoſen zu ſehen, die natürlich die gegen Norden gelegenen Stadttheile zuerſt geräumt hatten. Dann begegneten ihnen ruſſiſche Bauern, von denen ſie erfuhren, daß in der Twerſtraße, an dem Hauſe des Generalgouverneurs, ein franzöſiſches Piket ſtehe. In der Stadt gab der vorausreitende Koſack an der wenige Schritte von jenem Hauſe entfernten Straßenecke das Zeichen, daß er Franzoſen ſehe. Nariſchkin wollte vorausreiten und den Offizier des Poſtens anrufen. Der General aber ward ungehalten, ſagte: „wo Sie ſein können, kann ich auch ſein; bleiben Sie; ich will ſelbſt mit ihnen ſprechen," und ritt, mit einer nur durch obige Befangenheit der ſiegestrunkenen Ueberfreude über die eingetretenen Wendungen erklärbaren Unvorſichtigkeit, allein auf die Franzoſen zu. Nariſchkin folgte ihm gleichwol, und ſofort ſahen ſie den Poſten, der aus Mannſchaften des 5. leichten Regimentes der Kaiſergarde beſtand und von einem Offizier commandirt war, auf ſie anſchlagen. Als jedoch Nariſchkin dem Offizier zurief: er ſolle nicht feuern laſſen, da ſie parlamentiren wollten, ſo ließ er in der That die Gewehre ſchultern, ging dem ſich gleichfalls nähernden General entgegen und fragte, was er wolle. Der General verlangte, zu wiſſen, wer in der Stadt commandire, und als er erfuhr, daß dies Marſchall Mortier ſei, ſo bat er, denſelben zu benachrichtigen, daß ein ruſſiſcher Offizier ſich im gemeinſchaftlichen Intereſſe mit ihm zu beſprechen wünſche. Hierauf ging der Offizier zu ſeinem Poſten zurück und ſchickte einige Leute ab, welche den Marſchall benachrichtigen ſollten. Gleich darauf aber kam aus einem vor dem Poſten befindlichen Hauſe ein franzöſiſcher Offizier herausgeſprengt, der nach dem Kreml zu wollen ſchien und ſchon bei dem Piket vorbei war, als er den Koſacken erblickte, anhielt, ſich umſah und ohne weiteres den nichts Böſes ahnenden General, der gemüthlich ſeine Pfeife in der Hand hatte, und nicht daran dachte, noch Zeit dazu fand, ſich zu vertheidigen, gefangen nahm und nach dem Kreml fortriß. Nariſchkin wollte ſeinem General zu Hilfe eilen, wobei das Piket auf ihn Feuer gab. Er fragte darauf: was mit dem General geſchehen ſolle, und als man ihm ſagte, daß derſelbe zu dem Marſchall gebracht werde, verlangte er, ihm folgen zu dürfen, worauf er mit fünf Mann Wache hingebracht ward.

Im Kreml ſtand alles unter Gewehr, da man von dem Iwansthurm die Bewegungen der Koſacken bemerkt hatte. Als Nariſchkin in den Theil des Kremls, den der Marſchall bewohnte, gebracht worden war, erfuhr er, daß ſein General in dem Cabinete des Marſchalls ſei, und unterhielt ſich einſtweilen mit den Adjutanten, die ſich über die Unklugheit verbreiteten, ohne Trompeter die Vorpoſten zu paſſiren. Er entgegnete: bei Franzoſen beſorge man keinen Hinterhalt, und wenn der Offizier ſie nicht hätte als Parlamentäre anſehen oder annehmen wollen, ſo würden ein paar Flintenſchüſſe eine kurze und verſtändliche Antwort geweſen ſein, während das Schultern der Gewehre und das Geſpräch des wachthabenden Offiziers mit dem General ſie vollkommen beruhigt hätte. Trotz dieſer Darlegung nahm man ihm die Waffen ab. Bald darauf trat der Marſchall aus ſeinem Cabinete. Nariſchkin ward ihm vorgeſtellt, und von dem Marſchall eingeladen, mit ihm in das Cabinet zu dem General einzutreten. Winzingerode war im Anfang unangenehm überraſcht, ihn zu ſehen, und fragte haſtig: „Was haben Sie denn gethan, Beſter?“ Als Nariſchkin jedoch erwiderte: „Mein General, wie ich ſah, daß man Sie fortbrachte, hielt ich es für meine Pflicht, Ihnen zu folgen,“ ſo reichte er ihm die Hand mit den Worten: „Sie ſind ein Ehrenmann. Das Loos aber, das meiner harrt, kennen Sie nicht.“ Nariſchkin entgegnete: „Nun, ſo werde ich mich gleichwol glücklich fühlen, es, wie immer es ausfallen möge, zu theilen.“ Winzingerode brach darauf in heftige Beſchwerden über ſeine Gefangennehmung aus. „So viele Jahre,“ ſagte er, „kämpfe ich gegen Franzoſen und hielt mich ihrer Loyalität gewiß. Jetzt aber wollen Sie mich, gegen alles Völkerrecht, gegen alle Kriegsgeſetze, hier gefangen halten.“ Er wendete ſich darauf zu dem Marſchall und den dieſen umgebenden Stabsoffizieren: „Sie ſind die Stärkeren, meine Herren. Thun Sie nach Ihrem Belieben, aber bedenken Sie wohl, daß ich Ihr Gefangener weder bin, noch ſein kann.“ Der Marſchall, bekanntlich ein gemäßigter, rechtſchaffener Mann, hörte die heftige Sprache mit Ruhe an und begnügte ſich zu erwidern: „Der Kaiſer wird über die Sache entſcheiden. In dieſem Augenblick geht ein Kurier an ihn ab.“

Die Sache hatte ihr Zweifelhaftes, wiewol es uns ſchließlich doch gewiß ſcheint, daß es unrecht war, Winzingerode und ſeinen Begleiter gefangen zu halten, nachdem man ſich überzeugt hatte, daß ſie wirklich in friedlicher Abſicht gekommen waren. Die völkerrechtlichen Gebräuche in Betreff des Parlamentirens laufen auf Folgendes hinaus. Der Parlamentär hat bei ſeiner Annäherung an die feindlichen Truppen ſchon von weitem durch unverkennbare Zeichen ſeine Abſicht zu erkennen zu geben. Er kann nicht verlangen, daß man ihn annimmt, oder, wenn man das nicht will, ihn in der Nähe duldet; aber er kann verlangen, daß man ihm den Entſchluß der Abweiſung erklärt, ihn ungehindert wieder abziehen läßt, und ihn nur dann als Feind behandelt, wenn er, trotz der Abweiſung, ſich nicht wieder entfernen will. Hat man ihn, wenigſtens vorläufig, zugelaſſen, ſo muß man ihn jedenfalls wieder unverſehrt abziehen laſſen. Das Recht aber, jemand wenigſtens vorläufig als Parlamentär anzunehmen, ſteht unzweifelhaft jedem Poſtencommandanten zu, und wenn auch der Vorgeſetzte, an den er den Vorgang berichtet, die Zurückweiſung des Parlamentärs verfügen mag, ſo muß er doch die einſtweilen für deſſen Sicherheit verpfändete Dienſtehre reſpectiren. Indem der das Piket befehligende Offizier ſeine Leute das Gewehr ſchultern ließ, mit den ruſſiſchen Offizieren in Verhandlung trat und ihrem Wunſche, eine weitere Verhandlung mit ſeinem Oberbefehlshaber eingeleitet zu ſehen, entgegenkam, hatte er offenbar anerkannt, daß ſie in friedlicher Abſicht kamen, hatte er ſie einſtweilig als Parlamentäre angenommen. Allerdings der andere franzöſiſche Offizier, der den General gefangen nahm, konnte in der Meinung ſtehen, daß ſie als Feinde gekommen, oder durch irgend einen Zufall in den Bereich der Franzoſen gerathen ſeien. Das Taſchentuch auf der Spitze der Koſackenlanze konnte als ein im letzten Augenblicke ergriffenes Schutzmittel erſcheinen, durch welches ſie der Gefangenſchaft entgehen wollten. Er konnte ſich daher berechtigt halten, ſie gefangen zu nehmen. Der wachthabende Offizier aber hätte zu ihren Gunſten einſchreiten, und jedenfalls hätte der Marſchall, nachdem ihm der ganze Sachverhalt vorgetragen worden, ſie ohne weiteres entlaſſen ſollen. Indeß er mag die Verantwortlichkeit geſcheut haben, einen ſo wichtigen, mitten unter allem Unglück in ihre

Hände gefallenen Fang entſchlüpfen zu laſſen, und half ſich, indem er dem Kaiſer die Entſcheidung überließ. Daß übrigens, wie die ruſſiſchen Offiziere angenommen zu haben ſcheinen, der ganze Vorgang ein abſichtlich gelegter Hinterhalt geweſen, glauben wir nicht.

Marſchall Mortier vertraute die Gefangenen der Obhut des Oberſten Baron Sicard an, des Chefs des fünften leichten Regiments der jungen Garde und Commandanten des Kreml, welcher eben geräumt werden ſollte. Sie wurden in einen Wagen gebracht, der in der Mitte der abziehenden Colonne fuhr, welche aus franzöſiſcher Infanterie, portugieſiſchen Reitern, ſpaniſchem und illyriſchem Fußvolke und demontirten Cavaleriſten der mannichfaltigſten Herkunft beſtand. Vier Unteroffiziere der jungen Garde und zwei Gensdarmes d'Elite umgaben den Wagen, deſſen Inſaſſen der beſonderen Sorgfalt des Hauptmanns Devaux von demſelben fünften leichten Regimente vertraut waren, das ſo verhängnißvoll für ſie geworden. Sie hatten alle Urſache, die zahlreichen Gefälligkeiten und die zarte Behandlung zu rühmen, die ſie ſowol dem Baron Sicard, als dem Capitän Devaux zu danken hatten.

Auf dem Marſche ſelbſt bekamen ſie bereits einzelne Beiſpiele der Zukunft dieſes franzöſiſchen Rückzuges zu ſehen. Das aus den entſattelten Reitern aller Nationen gebildete Regiment war ſchon auf der erſten Station aufgelöſt. Der Marſch ging langſam, in tiefem Kothe, aber oft auch die Nacht durch, wenn auch mit öfteren Ruhepauſen. An dem erſten Raſtorte hörten ſie einen Kanonenſchuß, erfuhren, daß dies das Zeichen war, den Kreml zu ſprengen, und bald darauf verkündete der lange nachhallende Knall, daß auch dies geſchehen war. — Sie hatten ſechs Tage zu fahren, ehe ſie in die Nähe des Kaiſers kamen, und dieſe Zeit benutzten ſie, gewiſſe Briefe des Kaiſers Alexander, welche der General Wintzingerode bei ſich trug und die ihm allerdings hätten gefährlich werden können, zu vernichten, indem ſie dieſelben zerriſſen und die Stückchen theils einzeln zerſtreuten, theils verſchluckten. In jenen Briefen ſprach ſich der Kaiſer, frühere Zuſchriften Wintzingerode's beantwortend, gegen jeden Frieden aus: „Krieg bis Kamtſchatka, wenn es ſo ſein muß, aber kein Friede. Dieſer verderbt uns, nur der Krieg kann uns helfen.“ Dieſe und ähnliche Aeußerungen aber erfolgten in einer Weiſe, aus der ſich deutlich ergab, daß Wintzingerode dem Kaiſer in demſelben Sinne geſchrieben hatte. Freilich würde Napoleon damit nichts Neues erfahren haben, hätte aber nun doch ſchriftliche Zeugniſſe für die ihm feindliche Geſinnung des Generals erhalten.

Als der Zug, in deſſen Mitte ſich die Gefangenen befanden, die Stadt Wereja paſſirt hatte, bemerkten ſie an einer Stelle, wo die Straße ſich theilte, zum Hauptquartiere des franzöſiſchen Kaiſers gehörige Maulthiere, und bald darauf erſchien ein Adjutant, der ſie auf Gensdarmeriepferde ſteigen hieß und ſie zum Kaiſer brachte. Wintzingerode war ſchon in dem Feldzuge von 1805 als Parlamentär bei Napoleon geweſen, und gründete auf dieſe perſönliche Bekanntſchaft einige Hoffnung, daß der Kaiſer ihn auch diesmal nicht ungnädig behandeln und nach einigem Hin- und Herreden entlaſſen werde. Er wußte wol nicht, welche häßliche Seiten jener auf ſo vielen Seiten ſo große, auch der Großmuth nicht unfähige Mann hervorkehren konnte, ſobald ihn keine Rückſicht abhielt, ſeiner übeln Laune oder Leidenſchaft den Zügel ſchießen zu laſſen, oder ſobald er ſonſt für gut fand, eine Drohſcene aufzuführen. Der

Kaiſer war auf die Ankunft Winzigerode's, deſſen Gefangennehmung wahrſcheinlich benutzt werden ſollte, den Eindruck des Abzugs von Moskau etwas abzuſchwächen, vorbereitet, und erwartete ihn, indem er die Ebene durchritt und das Terrain zu beſichtigen ſchien. Als er die Gefangenen kommen ſah, ſtieg er ab, und ſein zahlreiches Gefolge, ſowie ſeine Gardeſchwadronen folgten ſeinem Beiſpiel. Die letzteren ſtellten ſich 50 Schritt vor dem Kaiſer und ſeiner Umgebung auf. Als dies geſchehen war, befahl er, die Gefangenen vorzuführen, und nun begann eine Scene, wie die älteſten Offiziere ſeiner Umgebung, an wie ſtürmiſche Ausbrüche ſeines Ingrimms ſie auch gewohnt waren, ſich doch keiner gleichen zu entſinnen wußten. Napoleon, durch all die erfahrenen Enttäuſchungen, durch das Scheitern ſeiner Unternehmung, das er vergebens zu bemänteln verſuchte, durch die bange Ungewißheit der nächſten, wie der ferneren Zukunft im höchſten Grade verſtimmt, und nur zu gewohnt, ſeinen Unmuth an dem nächſten beſten, der ihm in die Hände fiel, in leidenſchaftlicher, würdeloſer Weiſe auszulaſſen, war auf Winzingerode ſpeciell erbittert, weil er ſehr wohl wußte, daß dieſer ein Hauptmitglied der Kriegspartei war, und daß er zwei Ruſſen, welche es bei Beſetzung Moskaus durch die Franzoſen übernommen hatten, Briefe Napoleon's an Alexander zu befördern, hatte, ſowie ſie ſich bei den ruſſiſchen Vorpoſten zeigten, feſtnehmen laſſen.

Sowie er den General erblickte, ſchrie er ihm entgegen: „Alſo dem Kaiſer von Rußland dienen Sie? Und wer gab Ihnen hierzu Erlaubniß? Sie ſind alſo ein Ueberläufer! Ueberall muß ich Sie treffen. Doch Ihr Schickſal eilt zum Ende. Was hatten Sie in Moskau zu ſchaffen? Sie wollten es auskundſchaften.“

„Nein, Sire,“ erwiderte Wintzingerode, mit würdiger Ruhe: „ich vertraute mich dem Rechtsgefühl Ihrer Truppen.“ — „Und was wollten Sie mit meinen Truppen?“ fuhr Napoleon fort. „Da ſehen Sie, in welchem Zuſtande Moskau jetzt iſt, und wohin es funfzig Leute von Ihrem Schlage gebracht haben. Aber mit mir iſt der Kampf ungleich. In ſechs Wochen bin ich in Petersburg. Sie, Unbeſonnener, ſind es, der alle jene Metzeleien längs der Hauptſtraße veranſtaltete, die mich empören mußten. Sie haben den Kaiſer Alexander zum Kriege gegen mich beſtimmt. Doch Ihre Zeit iſt abgelaufen. Her, Gensdarmes; er werde erſchoſſen. Er werde erſchoſſen, ſage ich. Wenn Sie Sachſe oder Baier ſind, ſo bin ich Ihr Herr, und Sie ſind mein Unterthan“ (!). Wenn Napoleon bei dieſem wilden Ausbruche echter Tyrannenwuth gemeint hatte, den deutſchen Helden außer Faſſung zu bringen, ſo hatte er ſich getäuſcht. Mit erhobenem Haupte, in ſtolzer Haltung und mit feſter Ruhe erwiderte Wintzingerode: „Schon zwanzig Jahre bin ich der franzöſiſchen Kugel gewärtig, die mit mir enden ſoll. Mein Entſchluß iſt gefaßt. Frau und Kinder ſind geborgen. Alexander wird ſich ihrer annehmen.“ Napoleon ſtampfte mit dem Fuße und rief von neuem: „man erſchieße ihn!“ Dann hielt er plötzlich inne und ſagte: „Oder nein, man mache ihm den Proceß. Iſt er Baier oder Sachſe, ſo werde er fuſillirt; wo nicht, ſo ſteht die Sache anders.“ Damit ließ er Wintzingerode ſtehen und ging auf Nariſchkin zu, indem er ſagte: „Sie ſind der Herr von Nariſchkin, Sohn des Oberſt-Kämmerers. Das iſt ein anderer Umſtand. Sie ſind ein wackerer Mann und thun Ihre Schuldigkeit. Aber wie mögen Sie mit Menſchen dienen, wie dieſer da? Dienen Sie doch mit Ihren Ruſſen.“ Hiermit war die Audienz geſchloſſen und die Gefangenen wurden abgeführt.

Sie ſollten nur noch wenige Augenblicke beiſammen bleiben. Kaum waren ſie in eine Hütte getreten, als General Rapp erſchien, um ſie zu trennen und Nariſchkin der Obhut des Generals Grafen Monthion zu übergeben, welcher damals Sous-Chef-Major-General der großen Armee war. Nariſchkin wurde, nach der gewohnten Politik des Kaiſers, der durch allerlei Höflichkeiten einflußreiche Perſonen einer Nation, deren heiligſte Intereſſen er mit Füßen trat, zu gewinnen liebte, mit großer Aufmerkſamkeit behandelt. Er ſaß kaum an der Tafel des Grafen Monthion, der voller Artigkeit gegen ihn war, als ein Adjutant eine Einladung an die Tafel des Kaiſers überbrachte. Napoleon bewohnte das einzige Haus, das noch unverſehrt war. Die alte Garde lagerte vor demſelben, in Quarrés. Grenadiere zu Pferd hielten Wache. Nariſchkin ſaß zwiſchen dem Herzog von Friaul (Duroc) und dem Herzog von Vicenza (Caulaincourt), zwei Perſonen, deren edler, liebenswürdiger Charakter ihre Nachbarſchaft angenehm gemacht haben würde, auch wenn ſie nicht durch die Intentionen des Kaiſers beſtimmt geweſen wären, ſeinen Gaſt mit Artigkeiten zu überhäufen. Später ward er dem General Kreuzer, als Commandanten im Hauptquartier, vertraut, der ihn, wie auch die Adjutanten Berthier's, nicht minder artig behandelte. Doch mußte er ſein Wort geben, keine Flucht verſuchen zu wollen, worauf er nicht mehr ängſtlich bewacht wurde. Er folgte nun dem Hauptquartier. Als die Armee aber, nachdem ſie das zertrümmerte Wiasma paſſirt hatte, von der Nachhut angegriffen ward und nun Stand machte, um einen Kampf zu verſuchen, der den weiteren Rückzug ſichern ſollte, ward er zu dem weſtfäliſchen Corps gebracht, das jetzt von dem Herzog von Abrantes (Junot) befehligt ward.

Hier ſah er nach längerer Zeit, wider all ſein Hoffen, ſeinen verehrten General, an deſſen Rettung er verzweifelt hatte, unerwartet wieder. Wintzingerode war mehrmals und von verſchiedenen, unter denen Rapp, der ſonſt kein böſer Mann, wenn auch von rauhen Formen war, ihn mit dem Erſchießen bedrohte, vernommen worden, bis er endlich zu Berthier gebracht wurde. Auch dieſer fragte ihn: ob er Unterthan des Rheinbundes wäre. Wintzingerode erwiderte: In einer preußiſchen Garniſon geboren und Sohn eines in preußiſchen Dienſten ſtehenden Offiziers, habe er ſich nie als einen ſolchen betrachtet. Bei Beantwortung einer weiteren Frage ward Wintzingerode etwas warm, wobei ihm der gutmüthige Berthier einen ſanften Warnungsſtoß gab und ihm zuflüſterte: „Ruhig; Er iſt zugegen," wie denn der Kaiſer in der That hinter der halbgeöffneten Thüre ſtand. Endlich wurde beſchloſſen, was man wol von Anfang an nicht anders im Sinne gehabt hatte, da ein Erſchießen des Generals nicht blos eine grobe Ungerechtigkeit, ſondern auch eine große Thorheit geweſen ſein würde, daß er kriegsgefangen bleiben und mit Nariſchkin nach Frankreich gebracht werden ſolle, wo man ihnen Metz zum Detentionsorte beſtimmte. So traf er eines Tages, unter Escorte, wieder bei dem hocherfreuten Nariſchkin ein, worauf ſie beide, ſowie zwei andere Gefangene, nämlich ein Landwehrgeneral Swiczin und ein Koſackenhauptmann, in möglichſter Schnelle auf Wilna zu gefördert wurden. Bis Smolensk hatten ſie Cavalerie, ſpäter Gensdarmes zur Bedeckung. Sie fuhren in einer Kurierkutſche, welche Nariſchkin gekauft hatte, mit Poſtpferden.

Noch ehe ſie aber Wilna erreichten, wurden ſie unerwarteter noch befreit, als ihre Gefangenſchaft ihnen gekommen war. Auf einer Station zwiſchen Minsk und Wilna hatten ſie, auf Anregung der frierenden Gensdarmen, einige Stunden geraſtet und ſetzten mit Tagesanbruch ihren Weg wieder fort, als ſie einige Werſt weiter einem aus mehreren Rüſtwagen beſtehenden, von Gensdarmen begleiteten Transport begegneten, was denn wol einige Zögerung veranlaßt haben mag. Nariſchkin ſchlief, als ihn Wintzingerode plötzlich mit den Worten weckte: „Lieber Freund, da ſehe ich Koſacken auf der Straße.“ Im Anfang wollte es Nariſchkin gar nicht glauben, erkannte aber, bei aufmerkſamerem Hinſehen, in der That einige Reiter. Der Kutſcher bemerkte ſie auch und hielt klüglich den Wagen an, während die Gensdarmen, die der Kaleſche den Rücken kehrten und ſich, der Kälte halber, feſt in ihre Mäntel gehüllt hatten, nach der entgegengeſetzten Richtung hinblickten. So konnten ſie den Koſacken winken und den herbeikommenden ihre Namen nennen. Bald war der Wagen von Koſacken umgeben und erhielt jetzt, ſtatt der Gefangenen, die Gensdarmen, welche keinen Widerſtand verſuchten, ſondern nur um ihr Leben baten, zu Inſaſſen. Die Befreiten wurden bald mit Koſackenpferden beritten gemacht, während ein Koſack ſich auf den Bock der Kaleſche ſetzte, worauf die ganze Cavalcade ſeitwärts nach einem Pachthofe ſteuerte. Die Koſacken, die ſo ungeſucht einen ſo wichtigen Dienſt geleiſtet hatten, gehörten zu Cziczagoff's Corps, zu einem, 250 Pferde ſtarken Regimente des Oberſten Czerniczeff, des nachherigen Kriegsminiſters. Sie hatten zu der Wittgenſtein'ſchen Armee in der Gegend von Polozk ſtoßen wollen und waren im nahen Walde zum Füttern abgeſeſſen, während Czerniczeff einen Offizier Namens

Dutkin mit einigen Leuten beordert hatte, die Landſtraße abzuſuchen. Czernitzeff traf bald darauf auf dem Pachthofe ein, wo er nicht wenig erſtaunt war, den General Wintzingerode, von deſſen Gefangenſchaft er noch kein Wort wußte, anzutreffen. Unangenehmer überraſchte es ihn, zugleich zu erfahren, daß er in nicht ungefährlicher Lage, inmitten der Corps der Marſchälle St.-Cyr und Oudinot ſich befinde. Seiner Gewandtheit und dem Naturell ſeiner Truppe gelang es jedoch, ſelbſt in einer Gegend, die, nach Nariſchkin's eigenem Zeugniß, ganz franzöſiſch geſinnt und in der noch jedes Dorf, jeder Edelhof, mit franzöſiſchen Schutzwachen beſetzt war, mit Hilfe einiger Nachtmärſche, auf Umwegen, die man durch Schnelligkeit wieder einbrachte, und auf nur für Koſacken paſſirbaren Seitenpfaden, ſich durchzuhelfen und glücklich zu den Vorpoſten Wittgenſtein's zu entkommen.

Wintzingerode war bald wieder an der Spitze ſeines Corps, und wir treffen ihn zunächſt wieder im Februar 1813 bei Kuliſch, wo er, an der Spitze von 10000 Mann, mit ſechs Batterien und gegen 6000 Pferden, in der Gegend von Kaliſch, einen gleichzeitigen Angriff auf die, durch Reynier's zu große Zuverſichtlichkeit weit vertheilten ſächſiſchen Truppen machte; ein Verſuch, der an der bewundernswerthen Tapferkeit und Disciplin der Sachſen, die ſich, in ihren einzelnen Abtheilungen, heldenmüthig nach Kaliſch durchkämpften, oder ſonſt in Sicherheit brachten[1]), im weſentlichen vereitelt ward. Weiter zeichnete Wintzingerode ſich bei Lützen, Dennewitz und Leipzig, ſowie 1814 bei dem Sturm auf Soiſſons und bei St. Diziers aus. Er genoß noch die Freuden des ſo lange erharrten und erſtrebten Sieges, war aber durch die beſtandenen Kriegsbeſchwerden erſchöpft, und iſt ſchon 17. Juni 1818 zu Wiesbaden, wo er friſche Lebenskraft zu ſchöpfen gedachte, geſtorben.

---

[1]) S. Gretſchel und Bülau, Geſchichte des ſächſiſchen Volkes und Staates; Bd. III, S. 431 f.

X. General Thielmann.

Während wir, in freundlichen Zuſchriften, gefälligen Winken, Berichtigungen, Anfragen und Mittheilungen, manchen erfreulichen Beweis erhalten haben, daß die genealogiſchen Erörterungen, die wir in unſere Erzählungen zu verweben, oder in Noten denſelben beizufügen lieben, gar manchem Leſer, theils im allgemeinen, theils wenigſtens hinſichtlich ſpecieller Fälle, recht willkommen ſind, fürchten wir doch auch, ſelbſt ohne gleich ſichere Zeugniſſe dafür zu beſitzen, daß ſie manchem andern Leſer zuweilen trocken und unbequem erſcheinen mögen und daß mancher ſie lieber durch Reflexionen, Conjecturen oder Detailmalereien, auch wenn die letzteren nur aus der Phantaſie geſchöpft wären, erſetzt zu ſehen wünſchen mag. Leſer von letzterem Geſchmacke, den wir keineswegs anfechten wollen, ohne deshalb von unſerer Natur laſſen zu können, werden vielleicht beim Erblicken der Ueberſchrift dieſes Aufſatzes die Hoffnung faſſen, diesmal wenigſtens von jedem genealogiſchen Excurſe verſchont zu bleiben, da der Held deſſelben notoriſch ein homo novus iſt, das Kind ſeiner Thaten, ſein eigener Ahnherr. Und doch können wir ihnen auch diesmal einen Rückblick zu den Vorältern auch dieſes Mannes, einen Umblick auch in den Seitenzweigen ſeiner

Familie nicht erſparen, da uns auch von ihm ein Stammbaum vorliegt, der über manche Generation zurückreicht, und die Verzweigungen der Familie ſelbſt mit größerer Genauigkeit angibt, als in den Stammbäumen des Adels, die ſich nur über die Nachkommenſchaft des Mannsſtammes erſtrecken, zu finden zu ſein pflegt. Da uns nun auch dieſer Stammbaum Gelegenheit bietet, einige jener kleinen, verborgenen Züge zu der Sitten-, Familien- und Individualgeſchichte hervorzuheben, die nun einmal unſere Liebhaberei bilden, ſo können wir es uns nicht verſagen, wenigſtens einige überſichtliche Blicke auf denſelben zu werfen. Mag doch dieſer Theil unſers Aufſatzes das weſentlichſte ſein, was nicht aus der ziemlich reichen biographiſchen Literatur über Thielmann extrahirt iſt, welche Literatur freilich ſo divergirender Natur iſt, daß ſie einer kritiſchen Sichtung bedürftig war.

Johann Adolf Freiherr von Thielmann ſtammte im fünften Gliede von Georg Thielmann [1], einem Richter zu Goßdorf, einem Amtsdorfe in dem jetzt größtentheils preußiſchen, früher ſächſiſchen Amte Mühlberg, und zwar von deſſen jüngſtem Sohne Chriſtoph, der aber inſofern ein Vorfahre boni ominis für ihn wurde, als derſelbe Offizier war und eine Adelige zur Frau gehabt haben ſoll. Dieſer Chriſtoph Thielmann ward nämlich 1633 kurſächſiſcher Wachtmeiſter und noch in demſelben kriegeriſchen Jahre, jedenfalls in Folge tapferen Verhaltens, Lieutenant. Dabei ſoll er bereits ſeit 1624 verheirathet geweſen ſein, und zwar mit einer Anna

---

[1] Es kommt auch eine Pfarrerfamilie des Namens vor, die ſich aber Thielemann ſchrieb und deren, gleichfalls dem 17. Jahrh. angehöriger Gründer aus Eisleben ſtammte

Marie von Cunshauſen, aus einer uns übrigens unbekannten Familie. In der That werden bei zweien ſeiner Söhne die Jahre 1625 und 1627 als die Geburtsjahre angeführt. Möglich, daß ihn die Verzweiflung über die Drangſale, die der Krieg über den Landmann brachte, unter die Fahnen trieb, wo vergleichsweiſe immer noch die meiſte Sicherheit und ſelbſt bei Niederlagen die menſchlichſte Behandlung zu finden war. Auch mag der Krieg nicht ohne Vortheil für ihn ausgeſchlagen ſein, denn er hinterließ, außer dem abgetrennten Schenkgut zu Coßdorf, das wol ſein väterliches Erbtheil bildete, noch das Richtergut zu Wenzendorf, als er am 8. März 1651 mit Tode abging. Ein gewiſſes, zuweilen erfolgreiches Streben nach höheren Lebensſtellungen zeigt ſich, wenn nicht ſchon bei ſeinen Kindern, doch bei den weiteren Nachkommen, und jedenfalls bietet dieſe Familie eine merkwürdige Miſchung der Lebensverhältniſſe dar. Seine Frau hatte ihm vier Söhne und zwei Töchter geboren, von welchen letzteren wir nichts, als ihre und ihrer Männer Namen kennen.[1]) Von den Söhnen iſt der älteſte, Chriſtoph, als Soldat geſtorben. Der dritte, Chriſtian, mag das Richtergut zu Wenzendorf bekommen, ſcheint aber keine Kinder hinterlaſſen zu haben. Hans, der vierte, ward Weißbäcker in Großenhain. Der zweite Sohn, Hans Georg, geb. 1627, pflanzte auf dem Richtergute zu Coßdorf die Familie in zwei Hauptſtämmen fort.[2])

---

[1]) Es waren Magdalene, welche den Martin Richter in dem Städtchen Prettin, und Marie, welche den Martin Wench zu Coßdorf heirathete, welcher letztere wol ein Coßdorfer Bauer war.

[2]) Von ſeiner Frau iſt blos der Taufname Sabine bekannt. Eine Tochter Anna Sabine heirathete 1675 den Gottfried Hochmuth zu Liebenwerda. Die andere Tochter, Salome, war in erſter Ehe

Den erſten ſtiftete der Richter Hiob Thielmann zu Geſtorf († 1696) mit Marie Merbitz. Er hinterließ folgende Kinder: 1) Hiob, welcher Dr. jur. und Protonotar bei dem Conſiſtorium zu Wittenberg wurde und eine Tochter des Steuerprocurators und Stadtrichters zu Dresden, David Rüdiger, Marie Luiſe, heirathete. Von ſeinen Kindern iſt Johann Karl 1774 als ruſſiſcher Hofrath in Riga geſtorben, hat alſo die erſte Verbindung dieſer Familie mit Rußland vermittelt, gegen welches dereinſt ſein bei ſeinem Tode erſt zehnjähriger Vetter kämpfen und dann für kurze Zeit in deſſen Dienſte übergehen ſollte. Er ſoll drei Kinder hinterlaſſen haben, die vielleicht noch jetzt den Namen in Rußland erhalten. Wie er nach Rußland gekommen und in welchen Verhältniſſen er eigentlich dort gelebt, iſt uns zur Zeit nicht bekannt worden. Sein nächſter Bruder, Johann Friedrich, iſt 1784 als kurſächſiſcher Ingenieurlieutenant geſtorben, und hat vielleicht auch zu der Neigung ſeines berühmten Couſins zum Militärſtande beigetragen. Rahel Henriette heirathete den Protonotar Gottlieb Ehrenfried Gaſchen zu Wittenberg, welche Stelle auch der dritte Sohn, Chriſtoph Heinrich, bekleidete. Von Karoline Luiſe wiſſen wir nur den Namen, von Auguſt Gottlob nur, daß er 1770 zu Belzig geſtorben. Jedenfalls ſcheint dieſer Zweig der Familie gänzlich den bäuerlichen Verhältniſſen entrückt worden zu ſein. Treu blieb dieſen 2) Johann Georg, welcher jedoch nur Vierrichter zu Geſtorf war und eine daſige Bauerstochter, Anna Sabine Böhme, heirathete. Von ſeinen drei Kindern iſt

---

mit dem Schenkwirth Adam Fillich, in zweiter mit dem Pfarrer M. Chriſtoph Huber zu Geſtorf verehelicht und ihr Sohn Chriſtian Jeremias, geb. 1685, ward Pfarrer zu Wellhauſen.

aber die zweite Tochter [1]), Anna Sabine, geb. 1705, ſchon 1721 mit dem Advocaten Chriſt. Erdmann Dehne zu Schlieben verheirathet worden, und Johann Hiob, geb. 1710, 1752 als Amtsverweſer zu Schweinitz geſtorben, ſodaß auch dieſer Zweig der Familie in den höheren Bürgerſtand aufrückte. 3) Die Tochter des Richters Hiob, Anna Katharina, heirathete 1692 den Rathsmaurermeiſter Johann Georg Fuchs zu Leipzig, dem ſie zwei Töchter gebar, von denen die ältere, Johanne Sophie, den Couſin ihrer Mutter, den Paſtor Faber zu Walkhauſen heirathete, und 6. April 1774, im 72. Jahre, zu Großenhain kinderlos ſtarb. Die jüngere Tochter heirathete den Inſpector Reinhard zu Meißen, und von ihren vier Kindern finden wir den Sohn als Advocaten in Pirna, deſſen Zwillingsſchweſter mit dem Advocat Blumenröder in Dresden, eine ältere Schweſter [2]) mit dem Commiſſar Gervinus in Leipzig verheirathet, auch dieſe Nachkommen des alten Richter Thielmann alſo in den höheren Bürgerſtand übergegangen.

Den zweiten Stamm gründete der Richter Johann Gottfried Thielmann zu Wenzendorf, der jüngſte Sohn Georg's und erſt 13. Febr. 1709 geſtorben. Er hatte in zwei Ehen [3]) drei Töchter und zwei Söhne erzeugt. 1) Johann Gabriel, geb. 1682, wird als Hauptmann bezeichnet und beſaß das väterliche Gut, iſt auch verheirathet geweſen [1], ohne daß wir wiſſen, ob er Kinder hinterlaſſen. 2) Die älteſte Tochter Eleonore, geb. 1691, heirathete zwar einen ſtudirten Mann, den Rector Melchior Gottfried Hermann in Mühlberg; aber gerade ihre Nachkommen ſind meiſt in einen Kleinbürgerſtand übergegangen, der ſie ſchwerlich in günſtigere Verhältniſſe verſetzt hat, als wenn ſie dem Bauernſtand ihrer Vorfahren treu geblieben wären. Ihre ältere Tochter heirathete einen Schuhmacher Koch in Mühlberg, und deren Sohn ergriff das Gewerbe des Vaters, während die Tochter einen Schneider Dallner in Mühlberg nahm. Die zweite Tochter ward mit einem Nadler Ziegler in Mühlberg verehelicht. Von ihren Söhnen hat allerdings einer, in Erinnerung ſeines Großvaters, ſtudirt und iſt M. und Pfarrer worden. Ein zweiter ward aber Fiſcher in Belgern; ein dritter ging als Feldſcherer nach Amerika, und von den vier Töchtern hat eine den Nadler Buchwald in Mühlberg, eine andere den Mehlhändler Schneider in Dresden geheirathet, während das Schickſal der übrigen unbekannt iſt. 3) Anna Sophie, ward mit dem Paſtor M. Victorin Sonntag in Gröbeln verheirathet und hinterließ einen Sohn Salomon Gottlieb. 4) Erdmuthe Sophie, geb. 1703, heirathete auch in den Kleinbürgerſtand, den Zeugmacher Schnelle in Mühlberg, und ſoll vier Kinder gehabt haben, von denen doch nur eine Tochter bekannt iſt, die den Trankſteuereinnehmer Menzel in Mühlberg zum Mann hatte. Ihr jüngerer Bruder war Johann Friedrich Thielmann, geb. 31. Mai 1705, der zwiſchen 1780 und 1782 als kurſächſiſcher Oberrechnungsrath zu Dresden verſtorben iſt, und der Vater des Generals wurde.[1])

---

[1] Die älteſte Tochter, Johanne Eleonore, geb. 1702, † 1766 unverehelicht.

[2] Die älteſte wird als Amalie Roſenfeld bezeichnet, welcher Name jedenfalls auch nicht bäuerlich klingt.

[3] Mit Katharine Margarethe Jeniſch, und mit Anna Dorothea Kühn.

---

[1] Mit Anne Sophie Jacobi. Die Kluft zwiſchen ſeinem und der nächſten Schweſter Geburtsjahr ſcheint dafür zu ſprechen, daß er das einzige Kind der erſten Ehe ſeines Vaters war. Oder ſtammten nur die beiden jüngſten Kinder aus der zweiten Ehe, da zwiſchen der Geburt der erſten und der dritten Tochter eine noch größere Zeit liegt? Doch wen kümmert das, außer mich alten Grübler?

Ihm wurde ſein einziger Sohn, Johann Adolf, am 27. April 1765 geboren. Neben demſelben hatte er, ſoviel wir wiſſen, nur noch eine Tochter, Karoline Wilhelmine, die ſich mit dem kurſächſiſchen Rittmeiſter der Garde du Corps Johann Wilhelm Auguſt v. Brandenſtein[2]) vermählte, dem ſie zwei Töchter geboren hat. Wir wiſſen nicht, wie und wodurch der Oberrechnungsrath Thielmann zu ſeiner Stellung gelangt iſt, welche immerhin zu den angeſehenſten Poſten gehörte, die ein Bürgerlicher zu jener Zeit in Sachſen erreichen konnte. Er ſcheint auch bemittelt geweſen zu ſein, wenn auch ſein Vermögen ſich in den Händen ſeiner Erben ſchnell verrollt haben mag. Das Thielmann'ſche Haus gehörte zu den damals ziemlich vereinzelten in Dresden, in denen eine rege und edle Geſelligkeit die für die Bildung der Zeit erwärmten, ſtrebenden Geiſter der Reſidenz vereinigte, und mag in etwas dem ſpäteren Körner'ſchen geglichen haben. Gewiß ließ es dieſer Vater an nichts fehlen, ſeinem einzigen Sohne eine ausgezeichnete Bildung zu vermitteln, und an Gaben fehlte es dem feurigen Knaben auch nicht. Dagegen ſcheint er einigermaßen ein verzogenes Kind geweſen zu ſein, ein praecox ingenium, unruhig, vorgreifend, leicht durch Träume einer lebhaften Phantaſie verlockt, zu verwöhnt, um ſich in Entbehrung, ſtrengere Zucht und mühſame Arbeit zu fügen. Am Ausgang des Knabenalters, während deſſen er auch in einer Stiftsſchule zu Dresden Unterricht genoſſen haben ſoll, kam er in die Fürſtenſchule St. Afra nach Meißen, eines jener geachteten Inſtitute, aus denen ſo viele vorzügliche Männer hervorgegangen ſind, mit deren Einrichtungen wir uns aber noch jetzt, wo die Zeit ſo manche Milderung erzwungen hat, nicht befreunden können und die zu jener Zeit noch ganz in der alten kloſterlichen Düſterheit, voll Cynismus der Lebensweiſe und rohen bedruckenden Pennalismus waren. Thielmann hielt es nicht lange daſelbſt aus. Wir entſinnen uns einer Tradition, wonach er entflohen, durch den für ſolche Fälle bereitſtehenden Häſcher, den Portzig (portiarius, Thürwärter), dieſen Cerberus der Schule, aber zurückgebracht worden wäre.[1]) Ob er nun dafür das consilium abeundi bekommen, oder ob ſein Vater dem Wunſche des verzweifelnden Jünglings ſich gefügt hat, jedenfalls finden wir, daß er ſchon 1779, alſo nachdem er noch gar nicht lange aufgenommen ſein konnte, die Schule wieder verließ und ſeine Bildung im väterlichen Hauſe durch Privatunterricht[2]) vollendete. Seinem Wunſche jedoch, die militäriſche Laufbahn zu betreten, den vielleicht das Beiſpiel eines militäriſchen Oheims und Vetters, wo nicht die Erinnerung an ſeinen militäriſchen

---

[1]) Wer die Mutter des letzteren geweſen, haben wir leider zur Zeit nicht näher ermitteln können, als daß ſie die Tochter eines Hofkellermeiſters im japaniſchen Palais geweſen zu ſein ſcheint.

[2]) Geboren zu Oſſa 4. Oct. 1747, war er der Sohn Wilhelm Chriſtian's v. Brandenſtein auf Oſſa, Lieutenants und kurhannoverſchen Kammerjunkers, und der Johanne Henriette v. Wolfersdorf aus Oſſa, der Enkel Hans Auguſt's v. Brandenſtein auf Ranis, ſachſen-zeitziſchen Hausmarſchalls und der Dorothea v. Berlepſch.

---

[1]) So wie die Geſchichte bei de l'Or, „Kurze Erläuterungen und Berichtigungen der Irrthümer, welche in der biographiſchen Skizze ꝛc. enthalten ſind," (S. 11) erſcheint, iſt ſie jedoch jedenfalls nicht geweſen.

[2]) Seine Lehrer waren der nachherige Superintendent Geißner in Weida und der nachherige Hofprediger Jacobi in Dresden.

Ahnherrn, genährt hat, der aber wol auch ſonſt ſeinem ganzen Sinne und Weſen entſprach, widerſtrebte der Vater entſchieden und beſtimmte ihn vielmehr zur juriſtiſchen Laufbahn. Insgeheim von der Mutter unterſtützt, nahm er jedoch mathematiſchen Privatunterricht bei Hauptmann Harpeter und trat bald nach des Vaters Tode (1782)[1] als Junker bei dem leichten Reiterregimente Kurland ein. 1784 wurde er Souslieutenant und in den damaligen Friedensjahren währte es bis 1791, bevor er zum Premierlieutenant avancirte. Damals ging er zu einem Huſarenregimente über. Von 1793—96 aber kämpfte er mit am Rhein, ſodaß er ſeine erſten, wie ſeine letzten Waffenthaten gegen die Franzoſen verrichtete, und hat ſich hier ſo rühmlich verhalten, daß ihm in Folge des Gefechts bei Uckerath (19. Juni 1796) der St. Heinrichsorden zu Theil ward. 1798 zum Stabsrittmeiſter avancirt, lebte er nun längere Jahre in jenen ſtillen, aber angenehmen Garniſonen thüringiſcher Landſtädtchen, in denen, wie im Kurkreiſe, die ſächſiſche Reiterei damals vornehmlich zu lagern pflegte. Dieſes thüringiſche Stillleben war ihm jedenfalls günſtiger, als wenn er in den Zerſtreuungen irgend einer Großſtadt gelebt hätte. Denn er ſoll ſich dabei die Zeit verkürzt haben, indem er die wiſſenſchaftliche Bildung, die er ſeiner Jugend verdankte, bei dem einmal erwachten Sinne dafür, zu vervollkommnen und ſich immer mehr, ſowol in militäriſchen Kenntniſſen, wie in den neuern Sprachen auszubilden ſtrebte. Da er 1802 zu einem andern Regimente verſetzt wurde, womit eine Schmälerung ſeines

---

[1] Auch die Verheirathung ſeiner Schweſter mit dem Rittmeiſter Brandenſtein dürfte erſt nach des Vaters Tode erfolgt ſein. Ihr erſtes Kind iſt 1786 geboren.

Einkommens verbunden war, ſo erhielt er eine monatliche Gehaltszulage von 10 Thlrn. Er ſoll viel in Jena und Weimar geweſen ſein und namentlich in dem Hauſe der Frau v. Werthern in Weimar den berühmten Männern Weimars und Jenas näher getreten ſein. In Dresden, das er öfters beſuchte, war er viel in dem Körner'ſchen Hauſe, in Freiberg in der geiſtreichen Familie Charpentier, mit der er durch Hardenberg-Novalis und Reinhard bekannt geworden, und aus der er zu Ende des Jahres 1791 ſeine Gattin wählte, deren Schweſter mit dem Oberhofprediger Reinhard und in zweiter Ehe mit dem Conferenzminiſter Grafen Peter Karl Wilhelm v. Hohenthal-Königsbrück vermählt ward und deren Brüder hohere Stellungen im In- und Auslande und zum Theil weitverbreiteten ehrenvollen Ruf erlangten. (Es waren dies Kinder des königlich ſächſiſchen Berghauptmanns Johann Friedrich Wilhelm v. Charpentier, der 1791 nobilitirt wurde und 22. Juli 1801 ſtarb.) In Eiſenach hatte er den Grafen Narbonne, der einſt ſein Nachfolger in Torgau werden ſollte, kennen gelernt, was ihn zu einer Reiſe nach Paris veranlaßte. Dennoch ward ihm die Unthätigkeit zur Laſt und erſchien ihm das Avancement zu langſam, ſodaß er 1804 heimlich eine öſterreichiſche Schwadron gekauft hat. Sein väterliches Erbtheil muß damals ſchon ziemlich zugeſetzt geweſen ſein; denn es wird berichtet, daß der öſterreichiſche General v. Stutterheim das Geld zu jenem Ankauf hergegeben und nicht wiedererlangt habe, weil Thielmann der erſt nachträglich geſuchte Abſchied verweigert ward.[1] Letzteres jedenfalls ein Beweis, wie hoch man den aufſtrebenden und gebildeten Offizier hielt. Er war es daher auch, der, als 1805 der Herzog von Sachſen-Weimar um Darleihung einer ſächſiſchen Reiterabtheilung bat, die zur Escorte des Kaiſers Alexander dienen ſollte, mit deren Befehligung beauftragt ward, und ebenſo wurde er, als Sachſen von Preußen zu dem gemeinſamen Kampfe gegen Frankreich genöthigt ward, dem Prinzen Louis von Preußen, in deſſen Umgebung er jedenfalls vielfach paßte, als Adjutant beigegeben. Bei Saalfeld war er jedoch nicht mit, da er ſeit 1806 die an jenem Tage detachirte Oberſtlieutenantsſchwadron commandirte, mit der er auch bei Jena focht. Nach dieſer unglücklichen Schlacht wurde er von dem General v. Zezſchwitz in das franzöſiſche Hauptquartier entſendet, um wegen der Gefangenen und des freien Abzugs der Sachſen zu unterhandeln. Es lag in Napoleon's Politik, Sachſen auf ſeine Seite zu ziehen, und ſo verhielt er ſich gegen Thielmann, als er ihm zu Merſeburg eine Audienz und längere Unterredung gewährte, dergeſtalt, daß Thielmann, wie ja ſo viele ausgezeichnete Männer [1]), die der Franzoſenkaiſer zu gewinnen beſtrebt war, zu

---

[1] In dem „Neuen Nekrolog der Deutſchen“ (Jahrg. 1824, Bd. II) wird dieſer Umſtand jedoch anders berichtet. Hiernach wäre die

---

Sache dadurch rückgängig geworden, daß eine kaiſerliche Verfügung den Verkauf der Offizierſtellen abgeſchafft hätte, und Thielmann hätte froh ſein müſſen, durch Vermittelung des k. k. Generals Stutterheim, deſſen Sohn ſein Jugendfreund geweſen, ſein Geld zurückzuerhalten. Daß allerdings zu jener Zeit in Oeſterreich der Verkauf der Schwadronen abgeſchafft ward, mag der Grund geweſen ſein, warum Thielmann die ſchon erkaufte Schwadron nicht wieder verkaufen, folglich auch das Geld nicht zurückerhalten konnte. Nach Graf Holtzendorf „Beiträge zu der Biographie des Generals Freih. v. Thielmann“ (S. 6) hat Stutterheim ihm die Schuld ſchließlich in ſeinem Teſtamente erlaſſen, woraus das grundloſe Gerücht entſtanden, als habe er viel von Stutterheim geerbt.

[1]) Es gab freilich auch ſolche, bei denen es ſelbſt ihm nicht gelang. Doch ihre Zahl war klein.

deſſen feurigſtem Bewunderer wurde, nachdem er vorher ein Gegner der Franzoſen und namentlich ihres Kaiſers geweſen ſein ſoll. Er wurde mit Ueberbringung eines freundlichen Schreibens an den Kurfürſten von Sachſen, zugleich aber auch mit der Erklärung beauftragt: Sachſen werde feindlich behandelt werden, wenn ſeine Truppen nicht augenblicklich von den Preußen getrennt würden. Dies in der That eine Maßregel, die durch die ganze Sachlage geboten war und deren Geſtattung man ſchon als eine Gunſt und Wohlthat zu betrachten hatte. Auch machten die in vollem Rückzug begriffenen Preußen gar keinen Anſpruch darauf, die Sachſen mit ſich zu ziehen. Thielmann unterſtützte dieſelbe Tendenz auch mündlich und war von da an bis 1813 einer der eifrigſten Anhänger und Beförderer des innigen Anſchließens an die Franzoſen und ihren Kaiſer. 1807 rückte er in den Beſitz einer eigenen Schwadron[1] ein, avancirte zum Majorsrang und ward Flügeladjutant des Königs. Erſt nach dieſer Beförderung ging er zu dem activen Corps, das der König, nach ſeinem ihm aufgenöthigten Beitritt zum Rheinbunde, nach längerem Widerſtreben, zu dem weiteren Kriege gegen Preußen und Rußland hatte ſtellen müſſen. Thielmann zeichnete ſich vor Danzig und bei Friedland aus, wofür ihm zu Tilſit das Kreuz der franzöſiſchen Ehrenlegion zutheil ward.[2] (Bei ſeinem Ausrücken ins Feld bekam er einen Vorſchuß von 1000 Thlrn., welcher allmählich abgezogen werden ſollte, was auch in dem Betrage von 566 Thlr. 16 Gr. geſchehen iſt.) 1808 wurde er dem Marſchall

---

[1] Entgegengeſetzte Angaben ſind falſch.

[2] Nachher ſoll er in diplomatiſchen Aufträgen, worüber wir nichts Näheres wiſſen, nach Warſchau entſendet worden ſein

Davouſt zu beſonderer Dienſtleiſtung beigegeben, den er auch in politiſch-diplomatiſchen Beziehungen zur Hand ging und ſich dabei, ſowie in polizeilicher und journaliſtiſcher Hinſicht, zuweilen mäßigend, im ganzen aber als ein gefügiges Werkzeug der Franzoſen erwies.[1] Im März 1809 wurde er ganz außer der Reihe Oberſtlieutenant, und ſchon im April Oberſt und Generaladjutant des Königs.

Daſſelbe Jahr beſtimmte ihn zu einem ſelbſtändigen Commando von größerer Tragweite. Der Krieg zwiſchen Frankreich und Oeſterreich war wieder ausgebrochen, und der größte Theil des ſächſiſchen Heeres mußte, auf Grund der Rheinbundspflicht und nachdem die öſterreichiſchen Truppen in das dem König von Sachſen zugetheilte Herzogthum Warſchau gedrungen waren, mit gegen Wien ziehen. Das kleine Corps, das unter Generalmajor von Dyherrn in Warſchau geſtanden hatte, war auf dem Rückmarſch von da begriffen, Sachſen ſelbſt aber von Böhmen aus mit feindlichen Angriffen bedroht. Der König verlegte (16. April) ſein Hoflager zunächſt nach Leipzig, von wo er ſpäter (13. Juni) nach Frankfurt a. M. abreiſte. Oberſt Thielmann ward beauftragt, die noch in Sachſen verfügbaren Truppen, die in ungefähr 1400 Mann mit 214 Pferden und 4 Kanonen beſtanden, zu befehligen, bis Dyherrn eingetroffen ſei, mußte ſich aber zunächſt natürlich auf Vertheilung von Sicherungs- und Benachrichtigungspoſten und Auffangen der zahlreich eintreffenden öſterreichiſchen und preußiſchen Deſerteurs, von denen man muthmaßte, daß ſie zu Schill wollten, und die Thielmann, wenn es Unterthanen von Rheinbundsſtaaten waren, in ihre Heimat wies, die andern aber in ein franzöſiſches Werbedepot zu Magdeburg ſchickte, beſchränken. Am 14. Mai traf Dyherrn mit dem Corps aus Polen in Torgau ein, und hatte nun das Commando zu übernehmen, wobei er jedoch angewieſen war, mit Thielmann gemeinſchaftlich zu handeln, wie denn Thielmann auch ferner das eigentlich wirkende Element blieb und bald auch äußerlich an die Spitze trat, nachdem Dyherrn zu einer andern Beſtimmung berufen worden.

---

[1] S. Graf Holtzendorf a. a. O., S. 8 ff.

Am 21. Mai war der Herzog von Braunſchweig zunächſt nur mit 250 Reitern in Zittau eingerückt, ſchien aber nicht geſonnen, in Sachſen zu bleiben, wie denn die öſterreichiſche Regierung damals in der That Befehl ertheilt hatte, daß ihre Truppen Sachſen unberührt laſſen ſollten. Man glaubt daher, wol nicht ohne Grund, daß die ſpäteren öſterreichiſchen Unternehmungen gegen Sachſen unterblieben ſein würden, wenn nicht Thielmann, in ſeinem Thatendurſte, durch mehrfache unnöthige Neckereien dazu herausgefordert hätte. So machte er am 25. eine Recognoſcirung gegen Peterswalde, welche ſich als überflüſſig erwies und dem Oberſt Thielmann in der Armee den Spottnamen Graf von Rollendorf eintrug. Auf die weitere Nachricht, daß der Herzog noch immer in Zittau[1] ſei, rückte Thielmann mit vier Schwadronen

---

[1] Es muß hierbei erwähnt werden, daß Thielmann, auf den Bericht eines franzöſiſchen Kundſchafters Paſſarelli hin, der ſich über die antifranzöſiſche Geſinnung der Zittauer beklagte, und namentlich einen Kaufmann M. denuncirte, an dieſen, d. d. Dresden 10. Mai 1809, zuvörderſt „privatim als Patriot“ einen Brief ſchrieb, worin er ihm, da ihm „aus ſicherer Quelle“ hinterbracht worden, daß derſelbe „öffentlich und laut Geſinnungen äußere, die derjenigen Politik gerade entgegenſtänden, die der geliebte König in ſeiner Weisheit anzunehmen für gut befunden,“ rieth, „an Sich, Seine Familie und Sein Vermögen zu denken, indem ein jedes Beſtreben

Huſaren und Küraſſieren, 150 Schützen und Freiwilligen der Infanterie und 4 Kanonen durch Böhmen auf Zittau. Unterwegs hielt er in Nixdorf den böhmiſchen Ortsbehörden eine Rede, die mit den Worten anhob: „Das Haus Habsburg hat aufgehört, zu regieren.“ Am 30. kam er bei Zittau an, das von den überraſchten Braunſchweigern eilends und in Unordnung geräumt ward, ſodaß man nur zu verfolgen und Gefangene zu machen hatte. Unter dem Siegesjubel aber vergaß man die im Kriege nöthigen Vorſichtsmaßregeln, und fand ſich in der Nacht von ſtärker herbeigekommener Feindesmacht dergeſtalt bedrängt, daß Thielmann, obwol er den Feind zurückgeſchlagen, am nächſten Morgen doch für gut fand, ſich in eine ſtärkere Stellung auf der Straße nach Löbau zurückzuziehen. Die kurze Befreiung ſollte Zittau zu bezahlen haben. Denn der Herzog rückte ſofort wieder daſelbſt ein und erhob nun, was er bis dahin nicht gethan, ſondern ſich begnügt hatte, das Land, natürlich mit völliger Erfolgloſigkeit, zu einem Aufſtand und zu einem Guerillakriege aufzufordern, eine Contribution von 6000 Thlrn., die er erſtatten wolle, wenn er in beſſere

---

Fürſt und Volk in Oppoſition zu ſetzen, auf das ſtrengſte geahndet werden würde“, ihm auch anzeigte, daß er von nun an beobachtet werden würde. S. das Schreiben bei Graf Holtzendorf a. a. O. S. 183. Die ſächſiſchen Behörden, denen eine Erörterung aufgetragen ward, fanden nichts Strafbares in Zittau. Dafür verleumdete Peſſarelli dieſe Behörden ſelbſt und fuhr auch ſonſt in ſeinen Verdächtigungen fort, wobei es denn Thielmann zur Ehre gereichte, daß er, in einem Schreiben an den franzöſiſchen Geſandtſchaftsſecretär Lefebvre, d. d. Dresden 21. Mai 1809, die Lauſitzer kräftig in Schutz nahm, und ſehr richtig bemerkte: „ce sont précisément ces petits agens passionnés, qui ont tant contribué à dénigrer le nom Français en Allemagne.“ S. das Schreiben bei Graf Holtzendorf a. a. O.

Verhältniſſe gekommen ſei, ein Verſprechen, das freilich nicht in Erfüllung gegangen iſt.[1] Er zog ſich darauf wieder nach Böhmen zurück und erklärte, daß er Zittau nicht wieder beſetzen wolle, wenn ſächſiſcherſeits keine weiteren Schritte geſchähen, wogegen er andernfalls zum Aeußerſten ſchreiten werde. Durch dieſe Erklärung ließ ſich Thielmann zu Abfaſſung einer Proclamation gegen den Herzog hinreißen, die er drucken ließ und von deren Publication er nur durch die dringenden Bitten des zittauer Magiſtrats und die Vorſtellungen einiger beſonnenen Offiziere abgehalten ward, deren Sprache aber ſo ungebührlich[2] war, daß ein königlicher Befehl die allerhöchſte Misbilligung ausſprach und die ſofortige Unterdrückung derſelben verfügte. Weiter hatte Thielmann den Rittmeiſter von Nieſemeuſchel mit 40 Huſaren nach Rumburg geſchickt, wo ſich derſelbe einen Wechſel über 4000 Thlr. ausſtellen laſſen ſollte, welcher als Pfand für die zittauer Contribution dienen ſollte, von dem aber kein Gebrauch gemacht worden iſt und den der König nach dem Frieden caſſiren ließ. Nun kamen 35 braunſchweigiſche Reiter wieder nach Zittau, die den rumburger Wechſel reclamiren wollten, ſich aber doch von der Stadtbehörde wieder fortcomplimentiren ließen.

Es ſollte aber eine ſchlimmere Folge der herausfordernden Schritte Thielmann's eintreten, welche mehr oder weniger das ganze Land, mit Ausnahme ſeiner nördlichſten Theile berühren ſollte, ein Einfall mit feindlicher Uebermacht, und ein Einmarſch kaum minder läſtiger Bundeshilfe. In Oeſterreich ward jetzt doch beſchloſſen, mit zwei ſtärkeren Corps gegen Sachſen und gegen Franken zu operiren. Das gegen Sachſen beſtimmte Corps führte der General Am Ende[1], und es beſtand aus fünf Linienbataillonen, einer Anzahl Landwehrtruppen, den Braunſchweigern und dem kleinen von dem Kurfürſten von Heſſen angeworbenen Corps, zuſammen 10000 Mann mit 1000—1200 Pferden und 20 Kanonen, denen gegenüber man ſächſiſcherſeits nur etwa 1900 Mann mit 467 Pferden und 14 Geſchützen aufzuſtellen hatte. Thielmann mußte ſich daher rein defenſiv verhalten, jedem Zuſammenſtoß ausweichen, ſich allmählich zurückziehen und nur darauf denken, das feindliche Vordringen, durch thunlichſte Entgegenſetzung von aufhaltenden Hinderniſſen und Benutzung guter Stellungen, möglichſt zu verzögern, damit inzwiſchen eine rettende Wendung in dem allgemeinen Gange des Krieges eintrete, oder die Hilfe herbeikomme, die er ſofort in Weſtfalen requirirte. Dieſe Aufgabe hat er mit nicht zu verkennender Geſchicklichkeit gelöſt.[2] Zu ſtatten kam ihm allerdings dabei, daß die Gegner auch keinen ſichern Operationsplan hatten, ein Theil ihrer Truppen nicht viel werth war, und ſie ſich hauptſächlich in ihrer Erwartung einer Volkserhebung zu ihren Gunſten gänzlich getäuſcht fanden. Wären die Corps des Am Ende und des gegen Franken, wo ſo wenig etwas zu erlangen war, wie in Sachſen, operirenden Generals Radiwojewitz vereinigt worden und in ſolcher Stärke raſch durch Sachſen nach Weſtfalen gedrungen, ſo hätte vielleicht etwas Bedeutenderes erreicht werden können, wiewol auch eine ſolche Erhebung wahrſcheinlich vergeblich geblieben wäre, ſobald Napoleon an den entſcheidenden Punkten des Krieges ſiegte. So aber ließ man über dem nutzloſen Umherziehen in Franken und Sachſen die Freunde in Heſſen, Braunſchweig, Hannover ohne Beiſtand und den franzöſiſchen Machthabern in Weſtfalen und Holland Zeit, ſich für alle Fälle zu rüſten. Man ſcheint in der That ſehr zeitig die Hoffnung aufgegeben zu haben, etwas Bedeutſames zu erreichen. Denn ſchon am 19. Juni äußerte ein Parlamentär 1), den der Herzog von Braunſchweig an Thielmann ſendete, anſcheinend um wegen Auswechſelung der Gefangenen zu unterhandeln, der eigentliche Zweck ſeiner Sendung ſei die Frage: ob auf keine Convention wegen Böhmens zu rechnen ſei, wenn die in Sachſen eingedrungenen Truppen ſich wieder zurückzögen. Statt bereitwillig auf dieſen Wink einzugehen, was dem Lande große Laſten erſpart haben dürfte, ſtellte ſich Thielmann, als verſtünde er denſelben gar nicht, was ſich nur dadurch erklären läßt, daß er auf ſolche Verſtärkungen rechnete, mit denen die Eingedrungenen zurückzuſchlagen wären. Auch ſonſt ließ er ſich auf keinerlei Unterhandlung ein.

---

[1] Die braunſchweigiſche Regierung war 1833 bereit, die Schuld anzuerkennen, erhielt aber die Zuſtimmung der Landſtände nicht.

[2] Er ſchrieb dem „Prinzen von Braunſchweig-Oels“ die „Sprache eines Räuberhauptmanns“ und eine „frevelhafte Geſinnung“ zu, die gegen denſelben „nur die tiefſte Verachtung erzeugen, zugleich aber auch nur Mitleid gegen ſeine Ohnmacht einflößen“ könne. S. Graf Holtzendorf a. a. O., S. 187.

---

[1] Friedrich Karl Freiherr Am Ende, geb. zu Harlingen in den Niederlanden 22. Febr. 1757, † als k. k. Feldmarſchalllieutenant zu Wien 10. Febr. 1810.

[2] Das Nähere ſiehe in Gretſchel und Bülau, „Geſchichte des ſächſiſchen Volkes und Staates“, Bd. III, S. 383 ff.

Am 18. erhielt er Nachricht, daß der weſtfäliſche Kriegsminiſter und General Moritz d'Albignac, Graf

---

1) Graf Matuſchka, früher preußiſcher Küraſſierlieutenant, dann Adjutant des Herzogs von Braunſchweig, den er jedoch nicht mit nach England begleitete, ſpäter altenburgiſcher Kammerherr.

von Caſtelnau[1]), bereits bei Sondershauſen ſtehe, am 21., daß der König Jérome mit 10000 Mann demnächſt bei Querfurt eintreffen werde. Bald aber erfuhr man, daß ſowol d'Albignac, als der König ihren Marſch unterbrochen hätten, weil ſie erfahren, daß eine feindliche Colonne von Koburg aus auf Weſtfalen dringen ſolle. Thielmann erneuerte darauf ſeine Hilfegeſuche, indem er jene Nachricht als grundlos darſtellte, und zog ſich, unter Verſenkung von Fähren, Abbrechung von Brücken und leichten Plänklergefechten, bis Weißenfels zurück, wo d'Albignac, jedoch nur mit 2750 Mann, am 23. eintraf und nun das Commando übernahm. Wenige Tage darauf kam auch der König von Weſtfalen, der ſich als Befreier Sachſens gerirte, in der That aber in Sachſen ſeinen eigenen Thron vertheidigte, bald darauf auch der General Gratien mit den Holländern, und vor der heranrückenden Uebermacht zogen ſich die Feinde, deren Oberbefehl am 27. Feldmarſchalllieutenant v. Kienmayer[2]) übernahm, ohne Widerſtand zurück. Bei der Verfolgung, die man, um einen triumphirenden Einzug in Dresden halten zu können, gegen den ſich mit einem Theile ſeines Corps nach Böhmen zurückziehenden Am Ende richtete, ſtatt die andere Colonne zu bedrängen, die man ruhig nach Franken entkommen ließ, führte Gratien das Commando und Thielmann die Vorhut. In Dresden wies

---

1) Geb. 1775, emigrirt, nach dem 18. Brumaire zurückgekehrt, eine Zeit lang weſtfäliſcher Kriegsminiſter, dann Diviſionsgeneral unter Gouvion St. Cyr, unter der Reſtauration Marſchall, † 1824.

2) Michael Freiherr v. K., geb. um 1750, ſchon 1792 Feldmarſchalllieutenant, 1810 Generalgouverneur von Galizien, 1814 von Siebenbürgen, † 1828 als Feldzeugmeiſter.

Thielmann den ihm perſönlich befreundet geweſenen Adam Müller, der die Proclamationen des k. k. Gouverneurs in Dresden, Fürſten Lobkowitz, redigirt haben ſollte, aus Stadt und Land.

Mit dem weiteren Gange der Operationen war Thielmann nicht ohne Grund ſehr unzufrieden. Der König von Weſtfalen nahm jetzt allerdings den Plan auf, gegen das fränkiſche Corps zu operiren, betrieb ihn aber mit viel zu geringer Raſchheit und Energie, ſchwankte noch unterwegs mehrfach mit ſeinen Entſchlüſſen, und zog ſich zuletzt, als Kienmayer, der zuerſt die ihn von Bamberg aus bedrohenden Truppen des Herzogs von Abrantes zurückgedrängt hatte, ſich gegen ihn wendete, eilends zurück. Thielmann hatte inzwiſchen vom Erzgebirge aus Am Ende beobachten müſſen, bei welcher Gelegenheit er einen Streifzug nach Kommotau machte, auf dem er ſich übrigens eine Dankſagung der dortigen Behörde wegen guter Behandlung verdiente, war dann nach Schleiz zu dem Hauptcorps berufen worden, und fand dort nur deſſen Rückzug zu decken. In einem Rapport an den König von Sachſen erhob er daher bittere Klagen, dabei, wie gewöhnlich, die Farben etwas zu ſtark auftragend. Seine Artillerie ſei ihm genommen, d. h. ſie war von den Weſtfalen mitgenommen; die ganze Cavalerie ſei nach einem ununterbrochenen Marſche von 13 Tagen durch völlig unwegſame Berge ganz niedergeritten und die Infanterie habe keine Sohlen mehr. Das Land ſei nicht blos dem Feinde überlaſſen, ſondern auch vom Freunde „rein ausgeplündert". Ja, nachdem er verſichert hatte: „Mein einziger Troſt iſt, daß die Truppen und die Nation treu und wahrhaftig durch das Unglück nur noch ergebener ſind", erklärt er fünf Zeilen weiter: „Das ganze Betragen kann man nicht anders nennen.

als eine Revolution organiſiren.“ Nicht lange darauf berichtete er dagegen wieder: „Mit innigſter Rührung muß ich Ew. Königl. Maj. die allerunterthänigſte Verſicherung wiederholen, daß die Nation und die Armee mit treuer Anhänglichkeit an Allerhöchſtdenſelben hängen, und die Entfernung Ew. Königl. Maj. dieſes ſo lange beſtandene Band nur unauflöslicher zu machen ſcheint.“

Inzwiſchen erfuhr man, daß Am Ende mit 6000 Mann wieder auf Dresden rücke, weshalb Thielmann, ſehr zu ſeiner Befriedigung, dieſem zu Hilfe geſchickt ward. Er ließ ſich auch durch einen von demſelben Tage datirten Befehl, bei Leipzig ſtehen zu bleiben, nicht irren, ſtellte ſich, als halte er dieſen für früher erlaſſen, und beſchleunigte ſeinen Marſch um ſo mehr, als er unterwegs erfuhr, daß der Waffenſtillſtand zwiſchen Oeſterreich und Frankreich geſchloſſen ſei, wo es dann darauf ankam, welche Poſitionen die ſtreitenden Theile bei dem Bekanntwerden deſſelben innehatten. Die Oeſterreicher hatten den Waffenſtillſtand ſeit dem 16. Juli gekannt, waren aber gleichwol am 20. in Dresden eingerückt, das ſie jedoch, nach längeren Unterhandlungen, bald wieder räumten.

Thielmann hatte es nun, außer mit einzelnen umherſtreifenden Marodeurs, gegen welche er Reitercommandos ſtreifen ließ, nur noch mit dem Herzog von Braunſchweig zu thun, der keine Miene machte, nach Böhmen zurückzugehen, vielmehr von Zwickau aus ſeinen berühmten Zug nach der Nordſee antrat (29. Juli). Thielmann eteilte ihn nicht, folgte ihm zwar bis Lauchſtädt, fand aber nicht für angemeſſen, die Verfolgung über das ſächſiſche Gebiet hinaus fortzuſetzen. Sein derzeitiger Feldzug war zu Ende.

Obwol derſelbe ihm keine Gelegenheit zu glänzenden militäriſchen Thaten[1] geboten und obwol er in politiſcher Beziehung dem Könige wiederholten Anlaß zu wohlbegründeter Misbilligung[2] gegeben, ſo fand doch die immerhin unter ſchwierigen Umſtänden bewieſene Thatkraft und Gewandtheit bei dem Könige um ſo willigere Anerkennung und Belohnung, als er ohnehin ſichtbar deſſen beſondere Gunſt genoß. Es iſt ihm, wie das die Weiſe jenes wahrhaft nobeln Fürſten war, ſolange er in deſſen Dienſten ſtand, vieles nachgeſehen und nichts Rühmliches bei ihm überſehen worden. Auch war er bei den Franzoſen eine persona gratissima. ſodaß ſeiner Auszeichnung auch von dieſer Seite her kein Bedenken entgegenſtand. Als er am 27. Juli in Leipzig ankam, fand er ſeine Ernennung zum Generalmajor vor, und ſchon am 28. traf ihn in Lauchſtädt ein Beglückwünſchungsſchreiben des Königs Jérome, der ihm auch, im März 1810, das Comthurkreuz des Ordens der weſtfäliſchen Krone verlieh. Er erhielt ferner, aus der Chatoulle des Königs, eine Gratification von 2800 Thlrn., ſowie ihm 900 Thlr. Berechnungsgelder, über die er keine actenmäßige Nachweiſung beibringen konnte, ohne weiteres quittirt wurden. Kein Jahr verging und er wurde zum Generallieutenant befördert (26. Febr. 1810), wozu allerdings eine neue, mit vielfachen Avancements verbundene Militärorganiſation Veranlaſſung gab. Er bekam zugleich das Commando einer ſchweren Reiterbrigade. Am 16. Febr. 1811 verlieh ihm Napoleon das Offizierkreuz der Ehrenlegion.

---

[1] Der „Neue Nekrolog der Deutſchen" läßt ihn freilich „die Kühnheit" haben, ſich nicht blos mit ſchwachen Streitkräften dem öſterreichiſchen Unternehmen, wie auch dem Zuge des Herzogs zu widerſetzen — als wäre das eine Sache ſeines eigenen Entſchluſſes geweſen —, ſondern auch „das öſterreichiſche um vieles ſtärkere Corps durch einen ebenſo raſchen als gut combinirten und muthigen Angriff völlig zu ſchlagen (!), ſodaß er ſo glücklich geweſen, letzteres zum Rückzug nach Böhmen zu zwingen, die Hauptſtadt Dresden zu befreien und die herrſchaftlichen Kaſſen zu retten, die man, wegen des nicht erwarteten Ueberfalles, in Sicherheit zu bringen verſäumt habe," und dies alles mit kaum 2000 Mann thun. Auf welche unter den oben der Wahrheit gemäß berichteten Thatſachen mag ſich wol dieſe kühne Phantaſie gründen? Nicht minder kühn iſt es aber, wenn bei dieſer Gelegenheit behauptet wird, daß er bei dieſem Kampfe gegen Deutſche „dem Gebote der Pflicht ſeine wärmſten Neigungen aufopferte." Er, der gegen den Herzog von Braunſchweig wiederholt in einer Weiſe verfuhr, bei der er ſeine Pflicht ſo weit überſchritt, daß er ſich die Misbilligung ſeines Königs zuzog, der gegen jenen hochherzigen Fürſten in dem Stile des Moniteurs proclamirte, wie er früher im Dienſte Davouſt's die Invectiven gegen Stein u. ſ. w. in die Preſſe befördert hatte!

[2] Zu dem ſchon erwähnten, den Herzog von Braunſchweig betreffenden Falle kamen noch andere, die ſich an denſelben heldenmüthigen Fürſten knüpften. Auf eine Proclamation die der Herzog nach ſeinem zweiten Einmarſch erlaſſen, und die allerdings einige perſönliche Ausfälle gegen Thielmann enthielt, hatte er in unzarter Weiſe geantwortet. S. bei Graf Holtzendorf a. a. O., S. 191—96. Ein Schreiben des Erzherzogs Karl an den Herzog, worin, auf Anlaß ſächſiſcherſeits erhobener Beſchwerden, die Gewaltthätigkeiten der Braunſchweiger gerügt und dieſe ſelbſt nicht in ſchmeichelhafter Weiſe beſprochen wurden, war von Thielmann aufgefangen worden, und er ließ es zwar an ſeine Adreſſe abgehen, zugleich aber in der Leipziger Zeitung abdrucken, über welches Verfahren der König eine öffentliche Rüge publicirte.

1812, bei dem Zug gegen Rußland, war er urſprünglich beſtimmt, bei der zweiten, von dem Generallieutenant Freiherrn v. Gutſchmidt 1) und nach deſſen Tode (7. Juni 1812) von dem Generallieutenant v. Funk 2) befehligten Diviſion des ſächſiſchen Contingents die Reiterei

---

1) Sigmund Freiherr v. G., der talentvollſte Sohn des früheren hochverdienten Cabinetsminiſters, † 7. Juni 1812 zu Pulawy, am Nervenfieber, im 49. Jahre.

2) Karl Wilhelm Ferdinand, geb. zu Braunſchweig 13. Dec. 1761, † zu Wurzen, ſeit 1813 in Wartegeld, 7. Aug. 1828. Auch als hiſtoriſcher Schriftſteller bekannt.

(drei Regimenter) zu commandiren, und würde ſomit, in Verbindung mit den Oeſterreichern, den Krieg in Polen, auf dem äußerſten rechten Flügel der geſammten Occupationsarmee, zu beſtehen gehabt haben. Da aber Napoleon, im weiteren Verfolg der Unternehmung, auf Koſten der Nebencorps, immer mehr Kräfte zu der Hauptarmee zog — ein Verfahren, das ſich ſo empfindlich rächen ſollte — und es namentlich liebte, alle Truppen, die ihm beſonders gefielen, in ſeine Nähe zu berufen, ſo zog er auch mehrere ſächſiſche Regimenter an ſich und darunter die ganze Reiterei der zweiten ſächſiſchen Diviſion. Die beiden dazu gehörigen Kuraſſierregimenter, Garde du Corps und Zaſtrow, wurden, als die 20. ſchwere Reiterbrigade der großen Armee, unter Thielmann's Befehl zu der Diviſion des General Lorges im vierten Reſerve-Reitercorps (Latour-Maubourg) gewieſen. Reynier, dem dieſe Schwächung des von ihm zu führenden Corps natürlich ſehr unlieb war, glaubte, daß Thielmann dieſe Anordnung ſelbſt vermittelt habe, um ſelbſtändiger dazuſtehen. Auch kann man meinen, daß Thielmann annahm, die eigentliche Stätte der Thaten und Triumphe werde bei der Hauptarmee ſein, und daß ihm daran lag, ſich unter den Augen des Kaiſers vorzuthun. Indeß beruht die Sache auf Vermuthungen, für die es an näherem Beweis fehlt. Allerdings lehnte es Thielmann ſpäter, als Funk an die Stelle Gutſchmidt's[1]) trat, und ihm der zeither von

---

[1]) Der geiſtreiche Generallieutenant v. Gersdorf charakteriſirte einſt, in einer Geſellſchaft, dieſe drei Generale in folgender ergötzlicher Weiſe, deren Werth freilich nicht weit über einen Witz hinausgehen mag. Er ſagte: „Stellen Sie ſich vor, Ihre Frau Gemahlin hätte in ihrem Ofen eine Katze, die ſie nicht herauszubringen im Stande wäre. Da tritt Funk herein. Lieber General, ſagt ſie

Funk geführte Befehl der Reiterei der erſten Diviſion angeboten ward, ab, dieſen zu übernehmen, und zog ſeine damalige Stellung vor. Indeß folgt daraus, daß ihm dieſe erwünſcht und werth war, noch keineswegs, daß er ſie ſelbſt herbeigeführt gehabt hätte.

Thielmann's Brigade, welche übrigens auch eine reitende Batterie und ein ſpäter dazu geſtoßenes, nur 700 Mann ſtarkes polniſches Küraſſierregiment umfaßte, ſtieß am 6. Sept. 1812 in der Gegend von Moſaisk zu der großen Armee, nachdem ſie durch die auf dem Marſche beſtandenen Beſchwerden, die ſchlechte franzöſiſche Verpflegung und kleine Gefechte beinahe ein Drittheil ihres urſprünglichen Beſtandes verloren hatte, nahm aber an der großen und blutigen Schlacht am 7. September einen überaus rühmlichen, durch die Erſtürmung der berühmten großen Schanze wahrhaft glanzvoll gewordenen Antheil.[1] Schon vor Beginn der Schlacht war die gute Haltung der Brigade Thielmann,

---

klagend, da hat ſich eine Katze in meinen Ofen verirrt; helfen Sie doch. Ja, gnädige Frau, antwortet jener; das wird ſich machen laſſen; ich werde Ihnen ſogleich einen Plan bringen, wie es auszuführen iſt. Er entfernt ſich in ein Nebenzimmer. Jetzt kommt Thielmann. Lieber General, redet die Dame ihn an, wir haben eine Katze im Ofen — drinnen ſitzt Funk ſeit einer halben Stunde und ſinnt nach; helfen Sie doch. Thielmann ergreift eiligſt einen Borſtwiſch und fährt damit ſo gewaltig in den Ofen, daß derſelbe mitten entzwei bricht; die Katze aber kommt nicht zum Vorſchein. Indeß erſcheint Gutſchmidt; es wird an ihn dieſelbe Bitte gerichtet. Er iſt ſogleich bereit, leert aber erſt ein Glas Wein, das zufällig in der Nähe ſteht, dann klopft er tüchtig an die Hinterwand des Ofens und ſiehe — die Katze fährt heraus.“ Siehe: „Biographiſche und literariſche Skizzen aus dem Leben und der Zeit Karl Förſter's“, S. 291.

[1] Das Nähere ſiehe in der Schrift: „Die Feldzüge der Sachſen in den Jahren 1812 und 1813“, S. 376 ff.

deren Pferde zumal, infolge der unermüdeten Thätigkeit der Offiziere, der zweckmäßigen inneren Einrichtung des Dienſtes und der den Deutſchen und insbeſondere den Sachſen eigenthümlichen Sorgfalt für dieſe Thiere, ſich in beſſerem Zuſtande befanden, als bei faſt allen Regimentern der übrigen Reiterei der Fall war, von den franzöſiſchen Garden mit freudigen Zurufen begrüßt worden. Bei dem Sturme auf die große Schanze, zu welchem Thielmann ungefähr 2 Uhr nachmittags durch einen Adjutanten des Kaiſers beordert ward, drang ein Adjutant Thielmann's, der feurige Johannes v. Minckwitz[1], zuerſt ans Ziel. Ein anderer Adjutant Thielmann's, der Rittmeiſter Ludwig Graf v. Seydewitz, fiel faſt zu Anfang der Schlacht. Die Brigade hatte ihre Lorbern theuer erkauft. Von 1034 Mann, die früh in die Schlacht gezogen waren, fanden ſich am Abend noch 334[2], von 850 Sachſen noch 200 vor. Der Oberſt der Garde du Corps v. Leyſer war verwundet in die Hände des Feindes gefallen, der Oberſt des Regiments Zaſtrow, Auguſt Julius v. Trützſchler[3], ſchwer verwundet, der für ihn eingetretene Oberſtlieutenant v. Selmnitz geblieben. Von der Garde du Corps blieben drei Offiziere auf dem Platze; drei ſtarben nach wenigen Tagen an ihren Wunden; 11 waren außerdem verwundet. Von dem Regiment Zaſtrow blieben fünf Offiziere auf dem Platze; einer ſtarb an ſeinen Wunden; 10 waren ſonſt verwundet und einer gefangen. — Am 14. zog die Brigade in Moskau ein und durch daſſelbe hindurch, worauf ſie auf einem, eine Viertelſtunde von da entfernten Begräbnißplatze an der Straße nach Kolomna lagerte, bis ſie am 16. gegen Kutuſow aufbrach. Bei dem Reitergefecht von Winkowo (4. Oct.) erkaufte die Brigade den lebhaften Beifall Murat's mit einem Verluſte, der nur noch 250 Mann in Reih und Glied übrig ließ. Mehr noch, als die Waffen des Feindes, trugen der Mangel an Lebensmitteln und Futter zu dem raſch ſich ſteigernden Verfall bei. Zuletzt lagerte das vierte Reitercorps auf dem äußerſten rechten Flügel von Murat's Stellung, in den Parkanlagen von Kamienka, und hier führten der verſtärkte Vorpoſtendienſt, die täglichen Gefechte bei dem Fouragiren, die plötzlich eingetretenen kalten Nächte, der immer zunehmende Mangel an Lebensmitteln die Reſte der Brigade raſch der Auflöſung entgegen. Am 17. Oct. hatte die Garde du Corps nur noch 79, das Regiment Zaſtrow noch 92, das polniſche Regiment noch 50 Mann in Reih und Glied. Tages darauf wurde das Murat'ſche Corps von den Ruſſen, die ſeine linke Flanke umgangen hatten, überfallen und würde vielleicht von Moskau abgeſchnitten worden ſein, wenn die Ruſſen ſich nicht eifriger mit Plünderung der Gepäckwagen, als mit Durchführung des Angriffs beſchäftigt hätten. Bei dieſer Gelegenheit war auch ein Wagen, auf dem ſich drei Standarten der

---

[1] Geb. zu Altenburg 1787, kam 1801 ins Cadettenhaus zu Dresden, trat 1803 bei Zaſtrow's Küraſſieren ein, ward 1810 Adjutant bei Thielmann, 1812 Rittmeiſter, war 1814 im Generalſtabe erſt des Herzogs von Sachſen-Weimar, dann Thielmann's, 1815 Major, Chef des Generalſtabes, 1817 Geſchäftsträger in Berlin, 1818 Oberſt und Generaladjutant und Mitglied der Militärcommiſſion in Frankfurt, 1819 Geſandter in Berlin, 1822 Unterſtaatsſecretär für die auswärtigen Angelegenheiten, 1830 Cabinetsminiſter, 1833 Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten und des königlichen Hauſes, 1835—48 Geſandter in Berlin, Generallieutenant, dann in Ruheſtand, † 1856.

[2] Dieſer Beſtand vermehrte ſich jedoch am nächſten Morgen, durch Herzukommen Leichtverwundeter und Berittenmachen pferdeloſer Reiter, auf 420.

[3] Er ſtarb auf dem Rückzug in der Nacht zum 19. Nov., in der Nähe von Orsza.

Garde du Corps befanden, geplündert und der zu deren Deckung beſtimmte Reiter Jenas gemißhandelt und ausgezogen worden, hatte ſich aber doch in einen Graben verkriechen können. Als er nun von da aus bemerkte, daß die Aufmerkſamkeit der Koſacken gänzlich mit der Regimentskaſſe beſchäftigt war, machte er ſich wieder herbei, ſpannte raſch ein Wagenpferd aus, ergriff die Standarten und zwei ſilberne Trompeten und brachte ſie glücklich zum Regimente zurück. Thielmann ernannte ihn ſofort zum Standartjunker und ließ die Standarten in einen Mantelſack packen, der des Nachts ſtets in ſeinem Gewahrſam blieb und am Tage von einem Unteroffizier auf dem Pferde geführt wurde.

Die Schrecken des Rückzugs hatten die Sachſen, die der großen Armee angehörten, im vollſten Maße zu theilen. Schon am 28. October war das vierte Reitercorps, das über 6000 Pferde ſtark ins Feld gerückt war, auf 250 geſunken. Die ſächſiſche Batterie Hiller, zu deren Fortſchaffung die ſächſiſchen Reiter noch einige 20 Pferde abgaben, kam, da ſie die fahrbarſten Straßen einhalten mußte, gänzlich von ihren ſächſiſchen Kameraden ab, und weder ihr Führer, der tapfere Hauptmann Freiherr v. Hiller, noch irgend ein dazu gehöriger Mann, mit Ausnahme eines ſchon früher gefangenen Unteroffiziers vom Train, hat jemals das Vaterland wieder geſehen. — In Smolensk erhielt Thielmann, freilich nicht mit ſolchen Empfindungen, wie ihn unter andern Umſtänden erfüllt haben dürften, das ihm vom König geſendete Freiherrndiplom, ſowie die Genehmigung aller ſeiner in Bezug auf Belohnungen, Auszeichnungen ꝛc. gemachten Vorſchläge, die denn freilich für nur zu viele zu ſpät kam. Dann ward ihm, nach dem Abzug aus Smolensk, von dem Kaiſer das Commando der

Reſte des in völliger Auflöſung begriffenen vierten Reitercorps, dem ſich auch die Reſte des ſächſiſchen leichten Reiterregimentes Prinz Albrecht [1]) anſchloſſen, übertragen. Am 18. Nov. rettete Thielmann durch ſehr frühzeitigen Aufbruch von Dubroſſna ſeine Leute von der Gefangenſchaft, welche mehrere zurückgebliebene Offiziere traf. Mehr und mehr löſte alles ſich auf, und weniger Disciplin und Dienſtordnung, als die Landsmannſchaft hielt noch kleine Abtheilungen zuſammen. An der Bereszyna befanden ſich die wenigen Offiziere und Soldaten, die ſich noch an Thielmann hielten, 6—7 Stunden lang in dem mörderiſchen Gedränge, ohne Hoffnung auf einen Ausweg. Fünf bis ſechs Offiziere, die zuletzt den Verſuch wagten, mit dem Pferde durchzuſchwimmen, kamen glücklich durch, und auch dem General glückte es zuletzt noch, mit einigen andern über die Brücke zu kommen. Als die Reſte der beiden ſächſiſchen Küraſſierregimenter auf vaterländiſchem Boden, in Guben, eintrafen (15. Jan. 1813), beſtand die Garde du Corps noch aus 7 Offizieren und 4 Reitern, das Regiment Zaſtrow aus 13 Offizieren und 3 Reitern. 3 Offiziere der erſteren und 2 des letzteren kehrten ſpäter mit einigen 40 Mann aus der ruſſiſchen Gefangenſchaft zurück. [2])

---

[1] Es hatte mit zwei baieriſchen Regimentern die 17. leichte Reiterbrigade, unter General Domanget, gebildet, die zu dem 3. Reſerve-Reitercorps (Grouchy) gehörte. Es hatte bei Smolensk und Moſaisk gefochten, und die Brigade, zu der es gehörte, bildete bei dem Rückzug die letzte Nachhut, wie auch ſächſiſche Krieger (vom Infanterieregiment Low) die letzten waren, welche die Bereszyna überſchritten. In Marienwerder waren von dieſem Regimente, das bei dem Ausmarſch einige 30 Offiziere und 628 Mann gezählt hatte, noch 14 Offiziere und 12 Unteroffiziere und Reiter übrig.

[2] Thielmann hatte die franzöſiſche Armee, mit Erlaubniß Murat's, ſchon früher verlaſſen, und war im December 1812 nach Dresden zurückgekehrt.

Nun, Thielmann war ohne Schuld an dieſen Unfällen und hatte unleugbar auf dieſem Feldzuge ſeine Pflicht mit Auszeichnung erfüllt. Dies war ebenſo von den franzöſiſchen Gewalthabern anerkannt worden, wie es von ſeinem Könige belohnt ward. Das ſchon erwähnte Freiherrndiplom war von Seiten des letztern das erſte Zeugniß fortdauernder Gunſt, welchem bereits am 2. Januar die Ernennung zum Diviſionär der Cavalerie, an Stelle des in Wartegeld geſetzten Generallieutenants v. Funk, gefolgt war. Wie Thielmann ſchon am 11. April 1812 und dann wieder am 25. Juni 1812 Vorſchüſſe von je 1000 Thlrn.[1] aus der königlichen Chatoulle erhalten hatte, ſo bekam er jetzt wieder zu ſeiner Equipirung als Diviſionär 2000 Thlr. als Gratification und 2000 Thlr. als Vorſchuß.[2]

Ein neuer Beweis des beſonderen Vertrauens, das der König ihm ſchenkte, war es aber, daß ihm am 24. Febr. 1813 das Commando der Feſtung Torgau übertragen ward, unter deren Schutze der treffliche Lecoq[3] die in Rußland faſt gänzlich aufgelöſte Armee, aus deren Trümmern, den geretteten Truppenabtheilungen[4] und den neuen Aushebungen neu formiren ſollte. Dieſer Auftrag ward freilich der Wendepunkt ſeines Lebens. Er erforderte unter den damaligen Umſtänden eine beſondere Gewandtheit, aber auch ein ſtrenges Feſthalten an einer ſchmalen Linie zwiſchen collidirenden Impulſen.

---

[1] Sie ſollten in monatlichen Abzügen von 50 Thlrn. zurück gezahlt werden, was jedoch nur einen einzigen Monat ſtattgefunden hat.

[2] Davon ſind 1666 Thlr. Reſt geblieben.

[3] Karl Chriſtian Erdmann Edler v. Lecoq, geb. zu Torgau 28. Oct. 1767, trat 1780 als Fähnrich in die Armee, ward 1809 Generalmajor, 1810 Generallieutenant, befehligte 1812 das ſächſiſche Contingent und ſpeciell deſſen erſte Diviſion im Felde, † als Commandirender der Armee, der er unvergeßlich geblieben iſt, am 30. Juni 1830. Ein Mann hoher Befähigung und des edelſten, zuverläſſigſten Charakters.

[4] Das ſächſiſche Hauptcorps, das hauptſächlich in Polen und Volhynien zu operiren hatte, und auch hier bei Podobna (12. Aug. 1812), Kliniki (11. Oct.), Wolkowysk (14. bis 15. Nov.), Kaliſch

Wie König Friedrich Auguſt I. von Sachſen bis zum Untergange des Reichs, an dem er ohne Schuld war, treulich zu dieſem gehalten und ſeine Reichspflichten jederzeit redlich erfüllt hatte, wie er außer Theil an der Gründung des Rheinbundes war, dem er erſt ſpäter und gezwungen beitrat, ſo hat er auch, ungeachtet Sachſen ſich weniger über die Franzoſen zu beſchweren hatte, als viele andere deutſche Länder, doch früher, als irgend ein anderer mittel- und ſüddeutſcher Rheinbundsfürſt, ernſtlich dahin geſtrebt, ſich von dem franzöſiſchen Bündniſſe loszumachen und in eine Stellung zu bringen, wo er das deutſche Intereſſe fördern könne. Allerdings trug er gerechtes Bedenken, ſich ſofort an Preußen, mit dem er ſeit 1807 geſpannt war, und Rußland, das ſich eben ohne weiteres ſeines polniſchen Staates bemächtigte, anzuſchließen. Die Geſinnung dieſer Mächte gegen ihn war jedenfalls zweideutig; ihre Entwürfe mochten ihm unklar, gährend und bedrohlich erſcheinen; ihre Sprache, hinſichtlich deren ſelbſt Thielmann den General Kleiſt, bei einer Unterredung, durch die Frage: ob die Verbündeten hoffen könnten, Oeſterreich zu einer Erklärung zu vermögen, wenn ſie ſelbſt alles anwendeten, Deutſchland

---

(13. Febr. 1813) ruhmreiche Kämpfe beſtand, umfaßte bei ſeinem Ausmarſch 21383 Mann, von denen jedoch, wie erwähnt, drei Reiterregimenter und eine reitende Batterie, zuſammen ungefähr 1500 Mann, abberufen wurden, wogegen mehrmals Erſatztruppen dazu ſtießen. Am 20. Dec. 1812 waren davon noch 8—9000 Mann kampffähig, von denen man bei Kaliſch auch noch 1000 verlor.

in einen revolutionären Zuſtand zu verſetzen, betroffen machte, war ihm unverſtändlich; ihre Ausſichten mußten jedermann zweifelhaft erſcheinen, ſolange Oeſterreich ihnen nicht beitrat. Es iſt wol jetzt, nach ſo manchen Enthüllungen, nicht zu bezweifeln, daß bei der „Vergrößerung Preußens,“ welche in den geheimen Artikeln des Kaliſcher Bündniſſes vom 27./28. Febr. 1813 in Ausſicht geſtellt war, von vorn herein ein Abſehen auf Sachſen genommen war. Vieles unterſtützt den Verdacht, daß den preußiſch-ruſſiſchen Staatsmännern gar nichts daran gelegen geweſen wäre, wenn der König ſich der Sache dieſer Verbündeten angeſchloſſen, ſo gern man es auch geſehen hätte, wenn das Land dies gethan hätte. Noch am 8. April verweigerte Stein einer Depeſche des damals ſchon den Verbündeten befreundeten Thielmann's, deren Inhalt für letztere ganz unverfänglich, in der aber angedeutet war, daß ſich die Stimmung im Lande gegen die Franzoſen ausſpreche, den Durchgang, während man, ohne jene Rückhaltspläne, eher die eifrigſte Beförderung derſelben hätte erwarten ſollen. Nicht vor dem 9. April, wo ſich die Verbündeten ſchon factiſch in Sachſen feſtgeſetzt und Preußen den vertragsmäßig abgetretenen Cottbuſſer Kreis ohne weiteres wieder in Beſchlag genommen hatte, erfolgte, weil man dies doch nicht füglich umgehen konnte, eine Einladung zum Beitritt an den König [1], jedoch in einer Form und Sprache, welche wenig geeignet waren, ihn zu gewinnen, und zu einer Zeit, wo man ſehr wohl wußte, daß er bereits mit Oeſterreich in Unterhandlungen getreten war. Stein war ſelbſt dieſe Einladung unangenehm geweſen, und er ſprach offen ſeine Freude aus, daß ſie ohne Erfolg blieb. Es war ein ebenſo natürlicher, als an ſich richtiger Gedanke, daß der König ſich, ſtatt an Preußen und Rußland, an Oeſterreich wendete, deſſen Sprache er verſtand, deſſen Wort er traute, mit dem er in freundlichem Vernehmen ſtand, deſſen Stellung zwiſchen den Verbündeten und Frankreich der ſeinigen am nächſten kam, das, wie er, die Befreiung Deutſchlands von der franzöſiſchen Herrſchaft wünſchte, ohne Frankreich zu haſſen, und ohne Preußens „Vergrößerung“ zu erſehnen. Er wollte im Frühjahr genau das thun, was Baiern erſt im Herbſte gethan hat. Sein und Sachſens Unglück war, daß die Tage von Lützen und Bautzen kamen, ehe Oeſterreich in der Lage war, ſich mit Offenheit und Beſtimmtheit zu erklären. Ohne Oeſterreich ſich gegen Frankreich zu erklären, ſolange ganz Süddeutſchland zu den Franzoſen hielt, und nachdem Sachſen bereits wieder von Franzoſen beſetzt, bereits in den erſten Tagen des Januars 1813 Grenier mit 35000 Mann Kerntruppen aus Italien in Sachſen eingetroffen war, der Vicekönig von Italien ſich mit den Reſten der großen Armee auf Sachſen zurückgezogen hatte, Wittenberg franzöſiſche Beſatzung beſaß, hat ihm damals kein beſonnener Staatsmann rathen wollen.

---

[1] Ueber das Schreiben des Königs von Preußen und die Antworten des Königs von Sachſen ſ. Gretſchel und Bülau a. a. O., Nr. III, S. 456 ff.

Dagegen legte der König ſeinen Entſchluß, ſich eine ſelbſtändige, jedem fremden Drucke entzogene Stellung zu wahren, deutlich an den Tag, als er der Einladung Napoleon's, ſich, da Sachſen jedenfalls der Kriegsſchauplatz werde, und zunächſt einem Anfall der Ruſſen ausgeſetzt ſei, nach Frankfurt a. M. oder Mainz zu begeben, keine Folge gab, wol aber das von den Franzoſen beſetzte Dresden verließ (23. Febr.) und ſich zunächſt nach

Plauen, in die Nähe Baierns und Böhmens, wendete, von wo er, nach dem Einrücken der Verbündeten, nach Regensburg (28. März) und bei dem hoffnungsreichen Fortgange der Unterhandlungen mit Oeſterreich nach Prag ging (21. April).

Schon im März hatte er den General Lecoq beauftragt, die ſächſiſchen Truppen von den franzöſiſchen zu trennen[1]), mit den erſteren auf Torgau zu rücken und dort die neue Formirung der Armee zu vollenden. Den Rückſichten, welche die ſächſiſche Regierung, ſo gut wie bekanntlich die preußiſche vor ihrer Ueberſiedelung nach Breslau, auf die im Lande lagernden Franzoſen zu nehmen hatte, mag es zuzuſchreiben ſein, entſprach übrigens genau der Verfaſſung des Rheinbundes, daß Thielmann die oſtenſible Anweiſung hatte, das Commando von Torgau, falls Reynier ſelbſt nach Torgau komme, oder einen andern dazu beſtimme, dieſem zu übergeben. Es iſt aber mindeſtens ſehr wahrſcheinlich, daß Thielmann noch eine geheime Inſtruction beſaß, welche jene Anweiſung weſentlich modificirte, oder daß er wenigſtens wußte, wie der König die Sache verſtanden wiſſen wollte. Denn gleich in den erſten Tagen ſeines Commandos ſchlug er dem General Reynier 3000 Mann, die dieſer verlangte, ab, ging ebenſo auf das Anſinnen, franzöſiſche oder polniſche Garniſon einzunehmen, ein Magazin für das Corps des Vicekönigs in Torgau zu errichten, auf die Aufforderung Davouſt's, auf beiden Seiten von Torgau Truppen zur Vertheidigung der Elbe zu entſenden, nicht ein, verhinderte den

---

[1]) Dieſe Trennung erfolgte am Abend des 21. März, und nicht früher iſt Preußen officiell und offen gegen die Franzoſen aufgetreten.

Verſuch eines franzöſiſchen Kriegscommiſſars, die Verproviantirung der Feſtung zu controliren, leiſtete der Requiſition von 18 Kanonen für Wittenberg [1]) und den öftern Einforderungen von Beſtandesliſten keine Folge, und wies die ihm von Davouſt zugeſchickte franzöſiſche Garniſon entſchieden ab. Alle dieſe, in den Februar und März fallenden Schritte, welche unverkennbar ein ſehr ſtarkes Zurückziehen von Frankreich in ſich faßten, berichtete er jedesmal an den König und ſie erfuhren deſſen vollkommene Billigung, worin denn zugleich die Inſtruction zur fernern Feſthaltung deſſelben Verfahrens lag. Erſt am 19. April, wie die Unterhandlungen mit Oeſterreich dem Abſchluß nahe ſchienen, erging die ausdrückliche, zur Veröffentlichung beſtimmte Inſtruction: die Unabhängigkeit der Feſtung Torgau mit dem größten Ernſte zu behaupten und gegen jedermann zu erklären, daß die Feſtung nur auf Befehl des Königs, im Einverſtändniß mit dem Kaiſer von Oeſterreich, geöffnet werden könne. Als Thielmann auch den Verbündeten die Verabfolgung einigen Geſchützes zur Belagerung von Wittenberg, ein Begehren, deſſen Gewährung in der That ein offenſiver Act gegen Frankreich geweſen wäre, verweigert hatte, billigte der König dies, aber nur, weil eine ſolche Verabfolgung „den dermaligen, durch ſeine Verbindung mit Oeſterreich beſtimmten Verhältniſſen ganz entgegen ſein würde.“ Noch am 5. Mai erklärte der König, „zur Vermeidung alles Mißverſtändniſſes, daß in dem Falle, wenn das Glück der Waffen die kaiſerlich franzöſiſche

---

[1]) Geſchütze und Artilleriſten wurden auch ſonſt noch mehrfach verlangt und abgeſchlagen. Zur Sprengung der dresdner Brücke gab Thielmann jedoch, nach einiger Weigerung, einen Minenmeiſter her.

Armee wieder an die Elbe führen ſollte, die Feſtung auch nicht für Frankreich zu öffnen ſei.“

Als der Freiherr v. Thielmann am 26. Febr. 1813 das Commando der Feſtung Torgau übernahm, waren die Werke derſelben noch lange nicht vollendet. Die Bekleidung der Wälle fehlte gänzlich. Die Beſatzung beſtand aus 1 Jägercompagnie, 1 Bataillon Leibgarde, 3 proviſoriſchen Bataillonen Linieninfanterie, 1 proviſoriſchem Bataillon leichter Infanterie und einiger Reiterei. Doch trafen täglich Landrekruten ein, welche eifrig einexercirt wurden, ſowie die dienſtfreie Mannſchaft rüſtig an Vollendung der Schanzen arbeitete. Am 10. März war der Beſtand der Garniſon ſchon auf 141 Offiziere und 7018 Mann geſtiegen. Am 28. März rückte General Lecoq mit dem Reſte der bis dahin bei Belgern geſtandenen Truppen, etwa 1800 Mann, in Torgau ein, überwies ſie Thielmann und begab ſich zu dem König nach Plauen. Bis Mitte April mochte die Beſatzung auf 11[illegible]00 Mann angewachſen ſein, freilich größtentheils Rekruten. Schon am 4. März berichtete Thielmann, daß er die Feſtung jetzt gegen einen Handſtreich für geſichert halte, was ſie alſo bis dahin nicht war, und der Meinung ſei, in 14 Tagen werde ſie im Stande ſein, eine Belagerung von einigen Wochen auszuhalten.

Den franzöſiſchen Anmuthungen trat Thielmann, wie wir geſehen haben, mit Umſicht und Feſtigkeit entgegen, und am entſchiedenſten ſoll er dies dem Marſchall Davouſt gegenüber, deſſen dienſtwilliges und ergebenes Werkzeug er doch einſt geweſen, gethan haben, als dieſer (21.—22. März) perſönlich nach Torgau kam. Es kam nun darauf an, den Intentionen des Königs gemäß, auch den Ruſſen und Preußen gegenüber die gleiche Umſicht und Feſtigkeit zu bewähren. Dieſe Verbündeten ließen es nicht an Bemühungen fehlen, Thielmann für ihre Sache zu gewinnen und zu einem eigenmächtigen Schritte zu beſtimmen, und die Menge und Dringlichkeit dieſer Bemühungen contraſtirt ganz eigenthümlich mit dem ſpätern, vereinzelten und kühlen Verſuche, den König ſelbſt zum Beitritt zu vermögen. Schon als der ruſſiſche Oberſt Brendel Ende Februar in die Lauſitz geſtreift war und Thielmann deshalb einige Offiziere auf Erkundigungsreiſen ausgeſchickt hatte, brachte der Major v. Kampz, der in Lauban den Koſacken in die Hände gefallen, aber wieder frei gegeben worden war, ein Schreiben des Generals v. Benkendorf an Thielmann mit, welches bereits Aufforderungen zur Theilnahme an dem Kampfe gegen Frankreich enthielt. Unter dem 13./25. März erließ Graf Wittgenſtein von Berlin aus eine ſchriftliche (franzöſiſche) Aufforderung an ihn, der Sache der Verbündeten beizutreten und den Truppen derſelben den Durchmarſch durch die Feſtung zu geſtatten; worauf er denn ſofort erwiderte: die Feſtung Torgau ſei ihm lediglich von Sr. Maj. dem König von Sachſen, ſeinem erhabenen Gebieter, anvertraut worden; er ſei Militär und könne nur von Sr. Maj. Befehle für den Durchmarſch fremder Truppen durch die Feſtung annehmen. Der König billigte dieſe Antwort ausdrücklich, worin denn die genügende Inſtruction für weitere Fälle lag.

Am 31. März kamen der preußiſche Flügeladjutant Major v. Natzmer und am 1. April der preußiſche Hauptmann v. Röder als Parlamentäre in die Feſtung, ohne daß über den Zweck ihrer Sendung etwas Sicheres bekannt worden wäre. Da Thielmann jedoch am 1. April einen Offizier mit weniger Mannſchaft und mehreren Kähnen nach Prettin ſchickte, um Fourage zu faſſen, und dieſes Commando, kaum ans Land geſtiegen, von Koſacken umringt und gefangen genommen ward, wobei die Kähne in den Händen der Ruſſen blieben, während die Mannſchaften nach einigen Tagen wieder frei gelaſſen wurden, ſo iſt der Verdacht entſtanden, daß die ganze Sache verabredet geweſen ſei, um den Verbündeten mehrere Fahrzeuge, die ſie zur Schlagung einer Brücke ſehr bedurften, in die Hände zu ſpielen, was denn das erſte Zeichen eines näheren Einverſtändniſſes zwiſchen Thielmann und den Verbündeten geweſen ſein würde. Am 4. April wurde der ſächſiſche Oberſtlieutenant v. Brauſe zu General Kleiſt und am 6. wurde er zu Blücher geſchickt. Am 8. kamen wieder drei verſchiedene Beauftragte von Scharnhorſt, Kleiſt und Winzingerode zu Thielmann. Um dieſe Zeit bekam er auch ein Schreiben eines nicht eigentlich activen ſächſiſchen Generals v. Vieth, der ſich ganz der Sache der Verbündeten angeſchloſſen hatte, und ihm geradezu rieth: „die Strenge militäriſcher Ehre und Pflicht der Pflicht gegen den König und das Vaterland unterzuordnen, und die Feſtung den Verbündeten unter den vortheilhafteſten Bedingungen für den König und das Vaterland zu übergeben. Die gefahrvolle Lage des Königs und des Vaterlandes müßten dieſen außerordentlichen, wenn auch außerdem geſetz- und ehrenwidrigen [1]) Schritt rechtfertigen." Mit echtem Parteijeſuitismus wird dabei bemerkt: im Fall Napoleon am Ende Sieger bleiben ſollte, müſſe der König gegen dieſen rein erſcheinen, da die Feſtung ohne ſeinen Befehl übergeben werde; in dem wahrſcheinlicheren Falle des End-Sieges der Verbündeten aber könne Thielmann erklären, Torgau auf geheimen Befehl des Königs übergeben zu haben! Im unglücklichſten Falle würde er in Rußland oder Preußen reichen Erſatz für das in Sachſen Geopferte erhalten, wie er ihm in Auftrag der verbündeten Monarchen zuſichern könne. Thielmann ſoll dieſen Antrag damals entſchieden abgewieſen haben, fuhr aber immer eifriger in ſeinen Verhandlungen mit den Verbündeten fort, wobei ſeine Beziehungen zu dieſen immer freundſchaftlicher wurden. Am 12. April hatte er zu Prettin eine Zuſammenkunft mit dem General Kleiſt, die ſich jedoch auf rein militäriſche Angelegenheiten beſchränkte. Am 14. kam ein Offizier, der von Thielmann als Kaufmann verkleidet nach Mainz geſchickt war, wo er die Lage der franzöſiſchen Armee erkunden ſollte, zurück. Er hatte ſich nicht lange in Mainz aufgehalten, da er erkannt worden war, und die franzöſiſche Hauptmacht war damals noch nicht an den Rhein gerückt. Entſchiedene Gegner Thielmann's haben angenommen, die Nachrichten dieſes Offiziers hätten Thielmann in ſeiner Meinung, daß die franzöſiſche Sache verloren ſei, beſtärkt. Wir müſſen das dahingeſtellt ſein laſſen; die ganze Sendung war jedenfalls für die damals herrſchende Ungewißheit bezeichnend. An demſelben 14. April hatte Thielmann zu Eilenburg eine Zuſammenkunft mit dem General Wintzingerode, und am 18. kam General d'Auvray, Chef des Wittgenſtein'ſchen Generalſtabes, am 22., in amtlicher Sendung des Königs von Preußen, General Kleiſt nach Torgau. Dieſen und zwei Offiziere ſeines Generalſtabes führte Thielmann auf den Wällen der ihm anvertrauten Feſtung herum.

---

[1]) Ein geſetz- und ehrenwidriger Schritt, der durch eine ungewiſſe Gefahr gerechtfertigt werden ſoll und den man, wie ſich gleich zeigt, nöthigenfalls durch eine Lüge beſchönigen will! Und dabei kannte weder Vieth noch Thielmann die Sachlage vollſtändig und genau; keiner wußte, wie die Unterhandlungen mit Oeſterreich ſtanden, und Vieth ſcheint nicht bedacht zu haben, daß der Schritt ſehr wohl die Gefahr der Lage verſchlimmern konnte.

Wintzingerode, d'Auvray und Kleiſt richteten, bei dieſen Conferenzen, die directe Forderung an Thielmann: „da es in militäriſcher Hinſicht durchaus unmöglich ſei, auf der Baſis der nunmehr angehenden Operationen eine Feſtung mit 11000 Mann Garniſon in einem ungewiſſen Zuſtande hinter ſich zu laſſen, Thielmann ſich durchaus erklären ſolle, und zwar unter Bedingungen, wie er ſie als ein treuer Diener ſeines Königs für deſſen Intereſſe nur immer zuträglich halten möge.“ Wir können uns nicht überzeugen, daß es ſich hier um mehr als Vorwände, daß es ſich überhaupt um die Feſtung gehandelt hätte. Eine noch unvollendete Feſtung mit 11000 Mann, die größtentheils aus Rekruten beſtanden [1]), eine Feſtung zumal, die ſich völlig neutral hielt, deren Commandant den Verbündeten freundlich geſinnt war, konnten ſie ruhig im Rücken laſſen, wo ja auch die von den Franzoſen beſetzten ſchleſiſchen Feſtungen und vor allem das nahe Wittenberg und Magdeburg blieben. Aber ſie wollten einen entſchiedenen Schritt, welcher Sachſen, auch ohne den Willen des Königs und am liebſten wider den Willen des Königs, an ihre Sache band, und über die Stipulationen zu Gunſten des Königs würde man leicht hinweggekommen ſein, ſobald, wie man erwarten durfte, der König den Schritt nicht gutbieß.

Thielmann ſtellte den Beſorgniſſen der drei Herren die ſehr triftige Erklärung entgegen, daß, ſolange der

---

[1]) Außerdem gingen von jenen 11000 Mann die Kranken ab, wie denn am 3. Mai nur 8477 Mann zum Dienſt blieben.

König ihm das Commando der Feſtung laſſe, ſeinerſeits keine feindliche Maßregel unternommen werden würde, mithin Torgau als neutral anzuſehen ſei, und ſie beruhigten ſich dabei, wie ſich denn auch die Verbündeten durch keinerlei Rückſicht auf Torgau in ihren Operationen haben beirren laſſen. Die Wichtigkeit dieſer Feſtung für den damaligen Krieg gehört erſt den ſpätern Schriften ſolcher an, denen es darauf ankam, möglichſt viele Beſchwerden gegen den König Friedrich Auguſt I. aufzubringen. — Nachdem ſie über die Feſtung ſoweit beruhigt waren, verſchritten d'Auvray und Kleiſt zu dem weitern Begehren, ihnen einiges ſchwere Wurfgeſchütz zur Belagerung Wittenbergs zukommen zu laſſen. Dieſes einem Neutralen gegenüber verwunderliche Anſinnen lehnte Thielmann allerdings ab, ließ jedoch, für mögliche Fälle, die Geſchütze wenigſtens vorläufig einſchiffen, und ſchickte dem General Kleiſt, um, wie er ſagte, eine Schonung der Stadt Wittenberg zu erleichtern, vertraulich einen Plan von Wittenberg zu. Er berichtete übrigens ſofort das Vorgegangene an den König, der ſeine in den Conferenzen gegebenen Erklärungen vollkommen billigte, die Abgabe des Geſchützes, welche ein offenbar offenſiver Act gegen Frankreich geweſen wäre, verbot, die Abgabe des Planes aber, welche insgeheim ſtattgefunden hatte und deren Zweck er billigen mochte, mit Stillſchweigen überging.

Ein Handſchreiben des Königs vom 19. April benachrichtigte Thielmann von der Ueberſiedelung nach Prag, ſowie von dem mit Oeſterreich getroffenen Einverſtändniß, ertheilte ihm den ſchon erwähnten entſchiedenen, klaren Befehl, die Unabhängigkeit der Feſtung Torgau mit dem größten Ernſte zu behaupten und gegen jedermann zu erklären: daß die Feſtung nur auf des

Königs Befehl, im Einverſtändniß mit dem Kaiſer von Oeſterreich, geöffnet werden würde, und wies ihn an, den Inhalt dieſes Befehls der Garniſon und Bürgerſchaft von Torgau bekannt machen zu laſſen. Thielmann theilte den Inhalt dieſes Schreibens, „um dadurch die ferneren Zumuthungen auf einmal von der Hand zu weiſen", alle den ruſſiſchen und preußiſchen Inſtanzen, mit denen er zeither in Unterhandlung geſtanden, mit, machte aber der Garniſon nur den auf die Reiſe des Königs bezüglichen Theil bekannt. Daß er, wider den ausdrücklichen Befehl des Königs, der Anordnung, wonach die Feſtung nur auf ausdrücklichen Befehl des Königs geöffnet werden ſollte, nicht gedachte, ſuchte er durch das Anführen zu rechtfertigen, er fürchte, durch Bekanntmachung jener Anordnung das Vertrauen der Garniſon zu ihm zu ſchmälern. Dafür verſicherte er dem König: die Bekanntmachung ſeiner Reiſe nach Prag und ſeines Einvernehmens mit Oeſterreich habe „bei der Garniſon jene lebhafte Aeußerung der Freude hervorgerufen, welche dem Menſchen nach einer überſtandenen großen Gefahr zur allgemeinen Mittheilung hinreiße, und Allerhöchſtderſelbe könne gewiß überzeugt ſein, daß noch unter keinen Verhältniſſen heißere Wünſche für ſein Wohl zum Himmel gegangen ſeien." Wir geſtehen, daß es uns nicht recht erklärlich ſcheint, wie die Reiſe des Königs „von Regensburg nach Prag bei der Garniſon, welcher die Tragweite dieſer Maßregel ſchwerlich klar geweſen iſt, einen Eindruck habe hervorbringen können, wie er in dieſer ſalbungsvollen Phraſe geſchildert ward. Selbſt das Einvernehmen mit Oeſterreich, über deſſen Abſichten man, zwar nicht in den verbündeten Cabineten, aber ſonſt im Publikum, damals noch ſehr im Unklaren war, konnte kaum einen ſolchen Rauſch des Entzückens rechtfertigen. Wenn aber Thielmann ſich über dieſes Einvernehmen freute und die darauf gerichtete Politik des Königs billigte, warum gab er dieſen Gefühlen und Anſichten keine weitere Folge? Daß er aber die über die Feſtung getroffene Anordnung verſchwieg, erweckt denn doch den Verdacht, daß er ſich die Möglichkeit eines eigenmächtigen Schrittes vorbehalten wollte.

Bald ſollte ihm in dieſer Beziehung eine neue und ſtarke Verſuchung kommen. Am 24. April erhielt er eine Einladung von Seiten der verbündeten Monarchen, nach Dresden zu kommen, wo er am folgenden Morgen ankam. Er hatte ſofort eine zweiſtündige Audienz bei dem Kaiſer von Rußland, der auch der König von Preußen, wahrſcheinlich mit ſeiner gewohnten Schweigſamkeit, beiwohnte, und nahm dann an einer Conferenz bei Stein theil, zu der ſich die beiden Monarchen, Hardenberg und Fürſt Wolkonsky einfanden. Bei beiden Gelegenheiten drängte man ihn, die Feſtung gegen die Franzoſen gebrauchen zu laſſen; auch bei dieſer Gelegenheit, wie damals ſo oft, ward über dem augenblicklichen Vortheil der bleibende Nachtheil überſehen, welchen die Ermunterung des Treubruchs und der Pflichtverletzung allen Staaten drohte. Da Thielmann jedoch auf ſeiner pflichtmäßigen Weigerung beharrte und auf die Entſcheidung des Königs provocirte, ſo entſchloß man ſich endlich, den König ſelbſt zu beſchicken, wählte dazu aber nicht den von Thielmann vorgeſchlagenen Chef ſeines Generalſtabes, Oberſtlieutenant Aſter, ſondern den den Verbündeten ſchon bekannten und befreundeten Oberſt v. Carlowitz [1]), der bald darauf zunächſt in ruſſiſche Dienſte trat. Die Forderungen, die er überbrachte, waren drohender und extremer Natur und nahmen nicht die mindeſte Rückſicht auf das Verhältniß des Königs zu Oeſterreich, gingen aber wenigſtens offen heraus und drehten ſich nicht blos um Torgau. Sachſen ſolle, verlangte man, ſofort erklären, daß die Feſtung, obſchon von ſächſiſchen Truppen beſetzt, gegen Frankreich feindlich zu verwenden ſei, und es ſolle ſofort, unter Bedingungen, die es ſelbſt ſtellen möge, alle möglichen militäriſchen Kräfte gegen den allgemeinen Feind wenden; wo nicht, ſo werde Sachſen ſofort unter militäriſche Geſetze genommen und durch das Volk dasjenige erlangt werden, was die Fürſten ſelbſt nicht zu thun gemeint wären; d. h. man wollte eine freiwillig-gezwungene Volkserhebung veranſtalten. Thielmann empfahl dem Könige die Annahme dieſer Anträge, die in Ton und Inhalt im Geſchmack der Revolutionsdictaturen waren, hatte übrigens noch eine Conferenz bei dem König von Preußen, wohnte einer großen Parade bei, wobei er mit höchſter Auszeichnung behandelt wurde und von dem Kaiſer Alexander, der mit ſolchen Accoladen ſehr freigebig war, umarmt worden ſein ſoll, und kehrte am Abend nach Torgau zurück. Der König konnte natürlich, gegenüber ſeinen mit Oeſterreich gepflogenen, bereits zum Abſchluß ge-

---

[1]) Karl Adolf v. Carlowitz auf Großhartmannsdorf und Liebſtadt, geb. 28. Juli 1771, erſt in ſächſiſchen Dienſten, 1813 ruſſiſcher Generalmajor, Chef des Kriegsdepartements im ruſſiſchen

---

Gouvernement für Sachſen, 1815 preußiſcher Generalmajor, 1821 Gouverneur von Magdeburg, 1822 Generallieutenant, 1824 Vicegouverneur von Mainz, 1829 Gouverneur von Breslau, † 10. Jan. 1837. Sein älteſter Sohn, Karl, ein fähiger und vielfach liebenswürdiger, aber mit einer zeitweiſen krankhaften Manie der Verſchwendung behafteter Mann, hat in preußiſchen, ruſſiſchen, türkiſchen Dienſten, in letzteren als Brigadier, geſtanden, und privatiſirte dann bis an ſeinen Tod.

diehenen und nur noch der öſterreichiſchen Ratification harrenden Verhandlungen, auf dieſe Anträge nicht eingehen, auch wenn er ſonſt ſich hätte entſchließen können, zuerſt unter allen mittel- und ſüddeutſchen Rheinbundsfürſten offen, vollſtändig und unverſöhnlich mit Frankreich zu brechen.

Man kann wohl annehmen und begreifen, daß Thielmann durch die glänzende Aufnahme, die er zu Dresden gefunden, und den ganzen Eindruck des dort Geſehenen und Gehörten, in ſeinem Wunſche, ſich den Verbündeten anſchließen zu können, beſtärkt ward, und die Feſtigkeit, mit der er auch dort noch eigenmächtige Schritte ablehnte, verdient Anerkennung. Aus ſeinen Gedanken brachte er ſie aber nicht. York's Beiſpiel war verführeriſch. Thielmann mochte ſeinem Einfluß auf die Garniſon zuviel zutrauen, mochte, wie gewöhnlich, ſeine eigene Anſicht, in ihrer ganzen Lebendigkeit, Stärke und Unbedingtheit, als herrſchend vorausſetzen, die Kraft der loyalen Pflichttreue und ſtrengen militäriſchen Ergebenheit, die bei ihm ſelbſt durch politiſche Sympathien und Berechnungen geſchwächt worden, auch bei den andern zu gering anſchlagen, und ſo mag er gehofft und gewünſcht haben, durch eine Erklärung der Garniſon zu dem Schritte hingeriſſen, oder doch ermächtigt zu werden, den er zu thun wünſchte, und von dem er ſich doch ſagte, daß er ohne den Beitritt der Garniſon nicht auszuführen, wol auch, wenn er von ihm allein ausginge, allzu gewagt wäre. Die ganzen Vorgänge hatten die Garniſon natürlich in große Spannung verſetzt; Gerüchte gingen hin und her; Parteiungen bildeten ſich, und aufmerkſamen Beobachtern wurden manche Aeußerungen Thielmann's verdächtig. Die nächſten nach Thielmann in der Dienſtreihe waren die Generalmajore

v. Steindel [1]) und Sahrer v. Sahr [2]), beides ſtreng loyale, brave Männer, nicht Franzoſenfreunde, aber ſich feſt an ihren König haltend, und in den Conflicten der politiſchen Meinungen und Intereſſen den Willen des Königs als die einzige ſichere Richtſchnur, als den feſten Boden der Pflicht erkennend. Steindel war aber erſchöpft und gebrochen, bereits entſchloſſen, in Ruheſtand zu treten, und deshalb nicht geneigt, im Handeln voranzugehen. So fiel die Rolle des Widerſtandes zunächſt dem wackern Sahr zu, welcher Thielmann ſchon ſeit den Rheinfeldzügen innig befreundet geweſen war, jetzt aber mehr und mehr mit ihm in Spannung kam.

Zur Thielmann's Geburtstag, den 27. April [3]), waren von Stadt und Garniſon Feſtlichkeiten bereitet, zu denen auch ein Feſtmahl gehörte, an welchem die Generale, Stabsoffiziere, Adjutanten, die älteſten Offiziere jeder Charge aus jedem Bataillon und einige Offiziersdamen theilnehmen ſollten. Sahr ging am frühen Morgen zu ihm, wünſchte ihm mit Herzlichkeit Glück, verband aber damit die Bitte, daß er den Begebenheiten nicht vorgreifen und die Verſammlung nicht dazu benutzen möge, auf die Offiziere in einem Sinne zu wirken, der nicht mit den Befehlen des Königs übereinſtimme. Thielmann erwiderte hierauf: „Ich begreife nicht, wie Sie dazu kommen, mir das zu ſagen; ich werde thun, was mir gutdünkt“; und als Sahr hierauf erklärte, daß er ſich allem, was Thielmann in dieſem Sinne unternehmen möchte, auf das kräftigſte widerſetzen würde, ließ ſich Thielmann zu der draſtiſchen Aeußerung hinreißen: er würde Mittel finden, Sahr unſchädlich zu machen, und ſollte er ihn in Ketten und Bande legen laſſen, worauf Sahr es ankommen laſſen zu wollen verſicherte. Bei dem Feſtmahl erſchien Thielmann ohne die bis dahin getragenen Orden der Ehrenlegion und der Weſtfäliſchen Krone. Erſt gegen das Ende des Mahles, alſo nachdem die Geſellſchaft in aufgeregtere Stimmung gekommen war, brachte er, einen ihm an dieſem Tage zum Geſchenk gemachten, mit dem Bildniſſe des Königs geſchmückten Becher erfaſſend, den üblichen erſten Toaſt auf den König, wobei er jedoch faſt theilnahmlos nur die Worte: „Der König“ geſprochen haben ſoll. Dann aber brachte er, nach einer längern, die Sprache der Zeit

---

[1]) Er hatte ſich namentlich noch bei Kaliſch ausgezeichnet; ſ. Gretſchel und Bülau, a. a. O., III, 433. Am 26. Mai 1813 wurde er, mit dem Charakter als Generallieutenant, penſionirt und † 5. Dec. 1821 im 71. Jahre.

[2]) Karl Ludwig Sahrer v. Sahr, aus einer Familie, die in der That von den böhmiſchen Zdiarski de Zdiar ſtammt und erſt im 17. Jahrhundert nach Sachſen übergeſiedelt iſt, war 1810 Generalmajor worden, hatte noch bei Kaliſch tapfer gekämpft, ward 1813 Generallieutenant und Diviſionär, 1815 Commandant des Königſteins und † 21. April 1823 im 62. Jahre. Seinen beſcheidenen Charakter mag folgender Zug bezeugen, welchen Graf Holtzendorf in ſeiner Schrift über Thielmann berichtet. Bei Leopoldshain jenſeits Bautzen ritt General Sahr vor, um den in ein Plänklergefecht verwickelten Schützen zu verweiſen, daß ſie nicht genug auf ihre Deckung bedacht nähmen. Als darauf ein alter Schütze entgegnete: „Herr General, wenn wir uns decken ſollen, müſſen Sie auch nicht hier zu Pferde bleiben", rief der wackere Sahr: „O, einen General, wie mich, bekommt der König alle Tage wieder, ich aber nicht ſolche Schützen, wie Ihr ſeid." Ein einſtimmiges Lebehoch der Schützen war die natürliche Folge.

[3]) Thielmann hat ſpäter, in einer Vertheidigung ſeines Verfahrens, behauptet, der Widerſtand der Generale gegen ſeine Abſichten ſei durch die Ankunft Napoleon's in Dresden veranlaßt worden. Siehe die „Deutſchen Blätter" vom 19. Oct. 1813 und den mit Anmerkungen von Sahr begleiteten Abdruck bei Graf Holtzen-

---

werk, „Beiträge zur Geſchichte des Generals Freiherrn v. Thielmann ꝛc.“, S. 243 ff. Napoleon kam aber erſt am 8. Mai nach Dresden!

athmenden Rede, einen zweiten Toaſt auf „die hohen Alliirten" aus, erklärte darin, mit jedenfalls anerkennenswerther Offenheit, daß „jenſeit des Rheins ſeine Sterne untergegangen wären" und er von dorther kein Heil und keine Vergebung der gethanen Schritte zu erwarten habe[1]), auch nie wieder ſeinen Degen für Frankreich ziehen werde, und knüpfte die Hoffnung daran, auch den Sachſen werde ſehr bald das Glück zutheil werden, gegen den gemeinſamen Feind fechten zu können. Nun, in dieſer Rede, ſoweit wir ſie kennen, lag allerdings noch keine Hindeutung auf ein Auftreten gegen den Willen des Königs. Im Munde des Commandanten einer in ſchwieriger Lage befindlichen Feſtung, deren Monarch mit dem „allgemeinen Feinde" rechtlich noch im Bundesverhältniß ſtand, factiſch Neutralität beobachten wollte und durchaus nicht die Intention hatte, ſich ohne Weiteres den „hohen Alliirten", die damals noch lediglich aus Rußland und Preußen beſtanden, anzuſchließen, war ſie jedenfalls unpaſſend, und in der Stimmung der Geſellſchaft, am Schluſſe eines Feſtmahls, konnte ſie leicht zu Weiterem führen. Das verhinderte Sahr, indem er aufſtand und etwa Folgendes ſprach[2]): „Mein Herr General, ich habe ein Glas Wein mehr getrunken, als meine Gewohnheit iſt, und bin alſo nicht in der Stimmung, mich ganz ſo auszuſprechen, als ich es möchte. Ja, Herr General! wir werden fechten, und mit der möglichſten Tapferkeit, mit den Franzoſen gegen die Ruſſen und Preußen, mit den Ruſſen und Preußen gegen die Franzoſen — wie unſer König will. Nichts von Politik! Nur unſer König ſoll leben!" Nun entſtand ein allgemeiner Tumult, während deſſen man bald den König, bald den General Sahr leben ließ, bald den Ruf hörte: „Laßt den General Thielmann ausreden!"[1]) während mitten durch den Aufruhr eine Stimme zu hören war: „Wer iſt gut kaiſerlich?" Thielmann verſuchte, zu antworten, wovon man jedoch nur die Aeußerung vernehmen konnte, er habe vorausgeſehen, daß er nicht verſtanden werden würde, und deshalb ſeine Rede ſchriftlich aufgeſetzt, worauf er ein Blatt Papier auf den Tiſch warf, das von Hand zu Hand ging und ſich darüber verlor, übrigens gemeſſenern Inhalts geweſen ſein ſoll. Sooft er dann wieder anfangen wollte, fielen ihm Sahr und Steindel mit den Worten in die Rede: „Heute nichts von Politik! So weit des Königs Wille reicht! Es lebe der König allein!" Thielmann kam nicht wieder zu Worte; die Tafel ward aufgehoben, und man ging auseinander[2]).

---

[1] Nach einer andern im „Neuen Nekrolog der Deutſchen" enthaltenen Verſion, die wir nicht verſchweigen wollen, weil ſie angemeſſener iſt, hätte er geſagt: ſeine Schritte würden jenſeit des Rheines niemals gutgeheißen werden; er habe aber auch keinen derſelben in der Hoffnung gethan, von dorther Dank zu ernten.

[2] Im „Neuen Nekrolog" wird die ganze folgende Scene unterdrückt, nur im allgemeinen von ſich laut äußernder Parteienwuth geſprochen, dagegen verſichert, daß der Rede ein lautes Vivat gefolgt ſei.

Am folgenden Morgen erließ General Sahr eine ausführliche, ihm zur hohen Ehre gereichende Erklärung. Er erkannte vollkommen an, welche Verdienſte ſich Thielmann durch feſtes und kluges Verhalten den Franzoſen gegenüber erworben, ging aber davon aus, daß ſich jetzt für die Garniſon folgende Pflichten klar herausſtellten: bis auf weitern königlichen Befehl gegen niemand einen offenſiven Schritt zu thun; die Feſtung gegen jedermann bis aufs Aeußerſte zu vertheidigen; ruhig abzuwarten, welche Partei der König nach ſeiner Weisheit ergreifen würde, und ſich in keine voreiligen, dem König vorgreifenden Negotiationen mit fremden Generalen einzulaſſen, wol aber zu erklären, daß man von Seiten der ſächſiſchen Truppen keine Feindſeligkeiten anfangen, aber auch in Kanonenſchußweite der Feſtung keinen Mann fremder Truppen dulden werde; alle weiter gehenden Anmuthungen aber mit derſelben Standhaftigkeit, wie die franzöſiſchen, zurückzuweiſen. Er werde keiner nicht von dem König ſelbſt abgeſchloſſenen oder ratificirten Convention, ſei ſie anſcheinend auch noch ſo vortheilhaft für König und Vaterland, beitreten. „Nie“, ſagte er, „habe ich für die Franzoſen gern und aus freiem Willen gefochten; ich wünſche, wie jeder Deutſche, daß es nie wieder geſchehen möge, und daß ich vielmehr, mit meines Königs Befehl, die Waffen gegen ſie führen könnte. Sollte aber unſer König anders befehlen, ſo werde ich, treu den Pflichten gegen meinen Herrn, auch mit Frankreich, als für die Sache meines Königs fechten. Jedermann möge wiſſen, daß die ſächſiſche Armee in der Treue gegen ihren Regenten unerſchütterlich iſt, und die Sorge für ſein Land, das Derſelbe ſchon lange Jahre väterlich und mit großer Weisheit regierte, ihm allein überläßt.“ Gleichzeitig machten die Generalmajors v. Steindel und Sahr ihren Brigaden in einem Tagesbefehl die von Thielmann verſchwiegene Ordre des Königs bekannt, daß die Feſtung niemand geöffnet werden ſolle, als auf Befehl des Königs, in Einverſtändniß mit dem Kaiſer von Oeſterreich. Wol war dies eine für

---

[1]) Hiernach ſchiene es, daß ihn Sahr unterbrochen hätte, was uns doch ſonſt nicht ſo vorkommen will.

[2]) Wir haben dieſe merkwürdige Scene noch etwas ausführlicher geſchildert in Gretſchel und Bülau, III, 477 ff.

Thielmann verletzende Eigenmächtigkeit, die er aber durch ſein zweideutiges Verhalten herausgefordert hatte, und die für die Garniſon entſcheidend war.

Während auf dieſe Weiſe jeder etwanige Gedanke Thielmann's, die Garniſon mit ſich fortzureißen, oder ſich von ihr fortreißen zu laſſen, vereitelt ward, erſuchte (1. Mai) der preußiſche General v. Bülow Thielmann ganz ruhig, doch 2—3 Bataillone mit 1 Schwadron und etwas ſchwerem Geſchütz vor Wittenberg rücken zu laſſen, damit er die vor dieſer Feſtung ſtehenden Truppen zu einer Diverſion benutzen könne. Da am 2. Mai die Schlacht bei Lützen geſchlagen ward, ſo hätte auch ein Eingehen Thielmann's auf dieſes naive Anſinnen der Sache der Verbündeten nichts helfen können. Thielmann war aber auch gar nicht in der Lage, ihm entſprechen zu können, gebrauchte jedoch bei der Ablehnung eine ausweichende Wendung, indem er bemerkte: er könne unmöglich ſeine älteren und beſſeren Truppen aus der Feſtung ziehen, und nur mit dieſen könne Bülow gedient ſein.

Auf einmal änderte ſich die Scene. Die Verbündeten beliebten bekanntlich, ihre Niederlage bei Lützen für einen Sieg auszugeben [1]), was auch in den erſten Tagen ge-

---

1) Stein ließ noch am zweiten Tage nach der Schlacht den General Vieth rufen, verſicherte ihm, die Verbündeten hätten einen vollſtändigen Sieg erfochten, die Franzoſen ſeien in vollem Rückzug, die Verbündeten im Vorrücken begriffen, und er möge doch ſofort — in die Oberlauſitz reiſen, dort die Siegesnachricht verbreiten und die Stimmung in Betreff einer Volksbewaffnung auf dem rechten Elbufer prüfen, welcher Auftrag denn in dem angenommenen Falle des Vorrückens der Verbündeten gegen Weſten ſehr überflüſſig geweſen wäre, zu der wirklichen Sachlage aber freilich paßte. Vieth reiſte auch richtig ab und erfuhr erſt auf der Rückkehr, wie es eigentlich ſtand.

glaubt ward, bis der Rückzug der Ruſſen und Preußen und das Nachrücken der Franzoſen die Augen öffnete. Auch in Torgau bekam man die widerſprechendſten Nachrichten. Doch erfuhr man am 5. Mai durch einen zu Klein entſendeten Offizier wenigſtens, daß die Verbündeten nicht geſiegt hatten. Am 6. erhielt man von dem noch immer bei Napoleon fungirenden Ordonnanzoffizier, Major Freih. v. Odeleben, die amtliche Nachricht von dem Siege der Franzoſen, ſowie die Mittheilung, daß Thielmann mit ſeinen Truppen dem Armeecorps des Marſchalls Ney zugetheilt ſei. Seine die Stellung der Feſtung pflichtmäßig erklärende Antwort kam nicht in die Hände der Franzoſen. An demſelben Tage kündigte Reynier ſeine Ankunft für den folgenden Tag an, ſetzte ſichtbar voraus, daß das alte Verhältniß zwiſchen Frankreich und Sachſen unverändert fortbeſtehe, und war ſehr ungehalten, als ihm Thielmann die Befehle des Königs mittheilte. Er entgegnete, daß der Befehl, die Feſtung nicht zu öffnen, doch nur den Feinden gelten könne, was nach den noch immer beſtehenden Rechtsverhältniſſen [1] allerdings nur die Ruſſen und Preußen waren, wollte jedoch die Mittheilung der Sache, die dem König von Sachſen und deſſen Unterthanen den größten Nachtheil bringen könne, an den Kaiſer, aus Anhänglichkeit an den König und ſeine Truppen — und Reynier empfand dieſe wirklich — unterlaſſen, bis er Thielmann ſelbſt geſprochen. Dieſer hatte dem König das Vorgegangene berichtet und ſein Verfahren auch den ruſſiſchen und preußiſchen Autoritäten mitgetheilt. Dem Könige legte er zugleich einen Auszug aus einer aufgefangenen und ihm durch die Preußen mitgetheilten Depeſche des bei dem König von Sachſen fungirenden franzöſiſchen Geſandten, Baron Serra, an den Herzog von Baſſano bei, worin ſich Serra auf das bitterſte über den König und ſein Verfahren ausſprach, namentlich die Unterhandlungen mit Oeſterreich als höchſt ſchuldvoll darſtellte, und eigentlich für Frankreich nur die Wahl ließ, das Geſchehene bis zu dem erſten Siege noch zu ignoriren, oder den König gleich den ganzen Zorn des Kaiſers empfinden zu laſſen.[1]

---

[1] Siehe Gretſchel und Bülau, a. a. O., III, 181.

Die Zuſammenkunft Thielmann's mit Reynier, der mit 15000 Mann herbeigerückt war, fand am 7. Mai vor dem Glacis der Feſtung ſtatt. Thielmann lehnte auch hier alle Aufforderungen ebenſo ab, wie ein freundlich zuredendes Schreiben des Marſchalls Ney, der bei Schilda lagerte, und fand ſein Verfahren durch das am 8. eintreffende königliche Handſchreiben vom 5., das ihn anwies, die Feſtung, ſelbſt wenn das Glück der Waffen die Franzoſen wieder an die Elbe führen ſollte, auch nicht für Frankreich zu öffnen, vollkommen gerechtfertigt. Inzwiſchen war Napoleon in Dresden eingerückt und die in Abweſenheit des Königs eingeſetzte Immediat-Commiſſion ordnete, in ihrer begreiflichen Beſorgniß um das Schickſal des wieder faſt ganz in die Hände der Franzoſen gefallenen Landes, ein Mitglied ab, um Thielmann aufzufordern, die Feſtung den Franzoſen zu öffnen. Auf Grund des königlichen Schreibens konnte er ſich auch jetzt noch weigern, und dieſe ganze Zögerung, während deren Ney und Reynier unthätig in der Gegend von Torgau lagen, war für den Rückzug der Verbündeten, namentlich ihrer mühlberger Rückzugscolonne, von erheblichem Vortheil.

---

[1] Die Zweifel über die Echtheit dieſes Schreibens ſind neuerdings durch Thiers beſeitigt worden, aus deſſen Werk ſich jedenfalls ergibt, daß man in Frankreich das Verfahren des Königs in der That ſehr übel aufgenommen hatte, und durch Serra über daſſelbe wohl unterrichtet war.

Am 10. Mai aber kam die Entſcheidung. Der König hatte ſich, nach dreitägigem Zögern, während deſſen die Nachrichten von den Gefahren Sachſens, den Drohungen Napoleon's ꝛc. ſich häuften, und nachdem er vergeblich auf die letzte Entſcheidung von Wien geharrt hatte, infolge der peremtoriſchen Forderung Napoleon's, entſchloſſen, das rechtlich noch beſtehende Bündniß mit Frankreich und den übrigen Rheinbundsſtaaten, von denen ſich bis dahin nur das völlig geſicherte Mecklenburg von Frankreich losgeſagt hatte, auch factiſch wieder in Kraft treten zu laſſen, und, zur Rettung des Landes, das ſich außerdem der feindlichſten Behandlung ausgeſetzt geſehen haben würde, nach Sachſen zurückzukehren.[1] Noch an der böhmiſchen Grenze ſoll er gehalten und auf eine Botſchaft von Wien gewartet haben. Am 12. traf er in Dresden ein, wo Napoleon für gut fand, das Vergangene zu ignoriren, oder als durch die Rückkehr des Königs geſühnt zu betrachten, jedenfalls der ſo äußerſt ſchwierigen Lage des Königs beſſere Rechnung trug, als die Verbündeten. Von da an war der König, wie das Land, wieder völlig in der Gewalt Napoleon's.

Noch bevor der König ſich über die Rückkehr entſchieden hatte, fand er ſich durch die Berichte, wie Napoleon beſonders über die Verſchließung Torgaus zürne, bewogen, den General Thielmann (8. Mai) zu beauftragen, Torgau und deſſen Beſatzung unter Reynier's Befehle zu ſtellen. Der Major v. Watzdorff, der dieſen Befehl überbrachte, traf am 10. in Torgau ein. Thielmann empfing das königliche Schreiben an der Mittagstafel, veränderte keine Miene und ſetzte ruhig die Unterhaltung fort. Erſt gegen 6 Uhr berief er die Generale und Stabsoffiziere, machte ihnen den Befehl bekannt, und erklärte, daß er denſelben befolgen, ſeinerſeits aber das Commando niederlegen, Torgau verlaſſen und ſich zum König begeben werde. Indem er hinzuſetzte, daß zuweilen eine Regierung die Handlungen ihrer treueſten Diener desavouiren müſſe, daß es aber auch Verhältniſſe gebe, wo einmüthige kräftige Entſchlüſſe ſolchem Misgeſchick begegnen könnten, ſchien er faſt verſtehen geben zu wollen, daß er nach geheimen Inſtructionen des Königs gehandelt, auf die er ſich doch weiterhin niemals zu berufen gewagt hat, und deutete er jedenfalls auf das hin, wovon er wünſchte, daß es geſchehen wäre, oder noch geſchähe. Deutlicher noch that er dies gleich darauf. Nachdem er das Commando, mittels ſchriftlicher Ordre, dem General Steindel übergeben, wankte er in ein Nebenzimmer, ſo angegriffen, daß ihm ärztliche Hilfe werden mußte, und ließ dann einen Offizier rufen, dem er erklärte: im Fall eines allgemeinen feſten Entſchluſſes wolle er in Torgau bleiben, es fortwährend als neutral betrachten und gegen die Franzoſen ſowol, als gegen die Alliirten, vertheidigen. Die Stabsoffiziere erklärten aber einmüthig: daß man dem deutlich ausgeſprochenen Willen des Königs Folge leiſten müſſe. Einzelne Offiziere hatten vorher Thielmann gebeten, bei ihnen zu bleiben. Den Wunſch, ſie zu den Verbündeten überzuführen, hat niemand ausgeſprochen, und die entgegengeſetzte Angabe [1]) iſt völlig grundlos.

---

[1] Näheres über die ganzen Verhandlungen ſ. bei Gretſchel und Bülau a. a. O., III, 158—[illegible].

Thielmann legte nicht blos das Commando der Feſtung nieder, ſondern reichte überhaupt ſeinen Abſchied ein, indem er dem Major v. Watzdorff ein Schreiben mitgab, worin es hieß: „Die Feſtung Torgau, die ich Ew. Majeſtät treu erhalten habe, iſt übergeben. Ew. Königl. Maj. lege ich meine 32jährigen Dienſte hiermit allerunterthänigſt zu Füßen.“ Sein Generalſtabschef, der edle und hochverdiente Aſter, folgte dem Beiſpiel, um nicht gegen Thielmann zeugen zu müſſen, bat jedoch in aller Form um ſeine Entlaſſung, die ihm huldvoll gewährt ward, und wie er ſelbſt der alten Anhänglichkeit an ſein Vaterland, der alten Ehrfurcht für den König nie vergeſſen und ſich der ſächſiſchen Landsleute und Kameraden jederzeit wohlwollend angenommen hat, ſo iſt auch ſein Schritt niemals gemißdeutet und ſeiner ſtets in Sachſen mit Achtung gedacht worden. Thielmann ließ ſich vor ſeiner Abreiſe, ungeachtet ihm ſeine Beſoldung bis Ende Juni ſchon im Februar vorſchußweiſe ausgezahlt worden war, 2250 Thlr., als den Betrag der Beſoldung und der Feldzulage bis Ende Septembers, auszahlen, worüber er, als die Beamten ſich pflichtmäßig weigerten [2]), förmliche Befehle ausſtellte.

---

[1] Bei v. Hüttel, „Der General der Cavalerie Freihr. v. Thielmann“, S. 41 ff. Siehe dagegen: Graf v. Holtzendorf a. a. O., S. 130 ff. Der „Neue Nekrolog“ läßt gar die ganze Garniſon, infolge eines Generalmarſches, den niemand habe anbefohlen gehabt wollen, unter Gewehr ſtehen und bis Mitternacht auf einen Wink von Thielmann harren! Als wenn nicht Steindel und Sahr ſie bald nach Hauſe geſchickt haben würden!

[2] Es gehört zu den Zügen, die wir am ungernſten berichten, daß Thielmann dem Kriegskaſſirer Eichler dieſe Weigerung und den Verſuch, einen im Januar gemachten Vorſchuß von 500 Thlrn. in

Dem Könige ließ er in Betreff dieſes Geldes das Verſprechen mittheilen, das Geld in günſtigeren Zeiten zurückerſtatten zu wollen. (Der König hat, in ſeiner wahrhaft nobeln Weiſe, unter dem 23. Oct. 1816, die geſammten Thielmann'ſchen Reſte, welche ſich zuſammen auf 7050 Thlr. beliefen, zu ſtreichen befohlen.) Noch bei der Abreiſe rief Thielmann dem Poſtillon mit lauter Stimme zu: „Nach Dresden!“ ging aber ſtatt deſſen über Elſterwerda und Camenz nach Wurſchen in das Hauptquartier der Verbündeten.

In der Denkſchrift, in welcher das ſächſiſche Cabinet dem Kaiſer Napoleon das Verfahren des Königs in der vorhergegangenen kritiſchen Zeit aufrichtig und, ſoweit es ohne Oeſterreichs Geheimniß zu compromittiren geſchehen konnte, vollſtändig dargelegt hatte, war auch das Verfahren Thielmann's den Franzoſen gegenüber gerechtfertigt worden. Wäre Thielmann in ſeiner Stellung verblieben, ſo glauben wir wohl, daß dies genügt haben würde, auch für ihn das Vergangene vergeſſen zu machen, ſoweit er namentlich dabei ſtreng nach dem Befehle des Königs gehandelt. Nach ſeinem Uebergange zu den Verbündeten aber verlangte Napoleon entſchieden, daß ein Kriegsgericht über ihn richten und der Edictalproceß gegen ihn eingeleitet werden ſolle. Letzteres geſchah und das Kriegsgericht ward niedergeſetzt; aber als es ſich verſammeln ſollte, blieben, wie man behauptet auf geheime Weiſung von oben, alle Beiſitzer aus, und die Sache kam, über dem Drang der Ereigniſſe, in Ver-

---

Abzug zu bringen, noch im November 1813 durch ſchnöde Behandlung empfinden ließ. Siehe Graf Holtzendorf a. a. O., S. 127 ff. Wir glauben nicht, daß dergleichen ſonſt in Thielmann's Charakter gelegen. Aber er war durch die Art ſeines Austritts aus Sachſen für mehrere Jahre aus dem Gleichgewichte gebracht.

geſſenheit. Napoleon hatte auch verlangt, daß wenigſtens das Vermögen Thielmann's confiscirt werden ſolle, und ſoll ſich ſehr gewundert haben, als er erfahren, daß es nichts zu confisciren gebe.[1] Bei ſeinen Generalen war er freilich anderes gewohnt. Man glaubt, daß der König bei einer Stelle eines ſchönen, von ihm am 26. Sept. 1813 an die Armee erlaſſenen Aufrufs[2] ſpeciell an Thielmann gedacht habe. Sie lautete, mit Bezug auf die eigenmächtig aus der Armee Getretenen: „Das Andenken an Meine väterliche Fürſorge, an die treue Theilnahme ihres Landesherrn, der ſo öfters ihr Wohlthäter war, wird ihnen bei ſtillem Nachdenken zum ewigen Vorwurf werden."

Das Verfahren Thielmann's wird denen, welche von der Annahme ausgehen, daß Thielmann lediglich aus deutſcher Geſinnung gehandelt, und welche in politiſchen Conflicten den Vortheil der von ihnen erfaßten Tendenz über jede collidirende Pflicht und Rückſicht ſetzen, keiner Vertheidigung zu bedürfen ſcheinen. Freilich wird ſich aus dem Früheren zuvörderſt ergeben haben, daß Thielmann jedenfalls nicht zu denjenigen deutſchen Patrioten gehörte, die, wie Blücher, York, Gneiſenau, Scharnhorſt u. a., von jeher dem Franzoſenthum feind und von deutſcher[3] Geſinnung tief durchdrungen waren.

---

[1] Die Angabe, daß Napoleon ihm „kurz vor ſeinem Austritt aus dem ſächſiſchen Dienſte den Titel eines Grafen des franzöſiſchen Reichs mit einer Dotation von [illegible] Francs angeboten" habe, haben wir nur in dem „Neuen Nekrolog" gefunden, und ſie iſt uns nach allen Umſtänden unerklärlich und höchſt unwahrſcheinlich.

[2] Siehe denſelben vollſtändig bei Poppe, „Chronologiſche Ueberſicht der wichtigſten Begebenheiten aus den Kriegsjahren 1806—15", II, 158—59.

[3] Bei Blücher, York und manchen Andern war es übrigens wol mehr eine ſpecifiſch preußiſche, als eine allgemein deutſche Geſinnung.

Selbſt denen möchten wir ihn nicht beizählen, die, wie Johannes v. Müller, der Franzoſenherrſchaft ſich als einem Fatum, einer höhern, zur Anbahnung einer neuen Zeit beſtimmten Fügung beugten, oder ihr als einer unabweisbaren Nothwendigkeit dienten, indem ſie ſich vorbehielten, die Härten derſelben in der Ausübung zu mildern und für ihr Vaterland zu retten, was zu retten war. Thielmann ſcheint von Merſeburg (1806) bis Moskau ein williger, eifriger Anhänger und Diener der Franzoſen geweſen zu ſein, der, wie ſeine Sprache gegen den Herzog von Braunſchweig bewies, ganz in ihr Weſen einging, und hat ihnen mehrfach, in bedenklichen Dingen, gedient, wie nur immer ein Franzoſe es konnte. Dagegen wollen wir keineswegs, mit ſeinen unbedingten Gegnern, annehmen, daß ſein Farbenwechſel lediglich durch ſeine Meinung, die Sache der Franzoſen ſei rettungslos verloren, hervorgerufen, durch die Schmeicheleien und Verſprechungen der Preußen und Ruſſen genährt, zuletzt durch die Beſorgniß vor der ihm wegen der gethanen Schritte und der kundgegebenen Geſinnung drohenden Rache der Franzoſen entſchieden worden ſei. Das alles mag mitgewirkt haben; aber wir glauben gern, daß ihm ſelbſt nur eine neue Begeiſterung für Deutſchlands Wiedererhebung und eine wahrhafte Ueberzeugung, daß die von ihm begünſtigte Politik im Intereſſe Sachſens und ſeines Königs ſei, als die leitenden Impulſe ſeines Handelns erſchienen ſind. Vielleicht daß ihm ſchon in Rußland die Augen über das Treiben der Franzoſen aufgegangen ſind; jedenfalls war der Nimbus, der ihn früher geblendet haben mochte, verflogen; die ſich auf einmal erhebenden und verbreitenden deutſch-patriotiſchen Ideen fanden in Geiſt und Gemüth des feurigen, ſanguiniſchen, hochgebildeten, dem Körner'ſchen

Hauſe, wie ſo manchen gleichgeſtimmten Geiſtern, befreundeten Mannes einen empfänglichen Boden, und überhaupt war wol ſein Charakter nicht ſo ſtarr, daß ein Wechſel ſeiner politiſchen Geſinnung, beſonders wo er wie hier zum Beſſeren ging, ſonderlich hätte befremden können. So raſch und ſo eifrig, wie er 1806 aus einem Gegner in einen Bewunderer Napoleon's umgewandelt worden war, ging er jetzt wieder zu der Stimmung des Franzoſenfeindes über. Auch ſonſt können wir ſein Verfahren bis zu ſeinem Austritt aus Torgau keineswegs ſo tadelnswerth finden, wie es von einzelnen Gegnern geſchehen iſt. Es iſt richtig: er zeigte ſich den Verbündeten freundlicher als den Franzoſen, ließ ſeinen Wunſch, ſich den erſtern anſchließen zu dürfen, deutlich merken, und ließ ſich in vielfache Unterhandlungen mit denſelben ein. Es mag darin etwas Unvorſichtigkeit gewaltet und er mag Hoffnungen erweckt haben, deren Erfüllung er nicht ſicher war. An ſich aber war die Geſinnung, in der er auch hierbei handelte, ebenſo natürlich, als achtbar. Auch konnte er ſich mit Grund überzeugt halten, daß es nicht in den Wünſchen des Königs liege, in das alte Verhältniß zu den Franzoſen zurückzukehren, daß derſelbe vielmehr die Befreiung Deutſchlands von der Franzoſenherrſchaft, die Rückkehr zu den alten Zeiten, ſo lebhaft wünſche, wie nur irgend ein Deutſcher. Allerdings würde er beſſer im Geiſte der Intentionen des Königs gehandelt und vielleicht auch dem Lande beſſer gedient haben, wenn er ſich etwas zurückhaltender gegen die Verbündeten gezeigt, ſie vor den König verletzenden Schritten gewarnt, dieſen mit ganzem Eifer bei denſelben vertreten, vor allen Dingen aber die öſterreichiſche Allianz ſtets und entſchieden in den Vorgrund geſtellt, alle Fragen auf dieſe zurückgeführt und den Verbündeten begreiflich gemacht hätte, daß der König ſich ihnen zu[illegible]hern und für die gemeinſame Sache zu wirken geſonnen ſei, dies aber nur an der Seite Oeſterreichs thun wolle. Indeß mag hier die Entfernung, das Dunkel der wiener Verhandlungen, der Eindruck der preußiſch-ruſſiſchen Umgebungen das Unterlaſſen erklären. Thatſächlich hat Thielmann, wenn wir von den dunkeln Punkten mit den Kähnen bei Prettin und dem Plan von Wittenberg abſehen, die Verbündeten eigenmächtig nicht vor den Franzoſen begünſtigt, und von dem Buchſtaben der königlichen Inſtruction iſt er, mit Ausnahme der Nichtbekanntmachung des königlichen Befehls wegen der Bedingungen, unter denen allein die Feſtung zu öffnen ſei, worüber er ſich denn doch in einer Weiſe vertheidigte, die den König befriedigt zu haben ſcheint, nicht abgewichen. Daß er gewünſcht hat, im Nothfall zu einem York'ſchen Schritte in den Stand geſetzt zu werden, iſt wahrſcheinlich, und er mag wol auch im Stillen auf ein ſolches Ziel hingewirkt haben. Einen offenen und entſchiedenen Verſuch hat er doch nicht gemacht, und dem ihm ſo unwillkommenen Befehle des Königs hat er ſich ohne Widerſtand gefügt. Daß er, nachdem er den Befehl erhalten, die Feſtung unter franzöſiſches Commando zu ſtellen, nicht darin bleiben, auch daß er nicht länger einem Staate dienen wollte, der zu dem franzöſiſchen Bündniß zurückzukehren genöthigt war, finden wir, nach den von ihm gemachten Erklärungen und Schritten und bei der Geſinnung, die wir gern bei ihm vorausſetzen, natürlich und würdig. Allerdings aber würde es ſeinem Verhältniß zu ſeinem Vaterlande und zu dem König, der ſein großer Gönner und Wohlthäter, ſein wahrhaft väterlicher Freund geweſen war, beſſer entſprochen haben, wenn er nicht einen Dienſt geſucht hätte, wo er gegen

König und Vaterland, gegen die zeitherigen Kameraden kämpfen mußte. Warum ſuchte er nicht, wie Senfft und Langenau, die Dienſte des damals noch neutralen und auch ſpäter nicht gegen Sachſen feindſeligen, wenn auch kurze Zeit ihm feindlichen, Oeſterreichs? Oder wenn er nur in dem ruſſiſchen Dienſt eine Ausſicht zu haben glaubte, warum ließ er ſich nicht an Punkten verwenden, wo er wenigſtens nicht in Sachſen und gegen Sachſen zu kämpfen hatte?

Doch freilich ſein ganzes Verhalten gegen Sachſen war in den nächſten Jahren ſo, daß man keine Urſache hat, ſich zu wundern, daß er nicht auf ſo rückſichtsvolle Erwägungen kam. In der That, ſein Verfahren in der folgenden Zeit bis 1815 iſt ungleich ſchwerer zu entſchuldigen, als das vorhergehende. Am mildeſten können wir es uns nur dadurch erklären, daß wir es aus der ja auch ſonſt nicht ungewöhnlichen Stimmung und Richtung Solcher ableiten, welche eine Seite, zu der ſie lange treu und eifrig gehalten, nach eingetretenen Veränderungen der Lage und unter Zwieſpalt der Meinungen, plötzlich verlaſſen und ſich entgegengeſetzten angeſchloſſen haben, und nun das alles, was in ihrem innerſten Herzen für die verlaſſene Seite ſpricht, auch wol die geheime Reue über gethane Schritte, über eitle Hoffnungen und geſcheiterte Entwürfe, dadurch zu erſticken, und auch wol die gegen ſie ſelbſt erhobenen Anklagen dadurch zum Schweigen zu bringen ſuchen, daß ſie alle Schuld auf andere, auf die zeitherigen Genoſſen werfen, und ſich allmählich in eine krankhafte Erbitterung gegen dieſe hineinſchrauben und die neuen Verbündeten in ihrem Eifer gegen die früheren überbieten.

In dem Hauptquartier der Verbündeten wurde er im Anfang ziemlich kühl aufgenommen, und Fürſt Wolkonsky erklärte ihm geradezu, daß des Generals Perſon, ohne Torgau und die ſächſiſchen Truppen, den Alliirten von geringem Nutzen ſei. Nach einigen Tagen wurde er jedoch, wie es heißt infolge des perſönlichen Wohlwollens, das der Kaiſer Alexander für den feingebildeten und jedenfalls intereſſanten Mann gefaßt hatte, als ruſſiſcher Generallieutenant und Adjutant des Kaiſers angeſtellt. Er hatte wenigſtens einen ſächſiſchen Mann, ſeinen Ordonnanz-Unteroffizier, den Wachtmeiſter Johann Chriſtian Jentſch, mitgebracht, und auch der wollte nicht bleiben. Unterwegs in Coßdorf, dem Stammorte der Thielmanns, hatte der General dem Jentſch erklärt, daß er zu den Verbündeten wolle, und ihn aufgefordert, ſich ihm anzuſchließen. Als Jentſch dies ablehnte, forderte Thielmann ihn auf, wenigſtens ſeine Equipage mit bis ins ruſſiſche Hauptquartier bringen zu helfen, von wo er frei zurückkehren könne. In Wurſchen aber ſoll er ihm erklärt haben, daß er Kriegsgefangener ſei, jedoch Offizier werden ſolle, wenn er in ruſſiſche Dienſte trete. Dem Wachtmeiſter gelang es, perſönlich an den ruſſiſchen Kaiſer zu kommen und von dieſem die Erlaubniß zur Rückkehr zu erbitten.[1] Weiter reichte Thielmann eine Denkſchrift ein[2], worin er vorſchlug, daß man den gefangenen Sachſen die Wahl zwiſchen Eintritt in den

---

[1] Graf Holtzendorf a. a. O., S. 210 ff. Der wackere Jentſch muß ſehr brauchbar geweſen ſein; denn Thielmann zog ihn ſpäter wieder zu ſich. Als er ihn aber, nach der Zerreißung Sachſens, aufforderte, in preußiſche Dienſte zu treten, erklärte Jentſch: „Ich bin als Sachſe geboren; ich gehöre in den Theil, der Sachſen bleibt, und kann mein König nicht gleich für alle ſorgen, ſo will ich als Sachſe lieber mein Brot mit den Händen verdienen, ehe ich in andere Dienſte gehe.“

[2] Sie ſteht bei Graf Holtzendorf a. a. O., S. 211 ff.

Dienſt der Verbündeten — und Sibirien ſtellen ſolle. Er ſchrieb eine Vertheidigung ſeines Verfahrens, welche erſt handſchriftlich verbreitet, dann auch gedruckt wurde [1]), und worin er u. a. dem König von Sachſen verwarf, er ſei durch ihn „in die Verlegenheit geſetzt worden, vor Frankreich als ein Verbrecher, und vor den alliirten Mächten als ein Intriguant ohne Charakter, ohne Treue und ohne alle Farbe zu erſcheinen.“ Nun, Frankreich gegenüber hatte der König ihn ſelbſt vertheidigt, und hat die Befehle, die er ihm gegeben, keineswegs verleugnet. Wie Thielmann aber den Verbündeten hätte in dem von ihm bezeichneten Lichte erſcheinen können, es wäre denn, daß er ihnen Verſprechungen gemacht hätte, deren Erfüllung er nicht ſicher war, und wie der König das hätte verſchulden können, iſt in keiner Weiſe abzuſehen. Die Befehle, die Erklärungen des Königs waren ſehr klar, und wenn zuletzt allerdings eine unvermeidliche Wendung der Politik des Königs eintrat, die wider ſeine eigenen Wünſche und Abſichten lief, ſo lagen die Gründe derſelben doch jedermann vor Augen, der nicht blind ſein wollte.

Wo und wie übrigens Thielmann die nächſten Monate zugebracht, wo er namentlich die Zeit jenes für Napoleon und den ganzen Ausgang des Krieges ſo verhängnißvollen Waffenſtillſtandes verlebt hat, wiſſen wir nicht. In der Geſchichte tritt er erſt im September wieder auf, wo er ein ruſſiſches Streifcorps befehligte, das im Weſten des franzöſiſchen Heeres dieſes nach Möglichkeit beläſtigte, bald den einen, bald den andern Ort überfiel und die darin ſtehenden Franzoſen gefangen nahm, wie am 13. in Weißenfels, am 18. in Merſeburg, mehrere heftige Reitergefechte mit Lefebvre-Desnouettes ſiegreich beſtand (19. und 24.) und namentlich die Verbindungen mit Frankreich weſentlich ſtörte. Thielmann ſcheint bei Führung dieſes Corps viel Muth und Geſchick bewieſen zu haben, was auch von dem Kaiſer von Rußland durch Verleihung des Comthurkreuzes des heil. Georgenordens anerkannt ward. Dagegen ſcheiterte er am 7. Oct. bei Frauenprießnitz mit ſeinem Verſuche, die Vereinigung des Marſchalls Augereau, der aus Baiern herbeikam, mit dem franzöſiſchen Hauptheere zu hindern. Bei Leipzig war er dem öſterreichiſchen Corps beigegeben, das von dem linken Pleißenufer aus operirte.

---

[1] Siehe die Note 3 zu S. 372.

Ein Schreiben des Fürſten Wolkonsky d. d. Jena 23. Oct. 1813 benachrichtigte ihn, daß die verbündeten Monarchen ihn beſtimmt hätten, die ſächſiſche Armee neu zu organiſiren, zu verſtärken und für den weitern Krieg gegen Frankreich vorzubereiten. So natürlich an ſich der Gedanke war, mit dieſem Auftrage einen gebornen Sachſen zu verſehen, der ein hohes Militärcommando in Sachſen bekleidet hatte, das Land und das Heer genau kannte, und dabei der Sache der Verbündeten durch Geſinnung und Verhältniſſe auf das innigſte verkettet war, mit der rechtmäßigen ſächſiſchen Regierung aber völlig gebrochen hatte, ſo hätten die Verbündeten doch, wenn ſie über den äußern Anſchein hinweg in das Innere der Verhältniſſe und Stimmungen geblickt hätten, und wenn ſie die Stimmungen eines achtungswerthen Volksſtammes hätten mit Zartheit und wahrem, werkthätigem Wohlwollen berückſichtigen, und ſich nicht vor ſo manchem, das mit ihren politiſchen Rückhaltsgedanken in Widerſpruch ſtand, die Augen verſchließen wollen, anders urtheilen und unter allen Umſtänden Thielmann einen Auftrag nicht annehmen ſollen, der ihn nothwendig in zahlreiche Colliſionen mit den Wünſchen ſeines Vaterlandes, mit den Intereſſen ſeines königlichen Wohlthäters bringen, und ihn jedenfalls dem Verdacht der Parteilichkeit ausſetzen mußte, da er ihn zum Befehlshaber von Männern machte, die vorher theils ſeine Anhänger, theils ſeine Gegner geweſen und in der letzten Zeit faſt ausnahmslos ſeine Gegner geworden waren. Er ſcheint jedoch den Auftrag mit Freude, mit Begier übernommen zu haben.

Die Sachſen, die nach der Schlacht bei Leipzig[1]) bis Zeitz gerückt waren, hatten ſich von da an die Mulde zurückgewendet, um die gefürchteten Streifzüge der franzöſiſchen Beſatzung von Torgau zu verhindern, zu deſſen Einſchließung ſie ſpäter verwendet wurden. Am 28. Oct. übernahm Thielmann das Obercommando, und widmete ſich nun mit ganzem Eifer der neuen Organiſation einer Armee, welche Sachſen, trotz der furchtbaren Opfer und Anſtrengungen dieſer Jahre und der fortdauernden Durchzüge und Beſchwerden, und ungeachtet der bei den eintretenden Wendungen zunehmenden Verſtimmung, doch wieder zu der Stärke von 43000 Mann brachte, wobei allerdings die Landwehr und der ziemlich verfehlte Banner der Freiwilligen[2]) mit gerechnet ſind, während Thielmann es nur mit dem ſtehenden Heere zu thun hatte. Sein Wirken dafür war nicht ohne Verdienſt, wenn er auch die gegen ihn eingenommenen Offiziere um ſo weniger zu gewinnen vermochte, als er nicht ſelten rauh, rückſichtslos und parteiiſch verfahren ſein ſoll, während das Organiſationsgeſchäft ohnedies geeignet war, ihm manchen unbegründeten Vorwurf und Groll von Seiten ſolcher zuzuziehen, deren Anſprüche er nicht berückſichtigen konnte und durfte. Ob ſein Verfahren in folgender Schilderung eines Zeitgenoſſen und Augenzeugen zu ſcharf gezeichnet iſt, müſſen wir dahingeſtellt ſein laſſen, würden uns aber das, was darin von Thielmann's früherem und ſpäterem Weſen abſticht, eben nur aus dem Unnatürlichen und Unheimlichen ſeines ganzen damaligen Verhältniſſes zu erklären vermögen. Oberreit ſagt [1]: „Mit hochgeſteigerter Vornehmheit [2], mit feierlicher Gemeſſenheit und einer bittern Ironie, die ihm bei vielen wenigſtens den Verdacht fortlebender Empfindlichkeit über die nicht erfolgte Anſchließung an ſein Schickſal zuzog, empfing er ſeine alten Waffengefährten; mit einem faſt deutſchthümelnden Haſſe fuhr er dabei insbeſondere auch auf alle an den Sachſen noch ſichtbare franzöſiſche Formen los; er, der noch vor ein paar Jahren die franzöſiſche Natur bis auf die ärmlichſten Aeußerlichkeiten ſeiner Toilette, bis auf die gelblakirten Stiefelſtolpen franzöſiſcher Generale auf ſich ſelbſt überzutragen befliſſen geweſen war; aber mit noch weit unverhohlenerm Sinne ſprach er ſich bei jeder Gelegenheit über ihren Herrn ſelbſt aus, und das ihm nachgerühmte Gefühl unauslöſchlicher Dankbarkeit in dem Herzen Thielmann's erhielt eine wunderliche actenmäßige Beſtätigung in den bittern, faſt an Gemeinheit grenzenden Schmähungen, die er ſich gegen den ehrwürdigen Monarchen nicht nur in der Wärme und Leidenſchaftlichkeit des mündlichen Verkehrs erlaubte, ſondern mit kalter Beſonnenheit in mehrere noch vorhandene ſchriftliche Ordres auf eine bleibendere Weiſe niederlegte."

---

[1]) Ueber den durch vergebliche Erwartungen veranlaßten, wie durch nichterfüllte Verſprechungen vergoltenen Uebertritt der Sachſen in der Schlacht bei Leipzig ſ. Gretſchel und Bülau a. a. O., III, 521—25.

[2]) Siehe Gretſchel und Bülau a. a. O., S. 546 ff.

---

[1] Beitrag zur Biographie und Charakteriſtik des General Freiherrn v. Thielmann, S. 26 ff.

[2] Seine Stellung war übrigens auch pecuniär glänzend. Er bezog von Rußland den Gehalt eines Generallieutenants, von Sachſen den Gehalt und die Feldgebührniſſe eines Diviſionärs und die längſte Zeit über monatlich 166 Thlr. 16 gGr. Tafelgelder

Für die Truppen ſorgte er im übrigen mit Geſchick und Eifer, verſäumte nichts, dieſelben kampftüchtig zu machen, und vertrat auch gegen außen das Intereſſe des ſächſiſchen Corps gegen mancherlei Anſinnen, welche von verſchiedenen Seiten geſtellt wurden.[1])

Etwas früher, als er gewünſcht hatte, da er mit Recht das Corps nicht eher ausrücken ſehen mochte, als bis die Formation deſſelben wenigſtens bis zu einem gewiſſen Punkte vorgeſchritten wäre[2]), trat die neugebildete Armee wenigſtens theilweiſe in Wirkſamkeit. Es war die zweckmäßige Anordnung getroffen worden, daß die königlich und herzoglich ſächſiſchen, die ſchwarzburgiſchen und die anhaltiſchen Truppen, alſo die Streitkräfte einer durch Geſchichte, Volksthum und Verhältniſſe innig verbundenen Gruppirung, zuſammen das 7. deutſche Armeecorps bilden ſollten, an deſſen Spitze eine gleichfalls ſehr glückliche Wahl den trefflichen Herzog Karl Auguſt von Sachſen-Weimar berief. Der Herzog übernahm am 24. Dec. 1813 den Oberbefehl und trat am 2. Jan. 1814, mit ungefähr 9000 Mann, deren Abtheilungen freilich noch lange nicht vollzählig und die ſehr mangelhaft ausgerüſtet waren 1)), den Marſch nach Holland an. Thielmann folgte mit etwas über 7000 Sachſen und Anhaltinern erſt am 7. Febr., worauf gegen Ende des Februars noch über 6000 Mann und ſpäter noch mehrere Abtheilungen nachrückten. Das Corps des Herzogs von Weimar, das durch Thielmann's Ankunft und anderweite Verſtärkungen bis auf 30000 Mann gebracht war, hatte es mit den franzöſiſchen Beſatzungen der belgiſchen Feſtungen und dem General Maiſon zu thun, der ſich mit erſt nur 6000, dann 14000 Mann zwiſchen dieſen Plätzen bewegte, dabei aber allerdings Beweiſe hoher Meiſterſchaft gab. Bei der Niederlage, welche Thielmann bei Courtray erlitt (31. März 1814), wird es wol nicht ohne Grund gerügt, daß er ſich in ein Gefecht eingelaſſen, bei dem er dem ſelbſt an Zahl überlegenen und aus Kerntruppen beſtehenden Feinde größtentheils nur Neulinge entgegenzuſtellen hatte. Sein Fußvolk beſtand, mit Ausnahme dreier Linienbataillone, nur aus Landwehr, von der nur ein Bataillon ſchon den Feind geſehen hatte, und deren Offiziere noch größtentheils unerfahren waren. Die Tapferkeit der ſächſiſchen Reiter reichte nicht aus, die Mängel der Infanterie auszugleichen, und mußte das Aeußerſte aufbieten, um wenigſtens die Artillerie zu retten und den ungeordneten

---

[1]) Gretſchel und Bülau a. a. O., III, 560 ff.

[2]) Allerdings aber wünſchte er ein raſches Ausrücken eines Theiles, ſobald ein ſolcher kampftüchtig geworden wäre, und es ſoll zu ſeiner Ehre nicht verſchwiegen werden, daß er ſich desfalls (17. Dec.) kräftig bei Fürſt Wolkonsky verwendete, ſich dabei erinnerte, daß er geborner Sachſe war, und im Intereſſe der ſächſiſchen Nationalehre eine raſche Verwendung empfahl: „afin que la nation si bien pensante et si malheureuse en même tems puisse au moins être en état de combattre pour acquérir le droit de compter parmi les nations allemandes."

---

1) Graf Holtzendorf a. a. O., S. 144.

Rückzug zu decken.[1] Thielmann ſprach in einem Tagesbefehl ſeine Unzufriedenheit mit dem Verhalten eines Theils der Landwehr bei dieſem Gefecht aus. Als aber der General v. Vieth, der in Sachſen an die Spitze der Landesbewaffnung geſtellt und nicht mit ins Feld gerückt war, bei der Rückkehr der Landwehr nach Sachſen auf jenen Tagesbefehl eine Unterſuchung und eine Art Ehrengericht gründen wollte, verbat Thielmann verſtändigerweiſe jedes ſolche Wiederaufnehmen einer von der competenten Behörde erledigten Sache. Die Landwehr und der Banner zogen nämlich, bei der eingetretenen Waffenruhe, Ende April in die Heimat zurück und ſchloſſen ihre militäriſche Laufbahn. Auch die anhalt-thüringiſche Brigade ward (24. Juni) nach Hauſe entlaſſen und durch die ruſſiſch-deutſche Legion[2] erſetzt. Das ſächſiſche ſtehende Heer ſeinem Vaterlande wieder zu vertrauen, trug man dagegen Bedenken, und für dieſes ward dieſes Fernhalten noch dadurch erſchwert, daß der Herzog von Weimar das Corps verließ und das Commando deſſelben erſt vorläufig und ſeit dem 9. Juni definitiv dem General Thielmann übertragen ward. Nur als dieſer (2.—25. Mai) auf einem Ausfluge nach Paris abweſend war, vertrat ihn der General v. Lecoq, der, ſehr wider Thielmann's Wünſche, durch Vermittelung des Herzogs von Weimar, als Brigadier eingetreten war.

---

[1] Vgl. über dieſes Gefecht: v. Hüttel, „Der General der Cavalerie Freih. v. Thielmann“, S. 51 ff., und auf der andern Seite Graf Holtzendorf a. a. O., S. 146 ff. — Siehe auch Gretſchel und Bülau a. a. O., S. [illegible]4 ff. — An den bei Courtray erhaltenen Wunden ſtarb am [illegible]. April 1814 zu Mons der Oberſt ſächſiſcher Küraſſiere, der überaus brave und feurige Auguſt Wilhelm v. Thümmel (geb. zu Sonnenborn 1774), der Neffe und Stiefſohn des liebenswürdigen Dichters. Ebenfalls von den Küraſſieren fiel der Rittmeiſter Heinrich Erdmann v. Beulwitz.

[2] Aus dieſer wurden bald darauf alle Baiern, Württemberger und Holländer, und ſpäter alle entlaſſen, die nicht Sachſen oder Preußen waren.

Thielmann ſtand alſo an der Spitze des ſächſiſchen Heeres, in der bangen und kritiſchen Zeit, wo von ſo vielen Seiten daran gearbeitet ward, die Sachſen für den Gedanken des Verluſtes ihrer durch acht Jahrhunderte entwickelten Selbſtändigkeit und der Auflöſung ihrer ebenſo alten Verbindung mit einem edeln Fürſtenhauſe zu ſtimmen, und wo die Unterhandlungen über das endliche Schickſal Sachſens ſchwebten, das als wol der unſchuldigſte Theil zum Opfer für die allgemeinen politiſchen Sünden gemacht werden ſollte. Es iſt das jedenfalls die mislichſte Seite in Thielmann's damaliger Wirkſamkeit, die wir eben deshalb nur kurz berühren und, ſoweit möglich, in milderndem Sinne erklären wollen. Eine ſolche Erklärung kann wenigſtens für die allgemeine Tendenz ſeines Verfahrens in dem Umſtande liegen, daß er ſichtbar[1] in der feſten Ueberzeugung handelte, Sachſen ſei für immer an Preußen gekettet, wo es ihm dann allerdings wünſchenswerth ſcheinen mußte, auch das Heer an dieſen Gedanken zu gewöhnen und von allem abzuhalten, was für die künftige Stellung ſtörend erſcheinen konnte. Die Mittel, die er anwendete, bleiben immerhin tadelnswerth.

Görres hatte in ſeinem „Rheiniſchen Mercur" einen zu Gunſten der Untheilbarkeit Sachſens eingeſendeten Aufſatz in preußiſchem Sinne fortgeſetzt und am Schluſſe den König von Sachſen, wegen ſeiner Abreiſe von Prag, die er einen „Uebergang“ nannte, der „Wortbrüchigkeit“ geziehen. Ein ſächſiſcher Hauptmann v. Dziembowski ward über dieſe allerdings höchſt ungerechtfertigte Schmähung ſo erbittert, daß er ſich hinreißen ließ, Görres in ſeiner Wohnung mit heftigen Worten zur Rede zu ſtellen, wobei er mit der Rechten an den Degen geſchlagen haben ſoll. Görres blieb ruhig und antwortete mit höhniſcher Kälte, worauf der Hauptmann blank gezogen haben, und als Görres ihm darauf mit einem Kinderſäbel entgegengetreten, auf die Hauptwache geeilt ſein ſoll. Gewiß iſt, daß er Görres durch eine Patrouille verhaften und auf die Wache bringen ließ, und hier ſoll derſelbe, da der commandirende General gerade einen Ausflug nach Lorch gemacht hatte, bis in die Nacht haben ſitzen müſſen.[1] Der Commandirende war Lecoq, der, obwol gewiß mit der Geſinnung des Hauptmanns vollkommen ſympathiſirend, bei ſeiner Rückkehr doch natürlich Görres ſofort in Freiheit ſetzen und dagegen den Hauptmann in Haft nehmen ließ. Thielmann, an welchen Lecoq den Vorfall berichtete, ſchickte den Hauptmann nach Sachſen zurück, erließ aber zugleich ein Schreiben an die Brigadiers, bei dem er ſich allerdings wieder einmal gänzlich verfahren hatte und das ihm bei den Sachſen großen Schaden that. Er leitete darin die Anhänglichkeit jenes Hauptmanns an ſeinen König daraus ab, daß deſſen Vater wegen Veränderung der Religion von dem königlichen Hauſe fortwährend mit Wohlthaten überhäuft worden ſei und meinte, ſeine Handlungsweiſe könne nur einer Zerrüttung des Verſtandes zugeſchrieben werden, „welches aus der in Torgau bewieſenen zügelloſen Anhänglichkeit an die Franzoſen faſt unwiderruflich hervorgehe.“ (Fühlte er denn nicht, wie ſehr er ſich ſelbſt verrieth, als er an Torgau erinnerte?) Zwar konnte er nicht umhin, zu erklären, daß er „den Ausfall des Dr. Görres auf den König von Sachſen von Herzen tadle,“ und auch dagegen iſt nichts zu erinnern, daß er ſich „nicht für berechtigt hielt, officiell als Advocat des Königs von Sachſen aufzutreten;“ unter den Gründen aber, die er für letzteres anführte, wird die Verſicherung, daß die verbündeten Souveräne die Handlungsweiſe des Königs ſelbſt für nichts anderes angeſehen hätten, gewiß mit Recht von Graf Holtzendorf für eine höchſt gewagte, unerwieſene Behauptung erklärt. Er bezog ſich weiter auf die „durch die Allerhöchſten Behörden tolerirte Preßfreiheit des Dr. Görres“[1]), worüber freilich die preußiſchen Militärbehörden weniger liberal dachten, welche Görres, weil er den Namen des Einſenders eines gegen den Misbrauch mit dem Vorſpann gerichteten Aufſatzes nicht nennen wollte, einen Muſketier als Execution zuſchickten, der ſolange bei Görres blieb, bis dieſer endlich dem ſich täglich erkundigenden Offizier den Namen — eines eben verſtorbenen Mannes nannte.[2]) — Das Schlimmſte aber war, daß Thielmann am Schluſſe jenes, zur beliebigen vertraulichen Mittheilung an andere beſtimmten Schreibens hinzuſetzte: er müſſe hierbei „feierlichſt erklären, daß jeder Sachſe des Eides gegen ſeinen König entbunden ſei, und keinen anderen Souverän, als die alliirten Mächte anzuerkennen habe, und daß er verpflichtet ſei, einen jeden, der einen anderen Souverän anerkennen wolle, aus der Liſte der Armee auszuſtreichen.“ Nun die letztere Verpflichtung mochte ihren Grund haben, ſowie auch nicht beſtritten werden ſoll, daß unter den damaligen Umſtänden die Armee nur den Befehlen der alliirten Mächte dienſtlichen Gehorſam leiſten durfte. Des dem König geleiſteten Eides entbinden konnte ſie aber nur der König, und die verbündeten Mächte haben ſpäter gezeigt, daß ſie das ſehr wohl wußten.

---

[1] Es geht dies deutlich aus den Schreiben hervor, die er am 21. Juli 1814, in einer an ſich löblichen Sache, an den General Kleiſt und an Juſtus Gruner erließ. S. Graf Holtzendorf a. a. O., S. 152 fg., Gretſchel und Bülau a. a. O., Bd. III, S. 508.

---

[1] Der von uns ſehr verehrte Rheiniſche Antiquarius wird uns verzeihen, daß wir die etwas draſtiſche Schilderung dieſer Scene, die er Abth. I, Bd. II, S. 468 ſeines köſtlichen Werkes gibt, etwas abgeſchwächt und theilweiſe nach unſern Quellen modificirt haben.

---

[1]) Für die damaligen Zuſtände und Ideenconfuſion war freilich die „tolerirte Preßfreiheit“ eines einzelnen Schriftſtellers ſehr bezeichnend.

[2]) „Die Beſtie hat mich doch erwiſcht,“ ſoll Kleiſt geäußert haben, wie der Rhein. Antiquarius a. a. O., S. [illegible], ſagt. Graf Holtzendorf ſpricht auch (S. [illegible]) von einem preußiſchen Subaltern-

Die ſächſiſchen Offiziere waren ſchon durch dieſen Vorgang, deſſen Kunde ſich natürlich verbreitete, in der mißlichſten Stimmung, als Thielmann, bei einem Feſtmahl, das er zu Ehren des Geburtstages des Königs von Preußen anſtellte, während die Sachſen dabei ihres Königs gedachten, deſſen Namenstag derſelbe Tag (3. Aug.) war, den Toaſt ausbrachte: „Auf daß bald das ganze nördliche proteſtantiſche Deutſchland unter dem gerechten, weiſen, kräftigen und milden Scepter Sr. Maj. des Königs Friedrich Wilhelm vereinigt werde!“ Dem nach allen Seiten hin unpaſſenden Trinkſpruch folgte zwar keine ſcharfe Gegenrede, aber gänzliches Schweigen der Geſellſchaft, von der viele Mitglieder ihre Gläſer auf

---

[illegible], welcher von Kleiſt der Cenſur des Mercurs beigegeben worden ſei. Ob dies dieſelbe Geſchichte oder eine andere iſt, wiſſen wir nicht.

die Teller leerten.[1] Alles ward verſtimmt und ſelbſt die preußiſchen Civilbeamten waren in ſichtbarer Verlegenheit. Noch trank Thielmann auf das Wohl des Miniſters Stein, gegen den er 1808 franzöſiſche Diatriben in die Zeitungen befördert hatte, und den er jetzt als den deutſchen Apoſtel Petrus bezeichnete. Als er aber ſah, daß er mit all ſeinen Reden keinen Anklang fand, ließ er ſich vom Unmuthe hinreißen, gegen jemand aus ſeiner Umgebung, zur weiteren Mittheilung, zu äußern: die Herren möchten bedenken, daß es noch andere Feſtungen gebe, als den Königſtein! Ob er ſich wol erinnerte, daß er nur fünf Jahre früher ähnliche Drohungen gegen ſolche Sachſen geäußert, die ihm als Gegner der Franzoſen bezeichnet worden waren?

Bald darauf rückte das Corps als Executionsmacht nach Kurheſſen. Während es dort ſtand, wurden bei allen Regimentern und ſonſtigen Truppenabtheilungen Adreſſen entworfen, welche in völlig gemeſſener Weiſe[2] die Bitte ausſprachen, daß der König ſeinem Volke zurückgegeben werden möge. Sie wurden von ſämmtlichen Offizieren, ſelbſt von den Thielmann zunächſtſtehenden, unterzeichnet, ohne daß Thielmann eher etwas davon erfuhr, als bis ihm die Adreſſen, zu Marburg am 6. Sept. 1814, durch die Brigadiers und Abtheilungscommandanten überreicht wurden, damit er ſie auf dem Dienſtwege an die Souveräne gelangen laſſe. Sichtbar ebenſo überraſcht, wie unangenehm berührt, verſprach er zwar, dies zu thun, verlangte jedoch, daß aus einigen Adreſſen die darin enthaltene ausdrückliche Erklärung: man halte ſich ſeines Eides an den König nicht für entbunden, und der Uebertritt bei Leipzig ſei keineswegs als eine Losſagung von dem Könige zu betrachten geweſen 1), im Wegfall gebracht werde. Auf erneuertes Andringen ließ er jedoch die Adreſſen auch ſo an General Kleiſt abgeben. Zugleich aber ſchrieb er an Kleiſt und an Stein, ſtellte den Schritt im Lichte einer revolutionären Bewegung dar, ſchob ihn, in gänzlicher Unkenntniß der damals ganz allgemeinen 2) ſächſiſchen Stimmung, auf Anſtiftung und Verführung, wobei er namentlich den General Lecoq, deſſen ruhige, beſonnene Feſtigkeit und tiefe Loyalität ihm beſonders im Wege ſtand, und den feurigen Oberſten v. Zezſchwitz 3) bezeichnete, zog ſogar auswärtige Einflüſſe herbei, inſofern der Hauptmann v. Langenau, ein Bruder des Generals,

---

[1] Es ward dabei noch als eine beſondere Fügung betrachtet, daß der erſte Kanonenſchuß, der dieſen Toaſt begleitete, einem ſächſiſchen Kanonier den Arm koſtete.

[2] Die in den „Sächſiſchen Actenſtücken aus der dresdener geſchriebenen Zeitung“ enthaltene „Adreſſe der ſächſiſchen Brigaden an den General Thielmann“ iſt, wie faſt ſämmtliche ſogenannte Actenſtücke jener Sammlung, rein erdichtet, was übrigens in guter Abſicht, wenn auch mit arger Vergreifung, geſchehen iſt.

---

1) Ueber die Wahrheit beider Theile dieſer Erklärung konnte gar kein Zweifel ſein. Zwei Adreſſen, welche dieſelbe enthalten, ſtehen bei Graf Holtzendorff a. a. O., S. 257 ff. Uns haben ſämmtliche Adreſſen handſchriftlich vorgelegen.

2) Einzelne Meinungsverſchiedenheiten, wie ſie in der erſten Zeit nach der Schlacht bei Leipzig bei einzelnen Fractionen geherrſcht, aber immer nur kleine Minoritäten gebildet hatten, waren während des fremden Gouvernements mehr und mehr verſchwunden, und zuletzt waren es nur noch die unmittelbar mit dem preußiſchen Intereſſe Verknüpften, welche die Einverleibung Sachſens in Preußen wünſchten, oder doch nicht entſchieden perhorreſcirten.

3) Johann Adolf v. Zezſchwitz, geb. zu Herrnhut 1. März 1779, ward 1821 wirklicher Geheimrath und Präſident der Kriegsverwaltungskammer, 1831 Generallieutenant und Kriegsminiſter, 1839 Commandant des Königſteins, wo er 6. Mai 1845 geſtorben iſt.

der, wol mit dieſem, aus ſächſiſchen in öſterreichiſche Dienſte getreten, auf einer Courierreiſe nach Antwerpen zufällig dem ſächſiſchen Corps begegnet war und dabei mit Thielmann ſelbſt, wie mit Lecoq, Zezſchwitz und andern alten Bekannten geſprochen hatte. Das ſollte nun ein öſterreichiſcher Agent ſein, der gegen Preußen agitirt habe! So ſpielte ſchon damals gelegentlich das in neuerer Zeit ſo eifrig ausgebeutete Grundübel des eingebildeten Gegenſatzes von Preußen und Oeſterreich. In dieſer Sache um ſo thörichter, als Sachſen gar keiner Aufreizung von Oeſterreich aus bedurfte, und als Oeſterreich gar nicht im Vorreihen der zu Sachſens Gunſten entſtandenen Bewegung ſtand. Gleichwol ließ ſich der ſonſt ſo maßvolle, beſonnene und edeldenkende General Kleiſt durch Thielmann's Darſtellung, oder durch den ſchroffen Parteiſtandpunkt des Chefs ſeines Generalſtabs, v. Müffling[1]), beſtimmen, die an ſich ſo natürliche und achtungswerthe Bewegung treuer Soldatenherzen, die ſich nicht von dem angeſtammten Lan-

---

[1] Alles, was dieſer ſonſt verdienſtvolle Mann in der Schrift: „Aus meinem Leben" (Berlin 1851) über Sachſen und ſächſiſche Verhältniſſe ſagt, iſt von dem einſeitigſten, befangenſten Parteigeiſte entſtellt und voller Verdrehungen, Verſchweigungen und Unrichtigkeiten, wie wir dies bei den betreffenden Punkten in unſerer Fortſetzung der Gretſchel'ſchen Geſchichte des ſächſiſchen Volkes und Staates ſpeciell nachgewieſen haben. Ueberhaupt können wir wol ohne irgend eine Anmaßung ſagen, daß niemand über die ſächſiſche Frage ein Urtheil abgeben ſollte, ohne die in der bezeichneten Schrift über Sachſen an vielen Stellen und ausführlich beigebrachten Angaben und Erörterungen geleſen und gründlich erwogen zu haben. Die Sache iſt eine vollendete Thatſache, unabänderlich und verſchmerzt, und wir würden die Vorgänge dabei gern der Vergeſſenheit anheimfallen laſſen. Solange aber noch immer das Geſchehene rechtlich und politiſch gerechtfertigt und auf ungerechte Anklagen begründet werden ſoll, muß von Sachſen aus widerſprochen und immer wieder auf den wirklichen Stand der Sache hingewieſen werden.

Beſtimmten trennen, ihr Vaterland nicht zerreißen ſehe und gegen die drohenden Maßregeln wenigſtens bittwei einkommen und ſich dabei gegen Misdeutung ihrer Geſinnung verwahren wollten, in dem Lichte aufzufaſſen in welchem Thielmann ſie darſtellte. Im Anfang wollte er die Truppen ſofort auseinanderlegen, und ſelbſt al zwei höhere ſächſiſche Offiziere, die nicht zu Thielmann' Gegnern gehörten, der General v. Brauſe, der ſpäte in preußiſche Dienſte trat, und der Oberſtlieutenan v. Lindemann, im Hauptquartier empfangen wurden gelang es dieſen zwar, die Auffaſſung etwas zu mildern nicht aber, den Verdacht gänzlich zu beſeitigen und all Gegenmaßregeln zu verhüten. Eine Ordre des General Kleiſt vom 9. Sept. ſprach ſich über das Verhält niß Sachſens und der Sachſen in einer Weiſe aus welche die confuſeſten, den klaren Thatſachen und ſich ſelbſt widerſprechendſten Behauptungen umfaßte, die nu immer zu Gunſten des Verfahrens gegen Sachſen auf gebracht worden ſind.[1] Schließlich wurde befohlen, den Truppencommandanten zu erklären, wie der General die Adreſſen anſehen müſſe. Generallieutenant v. Lecoq, als der älteſte General, und Oberſt v. Zezſchwitz, als der Chef des Generalſtabes, wurden nach Dresden beordert, wo ſie ſich bei dem Fürſten Repnin verantworten ſollten. Nach einem milderen Nachſatz, in dem das Herz des biedern Kleiſt eine Stimme gewann, der aber zugleich vermuthen läßt, daß er über den ganzen Hergang in Betreff dieſer Adreſſen getäuſcht war, folgten einige Drohungen, hinſichtlich deren der General in einem

---

[1] Dieſes Urtheil über die, auch bei Graf Holtzendorf a. a. O. S. 250 abgedruckte Ordre iſt ſpeciell begründet in Gretſchel und Bülau a. a. O., Bd. III, S. 502 ff.

Poſtſcripte erklärte, daß es ihn freue, dieſelben für überflüſſig halten zu können. — Auf Thielmann's Inſtanz mußten jetzt die ſchon erwähnten, für anſtößig gehaltenen Stellen einiger Adreſſen weggelaſſen, oder doch abgeſchwächt werden, und den Commandanten wurde eine Erklärung vorgelegt, die ſie ohne Umſtände unterſchreiben konnten, da ſie nichts enthielt, wogegen irgend eine der gerügten Adreſſen ſich erhoben hätte, vielmehr blos beſtätigte, daß ſie bis zur Entſcheidung über das Schickſal ihres Vaterlandes nur den alliirten Mächten zu gehorchen und in ihrer Pflichterfüllung nur die Autorität des vorgeſetzten Corpschefs anzuerkennen hätten.

War es ein Gefühl, daß man doch zu weit gegangen ſei, oder ſagte ſich Thielmann, daß ein Mann wie Lecoq ſich mit dem Fürſten Repnin, welcher die ſächſiſchen Verhältniſſe unbefangener, als die Preußen und Boruſſomanen, weil durch kein entgegenſtehendes Intereſſe irregeführt, und nicht ohne Verſtändniß und Mitgefühl anſchaute, leicht verſtändigen würde, oder wirkte die Erklärung des Generalmajors v. Liebenau [1]) und ſämmtlicher Offiziere der drei Reiterregimenter, daß ſie das Schickſal des Generals Lecoq insgeſammt theilen würden, Thielmann ließ die in Betreff der beiden hohen Offiziere angeordnete Maßregel anſtehen. Dagegen ſchickte er ſeinen Adjutanten Rittmeiſter v. Dreiling nach Wien, um dem Kaiſer von Rußland über den Vorgang [2]) zu berichten. Als dieſer Offizier in den erſten Tagen des Novembers von

---

[1] Eugen Dietrich Moritz v. Liebenau, geb. zu Deſſau 1758. Siehe über ihn: Goethe „Aus dem Leben eines ſächſiſchen Huſaren," S. 205 ff.

[2] Noch mancherlei Einzelheiten dieſer Adreßgeſchichte ſ. bei Graf Holtzendorff, ſowie in Gretſchel und Bülau a. a. O., Bd. III, S. 590—96.

Wien zurückkehrte, brachte er ſeinem General die falſche Nachricht mit, daß die Einverleibung Sachſens in Preußen nun gewiß ſei. Entzückt, ſeine Erwartungen ſo beſtätigt zu ſehen, erſchien Thielmann, der ſich ſeit Monaten nicht vor den Truppen gezeigt hatte, plötzlich in Coblenz auf der Parade und begrüßte die Offiziere mit den triumphirenden Worten: „Meine Herren, Ihr Schickſal iſt entſchieden. Sachſen iſt mit Preußen vereinigt.“ Als darauf der damals dem ſächſiſchen Heere angehörige beliebte Sachſendichter Emil Reiniger [1]) dem durch jene Nachricht erzeugten allgemeinen und tiefſten Kummer einen dichteriſchen Ausdruck gab, nannte ihn Thielmann ins Geſicht einen Rebellen und Staatsverbrecher, und rieth ihm, ſeiner Muſe eine beſſere Richtung zu geben, da die jetzige auf die Feſtung oder auf den Sandhaufen zu führen ſcheine!

Die Nachricht erwies ſich als falſch und die ſächſiſche Frage brachte vielmehr den Congreß zu einer Kriſis, welche die Sache zu einem für Sachſen ungleich günſtigeren Ausgang hätte führen können, wenn nicht die Rückkehr Napoleon's veranlaßt hätte, den Knoten zu zerhauen. Während nun die Möglichkeit eines Bruches ſchwebte, hielt man für gut, die ſächſiſchen Truppen aus der Nähe der öſterreichiſchen zu ziehen und mit preußiſchen zu umgeben, ſie auch von dem Führer zu trennen, der ihr unbedingtes und ungetheiltes Vertrauen genoß und um ſo gefährlicher erſchien, da er mit feſter Thatkraft die beſonnenſte Umſicht verband. Das Hauptquartier ward daher, erſt nach Bonn, dann (23. Jan. 1815) nach Cöln verlegt; eine Maßregel, welche doch vielleicht fruchtlos geweſen wäre, da, trotz der großen

---

[1] Karl Ernſt Reiniger, geb. zu Großenhain 29. Oct. 1792.

Wachſamkeit und des lebendigen Mistrauens Thielmann's, doch alle Veranſtaltungen bei dem Corps getroffen waren, um eintretenden Falles augenblicklich und kräftig die Maßregeln ergreifen zu können, welche dann Pflicht und Ehre geboten haben würden.[1] Der General Lecoq ward nach Sachſen zurückbeordert, angeblich um dort eine andere Beſtimmung zu erhalten, was jedoch keineswegs in Erfüllung ging. Er ward in Sachſen nicht beſchäftigt, wol aber von geheimer Polizei umgeben; die Poſt durfte ihm ohne höhere Erlaubniß keine Pferde geben; als Ende Mai ein Adjutant Lecoq's, als Courier des mit den Verbündeten bereits wieder ausgeſöhnten Königs, durch Cöln reiſte, ward er angehalten und in das Hauptquartier nach Namur gebracht, und es ergab ſich, daß dies infolge eines allgemeinen Befehls in Betreff Lecoq's und ſeiner Adjutanten geſchehen war.

Nach Eintreffen der erſten Nachricht von der beſchloſſenen Abtretung der Hälfte von Sachſen an Preußen, erließ Thielmann — ob eigenmächtig, oder in irgend einem Auftrag, iſt ſtreitig — eine Ordre an die Brigadiers, worin er ſie erſuchte, die Offiziere ihrer Brigaden zu befragen, welchem Heere ſie dienen wollten, und ihm dies anzuzeigen. Da der Congreßbeſchluß nur allgemein gehalten, über die Grenzziehung noch nichts Genaueres feſtgeſetzt war und der König von Sachſen noch nicht zugeſtimmt hatte, ſo war die Maßregel jedenfalls vorzeitig, weshalb denn auch die meiſten Truppenabtheilungen gar nichts in der Sache thaten. Der inneren Eintracht that ſie immerhin Eintrag. Anfangs April verließ auch Kleiſt, dem ein dankbares Andenken der Sachſen bewahrt blieb, das Corps, das nun unter

---

[1] Graf Holtzendorf a. a. O., S. 171.

Blücher's Befehl geſtellt ward, deſſen Stärke jedenſ
edles Maßhalten und ſchonendes Zartgefühl nicht wa
Wäre Lecoq an der Spitze der Sachſen, wäre auch
Kleiſt an der Spitze des Armeecorps geblieben, es hä
keine Scenen ſtattgefunden, wie die traurigen lütti
vom 2. Mai, mit ihren blutigen Folgen vom 6.[1]

Thielmann war wenigſtens bei dieſer Sache n
mehr betheiligt. Er war in preußiſche Dienſte getre
und machte dies den ſächſiſchen Truppen durch Tag
befehl d. d. Lüttich, 17. April 1815 bekannt. Von
an beginnt wieder eine ſchönere Periode in Thielman
Leben, der nun aus der unnatürlichen Stellung, in
er ſich ſeit 1813 befunden hatte, heraus und wieder
ſichern, feſten Boden geſtellt war, wo er ungetrüb
ſeine bedeutenden Gaben und die mehrfachen Glanzſei
ſeines Weſens entfalten konnte. An die Spitze
dritten preußiſchen Armeecorps geſtellt, hat er in
nächſten Monaten ſeine ſtrahlendſten Lorbern erfocht
hatte am 16. Juni, wo er Sombreuf und Tongren
beſetzt hielt, am 18. bei Wavre einen harten Stra
gegen die Uebermacht, mit der ihn Vandamme u
Grouchy anfielen, mannhaft und unbeſiegt beſtanden,
19. ihren Rückzug entſchieden, am 27. an dem Gefechte
Compiegne theilgenommen, noch am 3. Juli Iſſy geg
Vandamme behaupten helfen, als der Krieg zu E
ging. Wäre Thielmann bei Wavre geſchlagen word
oder hätte ſich Grouchy nicht dort von ihm aufhal
laſſen, ſo konnte auch bei Waterloo der Ausgang
anderer geweſen ſein, und jedenfalls ſind jene Tage d

---

[1] Ueber dieſe Vorgänge ſ. Gretſchel und Bülau a. a. O.,
III, S. 488—498, wo zugleich Müffling's Entſtellungen zurü
gewieſen ſind.

jenigen in Thielmann's Leben, in denen er am bedeutſamſten in die Geſchicke der Welt eingegriffen.

Er ward durch das eiſerne Kreuz zweiter und erſter Claſſe, einen ruſſiſchen Ehrendegen und eine königliche Gratification von 25000 Thlrn. belohnt und bekam nach dem Frieden, erſt interimiſtiſch, ſeit 1817 definitiv das Commando in Weſtfalen. Zu Münſter, wo er ſeinen Sitz nahm, iſt ſein Haus ein Mittelpunkt heiterer Geſelligkeit geweſen, und er ſelbſt hat ſich, hier wie ſpäter in Coblenz, durch ſein geiſtreiches und einnehmendes Weſen die Freundſchaft und Achtung gar manches Ehrenmannes erworben. Wie ganz er wieder der Alte geworden und ſich zu der Munterkeit ſeiner lebhaften Jugend zurückverſetzen konnte, ſehen wir u. a. aus dem „Leben“ des wackern Georg Ludwig Keßler [1]), dem bei ſeinem mehrjährigen Aufenthalte in Münſter das Thielmann'ſche Haus beſonders werth war und der u. a. (S. 240) erzählt: „Der muntere General v. Thielmann veranſtaltete bei ſich im großen Saale des Schloſſes eine Redoute, auf welcher unter andern von einer unerkennbaren Maske treffliche ſarkaſtiſche Diſtichen ausgetheilt wurden, in welchen jeder ſein Schläppchen erhielt. Später geſtand der General im Vertrauen Keßlern, daß ſie von ihm ſelbſt verfaßt waren, und nach ſeiner Beſtimmung vertheilt wurden.“ Als zuerſt ein Glied der königlichen Familie, der Kronprinz, Münſter, das ſich noch gar nicht mit dem Gedanken, eine preußiſche Provinz geworden zu ſein, befreunden konnte, mit einem Beſuche erfreute, wird des glänzenden Mittagsmahles gedacht, das Thielmann „mit größtem Geſchmack und Luxus“ im großen Saale gegeben.

---

[1]) Leipzig 1853.

Im März 1820 wurde Thielmann, als Chef des achten Armeecorps, nach Coblenz verſetzt. Hier erhielt er bei der Durchreiſe des Königs von England (1821) den Guelfenorden erſter Claſſe. 1823 wurde er zum General der Cavalerie ernannt und mit dem rothen Adlerorden erſter Claſſe geſchmückt, und ſoll beſtimmt geweſen ſein, Preußen bei der Krönung Karl's X. als Ehrengeſandter zu vertreten, als ein plötzlicher Schlagfluß ihn am 10. Oct. 1824 dahinraffte, nachdem er ſeit dem ruſſiſchen Feldzuge an der Leber und ſpäter am Podagra gelitten. Unter all ſeinem Glanze ſoll er ſich doch zuweilen nach der dresdener Heimat zurückgeſehnt, und namentlich in den letzten Jahren oft geäußert haben: „Nach Dresden ſehnt ſich mein Herz; nur manchmal einen Blick dahin von der Keſſelsdorfer Höhe, was gäbe ich nicht darum?“ Auch ſoll er in dieſer Zeit in vertrautem Kreiſe einmal geäußert haben: „Ich gäbe eine Hand darum, wenn manches ungeſchehen zu machen und zurückzunehmen wäre.“ Am 20. Sept. 1818 ſoll er eine zahlreiche Geſellſchaft zum Mittagsmahle geladen und bei demſelben in den herzlichſten Worten den Toaſt ausgebracht haben: „Auf das Wohl des ehrwürdigen Monarchen, der heute ſein Jubelfeſt feiert!“ Ja, er ſoll in den letzten Jahren ſeines Lebens, wo er überhaupt manches Schroffe und Rauhe abgelegt, ſich oft als Vertheidiger Friedrich Auguſt's ausgeſprochen haben 1), über den ſich auch ſonſt die Anſichten in ſehr kurzer Zeit, nach vorübergehender arger Verkennung, vielfach berichtigten. Auch Stein, der Sachſen ſo ſchwer geſchadet, ſoll durch Thielmann, mit dem er von ſeinem Kappenberg aus in

---

1) S. Graf Holtzendorff a. a. O., S. 18 ff.

vielem Verkehr ſtand, vielfach anderer Anſicht über Sachſen und ſeinen König geworden ſein.

Doch Thielmann ſollte ſein Grab nicht in der heimatlichen Erde, ſondern am ſchönen Rhein finden, auf dem coblenzer Friedhofe, dicht neben dem braven Generallieutenant v. d. Gröben († 10. Juli 1839). Auf Thielmann's Grabe ruht eine flache Marmorplatte, die ein Kreuz, Commandoſtab, Schwert und Helm, alles von Eiſen, und die Inſchrift trägt: „Dem General der Cavalerie Freiherrn v. Thielmann das 8. königlich preußiſche Armee-Corps. 1825.“ Auch Schenkendorf liegt auf dieſem Friedhof, deſſen erſte Leiche, noch vor der Einweihung darin beerdigt, die des Generalmajors Alexander Wilhelm v. d. Golz war, welcher am 20. Jan. 1820 an den Folgen einer im Duell empfangenen Schußwunde geſtorben war, die ihm ein auch aus ſächſiſchem in preußiſchen Dienſt übergegangener General, der General v. Ryſſel, beigebracht hatte. [1]

Nachſchrift. Als obiger Aufſatz geſchrieben und zum Druck abgeliefert war, kamen uns einige neu erſchienene Schriften und Aufſätze zu Geſicht, in denen die torgauer Vorgänge betreffende Mittheilungen enthalten ſind, durch welche unſere Darſtellung derſelben ergänzt und beſtätigt wird, und die wir in den „Denkwürdigkeiten eines Livländers (Freiherrn v. Löwenſtern) aus den Jahren 1798—1815,“ herausgegeben von Friedrich v. Smitt (2 Bde., Leipzig 1858), in den „Nachrichten von dem Geſchlechte der Grafen v. Wartensleben,“ von Julius Graf v. Wartensleben (2 Bde., Berlin 1858) und in der Beilage zur Augsburger Allgemeinen Zeitung, Jahrg. 1858, Nr. 202 fanden.

---

[1] S. Rhein. Antiquar., Abth. II, Bd. II, S. 67.

Graf Cäſar Scipio Alexander v. Wartensleben (geb. zu Marienburg 8. April 1785, † zu Krippitz 29. Dec. 1851) war 1797 in die preußiſche Armee eingetreten, 1799 Lieutenant, 1806 Adjutant des Herzogs von Weimar geworden, während des Rückzugs nach Lübeck in Blücher's Adjutantur geweſen, während des Kampfes um Lübeck durch Blücher an die weimariſchen Herrſchaften nach Eutin geſendet worden, hatte darauf Pretioſen der Großfürſtin nach Petersburg geflüchtet, war dann, durch eine Wunde am Knie zum Fußdienſt unfähig geworden, 1807 bei einem Dragonerregiment eingetreten und hatte bei Eylau, an der Paſſarge und bei Braunsberg mitgefochten. Nach dem Frieden wurde er (31. März 1808) als Stabsrittmeiſter entlaſſen, heirathete und bewirthſchaftete ein erkauftes kleines Gut bei Guhrau, erhielt auch 12. Oct. 1812 den Johanniterorden. Wie es nun gekommen, daß er früh im Jahre 1813, mit Genehmigung ſeines Königs und bei fortdauernder ſtreng preußiſcher Geſinnung, nicht in preußiſchen Dienſt, dem damals alles in Preußen zuſtrömte, was nur irgend waffentüchtig war, nicht wenigſtens in ruſſiſchen oder allenfalls öſterreichiſchen, ſondern in den Dienſt des ſeit Jahren mit Preußen geſpannten und damals wenigſtens formell noch mit Frankreich verbündeten Sachſen trat, iſt ſchwer zu ermeſſen. Wenn man aber das Befremdende dieſes damals wol einzigen Vorganges erwägt und dabei erfährt, daß Graf Wartensleben als Rittmeiſter und Adjutant des Generals Thielmann in die ſächſiſche Armee trat, und wenn man weiter ihn ſelbſt erklären hört: er ſei „des Generals einziger Vertrauter bei ſeinen Unterhandlungen mit den Alliirten geweſen, auch allein zu den Sendungen in das Kleiſt'ſche Hauptquartier gebraucht worden [1])“, ſo wird der Gedanke nahegelegt, daß Thielmann ſelbſt dieſen Eintritt in das ſächſiſche Heer vermittelt habe und daß die preußiſche Genehmigung dazu mit wohl berechneter Abſicht ertheilt worden ſei. Es würde das aber auf eine ſehr frühe Verbindung Thielmann's mit den Preußen hindeuten. Auch Baron Löwenſtern erzählt [2]): als er mit ſeinen Koſacken vor Torgau erſchienen ſei, habe ihm Major v. Natzmer, d. d. Roſenfeld 19./31. März, geſchrieben: Thielmann ſei ſo gut geſinnt, als ſie nur wünſchen könnten, werde weſentliche Dienſte leiſten, und habe es ſchon gethan; man ſolle deshalb keine Feindſeligkeiten ausüben. Graf Wartensleben berichtet weiter: „Der ſpätere General der Infanterie v. Natzmer wurde verſchiedentlich als Parlamentär der Alliirten nach Torgau geſandt. Bei einer dieſer Gelegenheiten trug er namens des Generals v. Kleiſt bei dem General v. Thielmann auf eine Anzahl von Prahmen und Kähnen an, welche ſämmtlich unter den Kanonen von Torgau lagen, um mit dieſen Gefäßen bei nächtlicher Weile einen Ueberfall auf das andere Elbufer, wo ſorglos franzöſiſche Infanterie und Cavalerie lagerte, zu unternehmen. Der General v. Thielmann mochte den Antrag nicht gerade ablehnen, ſuchte ſich aber damit zu entſchuldigen, daß er verſicherte, er habe in ſeiner Garniſon keinen Offizier, dem er das gefährliche Unternehmen zumuthen möge, die Prahmen bei Nacht ſtromabwärts zu ſchiffen, indem in den damaligen bedenklichen Verhältniſſen die Kugel auf dem Sandhügel der Lohn des Offiziers ſein könne. Da trat ic der einzige Zeuge dieſer Unterredung, vor, erklärte mi zu dem Unternehmen bereit, und benahm dadurch de General v. Thielmann jede weitere Ausrede. Als i darauf den Major v. Natzmer wieder auf den Vorpoſte brachte, drückte er mir herzlich die Hand und ſagte «Die bereitwillige Hingebung, mit der Sie Sich zu Opfer bringen wollen, ſoll zu ſeiner Zeit der Köni (von Preußen) erfahren.» In der nächſtfolgende Nacht unternahm ich mit 18 Gefäßen die Fahrt bi 1½ Meilen unterhalb Torgau, ohne zu wiſſen, da die Alliirten inzwiſchen den Plan zum Ueberfalle au gegeben hatten. Als gegen Morgen keine Truppen zuſammenziehungen ſtattfanden, und ich ohne Nachrich blieb, mußte ich unter dem Feuer der Franzoſen, welch inzwiſchen am jenſeitigen Ufer aufmerkſam geworde waren, unverrichteter Sache wieder nach Torgau zurüc kehren und verlor dabei acht Ruderknechte.“

---

[1]) Graf Wartensleben a. a. O., Bd. II, S. 210, nach handſchriftlichen Mittheilungen des Grafen Cäſar.

[2]) Denkwürdigkeiten eines Livländers, Bd. II, S. 8.

Nach dieſem Ausgange ſcheint das ein andere Vorgang geweſen zu ſein, als der oben berichtete Uebrigens machen wir darauf aufmerkſam, daß Thiel mann, nach ſeiner eigenen damaligen Erklärung, unte ſeinen ſämmtlichen Offizieren keinen kannte, von dem e erwartete, er werde „die Kugel auf dem Sandhügel“ riskiren mögen, d. h. er werde dem Enthuſiasmus fü die Sache der Verbündeten ſeine Dienſtpflicht nachſetzen daß er den zu leiſtenden Dienſt damit ſelbſt für einen ſolchen erklärte, der eine kriegsrechtliche Verurtheilung nach ſich ziehen könne, und daß der Offizier, der ſich dieſem Dienſte unterzog, ein Preuße war, der auch im ſächſiſchen Dienſt mehr auf den König von Preußen, als auf den König von Sachſen blickte.

Ueber die Feſtmahlsſcene berichtet Graf Wartensleben:

„Als ferner der General v. Thielmann bei Gelegenheit eines Diners zur Feier ſeines Geburtstages die anweſenden Offiziere zu Gunſten der Alliirten und zu dem Entſchluſſe der Uebergabe von Torgau zu ſtimmen ſuchte, erhob der General Sahr den lebhafteſten Widerſpruch, und wußte dem General Thielmann dergeſtalt zu imponiren, daß derſelbe, ſtatt den Opponenten arretiren zu laſſen (sic), von ſeinem Vorhaben abſtand.[1] Bei dieſem Auftritte trat ich, um den guten Geiſt wenigſtens unter den jungen Offizieren[2] zu erhalten, ganz allein mit kräftiger Rede auf, und ſetzte mein Leben dadurch abermals in große Gefahr (?), wie hierüber auch zwei andere damalige Adjutanten des Generals v. Thielmann, der Rittmeiſter v. Mindwitz und der Lieutenant (nachmals General) von Schreckenſtein, das Nähere bekunden können.“

Nach dieſer Erzählung wäre alſo unter ſämmtlichen anweſenden Offizieren nur der vor kurzem erſt eingetretene Preuße für Thielmann aufgetreten, und dabei in der Meinung geweſen, daß er dadurch ſein Leben in große Gefahr geſetzt habe. Wir glauben, daß beides zuviel geſagt iſt; über den wahren Stand der vorherrſchenden Geſinnung gibt es aber doch Aufſchluß, und widerlegt jedenfalls die Behauptungen, daß die Garniſon bereit geweſen ſei, Thielmann ohne weiteres zu folgen.[3]

---

[1] D. h. es als zur Zeit unausführbar erkennen mußte.

[2] Von dieſen waren nur wenige zugegen.

[3] Sofort nach dem Uebergange Thielmann's verließ auch Graf Wartensleben den ſächſiſchen Dienſt, nachdem er jedoch ordnungsmäßig den Abſchied erbeten und erhalten hatte, und trat nun in die ruſſiſch-deutſche Legion. Hier diente er als Rittmeiſter und Brigade-, ſpäter Diviſionsadjutant. 1814 wieder zu Thielmann geſendet, ward er bei Courtray verwundet. Bald darauf trat er als Major in die

Beſonders merkwürdig iſt aber der an der angeführten Stelle der A. Z. durch Prof. Preuß mitgetheilte Brief, welchen Thielmann, d. d. Torgau 10. März 1813, alſo an demſelben Tage, wo er an der Mittagstafel den entſcheidenden Befehl des Königs empfing, wahrſcheinlich an Kleiſt geſchrieben. Er lautet:

„Ich bin deſtituirt; der König von Sachſen hat auf eigene Hand, ohne aller ſeiner Diener Wiſſen, ſeinen Frieden mit Frankreich gemacht. Wäre es Zeit, daß Sie binnen hier und wenig Stunden kommen könnten, ſo würde ich Ihnen noch die Feſtung zu übergeben im Stande ſein (?), aber man hat mich ſo gefaßt, daß ich nichts mehr thun kann.[1] Können Sie nicht kommen[2], ſo iſt alles verloren. Die Generale ſind gegen mich — ich verlaſſe Armee, Vaterland, alles, und flüchte zu Ihnen, um mit Ihnen zu ſterben. — Thielmann. — Miniſter Senft — der Verkannte[3] — hat gleich reſignirt."

---

preußiſche Armee, ward übrigens 1825 auf Wartegeld, 1833 als Oberſtlieutenant in Penſion geſetzt und zugleich mit einem Poſtamt beliehen, das er durch einen Stellvertreter verwalten laſſen durfte. Er bewirthſchaftete darauf Güter bei Thorn und Kaliſch, welche Gegend ihm jedoch 1847 die polniſchen Bewegungen verleideten, und lebte zuletzt, ſeit 1849, wieder in Sachſen, wo er die Villa Böhlen bei Grimma erkauft hatte. Er ſtarb auf einer Reiſe zu ſeinen Kindern.

[1] Man bemerke den Widerſpruch in dieſem Satze.

[2] Wie konnten die Preußen, in der damaligen Sachlage, ſich zwiſchen Ney und Reynier wagen, auf ſo ungewiſſe Ausſichten hin, wie ihnen Thielmann bot?

[3] Verkannt von den Alliirten, die ihn für einen Anhänger der Franzoſen hielten; abgegangen, weil er ſich bei den Franzoſen rettungslos compromittirt hatte; nicht daß er einen Anſchluß an Preußen gerathen hätte, ſondern weil er den Anſchluß an Oeſterreich, weil er überhaupt die Politik rieth, die der König bis dahin befolgt hatte, und gern noch länger befolgt hätte.

Ein merkwürdiger Brief, der jedenfalls die große Aufregung und Verwirrung bekundet, in welcher Thielmann ſich damals befand. Woher er gewußt haben könnte, wie es bei der Entſchließung des Königs in Prag zugegangen, iſt nicht abzuſehen. Jedenfalls war er falſch unterrichtet, wenn er annahm, der König habe „ohne aller ſeiner Diener Wiſſen“ gehandelt. Der Befehl, den er am 10. empfing und den der König am 8. erlaſſen hatte, war auf die Berichte, die der Geheimrath Graf v. Hohenthal am 7. überbracht hatte und auf die Berichte und Vorſtellungen der von dem König eingeſetzten Immediat-Regierungscommiſſion[1] gefaßt worden, und der Entſchluß des Königs zur Rückkehr nach Dresden, der erſt am 9. gefaßt wurde und den Thielmann am 10. in Torgau noch gar nicht kennen konnte, ging aus den Botſchaften hervor, welche Graf Einſiedel am Abend des 9. brachte, Graf Einſiedel, über welchen Senfft, nachdem er bereits aus dem ſächſiſchen Dienſte ausgetreten, noch am 14. Juni 1813 hoffend und billigend ſchrieb.[2] Senfft ſelbſt mag allerdings gewünſcht haben, daß der König auf jede Gefahr in Prag bleibe, erklärt aber ausdrücklich: er ſei „in jenem entſcheidenden Augenblicke durch ein unglückliches Zuſammentreffen der Umſtände ganz iſolirt geweſen,“ worin denn doch liegt, daß die übrigen Umgebungen des Königs ſeine Rückkehr für unvermeidlich gehalten haben. Er erhielt ſeine Entlaſſung in den gnädigſten Ausdrücken, und es iſt von ſeiner Seite nie ein Wort des Tadels gegen den König bekannt geworden. Wieviel an den Gerüchten wahr iſt: daß der König ſelbſt damals noch damit umgegangen ſei, in Prag zu bleiben und ſtatt ſeiner den Prinzen Anton zu ſchicken, daß er die ganze Nacht hindurch an Inſtructionen für dieſen gearbeitet, daß ſich aber auch dieſer Ausweg als unanwendbar erwieſen, daß man darauf gehofft und darauf hingearbeitet habe, der König werde durch Oeſterreich, ſcheinbar wider ſeinen Willen, zurückgehalten, oder von den Preußen noch an der Grenze überfallen werden[1], was gleichwol alles nicht in Erfüllung gegangen, müſſen wir dahingeſtellt ſein laſſen. Der König kehrte nach Dresden zurück, und hatte allen Grund zu dem Glauben, daß er dies um des Landes willen müſſe. Dieſem hat ſeine Rückkehr für jene Zeit auch genützt, und auf den weiteren Gang des Krieges konnte ſie keinerlei Einfluß üben. Eine Freiheit, Sachſen auf die Seite der Verbündeten zu führen, hatte er von dem Tage von Lützen an, den ein ſolcher Uebergang auch nicht gewendet haben würde, bis zu der Schlacht bei Leipzig nicht mehr. Wie er aber einer der allererſten deutſchen Fürſten war, der ſich von dem franzöſiſchen Bündniß loszumachen ſtrebte[2] — nur daß er nicht mit den Preußen und Ruſſen, ſondern mit Oeſterreich dabei gehen wollte[3] —, ſo iſt es auch grundlos, was wir noch kürzlich von einem Schutzredner des Königs an halbamtlicher Stelle zugeſtanden laſen: daß er der letzte deutſche Fürſt geweſen, der zu Frankreich gehalten. Bis zur Schlacht von Leipzig, von wo an auch der König von Sachſen die Freiheit, gegen Frankreich aufzutreten, erhielt 1) und gern benutzt hätte, waren der Allianz von ſämmtlichen Rheinbundesſtaaten beigetreten: Mecklenburg, thatſächlich Anhalt, das jedoch formell erſt am 1. Dec. abſchloß, und ſeit dem 8. Oct. Baiern. Würzburg trat erſt am 26. Oct., alle übrigen Staaten traten erſt im November, Baden z. B., nachdem es vergeblich Neutralität geſucht, erſt am 20., Naſſau erſt am 23. Nov. bei. Kurz, das Ausnahmeverfahren gegen Sachſen iſt lediglich durch die Ungunſt ſeiner Verhältniſſe, durch das befangene Urtheil der Zeit und vor allem durch ſeine örtliche Lage begründet worden.

---

[1] Sie beſtand aus dem Conferenzminiſter v. Globig, dem Oberkammerherrn Freiherrn v. Frieſen, dem Geheimrath Freiherrn v. Manteuffel und dem Geheimen Finanzrath v. Zeſchwitz.

[2] Freimüthige Sachſenzeitung, Jahrg. 1857.

---

[1] Colomb ſoll dazu beſtimmt geweſen, aber nicht zur Stelle gekommen ſein. Das würde nicht verwundern; denn den Preußen war es ganz recht, daß der König wieder nach Dresden kam.

[2] Indirect erkennt dies auch Thielmann im obigen Briefe an, wenn er ſagt: der König habe „ſeinen Frieden mit Frankreich gemacht.“

[3] Das konnten die Verbündeten ſelbſt nicht tadeln, welche Baiern, als es im März bei ihnen anklopfte, ſelbſt an Oeſterreich gewieſen hatten.

---

1) Daß er ſie auch im März nicht beſaß, erkannte ſelbſt Blücher an, der in ſeiner bunzlauer Proclamation vom 23. März 1813 ſagte: „Euer Landesherr iſt in fremder Gewalt, die Freiheit des Entſchluſſes iſt ihm genommen. Die Schritte beklagend, die zu thun eine verrätheriſche Politik ihn nöthigte, wollen wir ſie ebenſowenig ihm zurechnen, als ſie Euch entgelten laſſen. Nur für Euern Herrn wollen wir die Provinzen Eures Landes in Verwahrung nehmen“ Freilich Blücher war nicht in die geheimen kaliſcher Verhandlungen und Hardenberg's Entwürfe eingeweiht.

Miscellen und Nachträge.

I. Sendſchreiben an den Herausgeber in Sachen Katharina's I.

„Die Relation über den Aufſatz «Das Mädchen von Marienburg», die Sie im Anhange zum achten Bande Ihrer biographiſchen Sammlung gegeben und die mir erſt jetzt zu Geſichte gekommen, hat mich zum Danke verpflichtet und mir zu dem freudigen Vertrauen den Muth gegeben, mit welchem ich in Betreff derſelben mich unmittelbar an Sie ſelbſt wende. Einem ſo bewährten, leidenſchaftsfreien Forſcher gegenüber möchte ich in keiner Hinſicht ungerechtfertigt auch nur erſcheinen, und konnte überdem die Rechtfertigung, wenn es einer ſolchen bedurfte, bei Ihnen am beſten erwarten, da der Gegenſtand, um den es ſich handelt, erſt neulich Ihre eigenen Studien beanſprucht hat, und auch Sie ſich abermals von der Fruchtloſigkeit aller bisherigen Bemühungen überzeugt haben, wo es darauf ankam, ein in ſich ſelbſt abgeſchloſſenes Bild des Lebens oder einen befriedigenden Nachweis der Abkunft Katharinens zu geben. Von meinem guten Glauben an das, was ich über dieſe beiden Gegenſtände beigebracht, ſind Sie nur zu ſehr überzeugt; könnte ich Sie doch auch von meinem guten Willen überzeugen, mich eines Beſſern gern belehren zu laſſen.

Darum erlauben Sie mir gleich zum Eingange die Erklärung, daß das Manuſcript, aus welchem ich den Auszug mitgetheilt, ſchon vor 10 Jahren zum Drucke fertig lag.

den ungünſtige Umſtände damals verhinderten. Da es mir möglich wurde, wenigſtens einen Auszug zu geben, mußte ſich dieſer nur auf die Reſultate beſchränken, was eine mir ſelbſt fühlbar gewordene Unvollſtändigkeit für denjenigen ergab, der in einer bisher ſo ſtreitigen Sache mit mir denſelben Weg der Unterſuchung gehen und bei demſelben Ziele der Ueberzeugung anlangen ſollte. Was dem Manuſcript verbleiben mußte, würde hingereicht haben, alle Ihre Bedenken zu heben, da ich mir dieſelben zu machen ſchon früher hinlänglich veranlaßt war.

Mein angelegentlichſtes Geſchäft, nachdem ich Ihre Relation geleſen, war, mich mit Ihrer Skizze über die Kaiſerin Katharina im ſechsten Bande Ihres Werkes bekannt zu machen und zugleich die angeblichen Villebois'ſchen Memoiren von Angeſicht und vollſtändig kennen zu lernen, die ich bei der Abfaſſung des Manuſcripts (1847) nur mittelbar und theilweiſe kannte. Da hat es mir Genugthuung gegeben, zu bemerken, daß alle Berichte über den Gegenſtand quaestionis bis zur Mitte dieſes Jahrhunderts, die Ihnen vorgelegen, auch mir vorgelegen haben. Ich habe die Geduld bewundert, mit welcher Sie die widerſprechenden Ausſagen milde zu vereinigen ſuchen und mich zugleich der Pietät gefreut, mit welcher Sie, wo es mit allem treuen Fleiße nicht geſchehen konnte, auf der Seite des Beſſern blieben und dadurch den Glauben an die Moralität der Menſchheit bewährten und bekannten. Habe ich nun zwar mit allen dieſen Berichten denſelben Kampf gekämpft, nur auf meinem einſamen Studirzimmer, vor einem kleinen Publikum, das bisher nur aus meiner eigenen Wenigkeit beſtand, wie Sie noch aus den zwei „Extrablättern" zum „Mädchen von Marienburg" abnehmen mögen, die in unveränderter Form aus dem Manuſcripte ich Hrn. Profeſſor Kriegk in Frankfurt zu beliebiger Veröffentlichung übermachte: ſo habe ich auch, weniger milde als Sie, wie ich aber glaube, zu rechter Zeit, mich des Schwertes bedient, um den Knoten zu löſen. Welch ein Gewirre von Tönen ohne Harmonie und ohne Melodie in den Erzählungen von der Kindheit und Jugend des verwaiſten Mädchens! Keine Auflöſung möglich. Fühlbar aber traten bei den disconcertirenden Concertiſten auch Mangel an Kenntniß, Misverſtand, Leichtfertigkeit und böſer Wille hervor, während der Klageruf des Waiſenkindes, das bisher keinen Vertreter gegen ſie fand oder auch nur finden konnte, nicht aufhörte, zur Gerechtigkeit wenigſtens aufzufordern. Es galt das „ſchuldig! oder nicht ſchuldig!“ eines ganzen Lebens in den Annalen der Geſchichte.

Ein anderer Weg mußte eingeſchlagen und dazu ein Schritt zurückgethan werden. Die Berichterſtatter wurden von mir nach der Zeitfolge geordnet und jeder Einzelne wurde nach ſeiner Stellung in Zeit und Ort, nach ſeiner Intelligenz und nach ſeinen Kenntniſſen, nach ſeinen Leidenſchaften und Abſichten abgeſchätzt. Das ergab einen erſten Abſchnitt des Manuſcripts, einen catalogue raisonné aller Berichte über den Gegenſtand, der in dem Auszuge nur in nuce gegeben werden konnte, verringerte aber auch die Zahl der Stimmgeber bedeutend. Daß die ruſſiſche Literatur über den Gegenſtand nichts ergibt, als Ausländern Entlehntes, habe ich in der Einleitung zum Auszuge ausgeſprochen. Auch ich habe, was ich außer den Briefexcerpten des Kaiſers beigebracht, aus ihnen entlehnt; aber ich habe mich der vorausgegangenen Schätzung zufolge berechtigt und verpflichtet gefühlt, zuerſt nur diejenigen ihre Stimme abgeben zu laſſen, die durch ihre Stellung zum Mädchen von Marienburg in Zeit und Ort die Befähigtſten waren; dann die Zeitgenoſſen, die in Petersburg zunächſt lebten und ſchrieben, und durch ihre Integrität die Berechtigtſten ſind, auf unſer Vertrauen Anſpruch zu machen. Da die Aeltern Glück für rathſam halten mochten, über Katharinens Angelegenheiten zu ſchweigen, bis der Tod dem Vater Glück 1705, der Mutter 1720 für immer den Mund ſchloß, und die überlebenden Kinder Glück's, die alle jünger als Katharina waren, nichts Erhebliches über dieſelbe mitgetheilt haben oder auch nur haben mittheilen können, ſo blieben mir nur Wurm, Skoph und Oloſſon, der Zar Peter und Huyſſen, und in zweiter Ordnung Weber, Gordon und Ranft. Sie ergaben mir, noch bevor ich Katharinens Abkunft entdeckte, die unſcheinbaren — iſt denn die

Wahrheit nicht immer einfach! — aber an ſich genügenden Reſultate, die der erſte Abſchnitt des kleinen Auszugs von „des Mädchens Kindheit und Jugend“ aufgeſtellt hat. Ich nenne ſie nicht neu. Wol jedem, der ſich mit geſchichtlichen Studien beſchäftigt, wird eines und das andere davon zu Geſichte gekommen ſein. Die Facten waren von befähigten unparteiiſchen Gewährsmännern gegeben; ſie nach Zeit und Ort zuſammenzuſtellen, war allein dem Verfaſſer überlaſſen, und er glaubt, daß ihm das gelungen, wegen der Uebereinſtimmung, die ſie untereinander haben. Das Was? in dieſen Facten, war der Welt längſt bekannt; das bisher in Frage geſtellte Wie? hat ſich jetzt auf die einfachſte, natürlichſte Weiſe ſelbſt klar herausgeſtellt. — Und die ſpätern Berichterſtatter, an Zahl ſo groß, an pikanten Mittheilungen ſo reich, durch die Aufnahme, die ſie gefunden, ſo verwöhnt, durch die Stellung, die ſie im bürgerlichen und geſellſchaftlichen Leben, in der Literatur einnahmen oder noch einnehmen, ſo berechtigt erſcheinend zur Abgebung ihrer Stimme? Noch einmal verſuchte ich aus Scheu vor dieſen Autoritäten eine Ausgleichung. Aber ſie ſind nicht Quellen in dem Sinne der meinigen, nicht primitive; ihre Erzählungen, wo und wie ſie von den Zeugniſſen meiner bewährten Zeugen abweichen, paſſen durchaus nicht zu den Mittheilungen dieſer letztern: jene und dieſe ſchließen ſich völlig gegenſeitig aus wie Licht und Finſterniß, wie Wahrheit und Lüge. Nirgends ein Anknüpfungspunkt, wo man ſie miteinander in Verbindung ſetzen könnte, nirgends eine Zeit oder ein Ort, wo ſie wenigſtens als Dämmerlicht eingeſchichtet werden könnten. Da glaubte ich, bei der moraliſch und hiſtoriſch unüberſteigbaren Kluft, die zwiſchen meinen und ihren Berichten liegt, den alten Autoritätsſatz des dissuendi non dissecandi bei ſeiner Einſeitigkeit erfaßt zu haben und berechtigt zu ſein, ihn zu verlaſſen, indem ich die letztern für todt erklärte für die Geſchichte dieſes Factums, für einen Ausweis irriger, oft leichtſinniger und böswilliger Berichterſtattung, wie ſie ſich ſelbſt darſtellen, und für ein warnendes Beiſpiel für Hiſtoriker, die Quellen benutzen, ohne deren Glaubwürdigkeit zu prüfen. Sie mögen in Zukunft eine chronique scandaleuse für ſich bilden und dem Menſchenwitz eine Preismedaille verdienen. Geſchichte ergeben ſie in dieſem Factum nicht. Aber — Villebois?

Auch dieſe Memoiren habe ich nun geleſen und den Herausgeber derſelben bedauert, daß er ein todtes Kind geboren. Dieſe Memoiren waren ſchon todt vor ihrem Erſcheinen, und auch ich habe in der zufolge ſchon der nur theilweiſen Kenntniß derſelben längſt gehegten Vermuthung, daß dieſe ſeit beinahe einem Jahrhundert vielbeſprochenen Memoiren uns nichts Beachtungswerthes, allenfalls nur Verleumdungen bieten würden, nicht geirrt. Man hätte etwas anderes in ihnen erwarten können, da Villebois ſchon mit dem Anfange des 18. Jahrhunderts, ja ſchon 1698, freilich nur als Schifferknabe, in Rußland eintraf, und alſo auch unter den erſten Zeugen für das Factum quaestionis hätte eine Stimme abgeben und uns überhaupt, wenn er dazu befähigt geweſen, wie durch andere dazu erforderliche Eigenſchaften, ſo auch durch ſeine perſönlichen Verhältniſſe und die Kenntniß der Sprache des Landes, in das er eintrat, über Rußlands damalige Zuſtände etwas Befriedigendes hätte bieten können, obgleich er ſeit ſeinem Erſcheinen in Rußland lange ganz unbeachtet, unbekannt und ungenannt, wahrſcheinlich nur niedere Dienſtgeſchäfte im Seeweſen verrichtete und erſt am Ende des zweiten Jahrzehnds deſſelben, bei den Uebungen, die der Kaiſer mit der von ihm ſelbſt geſchaffenen kleinen Flotte in der Oſtſee vornimmt, doch nicht als Aide-de-camp, nicht als Chef d'escadre, ſondern simplement als Kapitän des Schiffes St.-Michel auftaucht und unter Peter's Regierung dabei bleibt. Es war unſtreitig ſonderbar, daß nur dieſe Mémoires secrets de la bibliotheque du Roi, da doch eine Menge anderer deſſelben Epithetons öffentlich erſchienen und auch dieſe hier beſprochenen von Voltaire, Richer und vielen Hiſtorikern Deutſchlands und Frankreichs nach ihnen theilweiſe rühmlichſt ausgebeutet worden ſind, durchaus nicht öffentlich erſcheinen wollten: eine ſeltene Beſcheidenheit. Endlich lüften ſie den Schleier und wir — wundern uns nicht mehr über die jungfräuliche Beſcheidenheit. Denn eine Misgeburt aus abnormen Gliedern aller Naturreiche, die ſich bald für Originale, bald für Auszüge, man weiß nicht aus welchen Journalen, ausgeben, ſieht, ohne Ordnung zuſammengewürfelt, in der ſchon farbloſen Brautkrone vor uns im Jahre 1853. Und dieſen jungfräulichen Schleier hat ſie nach ihrer eigenen Ausſage (S. 51 und 70 der Memoiren) ſeit der Regierungszeit der Kaiſerin Eliſabeth getragen, aber doch wol erſt ſeit dem Jahre 1758, wo Villebois in Petersburg ſtarb. Ein Mann in wenigſtens einem Alter von 75 Jahren, der 60 Jahre in Rußland gelebt, kann ſolche Memoiren über Rußland nicht geſchrieben haben; es mag eine Curioſität der Art in ſeinem Nachlaſſe ſich gefunden haben und ihm unglücklicherweiſe zugeſchrieben worden ſein. Was aber auch von dieſen Fragmenten Villebois oder nur ſeinem Nachlaſſe mag gehört haben, die entſtellende Verſchiedenheit, die man in dieſen jetzt erſchienenen Memoiren und in den vor dem Erſcheinen aus ihnen genommenen Auszügen findet, was man zugeſetzt und weggelaſſen, die Art, wie man die unzuſammenhängenden Erzählungen nachweislich mit den Zuthaten neuerer franzöſiſcher Hiſtoriker zuſammengeleimt, ergänzt und nothdürftig geflickt hat, zeigen, daß ſpätere nicht eben geſchicktere Hände ſich allmählich daran verſucht haben: non ex quovis ligno fit Mercurius. Wenn Voltaire ſelbſt ſie nur vorſichtig benutzt (1760), ſo haben ſeine Nachtreter es mit weit größerer Zuverſicht gethan und dadurch dankbar auf die gegenwärtige Geſtaltung und Färbung der in Druck erſchienenen Memoiren zurückgewirkt: man könnte jeden Laden nachweiſen, in welchem die Schminke und die Schönpfläſterchen erſtanden, und jede Modiſten- und Barbierſtube, in der ſie aufgefriſcht und erneuert ſind.

Abſtrahiren wir aber von der Form und ſehen nur auf die Facten, die dieſe Memoiren mittheilen, ſo finden wir in Betreff des Staatslebens von Rußland keine Ergebniſſe, wie man von Villebois, der Zeit wenigſtens zufolge, die er in Rußland zubrachte, und der Stellung zufolge, die er als Kapitän eines Schiffes einnahm, hätte erwarten können. Den reichen Stoff, der ihm nahe lag und für den er befähigt ſein konnte, des Zars enthuſiaſtiſche Bemühung nämlich, ſein neuerobertes Meer mit einer Flotte zu beleben, hat er andern Händen überlaſſen. Auch keine unbekannt gebliebenen Thatſachen gibt er uns, da man zu jeder derſelben, die er angibt, die ältern Quellen nachweiſen kann; die frivolen Klätſchereien, die die Memoiren enthalten, und die ſich unſtreitig aus ihnen über Europa verbreitet und das ganze Leben einer unſchuldigen Frau vergiftet haben, mögen den urſprünglichen Kern derſelben ausmachen. Was beſonders die oft wiederholten romanhaften Erzählungen von Katharinens Abkunft und Jugend, von ihrem Verhältniß zu Glück und deſſen Hauſe, zu Scheremetew, zu Menzikow, zum Zar ſowie zu andern Perſonen auch in ihrem ſpätern Leben, wie Villebois' Memoiren ſie darſtellen, betrifft, ſo verrathen ſie in dem Erzähler und Darſteller eine ſo grobe Unwiſſenheit und Unkenntniß der ihm nächſten Localitäten, Perſönlichkeiten und Verhältniſſe Rußlands, Moskaus und Petersburgs, daß man ihren Urſprung nur außerhalb Rußlands und Petersburgs, etwa bei den Kamtſchadalen ſuchen dürfte, wo eine ſolche damals noch möglich war, und daß es ſomit durchaus Beleidigung wäre, ſie einem Manne zuzuſchreiben, dem der Zar ein Schiff vertraut hat, der mit dem Zar Jahre lang im finniſchen Meerbuſen kreuzte, ohne auch nur die nächſten Küſten deſſelben zu kennen. Meine Extrablätter können Belege dafür abgeben. Wenn hier unſer armes ſchlicht erzogenes Landmädchen von Marienburg, das wol nur ſein Gebetbuch und ſeinen Katechismus kannte und las, das einen Roman nie geſehen oder geleſen, das kein Theater geſehen, bevor es mit dem Gemahl nach Deutſchland und Holland reiſte, hier und zwar in ſeinem 13. Jahre die Rolle einer vollkommen ausgebildeten franzöſiſchen Theatergriſette übernehmen und ſentimental und declamatoriſch durchführen muß, ſo iſt das eine verſchönernde Zugabe neuerer Zeit, wie ſchon die abweichende Schreibart zeigt. An der eleganten Eloquenz hat Villebois nicht ſchuld und auch das Sentimentale iſt nicht des vermeintlichen Villebois' Sache. Denn die angeblichen Selbſtgeſtändniſſe deſſelben, die man bisher als Argumente zur Sicherſtellung ſeiner Wahrhaftigkeit auch in ſeinen andern Erzählungen benutzhat, die aber in den nun erſchienenen Memoiren nur als Notizen aus dem Leben von Villebois und aus der Feder irgend eines ungenannten Vorredners auftreten, verrathen eine ſolche Roheit des Charakters, daß jede Sentimentalität ihm fremd ſein mußte. Seine Trunkwuth, ſein dreimal nacheinander darin verübter Menſchenmord, was ihm nur Bagatelle, ſeinen Anhängern in Frankreich Beweis ſeiner Bravour, dem Zar ein Grund mehr iſt, ihn zu lieben, zu entſchuldigen, zu ſchützen, wol gar die Führung eines Schiffes in der Oſtſee zu vertrauen — war es möglich, daß Villebois, dem angeblichen Liebling und Buſenfreund, unbekannt war, wie der Zar, bei aller Schonung und Nachſicht, die er Ausländern angedeihen ließ, doch gegen ſolche Roheiten derſelben mit Block und Galgen einſchritt, weil er ſich durch Nachſicht nicht zum Mitſchuldigen derſelben machen wollte? — Wie war es möglich, ſeinem Wohlthäter, dem Zar, eine ſolche Mitſchuld aufzubürden? — Aber was konnte, fragen wir auch, dem des Mitmenſchen Ehre gelten, dem das Leben deſſelben ſo wenig galt? Was könnte einem ſo praktiſchen Menſchen, wie Villebois, die Wahrhaftigkeit anderes als eine Chimäre ſein? — Wehe dem Unglücklichen, deſſen Leben in die ſchmuzige Hand eines ſo ehrloſen Schwätzers fällt! Wehe aber auch dem Hiſtoriker, der, ſeines hohen Berufs vergeſſend, einen ſolchen Rinnſtein als geſchichtliche Quelle benutzen kann.

Doch weit beſſer als von der ernſten nehmen ſich die Mittheilungen und Heldenthaten dieſes Eiſenfreſſers von der komiſchen Seite aus.

Daß mir zur Erweiterung, zu irgend einer Umänderung und etwaigen Berichtigung meiner Mittheilungen auch dieſe Memoiren nichts bieten und nichts bieten konnten, werden Sie mir einräumen, und ich muß auch jetzt noch bei meinen Nachrichten, als den einzigen ſich bewährenden ſtehen bleiben, als bei dem reinen Metall, das die Schlacken verlaſſen haben. Und aus dieſen von uns aufgefundenen ſo zuſammenpaſſenden Bauſteinen haben wir, nachdem Lug und Trug, Neid und Leichtfertigkeit ſelbſt das Feld haben räumen müſſen, zu unſerer eigenen, aber freudigen Ueberraſchung —

denn wer konnte einen ſolchen Gegenſatz erwarten, wer ihn finden und ihn nicht mit Freude begrüßen! — ein Fundament gelegt, auf dem ſich das ganze Leben der Kaiſerin ſo ſchön und rein aufbaut, wenn es nicht unterlaſſen wird, nach der Tauglichkeit der Bauſteine zu fragen, wie der Baumeiſter in ihrem Jugendleben gethan und in den vorgenannten Extrablättern auch für ihr ſpäteres Leben vorgearbeitet hat. In ihr ganzes Leben tritt Einheit und ihres hohen Gemahls dauernde, ja wachſende Achtung und Zuneigung bis zu ſeinem Lebensende hört auf, ein unauflösbares Räthſel zu ſein, wie es bisher war, und zwar von Rechtswegen, weil Wahrheit und Recht das Wort führen.

Ich weiß es nicht, ob Sie im Scherz oder Ernſt in Ihrer Relation die warme Zuneigung des Zars eine glühende Liebe nennen. Wahrſcheinlich hat nur meine mangelhafte Ausdrucksweiſe dieſen Irrthum veranlaßt. Ein Mann ſeiner Verhältniſſe, ſeiner bisher gemachten Lebenserfahrungen konnte nicht jugendlich auflodern. Der deutſche Charakter, die deutſche Bildung in dem deutſchen Mädchen, die ſeiner eigenen Perſönlichkeit verwandt waren, ſprachen ihn wohlgefällig und wohlthuend an, beſonders in einer Zeit, wo er ſich mit dem Gedanken trug, ſeine zerſtörte Häuslichkeit wieder aufzubauen. Glühende Liebe hat ihm niemand zugemuthet, auch der Verfaſſer jetzt nicht, wenn es ihn gleich erfreute, bei dem beſonnen prüfenden Zar auch noch jugendlich ſprühende Funken eines wärmern Gefühls in ſeinen Briefen wenigſtens zu belauſchen. Wie nüchtern er war, ſeinen Zeitgenoſſen erſchien, ſich ſelbſt vielleicht ihnen gab, kann man daraus abnehmen, daß ſie ſagten, er habe ſich Katharinen nicht eher kirchlich verbinden wollen, als bis er ſich von ihrer Fruchtbarkeit überzeugt. Dieſe Aeußerung rührt vielleicht von dem geraden Manne ſelbſt her, bei welchem Scherze wol die alten langbärtigen Bojaren, die ihren Bart bezahlt hatten, ſich denſelben ſtreichelten und lächelten wie er ſelbſt.

Mußte ich es bedauern, durch mangelhafte Ausdrucksweiſe einen ſolchen Irrthum über den Zar veranlaßt zu haben, ſo dürfte ich mich aus demſelben Grunde vielleicht nicht beklagen, wenn es mich faſt empfindlich berührte, als ich in Ihrer Relation las, ich ſcheine von der Ausſage der Barbara Berg überzeugt. Nein, ich bin es, und der vollen Zuverſicht, daß die Zukunft nur beſtätigen kann, was ich darüber beigebracht habe. Die Angabe der Barbara war mir nur das punctum saliens. Ich zweifelte an ihrer Wahrhaftigkeit nicht, aber ſie konnte geirrt haben. Ich hielt es für Pflicht, zu zweifeln, ich prüfte und verglich allſeitig, und ſiehe da! die Angabe ergibt ſich mathematiſch richtig. Denn nur das von Gordon angegebene Alter Katharinens kann den Gang ihres ganzen Lebens verſtändigen und erklären. Ob ſie aus Eitelkeit ſich jünger machte oder aus Schmeichelei jünger gemacht wurde, gilt uns gleich; wir konnten ihr auch in der That dabei nicht behilflich ſein, ſie zu verjüngen; wir mußten die Wahrheit ſagen, wie wir ſie fanden. Der Ruſſe iſt in ſeiner Naturwüchſigkeit kein ſonderlicher Complimentenmacher und war es damals noch weniger, wo Frankreich ſeine ſociale Erziehung noch nicht übernommen hatte; Deutſche und Franzoſen haben dieſe Kaiſerin, wie leicht zu erweiſen, durch Artigkeiten wol nicht ſehr verwöhnt, und der Kaiſer, als er ſich ihr vermählte, wußte wohl, daß ſie 27, nicht mehr 17 Jahre alt war, und das war der beſcheidenen Frau genug, die Uebrigen mochten zuſetzen oder abnehmen, ſo viel ſie wollten.

Ein zweites Bedenken erweckt Ihnen Katharinens Name. Den Namen Martha für ſie fand ich zuerſt bei M. Richer (Les grands événemens de petites causes), dann bei Lagerbring und den in ihren Nachrichten dieſen folgenden Hiſtorikern. Katharina hat nie Martha geheißen. Die Namensvertauſchung findet gewöhnlich bei Umtaufen ſtatt, gemeinhin aber nur, wenn der vor der Umtaufe geführte Name in der ruſſiſchen Sprache und Kirche nicht gebräuchlich iſt. Der Name Katharina war und iſt in Rußland der Name einer Heiligen und ganz gebräuchlich, blieb alſo bei der Umtaufe.

Ein drittes Bedenken finden Sie in den Familien Skawronsky und Jeſmoſſky und in Büſching's Genealogien, über die ich Ihnen leicht hinweggegangen zu ſein ſcheine. Ich wiederhole, daß in dem Auszuge nur Reſultate gegeben werden konnten. Die nöthige Abwägung und Vergleichung, die in extenso wiederzugeben der Auszug nicht geſtattete, hat der Verfaſſer nicht unterlaſſen, da er zu ſeiner eigenen Befriedigung den Gegenſtand allſeitig geprüft hat. Büſching hat die Genealogien nicht gemacht. Er verdankt zwiſchen den Jahren 1760—1765, die er in Petersburg zubrachte, ſeine Nachrichten darüber, wie ſeine Genealogien einer alten ledigen Frau, wahrſcheinlich der Gräfin Leſtocq, die ſich für eine ehemalige Bekannte und Vertraute der Kaiſerin Katharina ausgibt, und dieſer die leichtfertigſten Reden über ihren erſten Gemahl vor dem General Schlippenbach in den Mund legt, was Katharinens beſonnenem und ernſtem Charakter gegenüber die Dame um alle Glaubwürdigkeit bringt, um ſo mehr, da ſie auch im übrigen nur Fabeln aus Katharinens Leben mittheilt, die, wenn ſie, was nicht anzunehmen iſt, von Katharinen herrührten, darthun würden, wie weit Katharinens Vertrauen zu ihr ging. Man erſieht aus Büſching's Genealogien nichts, als daß man damals auch in Rußland, wo Voltaire zu ſeiner Geſchichte Peter des Großen Materialien ſuchte und ſammelte, auch für die Kaiſerin eine Abkunft wollte, und da man keine fand, einige machte, unter andern die Büſching'ſche, eine wahre Pandorabüchſe für die Hiſtoriker für alle Zeiten, wenn nicht Büſching und Bantiſch-Kamensky den klugen Einfall gehabt hätten, die Familien, welche Büſching aufſtellt, für erloſchen zu erklären. Sie würden es daher mit der Ueberzeugung, die ich von der Wahrheit der Ausſage der Barbara Berg gewonnen, nicht in Uebereinſtimmung finden, wenn ich noch jetzt ſolche ſeit dem Jahre 1760 fabricirte Genealogien mit meinen Taufregiſtern, vom Jahre 1660 an, ſollte vergleichen wollen, um zu ſuchen, was ich bereits gefunden.

Daß Katharina ſelbſt ihren Familiennamen, daß Glück und deſſen Frau, wie man behauptet, ihn nicht gewußt hätten, iſt doch ganz unwahrſcheinlich. Selbſt der Zar wußte ihn gewiß, wenngleich ſeine Kenntniß der Familienverhältniſſe derſelben anfänglich nicht über Marienburg hinausging. Aber in dieſer letztern Hinſicht mochte es Katharinen nicht viel beſſer gehen. Die Glieder einer armen verwaiſten Familie, die überdem zerſtreut wurden, mochten nicht viel Gelegenheit haben, ſich wiederzuſehen in einem Lande, wo damals noch ungebahnte, verſandete Wege, wenige weit voneinander gelegene Städte, Mangel an allen bequemen Anhaltspunkten zur Erholung, wenige Meilen zu einer beſchwerlichen Reiſe machten, beſonders da Krieg und Peſt zur Verwüſtung und Unſicherheit beitrugen. Da überdem der Katharina für ihre Erziehung und Bildung, von allen Kindern der armen Familie, in Glück's Hauſe wol das vortheilhafteſte Loos zutheil geworden, konnte auch durch ſchriftlichen Verkehr unter dieſen Geſchwiſtern die Verbindung wenig fortgeſetzt und cultivirt werden, in einem Lande, das damals nur ſelten Mittel und Gelegenheit zu einer beſſern Bildung bot. Was konnte Katharina nach einer vielleicht mehr als zwanzigjährigen Trennung von ihren Geſchwiſtern bei den Verwüſtungen und Verwilderungen der Zeit erwarten? Erinnerte ſie ſich ſpäter, als ſie den Bruder Hermann wiedergefunden, auch der älteſten Schweſter Anna, deren Bild am früheſten und daher am ſicherſten ſich bei ihr fixirt haben mochte, ſo konnte ſie doch der jüngſten Schweſter, der Barbara, ſich wol kaum mehr erinnern, die auch für Hermann, da er bis zum 40. Jahre, alſo auch die Jahre des Kriegs und der Peſt hindurch aus Riga entfernt war, verſchollen ſein mußte. Schwerer faſt als Katharinens Nichtwiſſen um ihre Geſchwiſter, erklärt ſich der Barbara, die vier Jahre jünger war als Katharina, Erkennen der Schweſter, da es, wie wir angenommen, wahrſcheinlich iſt, daß die Geſchwiſter getrennt blieben und keine Nachricht vorliegt, daß ſie ſich nach der frühen Trennung wiedergeſehen. Daß ſie dieſelbe erkannt hat, haben wir bewieſen. Barbara kann ſie an der Aehnlichkeit mit ſich ſelbſt oder an der der übrigen Geſchwiſter, die ſie gekannt hatte, erkannt haben, wobei das Gerücht, die Kaiſerin ſei aus Marienburg, wo ſie die Schweſter wußte, in dieſe neuen Lebensverhältniſſe gekommen, vor oder nacharbeitete.

Bei aller Entfremdung unter den Geſchwiſtern mußte Katharina wenigſtens ihren Familiennamen wiſſen, ſonſt hätte ſie Hermann nicht als ihren Bruder anerkannt. Wenn es wahr iſt, daß ſie noch im Jahre 1725 ihre Schweſter Anna ſuchen ließ, was alſo geſchehen ſein muß, als ihr Bruder (um 1720) mit ſeiner Familie ſchon in Petersburg eingetroffen war, ſo müſſen wir annehmen, daß Katharina und Hermann ihrer älteſten Schweſter zwar gedachten, aber um ihr Schickſal nicht wußten, das wir durch Barbara kennen. Aber wie konnte der Offizier eine Anna aufſuchen, ohne auch den Familiennamen zu kennen? Wie konnte er ohne einen ſolchen durch Repnin's Hülfe des Mannes Namen (Jeſimoſſoto) ermitteln? Welche lächerliche innere Widerſprüche in dieſen Erzählungen!

Dürfen wir von vornherein nicht daran zweifeln, daß auch der Zar um Katharinens Familiennamen wußte, ſo ergibt ein gleichfalls entſtelltes Factum, wenn wir daſſelbe ſeiner Verhüllung entkleiden, die Gewißheit dafür. Man erzählt, und zwar fand ich dieſe Erzählung zuerſt im Munde böswilliger, Katharinen ſolcher Anmaßung wegen tadelnder Berichterſtatter wie Rabutin, es habe Katharina in ihrem ſpätern Leben dem Zar ein altes vergilbtes Pergament producirt, das ſie ſich von dem Superintendenten Brüningk in Riga habe ausſtellen laſſen, in welchem die Prophezeiung ausgeſprochen worden, der Zar werde nicht eher ruhig und glücklich im Beſitze ſeiner neueroberten Oſtſeeländer ſein, als bis er ſich einer Livländerin vermählt hätte. Dieſes Hyſteron proteron entſprang aus der vom Zar oft wiederholten Aeußerung, daß mit Katharina das Glück in ſein Haus gekommen, und wahrſcheinlich aus einem Taufſchein, den der Zar ſelbſt oder Katharina ſich von dem Superintendenten in Riga hatte ausſtellen laſſen, der ihre eheliche Abkunft von deutſchen Aeltern, ihren Proteſtantismus und ihre Taufe beurkundete, bei welcher Gelegenheit ſie auch wol erfuhr, daß ihre Familie wenigſtens aus Riga verſchwunden war. Aber wie konnte der Superintendent einen Taufſchein ausſtellen, ohne daß ihm der Familienname angegeben wurde? Wie konnte der Taufſchein in Riga nachgeſucht werden, wenn ſich der Suchende nicht zu der rigaiſchen Kirchengemeinde zählte? Wie konnte man für eine lithauiſche Bauernfamilie (Skawronsky) den Taufſchein bei der deutſchen proteſtantiſchen Gemeinde in Riga nachſuchen?

Die abenteuerliche Erzählung von Skawronsky, die von Villebois ausgeht, fällt bei unſerer Annahme, daß der Zar um Katharinens Familiennamen wußte, als bloße Erdichtung oder doch als Mißverſtand. Voltaire führt dieſelbe zuerſt in die Welt ein (um 1760), doch unterläßt er, uns die Zeit anzugeben, in welcher ſich das Factum ereignete. Dieſe vermißte Zeitangabe finde ich nun, ob ſie urſprünglich darin geweſen oder nachträglich hineingekommen, iſt nicht zu erſehen, in den vermeintlichen Villebois'ſchen Memoiren: nach der Krönung der Kaiſerin; alſo in der letzten Hälfte des Jahres 1724. Damals müßte denn der Kaiſer Katharinens Familiennamen vergeſſen haben, weil er Skawronsky für deren Bruder hielt. Man hat aber unbemerkt gelaſſen, daß Skawronsky zwar ausſagt, ſeine Schweſter ſei in Gnaden bei Menczikoff, wie Voltaire (1760) in den Villebois'ſchen Memoiren findet, damit aber nicht, daß Katharina ſeine Schweſter war, da noch viele andere junge Mädchen von der Fürſtin aufgenommen waren, aber doch nur bis zum Jahre 1704, wo ſie dem Gemahl folgte und von da an viele Jahre mit ihm ein unſtetes Wanderleben führte. Die bekannte Thatſache, daß auch Katharina, deren Familie man nicht wußte, in dieſem Hauſe geweſen, verband ſich ſo leicht mit Skawronsky's geheimnißvoller Ausſage: die Sache war möglich, wurde bald wahrſcheinlich und im Munde des Volks wahr. Skawronsky mochte es nun ſelbſt glauben. Man benachrichtigte den Zar von der Curioſität. Mag nun auch der Zar das Curiosum vor ſich haben kommen laſſen, mag er nach der guten Mahlzeit bei Schepleff daſſelbe Katharinen als den Bruder vorgeſtellt und verſprochen haben, etwas Tüchtiges aus ihm zu machen, wenn er ſich dazu anließe. Catherine tomba en convulsion (nach Voltaire), en défaillance (nach Villebois) über dieſes in irgend einer franzöſiſchen Garküche zugerichtete Ragout, was ich beides in Abrede ſtelle, da Katharina zu ſolchen fran-

[illegible] Convulſionen von zu geſunder Conſtitution war. Und der Zar, ſo ſetzt ſich eine Nachricht fort, fand bald, daß aus dem Burſchen nichts zu machen war.

Wir machen uns keines Gewaltſtreichs ſchuldig, wenn wir auch dieſe Nachricht, wie alle damals über Katharina ausgegangenen Nachrichten, der dunkeln verworrenen Zeit zuſchreiben, in welcher das Land, aus welchem Katharina ſtammte, durch Krieg und Fortführung ſeiner Bewohner in die Gefangenſchaft, wo die meiſten verſtarben, durch Peſt und Hunger entvölkert und verwildert, ſich ſelbſt entfremdet war, und wo gegenſeitig in St. Petersburg aus den fremdeſten, ungleichartigſten Elementen, aus Abenteurern aller Länder von Europa eine Geſellſchaft ſich zu bilden anfing, die, um die Vergangenheit unbekümmert, nur der materiellſten Gegenwart und Zukunft ihre Intereſſen zuwendete, und wo, als Petersburg die Reſidenz des großen Zars zu werden anfing, auch wol gebildetere Staatsmänner ihren Wirkungskreis fanden, aber, der fremden Sprache, Sitten, Gebräuche, aller Perſonalverhältniſſe unkundig, zufälliges Gerede aus dem Munde des ungebildeten Volks, wohin auch der Urheber der Villebois'ſchen Memoiren mit Recht zu zählen iſt, aufnahmen, demſelben durch ihre Autorität bei ihren Zeitgenoſſen und Nachkommen den Stempel geſchichtlich begründeter Zeugniſſe und Thatſachen aufdrückten und es ſelbſt wieder bei den Ruſſen begründeten, als ſich im Laufe des vorigen Jahrhunderts auch bei dieſen ein literariſcher Verkehr zu bilden anfing.

Ich glaube ich [illegible] in der folgenden Anſicht, die ſich mir im Gange der Unterſuchung herausgeſtellt, den Knoten aller dieſer Familien- und Namenwirren gelöſt zu haben. Katharina konnte ihres eigenen Familiennamens nicht unkundig ſein, da ſie weder das Schickſal der eiſernen Larve, noch das des Kaſpar Hauſer gehabt hatte, der doch ſeinen Namen wußte, und da ſie die Pflegemutter bis zum Jahre [illegible] in der Nähe hatte. Daß ſie denſelben ihrem Gemahle, der ſie als Deutſche und Proteſtantin kannte und deshalb die Umtaufe nöthig fand, verheimlicht oder verfälſcht hätte, können wir nicht annehmen, da bei ſeiner freien Wahl bei ihr

azu gar keine Gründe vorlagen. Der Zar fand es indeß
der Zeit und den Umſtänden angemeſſen, den Familiennamen
und die früheren Lebensverhältniſſe Katharinens zu verſchwei-
gen, in welches Intereſſe Perſonen, die ebenfalls darum wuß-
ten, wie die Glieder des Glück'ſchen Hauſes, natürlich ein-
gingen. Wir ſahen die Vorſicht, mit welcher er über
Katharinen an die Menzikoff'ſche Familie ſchreibt. Die
[illegible] Katharina wurde in Rußland unter dem Na-
men Katharina Alexiewna getauft, unter dieſem Namen, da
n Rußland Proclamationen vor der Verheirathung nicht
tattfanden, auch getraut, bei dieſem, wie es im geſellſchaft-
lichen Leben in Rußland durchgängig Nationalgebrauch iſt,
ngeredet, unter dieſem für die Gemahlin des Zars öffentlich
rklärt, unter dieſem endlich gekrönt: es bedurfte zu alle-
em weiter keines Familiennamens. Forenſiſche Verhand-
ungen in ihren Angelegenheiten und Intereſſen hatten nicht
tattgefunden, wo die Aufſtellung der Abkunft und eines
amiliennamens erforderlich geweſen wäre. So wußten mit
em Tode der Witwe Glück in Rußland und in ganz Eu-
opa außer Barbara nur Peter und Katharina um den bis-
er unterſchlagenen Familiennamen. Da erſcheint ein Karl
Skawronsky, den das Gerücht für Katharinens Bruder hält,
en aber Katharina nicht als ſolchen anerkennt, ihm auch
e einen Beweis ſchweſterlicher Liebe gibt. Da aber der wahre
ame Katharinens verſchwiegen blieb, wie bisher, ſo wurde
Munde des Volks für ſie der Name Skawronsky beſte-
end, was man vielleicht geſchehen ließ, da nun die Neu-
rde befriedigt war und dadurch des Spürens nach dem
ahren Namen um ſo weniger wurde. Doch bewog die
irrung, vielleicht auch der Wunſch des Kaiſers ſelbſt, Ka-
arinen, ihr Geheimniß dem Superintendenten Brüningk zu
decken und ſich von ihm in Riga den Taufſchein aus-
llen zu laſſen, deſſen wir eben gedacht haben, was wieder
b ſigillo bewerkſtelligt wurde. Der Superintendent fand
s perſönlichen und nun auch officiellen Gründen nöthig,
das Schweigen einzugehn: er hatte es mit einem Herrn
thun, der zuweilen brevi manu zu verfahren pflegte
e der überdem von jetzt an ein beſonderes Intereſſe für

ihn zeigte, was man freilich einer andern Sache, in der er ſich dem Zar empfahl, zuzuſchreiben Gelegenheit fand. Zufolge jenes ausgeſtellten Taufſcheins erkannte Brüningk den in Riga wieder eingetroffenen Hermann für der Kaiſerin Bruder an und vermittelte die Anerkennung unter den Geſchwiſtern, worauf ſich Hermann nach St. Petersburg begab und unter dem Namen dort auftrat, den Sie richtig vermuthen, ich aus ſpeciellen Gründen anzugeben unterlaſſen habe. Weber, der damals in Petersburg iſt und die Eingetroffenen Verwandte der Kaiſerin nennt, Baſſewitz, der ebenfalls da iſt und die einzelnen Glieder der eingetroffenen Familie genau aufzählt, wie wir dieſelben jetzt in den Kirchenbüchern gefunden und im Auszuge angegeben, beide wiſſen nicht anzugeben, woher ſie gekommen, beide wiſſen keinen Familiennamen für ſie. Damit wäre nun die Sache wieder beim Alten geblieben, wenn nicht Katharina, nachdem ſie einen Bruder wiedergefunden, auch gehofft hätte, die ältere Schweſter Anna, wahrſcheinlich vermählte Jeſmeſsky, deren längſt erfolgten Tod in der Peſt die Geſchwiſter nicht wußten, wiederzufinden, und dadurch Weiteren veranlaßt hätte, die noch fortdauern. Anna ſollte erfragt, aber der Name der Familie geheim gehalten werden. Der Mannesname konnte helfen, alſo Anna Jeſmeſsky. Fand Brüningk auch die Schweſter Anna im proteſtantiſchen Taufbuche, ſo konnte er doch über Trauung und Tod derſelben nichts finden, da Jeſmeſsky der griechiſchen Kirche angehörte, die damals keine Kirchenbücher führte, und da in den Peſtjahren, wo man die Menge der Todten in den Gräbern nicht mehr bergen konnte und die meiſten Prediger im Lande ſelbſt der Peſt anheimfielen, auch bei den proteſtantiſchen Kirchen die Kirchenbücher nicht geführt wurden. Aber man ſchaffte doch, wie die Sage geht, mit des Generalgouverneurs Repnin Hilfe in einem lithauiſchen Dorfe eine Bäuerin Anna Jeſmeſsky auf, die dem ungeſchickten Sucher die Schweſter der Kaiſerin ſein mußte, bei dem Volke nun Anna Skawronsky war und nach Petersburg geleitet ſein ſoll. Damit hören aber auch alle Nachrichten von ihr auf. Aber glücklicher war man mit dem andern

Namen. Jeder, deſſen Name mit einem Sk anfing und mit einem ky oder einem ſky endete, trat als Verwandter der Kaiſerin auf. Zwar erſchien kein echter Skawronski mehr, aber dafür meldeten ſich ein Skawaronsky, ein Skowerozky, ein Michael Jakimowitſch, welcher der Mann einer Anna, der Schweſter einer Chriſtina Skoworatſchanka iſt, ein Carolus Samuilow, Sohn des Skoworonsky, deſſen Bruder Dirick Samuilow unglücklicherweiſe ſchon geſtorben iſt, ſodaß er ſich nun nicht mehr melden kann (man denke an Karl und Samuel in den deutſchen und franzöſiſchen Berichten), mehrere mit Familien, aus den niedrigſten Ständen des Volks, angeblich aus Livland und Lithauen, und beſtürmten den Generalgouverneur von Riga, ſie als Verwandte der Kaiſerin anzuerkennen, ſodaß er Mühe hatte, ſie abzuwehren und ihren Bedürfniſſen zu genügen. Die an Geſchwiſtern und Verwandten plötzlich und unerwartet ſo reich gewordene und von ſolchem Glück benachrichtigte Kaiſerin weiß ſich, nachdem ſie den Irregeleiteten durch Repnin hat Unterſtützung geben laſſen, nicht anders zu helfen, als daß ſie den Befehl ergehen läßt, man ſolle ſich nicht unanſtändige Reden über ſie und ihre Familie zu Schulden kommen laſſen. Es war hohe Zeit dazu: es wäre ſonſt eine neue Völkerwanderung in Rußland geworden und man hätte der Kaiſerin Abkunft bis zu den Stammältern des Menſchengeſchlechts, dieſen Sündenböcken aller Hab- und Ehrſucht, fortgeführt. So ſchloß ſich denn damals in Rußland ihre Ahnenreihe, in der ich allein Raab vermiſſe, den Namen des in Schweden fabricirten Vaters von Katharina. Weil man aber in Rußland doch nicht wußte und es auch nicht herausbringen konnte, für welchen Namen man ſich vorzugsweiſe zu entſcheiden hätte, ſo nahm man ſie angeblich alle ad acta, mit angeblichen Correſpondenzen der Generalgouverneure Repnin in Riga und Makaroff in Moskau über alle dieſe Nachſuchungen und Funde, hat angeblich eine Anzahl dieſer Leute, um der Kaiſerin vielleicht zu ſchmeicheln, nachträglich geadelt und gegraft und ſie zu hohen Staatsämtern erhoben, während wir die Kaiſerin nur Hermann und ſeine Familie als Anverwandte, und auch der Kaiſerin

Nachkommen nur diese als mütterliche Verwandte anerkennen und mit rühmlicher Treue befördern sehen. Der wahre Familienname blieb Geheimniß bis auf unsere Tage. Aber die vorgenannten unächten Urkunden wurden, auf Voltaire's Veranlassung und in Ermangelung von etwas Zuverlässigerem, nothdürftig und zwangvoll zu den Genealogien ausgebeutet und zurechtgemacht, durch deren Mittheilung Büsching die in ihnen enthaltenen Irrthümer über Europa verbreitet hat. — Ihr letztes Bedenken wegen der Barbara und ihrer Nachkommen Anspruchlosigkeit an die Vortheile, die ihnen hätten erwachsen können, ist mir keins gewesen und hat mir keins sein können bei meiner Bekanntschaft mit denselben. Diese arme Familie, deren Wahlspruch: bete und arbeite! war, nährte habsüchtige und ehrgeizige Absichten nicht, und Barbara konnte auch durch Hermann's Vorgang zu keinem andern Benehmen geführt werden, da sie bis zu ihrem Tode von seinem Schicksal ebenso wenig wußte, als er und Katharina von dem übrigen, was sich in einem Lande leicht erfuhr, wo es damals keine Posten, keine Zeitungen, keine Wochen- und Tageblätter gab, wo Bureau- und Polizei- und Paßwesen nicht die von heute waren. Um die Thronbesteigung der Schwester mußte Barbara wol wissen, da man auch in Deventer zu huldigen hatte; aber hatte die brave Handwerkerfrau nicht damals genug zu thun mit dem neugeborenen Sohn und Stammhalter ihres eigenen Hauses? Auch der Tod der Kaiserin wurde allgemein verkündet; damit aber war ihr nur die Schwester gestorben, wie die übrigen Geschwister, ihrer Meinung nach, alle vor ihr gestorben sind; ihre schriftlichen Nachrichten erwähnen keiner noch lebenden Geschwister. Nachdem sie noch den Tod des Mannes überlebt, den Sohn zu ihrem Glauben und zu ihren Grundsätzen erzogen, scheidet sie auch von diesem und ihrer kleinen Habe, die sie ihm überläßt, um ihr höchstes und einziges Begehren da zu befriedigen, wo es ihr am besten zu erreichen schien. Und so lebten und dachten auch die Familien ihres Sohnes und ihrer Enkelin, die um die Controversen, die das Factum veranlaßt hat, vielleicht gar nicht wußten, wenigstens nie darüber sprachen, und ihre Sage wäre wahrſcheinlich im Munde der Enkelin erloſchen, wenn nicht die edeln Nachkommen Katharinens für Landesſchulen geſorgt hätten, für eine deutſche Landesuniverſität in Dorpat, wo auch arme Landeskinder und ſomit auch der Barbara Urenkel Geſchichte lernen und einer derſelben veranlaßt werden konnte, dieſes Scherflein zur Berichtigung derſelben beizutragen.

Endlich hat dieſe neueſte Entdeckung, wie Sie ſelbſt dieſelbe zu nennen belieben, nicht nur manches — entſchuldigen Sie, wenn meine Freimüthigkeit, von dem Gegenſtande durchdrungen, Ihnen gegenüber den Charakter der Anmaßung anzunehmen ſcheinen ſollte —, ſondern alles für ſich, da ſie die Macht der Wahrheit für ſich hat, wie jeder zugeſtehen wird, der nicht, in vorgefaßter Autoritätsmeinung befangen, ſich der Freiheit ſeines eigenen Urtheils begeben und nicht ſprungweiſe, ſondern im Zuſammenhange dem ganzen Faden der Mittheilung in dem Auszuge gefolgt iſt. Ich habe den erſten Beweis für die Sache gegeben und den einzigen, der gegeben werden wird. Als eine bloſe Meinung würde ich die Sage nicht veröffentlicht haben, da ich es für thöricht gehalten hätte, die Menge unbegründeter Meinungen, die bisher beſtanden, um eine neue zu vermehren. Es galt ein Höheres, als die Bereicherung der Geſchichte um einen blos unbekannten lang geſuchten Familiennamen. Ich geſtehe Ihnen offen, daß ich den Vorſatz, den mir bekannt gewordenen Familiennamen, wenn ich die Sage, die ich überkommen, begründet fände, zu verſchweigen, erſt aufgab, als ich die nicht zu beſtreitenden Thatſachen aus dem Leben des Kindes und der Jungfrau gefunden, die ich aufgeſtellt, die ihr das Recht wiedergeben zur Appellation an das Urtheil der Welt, und da dem zufolge die Reformation ihrer ganzen Lebensgeſchichte nicht mehr bedingt, ſondern, wenn auch nicht durch mich, durch eine tüchtigere Begabung gewiß war. Sie wird nicht mehr von den magern Broſamen einer bloſen fürſtlichen Reihenfolge, nicht mehr ein bloſer Gegenſtand unverdienter Großmuth und Nachſicht in den Annalen der Geſchichte leben. Des ſeltenen, vielleicht mehr ſcheinbaren als wahren Glücks, das ihr zutheil geworden, als Kind und Jungfrau, als Gattin und Mutter nicht unwürdig, war ſie auch des Thrones, den die Beſcheidene nur zufolge von außen nöthigender Umſtände betrat, würdig wie alle Frauen, die, wie ſie, auf dem ſchlüpfrigen Boden deſſelben die Tugend, alſo auch Mäßigung und Beſcheidenheit bewahrten. Wer erwägt, aus welcher Hand das Scepter in die ihrige überging, wird es nicht tadeln, wenn ſie ſich darauf beſchränkte, in der Bahn zu bleiben, in die ihr hoher Gemahl und Vorgänger eingelenkt, und bedauern, daß ihr gleichgeſinnte Stützen fehlten, wie ſie wol andern Frauen auf Thronen wurden und ſie in einem längeren Leben groß machten. Wie ſonſt die Mutter ihres Hauſes, blieb ſie auch hier die Mutter ihres Volkes, ward als eine ſolche von demſelben anerkannt und genannt: ultra posse . . . .“ G. A. J.

2. Noch etwas über Johann v. Werth.

Ueber einen der bedeutenderen Feldherren des Dreißigjährigen Krieges, den tapfern Johann v. Werth, iſt vor kurzem in den Spalten der Kölniſchen Zeitung ein curioſer Streit geführt worden, der ſich auf ſeine Abkunft und ſeine Frauen bezog, und denn doch einige Einzelheiten zu Tage gefördert hat, die wir zu unſerer Schilderung jenes Helden (Bd. V, S. 203 ff.) nachtragen wollen. Es hatte nämlich Dr. W. Müller in Nr. 116 und 117 der genannten Zeitung ein auf Johann v. Werth bezügliches Lied abdrucken laſſen, worin von demſelben u. a. geſagt wurde:

„Glaubt nicht, was vornehm Volk hochnäſig ſpricht:
Der Obriſt iſt von altem Adel;
Er war ein Bauer ohne Tadel,
Sein Vater, der aus Friesland kam
Und ſeinen Sitz am Rheine nahm.“

An dieſer Stelle des Liedes, das übrigens nur ein Bruchſtück aus einer größeren Dichtung war, welche ſeitdem unter dem Titel: „Johann v. Werth, eine deutſche Reitergeſchichte," Cöln 1858, im Drucke erſchienen iſt, und an den dazu gegebenen hiſtoriſchen Noten hatte ein Nachkomme Werth's von Mutterſeite, der Freiherr Ferdinand Raitz v. Frentz auf Schlenderhan, ſolchen Anſtoß genommen, daß er darüber die Freude über die dichteriſche Erhebung ſeines Vorfahren ganz vergaß und gegen den Dichter mit einer Beweisführung zu Gunſten der adeligen Abkunft Johann's v. Werth zu Felde zog, worauf denn Dr. Müller wieder mit kritiſchen Bemerkungen antwortete, woraus Repliken und Dupliken erwuchſen. Der Freiherr macht namentlich Folgendes geltend. Die gleichzeitigen Kriegszeitungen nannten den Krieger, über den der Streit entbrannt iſt, ſchon bevor er zu ſo hohem Range, wie er erreicht hat, erhoben worden, gemeiniglich Jean oder Jan de Werth, auch von Werth, nie aber van Werth. Schon der deutſche Florus ſpricht 1632 von dem Rittmeiſter Johann v. Werth. Mit 1635 wird gewöhnlich der Freiherrntitel hinzugeſetzt. In dem kaiſerlichen Diplom vom 4. April 1635, wodurch er in den Freiherrnſtand erhoben wurde, heißt es gleich im Eingang, der Kaiſer finde ſich bewogen, „deren Nahmen, Stammen und Geſchlecht in höhere Ehr und Würden zu erheben und zu ſetzen, deren Vor Eltern und Sie ſelbſt von Uralt adelich Rittermäßigen Standt geboren und Herkommen ſeien." Es wird weiter in jenem Diplom erzählt, daß das Stammhaus der Werth von den Staaten in Holland eingenommen worden ſei, daß ſeine Vorfahren wegen ihrer Anhänglichkeit an den katholiſchen Glauben von ihren in Friesland gelegenen Beſitzungen gewaltſam vertrieben worden ſeien, ſowie daß ſein Vetter Johann de Werth in der Schlacht am weißen Berge bei Prag gefallen ſei. Es werde ihm, heißt es noch, ſein „zuvor Uhralt Anererbtes adeliches Rittermäßiges Wappen nit allein gnediglich beſtettigt und confirmirt, ſondern gemehrt, geziert und gebeſſert." In Sporck's Adelsdiplom heiße es dagegen: er ſei „von vornehmen Ehrbaren redlichen Standt geweſen" und werde nunmehr „zu dem alten Herren- und Ritterſtandt erhoben" und ihm ein „abſonderliches umb unß wohlverdienteſt adelich, Ritter= und herrenmäßiges Wappen und Clainoth" zu führen verſtattet. Nach einer Urkunde vom 23. Februar 1580 gehörte die Hälfte des Gutes Huppelrath im Kreiſe Grevenbroich einem Albert v. Weirdt. 1618 gehörte der Neuſchenberger Hof bei Huppelrath einem Johann von Wirth, und 1632 fanden ſich in einem Rentenverzeichniſſe der Kirche zu Mundt, wohin die huppelrather Höfe ſtets gehört haben, Jakob und Thomas v. Wirth. In der Kirche zu Büttgen bei Neuße werden noch heute für die Herren Stephan, Heinrich und Jakob v. Werth Jahresgedächtniſſe geleſen. Gerade in Büttgen war der General, wenn nicht geboren, doch, nach ſeiner eigenen Erklärung in ſeinem Teſtamente, erzogen und hatte den größten Theil ſeiner Jugend daſelbſt verbracht. In demſelben Teſtamente vermacht er ſeinem Bruder Gerhard v. Werth ſein Haus in Cöln, wogegen dieſer jeder ſeiner beiden Schweſtern 1000 fl. zahlen ſoll. In einem Pachtcontract vom 11. Jan. 1635 findet ſich ein Severin v. Wirdt, und 1637 war Rüttger v. Wirdt Rathsverwandter und Hauptmann zu Cöln. In einer Urkunde vom 4. Febr. 1647, welche die Verpachtung eben jenes Huppelrath betrifft, wird die Mutter des Generals im Eingange die Wittib v. Wierth, in der Unterſchrift dagegen v. Wörth genannt. Dieſelbe Urkunde iſt von jenem Rüttger v. Wirth mit demſelben Wappen unterſiegelt, welches der General vor ſeiner Erhebung in den Freiherrnſtand führte. Aus derſelben Urkunde iſt weiter zu entnehmen, daß die Mutter des Generals Eine v. Streithagen, aus einem alten rheiniſchen Adelsgeſchlechte, geweſen iſt, und es iſt anderweit bekannt, daß eine Eliſabeth v. Streithagen mit einem Johann v. Werth verehelicht war. Ferner wird aus jener Urkunde erſichtlich, daß die Mutter des Generals in Cöln geſtorben iſt, und zwar muß dies zwiſchen den Jahren 1647 — 1652 geſchehen ſein. Unter der Urkunde ſteht: „Im Nahmen Ihre Greilfrau mutter Eliſabeth von Streithagen, Wittib von Wirth, weilen ſchreibens unerfahren, ich Underſchrieben. Wilhelmus Gich." (Bei dieſer Gelegenheit wird auch der Anekdote gedacht, wonach die Mutter unſers Generals, als ſie nach

Sr. Excellenz gefragt worden, geantwortet haben ſoll: „Mein Sohn heißt nicht Lenz, ſondern Jan.“) Endlich kommt in einem von der Ritterſchaft in Geldern atteſtirten Stammbaum eine Sibylle de Werth vor, deren Wappen genau mit dem der rheiniſchen Familie de Werth übereinſtimmt. Johann v. Werth begann ſein Teſtament mit den Worten: „Ich, Johann v. Werth, Freiherr,“ und ſein eiſernes Petſchaft zeigte das freiherrliche Wappen mit der Umſchrift: Johan von Wierdt, Freiherr, Feldtmarſchalk-Leuten. und Obriſt uber drei Regimenter.“

Herr Dr. Müller hätte ſich eigentlich begnügen können, wie er im Eingang ſeiner Replik thut, darauf hinzuweiſen, daß es in ſeinem Dichterintereſſe gelegen, den Helden darzuſtellen, wie ihn die Volksſage darſtellt, als einen Mann, der ſich aus dunkeln Verhältniſſen durch ſeine Thatkraft zu Glanz und Ruhm erhoben, ſich vom Knecht zum Freiherrn und Kriegsoberſten aufgeſchwungen. Denn ſonſt will ſeine Replik nicht viel ſagen. Er umgeht die wichtigſten, die urkundlichen Gründe ſeines Gegners, umgeht namentlich die Conſtatirung der adeligen Abkunft der Mutter des Generals gänzlich, und behauptet, der Gegner ſtütze ſich hauptſächlich auf das Adelsdiplom, wobei es denn ganz richtig iſt, daß den Anführungen in dieſen Adelsdiplomen kein allzu hoher Werth beizulegen, da ſie ſich in der Regel nur auf die ungeprüften Angaben der den Adel Suchenden gründeten, wo nicht rein erfunden waren, und es jedenfalls dabei nicht ſehr genau genommen ward. In dem vorliegenden Falle wird aber allerdings der Inhalt des Diploms auch durch die anderweit bekannten Momente beſtätigt, und der Unterſchied des Werth'ſchen und des Sporck'ſchen Diploms iſt doch wol charakteriſtiſcher, als Herr Dr. Müller einſehen will. Hätte man Werth das Prädicat: „adelig und rittermäßig“ blos als „Compliment“ beigelegt, wie Herrn Dr. Müller wenigſtens möglich ſcheint, ſo iſt kein Grund, warum man es nicht auch bei Sporck hätte thun ſollen, und ſich hier mit dem „vornehmen[1]), ehrbaren, redlichen Stande“ be-

---

1) Das „vornehm“ bezeichnete in der Ceremonielſprache jener

gnügt hätte. Man machte aber den Unterſchied, weil man von Sporck wußte, daß ſeine Aeltern ſchlichte weſtfäliſche Bauersleute geweſen, während die des Werth Titel und Wappen des Adels führten und ſeine Geſchlechtsverwandten auf adeligen Höfen ſaßen. Außerdem beruft ſich Dr. Müller auf die Monumenta Paderbornensia, worin Werth und Sporck Soldaten genannt werden, die vom Acker in den Krieg gegangen, was denn freilich gegen den Adel Werth's eigentlich gar nichts beweiſt. Ferner auf den Jeſuiten Türk, der in ſeinen Annalen das Geburtshaus des Helden, das er ſelbſt in Büttgen geſehen haben will, eine casam rusticanam nennt, und weiter erzählt, daß Werth erſt bei dem Dorfpfarrer gedient und dieſem die Pferde verſorgt habe, dann als Knecht zu dem Edelherrn v. Kreutz in Schlenderhan[1]) gekommen ſei. Für dieſen ſei er einſt nach Cöln gegangen, Einkäufe zu machen, unterwegs drei belgiſchen Soldaten begegnet, mit dieſen, die ihn neckten, in Streit gerathen, habe ſie, trotz ihrer Ueberzahl und ihrer Waffen, überwältigt und ſei dann von ihnen beredet worden, ſich anwerben zu laſſen, was er mit Zuſtimmung ſeines Herrn gethan habe. Nun abgeſehen davon, daß dergleichen Anekdoten eines Memoirenſchreibers denn doch nicht gegen urkundliche Zeugniſſe aufkommen, machen wir zuvörderſt darauf aufmerkſam, daß Heinrich Türk erſt 1607 geboren, folglich erſt 11 Jahre alt war, als Johann v. Werth ſich bei Prag tapfer und männlich bezeigte, jünger noch, wie jener Vorgang mit den belgiſchen Soldaten, falls derſelbe ſich begründet, ſtattgefunden hat. Er kann alſo von dem Dienſte bei dem Pfarrer, von dem Verhältniß Werth's zu dem Herrn v. Kreutz, von dem Eintritt deſſelben in den Kriegsdienſt erſt lange nachher etwas erfahren haben, da er ſich

---

Zeit nichts abſonderlich Vornehmes. „Vornehme des Raths" kommen auch in kleinen Landſtädtchen vor, und ein wohlhabender Bürger und Handwerker iſt gar oft von den Kanzeln als der „fürnehme und ehrbare Bürger und Meiſter" bezeichnet worden.

[1]) Alſo zu einem Vorfahren, vielleicht zu dem Vater deſſelben Herrn v. Kreuz, der ſpäter ſeine Tochter heirathete.

natürlich um dieſe Dinge nicht gekümmert haben wird, ſo lange Werth ein unbekannter Mann war. Erſt als er zu ſteigen und von ſich reden zu machen anfing, was doch nicht wohl vor dem Jahre 1632 angenommen werden kann, wird es glaublich, daß jener Jeſuit ſich nach den früheren Schickſalen des Mannes umthat, und ſich das Haus in Büttgen beſah, das er für deſſen Geburtshaus hielt, weil es von ſeinen Aeltern bewohnt worden. (Daß es wirklich ſein Geburtshaus geweſen, iſt uns unwahrſcheinlich, da der General ſelbſt in ſeinem Teſtamente nur ſagt, er ſei in Büttgen erzogen worden und habe den meiſten Theil ſeiner Jugend daſelbſt verlebt.) Man ſieht alſo, auf die Erzählungen Türk's, der nur Nachrichten aufſammelte, die in der Gegend von Dingen umherliefen, die ſich vor ein zwanzig und mehr Jahren zugetragen, iſt nicht zuviel zu geben. Aber auch wenn ſie wahr wären, würden ſie nicht gegen den Adel Werth's zeugen, ſondern nur dafür ſprechen, daß die Aeltern deſſelben heruntergekommen waren, und daß er ſelbſt, der noch mehr Geſchwiſter hatte, in ſeiner Jugend in Dienſte gegangen war, wie das gar viele junge Edelleute in jener Zeit thaten. Er konnte recht wohl von Adel ſein und brauchte deshalb nicht, wie Dr. Müller annimmt, „ein glattes Junkerlein“ zu ſein. Doch auch Dr. Müller begnügt ſich zuletzt, den Adel Werth's für zweifelhaft zu erklären, was er nun freilich für uns nicht iſt.

Mit größerer Sicherheit bewegt er ſich bei dem Punkte der Frauen des Generals: denn hier kann er ſelbſt auf eine Urkunde[1] fußen, in welcher die Tochter Werth's, dieſelbe Lambertine, die mit dem Freiherrn v. Freutz vermählt worden, ihre Mutter Chriſtine Beuth nennt; danach würde Werth vier Frauen gehabt haben, während man zeither nur drei kannte. Er beſtreitet aber auch den adeligen Stand der zweiten Frau des Generals, die zeither als die erſte galt. Denn während dieſelbe in dem Heirathsvertrage des Freiherrn v. Frentz Gertrud v. Geuth zu Goenen genannt wird, heißt ſie in andern Urkunden und in den cölner Schreinsbüchern: Gertrud Jentten. (Dieſen Punkt möchten wir deshalb noch nicht für entſchieden halten, da der Name offenbar derſelbe, nur anders geſchrieben und, wie bei Frauenzimmern tauſendfach vorkommt, mit der Endſylbe en vermehrt worden iſt — Gertrud Geuthin oder Jenthin —, das „von“ aber in jener Zeit ſehr häufig auch bei Adeligen beliebig weggelaſſen wurde.) Daß übrigens, wie Herr Müller anzudeuten ſcheint, die Mutter der Freifrau v. Frentz nachträglich aus Galanterie der Juriſten geadelt worden, d. h. für eine Adelige ausgegeben worden, wird durch dieſelbe Urkunde, auf die er ſich beruft, und worin die Freifrau ihre Mutter Chriſtine Beuth nennt, unwahrſcheinlich. Der Widerſpruch dieſer Urkunden mit einer andern, auf die ſich der Freiherr bezieht, und worin die Gertrud v. Geuth als die Mutter der Freifrau bezeichnet wird, bleibt freilich unerklärt, und der Freiherr v. Frentz wird ſich über das Unglück, eine nichtadelige Ahnin in ſeinem Stammbaum entdecken zu müſſen, mit der kaum mehr beſtreitbaren Thatſache tröſten müſſen, daß er wenigſtens noch ferner an den Geburtsadel ſeines berühmten Ahnherrn glauben darf. Auch in der erſteren Beziehung urtheilen wir nur in der Vorausſetzung, daß es mit jener Urkunde und der Chriſtine Beuth ſeine Richtigkeit hat. — Uebrigens haben wol beide Theile nicht berückſichtigt, daß in jener Zeit der Adel überhaupt noch keineswegs ſo abgeſchloſſen daſtand, wie er nach dem Dreißigjährigen Kriege wurde, und ein vielfaches Hin- und Herwogen von einem Stande zum andern ſtattfand, wie es durch die wechſelnden Verhältniſſe des Lebens herbeigeführt ward.

---

[1] Sie ſteht in den Annalen des hiſtoriſchen Vereins für den Niederrhein, II. Jahrg., Heft 2, S. 279 ff.

3. General Taupadel.

Unter den Befehlshabern zweiten Ranges im Dreißigjährigen Kriege nimmt der kühne Reiterführer Georg Chriſtoph

v. **Taupadel** keine unerhebliche Stelle ein. Derſelbe ſtammte aus einer bald nach ihm wenigſtens in Sachſen [1] erloſchenen ſächſiſchen Adelsfamilie, welche ihren Namen wahrſcheinlich von dem altenburgiſchen Dorfe Taupadel, zwiſchen Gößnitz und Schmölln, oder von dem weimariſchen Dorfe gleichen Namens bei Jena, führte, dieſe Stammſitze aber ſchon frühzeitig verlaſſen haben muß und am längſten auf den Gütern Fichtenberg (im ſonſt ſächſiſchen Amte Mühlberg), Kroſtewitz, Ober-Promnitz, Portewitz, Pommlitz und Röhrsdorf bei Dresden geſeſſen hat.

Georg Chriſtoph war der jüngſte Sohn Heinrich's v. Taupadel auf Fichtenberg und der Johanna v. Ende aus Munzig, und war, da die Güter ſeinen ältern Brüdern zufielen, zeitig in Kriegsdienſte gegangen, wobei er ſich zunächſt an Bernhard von Weimar anſchloß. Mit dieſem folgte er erſt den Fahnen des Dänenkönigs, dann denen der Schweden und ſchwang ſich bald zum Range eines Oberſten auf. Er zeichnete ſich hauptſächlich in raſchen Streifzügen und kühnen Ueberfällen aus, wobei er freilich zuweilen ihm auch in dieſen Künſten gewachſene Gegner fand und Gleiches mit Gleichem vergolten erhielt. 1632 überrumpelte er die Stadt Leutkirchen bei Nacht und nahm den darin commandirenden Capitän-Lieutenant v. Remchingen nebſt der Beſatzung gefangen. Bald darauf aber ließ er ſich, bei Neumark, nachdem er vier Compagnien Kroaten theils niedergemacht, theils auseinandergeſprengt hatte, bei der Verfolgung zu ungeſtüm fortreißen, worüber faſt ſein ganzes Dragonerregiment zuſammengehauen und er ſelbſt gefangen ward. Wallenſtein entließ ihn jedoch bald wieder und ſchickte ihn mit Friedensvorſchlägen zu dem Schwedenkönig zurück, die jedoch keinen Glauben und kein Gehör fanden. Wieder in Thätigkeit getreten, zerſtörte er das kaiſerliche Magazin zu Freyſtädtel und vertheidigte die Stadt und Feſtung Coburg gegen die Wallenſtein'ſchen Truppen (1632) mannhaft, ohne freilich verhindern zu können, daß Iſolani's Kroaten das umliegende Land auf das greulichſte verheerten [1]). Er ward darauf Generalmajor und Commandant von Erfurt, jedoch bald wieder in Franken in ſeinem eigentlichſten Fache verwendet. 1633 wollten ihn die Kroaten zu Weißſtadt im Culmbachiſchen in ſeinem Quartier überfallen, wovon er jedoch in Zeiten Nachricht erhielt, worauf er ſie des Nachts auf ihrem Marſche überfiel und mit guter Beute zurückkehrte. Bald darauf wollte ihn der Oberſt Manteufel, von einigen kaiſerlich geſinnten Bürgern unterſtützt, bei Bamberg auffangen; doch es gelang ihm, in die Stadt zu entkommen, die Seinigen zu ſammeln und den Feind durch einen wüthenden Ausfall zurückzutreiben. Bald darauf überfiel er das aus Ungarn und Kroaten beſtehende Regiment des Oberſten Paul Oroſt. Dagegen ward er, als er zum Entſatz des von Johann v. Werth belagerten Eichſtädt herbeizog, in Spalt ſo unverſehens von dieſem kühnen Feldherrn überfallen, daß von den Schweden nur 13 Mann entkamen, die über die Stadtmauer ſprangen, und die Baiern 14 ſchwediſche Reiterfähnlein eroberten. Taupadel ſelbſt kam davon, vereinigte ſich mit dem herbeieilenden Bernhard von Weimar und nahm bald darauf Kehlheim. 1634 verlor er in einem Gefecht einen Arm und mußte Schorndorf, nachdem die erſte hineingeworfene Bombe gezündet und das Feuer allen Proviant verzehrt hatte, durch Capitulation übergeben. 1638 nahm er Hüningen, Donaueſchingen, Tuttlingen, Balingen und andere ſchwäbiſche Städte ein und ließ den Commandanten des Schloſſes Rötteln, weil er einen unhaltbaren Platz habe vertheidigen wollen, nach der Unſitte jener Zeit, hängen. In demſelben Jahre hatte er weſentlichen Antheil an dem Siege, der am 30. Juli bei Willenweiler im Elſaß über General Götz erfochten ward.

---

[1] In Schleſien blüht noch jetzt eine Familie gleiches Namens und Wappens, deren genealogiſcher Zuſammenhang mit der ſächſiſchen aber nicht bekannt iſt.

---

[1]) Näheres über dieſe Verheerungen ſiehe im dritten Band von Karche's „Jahrbüchern der herzogl. ſächſ. Reſidenzſtadt und des Herzogthums Coburg“ (Coburg 1853).

Am 18. Juli 1639 ſtarb der Feldherr, welchem Taupadel zeither gefolgt war, und hatte in ſeinem Teſtamente einen aus dem Grafen Otto Wilhelm von Naſſau, dem von Frankreich gewonnenen berner Freiherrn v. Erlach, und den Oberſten Ehm und Roſen zuſammengeſetzten Kriegsrath eingeſetzt, welcher einſtweilen dem Heere und den eroberten Plätzen vorſtehen, und dann das Obercommando einem weimariſchen Prinzen anbieten ſollte. Da aber von letzteren keiner zur Zeit in der Lage war, auf den Antrag einzugehen, und Frankreich alles aufbot, die Führer der weimariſchen Truppen zu gewinnen, ſo kam es zuletzt (9. Oct.) zu einem Vertrage, welcher Bernhard's Heer und indirect einen guten Theil von Schwaben und Elſaß in Frankreichs Hände lieferte. Auch Taupadel hatte dem beigeſtimmt, und iſt jedenfalls gut dafür bezahlt worden, wenn wir auch dahin geſtellt ſein laſſen, ob er gerade 350,000 Kronen bekommen, wie man geſagt hat. Zu Ende des Jahres 1640 ſoll er, mit Ehm, dazu beigetragen haben, daß Guebriant, der jetzt das einſt Bernhard'ſche Heer führte, ſich dem gewagten und übel ablaufenden Zuge Bauer's gegen Regensburg anſchloß. Damals entſtandene Verſtimmungen und ſein Antheil an dem Verkauf des Bernhard'ſchen Heeres an Frankreich ſcheinen die Urſache geweſen zu ſein, daß die Schweden ihm zürnten. 1643 wäre er faſt wieder in die Hände Johann's v. Werth gefallen, der bekanntlich am 24. Nov. die ganze franzöſiſche Generalität überfiel und faſt alle Generale und 6000 Mann gefangen nahm. Taupadel war damals krank und hätte ſich nicht retten können, wenn ihn nicht ſein treuer Kriegskamerad, der kühne Roſen, dem es zu entkommen gelang, auf die Flucht mitgenommen hätte. Wahrſcheinlich iſt Taupadel bald darauf geſtorben, da ſich ſein Name von da an aus der Kriegsgeſchichte verliert.

Daß er erſt am 4. Oct. 1668, alſo 20 Jahre nach dem Frieden, von Räubern ermordet worden ſei, dieſer Angabe liegt eine Verwechſelung mit einem andern Georg Chriſtoph v. Taupadel zu Grunde, der für ſeinen Sohn gehalten wird, wiewol man ſeine Mutter nicht anzugeben weiß, und auch das dagegen ſpricht, daß derſelbe zuerſt in kaiſerlichen Dienſten geſtanden haben ſoll. Aus dieſen ſoll er nach England gekommen ſein und als Schiffscapitän unter dem Pfalzgrafen Rupert gedient, ſich hier namentlich in Afrika ausgezeichnet, auch einmal ſein Schiff in die Luft geſprengt haben. Von da ſei er 1668 nach Sachſen zurückgekehrt, und am 4./14. October, als er von einem Vetter zum andern gereiſt und eben von Röhrsdorf nach Fichtenberg ziehen wollen, in der Gegend von Wurzen durch zwei Soldaten, die auch als ſeine eigenen Knechte bezeichnet werden, ermordet und beraubt worden. Er hatte zwei Schüſſe, davon der eine von der linken Seite durchs Herz, der andere durch die Schulter gegangen, und einen Hieb über das Geſicht empfangen. Sein Leichnam wurde erſt nach drei Tagen gefunden. Mit ſeinen Vettern, Ernſt Gottfried (geb. 12. Juli 1632), kurſächſiſchem Kammerjunker und Rittmeiſter, der am 16./26. Juni 1674 bei Sinzheim im Kampfe wider die Franzoſen fiel, und Balthaſar Abraham (geb. 27. April 1626), der am 22. Aug. 1674 erblos ſtarb[1], wird das Geſchlecht im Mannsſtamm wenigſtens ſeiner ſächſiſchen Linien erloſchen ſein.

4. Chriſtoph Hubald.

Der Chriſtoph Hubald, deſſen wir Bd. VIII, S. 14–25 bei Gelegenheit des Anton v. Schlieſſen gedachten, der mit ihm über Auslieferung Danzigs und Weichſelmündes unter handelte, war im December 1602 geboren, der Sohn eines, angeblich aus Schweden ſtammenden, 1610 zu Grimma verſtorbenen Chriſtoph Hubald und der Urſula Löbenſtein gen. Wölckel. Früh in Kriegsdienſte getreten, folgte er, unter wechſelvollen Schickſalen, verſchiedenen Fahnen, bis er um die Zeit, wo Guſtav Adolf ſich in die deutſchen Wirren einmiſchte, Oberſtlieutenant im ſchwediſchen blauen Regimente wurde. Durch die Einnahme von Hanau verdiente er ſich 1630 die Beförderung zum Oberſten, und zeichnete ſich weiter namentlich bei der Belagerung von Frankfurt a. O. dergeſtalt aus, daß der Schwedenkönig ihn zum Generalmajor ernannte und den angeblich alten Adel ſeines Geſchlechts, unter Beilegung eines neuen Wappens, erneuerte. Auch weiterhin that er ſich hervor, nahm 1632 Stollhofen, 1633 Lichteneck im Elſaß mit Sturm, zerfiel aber mit ſeinen Vorgeſetzten und verließ 1634 den ſchwediſchen Dienſt, worauf er zunächſt als Generalmajor in kurſächſiſchen Dienſt trat, 1637 aber den Polen gegen die Koſacken diente und ſich dadurch bei dem König Wladislaus ſo in Gunſt ſetzte, daß er auf deſſen Empfehlung 1647 Commandant von Danzig wurde, das, nach einigen Angaben, ſeine Geburtsſtadt geweſen ſein ſoll. In dieſer Stellung war es, wo er auf den Gedanken kam, ſeinen Frieden mit Schweden durch Verrath des ihm anvertrauten Poſtens zu machen. Als von Seiten Schwedens nicht ſo begierig darauf eingegangen ward, als er erwartet hatte, mochte er für gut finden, ſich nach einer andern Stellung umzuſehen, wozu ihm ſchon vorher von Seiten Frankreichs und Dänemarks Anerbietungen gemacht worden ſein ſollen, die er abgelehnt hatte. Dagegen ſoll er von dem Kurfürſten Friedrich Wilhelm von Brandenburg 1648 zum Generalmajor und Kriegsrath ernannt worden ſein. Indeß finden wir ihn ſchon 1649 im Dienſte des neuen Königs Johann Caſimir von Polen, als General und Befehlshaber der deutſchen Truppen, ſpäter auch des geſammten Heeres. Hier hat er in drei Feldzügen

---

[1] Beiläufig bemerken wir, als ein abermaliges Specimen genealogiſcher Faſeleien, daß in dem Taupadel'ſchen Stammbaum angeführt wird, dieſer Balthaſar Abraham ſei mit Urſula Margarethe v. Schönberg, verwittweten v. Spebt, vermählt geweſen, in Schönbergiſchen Stammbäumen aber eine Urſula Magdalene, Tochter Chriſtian Johanns v. Schönberg auf Brauna, als mit Einem v. Spebt verehelicht, und eine zweite Urſula Margarethe, Tochter Hans Wolf's v. Schönberg auf Pulsnitz, als mit Einem v. Taupadel verehelicht

---

aufgeführt wird. Sind hier zwei Perſonen in Eine verſchmolzen, oder iſt Eine in Zweie zerlegt worden?

ruhmvoll gegen die Koſacken gekämpft und namentlich den Sieg bei Bereſteczko erfochten (1651). Für dieſen Sieg bekam er das polniſche Indigenat und eine Vermehrung ſeines Wappens durch den polniſchen weißen Adler. Als in demſelben Jahre der König, bei dem ſich die Danziger mehrfach über Hubald beſchwert hatten, aber mit Hinweiſung auf deſſen Verdienſte um Polen abgewieſen worden waren, Danzig beſuchte, ließ er, zum großen Verdruß der Danziger, das Zeughaus und die Werke durch Hubald beſichtigen. 1659 zog ſich Hubald jedoch zurück, wohnte darauf auf der von ihm 1648 erkauften Herrſchaft Straupitz im Spreewalde[1]) und iſt hier am 19. Nov. 1663 geſtorben. Er ſoll mehrmals verheirathet geweſen ſein, aber nur von ſeiner erſten Gemahlin, Florentine v. d. Beecke, Söhne hinterlaſſen haben, die ſich von **Houwald** ſchrieben und jetzt den Freiherrntitel führen. Sein älteſter Sohn fiel in polniſchen Kriegsdienſten. Von dem jüngeren Sohne Wilibald, welcher ſachſen-merſeburgiſcher Geheimrath und Oberamts-Regierungspräſident zu Lübben war, ſtammen durch deſſen Sohn Chriſtoph Wilibald[2]) die heutigen Glieder einer Familie, der bekanntlich auch der eine Zeit lang gefeierte Dichter Chriſtoph Ernſt v. Houwald (geb. zu Straupitz 29. Nov. 1778, † zu Neuhaus 28. Jan. 1845) angehörte.

3. Der Prätendent.

Die Vorgänge, welche den letzten Verſuch der Stuarts, ihre verlorene Herrſchaft mit Waffengewalt zurückzuerlan gen, begleiteten, ſind bekannt und von claſſiſchen Federn lebensvoll und ergreifend geſchildert worden. Gemeiniglich wird aber dabei der Held jener Unternehmung, der Prinz Karl Eduard Stuart, erſt von ſeinem Auftreten in Frankreich und Schottland an geſchildert, während auch der Weg, auf dem er zunächſt aus Rom zu entkommen wußte, nicht ohne Geſchick und Intereſſe iſt.

---

[1]) In der Niederlauſitz. Die Herrſchaft hatte erſt den Dohna, ſeit 1580 den Schulenburg, dann den Wallwitz gehört, von denen ſie Hubald kaufte. Es gehören ſieben Dörfer dazu. Hubald ſoll auch in Preußen die Güter Maldaiten, Tricken und Peleriten beſeſſen und deshalb 1655 das preußiſche Indigenat erhalten haben.

[2]) Vermählt 11. Aug. 1732 mit Johanne Helene Tochter Karl Hildebrand's v. Dieskau auf Knauthain und Kleinzſchocher bei Leipzig und Chriſtinen Sibyllen Vitzthum v. Eckſtädt aus Tiefenſee.

In Rom lebte bekanntlich der kleine Hof der verdrängten Dynaſtie, ſeit Frankreich für gut gefunden hatte, auf ihre fernere Beſchützung zu verzichten, und wenn auch die päpſtliche Regierung mit den Reſtaurationsgedanken ſympathiſiren mochte, ſo hatte ſie doch eine unabweisbare äußere Verpflichtung, die Bewegungen dieſes Hofes zu überwachen und jedes für die engliſche Regierung bedrohliche Unternehmen deſſelben, ſobald ſie es nicht ignoriren konnte, zu hindern. Es galt daher, es ihr möglich zu machen, in Unkenntniß der beabſichtigten Schritte zu bleiben, und zugleich die Wachſamkeit der engliſchen Agenten und Kundſchafter zu täuſchen, welche allerdings ſchon dadurch aufgeregt war, daß ſeit den letzten Tagen des Jahres 1743 eine ungewöhnliche Bewegung an dem kleinen Hofe der Stuarts, ein Kommen und Gehen von Kurieren, ein lebhaftes Verhandeln mit Bankiers und Aehnliches nicht unbemerkt bleiben konnte. Am 9. Jan. 1744 nun brach Karl Eduard auf, und es gelang in der That, ſeine Abweſenheit, wenn nicht die aus Rom, doch die aus dem Kirchenſtaate, bis zum 19. zu verbergen. Er reiſte früh am Morgen, von Hofmeiſter und Domeſtiken begleitet, unter dem Vorwande eines Ausfluges nach Ciſterna, zu dem Herzog von Gaetano, wo ſich der jüngere Prinz bereits befand, in einer Poſtchaiſe ab. Dem Thorwärter hatte man abends vorher die Schlüſſel zum Johannisthore gelaſſen, ſodaß er dieſes ſogleich auf- und wieder zumachte. Unweit des Thores ließ der Prinz halten, und ſagte, er wolle reiten, und zwar über Albano. Der Hofmeiſter redete ihm zum Schein auf das eindringlichſte ab; ſie ſtritten ſich; der Prinz beſtand aber auf ſeinem Kopfe und ritt, mit zwei ſeiner Leute, im Galopp den Weg nach Albano. Jetzt ſtellte ſich der Hofmeiſter, als bereue er ſeine

Nachgiebigkeit, und fiel darüber beim Einſteigen in einen Graben. Indem die nicht in das Geheimniß eingeweihten Diener ſich bemühten, ihn herauszuhelfen, achteten ſie nicht weiter auf den Weg, den der Prinz nahm. Dieſer verließ eine halbe Meile davon die Straße und ritt auf einem Fußſteig nach Frascati, wo er ſich, ebenſo wie ein ihn begleitender franzöſiſcher Bedienter, verkleidete, während der Reitknecht ſich mit den Kleidern des Prinzen über Albano nach Ciſterna begab, hier erzählte, der Prinz ſei mit dem Pferde geſtürzt und müſſe ein paar Tage in Albano bleiben, die Kleider in vertraute Hände niederlegte, ſich etwas Wäſche für den Prinzen geben ließ und dann ſcheinbar ſeinem Herrn wieder zueilte. Der Prinz war inzwiſchen von Frascati wieder gegen Rom geritten, hatte den äußeren Theil der Stadt paſſirt, in Monte Roſſo eine Stunde geruht, und ſich dann nach Caprarola, einem Luſtſchloſſe des eingeweihten Cardinals Aquaviva 1), gewendet. Hier gab er ſich für einen ſpaniſchen Kurier aus, der von Civita Caſtellana käme. Aquaviva hatte bereits zwei Pferde bereit halten laſſen, auf denen der Prinz und ſein Begleiter eilends

---

1) Trajan Aquaviva, geb. 15. Jan. 1695, ward 1732 Cardinal, war dem ſpaniſchen Intereſſe ergeben, † 19. März 1747. Er war ein Sohn des Johann Hieronymus Aquaviva, Herzogs von Atri, der als Anhänger der Franzoſen durch die Oeſterreicher vertrieben worden war und 17. Aug. 1709 im Exil zu Rom ſtarb, und der Eleonore Cäcilie Spinelli, einer Tochter des Marquis von Vico. Von ſeinen Brüdern war der ältere, Joſias, im Februar 1710 zu Lyon geſtorben. Der zweite, Dominic, geb. 1679, erhielt nach dem Frieden die Familiengüter zurück, ward Grand von Spanien, 1739 ſpaniſcher Generallieutenant, 1740 Oberhofmeiſter der Königin, † 27. Jan. 1745 zu Prado. Ihn, wie den Cardinal, beerbte der dritte Bruder, Rudolf Aquaviva, Herzog von Atri, geb. 1693, welcher gleichfalls ſpaniſcher Grand und ſeit 1743 Generallieutenant war. Dieſer war urſprünglich in den Maltheſerorden getreten, hatte dieſen aber verlaſſen und ſich mit Laura Salviati, einer Tochter des Herzogs Anton Maria von Giuliano, vermählt. Bis zu dem Tode ſeines Bruders Dominic hieß er Herzog von Teramo. Er ſtarb im Januar 1755 und der Graf v. Converſano wurde ſein Erbe.

abreiſten. Tag und Nacht reitend, kamen ſie den 11. zu Maſſa an, von wo der Prinz den erſten Brief an ſeinen Vater ſchrieb, und ſich dann nach Genua wendete, wo ſie am 13. ankamen und zum erſtenmal ausſchlafen konnten. Hier ſtieß ein Engländer zu ihnen, der auf anderm Wege von Rom gekommen war, und nun gingen ſie mit Poſtpferden nach Finale, wo ein Fahrzeug ihrer wartete, das ſie bis zum 28. nach Antibes brachte. Während dieſer ganzen Zeit hatte der Herzog von Gaetano fortwährend nach Rom geſchrieben, daß beide Prinzen bei ihm ſeien, und wollte dazu durch die Bitten des jüngeren Prinzen bewogen worden ſein, der ihm vorgeſtellt hätte, daß man auf dieſem Wege den ſeinem Bruder zu Albano zugeſtoßenen Unfall am beſten verheimlichen und jeder Beſorgniß vorbeugen könne.

Dieſes ganze Fluchtunternehmen dirigirte in höchſter Inſtanz der Cardinal Aquaviva, in zweiter der Ritter Tencin, ein Bruder des Cardinals und franzöſiſchen Staatsminiſters [1]), der ein Hauptbeförderer des ganzen Reſtaurationsplanes war und namentlich die franzöſiſche Regierung dafür gewonnen hatte, und in unterſter der Haushofmeiſter Tencin's, Gaudine, der für Pferde, Päſſe u. ſ. w. geſorgt hatte.

---

[1]) Peter Guerin de Tencin, geb. zu Grenoble 22. Aug. 1680, ſtudirte zu Paris bei den Jeſuiten, ward Dr. der Sorbonne, vermochte 1720 den Schotten Law zum Uebertritt, was ihm zwei Pfründen einbrachte, ward 1721 Geſandter in Rom, 1724 Erzbiſchof zu Embrun, 1739 Cardinal, 1740 Erzbiſchof zu Lyon, 1742 Miniſter, zog ſich 1751 in ſeine Diöceſe zurück und † im März 1758. Er hatte auch eine gelehrte Schweſter, Alexandrine, die am 4. Dec. 1749, als Canoniſſin zu Neufville, im 69. Jahre ſtarb, war übrigens ein Hauptgegner der Janſeniſten.

6. Nachträge.

Während dieſer Band gedruckt wurde, ſind noch zwei Schriften erſchienen, von denen wir bedauern, daß wir ſie nicht bei Ausarbeitung unſerer Aufſätze hatten benutzen können. Für jetzt können wir nur 1) aus dem zweiten Bande des intereſſanten Werkes des Herrn v. Weber: „Aus vier Jahrhunderten“ (Leipzig, 1858) anführen, daß darin gelegentlich des Chriſtoph Dietrich Boſe des jüngeren (ſ. oben S. 87 ff.) gedacht wird und daß wir daraus die Urſache der letzten Haft dieſes Staatsmannes erſehen. Er war beſchuldigt, daß er die Adminiſtration der thüringiſchen Stifte dem katholiſchen Landesherrn habe ſtreitig machen wollen. — Dann iſt 2) noch in den letzten Wochen eine ſehr inhaltreiche und beachtenswerthe Schrift, unter dem Titel: „Mittheilungen aus den Papieren eines Staatsmannes“ (Camenz, 1859) erſchienen. Der Staatsmann, deſſen Papieren ſie entnommen iſt, war der Geheime Finanzrath und Kreishauptmann v. Zezſchwitz, ein edler, deutſch=patriotiſcher Mann (geb. zu Fulnek in England 16. Aug. 1775, † zu Baſelitz 15. Nov. 1817), den wir S. 417 als Mitglied der k. ſächſiſchen Immediat Commiſſion von 1813 aufgeführt haben. Die Schrift enthält namentlich über die ſächſiſche Frage und über bedeutende Perſönlichkeiten jener Zeit, auch über Wintzingerode und Thielmann, ſehr viel Intereſſantes, beſtätigt übrigens vielfach unſere Auffaſſungen, ergänzt ſie in manchem, und würde uns, wenn wir veranlaßt wären, nochmals auf den Gegenſtand zurückzukommen, reiches Material bieten. Für jetzt müſſen wir uns begnügen, auf dieſelbe aufmerkſam zu machen.

Regiſter.

Albignac, Moriz d', Graf v. Caſtelnau, 344 ff.
Alexander VIII., Papſt, 133.
Alfonſi, Giovanni Filippo, 136 ff.
[illegible], Friedrich Karl, Freiherr, 343 ff.
Aquaviva, die, 454 ff.
Arakczeff, General, 237, 240, 245, 249, 253.
Arquien, Marie Caſimire Luiſe d', 79.
Aſter, Oberſtlieutenant, nachmals General, 369, 382.
Auvray, General d', 365 ff.

Bachmetoff, General, 246 ff.
Bärenklau, Oberſt, 248.
Barrie, Kapitän, 291—92, 297.
Baſadonna, Cardinal, 126.
Berbisdorf, die v., 1 ff. — Wolfgang v., 1 ff — Georg v., 2. — Georg Wilhelm v., 24 ff. — Hans Eitel v., 26 ff.
Bernini, Aſſeſſor, 133.
Berthier, Marſchall, 323.
Beſt, Mr., 294 ff.
Beulwitz, Heinrich Erdmann v., 396.
Bieſenrodt, Hermann v., 39.
Biron, Herzog v., 202 ff., 206 ff., 210, 237 ff., 239, 252, 262, 264 ff., 271, 274 ff. — General, Karl Magnus, v., 236 ff., 240, 250, 253 — General, Graf Karl, 240, 250 — General, Graf Guſtav, 250, 257
Blücher, Fürſt, 408, 419
Bonnefour, Oberſt v., 192
Boſe, die, 88 ff. — Chriſtoph Dietrich, der ältere, 88 ff. — Chriſtoph Dietrich, der jüngere, 87 ff., 456.
Bourbon, Connetable v., 3 ff., 18 ff.
Brandenſtein, Johann Wilhelm Auguſt v., 333
Brandvorwerk, das, 40.
Bratke, General, 246 ff.
Braunſchweig, Anton Ulrich, Prinz von, 240, 243 ff., 250, 253 — Friedrich Wilhelm, Herzog von, 340 ff., 347.
Brauſe, General v., 404.
Breais, Auguſt François de 102.
Brigny, de, 215.
Broggi, 127.
Bruck, Chriſtian, 59—60. — Gerger, 59.

Brüningk, Superintendent, 132 ff.
Bülow, General v., 377.
Bugenhagen, Sara, 57, 69.
Butowſki, Andreas, 233.

Camelford, Thomas Pitt, Lord, 280.
Cangiani, 261.
Cantemir, Prinz, 258.
Carlowitz, Hans Karl v., 92 — Karl Adolf v., 369 ff. — Karl v., 390.
Caſalti, Cardinal, 126.
Caulaincourt, Herzog von Vicenza, 322.
Cellini, Benvenuto, 20.
Ceri, Renzo de, 15 ff., 21.
Charpentier, Johann Friedrich Wilhelm v., 336.
Chatham, Wilhelm Pitt, Earl v., 250.
Chruzeff, General, 245, 250, 256.
Clemens VII., Papſt, 4 ff.
Cockburne, Mr., 297 ff.
Crell, Kanzler, 33, 55, 74 ff., 105.
——, Wolfgang, 71 ff.
Cruciger, 70 ff.
Cuſtius, Dr. Wilhelm, 51.
Czernitzeff, General, 324 ff.

Dänemark, Chriſtian, Kronprinz von, 116 — Magdalene Sibylle, Kronprinzeſſin von, 115.
Danzig, Belagerung von, 203 ff.
Davouſt, Marſchall, 339, 360 ff.
Dehne, Hans Georg, 33.
Devaux, Kapitän, 318.
Dewitz, General v., 287.
Digby, die, 390. — Eduard, Lord, 390 ff.
Dohna, die, 112 ff.
Dolgorucki, Fürſt Gregor, 192.
Duroc, Marſchall, 312.
Dyherrn, General v., 339 ff.
Dziembowſki, Hauptmann v., 398.

Einſiedel, die v., 43 ff. — Hans v., 43 ff., 46 — Abraham v., 44 — Georg Heinrich v., 51 — Miniſter Graf v., 417.
Emſer, Hieronymus, 31 ff.
Ewerka, Adam, 233.

Fermor, 229, 247, 250.
Ferrara, Alfons I., Herzog von, 7, 10, 13.
Fink, General v., 198.
Flemming, Feldmarſchall Graf v., 191.
Frankreich, Napoleon I., Kaiſer von, 319 ff., 337 ff., 350, 379 ff., 383 ff., 406.
Freihub, Dr. Andreas, 72.
Frieſen, die, 96.
Froloff, Iwan Baſilowitz, 230 ff.
Frondsberg, Georg v., 4 ff.
Funk, Karl Wilhelm Ferdinand v., 349 ff., 356.

Gabrielli, Pietro di, 126 ff.
Gersdorf, die v., 111 ff.
——, Generallieutenant v., 370.
Ghika, Gregor, Hoſpodar, 258.
Glaſe, Peter, 41 ff.
Gluck, Prediger, 422.
Gorree, 397 ff.
Goltz, Generalmajor Alexander Wilhelm v. d., 411.
Gouveſt, Louis Henri de, 110.
Grenville, Wilhelm Wyndham, Lord, 281, 289 — Georg, 281.

Gröben, Generallieutenant v. der, 411.
Günderode, Abraham v., 41. — Hektor Wilhelm v., 41.
Gundermann, Dr. Chriſtoph, 75 ff.
Gutſchmidt, Siegmund Freiherr v., 349 ff.

Hahn, Fleiſcher, 56.
Haubitz, Georg v., 78. — Andreas v., 78.
Hayne, Oberſt, 79.
Heimburg, Oberſtlieutenant v., 244.
Hein, General, 230 ff.
Herzog, Adam, 77 ff.
Heßler, Chriſtoph v., 76.
Heſſen-Homburg, Ludwig, Prinz von, 218 ff., 227 ff., 234 ff., 239, 240, 245, 249.
Heyden, Freiherr v., 178.
Hiller, Freiherr v., 354.
Hoenegg, Hoe v., 109.
Hohenthal, Peter Karl Wilhelm, Graf v., 336.
Hohnſtein, der, 31 ff.
Holſtein-Beck, Peter Auguſt Friedrich, Prinz von, 250.
Hopfgarten, Georg Friedrich v., 86.
Horn, Arwed, 207.
Houwald, die von, 452.
Hubald, Chriſtoph, 450 ff.
Huber, Dr. Samuel, 85 ff.
Hulle, 87.

Innocenz XII., Papſt, 133, 151 ff.
Ismailoff, General, 218, 234, 236.
Jagbuſchinski, Graf, 194, 197, 209.
Jentſch, Johann Chriſtian, 389.
Jonas, Reiter, 354.
Juncker, Kammerrath, 206 ff. 219.

Kantakuzene, Brigadier, 252.
Keith, General, 240, 243, 245, 249 ff.
Keßler, Georg Ludwig, 109.
Kienmayer, Michael Freiherr v., 345 ff.
Kleiſt, General v., 357, 364 ff., 399 ff., 404 ff., 407 ff., 418.
Klettenberg, Johann Hektor v., 55.
Königsmark, General v., 179.
Körbitz, die v., 111 ff. — Kaspar v., 114 ff. — Hans Kaspar v., 115 ff. — Hans Chriſtoph v., 117 ff. — Hans Kaspar v., 119 ff., 121. — Friedrich v., 121 ff.
Krakau, Dr. Georg, 56 ff.
Kratz, Dr. Joachim, 43.
Kreuzer, General, 322.

Ladogacanal, der, 196 ff.
Langenau, Hauptmann v., 402 ff.
Lacey, Feldmarſchall, 214 ff., 236 ff., 239, 250.
Lauterſtein, der, 2.
Lecoq, Karl Chriſtian Erdmann, Edler v., 356, 397 ff., 402 ff., 407 ff.
Leontieff, General, 208 ff., 218 ff., 238, 240.
Leſewneka, Marie, 107.
Leſlie, General, 231 ff.
Leutinger, M. Bartholomäus, 34.
Lewaſchef, General, 213 ff.
Leyſer, Oberſt v., 352.
Liebenau, Eugen Dietrich Moritz v., 405.
Lindemann, Dr. Lorenz, 62 ff., 114. — Oberſtlieutenant v., 404.

Lindener, Johann, 33 ff.
Lobkowitz, Georg Chriſtian, Fürſt von, 259
Loſer, die, 46. — Kurt 45 ff., 53 ff. — Hans, 47 ff. — Hans, 50 ff.
Löwendahl, General, 240, 242, 245, 250
Löwenſtern, Baron, 413
Löwenwolde, Graf, 202, 20
Loß, Chriſtoph v., 116.
Lubras, General, 204.
Lubomirski, Prinzeß, 107 ff.
Luther, Dr. Martin, 58.

Maiſon, General, 325.
Majer, Johann, 34 ff., 40 ff.
Manſtein, v., 224.
Martens, Prediger, 265 ff.
Maſſimi, Dominicus, 15.
Matuſchka, Graf, 344
Medicis, Johann v., 8.
Meißen, Wilhelm der ältere, Markgraf von, 112 ff.
Menzikoff, Fürſt, 196 ff.
Mengden, Anna Dorothea, Freiin v., 169 ff. — Johann Heinrich, Freiherr v., 200
Merbitz, Valentin 32.
Metzradt, Fräulein v., 110.
Minckwitz, Johannes v., 352
Mirus, Hofprediger, 40.
Molinos, Michael, 140 ff.
Möller, Prof., 71 ff.
Monthion, General Graf, 322
Mordeiſen, Dr. Ulrich, 64
Morone, Hieronymus, 12.
Mortier, Marſchall, 315 ff.
Müffling, Generallieutenant v., 403 ff., 408
Müller, Adam, 346
Münnich, Burkhard Chriſtoph, Graf v., 187 ff. — Anton Günther, v., 187 ff., 195 — Ernſt, Graf v., und ſeine Kinder, 199 ff., 252, 259.

Narbonne, General Graf, 326.
Nariſchkin, Leo, 313 ff.
Natzmer, Major v., 413 ff.
Neitſchütz, Frau v., 106
Ney, Marſchall, 378 ff.

Oertel, Anton, 32 ff.
Oliva, Abbate Antonio, 126, 134.
Oranien Philibert, Fürſt v., 21
Oſterhauſen, Hans Georg v., 39.
Oſtermann, Graf, 198, 202, 206 ff., 210, 215, 250

Paſſarelli, 310 ff.
Pelim, 206.
Peri, Andreas de, 87
Peterſen, Lieutenant, 265 ff.
Peucer, 31, 73 ff.
Pezel, Chriſtoph, 71 ff.
Pfalzgraf, Johann Karl, 189
Philoſofoff, General, 250
Pichitelli, Franceſco, 128.
Pierius, Dr. Urban, 104 ff.
Pierotti, Stefano, 136 ff.
Pignata, Joſeph, 125 ff.
Piſareff, General, 196
Piſtoris, Dr. Simon, 63—64
Pitt, Thomas, 290 — Robert, 290 — Wilhelm, 289
Pleißenburg, die 56 ff.
Polen, Auguſt II., König von, 79 ff.
Portland, Wilhelm Heinrich Cavendiſh, Herzog von, 289

Raiſin, Oberſt Freiherr v., 218
Rapp, General, 322 ff.
Rauſcher, Bürgermeiſter, 31, 69, 72, 73
Reinhard, Oberhofprediger, 336
Reiniger, Karl Ernſt, 406
Repnin, General, Fürſt Wa-

lin, 232, 240, 249. — Fürſt Nikolaus, 406.
Reuterhielm, Secretär, 107.
Reynier, General, 350, 360, 378 ff.
Richter, Georg, 67 ff.
Rion, Capitan, 281 ff.
Rochlitzer Gefängniſſe, 109.
Rokeby, die Lords, 303 ff. — Mathaus, Lord, 303 ff.
Romanus, Franz Konrad, 86.
Roſenberg, Fähnrich, 223.
Rüdiger, Goram, 71 ff.
Rüxleben, Cornelius v., 75.
Rumänzoff, General, 240, 250.
Rußland, Peter I., Kaiſer von, 193 ff. — Peter II., 197 ff. Peter III., 269 ff. — Alexander I., 311 ff., 319—69 ff. 399. — Katharina I., Kaiſerin von, 197, 420 ff. — Anna, 197 ff., 201 ff., 260, 262 ff. — Eliſabeth, 264 — Katharina II., 273 ff., 278.
Rußwurm, Hans Georg v., 89. — Hans Claus v., 121.
Rutowski, Graf, 87.
Ryſſel, General v., 411.

Sachſen, Auguſt, Kurfürſt von, 60, 65 ff. — Chriſtian I., 74 ff. — Johann Georg III., 55. — Friedrich Auguſt, König von, 338 ff., 348 ff., 357 ff., 390 ff., 410, 417 ff. — Anna, Kurfürſtin von, 32 ff., 65, 73.
— -Altenburg, Friedrich Wilhelm, Herzog von, 34, 39, 75.
— -Weimar, Karl Auguſt, Herzog von, 395 ff.
— -Weißenfels, Johann Adolf II., Herzog von, 204.
Sagraiski, General, 250 ff.
Sahrer v. Sahr, Generallieutenant v., 372 ff.
St. Gile, Graf v., 87.
Salmuth, Johann, 104 ff.
Schipoff, General, 250, 253, 258.
Schmettau, Samuel, Graf v., 191.
Schönberg, Hans Dietrich v., 83.
Schukoffskoi, General, 217 ff.
Selmnitz, Oberſtlieutenant v., 353.
Selnecker, Superint., 35. 72
Senftenberg, 108 ff.
Senfft von Pilſach, Miniſter Graf, 417 ff.
Serra, Baron, 379.
Seſſan, Generalcapitan, 191
Seydel, Jakob, 103
Seydewitz, Ludwig Graf v., 372.
Sicard, Oberſt Baron, 318
Slawrencky, die, 433 ff.
Sobiecki, Jakob Ludwig, Prinz, 79 ff. — Konſtantin Wladislaus, 79 ff. — Alexander Benedict, 82, 84. — Marie Clementine, Prinzeſſin, 84—85.
Sonnenſtein, der, 109
Sperrreuter, General, 211
Spiegel, General v., 218 ff.
Stein, Freiherr v., 358 ff., 377, 392, 401 ff., 410 ff.
Steinbach, David, 104 ff.
Steindel, Generallieutenant v., 372 ff.
Stockmann, General v., 230, 238, 250, 254, 256.
Stößel, Johann, 109.
Stoffeln, General v., 218 ff. 240, 247 ff.
—, Chriſtoph v., 218.
Stolberg, Albrecht Georg und Wolf Ernſt, Grafen zu, 33

Stolpen, die Bergfeſte, 102 ff., 108.
Straupitz, die Herrſchaft, 452.
Stuart, Karl Eduard, 452 ff.
Swoczenicky, Biſchof, 101 ff.

Tarakanoff, General, 227, 240.
Taupadel, die von, 446. — Georg Chriſtoph v., 447 ff. — Ernſt Gottfried, 450. — Balthaſar Abraham v., 450.
Tencin, Cardinal, 485.
Tettau, die v., 176 ff. — Julius Ernſt v., 176 ff. — Johann Dietrich v., 177. — Chriſtoph Friedrich v., 184 ff. — Karl Chriſtian v., 185. — Chriſtoph Rudolf v., 186.
Thielmann, die Familie, 328 ff. — Johann Adolf, Freiherr v., 328 ff., 456.
Thümmel, Auguſt Wilhelm v., 396.
Trubetzkoi, General Fürſt, 217, 241 ff.
Trutzſchler, Oberkämmerer, 55. — Auguſt Julius v., 352 ff.
Tuczek, Oberſt, 251 ff.
Türk, Heinrich, 444 ff.

Urbino, Herzog von, 7 ff.

Vancouver, Capitän, 282 ff.
Vieth, Generalmajor v., 369 ff., 377, 396.
Villebois, 424 ff.
Villeneuve, Marquis v., 260 ff.
Vopelius, Hans, 78—79.

Wachtſchlager, 107.
Waldecker, Baron, 194.
Wallenrodt, Johann Ernſt v., 177.
Wartensleben, Cäſar Scipio Alexander Graf v., 412 ff.
Wedel, Oberſt v., 237, 246 ff.
Weinhauſen, Adolf, 75 ff.
Weiſe, Secretär, 105 ff.
Weißbach, General, Graf, 207 ff., 239.
Werth, Johann v., 440 ff.
Weſtfalen, Jérome, König von, 345 ff.
Wiedebram, Friedrich, 70 ff.
Winterfeld, Hans Karl v., 198 ff. — Rudolf Heinrich v., 199.
Wintzingerode, Ferdinand Freiherr v., 311 ff., 364 ff., 456.
Witzleben, Chriſtine Lucretia v., 189, 198. — Marie Eſther v., 189.
Wolkonsky, Fürſt, 369, 389, 391, 394.

Zezſchwitz, Johann Adolf v., 402 ff. — Joſeph v., 417, 456.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Geheime Geſchichten

und

Räthſelhafte Menſchen.

Geheime Geſchichten

und

Räthſelhafte Menſchen.

Sammlung

verborgener oder vergeſſener Merkwürdigkeiten.

Herausgegeben

von

Friedrich Bülau.

Elfter Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus
1859.

BIBLIOTHE

Inhalt.

Seite
I. Antonio Perez 1
II. Eduard Fortunat von Baden 160
III. Ein Hexenproceß in Welſch-Tirol. Nach den von Graf T. Dandolo veröffentlichten Actenſtücken deutſch bearbeitet von P. Plattner 186
IV. Geßler-Oeſſner 251
V. Ferdinand Gräffer. (Ein Lebensbild aus den Revolutionskriegen.) 266
VI. Chriſtian von Rother 292
VII. Die Manharter im Brixenthale 313
VIII. Der Bauer Martin. (Eine Viſionsgeſchichte aus den Zeiten der franzöſiſchen Revolution.) 394
Miscellen.
1) Die Wallfahrt nach Nicklashauſen 473
2) Graß, Oeſterling und Ritter 480
3) Aus einer Univerſitätschronik 487
4) Sächſiſche Staatsgefangene 495
Regiſter 499

I. Antonio Perez.[1])

Philipp II. von Spanien war ſtreng und mistrauiſch. Niemals ſchenkte er ſein Vertrauen vollſtändig, und ſelbſt indem man die ſcheinbarſten Zeugniſſe deſſelben erhielt, war man nicht ſicher, es noch zu beſitzen. Erſt in dem Augenblicke, wo er losſchlug, erkannte man den Verluſt ſeiner Gunſt. Kein Zeichen der Ungeduld oder der Erkaltung verrieth jemals den Wechſel ſeiner Abſichten oder ſeiner Neigungen. Wie alle andern Sachen, zog er auch das Ausſprechen ſeiner Ungnade in die Länge. Die Rathſchläge ſeiner Beamten befolgte er noch, nachdem er ſchon Mistrauen gegen ſie gefaßt hatte. Er ſelbſt beſaß einen langſamen, wenig erfinderiſchen und ziemlich unentſchloſſenen Geiſt. Seine pedantiſche Regierungsweiſe beſtimmte ihn ebenſo, wie ſein mistrauiſches Temperament, ſich Männer zu bedienen, die ſich nach Geiſt und Tendenz unterſchieden und durch den Wetteifer des Ehrgeizes getrennt waren. Er regierte die weiten Strecken der ſpaniſchen Monarchie ſchriftlich; alles, kleines wie großes, ward ihm vor Augen gelegt. Er fragte viel um Rath, ſchwankte lange und entſchied ſich, infolge ſeiner Unentſchloſſenheit und der unvermeidlichen Langſamkeit, welche aus ſeiner Gewohnheit, alles ſelbſt zu leſen, zu notiren, anzuordnen, für den Geſchäftsgang erwuchs, nur langſam. Obwol er in hohem Grade fleißig und arbeitſam war, vermochte er doch der Maſſe der Geſchäfte nicht zu genügen. Dabei ließ er länger als zwanzig Jahre zwei nebenbuhleriſche Parteien an ſeiner Seite beſtehen, um eben aus ihren widerſprechenden Meinungen Aufſchlüſſe zu gewinnen, je nach den Umſtänden die verſchiedenartigen Eigenſchaften ihrer Führer benutzen zu können und mit größerem Wetteifer bedient zu ſein.

---

[1]) Soviel die Facta anlangt, frei nach Mignet.

An der Spitze dieſer beiden Parteien ſtanden lange Zeit der Herzog von Alba und Ruy-Gomez de Silva, Fürſt von Eboli, der Eine ebenſo hochfahrend und entſchloſſen, wie der Andere gewandt und klug. In allen ihren Auffaſſungen und Urtheilen ſtanden ſie ſich ſchroff entgegen. Was bei dem Einen Glück machte, ſcheiterte bei dem Andern. Der König ſah ihre Nebenbuhlerſchaft, die bis zur Feindſchaft anſtieg, keineswegs ungern, da ſie ſeinen mistrauiſchen Charakter beruhigte; freilich aber vermehrte die Meinungsverſchiedenheit dieſer ſeiner beiden hauptſächlichſten politiſchen Rathgeber die Unſicherheit ſeiner Entſchließungen. Im Grunde des Herzens zog er Ruy-Gomez vor, der ſeit langen Jahren nie von ſeiner Seite gewichen war und ihm mit unbedingter und discreter Ergebenheit diente, ihn berathend, ohne ihn ſichtbar zu leiten. Als jedoch der Aufſtand der Niederlande erfolgte, ſchien es, als hätte der Herzog von Alba einen Augenblick den Sieg davongetragen. Nach vielem Schwanken und Zeitverluſt, ſchickte ihn Philipp mit einem Heere und unumſchränkter Vollmacht in die aufſtändiſchen Provinzen. Als aber Macht und Gewaltthat keinen Erfolg gehabt hatten, ließ Ruy-Gomez, der inzwiſchen an der Seite des Königs geblieben war, den

Herzog durch den milden und maßvollen Großcomthur von Caſtilien, Don Luis de Requeſens de Zuniga, erſetzen, der mit verſöhnlichen Maßregeln beauftragt ward. So hinterließ der Fürſt von Eboli, als er im Jahre 1573 ſtarb, ſeine Partei mächtiger, als je, und durch ſeine Creaturen Antonio Perez und Juan Escovedo geleitet, ſowie von dem Ruhme und den Siegen ihres erlauchten Mitgliedes Don Juan d'Auſtria umſtrahlt, herrſchte ſie bis 1579 in den Räthen des Königs. Zu derſelben Partei gehörte der Erzbiſchof von Toledo, Don Gaspard de Quiroga, der als ein Mann von heiterm Temperament und ſanftem Charakter, als beredt und das Gute wollend geſchildert und von dem verſichert wird[1], daß er allgemein für rechtſchaffen gegolten und ſich der Gunſt des Königs erfreut habe. Ferner Don Pedro Fajardo, Marquis de Los Velez, Oberhofmeiſter der Königin, ein zurückhaltender, ſchweigſamer Mann, von verſchloſſenem Charakter, wie er dem Weſen des Königs entſprach, der ſich ſeiner vielfach bediente.

Antonio Perez war damals (1577) 36 Jahr alt. Er war ein natürlicher Sohn des Gonzalo Perez[2], welcher lange Zeit Staatsſecretär unter Karl V. und Philipp II. geweſen war, und durch kaiſerliches Decret (d. d. Valladolid, 14. April 1542) legitimirt worden. Mit einem lebhaften Geiſt und einem gewinnenden Weſen begabt, einer Hingebung, welche weder Grenzen noch Scrupel kannte, fruchtbar an Auskunftsmitteln, in ſchriftlichen Aufſätzen kräftig und geſchmackvoll, ein fertiger Arbeiter, hatte er Philipp II. außerordentlich gefallen, und dieſer hatte ihm nach und nach faſt ſein ganzes Vertrauen geſchenkt. Der König ließ ihn ſeine geheimſten Anſchläge wiſſen, weihte ihn in ſeine verborgenſten Gedanken ein, und Perez war es, der bei dem Dechiffriren der Depeſchen das, was dem Staatsrathe mitgetheilt werden ſollte, von dem, was dem König allein vorbehalten blieb, ausſchied. So hohe Gunſt hatte ihn berauſcht. Selbſt gegen den Herzog von Alba befliß er ſich, wenn ſie zuſammen an der Tafel des Königs ſpeiſten, einer Schweigſamkeit und eines hochfahrenden Weſens, welche zugleich den Uebermuth des Haſſes und die Verblendung des Glückes verriethen. Auch hatten ſeine geringe Mäßigung im Glücke, ſeine im höchſten Grade luxuriöſen Gewohnheiten, ſeine Neigung zum Spiel, ſeine zügelloſe Vergnügungsſucht, ſeine übermäßigen Ausgaben, die ihn dahin brachten, von allen Seiten Geld zu nehmen, Neid und Feindſchaft gegen ihn an dem düſtern und geſpaltenen Hofe Philipp's II. erweckt und ſeinen dereinſtigen Sturz vorbereitet, den er ſelbſt beſchleunigte, indem er den mißtrauiſchen Stimmungen des Königs zu willig diente, ja ſie vielleicht ſelbſt gegen zwei Männer ſeiner eigenen Partei, gegen Don Juan d'Auſtria und deſſen Secretär Escovedo, im Uebermaß aufregte.

---

[1] In einem italieniſchen Berichte aus dem Jahre 1577.

[2] Dieſer war ein Sohn des Bartolomeo Perez aus Montreal in Aragonien, welcher Secretär des Sequeſteramts der Inquiſition zu Calahorra geweſen war.

Da Requeſens 1576 geſtorben war, ohne die Niederlande beruhigt zu haben, deren Beſchwerden vielmehr durch die Exceſſe der ſpaniſchen Soldaten, welche Städte geplündert und ſich gegen ihre Führer empört hatten, geſtiegen waren, ſo hatte Philipp II. ſeinen natürlichen Bruder Don Juan in jene Provinzen geſendet. Die Lage war ungemein ſchwierig, die Wahl des Beauftragten aber trefflich. Ein Sohn Karl's V., deſſen Andenken den Niederlanden ſo theuer blieb, voll Adel der Geſinnung und Loyalität, von dem Glanze ſeiner Siege umſtrahlt, aus mehreren großen Unternehmungen mit vollſtändigem Erfolge hervorgegangen, erſchien er geeigneter, als jeder Andere, die 17 Provinzen, die ſich ſoeben (8. Nov. 1576) durch den Genter Vertrag vereinigt hatten, zum Gehorſam zurückzuführen. Indeß auch er hatte große Plane. Dieſe Plane ſchrieben ſich von langer Zeit her; er hatte ſie, Perez zufolge, nach der Schlacht von Lepanto (7. Oct. 1571) und der Einnahme von Tunis (1573) erfaßt. Damals ſoll er die Abſicht gehabt haben, auf der Nordküſte Afrikas ein Reich zu gründen, weshalb er Tunis, ſtatt es, wie der Hof befohlen, zu ſchleifen, befeſtigt habe. Nun, die Ausführung dieſes Planes, welcher jene reichen Gegenden der Civiliſation zurückerobern und das Piratenweſen an ſeinen Wurzeln erſticken konnte, wäre in der That eine Aufgabe für Spanien geweſen, die auch auf das Mutterland ebenſo ſegensreich zurückwirken konnte, wie die amerikaniſchen Erwerbungen verderblich darauf gewirkt haben. Indeß Philipp war eiferſüchtig auf den Ruhm ſeines Bruders, mochte vielleicht in der Unternehmung nur des Letztern Vortheil erblicken, ungeachtet es gar nicht gewiß iſt, daß Don Juan blos an ſich und nicht vielmehr an Spanien dachte, und ungeachtet es wol nicht ſchwer geweſen wäre, die neue Eroberung in bleibender Abhängigkeit von Spanien zu halten, ohne deſſen Beiſtand ſie doch nicht zu behaupten war, und ſo ließ er das Unternehmen, trotz der Verwendung des Papſtes, fallen, rief Don Juan zurück und ließ ſein Werk verkummern.[1])

Philipp vermuthete, daß jene ehrgeizigen Gedanken ſeines Bruders demſelben durch ſeinen Secretär Juan de Soto eingegeben worden wären, welchen Ruy-Gomez dem Prinzen bei dem Kriege gegen die Moriscos von Granada beigegeben, und der ihn dann auf ſeinen Seezügen im Mittelländiſchen Meere begleitet hatte, und beſchloß daher, Don Juan dieſem gefährlichen Einfluſſe zu entziehen. Zwar ließ er Soto an deſſen Seite, um den Prinzen nicht zu verſtimmen, ernannte ihn aber zum Zahlmeiſter der Armee, und erſetzte ihn bei dem Prinzen durch Juan de Escovedo, deſſen Treue er für ſicherer hielt und der vor ſeiner Abreiſe die Weiſung bekam, den Prinzen auf andere Wege zu leiten. Indeß es mochte wol ſein, daß Don Juan überhaupt nicht geleitet ward, ſondern leitete. Weit entfernt, den Abſichten des madrider Hofes zu entſprechen, ging Escovedo vielmehr in die Plane des Prinzen ein. Man erfuhr zu Madrid, daß er häufige heimliche Reiſen nach Rom mache, von denen er nichts an den Hof berichtete, und bald erfuhr man auch durch den päpſtlichen Nuntius, um was es ſich handelte. Don Juan dachte, ſo ward verſichert, nachdem ihm Tunis entriſſen worden war, an England, und der Papſt freute ſich natürlich dieſes Gedankens höchlich und verwendete ſich für deſſen kräftigſte Unterſtützung von Seiten Spaniens. Auch dieſes Project war nun freilich nicht nach Philipp's Sinn, der ſeinem Bruder keinen Königsthron gönnte, am wenigſten einen ſolchen, dem er ſelbſt einſt nahe geſtanden. Indeß fand er, in einem Augenblicke, wo er Don Juan für die Niederlande brauchte, doch für gut, ſich zu verſtellen, und erklärte ſich daher bereit, dem Prinzen, nach Erledigung der niederländiſchen Angelegenheit, den Verſuch auf England zu geſtatten, wozu er ſich der ſpaniſchen Truppen bedienen ſollte, wenn die flandriſchen Stände in deren

---

[1]) Vgl. Bülau, Geſchichte des Europäiſchen Staatenſyſtems, I, 457 fg.

Einſchiffung willigten. Um aber die Abſichten ſeines Bruders vollſtändig kennen zu lernen und Escovedo's Umtriebe zu überwachen, ermächtigte er Perez, der das Vertrauen des Prinzen genoß und mit Escovedo befreundet war, in ſeiner Correſpondenz mit ihnen in ihre Abſichten einzugehen, ſich zu ſtellen, als begünſtige er dieſelben bei dem Könige, ſich ſogar ſehr freier Ausdrücke über den Letzteren zu bedienen, um auch ſie zu freierem Herausgehen mit der Sprache und zur Offenbarung ihrer Geheimniſſe zu ermuthigen. Perez ſchrieb ihnen Briefe, in denen er nicht immer achtungsvoll von dem Könige ſprach und die er doch dieſem ſelbſt vorgelegt hatte, und er theilte wieder dem Könige die verwegenen Schreiben Escovedo's und die Ergießungen des unruhigen und ſchwermüthigen Ehrgeizes des Don Juan mit. An dieſem auf Verſtellung und Verrath beruhenden und ſeine Opfer zur Schuld provocirenden Verfahren fanden weder der König, noch der Miniſter einen Anſtoß. Nur ſo viel fühlte Perez doch, daß eine Entdeckung deſſelben ihn unrettbar compromittiren würde, und empfahl dem König daher die größte Vorſicht. Sonſt aber erklärte er, „wohl zu wiſſen, daß er, was ſeine Pflicht und ſein Gewiſſen anlange, in dem allen nichts thue, als was er ſolle, und keiner andern Theologie, als ſeiner eigenen, zu bedürfen, um das zu begreifen". Und auch der König verſicherte: „Meine Theologie verſteht die Sache genau ſo, wie die Eure, und findet, daß Ihr nicht blos thut, was Ihr ſollt, ſondern Euch gegen Gott und die Menſchen vergangen haben würdet, wenn Ihr nicht ſo gehandelt hättet, um mich ſo vollſtändig, als nöthig, über alle die Trugwerke der Welt und über dieſe Dinge, die mich wahrhaft erſchreckt haben, ins Klare zu ſetzen.

Inzwiſchen befand ſich Don Juan in den Niederlanden in einer Lage, die ihn äußerſt verſtimmte. Es gelang ihm nicht, das Mistrauen der Niederländer gegen Spanien zu beſchwichtigen. Trotz der gemäßigten Bedingungen, die er den verſammelten Ständen anbot, wurde er mehr als Feind, denn als Friedensſtifter empfangen. Die flandriſchen Stände weigerten ſich, in eine Einſchiffung der ſpaniſchen Truppen zu willigen, damit dieſe nicht gegen Holland und Seeland verwendet würden, und verlangten ihren Abzug zu Lande nach Italien. Ohne Macht, ohne Geld, außer Stande, die Herrſchaft des Königs wieder aufzurichten und ſeinen eignen Ruf aufrecht zu halten, faßte er Widerwillen gegen eine Stellung, bei der er nicht abſah, wie er darin zum Ziele kommen ſolle. Bis dahin an raſche und glänzende Unternehmungen gewöhnt, kränkte er ſich über ſeine Unmacht. Er verlangte in Ausdrücken der Verzweiflung nach Abberufung. Es handle ſich um ſein Leben, ſeine Ehre und ſeine Seele, ſoll er an Perez geſchrieben haben, wenn er dieſe Statthalterſchaft nicht aufgäbe. Stehe er an, ſich dazu zu entſchließen, ſo werde er die beiden erſten, und mit ihnen die ganze Frucht ſeiner früheren und künftigen Dienſte, ſicher verlieren, und ſeine Verzweiflung bedrohe ſelbſt die dritte mit großen Gefahren. In einem andern Schreiben kündigte er eine eigenmächtige Rückkehr, auf jede Gefahr hin, an, da er lieber ungehorſam, als ehrlos werden wolle. Gleichzeitig ſoll Escovedo geſchrieben haben, bald, daß Don Juan lieber mit 6000 Fußgängern und 1000 Reitern als Abenteurer nach Frankreich gehen, wie Statthalter von Flandern bleiben, bald, daß er nach Spanien zurückkehren, am Hofe bleiben und von dort aus alles beherrſchen wolle.

Indeß Don Juan blieb in Flandern und ſchickte vielmehr Escovedo nach Spanien, um dort ſeine bittern Beſchwerden, ſeine dringenden Forderungen, ſeine unbeſtimmten Entwürfe vorzulegen. Während dieſer Reiſe fand Escovedo ſeinen Tod, wurde er, auf Anſtiften des Perez, mit Genehmigung des Königs, ermordet. Bevor wir in die zweifelhaften Gründe dieſer Gewaltthat eingehen, wollen wir den Vorgang ſelbſt, nach dem Berichte eines Theilnehmers, ſchildern, des Antonio Enriquez, eines Pagen des Perez. Dieſer ward nämlich, wie er ſpäterhin ausſagte, von Diego Martinez, dem Haushofmeiſter ſeines Herrn, eines Tages gefragt, ob er nicht einen Landsmann kenne, der Jemand einen Meſſerſtich beizubringen bereit ſei. Es ſei etwas dabei zu verdienen; man werde gut bezahlen, und wenn der Streich ſelbſt den Tod zur Folge habe, ſo habe es nicht viel zu bedeuten. Enriquez erklärte ſich bereit, mit einem Maulthiertreiber, den er kannte, zu ſprechen, that es und der Mann übernahm das Geſchäft. Bald darauf gab Martinez aber zu verſtehen, daß der Betreffende ſterben müſſe, daß es eine Perſon von Bedeutung ſei, und daß Perez die Sache gutheißen würde, worauf Enriquez erwiderte, es ſei das hiernach keine Sache, die man einem Maulthiertreiber anvertrauen könne, es gehörten vielmehr Perſonen von höherer Stellung dazu. (Man ſieht, in dieſem Banditenweſen war Syſtem.) Martinez bemerkte noch, die dem Tode zu weihende Perſon komme oft ins Haus, und wenn man irgend etwas in ihre Speiſe oder ihr Getränk bringen könne, ſo müſſe man das thun, da es das beſte, ſicherſte und geheimſte Mittel ſei. Man beſchloß darauf, wie es ſcheint ohne an irgend einen moraliſchen Scrupel zu denken, ſondern die Sache wie jedes andere Geſchäft behandelnd, dieſen Weg einzuſchlagen und ſich zu beeilen. Da nun Enriquez um dieſe Zeit Veranlaſſung hatte, nach Murcia zu reiſen, ſ gab ihm Martinez ein Verzeichniß gewiſſer Kräuter mit die für ihren Zweck ſehr geeignet ſein ſollten, die er i Murcia finden würde und die er ſich dort verſchaffen ſollte. Er trieb ſie in der That auf und ſchickte ſie an Martinez, der ſich inzwiſchen von Molina in Aragonien einen Apotheker hatte kommen laſſen, der den Saft jener Kräuter in Enriquez' Wohnung, unter Martinez' Beiſtande, deſtillirte. Indeß mußte man ſich doch in den Kräutern oder dem Verfahren geirrt haben, denn ein Hahn, an dem man die Probe machte, verzehrte den Extract, ohne den mindeſten Nachtheil davonzutragen, worauf der Apotheker, für ſeine Mühe bezahlt, wieder nach Hauſe geſchickt wurde. Bald darauf ſagte Martinez, er ſei im Beſitz eines gewiſſen Waſſers, welches gut ſei, es Jemand zu trinken zu geben. Perez wolle ſich Niemand anvertrauen, als dem Enriquez, und dieſer ſolle nun, bei einem Gaſtmahl, das ihr Gebieter auf dem Lande geben würde, jenes Waſſer dem Escovedo beibringen, der ſich unter den Gäſten befinden würde, und für den auch das vorhergegangene Experiment beſtimmt geweſen wäre. Wie Enriquez jetzt zum erſtenmale erfuhr, um wen es ſich eigentlich handele, und wie er nicht mehr blos als vermittelndes Werkzeug, ſondern als Hauptthäter auftreten ſollte, erklärte er doch, daß er ſich nicht zu Ermordung eines Menſchen hergeben würde, ſolange nicht ſein Gebieter ihm ſelbſt den Befehl ertheile. (Dann aber freilich!) Hierauf beſchied ihn Perez eines Abends aufs Land und ſagte ihm, es läge ihm viel daran, daß Escovedo ſterbe; er ſolle nicht verfehlen, demſelben an dem Tage des Feſtmahls den fraglichen Trank beizubringen und ſich mit Martinez verabreden. Der Staatsſecretär fügte dem Antrage freundliche Worte und

Gunſterbietungen bei, womit Enriquez ſehr zufrieden war und ſich mit Martinez über die einzuſchlagenden Maßregeln verſtändigte. Bei dem Feſtmahl brachte Enriquez, der die Bedienung Escovedo's übernommen hatte, dem Letztern in der That zweimal mit dem fraglichen Waſſer in der ihm vorgeſchriebenen Quantität vermiſchten Wein bei. Indeß auch diesmal blieb der Verſuch ohne Wirkung. Etwas beſſer gelang es einige Tage ſpäter, wo Perez wieder ein Feſtmahl gab, und ſowol Enriquez dem auserſehenen Opfer nochmals die erwähnte Miſchung reichte, als auch in eine Schüſſel Milchcreme, die für Escovedo beſtimmt war, ein Pulver gethan ward. Diesmal wurde Escovedo in der That krank. Da es aber mit der Krankheit nicht ſo raſch und ſicher verlief, wie man wünſchte, ſo vermittelte Enriquez, daß einer ſeiner Freunde, ein königlicher — Küchenjunge, der früher Page der Gemahlin des Perez, der Doña Juana Coello, geweſen und der Sohn des Capitäns Juan Rubio, Gouverneurs des Fürſtenthums Melfi und ehemaligen Haushofmeiſters des Perez, war, ſeine Bekanntſchaft mit Escovedo's Koch benutzte, in eine für den Kranken bereitete Suppe etwas von einem Pulver zu bringen, das Martinez ihm gegeben hatte. Wie Escovedo jedoch etwas von der Suppe genoſſen, ſchöpfte er Verdacht und man entdeckte, daß ſie vergiftet ſei, worauf ein Sklave Escovedo's, der die Suppe zu bereiten gehabt, von der Vergiftung derſelben aber keine Ahnung hatte, unſchuldigerweiſe gehenkt wurde! So hatten ſchon dieſe Verſuche einem völlig unbetheiligten Menſchen das Leben gekoſtet und einen unfreiwilligen Juſtizmord veranlaßt, dergleichen die menſchliche Juſtiz zu begehen in Gefahr bleiben wird, ſolange ſie zu verurtheilen wagt, während noch eine Möglichkeit der Unſchuld beſteht

Nach ſo vielen geſcheiterten Verſuchen gab man das Gift auf und entſchied ſich für das kürzere und ſichrere Mittel des blutigen Mordes. Piſtol oder Dolch ſollten dem Leben des Escovedo ein Ende machen, und einen Banditen und einen beſonders geeigneten Dolch zu holen, begab ſich Enriquez in ſein Vaterland Italien, von wo er einen ſeiner Brüder, Namens Miguel Bosque, mitbrachte, mit dem er an demſelben Tage zu Madrid ankam, wo der arme Sklave des Escovedo gehenkt wurde. Während ſeiner Abweſenheit hatte Martinez zwei Spießgeſellen, Juan de Meſa und Inſauſti, aus Aragonien kommen laſſen und verſammelte die ſaubere Geſellſchaft, nebſt dem Küchenjungen Juan Rubio, am nächſten Tage außerhalb Madrids, um Zeit und Mittel des Mordes zu berathen. Nachdem ſie über beides übereingekommen waren und ſich mit erleſenen Waffen verſehen hatten, ſchritten ſie zur That. Perez war inzwiſchen, jedenfalls in der Abſicht, allen Verdacht von ſich abzulenken, nach Alcala gegangen, um dort die heilige Woche zu verbringen, die zum Zeitpunkt der Blutthat beſtimmt war. Die Verſchworenen fanden ſich jeden Abend auf dem kleinen St. Jakobsplatze ein, um hier ihrem Opfer aufzulauern, gegen welches zunächſt Inſauſti, Rubio und Miguel Bosque beſtimmt waren, während Martinez, Meſa und Enriquez ſich in der Nähe hielten, um im Nothfall zu Hülfe zu kommen. Am 31. März[1]) hatten Enriquez und Meſa ſich verſpätet, trafen ihre Genoſſen nicht mehr, und erfuhren, wie ſie ſich auf dem Platze umhertrieben, gerüchtweiſe, daß Escovedo ermordet ſen, worauf ſie ſich in ihre Wohnungen zurückbegaben. Enriquez fand daſelbſt Bosque, der ſeinen Mantel und ſein Piſtol, und Meſa fand Inſauſti, der auch ſeinen Mantel bei dem Vorgang verloren hatte. Inſauſti war es, der den Escovedo mit einem einzigen Streiche des ihm von Martinez gebotenen Schwertes gefällt hatte, das darauf von ihm und Meſa in den Brunnen ihrer Wohnung geworfen wurde. Rubio eilte dieſelbe Nacht nach Alcala, um Perez, der ſehr erfreut war, daß Niemand ergriffen worden, von dem Vorgefallenen zu benachrichtigen. Die Mörder wurden eilends aus Madrid entfernt und erhielten den verſprochenen Lohn. Miguel Bosque bekam 100 Goldthaler, mit denen er in ſein Vaterland zurückkehrte. Juan de Meſa erhielt eine goldene Kette, 400 Goldthaler und eine ſilberne Taſſe, ward auch von der Fürſtin von Eboli bei der Verwaltung ihrer Güter angeſtellt. Die drei Andern wurden zu Fähnrichen in der ſpaniſchen Armee mit einem Sold von 20 Goldthalern ernannt, wozu die Beſtallungen von dem König und von Perez am 19. April 1578 unterzeichnet wurden, und gingen darauf, nachdem ſie ſich zuerſt nach Aragonien gewendet hatten, Rubio nach Mailand, Enriquez nach Neapel und Inſauſti nach Sicilien.

---

[1]) Enriquez bezeichnet in ſeiner Ausſage dieſen Tag als den Oſtermontag. Im Jahre 1578 war es aber der Oſterſonntag, ſo daß der Mord entweder an dieſem, oder erſt am 1. April (a. St.) verübt worden ſein muß.

In dieſer Weiſe alſo ſagte Enriquez ſpäter über den Hergang des Mordes aus. Jetzt haben wir aber zunächſt nach den Urhebern und den Beweggründen desſelben zu fragen, worüber mancherlei Streit und Zweifel geweſen iſt. Perez ſelbſt gab Folgendes an. Zu Rom ſeien neue Unterhandlungen in Betreff der Unternehmung gegen England eingeleitet worden. Don Juan habe ſich mit den Guiſen in eine bedrohliche Verbindung eingelaſſen. Escovedo habe ſich ſogar vernehmen laſſen: wenn ſie erſt Herren von England wären, ſo könnten ſie ſich auch zu Herren von Spanien erheben. Don Juan habe dringend den Escovedo zurückverlangt, und u. a. geſchrieben: „Geld, nochmals Geld und Escovedo.“ In Erwägung dieſer Umſtände habe der König für gut gefunden, den Rath des Marquis de Los Velez zu erfordern, welchem Perez die ganze Sachlage, nach Maßgabe der Originalpapiere, vorgetragen habe. Man ſei übereingekommen, daß irgend ein großer Entſchluß und die Ausführung irgend eines großen Streiches zu fürchten ſei, welcher geeignet ſein würde, den öffentlichen Frieden und die Ruhe der Staaten Sr. Majeſtät zu ſtören, ſowie auch den Prinzen Don Juan, wenn man den Secretär Escovedo länger bei ihm ließe, ins Verderben zu ſtürzen. Aus Anlaß dieſer Beſorgniſſe ſoll denn der Tod des Escovedo beſchloſſen worden ſein, und Perez verſicherte, der Marquis de Los Velez ſei von der Angemeſſenheit dieſer Maßregel ſo überzeugt geweſen, daß er erklärt habe: wenn er, die Hoſtie im Munde, befragt würde, welches Leben zu opfern am wichtigſten ſein würde, das des Juan Escovedo, oder das irgend eines von denen, die am gefährlichſten wären, er ſich für das des Escovedo entſcheiden würde.

Mignet beſtreitet nun die Richtigkeit dieſer Angabe zunächſt aus dem Grunde, daß die angeführten Beſorgniſſe zum großen Theil nicht auf Wahrheit beruht hätten. Er bezweifelt, daß ſelbſt Escovedo jemals den ausſchweifenden Gedanken gehegt hätte, den Don Juan auf den ſpaniſchen Thron zu ſetzen, und behauptet wol mit Recht, daß dieſer Gedanke auf Seiten des Don Juan geradezu für unmöglich zu erklären ſei, da er im Widerſpruch mit deſſen Loyalität und geſunden Einſicht geſtanden habe. Don Juan ſei ſeinem Bruder gegenüber immer pflichtgetreu geweſen, und wenn er etwas chimäriſche Plane gehegt habe, ſo habe er doch keine ſchuldbaren und ſinnloſen gehegt. Speciell ferner laſſe ſich nachweiſen, daß die Angaben des Perez über die Verbindungen des Prinzen mit den Guiſen falſch ſeien. Perez behaupte, der ſpaniſche Geſandte zu Paris Vargas Meria habe dieſelben dem Könige entdeckt, und ſcheine dieſe Mittheilung in das Frühjahr 1577 zu verlegen, da er ſie in einen Bericht von den dem Don Juan zugeſchriebenen Entwürfen aus dem März, April, Mai jenes Jahres einſchiebe. Vargas Meria ſei aber erſt im October 1577 zum Nachfolger des Don Diego de Çuniga ernannt worden und erſt am 10. Dec. in Paris angekommen. Weiter verſichere Perez: Vargas habe wiederholt berichtet, daß die Agenten des Prinzen ſich zwar anfangs öffentlich in Paris zeigten, daß aber, nachdem ſie ihre oſtenſiblen Geſchäfte verrichtet, der eine oder andere heimlich wiederkomme und ſich im Cabinet des Guiſe verborgen halte, und daß dieſe geheimen Unterhandlungen zu einer Verbindung des Prinzen mit den Guiſen geführt hätten, die den Namen der Vertheidigung der zwei Kronen führte. Nun hat Mignet, bei ſorgfältiger Durchſicht der Correſpondenz des Vargas mit ſeinem Hofe, von Ende Decembers 1577 bis zum Juni 1580, wo Vargas ſtarb, jene Angaben nicht beſtätigt gefunden. Seine Mittheilungen über Don Juan und die Guiſen ſeien weit weniger beunruhigend geweſen, als Perez behaupte, und fielen faſt alle erſt nach den Mord des Escovedo, auf den ſie daher nicht eingewirkt haben könnten. Don Juan hatte im Auguſt 1577 den Jerome Curiel, zum Zwecke der Geldbeſchaffung, nach Paris geſchickt, erſetzte ihn, als Curiel ſtarb, im Februar 1578 durch den Zahlmeiſter Pedro Arcanti, der darauf den Alonzo Curiel, den Bruder des Jerome, zum Nachfolger hatte. Dann ſchickte er noch den Longueval de Vaulx. Dieſe Agenten ſtanden alle mit Vargas in amtlichem Verkehr und correſpondirten auch mit dem König und mit Perez direct von Paris aus. Erſt nach dem Tode des Escovedo, zu Anfang des Mai 1578, kam Don Alonzo de Sotomayor, der ſich mit den Guiſen über niederländiſche Angelegenheiten vernehmen ſollte. Vargas gedenkt nun in ſeinen Depeſchen, ſoweit Mignet gefunden, aller dieſer Agenten, erwähnt aber nicht, daß ſie ſich heimlich in Guiſe's Cabinet aufgehalten und geheime Verhandlungen mit dieſem gepflogen hätten. Die Beziehungen Don Juan's zu den Guiſen ſchienen ihm den Triumph der katholiſchen Sache in den Niederlanden, in Schottland und England zum Zwecke zu haben und er ſagt, nach Mignet, nirgends in ſeinen Correſpondenzen, daß jene Prinzen ſich zur Vertheidigung der zwei Kronen verbündet hätten. Unter dem 31. Dec. 1577 erwähnt er zwar, daß die Guiſen Plane hätten, die darauf abzielten, ſie zu Herren eines Theiles von Frankreich zu machen, ſpricht aber dabei nicht von Don Juan, und gerade dieſe Mittheilung benutzt Philipp II., um ſelbſt eine Annäherung an die Guiſen einzuleiten[1], welche auch einige Jahre ſpäter zu dem bekannten gänzlichen Anſchließen der Guiſen an Spanien führte, 1578 aber von Philipp hauptſächlich benutzt wurde, die Unternehmungen der Guiſen auf England und Schottland, im Intereſſe der katholiſchen Sache, alſo gerade dieſelben Unternehmungen zu ermuthigen, wegen deren die Guiſen auch mit Don Juan in Verhandlung ſtanden und die dem Letztern zum Vorwurf gemacht worden ſein ſollen.

---

[1] Als Vermittler diente dabei hauptſächlich der ſchottiſche Geſandte.

Ueber den Stand und die Tragweite der letzteren Verhandlungen weiß Vargas nichts als unbeſtimmte Gerüchte zu berichten, wie daß man in Rom dem Don Juan die engliſche Krone zudenke, daß ein Project beſtehe, ihn mit der Königin von Schottland zu vermählen, Mittheilungen, welche Philipp II. mit wenigſtens anſcheinender Indifferenz und als das behandelt, was ſie waren. Bald darauf (1. Oct. 1578) macht der Tod des Don Juan dieſen Entwürfen ein Ende, ein Todesfall, welcher Philipp aufrichtig nahe zu gehen ſchien. „Mit lebhaftem Schmerze habe ich", ſo ſchrieb er am 13. Oct. an Vargas, „die üble Nachricht empfunden, die mir von dem Tode des erlauchteſten Don Juan, meines Bruders, gekommen iſt, ſowol weil ich ihn lieb hatte, als wegen der Lage, in der ſich meine Angelegenheiten befinden." So ſchrieb er noch einige Tage ſpäter: „ich liebte und achtete ſeine Perſon und er wird mir überall fehlen und beſonders wegen der flandriſchen Angelegenheiten."

Mignet findet nun in dem allen den Beweis, daß es nicht die von Perez angeführten Urſachen hätten ſein können, welche den Tod des Escovedo herbeiführten, und in der That, ſelbſt wenn man annehmen wollte, daß die von Perez angeführten Verdachtsgründe ſo geweſen, oder doch von ihm dem Könige und deſſen Rathgeber ſo dargeſtellt worden wären, wie er angibt, würde eine einfache Entfernung des Escovedo von der Perſon des Prinzen dem Zwecke ebenſo genügt haben, wie in dem frühern Falle mit Soto, und man hätte keine Urſache gehabt, zu dem ſchlimmen und gefährlichen Mittel eines Mordes zu greifen. Mignet ſieht ſich daher für den letzteren nach perſönlicheren Motiven um, wie ſie auch im Laufe des Proceſſes zu Tage gekommen ſind, nicht aber überall Glauben gefunden haben, und erklärt ſich nun für die von den Gegnern des Perez in den Vordergrund geſtellten, wobei er namentlich gegen Ranke polemiſirt. Es handelt ſich um eine Buhlſchaft zwiſchen Perez und der verwitweten Fürſtin von Eboli. Ranke hat eine ſolche bezweifelt, weil die Fürſtin alt und einäugig geweſen ſei, und weil des Perez Gemahlin ihm, während der ganzen Dauer ſeines Proceſſes, die eifrigſte, ausdauerndſte, hingebendſte Zuneigung bewieſen habe. Hinſichtlich des letztern Grundes erklärt Mignet, kurzweg, aber wol mit Recht, daß er keiner ſei. Es fehlt ja, zur Ehre der Frauen und der Ehe, nicht an Beiſpielen, wo Gattinnen ihren notoriſch untreuen Gatten die hingebendſte, aufopferndſte Treue bewieſen haben. In Betreff des Uebrigen bemerkt Mignet, daß alle Zeitgenoſſen die Schönheit der Fürſtin geprieſen hätten. Alt ſei ſie damals noch nicht geweſen. 1540 geboren, war ſie 1553, erſt dreizehnjährig, zu Alcala mit Ruy-Gomez vermählt worden, und in der hier berührten Zeit erſt 38 Jahr alt. Auch ſei ſie nicht einäugig geweſen, ſondern habe nur auf dem einen Auge einen Schelblick gehabt. Für die Verbindung zwiſchen der Fürſtin und Perez ſprächen zahlreiche Zeugniſſe, die er nun aufführt. Perez hatte viele und koſtbare Geſchenke von ihr erhalten, und ein gerichtliches Erkenntniß verurtheilte ihn ſpäter zu deren Rückgabe. Der Erzbiſchof von Sevilla, Don Rodrigo de Caſtro, ſagte aus, Perez habe ſich der Sachen der Fürſtin wie ſeiner eigenen bedient. Doña Catilina de Herrera erzählte, Escovedo habe der Fürſtin eines Tages vorgeſtellt, daß die Reden, die man über die Beſuche des Perez bei ihr führe, ihr nachtheilig ſeien, und hinzugefügt: er ſage das, weil er das Brot ihres Hauſes gegeſſen. Die Fürſtin aber ſei aufgeſtanden und habe ſich mit den Worten entfernt: Die Stallmeiſter hätten nicht über das zu reden, was die großen Damen thäten. Doña Beatrix de Frias, die Frau des Juan Lopez de Viranco, beſtätigte das und fügte hinzu, das ganze Haus der Fürſtin habe ſich über das beſtändige Kommen und Gehen des Perez, das ſich auch nach dem Tode des Escovedo fortgeſetzt habe, dergeſtalt aufgehalten, daß der Fürſt von Melito, der Marquis de La Fabara und der Graf von Cifuentes, ſämmtlich Verwandte der Fürſtin, den Perez hätten tödten wollen; eine Ausſage, die auch durch Don Lorenzo Tellez de Silva, Marquis de La Fabara ſelbſt beſtätigt ward. Dieſer verſicherte auch: Die Fürſtin habe ihn gefragt, ob er wiſſe, daß Perez der Sohn ihres verſtorbenen Gemahls ſei, und habe ihn erſucht, dies allgemein bekannt zu machen. Das wäre denn eine ſeltſame Rede geweſen, der man nur die Abſicht unterlegen kann, jeden Verdacht als unmöglich erſcheinen zu laſſen. Sowol in dem Hauſe der Fürſtin, wie im Publikum überhaupt, ſoll man übrigens bei dem Tode des Escovedo überzeugt geweſen ſein, daß Escovedo als ein Opfer für die Ehre ſeines verſtorbenen Gebieters und Wohlthäters, des Fürſten von Eboli, gefallen ſei. Dies freilich war ein jederzeit verdächtiger Verdachtsgrund, da das Publikum in ſolchen Fällen den Schein zu oft für Gewißheit hält und das Gerücht es mit den Thatſachen nicht genau nimmt. Doch auch die Fürſtin ſelbſt verſtärkte den Verdacht durch ihre Reden. Sie ſagte zu der Beatrix de Frias, nach Escovedo's Tode: derſelbe habe eine böſe Zunge gehabt, von großen Damen ſehr übel geſprochen, und die zu St. Maria predigenden Mönche, von deren Ermahnungen die Fürſtin ſich manchmal getroffen fühlen mochte, beredet, ſehr boshafte Dinge zu reden, die ſie ſelbſt ſehr kränken könnten.

Gleich nach dem Morde ſoll ſie auch gegen dieſelbe Dame geäußert haben: ſie wiſſe wohl, daß die Angehörigen des Escovedo ihr den Tod deſſelben zur Laſt legten. Hierauf wendete man denn den bekannten, gleichfalls trügeriſchen, wenn auch zuweilen zutreffenden Satz an: qui s'excuse s'accuse. Die Anſtellung des Meſa bei der Güterverwaltung der Fürſtin war ein weiterer und allerdings ſtärkerer Verdachtsgrund.

Perez und die Fürſtin ſollen aber noch einen andern Grund zu dem Wunſche gehabt haben, der Beobachtungen und der Ueberwachung des Escovedo enthoben zu werden, einen Grund, der allerdings auch auf ihrem angeblichen Verhältniſſe beruhte. Sie hätten, glaubt man, die Eiferſucht des Königs gefürchtet. Philipp II. ſtand in dem Rufe, ein inniges Verhältniß mit der Fürſtin Eboli gehabt zu haben. Trotz ſeiner düſtern Strenge und ſeiner vier Gemahlinnen[1]) ſchrieb man ihm derartige Schwachheiten zu. In einem handſchriftlichen italieniſchen Berichte von 1584, heißt es in dieſer Beziehung: „Er iſt ein ſtarker Frommer, beichtet und communicirt des Jahres mehrmals, betet täglich und will das Gewiſſen rein haben.[2]) Man glaubt, daß ſeine größte Sünde die des Fleiſches ſei[3]), weil (sic) er haarig und kahlköpfig iſt, dünne Beine hat, unter Mittelgröße iſt und eine ſtarke Stimme beſitzt. Es gibt mehrere Herren an ſeinem Hofe, welche für ſeinen Sohn gelten, wie der Herzog von P., und Don .... und andere.“ Nun befand ſich zu jener Zeit nur Ein Herzog, deſſen Name mit einem P begann, am Hofe, oder überhaupt unter den caſtiliſchen Großen, der Herzog von Paſtrana, und das war allerdings der eigene Sohn der Fürſtin von Eboli. Escovedo aber ſoll gedroht haben, das Verſtändniß der Fürſtin mit Perez dem König entdecken zu wollen. Rodrigo de Morgado, ein ſehr vertrauter Stallmeiſter des Perez, hat ſeinem Bruder André de Morgado erzählt: Escovedo habe die Fürſtin und Perez eines Tages juntos en la cama o en el estrado en cosas deshonestas getroffen und dabei ausgerufen: „Das iſt nicht mehr zu dulden, und ich bin verpflichtet, es dem Könige zu berichten“, worauf die Fürſtin erwidert habe: „Escovedo, thut es, wenn Ihr wollt, que mas quiero el trasero de Antonio Perez que al rey.“ Schließlich ſoll Perez ſelbſt, nachdem er ſich an den Hof Heinrich's IV. geflüchtet, ſeine Buhlſchaft mit der Fürſtin von Eboli, und daß der König ſein Rival geweſen, eingeſtanden haben.

---

[1]) Er war vermählt: 1) 1543 mit Maria von Portugal, † 1545, 2) 1554 mit Maria von England, † 1558; 3) 1559 mit Iſabella von Frankreich, † 1568; 4) 1570 mit Anna von Oeſterreich, † 1580. Er ſelbſt war am 21. Mai 1527 geboren und † 13. Sept. 1598.

[2]) Das wäre ſehr gut geweſen, wenn man darunter das Nichtbegehen von Sünden, und nicht blos das Abſolvirtſein von begangenen Sünden, die auch wieder begangen werden ſollten, verſtanden hätte.

[3]) Seine größten Sünden dürften ſolche geweſen ſein, die bei ſeinen Prieſtern nicht als ſolche, ſondern als Verdienſte galten.

Nun, das Letztere, das von Mignet für den ſchlagendſten Grund erklärt wird, ſcheint uns auch noch kein Beweis zu ſein, da Perez hierin ſehr wohl gelogen haben könnte, und das Uebrige ſind allerdings Ausſagen ohne materielle Grundlage und können von den Feinden des Perez ausgegangen ſein. Aus inneren Gründen iſt es jedoch nicht unwahrſcheinlich, daß Perez durch ein ſolches perſönliches Motiv zu dem Morde eines alten Freundes und Parteigenoſſen getrieben wurde, deſſen politiſche Gefährlichkeit auf milderem Wege zu beſeitigen war und dem Perez überhaupt ſchwerlich ſo bedenklich erſchienen iſt. Würde uns aber auch durch dieſe Annahme der Antheil des Perez und der Fürſtin von Eboli an dem Morde des Escovedo erklärt, ſo würden wir doch immer auf jene politiſchen Beſorgniſſe zurückkehren müſſen, um begreifen zu können, wie der König vermocht wurde, ſeine Zuſtimmung zu dieſer Gewaltthat zu geben, und da dieſe Beſorgniſſe in Wirklichkeit nicht ſo ernſter Natur waren, um eine derartige, niemals zu rechtfertigende, oder auch nur zu entſchuldigende Maßregel wenigſtens zu erklären, ſo muß man, zu weiterer Verſtärkung der Schuld des Perez, annehmen, daß er dem Könige die Beſorgniſſe ſchwärzer ausgemalt hat, als ſie waren. Er wollte den Escovedo los ſein, weil er ihn als den Wächter ſeiner Beziehungen zu der Eboli fürchtete, und der Haß einer beleidigten, einer in ihrer Leidenſchaft durchkreuzten Spanierin drängte zur Blutthat. Um dieſe ungeſtraft ausführen zu können, ward dem Könige vorgeſpiegelt, die Wegräumung des Escovedo werde durch politiſche Nothwendigkeit geboten. Dies ſcheint noch die wahrſcheinlichſte, die beiden ſtreitenden Meinungen vereinigende Annahme. Daß aber der König und ſein unbetheiligter, rein geſchäftsmänniſcher Rathgeber, Los Velez, ſo leicht auf ein ſo abnormes und in Wahrheit über alle Nothwendigkeit hinausgreifendes Mittel eingingen, ſpricht denn doch dafür, daß dergleichen in die Reihe der gewöhnlichen Staatsmittel der Zeit und des Landes gehörte, wobei es immer noch zu Spaniens Ehre gereicht, daß man dort nicht genug Werkzeuge dafür fand, ſondern ſie zum Theil aus Italien, dem claſſiſchen Lande des Meuchelmordes, entlehnen mußte.

Wie es aber immer mit der Betheiligung aller dieſer Perſonen an dem Morde des Escovedo geſtanden haben möge, ſie ſollten die Früchte ihres Verbrechens nicht in

Ruhe genießen. Die Witwe und die Kinder des Escovedo hielten ſich an den nächſten Anlaß, an den nächſten wahrſcheinlichen Urheber, kannten die weitere politiſche Verflechtung nicht, oder wollten ſie nicht kennen, richteten ſich unmittelbar gegen Perez und verlangten vom König Gerechtigkeit. Philipp gewährte dem Sohne des Ermordeten, Don Pedro Escovedo, eine Audienz, hörte mit allem Anſchein der Theilnahme ſeine Klagen gegen die Mörder ſeines Vaters an, empfing aus ſeiner Hand die von der Familie entworfenen Anklageſchriften und verſprach, ſie geeigneten Falles den Gerichten zu übergeben. Bei alledem war er in großer Verlegenheit. Zwar war es ihm ganz recht, daß der Verdacht ſich auf Andere wendete, ſtatt auf ihn, indem die Ankläger blos das Verhältniß des Perez zu der Fürſtin als das Motiv des Mordes betrachteten und von den politiſchen Gründen nichts zu wiſſen ſchienen; aber er fürchtete doch das Aufſehen einer Unterſuchung, in die er ſelbſt verwickelt werden konnte. Die Verlegenheit, in der er ſich zwiſchen den Klagen der Escovedo und den Gefahren des Perez, zwiſchen ſeinen Pflichten als König und ſeinen Intereſſen als Mitſchuldiger befand, wurde noch dadurch erhöht, daß die Escovedos ſehr mächtige Beſchützer in ſeiner Nähe fanden. Der bedeutendſte derſelben war der Cabinetsſecretär Matteo Vasquez, ein heimlicher Feind des Perez, der ſchon lange auf deſſen Einfluß eiferſüchtig geweſen war und jetzt um ſo weniger Bedenken trug, ihn offen anzugreifen, je gewiſſer er eine Gelegenheit gefunden zu haben glaubte, ihn zu ſtürzen. Er verband ſich mit Don Pedro de Velandi, Pedro Negrete, Diego Nuñez de Toledo, welche die Escovedos bei ihren Maßregeln beriethen und leiteten, und that alles, was er konnte, den unentſchloſſenen König zu Maßregeln gegen Perez zu beſtimmen.

Der König hielt es im Anfang mit beiden Parteien. Er hörte den Vasquez gnädigſt an und ſchien ſich doch mit Perez einzuverſtehen. Er unterrichtete dieſen an demſelben Tage, wo die Escovedos ihre Klage erhoben hatten, von dieſer Maßregel. Er verſchwieg ihm nicht, welche hohe Feindſchaften ſich gegen ihn erhoben, verſprach ihm aber gleichzeitig, ihn nicht verlaſſen zu wollen, und gab ihm, wie wenigſtens Perez behauptete, ſein Wort als Edelmann darauf. Gleichwol that er zunächſt nichts, ihn aus ſeiner gefährlichen Lage zu ziehen. Perez fühlte dieſen Widerſpruch ſehr wohl, hielt den König für ſchwach und für vielleicht treulos und verhielt ihm ſeine Beſorgniſſe nicht. „Dieſe Geſchichte“, ſchrieb er ihm, „verurſacht mir täglich tauſend Sorgen, die einen Stein zermalmen würden. Ew. Majeſtät kann mich mit der Verbrechermütze bedecken laſſen, denn ich bin gewiß, daß ich es bin, der in dieſer ganzen Sache für alles wird zahlen müſſen.“ Philipp II. antwortete mit freundſchaftlicher Vertraulichkeit: „Ihr müßt heute nicht bei geſunden Sinnen ſein; glaubt nichts von dem, was Ihr mir da ſagt.“ Trotz dieſer Verſicherungen ſah Perez das Schickſal voraus, das ihm vorbehalten war; er fuhr mit ſeinen Anliegen an den König fort und ſchrieb ihm: „Ich fürchte, Sire, daß meine Feinde mich in dem Augenblicke, wo ich mich deſſen am wenigſten verſehe, erdolchen, oder daß meine Neider zu ihrem Ziele gelangen, indem ſie Ew. Majeſtät überraſchen und auf Ihre Milde und Nachgiebigkeit rechnen. Ich ſage das auf Anlaß des Vorfallenden, weil ich weiß, daß meine Feinde ſich keine Ruhe gönnen.“ Auch auf dieſes Billet antwortete der König durch die Randbemerkung: „Ich habe Euch ſchon geſagt, Ihr müßtet nicht bei geſundem Verſtande ſein; mögen ſie ſich immer keine Ruhe gönnen, glaubt nur, daß das alles umſonſt ſein wird.“ Perez hätte es gerne geglaubt, aber er kannte ſeinen Gebieter zu gut dazu. Er bat ihn daher um Erlaubniß, ſeinen Dienſt zu verlaſſen, um ſeine Perſon dem Neide der Einen und der Rache der Andern zu entziehen. Hätte Philipp II. vorausſehen können, wozu er ſelbſt ſich noch entſchließen würde, ſo hätte er großmüthig gehandelt, wenn er dieſem Geſuche ſich gefügt hätte. Indeß mochte er damals allerdings noch die Abſicht haben, Perez nicht fallen zu laſſen, und gab daher ſeine Zuſtimmung nicht. Nun drängte Perez, hierin zugleich großmüthig, kühn und klug handelnd, den König, ihn vor Gericht zu ſtellen, ohne jedoch die Fürſtin in den Proceß verwickeln zu laſſen. Er verſicherte ihm dabei, daß ſein Geheimniß nicht verrathen werden würde, da keiner der Mörder ergriffen worden ſei und der Ankläger gegen Perez ſelbſt keinen Beweis habe. Philipp II. wollte es nicht auf dieſen gefährlichen Verſuch ankommen laſſen. Er hielt für beſſer, daß Perez dem Präſidenten des Raths von Caſtilien, Don Antonio de Pazos, Biſchof von Cordova, die Gründe, die zu dem Morde des Escovedo geführt hätten, entdeckte, damit Pazos mit dem jungen Escovedo und mit Vasquez ſpreche, um ſie zum Aufgeben ihrer Verfolgungen zu vermögen.

Dieſes Manöver, das geeignet ſchien, den Gefahren des Perez ein Ende zu machen, glückte wohl dem gegenüber, der ein wirkliches Recht hatte, die Beſtrafung des Perez zu betreiben, nicht aber bei dem, welchen Misgunſt und Ehrgeiz zur Verfolgung deſſelben antrieben. Der Präſident, welcher Perez jetzt nicht mehr für ſchuldig betrachtete, da er nur dem Befehle ſeines Königs gehorcht habe, und der nichts davon wußte, wie und warum dieſer Befehl erwirkt worden, ließ den älteſten Sohn des Escovedo kommen und erklärte ihm: der König laſſe ihm ſagen, daß er der Familie Escovedo volle Gerechtigkeit zu Theil laſſen werde, ohne Anſehen von Perſonen, Ort, Geſchlecht oder Stand. Vorher aber müſſe er, der Präſident, ihn erinnern, ſorgfältig zu prüfen, was für Beweiſe er habe. Denn wenn dieſe Beweiſe nicht ſehr genügend wären und die Klage nicht wahrhaft begründeten, ſo könnte ſich die Sache leicht gegen ihn wenden, da denn doch die Perſonen, die Abkunft und der hohe Stand der Fürſtin und des Perez alle Rückſicht erheiſchten. Schließlich müſſe er ihm im Vertrauen ſagen und bekräftige es auf ſein Prieſterwort: daß die Fürſtin und Perez ſo unſchuldig ſeien, wie er ſelbſt. Das war freilich etwas viel geſagt, da dem Biſchof aus des Perez eigner Erklärung bekannt ſein mußte, daß wenigſtens dieſer um den Mord gewußt hatte, wenn er auch dabei nur als Werkzeug des Königs und aus Staatsgründen gehandelt haben wollte. Auf den jungen Escovedo machte aber die ganze Vorſtellung den beabſichtigten Eindruck. Er war ſich bewußt, daß er nur Verdacht, aber keinen Beweis hatte, der vor Gericht genügen konnte, und antwortete daher: „Weil es ſo ſteht, ſo gebe ich, für mich, meinen Bruder und meine Mutter, mein Wort, niemals wieder gegen den Einen, noch gegen den Andern, von dieſem Morde zu ſprechen.“

Nun ließ der Präſident den Matteo Vasquez kommen und ſagte ihm in ziemlich ſcharfer Weiſe: Da er weder durch ſein Amt, noch durch irgend eine Verpflichtung gegen den Todten veranlaßt ſei, die Mörder des Escovedo zu verfolgen, überdem ſeine desfallſige Beliſſenheit bei ihm als Prieſter ſehr zweideutig erſcheine, ſo möge er ſich von der Sache zurückziehen, die ganz anders ſtehe, als er annehme. Matteo Vasquez, der wahrſcheinlich beſſer, als der Biſchof, den ganzen Zuſammenhang kannte, ſich aber nicht in ſeinen wohlberechneten, ehrgeizigen Planen irremachen laſſen wollte, zog ſich nicht von der Sache zurück. Da die Söhne des Escovedo den Proceß aufgaben, ſo regte er einen andern Verwandten auf, welcher den König um Gerechtigkeit in dieſer Mordſache drängte, während auf der andern Seite die Fürſtin Eboli den Vasquez in offenſter und ſtolzeſter Sprache bei dem König verklagte. So ſchrieb ſie ihm: „Ew. Majeſtät geruhen Sich zu erinnern, daß ich zu Ihrer Kenntniß gebracht habe, was ich wußte, daß Matteo Vasquez und ſeine Leute geſagt hatten: daß, wer einen Fuß in mein Haus ſetze, Ihre Gnade verlöre. Da dieſe Leute ſo keck ſind, da ſie auf einen ſolchen Grad der Verwegenheit und Unehrerbietigkeit gelangt ſind, ſo iſt Ew. Majeſtät, in Ihrer Eigenſchaft als König und als Edelmann, verpflichtet, ein ſolches Exempel zu ſtatuiren, daß der Ruf davon überall hingelangt, wo die Beleidigung bekannt iſt. Sollte Ew. Majeſtät die Sache nicht ſo anſehen, ſollten Sie wollen, daß der Ruf meines Hauſes mit dem Vermögen meiner Vorfahren und der ſo wohl erworbenen Gunſt meines fürſtlichen Gemahls zu Grunde gehe, ſollten Sie die Dienſte derſelben mit einer ſolchen Vergeltung und mit einer derartigen Belohnung bezahlen, ſo hätte ich, indem ich die gegenwärtige Sprache gegen Sie führe, wenigſtens gethan, was ich meiner Stellung ſchuldig bin. Ich erſuche Ew. Majeſtät, mir dieſen Brief zuruckzuſchicken, da das, was ich ſage, nur für einen Edelmann iſt, auf deſſen Discretion ich, bei aller Empfindlichkeit über die erfahrene Beleidigung, vertraue.“ Zugleich verlangte ſie die Beſtrafung des Vasquez, den ſie einen mauriſchen Hund nannte, und berief ſich, auf geſchehene Anfrage, auf das Zeugniß des Don Gaspar Quiroga, Cardinal-Erzbiſchofs von Toledo, und des königlichen Predigers Hernando del Caſtillo, die es ihr auch nicht verſagten. Zwiſchen Perez und Vasquez brach offener Krieg aus. Als Perez einmal einen Beamten zu Vasquez ſchickte, um ein dem Könige vorzulegendes Actenſtück holen zu laſſen, fügte Vasquez eine andere, von ihm ſelbſt geſchriebene Schrift bei, welche voll Anklagen und Beleidigungen gegen Perez war. Perez brachte ſie, äußerſt entrüſtet, dem Könige und verlangte Genugthuung, oder die Erlaubniß, ſich ſelbſt ſolche zu nehmen. Philipp verſprach die erſtere zum Schein, verſchob aber die Sache immer, indem er vorgab, den Vasquez erſt gewiſſe ſchwebende Geſchäfte erledigen laſſen zu wollen, wobei er doch wieder behauptete, er habe gar nicht den Muth, mit dieſem Menſchen Geſchäfte zu verhandeln. Er glaubte, ſo hier wie in allen Dingen, daß Zeit gewonnen, Alles gewonnen ſei, was denn freilich höchſtens da zutrifft, wo die Dinge ſich im Verlaufe der Zeit beſſer geſtalten. Außerdem verlor er den Vasquez ungern, der ihm wegen ſeiner angenehmen Perſönlichkeit und ſeiner pünktlichen und geordneten, dem Könige vieles erleichternden Geſchäftsführung werth war. Auch ſtand Vasquez nicht allein, ſondern bildete mit dem Beichtvater Diego de Chaves und dem Grafen von Barajas, dem Oberhofmeiſter der Königin, einen leitenden Bund (eine amistad, wie man es damals nannte), wie er einſt zwiſchen Perez, Los Velez und dem Cardinal von Toledo beſtanden hatte. Philipp beauftragte den Chaves zunächſt, eine Ausſöhnung des Perez und der Fürſtin zu vermitteln.

Perez errieth aus allem ſein bevorſtehendes Sinken. Er ſchrieb an den König: „Ich ſehe, daß, nachdem ich mit den ſchwachen Talenten, die ich beſitze, gedient, nachdem ich meinem Fürſten eine Treue ohne Grenzen bewieſen habe, nach den beſtimmten Verſicherungen, die er mir gegeben hat und nach denen ich mich in Achtung und Ehren glauben konnte, mein böſer Stern den Sieg davonträgt, während jenem Andern, trotz ſeiner zahlloſen Fehler und ſeiner Beleidigungen gegen eine große Dame und gegen einen Mann, der nur nützlich hat ſein wollen und der, um es zu werden, ſich ſo weit gewagt hat, wie ich gethan habe, alles von ſtatten geht.“ Sein böſer Stern trug in der That den Sieg davon. Philipp II., zu dem die Gerüchte gedrungen ſein ſollen, die über das vertraute Verhältniß der Fürſtin Eboli und des Perez und über die wahren Urſachen, denen man den Tod Escovedo's zuſchrieb, umherliefen, mochte jetzt die Meinung faſſen, daß ſie ihr Spiel mit ihm getrieben, und dann war es natürlich, wenn ein tiefer Groll gegen ſie erwachte und mit jedem Schritte, den er wider ſie that, weiter fraß. Doch die ſteigende Härte, mit der er namentlich gegen Perez verfuhr, das gänzliche Vergeſſen früherer Gunſt und Vertraulichkeit und früherer Dienſte, iſt ja nur zu oft mit der Undankbarkeit der Großen verbunden, und wenn er den Perez auch nicht als einen begünſtigten Nebenbuhler betrachtet haben ſollte, ſo mochte er ihm doch als ein abgenutztes und unbequem gewordenes Werkzeug erſcheinen. Wollen die Großen dieſer Erde, wenn ſie von dem Sinne ſind, der die Menſchen wie Schachfiguren betrachtet, ein ſolches los werden, wollen ſie die Reſte der ausgepreßten Citrone wegwerfen, ſo iſt es ihnen am liebſten, wenn ſie ſich, mit oder ohne

Grund, ſagen können, das Opfer ihrer Selbſtſucht habe es nicht beſſer verdient.

Zunächſt aber mußte erſt ein Erſatz für Perez und für den ſoeben, voll Sorgen und Kummer, verſtorbenen Marquis von Los Velez beſchafft werden. Philipp dachte an den Cardinal Granvella, deſſen Vater der berühmte Kanzler Karl's V. geweſen, der ſelbſt das zweitälteſte Mitglied des ſpaniſchen Staatsraths war, bis 1564, wo er ſich vor dem Haſſe der Flamänder nach Beſançon zurückzog, an der Spitze der niederländiſchen Angelegenheiten geſtanden hatte, dann zum Vicekönig von Neapel ernannt worden war und ſich jetzt zu Rom aufhielt. Am 30. März 1579, ein Jahr nach der Ermordung des Escovedo, hatte Perez ein dringendes königliches Einladungsſchreiben an den Cardinal, eilends nach Madrid zu kommen und die Arbeit an der Seite des Königs zu übernehmen, mit ſeiner Gegenzeichnung zu verſehen, und dies ſollte für ihn den Anfang ſchlimmer Zeiten bezeichnen, wenn auch nicht Granvella ſein ſpecieller Verfolger ward.

Dieſer war durch den Ruf überraſcht und keineswegs freudig betroffen worden. Er war 74 Jahr alt, hätte gern ſein Leben in Rom beſchloſſen, wo er ein otium cum dignitate genoß, ſcheute ſchon die Reiſe nach Madrid, mehr noch die Laſt der Geſchäfte, die Eiferſucht der allen Fremden abholden Spanier, die Intriguen der Hofleute, die gefährliche Freundſchaft eines mistrauiſchen, unentſchloſſenen und wankelmüthigen Fürſten. Indeß der Papſt [1] erwartete weſentliche Vortheile für die Kirche davon, wenn der Cardinal den Ruf annähme, und beſtimmte ihn dazu. Granvella verließ daher Rom am 16. Mai, um ſich zu Civita-Vecchia auf der Flotte des mit 23 Galeeren zu ſeinem Empfange herbeigekommenen Fürſten Johann Andreas Doria einzuſchiffen, langte aber, durch widrige Winde in der Gegend der Rhonemündungen aufgehalten, erſt am 28. Juli 1579 zu Carthagena an, von wo er ſich nach Madrid begab. Er hatte ſich vorgeſetzt, ſich den Irrgängen der Hofintriguen und überhaupt den inneren Angelegenheiten Spaniens möglichſt fern zu halten und ſich auf die äußere Politik zu beſchränken. So würde er vielleicht auch dem Perez nicht gefährlich geworden ſein, außer ſoweit er ihn bei dem Könige in jenen Geſchäften erſetzte. Aber ihn begleitete Don Juan Idiaquez, welchen Perez, als einen zu fürchtenden Nebenbuhler, ſorgfältig von dem Staatsſecretariate entfernt gehalten, und der jetzt von der wankenden Stellung des Günſtlings Kunde bekommen und ſich, auf den eigenen Rath Granvella's, entſchloſſen hatte, ſich, auch ohne Ermächtigung dazu, dem Könige vorzuſtellen.

---

[1] Gregor XIII. (Hugo Buoncompagno, geb. 7. Januar 1502, erwählt 13. Mai 1572, † 10. April 1585).

Den Tag ihrer Ankunft wählte der König zu ſeinem erſten Schlage gegen Perez, der jedoch noch immer mit Bemäntelung und Verſtellung verbunden war. Die Fürſtin und Perez hatten anfangs jede Ausſöhnung mit Vasquez verweigert. Die Fürſtin hatte dem Bruder Diego de Chaves geantwortet: eine Perſon wie ſie könne auf nichts derartiges hören; die Beleidigung, über die ſie ſich beſchwere, verſtatte es nicht. Perez hatte an den König in Ausdrücken eines übelverhehlten Verdruſſes geſchrieben: er gäbe ihm das von ihm empfangene Wort in Betreff zu erlangender Genugthuung zurück; er verzeihe die Beleidigungen, deren Ziel er geweſen, da der König ſich diejenigen gefallen laſſen wolle, die ihm ſelbſt zugefügt würden; er flehe aber Se. Majeſtät an, ihm zu erlauben, ſich ähnlichen Verfolgungen zu entziehen, indem er ſich zurückzöge und, zum Zeugniß ſeiner Treue und als ganzen Lohn ſeiner Dienſte, nur die Gnade des Königs mitnähme. (War es ein richtiges Gefühl, daß noch Schlimmeres bevorſtehen möge, was den Perez bewog, ſo wiederholt ſeine Entlaſſung zu begehren? Oder glaubte er, dem König unentbehrlich zu ſein? Und warum ging der König auf den gebotenen Ausweg nicht ein?) Die Fürſtin war inzwiſchen klüger geworden und hatte auch Perez für eine Ausſöhnung mit Vasquez geſtimmt, ſodaß er ſich vorgenommen hatte, dem Könige am 29. Juli dieſen Entſchluß anzuzeigen. Das war um einen Tag zu ſpät. Am 28., dem Tage, wo Granvella und Idiaquez in Madrid eintrafen, abends 11 Uhr, wurde Perez durch den Alcalden des Hofes[1]), Alvaro Garcia de Toledo, auf Befehl des Königs in Haft genommen. Gleichzeitig wurde die Fürſtin von Eboli[2]) auf die Feſtung Pinto gebracht, und es ſpricht allerdings für ein ganz beſonderes perſönliches Intereſſe des Königs an dem letztern Acte, daß er ſich ſelbſt unter den Porticus einer der Wohnung der Fürſtin gegenüberliegenden Kirche ſtellte und hier die Ausführung ſeines Befehls mit Spannung erwartete. Er ſoll darauf bis fünf Uhr des Morgens in großer Bewegung in ſeinem Gemache umhergegangen ſein. Uebrigens bezog man dieſe

---

[1]) Es gab deren vier und ſie hatten Criminaljurisdiction in ganz Caſtilien und Civiljurisdiction in einem Umkreis von fünf Meilen um den Palaſt des Königs.

[2]) Ueber ihr weiteres Schickſal, ob und wann ſie wieder in Freiheit gekommen, wann und wo ſie geſtorben, ſchwebt, ſo viel wir wiſſen, ein merkwürdiges Dunkel.

Verhaftungen noch nicht unmittelbar auf die Ermordung des Escovedo, ſondern nahm die halsſtarrige Verweigerung der Ausſöhnung mit Vasquez zum Vorwande, wobei freilich leicht zu durchſchauen war, daß dies nur ein Vorwand war und daß das Ganze den Anfang einer ernſteren Ungnade bezeichnete, wenn dieſe auch noch lange eine wunderlich verhüllte und verbrämte bleiben und ihre Opfer in peinlicher Ungewißheit halten ſollte. Jedenfalls machte der Sturz des Perez der Herrſchaft der von dem Fürſten von Eboli begründeten Partei ein Ende, einer Partei, welche wenigſtens vergleichsweiſe gemäßigte Grundſätze befolgt, verſöhnliche Maßregeln verſucht und das Intereſſe des Staats nicht gänzlich den Leidenſchaften der Kirche untergeordnet hatte. Nachdem ſie länger als 20 Jahre die Angelegenheiten der ſpaniſchen Monarchie im Sinne einer gewiſſen umſichtigen Mitte geleitet, hatte ſie hinter einander ihr kluges und geſchicktes Haupt, Ruy-Gomez, ihren jungen und glänzenden Feldherrn, Don Juan d'Auſtria, endlich den immerhin feſten und geachteten Marquis von Los Velez verloren, und verlor jetzt den letzten Führer, der ſich ſo lange gewandt in der Gunſt des Königs zu behaupten gewußt, der ihr aber auch durch den blutigen Gewaltſtreich, zu dem er ſeinen Einfluß gemißbraucht, den eigentlichen Todesſtoß verſetzt hatte. An ihre Stelle trat eine andere Partei, unter deren Leitung eine heftigere Politik erfaßt und zu ausſchweifenden Planen und outrirten Maßregeln verſchritten ward. An der Spitze derſelben ſtanden drei Nicht-Caſtilier: der Cardinal Granvella, der aus der Freigrafſchaft ſtammte, der Biscayer Idiaquez, der Portugieſe Chriſtoval de Moura. Unter dieſen dreien war Granvella unbedingt der bedeutendſte, beſchränkte ſich aber, von ſeiner Stellung als Präſident des Raths von Italien[1]) aus, auf die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten, die er bis zu ſeinem im Jahre 1586 erfolgten Tode beſorgte. Nachher blieben Idiaquez, der die Expedition bei dem König hatte[2]), und Moura, der hauptſächlich die innern Angelegenheiten beſorgte, die Hauptrathgeber des Königs. Es waren dies zwei Männer, die weder durch Stand, noch Geiſt hervorragten. Idiaquez ſoll eine langjährige Geſchäftserfahrung erworben haben, aber ohne alle Selbſtändigkeit des Willens geweſen ſein, während Moura zwar Entſchloſſenheit, aber keine Kenntniß beſeſſen habe. Unter dem Einfluſſe dieſer neuen Miniſter, denen noch der Graf von Chinchon, der Günſtling des Königs, beizuzählen iſt, wurde das Syſtem Philipp's II., ſei es in Folge eines extremen religiöſen Zelotismus, oder eines blinden Gehorſams, oder eines unbeſonnenen Unternehmungsgeiſtes, zu jenen Ausſchreitungen geführt, welche die maßloſe Vergrößerung der ſpaniſchen Monarchie bezweckten und ihr darüber unheilbare Schwäche bereiteten. Bald nach der Ankunft des Cardinals Granvella und auf ſeinen Vorſchlag vom 13. Nov. 1579 wurde ein Preis von 30000 Thlrn. auf den Kopf des Prinzen von Oranien geſetzt. Dann folgten die angeſtifteten Verſchwörungen gegen die Königin Eliſabeth. Dann die Eroberung Portugals durch den Herzog von Alba, der zu dieſem Ende aus ſeiner Ungnade wieder in Thätigkeit berufen ward. Dann die berufene Armada gegen England. Endlich die Bildung der heiligen Ligue in Frankreich und die an ſie geknüpften Verſuche Spaniens, die franzöſiſchen Religions- und Staatswirren zu benutzen, um zur Obmacht über Frankreich, ja in Europa aufzudringen.

---

[1] Ranke, „Fürſten und Völker" ꝛc. I, 191, macht ihn zum Präſidenten des Raths von Caſtilien, was jedoch, wie Mignet berichtigt, damals Antonio de Pazos, dann der Graf von Barajas und nach dieſem Rodrigo Vasquez de Arce war.

[2] Als Secretär des despacho universal.

Perez ward noch lange in ſchwankender Ungewißheit gehalten. Der König gab keineswegs ſofort Befehl, den Proceß gegen ihn einzuleiten; vielmehr mußte der Cardinal von Toledo, am Morgen nach der Verhaftung, die Doña Juana Coello, des Perez Gemahlin, beſuchen, um ſie zu beruhigen und ihr zu ſagen, daß das Vorgefallene in keiner Weiſe die Ehre oder das Leben ihres Gemahles berühre, und ſeine Haft keinen andern Grund habe, als ſeinen Streit mit Vasquez. In demſelben Sinne ſchrieb der König, unter dem 29. Juli, an die nahen Verwandten der Fürſtin Eboli, die Herzoge von L'Infantado und von Medina Sidonia. Perez ward in den erſten Wochen ſeiner Haft von dem königlichen Beichtvater beſucht, der ihm lachend ſagte: „Ihre Krankheit wird keine tödtliche ſein.“ Der König ließ ihm ſeine Kinder ſchicken, ihn zu tröſten und zu zerſtreuen. Als Perez, trotz all dieſer Aufmerkſamkeiten und Hoffnungsſchimmer, über den Verluſt der Gunſt des Königs, die demüthigende Haft, die Vereitelung ſeiner Rache, den Ueberdruß an der ungewohnten Unthätigkeit, was alles ſeine ſtolze und feurige Seele bedrückte, in Krankheit verfiel, verſtattete der König, daß er aus dem Hauſe des Alcalden in ſein eignes gebracht werde. Hier erſchien, ſechs Tage ſpäter, der Hauptmann ſeiner Wache, Don Rodrigo Manuel, bei ihm, und verlangte ein feierliches Verſprechen, daß Perez jeder Feindſchaft gegen Matteo Vasquez entſage, und dieſem, weder ſelbſt, noch durch ſeine Verwandten oder Freunde, Leides zufügen wolle. Perez gab das Verſprechen, und damit ſchien jeder Grund ſeiner Haft gehoben. Gleichwol blieb er zunächſt noch acht Monate unter Hausbewachung. Dann ward die Wache zurückgezogen, und er bekam Erlaubniß, ſpazieren zu gehen und die Meſſe zu beſuchen, durfte auch Beſuche empfangen, aber keine abſtatten. Volle Freiheit hatte er ſonach noch immer nicht, und eben die Zeit, in der er derſelben am nächſten ſchien, ſollte nicht fern von dem Anfang bedrohlicherer Schritte liegen, als die zeitherigen geweſen. Erinnert das alles nicht an das grauſame Spiel, das die Katze mit der Maus treibt? Doch wir wollen den Grund nicht in einer Grauſamkeit, ſondern in der Unentſchloſſenheit des Königs und in der eigenthümlichen delicaten Natur der Sachlage ſuchen. Wol mochte er den Perez verderben wollen, aber um das zu können, mußte man von außen her Beweiſe gegen ihn haben, und ihn zugleich außer Stand wiſſen, ſich durch den König ſelbſt zu decken. Beides war ſchwierig.

Die Sache war noch in dieſer Lage, als Philipp II. ſich im Sommer 1580 nach Portugal begab, um von dieſem durch Alba eroberten Königreiche Beſitz zu nehmen. Während er damit beſchäftigt war, verabſäumte Perez nichts, was dazu beitragen konnte, ihm ſeine vollſtändige Freiheit und ſeine alte Stellung zurückzuverſchaffen. Er hatte zu dieſem Ende erſt einen Geiſtlichen, den Pater Rengipho, dann ſeine Gattin, ungeachtet dieſelbe im neunten Monate ihrer Schwangerſchaft ſtand, zu dem Könige abgeſendet; aber Philipp beharrte in ſeiner zweideutigen Haltung. Wie er erfuhr, daß die Doña Juana Coello ſich Liſſabon nähere, befahl er dem Alcalden Tejada, ſie zu verhaften, und dieſer führte den Befehl mit einer Rückſichtsloſigkeit, welche ſchwerlich in den Intentionen des Königs lag, am hellen Tage, zwiſchen Aldea Galleja und Liſſabon, in Gegenwart vieler Perſonen, dergeſtalt aus, daß die Doña aus Schreck darüber eine Fehlgeburt that. Der Alcalde ſtellte ein Verhör mit ihr an und brachte das Protokoll dem Könige, der es, in einen neuen Widerſpruch verfallend, ohne es zu leſen, in Gegenwart des beſtürzten Alcalden, zu dem er kein Wort ſprach[1]), ins Feuer warf und verbrennen ließ. Die Doña ließ er durch den Pater Rengipho zur Heimkehr auffordern, indem er ihr, auf ſein Wort als König und Edelmann, verſicherte, daß er ſofort nach ſeiner Rückkehr nach Madrid Befehl geben werde, die Angelegenheit ihres Mannes zu erledigen. Er that aber nichts dergleichen.

Im Uebrigen beobachtete auch Perez, ungeachtet der mancherlei Anzeichen ſeines Misgeſchicks, keineswegs die ſeiner Stellung entſprechende Eingezogenheit und Klugheit. Sei es, daß er ſich ſeiner gewohnten Zerſtreuungen nicht entſchlagen konnte, oder daß er an den Tag legen wollte, wie wenig er in Sorge ſei, er führte ſein Leben ganz in früherem Stile fort. Er machte einen ausſchweifenden Aufwand, hatte im Winter 1581 eine tapezierte Loge im Theater und ſpielte in ſeinem Hauſe, mit dem Amirante von Caſtilien, dem Marquis d'Auñon, Don Antonio de la Cerda, Octaviano Gonzaga und andern großen Herren vom Hofe, ſehr hohes Spiel. Dieſer unvorſichtige Aufwand gab zunächſt Anlaß, den König zu Anordnung einer Unterſuchung über die Amtstreue ſeines geweſenen Miniſters zu vermögen, womit Rodrigo Vasquez de Arce, damals Präſident des Finanzrathes, beauftragt ward. Dieſer hörte verſchiedene notable Perſonen ab, deren Ausſagen allerdings ungünſtig für Perez ausfielen, zumal wenn man überſah, daß ſie nicht alle mit einander in Einklang ſtanden[1]), daß ſichtbar der Mund dabei etwas ſehr voll genommen ward, und daß ſich mehrfach darin eine neidiſche Animoſität gegen den Emporkömmling ausſprach. Jedenfalls ergab ſich, daß Perez von ſeinem Vater Gonzalo nichts geerbt hatte, daß er aber ein Vermögen oder doch einen Haushalt beſaß, welche ganz außer Verhältniß zu den regelmäßigen Einkünften ſeines Amtes ſtanden. Wir finden jedoch nicht, daß ihm nachgewieſen, oder auch nur nachgeſagt worden wäre, die öffentlichen Gelder unredlich verwaltet, oder des Geldes halber pflichtwidrig gehandelt zu haben. Die Beſchuldigungen in Betreff ungebührlichen Gelderwerbs reduciren ſich alle auf ſolche Fälle, wo Perez von Perſonen, die in ihm einen Fürſprecher bei Hofe zu beſitzen wünſchten, Geſchenke angenommen hatte. So hatte er, als dem Peter Medici der Befehl des italieniſchen Fußvolks vertraut worden war (Bd. IX, S. 31), 4000 Dukaten für das Brevet bekommen. Aber würde Prinz Peter jenen Befehl ohne dieſe Zahlung nicht auch erhalten haben? Andreas Doria gab ihm jährlich eine hübſche Summe, damit er ſeine Intereſſen bei dem Könige verträte. Von den italieniſchen Fürſten und wer ſonſt etwas an dem ſpaniſchen Hofe zu ſuchen hatte, wurde er mit anſehnlichen Geſchenken bedacht, und überhaupt zogen es namentlich die Italiener vor, ihm die Vertretung ihrer Intereſſen zu Madrid zu vertrauen, ſtatt ſelbſt einen langen, koſtſpieligen Aufenthalt in Verfolgung ihrer Geſuche daſelbſt zu nehmen. Nun iſt ohne Zweifel das Geſchenkenehmen von Seiten einflußreicher Staatsbeamten eine ſehr bedenkliche, dem moraliſchen Anſehen des Standes nachtheilige, leicht zu Pflichtwidrigkeiten verführende Sache, und wird in unſerer Zeit mit Recht als unzuläſſig betrachtet. An ſich jedoch und ſolange die Geſchenke auf die Handlungen der Beamten keinen nachtheiligen Einfluß äußern, kann man es nicht für etwas Unmoraliſches erklären, und mindeſtens im 17. und der erſten Hälfte des 18. Jahrhunderts war es ein allgemeiner Gebrauch in den europäiſchen Staaten. In der Zeit des Perez ſcheint es allerdings noch nicht ſo ſyſtematiſch ausgebildet und zur Gewohnheit geworden zu ſein, wie nicht lange nach ihm. Daß es aber nicht unbekannt und nicht unbedingt verurtheilt war, dürfte denn doch aus manchen Beiſpielen hervorgehen und auch dadurch beſtätigt werden, daß das Misverhältniß zwiſchen Perez' Aufwande und ſeinem ordentlichen Einkommen ſchon lange Jahre beſtanden hatte, ohne zu einem Verdachte und einer Unterſuchung Anlaß zu geben. Es ſcheint daher, jenes Geſchenkenehmen war damals etwas, das man bei einflußreichen Staatsmännern, beſonders wenn ſie von Haus aus kein Vermögen hatten, nicht befremdend fand und ihnen nachſah, — ſolange ſie in Gunſt ſtanden, — das aber doch noch nicht dergeſtalt zur allgemeinen Gewohnheit geworden war, daß man es ihnen nicht hätte als Schuld anrechnen können, — ſobald man eine Schuld an ihnen zu finden wünſchte. Zunächſt ward ſelbſt nach jener Unterſuchung gegen Perez in dieſer Sache nichts vorgenommen, wiewol ſie ihm nicht geſchenkt bleiben ſollte.

---

[1]) Bei dieſem ſoll die Scene einen bleibenden Eindruck nervöſer Aufregung und geheimen Schreckens hinterlaſſen haben.

---

[1] Der Capitän der ſpaniſchen Garde, Don Pedro de Velasco, ſchätzte das Einkommen des Perez auf 14000 Dukaten, während der Erzbiſchof von Sevilla ſchon viel zu ſagen glaubte, wenn er den Aufwand deſſelben auf 15—20000 Dukaten jährlich anſchlug.

Wol aber richteten Vorgänge, die an ſich geeignet ſchienen, den Perez auch in Betreff ſeiner ſchlimmeren Händel ſicher zu ſtellen, die Aufmerkſamkeit wieder auf dieſe. Im Laufe des Jahres 1583 ſtarben plötzlich zwei Männer, die zu ſeinen Vertrauteſten gehört hatten: der Aſtrolog Pedro de La Era, der ihn häufig begleitet und den er über die künftigen Ereigniſſe ſeines Lebens und die Wechſelfälle ſeines Geſchickes befragt hatte, und ſein Stallmeiſter Rodrigo Morgado, der ſeine Botſchaften an die Fürſtin von Eboli überbracht hatte, Zeuge ihrer Vertraulichkeiten geweſen war, und die heftigen Scenen, die deshalb zwiſchen der Fürſtin und Escovedo vorgekommen, gekannt und ihnen das tragiſche Ende des Escovedo zugeſchrieben haben ſoll.[1] Der Bruder des Aſtrologen, Bartolomeo de La Era, wie der Bruder des Stallmeiſters, Andrea de Morgado, behaupteten darauf beide, daß ihre Brüder von Perez oder auf deſſen Veranlaſſung[2] vergiftet worden ſeien. Auch mehrere Theilnehmer an dem Morde des Escovedo waren bereits hinüber. Inſauſti war bald nach ſeiner Ankunft in Sicilien, Miguel Bosque ebenſo in Catalonien geſtorben, und der Bruder des letztern, Antonio Enriquez, ſchrieb auch dieſen Tod dem Perez zu, fürchtete für ſich ſelbſt das gleiche Schickſal, ward außerdem durch einen nahen Verwandten des Escovedo, den Hauptmann Don Pedro de Quintana, angetrieben, und entſchloß ſich, ſeinen Antheil an dem Morde des Escovedo zu entdecken. Wollte man annehmen, daß alle dieſe Beſchuldigungen begründet wären, ſo würde ſich hier ein wahrhaft ſchauerliches Gemälde eines Gedränges von Verbrechen aufrollen und zugleich einen neuen Beweis bieten, wie eine Miſſethat zur fruchtbaren Mutter vieler andern werden kann. Indeß macht doch manches die Sache zweifelhaft. Wegen der Todesfälle des Aſtrologen und des Stallmeiſters iſt Perez ſpäterhin, wie wir ſehen werden, gerichtlich freigeſprochen worden. Die andern Fälle ſind, wenn ſie auch in den gegen Perez gehäuſten Anklagen mit figuriren, weiterhin nicht gerichtlich unterſucht worden, und es war damals etwas ſehr Gewöhnliches, beruhte aber doch nur auf trügeriſchen Schlüſſen, daß man Todesfälle denen zur Laſt legte, denen ſie eben bequem kamen. Nach Enriquez' eigener Ausſage war auch gegen Escovedo zweimal Vergiftung verſucht worden, aber beidemale mislungen, ungeachtet alle Umſtände es damals erleichterten, und es wäre doch eigen, wenn ſie jetzt, wo Perez geſtürzt, überwacht, ein halber Gefangener war, ihm in drei oder vier Fällen, zum Theil in weiter Entfernung, gelungen wäre. Wollte er damit die Mitwiſſer ſeiner frühern Miſſethat beſeitigen, ſo mußte er doch wieder neue Agenten neuer Miſſethaten anwerben, und war auch hiermit um nichts gebeſſert. Auch ergibt ſich, daß keineswegs alle Theilnehmer des früheren Verbrechens die Beſorgniß des Enriquez theilten, einige der vertrauteſten ihm vielmehr eine fortdauernde thätige Anhänglichkeit bewährten. Dazu kommt, daß zu der Zeit, wo jene Todesfälle vorkamen, Perez ſich ſchwerlich veranlaßt hielt, in der Escovedo'ſchen Sache große Beſorgniſſe zu hegen, wie er ſich denn in dieſer Angelegenheit überhaupt darauf verließ, daß der König um die Sache gewußt und ſie genehmigt hatte. Erfährt man nun vollends, daß Enriquez unter dem Einfluſſe eines Verwandten des Escovedo ſtand, ſo liegt es nahe, an der Unparteilichkeit und Wahrhaftigkeit dieſes Hauptzeugen gegen Perez zu zweifeln. Allerdings was er über ſeinen Antheil an der Ermordung des Escovedo erklärt hat, iſt im weſentlichen durch anderweite Geſtändniſſe beſtätigt worden. Aber eben daß er an jenem Morde theilgenommen und daß dies den Escovedos bekannt geworden, konnte ihn in deren Hände geben und ihn ſelbſt in dem Gedanken befeſtigen, ſich Strafloſigkeit zu ſichern, indem er ſoviel Schuld als möglich auf Perez häufte. Jedenfalls wird man ohne weitere Beweiſe nicht zu weit gegen Perez gehen dürfen, dem ohnedies ſchon genug zur Laſt fällt.

---

[1] Wir finden nämlich nicht, daß eine eigene Ausſage deſſelben vorgelegen hätte, ſondern nur daß ſein Bruder ausgeſagt hat, was ihm der Verſtorbene mitgetheilt habe. Das macht allerdings einigen Unterſchied.

[2] Morgado war zu Valladolid geſtorben, und der Vergifter ſollte ein Agent des Perez, Don Balthaſar de Alamos, geweſen ſein.

Enriquez ſchrieb unter dem 23. Juni 1584 von Saragoſſa aus an den König, bat um ein freies Geleit, und erbot ſich, vor Gericht zu erweiſen, daß Perez die Ermordung des Escovedo angeordnet habe, indem er ſich bereit erklärte, ſich, wenn ihm das nicht gelänge, wie ein Verräther an einem Fuße aufhängen zu laſſen. Als er darauf erfuhr, daß ein Fähnrich Chinchilla, mit einem Empfehlungsſchreiben an den Vicekönig von Aragonien, den Herzog von Villa-Hermoſa, in Saragoſſa angekommen ſei, der, nach des Enriquez Meinung oder Behauptung, Anſchläge gegen ſeine Perſon haben ſollte, floh er nach Lerida und richtete von da (16. Aug.) ein zweites, noch dringenderes Schreiben an den König. Gleichzeitig ſchrieb der Capitän Quintana an dieſen: „Ich flehe Ew. Majeſtät demüthigſt an, in Betracht der zahlreichen Dienſte, welche der verſtorbene Secretär Escovedo geleiſtet hat, geruhen zu wollen, zu befehlen, daß man, in der Friſt, die Ihnen angemeſſen erſcheinen wird, dazu verſchreitet, uns die Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, die wir gegen Antonio Perez erwarten, da das Verbrechen noch ungeſühnt iſt. Auch ich würde mich hiermit für die zwanzig Jahre, die ich Ew. Majeſtät im Kriege diene, hinreichend belohnt erachten, nachdem der genannte Antonio Perez, nicht zufrieden mit dem, was er ſchon verübt hat, auch Don Pedro Escovedo und den Fähnrich Enriquez zum Tode bringen will, damit alles im Dunkel erſtickt und begraben bleibe.“

Auch jetzt that der König in dieſer Sache zunächſt nichts, fügte aber dem Perez nicht lange darauf in einer andern Beziehung einen Schlag bei, welcher deutlich ergab, daß er ihm zürnte und daß er ihn feſt in ſeiner Gewalt halten wollte. Unter dem 23. Januar 1585 ließ er in der Beſtechungsſache ein Urtheil ſprechen, wodurch Perez verurtheilt wurde, zwei Jahre und ſolange es weiter dem König belieben würde, in eine Feſtung eingeſperrt, dann aber zehn Jahre lang auf 30 Meilen vom Hofe verbannt zu werden, und während derſelben Zeit von ſeinen Functionen ſuspendirt zu ſein, zugleich auch in den erſten neun Tagen 12,287193 Maravedis, als den Werth von der Fürſtin von Eboli und dem Don Juan erhaltener Geſchenke, die er zum Theil entweder in natura zurückgeben, oder durch beſtimmte Geldſummen erſetzen ſollte, an die Kinder und Erben des Fürſten Ruy-Gomez und resp. an den Fiscus zu erſtatten. Es iſt dabei bemerkenswerth, daß von denjenigen Geſchenken, die er von ihm fremden Perſonen mit Rückſicht auf ſeine amtliche Stellung empfangen, alſo gerade von denen, deren Annahme am erſten tadelnswerth erſcheinen konnte, keine Rede iſt, ſondern lediglich ſolcher Erwähnung geſchieht, die ihm wirklich aus Gunſt ihm Befreundeter zutheil geworden. Es ſcheint aber, man ging wenigſtens bei den Geſchenken der Fürſtin davon aus, daß ſie darin über Gegenſtände verfügt habe, die nicht ihr ausſchließliches Eigenthum geweſen. Auch mag die Hervorhebung der zahlreichen Geſchenke, welche Perez von der Fürſtin von Eboli empfangen, vielleicht auf den König berechnet geweſen ſein. Drei Tage vor Publication des Urtheils erſchienen zwei Alcalden, Espinoſa und Alvaro Garcia de Toledo, in Perez' Wohnung, die neben der St. Juſtuskirche lag. Espinoſa begab ſich nach dem Bureau, um ſich der Papiere des Perez zu bemächtigen, und der andere Alcalde trat in das Zimmer ein, wo ſich Perez mit ſeiner Gemahlin befand, und verhaftete ihn. Perez kam ſogleich auf den Gedanken, ſich unter die geiſtliche Gerichtsbarkeit zu flüchten, und es gelang ihm, einen Diener an den Cardinal von Toledo abzufertigen, um deſſen Meinung darüber einzuholen. In der Zwiſchenzeit hielt er den Alcalden hin, und als der Bediente zurückkehrte und ihm durch Zeichen zu verſtehen gab, daß der Cardinal mit dem Plane einverſtanden ſei, ging Perez, mit dem Verſprechen, ſogleich zurückkommen zu wollen, in ein Nebenzimmer, ließ ſich da zum Fenſter herab und floh in die benachbarte Kirche, die ſogleich verſchloſſen ward. Doch auch dieß ſollte ihm nichts helfen. Die Alcalden eilten ihm nach, ließen die Kirchthüren, als deren Oeffnung verweigert ward, aufbrechen, fanden den Perez, nach langem Suchen, unter den Dachſparren zuſammengekauert, zogen den ganz von Staub und Spinnweben bedeckten hervor und ließen ihn, trotz der Proteſtationen und des Widerſtandes der Prieſter, durch ihre Alguazils in den Wagen ſchaffen, der ihn nach der Feſtung Turruegano brachte. Zwar entſpann ſich nun ein langer und heftiger Streit zwiſchen der weltlichen und der geiſtlichen Gerichtsbarkeit. Der Kirchenfiscal klagte die beiden Alcalden der Verletzung der kirchlichen Freiheiten an, und ſowol der Gerichtshof des Generalvicars, wie der der Nuntiatur, verurtheilte ſie, den Gefangenen in die Kirche zurückzubringen. Philipp II. aber zwang die geiſtlichen Richter, die Sache fallen zu laſſen, und ließ (1589) durch den Rath von Caſtilien die gegen die Alcalden ausgeſprochenen Cenſuren annulliren, ſodaß auch dieſer Vorgang ein charakteriſtiſches Zeugniß über die Aufrichtigkeit oder doch über die Conſequenz des kirchlichen Eifers jenes Königs, ſowie darüber bietet, wie es ſelbſt in dem Spanien Philipp's II. mit der Macht der Kirche geſtanden, ſobald ſie mit den Intereſſen oder den Leidenſchaften der weltlichen Machthaber in Conflict kam.

Jedenfalls war die Feſtungshaft des Perez ein fait accompli, und er mußte die Hoffnung aufgeben, ſich unter den Schutz der geiſtlichen Gerichte ſtellen zu können, mochte jedenfalls den Ausgang jenes Competenzſtreites nicht abwarten wollen. Er verſuchte daher, ſchon im Sommer 1585, ſeine Zuflucht zu der unabhängigen Juſtiz Aragoniens zu nehmen. Ein bei der Ermordung des Escovedo Betheiligter, Juan de Meſa, kam aus dem Innern Aragoniens in die Nähe der Feſtung, ihn mittels zweier verkehrt beſchlagenen Stuten zu entführen. Doch dieſer Fluchtplan, welchen Don Balthaſar de Alamos geſchickt erſonnen hatte und dafür mit ſechsjähriger Verbannung büßen mußte, wurde entdeckt und vereitelt. Perez wurde ſchärfer bewacht. Um ihn zur Auslieferung der von ihm in Sicherheit gebrachten Papiere zu nöthigen, die ihn auf Koſten des Königs rechtfertigen konnten, nahm man auch ſeine Frau und ſeine Kinder in Haft. Man bedrohte die Erſtere mit fortwährendem Gefängniß bei Waſſer und Brot, wenn ſie die verlangten Papiere nicht ausliefere. Der Beichtvater des Königs und der neue Präſident des Raths von Caſtilien, Graf Barajas, verfolgten ſie mit ihrem Andrängen und ihren Drohungen. Doch würde ſie mit muthvoller Ausdauer widerſtanden haben, wenn ihr Gemahl ihr nicht ſelbſt, mittels eines eigenhändigen, mit ſeinem Blute geſchriebenen Billets, die Auslieferung der Papiere geheißen hätte. Er hatte dies, nach langer Weigerung, gethan, um der Gefangenſchaft ſeiner Frau ein Ende zu machen und ſeine eigene zu mildern. Zwei verſchloſſene und verſiegelte Kiſten, welche die ſo eifrig begehrten Papiere enthielten, wurden dem Beichtvater übergeben, der ſie uneröffnet ließ und die Schlüſſel ſofort an den König ſchickte, bei dem die Erwerbung um ſo größere Freude erregte, als er nun ſeinen Diener der Mittel beraubt zu haben glaubte, ihn anzuklagen und ſich zu vertheidigen. Allein ebenſo ſchlau, wie Philipp II., hatte Perez, mit Hülfe der treuen und kundigen Hände ſeines Haushofmeiſters, Diego Martinez, von den auszuliefernden Papieren die für ſeine Rechtfertigung wichtigſten Stücke und namentlich viele eigenhändige Billets des Königs zu trennen gewußt und brachte ſie ſpäter vor der aragoniſchen Juſtiz zum Vorſchein.

Der König konnte nun glauben, den Perez völlig in ſeiner Gewalt zu haben, fuhr aber noch immer in ſeinem trügeriſchen Spiele mit ihm fort. Perez war krank geworden und ſeine Gemahlin erlangte es, daß er gegen Ende des Jahres 1587 nach Madrid gebracht wurde, wo er wieder 14 Monate lang, in einer der beſten Wohnungen der Stadt, dem Hauſe des Don Benito de Cisneros, eine halbe Freiheit genoß und die Beſuche des ganzen Hofes empfing, auch in der heiligen Woche dem Gottesdienſte in Notre Dame d'Atocha beiwohnen durfte, während Don Pedro Escovedo ſeine Stelle im Finanzcollegium verlor und in Haft kam, weil er ſich über Juſtizverweigerung beklagt hatte und damit umgehen ſollte, den Perez ermorden zu laſſen. Rodrigo Vasquez ſelbſt, der über das widerſprechende Verfahren befragt worden, antwortete: „was ſoll ich ſagen? Bald treibt mich der König an und läßt mir freie Hand; bald hält er mich zurück und bindet mir die Hände; ich verſtehe das ganze Verfahren nicht.“

Inzwiſchen war die Unterſuchung über die Ermordung des Escovedo, im Sommer 1585, insgeheim fortgeſetzt worden, indem Rodrigo Vasquez die Reiſe des Königs nach Aragonien, wo derſelbe den Cortes präſidirte, benutzt hatte, am 31. Auguſt zu Monzon den Fähurich Enriquez zu vernehmen, bei welcher Gelegenheit denn dieſer die oben berichtete Erzählung über die Ermordung des Escovedo vorbrachte. Weiter vernahm Vasquez den Geronimo Diaz und den Martin Guttierez, von denen der Eine ſich über die Verhältniſſe des Perez zu der Fürſtin Eboli verbreitete, und der Andere ausſagte, was er von der Flucht der Mörder des Escovedo nach Aragonien und beſonders von ſeinem Nachbar Juan de Meſa wußte. Als ferner Diego Martinez, welchen Enriquez als den Leiter der ſämmtlichen Anſchläge gegen das Leben des Escovedo bezeichnet hatte, im Herbſte 1587 aus Aragonien, wo er herſtammte, nach Madrid gekommen war, um die Papiere des Perez in der ſchon gedachten Abſicht zu ſichten, ließ ihn Vasquez feſtnehmen und verhörte ihn. Er leugnete alles mit größter Kaltblütigkeit und verſicherte ſelbſt, daß ſein Herr ſich über den Tod des Escovedo, deſſen warmer Freund er geweſen, ſehr betrübt und ſich vielfach bemüht habe, den Urheber deſſelben zu entdecken. Den Perez verſetzte aber die Verhaftung dieſes ſeines Vertrauteſten in äußerſte Unruhe, und er ſchrieb wiederholt, am 20. Nov. 1587 von Turruegano und am 3. Febr. 1588, auf das dringendſte an den König, daß er die Freilaſſung des Martinez vermitteln, oder doch eine raſche Entſcheidung der

Sache herbeiführen möge, welche letztere Perez gewünſcht zu haben ſcheint, damit nicht inzwiſchen noch weitere Zeugen aufgetrieben würden.

Der König that aber nichts und ließ den Rodrigo Vasquez die Sache ruhig fortſetzen. Dieſer ſtellte den Martinez und den Enriquez einander gegenüber, wobei Martinez den letztern mit geringſchätzigem Stolze als einen undankbaren Diener, einen beſtochenen Zeugen und einen haſſenswerthen Böſewicht behandelte, der bereits Verbrechen begangen habe, wie er beweiſen wolle. Die Ausſagen beider ſtanden ſich zu ſchroff entgegen, als daß der Richter zu einer Entſcheidung hätte kommen können. Vasquez ſuchte weitere Zeugen. Der Küchenjunge Juan Rubio war nach Aragonien zurückgekommen, und hier befand ſich auch der Apotheker, der das Gift für Escovedo bereitet haben ſollte. Indeß die caſtiliſche Juſtiz vermochte in Aragonien nichts, und während Vasquez alles aufbot, die Zeugen herbeizuſchaffen, wendete Perez ſeine ganze Geſchicklichkeit an, ſie am Erſcheinen zu verhindern. Er beauftragte den Juan de Meſa mit dieſer Sorge, dem es auch gelang, ſie zurückzuhalten. Indeß wurde Perez gleichwol die Beſorgniß keinen Augenblick los, ſie möchten, fortgeriſſen oder verführt, ihm entrinnen, um ihn durch ihr Zeugniß zu verderben. Nochmals ſchrieb er an den König, von dem er immer annahm, daß demſelben ebenſo viel daran gelegen ſein müſſe, als ihm, eine vollſtändige Entdeckung zu verhindern, enthüllte ihm offen die gethanen Schritte und bat ihn flehendlichſt, der Sache ein Ende zu machen, ſeine Unſchuld, ſeine, ſeines Vaters und ſeiner Vorfahren treue und loyale Dienſte zu berückſichtigen, und ihm ein Zeichen ſeiner Gnade zu geben, deren er ebenſo bedürfe, wie des Lebens. Der König aber, weit entfernt, ſich rühren zu laſſen, und in dem Glauben, daß Perez keine Beweiſe mehr gegen ihn habe, übermachte dieſes Schreiben, wie alle, welche Perez zu dieſer Zeit an ihn ſchrieb, an Rodrigo Vasquez, als Proceßſtücke, und dieſer ſetzte die Unterſuchung fort, ohne jedoch auf ſichere Beweiſe zu ſtoßen. Indeß hielt er die Ausſage des Enriquez doch durch andere Zeugniſſe für ſoweit beſtätigt, daß dem Proceſſe ein anderer Charakter gegeben und derſelbe aus dem Stadium vorläufiger Recherchen in das einer förmlichen gerichtlichen Verhandlung übergeleitet werden könne. Am 21. Auguſt 1589 ließ er das Lokal unterſuchen, in welchem Perez als halber Gefangener bewacht wurde. Da er erfuhr, daß die Wohnung des Gefangenen aus 16 Piècen beſtand, daß die beiden mit ſeiner Bewachung beauftragten Alguazils, Erizo und Zamora, ihn nicht hinreichend überwachen könnten, daß nach hinten zu zwei Thüren wären, die nicht ſchlöſſen und durch die man des Nachts aus- und einginge, daß Perez am hellen Tage ohne Wache auf den Straßen geſehen worden ſei, ſo verlangte er von dem Grafen von Barajas, daß größere Sicherheitsmaßregeln getroffen würden, und dieſer befahl ſogleich, die Thüren und Fenſter des Haftlokales ſorgfältig zu verſchließen, und verſtärkte die Zahl der Alguazils.

Nachdem dieſe Maßregeln getroffen waren, verhörte Vasquez, am 23. und 25. Auguſt 1589, über 11 Jahre nach dem Morde, den Perez zum erſten male über denſelben und theilte ihm die Anklagen mit, mit denen die Ausſage ſeines frühern Pagen Enriquez ihn und ſeinen Haushofmeiſter Martinez belaſtete. Perez leugnete alles und ſuchte mit ziemlichem Geſchick und mit anſcheinender Unbefangenheit von der wahren Urſache des Mordes abzuleiten. Mit nicht größerm Erfolge wurde ſeine

Gemahlin verhört. Indeß verfaßte Vasquez am 25. Aug. ein Erkenntniß, welches das Verbrechen conſtatirte, die aus der Unterſuchung hervorgegangenen Belaſtungsgründe gegen Perez und Martinez feſtſtellte und ihnen 10 Tage zu ihrer Erklärung und Rechtfertigung einräumte. Perez ward jetzt in Feſſeln gelegt, ſtellte aber, zu deren Beſeitigung, eine anſehnliche Caution. Don Pedro Escovedo erhob förmliche Anklage. Die Beklagten wählten ihre Advocaten und erlangten eine achttägige Friſtverlängerung. Am 7. Sept. brachte Perez ſechs Entlaſtungszeugen, welche erklärten: daß Escovedo und Perez vertraute Freunde geweſen ſeien; daß Perez ſich zur Zeit des Mordes mit dem Marquis de Los Velez in Alcala befunden habe; daß er ſehr betrübt über den Mord geſchienen; daß ſie den Enriquez für einen falſchen und beſtochenen Zeugen hielten, da er von den Escovedos unzertrennlich ſei; daß Perez ein ausgezeichneter Mann, guter Chriſt und gottesfürchtig ſei, und niemand Leides gethan habe. Dieſelben ſechs Zeugen, unter denen ſich übrigens niemand von Bedeutung befand, bezeugten auch die Unſchuld des Martinez.

Dieſe Zeugniſſe würden dem Angeklagten ſchwerlich viel geholfen haben. Indeß, obſchon er in der gefährlichen Lage war, daß ſeine Richter ihn zu verurtheilen wünſchten und daß mächtige Feinde ihn verfolgten, gab es doch zur Zeit nur ein poſitives Zeugniß gegen ihn, und dieſes unterlag manchem Verdachte. Vasquez bemühte ſich daher immer eifriger, die weitern Zeugen aus Aragonien zu beſchaffen, während Perez auf ſchleunige Entſcheidung drang. In dieſer Sachlage trat der Beichtvater des Königs wieder einmal auf, angeblich aus eigenem Antriebe und aus Mitleid mit den Leiden des Perez und der Seinigen, und rieth ihm, ſeinen Antheil an dem Morde des Eſcovedo zu bekennen, da er ja in dem Befehle des Königs eine vollſtändige Rechtfertigung beſitze. Perez erkannte jedoch die Falle. Er ſollte den mangelhaften Beweis vervollſtändigen und dann einen Vertheidigungsgrund vorbringen, für den er, wie wenigſtens ſeine Gegner glaubten, keinen Beweis gehabt hätte, und der ihm, wenn er ihn vorgebracht hätte, jeden Anſpruch auf die Hülfe des Königs entzogen hätte. Hatte der König ihm doch geſchrieben [1]: „Beunruhigt Euch nicht über das, was Eure Feinde thun und was ich ſie thun laſſe; ich werde Euch nicht verlaſſen und ſeid gewiß, daß ihre Gehäſſigkeit nichts gegen Euch vermögen wird .... Ihr müßt aber einſehen, daß man nicht entdecken darf, der Mord ſei auf meinen Befehl erfolgt." Perez erklärte daher dem Beichtvater, nachdem er ſich vorher mit dem ihm fortwährend wohlwollenden Cardinal von Toledo berathen: ſich in einem ſo ſchweren Falle ſelbſt zu verdammen, hieße gegen ſein Gewiſſen handeln, zumal viele Unſchuldige dadurch compromittirt werden würden; etwas zu erklären, das der König geheimgehalten wiſſen wollte, würde nicht klug gethan ſein; alles erwogen, würde es ſchließlich das beſte ſein, ſich mit Eſcovedo zu verſtändigen. In der That gelang es, den Eſcovedo, dem ein anonymer Brief die Ausſichtsloſigkeit ſeiner Bemühungen vorhielt und ihn mit der Ungnade des Königs, ja ſelbſt mit dem Schickſale ſeines Vaters bedrohte, und der ſich jedenfalls ſagen mußte, daß er nach 11 Jahren noch keinen hinlänglichen Beweis gegen Perez aufgebracht habe und, wenn er keinen ſolchen ermöglichen könne, ſelbſt einer ſchweren Buße ausgeſetzt ſei, zu vermögen, daß er, gegen eine Summe von 2000 Dukaten, auf ſeine Rache verzichtete. Am 28. Sept. 1589 erklärte er dieſen Verzicht in aller Form, erſuchte alle betheiligte Gerichtsperſonen, nicht weiter in dieſer Sache zu verfahren und Perez und Martinez in Freiheit zu ſetzen, und erklärte: er verzeihe ihnen, um ſeine Pflicht gegen Gott zu erfüllen und allem Streite mit ihnen ein Ende zu machen, ſowie weil er von bedeutenden Perſonen darum gebeten worden. Dieſe bedeutenden Perſonen waren: der Amirante von Caſtilien, Don Luis Enriquez de Cabrera, Herzog von Medina de Rio Seco und Modica, Don Rodrigo Zapata, der eigene Sohn des Grafen Barajas, Don Alonzo de Campo und Jacome Mazengo. Sie unterzeichneten auch die Rücktrittsacte des Escovedo, welche dieſer am 2. Oct. beſtätigte.

---

[1] Leider führt Mignet hier das Datum nicht an. Das Billet ſelbſt legte Perez ſpäter in Saragoſſa vor.

Das ſomit ergriffene Auskunftsmittel war auch von dem königlichen Beichtvater, der übrigens, trotz ſeiner Stellung, die Seelengeheimniſſe dieſes verſchloſſenen Königs nicht vollſtändig gekannt zu haben ſcheint, wenigſtens in Ermangelung eines Beſſern gebilligt worden. „Der andere Ausweg, deſſen Ihr gedenkt," hatte er an Perez geſchrieben, „iſt nicht übel, und man könnte ſich deſſelben bedienen, ohne jedoch den König einzumiſchen, der dieſen Menſchen (den Escovedo) ſowol ſeines Vaters als ſeiner ſelbſt halber nicht leiden kann." [1]) Gleichwol aber half die neue Wendung der Sache dem Perez gar nichts. Sei es, daß Vasquez, aus Gerechtigkeitsgefühl oder Parteihaß, den Perez um jeden Preis verderben wollte, oder daß er am beſten wußte, was der König eigentlich wolle, er ſchrieb an Philipp II.: der König müſſe bedenken, daß viele Gerüchte über den von ihm zur Ausführung jenes Mordes gegebenen Befehl in Umlauf geweſen wären; es komme jetzt viel darauf an, durch Perez die Urſachen darlegen zu laſſen, die man zur Zufügung jener Strafe[1]) gehabt habe; der König möge ein oſtenſibles Billet an Vasquez ſchreiben, worin er ihn beauftrage, dem Perez zu ſagen, es ſei im Intereſſe des Königs, daß er die Motive des Mordes erkläre. Als der Cardinal von Toledo von dieſem neuen Plane erfuhr[2]), begab er ſich zu dem königlichen Beichtvater und ſtellte ihm das Widerſinnige dieſes Verfahrens vor, das allerdings jedem als widerſinnig erſcheinen mußte, der nicht, wie der König, von der Ueberzeugung ausging: Perez werde kaum beweiſen können, daß der König ihm den Mord befohlen habe, werde aber gewiß nicht beweiſen können, daß die Motive dieſes Befehls auf Wahrheit beruht hätten; ein Beweis, der ihm, auch wenn die Motive weit ſtärker geweſen wären, als ſie wahrſcheinlich waren, in ſeiner jetzigen Lage und nach ſo langer Zeit, nach der ganzen Lage der Sache, überaus ſchwer fallen mußte. Philipp wollte den Perez verderben; er hatte ihn haſſen gelernt und haßte ihn wol um ſo bitterer, je größere Gunſt er ihm früher geſchenkt hatte, haßte ihn immer mehr, je härter er den Perez behandelte. Wir möchten gern annehmen, daß dieſer Stimmung des Königs eine Reue über den Mord und

---

[1]) Ein ſehr bemerkenswerther Umſtand. Da wir, um nicht zu hart über Philipp zu urtheilen, nicht annehmen wollen, er habe die Escovedos gehaßt, weil er eingeſehen, daß er den Vater Escovedo ohne Grund ermorden laſſen, ſo müſſen wir annehmen, daß er den Mord an ſich auch jetzt noch nicht bereute. Das ſtellt aber wieder ſein Verfahren gegen Perez in ein düſtereres Licht.

---

1) Als eine ſolche bezeichnete alſo Vasquez den Mord dem Könige gegenüber noch immer.

2) Wie und durch wen?

ein Unwille darüber zu Grunde gelegen habe, daß Perez ihn durch falſche Berichte zu dem verhängnißvollen Befehle verleitet habe. Indeß man findet nirgend eine Spur, daß Philipp jenen Mord bereut, daß er ihn für ungerechtfertigt gehalten habe, und der Umſtand, daß er den Sohn des Ermordeten mit Ungunſt betrachtete und behandelte, ſowie daß Vasquez den Mord als eine Strafe bezeichnete, ſcheint denn doch dagegen zu ſprechen. Dies jedoch hatte der König jedenfalls erkannt, oder argwöhnte es: daß Perez, was immer für Gründe zu Escovedo's Beſeitigung beſtanden haben möchten, dieſe hauptſächlich um der Fürſtin von Eboli willen betrieben und den König dabei dupirt und als Werkzeug benutzt habe, und deshalb haßte er ihn, wie uns ſcheint, ſo bitter.

In den Proceßacten ſelbſt findet man, unter dem 21. Dec. 1589, Folgendes von Vasquez aufgezeichnet: „Nach erſtattetem Bericht an den König unſern Herrn, daß Antonio Perez, betreffs der Ermordung des Secretärs Juan Escovedo, nur nach dem Willen und mit der Zuſtimmung Sr. Majeſtät gehandelt zu haben ſcheine[1], und daß es angemeſſen erſcheine, dieſe Zuſtimmung im Proceſſe zu conſtatiren, um zu einer Entlaſtung des genannten Perez zu gelangen, und damit er demzufolge, dem Rechte gemäß, in allen Punkten losgeſprochen werden könne[2], da es auch nöthig ſein dürfte, die Urſachen jener Zuſtimmung bekannt zu machen, damit die Ehre des Fürſten und ſein chriſtlicher Name keinen Eintrag erleiden, hat Se. Majeſtät genehmigt und befohlen, daß man aus dem Munde des gedachten Perez erfahre, welches die erwähnten Urſachen geweſen, weil er es iſt, der ſie kennt und Sr. Majeſtät vorgelegt hat, und zugleich die von ihm gelieferten Beweiſe von der Stärke und Dringlichkeit der Motive des Todes erhalte.“ Dem König ſollte es überlaſſen bleiben, zu entſcheiden, ob dieſe Erklärung des Perez den Proceßacten beigefügt werden ſolle, oder nicht. Der König erließ nun, unter dem 4. Jan. 1590, folgenden ſchriftlichen Befehl an Rodrigo Vasquez: „Ihr könnt dem Antonio Perez, als von mir kommend und im Nothfall unter Vorzeigung dieſes Papiers, ſagen: er wiſſe wohl, daß ich mir bewußt bin, ihm den Tod des Escovedo befehlen zu haben, und die Motive, von denen er mir geſagt hat, daß ſie dafür beſtünden (que me dixó que avia para ello); da es nun zu meinem und meines Gewiſſens Beruhigung wichtig ſei, daß man wiſſe, ob dieſe Urſachen hinlänglich geweſen, oder nicht, ſo beföhle ich ihm, ſie auf das ſpeciellſte anzugeben und zugleich das demgemäß Angeführte, das Euch übrigens nicht unbekannt iſt, da ich es Euch im Vertrauen bekannt gemacht habe, zu beweiſen. Wenn ich die Antworten, die er Euch demgemäß ertheilt, und die Gründe, die er Euch angegeben haben wird, geſehen habe, werde ich befehlen, daß in Betreff des Ganzen die gebührenden Maßregeln ergriffen werden.“

---

[1] Actenmäßig lag aber doch hierüber kein Wort vor.

[2] Das, wodurch man Perez verderben wollte, ſtellte man ſo als zu ſeinen Gunſten berechnet dar!

Man hatte die Aufſicht über den Gefangenen verdoppelt. Den Alguazils Erizo und Zamora war befohlen, ihn ſcharf zu bewachen, ihn mit niemand, wer immer es ſei, ſprechen oder ſonſt verkehren zu laſſen, und bei Todesſtrafe ſelbſt nicht mit ihm zu ſprechen. Nun zeigte man Perez den Befehl des Königs. Er antwortete: „unbeſchadet der demüthigen Ehrerbietung, die er den Worten Sr. Majeſtät ſchulde, habe er nichts weiter zu ſagen, als was in ſeinen vorhergehenden Erklärungen enthalten ſei, daß er nichts in Betreff der Ermordung des Escovedo wiſſe und nichts damit zu thun gehabt habe.“ Zugleich recuſirte er nochmals, wie er ſchon früher gethan, den Rodrigo Vasquez als einen leidenſchaftlichen und feindſeligen Richter. Ohne dieſem Geſuche wahrhaft ſtattzugeben, wollte der König ihm wenigſtens ſcheinbar einigermaßen entſprechen, und gab dem Vasquez den Licentiaten Juan Gomez bei, der zu der Kammer und dem Rathe des Königs gehörte. Dieſe beiden Richter drangen nun wiederholt, am 25., 27., 28. Jan., 12., 20. und 21. Febr. 1590, in Perez, er ſolle die Gründe des Todes des Escovedo erklären und deren Stärke und Dringlichkeit beweiſen. Perez beharrte dabei, daß er nichts ſagen würde, weil er nichts wiſſe. Die Richter, die allerdings von dem König ſelbſt wußten, daß dieſes Vorgeben auf völliger Unwahrheit beruhte, beſchloſſen nun, ihm das Geſtändniß mit Gewalt abzupreſſen, und dürften, unter den damals herrſchenden Anſichten, immer noch eher zu entſchuldigen ſein, als der König, daß er ein ſolches Verfahren zugab. Am 21. Febr. 1590 wurde Perez an eine Kette geſchloſſen und bekam Fußeiſen, weshalb er ſich, mit Rückſicht auf ſeinen Geſundheitsſtand, flehendlich aber vergebens an den König wendete. Schon am nächſten Tage ſollte noch Schlimmeres kommen. Am 22. Febr. begaben ſich Vasquez und Gomez in ſein Gefängniß und forderten ihn nochmals auf, zu antworten, wie der König befohlen. Als er ſich abermals weigerte, bedrohten ſie ihn mit der Tortur, und als er ſich auch hierdurch nicht ſchrecken ließ, zog ſich Vasquez in ein nahes Gemach zurück und überließ den Unglücklichen ſeinem Collegen Gomez, dem Gerichtsſchreiber Antonio Marquez und — dem Scharfrichter Diego Ruiz. Nach einer nochmaligen Aufforderung und Bedrohung, wobei Perez gegen die Anwendung der Folter proteſtirte, weil er adeliger Geburt und weil er durch elfjährige Haft bereits contract ſei, wurden ihm die Feſſeln abgenommen, und der Scharfrichter entkleidete ihn bis auf ſeine leinenen Unterbeinkleider. Nachdem man ihn abermals mit der Leitertortur bedroht und den Apparat herbeigebracht hatte, wurde er dieſer Folter unterworfen, und wenn er auch furchtbar ſchrie und jammerte und um ſofortigen Tod bat, ward er doch erſt bei dem achten Anziehen vermocht, zu erklären, daß er das Verlangte ſagen wolle. Der Scharfrichter entfernte ſich nun, und Perez bekannte ſich als den Urheber des Todes des Escovedo und entwickelte ausführlich die Staatsgründe, aus denen derſelbe verfügt worden. Als er nun aber aufgefordert wurde, die letzteren zu beweiſen, bezog er ſich darauf, daß ihm alle ſeine Papiere weggenommen worden und daß ſeine beſten Zeugen, wie namentlich der Marquis de Los Velez, inzwiſchen geſtorben ſeien. — Als Martinez erfuhr, daß ſein Herr alles bekannt habe, brach auch er das ſo lange treu bewahrte Schweigen und beſtätigte umſtändlich den Bericht, den der Fähnrich Enriquez gegeben.

Weit entfernt aber, daß die nunmehr gebotene Gewißheit der Betheiligung des Perez an der Ermordung des Escovedo ihn in der öffentlichen Meinung vernichtet hätte, machte gerade jetzt die Misgunſt dem Mitleid Platz. Am Hofe namentlich war man betroffen und erſchreckt, einen Mann ſeines Ranges, einen Miniſter, einen geweſenen Günſtling, ein gefügiges Werkzeug des Königs der Tortur unterworfen zu ſehen. Niemand glaubte ſich jetzt gegen die barbariſchen Maßregeln dieſer gewaltthätigen Juſtiz geſichert. Zudem ward es jetzt allmählich bekannt, daß der König und Perez Theilnehmer derſelben That geweſen, wegen deren der eine die Tortur verhängte und der andere ſie erlitt, und ob Perez vielleicht den König durch falſche Gründe zu ſeiner Zuſtimmung bewogen 1), wußte oder bedachte man nicht. Man murrte laut am Hofe und eine der bedeutendſten Perſönlichkeiten rief voll Unwillens aus: „Verräthereien von Unterthanen gegen Souveräne ſind gewöhnlich, aber noch nie hat man einen ſolchen Verrath eines Souveräns gegen einen Unterthanen geſehen.“ Selbſt der Hofprediger ſprach vor der vollen Gemeinde der Kapelle: „Menſchen, wonach rennt ihr ganz außer euch und mit offenem Munde? Seht ihr denn nicht die Enttäuſchung? Seht ihr die Gefahr nicht, in der ihr lebt? Habt ihr nicht geſtern denſelben Mann auf dem Gipfel des Glückes geſehen, der heute unter der Folter iſt? Und weiß man nicht, weshalb er ſoviele Jahre hindurch gemartert worden? Was wünſcht ihr noch und was hofft ihr noch?“

Perez war inzwiſchen, nachdem ſeine Richter und der Henker ihn verlaſſen, zermalmt, gebrochen, dem Fieber und einer verzehrenden Unruhe des Geiſtes preisgegeben. Er erkannte deutlich das Schickſal, das man ihm vorbehielt: den Tod nach der Folter. Er wußte, daß Vasquez dem König geſagt hatte: Perez könne, nachdem er ſeiner Papiere verluſtig worden, ſich nicht mehr rechtfertigen, und ſein Verfahren, wie ſeine Erklärung, würden den Verdacht des Truges nicht loswerden. Auch hörte Vasquez neue Zeugen ab und richtete ſeine Unterſuchungen darauf ein, mehr und mehr zu beweiſen, daß die Ermordung des Escovedo die verbrecheriſche Vertraulich-

---

1) Auch bei Mignet tritt dieſer Umſtand, obwol er ihn von vornherein ſelbſt ans Licht geſtellt, weiterhin ſehr in den Hintergrund.

keit des Perez mit der Fürſtin von Eboli zum Grunde gehabt habe, und auch den Tod des Aſtrologen Pedro de La Era und des Stallmeiſters Rodrigo Morgado dem Perez zur Laſt fallen zu laſſen. In dieſer äußerſten Noth dachte Perez mehr als je daran, ſich durch die Flucht der ſchimpflichen Hinrichtung, die ihn erwartete, zu entziehen. Aber wie das erreichen? Er war an beiden Armen gelähmt, krank, allein, ſtreng bewacht. Am 27. Febr. verlangte er, daß man ſeine gewohnten Diener zu ihm laſſe, ihn in ſeiner Krankheit zu warten. Der darauf zu ihm geſchickte Arzt, Dr. Torrès, bezeugte, daß er ihn in ſtarkem Fieber und, wenn er keine Pflege erhalte, in Lebensgefahr gefunden habe. Am 2. März erhielt nun ein von Juana Coello, deren vorgerückte Schwangerſchaft ihre Hingebung nicht ſchwächte, ausgewählter Page Erlaubniß, ihn im Gefängniß zu bedienen, unter der Bedingung, daſſelbe nicht zu verlaſſen und mit niemand zu ſprechen. Da ſich die Krankheit zu verſchlimmern ſchien, verlangte Doña Juana Coello, um die Mitte des März, daß man ihr und ihren Kindern verſtatte, dem Perez beizuſtehen, damit er nicht ohne Pflege ſterbe. Anfangs erfuhr ſie eine abſchlägige Antwort; da ſie aber von ihrem Anliegen nicht abließ, gelang es ihr endlich, Anfang April zu ihrem Gemahl gelaſſen zu werden. Perez ſchien mehr wie je von ſeinen Leiden erſchöpft. Am Abend der Mittwoch in der Charwoche[1], gegen 9 Uhr, ging er, in ein Kleid und einen Mantel ſeiner Frau gehüllt, durch die Wachen durch und aus dem Orte ſeiner Gefangenſchaft heraus. Vor demſelben erwartete ihn ein Freund, und etwas weiter hin hielt der Fähnrich Gil de Meſa mit Pferden. Ehe ſie aber dieſen noch erreicht hatten, begegneten ſie einer Patrouille von Sicherheitsdienern. Ohne ſich außer Faſſung bringen zu laſſen, blieb der Freund des Perez ſtehen und plauderte mit ihnen, während Perez, als gehöre er zur Dienerſchaft, ſich ſchweigend und ehrerbietig hinter ihm hielt. So ging dieſer kritiſche Augenblick glücklich vorüber; Perez gelangte bald zu Gil de Meſa, ſtieg mit ihm zu Pferde, ritt, noch von einem Genueſen Juan Francisco Mayorini begleitet, 30 Meilen, ohne anzuhalten, und gelangte endlich auf aragoniſchen Boden, unter den Schutz einer unabhängigen Juſtiz, inmitten eines Volkes, das mit ſeinen Freiheiten Stolz und Muth bewahrt hatte.

---

[1] Das iſt nach neuem Kalender der 18., nach altem der 15. April geweſen, nicht der 20., wie Mignet angibt.

Die ganze Lage der Dinge war von nun an eine weſentlich andere. War aber auch in Aragonien nicht mehr zu erwarten, daß die Richter ſich bei ihren Maßnahmen irgendwie von den Abſichten und Planen des Königs beſtimmen laſſen würden, ſo war doch Perez weit entfernt, ſeine alte Ehrerbietung für ſeinen Gebieter aufzugeben und eine unbeſonnene Sicherheit zu verrathen. Er hätte dem ungleichen Streit gern ein Ende gemacht, und hatte kaum die caſtiliſche Grenze überſchritten, als er, d. d. Calatayud 24. April 1590, an den König einen Brief voll Unterwürfigkeit und flehendlicher Bitten für ſich, ſeine Frau und ſeine Kinder richtete, worin er um nichts bat, als daß der König ſie in irgend einem Winkel, ſei es welcher es wolle, ruhig leben laſſen möge. Gleichzeitig ſchrieb er an den Beichtvater Diego de Chaves und an den Cardinal von Toledo, theilte ihnen ſein Schreiben an den König mit und bat ſie um ihre Fürſprache.

Weder dieſe Bitten noch die allgemeine Befriedigung, welche die Flucht des Perez erregt und die ſelbſt der königliche Hofnarr, der Onkel Martin, gegen den König vor dem ganzen Hofe bezeigt hatte, vermochten irgend etwas, den Sinn des Königs zu mildern, und das letztere mag ihn wol eher erbittert haben. Noch am Tage nach der Flucht des Perez, die erſt am nächſten Morgen entdeckt worden zu ſein ſcheint, mitten unter den heiligen Gebräuchen, die das höchſte und am meiſten zu Mitleid und Vergebung auffordernde Feſt der Chriſtenheit einleiteten, ließ er die hochſchwangere Frau des Perez und ſeine ſämmtlichen Kinder, die zum Theil noch ſo klein waren, daß ſie auf dem Arme getragen werden mußten, in das öffentliche Gefängniß werfen. Perez war kaum 10 Stunden in Calatayud, als der Befehl kam, ihn todt oder lebend zu ergreifen, bevor er den Ebro überſchritten. Indeß auch Perez hatte nicht gezaudert. Er hatte ſogleich nach ſeiner Ankunft, mit ſeinem Gefährten Mayorini, ein Aſyl in dem dem heiligen Peter dem Märtyrer gewidmeten Dominicanerkloſter aufgeſucht, während Gil de Meſa nach Saragoſſa geeilt war, um für Perez und Mayorini [1]) das Privilegium der Manifeſtados in Anſpruch zu nehmen, das ſie unter das Gericht des Großrichters von Aragonien ſtellte. So kam denn auch Don Manuel Zapata zu ſpät, der im Namen des Königs den Perez reclamirte, um ihn vor das königliche Gericht zu ſtellen. Don Juan de Luna, Baron von Purroy und Mitglied der permanenten Deputation des Königreichs Aragonien, erſchien mit 50 Arkebuſirern in Calatayud, ward von der Einwohnerſchaft unterſtützt und brachte beide Gefangene in das nach den Fueros benannte Gefängniß zu Saragoſſa. Nun mußte der König ſich darein ergeben, ſeine Sache vor der aragoniſchen Juſtiz auszufechten, und erhob eine förmliche Klage gegen Perez, daß derſelbe den Escovedo habe tödten laſſen, indem er ſich fälſchlich des königlichen Namens bedient, daß er den König ſelbſt verrathen habe, indem er die Staatsgeheimniſſe ausgeplaudert und Depeſchen gefälſcht habe, und daß er flüchtig geworden ſei.

---

[1]) Dieſer ſcheint alſo auch verfolgt worden zu ſein. Man erfährt aber nicht, weshalb und was ſchließlich aus ihm geworden, ſieht aber wol, daß ihm ſeine Gemeinſchaft mit Perez ſchwerlich zum Vortheil gereicht hat.

Die Aragoneſen, die unter ihren eigenen Fürſten eine ausgedehnte mittelalterliche Freiheit genoſſen, hatten mit einer noch eiferſüchtigern Sorgfalt über die Erhaltung ihrer alten Privilegien gewacht, ſeit ſie, gegen den Anfang des 16. Jahrhunderts, unter die Herrſchaft der caſtiliſchen Könige gekommen waren. Die letztern nahmen den Titel als Könige von Aragonien nicht eher an, als bis ſie feierlich geſchworen hatten, die Verfaſſung dieſes Königreichs zu beachten. Eine Verletzung derſelben von Seiten des Königs ermächtigte die Unterthanen zum Aufſtand, und wenn der Ruf: contra fuero! erſchallte, erhoben ſich, ſagt der Geſchichtſchreiber Herrera, ſelbſt die Steine in Aragonien. Die berühmten ſtolzen Worte, die der Großrichter von Aragonien, nachdem der König den Eid geleiſtet, im Namen ſeiner Landsleute, mit entblößtem Haupte an ihn richtete: „Wir, die wir ebenſo viel werth ſind, wie Ihr, und die wir mehr vermögen, als Ihr, wir machen Euch zu unſerm König, unter der Bedingung, daß Ihr unſere Rechte achtet, wo nicht, nicht,“ waren keine leere Formel. Verlor zwar dieſes Verhältniß in ſeiner Bedeutung, ſeit Aragonien Könige hatte, deren Macht auf weiterem Beſitze ruhte und anderwärts wurzelte, als in Aragonien, ſo hatten doch ſelbſt Karl V. und Philipp II. nicht gewagt, die Verfaſſung dieſes ſtolzen und muthigen Bergvolkes zu verletzen. Den Vicekönig, dem ſie ihre ſchwache Autorität übertragen mußten, ſowie die andern Agenten der Krone, hatten ſie aus den Aragoneſen zu wählen gehabt. Kein fremder Soldat durfte den Fuß auf das aragoniſche Gebiet ſetzen. Das Land vertheidigte, regierte, beſteuerte, verwaltete, richtete ſich ſelbſt. Die aus den Deputirten des Klerus, des hohen Adels (ricos hombres), der Ritter- und Landſchaft (cavalleros et hidalgos) und der Städte beſtehenden Cortes, welche alle zwei Jahre von dem Könige zuſammenberufen wurden, ſtellten, unter dem Vorſitze des Königs, oder eines von ihm dazu beſtellten Prinzen ſeines Hauſes, die Steuern feſt und entſchieden über die vorliegenden Staatsfragen. Der König konnte die Verſammlung nicht ohne ihre einmüthige Zuſtimmung auflöſen oder vertagen. Zwar war ihre Sitzungsperiode auf 40 Tage beſchränkt, aber in der Zwiſchenzeit wurden die Cortes durch einen immerwährenden Ausſchuß vertreten. — Wie in den andern Staaten der ſpaniſchen Monarchie gab es königliche Richter und geiſtliche Richter. Aber dieſe Richter waren unter die Oberaufſicht und höchſte Autorität des Großrichters (justicia mayor) geſtellt, der aus der Ritterſchaft gewählt wurde. Jeder Bewohner Aragoniens konnte an ihn appelliren, und ſofort waren die Befugniſſe der andern Gerichtshöfe ſuspendirt; die Execution ihrer Erkenntniſſe wurde gehemmt; der Großrichter, unterſtützt von ſeinen fünf Stellvertretern, revidirte dieſelben und annullirte ſie, wenn er ſie den Privilegien des Königreichs zuwider fand. Sein Verfahren war öffentlich; ſeine Unterſuchungen ſchloſſen — was in der That eine Erhabenheit dieſer Verfaſſung über ihre Zeit bekundet —

die Tortur und jeden ſonſtigen Zwang aus; ſelbſt ſein Gefängniß führte den Namen Manifestado, oder auch den der Freiheit, und ſeine Autorität war der Gegenſtand einer unvordenklichen und ſelbſt leidenſchaftlichen Ehrfurcht. Zwar ernannte der König den Großrichter, konnte aber dieſen großen Schutzwächter der Verfaſſung, der berechtigt war, gegen den König ſelbſt, wenn dieſer die Verfaſſung gefährdete, zu den Waffen zu rufen, nicht wieder entlaſſen, und nur die Cortes hatten das Recht, ihn in ſeinen Functionen zu ſuspendiren, wenn er dieſelben ſchwach oder untreu ausübte.

Unter die Aegide dieſer ſchützenden Magiſtratur, welche damals Don Juan de la Nuza verwaltete, fand ſich Perez bei ſeiner Ankunft in Saragoſſa geſtellt. In dieſer Stadt befand ſich damals ein Commiſſar des Königs, Don Iñigo de Mendoza, Marquis d'Almenara, welcher beauftragt war, auf Erweiterung der königlichen Autorität hinzuwirken. Philipp II., dem die aragoniſche Selbſtändigkeit, die einen ſo anſehnlichen Theil ſeiner Staaten ſeiner freieren Verfügung entzog, ein Dorn im Auge war, verfolgte mit leiſen Schritten das Ziel, Aragonien beſſer unter ſeine Botmäßigkeit zu bringen. Bereits hatte er in Madrid einen oberſten Rath von Aragonien errichtet und damit wenigſtens äußerlich dargelegt, daß der Sitz der Entſcheidung über die Angelegenheiten Aragoniens nicht mehr lediglich in Aragonien ſelbſt ſei. Jetzt beanſpruchte er das Recht, auch einen Nichtaragoneſen zum Vicekönig zu beſtellen, und Almenara ſollte dieſen Anſpruch vor dem Tribunal des Großrichters durchführen. Derſelbe Beauftragte empfing jetzt auch die gegen Perez ergangenen Acten mit dem Befehl, denſelben, in Einklang mit dem Fiscal, vor der aragoniſchen Juſtiz zu verfolgen. Der Proceß begann. Während deſſelben machte

Perez nochmals einen Verſuch, den König auf andere Geſinnungen zu bringen. Er ſchrieb, am 8. und 10. Mai, an den königlichen Beichtvater in Ausdrücken, welche noch immer die größte Ehrfurcht und Ergebenheit für den König athmeten, aber doch mit bittern Klagen über die beſtandenen Leiden und die nicht erfüllten Verſprechungen verbunden und nicht ohne ihr Drohendes waren. Denn Perez gab jetzt zu erkennen, daß er wichtige Papiere zurückbehalten habe, und daß es im Intereſſe des Königs ſei, die Vorlegung derſelben vor Gericht zu vermeiden.

Er erhielt keine Antwort. Man hoffte in Madrid noch, es werde Almenara gelingen, die Auslieferung des Perez zu bewirken. Aber alle Bemühungen deſſelben ſcheiterten an der aragoniſchen Rechtlichkeit. Perez ſchrieb nun, am 10. Juni, nochmals an den König und kündigte ihm an, daß er ihm jemand zuſchicken werde, der ihm mündlich darlege, was er dem Papiere zu vertrauen Bedenken trage. Er benutzte dazu den Prior von Gotor, dem er, unter dem Siegel des geiſtlichen Geheimniſſes, alle noch in ſeinem Beſitz befindlichen Papiere zeigte und von den meiſten Abſchriften gab. Es befanden ſich darunter eigenhändige Billets des Königs, welche Perez ermächtigten, mit Don Juan d'Auſtria und mit Escovedo über die geheimſten Staatsangelegenheiten zu correſpondiren, ihre Depeſchen bei dem Dechiffriren zu ändern [1]), ihre Entwürfe durch den Tod des Escovedo zu vereiteln, und welche ihm befahlen, die durch dieſen Tod veranlaßten Verfolgungen zu beſtehen, ohne irgend etwas zu bekennen. Der Prior erhielt mehrere Audienzen bei dem Könige, welcher Kenntniß von den betreffenden Papieren nahm und von dem ihm damit geleiſteten Dienſt befriedigt ſchien. Dem Perez hatte er aber keineswegs vergeben, war vielleicht über den ihm durch Zurückbehaltung jener Papiere abermals geſpielten Streich nur mehr erbittert, und bedachte nicht, daß Perez ein Leben zu vertheidigen hatte und daß es ihm nicht zuzumuthen war, ſich willenlos und mit gebundenen Händen der Willkür eines Königs zu überliefern, der kein Verſprechen und keine Treue hielt. Philipp ſah wohl ein, daß es bedenklich ſei, den Proceß gegen Perez fortzuſetzen, ſolange dieſer ſich vor einem unabhängigen Gerichte mittels jener Papiere vertheidigen könnte. Bevor er aber in dieſer Beziehung einen definitiven Entſchluß faßte, wollte er öffentlich zu erkennen geben, daß Perez keine Gnade von ihm zu erwarten habe, und ſich noch für die Zukunft Waffen gegen den Verhaßten ſichern. Einige Tage nach jenen Audienzen, am 1. Juli 1590, ließ er Perez durch die in Madrid gegen ihn beſtellten Richter Vasquez und Gomez verurtheilen: geſchleift und gehenkt zu werden. Sein Kopf ſollte nach dem Henken abgeſchnitten und auf einem öffentlichen Platze aufgeſtellt, ſein Vermögen ſollte confiscirt werden. Nun glaubte Perez ſich jeder Rückſicht entbunden und publicirte eine mit großer Energie der Sprache verfaßte Denkſchrift über ſeine Sache, worin er ſeine Vertheidigung auf die eigenhändigen Schreiben des Königs und die Briefe des Beichtvaters ſtützte, die er zugleich den aragoneſiſchen Richtern vorlegte. Jetzt ließ der König ſich von dem Referenten in der Sache, einem Stellvertreter des Großrichters, dem Baptiſta de la Nuza, einen Bericht über die Sachlage und ein Gutachten über den wahrſcheinlichen Ausgang des Proceſſes erſtatten, und als das letztere dahin ausfiel, daß Perez in allen Punkten freigeſprochen werden dürfte, erklärte der König, am 20. Sept. 1590 [1]), ſeinen Rücktritt von der Klage, that es aber in einer Weiſe, welche offen darlegte, daß er damit ſeine Abſicht noch keineswegs aufgebe. Er bezog ſich darauf, daß Perez ſeine Vertheidigung veröffentlicht habe, und verſicherte: wenn auch Er eine Widerlegung dieſer Vertheidigung veröffentlichen wollte, ſo würde kein Zweifel über die Schwere der Verbrechen des Perez bleiben und ſeine Verurtheilung keine Schwierigkeit finden. Indeß würden dabei Angelegenheiten von höchſter Wichtigkeit, Geheimniſſe, die nicht enthüllt werden dürften, Perſonen, an deren Ruf und Ehre mehr gelegen wäre, als an der Verurtheilung des Perez, berührt werden müſſen, und um dies zu vermeiden, verzichte er darauf, ihn vor dem aragoniſchen Tribunal zu belangen. Aber ſeine Gerechtigkeit ſei bekannt. Er bezeuge, daß die Verbrechen des Perez, ſowol nach den ſie begleitenden Umſtänden, als nach der Zeitlage, dem Augenblicke und der Art ihrer Begehung, ſo groß ſeien, wie nur je ein Unterthan gegen ſeinen König und Herrn ſie habe verüben können. Schließlich behielt er ſich alle ſeine Rechte vor, um die Klage zu jeder Zeit vor jedem andern Tribunal verfolgen zu können. Das Schwert des Damokles hing noch immer über dem Haupte des Perez.

---

[1]) Ein hierauf gerichteter Befehl des Königs konnte wol nur den Zweck haben, die Depeſchen in diejenige Form bringen zu laſſen, in der ſie andern Räthen der Krone vorgelegt werden ſollten, während die Kenntniß des wahren und vollen Inhaltes dem Könige und Perez vorbehalten blieb.

Zunächſt verſuchte man jedoch ſelbſt noch in Aragonien neue Anklagen. Fünf Tage nach der Rücktrittserklärung wurde Perez angeklagt, den Aſtrologen Pedro de la Era und den Stallmeiſter Rodrigo de Morgado ermordet zu haben. Es wurde jedoch durch die Erklärungen der Aerzte erwieſen, daß beide eines natürlichen Todes an einer bekannten Krankheit geſtorben waren. Man gab daher auch dieſe Klage auf, aber nur um ſogleich eine andere vorzubringen. Der König hatte das Recht, Beamte wegen übler Amtsführung in Aragonien zu verfolgen, ohne daß ſie die aragoniſchen Privilegien anrufen konnten. Almenara erhob daher eine Anklage gegen Perez wegen Beſtechlichkeit und verlangte ſeine Auslieferung. Perez bewies jedoch, daß jenes Recht nur auf die aragoniſchen Beamten Bezug, daß er aber niemals in Aragonien fungirt habe, machte außerdem geltend, daß er wegen derſelben Sache ſchon 1585 verurtheilt worden ſei und nicht zweimal wegen derſelben Sache verurtheilt werden könne, und behauptete übrigens, ſich auch in dieſem Punkte durch die Briefe des Königs rechtfertigen zu können. So ſcheiterte auch dieſer Verſuch, und Perez, der noch immer im Gefängniß war, ohne daß man eigentlich einen Grund dafür erſehen konnte, verlangte jetzt ſeine Freilaſſung, im Nothfall gegen Bürgſchaftsleiſtung.

---

[1]) Nach Llorente am 18. Auguſt.

Jetzt nahm der König ſeine Zuflucht zu dem für Perez allerdings gefährlichſten Werkzeug, zu derſelben geiſtlichen Gerichtsbarkeit, der er ihn einſt abgekämpft hatte, und zu dem ſchlimmſten Zweige derſelben, der Inquiſition, jener hölliſchen Erfindung, welche den Glauben der Menſchen zum Gegenſtande einer in juriſtiſche Formen gekleideten Erörterung und Beſtrafung nach menſchlicher Willkür machte, eines die Polizei in die Kirche verpflanzenden Inſtitutes, das namentlich in Spanien weſentlich mehr politiſches Werkzeug, als kirchliche Anſtalt und dem Könige dienſtbarer war, als der Kirche. Bei der Maſſe und Vieldeutigkeit der kirchlichen Dogmen und der elaſtiſchen Auslegungskunſt der Inquiſitoren unterlag zuletzt jedermann der Möglichkeit, einer Ketzerei beſchuldigt zu werden, und bei dem Verfahren jenes die Menſchheit entehrenden Gerichts war es jederzeit möglich, den zu verurtheilen, den man zu verurtheilen wünſchte. Perez hatte ſich, in der Bitterkeit ſeines Verdruſſes und der Ungeduld ſeiner Leiden, vor Menſchen, die er für ſeine Freunde hielt, unbedachte Aeußerungen entſchlüpfen laſſen, die ſeine Verzweiflung verkündeten, die aber leicht, zumal in ihrer draſtiſchen, der ſüdlichen Lebhaftigkeit angehörigen Sprache, als gottesläſterlich oder gottesleugneriſch ausgelegt werden, ja es dem erſcheinen konnten, der etwas mehr in ihnen ſehen wollte, als unerwogene Ausbrüche der Verzweiflung. Außerdem hatte er mit ſeinem Haftgenoſſen Mayorini daran gedacht, eine neue Flucht zu verſuchen und ſich nach Frankreich oder Holland zu begeben, und da in dieſen beiden Ländern Ketzer lebten, ſo war auch dieſer Plan ein Grund zum Ketzergerichte.

Dem Marquis d'Almenara war es gelungen, den Diego Buſtamente, der ſeit 18 Jahren in den Dienſten des Perez geweſen war, und den Juan de Baſante, einen Lehrer der griechiſchen und römiſchen Sprache zu Saragoſſa, der den Perez faſt täglich in ſeinem Gefängniſſe beſuchte, zwei Menſchen, deren Treue und Freundſchaft Perez völlig vertraute und vor denen der von Haus aus in ſeinen Reden nicht vorſichtige Mann ſich kein Blatt vor den Mund nahm, auf ſeine Seite zu bringen, und dieſe Leute hinterbrachten die Reden und Plane des Perez heimlich einem der Inquiſitoren zu Saragoſſa, Don Molina de Medrano. Dieſer verhörte auch noch acht andere Zeugen und ſchickte dann die Acten an das oberſte Tribunal der Inquiſition zu Madrid. Der Großinquiſitor Don Gaspard de Quiroga legte ſie zur Begutachtung dem königlichen Beichtvater Bruder Diego de Chaves vor, und dieſer fand denn auch, in ſeinem am 4. Mai 1591 ertheilten Gutachten, mancherlei gotteslästerliche, ketzeriſche oder der Ketzerei verdächtige Aeußerungen darin. Am 21. Mai entſchied der Großinquiſitor, mit ſeinen drei Beiſtänden, daß Perez und Mayorini in die geheimen Gefängniſſe der Inquiſition in Aragonien gebracht und daß ihnen dort der Proceß in aller Form gemacht werden ſolle. Dieſer Beſchluß wurde in zwei Tagen durch einen Courier von Madrid nach Saragoſſa gebracht, worauf die Inquiſitoren am Morgen des 24., von ihrem Sitze im Schloſſe Aljaferia [1]) aus, Befehle an einen Alguazil der Inquiſition erließen, wonach dieſer ſich nach Saragoſſa begeben, Perez und Mayorini, wo immer er ſie finde, ergreifen und ſie in die Gefängniſſe des Santo officio abliefern ſolle. Der Alguazil fand ſich, mit acht Familiaren der Inquiſition, in dem Gefängniſſe der Manifeſtados ein, wo man ihm aber, mit Bezug auf die Fueros, die Auslieferung der Gefangenen verweigerte. Hierauf erließen die Inquiſitoren einen Befehl an die Stellvertreter des Großrichters, worin ſie denſelben, in Kraft des heiligen Gehorſams, bei Strafe der größern Excommunication und einer Geldbuße von 1000 Dukaten für jeden, geboten, Perez und Mayorini binnen drei Stunden an den Alguazil der Inquiſition ausliefern zu laſſen, da alle entgegenſtehenden Rechtsſatzungen auf Glaubensſachen keine Anwendung hätten.

Dieſer Befehl gelangte zwiſchen 8 und 9 Uhr des Morgens, alſo mit höchſter Beſchleunigung, an den Großrichter Don Juan de Nuza, der ſich bereits mit ſeinen fünf Stellvertretern im Rathsſaale befand. Der Großrichter war ſchon entſchieden. Er hatte in der vorhergehenden Nacht eine geheime Unterredung mit dem Marquis von Almenara gehabt, in der er beſtimmt worden war, ſich dem Willen der Königs zu fügen. (In einer ſpätern Zeit wird er wol mit bittern Gefühlen daran gedacht haben, wie ſchlecht ihm dieſe Nachgiebigkeit verdankt worden!) Er entſchloß ſich, den Forderungen der Inquiſition nachzugeben, und verfügte die Auslieferung. Vor derſelben wurde eine Inventur [1]) der Effecten des Perez vorgenommen; unter denen man ein Exemplar der Fueros, ein Porträt ſeines Vaters und ein Bild der Mater Dolorosa fand. Dann wurde Perez mit Mayorini in einen Wagen geſetzt und nach Aljaferia geſchafft.

---

[1]) Einem alten Palaſte der mauriſchen Könige, außerhalb der Stadt gelegen.

Jetzt ſchien er verloren, und doch war er auch jetzt nicht ohne Hoffnung. Trotz des beobachteten Geheimniſſes und der beſchleunigten Ausführung hatte ſich die Nachricht von der Auslieferung, welche mit den Privilegien des Königreichs zu ſtreiten ſchien, in Saragoſſa verbreitet und ſetzte die Bewohner in Aufregung. Perez hatte ſelbſt in dem Palaſt der Inquiſition Verſtändniſſe. Ein Secretär derſelben, Francesco Valles, verdankte ihm ſeine Stelle. Sogar ein Inquiſitor, Antonio Morejon, neigte ſich, in ſeinem aragoniſchen Nationalgefühle, ſeiner Sache zu. In voraus von dem Vorſeienden unterrichtet, hatte Perez Sorge getragen, auch ſeine Parteigänger zu benachrichtigen. Viele Herren vom hohen Adel und von der Ritterſchaft waren für ihn, weil ſie in ihm die

---

[1]) Sie hatte hauptſächlich den Zweck, dem Alguazil ſeine Gebühr für die Verhaftung zu ſichern, die in acht Dukaten beſtand, mit welcher kleinen Sporteleinnahme alſo die Operationen jenes lieblichen Gerichts begannen!

Inſtitutionen ihres Landes zu vertheidigen glaubten. Drei der Entſchloſſenſten unter ihnen, Don Martin de La Nuza, Baron von Biescas, Don Pedro de Bolea und Don Iban Coscon, welche Perez oft in ſeinem Gefängniſſe beſucht hatten, fanden ſich auf dem Marktplatz, wo das Gefängniß lag, während der Auslieferungshandlung ein und fragten zunächſt einen Familiaren der Inquiſition: was da vorgehe. Natürlich erhielten ſie zur Antwort: „Nichts was ihr wiſſen könnt; geht euern Weg und Gott geleite euch.“ Sie wendeten ſich darauf an den Alcalden des Gefängniſſes und machten ihm Vorwürfe, daß er Gefangene, die unter dem Schutz der Manifeſtados ſtänden, aus ſeinen Händen gäbe, und als ſie von ihm erfuhren, daß er auf Befehl des großrichterlichen Rathes handele, begaben ſie ſich, von zuſammenlaufendem Volke gefolgt, zu dem nahen Palaſte des Großrichters, drangen ſtürmiſch in den Rathsſaal, faßten den Großrichter an, beſchuldigten ihn, die Fueros zu verletzen, und forderten ihn, ſtolz und zornig, auf, den Auslieferungsbefehl zu widerrufen. Der Großrichter erwiderte: er habe ſich nach den Fueros gerichtet, welche die Zurückhaltung von Gefangenen, die in Glaubensſachen verfolgt würden, nicht geſtatteten, und forderte ſie auf, ſich zu beruhigen und zurückzuziehen. Nun ſtiegen ſie in den Saal des permanenten Ausſchuſſes hinab und riſſen die Deputirten mit ſich vor den Großrichter, damit auch ſie jene Klagen und Forderungen erhüben. Sie thaten es, erhielten aber dieſelbe Antwort.

Jetzt wendeten ſie ſich an die Maſſe und verließen den Palaſt mit dem Rufe: „Contra fuero! Es lebe die Freiheit! Zu Hülfe der Freiheit!“ Auf dieſen Ruf und auf den Schall der Sturmglocken, welche der Prior von La Seu, Don Vincenzio Auguſtin, läuten ließ, brach ein gewaltiger Aufſtand in Saragoſſa aus. In einigen Augenblicken war eine zahlreiche bewaffnete Menge verſammelt. Eine Abtheilung derſelben, an deren Spitze Don Antonio Ferris, Don Pedro de Seſe, Don Francesco de la Cavalleria, Don Miguel Torres und Gil de Meſa waren, wendete ſich nach dem Palaſte der Inquiſition, wo auch eigentlich allein der erklärte Zweck des Aufſtandes zu erreichen war. Eine andere Abtheilung, welche von Don Diego de Heredia, Don Martin de La Ruza, Don Iban Coscon, Don Pedro de Bolea, Don Juan d'Aragon, alſo von den bedeutenderen Leitern geführt war, zog nach der Wohnung des Marquis von Almenara, dem man die Verhaftung des Perez zuſchrieb und den man beſchuldigte, ein Complot gegen die Fueros angeſponnen zu haben. Wie die Leute des Marquis den wüthenden Haufen, unter dem Geſchrei: „Es lebe die Freiheit! Tod den Verräthern!", heranrücken ſahen, verſchloſſen ſie die Thüren und bewaffneten ſich. Nachdem die Aufſtändiſchen vergebens verſucht hatten, die Thüren zu erbrechen, verfielen ſie auf ein Trugmittel, an denen ja die Anſtifter revolutionärer Bewegungen ſo reich und ſo ſchamlos dabei ſind. Ein gewiſſer Gaspard Burces behauptete: ſein Vetter Dominico Burces, der in der Wirklichkeit in Amerika war, ſei, wider die Geſetze des Reichs, in dem Hauſe des Marquis eingeſperrt. Er erwirkte ſich, auf dieſes Vorgeben hin, einen Manifeſtationsbefehl zu Gunſten ſeines Vetters, womit man denn die Oeffnung der Thüren zu erreichen hoffte. Der Marquis jedoch verweigerte die Oeffnung, ließ aber heimlich den Großrichter von ſeiner Gefahr benachrichtigen und um Beiſtand bitten. Der Großrichter begab ſich denn auch, unter Vortritt ſeiner Stabträger und von ſeinen Aſſeſſoren begleitet, in aller Eile, durch die Haufen der Aufſtändiſchen, welche, 3—400 an der Zahl, das Haus belagerten, zu dem Marquis. Wie hatte ſich die Scene verändert, ſeit ſie in der verfloſſenen Nacht die geheime Unterredung gepflogen hatten, welche das Schickſal des Perez beſiegeln ſollte!

Der Großrichter trat mit Burces in das Haus ein und ließ ſeinen erſten Rath, den Aſſeſſor Chalez, an der Thüre, um dem Volke den Zutritt zu wehren. Während nun Burces ſeinen Vetter ſuchte, der nicht im Hauſe und folglich nicht zu finden war, beſtürmten die Edelleute, welche den Aufſtand hervorgerufen hatten, den Chalez, den Marquis durch den Großrichter verhaften zu laſſen, widrigenfalls ſie alle als Verräther betrachtet und verfolgt werden würden. Zeuge ihrer Wuth und durch ihre Drohungen eingeſchüchtert, rief Chalez den Großrichter ans Fenſter und forderte ihn, im Namen des Volkes, auf, den Marquis zu verhaften. Bei dieſen Worten erhoben die Aufſtändiſchen den Ruf: „Es lebe die Freiheit!“ Der Großrichter ſagte ihnen darauf: ſie dürften dieſen Ruf nur erheben, wenn Er ihnen das Zeichen dazu gegeben, und befahl ihnen, ſich zurückzuziehen, wenn ſie nicht ihre Namen aufgezeichnet wiſſen und ſich als Rebellen verfolgt ſehen wollten. Doch ſie erſtickten ſeine Stimme durch nur noch ſtärkeres Wiederholen jenes Rufes, dem ſie das unheimliche, entweihende: „Tod den Verräthern!“ beigeſellten und einige Schüſſe dazu abfeuerten. Der Großrichter, beſtürzt und den Forderungen der Volksmaſſe, mit allerdings durch die Nothlage etwas beſſer entſchuldigter Schwäche, nachgebend, wie er nur eben dem Eigenwillen des Königs nachgegeben hatte, ſchlug dem Marquis vor, ſich, zur Beſchwichtigung von ſo furchtbarer Bewegung, ins Gefängniß führen zu laſſen. Der Marquis weigerte ſich. Der

Großrichter erſchien nochmals am Fenſter und verſuchte, das Volk zu erweichen, das die Thüre mit einem Balken bearbeitete und immer gebieteriſcher die Verhaftung des Marquis und ſeiner Leute forderte. „Nun wohlan", ſagte der Großrichter endlich, „gebt Ihr mir Euer Wort als Edelleute, als Hidalgos und als Männer von Ehre, daß, wenn ich ſie herausgehen mache, ſie in Eurer Mitte in Sicherheit ſind!" „Ja, ja!" erwiderten ſie, und auf dieſes Wort der leidenſchaftlichen Führer des aufgeregten, tumultuariſchen Haufens hin, beſchloß der Großrichter, dem Verlangen der Aufſtändiſchen nachzugeben, und als der Marquis, klüger als er, ſich noch immer weigerte, befahl er ihm im Namen des Königs und zum Beſten des Reichs, ihm zu folgen.

In demſelben Augenblicke, in dem ſie herausgehen wollten, hatte die Volksmaſſe die Thüre geſprengt und ſtürzte ſich auf die Treppen. Trotz ihrer Aufregung, reſpectirte ſie im Anfang den Marquis, der, zwiſchen dem Großrichter und dem Aſſeſſor Torralba, ihre Reihen durchſchritt, ohne beſchimpft oder angegriffen zu werden. So ging der Zug, deſſen Schluß der Secretär, der Haushofmeiſter und der erſte Diener des Marquis, von den übrigen Stellvertretern des Großrichters umgeben, bildeten, eine Zeit lang vorwärts. Doch den Führern der Aufſtändiſchen, die eine Einſchüchterung der künftigen Feinde der Privilegien des Landes bezweckten, vielleicht auch von perſönlichem Haſſe gegen den Marquis getrieben waren, ja vielleicht in der raffinirten Berechnung der Revolutionsführer handelten, die durch Blut und Verbrechen ihre Werkzeuge unauflöslich an ihre Sache zu ketten wähnen, genügte es nicht, daß dem Marquis auf ſeinem Gange die Worte: „Verräther, Renegat, Störer des Reichs!" zugerufen wurden, wenn ſie auch des Einſluſſes ſich freuen mochten, den dieſes Geſchrei auf die Stimmung der Maſſen äußerte. Wie der Zug vor die große Kirche de La Seu kam, ſagten Diego de Heredia und Pedro de Bolea, des gegebenen Wortes vergeſſend und ohne Rückſicht auf das Schimpfliche der Ermordung eines Wehrloſen, zu den Ihrigen: „Er ſterbe! er ſterbe!“ Sofort ſtürzten ſich die Heftigſten der Aufſtändiſchen auf den unglücklichen Marquis, warfen ihn nieder, entriſſen ihm ſeine Mütze und ſeinen Mantel, mit denen er ſeinen Kopf und den übrigen Oberkörper decken wollte, und verwundeten ihn ſchwer. Er empfing drei Meſſerſtiche in den Kopf, einen in die Hand, mit der er ſein Schwert hielt, das er nun fallen laſſen mußte, und würde ſofort umgebracht worden ſein, wenn ihn nicht einige Edelleute, die ſich dieſes Namens würdig verhielten, vertheidigt und wieder aufgehoben hätten. Seine Diener, die doch ſchwerlich irgend eine Schuld trugen, wurden beinahe ebenſo gemißhandelt, wie er. Man hielt es für zu gefährlich, ihn bis in das Gefängniß der Manifeſtados zu ſchaffen, und brachte ihn daher, ganz zerſchlagen und mit Blut bedeckt, in das alte Gefängniß, an dem man vorbeikam, und hier iſt er nach 14 Tagen an ſeinen Wunden geſtorben. Damit war es entſchieden, daß eine Bewegung, die ſich mit einer ſolchen Blutthat befleckte, ſchließlich ſcheitern und Unheil über ihre Anſtifter und das verleitete Volk heraufbringen mußte.[1]

---

[1] So haben wir, wie in der Ferne noch die Meiſten hofften, den Untergang der polniſchen Revolution vorausgeſagt, wie wir die Mordſcenen vom 15.—16. Aug. 1831 erfuhren. So wußten wir den Ausgang der deutſchen, öſterreichiſchen, ungariſchen Bewegung von 1848, wie die bekannten Greuelthaten in Frankfurt, Wien und Peſth erfolgten. Es handelt ſich dabei nicht um Fataliſtiſches, ſondern darum, daß eine Bewegung, die noch von ſolchen Elementen der Ro-

Während dieſe Mordſcene in Saragoſſa vorfiel, verlangte die andere Schar der Aufſtändiſchen, welche die Stadt verlaſſen und ſich gegen Aljaferia gewendet hatte, mit großem Geſchrei die Gefangenen von den Inquiſitoren. Dieſe, die ſich in ihrem ſehr feſten Schloſſe ſicher hielten, waren nichts weniger als geneigt, dieſen Forderungen des Aufſtandes nachzugeben. Um ſie zu zwingen, hatte Don Pedro de Seſe Karren voll Holz kommen laſſen, mit denen man das Schloß in Brand zu ſtecken bezweckte, und die ſich um den Palaſt der Inquiſition drängenden Inſurgenten riefen: „Caſtiliſche Heuchler, gebt den Gefangenen die Freiheit wieder, wenn ihr nicht im Feuer ſterben wollt, wie ihr Andere ſterben laßt.“ [1] Der Vicekönig Don Jaime Ximeno, ganz beſtürzt über dieſe Bewegung, begab ſich mit dem Dr. Monreal, einem Beamten des Erzbiſchofs, zu den Inquiſitoren. Die Aufſtändiſchen umringten ſeinen Wagen und riefen ihm laut und gebieteriſch zu: „Vicekönig, ſchafft uns Gerechtigkeit und vertheidigt unſere Freiheiten.“ „Das wird geſchehen, meine Kinder“, erwiderte er; „ich werde Gerechtigkeit für Euch erlangen, und Eure Fueros werden gewahrt werden.“ In der That forderte er die Inquiſitoren auf, die Gefangenen auszuliefern. Auch der Erzbiſchof Bobadilla ſchrieb ihnen: „Das Haus des Marquis von Almenara iſt angegriffen, und um die Gefahr, die ſeine Perſon bedroht, abzuwenden, ſehe ich kein anderes Mittel, als daß Antonio Perez in das Gefängniß der Manifeſtados zurückgebracht werde.“ Die Inquiſitoren Hurtado de

---

heit, Gemeinheit und Bosheit getragen wird, keine beſſere Frucht bringen kann, als ſie hiernach verdient.

[1] Immerhin zeigen dieſe Zurufe die Geſinnung, welche das ſpaniſche Volk ſelbſt unter Philipp II. über die Inquiſition hegte.

Mendoça und Morejon ſchienen geneigt zu dieſem Acte der Nachgiebigkeit, während Molina de Medrano, mit einer Feſtigkeit, deren man ſich freuen möchte, wenn ſie einer beſſern Sache gegolten hätte, den Vorſchlag als eine der Diener der Inquiſition und der Wächter des Glaubens unwürdige Schwäche zurückwies. Er drang auch durch und man beſchloß, die Gefangenen zu behalten. Bald aber wurde die Gefahr größer und die Grafen Aranda und Morata trafen in Aljaferia ein, um die Inquiſitoren zu beſchwören, dem Willen des Volkes nachzugeben. Gleichzeitig ſchickte der Erzbiſchof ein zweites, dringenderes Billet und ließ den Inquiſitoren ſagen, die Dinge gingen immer ſchlechter, und die Aufſtändiſchen erwarteten nur die Nacht, um den erzbiſchöflichen Palaſt, das Haus des Großrichters und Aljaferia in Brand zu ſtecken, und nicht wieder gutzumachenden Unfug zu begehen, wenn ihnen Perez nicht zurückgegeben würde. Noch konnten die Inquiſitoren ſich nicht entſchließen, als Don Juan Paternoy ihnen ein drittes, lakoniſches Billet des Erzbiſchofs brachte, worin es hieß: „Die Freigebung des Antonio Perez iſt unerläßlich geworden; ſchickt ihn daher ohne Verzug und mit Vorſicht in das Gefängniß der Manifeſtados zurück.“ Zugleich ließ er ſie wiſſen, daß das Volk den Marquis Almenara ergriffen und verwundet habe. Jetzt wich auch Molina dem Drange der Umſtände. Perez und Mayorini wurden gegen 5 Uhr des Abends in die Hände des Vicekönigs und der Grafen Aranda und Morata ausgeliefert. Indeß wollten die Inquiſitoren damit keineswegs ihre Opfer aufgegeben wiſſen, ſondern machten es zur Bedingung, daß die Gefangenen ſorgfältig bewacht würden, und daß das Reichsgefängniß für ſie wie das Gefängniß der Inquiſition ſei.

Das Volk jedoch wußte hiervon nichts und ſtieß einen großen Freudenſchrei aus, als es die Gefangenen erblickte. Man brachte ſie in eine Kutſche und der Vicekönig bat Perez, ſich aufrechtzuhalten, damit jedermann ihn ſehen könne. Die Fahrt von Aljaferia bis zu dem Gefängniß der Manifeſtados war für Perez ein wahrer Triumphzug. Das Volk drängte ſich um ihn und rief ihm zu: „Senor Antonio Perez, zeiget Euch im Gefängniß dreimal täglich am Fenſter, damit wir Euch ſehen und damit hiernach kein Loch in unſere Freiheiten und in unſere Fueros gemacht wird.“ Sobald Perez wieder in der Obhut des Großrichters war, legte ſich der Aufſtand.

Dieſer am 24. Mai 1591 von dem Volke von Saragoſſa errungene Sieg war freilich weit entfernt, ein ſchließlicher zu ſein. Philipp II. ergab ſich nicht darein, ſich den Perez von neuem entriſſen zu ſehen, und konnte auch die Misachtung der Inquiſition und die Beeinträchtigung ſeiner Autorität nicht dahingehen laſſen. Indeß übereilte er nichts. Abgeſehen davon, daß er überhaupt in ernſten Fällen langſam vorzugehen pflegte, hatte er auch ſonſt Gründe, ſich nicht ohne weiteres ſeinem Zorne zu überlaſſen. Im Krieg mit den Türken im Mittelmeere, genöthigt, ſich auf dem Ocean gegen die Engländer zu vertheidigen, welche die amerikaniſchen Colonien und die ſpaniſchen Küſten angriffen, in Portugal noch immer den Angriffen des Don Antonio de Crato ausgeſetzt, in den Niederlanden in einem blutigen Kampf gegen die Aufſtändiſchen der ſieben Provinzen begriffen, durch Parteiintereſſen und Herrſchſucht beſtimmt, in Frankreich die katholiſche Ligue mit Geld und Truppen zu unterſtützen, konnte er nicht wünſchen, zu ſo zahlreichen und ſo furchtbaren Feinden ſich andere im Innern ſeiner Staaten geſellen zu ſehen. Die Erhebung eines Königreichs wie Aragonien, deſſen Lage feſt war, deſſen Bevölkerung für kriegeriſch galt, deſſen Geſetze der Gegenſtand allgemeiner und ausdauernder Anhänglichkeit waren, ſchien ſeine Macht erſchüttern und ſeine mannichfaltigen Unternehmungen gefährden zu können. Er war daher geneigt, Milde zu zeigen, wenn die Aragoneſen zum Gehorſam zurückkehrten, und dieſe waren dazu um ſo bereiter, als ſie, im Widerſpruch mit den gewöhnlichen Illuſionen der Revolutionäre, kein großes Vertrauen in ihre eigene Kraft ſetzten. Seit 75 Jahren gewohnt, ihre Rechte unter der caſtiliſchen Dynaſtie zu genießen, ohne ſie vertheidigen zu müſſen, wußten ſie nicht, ob ſie im Stande ſein würden, ſie mit den Waffen in der Hand zu behaupten. Sie fürchteten, alles zu verlieren, wenn ſie alles verlangten. Von beiden Seiten war man daher zu einem Vergleiche geneigt, welcher, unter trügeriſcher Form, den aragoniſchen Stolz befriedigte und zugleich dem Könige genugthat, das Manifeſtationsrecht ſcheinbar beſtehen ließ und es doch factiſch der Inquiſition unterordnete.

Dem König verlangte um ſo mehr nach einem ſolchen Vergleiche, deſſen Vortheil in der That ihm allein zu ſtatten kam, da der Inquiſitor Don Pedro Pacheco, der im Juli 1591 zu Madrid eine geheime Unterſuchung über die Vorgänge des 24. Mai eröffnet hatte, in der That auf Dinge geſtoßen war, die ganz geeignet waren, das Mistrauen des Monarchen zu nähren. Er hatte 18 Zeugen abgehört, unter denen ſich zwei Stellvertreter des Großrichters, der Dr. Geronimo Chalez[1]) und Juan Francisco Torralba, welche, weil ſie ſich dem Perez feindlich gezeigt haben ſollten, ihre Poſten hatten aufgeben und Saragoſſa verlaſſen müſſen, drei Diener des Marquis

---

[1]) Wol Derſelbe, der ſich vorher dem Volke gegenüber ſo ſchwach gezeigt.

Almenara, ein Page des Perez, Antonio Añon, und ſein alter Verräther Diego Buſtamente befanden. Der Letztere namentlich brachte vieles vor, was auf ausſchweifende und zum Theil in der That hochverrätheriſche Plane und Umtriebe hinwies. Perez ſollte u. a. geäußert haben: bei den nächſten Cortes, wo der König zugegen ſein würde, müſſe er frei ſein, und werde dann die Erſtattung von 200,000 Dukaten, um die er von ihm geſchädigt worden, fordern, ihn auch zwingen, die Faſſung ſeiner Rücktrittserklärung von der Klage zu ändern. Er werde zu den Cortes mit verzierten Schabracken kommen, auf deren Ecken Feſſeln und Ketten, auf die Mitte ein Folterapparat mit den Deviſen: gloriosa pro praemio, und decora pro fide, ſowie barato, desengano [1]), als Einfaſſung feſte Schlöſſer und Kerker gemalt wären, habe dieſen Emblemen eine höchſt gehäſſige Auslegung gegeben und dieſelben durch Baſante zeichnen und von einem Maler in ſeinen Farben, blau und gold, ausführen laſſen. Nach Notre-Dame del Pilar habe er eine prächtige ſilberne Lampe ſtiften wollen, mit der Inſchrift: „captivus pro evasione ex voto dedicat; majora dedicaturus pro uxoris natorumque liberatione de populo barbaro iraque regis iniqui et de potestate judicum, semen Canaan.“ Er habe geäußert: Marcus Craſſus ſei ſechs Monate in einer Höhle verſteckt geweſen und habe dann doch noch über alle ſeine Feinde triumphirt. So könne auch ein Tag kommen, wo Don Iñigo (der Marquis Almenara) froh ſein werde, wenn er ſich durch die Schnelle ſeines Roſſes retten könne, und wo Rodrigo Vasquez keinen Ort finden werde, ſich zu verbergen.

---

[1]) Betrug und Enttäuſchung.

Heinrich IV. werde zuletzt der allgemeine Herrſcher werden, und ſei ein großer Fürſt, der aller Welt zu Danke regieren würde. Aragonien könne eine Republik werden, wie Venedig und Genua, und im Nothfall könne es ſich an Frankreich anſchließen und dabei ſeine eigenen Bedingungen machen. Mit Don Pedro de Bolea und Don Juan de Luna habe er viel verhandelt und ihnen dabei eine zukünftige große Beförderung in Ausſicht geſtellt. Er habe aber auch mit Don Balthaſar Alamos de Barientos in Caſtilien in einem Briefwechſel geſtanden, der ſich um einen in Caſtilien ſelbſt hervorzurufenden Aufſtand bewegt habe. Don Balthaſar habe darin Perez mit Moſes, Philipp II. mit Pharao verglichen und von einer Ueberſetzung des Tacitus geſprochen, an der er arbeite, und worin die Beziehungen auf die Zeit hervorgehoben ſeien.

Nun, die Zeugen waren nicht unverdächtig und Uebertreibungen und Entſtellungen mochten nicht ausbleiben. Es iſt aber auch wol denkbar, daß Stolz, Ehrgeiz, Erbitterung und Verzweiflung den Perez zu manchen ausſchweifenden Gedanken führten, denen ſeine jederzeit ungezügelte Zunge in vertrautem Kreiſe freien Lauf ließ, und daß er auch ſich und ſeinen Anhängern über manche Beſorgniſſe und Bedenken durch Hindeutung auf mögliche Eventualitäten der Zukunft und zu Gebote ſtehende Nothmittel wegzuhelfen geſucht hat, auch ohne dieſelben ernſtlich ins Auge gefaßt zu haben. Zuletzt war er durch den König ſelbſt in die Lage gebracht, für ſein Leben kämpfen und ſich auch wider den König halten zu müſſen, und eine ſolche Stellung konnte ihn wol aus den Fugen bringen. Wie dem auch ſei, jene Aeußerungen, auch wo ſie ſichtbar nur der augenblicklichen Aufwallung erklärlichen Unmuths entſprangen, mußten am Hofe zu Madrid in dem ſchwärzeſten Lichte erſcheinen und das Drohende, das in ihnen lag, ſchien durch die erſt nach ihnen erfolgten Ereigniſſe zu Saragoſſa eine Beſtätigung erhalten zu haben. So ging denn Philipp II. bereit und freudig auf einen Vorſchlag ein, welchen die vornehmſten Aragoneſen, die, weil ſie am meiſten zu verlieren hatten, auch am wenigſten wagen wollten und darüber nur zuviel aufs Spiel ſetzten, nach vielen Berathungen und Schwankungen aufgeſtellt hatten. Anfangs hatten ſie daran gedacht, eine Geſandtſchaft an den Papſt zu ſchicken, damit dieſer ihre Fueros, welche ſchon vor Alters die Genehmigung und den Beiſtand des Heiligen Stuhles erhalten hatten, gegen die Eingriffe der Inquiſition ſichere. Doch dieſer Plan erhielt keine Folge und die Mitglieder des beſtändigen Ausſchuſſes erfaßten einen andern. Sie beriefen erſt vier, dann 13 Rechtsgelehrte, um ihnen den Conflict zwiſchen dem Tribunal des Großrichters und den Inquiſitoren vorzulegen, und dieſe Juriſten wußten, wie ſo häufig, eine Auslegung der Geſetze zu finden, die den Abſichten, denen ſie dienen ſollte, entſprach. Sie erklärten zwar zuvörderſt: das Recht der Manifeſtation der Gefangenen könne nur durch den Urtheilsſpruch des Großrichters erlöſchen, und ſeine Annullirung, wie die Inquiſitoren ſie verſucht hätten, ſei in der That eine Verletzung der Fueros, ein contrafuero geweſen. Dann aber erfanden ſie die Theorie, daß eine bloſe Suspenſion jenes Rechtes kein contrafuero ſein würde, und ſchloſſen daraus, in weſentlicher Erweiterung ſelbſt dieſes Zugeſtändniſſes, daß, wenn die Inquiſitoren, trotz der Manifeſtation, die Gefangenen verlangten, ſie ihnen ausgeliefert werden müßten. Ein Manöver juriſtiſcher Sachwalterkunſt, das dem 19. Jahrhundert auch in dieſen Beziehungen den Ruhm der Urſprünglichkeit raubt. Eine Conceſſion, welche in dem ſchwebenden Competenzconflicte factiſch der Inquiſition den unbedingten Sieg einräumte, und in dem ſpeciellen Falle, um den es ſich handelte, die bis dahin von den Aragoneſen Geſchützten ihren Verfolgern preisgab. Indeß der beſtändige Ausſchuß ſowol, wie der Hof des Großrichters nahmen dieſe Auslegung an. Die Grafen Aranda, Morata, Saſtago, der Herzog von Villa-Hermoſa, die meiſten Barone und Edelleute billigten ſie auch, und die Vorſteher der Stadt Saragoſſa verſprachen, ſie aufrechthalten und das Volk daran binden zu wollen. Selbſt die nähern Freunde des Perez ſchienen ſich darein zu ergeben. Don Pedro de Bolea und Don Antonio Ferris erſchienen in der Verſammlung der Deputirten, um im eigenen Namen und in dem Don Fernando's d'Aragon, Don Martin's de La Nuza, Don Martin's de Bolea, Don Juan's Coscon, Don Felipe's de Caſtro, Don Diego's de Heredia, Don Manuel's de Lope und mehrerer Anderer ihr Verlangen auszudrücken, dem König zu dienen und die Befriedigung des Landes zu fördern. Wie die von Anfang an Gemäßigten oder Indifferenten in dem gemachten Vorſchlag einen bequemen Ausweg ſahen, ſich aus ihrer Verlegenheit zu helfen, ſo mochten die Heftigern, die erſt durch ihre Gewaltthat gegen Almenara die Sache ſo ſchlimm gemacht hatten, jetzt über die weitern Folgen ihrer Schritte beſorgt werden und um jeden Preis ihren Frieden zu machen wünſchen. Sie verſuchten ſogar, den Perez zu überreden, daß er am beſten thue, dem Privilegium der Manifeſtation zu entſagen und ſich freiwillig der Inquiſition zu ſtellen, um ſich dadurch Mitleid und Schonung zu verdienen, während außerdem ſeine Freunde ſich verderben würden, ohne ihm helfen zu können.

Perez hütete ſich wohl, dieſem Rathe zu folgen. „Niemand, der mich liebt", erwiderte er, „kann mir ihn im Ernſte geben. Mich der Inquiſition überliefern, hieße den Verluſt meines Lebens und meiner Ehre vollenden. Molina, der dort ſitzt, iſt mein Todfeind, und würde gern ſein eignes Blut vergießen, um das meine zu trinken, ſo verlangt er danach. Wenn nicht Er dort wäre, ſo würde ich mich ſchon längſt in die Hände Morejon's gegeben haben, der meine Angelegenheit leidenſchaftslos unterſuchen und beurtheilen würde. Möge der Cardinal von Toledo ihn und zwei andere unparteiiſche Richter beſtimmen, und ich werde mich gern vor ihnen ſtellen, wo ſie mich dann ſtrafen mögen, wenn ich ein Ketzer bin. Gott weiß wohl, daß ich es nicht bin, daß ich es niemals geweſen. Nicht die Gerechtigkeit fliehe ich, ſondern die Leidenſchaft der Richter, die mich ſtets verfolgt hat." Die fortwährenden Aufregungen und der Anblick der neuen Gefahr, die ihn bedrohte, hatten ihm Fieber zugezogen; aber ſelbſt das konnte ihn nicht brechen, und er entwickelte um ſo größere Thätigkeit, Entſchloſſenheit und Geſchicklichkeit, je verzweifelter ſeine Lage ſchien. Er mußte jetzt ſelbſt die Rolle des Agitators übernehmen, die er bis dahin ſeinen Freunden gelaſſen, und verfaßte und verbreitete mehrere Flugſchriften, welche die Aufregung des Volks unterhalten und es für einen neuen Aufſtand ſtimmen ſollten. Die Gewaltthätigkeit der Inquiſitoren, die Schwäche des Großrichters, die Pflichtwidrigkeit der Rechtsgelehrten, die Ungeſetzlichkeit ihrer Entſcheidung, das Alter der Fueros im Gegenſatze zu der Neuheit der Einführung der Inquiſition, die Nothwendigkeit, jene bei dieſer Gelegenheit zu vertheidigen, um ſie nicht für immer zu verlieren, bildeten die Themen dieſer kleinen Schriften, die er, unter den wechſelnden Formen des Dialogs, der Erörterung, des Spottes, der

Anſprache, an das Volk richtete, das ſie mit Begier las. Gleichzeitig beeilte er ſich auch, dem Tribunal des Großrichters eine Widerlegung der Entſcheidung der Juriſten zu übergeben, und erneuerte ſeine Berufung auf dieſe Widerlegung, als er auf die erſte Eingabe keine Antwort erhielt. Er hob dabei wol mit Grund hervor, daß man zur Entſcheidung der ſchwebenden Frage vor allem den Vertrag, der bei Einführung der Inquiſition in Aragonien zwiſchen dieſer und dem Königreiche geſchloſſen worden[1]), vergleichen, ſowie einen Beſchluß der Cortes von 1585 berückſichtigen müſſe, welcher jeden Eingriff der Inquiſition in die Fueros oder in die Rechte Einzelner an den Richter gewieſen haben ſollte.

Indeß der Großrichter und ſeine Aſſeſſoren blieben gegen alle Bitten und Vorſtellungen des Perez taub. Sie hatten ihre Partie ergriffen, und ſetzten alles in Bereitſchaft, ihn ohne Störung und Gefahr nach Aljaferia zu ſchaffen. Unter dieſen Umſtänden dachte Perez an nichts, als wie er auch aus dem Gefängniß der Manifeſtados entfliehen könne. Er verabredete den Fluchtplan mit Gil de Meſa, Don Martin de La Nuza, Thomas de Rueda, Chriſtoval Frontin, Francisco de Ayerbe, Dyoniſio Perez de San Juan und Juan de Ayuſa, die ihm treu geblieben waren. Mit Hülfe einer Feile, die ſie ihm verſchafften, feilte er drei Nächte hindurch an dem Gitter ſeines Fenſters und durfte in der nächſten Nacht hoffen, ſeinem Kerker entrinnen zu können, als er mitten in ſeinen Vorbereitungen zur Flucht überraſcht und in einem andern Theile des Gefängniſſes in engere

---

[1]) Man ſcheint dieſen Vertrag nicht vorliegen gehabt zu haben, und Perez ſchlug vor: wenn er ſich nicht zu Saragoſſa wieder auffinde, ihn auf ſeine Koſten zu Rom ſuchen zu laſſen.

Haft gebracht wurde. Der treuloſe Baſante, den er noch immer für ſeinen Freund hielt, hatte die Sache vier Jeſuiten erzählt, die ihn vermocht hatten, die Inquiſitoren zu benachrichtigen, welche darauf den Großrichter von dem Fluchtplan in Kenntniß geſetzt hatten.

Perez ſchien jetzt den Inquiſitoren und dem Könige preisgegeben. Der König hatte ſich alle Mühe gegeben, die Perſonen, die in Aragonien auf die Sache Einfluß haben konnten, bei guter Stimmung zu erhalten, und hatte die gnädigſten Schreiben an Männer erlaſſen, denen er ſpäter den Kopf abſchlagen ließ. Der Vicekönig hatte die beſte Hoffnung, daß die Auslieferung in aller Ruhe von ſtatten gehen würde. Am 23. Sept. erließen die Inquiſitoren eine neue Requiſition, bei welcher die das Manifeſtationsrecht gefährdende Stelle weggelaſſen war, während ſie doch ein factiſches Hinwegſetzen über daſſelbe begehrte. Sie wurde am Morgen des 24., zwiſchen 10 und 11, durch den Secretär Lanceman de Sola, dem von ſeinen Aſſeſſoren umgebenen Großrichter eingehändigt. Dieſer berief ſogleich die Deputirten der Reichsſtände und die Geſchworenen der Stadt zu einer Berathung, in welcher die Auslieferung der Gefangenen einmüthig beſchloſſen ward, welcher Beſchluß darauf in einer öffentlichen Sitzung des Tribunals eine ſolenne Bekräftigung erhielt, wobei zugleich das anweſende Publikum zur Unterſtützung deſſelben aufgefordert ward. Hierauf ſetzte ſich ein ſtattlicher Zug in Bewegung. Voran marſchirte eine Abtheilung Arkebuſiere. Dann folgten die Stabträger des oberſten Gerichtshofes, der Aſſeſſor Claveria, die Stabträger des beſtändigen Ausſchuſſes, zwei Deputirte des letztern, die Stabträger des Magiſtrats, ein Geſchworner des Raths, und den Schluß machte der Gouverneur mit der reitenden Garde.

So zogen ſie zu der Wohnung des Vicekönigs, wo ſich die Räthe des letztern, der Vorſteher der königlichen Kanzlei, der Herzog von Villa-Hermoſa, die Grafen Aranda, Saſtago, Morata und viele Herren vom hohen Adel und der Ritterſchaft, alle bewaffnet und von ihren Lehnsleuten umgeben, ihnen anſchloſſen. In ſo imponirender Stärke und Ausrüſtung wendete ſich der Zug nach dem Marktplatze, der, wie die Hauptſtraßen der Stadt, ſchon ſeit früh 3 Uhr von Truppen beſetzt war. Hier angelangt, verfügten ſich der Aſſeſſor Claveria, der Deputirte Miguel Turlan und der Rathsgeſchworne Inigo Bucle Metelin in das Gefängniß, um Perez und Mayorini dem Alguazil der Inquiſition zu überantworten.

Jetzt ſchien Perez verloren, und doch ſollte eben jetzt die Wendung eintreten, welche ſeine Befreiung aus der Gewalt ſeiner Verfolger, zugleich aber freilich die ſchließliche Vernichtung der aragoniſchen Freiheiten bewirkte. Perez ſelbſt war nicht ohne Hoffnung. Mayorini, der ſich mit Sterndeuterei abgab, hatte ihm angekündigt, daß ihre Widerwärtigkeiten im Vollmonde des Septembers endigen würden, und zu beſſerem Troſte hatte ihm Gil de Meſa noch in der vorhergehenden Nacht geſchrieben: er ſolle keine Furcht haben und auf den Beiſtand ſeiner Freunde vertrauen. Dieſer unerſchrockene Aragoneſe hatte das erkaltete Feuer und den wankenden Muth der alten Parteigänger des Perez in neues Leben gerufen. Er ſelbſt war zu allem entſchloſſen. Noch wenige Tage vorher ſagte er zu Baſante, dem ſie alſo noch immer trauten: „Ich ſchwöre zu Gott, daß, wenn die ganze Welt den Perez verließe, ich ihn nicht verlaſſen werde; ich werde auf den Platz gehen, mich mit allen zu meſſen, und wenn ihrer Hunderttauſende wären, und ich werde mich in ſeinem Dienſte opfern und ſterben, damit ihm ſein Recht werde. Ich werde ihm, wie er mir geheißen, lieber das Leben nehmen, als ihn in den Händen der Inquiſition ſehen.“ Dann verbreitete er ſich über die Ausſichten des Gelingens ſeiner Plane, wobei er namentlich auf den Beiſtand Don Martin's de La Nuza, Don Diego's de Heredia und Don Juan's de Torrellas, welcher abweſend war, aber Mannſchaften ſchicken wollte, ſowie darauf rechnete, daß, wenn ſie nur einmal losbrächen, das ganze Gefolge der großen Herren für ſie Partei nehmen würde. So wurde es auch Punkt für Punkt. Am Morgen des 24. Sept. hatten, neben den Anſtalten der Autoritäten, auch die Bewegungsmänner ihre Anſtalten getroffen und ſich mit einer Schar entſchloſſener Dienſtleute (lacayos) in den Häuſern Don Juan's de Torrellas und Don Diego's de Heredia bereit geſtellt. In demſelben Augenblick, wo man dem Perez Fußeiſen anlegte, brach Don Martin de la Nuza, ein Schild am Arm und das Schwert in der Hand, an der Spitze einer bewaffneten Schar, die durch ſich anſchließende Leute aus dem Volke anwuchs, aus Torrellas' Hauſe, ließ auf die Soldaten, die den Ausgang der großen Straße bewachten, ſchießen, drängte ſie zurück und rückte durch das Thor von Toledo auf den Marktplatz. Hier waren ihm Gil de Meſa und Francisco de Ayerbe bereits um einige Augenblicke zuvorgekommen, indem ſie, Musketen in den Händen, von mit Büchſen bewaffneten Dienſtleuten umgeben und vom Volke unterſtützt, im Sturmſchritt die Straße de la Albarderia durchſchritten hatten und unter dem Rufe: Freiheit! Freiheit! auf dem Platze erſchienen waren. Von zwei Seiten angegriffen, hatten die Truppen des Gouverneurs und des Vicekönigs die Flucht ergriffen und die Aufſtändiſchen im Beſitze des Platzes gelaſſen. Der Vicekönig, die Richter und die Großen in ſeiner Begleitung hatten ſich eilends in ein Haus verſchloſſen, das aber von dem Volk in Brand geſteckt wurde, ſodaß ſie ſich nur dadurch retten konnten, daß ſie die Hinterwand durchbrachen, um in die befeſtigte Wohnung des Herzogs von Villa-Hermoſa zu gelangen. Die um Perez beſchäftigten Beamten wurden von Schrecken ergriffen, verließen ihn und flohen über die Dächer in den Palaſt des Großrichters. Die ſiegreichen Aufſtändiſchen erbrachen nun die Thüren des Gefängniſſes, befreiten den Perez und trugen ihn im Triumph in das Haus des Don Diego de Heredia. Hier ſtieg er ſogleich, mit Gil de Meſa, Franciſco de Ayerbe und zwei lacayos zu Pferde und verließ Saragoſſa durch das Thor von Santa-Engracia, während eine Maſſe Volks ihn eine Viertelmeile weit unter Zurufen und Glückwünſchen begleitete. Er wendete ſich dem Gebirge zu, hielt erſt nach acht Meilen Weges an und behielt dann blos ſeinen treuen Gil de Meſa bei ſich. Nun hielt er ſich einige Tage lang in den Bergen verborgen, ging blos des Nachts heraus, ſich etwas Waſſer zu ſuchen, lebte von ein wenig Brot, das er mitgebracht, und erwartete einen günſtigen Augenblick, über den Paß von Ronceval die Pyrenäen zu überſchreiten. Da er aber erfuhr, daß die Leute des Gouverneurs ihm nachſpürten, ſo kehrte er, auf den Rath des Don Martin de la Nuza, verkleidet nach Saragoſſa zurück, wo er am 20. October ankam und in dem Hauſe des genannten Edelmannes verſteckt blieb.

Denn was immer für ausſchweifende Plane man ihm zugeſchrieben, die Sachlage war nicht danach, daß er als Haupt einer gewaffneten Oppoſition gegen den König hätte auftreten können, ungeachtet es zu einem

Kampfe zwiſchen dem Könige und Saragoſſa, oder doch zu dem Anfange und Anſcheine eines ſolchen, kam. Der Aufſtand vom 24. Sept. hatte ſich gegen fünf Uhr des Abends gelegt. Als hätte es ſich blos um Perez gehandelt — und für Gil de Meſa mochte es ſich in der That am weſentlichſten um dieſen handeln — gaben ſich die Theilnehmer des Aufſtandes wieder zur Ruhe, ſobald ſie wußten, daß Perez befreit und entflohen ſei. In der folgenden Nacht durchzogen noch einige Haufen die Stadt und ließen von Zeit zu Zeit den Freiheitsruf erſchallen. Sonſt ſchien alles zur Ordnung zurückgekehrt, und die Autoritäten dachten nur daran, den König zu begütigen. Der Vicekönig berichtete demſelben von den Maßregeln, die man zur Verhütung eines Tumultes ergriffen gehabt, und von den beſtandenen Gefahren. Der Ausſchuß dachte an eine nach Madrid zu ſendende Deputation. Der König ließ keinen Unwillen merken und ſchien zu keiner Strenge geneigt. Er erklärte ſich bereit, die Deputation zu empfangen, und verſicherte, ſie mit Vergnügen anhören zu wollen. Dem Vicekönig ſprach er Anerkennung, Lob und Dank aus (1. Oct. 1591). Indeß der alte heuchleriſche Tyrann hatte ganz anderes im Sinne. Er hielt jetzt den Augenblick gekommen, wahr zu machen, was ſeine Urgroßmutter Iſabella einſt geſagt: „Mein größter Wunſch iſt, daß die Aragoneſen ſich empören, um Gelegenheit zu haben, ihre Fueros zu vernichten.“ Während er die aragoneſiſchen Deputirten nicht ungnädig aufnahm, verfügte er die Bildung einer caſtiliſchen Armee, die ſich zu Agreda, an der Grenze Aragoniens, zuſammenzog und deren Befehl dem Don Alfonſo de Vargas vertraut ward, einem General von nicht hoher Herkunft, der noch keine Verwandtſchaften in Aragonien hatte. Die Anſammlung caſtiliſcher Truppen in ſolcher Nähe beunruhigte die Aragoneſen, und am 27. October begaben ſich Don Diego Fernandez de Heredia, Don Pedro de Bolea, Don Miguel de Seſe, Don Balthaſar de Gurrea, Don Juan d'Aragon, Don Juan de Moncayo, Don Juan Aguſtin, Don Martin de La Nuza, Don Manuel Lope, Chriſtoval Frontin und mehrere Andere zu dem beſtändigen Ausſchuß und forderten ihn auf, in Gemäßheit des Fuero von 1300 für die Vertheidigung des Königreichs zu ſorgen und, in Ausführung des Fuero von 1361, Vargas und ſeine Soldaten mit Todesſtrafe zu bedrohen, wenn ſie die Grenze zu überſchreiten wagten. Die Deputirten berathſchlagten hierauf über die ſie bedrohende Gefahr und über die Mittel, ihr zu entgehen, riefen die Mitwirkung aller Städte Aragoniens an und verlangten von den beſtändigen Ausſchüſſen des Königreichs Valencia und des Fürſtenthums Catalonien den Beiſtand, der in den Verträgen zwiſchen den drei Ländern für den Fall eines Einfalles in eines derſelben feſtgeſtellt war. Gleichzeitig ſchrieben ſie an den König (28. und 29. Oct.), ſtellten ihm vor, daß der Eintritt caſtiliſcher Truppen auf ihr Gebiet den Fueros zuwider ſei, und gaben zu erkennen, daß ſie verpflichtet ſein würden, ſich einem ſolchen offen zu widerſetzen.

Die Antwort des Königs, vom 2. Nov., war zwar immer noch voll Verſtellung, ließ aber doch Beunruhigendes durchblicken. Die Armee komme nicht, um irgend eine Staatsgewalt auszuüben, ſondern ziehe nach Frankreich, und — hier kam der hinkende Bote — werde blos Halt machen, um der Gerechtigkeit Leben und Kraft zu geben, damit ſie, in den Händen von nach der Verfaſſung des Königreichs competenten Dienern des Königs, ihren Lauf haben könne. Indem ſie die Frage erörtert hätten, ob die Armee komme, um eine Staatsgewalt auszuüben und ein Uebel zu erzeugen, hätten ſie ſich vergangen, und dieſes Vergehen ſei noch größer von Seiten derer, die ſich ſolche Sachen einredeten und, auf ſo leeren Grund hin, Vorſtellungen und Forderungen erhöben und in dem allen ein ſehr pflichtwidriges Mistrauen zeigten. Die Lügen einiger Menſchen und der offenbare Druck, in dem ſie alle Andern hielten, hätten ihn verpflichtet, zu dem Mittel zu greifen, das allein helfen könne. Er verſicherte, daß er dieſes Mittel mit Mäßigung anwenden werde, und ſchien nur die Hauptſchuldigen von ſeiner Milde auszuſchließen. Er kündigte die baldige Ankunft ſeines Commiſſars, des Don Francisco de Borgia, Marquis de Lombay, an, der ſeine Abſichten noch näher darlegen würde, und machte den Deputirten einſtweilen zur Pflicht, ſich nicht zu anarchiſchen Gedanken hinreißen zu laſſen, die geeigneter wären, das ganze Königreich über den Haufen zu ſtürzen, als die Herſtellung eines Rechtes zu erwirken, das weder verletzt, noch bedroht ſei. „Es iſt ſtets", ſo hieß es am Schluß, „mein Wille geweſen und iſt es noch, die Fueros aufrecht zu halten, alle nur mögliche Güte zu bethätigen und Euch durch die Wahrung des Friedens im Königreich und durch die fortwährende Dauer einer Eintracht zu beglücken, welche geeignet iſt, meinen Unterthanen den guten Ruf und Namen zu erhalten, deren ſie ſich erfreuen. Da ich keinen andern Wunſch habe, ſo würde es für die, die ſich meinem Willen nicht gemäß halten wollten, eine ſchwere Anklage und Verſchuldung ſein. Was Euch betrifft, ſo werdet Ihr Euch demgemäß verhalten und dem Geſagten entſprechen, damit denen von keiner Seite eine Entſchuldigung bleibe, die ſich, während ſie wiſſen, was ich geſagt habe, freiwillig für ihr Verderben entſcheiden.“

Möglich, daß, wenn die Vertreter Aragoniens ſich ruhig gefügt hätten, der König ſich begnügt hätte, die hauptſächlichſten Führer des Aufſtandes zu verfolgen und vielleicht den Anſpruch der Inquiſition, etwa auf dem Fuße des vorher getroffenen Vergleiches, feſtzuſtellen. Möglich freilich auch, daß er die Anweſenheit eines caſtiliſchen Heeres in Aragonien benutzt hätte, die Aenderung der Verfaſſung durchzuſetzen, die er wünſchte, und daß jene Fügſamkeit nur den Vorſtehern des Volks perſönlich genützt hätte. Wie dem auch ſei, die Letzteren trauten denn doch den Verſicherungen des Königs, die mit einer offenbaren, nur ſchlecht bemäntelten Verletzung der Fueros verbunden waren, nicht, hielten ſich vielmehr nunmehr verpflichtet, genau nach Maßgabe der letztern zu verfahren, mußten aber freilich erfahren, daß die Bedingungen, unter denen dieſe entſtehen und ſich erproben konnten, nicht mehr beſtanden. Nachdem ſie 13 Rechtsgelehrte befragt und 12 davon erklärt hatten, die Fueros geböten, dem caſtiliſchen Heere Widerſtand zu leiſten, proclamirten die Mitglieder des ſtändigen Ausſchuſſes und die fünf Richter des oberſten Gerichts die Geſetzlichkeit und Nothwendigkeit der Vertheidigung, verfügten die Bildung eines Heeres, ernannten den Großrichter zu deſſen Befehlshaber, wie das ſchon in ſeinem Amte lag, und bezeichneten Don Martin de La Nuza als ſeinen Stellvertreter. Es wurden Waffen vertheilt und aus den feſten Schlöſſern des Herzogs von Villa-Hermoſa Geſchütze entnommen. Vier Boten und Notare der Cortes und des Großrichters erſchienen bei Vargas, um ihm anzuzeigen, daß er der Todesſtrafe verfallen ſei, wenn er das Gebiet des Königreichs verletze. Vargas hörte ſie ruhig an und entließ ſie in Frieden, indem er nur entgegnete: daß er ſein Recht in Saragoſſa begründen werde, überſchritt aber ohne weiteres die Grenze, an der Spitze von 10000 Mann Fußvolk, 1500 Reitern und zahlreicher Artillerie.

Die Vertheidigungsmittel ergaben ſich ſo völlig unzureichend, daß dadurch auch der Muth und die Entſchloſſenheit der Vertheidiger gelähmt ſchienen, durch welche im Nothfall auch die nöthigen Mittel zu beſchaffen geweſen wären. Weder aus Valencia, noch aus Catalonien kam der erwartete Beiſtand, und ſelbſt in ganz Aragonien erhoben ſich nur noch zwei Städte, Teruel und Albaraccin, für die Sache, die Saragoſſa im gemeinſamen Intereſſe ergriffen hatte. War in der That der alte Muth und Freiheitsſinn in den Aragoneſen erloſchen, ſeit ſie aufgehört hatten, einen ſelbſtändigen Staat zu bilden, der ſeine Regierung ganz und vollſtändig in ſeiner Mitte trug? Oder ließ ſich die Mehrzahl von den trügeriſchen Verſicherungen des Königs täuſchen, handelte in der Meinung, ſein Einſchreiten werde nur den neuerlichen Unruhen, ihrer Veranlaſſung und ihren Theilnehmern gelten, die ſich das ſelbſt zugezogen hätten, und ahnete nicht, daß Alle zu büßen haben würden, was Einzelne begonnen? Saragoſſa und die in ihm verſammelten Autoritäten blieben im weſentlichen allein, und auch Saragoſſa bewährte in dieſer Sache nicht entfernt die Entſchloſſenheit und Ausdauer, durch die es ſich in unſerm Jahrhunderte Bewunderung verdient hat. Wol ließ Don Juan de la Nuza die Sturmglocke läuten, entfaltete das Banner St. Georg's, rückte Vargas entgegen und nahm drei Meilen von dem caſtiliſchen Heere Stellung. Es entging ihm aber nicht, daß ſein

Heer weder zahlreich, noch kriegeriſch genug war, um Vargas den Weg zu ſperren. In dieſem Gefühle ergriff er eine halbe, ſchwache Maßregel, bei der er nur an ſeine perſönliche Sicherheit dachte und auch dieſe nicht recht bedachte. Er verließ das Heer und zog ſich in eines ſeiner Schlöſſer zurück. Sein Stellvertreter und der ihm beigegebene Geſchworne des Raths brachten gleichfalls ihre Perſonen in vermeintliche Sicherheit. Wie ihre Soldaten ſich ohne Führer ſahen, wichen ſie in Unordnung auf Saragoſſa zurück, und auch in dieſes zog Vargas, ohne Widerſtand zu finden, am 12. November ein. Tages vorher hatte Perez daſſelbe verlaſſen, um den Weg zum Exil, nun ſeiner einzigen Rettung, zu ſuchen.

Noch immer verſtellte ſich der König, wahrſcheinlich um jeden Gedanken an ferneren Widerſtand erſterben und ſeine Gewalt ſich erſt vollſtändig befeſtigen zu laſſen. Vargas überließ ſich keinerlei Strenge. Er beſchränkte ſich darauf, die vornehmſten Plätze und Straßen Saragoſſas mit ſeinen Truppen und ſeinen Geſchützen zu beſetzen. Der König ſchien die beſiegten Aragoneſen ſchonen und ſich mit ihnen vergleichen zu wollen. Der von ihm ernannte Commiſſar, Don Francisco de Borgia, traf am 28. November zu Saragoſſa ein und eröffnete Conferenzen mit den Deputirten des Landes. Da der Vicekönig, Don Jaime Ximeno, Biſchof von Teruel, bei Ausbruch des Krieges in ſein Bisthum zurückgekehrt war, ſo war ſeine Stelle anderweit zu beſetzen, und der König wählte, am 6. December, ein Mitglied des aragoneſiſchen hohen Adels zu dieſer Würde, den Grafen Morata, der zwar in der letzten Zeit die Sache des Königs mit Eifer ergriffen, am 24. Mai aber ſich den Volkswünſchen günſtig gezeigt gehabt hatte. Seine Ernennung wurde als ein Pfand der Verſöhnung betrachtet und beruhigte einen Theil von denen, welche Saragoſſa verlaſſen hatten, ſodaß nicht Wenige zurückkehrten. Die Deputirten hielten noch immer mit Starrheit an ihren alten Rechten, ohne vollſtändig zu erkennen, wie weſentlich der erhobene und erfolgloſe Widerſtand die Sachlage geändert. Statt in Unterhandlungen einzutreten, bei denen ſie verſuchen konnten, wenigſtens ſoviel als möglich zu retten, erklärten ſie, nicht berathen zu können, ſolange fremde Truppen im Königreiche wären. Da ſie aber gleichwol fühlten, daß ſie ohne Macht ſeien und von der Gnade des Königs abhingen, wendeten ſie ſich (12. Dec.), in einem ſehr demüthigen Schreiben, an den Prinzen von Aſturien, um ihn zum Vermittler zwiſchen ihnen und dem Könige zu gewinnen. Sie beſchworen ihn, im Namen des ganzen Königreiches, das in die Fehltritte einer ſehr kleinen Zahl verwickelt worden, ihnen die Gnade des Königs wiederzuverſchaffen, und ſchloſſen mit den Worten: „Wir legen unſere Rettung in Ihre Hände und beſchwören Ew. Hoheit, es nicht zu verſchmähen, dieſes neue Anrecht an uns zu erwerben. Wir werden Ihnen künftig durch die Gnade gehören, wie wir Ihnen bereits durch das Recht und die Natur gehören. Möge unſer Herr die erlauchteſte Perſon Ew. Hoheit ſchützen, wie das die Chriſtenheit braucht."

Philipp II. war an ſich nicht geneigt, ſich von ſeinem Thronfolger beeinfluſſen zu laſſen, und die demüthige Sprache der Aragoneſen ermuthigte ihn mehr zu ſeinem Vorhaben, als daß ſie ihn gerührt und erweicht hätte. Er hatte nun die Ueberzeugung erlangt, daß die Aragoneſen ihm keinen Widerſtand leiſten würden, den er irgend zu fürchten brauche, und nun ließ er plötzlich die

Maſke fallen, und es begann eine Reihe von Blutthaten, denen man nur die Abſicht zuſchreiben kann, die Aragoneſen dergeſtalt einzuſchüchtern, daß ſie ſich willenlos dem Könige hingäben. Am 18. Dec. kam ein neuer Commiſſar des Königs zu Saragoſſa an, Don Gomez Velasquez, Stallmeiſter deſſelben Prinzen von Aſturien, deſſen Vermittelung die Aragoneſen angerufen. Schon am Morgen nach ſeiner Ankunft wurden der Herzog von Villa-Hermoſa, der von den alten Königen des Landes ſtammte, der Graf Aranda und der Großrichter Don Juan de la Nuza zu ihm berufen und ſogleich bei ihm feſtgehalten. Das erſte Opfer ward der Großrichter, ſo nachgiebig derſelbe ſich auch gegen die Wünſche des Königs gezeigt hatte. Aber es ſollte in ſeiner Perſon die Unabhängigkeit Aragoniens und ſein Widerſtandsrecht getroffen werden. Sowie er verhaftet worden, kündigte man ihm an, daß er ſich zum Tode vorzubereiten habe. „Und wer iſt der Richter", frug er beſtürzt, „der das Urtheil gefällt hat?" „Der König," erwiderte man. Als er das Urtheil zu ſehen verlangte, zeigte man ihm einige eigenhändige Zeilen Philipp's II., folgenden Inhalts: „Ihr werdet Don Juan de La Nuza, Großrichter von Aragonien, feſtnehmen, und Ihr werdet ihm den Kopf abſchlagen laſſen. Ich will ſeinen Tod gleichzeitig wie ſeine Verhaftung erfahren." Konnte ein orientaliſcher Despot willkürlicher verfügen? Vergebens berief ſich der Unglückliche darauf, daß niemand ihn richten oder verurtheilen könne, als die ganzen Cortes, der König und das Land. Er wurde ins Gefängniß gebracht und den Tröſtungen der Jeſuiten überlaſſen. In der folgenden Nacht wurde ein Schaffot auf dem Marktplatz aufgeſchlagen, und am nächſten Morgen beſtieg es der letzte der unabhängigen Großrichter Aragoniens, ſchwarz gekleidet, mit Feſſeln an den Füßen. Nachdem er kniend ſein Gebet verrichtet, ſchlug ihm der Scharfrichter, in Gegenwart ſeiner beſtürzten Landsleute, den Kopf ab. Unter dem Schaffot war folgende Schrift angebracht:

„So iſt die Gerechtigkeit, welche der König, unſer Herr, dieſem Edelmann widerfahren zu laſſen befiehlt, weil er Verräther geweſen, die Waffen gegen Se. Majeſtät, ſeinen König und angeborenen Herrn, ergriffen, mit Banner, Fahnen und Kriegsgezeug gegen ihn marſchirt iſt, und, unter dem Vorwande einer angeblichen Freiheit, dieſe Stadt und die andern Städte dieſes Königreiches und der benachbarten Königreiche in Unruhe und Aufſtand gebracht hat. Er befiehlt, ihm den Kopf abzuſchlagen, ſein Vermögen zu confiſciren, ſeine Häuſer und ſeine Schlöſſer zu ſchleifen, und verurtheilt ihn noch weiter zu allen gegen ſeines Gleichen verhängten Strafen.“

Seit 141 Jahren, ſeit der König Alfonſo V. 1450 Ferrer de la Nuza mit dem Amte beliehen, war die Würde des Großrichters von derſelben Familie bekleidet worden, deren Sprößling jetzt die Unverträglichkeit ſeiner Stellung mit den veränderten Verhältniſſen und ſeine eigene Schwäche und Halbheit durch den Tod büßte. Perez ſagte darüber: „Mit ihm wurde die Gerechtigkeit zum Tode verurtheilt und hingerichtet.“ Aber bei ſeiner Hinrichtung blieb man nicht ſtehen. Der Herzog von Villa-Hermoſa, der weder bei dem Aufſtande am 24. Mai, noch bei dem am 29. September betheiligt geweſen, am letzteren Tage ſich vielmehr eifrig für die Sache des Königs gezeigt, wohl aber, nach ſeiner verfaſſungsmäßigen Pflicht, an dem Widerſtandsverſuche theilgenommen hatte, wie die berechtigten Autoritäten den Widerſtand proclamirt hatten, wurde, unter neuer Verletzung der Fueros, nach Caſtilien gebracht und zu Burgos enthauptet. Der Graf von Aranda, der nach Alaejos geſchafft worden war, entging dem Schaffot nur durch den Tod im Gefängniß. Die Barone von Barbolis und von Purroy, aus den edeln Häuſern Heredia und Luna, wurden zu Saragoſſa enthauptet. Weiter verurtheilte der mit dieſer Spottjuſtiz beauftragte mailändiſche Senator Dr. Lanzi zum Tode: Don Martin de La Nuza, Baron von Bieſcas, dem es jedoch gelang, nach Frankreich zu entkommen, Don Miguel Gurrea, einen Vetter des Herzogs von Villa-Hermoſa, Don Martin de Bolea, Baron von Sietamo, Don Antonio Feriz de Lizana, Don Juan d'Aragon, Schwager des Grafen Caſtago, Franciſco Ayerbe, Dioniſio Perez de San Juan, mehrere andere Edelleute, viele Arbeiter und Handwerker, und ſelbſt den Scharfrichter Juan de Miguel, der von ſeinem Gehilfen gehenkt wurde. Die Güter der Gerichteten wurden, wider die Verfaſſung, confiſcirt, ihre Schlöſſer und Häuſer bis zum Boden geſchleift. Dann erfolgte eine ſogenannte Amneſtie (24. Dec. 1592), die aber durch ihre zahlreichen Ausnahmen einer Proſcription glich. In dieſem Erlaſſe wurden, nach einem ſalbungsvollen, heuchleriſchen Eingange, der von der großen Güte und Milde des Königs und von allen den Gründen handelte, aus denen er ſich bewegen laſſen, Gnade für Recht zu üben, und darunter ſelbſt auf das Beiſpiel des Herrn hinzuweiſen ſich nicht entblödete, von der Amneſtie ausgenommen: alle Geiſtliche und Mönche, die an den Unruhen theilgenommen, wofür ſie unter die Zucht der Inquiſition kommen ſollten; alle Rechtsgelehrte, welche erklärt hätten, daß man berechtigt ſei, die caſtiliſche Armee zurückzutreiben; alle Hauptleute, die an der Spitze ihrer Compagnien zur Bekämpfung derſelben ausgerückt wären; alle Fähnriche, die das Banner gegen ſie getragen, und außerdem 119 Perſonen, unter denen ſich Antonio Perez, Don Juan de Torrellas Bardari, Schwiegerſohn des Grafen Saſtago, Don Pedro de Bolea, Vetter des Grafen Fuentes, Don Felipe de Caſtor-Cervellon, aus dem Hauſe der Grafen von Boil, Don Pedro de Seſe, Don Juan de Moncayo, Don Luis de Urrea, Don Juan Coscon, Don Manuel Lope, Don Juan Aguſtin, Don Denis de Eguaras, Gil de Meſa und viele andere Edelleute, Geiſtliche, Notare, Procuratoren, Advocaten, Kaufleute, Handwerker und Arbeiter befanden. Den Meiſten glückte es jedoch, aus dem Königreiche zu entkommen, in das ſie wenigſtens bei Philipp's II. Lebzeiten zurückzukehren nicht wagen durften.

Die blutige Härte dieſer königlichen Willkür war zuletzt doch nur etwas Vorübergehendes, und hörte auf, wie der politiſche Zweck erreicht war, zu dem man ſie für nöthig gehalten. Nun aber erhob ſich zu dauerndem Drucke die heuchleriſche Grauſamkeit der Inquiſition, in jetzt unbedingter Sicherheit und mit verſchärfter Strenge waltend. In dem Perſonal trat eine Veränderung ein. Molina de Medrano wurde nach Madrid berufen, um dort den Lohn ſeines Eifers zu empfangen. Hurtado Mendoza und Morejon wurden von Saragoſſa entfernt, der erſtere, weil er zu mild erſchienen, der letztere, weil man ihn wol gar in Verdacht hatte, dem Perez günſtig geſinnt zu ſein. An ihre Stelle traten die Licentiaten Pedro de Zamora und Velarde de la Concha und die Doctoren Moriz de Salazar und Pedro Reves, deren Ergebenheit ſo unbegrenzt war, wie ihre Härte. Sie luden 374 Perſonen vor ihr Tribunal, in deſſen Klauen ſie jedoch nur 123 zu bringen vermochten, da die übrigen entweder ſchon von Dr. Lanzi beſorgt worden waren, oder die Flucht ergriffen hatten. Von den Gefangenen verurtheilten ſie 79 zum Tode, und ſprachen gegen mehrere andere ſchimpfliche Strafen aus. Perez ſtand an der Spitze der Verurtheilten, nachdem die Inquiſitoren über ſeinen Glauben, ſeine Sitten, ſeine Handlungen, ſeine Plane, ſelbſt über ſeine Herkunft Unterſuchungen angeſtellt und Zeugen abgehört hatten. Wie viele Zeugen mögen es gewagt haben, vor der Inquiſition etwas anderes auszuſagen, als die Inquiſitoren wiſſen wollten? Um dem Perez einen in Spanien ſehr empfindlichen Makel anzuhängen und ſeine Ketzerei dadurch wahrſcheinlicher zu machen, daß man ihm einen erblichen Hang zu ſolcher zuſchrieb, ſuchte der Fiscal der Inquiſition zu beweiſen, daß er der Urenkel eines bekehrten und wieder abtrünnig gewordenen Juden Antonio Perez de Hariza ſei, der zu Calatayud mit ſeinem Bruder verbrannt worden, und verwarf die entgegenſtehenden genauen und glaubwürdigen, ſpäter durch authentiſche Urkunden außer Zweifel geſetzten Angaben, welche ſeine adelige Abkunft erhärteten.[1] Das am 7. Sept. 1592 gefällte Urtheil wurde am 13. Oct. von dem oberſten Inquiſitionsgericht zu Madrid beſtätigt. Nachdem ausführlich die von Perez in Aragonien erregten Unruhen, die ihm als Staatsſecretär zur Laſt gelegten Pflichtwidrigkeiten, ſeine als blasphemirend und ungebührlich betrachteten Reden aufgezählt, ihm die Abſicht, die Inquiſition zu vernichten — eine Abſicht, die, wenn er ſie gehabt hat, höchſt löblich geweſen wäre —, ſowie die, eine Armee von Lutheranern nach Aragonien kommen zu laſſen, beigemeſſen, ſeine Schritte einer Hinneigung zu Heinrich IV., der nur als

---

[1] Llorente, Histoire critique de l'inquisition, III, 347—351, 367—369.

M. de Vendome bezeichnet wurde, zugeſchrieben, er widernatürlichen Verbrechens bezüchtigt und zuletzt noch verſichert worden, daß er in Frankreich wie ein Ketzer lebe und an dem Gottesdienſte der Hugenotten theilnehme, verurtheilten ihn die Inquiſitoren zum Feuertode, den er — zum Glück für ihn nur in effigie beſtehen ſollte. Schlimmer, daß ſeine Kinder und deren Mannsſtamm für unfähig erklärt wurden, irgendwelche kirchliche oder weltliche Aemter zu bekleiden. Auch ſollten ſie kein Gold, Silber, keine Perlen, Edelſteine oder Korallen, keine Seide, keinen Camelot, kein feines Tuch tragen dürfen u. ſ. w. Am 20. Oct. wurden die 79 Schlachtopfer jener Miſchung von Aberwitz, teufliſcher Liſt und Bosheit, die ſich in keiner politiſchen Form ſo grell findet, wie in der hierarchiſchen[1]), in einem von früh acht Uhr bis Abends um neun währenden Autodafé verbrannt, welchem wol viele derſelben Saragoſſaner mit regem Antheil zugeſchaut haben mögen, welche vorher den Kämpfern gegen die Inquiſition ihren Beifall zugerufen. Das Bild des Perez figurirte, als lächerliche Beigabe, in dem ſchaurigen Zuge, mit der Mütze des Verurtheilten und einem mit Flammen eingefaßten Sanbenito bekleidet, worauf die Inſchrift ſtand: „Antonio Perez, Exſecretär des Königs unſers Herrn, gebürtig aus Moreal d'Ariza und wohnhaft zu Saragoſſa, überführter, flüchtiger und rückfälliger Ketzer“, und das Verbrennen deſſelben machte den Beſchluß der, wie ſo vieles in dieſen Dingen, auf tiefe geiſtige und ſittliche Beſchränktheit berechneten Scene.

---

[1]) Die ausgebildete, auf Herrſchaft berechnete Hierarchie iſt weſentlich politiſcher Natur und behandelt die Religion nur als Werkzeug, wenngleich auch von ihren Beförderern zum Theil gelten mag: daß ſie ſelbſt nicht wiſſen, was ſie thun und wie ſchwer ſie freveln.

Nachdem die unternehmendſten Führer und viele Theilnehmer der Bewegung geſchlachtet, verbrannt oder entflohen waren, und die fortdauernde offene Gewalt und mehr noch jene finſtere, geheime Greuelmacht dumpfe Entmuthigung über das Volk verbreitet hatten, führte der König den Plan aus, auf welchen dies alles berechnet geweſen. Er berief die Cortes nach Tarragona, wo er aber, dem Gebrauch zuwider, nicht ſelbſt den Vorſitz führte, ſondern ſich durch den Erzbiſchof von Saragoſſa, Bobadilla, vertreten ließ. Hier wurden alle die Aenderungen an den Fueros, die er verlangte, bewilligt. Er erhielt das Recht, den Großrichter zu entlaſſen, Caſtilier zu Vicekönigen zu ernennen, neun Richter zu bezeichnen, von denen die Cortes, die bis dahin alle gewählt hatten, nur einen zurückweiſen konnten. Der Großrichter wurde ein gewöhnlicher, königlicher Beamter. Daß das abſolute Veto der einzelnen Mitglieder der Cortes abgeſchafft wurde, mochte ganz gut ſein, und zu verwundern war, daß man es bei Einführung neuer Steuern beſtehen ließ. Aljaferia wurde zu einer Citadelle umgeſchaffen und mit Truppen verſehen, welche Saragoſſa in Gehorſam und Furcht halten ſollten. Aragonien war eine gewöhnliche ſpaniſche Provinz und ward damit in den allgemeinen Sumpf des Verfalles hineingezogen.

Perez, der zu dem allen den Anlaß gegeben, war inzwiſchen in leidlicher Sicherheit und bewahrte dieſe, ſollte aber ſein ferneres Leben im Exil, getrennt von den Seinen und von dem Vaterlande, nach dem er ſich ſtets zurückſehnte, in viel vergeblichem Ringen, Mühen und Sorgen verbringen. Nachdem er Saragoſſa verlaſſen, hatte er mehrere Tage und Nächte des Novembers unter Felſen oder in Höhlen zugebracht. Dann hatte er ſich gegen Sallen, an der äußerſten Grenze Aragoniens, gewendet, wo ihn Don Martin de La Ruza in einem alten Schloſſe aufnahm. Alles war in Bewegung, ihn zu ergreifen. Die Inquiſitoren hatten in alle Dörfer entſprechende Befehle geſchickt, und die Soldaten des Vargas durchſtreiften die Berge und marſchirten gegen Sallen. Trotz dieſer äußerſten Gefahr entſchloß ſich Perez ſehr ſchwer, ſein Vaterland zu verlaſſen, und hoffte noch immer auf eine unerwartete günſtige Wendung. Endlich mußte er ſich entſcheiden und ſchickte am 18. Nov. ſeinen Gil de Meſa nach Pau, mit einem Schreiben an die Prinzeſſin Katharina von Bourbon[1]), worin er um den Schutz dieſer Fürſtin bat, der ihm auch in ausgedehnteſter Weiſe zugeſichert ward. Noch ehe er dieſe Antwort erhalten, mußte er ſein Aſyl verlaſſen, da 300 Mann Soldaten in Sallen eingetroffen waren und am Morgen des 24. in dem Schloſſe anlangen ſollten. In der Nacht vorher überſchritt er, von zwei Lacayos begleitet, das Gebirge, wobei der Schnee der Pyrenäen zwar ſeinen Weg erſchwerte, zugleich aber ihm als Schutz gegen die Verfolger diente. Am 26. Nov. kam er in Pau an, wo er von der Prinzeſſin mit einer Herzlichkeit empfangen wurde, an der die Politik ſoviel Antheil hatte, wie das Mitleid.

Philipp II., der hiermit ſeine Rache vereitelt ſah und zugleich den Nachtheil fürchtete, den ihm des Perez Enthüllungen in Europa bringen könnten, verſuchte jetzt, ihn durch Liſt nach Spanien zurückzulocken. Don Martin de La Ruza hatte, nachdem er Sallen verlaſſen und ſich auf franzöſiſches Gebiet begeben hatte, an der Grenze eine Unterredung mit den Führern der Truppe gehabt, welche den Perez verfolgte. Infolge dieſer Unterredung begab er ſich nach Pau, um Perez von ihrer Seite einen Vergleich vorzuſchlagen, zu deſſen treuer Erfüllung ſie ſich in ihrem, des Königs, des Vicekönigs, des Don Alonſo de Vargas und der Inquiſitoren Namen verpflichteten. Perez erklärte, er werde die Vorſchläge gern entgegennehmen, wenn ſie bona fide gemacht wären, und werde ſich ihrem Inhalte gemäß entſcheiden. Don Martin kam zwar nicht wieder; aber am 1. Jan. 1592 ſchrieb Thomas Perez Rueda, der die zweite Flucht des Perez befördert hatte, an dieſen, und ſuchte ihn zu bewegen, ſich, im Intereſſe ſeiner Familie und des Königreichs Aragonien, auf welchem bereits die Hand des Königs zu laſten begann, mit Philipp II. zu verſtändigen. Perez verlangte in ſeiner vom 6. datirten Antwort vor allem vorläufige Bürgſchaften, namentlich Maßregeln der Milde in Betreff ſeiner Kinder und ihrer Mutter. Der Gang der Dinge in Saragoſſa war nicht geeignet, ſein Mistrauen zu beſchwichtigen, und man mußte die Hoffnung aufgeben, ihn herbeizulocken. Man beſchloß nun, ihn in Frankreich zu meucheln. Schon wie er noch in den Pyrenäen war, hatte man zwei wegen Schmuggelei Verurtheilten, Antonio Bardari, Baron de Concas, und Rodrigo de Mur, Baron de Pinilla[1]), Begnadigung verſprochen, wenn ſie den Perez einbrächten. Als er in Frankreich war, verſprach man zuerſt dem Mayorini, der mit Perez entkommen, deſſen Freundſchaft für dieſen aber erkaltet war, Begnadigung und Geld, wenn er den Perez tödte. Mayorini verſchwieg die ihm gemachten Anerbietungen zehn Tage lang; endlich aber ſiegte ſein Gewiſſen und er entdeckte ſie ſeinem alten Freunde, in Gegenwart des Don Martin de La Nuza. Man wendete ſich nun mit denſelben Verſprechungen an jenen Gaspard Burces, der einen ſo weſentlichen Theil an der Gefangennehmung und Ermordung des Marquis von Almenara gehabt hatte. Dieſes Complot, das, wie das erſte, durch einen navarreſiſchen Adeligen vermittelt worden war, wurde entdeckt und Burces zum Tode verurtheilt, jedoch auf Perez' eigene Verwendung begnadigt. Hierauf verſuchte man es mit einer ſchönen, galanten und vornehmen bearner Dame, einer kühnen Jägerin und Reiterin, der man 10000 Thlr. und ſechs ſpaniſche Pferde anbot, wenn ſie nach Pau komme, ein Verſtändniß mit Perez anknüpfe, ihn zu ſich einlade und ihn da eines ſchönen Abends ausliefere, oder auf einer Jagdpartie entführen laſſe. Die Dame kam in der That nach Pau, machte Bekanntſchaft mit Perez und dieſe Bekanntſchaft nahm einen ſehr innigen Charakter an, hatte aber nur die Folge, daß die Dame ſelbſt die ganze Sache dem Perez entdeckte, dem ſie zugleich ihr Haus und ihr Einkommen zur Verfügung ſtellte.

---

[1]) Die Schweſter König Heinrich's IV., geb. 7. Febr. 1558, † 12. Febr. 1604. Sie vermählte ſich 30. Jan. 1599 mit dem Herzog Heinrich von Lothringen (geb. 8. Nov. 1563, † 31. Juli 1624.)

---

[1] Zwei Barone wegen Schmuggelei verurtheilt, das iſt auch charakteriſtiſch für jene Zeit.

Inzwiſchen genügte die enge Bühne zu Pau, abgeſehen davon, daß die Nähe Spaniens ihn hier den Verſuchen ſeiner Feinde beſonders ausſetzte, dem feurigen und ruheloſen Geiſte des Perez nicht. Schon am 9. Dec. 1591 hatte er an Heinrich IV. geſchrieben, der jedoch erſt im Frühjahr 1593 ſeine Schweſter, die Prinzeſſin Katharina, veranlaßte, ihn nach Tours zu bringen. Hier hatte der König mehrere lange Unterredungen mit Perez, die ihn beſtimmten, denſelben, mit einem ſehr empfehlenden Schreiben, an die Königin Eliſabeth von England zu ſchicken, wohin ſich Perez im Sommer 1593 begab und damit Gelegenheit erhielt, im Dienſte der beiden großen Gegner Philipp's II. gegen dieſen zu wirken. In England fand er den Hof in die Parteien Burleigh's und Eſſex' getheilt, während die Königin, wie während ihrer ganzen Regierung, den Parteikampf im Gange, die Parteien ſelbſt im Gleichgewicht zu halten ſuchte, übrigens mit ihrer Neigung dem jüngeren Bewerber, in ihrer Politik dem älteren Rathgeber zugewendet war. Burleigh ſowol als die Königin hielten die Zeitlage für dergeſtalt angethan, daß man recht wohl das gute Einvernehmen mit Frankreich pflegen und dieſes für den gemeinſamen Zweck benutzen könne, ohne nöthig zu haben, ſich ſonderlich dabei anzuſtrengen, während Eſſex die innigſte und thätigſte Verbindung mit Frankreich betrieb. Perez ſchloß ſich natürlich bei ſeiner Ankunft an den letzteren an, mit dem er auch bald in das vertrauteſte Verhältniß kam. Beides mochten verwandte Naturen ſein, ehrgeizig, ruhelos, genußſüchtig, dem blendenden Schein ergeben, gleichgültig in der Wahl der Mittel. Eſſex ſtellte ihn der Königin vor, und verſchaffte ihm von dieſer eine Penſion von 130 Pfund, während ſie freilich ihre Politik nichts weniger als durch ihn beſtimmen ließ, ſondern gerade in jener Zeit die Truppen, die ſie in die Bretagne geſchickt hatte, zurückzog. Er lebte in London als Gaſt des Earls und nahm an deſſen Schwelgereien vollen Antheil. Hier verband er ſich auch mit den Brüdern Franz und Anton Bacon, von denen der Erſtere, durch ſeinen Geiſt unſterblichen Namens geworden, aber leider beſtimmt, durch einige Schwächen des Charakters ſeinen Ruhm zu trüben, ſich, weil Burleigh, obwol ſein Oheim[1]), den talentvollen Neffen, in dem er einen gefährlichen Concurrenten für ſeinen eigenen Sohn fürchtete, nicht förderte, an Eſſex angeſchloſſen hatte. Dieſer nahm ſich auch ſeiner Intereſſen auf das wärmſte an und hatte ihn ſogar mit einem Gute zu Twickenham beſchenkt, mußte aber erleben, daß Bacon, als die Kriſis herankam und als er, nach ſchwachen Verſuchen, Eſſex zu retten, das Verderben ſeines großmüthigen Freundes als unausweichlich erkannt hatte, aus Furcht, in ſeinen Sturz verwickelt zu werden, oder doch den eben durch Eſſex erlangten Fuß bei Hofe zu verlieren, ſich zuletzt als Ankläger gegen ihn gebrauchen ließ und dieſe Aufgabe mit einer Schärfe und Feindſeligkeit erfüllte, für die man leider keine beſſere Entſchuldigung finden kann, als daß Bacon wußte, er gelte für eine Creatur des Eſſex, und fürchtete, die geringſte Schonung, die er demſelben bei Erfüllung ſeines Auftrags beweiſe, könne ihm eben deshalb zur Schuld gerechnet werden. Dieſer Gefahr entging er, verwirkte aber die Achtung aller ehrenhaften Männer, ſelbſt unter den Gegnern des Eſſex.1) — Franz Bacon fand viel Intereſſe an der Unterhaltung mit dem geiſtreichen und vielerfahrenen Spanier und ſchloß ſich eng an ihn an. Es bezeugt aber den Ruf, in welchem Perez im allgemeinen und abgeſehen von der Nachſicht, die ihm die Politik bewies, weil ſie ihn brauchen konnte, bei dem engliſchen Publikum ſtand, daß die Mutter Bacon's über dieſe Bekanntſchaft an ihren älteren Sohn Anton ſchrieb: „Ich bedauere Euern Bruder, ſolange er ſich nicht ſelbſt bedauert, ſondern dieſen blutigen Perez, einen ſtolzen, weltlich geſinn-

---

[1]) Die Gemahlin Burleigh's, Mildred, war die Schweſter der Mutter Bacon's, der Anna Coke. Beide, wie die Lady Katharina

---

Killigrew, waren Töchter des gelehrten Sir Anton Coke und die drei Schweſtern gehörten ſelbſt zu den gelehrten Damen.

1) Siehe über dieſen traurigen Vorgang Macaulay's Eſſay über Bacon.

ten, verſchwenderiſchen Geſellen, deſſen Verkehr mit ihm, wie ich wahrhaftig fürchte, der Herr Gott misbilligt und deshalb Euern Bruder in Ruf ſowol wie in Geſundheit weniger ſegnet, zum Genoſſen in Wagen und Bett hat. Ein Elender wie Er liebt Euern Bruder nicht anders, als weil er ſeinen Credit zu nutzen und auf ſeine Koſten zu leben denkt.“ Möglich freilich, daß auf die beſorgte Mutter der Einfluß ihres ernſten, ſoliden, puritaniſchen Schwagers gewirkt hat, und jedenfalls iſt Bacon durch Perez nicht zu ausſchweifendem Leben verführt worden.

Perez konnte in England zu jener Zeit wenig oder nichts für ſeinen Auftraggeber thun, benutzte aber ſeine Muße, um in ſeinem eigenen Intereſſe eine Schrift zu verfaſſen, die er unter dem Titel Relaziones und dem Namen Raphael Peregrino herausgab, und in der er mit ungemeiner Kunſt den Haß gegen ſeinen Verfolger zu ſchärfen, für ſich ſelbſt aber zu Wohlwollen und Mitleid zu ſtimmen ſuchte, die auch noch in demſelben Jahre (1594) in einer Ueberſetzung in holländiſcher Sprache erſchien. Der Verdruß, welchen Philipp II. über dieſen neuen Angriff empfand, machte ſich in einem abermaligen Mordverſuche Luft. Zwei Irländer empfingen von dem Gouverneur der Niederlande, dem Grafen Fuentes, den behufigen Auftrag, wurden aber zu London feſtgenommen, geſtanden ihre Abſicht und wurden zum Tode verurtheilt und hingerichtet, worauf ihre Köpfe auf ein Stadtthor gepflanzt wurden. Ebenſo wenig gelang es dem König, im Wege der Intrigue ein Mistrauen des engliſchen Hofes gegen Perez zu erzeugen. Bald darauf ward er von Heinrich IV., der inzwiſchen (20. Jan. 1595) den förmlichen Krieg an Philipp II. erklärt hatte, zurückgerufen. Vorher hatte er noch eine Audienz bei der Königin, die ſich ſehr gnädig bezeigte und an die er eine franzöſiſche Denkſchrift mit politiſchen Rathſchlägen richtete, ſich auch zu einer geheimen Correſpondenz anheiſchig machte, die nicht recht mit ſeinen Verpflichtungen gegen Frankreich harmoniren wollte.

In den erſten Tagen des Auguſt zu Dieppe angelangt, wurde er von dem Gouverneur mit großer Auszeichnung empfangen und, unter einer Bedeckung von 50 Reitern, nach Rouen gebracht, wo er ein ſehr gnädiges Schreiben des Königs (d. d. Lyon, 26. Aug.) fand, worin ihm freigeſtellt ward, einſtweilen zu Rouen zu bleiben, wo der Herzog von Montpenſier1) beauftragt ſei, für ihn Sorge zu tragen, oder nach Paris zu kommen, wo der Prinz von Conti, der Herr von Schomberg und die Räthe des Königs auch während der Abweſenheit des letztern ſich ſeiner auf das beſte annehmen würden. Zugleich benachrichtigte der König ihn aber, mit vielem Bedauern, von dem Tode des mit Perez nach Frankreich übergetretenen Don Martin de La Nuza, den, wie es ſcheint, ein beſonderer Unfall hinweggerafft hatte (qui a esté tué par un très-grand malheur). Perez zog es vor, den König zu Paris zu erwarten, wo er den ſchmeichelhafteſten Empfang fand. Man wies ihm ein ſchönes Gebäude, das dem Herzog von Mercoeur2) gehört

---

1) Heinrich von Bourbon, geb. 12. Mai 1573, † 27. Febr. 1608. Seine, mit Henriette Katharina von Joyeuſe (geb. 1585, vermählt 15. Mai 1597, † 25. Febr. 1656 als Gemahlin Karl's von Guiſe) erzeugte Tochter Marie (geb. 15. Oct. 1605, † 4. Juni 1627) ward 6. Aug. 1626 die erſte Gemahlin Gaſton's von Orleans, die Mutter der durch ihr Verhältniß mit dem Grafen Lauzun bekannten Mademoiſelle de Montpenſier.

2) Philipp Emanuel, aus dem Hauſe Lothringen, geb. 9. Sept. 1558, † 19. Febr. 1602. Von Marie von Luxemburg, der Erbin von Penthièvre, mit der er ſich am 12. Juli 1579 vermählt hatte und die 1623 †, hinterließ er eine Tochter Francisca (geb. 1592, † 18. Sept. 1669), die dem Cäſar von Vendome zu Theil ward.

hatte, zur Wohnung an, und gab ihm zwei Soldaten bei, welche Tag und Nacht über ſeine Sicherheit wachen ſollten. Solche Vorſichtsmaßregeln ſchienen auch nöthig, denn es war eben wieder ein Complot gegen Perez entdeckt worden. Von Spanien aus waren der Staatsſecretär Villeroi (Bd. IV, S. 470) und der Marſchall de La Force (Bd. IV, S. 238 fg.) benachrichtigt worden, daß derſelbe Schmugglerbaron von Pinilla, der dem Perez ſchon in den Pyrenäen nachgeſtellt hatte, mit zwei Begleitern, deren einer ein als Laie verkleideter biscayiſcher Mönch war, auf dem Wege ſeien, um Perez zu tödten. In der That wurde Pinilla, der bereits 600 Dukaten zur Ausführung dieſes Streiches erhalten hatte, mit einem ſeiner Mordgehilfen in Paris ergriffen. Dem Mönch gelang es zu entkommen. Man fand bei Pinilla zwei Piſtolen, deren jede mit zwei Kugeln geladen war. Er hatte alle Anſtalten getroffen, um nach verrichteter That die Flucht ergreifen zu können. Auf der Folter geſtand er alles — was freilich kein Beweis war, wenn nicht anderweite ausreichende Momente dazugekommen ſind — und wurde einige Monate ſpäter (19. Jan. 1596) auf dem Grèveplatze hingerichtet.

Heinrich IV. war inzwiſchen in Paris angelangt, wo er vielfach mit Perez conferirte. Es waren weſentliche Veränderungen in den politiſchen Stellungen eingetreten. Philipp II. hatte die Hoffnung aufgeben müſſen, den Bourbon von dem franzöſiſchen Throne zu verdrängen, ſtellte ſich nun aber die einfachere Aufgabe, Frankreich zu bekämpfen, um es zu ſchwächen und Eroberungen über daſſelbe zu machen. Während der Bürgerkrieg ſich zu Ende neigte, ein Bezirk, ein Großer nach dem andern ſich unterwarf, griffen die Spanier die Picardie von den Niederlanden und Burgund von der Freigrafſchaft aus an, und wenn auch Heinrich IV. bei Fontaine-Françaiſe (5. Juni 1595) den Connetable Velasco ſchlug, ſo fiel doch in der Picardie ein Platz nach dem andern in die Hände des Grafen Fuentes. Unter dieſen Umſtänden war dem König ſehr viel an wirkſamer Unterſtützung durch die Königin Eliſabeth gelegen, die ſich aber, ungeachtet die Fortſchritte der Spanier in Frankreich ſie auch beunruhigten, fortwährend karg erwies. In der That war ihr ein Erſtarken Frankreichs kaum weniger ungenehm, wie eine Uebermacht Spaniens, und ſeit Heinrich IV. zur römiſchen Kirche zurückgekehrt war, verlor ihr Bündniß mit ihm den proteſtantiſchen Nimbus. Vergebens ſchickte der König den Requêtenmeiſter Chevalier nach London und bat um 4000 Mann Fußvolk, die die Stadt Paris bezahlen wolle. Die Königin erklärte ſich nur bereit, Calais, Dieppe, Boulogne und andere Küſtenplätze zu beſetzen, nicht aber Truppen geradezu zur Verfügung des Königs zu ſtellen. In dieſer Sachlage richtete Eſſex an Perez ein charakteriſtiſches, wohlberechnetes, mit einem wichtigen avis au lecteur verſehenes lateiniſches Schreiben, worin es hieß: „Wir ſind in Sorge über die franzöſiſchen Angelegenheiten, wir, die Sie in allen Dingen ſo läſſig kennen. Wenn Ihr, Ihr in Frankreich ſage ich, uns kenntet, ſo würdet Ihr die Geſchäfte nicht ſo mit uns verhandeln, wie Ihr thut. Ja, wenn Ihr die menſchliche Natur erwöget, ſo würdet Ihr uns nicht ſo nichtige Geſandtſchaften ſchicken. Denn was bewegt die Menſchen, als Begierde und Schrecken? Mögen Freigebige Wohlthaten ſpenden, bei uns iſt alles käuflich. Jene ahmen Gott nach, wir die Wucherer. Wir verſtehen es, den demüthig Bittenden beſtändig abzuſchlagen. Selbſt Juno [1]) iſt, nachdem ſie oftmals umſonſt um Hülfe gefleht, endlich in den Ausruf ausgebrochen: Flectere si nequeo superos, Acheronta movebo, auf jenen ſpaniſchen Pluto anſpielend, der den Namen von ſeinen Schätzen hat! Doch ſchweige, Feder, und ſchweige, Antonio, denn ich ſcheine die Dichter zu viel geleſen zu haben.“

---

[1] Mit dieſem Namen bezeichneten die Freunde die Königin Eliſabeth.

Heinrich IV. verſtand den Wink, der in jenem Ausruf der Juno gegeben war. Er ließ der Königin durch ſeinen ordentlichen Geſandten bei ihr, de La Fontaine, erklären: wenn ſie ihn verließe, ſo werde ſie ihn nöthigen, mit denen zu unterhandeln, die ihren gemeinſamen Ruin bezweckt hätten. In beſonderer Miſſion ſchickte er ihr den de Lomenie[1], um ihr anzuzeigen, daß der Papſt ihm durch eigens zugeſendete Cardinäle einen ehrenvollen Frieden mit Spanien vorgeſchlagen habe, und daß er verhindert ſein würde, dieſen abzulehnen, wenn die Königin ihn nicht zu Fortſetzung des Krieges unterſtütze. Das alles jedoch beunruhigte und verdroß zwar die Königin, machte ſie aber nur noch zäher, als ſie geweſen war. Sie zählte in einer oſtenſiblen Depeſche alle die Dienſte auf, die ſie dem König geleiſtet, entſchuldigte ihre derzeitige Unthätigkeit mit der Nothwendigkeit, für ihre eigene Sicherheit in England zu ſorgen, das von den Spaniern und von einem iriſchen Aufſtande bedroht ſei, erklärte, daß ſie nicht glauben könne, der König werde einen Separatfrieden ſchließen, fügte aber hinzu: wenn dies doch geſchähe, ſo werde ſie ſich Gott anheimſtellen, der ſie zu ſchützen wiſſen werde. Jede weitere Hülfe, als die ſchon angebotene, ſchlug ſie ab. Als jedoch nun der König kurzweg erklärte: er ſei außer Stande, die Laſt des Krieges allein zu tragen, und wenn er genöthigt ſein ſollte, einen andern Weg einzuſchlagen, ſo werde die Schuld nicht an ihm liegen, und die Königin werde, für alle Entſchuldigungen und Rechtfertigungen, ſpäter nur Urſache zur Sorge haben, wurde die Königin doch bedenklich und ſchickte, gegen Ende December 1595, den Sir Henry Unton an den König. Es war dies allerdings eine dem König angenehme Perſönlichkeit, da Unton in deſſen Dienſte gekämpft und an ſeiner Seite verwundet worden war. Er war aber ein ergebener Anhänger des Eſſer. Während er von der Königin beauftragt war, die wahren Geſinnungen des franzöſiſchen Cabinets zu erkunden, damit man, falls der König ernſtlich an einen Frieden mit Spanien denke, ihn durch das Anerbieten kräftigen Beiſtandes davon abbringen, falls er aber blos drohe, die Sachen laſſen könne, wie ſie ſtänden, war er von Eſſer angewieſen, dem König zu erklären: daß er Ernſt machen müſſe, wenn er das engliſche Cabinet aus ſeiner Lethargie erwecken wolle. Der König müſſe die Mittel vorlegen, die ihm zu einer Unterhandlung zu Gebote ſtänden. Er müſſe ſagen: es thue ihm leid, daß England ihn nicht unterſtützen könne, und noch mehr, daß er nicht ohne dieſes Krieg führen könne. Er müſſe ſich verletzt zeigen, daß Unton nichts als Worte bringe, und ſich ſtellen, als nähme er deſſen Sendung wie einen Hohn auf. Er müſſe ſich öffentlich kalt und misvergnügt gegen ihn bezeigen, ohne ihn jedoch ungnädig zu behandeln, ſondern zu erkennen geben, daß er ihm perſönlich, nicht aber als Geſandter, willkommen ſei. Kurz, er müſſe ſich ſo halten, daß Unton donnernde Briefe nach England ſchicken könne. Gleichzeitig beauftragte er Perez, ihm zu ſchreiben: Die Sendung Unton's habe die Sache ſchlimmer gemacht, als je, und er fürchte, daß man nicht mehr Zeit haben werde, eine neue Sendung und Unterhandlung zu verſuchen, weil der König inzwiſchen zu weit gehe, um wieder zurückgebracht werden zu können. Alles geſchah ſo, wie Eſſer es vorgezeichnet. Der König ſpielte ſeine Rolle um ſo ſicherer, als er ſich eigentlich dabei gar nicht ſonderlich zu verſtellen brauchte, und Unton und Perez ſchrieben ganz in dem vorgeſchriebenen Sinne, wie denn Unton blos zu berichten brauchte, was er ſah und hörte, um demſelben zu entſprechen, und Perez ganz mit Eſſer einverſtanden war.

---

[1] Er war navarreſiſcher Staatsſecretär und der Vater des Heinrich Auguſt de Lomenie, Grafen von Brienne, welcher 1643 Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten wurde, und deſſen Sohn, Heinrich Ludwig, 1651, erſt 16 Jahr alt, die Anwartſchaft auf dieſelbe Stelle erhielt, die er, wenn er 25 Jahr alt geworden, in Behinderungsfällen ſeines Vaters verſehen ſollte. Vater und Sohn traten jedoch 3. April 1663 ab, der Vater wegen Alters, da er ſchon 68 Jahr alt war, der Sohn, weil er, aus Betrübniß über den 1662 erfolgten Tod ſeiner Gemahlin, der Henriette le Bouthilier de Chavigny, in eine Gemüthskrankheit verfallen war. Mazarin ſchätzte beide. Ein Nachkomme von ihnen war jener Cardinal und Erzbiſchof von Toulouſe, unweiſen Angedenkens, welcher Ludwig XVI. den Rath gab, die allgemeinen Stände zu berufen, ſich aber vor deren Eröffnung zurückzog.

Perez war übrigens, trotz der Aufmunterung, die für ihn in der Freundſchaft des Eſſer, den Aufmerkſamkeiten und Vertrauensbeweiſen des Königs, dem Antheil, den er an den Angelegenheiten Englands und Frankreichs nahm, liegen mußte, traurig, unruhig, voller Beſorgniſſe und wechſelnder, vielartiger Entwürfe. Seit ſeiner Rückkehr aus England war ihm eine Penſion von 4000 Thlrn. angewieſen worden, und man hatte ihm Hoffnung gemacht, daß er Geheimrath werden und den heiligen Geiſtorden erhalten werde. Indeß die Penſion wurde, in einer Zeit, wo die Finanzen Heinrich's IV. in dem kläglichſten Zuſtande waren, und wo dieſer Fürſt ſelbſt an Rosni ſchrieb, daß ſeine Hemden ganz zerriſſen, ſeine

Wamſe am Elnbogen durchlöchert und ſein Topf oft umgekehrt ſei, nicht immer pünktlich bezahlt, und ſeine Beförderung wollte auch nicht eintreten. Die Verzögerungen machten Perez mistrauiſch. Er hielt ſich für einen Zielpunkt der Feindſchaft der Prinzen des Hauſes Guiſe, weil er in ſeinen Relaziones von ihren mit Don Juan betriebenen Entwürfen geſprochen, des Neides der Hofleute, der Eiferſucht des Staatsſecretärs Villeroi, und ſah ſelbſt ſeinen treuen Gil de Meſa, der ihn aus zwei Gefängniſſen gerettet hatte, und mit ihm ins Exil gegangen war und den Heinrich IV. zu ſeinem Kammerherrn ernannt hatte, für einen Spion an. Nachrichten, die ihm über neue gegen ſein Leben entworfene Plane zukamen, vermehrten ſeine mistrauiſchen Beſorgniſſe. Bald wollte er ſich nach England, bald nach Florenz, oder Venedig, oder Holland zurückziehen. Heinrich IV. ſuchte ihn zu beruhigen und ſagte ihm: „Antonio, Ihr werdet nirgends ſicherer ſein, als bei mir, und ich will nicht, daß Ihr mich verlaßt." Dann aber ſchmetterte ihn wieder eine falſche Nachricht von dem Tode ſeiner Gattin nieder. „Ich habe", ſchrieb er damals an Eſſex, „die Gefährtin meiner Leiden, die Tröſterin meines Kummers, die Hälfte meiner Seele, ja ich ſollte ſagen, die ganze Seele dieſes Leibes verloren. Die andern Frauen ſind die Leiber der Männer; dieſe und ihr ähnliche, falls die Natur dergleichen erzeugen kann, ſind vielmehr die Seele des Leibes der Männer." Er wollte damals in einen geiſtlichen Orden treten, um, wie er ſagte, öfterer unter Gräbern zu ſein, und Heinrich IV. verſprach ihm, in ſeine Gedanken eingehend, die Anwartſchaft auf das Bisthum Bordeaux.

Von ſolcher Traurigkeit gebeugt und täglich mehr verbitterten Weſens werdend, übernahm er im Frühjahr

1596 eine neue Sendung nach England. Der Erzherzog Albrecht1)), jetzt Statthalter der Niederlande und beſtimmt, der Schwiegerſohn Philipp's II. zu werden, hatte im April, mit 50000 Mann, die Belagerung von Calais eröffnet und während England und Frankreich über die Bedingungen, unter denen ſie ſich zur Abwehr dieſes Angriffs verbinden wollten, nicht einig werden konnten, den Platz genommen. Dieſes Ereigniß machte die Königin Eliſabeth denn doch empfänglicher für die franzöſiſchen Wünſche, und Heinrich IV. ſchickte erſt de Sancy2)), dann noch den Herzog von Bouillon3)), welchem Perez beigegeben ward, nach England, um über ein Bündniß zu Schutz und Trutz zu unterhandeln. Perez ſagte beim Scheiden: er wolle die Rolle des Prieſters ſpielen, d. h. nachdem er die Einſegnung dieſer Ehe verrichtet, wolle er das Paar ſich ſelbſt überlaſſen, zuſammen zu leben und ſich zu lieben, und wolle ſich anderswo, wo er

---

1) Der fünfte Sohn Kaiſer Maximilian's II. und der Erzherzogin Maria, geb. 17. Nov. 1559, Cardinal, † 13. Juli 1621. Er vermählte ſich 1. April 1599 mit der Infantin Anna Iſabella Eugenia, die 29. Nov. 1633 †.

2) Nikolaus Harlay de Sancy, urſprünglich ein hugenottiſcher Anhänger Heinrich's, der aber bald nach dem König zur römiſchen Kirche zurückgekehrt war, um, wie er ſagte, die Religion ſeines Fürſten zu theilen, hatte ſich namentlich 1589 durch eine halb diplomatiſche halb militäriſche Miſſion nach der Schweiz und Deutſchland bekannt gemacht. Nach der londoner Miſſion verlor er die Gunſt des Königs, nicht wegen dieſer Miſſion, ſondern wegen dem König mißfälliger Reden über die Herzogin von Beaufort. Er † 17. Oct. 1629.

3) Heinrich de la Tour, Vicomte de Turenne, Erbe des Herzogthums Bouillon durch Teſtament ſeiner erſten, kinderloſen Gemahlin Charlotte († 1594). Aus zweiter Ehe mit Eliſabeth von Naſſau, einer Tochter Wilhelm's von Oranien, ward er der Vater des Herzogs Friedrich Moriz von Bouillon und des berühmten Marſchalls von Turenne. Er ſelbſt † 1623.

ſein Alter unter geringerer Gefahr und Eiferſucht verbringen könne, andern Betrachtungen hingeben.

Der Verlauf auch dieſer Miſſion war nicht geeignet, die trübe Stimmung des ſpaniſchen Flüchtlings zu heben. Es ſchien ihm beſtimmt zu ſein, ſeinen neuen Herren nicht die Dienſte leiſten zu können, die ſie von ihm zu erwarten Urſache hatten. Er war der Geſandtſchaft hauptſächlich wegen ſeiner Vertrautheit mit Eſſer beigegeben worden, und wie er nach London kam, ergab ſich, daß Eſſer nicht zu treffen war, daß er ſich den Franzoſen und Perez gefliſſentlich entzogen und nach Plymouth begeben hatte. Die Sache war: es war Eſſer gelungen, die Königin zu einer gegen die ſpaniſchen Küſten beſtimmten Expedition unter ſeinem Commando zu beſtimmen, er brannte auf dieſe Unternehmung, und er fürchtete, Heinrich IV. möchte verlangen, daß die dazu beſtimmten Truppen lieber in Frankreich verwendet würden. Er beeilte ſich daher, die Ausrüſtung der Flotte zu betreiben, welche ſich bald, aus 150 Segeln[1] beſtehend und mit 14000 Soldaten am Bord, unter Admiral Howard und Eſſer gegen die Küſten Andaluſiens in Bewegung ſetzte. Perez, dem der Earl weder mündlich noch ſchriftlich etwas von ſich hören ließ, war ſehr empfindlich darüber und ſchüttete ſeine Beſchwerden ſo reichlich an Anton Bacon aus, daß dieſer, um ſich, wie er ſeinem Bruder Franz ſchrieb, den ſpaniſchen Exclamationen und ſcheltenden Beſchwerden des Perez zu entziehen und ihn nicht täglich auf die Ehre ſeines theuern Lords loshämmern zu hören, nach Twickenham zurückzog. Allein, verlaſſen, dem Lord Burleigh als Freund des Eſſer verdächtig, bei der Königin angeſchwärzt, nahm Perez keinen Theil an den Unterhandlungen, welche übrigens einen wunderlichen Gang nahmen, zuletzt aber doch zu Abſchließung des Allianzvertrages vom 10. Mai 1596 führten. Wie wenig er nun auch bei dieſem Vertrage geleiſtet hatte, er fand bei ſeiner Rückkehr nach Frankreich doch, daß nicht blos Eſſex fortwährend auf ſeine Freundſchaft Werth legte, ſondern auch der König ihm Gunſt bewahrte. Wie Eſſex von ſeiner Expedition, welche glänzend abgelaufen war, und ohne die übergroße Vorſicht des beigegebenen Kriegsraths noch größere Reſultate hätte haben können, nach England zurückgekehrt war, ſchrieb er (14. Sept.) an Perez einen Brief, der mit den Worten ſchloß: „Antonio, höret nicht auf, mich zu lieben, und beeilt Euch nicht, mich ungehört zu verdammen; wartet die Rechtfertigung des Eſſex ab.“ Eſſex wünſchte, ſich auch ferner des Perez zu bedienen, um Heinrich IV. von einem Frieden mit Spanien abzuhalten. Dies um ſo mehr, als Perez jetzt förmlich in den Dienſt des Königs getreten war, und zwar unter Bedingungen, welche deutlich zeigten, daß Perez ſich nicht wohlfeil zu verkaufen gedachte und daß Heinrich IV. hohen Werth auf ſeine Dienſte legte. Perez ſelbſt hatte ſeine Bedingungen gemacht und dieſelben ſchriftlich in die Hände ſeiner beſonderen Gönner und Freunde, des Marquis de Piſani und des Connetable von Montmorency gelegt (Dec. 1596). Der König hatte nichts gegen den Inhalt, misbilligte aber die Form, die mehr den Charakter eines Vertrags, als den eines Geſuches trug, und ſo ward die Form in der Weiſe geändert, daß Perez (1. Jan. 1597) folgende Bitten ſtellte: 1) den Cardinalshut für ihn, nach dem Tode ſeiner Frau, oder, falls er das nicht erlebe, für ſeinen Sohn Gonzalo; 2) eine auf Bisthümer, Abteien und andere geiſtliche Pfründen begründete Penſion von 12000 Thlrn., mit dem Rechte, ſie ſeinen Kindern abzutreten; 3) bis zur vollſtändigen Anweiſung dieſer Einkünfte die Zahlung ſeiner derzeitigen Penſion von 4000 Thlrn und einer Zulage von 2000; 4) eine Gratification von 2000 Thlrn., um ſich dem ihm verliehenen Range eines königlichen Rathes gemäß auszurüſten; 5) 1 oder 2 Schweizerſoldaten, um über die noch immer von Philipp II. bedrohte Sicherheit ſeiner Perſon zu wachen; 6) im Falle eines Friedens zwiſchen Frankreich und Spanien die Befreiung ſeiner Frau und Kinder und die Rückgabe ſeines Vermögens. Heinrich IV. genehmigte dieſe Bedingungen, welche am 13. Jan. 1597 in ſeinem Namen von dem Staatsſecretär Villeroi unterzeichnet wurden und, auf Perez' Wunſch, am 18. Jan. noch die beſondere Bürgſchaft des Connetable Montmorency[1]) erhielten. Perez gab ſich nun die äußerſte Mühe, das Bündniß zwiſchen England und Frankreich zu erhalten, jeden Gedanken an einen Frieden mit Spanien als unſinnig erſcheinen zu laſſen, und den Bemühungen des päpſtlichen Legaten entgegenzuarbeiten, welcher fortwährend bei Heinrich für den Frieden wirkte und in der gleichen Abſicht den General der Franciscaner, Calatigirone, zu Philipp II. geſchickt hatte, damit die unnatürliche Feindſchaft zwiſchen den großen katholiſchen Monarchien und das Bündniß Frankreichs mit dem Ketzerſtaate einmal ein Ende nehme. Nun, das Ketzerthum der Eliſabeth würde ſie nicht von Heinrich IV. getrennt haben, wenn ſie ſonſt eine Verbündete geweſen wäre, wie dieſer ſie wollte. Eliſabeth aber verfiel ſehr bald wieder in ihre alte Kargheit, that ſo wenig als möglich für Frankreich, und wenn Heinrich IV. darüber klagte, oder auf einen Separatfrieden hinwies, verfiel ſie in Zorn, ward beleidigend 1) und that doch nichts. In der That, die Schwierigkeiten hatten weit mehr auf Seiten Philipp's II., dem es Ernſt war mit ſeiner Feindſchaft, als auf der des franzöſiſchen Königs gelegen, der lediglich den Eingebungen der Politik folgte, und als nun Philipp, durch die Erfolge der Franzoſen, wie durch das Gefühl ſeines nahenden Todes, doch dahingebracht war, ernſtlich den Frieden zu wollen, ward es bald klar, daß der Abſchluß eines Friedens nicht lange auf ſich warten laſſen werde. Bevor jedoch Heinrich IV. ſich auf offene Unterhandlungen, wie ſie zu Anfang des Februars 1598 zu Vervins eröffnet wurden, einließ, ſchickte er im Dec. 1597 Hurault de Maiſſe nach England, um die Königin zur Theilnahme an dieſen Verhandlungen einzuladen. Eliſabeth erwiderte: einem Vergleiche mit einem ſo unwürdigen König 2) würde ſie den Tod vorgezogen haben. Sie ſchickte Sir Robert Cecil, Burleigh's Sohn, nach Frankreich, wohin auch von Seiten der Generalſtaaten Juſtin von Naſſau und Barneveld kamen,

---

[1] Mit Einſchluß von 22 holländiſchen.

---

[1]) Heinrich, zweiter Sohn des berühmten Connetable Anne de Montmorency, früher Baron von Damville, unter welchem Namen er ſich ſchon kriegeriſchen Ruhm erwarb, 1563 Gouverneur von Languedoc, wo er die Hugenotten heftig verfolgte, 1566 Marſchall, 6. Mai 1579 durch den Tod ſeines Bruders, des Marſchalls Franz von Montmorency, Herzog von Montmorency, trat aus Haß gegen die Guiſen auf die Seite der Bourbons, ward 3. Dec. 1593 Connetable, und zog ſich 1612 auf ſeine Güter zurück, wo er 1. April 1614 ſtarb.

---

1) In einem Briefe an den König ſagte ſie: der Unterſchied zwiſchen dem Papſte und ihr beſtehe darin, daß der Papſt den König habe zu ſeinem Unterthan machen wollen, ſie ihn aber zum König gemacht habe. „Erwäget", ſetzte ſie hinzu, „auf welcher Seite der beſſere Theil iſt, und Gott gebe Euch die Gnade, nach dieſer Richtſchnur dieſe Angelegenheit zu leiten."

2) Philipp II. war gemeint.

um einen letzten Verſuch zu machen, den König von der Abſchließung des Friedens abzubringen. Doch dieſer Monarch hatte ſeinen Entſchluß gefaßt. Er und das Land bedurften einiger Ruhe, um ſich von vierzigjährigen inneren und äußeren Kriegen zu erholen, bevor zu neuen Unternehmungen des Machtſtrebens verſchritten ward, zu denen es auch ihm nicht an Ehrgeiz gebrach. Er erkannte an, wie verpflichtet er ſeinen alten Verbündeten für die geleiſteten Dienſte ſei, und verſicherte, es nie an der ihnen ſchuldigen Freundſchaft mangeln laſſen zu wollen, beſeitigte aber innerhalb weniger Monate alle die Händel, die ihm noch zu thun gemacht, brachte den Herzog von Mercoeur zur Unterwerfung, beruhigte die Hugenotten durch das Edict von Nantes (30. April 1598) und ſchloß mit Spanien den Frieden von Vervins (2. Mai 1598).

Sowie es ernſtlich auf dieſen Frieden losging, änderte ſich die Stellung des Perez zu ſeinem Nachtheil. Er hatte fortwährend, durch Vermittelung Staunton's, des pariſer Agenten des Earls von Eſſex, eine geheime Correſpondenz mit England unterhalten, und das war von dem franzöſiſchen Cabinet entdeckt oder geargwohnt und unter den nunmehrigen Umſtänden ſehr übel aufgenommen worden. Heinrich berief ihn nicht mehr zu ſich, hielt ihn entfernt von dem Kreiſe ſeiner Vertrauten und Rathgeber, und ließ ihm ſelbſt Verweiſe geben, daß er nach England über franzöſiſche Angelegenheiten ſchreibe. Perez erklärte dies für eine Verleumdung, leugnete es in einer dem Connetable überſendeten Denkſchrift ausdrücklich ab, bat um Erlaubniß, ſich aus Frankreich zurückzuziehen, ſtellte ſich krank und ließ alle ſeine Mittheilungen und Beſchwerden durch ſeinen Gil de Meſa und den Italiener Marenco an den Connetable, der ihn mit ſchönen Worten tröſtete, an die Prinzeſſin Katharina, die ihm fortdauernd ihre Theilnahme bewahrte, und an den König gelangen, der ſich zwar ſchweigſam verhielt, aber wenigſtens den Schein des Wohlwollens für ihn nicht aufgeben wollte. Immerhin empfand Perez jetzt die Bitterkeiten der Lage eines Dieners, der den Großen, die ihn lange geſchützt und genutzt hatten, nicht mehr brauchbar, oder gar unbequem geworden iſt, und deſſen frühere Dienſte ſie weit weniger im Bewußtſein tragen, als ſeine jetzige Läſtigkeit. Schon gegen Ende des Decembers von 1597 klagte er gegen Staunton über die Veränderlichkeit und die Schwankungen des Königs, die Beweglichkeit ſeiner Rathſchlüſſe, die Unbeſtändigkeit ſeiner Neigungen, den Wechſel ſeiner Entſchlüſſe, und wie er nur darin beharre: alles halb zu thun. Aber ſchon im folgenden Januar, als an den Verhandlungen mit Spanien nicht mehr zu zweifeln war und die franzöſiſchen Bevollmächtigten, die Präſidenten Pompone von Bellièvre und Brulart de Sillery, ſich anſchickten, nach Vervins abzureiſen, hielt es doch Perez ſelbſt für gerathen, den einmal unvermeidlichen Frieden auch für ſich zu nutzen, und erinnerte den König, in angemeſſener Sprache, an die Verſprechungen, die ihm für einen ſolchen Fall gemacht worden. Er ſchlug zugleich vor: da der König von Spanien einen Artikel zu Gunſten des Herzogs von Aumale [1]) vorſchlagen werde, als Gegenconceſſion die Freigebung der Perez'ſchen Familie und die Rückgabe ſeines Vermögens zu verlangen. Es ſoll ihm das auch verſprochen worden ſein, und er ſelbſt verſichert, daß die franzöſiſchen Bevollmächtigten in der That jene Bedingung geſtellt, die ſpaniſchen[1]) aber ſie zurückgewieſen hätten, weil die Fälle zu ungleich ſeien. Der Herzog von Aumale ſei im Exil, weil er an bürgerlichen Wirren theilgenommen, Perez, weil er von der Inquiſition verurtheilt worden. Es findet ſich aber weder in den Inſtructionen der franzöſiſchen Geſandten, noch in ihren Depeſchen, irgend eine Erwähnung des Perez, wol aber die ausdrückliche Anweiſung, die Aufnahme des Herzogs von Aumale und der andern hartnäckigen Liguiſten in den Vertrag abzuſchlagen, da der König ſich zwar vorbehielt, ſie, wenn ſie ſich unterwürfen, zu begnadigen, ſie aber nicht in Kraft eines Vertrags mit einem fremden Monarchen zurückkehren laſſen wollte. Ob mündlich etwas über Perez verhandelt und ob er dabei mit der Aumaleſchen Sache in Verbindung gebracht worden, muß dahingeſtellt bleiben. Möglich, daß das franzöſiſche Cabinet erfahren hatte, Philipp II. ſei in Betreff des Perez unerbittlich, und nun nicht den ganzen Frieden an den Intereſſen eines Einzelnen ſcheitern laſſen wollte. Zwei Jahre ſpäter bekam der franzöſiſche Geſandte in Spanien, der Graf de La Rochepot, allerdings Auftrag, ſich für Perez und ſeine Kinder zu verwenden. Für jetzt blieben die Gattin und die Kinder des Verbannten in den Kerkern ſeines unverſöhnlichen Verfolgers.

---

[1] Karl von Lothringen, Herzog von Aumale, Sohn Claude's von Aumale und der Louiſe de Brezé. Geboren 6. Jan. 1559 (al. 25. Jan. 1555), ſchloß er ſich der Ligue an, vertheidigte Paris gegen Heinrich IV., unterwarf ſich nicht, weil ihm das Gouvernement der Picardie verweigert wurde, und ſtarb, der Letzte ſeiner Linie, im Exil zu Brüſſel, 1618 oder 1631.

---

1) Es waren eigentlich niederländiſche, da der Erzherzog Albrecht, in Vollmacht Philipp's II., die Friedensverhandlungen leitete und die Geſandten: ſeinen Geheimenrath Johann Richardot, den Comthur Johann Baptiſt von Taxis und den Staatsſecretär Ludwig von Werreiken, ernannt hatte.

Doch dieſem ſelbſt war nur noch eine kurze Friſt vergönnt, andern Menſchen wehe oder wohl zu thun. Philipp II. ſtarb, nach langem und peinlichem Siechthum, am 13. Sept. 1598. In einer dem Perez zugeſchriebenen handſchriftlichen Lebensbeſchreibung dieſes Königs wird ſeine letzte Krankheit mit den abſchreckendſten Farben geſchildert und dabei verſichert, daß die gegenwärtigen Schmerzen ihn nicht ſo gequält hätten, wie ſeine Beſorgniſſe vor der abzulegenden Rechenſchaft. Was jedoch weiterhin im einzelnen angeführt wird, zeigt den König gefaßt dem nahen Tode ins Auge ſehend, in den Willen Gottes ergeben. Während erſt behauptet wird: wenn er ſich die Tiefen der göttlichen Gerechtigkeit vergegenwärtigt und der Rechenſchaft gedacht hätte, die er über ſoviel Tage ſeines Lebens, ſoviel Thaten, die er verübt, ſoviel nutzlos vergoſſenes Blut abzulegen habe, ſo hätte er lieber als ein armer Hirte, wie als Monarch der ſpaniſchen Reiche geboren ſein mögen, heißt es bald darauf: „Er ſprach von dem Tode, wie von einem königlichen Einzug in die beſte ſeiner Städte, und von ſeinem Leichenbegängniß, wie er von ſeiner Krönung hätte ſprechen können.“ Als ihm ſchmeichelnde Hoffnungen auf längeres Leben gemacht wurden, ließ er ſich nicht dadurch täuſchen, ſondern ſagte vielmehr, ſeine Ueberzeugung von der Nähe des Todes bekundend: „Gebt dieſes Bild Unſerer Frau der Infantin. Es hat meiner Mutter gehört und ich habe es funfzig Jahr bei mir getragen.“ Auch befahl er, ein hölzernes Crucifix auf ſeine Bruſt zu legen, mit dem der Kaiſer, ſein Herr und Vater, geſtorben ſei. Bei allen Schmerzen beſchränkten ſich ſeine Klagen auf den flehenden Wunſch: „Mögen damit meine Sünden abgekauft ſein!“ und es iſt ſtark zu zweifeln, daß er dabei an ſeine ſchlimmſten

Sünden, an die Ausflüſſe ſeiner Härte, ſeines Ehrgeizes, ſeiner politiſchen Falſchheit gedacht hat, was alles er als Geſchäftsſache, vielleicht als Pflicht und Tugend betrachtet haben mag. Er wird an ſolche Sünden gedacht haben, die ihm ſeine Prieſter als die ſchlimmſten ausmalten, an irgend eine Vernachläſſigung kirchlicher Satzungen, irgend eine ſinnliche Ausſchweifung u. dgl. Seinen Sohn erinnerte er an die Vergänglichkeit menſchlicher Größe und empfahl ihm den Krieg gegen die Ungläubigen und den Frieden mit Frankreich. Als der König, nach Empfang der letzten Oelung, ſein Geſicht nach der Wand gekehrt und zu ſprechen aufgehört hatte, glaubte der Thronfolger, es ſei alles vorüber, und verlangte von Don Chriſtoval de Moura den vergoldeten Schlüſſel des geheimen Cabinets. Dieſer erklärte jedoch, er könne ihn nicht herausgeben, ſolange der König noch lebe, und wie der Prinz ſich hierüber empfindlich zeigte, klagte Don Chriſtoval es dem König. Philipp II. fand das Verlangen allerdings etwas vorzeitig, befahl jedoch, daß Don Chriſtoval demſelben willfahren und den Prinzen um Verzeihung bitten ſolle. Dann entſchlug er ſich aller irdiſchen Gedanken und verſchied, gegen fünf Uhr des Abends, ſanft und ruhig.

Sogleich nach dem Tode Philipp's verbreitete ſich das Gerücht in Europa: er habe auf dem Sterbebette die Freilaſſung der Frau und der Kinder des Perez und die Rückgabe ihres Vermögens verordnet, habe auch ſeinem Sohne empfohlen, ſich mit Perez zu verſtändigen und ihn in Italien zu verwenden, ihn aber niemals nach Spanien zurückkehren, noch ſich in den Niederlanden fixiren zu laſſen. Perez ſelbſt ſchöpfte Hoffnung, um ſo mehr, als er mit dem Günſtling des neuen Königs, Don Francisco Gomez de Sandoval y Rojas, Marquis von Denia, der dann, unter dem Namen des Herzogs von Lerma, die ſpaniſche Monarchie ſo lange[1]) regierte, ſehr freundſchaftliche Beziehungen gehabt hatte. „Von ſeiner Jugend an“, ſchrieb er an einen Freund, „habe ich ihn als einen Mann von trefflichem Weſen, als ſanft und edel gekannt. Während meiner Unfälle und meiner Gefangenſchaften verwünſchten ſeine Verwandten die Urheber meiner Verfolgungen und ſprachen offen gegen die Günſtlinge jener Zeit, die ſich von meinem Vermögen nährten und ſich mit meiner Beute ſchmückten. Sein Vater liebte mich; er gehörte zu der Partei des Ruy-Gomez de Silva, und war dieſem ganz ergeben. Seine Vettern, die Söhne des Don Hernando de Rojas, ſind im älterlichen Hauſe meiner Gattin geboren und erzogen worden, mit meiner Frau und ihren nächſten Freunden aufgewachſen. Er ſelbſt hat mich öffentlich im Gefängniß beſucht und ſich damit dem Zorne des Königs ausgeſetzt.“ — Wußte Perez nicht, wie es mit den Freundſchaften der Großen beſchaffen iſt, und wie vieles ſich durch den Uebergang aus dem Privatſtand auf die Spitze der Macht ändert? Zudem konnte er in ſeiner Entfernung nicht überſehen, welche Rückſichten den neuen Miniſter verhindern konnten, ſo raſch vorzugehen, wie Perez in natürlicher Ungeduld erwartete. Es vergingen ſechs Monate und die Lage des Perez und ſeiner Familie war noch dieſelbe. Erſt als Philipp III. im April 1599 nach Valencia abreiſte, um ſeine junge Gemahlin, die Erzherzogin Margarethe von Oeſterreich[2]), zu empfangen, erſchien ein Notar in der Feſtung, wo Doña Juana Coello mit ihren ſieben Kindern ſchmachtete, und ſagte zu ihr: „Madame, Se. Majeſtät befiehlt, daß Sie frei ſeien. Sie können an den Hof gehen oder wohin ſonſt Sie für gut finden; aber Ihre Kinder müſſen hier bleiben.“ Die würdige Frau wurde durch dieſe wunderſame Botſchaft in große Unſchlüſſigkeit verſetzt. So werth und wichtig ihr die Freiheit ſein mußte, ſo machte es ihr doch großes Bedenken, ihre Kinder (3 Söhne, 4 Töchter), deren älteſtes ein Mädchen von 20 Jahren, Doña Gregoria, war, allein inmitten von Soldaten und Alguazils zu laſſen. Nach heftigen innern Kämpfen entſchloß ſie ſich dennoch dazu, um in den Stand zu kommen, für die Befreiung ihrer Kinder wirken zu können.

---

[1]) Bis 1618, wo er, vorher Cardinal geworden, ſtürzte. Sein Nachfolger war ſein eigner Sohn, der Herzog von Uzeda. Er † 1625.

[2]) Tochter des Erzherzogs Karl und der Marie von Baiern, Schweſter Kaiſer Ferdinand's II. Geb. 25. Dec. 1584, vermählt 18. April 1599, † 3. Oct. 1611.

Sie begab ſich an den Hof und beſuchte zuerſt den Rodrigo Vasquez de Arce, den Perez ſeinen Oberhenker nannte, und der bei ihrem Anblick Thränen[1]) vergoß. Sie hatte die Genugthuung, Zeuge des plötzlichen Sturzes dieſes jetzt 80jährigen Dieners der Rache Philipp's II. zu ſein, der ſo unbarmherzig gegen ihren Gemahl, gegen ſie, gegen ihre Kinder geweſen. Die Präſidentſchaft des Rathes von Caſtilien wurde ihm ohne weiteres entzogen und er erhielt Befehl, den Hof zu verlaſſen und ſich in einer Entfernung von 20 Meilen von Madrid und 10 von Valladolid zu halten. Sein Nachfolger, der Graf von Miranda, durch den Marquis von Denia auf dieſen Poſten befördert, zeigte ſich der verfolgten Familie ſehr geneigt. Die Kinder des Perez verließen das Gefängniß, das ſie ſeit neun Jahren bewohnt hatten und wo das jüngſte von ihnen geboren war. Auch wurde ihnen verſtattet, den Vasquez auf Rückgabe der 20000 Thlr. zu belangen, die er auf eine dem älteſten Sohne des Perez von dem Papſte Gregor XIII. verliehene Pfründe entnommen und zur Bezahlung der Alguazils, welche dieſe Familie zu bewachen hatten, verwendet hatte, während er niemals Mittel gefunden haben ſoll, für die nöthigſten Bedürfniſſe der Bewachten ſelbſt zu ſorgen. Vasquez, der ſeine Ungnade nicht lange überlebte, ſtarb, bevor über dieſe Klage entſchieden war. — Der neue König, der überhaupt milden Weſens war, wurde durch ſeinen Leiter auch zu einer weiter greifenden verſöhnlichen Maßregel beſtimmt, welche nicht den Perez und die Seinen, wol aber ſolche betraf, zu deren Unglück das des Perez der Anlaß geworden. Bald nach Beendigung der Feſtlichkeiten ſeiner zu Valencia gefeierten Vermählung reiſte er nach Saragoſſa, in deſſen Nähe er am 11. September anlangte, das er aber nicht betreten wollte, bevor nicht die aufgepflanzten Köpfe der wegen des Aufſtandes Verurtheilten entfernt worden. An demſelben Abend brachte der Graf Morata die Söhne des Don Diego de Heredia in das Kloſter, wo der König übernachtete, damit ſie dem Marquis von Denia ihre Bitten vortrügen. Der König geſtattete ſogleich, daß die Köpfe der Verurtheilten den Familien überlaſſen, das confiscirte Vermögen dieſen zurückgegeben, die Verdammungsurtheile von den Mauern vertilgt würden, und befahl, die Geächteten zurückzurufen, die noch Gefangenen freizulaſſen, „damit", ſagte er, „keiner ſeiner Unterthanen an dem Tage ſeiner Freude eine Urſache zur Trauer habe." Er wurde dafür bei ſeinem Einzuge in Saragoſſa mit allgemeinen Bezeigungen lebhafter Freude und Dankbarkeit empfangen, und den Cortes kam es nicht bei, als der König die Fueros beſchwor, die Herſtellung derſelben zu ihrem früheren Stand zu beantragen.

---

[1]) Heuchleriſche, ſagt Mignet. Wie die Menſchennatur iſt, wollen wir das nicht ſo unbedingt behaupten.

Alle dieſe Nachrichten erhöhten natürlich die Ungeduld des Perez, dem nach ſeinem Vaterlande, nach ſeiner Familie, dem auch, ungeachtet er in jener Zeit viel Schönes und Wahres gegen das Trügeriſche des Glanzes und Glückes ſchrieb1), nach einer Herſtellung zu Ueberfluß und Macht verlangte. Und doch ſollte es ihm beſchieden ſein, im Exile zu altern und zu ſterben und die letzten Jahre der Verbannung, zum Theil durch eigene Schuld, in weit ungünſtigeren Verhältniſſen zu verbringen, als die erſten. Er fand ſich unbehaglich zu Paris, wo er ſeit dem Frieden von Vervins unnütz und verdächtig geworden war. Seine Penſion wurde nicht pünktlich bezahlt und die ihm verſprochenen Pfründen wurden ihm nicht zugetheilt, überhaupt die ihm bei dem Eintritt in den franzöſiſchen Dienſt gemachten Zuſagen in mehrfachen Punkten nicht gehalten. Vergebens beſtürmte er den Bürgen des Vertrags, den Connetable, mit Briefen, überhäufte ihn mit Schmeicheleien, machte ihm ſelbſt kleine Geſchenke, deren Werth in der feinen Weiſe lag, in der ſie geboten wurden. Die Finanzen Frankreichs ſtanden nicht glänzend; Sully war ein ſparſamer Mann; man gab nur ungern das Geld für einen Fremden, der eigentlich nie etwas geholfen hatte und den man jetzt gar nicht mehr brauchen konnte. Perez brauchte viel und wurde in ſeinen Bedrängniſſen oftmals bitter, zuweilen unklug drohend. Er mußte die Zahlung ſeiner Penſion von Jahr zu Jahr herausſtreiten, ſich dabei Abzüge gefallen laſſen, und ſich bedanken, wenn er etwas von dem erhielt, was man ihm ſchuldig war. Der König bewahrte ihm dabei noch ein gewiſſes nachſichts

---

1) Siehe Mignet, Antonio Perez et Philippe II. (Brüſſel 1845), S. 185 fg.

volles Wohlwollen und half ihm zuweilen. So ſchrieb er einſt an Rosny (Sully): „Mein Freund Antonio Perez iſt bei mir geweſen, um ſich für die 3000 Thlr. zu bedanken, die ich ihm gebe, mir ſeine Zufriedenheit mit der erwieſenen Verbindlichkeit zu bezeigen, und mich zu bitten, daß man auf dem Etat 4000 angeben möge, damit die Spanier, wenn ſie zufällig davon erführen, nicht wüßten, daß er in dieſem Jahr ſchlechter gehalten würde, als in den vorhergehenden. Ich bitte Euch, ihm hierin zu willfahren, um die Eitelkeit dieſes Menſchen zu befriedigen."

In dieſer precären Lage ſehnte er ſich mehr als je nach der Rückkehr ins Vaterland, und kam auf den Gedanken, dieſelbe in England zu verdienen, während er wol beſſer gethan hätte, wenn er den franzöſiſchen Miniſtern vorgeſtellt hätte: daß ſie ihn am anſtändigſten loswerden könnten, wenn ſie ihm in Spanien, wenn nicht unbedingte Herſtellung, doch eine ſolche Entſchädigung auswirkten, mit der er etwa in Italien, oder ſonſt auf unverfänglichem Boden, behaglich leben und ſich mit den Seinigen wiedervereinigen könne. Das war jedenfalls das Höchſte, was er erwarten konnte, aber er war zu gereizt und zu hochfahrend, als daß er auf ſolchen Gedanken hätte kommen ſollen. Die Königin Eliſabeth war todt (24. März 1603); ihr zaghafter Nachfolger Jakob I. ſehnte ſich nach Frieden, und Bevollmächtigte Spaniens, der Graf von Aremberg und Johann von Taris, begaben ſich zur Unterhandlung darüber nach England. Perez hatte fortwährend vertraute Beziehungen zu den engliſchen Geſandten in Paris unterhalten, ohne viel zu fragen, wie das zu ſeinen Verpflichtungen gegen Frankreich paſſe, und hatte ihnen geeignete Mittheilungen gemacht, die ſie ihrem Miniſter berichteten. Er redete jetzt dem derzeitigen Geſandten Thomas Parry ein, daß er bei den Unterhandlungen gute Dienſte würde leiſten können, und Parry ermunterte ihn in der That, nach England zu reiſen, verſprach ihm gute Aufnahme und gab ihm einen Brief an den Staatsſecretär des Aeußern mit. Dieſe Reiſe ſollte ſehr übel für ihn ausſchlagen, und er verdiente das, weil er dabei ohne Rückſicht auf Frankreich, in deſſen Dienſt und Brot er ſtand, ohne ehrliche Abſicht in Betreff Englands, das er benutzen wollte, und lediglich in ſeinem perſönlichen Intereſſe handelte. Seine Abſicht war nämlich, das Vertrauen, das ihm, wie er erwartete, in England geſchenkt werden würde, zu benutzen, um Spanien ſolche Dienſte zu leiſten, durch die er ſich ſeine Herſtellung verdienen könne. Dieſem ſo wenig redlichen und dabei ſo unſichern, von ſo mehrfachen Inſtanzen abhängigen Plane ſchenkte er ſolches Vertrauen, daß er unbeſonnen genug war, auf ſeine franzöſiſche Penſion zu verzichten, ſei es nun, daß er dies in reinem Uebermuthe gethan, oder, was wir lieber glauben möchten, daß er nur unter dieſer Bedingung Frankreich verlaſſen konnte. Der Plan ſcheiterte, wie er verdiente, und wie Heinrich IV., der von Spanien aus über die Abſichten des Perez unterrichtet worden war, vorausgeſagt hatte, nach allen Seiten. Der Staatsſecretär Villeroy ſchrieb ſogleich an den franzöſiſchen Geſandten in England, Chriſtoph de Harlay, Grafen von Beaumont, in zugleich für die Meinung, die er über Perez hegte, bezeichnender Weiſe (18. Jan. 1604): „Nehmen Sie Sich wohl in Acht, daß Antonio Perez, der, wie er uns ſagt, nach dort zurückkehren will, nicht mit ſeinen Schmeicheleien und gewöhnlichen Flatterien die Herzen der Höflinge und der Damen gewinnt, wie er ſich, und daß er bei dieſer Friedensſchlußſache dem

König von Spanien einen ſo ausgezeichneten Dienſt leiſten wird, um die Herſtellung zu den früher beſeſſenen Gütern und Ehren zu verdienen, verſprochen hat. Noch nie habe ich bei irgend jemand ſoviel Eitelkeit und Unklugheit mit ſoviel Uebermuth verbunden angetroffen. Beobachten Sie, was er thut und angibt, und melden Sie es uns, wie alle andere Sachen, auch die geringſten, denn der König findet ſehr großes Vergnügen daran, wie er mir Ihnen zu ſchreiben befohlen hat.“ Nun, dieſe franzöſiſche Depeſche hätte an ſich dem Plane des Perez nicht entgegengeſtanden. Aber es war ſchon ein ſicheres Zeichen, daß derſelbe ſcheitern müſſe, wenn von Spanien aus, wohin Perez von ſeinen Abſichten Nachricht gegeben haben mochte, der franzöſiſche Hof von der das tiefſte Geheimniß bedingenden Intrigue in Kenntniß geſetzt wurde. Es iſt ferner wahrſcheinlich, daß nun auch England — vielleicht durch den franzöſiſchen Geſandten — von der Sache unterrichtet wurde. Wo nicht, ſo betrachtete es den Perez als ein franzöſiſches Werkzeug, das die Friedenshandlung ſtören ſolle. Denn ſobald Jakob I. erfuhr, daß Perez ſich auf den Weg gemacht habe, ſagte er zu dem Grafen Beaumont: er trage kein Verlangen, jenen zu ſehen, und da er wiſſe, wie unangenehm ſeine Anweſenheit dem ſpaniſchen Geſandten ſein würde, der eine ſehr ſchlechte Meinung von ihm habe[1]), ſo habe er ihm Befehl zur Umkehr ertheilen laſſen. In der That hatte Lord Mountjoy, Graf von Devonſhire, dieſen Befehl an Perez übermacht, der ihn zu Boulogne empfing. Perez, der, nachdem er die Brücke hinter ſich abgebrochen, keine Ausſicht mehr hatte, als die in der beabſichtigten Unternehmung lag, ſcheute ſich nicht, den Befehl zu übertreten. Er ſchiffte ſich ein, landete in England und ging bis Canterbury, von wo er, nachdem ihm dort die Weiterreiſe unterſagt worden, dem König den Brief ſeines Geſandten ſchickte und dieſen mit einem Schreiben begleitete, worin er ſich über das gegen ihn beobachtete Verfahren beſchwerte und ſchließlich bat, ihm wenigſtens den Aufenthalt in irgend einem Winkel des Landes zu geſtatten (23. Febr. 1604). Man erſieht daraus zugleich, daß der engliſche Geſandte ihm noch nach Boulogne Geleitsbriefe nachgeſchickt und ihn einem königlichen Courier empfohlen hatte, der ſich auf der Reiſe ſeiner annehmen ſolle. König Jakob aber gerieth in den äußerſten Zorn, raufte ſich den Bart vor Wuth, ſagte: ſein Geſandter zu Paris ſei ein ſeines Amtes unwürdiges Thier, deſſen er ſich nicht mehr bedienen wolle, und erklärte, er würde lieber England ſelbſt verlaſſen, als Perez da dulden. In der That mußte Perez auf das Feſtland zurückkehren, und der Friede kam ohne ihn zu Stande. Die Spanier wußten ihm nicht einmal ſeinen guten Willen Dank und noch zwei Monate nach dem Frieden beſchwerte ſich der Herzog von Lerma gegen den franzöſiſchen Geſandten über den Schutz, welchen Heinrich IV. dem Perez und andern ſpaniſchen Flüchtlingen angedeihen laſſe.

---

[1]) Wir laſſen dahingeſtellt ſein, ob dieſer Grund ein wahrhafter oder ein nur verſtellter war. Der ſpaniſche Hauptgeſandte war der Connetable von Caſtilien, Don Juan de Velasco.

Mehr als Schutz oder Aufenthaltserlaubniß hatte Perez jetzt in der That nicht mehr von Frankreich. Von Paris nach St. Denis übergeſiedelt, bat er jetzt demüthig um Wiedergewährung ſeiner Penſion als Gnade, rief die Großmuth Heinrich's IV. an, ſchickte zu Villeroy ſeinen älteſten Sohn, Don Gonzalo, der, mit ſeinem Bruder Don Raphael, nach Frankreich zu dem Vater gekommen war, nahm vor allem die Fürſprache des

Connetable in Anſpruch. Alles umſonſt; die Penſion ward ihm nicht zurückgegeben. Nun richtete er ſeine letzten Hoffnungen ganz auf Spanien. Er zog nach St. Lazare, um dem ſpaniſchen Geſandten Don Balthazar de Zuniga näher zu ſein. Als derſelbe im Frühjahr 1606 eine Urlaubsreiſe nach Paris machte, beſchwor er ihn, ihm die Gnade auszuwirken, ſein Vaterland wiederſehen und in der Mitte der Seinigen ſterben zu dürfen. Wie er erfuhr, daß der Geſandte nach Paris zurückkehre, hoffte er, wenigſtens eine ſchließliche Entſcheidung zu erlangen, womit er ſich alsdann beruhigen wolle, da dies der letzte Verſuch habe ſein ſollen. Als aber, nachdem Zuniga keine Begnadigung mitgebracht hatte, derſelbe durch Don Pedro de Toledo erſetzt ward, wendete Perez ſich doch wieder auch an dieſen und richtete, auf deſſen Rath, unter dem 9. Auguſt ein unterwürfiges und flehendes Schreiben an den Herzog von Lerma. Drei Monate ſpäter mußte er den Geſandten fragen, ob er noch keine Antwort von dem Herzog habe, oder nicht wenigſtens bald eine ſolche erwarte, da er in der äußerſten Noth ſei, nachdem er die Hülfe aller ſeiner Freunde erſchöpft habe und nicht wiſſe, wo er das tägliche Brot hernehmen ſolle. Mit Recht ruft Mignet aus: „Klägliche Lage eines Mannes, der, nachdem er der begünſtigte Miniſter des mächtigſten Königs in Europa geweſen, nachdem er ein ganzes Land in die Vertheidigung ſeiner Perſon und ſeiner Sache gezogen, nachdem er an dem Vertrauen und den Geſchäften der zwei furchtbarſten Feinde ſeines alten Gebieters theilgenommen, in ſolche Hülfloſigkeit verfallen war und ſeine demüthigſten Bitten durch in Verzweiflung ſetzende Weigerungen zurückgewieſen ſah!“

Seine Dürftigkeit war ohne Zweifel nicht ohne Antheil an ſeinem öftern Wohnungswechſel. Er zog von St. Lazare auf die rue du Temple, von da in die Vorſtadt St. Victor und 1608 in die Nähe des Arſenals, auf die rue de la Cerisaie. Genöthigt, allen andern Zerſtreuungen zu entſagen, ſuchte er ſolche in den Erinnerungen ſeiner Jugend, den Beſchäftigungen ſeines Geiſtes, und ging viel in die Kirche, um bei Gott den Troſt zu ſuchen, den ihm die Menſchen verſagten. Er ſchrieb und betete. Viele ſeiner damals verfaßten Schriften ſind verloren gegangen. Ein für den Herzog von Lerma geſchriebenes Werk unter dem Titel: „Polarſtern der Fürſten, der Vicekönige, der Räthe, der Statthalter, und politiſche Rathſchläge über die öffentliche und private Verwaltung einer Monarchie“, iſt im Manuſcript auf der kaiſerlichen Bibliothek zu Paris noch vorhanden, und ſoll manche Erfahrung eines geweſenen Miniſters, manchen hellen Blick auf praktiſche Zeitfragen, auch liberale Warnungen gegen abſolute Willkür, ſonſt aber nicht viel Bemerkenswerthes enthalten. Die letzten Jahre des Flüchtlings wurden immer trüber und wol könnte man fragen, ob er nicht glücklicher geweſen wäre, wenn er lange vorher dem Haſſe ſeiner Feinde zum Opfer gefallen wäre, ſtatt noch ſoviel Jahre in ſtets getäuſchten Bemühungen, in Verdruß, Sorge und Noth zu verbringen und zuletzt den Becher der Leiden bis zu den Hefen zu leeren; man könnte es fragen, wenn man nicht annehmen müßte, daß eben dieſe Leiden ihn beſſer zum Tode vorbereitet haben, als wenn er mitten in Glück oder Kampf und Thatkraft geſtorben wäre. Die Gebrechen des Alters, durch früheres Uebermaß des Genuſſes und durch ſpätere Widerwärtigkeiten beſchleunigt, brachen über ihn herein. Da die Schwäche ſeiner Beine ihm nicht verſtattete, ſich auch nur in die nahe Kirche zu begeben, ſo hatte er von dem Papſte, der ihn ſchon von den durch ſeinen Verkehr mit Ketzern verwirkten Cenſuren losgeſprochen hatte und ſich — was auch bezeichnend iſt — um das Urtheil der Inquiſition nicht gekümmert zu haben ſcheint, die Erlaubniß erwirkt, eine Betſtube in ſeiner Wohnung zu haben. Wie nach dem Tode Heinrich's IV. (14. Mai 1610) der Herzog von Feria als außerordentlicher Geſandter nach Paris kam, um die beabſichtigte Doppelheirath zu unterhandeln, erkundigte ſich Perez eifrig, ob er ihm nicht das Ende ſeines Exils anzuzeigen habe; allein der Herzog hatte gar keinen Befehl in Betreff des Verbannten. Den letzten Verſuch machte der Unglückliche einige Monate ſpäter, indem er, auf den Rath ſeines Freundes, des Franciscanergenerals, Biſchofs der canariſchen Inſeln und Mitgliedes der Inquiſition, Seſa, von dem oberſten Inquiſitionsgericht freies Geleit verlangte, um ſich vor demſelben zu rechtfertigen. Auch dies war vergeblich.

Einige Monate ſpäter verfiel er in ſeine letzte Krankheit. Der Aragoneſe Don Manuel Lope und andere ſpaniſche Flüchtlinge zu Paris pflegten ihn mit liebevoller Sorgfalt und der Dominicaner André Garin, der nicht von ſeiner Seite wich, ſpendete ihm die kirchlichen Tröſtungen. Als er ſein Ende nahen fühlte, dictirte er noch ſeinem bis zum Tode getreuen Freunde Gil de Meſa eine Erklärung, worin er Gott zum Zeugen nahm, daß er immer als Chriſt und treuer Katholik gelebt habe und als ſolcher ſterbe, ſtets ein treuer Diener und Unterthan ſeines Königs geweſen zu ſein verſicherte, die Schritte aufzählte, die er zu ſeiner Herſtellung gethan, und ſchließlich ſeine Frau und ſeine Kinder der Gnade des Königs empfahl. Er unterſchrieb dieſe Erklärung mit ſchwacher Hand und verſchied einige Stunden darauf, am 3. Nov.

1611, 72 Jahr alt. Er wurde bei den Cöleſtinern beerdigt, wo noch am Ende des 18. Jahrhunderts ſein Epitaphium zu leſen war, worin der ihm bewieſenen beneficentia Heinrich's IV. über Verdienſt gedacht und das odium male auspicatum Philipp's II. erwähnt wurde. Seine ihn überlebende Gattin und ſeine Kinder, von denen nur die älteſte Tochter, Doña Gregoria, einige Jahre früher geſtorben war, bemühten ſich, um ſeines Andenkens und ihrer eigenen Stellung willen, wenigſtens nach ſeinem Tode die Zurücknahme des Urtheils der Inquiſition gegen ihn zu erwirken. Es bedurfte aber faſt vierjähriger ausdauernder Anſtrengungen, des Beiſtandes der mächtigſten Perſonen in Kirche und Staat und der ausdrücklichen Willenserklärung Philipp's III., bevor das Inquiſitionstribunal ſich entſchloß, den Proceß des Perez zu revidiren und das gegen ihn und die Seinen ergangene Erkenntniß aufzuheben, was ſchließlich erſt am 6. Juni 1615 erfolgte.

II. Eduard Fortunat von Baden.

Der Sitte und den Rechtsanſichten des Mittelalters gemäß, ſind auch die alten badiſchen Lande, welche bekanntlich nur einen kleinen Theil des hauptſächlich durch Mediatiſirungen, Subjicirungen und ſonſtige Einverleibungen erwachſenen heutigen Großherzogthums Baden bilden, wiederholt getheilt worden, während es ſich doch immer fügte, daß ſie, auch vor Begründung der Untheilbarkeit und Primogeniturfolge, immer wieder zuſammenkamen. Nachdem in dieſer Weiſe auch der tüchtige, leider zu früh in Körper- und Geiſtesſchwäche verfallende Markgraf[1] Chriſtoph[2] 1503 die Lande glücklich wieder einmal zuſammengebracht hatte, konnte er es doch, obwol er den politiſchen Werth der Untrennbarkeit ſehr wohl erkannte und eine ſolche anſtrebte, nicht über ſich bringen, einem einzelnen ſeiner vier Söhne alle Vortheile des Regimentes allein zuzuweiſen, ſondern begründete, in ſeinem Teſtamente von 1515, eine abermalige Theilung, wenigſtens unter drei derſelben, aus welcher dann, nach längeren Weiterungen, die beiden Linien Baden-Baden und Baden-Durlach hervorgingen, welche bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts nebeneinander beſtanden haben.

---

[1] Der markgräfliche Titel kam nicht von den badiſchen Landen, ſondern von der Mark Verona, welche Berthold I. († 1177) verliehen, ihm aber auch wieder entriſſen worden war.

[2] Sohn des Markgrafen Karl († 24. Febr. 1475) und der Katharina von Oeſterreich. Geb. 13. Nov. 1453, † 29. April 1527, nachdem ſeit 1516 ſeine Söhne die Regierung übernommen hatten, in dem alten Schloß Baden, in das er ſeit 1518 verſchloſſen worden. Seine Gemahlin, Ottilie von Katzenellenbogen († 15. Aug. 1517), die er 19. Dec. 1468 heimgeführt, hatte ihm zehn Söhne und fünf Töchter geboren. Sein älteſter Sohn, Jacob (geb. 6. Juni 1471, † 27. April 1511), ward 1503 Kurfürſt von Trier.

Die Linie zu Baden-Baden, mit der allein wir uns in dieſem Aufſatze zu beſchäftigen haben, wurde durch Chriſtoph's zweiten Sohn, den Markgrafen Bernhard (geb. 7. Oct. 1474, † 29. Juni 1536), begründet, einen Fürſten, der die zu ſeiner Zeit beginnende kirchliche Bewegung begünſtigte, im übrigen aber namentlich durch ſeinen ſtreitſüchtigen Charakter bekannt war. In ſeiner Jugend am kaiſerlichen Hofe erzogen, hatte er den Erzherzog Philipp nach Spanien begleitet, und ſich dann in mannichfachen Streithändeln, beſonders mit ſeinem Bruder Ernſt von Baden-Durlach (geb. 7. Oct. 1482, † 6. Febr. 1553), bewegt. Erſt nicht ganz zwei Jahre vor ſeinem Tode, im 60. Lebensjahr, vermählte er ſich mit Franciska von Luxemburg-Ligne, die ihm die Herrſchaft Roucy und andere Beſitzungen zubrachte, und zwei Söhne gebar, deren älteſter Philibert (geb. 22. Jan. 1536, † wahrſcheinlich 3. Oct. 1569) bei des Vaters Tode kein halbes Jahr gelebt hatte, deren zweiter, Chriſtoph (geb. 26. Febr. 1537, † 2. Aug. 1575) erſt nach dieſem Tode die Welt erblickte. Die Witwe vermählte ſich anderweit mit Adolf von Naſſau-Wiesbaden (geb. 1518, † 5. Jan. 1556), den ſie auch noch um ein Jahrzehend überlebte. Die Kinder kamen unter die Vormundſchaft Pfalzgraf Johann's von Simmern und

Herzog Wilhelm's von Baiern, während auch der Oheim, Markgraf Ernſt, ſich einmiſchte und eine Art Oberherrlichkeit über die Geſammtheit der Lande des badiſchen Hauſes in Anſpruch nahm; ein Streit, der erſt 1582 ſchließlich dahin geſchlichtet wurde, daß die Markgrafſchaft zwar ein gemeinſames, ungetheiltes Ganze bilden, aber in Anſehung des Genuſſes theilbar ſein ſollte. So wurden denn auch gleich die Lande von Baden-Baden anderweit unter die zwei Söhne Bernhard's getheilt, und zwar dergeſtalt, daß Philibert die eigentliche Markgrafſchaft Baden und den ſponheimiſchen Antheil, Chriſtoph die luxemburgiſchen Beſitzungen, Rodemachern, wonach ſich der von ihm begründete Zweig benannte, Uſeldingen, Herſpringen und Püttingen bekam.

Philibert ward am Hofe ſeines Vormundes, des Herzogs Wilhelm von Baiern, erzogen und im 19. Jahre mündig erklärt, worauf er ſich (17. Jan. 1557) mit der Tochter ſeines Erziehers, Mathilde von Baiern (geb. 14. Jan. 1532, † 2. Nov. 1565), vermählte. Streitigkeiten mit Würtemberg und der früh im Kindbett erfolgte[1]) Tod der geliebten Gemahlin verbitterten ihm das Stilleben des Landes und Regimentes, und er ſah ſich auswärts nach jener Zerſtreuung um, welche die Fürſten jener kriegeriſchen Zeiten vornehmlich im Waffengewerbe ſuchten. Er war, trotz ſeines katholiſchen Erziehers und Vormundes, der proteſtantiſchen Sache zugethan geblieben, und wollte 1565 den Hugenotten eine Hülfsſchar zuführen. Von Kaiſer Maximilian II. ernſtlich davon abgemahnt, focht er ſtatt deſſen 1566 ein

---

[1]) Sie hatte am 31. Oct. 1565 einen Knaben geboren, der noch an demſelben Tage wieder verſchied und dem ſie zwei Tage darauf folgte.

Jahr gegen die Türken. Ja 1569 zog er, jedenfalls nicht ſehr parteieifrig geſinnt, dem König Karl IX. von Frankreich zu Hülfe, iſt aber in oder infolge der für den König ſiegreichen Schlacht bei Montcontour umgekommen. Man nimmt nämlich zwar an, daß er in jener Schlacht gefallen ſei. Es ſcheint aber, daß ſein Leichnam nicht gefunden worden iſt, und ſein Waffengenoſſe Heinrich von Stein hat verſichert, daß er ihn lebend von der Wahlſtatt weggebracht, ihn aber den Hugenotten habe überlaſſen müſſen, die ihn auf ein feſtes Schloß an der ſpaniſchen Grenze geſetzt hätten, wo er entweder an ſeinen Wunden geſtorben, oder ſonſt auf unbekannte Weiſe umgekommen ſein ſoll. Daß er von den Hugenotten getödtet worden, glauben wir nicht, da dieſe doch unleugbar mit vergleichsweiſer Mäßigung verfuhren, und er obendrein Proteſtant war. Auch er hinterließ, außer drei Töchtern, deren älteſte jene Jakobäa von Cleve war, deren traurige Schickſale wir Bd. IV, S. 301 fg. beſprochen haben, einen erſt zehnjährigen Sohn, Philipp (geb. 19. Febr. 1559, † 17. Juni 1588), welcher gleichfalls in München, von ſeinem Oheim und Vormund Herzog Albrecht V., erzogen und zwar der katholiſchen Kirche wiedergewonnen ward. Als Markgraf Karl von Baden-Durlach eben auch dieſem Grunde Widerſpruch erhob und die Vormundſchaft für ſich anſprach, erklärte der Kaiſer den dreizehnjährigen Fürſtenknaben für mündig, und der von den Jeſuiten erzogene junge Fürſt ſtellte ſofort in ſeinen Landen die alte Kirche wieder her, bemühte ſich auch, wenngleich vergeblich, die Abtei Schwarzach den Jeſuiten zuzuwenden. Sonſt hat er ſich als Regent durch zwei das Forſt- und Jagdweſen begründende Forſtordnungen, durch Begründung des badiſchen Landrechts und durch Aufhebung der Leibeigenſchaft verdient gemacht, auch den Jeſuiten wenigſtens einen regen Eifer für Wiſſenſchaft zu verdanken gehabt. Sein Hauptfehler beſtand in übertriebener Prachtliebe und Verſchwendungsſucht. Durch einen überflüſſigen Schloßbau, einen überaus glänzenden Hofhalt, wiederholte koſtſpielige Reiſen nach Frankreich, Italien und den Niederlanden, zog er ſich eine Schuldenlaſt zu, die er, auch wenn ihm längeres Leben vergönnt geweſen wäre, wol ſowenig getilgt haben dürfte, wie es ſeinen Nachfolgern ſie zu tilgen gegeben war. Er ſtarb aber zeitig und unvermählt und die Lande fielen den Kindern ſeines Oheims Chriſtoph von Baden-Rodemachern zu. Dieſem war ein unruhiges und ſorgenvolles Leben beſtimmt. Am pfälziſchen Hofe erzogen, hatte er, unzufrieden mit ſeinem Erbtheil, zu deſſen Vergrößerung er den Bruder nicht zu beſtimmen vermocht hatte, wie dieſer in auswärtigen Kriegsdienſten Zerſtreuung ſeines Unmuths geſucht. Bis zum Frieden von Cambray (1559) diente er der Krone Spanien gegen Frankreich. Dann zog er nach Schweden, für das er gegen Dänemark kämpfte und ſich dabei die Hand der Tochter Guſtav Waſa's, der Stiefſchweſter[1]) des damals regierenden Königs Erichs XIV., der Cäcilie von Schweden (geb. 7. Nov. 1540, verm. 11. Nov. 1564, † 1627), verdiente. Schwerlich zu ſeinem Glücke. Die Prinzeſſin war in ihrem launenhaften, unſteten Weſen, ihrer Verſchwendungsſucht und der Rückſichtsloſigkeit ihres Treibens eine Vorläuferin der Tochter des zweiten großen Königs und in der That des letzten aus dem Hauſe Waſa, der Chriſtine, der ſie doch an Geiſt und Selbſtbewußtſein weſentlich nachſtand. Aus Schweden durch Hofintriguen vertrieben, führte er ſeine Gemahlin in die ſtille Reſidenz zu Rodemachern, vermochte aber auch durch ſeine ihr ſtets bewahrte heiße Liebe nicht, ihr den Aufenthalt dort erträglich zu machen. Sie beſtimmte ihn zu einer Reiſe nach England, wo er von der Königin Eliſabeth ſehr freundlich aufgenommen und ſelbſt mit einem Jahrgeld, für die Dauer ſeines Aufenthaltes, ausgeſtattet wurde. Hier behagte es ihr ſo, daß ſie in London blieb, als ihr Gemahl denn doch für nöthig fand, einmal wieder nach ſeinem Lande zu ſehen. Auch ſah ſie eben damals ihrer erſten Entbindung entgegen, was denn auch zur Erklärung ihres Zurückbleibens dienen konnte. Aber ſei es, daß Eliſabeth ſich gegen die Dame, die jedenfalls nicht nach ihrem Geſchmack war, karger erwies, als gegen deren Gemahl, oder daß die Verſchwendung Cäciliens die königliche Freigebigkeit erſchöpfte, ſie gerieth in eine mächtige Schuldenlaſt und dadurch in ſolche Bedrängniß, daß eine heimliche Entfernung aus dem Lande das einzige, freilich wenig ehrenvolle, Rettungsmittel ſchien. Chriſtoph reiſte deshalb in möglichſter Stille nach England, um ſeine Gemahlin und den Sohn, den ſie inzwiſchen in London geboren, heimlich in Sicherheit zu bringen. Indeß die engliſchen Gläubiger, ſo weſentlich auf die Perſon ihres Schuldners angewieſen, pflegen wachſam zu ſein. Die Ankunft des Markgrafen ward bekannt und die Gläubiger ließen ihn in Haft nehmen, aus der ihn nur die Bürgſchaft der Königin befreien konnte. Dieſe wird alſo die Zeche bezahlt haben, aber damit iſt es auch mit dem engliſchen Leben des badiſchen Fürſtenpaares aus geweſen. Sie verſuchten es eine Zeit lang an dem Hofe des Bruders zu Baden und wendeten ſich dann wieder nach Rodemachern. Die Verſchwendung, welcher Cäcilie ſich hier rückſichtslos überließ, und die niederländiſchen Unruhen, die auch die Beſitzungen des Markgrafen berührten, zogen aber ſolche Bedrängniſſe nach ſich, daß der Markgraf, nachdem er bei dem Bruder vergeblich um Aufnahme angeklopft, abermals im Auslande eine Zuflucht ſuchte. Er fand ſie in Schweden, wo inzwiſchen König Erich entthront worden und Cäciliens vollbürtiger Bruder, Johann, auf den Thron geſtiegen war (1568), der dem Schwager ein Lehen auf der Inſel Oeſel verlieh. Cäcilie blieb auch in Schweden, als ihr Gemahl ſich wieder nach ſeinem Erblande zurückbegab, wo er in Sorge und Kummer geſtorben. Das leichtſinnige Weib, das ihn bald vergeſſen haben mag, hat ihn noch 52 Jahre überlebt und ſich rückſichtslos dem anſtößigſten Wandel ergeben. Wie überhaupt am ſchwediſchen Hofe die römiſche Kirche mit der polniſchen Katharina wieder Fuß faßte, ſo trat auch ſie zu dieſer Kirche über, auch hierin eine Vorläuferin Chriſtinens. In Schweden zu ſcharfer Beobachtung und Beurtheilung und zu beengenden Rückſichten ausgeſetzt, verließ ſie dieſes und führte dann lange Zeit, auch wie Chriſtine, ein unſtet umherſchweifendes Leben, durch jeglichen Sinnengenuß die innern Mahnungsſtimmen übertäubend. So anſtößig ward der Wandel des entarteten Weibes, daß der Rath von Antwerpen es gebilligt und genehmigt haben ſoll, wie ihr Sohn Karl die zu einſamer Haft Beſtimmte an den Haaren und unter Fußtritten durch die Straßen der Stadt zu ihrem Kerker ſchleifte. Eine beſſere Stimme im Volke fand aber doch ein ſolches Verfahren des Sohnes ruchlos und betrachtete ſeinen bald darauf erfolgten Tod als Strafe dafür.

---

[1]) Erich war ein Sohn der Katharina von Sachſen-Lauenburg. Die übrigen Kinder Guſtav Waſa's wurden ihm von Margarethe von Lewenhaupt geboren.

Cäcilie hatte ihrem Gemahl, der ein beſſeres Weib verdient hätte, ſechs Söhne geboren, welche zumeiſt nach der Mutter gerathen zu ſein ſcheinen. Wie ſehr es der älteſte war, wird ſeine im Folgenden näher darzulegende Geſchichte zeigen. Ob auch der fünfte, Bernhard (geb. Dec. 1570), es geworden wäre, bleibt ungewiß, da er ſchon nach Jahresfriſt durch den Tod den irdiſchen Verſuchungen entrückt ward. Von dem zweiten Sohne, Chriſtoph Guſtav (geb. 13. Aug. 1566, † 1609), ſagt aber ein ehemaliger Beichtwater des Markgrafen Eduard Fortunat, der Pater Franz Born de Madrigal, der allerdings mit ſehr ſtarken Farben malt, in einem Berichte an den Kaiſer: er ſei „kindiſch, diebiſch und furiosus“; von dem dritten, Philipp (geb. 15. Aug. 1567, † 6. Nov. 1620): er ſei „das Hirn verrückt“ und habe Einen erſtochen; der vierte war jener Karl [1]), der ſeine Mutter mißhandelte, und von dem jüngſten, Johann Karl (geb. 572, † 1599), verſichert jener Berichterſtatter: er ſei, wie auch Chriſtoph Guſtav und Philipp, jähzornig, ein Säufer, „aller böſen, unfürſtlichen Stücke voll, ein an- erer Eduard“, d. h. dem älteſten Bruder gleich und, wie alle dieſe Söhne, das Weſen der Mutter wiederho- nd. Die jüngern Söhne ſind ſämmtlich unvermählt eſtorben, und der Stamm wurde durch den älteſten, wenn uch aus zweifelhafter Ehe, fortgepflanzt.

Dies war Eduard Fortunat, der zu London (17. Sept. 565) geborene, welchen die Königin Eliſabeth ſelbſt aus er Taufe gehoben und ihm dabei jene Namen beigelegt atte, an deren zweitem ſie ſich nicht als prophetiſch er- ieſen hat. Der bei dem Tode ſeines Vaters auch kaum hnjährige Prinz ward an dem Hofe Wilhelm's V. von

---

[1]) Karl war ſchon todt, wie Pater Born ſeinen Bericht er- ttete.

Baiern katholiſch erzogen, ſodaß von da an die ganze Linie Baden-Baden katholiſch blieb, während die zu Baden-Durlach zur proteſtantiſchen Confeſſion hielt. Kurz bevor er die eigene Regierung des Landes antrat, erloſch der regierende Zweig (1588) und deſſen Lande fielen nun auch dem Zweige Rodemachern zu, wobei er ſich mit ſeinen Brüdern dahin verglich, daß er dieſen neu erworbenen Antheil allein übernahm und den Brüdern dafür das zeitherige Beſitzthum überließ, wozu er ihnen noch einen Jahrgehalt von 1000 Fl. für jeden von ihnen ausſetzte, wogegen ſie für den Unterhalt der Mutter zu ſorgen verſprachen.

Eduard Fortunat regierte alſo nun zu Baden, ſcheint ſich jedoch mit Land und Regierung nur inſoweit beſchäftigt zu haben, als er ſie brauchte, um Mittel zur Beſtreitung ſeiner zahlreichen Ausgaben zu gewinnen. Bald aus unſtetem Sinne und Vergnügungsſucht, bald um Verdrießlichkeiten zu entgehen, die ihm ſeine ſchlechte Wirthſchaft zuzog, entfernte er ſich aus dem Lande, ſo oft er konnte. So war er namentlich viel in Schweden bei ſeinem Oheim König Johann und in Polen bei deſſen Sohne, dem König Sigmund. Längere Zeit hielt er ſich in Brüſſel an dem prächtigen Hofe des berühmten Feldherrn, des Herzogs von Parma, Alexander Farneſe, auf, und hier ſoll er zuerſt die Maria van Eycken kennen gelernt haben, die er ſpäter zu ſeiner Gemahlin erklärte. Sie war eine Tochter Jobſt's van Eycken, aus einer angeblich aus Italien ſtammenden und von da nach den Niederlanden übergeſiedelten Familie, die den Beinamen de la Riviere geführt und mit den ſchleſiſchen von Eicke nichts gemein hat. Ihr Urgroßvater Heinrich war herzoglich brabantiſcher Kammerrath geweſen. Ihr Vater wird als Hofmarſchall des Prinzen von Oranien bezeichnet und ſoll 1591 Gouverneur von Breda geweſen ſein. [1]) Ob er nun aber vorher in minder günſtigen Umſtänden geweſen, es wird verſichert, daß ſeine Tochter Marie, nachdem ſie erſt längere Zeit mit Mutter und Schweſter in Brüſſel gelebt, in dem Hauſe eines Mr. Burs als Zofe, vielleicht als Geſellſchafterin, geweſen ſei, wobei ihr dann ſpäter nachgeſagt ward, daß ſie bei dem Herrn in größerer Gunſt geſtanden, als bei der Dame vom Hauſe. Jedenfalls ſcheint ſie veranlaßt geweſen zu ſein, ihr Brot außer dem älterlichen-Hauſe zu ſuchen; denn ſie ſoll ſich ſpäter unter dem Frauenzimmer der Mutter jenes Herzogs von Parma, der Margarethe, einer natürlichen Tochter Kaiſer Karl's V., die in erſter kurzer Ehe mit Alexander Medici, Herzog von Florenz (Bd. IX, S. 1 fg.) vermählt geweſen [2]), befunden haben. Indeß kann der Markgraf ſie ſchwerlich in dieſer Eigenſchaft kennen gelernt haben, wie man mehrfach lieſt. [3]) Denn die Herzogin Margarethe ſtarb ſchon 1586, vor dem Regierungsantritte Fortunat's [4]), deſſen Bekanntwerden mit dem

---

[1]) Spittler (Sämmtliche Werke, XI, 187) findet es nicht ohne Grund wunderbar, daß der Vater, wenn er in ſolcher Stellung geweſen, in Brüſſel gelebt habe.

[2]) Ihm war ſie 1536, im 12. Jahre ihres Alters, zur Gemahlin gegeben worden, und ſie ſtand erſt im 14., als ſie 1538 den ſelbſt kaum ältern Prinzen Ottavio Farneſe (geb. 1524, ſuccedirte 1547, † 21. Sept. 1586) zum zweiten Gemahl erhielt.

[3]) Allerdings nicht bei Pater Born, aus deſſen Berichten die meiſten Neuern geſchöpft, aber dabei zuweilen, wie das ſo oft geſchieht, nicht genau geleſen haben. Born ſagt blos, daß ſie am Hofe der Mutter des Herzogs geweſen, der Markgraf ſie aber in Brüſſel kennen gelernt habe, wo man davon geſprochen, daß es an jenem Hofe „gar ſonderbar hergegangen“ ſei.

[4]) Dieſer erfolgte erſt 1589. Oder gilt dies nur von der Regierung der neu erworbenen Lande und hatte er die des väterlichen Erbtheiles ſchon 1588 übernommen, in welchem Jahre bereits Geſandte der Herzoge von Baiern und Lothringen ihm Vorſtellungen über ſeinen Aufwand gemacht haben ſollen?

Fräulein allgemein in das Jahr 1590 geſetzt wird, und ſie hat vielmehr wieder bei den Ihren gewohnt und mag nur gelegentlich an dem Hofe erſchienen ſein, wie Fortunat ſie kennen lernte und eine ſo warme Liebe für ſie faßte, als der leichtſinnige und zeitig durch den Genuß abgeſtumpfte Prinz nur immer zu faſſen vermochte. Auch über die erſten Stadien ihres Verhältniſſes ſind mancherlei zweideutige und zweifelhafte Sagen verbreitet denen wir keinen unbedingten Glauben ſchenken wollen, da wir gegen ſolche Scandalgeſchichten, in denen die Menſchen ſo erfinderiſch und ſo leichtgläubig ſind, uns jederzeit mistrauiſch verhalten, und da das Verhältniß der Maria ſehr geeignet war, Neid und Läſterſucht aufzureizen und nicht unwichtige Intereſſen gegen ſich zu bewaffnen. Eine ſehr hohe Meinung wollen wir jedoch auch nicht von der Dame faſſen, die ſich einem Eduard Fortunat verband, ſich gefallen ließ, längere Zeit in einer Stellung zu verbleiben, wo es ungewiß war, ob ſie Gattin oder Concubine ſei, und von der man nirgends hört, daß ſie einen heilſamen Einfluß auf ihn geübt oder verſucht habe. Gewiß ſcheint, daß ſie ſich ihm nicht ſo leicht ergab, wie er wünſchte und gewohnt ſein mochte, ſondern die Ehe als Preis ihres Genuſſes verlangte, und daß dieſe Weigerung ſein Verlangen ſteigerte, iſt natürlich. Ob auf ihrer Seite wirklich eine Rückſicht auf Tugend und Ehre 1), oder ob nur kluge Berechnung und dem entſprechende Rathſchläge der Ihrigen dabei Triebfeder geweſen, muß dahingeſtellt bleiben. Pater Born

---

1) Die Gerüchte, daß ſie in dieſer Beziehung nicht viel mehr zu verlieren gehabt, überlaſſen wir billig der Scandalchronik. Der Markgraf ſelbſt hat ihr gegen Pater Born und den Rath Simon Luer ein testimonium puritatis ausgeſtellt, und Pater Born ſagt vorſichtig und unparteiiſch: Ego dixi quod audivi in hoc casu, pro et contra

erzählt die Sache in folgender Weiſe: „Als der Markgraf ſie erſehen und liebgewonnen, hat er es durch einen Vetter von ihr dahin gebracht, daß er ſeine Wohnung in ihres Vaters Hauſe bekommen, wo er ſie denn oft geſprochen, und Alles verſucht, mit Worten, Geſchenken, Zuſagungen, ſie zu bereden, wozu er gewollt, worauf ſie jederzeit geantwortet: Sie ſei eine Arme von Adel, aber ihre Ehre ſei ihr lieber, als alle Güter der Welt. Er werde ſeines Gleichen finden, ſich zu vermählen, aber ſie werde nichts gegen ihre Ehre thun. Der Markgraf hat aber nicht abgelaſſen, und ihr endlich geſagt, er wolle ſie zur Ehe nehmen. Darauf hat ſie ſich entſchuldigt, ſie ſei nicht fürſtlichen Stammes und Namens, und alſo könne das nicht ſein und ſie werde nur hintergangen werden. Der Markgraf hat Alles betheuert, und ſie hat geſagt, ſie wolle darüber mit ihren Aeltern ſprechen, und was dieſe ihr riethen, wolle ſie thun. Dieſe haben, nach einigem Bedenken, geäußert, wenn der Markgraf ſich wolle durch einen Prieſter mit ihr trauen laſſen, ſo hätten ſie gegen dieſe Ehe nichts einzuwenden.[1] Da hat der Markgraf gleich Alles zugeſagt, ſie zu hintergehen, und hat zuerſt einen Soldaten als Prieſter verkleidet. Als es aber zur Copulation kommen ſollen, hat die Eyckin geſagt: ſie habe dieſen Prieſter nie geſehen; ein ihr Unbekannter könne ſie nicht trauen, und auch müſſe das in ihrer Pfarrkirche geſchehen[2]), in Gegenwart und Beiſein ihrer Aeltern. Der Markgraf erbot ſich, einen andern Prieſter kommen zu laſſen, welches auch nachher geſchehen, denn es hat ihm der Decanus summi templi auf ſein Begehren einen Prieſter geſchickt, der ſie zuſammengegeben, und vielleicht ſelbſt nicht gewußt hat, ob dies geſchehen ſei, oder nicht. Denn, wie ich von vielen Beiweſenden 1) gehört, hat dieſer Sacerdos die Eyckin gefragt: ob ſie den Markgraf zu ihrem Gemahle haben und ſolchem ſich ſtets gefällig und unterthänig erzeigen wolle, worauf ſie mit Ja geantwortet und ihm zum Zeichen der Ehe, wie gebräuchlich, einen Ring gegeben. Als nun darauf der Prieſter den Markgrafen gefraget: Ob er die Braut zur Gemahlin nehmen und alſo halten wolle, hat dieſer geantwortet: «Ihr wiſſet wohl, warum Ihr daſeid, was ich mit Euch geſprochen, fahret nur fort», und hat das Ja gar nicht geſagt, aber einen Ring und die Hand hat er ihr geboten. Darauf hat der Prieſter ſie zuſammengegeben, wenn man das eine Zuſammengebung heißen kann.“ 2)

---

[1] Daß ſie nicht Ehepacta, Feſtſetzungen über Stellung, Dotation, Witthum u. dgl. bedingten, bleibt immerhin befremdend.

[2] Auf dieſer Bedingung ſcheint ſie nicht beſtanden zu haben.

Pater Born erſtattete ſeine Berichte theils an den geweſenen Vormund des Markgrafen, den Herzog Wilhelm von Baiern, der natürlich mit dem Treiben ſeines frühern Mündels nicht zufrieden war, theils, auf Erfordern, an den Kaiſer, und er wußte wohl, daß er ſeinen Auftraggebern mit dem Markgrafen und der Eyck ungünſtigen Berichten willkommen war. Es wäre auch möglich, daß er durch ein Hingeben an ſolche Tendenz vergeſſen machen wollte, was er ſelbſt in der Sache gethan. Denn wir werden ſehen, daß eine zweite, förmlichere Trauung durch eben dieſen Pater Born verrichtet ward. Später hat er ſich perſönlich über den Markgrafen zu beſchweren gehabt, von dem er „den Weltdank verdient und in Gefahr des Leibes und Lebens

---

1) Sollte der Markgraf die Trauung, welche geheim bleiben ſollte, in Gegenwart „vieler Beiweſenden“ haben vornehmen laſſen? Und ſollte er, falls dies geſchehen, unter ſolchen Umſtänden ſich ſo auffällige Unregelmäßigkeit, wie gleich berichtet wird, erlaubt und der Geiſtliche dies geſtattet haben?

2) Curioſitäten. III, 175 fg.

geſtanden." Jedenfalls werden auch ſeine Berichte mit Vorſicht zu behandeln ſein, und dem oben mitgetheilten ſieht man die Abſicht an, die damalige Handlung in ein zweifelhaftes Licht zu ſtellen, wobei ſich denn freilich nicht ermeſſen läßt, was damit eigentlich bezweckt worden, da die ſpätere zweite Trauung unableugbar war.

Nach den Quellen, aus denen Spittler ſchöpfte und unter denen eine zu Bern gefundene Deduction von ihm zuerſt benutzt wurde, fand jene Trauung am 13. März 1591 ſtatt, und hatte der erzbiſchöfliche Official zu Brüſſel vier Tage vorher einen Erlaubnißſchein ausgeſtellt, daß Eduard und Maria, ungeachtet der damals geſchloſſenen Zeit, in aller Stille in einem verſchloſſenen Privathauſe zu Brüſſel getraut werden dürften, nachdem ſie beide erſt geſchworen haben würden, daß kein kanoniſches Hinderniß ihrer ehelichen Verbindung entgegenſtehe. Der Parochus der Kirche, zu deren Sprengel Maria gehörte, der Vicepleban der Stiftskirche der heiligen Gudula zu Brüſſel, habe die Trauung verrichtet. Als Zeugen der Trauung werden nur Vater und Mutter Mariens aufgeführt. Soweit ſcheint alles in Ordnung. Spittler wundert ſich, daß niemals ein Trauſchein vorgebracht worden, daß man vielmehr ſpäter (1608), als die Ausweiſe über die erfolgte Trauung verlangt wurden, ſich begnügt habe, den erwähnten Dispenſationsſchein, ſowie ein auf Grund deſſelben, der Notorietät der Sache und der eigenen Niederſchrift des Geiſtlichen, der die Trauung verrichtet, ausgeſtelltes Zeugniß zweier Amtsnachfolger [1] deſſelben beizubringen. Nun, wir dächten, das wäre völlig genug, wäre daſſelbe, was noch heutigen Tages in den allermeiſten Fällen geſchieht. Es iſt kein von dem trauenden

---

[1] Vielmehr des Plebans und des Viceplebans jener Kirche.

Geiſtlichen ſelbſt ausgeſtellter Trauſchein producirt worden, weil kein ſolcher exiſtirte, und weil dieſer Geiſtliche, als ſpäter die Nachweiſung der erfolgten Trauung nöthig wurde, bereits todt war. Die Sache war aber von ihm in das Kirchenbuch eingetragen, der Dispenſationsſchein, auf deſſen Grund hin er die Trauung verrichtet, war aufbewahrt worden, und das hierüber ausgeſtellte Zeugniß ſeiner Amtsnachfolger vertritt in allen Fällen den Trauſchein vollgültig, ja iſt ein ſolcher. — In dem Zeugniß dieſer Geiſtlichen wird erwähnt, der erlauchteſte Markgraf habe gewünſcht, daß die Trauung noch eine gewiſſe Zeit geheim bleibe, „donec a parentibus consensum obtinuerit." Spittler überſetzt das in ſeinen ganzen Aufſatz bezeichnender Weiſe: „bis er die Einwilligung ſeiner Aeltern erhalten habe," und knüpft nun daran die Frage: „Seiner Aeltern Einwilligung? Doch war ſein Vater ſchon 16 Jahre lang todt, und ein Prinz, der ſchon 26 Jahre alt war und ſchon einige Jahre lang regierender Herr war, der hatte wol bei ſeiner Vermählung keinen Conſens ſeiner Mutter erſt noch nothwendig; er hätte dann auch blos von der Einwilligung ſeiner Mutter und nicht von der Einwilligung ſeiner Aeltern ſprechen ſollen." Nun, abgeſehen davon, daß, wo überhaupt die Einwilligung der Aeltern zur Gültigkeit einer Ehe verlangt wird, dies auch von der Mutter und daß es für die ganze Lebenszeit des Kindes, ohne Rückſicht auf deſſen Alter, gilt, ſo iſt doch Spittler ſicher bekannt geweſen und nur im Augenblick von ihm vergeſſen worden: daß parentes ebenſowol Verwandte wie Aeltern bedeutet. Hier hat es offenbar nichts anderes bedeuten ſollen, als Verwandte. Das Vorſchützen von Aeltern, deren Einwilligung erſt einzuholen wäre, würde völlig unthunlich geweſen ſein, da es in Brüſſel gewiß jedermann, vor allen dem erzbiſchöflichen Official und den Aeltern der Marie van Eyckin, bekannt war, daß der Vater des Markgrafen todt und daß er regierender Herr ſei. Auch ſeine Mutter und deren Verhältniſſe waren in den Niederlanden, wo ſie ſoviel umhergezogen, ſattſam bekannt. — Gleich darauf fällt Spittler in der That jene Möglichkeit ein und er ſagt: „Sind vielleicht aber hier ehemalige Vormünder und Agnaten unter dem Namen der Aeltern (?) gemeint, ſo iſt's doch ſonderbar, daß er ſtatt ehemaliger Vormünder und ſtatt des Namens der Agnaten den Namen der Aeltern nannte(?).“ [1]) Er fährt darauf fort: „Und wenn es nicht wegen der Ebenbürtigkeit ſeiner neuen Gemahlin Schwierigkeit hatte, wenn es mit ihren acht unbeſcholtenen Ahnen ſo richtig ſtand, als ſie bei Köhlern [2]) richtig alle genannt ſind, ſo war auch nicht einmal erſt die Einwilligung der Agnaten bei der Heirath eines 26jährigen, ſchon ſeit mehreren Jahren regierenden Fürſten nothwendig; ſo war die hochvertrauliche Stille, mit welcher er ſich copuliren ließ, völlig unnöthig (?); ſo wäre denn, da doch der Umgang mit Marien ſchon einige Zeit dauerte [3]), die Einwilligung der Agnaten ſehr leicht zu finden geweſen (?).“ Abermals „ſonderbar“, da es Spittler, der ſoviel über Misheirathen geſchrieben, ſehr wohl bekannt war, welche Schwierigkeiten denn doch bei Verheirathungen der Glieder regierender Häuſer mit

---

[1]) Viel ſonderbarer finden wir dieſe beharrliche, auch weiterhin fortgeſetzte Annahme Spittler's, daß unter parentes nur Aeltern zu verſtehen ſeien.

[2]) Spittler citirt hier: Münzbeluſtigungen, XVI, 119. Wir haben aber in Köhler's ganzem Werke keine Spur von dieſen Ahnen zu finden vermocht.

[3]) Was der berühmte Mann ſich bei dieſem Grunde gedacht hat, vermögen wir nicht zu faſſen.

Fräuleins von niederm Adel, auch wenn ſie noch ſoviel unbeſcholtene, adelige Ahnen aufweiſen konnten, zu erwachſen pflegten, und welche Mühe man ſich in ſolchen Fällen gab, die Einwilligung der Agnaten zu erlangen. Und ſelbſt wenn die Sache keine rechtlichen Schwierigkeiten gehabt hätte, iſt doch ſchon im Privatſtande die Rückſicht auf Verwandte, mit denen man in gutem Einvernehmen zu bleiben wünſcht, bei Verheirathungen nichts Unerhebliches; wie viel mehr bei Fürſten! — Weiterhin hebt auch Spittler hervor, daß der Markgraf nicht ausdrücklich Ja geſagt habe. Da er ſich jedoch, während er der Braut Hand und Ring reichte, auf das bezog, was er dem Geiſtlichen vorher erklärt habe, und da dieſer darauf das Brautpaar zuſammengab, dieſer Geiſtliche aber kein hergelaufener Abenteurer, auch kein Diener oder Unterthan des Markgrafen, noch ſonſt von ihm abhängig, ſondern der ordentliche Pfarrer der Braut, ein angeſtellter Geiſtlicher an der Kirche der Hauptſtadt eines fremden Landes und zu ſeiner Handlung von ſeinem Obern ermächtigt war, ſo müſſen wir annehmen, daß die vorherigen Erklärungen des Markgrafen von der Art geweſen ſind, daß der Geiſtliche ſich für berechtigt halten konnte, die kirchliche Einſegnung der Ehe vorzunehmen. Vielleicht hat ihm der Markgraf geſagt: er wolle die Marie zu ſeiner Frau machen, wolle dies aber nicht öffentlich unumwunden ausſprechen, und ſie haben dann das Auskunftsmittel gewählt, daß der Markgraf ſeinen Willen dem Parochus insgeheim erklären, bei der Trauung aber ſich nur auf dieſe Erklärung beziehen ſolle. Möglich übrigens, daß der Markgraf, ein gemeiner Menſch wie er war, bei dem ganzen Manöver den Rückhaltsgedanken gehabt hat, vielleicht doch ſpäter daraus einen Grund entlehnen zu können, die Ehe für ungültig erklären zu laſſen,* oder daß er wenigſtens ſeine Freunde und Verwandte in den Glauben verſetzen wollte, es würde ſich das thun laſſen und das Ganze ſei nicht ernſtlich gemeint. Der erſte Verſuch mit dem verkleideten Soldaten, wenn er anders wahr iſt, ſpricht jedenfalls ſtark gegen ihn.

Wie dem auch ſei, der Marie gelang es nicht blos, ihn zu gewinnen, ſondern auch ihn feſtzuhalten, was jedenfalls die ſchwerere Aufgabe war. Zunächſt freilich war ihre Stellung eine ſehr unerfreuliche und vielfach demüthigende. Der Markgraf hielt nicht nur ihre Ehe geheim, ſondern er behandelte ſie auch öffentlich wie eine bloſe Buhlerin. Sie reiſte mit ihm umher, im Inland und im Auslande, und niemand wußte, was ſie eigentlich für eine Stellung einnehme. Man hatte wol eine Ahnung, daß ſie mehr ſei, als ein bloſes Gunſtfräulein, wußte aber doch nicht, ob der Markgraf es nicht in ſeiner Gewalt habe, ſie zu jeder Zeit wieder fortzuſchicken. Bald nach der Trauung unternahm er eine Reiſe nach Italien, und wollte vorher bei Pater Born die Beichte hören, er ſowol wie Marie, „damit ſie deſto glücklichere Reiſe hätten und dieſelbe mit Gott anfangen ſollten.“ Als aber der Pater erklärte: es ſei ihm nicht bewußt, wie es mit beiden Perſonen beſchaffen ſei, ob ſie im Concubinate oder in ehelichem Stande lebten, und er müſſe das wiſſen, bevor er das Amt der Schlüſſel verwalten könne, entgegnete der Markgraf: „Iſt die Sache ſo, ſo will ich diesmal die Beichte einſtellen. Es iſt auch nicht nöthig, daß jemand, Euch nicht ausgenommen, wiſſe, ob die Eyckin mein Gemahl oder meine Concubine ſei; auch ſoll das niemand ſo bald erfahren.“ Erſt in Mailand trieb der Markgraf einen Geiſtlichen, Thomas Steuberſky auf, bei dem er beichtete und das heilige

Nachtmahl empfing, dem er aber auch erſt vorſpiegeln mußte, daß er der Vetter der Eyckin ſei, deren Mann täglich von Rom erwartet werde. — Marie war inzwiſchen ſchwanger geworden und hielt ihr Kindbett zu Murano. Der Markgraf wünſchte, daß der damals zu Venedig weilende päpſtliche Legat das Kind aus der Taufe heben möge, da es ja ein Zweck ſeiner Reiſe war, die päpſtliche Beſtätigung ſeiner Ehe zu erwirken. (Letzteres ein Beweis, ſowol daß man fühlte, dieſelbe könne Zweifeln und Anfechtungen ausgeſetzt ſein, als daß der Markgraf geſonnen war, ſie aufrechtzuhalten.) Als Pater Born, der den Markgrafen, trotz ſeiner Weigerung, ihn zu abſolviren, auch auf dieſer Reiſe begleitete, den Legaten um jenen Dienſt begrüßte, von dem Legaten gefragt wurde: ob die Eyckin des Markgrafen Gemahlin ſei, gab der Pater die ihm von dem Markgrafen vorgeſchriebene Antwort: ſie ſei wie eine Frau und der Markgraf habe ſie für eine Frau [1]), worauf der Legat lächelnd entgegnete, er verſtehe nicht, was das heiße: wie eine Frau ſein und für eine Frau haben; entweder habe er ſie zur Frau genommen, oder nicht. Pater Born konnte nur erklären: er wiſſe nichts weiter über ſie zu ſagen. [2]) Nachdem er nun dem Markgrafen über dieſe Verhandlung berichtet, ſagte dieſer: „Es iſt nicht nöthig, daß man weiß, ob die Eyckin mein Weib iſt, oder nicht. Will der Legatus kommen und das Kind heben, ſo iſt es gut, und mit der Zeit ſoll er ſchon erfahren, ob die Mutter des Kindes mein Weib iſt oder nicht." Der Legat ſoll die Pathenſtelle ſchließlich noch übernommen, ſich aber dabei verwahrt haben, daß er das nicht als Legat, ſondern als Privatmann thue. — Während deſſelben Aufenthaltes zu Murano kam unter andern Gäſten, welche der Markgraf zuweilen von Padua mitbrachte, auch einmal ein Graf von Oettingen hin, und als dieſer bei Tiſch neben die Eyckin geſetzt werden ſollte, und wie es ſcheint aus Höflichkeit Umſtände machte, ſagte der Markgraf zu ihm, ſodaß man es wohl hören konnte: „Ei, ſetzet Euch nur; ſie iſt ja nur meine Courtiſane. 1)" Der Graf ſetzte ſich nun ohne Umſtände, wobei denn auch als bezeichnend hervorzuheben iſt, daß ein deutſcher Reichsgraf die Ehre, neben der Gemahlin eines Markgrafen zu ſitzen, zu hoch, dagegen keinen Schimpf darin fand, zu einer Buhlerin deſſelben geſetzt zu werden.

---

[1]) Instar uxoris et Marchio habet eam pro uxore. Spittler überſetzt das friſchweg: „zwar nicht ſeine Gemahlin, aber ſeine Vicegemahlin."

[2]) In dem eigenen Berichte des Paters ſteht nur dieſe Antwort: „Aliud quod de ea dicam, nescio." Woher Spittler die Verſion und den Zuſatz hat: „mehr wiſſe er ſelbſt nicht, als gerade die Worte, die ihm in den Mund gelegt worden. Auch ihm ſei völlig unbekannt, ob der Markgraf dieſe Niederländerin wirklich geheirathet habe", und ob er ſie irgendwoher hat, wiſſen wir nicht.

Die päpſtliche Beſtätigung der Ehe ſoll übrigens auf jener Reiſe erwirkt worden ſein. 2) Auch begannen nach der Rückkehr Verhandlungen, zunächſt mit dem geweſenen Vormunde des Markgrafen, indem man wahrſcheinlich hoffte: wenn man nur dieſen für Anerkennung der Ehe gewonnen habe, ſo werde er wol die Vermittelung zwiſchen dem Markgrafen und den Agnaten am beſten beſorgen. Immer aber ließ man das Verhältniß der Marie ſo ungewiß, daß der Hauptunterhändler, deſſen man ſich bediente, der Leibarzt, Rechtsgelehrte und Dr. Th.

---

1) Erinnert das nicht an die Scenen zwiſchen Julian Avenel und ſeinem in ähnliche Lage, wie die Marie, verſetzten Weibe, welche Scott in ſeinem: „Kloſter" ſo meiſterhaft ſchildert?

2) Preuſchen, Badiſche Geſchichte, S 734.

Johann Piſtorius[1]), damals zu Conſtanz, es ganz in das Belieben des Markgrafen ſtellte, ob er ſie behalten wolle oder nicht. In beiden Fällen war er bereit, die Sache zu verfechten. Wolle der Princeps loskommen, ſo lägen Mittel genug vor. Wünſche er das nicht, ſo wolle Piſtorius nach Baiern reiſen und das Geſchäft durchführen, falls Marie nur von altem und freiem Adel ſei. Es ſei zwar vielleicht vorzüglicher, ſie fortzuſchicken; indeß werde er ja hören, wohin der Princeps neige.

Das zu Murano geborene Kind war ein Mädchen geweſen: Anne Marie (geb. 7./17. April 1592, † 12. Sept. 1654, unvermählt). Aber Marie war von neuem ſchwanger, und wenn ſie, wie wirklich geſchah, einen Sohn gebar, ſo wurde die Sache ernſthaft. Herzog Wilhelm von Baiern war aus vielen Gründen unzufrieden mit ſeinem ehemaligen Mündel, der ihn, wie den Kaiſer, vernachläſſigt hatte, ſo lange er beide nicht zu brauchen glaubte, durch ſeine Verſchwendung, namentlich durch ſeine Reiſen, große Schulden auf ſich lud, ſeinen Brüdern die zugeſagten Jahresgehalte nicht auszahlte und jetzt nun dieſe unkluge Heirath gethan hatte. Es iſt wohl zu glauben, daß von Seiten Baierns und dann auch des Kaiſers nicht blos gegen dieſe Ehe, ſondern auch gegen den Markgrafen, der immer Schlimmeres verſchulden ſollte, eingeſchritten worden ſein, und daß man ihn nicht, wie doch eigentlich geſchehen, immer noch geſchont und in einigen Schutz genommen haben würde, wenn nicht der Umſtand in die Wagſchale gefallen wäre, daß der Markgraf denn doch katholiſch war, daß ſeine Brüder nicht mehr taugten wie er, und daß die Agnaten zu Durlach proteſtantiſch waren. Inzwiſchen war Herzog Wilhelm doch zu keinem weitern Zugeſtändniß zu bewegen, als zu der Erklärung, er wolle ſich die fragliche Ehe gefallen laſſen, wenn der Kaiſer, der König von Polen[1] und der Markgraf von Baden-Durlach daſſelbe thun würden. Daß der Letztere es nicht thun würde, wußte man. Unter dieſen Umſtänden und da die Schwangerſchaft der Marie weiter vorrückte, fand der Markgraf für gut, ſeinerſeits wieder einen Schritt zu thun, der die Ehe befeſtigen ſollte. Er beſchloß, ſich noch einmal und mit größerer Oeffentlichkeit trauen zu laſſen. Vielleicht auch, daß Marie, durch die gegen die frühere heimliche Ehe erhobenen Zweifel bedenklich gemacht, ihn zu dieſem Schritte beſtimmte, den er in der That wieder in eine Form brachte, wie ſie ſeinem wunderlichen Weſen und unſteten Launen entſprach. An ſich ſcheint der ganze Gedanke ein verkehrter, da er das zweifelhafte Licht des vorhergehenden Verhältniſſes noch trüber und verdächtiger machte.

---

[1]) Geb. zu Nidda, war erſt Arzt, dann Juriſt, dann, zur römiſchen Kirche zurückgeführt, Theolog, und ſtarb als Beichtvater Kaiſer Rudolf's II, 1607.

Wie dem auch ſei, die zweite Trauung fand am 14. Mai 1593 auf dem Schloſſe zu Baden ſtatt. Pater Born berichtet darüber: „Als nun eine Zeit lang der Markgraf mit der Marie gehauſet und dieſe nahe an der Geburt des andern Kindes war, und Sie den Betrug (?) geahnet und Er von ſeinem Gewiſſen (alſo doch!) angetrieben wurde, hat er ſeinen Marſchall und Amtmann, den von Neuenſtein, ſeinen Kanzler Dr. Aſchmann und den Rath Luor[2] auf einen gewiſſen Tag zuſammen gen

---

[1] Dieſer kam als mütterlicher Verwandter in Betracht.

[2] Die Spittler'ſche Quelle nennt, ſtatt des Erſtern, den Landhofmeiſter von Orſeelar, den Günſtling des Markgrafen, von welchem Peter Born ein ſehr misliches Bild entwirft. In einem von Born ausgeſtellten Atteſtate werden: Reichard Reard von Neuenſtein, badi-

Hof gefordert, und mir auch einen Boten geſchickt, mit der Bedeutung, ich ſolle mich gefaßt machen, ihn und die Eyckin zuſammenzugeben. Als ich nun dahin kam, fand ich jene daſelbſt, die nicht wußten, weshalb ſie gefordert worden waren. Da kam der Markgraf mit der Eyckin aus ſeinem Gemache, hatte ſeinen Mantel nur auf einer Achſel hängend [1]), und ſagte zu uns, wozu er uns habe fordern laſſen. Worauf ich ihn gebeten, er wolle ſeines Stammes gedenken, ein fürſtliches Gemahl ſich wählen und dieſe Trauung ſein laſſen. [2]) Hierauf antwortete der Markgraf: Dieſe gegenwärtige Maria gefällt mir, und keine andere, und nur dieſe will ich haben. Worauf ich ihm vorſtellte, welche Vorwürfe, zu ſo etwas beigetragen zu haben, uns von ſeinem fürſtlichen Hauſe gemacht werden könnten, was Alles er aber wegreden mochte, und ſagte: «Ich ſtehe für Alles. Ihr ſollt entſchuldigt ſein, und von mir ſelbſt gegen Alle entſchuldigt werden.» Darauf nun gab ich in gehöriger Form als Prieſter ſie zuſammen."

Dritthalb Monate nach dieſer Handlung wurde das Kind, das Maria damals unter ihrem Herzen trug, geboren (30. Juli 1593), ein Knabe, der den Namen Wilhelm empfing. Demſelben ſind noch zwei Brüder gefolgt: Hermann Fortunat (23. Jan. 1595) und Albert

---

ſcher Marſchall und Obervoigt zu Lahr und Mahlberg, Kanzler Aſchmann, Vicekanzler Alexander Hamel und der Rath Simon Peter Luor aufgeführt.

[1]) Die Spittler'ſche Quelle erweitert dieſe kleine Nachläſſigkeit bedeutend. Hier heißt es: „Der Markgraf erſchien in Pantoffeln, Hoſen und Wams uneingeneſtelt, das Hemd mit Züchten zu den Hoſen heraushängend." Der Mantel, den Pater Born nur auf einer Achſel hängen läßt, fällt bei Spittler ganz weg.

[2]) Von der frühern Trauung ſcheint er, nach allem, damals ſo wenig etwas gewußt zu haben, wie von der päpſtlichen Beſtätigung.

Karl (17. Aug. 1598). Genau ein Jahr nach jener zweiten Trauung und zehnthalb Monate nach der Geburt ſeines erſten Prinzen, wie ſeine Gemahlin wol ſoeben ihren zweiten Sohn empfangen hatte, am 14. Mai 1594, erließ er eine urkundliche Erklärung, wonach ſeine mit Marien erzeugten Erben dereinſt rechte, alleinige Succeſſoren in allen ſeinen Fürſtenthümern, Grafſchaften und Herrſchaften ſein ſollten, ſetzte aber doch wieder, zur Verdunkelung der Sache, hinzu: „Da nun mehr gerührte unſer freundliche liebe Gemahlin, vor Uns Tods verfahren würde, ſoll Uns und beſagten Unſern Erben gleichfalls, ob dieſer Unſer Erclehrung, Will und Meynung einicher Nachtheil nicht erſcheinen, wie wir denn auch Uns die Hand deßwegen nicht geſperret haben wollen.“ Er erklärte, daß Maria nach ſeinem Tode als eine fürſtliche Wittib gehalten werden ſolle, ſetzte aber damals nichts über die Höhe des Witthums feſt, was vielmehr erſt kurz vor ſeinem Tode in einer beſondern Urkunde erfolgt zu ſein ſcheint. Sechs Jahre nach jener Declaration verfaßte er ein Teſtament, worin er nochmals die Marie für ſeine rechtmäßige Gattin, die mit ihr erzeugten Kinder für rechtmäßige Kinder erklärte, als welche er ſie dem Kaiſer und allen Kurfürſten erwieſen habe.[1]

Es würde ſich immerhin alles gemacht und das Verhältniß der Marie und ihrer Kinder würde keine ernſteren Anfechtungen zu beſorgen gehabt haben, wenn der Markgraf ſich nur ſonſt gebührlich verhalten, wenn er ſich Vertrauen, Achtung und Liebe ſeiner Vaſallen und

---

[1] Bei den in dieſem Teſtamente getroffenen Beſtimmungen über die Tutel ſind die Bedenken, welche Spittler über den Ausdruck: „quamdiu vidua manserit et dignam se tutela gesserit“, äußert, uns auch unbegreiflich erſchienen.

Unterthanen zu erwerben und ſich auch bei Nachbarn und Mitſtänden, bei Kaiſer und Reich in Anſehen zu ſetzen gewußt, einen geregelten Haushalt, ein gutes Regiment geführt hätte. Allein nichts weniger als das war der Fall. Eduard Fortunat kümmerte ſich um ſein Land nur, wenn es galt, die Mittel zur Beſtreitung ſeines verſchwenderiſchen Aufwandes zu erlangen, und verfuhr auch da, wie die Indianer, welche, um nur ſchneller zu den erſehnten Früchten zu gelangen, nicht danach fragen, wo dieſe fernerweit herkommen ſollen. Da die Einkünfte des Landes, nach dem damaligen Stande der Verfaſſung und der Finanzkunſt, in keiner Weiſe für ſeinen Aufwand ausreichten, ſo machte er auf das maßloſeſte und leichtſinnigſte Schulden und verpfändete dafür ein Amt nach dem andern, ohne daß dies freilich den Gläubigern viel geholfen hätte.[1] In das Land kam er faſt nur, wenn er ſich im Auslande nicht mehr halten konnte, das er allemal aufſuchte, wenn er Geld dazu hatte, oder wenn ihm das Land durch irgendeinen Verdruß verleidet war. Es wurden ihm auch noch ſchlimmere Dinge nachgeſagt. Pater Born verſichert: mit der Juſtiz ſei es unter dem Markgrafen ſchrecklich geweſen und den Leuten Alles von ihr genommen worden. Wiewol der Markgraf ehrliche Kanzler und Pachter gehabt, ſeien doch in administranda justitia die Leichtſinnigſten und ſolche Leute gebraucht worden, welchen keine Unbilligkeit zu groß geweſen. Man habe in ſeinem Lande cum permissione geplündert und die ärgſten Buben wären ihm die liebſten geweſen, „ſodaß er nach den leichtfertigſten Leuten geſtellt habe, als Schalksnarren, Kupplern, Freibeutern und Gottabgeſagten Nigromanticis, falſchen Münzern u. dergl.". Nicht allein auf öffentlichen Straßen ſeien die armen Wanderer geplündert und jämmerlich ermordet worden, und zwar von den vornehmſten Hofleuten, ſondern auch in den Städten hätten ſie allen Uebermuth und Muthwillen getrieben, ſodaß man im ganzen Lande in einem beſtändigen Feuerbade geſeſſen und die armen Leute in ſteter Furcht geweſen ſeien. Zuletzt habe niemand mehr etwas von Beſoldung bekommen, niemand mehr etwas gehabt, und nicht einmal mehr das nöthige Wachs und Oel zum Gottesdienſt gekauft werden können. Der Markgraf beſchimpfe ſeine eigene Mutter öffentlich und nenne ſich ſelbſt einen Baſtard. Wie anhänglich er ſich auch der Marie bewies, er kam doch nicht mit ihr allein aus, und Pater Born behauptet, er habe auch zu Antorf eine gewiſſe Jabella Segrina unter Verſprechung der Ehe verführt, habe einer Böhmin daſſelbe Verſprechen gemacht und ſich einer Dritten „bei Teufelholen" verſchrieben, ſie zu heirathen. Eine Buhlerin aus Oeſterreich ſoll auch zur Verfügung ſeines Bruders Philipp geſtanden haben. Freilich können wir in dieſen Fällen nicht erſehen, ob ſie ſeiner Ehe vorausgegangen ſind, oder nachfolgten. Das letztere ſcheint jedenfalls von ſeinem Verhältniſſe mit einer „guten Freundin ſeines Capitäns Pauli, eines Vaters aller Freibeuter," zu gelten, mit der er leben ſollte und die ſchon dem Capitän „wunderlich, hoc est per necem mariti," zu Theil geworden. Wenn er ſeiner Buhldirnen überdrüſſig war, ſo ſoll er ihnen die Verſchreibungen durch den ſogenannten rothen Lakaien haben ablocken laſſen. Auch die in jener Zeit ſo gehäſſige Beſchuldigung des Abgebens mit magiſchen Dingen wurde gegen ihn erhoben. Pater Born erzählt: der Markgraf habe

---

[1] Ein ſpecielles Beiſpiel haben wir bereits Bd. VIII, S. 341 fg. erwähnt.

„ſich nicht geſcheut, zu öffentlichen und erſchrecklichen Zaubereien die Sacramenta Christi zu profaniren, wie er ſolches klagend aus dem Munde eines ſeiner Kaplane vernommen." Auch habe er „deſſen Hülfe zu teufliſcher Conſacrirung eines Ringes, eines Kalamiten oder Magnetſteins, damit Weiber und Männer an ſich zu ziehen und ihre Liebe zu gewinnen [1]), eines verzauberten Buches, eines Bildes, damit den Markgrafen Ernſt Friedrich von Baden-Durlach umzubringen" [2]), verlangt. Der Kaplan mag ſich deſſen geweigert haben, worauf der Markgraf durch den Capitän Paul Piſtolazio einen andern Prieſter ſuchen ließ, der ihm einen Magnetſtein kaufen und einen Ring und ein Zauberbuch weihen ſollte und, als er keinen finden können, einen Prieſter, der in Murano ſein Kaplan geweſen, den Marzello Forno, verſchrieb, „der ihm auch oleum chrismatis et Catechumenorum geben müſſen, womit allerlei abergläubiſche Dinge getrieben werden." Es ſeien „gegen Gott faſt alle heiligen Sacramente von dem Markgrafen und etlichen der Seinigen geſchändet, der Teufel öffentlich angerufen und dergleichen ſündliche impietates vorgegangen, daß es kein Wunder wäre, Gott hätte das ganze Land verſenket." Als Pater Born „über das, was öffentliche Laſter geweſen, auf der Kanzel mit Wahrheit geſprochen, habe der Markgraf ſich beklagt, ſeine Predigten nicht mehr beſuchen wollen und deshalb Abſcheu getragen". Born habe ihn zwar nicht genannt, aber wenn man, wie das Sprichwort ſage, nach dem Hunde werfe, ſo belle er. Dadurch ſei der Pater „ſeines Leibes, ſeiner Güter und

---

[1]) Derſelbe Aberglaube, deſſen Bd. IX, S. 192 gedacht wird.

[2]) Es iſt ein Wachsbild gemeint, dem man anthat, was man der Perſon, die es vorſtellte, zudachte. Siehe Bd. III, S. 39.

Ehre wegen in Gefährlichkeit gerathen, ſodaß man ihm heimlich nachgeſetzt und öffentlich gedroht" habe. 1)

Zunächſt die Schulden, die in der Ent- und Verwickelungsgeſchichte unſers Staatsweſens eine ſo große Rolle geſpielt haben, führten auch hier eine Kriſis herbei. Die geſammte, ungetheilte Markgrafſchaft war für ältere Schulden ungetrennt verpfändet. Die durlachſche Linie hatte nach der Theilung ihren Antheil an dieſen Schulden berichtigt, ohne ſolche Cautelen anzuwenden, die ſie gegen weitere Anforderungen hätten ſchützen können. Als nun die badiſche Linie, weit entfernt, alle Schulden zu tilgen, immer neue contrahirte und für die letztern einzelne Aemter verpfändete, fingen die ältern Gläubiger, welche keinerlei Hoffnung hatten, von Baden-Baden etwas zu erlangen, an, ſich an Baden-Durlach zu halten. Es wurden Proceſſe gegen dieſes erhoben. Es wurden, nach der Rechtsſitte jener Zeit, durlachiſche Unterthanen auf Reiſen von den Gläubigern angehalten. Als nun vollends die neuen Gläubiger Eduard Fortunat's, wie ſie von dieſem keine Befriedigung erhielten, ſich an Kaiſer Rudolf II. wendeten, und dieſer, ohne Rückſicht auf die Rechte der alten Gläubiger, die Einſetzung der neuen in die ihnen ſpeciell verpfändeten Güter geſtattete, als vollends das Gerücht entſtand, daß Eduard Fortunat ſich mit den Fugger in Verhandlungen eingelaſſen habe, die den Verkauf der Markgrafſchaft bezwecken ſollten, da glaubte der Markgraf Ernſt Friedrich von Baden-Durlach 2), zu ſeiner und des Hauſes Rettung,

---

1) Pater Born erhielt 1595, in welchem Jahre er ſeine dem Markgrafen ungünſtigen Berichte begonnen zu haben ſcheint, einen Ruf als Beichtvater an den Hof zu Straubingen.

2) Sohn des Markgrafen Karl und der Anna von Pfalz-Veldenz.

einen entſchiedenen Schritt thun zu müſſen, und ließ, während ſein leichtſinniger Vetter an dem Hofe des Erzherzogs Ernſt[1] zu Brüſſel ſeinen Vergnügungen lebte, am 21. Nov. 1594 durch Wolf Dietrich von Gemmingen[2] die obere Markgrafſchaft in Beſitz nehmen und ſich als Adminiſtrator darin huldigen. Vielleicht daß auf dieſe Maßregel auch die im Jahre nachher erfolgte zweite Trauung des Eduard Fortunat, die Geburt ſeines älteſten Sohnes, die am 14. Mai 1594 erlaſſene urkundliche Erklärung wegen der Nachfolge nicht ohne Einfluß geweſen ſind, da das beati possidentes kaum jemals mehr Wahrheit hatte, als in jenen Zeiten. Der Kaiſer misbilligte wol den ganzen eigenmächtigen Schritt, der zudem wider das katholiſche Parteiintereſſe war, that aber nichts, ihn zu ändern. Eduard Fortunat war auch außer Stande, ſich ſelbſt zu helfen. Die Miethtruppen, durch welche er ſein Land zurückzuerobern verſuchte, 3000

Enkel des Stifters der Linie, des Markgrafen Ernſt. Geb. 17. Oct. 1560, ſuccedirte er 23. März 1577 und †, vom Schlage gerührt, als er eben Durlach mit Gewalt vom Lutherthum zum Calvinismus überführen wollte, 14. April 1604, ohne mit ſeiner am 21. Dec. 1585 heimgeführten Gemahlin, Anna von Oſtfriesland, Kinder erzeugt zu haben. Der Stamm wurde von ſeinem jüngſten Bruder, Georg Friedrich, fortgepflanzt.

[1] Maximilian Ernſt, Sohn des Erzherzogs Karl und der Maria von Baiern, Bruder Kaiſer Ferdinand's II. Geb. 17. Nov. 1583, † er unvermählt 1616.

[2] Ein Sohn Gar Dietrich's auf Tiefenbrunn und der Lia von Schellenberg, war er 1550 geboren und diente zunächſt dem Markgrafen von Baden-Durlach als Rath und Oberſtleutenant, trat aber ſpäter in biſchöflich eichſtädtiſche Dienſte, als Rath, Hofmeiſter und Pfleger. Denn ſein jüngerer Bruder Johann Konrad (geb. 1561, † 7. Nov. 1612), war 1595 Biſchof von Eichſtädt geworden. Wolf Dietrich war mit Urſula von Neuneck († 1626) zu fruchtbarer Ehe vermählt und † 18. Sept. 1601. Uebrigens war wol mit Abſicht ein Katholik zu dieſer Beſitznahme gewählt worden.

Mann, meiſt von lothringiſchen Edelleuten geworben, wurden abgeſchlagen. In ſeiner Verzweiflung ſoll er Mord verſucht haben, und zwar nicht blos durch jenes lindiſche Zaubermittel mit dem Wachsbild, ſondern durch Giftmiſcherei, wozu er zwei Italiener, Peſtaluzzi und Muscatelli, gedungen haben ſoll, deren Anſchlag entdeckt und die zu Durlach enthauptet und geviertheilt wurden. (Muscatelli hatte das Gift bereitet; Peſtaluzzi, ein Veltliner, brachte es nach Baden, wohin der Markgraf Ernſt Friedrich zur Tafel geladen, zu ſeinem Glücke aber am Erſcheinen gehindert ward. Auch deſſen Amtmann zu Rohrburg, Franz Kühn, ſollte ihn erſchießen, und ward deshalb geviertheilt.) Da Eduard Fortunat aus dem größten Theile ſeiner Beſitzungen vertrieben war und ihm die Mittel immer mehr ausgingen, ſo mußte er in fremden Kriegsdienſten Hülfe ſuchen, und hat daher erſt (1597) dem Erzherzog Albrecht in den Niederlanden, dann (1598) ſeinem Vetter dem König Sigmund in Polen gedient. Dieſer ſchickte ihn im folgenden Jahre nach Schweden, wo er den auf Verdrängung Sigmund's von ſeinem ſchwediſchen Throne gerichteten Umtrieben entgegenwirken ſollte. Die Dänen aber, die auf Seiten des ſchwediſchen Thronerben und nachherigen Königs Karl IX. ſtanden, fingen ihn auf, und als er wieder in Freiheit geſetzt war, wendete er ſich wieder nach den Niederlanden und von da nach dem ihm gebliebenen Sponheimiſchen Antheile ſeiner Lande. Hier ſchlug er ſeine Wohnſtätte in dem Schloſſe Caſtelnau bei Simmern auf, und ſoll hier, in ſeiner gänzlichen Noth, zu den verzweifeltſten Mitteln gegriffen haben. Von der Alchymie, der er ſchon früher gefröhnt, ging er zur Falſchmünzerei über. In der That berichtet Pater Born ſchon 1595: „Die falſchen Münzer und Alchymiſten haben lange Zeit ihr Unweſen getrieben und haben Stempel geſchnitten, geſchmiedet, gekocht, ausgegraben, auch verhaftet und gepeinigt, und das alles iſt geſchehen auf dem Schloſſe Eyberg, wo die Vestigia vielleicht noch werden zu ſehen ſein. Nachher iſt ihnen die alte Kanzlei zu Baden dazu eingeräumt worden, und das alles auf Befehl des Markgrafen Eduard Fortunati.“ In Caſtelnau prägte er, mit Hülfe des Giftmiſchers Muscatelli, geradezu falſche Ferdinandeiſche und Klippenthaler, ſowie Portugaleſer, die in Frankfurt verbreitet wurden. Endlich ſoll er ſich zu förmlicher Straßenräuberei haben hinreißen laſſen, Wegelagerei getrieben, ſich in die Kornfelder verſteckt und die Reiſenden geplündert haben. Wir finden jedoch auch, daß er gegen Raubgeſellen, die er ſelbſt erſt angeworben, wenn ſie ihm läſtig geworden, mit Schärfe einſchritt. Er hatte einen berüchtigten Straßenräuber, Anton Langhaar, des Kellners zu Monſchau Sohn, ſammt deſſen zwei Geſellen, dem Holländer Stehland und einem pommerſchen Edelmann aus dem bekannten Geſchlecht derer von Puttkammer[1]), zunächſt gegen die Durlach angeworben. Dieſe hatten noch mehr Spießgeſellen herbeigezogen, Caſtelnau befeſtigt und machten von da aus die Straßen unſicher. Die vielen Beſchwerden der Nachbarſtaaten brachten den Markgrafen denn doch zu dem Entſchluß, ſich ihrer zu entledigen, was aber ſeine Schwierigkeiten hatte. Er ritt ſelbſt zu ihnen (28. Dec. 1595), ſchmauſte mit ihnen, wobei die Diener des Langhaar mit brennenden Lunten aufwarteten und Langhaar und die Seinen jeder ein Carabinerrohr zwiſchen den Beinen hatten. Dann gelang es, die drei genannten Führer von ihren Soldaten zu trennen

---

1) Langhaar war lutheriſch, Stehlandt katholiſch; Puttkammer bekannte ſich zu gar keiner Religion.

und des Nachts das Landvolk hereinzulaſſen, das das Gemach ſtürmte, in dem ſich die Räuber befanden. Sie ſollen ſich auf Accord ergeben, dieſer aber nicht gehalten worden ſein. Jedenfalls ſind ſie alle drei hingerichtet worden (30. Dec.).

Doch ſeiner Tage ſollten nicht mehr viele ſein, und wie ſein Leben war ſein Ende, welches in Metteren's Niederländiſcher Hiſtorie, II, 39, alſo erzählt wird: „Als er nun den 18. Juni (1600) zu Brüſſel[1]) ſeinem Secretario Hochzeit gehalten, und guter Dinge war, ſtrauchelte er in dem Tanze, ob er ſchon nicht ſehr beweinet. Endlich brachten ſie ihn in ſeine Schlafkammer und wünſchten ihm eine gute Nacht. Er aber wollte allein eine Treppe hinabgehen[2]), fiel aber, ehe man ihn greifen konnte, und brach nicht allein den Hals, ſondern auch einen Arm und ein Bein. Faſt gleich elendigen Todes iſt ſein Bruder[3]) auch umgekommen.“ Eduard Fortunat wurde in dem trierſchen Kloſter Engelpforte beigeſetzt.

Er hatte die ihm anbefohlenen Angelegenheiten in großer Verwirrung hinterlaſſen. Der größte Theil des Landes war in fremden Händen, und die Markgrafen von Durlach, die ihn dem Eduard Fortunat entriſſen, waren nichts weniger als geneigt, ihn ſeinen Söhnen herauszugeben, deren Succeſſionsrecht ſie unbedingt leugneten. Sie hatten ſich beeilt, in den von ihnen in Beſitz genommenen Landen, die ſchon einmal der neuen Lehre zugeführt, dann aber der römiſchen Kirche zurückgeſtellt

---

1) Sein Tod wäre alſo nicht zu Caſtelnau erfolgt, wie man anderwärts lieſt.

2) Eine Ausſchmückung ſagt: um einer Dirne nachzulaufen.

3) Welcher? Wahrſcheinlich iſt Karl gemeint.

worden waren, abermals den Proteſtantismus einzuführen. Die drei Söhne Eduard Fortunat's und die zwei noch lebenden Oheime derſelben waren auf die luxemburgiſchen Beſitzungen angewieſen. Einer der letztern, Philipp, der ſich lange Zeit ruhig auf dem Schloſſe zu Ettlingen verhalten hatte, warb ſpäter insgeheim Truppen, um einen Verſuch der gewaltſamen Herſtellung zu machen. Dies ward entdeckt und er wurde fünf Jahre lang im Schloſſe Hochberg in Haft gehalten. Wo und wie Guſtav Chriſtoph die Jahre bis zu ſeinem Tode verbracht, wiſſen wir nicht. Ebenſo iſt uns über das ſpätere Verhältniß der verwitweten Markgräfin, der Maria van Eycken, etwas Näheres nicht bekannt. Da ſie jedoch noch bis zum 21. April 1636 gelebt hat, ſo hat ſie auch noch die Herſtellung ihrer Kinder geſehen und ſich deren erfreuen können.

Denn die Verhältniſſe dieſer Kinder haben ſich ſchließlich viel günſtiger geſtaltet, als man erwarten können. Die Hauptſache war, dieſe Kinder ſelbſt, unter Unfällen und Bedrängniſſen aufgewachſen und unter dem Eindrucke guter Vorbilder erzogen, waren weſentlich beſſer gerathen, als ihr Vater, ihre Oheime und deren Mutter. Sie wurden zu Brüſſel an dem Hofe des achtungswerthen Erzherzogs Albrecht, der, neben Salentin von Iſenburg[1], ihr Vormund war, zu allem Guten erzogen, und die Bemühungen ihrer Erzieher ſchlugen glücklich an.

---

[1] Geb. 1532, Sohn Heinrich's von Iſenburg und der Margarethe von Wertheim, Neffe des Kurfürſten Johann V. von Trier, ſelbſt ſeit 1567 Kurfürſt von Cöln, ſeit 1574 Fürſtbiſchof zu Paderborn, legte 1577 ſeine geiſtlichen Würden nieder und pflanzte den Stamm mit der Antonie Wilhelmine von Aremberg, die er 10. Dec. 1577 heimführte, fort. Er ſtarb 19. März 1610. Näheres über ihn ſiehe im Rheiniſchen Antiquarius, III, 1, 513.

Weniger Erfolg ſchienen längere Zeit die Bemühungen derſelben Vormünder, ihnen das entriſſene Land zurückzuverſchaffen, zu verſprechen. Zwar entſchied der Reichshofrath zu Gunſten der Kinder der Maria; zwar verfügte der Kaiſer, ſchon im katholiſchen Intereſſe, ihre Herſtellung; zwar wurden zahlreiche Convente in der Sache abgehalten und Verhandlungen mit durlachiſchen Agnaten gepflogen. Aber dies Alles half nichts, da der Nachdruck der exequirenden Macht fehlte. Wol war Ernſt Friedrich geſtorben, aber ſein Bruder und Nachfolger 1) Georg Friedrich 2) beharrte mit gleicher Entſchiedenheit auf ſeiner Nichtanerkennung der Anſprüche ſeiner Vettern und auf dem Beſitze der eingenommenen Lande. Es gelang ihm ſogar, vorbehaltlich richterlicher Entſcheidung in der Sache und unter der Bedingung, daß er in Betreff der katholiſchen Religion in der obern Markgrafſchaft den Status quo nicht ändern wolle, mit dieſer Markgrafſchaft belehnt und auch mit Kurpfalz in die Gemeinſchaft des ſponheimſchen Antheils aufgenommen zu werden. Indeß die Sache hing nicht von richterlicher Entſcheidung, ſondern, wie zuletzt dieſe ſelbſt, von der Politik und ihren Thatſachen ab. Ebendeshalb trat

---

1) Ein mittlerer Bruder, Jakob zu Hochberg (geb. 26. Mai 1562), war ſchon 7./17. Aug. 1590 geſtorben und hatte nur Töchter hinterlaſſen.

2) Geb. 30. Jan. 1573, † 14./24. Sept. 1638. Er war in erſter Ehe mit der Rheingräfin Juliane Urſula (geb. 28. Sept 1572, verm. 2. Juli 1592, † 30. April 1614), in zweiter mit Agathe von Erbach (geb. 16. Mai 1581, verm. 20. Oct. 1614, † 20./30 April 1621), in dritter 29. Juli 1621, morganatiſch, mit Eliſabeth Stolz († 14. Mai 1652), der Tochter ſeines Amtmannes Johann Thomas Stolz zu Staufenberg, vermählt. Die Letztere war nur beſtimmt, die treue Pflegerin ſeiner alten Tage zu ſein. Aus der erſten Ehe ſind ihm fünf Söhne und zehn Töchter, aus der zweiten drei Töchter geboren worden. Nur ein Sohn und ſechs Töchter überlebten ihn.

Georg Friedrich, obwol ſtrenger Lutheraner, weshalb er die von ſeinem Bruder zu Gunſten des Calvinismus getroffenen Maßregeln ſofort wieder aufhob, der Union bei und ward eines der thätigſten ihrer Mitglieder, einer der eifrigſten Genoſſen des pfälzer Kurfürſten Friedrich. Vergebens zeigten die Vertreter der Fortunatiſchen Kinder ſich geneigt, ſich mit den ſponheimiſchen und luxemburgiſchen Antheilen zu begnügen, wenn nur ihre Ebenbürtigkeit anerkannt würde. Georg Friedrich, der ſich damit den unbeſtrittenen Beſitz der Markgrafſchaft geſichert haben dürfte, verweigerte jene Anerkennung unbedingt und beharrte darauf, ſich lieber mit Gewalt und im Gegenſatz wider den Kaiſer in ſeinem Beſitze und ſeinen Anſprüchen zu behaupten, beharrte darauf, auch wider die Meinung ſeines Sohnes und ſeiner Räthe. Er ſollte erfahren, daß er doch nicht weiſe gehandelt.

Nach Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges und noch vor der Schlacht am Weißen Berge beſetzte Spinola bekanntlich die pfälzer Lande des linken Rheinufers. Nachdem die Acht gegen den Kurfürſten ausgeſprochen und dem Baiernherzog deren Vollzug übertragen worden, überzog Tilly die ganze Pfalz. Ihm entgegen zog der Mansfelder, in deſſen Heere ſich auch der flüchtige Kurfürſt befand, und ſchlug ihn bei Wießloch (29. April 1622), worauf Tilly ſich nach Wimpfen zog, um ſein Heer zu ergänzen, Mansfeld aber Sinsheim und Eppingen nahm und dann zur Belagerung von Ladenburg verſchritt. Georg Friedrich hatte inzwiſchen ein Heer von 20,000 Mann zuſammengebracht, hatte, in der trügeriſchen Hoffnung, Haus und Land gegen die möglichen Folgen des gewagten Schrittes zu ſchützen, die Regierung ſeinem Sohne abgetreten, und zog jetzt, ſtatt ſich mit Mansfeld zu vereinigen, allein gegen Tilly, den er zu überraſchen und ihm den letzten, vernichtenden Stoß zu verſetzen hoffte. Tilly war aber unterrichtet, war durch ſpaniſche Truppen unter Cordova verſtärkt worden, und hatte eine wohlgewählte Stellung genommen. So ward am 6. Mai 1622 bei Wimpfen eine blutige Schlacht geſchlagen, die, nach mancherlei Wechſelfällen, zuletzt mit einer entſchiedenen Niederlage des Markgrafen endigte. Damals fielen jene 400 Bürger von Pforzheim, die des Markgrafen Leibwache gebildet hatten und ihrer Pflicht treu geblieben waren bis in den Tod. Zwar ward Ladenburg jetzt erſtürmt, wobei auch Georg Friedrich mit den Trümmern ſeines Heeres mitwirkte. Aber am 9. Juni ward auch Chriſtian von Braunſchweig bei Höchſt von Tilly geſchlagen, und bald darauf beſtimmten trügeriſche Intriguen den Kurfürſten, ſowol den Braunſchweiger, als den Mansfelder zu entlaſſen, die darauf in die Niederlande zogen, während auch Georg Friedrich ſeine Truppen entließ. Bald ward nun die untere Markgrafſchaft von den Scharen der Ligue überſchwemmt, und während der junge Markgraf Friedrich V.[1] nach Stuttgart flüchtete, Georg Friedrich aber ſich bis 1624 in ſeine wohlbefeſtigte Hochburg verſchloß[2], wurde die obere Markgrafſchaft, welche Spinola eingenommen hatte, durch Entſcheid des Reichshofraths und kaiſerliche Waffen den Kindern Eduard Fortunat's zurückgeſtellt.

---

[1] Geb. 6. Juli 1574, † 8. Sept. 1659. Er war fortwährend den Wechſelfällen des Dreißigjährigen Krieges ausgeſetzt, und mußte nach der Schlacht bei Nördlingen faſt fortwährend im Exile, zu Strasburg und Baſel, leben, bis der Weſtfäliſche Friede ihn ſeinem Lande zurückgab. Aus fünf Ehen wurden ihm drei Söhne und acht Töchter geboren, davon Friedrich VI. ſein Nachfolger ward und den Stamm fortpflanzte. Ein jüngerer Sohn, Karl Guſtav (geb. 14./24. Dec. 1631, † 26. Dec. 1677), ward katholiſch, Abt zu Fulda und Kempten und Cardinal. Auch ein Enkel Friedrich's V., des tapfern Karl Magnus Sohn, Karl Friedrich, wurde katholiſch und Malteſerritter.

[2] Nach noch manchen vergeblichen Bemühungen für die ergriffene Sache ſtarb er im Exil zu Strasburg, 1638.

Der älteſte derſelben, Markgraf Wilhelm, übernahm nun die obere Markgrafſchaft, ſowie den ſponheimiſchen Antheil, der den Pfälzern wieder entriſſen ward, und vereinigte ſo die geſammten Beſitzungen der Linie zu Baden-Baden von neuem. Er beeilte ſich, wie er dem Nuntius Caraſſa ſchon vorher zugeſagt, den durch die durlachſchen Markgrafen auch in der obern Markgrafſchaft abgeſchafften katholiſchen Gottesdienſt wieder einzuführen. Auch kam 1627 zu Wien ein Vergleich zu Stande, wonach der Markgraf von Durlach, der zu Erſatz der bezogenen Nutzungen und alles Schadens verurtheilt worden war, ſich dazu verſtand, 380,000 Fl. zu zahlen und für dieſe Schuld die Aemter Stein und Remchingen zu verpfänden. Weiterhin hatte auch Markgraf Wilhelm unter den Wechſelfällen des Krieges zu leiden, wiewol er und ſein Land lange nicht ſo hart und ſo andauernd davon betroffen wurden, wie ſein Vetter von Durlach, da in jenen Gegenden doch meiſt die katholiſchen Waffen obſiegten. 1633 jedoch war er wieder in ſeinem Beſitz gefährdet. Nach dem Convent zu Heilbronn ſprachen die Schweden die obere Markgrafſchaft abermals dem durlacher Markgrafen zu, der ſich auch ſofort in Beſitz ſetzte, während Markgraf Wilhelm nach Innsbruck flüchten mußte. Von da ging er wieder nach Breiſach und verſuchte einen Ueberfall auf die Schweden zu Kenzingen, traf ſie aber vorbereitet, ſah ſeine kleine Schar faſt gänzlich aufgerieben und entging nur durch ſeine einfache Kleidung der Gefangenſchaft. Ein ſchwediſcher Reiter hatte ihn bereits gefaßt, ließ ihn aber wieder los, als er einen beſſer gekleideten Krieger erblickte. Eine zweite Niederlage erlitt er im Elſaß, und als er hier ein neues Corps zuſammengebracht hatte und auf Breiſach dringen wollte, ward ihm von den Schweden der Weg verlegt und ſeine Leute liefen auseinander, viele ſelbſt dem Feinde zu. So mußte er ſich wieder in das Luxemburgiſche flüchten, bis die Schlacht bei Nördlingen auch ihm die volle Herſtellung brachte. Ja, da ſein Vetter zu Durlach im Prager Frieden von jeder Amneſtie ausgeſchloſſen worden, wurde ihm noch die Adminiſtration der untern Markgrafſchaft übertragen. Selbſt als Frankreich offen in den Krieg eintrat, von wo aus ihm am erſten Gefahr drohen konnte, gelang es ihm, mit Hülfe des Katholicismus, ſich mit dieſem neuen Gegner zu verſtändigen, und er ſtellte ſich unter den Schutz des allerchriſtlichſten Königs, worauf die Franzoſen ſich mit der Beſetzung von Stollhofen begnügten. Im Weſtfäliſchen Frieden mußte er allerdings die Aemter Stein und Remchingen wieder herausgeben, war aber von da an allen Anfechtungen ſeines Rechts enthoben, und nach ſo langen Wirren und Wechſelfällen war jetzt jeder Theil genau wieder in den Beſitz gebracht, in dem er ſich bei Anfang des Streites befunden. Wilhelm führte nun noch faſt dreißig Jahre lang eine geachtete und geſegnete Regierung. Wird es ihm auch von proteſtantiſcher Seite zum Vorwurf gemacht, daß er die alte Kirche in ſeinen Landen wiederherſtellte und durch mancherlei Stiftungen, ſowie namentlich durch Einführung der Jeſuiten zu befeſtigen ſuchte, ſo war dabei doch zu berückſichtigen, daß das Lutherthum ſich dort nicht aus dem Volksgeiſte ſelbſt entwickelt hatte, ſondern dem Volke von den Zwiſchenherrſchern octroyirt worden war, daß jene Maßregeln ſowol ſeiner eigenen gläubigen Anhänglichkeit an die römiſche Kirche, wie ſeinen politiſchen Intereſſen entſprachen, daß der Katholicismus ihm ebenſo die Gunſt des Kaiſers ſicherte, wie er ihm und dem Lande von Seiten der Franzoſen Schonung und Schutz verſchaffte, und daß er bei deſſen Herſtellung und Begünſtigung doch mild, ſchonend und duldſam gegen Andersdenkende verfuhr. Auch haben alle Jeſuiten das badiſche Volk nicht zu einem bigoten zu machen vermocht. Unter Wilhelm's Regierung heilten die Wunden, welche die frühere Regierung und der Krieg dem Lande geſchlagen. Er war von ſeinen Völkern geliebt und hochgeachtet im Reiche. Der kaiſerliche Hof, dem er auch 1666 Hülfstruppen gegen die Türken ſtellte, wendete ihm ſtetige Gunſt zu. Das geſammte badiſche Haus erhielt das Prädicat der Durchlauchtigkeit. Er ſelbſt ward kaiſerlicher Generalfeldzeugmeiſter, Vorſitzender des Reichskammergerichts und war 1640 kaiſerlicher Principalcommiſſar auf dem Reichstage. So ſtarb er 22. Mai 1677, im Alter von 84 Jahren.

Auch ſeine Brüder waren anders geartet, als man von den Söhnen Eduard Fortunat's und der Maria van Eycken hätte erwarten mögen. Hermann Fortunat († 1664), der zu Rodemachern reſidirte, hatte mit Auszeichnung unter Montecucoli gefochten und erreichte ein hohes, ruhiges Alter, das nur durch den frühen Tod mehrerer Kinder getrübt ward, wie er denn ſeinen Stamm nicht auf Enkel gebracht hat.[1]) Von dem dritten Sohne, Albrecht Karl, wiſſen wir nur, daß er ſich 1625 durch einen unvorſichtigen Schuß auf der Jagd ſelbſt getödtet hat.

---

[1]) Er war in erſter Ehe mit Antonie Eliſabeth von Grichingen, einer verwitweten Hohenſachs, in zweiter mit Maria Sidonie von Falkenſtein, einer Witwe Adam Philipp's von Gornberg, vermählt. Von drei Söhnen überlebte ihn nur der älteſte, Karl Wilhelm Eugen, und auch der nur um zwei Jahre. Von zwei Töchtern wurde Marie Sidonie (geb. 1635, † 15. Aug. 1686) mit Philipp Chriſtoph Friedrich Grafen von Hohenzollern-Hechingen, vermählt (1662) und iſt eine Stammmutter dieſer kriegeriſchen, jetzt auch dem Erlöſchen ent-

Markgraf Wilhelm hatte in zwei Ehen[1] ſieben Töchter und acht Söhne gezeugt. Von den Töchtern ſtarben drei in der Kindheit, eine als Nonne zu Beſançon, und eine, Mariane Wilhelmine, als Gemahlin des Fürſten Ferdinand Auguſt von Lobkowitz. Auch die Söhne ſind meiſtens theils in der Kindheit, theils im Jünglingsalter geſtorben. Philipp Sigmund (geb 15./25. Aug. 1627) war Malteſer und fiel 1647 bei Orbitello. Wilhelm Chriſtoph (geb. 12. Oct. 1628), Domherr zu Cöln und Conſtanz, verunglückte (25. Aug. 1652), wie ſein Oheim und wie ſein älteſter Bruder, durch ein zufällig losgehendes Jagdgewehr. Sein Zwillingsbruder Hermann war auch in den geiſtlichen Stand getreten, hatte dann dieſem Berufe entſagt und ſich fruchtlos um die polniſche Krone beworben (1668), worauf er in kaiſerliche Kriegsdienſte trat, mit Auszeichnung gegen Türken und Franzoſen kämpfte und als Generalfeldmarſchall, Präſident des Hofkriegsraths und Principalcommiſſar auf dem Reichstage geſtorben iſt (2. Oct. 1691). Der jüngſte Sohn, Karl Bernhard (geb. 14. Jan. 1657), fiel 6. Juli 1678 bei Rheinfelden. Von den beiden älteſten Söhnen hatte der zweite, Leopold Wilhelm (geb. 16. Sept. 1626), ſich unter Karl Guſtav von Schweden

---

gegenſehenden Linie eines erlauchten Hauſes geworden. Die zweite, Marie Eleonore Sophie, wurde 1665 die zweite Gemahlin des Fürſten Johann Friedrich Deſideratus von Naſſau-Siegen, ſtarb zwar ſchon 1668, hatte aber 1666 den Stammhalter geboren, deſſen Stamm auch 1734 erloſchen iſt.

[1] Mit Katharina Urſula von Hohenzollern-Hechingen (vermählt 1624, † 1648) und mit Marie Magdalene von Oettingen-Katzenſtein (geb. 1619, verm. 1650, † 31. Aug. 1688).

gegen Polen und unter Montecucoli, an deſſen Seite er bei St. Gotthard ſtand, gegen die Türken vorgethan, war Capitän der kaiſerlichen Hatſchiergarde und ſtarb (1. März 1671) in dem ihm verliehenen Waraſdiner Generalate. Er begann auch die Gütererwerbungen in Böhmen, welche dieſer Linie des Hauſes Baden mehrfach durch Heirathen zugewachſen ſind, indem ihm ſeine erſte Gemahlin, Sylvia Katharina (vermählt 1659, † 1664), eine Tochter des kaiſerlichen Feldmarſchalls Franz Anton Marcheſe Caretto di Grana, obwol ſie kinderlos blieb, die von ihrem erſten Gemahl, dem Grafen Czernin von Chudewicz ererbte Herrſchaft Lowoſitz zubrachte. [1]) Der älteſte Sohn des Markgrafen Wilhelm, Ferdinand Max (geb. 23. Sept. 1625), wuchs zwar zu reifern Jahren auf, beſaß einen ernſten, ſoliden, vornehmlich wiſſenſchaftlichen Beſchäftigungen zugeneigten Charakter, und vertrat den Vater öfters, bei deſſen häufigen Abweſenheiten aus dem Lande, in der Regierung, ward ihm aber am 4. Nov. 1669 durch einen ſich in dieſem Hauſe in kurzer Zeit dreimal wiederholenden Unfall entriſſen, indem er an einer Wunde ſtarb, die er zu Heidelberg durch ſein ſich zufällig entladendes Jagdgewehr erhalten hatte. Er hatte ſich aber am 5./15. März 1653 mit Luiſe Chriſtine von Savoyen-Carignan (geb. 1. Aug. 1627, † 9. Juli 1689), einer Tochter des Thomas Franz von Carignan und der Marie von Condé, und Vatersſchweſter des großen

---

[1]) Seine zweite Gemahlin war Maria Franciſca (geb. 18. Mai 1633, verm. 23. Febr. 1666, † 7. März 1702), Tochter Egon's VIII. Fürſten von Fürſtenberg und Witwe des Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm. Von den vier Kindern, die ſie ihm geboren, ſind zwei Töchter und ein Sohn jung und iſt auch der überlebende älteſte Sohn, Leopold Wilhelm (geb. 20. Febr. 1667), unvermählt geſtorben (11. April 1716).

Eugen, vermählt, hatte, da ſeine Gemahlin Paris nicht verlaſſen wollte, das einzige Kind, das ſie ihm geboren, einen Sohn, wenn auch noch ein Kind von drei Monaten, durch den Kammerdiener Laſſolaye entführen laſſen und ſich dann vor allem der Erziehung dieſes theuern Pfandes gewidmet. Dieſer Knabe (geb. 8./18. April 1655) ward der Markgraf Ludwig Wilhelm, jener gegen Türken und Franzoſen bewährte Feldherr, deſſen Ruhm zu ſeiner Zeit und auf der Seite, der ſein Schwert gewidmet war, nur durch ſeinen Vetter Eugen und den Herzog von Marlborough verdunkelt ward. Er folgte ſeinem Großvater in der Regierung, verlegte die Reſidenz nach Raſtadt, wo er ein prächtiges Schloß erbaute, in welchem im achten Jahre nach ſeinem Tode ein Friede unterzeichnet werden ſollte (6. März 1714), wie er ihn zur Zeit ſeiner Siege und ſeines Todes (4. Jan. 1707) ſchwerlich gefürchtet hätte, und erwarb durch ſeine Vermählung mit Francisca Auguſte Sybille von Sachſen-Lauenburg[1] zwar nichts von dem alten lauenburgiſchen Erbe, in deſſen Beſitz ſich Hannover zu ſetzen wußte, aber doch abermals neue böhmiſche Herrſchaften, welche ſeiner Gemahlin Großmutter von Vatersſeite, Anna Magdalena († 1668), des Wilhelm von Lobkowitz Tochter und des Grafen Zinko von Kolowrath Witwe, den Sachſen-Lauenburg gebracht hatte.[2] Die ſchöne und geiſtreiche

---

[1] Geb. 21. Jan. 1675, verm. 17/27. März 1690, † 10. Juli 1733; eine Tochter des Herzogs Julius Franz von Sachſen-Lauenburg und der Pfalzgräfin Hedwig Auguſte von Sulzbach. Ihre ältere Schweſter, Anna Maria Francisca, war jene wunderliche Prinzeſſin, die ihrem zweiten Gemahl, dem Johann Gaſton von Toscana, ſo viele, von uns Bd. VI, S. 52 fg. geſchilderte Noth machte.

[2] Sie war die dritte Gemahlin des Herzogs Julius Heinrich, die Mutter des Herzogs Julius Franz und der Gemahlin des Fürſten Ottavio Piccolomini.

Markgräfin, die dem Hauſe, in das ſie ſich vermählte, dieſe Herrſchaften verſchaffte, erbaute die prachtvolle Favorite bei Raſtadt, wo ſie auch eine ſchöne Bildergalerie gründete. Den größten Theil der dort geſammelten Bilder ſoll ſie aber ſpäter, auf Rath ihres Beichtvaters, haben verbrennen laſſen. Denn ſie war im höheren Alter bigot geworden und glaubte durch harte Kaſteiungen die wirklichen oder eingebildeten Sünden ihrer Jugend abbüßen zu müſſen.

Sie hatte ihrem berühmten Gemahl fünf Söhne und vier Töchter geboren, davon doch nur zwei Söhne und eine Tochter zu reiferen Jahren aufwuchſen. Die Tochter, Auguſte Marie (geb. 10. Nov. 1704, † 8. Aug. 1726), wurde am 13. Juli 1724 an den Herzog Ludwig von Orleans (geb. 4. Aug. 1703, † 4. Febr. 1752) vermählt und iſt die Urgroßmutter des Königs Ludwig Philipp geworden, in deſſen und ſeiner Nachkommen Adern ſomit auch das Blut Eduard Fortunat's und der Marie van Eycken, aber auch das des großen Feldherrn Ludwig von Baden kam. Der älteſte Sohn, Ludwig Georg (geb. 7. Juni 1702, † 22. Oct. 1761), war bei dem Tode des Vaters noch im erſten Kindesalter, worauf ſeine Mutter, unter Beiſtand des Kurfürſten Johann Wilhelm von der Pfalz und des Herzogs Leopold von Lothringen, die Regierung zwanzig Jahre hindurch mit Umſicht und Treue führte.[1]) Der Sohn, der 1727 die Regierung ſelbſt übernahm, ſoll ein leutſeliger, gutmüthiger Fürſt geweſen ſein, ſich aber weſentlich nur für die Jagd intereſſirt haben, und hat, außer einigen kirchlichen Stiftungen und den Schulden, die durch ſeine Freude an glänzendem Hofſtaate veranlaßt wurden, wenig Spuren ſeines Daſeins im Lande hinterlaſſen. In erſter Ehe[1]), mit Marie Anne Gräfin von Schwarzenberg (geb. 25. Dec. 1706, verm. 18. März 1721, † 12. Jan. 1755), waren ihm zwei Söhne, die im Kindesalter ſtarben, und eine Tochter, Eliſabeth Auguſte (geb. 16. März 1726, † 7. Jan. 1789), geboren worden, die ſich 2. Febr. 1755 mit dem Grafen Wenzel von Althan vermählte. Ihr fielen die böhmiſchen Herrſchaften zu, von denen jedoch Lowoſitz kurz vor ihrem Tode an die Schwarzenberg überlaſſen ward, die übrigen aber nachher an das Haus Baiern kamen, deſſen Prinz Ferdinand Maria ſich mit einer Tochter jener wunderlichen Prinzeſſin von Sachſen-Lauenburg, aus ihrer erſten Ehe, vermählt hatte (Bd. VI, S. 52 fg.). Dem Markgrafen Ludwig Georg folgte in der Regierung für kurze Zeit noch ſein jüngſter Bruder, Auguſt Georg (geb. 14. Jan. 1706), der in ſeiner Jugend dem geiſtlichen Stande gewidmet worden, 1730 aber den Dienſt der Kirche mit dem der Waffen[2]) vertauſcht und ſich 7. Dec. 1735 mit Marie Victoria von Aremberg (geb. 26. Oct. 1714, † 13. April 1793) zu kinderloſer Ehe vermählt hatte. Auguſt Georg ſoll ein milder und leutſeliger, aber ſchwacher Regent geweſen ſein, der die Geſchäfte ſorglos den Räthen und Hofleuten überlaſſen, auch in kirchlicher Beziehung zu ſehr dem

---

[1]) In ihre Regierung fiel auch jene ſchon erwähnte Lützelburgſche Schuldklage und auch hierbei hat ſie ihre Klugheit bewährt. Ob nicht auf Koſten der Redlichkeit und Ehrenhaftigkeit, das zu beurtheilen, müßte man die Umſtände, unter denen die urſprüngliche Schuld contrahirt worden, genauer kennen.

---

[1]) Die zweite Ehe mit Maria Josepha von Baiern (geb. 7. Aug. 1734, verm. 20. Juli 1755, † 7. Mai 1776) war kinderlos.

[2]) Er ward k. k. Generalfeldmarſchall.

Einfluſſe ſeiner ſtrenggläubigen Gemahlin unterlegen habe, deren Wohlthätigkeit im übrigen gerühmt wird. Im Lande war er beliebt, und Eine wichtige Handlung, die er vornahm, bewies denn doch, daß er die Pflicht gegen das Land und das Gebot des Rechtes ſeinen eigenen Neigungen und dem Einfluſſe ſeiner Umgebungen vorzuziehen wußte. Schon früher war mehrfach von der Durlach'ſchen Linie ein Erbvertrag mit der Badiſchen, der die Erbfolge außer Zweifel ſetze, und zugleich die Erbſchaft gegen Verſchleuderung und Verwahrloſung ſichere, angeſtrebt, immer aber durch dazwiſchenkommende Todesfälle verhindert worden. War nun auch das gegenſeitige Erbrecht der beiden Linien, wie es im klaren Intereſſe des Landes und Hauſes lag, ſo auch im Rechte im allgemeinen zweifellos begründet, ſo konnten doch theils in Bezug auf einzelne, nach der Theilung erworbene Beſitzungen Zweifel erhoben werden, theils würden entgegengeſetzte Beſtimmungen der Regenten in dem kirchlich-politiſchen Parteiintereſſe eine Stütze gefunden haben, welche große Schwierigkeiten erzeugen konnte. Außerdem war es von Wichtigkeit, daß für den Fall des Ueberganges der geſammten Lande an Eine Linie die Landestheile, welche damit unter eine neue Herrſchaft traten, in ihren begründeten Intereſſen geſchützt wurden. So wurde denn durch den Vertrag vom 28. Januar 1765, welchen Auguſt Georg, wider die Mahnungen ſeines Beichtvaters und die Neigungen der ihm Zunächſtſtehenden, mit Karl Friedrich von Baden-Durlach abſchloß, ein ruhiger und weiſe geordneter Uebergang der Baden-Badiſchen Lande an die Linie Baden-Durlach, und ſomit eine Wiedervereinigung der geſammten Beſitzungen des Hauſes

Baden, welche in einer verhängnißvollen Zeit getrennt worden und ſeitdem verſchiedene Wege gewandelt waren, vermittelt. Zudem kam das ſo vereinigte Land (21. Oct. 1771) in die Hand eines Regenten, der zu den beſten ſeiner Zeit gehörte und ganz geeignet war, die neuerworbenen Unterthanen bald und innig dem neuen Verhältniſſe zu gewinnen, eines echt landesväterlichen Fürſten, des guten und weiſen Karl Friedrich.

III. Ein Hexenproceß in Welſch-Tirol.

Nach den von Graf Dandolo veröffentlichten Actenſtücken
deutſch bearbeitet von P. Plattner.

Der Glaube an Hexen und Zauberer iſt uralt und findet ſich in den verſchiedenſten Zeiten und bei miteinander in keinerlei nachweisbarem Zuſammenhang ſtehenden, keineswegs derſelben Culturſtufe angehörigen Völkern, muß daher ſeine natürlichen Wurzeln in dem Boden des menſchlichen Geiſtes haben, ſolange derſelbe nicht durch höhere Entwickelung und vor allem durch eine klarere Einſicht in die Geſetze der Natur und den Zuſammenhang ihrer Erſcheinungen gegen das Wuchern ſolchen und ähnlichen Unkrautes bewahrt worden iſt. Lange nachdem die Hexenproceſſe aufgehört haben, hat der Glaube an Hexen in den untern Schichten des Volks noch fortbeſtanden und iſt erſt in unſerer Zeit der helleren Geiſtesrichtung und vor allem dem von den Naturwiſſenſchaften entzündeten Lichte ſo gut wie gänzlich gewichen.

Bei den europäiſchen Völkern mag die ſpeciellere Form, in der ſich jener Aberglaube bei ihnen ausprägte, theils an einzelne Erzählungen in den geſchichtlichen Theilen des Alten Teſtamentes, alſo an jüdiſche Traditionen, theils an griechiſche Mythen anzuknüpfen ſein.

Eine ſolche, die allerdings erſt ſpätern Urſprungs iſt, erzählt bekanntlich, daß die eiferſüchtige Juno der Lamia (deren Name im Mittelalter gleichbedeutend mit saga, Hexe, gebraucht wurde) die Kinder getödtet habe, welche ſie von Jupiter hatte, und daß die unglückliche Mutter, nachdem ſie ſich die Augen blind geweint, von ihrem göttlichen Geliebten die Gunſt erhalten, ſich nach Willkür zu verwandeln. Sie wurde nun der Schrecken der Gebärenden, deren Kindern ſie das Blut wegſaugte oder dieſelben durch Anlegung an die eignen Brüſte zu Grunde richtete. Apulejus und Lucian ſchreiben den theſſaliſchen Zauberinnen vielfache Künſte zu, wie ſie auch im Mittelalter dem Zaubergeſindel nachgeſagt wurden, und unmittelbar an jenen Glauben des ſpätern Alterthums ſchließen ſich die mittelalterlichen Sagen, welche in wunderlichſter Weiſe aus dem großen römiſchen Dichter Virgilius einen Zauberer und Hexenmeiſter machten. Auch der Talmud erzählt von einer Lilith, welche die Neugebornen zu Tode verfolge.

Das alles waren Anfänge, Keime und fragmentariſche Beiträge zu einem Aberglauben, deſſen complicirtere Entwickelung allerdings erſt dem Ausgange des Mittelalters und den ihm zunächſt folgenden Zeiten angehört und der manches Specifiſche in ſich faßte, das keineswegs aus jenen Sagen des ſpäteren Alterthums abzuleiten iſt. So namentlich die unbedingte Verknüpfung des Zauberweſens mit dem Teufel, die in dem frühern Mittelalter keineswegs ausnahmslos war. So die Specialitäten der Orgien, welche die Zauberer und Hexen, zu beſtimmten Zeiten, an gewiſſen Lieblingsplätzen, in gemeinſamen Zuſammenkünften, unter Vorſitz ihres hölliſchen Patrons feiern ſollten. Auch traten um dieſelbe Zeit die männlichen Zauberer, welche früher mit der meiſten Bedeutung hervortraten, mehr zurück und das Hexenweſen heftete ſich vorwiegend an das weibliche Geſchlecht. Man hat der letztern Erſcheinung, die in ihrer ſpeciellen Ausprägung einen höchſt gemeinen und widerwärtigen Charakter trägt, einen hochpoetiſchen Urſprung geben wollen, indem man ſie an den urgermaniſchen Glauben an eine beſondere pſychiſche Begabung der Frauen, an ihre Seherkraft, an das geheimnißvolle Anſehen einer Velleda, an die Nornen und Walkyren der nordiſchen Sage anknüpfen, ihre Zuſammenkünfte auf den heidniſchen Cultus, welchen die unfreiwillig Bekehrten nächtlich an heimlichen Orten fortgeſetzt haben mögen, zurückführen und ſelbſt die geringſten Specialitäten des Hexenthums von Einzelheiten der alten Sagenwelt ableiten will.[1] Die Herabdrückung der Erſcheinung von ihrem urſprünglichen Charakter ſei den chriſtlichen Prieſtern zuzuſchreiben, welche in dieſer

---

[1] S. u. a. bei: Weinhold, Die deutſchen Frauen im Mittelalter (Wien 1851), S. 59—73, wo die bunte Vermiſchung der Zeiten und Orte weit getrieben und eine Maſſe ſcheinbar zuſammenwirkender Notizen nebeneinander geſtellt wird, deren jede einzelne einer ſorgfältigen Kritik, in Betreff ihres Bezugs zur Sache, bedürfte. Hauptſächlich werden, wie gewöhnlich, Dinge, bei denen es ganz natürlich iſt, daß man ſelbſtändig darauf kam, in myſtiſchen Zuſammenhang mit alten Gebräuchen gebracht, z. B. daß die Hexen den Zauber in einem Keſſel ſieden, daß ſie bei ihren Zuſammenkünften tanzen u. ſ. w. Auf Katzen ſollen ſie reiten, weil die Katze der Freya geheiligt geweſen, während es viel näher liegt, dieſe Sage davon abzuleiten, daß die alten Weiber, die man für Hexen hielt, meiſtens Katzen hegten. Ihre Verwandlung in Gänſe ſoll auf die Schwanjungfrauen hinweiſen, und wenn ſie zuweilen auch auf Pferden durch die Luft fahren, ſo „iſt das rechte, den Walkyrien angehörende, Sage." Daß ſie beſonders auf die Kühe ſchädlich einwirken, ſoll daran liegen, daß die „Kuh bei den indogermaniſchen Völkern Symbol der Fruchtbarkeit iſt und zu den elbiſchen Geiſtern im genaueſten Bezuge ſteht!" Selbſt das Kreuz als Schutzmittel gegen die Hexen ſoll der Hammer des Donnergottes ſein! Ihre rothen und triefenden Augen ſeien eine Carikirung der leuchtenden Augen der Götter!

D. H.

Weiſe das Heidenthum wirkſam bekämpfen zu können gemeint hätten. Nun iſt es allerdings richtig, daß die chriſtlichen Bekehrer die Götter der Heiden für Teufel, nicht blos ausgaben, ſondern hielten, und daß ihnen alles Seher- und Zauberweſen der nordiſchen Völker als ſündhaftes Teufelswerk erſcheinen mochte. Sonſt aber ſcheinen uns in der ganzen Zurückführung ſo vieler Züge des ſpätern Volksthums, ſeines Glaubens und Aberglaubens, ſeiner Gebräuche, Sagen und Märchen auf das höchſte Alterthum viel kecke Willkür, gezwungene Deutung und wunderſamer Myſticismus zu liegen. Wir werden uns nie zu dem Glauben verſtehen, daß jenes kunſtvolle und ſichtbar unter dem Einfluß ſüdlicher Ideen ausgebildete Syſtem der nordiſchen Mythologie, wie es ſich in den fernen Zufluchtsſtätten, in denen ſich das germaniſche Heidenthum noch einige Jahrhunderte hielt, in Skandinavien und Island, entwickelt hatte, jemals in dem eigentlichen Germanien Geltung gehabt habe, daß hier mehr davon zu finden geweſen wäre, als vielleicht einzelne Keime und Bruchſtücke, und auch dieſe in großer Verſchiedenheit der Stämme und Gaue, und trauen unſern germaniſchen Vorfahren willig die viel einfachere, natürlichere und reinere Auffaſſung zu, die ihnen Tacitus zuſchreibt.[1] Weiter ſind wir der Ueberzeugung, daß die ſogenannte Völkerwanderung denn doch eine ſo gänzliche, in aller Weltgeſchichte beiſpielloſe und andauernde Umwälzung aller Verhältniſſe der durch ſie berührten germaniſchen Stämme in ſich faßte, daß dieſelben nach Ablauf jener furchtbaren Epoche, wie zumeiſt in ihren Wohnſitzen, ſo in ihrem ganzen Staats-, Rechts- und Sittenleben, durchgreifend verändert erſcheinen und alle Verſuche, die etwa zwiſchen dem Vorher und Nachher noch verbliebenen Fäden auszumitteln, höchſt ſchwierig und problematiſch bleiben. Hauptſächlich endlich fällt ja der eigentliche epidemiſche Charakter des Hexenweſens und ſeine ſpecielle Ausbildung zu der Geſammtheit von Einzelheiten, denen man einen ſo alten und hohen Urſprung vindiciren will, erſt an das Ende des Mittelalters und zum Theil in noch ſpätere Zeit, wo ſich denn doch nicht annehmen läßt, daß der Aberglaube mit ſeinen Erfindungen und Hirngeſpinſten an altgermaniſche Seherinnen und ſkandinaviſche Nornen und Walkyren angeknüpft haben ſollte. Uns ſcheint es, daß das Hexenthum erſt durch die Hexenproceſſe ſeinen epidemiſchen Charakter und ſeinen ſpecifiſchen Typus erhalten hat, und daß, wie das Rad einmal im Laufen war, jeder neue Fall weitere gebar und neue Züge zu dem phantaſtiſchen Gemälde lieferte, die ſich dann bei den folgenden wiederholten, oder, nach dem Willen der Richter und ihrer Folterknechte, wiederholen mußten. Doch nicht dieſe allein haben gewirkt, ſondern die Unwiſſenheit, der meiſt auf grobſinnlichen Vorſtellungen beruhende Wahnglaube und die erhitzte Phantaſie einer gährenden, vielfach in Verfall und Fäulniß begriffenen Uebergangszeit trugen auch das Ihrige bei.

---

[1] Darüber haben wir uns ſchon vor mehr als 30 Jahren in einer Abhandlung über die Götter der Germanen, in Bülau, Weiske und v. Leutſch „Die Germania des Tacitus" (Leipzig 1828), ausführlich ausgeſprochen. D. H.

Im 15. Jahrhundert bildeten die geheimen (ſchwarzen) Künſte den geſuchteſten und bewundertſten Zweig des menſchlichen Wiſſens; man ſuchte in magiſchem und kabbaliſtiſchem Phraſenthum die Vorherſagung und Erklärung jedes Ereigniſſes. Indem man die Naturerſcheinungen als ebenſo viele Wunder betrachtete, glaubte man, dieſelben mit Hülfe der Nekromantie anders geſtalten oder verhindern zu können. Ein mit der Fallſucht behaftetes Kind, ein in der Schwindſucht hinwelkender Jüngling, plötzliches Reichwerden, ein verheerendes Gewitter, eine Feuersbrunſt, deren Urſache man ſich nicht zu erklären wußte, Liebesweh und Eiferſucht wurden in die Kategorie der Verhexungen geſtellt, ſei es, daß man ſie aus ſolchen ableitete, oder durch Zaubermittel zu bekämpfen ſuchte. Zuletzt und wenn alles fehlſchlug, nahm man ſeine Zuflucht zu Pacten mit dem Teufel.

Von dem Augenblicke an, wo man zugab, man könne mit den Mächten der Hölle in Verbindung treten, rief man ſie häufig an; es bildeten ſich geheime Geſellſchaften mit einem Programm vorgeſchriebener Ausſchweifungen und fluchwürdiger Zuſammenkünfte, die unter dem Vorſitze und unter Anrufung des Satans ſtattfinden ſollten, und namentlich im 16. Jahrhundert ward die Meinung allgemein, daß die Gottloſen vom Teufel Genüſſe zu erlangen wüßten, um welche ſie Gott zu bitten nicht wagen dürften, und daß ſie jenem dafür ihre Seele verkauften.

Als nun dieſe Verirrungen zum Gegenſtande gerichtlicher Unterſuchungen gemacht wurden, kam es, nach den herrſchenden Vorurtheilen und dem ganzen Charakter der damaligen Rechtspflege, allerdings zu dem ſchrecklichen Ergebniſſe, daß Tauſende wegen geradezu unmöglicher Verbrechen grauſamen Peinigungen und einem ſchmählichen Tode preisgegeben wurden, daß die Angabe irgend eines Feindes, oder die auf der Folter erpreßte, aufs Gerathewohl gemachte Anzeige einer Gemarterten völlig Unſchuldige vor Gericht und unter der Folter zum Bekennen von Dingen brachte, an die ſie nicht im

Traume gedacht hatten. Ob jedoch dieſe völlig Unſchuldigen die Mehrzahl gebildet haben, bleibt für den, welcher viele ſolche Proceſſe ſtudirt hat, eine zweifelhafte Frage. Daß allerdings unter alle den Opfern der Hexenproceſſe ſich nicht ein einziges befunden hat, das die Dinge, deren es bezüchtigt ward und die es vielleicht gegen ſich ſelbſt ausſagte, wirklich begangen hätte, verſteht ſich. Aber ſehr viele befanden ſich darunter, die dieſe Dinge zu begehen gewünſcht und verſucht, nicht wenige, die ſich, vermöge einer ſeltſamen Geiſteskrankheit jener Zeiten, eingebildet hatten, ſie hätten dieſelben begangen. Für dieſe wäre nun freilich ein Irrenhaus eine richtigere Beſtimmung geweſen, als der Scheiterhaufen. Aber auch Solcher fanden ſich gar Manche, die in der That, in abergläubiſcher Bosheit, durch zauberiſche Mittel ſolche Verbrechen zu verüben verſucht hatten, welche zu allen Zeiten der gerechten Verurtheilung verfallen, und an denen es nicht lag, wenn ihre Wahnmittel nicht das Unheil ſtifteten, das ſie bezweckten. — Moheſen erzählt, daß im Kurfürſtenthum Trier, zur Zeit des Kaiſers Marimilian I., über 6500 Hexen der Proceß gemacht wurde, daß man in Flandern im Jahre 1459 eine große Anzahl in den Tod geſchickt, daß man zu Genf 500 Verurtheilte zählte, und daß Spanien und Frankreich mit ihrem Blute getränkt waren. Peter Crespet behauptet, daß es in Frankreich unter Franz I. 100000 Hexenmeiſter gegeben habe. Nikolaus Ramigius, der Kanzler des Herzogs von Lothringen, rühmte ſich, in 4 Jahren 900 Hexen verurtheilt zu haben. Heinrich IV. ließ in der einzigen Provinz Labourd ihrer 600 verbrennen. In Schleſien wurden im Jahre 1631 ihrer 200 hingerichtet.

Es iſt eine allen denen, welche die moraliſchen Krankheiten des Menſchengeſchlechts ſtudiren, bekannte Thatſache, daß gewiſſe Verbrechen ſich in dem Maße vervielfältigen, als ſie Aufſehen erregen. Bisweilen nahm man ſeine Zuflucht zu Mitteln, die aller Klugheit ermangelten und nur geeignet waren, das Uebel zu vergrößern, indem ſie den Aberglauben beſtärkten. Um z. B. zu verhindern, daß ein Vampyr nächtlicher Weile ſein Grab verlaſſe, um den Schlafenden das Blut auszuſaugen, ließ die Obrigkeit ihn ausgraben und durch ſein Herz einen Pfahl ſchlagen. Dies hieß offenbar die Sache der Vernunft zu Gunſten des Vorurtheils verloren geben.

Die zur Leitung der Proceſſe berufenen Rechtsgelehrten nahmen, weil die Zauberei mehr als ein geiſtliches, denn als ein weltliches Verbrechen betrachtet und deshalb nach kanoniſchem Rechte behandelt wurde, das geheime Verfahren an. Von dieſer Zeit an konnte der Geiſt eines Jeden durch drohende verfängliche Verhöre, die mit langen Einſperrungen abwechſelten und die durch furchtbare Folterqualen geſteigert wurden, in Zerrüttung gerathen. Die öffentliche Meinung wurde durch zahlreiche und übereinſtimmende Geſtändniſſe, die man ſo viel als möglich verbreitete, in Irrthum geführt. Manzoni hat behauptet, daß ein Buch des Flamänders Delrio mehr Menſchen ums Leben gebracht habe, als die Kriege Alexander's von Macedonien. Er ſpielte mit dieſen Worten auf die „Disquisitiones magicae“ an, die in der That der Schrecken der Hexen und das Handbuch ihrer Richter geworden waren. Das Buch zerfällt in 6 Theile: im erſten handelt es von den Amuleten und den geheimen Worten, von den kabbaliſtiſchen Zahlen und von der Alchymie; im zweiten von den verſchiedenen Pacten mit dem Teufel und von der Beſchaffenheit der Zuſammenkünfte; im dritten iſt von Behexungen durch Kräuter, Stroh, Salben und Todtengebeine die Rede; der vierte verbreitet ſich über die Kunſt, Karten zu ſchlagen, Träume zu deuten u. ſ. f.; die zwei letzten Theile entwickeln die Pflichten der Beichtväter, vertheidigen die Unverletzlichkeit des Beichtſiegels und rechtfertigen dem Proteſtantismus gegenüber die Verehrung der Reliquien, den Gebrauch der Scapuliere, des Weihwaſſers, des Glockenläutens, der Exorcismen u. ſ. w.

Gegen die Proſcriptionen auf legalem Wege, welche Delrio förderte, erhob ſich der weſtfäliſche Jeſuite Friedrich Spee[1]), der, nachdem er eine große Anzahl wegen Hexereien Verurtheilter zum Tode vorbereitet, die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß ſie in Bezug auf das ihnen zur Laſt gelegte Verbrechen ſchuldlos geſtorben ſeien. Das Buch, das er herausgab, iſt ein Meiſterſtück unbefangener Anſchauung und geſunden Urtheils. Wir erlauben uns, das Inquiſitionsverfahren gegen die der Hexerei Angeklagten kürzlich danach zu ſchildern:

Der Volksaberglaube, welcher der Misgunſt, der Eiferſucht und der Verleumdung zu Hülfe kommt, erweckt den erſten Verdacht der Hexerei. Alle Uebel, meint man, deren die Bibel erwähnt, kämen durch Zauberei über die Völker, die Familien und die Individuen und es ſei Sache der Obrigkeit, ihnen zu ſteuern. Die Obrigkeit wird durch ſolche Zumuthungen aufmerkſam; aber ſie weiß nicht, wo anfangen; denn es fehlt ihr an Verdachtgründen und an Indicien. Die Gerüchte werden immer lauter; es wäre unklug, ſie länger nicht beachten zu wollen; es handelt ſich darum, irgend welchen Vorwand zur Eröffnung des Proceſſes aufzufinden. Denn wenn die Obrigkeit des Ortes mit der Entſcheidung zauderte, könnte man ihr leicht aus dem Hauptorte einen beſondern Inquiſitor ſchicken, mit dem Auftrag, an ihrer Stelle den Proceß einzuleiten, was ihr nicht angenehm wäre. Außerdem wird der Eifer, der ſie zum Handeln treibt, durch die Erwartung von Vortheilen an Ehre und Geld, die ſo heikle Operationen zu begleiten pflegen, erhöht. Und ſieh', arme Weibsbilder, welche von der öffentlichen Stimme, oder ſagen wir lieber von Feinden angeklagt ſind, werden ins Gefängniß geführt und ſind von da an als verloren zu betrachten. Führte das eingekerkerte Weib ein ſchlechtes Leben, ſo ſpricht die Vermuthung von vornherein gegen ſie; war dagegen ihre Aufführung untadelhaft, nun, ſo weiß man, die Hexen ſeien von Natur gründliche Heuchlerinnen; geberdet ſich die Verhaftete ſehr unruhig, ſo plagt ſie das Gewiſſen; iſt ſie ruhig, ſo heißt es, die Hexen benähmen ſich ſo, um keinen Verdacht zu erregen. Man forſcht dem Leben der Inquirirten bis auf alle Einzelheiten nach; es wäre etwas Außerordentliches, wenn ſie nicht irgend einen wunden Fleck hätten. Auf der andern Seite gibt es nichts Leichteres, als ſich Belaſtungszeugen zu verſchaffen, die dumm und zugleich böswillig ſind; die Halbbeweiſe ſind gefunden und die Folter iſt gerechtfertigt. Die Angeklagte muß einen Vertheidiger haben; man gibt ihr einen Advocaten, der gewöhnlich nur der Form halber und ohne alle Ueberzeugung und Wärme ſpricht[1]) und die Sache ſo läßt, wie er ſie gefunden.

---

[1]) Friedrich Spee von Langenfeld, geb. 1591 zu Kaiſerswerth, trat 1610 zu Cöln in den Jeſuitenorden, ließ 1631 ſeine „Cautio criminalis, s. de processu contra sagas" erſcheinen, iſt auch als geiſtlicher Dichter bekannt, † zu Trier 1635.

---

[1]) Bei dem tiroler Proceſſe werden wir in dieſer Beziehung eine unerwartete ehrenhafte Ausnahme finden.

Man beginnt mit dem Strick, der die leichte Folter genannt wird; reicht er hin, Geſtändniſſe abzunöthigen, ſo nennt man ſie freiwillige; widrigenfalls ſchreitet man zu ausgeſuchteren Martern. Gibt ſich die Inquirirte auch bei dieſen nicht gefangen, ſo hält man ſie in Haft, bis ſie das Feld räumt; es wäre eine Schande, ſie frei zu entlaſſen; will nichts verfangen — denn auch jede Narrheit hat ihre Grenzen — ſo ſchickt man ſie gleichwol zum Tode.

Kaum iſt die Angeklagte ſchuldig erklärt, ſo wird ſie gezwungen, ihre Mitſchuldigen anzugeben und wenn ſie deren nicht hat, ſolche zu erfinden. Die Denunciationen vervielfachen ſich nach dem Belieben des Richters und des Henkers, bis man auf den Punkt kommt, wo man einhalten muß, weil der Gerichtshof befürchtet, dieſe fluchwürdige, immer wachſende Flut könnte ihn am Ende ſelbſt verſchlingen. Flüchten ſich die Denuncirten, ſo beweiſt dies, daß ſie ſchuldig ſind; ſtellen ſie ſich herzhaft vor die Richter, ſo iſt es die innere Gewiſſensangſt, die ſie dazu treibt. Selbſt wenn man ſie entläßt, klebt ihnen ein verhängnißvolles Brandmal an, das früher oder ſpäter theuer zu ſtehen kommt. Unſere Zeit, ſchließt Spee, wird eine der bedauernswertheſten, wenn dem Uebel nicht geſteuert wird. Der muthvolle Jeſuite hatte recht, als er ſich zu ſagen getraute, daß er ein wirkſames Mittel wiſſe, um mit einem Streiche alle Hexenverbrechen zu vertilgen; [illegible] wagte nicht, es namhaft zu machen; es mag aber [illegible] das nämliche Mittel geweſen ſein, das ein Zeitgenoſſe von ihm, der berühmte Philoſoph Malebranche, vorſchlug: aufzuhören, ſie gerichtlich zu verfolgen.

All das bereits Geſagte findet ſeine Beſtätigung in dem uns vorliegenden Auszug aus einem Manuſcripte von ungefähr 900 in Einen Band zuſammengehefteten Blattſeiten, den Herr T. Dandolo veröffentlichte. Dies Manuſcript enthält die zahlreichen Actenſtöße des beregten „Processus criminalis pro destructione lamiarum sive sagarum.“ Unter dieſe Ueberſchrift, die den obern Theil der Blattſeite einnimmt, wurde nicht ohne Fleiß ein Kreuz gezeichnet, das auf einer unheilverkündenden Trophäe ruht, welche aus einem Todtenſchädel und kreuzweis daruntergelegten Gebeinen beſteht. Auf der Vorderſeite des folgenden Blattes ſteht oberhalb wieder ein mit der Feder gezeichnetes Kreuz, das mit ſeinem Stamm den Namen Chriſti ſenkrecht trennt, der, links von den Worten vincit, regnat, imperat, die demſelben gegenüberliegen, dreimal geſchrieben ſteht. Unter dem Kreuze lieſt man die Worte: Christus ab omni malo nos defendat, procedamus in pace.

Unmittelbar darunter, am Ende der Seite, ſtehen die Worte (in lat. Spr.):

Durch dieſes Zeichen des heil. Kreuzes wolle Gott der Herr, der König Himmels und der Erde, König der Könige, dreifach und einig, vermöge ſeiner unendlichen Güte und Barmherzigkeit, von allen unſern Widerſachern und böſen Feinden uns befreien und bewahren und uns die Gnade verleihen, den Hexen die Wahrheit abzugewinnen, zum Schrecken aller böſen Geiſter und übelgeſinnten Menſchen, ſowie ſie ſelber auszurotten und zu vertilgen, zur Ehre deſſelben allmächtigen Gottes, der lebt und regiert von Ewigkeit zu Ewigkeit, Amen.

Dieſe Stellen ſind mit flüchtiger Hand und vielen Abkürzungen hingeſchrieben, als ob ſie in ihrer äußern Form die Ungeduld deſſen bezeichnen wollten, der die gerichtliche Unterſuchung mit ihnen eröffnet und in dieſelbe einzudringen und das ſchreckenvolle Mandat der

Zerſtörung und des Blutes zu vollziehen lechzt. An und für ſich ſchon werfen ſie eine unheimliche Furcht ins Gemüth des Leſers und künden demſelben ſchreckenvolle Scenen an, in deren Erwartung er nicht getäuſcht werden wird. Wir wollen aber jeder Kundgebung des Schauders, des Mitleids und der Entrüſtung Stillſchweigen gebieten, damit die darauf folgende Darſtellung im rauhen Gewande eines einfachen Actenſtückes erſcheine, aus welchem der Leſer leicht das Licht und die Ueberzeugung gewinnen kann, die er ſich nicht durch eine zweite Hand aufdrängen zu laſſen braucht. Jedenfalls ſchien uns dieſer Proceß, nach Zeit und Ort und der Vollſtändigkeit der darüber geführten Acten, ſowie auch ſonſt, nicht ohne culturhiſtoriſches und pſychologiſches Intereſſe.

Nach dem Titelblatt folgt eine beſchriebene Seite mit nachſtehendem Texte:

Criminalproceß in Betreff der Vernichtung der Hexen. Im Namen der allerheiligſten Dreifaltigkeit, des Vaters, des Sohnes und des heil. Geiſtes, deſſen Hülfe immer mit uns ſei.

Heute Samstag, den 24. November 1646.

Da aus den Ausſagen der Maria von Nogaredo, genannt Mercuria, einer im Kerker zu Caſtelnuovo verhafteten Hexe, ſehr ſchwere Indicien hervorgehen, durch welche die Witwe des Thomas Camello, Namens Menegota und ihre Tochter Lucia, die Frau des Anton Caveden, wohnhaft in Villa, beide wegen Hexerei angeklagt, arg belaſtet erſchienen, ſo hat der edle und angeſehene Herr Paris Madernino, Abgeordneter in Criminal- und Civilſachen bei den Gerichtsbarkeiten zu Caſtellano und Caſtelnuovo, zur Erforſchung der Wahrheit, im Einverſtändniß und Vernehmen mit dem ausgezeichneten und erlauchten Herrn Johann Nepele, Doctor beider Rechte und Gerichtscommiſſär von Caſtellano, den Verhaftbefehl gegen genannte Mutter und Tochter erlaſſen, indem er den Gefängnißwärter dieſes Gerichtshofes, Joſeph Goriziano, beauftragte, ſie zu fangen, in Ketten zu legen und ins Gefängniß zu führen und ſorgfältig hinter Schloß und Riegel zu halten.

Am obgenannten Tage meldete Joſeph Goriziano, er habe den Befehl vollzogen, mit Hülfe Johann Birlo's, Gefängnißwärters von Caſtelnuovo, die beiden Frauen Menegota und Lucia, Mutter und Tochter, ins Gefängniß abgeführt, und halte ſie hinter Schloß und Riegel.

Conſtantin Friſinghello,
Gerichtsſchreiber.

Nach dieſer Einleitung folgen Blätter von anderer Hand, welche das vorher in Caſtelnuovo vorgenommene und dem Richter von Caſtellano in Abſchrift mitgetheilte Verhör enthalten, auf Grundlage deſſen er den Verhaftbefehl gegen Menegota und ihre Tochter Lucia erließ. Die Anklägerin ſcheint ſich vor den ihr fremden Gerichtshof von Caſtelnuovo aus Furcht, der zuſtändige Richter von Caſtellano könnte ſie zurückweiſen und die ihr von verbrecheriſcher Leidenſchaft eingeflößte Anklage niederſchlagen, geſtellt zu haben.

Als die ſog. Mercuria am 26. October aus dem Kerker geholt und in Gegenwart des Commiſſärs verhört wurde, war die erſte Frage des Richters: Wie ſie wiſſe, daß jene Frauen Hexen ſeien? Sie antwortete: „Sollt' ich's denn nicht wiſſen? ſie hat mir Böſes angethan; und wie Vielen hat ſie nicht argliſtige Streiche geſpielt?"

Dieſe Worte ſchon verrathen die Leidenſchaft in der Seele derjenigen, die ſie ſpricht, und erregen Verdacht hinſichtlich des Beweggrundes, der ſie vor den Richterſtuhl geführt. Sie fährt in der Erzählung fort und ſagt, die Alte habe ſie gelehrt, wenn ſie communicire, die Hoſtie im Munde zu behalten und ſie nachher herauszunehmen, um ſich ihrer zu bedienen, die Leibesfrucht der Marquiſe Bevilacqua, der Gaſtfreundin des Grafen Lodron, des Lehensherrn der Ortſchaft, abzutreiben. Auf die Frage, wie ſie zu verfahren gehabt, wenn ſie dieſen Zweck erreichen wollen, gab ſie zur Antwort: „Sie lehrte mich, ich ſolle jenem Kinde einen Apfel geben und die heil. Hoſtie an einer Stelle unter die Erde legen, welche die Herren oft beſuchen; wenn ſie darauf treten würden, werde Unheil über ſie kommen. Sie gab mir den genannten Apfel und er war grün und friſch.“ Auf die Frage, ob ſie die Hoſtie zu genanntem Zwecke gebraucht, antwortete ſie: „Ich that es nicht, denn ſie verdiente es nicht, und ich wollte es nicht.“ Auf die Frage, wie ſie wiſſe, daß Mutter und Tochter Hexen ſeien, und ob ſie ſelbſt nicht etwa ein diaboliſches Merkmal an ihren Körper aufgedrückt habe, gab ſie die Antwort: „Einmal, vor ungefähr vier Jahren, machte mir dieſe Tomaſeta oder Menegota mit einem glühenden Eiſen, welches fünf Finger lang war und eine Siegelform hatte — und ich glaube, daß es ein Siegel war —, auf die linke Schulter ein Zeichen ohne großen Schmerz und brannte mir das Fleiſch weg.“ Auf die Frage, warum ſie denn eingewilligt, ſich ein Mal aufdrücken zu laſſen, wo dies geſchehen ſei und ob ſie von etwas zum Glauben Gehörigen ſich losgeſagt habe, gab ſie zur Antwort: „Ich war in meinem Hauſe, als ſie mir das Zeichen aufbrannte. Sie unterrichtete mich zuerſt über das Siegel; ich ſolle das Allerheiligſte rauben und ähnliche Frevel begehen. Im nämlichen Acte, als ſie mich beſiegelte, bewog ſie mich, der heil. Taufe zu entſagen." Auf die Frage, in was für Ausdrücken ſie dieſe Losſagung vollzogen, gab ſie die Antwort: „Ich war beim Feuer. Wir ſprachen von dergleichen Dingen. Sie ſagte mir, ich müſſe mich von der Taufe, der Beichte und von allem Heiligen losſagen. Dies that ich auch, indem ich ſagte: ich ſage mich los, jedoch bitte ich den barmherzigen Gott deshalb um Verzeihung." Auf die Frage, wo Lucia und ihre Mutter damals wohnten, gab ſie zur Antwort: „Sie wohnten zu Nogaredo im Hauſe Menegota's" und fügte hinzu: „Jenes Siegel oder Zeichen wurde mir, wie ich mich jetzt erinnere, aufgebrannt, bevor Lucia Kinder hatte. Ich glaube, es iſt ungefähr 12 Jahr her."

Hier ſtoßen wir im Manuſcript auf folgendes Zeichen:

dann auf eine Hand mit ausgeſtrecktem Zeigefinger bei den Worten: Geſtändniß der nämlichen Mercuria, während ſie auf der Folter in die Höhe gezogen wurde, den 3. November 1646.

Die Strickfolter wurde über Mercuria verhängt, damit ſie zu den Geſtändniſſen der vorigen Woche noch andere hinzufüge. Dieſe Unglückſelige muß der Meinung geweſen ſein, daß ſie ihren Zorn an dieſen ihren Feindinnen auslaſſen könne, indem ſie die ſchreckliche Anklage der Hexerei auf ſie wälzte, ohne daß ihr deshalb irgend ein Nachtheil daraus erwachſe. Allein ebenſo dumm als verrucht, irrte ſie ſich grob in ihren Berechnungen. Nach den obenangeführten Zeilen und dem „Omissis", das uns Tortur bedeutet, gibt ſie wirklich folgende Erklärung: „Ja, Herr, ich nahm die Hoſtie aus dem

Munde, um ſie der Lucia zu geben, damit ſie ſich derſelben zur Vernichtung der Frau Marquiſe Mutter, ſowie ihrer Tochter und der Leibesfrucht der letztern bediene."

Ein anderes Verhör fand am 15. November ſtatt. Die Hand und das „omissis" bezeichnen ein abermaliges Anziehen des Folterſeiles. In der That ruft die Befragte aus: „Vier Hoſtien hab' ich mir aus dem Munde genommen, von denen ich eine der Menegota, eine der von Nogaredo gegeben. In Betreff der übrigen unterrichtete ſie mich, ich ſolle damit Kinder umbringen. In der That hab' ich ein Knäblein der Raffaei von Volano, das ſchon krank war, getödtet; ich habe es zu Grunde gerichtet und nach acht Tagen iſt es geſtorben." Das „omissis" erſcheint wieder. Auf die Frage, ob ſie zur Nachtzeit herumgeſchwärmt, diaboliſchen Zuſammenkünften beigewohnt und mit wem, antwortete ſie: „Oefters; wenigſtens alle ſechs Wochen. Bei mir waren die Frauen von Lizana, die Morandina von Maran und jene von Novarè.[1]) Wir gingen die eine in dieſes, die andere in jenes Haus, um Hexenwerk zu treiben." Auf die Frage, ob Menegota und ihre Tochter die Sakramente abgeſchworen hätten und welche, antwortete ſie: „Ja, ſie hat die Taufe in die Hand des Teufels abgeſchworen in meiner Gegenwart; er umarmte ſie und gab ihr Geld, nämlich zwei Thaler, deren er einen Beutel voll hatte. Nachher haben wir getanzt und ſind alle miteinander ſpazieren gegangen." Ueber Zeit und Ort gefragt, gab ſie zur Antwort: „Die Mutter entſagte der Taufe ſogleich nachdem ſie Witwe geworden war und ſich in Villa befand, vor ungefähr acht Jahren." Auf die Frage, was Lucia mit der Hoſtie gemacht, welche ſie ihr zum Gebrauche wider die Marquiſe gegeben habe, antwortete ſie: „Ich glaube nicht, daß ſie davon Gebrauch gemacht; denn ſonſt hätte man die Folgen davon geſehen.“ Gefragt, ob Lucia ihr anvertraut, daß ſie ſelber ſich Hoſtien verſchafft habe, antwortete ſie: „Sie zeigte mir deren vier, von denen ſie ſagte, ſie habe ſie ſich aus dem Munde genommen, wenn ſie communicirt habe.“ Auf die triſtige Frage, wie es komme, daß Lucia von ihr eine Hoſtie verlangt habe, da ſie doch ſelbſt ſolche gehabt, gab ſie die wenig ſchlüſſige Antwort: „Ich gab ſie ihr, weil ſie die ihren mir nicht gezeigt hatte.“ Gefragt, wozu Lucia dieſelbe gebraucht habe, antwortete ſie: „Sie mögen ſie darüber befragen; denn ich weiß es nicht.“ Hier folgt wieder das „omissis“ und unmittelbar darauf gibt Mercuria zur Antwort: „Ja, Lucia hat den Chriſtoph Sparamani, Sohn der Cäcilia, behert.“ Ueber das Nähere davon befragt, antwortete ſie: „Als wir einmal des Nachts zur Spazierfahrt mit dem Teufel ausgingen, ſagte mir Lucia, ſie wolle den Chriſtoph behexen (fatturare). Hernach ſagte ſie mir, ſie habe ihn mit einer Salbe verhert, die ihr der Teufel gegeben, und welche aus pulveriſirtem Todtengebein beſtanden; ſie hat ihm damit Hände und Füße geſalbt und Alles. Genannter Chriſtoph hat geſchlafen. Ich ſelbſt war zugegen. Wir waren in Geſtalt von Katzen da.“ Wieder tritt das „omissis“ auf und Mercuria ruft aus: „Ja, Delaito Cavaleri iſt ein Hexenmeiſter. Er iſt mehremale in Geſellſchaft des Teufels mit uns zur Nachtzeit ſpazieren gegangen.“ Das „omissis“ erſcheint wieder und zwar diesmal mit Erklärung der Bedeutung: Sogleich auf die Folter geſpannt, in die Höhe gehoben und befragt, gab ſie zur Antwort: „Ja, was mich Euer Gnaden bei dieſem Verhör gefragt, und was ich gegen Menegota und Lucia ausgeſagt, iſt alles wahr, ſowie auch die Ausſage, die ich gegen Delaito Cavaleri gemacht, nämlich daß er zur Nachtzeit mit Obgenannten und mit dem Teufel ſpazieren gegangen. Auch dies iſt wahr und auf dieſer Strickfolter will ich es beſtätigen.“ Dieſes dreifache Verhör ſchließt, wie folgt: „Nachdem ſie mehremale befragt worden war, und immer daſſelbe geantwortet hatte, befahl Seine Gnaden ſie loszulaſſen. Ich Wilhelm Pedroni, Gerichtsſchreiber für die Richtigkeit der Abſchrift.“

---

[1]) Alſo zwei Perſonen aus der Familie Morandini.

Der Ueberſ.

Das iſt die Grundlage des enormen Proceſſes. Wir wurden hierdurch bereits mit der Art und Weiſe vertraut, wie Richter und Inquiſiten ſich dabei benehmen. Wir begegnen darin einem erbärmlichen Weibe, das, unbekannt mit den Gefahren, denen es ſich ausſetzt, andere Weiber ihres Gleichen angibt und, zu wiederholtenmalen ins Verhör gerufen, das durch die Folter ſeinen grauenvollen Charakter bekommt, damit ſchließt, daß ſie ſich ſelber aller Verbrechen ſchuldig erklärt, die ſie den andern angedichtet. Bemerkenswerth iſt, daß ſie am Folterſeile hängend beſtätigte, was ſie während der frühern Torturen bekannt hatte. Das war gegen den Grundſatz, wonach eigentlich die Beſtätigung der Ausſagen, welche mittels Anwendung der Folter erfolgt waren, von den Gefolterten an einem Tage erfolgen ſollte, wo ſie nicht gefoltert wurden; ein Grundſatz, deſſen Abſicht freilich dadurch wieder aufgehoben ward, daß ein Widerruf nur erneute Martern nach ſich zog.

Wir fahren nun fort und legen dar, wie es kam, daß, ausgehend von dieſen Anfängen, ein großes und ſchauerliches Netz von Anklagen, Verhaftungen, Torturen und Todesſtrafen ſich ausbreitet, zum Schrecken von ganz Welſch-Tirol, das darein verwickelt ward.

Das zweite Verhör iſt im Original vorhanden. Es fand im Gerichtsſaal zu Nogaredo ſtatt. Von da an erſcheint die raſche Hieroglyphenſchrift des Gerichtsſchreibers Friſinghello, die uns, mit Ausnahme der Beilagen, bis zum Schluſſe der Acten begleiten wird. Wir leſen auf der erſten Seite:

Heute, den 27. November 1646, erſchien im Gerichtsſaal zu Nogaredo vor dem erlauchten Herrn Richter und Abgeordneten (Delegato) ein Weib. Sie ſchwor, über ſich und die Andern die Wahrheit ſagen zu wollen. Ueber ihren Namen und Stand befragt, gab ſie zur Antwort, ſie ſei Menegota oder Tomaſeta, die Witwe Camello's. Auf die Frage, ob ſie die Urſache ihrer Verhaftung wiſſe, antwortete ſie verneinend. Gefragt, in was für Beziehung ſie zu Mercuria ſtehe, fing ſie einen Wortwechſel zu erzählen an, den ſie wegen etwas Hanf mit ihr gehabt. Sie ſagte darüber: „Dies war auf öffentlicher Straße, auf dem Platze zu Nogaredo, weil ſie mir wegen beſagten Hanfes Vorwürfe machte; ich aber ſtellte mich gerade vor ſie hin und rief, wie ſie ſich unterfangen dürfe, zu behaupten, ich habe ihr Hanf geſtohlen. Sie gab mir zur Antwort: weißt du nicht, daß du ihn genommen?“ Auf die Frage, ob ſie den Palaſt des Grafen von Lodron beſucht habe, antwortete ſie: „Ja, wie ich des Almoſens wegen in den genannten Palaſt mit meiner Tochter Lucia ging, ſowie auch, um Krebſe zu bringen.“ Gefragt, ob ſie am Leibe irgend ein Zeichen trage, antwortete ſie: „Nein; wenn es nöthig iſt, will ich mich in Ihrer Gegenwart ausziehen.“ Aus eigenem Antriebe fügte ſie hinzu: „Liebe Herrn, plagt mich nicht; ich bin ja nicht die Morandina, noch eine andere.“ Um den Grund dieſer Antwort gefragt, antwortete ſie. „Ich ſage, daß ich nicht die Morandina ſei, weil man, obgleich ich ſie nicht kenne, ihr nachſagt, ſie ſei eine Hexe.“ Da es ſchon ſpät an der Zeit war, wurde die Angeklagte zurück in ihren Kerker gebracht, um an einem andern Tage wieder verhört zu werden.

Am 29. November wird Lucia, die Frau Anton Caveden's, vor Gericht gerufen. Sie erklärt, ſie habe die doppelte Beſchäftigung einer Feldarbeiterin und einer Flachsſpinnerin zu Hauſe. Auf die Frage, wo ſie ſich bei ihrer Verhaftung befunden habe, erwiderte ſie: „Mitten unter der Thüre der Galvagnini zu Villa, denn ich ging eben dorthin, meinen Mann zu rufen. Die Gerichtsdiener (offiziali) ergriffen mich am rechten Arm und ſchnitten mir die Haupthaare (trezze) ab, wobei ich ihnen ſagte — um Gotteswillen, ich bin keine Hexe.“ Auf die Frage, warum ſie dies ſage, gab ſie zur Antwort: „Weil ich gehört habe, daß man der Mercuria die Haare abgeſchnitten hat, als ſie ins Gefängniß geführt wurde; deshalb hab' ich in der Verwirrung geſagt — ich bin keine Hexe.“ Auf die Frage, ob ſie die Mercuria kenne, gab ſie die Antwort: „Ich kenne ſie; ſie iſt ſogar eine Feindin von mir.“ Hier wird die Geſchichte vom Hanfe wiederholt, deren unmittelbare Folge eine Tracht Prügel war, die Caveden ſeinem Weibe verabreichte. Jedenfalls geht aus allem die zwiſchen Mercuria und Lucia beſtehende Gehäſſigkeit hervor. Letztere antwortete auf die Frage, ob ſie der Mercuria einen Apfel gegeben habe, verneinend.

Am 30. November wird Lucien die Ausſage Mercuria's betreffs des Apfels vorgeleſen; ſie antwortete: „Dies iſt nicht wahr und wird nie wahr ſein.“ Wiederholt ermahnt, ſie ſolle ſich vor Lügen hüten und von ihrer Halsſtarrigkeit ablaſſen, da die Obrigkeit hinlänglich darüber unterrichtet ſei, daß ſie der Mercuria beſagten Apfel gegeben, damit die erlauchte Marquiſe, Tochter des erlauchten Herrn Marquis Bevilacqua, damals wohnhaft in Villa, dadurch übel zugerichtet werde, verharrte ſie beim Verneinen.

Die Ungerechtigkeit dieſes Verhörs liegt auf platter Hand. Man nimmt als vollkommen wahr an, was von einer feindlich geſinnten Perſon, die ſich bereits in Widerſprüche verwickelt hatte, behauptet worden iſt. Lucia wird ſodann befragt, ob ſie ſich der Mercuria beigeſellt, um den Chriſtoph Sparamani zu behexen.

Hier zeigt uns das Blatt einen weißen Zwiſchenraum mit einem horizontalen Federſtrich in der Mitte. Beim Anblick der ſeltſam geſchriebenen Antwort, die unmittelbar darauf folgt, drängt ſich die Ueberzeugung auf, daß dieſer Federzug das Nämliche bedeute, was vorhin das „omissis“, d. h. die Anwendung der Folter.

„Es iſt nicht wahr, daß ich ihm beigeſellt geweſen bin, aber Mercuria iſt es vor ungefähr 1½ Jahren geweſen. Ich war dabei zugegen und erinnere mich ſehr wohl, daß auch Manega (Dominica), die Frau des weiland Valentin delli Sandri Gratiadei zu Villa, gegenwärtig war. Es waren alle in Katzengeſtalt zugegen.“ Weiter darüber befragt, antwortete ſie: „Ich will Ew. Gnaden ſagen, wie es ſich zugetragen. An einem Sommerabend, ungefähr vor 1½ Jahren, als genannter Herr Chriſtoph von Salzburg gekommen war, befand ich mich im Hauſe der Brentegana, d. h. der Eliſabeth, welche das Weib des Gratiadei ſel. von Villa war. Ich war von dieſer Dominica in ihre Wohnung gerufen worden. Hier fand ich auch Maria Mercuria. Ich ſah, daß ſie eine Büchſe von der Größe des Sandſaſſes des Herrn Gerichtsſchreibers hatte, die auf einer Kiſte neben dem Bette lag. Menega ſagte mir nun — miſche auch du ein wenig in dieſes Büchschen —, ich miſchte und fragte ſie, was ſie machen wollten. Sie antworteten mir beide, ſie wollten zum Chriſtoph gehen, um ihn auf die Feſttage übel zuzurichten. Ich ſagte ihnen: O Frauen, wenn es jemand erfahren ſollte, dann wehe uns! — Sie erwiderten mir: Du dummes Ding, wer ſoll es denn erfahren? — Drauf zogen ſie ſich aus. Weil ich mich nicht entkleiden wollte, packten ſie mich bei der Naſe und ich mußte mich unverzüglich ausziehen. Nun wurde ich 'ganz klein und bekam die Geſtalt einer Katze. Wir gingen ſodann in das Haus Sparamani's, in welches wir unten beim Stalle eintraten. Voran ging immer die Menega, welche die Büchſe trug. Dort angekommen, wo genannter Chriſtoph allein im Bette lag und ſchlief, fing ſie an, ihn zu ſalben, wobei Mercuria ihr fortwährend behülflich war. Sie begannen beim Kopf und ſalbten ihn bis zu den Füßen, ohne daß er ſich in ſeinem Schlafe rührte oder ich ihnen half. Sie hießen mich aber, mit in die Höhe gehobener und nach rückwärts gekehrter Hand bei ihnen ſtehen. Als wir fertig waren — es hatte ungefähr eine halbe Stunde gedauert — entfernten wir uns wieder und kehrten in Dominica's Haus zurück. Sie fingen nun an zu lachen und zogen Brot und Käſe und eine Flaſche Wein hervor, worauf wir denn aßen und tranken."

Die Ungereimtheit dieſer Erzählung ſcheint dem Richter ſelbſt aufgefallen zu ſein. Um Erläuterungen befragt, erwiderte ſie: „Wir aßen, ſobald wir wieder angezogen waren; denn kaum zurückgekehrt, befand ich mich wieder in meinen Kleidern. Es ſchien mir, als habe jemand ſie mir umgeworfen. Es war auch jemand in

Mannsgeſtalt im Hauſe der Dominica zugegen; mir ſchien es Antonio Gratiadei zu ſein; allein Mercuria ſagte mir, es ſei der Teufel. Er war auch zugegen, als wir zu Sparamani gingen. Vorher hatte genannter Teufel die Mercuria und Dominica umarmt, mich aber nicht." Dieſer Mangel an Galanterie von Seiten des Teufels ſchien dem Richter merkwürdig. Er fragte daher Lucia, ob ſie darauf beharre, nie von ihm umarmt worden zu ſein. Sie antwortete: „Er könnte in Geſtalt meines Mannes gekommen ſein." Gefragt, ob ſie auch den Zuſammenkünften der Hexen beigewohnt habe, gab ſie die Antwort: „Ich bin mehreremale in Geſellſchaft Mercuria's und Dominica's bei dieſen Zuſammenkünften geweſen. Einigemale kam auch meine Mutter und Morandina von Maran mit dem Teufel in Mannsgeſtalt. Er umarmte Alle. Drauf gingen wir ſpazieren, hielten Feſte und tanzten, denn der Teufel führte immer Muſikanten mit ſich, und einer aus ihrer Mitte ſang. Dominica behexte ein Kind zu Roveredo, ich erinnere mich nicht mehr, was für eines. Ja, die Genannte hat ſogar auch eure Frau, Herr Gerichtsſchreiber, behext."

Das Manuſcript verräth bei dieſem Anlaſſe die Erregung, die ſich des armen Schreibers bemächtigte. Seine Feder, die ſonſt ſo ſicher lief, machte diesmal einen Fehlzug, und es iſt auch ganz natürlich, daß bei dieſer unerwarteten Kunde eine quälende Ueberraſchung ihn ergriff. Er hat auf dem Rande das Zeichen des Notabene (NB.) dreimal wiederholt, um die Aufmerkſamkeit auf dieſe Stelle zu lenken. Am Ende der Seite, auf welcher es ſich um einen den Gerichtsſchreiber unmittelbar betreffenden Fall handelte, ſetzte der Richter Ropele ſeine eigene Unterſchrift bei, wie dies auch bei gleichen Anläſſen weiterhin geſchah.

Lucia fährt in ihrer Ausſage fort, wie folgt:

„Und eines Tages, als ihr zum Nachteſſen fortgegangen waret, war ich zugegen. Sie befand ſich in der Küche der Frau Gerichtsſchreiberin, am Feuer; es mag ungefähr vor $1^1/_2$ Jahren geweſen ſein. Sie hielt etwas Beſonderes in der Hand, das ſie ihr zum Riechen gab. Ueberdies hat genannte Dominica den Bruder des Doctors Scudellari von Roveredo verhext, welcher zu Trient ſtudirte. Infolge dieſer Verhexung iſt er geſtorben. Dies hat mir Dominica geſagt, wie wir einmal miteinander ſpazieren gingen.“

Das Verhör wird fortgeſetzt, ohne daß wir auf Anzeichen von Anwendung der Folter ſtoßen, und dennoch ſcheint ſie maſſenhaft angewendet worden zu ſein, da die Verhöre von Tollheiten und Widerſprüchen ſtrotzen. Die Anklagen, welche Lucia noch vervielfacht, ſind ebenſo ungerecht, als lächerlich, weil ſie abſurd ſind. Aus den Worten und dem Gebaren dieſes gemeinen, niederträchtigen Weibes fühlt man die Gewalt heraus, die man bei ihr angewendet, weswegen ſie auch vor Schrecken in Krämpfe fiel. Schauderhaft iſt die an ſie gerichtete Frage, auf welche die Unglückliche antwortet: „Ja, auch meine Mutter iſt eine förmliche Hexe, denn auch ſie iſt in Geſellſchaft mit uns geweſen.“ Gefragt, ob ihr nächtliches Herumſchweifen ihrem Manne bekannt ſei, antwortete ſie verneinend. Hierauf wurde das Verhör geſchloſſen und der Richter erließ den Befehl zur Verhaftung der Dominica, Witwe des weiland Gratiadei, da man gegen ſie beſchwerendere Indicien erhalten habe.

Die folgende Seite des Manuſcripts iſt höchſt merkwürdig. Statt der Verhöre treffen wir auf derſelben Folgendes:

Heute Sonntag, den 2. December. Es erſchien Joſeph Goriziano, der Gefängnißwärter dieſes Gerichtshofes, und meldete, in Vollziehung des Befehls Sr. Gnaden, daß er die Dominica ins Gefängniß geführt und hinter Schloß und Riegel verwahrt habe.

Als der Herr Richter dieſen Bericht des Gefängnißwärters vernommen hatte, ordnete er für alle Fälle die Aufnahme des Inventars über die Effecten genannter Dominica und inzwiſchen die ſorgſame Verwahrung derſelben an. Vorbenannter Gefängnißwärter erklärte, daß er im Hauſe der genannten Dominica bei deren Verhaftung folgende Gegenſtände angetroffen habe: Ein großes Meſſer ohne Heft für den Hexenmeiſter. Ein kleines Weizenbrötchen, chizzolo genannt; ein hölzernes Büchschen mit Münzen (il dentro m. 22). Dann hat er auch einen Korb voll Büchschen, Töpfchen und Pulver, untermiſcht mit verſchiedenen Körnern, und Stärkemehl, ebenſo Hülſenfrüchte und mancherlei Arten Kräuter gezeigt, welche in mehrern mit Linnenſtückchen überzogenen Päcken zuſammengebunden waren. Dies Alles iſt im Hauſe der genannten Meneghina in Schränken und unter ihrem Bette gefunden worden. Man glaubt, es ſeien Gegenſtände, welche zu Behexungen und verſchiedenen böſen Dingen gebraucht werden.

Am 2. Dec. fand auch das dritte Verhör der Lucia ſtatt. Zuerſt wurden ihr die frühern Verhöre vorgeleſen, welche ſie beſtätigte. Gefragt, ob ſie etwas hinzuzufügen habe, antwortete ſie: „Wenn Euer Gnaden mir es befehlen werden, ſo werd' ich ſagen, was ich weiß; ums Himmels willen aber laſſen Sie mich nicht auf die Folter ſpannen!“ Dieſe Worte bekräftigen unſere Vermuthung, daß die Folterqualen bei dieſer Unglücklichen im vorigen Verhöre in reichem Maße angewendet worden, obſchon darüber nichts ausdrücklich vorkommt. Hier ergeht ſich

Lucia in andern Erzählungen, die wir übergehen, weil ſie keine neue Perſon compromittirten. Wir finden darin die Ingredientien verzeichnet, welche zur Bereitung der Salbe gedient haben ſollten, mit welcher die vor kurzem verſtorbene Frau des Gerichtsſchreibers Friſinghello angeblich verhext worden war, als: „gewöhnliches Oel, geſtampfter Fenchel, Rettig, Knoblauch, pulveriſirte Todtenknochen; dieſe Dinge wurden untereinander gemengt und der Teufel gab noch ein gewiſſes Pulver dazu.“

Den 3. Dec. wurde Dominica (die Menegota oder Tomaſeta, Mutter Lucia's) wieder vors Verhör gezogen. Auf die Frage, ob ſie gewillt ſei, die Wahrheit beſſer zu ſagen, als es von ihr am 27. Nov. geſchehen ſei, gab ſie zur Antwort: „Ja, ich habe mich entſchloſſen, die Wahrheit zu ſagen: Euer Gnaden mögen zu fragen anfangen; ich werde gerne ſagen, was ich weiß.“ Wahrſcheinlich wurde dieſe Alte während der Woche, die ſie im Kerker zubrachte, dergeſtalt mishandelt, daß ſie auf ihren Verneinungen zu beharren Muth und Kraft verlor. Daher mag es gekommen ſein, daß wir ſie jetzt, wir ſagen nicht zur Erdichtung, zu der es ihr an Erfindungsgabe fehlte, aber zur Beſtätigung deſſen, was ſie zu bekennen aufgefordert wird, bereit finden.

Ueber die Behexung Chriſtoph's befragt, behauptete ſie, keinen Theil daran gehabt zu haben, und beharrte dabei, auch nachdem ihr die Geſtändniſſe Mercuria's und ihrer eignen Tochter mitgetheilt worden. Sodann wurde Lucia zum Behufe einer Confrontirung mit ihrer eigenen Mutter gerufen, zu welcher ſie ſagte: „Ja, du warſt zugegen, als die Salbe im Hauſe der Dominica Gratiadei zubereitet wurde, und du kamſt auch mit uns, als wir den Chriſtoph behexten. Erinnere dich wohl, an jenem Abende hatte Dominica Kohl bei ſich, wovon ſie dir zu eſſen gab." Die Alte dachte darüber nach und antwortete: „Jetzt erinnere ich mich; es iſt wahr." Sie beſtätigte nun die Ausſagen Lucia's und fügte noch allerlei nichtige Zuthat bei. Gefragt, ob ſie bei diaboliſchen Zuſammenkünften geweſen ſei, antwortete ſie: „Ja, ich bin dabei erſchienen und beſonders in einer Nacht, ungefähr um 11 Uhr, im Hauſe des Franz Delaiti, es mag beiläufig 12 Jahr her ſein. Wir waren in Weiberkleidern. Ich trug ein Stück Tuch umgeworfen, nach Art der Zigeunerinnen. Auch ein Mann in Prieſterkleidung war bei uns und er ſchien juſt Don Rinaldo zu ſein; denn ſeine Geſtalt ſah vollkommen dieſem ähnlich; allein es war der Teufel."

Wol mag es in jenen Zeiten vorgekommen ſein, daß Böſewichter ſich den Aberglauben und die Leichtgläubigkeit ſolcher Weiber zu Nutze machten, indem ſie ihnen vorſpiegelten, der Teufel habe ihre Geſtalt angenommen, ſodaß, wenn dieſe Betteln erklärten, es mit dem Teufel in Geſtalt dieſes oder jenes ihrer Bekannten zu thun gehabt zu haben, ſie es in der That mit Letztern zu thun gehabt hatten.

Dominica Gratiadei muß ſich am 4. December dem Verhör unterziehen. Ueber die Verhexung Chriſtoph's befragt, leugnete ſie anfangs; es wurden ihr ſodann die Ausſagen der Mitſchuldigen vorgeleſen, worauf ſie mit zitternder Stimme und erblaſſend (tremula voce et pallido colore) ſagte: „Nein, es iſt nicht wahr! Lucia und die Andern mögen hierher kommen und es mir ſagen." Sie erſchienen und Lucia beharrte ihr gegenüber auf der Anklage. „Ich bin wegen Euch da, Dominica; und als ich ins Gefängniß geführt wurde, lachtet Ihr[1])..."

---

[1]) Daher vielleicht die rachſüchtige Anzeige.

Es wurden viele Gefäße und Büchſen auf den Tiſch geſtellt und Lucia fuhr fort: „In dieſem machtet Ihr die Salbe, um den Chriſtoph zu behexen.“ Dominica antwortete: „Ich bin mit Unrecht angeſchuldigt; macht, was ihr wollt; wenn ihr mich tödten laßt, ſo bin ich ungerechter Weiſe verurtheilt.“ Es wurden ihr die Geſtändniſſe der Mercuria vorgeleſen, worauf ſie ſagte: „Wenn Jene ja ſagen, ſo will auch ich mich dazu verſtehen.“ Als man bei ihr auf eine kategoriſche Antwort drang, rief ſie aus: „Euer Gnaden mögen hinſchreiben, ich habe es gethan; ich bin mir jedoch nicht bewußt, es gethan zu haben.“ Der Richter befahl ſodann, ſie dem ſtrengen Verhöre zu unterziehen. Unter der Folter bekannte nun die Unglückliche, im Widerſpruche mit ihren frühern Ausſagen, die tödtliche Salbe bereitet zu haben. Gefragt, welches die Ingredientien dazu geweſen ſeien, gab ſie die ſehr bezeichnende Antwort: „Wenn Sie es mir ſagen, will auch ich es ſagen....“

Es iſt klar, daß ſie nunmehr bereit war, allem beizuſtimmen, was ihr in den Mund gelegt werden würde. Nun wurde ſie wieder ins Gefängniß gebracht; jedoch Tags darauf (5. Dec.) herausgeholt und verhört, wobei ſie behauptete, daß die Büchschen, welche in ihrem Hauſe gefunden worden, für unſchädliche Zwecke beſtimmt geweſen ſeien. Lucia beſchuldigte ſie der Lüge und ſagte, ihr ein gewiſſes Mehl zeigend, „Dies iſt das Pulver, das gebraucht wurde, um die Frau des Herrn Gerichtsſchreibers zu behexen.“ Dominica antwortete: „Es iſt Mehl; nicht aber iſt es wahr, daß ich die Frau des Herrn Gerichtsſchreibers zu Grunde gerichtet. Ich bin auch nie in ihrer Küche geweſen. Dieſe andern Körner verwende ich theils zum Eſſen, theils für die Hühner.“ Lucia wiederholt, es ſeien Ingredientien zu Hexereien.

Die beiden Weiber gerathen dadurch in das giftigſte Gezänk. Dann folgt wieder eine dunkle Partie oder vielmehr jenes Unbeſtimmte der Faſſung, das nach darunter verborgener Folter riecht. In der That geſteht Dominica ex abrupto, die Salbe bereitet zu haben und in Katzengeſtalt bei Verhexung Chriſtoph's zugegen geweſen zu ſein, die Sakramente abgeſchworen, mit dem Teufel getanzt und Schlimmeres gethan zu haben. Sie durchläuft ſofort nicht nur den ganzen Kreis der abergläubiſchen Albernheiten damaliger Zeit, als wäre ſie deren Zeuge und Mitſchuldige geweſen, ſondern vervielfacht noch ſogar die Anklagen, infolge deſſen die folgende Vorladung erlaſſen wurde:

Mit Gegenwärtigem ſind vor Gericht gerufen die Endesunterzeichneten, welche perſönlich in der Kanzlei dieſes Amtes vor Sr. Gnaden zu erſcheinen haben, um eidlich Geſtändniß abzulegen über alles, was ſie wiſſen, worüber ſie werden befragt werden, unter Strafe von d. 25 für jede Perſon, im Falle des Dawiderhandelns: Frau Cäcilia Sparamani; Frau Maria, ihre Tochter; Herr Santo Peterlino, und Herr Gratiadei, ſein Sohn, beide Schmiede zu Villa; Donato Beltrami, Knecht der Sparamani; Zuan Battiſta delli maiſtri di Pederzano und Katharina, ſein Weib.

So gewinnt nun der ſchauerliche Proceß eine größere Ausdehnung, nachdem er mit den freiwilligen Anklagen der Mercuria begonnen und die erzwungenen Geſtändniſſe der Menegota, Lucia und Dominica ihn in Gang gebracht haben.

Cäcilia Sparamani, den 6. Dec. vor Gericht gezogen, erklärte, daß ihr Sohn Chriſtoph an epileptiſchen Zufällen leide; vergebens habe ſie die Aerzte conſultirt, damit ſie ihn von dieſem Uebel befreiten. Sie fuhr fort:

„Als hierauf von vielen Ordensmännern, nämlich von den hochw. P. Kapuzinern oder Barfüßern, ſowie auch von unſerm Kaplan zu Villa erklärt worden war, dieſer Knabe ſei behert, ſo entſchloß ich mich, ihn zum heil. Antonius von Padua zu ſchicken. Weil man uns aber ſagte, die Straßen ſeien kothig und ſchlecht, führten wir ihn nach Brondolo zu einem Biſchof, von welchem der Zauber gebrochen wurde. Drauf habe ich den Knaben nach Trient zum Pat. Macarius bringen laſſen, damit er ihm einige Zettel gegen die Hexereien gebe. Jetzt befindet er ſich in Trient." Sie ſchloß, indem ſie ſagte, ſie habe auf niemand beſtimmten Verdacht.

Es erſchien ſodann Joh. Anton Ferrari zubenannt Scarambea und ſagte: „Schon vor mehreren Jahren verreckten mir einige Stiere, eine Kuh und ein Rind, wodurch ich ſtarken Schaden litt. Dennoch aber habe ich auf niemand Verdacht geworfen. Mein Weib erzählte mir geſtern, daß Lucia Caveden, die ſich jetzt hier in Haft befindet, einmal in mein Haus gekommen ſei, um ſie zu bitten, ihr ein Kind aus der Taufe zu heben; geſchähe dies, ſo werde mir kein Vieh mehr umkommen."

Gratiadei Peterlino, den 7. Dec. über die Verhexung Chriſtoph's befragt, erwiderte: „Oft kamen Katzen ins Haus und geberdeten ſich garſtig und heulten; obgleich ich ſie mehrmals mit Stöcken zu verjagen ſuchte, hörten ſie deshalb noch nicht auf."

Den nämlichen 7. Dec. wurde Dominica Gratiadei zum dritten male vor Verhör gezogen. Ueber die Art und Weiſe der Verhexung Chriſtoph's befragt, antwortete ſie, ſie wiſſe es nicht. Von Benvenuta Conſola, ihrer eigenen verſtorbenen Mutter, ſagte ſie, dieſelbe ſei eine ausgemachte Hexe (strega di cartello) geweſen. Endlich geſtand ſie, der Mercuria den Apfel gegeben zu haben, welcher die Marquiſe Bevilacqua zu Grunde richten ſollte. Den 13. Dec. legte Lucia folgendes Geſtändniß ab: „Dominica hat mir vertraut, daß ihr der Teufel einen Ring als Zeichen des Pactes gegeben; ſie hat mir ihn gezeigt; er trägt einige Buchſtaben. Ueberdies hatte ſie noch einen andern Ring ohne Gepräge (senza preda), mit welchem ſie mich beſiegelte."

Es wurden ihr zwei Ringe gezeigt, welche im Hauſe der Dominica gefunden worden waren; ſie erklärte, daß dieſe es ſeien. Ueber die Behexung der Rinder Scarambea's befragt, beſchrieb ſie die Art und Weiſe, in welcher dieſelbe vor ſich gegangen; man habe nämlich die Krippen beſchmiert.

Den 7. Dec. bekannte Lucia, daß der nun verſtorbenen Eliſabeth, der Tochter des Gerichtsſchreibers Friſinghello, ein Salat zugeſchickt worden ſei, um ſie zu Grunde zu richten; und in der That ſei das Kind kurz nachher geſtorben. Hier tritt zum erſtenmal Benvenuta, die Tochter der Dominica Gratiadei, auf, ein Mädchen von 17 Jahren. Lucia legte über ſie folgendes Geſtändniß ab:

„Sie hat in ihrem eigenen Hauſe der Taufe entſagt in Gegenwart ihrer Mutter und unſer Aller und des Teufels in Geſtalt eines jungen Menſchen. Sie wurde beſiegelt. Der Teufel umarmte ſie, und zum Zeichen deſſen waren immer Bälle und Feſte in ihrem Hauſe. Ja, noch mehr, ſoviel mir genanntes Mädchen vertraut hat, hat ihr der Teufel Geſchenke gebracht. Sie zeigte mir ein Paar ſchöne umgebogene Schuhe (scarpe reverse), indem ſie ſagte, — dieſe habe ich geſtern Abend gewonnen." —

Dominica Gratiadei, befragt, wie ſie ihre Tochter zur Hexenverſammlung führte, antwortete: „Es ſind ungefähr acht Jahr her, ſeit Alle mir riethen, meine Tochter der Verſammlung vorzuſtellen. Ich munterte ſie endlich auf, bis ſie ſich bewegen ließ, der Taufe und der Beichte zu entſagen, was denn auch in unſerer Gegenwart geſchah, ſowie in derjenigen des Teufels in Geſtalt eines Jünglings, der ſie ſehr liebte.“

Hierauf folgen zwei lange Erzählungen über den der Eliſabeth Friſinghello zugeſchickten Salat, ſowie über die Verhexung des Jünglings Valentin zu Villa, welche durch die Mutter der Lucia bewirkt worden ſein ſollte.

Am 18. Dec. beſteht Lucia das ſechste Verhör. Dies ſcheint uns ſo charakteriſtiſch, daß wir es der Mühe werth halten, es genau zu copiren.

Lucia Caveden, abermals vor Verhör gezogen, aus ihrer Haft genommen, dem Eide aufs Evangelium, über welches ſie die Hand legte, unterworfen, gefragt: ob ihr zu dem, was ſie in den frühern Verhören bereits geſagt, etwas Weiteres beigefallen ſei, gab zur Antwort: „Ich wüßte nichts Anderes zu ſagen.“ Auf die Frage, ob ſie ihre Ausſagen auch auf der Folter [1] behaupten würde: daß nämlich Benvenuta Conſola eine Hexe ſei, und daß ſie bei der Bereitung der Salbe, mit welcher ſpäter das Vieh Scarambea's umgebracht worden, zugezogen geweſen; item bei der Zurüſtung des Salats, welcher der Eliſabeth, des Gerichtsſchreibers Tochter, zugeſchickt worden; item bei den Zuſammenkünften zu Romi im Hauſe des M. Franz Dumiſel, wo eine von den Sparamani verheirathet ſei; item beim Quandomeneghi; item bei den Sparamani, als ſie den Chriſtoph ſchlafend antrafen; item im Zimmer Sparamani's, und auch im Zimmer der obengenannten Conſola; item bei M. Franz del Bili, antwortete ſie: „Ja, Herr, es iſt wahr, und ich beſtätige es, und werde es auch auf der Folter behaupten," und fügte ungefragt hinzu: „Ich werde dies nicht nur gegen Conſola behaupten, ſondern auch gegen Benvenuta, Tochter der Dominica Gratiadei; denn auch dieſes Mädchen iſt zu den Herenzuſammenkünften gekommen und war zugegen, als der Salat für Eure Tochter zubereitet wurde; ja, ſie hat ſogar den Salat geholt, ihn getragen und wußte alles; denn Euer Gnaden müſſen wiſſen, daß, was von Katzen ſtammt, auch Mäuſe fängt, und wie die Mutter, ſo die Tochter. Ich werde auch behaupten, was ich gegen Iſabella Brentegano und gegen Polonia, ihre Tochter, geſagt, daß ſie nämlich Hexen ſind, welche bei der Zuſammenkunft waren." Auf die Frage: ob ſie wiſſe, daß auch noch andere Perſonen zugegen geweſen ſeien, um dergleichen Herenwerk zu treiben und den Verſammlungen beizuwohnen, antwortete ſie: „Ich erinnere mich, daß auch Santo Peterlini, der Schmied von Villa, mit uns hinaufgekommen, um zu ſehen, wie das Vieh des Scarambea zu Grunde gerichtet wurde. Er war bei der Bereitung der Salbe zugegen, ebenfalls in Katzengeſtalt. Auch Delaito Cavaleri von Villa war anweſend, als wir uns zu Romi im Hauſe Damiſel's befanden, wo eine von den Sparamani verheirathet iſt, und ich werde dies Alles behaupten hier und anderswo."

---

[1] Vernünftiger wäre die Frage geweſen, wenn es geheißen hätte: auch ohne alle Folter.

Ungefragt fügte ſie hinzu: „Der Witwe Gratiadei ſcheint es ſonderbar, daß ihre böſen Streiche an den Tag gekommen; denn geſtern abends, als der Gerichtsdiener ſie ins Gefängniß führte, ſchrie ſie fortwährend: ach Verräther! Mörder!" Ungeachtet die Lucie in der That nur zu willig war, gegen ſich und Andere zu bekennen, was man von ihr verlangte, oder was ſie ſelbſt ſich ausſann, ſo drang man doch noch immer weiter in ſie. Als man ihr ſagte, ſie ſolle die Wahrheit in Betreff der Hoſtie bekennen, welche ſie der Mercuria gezeigt habe, gab ſie zur Antwort: „Dies iſt nicht wahr." Statt ihr wenigſtens dies zu glauben, vermahnte der Richter die Angeklagte zunächſt in Güte, daß ſie aufhören ſolle, zu leugnen, bevor er ſie einem ſtrengen Verhöre unterwerfe. Sie antwortete: „Ich habe die Wahrheit geſagt und weiß nichts Anderes zu ſagen." Ungefragt fügte ſie hinzu: „Es ſcheint mir, ich habe in einem meiner Verhöre ausgeſagt, daß jener Ring, welcher der Dominica gehört, vom Teufel gebracht worden ſei; allein meine Mutter hat mir geſagt, daß der Teufel ihn der Mutter des ſeligen Valentin Gratiadei, der Schwiegermutter (madona) genannter Dominica, gebracht habe, denn auch ſie ſoll bei ihren Lebzeiten eine Hexe geweſen ſein. Was nun den andern Ring ohne Gepräge betrifft, ſo bediente man ſich ſeiner zur Befeſtigung der Beſiegelung oder Anbringung des Males, welches der Teufel machte. Auf ähnliche Weiſe hat er auch mich beſiegelt."

Als ſie nach vielen Fragen und Ermahnungen fortwährend leugnete, und man die Widerſprüche, die aus ihren Verhören hervorgingen, wahrnahm, und die Indicien in Betracht zog, die wider ſie zeugten, als man nicht minder ſorgſam Verwahr eingelegt hatte, daß das, was nun weiter geſchehe oder verfügt werde, den bereits erworbenen Rechten des Fiscus keinen Eintrag thue, ſodann auch um eine kategoriſche Antwort zu erhalten, beſchloß der Richter, die Inquiſitin einem ſtrengen (peinlichen) Verhör zu unterwerfen, d. h. der Strickfolter. Zu dieſem Behufe befahl er den Bütteln, ſie an den gewohnten Ort zu bringen, zu binden und in die Höhe zu ziehen. Als ſie in die Folterkammer gebracht, dort ausgezogen und an den Strick gebunden war, wurde ſie noch einmal in Güte aufgefordert, die Wahrheit zu ſagen. Hierauf antwortete ſie: „Ich habe die Wahrheit geſagt, und weiß nichts Anderes zu ſagen.“ Dann befahl der Richter ſie in die Höhe zu ziehen. Als dies geſchehen war, begann ſie zu ſchreien: „Jeſus Maria, meine Hände! o Gott! o Muttergottes vom Roſenkranz! ich habe die Wahrheit geſagt; ich weiß nichts Anderes: o weh, laßt mich! o Gott, ich ſterbe! laßt mich los! ...“[1]

Als man ihr ſagte, ſie ſolle in Wahrheit bekennen, ob außer den im Proceſſe angezeigten andere Gefährten oder Gefährtinnen mit ihr bei den Hexenzuſammenkünften geweſen, erwiderte ſie: „Nein, blos diejenigen, die ich genannt habe.“ Gefragt, antwortete ſie: „Ich habe keine geweihten Hoſtien gehabt und es iſt nicht wahr, daß ich ſolche der Mercuria gezeigt! ... o Gott! laßt mich los! Barmherzigkeit!“ Gefragt, ob Santo Peterlino der Taufe abgeſchworen, gab ſie zur Antwort: „Ich weiß es nicht; allein niemand kann mit dem Teufel an dieſe Orte kommen, der ſich nicht davon losgeſagt hat ... o Gott! ich weiß nichts Anderes, laßt mich los! Die Conſola willigte auch ein in die Verhexung der Tochter des Herrn Gerichtsſchreibers hier.“ Nachdem ſie ungefähr eine halbe Viertelſtunde auf der Folter geweſen, verordnete der Richter, die Gefolterte behutſam herunterzulaſſen, loszubinden, ihre Arme in die gehörige Lage zu bringen, ſie wieder anzukleiden und in das Gefängniß zu bringen. Nachdem er ſie vorher noch gefragt, ob ſie, losgelaſſen, dasjenige beſtätigen wolle, was ſie auf der Folter ausgeſagt, antwortete ſie: „Ja, ich will alles beſtätigen, wie ich in Wahrheit ſage, daß alles wahr iſt, was ich, am Stricke emporgezogen, eingeſtanden habe." Alles dies geſchah in Gegenwart des erlauchten Herrn Antonio Pizzini von Nogaredo und des Herrn Franz del Villi von Villa in Eigenſchaft von Ehrenmännern und angenommen als Aſſeſſoren gemäß Kap. 17 der Civilſtatuten u. ſ. w., nachdem ihnen der Eid abgenommen war, darüber Stillſchweigen zu beobachten.

---

[1] Alle dieſe Schmerzensrufe einer unmenſchlich Gemarterten wurden gleichmüthig protokollirt!

Dieſen 18. Dec. gab es im Gerichtshauſe zu Nogaredo viel zu thun. Auch Dominica Gratiadei wurde vor Verhör gezogen und gefoltert, und wir hören ſie proteſtiren, bekennen, wehklagen, heulen, auf die nämliche Weiſe wie oben. Der Salat, an welchem Friſinghello's Tochter geſtorben ſein ſollte, taucht nun wieder auf, und man darf wol befürchten, daß dieſes Uebermaß von Folterqualen von Seiten Madernino's und des Commiſſars Nopele den Zweck hatte, dem anweſenden Gerichtsſchreiber Genugthuung zu ſchaffen, in Betreff deſſen dieſe Weiber unumwunden erklärt hatten, ſein Weib und ſeine Tochter meuchlings umgebracht zu haben. Wir bemerken, daß die Gratiadei viermal ſo oft gefoltert wurde als Lucia, ſodaß ihre Tortur eine halbe Stunde gedauert hatte.

Das Verhör vom 20. Dec. zeigt uns eine neue Perſönlichkeit, welche intereſſanter iſt, als alle vorhergehenden, weil es nicht um verheirathete und meiſt ſchon alte Weiber, ſondern um ein Mädchen ſich handelt, das die erſte Jugend kaum zurückgelegt hatte.

Benvenuta Gratiadei, gefragt, was für eine Meinung ſie von ihrer Mutter habe, antwortete: „Ich habe ſie immer für eine rechtſchaffene Frau gehalten." Auf die Frage, ob ſie mit Menegota und Lucia auf vertrautem

Fuße geſtanden habe, antwortete ſie: „Sie borgten dann und wann etwas von uns, wie z. B. den Bettwärmer.“ Auf die Frage, ob ihr die Behexung der Kinder des Scarambea bekannt ſei, antwortete ſie verneinend; dann fügte ſie ängſtlich hinzu: „wenn nicht meine Mutter mir etwas gethan hat, damit ich mich nicht mehr daran erinnere.“ Es wurden ihr die Verhöre Lucia's vom 15. und 17. vorgeleſen. „Ich bin mir nicht bewußt, es gethan zu haben, es müßte denn ſein, daß ich von ihnen geſalbt worden, und daß mir alles wie ein Traum erſchienen wäre; denn mir kam es vor, als befinde ich mich in Geſellſchaft von Mädchen und lache und tanze.“ Abermals und unter Drohungen gefragt, antwortete ſie: „Wohl iſt es wahr, daß in unſerm Hauſe einigemale ein junger Menſch erſchien, der wie ein Fremder ausſah, daß dieſer mich liebkoſte, daß Spielleute kamen und daß man tanzte.“ Ueber dieſen Jüngling befragt, antwortete ſie: „Es war derjenige, der mir auf einer Schulter mit einem glühenden Eiſen ein Mal eingebrannt hat; meine Mutter ſetzte den Ring ohne Gepräge darauf und ſagte mir, dieſer junge Menſch ſei der Teufel; ich ſolle nicht daran zweifeln, daß er mir immer helfen würde; allein es ſind einige Jahre her, und ich kann mich deſſen nicht gut erinnern; denn damals hatte ich meinen Verſtand noch nicht ganz. Mir ſcheint auch, er habe mir Pfennige (quattrini) gegeben; ich könnte jedoch nicht ſagen, wie viele; ich gab ſie meiner Mutter, welche eine Verrätherin geweſen iſt, weil ſie eines ihrer Kinder auf dieſe Weiſe getödtet hat.“ Auf die Frage, ob ſie den Hexenzuſammenkünften beigewohnt habe, antwortete ſie: „Alles kommt mir, wie geſagt, wie ein Traum vor, und es ſchien mir, der Teufel ſei immer zugegen geweſen in Geſtalt jenes jungen Menſchen.“ Gefragt, ob ſie den bewußten

Salat getragen habe, antwortete ſie: „Ja, im Auftrage meiner Mutter; Lucia ging hinter mir her, um zu ſehen, ob dieſe Eure Tochter ihn eſſe, und ſie kehrte zurück, indem ſie ſagte, ſie habe ſie denſelben eſſen ſehen. Dann fingen wir alle zu lachen an. Menegota und Mercuria waren zugegen und ſchrien — ſie hat ihn gegeſſen! — ſie hat ihn gegeſſen!“ Gefragt, wie der in ſie verliebte Teufel heiße, antwortete ſie, deſſen erinnere ſie ſich nicht. Gefragt, ob ſie an ihrem eigenen Leibe irgend ein diaboliſches Zeichen trage, antwortete ſie: „Ja, Sie können es ſehen.“ Als der Richter dies gehört, befahl er, ſie zu entblößen, damit er dieſes diaboliſche Zeichen ſehen könne. Nachdem ſie entblößt und unterſucht worden war, ſah man das Zeichen auf der linken Schulter; es war von der Größe eines Linſenkornes.

(Unten auf dieſer Seite im Mſcrpt. S. 137 iſt zu leſen: „Bis hieher ein Summarium nach Salzburg geſchickt.“)

Da die Geſtändniſſe des Mädchens Benvenuta die Mitſchuld der Brentegana von Villa ſowie ihrer Tochter Polonia beſtätigten, war man im Begriff, einen Verhaftsbefehl gegen ſie ergehen zu laſſen. Da ließ der oft erwähnte Gefängnißwärter Folgendes zu Protokoll nehmen:

„Joſeph Goriziano, Angeſtellter des Gerichtshofes, erklärt, daß das untere Gefängniß unſicher und ohne Schloß iſt: deshalb verwahrt er ſich, daß, im Falle der Dominica Gratiadei, die im genannten Gefängniſſe ſich befindet, etwas begegne, es ihm zur Laſt gelegt werde. Die übrigen Gefängniſſe oberhalb ſeien von den in den Proceß Verwickelten beſetzt. Ueberdies erklärt er, daß Iſabella Gratiadei, zubenannt die Brentegana, und Polonia ihre Tochter, ſich nicht zu Villa befänden, und daß er gehört habe, ſie hätten ſich entfernt und ſeien nach Verona gegangen.“

Den 23. Dec. erſcheint Benvenuta zu einem zweiten Verhör, von welchem nur zu bemerken iſt, daß ſie ſagt, ſie habe ſich erinnert, der Teufel, ihr Buhle, heiße Martinello, und daß ſie als Mitſchuldige an der Verhexung der Rinder Scarambea's die Zenevra (Ginevra) Chemola von Caſtellano und die Frau jenes Mannes denuncirt, welcher eine Narbe im Geſicht habe und Auguſtin Fitola heiße.

Den 24. Dec. erklärt Lucia Magdalenen, das Weib des Antonio Andrei, zubenannt die „Philoſophin", für eine Mitſchuldige. Sie beſtätigt, daß Santo Peterlino nicht nur ein Zauberer, ſondern ſogar ein Hexenmeiſter geweſen, weshalb er Häuptling (caporale) genannt worden; ſie gibt die Worte der Dominica Gratiadei an, welche dieſe geſprochen habe, während ſie die zur Verhexung Chriſtoph's beſtimmte Salbe bereitete, und welche in einem verbrecheriſchen Fluchgebete beſtehen; ſie bekennt, Auguſtin Agoſtini geſalbt zu haben, um ſich an ihm zu rächen, und gibt neue Mitſchuldige an.

Hier ſtoßen wir auf ein Geſuch des Santo Peterlino, der, auf ſein Alter von 70 Jahren und ſeine allbekannte Rechtſchaffenheit hinweiſend, aus der Haft befreit zu werden verlangt, in welche er wenige Tage vorher, zufolge eines Verhaftsbefehls, gebracht worden war. Ein zweiter Verhaftsbefehl kommt hier gegen die Philoſophin vor; derſelbe iſt vom Protokolle über ihre Verhaftung begleitet.

Am 2. Jan. 1647 legt Dominica Gratiadei folgendes Geſtändniß ab: „Die Ordnung, welche wir einhielten, wenn wir zu den Spielen gingen, war folgende: Alle Genannten erſchienen. Ich ging mit Santo voran; die Andern folgten uns, ſämmtlich in Katzengeſtalt; der

Teufel war immer an der Spitze. Bisweilen hatte es den Anſchein, als wären wir bei großen Gaſtereien, Schauſpielen, Bällen, Muſiken und Geſängen, und dann ſtand der Teufel in Bocksgeſtalt aufrecht auf einem Gerüſte; kaum kommt man in ſeine Nähe, ſo geht man tanzend auf ihn zu und macht vor ihm eine Verbeugung; dann geht man zu Tiſche, wo es den Schein hat, als gebe es viele Speiſen; voran an der Spitze ſind die «Caporale»."

Gefragt, wo ſie dieſe Zuſammenkünfte halten und wie lange ſie dauern, antwortete ſie: „Man kann ſolche Zuſammenkünfte halten, wo man will. Man beobachtet jedoch dieſe Ceremonie nur einmal im Jahre. Wir nahmen ſie auf den Wieſen vor, wo man gegen Piazza geht; allein ſie erſchienen nicht wie Wieſen, ſondern vielmehr wie eine palaſtähnliche Wohnung mit einem großen Saale. Die Gaſtereien dauern kurze Zeit, und dennoch ſcheint es, man verweile lange dabei. Bisweilen hatte es den Anſchein, als ſitze der Teufel auf einem ſchönen Seſſel und als ſei er ein großer Herr, auf welchen wir zugingen, um — — zu küſſen."

Den 7. Jan. antwortet Santo Peterlino auf die Fragen, die an ihn geſtellt werden, und zugleich auf die Vorleſung der ihn anklagenden Geſtändniſſe nichts Anderes als: „Es iſt nichts wahr, ich weiß nichts, ich will deshalb nicht beläſtigt werden, ich bin frei davon wie das Vaterunſer; ich weiß von dieſem läppiſchen Zeug (baje) nichts."

Er wird mit Lucia confrontirt, und wir vernehmen ein wüthendes Durcheinander von — Ja, es iſt wahr! — Nein, es iſt nicht wahr! —

Den 10. Jan. wird die „Philoſophin" (eine ſeltſame Perſon, welche, wie wir ſehen werden, zu ſchnell verſchwindet) zum Verhör gezogen. Anfangs leugnet ſie alles; dann bekennt ſie mehr, als um was man ſie fragt. Der Taufe zu entſagen will ſie von der Brentegana bewogen worden ſein. „Der Teufel in Geſtalt eines ſchönen Mannes war dabei zugegen. Er erſchien als Hauptmann in rother Uniform; ſein Schnurrbart war ſchwarz, und während Santo mir das Waſſer über den Kopf goß und die Worte der Enttaufung ausſprach, brüllte er wie ein Stier und ſchnob gleich einem Blasbalg." Gefragt über die Verrichtungen, zu denen ſie ſich als Hexe verpflichtet, antwortete ſie: „Man muß den Teufel anbeten. Wenn man communicirt, muß man die Hoſtie aus dem Munde ſpeien; man nimmt ſie auch mit ſich, um Hexereien (furfanterie) damit zu treiben." Gefragt über die Miſchung der Salbe, mit welcher ſie ſich beſchmierten, ehe ſie zu den Zuſammenkünften gingen, antwortete ſie: „Man nimmt Theile der heiligen Hoſtie, etwas Blut von kleinen Kindern, Weihwaſſer, Fett von geſtorbenen Kindern, miſcht dann alles untereinander und ſpricht die geheimen Fluchworte darüber."

Auf die Frage, wie ſie ihre Zuſammenkünfte abhielten, beſtätigt ſie die uns bereits bekannten Geſtändniſſe der Dominica Gratiadei und fügt noch bei, ſie (die Philoſophin?) habe die Leichname einiger Kinder, deren Väter ſie nennt, an den Ort der Verſammlung gebracht. „Wir nahmen zur Nachtzeit einen (Leichnam) bei dem großen Thore und einen auf der Seite der Kapelle heraus, die und deren Kränze gleichfalls noch friſch waren. Bei dieſem Spiele ſchneidet man ihnen zuerſt den Kopf, dann Arme, Hände, Füße und die Knie weg; darauf nimmt man ihnen das Fett heraus, zur Bereitung der Salbe. Dies geſchieht alles in der Synagoge (dem Verſammlungsorte) der Hexen. Dort legt man dieſe

Stücke in Pfannen, ſiedet ſie, hernach bringt man ſie auf den Tiſch und iſst davon; Einiges davon wird auch gebraten." Im weitern Verhör denuncirt ſie andere Herren, deren Verhaftung wir bald erfolgen ſehen, und ſchließt mit der Beſchreibung der Hexenkünſte, deren ſich die Hexen zur Erregung von Ungewittern bedienten. Den 13. Jan. widerruft die „Philoſophin" und erklärt alles das für falſch, was ſie am 10. bekannt hatte. Der Richter dringt unter Androhung der Folter in ſie, ſie ſolle erklären, wer ihr zu dieſer Ausflucht gerathen; ſie antwortet: „Ich habe darüber nachgedacht und in Betracht gezogen, daß ich aus Ueberraſchung und Furcht ſo viel Albernes geſchwatzt; gewiß, ich habe geſehen, daß ich unrecht gethan, Euch jene Dinge zu ſagen; denn wenn ich die Wahrheit geſagt hätte, ſo hättet ihr mich nun befreit und ich würde nach Hauſe kehren können. Statt deſſen bin ich ein dummes Geſchöpf geweſen, daß ich Euch Dinge geſagt, die nicht wahr ſind." Der Richter hält Wort und unterwirft ſie der Folter, wo ſie denn, in die Höhe gezogen, richtig ausruft: „O heiliger Gott! es iſt alles wahr, was ich in meinem erſten Verhöre geſagt habe; ich beſtätige es, daß ich eine Hexe bin; aber laßt mich los um Gottes willen!" Man ließ ſie herunter, und während man ihr die Gebeine zurechtrückte, hörte ſie nicht auf, zu jammern: „O Jeſus! langſam, langſam! o meine Arme! o meine Hände! wie ſind ſie ſchwarz geworden! ..."

Im Verhör der Dominica Gratiadei am 18. Jan. finden wir Einzelheiten von abſtoßender Obſcönität, in denen wir nicht die geringſte Beziehung zur Sache ſelbſt und zu ihren Umſtänden erblicken. Es genüge, zu bemerken, daß dies alles nur danach angethan iſt, uns in der Meinung immer mehr zu beſtärken, daß dieſe ekelhaften Weiber, von Schrecken übermannt, ſich beſtimmen ließen, was immer für ruchloſe Ausſchweifungen einzubekennen, die die Einbildungskraft ihnen eingab, in der Hoffnung, dadurch der Folter zu entgehen und den Richter ſich geneigt zu machen.

Den 25. Jan. wird bei Santo Peterlino die Folter gebraucht; er verharrt jedoch ungebeugt bei ſeinem Verneinen.

Den 27. erklärt die junge Benvenuta, daß alles, was ſie vorher bekannt, falſch und durch Ueberraſchung ihr entlockt ſei. Um eine Vorſtellung von der Angſt zu geben, von welcher die Angeklagten ſich überwältigt fühlten, wodurch ſie zu Geſtändniſſen getrieben wurden, über die ſie ſich nachher ſelbſt kaum Rechenſchaft zu geben vermochten, wollen wir hier eine Seite dieſes Verhörs anführen. Benvenuta gefragt, ob ſie ſich deſſen erinnere, was ſie vorher eingeſtanden, antwortet: „Ich weiß wohl daß ich etwas geſagt; es iſt jedoch nichts Wahres daran; wenn ich es auch geſagt habe, habe ich es deshalb noch nicht gethan.“ Als man ihr vorſtellte, wie ſie es wagen könne, das zurückzunehmen, was ſie in ihren vorhergehenden Verhören, die man ihr vorgeleſen, welche ſie vernommen und denen ſie, einem nach dem andern, aufmerkſam zugehört habe, frei bekannt hätte, antwortete ſie: „Wenngleich ich es geſagt habe, hab' ich ſolches dennoch nicht gethan; ich habe es erzählt, weil ich es ſo habe ſagen hören.“ Gefragt, wer ſie dazu bewogen habe, das bereits Eingeſtandene wieder zurückzunehmen, antwortete ſie: „Ich bin nicht eines Andern belehrt worden, ſondern ich nehme es zurück, weil es nicht wahr iſt.“ Auf die Frage, warum ſie nicht von Anfang an ſo geſprochen habe, gab ſie zur Antwort: „Ich antwortete, jenachdem man mich fragte.“ Ermahnt, in Betreff der

Mitſchuldigen die Wahrheit zu ſagen, da der Fiscus durch die vorhergegangenen Bekenntniſſe bereits Rechte erlangt habe, auf die der Richter nicht im geringſten verzichten wolle, antwortete ſie: „Ich ſage, daß dasjenige, was ich geſagt habe, nicht die Wahrheit iſt; was wollt ihr, daß ich ſage?“ Gefragt, ob ſie je der Sparamani irgend ein Pulver gegeben, antwortete ſie verneinend. Dann befahl der Richter, daß ihr das Verhör von geſtern vorgeleſen werde, in welchem Lucia Caveden erklärt hatte, der Benvenuta das Pulver gegeben zu haben, das der Maria Sparamani gereicht werden ſollte. Als ſie dies gehört, antwortete ſie: „Nichts davon iſt wahr.“ Sie wurde ermahnt, die Wahrheit zu ſagen, und um ſie beſſer der Lüge überführen zu können, verordnete der Richter, Lucia mit Benvenuta zu confrontiren. Als dieſe vorgeführt war, erfolgte ein Wortwechſel, der zu lang und zu widerlich iſt, als daß man ihn ganz hier anführen könnte. Wir begnügen uns mit einer Probe davon. Lucia: „Ja, es iſt wahr; in Deinem Hauſe vor der Weinleſe haſt Du es mir geſagt — weißt Du, Lucia, ich habe jene Pulver der Maria unter die Naſe gegeben, allein ich glaube, ihr zu wenig gereicht zu haben, ſodaß es keine Wirkung haben konnte.“ Benvenuta: „Es iſt nicht wahr und wird nie wahr ſein, Du lügſt durch Deine lügneriſche Kehle, Plaudermaul, das Du biſt.“ Lucia: „Ja es iſt wahr, Erzkupplerin, Galgenſtrick von einer Hexe, und ich werde es Dir gegenüber behaupten wie bis hieher, und wär' es auch am Folterſeile.“

Den 28. Jan. wurde Menegota gefoltert, blos um ihr die Namen anderer Mitſchuldigen abzunöthigen, und in der That gab ſie einige an. Die Folter beſtand, aus Rückſicht auf ihr abgelebtes Alter, nicht im Strick. Man wandte den Schraubenſtock an. Auch hier hörte man die Gefolterte ſchreien: „O meine Hände! ich kann nichts Anderes ſagen! ich weiß nichts Anderes! mein Gott!“ Eine ähnliche Scene erneuerte ſich am Abend des nämlichen Tages auf Koſten der Dominica Gratiadei, deren Tortur jedoch nicht gemildert ward, vielmehr im Anziehen des Seiles beſtand.

In Betreff der Folter muß man vermuthen, daß der Benvenuta ihre 17 Jahre zugute gekommen ſind, d. h. daß ſie ihrer Jugendlichkeit wegen vom ſtrengen Verhör noch ausgenommen war.

Eine Bittſchrift vom 28. Jan. verlangt die Freilaſſung Santo Peterlino's, in Betracht, daß er keine andern Indicien gegen ſich habe, als die Denunciationen anerkannt ehrloſer und unglaubwürdiger Weiber.

Den 29. wird Valentia, die Tochter der „Philoſophin“, durch Goriziano verhaftet.

Am 7. Febr. erſcheint Pasqua Bernardini freiwillig vor dem Richter, um ſich vom Makel der Hexerei zu reinigen, der ihr, wie ſie ſagt, von böſen Zungen angeworfen worden ſei, und wird ins Gefängniß gebracht. Tags darauf überreicht der Advocat Roame dem Gerichte ihre Vertheidigung. Folgendes iſt das Exordium davon:

„Der Brudermörder Kain traute keinem Orte und hielt ſich nirgends für ſicher, denn er kannte ſein ſchlechtes Gewiſſen und wußte, daß er ſeinen eigenen Bruder Abel getödtet habe; allein Pasqua Bernardini, auf ihre Unſchuld und auf die Reinheit ihres Gewiſſens vertrauend, hat nicht nur nicht das böſe Gerede der Böswilligen gefürchtet, ſondern ſie hat ſogar, damit der Gerechtigkeit und der Welt der Sachverhalt bekannt werde, keinen Anſtand genommen, vor Gericht zu erſcheinen, verſichert, daß — cantabit vacuus coram latrone viator!“ —

Doch Goriziano iſt rührig; am 10. Febr. ergreift er Katharina Fitola oder Pederſina und führt ſie ins Gefängniß, ſo wie Junipara (d. i. die jüngſtgeborene) Ehemola oder Zenevra. Es folgen lange Verhöre, aus denen wir nichts Neues entnehmen.

Pasqua wird ins Verhör gerufen. Man lieſt ihr Anzeigen vor, welche ſie als Hexe bezeichnen. Sie läßt ſich vom Zorn hinreißen. Gefragt, ob ſie an ihrem Körper irgend ein verdächtiges Zeichen trage, antwortet ſie: „Ich habe kein Zeichen von dieſer Art, wenn es nicht Kanonen und Mörſer ſind, die mir ein Malzeichen zurückgelaſſen haben; auch iſt mir einſt ein Splitter zwiſchen den Arm und die linke Schulter geflogen ... Ha! verfluchte Mörderinnen, die ihr wol des Teufels ſeid, Gott wird euch nicht verzeihen, wenn ihr denen die Ehre nicht wiedergebt, denen ihr ſie genommen, ihr Verrätherinnen!“ Es liegt auch eine Confrontirung zwiſchen Pasqua und Lucia vor, ganz nach dem Geſchmacke der oben erwähnten mit Benvenuta. Der Richter, überzeugt von der Unſchuld der Bernardini, oder von dem Donner der bibliſchen Beredſamkeit des Advocaten Roame erſchüttert, ſpricht ſie los und ſetzt ſie in Freiheit.

Goriziano überreicht das Inventar der Gegenſtände, welche im Hauſe der verhafteten Fitola gefunden worden, Büchschen, Gefäße, Sämereien und namentlich „ein grünes irdenes Töpfchen mit Fett darin, einen Lärchenſchwamm, ein Schnupftuch mit Salbe und ein kleines Fläſchchen mit etwas wenig Feſtem darin.“

Den 19. Febr. bekennt ſich Katharina Fitola als eine Hexe. Sie habe der Taufe entſagt und der zum Nachtheil Auguſtin Agoſtini's vorgenommenen Salbung beigewohnt.

Den 20. Febr. bekennt auch Junipara oder Zenevra nach langem Leugnen ſich als Hexe. Es kommen hier verſchiedene Verhöre, die ſich auf Erregung von Ungewittern beziehen, welche von einer der Inquiſitinnen bereitet worden ſein ſollen.

Den 1. März verkündigt Friſinghello der Dominica Camello, der Lucia Caveden und der „Philoſophin" den Beſchluß vom 26. Febr., welcher ſie als überwieſen und ſchuldig erklärt, und die Frage an ſie ſtellt, ob ſie ſich zu vertheidigen gedächten. Dominica und Lucia antworteten: „Wir ſind hier und wiſſen nicht, was thun; wir thäten es gerne, wiſſen aber nicht, wie. Im Falle uns jedoch von Amtswegen ein Vertheidiger zugewieſen werden ſollte, wäre uns der Herr Dr. Paſſerini am genehmſten, zu dem wir Vertrauen haben." Die „Philoſophin" ſagte: „Ich weiß nicht, um was für eine Vertheidigung es ſich handelt, und wer ſoll mich denn vertheidigen? welcher Doctor wird meine Sache gut vertreten?"

Den 9. März erklärte Goriziano, daß er die „Philoſophin", als er bei Sonnenaufgang, wie gewöhnlich, ins Gefängniß hinabgeſtiegen ſei, darin todt angetroffen habe; Friſinghello erſchien ebenfalls und bezeugte, daß die Todte auf dem Boden ausgeſtreckt liege und ſchon kalt ſei. Wie hierauf der Erzprieſter von Villa, Dr. Johann Bragliardi, wegen ſtarken Verdachts ſtattgefundenen Selbſtmordes der „Philoſophin", die kirchliche Beſtattung derſelben verweigerte, befahl der Richter, ſie im Sande zu verſcharren.

Den 13. März, als Dominica Gratiadei und Benvenuta ihre Tochter befragt wurden, ob ſie ſich einen Vertheidiger wählen wollten, antworteten ſie: „Wir werfen uns in die Arme der guten Gerechtigkeit, im Vertrauen, es werde uns kein Unrecht geſchehen." Ebenfalls am

13. März erklärte Katharina Fitola: „Die Urſache meines Verderbens war Don Rinaldo, der mich immer verfolgte, ſeit er mich genöthigt hatte, nach Villa zu gehen und 14 Tage bei Antonia, meiner Tochter, in ſeinem Hauſe zu bleiben.“

Hier ſpringt das Verhör, mit ſeltſamer Uebergehung, zu andern Gegenſtänden über, ohne in die Sache tiefer einzudringen. Faſt möchte man annehmen, die Rückſicht des Richters für dieſen Don Rinaldo ſei ſo weit gegangen, daß er es unterließ, auf Erläuterungen zu dringen, die denſelben hätten compromittiren können.

Der Sohn des alten Santo Peterlino richtet eine Bittſchrift in Form eines Briefes an den Grafen Paris von Lodron, Fürſterzbiſchof von Salzburg, damit er den Vater in Freiheit ſetzen laſſe. Dieſer Erzbiſchof war der Lehensherr, in deſſen Namen die Criminalgerichtsbehörde von Nogaredo handelte.

Den 14. März beſtanden Katharina Fitola und Zenevra die Tortur, ohne jedoch etwas zu ihren frühern Ausſagen hinzuzufügen. Zum Vertheidiger wurde für dieſe beiden und für alle Uebrigen insgeſammt der Advocat Bertelli gewählt, den man die Abſchriften der Verhöre überſandte.

Den 18. März verlangte der Advocat zum Behufe der Vertheidigung eine Friſtverlängerung, damit er den ihm überſchickten voluminöſen Actenſtoß ſtudiren könne. Auch gab man ihm die Erlaubniß, mit den Gefangenen zu ſprechen.

Die Doctoren der Medicin, Betta und Boſini, welche gerichtlich um ihre Meinung in Betreff der an den Leibern verſchiedener Inquirirten gefundenen Zeichen befragt wurden, gaben ihr Gutachten dahin ab, daß ſie natürliche ſein könnten. Gefragt, ob ſie glaubten, daß der

Teufel Mädchen der Jungfrauſchaft zu berauben vermöge, antworteten ſie, daß es ſich hierbei um einen Lebensact handle und daß das Leben eine Miſchung von Seele und Körper ſei. Da nun aber die Engel keine Körper hätten, folge daraus, daß die Zeugungsfähigkeit beim Teufel nicht vorhanden ſei, weil er ein gefallener Engel ſei; den Fall ausgenommen, daß er vom Leibe eines Verſtorbenen Beſitz nehme und ſich deſſelben bediene, jenes entſetzliche Weſen, Alp 1) genannt, zu erzeugen. Auf dem Blatte, das mit dergleichen medicinisch-theologiſchen Erörterungen bedeckt iſt, finden wir ein fliegendes Billet angefügt, auf welchem zu leſen iſt: „Für die Mühwaltung bei Erſtattung des Gutachtens über Beſchaffenheit und Weſen der Zeichen, ſowie über andere Zweifel der Verhafteten, wie aus dem bereits gegebenen Rathſchlage erhellt, fordern wir 2 Dukatoni für die Perſon, ohne dabei die Schwierigkeit der uns vorgelegten Materie in Anſchlag gebracht zu haben.“

Die Verhöre ſind geſchloſſen; wir ſind endlich bei der Vertheidigung angelangt. Sie umfaßt im Mſcpt. 36 Seiten und iſt niedlich geſchrieben. Der Text iſt mit endloſen Citaten, Geſetzparagraphen, Bibelſtellen, philoſophiſchen und literariſchen Sentenzen geſpickt, was dem Advocaten Bertelli ſonder Zweifel große Ehre gemacht haben wird. Wir wiſſen ihm beſſern Dank ob des geſunden Sinnes und Muthes, durch den er ſich ausgezeichnet hat.

---

1) Folgendes iſt der Anfang dieſes ſonderbaren Theiles der Erklärung obengenannter Aerzte: „Remanet jam videndum utrum daemones possint virgines deflorare ut petitum in cap. V. instructionis nobis latae. Etiamsi hoc potius theologis quam physicis incumbat, attamen ut petitioni inserviamus, breviter quod nobis videtur exponebimus (?) (ſtatt exponemus) etc. — bis — deflorare.“

Er ſchickt einige Sätze voraus: 1) Er habe nicht Muße gehabt, ſich vorzubereiten und die Vertheidigung hinlänglich zu ſtudiren — impossibilium nulla datur obligatio. 2) Es ſeien ihm nicht genügende Mittheilungen gemacht worden, — sicuti non entis nullae dicuntur qualitates. 3) Viele von den Fragen, welche an die Verhörten geſtellt worden, ſeien augenſcheinlich Suggeſtivfragen geweſen.. 4) Die ihnen zugeſchriebenen Antworten ſeien der Art, daß ſie im Munde ganz ungebildeter Leute ganz ſonderbar klängen; weshalb ſie ihn auf den Gedanken gebracht hätten, daß, was er in dem ihm mitgetheilten Proceſſe geleſen, früher geſchrieben als geſprochen worden ſei. 5) Er könne, trotz der zwiſchen ihm und dem Gerichtsſchreiber Friſinghello beſtehenden Freundſchaft, nicht verſchweigen, daß erſterer gegen Weiber, denen man den Tod ſeiner Frau und ſeiner Tochter zugeſchrieben, von Haß und Argwohn nicht gänzlich frei geweſen ſein möchte. Er hätte mithin jedenfalls ſeiner thätigen Mitwirkung bei dieſem Proceſſe ſich enthalten ſollen, in Gemäßheit des Rechtsgrundſatzes — judex debet abstinere a judicando in causa propria. 6) In den Bekenntniſſen der Inquirirten würde er, wenn ihm nicht die Zeit fehlte, bedeutenden und vielfachen Stoff finden, die Richtigkeit des Proceſſes darzuthun. 7) Er begreife nicht, wie jene Elenden, die ja wegen derſelben Verbrechen angeklagt wären, auf geſetzmäßige Weiſe wechſelſeitig gegeneinander zu Zeugen aufgerufen werden könnten, indem das römiſche Recht verbiete, den Ausſagen ſolcher Zeugen Gültigkeit beizulegen. 8) Die Geſetze räumten den Richtern zwar in ausgedehntem Maße die Befugniß ein, auch peinliche Verhöre vorzunehmen; jedoch ſei dieſe Vollmacht, die Folter anzuwenden, nicht gänzlich ihrer Willkür anheimgegeben, wie im gegenwärtigen

Proceſſe der Fall geweſen, ſondern ſie ſei dem Geſetz gemäß und im Einklang mit dem eigenen Gewiſſen vorzunehmen. 9) Wenn die Richter im Intereſſe des Fiscus vorgingen, ſo wollten die Rechtsformen, welche die Inquirirten ſchützen, mit um ſo größerer Sorgfalt beobachtet ſein. 10) Im vorliegenden Falle, wo das Verbrechen nicht evident geweſen, habe der Richter die Geſetze und Statuten nicht gehörig beobachtet, indem er ein Rechtsverfahren eingeſchlagen habe, welches blos in Fällen der Evidenz des Verbrechens angewendet werden dürfe. 11) Es ſei ein allgemein gültiger Rechtsgrundſatz, daß man, um zu verurtheilen, wenn daraus ein unerſetzlicher Schaden hervorgehe, klarere Beweiſe haben müſſe als der Mittag. 12) Der Richter müſſe den Vorwurf der Strenge vermeiden, denn, wie die Barmherzigkeit zu Gott erhebe, ſo ſtürze die Strenge in die Hölle.

Nachdem der Vertheidiger dieſe allgemeinen Bemerkungen vorausgeſchickt, beginnt er mit der Anführung, wie dieſes ganze Zaubergebäude einer ins Unerhörte gehenden Unterſuchung einzig und allein auf der Grundlage der Denunciationen Mercuria's gegen Menegota und Lucia beruhe, und fügt bei, daß, wenn der Magiſtrat den Worten eines böswilligen Weibes die Geltung beigelegt hätte, welche ſie verdienten, dieſer Spuk nicht die ganze Provinz in Schrecken verſetzt haben würde. Nichtsdeſtoweniger ſtellt er folgende Punkte auf: 1) Die Unterſuchung, um die es ſich hier handele, ſei null und nichtig wegen Unzuſtändigkeit; ſie ſei nämlich von einem weltlichen Richter eröffnet und geleitet worden in Dingen, welche wegen beſtändig vorkommender Entheiligung von Sakramenten durchaus geiſtlicher Natur ſeien. 2) Vorhergegangene heftige Läſterung genüge an und für ſich, um eine Unterſuchung nichtig zu machen, da eine ſolche die angerufenen Zeugenſchaften zu Ungunſten der Inquirirten präjudicire. 3) Das Weib, das zuerſt allein Zeugniß abgelegt habe, hätte nicht zugelaſſen werden ſollen, weil ſie häretiſch, ehrlos, niederträchtig und meineidig ſei, lauter Eigenſchaften, die der Proceß erhärtet habe; dann weil ſie Mitgenoſſin im Anklagezuſtand geweſen und ſich ſelbſt für eine perſönliche Feindin der Angeklagten erklärt hätte. Paſſend ſei dieſes Weib Mercuria genannt worden — conveniunt rebus nomina saepe suis — da Mercur der Gott aller Ränke und Lügen ſei. 4) Damit ein vor Gericht gemachtes Geſtändniß Gültigkeit habe, müſſe es von vorhergegangenen rechtmäßigen Indicien hervorgerufen und ebenſo vor dem zuſtändigen Richter abgelegt worden ſein; die Worte der Mercuria lieferten aber keineswegs ſolche Indicien, und daß der Richter unzuſtändig geweſen, ſei bereits dargethan worden. 5) Damit das Geſtändniß gültig und glaubwürdig ſei, werde erfordert, daß es nicht während der Folter, oder etwa um derſelben zu entgehen, gemacht werde; daß es ſodann von allen begleitenden Umſtänden unterſtützt werde; daß der Richter ſich vor allem mit der Unterſuchung befaſſe, ob es wahrſcheinlich oder ob es abſurd ſei; daß dem Verhörten die Antworten vom Verhörenden nicht untergelegt (ſuggerirt) würden; und endlich, daß der Angeklagte mit aller Freiheit und ohne irgend einer Drohung ausgeſetzt zu ſein, das bereits gemachte Bekenntniß beſtätige. Nun ſucht der Vertheidiger, zu zeigen, wie im vorliegenden Falle alle dieſe Geſetzesvorſchriften verletzt und ein großer Theil dieſer wechſelſeitigen Anklagen durch nichts Anderes, als durch Furcht und Verwirrung, erzwungen worden ſei. Denn ſobald das Gemüth wieder ruhig geworden, ſeien ſie widerrufen worden. Ein wichtiger Punkt, ſage der heilige Thomas, ſeien die Suggeſtionen in Kriminalſachen, und furchtbar ihre Folgen, wo ſich dieſe mit Schrecken verbänden und bei leichtſinnigen und einfältigen Weibern angewendet würden. 6) Man dürfe auf die Zeichen, welche nach Angabe jener Unglücklichen vom Teufel ihren Leibern eingedrückt worden ſein ſollen, kein großes Gewicht legen, denn da ſie, wie die Aerzte erklären, natürliche ſein könnten, ſo ſei es nicht recht, ſie als diaboliſche zu bezeichnen. 7) Es ſei offenbar geſetzwidrig, in einer Sache, wo es ſich um das Leben handele, die Tochter gegen die Mutter, das Weib gegen den Gatten, Schweſter gegen Schweſter zur Zeugſchaft aufzurufen. 8) Alle ausgeſagten Dinge ſeien durchaus unwahrſcheinlich. 9) Geſetzt, aber nicht zugegeben, daß die Inquirirten ſchuldig geweſen ſeien, ſo walte doch kein Zweifel darüber ob, daß die Schuld durch die Schwäche des Geſchlechts, die Ohnmacht des Geiſtes, den Drang der Armuth und durch natürliche Leichtgläubigkeit der Weiber bedeutend gemildert werde. 10) Wenn zur Eröffnung einer peinlichen Unterſuchung auch leichte Indicien hinreichend ſeien, ſo müßten doch zur Einkerkerung gegründete, zur Folter dringende, zur Verurtheilung ſonnenklare Indicien vorhanden ſein. Jeder von den obigen Punkten iſt von zahlreichen Erweiterungen, Erklärungen und Citaten behufs ſeiner Bekräftigung begleitet.

Als ein widerliches Gegenſtück zu dieſer edeln und geiſtvollen Vertheidigung erſcheint das nachfolgende peinliche Urtel.

Im Namen der heiligen Dreifaltigkeit.

„Wir Paris Madernino, bevollmächtigter Richter der Gerichtsbarkeit zu Caſtellano, ſowol in Rechts- als in peinlichen Angelegenheiten, im Namen des gnädigſten, hochwürdigſten Monſignor Paris, Fürſterzbiſchofs von Salzburg, und der erlauchten Herren Chriſtoph und Gebrüder Grafen von Lodron und Caſtel-Romano, Herren der genannten Gerichtsbarkeit. In der Abſicht und im Vorhaben, zur Bereinigung dieſes peinlichen Proceſſes zu gelangen, welcher vor dieſem Gerichtshof eingeleitet wurde, auf Grundlage der Indicien, die uns die Obrigkeit der Gerichtsbarkeit zu Caſtelnuovo zuſchickte, und welche dem von dieſem Gerichte gegen die verſtorbene Maria Salvatori von Nogaredo, zubenannt die «Mercuria», aufgenommenen, peinlichen Proceſſe, da ſie als Hexe dort eingekerkert wurde, entnommen ſind, gegen Dominica, des ſeligen Thomas Camelli Witwe, Lucia ihre Tochter, Gattin des Antonio Caveden, Dominica, des ſeligen Valentin Gratiadei Witwe, Eliſabeth, des ſeligen Gratiadei Witwe, Polonia, ihre Tochter, zubenannt die «Brentegana», Magdalena, Frau des Antonio Andrei, zubenannt die «Philoſophin», und Valentina, ihre Tochter, alle von Villa, Katharina, Ehefrau des Auguſtin Baroni, genannt «Fitola», und Zinevra, des ſeligen Valentin Chemola Witwe, beide von Caſtellano, Hexen, die zum Theil in dieſem Gerichtshauſe in Haft gehalten wurden, theils abweſend ſind; in dieſem, von dieſem, und über dieſes, da ſie weder Gott, noch die Gebote der heiligen Mutter Kirche vor Augen hatten, ſondern vom hölliſchen Geiſt verführt waren und wie im Proceſſe, aus welchem klar hervorgeht, daß ſie und jedwede von ihnen unſern allmächtigen Gott, den Schöpfer Himmels und der Erde, den Dreieinigen verleugnet haben; indem ſie ſich vom Sakramente der Taufe losgeſagt und dieſe Losſagung vor dem Teufel in Menſchengeſtalt vollzogen, indem eine die andere zu dieſem Vergehen verführte, und indem ſie zur größern Verdammniß ihrer Seelen ſich voneinander in Gegenwart des Teufels, welcher bei dieſem Acte immer gleich einem Löwen brüllend zugegen war, durch Begießung des Kopfes mit Waſſer wiedertaufen ließen, und ihren wahren Namen, den ſie in ihrer erſten Taufe erhalten, in einen erdichteten umänderten, mit welchem ſie genannt zu werden wünſchten, ſowie vom Teufel an irgend einem Theile des Körpers mit einem glühenden Eiſen bezeichnet zu werden begehrten, indem ſie ihm hinwiederum beziehungsweiſe als Zeichen ihrer Treue gegen ihn ein Stück ihres eigenen Kleides gaben, damit ſie ausgeſtrichen würden aus dem Buche des ewigen Lebens und eingeſchrieben in das der ewigen Verdammniß, da ſie zu ſo großer Treuloſigkeit, Unmenſchlichkeit und Gottloſigkeit gelangten, daß ſie nicht nur ſich ſelbſt dem Teufel geweiht, ſondern auch andere Perſonen und ſogar ihre eigenen Tochter verleitet haben, ſich vom genannten Sakramente der Taufe loszuſagen und ihm verſprachen, daß dieſe demſelben Teufel, dem Vater der Lüge, geweiht ſein ſollten; da ſie unter erdichteten und eiteln Verſprechungen, die er ihnen machte, in jeder Noth zu ihrer Hülfe zu kommen, in welcher ſie ſeiner begehrten, ſie ſammt und ſonders ſich dem Band und Gehorſam gegen einen ſolchen Feind des Menſchengeſchlechts unterworfen und ſich verpflichtet haben, auf ſeinen Befehl jede Art von Sünde und Verbrechen zu begehen, was ſie auch wirklich thaten; da ſie mit fluchwürdiger Salbe auf Befehl deſſelben Teufels an einem Theil des Körpers zu geeigneter Stunde ſich beſchmierten und dem Böſen geneigt, vom Teufel unſichtbarer Weiſe durch die Luft getragen und beziehungsweiſe an Orte und Stätten (synagoge) gebracht wurden, wo Zuſammenkünfte verſchiedener Perſonen des nämlichen Gelichters und eine Maſſe von Verzauberungen, Zeichendeutereien, beſtialiſchen Spielen und ketzeriſchen Verhexungen zur Ehre und zum Dienſt des leibhaften Belzebu, des Fürſten aller Teufel, ſtattfanden; da ſie in genannte Stätten und verfluchte Zuſammenkünfte Leichen von kleinen Kindern brachten, die ſie zur Nachtzeit heimlich auf den Friedhöfen ausgruben, und da ſie vor dem Teufel, ihrem Herrn, der in Geſtalt eines Bockes auf erhöhtem Throne ſaß, jubilirten und tanzten, und ſich vor ihm auf die Knie zur Erde warfen und ihn anbeteten, und da ſie ihm in aller Ehrfurcht und Ergebenheit genannte Leichen darbrachten .... da ſie ihn unter dem wahren Namen ihres Gottes anriefen und ihn baten, er möge ihnen gegen jede Perſon ſeine Rachehülfe gewähren, und ſo verführt zu allem Hexenwerk und zu jeder Art von Zauberei, Vergaukelung, Verfluchung, Verwünſchung, Meuchelei und ketzeriſcher Gottesläſterung und zu vielen andern Laſterthaten, dieſe Greuel und Unmenſchlichkeiten ſowol an Menſchen ſelbſt, als auch an unvernünftigen Weſen mit Tödtung von Perſonen verübten; überdies nach Art heißhungriger Wölfe Kinderleichen verzehrten und aßen, welche ſie heimlich aus geweihter Stätte ausgruben und dem Teufel in ihren verfluchten Sammelplätzen darbrachten, theils geſotten, theils gebraten, zur größeren Verhöhnung des hochheiligen Gottes; einiges Fett und gewiſſe Kopftheile zur Verrichtung von Gewaltthaten, Vergiftungen und Verheerungen behielten, und damit endloſen Schaden und unheilbare Krankheiten verurſachten, welche von den beſten Aerzten, trotz Anwendung aller möglichen Sorgfalt und Heilmittel, nicht erkannt werden können; hierdurch auch

Verluſt an Geld und Geldeswerth, ja ſogar den Untergang von Perſonen und Sachen verurſachten, während ſie Feſte und Luſtbarkeiten, verbunden mit allen erdenklichen Greueln, begingen: da ſie mit ihren ſacrilegiſchen und ketzeriſchen Zungen den heiligen Namen Gottes, der heil. immer unbefleckten Jungfrau Maria und aller Heiligen des Himmels verfluchten, ſooft ſie die diaboliſchen Salben zu Verhexungen und die Pulver zu ähnlichen Greueln bereiteten, wobei ſie verſchiedene Kräuter, Fettarten und andere Dinge mit dem allerheiligſten Sakramente des Altars vermiſchten, welches ſie mit gottesräuberiſchen Händen aus dem Munde genommen hatten, wenn ſie in der heil. Kirche Gottes unwürdiger Weiſe unter dem äußern Scheine der Frömmigkeit und Reinheit, aber im Innern als reißende Wölfe ſich ihm näherten; da ſie diaboliſche Zuſammenkünfte und Berathungen hielten, dabei mitſammen bei Tag und bei Nacht, unſichtbar, bald an dieſen, bald an jenen Ort in Thiersgeſtalt ſich begaben und Thiere und Menſchen beſchädigten und verſchiedene Feldfrüchte durch Zauberei, Ungewitter und Stürme zu Grunde richteten; da ſie auch verſchiedenen Perſonen heimlich eine Maſſe Wein und Speiſevorrath raubten und verzehrten; da ſie Feſte, Luſtbarkeiten und Bälle vor den Kirchen zur Verhöhnung von Gottes großer und heiliger Majeſtät und dem Teufel, ihrem Herrn, zu Ehren hielten; da ſie immer Verbrechen auf Verbrechen häuften, Hurerei und beziehungsweiſe Sodomiterei ſogar mit dem Teufel ſelbſt trieben, der in menſchlicher Geſtalt und Form auf jeden, auch den geringſten Wink ihnen erſchien; alles dieſes, wie es klarer zu Tage liegt im Proceſſe und in den Bekenntniſſen beſonders von ... (hier folgen der Reihe nach die Namen der oben bezeichneten Verurtheilten und jedem zur Seite das Regiſter der Sünden, deren ſie der Proceß auf Grundlage ihres eigenen Geſtändniſſes oder der Ausſagen von Seiten der Uebrigen überführt zu haben wähnte); da ſie dieſe und ähnliche Dinge unter Mitwirkung Anderer, von denen man für diesmal ſchweigt, wiſſentlich, gefliſſentlich und vorbedacht, gegen göttliches und menſchliches Geſetz, begangen haben, auch durch gegenſeitige Hülfeleiſtung und Unterſtützung Perſonen und Gut und Blut anderer diaboliſch verfolgten, da wir hierüber ſorgſame Unterſuchung gepflogen und ſowol aus den de plano abgelegten Bekenntniſſen, welche durch die Mitſchuldigungen in tormentis beſtätigt wurden, als auch aus der Unterſuchung der Gegenſtände, deren ſie ſich zur Ausübung ihrer Greuel bedienten, ihre Miſſethaten erkannt haben, ſo wie ſie vorgefallen ſind; da wir den Proceß nebſt den Zeugniſſen der Verhörten in Betracht gezogen haben, in welchem das corpus der verſchiedenen von ihnen begangenen delicta erwieſen wird, und wie weitläufiger aus dem Proceſſe erhellt; da wir überdies genannten Angeklagten eine angemeſſene Friſt zur Vertheidigung eingeräumt und Eliſabeth Gratiadei und Polonia, ihre Tochter, ſowie auch Valentina Andrei, die abweſend waren, vor Gericht geladen und vorgerufen hatten, ſie ſollten erſcheinen und ſich reinigen, ſie aber nicht erſchienen und in ihrer Hartnäckigkeit verharrten, ein Umſtand, welcher ſie in ihren Verbrechen noch ſtrafwürdiger macht; da wir in Betracht gezogen hatten die ſehr gelehrten Vertheidigungen ſammt den von den Genannten gemachten Bemerkungen, und endlich nach Erwägung aller Dinge, die in Betracht zu ziehen ſind, und nach Berückſichtigung alles deſſen, was zu berückſichtigen iſt: haben wir — nach vorher eingeholtem Gutachten und entſchiedenem Gutheißen vieler angeſehener und berühmter Herren — Johann Ropele, Commiſſär dieſer Gerichtsbarkeit, und Johann Baptiſta Partini von Roverè, Abgeordneter der erlauchten Schutzherren, beide Doctoren beider Rechte; nach wiederholter Anrufung der allerheiligſten Dreifaltigkeit, von welcher jedes rechte und gerechte Urtel ausgeht; von dieſem Richterſtuhl aus, auf daß ſie ſich nimmermehr ihrer gottloſen Werke rühmen, ſowie Andern zum lehrreichen Exempel, durch dieſes unſer endgültiges Urtel verurtheilt, und verurtheilen und verdammen wir die genannten Dominica Camella, Lucia Cavedena, Dominica Gratiadei, Katharina Baroni, Zinevra Ghemola, Eliſabeth und Polonia Gratiadei und Valentina Andrei, daß ihnen durch den Diener der Gerechtigkeit ſammt und ſonders auf den „Giarre“, einem hierzu beſtimmten Orte, der Kopf vom Rumpfe getrennt werde, dergeſtalt, daß ſie ſterben und ihre Seelen von den Körpern ſich trennen; überdies daß die Leichen verbrannt und die Ueberreſte bei genannten „Giarre“ vergraben werden; da Magdalena Andrei, zubenannt die „Philoſophin“, eine andere Mitſchuldige in genannten Verbrechen, unbußfertig in dieſem Kerker geſtorben und bereits „alle Giarre“ als Hexe vergraben worden iſt: ſo verdammen wir, damit der Welt keine Spur von ihren Miſſethaten mehr übrig bleibe, ihren Namen ſammt ihrem Gedächtniß und verordnen, daß ihre Güter, die in dieſer Gerichtsbarkeit liegen, ſammt und ſonders als confiſcirt dem Fiſcus zu Caſtellano angehören ſollen. Und in Betreff der Flucht, welche von Eliſabeth und Polonia Gratiadei, ſowie von Valentina Andrei ergriffen wurde, verbannen wir dieſe auf ewige Zeiten aus dieſer Gerichtsbarkeit und auf 15 italieniſche Meilen in der Runde, unter den geſetzlichen und ſtatutariſchen [1]) Strafen, ſodaß ſie im Falle Dawiderhandelns ungeſtraft von Jedermann ergriffen und getödtet werden dürfen, und verurtheilen ſie in die Gerichtskoſten in solidum. Und zwar mit dem Vorbehalte, gegen andere Mitſchuldige gerichtlich Verhör und Proceß einzuleiten an ſeinem Ort und zu ſeiner Zeit, nach Recht und Geſetz: und ſo ſagen, urtheilen und verdammen wir, und auf jede andere beſte Weiſe.

Paris Madernino,
bevollmächtigter Richter.“

Dieſes vom Hrn Paris Madernino vom Tribunal ausgeſprochene Urtel wurde von mir Gerichtsſchreiber unterſchrieben, geleſen und bekanntgemacht auf der Stiege des Gerichtshauſes von Rogaredo, nachdem zuvor, wie üblich, die Glocken geläutet worden; zugegen waren die Herren Anton dè Benvenuti, und Bernard und Philipp auch dè Benvenuti, ſowie die Herren Jakob Pizzini von Rogaredo und Anton dè Benvenuti von Villa als taugliche Zeugen, und mit ihnen eine große Schar ebendort zuſammengeſtrömten Volkes.

Endlich — es iſt wol an der Zeit — ſind wir bei der Kataſtrophe angelangt. Der unvermeidliche Goriziano, der die Scene eröffnet, thut die Wirkung des Chores in der griechiſchen Tragödie als der unerbittliche Repräſentant des Schickſals. Diesmal hat er keine Verhaftungen zu Protokoll zu bringen, ſondern einfach den Scharfrichter hereinzuführen und vorzuſtellen, welcher zu thun verlangt, was ſeines Amtes iſt. Den 14. April 1647 erſchien der Gefängnißwart Joſeph Goriziano mit Leonhard Oberdorfer, Scharfrichter von Meran, der ſich zur Vollſtreckung des vorn aufgeführten Todesurtheils gegen Dominica Chemola, Lucia Cavedena, Dominica

---

[1]) statuarie; oder vielleicht statarie (ſtandrechtliche Strafen)?

Gratiadei, Katharina Fitola und Junipara Chemola, in Allem und Jedem nach dem Wortlaute des genannten Urtels erbot. Das Urtel wird ohne Verſchub vollzogen; der Scharfrichter, welcher mit geringen Koſten aus der Ferne herberufen wurde, hat keine Zeit zu verlieren. Sein Gebaren iſt blos gegen die Hexen brutal, und im Fürſtenthum Salzburg hat er keine Mitarbeiter. Friſinghello verfaßt in Eile die Bekanntmachung, die nach dem ſonntäglichen Hochamte auf dem Platze verkündet werden ſoll.

„Im Auftrag des erlauchten Herrn Dr. Johann Kopele, Commiſſärs der Gerichtsbarkeit zu Caſtellano, da durch die Scharfrichter das Todesurtheil vollzogen werden muß an Dominica Camella, Lucia Cavedena, Dominica Gratiadei, (hier treffen wir eine halbe Zeile durchgeſtrichen, unter welcher wir, wenn wir ſie aufmerkſam gegen das Licht halten, leſen — Benvenuta sua figlia — Die Arme iſt glücklich davongekommen. Vielleicht daß ihr Alter von 17 Jahren, welches ſie vor der Folter bewahrte, ihr nun auch den andern, noch wichtigern Dienſt gethan, ſie von dem letzten Gange nach den Giarre zu befreien. — Man ſchaudert bei dem Gedanken, daß ohne Radirung dieſer Zeile ein ſechster und zwar der jüngſte Kopf von allen den im Proceſſe Verurtheilten abgeſchnitten ſein würde) —, Katharina d'Agoſtin Baroni und Zenevra Chemola, Hexen, welche wegen Verübung von Miſſethaten in dieſem Gefängniſſe verhaftet ſind, wie in dem bereits veröffentlichten Urtel ſchon erwähnt wurde. Mit dem Gegenwärtigen verordnet und befiehlt man allen der Gerichtsbarkeit von Caſtellano Unterworfenen, mit ihren Waffen zu erſcheinen zum Beiſtand, zur Begleitung und zum Schutze der Gerechtigkeit, damit ſie gegen genannte Uebelthäterinnen vollzogen werden könne, und zwar unter Strafe von 25 Dukaten für jeden Dawiderhandelnden, der nicht erſcheinen, Schutz und Beiſtand leiſten will, bis die Vollziehung des Urtels zu Ende ſein wird. Ueberdies befiehlt und verordnet man, daß keiner, von welchem Stand oder Berufe er immer ſei, gleichviel ob ein Fremder oder Einheimiſcher, auf irgend eine Weiſe es wagen ſolle, die Vollſtrecker der Gerechtigkeit weder vor, noch nach der Vollziehung, ſelbſt wenn er (der Scharfrichter) einen Fehlſtreich thun ſollte, zu beleidigen, unter Strafe der Einziehung ihrer Güter und noch überdies unter anderen, dem freien Ermeſſen der erlauchten Schutzherren vorbehaltenen, ſelbſt auch körperlichen Strafen.

Conſtantinus Friſinghellus."

Der Styl dieſer Bekanntmachung zeigt Spuren einer Nachläſſigkeit, an welche Gerichtsſchreiber Friſinghellus uns noch nicht gewöhnt hat, vielleicht weil ſie keine ſo ſtrenge literariſche Kritik, wie ſonſt üblich, über ſich ergehen laſſen zu müſſen beſtimmt war, da ſie nur auf dem Platze ausgerufen werden ſollte.

Die letzte Seite der Handſchrift, welche gerade S. 880 des Bandes iſt, läßt uns eine Art Stimme von jenſeits des Grabes her vernehmen; ſie lautet:

„Ueberreicht den 2. Mai 1647.

„Einem Jeden ꝛc.

„Nachdem vom gerechten Richter der Katharina Fitola gemeldet worden, daß ſie durch Henkershände ſterben müſſe, zeigte ſie ſich innerlich geſammelt, ganz reumüthig und bereit, mit unerſchütterlichem Gemüthe hinzunehmen, was gerechter Weiſe über ſie verhängt worden. Um daher ihrem eigenen Gewiſſen um ſo eher genugthun zu können, erſuchte ſie mich Gefertigten, der ich bei ihrem Ende ihr beiſtand, ich möchte in ihrem Namen für die Verletzung der Ehre und des guten Rufes, die ſie ſich ungerechter Weiſe gegen den hochwürdigen Don Rinaldo Rinaldi zu Schulden kommen laſſen, Genugthuung leiſten und jedes Geſtändniß, das von ihr gegen vorgenannten Don Rinaldo abgegeben worden ſei, zurücknehmen und widerrufen; ja, ſie erkläre ſogar hiermit, daß ſie ihn immer als einen ehrenwerthen Prieſter gekannt und auch für ſolchen gehalten habe und nichts anderes. Zur Bekräftigung deſſen hab' ich auf Bitten der obengenannten Katharina, die bereits, wie wir hoffen würden, in ein beſſeres Leben übergegangen iſt, ſowie nicht minder zur eigenen größern Beruhigung meines Gewiſſens dieſe Erklärung niedergeſchrieben.

Jakob Gentili, Kaplan."1)

Der Band des Manuſcripts enthält noch viele unbeſchriebene Seiten, als wäre er in der Erwartung weiterer Entwickelungen angelegt. An ſolchen hätte es auch nicht gemangelt, wäre nur der Procedur ihr freier, natürlicher Lauf gelaſſen worden. Es hätte genügt, die zuletzt Angezeigten zu verhaften, um weitere Denunciationen von ihnen zu erzwingen, und es würde ſchwer halten, ſich einen Begriff davon zu machen, was für rieſenhafte Dimenſionen dies ſchaudervolle Schauſpiel bei dem Einfluß und Antrieb eines unbeugſamen Willens hätte annehmen können. Vielleicht daß die Räder dieſes verfluchten Wagens gehemmt wurden, ſobald man zur Einſicht kam, daß er zu haſtig davonrollen wollte. Ein geheimer, wahrſcheinlich mündlicher Befehl von Seiten des Erzbiſchofs von Salzburg mag an den Richter Madernino gelangt ſein, mit der Weiſung, ſeinen inquiſitoriſchen Ungeſtüm zu mäßigen. In einem Lande, wo es erleuchtete Männer gab, wie jener Rechtsgelehrte Bertelli, wäre es nicht räthlich geweſen, die Verfolgung noch weiter auszudehnen. Man bedenke, wie in der That die

---

1) Dieſer nachträgliche Nothbehelf zur Ehrenrettung des Prieſters Don Rinaldo Rinaldi, deſſen Erwähnung ſchon im Verhöre dem Richter Schwierigkeiten verurſachte und ihn zu einem ſonderbaren Sprunge im Gang des Verhörs veranlaßte, mag wol weniger ſpontan von der Verurtheilten ausgegangen, als vom Herrn Kaplan, unter Zuſtimmung der Behörde, entweder ihr auf dem letzten Gange entlockt, oder gänzlich fingirt ſein. Jedenfalls drängen ſich hier dem Leſer allerlei Bedenken auf.

Der Ueberſ.

Verurtheilten ſich als höchſt elende, verachtenswerthe, gefürchtete und verabſcheute Betteln darſtellten, denen es, neben dem Unſinn in ihrem Kopfe, ſichtlich auch nicht an vielfacher Bosheit gebrach. Solange es ſich nur um ſolchen Abſchaum der Geſellſchaft handelte, konnte man verſichert ſein, hinſichtlich des Verfahrens nur billigende Stimmen zu vernehmen. Allein man durfte den Bogen nicht zu ſtraff ſpannen, ſonſt konnte er brechen. Hieran erinnerten ſich jene Obrigkeiten und Würdenträger von Tirol noch bei Zeiten. Sie mögen wol, wie man mit Fug annehmen kann, die Flucht der Brentegane und der Tochter der „Philoſophin“ begünſtigt haben und ließen Santo Peterlino, Pasqua und Benvenuta frei. Die Anfänge des Proceſſes und ſeine letzten Phaſen zeigen bemerkenswerthe Ungleichheiten. Im Anfang unerbittlicher Ungeſtüm, gegen das Ende zu nachgiebige Schlaffheit, und doch war das Verfahren nicht läſſiger geworden. Von den Verhören der Mercuria im November, bis zur Hinrichtung im April, waren nicht mehr als fünf Monate verfloſſen. Bei einer nähern Betrachtung der Beſtandtheile der Unterſuchung, deren Gang wir entwickelten, ſtellt ſich heraus, daß zwei Anſchuldigungen den erſten Platz darin einnehmen. Um ſie herum vermehren ſich die Verhöre dermaßen, daß ſie beinahe die Hälfte des Bandes füllen. Jene Hauptanſchuldigungen ſind: die Behexung der Perſon Chriſtoph's Sparamani und die der Rinder Scarambea's. Allein das Gewicht der Dinge läßt ſich nicht nach ihrem Umfange bemeſſen und es gehört wol nicht gerade viel Scharfſinn dazu, um einzuſehen, daß die Haupttriebfeder dieſer ganzen diaboliſchen Maſchine die von der Mercuria angezeigte Behexung war, welche die Abtreibung der Leibesfrucht der jungen Marquiſe Bevilacqua, der Gaſtfreundin des Lehngrafen von Lodron, bezweckt haben ſollte. Dieſe Anzeige mußte in Betracht des Standes der Perſonen, denen man nachſtellte, den Zorn des Lehnsherrn und den Eifer der Gerichtsbehörden rege machen. Die Procedur wurde mit dem Ungeſtüm eines perſönlichen Haſſes, mit der Haſt eines zu erfüllenden Racheactes eröffnet. Kaum aber hatte man in das Wespenneſt geſtochen, als die erbitternde Denunciation an Bedeutung verlor, ſecundär wurde, blos hier und da noch einen ſchwachen Nachhall fand und endlich in jenem Meere von Anklagen unterging, die ſich bei jedem Verhör, bei jeder Anwendung der Folter vervielfältigten und verwickelten. Wir müſſen jedoch eingeſtehen, daß im Hintergrunde alles deſſen auch das Rechtsgefühl noch waltete, und daß jene infamen Weiber allerdings dringenden Verdacht auf ſich luden, daß ſie auf nichts Geringeres, als auf **Meuchelmord** ausgegangen waren, was ſie, bei vollem Beweiſe, in der That ihres Schickſals würdig gemacht hätte. Die abſcheulichſte von allen iſt die Dominica Gratiadei, welche ihre eigene Tochter, die kaum aus den Jahren der Kindheit herausgetreten iſt, dem Verderben überlieferte, indem ſie ihr vorſpiegelte, daß diejenigen, denen ſie ſich preisgab, der Teufel ſeien, der die Geſtalt bald dieſes, bald jenes jungen Menſchen angenommen habe. Sie iſt die einzige, welche die Wirklichkeit dieſes ganzen Hexenſcandals in allen ſeinen ausſchweifendſten Einzelheiten fortwährend behauptete. Die „Philoſophin“ geſtand auf der Folter ähnliche Dinge; allein kaum von ihr befreit, nahm ſie alsbald ihre Anklagen zurück. Kam ſie wieder auf die Folter, ſo machte ſie dieſelben Geſtändniſſe abermals, jedoch nur um ſie von neuem zu widerrufen, ein Schwanken, dem ſie durch Selbſtmord ein Ende machte. Will man dieſe ganze Hexengeſchichte vom

Standpunkt des Außerordentlichen und Wunderbaren betrachten, ſo erweiſt ſie ſich als eitel Traum und Hirngeſpinnſt und weiter nichts. Die ekelhaften Weiber ſelbſt ſcheinen jedoch zum Theil wirklich geglaubt zu haben, mit übernatürlicher Macht ausgeſtattet zu ſein, und ſich derſelben zu den abſcheulichſten Dingen zu bedienen geſucht zu haben, ſei es um Geld zu gewinnen, ſei es aus Rache oder um der infernaliſchen Freude willen, Böſes, weil es eben bös iſt, zu verüben. Traurige Verirrungen des menſchlichen Geiſtes! und doch gibt es kein Land, das dieſen unheilvollen Einflüſſen nicht unterworfen geweſen wäre. Es iſt eines der größten Verdienſte der Naturwiſſenſchaften um die geiſtige Cultur der Menſchheit, daß ſie vermöge der ſcharfen Klarheit ihres Lichtes dieſe Nachtgebilde einer im Wüſten und Grauenhaften luſtwandelnden Phantaſie aufgelöſt und dieſen Alp, der drückend auf dem Bewußtſein mehrerer Jahrhunderte gelegen, endlich bei allen civiliſirten Völkern vernichtet haben. Mögen ähnliche dunkle Stellen in der Culturgeſchichte der Völker nie und nimmermehr wiederkehren!

IV. Beßler-Orffyré.

Johann Ernſt Elias Beßler wurde 1680 einem Landmann in der Gegend von Zittau geboren und zeigte früh ſo günſtige Anlagen, daß ſein Vater ihn auf das Gymnaſium zu Zittau brachte, wo er durch ſeine glücklichen Erfolge und durch ſeine lebhafte Wißbegierde der Liebling des Rectors Chriſtian Weiſe wurde, ungeachtet ſein Leben ein ſo lockeres war, daß ſeine Ausſchweifungen ſich durch Krankheiten an ihm rächten. Schon auf der Schule zogen ihn vornehmlich die mathematiſchen Wiſſenſchaften an, und namentlich mit der Mechanik beſchäftigte er ſich um ſo lieber, als er in ihr die Mittel zur Durchführung des Lebensplans erwartete, den er ſich vorgezeichnet. Denn ſei es, daß ſeine Mittel ihm für den Beſuch einer Univerſität nicht ausreichend erſchienen, oder daß ſein unſteter Sinn ihn von jeder gebundenen Stellung abſchreckte, er verließ die Schule nur, um ein wechſelvolles, abenteuerndes, umherſchweifendes Leben zu beginnen, und zunächſt wie ein fahrender Schüler einer frühern Zeit durch die Länder zu wandern. Seinen Unterhalt ſuchte er durch die mannichfaltigſten Künſte, wie Stein- und Glasſchleifen, Schmelzen, Drechſeln, Uhrmachen, Malen, Kupferſtechen, Lackiren, Wachsboſſiren, Muſiciren, Feldmeſſen, Stern- ſeherei oder wol -deuterei, Pulvermachen, Windbüchſenmachen u. ſ. w. Einſt wußte er ſich nicht anders zu helfen, als daß er in ein Kloſter ging, ſich Tonſur und Kutte gefallen ließ und nun ein ganz vergnügliches Leben führte, bis er als falſcher Bruder erkannt wurde, oder ſonſt in Händel gerieth, und mit zerſchlagenem Rücken ſich wieder auf den Weg machte.

Es mag dies in Schleſien begegnet ſein, denn ſein weiterer Weg ging durch Böhmen, Mähren und Oeſterreich. Mitgebracht mochte er nichts aus dem Kloſter haben, auch nicht ſofort eine Verwendung für ſeine vielfachen Kunſtfertigkeiten finden, und gerieth bald in ſolche Noth, daß er ſich nicht anders als durch Eintritt in das kaiſerliche Heer zu helfen wußte. Hier behagte es ihm aber viel weniger, als im Kloſter, und er entfloh dem Corporalſtocke ſehr bald wieder. Auf ſeiner Flucht ſoll es ihm begegnet ſein, einem Manne, der in einen Brunnen geſtürzt war, das Leben zu retten, und der Gerettete ſoll ſich als ein Chemicus, oder wol Alchymiſt, ausgewieſen haben, der den für dergleichen empfänglichen und vorgebildeten jungen Mann aus Dankbarkeit ſeine geheimen Künſte gelehrt habe.

Dies ward ein neuer Wendepunkt ſeines Lebens, für deſſen äußeren Unterhalt er nun eine neue Quelle in Ausübung einer auf Geheimmittel geſtützten Heilkunſt fand, und deſſen Strebungen ſich nun zumeiſt auf Anwendung der techniſchen und chemiſchen Wiſſenſchaften zu allerlei wahren oder ſcheinbaren Erfindungen, zu wunderbaren Entdeckungen und — imponirenden Täuſchungen richteten. Jedenfalls trat er nun öfterer in höhere Kreiſe ein, verſchaffte ſich Ruf und zuweilen Geld, und mag wol um dieſe Zeit ſeinen ſchlichten Namen mit dem imponirenden vertauſcht haben, den er weiterhin führte:

Orffyré, Orffyreus. Er ſoll nun zunächſt einen reichen Cavalier nach Italien begleitet haben, wo ein ſich ſcheinbar ſelbſt bewegender Bratenwender, den er in einem Mönchskloſter ſah, ihn auf den Gedanken gebracht habe, das perpetuum mobile[1] zu erfinden. Mit dieſem Gedanken beſchäftigte er ſich mehrere Jahre in Augsburg, wohin er 1700 auf der Rückreiſe aus Italien kam, und arbeitete, in Verbindung mit einem Jeſuiten und einem Rabbiner, zu deſſen beſſerem Verſtändniß er Hebräiſch lernte, eifrig an Ausführung ſeiner Idee, ohne doch, wie leicht zu denken, an ſein Ziel zu kommen. Dann mag ihn wieder der Mangel fortgetrieben haben, und er findet ſich 1703 in Dresden, wo er bei verſchiedenen Mechanikern als Geſelle arbeitete. Von da ſoll er nach Holland, England und Irland gewandert ſein, ſich bald auf dieſe, bald auf jene Weiſe, am öfterſten als Uhrmacher und als Marktſchreier nährend. Nach Deutſchland zurückgekehrt, ſoll er unter eine Schatzgräberbande gerathen ſein, wobei er jedoch keine Geſchäfte gemacht und ſpäter das Schatzgraben mit Recht für Betrügerei erklärt hat.

Sein Hauptſtreben war jedoch fortwährend auf das perpetuum mobile gerichtet, und es ſcheint dies ſo ernſtlich geweſen zu ſein, daß, wenn wir ſpäter ſehen, wie er es doch nur zu einer Täuſchung brachte und damit jahrelang die Leute äffte und immer wieder an der Sache arbeitete und ihr Opfer brachte, wir doch meinen möchen: er habe ſich erſt nach vielen fehlgeſchlagenen Verſuchen zu der Täuſchung entſchloſſen und an dieſer nicht blos des materiellen Intereſſes halber feſtgehalten, ſondern gewiſſermaßen ſelbſt an das Werk ſeiner Täuſchung geglaubt, mindeſtens halb am Ziele zu ſein gemeint, wenn er nur eine Maſchine herſtellte, die ſich ſelbſt zu bewegen ſchien, mochte ſie auch, wie ihm wohl bewußt war, durch verborgene Kraft gelenkt ſein. — Er muß, trotz ſeines unſteten Lebens, von Zeit zu Zeit mit ſeiner Heimat und Familie verkehrt haben; denn er fand in ſeiner Verwandtſchaft einen jungen Orgelbauer, den er zu ſich nahm und bei dem er förmlich in die Lehre ging, hatte auch ſpäter einen Bruder bei ſich. Seine Lage war, ſeinem Leben gemäß, unſicher und wechſelvoll, bald Ueberfluß, bald gänzliche Entblößung. Sein Haupterwerbszweig beſtand in Wundercuren, deren zuweilen misliche Erfolge ihn freilich öfters nöthigten, ſeinen Aufenthalt zu wechſeln, heimlich zu flüchten, den Namen zu ändern u. ſ. w. Einſt war er überdem durch Diebe ſeiner letzten Habe beraubt worden und reiſte auf gut Glück in das ſächſiſche Erzgebirge, und eben hier ſollte er durch eine glückliche Cur einen Fond gewinnen, der es ihm möglich machte, mit ſtärkern Kräften für ſein Project zu arbeiten. In Annaberg ward er, um das Jahr 1712, an das Krankenbett einer Jungfer Schumann berufen, welche ſchwer erkrankt geweſen ſein muß, da ihr Vater[1] — der daſige Bürgermeiſter und Stadtphyſikus — ſelbſt Arzt war und gleichwol einen nicht promovirten Wunderdoctor zu Hülfe rief. Was immer für Mittel Orffyré angewendet haben möge, oder wodurch immer es bewirkt worden ſei, das Mädchen ward geſund, hatte mittlerweile ſeinen Arzt liebgewonnen und reichte ihm ſeine Hand. Er hatte nun eine Frau und Geld, machte ſeine Maſchine fertig und ſtellte ſie 1712 zu Gera öffentlich aus. Damals hatte ſie 2½ leipziger Ellen im Durchmeſſer, war 4 Zoll dick und konnte einige Pfund heben. Sie ward auch beſichtigt, von Manchen geprieſen und mit rühmenden Zeugniſſen empfohlen, während Andere ihre Zweifel bewahrten und eigentlich niemand in jener Zeit recht wiſſen mochte, was das Ding wolle und ſolle. Im allgemeinen ſcheint man jedoch bei jener kleinen Maſchine nicht eine wiſſentliche Täuſchung geargwöhnt, ſondern mehr gezweifelt zu haben, ob die Sache im Großen ausführbar ſei. Orffyré vergrößerte ſie nun bis zu 5 Ellen Höhe und 6 Zoll Dicke, wobei ſie in einer Minute 50 mal umlief und 40 Pfund einige Klaftern in die Höhe hob. Dann zog er (1713) nach Draſchwitz bei Zeitz, wobei man freilich nicht abſieht, warum er nicht lieber in eine große Stadt ging. Möglich freilich, daß er dort weniger leicht Entdeckung fürchtete, daß auch ſeine Mittel verſiegten und er einen wohlfeilen Wohnort ſuchte. Jedenfalls nährte ihn nicht ſeine Maſchine, die er ſogar bald in Stücke ſchlug, ſondern fortwährend ſein Curiren, und er blieb auch nicht lange zu Draſchwitz, ſondern zog erſt nach Obergreislau bei Merſeburg, dann nach Merſeburg ſelbſt.

---

[1] Damals noch zu den acht geheimen Zimmern des Naturgebäudes gerechnet, welche aus dem lapis philosophorum, dem liquor Alkahest, der Kunſt, das Glas weich zu machen, dem ewigen Lichte, der linea Hyperbole im Brennſpiegel, der longitudo maris, der quadratura circuli und dem perpetuum mobile beſtanden (S. Curioſitäten, III, 57).

---

[1] Er kommt auch in einer fabelhaften annaberger Krankengeſchichte vor, die ſich zuletzt auch in Betrug auflöſte und worüber v. Weber: „Aus vier Jahrhunderten“, II, 117 fg., berichtet.

Hier baute er eine neue und größere Maſchine von 6 Ellen im Durchmeſſer, die er am 31. Oct. 1715 vor einer herzoglichen Commiſſion und vielen Zeugen zuerſt ihre Kraft zeigen ließ. Die ſchwerlich ſachverſtändige Commiſſion ertheilte ihm in der That ein günſtiges Zeugniß. Dagegen kamen der Modellmeiſter Andreas

Gärtner, der einſt ſelbſt mit Dinglinger an dem perpetuum mobile gearbeitet, und der Müller Borlach, die mit einander der Maſchine halber nach Merſeburg gereiſt waren, nur auf die jedenfalls annähernd richtige Vermuthung, daß die Maſchine durch einen Strick in Bewegung geſetzt werde. Chriſtian Wagner, ein leipziger Advocat und Mathematicus, behauptete, es ſtecke ein verkleideter Bratenwender in der Maſchine. Der meiningenſche Küchenmeiſter Mahn, ein ehemaliger Uhrmacher, dem, wegen ſeiner jetzigen Amtirung, der Gedanke des Bratenwenders am nächſten gelegen hätte, argwöhnte zwar keine Täuſchung, erhob aber einen Prioritätsſtreit, indem er ſchon 20 Jahre an einer ähnlichen Maſchine gearbeitet zu haben verſicherte. Andere legten ihm verfängliche Fragen vor: ob er das Innere des Werkes ſchon irgend einem hohen Potentaten gezeigt habe? ob er dies auf Verlangen thun würde? ob er einen Theil ſeiner Maſchine in ferne Gegenden zu ſenden bereit ſei? ob ſie große Kälte vertrage? ob er auch als Chriſt auf die Erfindung gekommen und ſie ihm nicht durch böſe Geiſter eingegeben worden ſei? u. dgl. Der Zulauf war aber groß und es ward viel Geredes von der Sache gemacht. Er ließ denn auch, nachdem er die Maſchine anfangs unentgeltlich gezeigt, eine Büchſe anbringen, deren Ertrag, hinſichtlich deſſen der Wohlthätigkeit keine Schranke geſetzt war, den Armen beſtimmt ſein ſollte, füglich aber von ihm ſelbſt angeeignet werden konnte, da er nur zu oft arm war. Der merſeburger Magiſtrat faßte die Sache auch weſentlich von der Erwerbsſeite auf und beſteuerte die Maſchine mit täglich 6 Pf. Acciſe, jedenfalls nach dem überhaupt für um Geld gezeigte Sehenswürdigkeiten geltenden Maßſtabe. Orffyré ward aber über dieſe Maßregel, die ihn mit herumziehenden

Schauſtellern in eine Kategorie warf, ſehr aufgebracht und drohte, ſeine Maſchine zu zerſtören. Vorher hatte er jedoch einen „Gründlichen Bericht von dem glücklich inventirten Perpetuo ac per se mobili, nebſt deſſen accurater Abbildung" (Leipzig 1715, 4.), ausgehen laſſen.

Da ging ihm plötzlich ein neuer Glücksſtern auf, indem er 1716, vielleicht auf Anlaß der eben genannten Schrift, von dem Landgrafen Karl von Heſſen-Kaſſel, bekanntlich einem großen Freunde der einſchlagenden Wiſſenſchaften, an ſeinen Hof berufen ward, wo er den Titel eines Commerzienrathes und die Erlaubniß erhielt, ſein perpetuum mobile auf dem Schloſſe Weißenſtein aufzuſtellen. Hier und in Karlshafen, wohin er 1724 überſiedelte, lebte er nun längere Jahre in jedenfalls glänzenderen Umſtänden, als er bis dahin gekannt hatte, wenn auch wol niemals ohne Sorgen, Gefahr und Unruhe. Zunächſt ſtellte er ſeine Maſchine zu Weißenſtein auf, wozu er über ein Jahr gebraucht zu haben ſcheint, worauf er (Leipzig 1718) eine Schrift unter folgendem Titel veröffentlichte: „Neue Nachricht von der curieuſen und wohl-beſtellten Lauff-Perle des Orffyreiſchen, auf dem Schloſſe Weißenſtein bey Caſſel vom neuen erbauten Perpetui mobilis, welches ſeit dem 2. November 1717 bis jetziges 1718 Jahr acht Wochen lang in einem von Ihro Hochfürſtlichen Durchlaucht dem Herrn Landgrafen von Heſſen Caſſel dem Herrn Orffyré dazu eingeräumten, auch ſobald das Perpetuum mobile zu lauffen angefangen, verſchloſſenen und verſiegelten, ſodann mit Wachen von außen beſetzten Gemach, mit großem Vergnügen des Herrn Landgrafens Hochfürſtlicher Durchlaucht und aller Kunſtliebenden vortrefflich gemacht, alſo, daß nunmehro denjenigen, welche aus Zweifel der Richtigkeit des Perpetui mobilis eine Wette von tauſend Thalern ziemlich höhniſch ausgeboten[1]), eine Wette von zehntauſend Reichsthalern gegen zehntauſend Reichsthaler angeboten wird.“ Auch 1719 gab er (Kaſſel, 4.) ein: „Triumphans perpetuum mobile“ heraus. Ein Atteſtat des Landgrafen vom 27. Mai 1718 bezeugte in der That: der Landgraf habe, in ſeiner und ſeiner Miniſter Gegenwart, die Maſchine zweimal ſechs Wochen lang verſchließen, Thüre und Fenſter verſiegeln laſſen u. ſ. w., und die Maſchine doch, bei Wiedereröffnung des Zimmers, immer noch in ihrem alten ununterbrochenen Motu befunden.

Nun, man hatte alſo ein Ding, das ſich drehte, ohne daß jemand entdecken konnte, wie und wodurch das geſchah. Damit war nun freilich nichts gewonnen, ſolange man nicht wußte, auf welchen Kräften und Geſetzen dieſe Bewegung beruhte, und ſolange die Maſchine nicht mehr leiſtete, als daß ſie ſich drehte und zuweilen einige Pfund zur Probe ein Stück in die Höhe hob. Orffyré bemühte ſich nicht um den Preis, welchen Zar Peter d. Gr. 1713 auf die Herſtellung eines perpetui mobilis geſetzt hatte, denn er hätte alsdann ſein Werk einer Unterſuchung durch Sachverſtändige unterwerfen[2]), die Grundſätze, nach denen ſeine Maſchine conſtruirt war, die Kräfte, die in ihr wirkten, darlegen müſſen, und das wollte und konnte er nicht. In Betreff einer weiteren Anwendung ſeiner Maſchine hatte er ſtets die Ausrede, daß ſie noch zu klein ſei, und brachte es damit in der That dahin, daß der Landgraf ihm Haus und Hof zu Karlshafen ſchenkte, wo er ein weſentlich größeres perpetuum mobile, das zu mannichfaltigem

---

[1]) Dies hatte namentlich Andreas Gärtner gethan.

[2]) Einer ſolchen, wie überhaupt jeder näheren Unterſuchung wich er überhaupt aus, und wenn er Nachricht erhielt, daß eine ſolche drohe, ſo zerlegte er ſeine Maſchine, oder ſtellte ſich krank.

Gebrauche tauglich ſein ſollte, zu errichten verſprach, und wohin er überſiedelte, nachdem er ſeine zeitherige Maſchine zerſchlagen hatte. Es ſcheint jedoch nicht, daß er in Karlshafen ernſtliche Anſtalten gemacht, in der Unternehmung vorzugehen, die bis dahin das Hauptglied ſeiner trügeriſchen Beſtrebungen geweſen. Man findet nur, daß er an einem Tractat über ſein perpetuum mobile gearbeitet und Holzſtiche dazu fertig hatte, welche auch auf der kaſſeler Bibliothek liegen, und ſeiner Verſicherung nach, „lauter demonstrationes wegen der Möglich- oder Unmöglichkeit des mobilis perpetui“ ſein ſollten, aus denen jedoch höchſtens „ein penetranter Verſtand“ etwas entnehmen könne, während er diejenigen Formen, welche die Möglichkeit wirklich demonſtrirt hätten, am 1. Mai 1733 verbrannt habe.

Bald nach ſeiner Ueberſiedelung nach Karlshafen kamen nämlich die Täuſchungen, die er ſich bei ſeiner Maſchine erlaubt hatte, nach und nach an den Tag. Sein perpetuum mobile war von Anfang an durch Menſchenhand bewegt worden, und in der That nichts Merkwürdiges daran, als die Liſt, mit der er dies den Blicken ſo vieler Beobachter ſo lange verborgen, wie denn das Geheimniß keineswegs durch den Scharfblick Dritter entdeckt, ſondern von Mitwiſſenden ausgeplaudert worden iſt. Bald er ſelbſt, bald ſein Bruder Gottfried, bald ſeine Frau, bald eine Magd, Anne Roſine Mauersberger aus Drehbach bei Wolkenſtein, die ſeit 1711 bei ihm diente, hatten die Maſchine, mittels geheimer Verbindung aus Nebenzimmern, gedreht, wobei der Bruder und die Magd für die Drehſtunde zwei Groſchen bekommen hatten. Orffyré hatte dabei durch allerlei verabredete Zeichen die Drehenden inſtruirt. Die Arbeit war freilich beſchwerlich, da ſie, wenigſtens zu manchen Zeiten, Tag und Nacht fortgeſetzt werden mußte, damit ja kein unerwarteter Beſuch ein Stillſteher der Maſchine verrathe. In Weißenſtein war das Drehen in Orffyré's Schlafkammer, hinter ſeinem Bette, beſorgt worden, und zwar einmal acht Wochen lang, mitten im Winter, wo die Magd nur mit Mühe durch große Verſprechungen bei der Sache gehalten worden. Der Bruder Gottfried bekam das Ding am erſten ſatt, oder traute dem Landfrieden nicht, und machte ſich, wie er ſich ein Sümmchen Geldes erdreht hatte, aus dem Staube, nach England. Außer der Magd und Orffyré's Familie, ſollen noch ſechs Perſonen um die Sache gewußt haben. Dieſe alle, wie die Frau und Magd, ſoll er durch ſchauerliche Eidſchwüre, dergleichen die Frau nicht weniger als fünf geleiſtet, zur Verſchwiegenheit verpflichtet haben. Die Magd hatte folgenden Eid geſchworen:

„Ich Anna Roſine Mauersbergerin, die ich hier ſtehe, ich ſchwöre bei Gott dem Allmächtigen dieſen leiblichen Eid an Euch meinen angehörigen Herrn, Johann Elias Orffyré, ſchwöre theuer und mit gutem Vorbedacht bei dem dreieinigen Gott, daß ich von dieſer Stunde an bis in meinen Tod, ja in Ewigkeit, von Euch, meinem bisherigen Herrn, der Ihr hier vor mir ſteht, nichts Böſes reden, ſchreiben und zeigen, und zu einiger Creatur, ſie lebe oder lebe nicht, von Eurem Thun und Laſſen, Künſten und Geheimniſſen etwas [1]) entdecken, offenbaren, reden oder ſchreiben, ſondern alles und jedes, was ich weiß, und bei Euch geheimes geſehen oder gehöret, ich in mir verſchwiegen und verborgen halten will, ſo wie Ihr von mir begehret oder verlanget. Ja ich ſchwöre hoch und theuer, ein vor allemal zu Gott, daß ich auch ſonſt zu keinem Menſchen von Euren Sachen, machinen und Geheimniſſen etwas geſaget oder gezeiget, als blos und allein zu der Mademoiſelle..... [2])

---

[1]) „Nichts" hätte es heißen ſollen.

[2]) Dies ſoll eine vertraute Bekannte Orffyré's und vielleicht mehr geweſen ſein. Die Plauderei mit ihr mag wol zu dieſem Eide, der vielleicht nicht der erſte war, Anlaß gegeben haben.

> und reuet mich von Herzen, daß ich es gethan habe, weil ich doch nichts rechtes und gewiſſes davon zu ſagen gewußt. Darum vergebt mir's, es ſoll nicht mehr geſchehen, und ich will vor Gott und Menſchen, vor zeitlichem und ewigem Gericht zeitlich und ewig verflucht, verdammt und verloren ſein, wofern ich mit Vorſatz, Wiſſen und Willen von Euch und Euren Geheimniſſen, Künſten und Sachen gegen Jemanden etwas offenbare, ſage und entdecke, oder Euch in Schande oder Unglück zu bringen ſuche, oder Euren Namen, Ehre und Leben verletze, oder wenn ich von Euch etwas Böſes mehr ſage, ſchreibe, oder zeige, oder ſonſten Jemanden Urſache gebe, Euch zum Schaden oder Verderben; ſondern ich will und werde bei aller Gelegenheit das Beſte von Euch reden, ſchreiben und zeugen, Gott gebe, ich bin bei Euch oder ſonſtwo. Und wofern ich dieſen Eid nicht halte, oder ſolchen aus Argliſt anders deute, oder auf einige Art zu verdrehen, oder etwa geringe und nichtig zu halten ſuche, ſo laſſe Gott meine Seele des ewigen Todes ſterben und nehme mich nimmermehr zu Gnaden an, ſondern laſſe mich ein unſeliges Kind ewiger Vermaledeiung ſein und bleiben. Amen. Verflucht bin ich, wenn ich dieſen Eidſchwur breche, ſelig, wenn ich dieſen Eidſchwur halte und nimmer breche. Ich ſchwöre, daß ich ihn halten und nicht brechen will. Dieſes ſei mit gutem Bedachte geſchworen, verſiegelt und feſt verſprochen mit Mund, Hand und Herzen, frei und ungezwungen, aus lauterlichem Muthe von mir Anna Roſine Mauersbergerin an Euch Johann Elias Orſſyré, meinen angehörigen Herrn. Amen. Amen."

Dieſer Eid genügte ihm aber noch nicht. Als nach einiger Zeit die Magd ſeinen Dienſt verließ, führte er ſie in eine Hinterſtube, verriegelte die Thüre, legte ein Paar geladene Piſtolen auf den Tiſch und drohte, ſie ſofort zu erſchießen, wenn ſie ſich weigere, einen nochmaligen Verſchwiegenheitseid, den er ihr vorlegte, zu leiſten. Die Magd ſcheint anfangs Schwierigkeiten gemacht zu haben. Sie machte ihm bemerklich, daß, wenn er ſie erſchieße, er ſelbſt den Tod eines Mörders leiden müſſe; er erwiderte aber: das ſchade nichts, er müſſe einmal ſterben. (Auch ſeine Frau, die wol früh gemerkt hat, daß ſie ſich mit ihrer Liebe zu ihm getäuſcht habe, ſoll ihn als einen deſperaten Menſchen bezeichnet haben, der ſich um nichts kümmere.) Die Magd berief ſich weiter darauf, daß ſie ja bereits geſchworen. Er entgegnete aber: er merke wohl, daß ſie an ihm zur Verrätherin werden wolle; ſie möge aber ja nicht auf ihre Wiſſenſchaft pochen; das Geheimniß, um das ſie wiſſe, ſei nicht der Rede werth, weil er das Drehen nur angewendet habe, um die Maſchine zu ſchonen. (Man ſieht, womit er ſich im Nothfalle herauszureden gedachte.) Läge aber in dem heimlichen Drehen etwas Unrechtes, ſo habe ſie ſich ja dadurch ſelbſt ſtraffällig gemacht und ſei um ſo mehr zur Verſchwiegenheit veranlaßt. Nun, dieſe wenig ſchlüſſigen Vorſtellungen wirkten, im Zuſammenhang mit der ganzen Scene, allerdings ſoweit, daß die Magd den abermaligen Eid leiſtete, worauf ſie, mit einer ſtrengen Vermahnung, ihn auch zu halten, entlaſſen ward, konnten aber gegen den Druck des auf ihr laſtenden Geheimniſſes, das die weibliche Zunge zum Ausplaudern reizte, nicht lange vorhalten. Vielleicht auch, daß neugierige Fragen ſpürender Dritter Anlaß und verſteckten Anreiz boten, daß auch Groll gegen ihren Herrn, von dem ſie ſich ſchwerlich in Friede und Freundſchaft getrennt hat, mitgewirkt, ſie entdeckte ſchließlich alles, was ſie wußte, worauf denn auch andere Mitwiſſer zum Reden gebracht wurden. Im Ganzen ſcheint man jedoch weiter nichts erfahren zu haben, als daß und wie Orffyré ſeine Maſchine durch verborgene Verbindungen in Bewegung ſetzen oder im Gange erhalten ließ, ſowie daß er ſtets geweihte Hoſtien und Gift bei ſich getragen habe, letzteres wahrſcheinlich auf einen eventuellen Selbſtmord berechnet.

Daß ihm aus dieſen Enthüllungen beſonderer Nachtheil erwachſen, außer ſofern er ſeine Maſchine nun aufgeben mußte, findet man doch nicht. Solange Landgraf Karl lebte, den er auch fleißig mit Beglückwünſchungsgedichten anſang, ſcheint er eine gewiſſe Gunſt und Unterſtützung deſſelben genoſſen zu haben. Orffyré konnte und wußte denn doch ſo manches, und noch mehr wußte er den Schein zu erwecken, daß viel hinter ihm ſtecke. Auch mag die heſſiſche Regierung damals keine Luſt gehabt haben, es zu publik zu machen, wie ſehr ſie ſich mit dem perpetuum mobile hinters Licht führen laſſen. Die Frau des Orffyré ſoll ſchon früher einmal einem Beamten das ganze Geheimniß entdeckt haben, von dieſem aber deshalb hart angelaſſen und zu fernerer Geheimhaltung ermahnt worden ſein. Nach dem Tode des Landgrafen (1730) mögen zunächſt die Unterſtützungen aufgehört haben, und ſcheint auch, daß um das Jahr 1733 eine Unterſuchung gegen Orffyré und eine Verhaftung deſſelben vorgenommen worden. Er muß ſich aber wieder herausgewickelt haben, denn man findet ihn noch lange, zwar in abnehmenden Glücksumſtänden, doch in Freiheit, an dem Wohnorte, den ihm Landgraf Karl geboten, und unabläſſig mit Entwürfen und deren marktſchreieriſchem Auspoſaunen beſchäftigt. So kündigte er 1738 drei neue Kunſtwerke an: eine aus ſtillem Waſſer unaufhörlich ſpringende Fontaine, eine große ſelbſtſpielende Thurmorgel, und das Orffyréiſche Schiff, hinſichtlich deſſen er 1739 ein Octavblatt unter dem Titel: „Der durch allmächtigſte Wundermacht ohnmächtig gemachte Neptunus", herausgab, worin er behauptete: mit Hülfe dieſer Maſchine könne er ſich augenblicklich im Meere verbergen, ſogar bis auf den Grund fahren und Stunden, ja tagelang daſelbſt verweilen. Man könne in derſelben nicht blos auch unter dem Meere nothdürftig ſehen, ſondern auch leſen, eſſen, trinken, ſtehen, gehen, ſitzen, liegen, ruhen, ſchlafen, nach Belieben hervorkommen und wieder untertauchen, im Waſſer ungeſehen herumſchwimmen. Dieſe „unverbeſſerliche Conſervationsmaſchine" ſollte beſonders zur Rettung verunglückter Schiffe, Menſchen und Güter, aber auch zum Schutz gegen Seeräuber, Stürme und ſonſtige Seegefahren dienen. Er wollte aber ſein Project nur „Kaiſern, Königen und großen Seemächten unter raiſonnablem Accord eröffnen."

Da nun wahrſcheinlich weder eine Land- noch eine Seemacht eine raiſonnable Offerte machte, ſo verſuchte ſich Orffyré in einem andern Gebiete, in dem ſich faſt noch leichter ſchwindeln läßt, als in dem des materiellen Lebens, und in dem er ſchon früher einmal gepfuſcht hatte. Schon 1723 und 1724 hatte er mit an dem damals von einigen beſſeren und geſcheidteren Männern, als er war, betriebenen Religions-Vereinigungswerke gearbeitet und zwei Schriften darüber erſcheinen laſſen, davon die eine: „Der Rechtgläubige Orffyreer, oder die einige Vereinigung der uneinigen Chriſten in Glaubensſachen, ſie nennen ſich gleich Evangeliſch-Lutheriſch, Evangeliſch-Reformirt, Römiſch-Katholiſch oder Papiſtiſch" (Kaſſel 1723, 4.), die andere: „Kurz verfaßter und unumſtößlicher Inbegriff der alten, reinſten Chriſten-Religion" (1724, 4.) betitelt war. Später wollte er zu Karlshafen eine Tugend- oder Weisheitsſchule ſtiften, die er „Gottesburg" nannte, und worin Menſchen aller Confeſſionen, auch Nichtchriſten, wenn ſie nur wenigſtens an einen Gott glaubten, aufgenommen werden ſollten. Wie auch hieraus nichts wurde, wendete er ſich wieder der Induſtrie zu, und wollte 1743 im Braunſchweigiſchen eine Marmorplatten-, Juchten- und Saffianfabrik gründen, Windmühlen nach neuer Conſtruction bauen u. ſ. w.

Indeß er fand keinen Credit mehr; das Zeitalter der Actienunternehmungen, für die er herrliche Programme entworfen haben dürfte, war für Deutſchland noch nicht gekommen, und ſo gerieth er in immer mislichere Umſtände, bis er am 30. Nov. 1745 zu Fürſtenberg durch den Tod allen irdiſchen Entwürfen, Sorgen und Nöthen entrückt ward. Seine Leiche wurde nach Karlshafen geſchafft, wo er ſich zur Zeit ſeines Glückes ein Erbbegräbniß errichtet hatte.

Seine Frau war ihm längſt im Tode vorausgegangen, nachdem ſie vier Töchter geboren. Von dieſen war Katharine Eliſabeth mit dem Schloſſer Johann Adam Crone verheirathet, der ein geſchickter Mann geweſen ſein ſoll, deſſen Orffyre ſich bei ſeinen Arbeiten bedient und den er zum Erben ſeiner mechaniſchen Geheimniſſe eingeſetzt habe. Dies wol die einzige Erbſchaft, die er ihm hinterließ, und auch die höchſtens in den Händen eines Charlatans etwas werth. Eine andere Tochter, Dorothea Chriſtine Sophie, verehelichte ſich 1748 mit dem Schulhalter E. L. Wolf zu Kaſſel. Eine dritte iſt mit dem Steinmetzmeiſter J. G. Muſi in Hofgeismar, und eine vierte mit dem Prediger Gerber zu Boſzen im Braunſchweigiſchen verheirathet geweſen.[1])

---

[1]) Wir ſind bei dieſem Aufſatze hauptſächlich einer Mittheilung von Richard Roos (Engelhard) in den „Curioſitäten“ (III, 53 fg.) gefolgt.

V. Ferdinand Stücker.

(Ein Lebensbild aus den Revolutionskriegen.)

Die Geſchichte der Kriege, auch wo ſie nicht vom rein militäriſchen Standpunkte aus geſchrieben wird, pflegt nur das Verhältniß der ſtreitenden Heere zu einander, ihre Züge, ihre Bewegungen, ihre Gefechte, Schlachten, Belagerungen ins Auge zu faſſen, und nur die Thaten vorragender Befehlshaber ans Licht zu ſtellen. Selten, daß ſie auch einzelne Züge des Heldenmuthes Untergeordneter zu erwähnen ſich herabläßt. Seltener noch, daß ſie der Leiden und Drangſale der friedlichen Bevölkerung und des Verfahrens der Soldateska dieſer gegenüber, überhaupt oder anders, als mit einer flüchtigen Bemerkung, gedenkt. Man kann viele umfaſſende Schriften über die franzöſiſchen Rheinfeldzüge der neunziger Jahre durchleſen, deutſche und franzöſiſche, ohne eine Ahnung davon zu bekommen, daß die Franzoſen ſeit 1795 kaum geringere Drangſale über die Rheinlande verhängten, als der Dreißigjährige Krieg über ſo viele deutſche Lande gebracht hat, daß es nicht bei ſchamloſer Erpreſſung, bei unerſchwinglichen Contributionen und Privatergötzlichkeiten für die hohen Befehlshaber blieb, ſondern daß in einer Weiſe geplündert, gebrannt, gefoltert, gemißhandelt, geſchändet, gemordet wurde, wie man es nur in den verwildertſten Zeiten einer rohen Vergangenheit zu ſuchen gewohnt iſt. Das Unmaß der Ausſchweifung und Bedrückung war ſo groß, daß es ſelbſt das friedliche Landvolk jener Gegenden zur Selbſthülfe aufreizte, die denn manche kräftige That der Abwehr und Rache hervorgerufen, manchen kräftigen Charakter gezeigt und entwickelt hat. Es iſt jedoch nicht unſere Abſicht, eine Ueberſicht ſolcher Vorgänge zu geben, und wir verweiſen in dieſer Beziehung auf ein Büchlein, das, für das Volk berechnet, das alles recht detaillirt und lebensvoll ſchildert und, unter dem Titel: „Die Helden der Republik und Bürger und Bauern am Niederrhein in den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts, aus dem Munde von Augenzeugen und aus handſchriftlichen Nachrichten und Urkunden, zuſammengeſtellt von dem Verfaſſer der deutſchen Kokarde", zu Elberfeld 1851 erſchienen iſt. Daſſelbe enthält, allerdings nicht in der überſichtlichſten Ordnung und mit etwas zu viel Nutzanwendungen untermiſcht, eine Menge Züge, die auch unſere Leſer intereſſiren würden und deren Beherzigung für alle Zeit ihren Nutzen haben dürfte. Wir denken jedoch, jener Schrift nur das in demſelben enthaltene, aber nicht im Zuſammenhang geſchilderte, Leben eines Mannes zu entnehmen, der ſich unter jenen Vorgängen zu hoher Auszeichnung erhoben hat. Außerdem wollen wir, um auch an unſerm Theile dazu beizutragen, daß dem Guten ſeine verdiente Anerkennung wird, hervorheben, daß der Verfaſſer von dem Vorwurfe des Eigennutzes, den er allen franzöſiſchen Generalen macht, dreie ausdrücklich ausnimmt: Richepanſe, Bernadotte und Hoche. Doch zu unſerm deutſchen Helden.

Ferdinand Stücker war am 24. September 1772 zu

Weyerhoff bei Bensberg geboren, unter ſieben Geſchwiſtern der zweite Sohn des Oberamtsgerichts-Advocaten Mathias Liborius Stücker, eines geborenen Paderborners, und der Juliane Rambou, der Tochter eines Landwirths zu Weyerhoff. Der Vater war ein wegen ſtrenger Rechtlichkeit und biedern deutſchen Charakters überaus geachteter Mann, der ſich um die Landwirthe der Umgegend das beſondere Verdienſt erworben hatte, den bitteren Klagen derſelben über das Uebermaß des Wildſtandes in dem Königs- und Frankenforſte bei Bensberg, um deren Abhülfe man ſich durch viele Jahre vergeblich bemüht hatte, durch unmittelbare Vorſtellung bei dem Kurfürſten Karl Theodor ein Ende gemacht zu haben. Er hatte nämlich im Herbſt 1789 einen landesfürſtlichen Befehl von München mitgebracht, wonach zwiſchen Idelsfeld und Troisdorf 6000 Stück Hirſche weggeſchoſſen werden ſollten. Die Bauern ſegneten ihn; aber die Jäger grollten noch lange, und ſollen ſich ſpäter, bei einer noch zu beſprechenden Gelegenheit, gerächt haben.

Die Kinder wurden ſorgfältig erzogen. Der älteſte Sohn, **Anton**, war ein geachteter Arzt in Wipperfurth. Unſer **Ferdinand** ſtudirte die Rechte und wurde, nach Vollendung ſeiner Studien, von ſeinem Vater in die Praxis eingeführt. „Er war ein hochgewachſener, ſchöner Jüngling. Sein blondes Haar, ſein kräftiger Wuchs und treue, blaue Augen ſprachen von altſächſiſcher Art. Mit ungemeiner Lebenskraft gerüſtet, geſellte er zu einem lebhaften, faſt ungeſtümen Weſen die äußerſte Strenge des ſittlichen Wandels, mit welcher die ſorgfältige Erziehung alle jene Geſchwiſter ausgezeichnet hatte. Dazu kamen Anmuth und rückhaltloſe Aufrichtigkeit, wodurch er die Achtung Aller erwarb, mit denen er verkehrte. In Leibesübungen ſowol als in Wiſſenſchaften hatte er ſich hervorgethan, und beſonders noch beſaß er die Gabe der Rede, mit welcher er zu dem, was ihn bewegte, hinriß.“ Er ſoll Neigung gehabt haben, Soldat zu werden, wovon ihn nur der entſchiedene Wille der Aeltern abgehalten. Wie der Krieg ſich näher zog, übte er ſich viel in Reiten, Fechten und ſonſtiger Waffenluſt, wozu ihm namentlich kaiſerliche Offiziere, beſonders ein ungariſcher Rittmeiſter L. v. Gryſar, von Barko Huſaren, behülflich waren. Sonſt hatte ſich auch Ferdinand, in der erſten Zeit der franzöſiſchen Revolution, wie ſo viele edle und reine Gemüther, ihren Ideen begeiſtert hingegeben und war dabei zu einer Idealiſirung, wie der franzöſiſchen Strebungen, ſo des franzöſiſchen Volkes, hingeriſſen worden, welche zu manchem heftigen Tiſchſtreit zwiſchen Vater und Sohn und manchem Schweigegebote des Erſteren führte. Daß der Vater recht gehabt, ſollte nur zu bald Beſtätigung finden und auch die Stimmung des Sohnes zeitig in ihr Gegentheil umſchlagen. Noch hatte er ſich bei den erſten Nachrichten von den Greueln der Revolutionshelden mit der Annahme getröſtet, daß dieſelben von der Hefe des Volks verübt ſeien. Aber bald ſollte er in bitterer Erfahrung anderer Anſicht werden.

Am 10. September 1795 kamen die erſten franzöſiſchen Truppen nach Bensberg, welche, indem ſie mit Brennen drohten, 150 Louisdor forderten. Zwar begnügten ſie ſich ſchließlich, außer einiger Naturalplünderung, mit 24 Kronenthalern. Als jedoch der Bürgermeiſter Ferdinand Hammelrath dieſe bezahlt hatte, wurde er von einem Huſarenoffizier „um zwölf fernere Kronenthaler angegriffen und, da er ſolche nicht gehabt, in das Schloß geſchleppt“, wo er dieſelben von dem Gerichtſchreiber Schatte borgte. Da die Gelderpreſſung, Bedrohung und

Mißhandlung fortdauerte, ſo beſtimmten die Gemeindeeingeſeſſenen den jungen Stücker und den Notar Hauck, nach Mühlheim zu gehen, um dort beim General Lefebvre eine Schutzwache zu erwirken. Die Gefahr nicht ſcheuend, machten ſie ſich in der Nacht auf den Weg, wurden aber, bevor ſie bei Lefebvre angekommen, fünf mal[1]) von begegnenden Soldaten, unter den Augen der Offiziere, angehalten, durchſucht und ausgeplündert, ſodaß Stücker nicht nur die zu zahlende Schutzgebühr, ſondern auch noch Kleidungsſtücke bei dem Poſthalter Kremerius zu Mühlheim leihen mußte. Für die ſeinem Geburtsorte auszuwirkende Schutzwache mußte er zunächſt dem General Lefebvre zwei Carolin Douceur zahlen, brachte aber dafür zwei Huſaren mit[2]), die binnen acht Tagen an Verpflegung und Douceur 45 Thlr. 40 Stüber koſteten, aber durchaus nicht hinderten, daß ſchon am 11. der ganze Ort ausgeplündert und Stücker ſelbſt als Geiſel mit fortgeſchleppt wurde. Er blieb nun bis zum 21. October im franzöſiſchen Hauptquartier, wo er ſich zwar einigen Offizieren vortheilhaft bekannt machte und einige wenige Ehrenmänner kennen lernte, im Ganzen aber gegen das franzöſiſche Weſen einen gründlichen Abſcheu gewann und ſeinen früheren Anſichten vollſtändig entſagte.

In ſeiner Heimat hatte es inzwiſchen beſondere Vorgänge gegeben. Es waren franzöſiſche Dragoner daſelbſt liegen geblieben, welche die fortdauernden Lieferungen überwachen ſollten. Als nun das ſiegreiche Herandrängen Clairfait's es wahrſcheinlich machte, daß die

---

[1]) So heißt es a. a. O. S. 65, dagegen S. 91 gar: „mehr als 50 mal“.

[2]) Stücker und Hauck liquidirten für ihren Gang und die dabei erlittenen Verluſte 37 Thlr., erließen ſie aber der Gemeinde ſofort.

Franzoſen das Land bald würden räumen müſſen, drängten die Dragoner auf Einzahlung der Brandſchatzgelder und Fortſchaffung der Vorräthe. Da kam der Oberſchultheiß des Amtes Porz, Daniels, auf den Gedanken, das aufgeſchüttete Getreide ſeinen Gemeinden für den Winter zu retten. Er verſammelte die beherzteſten und kräftigſten Männer der Umgegend und ſtellte ihnen vor, daß des Bleibens der Franzoſen nicht lange mehr ſein könne, daß die Kaiſerlichen als Retter herbeikämen, daß es nur darauf ankomme, ſich eine kurze Zeit zu halten, um das ſchöne Getreide dem Lande zu erhalten und den welſchen Räubern und Mordbrennern aus den Klauen zu reißen. Die Rede fand Anklang; die Männer verſprachen, ſich bewaffnen und um das Magazin zur Vertheidigung ſcharen zu wollen, und zu den kühnſten Wildſchützen und verwegenſten Raufbolden wurden Boten geſchickt. Einſtweilen hielt man die Dragoner, welche die zum Spanndienſt aufgebotenen Leute zum Aufladen und Wegfahren des Getreides antreiben wollten, durch allerlei Verſtellung hin. Man heuchelte den größten Eifer, brachte aber nichts zu Stande. Was die Einen aufluden, warfen die Andern herunter; neue Säcke bekamen Löcher, daß das Getreide herauslief; die Karren fuhren einander in die Räder, daß die Geſchirre brachen; Pferde, denen man Zunder in die Ohren gelegt, wurden wie raſend und gingen mit den Karren davon. Endlich fingen ſich die ſämmtlichen Fuhrleute zu raufen an, und die Dragoner, die den Tag vorher rückſichtslos dreingeſchlagen haben würden, ſahen dem tollen Treiben wie ſchüchtern zu, weil ſie die Kaiſerlichen in der Nähe glaubten und die Bauern ſich immer dichter um ſie ſcharten. Als nun vollends ein Bauer ſich den Scherz machte, hinter der Ecke hervor ungariſche Flüche erſchallen zu laſſen, ſtürzten die Dragoner den Berg herunter, und wenn ſie auch an deſſen Fuße halten blieben und ihren Irrthum erkannten, ſo getrauten ſie ſich doch nicht wieder den Berg hinauf, wo die Bauern bereits eine drohende Haltung angenommen hatten. Aber auch unten wurden ſie bald von allen Seiten von bewaffneten Landleuten umringt, angefallen und dergeſtalt bearbeitet, daß nur Einer nach Mühlheim zu entkommen vermochte. Von allen Seiten ſtrömten Vertheidiger herbei. Viele brachten, trotz der ſtattgefundenen Entwaffnung des Landes, Flinten und andere Waffen mit, und wer keine hatte, konnte ſie ſich im Schloſſe, wohin ſie aus dem ganzen Lande geſchafft worden, nach Belieben wählen. Gleich nach Mitternacht rief die Sturmglocke die Kämpfer zuſammen und früh um 4 Uhr, den 21. October, ertheilte Paſtor Körner, in feierlichem Hochamte, den Streitern die Abſolution. Es waren an 500 Männer, die ſich zu beiden Seiten der Straße hinter Bäumen und Gebüſchen aufſtellten, und es befanden ſich viele tüchtige Schützen darunter. Der Vicar zu Offermannsheide in Kürten, Johann Peter Ommerborn[1]), der Seminariſt Herkenrath[2]) und jener Notar Hauck galten als Anführer. In der That möchte es ihnen, ungeachtet an 1200 Reiter und zwei Compagnien Fußvolk gegen ſie anrückten, gelungen ſein, die Franzoſen, deren Schüſſe nur Baumſtämme trafen, während kein Wildſchütz ſeine Kugel vergeblich entſendete, und die nur ſpärlich mit Munition verſehen waren, abzutreiben, wenn ſie nicht verſäumt hätten, ihre Flanken zu decken, und wenn ihre Stellung nicht zu umgehen geweſen wäre. Der Feind ſendete das Fußvolk durch den Wald in den Rücken der Schützen, und wie dieſe dies erkannten, wurden ſie von paniſchem Schrecken ergriffen und nahmen ſämmtlich die Flucht. Daß die Gefahr noch nicht eine äußerſte war, ergab ſich daraus, daß Alle, bis auf Einen, Wilhelm Ferrari aus Bensheim, der durch eine Kugel getroffen und dann vollends niedergehauen ward, glücklich davonkamen. Nun wurde freilich nicht blos das Getreide fortgeſchafft, ſondern auch an dem Orte und einem Theile ſeiner Bewohner eine Rache genommen, die, wie gewöhnlich, nicht die Schuldigen traf, im Kriege aber zur Unterdrückung ſolcher Verſuche der Selbſthülfe zuweilen nothwendig erſcheinen mag. Denn alle die zahlreichen Milderungen, die das neuere Völkerrecht in die Kriegsmanier eingeführt hat, ſtehen unter der Bedingung, daß die kriegeriſchen Handlungen auf die Heere beſchränkt bleiben, und die Bürger genießen die Schonung, die ihnen zu Theil wird, nur unter der Vorausſetzung, daß ſie ſich friedlich verhalten. Indeß kann man ein entgegengeſetztes Verfahren wol mit Strenge ahnden, ohne in Grauſamkeit zu verfallen, wie das letztere freilich nur zu häufig begegnet. Die Franzoſen verbrannten damals ein einzelnſtehendes Haus, aus welchem niemand mitgefochten, mit ſeinen Bewohnern, die ſie, wenn ſie entfliehen wollten, gebunden in die Flammen warfen. Nur einem Knaben gelang es, ſich im Keller zu retten.[1] In dem übrigen Orte, deſſen meiſte Bewohner zum Glück noch in den Wald entkommen waren, wurde geplündert und geſchändet. Das gänzliche Niederbrennen des Ortes verhinderten zuletzt noch die Vorſtellungen des Hauptmanns von Nagels, der die kleine, aus pfälziſchen Invaliden beſtehende Schloßwache befehligte und dem Führer der Franzoſen, dem Generaladjutanten Richepanſe, die Verſicherung gab, daß nur auswärtiges Geſindel den Handſtreich ausgeführt habe, und vor allem das Fürwort der Tochter des Schloßvogtes Moreau, die zum Glück eine Verwandte des Generals Moreau war.

---

[1]) Geb. zu Ommer bei Lindlar 1760, ſpäter kaiſerlicher Feldprediger, dann Pfarrer zu Freilingsdorf, ſeit 1826 zu Sand bei Bensberg, wo er 10. Febr. 1837 †, bis zuletzt martialiſch und ein verwegener Reiter.

[2]) Später Pfarrer in Flittart.

---

[1] Er lebte 1851 noch, hieß Hermanns und war Briefbote zu Odenthal.

An eben dieſem 21. October war nun Ferdinand Stücker aus dem Lager zu Deutz entlaſſen worden und hatte ſeinen Heimweg angetreten, den er als Jäger zurücklegen wollte und deshalb eine Jagdflinte erkauft hatte. Plötzlich, als eben der Kampf bei Bensberg begann, wurde er von Carmagnolen umringt, mit Kolbenſtößen begrüßt, entwaffnet und ſollte erſchoſſen werden, da man jedenfalls in der Meinung ſtand, er ſei ein Zuzügler zu den Bensbergern. Da kamen zum Glück zwei Offiziere dazu, die ihn im Lager kennen gelernt hatten. Selbſt ihrer Verwendung gelang es nur, einen Aufſchub des von dem Major erlaſſenen Befehls zu erwirken, bis Lefebvre entſchieden habe. Einſtweilen wurde Stücker als Gefangener von zwei Sansculotten nach Bensberg in ſein älterliches Haus geführt, wo er zuſehen mußte, wie ringsumher geplündert, zerſtört, gemishandelt, wie ſeine Bücher und Papiere verbrannt wurden, wo er ſelbſt ſeiner Kleider beraubt, mit Lumpen bedeckt und als général des paysans verhöhnt wurde. General Lefebvre war allerdings höchſt entrüſtet, wie ihm der junge Mann, den er achten gelernt und der ihn am Morgen munter und wohlgekleidet verlaſſen hatte, jetzt in dem Anzuge eines Carmagnolen, verwundet und beraubt, vorgeführt wurde, und verſprach Erſatz und Genugthuung, als er ihn aus Mühlheim, wohin Stücker gebracht worden, zum zweiten male entließ. In Stücker aber war der Entſchluß der Rache unerſchütterlich gereift. Zudem waren in Bensberg neue Greuel verübt worden. Oberſt Müller vom Ney'ſchen Corps, der eine Brandſchatzung in Schloß Homburg bei Nümbrecht erheben ſollte, war von den verzweifelten Bewohnern der Thäler der Wiehl und der Sieg in die Flucht geſchlagen worden, hatte aber dann von dem Siege der Franzoſen bei Bensberg gehört, und eilte nun dorthin, um auch mit zu plündern. Er kam erſt an, als die erſten Plünderer bereits abgezogen und viele Einwohner in die ausgeleerten Wohnungen zurückgekehrt waren. So mußte ſich ſeine Schar auf Mishandlung, Schändung und Zerſtörung beſchränken, welche Greuel die ganze Nacht währten, bis am Morgen des 22. die Annäherung kaiſerlicher Huſaren die Franzoſen zu eiligem Rückzug vermochte.

Die kaiſerliche Armee gewährte jedoch jener Gegend ihren Schutz nur kurze Zeit, und als ſie zu weiteren Siegen gezogen war, drangen wieder franzöſiſche Scharen in das Bergerland ein, nicht um Kriegsthaten zu verrichten, ſondern weſentlich nur um zu plündern und zu zerſtören. In der Zwiſchenzeit hatte Stücker mit Eifer und Umſicht für das Befreiungswerk, das er im Sinne trug, geworben. Er hatte achtbare Männer in der Umgegend zu ſeinen Vertrauten gewonnen, mit denen er ſich, ohne daß die Seinen etwas ahnten, auf einſamen Heideplätzen im Königsforſt berieth und übte, und durch die er auf die Stimmung des Volkes vorbereitend wirkte. Am 9. Nov. 1795 zogen die Kaiſerlichen aus Bensberg ab und ſofort die Franzoſen ein. Generaladjutant Richepanſe[1]), von der Diviſion Lefebvre, ſchlug hinter dem neuen Schloſſe ein von 800 Mann Fußvolk und 400 Reitern beſetztes Lager auf, nahm aber ſelbſt ſein Quartier bei den Aeltern Stücker's, den er liebgewonnen hatte und dem er in Freundſchaft zugethan blieb, auch nachdem dieſer die ihm mehrmals angebotene Offiziersſtelle ausgeſchlagen und offen erklärt hatte, daß er nur für die deutſche Sache fechten könne.

Während nun Stücker in Einem Hauſe mit dem ihm befreundeten franzöſiſchen Befehlshaber wohnte und freundlich mit demſelben verkehrte, entfernte er ſich oftmals, unter dem Vorwande der Jagd, durchſtreifte mit ſeinen berittenen Genoſſen die abgelegenen Weiler die Sülz und Acher entlang, verjagte die Plünderer, nahm ihnen Raub und Waffen und ſchützte die Einwohner. Kühner noch wurde die verbrüderte Schar, als der Oberſt von Barko am 13. Nov. mit ſeinen Huſaren und dem münſterſchen Contingente in Siegen und ins Oberbergiſche einrückte, um die linke Flanke der Franzoſen zu bedrohen und ihr Plünderungswerk zu beſchränken, und als der mit Stücker befreundete Rittmeiſter Gryſar die Vorwache zu Marialinden bezog. Stücker ſetzte ſich ſofort mit den Kaiſerlichen in Verbindung, unter deren Schutze er zu Marienberghauſen, wo die Waffen und Roſſe der Seinen auf einſamen Gehöften verwahrt wurden, ſeinen Waffenplatz aufſchlug. Ein beſonders thätiger Helfer, im Kundſchaften, Werben und Streiten, war ihm der Vicar Ommerborn, derſelbe, der ſchon bei Bensberg gefochten. Am

---

[1] Anton Richepanſe, geb. 1770 zu Jean-Soleymieux, im Dep. Loire, 1791 Unterlieutenant, bei Altenkirchen Brigadier, nach Foſſano Diviſionsgeneral, bei Hohenlinden entſcheidend, ward 1800 Gouverneur von Guadeloupe, wo er, bald nachdem er die Unruhen gedämpft, dem gelben Fieber erlag.

16. Nov. zählte Stücker ſchon mehr als 200 Genoſſen. An dieſem Tage ritt er mit Ommerborn, beide in bürgerlichen Kleidern, und drei als Barkohuſaren verkleideten Landleuten, einer Plündererſchar entgegen, die aus einigen 20 Chaſſeurs beſtand. Als ſie dieſelben bei Lutterſiefen trafen, ſprengte Ommerborn, ohne die beſtellte Verſtärkung abzuwarten, ohne weiteres unter den Feind; die Genoſſen eilten ihm nach, um ihn nicht im Stiche zu laſſen, nachdem er ſchon zwei Feinde niedergehauen, und die Franzoſen ſprengten auseinander. Eilf davon ſetzten ſich in einer Schlucht zur Wehre, wurden aber entwaffnet und, da inzwiſchen bewaffnete Landleute zu Hülfe gekommen waren, den kaiſerlichen Vorpoſten überliefert. Auch der Offizier der Chaſſeurs ward von Stücker und Ommerborn bei Georghauſen ereilt und gefangen. Zwei fliehende Chaſſeurs ſtießen auf zur Verſtärkung herbeiziehende Landleute und wurden erſchoſſen.

Doch man hatte Größeres im Sinne, als ſolche vereinzelte Handſtreiche, die zunächſt nur beſtimmt waren, den Muth der Bevölkerung und ihr Vertrauen auf die Führer zu beleben. Geiſtliche, Beamte und andere einflußreiche Männer ſchürten überall den Entſchluß des Widerſtandes. Der 18. Nov. war zu einer allgemeinen Erhebung beſtimmt. Die bewaffneten Landleute ſollten ſich zwiſchen Much und Marialinden ſcharen und mit den Huſaren der kaiſerlichen Vorhut plötzlich gegen Bensberg heranbrechen. Man hoffte, ein Ueberfall der vereinzelten Poſten der Feinde werde Lefebvre zum Rückzug vermögen, dies aber eine Erhebung des ganzen Landes und eine ſchließliche gänzliche Verdrängung der Franzoſen zur Folge haben. Da das Unternehmen jedoch nur zwiſchen Stücker und Gryſar verabredet geweſen zu ſein ſcheint, und ſich gar nichts ergibt, woraus man abnehmen könnte, daß es eine nachdrückliche Unterſtützung von ſeiten des kaiſerlichen Heeres zu erwarten gehabt hätte, ſo mag man billig zweifeln, ob es die vorausgeſetzten Reſultate gehabt haben dürfte, wenn es auch von vornherein nach den Wünſchen der Urheber gegangen wäre. Doch auch dies war nicht der Fall; denn der ganze Plan war den Franzoſen verrathen worden, und zwar ſollen die Forſtleute die Verräther geweſen ſein, welche ſich bei dieſer Gelegenheit an der Familie Stücker für die einſt, auf Betrieb des Vaters Stücker, geopferten Hirſche hätten rächen wollen. Richepanſe richtete am Mittag des 17. verfängliche Fragen an ſeinen jungen Freund und warnte ihn vor jeder Theilnahme an meuteriſchen Unternehmungen. Sie kamen dabei heftig aneinander und Stücker erklärte offen, daß er als Deutſcher ſich verpflichtet halte, zu jeder auf Befreiung des Vaterlandes gerichteten Bewegung die Hand zu bieten, ja daß er bereits zur kaiſerlichen Fahne geſchworen habe und blos der Aeltern wegen keine Uniform trage. Richepanſe ſchwieg und entfernte ſich, während Stücker nach Ruppichteroth eilte, um hier ſeine Genoſſen, die berittenen Landleute, zu erwarten.

Schon am Abend des 17. brannten die Lärmfeuer auf den Höhen dieſſeit und jenſeit der oberen Acher; die Nacht hindurch klangen die Sturmglocken, und in der Frühe des 18., noch vor Tagesanbruch, eilten von allen Seiten bewaffnete Männer gegen Much hin, wo ſich das Fußvolk verſammeln ſollte. Ein bei Much begüterter Advocat der düſſeldorfer Hofkammer ſollte es führen und hielt eben von ſeinem Roſſe herab eine begeiſterte Anrede an die ſich ſammelnden Scharen, über deren Haupte die mucher Kirchenfahne mit dem Bilde des h. Martin wehte. Da hörte man Hufſchlag und tief den dadurch verkündeten Reitern, die man für kaiſerliche Huſaren oder für die Stückerſche Freiſchar hielt, freudige Grüße entgegen. Als aber die Reiter um die Waldecke bogen und man in ihnen franzöſiſche Schwadronen erkannte, blieb dem Redner das Wort im Munde ſtecken und er ſprengte eilends davon, welches Beiſpiel des Anführers auch ſeine Leute zum ſofortigen Auseinanderlaufen vermochte. Der Waldwege kundig, entkamen ſie den Verfolgern glücklich. Nur der Träger der Martinsfahne, den das Banner, das er nicht wegwerfen mochte, im Fliehen hinderte, ward ereilt und gefangen, und ſollte nachher gehenkt werden. Schon war der Galgen aufgerichtet, der Gefangene auf die Richtſtätte geführt und der Strick befeſtigt, als der Verurtheilte, unter den Zuſchauern nur mitleidige Befreundete erblickend, plötzlich ſeine Henker von ſich ſtieß und glücklich durch das Getümmel entkam.

Während jener Vorgänge bei Much waren Rittmeiſter von Gryſar mit 36 Barkohuſaren, ſowie Stücker mit etwa 10 ſeiner Genoſſen, von Ruppichteroth den übrigen erwarteten Theilnehmern entgegengeritten, erfuhren aber ſchon am Fuße des Honsberges, aus dem Gewehrfeuer und von fliehenden Landleuten, daß das Unternehmen geſcheitert ſei, und lenkten eilends um. Ehe ſie jedoch den Ausgang des Hohlweges erreicht hatten, fanden ſie ſich von 200 Chaſſeurs und 400 Grenadieren umzingelt. Obſchon ſie nur paarweiſe reiten konnten, der Rittmeiſter und ein Lieutenant voran, dann Stücker mit den Seinen, dann die Huſaren, beſchloſſen ſie doch, ein Durchbrechen zu verſuchen. Schon waren ſie dem Ende des Hohlweges nahe, als das Pferd des Rittmeiſters, von einer Kugel getroffen, ſtürzte. Der Lieutenant überließ ihm darauf das ſeine, ſchlüpfte die Wand des Hohlweges hinauf durch eine Hecke und entkam glücklich. Ebenſo hieben ſich der Rittmeiſter, die Landleute, außer Stücker und 9 Huſaren, durch. 27 Huſaren wurden getödtet, oder verwundet und gefangen. Stücker vertheidigte ſich verzweifelt, fällte mehrere Feinde und hatte bereits einige Wunden davongetragen, als Richepanſe ſich ihm nahte und ihn aufforderte, ſich zu ergeben. Stücker wollte aber als Krieger ſterben, und wie er ſeine rechte Hand verwundet fühlte, focht er mit der linken hartnäckig fort. Die Chaſſeurs, erbittert über den Tod ihrer Kameraden, hörten nicht mehr auf Richepanſe's Abmahnen und hieben heftiger auf den jugendlichen Helden ein, der, von einem Hiebe am Kopfe getroffen, wankte und ſank. Auch da noch weigerte er ſich, auf des vom Pferde geſtiegenen Richepanſe's abermaliges Andringen, ſich zu ergeben. Der edle Franzoſe warf jetzt ſeinen Mantel auf den Gefallenen, und als auch das die Chaſſeurs nicht abhielt, ſtürzte er ſich ſelbſt über ihn und deckte ihn mit dem eigenen Leibe. Er ließ ihn darauf verbinden und durch zuverläſſige elſaſſer Dragoner nach Overrath und folgenden Tages nach Bensberg bringen, wo er ihn fortwährend durch Elſaſſer gegen die Wuth der auf den Bauerngeneral erbitterten Carmagnolen bewachen ließ. Ommersborn hatte einen Verſuch gemacht, ſeinen Freund in Overrath zu befreien, fand ihn aber nicht mehr, und nahm dafür einen Stabsoffizier und zwei Chaſſeurs gefangen, die als Geiſeln für Stücker dienen ſollten. Stücker hatte zwei lebensgefährliche Hiebwunden am Kopfe, eine an der rechten Hand, mehrere Stiche auf der Bruſt und noch im Hinſtürzen eine fußlange Hiebwunde auf den Rücken erhalten, und ſchwebte lange in höchſter Gefahr. Doch retteten ihn ſeine friſche Jugendkraft, die Kunſt ſeines Bruders des Arztes und die treue Pflege des Aelternhauſes. Nach wenigen Tagen drangen übrigens die Kaiſerlichen vor, die Franzoſen wichen zurück und nun zog auch Stücker's Wache ab und ließ den Verwundeten, deſſen Zuſtand ſchon hinlänglichen Grund bot, ihn nicht mitzunehmen, in Freiheit zurück.

Es war über ein Monat ſeit jenem Treffen verfloſſen, ehe er, noch mit verbundenem Haupte, ins kaiſerliche Hauptquartier wanken konnte, wohin ihn zunächſt abermals eine Bedrängniß ſeiner Mitbürger führte. Auf Bensberg, wo ſchon Kaiſer Valentinian ein Caſtell errichtet, wo die Frankenkönige und die Grafen von Berg Veſten gehabt und Kurfürſt Johann Wilhelm von der Pfalz 1705 ein prächtiges neues Schloß erbaut hatte, lagen jetzt kaiſerliche Reiter, den weiten Luginsland zur Bewachung des Rheinthales zu benutzen. Sie wurden mehrmals gewechſelt, bis im December 80 Huſaren von der franzöſiſchen Legion Bourbon, die mit Dumouriez übergetreten waren, das Wächteramt übernahmen. Ihr Führer war der Rittmeiſter du Colombier, der ſich bei dem Oberſchultheiß Daniels behaglich einrichtete. Den Wachtdienſt ſollen ſie ſich ziemlich bequem gemacht und in großer Sorgloſigkeit gelebt haben, was ihnen denn am 17. Dec. 1795 einen fatalen Ueberfall zuzog, welchen zwei Schwadronen elſaſſer blauer Huſaren, von der Diviſion Lefebvre, in anbrechender Nacht ausführten und dabei die genaueſte Ortskenntniß an den Tag legten. Der Rittmeiſter der Emigranten ließ nur am Tage Patrouillen ausgehen und Vorpoſten ausſtellen, zog ſie aber regelmäßig des Nachts ein, weil er behauptete, daß die Franzoſen nichts bei Nacht unternähmen. Seine Reiter waren ſtreng befehligt, ihre Pferde außer Dienſt nicht geſattelt zu laſſen. Er ſelbſt ſaß, ſeinem Quartier im alten Schloß gegenüber, gemüthlich in der Weinſchenke des Amtschirurgen Boſen, wo er ſich mit den Honoratioren des Ortes bei Wein und Spiel ergötzte. Auf einmal erſcholl der Schreckensruf: „Die Franzoſen kommen!“ Der Rittmeiſter ſprang durchs Fenſter und ſah durch eine Gartenhecke zu, wie die Franzoſen ſeine Pferde entführten. Auch die übrigen Gäſte der Weinſchenke kamen nicht ſchadlos davon, indem die Franzoſen Flaſchen und Taſchen leerten.[1]) Ihr Hauptaugenmerk richteten ſie jedoch natürlich auf die Pferde, deren die eine Schwadron ſich ſofort bemächtigte, während die Reiter derſelben ſich in Keller und Hecken verkrochen. Nur drei Barkohuſaren, die dem Emigrantencorps zu Botendienſten beigegeben waren und, trotz des Befehls, ihre Pferde nicht abgeſattelt hatten[2]), retteten dieſelben glücklich. Die andere franzöſiſche Schwadron blieb noch einige Zeit zurück, um den Abzug ihrer Kameraden zu decken und Beute und Gefangene zu machen. Einen Lieutenant griffen ſie auf, wie er eben ſeiner Wirthin Rüben ſchälen half. Statt des Rittmeiſters aber ergriffen ſie den Oberſchultheiß Daniels, den ſie um ſo mehr für den Rittmeiſter hielten, da er eine große Schramme auf dem Backen trug, die ihm einſt ein Affe gekratzt hatte. Trotz all ſeiner Proteſte wurde er in Schlafrock und Pantoffeln auf ein Pferd geſetzt und in ſcharfem Trabe davongeführt. In Gladbach erkannte der Ortsvorſteher Kerp in der kläglichen Geſtalt ſeinen hohen Vorgeſetzten und fragte verwundert: „Wohin noch ſo ſpät abends, Herr Oberſchultheiß?" „Das iſt Gott im Himmel allein bekannt!" erwiderte der Befragte in tiefſter Betrübniß, und ſein mitleidiger Untergebener konnte nichts weiter für ihn thun, als ihm die durch den Ritt hinaufgerutſchten Beinkleider über die Schenkel herunterziehen. Erſt in Paffrath überzeugten ſich die Franzoſen, aus den Reden des Ortsvorſtehers Kierspel, daß ſie ſich vergriffen hatten, und gaben ihn, nach einigen Flüchen, gegen einige von Kierspel geſpendete Kronenthaler los. Uhr und Börſe behielten ſie aber.

---

[1]) Der Gerichtſchreiber Schatte kam bei dieſer Gelegenheit um die goldene Uhr, die er aus allen früheren Plünderungen glücklich gerettet hatte.

[2]) Zweie hatten es aus Vorſicht nicht gethan, obwol ſie mehrmals deshalb ſogar beſtraft worden waren. Der dritte kam eben vom Botenreiten zurück und ſtieß zwar auf die Franzoſen, lockte ſie aber in einen Sumpf und entkam.

Die Franzoſen hatten an Gefangenen 1 Lieutenant und 8 Gemeine, ſowie 65 Pferde und einige Beute davongebracht. Dieſer Handſtreich gab aber auf beiden Seiten zu Schwindeleien Anlaß. Auf der einen Seite ließ ſich die franzöſiſche Legislative durch den Kriegsminiſter Aubert-Dubayet[1]) berichten: „ein abgeſondertes Corps der Sambre- und Maas-Armee habe ſeine Stellung am rechten Ufer des Rheines wieder eingenommen und ſei bis an die Sieg vorgedrungen; die Bravour und Unerſchrockenheit der republikaniſchen Truppen habe auch diesmal die gewohnte Wirkung hervorgebracht, und der Schrecken in der öſterreichiſchen Linie ſei ſo groß geweſen, daß die Huſaren vom Regimente Barko[2]) in ihrer übereilten Flucht ſogar die Pferde im Stiche gelaſſen hätten, und durch jenes kühne und des Generals Jourdan würdige Manöver alle Fouragemagazine in die Hände der Sieger gefallen ſeien."[3])

---

1) Er ging ſpäter als Geſandter nach Konſtantinopel, wo er 12. Dec. 1797 †

2) Daß man dieſe beſonders hervorhob, beweiſt nur, welchen Reſpect man vor ihnen hatte.

3) Als ein Zug des Volksweſens mag von dieſem Handſtreiche noch Folgendes erwähnt werden. Die Franzoſen hatten einen Bauersſohn, Theodor Marr, den ſie auf dem Felde trafen, genöthigt, ihnen

Die Emigranten, ihrer Pferde verluſtig und ſich unheimlich fühlend, zogen ſich, wie die Franzoſen fort waren, am nächſten Morgen zu Fuße ins Hauptquartier nach Hennef, wo ſie natürlich nicht ſehr gnädig empfangen wurden. Um nun die Schuld möglichſt abzuwälzen, beſchuldigte der Rittmeiſter die Einwohner von Bensberg des Verraths. Dieſer Vorwurf erhielt eine ſcheinbare Beſtätigung, als die Bensberger die von den Bourboniſchen zurückgelaſſenen Sättel und Lederzeuge nicht, wie verabredet geweſen, ins Hauptquartier nachſchickten. Sie thaten es nicht, theils weil es an Vorſpann fehlte, indem, auf die Nachricht von dem franzöſiſchen Streifzug, alles Vieh ins Gebirge geflüchtet worden, theils weil faſt nur noch die Sättel übrig waren, indem alles übrige Zeug von den zuweilen in Bensberg einſprechenden Barkohuſaren, dann auch von dem Beiſpiel folgenden Landleuten gegen abgenutztes umgetauſcht worden war. Auf einmal kam das jedenfalls übertriebene Gerücht: Feldmarſchall Kray habe erklärt, in Bensberg ſolle kein Stein über dem andern bleiben. Der Schloßvoigt Moreau, der ins Hauptquartier geſchickt ward, wurde mit Drohungen abgewieſen, der Oberſchultheiß gar nicht zugelaſſen. Da machte ſich Ferdinand Stücker auf, ließ ſich die Sättel auf einem Karren nachfahren und kam ins Hauptquartier, wo ihn alles mit Ehren und Freuden empfing. Er zeigte dem Feldmarſchall, der ihm freundlich die Hand reichte, die Sättel und ſtellte vor: daß nach dem Kriegsbrauch auf Vorpoſten nur die Hälfte abſatteln dürfe, daß aber, wenn die Bourboniſchen dem gefolgt

---

als Führer zu dienen. Der Mann war wohlhabender Aeltern Sohn, iſt aber ſpäter erblindet und zum Bettler worden. Da ſagten die Leute, in freilich ungerechtem Urtheil, das ſei die Strafe für jenen den Franzoſen geleiſteten Dienſt.

wären, die Sättel nicht zurückgeblieben ſein würden. Der Feldmarſchall ſah jetzt, wie die Sache ſtand, und wendete ſeinen Zorn gegen den Rittmeiſter, der ſich jedoch noch rechtzeitig aus dem Staube machte und ſpäter als Major derſelben blauen Huſaren zurückkam, die ihm ſeine Pferde entführt hatten. Wieweit dadurch der Verdacht begründet worden, daß er ſelbſt bei jenem Handſtreich betheiligt geweſen, muß dahingeſtellt bleiben. Wahr mag es aber ſein, daß die franzöſiſchen Emigranten, unter denen denn doch gar mancher eine Gelegenheit, ſeinen Frieden mit den franzöſiſchen Machthabern zu machen und ſich die Rückkehr ins Vaterland zu erwirken, nicht von der Hand wies, ſehr unzuverläſſige Streitgenoſſen waren.

Stücker, über welchen an den Erzherzog Karl berichtet worden, wurde nach Wien berufen und empfing aus den Händen des Kaiſers ein Lieutenantspatent und die vollſtändige Ausrüſtung. Nun willigten auch die Aeltern ein, und er trat in die Schwadron ſeines Freundes Gryſar. In dieſer Stellung hatte er in der erſten Schlacht bei Altenkirchen (4. Juni 1796) Gelegenheit, ſeinem Retter Richepanſe den geleiſteten Dienſt zu vergelten. Richepanſe hatte, nächſt den Fehlern, die der Führer der Kaiſerlichen begangen, weſentlichen Antheil an dem Siege, welchen damals der General Kleber1) über den Prinzen

---

1) Wir erwähnen hier beiläufig eine abweichende Verſion über Kleber's frühere Geſchichte. Nach den gewöhnlichen Angaben, die auch der ſachkundige Rheiniſche Antiquarius (I, IV, 46 fg.) bis auf einen Punkt beſtätigt, war Jean Baptiſte Kleber am 6. März 1753 in Strasburg geboren, der Sohn eines Gartenarbeiters, hatte durch die Sorge ſeines Stiefvaters die Mittel bekommen, in Paris Baukunſt zu ſtudiren, hatte hier zwei bairiſchen Edelleuten bei einem Streite mit Franzoſen beigeſtanden und war durch dieſe in die Militärſchule zu München gekommen, wo ihn 1773 der öſterreichiſche General Kaunitz ſah und ihm ein Lieutenantspatent gab. 1783 hätte er dann

Ferdinand von Würtemberg[1]) erfocht, und den nur wenige Monate ſpäter (19. Sept. 1796) der Erzherzog Karl an derſelben Stelle durch einen Sieg über Jourdan rächte. Er hatte ſich, an der Spitze ſeiner Reiter, bei Durchbrechung der kaiſerlichen Linien ausgezeichnet, weshalb ihn Kleber auf dem Schlachtfeld zum Brigadegeneral ernannte. Im Eifer des Sieges war er mit nur einigen Dragonern den Seinen vorausgeſprengt, als auf der Höhe von Weyerbuſch eine Abtheilung Barkohuſaren ſich gegen ihn umkehrte. Eine Kugel traf ſein Pferd; es ſtürzte und feſſelte ihn an den Boden. Schon ſchwang ein Huſar den Säbel über ſeinem Haupte, als Lieutenant Stücker ſich dazwiſchenwarf, den toddrohenden Streich abwehrte und dem Geſtürzten unter dem Pferde vorhalf. Das Getümmel des Kampfes, durch die zur Hülfe herbeiſprengenden franzöſiſchen Reiter vermehrt, trennte die Freunde wieder, die ſich wol auf Erden nicht wiedergeſehen haben. Gewiß aber war es für Stücker, nächſt der reineren Freude, die er überhaupt über die Rettung

---

ſeinen Abſchied genommen, entweder wegen langſamen Avancements, oder wegen einer drolligen Duellgeſchichte, die der Rheiniſche Antiquarius (II, I, 710) erzählt, worauf er königlicher Bauinſpector zu Befort geworden, 1792 aber als Gemeiner in die Armee getreten wäre. Der Verf. der von uns benutzten Schrift läßt ihn dagegen (S. 175) erſt im preußiſchen Dienſt anfangen, dann Gardecapitän bei dem Biſchof von Münſter werden, der die Gewohnheit gehabt, ſich mit allen ſeinen Offizieren herumzuſchlagen, aber ſehr ungnädig geworden ſei, wenn ihm einer nicht den Sieg gelaſſen habe. Dieſen Misgriff habe Kleber begangen. Es wird hier wol eine Verwechslung mit irgend einem andern franzöſiſchen Befehlshaber im Spiele ſein.

[1]) Geb. 22. October 1763, † 20. Jan. 1834. Er war ein Sohn Herzog Friedrich Eugen's und der Friederike von Brandenburg-Schwedt, ein Bruder des erſten, ein Oheim des jetzigen Königs, iſt übrigens zweimal in kinderloſer Ehe vermählt geweſen, das zweite mal mit einer Schweſter des Fürſten von Metternich.

eines Freundes und eines edeln Menſchen empfunden haben mag, eine hohe Genugthuung, auch dieſe Schuld getilgt zu haben.

Weiter hören wir von Stücker, daß er in der Nacht vom 7.—8. Dec. 1796, mit 12 Barkohuſaren, 50 Rothmäntlern und etwa 30 bewaffneten Landleuten, den Vicar Ommerborn an deren Spitze, einen aus 200 Mann Fußvolk und einigen Reitern beſtehenden Wachtpoſten zu Herweg bei Bechen aufhob und nach Much lieferte. Dies zugleich ein Zeichen, daß die von ihm begründete Freiſchar noch immer beſtand und ihm treu und gewärtig war.

Stücker that ſich auch ſonſt hervor, ward von General Werneck dem Erzherzog Karl nachdrücklich empfohlen und von dieſem (25. Mai 1797) in ſein Hauptquartier Schwetzingen berufen, wo der Erzherzog ihm rieth, in das Schwarzenbergiſche Uhlanenregiment überzutreten, wo er raſcheres Avancement zu hoffen habe. Schon im Juni bewerkſtelligte Stücker dieſen Uebertritt, wozu ihm der Erzherzog die zur Ausrüſtung erforderliche Summe und zwei ſchöne ungariſche Pferde ſchickte. Von 1797—1799 hielt ihn der Friede in Böhmen zurück, wo er ſich mit Einexerciren von Rekruten zu beſchäftigen hatte. Doch ſchon im April 1799 ging es wieder an den Rhein. Stücker zeichnete ſich bei Lauffen, Sinzheim, Wisloch, vor Manheim aus. Bei dem Sturme auf Neckarau (18. Sept.) trat er mit ſeinen Uhlanen freiwillig vor, um, in Ermangelung der Infanterie, von den Pferden abſitzend, die feindlichen Tirailleurs aus einem Wäldchen zu vertreiben. Am 19. October vertheidigte er, mit ſeinem Zuge Uhlanen, die Neckarbrücke zu Heidelberg zwei Stunden lang gegen mehre Tauſend Feinde, und am 16. Nov. hielt er bei Bruchſal die Angriffe eines weit überlegenen Feindes von 8 Uhr des Morgens bis nachmittags 4 Uhr aus. Hier hatte er zuletzt die Schwadron zu befehligen, da alle ältere Offiziere verwundet waren. Endlich ſprengte der heldenmüthige Fürſt Johann Joſeph von Liechtenſtein (geb. 25. Juni 1760, † 20. April 1836), damals Oberſt des Schwarzenbergiſchen Regimentes, mit drei Schwadronen zum Entſatz herbei. Da ſtürzte das Pferd des Fürſten und er kam in die Hände der Feinde. Stücker aber, dem fünf Pferde unter dem Leibe erſchoſſen worden, hieb ihn heraus und trug ihn in Sicherheit, von da an immer entſchiedener der Liebling des Fürſten, der ihn ſchon vorher werth gehalten hatte.

Stücker ward jetzt, obwol er der jüngſte der Offiziere des Regiments war, fortdauernd die Führung einer Schwadron vertraut. Mit dieſer focht er, vom 29. April bis 22. Mai 1800, während welcher Zeit das Regiment von 1600 Mann auf 400 ſchmolz, in 20 Reitergefechten ruhmvoll. „Der bergiſche Held“, wie ihn Erzherzog Karl genannt hatte und wie er von da an in der Armee hieß, zeichnete ſich namentlich bei Stockach (3. Mai) und Möskirch (5. Mai) aus und wurde, mehrere Vorgänger überſpringend, zum Oberlieutnant ernannt, ſowie ihm auch von mehrern Regimentsinhabern Beförderungen angetragen wurden, die er aus Anhänglichkeit an Fürſt Liechtenſtein ausſchlug. Im November 1800 that er ſich wieder in der Vorhut der von Erzherzog Johann befehligten Armee hervor, und als ihm am 1. Dec. ein Streifzug zur Deckung der rechten Flanke übertragen war, gelang es ihm, ein feindliches Depot zu überfallen, wobei er 3 Offiziere mit 96 Mann und 43 Pferden wegnahm und eine Kriegskaſſe mit 500000 Livres erbeutete. Zwar war inzwiſchen das Heer des Erzherzogs bei

Hohenlinden geſchlagen worden (3. Dec.), Stücker aber umging den Feind in Eilmärſchen und brachte Gefangene und Beute glücklich ins Hauptquartier, wo man ihn ſchon verloren geglaubt hatte, wo aber jetzt der Erzherzog ihn vor dem ganzen Heere belobte und zum Thereſienkreuz vorſchlug.

Bei dem Rückzuge des kaiſerlichen Heeres kämpfte Stücker in der äußerſten Nachhut. Da ward in dem heftigen Gefecht bei Lampach (19. Dec.) ſein Pferd von mehreren Kugeln getroffen und ſtürzte, während ihm ſelbſt eine feindliche Kugel die rechte Schulter zerſchmetterte. Fürſt Liechtenſtein, der ſeinem Retter vergelten wollte, hieb ſich muthig zu ihm durch, wurde aber, nachdem auch ſein Pferd geſtürzt war, verwundet und gefangen. Dennoch gelang es Stücker, der jetzt zu Fuß und mit der linken Hand focht, ſich durchzukämpfen, und er ſank, vom Blutverluſt erſchöpft, erſt nieder, als er bereits ſeine treuen Uhlanen um ſich hatte, die ihn aus dem Getümmel forttrugen. Im Spital zu Wien traf er ſeinen Gryſar, konnte es aber, glücklicher als dieſer, im März 1801 geheilt verlaſſen, während Gryſar invalid blieb.

Er kam nun nach Mähren zu liegen, beſuchte aber zunächſt ſeine Aeltern und die Heimat auf längere Zeit. Wie er 1802 nach Mähren zurückkehrte, fand er ſeine Ernennung zum Rittmeiſter vor, die ihm der Erzherzog Karl erwirkt hatte, ſowie das Patent als Reichsfreiherr Stücker von Weyerhoff. Dergeſtalt ausgezeichnet, gewann er die Hand einer Gräfin Zeltetzky, die ihm die mähriſchen Herrſchaften Wſchechowitz [1]) und

---

[1]) Dieſe verkaufte Franz Hubert Stücker von Weyerhoff, wol ein Sohn unſers Helden, um 1836 an den k. k. Kämmerer und Rittmeiſter Grafen von Belrupt.

Prowodowitz im Prerauer Kreiſe, mit 18000 Morgen, zubrachte. Er lebte jetzt einige Jahre auf ſeinen Gütern, und wurde 1803 zum k. k. Rath und zum Geheimen Rath des Erzherzogs Rudolf, als damaligen Biſchofs von Olmütz, ernannt. Wie aber 1805 der Krieg von neuem losbrach, eilte auch Stücker, dem ſeine Gattin inzwiſchen drei Kinder[1] geboren hatte, wieder zum Heere. Wie damals Mack bei Ulm umzingelt ward und ſich gefangen gab, Erzherzog Ferdinand aber den mannhaften Entſchluß faßte, den Feind zu durchbrechen und wenigſtens die Reiter und die Kriegskaſſe zu retten, führte Stücker mit ſeinen Uhlanen anfangs die beim Durchbrechen bedeutſame Vorhut, ſpäter die nun gefährlichere Nachhut auch dieſes Unternehmens. Ihm folgten zwei Schwadronen Dragoner, dann zwei Schwadronen Küraſſiere, dann der Erzherzog, Fürſt Schwarzenberg und die Kriegskaſſe, dann wieder zwei Schwadronen Küraſſiere, eine Schwadron leichte Reiter, zwei Schwadronen Küraſſiere und eine Schwadron Huſaren. So durchbrachen ſie in der Nacht vom 14. — 15. Oct. 1805 den Feind und gelangten, von Murat mit 12 Regimentern verfolgt und unabläſſig angegriffen, nach Böhmen[2]. Stücker hatte aus Ulm fünf Offiziere, 18 Unteroffiziere und 440 Mann geführt und brachte drei Offiziere, zwei Unteroffiziere und 41 Mann nach Eger. Sein Mantel war von Hieben und Schüſſen zerfetzt, er ſelbſt aber nicht verwundet. Erzherzog Johann ernannte ihn zum Chef der Schwadron, die er ſo ruhmvoll geführt hatte, und nach dem Gefecht bei Iglau wurde er Major.

---

[1] Die Freiin Karoline Stücker von Weyerhoff, die ſich am 29. Juni 1842 mit Franz Karl Grafen von Zedtwitz (geb. 1830) vermählte, wird wol eine Enkelin von ihm ſein.

[2] Bei derſelben Gelegenheit hatten auch die Oberſten Graf Ferdinand Wartensleben (geb. 17. Jan. 1778, † als Feldmarſchalllieutenant März 1821) und Graf Kinsky ihre Regimenter, Blankenſtein Huſaren und Kinsky Chevauxlegers, in gleicher Weiſe gerettet. Der Kaiſer belobte ſie dafür (1. December) ausdrücklich, ernannte Kinsky zum Generalmajor und ſtellte Wartensleben gleichfalls Beförderung in Ausſicht. Da jedoch bei der Unterſuchung gegen die Generale, welche die Capitulation unterzeichnet hatten, dieſe kühne That als eine Eigenmächtigkeit, welche die Lage erſchwert habe, dargeſtellt worden war, ſo wurden ſie noch 1807 vor ein Kriegsgericht geſtellt und,

Nach dem Frieden zog er ſich wieder nach Mähren zurück, führte aber 1809, zum Chef der mähriſchen Landwehrbrigade ernannt, dem Erzherzog Karl 2400 Reiter zu. Bei Wagram griff er ſiegreich mit ſeinen Reitern an, ward aber ſchwer verwundet und mußte die Schlacht verlaſſen. Wieder nach Mähren zurückgebracht und dem Heere entzogen, konnte er 1813 doch nicht ruhig bleiben, ſondern rückte am 30. Juli, als Huſarenoberſt, von Mähren nach Dresden aus. Er kämpfte tapfer bei Dresden und Leipzig und ward nach letzterer Schlacht mit dem Auftrag beehrt, die Siegesbotſchaft nach Wien zu bringen. Zum Heere zurückgeeilt, führte er bei Hanau die leichten Reiter Bubna's, ſank aber dann, durch Wunden und Beſchwerden entkräftet, aufs Krankenlager und mußte die häusliche Pflege ſuchen. Nie wieder völlig geneſen, verſchied er am 28. Dec. 1824.

---

wegen Ungehorſams, Graf Kinsky zu einjährigem Profoſenarreſt, Graf Wartensleben zu Dienſtentlaſſung salvo honore verurtheilt! Er ahnete nichts davon, als ihn der Erzherzog Karl nach Wien beſchied, ihm das Urtheil mittheilte, zugleich aber, als Generaliſſimus, daſſelbe vernichtete, zerriß und zu Boden warf.

VI. Chriſtian von Rother.

Bei Männern, die ſich aus dunkeln Verhältniſſen heraus zu weitreichendem Einfluſſe und glänzenden Stellungen emporgearbeitet haben, vielleicht dabei auch, in den verworrenen Zeiten großer Kriſen, durch beſondere Fügung und Gunſt in überraſchender Weiſe gefördert worden ſind, findet man häufig und kann es ſich wohl erklären, daß mancherlei widerſprechende Angaben über ihre frühern Verhältniſſe und die erſten Staffeln ihres Emporſteigens verbreitet werden, und daß je nach Stimmung und Tendenz bald ſchönfärberiſch, bald ſchwarzfärberiſch darüber berichtet, dort etwas verſchwiegen, hier etwas zugeſetzt oder entſtellt wird. Auch ſind die, denen das raſche Steigen eines Emporkömmlings aus irgend einem Grunde zuwider iſt, ſelten geneigt, anzuerkennen, wieweit denn doch ein wahres Verdienſt, ein innerer Beruf dieſes Steigen gerechtfertigt, lieben es vielmehr, alles auf Gunſt und Glück oder Schlimmeres zu ſchieben. Das alles hat der Miniſter Rother erfahren, hat aber auch das Glück gehabt, lange genug zu leben und zu wirken, um die Welt ſich immer mehr an ſeine hohe Stellung gewöhnen, ſeine frühern Verhältniſſe vergeſſen zu ſehen, und durch rühmliche Erfolge ſeinen Beruf zu bedeutender Wirkſamkeit zu erhärten, in welchem Falle denn das Dunkel der frühern Verhältniſſe dem Mann, der ſolche Ungunſt rühmlich überwunden, nur zur Ehre gereichen, ſowie es Andern zur Aufmunterung dienen kann, zu erfahren, wie ein wahrer Beruf auch aus den wenigſt verſprechenden Lagen zum Ziele aufzudringen vermag.

Chriſtian Rother gehörte übrigens durch die Geburt noch keineswegs dem Proletariat, ſondern dem Bauernſtande an. Sein Vater, dem er am 14. Nov. 1778 geboren ward, war Freiſtellenbeſitzer und Gerichtsſchulz zu Ruppersdorf bei Strehlen. Der Knabe entwickelte frühzeitig Talent genug, um den Pfarrer des Ortes auf ſich aufmerkſam zu machen, der es dann vermittelte, daß er von dem Schullehrer in Privatunterricht auf eine Gelehrtenſchule vorbereitet wurde, wie er denn in der That auf kurze Zeit in ein breslauer Gymnaſium eintrat. Dies aber mußte er bald wieder verlaſſen, weil der Landrath, der wol wegen der Militärpflicht in die Sache zu reden hatte, nicht für gut fand, daß der Knabe zum Studium ermächtigt werde! Er ſollte nun Schullehrer werden, zu welchem Zwecke ihm ſein früherer Lehrer fortgeſetzten Unterricht ertheilte. Dann aber fand dieſer, daß Rother „wegen ſeines etwas heftigen Temperamentes und wegen nicht zureichenden muſikaliſchen Gehörs“ zum Schullehrer und Organiſten nicht geeignet ſei. Nun kam der Knabe 1792 als Eleve in das Steueramt zu Neumarkt und verbrachte hier zwei Jahre unter äußerlich drückenden Verhältniſſen und mannichfachen Beſchwerden, aber nicht ohne Frucht für ſeine Zukunft, da er hier den erſten Grund zu Kenntniß des Kaſſen- und Rechnungsweſens legte. Auch muß er ſich brauchbar erwieſen haben; denn der Landrath, der ſich ſoviel und ſo unerwünſcht um den jungen Rother bekümmerte, requirirte ihn als unbeſoldeten Privatſecretär, und wie Rother auf ſolchen Antrag nicht eingehen wollte, drohte er, ihn unter die Soldaten zu ſtecken, was bekanntlich damals, der Jugend der untern Stände gegenüber, lediglich von der Willkür der Behörden abhing und ein gar wirkſames Droh- und Zwangsmittel in ihren Händen war. Dieſem Geſchicke zu entgehen, wendete ſich Rother nach Neuſtadt in Oberſchleſien und ward hier Schreiber oder euphemiſtiſch Secretär [1]) bei dem alten Kriegs- und Steuerrath Lonſert, der als Regimentsquartiermeiſter bei dem Mengdenſchen, ſpäter Thieleſchen Küraſſierregimente fungirte. Es ſoll das ein tüchtiger Geſchäftsmann und der Aufenthalt bei ihm eine gute Schule für Rother geweſen ſein, der ſich in jener Zeit auch durch den freundſchaftlichen Umgang mit einem begabten jungen — Kapuziner weſentlich gebildet, ſowie auch ſonſt jede Gelegenheit benutzt habe, ſeine Kenntniſſe zu erweitern und ſeiner Thätigkeit eine wiſſenſchaftliche Unterlage zu geben. Namentlich habe er in dem Archenholz'ſchen Journale alle Aufſätze, welche Finanzfragen betrafen, mit Eifer ſtudirt. Nach Lonſert's baldigem Tode wurde er von dem Generallieutenant von Mengden, der mit ſeinem Stabe in Neuſtadt lag und die Brauchbarkeit des jungen Mannes kannte, mit der interimiſtiſchen Fortführung der Geſchäfte des Verſtorbenen beauftragt. Es iſt auf der einen Seite mit Beſtimmtheit geleugnet, auf anderer ebenfalls beſtimmt behauptet worden, daß Rother Soldat geweſen ſei. Gewiß iſt, daß er erſt am 5. Juli 1796, angeblich „wegen zum Militärdienſte untauglicher Leibesconſtitution", jedoch infolge beſonderer Vermittelung Mengden's, vom Militärdienſte „gänzlich entlaſſen" wurde. Möglich daher, daß er dem Militär wirklich zugetheilt war und in den Liſten als Soldat figurirte, daß aber der General, welcher wußte, Rother ſei zu andern Dingen zu benutzen, als zum Küraßtragen, ihn vom Dienſte entband und mit jenen Geſchäften betraute. Bald darauf rückte er mit dem Regimente nach Warſchau, und als der General mit dem Stabe nachkam, wurde zwar die Regimentsquartiermeiſterſtelle einem Neffen Lonſert's übertragen, Rother aber Privatſecretär des Generals. Dieſes Verhältniß dauerte nicht viel über ein Jahr, worauf der General, auf der Parade vom Schlage getroffen, plötzlich verſtarb.

---

[1]) Misgünſtige Darſtellungen laſſen ihn zugleich Bedientenſtelle verſehen; ob bei Lonſert, oder ſpäter bei Mengden, oder bei beiden, bleibt ungewiß. Der Oberpräſident Sack bezeichnete ihn 1816, in einem allerdings feindſeligen Briefe an Stein, als ehemaligen Bedienten in Warſchau.

In dem damals preußiſchen Polen waren brauchbare Beamte geſucht, und ſo erhielt Rother (1797) bald eine Anſtellung im Staatsdienſte, die jedoch lange noch untergeordneter Natur blieb. Er wurde zunächſt Aſſiſtent und ſeit 1803 Calculator bei der Kriegs- und Domänenkammer, trat aber aus dieſer Wirkſamkeit zum Stadtpolizeimagiſtrate über[1]), wo er 1806 als Kanzleiinſpector und erſter expedirender Secretär fungirte. Im Jahre 1800 ſchloß er ſeine erſte Ehe. Seine Gattin ſoll Kammerjungfer bei der Generalin von Wagenfeld, einer geborenen Gräfin von Schlieben, geweſen und dieſes Verhältniß in viel ſpäterer Zeit dadurch an den Tag getreten ſein, daß die in hohem Alter verſtorbene Frau von Wagenfeld eben dieſer ihrer vormaligen Kammerjungfer ein kleines Legat ausgeſetzt hatte, worauf denn die nöthigen Schritte zur Ermittelung der Legatarin gethan wurden und man dieſelbe, zu nicht geringem Erſtaunen, in der Frau Geheimeräthin Rother fand.

---

[1]) In dem „Neuen Nekrolog der Deutſchen" (Jahrgang 1849, II, 813 fg.) wird das Verhältniß umgedreht, und läßt man ihn erſt bei der Polizei und dann bei der Kammer angeſtellt ſein.

Die Bedrängniſſe, welche die franzöſiſche Occupation und die im Frieden von Tilſit bewirkte Abtrennung des preußiſch-polniſchen Gebietes von Preußen über die in den polniſchen Provinzen angeſtellt geweſenen preußiſchen Beamten brachten, ſind aus den damaligen Schickſalen z. B. Hoffmann's u. A. ſattſam bekannt. In Polen konnten ſie, bei dem Haſſe der Polen gegen ſie, nicht bleiben, und der ſo ſehr reducirte preußiſche Staat hatte die Mittel nicht, ſie ſämmtlich zu verſorgen, wozu noch kam, daß allerdings viele Perſonen dort ein Unterkommen gefunden hatten, die eben anderwärts nicht anzukommen gewußt hatten, und man bei den Anſtellungen in Polen nicht wähleriſch hatte verfahren können. Rother ſcheint jedoch im Anfang ein beſſeres Loos gezogen zu haben. Auch hier ſind freilich die Nachrichten widerſprechender Art. Nach dem Nekrolog im „Preußiſchen Staatsanzeiger“ vom 15. und 16. Dec. 1849 wäre Rother „durch den Geheimen Finanzrath von Klewitz veranlaßt worden, einſtweilen noch in Warſchau zu bleiben, um mit ſeinen Kenntniſſen der ſüdpreußiſchen Verhältniſſe den preußiſchen Commiſſarien bei den bevorſtehenden Verhandlungen über die Auseinanderſetzung mit dem Herzogthum Warſchau behülflich ſein zu können.“ Die „ſehr vortheilhaften und ehrenvollen Anerbietungen, die ihm“ der Juſtizminiſter des Herzogthums Warſchau, Graf Lubienski, behufs einer höhern Anſtellung in herzoglich warſchauiſchen Dienſten gemacht, „habe Rother ſtandhaft und entſchieden abgelehnt“, wogegen er dem Miniſter habe „bei der Organiſation der Juſtizbehörden in ſeiner unabhängigen Stellung vielfach mit Rath und That behülflich ſein“ können. Der Miniſter ſei ihm dafür ein väterlicher Freund geworden und habe ſeiner noch 1847, als 90jähriger Greis, in aller Freundſchaft gedacht und ihm ſeine kunſtvoll gearbeitete Statuette überſendet. In dem „Neuen Nekrolog der Deutſchen“ heißt es dagegen a. a. O. geradezu: Rother ſei nach dem Tilſiter Frieden in das Bureau des Grafen Lubienski gekommen und habe ſich deſſen ganzes Vertrauen zu erwerben gewußt. Gewiß iſt jedenfalls, daß Rother 1809 noch in Warſchau war.

In welcher Stellung er nun auch ſo lange daſelbſt verharrt haben möge, mit Preußen blieb er in ſteter Verbindung und die Art und Tendenz derſelben ſollte ihm ſchwere Gefahr zuziehen. Er hatte die Bekanntſchaft des damaligen Geheimen Finanzraths Stägemann gemacht, der in Geſchäften nach Warſchau gekommen war, und hatte auch deſſen „Vertrauen bald erworben“, oder war von demſelben als ein Mann erkannt worden, der auch in Warſchau dem preußiſchen Staate gute Dienſte leiſten könne. Stägemann ſoll ihm Hoffnung auf baldige Berufung nach Königsberg gemacht haben, was jedoch damals nicht in Erfüllung gegangen ſei, wogegen Stein einen Briefwechſel mit Rother begonnen habe, deſſen Entdeckung demſelben ſchwere Unannehmlichkeiten zugezogen. Entdeckt mag dieſer Briefwechſel im Verlaufe des Krieges von 1809 worden ſein, wo Warſchau vorübergehend von den Oeſterreichern beſetzt wurde, dann aber wieder in den Beſitz der Nationalpolen kam, und nun die Polen ihrem Ingrimme gegen die ehemaligen preußiſchen Beamten ungehemmter den Zügel ſchießen laſſen konnten [1]), woran ſie bis dahin durch die milde und gerechte Regierung des Königs-Herzogs verhindert worden waren. Rother ward nach dem Abzug der Oeſterreicher auf den Brückenkopf Praga gebracht, ſeine Papiere in Beſchlag genommen und eine Unterſuchung gegen ihn verhängt, bei der es ſich um Leben und Tod gehandelt haben ſoll. Seine Freilaſſung wird der Verwendung und Bürgſchaft des Grafen Lubienski zugeſchrieben. Es iſt uns jedoch eine Anekdote mitgetheilt worden, die noch einen andern Einfluß ins Feld führt. Hiernach hatte ihn damals ein Freund, dem er viele Gefälligkeiten erwieſen, im Gefängniß beſucht und ihn gefragt, ob er ihm nicht vielleicht noch nützlich ſein könne, da ſelbſt ſein Leben bedroht ſei. Rother dankte ihm und erſuchte ihn, zu ſeiner Frau zu gehen und ihr zu ſagen: ſie möge ſich — des Mopſes erinnern. Der Freund mag dabei wol an Rother's Verſtande irre geworden ſein, theilte indeß die Aeußerung, wenn auch mit bedenklichem Kopfſchütteln, der Frau Rother mit, welche ſogleich freudig ausrief: „Mein Gott, warum habe ich doch nicht eher daran gedacht?" Auf Befragen erzählte ſie ihm darauf Folgendes. Rother habe einen ſehr niedlichen kleinen Mops beſeſſen und ſei mit demſelben auf der Straße geweſen, als die Königin von Sachſen, bei ihrer Anweſenheit in Warſchau, vorbeigefahren ſei. Des Gedränges halber habe Rother das Thierchen auf den Arm genommen, wobei es der Königin in die Augen gefallen ſei und ſie zu dem Ausrufe vermocht habe: „Ach welch ſchönes

---

[1] Umgekehrt, aber fälſchlich läßt der „Neue Nekrolog der Deutſchen" a. a. O. die preußiſchen Beamten durch die Oeſterreicher verhaftet und durch eine Nationalcommiſſion entlaſſen werden. Die Commiſſion hat ihre Richtigkeit, war aber eben die Unterſuchungscommiſſion.

Möpschen!“ Rother habe ſich hierauf bei der Königin melden laſſen und dieſelbe gebeten, das Hündchen, das ihr ſo gefallen, von ihm anzunehmen. Die Königin habe ihm dieſe Bitte gewährt, ihm vielmals für das angenehme Geſchenk gedankt und dabei geäußert, daß ſie es gern ſehen würde, wenn er ihr Gelegenheit geben wolle, ihm einmal nützlich ſein und ſich dankbar beweiſen zu können. Frau Rother wendete ſich, wenn die Geſchichte wahr iſt, in der That an die Königin, ſetzte ihr die Verhältniſſe auseinander und flehte ſie um Rettung ihres Gatten an [1]), worauf denn die Königin ſich namentlich bei Lubiensfi für Rother verwendete und dieſer, ſtatt der drohenden Hinrichtung, mit der erſehnten Landesverweiſung davonkam.

Wie dem auch ſei, Rother ward in Freiheit geſetzt, verließ aber, ſei es gezwungen, oder freiwillig, Warſchau unverzüglich und ging nach Königsberg, wo er dem Geheimenrath von Klewitz, für den König, eine Denkſchrift über die Verhältniſſe Preußens zu dem Herzogthum Warſchau überreichte und ſich damit zugleich zu Wiederanſtellung empfahl. Die Arbeit bewies ſoviel Brauchbarkeit, daß Rother dem Finanzminiſterium zugetheilt und angewieſen ward, ſich, da die obern Verwaltungsbehörden bald nach Berlin gehen würden, ſeiner Zeit daſelbſt bei dem Miniſter von Altenſtein zu melden. Die Sache verzog ſich jedoch noch einige Monate, während deren Rother von Stägemann beſchäftigt wurde, der auch, neben dem Geheimen Staatsrath von Oelſen, im Miniſterium ſein Vorgeſetzter blieb. Am 24. Dec. 1809 traf Rother in Berlin ein und meldete ſich in den erſten Stunden des folgenden Tages bei Altenſtein in deſſen Dienſtwohnung, die, durch eine eigene Fügung, genau zehn Jahre ſpäter Rother's eigene Dienſtwohnung werden ſollte. Wer hätte es dem geweſenen Schreiber eines Regimentsquartiermeiſters, der jetzt froh war, eine ſubalterne Stellung in einer Miniſterialbehörde zu erlangen, vorausſagen ſollen, daß er nach nur zehn Jahren von der Dienſtwohnung ſeines Miniſters Beſitz nehmen würde?

---

[1]) Freilich müßte das ſchriftlich geſchehen ſein, da die Königin 1809 nicht nach Warſchau kam.

Mit Altenſtein kam Rother in keine nähere Beziehung, ward aber von Stägemann ſehr vielſeitig beſchäftigt, Delſen faſt unentbehrlich, von beiden mit den wichtigſten Arbeiten betraut, und bewährte ſich immer mehr als ein ungemein geſchickter und zuverläſſiger Mann. Altenſtein ward auch, weil er den Vorſchlag gemacht, die ihm unerſchwinglich erſcheinenden franzöſiſchen Geldforderungen durch Abtretung eines Theiles von Schleſien zu befriedigen, am 6. Juni 1810 entlaſſen, worauf der Staatskanzler Hardenberg die Oberleitung des Finanzminiſteriums ſelbſt übernahm. Stägemann mußte demſelben namentlich eine Ueberſicht von der Lage des Staatshaushaltes vorlegen und nahm gewöhnlich Rother zu dieſen Vorträgen mit, damit derſelbe die nöthigen Erläuterungen über die Details gebe. Hier wurde nun der Staatskanzler auf Rother aufmerkſam, erkannte ſeine eminente geſchäftliche Brauchbarkeit und nahm ihn als Rechnungsrath in ſein Bureau, wo ihm namentlich ſeit 1812 die wichtigſten Geſchäfte übertragen wurden und wo er ſich das ganze Vertrauen des Staatskanzlers erwarb, zu deſſen ergebenſten und bedeutſamſten Werkzeugen er gehörte.

So erhielt er, bevor über Preußens Stellung zu Frankreich in dem bevorſtehenden ruſſiſchen Feldzuge entſchieden war, mit Gneiſenau und Stägemann, den das tiefſte Geheimniß erfordernden und in der That gefährlichen Auftrag, in ſolchen Oderſtädten, die ſich zu dem Zwecke noch allenfalls eigneten, nachdem die Feſtungen von den Franzoſen beſetzt waren, Magazine anzulegen und Kriegsvorräthe anzuſammeln, die für den äußerſten Fall dienen ſollten, daß man genöthigt wäre, ſchon damals den letzten Verzweiflungskampf gegen Frankreich zu wagen. Dieſe Operation war bei dem Mistrauen der Franzoſen und ihrem Kundſchafterſyſtem ungemein ſchwierig, und drohte bei einer Entdeckung nicht blos den Beauftragten, ſondern auch dem Staatskanzler und wahrſcheinlich dem ganzen Staate Verderben. Die große Umſicht und Verſchwiegenheit der Beauftragten ließ es jedoch nicht zu einer Entdeckung kommen, und die Maßregel ſelbſt ergab ſich als überflüſſig, als die Allianz zwiſchen Preußen und Frankreich gegen Rußland zu Stande kam (24. Febr. 1812), welche Preußen wieder einige Sicherheitsfriſt vermittelte. Sowie dies entſchieden war, trafen ſich die drei Beauftragten zu Frankfurt a. d. O. in einem Wirthshaus und verbrannten daſelbſt die ſämmtlichen auf die Operation bezüglichen Actenſtücke.

Von Breslau aus, wohin Rother den Staatskanzler zu Anfang des Jahres 1813 begleitet hatte, wurde Rother in das ruſſiſche Hauptquartier nach Königsberg geſendet, wo er abermals mit geheimen, wichtigen Aufträgen betraut war, welche Umſicht, Feinheit und Discretion erforderten. Er ſollte unter der Hand für die Geldbedürfniſſe der Yorkſchen Truppen ſorgen, damit dieſe nicht von den Ruſſen abhängig wären. Er ſollte den Zuſtand und die Abſichten der Ruſſen zu erkunden ſuchen, denen gegenüber ein gewiſſes Mistrauen noch immer gerechtfertigt war. Er ſollte endlich mit Stein und

York in Verbindung treten und als Vermittler zwiſchen ihnen und dem Staatskanzler dienen. Stein war damals ſehr auf einen Plan verſeſſen, ein Papiergeld für das geſammte noch zu erobernde Deutſchland zu gründen, das als finanzielle Baſis zu dem Kriege gegen Napoleon dienen ſollte. Dem erfahrenen Finanzier Rother kam dieſer Gedanke allerdings ſehr bedenklich und unpraktiſch vor, was er auch keineswegs verſchwieg. Da jedoch Stein an ſolchen einmal erfaßten Lieblingsideen mit Zähigkeit feſtzuhalten pflegte und für den nüchternen Einwand der Unausführbarkeit wenig empfänglich war, ſo mußte ſich Rother dazu verſtehen, einen Plan zu Ausführung der ihm verhaßten Idee auszuarbeiten. Bald darauf wurde er jedoch nach Breslau zurückberufen, wo er an Hardenberg einen Miniſter hatte, der zwar Stein an Kraft und Reinheit des Charakters, an Adel und Schwung des Geiſtes weſentlich nachſtand, jedenfalls aber, bei ungleich größerer Milde des Weſens, die doch auch eine ſittliche Tugend iſt, ohne die leidenſchaftliche Hitze Stein's, die doch auch ein ſittliches Gebrechen iſt, die für einen Staatsmann ſehr erſprießliche Eigenſchaft beſaß, auf den Rath von Sachverſtändigen dankbar und fügſam zu hören. Rother wurde vornehmlich mit der Sorge für Beſchaffung der Kriegsmittel, ſoweit es ſich nicht um die Menſchen handelte, beauftragt, und es war dies unter den damaligen Umſtänden eine Aufgabe der ſchwierigſten Art. Die preußiſchen Kaſſen waren gänzlich erſchöpft; von Rußland war alles eher zu erlangen, als Geld, und zu einem Subſidienvertrag mit England war man noch nicht gediehen. Hardenberg ergriff daher die Stein'ſche Papiergeldidee begierig als einen Nothanker, ſah ſich jedoch bald wieder durch die Folgen des erſten Verſuchs [1]) genöthigt, dieſelbe weſentlich zu modificiren [2]), und ließ ſie, den Gegenvorſtellungen Stägemann's, Rother's, Scharnhorſt's und Kneſebeck's Gehör gebend, ſchließlich ſo gut wie ganz fallen. Man mußte ſich daher zu dem Syſteme der Requiſitionen und der freiwilligen oder gezwungenen Anleihen entſchließen. Bevor das aber in Gang kam und bevor ſonſtige Hülfsquellen ſich im Fortgang des Krieges eröffneten, war die Verlegenheit manchmal äußerſt groß und Rother hat in der That Unglaubliches geleiſtet.

Ein Beiſpiel ergibt ſich aus einem in viel ſpäterer Zeit (9. Febr. 1834) an Rother erlaſſenen Schreiben des Generals von dem Kneſebeck, worin es heißt: „Am Tage als der verſtorbene Scharnhorſt von Breslau zur Blücherſchen Armee abgegangen und mir die Leitung der höhern Militärangelegenheiten zugefallen war, überſchlug ich unſern Vorrath an Gewehren, Pulver und Munition und gerieth in die größte Beſorgniß, da ich ſah, daß ein gänzlicher Mangel daran vorhanden war und der Vorrath nicht hinreichte, um für die Truppen in freiem Felde eine zweite Chargirung zu beſchaffen, ohne den Beſtand der nächſten, ſelbſt nur dürftig verſehenen Feſtungen anzugreifen. Ich fuhr deshalb noch denſelben Abend, obgleich ſchon gegen 10 Uhr, zu dem Staatskanzler heraus, den ich an demſelben Tage ſchon über Mangel an Geldmitteln hatte klagen hören, und der zu der Zeit mit mehreren mir nicht anwendbar noch zweckmäßig erſcheinenden Mitteln und Ideen (als Creirung von Papiergeld, Verkauf der Kloſtergüter u. ſ. w.) beſchäftigt war, um dies Geldbedürfniß herbeizuſchaffen, und war ganz niedergeſchlagen, wie dies alles werden würde. Der Staatskanzler war nicht da; ich fragte, wer dieſe Geſchäfte zu beſorgen habe? Mehrere Bureaux waren ſchon geſchloſſen; Sie arbeiteten noch; man wies mich zu Ihnen, ich kannte Sie noch gar nicht und war ſehr zurückhaltend, rückte jedoch allmählich mit der Beſorgniß heraus, die auf meinem Herzen ruhte. Sie ſtutzten und zweifelten; da wies ich Ihnen unſern Beſtand, was wir hatten an Gewehren, Pulver und Munition, nach einer kurzen Notiz, die ich davon bei mir hatte, und öffnete mein Herz, wie ich nicht glaubte, daß es mit des Kanzlers Project, in jetziger Zeit Papiergeld zu ſchaffen, gehen würde, dennoch aber Pulver, Blei und Gewehre ganz unumgänglich nothwendig wären; wie ich aus dem Oeſterreichiſchen käme und daſelbſt welche lägen, aber Geld — Geld u. ſ. w.

---

[1]) Verordnung vom 19. Jan. 1813.
[2]) Verordnung vom 6. März 1813.

„Da ſagten Sie mir: «Ich habe ſchon daran gedacht, und morgen ſollen Maßregeln dazu genommen werden; verlaſſen Sie Sich auf mich.» Es war Mitternacht geworden und ich ging nach Hauſe. Wir brachen auf — und ich ſah Sie nicht wieder, als nach der Schlacht von Bautzen — mich dünkt, es war in Lauban oder Görlitz im Zimmer bei Graf Lottum. Wir hatten zwei Schlachten geſchlagen, wir waren fertig mit unſerm Pulver — ich fragte hin und her — niemand wußte Rath — da traten Sie auf und ſagten: «Ja, es iſt alles beſorgt — 4000 Ctr. ſind contrahirt, 2000 ſchon unterweges nach Neiße.» Man muß die Sorgen jener Zeit getragen haben, wie wir ſie trugen, um den Werth jener Worte fühlen, das Verdienſt ganz ſchätzen zu können, das Sie Sich hierdurch errungen haben. Ich hatte — um den Rückzug von Bautzen möglich zu machen — den damaligen Befehlshaber der ruſſiſchen Artillerie, General Jaſchewyl, die ſieben letzten Cartouchen verfeuern laſſen, unter Zuſage, ihm in Schweidnitz das Pulver zu erſtatten, und wußte noch nicht, wie ich mein Wort, das ich ihm gegeben, löſen würde, und habe es nur möglich gemacht durch jene Ihre Hülfe. Nie habe ich Ihnen daher ſelbige vergeſſen, und wenn auch viele Jahre ſeitdem vergangen, mit Freuden und dankbar des großen Verdienſtes, das Sie Sich dadurch um das Vaterland und die Sache errungen, die wir verfochten, erkenne ich dieſe Fürſorge noch zur Stunde mit der lebhafteſten Erkenntlichkeit.

„Möge Ihnen die Rückerinnerung daran in dem Cirkel der Ihrigen Freude gewähren, und wenn Sie ihnen erzählen, wie Sie in dem Chaos unſerer Finanzen und unſers Schuldenweſens ſeit 1817 Licht geſchaffen haben, ſo reihen Sie zu der Zahl dieſer Ihrer Dienſte dreiſt jene Pulverbeſchaffung 1813, die uns aus großer Noth und Verlegenheit riß.“

Rother war in der That, unter dem beſcheidenen Titel eines Rechnungsrathes, der wahre preußiſche Finanzminiſter, in einer Zeit, wo ein ſolcher die ſchwerſte Aufgabe zu löſen hatte: aus nichts Geld zu machen, und wo ebendeshalb niemand den Poſten ambirte. Der Geheime Staatsrath von Heydebreck, dem er angetragen worden, lehnte ihn, anſcheinend abgeſchreckt durch die leeren Kriegskaſſen und die allerdings ſehr ſpärlichen und dünnen Acten des Hauptquartiers, ab, und erſt im December 1813, wo ſich die Ausſichten denn doch ſo mächtig gelichtet hatten, ward in Graf Bülow ein Finanzminiſter gefunden. Rother blieb aber immer noch einflußreich in dieſem Verwaltungszweig, da der Staatskanzler ſich die Oberaufſicht vorbehalten hatte und Rother fortwährend bei demſelben im Hauptquartier blieb. Für die Verdienſte, die er ſich in ſo ſchwerer Zeit erworben und die für den Sieg nicht minder bedeutſam waren, als die Kriegsthaten, erhielt er, als wohlbegründete Anerkennung, das eiſerne Kreuz am weißen Bande.

Am 6. Mai 1815 wurde Rother zum geheimen Oberfinanzrath und Director des Centralbureaus im Finanzminiſterium ernannt, folgte aber auch jetzt noch dem Staatskanzler zum Wiener Congreß und ſpäter nach Paris. Hier ſoll er die Ausſöhnung zwiſchen Hardenberg und dem über den Gang der Friedensverhandlungen grollenden 1) Blücher vermittelt haben. Uebrigens war er damals bei den Verhandlungen über die Vertheilung der Kriegsentſchädigungen, als preußiſcher Specialbevollmächtigter, thätig und erwarb ſich dabei das beſondere Vertrauen des Herzogs von Wellington. Er war auch keineswegs blos ein gefügiges Werkzeug des Staatskanzlers, dem er vielmehr auch abweichende Anſichten, ſelbſt über Gegenſtände, die nicht in ſeinen unmittelbaren Wirkungskreis gehörten, mit Wärme und Offenheit darlegte. So ſoll er, auf die erſte Nachricht von der Möglichkeit einer Abtretung Oſtfrieslands, einen Brief an den Staatskanzler geſchrieben haben, in welchem er alle Gründe gegen dieſe Maßregel, wie ſie ſich aus preußiſchem Standpunkte darſtellten, mit Entſchiedenheit, Einſicht und Wärme entwickelt habe. Freilich vergeblich, da einmal damals England das entſcheidende Wort ſprach.

Der Staatskanzler wußte auch dieſen Freimuth zu ſchätzen, da er wohl erkannte, daß derſelbe nicht aus oppoſitioneller Richtung, ſondern eben aus der Aufrichtigkeit der Ergebenheit floß. Er behielt Rother, neben deſ-

---

1) Er grollte an ſich wol mit Recht, mag aber darin unrecht gehabt haben, wenn er annahm, die preußiſche Diplomatie, oder auch Preußen überhaupt, hätte die Sache ändern können.

ſen Stellung im Finanzminiſterium, auch fortdauernd in ſeinem eigenen Bureau beſchäftigt, und zog ihn bei vielen wichtigen Angelegenheiten, namentlich auch bei der Reorganiſation der Behörden, zu Rathe. Dieſe einflußreiche Gunſtſtellung fand freilich in jener Zeit, wo zumal Rother's Verdienſte doch nur den Wenigen, welche unmittelbar mit ihm in Geſchäftsverkehr geſtanden, bekannt ſein konnten, ihre Tadler. So ſchrieb der Oberpräſident Geheimerath Sack im Januar 1816 an Stein: „Aber als der Staatskanzler die ganze Organiſation des hieſigen Landes in die Hände des leichtſinnigen Herrn von B. und des R. gab, der ſonſt Bedienter in Warſchau, als Calculator einer Kammer recht gut, aber mit allgemeinen Verwaltungsbegriffen gar nicht bekannt, Präſidentenſtellen wie Botenſtellen vergibt, da ſah ich mein politiſches Ende ſchon vorher.“ [1]) Auch ergab ſich die Doppelſtellung Rother's, als Berather des oberaufſehenden Staatskanzlers und Untergebener des beaufſichtigten Finanzminiſters, auf die Dauer nicht haltbar, ward aber, da Rother dem Staatskanzler immer unentbehrlicher ward, in der Weiſe erledigt, daß Rother am 29. März 1817 aus dem Finanzminiſterium gänzlich ausſchied und ausſchließlich zu dem Staatskanzleramte überging, wohin eben damit die eigentliche Entſcheidung in allen Hauptfragen des Finanz-

---

1) Pertz, Leben des Miniſters Freiherrn von Stein, V, 43. Daß unter R. Rother zu verſtehen, iſt klar. Das von B. könnte auf den Grafen Bülow, kann aber auch auf von Berger gedeutet werden, indem es a. a. O. S. 16, in einer ähnlichen Jeremiade, heißt: „Alles geht nach Willkür und die Hauptdisponenten des Staatsvermögens ſind ein paar ſehr ſubaltern geweſene, nun den Staatskanzler und den Finanzminiſter allein leitende Calculatoren, Rother und von Berger, gegen welche die Verwaltungen ſelbſt mit ihren gegründetſten Vorſtellungen gar nicht zur Sprache kommen können.“

weſens kam. Rother arbeitete den erſten allgemeinen Finanzetat, der ſeit 1806 zu Stande gebracht worden, aus, und da derſelbe, von einer beſondern Commiſſion berathen, weſentlich gegen die Anſichten des Grafen Bülow feſtgeſtellt war, vom Könige aber (3. Nov. 1817) genehmigt wurde, da ferner gleichzeitig die Bank und das Bergbauweſen von dem Finanzminiſterium abgetrennt, auch ein beſonderes Schatzminiſterium, eine Generalcontrole und eine Staatsbuchhalterei errichtet wurden, ſo gab Graf Bülow am 2. Dec. 1817 das Portefeuille der Finanzen ab und zog ſich auf das Miniſterium für Handel, Gewerbe und Bauweſen zurück. Rother wurde zum wirklichen Geheimen Oberfinanzrath und Director in dem Schatzminiſterium ernannt, welches anfangs der Staatskanzler ſelbſt, am 11. März 1819 aber der Graf von Lottum übernahm, und erhielt zugleich die Direction der Seehandlung und des Staatscreditweſens, in welcher letztern Eigenſchaft er 1818 eine Anleihe im Auslande abſchloß. Rother war auch ſchon 30. März 1817 einer beſondern Commiſſion des Staatsraths zugetheilt worden, zu welcher Männer wie Frieſe, Maaßen, Hoffmann gehörten, und welche eine neue Steuerverfaſſung entwerfen ſollte. Aus den Berathungen dieſer Commiſſion und des Staatsraths gingen denn auch die hochwichtigen Geſetze hervor, auf welchen im weſentlichen noch heute das preußiſche Abgabenſyſtem beruht. Die von dem Staatskanzleiamt allein vorbereiteten Verordnungen über das Staatsſchuldenweſen, über die Reorganiſation der Seehandlung, über die Aufhebung der kurmärkiſchen Landſchaft ſind ganz von Rother entworfen und von ihm dem Staatskanzler allein vorgelegt worden, der die königliche Sanction dafür erwirkte. Die Abgabengeſetze jedoch, ſoweit ſie noch nicht im Staatsrathe berathen worden, mußten, nach dem Willen des Königs, der Prüfung dieſer hohen Behörde, in welcher ſich in der That die höchſte ſtaatliche Intelligenz des preußiſchen Volkes vertreten fand, unterworfen werden.

Am 17. Jan. 1820 wurde Rother zum Präſidenten der Hauptverwaltung der Staatsſchulden und zum Chef der von nun an als ein ſelbſtändiges Inſtitut beſtehenden Seehandlung ernannt. Immer noch blieb er dabei der beſondere Vertraute und Rathgeber des Staatskanzlers, von dem er noch 1822 in Italien Aufträge in Betreff der Umgeſtaltung und anderweiten Beſetzung der oberſten Verwaltungsſtellen erhielt, mit denen er dem Staatskanzler nach Berlin vorauseilen und durch welche die Durchführung der innern Politik des Staatskanzlers geſichert werden ſollte. Indeß kaum war Rother in Berlin angekommen, als auch die Nachricht nacheilte, daß der Staatskanzler in Genua geſtorben ſei (26. Nov. 1822). Rother mußte nun ſeine Aufträge in die Hände des Königs zurückgeben, und da in der nächſten Zeit Einflüſſe Solcher, die mit der Politik des Staatskanzlers nicht einverſtanden geweſen waren, zur Geltung kamen, ſo ſoll Rother eine Zeit lang ſelbſt für ſeine perſönliche Sicherheit beſorgt geweſen ſein. Indeß theils war die Schärfe des Syſtemwechſels nicht von Dauer und wurde vielmehr bald wieder in die frühere Bahn eingelenkt, theils mochte ſich jeder leitende Staatsmann überzeugen, von welch eminenter Brauchbarkeit Rother jedenfalls für ſeine beſondere Sphäre und wie hochwichtig dieſe für Preußen ſei.

Wir möchten es dabei eher als einen günſtigen Umſtand für Rother betrachten, daß er ſeit dem Tode des Staatskanzlers dem ſchlüpfrigen Boden der Politik im engern Sinne des Wortes ferner gerückt und auf denjenigen Wirkungskreis beſchränkt ward, für den er ſo vorwiegenden Beruf hatte: die Ordnung des Staatscreditweſens und die Leitung der Seehandlung. Es liegt dem Kreiſe unſers Werkes zu fern, ihn in dieſer ſeiner ruhigen, aber erſprießlichen Thätigkeit ſpecieller zu begleiten. Unverkennbar ſind ſeine Verdienſte um die Hebung des preußiſchen Staatscredits, wenn ihm auch dabei die Zeitumſtände, die lange Dauer des Friedens und der innern Ruhe, der Zollverein und das Steigen des allgemeinen Wohlſtandes zu Hülfe kamen. Die Seehandlung hat in ihrer ganzen Idee ihre Gegner gehabt, und dürfte jedenfalls dem Standpunkte der Wirthſchaftspolitik Friedrich's II. verwandter ſein, als den herrſchenden Anſichten der Neuzeit. Auf dem Standpunkte jedoch, dem das Inſtitut angehört, hätte es ſchwerlich einen umſichtigern Leiter finden können, als Rother, und hat daſſelbe jedenfalls unter ſeiner Verwaltung gute Geſchäfte gemacht.

Innerhalb der ihm angewieſenen Sphäre wurde übrigens der Wirkungskreis Rother's noch weſentlich erweitert. So wurden ihm (28. April 1834), als v. Brenn das Miniſterium des Innern für die Gewerbeangelegenheiten übernahm, die Chauſſeebauſachen überwieſen, und dieſen noch, als Graf Alvensleben Finanzminiſter ward, die Handels-, Fabrik- und Bauangelegenheiten beigefügt. Doch trat er nach zwei Jahren (7. April 1837) dieſe ganze Branche, mit Einſchluß des Chauſſee- und Eiſenbahnweſens, an das Finanzminiſterium ab, nachdem er am 24. Oct. 1836 zum Staatsminiſter und am 13. Febr. 1837, nach dem Tode des Geheimen Oberregierungsraths Frieſe († 4. Jan. 1837), zum Chef der königlichen Bank ernannt worden war. Schon vorher 8. Juni 1835) war er an die Spitze des von ihm entworfenen Creditinſtituts für die ſchleſiſchen Gutsbeſitzer getreten, das er, in umſichtigem Zuſammenwirken mit der Seehandlung, gedeihlich zu entwickeln wußte, wie er auch für die ſichere und erweiterte Wirkſamkeit der Bank gar Weſentliches geleiſtet hat. Vorſchläge für noch weitere Ausbildung des letztern Inſtituts, die er vollſtändig ausgearbeitet hatte, kamen über den Stürmen der Revolution von 1848 nicht zur Berathung.

Am 14. Nov. 1847 hatte er ſein 50jähriges Dienſtjubiläum gefeiert und bei dieſer Gelegenheit von dem Könige den Schwarzen Adlerorden, von der Stadt Berlin das Ehrenbürgerrecht empfangen.[1] Nach den Märztagen 1848 zog er ſich jedoch aus dem Staatsdienſte zurück und gedachte, den Abend ſeines Lebens auf ſeinem Gute Rogau bei Parchwitz in Niederſchleſien zu beſchließen. Daß die Zerrüttung ſeiner Geſundheit nicht blos ein Vorwand zu Verſchleierung eines durch die äußern Verhältniſſe gebotenen Rücktritts geweſen, bewies ſein ſchon am 7. Nov. 1849, nach langen Leiden, zu Rogau erfolgter Tod. Seine irdiſche Hülle ruht in der Kirche zu Koitz, auf dem Gute ſeines Sohnes, neben dem Grabe ſeiner erſten Gattin. Er hatte ſich 1830, in zweiter Ehe, mit einer Tochter ſeines älteſten Freundes Eckard vermählt. Dieſe zweite Ehe war kinderlos. Aus erſter hatte er einen Sohn, welcher Gutsbeſitzer und königl. Amtsrath iſt und aus deſſen Ehe der Verewigte noch zwei Enkelſöhne umarmen konnte.

Daß er für das vielfache Glück, das ihm durch lange Jahre zur Seite geſtanden, dankbar war und überhaupt ein fühlendes Herz bewahrte, bewies er, als er 1825 zu Berlin den erſten Verein für Erziehung ſittlich verwahrloſter Kinder und die von demſelben abhängigen Anſtalten gründete. Dann durch das 1840 begonnene Rotherſtift zu Berlin, welches, aus den Beträgen nicht eingelöſter, verfallener Seehandlungsprämienſcheine, ein ſchönes Gebäude errichtet hat, in welchem über 40 unverſorgte Töchter unbemittelt verſtorbener treuer Staatsbeamten Unterkommen finden, während über 60 andere derſelben Kategorie angehörige Geldunterſtützungen daraus beziehen. Den Namen führt daſſelbe nach königlicher Beſtimmung. Die Collatur ſteht der Familie Rother zu. Das Inſtitut ſteht unter dem beſondern Schutz der Königin.

---

[1] Wann er in den Adelſtand erhoben worden, was allerdings geſchehen iſt, darüber iſt uns nichts bekannt. — König Friedrich Wilhelm III., der ihn ungemein hochſchätzte, benannte einen Berg bei Erdmannsdorf nach ihm Rothersberg.

VII. Die Manharter im Brixenthale.

Zwiſchen den Dörfern Wörgl und Kirchbühel, unter den Ruinen der romantiſchen Itterburg, mündet das Brixenthal in das Unterinnthal aus. Der Eingang iſt eng und düſter, aber bald erweitert ſich das Thal, an deſſen Oſtſeite die hohe Salve, bis auf den Penningberg von einer Wallfahrtkapelle gekrönten Gipfel mit ewigem Grün bedeckt, ſchützend emporragt, während ſich gegenüber der ſonnige Penningberg ausbreitet. Das Thal zieht ſich anderthalb Stunden gegen Süden, dann vier Stunden gegen Südoſten fort, welche letztere Strecke zu zwei Drittheilen dieſſeit, zu einem Drittheil jenſeit eines Erdrückens liegt, auf welchem die Brixener Ache entſpringt, während die Reinthaler Ache, jenſeit des Erdrückens, aus dem Spertenthale hervorſtürzt, das Thal durchſchneidet und gegen Nordoſten fortſtrömt. Dem erſten Theile des Thales gehört der Marktflecken Hopfgarten, dem zweiten Weſtendorf und weiterhin das Pfarrdorf Brixen, dem dritten das Dorf Kirchberg an. Windau bildet ein freundliches Seitenthal, und das Ganze trägt den Charakter einer ſtillen, milden, mehr eine lyriſch-elegiſche, als eine heroiſch-romantiſche Stimmung aufregenden Gebirgsgegend. Demgemäß ſoll auch der Charakter der Bewohner etwas Weiches, Zartes, Inniges haben, das ſich vornehmlich in tief religiöſem Sinne ausſpricht, der ſich mit züchtiger Reinheit des ſittlichen Lebens und feſter Anhänglichkeit an die Weiſe der Väter verband, aber nicht ohne Anlage zu ernſt brütender Myſtik, ſelbſtquäleriſcher Aſcetik und ſonſtiger Schwärmerei war.

Das Brixenthal iſt zuerſt als ein Beſitzthum des Erzſtiftes Salzburg bekannt worden, an welches es auch, nachdem es ſeit 902 theilweiſe und 1286 ganz an das Domcapitel zu Regensburg verkauft worden war, 1380 durch Rückkauf zurückkehrte und dann, als ein beſonderes Pfleggericht, bei demſelben verblieb. Es theilte natürlich die zahlreichen kirchlichen Veranſtaltungen des Erzſtifts: den Reichthum frommer Stiftungen, die Wallfahrtsorte und Pilgerfahrten, die immer erneuten Andachtsübungen, Proceſſionen, Faſttage und die ſtrenge, wenn auch einſeitige Sittenpolizei. Das Schulweſen blieb, auch wenn ſich einzelne Erzbiſchöfe deſſelben mit Eifer annahmen, doch, infolge der Unempfänglichkeit des Volkes dafür, vernachläſſigt. Die proteſtantiſche Bewegung ließ das Thal nicht unberührt, ſofern ſie ihm Einfälle aufgeregter Nachbarn zuzog, fand jedoch keinen Anklang, ſondern ſchloß vielmehr die Bewohner des Thales nur noch inniger an die Kirche.

Infolge des Luneviller Friedens legte der Erzbiſchof Graf Hieronymus Colloredo am 11. Febr. 1803 die Regierung nieder und das Erzbisthum bildete, mit andern geiſtlichen Beſitzthümern, ein Kurfürſtenthum für den zeitherigen Großherzog von Toscana, Erzherzog Ferdinand, der es aber ſchon 1806 mit Würzburg vertauſchte, worauf Salzburg (1. März 1806) an Oeſterreich kam, mit dem es ſchon längſt in inniger Verbindung geſtanden hatte, und dem die Bevölkerung wahlverwandt und anhänglich war. So nahmen denn auch die Brixenthaler, die ſchon längſt einen angeblich 1648 bei Kitzbühel gegen ſchwediſche Reiterei erfochtenen Sieg durch ein Siegesdenkmal und einen alljährlich ſtattfindenden berittenen Feſtzug feierten, an dem Heldenkampfe der Tiroler von 1809 freudigen Antheil. Schon ſeit dem Juli 1808 war die Miliz des Thales durch einen Bauer Hinersbüchler, der im k. k. Heere gedient hatte, eingeübt worden und ſchloß ſich im März 1809 den öſterreichiſchen Streitkräften, ſowie im April dem Aufſtande der Tiroler an. Von ſeiner gegen 6500 Köpfe zählenden Bevölkerung ſtellte das Thal 600 Landſtürmer. Als nach der zweiten Befreiung Tirols im Mai Andreas Hofer einen Aufruf zur patriotiſchen Mitwirkung an die Salzburger erließ, mahnte jedoch die Geiſtlichkeit zur Vorſicht, und die Brixenthaler ſchickten zunächſt den Gemeindevorſteher Sebaſtian Mangl zu Weſtendorf, der von ſeinem Hofe Untermanhart insgemein Manhart genannt wurde, in das Pinzgau, um die dortige Stimmung zu erkunden. Bevor er aber noch zurückgekehrt war, erhoben ſich die Brixenthaler von ſelbſt und beſetzten die Grenzpoſten. Bei dieſer Bewegung that ſich, neben andern, auch Thomas Mair, Lederer zu Hopfgarten, hervor.

Während dieſer Bewegung und während des Jubels, mit dem man die Nachricht von der Schlacht bei Aspern begrüßte, wurde den Behörden eine Verpflichtungsformel zu Gunſten des franzöſiſchen Kaiſers vorgelegt, wonach ſie auf ihre Ehre ſchwören ſollten, in der Verwaltung für den Kaiſer der Franzoſen ꝛc. mit dem nämlichen Eifer, der nämlichen Anhänglichkeit und Treue fortzufahren, mit denen ſie ihre Amtsgeſchäfte für den Kaiſer von Oeſterreich vor der franzöſiſchen Beſitznahme verrichtet hätten. Man ſieht, es war nur eine interimiſtiſche Verpflichtung, wie ſie gemeiniglich ſtattfindet, wenn ein feindliches Heer ein Land auf längere Zeit beſetzt hält, und in den Rechten, welche das europäiſche Völkerrecht den Kriegsherren im Kriege zuſchreibt, wohlbegründet iſt. Der Kriegsherr tritt überall da, wo ſeine Macht die Oberhand hat und ſolange dies andauert, factiſch in den Beſitz der höchſten Gewalt, und es iſt eine ſchonende Rückſicht, wenn er die Landesbehörden zu Organen ſeiner Verwaltung wählt. Sie haben die Wahl, ob ſie dies ſein, oder ob ſie alles in fremde Hände fallen laſſen wollen, und wenn ſie das erſtere vorziehen, ſo iſt es nicht unbillig, wenn ihnen eine Verpflichtung zu treuer Verwaltung angeſonnen wird. Demgemäß wurde die Formel auch damals unterſchrieben, und zwar geſchah dies auch von der Geiſtlichkeit des Brixenthales, nachdem der Pfarrer und Dekan zu Brixen, Wolfgang Hechenberger, mit dem Beiſpiel vorangegangen war.

Eine Ausnahme fand hier gleichwol ſtatt, und zwar bildete dieſe der Proviſor der Curatpfründe zu Aſchau im Spertenthale. Dieſer hatte zwar auch ſchon unterſchrieben, ſtrich aber ſeinen Namen wieder aus. Hagleitner ſtammte aus Bockern, einem zwiſchen Brixen und Kirchberg gelegenen Weiler, und war zuerſt als Coadjutor zu Hopfgarten angeſtellt worden, wo er mehrfach in Streit mit Beamten und Geiſtlichen kam, indeß bei der Gemeinde, dem Dekan und dem Vicar ſehr gut ſtand. Der letztere ließ ſich noch auf dem Sterbebette verſprechen, daß ſein Coadjutor zum Verweſer des Vicariats vorgeſchlagen werden ſolle. Das Conſiſtorium ging aber nicht auf dieſen Vorſchlag ein, ſondern verſetzte Hagleitner nach Aſchau, und es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß dieſes Verfahren weſentlich zu ſeiner Verbitterung und Aufregung beigetragen.

Jedenfalls war er in bewegteſter Stimmung, als, unmittelbar nach jenem Schritt, der ſchon genannte Thomas Mair, Schützenhauptmann, vor der Pfarrwohnung vom Pferde ſtieg und ihm die Aufforderung brachte, den im Kufſteiner Walde ſtehenden Schützen zu predigen. Mair erfuhr erſt hier von der Verpflichtungsformel, gerieth in die äußerſte Wuth über die Unterzeichnung derſelben, erklärte alle Geiſtliche, die ſich dazu verſtanden, für Verräther, die man erſchießen müſſe, und riß den Hagleitner mit ſich fort in ein von da an auf lange Zeit unſtetes und wechſelvolles Leben. Mit einem Vorgefühl des Nichtwiederkehrens packte Hagleitner Papiere und Kleider zuſammen und ließ ſich aufs Pferd heben, ſeinem zu Fuß voraneilenden Freunde folgend. Doch ſtellte er ſich in Brixen dem Dekan vor, der, ſonſt ſein Gönner, ihn jetzt in ungnädiger Stimmung empfing, auf Unterzeichnung der Formel drang und ihn endlich, zu weiterer Ueberlegung, einſchloß. Da aber ſammelte ſich ein drohender Schützenhaufe vor dem Pfarrhofe, und der Dekan fand für gut, den Gefangenen zu entlaſſen, der nun, von den jubelnden Schützen im Triumph in den Wald geleitet, von den dort Verſammelten mit höchſter Begeiſterung empfangen ward, zu denen er jetzt in voller Glut der Aufregung predigte und den ſchwebenden Kampf als einen Religionskrieg darſtellte. Der Ingrimm über die Geiſtlichen, welche die Formel unterzeichnet, ſtieg dabei immer höher, zumal man erfuhr, daß die Dekane zu Zell und Fügen im Zillerthale die Unterſchrift verweigert hatten. Hagleitner dagegen ward von dem von Oeſterreich nach Tirol entſendeten k. k. Unterintendanten von Roſchmann höchlichſt belobt und, auf Bitten der brixenthaler Schützen, zu deren Feldkaplan ernannt.

Nach Abſchluß des Waffenſtillſtandes von Znaim, der bekanntlich die Räumung Tirols durch die Oeſterreicher bedingte, die weitere Beſetzung deſſelben aber, wol als ſelbſtverſtändlich, mit Stillſchweigen überging, gelang es den zur Ruhe mahnenden Geiſtlichen anfangs, den Widerſtand gegen das Einrücken der Franzoſen und Baiern zu verhüten. Hagleitner war wieder auf ſeiner Pfründe erſchienen, ſogleich aber durch einen Nachfolger verdrängt und von oben aus angewieſen worden, das Erzſtift zu verlaſſen, worauf er ſich den kleinen Scharen Exaltirter anſchloß, die im Gebirge umherirrten und nur von Zeit zu Zeit im Thale erſchienen, die Stimmungen der Sinnesgenoſſen zu unterhalten. Als aber Hofer Tirol zu einem Aufſtand vermocht und im Auguſt ſeine Siege über Lefebvre erfochten hatte, erhoben ſich auch die Brixenthaler mit um ſo größerm Eifer, als Speckbacher und Haspinger dem ſalzburgiſchen Gebirgslande den Anſchluß an Tirol als Preis der tapfern Mitwirkung in Ausſicht ſtellten. Sich deſſen zu verſichern, gingen Hagleitner, Manhart und Mair als Deputation nach Innsbruck, wo Hofer ſie mit Freuden empfing, die erwähnten Zuſagen beſtätigte und das Thal für vom Augenblick an tiroliſch erklärte. Den Hagleitner ernannte er zum Vicariatsproviſor in Hopfgarten, wo auch niemand ſeinen Amtsantritt zu hindern wagte. An die Spitze des Thales trat Georg Angerer, der ſchon vorher ſein Führer geweſen war und dafür auf Kufſtein geſchmachtet hatte. Er, Manhart und Joſeph Ehrharter erwirkten auch die, mit Vorbehalt der kaiſerlichen Genehmigung ausgeſtellte Einverleibungsurkunde vom 12. Sept. 1809. Die brixener Compagnie, von Hinersbüchler geführt, zeichnete ſich auch bei den folgenden Kämpfen rühmlichſt aus, bis das verſtärkte Andringen feindlicher Uebermacht und der abgeſchloſſene Friede im October dem Aufſtande ein trauriges Ende machten.

Hagleitner verſchwand am 19. Oct. aus Hopfgarten. Auch Manhart benutzte die von dem König von Baiern ertheilte Amneſtie nicht, weigerte ſich, dem bairiſchen Landgerichte das Kirchenvermögen auszuliefern, und hielt ſich in ſicherm Verſtecke. Bei Hofer's letztem Auftreten im November kamen beide zum Vorſchein, mußten aber bald wieder die Verborgenheit aufſuchen. Manhart hielt ſich, bald in einer Höhle der Hochalpen, bald in Sennhütten und den Höfen zuverläſſiger Freunde, unentdeckt, während in ſeinem eigenen Hofe Executionsmannſchaften lagen und ſein Anweſen gerichtlich abgeſchätzt ward. Hagleitner lag erſt im Eingang des Spertenthales verborgen, floh dann, als die Baiern ſeine Spur entdeckten, in das Innere des Thales und flehte, im Schneegeſtöber der Mitternacht, ſeinen Nachfolger zu Aſchau um Obdach und Nahrung an. Er erhielt beides, ward aber in derſelben Nacht von den das Haus umzingelnden Soldaten gefangen, mit gebundenen Händen nach Kirchberg und Hopfgarten geführt, hier von dem Landgerichte vernommen und dann nach Kufſtein abgeliefert. Hier einer umfaſſenden Unterſuchung unterworfen, beharrte er dabei, die Unterzeichnung jener Formel für Pflichtverletzung und Hochverrath zu erklären, erſchien ſeinen Richtern mehr und mehr als Schwärmer, und wurde nach einigen Monaten an das geiſtliche Correctionshaus zu Salzburg abgegeben. Dort ſcheint er weiſe und mild behandelt worden zu ſein, bewies ſich demzufolge ſanftmüthig und ergeben und erwarb ſich durch frommes Bezeigen die Gewogenheit des Vorſtehers, dadurch aber, nach etwas über Jahresfriſt, nicht blos Freilaſſung, ſondern auch Wiederanſtellung, indem er zum Coadjutor in Werfen ernannt wurde. Hier aber hielt er nicht lange aus. Es war ihm unerträglich, der bairiſchen Staatshoheit unterthan zu ſein, die von ihm Verurtheilten als Vorgeſetzte anerkennen zu ſollen, und ſo flüchtete er, bei dem Beſuche eines Kriegsgenoſſen zu Kitzbühel, mit dieſem (1811) über die öſterreichiſche Grenze. In Wien fand er nicht blos bei den tiroler Emigranten die freundlichſte Aufnahme, ſondern ward auch den höchſten Perſonen vorgeſtellt, hatte mit dem Kaiſer eine lange vertraute Unterredung, und wurde einſtweilen Cooperator in Wieneriſch-Neuſtadt, welche Function er zu allſeitiger Zufriedenheit verſah.

Aus dieſem ſichern Hafen nun blieb er fortwährend mit den Freunden im Brixenthal in Verbindung. Unter anderm theilte er ihnen die Bannbulle Papſt Pius' VII. gegen den Kaiſer Napoleon I., deſſen Anhänger, Mitwirker und Rathgeber, mit, indem er ihnen dieſelbe dahin auslegte, daß alle, welche Napoleon den Eid der Treue geleiſtet hätten, ſowie alle, welche Anhänger des Königs von Baiern ſeien, excommunicirt und daher außer dem kirchlichen Verbande wären. Die beſonders durch Thomas Mair bewirkte Verbreitung dieſer Anſicht erweckte düſtere Zweifel in dem Herzen vieler Brixenthaler, welche an der Gültigkeit der kirchlichen Verrichtungen ihrer vermeintlich excommunicirten Geiſtlichen zu zweifeln und, als Unterthanen eines angeblich excommunicirten Monarchen, ſelbſt dem Banne zu verfallen, zu fürchten anfingen. Eine Unvorſichtigkeit — denn für etwas Schlimmeres wollen wir es nicht halten — des Dekan Hechenberger vermehrte dabei die Misſtimmung gegen die Geiſtlichen. Das Thal war, wie andere aufſtändiſch geweſene Bezirke, entwaffnet und der Beſitz verheimlichter Waffen ſtreng verpönt worden. Deſſenungeachtet hatten viele Landleute ihre geliebten Stutzen zurückbehalten und ſicher verborgen. Nach mehrjähriger Ruhe lud nun einmal der Dekan Hechenberger von der Kanzel aus ſeine Zuhörer ein, bei der bevorſtehenden Fronleichnamsproceſſion mit ihren Stutzen zu paradiren. Zwar ward ihm vorgeſtellt, daß dies leicht den Verluſt der Stutzen, wo nicht ſtrengere Strafe, nach ſich ziehen könne. Er meinte aber, bei der bewieſenen friedlichen Geſinnung der Thalbewohner und der eingetretenen milderen Handhabung der betreffenden Maßregeln werde das Landgericht keine Notiz nehmen und gewiß nichts dagegen haben, wenn das Feſt in altgewohnter Weiſe begangen werde. Was man wünſcht, glaubt man gern, und ſo zogen die Bauern jubelnd die lange verborgenen Stutzen aus ihren Verſtecken hervor, putzten ſie blank und ſtolzirten bei der Proceſſion mit den lange entbehrten Gewehren, wobei denn alles des Lobes des Dekans voll war. Aber wie änderte ſich die Stimmung, als am folgenden Tage alle Schützen, die an dem Zuge theilgenommen, vor das Landgericht geladen wurden, und froh ſein mußten, mit einem ſcharfen Verweiſe und dem Verluſt ihrer ſo lange bewahrten Stutzen wegzukommen. Der Dekan mag nur darin einen Fehler begangen haben, daß er ſich nicht vorher der Connivenz des Landgerichts verſichert hatte. Verzeihlich aber war es, wenn das Volk vielmehr glaubte, er habe als deſſen Werkzeug gehandelt und die heilige Stelle gemisbraucht, um ſeine Gemeinde dem Feinde zu verrathen und zu verkaufen.

Als Oeſterreich den Krieg gegen Frankreich erklärt hatte (10. Aug. 1813) und General Hiller mit 50000 Mann aus Steiermark gegen Italien rückte, ſchloſſen ſich viele tiroler Emigranten ſeinem Heere an. Auch Hagleitner, ungeachtet er durch erfolgreiches Beſtehen der Concursprüfung Anwartſchaft auf eine gute Pfründe erhalten hatte, begleitete ſeine Landsleute als Feldkaplan und bewies ſich dabei ſo, daß er die beifällige Aufmerkſamkeit der Obern auf ſich zog. Von Trient aus, wo er längere Zeit ſtand, ſendete er Grüße in das Brixenthal, die von Schmähungen und Drohungen gegen den dortigen Klerus begleitet waren. Bereits mußte dieſer auch an Ort und Stelle in Blick und Rede mancherlei Spott und Trotz hinnehmen. Obwol noch bairiſche Soldaten in Manhart's Hofe lagen, brachte Thomas Mair doch einen öſterreichiſchen Adler darin an, und Manhart ſelbſt wagte ſich in ſein eigenes, von den Soldaten beſetztes Haus, wo er ſich im Heuſtock ein Verſteck bereitete. Da beging Mair die Unvorſichtigkeit, einen in ſeinem und Manhart's Namen geſchriebenen Brief der Poſt zu übergeben, worauf er am zweiten Tage darauf vor das Landgericht beſchieden ward und im Verhöre erfuhr, daß ſein Brief in den Händen der Behörde ſei. Es gelang ihm jedoch, während einer Pauſe des Verhörs zu entfliehen und glücklich die Wildſchönau zu erreichen, wo er ſich in der Heuſcheune eines Freundes verbarg. Mit Manhart pilgerte er darauf nach Trient, wo ſie Hagleitner trafen und von ihm dem Kriegscommiſſär von Roſchmann vorgeſtellt wurden, dem ſie ihre Beſchwerden vortrugen und der ihnen die beſten Hoffnungen machte. Die günſtigen Nachrichten, die ſie hier einſammelten, verbreiteten ſie bei der Rückkehr unter den Thalbewohnern, blieben aber ſelbſt in einer Alpenhütte verborgen, wo ſie ſich mit Leſen der Heiligen Schrift und einer Legende, mit Gebet und Geſpräch, und mit Abfaſſen von Briefen und Flugſchriften beſchäftigten, und dabei wol die aufgeregte und ſchwärmeriſche Stimmung genährt haben mögen, die ſie ferner bezeichnete.

Der Gang der Kriegs- und Welthändel überhob ſie zwar bald der Nothwendigkeit des Verborgenhaltens, führte aber zunächſt einen Zuſtand der Ungewißheit und Unſicherheit für das Brixenthal mit ſich. Tirol war wieder öſterreichiſch; das Salzburgiſche und mit ihm das Brixenthal blieb zur Zeit noch bairiſch, während die Bewohner etwas anderes wünſchten und hofften. Während dieſes Proviſoriums wurden diejenigen Parcellen Tirols, welche in geiſtlicher Beziehung zum Erzſtift Salzburg gehörten, einſtweilig dem Bisthum Brixen zugewieſen, und mit einem Decret des Fürſtbiſchofs von Brixen ausgerüſtet, erſchien Hagleitner, der ſich natürlich nicht in das bairiſche Gebiet wagte, am 1. Nov. 1814 in dem am Eingange des Brixenthales liegenden Wörgl und ſtellte ſich als Proviſor des daſigen Vicariats vor, wobei er, auf kaiſerliche Zuſage ſich berufend, für das Weitere das Vicariat ſelbſt in Anſpruch nahm. Er gewann einen großen Zulauf und Beifall, bewährte auch einen überaus regen, feurigen Eifer, eine raſtloſe, vielgeſchäftige Thätigkeit, daneben aber auch mancherlei Eigenmacht, Einmiſchung und Haſchen nach Volksgunſt. So erklärte er ſich gegen die der mannbaren Jugend verhaßte Wiederholungsſchule an Sonn- und Feiertagen, bekümmerte ſich um die, bei dem Volke gleichfalls unbeliebte Werkeltagsſchule gar nicht und dispenſirte leicht von deren Beſuche, ſprach ſich gegen die wider das Wetterläuten erlaſſene Verordnung aus, ungeachtet er die Gründe derſelben ſpäterhin ſelbſt ſehr wohl darlegte, führte dagegen die kirchliche Feier abgeſchaffter Feſte wieder ein, vertheidigte die Feierabende und brachte abgeſtellte Bittgänge, Proceſſionen und Andachtsübungen wieder in Gang. Mit dem Brixenthal blieb er in ſteter Verbindung, ungeachtet ſelbſt Roſchmann, bei dem er ſonſt in Gunſt und Einfluß ſtand und der jetzt als Oberlandescommiſſär in Tirol fungirte, ihm die Beunruhigung dieſer Gegend ausdrücklich verboten hatte. Er reiſte ſogar an der Spitze einer Deputation des Thales nach Wien und trug dem Kaiſer, auf Grund der von Hofer ertheilten Zuſage, die Bitte um Einverleibung des Brixenthales in Tirol vor, worauf der Kaiſer gnädig antwortete und das Mögliche zu thun verſprach. Hauptſächlich wirkte er auch ferner gegen die brixenthaler Geiſtlichkeit, und verbreitete durch Manhart und Mair, die ihn häufig beſuchten, die Meinung, daß die geiſtlichen Handlungen des brixenthaler Klerus ungültig und nichtig ſeien. Sein Coadjutor Schweighofer bezeugte, daß Hagleitner in ſeiner Gegenwart behauptet habe, der Dekan Hechenberger ſei durch die Unterzeichnung des Napoleoniſchen Eides ipso facto der Excommunication verfallen. Dieſe Ausſtreuungen wirkten denn auch. Die Kirchen wurden nicht mehr beſucht, die Geiſtlichen verſpottet und geſchmäht; dem Vicar zu Hopfgarten wurden junge Obſtbäumchen ausgeriſſen und ſein Pferd auf der Weide verſtümmelt. Endlich verweigerte Manhart zu Oſtern 1815, für ſich und ſein Haus, ausdrücklich, bei dem Vicar zu Weſtendorf zu beichten und zu communiciren, da ja im ganzen Thale kein gültiger Geiſtlicher ſei.

Nun trug der Dekan Hechenberger, in einer an das Conſiſtorium zu Salzburg entſendeten Klagſchrift vom 12. Mai 1815, auf eine Unterſuchung gegen Hagleitner, als den Verführer des leichtgläubigen Volkes, an, und infolge davon richtete das ſalzburgiſche Ordinariat an das zu Brixen und das königl. bairiſche Generalcommiſſariat an das k. k. Gubernium zu Innsbruck eine Beſchwerdeſchrift gegen Hagleitner, während am 29. Mai auch ſein Coadjutor Schweighofer die Vergehungen Hagleitner's gegen kirchliche und politiſche Vorſchriften bei dem Gubernium anzeigte. Bevor es noch zu einer Unterſuchung gekommen war, trat noch ein Zwiſchenfall ein. Mitbewerber um das Vicariat zu Wörgl war Peter Reiſerer, Vicar von Schwoich, um den die Gemeinde früher ſelbſt gebeten und der, als ehemaliger Conventual des aufgehobenen Stiftes Chiemſee, auch einen Billigkeitsanſpruch auf dieſe ehemalige Kloſterpfründe hatte. Demgemäß entſchied das Conſiſtorium für ihn und der Kaiſer beſtätigte das. Hagleitner aber ſtellte der Gemeinde dieſen Vorgang als eine Kabale ſeiner Feinde dar, und dies hatte die Folge, daß Reiſerer mit allen Zeichen der Unzufriedenheit und Feindſeligkeit empfangen ward, und bald ſelbſt um Entlaſſung einkam. Auch der Dekan Wörle, der ſich (25. Juni) nach Wörgl begab, konnte bei der Gemeinde nichts ausrichten, beſtimmte aber Hagleitner doch, ſich ſelbſt zurückzuziehen und zur Unterſuchung zu ſtellen. Der Kreishauptmann von Menſi zu Schwaz, ein geborner Wiener und feuriger Anhänger Oeſterreichs, nahm ihn freundlich auf und wies ihn einſtweilen in das Franciscanerkloſter, wo er ſich wieder ergeben, fromm und anſtändig bezeigte.

Die Unterſuchung wurde durch den Dekan Georg Ruf zu Kolſaß geführt. Hagleitner leugnete im weſentlichen alles ihm Schuld Gegebene, oder wußte es mit Geſchick in ein unverfängliches Licht zu ſtellen, und da es für das Bedeutendſte an juriſtiſchen Beweiſen gebrach, ſo mußte die Klage für unſtatthaft erklärt werden. Indeß wurde Hagleitner, aus politiſchen Gründen, einſtweilen nach Innsbruck in das Servitenkloſter verſetzt, und angewieſen, jeden Verkehr mit Wörgl und dem Brixenthal zu vermeiden. Es wurden ihm 200 fl. C.-M. als interimiſtiſcher Jahrgehalt angewieſen, ihm auch (9. Nov. 1815) das ihm vom Kaiſer verliehene Kreuz pro piis meritis nunmehr ausgehändigt. Sein Ankläger

Schweighofer, der nach Volders verſetzt wurde, war ſelbſt bei den Geiſtlichen wie geächtet.

Bairiſcher Seits ſchrieb man nun freilich dieſen Ausgang der Unterſuchung mehr der Gunſt, als der Gerechtigkeit zu, und beſchloß, durch Vernehmung der Anhänger Hagleitner's ſeinem Treiben nachzuſpüren. Die erſten Verhöre, von dem Vicar Schlager zu Kirchberg angeſtellt, ergaben nichts Erhebliches, außer daß 1814 die vier Ausſchüſſe des Landgerichts eine Zuſammenkunft mit Hagleitner gehabt hatten, worin über die beſten und ſicherſten Mittel, Brixenthal von Baiern zu trennen und mit dem öſterreichiſchen Tirol zu vereinigen, berathen worden war. Manhart ſollte am 6. October vernommen werden. In der Nacht vom 4. zum 5. October überfielen aber mehr als 30 vermummte Männer den Vicar in ſeiner Wohnung und nöthigten ihm, unter wildem Geſchrei und drohenden Geberden, das Protokoll ab, worauf ſie ihn unter Drohungen verließen, die ihn zu dem Geſuch um Enthebung von ſeinem Auftrage vermochten, und auch die übrigen Geiſtlichen, wie die bairiſchen Beamten, in Schrecken verſetzten.

Manhart und Mair waren dieſer Gewaltthat, die man damals tiroler Schützen zuſchrieb, die aber durch Leute aus dem Brixenthal, aus Wörgl und aus Söll verübt worden, fremd. Sie waren ſchon ſeit dem 24. September aus der Gegend entfernt. In ihrer Gewiſſensſorge hatten ſie, durch eine eifrige Wallfahrerin, die Chriſtine Scharler, den geachteten Pfarrer Maas zu Fließ im Oberinnthal um Rath gefragt und ſchon damals den Gedanken einer Reiſe nach Rom geäußert. Maas hatte ſie an den Nuntius zu Luzern verwieſen, und nun waren Manhart, Mair, Johann Bockenauer von Söll zunächſt, unter Führung der Chriſtine Scharler, nach Maria Einſiedeln gewallfahrtet und dann, nachdem ſie ihre Andacht daſelbſt verrichtet, ohne die Begleiterin nach Luzern gewandert, wo ſie am 3. Oct. anlangten. Der Nuntius war abweſend, im Kloſter Muri. Sofort eilten ſie ihm auch dorthin nach und wurden nach kurzem Warten vorgelaſſen. Der Nuntius Teſtaferrata, ein hoher, ſchlanker, ſchon bejahrter Herr, betrachtete die Eintretenden nicht ohne Verwunderung. „Manhart war damals", ſagt der Geſchichtſchreiber[1] der Sekte, „in einem Alter von 47 Jahren, großen, kräftigen, aber nicht zu breiten Wuchſes; das kahle Vorderhaupt mit der gewölbten Stirne gerne etwas vorneigend, länglichen, ſanft gefärbten Geſichtes mit graublauen, gemüthvollen Augen und einer etwas abgeſtumpften Naſe. Ernſt und Milde lag auf ſeiner Miene. Bei gemeinen Leuten flößte ſeine Geſtalt und ſein ganzes Benehmen nicht nur Zutrauen ein, ſondern auch Verehrung. Zu Rinn vor dem Hauſe des berühmten Speckbacher ſtarrten ihn zwei fremde Maler an, und der eine ſagte zum andern: «Er ſieht aus wie ein Apoſtel.» «Der iſt er auch», erwiderte Thomas Mair mit Nachdruck und ſchritt ſtolz mit ſeinem beſcheidenen Freunde an den Fremden vorüber. Mair war um vier Jahre jünger, eine athletiſche Geſtalt, wohlgebildeten, braunröthlichen Angeſichtes: Glut in den lichten Augen, Trutz auf den ſchwellenden Lippen. Beide trugen graue Lodenröcke, nach alter brixenthaler Sitte dicht beſäumt mit Meſſinghefteln an beiden Flügeln und an dem Aermelbeſatz."

---

[1] Prof. Alois Flir zu Innsbruck, in deſſen gründlicher Schrift: „Die Manharter" (Innsbruck 1852) das Nähere über das alles zu finden iſt, was wir hier in kurzem Auszuge und nach unſerer Weiſe mittheilen.

Dem Nuntius diente ſein Secretär als Dolmetſcher. Nachdem er nach der Herkunft der Männer gefragt und auf die ertheilte Antwort eingewendet hatte, daß ſie ſonach nicht in ſeinen Bezirk gehörten, ſprach Mair: „Wir Alle ſind ja Angehörige Jeſu Chriſti und Brüder untereinander. Wir begehren auch nichts anderes, als Wahrheit. Wir ſind mit unſern Geiſtlichen nicht mehr im Klaren, und wir möchten das Wahre vernehmen, damit wir den Prieſtern ja nicht ohne Grund die Ehre verletzen und Gott in den Augapfel greifen.“ Der Nuntius beſchied ſie darauf auf den folgenden Morgen, wo er ſie, mit dem Secretär zur Seite und von acht Benedictinern des Kloſters umgeben, empfing und zur Darlegung ihrer Zweifel und Beſchwerden aufforderte. Mair erklärte darauf: ſie möchten vor allem wiſſen, was denn der h. Vater von dem Alten weggethan habe, und als darauf die Antwort erfolgte: „Der heilige Vater hat an dem alten katholiſchen Glauben keinen Punkt verrückt; eher wird Himmel und Erde vergehen, als ein Jota von dem Worte Gottes“, trug Thomas alle die Aenderungen vor, die ſich in den Kirchen ſeiner Heimat zugetragen: das Verbot des Caniſius in den Schulen; ſeine Erſetzung durch ein Namenbüchlein (Innsbruck 1814), worin u. a. die Theile des menſchlichen Leibes ohne genügende Rückſicht auf zartes Schamgefühl aufgezählt waren, und von dem der Secretär, nachdem er es durchblättert, verſicherte, es ſei kein Tropfen Chriſtenthum darin; das Abkommen der vierzigtägigen Faſtenzeit; daß die Geiſtlichen am Samstage Fleiſch äßen und der Coadjutor Mödlinger geſagt habe, der Papſt eſſe es ſelbſt[1]); die Entheiligung der Apoſteltage; die Abſtellung oder Verlegung der Ablaßtage; den Wegfall altgewohnter Bittgänge; daß in der Kirche kein Wort mehr von päpſtlichen Befehlen gehört werde, dagegen weltliche Verordnungen über Viehzucht und Forſtweſen, Rekrutirung und Schutzpockenimpfung von der Kanzel verkündigt würden, die Geiſtlichen pure Beamte, die Kirche ein Regierungsgebäude geworden ſei. Das Benehmen und die Ausſprachen der Geiſtlichen waren, wenn auch die officielle Antwort des Nuntius in kluger Allgemeinheit gehalten war, völlig geeignet, die Beſchwerdeführer in ihrer Misſtimmung und in dem Glauben an die Gerechtigkeit ihrer Sache zu beſtärken. Der Nuntius erklärte: „Der h. Vater ſieht mit Misfallen die Neuerungen, welche die weltlichen Regierungen ſich anmaßen. Schon dreimal wendeten ſich Se. Heiligkeit namentlich auch an den Kaiſer von Oeſterreich. Aber kein Concordat war möglich. Die Rechte der Kirche werden nicht weiter anerkannt, und ſie befindet ſich unter einer allſeitigen Verfolgung. Unerſchütterliche Biſchöfe, wie der von Chur, ſind ſelten. Die, welche Felſen ſein ſollten im Sturme, ſind wankendes Schilfrohr geworden. Nichts Anderes bleibt übrig, als Gebet und Geduld." Als Thomas Mair, auf die ſarkaſtiſche Frage des Secretärs, was ſie denn für Prieſter hätten, geantwortet hatte: „Nun erſt ſollt Ihr hören, was wir für das Aergſte halten: unſere Geiſtlichen ſind im Jahre 1809 von ihrem rechtmäßigen Monarchen, dem Kaiſer Franz, abgefallen und haben dem Napoleon, der im Kirchenbanne lag, den Eid der Treue geleiſtet", rang der Secretär die Hände und rief: „Solche Prieſter ſind für nichts." Das war nun freilich Waſſer auf die Mühle dieſer Leute. Mair fragte: „Wenn unſere Geiſtlichen für nichts ſind, was ſollen wir denn mit ihnen anfangen?" und der Secretär erwiderte: „Das wiſſen wir ſelbſt nicht; ſie ſind eher Heiden als katholiſche Prieſter.“[1] Als darauf Manhart gefragt, ob ſie dies auch in der Heimat den Andern ſagen dürften, rief der Secretär: „Ja! ja! ſagt nur Allen die Wahrheit.“ Eine Reiſe nach Rom widerrieth der Nuntius. Der h. Vater kenne die Uebelſtände der kirchlichen Verhältniſſe in Deutſchland ſchon ſo, könne ihnen aber nicht abhelfen, da ihm die Hände gebunden ſeien. Sie möchten ſich feſt an das Alte halten und neue Bücher und Grundſätze meiden. Er belobte ihre kindliche Anhänglichkeit an den Stuhl Petri, ſchenkte jedem vier Roſenkränze, ein kleines meſſingernes Crucifix und eine Kreuzpartikel, ertheilte ihnen den Segen und entließ ſie.

---

[1] Hier entſetzten ſich die Italiener und der Secretär ſtampfte mit dem Fuße

In demſelben Monat, wo dieſe Unterredung ſtattfand, reiſte Kaiſer Franz, auf der Rückkehr aus Frankreich, durch Tirol und verweilte vom 19.—26. in Innsbruck. Auch Hagleitner's Anhänger beſchickten den Kaiſer durch eine Deputation, welche die Antwort erhielt: die Sache müſſe einer genauern Unterſuchung unterworfen werden, und wenn ſich dabei Hagleitner's Unſchuld erweiſe, ſo ſei der Kaiſer nicht abgeneigt, ihnen denſelben als Vicar zu geben. Hagleitner erhielt auch von den geiſtlichen Behörden die Erlaubniß, Beichte zu ſitzen, und auf ſeine Anfrage bei den Gubernium, ob er die Leute ohne Unterſchied anhören dürfe, auch die Unterinnthaler, erfolgte die Antwort: Die politiſche Behörde kümmere ſich um ſeinen Beichtſtuhl in Innsbruck nicht. Nun ſtrömte ihm das Volk, ſowol aus der Umgegend von Innsbruck, als aus dem Unterinnthal und namentlich aus dem Brixenthal zu.

---

[1] Ein hartes Urtheil, auf die Darſtellung einſeitiger Beſchwerdeführer und ohne Gehör der Beklagten gefällt!

Der Sammelplatz ſeiner Anhänger war hauptſächlich das Gaſthaus Zum goldenen Löwen, wo Simon Kiechl haushielt, ein Mann, der ſich in den Kriegszeiten ſehr eifrig und patriotiſch erwieſen, aber darüber, wie das wol zu geſchehen pflegt, ſeinen eignen Angelegenheiten ſehr geſchadet hatte. Hier machte Hagleitner auch Bekanntſchaft mit einem Kreiſe, deſſen Tendenzen weſentlich zur Verwickelung der Manhart'ſchen Sache beigetragen haben. Agnes Winſinger, die Tochter Joſeph's Winſinger, der das Ertlgut bei Greifenburg in Kärnten beſaß, wollte ſchon als ein ſechsjähriges Kind himmliſche Erſcheinungen gehabt haben. Sie hatte damals mit fünf andern Kindern unter einer Birke geſpielt, ſtarrte plötzlich in den Baum hinauf und verſicherte, die Himmelskönigin mit goldener Krone und blauem Mantel zu ſehen. Auch die andern Kinder wollten die Erſcheinung geſehen haben und liefen in voller Extaſe zu ihren Aeltern. Bei näherer Unterſuchung ließen nun freilich die andern Kinder ſämmtlich von ihrer Verſicherung ab, was denn die Vermuthung ſehr wahrſcheinlich macht, daß hier die anſteckende Kraft einer lebhaften Phantaſie und die kindliche Eitelkeit, in Verbindung vielleicht mit einer optiſchen Täuſchung, gewirkt haben. Nur Agnes beharrte ſtandhaft bei ihrer Ausſage und das Volk glaubte ihr. Scharen von Landleuten verſammelten ſich bei dem Baume, dem man den Namen Maria Birkach gab. Vergebens ließ die Obrigkeit ihn umhauen, vergebens ſelbſt den Stamm mit der Wurzel ausroden; noch auf dem aufgeriſſenen Boden betete das Landvolk. Agnes, die, wie wir fürchten müſſen, allmählich von Schwärmerei zu Täuſchung überging und wahrſcheinlich die erlangte Wichtigkeit befeſtigen wollte, behauptete, daß die h. Jungfrau ihr faſt täglich erſcheine und wie eine Mutter mit ihr ſpreche. Wie ſie heranwuchs, erhielt ſie umfaſſendere Offenbarungen: Verkündigungen des nahenden letzten Tages, welchem die furchtbarſten Drangſale vorangehen würden, bis der Erzengel Michael mit flammendem Schwerte erſcheine, die Unreinen in die Hölle zu ſtürzen, den Reinen die verjüngte Erde zu überlaſſen. Speciell wurde angeordnet (oder ordnete ſie ſelbſt an), daß der fromme Herr von Tſchabuſchnigg auf Raknitz bei Sachſenburg an der Stelle der geheiligten Birke ein Gotteshaus erbauen ſolle, welches ein marianiſches Kloſter und der berühmteſte Wallfahrtsort werden würde. Als der gute Herr denn doch nicht ſogleich daran wollte, brachte ſie ihm den Befehl in lateiniſcher und griechiſcher Sprache, was denn, bei dem weiteren Treiben dieſer Perſon[1]), den Verdacht nahe legt, daß noch andere Umtreiber hinter ihr geſtanden, und als er den frommen, aber ſchwärmeriſchen Propſt Johann Holzer zu Gmünd zu Rathe zog, wurde er von dieſem bald beſtimmt, zu dem Bau zu ſchreiten, der auch, mit Hülfe freigebiger Spenden anderer Gläubigen, trotz der Kriegswirren und amtlicher Hinderniſſe, zu Stande kam. Holzer war bei dieſer Gelegenheit mit Agnes bekannt und ganz für ſie gewonnen worden. Er nahm ſie ins Haus und gerieth vollſtändig unter ihre Herrſchaft. Selbſt als ſie ihm verkündigte: die Himmelskönigin befehle, daß ſie den gräflich Lodronſchen Pflegſchreiber W. zu Gmünd heirathe, faßte er kein Mistrauen, traute die Leutchen und nahm das Ehepaar in ſein Pfarrhaus auf, wo die bei ihrer Verheirathung ſchon 29jährige Agnes 1809 eine Tochter und 1810 einen Sohn gebar. Das Publikum und die Behörden urtheilten nun freilich misliebig über Holzer. Die Dekanatgeſchäfte wurden ihm abgenommen und Agnes wenigſtens fühlte, daß die Stellung mehr und mehr unſicher werde. Da kam denn ein neuer Auftrag zu Hülfe: mit dem Propſte auszuziehen in alle Welt und das Bündniß zu Ehren der Unbefleckten und des Erzengels Michael zu verbreiten, zu deſſen Director der Propſt ernannt ſei. Dieſer entſagte nun auch willig ſeiner Pfarrei, ſich nur 400 fl. vorbehaltend, und folgte der Familie W. um 1811 erſt nach Salzburg, dann nach Augsburg. (Am erſteren Orte hatte Agnes, am letzteren ihr Gatte, der ihr gewandteſtes Werkzeug, wo nicht auch ihr Leiter, wurde, längere Zeit gelebt.) In Augsburg gewannen ſie, durch räthſelhafte Entdeckung einer nur dem Betheiligten bekannten Sache, den frommen Domherrn Decrignis für den Bund, in welchem er zum Vorſtande der heil. Congregation für das K. Baiern ernannt wurde, warben um Mitglieder und theilten Bundeszeichen aus. Im ganzen aber fanden ſie doch wenig Anklang, geriethen, als während der franzöſiſchen Occupation Holzer's Penſion ausblieb, in fühlbaren Mangel und wurden endlich 1815, nach polizeilicher Unterſuchung, auf dem Schub über die Grenze gebracht. Sie wendeten ſich nun nach Innsbruck und nahmen ihre Herberge in dem oben erwähnten Goldenen Löwen, deſſen Wirth durch Holzer ſehr bald, für den Bund gewonnen und ſelbſt ein eifriger Werber für denſelben ward. Uebrigens wurde den Mitgliedern beſonders Geheimhaltung eingeſchärft, und zwar namentlich auch der Geiſtlichkeit gegenüber. Von Innsbruck ſiedelte Holzer mit ſeiner Geſellſchaft in das Gaſthaus zu Unterſchönberg über und gewann auch hier das Perſonal des Hauſes für das Bündniß. So auch ſpäter den Bruder des Wirths, Anton L., der in einem angeſehenen Handelshauſe zu Innsbruck Buchhalter war und der nun, unter dem Namen eines Vorſtandes der Congregation in Tirol und Profeſſors des Bundes, weſentlich Geſchäftsführer des Bundes wurde, auch einiges Einkommen daraus bezog, übrigens aber, an ſich ein verſtändiger, tüchtiger Menſch, ſich nach einiger Zeit gern wieder davon losgemacht hätte.

---

[1]) Herr Prof. Flir, der allerdings die Lokal- und Perſonalkenntniß für ſich hat, ſagt a. a. O. S. 174: allem Anſcheine nach ſei ſie keine Betrügerin, ſondern eine Schwärmerin geweſen. Aus ſeinen eigenen Angaben möchten wir auf eine Miſchung von ſchwärmeriſchem Selbſtbetrug und gegen Andere gerichteter, zur Aufrechthaltung des eigenen Wahnes beſtimmter Schlauheit ſchließen, wie ſie in ſolchen Fällen nicht ſelten vorkommt. Er findet jedenfalls ihre den Bundesmitgliedern gegenüber bewieſene Uneigennützigkeit anerkennenswerth, und allerdings beweiſt dieſe, daß ſie nicht aus gemeiner Habſucht täuſchte. Ob aber nicht Eitelkeit bei ihr die Wurzel des Uebels geweſen iſt?

Durch den Löwenwirth wurde auch Hagleitner mit dem Bunde bekannt, in den er nach und nach ſeinen ganzen Anhang verwickelte. Auch Manhart und Mair hörten, auf ihrer Rückkehr aus der Schweiz, in Innsbruck von der Sache und den ſich daran ſchließenden Wundergeſchichten[1]) und brachten auch dieſe mit in die Heimat. Hier wurden ſie anfangs unfreundlich empfangen, da man ſie bei der oben berichteten Gewaltthat betheiligt glaubte. Sie eilten aber aufs Landgericht und wieſen ſich über ihre Unſchuld aus. Ihren Freunden zeigten ſie die von dem Nuntius erhaltenen Geſchenke und berichteten den Erfolg der ganzen Reiſe, in dem ſie den entſchiedenſten Beweis fanden, daß alle kirchlichen Handlungen der jetzigen Geiſtlichen nichtig ſeien. Von da an trennten ſich Viele ganz, Andere wenigſtens theilweiſe und innerlich von der Kirche ihrer Heimat. Mehr

---

1) Die man a. a. O. nachleſen mag.

als hundert ſchloſſen ſich mit Entſchiedenheit an Manhart und Mair an, unterließen mit ihnen den Beſuch des Gottesdienſtes gänzlich, und wurden Manharter genannt, da Manhart, wenn auch nicht als der kühnſte und feurigſte, doch als der achtbarſte und reinſte Führer des Bundes erſchien. Sie ſelbſt nannten ſich lieber Altgläubige. Die Hälfte der übrigen Bevölkerung des Thales wurde wenigſtens zweifelnd und ſchwankend. Einer gleichfalls erheblichen Anzahl mochte jedoch das ganze Weſen unſicher und phantaſtiſch vorkommen und mochte es ſicherer dünken, ſich an die geiſtlichen und weltlichen Autoritäten zu halten. Ueberall aber beſtanden Aufregung und unruhige Erwartung, da die Einen eine baldige Züchtigung der Manharter erwarteten, dieſe ſelbſt aber im Nothfall zum Widerſtand entſchloſſen ſchienen und ſchließlich auf den von dem Michaelisbunde verkündeten Würgengel harrten. In dieſer Zeit ward das Gefängniß, in welchem ein aus dem Salzburgiſchen ſtammender Deſerteur bis zur nahen Ablieferung nach Salzburg verwahrt war, nächtlich von bewaffneten Männern erbrochen und der Gefangene befreit. Auch dieſe That ſchrieb man den Manhartern zu und ſie reizte den ohnehin zu energiſchem Einſchreiten geneigten Landrichter noch mehr. Zu einem neuen Conflict brachte es zunächſt Thomas Mair, der heftigſte, geradezu fanatiſche unter den Manhartern. Er hielt, wie alle ſeine Genoſſen, ſein Kind von der Schule zurück. Damit aber noch nicht zufrieden, trat er im Januar 1816 ſelbſt in die Schule zu Hopfgarten ein, rief den Kindern zu: ſie ſollten davonlaufen, wenn ſie nicht in die Hölle fahren wollten, und eiferte nun, immer heftiger werdend, gegen die Schulbücher, die Lehrer und die Geiſtlichen, bis der Gerichtsdiener eintrat und ihn aufs Landgericht beſchied.

Hier erhielt er einen nachdrücklichen Verweis und wurde bedeutet: wenn er ſeine Tochter am nächſten Schultage nicht zum Unterricht ſchicke, ſo werde ſie durch gerichtlichen Zwang zum Schulbeſuch angehalten, er ſelbſt aber mit Gefängniß belegt werden. Er entfernte ſich mit ſpöttiſchem Lachen, erregte noch auf der Straße durch höhniſche Geberden das beifällige Gelächter der Zuſchauer, und ließ den nächſten Tag ſeine Tochter doch zu Hauſe bleiben. Als darauf der Gerichtsdiener erſchien, erklärte Mair entſchieden, daß er ſein Kind, ſolange nicht alles wieder beim Alten ſei, nicht in die Schule laſſe, und ward nun auf das Landgericht abgeführt, hier aber, als er bei ſeinem Entſchluß beharrte, ins Gefängniß gebracht. Da man aber eine gewaltſame Befreiung befürchtete, ſo ſollte er folgenden Tages nach Salzburg geſchafft werden, benutzte aber unterweges eine günſtige Gelegenheit, den Cordoniſten zu entſpringen und ſich auf öſterreichiſches Gebiet zu flüchten. Bereits war ihm Manhart mit zwei Freunden nachgefahren, um ihn mit Gewalt zu befreien.

Auch Manhart ließ jetzt jede Rückſicht fallen. Ein Frauenzimmer lag in ſeinem Hauſe krank. Als der Geiſtliche ungerufen an ihr Lager kam, wendete ſie ſich ab, zog die Decke über den Kopf und Manhart verbot dem Vicar geradezu die Betretung ſeiner Schwelle, da mit Excommunicirten jede Berührung zu meiden ſei. Als die Kranke ſtarb und, auf obrigkeitlichen Befehl, in ungeweihter Erde auf einem Raine begraben wurde, lachten die Manharter über den Schauer, mit dem die andern Thalbewohner der Scene zuſahen, und meinten: den erſten Chriſten ſei es noch ſchlimmer ergangen. Den Thomas Mair nahm Manhart offen in ſein Haus auf, und als er ſelbſt vor das Landgericht geladen ward, erklärte er: daß er kein bairiſcher Unterthan ſei und es nie werden wolle, und verbot dem Gerichtsdiener das Haus. Dann ließ er den Gemeindevorſteher und einige Gemeindemänner zu ſich laden und erklärte ihnen: der bairiſchen Regierung leiſte er keinen Gehorſam, bezahle er keine Steuern, ihre Beamten und Gerichtsdiener werfe er zur Thür hinaus. Als der Gemeindevorſtand ihm warnend zuſprach, erwiderte er: ſie dürften nur einem Botenweiblein einen Wink geben, und 4000 Tiroler ſtänden mit geladenen Stutzen in Hopfgarten; dies möge er nur dem Landgericht mittheilen. Die meiſten Manharter folgten dem Beiſpiel ihres Führers, und die Verweigerung der Steuern und ſonſtigen Unterthanenpflichten fand natürlich noch mehr Anklang, als die kirchlichen Meinungen. In der That konnten die Manharter gut trotzen. Die bairiſchen Beamten, die in fortwährender Angſt ſchwebten, bekamen auf ihre dringenden Geſuche um militäriſchen Beiſtand erſt (29. März 1816) die Frage, ob 6 — 8 Mann zur Verhaftung der Führer der Widerſpenſtigen genügen würden, dann (13. April) die Nachricht: die Abtretung des ſalzburgiſchen Gebietes an Oeſterreich ſtehe demnächſt bevor.

An demſelben 13. April 1816 hatte jedoch auch der Kreishauptmann von Menſi zu Schwaz ſeinen erſten Bericht über die Manharter nach Innsbruck geſendet. Es war dies ein umſichtiger, wohlwollender Beamter, den die Manharter ſchon lange mit ihren Klagen beſtürmt hatten, die er gelaſſen anhörte und mit Vertröſtungen beantworten mußte, während er aus dem ganzen Reden und Treiben der Leute allerdings die Ueberzeugung ſchöpfte, daß hier eine für Staat und Kirche gleich gefährliche Sekte in der Bildung begriffen ſei. Aus Innsbruck ward nach Wien berichtet, von wo man aber die Berichte durch noch ältere und genauere erwidern könnte, die ſchon am 10. April von einem geheimen Agenten in Salzburg erſtattet und mit Briefen Hechenberger's und des Frühmeſſers Steinberger belegt worden waren. Der Letztere ſchrieb den Manhartern ſogar die Abſicht zu, die Prieſter im Brixenthale zu ermorden und die Regierung, auch die kaiſerliche, ſoweit ſie ſich ins Gebirge erſtrecke, umzuſtürzen, weil auch der Kaiſer dem Papſte nicht mehr folgen wolle. Von ihren, auf die Zuſammenkunft mit dem Nuntius begründeten Anſichten war er wohl unterrichtet und meldete auch ihre Erwartung des kommenden Würgengels, der alles zu Grunde richten werde, was nicht römiſch-katholiſch ſei.

Inzwiſchen wurde (1. Mai 1816) das ſalzburgiſche Gebiet von Oeſterreich übernommen und dabei Hofer's Zuſage, die Einverleibung des Brixenthals in Tirol, erfüllt. Indem aber ſomit die allgemeinen Wünſche der Brixenthaler vollſtändig befriedigt wurden, ſollte ſich für die Manharter gerade jetzt eine weit nachdrücklichere Bedrängung erheben, als ſie zeither beſtanden. Denn was ſich die bairiſchen Behörden in ihrem blos proviſoriſchen Walten hatten gefallen laſſen müſſen, brauchte die kaiſerliche Regierung nicht zu überſehen und wollte es nicht. In der That war das Brixenthal kaum übernommen (14. Mai), als ſchon widerſprechende Anklagen und Geſuche den Kreishauptmann beſtürmten. Die Geiſtlichen beſchwerten ſich über die Verweigerung der Oſterbeichte; 24 Manharter petitionirten um Entfernung des Dekans Hechenberger, der Vicare Schlager zu Kirchberg und Waldemayr zu Hopfgarten und Ernennung Hagleitner's zum Dekan. Auch die Wörgler petitionirten um Hagleitner, und alle dieſe Geſuche erneuerten und vervielfachten ſich, als der Kaiſer am 30. Mai 1816 in

Tirol erſchien, deſſen Huldigung zu empfangen. Indeß klagte Hagleitner ſchon damals über Uneinigkeit im Brixenthale. Dem Kaiſer wurde er aber wegen der ſich um ihn bewegenden Aufregung verdächtig. Auf der Rückreiſe durch Wörgl kommend (5. Juni), ließ der Kaiſer den Vicar Reiſerer herantreten und verſicherte ihn ſeiner Huld und ſeines Schutzes. Als der Dekan Hechenberger ſich entſchloſſen hatte, um ſeine Verſetzung anzuſuchen, kamen der Bürgermeiſter von Hopfgarten und Ausſchüſſe der Gemeinden zu ihm, verſicherten ihn der allgemeinen Verehrung, ſchoben alles, was ihm Verdruß gemacht, auf die „tollen" Manharter und baten dringend um Zurücknahme jenes Geſuches. Selbſt von jenen 24, die um Hechenberger's Entfernung gebittſchriftet hatten, verſicherten mehrere, auf Befragen vor dem Landgericht, ſie hätten geglaubt, daß es nur einer Anſtellung Hagleitner's gegolten habe, und hätten die Schrift unterzeichnet, ohne ſie zu leſen. Ebenſo erklärten 50 Männer aus Hopfgarten, Brixen, Weſtendorf und Kirchberg, vor dem Landgericht vernommen (22. Juni): die Bittſchrift ſei lediglich ein Werk der unruhigen Manharter, und das Thal ſei mit ſeinen geiſtlichen Vorgeſetzten völlig zufrieden.

Allerdings war der Landrichter, der oft genug von den Manhartern geärgert worden war, in gereizter Stimmung gegen ſie und ſehr für energiſche Unterdrückung ihres Trotzes und ihrer Auflehnung, während der Kreishauptmann, weniger perſönlich verletzt und mehr über den Parteien ſtehend, zwar auch das Bedenkliche dieſer unruhigen Aufregung und das Unzuläſſige in dem Gebaren der Manharter, dabei aber doch auch erkannte, was ſich zur Erklärung und Entſchuldigung der Sache ſagen ließ, was Achtbares in dem Sinne und Wollen dieſer Leute lag, und wie tief die von ihnen erfaßten

Anſichten in ihrer Seele wurzelten, ſodaß ſie nicht durch äußeren Zwang und kaltes Machtgebot zu verdrängen, ſondern nur durch geiſtige Einflüſſe zu berichtigen ſeien. Daß nach dem Vorgegangenen diejenigen Geiſtlichen, die am meiſten bei dieſen Wirren betheiligt geweſen, nicht geeignet ſeien, war klar, und ein Verſuch mit Hagleitner ſchien dem Kreishauptmann immerhin zuläſſig. In dieſem Sinne und daß man ſich der Vermittelung Vertrauen erweckender Geiſtlichen zu bedienen, im übrigen aber allen äußeren Uebertretungen auf dem geſetzlichen Wege zu begegnen habe, erſtattete er ſeine Berichte, und es gereicht der k. k. Regierung zur Ehre, daß ſie ſeine Grundſätze vollkommen guthieß. Dabei war es nur eine angemeſſene Rückſicht auf die betheiligten Geiſtlichen, eine jener billigen Rückſichten, von deren ſorgfältiger Einhaltung der gute Geiſt und gute Wille aller Organe des Staats und der Kirche ſo weſentlich abhängt, daß man die Form einer freiwilligen Bewerbung derſelben um andere Poſten bedingte und natürlich jede Verkürzung derſelben in den Vortheilen ihrer Stellung ausſchloß. Die Ausführung fand aber bei den geiſtlichen Behörden mancherlei Schwierigkeit, und auch Hechenberger, der ſich als Sieger träumte, war jetzt gar nicht geneigt, vom Platze zu weichen. Er gab vielmehr neue Anklagen ein, die hauptſächlich gegen Hagleitner gerichtet waren, den er als Volksaufwiegler darſtellte, während er es bei Manhart ungewiß ließ, ob er Verführer oder Verführter ſei. Dagegen klagte Manhart gerichtlich gegen dieſe Beſchuldigungen, und 58 Manharter unterzeichneten eine Beſchwerdeſchrift gegen den Dekan (13. Juli 1816). In der That wurde höchſten Ortes eine, jedoch ohne alles Aufſehen zu bewirkende Unterſuchung über Hechenberger, deſſen entſchiedene Feindſeligkeit gegen die öſterreichiſch

Geſinnten von verſchiedenen Seiten bezeugt worden war, angeordnet, und der Kreishauptmann fand dazu geeignete Organe in zwei ſchwarzen Franciscanern, welche die unterbrochen geweſenen Sammlungen im Brixenthale wieder aufnehmen und bei dieſer Gelegenheit vorſichtig Erkundigungen einziehen ſollten.

Sie wurden im Thale mit Begeiſterung empfangen, fanden aber vielfache Gelegenheit, zu bemerken, daß die Tendenzen der Manharter mit den beſtehenden Verfaſſungen des Staats und der Kirche und dem in Oeſterreich begründeten Verhältniſſe beider zu einander unverträglich ſeien. Der Kreishauptmann ließ jetzt die Paragraphen des Strafgeſetzbuchs, welche gegen Proſelytenmacherei und geheime Geſellſchaften gerichtet waren, publiciren. Ein Johann Stadler, der ſich mit Schatzgraben und Beſchwörung des Bergſegens abgab, und ſich auch zu den Manhartern hielt, wurde, weil er ein abergläubiſches Büchlein verbreitet und damit die Leute geprellt hatte, in Haft genommen. Daneben machte der argloſe Manhart zu jener Zeit einen naiven Verſuch, den Kreishauptmann ſelbſt zu gewinnen. Er ging zu ihm, um ſich über durch einen Geiſtlichen erfahrene Beleidigungen zu beſchweren, und als ſich bei dieſer Gelegenheit eine eingehende Unterredung entſpann, und der Kreishauptmann ihm die augenſcheinlichſten Beweiſe des guten Einvernehmens zwiſchen Kaiſer und Papſt vorlegte, vertraute ihm Manhart, in geheimnißvoller Weiſe, die Aeußerungen des Nuntius, gegen die bei ihm in keiner Weiſe aufzukommen war. Man macht ja oft die Erfahrung, daß Perſonen, die an ſich wenig Gelegenheit haben, mit bedeutſamen Perſönlichkeiten und Verhältniſſen in Beziehung zu kommen, auf das, was ihnen denn doch einmal in ſolcher Weiſe näher getreten, ein alles überwiegendes

Gewicht legen. Manhart beſchwor den Kreishauptmann mit gefalteten Händen, ſich dem Häuflein anzuſchließen, das allein in Deutſchland die wahre Kirche ſei. Dabei trat denn hervor, daß Manhart eine abſolute Trennung der Kirche vom Staate verlangte, alle und jede Einmiſchung der weltlichen Regierung in was immer für eine kirchliche Angelegenheit ausſchloß, alle das Kirchliche betreffenden kaiſerlichen Verordnungen für widerrechtlich und ketzeriſch und den Kaiſer ſelbſt für einen Feind und Verfolger der Kirche hielt. Ja, die Manharter, die ſich, wie ihr Geſchichtſchreiber mit Recht bemerkt, von andern Schismatikern weſentlich dadurch unterſchieden, daß ſie ſich von dem näheren Klerus trennten, um ſich unmittelbar an den Papſt anzuſchließen, und die eine vollſtändige Unabhängigkeit der Kirche vom Staate anſtrebten, wollten doch auch die Kirche ſelbſt und in ihr den Papſt binden, indem ſie alle einmal getroffenen Anordnungen der Kirche für unabänderlich erklärten. Habe die Kirche auch die Gewalt, nicht blos zu binden, ſondern auch zu löſen, ſo beziehe ſich doch die Löſegewalt nur auf einzelne Perſonen, bei denen ſie aus beſonderen, erheblichen Gründen angewendet werden möge. Für das Allgemeine aber müſſe das einmal Feſtgeſetzte ſtehen bleiben, weil die Kirche ſich ſonſt ſelbſt widerſprechen würde. Zwar verfielen ſie hiermit in eine Inconſequenz. Denn auch einzelnen Perſonen gegenüber würde die Kirche ſich ſelbſt widerſprechen, wenn ſie dieſelben von Anordnungen, die im allgemeinen noch fortbeſtänden, freiſpräche; ja, ſie würde ſich damit dem Verdacht der Parteilichkeit ausſetzen. Die „erheblichen Gründe", aus denen die Manharter ihr gleichwol eine gewiſſe Löſegewalt zugeſtanden, können nur darin beſtehen, daß die individuellen Verhältniſſe und Fälle zu mannichfaltig ſind, als daß ſie von den allgemeinen Anordnungen immer genau genug getroffen werden könnten, weshalb man, um den Geiſt des Geſetzes gegen deſſen Buchſtaben zu retten, oder um die Anwendung des Geſetzes auf Fälle, die es nicht vorgeſehen hat, zu verhüten, zu Gunſten der Individuen, als des ſchwächeren Theiles, dispenſiren muß. Wie nun aber, wenn die neu auftauchenden, abweichenden, von dem Geſetz nicht vorgeſehenen Fälle ſo zahlreich werden, daß ſie die Regel zu bilden anfangen? Wie, wenn überhaupt die Zuſtände ſich dergeſtalt ändern, daß man annehmen kann, die vor Jahren erlaſſene und damals ganz zweckmäßige Anordnung würde heute nicht erlaſſen worden ſein und wäre nicht mehr zweckmäßig? Doch wer hätte das dieſen Leuten begreiflich machen können?

Zunächſt verſuchte man es immer noch mit begütigenden Maßregeln. Im December 1816 ließ ſich der Vicar Schlager von Kirchberg, der Coadjutor Mädlinger von Weſtendorf weg verſetzen. Ein Decret des Ordinariats Salzburg vom 27. März 1817 verbot alle Strenge bei den Oſterbeichten, überhaupt allen Zwang im Religiöſen, wo er allerdings nie und nirgends am Orte iſt. Auf eingegangene Bittſchriften um andere Geiſtliche, ſpeciell um Hagleitner, erneuerte der Kreishauptmann ſeinen Vorſchlag, es doch mit letzterem zu verſuchen. In Salzburg war man nicht abgeneigt, Hechenberger zu verſetzen, den kränklichen Vicar Waldemayr und den hochbejahrten Vicar Wißbaur aber zu penſioniren. Hechenberger aber, der natürlich auf gleichen Ertrag der Pfründen, oder Entſchädigung beſtand, welche Punkte ihre Schwierigkeiten hatten, lehnte einen Vorſchlag nach dem andern ab. Hagleitner hatte inzwiſchen (7. Aug. 1816) ſelbſt um Wiederanſtellung nachgeſucht und, als dies ſich verzögerte, wenigſtens die Erlaubniß erhalten, die Privatkaplanei bei dem Wirth unter dem Schönberge anzunehmen, in deren Beſitz er bald Scharen von Anhängern um ſich ſammelte und wo er in der nur für ſtille Meſſen beſtimmten Kapelle, allmählich und eigenmächtig, einen förmlichen Gottesdienſt abhielt. Wie ſchon dieſer ganze Vorgang wahrſcheinlich mit dem Michaelsbunde zuſammenhing, ſo leitete Hagleitner nunmehr (1817) auch wirklich die Aufnahme der Manharter in den Bund ein, und da er nicht Luſt hatte, unter die Vorſteherſchaft eines Handlungsdieners zu treten, ſo ward beſchloſſen, eine eigene manhartiſche Botſchaft an die Prophetin zu ſenden. Man wählte dazu die ſchon erwähnte Wallfahrerin Chriſtine Scharler, die ſich ihre ſinnesverwandte Freundin Urſula Bockſtaller beigeſellte, und mit dieſer in der Bittwoche vor Pfingſten 1817 nach Kärnten pilgerte. Sie wendeten ſich zunächſt nach dem Kirchlein Maria Birkach, wo ſie ihre Andacht verrichteten und den derzeitigen Aufenthalt der Agnes erkundeten. Dieſe war, nach zweimonatlichem Aufenthalt zu Innsbruck und Unterſchönberg, auf höhern Befehl, mit ihrer Geſellſchaft in die Heimat zurückgeſchoben und hier einer Unterſuchung unterworfen worden, in deren Verfolg man zunächſt den Weg der Belehrung durch einen verſtändigen Geiſtlichen verſuchte. Da Agnes jedoch unerſchütterlich an der Wahrheit ihrer Viſionen feſthielt und damit natürlich alle Vorſtellungen abwies, ſo verfügte das Gubernial-Präſidium zu Laibach (Sept. 1816), daß die Schwärmerin von ihren Genoſſen getrennt und entweder in ein öffentliches Arbeitshaus, oder in ein Kloſter gebracht werden ſolle. Indeß ein Arbeitshaus gab es in dem ganzen Gubernialgebiete nicht, und in Betreff eines Kloſters fürchtete man pſychiſche Anſteckung. So entſchloß man ſich denn, ſie nur von Holzer zu trennen, der in das Dominicanerkloſter zu Frieſach gebracht wurde, im übrigen aber in Ruhe zu laſſen und nur polizeilich zu überwachen. Ihre Anhänger ſahen aber in ihrer Freilaſſung den Beweis, daß man nichts auf ſie habe bringen können. Sie lebte darauf erſt zu Steinfeld, dann zu Trefling und zur Zeit jener Botſchaft in einem dem Fürſten Portia gehörigen, nur einige Stunden von der Wallfahrtskirche entfernten Hauſe zu Sommereck, von wo ſie noch immer ihre Anhänger durch Briefe zu leiten wußte, die wenigſtens zum Theil an ihre Stelle kamen. Die beiden Manharterinnen fanden ohne Umſtände gaſtliche Aufnahme in dem Hauſe der Seherin, wo ſie 3—4 Tage verweilten. Herr W., der Gatte der letzteren, ſprach gar nicht mit ihnen; Agnes war gleichfalls wortkarg, ließ ſich weder von ihnen Näheres erzählen, da die Himmelskönigin ohnedies alles wiſſe, noch gab ſie ihnen ſpeciellere Aufſchlüſſe, kümmerte ſich vielmehr wenig um ſie, ging ihren gewohnten häuslichen Geſchäften nach und widmete einen großen Theil des Tages dem Gebete. Endlich eröffnete ſie ihnen den Beſcheid, daß die Himmelskönigin ihnen und Allen, für die ſie geſprochen, die Aufnahme bewillige, und übergab ihnen ein Brieſchen für Hagleitner. Eine angebotene, durch Zeichen von Dürftigkeit veranlaßte Geldſpende lehnte ſie ab. In dem Briefe wurde dem Hagleitner das beſondere Wohlgefallen der Gnadenmutter und die Ernennung zum Director der Congregation in Tirol mitgetheilt. Doch ſollte Anton L. nach wie vor die äußeren Geſchäfte leiten. Die beiden Frauen blieben auch weiterhin die Vermittler des Verkehrs zwiſchen Agnes und ihren Anhängern in Tirol, und nach und nach wurden alle Manharter und viele andere Bewohner jener Gegenden in den Michaelsbund aufgenommen. Hagleitner hatte dabei immer größeren

Zulauf, ſowie er auch geheime Zuſammenkünfte veranſtaltete, die den Behörden doch nicht ganz verborgen blieben.

Der Beichtſtuhl wurde ihm genommen. Aber eben um dieſe Zeit war in Wien ſeine Wiederanſtellung genehmigt worden; da ſich aber Brixen und Salzburg um ihn ſtritten, d. h. keine dieſer Diöceſen ihn haben wollte, ſo übertrug man ihm endlich (Auguſt 1817) eine Cooperatur in dem Marktflecken Rankweil in Vorarlberg, wo er bei der vielbeſuchten Wallfahrtskirche unſerer Lieben Frauen auf dem Frauenberg angeſtellt ward. Auch hier gewann er bald entſchiedenen Beifall, ſtand aber auch mit ſeinen alten Anhängern, die ihn ſelbſt in ſo weiter Entfernung aufſuchten, in ſtetem Verkehr. Er ſelbſt trat der von Pius VII. gegründeten Verſammlung „zur Verehrung des heiligſten Herzens Jeſu" bei und breitete auch dieſe Brüderſchaft unter ſeinen Anhängern aus. Im übrigen mag wol der Verdruß über getäuſchte Erwartungen die Urſache geweſen ſein, daß er jetzt mehr und mehr auch politiſche Unzufriedenheit zu erkennen gab und ſeine Briefe ſelbſt über den Kaiſer bittere Aeußerungen enthielten. Der Polizei ward er immer verdächtiger. Geheime Mittheilungen, die ihr zukamen, brachten den Michaelsbund mit dem Plane der Errichtung einer rhätiſchen Republik in Verbindung, gaben übrigens die Mitgliederzahl, gewiß höchſt übertrieben, auf 500000 an, und ſprachen die Vermuthung aus, daß die bekannte Frau von Krüdener die Fäden dieſer Intriguen in den Händen habe. Ein Theil dieſer Angaben fand in Briefen von und an Hagleitner, welche von der Polizei aufgefangen wurden, Beſtätigung.

Während nun Hagleitner in ſolcher Regſamkeit ſeines unruhigen Treibens war, ſuchte er auf einmal um Enthebung von ſeinem Poſten und Erlaubniß zur Rückkehr nach der wiener Erzdiöceſe an, was wir uns denn nicht anders als daraus erklären können, daß ihn ſelbſt ein Gefühl der Unſicherheit ſeiner Lage, des Gewagten ſeiner Plane überkommen war, daß er ſich in Dinge verwickelt hatte, über deren Ausgang er zweifelhaft wurde, oder daß ihm vertraute Winke von bevorſtehenden Maßregeln zugekommen waren, denen er durch ſein Geſuch zuvorkommen wollte. In der That erließ an demſelben 25. Dec. 1817, an welchem der Fürſtbiſchof von Brixen Hagleitner's Wunſch dem Präſidium anzeigte, die Polizeihofſtelle ein Decret, wonach Hagleitner ſofort aus Tirol entfernt, gegen die Beförderer der Herz-Jeſu-Bruderſchaft und des Michaelsbundes aber Unterſuchung und polizeiliche Ueberwachung eintreten ſollte. Am 31. Dec. empfing Hagleitner ſeine Abberufung, hielt am folgenden Tage, vor weinenden und ſchluchzenden Zuhörern, ſeine Abſchiedspredigt und reiſte noch an demſelben Tage nach Innsbruck ab, wo er wieder im Löwen ſein Quartier nahm. Am Abend des 7. Januar 1818 fand er, von einem Beſuche zurückkommend, das Haus mit Polizei beſetzt, ward ſelbſt auf die Polizei zu gehen veranlaßt, von da in das Servitenkloſter in Haft gebracht und hier einem erſten Verhöre unterworfen, bei dem er, nachdem eine Reihe von Bruderſchaften aufgezählt worden, unter denen ſich der Michaelsbund nicht befand, auf die Frage, ob er noch mit einer andern Bruderſchaft in Verbindung ſtehe, die Antwort gab, er wiſſe nichts davon. Bereits aber hatte man an demſelben Abende bei Anton L. einen reichen Vorrath von Papieren des Michaelsbundes und darunter die Mitgliederverzeichniſſe entdeckt, welche 438 Perſonen in Tirol umfaßten. Hagleitner mußte nun nach und nach auch ſeine Theilnahme an dieſer Congregation bekennen, erhielt übrigens, nach Schluß der Verhöre am 31. Jan., die Erlaubniß, in der Stadt zu verkehren.

Es begannen nun die Unterſuchungen in den Landgerichten. Kurz vorher hatte im Brixenthal wieder ein Schulſtreit mit Thomas Mair ſtattgefunden, in deſſen Verlauf der Landrichter Dallatorre ihn ins Gefängniß ſchickte und bei dem Kreisamte auf ſtrenge Maßregeln antrug, ungeachtet er von Mair erklärte, daß er nicht böswillig, ſondern ein Scrupulant ſei. Der Kreiscommiſſär Danler erwiderte, in Abweſenheit des Kreishauptmanns, auf die Anträge des Landrichters: die vorgeſchlagene Behandlung „vertrage ſich weit eher mit dem ſpaniſchen Inquiſitionsgerichte, als mit dem öſterreichiſchen Toleranzgeſetze". Mair ſei ſogleich in Freiheit zu ſetzen, und fürderhin habe man auf ihn und ſeines Gleichen unter ähnlichen Umſtänden nicht phyſiſche, ſondern pſychiſche Mittel anzuwenden. Der Landrichter fügte ſich aber nicht, behielt Mair in Haft und appellirte (9. Jan. 1818) an das Gubernium. Zwar gab auch dieſes dem Kreisamte recht; der Landrichter hatte aber doch die Genugthuung, daß inzwiſchen die Haft den Starrſinn des Mair erweicht und er ſich unter Thränen anheiſchig gemacht hatte, die Tochter in die Schule zu ſchicken. Die wenigen Tage würden ja hoffentlich nicht ſoviel ſchaden; in kurzem gedenke er das Land zu verlaſſen und in den Kirchenſtaat zu ziehen.

Die Unterſuchung gegen die Theilnehmer am Michaelsbunde war mit viel Eifer und Lärm vorgenommen worden. Die Entſcheidung ließ lange auf ſich warten. Nur in Betreff des gutmüthigen, greiſen Schwärmers, des 83jährigen Holzer, war ſchon am 14. Jan. 1818 verfügt worden, daß er in das Prieſterhaus zu Klagenfurt abzuliefern ſei, wo er, nach weiteren Befehlen, in ſtrenger Abſperrung zu halten war. Selbſt der Beichtvater mußte auf ſein Zimmer gehen, und den Dienſtleuten war bei Verluſt des Dienſtes verboten, ihm einen Brief zukommen zu laſſen. Noch in demſelben Jahre erlöſte ihn der Tod von ſeinen Leiden und Kämpfen, und er wird in einer beſſeren Welt zur Klarheit gelangt und für ſeinen, wenn auch irregeleiteten, doch frommen und opferfreudigen Willen belohnt worden ſein.

Die Manharter ſchöpften während der langen Ungewißheit wieder Hoffnung und Leben. Selbſt Hagleitner nahm ſein Geſuch um Erlaubniß, nach Wien zu reiſen, zurück, und da er nicht ſelbſt Beichte ſitzen durfte, ſo gewann er den 70jährigen Pater Lorenzo, einen ſäculariſirten Kapuziner, der als Lokalkaplan zu St. Nikolaus fungirte, dies in ſeinem Sinne zu thun. Zu dieſem gingen nun die Manharter und Michaelsritter beichten, und er ging ſo weit in der Sache, daß er ſolche, die nicht zur Michaelslegion gehörten, abwies Wiederholt beſtürmten die Manharter den Polizeidirector von Kübeck mit gegen ihre Geiſtlichen gerichteten Briefen, und als die Geiſtlichen wieder anfingen, gegen den Manhartismus zu predigen, beſchwerten ſie ſich bitter. Gegen einzelne Geiſtliche traten ſelbſt nicht zu den Manhartern gehörige Brixenthaler auf, indem ſie vorſtellten, daß dieſelben durch Alter oder Kränklichkeit behindert ſeien, ihren ſchwierigen Poſten gehörig vorzuſtehen. Dem Hechenberger zürnten alle Patrioten von 1809. Doch hatte er auch ſeine Anhänger, ward von dem Landrichter Dallatorre geſtützt, und wußte ſich noch immer, unter mancherlei liſtigen Ausflüchten, gegen eine Verſetzung zu wehren.

Hagleitner war dagegen am 17. Juni 1818 auf die

Polizei berufen und zur ſofortigen Abreiſe nach Wien, auf welcher Reiſe er polizeilich überwacht wurde, angewieſen worden In Wien wurde ihm das Barnabiterkloſter zu St. Michael zur einſtweiligen Wohnung angewieſen. Im November kamen auch die Entſcheidungen der Hofkanzlei in Betreff des Michaelsbundes. Sie waren mild ausgefallen. Blos die Seherin Agnes und ihr Ehemann wurden der ſchweren Polizeiübertretung wegen Verführung zu geheimer Geſellſchaft ſchuldig erklärt und demgemäß mit längerer Gefängnißhaft belegt. (Was aus dem Manne geworden, erſehen wir nicht. Agnes war nach 1½ Jahren wieder in Freiheit, hielt ſich heimlich in Kirchberg auf, veranſtaltete von da aus Conventikel in Unterſchönberg und Wilten und projectirte mit Chriſtine Scharler und dem wandernden Bundesboten Georg Leber eine Reiſe in die Schweiz, die jedoch durch die Polizei verhindert ward. Sie hat dann zu Millſtedt in Kärnten unter polizeilicher Aufſicht gelebt und iſt nach einigen Jahren daſelbſt geſtorben.) Der Handlungsdiener Anton L. wurde zu einem einfachen Arreſte von einem Monat, der Wirth Simon Kiechl zu einem ſolchen von 14 Tagen verurtheilt und auch dieſe Strafe ihnen im Gnadenwege erlaſſen. Dem Hagleitner wurde ſein Unterſuchungsarreſt als Strafe angerechnet. Ein für den Bund beſchäftigt geweſener Maler erhielt 8 Tage Arreſt, wegen Uebertretung der Cenſurgeſetze, ein Goldarbeiter, wegen verſpäteter Anzeige verdächtiger Arbeitsbeſtellung, einen Verweis. Alle übrigen Theilnehmer gingen ſtraffrei aus, und hatten nur den Verdruß, daß die Congregationszeichen, zu Gunſten des Armeninſtituts, für verfallen erklärt, die Gemälde vernichtet wurden.

Das Michaelsweſen war für die Brixenthaler nur ein oberflächlicher, ihnen zugetragener Anflug geweſen, für deſſen Aufnahme ſie allerdings durch ihre allgemeine Stimmung empfänglich gemacht worden waren, der aber keinerlei tiefere Wurzeln bei ihnen geſchlagen hatte und nach Entfernung der Urheber verflog, wie er gekommen war. Anders ſtand es mit dem Manhartiſmus, der auf tiefgedrungenen Ueberzeugungen und dem Glauben an für unanfechtbar gehaltene Autoritäten beruhte, von an ſich meiſt ſehr achtbaren Perſönlichkeiten getragen und durch langjährigen Hader zur Parteiſache geworden war. Zwar trat ſoeben eine Wendung ein, welche ſelbſt bei den Manhartern die Hoffnung aufregte, daß der entſtandene Riß ſich ausgleichen werde: die Ernennung des Grafen Leopold Firmian[1]) zum Erzbiſchof von Salzburg. Aber auch dieſe Hoffnung ſollte täuſchen, zumal Hagleitner in einem Sinne ſchrieb, der die Manharter in ihrem Sinne nur beſtärken konnte, weil er ihnen in angeblichen Aeußerungen des Nuntius zu Wien eine neue Autorität bot.[2]) Die Fälle, wo die Manharter mit den Anſtalten und Einrichtungen der Kirche in Conflict kamen, wurden immer häufiger, und Thomas Mair war immer der heftigſte. Dies vielleicht um ſo mehr, als auch ſeine äußeren Verhältniſſe ſich ungünſtig geſtaltet hatten. Von Erpfingen im Landgericht Kitzbühel gebürtig geweſen und als Gerber gewandert, hatte er ſich eine Lederei bei Hopfgarten gekauft, eine Schweſter des Prieſters Hagleitner geheirathet, und bis 1808 ſein Anweſen ſchuldenfrei gemacht gehabt. Seitdem aber war er durch den Krieg, durch die Vernachläſſigung ſeines Geſchäfts infolge der ihn bewegenden Angelegenheiten, durch Flucht, Haft, Proceſſe u. ſ. w. heruntergekommen. Am 4. Nov. 1818 wurde ſein Anweſen verſteigert und er zog als Tagelöhner nach Weſtendorf, wo er bald darauf bei Manhart in Dienſte trat. Die Manharter wurden immer mehr von Parteigeiſt erfüllt, wendeten alles an, Abfall zu verhüten und Anhänger zu gewinnen, ließen ſich ſatyriſche Bilder gegen die weltlichen Reformen in der Kirche malen und erlaubten ſich vielfache Widerſetzlichkeiten. So ſtand die Sache, als der Kreishauptmann von Menſi nach zweijähriger Abweſenheit zurückkehrte und mit Verwunderung und Unwillen noch immer die Geiſtlichen, von deren Entfernung er die Beſchwichtigung der Wirren gehofft hatte, im Thale fand, und als Graf Firmian, der vom Papſte noch nicht als ſolcher, wohl aber als Adminiſtrator des Erzbisthums beſtätigt war, ſich zu einer Viſitation des Thales entſchloß.

---

[1]) Karl Leopold Max, geb. 1760, erſt Biſchof von Lavant, ſtarb als Erzbiſchof von Wien 28. Nov. 1831.

[2]) Der a. a. O. S. 143 fg. abgedruckte Brief iſt allerdings vom 20. Nov. 1821 datirt, während Folgen aus ihm abgeleitet werden, die in das Jahr 1819 fallen müßten.

In einer Unterredung, welche der Adminiſtrator und der Kreishauptmann am 30. Juni 1819 zu Söll hatten, und der auch zwei geiſtliche Räthe des erſtern beiwohnten, entwickelte der Kreishauptmann die Gründe, aus denen er eine Verſetzung der Geiſtlichen für wünſchenswerth hielt, und deutete auch bereits die Anſicht an, daß eine Beiziehung Roms zur Heilung der Geiſteskranken das Wirkſamſte ſein würde. Der Adminiſtrator erklärte dagegen ſeinen Plan, die Führer der Sektirer zuvörderſt durch ſeine Räthe behandeln laſſen und, da nöthig, dann ſelbſt ſein Glück mit ihnen verſuchen zu wollen. Am 1. Juli reiſte der Graf nach Hopfgarten und Brixen. Am 2. gingen ſeine Räthe nach Weſtendorf, wo ſie ſich drei Stunden lang mit Mangl und

Mair abmühten, aber alle Bemühungen vergeblich fanden. Thomas Mair fragte ſie ſchließlich höhniſch: ob ſie denn den Willen des Papſtes beſſer zu kennen vermeinten, als der Cardinal in der Schweiz. Am 3. Juli traf der Erzbiſchof ſelbſt, von den Geiſtlichen des Thales und dem Landgerichte begleitet, unter dem üblichen Gepränge, in Weſtendorf ein, hielt feierlichen Gottesdienſt, viſitirte die Kirche und ließ dann, nach Ablegung des Ornates, in einfacher Weltkleidung, beide Hauptführer der Manharter und noch ſechs Männer und ſechs Frauen aus der Sekte in die Sakriſtei kommen. Die Manharter verhielten ſich gleichgültig gegen ihn, und als ſie erinnert wurden, daß er der vom Kaiſer ernannte Erzbiſchof und vom Papſte beſtätigte Adminiſtrator ſei, beſahen ſie ihn von oben bis unten, rümpften die Naſen und lächelten einander an. Er hielt nun eine Anrede an die Manharter, worin er ſie zuvörderſt darauf aufmerkſam machte, wie Rom ſelbſt durch fortwährende Thatſachen anerkenne, daß der Bann gegen Napoleon auf die öſterreichiſchen Geiſtlichen, welche dem Eroberer die treue Erfüllung ihrer Pflichten gelobt hätten, keine Ausdehnung finde. Jedenfalls müßten ſie von ihm ſelbſt, der nie einen derartigen Eid geleiſtet, und der jetzt vom h. Vater mit allen erzbiſchöflichen Vollmachten verſehen ſei, zugeben, daß er mit Rom vereinigt ſei. Sie möchten daher doch dieſe unſelige Spaltung aufgeben und ſich nicht geſcheidter und weiſer dünken, als alle Biſchöfe, Räthe und Seelſorger. Die Rede rief unter den Manhartern eine unruhige, zweifelhafte Bewegung hervor; doch ward wol den Meiſten aller etwaige Eindruck derſelben verwiſcht, als Mair ſeine Lache aufſchlug und damit bei Männern und Weibern ſchalkhafte Geſichter bewirkte. Es wurde nun den Manhartern ein Bogen mit folgenden Fragen vorgelegt: „1) Erkennt Ihr den anweſenden Herrn Ordinarius als Euern rechtmäßigen, von dem päpſtlichen Stuhle beſtätigten Oberhirten an? 2) Reſpectirt Ihr die von dem Oberhirten beſtellten Seelſorger als rechtmäßige, und wollt Ihr Ihnen demnach den ſchuldigen Gehorſam leiſten? 3) Wollt Ihr Euch an die übrige Gemeinde anſchließen, die h. Sakramente gebrauchen und dem kirchlichen Verſammlungs-Gottesdienſte beiwohnen? 4) Wollt Ihr im Falle der Bejahung allen denjenigen, welchen Ihr früher irrige Meinungen und Sätze beigebracht habt, eine beſſere Ueberzeugung einzuflößen Euch bemühen?"

Zuerſt wurde Sebaſtian Mangl, der Manhart, vorgerufen. Hier ſagt der Geſchichtſchreiber dieſer Vorgänge (a. a. O. S. 156 fg.): „Trauer lag auf ſeinem blaſſen, geſenkten Geſichte, und das lichte Auge warf ſcheue und unſichere Blicke. Mit zitternder Hand ergriff er das Papier und las noch einmal die Fragen. Jetzt langt er nach der Feder und — unterſchreibt alle vier Sätze, — zur freudigſten Ueberraſchung des Erzbiſchofs und ſeiner Umgebung. Schon brachen die Herren in Glückwünſche und Belobungen aus und rieben, einander anlächelnd, die Hände, als der ganze Jubel plötzlich bedeutend gedämpft wird — durch Manhart's halblautes Wort: «Nur ſoll man mir eine Reiſe nach Rom erlauben, daß ich den heil. Vater ſelbſt noch befragen kann.» Manhart's Gattin, Anna Aſchaber, ein gutmüthiges und verſtändiges Weib, unterſchrieb ohne alle Bedingung. Jetzt kam die Reihe an den ſchwierigeren Thomas Mair. Sein Blick war Zorn, ſeine Miene war Trotz. Die angebotene Feder ſtieß er zurück und gab auf die erſte Frage die Antwort: «Erſt will ich in Rom den heiligen Vater fragen, und erſt, wenn ich es mit meinen eigenen

Ohren aus dem Munde des Statthalters Chriſti höre, dann erſt glaube ich, daß dieſer Herr da unſer rechtmäßiger Oberhirt iſt, früher aber nicht.» Den finſtern Blicken, den unwilligen Mienen und dem dumpfen Gebrumme der Umſtehenden hielt er beinahe drohend das kühne Angeſicht und die blitzenden Feueraugen entgegen. «Glaubſt Du denn alſo, ich ſei ein Betrüger und gebe fälſchlich die biſchöfliche Vollmacht vor?» ſprach der Adminiſtrator mit Wehmuth. «Ihr habt es ſchon gehört,» erwiderte Thomas ruhiger, «wenn der Papſt es ausſpricht, will ich Euch gerne anerkennen.» Die übrigen Punkte fielen nun von ſelbſt weg; gleichwol wurden die Fragen ihm vorgeleſen. Bei der Frage, ob er die beſſere Ueberzeugung beibringen wolle, ſagte er mit Nachdruck: «Ja, das thue ich und das will ich fortwährend thun. Der Nuntius hat es uns anbefohlen: Sagt allen die Wahrheit.» Er begann jetzt ſogleich eine Probe davon abzulegen und eine Strafpredigt über die Neuerungen und über die Gefangenſchaft der Kirche zu halten. Auf den ſtrengen Befehl des Landrichters, zu ſchweigen, zog er ſich brummend und murrend zurück. Nicht viel nachgiebiger waren der jüngere Sebaſtian Mangl, Bauersmann zu Liendla, noch unverehelicht, ein Vetter und einſt Mündel des Manhart, beiläufig 30 Jahr alt, und Mathias Papp, bedeutend jünger, einer der ſchönſten und kühnſten Burſche im ganzen Thale, Pächter zu Gumpau. Dieſe geberdeten ſich aufgebracht und ſagten: ſolange die Geiſtlichen ſeien wie jetzt, wollten ſie mit ihnen nie und nirgends zu thun haben. Verräthern könne man nicht glauben. Das Protokoll erhielt zwar einige Unterſchriften, aber mit der ausdrücklichen oder ſtillſchweigenden Bedingung, daß der heil. Vater ſich ausſpreche.“

Triumphirend traten die Manharter zu den Ihren hinaus und höhnten die gleichfalls vor der Kirche verſammelten Andersdenkenden, blieben auch trotzig ſtehen, als der Erzbiſchof heraustrat und das übrige Volk ſich auf die Knie warf, ſeinen Segen zu empfangen. Unklugerweiſe fing er eine Rede an. „Da wand ſich ein ſchnippiſches Mädchen von 16 Jahren aus der dichten Schar der Manharter hervor, wendete ſich gegen den Erzbiſchof und fragte: «Sag mir einmal, iſt's früher recht geweſen, oder iſt's jetzt erſt recht?» Der hohe Herr war ſo unvorſichtig, ſich mit der kecken Maid in einen Wortwechſel einzulaſſen. Er antwortete: «Es iſt früher recht geweſen und es iſt jetzt recht.» Das Mädel ſchlug die Hände zuſammen und lachte ſchallend, und alle Manharter lachten mit. Ungeduldig verſetzte der Erzbiſchof: «Sie ſind zu dumm, das Weſentliche und das Unweſentliche zu unterſcheiden.» Das Mädchen ergriff wieder das Wort und ſprach: «Weißt Du es beſſer oder der Cardinal? Natürlich — Ihr wißt es wol beſſer, als der Papſt ſelbſt!» Der Adminiſtrator entſetzte ſich mit allen Uebrigen über die Keckheit eines Kindes, eines Mädchens. Er fixirte ſie mit ernſtem Blicke und ging verdroſſen hinweg. Die Weſtendorfer waren betrübt; einige weinten, andere drohten. Aber die Manharter zogen in dem Gefühle und mit allen Zeichen des Sieges vom Schlachtfelde, ſchüttelten ſich vor Manhart's Hauſe freudig die Hände und eilten endlich zu Mittage."

Dieſer Verſuch war alſo ſchlecht abgelaufen und ſollte zunächſt die kirchlichen Zuſtände weſentlich verſchlimmern, in ſeinen weiteren Folgen aber auch manche Bedrängniß über die Manharter bringen. Dieſe höhnten jetzt und prahlten, weigerten dem Erzbiſchofe die Anerkennung und mochten auch von den Franciscanern nichts mehr wiſſen.

Der Erzbiſchof aber, verletzt in ſeinem perſönlichen Selbſtgefühle, zürnte den Manhartern, fand keinen Grund zu weiterer Nachſicht und erklärte ſich entſchieden gegen die Reiſe nach Rom. Anders der Kreishauptmann von Menſi, der das ganze Verfahren misbilligte und dem auch der Landesgouverneur Graf Biſſingen[1]) beifiel. In Wien aber fürchtete man, die Schwärmer würden von Rom nur in ihrem Wahne beſtärkt zurückkehren, und dann die Sache ſchlimmer ſtehen, als jetzt. Man ſolle ſie vielmehr von ihrem Reiſevorhaben mit aller Kraft ablenken. Die tiroliſchen Behörden zweifelten nun freilich, daß dies möglich ſein werde. Indeß mußte man wenigſtens einen Verſuch machen, und der Gouverneur beauftragte damit den geiſtlichen Gubernialrath Bernard von Galura, zu welchem die Manharter Vertrauen hatten, weil er ſich in der Franzoſenzeit, als Stadtpfarrer zu Freiburg im Breisgau, als treuer Patriot bewieſen und als Flüchtling nach Oeſterreich gekommen war. Er beſchied Manhart und einen vom Landgericht ausgewählten gemäßigten Meinungsgenoſſen deſſelben zu einer Unterredung nach Schwaz. Manhart war jedenfalls ein durch und durch redlicher Menſch, dem ſeine Sache eine reine Gewiſſensſache war, ohne Beimiſchung perſönlicher Eitelkeit, Leidenſchaft und Parteiſucht. Es ſcheint, daß es ihm wehthat, von der Kirche ſeiner Nachbarn getrennt zu ſein, daß er aber in der feſten Ueberzeugung handelte, er halte zur wahren Kirche. Die Aeußerungen des Nuntius und des Secretärs deſſelben waren ihm unanfechtbare Autoritäten für die ſchon früher gefaßte Anſicht geworden, daß die Geiſtlichen des Thales außer der Kirche ſtänden und daß die von den weltlichen Regierungen eingeführten kirchlichen Neuerungen unberechtigte ſeien. Ein gewandter, leichtfaſſender Geiſt war er freilich nicht, und dem, was ihm Galura, in freundlicher und verſtändiger Weiſe, über den Unterſchied zwiſchen dem Weſentlichen und Unweſentlichen, über das Nichtvorhandenſein der meiſten von ihm geprieſenen Anordnungen und Gebräuche in den erſten Zeiten des Chriſtenthums, über die Billigung mancher von ihm angefochtener Neuerungen durch die Päpſte ſelbſt, über das Anſtößige der Nichtanerkennung des Vorſtandes der Diöceſe, über den Widerſtreit, in welchem die Umtriebe der Manharter mit allen kirchlichen Ordnungen ſtänden, auseinanderſetzte, wußte er nichts entgegenzuſtellen, während er doch auch fern davon war, ſich wie Thomas Mair, mit irgend einem Kraftwort, einem trotzigen Hohne darüber hinwegzuhelfen. Aber von ſeinen Gewiſſenszweifeln kam er deshalb doch nicht los. Als ihm Galura zuletzt über die ſchwere Verantwortlichkeit, die er durch Verführung, Anderer auf ſich lade, eindringlich ins Gewiſſen ſprach, zitterte Manhart, vergoß Thränen, ſchlug jammernd die Hände zuſammen und ſprach in rührend flehender Weiſe: „O! laßt mich nach Rom, laßt mich zum h. Vater! dann kommt gewiß alles wieder in Ordnung! Ich will ja nichts Unrechtes! O! wie ſind wir unglückliche Leute, daß Ihr und der Nuntius nicht zuſammenſtimmt! Laßt uns nach Rom! Laßt uns zum h. Vater! Was kann es Euch und dem Kaiſer ſchaden? Wir gehen ſelbſt; wir bezahlen ſelbſt; wir fragen ſelbſt. Der Papſt iſt ja deshalb eingeſetzt, daß ſich im Zweifel alle Gläubigen an ihn wenden.“ Galura begann nun mit ihm zu capituliren, und ſagte: „Wie der h. Vater in Rom Euch nur durch einen Dolmetſcher ſeinen Willen kundgeben könnte, ſo kann er ja auch in vielfacher anderer Weiſe mit größter Zuverläſſigkeit ſeine Geſinnung Euch zu wiſſen machen. Wenn der Statthalter Chriſti ſich dazu bereit erklärt, wenn er ſeinen Ausſpruch auf eine vollkommen gewiſſe und verſtändliche Art Euch zukommen läßt, wollt Ihr auch dann noch nicht Euch begnügen?“ Manhart antwortete: „Wenn wir gewiß wiſſen, daß es der heil. Vater geſagt hat, dann wollen wir uns gerne unterwerfen, es mag lauten, wie es will.“ Galura fragte: „Alſo in dieſem Falle würdet Ihr nicht mehr auf der Reiſe nach Rom beſtehen?“ Die Antwort lautete: „Nein, dann nicht mehr! Wir wollen nur Gewißheit und nichts Anderes.“

---

[1]) Ferdinand Ernſt Maria, Graf von Biſſingen-Nippenburg, war 2. Febr. 1749 geboren und ſtarb, als k. k. Kämmerer, Geh. Rath und Gouverneur von Tirol und Vorarlberg, 22. April 1831. Von ihm kommen die beiden jetzt blühenden Linien dieſes Grafenhauſes, welches urſprünglich aus dem Meißniſchen ſtammt.

Das Präſidium beantragte nun, daß man den Manhart zu dem Nuntius in Wien reiſen laſſen und ein päpſtliches Schreiben veranlaſſen möge. Die Hofſtelle aber, an deren Spitze damals Graf Franz von Saurau ſtand, wünſchte, aus joſephiniſcher Politik, jede unmittelbare Berührung der Unterthanen mit Rom zu vermeiden, und ging daher auf den Plan der tiroler Behörden nicht ein. Sie glaubte, daſſelbe zu erreichen, wenn den Thalbewohnern in Betreff der ihnen werthen kirchlichen Gebräuche möglichſte Nachſicht bewieſen und die unbeliebten Geiſtlichen entfernt würden. Sie erließ daher in erſterer Beziehung entſprechende Anordnungen, wobei ſie übrigens ausſprach: „Ueberhaupt aber müſſen die Bewohner jener Gegend unverrückt dahin gelenkt werden, daß ſie, bei aller ſchuldigen Verehrung für den Papſt ihn doch nicht als die einzige Obrigkeit in der katholiſchen Kirche anſehen, ſondern auch ihrem Ordinariate und ihren Seelſorgern mit ſchuldigem Vertrauen, Ehrerbietung und Gehorſam begegnen.“ Weiter betrieb der Miniſter, wider die Meinung des Erzbiſchofs, die Verſetzung der Geiſtlichen, und wie zäh auch der Widerſtand Hechenberger's war, deſſen Entfernung nicht weniger als vier kaiſerliche Cabinetsbefehle vorgeſchrieben hatten, und der ſich trotzdem noch lange behauptet hatte, er mußte endlich doch weichen und ſich (1821) ſeine Verſetzung auf die Pfarrei St. Martin gefallen laſſen. Der Ausfall des Einkommens wurde aus dem Religionsfond ergänzt. Nach Weſtendorf kam, ſtatt des greiſen Wißbaur, der an St. Katharina in Kitzbühel verſetzt worden war (1819), Steinberger als Vicar, der ſich 1809 als Feldkaplan ausgezeichnet hatte. Decan wurde Hausmann.

Dieſe Maßregeln trugen keineswegs die erwartete Frucht, ſteigerten vielmehr, ſoweit ſie als Siege betrachtet wurden, das Selbſtgefühl der Manharter, die nun noch weiteres zu erlangen hofften. Auch ſchöpften ſie eine neue Beſtätigung ihrer Anſichten aus dem in Folge des Concordats erlaſſenen Rundſchreiben des Papſtes an die bairiſchen Biſchöfe, worin mancherlei Klagen über die Verluſte und Leiden der Kirche enthalten und zugleich ausgeſprochen war, daß auch nach dem jetzt Geſchehenen vieles wiederherzuſtellen übrig bleibe. Daß dieſes Schreiben ohne allen Bezug auf ihre beſonderen Verhältniſſe gefaßt war, überſahen ſie natürlich. Thomas Mair hatte auch wieder Conflicte gehabt. Schon 1819 hatte er bei der Feldarbeit, als das Allerheiligſte vorübergetragen ward, nicht nur ſelbſt unterlaſſen, demſelben die übliche Ehrfurcht zu bezeigen, ſondern auch zwei Nebenknechte davon abgehalten. Sie wurden darauf (2. Nov.) verhaftet, und das Landgericht erklärte jene Unterlaſſung für ein Polizeivergehen wider die öffentliche Sicherheit (?), das, in Betracht der böſen Geſinnung und der obwaltenden beſondern Umſtände, exemplariſch zu beſtrafen ſei. Es dictirte daher dem Thomas Mair zwei Monate ſtrengen Arreſt mit Gemeindearbeit und 12 Stockſtreichen (!), den beiden Knechten 6 und 4 Wochen Arreſt mit Gemeindearreſt und 10 Stockſtreichen. Das Urtheil war ein arbiträres und wurde von dem Kreisamt zur letzten Entſcheidung an die Landesſtelle überwieſen, welche dasſelbe caſſirte, weil ein arbiträres Urtheil aus politiſchen Rückſichten nicht zuläſſig ſei.[1] Man ſolle auf correctionellem Wege einſchreiten und hauptſächlich durch Belehrung wirken. Der eine Knecht hatte inzwiſchen ſeinen Frieden mit der Kirche gemacht und war in Freiheit geſetzt worden. Die beiden Andern kamen ſchließlich mit dreitägigem Arreſt davon, und Mair ſchlug über ſolchen Ausgang ein ſchallendes Hohngelächter auf. Ein Jahr ſpäter hatte er einen alten Mann, der ſich nach den h. Sterbeſakramenten ſehnte, beſucht und auf die Seite der Manharter gebracht, von der ihn wieder abzulenken nur mit Mühe gelang, und war wieder einmal in die Feiertagsſchule gedrungen und hatte dem Geiſtlichen einen Auftritt gemacht. Die Manharter, zu denen übrigens um dieſe Zeit nur gegen 100 offen erklärte gehörten, wozu noch etwa 30 heimliche kamen, während eine viel größere Zahl ſich zu denſelben Meinungen neigte, ohne der Sekte entſchieden beizutreten, hielten, gewöhnlich während des Gottesdienſtes, oder des Nachts, heimliche Zuſammenkünfte, die ſie dem Geſpräch über religiöſe Dinge, dem Vorleſen einſchlagender Schriften, der Auslegung derſelben, welche in der Regel Manhart mit Bezug auf ihre beſondere Lage vornahm[1]), und dem Gebete widmeten. Viel war dabei von den Zeichen des nahenden Weltendes die Rede, wofür der Michaelsbund empfänglich gemacht hatte. Für die größte und ſchlimmſte Sekte ward die des Napoleon erklärt, worunter alle Käſarepapie verſtanden werden mochte.

---

[1] Man kann die allgemeinen Principe, nach denen damals in Oeſterreich gehandelt ward, misbilligen, muß aber anerkennen, daß im Einzelnen mit viel Gewiſſenhaftigkeit und Rechtsſinn verfahren ward und daß man keineswegs jedes Mittel für recht hielt.

Dieſe Conventikel, gegen welche die Landgerichte ſpürten und fahndeten, ſollten zunächſt den Manhartern Unheil zuziehen. Es gelang im Februar 1821, eine Zuſammenkunft in Weſtendorf in des Manhart's Hauſe zu überraſchen. Die Anweſenden wurden aufgeſchrieben, im ganzen Hauſe Hausſuchung angeſtellt, Bücher, Briefe, Papiere in Beſchlag genommen. Während der Durchſuchung war der Manhart entflohen. Mair kam jetzt auch wegen Theilnahme an geheimer Geſellſchaft in Unterſuchung, und zunächſt in Haft. Hier ward ſein Geiſteszuſtand ärztlich explorirt, aber geſund befunden. Auch im Gefängniſſe weigerte er ſich, die öſterliche Beichte zu empfangen und ſtritt ſich darüber mit dem neuen Landrichter[2]) Tribus herum, der dabei die Anſicht gewann: daß Mair ein obſtinater Phantaſt ſei, der alle Andersdenkenden für Heiden halte und nach einem omnipatenten Papismus hinſtrebe.[1] Ein reicher Manharter, Rupert Fluckinger zu Kirchbühel, ließ ſeine Kinder nicht in die Winterſchule gehen, und war auch durch Geldſtrafen und Militärexecution nicht zu beſtimmen. Als jedoch das Kreisamt die Zurückziehung der Executionsmannſchaft befahl, weil dergleichen nicht im Geiſte der öſterreichiſchen Geſetzgebung liege, ſchickte er, durch die Milde gerührt, die Kinder zur Schule und gab damit einen Fingerzeig für die rechte Behandlung der Sektirer. Bald darauf ſtarb er (Sept. 1822) und es erwuchs die Frage: wie er beerdigt werden ſolle. Das Kreisamt entſchied: das geweihte Erdreich dürfe ihm nur dann verſagt werden, wenn ihm dieſe Verſagung früher angedroht worden wäre, und wenn er die Prieſter, die er zurückgewieſen, für ſolche gehalten habe, die ſich an dem franzöſiſchen Eide nicht betheiligt hätten. Infolge der Unterſuchung verbot jedoch der Landrichter die Beſtattung in geweihter Erde, und die Leiche ward nun, unter polizeilicher Aufſicht, des Nachts über die Wieſen hinausgetragen und bei einer Feldkapelle, wo der Verſtorbene oft gebetet hatte, beerdigt. Dieſe Stätte wurde von den Manhartern viel beſucht und wie die Ruheſtätte eines Heiligen geehrt, während die Andersdenkenden ſie mit Schauder betrachteten und Spukgeſchichten an ſie knüpften. Als übrigens bei dieſer Gelegenheit die Frage erwuchs, ob der Pfarrer bei dieſem Begräbniß die Gebühren erheben könne, entſchied der Kreishauptmann dagegen, weil ſolche Gebühren auch bei dem Tode eines Juden im Pfarrbezirke nicht erhoben werden dürften.

---

[1]) Als Beiſpiel ſeiner eindringlichen Weiſe dabei mag Folgendes dienen: Einſt hielt er mitten in einer Rede inne, zog dann heftig die Tiſchtruhe heraus, nahm ein angeſchnittenes Brot, hielt es hin und fragte: „Iſt dieſes Brot unſer Herr?“ „Nein! nein!“ war die allgemeine Antwort. „Ebenſo wenig, als dieſes Brot, iſt die Hoſtie der jetzigen Geiſtlichen unſer Herr“, verſetzte Manhart, indem er das Brot langſam zurückzog und in die Schublade legte. Dieſer Vorgang machte tiefen Eindruck. — Ein Beweis aber auch, wie dieſe Leute, nach Art der Ungebildeten, durch Misverſtand in ihren Anſichten beſtärkt wurden, iſt, daß Manhart eine Stelle in einem Buche, wo es hieß: die Fehler und Laſter der Aeltern würden den Kindern eingeimpft, als ein Zeugniß gegen das Impfen betrachtete.

[2]) Dallatorre war nach Rattenberg verſetzt worden.

---

[1] Man ſieht, wie in all dieſen öſterreichiſchen Beamten der alten Schule die joſephiniſchen Ideen lebten.

Bei einer ſpäteren Gelegenheit, wo auch das Conſiſtorium ſich einmiſchte, drang dagegen eine andere Anſicht durch, welche ſich darauf begründete, daß dieſe Gebühren nicht als Bezahlung für geiſtliche Dienſte, ſondern als ein Beitrag zu dem Unterhalte des Seelſorgers anzuſehen ſeien, der durch den Ungehorſam der ihm an ſich angehörigen Kirchenkinder nicht verkürzt werden dürfe.

Der Manhart hatte ſich inzwiſchen bei ſeinen Anhängern, die ihn mehr als je verehrten, verborgen gehalten, wobei ihm ſein Vetter Manzl und Mathias Papp Bedarf und Nachrichten zutrugen. Nach und nach wagte er ſich auch wieder in ſein eigenes Anweſen, wo er jedoch endlich bemerkt und am 22. Mai 1822 ergriffen ward. Wol gingen ſeine eifrigſten Freunde mit dem Plane ſeiner Befreiung um; doch war es noch zu keinem Entſchluſſe gekommen, als die beſorgte Behörde ſowol Manhart als Mair, unter großen Vorſichtsmaßregeln, nach Rattenberg ablieferte, von wo ſie im Juni nach Innsbruck geſchafft wurden. Gegen ſie war peinliche Unterſuchung wegen Störung der inneren Staatsruhe und der Religion eingeleitet, während gegen ihre Anhänger eine Polizeiunterſuchung wegen geheimer Geſellſchaft ſtattfand. Dieſe Anſchuldigungen mochten auch auf den Kaiſer gewirkt haben, der auf der Rückreiſe vom Congreß zu Verona zu Wörgl (Dec.) äußerte: „Ich habe dieſen Leuten ſchon die Prieſter gewechſelt; aber die Religion iſt nur der Deckmantel ihrer revolutionären Geſinnungen und Umtriebe. Auf die Jüngern muß man noch belehrend und mit Güte wirken; aber die hartnäckigen Alten übergibt man dem weltlichen Arme.“ Freilich hatte er denjenigen, der wahrſcheinlich am meiſten als der eigentliche geiſtige Urheber der Sekte zu betrachten und von dem es wahrſcheinlich iſt, daß er ſie auch aus der Ferne noch längere Zeit[1] in ihrem Wahne beſtärkte, wobei er aber klug genug geweſen zu ſein ſcheint, ſie zu ſtrengſtem Geheimniß zu verpflichten[2], den Hagleitner, auf einer ſchönen Pfarrei zu Kalchsberg bei Wien, kaiſerlichen Patronates, verſorgt, wo derſelbe erſt um 1836 verſtorben iſt.

Die Manharter blieben auch in Sorge und Verfolgung ſtandhaft bei ihren Meinungen, zu deren Vertheidigung ſie auch bei den Verhören zum Theil manches Gute und Wahre vorbrachten, jedenfalls zeigten, daß manche unter ihnen viel über Kirchliches nachgedacht, geſtritten und geleſen hatten. Freilich waren ihre Gründe meiſt derart, daß ſich denſelben vieles entgegnen ließ, oder daß ſie für ihre Sache bei weitem zu viel bewieſen. Die gegen Manhart und Mair eingeleitete peinliche Unterſuchung ward übrigens durch Hofdecret der k. k. oberſten Juſtizſtelle vom 25. Febr. 1823 aufgehoben und beide der politiſchen Obrigkeit zur geeigneten Amtshandlung übergeben. Nach langer Unterſuchung ward ein vierwöchentlicher Arreſt gegen ſie ausgeſprochen, zugleich aber ihre Ablieferung an die Polizeidirection zu Innsbruck verhängt, da man jedenfalls noch Bedenken trug, ſie wieder in die Heimat zu laſſen, über den ihnen anzuweiſenden Aufenthaltsort aber noch nicht entſchieden war. Die Zwiſchenzeit war eine trübe für die Manharter. Sie verſammelten ſich in Grüften, einſamen Kirchlein und Waldkapellen, unternahmen ſtille Wallfahrten und wieſen beharrlich jede Anſprache der Geiſtlichen ab. Gegen Andersdenkende blieben ſie ſtreit- und bekehrungsſüchtig, wol auch hochfahrend und drohend, und wenigſtens die Geiſtlichen ſchilderten die Zuſtände als keineswegs ungefährlich, und auch die Gemeindevorſteher fürchteten, daß es noch zu Thätlichkeiten kommen könne. Der Kreishauptmann, der ſolange für Nachſicht geweſen, meinte jetzt doch: man ſolle die beiden Häupter und zehn ihrer leidenſchaftlichſten und unverbeſſerlichſten Anhänger in eine ferne Gegend der Monarchie verſetzen, dort mit angemeſſenem Grundbeſitze betheiligen, zum Erwerbe und zur Selbſtthätigkeit anhalten und an aller Verbindung mit Brixenthal behindern. Man habe es hier nicht mit einer Religionspartei, welcher die Verfaſſung Duldung gewähre, ſondern mit Sinnverwirrten oder Heuchlern, oder einem Amalgam aus beiden zu thun. Sie vindicirten, das Weſentliche mit dem Unweſentlichen, Dogma mit dem äußern Cultus, Wahrheit mit den gröbſten Irrthümern vermiſchend, den Beſitz des alten wahren Glaubens für ſich und trennten ſich in dieſem Wahne factiſch von der katholiſchen Kirche, ohne einer andern, geduldeten anzugehören und ohne ſich, wie die Bekenner dieſer letztern, den Anordnungen der Regierung in Gegenſtänden des äußeren Gottesdienſtes und des öffentlichen Unterrichtes zu fügen. Während nun die ſchließliche Entſcheidung der Hofſtelle erwartet wurde, beſtimmte das Gubernium dem Manhart die Stadt Bruneck, dem Mair Meran zum einſtweiligen Aufenthalt. Dieſe Anordnung wurde (4. April 1824) von der Hofkanzlei bis auf weiteres beſtätigt. Halbjährlich ſollte über die beiden Bericht erſtattet werden. Schon vorher war von ihr (27. Febr.) Manzl, der „ſchlau (?) und verſteckt ſei und keine Gnade verdiene", zu ſtrengem Arreſt von einem Monat verurtheilt, Thomas Mair und Genoſſen aber, der erſtere nur ab instantia, von der Anſchuldigung ſchwerer Polizeiübertretung losgeſprochen worden.

---

[1] In den letzten Jahren ſeines Lebens ſoll er Gewiſſensbiſſe empfunden und den Wunſch geäußert haben, an Bekehrung der wenigen noch halsſtarrigen Manharter arbeiten zu dürfen.

[2] Als Thomas Mair, nachdem er längſt mit der Kirche verſöhnt und Hagleitner todt war, von einem Beſucher befragt wurde: ob denn nicht Hagleitner der eigentliche Stifter des manhartiſchen Bundes geweſen ſei, wurde er plötzlich ernſt und ſtumm, und bejahte weder, noch verneinte er die Frage, ſondern ſprach nach einiger Zeit mit Nachdruck: „Wir hielten uns an den Nuntius.“

Der Manhart bat jetzt um Erlaubniß, in die Schweiz auswandern, oder in ſeine Heimat zurückkehren zu dürfen. Beides ward ihm abgeſchlagen, zumal das Landgericht Hopfgarten erklärte, die Gattin des Manzl habe Kopf genug, die Gegenwart des Mannes entbehrlich zu machen und alle häuslichen Angelegenheiten zweckmäßig zu beſorgen. Anna ſelbſt nahm ſich des Gatten mit größtem Eifer an, beſtürmte die Behörden mit Bitten, kleidete ihn von Kopf zu Fuß neu, beſuchte ihn zu wiederholten malen und beſorgte das Hausweſen treulich. Die Felder wurden von Manhartern, für den halben Ertrag, bearbeitet. Gerade um dieſe Zeit ſcheint ſich der durch all dieſe Wirren geſunkene Hausſtand des Manhart's wieder gehoben zu haben. Anna ſelbſt erzählte gern eine rührende Geſchichte dieſer Wendung. Als ihr Mann noch in der Gefangenſchaft gelegen, ſei ſie oft in peinlicher Geldverlegenheit geweſen. Einſt habe ſie nur noch ein Zwölfkreuzerſtück gehabt, und der Jammer ſei ihr beſonders ſchwer aufs Herz gefallen. In ihrer Angſt und Sorge ſei ſie da zu der Feldkapelle gegangen, in der ſie ſo oft gebetet, habe da dem Gekreuzigten und der ſchmerzhaften Mutter ihre Noth geklagt, ihnen das Zwölfkreuzerſtück gezeigt, endlich zu weinen angefangen, die Münze mit den Worten: „Nehmt Ihr mein Letztes" in den Opferſtock fallen laſſen und ſchluchzend geſtammelt: „Nun helft Ihr!" Von dieſer Stunde an ſei der zeitliche Segen wiedergekehrt, die Baarſchaft nie wieder ausgegangen und alles beſſer gediehen. — Manhart wurde in Bruneck mit Schonung behandelt und hatte innerhalb des Städtchens freie Bewegung, wenn auch das Nachtlager und, wenn er nicht in Privathäuſern aß, die Zehrung im Gefängniß, wo er mit der Familie des Gefängnißdieners bald vertraut ward. Den Morgen brachte er in den Kirchen zu, beſuchte auch Geiſtliche, ohne ſich von ſeinen Anſichten abbringen zu laſſen, aber auch ohne ſich in Vertheidigung derſelben zu verſuchen. Die freie Zeit verwendete er gern zu Tagelöhnerarbeit. Mair bezeigte dagegen weniger Luſt zu Arbeit und beſchäftigte ſich lieber mit Gebet, Leſen und Geſprächen über Religionsſachen, wobei er ſeine Anſichten mit Heftigkeit verfocht. Erſt nach und nach brachte man ihn dazu, ſich durch Arbeit in einer Gerberei etwas zu verdienen, wovon er ſich die nöthigſte Wäſche und Kleidung verſchaffte.

So ſtanden die Dinge, als eine Wendung zum Beſſeren eintrat, wie ſie kaum noch zu verhoffen geweſen war. Sie war das Verdienſt des neuen, auch von Rom beſtätigten Erzbiſchofs von Salzburg, des edeln Auguſtin Gruber. Anfangs ſchien es zwar auch nicht, als würde es mit ihm viel beſſer verlaufen, als mit dem Grafen Firmian. Machte er auch, von den Manhartern durch Abgeordnete beſchickt (Juni 1824) und dann ſelbſt das Thal beſuchend, perſönlich einen gewinnenderen Eindruck, ſo blieben die Manharter doch bei ihrem Satze ſtehen, daß nur der Papſt ſie beruhigen könne. Indeß eben dafür eröffnete ihnen der Erzbiſchof Hoffnungen, und in der That mochten eben die Schwierigkeiten, die man ihrer Beſchickung Roms entgegengeſtellt hatte, und die theils in einem Verdruſſe des Grafen Firmian über die erfahrene Behandlung, theils in einem Mistrauen der kaiſerlichen Regierung gegen das in Rom zu erwartende Verfahren ihren Grund gehabt haben mögen, die Manharter in ihren Meinungen beſtärkt haben. Denn der Gedanke lag nahe, daß dieſe Schwierigkeiten ihren Grund in der Beſorgniß hätten, der Papſt möge den Manhartern beipflichten.

Es gelang dem Erzbiſchof Auguſtin, ſeiner Ueberzeugung, daß man ſich den fixen Ideen der Manharter accommodiren müſſe, um ſie zu heilen, bei dem Kaiſer Eingang zu verſchaffen, und es kam dabei der gelegene Umſtand zu Statten, daß Leo XII.[1]), der ſeit dem 28. Sept. 1823 den päpſtlichen Stuhl einnahm, das Jahr 1825 zu einem Jubeljahre beſtimmt hatte, was denn, ungeachtet das Jubiläum in den öſterreichiſchen Staaten erſt 1826 gefeiert werden ſollte, doch einen paſſenden Vorwand zu ausnahmsweiſer Geſtattung einer ſolchen Pilgerfahrt bot. Als der Dekan Georg Hausmann den zu ihm beſchiedenen namhafteſten Manhartern erklärte, es ſei zu hoffen, daß der Kaiſer Einigen aus ihnen die Reiſe nach Rom bewillige, vergoſſen ſie Thränen der Freude, küßten das Schreiben des Erzbiſchofs und die Hände des Dekans, und eilten wonnetrunken zu den Ihrigen. Auch der Kreishauptmann ſah mit Vergnügen ſeine alte Anſicht durchdringen, und in der That erfolgte die Genehmigung. Vor Ausführung der Reiſe fanden noch mancherlei, mit Umſicht gepflogene Verhandlungen über die zu der Reiſe zu beſtimmenden Perſonen, über die Art des Fortkommens, über die Koſten, über einen mitzugebenden Führer und Dolmetſcher ſtatt. Es gelang, bei der jetzt guten Stimmung der Manharter, all

---

1) Annibale de la Genga, geb. zu Genua (oder zu Genga), 2. Aug. 1760, ſtarb 10. Febr. 1829.

dieſe Punkte ſo zu ordnen, wie es für den Erfolg des Unternehmens am günſtigſten ſchien, und dabei zur völligen Zufriedenheit der Sektirer gereichte. Der Manhart ſelbſt, Thomas Mair und Simon Laiminger, ein bejahrter Manharter, ſollten die Deputation bilden. Die Koſten ſollten die Manharter ſelbſt beſchaffen, was nicht aus Sparſamkeitsurſachen, ſondern aus pſychologiſch wohlberechneten Gründen beſtimmt ward, und freudig ſchoſſen ſie 800 Fl. zuſammen, womit ſie auch die Verpflegung des Dolmetſchers beſtreiten zu können hofften, welchem übrigens von der Regierung die einſtweilige Verſorgung ſeiner Familie und ſonſtige Entſchädigung zugeſichert war. Zu dieſer Function ſelbſt hatte man eine ſehr geeignete Perſönlichkeit in Peter Amort, einem rechtſchaffenen und geſcheidten Manne, gefunden, der aus Fleims in Welſchtirol ſtammte, beide Sprachen verſtand, und jetzt, ein Mann von 36 Jahren, als Kirchendiener zu St. Jakob in Innsbruck ſtand. Er erhielt ſeine Inſtruction nur mündlich, mußte ſie aber ſeinem Gedächtniß einprägen und dem Gouverneur Grafen Biſſingen wiederholen. (Man hatte übrigens erſt die Manharter ſelbſt nach einem ſolchen Begleiter ſuchen laſſen, und ihnen erſt als ſie keinen tauglichen fanden, den ſchon vorher Auserſehenen vorgeſchlagen, den ſie mit Freuden annahmen.)

Vor der Abreiſe wurde den Manhartern ein Hirtenbrief des Erzbiſchofs vorgeleſen, worin dieſer ihnen, in milden und klaren Worten, in Erinnerung rief, was er ihnen ſchon früher über den wahren Stand der Verhältniſſe eröffnet, alle die ſtreitigen Punkte einzeln durchging, ihnen ſein Urtheil darüber erklärte, für die nach Rom Gehenden Inſtructionen in Betreff ihrer Haltung auf der Reiſe gab und ſie ſchließlich aufforderte, dieſe Zuſchrift dem h. Vater ſelbſt vorzulegen und ſeine Entſcheidung darüber zu erbitten. Als dieſer Brief verleſen worden, fragte man die Manharter, ob ſie noch auf der Sendung nach Rom beſtänden, oder durch das Wort des Fürſten-Erzbiſchofs befriedigt ſeien. Sie antworteten: der Erzbiſchof gebe ja ſelbſt für dieſe Reiſe ſeinen Segen. Nun ward die Art des Fortkommens beſprochen, wobei ſie ſich entſchieden, Pferd und Wagen dazu zu kaufen, die ſie ſpäter wieder verkaufen könnten. — Am 13. Sept. 1825 reiſte zunächſt Simon Laiminger aus dem Thale ab, ein Bauer zu Malſen, 61 Jahr alt, hohen und kräftigen Körperbaues, länglichen Geſichts mit geſunder Farbe, hoher, freier Stirn über den lichten Augen und der Adlernaſe, ein ſinniger und beleſener Mann, unbefangen und gefällig in ſeinem Benehmen, dabei entſchloſſen und thatkräftig. Urban Mair, des Thomas Bruder, ein Schmied, und Mathias Papp begleiteten ſie auf dem für die Reiſe erkauften und mit einem tüchtigen Gaule beſpannten Wagen. In Innsbruck gaben dieſe beiden den Wunſch zu erkennen, die Reiſe mitmachen zu dürfen, ſtanden aber ſofort von ihrem Begehren ab, als ihnen die Unthunlichkeit ſeiner Erfüllung erklärt ward, und baten nur um Erlaubniß, bis Bozen mitzureiſen, um den Manhart und Thomas Mair noch ſprechen zu können. Denn in Bozen ſollten die ſo lange getrennten Freunde und Kampfsgenoſſen zuſammentreffen, um dann die ſchöne, ſo lange erſehnte Reiſe miteinander zu machen und ſich damit zugleich eine ruhige Zukunft zu erkaufen. Mit hoher, dankbarer Freude hatten Manhart und Mair die überraſchende Kunde erfahren, und rührend war die Scene des Wiederſehens in Bozen (16. Sept.), wo ſie bis zum nächſten Tage verweilten und dann, nach einer warmen Abſchiedsſcene, am 17. Sept. 1825 ihre Pilgerfahrt antraten.

Manhart, Mair und Laiminger ſaßen im Wagen, Amort, der zuerſt die Stelle des Kutſchers verſah, auf dem Bock. Später wechſelten ſie der Reihe nach ab. Das Reiſegeld lag in einer Kaſſe, welche jedesmal nur von einem der Bauern in Gegenwart des Peter Amort geöffnet werden durfte. Noch ſendeten ſie durch ihre heimkehrenden Freunde dem Gouverneur ein kurzes herzliches Dankſchreiben. Die Reiſe ging auf vorgeſchriebener Route über Verona, Mantua, Bologna, Florenz. Die Polizeibehörden waren überall längſt aviſirt. Die Päſſe hatte Amort, der im übrigen den Pilgern, die ihn eben für einen Mitpilger zum Jubiläum hielten, der ihnen die Erlaubniß zur Reiſe zu danken habe, ſo dienlich war, daß ſie ihn herzlich lieb gewannen und ihm ihr Bedauern ausdrückten, ihn in einer nach ihrer Anſicht nicht gültig geſchloſſenen Ehe leben zu ſehen. Er erinnerte ſie aber, daß ſie ja ſelbſt Zweifel hätten und erſt in Rom Gewißheit erlangen würden. Ueberall unterwegs wohnten ſie, war es irgend thunlich, dem Gottesdienſt bei und beteten unzählige Roſenkränze während der Reiſe, die ſie am 18. Tage derſelben in die mit Freudenthränen begrüßte ewige Stadt brachte, wo ſie im Gaſthauſe Zu den h. drei Königen einkehrten. Peter Amort, der ſich den nächſten Tag nach dem öſterreichiſchen Botſchaftshotel begab, wurde erſt wiederholt vom Portier abgewieſen und konnte erſt am zweiten Tage zu dem Botſchafter dringen, der ihn anfangs ungnädig empfing, aber ſofort aufthaute, als er erfuhr, wer er ſei und wen er bringe. Der Kaiſer hatte ihm eigenhändig über die Manharter geſchrieben. Dieſe mußten ſogleich kommen, wurden freundlich begrüßt und erfuhren, zu ihrer freudigen Ueberraſchung, daß ſie Pferd und Wagen verkaufen könnten, da der Kaiſer für ihren Unterhalt in Rom und für ihre Heimreiſe ſorgen werde. Der Botſchaftsrath Ritter v. Genotte[1]) wies ihnen Wohnung und Verpflegung im Hoſpitium all' Anima an. Den Papſt aber, ſo erfuhren ſie, konnten ſie nicht ſo bald ſprechen, da er unwohl war.

Jedenfalls wollte der Papſt ſich nicht in Erörterungen mit den Leuten einlaſſen und ſie nicht eher ſprechen, als bis ſie darauf vorbereitet waren, aus ſeinem Munde nur die Beſtätigung des ihnen durch Andere Auseinandergeſetzten zu erfahren. Zu der letzten Aufgabe war zunächſt der Fürſt Ruspoli auserſehen, welcher Prälat jenes Hoſpitiums und zugleich der deutſchen Sprache vollkommen mächtig war. Nachdem er insgeheim mit Amort geſprochen, der ihm freilich in voraus ſagte, daß die felſenfeſten Meinungen dieſer Leute ſich ſehr ſchwer würden ſprengen laſſen, kam der Fürſt eines Tages im geiſtlichen Ornate vorgefahren, beſchied die vier Tiroler zu ſich, führte ſie zu einer reich beſetzten Tafel und lud ſie zum Eſſen und Trinken ein. Als ſie ihre anfängliche Scheu verloren und ſich Speiſen und Wein ſchmecken ließen, brachte der Fürſt das Geſpräch allmählich auf Tirol und ihre Sache. Wie er aber dabei den Erzbiſchof Gruber pries, ſprang Thomas Mair, plötzlichen Argwohn faſſend, auf, ſtieß den Seſſel um und rief aus: „Will man uns auch hier noch betrügen? Wir wollen zum Papſte! Wegen des Heiligen Vaters ſind wir gekommen und nicht wegen eines andern!“ Manhart und Laiminger ſuchten ihn zwar zu beſänftigen, theilten aber ſichtbar ſein Mistrauen. Der Fürſt entfernte ſich, indem er Amort ins Ohr flüſterte: „Peterl, Du hatteſt recht. Mit dieſen Dummköpfen (?) iſt nichts anzufangen."

---

[1]) Baron Genotte v. Meckenfeld.

Man ließ nun die Manharter eine Weile in völliger Ruhe. Nichts, als die gute Pflege und aufmerkſame Gefälligkeit, die ſie genoſſen, erinnerte daran, daß ſie nicht gewöhnliche Pilger zum Jubelfeſt waren. Speiſe und Trank ſtanden ſtets auf dem Tiſche. Wenn ſie ausgingen, begleitete ſie ein von der Botſchaft beſtellter Cicerone. So beſuchten ſie denn mit Eifer und Andacht die heiligen Orte, da am meiſten befriedigt, wo die Andachtsübungen ſich auch in der äußern Bezeigung am inbrünſtigſten darſtellten. So vergingen drei Wochen und darüber wurde es ihnen bei der gänzlichen Stille, die über ihrer Angelegenheit ſchwebte, mehr und mehr unheimlich. Auch näherte ſich das Ende des Jahres und ſie fürchteten, den Ablaß zu verſäumen, dem doch die Ausſöhnung mit der Kirche und der Empfang der heiligen Sakramente vorhergehen mußte. Sie ſchickten Amort zu Hrn. von Genotte. Hier hieß es: der Papſt ſei noch immer krank; ſie möchten aber ihre Beſchwerden ſchriftlich aufſetzen, was denn durch Thomas Mair beſorgt ward. Bald erſchien denn auch der für die deutſchen Convertiten beſtellte Pfarrer v. Dahmen, mit der Nachricht: der heilige Vater werde die Pilger aus Tirol erſt dann vor ſich laſſen, wenn ſie Beweiſe eines demüthigern und gehorſamern Herzens, als bisher, gegeben hätten; einſtweilen aber ſollten ſie die Belehrungen des Camaldulenſerabtes Capellari zu S.-Gregorio, einem außer der Stadt gelegenen, von Ruinen und Gärten umgebenen Kloſter, empfangen, wohin ſie denn durch den Pfarrer geführt wurden.

Mauro Capellari war alſo auserſehen, die Manharter aufzuklären, und bekanntlich iſt dies derſelbe Mann, der noch in eben jenem Jahre Cardinal ward, der das berühmte Breve vom 25. März 1830 in Betreff der gemiſchten Ehen verfaßte und am 2. Febr. 1831 den päpſtlichen Stuhl als Gregor XVI.[1] beſtieg. Als ſolcher hat er ſich, durch ſtrenges Feſthalten der Zügel im Kirchenſtaat, wie in der Kirche manche herbe Vorwürfe zugezogen. In der Sache der Manharter finden wir ihn klug, human, gelaſſen und den Anſprüchen der Zeit und der weltlichen Regierungen Rechnung tragend. Geduld brauchte er immerhin bei der Sache, denn die Tiroler redeten oft alle dreie zugleich und durcheinander; Thomas Mair brauſte oft auf, ſchalt und ſchmähte, polterte, ſchrie und ſchlug mit der Fauſt auf den Tiſch; das Mistrauen der Bauern war nur allmählich abzuſchwächen. Die erſte Unterredung, zu welcher der Abt, von ſeinem Secretär, einem Mönche, begleitet, erſchien[2], während der Pfarrer v. Dahmen als Dolmetſcher diente, und die auch mit einem Frühſtück eröffnet ward, führte zu nichts, als daß der Abt die von Thomas Mair aufgeſetzte Schrift zu ſich nahm, um ſie als Anhalt bei den weitern Beſprechungen zu benutzen. Dergleichen fanden noch fünf ſtatt, wobei ſtets eine Pauſe von 4—5 Tagen eintrat, während welcher wahrſcheinlich die zu gebenden Erklärungen diplomatiſch erwogen wurden. Die erſte dieſer Unterredungen bezog ſich auf den Kirchenbann. Capellari bewies ihnen, daß die Bannbulle vom 11. Juni 1809 ſich nur auf diejenigen erſtreckt habe, die bei der Beſetzung und Mishandlung des Kirchenſtaates durch Rath oder That mitgewirkt hätten, und daß auch von dieſen alle des Bannes enthoben ſeien, die ihr Unrecht bereut hätten. Thomas Mair ließ ſich aber nicht weiſen, ſondern rief endlich unmuthig aus: „Kurzum, Euch glaube ich nicht! Ihr wollt mit dem rechtmäßigen Nachfolger Petri vereinigt, Ihr wollt, wie die ſalzburgiſchen Geiſtlichen, die wahre Kirche ſein und überall das Wahre und Rechte haben! Die wahre Kirche wirkt Wunder; durch ein Wunder beweiſet uns, daß Ihr die wahre Kirche ſeid, und wir wollen uns unterwerfen." Als er darauf, auf eine Frage des Abtes, zu verſtehen gegeben hatte, daß er ſelbſt und ſeine Genoſſen in der wahren Kirche zu ſein glaubten, ſetzte der Abt ihn in ſchwere Verlegenheit, indem er ſagte: „Wohlan, mein Freund, wenn Ihr die wahre Kirche ſeid, ſo ſteht das Wunderwirken Euch zu, Dir und den Deinen! Alſo nun auf und ans Werk!" Wie dann Thomas Mair ſich wieder auf den Papſt berief, zugleich aber die Beſorgniß ausdrückte, daß man ſie zu einem falſchen Papſte führen möchte, blickte ihn Capellari mit gebietendem Ernſte an und ſprach mit Nachdruck: „Meinſt Du denn, daß wir einen falſchen Papſt haben? Erkläre Dich, damit wir wiſſen, ob Du zu den Ketzern gehörſt, oder zu den Rechtgläubigen." Da erſchrak Mair doch und ſagte: „Was der wahre Papſt ausſpricht, das glaube ich alles und ſonſt nichts." Sie wurden nun zum Mittagsmahl geladen, welches ſo heiter verlief, daß Gregor XVI. ſich nach langen Jahren mit Vergnügen daran erinnerte, und bei dem auch die Polenta nicht fehlte, welche Amort das erſte mal vermißt hatte. — Sichtbar hatte Capellari wenigſtens auf die beiden mildern und beſcheidenern Manharter einen günſtigen Eindruck gemacht. Denn als bei der zweiten Zuſammenkunft der Abt ihnen erklärte: der heilige Vater könne ſich in ſeinem jetzigen kränklichen Zuſtande nicht auf eine Erörterung mit ihnen einlaſſen, ſondern werde ihnen nur im allgemeinen beſtätigen, daß alles, was er, der Abt, ihnen geſagt habe, reine Wahrheit ſei, und wenn ſie ſich dabei nicht beruhigen wollten, ſo ſei ihnen nur die Abreiſe zu empfehlen, ſo erwiderten Manhart und Laiminger in klägichem Tone: „Wir glauben ja! wir glauben Euch ja und haben auch unſern Kameraden neulich gehörig ausgeſcholten.“ Mair war wol nicht ſo geſinnt, begnügte ſich aber, den Kopf zu ſchütteln und etwas vor ſich hin zu brummen. Nun legte ihnen Capellari (30. Oct.), in kluger Vorſicht, ein ſchriftliches Verſprechen zur Unterſchrift vor, welches alſo lautete: „Wir Unterzeichnete bekennen hiermit, daß wir alles, was uns Mauro Capellari, Abt zu S.-Gregorio, mittheilt, ruhig anzuhören, zu glauben und zu befolgen bereit ſein werden, wenn Se. Heiligkeit Leo X. daſſelbe beſtätigt.“ „Ja wohl, wenn? wenn? wenn?“ rief Thomas mit ſteigendem Nachdrucke aus und, während Manzl und Laiminger unterſchrieben, zögerte er und blickte den Abt mit ſtarren Augen an. Dieſer gab ihm den Blick zurück und brach damit endlich den Trotz des Wilden, ſodaß er das Auge ſenkte, ſich über den Tiſch beugte und unterſchrieb.

---

[1] Geb. 18. Sept. 1765 zu Belluno, ſtarb 1. Juni 1846.

[2] Er wird als ein Mann von größerer Statur, röthlichen Geſichts, geſchildert, und erſchien in der weißen Tracht der Camaldulenſer, jedoch ohne Kette und Kreuz.

Nun erſt ging der Abt wieder in das Einzelne ein und ſetzte ihnen nach und nach das Sachverhältniß in Betreff der Feiertage, der Faſten, der geiſtlichen Tracht, über deren Verweltlichung ſie ſich beſchwerten, des Schulweſens, des Impfens, in einer Weiſe auseinander, wie es nur ein aufgeklärter Prieſter zu thun vermochte, immer dabei den Standpunkt der Kirche feſthaltend, welche manche von den weltlichen Regierungen gewünſchte Neuerungen zwar zugelaſſen habe, deshalb aber doch noch das Alte als freiwillige Leiſtung wünſche, und auch in einigen Beziehungen, namentlich bei dem Schulweſen, die Verwendung des Heiligen Stuhles für Abſtellung der Beſchwerden zuſagend. Die Manharter wurden über dieſen eingehenden Beſprechungen immer milder und fügſamer. Die ihnen gemachten Zuſagen gaben ihnen denn doch ein gewiſſes Gefühl des theilweiſen Rechtbehaltens und Sieges, und außerdem hatte ihnen der Abt denn doch ſo manches nachgewieſen, was ihre Ideen in unabweisbarer Weiſe berichtigte. Die Sorge jedoch, daß man ſie am Ende nicht zu dem rechten Papſte führe, blieb ihnen noch immer. Indeß beruhigte der Abt ſie durch Hinweiſung auf das im Zimmer hängende Porträt des Papſtes, das ſie überdem in jeder Bilderhandlung und an tauſend Wänden ſehen könnten, und das ſie ſich nun beim Weggehen nochmals einprägten.

Der Papſt, dem die von Thomas Mair und von Capellari ſeparat gehaltenen Protokolle, ſowie eine Relation des Abtes über die ganze Verhandlung vorgelegt wurden, befahl jetzt, die Leute zu den heiligen Sakramenten zuzulaſſen. Sie wurden zu einem Jeſuiten in die Kirche al Geſù geführt, der ſieben Sprachen verſtand und dem ſie die ſeit 1816 unterlaſſene und deshalb langwierige Beichte ablegten. „Zu St.-Peter“, heißt es weiter, „empfingen ſie unter Thränen der Rührung nach ſo langer Entbehrung den erſehnten Leib des Herrn. Sie kehrten wie umgewandelt aus dem Gotteshauſe; der Trübſinn war von der Stirn verſchwunden, das Trotzig-Wilde aus Blick und Miene. Heiterkeit glänzte von ihrem Angeſichte, Gemüthsruhe, Milde und Freundlichkeit beſeelte ihre Worte. Früher hatten ſie wol auch miteinander gehadert und mit rauhen Reden ſich angefahren. Jetzt aber betrugen ſie ſich zueinander wie gute Freunde.“ Capellari überreichte ihnen nun den Schlüſſel zu weiterer Gunſt: den Zulaßſchein zur Fußwaſchung, die ihnen, neben lauter vornehmen Herren, durch den Cardinal Falzacappa, als Stellvertreter des kranken Papſtes, zutheil ward. Nach Verrichtung der Ceremonie wurden ſie zu einer Tafel von 30 Gedecken gezogen, an der ſie die oberſten Plätze erhielten und von dem Cardinal ſelbſt bedient wurden, der ſich auf das freundlichſte mit ihnen unterhielt und ſie der gnädigſten Geſinnung des Papſtes verſicherte, wobei ihnen die hellen Thränen herabträufelten. Nach der Tafel wurden ſie einer Schar zugetheilt, die, von einem ein Kreuz tragenden Geiſtlichen geführt, unter Abſingen der lauretaniſchen Litanei, in die Caſa della Trinità zog, wo ſie, altem Herkommen gemäß, um zu der päpſtlichen Tafel gezogen werden zu können, drei Nächte zu ſchlafen hatten. Nach Erfüllung dieſer Bedingung empfingen ſie die Einladung und gingen mit Capellari zu Fuß nach dem Vatican, deſſen Merkwürdigkeiten er ihnen erklärte. Dann nahmen ſie das einfache Mahl an der päpſtlichen Tafel in der gewöhnlichen Zahl der Gäſte ein, welche jederzeit 12 beträgt, und wurden am Schluß mit einer Jubeldenkmünze beſchenkt. Prächtiger, als bei dem Papſte, ſpeiſten ſie in den nächſten Tagen bei dem Abt zu San-Gregorio, welchem Amort bei dieſer Gelegenheit die Erwählung zum Papſt vorausſagte und der ihnen alle Merkwürdigkeiten ſeines Kloſters zeigte, und bei dem ihnen wieder gnädig gewordenen Fürſten Ruspoli.

Am 18. Dec. fand endlich die heiß erſehnte Audienz bei dem Papſte ſtatt. Sie trafen ſich dazu mit Capellari und v. Dahmen in einem dem Kloſter des erſtern gehöigen römiſchen Hauſe, von wo ſie zwiſchen 12 und 1 Uhr miteinander in den Vatican gingen. Dieſen Beſuch ſchildert ihr Geſchichtſchreiber (a. a. O. S. 281 fg.) in folgender Weiſe: „Sie traten in einen großen Saal. In der Mitte um ein Becken mit glühenden Kohlen ſaßen oder ſtanden ſechs bis acht Schweizergardiſten in dem alterthümlichen Coſtüm, welches von der weißen Krauſe, gelb und ſchwarz geſtreift, ununterbrochen bis zur Ferſe hinablief, in der Mitte des Leibes mit einer Schärpe umwunden, über den Knien in Bluſen auswallend. Den Hut mit aufgeſtülpter Krämpe zierte ein Federbuſch; die Hand bewaffnete eine ragende Hellebarde.[1] Einer dieſer Gardiſten rief: «Die Schuhe ab!» Capellari ſprach mit ihm einige Worte und paſſirte mit den Gefährten unbehindert. Daſſelbe begegnete ihnen im zweiten Saale. Hier hieß ſie der Abt gedulden und ging voraus. In einer Viertelſtunde kehrte er zurück und führte ſie durch zwei Zimmer. Sie nähern ſich einer dritten Thür. Capellari wendet ſich um und flüſtert: «In dieſem Zimmer hier befindet ſich der Heilige Vater.» Schaudern durchrieſelte die Bauern, ſie zitterten und verloren allen Muth. Der Abt öffnet und tritt ein, die Andern dicht hinter ihm. Ein hoher, bleicher Herr, im weißen Talar, ohne Kreuz und Kette, ſchreitet ihnen entgegen, freundliche Begrüßung zunickend; es iſt Papſt Leo XII. Er zieht ſich in dem engen Zimmer ſogleich wieder zurück und läßt ſich auf das Sofa nieder, den Fuß in dem weißen Pantoffel auf den Schemel ſetzend, dann eine Spanne hoch darüber erhebend, während Capellari knieend ſich zum Kuſſe des eingeſtickten Kreuzes herabneigt.

---

[1] Ganz die Tracht der Schweizergarde am Dresdner Hofe, ſolange eine ſolche noch beſtand.

v. Dahmen iſt der zweite. Jetzt rücken auf den Knien die vier Pilger nach; die Brixenthaler, beſonders Thomas Mair, preſſen den Pantoffel mit ſolcher Inbrunſt an die Lippen, daß dem Heiligen Vater ein leiſes Lächeln um die Mienen ſpielt. Auf ſein Zeichen erheben ſie ſich. Er ſtellt durch den Pfarrer die Frage: «Glaubt Ihr, was ich durch dieſen würdigen Abt hier Euch geſagt habe?» «Ja! ja! ja! Wir glauben Alles!» ſtammeln beinahe ſchluchzend die Gerührten. «Was dieſer geſagt hat, iſt ebenſo viel, als wenn ich es ſelbſt zu Euch geſprochen hätte. Meldet dies auch Euern Mitbrüdern. Verſprecht Ihr's mir?» «Ja! ja! Wir verſprechen es und wollen es melden.» «Seid Ihr vollkommen beruhigt, oder drückt Euch noch immer ein Anliegen?» Die Bauern ſahen einander verlegen an und reiben die Haare. Auf wiederholte Ermunterung ſpricht Manzl: «Man hat mehrere der Unſerigen in ungeweihter Erde begraben.» Leo erwidert: «O, deshalb können ſie ja doch im Himmel ſein.» Manzl und ſeine Gefährten erholten ſich jetzt und ſagten: «Beſſer iſt halt doch das geweihte Erdreich. Wir bitten Ew. päpſtliche Heiligkeit um die Erlaubniß, daß wir die Reſte in den Gottesacker übertragen dürfen.» Leo antwortete: «Ich will Euerm rechtmäßigen Biſchof nicht vorgreifen. Wendet Euch an ihn. Er wird thun, was billig iſt. Habt Ihr ſonſt noch einen Wunſch?» Manzl und Laiminger nickten dem Thomas zu, und ſo begann nun dieſer: «Wir haben durch die Kriegszeiten, wo wir für Gott und Kaiſer ſtritten, uns vielfachen Schaden zugezogen; dann mußten wir wegen unſerer Anhänglichkeit an das Alte und an den Stuhl Petri im Gefängniſſe liegen; ſo iſt unſer Hausweſen zerfallen. Wir flehen nun Ew. Heiligkeit um ein Vorwort beim Kaiſer, daß er uns einen Vorſchuß gewähre zur Wiederaufrichtung unſers Vermögensſtandes.» Leo beſann ſich einen Augenblick und ſprach: «Ich will dem Kaiſer davon ſchreiben. Habt Ihr noch ein Begehren?» Manzl ſtrich ſein kahles Vorderhaupt und ſagte: «Wenn wir noch um etwas bitten dürfen, ſo wäre es dieſes, daß wir über Loretto zurückreiſen dürfen, um der Mutter Gottes zu danken und uns ihrem himmliſchen Schutze zu empfehlen.» Der Papſt erwiderte: «Niemand ſoll Euch an dieſem frommen Wunſche hindern. Ich will Euch bei dem Biſchof zu Loretto empfehlen.» Der Heilige Vater deutete auf einen Korb voll heiliger Sachen und ſprach: «Nehmt dies alles, wie es ſteht und liegt, zum Andenken und zum Zeichen meiner Zufriedenheit mit. Vertheilt es unter Euch und laßt auch Euern Freunden zu Hauſe davon einiges zukommen.» Jetzt waren die guten Leute wie außer ſich. Sie ſtürzten in freudiger Verwirrung auf die Knie, um dem Heiligen Vater die Füße zu küſſen. Er reichte ihnen den Pantoffel hin und ſprach dann über die Knienden den Segen. Ihre Augen ſtarrten noch einmal zu dem Statthalter Chriſti empor; Thränen umhüllten den Blick und Schluchzen erſchütterte die Bruſt. Dahmen berührte ſie zum Zeichen der Entfernung. Auf ſeinen Wink hob Amort den Korb mit allen Koſtbarkeiten auf. Leo lächelte noch einen jeden einzeln väterlich an und entließ ſie. Capellari blieb bei dem Papſt. — In dem nächſten Saale beſichtigten ſie ſchon die päpſtlichen Geſchenke. Der flache Korb war mit weißem Taffet überzogen und mit koſtbaren Borden eingefaßt. Darin lagen über 30 Cruciſixe, die Kreuze von Ebenholz, die Chriſtusbildniſſe von Silber. Darunter und ringsherum eine Menge von Roſenkränzen mit Kokoskuchelchen und ſilbernen Kapſeln; auch die Kreuze größtentheils von Silber. Dabei befanden ſich noch Scapuliere, Ablaßpfennige und Reliquienbüchſen mit authentiſchen Inſchriften. Die Bauern ſahen ſich nicht ſatt an ihrem Schatze.“

Dahmen drängte ſie jedoch zum Fortgehen, indem er ſie zu dem Staatsſecretär Somaglia zu führen hatte, der ſich mit ihnen über ihre Abreiſe verſtändigen ſollte. Da ſie die Weihnachten noch in Rom zu verleben wünſchten, ſo wurde das Feſt der unſchuldigen Kindlein (28. Dec.) zu ihrer Abreiſe beſtimmt. Sie erfuhren mit dankbarer Freude, daß der Papſt ihre Reiſekoſten bis Trient trage, und erhielten noch jeder 3 Scudi vom Staatsſecretär. Wonnetrunken gingen ſie dem Hoſpitium all'Anima zu. Hier aber begann ſogleich ein Streit, indem die Brixenthaler dem Amort keinen Antheil an den päpſtlichen Geſchenken zugeſtehen wollten. Der Botſchaftsrath bewog ihn in der That, ſich mit einigen wenigen Sachen zu begnügen, und gab ihm zur Entſchädigung 7 Scudi.[1] Dann wurde ein Vetturini geſucht und dem Staatsſecretär vorgeſtellt. Der Mann forderte 200 Scudi, war aber ſogleich zufrieden, als der Staatsſecretär ihm die Hälfte bot. Nun wohnten die Pilger in Ruhe noch manchen kirchlichen Feierlichkeiten, wie dem Vermauern der Jubelpforten, dem Vorzeigen hoher Reliquien, bei und beſuchten geweihte Stätten. Der Abt Capellari, von dem ſie dankbaren Abſchied nahmen, ſchenkte jedem eine Kreuzpartikel, einige Agnus Dei und Roſenkränze. Für die Reiſe von Trient nach Innsbruck bekamen ſie durch den Botſchaftsrath 30 Scudi. Die Rückreiſe ging, mit ausgehungerten

---

[1] Amort bekam nach der Rückkehr noch 80 Fl. Gratification und ward als Wachtſoldat in dem Zwangsarbeitshauſe zu Schwaz angeſtellt.

Pferden, langſam vor ſich, ward den Pilgern aber namentlich durch den dreitägigen Aufenthalt in Loretto wichtig.

Am 16. Jan. 1826 gelangten ſie nach Innsbruck, wo ſie dem Gouverneur ihren Dank ſagten, ihm das Erlebte erzählten, die Beruhigung ihres Innern verſicherten und um Erlaubniß baten, erſt in der Heimat ihre Botſchaft abzuſtatten, worauf ſie dem Erzbiſchof von Salzburg ihre Unterwerfung perſönlich erklären wollten. Nachdem dies freudig vernommen und gewährt worden, rückten ſie mit ihrem perſönlichen Geſuche um kaiſerliche Unterſtützung zu Aushilfe ihres Hausſtandes heraus, wofür ihnen der Gouverneur, bei günſtigen Berichten der Unterinſtanzen, ſeine Verwendung zuſagte. Aehnlich ging es in Schwaz bei dem Kreishauptmann von Menſi, ihrem alten und beſten Freunde. Dann in das Brixenthal, wo die drei Pilger, am ſpäten Abend des 29. Jan., in die Stube des Bodenſchmiedes Urban Mair zu Hopfgarten, und Bruders des Thomas, traten. Die Manharter liefen von allen Seiten herbei, und im Anfang war, bei dem Anblick der päpſtlichen Geſchenke und dem Bericht über die erfahrene Huld und Gnade, nichts als Entzücken und Jubel. Indeß dieſe Stimmung dämpfte ſich ſtark, als auf die Frage: „So haben alſo wir recht? ſo hat der heilige Vater unſere Sache gebilligt?“ Thomas Mair nur antworten konnte: „Der Heilige Vater bedauert und beklagt die Misbräuche, welche wir aufgedeckt haben, und es wird zur Beſeitigung und Ausrottung derſelben das Möglichſte geſchehen; aber der Erzbiſchof Auguſtin iſt wirklich mit dem Statthalter Chriſti vereinigt und unſere Geiſtlichen ſind nicht im Kirchenbann. Wir müſſen uns alſo der geiſtlichen Obrigkeit unterwerfen und das Weitere mit Geduld erwarten.“ Die trotzigen und rechthaberiſchen Züge des Menſchenweſens zeigten ſich nun recht. Es tritt nirgends hervor, daß es bei einem dieſer Leute zu zerknirſchendem, reuevollem Bewußtſein gekommen wäre, wie ſie nun ſo lange Jahre daher, wenn auch aus entſchuldbarem Irrthum, ſich an der Kirche, an ihren Geiſtlichen, an zwei Erzbiſchöfen und an ihren Nachbarn ſchwer vergangen. Die Beſtgeſinnten klammerten ſich an die Ausſicht auf Abſtellung der Beſchwerden, worin ſie eine Anerkennung ihres Rechtes fanden, während doch nicht hierin der Knotenpunkt des Streites lag. Andere wollten ihre Unterwerfung von dieſer Abſtellung abhängig machen. Bei den drei Pilgern jedoch hielt die in Rom gewonnene Stimmung noch vor, und als ſie gefragt wurden, was ſie nun thun würden, erklärten ſie, daß ſie ſich unterwürfen, da der Heilige Vater dies beföhle. Demgemäß ſtellten ſie ſich ſowol dem Landgerichte, wie den Ortsgeiſtlichen und dem Dekane in aller Ehrerbietung vor, und als ſie einige Tage ausgeruht hatten, reiſten ſie nach Salzburg, wo ſie am 27. Jan. 1826 dem Fürſten-Erzbiſchof ein ihnen von dem Cardinal Somaglia mitgegebenes und von dieſem unterzeichnetes Schreiben überreichten, welches, zunächſt für die Brixenthaler berechnet, die päpſtliche Erklärung über die Angelegenheit derſelben enthielt. Daſſelbe[1] war mit der ganzen Feinheit und Umſicht gefaßt, welche die Schriften der römiſchen Curie auszuzeichnen pflegt. Die kindliche Ergebenheit der Pilger und ihre Anhänglichkeit an den Heiligen Stuhl empfingen das päpſtliche Lob. In Betreff ihrer Zweifel erfolgte in den Hauptpunkten eine der Diöceſangeiſtlichkeit zur vollen Genugthuung gereichende Erklärung. Auch wurden die Beſchwerdeführer ermahnt, ſich, bei aller Löblichkeit ihres Eifers in Kirchenſachen, ja nicht als Richter der geiſtlichen Gewalt aufzuwerfen, ſowie ſich zwar von aller Unkirchlichkeit fern zu halten, dabei aber mit den Worten des heiligen Auguſtin zu tröſten, daß keinem, der in der Kirche lebt wie er ſoll, fremde Sünden ſchaden. Ihren Beſchwerden, ſoweit ſie begründet ſeien, werde der Erzbiſchof Abhülfe zu ſchaffen ſich beeifern; ſie ſelbſt aber ſollten ſich hüten, eine Spaltung in der Kirche zu bewirken, zu welcher niemals eine gerechte Nothwendigkeit ſtattfinden könne.

---

[1] Es ſteht vollſtändig a. a. O. S. 294—296.

Die drei Brixenthaler unterzeichneten am 3. Febr. 1826 ihre Unterwerfung unter den Erzbiſchof und wohnten der Jubiläumsfeier in Salzburg mit erbaulicher Andacht bei. Bei dem Abſchiede wurden ſie von dem Erzbiſchof reichlich beſchenkt. Indeß hatte derſelbe, wie aus ſeinem Schreiben an den Kreishauptmann von Menſi vom 8. Febr. hervorgeht, in ſeinen Beſprechungen mit ihnen ſowol erfahren, daß noch nicht alles im Thale beruhigt ſei, wie auch bemerkt, daß ſie ſelbſt noch auf das in Rom Gehörte mancherlei Erwartungen gründeten, deren Erfüllung mehr als zweifelhaft war. Er erklärte daher ſeine Abſicht, zunächſt zwei Domherren in das Thal zu ſenden und ſpäter dieſes ſelbſt zu beſuchen. Als Mittel zu Förderung der Einigkeit bezeichnete er, nächſt wechſelſeitiger Vergeſſenheit des Vergangenen, die Einführung unanſtößiger Schulbücher, die einſtweilige Unterlaſſung von Zwangsmitteln, namentlich in Betreff der Impfung, das „Aufgeben von Anordnungen zu (falſch ſo genannten) Reformen in Religionsdingen oder gottesdienſtlichen Uebungen, welche ohnehin nicht nur den Manhartiſten, ſondern bei weitem dem größten Theile der Bewohner Tirols ein Greuel“ ſeien, die Verſetzung eines oder des andern Seelſorgers. Noch verwendete er ſich für Rückgabe der weggenommenen Bücher und Schrif ten, der Bücher nach vorgenommener Sichtung, die etwa durch die abzuordnenden Domherren beſorgt werden könne, und wünſchte Auskunft in Betreff der äußern Lage der Mair und des Manhart. In gleichem Sinne ſchrieb er auch an den Gouverneur.

Es ging nicht ſo raſch und ſo glatt mit der Ausgleichung und auch dem Erzbiſchof Auguſtin ſollte dieſe Sache noch manchen Verdruß bereiten. Theils tritt in den weitern Verhandlungen recht deutlich hervor, wie mistrauiſch und wachſam damals die weltlichen Behörden Oeſterreichs gegen alles waren, was wie geiſtliche Einmiſchung ausſah, ſowie auch in manchen Punkten der Standpunkt des Erzbiſchofs ein weſentlich anderer war, als der der weltlichen Behörden, unter denen z. B. der Gouverneur Graf Wilczek davon ausging, daß die Geiſtlichen beſtimmt und verpflichtet ſeien, wirkſame Organe der Volksbildung zu ſein, während der Erzbiſchof auf Anlaß der Wetterläutens erklärte: der Klerus habe mit phyſikaliſchen Wahrheiten nichts zu thun. Nach und nach geſchah jedoch manches. Der Kaiſer erlaubte, in den Gemeinden, wo Manhartiſten waren, oder es dem Erzbiſchof ſonſt nöthig ſchien, den Katechismus des Caniſius in den Schulen, neben dem gewöhnlichen, zu gebrauchen, auch an den Apoſteltagen auf Verlangen eine Seelenmeſſe halten zu laſſen. Das Kreisamt ward angewieſen, einſtweilen ſtillſchweigend das zu dulden, was zwar nicht ſo ganz nach dem Buchſtaben des Geſetzes wäre, jedoch ohne Verletzung der Gemüther nicht gehindert werden könnte, wohin beiſpielsweiſe das Wetterläuten und der Frühgottesdienſt an abgebrachten Feiertagen zu rechnen wäre. Auch in Betreff des Impfens ſollte Nachſicht beobachtet werden.

Das Haupthinderniß der Beruhigung ging aber von den Manhartern ſelbſt aus. Mehr oder weniger wollten ſie alle ſich nicht darein ergeben, unrecht gehabt zu haben, ſondern prahlten vielmehr, daß Rom ihnen recht gegeben habe und daß das Beſte noch nachkommen werde. Wahrhafter, aber verbitterter noch waren die, welche auch die in Rom gegebene Entſcheidung verwarfen. In dem Hauſe der Lafnerbäuerin in Kirchbühel, der Witwe jenes reichen Manharters, zu deſſen einſamem Wieſengrabe die Manharter wallfahrteten, führte das eigentliche Regiment eine Dienſtmagd, Marie Sillober aus Einöden bei Wörgl; ein ſchönes, lebhaftes, aber ſtets ausſchließlich den religiöſen Dingen ergebenes Weſen, das Viſionen hatte, einen Redeſtrom ergoß, den ſelbſt Hagleitner von dem heiligen Geiſte abgeleitet hatte, und unter den Manhartern für beſonders begnadigt galt. Dieſes Mädchen hatte ſich ſchon im voraus gegen die ganze Sendung nach Rom erklärt. Dieſe verrathe Zweifel, hatte ſie gemeint, wo nur Glauben ohne Wanken am Orte ſei. Sei in Rom der wahre Papſt, ſo werde er nichts anderes ſagen, als Pius geſagt habe, und ſage er etwas anderes, ſo ſei er nicht der wahre Papſt. Endlich hatte man ſie und die Lafnerbäuerin durch die Vorſtellung beſchwichtigt, daß man nur deshalb nach Rom ſchicke, damit die Andern erführen, was wahr ſei, und die Lafnerbäuerin hatte darauf einen anſehnlichen Beitrag zu den Reiſekoſten gegeben. Nach der Rückkehr der Pilger trat die Maid, eilends beſchickt, bei dem Bodenſchmied ein, verglich den Manhart und Mair mit Kaiphas und Herodes, warf ihnen vor, den Glauben verkauft zu haben, und mit dem Kram und Plunder, wie ſie die päpſtlichen Geſchenke nannte, nun auch die andern zum Abfall verleiten zu wollen, und entfernte ſich zornig, von mehrern Anweſenden gefolgt. Zwar gelang es, die Lafneriſchen, denen ihr Reichthum ſelbſt unter den Manhartern Berückſichtigung ſicherte, zur Annahme der ſchönſten Kreuze, Medaillen und Roſenkränze zu vermögen; aber kaum waren die drei Pilger wieder von Salzburg zurück, als die Maid bei Manzl erſchien und die päpſtlichen Geſchenke mit den Worten auf den Tiſch warf: „Da haſt Du Deinen Judasſchatz! Wir wollen keinen Theil daran haben.“ Sie hatten inzwiſchen die Lakneriſchen und manche Andere überzeugt, daß jetzt die Zeit ſei, von der in einer alten Weiſſagung geredet werde, wo die Kirche längere Zeit ohne ein ſichtbares Oberhaupt ſein werde. Der ſich jetzt für den Papſt ausgebe, ſei von Napoleoniſchen Cardinälen gewählt, ſitze daher nicht mit Recht auf dem Stuhle St.-Peter's. Manzl's Frau nahm Partei für ihren Mann und ſagte: „Die ſtolze Dirne da! Alle will ſie meiſtern! Weil man nicht ſie nach Rom geſchickt hat, iſt nun alles nicht recht.“ Der weiche Manhart ſelbſt aber ward traurig, redete ſanft mit ihr und folgte ihr, als ſie ihn dazu aufforderte, ins Freie. Hier mußte er noch herbe Vorwürfe von ihr hören, daß er aufhöre, nachdem er angefangen, daß er auf der Reiſe in die Kirche gegangen, daß er dem angeblichen Papſte gehorcht habe, ehe er gewußt, ob es der rechte Papſt ſei. Das Amt ſei nun auf ſie übertragen und ſie fordere ihn vor den Richterſtuhl Jeſu Chriſti. Beide ſchieden unter heißen Thränen, und nicht wenige der heftigern Manharter ſchloſſen ſich der neuen Führerin an.

So ſtand die Sache, als die Domherren Alois Hoffmann und Philipp Metzger in Hopfgarten eintrafen und die Manharter nach und nach verluden. Siebzehn Tage lang arbeiteten ſie von früh bis ſpät an ihnen. Manzl, Mair und Laiminger wurden oftmals zugezogen und ließen ſich in der That durch keine Schmähungen und

Drohungen abhalten, der Wahrheit in Betreff des in Rom Gehörten die Ehre zu geben. Von 82 Manhartern unterwarfen ſich 64. Achtzehn beharrten im Widerſtande, und unter dieſen befand ſich namentlich die Laknerfamilie, ſowie die Frau des Bodenſchmieds Mair, die mit beſonders ſcharfer Zunge begabt war. Nur der älteſte Sohn des Laknerhofes hatte ſich ſchon 1825 von der Sekte getrennt und war ſogar bei dem Pfarrer in Dienſt getreten, hatte ſich aber dadurch den höchſten Zorn ſeiner Mutter zugezogen, die ihr Gut zu verkaufen drohte, damit nur er es nicht bekomme. Der Tod trat dazwiſchen und raffte ſie im Januar 1829 hinweg, nachdem ſie jeden geiſtlichen Beiſtand verſchmäht hatte. Sie ward neben ihrem Gatten hinter der Feldkapelle beerdigt. (Die Ueberſiedelung der früher verſtorbenen Manharter in geweihte Erde, die in Rom zur Sprache gekommen war, ſcheint nicht weiter betrieben worden, jedenfalls nicht zur Ausführung gekommen zu ſein.) Das von der Laknerſchen Familie inſtruirte Geſinde ward wiederholt ausgeſchoben, da es immer wieder zurückkehrte. Nach dem Tode der Mutter übernahm der älteſte Sohn das Gut und die jüngern Geſchwiſter kauften ſich ein kleineres Anweſen. Mehrere Manharter, die ſich unterworfen hatten, kamen in Verdacht des Rückfalls, namentlich der Bodenſchmied und ſein älteſter Sohn. Im Juni 1826 kam der Erzbiſchof ſelbſt nach dem Thale, erfuhr aber von den dortigen Weibern, der Bodenſchmiedin namentlich und der Dorothea Wurzenrainer, ſowie von der ſchwärmeriſchen Marie Silleber, mancherlei Kränkungen, welche den Manhart, der doch ſelbſt, zwar ruhig, aber ſchwerlich im Innern beruhigt war, vielmehr als „unergründlich" bezeichnet wird, ſehr betrübten. Die Bodenſchmiedin ſchrie ihn an: „Ich bin ein beſſerer Papſt, als Euer

Leo! Ja wohl ein Fels! Ein Moosrohr iſt er! Ihr ſelbſt ſeid nur ein Afterbiſchof und habt keine Gewalt!“ Maria Sillober brachte ihre Theorie vor, daß Leo XII. kein rechter Papſt ſei, weil er, was freilich nicht wahr war, das Gegentheil von dem ſage, was Pius VII. geſprochen; der Stuhl Petri müſſe in den letzten Zeiten der Welt eine Weile leer ſtehen, bis Chriſtus dann wieder vor dem Ende einen Statthalter einſetzen werde. Andere ſchrien: Hagleitner ſei jetzt das Oberhaupt. Andere baten um die vorigen Feiertage, um die Brüderſchaftsfeſte und um die Wiedereinſetzung des Portiunculaablaſſes auf ſeinen eigenen Tag, da ihnen einmal das Alte das Liebſte ſei. Der Erzbiſchof kam ſo verſtimmt zurück, daß auch er zu dem Vorſchlag überging, die Hartnäckigſten in Verwahrung zu nehmen und einer zweckmäßigen Belehrung zu übergeben, was denn wieder der Gouverneur nicht angemeſſen fand.

Das Beſte jedoch that die Zeit. Die Sekte nahm wenigſtens nicht mehr zu, und allmählich lichteten Tod und Abfall auch ihre wenigen Reſte. Der bekehrten Manharter nahm ſich der Erzbiſchof eifrig an. So unterſtützte er namentlich die Bitten des Manhart und des Mair um Gnadengeſchenke des Kaiſers. Die weltlichen Behörden hielten jedoch für gut, nicht dieſe beiden allein zu empfehlen, forderten vielmehr noch vier andere, im Freiheitskampfe ausgezeichnete Brixenthaler auf ihre Geſuche mit Belegen einzureichen, und das Reſultat war, daß dieſe vier theils mit Ehrenzeichen, theils mit Geldgeſchenken und Penſionen erfreut wurden, während der Manhart und Mair zunächſt leer ausgingen. Wohl traf ſie das unerwartet und bitter, doch blieben ſie ruhig, wünſchten ihren glücklichern Mitbewerbern neidlos Glück, und begnügten ſich, nach Gaſtein zu dem Erzbiſchof zu wandern, von dem ſie reichlich beſchenkt und freundlich getröſtet wurden. Das gute, vernünftige Benehmen der Leute ergab ſich auch als klug. Die weltlichen Behörden erſtatteten nun Bericht, deren Reſultat war, daß der Kaiſer (10. Dec. 1830) dem Manhart 600 Fl. ein- für allemal, dem Thomas Mair aber 100 Fl. jährlich bewilligte. Mair, der allmählich ganz erblindete, genoß dieſe Wohlthat aber nur bis zu dem in Einem Jahre erfolgten Tode des Kaiſers und des Erzbiſchofs (1835), und es ſcheint daher, daß ſie aus der Privatkaſſe des Kaiſers gefloſſen und der Erzbiſchof dann auf kurze Zeit für dieſe eingetreten war. Mair lebte darauf bei ſeinem Schwiegerſohne zu Weſtendorf, nur noch zur Wartung der Kinder brauchbar, übrigens noch immer hoher, ungebeugter Geſtalt, voller Andacht und Inbrunſt, lebhaften, feurigen Geiſtes. Wenn er von dem Papſte erzählte, „funkelten die blinden, aber unentſtellten graublauen Augen, bis ſie in Thränen überfloſſen, und Schluchzen erſtickte ihm die Stimme." Schmerzlich bedauerte er, daß ſein Antheil an dem päpſtlichen Schatze 1834 ein Raub der Flammen geworden war. Eine aus der Aſche hervorgeſuchte Silbermedaille, ſowie ein meſſingenes Crucifix, das ihm der Nuntius in der Schweiz geſchenkt hatte, trug er bis an ſein Ende, das 1849 erfolgt ſein ſoll, auf dem Herzen. Des Manhart gedachte er mit Verehrung. Seine Enkel durften nicht geimpft werden. Er glaubte feſt, daß die Welt in den letzten Zeiten ſtehe. Sonſt hielt er ſich ſtreng an die Kirche und war mit aller Welt in Frieden.

Der Manhart lebte geachtet und geehrt, und wieder in gute Umſtände gekommen, unter Arbeit und Andachtsübungen, bis 1841, wo er nach kurzer Krankheit ſtarb. Seine treue Hausfrau überlebte ihn nur drei Jahre und ſtarb in ſo guten Verſtändniſſen, daß ſie 3000 Fl. R. W. für die 40ſtündige Andacht in der Pfingſtzeit, und 100 für Erweiterung und Erhaltung jener Feldkapelle vermachen konnte, in der ſie ſo oft in ihrer Noth gebetet und wo ſie Troſt und Hülfe gefunden hatte. Die Ehe ſcheint kinderlos geweſen zu ſein. Der Antheil des Manhart an den päpſtlichen Geſchenken ging auf ſeinen Nachbar Schlegel über, wo er als ein theurer Schatz des Hauſes und der Gemeinde bewahrt und verehrt und bei der Fronleichnamsproceſſion vor dem Hauſe aufgeſtellt und gefeiert wird.

Der dritte der römiſchen Pilger, Simon Laiminger, hat ſich ſogleich nach ſeiner Rückkehr entſchieden von den Manhartern getrennt, ſich völlig mit der Kirche ausgeſöhnt und keinerlei Zweifel wieder verrathen.

Die Reſte der hartnäckigſten Manharter, vielmehr die neue, von der Marie Sillober gebildete Sekte beſtand 1851 noch aus 13 Perſonen, worunter neun Frauen von 70—37 Jahren. Sie halten ſich fleißig und friedfertig, beten viel, faſten ſtreng, beobachten alle Feiertage, auch die dispenſirten, bleiben aber außer allem Verkehr mit der Kirche, und ſind völlig in ihrer Ueberzeugung, allein den wahren katholiſchen Glauben zu haben, verhärtet. Mögen Eitelkeit, Rechthaberei, Schwärmergeiſt und geiſtige Beſchränktheit an ihren Irrthümern theilhaben, das tiefe religiöſe Gefühl, das ſie doch bekunden, wird ihnen immerhin ſeinen Segen bringen.

VIII. Der Bauer Martin.

(Eine Viſionsgeſchichte aus den Zeiten der franzöſiſchen Reſtauration.)

Thomas Ignaz Martin, ein Landmann zu Gallardon im Departement der Eure und Loire, verheirathet und Familienvater, im Jahre 1816 ungefähr 33 Jahr alt, ein ruhiger, friedfertiger Mann, religiös ohne Schauſtellung und Kleinigkeitsgeiſt, keiner abergläubiſchen Richtung ergeben, heitern, gleichmüthigen Temperaments und ſich weſentlich nur ſeiner Wirthſchaft widmend, war am 15. Jan. 1816 auf einem ſeiner Felder, das in ziemlicher Entfernung von Gallardon inmitten einer völlig offenen Ebene gelegen war, mit der ſehr proſaiſchen und gewiß für Beſucher nicht einladenden Arbeit des Miſtbreitens beſchäftigt. Es mochte ungefähr 2 Uhr des Nachmittags ſein, als er, wie er erzählte, auf einmal, ohne daß er jemand hätte kommen ſehen, einen ſehr ſchönen jungen Menſchen vor ſich ſah. Derſelbe war etwa 5 Fuß 1—2 Zoll hoch, alſo kleiner Statur, hatte ein ſchmales Geſicht, ein zartes Ausſehen, ſehr weißen Teint, und war mit einem völlig zugeknöpften, bis auf die Füße reichenden hellgelben Ueberrocke, mit Bändern befeſtigten Schuhen und einem hohen, runden Hute bekleidet.

Der junge Menſch ſprach zu Martin, deſſen Verſicherung nach: „Ihr müßt zum Könige gehn und ihm ſagen, daß ſeine Perſon, ſowie die der Prinzen, in Gefahr iſt; daß böſe Menſchen noch immer damit umgehen, die Regierung umzuſtürzen; daß bereits mehrere Schriften oder Schreiben in dieſem Sinne in einigen Provinzen ſeiner Staaten verbreitet worden ſind; daß es nöthig für ihn iſt, eine genaue und allgemeine Polizei in allen ſeinen Staaten und vor allem in der Hauptſtadt handhaben zu laſſen. Auch muß er den Tag des Herrn wieder heben, damit man ihn heilige. Dieſer heilige Tag wird von einem großen Theile ſeines Volkes gemißachtet. Er muß die öffentlichen Arbeiten an dieſem Tage ſtillſtehen laſſen. Er muß öffentliche Gebete für Bekehrung des Volkes anordnen, muß es zur Buße anleiten, muß alle die Unordnungen abſchaffen und beſeitigen, die in den der heiligen Faſtenzeit vorausgehenden Tagen vorkommen. Wenn nicht das alles geſchieht, ſo wird Frankreich neuen Drangſalen verfallen."

Martin erwiderte, nicht ohne Betroffenheit, der Auftrag würde beſſer durch Andere beſorgt werden. „Nein", verſetzte der Unbekannte, „Ihr ſeid es, der gehen muß", und als Martin meinte, der Fremde würde ſeine Sache doch beſſer ſelbſt vortragen können, beſtand dieſer darauf, daß Martin gehen müſſe und werde, und ermahnte ihn, auf alles zu merken, was er ſage. Dann ſchienen ſich ſeine Füße von der Erde zu erheben, ſein Kopf herabzuſinken, und indem ſich ſein Körper in ſolcher Weiſe zuſammenzog, verſchwand er um die Mitte des Leibes gänzlich. Martin war über dieſes Verſchwinden mehr erſchrocken, als er über das plötzliche Erſcheinen geweſen war, und wollte ſich fortmachen, vermochte dies aber nicht, ſondern mußte ſeine Arbeit fortſetzen, mit der er aber, zu ſeiner noch größern Verwunderung, ungewöhnlich raſch zu Ende kam. Nun ging er nach Hauſe und erzählte den Vorgang ſeinem Bruder, mit dem er darauf zum Pfarrer ging, um dieſem das Ereigniß vorzutragen. Dieſer behandelte es als eine Einbildung, und ungeachtet Martin die Erſcheinung an verſchiedenen Orten wiederſah, ergriff er doch jedesmal die Flucht, wenn ſie ſich zeigte. Den nächſten Sonntag aber fand er die ihm erſchienene Geſtalt am Eingang der Kirche. Sie trat mit ihm hinein, nahm Weihwaſſer, wohnte dem ganzen Vesperdienſt an Martin's Seite andächtig bei und beobachtete alle Gebräuche der Gläubigen. Nach Beendigung des Gottesdienſtes begleitete der Unbekannte Martin bis an deſſen Wohnung und ſagte beim Weggehen: „Erledigt Euern Auftrag und thut, was ich Euch ſage. Ihr werdet nicht eher zur Ruhe kommen, als bis Euer Auftrag erfüllt iſt." Von jeder Erſcheinung wurde der Pfarrer unterrichtet, und nach fünf bis ſechs dergleichen ſchickte dieſer den Martin zu dem Biſchof von Verſailles, Charrier de la Roche. Drei Tage nachdem Martin ſich dieſem Biſchofe vorgeſtellt, erſchien ihm die Geſtalt von neuem und ſagte: „Euer Auftrag iſt gut eingeleitet, aber die, welche ihn in Händen haben, beſchäftigen ſich nicht damit. Ich war, wenn auch unſichtbar, zugegen, als Ihr Eure Ausſage thatet. Man hat Euch geſagt, Ihr ſolltet nach meinem Namen und meiner Heimat fragen. Mein Name wird unbekannt bleiben. Ich komme von dem, der mich geſandt hat, und der, der mich geſandt hat, iſt über mir." Hierbei zeigte er gen Himmel. Als Martin den Räthſelhaften fragte, warum er ſich mit einem derartigen Auftrage immer an ihn wende, da es doch ſo viele geiſtreiche Leute gäbe, erhielt er zur Antwort: „Es geſchieht, um den Hochmuth zu beugen. Was Euch etrifft, ſo braucht Ihr wegen deſſen, was Ihr geſehen und gehört habt, nicht ſtolz zu werden. Führt ein tugend- aftes Leben; wohnt Sonn- und Feſttags jedem Gottes- ienſte bei, der in Euerm Kirchſpiel ſtattfindet; meidet die Schenken und die ſchlechten Geſellſchaften, wo alle Arten on Anſtößigkeiten vorfallen und ſo vielerlei ſchlechte Re- en geführt werden; ſpannt an Sonn- und Feſttagen uer Vieh nicht an.“

Bei zahlreichen ſpätern Erſcheinungen beklagte ſich der immliſche Bote über die Langſamkeit, mit der dieſe Miſ- ion vor ſich gehe, und über die Verblendung der könig- ichen Familie, welche, zweimal, wie durch Wunder, nach rankreich zurückgekehrt, ſo zu ſagen alles vergeſſen habe. „Die, welche die Sache in Händen haben“, ſagte er, „ſind von Hochmuth trunken. Frankreich iſt in einem Zuſtande des Wahnſinns; es wird jeder Art von Drang- alen preisgegeben werden.“ Ein anderes mal ſprach r: „Wenn man nicht thut, was ich geſagt habe, ſo ird der größere Theil des Volkes umkommen; Frank- eich wird allen Nationen zu Beute und Hohn geboten erden. Ihr werdet Ihnen auch anzeigen, zu welcher eit Frankreich wieder zu Ruhe kommen könne. Das erde ich Euch ſagen, wenn es Zeit ſein wird.“ Bei ner weitern Erſcheinung verſicherte er ihm, daß er den önig ſprechen und demſelben anzeigen werde, was ihm eſagt worden, wobei der König auch ſeinen Bruder und eſſen Sohn zugegen ſein laſſen könne. Er werde vor en König gebracht werden und dieſem geheime Dinge us der Zeit ſeines Exils entdecken, deren Kenntniß ihm ber erſt in dem Augenblicke zukommen werde, wo er or dem König erſchiene.

Martin ging mit dem Gedanken um, ſeinen Wohnort verlaſſen, um ſich dem Andringen des geheimnißvollen

Beſuchers zu entziehen. Ungeachtet er aber dieſen Plan noch niemand mitgetheilt hatte, las der Unbekannte ihn doch in ſeiner Seele, erſchien ihm in ſeiner Scheune und erklärte ihm, daß er nicht weit kommen würde, da es nothwendig ſei, daß er das ihm Aufgetragene erfülle. Von jeder Erſcheinung gab Martin ſeinem Pfarrer und dieſer dem Biſchof Nachricht. Der letztere aber theilte die Sache dem Polizeiminiſter Grafen, nachher Herzog, Decazes, bekanntlich einem Repräſentanten der halbliberalen Bureaukratie, mit, dem er auch die Schreiben des Pfarrers zuſchickte. Von dieſem Verfahren erhielten Martin und durch dieſen der Pfarrer erſt vermittelſt des Unbekannten Kunde, der ſehr unzufrieden damit war und vielmehr verlangte, der Pfarrer ſolle nach Chartres gehen, dort den geiſtlichen Rath zuſammenkommen und eine Deputation an den Biſchof erwählen laſſen, welche dieſer dann weiter befördern möge. Geſchähe das nicht, ſo ſei Frankreich verloren, ſo werde die fürchterlichſte der Geißeln kommen und das franzöſiſche Volk zum Schrecken aller Nationen machen. Es geſchah nicht, denn der Pfarrer nahm keine Rückſicht auf den Rath der Erſcheinung, erfuhr aber die Richtigkeit ihrer Ausſage, wenigſtens in Betreff der Vergangenheit, als der Polizeiminiſter einen ſeiner Briefe an den Biſchof an den Präfecten des Departements, den Grafen Breteuil, ſchickte, der ſowol den Pfarrer als Martin für den 6. März vor ſich beſchied und hier beide einzeln wiederholt ſehr eindringend vernahm. Martin blieb unverrückt bei ſeinen Angaben und der Pfarrer konnte nur beſtätigen, daß derſelbe ſie ihm genau ebenſo gemacht habe. Das Ende war, daß der Präfect ſich entſchloß, den Martin nach Paris an den Miniſter zu ſchicken, und Martin war bereits ſo an den Gedanken ſeiner Miſſion gewöhnt, daß er dem Präſecten auf deſſen Frage: ob er ſeine Behauptungen auch vor dem Miniſter feſthalten würde, ruhig aber feſt erwiederte: „Ja, mein Herr, und vor dem Könige ſelbſt.“

Am folgenden Tage den 7. März reiſte Martin in der That nach Paris ab, wo er noch nie geweſen war, und wohin ihn der Gensdarmerielieutenant André brachte, der ihn gut behandelt zu haben und allmählich in ein recht freundſchaftliches Verhältniß zu ihm gekommen zu ſein ſcheint. Sie langten am 8. März an und begaben ſich unmittelbar in das Hotel des Polizeiminiſters. In dem Augenblick, wo ſie dieſes betraten, glaubte Martin den himmliſchen Boten zu ſehen, der ihm ſagte: „Ihr werdet in mehrfacher Weiſe befragt werden, aber habt weder Furcht noch Sorge und ſagt die Dinge wie ſie ſind.“ Martin wurde zunächſt nacheinander von zwei Secretären befragt, die ſich alle Mühe gaben, ihn in Widerſprüche zu verwickeln, aber an ſeiner einfachen Beſtimmtheit ſcheiterten. Dem Miniſter, in deſſen Cabinet er darauf gebracht wurde, gelang es in einer dreiviertelſtündigen Unterredung nicht beſſer, ihn in Verwirrung zu bringen. Martin zeigte ſich dabei ſo von ſeiner Miſſion überzeugt, daß er, auf die Verſicherung des Miniſters, es ſei für ihn unmöglich, zum Könige zu gelangen, mit größter Zuverſicht erwiderte: es ſei ihm geſagt worden, er müſſe zum Könige gehen, und er werde hinkommen. Einmal ſuchte ihm der Miniſter dadurch beizukommen, daß er ihm verſicherte, er habe den Unbekannten verhaften und ins Gefängniß bringen laſſen. „Ei!“ erwiderte Martin, „wie haben Sie es angefangen, ihn verhaften zu laſſen, da er doch wie ein Blitz verſchwindet?“ „Wenn er für Euch verſchwindet“, verſetzte der Miniſter, „ſo thut er es doch nicht für alle Welt“, und beauftragte einen Secretär, nachzuſehen, ob der Menſch, deſſen Verhaftung er befohlen habe, noch im Gefängniß ſei. Der in voraus inſtruirte, oder den Miniſter errathende Secretär kam mit einer bejahenden Antwort zurück. Martin aber ſagte: „Nun, wenn Sie ihn ins Gefängniß haben ſtecken laſſen, ſo werden Sie mir ihn zeigen und ich werde ihn wiedererkennen, denn ich habe ihn oft genug dazu geſehen.“

Bevor der Miniſter Martin entließ, mußte ihm jemand den Kopf befühlen, wobei ihm die Haare auseinandergeſchoben wurden, Martin aber ganz ruhig ſagte: „Sehen Sie mich an, ſoviel Sie wollen, mir hat in meinem Leben nichts gefehlt.“ — Für die Polizei blieb allerdings nur die Wahl unter drei Vermuthungen übrig: Martin war entweder ein Betrüger, oder ein betrogenes Werkzeug von Intriguanten, oder geiſteskrank. Der erſtern Annahme widerſprach das ganze Weſen des Mannes, der auch, auf Befragen, erklärt hatte, daß er kein Geld wolle, kein perſönliches Intereſſe bei der Sache habe, ſondern nur thun müſſe, was ihm aufgetragen worden, weil er ſonſt nicht zur Ruhe komme. Für die zweite Annahme fand ſich zur Zeit keine Spur, und ſo faßte man denn zunächſt den Geiſteszuſtand des guten Martin ins Auge. Der Lieutenant André hatte für ſich und ihn in einem Hotel der Straße Montmartre Quartier genommen, wo ſie beide eine Stube mit zwei Betten bewohnten. André erhielt Auftrag, Martin genau zu überwachen, auf alles zu achten, was er ſagen würde, und jede neue Mittheilung ſofort dem Miniſter zu berichten. Dr. Pinel[1], ein in Behandlung von Geiſteskranken renommirter Arzt, erhielt Auftrag, Martin wiederholt zu beſuchen, wobei ihm aber Martin bei dem erſten Beſuche erklärte: es ſei ihm ſchon am Morgen deſſelben Tages angezeigt worden, daß ein Arzt ihn beſuchen werde; er wiſſe wohl, daß dieſer unterſuchen wolle, ob er nicht wahnſinnig ſei; es ſei ihm aber geſagt worden, daß die, welche den Arzt ſchickten, größere Narren ſeien, als er. Als der Arzt fort war, erſchien der Unbekannte und erklärte Martin: „Ihr müßt mit dem Könige reden; wenn Ihr vor ihm ſtehen werdet, werde ich Euch eingeben, was Ihr zu ſagen habt. Ich bediene mich Eurer, um den Hochmuth und die Ungläubigkeit zu brechen. Wenn Ihr nicht zu dieſem Ziele gelangt" — was der Unbekannte alſo doch für möglich hielt, — „ſo iſt Frankreich verloren. Man ſucht, die Sache ſcheitern zu machen; aber ſie wird ſich auf einem andern Weg entwickeln."

---

[1] Philipp Pinel, geb. zu St.-André 11. April 1745, zu Toulouſe und Montpellier gebildet, ſeit 1791 Arzt an der Irrenanſtalt

Man hätte nicht erwarten ſollen, daß der Unbekannte mit ſolchen Schwierigkeiten zu kämpfen haben würde, wenn er der war, als den er ſich am Sonntag den 10. März ſeinem Auserwählten vorſtellte. Damals ſprach er nämlich: „Ich habe Euch geſagt, daß mein Name unbekannt bleiben würde. Da aber die Ungläubigkeit ſo groß iſt, ſo muß ich Euch meinen Namen entdecken. Ich bin der Erzengel Raphael, ein ſehr berühmter Engel bei Gott. Ich habe die Macht erhalten, Frankreich mit allen Arten von Plagen heimzuſuchen. Wenn Frankreich ſich nicht beeilt, ſeinen Unordnungen ein Ziel zu ſetzen, ſo wird es bis 1840 in Unruhe ſein." — Am 11. März

---

zu Bicêtre, ſeit 1794 an der Salpetrière, auch als Schriftſteller bekannt und hochverdient um die mildere Behandlung der Irren, ſtarb 25. Oct. 1826.

wiederholte der Erzengel ſeine frühern Erklärungen und fügte hinzu: „Der König iſt von Leuten umgeben, die ihn verrathen, und man wird ihn nochmals verrathen. Es iſt ein Mann aus den Gefängniſſen entkommen, und man hat den König glauben gemacht, es ſei durch Liſt und Zufall geſchehen; die Sache verhält ſich aber nicht ſo. Sie iſt vorbedacht geweſen. Diejenigen, die ihn hätten verfolgen ſollen, haben die Mittel dazu verabſäumt; ſie ſind ſehr langſam und nachläſſig dabei geweſen; ſie haben ihn erſt verfolgen laſſen, wie er nicht mehr zu erlangen war." Schließlich kündigte er Martin für dieſen Tag einen neuen Beſuch des Arztes an, der auch eintraf. — An demſelben Tage waren Martin und André miteinander ſpazieren gegangen, und André hatte ſich unterweges mit einem Bekannten engliſch unterhalten. Der Engel aber theilte Martin mit, was ſie geſprochen hätten, wobei er freilich nichts erfuhr, was er ſich nicht hätte ſelbſt denken können: daß nämlich die Unterredung ſich um ihn gedreht habe. — Am 12. März, früh um 7 Uhr, als Martin eben mit dem Ankleiden fertig war, zeigte ſich der Engel nahe am Fenſter und ſprach: „Man will nichts von dem thun, was ich ſage. Mehrere Städte Frankreichs werden zerſtört werden. Es wird kein Stein auf dem andern bleiben. Frankreich wird eine Beute jeglichen Unheils ſein. Aus einer Plage wird es in eine andere fallen." Als der Engel ſeine Drohungen ſoweit ergoſſen hatte, rief Martin dem Lieutenant zu: „Da Sie ihn gern ſehen wollen, hier iſt er und ſpricht mit mir." Der Lieutenant ſprang ſogleich aus dem Bette, lief zu der von Martin gezeigten Stelle, breitete die Arme aus und machte die Bewegung Eines, der etwas faſſen will, ſah und hörte aber nichts, während der Engel, wie Martin ſah, ſeinen Platz veränderte und zur Seite zurückwich.

Um 10 Uhr deſſelben Tages erſchien er wieder und zeigte Martin an, daß man verhabe, in ſeiner Heimat Erkundigungen nach ſeinem Umgange einzuziehen. Er ſchrieb dies ſofort ſeinem Bruder, in einem Briefe, der am 14. in Gallardon eintraf und übrigens den unerſchütterlichen Glauben Martin's an ſeine Sendung und an alle Worte der Erſcheinung darthat.[1] In der That beſtärkte ihn das Eintreffen einzelner Vorherſagungen in dieſem Glauben mehr und mehr und auch die diesmalige fand ſich beſtätigt, da der Miniſter in der That am 15. an den Präfecten ſchrieb und ihn beauftragte, ſich nach den frühern Verbindungen Martin's zu Gallardon zu erkundigen.

Dr. Pinel hatte zwei ärztliche Gutachten über Martin an den Miniſter erſtattet und darin erklärt, daß Martin an Hallucination, oder zeitweiſer Geiſtesſtörung leide, wobei er jedoch verſichert hatte, daß derſelbe ihm ſtets paſſend und ohne Spur von Wahnſinn geantwortet habe. Hierauf beſchloß der Miniſter, Martin nach Charenton in das Irrenhaus bringen zu laſſen. Am 13. März, gegen 9 Uhr des Morgens, führte André ſeinen Anbefohlenen in das Hotel des Miniſters und von da nach ſeiner weitern Beſtimmung. Unterwegs erſchien der Erzengel dem Martin und ſagte ihm: „Man wird Euch in ein Haus bringen, wo man Euch zurückhalten wird, und Euer Führer wird allein an ſeinen Wohnort zurückkehren.“ Martin ſagte dies ſofort dem Lieutenant, der einen bloſen Spaziergang vorgegeben hatte, wobei es freilich möglich iſt, daß Martin aus einzelnen Zeichen eine Ahnung gefaßt hatte, André wolle zurückreiſen. Sie nahmen nun einen Wagen, mit dem ſie nach Charenton fuhren, wo André den Martin dem Vorſteher der Anſtalt übergab, ihn aber dabei ausdrücklich als einen rechtſchaffenen, religiöſen und aller Theilnahme würdigen Mann empfahl, auch verſicherte, er habe ihn während der acht Tage, die er mit ihm zuſammen geweſen, nichts Abſonderliches vornehmen ſehen und es ſei nicht nöthig, ihn in engem Gewahrſam zu halten. Martin erzählte dem Vorſteher ſeine ganzen Erlebniſſe und André beſtätigte das, was ihm ſelbſt davon bewußt war. Am Schluſſe ſeiner Erzählung erklärte Martin übrigens noch: „Sie werden ſehen, daß ich das ausführen werde, was mir befohlen iſt, und daß ich nicht hier bleiben werde.“

---

[1] Der Brief, den ſich die Aerzte ſpäter ausbaten, ſoll nach Charenton, in die Acten des Hospitales, gekommen ſein.

In der erſten Zeit machte der ihm aufgezwungene Aufenthalt natürlich auf Martin einen peinlichen Eindruck. Indeß verlor ſich das bald. Auch wurde er ſehr wohlwollend behandelt, da dem Vorſteher der achtbare Charakter des Mannes nicht entging, und auch der Pfarrer von Gallardon einen für Martin ſehr ehrenden Brief an den Vorſteher ſendete. Noch am Tage ſeiner Ankunft in der Anſtalt, gegen 4 Uhr des Nachmittags, fand ſich der Oberarzt Royer-Collard [1]) ein, um ſeine gewöhnliche Inſpection vorzunehmen. Als er zu Martin kam, fragte er ihn, warum er hier ſei. Martin erwiderte: er habe dies dem Vorſteher geſagt. Hierauf von dem Oberarzt aufgefordert, auch ihm mit Offenheit alles zu erzählen, erſtattete Martin, ohne Zögerung, aber auch ohne Haſt, ſeinen Bericht über das ihm Widerfahrene, wobei er weder Unruhe, noch ſichtbare Bewegung verrieth, ſein Geſicht die Farbe nicht wechſelte, der Ton ſeiner Stimme derſelbe blieb, und nur wenn er die Worte des Engels vortrug, ſein Auge ſich ein wenig zu beleben ſchien. Während der Erzählung wurde er von dem Arzt, dem Chirurgen und dem Aufſeher des Hauſes beobachtet und der Arzt fühlte ihm an den Puls und fixirte ihn mit vieler Aufmerkſamkeit. Als er ſeine Erzählung beendigt hatte, rieth ihm der Oberarzt, ſich auszuruhen und nicht zu viel mit den Gegenſtänden, von denen er ihm erzählt habe, zu beſchäftigen, und verordnete ihm einen beruhigenden Trank. Martin verſicherte ihm, daß ſein Geiſt vollkommen ruhig, daß er in keiner Weiſe erhitzt, daß ſeine Geſundheit vortrefflich ſei, daß er jedoch thun werde, was ihm befohlen würde. Beim Fortgehen empfahl der Oberarzt dem Hülfsarzt, dem Krankenaufſeher, dem erſten Eleven und allen Krankenwärtern der betreffenden Abtheilung, ihn auf das ſorgfältigſte zu beobachten und ihm alles zu berichten, was Martin ſagen oder thun werde.

---

[1]) Anton Athanas Royer-Collard, Bruder des berühmten Deputirten, geb. 1768, königlicher Leibarzt und Profeſſor, ſtarb 1825.

Am 15. ſchrieb Martin folgenden Brief an ſeinen Bruder Jakob: „Mein Bruder, ich ſchreibe Dir dieſen Brief, um Dich wiſſen zu laſſen, daß ich mich bei guter Geſundheit befinde; ich wünſche von ganzem Herzen, daß das Gegenwärtige Euch ebenſo trifft. Ich will Dir mittheilen, daß ich mich ſeit dem 13. d. M. in dem Hospital zu Charenton befinde. Ich bitte Dich, die Arbeit im Gange zu erhalten. Ich will Dir ſagen, daß ich keinen Verdruß empfinde; aber ich weiß, daß meine Frau in großer Sorge iſt; was mich betrifft, ſo ſtelle ich alles dem Willen Gottes anheim. Ich will Dir ſagen, daß es mich freuen würde, jemand von meinen Verwandten zu ſehen. Man glaubt, es liege eine Einbildung zu Grunde, daß ich immer dieſelbe Rede führe. Du kennſt mich gut, da wir immer beieinander geweſen ſind. Ich will Dir ſagen, daß ich immer derſelbe bin. Ich werde alle Mittel nehmen, die man mich nehmen läßt; aber das alles wird unnütz ſein, da ich ſtets wohl bin, wie ich es bin, und da die Sache nicht von mir ausgeht, ſondern mir recht befohlen iſt; ſolange mein Auftrag nicht erfüllt iſt, werde ich keine Ruhe haben.“

In Gallarden war man allerdings in Sorge und namentlich die Mutter Martin's wendete ſich an den Pfarrer. Der letztere drückte nicht nur dem Präfecten ſeinen Zweifel aus, ob Martin wirklich geiſteskrank ſei, ſondern ſchrieb auch dem Miniſter, dem er vorſtellte, daß Martin ein treuer Knecht Gottes und ein ergebener Unterthan des Königs ſei, daß jetzt die Feldarbeiten in Angriff genommen werden müßten, weshalb Martin's Heimkehr ſehr wünſchenswerth ſei, und daß er denſelben ja auf die erſte Anzeige wieder ſtellen könne. Fände Se. Excellenz es nicht für angemeſſen, Martin zurückzuſchicken, ſo möchte wenigſtens Vorſorge getroffen werden, daß die Felder nicht unbeſorgt blieben. Der Miniſter antwortete eigenhändig in ſehr freundlicher Weiſe, ſprach ſich zugleich über Martin vortheilhaft aus und ſchickte 400 Fr. aus der Kaſſe des Königs, womit Martin's Frau für die Wirthſchaft ſorgen ſollte. Martin ſelbſt wurde in Charenton ſehr gut behandelt und genoß alle mögliche Freiheit, von der er weiter keinen Gebrauch machte, als daß er an den Gartenarbeiten theilnahm. Am 15. früh erſchien der Engel und ſagte ihm: „Da man Euch ſo behandelt, ſo werde ich Euch nicht wieder beſuchen. Laſſe man doch die Sache von Doctoren der

Theologie [1] unterſuchen und man wird wol ſehen, ob ſie Grund hat, oder nicht. Wenn man nicht glauben will, ſo wird das, was vorhergeſagt iſt, kommen. Was Euch betrifft, ſo ſetzt Euer Vertrauen auf Gott; Euch wird kein Uebel und keine Strafe treffen. Ich gebe Euch den Frieden; habt weder Sorge noch Unruhe.“ In der That erſchien der Engel bis zum 26. nicht wieder. In der Zwiſchenzeit hatte Herr Royer-Collard, der den Martin fortwährend ſehr aufmerkſam beobachtete, elf ſich auf Martin's Charakter, Denkungsart, Anſichten, Lebenswandel u. ſ. w. beziehende Fragen entworfen, welche dem Pfarrer und dem Maire von Gallardon vorgelegt wurden. Beide antworteten übereinſtimmend, indem ſie Martin als einen biedern, offenen, gemäßigten Mann darſtellten, der der Revolution, jedoch ohne Bitterkeit, feind ſei, ein Freund des Königs, ohne damit zu prunken, heitern Temperaments, feſten Charakters, nicht leichtgläubig, kein Freund des Wunderbaren, unfähig, einer Partei auf Koſten der Wahrheit zu dienen. Während jene Fragen nach Gallardon und die Antworten nach Charenton gingen, welches beides den Umweg über den Präfecten zu Chartres nahm, traf Martin's Bruder, Jakob, in Charenton ein, um ſeinen Bruder zu beſuchen. Auch er erſchien als ein verſtändiger und rechtſchaffener Mann. Nachdem er längere Zeit mit ſeinem Bruder zugebracht hatte, wurde er vor eine Verſammlung der Aerzte und ſonſtigen Beamten der Anſtalt berufen und über dieſelben Punkte befragt, über die man eben in Gallardon Auskunft ſuchte. Auch er erklärte: man habe an Thomas Martin jederzeit einen äußerſt ſanften und maßvollen Charakter gefunden, niemals aber exaltirte Vorſtellungen über was immer für einen Gegenſtand bei ihm bemerkt; er habe ſtets einen tadelloſen, auf wohl verſtandene und von jedem Fanatismus und Aberglauben freie religiöſe Geſinnungen begründeten Wandel geführt; die Revolutionen, welcher Art ſie auch geweſen, hätten niemals einen bemerkenswerthen Eindruck auf ihn geäußert; er habe ſich, ſowol phyſiſch als moraliſch, immer einer guten Geſundheit erfreut; niemand aus ſeiner Familie ſei geiſteskrank geweſen. Noch erzählte er, daß, als er einſtmals mit ſeinem Bruder bei der Feldarbeit geweſen, er denſelben habe in der Stellung eines Menſchen, der zuhört, anhalten ſehen; er habe auch ſtehen bleiben wollen, ſei aber genöthigt geweſen, ſeinem Pferde zu folgen, das ihm zum Trotze fortgeſchritten ſei, und dann durch ſeinen Bruder von dem Vorgegangenen unterrichtet worden.

---

[1] Dieſe galten alſo ſelbſt bei dem Erzengel für eine Autorität. Freilich ſieht man nicht ab, was ſie eigentlich in dieſem Falle ſehen ſollten, ſobald ſich der Erzengel nicht ihnen ſelbſt verſtellte.

Als Jakob Martin am 23. wieder abreiſte, verließ er ſeinen Bruder in vollkommener Ruhe, und ſelbſt bei dem Abſchiede war nicht die geringſte Bewegung an demſelben zu ſpüren. Am 25. wurde Martin von dem Oberarzte beſucht, der ihn fragte, ob er noch immer etwas ſehe. Als nun Martin erwiderte, daß dies nicht geſchehen, da der Engel ihm geſagt habe, er werde nicht wiederkommen, verſetzte der Arzt, und das iſt ſehr bedeutſam: „Er wird doch wiederkommen, Ihr werdet ihn ſehen, die Geſchichte iſt einmal angefangen und muß ihr Ende finden.“ In der That bewährte ſich der Scharfblick des Arztes, welcher wahrſcheinlich bei Martin Anzeichen fand, daß derſelbe doch noch nicht zur Ruhe gekommen beſſer, als die Conſequenz des angeblichen

Erzengels.[1] Denn am 26. März, als Martin eben die erſten Zeilen eines Briefes an ſeinen Bruder geſchrieben hatte, ſtand der Geiſt wieder an ſeiner Seite und ſprach Folgendes zu ihm, das Martin ſofort in den Brief eintrug: „Mein Freund, ich habe Euch geſagt, daß ich Euch nicht wieder beſuchen würde; ich verſichere Euch, daß es mich ſehr ſchmerzen würde, wenn meine Schritte fruchtlos wären. Ich verſichere Euch, daß die ſchrecklichſte Geißel bereit iſt, auf Frankreich zu fallen, und daß ſie vor der Thüre ſteht. Wenn die Völker dieſe Dinge eintreffen ſehen werden, ſo werden ſie von Erſtaunen ergriffen werden und ſich vor Schrecken abzehren. Was vordem vorhergeſagt worden iſt, iſt eingetroffen, wie es verkündigt worden; ebenſo wird die Sache eintreffen, wenn man nicht thut, was ich befehle. Frankreich lebt in nichts mehr, als in Irreligion, Hochmuth, Ungläubigkeit, Unfrömmigkeit, Unreinheit und ergibt ſich allen Arten von Laſtern. Wenn das Volk ſich zur Buße anſchickt, ſo wird das Vorhergeſagte angehalten werden. Wenn man aber nichts von dem, was ich angezeigt habe, thun will, ſo wird das, was vorhergeſagt worden, eintreten.“ Noch ſagte der Engel: Martin könne gar keine beſſere Geſundheit wünſchen; die gelehrteſten Aerzte möchten ihn unterſuchen und ſie würden keine Krankheit an ihm finden[2]; man hielte ihn in Haft, um ihn zu prüfen; es ſei aber nach dem allen, was geſchrieben ſei, ein Irrthum, ihn prüfen zu wollen.

---

[1] Es thut uns leid, dieſen Erzengel, für den wir ſchon ſeines Verdienſtes um den jungen Tobias halber alle mögliche Achtung und Vorliebe haben, kritiſch behandeln zu müſſen. Indeß wir meinen, es hat hier ein Anderer ſeine Rolle geſpielt, der, wenn auch vielleicht kein böſer, doch kein Engel des Lichtes geweſen iſt.

[2] Hier ſcheint ſich recht deutlich zu verrathen, daß die Erſcheinung Martin's eigne Gedanken ausſprach.

Martin ſchrieb, während der Engel zu ihm ſprach, dem er nicht ins Geſicht zu blicken wagte und von dem er nur ſah, daß er die eine Hand auf das Fenſter zu ſtützen ſchien. Wie der Geiſt verſchwunden war, trug Martin den Brief zu dem Aufſeher und er wurde dem Vorſteher, mehreren andern Perſonen und dem Miniſter mitgetheilt, ſodaß er erſt nach acht Tagen nach Gallarden gelangte. — Die täglichen ärztlichen Viſitationen der Anſtalt wurden Martin läſtig, weil er zu bemerken glaubte, daß manche Theilnehmer derſelben ſich über ihn luſtig machten. Er hielt ſich daher am 27. und 28. März im Garten auf, bis die ihm unangenehme Scene vorüber war. Am 28. aber, gegen 5 Uhr des Nachmittags, erſchien ihm der Erzengel und fragte: „Warum geht Ihr nicht zur Viſitation?“ Als Martin darauf ſagte, er ſei im Begriff, dahin zu gehen, verſetzte der Engel etwas kurz[1]): „Sie iſt vorüber“ und ſetzte hinzu: „Ihr wollt (ſollt) nicht lügen; man muß Gott mehr gehorchen, als den Menſchen. Der Engel des Lichts kann nicht die Dinge der Finſterniß verkündigen; der Engel der Finſterniß kann nicht die Dinge des Lichts verkündigen. Setzet Euer Vertrauen auf Gott und es wird Euch kein Leid widerfahren.“

Während der Oberarzt Martin's Zuſtand zu erkennen überzeugt war und manche Spötter ſich über den ehrlichen Landmann luſtig machten, ſcheint derſelbe doch auch ſeine Anhänger in der Anſtalt gefunden zu haben. An eben jenem 28. März ließ der Aufſeher Le Gros

---

1) Kein unfeiner pſychologiſcher Zug, da Martin allerdings nicht mit ſeiner gewohnten Wahrheitsliebe geſprochen hatte. Er hatte abſichtlich gezögert, den Garten zu verlaſſen, um zu ſpät zur Beſichtigung zu kommen.

ihn auf ſeine Stube kommen, unterhielt ſich mit ihm über die Erſcheinungen und ſagte zum Schluß, ſei es nun im Ernſt oder Scherz: „Da Ihr ihn alſo ſehet, ſo bittet ihn doch, wenn Ihr ihn wiederſeht, daß er mich unter ſeinen Schutz nehmen möge; es würde mir ſehr lieb ſein, unter dem Schutz eines Engels zu ſtehen.“ Martin verſprach es. Der Engel kam ihm aber zuvor und ſagte ihm bei der nächſten Erſcheinung: „Jemand aus dem Hauſe hat begehrt, daß ich ihn unter meinen Schutz nehme; ſaget ihm, daß alle, welche die Religion bekennen und ſie mit feſtem Glauben ausüben, gerettet ſein werden.“ Als Martin bei einer andern Gelegenheit ſich erlaubte, einige Fragen an den himmliſchen Boten zu richten, erhielt er die Antwort: er habe keine Fragen zu ſtellen; man werde ihm alles ſagen, was nöthig ſei.

Während nun die Sache ſich ſo hinzog und keine Ausſicht zu bieten ſchien, zu dem angekündigten Ziele zu führen, begannen andere Perſonen, ſich in dieſelbe zu miſchen. Der Biſchof von Rheims, Großalmoſenier des Königs, erfuhr von ihr und ſendete einen Herrn Dulondel zur Unterſuchung Martin's. Das von demſelben am 29. April [1]) 1816 aufgenommene Protokoll ſchloß mit den Worten: „Martin hat mir verſichert, daß der Erzengel nie anders als mit einer unbeſchreiblichen Milde, ſehr deutlich und in wenig Worten mit ihm ſpricht. Ich kann bezeugen, daß, nachdem ich mich lange mit Martin unterhalten, ich ihn bei vollkommenem Verſtande gefunden habe. Seine neue Lebensweiſe, wie entgegengeſetzt auch ſeinen häuslichen Gewohnheiten, macht ihm nicht die mindeſte Unruhe; er hat Frau und Kinder, verläßt ſich aber in Betreff ihres und ſeines Wohles gänzlich auf den heiligen Willen Gottes. Mit einem Worte, er erfreut ſich einer übernatürlichen Ruhe; er beſitzt große Sanftmuth, eine Frömmigkeit ohne Ueberſpanntheit; er hat mir geſagt, ſeine Andacht beſtände in Beobachtung der Gebote Gottes und der Kirche. Er iſt voll einer undenkbaren Naivetät und Einfachheit. Er iſt mit aller Welt in Frieden."

---

[1]) Dieſes Datum kann kaum richtig ſein, und ſoll vielleicht 29. März heißen. Denn Martin verließ die Anſtalt am 3. April, und das Protokoll iſt von Charenton datirt.

Die von Herrn Dulondel angeſtellte Exploration ſoll zunächſt durch die Schritte des Vicomte Soſthène de Larochefoucauld veranlaßt worden ſein, der ſich überhaupt als denjenigen darſtellt, welcher die Wünſche der Erſcheinung und Martin's, ſoweit ſie ſich nämlich auf eine Unterredung des Letztern mit dem König bezogen, zur Erfüllung brachte. Derſelbe war bekanntlich Adjutant des Grafen von Artois, blieb in dieſer Eigenſchaft bei ihm, als er als Karl X. den Thron beſtieg, und iſt auch weiterhin ein Haupt der Legitimiſten-, ſpäter der Henriquinquiſtenpartei geblieben. Im Intereſſe der letztern hat er Memoiren herausgegeben. Wie er dazu gekommen, ſich der Martinſchen Sache anzunehmen, erzählt er in folgender Weiſe. Seine Großmutter, die Herzogin von Luynes, habe ein Landgut Celimont in nächſter Nähe von Gallardon bewohnt, und dort natürlich auch von den Viſionen des guten Martin gehört, den ſie von Anſehen gekannt und von dem ſie gewußt hatte, daß er ein in der ganzen Gegend geachteter Mann ſei. Auch der Vicomte ſelbſt habe ſich, wenn er nach Celimont gekommen, von dieſen Dingen erzählen laſſen, ohne ſich weiter dafür zu intereſſiren. Da habe er eines Tages zu Paris einen ſehr dringenden Brief aus Gallardon von einem ſeiner Familie wohlbekannten und vollkommen achtungswerthen Geiſtlichen erhalten, worin dieſer ihn benachrichtigt habe, daß einen oder zwei Tage vorher, in der Nacht, Martin von der Polizei aufgegriffen[1]) und wahrſcheinlich nach Paris gebracht worden ſei; daß dies allgemein große Unruhe und Beſorgniß errege, und daß man ihn bitte, ſich zu Gunſten des achtbaren Mannes, deſſen Viſionen niemand Schaden brächten, zu verwenden. Der Vicomte ſagte ſich freilich, daß die Sache ſchwieriger ſei, als die guten Leute in Gallardon dächten. Dieſe hielten den Adjutanten eines Bruders des Königs für eine Perſon, vor der ſich die Pforten aller Bureaux und die Cabinete aller Miniſter öffneten, während er gerade, theils in ſeiner Stellung, theils wegen ſeiner Theilnahme an gewiſſen Hofintriguen, ein Gegenſtand des Verdachtes für Decazes war, — und nicht ohne Grund. Jedenfalls war er nicht in der Lage, ſich in der Sache an den Miniſter ſelbſt zu wenden. Der Sache ſelbſt war er ſofort entſchloſſen, ſich zu unterziehen, und gibt dafür die achtungswerthe erbliche Neigung, ſich ſeiner Umgebungen beſchützend anzunehmen, ſowie den Unwillen über das, was er als eine polizeiliche Gewaltthat betrachtete, als Grund an. Daß er damit dem Miniſter Decazes, der der legitimiſtiſchen Partei zu liberal und deshalb verhaßt war, in den Weg trat, wird ihn in ſeiner protectoriſchen Geſinnung nur beſtärkt haben. Zunächſt aber mußte er ermitteln, wo man Martin hingebracht habe, und fiel glücklich ſogleich auf Charenton. Er fuhr dahin und ließ ſich die Anſtalt zeigen. Schon hatte er „lange Stunden" alle Winkel derſelben durchſpäht, als er endlich in ein kleines Zimmer kam, wo er einen Mann traf, der, in vollkommner Ruhe, auf dem Fußende eines ſchmalen Bettes ſaß und eben von einem Geiſtlichen beſucht ward. Er erfuhr bald, daß dies Martin aus Gallardon ſei, und unterhielt ſich mit ihm, ohne ſich und ſeine Abſicht zu erkennen zu geben. Das Geſpräch kam übrigens bald auf die Erſcheinung und Martin verſchwieg ſeinen Wunſch nicht, den König zu ſprechen. Miene, Ton und Zuverſicht des Mannes machten Eindruck auf den Vicomte. Es wäre ſchwer geweſen, ſagt er, ein ehrlicheres und ſanfteres Geſicht zu finden. Auch bei ihm findet ſich der feine Zug: daß, wenn Martin auf gewöhnliche und indifferente Fragen geantwortet habe, ſein Ausſehen ſich von dem eines ſehr einfachen Landmannes kaum unterſchieden habe, daß aber, ſobald man auf den Engel und die Miſſion gekommen ſei, die Züge und die Reden Martin's ſich gehoben und etwas Feierliches und Begeiſtertes angenommen hatten.

---

[1]) Dieſe Erzählung ſtimmt freilich nicht mit dem oben berichteten Hergange, iſt aber wol nur eine Ausſchmückung, welche das Stadtgerücht, wo nicht der Vicomte, hinzugethan.

Nachdem der Vicomte, um allen Verdacht zu vermeiden, noch einige Theile der Anſtalt beſichtigt hatte, fuhr er nach Paris zurück, überlegte unterwegs die Sache, ward in ſeinem Entſchluſſe beſtärkt, als er bei ſeiner Rückkehr Briefe ſeiner Familie fand, die in derſelben Sache ſeine Vermittelung in Anſpruch nahmen, erzählte, ſobald er in den Tuilerien angekommen, dem Grafen Artois und der Herzogin von Angoulême den Vorgang, und bat ſodann um eine Audienz bei dem Könige, die ihm ſofort gewährt ward. Als er dem König die Geſchichte erzählt hatte, erkannte er wohl, daß deſſen Neugier rege gemacht war, und der König verſprach ihm, ſich der Sache anzunehmen, ohne ihn dem Miniſter gegenüber zu compromittiren. Daß übrigens der König ſchon am nächſten Tage nach dieſer Audienz den Martin zu ſich beſchieden habe, will mit den anderweiten Zeitangaben nicht übereinſtimmen. Denn da Martin am 7. März von Gallardon abgereiſt iſt, ein oder zwei Tage nach ſeinem Verſchwinden an den Vicomte geſchrieben worden ſein ſoll, dieſer darauf ſofort nach Charenton gefahren und unmittelbar nach ſeiner Rückkehr von da die Audienz gehabt haben will, ſo würde anzunehmen ſein, daß Martin etwa am 12. März zu dem Könige gekommen wäre, während es erſt am 2. April geſchehen iſt. In der That fällt zwiſchen die Audienz des Vicomte und die des Martin bei dem Könige die Exploration, welche der Erzbiſchof von Rheims, jedenfalls auf von dem König erhaltene Veranlaſſung, anordnete. Auch wurde der Pfarrer von Gallardon zu dem Erzbiſchof von Rheims beſchieden und hatte am 2. April eine lange Conferenz mit demſelben, bei welcher der Erzbiſchof ihm übrigens in Betreff Martin's mit beſorgter Miene geſagt haben ſoll: „Er erſcheint heute vor dem König; ich weiß nicht, welchen Eindruck dies auf Se. Majeſtät machen wird."

Am 31. März, einem Sonntag, hatte Martin noch eine Erſcheinung, welche weiter ging, als die zeitherigen und ſich nicht auf Worte beſchränkte. Er befand ſich zwiſchen 2 und 3 Uhr des Nachmittags im Garten, als ihm der Engel erſchien und zu ihm ſagte: „Es wird noch Debatten geben; die Einen werden ſagen, es ſei eine Einbildung, die Andern, es ſei ein Engel des Lichts, und wieder Andere, es ſei ein Engel der Finſterniß. Ich erlaube Euch, mich zu berühren." Er faßte darauf mit ſeiner Rechten Martin's rechte Hand und drückte ſie vollkommen fühlbar. Dann öffnete er ſeinen Oberrock vorn, und als dieſer eröffnet war, erſchien, wie Martin verſicherte, ein hellerer Glanz, als die Strahlen der Sonne, ſodaß Martin nicht hinblicken konnte, ſondern die Hand vor die Augen halten mußte. Als die Erſcheinung den Oberrock wieder geſchloſſen hatte, verſchwand der Glanz und alles war wie vorher. Das Oeffnen und Zumachen ſei ohne Bewegung von Seiten der Erſcheinung erfolgt. Dann habe der Engel ſeinen Hut nach hinten geſchoben und, indem er mit der Hand ſeine Stirn berührt, geſagt: „Der rebelliſche Engel trägt hier die Zeichen ſeiner Verdammung, und Ihr ſeht, daß ich keine habe.“ Zum Schluſſe ſprach er: „Gebet Zeugniß von dem, was Ihr geſehen und gehört habt.“

Noch an demſelben Tage, gegen 4 Uhr, fragte ein Stabsoffizier, der, wie Martin erzählte, große goldene Epaulettes trug, nach Martin, ging eine halbe Stunde lang mit ihm ſpazieren und fragte ihn mancherlei, wobei dieſer ihm auch die eben gehabte Erſcheinung erzählte. Ob dieſer Offizier auch vom König geſendet war, oder ob er die Abſicht hatte, auf Martin's Auslaſſungen bei der bevorſtehenden Audienz zu influiren, oder was ſonſt der Zweck ſeines Beſuches geweſen, mag dahingeſtellt bleiben. — Am folgenden Tage, den 1. April, ließ der Oberarzt Rover-Collard Martin in das Cabinet des Vorſtehers kommen und ſagte ihm: „Ich werde bald meinen Bericht erſtatten; Ihr werdet nicht mehr lange hier bleiben. Habe ich Euch nicht geſagt, daß Ihr wieder etwas ſehen würdet, da eine ſo begonnene Sache auch ein Ende haben muß?“ „Gleichwol“, meinte Martin, „hatte er mir geſagt, daß er nicht wiederkommen würde.“ Herr Rover-Collard ſcheint ſeiner Sache gewiß geweſen zu ſein und den Zuſtand des Martin als einen krankhaften erkannt zu haben. Sollte es daher gegründet ſein, daß er ſowol, wie Dr. Pinel, definitiv erklärt hätten, die Wiſſenſchaft der Heilkunſt biete keine

Mittel, ein Phänomen wie das des Martin zu erklären, ſo wird darin doch nicht die Anerkennung eines übernatürlichen Charakters der Erſcheinung, ſondern nur das Zugeſtändniß gelegen haben, daß die Sache den der Wiſſenſchaft noch nicht zugänglichen Seiten des Menſchenweſens angehöre.

Am 2. April ward Martin, wie er eben mit ſeiner Mittagsmahlzeit beſchäftigt war, zum Director beſchieden. Hier traf er einen Herrn, der ihm ſagte, daß er mit ihm nach Paris kommen müſſe. „Nun wohlan“, erwiderte Martin ruhig, „wenn es nach Paris gehen muß, ſo will ich gerne dahin gehen.“ „Ich weiß nicht, weshalb es geſchieht“, meinte der Herr; „aber wenn Ihr heute den König ſehen ſolltet, würde Euch das nicht in Erſtaunen ſetzen?“ „Nein, mein Herr“, verſetzte Martin, „denn ich bin nur deshalb hier, um ihn zu ſprechen. Es iſt mir jederzeit angekündigt worden, daß ich ihn ſprechen würde.“ Der Herr brachte ihn nun in das Hotel des Miniſters, wo er erſt eine Weile warten mußte, bevor der Miniſter ihn empfangen konnte. Dieſer fragte ihn, was er dem König zu ſagen habe, erhielt aber nur die Antwort: „Ich weiß in dieſem Augenblick nicht, was ich ihm zu ſagen habe; die Sachen werden mir angezeigt werden, wenn ich vor ihm ſtehen werde.“ Während der Miniſter ſich in einem Nebenzimmer in Staat warf, kam die Erſcheinung zum letzten male und ſprach zu Martin: „Ihr werdet den König ſprechen und werdet allein mit ihm ſein; habt in Betreff deſſen, was Ihr zu ihm ſprechen ſollt, keine Furcht; die Worte werden Euch aus dem Munde fließen.“ Nun kam der Miniſter und beauftragte einen Mann, dem er ein Schreiben gab, Martin zu dem erſten Kammerdiener des Königs zu führen. Eine Kutſche ſtand bereit, ſie hinzufahren.

Martin zog es aber vor, zu Fuße zu gehen, ſodaß der Miniſter ihnen zuvorkam. Sie trafen gegen 3 Uhr in den Tuilerien ein, und Martin wurde von dem Kammerdiener, nachdem dieſer das Billet geleſen, zu dem König geführt.

Das Wichtigſte wäre nun, die nunmehr ſtattfindende Unterredung genau und zuverläſſig zu kennen, was denn, da ſie, nach den meiſten Angaben, ohne alle Zeugen ſtattfand, außer daß, nach einem Berichte, eine Dame am Schlüſſelloche gehorcht hat, ohne alles hören zu können, ſeine Schwierigkeiten hat. Es gibt gleichwol verſchiedene Berichte darüber, die in Einzelnem abweichen, in Anderem übereinſtimmen. Freilich kann der Eine den Anderen benutzt und nur nach Bedürfniß modificirt haben, und es wäre möglich, daß alle falſch wären. Einer iſt allerdings darunter, der als authentiſch gelten könnte, da er aus Martin's eigenem Munde gefloſſen ſein ſoll. Indeß, das Vertrauen, das man dieſem Berichte ſchenken will, iſt für Jeden, der nicht ſowol der unbedingten Glaubwürdigkeit Martin's, als der Zuverläſſigkeit deſſen, der die Erzählung deſſelben nachberichtet, nicht gewiß iſt, eben nur Glaubensſache.

Feſt ſteht eigentlich nur, daß der König faſt eine Stunde mit Martin allein ſprach, daß Martin gnädig entlaſſen und in ſeine Heimat zurückgeſchickt ward, und daß es am Hofe hieß, der König ſei durch die Unterredung ſehr ergriffen worden.

Die bekannten Memoiren, welche ſich für Memoiren Ludwig's XVIII. ausgaben, gelten für apokryph, wenn ſie auch dem Bilde, das wir wenigſtens uns von ihm gemacht haben, ſehr wohl entſprechen, und haben jedenfalls, auch wenn ihnen eigene Aufzeichnungen des Königs zu Grunde gelegen haben ſollten, eine ſtarke Ueberarbeitung erfahren. In dieſen Memoiren wird der Sache in folgender Weiſe gedacht:

„Einen Vorgang will ich nur berühren. Ich meine jene Komödie, in der man mich, zugleich mit jenem guten Bauer von Gallardon, jenem armen Martin, ſpielen ließ, der den Engel Raphael nach Belieben von Angeſicht zu Angeſicht ſah. Die Rückſichten, die ich der Religion ſchulde, verbieten mir, mich unumwunden über dieſe Anekdote zu erklären. Auch will ich Perſonen nicht betrüben, die ich liebe und man bei jener Gelegenheit noch mehr betrog, als mich, der ich nur der Betrogene meiner Neugier war. Ich hätte einer Grille widerſtehen ſollen, die mir beikommen ließ, jenen Boten der himmliſchen Rathſchlüſſe zu ſprechen. Ich erkläre jeden öffentlichen Bericht, den man bekannt gemacht hat, oder, während meines Lebens oder nach meinem Tode, bekannt machen wird und worin von meiner Unterredung mit Martin gehandelt wird, für falſch. Wenn es mir gefiele, ſie ſo bekannt zu machen, wie ſie wirklich ſtattgefunden hat, ſo würde ich Viele überraſchen. Alles, was man wiſſen mag, iſt, daß die Leiter dieſes Marionettendrahtes die Luſt verloren, der erſten Vorſtellung eine zweite folgen zu laſſen. Martin kehrte in ſein Dorf zurück. Herr Decazes blieb bei mir, und die Leitung der meinen (ſeinen?) Händen vorbehaltenen Angelegenheiten fiel nicht in die, denen man ſie, mittelſt jenes Taſchenſpielerſtreichs, zudachte. Die Botſchaft Martin's und die neuerliche Exploſion des Pulverfäßchens in den Tuilerien[1] ſind die beiden Frechheiten, die ich am wenigſten geneigt bin zu vergeben."

---

[1] Es iſt wol die Exploſion der von einem vormaligen Soldaten Gravier gelegten Petarde gemeint (29. April 1820), durch welche die mit Heinrich V. ſchwanger gehende Herzogin von Berri erſchreckt und zu einer Fehlgeburt gebracht werden ſollte.

Der König, oder wer ſonſt dieſe Stelle geſchrieben hat, will ſonach zu verſtehen geben, daß Martin als das unbewußte Werkzeug einer ultraroyaliſtiſchen Intrigue gehandelt hätte, welche zunächſt gegen den Miniſter Decazes gerichtet geweſen wäre. Daß dergleichen von dem Pavillon Marſan und andern Hauptquartieren der Legitimiſten aus vielfach geſponnen wurden, iſt bekannt, und ebenſo, daß die Gunſtdame des Königs, die Gräfin du Cayla, auf die wir gleich kommen werden, im Sinne derſelben auf den König zu wirken bemüht war, während wieder der Vicomte von Rochefoucauld ſelbſt zu erkennen gibt, daß er mit dieſer Dame in Verbindung geſtanden habe und deshalb dem Polizeiminiſter verdächtig geweſen ſei. Gelungen iſt freilich dieſer Plan, falls er wirklich der Sache zu Grunde gelegen, nicht; denn Decazes blieb noch vier Jahre in immer ſteigender Macht und nichts geringeres als die Ermordung des Herzogs von Berri gehörte dazu, ſeine Stellung, zum Bedauern des Königs, zulezt unhaltbar zu machen. Auch iſt in der That nicht recht abzuſehen, was man dem ehrlichen Martin in den Mund legen konnte, das die Politik des Königs hätte ändern mögen. Ueberhaupt war der ſchlaue, ſkeptiſche Ludwig nicht der Mann, auf den durch Wundergeſchichten ſonderlich zu wirken war. Möglich wäre es übrigens auch, daß die Unterredung einen ganz andern Zweck und Charakter gehabt, daß ſie doch im erſten Augenblick einen Eindruck auf den König gemacht hätte, welchen dieſer ſpäter gern vergeſſen und verleugnen wollte, und daß er deshalb ſich ſo wegwerfend über die Sache ausſprach. Vielleicht auch, daß er erſt ſpäter die Fäden der Intrigue entdeckte. Ein Herr Acher, der über dieſe Geſchichte berichtet hat, verſichert: der König habe, als ihn die Herzogin von Berri, beim Frühſtück, in Gegenwart mehrerer Zeugen, gefragt habe, was ſie den Verwandten in Italien, die ſich nach der Martinſchen Sache erkundigt[1]), antworten ſolle, erwidert: Martin ſei ein ſehr ehrlicher Mann, der ihm gute Rathſchläge gegeben habe, von denen er Nutzen zu ziehen hoffe. Allerdings eine Aeußerung, die ſelbſt damals die oben ausgedrückte Auffaſſung des Königs nicht nothwendig ausſchließt, indem ſie eben mit Rückſicht auf die Zeugen gefaßt ſein konnte. Der König konnte immerhin erkannt haben, was für eine Intrigue der Sache zum Grunde liege, dieſelbe aber nicht weiter verfolgen und nicht ruchbar werden laſſen wollen. Martin ſelbſt ſoll aber beharrlich, u. a. auch gegen den Adjuncten von Gallardon, der dies ſchon am 5. April 1816, alſo unmittelbar nach Martin's Heimkehr, geſchrieben habe, verſichert haben: der König habe viele Thränen vergoſſen und zu ihm geſagt: „Ihr ſagt mir die Wahrheit.“ Aehnlich muß er ſich gegen den Director der Anſtalt zu Charenton ausgeſprochen haben, wenn es wahr iſt, daß dieſer ſchon am Tage der Unterredung, am 2. April 1816, an einen Freund geſchrieben: „Alles iſt heute zum Schluſſe gekommen; die Ueberzeugung iſt vollſtändig und die Bühne mit Thränen benetzt. Die Miſſion iſt vollſtändig und ſo, wie es ſein mußte, erfüllt.... Der gute Mann reiſt morgen in ſeine Heimat, wie immer mit Frieden und Ruhe in der Seele.“

Doch hören wir nun die Verſionen, welche von verſchiedenen Seiten über jene Unterredung gegeben worden ſind. Wir beginnen mit dem Berichte in den Memoiren einer Dame von Stande, unter welcher die Gräfin du Cayla verſtanden wird. Es war dies Zea Talon, die 1784 geborene Tochter des Advocaten Talon zu Paris, welcher emigrirt und zwar 1802 zurückgekehrt war, dann aber zu der royaliſtiſchen Partei gehörte, welche fortdauernde Verbindungen mit den vertriebenen Bourbons unterhielt. Als ſein Verkehr mit dem Grafen von der Provence entdeckt ward, kam er in Haft, ſoll aber den Reizen ſeiner Tochter und ihren Verwendungen bei den Polizeiminiſtern weſentliche Milderungen ſeiner Lage zu verdanken gehabt haben. Dieſe Tochter gewann auch die Hand des Grafen du Cayla, mit dem ſie nach der Reſtauration am Hofe erſchien und hier die Neigung des Königs auf ſich zog. Von ihrem Gemahle geſchieden, erheiterte ſie die letzten Jahre des alternden und kränklichen Ludwig, und übte wenigſtens in der Vertheilung der königlichen Gnadenbezeigungen weſentlichen Einfluß. Nach dem Tode des Königs lebte ſie auf einem Gute bei St. Ouen und hat hier ihren Namen auf eine neue Gattung von Schafen übergetragen, indem ſie die langhaarigen nubiſchen Widder, die ſie 1818 von Mehemed Ali geſchenkt bekommen, mit engliſchen Schafen kreuzte.

---

[1]) Hatten dieſe alſo ſchon davon gehört?

In jenen Memoiren wird zuvörderſt der erſte Hergang der Sache in aller Kürze, aber ohne ſehr weſentliche Abweichungen von dem oben darüber Berichteten erzählt. Die dabei vorkommenden Abweichungen beſtehen etwa darin, daß die neue Relation Martin von ſeinem Pfarrer zunächſt zu dem Biſchof von Verſailles ſchicken läßt, der ihn beauftragt habe, den Unbekannten nach ſeinem Namen zu fragen; ferner, daß von der Correſpondenz zwiſchen dem Präfecten und dem Polizeiminiſter keine Rede iſt, vielmehr Martin von dem Präfecten aus eigenem

Antriebe nach Paris geſchickt wird. Weiter wird erzählt, daß Decazes dem König über Martin in dem halb ernſthaften, halb ſcherzenden Tone eines jungen weltmänniſchen Philoſophen berichtet, der König aber, der kein Freund von Myſtificationen geweſen, ihm trocken geſagt habe, er möge Martin in die Hände des Dr. Pinel geben. Nun habe ſich aber der Großalmoſenier eingemiſcht, und gemeint, die Sache gehöre vor das geiſtliche Forum, und durch dieſen Competenzſtreit ſei der ſchon vergeſſene Martin wieder in Erinnerung gebracht worden. Die Scene, wo Raphael ſich dem Martin in ſeinem ſeraphiſchen Glanze zeigte, läßt die Dame in Gegenwart zweier Eleven vor ſich gehen, die ihn mit dem Schnittmeſſer in der Hand beobachtet hätten. Sie hätten nichts geſehen, als den Ausdruck ſchöner Ekſtaſe auf dem Geſichte des Bauers von Gallarden, deſſen Viſion ſehr bald durch den Strom eines Sturzbades unterbrochen worden ſei. Inzwiſchen habe der Erzbiſchof von Rheims die Sache nicht ruhen laſſen, und da der König gerade eine Anwandlung einer ihn zuweilen überkommenden weichen Stimmung, einen Anflug ſchwermüthiger Erinnerung an ſeine Jugend hatte, ſo ward er empfänglicher für das Myſtiſche in der Sache und wenigſtens von einiger Neugier ergriffen. Die Gräfin, als Frau die letztere Empfindung in vollem Maße theilend, ſchürte dieſe Stimmung, und Dr. Alibert[1], ein Arzt, der viel auf pſychiſche Einflüſſe gab und mit dem der König und die Gräfin über Martin ſprachen, erklärte: alles, was er über dieſen gehört habe, laſſe ihn vermuthen, daß in deſſen Wahnſinn, wenn er überhaupt wahnſinnig ſei, etwas ſehr Beſonderes liege. Jedenfalls könne nur der König ermitteln, wie es mit Martin ſtehe, da der letztere verſprochen habe, dem König Dinge erzählen zu wollen, die nur dieſem bekannt ſeien. Da dieſer ärztliche Rath es dem König möglich machte, ſeine Philoſophenrolle zu behaupten und den Schein einer Nachgiebigkeit gegen die hierarchiſchen Tendenzen zu vermeiden, ſo entſchloß er ſich, ſeiner Neugier nachzugeben, beobachtete aber immer noch die Vorſicht, Herrn Decazes ſelbſt zu beauftragen, ihm Martin zuzuführen.[1])

---

[1] Jean Louis Baron Alibert, geb. zu Villefranche 1775, wurde allerdings erſt 1818 Leibarzt Ludwig's XVIII., nachdem er vorher Oberarzt im St.-Louis-Hoſpital geweſen. Er hat u. a. eine Physiologie des passions geſchrieben.

Die Gräfin will der Unterredung in einem privilegirten Verſtecke, neben dem Cabinet des Königs, mit dem Ohr am Schlüſſelloch zugehört haben. Martin ſei, in einem Anzug von grobem grauen Tuch, mit eiſenbeſchlagenen Stiefeln und ledernen Gamaſchen, aber mit zuverſichtlicher Miene und ohne Ueberraſchung zu verrathen, zu dem König eingetreten, der, mit allen Orden des Königthums geſchmückt, in einem Lehnſtuhl an ſeinem Tiſch geſeſſen habe. Dann ſei Martin ohne Zögerung auf den König zugeſchritten und habe, den Hut in der Hand, geſagt: „Sire, ich grüße Sie.“ „Guten Tag, Martin“, erwiderte Se. Majeſtät, und daß er ſo beim Namen genannt wurde, ſchien, ſo fährt die Erzählung fort, den ehrlichen Mann in noch beſſere Faſſung zu bringen. Er ſchien zu erwarten, daß der König ihn auffordern würde, ſich zu ſetzen, und als der König wirklich ſo gütig war, ließ Martin es ſich nicht zweimal ſagen. Als er es ſich bequem gemacht hatte, ſprach er: „Sie wiſſen, Sire, weshalb ich komme.“ „Man hat mir geſagt, daß Ihr mir etwas mitzutheilen habt. Was iſt der Zweck Eurer Reiſe? Wir ſind allein.“ „Sire“, ſagte Martin, „ich bin von dem Engel Raphael geſendet, einer der großen Mächte des Paradieſes. Er iſt mir mehrmals erſchienen und hat mir geſagt, daß ich mich dem König vorſtellen müſſe, und daß, wenn ich erſt mit ihm allein wäre, der Engel mir die nützlichen Rathſchläge eingeben würde, um welche die guten Seelen in ihren Gebeten ihn für Sie gebeten hätten.“ „Nun wohlan, ſprecht“, ſagte der König. — „Sire, Sie ſind verrathen, und werden es ferner ſein.“ — „Iſt der Thron erſchüttert? Iſt es meine Perſon, oder meine Familie, die man bedroht? Iſt der Tod oder das Exil zu fürchten?“ — „Der Tod wird zu ſeiner Stunde kommen“, erwiderte Martin, „aber Gott hat die Gebete Ihres Exils erhört; Sie werden ein Grab zu St. Denis finden.“ — „In der That“, ſagte der König, „oftmals habe ich dieſes Verlangen ausgeſprochen; ich begehrte viel öfterer das Grab meiner Väter vom Himmel, als ihre Krone.“ — „Gott hat Sie in ſeiner Barmherzigkeit erhört; aber Sie haben nicht genug für ſeine heilige Religion gethan; Sie haben Sich auf die Menſchen verlaſſen, und dieſe haben Sie verrathen, die Einen durch ihre Unfähigkeit, da Gott nicht mit ihnen war, die Andern durch ihre Bosheit, da der Dämon ihr Gott war, der Dämon des Hochmuths und der Unfrömmigkeit. In dieſem Augenblicke ermuthigt die Nachläſſigkeit derer, die Ihnen dienen, Ihre Feinde. Die Gefängniſſe ſelbſt öffnen ſich Ihren Gefangenen.“ — „Ihr wollt von Lavalette ſprechen?“ ſagte der König. — „Ich kenne ſeinen

---

[1]) So, als eine Vorſicht, die gewiſſermaßen den polizeilichen Schutz in Anſpruch nehmen wollte, wird die Sache in jenen Memoiren aufgefaßt und beſpöttelt. Wir möchten aber eine ſchickliche Rückſicht gegen den Miniſter darin ſuchen, dem der König zeigen wollte, daß er nicht hinter ſeinem Rücken handele, und daß er in ſeinem Verfahren in Betreff Martin's, das wir überhaupt ganz in der Ordnung finden, keinen Grund zu Mistrauen erblicke.

Namen nicht", ſagte Martin. „Es kommt nichts darauf an [1]); aber wer hat den Gefangenen entkommen laſſen?" — „Sire, die Langſamkeit der Verfolgung klagt die an, die für ſeine Bewachung zu ſorgen hatten." — „Ihr ſeht, Martin, die Frauen, die uns betrügen wollen, ſind liſtiger, als die Polizei." — „Ja, Sire, es war Liſt im Spiele; aber mistrauen Sie Ihren Dienern. Frankreich wird den inneren Frieden nicht vor 1840 [2]) zurückerhalten. Bis dahin werden die Verſchwörungen den Thron unterwühlen. Eine Hand wetzt einen Dolch! Eilen Sie, die jungen Pflanzen zu vermehren, denn man will den Saft in dem Zweige, der Knospen treibt, anhalten. Bereits hat das Unheil eine verwelken laſſen; man muß denjenigen pfropfen, der dem alten Stamm noch mit Blättern und Früchten ſchmücken kann." — „Aber", ſagte der König, „da der Engel, der Euch ſendet, derſelbe iſt, der den jungen Tobias vermählte und deſſen Braut von den böſen-Geiſtern befreite, könnte er nicht alle die Zweige des Baumes fruchtbar machen?" — „Sire, der Beſchluß iſt unwiderruflich." „Doch es gibt ſchon eine Frau und Kinder, eine legitime Verbindung; ſollen wir ſie anerkennen?" [3]) — „Sire, Sie ſprechen nicht Ihren ganzen Gedanken aus. Sie werden keine eheliche Verbindung mit den Feinden Frankreichs und der katholiſchen Religion wollen. Folgen Sie Ihrer Eingebung; ſie iſt gut; der Dolch wird zu ſpät kommen; eine Taufe von Blut bereitet ſich vor, aber das Leben wird aus dem Tode erſtehen.“ — „Wir gerathen in die Apokalypſe“, meinte der König, ſoll ſich aber ſpäter bei einem furchtbaren Anlaſſe[1]) an dieſe dunkle Vorherſagung erinnert haben. „Sire“, fuhr Martin fort, „die Folge wird Sie aufklären; aber beeilen Sie Sich; der Tag des Dolches iſt niedergeſchrieben.“ — Der König, der, durch die Prophetenmiene Martin's überwältigt, ſeinen Worten mit höchſter Aufmerkſamkeit zugehört haben ſoll, faßte hier, heißt es, Martin's Hand, mit den Worten: „Erlaubt mir, ſie zu berühren, dieſe Hand, die der Engel mit der ſeinen gedrückt hat. — „Ah, Sire, Ihre Hand würde, wie die meine, von jener glorreichen Hand gedrückt worden ſein, und ich wagte, dem Engel, als er mir den Befehl ertheilte, hierher zu kommen, zu erwidern: warum geht Ihr nicht ſelbſt?“ — „Nun wohlan, was antwortete er Euch?“ — „Daß es nicht in ſeiner Macht ſtehe, Ihnen das zu bewilligen, was Sie in dieſem Augenblicke am meiſten wünſchten, und daß es ihm zu ſchwer gefallen ſein würde, es Ihnen perſönlich ab zuſchlagen.“ — „Ah, ich weiß“, ſagte der König, etwas verlegen, und ſprach leiſer, ſodaß die Gräfin nur den kaum ausgeſprochenen Namen des Königs David verſtehen konnte. — „Doch Ihr wißt alles, Martin?“ hob der König mit feſterer Stimme wieder an. — „Ich weiß nichts, als was man mir geſagt hat; aber, um Ihnen meine Miſſion zu beweiſen, will ich Ihnen ſagen, daß Sie ein Verſprechen gemacht haben, das Sie nicht erfüllt haben. Noch haben Sie Zeit dazu; ſonſt müſſen Sie darauf verzichten, jemals das heilige Oel auf Ihre Stirne zu bekommen. — „Bewahret das Geheimniß“, ſagte der König; „nur Gott, Ihr und ich werden es jemals kennen.“ — „Ich werde ſtumm ſein; aber gehen Sie nicht nach Rheims, wenn Sie Ihr Wort nicht gelöſt haben; denn es iſt geſchrieben, daß die Ceremonie der Salbung verhängnißvoll ſein wird.[1])“ — Die Gräfin, die ſonach nicht blos das Ohr an das Schlüſſelloch gelegt haben muß, ſah, daß der König die Augen zum Himmel hob, die Hände faltete und eine Thräne ihm über die Wange rollte, konnte aber nichts mehr verſtehen, bis die Audienz ſich mit den Formeln eines gewöhnlichen Geſprächs ſchloß. Martin ſagte dabei: „Sire, ich wünſche Ihnen eine gute Geſundheit, und ich bitte um die Erlaubniß, in den Schos meiner Familie zurückzukehren; es iſt mir immer verkündigt worden, daß mir kein Leid oder Uebel widerfahren ſoll.“ — „Es wird Euch auch keines widerfahren“, ſagte der König; „Ihr werdet morgen mit Papieren zurückreiſen, und für dieſen Abend wird mein Miniſter Euch Abendeſſen und Nachtlager geben.“ — „Sire, wie es Ew. Majeſtät gefällig iſt.“ Ludwig ſchellte jetzt; der Miniſter erſchien und führte Martin fort. Sie waren noch nicht aus dem Cabinet, als die Gräfin ſich zeigte, ſodaß Herr Decazes nicht verfehlen konnte, die Zuhörerſchaft der Gräfin zu errathen. Auch der König erinnerte ſich jetzt derſelben, zitterte bei dem Anblick der Dame und rieb ſich die Augen, als wenn er aus einem Traum erwachte. „Sie haben alles gehört?“ fragte er, und als die Gräfin dies dreiſt bejahte[1]), ſetzte er hinzu: „Nun wohlan, Sie ſehen, daß dieſer Menſch weder Narr noch Betrüger iſt. Ich weiß nicht mehr, was ich von einer ſolchen Miſſion denken ſoll.“ — „Sire, ich muß Sie nach einer derartigen Scene Ihren Betrachtungen überlaſſen“, verſetzte die Gräfin und entfernte ſich, um das Gehörte niederzuſchreiben.

---

[1]) Ein wahres Wort. Die Flucht Lavalette's drohte keine Gefahr, konnte dem König ſelbſt lieb ſein, da ſie einen Juſtizmord erſparte.

[2]) Herr Guizot konnte ſich ſchmeicheln, daß ſein Miniſterium gemeint ſei. Sonſt iſt Frankreich auch damals nicht ruhiger geworden, als es vorher war.

[3]) Was ſoll damit gemeint ſein? Die Orleans?

---

[1]) Hier iſt offenbar die Ermordung des Herzogs von Berri gemeint und die Vorherſagung deutet zugleich darauf hin, daß dieſer Prinz eine ſchwangere Gemahlin hinterließ, welche Heinrich V. gebären ſollte. Ferner ſcheint in dem Vorhergehenden der Rath zu liegen, die Vermählung des Herzogs von Berri zu beſchleunigen und ihn nicht mit einem Frankreich und der katholiſchen Kirche feindlichen Hauſe, ſondern mit der Prinzeſſin zu verbinden, die der König im Sinne trug, und daß damit die nachherige Herzogin von Berri gemeint war, liegt in dem Zuſammenhang der Prophezeiung, indem die Sachen ſo verlaufen ſind, wie Martin für dieſen Fall vorherſagte. Es iſt uns aber nicht bekannt, daß jemand dem Herzog von Berri eine Braut aus einem Frankreich und der katholiſchen Kirche feindlichen Hauſe zugedacht hätte. Auch erfolgte ſeine Vermählung ſchon am 17. Juni 1816, und es iſt nicht wahrſcheinlich, daß ſie am 2 April noch nicht feſtgeſtanden haben ſollte. Endlich war die Herzogin von Berri eine Perſon, bei der es doch etwas wunderlich iſt, daß ein Erzengel gerade ſie zur Stammmutter einer von ihm beſchützten Dynaſtie erkoren haben ſollte.

---

[1]) Es muß dem König zu ſchwer gefallen ſein, das Verſprechen zu erfüllen; denn er iſt nicht nach Rheims gegangen. Auch Napoleon I. und Karl X. müſſen ähnliche Verſprechungen unerfüllt gelaſſen haben; denn beiden hat die Salbung kein dauerndes Glück gebracht.

In den äußeren Gemächern traf ſie den Miniſter und Martin, welchem der Erſtere, auf ſeinen Wunſch, den Palaſt zeigte. Es iſt kein unfeiner pſychologiſcher Zug, wenn erzählt wird, der Bauer von Gallardon ſei nach Erfüllung ſeiner Miſſion ganz wieder der einfache Landmann geworden, neugierig, alles zu ſehen, und mit verwunderten Augen umherwandelnd. Da der Miniſter ihn ſehr rückſichtsvoll behandelte, ſo folgten die Höflinge dem Beiſpiel und jeder wollte ihn an ſeiner Tafel haben. Doch der Miniſter trat ihn nicht einmal dem Großalmoſenier ab, und nur die Gräfin durfte Martin an jenem Abend bei dem Miniſter ſehen. Sowol ſie, als der Miniſter, erfuhren dabei, daß Martin's Diſcretion ſeinem Glauben gleichkam. Ueber die geheimnißvolle

---

[1]) Sie verſichert zugleich, daß der Glaube des Königs, ſie wiſſe alles, ihre Verbindung unauflöslich gemacht habe.

Botſchaft konnten ſie nicht mehr aus ihm herauslocken, als ſie wußten. Deſto unermüdlicher war er, über ſeinen Aufenthalt zu Charenton zu erzählen und ſich darüber zu verwundern, daß Dr. Pinel ihn für wahnſinnig gehalten habe. Am nächſten Tage reiſte er heim, nachdem der Miniſter ihm im Namen des Königs eine Gratification gereicht hatte, und nun ſuchte Herr Decazes die Gräfin auszuhorchen, wurde aber mit einer erſonnenen Geſchichte abgeſpeiſt. Noch erfährt man, daß der Großalmoſenier erwartet habe, Martin werde dem König die Herſtellung der Jeſuiten empfehlen, und als ſich kein ſolches Reſultat ergab, ſich beſchwert habe, daß der Polizeiminiſter den Abgeordneten Raphael's habe ſtimmen können. Der König ſoll mehreren Perſonen ſeines Hofes geſagt haben, daß Martin ihm Offenbarungen gemacht habe, welche Erklärung, da er ſich niemals näher darüber ausließ, nur die Vermuthungen zu vervielfachen diente. Unter dieſen Vermuthungen wird in den Memoiren der Frau von Staude nur die eine aufgeführt: daß Martin den König aufgefordert habe, die Krone ſeinem Neffen Ludwig XVII. zurückzugeben, der bald erſcheinen werde. Der König ſei übrigens von der ſchwermüthigen Anwandlung, die ihn für dieſe Unterredung geſtimmt hatte, ſehr bald — durch einen Anfall der Gicht geheilt worden.

Nun, dieſe erſte Verſion der Unterredung wollte nicht viel ſagen, und vielleicht liegt eben darin ihr Wahrſcheinliches, da ja bis jetzt alle Hellſeher und ihnen verwandte Erſcheinungen keine wahrhaft neuen, überraſchenden, dem menſchlichen Geiſte bis dahin völlig fremden Enthüllungen gebracht haben. Der gute Martin redet dem König von ihn bedrohenden Gefahren und der Untreue ſeiner Diener vor, weiß aber nichts anderes darüber anzuführen, als die Flucht Lavalette's, auf die wenig ankam. Er empfiehlt ihm, den Herzog von Berri bald zu verheirathen, damit Heinrich V. erzeugt werden könne, womit, wie wir jetzt wiſſen, weder die alte Dynaſtie, noch Frankreich etwas Sonderliches gewonnen haben. Er erinnert ihn, daß er, was ſchon manchem Fürſten und Nichtfürſten begegnet iſt, ein Verſprechen unerfüllt gelaſſen habe, und warnt ihn, ſich nicht ſalben zu laſſen, ſolange er dieſes Verſprechen, über deſſen Gegenſtand wir nichts erfahren, nicht erfüllt habe. Das iſt das Ganze.

Was die Gräfin aber nur hinterher als eine ausgeſprengte Vermuthung über die Unterredung anführt, das bildet in den beiden andern Verſionen die Hauptſache. Wenden wir uns zunächſt zu der des Vicomte von Larochefoucauld, der allerdings nicht angibt, aus welcher Quelle er geſchöpft hat, ſondern nur verſichert, er habe alle Details bald darauf erfahren und könne ſie mit aller Sicherheit des Gewiſſens und mit gänzlicher Gewißheit berichten. Da der König ihm ſicher den Inhalt ſeiner Geſchichte nicht mitgetheilt hat, ſo blieben nur drei Quellen übrig: entweder eine dritte Perſon, der der König die Sache erzählt haben konnte, ſpeciell etwa der Graf von Artois, oder die Gräfin du Cayla, oder Martin ſelbſt. Wäre es nun auch möglich, ja wird es auch von dem Vicomte mit Beſtimmtheit verſichert, daß der König die Sache ſeiner Familie entdeckt hätte, ſo iſt es doch im höchſten Grade unwahrſcheinlich, daß das Geheimniß irgend einer nicht zu dem königlichen Hauſe gehörigen Perſon ausgeplaudert worden ſein ſollte. 1) Wäre

---

1) Allerdings iſt unwahrſcheinlich nicht unmöglich, und wir wollen wenigſtens darauf aufmerkſam machen, daß die Erzählung des Vicomte in ihrer gedrängten Faſſung den Stempel einer an dritte Perſonen gemachten Relation trägt, bei der nur das Hauptſächliche herausgehoben wird.

die Gräfin du Cayla die Quelle des Vicomte geweſen, ſo müßte ſie entweder dem Publikum, oder ihm, einen ähnlichen Streich geſpielt haben, wie Herrn Decazes; denn die Geſchichte des Vicomte iſt von der in den Memoiren der Frau von Stande völlig verſchieden. Hätte der Vicomte endlich die Sache von Martin ſelbſt erfahren, ſo müßte dieſer die Discretion, die er, nach der eigenen Angabe des Vicomte, mindeſtens bis zu dem Tode Ludwig's XVIII. ſtreng bewahrt haben ſoll, viel früher aufgegeben haben. Doch hören wir den Vicomte ſelbſt.

Wie der gute Mann, ohne verlegen zu ſcheinen, eintrat, heißt es bei ihm, ſagte Se. Majeſtät in gütiger Weiſe und um ihn ſofort jeder Aengſtlichkeit zu überheben: „Guten Tag, Martin.“ „Guten Tag, Sire“, erwiderte dieſer, mit einer Miſchung einfacher Würde und achtungsvoller Vertraulichkeit; „ich war wol ſicher, daß ich dahin kommen würde, mit Ihnen zu ſprechen.“ — „Ihr habt mir alſo etwas zu ſagen.“ — „Ja, Ew. Majeſtät.“ — „Nun wohlan, ſprecht, mein Kind, ſprecht; ich bin bereit zu hören.“ — „O, Sire, es iſt mir befohlen, nur vor Ihrer ganzen Familie zu ſprechen.“ — „Und wer iſt es, der Euch das befohlen hat?“ — „Sire, es iſt der Engel.“ — „Der Engel? was iſt das, der Engel?“ — Martin erzählte nun, wie der König gewünſcht hatte, die ganze Geſchichte ſeiner Viſionen und beſtand dann, auf die nochmalige Aufforderung, mit ſeinen Geheimniſſen herauszurücken, abermals auf der Zuziehung der Prinzen und Prinzeſſinnen, gab jedoch, als der König ihm erklärte, daß es faſt unmöglich ſei, ſie ſogleich zuſammenzubringen, und daß er nicht wiſſe, ob er ihn zu ſpäterer Zeit werde ſprechen können[1]), ihm dagegen vorſchlug, ſich mit dem Verſprechen zu begnügen, daß der König die Sache ſeinem Bruder, ſeinen Neffen und Nichten mittheilen wolle, nach, und erklärte dem König trocken, der Engel habe ihn beauftragt, dem König anzuzeigen, daß er einen Platz einnehme, der ihm nicht gebühre. „Bah!“ ſagte Ludwig überraſcht und ein wenig außer Faſſung gebracht, „und wem gehört er denn?“ — „Sire, der Engel hat mir das nicht geſagt, aber er hat mich u. a. beauftragt, damit Sie nicht an der Wahrheit meiner Miſſion zweifeln, Ihnen etwas zu ſagen, was niemand in der Welt wiſſen kann, als Sie.“ — „Was iſt das?“ fragte der König, mehr und mehr erſtaunt. — „Sire, es beſteht darin, daß Sie einſt, es iſt ſchon lange her und Sie waren damals noch jung, als Sie, im Wald von Verſailles, Sich mit Ihrem Bruder Ludwig XVI. auf der Jagd befanden und einen Augenblick anhielten, zu Sich ſelbſt ſagten, wenn während der Jagd unglücklicherweiſe ein Gewehr auf Ihren Bruder abgeſchoſſen würde, ſo würden Sie es ſein, der da König wäre.“ — Bei dieſen Worten vermehrte ſich die Bewegung des Königs und einige Zähren rollten ihm aus den Augen. — „Das iſt wahr!“ rief er. „Was für eine Erinnerung weckt Ihr ſoeben in mir wieder auf? Doch, wo iſt der Menſch, deſſen Geiſt nicht plötzlich von Gedanken durchkreuzt worden iſt, welche die Güte Gottes niemals hat in ſeiner Seele Keime treiben laſſen? Mein guter und heiliger Bruder, der mich hört, kennt den Grund meines Herzens, und daß ich gern mein Leben hingegeben hätte, um das ſeine zu erhalten.“ Die Bewegung des Königs war während dieſer Scene geſtiegen und ſeine Thränen ergoſſen ſich. Nachdem er ſich gefaßt hatte, verabſchiedete er Martin, war aber den ganzen Tag bekümmert und niedergeſchlagen, ohne daß jemand von ſeinem Hof die Urſache ergründen konnte. Der König erfüllte das gegebene Verſprechen, ſeiner Familie die Enthüllungen des Viſionärs zu berichten, und das Erſtaunen der Prinzen ſtand dem des Königs nicht nach. Martin ſchien völlig glücklich, froh und getröſtet, ſeine Miſſion erfüllt zu haben, und lehnte alles ab, was der König ihm anbieten ließ. Höchſtens wollte er 15 Frcs. annehmen, um nicht zu Fuße heimreiſen zu müſſen. Solange Ludwig XVIII. lebte, ſprach Martin mit niemand über das ihm Begegnete. Später hielt er ſich ſeines Wortes entbunden.

---

[1] Freilich eine lahme Ausrede, wie, wenn nicht Martin, doch der Erzengel überſchauen mußte.

Die dritte Verſion will aus Martin's eigenem Munde ſtammen. Sie wird von Herrn Gruau de la Barre, dem bekannten, noch immer unermüdlichen Verfechter der Identität des Uhrmachers Naundorf mit Ludwig XVII., mitgetheilt, und er beruft ſich auf das Zeugniß mehrerer achtbaren, jedoch nicht von ihm genannten Perſonen, welche mit Martin Umgang gepflogen haben, ſowie ſpeciell auf das eines Sohnes von Martin. Wären dieſe Zeugniſſe conſtatirt, geprüft und als glaubwürdig erfunden, ſo wären wir hier allerdings an die beſte Quelle gewieſen. Wie die Sache jetzt ſteht, bleibt für den Zweifler immer noch der Argwohn, daß dieſe Verſion aus den beiden andern zuſammengeſetzt, daß ſie hauptſächlich eine weitere Ausführung der Rochefoucauldſchen Erzählung und für die Tendenz ihres Bearbeiters zugerichtet wäre. Im Gegenfalle würde das, was ſie mit dem Berichte des Vicomte Gemeinſames hat, zu ihrer Beſtätigung dienen, und wol könnte man annehmen, daß die Punkte, in denen ſie weſentlich weiter geht, als der Vicomte, von letzterem oder ſeinen Quellen, aus naheliegenden Gründen, unterdrückt oder abgeſchwächt worden wären.

Der Anfang der Geſchichte ſtimmt genau mit dem von der Gräfin gegebenen überein. Nachdem dann Martin ſich geſetzt hat, fragt er den König: „Wie befinden Sie Sich?“ Der König antwortete: „Ich befinde mich etwas beſſer, als die Tage daher, und Ihr, wie befindet Ihr Euch?“ — „Ich befinde mich wohl.“ Dann ſpricht Martin, in Uebereinſtimmung mit der Erzählung des Vicomte, die aber bei dieſem Punkte weſentlich ausführlicher iſt: „Laſſen Sie Ihren Bruder und ſeine Söhne rufen; denn dieſe müſſen wiſſen, was ich Ihnen zu ſagen habe.“ Der König unterbrach ihn mit den Worten: „Das iſt unnöthig, denn ich werde ihnen ſagen, was Ihr mir zu ſagen habt.“ Dann erzählte Martin die ganzen Erſcheinungen, die er gehabt hatte. Wie er von dem aus dem Gefängniſſe entkommenen Menſchen ſpricht, ſagt der König: „Ich weiß wohl; es iſt Lavalette.“ Martin fährt fort: „Es iſt mir geſagt worden, der König ſoll alle ſeine Beamten und vor allen ſeine Miniſter prüfen.“ — „Sind Euch die Perſonen nicht genannt worden?“ — „Nein, es iſt mir geſagt worden, daß es für den König leicht wäre, ſie zu kennen; ich kenne ſie nicht.“ Als Martin nun ſeine ganzen Erſcheinungen berichtet hatte, ſagte der König: „Ich weiß das alles; der Erzbiſchof von Rheims hat mir alles geſagt; es ſcheint mir aber, daß Ihr mir etwas Beſonderes und Geheimes zu ſagen habt.“ In dieſem Augenblick fühlte Martin die Worte auf ſeine Lippen kommen, die der Engel ihm verſprochen hatte, und wurde ein völlig paſſives Organ, nur durch das Gehör erfahrend, was er ſprach, und außer Stande, innezuhalten.

Er ſagte zum König: „Das Geheimniß, das ich Ihnen zu ſagen habe, beſteht darin, daß Sie eine Stelle einnehmen, die Ihnen nicht zukommt.“ Hier unterbrach ihn der König mit den Worten: „Wie? Wie? Da mein Bruder und ſeine Kinder todt ſind, ſo bin ich der legitime Erbe.“ Martin verſetzte: „Ich weiß nichts von dem allen, aber ich weiß wohl, daß die Stelle Ihnen nicht zukommt, und was ich Ihnen ſage, iſt ebenſo wahr, wie es wahr iſt, daß eines Tages, wie Sie mit dem König Ludwig XVI., Ihrem Bruder, im Walde von St. Hubert auf der Jagd waren, und der König etwa zehn Schritte Ihnen voraus war, Sie die Abſicht gehabt haben, den König Ihren Bruder zu tödten. Ludwig XVI. ritt ein größeres Pferd als das Ihrige und war eben vorübergeritten. Sie waren durch einen Baumzweig, der ſich niedergebogen, dergeſtalt behindert worden, daß Sie dieſen Mord nicht bei dem Paſſiren jenes Baumes verüben können, und Ihr Bruder war vorbeigeritten, ohne durch die Zweige deſſelben Baumes behindert zu werden. Sie hatten ein Gewehr mit zwei Läufen, deren einer für den König, Ihren Bruder, beſtimmt war, und Sie würden den andern in die Luft abgeſchoſſen haben, um glauben zu machen, daß man auf Sie geſchoſſen hätte. Sie würden jemand aus dem Gefolge des Königs beſchuldigt haben.[1]) Der König ſtieß wieder zu ſeinem Gefolge, und Sie hatten Ihren Plan nicht ausführen können. Aber Sie haben dieſen Gedanken lange Zeit feſtgehalten, jedoch niemals eine günſtige Gelegenheit zu ſeiner Ausführung gehabt. Sie

---

1) Das wäre nun doch ein Mordplan geweſen, der viel zu plump war, als daß man ihn dem klugen und von früh an überaus vorſichtigen Ludwig zutrauen könnte, ſelbſt wenn man ihn für ſchlecht genug dazu hielte. Die Erzählung des Vicomte, die ſich mit einem flüchtigen, den Kopf des ehrgeizigen Prinzen durchkreuzenden Gedanken begnügt, iſt jedenfalls wahrſcheinlicher.

wußten in dieſem Augenblicke nicht, daß die Königin ſchwanger war.

Der König ſagte: „O mein Gott! O mein Gott! Das iſt allerdings wahr. Nur Gott, Ihr und ich wiſſen es. Verſprecht mir, über alle dieſe Mittheilungen das größte Geheimniß zu bewahren.“ Martin verſprach es und fuhr dann fort: „Sie treffen Vorbereitungen für Ihre Salbung; aber hüten Sie Sich wohl, Sich nicht ſalben zu laſſen, denn wenn Sie es verſuchten, ſo würden Sie mitten in der Ceremonie des Todes ſein.“[1] — In dieſem Augenblick und bis zum Schluß des Geſpräches weinte der König fortwährend, und Martin fuhr fort: „Erinnern Sie Sich Ihrer Sorge in der Widerwärtigkeit, zur Zeit Ihres Exils. Sie haben über Frankreich geweint, und es gab eine Zeit, wo Sie keine Hoffnung mehr hatten, dahin zurückzukehren, da Sie Frankreich mit allen ſeinen Nachbarn im Bunde ſahen.“ — „Ja, es hat eine Zeit gegeben, wo ich keine Hoffnung hatte.“ — „Gott hat die königliche Familie nicht verderben wollen; er hat die Familie der Bourbons heimkehren laſſen. Aber wo ſind die Dankſagungen, die für eine ſolche Wohlthat erſtattet worden? Um Frankreich noch einmal zu züchtigen, iſt der Uſurpator aus ſeinem Exil gezogen worden. Es iſt weder durch den Willen der Menſchen, noch durch eine Wirkung des Zufalles geſchehen, daß dieſe Dinge dergeſtalt zugelaſſen worden ſind. Er iſt ohne Truppen, ohne Waffen zurückgekehrt, ohne daß man ihm Widerſtand geleiſtet hat. Sie ſind genöthigt worden, Ihre Hauptſtadt zu verlaſſen. Sie glaubten, noch eine Stadt von Frankreich zu behaupten, und mußten auch dieſe aufgeben.“ — „Das iſt wahr, ich dachte, in Lille zu bleiben.“ — „Wie der Uſurpator zurückgekehrt war, bildete ſich eine Regierung, ein Heer, und wie er ſich vor den Feinden zeigte, war er beim erſten Schlage ohne Hülfsquellen, ohne Zuflucht, ohne Waffen und von ſeinen Unterthanen verworfen. Sie kehrten nochmals nach Frankreich zurück. Wo ſind die Dankſagungen, welche Gott für ein ſo ſichtbares Wunder erſtattet worden?“ — „Es iſt wahr“, ſagte der König; „ich habe nicht daran gedacht.“ — Martin verſetzte: „Der gute Gott hat Ihnen den Gedanken daran nicht gegeben, weil Sie nicht das Recht haben, zu regieren. Für den, der das Recht hat, zu regieren, iſt es vorbehalten, ſich jener Pflicht zu entledigen. Es iſt mir ſtets geſagt worden, daß ich dazu gelangen würde, Sie zu ſprechen, und daß ich dazu gelangen würde, das mir Angekündigte auszuführen, und ich ſehe wohl, daß Er mich nicht getäuſcht hat, denn ich bin bei Ihnen. Es iſt mir geſagt worden, daß Sie nicht ſchwanken würden, zu glauben, wenn ich Ihnen die Dinge ſagen würde.“ — „Nein, ich kann nicht ſchwanken, da es die Wahrheit iſt. Hat Er Euch nicht geſagt, wie ich mich zu verhalten hätte, um Frankreich zu regieren?“ — „Steigen Sie vom Thron, und laſſen Sie das Geſchäft des Regierens dem es zukommt. Senden Sie vertraute Männer in die Provinzen, um die Regierung des legitimen Prinzen vorzubereiten, der von ſeinen Unterthanen geliebt, gefürchtet und geehrt werden wird. Es iſt mir angezeigt worden, daß ich Ihnen ſagen ſollte: wenn Sie nicht thäten, was Ihnen verkündigt worden iſt, ſo würden Sie Frankreich in neue Drangſale ſtürzen. Die Könige Frankreichs müßten ſich erinnern, daß ſie den Titel ſehr chriſtlicher Könige führten, obwol ich nicht weiß, wie ſich das verhält; ſie müßten ſich ihrer Pflicht erinnern, das Volk zum Chriſtenthum zurückzuführen.“

---

[1] Hier lenkt die Relation in die der Gräfin ein, läßt aber den dort angegebenen Grund, das nicht erfüllte Verſprechen, weg, weil um einen anderen, die Nichtberechtigung zur Krone, ſupponiren zu laſſen. Aber warum lief die Salbung Karl's X. ungeſtört ab?

Der König empfahl ihm nun vor allem Verſchwiegenheit, und ſetzte hinzu, er verſpreche, alle mögliche Nachforſchungen anzuſtellen, um den zu finden, von welchem Martin geſprochen habe, und ihn an ſeine Stelle zu ſetzen. Martin erwiderte jedoch: „Es iſt mir geſagt worden, daß dies Ihnen nicht ſchwer fallen wird.“ Hierauf kommt der Paſſus aus der Erzählung der Gräfin, wo der König hervorhebt, wie der Engel, welcher Martin erſchienen, derſelbe ſei, der den jungen Tobias geleitet hatte, — ein Paſſus, der in der Erzählung der Gräfin beſſer in den Zuſammenhang gepaßt iſt, — und wo er die Hand zu berühren begehrt, die der Engel gedrückt habe. Dann ſoll der König nach dem Pfarrer von Gallardon gefragt haben, bei welcher Gelegenheit Martin, wie er ſagt, dem König wiederholte, was er ihm in Betreff der Sonn- und Feſttage und der Unordnungen in der Geſellſchaft ſchon bei Schilderung der Erſcheinungen aus dem Munde des Engels geſagt hatte[1]), hauptſächlich aber ihn an den Hauptgegenſtand ſeiner Miſſion, die Abtretung ſeiner Würde an den Berechtigten, erinnerte. Der König ſoll geantwortet haben: „Ich werde bedacht ſein, allem abzuhelfen.“ Die Unterredung dauerte 55 Minuten und ſchloß, auch nach dieſem Berichte, in ähnlicher Weiſe, wie nach den frühern. Eine Zuthat kommt hier noch: daß Martin um Erlaubniß gebeten habe, in Charenton Abſchied nehmen zu dürfen, was ihm auch gewährt worden. Ohne daß wir weiter etwas

---

1) Gerade dieſe Aufträge, die einzigen, welche der Engel dem Martin vor der Unterredung mit dem Könige gab, werden in den beiden frühern Relationen gar nicht und hier nur nebenbei erwähnt.

davon hörten, ſcheint es, nach dem oben erwähnten Brief des Directors der Anſtalt, in der That, daß dieſer den Martin vor deſſen Abreiſe noch geſprochen hat.

Von der Beſichtigung des Palaſtes, unter Führung des Miniſters, erwähnt Martin nicht nur nichts, ſondern ſtellt vielmehr die Sache ſo dar, als ſei der Miniſter in ſeinem Hotel geblieben. Hier fragt ihn der Miniſter, nachdem er ihm vergebens ſein Geheimniß abzulocken verſucht hatte, in angenommenem leichten Tone: „Und was denkt Ihr über mich?“ wobei Martin, wie durch eine innere Gewalt getrieben, herausplatzt: „Was ich von Ihnen denke? nun daß, wenn man Ihnen Ihr Recht thäte, Sie gehenkt werden würden, Monſeigneur“, worauf dann der Miniſter nichts weiter geſagt hätte. Beim Abſchiede habe er ihm von Seiten des Königs 200 Fr. eingehändigt, welche Martin erſt abgelehnt, ſchließlich aber, als ihm bemerklich gemacht werden, man dürfe unter keinen Umſtänden ein Geſchenk Sr. Majeſtät zurückweiſen, angenommen habe.

Martin kehrte nun in ſeine Heimat zurück, wo er ſich längere Zeit ruhig ſeinen ländlichen Beſchäftigungen widmete, immer aber einer polizeilichen Ueberwachung unterlegen haben und ein Gegenſtand der Aufmerkſamkeit Solcher geblieben ſein ſoll, die etwas von ſeiner Miſſion wußten. Von Seiten der Regierung ſuchte man freilich die Erinnerung an dieſelbe zu verwiſchen, und ſowol der Präfect Graf Breteuil, als der Gensdarmerielieutenant Andre und der Pfarrer von Gallardon wurden verſetzt. In der erſten Zeit bekam Martin allerdings viele Beſuche und wurde oft nach ſeinen Geheimniſſen gefragt, wies aber alle Fragen mit der trockenen Bemerkung ab: „Wenn Ihr Geſchäfte habt, ſo beſorgt Ihr ſie, und ebenſo habe ich die meinigen beſorgt.“ So lebte er ruhig bis zu Anfang des Jahres 1821, wo er auf einmal wieder in das Reich der Wunder und Geheimniſſe gezogen ward. Schade, daß Royer-Collard ihn nicht mehr beobachtete, der vielleicht auch diesmal vorhergeſagt hätte, daß die Geſchichte noch nicht aus ſei.

Am Sonntag den 28. Jan. 1821 ſchrieb er an den frühern Pfarrer von Gallardon, dem er alſo noch immer ſein Zutrauen vorzüglich zuwendete, folgenden Brief:

„Herr Pfarrer, ich ſchreibe Ihnen, um Ihnen eine Sache mitzutheilen, die mir vorigen Dienstag (23. Jan.) begegnet iſt, wie ich hinter dem Pfluge war. Ich hörte eine Stimme[1], die zu mir ſprach, ohne daß ich jemanden ſah, und es ward mir geſagt: «Sohn des Japhet, halte an und achte auf die Worte, die an Dich gerichtet werden.» In demſelben Augenblicke blieben meine Pferde ſtehen, ohne daß ich etwas geſagt hatte, da ich ſehr überraſcht war. Folgendes ſind die Worte, die zu mir geſprochen wurden[2]: «In dieſer großen Gegend iſt ein großer Baum gepflanzt, und auf dieſelbe Wurzel iſt ein anderer Baum gepflanzt, der dem erſtern nachſteht. Der zweite Baum hat zwei Zweige, davon der erſte zerſchlagen worden iſt, und gleich darauf iſt er durch einen wüthenden Sturm vertrocknet worden, und dieſer Sturm hört nicht auf, zu blaſen. An Stelle dieſes Zweiges iſt ein anderer Zweig, jung und zart, daraus hervorgegangen, der ihn erſetzt. Aber dieſer Wind, der ſtets erregt iſt, wird ſich eines Tages mit ſolchen Stößen erheben, daß . . .[3]

---

[1] Geſehen hat er den Engel hienieden nicht wieder und alle fernern Offenbarungen nur durch das Gehör empfangen.

[2] Es iſt immerhin auffällig, daß der ſchlichte Landmann ſich die für ihn lange und ungewohnte Rede ſo genau gemerkt hat.

[3] Wäre der fehlende Nachſatz eine Stelle, welche Martin vergeſſen hat? Oder ſoll man dies denken?

dieſe Dinge ſind dunkel für Dich, aber Andere werden ſie leicht verſtehen.» Dies, mein Herr, iſt es, was mir am Dienstag den 23. Januar, gegen 1 Uhr des Nachmittags, begegnet iſt. Ich verſtehe nichts davon. Sie werden angeben, ob Sie etwas davon verſtehen. Ich habe mit niemand von dem allen geſprochen, nicht einmal mit meiner Frau; denn ich will nicht, daß die Sache erwähnt wird, denn die Welt iſt boshaft. Ich war geſonnen, das Ganze zu verſchweigen; aber ich habe mich entſchloſſen, Ihnen heute zu ſchreiben, weil ich dieſe Nacht nicht habe ſchlafen können, und ich habe immer jene Worte in den Gedanken, und ich bitte Sie, die Sache geheim zu halten, weil die Welt ſich darüber aufhalten würde. Mein Herr, man hat mich als Sohn des Japhet behandelt; ich kenne niemand in unſerer Familie, der dieſen Namen führt; man hat ſich vielleicht geirrt; man hat mich vielleicht mit einem andern verwechſelt.“ [1]

Der Pfarrer hatte geantwortet und Martin ſchrieb ihm am 8. Febr. 1821 wieder Folgendes:

„Mein Herr, ich habe Ihren Brief am Sonntag (4. Febr.) empfangen. Ich hatte Ihnen verboten, von dem, was ich Ihnen angezeigt hatte, zu ſprechen; ich hatte unrecht, da daſſelbe nicht verborgen bleiben kann. Es iſt nothwendig, daß es vor die Großen und die Erſten des Staats kommt, damit man die Gefahr ſieht, mit der ſie bedroht ſind, weil der Wind, von dem ich Ihnen geſagt habe, binnen kurzem die größten Unfälle anrichten wird; denn dieſer Wind bewegt ſich beſtändig um den Baum. Wenn man nicht Acht gibt, wird er binnen kurzem umgeſtürzt werden; in demſelben Augenblicke wird der andere Baum, mit dem, was aus ihm entſpringt, daſſelbe Schickſal erleiden. Geſtern iſt dieſelbe Stimme gekommen, zu mir zu ſprechen, und ich habe nichts geſehen, und es iſt nothwendig, die Sache wiſſen zu laſſen ... alle dieſe Dinge beunruhigen mich ſehr, und ich weiß nicht, wie man am hellen Tage hören kann, ohne etwas zu ſehen; ich ſtelle alles in die Hände Gottes."

---

[1] Dieſer letztere Zug kann, wenn der ganze Brief echt iſt, als Zeugniß für die große Einfachheit des Mannes und dafür dienen, daß ihm bei ſeinen myſteriöſen Begegniſſen Worte in den Mund kamen, die er in ſeinem gewöhnlichen Zuſtande gar nicht kannte. Wir geſtehen aber, daß uns der ganze Paſſus etwas gemacht vorkommt.

Wieder am 21. Febr. deſſelben Jahres ſchrieb er:

„Mein Herr, ich habe dieſen Vormittag einen großen Schrecken gehabt; um 9 Uhr hörte ich ein großes Geräuſch um mich herum, und ich habe nichts geſehen, aber ich hörte dieſelbe Stimme ſprechen, nachdem das Geräuſch ſich gelegt hatte, und es ward mir geſagt: «Warum habt Ihr Furcht gehabt? Fürchtet nichts; ich komme nicht, um Euch irgend ein Leides zu thun. Ihr ſeid verwundert, ſprechen zu hören und nichts zu ſehen. Erſtaunt nicht; es iſt nöthig, daß die Sachen enthüllt werden; es wird Euch nichts widerfahren; ich bediene mich Eurer, um Euch zu ſenden, wie ich geſendet worden bin. Die Philoſophen, die Ungläubigen, die Unfrommen glauben nicht, daß man ihre Schritte ſieht; aber ſie müſſen beſiegt werden. Fürchtet nicht, daß man ſage, Ihr hättet irgend eine Krankheit, die Euch handeln machte; ich erkläre Euch, daß Ihr keine Krankheit habt, und daß die geſchickteſten Doctoren der Medicin nichts bei Euch finden würden. Ihr ſeid bis auf dieſen Tag von allen Krankheiten frei geweſen[1]), und eben deshalb bediene ich mich Eurer. Bleibt ruhig; fahrt fort zu ſein, was Ihr geweſen ſeid; Eure Tage ſind gezählt und es wird Euch kein einziger entgehen. Ich verbiete Euch, Euch vor mir niederzuſtrecken, da ich nichts bin, als ein Knecht wie Ihr … Man hat mir geſagt, daß der, welcher den Streich auf Charles Ferdinand d'Artois (ſo iſt er mir genannt worden)[1] geführt hat, ſehr getäuſcht worden iſt; denn der, welcher ihn den Streich hat führen machen, hatte ihm immer verſprochen, man werde ihm nichts anhaben, und er ſolle nichts entdecken, und er hatte dieſe Hoffnung fortwährend gehegt, bis zum Augenblicke der Hinrichtung, von der er glaubte, daß ſie nur eine Liſt ſei, um ihn entdecken zu machen, wer ihm jenen Rath gegeben, und denſelben Tag ſollte er nicht davonkommen.« Mein Herr, das iſt es, was mir geſagt worden. Ich weiß nicht, wer die Perſon iſt, die zu mir ſpricht; ſie hat eine ziemlich ſtarke und ſehr helle Stimme. Ich dachte daran, zu ſprechen; aber ich habe es nicht gewagt, weil ich niemand ſah.“

---

[1]) Hierauf ſcheint der gute Martin beſondern Werth gelegt und die ärztlichen Unterſuchungen ſcheinen ihn beſonders gewurmt zu haben.

Wenige Tage nach Abſendung des verſchriebenen Briefes ließ ſich, als Martin mit ſeinem Sohne in der Scheune war, daſſelbe Geräuſch hören, und der junge Martin erſchrak ſo, daß er hinauslief und zu ſeiner Mutter flüchtete. Ob er freilich das Geräuſch ſelbſt gehört hat, oder ob es ihm blos über den Mienen und Geberden ſeines Vaters unheimlich geworden iſt, bleibt ungewiß, und was bei dieſer Gelegenheit weiter vorgegangen, wird uns nicht geſagt. Wol aber ſcheint es, daß Martin nach dieſen Vorgängen der erſten Monate des Jahres

---

[1] Der Herzog von Berri war dem Martin ſicher unter dieſem Namen, nicht unter dem im Texte enthaltenen bekannt. Auch hier bleibt die Frage, ob dieſer Zug nicht ein gemachter iſt.

1821, welche gar keine Folge gehabt zu haben ſcheinen, wieder mehrere Jahre unbehelligt geblieben iſt. Wie erwähnt, hatte Martin bis zu dem Tode Ludwig's XVIII. (16. Sept. 1824) über ſeine Unterredung mit letzterm geſchwiegen, wofür ſchon in dem dem König geleiſteten Verſprechen ein hinlänglicher Grund lag, während Herr Gruau de la Barre als weiteren Grund, im Sinne ſeines Werkes, auch noch anführt, daß Martin dem Könige habe Zeit laſſen wollen, zu thun, was er ihm empfohlen. Nach dem Tode des Königs ſoll nun der Herzog Mathias de Montmorency-Laval (geb. 1767), der Schwiegervater des Vicomte von Rochefoucauld, im Auftrag Karl's X., in einer in Gegenwart des Pfarrers von Bleury in deſſen Garten gepflogenen Unterredung, die am 1. Auguſt 1825 ſtattgehabt haben ſoll, das hartnäckige Schweigen Martin's beſiegt und ihm das Geheimniß abgewonnen haben. 1) Herr v. Montmorency 2) ſoll über das Ergebniß höchlich erſchrocken ſein, und ſich vergebens bemüht haben, einen Irrthum auf Seiten Martin's zu entdecken. Letzterer habe von da an kein Geheimniß mehr aus der Sache gemacht und eine drohende

---

1) Hier muß entweder die Erzählung des Vicomte von Rochefoucauld, der nicht blos ſelbſt den Inhalt der Unterredung Martin's mit Ludwig XVIII. bald hernach erfahren haben will, ſondern auch behauptet, der König habe denſelben ſeiner Familie mitgetheilt, oder die im Texte gegebene des Herrn Gruau de la Barre falſch ſein. Denn wenn die erſtere wahr wäre, ſo wäre es unnöthig geweſen, Martin noch 1825 auszuforſchen.

2) Herr Gruau de la Barre bringt mit dieſer Unterredung die Ernennung des Herrn von Montmorency zum Gouverneur des Herzogs von Bordeaux und ſeinen ſchon am 24. März 1826 erfolgten Tod in eine, nicht ausgeſprochene, aber nahegelegte Verbindung, die im Geſchmacke ſeines ganzen Werkes iſt, welches alle und jede franzöſiſche Vorgänge ſeit 1789 ſich lediglich um Ludwig XVII. drehen läßt.

Weiſſagung der Kataſtrophe von 1830 hinzugefügt, die nur durch Anerkennung Ludwig's XVII. zu verhindern ſei. Er ſoll oftmals und gegen viele Perſonen Folgendes geäußert haben: „1830 und nach einer Geſchichte mit Algier werden die Bourbons entthront werden. Frankreich wird ſich alsdann in drei wohl unterſchiedene Parteien theilen, die republikaniſche Partei, die Partei der Bourbons und die der Orleans.[1]) Nach furchtbaren Kämpfen unter ihnen, werden Frankreich Frieden und Glück durch den wahrhaften Sohn Ludwig's XVI. zurückgegeben werden, welcher allgemein anerkannt werden wird; ſeine Schweſter, die Herzogin von Angoulème, wird jedoch die letzte ſein, die ihn anerkennen will, und wird bis dahin den hartnäckigſten Widerſtand entgegenſetzen.“[2])

Herr Gruau de la Barre, der für das Folgende die einzige Quelle iſt, erzählt weiter: Bei den Siegen über Algier habe man die franzöſiſche Monarchie für fernerhin unerſchütterlich angeſehen[3]) und über Martin's Vorherſagungen geſpottet. Dieſer habe aber geſagt: „Ich habe nichts von mir aus geſagt; dieſe Sache geht mich nichts an; ich bin in dem allen nur das Werkzeug Gottes. Im übrigen iſt 1830 noch nicht vorüber.“ Am 24. Juli 1830, dem Vorabend der Ordonnanzen, hörte Martin, gegen 5 Uhr des Abends, als er auf dem Felde arbeitete, das ihm ſchon bekannte Geräuſch und darauf die

---

1) Wo bleibt die Imperialiſtiſche, die 1848 ſo mächtig aus ihrem Dunkel hervortrat?

2) Letzterer Zuſatz ſchmeckt auch ſehr nach der allgemeinen Tendenz des Herrn Gruau de la Barre.

3) Es iſt bekannt, daß jene Siege, den innern Zerwürfniſſen gegenüber, gar nicht den erwarteten Eindruck machten und keineswegs das hier gerühmte Gefühl der Sicherheit gaben.

Stimme, die zu ihm ſprach: „Die Axt iſt bereit, zu ſchlagen; die Ereigniſſe werden kommen und werden ſo unheilvoll ſein, wie vorhergeſagt worden.“ Acht Tage darauf kam der flüchtige Karl X. zu Rambouillet, vier Meilen von Gallardon, an. Am folgenden Tage, einem Sonntage (1. Aug.), ſah Martin, während der großen Meſſe, zwiſchen den zwei Conſecrationen, deutlich drei ſtarke rothe Thränen, jede ungefähr einen Fuß lang und einen Fuß voneinander entfernt, gerade auf den Altar herabfallen, denen drei ebenſo große ſchwarze und dann drei weiße Thränen von gleicher Geſtalt folgten, davon jedoch die letztern, die weißen, ſich in der Kirche vertheilten und dieſe mit einer glänzenden Helle erfüllten. Zugleich ward ihm folgende Auslegung ertheilt: „Die rothen Thränen bedeuten das Blut, welches Frankreich überſchwemmen wird, die ſchwarzen die Trauer, die dieſem Blutvergießen folgen wird, die weißen die Ordnung und den Frieden, die mit der Legitimität zurückkehren ſollen.“ Martin erfuhr durch dieſelbe Stimme, daß man ihn von Seiten Karl's X. zu Rathe ziehen werde, und daß er zu antworten habe: der König ſolle den Kampf nicht wieder beginnen, da dies nur nutzloſes Blutvergießen ſein würde; er werde nicht weiter regieren; Karl X. und der Herzog von Angoulême würden im Exil ſterben, und der Herzog von Bordeaux würde nicht regieren. Dies alles ſoll Martin ſelbſt dem Pfarrer Appert[1] von St.-Arnoult erzählt haben. Auch ſoll in der That Herr v. Larochejaquelin an Martin geſchickt worden ſein, um ihn über das von dem Könige einzuſchlagende Verfahren zu befragen, und die erwähnte Antwort erhalten haben, worauf denn Karl X. die Krone niedergelegt, den Reſt ſeiner Truppen entlaſſen und ſich auf den Weg nach Cherbourg gemacht habe.

---

[1] Dieſer Mann hat ſich der Sache des Prätendenten, der früher der Uhrmacher Naundorf hieß, vollſtändig angeſchloſſen, und noch nach dem Tode deſſelben bei ſeiner Familie gelebt. Allerdings ſcheint ſein Antheil an dieſer Sache ſeinen Vorgeſetzten misfallen und ihn zur Auswanderung vermocht zu haben.

Martin wurde nun immer mehr in die Sache des angeblichen Ludwig XVII. verwickelt. Schon im Auguſt 1830 zeigte er an: der Dauphin, Sohn Ludwig's XVI., ſei in Deutſchland verborgen, wo er eine harte Buße beſtehe; es würden Betrüger unter ſeinem Namen erſcheinen, und ſeine, Martin's, ſpecielle Miſſion beſtehe darin, den wahren kennen zu lehren. Bald darauf ſoll Martin's Haus von bewaffneten Leuten überfallen worden ſein, denen er doch wie durch ein Wunder entkommen ſei, indem er mitten durch ſie hindurch entflohen wäre. Sie hätten einer politiſchen Partei angehört, welcher ſeine Angaben über Ludwig XVII. zuwider geweſen wären, und die ihn zu einem Widerruf hätte drängen wollen. Die Stimme befahl ihm darauf, ſich gänzlich verborgen zu halten und vierzig Wochen verborgen zu bleiben, welche Zeit die vierzig Jahre bedeuten ſolle, während deren der Prinz ſelbſt der Welt verborgen gelebt habe. Dieſe vierzig Jahre bringt Herr Gruau de la Barre damit heraus, daß er von dem 10. Aug. 1792 bis zu dem 1. Aug. 1832 rechnet, wo — der gute Herloßſohn in ſeinem „Komet" einen Artikel zu Gunſten des ſogenannten Uhrmachers Naundorf brachte, während der letztere um dieſelbe Zeit Croſſen heimlich verließ und nach Frankreich pilgerte.[1])

---

[1]) S. Bd. 2, S. 67 fg. — Bei dieſer Gelegenheit will ich bemerken, daß ich vor einigen Jahren eine Tochter jenes angeblichen Ludwig's XVII. geſehen und geſprochen habe, die allerdings die bourbo-

Am 27. Aug. 1831 ſagte die Stimme zu Martin: „Servire Deo regnare est“, eine Aeußerung, welche Martin natürlich nicht verſtehen, die ihm aber auch der Pfarrer Appert, der jetzt ſein Rathgeber war, nur eben überſetzen konnte, während beide ſich Sinn und Zweck derſelben nicht zu erklären vermochten. Herr Gruau de la Barre glaubt darin die Ankündigung zu entdecken, daß der Sohn Ludwig's XVI. den Thron nicht beſteigen, ſondern nur durch die Wahrheit herrſchen werde, ſofern es ſeine Miſſion geweſen ſei, der Welt die Erneuerung des Urevangeliums, durch die erhabenen Lehren der himmliſchen Doctrin, zu hinterlaſſen, eine Erklärung, die uns freilich noch völlig myſteriös bleibt. Daneben legt er Gewicht darauf, daß an demſelben 27. Aug. 1831 einige franzöſiſche Journale einen Artikel der — Leipziger Zeitung wiedergegeben hätten, worin davon geſprochen worden, daß der Sohn Ludwig's XVI. in Croſſen bei Frankfurt an d. O. lebe, und worin angegeben worden ſei, wie man mit ihm correſpondiren könne.

Martin habe, verſichert derſelbe Schriftſteller, um jene Zeit viel Aufſehen gemacht und groſes Anſehen genoſſen. Einer der Obern des Seminars St.-Sulpice zu Paris, Herr Boyer, ſei mit zwei Edelleuten zu Martin gereiſt, um ihn nach allen Regeln der römiſchen Theologie zu prüfen, und ſie hätten ihn überzeugt von der Göttlichkeit ſeiner Offenbarungen verlaſſen. Sein älteſter Sohn ſei, ohne daß man ſich darum beworben und ungeachtet er nicht zu dem Sprengel von Verſailles gehört habe, nach dem ausdrücklichen Willen und auf Koſten — der Herzo-

---

niſchen Züge in ſolchem Maße trug, daß die ganze Erſcheinung einen wahrhaft ergreifenden Eindruck machte.

gin von Angoulème, in das Seminar von Verſailles gebracht worden und dort bis zur Julirevolution geblieben. Man habe dadurch ſein Stillſchweigen erkaufen und zugleich ſeinen Vater gewinnen wollen, und nicht ohne Abſicht eine Anſtalt gewählt, deren Vorſteher, der Abbe Chauvel, geſagt habe: „Wenn ich gewiß wäre, daß der Bruder Madames lebte, und wenn Ihre königl. Hoheit mich über das in Betreff deſſelben einzuhaltende Verfahren zu Rathe zöge, ſo würde ich ihr rathen, ihn nicht anzuerkennen.“ — 1832 habe der Biſchof von Nancy, Herr de Forbin Janſon, ohne ſich zu erkennen zu geben, Martin einer langen Befragung unterworfen, bei der er ſeine Angaben in Betreff ſeiner Unterredung mit Ludwig XVIII. getreu wiederholte und auch ſeine ſpätern Prophezeiungen anführte. Hierbei erfährt man noch, daß er Karl X. auch die Antwort vorhergeſagt habe, die ihm der Herzog von Orleans auf ſeine Ernennung zum Regierungsverweſer für Heinrich V. geben würde. Ferner, daß ihm damals der Name des Herrn v. Larochejaquelin, den er vorher nie gekannt, eingegeben und derſelbe von ihm genannt worden ſei. Dieſelbe Gunſt wurde ihm jedoch hinſichtlich des Biſchofs nicht zutheil, was er damit erklärte, daß der Biſchof nicht von einem Höhern geſendet ſei. Als der Biſchof ihm eine Entſchädigung für den ihm verurſachten dreiſtündigen Zeitverluſt anbot, lehnte er es mit den Worten ab: „Ich treibe mit den Sachen des guten Gottes keinen Handel.“ Noch erzählte er, daß die Stimme ihm geſagt habe: es werde eine furchtbare Kriſis kommen; das Blut werde vom Norden zum Süden fließen; die Kriſis werde ſo ſchrecklich ſein, daß ſelbſt die Böſen, erſchreckt durch die Uebel, die ſie verurſacht hätten, ſich in großer Zahl bekehren würden.

Am Morgen nach dieſer Unterredung, dem 8. Febr.

1832, ſagte die Stimme zu Martin: „Man hat Euch viel befragt und ſehr gequält. Alle dieſe Erkundigungen ſind gut; aber man hätte ſie rechtzeitig vornehmen ſollen und würde dann vielen Uebeln entgangen ſein; jetzt iſt es nothwendig, daß dieſe Uebel eintreten.“ — Am 9. Febr. ſagte die Stimme: der Klerus ſei in großer Verlegenheit; ſeine (Martin's) Angelegenheit beſchäftige denſelben ſehr; dieſelben, die zur Zeit Jeſu Chriſti am hartnäckigſten geweſen ſeien, ihn nicht anerkennen zu wollen, ſeien es auch jetzt, die am meiſten widerſtrebten. „Wenn man“, fuhr die Stimme fort, „Eure Offenbarungen rechtzeitig reiflich geprüft hätte, ſo würde man erkannt haben, ob Täuſchung dabei ſei; ein Menſch, der in Illuſionen ſchwebt, kann keine Ruhe genießen. Man möchte gern dem Uebel abhelfen; aber die Wunde iſt groß und es gilt, eine ſchwere Operation vorzunehmen.“ — Viele italieniſche Prälaten ſollen häufige und fortgeſetzte Beziehungen zu Martin unterhalten haben, wie er auch zu Paris mit dem Marcheſe Pacca, Neffen des Cardinals, in Verbindung geſtanden habe.

Am 16. Febr. 1832 ſchrieb Martin: „Die Mittheilungen dieſer Herren laſſen mich viele Sachen ſehen. Ich muß mich auf viel Widerwärtigkeiten und viel Befragungen gefaßt machen. Aber trotz all dieſer Dinge muß ich mich mehr und mehr demüthigen. Ich muß alle Tage für die Befreiung Frankreichs, der ſchuldvollſten Nation, beten. Ich muß auch für die beten, die mich verfolgt haben und die täglich bereit ſind, es wieder zu thun. Es gibt noch etwas, das mir anempfohlen worden iſt, wovon ich aber nur mit meinem Beichtiger würde ſprechen können. Vergangenes Jahr hatte ich eine Prüfung, die mir viel Schmerz bereitet hat. Dieſes Jahr wird es anders ſein. Es iſt mir auch geſagt worden:

»Man wird ſehen, ob Täuſchung das geſchehen macht, was ich Euch verkündige. Ihr werdet harte Prüfungen beſtehen; aber Ihr werdet Beiſtand finden; denn wenn man Euch befiehlt, alle dieſe Dinge zu machen, ſo geſchieht es, um den Hochmuth und die Unglaubigkeit zu verderben.«“

Am 29. April ſagte die Stimme: „Man hat nichts von dem gethan, was befohlen worden; die angekündigten Plagen werden kommen; man wird von der einen nicht befreit ſein, wenn die andere beginnt; ſie werden ſich in reißender Schnelle folgen.“ — Am 10. Juni hieß es wieder: „Die Zeit rückt heran; die Böſen werden vernichten, was ſich ihnen entgegenſetzt, vor allem ...“ — Am 20. Aug. u. a.: „Der da regieren ſoll, wird alle Dinge wiederherſtellen; da er viel gelitten hat, wird Gott, um ihn zu belohnen, ihn zu ſich rufen; die Religion wird auf die bewundernswertheſte Weiſe wiederaufblühen.“ — In den letzten Tagen des Januars 1833 ſagte die Stimme: „Es wird eine ſo große Ruhe geben, daß alle Welt glauben wird, die Sachen hätten ſich befeſtigt; die Biſchöfe und die Prieſter werden es auch glauben, und eben in dieſem Augenblicke werden ſie gefangen ſein. Die Ruhe wird nicht lange währen; es wird viele Opfer geben.“ — Am 4. März: „Der feinſte Fuchs lauert unabläſſig auf den günſtigen Zeitpunkt, um ſeinen Plan auszuführen.“ — Am 11. Sept. 1830 und 10. Jan. 1832 brachte die Stimme eine merkwürdige Allegorie: „Es gibt zwei Füchſe, davon der eine viel ſchlauer iſt, als der andere. Die zwei Füchſe ſind ſchon aneinander gerathen; der ſtärkſte hat bereits den andern geſchwächt und wird fortfahren, ihn anzugreifen, bis er ihn überwältigt hat. Nach dem Sturze werden die Drangſale ſo groß ſein, daß es nichts dergleichen gegeben hat ... Die zwei Füchſe ſind die zwei Kammern, die Miniſter und der, welcher (regiert?); der feinſte und boshafteſte Fuchs iſt die Kammer der Deputirten.“ — Endlich am 10. Juli (1832?) hieß es: „Der Arm des Herrn iſt erhoben, um alle ſeine Plagen auf dieſe große prächtige (Stadt?) zu ſchleudern und ſie für ihren Hochmuth zu züchtigen ... Man wird die Republik aufrichten, die nicht lange beſtehen wird. Die Verwirrung wird allerwärts ſein, und die, welche die Sachen angeregt haben, werden nicht mehr im Stande ſein, ſie aufzuhalten.“[1]

Martin ward jetzt immer mehr in die Angelegenheiten des Prätendenten gezogen. Am 26. Mai 1833, einem Tage, wo eine neuntägige Andacht ſchloß, welche Martin auferlegt worden war, um die Ankunft des verheißenen Prinzen vorzubereiten, war der Uhrmacher von Croſſen in der That in Paris eingetroffen. Hier irrte er hülf- und mittellos umher, bis er einige alte Diener des Königshauſes fand, die ihn als den Waiſen vom Tempel anerkannten. Zu dieſen gehörte namentlich Frau Marco de St.-Hilaire, welche von der Kaiſerin Joſephine, deren Vertrauen ſie genoſſen, erfahren haben ſoll, daß dieſelbe die wiederholte Flucht des Dauphins aus ſeinem Gefängniſſe vermittelt habe. Um jedoch ſicher zu gehen, conſultirte ſie — Martin, was denn freilich kein ſehr wirkſames Zeugniß für die Sicherheit ihres Urtheils ablegt. Er antwortete ihr am 21. Aug. 1833:

„Anlangend die Perſon, von der Sie mir ſagen, ſo wiſſen Sie ſchon, was ich Ihnen geſagt habe[2], daß es nicht an falſchen mangeln wird; beſonders je näher man dem Ziele kommt, wo ſich alles enthüllen muß. Es iſt vielleicht eine Liſt der Republikaner, um die Royaliſten zu verlocken. Sie wiſſen, daß mir geſagt worden iſt, wie ich auch Ihnen geſagt habe, die Perſon ſolle in der Kriſis erſcheinen, wo viel Blut vergoſſen werden wird. Nun, erwarten wir den Willen Gottes.“ — Am 4. Sept. 1833 ſchrieb er derſelben Dame: „Ich habe ein feſtes Vertrauen, daß unſere Befreiung herannaht; denn ich habe etwas, das ich nicht ſchriftlich mittheilen kann. Es iſt eine Angelegenheit, die mich ſehr beunruhigt, da ich nicht weiß, wie ich es anfangen ſoll, um das zu thun, was mir befohlen iſt; vorher aber muß unſer Berechtigter anerkannt ſein, was mich glauben macht, daß die Dinge nicht mehr lange währen werden.“ Zugleich kündigte Martin eine neuntägige Andacht, während der Octave von der Geburt der Jungfrau Maria, an. Am Schluſſe derſelben hatte ihm die Stimme geboten, ſich nach Paris zu begeben, und hatte ihn mit Mittheilungen verſehen, wie er den Sohn Ludwig's XVI. ſicher erkennen möge. Das Ausſehen deſſelben war ihm, wie er dem Pfarrer Appert verſicherte, offenbart und es waren ihm auch ſonſtige untrügliche Merkmale entdeckt worden.

---

[1] Das wäre denn freilich eine alte und immer wiederkehrende, aber immer wieder vergeſſene Erfahrung.

[2] Sie hatten alſo ſchon früher in Verbindung geſtanden, und Martin mag die Dame auf die Ankunft des Prätendenten vorbereitet haben.

Am 28. Sept. 1833 fand nun in der That die Zuſammenkunft zwiſchen Martin und dem Manne, der ſo lange als Uhrmacher Naundorf in Preußen gelebt hatte, bei Madame Albouys, in Gegenwart mehrerer Perſonen, ſtatt. Der Prinz, wie wir ihn mit unſerer Quelle nennen wollen, war etwas leidend, hatte ſich auf ſein Bett geworfen und ſchlief ſeit einiger Zeit, als Martin ankam. Man bat ihn, das Erwachen Sr. königl. Hoheit zu erwarten; aber Martin bat, in ſeiner Ungeduld, die Züge der erhabenen Perſönlichkeit zu betrachten, die ihm s ein ſichtbar providentielles Weſen erſchien, deſſen eſchicke mit der Wohlfahrt der Menſchheit verknüpft ien, um die Vergünſtigung, ihn einen Augenblick zu hen. Kaum war die Thüre des Zimmers geöffnet, als r Prinz erwachte. Wie er die Figur und Tracht des andmannes erblickte, rief er raſch: „Guten Tag, Martin!“ „Guten Tag, mein Prinz“, erwiderte Martin, äherte ſich dem Bette, und bat um Erlaubniß, die Wunde zu conſtatiren, die er, wie der Engel ihm geſagt, nter dem **Kinne** habe, und die von einer der Mißandlungen herrühre, die ihm ſein Wächter Simon, während der Gefangenſchaft im Tempel, zugefügt. Sie wurde ofort conſtatirt. Dann ſprachen der Prinz und Martin ngefähr eine Stunde lang heimlich miteinander. Als e wieder in der Mitte ihrer Freunde erſchienen, trugen re Züge noch die Spuren einer tiefen Bewegung und efloſſener Thränen. Martin ſagte, mit ſtrahlender Stirn nd mit der Miene einer übermenſchlichen Güte: „Wohl t er es und es gibt keinen andern.“ Dann trennten ſie ſich.

Nach ſeiner Rückkehr von Paris berichtete Martin em Pfarrer Appert alle Einzelheiten der ſtattgehabten Zuſammenkunft, und verſicherte ihm: der Prinz habe m Umſtände mitgetheilt, die nur er, Martin, durch Offenbarung kenne; ſowie er ihn erblickt habe, habe er n beim Namen genannt [1]), weil er in ihm einen wohlhätigen Genius wiedergefunden, der ihm, im Lauf ſeiner einlichſten Unfälle, oftmals im Traume Nachrichten und Tröſtungen ertheilt habe; der Sohn Ludwig's XVI., mit welchem Gott augenſcheinlich Großes vorhabe, ſei mit bernatürlichen Einſichten begnadigt.

---

[1]) Das war nicht zu verwundern, da der Prätendent jedenfalls Martin's Ankunft erwartete.

Von dieſer Zeit an ſoll nun aber Martin zahlreichen Intriguen von Seiten derer ausgeſetzt geweſen ſein, denen das Auftreten des Prätendenten und alles, was den Glauben an ihn unterſtützen konnte, zuwider waren. Man habe ihn mit Liſt, Schmeichelei, Lügen umdrängt. Man habe Briefe in ſeinem Namen gefertigt, worin er ſeine Anerkennung des Prinzen widerrufen habe, und habe ſie heimlich verbreitet. Endlich ſei man weiter gegangen, bis die Sache dem guten Martin das Leben gekoſtet habe.

Hier kommen nun wieder entgegengeſetzte Angaben. Der Vicomte von Rochefoucauld erzählt: „Martin der Seher und der angebliche Vorläufer des angeblichen Ludwig's XVII. war in den erſten Tagen des März 1834 geſtorben.[1] Der arme und einfache Landmann hatte ſeit der Revolution von 1830 kein ruhiges Leben geführt; im Gegentheil hatte er ſich zuletzt Spöttereien, Beleidigungen und endlich den Angriffen und Steinwürfen der Kinder von Gallardon, die ihn unabläſſig verfolgten, ausgeſetzt gefunden. Er verließ nun die Gegend und erſchien nur von Zeit zu Zeit wieder daſelbſt, indem er ſich ohne Zweifel mit ſeiner eigenen Sicherheit und mit den Angelegenheiten Ludwig's XVII. beſchäftigte, den er wiedergefunden zu haben behauptete. Kurz vor ſeinem Tode war Martin nach Chartres gekommen, wo er, nachdem er einige Tage krank geweſen, faſt plötzlich verſchieden war. Sein Leichnam war nach Gallardon gebracht worden, und die königliche Perſönlichkeit, die ſich in der Umgegend befand und von Martin's Tode benachrichtigt worden war, hatte ſich ſehr ſchnell dorthin begeben. Bei der Rückkehr behauptete er (der Prätendent) anfangs, Martin ſei vergiftet, ſpäter, er ſei erdroſſelt worden, das eine wie das andere mit gleich wenig Urſache, Grund und Wahrſcheinlichkeit. Der Leichnam Martin's wurde ausgegraben und geöffnet, und nichts ergab die mindeſte Spur eines gewaltſamen Todes.“

---

[1] Nach Gruau de la Barre ſtarb er dagegen am 8. Mai 1834.

Anders freilich Herr Gruau de la Barre, der die Geſchichte in folgender Weiſe erzählt, die wir jedoch nur im Auszuge wiedergeben können, da er, wie überall, auch bei dieſer Sache ſehr weitſchweifig und mit einem Mangel an Ueberſichtlichkeit ſchreibt, der faſt wie abſichtlich ausſieht. Nach ſeiner Darſtellung hatte Martin mit dem Prätendenten eine Dankſagungswallfahrt zu Notre-Dame von Chartres verabredet, und eine Gräfin von B. hatte ſich bereit erklärt, den Prinzen in ihrem Hotel zu empfangen. Auch Martin, der zuerſt in Chartres eingetroffen war, fand bei der Gräfin Aufnahme und wurde mit größter Aufmerkſamkeit behandelt. Als dagegen der Prätendent erſchien, ward er nicht angenommen. Martin hat darüber geſchrieben: „Anlangend die Reiſe nach Chartres, welche dieſe Herren [1]) gemacht haben, ſo habe ich erſt im Augenblicke ihrer Ankunft erfahren, was unter dieſen Damen, ohne mir davon Kenntniß zu geben, verabredet worden. Wie ſie angekommen waren, wollte ich wiſſen, warum man ſie nicht empfangen, und da ſie denſelben Tag nach dem Frühſtück abreiſten, hat man ſich erklären müſſen. Die Damen haben als Grund angegeben: er wäre es nicht; er dürfe nicht verheirathet ſein und der Herzog von Bordeaux müßte König ſein. Ich habe geantwortet, was Sie ſchon wiſſen, daß man mir niemals von dem Herzog von Bordeaux geſprochen hat. Sie haben mir geantwortet, die Herzogin von Berri hätte zur Zeit ihrer Entbindung eine Viſion gehabt, die ihr verkündigt habe, daß ſie einen Prinzen in die Welt ſetzen werde. Ich habe geantwortet: man habe ihr niemals geſagt, daß dieſer Prinz König werden würde." Schon in einem frühern Briefe vom 3. Oct. 1833 ſchiebt er die Schuld, warum der Adel und die hohe Geiſtlichkeit den Prinzen nicht anerkennen wollten, auf ihren Hochmuth, der durch die geringen Verhältniſſe deſſelben abgeſtoßen werde.

---

[1]) Der Prätendent und ſeine Begleiter.

Der Prätendent war nicht gefirmelt und hatte das erſte Abendmahl noch nicht genoſſen. Seine lange Haft und ſein gezwungener Aufenthalt in proteſtantiſchen Ländern hatten ihn, wie ſeine Anhänger glaubten, von dieſen heiligen Handlungen ausgeſchloſſen. Im Herzen jedoch dem Glauben ſeiner Väter treu geblieben, hatte er nicht als Gläubiger an den religiöſen Acten der verſchiedenen chriſtlichen Sekten theilgenommen 1) und auch ſeine Kinder davon ferngehalten. Er wünſchte nun, das Verſäumte nachzuholen, wendete ſich deshalb an den Pfarrer Appert, wählte dieſen zu ſeinem Beichtvater und empfing die Unterweiſungen dieſes Geiſtlichen. Martin wußte nichts von dem allen 2), als die Stimme ihm am 4. Nov. (1833?) ſagte: „Ihr habt geſtern den Roſenkranz für die Perſon gebetet; er muß ſich beeilen, zu thun, was er im Sinne hat; er wird ſofort neue Gnadenbeweiſe

---

1) Die etwas umwundene Ausdrucksweiſe ſcheint darauf hinzudeuten, daß er wol an dieſen Acten theilgenommen hatte, aber nicht als Gläubiger. In der That wird er z. B. in der proteſtantiſchen Kirche getraut worden ſein und wird ſeine Kinder jedenfalls auch proteſtantiſch haben taufen laſſen.

2) So heißt es bei Herrn Gruau de la Barre, III, 1, S. 211, ausdrücklich. S. 231 aber erzählt der Prinz ſelbſt, daß Martin ihm, auf Antrieb ſeines Engels, befohlen habe, jenen Ritus nachzuholen!

empfangen.“ Herr Appert wurde durch dieſe Nachricht in ſeiner Geſinnung für den Prinzen beſtärkt, und zeigte im November 1833 dem Biſchof von Verſailles, Blanquart de Bailleul, an, daß einer ſeiner Beichtſöhne, ein ſchon älterer Mann, ſich firmeln zu laſſen wünſche. Tag und Stunde wurden feſtgeſetzt und der Prinz ließ ſich durch Herrn Noël Pasquier in die biſchöfliche Kapelle begleiten. Als die nöthigen Vorbereitungen getroffen waren, ſoll der Biſchof, in einer unerklärlichen Verwirrung, ſtatt des Prätendenten, deſſen Begleiter, und als dieſer, ganz betroffen, wiederholt geſagt habe: „Aber, Monſeigneur, ich bin es nicht, ich bin ſchon gefirmelt,“ denſelben nochmals gefirmelt und ſich entfernt haben, worauf Noël ihm nachgeeilt ſei, ihn zurückgeholt und der Prinz endlich die Firmelung empfangen habe. Dieſer Vorgang mochte aber den Biſchof auf die ganze Sache aufmerkſam gemacht, er mochte den Namen und die Verhältniſſe der Perſon näher erkundet haben, und die Folge war, daß er den Prätendenten dem Präfecten von Verſailles denuncirte. Bemerkenswerth iſt dabei, daß Herr Gruau de la Barre ſelbſt ſagt, der Präfect habe dem Biſchof erwidert: „Seien Sie unbeſorgt, dieſer Menſch gehört uns an; es iſt eine Polizeiintrigue.“

Um dieſelbe Zeit ſollen die Gegner des Prätendenten ſich an den bekannten Prinzen von Hohenlohe 1), der eine Zeit lang als Wunderthäter einen ſehr bald verflogenen Lärm machte, gewendet haben, in der Hoffnung, ihn dem Martin entgegenſtellen zu können. Martin

---

1) Alexander Leopold Franz Emmerich Prinz von Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürſt, geb. zu Kupferzell 17. Auguſt 1794, geſtorben, als Biſchof von Sardica, Großpropſt zu Großwardein und Abt von St.-Michael zu Gaborjan, 13. Nov. 1849.

erfuhr die Sache durch die Stimme, die ihm am 25. Dec. (1833?) ſagte: „Man hat den Prinzen von Hohenlohe beſchickt, um zu erfahren, ob Ihr die Wahrheit ſagt, indem Ihr verſichert, der wahrhafte Prinz, der über Frankreich regieren und daſelbſt die Ordnung und den Frieden herſtellen ſoll, wäre endlich bekannt und befände ſich gegenwärtig in Paris. Der Prinz hat geantwortet: »Richtet Euch nach dem, was Martin ſagt.«“ — Der Prinz hatte ſeine älteſte Tochter nach Frankreich kommen laſſen wollen, wo eine religiöſe Gemeinſchaft ſich zu ihrer Aufnahme erbeten hatte. Martin reiſte am 6. Sept. von Gallardon zu dem Prinzen, lediglich um ihn von Seiten der Stimme zu bedeuten, daß er die ſeiner Familie ertheilten Anweiſungen zurücknehmen möge, weil es nicht ſicher für ſeine Kinder ſein würde, ſich nach Frankreich zu begeben. Er könne ſie jedoch dieſem nähern, indem er ſie in eine katholiſche Gegend überſiedeln laſſe, wo ſie in der Religion und deren Ausübung unterwieſen werden würden. Der Prinz ſoll damals nicht an die Stimme geglaubt[1]), doch aber für gut gehalten haben, ſich nach dieſen Rathſchlägen zu richten, weil — die Freunde Martin's die Einzigen geweſen ſeien, die ihn mit thätiger Ergebenheit unterſtützt hätten. Er habe daher ſeine Familie nach Dresden dirigirt, und dies habe ihm wichtigen Beiſtand und ſichere Freunde[2]) verſchafft. — Am 19. Dec. 1833 ſoll in dem Zimmer des Prinzen

---

1) Trotz der mit Martin gehabten rührenden Unterredung? Der ganze Zug ſpricht dafür, daß der Prinz doch ein biſschen — ſchlau war.

2) Das iſt wahr, und ich habe ſelbſt Gelegenheit gehabt, eine achtungswerthe Dame kennen zu lernen, die mit feſter Gläubigkeit und inniger, aufopfernder Wärme an der Familie des Prätendenten hing.

während der Nacht ein ganz unerklärliches Ereigniß ſtattgefunden haben, von dem jedoch nichts Näheres vorliegt, außer ſoweit es ſcheint, daß ein brennendes Licht dabei im Spiele war. Martin ſchrieb am 22. darüber: „Die entzündete Kerze bedeutet das Licht, das der Prinz empfangen hat und von deſſen Gebrauch er Rechenſchaft zu geben haben wird.“ So ſchrieb er auch am 23.: „Es iſt dem Prinzen etwas ſehr Außerordentliches begegnet, das ich Ihnen nicht bezeichnen kann, da dies zu lang ſein würde. Die Sache iſt ſehr auffällig und man ſieht, daß der gute Gott ſich mit ihm beſchäftigt. Beten wir alle, indem wir den Willen Gottes erwarten.“ — Am 27. Dec. verkündete die Stimme Martin die neuen Unannehmlichkeiten, die den Prinzen erwarteten, und daß er ſich gegen das Ende von faſt allen ſeinen Freunden verlaſſen ſehen würde. Zugleich theilte ſie ihm Dinge mit, die ſich in der Stunde der Offenbarung zu Paris zutrugen.

Am 1. Jan. 1834 ſchrieb Martin: „Ich habe einen Befehl empfangen, zu Chartres eine neuntägige Andacht abzuhalten. Sie werden den Prinzen benachrichtigen ... M. wird Ihnen gewiß geſagt haben, daß man Mittel ergreifen wird, um meine Beſeitigung zu verſuchen, denn man fürchtet, ich möchte entdecken, was man im Verborgenen betreibt. Ueberdem wird man dem Prinzen ſagen, ich ſei nicht ſo nöthig, als man denke. Beten wir inzwiſchen für Frankreich und für die Ungläubigen, die nur auf ihre Intereſſen ſehen.“ — Am 29. Jan. 1834 ſchrieb er, mit Bezug auf die von dem Biſchof von Verſailles gemachte Denunciation: „Folgende Worte ſind in dieſem Augenblicke an mich gerichtet worden: ‚Man findet nirgends geſchrieben, daß Jeſus Chriſtus und ſeine Jünger jemand angegeben hätten, und man ſieht, daß die Fürſten der Prieſter Jeſus Chriſtus und ſeine Jünger bis zum Tode verfolgt haben. Man iſt immer der Wahrheit entgegen geweſen und man macht ſich blind, um das Licht nicht zu ſehen; denn man hat immer die Finſterniß vorgezogen, und man glaubt ſein Gewiſſen in Sicherheit; alles wird ſich erfüllen.» Ich weiß nicht, ob ich alles in rechter Ordnung vorbringe; aber man hat in ſtrengem Tone geſprochen, wie man ſagte: alles wird ſich erfüllen." Mündlich ſetzte er hinzu, die Stimme habe den Prälaten für ſehr ſchuldig erklärt.

Am 5. Febr. 1834 ſchrieb Martin: „Vorigen Montag (3. Febr.) iſt mir angezeigt worden, ich müßte neun Tage lang, von nächſtem Sonnabend an, des Morgens das Veni Creator, am Nachmittag den Roſenkranz, gegen Ende des Tages das Lied des Zacharias: Benedictus herſagen. Ich benachrichtige Sie davon, damit Sie alle die in Kenntniß ſetzen, von denen Sie wiſſen, daß Sie die Abſicht haben, dieſe Gebete anzuſtellen. Ich glaube, daß wir, oder auch der Prinz, bald erfahren werden, was gegen die Verfolgungen, die man gegen uns anſtellt, zu thun iſt." — Am 19. ſchrieb er: „Ich habe zu Chartres mehrere Geiſtliche geſehen, die über die Gebete, deren Herſagen mir befohlen worden, ſehr betroffen waren; beſonders über das Veni Creator und das Benedictus, welche den Erlöſer rufen, damit er die Völker aus dem Schatten des Todes rette. Sie ſagen, der Wahn mache keine Dinge vernehmen, die nur geeignet wären, ihn zu vernichten, und jenes Lied habe die Ankunft Jeſu Chriſti verkündigt. St.-Johannes der Täufer hat ihn gleichfalls verkündigt und hat ihn überdem mit den Worten gezeigt: «Dieſer iſt es», und Sie glauben, man könne heute ſagen, was ich immer geſagt habe: er lebt, er wird kommen, und daß ich auch geſagt habe:

hier iſt er. Folgendes iſt mir am neunten Tage, welches Sonntag der 16. Febr. war, wo ich um 5 Uhr an der Meſſe theilnehmen ſollte, zu Chartres begegnet. Ich hatte am Abend vorher beſtellt, daß man mir Licht bringen und die Thüre öffnen ſollte, und ich hatte empfohlen, mir das Licht ein wenig vor 5 Uhr zu bringen, um mich nicht zu verſäumen. Man antwortete mir, ich könne ſicher ſein, daß man es nicht vergeſſen würde. Um 5 Uhr des Morgens zündete man mein Licht an, das bei mir auf meinem Nachttiſche ſtand. Die Perſon iſt eingetreten, ohne die Thüre zu öffnen[1], und um mir merken zu laſſen, daß es wirklich eine Perſon ſei, hat man die Thüre beim Hinausgehen geöffnet und mit Gewalt zugeſchlagen. Ich habe mich ſogleich angezogen, nahm mein Licht, ging hinunter und rief die Köchin, die noch nicht aufgeſtanden war. Wie verwundert war ſie, als ſie ſah, daß ich bereit war, in die Meſſe zu gehen, und daß mein Licht angezündet war. Sie fragte mich, wer mir Licht gegeben habe, und ich antwortete, daß ich nichts davon wüßte. Im erſten Augenblicke hat ſie gedacht, die Frau vom Hauſe hätte ihre Zofe geſchickt, und ich ging in die Meſſe, ohne mehr darüber zu wiſſen. Nach meinem Weggange haben ſie ſich aber gefragt, wer es geweſen ſei. Es war niemand von ihnen, und ich hatte geſagt, daß ich die Frau nicht kennte.[2] Alle Thüren waren verſchloſſen; wie hätte die Sache zugehen ſollen? Im Hauſe ſchlief alles, und erſt durch mich iſt alles aufgeweckt worden. Erſt am zweiten Tage wurde mir geſagt: das Licht ſei nicht von denen im Hauſe, ſondern von denen gekommen, die es durch die vorgeſchriebenen Gebete von dem Heiligen Geiſte erlangt hätten. Dieſe Gebete ſind angeordnet worden, um die Erleuchtung des Heiligen Geiſtes auf die Perſon zu lenken, welche die Ordnung herſtellen wird, vorher aber große Unannehmlichkeiten durchmachen muß. Es wird große Züchtigungen geben und die Drangſale werden ſchrecklich ſein; die königliche Familie iſt für alle die Uebel, welche eingetreten ſind, und für die, welche noch kommen ſollen, verantwortlich."

---

[1] D. h. ohne daß der wahrſcheinlich eben erſt erwachende Martin das Oeffnen der Thüre gehört hätte.

[2] Martin hatte beim Fortgehen der Perſon bemerkt, daß ſie weiß gekleidet war.

Bald nach dieſem Vorgange erhielt Martin, für ſich und ſeine Freunde, Befehl, wieder eine neuntägige Andacht zu halten, welche Montags den 17. März 1834 anheben und den 26. ſchließen ſollte. „Ich muß", ſchrieb er, „täglich den 36. und 27. Pſalm (der Vulgate) herſagen. Ich denke, nach dieſer neuntägigen Andacht wird der Prinz einige Nachrichten bekommen. Ich weiß nicht, warum man mir dieſe Pſalmen aufgegeben hat, wobei man mich anwies, mit dem 36. zu beginnen." — Am 26. März, an dem Tage, wo die neuntägige Andacht ſchloß, ſprach die Stimme zu ihm: „Das Werkzeug, das über die große prächtige (Stadt?) erhoben iſt, hält ſich nur noch an einem Haar." — Am 29. März, als Martin in der Kathedrale von Chartres betete, ſagte die Stimme: „Der Himmel zürnt," und fügte, nach einigen auf den Prinzen bezüglichen Mittheilungen, hinzu: derſelbe müſſe ſeinen Plan, ſeine Rechte dem Herzog von Bordeaux zu vermachen, aufgeben.

Während jener letzten neuntägigen Andacht nun ſoll Martin einer ihm ganz neuen Verfolgung unterlegen haben, deren Urheber ihm bis an ſeinen Tod unbekannt geblieben. Er ſelbſt erzählte am 2. April 1834: „Sie wiſſen, daß ich in Chartres geweſen bin, um die neuntägige Andacht der Pſalmen zu halten. An dem Tage, wo ſie ſchloß, habe ich das Heilige Abendmahl genoſſen. In der Nacht bin ich durch den Teufel gequält worden. Ich habe nichts geſehen, aber man hat zu mir geſprochen und man hat mir geſagt, ich müſſe aufgeben, was ich geſagt hätte, ſonſt würde ich keine Ruhe haben. Es hat noch drei Nächte gedauert." — Die Sache war in dem Hauſe jener Gräfin von B. vor ſich gegangen, und war damals ohne größern Nachtheil für ihn abgelaufen. Indeß ſchon am 8. April 1834 erhielt er wieder Befehl, eine neuntägige Andacht zu halten, und ſchrieb darüber: „Ich ſoll neun Tage lang das Domine non secundum, den 19. Pſalm, Exaudiat te Dominus in die tribulationis ſagen, vom nächſten Sonnabend (12. April) angefangen. Sonnabend alſo werde ich in Chartres ſein, denn ich muß der Meſſe beiwohnen, und Sie ſehen, daß man uns nicht lange feiern läßt. Ich glaube, daß es während oder nach dieſer neuntägigen Andacht neue Mittheilungen geben wird." Gleich nach Empfang des Befehls ſagte Martin zu dem Pfarrer Appert: man habe ihm zu verſtehen gegeben, daß dies die letzte neuntägige Andacht wäre, die ihm vorgeſchrieben würde. Sie traf übrigens mit den Aufſtänden in Lyon und Paris und mit der königlichen Ordonnanz zuſammen, welche die Angeklagten vor den Pairshof verwies, und am 19. April 1834 ſagte die Stimme zu Martin: „Der Gouverneur hat ſeine Verurtheilung unterzeichnet, und ... Es wird nicht lange mehr währen."

Martin ging diesmal nicht ohne trübe Ahnungen nach Chartres und ſagte zu ſeiner Frau beim Abſchied: „Ich weiß nicht, was mir begegnen wird; aber der Wille Gottes geſchehe!" Wie er die neuntägige Andacht beendigt hatte, ſand er ſich plötzlich von furchtbaren Schmerzen ergriffen, und hörte nächtlich eine Stimme ihm zurufen: dieſe Schmerzen würden nicht aufhören, ſolange er nicht alles widerrufe, was er vorhergeſagt habe. Dies dauerte neun Tage hintereinander. Die Gräfin B. ſoll ſich ſeinem Wunſche, ärztlichen Beiſtand zu bekommen, nicht gefügt haben, ungeachtet täglich ein Arzt ins Haus kam.[1]

Am 6. Mai 1834 ſchrieb er an eine Dame: „Sie müſſen verwundert ſein, daß Sie ſo lange nichts von mir gehört haben. Ich denke, Sie wiſſen, was mir begegnet iſt, denn ich habe eine Perſon, die nach Chartres gekommen iſt, geſprochen und es ihr geſagt ... Der Schweiß war ſo ſtark, daß ich im Bette bleiben mußte; man wechſelte mir täglich ſowohl die Bett- als die Leibwäſche. Ich hoffe aber, in einigen Tagen von jetzt ab aufs Land gehen zu können. In der Lage, wo ich mich befand, glaubte ich nur neun Tage in dieſem Zuſtande zu ſein, aber ſie haben ſich verdreifacht, denn ich bin ſeit dem 12. April darin. Ich werde nicht vor dem 9. oder 10. Mai abreiſen können. Ich erzähle Ihnen nicht, was ich in den Augenblicken der Kriſis gelitten habe; ich glaubte, man zerſchmettere mir den Leib. Ich konnte nicht trinken, keine Fleiſchbrühe genießen; ein brennender Durſt klebte mir die Zunge an den Gaumen. Man konnte mich nicht ohne Thränen anſehen. Ein Glück, daß mein Kopf nicht angegriffen war. Wenn ich aufs Land zurückgekehrt bin, werde ich Ihnen ſpäter in Ruhe das Einzelne mittheilen.“

Dies ſchrieb er am 6., wo ſein Zuſtand weſentlich gebeſſert zu ſein ſchien, und am 8. war er plötzlich geſtorben. Dies in der Nacht vor ſeiner beabſichtigten Abreiſe. Es ſoll keine Leichenſchau ſtattgefunden und ſein Tod dem Beamten der Civilſtandsregiſter nicht angezeigt worden ſein. Man habe, heißt es, die Witwe kommen laſſen und ihr zugemuthet, die Leiche heimlich mit fortzunehmen, was ſie jedoch verweigert habe. Dann habe man die Leiche auf einen Karren geworfen und des Nachts 1 Meile über Gallardon hinaus, zu einem Verwandten Martin's, dem Pfarrer von Bleury, geſchafft, dem man angeſonnen habe, er ſolle angeben, daß Martin bei ihm geſtorben ſei. Als der Pfarrer dieſen Vorſchlag mit Unwillen zurückwies, wären die Beauftragten genöthigt geweſen, die Leiche nach Gallardon zu ſchaffen, wo ſie ſie gelaſſen hätten. Dieſelbe ſei bis zur Unkenntlichkeit geſchwollen geweſen und das Blut aus Mund und Naſe getreten. Es ſoll der Familie Mühe gemacht haben, eine obrigkeitliche Leichenöffnung zu bewirken, die durch einen Arzt, 17 Tage nach dem Tode, 15 nach der Beerdigung Martin's, vorgenommen wurde, und eine ſtarke Blutanhäufung in den Lungen, ſowie die Spuren einer heftigen Entzündung vom Magen an bis zum Ende des Darmkanals ergeben haben ſoll. Herr Gruau de la Barre gibt jedoch, ſtatt des Befundprotokolls, nur einige Ausſagen eines der Aerzte[1]), eines Friedrich Duval, Arztes an der Madeleine Bouvet im Departement der Orne. Dieſer ſoll ihm 1836 verſichert haben, Martin ſei erſt in kleinen Doſen vergiftet und ſchließlich erſtickt worden. Derſelbe Duval hatte Martin gegen Ende April,

---

[1] Warum blieb Martin im Hauſe der Gräfin? So krank ſcheint er nicht geweſen zu ſein, daß es ihm unmöglich geweſen wäre, es zu verlaſſen. — Uebrigens ergibt ſich ſpäter, daß ihn doch ein Arzt beſucht hatte.

---

1) Dieſer ſcheint jedoch, was wohl zu merken, im Auftrag des Prätendenten zugegen geweſen zu ſein. S. Gruau de la Barre, Louis XVII, III, 1, S. 241.

wo die Anfälle bereits vorüber waren, beſucht[1]) und über den damaligen Befund liegt ein ausführliches Zeugniß vor. Es heißt darin: „Er war, infolge der überſtandenen Schmerzen, blaß und mager, von mittlerer Größe, aber gut gewachſen, der Hals mehr lang, als kurz, von trockenem und nervöſem Temperament, für gewöhnlich heiter, gleichmüthig und von ſehr geregelter Lebensweiſe. Seine Beſchwerden hatten in einer innern Hitze beſtanden, die er im Magen empfand, und aus der ein verzehrender Durſt entſtand, während, wenn er trank, die Schmerzen zunahmen; auch hatte er heftige Schmerzen empfunden, wie er ſagte in der Bruſt, in der That aber, da das Athmen frei geblieben war, im Magen. Ferner war es ihm geweſen, als wenn man ihm die Nägel an den Fingern abriſſe, und ähnliche Schmerzen hatte er an den Beinen gefühlt, wie er denn auch noch mit dem linken Beine hinkte und nur mit Mühe im Garten umherging.“

Derſelbe Arzt, [illegible] ſich ſehr für Martin intereſſirt zu haben ſcheint, ſoll ſchon 1834 dem Pfarrer Appert auch verſichert haben: er habe Gelegenheit gehabt, einige Tage nach Martin's Tode deſſen Beichtvater zu ſprechen, und habe ihm ſein Bedauern über das vorzeitige Ende des braven Mannes ausgedrückt; der Beichtvater, von welchem nämlich behauptet wird, daß er gleichfalls in Martin gedrungen habe, ſeine Behauptungen zu widerrufen, habe kalt geantwortet, es ſei ein Glück, daß Martin geſtor-

[1]) Es bleibt freilich zweifelhaft, ob als Arzt, oder nur als Freund. War er vielleicht die Perſon, von welcher Martin in ſeinem letzten Briefe ſchrieb, daß ſie ihn beſucht habe? Dann würde ſich ergeben, daß er ſchon vorher zu dem Kreiſe der Martiniſten gehört hatte. Und in der That zeigt ſich weiter, daß er ein Freund einer Dame war, bei welcher der Prätendent ſich aufhielt.

ben ſei, da er ſonſt noch vielen die Köpfe verdreht haben dürfte.

Wir geſtehen, daß uns die Ermordungsgeſchichte ſchon an ſich ſehr zweifelhaft geweſen iſt, und das verdächtigſte in den thatſächlichen Umſtänden, die Verſuche einer heimlichen Beerdigung, überhaupt den Wunſch, das Ableben Martin's im Hauſe der Gräfin geheim zu halten, haben wir uns einfach daraus erklärt, daß die Gräfin ihre ſehr triftigen Gründe gehabt haben mag, ihren Verkehr mit Martin nicht zur Kenntniß der Behörden kommen zu laſſen. Daſſelbe kann ſie auch abgehalten haben, ihn durch einen Arzt beſuchen zu laſſen. Aber wie dem auch ſei, die Geſchichte wird uns vollends zweifelhaft und zugleich der Prätendent im höchſten Grade verdächtig, wenn wir dieſen nun ſelbſt erzählen hören, welche Beweiſe er für die Ermordung Martin's erlangt haben will. Denn wie der Prätendent bei dieſer Gelegenheit verſichert: bei ſeiner erſten Zuſammenkunft mit Martin habe er dieſen daran erkannt, daß ſich an deſſen Seite ein Genius befunden habe, der ihm ſelbſt, dem Prinzen, in Preußen oftmals im Traume erſchienen ſei, nur daß er in Paris ſchwarze Haare gehabt habe, in Preußen blonde [1]), ſo läßt er ſich nun die Ermordung Martin's durch niemand anders, als — durch dieſen ſelbſt berichten. Er war allein in dem Hauſe einer treuen Freundin, der Madame Pasquier; alles war in die Meſſe gegangen, und nur ein großer Hund theilte ſeine Einſamkeit. Als er nun in die Küche hinunterging, ſeinen Kaffee zu holen, ſah er mit Staunen und Schrecken den abgeſchiedenen Martin auf einem Stuhle am Feuer ſitzen. Im erſten Augenblicke glaubte er, die Todesnachricht ſei eine Täuſchung geweſen und er habe den lebenden Martin vor ſich, weshalb er auf ihn zueilte, ihn zu umarmen, Martin aber rief ihm zu: „Rühren Sie mich nicht an, Sohn Ludwig's XVI.; denn man hat mich um Ihretwillen ermordet.“ Der aus dem Jenſeits Zurückgekehrte erzählte ihm nun ausführlich den ganzen Hergang ſeiner letzten Wochen, wie der Beichtvater ihn im Beichtſtuhle zum Widerruf gedrängt habe und ihn ſelbſt durch Verweigerung der Abſolution dazu habe zwingen wollen; wie derſelbe ihm eingeredet habe, der Teufel quäle ihn nächtlich, während die Schmerzen, die er erlitten, doch vielmehr von einem Gifte hergerührt hätten, das man ſeiner Speiſe beigemiſcht habe; wie dann eine Stimme durch die Mauer, an der ſein Bette geſtanden, gekommen ſei, und wie er mit dieſer Stimme capitulirt und disputirt habe[1]), und wie endlich zwei Unbekannte[2]) gekommen ſeien und ihn in ſeinem Bette erſtickt hätten. Nach dieſen Mittheilungen, welche nichts enthielten, was nicht auch lebende Menſchen — ſich ausdenken konnten, erhob ſich Martin's Geiſt ein wenig von der Erde und ging in ein kleines Cabinet neben der Küche. Als der erſchrockene Prinz nach einigen Secunden denn doch den Muth faßte, ihm zu folgen, war er verſchwunden. Der Prinz, dem das Kaffeetrinken vergangen war, erzählte den Hergang dem Pfarrer Appert, und einige Tage ſpäter theilten ſie die Sache eben jenem Arzte Duval mit[3]), der dann auch den Aerzten beigegeben wurde, welche die Oeffnung vornahmen. Behauptet wird dann weiter, die Aerzte hätten einſtimmig das Vorhandenſein verdächtiger Symptome erklärt; die Behörden hätten aber keine Rückſicht darauf genommen. Ein Actenſtück ward jedoch nicht darüber beigebracht, und es bleibt eben Behauptung deſſelben Mannes, der jene Wundergeſchichte vorträgt.

---

[1] Er hat ſich alſo nach der Landesart gerichtet.

---

[1]) Wer die Stimme geweſen, ſcheint er auch nach dem Tode nicht gewußt zu haben, ſagt es wenigſtens nicht.

[2]) Auch jetzt noch?

[3]) Dieſer konnte nun gut die Todesart Martin's errathen, da er ſo authentiſche Quellen hatte!

Wir ſehen in Martin eine Art Geiſteskranken, deſſen Leiden mit den erſten vermeintlichen Viſionen anhob, bei denen ihm doch nur Dinge entdeckt wurden, die ſich in ſeinem eigenen Kopfe erzeugen konnten, und vielleicht durch gelegentliche, von ihm ſelbſt nicht beachtete Einflüſterungen Solcher, die ihn zum Werkzeug benutzten, vervielfacht wurden. Von den Vorherſagungen des angeblichen Engels, die, wie deſſen Aeußerungen überhaupt, nicht ohne Widerſprüche und zum großen Theil ſehr vag und inhaltsleer ſind, iſt eigentlich nichts in Erfüllung gegangen, als der Zutritt zum König, und dieſer wurde zuletzt durch die Vorherſagung ſelbſt bewirkt. Die Miſſion hat ſo gar keinen Erfolg gehabt, daß ſchon dies ihre übernatürliche Veranſtaltung ſehr zwecklos erſcheinen ließe. Das Verfahren der Behörden dabei erſcheint ganz ſachgemäß, und Herr Royer-Collard hat den guten Martin wol ſehr richtig beurtheilt, als er der Erklärung des Wahnbildes, daß es nicht wiederkommen werde, keinen Glauben ſchenkte, ſondern es dem Manne anſah, daß die angefangene Geſchichte ihren Fortgang nehmen werde. Die Erzählungen über die Unterredung mit Ludwig XVIII. betrachten wir ſämmtlich als apokryph, oder doch als tendenziös interpolirt, und nicht unwahrſcheinlich iſt uns, daß der König in der That ſpäter mit ungefähr ſolchen Empfindungen an die Unterredung zurückdachte, wie ihm in den ihm zugeſchriebenen Memoiren beigelegt werden. Möglich übrigens, daß Martin in ſeiner myſteriöſen Rede durch Zufall auf etwas geführt ward, das in die Seele des Königs einſchlug und in ihr widerklang. Wäre Martin, nachdem er ſeinen Auftrag an den König erledigt hatte, in völliger Ruhe gelaſſen worden, ſo möchte ſich die geſunde Verfaſſung ſeines Geiſtes vielleicht wiederhergeſtellt haben. Indeß mag theils die ſtattgehabte Unterredung mit dem Könige denn doch einen unverwiſchlichen Eindruck hinterlaſſen, theils mögen die Aufmerkſamkeiten, Beobachtungen, Ausfragungen, denen er auch weiterhin ausgeſetzt blieb, das ihre gethan haben, ſeinen Geiſt in ſteigendem Grade zu verwirren, ihm jedenfalls die unruhige Erwartung einzuflößen, ob ſein Verkehr mit höhern Mächten nicht abermals anheben werde, und eben damit den Wahn hervorgerufen haben, der ihn die eignen, ihm durch den Geiſt fahrenden Gedanken als Worte einer geheimnißvollen Stimme vernehmen ließ. Wer kann es wiſſen, von welcher Seite aus ihm dabei der Gedanke an den Sohn Ludwig's XVI. in den Sinn gebracht worden, und ſein Verſtricktwerden in die hierauf bezüglichen Umtriebe hat wol weſentlich dazu beigetragen, ihn immer mehr in ſeinem Wahne, an deſſen Nahrung wol auch, wie ſo oft, eine entſchuldbare Eitelkeit ihren Antheil gehabt hat, zu befeſtigen. Ob die Beſchickung durch Karl X. begründet iſt, wiſſen wir nicht und würden, um an dieſelbe zu glauben, andere Zeugniſſe brauchen, als das des Herrn Gruau de la Barre. Wäre ſie begründet, ſo würde ſie nicht für die Miſſion des Martin ſprechen, wohl aber ein Zeugniß bieten, an was für ſchwache Stützen der unglückliche Monarch in ſeiner Noth ſich anklammerte, nachdem er ſoviel näher liegende und wirkſamere Schutzmittel vernachläſſigt hatte.

Miſcellen.

1. Die Wallfahrt nach Niklashauſen.

In der gährenden Zwiſchenzeit zwiſchen den Huſſitenkriegen und der von Luther, Calvin und Zwingli geleiteten großen Kirchenbewegung, einer Zeit, wo das Vorhergegangene mannichfach nachzuckte und das zu Erwartende mehrfach vorſpielte, lebte in der Gegend von Wertheim ein junger Hirte, Hans Böhm [1], im Volksmunde kurzweg Henſelin, auch Pfeiferhänsle, geheißen, der in dem Dorfe Helmſtedt wohnte und, neben ſeinem Alltagsberuf, in den Herbergen die Pauke ſchlug, den Gäſten luſtige Lieder ſang und an Feiertagen dem Landvolk zum Tanze aufſpielte. Er ſoll von Jugend auf für halb blödſinnig gegolten haben, nicht im Stande geweſen ſein, zuſammenhängend zu denken und zu reden, und war jedenfalls, wie ſich ſpäter herausſtellte, weder in dem chriſtlichen Glauben unterrichtet, noch auch nur mit dem Vaterunſer bekannt. In jener Zeit war das großartige Wirken des Barfüßers Johannes Capiſtranus des Heiligen, welcher jahrelang mit feuriger Beredſamkeit das Kreuz gegen Huſſiten und Türken gepredigt und zuletzt noch durch ſeinen eigenen begeiſterten Heldenmuth in der That Belgrad vor den Türken gerettet hatte, im Jahre 1456 aber geſtorben war, noch lebhaft im Gedächtniß des Volkes, auf das er bei ſeinen Lebzeiten gewaltigen Eindruck gemacht. Auf jenen Hirten hat er noch nach ſeinem Tode gewirkt, wenn es wahr iſt, daß zunächſt eine zufällige Kunde, wie Capiſtran geboten habe, allen Schmuck, Seide und ſonſtige Hoffahrt abzulegen, Muſik und Spiel zu meiden, Würfel und Spielkarten zu verbrennen, das Pfeiferhänsle plötzlich zu dem Entſchluß vermocht habe, ſeinem zeitherigen Leben zu entſagen und ſich zum Bußprediger aufzuwerfen. Böhm ſelbſt allerdings trat von vornherein mit einer andern Verſion ſeiner Bekehrung auf, welche offenbar erfunden oder erträumt war, und da er, nach allen Nachrichten, von Andern, die hinter ihm ſtanden, geleitet ward, ſo könnte man auf den Verdacht kommen, daß auch Capiſtran nur ein Vorwand geweſen ſei, und würde die Frage bleiben, ob Böhm von vornherein als ein Werkzeug Anderer aufgeſtellt, oder nur von ihnen dazu benutzt worden ſei, nachdem er ſich auf eigene Hand zum Bußprediger aufgeworfen. Freilich müßte man im erſtern Falle annehmen, daß auch ſeine ganze vorherige Einfalt Verſtellung geweſen, wie das in jener Zeit bei Leuten ſeines Schlages, welche ſich davon nährten, daß ſie Andern zur Kurzweil dienten, nicht ſelten der Fall war, und wie ja die ſogenannten Hofnarren wol zumeiſt nur verſtellte Narren waren.

---

[1] Auch Behem, Beheme, Beham, Beheim, Behaim, Böheim, jedenfalls ein Name, der ihm nach dem Lande, aus dem er oder ſeine Vorfahren gekommen ſein mögen, beigelegt ward.

Wie dem auch ſei, um Mitfaſten, den 24. März des Jahres 1476 verbrannte Böhm in dem Dorfe Niklashauſen[1] bei Wertheim, vor der durch ein wunderthätiges Gnadenbild der heiligen Jungfrau ausgezeichneten und ſchon ſeit 1354 mit einem Ablaß begnadigten Wallfahrtskirche, feierlich ſeine Pauke, und erklärte nun, im Einverſtändniſſe mit dem Ortspfarrer, dem herbeiſtrömenden Landvolk: während er in einer Samstagsnacht das Vieh gehütet, ſei ihm die heilige Jungfrau in himmliſcher Glorie erſchienen, was ſich dann drei bis viermal wiederholt habe. Sie habe ihn zu ihrem Propheten erkoren, ihn ermahnt, von ſeinem ſündlichen Treiben abzu ſtehen, und zum Zeichen die Pauke zu vernichten, ihm auch aufgetragen, das Volk, ſtatt demſelben ferner zum Tanze aufzuſpielen, aus dem reinen Worte Gottes zu belehren. Niklashauſen ſei zu dem Gnadenorte auserſehen worden, an welchem Maria durch ihre Fürbitte über die ganze Welt Segen verbreiten und allen andächtigen Beſuchern der ihr geweihten Kirche vollkommene Vergebung ihrer Sünden vermitteln wolle. Gott habe die Welt mit harter Strafe heimſuchen wollen, Maria aber dies, durch ihre Fürbitte, unter der Bedingung abgewendet, daß man nach Niklashauſen wallfahre, wo allein ſie gnädig ſein wolle, wo allein ein Ablaß ſei. Im Tauberthale ſei mehr Gnade, als zu Rom oder ſonſtwo. Wer dort ſterbe, fahre von Stund an gen Himmel, welche Gnade auch die Kinder erlangten, die die Kirche nicht beſuchen könnten.

---

[1] Unter dem Schloſſe Gamberg, zwei Stunden von Wertheim gelegen, jetzt zu Baden gehörig.

Er fuhr nun an folgenden Sonn- und Feiertagen mit ſeinen Vorträgen fort, und ermahnte: allen eiteln Kleiderſchmuck, goldene Halsgeſchmeide, ſeidene Gewänder, ſpitze Schuhe abzulegen. Soweit hörte ſich die Sache noch ziemlich unverfänglich an. Aber bald miſchte er auch Anſichten ein, hinſichtlich deren man annehmen muß, daß er ſie entweder, trotz des Pfarrers, auf eigene Hand, oder auf Eingeben Anderer, vorgebracht habe, oder daß jener Pfarrer ein ſehr beſonderer Mann geweſen ſei. Er verwarf die Lehre vom Fegefeuer. In heftigen Vorwürfen und Anklagen gegen die Geiſtlichkeit, ein bereits ſehr populäres Thema, ging er ſo weit, zu erklären: es werde bald dahin kommen, daß alle Prieſter getödtet würden, und wer dreißig Prieſter getödtet habe, dem werde es zum größten Verdienſte angerechnet werden.1) Das Reich Gottes auf Erden ſtehe bevor. Es werde fortan weder Papſt, noch Kaiſer, weder geiſtliche, noch weltliche Fürſten mehr geben, keine Obrigkeit und kein Unterſchied der Stände mehr ſein. Alle Menſchen würden wie

---

1) Er ſcheint übrigens dadurch noch mehr gegen die Geiſtlichen aufgeregt worden zu ſein, daß dieſelben von dem Ketzeriſchen ſeiner Lehren geſprochen und ihm den Feuertod prophezeit haben mochten.

Glieder Einer Familie in gleicher Freiheit und Arbeit friedlich zuſammenleben und Habe und Erwerb redlich miteinander theilen. Jagd, Weide und Fiſchfang würden für alle Welt frei ſein und jegliche Art von Abgaben für immer aufhören. Es müſſe noch dahin kommen, daß Fürſten und Herren ums Tagelohn arbeiteten.

Dergleichen Reden gefielen dem einfältigen Volke natürlich nicht wenig, und der Ruf des neuen Propheten verbreitete ſich raſch von Dorf zu Dorf und ſelbſt in ferne Gegenden, zumal auch Sendboten ausgeſchickt worden ſein ſollen. Von dem Fuße der Alpen und den Ufern des Rheins bis zu den Wäldern des Harzes, aus Baiern, Schwaben und Elſaß, der Wetterau, Heſſen, Thüringen, Sachſen, Meißen ſtrömten die Wallfahrer herbei, viele plötzlich von der Sucht ergriffen, von der Arbeit fortgelaufen und wie ſie gingen und ſtanden dem Seher zuſtrömend. Häufig ſollen an Einem Tage 10000, zuweilen 20000, einigemale 30000 1) Menſchen in Niklashauſen eingetroffen ſein. Die Wallfahrer grüßten ſich als Bruder und Schweſter. Wer kein Zehrgeld hatte, dem halfen die Gefährten durch, oder er fand in den Herbergen freie Zeche. Vielen Scharen von Wallfahrern wurden Fahnen und Paniere vorgetragen, und die Züge ſtimmten Lieder an, die von den Leitern dieſer Bewegung gedichtet und mit Aeußerungen des Haſſes und der Drohungen gegen die Geiſtlichkeit erfüllt waren. Um Niklashauſen waren Zelte aufgeſchlagen, in denen Wirthe, Köche, Krämer und Handwerker für die Bedürfniſſe der Wallfahrer ſorgten, die im übrigen auf Wieſen und in den Wäldern ſchliefen, wobei es nicht ohne mancherlei Unordnung abging. Viele Wallfahrer brachten Wachskerzen, Gold, Kleinodien, Kleidungsſtücke und andere Geſchenke für die Kirche und für den heiligen Jüngling mit, wie das Pfeiferhänsle jetzt hieß; Geſchenke, deren Werth zum Theil erſt in der Heimat zuſammengebettelt worden.

---

1) Man hat die Zahl ſelbſt auf 40000, ja für einen Tag auf 70000 angegeben.

Frauen und Mädchen ſchnitten auch wol ihre Locken und Zöpfe ab und opferten ſie auf dem Altar. Dem neuen Propheten wurde die höchſte Ehre erwieſen, und jede Sache, die mit ihm in Berührung geweſen, als unſchätzbare Reliquie verehrt. Auch an Wundern fehlte es nicht, die ſich aber nachmals ſämmtlich als unwahr, zum Theil abſichtlich erlogen und auf künſtlich veranſtalteter Täuſchung beruhend erwieſen haben. Ein angeblich ertrunkenes Kind, das in Niklashauſen lebendig geworden ſein ſollte, war gar nicht ertrunken, ſondern noch rechtzeitig von ſeinem Vater gerettet worden. Drei ertrunkene Jungfrauen waren nicht lebendig geworden, wie man geſagt hatte, ſondern lagen in Niklashauſen begraben. Ein angeblich geheilter Lahmer war vorher gerade ſo gut gegangen wie nachher, wogegen ein angeblich ſehend gewordenes blind geborenes Kind nachher nicht beſſer ſah, wie es vorher geſehen hatte. Eine Quelle, welche plötzlich auf einem Berge entſprungen ſein ſollte, war, nach dem eigenen Geſtändniß eines Mitwiſſenden, künſtlich hergerichtet worden. Mehrere andere Wunder hatten in betrügeriſchen Vorgeben ſchwindleriſcher Wallfahrer ihren Grund, die dabei etwas zu verdienen hofften. Das alles kam freilich erſt ſpäter zu Tage, und in den Zeiten der Begeiſterung wurden alle dieſe Wunder für zweifellos gehalten und erhöhten natürlich den Schwärmereifer, welchen Böhm, bald von einem Faſſe, einem Baume, einem Dache oder aus dem Fenſter eines Bauerhauſes predigend, immer neu anfriſchte.

Dieſe Vorgänge mußten natürlich die Aufmerkſamkeit der geiſtlichen und weltlichen Obrigkeit auf ſich ziehen, und riefen ziemlich bald eine nicht unkräftige Thätigkeit derſelben hervor, wobei ſich namentlich der Fürſtbiſchof von Würzburg Rudolf von Scherenberg [1]) feſt und energiſch bewies. Der Erzbiſchof von Mainz, Diether von Iſenburg, an den er berichtet hatte, wie an ihn der weltliche Landesherr, Graf Johann von Wertheim, berichtete, erſuchte den Biſchof gegen Böhm einzuſchreiten. Noch bevor dies geſchehen, hatte bereits

---

1) Erwählt 1466, ſtarb 1495.

der Rath der Stadt Nürnberg ein Verbot gegen die Wallfahrten erlaſſen (12. Juni), welchem Beiſpiel der Biſchof von Würzburg folgte, nachdem vorher auf einer Tagfahrt zu Aſchaffenburg energiſche Maßregeln gegen Böhm und ſeinen Anhang beſchloſſen worden. Böhm dagegen, wol auf ſeinen großen Anhang pochend und dabei erkennend, daß die Sache zum Bruche kommen müſſe, hatte am 7. Juli am Schluſſe ſeiner Predigt alle ſeine Zuhörer männlichen Geſchlechts aufgefordert, nächſten 13. Juli bewaffnet zu erſcheinen, wo er ihnen auf Befehl der heiligen Jungfrau drei ernſte Worte mitzutheilen habe. Auf die Nachricht hiervon ſchickte der Biſchof insgeheim 34 Reiſige ab, welche in der Nacht vor dem 13. in Niklashauſen anlangten, den Propheten aus dem Bette holten, auf ein Pferd banden und davonführten. Vergebens verſuchten die Wallfahrer, deren an 4000 zur Stelle waren, ihren Heiligen zu retten. Als am Morgen immer größere Scharen von Wallfahrern kamen, begaben ſich Viele, auf die Nachricht von dem Vorgefallenen, auf den Heimweg. Eine große Maſſe aber, an 12000 Mann ſtark, und vier Edelleute und Vaſallen des Hochſtifts, Kunz von Thunfeld, Einen v. Veſtenberg und Zweie v. Stetten, an der Spitze, dabei durch einen Bauer bearbeitet, der den Leuten verſicherte, die heilige Dreifaltigkeit ſei ihm erſchienen und habe ihm befohlen, daß ſie mit ihren Wehren vor das Schloß Marienburg ziehen ſollten, deſſen Mauern wie die von Jericho einſtürzen würden, zog in der Nacht gen Würzburg und erſchien am Morgen des 14. vor den Wällen der Feſte.

Der Biſchof ſchickte ihnen zunächſt ſeinen Hofmarſchall Georg v. Gebſattel zu, der aber, als er ihnen Vorſtellungen machte, mit Steinen beworfen ward. Etwas ruhiger ward der volksbeliebte Konrad v. Hutten angehört, und dieſem gelang es, wenigſtens die würzburgiſchen Unterthanen, über 2000, zur Umkehr zu bewegen. Die Uebrigen blieben und wurden, wie gewöhnlich, in ihrem Uebermuthe beſtärkt, als die erſten Schüſſe, durch die man ſie ſchrecken wollte, abſichtlich ſo gerichtet waren, daß ſie keinen Schaden thun konnten. Als man aber endlich zum Ernſt ſchritt, die Geſchütze trafen und die Reiter einſtürmten, zerſtreute ſich alles in tobender

Flucht. Noch verſchanzte ſich eine Abtheilung in dem Kirchhof zu Waldbüttelbrunn, der jedoch von den biſchöflichen Reitern erſtürmt ward. 108 wurden gefangen, doch ſchon nach wenigen Tagen wieder entlaſſen, und nur zwei Bauern, deren einer bei Böhm's Verhaftung das Pferd eines Reiſigen verwundet hatte, der andere aber jener war, der ſich für den Boten der heiligen Dreifaltigkeit ausgegeben, mußten mit dem Leben büßen. Böhm ſelbſt ſoll anfangs alles geleugnet und erſt am Tage vor ſeinem Tode, dann aber vollſtändig bekannt haben, wurde übrigens als Ketzer und Zauberer zum Feuertode verurtheilt, den er am Morgen des 19. Juli auf dem Schottenanger erlitt. Während der Holzſtoß angezündet wurde, ſtimmte er mit heller Stimme ein Marienlied an, das er aber bald durch ein Jammergeſchrei unterbrach, bis der Dampf ſeine Stimme erſtickte. Die Aſche des Gerichteten, für welchen Kloſterhaft, oder ein Spital das gerechtere Los geweſen wäre, wurde in den Main geworfen. Was mit dem Pfarrer und andern Rädelsführern, dergleichen bald Begharden, bald fahrende Mönche, bald Huſſiten genannt werden und mehrere verhaftet worden ſein ſollen, geworden iſt, wiſſen wir nicht. Von den Edelleuten, die an der Bewegung theilgenommen, weiß man nur, daß ſie entkommen waren, daß ſich aber Kunz v. Thunfeld ſtellte und Gnade erhielt. In die Geſchenke, die der Kirche von Niklashauſen geſpendet worden, theilten ſich der Kurfürſt von Mainz, der Biſchof von Würzburg und der Graf von Wertheim.[1])

Das Wallfahrten dauerte, wenn auch abnehmend, noch einige Zeit fort, wie denn die Anhänger Böhm's die Erde der Richtſtätte ausgegraben und als Reliquie bewahrt haben ſollen. In vielen Staaten und Städten wurden Verbote erlaſſen, und zuletzt fand man ſich veranlaßt, mit Bann und Interdict einzuſchreiten (10. Oct.), ja als auch das nicht genug half, die Kirche zu Niklashauſen, nach erbiſchöflichem Befehl vom 2. Jan. 1477, niederzureißen, deren Wiederaufbau erſt 1518 geſtattet worden iſt. [1])

---

[1]) Daß die Martinsburg, auf deren Bau der Kurfürſt ſeinen Antheil verwendet hatte, ſchon 1481 durch Brand zerſtört ward, legten die Anhänger Böhm's als Strafe für den Opferraub aus.

2. Cratz, Oeſterling und Ritter.

Der mehrfach in dieſer Sammlung (II, 251; X, 43) erwähnte Dr. Joachim Bernhard Cratz, welcher erſt auf dem Hohenſtein, dann von 1632—1650 auf dem Königſtein in Haft gehalten ward, weil er ſich 1631, im kaiſerlichen Intereſſe, als Kundſchafter bei dem leipziger Convente der proteſtantiſchen Reichsſtände eingeſchlichen, ſtammte aus einer Familie, die bis an den Anfang des 15. Jahrhunderts zurück verfolgt werden kann, und hauptſächlich in Werben und Stendal blühte, an welchem letztern Orte ein Vetter Joachim Bernhard's, Johann († 1614), gleichfalls als Dr. Jur. lebte und mit Dorothea Schönermark († 1636) einen Sohn Johann Jakob erzeugte, der 1717 als Bürgermeiſter zu Stendal geſtorben iſt. Joachim Bernhard war 1585 geboren, ein Sohn des Paul Cratz in Werben und der Gertrud Hindeburg, hatte ſich längere Zeit in Frankreich und Italien aufgehalten, Padua dreimal beſucht, zuerſt um 1608, wo er zwei Jahre daſelbſt ſtudirt hatte, dann 1612 als Begleiter Georg's v. Winterfeld, und wieder 1618 als Begleiter Theodor's von Quitzow, war in Orleans zum Dr. Jur. U. creirt und am 2. Oct. 1619, durch den Dogen von Venedig, Antonio Priolo, zum Ritter von S. Marco ernannt worden, dann aber zunächſt, als Hof- und Quartalgerichtsaſſeſſor in der Altmark und Kaſtner zu Tangermünde, in kurbrandenburgiſche Dienſte getreten, aus denen er in däniſche und nachmals, als böhmiſcher Appellations- und deutſcher Lehnsrath, in kaiſerliche Dienſte übergegangen iſt. Die letztern zogen ihm eine Feſtungshaft von 19 Jahren zu, wobei es verwunderlich bleibt, daß ihm nicht ſchon bei dem Prager Frieden von 1635 die kaiſerliche Interceſſion, welche erſt 1650 eintrat, die Freiheit verſchaffte. Er iſt zu Prag 1657 geſtorben, hat übrigens ein Enchiridion de remissionibus legatorum und ein Viridarium Politicae s. Reipublicae (Venedig 1619) geſchrieben. Am 23. Nov. 1619, wo er ſonach aus Italien zurückgekehrt ſein muß, hatte er ſich mit Helene Heydeck (geb. 27. März 1601, † 28. Febr. 1667), der Tochter des kurſächſiſchen Oberhofgerichtsaſſeſſors, magdeburgiſchen Hofraths und mansfeldiſchen Kanzlers, Dr. Heinrich Heydeck auf Schönau und Pfaffendorf bei Leipzig, verehlicht. Zwei Söhne und drei Töchter dieſer Ehe ſtarben in jungen Jahren. Ein überlebender Sohn, Hans Jakob, führte den Adel, war kurbrandenburgiſcher Kammerrath und Amtshauptmann, beſaß Etzien und Pfaffendorf, iſt 20. Mai 1706 zu Halle im 86. Jahre geſtorben und hat in zwei Ehen [1]) drei Söhne und vier Töchter erzeugt. Von den Töchtern erſter Ehe hat Anne Sabine (geb. 9. März 1658) einen Herrn v. Lindenau geheirathet. Eine Tochter zweiter Ehe, Marie Sibylle (geb. 1. Febr. 1667), war erſt mit einem Oberſtlieutenant v. Meyer, dann mit Einem v. Rauchhaupt auf Hohnſtädt vermählt. Von den drei Söhnen zweiter Ehe fiel Johann Heinrich (geb. 1669), als Capitän in venetianiſchen Dienſten, auf Morea. Karl Friedrich auf Mondel, geb. 3. Febr. 1671, trat 1685 in kurbrandenburgiſche Kriegsdienſte, erhielt 1709 eine Compagnie, ward 1710 Major, 1714 Oberſtlieutenant, 1721 als Oberſter in Ruheſtand geſetzt, worauf er in Halle von ſeinen Salzkoten lebte, und noch 1743 zum Generalmajor ernannt ward. Er ſtarb 7. Sept. 1747 zu Halle, unverehlicht, und hat ſein Vermögen der Invalidenkaſſe vermacht. Der jüngſte Bruder, Chriſtian Ludwig (geb. 10. Aug. 1672), ſtarb 1725, als preußiſcher Oberſtlieutenant, zu Berlin.

---

[1] Näheres, ſowie viele Actenſtücke, ſiehe in einem Aufſatze des Dr. K. A. Barack in dem Archiv des hiſtoriſchen Vereins für Unterfranken und Aſchaffenburg, Bd. 14, Heft 3, S. 1 fg. Wir theilen Obiges hier mit, weil es uns zu mehreren in dieſem Bande enthaltenen, in einer gewiſſen inneren Verwandtſchaft ſtehenden Aufſätzen gut zu paſſen ſchien.

---

[1]) Er vermählte ſich: 1) 13. Juni 1655 mit Anna Sabine, einer Tochter Melchior's v. Schlemach auf Melsdorf und Gebersdorf, magdeburgiſchen Kammerdirectors zu Halle, die, geb. zu Dresden 17. Oct. 1637, am 19. März 1658 im Kindbette ſtarb; 2) 28. Oct. 1662 mit Eliſabeth Sibylle, einer Tochter des kurbrandenburgiſchen Geheimen Raths Johann Georg Reinhard auf Morungen, Dachwitz, Merkewitz.

Noch kommt ein Chriſtian Heinrich Gratz auf Pfaffendorf vor, welcher ſchwediſcher Lieutenant geweſen iſt und eine Anna Dorothea Seidel zur Frau gehabt hat, die als Witwe 1656 erſt einen ſchwediſchen Lieutenant Chriſtian Pöllner (geb. 21. Jan. 1623, † 7. Aug. 1671) und dann (21. Sept. 1672) einen Advocaten Chriſt. Schwenck zu Halle heirathete. Wahrſcheinlich iſt auch dieſer ein Sohn des alten Dr. Joachim Bernhard Gratz geweſen. — Die Familie ſelbſt, wenn ſie nicht durch Joachim Bernhard's Neffen zu Werben, Hilarius und Joachim, Söhne des 1648 verſtorbenen Jakob Gratz, fortgepflanzt worden iſt, ſcheint erloſchen.

VII. 41 ſq. wird eines ſchwediſchen Oberſten Samuel Oeſterling gedacht, welcher einen weſentlichen Antheil an Rettung der von Baner mit der Einäſcherung bedrohten Stadt Pirna gehabt und ſich überhaupt bei dieſer Gelegenheit als ein menſchlich fühlender Krieger erwieſen hat. Auch dieſer gehörte, wie die Nachkommen jenes Gratz, wenn nicht ſelbſt, doch in ſeiner Verwandtſchaft, der halleſchen Pfännerſchaft an. Er war der Enkel eines Chirurgus zu Halle, Lorenz Oeſterling, der Sohn eines halleſchen Worthalters und Kramermeiſters Tobias Oeſterling († 18. Mai 1647, im 74. Jahre), und der Eliſabeth Becker († 18. April 1639, im 70. Jahre), einer Kramerstochter aus Halle, von der vielleicht, da ſie älter als ihr Mann war, das Vermögen ſtammte. Dieſe Aeltern hatten, außer einer Tochter, drei Söhne erzeugt: Samuel, Chriſtian und Tobias.

Samuel war am 2. April 1604 geboren, ſtand folglich bei Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges noch im Knabenalter, hat ſich aber im Laufe deſſelben bis zum ſchwediſchen Oberſten aufgeſchwungen, und iſt auch noch gegen Ende des Krieges den Kriegertod geſtorben, indem er bei der Vertheidigung von Iglau, zu deſſen Beſatzung er gehörte, am 20. Nov. 1647 gefallen iſt. Seine Leiche wurde nach Stettin geſchafft, wo ſie am 22. Febr. 1648 beerdigt wurde. Am 27. Juli 1643 hatte er ſich mit Barbara von Eichſtädt (geb. 25. März 1614), einer Tochter des Ernſt Dubislav v. Eichſtädt auf Küſſow und Witwe des ſchwediſchen Oberſtlieutenants Gerhard Kuhlmann, verheirathet, die ihm aber 18. Mai 1646, gleichfalls zu Iglau, im Tode vorausging, nachdem ſie ihm kurz vorher (29. Jan. 1646), an demſelben Orte, einen Sohn geboren hatte. Es war dies Ernſt Chriſtian v. Oeſterling, der den Adel führte, k. k. Geheimer Rath und mecklenburgiſcher Generalmajor und Commandant zu Güſtrow wurde und, nachdem er ſich mit drei Fräuleins aus alten Adelsgeſchlechtern vermählt hatte [1]), am 27. März 1709 zu Altenwalde geſtorben iſt. Zwar hatte er in erſter Ehe, neben fünf Töchtern, einen Sohn und in zweiter noch einen Sohn erzeugt. Indeß von den Söhnen überlebte ihn nur der zweite (geb. 21. Juli 1700), der nach dem Großvater Samuel geheißen war, und auch dieſer ſtarb ſchon 1726 kinderlos.

Samuel's Beiſpiele mochte auch ſein nächſter Bruder gefolgt ſein, indem wir auch Chriſtian Oeſterling als ſchwediſchen Oberſtlieutenant bezeichnet finden. Dieſer hatte jedoch den Krieg glücklich überſtanden, und lebte nach dem Frieden als Pfänner zu Halle, wo er ſich 17. Juni 1645 mit Marie Eliſabeth Rückmann (geb. 30. Juni 1616), einer Pfännerstochter, verehelicht hatte, und als dieſe am 23. März 1668 ſtarb, ihr in Anne Roſine Klemm, der Tochter eines Oberſtlieutenants, eine Nachfolgerin gab. Er ſcheint bis ans Ende des 17. Jahrhunderts gelebt zu haben. Denn ſeine Witwe ſchritt erſt 24. Juni 1703 zu einer zweiten Ehe, die ſie mit dem Conſiſtorialrath und Profeſſor der

---

[1]) Am 29. Dec. 1684 mit Katharine, Tochter Peter's v. Glaſenapp, die 29. April 1697 ſtarb, am 25. April 1698 mit Eliſabeth Tugendreich, Tochter Joachim Heinrich's v. Wedel auf Gremzo, die 2. Aug. 1700 ſtarb, am 28. Juni 1701 mit Amalie Kunigunde von der Schulenburg, verwitweten Oberſt v. Hann.

Rechte zu Halle Heinrich v. Boden einging. Aus der erſten Ehe waren dem Oberſtlieutenant Oeſterling fünf Söhne und drei Töchter geboren worden. Nur von dem älteſten Sohne, Chriſtoph Guſtav auf Ulſtädt (geb. 26. Mai 1646, † zu Ulſtädt 29. März 1686), der als Hauptmann in fürſtlich ſächſiſchen Dienſten geſtanden, iſt uns bekannt, daß er Kinder erzeugt hat, davon jedoch die drei Söhne alle in jüngern Jahren geſtorben. Er ſcheint auch den Adel geführt zu haben, und jedenfalls vermählte er ſich (14. Mai 1677) mit einem adeligen Fräulein, der Sophie Urſula, Tochter Nikolaus Chriſtoph's v. Hühnefeld auf Altenberge und Annen Katharinen v. Neuhaus. Auch eine Schweſter von ihm, Eſther Sophie (geb. 8. Juni 1652), war ſeit dem 5. Juli 1680 mit einem Edelmann, Franz Joachim v. Schlabberndorf auf Blankenſee, vermählt. Eine andere Schweſter, Agathe Eliſabeth (geb. 18. Febr. 1650, † 27. Nov. 1731), hatte 15. Dec. 1668 dem halleſchen Pfänner Friedrich Wilhelm Grull (geb. 1644, † 16. Sept. 1701) ihre Hand gereicht, und iſt 1704 mit ihrem Sohne[1]) und einer Tochter geadelt worden. Ein Bruder, Joachim Chriſtian (geb. 19. Febr. 1648), war däniſcher Hauptmann, iſt aber unvermählt geſtorben.

---

[1]) Dieſer Karl Guſtav v. Grull (geb. 26. Oct. 1671, † 31. Dec. 1747) hatte erſt in Kriegsdienſten geſtanden und lebte dann als Pfänner zu Halle. Er war mit Eva Katharina v. Schlabberndorf verehelicht, die 13. Mai 1738 im 68. Jahre ſtarb, nachdem ſie ihm 14. Mai 1707 einen Sohn Otto Adolf Friedrich und 1. Jan. 1713 eine Tochter Agathe Eva Chriſtine geboren, welche letztere ſich 25. April 1747 mit Johann Wilhelm v. Raſchau auf Rauſes vermählte. Auch die geadelte Schweſter, Agathe Sophie (geb. 28. Sept. 1687), ſoll, nach dem Grulliſchen Stammbaume, einen Schlabberndorf geheirathet haben, ſcheint uns aber vielmehr jene Agathe Sophie v. Grull aus Merla geweſen zu ſein, welche am 20. Nov. 1714 die erſte Gemahlin Chriſtian Erdmann Ludwig's v. Werthern auf Wiehe (geb. 10. April 1692, † 1. Jan. 1749) wurde und 12. Juli 1725 ſtarb. Ihr Gemahl wäre dann ein Sohn jenes Johann Friedrich v. Werthern auf Wiehe geweſen, der (geb. 25. Jan. 1665), als Dr. theol. und weimariſcher Geheimer Ober-Kirchen- und Conſiſtorialrath und Oberhofprediger, 15. März 1729 ſtarb. (Vgl. III, 513.)

Der dritte Bruder des Oberſten Samuel, Tobias, blieb im gewerblichen Bürgerſtande und war Worthalter und Kramermeiſter zum güldenen Arm in Halle, hat aber gleichwol ſein Leben nicht ſo hoch gebracht, wie ſeine ſoldatiſchen Brüder und iſt eben an den Folgen des Krieges geſtorben, indem er 1636 mit ſeinen beiden einzigen Söhnen und einer Tochter von der Peſt hingerafft wurde. Seine Witwe, Margarethe Appel, die er am 5. Febr. 1627 heimgeführt hatte, überlebte ihn um viele Jahre und iſt erſt am 6. Oct. 1683 geſtorben. Hoffentlich ſind ihr die beiden älteſten Töchter, die von der Peſt verſchont geblieben, zum Troſte erhalten worden. — Nach dem allen ſcheint das Geſchlecht der Oeſterling im Mannesſtamm erloſchen. Zwar kommt noch ein Kramermeiſter Peter Oeſterling zu Halle vor († 25. Dec. 1644), der auch einen Sohn Tobias (geb. 9. Oct. 1640) hinterlaſſen. Es iſt aber weder der Zuſammenhang deſſelben mit den Obigen, noch das Schickſal ſeines Sohnes bekannt.

Gleichfalls dem halleſchen Salzgeſchlechterkreiſe gehörte jener Georg Gottlieb Ritter an, der der hauptſächlichſte juriſtiſche Rathgeber des Großkanzlers Beichling war, in deſſen Sturz und Unterſuchung verwickelt ward und zugleich mit ihm ſeine Freiheit wiedererhielt.[1] Er war vorher ſächſiſcher Hofrath und Vicekanzler und iſt 3. Aug. 1727 zu Aurich, als ſubdelegirter kaiſerlicher Commiſſar, geſtorben. Unſere Vermuthung, daß er in dem Spottgedichte auf die Tochter des Oberhofpredigers Dr. Carpzov (VIII, 269) unter dem „Liebſten" derſelben gemeint ſei, haben wir beſtätigt gefunden. Seine Frau, mit der er ſich 28. März 1695 verheirathet hatte, war in der That Johanna Eliſabeth Carpzov (geb. 31. Dec. 1676), eine Tochter des kurſächſiſchen Oberhofpredigers Dr. Samuel Benedict Carpzov und der Anna Marie Oſtermann. Ihre beiden Söhne ſind übrigens vor dem Vater geſtorben, der eine 1719 als Student zu Wittenberg. Das älteſte Kind, eine Tochter, Johanne Friederike Ritter (geb. 29. Febr. 1696), heirathete den kurſächſiſchen Hof- und Bergrath Philipp Friedrich Trier. Georg Gottlieb Ritter ſelbſt, deſſen älterer Bruder, Chriſtoph Sigismund, als kaiſerlicher Hauptmann in Italien geſtorben iſt, war der Urenkel des mansfeldiſchen Rathes und Kanzlers Jakob Ritter und der Dorothea Stilzer, eines mansfeldiſchen Rathes Tochter. Der älteſte Sohn dieſer Aeltern, Peter, folgte dem Vater in ſeinem Amte, ſcheint aber keine Nachkommenſchaft hinterlaſſen zu haben. Ein anderer, Jakob, ſtarb als Führer eines Grafen von Mansfeld zu Strasburg. Samuel dagegen (geb. 16. Jan. 1597, † 27. Juni 1647), der als Mitglied des Schöppenſtuhles zu Halle lebte, und daneben den Fürſten von Anhalt und den Grafen von Mansfeld in der angenehmen Stellung eines „Rathes vom Haus aus“ diente, pflanzte mit Marie Herold (geb. 1. Juli 1602, † 21. März 1675), aus einer halleſchen Pfännerfamilie, den Stamm fort. Sein älteſter Sohn, Samuel (geb. 30. Mai 1624), ward Dr. und Profeſſor der Rechte zu Wittenberg, wo er 28. Nov. 1647 die Tochter eines theologiſchen Collegen, des Prof. Dr. Jakob Martini, heimführte. Ein Enkel deſſelben, Gottlieb, iſt Doctor der Rechte und Bürgermeiſter zu Dresden geweſen. Ein zweiter Sohn des ältern Samuel, Jakob (geb. 29. Mai 1627, † 14. Aug. 1669), war fürſtlich magdeburgiſcher Secretär und Juſtitiar; ein dritter, Chriſtoph (geb. 9. Jan. 1636), Dr. und Profeſſor der Rechte zu Wittenberg, ſpäter Hofrath zu Dresden und dieſer iſt mit Katharina Götze, der Tochter des kurſächſiſchen Majors Götze, vermählt, der Vater des Vicekanzlers Ritter geworden. Der jüngſte dieſer Brüder, Johann Baptiſta (geb. 8. Jan. 1639, † 13. Febr. 1674), ward in den Adelſtand erhoben, beſaß das Rittergut Bilzingsleben, war Schöppe zu Halle und kaiſerlicher, kurſächſiſcher und fürſtlich magdeburgiſcher Geheimerath. Er hatte ſich 11. Oct. 1664 mit Anna Maria Olearius, aus einem weitverzweigten theologiſchen Geſchlechte, das jetzt noch zu Leipzig im Handelsſtande blüht, einer Tochter des weißenfelſiſchen Generalſuperintendenten Dr. Johann Olearius und der Katharina Eliſabeth Merck, verehelicht, die als Witwe 1679 Paul v. Heinsberg auf Loſſa und nach deſſen Tode Johann Adolf

---

[1] S. VIII, 203, 253 fg., 283 fg.

v. Kroſigk auf Mukrehna heirathete und 1693 ſtarb. Ein Sohn, Johann Friedrich, den ſie ihrem erſten Gemahl geboren, hat vielleicht den Stamm fortgepflanzt.

3. Aus einer Univerſitätschronik.

Folgende, aus den Annalen der Univerſitätsſtadt Halle, aus einem Zeitraume von ungefähr einem halben Jahrhundert hervorgehobene Begebenheiten mögen denn doch ein Bild von den damaligen Zuſtänden und Gewohnheiten geben, das uns wiederum lehrt, wie wenig wir ſie zu beneiden haben.

Am 23. Oct. 1694, abends 9 Uhr, erſtach ein zu Halle Theologie ſtudirender Sohn des ſeiner Zeit berühmten lübeckiſchen Superintendenten Dr. Auguſt Pfeiffer [1]) einen andern Studenten, Jakob Springer, eines leipziger Kaufmanns Sohn, im Goldenen Stern, und der Thäter entſprang. — Am 6. April 1695, vormittags zwiſchen 10 und 11, wurde auf einem auf dem Markte aufgerichteten Gerüſte, ein angebliches (lutheriſches) Pasquill gegen die Reformirten, auf kurfürſtlichen Befehl, in Gegenwart vieler Tauſende von Menſchen, durch den Scharfrichter, „zu männigliches Abſcheu“, öffentlich verbrannt. [2]) — Am 16. April 1695 ward ein

---

[1]) Er war 1634 zu Lauenburg geboren, fiel im fünften Jahre von oben mit dem Kopfe auf ein eiſernes Blech, ſodaß er für todt lag und man ihn ſchon in ein Leintuch einnähen wollte, wobei er jedoch zum Glück in einen Finger geſtochen ward, den er zurückzog und ſo ſein Leben kundgab und rettete. Im 18. Jahre bezog er die Univerſität Wittenberg, wo er Magiſter, außerordentlicher Profeſſor und Dr. theol. wurde. Von da kam er als Oberpfarrer und Conſiſtorial-Aſſeſſor nach Medzibor im Fürſtenthum Oels, dann nach Struppen, 1675 nach St.-Afra in Meißen, 1682 als Superintendent nach Leipzig, 1690 nach Lübeck, wo er im Januar 1698 ſtarb. Seine Frau war Euphroſine Marie, eine Tochter des Diakonus M. Johann Herzog in Dresden.

[2]) Daſſelbe widerfuhr am 10. März 1705 einer Anzahl gleich-

Stud. Theol. Chriſtian Zahn von einem Stud. Med. dergeſtalt geſtochen, daß er andern Tages verſtarb. — Am 2 Juli 1699 ward ein Fähnrich Joachim v. Natzmer von einem Studenten durch die Kehle geſtochen, woran er einige Stunden ſpäter verſchied. — Am 29. Juli 1701 hieb ein Stud. Med. einem Chorſchüler, als derſelbe auf dem Neumarkt im Chor ſang, die linke Hand ab. — Am 28. März 1702 erging ein königliches Reſcript, wonach diejenigen Studenten, die wegen Duellirens relegirt worden, auf keiner königlichen Univerſität inſcribirt werden ſollten. — Am 13. Febr. 1704 ward ein Stud. Jur., Johann Chriſtoph Nemming aus Nürnberg, der ſeit dem 26. Dec. des vorhergehenden Jahres verſchwunden geweſen, in der Gämritzenſchleuſe im Sande ſteckend todt gefunden. Bei der Section fand man durchaus kein Merkmal, das ſeinen Tod hätte erklären können. Ertrunken konnte er nicht ſein, da das Waſſer dieſe Zeit über gefroren geweſen. Er wurde in der Schulkirche begraben und ihm ein Epitaphium errichtet. Zwar fiel einiger Verdacht auf einen liederlichen Wirth und einige Frauenzimmer, und dieſe kamen auch in Unterſuchung, wurden aber, nach abgelegtem Reinigungseide, wieder entlaſſen. — Am 21. Febr. 1704 verwundete ein Schüler, die alſo auch zuweilen Repreſſalien gebraucht haben, einen Studenten Francke aus Halle mit einem Prügel dergeſtalt am Kopfe, daß er bald darauf verſtarb. — Am 24. Juni 1704 wurde ein Stud. Jur., Ernſt Linke aus dem Würtembergiſchen, abends 6 Uhr, auf dem Schlamme von einem andern Studenten erſtochen. — Am 19. Sept. deſſelben unruhigen Jahres drangen, als der Wagemeiſter auf der Wage Hochzeit hielt, Studenten daſelbſt ein und trieben allerhand Unfug. Wie nun der Rathsmeiſter Ockel demſelben ſteuern wollte und zuletzt einen Studenten beim Aermel zur Thüre hinausführte, behauptete der Student, auf der Wage Ohrfeigen bekommen zu haben, und brachte dadurch einen großen Tumult zuwege.

---

falls gegen die Reformirten gerichteten Schriften des hamburger Prof. Samuel Edzard.

bei dem die Studenten die Wage, das Rathhaus und das Haus jenes Rathsmeiſters erſtürmten, die Fenſter einwarfen und mit geladenen Piſtolen hineinſchoſſen. Die Scharwache war außer Stande, den Tumult zu bemeiſtern, der nur mit großer Mühe geſtillt werden konnte, nachdem die Bürgerſchaft zuſammengelauten worden war. — Bei den Studenten mochte ein Groll aber fortdauern, denn am 11. März 1705 fingen ſie mit der Scharwache Händel an, und als darüber einige Studenten verhaftet worden, ſtürmten ſie am 12. Wachthaus und Wage und zerſchlugen dabei die Fenſterladen, was dann die weitere Folge hatte, daß der Pöbel in die Wageeinnahme einſtieg, das Geld daraus raubte und die Möbeln zerſtörte. Das hatte denn eine große Unterſuchung durch eine königliche Commiſſion zur Folge.

Am 1. Dec. 1710 duellirten ſich der Stud. Jur. Nikolaus Reinemann und der Stud. Theol. Valentin Zielfeld, beide aus Heſſen und erſt 17 Jahr alt, in Diemitz, wobei der Juriſt den Theologen erſtach. Zwar hatte der letztere ſich durch unter dem Hemde auf die Bruſt gelegte Pappe zu ſchützen geſucht; der Stich war aber ſeitwärts und durch das Herz gegangen. Der Leichnam des Gefallenen wurde, auf königlichen Befehl, den damaligen ſtrengen Duellgeſetzen gemäß, die ſich gleichwol fruchtlos erwieſen haben, zwiſchen Galgen und Rad begraben. Der Thäter war entronnen, ſollte aber, nach durchgeführtem Achtsproceß, in effigie gehenkt werden, welches auch „Se. königl. Majeſtät allergnädigſt confirmirte“. Die Univerſität ließ nun das Bildniß jenes Reinemann — wahrſcheinlich ein Phantaſieſtück — auf ein Bret malen und ausſchnitzen, beſtimmte den 1. Dec. 1711 zur Execution, und wollte das Urtel aus einem Fenſter der Concilienſtube durch den Secretär publiciren laſſen, worauf der Scharfrichter das Bild, von der Scharwache begleitet, nach dem Galgen tragen und daſelbſt aufhenken ſollte. Nun hatte aber die Univerſität keine eigene Femſtätte, ſondern dieſe gehörte dem Magiſtrat, ſowie die Execution der Criminalurtel in der Regel dem Stadtſchultheißen gebührte, in Betreff der Univerſität aber beſtimmt war, daß eine Todesſtrafe durch das Amt Giebichenſtein, oder durch die Berggerichte vollſtreckt und die Delinquenten dieſen Behörden überliefert werden ſollten. Der Stadtſchultheiß, Hofrath Dr. Berndes, brachte daher bei der Regierung eine Inhibition an den Stadtmagiſtrat gegen Verabfolgung der Scharwache aus. Auf der andern Seite meinte aber der Prorector, was damals der berühmte Dr. Johann Samuel Stryk war, wenn die Execution nicht an dem vorher durch gedrucktes Plakat bekannt gemachten Tage vor ſich ginge, ſo möchte der Univerſität daraus ein Schimpf erwachſen. Er ließ daher das Bild durch einen Tagelöhner heimlich vors Thor hinaus zum Galgen tragen, wo die Scharfrichterknechte mittels einer Leiter über die Mauer in den verſchloſſenen Galgen ſtiegen und das Bild mittels einer um den Hals gelegten eiſernen Kette an denſelben befeſtigten. Höhern Orts nahm man jedoch dieſes Verfahren, als man es durch darüber geführte Beſchwerde erfuhr, höchſt ungnädig auf, verwies es der Univerſität, durch Reſcript vom 12. Jan. 1712. ernſtlich, ſoll auch dem Prorector eine Geldſtrafe aufgelegt haben.

Am 28. März 1713 fiel der 19jährige Freiherr Leopold Adam v. Poſadowski, aus einer ſchleſiſchen Familie, der zu Halle ſtudirte, als er des Nachmittags auf den Pulverweiden an der Saale ſpazieren ritt, mit dem Pferde in den Saalſtrom, indem das unterwaſchene Ufer einſank. Das Pferd wurde unbeſchädigt wieder herausgezogen. Der Reiter aber war ertrunken und wurde des Abends mit Fackeln in der Schulkirche beerdigt. — In der Nacht vom 19./20. Aug. 1714 wurde der Stud. Jur. Guſtav Adolf Brandis, des Oberamtmanns Johann Brandis zu Giebichenſtein Sohn, auf dem Neumarkt von einigen andern, mit denen er Händel gehabt, mit vielen Wunden dergeſtalt zerfleiſcht, daß er todt auf dem Platze blieb. Von Ergreifung und Beſtrafung der Thäter ſchweigt unſere Quelle.

Im Frühjahr 1716 machten raſche Todesfälle mehrerer Perſonen auch auswärts vieles Aufſehen und gaben zu mancherlei Gerüchten Anlaß. Es hatte ſich nämlich eine Geſellſchaft ſehr liederlicher Studenten zuſammengethan, die ſich zu ihren Zuſammenkünften außerhalb der Stadt gelegene Wirthſchaften, namentlich die vor dem Steinthore befindlichen Schenkhäuſer und zuletzt beſonders den Grünen Hof vor dem äußerſten Thore erwählt hatten, wo ſie Tag und Nacht mit übermäßigem Saufen und Tanzen zubrachten. Dies hatten ſie namentlich einige Wochen vor Oſtern jenes Jahres beſonders ausſchweifend getrieben. Auf einmal erkrankten die meiſten derſelben und acht Perſonen, ſowie der Wirth und eine Tochter deſſelben, ſtarben, meiſt am 9. oder 11. Tage, nachdem ſie in hitzigem Fieber gelegen. Auch einige Mitglieder der Geſellſchaft, die ſchon abgereiſt waren, bekamen dieſelbe Krankheit und Einer ſtarb in der Ferne daran. Auswärts wurde erzählt und durch herumgetragene gedruckte Zeitungen verbreitet, die Geſellſchaft hätte bei damaliger Faſtenzeit im Grünen Hofe die Paſſion geſpielt und mit vielem Geſpötte das Nachtmahl ausgetheilt, ſei aber dafür, aus gerechtem Gerichte Gottes, durch einen ſchnellen Tod in Raſerei hinweggerafft worden. Eine entgegengeſetzte Richtung wollte dagegen den Vorgang daraus erklären, daß der Wirth Potaſche in das Bier gethan habe, „welche auf dem Harze in einem Hohofen calcinirt und ſolchergeſtalt von einem arſenikaliſchen Hüttenrauche durch und durch imprägnirt worden“ ſei. Die ärztliche Unterſuchung fand jedoch zwar letztere Annahme nicht beſtätigt, aber auch ſonſt nichts beſonders Auffälliges an der Krankheit, die in der That, nach den darüber beigebrachten Angaben, ein gewöhnlicher Typhus geweſen zu ſein ſcheint, deſſen Urſprung die Aerzte der unordentlichen Lebensweiſe jener Leute und zuletzt den Erkältungen zuſchrieben, die ſie ſich zugezogen, indem ſie, durch Tanzen in der ſtark geheizten Stube erhitzt, kalt getrunken hätten und in die Kälte hinausgelaufen wären.

Im Jahre 1717 entſtand bei Gelegenheit der Werbungen, welche der Alte Deſſauer, der ſein beſonderes Standquartier in Halle hatte, bekanntlich mit vollſter Rückſichtsloſigkeit vorzunehmen pflegte, und wobei u. a. ein Candidat der Theologie zum Soldaten gepreßt worden war[1]), ein gewaltiger Tumult, der ſich lange Zeit fortzog und zu ſteten Händeln zwiſchen Studenten und Soldaten Anlaß gab. Dieſe Unruhen verurſachten auch einen Verſuch, das Landsmannſchaftsweſen in Halle, wo die Nationenverfaſſung unbekannt geblieben war, einzuführen. Um ſich einander beſſer beiſtehen zu können, ſchlugen die Studenten ſich in Landsmannſchaften zuſammen, wählten ſich Senioren und Subſenioren, und unterſchieden ſich durch offen getragene Bänder, deren Farben ſich zum Theil noch bei den Nachfolgern erhalten haben. Die Märker trugen orange, die Schwaben, Franken und Schweizer ſchwarz und Gold, die Sachſen, Thüringer und Voigtländer roth, die Pommern himmelblau, die Magdeburger, Mansfelder und Anhaltiner grün, die Heſſen und Weſtfalen weiß, die Schleſier, Böhmen, Oeſterreicher, Lauſitzer, Ungarn und Siebenbürger kirſchfarben, die Dänen und Holſteiner violett mit Silber, die Engländer, Braunſchweiger und Hannoveraner violett mit Gold, die von Rhein und Moſel hochroth, die Oſtfriesländer roth mit Silber, die Mecklenburger roſenroth und weiß. Wie es aber gemeiniglich geht, wenn die Studentenſchaft durch äußere Vorfälle aufgeregt und wenn ſie überhaupt mehr auf ihre Standesbeziehungen und das ſtudentiſche Treiben, als auf ihre Studien gerichtet wird: die Sache führte zu beſtändigem Schmauſen,

---

[1]) Weniger Befremden erregte es, wie der Deſſauer 1716 einen jungen Edelmann aus Stryk's Collegium wegholen ließ. Der Pro-

---

lſſer begnügte ſich, dem jungen Mann nachzurufen: „Ergreifet den Degen! verlaſſet die Feder!“ Es war dies Chriſtian Ludwig v. Kalſow, ein Sohn Karl Ferdinand's v. Kalſow auf Blankenhagen, Suckow, Ribow u. ſ. w. († 1697) und der Anne Luiſe v. Dewitz aus Daber, und er ward ſelbſt eifriger Werber, und ſtand in hoher Gunſt bei Friedrich Wilhelm I., an deſſen Sterbelager er wachte. Im Jahre 1740 wurde er in Einem Jahre Oberſtlieutenant und Oberſt, 1745 Generalmajor, 1750 Generallieutenant. Im J. 1757 verabſchiedet, lebte er auf ſeinem Gute Zollen bei Soldin, wo ihn 1759 die Ruſſen ſehr beläſtigten, erhielt erſt 1766 eine Penſion von 600 Thlrn., und ſtarb, kinderlos, am 1. Oct. deſſelben Jahres, im 72. Jahre. Er hatte ſich 7. Sept. 1736 mit Marie Luiſe Dorothea, einer Tochter des Geheimen Finanzraths Chriſtian v. Herold und der Eva Katharina v. Klinggraf, vermählt, die (geb. 23. März 1715) am 1. Juli 1743 ſtarb. In zweiter Ehe verband er ſich mit einer v. Wedel, die 30. Mai 1780 zu Lippehne ſtarb.

Trinken und Commerſchiren, zu Vernachläſſigung der Collegien und zu vielfachen Händeln und Schlägereien. Bereits am 22. Nov. 1717 wies denn auch ein königliches Reſcript die Univerſität an, die Landsmannſchaften ſofort wieder aufzuheben. Die Bänder ſollten unverzüglich wieder abgelegt und weder jetzt noch künftig wieder getragen werden. Die Durchführung dieſer Befehle wurde damals auch bewerkſtelligt, wenn auch nicht ohne Mühe und nicht für immer, und ein gährender Geiſt machte ſich noch längere Zeit in der Studentenwelt merklich.

Als im folgenden Jahre der Prorector Dr. Lange, der bekannte Gegner Wolf's, das nächtliche Umgehen mit Muſik verbot, entſtand abermals ein großer Tumult, wobei die Scharwache übel zugerichtet, die Häuſer des Prorectors und des Syndikus geſtürmt und alle Fenſter derſelben zerſchlagen wurden. — Am 10. Oct. 1722 bekam ein Stud. Theol. Adam Gockbar, 20 Jahr alt, als er des Abends nach Hauſe gehen wollte, von der Scharwache, die einige lärmende Studenten verfolgte, in der Märkerſtraße einen Schlag, an deſſen Folgen er in einigen Tagen ſtarb. Der Tod des Unſchuldigen veranlaßte eine Unterſuchung, nach welcher ein Stadtknecht zur Feſtungsarbeit verurtheilt wurde. — Am 23. Juni 1724 hatte ein betrunkener Student einen nach der Synagoge gehenden Juden attaquirt, dieſer aber ihn bewältigt, geſchlagen, ihm den Degen abgenommen und dieſen in das Haus des Syndikus der Univerſität gebracht. Auch hierüber entſtand ein arger Tumult, welcher mehrere Tage dauerte und wobei am 24. Juni der Judentempel und einige Judenhäuſer geſtürmt, demolirt und von dem zulaufenden Pöbel geplündert wurden. Dies hatte wieder die Einſetzung einer außerordentlichen Unterſuchungscommiſſion und für manche Betheiligte eine nachdrückliche Strafe zur Folge. — Ein neuer Tumult entſtand am 12. Juli 1726, bei Gelegenheit des Prorectoratswechſels. Die Studenten erſtürmten abermals die Wage und erbrachen die darin befindliche Wachtſtube, bei welchem Eindringen jedoch ein Student von der Scharwache mit einem Spieße erſtochen wurde. Zuletzt mußte die bewehrte Bürgerſchaft durch Läuten der

Bürgerglocke zu Stillung des Tumultes zuſammenberufen werden.

Am 18. Oct. 1727 ward ein Student v. Budberg von einem andern Adeligen des Abends in einem Rencontre erſtochen. Der Thäter entkam, ging in Kriegsdienſte und iſt in den ſchleſiſchen Kriegen als Major in Böhmen gefallen. — Am 24. März 1728 erſtach der Student Burrian aus Halle, jedoch ohne ſeinen Willen, den Halloren Riemer. Da er nicht mit Vorbedacht gehandelt, ſo kam er, nachdem er den Reinigungseid geleiſtet, mit 100 Thlr. Geldbuße davon. — In der Nacht vom 12./13. Juli 1732 führte der Protectoratswechſel wieder einen großen Tumult herbei, wobei vielen Einwohnern die Fenſter, auch viele Laternen entzweigeſchlagen wurden. — Trauriger, daß am 20. Aug. 1734 ein armer fremder Student der Theologie von einigen übermüthigen, rohen und gedankenloſen Geſellen genöthigt wurde, ſoviel Branntwein zu trinken, daß er darüber den Geiſt aufgab! — Am Abend des 21. Dec. 1744 fochten zwei Studenten ſcherzweiſe im Rathskeller mit den in der Scheide gelaſſenen Degen. Das Unglück wollte aber, daß dem einen etwas von der Scheide abſprang und darüber ſein Gegner, eines Predigers Sohn, Namens Runde, einen Stich in die Bruſt bekam, der ihn augenblicklich tödtete. — Im Jahre 1746 gerieth ein Student beim Billard mit einem Offizier in Streit, und ſtach dieſen ſo unglücklich in den Arm, daß die Wunde den Tod zur Folge hatte. — So griffen ſich auch 1747 ein Lieutenant und ein Student, wie ſie ſich in der kleinen Klausgaſſe begegneten, mit Waffen an, und obwol der Lieutenant den Studenten zunächſt ſo verwundete, daß er zu Boden fiel, ſtach derſelbe doch den Lieutenant von unten in den Leib, daß er auf der Stelle todt blieb. — Didicisse fideliter artes, emollit mores, nec sinit esse feros!

4. Sächſiſche Staatsgefangene.

Der Aufſatz: „Sächſiſche Staatsgefangene“ in X, 29 fg., war, wie wir in einem Nachtrage zu jenem Bande erwähnten, bereits gedruckt, als der zweite Band der intereſſanten Schrift des Herrn v. Weber: „Aus vier Jahrhunderten“ erſchien, welche bekanntlich in actenmäßigen Mittheilungen aus dem königlich ſächſiſchen Hauptſtaatsarchive beſteht. Wir fanden darin an zwei Stellen Ergänzungen zu obigem Artikel. In einem Aufſatz über „Gefangene auf dem Hohnſtein“, der ſich im übrigen nur mit den Fluchtverſuchen einiger Gefangenen niedern Standes, meiſt gemeiner Verbrecher, beſchäftigt, werden doch auch einleitungsweiſe eine Anzahl von Perſonen höhern Standes aufgeführt, welche auf dem Hohnſtein geſeſſen, und dieſes Verzeichniß iſt weſentlich ſtärker, als das unſere, gibt aber freilich bei den Meiſten nur die Namen. Wir tragen jedoch diejenigen nach, die bei uns nicht genannt waren, und fügen bei Einzelnen bei, was wir über ſie wiſſen: Graf Albrecht zu Mansfeld, 1543; der ältere Herr Reuß von Plauen, 1560—1568; Advokat Mathias Klem, 1615; Joachim v. Carlowitz, Förſter zu Nauendorf 1615 [1]); Amtsſchöſſer Chriſtoph Hacker, 1618; Joachim v. der Sahla und Jakob v. Auerswalde, 1623; Georg v. Starſchedel zu Steinigtwolmsdorf, 1624; Oberſtlieutenant Chriſtian Becker, „wegen feindlicher Werbung in Sachſen im Kriegsrecht zu ewigem Gefängniß verurtheilt“; Hildebrand v. Einſiedel aus Gnandſtein, deſſen Vater darauf angetragen, „ihn wegen gegen ihn ausgeſtoßener gräulicher Flüche und Wünſche u. ſ. w. in ewiger custodie zu halten“ [2]), 1638; Hans v. Schönfeld[1]), 1640; Studioſus Michael Klobe, 1655; Chriſtian Heinrich v. Birckholz, 1664; Ernſt Adolf v. Breitwitz, 1674; Salome Eliſabeth v. Metzradt, 1681[2]); Wolf Heinrich v. Spohr, 1686; Jakob N., „ſo ſich für einen Venetianer ausgiebet und als eine Uebelthaten halber verdächtige Perſon aufs königl. Schloß Hohnſtein in Verhaft gebracht“, 1691; Georg Rudolf v. Klür, „wegen unterſchiedlicher unfertiger Händel“, 1698 und 1706, † auf dem Hohnſtein 18. Mai 1712; Seifried Bernhard du Brull, 1700; Lieutenant Chriſtian Wilhelm v. Naſo, 1702[3]); M. Auguſt Tittel, geweſener Pfarrer zu Plotzky, 1729.[4]) Noch erfahren wir, daß die X, 41 erwähnte Barbara eine geborene v. Grünberg geweſen. — Unter denen, welche Herr v. Weber ſpecieller beſpricht, haben wir hier nur den Jeremias Kneuſſler anzuführen, der als ein falſcher Denunciant, „welcher unterſchiedliche Bedienten wegen geführter übeln Haußhaltung und

---

[1]) Wahrſcheinlich derſelbe, der um jene Zeit mit Benigna Allnreck aus Tanneberg verehelicht war. Ein anderer Joachim Carlowitz, mit Margarethe Bünau aus Liebſtädt vermählt, kommt auch um jene Zeit auf Zuſchendorf und Liebſtädt vor.

[2]) Es kann dies kaum ein anderer geweſen ſein, als der dritte Sohn des frommen und gelehrten Hildebrand v. Einſiedel auf Gnandſtein und Wolftitz (geb. 10. Jan. 1566, † 3. März 1647), und

---

der Sibylle v. Kanne aus Gloden. Derſelbe war am 7. Mai 1608 geboren, hatte ſtudirt, war dann in Kriegsdienſte getreten, Major geworden, und beſaß Weiſtritz und Prießnitz. Seine „Cuſtodie“ kann nicht „ewig“ gedauert haben; denn er vermählte ſich 26. Dec. 1652 mit Anne Eliſabeth v. Pölnitz aus Droitzſch. Er erkrankte übrigens am erſten Hochzeitstage bei der Tafel und ſtarb ſchon 1. Jan. 1653 zu Weiſtritz, worauf die jungfräuliche Witwe ſich anderweit verehelichte.

[1] Der Zeit nach wird das der jüngſte Sohn jenes Hans v. Schönfeld auf Löbnitz, Belgershain, Doben (geb. 1541, † 30. Juni 1609) geweſen ſein, der in ſeiner Jugend Page bei dem Herzog von Guiſe geweſen war, und ſich 1570 mit Sabine v. Erdmannsdorf aus Städteln vermählte. Er ſelbſt beſaß Löbnitz, war mit Urſula Preuß aus Ilkendorf verheirathet und pflanzte den Stamm durch ſeinen einzigen Sohn, Hans Gottfried, fort.

[2] Ob dieſelbe, die 1678 auf den Königſtein kam? (S. X, 110).

[3] Wol derſelbe, der ſpäter venetianiſcher Oberſt wurde.

[4] Iſt dies derſelbe, der auch Paſtor zu Prößen und mit einer Tochter des Superintendenten Dr. Johann Konrad Sillig zu Merſeburg verehelicht war? Er war wegen aufrühreriſcher Schriften in Unterſuchung gekommen.

wider den Kurfürſten gebrauchten Zauberei angegeben“, 1581 auf den Hohnſtein kam, 1582, mit noch einem Geſangenen, entſprang, 1583 wieder eingebracht ward, 1589 nochmals entkam, aber auch nochmals zurückgebracht ward, und noch 1594 auf der „Kohlkammer“ ſaß.

Wichtiger war uns, daß bei Gelegenheit eines ausführlichen Aufſatzes über den Proceß des Grafen Chriſtian Heinrich v. Watzdorf (II, 246) auch des X, 87 fg. von uns beſprochenen Chriſtian Dietrich Boſe des jüngern gedacht und dabei wenigſtens über die Gründe ſeiner zweiten Ungnade ein Aufſchluß gegeben wird, den wir bereits in dem erwähnten Nachtrage kürzlich bezeichnet haben und auf den wir jetzt etwas näher eingehen wollen. Hiernach war Boſe ſchon 1718 wieder in Unterſuchung gekommen, weil durch ihn „gewiſſe Landtagsſchriften in Sachen die Religionsſicherheit in hieſigen Landen und das Stift Naumburg betreffend, welche geheim gehalten werden ſollten, noch ehe ſie Ihro Königl. Majeſtät eingehändigt, prevalirt worden.“ Verhaftet wurde er aber 1728 zu Eisleben, weil er ſich dort Eigenmächtigkeiten erlaubt und mit dem oben erwähnten M. Tittel in Correſpondenz geſtanden habe. Er wurde damals erſt auf die Pleißenburg, dann auf den Sonnenſtein gebracht und über nicht weniger als 2600 Artikel befragt. Es ſoll ſich dabei ergeben haben: „daß er wegen des directorium in evangelicis und des Stifts Naumburg Angelegenheiten, über die Religionsaſſecuration, die er für ungenügend hielt, die Vermählung des Kurprinzen mit einer katholiſchen Prinzeſſin u. ſ. w. bedenkliche Correſpondenz geführt.“ Man fand Deductionen bei ihm, daß die Stifter Meißen, Merſeburg und Naumburg zum Erſcheinen auf den Reichstagen berechtigt ſeien, und daß ein katholiſcher Landesherr die Adminiſtration des Stiftes Naumburg nicht beibehalten könne. Er wurde 1734, gegen Urphede und unter Confinirung auf ſein Gut Frankleben, in Freiheit geſetzt, ſoll aber die „Beſtrickung verletzt, ſich auch gegen den König und die collegia ungebührlicher Schreibart bedient, dabei die in dem Stift Merſeburg beſtehende Gerechtſame berührt und deshalb mit dem Herzog von Sachſen-Merſeburg diſceptirt haben"; weshalb er den 5. Aug. 1738 abermals verhaftet und auf die Pleißenburg gebracht wurde, wo er, wie erwähnt, geſtorben iſt. Man ſieht aus dem allen wohl, daß er ein unruhiger Kopf war. Im übrigen aber dürfte es, dem Portrait de la cour de Pologne gegenüber, unſere Anſicht mehr beſtätigen, als entkräften. Auch Herr v. Weber will nicht bezweifeln, daß bei der letzten Verhaftung perſönlicher Haß des Grafen Brühl im Spiele geweſen, wie der Verfaſſer der Schrift: „Leben und Charakter des Grafen v. Brühl" (II. 43) angegeben hat.

Regiſter.

Alba, Herzog von, 2 fg., 34.
Alcalden des ſpaniſchen Hofes, die, 32.
Alibert, Jean Louis Baron, 423 fg.
Aljaferia, Schloß, 70, 77, 104.
Almenara, Don Iñigo de Mendoza, Marquis d', 64 fg., 68 fg., 73 fg.
Altenſtein, Miniſter v., 299 fg.
Amort, Peter, 370 fg.
André, Lieutenant, 329 fg., 440.
Angern, Georg, 318.
Aragon, Don Juan d', 73, 92, 100; Don Fernando d', 84.
Aragoneſiſche Freiheiten, 62 fg.; ihr Untergang, 104.
Aranda, Graf, 78, 84, 88, 98 fg.
Arcanti, Pedro, 15.
Arce, Rodrigo Vaſquez d', 34, 37, 129 fg.
Aſchaber, Anna, 354, 367, 392 fg.
Auguſtin, Don Vincenzio d', 72.
Aumale, Karl, Herzog von, 124 fg.
Auſtria, Don Juan d', 3 fg., 17, 43.
Ayerbe, Francisco d', 89 fg., 100.

Bacon, Franz u. Anton, 108 fg.
Baden, Chriſtoph, Markgraf v., 140 fg.
—— **: Baden**, Bernhard, Markgraf v., 141; Philibert, 142; Philipp, 143 fg.; Chriſtoph, 144 fg.; ſeine Söhne, 147; Eduard Fortunat, 147 fg.; Wilhelm, 176 fg.; ſeine Söhne, 179 fg.; Cäcilie, Markgräfin von, 144 fg.; Philipp, Prinz von, 147, 168, 172; Karl, 146 fg.; Wilhelm, 162; Hermann Fortunat 162, 178; Albert Karl, 162 fg., 178 fg.; Ferdinand Max, 180; Ludwig Wilhelm, 181; Ludwig Georg, 182 fg.; Auguſt Georg, 183 fg.; Franciska Auguſte Sibylle, 184 fg.
—— **: Durlach**, Ernſt, Markgraf von, 141 fg.; Ernſt Friedrich, 167 fg.; Georg Friedrich, 173 fg.; Friedrich V., 175; Karl Friedrich, 184 fg.
Barajas, Graf von, 28, 34, 45, 49, 52.
Barientos, Don Balthaſar Alamos de, 40, 45, 82.

Regiſter.

Barfehnifaren, die, 276, 282, 286, 287.
Bajante, Juan de, 64 fg., 81, 87 fg.
Beaumont, Chriſtoph de Harlay, Graf von, 133 fg.
Bernadotte, General, 267.
Bertelli, Advocat, 234 fg.
Beßler-Orffyré, Joh. Ernſt Elias, 251 fg.
Bevilacqua, Marquiſe, 200, 202, 203, 207, 218.
Bittingen-Rippenburg, Ferdinand Ernſt Maria, Graf von, 357.
Bobadilla, Erzbiſchof v. Saragoſſa, 77 fg.
Bohm, Hans, 472 fg.
Bolea, Don Pedro de, 72 fg., 76, 84, 92; Don Martin de, 48, 100.
Boriach, 256.
Born, Peter Franz, 147 fg., 169.
Boſe, Chriſtian Dietrich, 497.
Boſane, Miguel, 12 fg., 40.
Bouillon, Heinrich, Herzog v., 128.
Bourbon, Katharina v., 105, 124.
Breteuil, Graf, 298, 440.
Breitenthal, das, 313 fg., 338.
Burces, Gaſpare, 73 fg., 107.
Buſtamente, Diego, 69 fg., 81.

Caſtillo, Hernando del, 28.
Cayla, Zoe Gräfin du, 420, 422 fg.
Chalez, Geronimo, 74, 80.
Charrier de la Roche, Biſchof von Verſailles, 396.
Chaves, Diego de, 28, 35, 45 fg., 50 fg., 60, 65, 70.
Chinchon, Graf v., 34.
Coello, Doña Juana, 11, 18, 35 fg., 45 fg., 49 fg., 59, 61, 128, 129.
Colombier, Rittmeiſter de, 281 fg., 284 fg.
Coſcon, Don Iban, 72 fg., 102.
Cratz, 480 fg.
Cuniga, Don Luis de Requeſens de, 3, 4.
Curiel, Geronimo u. Alonzo, 15.

Dahmen, v., Pfarrer, 374 fg.
Dallatorre, Landrichter, 348 fg., 362.
Daniels, Johann Anton, 271, 281 fg.
Dauler, Kreiscommiſſar, 348.
Decazes, Herzog, 298 fg., 413, 417 fg., 424 fg.
Delrio, 193 fg.

Eboli, Ruy-Gomez de Silva, Fürſt von, 2 fg., 18, 33.
——, Fürſtin von, 13, 18 fg., 27 fg., 31 fg., 43.
England, Eliſabeth, Königin von, 108 fg., 122 fg., 132, 145—47; Jakob I., König von, 132, 134 fg.
Enriquez, Antonio, 9 fg., 40 fg., 51.
Eſcovedo, Don Juan d', 3 fg., 6 fg.; Don Pedro d', 23 fg., 46, 50 fg.
Eſſer, Carl v., 108 fg., 119 fg.
Eycken, Maria v., 148 fg., 172.

Fabara, Don Lorenzo Tellez de Silva, Marquis v., 19.
Ferrari, Wilhelm, 273.
Ferris, Don Antonio, 73, 84.
Firmian, Karl Leopold Max Graf v., 351 fg.
Fluckinger, Rupert, 363.
Frankreich, Heinrich IV., König v., 101 fg.; Ludwig XVIII., 414 fg.; Karl X., 412 fg., 447 fg. Ludwig XVII., der angebliche, 448 fg.

Frieſe, Geh. Oberregierungsrath, 308, 310.

Gärtner, Andreas, 255 fg., 258.
Galura, Bernard de, 357 fg.
Gemmingen, Wolf Dietrich v., 168.
Genotte v. Meckenfeld, Baron, 373 fg.
Gneiſenau, 301.
Gomez, Juan, Licentiat, 56 fg., 66.
Granvella, Cardinal, 30 fg., 34.
Gregor XIII., Papſt, 30 fg.
Gregor XVI., Papſt, 375 fg.
Gruber, Auguſtin, Erzbiſchof von Salzburg, 368 fg., 385 fg., 390 fg.
Gryſar, Rittmeiſter v., 269, 276 fg., 279 fg., 285, 289.

Hackenroth, 272.
Hagleitner, Kaspar Benedict, 316 fg., 339 fg., 395.
Hardenberg, Staatskanzler, 300 fg., 309.
Hauck, Notar, 270, 272.
Hausmann, Dekan, 369.
Hechenberger, Dekan, 316 fg., 339 fg., 349, 360.
Heredia, Don Diego de, 73, 76, 84, 89, 92, 100, 130.
Hermanns, 273.
Herz-Jeſu-Brüderſchaft, 346 fg.
Heſſen-Kaſſel, Karl, Landgraf von, 251 fg.
Hexen u. Hexenproceſſe, 186 fg.
Hinnersbüchler, 315, 318.
Hoche, General, 267.
Hofer, Andreas, 315, 318, 319.
Hohenlohe, Alex. Leop., Prinz von, 459 fg.
Holzer, Joh., 332 fg., 344 fg., 348 fg.

Idiaquez, Don Juan, 31 fg.
Inquiſition, die, 68 fg., 77, 138 fg.
Infanti, 12 fg., 40.
Iſenburg, Salentin Graf v., 172.

Kalſow, Chriſt. Ludw. v., 492.
Kinsky, Graf, 290 fg.
Kleber, General, 285 fg.
Kneſebeck, General v. d., 303 fg.
Körner, Pfarrer, 272.
Krüdener, Frau v., 346.
Kühn, Franz, 169.

Laiminger, Simon, 370 fg., 393.
Lambay, Don Francisco de Borgia, Marquis de, 93, 96.
Langhaar, Anton, 170 fg.
Larochefoucauld, Soſthène Vicomte v., 412 fg., 445, 456 fg.
Lefebvre, General, 270, 274.
Leo XII., Papſt, 369.
Lerma, Don Francisco Gomez, Herzog v., 127 fg., 135 fg.
Liechtenſtein, Johann Joſeph Fürſt v., 288, 289.
Lodron, Graf v., 200, 205, 234, 239 fg., 249.
Lomenies, die, 114.
Lonſett, Kriegsrath, 294.
Lope, Don Manuel, 73, 100, 178.
Lubienski, Graf, 296 fg., 298 fg.
Luna, Don Juan de, 61 fg., 108.

Mahn, Küchenmeiſter, 256.
Mair, Thomas, 315 fg., 351 fg., 392.
Manzl, Sebaſtian, 315 fg., 392 fg.
Martin, Thomas Ignaz, 394 fg.
Martinez, Diego, 9 fg., 46 fg., 57.
Marr, Theodor, 283 fg.

Maverini, Juan Franciſco, 60 fg., 69 fg., 78, 88, 106 fg.
Medrano, Don Molina de, 69 fg., 78, 107.
Mendoça, Hurtado de, 38, 101.
Mengden, Generallieutenant v., 294 fg.
Menſi, Kreishauptmann von, 325, 337, 339 fg., 352, 357, 366, 369, 384.
Mercoeur, Philipp Emanuel, Herzog v., 111.
Meſia, Juan de, 12 fg., 45, 48; Gil de, 60 fg., 75, 86, 88 fg., 101, 105, 116, 123, 138.
Mejia, Vargas, 15 fg.
Michaelsbund, der, 333, 344 fg., 346 fg.
Montmorency, Heinrich, Herzog v., 120, 121, 131, 136; Matthias, 115.
Montpenſier, Heinrich, Herzog v., 111.
Morata, Graf, 38, 84, 88, 96, 120.
Moreau 274, 284.
Morejon, Antonio, 71, 78, 101.
Moura, Chriſtoval de, 33 fg.
Müller, Oberſt, 275.
Muſcatelli, 169, 170.

Nagels, Hauptmann v., 274.
Nuza, Don Juan de la, 64, 70 fg., 73 fg., 94 fg., 98 fg.; Don Bartiſta, 66 fg.; Don Martin, 72 fg., 84, 86, 89 fg., 94, 100, 105 fg., 111.

Oeſterling, 482 fg.
Oeſterreich, Franz I., Kaiſer von, 320, 324, 330, 339, 364, 372, 392.
—, Albrecht, Erzherzog von, 118, 125; Max Ernſt, Erzherzog v., 168; Karl, Erzherzog von, 286, 282, 289, 291.
Ommerborn, Johann Peter, 272, 276 fg.

Pacheco, Don Pedro, 80.
Parma, Margarethe, Herzogin von, 149.
Parry, Thomas, 133 fg.
Paſtrana, Herzog v., 21.
Pazos, Don Antonio de, Biſchof von Cordova, 25 fg., 34.
Perez, Antonio, 3 fg.; Gonzalo, 3; Bartolomeo, 3.
Peſtaluzzi, 169.
Pfeiffer, Dr. Auguſt, 487.
Pforzheim, die Bürger von, 175.
Pinel, Dr. Philipp, 400 fg., 416.
Pinilla, Rodrigo de Nur, Baron v., 106, 112.
Piſtorius, Dr. Johann, 159—60.
Puttkammer, v., 170 fg.

Quintana, Don Pedro de, 40, 42 fg.
Quiroga, Don Gaspard de, Erzbiſchof von Toledo, 3, 28, 35, 44, 51, 53, 60, 69.

Richepanſe, General, 261, 274 fg., 278, 280, 285 fg.
Ritter, 485 fg.
Roſchmann, v., 317, 322 fg.
Rother, Chriſtian v., 292 fg.
Royer-Collard, Anton Athanas, 404 fg., 416.
Rubio, Juan, 11 fg., 48.
Ruspoli, Fürſt 373 fg., 379.

Sachſen, Marie Amalie, Königin von, 298 fg.
Sack, Oberpräſident, 294, 307.
Sancy, Nikol. Harlay de, 118.

Saurau, Franz, Graf von, 359 fg.
Schumann, Bürgermeiſter, 254.
Seſa, Don Pedro de, 73, 77, 101.
Sillober, Marie, 388 fg.
Soto, Juan de, 6.
Sotomayor, Don Alonzo de, 16.
Spanien, Philipp II., König von, 1 fg.; ſein Tod, 126 fg.; Philipp III., 127, 130 fg.; Margarethe, Königin von, 128.
Spee, Friedrich, 194 fg.
Spertenthal, das, 313 fg.
Stägemann, v., 297, 299 fg.
Stehland, 170 fg.
Stein, Miniſter v., 297, 302.
Sticker, Ferdinand, 265 fg.; Matthias Liberius, 268 fg.; Anton, 268, 290.
Stryck, Dr. Samuel, 490, 491.

Teſtaferrata, 327 fg.
Terralba, Juan Francisco, 76, 80.
Torrellas, Don Juan de, 89.
Tribus, Landrichter, 362 fg.
Tſchabuſchnigg, v., 332.

Unton, Sir Henry, 115 fg.

Valles, Francisco, 71.
Vargas, Don Alonſo de, 91 fg., 94 fg.
Vasquez, Matteo, 23 fg., 66.
Velasquez, Don Gomez, 98.
Velez, Don Pedro Fajardo, Marquis v. Los, 3, 14, 22, 50.
Villa-Hermoſa, Herzog v., 84, 88 fg., 94, 98 fg.

Wagenfeld, Franz v., 295 fg.
Wagner, Chriſtian, 286.
Wartensleben, Ferdin. Graf von, 290 fg.
Werneck, General, 287.
Winiſinger, Agnes, 331 fg., 344 fg., 350.
Württemberg, Ferdinand Prinz von, 296.

Ximenes, Don Jaime, Biſchof von Teruel, 77, 87 fg., 90 fg.

Zedtwitz, Franz Karl Graf v., 290.

Geheime Geſchichten

und

Räthſelhafte Menſchen.

Sammlung
verborgener oder vergeſſener Merkwürdigkeiten.

Herausgegeben
von
Friedrich Bülau.

Zwölfter Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1860.

Inhalt.

Seite
I. Anhaltiniſche Geſchichten 1
II. Hans von Schinitz 31
III. Mainhard Schwalinger 37
IV. Hugo de Groot als ſchwediſcher Geſandter am franzöſiſchen Hofe. Von Karl Ludwig Kloſe 61
V. Die Grafen von Königsmark 155
VI. Madame de Gerſtein und ihre Tochter 211
VII. Noch einmal über General Thielmann 231
VIII. Ein armes Fräulein 253
IX. Reiſebriefe eines Hofmeiſters. (1671–73.) 276
X. Die von Alnpeck 401
Miscellen
1) Halleſche Denkfälle 423
2) Mirabeau's Großmutter 431
3) Die Theilung der ſächſiſchen Truppen 434
Regiſter 436

I. Anhaltiniſche Geſchichten.

Das alte Haus Anhalt, Askanien, auf Grafen im Schwabengau, dem ſo edle Geſchlechter entſproſſen ſind, zurückführend, das den brandenburgiſchen Marken und dem Herzogthum Sachſen jahrhundertelang Regenten gegeben hat, von all ſeinen auswärtigen Erwerbungen aber, bei dem Erlöſchen der dort gebietenden Zweige, ausgeſchloſſen und auf ſeine alten Stammbeſitzungen zurückgeführt worden iſt, war der mittelalterlichen Gewohnheit der Landestheilungen nicht weniger zugethan, wie andere deutſche Dynaſtien und huldigte ihr auch in dem geringen Umfange des ihm verbliebenen Gebiets in oft wiederholter und vervielfachter Weiſe. Hier haben wir zunächſt der Theilung zu gedenken, die um das Jahr 1252 zwiſchen den Söhnen Fürſt Heinrich's I. und der Irmgard von Thüringen eintrat, und wobei Fürſt Bernhard, in den Gebieten von Bernburg und Ballenſtädt die alte bernburgiſche, Fürſt Siegfried in Köthen und Deſſau die alte zerbſtiſche, Fürſt Heinrich II. in Aſchersleben, Wegeleben und Gernrode die aſcherslebenſche Linie ſtiftete. Die letztere iſt zuerſt, ſchon 1315, wieder erloſchen, worauf der damalige Fürſt zu Bernburg, Bernhard II., das Erbe an ſich zog, dieſen Beſitz jedoch bald von dem Bisthum Halberſtadt aus angefochten ſah, dem ſeine Nachkommen, nach langem Streite, Aſchersleben auch überlaſſen mußten. Auch die bernburgiſche Linie erloſch ſchon 1468.

Das heutige Haus iſt aus der alten zerbſter Linie erwachſen, und die Geſchichte, die wir zunächſt berichten wollen, nimmt von dem Urenkel ihres Stifters, dem Fürſten Johann I. († 1382) ihren Ausgang, der von Eliſabeth von Henneberg drei Söhne hinterließ, Sigmund I., Albrecht IV. und Waldemar, welche im Anfang eine gemeinſchaftliche Regierung führten. Nach Waldemar's Tode (1392) aber theilten ſich die beiden ältern Brüder ab, und zwar ſo, daß Fürſt Sigmund den Antheil auf dem rechten, Albrecht den auf dem linken Elbufer, und der Erſtere namentlich Zerbſt erhielt, weil dieſe Stadt — die bedeutendſte des Landes und damals ſehr ſelbſtändiger Natur — erklärte: „ſie hätte eine alte herkommende Gewohnheit, daß allemal der älteſte Herr von Anhalt über Zerbſt regieren und herrſchen ſolle".

Fürſt Sigmund ſchlug demnach ſeine Reſidenz zu Zerbſt auf, während ſein Bruder Albrecht zu Deſſau und Köthen Hof hielt und daneben noch die ältere Linie zu Bernburg beſtand. Er ſcheint ein in ſeinem Lande geachteter, energiſcher Fürſt geweſen zu ſein, der ein gutes Andenken hinterließ, wenn er auch manches vornahm, was heutzutage ein ſolches nicht begründen würde. Wir heben nur einige Züge ſeiner Regierungshandlungen hervor. Einmal ein von ihm noch bei Lebzeiten des Vaters und mit dieſem vereint erlaſſenes Edict vom 5. Febr. 1378, das als ein frühes Beiſpiel einer Art Baupolizei bemerkenswerth iſt. Es wird nämlich darin den Zerbſtern zwar verſtattet, die Ausläſſe ihrer Gebäude, in welcher Form und an welchem Orte ſie auch ſein möchten, zu behalten, zugleich aber verordnet, daß ſie neue dergleichen nicht ohne Genehmigung des Fürſten bauen ſollten. Später gerieth er auch wegen eines Baues mit den Zerbſtern in Streit. Rath und Bürgerſchaft hatten nämlich einen Thurm nahe bei dem fürſtlichen Schloſſe bauen laſſen, den Fürſt Sigmund nicht leiden wollte und der auch in der That ihm zum Hohne gebaut ſein mochte, da er vom Volke Kiek in den Pott (Guck in den Topf) genannt wurde. Nachdem ſie darüber einige Jahre miteinander in Mißhelligkeit gelebt, wurde die Sache (1. April 1397) dahin verglichen, daß der Thurm zwar ſtehen bleiben, jedoch nicht höher, auch nur mit einem flachen Dache und ohne Erker gebaut werden, Rath und Bürgerſchaft dagegen dem Fürſten 300 Mark Silbers erlegen, auch verſprechen ſollten, ſich hinfüro nimmer an den fürſtlichen Freiheiten und Gerechtigkeiten vergreifen zu wollen, wogegen der Fürſt ihnen ihre alten Gerechtſame und Privilegien confirmirte.

Fürſt Sigmund ſei, erzählen die Chronikanten, ein magnifiquer Herr geweſen und habe nach Gelegenheit des Landes eine prächtige Hofhaltung geführt, dabei jedoch auch ſein Land in gutem Wohlſtand erhalten. Er habe eine anſehnliche Mannſchaft auf den Beinen, auch jederzeit 6—7 Ritter um ſich gehabt, welche vor der Burg, auch zum Theil in der Stadt gewohnt und ſich jederzei wohl gehalten hätten.[1] Mit ihnen und andern rittermäßigen Perſonen habe er einen eigenen Ritterorden aufgerichtet, deſſen Zeichen eine Sichel geweſen, welche alle Mitglieder tragen müſſen, und zwar die Ritter vergoldete, die Knappen ſilberne. Wenn dann der Fürſt zum

---

[1] Genannt werden als ſolche: Dietrich und Wiprecht von Zerbſt, Henning und Cune Rocke, Gero Dorcken, Gerhard Greben, Hans von Moritz.

Gottesdienſt, oder ſonſt wohin in der Stadt gegangen, ſei er von 6—7 dieſer Ritter begleitet worden, die dabei allezeit ihre Ordenszeichen am Halſe getragen, „welches", ſetzt der ehrliche Beckmann hinzu, „wie es an ihm ſelbſt vergnüglich zu ſehen geweſen, alſo dieſen Herren ein ſonderliches Anſehen zu Wege gebracht".

Weniger rühmlich, oder doch tadellos, ſcheinen zwei andere Maßregeln, wie ſie von ihm berichtet werden. Einem von Lideritz, der blind geweſen, ſoll er das Schloß Pomſen „entnommen", auch deſſen Sohn nach Zerbſt gebracht haben, wo er der Fürſtin Kammerdiener werden müſſen. Doch habe er ihn ſpäter, gegen Erlegung einer Summe Geldes, wieder auf freien Fuß geſetzt und ihm auch das Schloß wieder überlaſſen. Möglich freilich, daß hier nur die Entſtellung einer gewöhnlichen Vorſorge des Lehnsherrn für einen lehnsunfähig gewordenen Vaſallen und für die Erziehung ſeines Sohnes vorliegt, wobei nur das erlegte Geld einigen Zweifel erregen würde. — Dann legte er 1415 den Grund zu einer noch nach ſeinem Tode ſich fortziehenden Fehde mit Magdeburg, indem er aus der Pflege Gommern und andern Dörfern bei 1200 Stück Schafe und 140 Stück Rindvieh forttreiben ließ. Indeß auch dies hing eigentlich mit einer Fehde zuſammen, welche der neue Erzbiſchof von Magdeburg, Graf Günther von Schwarzburg, gegen Bernhard V. und deſſen Bruder, den Biſchof Rudolf von Halberſtadt († 1406), erhoben hatte. Dieſe Fehde hatte ihren Grund theils in einem alten Grolle zwiſchen den Häuſern Schwarzburg und Bernburg, theils in den Räubereien, die aus den den Bernburg gehörigen Burgen Steckenberg und Falkenberg im Erzbisthum getrieben wurden. Beide Theile verſtärkten ſich durch Bündniſſe und die zerbſter Askanier nahmen für ihren Vetter Partei. Fürſt

Sigmund ſcheint aber allerdings die Thätlichkeiten eröffnet zu haben, ſtarb aber noch in demſelben Jahre zu Koswig, in deſſen Frauenkloſter er begraben liegt. Seine letzte Kriegs- oder vielmehr Raubthat zog den anhaltiſchen und magdeburgiſchen Landen wiederholte gegenſeitige Verheerungszüge zu, bei denen aber die Magdeburger, als die Stärkern, meiſt im Vortheil waren, die zerbſter Vorſtadt Ankun, die Muldenbrücken und Elbfähren verbrannt, Bernhard V. von Bernburg gefangen ward, bis endlich ein zu Kalbe geſchloſſener Friede (1408) der Fehde ein Ende machte. Wir wollen von den Incidenzfällen derſelben nur folgenden erwähnen. Zerbſt liegt an einem kleinen Flüßchen, das mehr nur ein Bach iſt, die Nute geheißen. Dieſer war einſtmals ſo angeſchwollen, daß die Zerbſter ſich auf dieſer Seite für vollſtändig durch den Fluß geſichert hielten und in großes Erſtaunen geriethen, als die Magdeburger gleichwol über die Nute ſetzten und dicht vor ihren Mauern erſchienen. Da ſollen ſie ſich denn einander verwundert gefragt haben: wie kommen ſie über die Nute? und daraus iſt eine ſprichwörtliche Redensart entſtanden, indem man mit dieſer Frage: wie kommen ſie über die Nute? die guten Zerbſter zu ſchrecken und zu verſpotten pflegte.

Dieſe Fehde hatte Fürſt Albrecht, der Bruder Sigmund's, auszufechten, der ſich die Herrſchaft des Landes angemaßt hatte, ungeachtet ſein Bruder, neben drei Töchtern [1]), fünf Söhne [2]) hinterlaſſen, die ihm, mit einem ſechsten, früh verſtorbenen Sohne und zwei gleichfalls in der Kindheit verſtorbenen Töchtern, ſeine Gemahlin Brigitta oder Jutta, eine Tochter Gebhard's XVIII. von Querfurt, die einſt für das ſchönſte Fräulein in Sachſen gegolten haben ſoll, geboren hatte. Von dieſen fünf Prinzen war der älteſte, Waldemar, der bei des Vaters Tode ungefähr ſechzehnjährig geweſen ſein ſoll, mit ſeinem Hofmeiſter Hans Lützeldorf am öſterreichiſchen Hofe, wohin ihn ſein Vater noch bei Lebzeiten geſchickt hatte; die andern, meiſt noch im Knabenalter ſtehend, hielten ſich theils zu Zerbſt, theils bei ihrer Mutter auf deren Witwenſitze zu Koswig auf. Fürſt Albrecht, ihr Oheim, hatte ſich aber ſogleich nach dem Tode ſeines Bruders nach Zerbſt begeben, um die Regierung zunächſt als Vormund zu übernehmen, zugleich aber dem Rathe erklärt, daß ihm, als dem nunmehr Aelteſten des Hauſes, die Regierung von Zerbſt allein gebühre und ſie ihn alſo als Herrn anerkennen möchten, was denn die Zerbſter auch, unter Berufung auf ihre angebliche alte Gewohnheit, die ſich freilich eigentlich auf das Geſammthaus hätte erſtrecken ſollen, thaten. Auf dieſe Nachricht ſchrieben nun die jungen Herren zu Koswig, in großer Beſtürzung, an ihre andern Verwandten und namentlich an ihren Bruder Waldemar, den ſie eilends nach Hauſe entboten. Sowie er zurückgekommen war, ließ er den zerbſter Rath und die Ritterſchaft nach Koswig laden, wo auch beide Theile durch Deputirte erſchienen. Hier trug er ihnen vor, daß doch ſein Vater ihr unleugbarer

---

[1]) Sophie († 1419), vermählt mit Burkhard Graf zu Barby († 1420). Sie liegen beide zu Kloſter Berge. Eliſabeth, vermählt mit Albrecht Graf zu Mansfeld († 1416). Mechtild ward 1446 Aebtiſſin zu Gernrode und † 1463.

[2]) Waldemar ſtarb erblos. Georg ward der Stammvater der heutigen Anhaltiner. Johann ward geiſtlich und Dompropſt zu Merſe-

---

burg. Sigmund war mit Mathilde von Anhalt-Bernburg vermählt, ſtarb aber 1450 kinderlos. Albrecht († 1469) hatte die Erbtochter Konrad's von Egeln, Margarethe, heimgeführt, mit der er zwei Töchter zeugte.

Herr geweſen und daß er und ſeine vier Brüder, die alle zugegen waren, wieder unbeſtritten Erben ihres Vaters wären, Rath und Ritterſchaft ſei folglich bei Land und Leuten erhalten, und möchten nicht zugeben, daß ſie ſo jämmerlich darum gebracht würden. Auch andere Anverwandte der jungen Herren verwendeten ſich, und inſonderheit bat ihre Mutter mit weinenden Augen für ihre Kinder. Die Deputirten ſcheinen aber vorſichtige Leute geweſen zu ſein. Die von der Ritterſchaft erklärten: wo ſich Rath und Bürgerſchaft von Zerbſt hinwenden würden, dahin wollten ſie auch gehen[1]), indem die Ritterſchaft dieſſeit der Elbe ſich nie von der Stadt getrennt hätte, ſondern beiderſeits ſtets bei Einer Herrſchaft geblieben wären. Die Deputirten des Raths aber nahmen die Sache lediglich ad referendum an, und nachdem ſie Rath und Bürgerſchaft dieſelbe berichtet, begab ſich der ſitzende Rath nach Deſſau zu Fürſt Albrecht und trug ihm vor, was die Prinzen begehrt hätten. Er berief ſich natürlich auf den frühern Vorgang und ihre zeitherige Erklärung, und als ſie wieder in Zerbſt der Bürgerſchaft abermals Vortrag gethan, erklärte dieſe einmüthig, ſie wolle, nach alter redlicher Gewohnheit, an dem Aelteſten des Hauſes halten.

Allerdings war dies dem Grundſatz gemäß, durch welchen Fürſt Sigmund ſeinerzeit ſelbſt in den Beſitz von Zerbſt gekommen. Es ſcheint aber, nach den freilich dunkeln und lückenhaften Berichten über die Sache, daß die Prinzen nicht blos von Zerbſt, ſondern von allem Beſitz ausgeſchloſſen werden ſollten, während ihnen doch jedenfalls das Land auf dem rechten Elbufer, außer Zerbſt, nicht abzuſtreiten war, und während bei der frühern Theilung keiner ganz leer ausgegangen war. Möglich freilich, daß hier die vormundſchaftliche Regierung Albrecht's und ſeine ſelbſtändige Regierung ineinander geworfen wurden. Jedenfalls fanden ſich die Prinzen durch die Sache ſehr beſchwert, und ließen ſich auch dadurch nicht beſchwichtigen, daß ihr Oheim den älteſten von ihnen, Waldemar, an ſeinen Hof nahm, während er wahrſcheinlich meinen mochte, daß die übrigen recht wohl noch bei der Mutter bleiben könnten. Waldemar ſelbſt war keineswegs mit dieſer Anordnung einverſtanden, ſah vielmehr mit Unmuth, daß er, als ein freier Fürſt und der zu ſeinen rechtbaren Jahren gekommen(?), unter des Vetters Botmäßigkeit ſtehen ſollte. Als daher Fürſt Albrecht einſtmals nach Zerbſt gegangen war, ritt Prinz Waldemar mit einigen Dienern von Köthen fort nach Deſſau, wo es ihm gelang, ſich durch nächtlichen Ueberfall in Beſitz des Schloſſes zu ſetzen und die Diener ſeines Oheims auszutreiben. Als der Letztere das Geſchehene erfuhr, nahm er Einige vom Rath zu Zerbſt mit ſich, um zunächſt gütlich Handlung mit ſeinem Neffen zu verſuchen. Waldemar aber wollte nichts von dergleichen hören, rief vielmehr den Rathsherren aus dem Schloſſe zu: Fürſt Albrecht habe ſein väterliches Land und Herrſchaft geraubt, ihn und ſeine Brüder erblos gemacht und von Land und Leuten verſtoßen, und Rath und Bürgerſchaft von Zerbſt, die daran ſchuld ſeien, möchten daher dazuthun, daß ſie wieder zu ihren väterlichen Erblanden gelangten und nicht länger in der Irre umhergehen dürften. Albrecht erklärte nun, er müſſe das Schloß haben, es koſte was es wolle. Indeß er ſelbſt ſcheint keine Mittel dazu bereit gehabt zu haben. Die Zerbſter, die er anging, waren wiederum vorſichtige Leute und meinten, ſowol in den Zünften wie in der gemeinen Bürgerſchaft: es wäre eine Sache, worin ſie lieber neutral bleiben und keinem Theile beilegen wollten. So wendete er ſich denn an Hans von Quitzow, aus dem bekannten gewaltthätigen märkiſchen Geſchlechte, das den Askaniern und den Wittelsbachern ſo viel zu ſchaffen gemacht und erſt durch die Hohenzollern gebändigt wurde. Mit deſſen Leuten zog er vor Deſſau und beſtürmte das Schloß, das jedoch tapfer vertheidigt wurde, bis Quitzow einen mit Stroh und Pulver gefüllten Wagen ans Schloßthor ſchob und anzündete, worüber das Schloß in Brand gerieth. Die nun durch das Feuer bedrängten Belagerten fanden endlich in der Küche ein Waſſerloch, welches ſie durchbrachen und ihren Prinzen glücklich nach Koswig zu ſeiner Mutter brachten. Erſt als die Belagerer merkten, daß gänzliche Stille im Schloſſe war, ließ Fürſt Albrecht ein Fenſter aufbrechen, durch das ſie einſtiegen und nun ans Löſchen gingen, wodurch wenigſtens die Hälfte des Schloſſes, nach der Mulde zu, gerettet wurde.

---

[1]) Heutzutage würde eher das Gegentheil zu erwarten ſein.

Waldemar und ſein jüngſter Bruder Johann ſuchten nun auswärts Unterkommen. Die drei andern, Georg, Johann und Sigmund, aber wendeten ſich nach Zerbſt und ließen nicht ab zu verſuchen, ob ſie die Zerbſter nicht auf ihre Seite bringen könnten, wobei es denn immerhin ein die Zeit nicht unlöblich bezeichnender Zug bleibt, daß ihr Oheim ſie ruhig walten ließ. Einſt kamen ſie alle drei in die volle Rathsſitzung und erklärten: ſie wären gleichwol ihre natürlichen Erbherren, „und geſchähe ihnen ungütig, daß ſie ihres väterlichen Erbes unverdient entſetzet würden, litten dabei großen Mangel; wollte demnach Rath und Bürgerſchaft ſie nicht verſorgen, ſo wollten ſie in ein Bürgerhaus nach dem andern gehen, und ſich dergeſtalt erhalten, denn ihnen unmöglich wäre, in ſolchem Jammer und Armuth länger zu leben“. Da ihnen nun der Rath hierauf „eine ſchlechte Antwort“ gab, ſo machten ſie eines Sonntags den Anfang mit Ausführung ihrer Drohung, und wendeten ſich zunächſt zu einem Bürgermeiſter Hans Bornum, indem ſie ihm erklärten, daß ſie ſich bei ihm zuerſt einlogiren und dann von Haus zu Haus gehen würden, bis die Bürgerſchaft ihren Jammer ſich zu Herzen nehmen und ihnen wieder zu ihrem Lande verhelfen würde. Der Bürgermeiſter gerieth denn doch in Verlegenheit und vielleicht in einige Rührung. Leider war er, wie er verſicherte, nicht darauf eingerichtet, ſo vornehme Herrſchaften zu bewirthen, was denn freilich von ſeiner Küche keinen großen Begriff erweckt, und ſie mußten ungeſpeiſt abziehen. Indeß ſprach er ihnen wenigſtens Troſt zu und trug noch an demſelben Tage ſeinen Collegen den Fall vor, ließ auch den nächſten Tag den ruhenden Rath und „andere vernünftige Bürger“ zuſammenrufen, um über die Sache zu berathſchlagen. Indeß kam man auch diesmal zu keinem weitern Beſchluſſe, als daß man den Rath anderer, befreundeter Städte einholen wolle, was man auch, nachdem noch die Bürgerſchaft ihre Zuſtimmung dazu gegeben, bei Quedlinburg, Halberſtadt, Aſchersleben und Magdeburg verſuchte. Aber auch von da aus erhielt man keinen weitern Rath, als daß der zerbſter Rath gütliche Vorſchläge zu einem Vergleiche thun möchte. Als nun dies der Bürgerſchaft vorgetragen wurde, meinte dieſe: es ſei beſſer ſich nicht in die Sache zu miſchen; die ſtreitenden Theile hätten beiderſeits viele Freunde unter fürſtlichen Perſonen, denen man es überlaſſen müſſe, einen Vergleich zu vermitteln.

Demgemäß geſchah es auch. Da inzwiſchen auch die jüngern Prinzen zu mannbaren Jahren angewachſen waren, ſo ſchlugen ſich Fürſt Bernhard zu Bernburg, die Grafen von Mansfeld, Beichlingen, Querfurt u. a. ins Mittel, und vermittelten auf einem Tage zu Zerbſt, am 23. April 1413 (dem heiligen Oſtertage), einen in der That billigen und naheliegenden Vergleich, wonach alles in den Stand gebracht wurde, in dem es zu Fürſt Sigmund's Zeiten geweſen, nur mit dem Unterſchied, daß jetzt Fürſt Albrecht, als der ältere, den zerbſter Antheil bekam, wogegen er ſeinen Neffen ſeinen zeitherigen, den deſſau-köthenſchen Antheil überließ. Jagd und Fiſcherei auf beiden Elbufern blieb gemeinſchaftlich, und die Neffen ſollten ihrem Oheim jährlich 18 Lachſe für 10 Schock Groſchen liefern. [1])

Die Sache war aber damit noch lange nicht aus, ſollte vielmehr noch für alle dabei Betheiligten und namentlich für die Zerbſter langjährige Weiterungen und ſonſtige Beſchwerden veranlaſſen. Zunächſt lag in der angeblichen alten redlichen Gewohnheit der Zerbſter, nur dem Aelteſten des Hauſes zu dienen, ein auf die Dauer unleidliches Princip, da es ein fortwährendes Hin- und Herwechſeln des Regiments zwiſchen den verſchiedenen Zweigen des Hauſes hervorgerufen haben würde, zumal es ſich nicht blos um die Stadt handelte, ſondern auch die Landſchaft ſich nicht von dieſer trennen wollte. In der That verlangte Fürſt Albrecht, welchem ſeine Neffen Zerbſt und Zubehör für ihn und ſeine Erben abgetreten hatten, daß die Stadt ihm nun eine Erbhuldigung leiſten ſolle, deſſen ſich aber die Bürger mit der Erklärung weigerten: ſie wollten von ihrem alten Herkommen nicht ablaſſen, ſondern nach ſeinem Tode thun, wie ſie nach Sigmund's Tode gethan. Auch die Verwendung befreundeter Fürſten war vergeblich; und dieſe Weigerung, wie wohl ſchon manches in dem frühern Verfahren, legte den Grund zu einem Grolle des Fürſten gegen Zerbſt. Bevor dieſer jedoch ſich weiter äußerte, handelten ſie noch einmal einträchtig, und zwar gegen alte Freunde und Bundesgenoſſen des Fürſten, gegen die Quitzows. Dieſe ſtanden eben auf dem Punkte, die Kraft des erſten Hohenzollern und ſeiner faulen Grethe, jener großen Donnerbüchſe, mit der er ihre Burgen brach, zu empfinden. Sie hatten ſich, mit andern Adelichen, geweigert, den zur Zeit als Statthalter eingeſetzten Burggrafen Friedrich anzuerkennen, und er begann jetzt, nachdem er erſt gütliche Mittel verſucht, ſich aber in der Stille gerüſtet und durch Bündniſſe mit den Nachbarfürſten geſtärkt hatte, den anarchiſchen Burgbewohnern zu zeigen, daß ſie einen Herrn über ſich hatten. Fürſt Albrecht hatte anfangs, in Erinnerung des Dienſtes, den die Quitzows ihm gegen ſeine Neffen geleiſtet, gezögert, ſich dem Bunde gegen ſie anzuſchließen, entſchloß ſich aber endlich doch dazu, um nicht den übrigen Fürſten verdächtig zu werden, und ließ ſich für ſeinen Beitritt Hundeluft zuſichern, das die Wallwitz für die Quitzows innehatten. Von den verbündeten Fürſten wurden die Burgen der Quitzows gleichzeitig angefallen, und Fürſt Albrecht zog mit den zerbſter Bürgern vor Hundeluft, das er, nachdem er einen Tag und eine Nacht davorgelegen, mit Verluſt eines einzigen Bürgers erſtürmte, noch bevor die Sachſen, die inzwiſchen Gatzow genommen hatten, ihm zu Hülfe herbeikamen. Die Wallwitz flüchteten aber nach Deſſau, wo ſie bei den noch immer dem Oheim zürnenden Fürſten des andern Zweigs willige Aufnahme fanden.

---

[1]) Damit er bei dieſen Lachſen ja nicht übervortheilt werde, wurde ausdrücklich feſtgeſetzt: daß die Neffen den erſten gefangenen Lachs, er den zweiten bekommen ſolle, und ſo fort, wie ſie gefangen würden, bis die 18 voll wären.

Bald darauf fand Fürſt Albrecht Gelegenheit, dem zerbſter Rathe ſeine Ungnade fühlbar zu machen. Es war Zwiſt zwiſchen Rath und Bürgerſchaft. Bereits hatte ſich in Zerbſt die Selbſterneuerung des Raths, eine Einrichtung, in die ſich allerdings leicht Misbräuche, gegen die ſich doch Vorkehrungen treffen laſſen, einſchleichen, die aber ſonſt viel Gutes hat, eingebürgert. Die Oppoſition verlangte aber jetzt, daß der Rath aus den Innungen dergeſtalt gewählt werden ſolle, daß jede Innung zwei Mitglieder wähle, die dann einen Rathmann ernennen ſollten; eine Manipulation, die immer noch einer Kopfzahlwahl vorzuziehen iſt. Daneben wollten die Schröter den übrigen Innungen gleichgeſtellt ſein, was zeither nicht der Fall geweſen. Der Streit wurde von beiden Theilen an den Fürſten gebracht, und wenn dieſer auch von ſeinem Wunſche, ſich bei dieſer Gelegenheit mit Hülfe der unzufriedenen Bürger noch vollſtändiger an dem Rathe zu rächen, durch ſeine Vaſallen abgebracht wurde, ſo verfügte er doch, daß der Rath für das nächſte Jahr nach den Wünſchen der Oppoſition gewählt werden ſolle. Als aber das Jahr um war und die Schröter wieder mitwählen wollten, meinte die Bürgerſchaft: der Rath ſolle ſelbſt den neuen Rath wählen, wie es ſonſt geweſen, und wegen der Schröter, bei denen es ſich nun nur noch um ihre anderweite Gleichſtellung mit den übrigen Innungen handeln konnte, möge der Fürſt entſcheiden, der die Schröter dann abwies. Schade, daß man nichts Näheres über die Motive dieſes Beſchluſſes der Bürgerſchaft weiß, der von dem heutigen Verfahren, wo man es für einen unleidlichen

Rückſchritt zu erklären pflegt, wenn irgendeine wenn auch noch ſo unweiſe „Errungenſchaft“ der Demokratie wieder aufgegeben werden ſoll, ſo weſentlich abweicht.

Bald darauf reiſte Fürſt Albrecht nach Konſtanz, ſich vom Kaiſer belehnen zu laſſen, und erwirkte ſich hier auch ein Privilegium, wonach er befugt ſein ſollte, von jedem Fuder Bier, das aus der Stadt Zerbſt ging, zwei böhmiſche Groſchen Geleite zu erheben. Gegen dieſe neue Laſt erhoben ſich aber die Betheiligten zunächſt thätlich. Denn als der Fürſt ſeinen Kaplan — allerdings einen wunderlichen Steuereinnehmer — in ein Bürgerhaus, wo magdeburger Fuhrleute Bier geladen hatten, ſchickte, um das Geleite einzufordern, ſtand ein Fuhrmann auf und ging mit den Worten: „Ja, du Ketzerpfaffe, ich will dir ein Geleit geben, dabei du meiner lange gedenken ſollſt“, dem Kaplan mit einem großen Hebebaum ſo zu Leibe, daß derſelbe eilends davonlief, von dem ganzen Dienſte beim Fürſten nichts mehr wiſſen wollte und ſeiner Wege ging. Die Zerbſter aber ſchickten zwei Männer nach Konſtanz zum Kaiſer, der ſie freundlich anhörte, ſie bedauerte, daß ſie ihm ſo weit nachreiten müſſen, und ihnen ſchließlich ihre Freiheiten und Gerechtſame beſtätigte. Sie hatten dies allerdings auch der zwiſchen Fürſt Albrecht und ſeinen Neffen beſtehenden Feindſchaft zu danken, indem ſie von den letztern an Graf Günther von Schwarzburg und von dieſem an den Markgrafen Friedrich von Brandenburg empfohlen wurden, der ſich dann bei dem Kaiſer für ſie verwendete. Die Zerbſter beharrten nun auf ihrer Freiheit, ungeachtet der Fürſt ſie mannichfach chicanirte, auch einmal eine Anſprache an die geſammte Bürgerſchaft hielt. Nun verſetzte der Fürſt Koswig für 600 Fl. Rh. an den Herzog von Sachſen, zog nach Schleſien, wo der Kaiſer ſelbſt war, und wirkte ſich ein Schreiben aus, worin der Kaiſer den Zerbſtern erklärte: ſie würden ihm einen Gefallen thun, wenn ſie das Geleite an den Fürſten bezahlten. Abermals von den Zerbſtern beſchickt, erläuterte Sigmund ſein Schreiben jedoch dahin, daß er die Sache ganz in das Belieben der Zerbſter geſtellt und blos gemeint habe, jene Conceſſion ſolle ihnen an ihren ſonſtigen Privilegien nichts ſchaden. Den Zerbſtern aber beliebte es natürlich nicht, das Geleite zu zahlen. Nun dachte der Fürſt an Gewalt, wozu ihm ſeine Schwäger, die Grafen von Mansfeld, 1000 Bergknappen ſtellen wollten. Indeß ließ er ſich auch diesmal durch ſeine Vaſallen davon abbringen, und ſtellte ſich endlich mit der Stadt, die ihm während dieſer Streitigkeiten keine Heeresfolge geleiſtet hatte, wieder auf ſo leidlichen Fuß, daß die Zerbſter ihm in einer Fehde mit Wulf von Grabow erfolgreich beiſtanden.

Fürſt Albrecht ſtarb 1424. Er war zweimal vermählt geweſen, und hatte mit ſeiner erſten Gemahlin, Eliſabeth, einer Tochter des Grafen Günther von Mansfeld, außer zwei Töchtern [1], vier Söhne, deren zwei jedoch jung ſtarben, mit der zweiten, Eliſabeth von Hohnſtein, einer Witwe Bruno's von Querfurt, drei Töchter [2] und einen Sohn erzeugt, ſodaß er dann bei ſeinem Tode drei Brüder als Erben verließ, die die Regierung gemeinſchaftlich antraten. Jetzt aber kam wieder die „alte redliche Gewohnheit" der Zerbſter dazwiſchen. Fürſt Georg, jetzt, da Waldemar inzwiſchen verſtorben ſein muß, der älteſte

---

[1] Dorothea, vermählt mit Joachim Grafen von Oettingen, und Lutrud, vermählt mit Herzog Johann III. von Mecklenburg-Stargard.

[2] Sophie, vermählt mit Graf Günther IV. von Barby, Dietburg, vermählt mit Graf Günther von Schwarzburg, und Agnes, Aebtiſſin von Gernrode.

Prinz im Hauſe, kam, ungeachtet er und ſeine Brüder in dem Vertrage mit Fürſt Albrecht dem letztern den zerbſter Antheil, ohne alle Erwähnung der alten Gewohnheit, für ihn und ſeine Erben abgetreten hatte, mit ſeinen Brüdern und Vaſallen nach Zerbſt geritten, verlangte als Aelteſter des Hauſes die Herrſchaft über die Stadt, und die Bürgerſchaft beſchloß in der That, bei der alten Gewohnheit zu bleiben. Diesmal wurde jedoch inſoweit ein anderes Verfahren beliebt, als die Landſchaft bei den zerbſter Prinzen blieb, und blos die Stadt Zerbſt dem deſſau-köthenſchen Antheil beigeſchlagen ward. Auch ſcheint den Albrecht'ſchen Prinzen ein Antheil an dem Schloſſe zu Zerbſt eingeräumt worden zu ſein, ſowie ein Beſitz in der Stadt, der nicht unter ſtädtiſcher Juriſdiction ſtand. Zunächſt zogen die drei Brüder, Adolf, Waldemar und Albrecht, nach Koswig, und da Fürſt Georg mit ſeinen Brüdern zu Deſſau oder Köthen reſidirte, ſo ſtand das Schloß zu Zerbſt leer und ward zur Schule benutzt. Nach einigen Jahren aber brach ein Zwiſt zwiſchen Adolf und Waldemar aus, worauf man ſich dahin verglich, daß Adolf den Theil des zerbſter Schloſſes und der Stadt übernehmen ſolle, der den drei Brüdern gemeinſchaftlich zugewieſen war. Hier hatte er auf der damals nur mit Planken umgebenen Vorburg eine Scheuer, die, als ſie einſt voll Korn lag, von den noch immer den Albrecht'ſchen Prinzen aufſäſſigen Wallwitzen (1430) niedergebrannt wurde, was denn Veranlaſſung gab, daß die Zerbſter eine Mauer erbauten, welche Stadt, Schloß und Vorwerke umſchloß. Es iſt dabei bemerkenswerth, daß die Stadt für die Erlaubniß zu dieſem Baue, der doch auch der Herrſchaft von Nutzen war, infolge Vergleichs 2000 Fl. an die Fürſten Adolf und Waldemar zahlte, welche dann das Geld ihrer

Schweſter Lutrud, auf deren Hochzeit der Vergleich zu Stande gebracht worden, ſchenkten. Waldemar ſtarb übrigens ſchon 1436 und hinterließ von ſeiner Gemahlin Sophie, einer Tochter Konrad's von Egeln [1]), nur einen Sohn, Johann († 1463), und eine Tochter, Eliſabeth, welche beide in den geiſtlichen Stand traten. Zwiſchen Adolf und Georg dauerten aber die Zwiſtigkeiten fort und führten einmal ſo weit, daß beide Fürſten einander Schmähworte ſagten und die Schwerter gegeneinander zückten, wobei ſie mit Mühe durch die zerbſter Rathmänner auseinander gebracht wurden. Endlich vermittelten die Vettern und Gefreunde eine neue Abkunft, wonach an Adolf und ſeinen Bruder noch die Hälfte von Köthen und das halbe Zerbſt überlaſſen ward. Indeß der vollen Wirkung eines ſolchen Vergleichs widerſtrebte wieder der Starrſinn der Zerbſter. Dieſen zu brechen, wendete ſich Fürſt Georg an den Kurfürſten von Sachſen, jetzt Friedrich den Streitbaren aus dem Hauſe Wettin, und Fürſt Adolf an den Kurfürſten Friedrich von Brandenburg, welche denn auch der Stadt erklärten: ſie würden den Fürſten beiſtehen, wenn ſie ſich nicht billig und fügſam bezeige. [2]) Die Bürger waren überdem uneinig und ſo fügten ſie ſich denn darein, den Kurfürſten von Brandenburg zum Schiedsmann anzunehmen, der auch 1440, mit dem Biſchof Stephan von Brandenburg, nach Zerbſt kam und ſeinen Schiedsſpruch that. Hiernach ſollte die Stadt von nun an allen Fürſten zu

---

1) Sie heirathete als Witwe ſeinen Vetter Albrecht von dem Sigmund'ſchen Zweige.

2) Schon vorher hatte ein zerbſter Bürger, Hans Krüger, die drohende Aeußerung fallen laſſen: er wolle große und mächtige Herren auf den Markt zu Zerbſt bringen. Das unbeſonnene Wort kam ihm theuer zu ſtehen: die Stadt ließ ihn greifen und rädern.

gleichen Theilen gehören; der zerbſter Rath ſollte das ihm von dem Fürſten verpfändete Geleite vor der Stadt und das Schloß Lindau ohne Entſchädigung zurückgeben; die Orbede von 320 Mark brandenburgiſchen Silbers, welche gegen 1000 Fl. geſchätzt wurde, für die aber die Stadt ſeit langer Zeit nur 400 Fl. gegeben, ward auf 500 Fl. beſtimmt, ſollte aber nie geſteigert werden; die Juden in der Stadt ſollten den Fürſten eigen ſein, denen auch die Münze zugeſprochen ward; dagegen wurde das neue Geleite, das ſich Fürſt Albrecht vom Kaiſer verleihen laſſen, aufgegeben; ſchließlich ſollte die Stadt den Fürſten 4000 Fl. Schadenerſatz zahlen. Die Zerbſter mußten ſich in dieſen Spruch fügen, und der Rath ſo gute Miene zum böſen Spiele machen, daß er nicht blos die Zehrung des Kurfürſten deckte, wie das in der Sitte der Zeit lag, ſondern ihm noch einen Hengſt verehrte. Im allgemeinen mochte das Meiſte an dem Spruche billig ſein; nur daß dabei überſehen war, daß die Zerbſter ſich ſchwerlich auf ihre „alte redliche Gewohnheit“, die den Fürſten allerdings vielen Schaden verurſacht, berufen haben würden, wenn ſie nicht von den Fürſten ſelbſt dazu veranlaßt worden wären. Unzweckmäßig war der gemeinſame Beſitz der Stadt durch alle Fürſten und gab zu fortgeſetzten Streitigkeiten Anlaß, bis endlich 1460 der Biſchof von Brandenburg einen neuen Vergleich vermittelte, wonach Zerbſt den Brüdern Adolf und Albrecht allein gehören, nach Abgang ihrer Linie aber an Georg und deſſen Nachkommen fallen ſollte. Man verglich ſich dabei dahin, daß nunmehr wieder, wie die urſprüngliche Theilung geweſen, die Elbe die beiden Zweige abſcheiden, das Land am linken Elbufer Georg, das am rechten Adolf und Albrecht gehören ſollte, wobei denn Georg der zu erwartende Anfall von Bernburg, der auch 1468 mit dem Erlöſchen der dortigen Linie eintrat, allein zugeſprochen ward.

Seine Nachkommen ſollten auch das Uebrige erben; denn der Albrecht'ſche Stamm war nicht von Dauer. Zuerſt ging die Nachkommenſchaft des jüngſten Prinzen Albrecht's V. aus, welcher ſelbſt am 3. Jan. 1475 ſtarb und von ſeiner Gemahlin, Eliſabeth von Mansfeld, außer mehreren Töchtern [1]), einen reichbegabten Sohn Namens Philipp (geb. 3. Juni 1468) hinterließ, der den Kurfürſten Friedrich den Weiſen 1493 ins Gelobte Land begleitete und als er eben im Begriff war, eine zweite derartige Wallfahrt vorzubereiten, in Zerbſt bei ritterlichen Uebungen verwundet wurde und am 14. Nov. 1500 ſtarb. Adolf I., mit Anna von Querfurt und mit Cordula von Ruppin vermählt, ſtarb am 26. Aug. 1473. Von ſeinen Kindern ward die einzige Tochter Anna († 1. Aug. 1484) Aebtiſſin zu Gandersheim. Bernhard und Melchior ſtarben in der Kindheit. Die drei überlebenden Brüder Wilhelm, Magnus und Adolf traten in den geiſtlichen Stand, wie denn Wilhelm am 2. Sept. 1504 als Franciscaner [2]), Magnus am 31. Oct. 1524 als Dompropſt zu Magdeburg [3]), Adolf [4]) (geb. 16. Oct.

---

[1]) Anna und Margarethe ſtarben jung oder unverehelicht. Marie ging ins Kloſter Gernrode. Magdalene († 1515) ward Aebtiſſin zu Quedlinburg. Dorothea, die jüngſte († 1505), vermählte ſich 1496 mit Graf Joachim von Oettingen († 30. Juli 1520).

[2]) Er war der „Bruder Ludwig“, deſſen Demuth und Kaſteiungen Luther ſo auffielen, zuletzt Guardian zu Halle.

[3]) Er war ein guter Juriſt und ward 1495 Beiſitzer des Reichskammergerichts.

[4]) Ein ausgezeichneter, wahrhaft chriſtlicher Biſchof, der mit den Gründen der Kirchenbewegung und den Abſichten ihrer gemäßigten und redlichen Förderer ſehr wohl ſympathiſirte, aber katholiſch blieb, weil die Bewegung ihm zu weit zu gehen ſchien und weil er die Ab-

1458) als Biſchof von Merſeburg, das er 1514 geworden, am 24. März 1526 geſtorben iſt. Den beiden Letztern, Magnus und Adolf, wurde es durch beſondere kaiſerliche Vergünſtigung verſtattet, die Regierung auch als Geiſtliche fortzuführen, was ſie in löblicher Weiſe gethan haben, bis ſie 1508 ſich entſchloſſen, ihr Land gegen eine Geldabfindung der Sigmund'ſchen Linie abzutreten, die bereits auch im Beſitze des bernburgiſchen Antheils war.

Als dieſe Vereinigung des geſammten Anhalt erfolgte, bildeten zwei Söhne und vier Enkel jenes uns ſchon bekannten Fürſten Georg I. den Mannsſtamm des Hauſes: der in der Geſchichte der Kirchenbewegung ſo bekannte Wolfgang (geb. 1. Aug. 1492, † 23. März 1566, unvermählt), ein Sohn Waldemar's VI. († 1508) und der Margarethe von Schwarzburg, dann Fürſt Ernſt [1]) und deſſen Söhne: Johann IV., Georg III. (geb. 13. Aug. 1501, † 17. Oct. 1553), „der Gottſelige“ geheißen [2]), der, in vielem ſeinem Vetter Adolf noch geiſtig verwandt, doch weiter als dieſer ging, ſich innig an Luther anſchloß, geiſtlicher Coadjutor eines lutheriſchen weltlichen Adminiſtrators von Merſeburg wurde und in Rede und Schrift viel für das Lutherthum wirkte, und Joachim (geb. 8. Aug. 1509, † 6. Dec. 1561, vermählt), endlich Georg II., der ſchon

---

ſichten der vielen ſelbſtſüchtigen oder von Parteileidenſchaft entflammten Theilnehmer ſcheute.

[1]) Er ſtarb 12. Juni 1516. Seine Gemahlin war die treffliche Margarethe von Münſterberg (geb. 30. Aug. 1473, verm. 20. Jan 1494, † 28. Juni 1530), die ſich durch treffliche Wirthſchaft um das Land, das ſie, neben Fürſt Wolfgang, während der Minderjährigkeit ihrer Söhne verwaltete, ſehr verdient machte. Sie war eine Enkelin Georg Podiebrad's.

[2]) Vgl. über ihn: „Georg der Gottſelige, Fürſt zu Anhalt“, nach Camerarius von W. Schubert (Zerbſt 1853).

im nächſten Jahre, 25. April 1509, erblos verſtarb. Johann IV. (geb. 4. Sept. 1504, † 4. Febr. 1551) pflanzte mit Margarethe von Brandenburg das Haus fort, und ſein Sohn Joachim Ernſt (geb. 20. Oct. 1536, † 6. Dec. 1586) ward, mit Agnes von Barby († 27. Nov. 1569) und Eleonore von Würtemberg (vermählt 8. Jan. 1571), die nachmals den Landgrafen Georg I. von Heſſen-Darmſtadt heirathete und am 12. Jan. 1618 ſtarb, der Stammvater aller ſpätern Linien. Zwar verſuchte man es noch einige Generationen hindurch mit gemeinſchaftlichen Regierungen, bei denen doch in der Regel den älteſten Prinzen das Hauptwerk zufiel, während die andern ſich auswärts verſuchten und nur bei wichtigern Acten um ihre Zuſtimmung angerufen wurden. In dieſer Weiſe führte auch Johann Georg I. [1], anfangs unter Obervormundſchaft des Kurfürſten Johann Georg von Brandenburg und des Adminiſtrators von Magdeburg, Joachim Friedrich, die Regierung für ſeine Brüder und mit ihnen, bis 1603, wo ſie über eine Theilung übereinkamen, die 1606 auch ausgeführt wurde und ſo wie ſie damals getroffen worden, bis ans Ende des vorigen Jahrhunderts beſtanden hat und theilweiſe noch fortbeſteht, wiewol ihr gänzliches Aufhören in Ausſicht iſt. Die Vorgänge bei dieſer Theilung ſind, im Gegenſatze zu dem früher Berichteten, als Beiſpiele brüderlicher Eintracht bezeichnet werden, wie ſie, neben entgegengeſetzten, in deutſchen Fürſtenhäuſern doch nicht zu ſelten vorgekommen.

---

[1] Geb. 9. Mai 1567, ſucc. 6. Dec. 1586, † 14. Mai 1618. Er war vermählt 1) mit Dorothea von Mansfeld-Arnſtein (geb. 1562, vermählt 22. Febr. 1588, † 18. Sept. 1594); 2) mit Dorothea von Pfalz-Simmern (geb. 6. Jan. 1581, vermählt 31. Aug. 1595, † 18. Sept. 1631), aus welchen Ehen ihm 6 Söhne und 10 Töchter geboren wurden. Durch die zweite Gemahlin wurde er der Stammvater des Hauſes Anhalt-Deſſau, dem die Wiedervereinigung des ganzen Landes beſtimmt ſcheint.

Die immerhin eigenthümlichen Vorgänge jener Theilung waren folgende. Es iſt allerdings zu viel geſagt, wenn es heißt, ſie ſei in einer halben Stunde vollzogen worden, während, wie auch gar nicht anders möglich, vorbereitende Verhandlungen in der Stille ſchon vorher gepflogen worden. Der Beſchluß der Theilung, die man übrigens ſchon ſeit 1589 ins Auge gefaßt und deshalb die Finanzverwaltung, zu vorheriger Tilgung der Schulden, auf gewiſſe Zeit in die Hände der Stände gelegt hatte, ward am 17. bis 19. Juni zu Deſſau gefaßt, wo die Fürſten ſelbſt, deren fünf dabei concurrirten[1], ohne Mitwirkung ihrer Räthe darüber übereinkamen, daß vier Theile gemacht und der fünfte Bruder mit Geld abgefunden werden ſolle. Zur Ausmittelung der Theile ſelbſt und Beſtimmung der Abfindungsſumme bediente man ſich der Beihülfe von vier zur Geheimhaltung verpflichteten Landräthen. Nun handelte es ſich nur noch darum, wem jeder Theil zufallen und vor allem, wer ſich darein ergeben ſolle, abgefunden zu werden. Johann Georg, der bereits die zweite Gemahlin und ſchon neun Kinder, worunter drei Söhne, am Leben hatte, überdem der Aelteſte und um Land und Haus Verdienteſte war, hatte ſchon vorher gebeten, ihn ſeiner Kinder halber mit der Abfindung zu verſchonen. So begaben ſich denn die andern vier Brüder am 30. Juni 1602, früh 8 Uhr, in ihres älteſten Bruders „Stüblein auf dem Schloß zu Deſſau, über der Liberey gelegen", wo ſie ihn, weil er unpaß, noch im Bett fanden und, nach Anwünſchung eines brüderlichen guten Morgens, durch den zweiten Bruder, Fürſt Chriſtian, erſuchen ließen, „als der Aelteſte im Namen Gottes zur Option zu greifen und, worzu Ihre Liebden unter den vier Portionibus, darinnen das Fürſtenthum abgetheilt wäre, Ihre brüderliche Affection trüge, daſſelbe zu elegiren und zu nehmen. Auf dieſes haben Se. Liebden mit ganz brüderlichen und fröhlichen Geberden ſich zum allerhöchſten und freundlichſten bedankt", es ſelbſt und durch ſeine Kinder vergelten zu wollen verſprochen, und ſchließlich „im Namen der heiligen Dreifaltigkeit optirt" und den deſſauiſchen Theil erwählt. Er führte dabei als Gründe an, daß er dieſen Theil beſonders genau kenne, lange Jahre bereits daſelbſt regiert habe, auch durch deſſen Erwählung dem Verdacht entgehe, als habe er darin übel gewirthſchaftet. „Auf welches", heißt es in der Urkunde der Brüder weiter, „Wir bald alle insgeſammt aufgeſtanden und ein jeder inſonderheit Se. Liebden mit Glückes, Segens und Heils von Gott', nebſt erſprießlicher langwieriger geſunder Fortpflanzung auf Se. Liebden Poſterität, auch friedliche Regierung und Beſitz, aus rechtem brüderlichem aufrichtigem Herzen gewünſchet und gegönnet haben, welches Se. Liebden zu ſonderem hohen und großen Dank angenommen und verſtanden, und ſich ferner zu aller brüderlichen Liebe und Treue, auch zur Vermittelung bei den weitern Verhandlungen, in Gemeinſchaft mit Fürſt Auguſt, als dem älteſten der drei Prinzen aus zweiter Ehe, da nöthig, erboten haben."

---

[1] Johann Georg und Chriſtian von der erſten, Auguſt, Rudolf und Ludwig von der zweiten Gemahlin ihres Vaters. Zwei weitere Brüder waren bereits in den zwanziger Jahren ihres Lebens, ein dritter als Kind geſtorben.

Nachdem ſich die Brüder auch hierfür bedankt, traten die vier jüngern Brüder „mit freundlichem Urlaub ein wenig auf die Seite“, wo denn Fürſt Chriſtian [1]), der gleichfalls bereits verheirathet war und einen Sohn und vier Töchter am Leben hatte, zwar ſeinen Wunſch zu erkennen gab, mit der Abfindung verſchont zu werden, dies aber ganz den Brüdern anheimgeben wollte, und dieſe aufforderte, entweder ſelbſt zur Wahl zu ſchreiten, oder den Fürſten Auguſt zu erſuchen, jedem Bruder ſein Erbtheil anweiſen zu wollen. Es begann nun ein liebevoller Wettſtreit, wobei Fürſt Auguſt in Chriſtian drang, ſeinen Theil zu wählen und auch die andern Brüder, namentlich auch Fürſt Ludwig, dem als dem jüngſten die Abfindung am meiſten zu drohen ſchien, ihre Bitten vereinigten, bis Chriſtian ſich endlich, nach längerm Sträuben, für den bernburgiſchen Theil entſchied, weil er in Bernburg geboren ſei. — Nun wendeten ſich die beiden jüngſten Brüder an Fürſt Auguſt mit dem Anliegen, daß auch nun er dazu ſchreiten möge, ſich ſeinen Theil zu wählen. Dieſer aber erklärte nunmehr, daß er ſich abfinden laſſen wolle, blieb trotz aller Bitten bei dieſem Vorſatz, nahm die beiden jüngern Brüder, in deren Mitte er ſtand, bei der Hand, dankte Gott von Herzen, daß dieſe brüderliche Verhandlung ſo weit gediehen und daß es ihm vergönnt wäre, zu deren völliger

---

[1] Geb. 11. Mai 1568, † 17. April 1630, vermählt 2. Juli 1595 mit Anna von Bentheim-Tecklenburg († 3. Dec. 1624), die ihm 6 Söhne und 10 Töchter gebar. Durch ſeinen Sohn Chriſtian II. wurde er der Stammvater des noch jetzt, wenn auch nur aus zwei Augen beſtehenden Hauſes Bernburg. Ein jüngerer Sohn, Friedrich, gründete eine Nebenlinie zu Harzgerode, die jedoch ſchon in der nächſten Generation wieder erloſch. Eine andere Linie zu Hoym wurde von Chriſtian's II. Enkel Lebrecht (geb. 27. Juni 1669, † 17. Mai 1727) begründet, iſt aber am 22. April 1812 erloſchen.

Beendigung zu helfen, und ermahnte und bat die Brüder, daß Fürſt Rudolf mit dem zerbſter und Fürſt Ludwig mit dem köthenſchen Antheil zufrieden ſein möge, „welches dann Ihre Liebden mit gutem und dankbarem Herzen alſobald ohne einige Widerrede oder Difficultät in Gottes Namen angenommen“, worauf dann wieder Glückwünſche und Dankſagungen anhoben, und zuletzt die drei Brüder ſich umarmten. Dann ging Fürſt Auguſt, an jeder Hand einen Bruder führend, zu den beiden ältern Brüdern und berichtete ihnen das Vorgegangene, worauf Fürſt Johann Georg ſich „mit ganz brüderlichem Erbieten in ſeinem Bettlein erhob, hoch berühmte, daß Se. Liebden Fürſt Auguſtus die Angelegenheit dieſes Werkes ſich ſo ſtandhaft und wohlbedächtig zu Gemüthe geführet, auch die Erhaltung löblicher Familie mehr, als Dero eigenes Intereſſe geachtet hätte, und alle anweſende Brüder vermahnte und freundlich bat, ſolche erzeigte Lieb und Treu an Sr. Fürſt Auguſti Liebden in allem Guten zu erwiedern, welches die ſämmtlichen Herren Gebrüder alſobald mit gutem und willigem Herzen anerboten. Ja Fürſt Rudolf begann nochmals und erklärte ſich bereit, dem Fürſten Auguſt ſeinen Antheil abzutreten und ſich abfinden zu laſſen, was denn ſämmtliche Brüder mit großer Bewegung vernahmen, während Fürſt Auguſt ſich zum höchſten bedankte, das Erbieten aber deprecirte, worauf es wieder an ein Glückwünſchen und Umarmen ging.“ Der Concipient der Urkunde, welche dieſen Bericht enthält, Fürſt Ludwig ſelbſt, ſagt dabei: „Und iſt kein Zweifel, wer dieſem actui zuſehen ſollen, wie er dann für Gott und ſeinen heiligen Engeln ganz kund und offenbar, er würde haben ſagen und bekennen müſſen, daß ihme dergleichen nie vorkommen, noch vielmehr zuvor geſchehen wäre; ganz brüderlich vertraulich ohne Argeliſt und Gefährde iſt es zugegangen und hat in Wahrheit die Liebe nicht das ihrige, ſondern vielmehr, was des andern Nutz geweſen, geſuchet und ſich darum bemühet. Es wolle die Poſterität dieſes auch wohl merken, daß dieſer ganze Actus in einer halben Stunde oder wenig mehr ganz wohl und richtig zu Ende gebracht geweſen; ſo ganz vereiniget waren die brüderlichen Herzen, und iſt zu glauben, es noch kürzer wäre zugegangen, wenn es nicht hierunter die brüderlichen und wohlgeordneten höflichen und kurzen Geſpräch, damit ein jeder Bruder dem andern ſein liebreiches Herz zu verſtehen geben wollen, etwas verzogen; und hat die Feder, die auf freundliche Verordnung ſolches aufzeichnen ſollen, vielmal und zum öftern gewünſchet, daß ihr die Wort einfließen mögen, damit ſie dieſen Handel deſto deutlicher der lieben Poſterität laſſen möge; ſie muß aber ſolches bekennen, daß ſie den wenigſten Theil erreicht habe; doch iſt ihr wohl gelegen geweſen, ſoviel möglichen, den Scopum zu erlangen und nichts hierinnen zu ſetzen, das nicht alſo fürgelaufen, oder erfolgt wäre.“

Bei dieſer Theilung wurde übrigens das ganze Land zu einem Kapitalwerth von 1,500000 Thlr. mit 90000 Thlr. Einkünften angenommen, jede der vier Landportionen zu 300000 Thlr. mit 18000 Thlr. Ertrag geſchätzt und die Abfindungsſumme ebenſo hoch beſtimmt. Der abgefundene Bruder ſollte für 100000 Thlr. ein Gut kaufen, und die übrigen 200000 Thlr. ſollten ihm mit 6 Procent verzinſt werden. Gemeinſchaftlich blieben die Bergwerke, die Landſteuern, die Ausſtattung der Prinzeſſinnen, der Berg und das alte Haus Anhalt, ſowie alle noch ſchwebenden Rechtsſtreite und Anſprüche.

Dem jedesmaligen Aelteſten des Hauſes blieben die Schutzvogtei über Gernrode, die ausländiſchen Lehen und einige andere Vortheile und Gefälle vorbehalten, wogegen er die Laſten der Beſchickung der Reichs- und Kreistage, der Lehnsempfängniſſe u. dgl. zu beſtreiten hatte.[1]) Die Theilung ſollte urſprünglich erſt 1611 in Vollzug kommen und Johann Georg bis dahin die Regierung fortführen, wurde aber, auf Bitte der Landſchaft, die der Verwaltung der Aemter überhoben zu ſein wünſchte, ſchon 1606 ins Werk geſetzt, wo die Fürſten am 24. Juni von ihren Landestheilen Beſitz ergriffen.

Das ſchöne Bild, das man aus der Schilderung jener brüderlichen Erbtheilung und namentlich von dem uneigennützigen Verhalten des Prinzen Auguſt mitgenommen, wird einigermaßen getrübt, wenn man erfährt, daß dieſer bei Eintritt der Theilung doch einige verdrießliche Weiterungen veranlaßte. Man hatte ihm mehr geleiſtet, als man zugeſagt, indem man ihm 200000 Thlr. baar gezahlt und blos 100000 zur Verzinſung vorbehalten hatte. Es fand ſich aber jetzt, daß er jene Summe bereits angegriffen und auch Schulden gemacht hatte, worauf die Brüder ſich entſchloſſen, noch 70000 Thlr. zuzuſchießen, wovon die Hauptſumme verzinſt, die Schulden getilgt und 20000 Thlr. auf Erbauung und Einrichtung eines Hauſes verwendet wurden, wogegen ſie ihm gute Wirthſchaft und baldige Ankaufung eines Gutes empfahlen. Er trat auch in Unterhandlungen wegen

---

[1]) 1635 wurde die Wirkſamkeit des Seniors zu einer gewiſſen oberſten Leitung und Beſorgung der gemeinſamen Landes- und Hausangelegenheiten erweitert.

Ankaufs einer Pernitziſchen Herrſchaft; die Sache zerſchlug ſich aber wieder. Daneben kam er auf den wunderlichen Einfall, ſeine Halbſchweſter Eliſabeth (geb. 15. Sept. 1563), die Witwe Kurfürſt Johann Georg's von Brandenburg, die keineswegs ein blos zugebrachtes Kind, ſondern mit ihm von Einem Vater erzeugt, übrigens faſt 12 Jahre älter als er war, zu heirathen, und die Dame war auch ganz einverſtanden damit. Den Brüdern machte aber dieſer, nach jüdiſch-chriſtlichen Begriffen blutſchänderiſche Gedanke natürlich große Sorge, und ſie bemühten ſich eifrigſt, Bruder und Schweſter davon abzubringen, wurden aber erſt durch den dazwiſchenkommenden Tod der Dame (28. Sept. 1601) von ihrer Sorge befreit. Endlich verglich man ſich mit Auguſt dahin, daß ihm von Chriſtian von Bernburg Plötzkau abgetreten wurde, wogegen er auf alle fernern Anſprüche verzichtete. Als er dabei ſich auch der in den fremden Rechten begründeten Ausflüchte nach fremdrechtlicher Gewohnheit ausdrücklich begab, erklärten die Brüder dies für überflüſſig, da es bei ihnen nicht herkömmlich, das, was zugeſagt worden, zu brechen. Auguſt beſchäftigte ſich nun zu Plötzkau zunächſt mit Chemie und Alchemie, woran er ſchon früh Geſchmack gefunden zu haben ſcheint und deshalb auch ein beſonderer Freund des Kaiſers Rudolf II. geworden war. Mit dieſer Richtung und ſonſtigen Eigenheiten eines etwas enthuſiaſtiſch angelegten Charakters ſcheint er doch redlichen Willen und treue Fürſorge für das Haus und deſſen Glieder verbunden zu haben, an deren Spitze er ſpäter als Aelteſter ſtand, auch in einzelnen Fällen als Vormund oder ſonſt vertretend eintrat. Obwol er ſich übrigens abfinden laſſen, ſo war es ſeinen Nachkommen doch beſchieden, in die Succeſſion eines Landestheils einzurücken. Denn ſein jüngſter Bruder, Fürſt Ludwig 1), welchem Köthen zugefallen war, hinterließ aus zweimaliger Ehe nur einen elfjährigen Sohn, Wilhelm Ludwig 2), für welchen ſein Oheim Auguſt als Vormund eintrat, und der zwar die Regierung ſpäter ſelbſt übernahm, aber, nach Eingehung einer kinderloſen Ehe, ſchon am 13. April 1665 ſtarb, worauf die Söhne Auguſt's in Köthen ſuccedirten. Auguſt 3) hatte alle ſeine Brüder überlebt, erlebte aber dieſen Anfall nicht. Seine Linie iſt bekanntlich am 23. Nov. 1847 erloſchen. — Von den fünf Brüdern, die jene Theilung vollzogen, ſtarb erſt der älteſte, Johann Georg zu Deſſau, dann der vierte, Rudolf 4) zu Zerbſt, und auch die Linie des Letztern iſt, wenn wir von dem zeitigen Erlöſchen der Ludwig'ſchen abſehen, für welche die Auguſt'ſche ein

---

1) Geb. 17. Juni 1579, † 7. Jan. 1650. Er war vermählt: 1) mit Amöne Gräfin von Bentheim (geb. 19. März 1586, vermählt 31. Oct. 1606, † 8. Sept. 1625); 2) mit Sophie Gräfin von der Lippe (geb. 16. Aug. 1599, vermählt 12. Sept. 1626, † 19. März 1653). Aus der erſten Ehe kamen: ein Sohn, Ludwig, der im ſiebzehnten, eine Tochter, Luiſe Amöne, die im ſechzehnten Jahre ſtarb. In der zweiten Ehe ging dem einzigen überlebenden Sohne eine Tochter zuvor, die nur ein Jahr lebte.

2) Geb. 3. Aug. 1638, † 13. April 1665, vermählt 25. Aug. 1663 mit Eliſabeth Charlotte von Anhalt-Bernburg-Harzgerode (geb. 11. Febr. 1647), die als Witwe den Herzog Auguſt von Holſtein-Plön heirathete und erſt 20. Jan. 1723 ſtarb.

3) Er war 14. Juli 1575 geb., vermählte ſich noch 15. Nov. 1618 mit Sibylle Gräfin zu Solms-Laubach (geb. 19. Oct. 1590, † 23. März 1659) und † 22. Aug. 1653. Es waren ihm drei Söhne, davon der älteſte bald nach ihm unvermählt ſtarb, und fünf Töchter geboren worden, von denen ſich keine verheirathet hat. Ueber ſeine Nachkommen ſiehe: VIII, 371 fg. u. II, 322.

4) Geb. 28. Oct. 1576, † 20. Aug. 1621. Er war vermählt 1) 29. Dec. 1605 mit Dorothea Hedwig von Braunſchweig (geb. 13. Febr. 1587, † 16. Oct. 1609); 2) 31. Aug. 1612 mit Magdalene von Oldenburg (geb. 6. Oct. 1585, † 14. April 1657).

trat, nachdem ſie zuletzt noch eine hochbedeutſame und eine ſehr wunderliche Perſönlichkeit hervorgebracht, am früheſten (3. März 1793) ausgegangen, worauf das Land erſt von dem Senior in einſtweilige Verwaltung genommen, dann aber unter die drei andern Linien vertheilt ward, wobei die Stadt an Deſſau kam.

II. Hans von Schinitz.

Gregor von Schinitz, der dieſen Namen von einem Gute Schinitz bei Barub in Böhmen geführt haben ſoll, hatte dieſen Stammſitz 1440 verkauft und ſich nach Sachſen gewendet, wo er erſt in Oſchitz (Oſchatz?), ſeit 1458 aber in Chemnitz gewohnt und hier ein Haus und Vorwerk beſeſſen haben ſoll. Er iſt 1495 zu Leipzig geſtorben. Mit Anna Hartmann aus Löſnitz, die 1498 gleichfalls zu Leipzig geſtorben, hatte er zwei Söhne erzeugt, deren jüngſter, Johann Schinitz auch Johann Schantz genannt, 1492 Ordinarius der Juriſtenfacultät zu Leipzig wurde, als welcher er 1509 geſtorben iſt, und von ſeiner Gattin, Cordula Prellwitz, des Pfänners Lorenz Prellwitz zu Halle Tochter († 9. Juli 1504), nur eine Tochter Anna hinterlaſſen hat, welche unvermählt blieb und 1539 zu Halle ihren Aeltern im Tode gefolgt iſt. Der ältere Bruder, Martin, wurde 1481 Bürger und Pfänner zu Halle, womit er in eine Reihe von Familien eintrat, die noch ſpät jene Vermiſchung des Land- und Stadtadels, vielmehr der Freien, Reichen und Angeſehenen im Volke bewahrte, welche bei der erſten Bildung des neuern deutſchen Adels ſo allgemein war. Dreimal verheirathet, hatte er aus erſter Ehe unter andern einen Sohn Wolf (geb. 1487, † 18. Juni 15[illegible]).

welcher 51 Jahre Bürgermeiſter zu Halberſtadt war.[1]) Aus dritter Ehe, mit Margarethe Prellwitz, wurden ihm die Söhne Hans und Anton geboren.

Hans von Schinitz, gemeiniglich Hans Schantz genannt, war 1499 zu Halle geboren und trieb anfänglich Kaufmannſchaft, weshalb ihn der Erzbiſchof von Mainz und Magdeburg, Cardinal Albrecht, vielfältig zur Verſorgung des Hofes mit Luxuswaaren, ſowie bald auch zu Geldnegocien gebrauchte. Der Cardinal glaubte dabei, in dem Manne einen guten Financier zu entdecken, zog ihn ganz in ſeine Dienſte, ernannte ihn zu ſeinem oberſten Kämmerer, ſtellte die großen Bauten, die er zu Halle vornahm, unter ſeine Leitung, ſchenkte ihm große Gunſt und ſein ganzes Vertrauen, bethätigte dies auch durch Zuwendung von mancherlei Vortheilen, und verſchaffte ihm und ſeinem Bruder auch (15. Juli 1532) eine Erneuerung des Adels, der demnach, wenn er überhaupt jemals in dieſer Familie beſtand, außer Gebrauch gekommen ſein muß. Nicht lange darauf aber trat ein Umſchlag ein. Der Cardinal hatte große Schulden gemacht, zu deren Tilgung er eine neue Steuer auflegen wollte. Als nun der landſtändiſche Ausſchuß Schwierigkeiten machte, und eine vorherige Rechnungsablegung über die ſchon erhobenen Beträge begehrte, ſchob der Cardinal die Schuld auf Schinitz, behauptete, daß dieſer ihn um 50000 Fl. betrogen habe, ließ ihn auf den Giebichenſtein ſetzen, mehrmals der Folter unterwerfen, und endlich am 21. Juli 1535, ungeachtet vom Reichskammergericht Inhibitionen ausgebracht worden, nach eingeholtem Urtel und gehegtem peinlichen Halsgericht, zu Giebichenſtein an den Galgen hängen, worauf der Leichnam, als nach einiger Zeit der Sturmwind den Galgen umgeworfen, von den Hunden gefreſſen worden ſein ſoll. Wie nun aber die Gerechtigkeit dieſer Hinrichtung, wie noch weiter zu erwähnen ſein wird, mehrfach angefochten worden, ſo hat man auch eine andere, romantiſchere und zu dem im allgemeinen milden und großmüthigen Charakter des Cardinals beſſer ſtimmende Urſache des ſo heftigen Unwillens, den er gegen Schenitz bethätigte, angeben wollen. Hiernach wäre eine italieniſche Sängerin die Quelle des Unheils geweſen. Schenitz hätte dieſelbe im Auftrag des Kurfürſten von Rom mitgebracht, unterwegs aber vertraute Verſtändniſſe mit ihr angeknüpft, die er auch nach der Heimkehr fortgeſetzt habe. Ein Schalksnarr, in deſſen Gegenwart er ſich nicht geſcheut, die Sängerin zu küſſen und ihr in den Buſen zu greifen, hätte dies dem Cardinal verrathen, der darauf beide zur Rede geſetzt und, auf ihr Leugnen, ſcharf verwarnt habe. Der Cardinal habe ſie nun ſtreng beobachtet und endlich nicht blos in flagranti betroffen, ſondern auch mit angehört, wie Schenitz über ihn ſpöttiſch zu der Sängerin geſprochen, worauf er ihn ſofort habe verhaften und den Proceß eröffnen laſſen, der durch dieſe Erzählung freilich nicht gerechtfertigter würde, wenn er es ſonſt nicht wäre.

---

[1]) Söhne deſſelben hatte adeliche Frauen.

Das letztere aber wurde namentlich durch den jüngern Bruder des Gerichteten, Anton von Schenitz auf Karthauſe und Diemitz († 27. Nov. 1589), einem Pfänner zu Halle, angefochten. Bei Beginn des Proceſſes waren die Papiere des Angeklagten in ſeinem Hauſe verſiegelt worden. Anton und ſeine Freunde aber hatten die Siegel erbrochen und die Papiere fortgeſchafft, und da ſich nun darunter verſchiedene Briefe des Cardinals, Quittungen, juſtificirte Rechnungen u. dgl. befanden, ſo gab Anton von Schinitz zur Ehrenrettung ſeines Bruders eine Schrift heraus unter dem Titel: „Wie ſich die Sachen zwiſchen dem Cardinal von Mainz und meinem Bruder Hans Schinitz zugetragen“ (Wittenberg 1538), worin er den Cardinal ſehr hart angriff. Der magdeburgiſche Statthalter ſammt Räthen ließ darauf einen „Actenmäßigen Gegenbericht“ erſcheinen, der wieder von ſeiten des Schinitz eine „Nothwehr“ hervorrief (1539), auf welche keine Antwort erfolgte. Auch Luther miſchte ſich in den Streit und ſchrieb ſo heftig gegen den Cardinal, daß er damit nicht blos bei dem brandenburgiſchen Hauſe, ſondern auch bei ſeinem eigenen, ſonſt gegen ihn ſo nachſichtigen Landesherrn mächtig anſtieß. — Der Cardinal ließ ſowol des Hans, als infolge jener Schriften auch des Anton Güter einziehen, gab ſie aber, als die Hitze verraucht war, und freundliche Vermittelung eintrat, wieder heraus. Das Leben konnte er freilich dem Gerichteten nicht zurückgeben.

Hans war mit Magdalene Walter, der Tochter eines aus Oeſterreich ſtammenden leipziger Kaufmanns, Hieronymus Walter verehelicht geweſen. Ihr älteſter Sohn Karl beſaß Karthauſe und Löbitz, war mit Anna von Berſenredt aus Stertleben vermählt, und hinterließ einen Sohn Hans Albrecht, der die Katharine von Glaubitz aus der Niederlauſitz heimführte, aber wol keine Kinder hinterlaſſen hat. Sein Bruder Albrecht reiſte mit zwei Herren von Hoym nach Italien und ſtarb unvermählt zu Löbitz. Der dritte Bruder, Victor, ward am 15. Juni 1572, in ſeinem Hauſe am Kornmarkt zu Halle, das der Vater an der Stelle der ihm vom Cardinal überwieſenen wüſten St.-Lambertikapelle erbaut hatte, von ſeinem Schreiber, Chriſtoph Wind aus Jangern im Salzburgiſchen, dem er kurz vorher eine Ohrfeige gegeben, ermordet und beraubt. Der Mörder wurde zu Mainz ergriffen, und am 30. Juli mit glühenden Zangen geriſſen, von unten auf gerädert und über dem Rade an den Galgen geknüpft. Die Witwe des Gemordeten, Katharina Böttcher, heirathete den Couſin ihres Mannes, Gebhard von Schinitz auf Rideburg und Diemitz, ſtarb aber, ohne ihm Kinder geboren zu haben, am 20. März 1590. In der erſten Ehe hatte ſie drei Söhne geboren, davon Hans und Albrecht unvermählt, Salomon aber, zwar vermählt [1]), aber auch ſchon im zweiundzwanzigſten Jahre, kinderlos, ſtarb (19. März 1591). Die Schweſter dieſer Brüder, Magdalene, hatte 1561 den Pfänner Andreas Kreſſe geheirathet, von dem ſie 1591 Witwe ward.

Anton war mit Margarethe Allebeck († 23. Juni 1585) vermählt, die ihm fünf Söhne und drei Töchter gebar. Von den Söhnen ſtarben Philipp, zu Magdeburg, Anton, zu Flensburg, und Friedrich (geb. 1579) unvermählt. Anton Einſiedel führte eine Margarethe von Kerzſchern heim, deren Söhne jedoch keine Nachkommenſchaft hinterließen. Gebhard auf Rideburg und Diemitz, Rathsverwandter und Pfänner zu Halle, der die Witwe ſeines gemordeten Vetters Victor heimgeführt, hat in zweiter Ehe mit Margarethe Alemann, der Tochter des magdeburgiſchen Bürgermeiſters Ebeling Alemann, die er 1595 ehelichte, und die mit ihm 1610 an der Peſt ſtarb, verſchiedene Kinder erzeugt, von denen ſein Sohn Karl Nachkommen hinterließ, die bis in die dritte Generation beſtanden haben und Oberröblingen an dem bekannten See bei Eisleben beſaßen. Doch auch dieſer Stamm iſt erloſchen. Von Anton's Töchtern heirathete Katharina († 15. Sept. 1608) 1564 den halliſchen Salzgrafen M. Johann Buchbach, Sibylle den pommerſchen Rath Nikel von Parſchas, Kunigunde aber 157[illegible] Haubold von Döben auf Nieder-Grauſchwitz.

---

[1]) Er hatte ſich 1590 mit Maria, Tochter Paul's von Geldſtein und Katharina Barth, vermählt. Seine Witwe heirathete 1610 den Reichskammergerichts-Aſſeſſor Dr. Johann Wilhelm Dürfeld zu Speier, ſtarb aber zu Halle kinderlos.

III. Mainhard Schwalinger. [1]

Mainhard Schwalinger war der zweite Sohn eines geſchätzten Waffenſchmieds in der weiland Freien Reichsſtadt Memmingen, bezeigte aber wenig Luſt und Geſchick zu ſeines Vaters Handwerk, deſſen Erzeugniſſe er lieber handhaben mochte, als fertigen half. Da er aber ſonſt einen guten Kopf beſaß, ſo that ihn ſein Vater zu dem Leſemeiſter Schwighardt nach Augsburg, wo er der deutſchen und lateiniſchen Sprache ziemlich mächtig wurde, die Feder führen lernte und ſich des Rechnens befliß. Daneben beſuchte er, wol auf eigene Hand, die Fechtſchule Ulrich Schwarzinger's, lernte das Schwert führen, mit Pferden umgehen, fahren, reiten und nach dem Ziele ſchießen, und vereinigte ſo, was ſonſt nur Cavaliere thaten, die Vorbildung des Gelehrten und des Kriegsmannes. Was dabei mit ihm werden ſolle, blieb ungewiß, und weder er ſelbſt, noch ſein Vater, noch ſeiner Mutter Bruder, der doch ein geiſtlicher Herr war, wußten es. Seine Mutter aber mahnte ernſtlich: „Machet, daß der Bube anfange, etwas zu treiben; denn er fängt da nichts als Händel an und wird einmal todt geſchlagen werden, wie ich gewiß glaube.“ Der Vater verſetzte darauf: „Das ſollte mir doch leid thun, denn der Kerl iſt nicht ungeſchickt, und weiß mancherlei, wie dein Bruder der Kaplan ſagt. Aber ich will doch meine Herren von Frundsberg fragen, was die dazu meinen, da ich die Wehren gen Mindelheim ſchaffe.“

---

[1] Seinen eigenen Bericht über ſeine Erlebniſſe ſiehe in (Vulpius') „Curioſitäten", III, 308 fg.

So begleitete denn der junge Mainhard ſeinen Vater nach Mindelheim, wohin dieſer ein feines kleines Handrohr und einen mit neuen Schnallen und Haken verſehenen Harniſch für Herrn Georg von Frundsberg brachte, von dem der alte Waffenſchmied, welcher in vielen Verkehr mit den Frundsbergs, Vater [1]) und Sohn, ſtand, zugleich Abſchied nehmen wollte, da Georg eben damals in den Krieg zu ziehen im Begriff war. Wie ſie nun dort in Mindelheim waren, wo ſie „am Frauentag der verheinen“ [2]) anlangten, trug der Alte auch die Sache ſeines Sohnes vor. Da lachte der Herr Georg von Frundsberg und ſprach: „Laß den Buben mit mir ziehen, in den Krieg. Er ſoll bei meinen Reiſen ſein, und wenn er ſich wohl hält, ſoll es ihm auch wohl gehen. Dabei kann er aufſchreiben, was er hört und ſieht.“ Dem Buben war das ganz recht und auch der Alte ſagte: „Wie Gott will. Nehmt ihn hin und ſeht zu, ob aus ihm was zu machen iſt, denn er iſt ſchon 19 Jahre alt und thut daheim nicht gut. Er iſt zum Raufen geboren; ſo mag er zuſehen, wie es ihm geht.“ Herr Georg ſagte nun: „Komm in vier bis fünf Wochen zu mir. Das andere ſoll ſich alles wol geben. Wir haben auch alle gern gerauft, und tüchtig gebalgt und können's noch. Es ſind auch in unſerm Geſchlechte ſtarke Fechter geweſen und ſind deren noch welche da. Daß der Bube aber Latein kann und kann rechnen und ſchreiben, das wird ihm wohl bekommen. Er ſoll auch, wenn er es zu machen weiß, Muſterſchreiber bei meinem Fähnlein werden, da ich ohnehin jetzt einen bedarf. Gib mir die Hand, Mainhard, und werde brav, halte dich wacker, ſei redlich und fürchte Gott. So wird alles gut gehen." Da gab ihm der beherzte Jüngling die Hand mit den Worten: „Ihr ſollt mich immer finden treu und wahr, ſo wahr mir Gott helfe. Meinem Dienſte will ich auch vorſtehen, ſo gut ich kann. Und geht's zum Raufen, ſo nehmt mich mit." Der Frundsberger lachte darob und verſetzte: „Ich meine, du ſollſt einſchlagen."

---

[1]) Ulrich von Frundsberg (Frondsberg, Fronsberg, Freunsberg).

[2]) Mariä Verkündigung, den 25. März. Als das Jahr ſcheint die Unterſchrift des bewußten Aufſatzes 1512 anzudeuten. Es wird aber 1508 geweſen ſein.

So zogen ſie denn wohlgemuth vor der Hand nach Memmingen zurück. Der Mutter war die Sache freilich weniger angenehm, wiewol ſie nichts ſagen mochte, weil ſie oft, wenn ihr die überſprudelnde Lebenskraft des ihr entwachſenden Knaben den Kopf warm gemacht, erklärt hatte, er müſſe in die Welt. Das hatte ſie nun. Seiner Schweſter aber, die heftig weinte, mußte er Troſt zuſprechen, während die Mutter auch darin einige Ableitung ihrer Sorge fand, daß ſie ſeine Sachen zur erſten Ausfahrt in die Welt zu rüſten hatte. Wie alles in Ordnung war, nahm er ſeine Armbruſt, ſein Schreibzeug und ſein Rappier, und zog mit dem Segen der Aeltern gen Mindelheim, wo er alles in voller Vorbereitung zum Kriegszuge fand. Ihn ſelbſt ſchickte Herr Georg mit den Rüſtwagen voraus nach Ulm, wo er bereits viel Volk des Schwäbiſchen Bundes fand, und wohin nach 14 Tagen auch des Frundsbergers Fähnlein und bald darauf er ſelbſt kam.

Der Krieg, dem es galt, war die bairiſche Erbfolgefehde, ausgebrochen darüber, daß Herzog Georg von Baiern-Landshut († 30. Nov. 1503), wider Haus- und Fürſtenrecht und geſchloſſene Erbvergleichung, in ſeinem Teſtamente ſeine Lande ſeinem Schwiegerſohn, dem Pfalzgrafen Ruprecht, vermacht hatte, die rechtmäßigen Erben, die Herzöge Albrecht und Wolfgang von Baiern-München, aber bei dem Kaiſer Schutz fanden, wie denn auch der im Februar 1504 zu Augsburg gehaltene Reichstag ſich für die bairiſchen Agnaten erklärte. Ruprecht aber war im Beſitz und hatte Beiſtände an ſeinem Vater, dem pfälzer Kurfürſten, an Böhmen, dem Biſchof von Würzburg, dem Landgrafen von Leuchtenberg, den Grafen von Henneberg und einem Theile des jungen Adels, ward auch vornehmlich von ſeiner Gemahlin, der ehrgeizigen Eliſabeth von Baiern-Landshut, zum Widerſtand aufgereizt. So bot er ſeinen Gegnern höhniſch Trotz, ließ eine Spottmünze ſchlagen, worauf zwei Knaben, die einem Löwen den Rachen aufzerren, abgebildet waren, und trug eine Schärpe mit folgenden Trotzreimen:

Bund, hab ſtark und brich nit
Römiſcher König [1]), du heiſt es nit,
Albrecht hat's in der Taſchen nit,
Landgraf von Heſſen ſchadt mir nit,
Württemberg fleucht vor mir nit [2]),
Nürnberg übergiebt uns nit,
Brandenburg vermag es nit

---

[1]) Maximilian war ſtreng genommen noch nicht Kaiſer, da er noch nicht vom Papſte gekrönt war.

[2]) Ob dieſe Zeile wol correct iſt?

Ich will bleiben Pfalzgraf am Rhein
Und widerſtehen allen Feinden mein.
Landgraf von Heſſen, du kannſt nit,
Alexander [1]) der geſicht es nit.
Böheim nahm zum Gehülfen ich,
Henneberg verlaß nit mich,
Leuchtenberg, das lobe ich,
Pfalzgraf Ruprecht das bleibe ich,
Eine neue Münze vermag ich,
Der ganze Bund ſteht wider mich,
Darwider ſtreit' ich ritterlich.

Gegen ihn ſtanden: der Kaiſer Maximilian I., Markgraf Friedrich von Brandenburg-Ansbach-Kulmbach, **Herzog Ulrich** von Würtemberg, Markgraf Chriſtoph von Baden, Pfalzgraf Alexander von Veldenz, Herzog **Erich von Braunſchweig,** Landgraf **Philipp von Heſſen, Herzog Georg** von Sachſen, **der Schwäbiſche Bund und Nürnberg.** Im Mai 1504 ward **der Krieg von Ruprecht eröffnet,** der in Oberbaiern einfiel, die **wichtigſten Städte beſetzte,** und den **Commandanten** von **Kufſtein, Hans** Ringenauer, der ſpäter mit dem Leben für ſeinen **Verrath büßte,** mit 30000 Fl. zur Uebergabe **vermochte.** Seine Gemahlin erſchien ſelbſt, geſtiefelt und **geſpornt, mit dem** Streitkolben im Heerlager. Mittlerweile **durchzogen** die Scharen der Gegner Niederbaiern, die **Oberpfalz und** Kurpfalz, überall verheerend und **plündernd,** und wo ihnen dies nicht geſtattet werden **wollte, auseinander** laufend. Es war eben ein wechſelnder **Raub-** und Beutekrieg, mit unorganiſirten Scharen und ohne tiefern Kriegsplan geführt. In dieſer Weiſe ging **es** auch fort, als Ruprecht und ſeine Gemahlin (am 20. Aug. und 13. Sept.) beide zu Landshut an der Ruhr ſtarben. Denn für ihre hinterlaſſenen Söhne, die doch ihren Stamm nicht weiter gepflanzt haben, trat ihr Großvater, der Kurfürſt Philipp, ein und trug den Krieg in das brandenburgiſche Franken. Die Verbündeten des Kaiſers zogen ſich theilweiſe zurück, und auch der frankfurter Reichstag lehnte den geforderten Beiſtand ab. Da gelang es dem Kaiſer denn doch einmal, die Entſcheidung durch eigene Kraft zu beſchleunigen, und hier kehren wir wieder zu unſerm Mainhard Schwalinger zurück.

---

[1]) Pfalzgraf Alexander zu Veldenz.

Dieſer hat wenig vom Kriege und gar nichts noch von eigenen Thaten darin zu berichten. Er war vom Fieber befallen worden, als ſie nach Reutlingen kamen, wo ihn ſein Herr in ſeiner Herberge, bei einem Goldſchmied Enders, zurückließ, einem geſchickten und viel gereiſten Mann, der Venedig und Rom geſehen hatte und ohne Frau und Kinder, mit einer Muhme haushielt, die ſeine Erbin werden, aber nur einen Goldſchmied heirathen ſollte, deſſen Gewerbe das edelſte unter allen ſei. Das Fieber wurde dem Mainhard übrigens hier verſprochen, und zwar durch einen künſtlichen Uhrmacher aus Ulm, Meiſter Vollrath, der im Orient geweſen war, am Heiligen Grabe, bei den Pyramiden, zu Kairo, Smyrna und Konſtantinopel und von einem Kopten geheime Dinge gelernt hatte. Ein ſolcher koptiſcher Zauberſegen war es denn auch, der dem Mainhard, wie er glaubte und vielleicht weil er es glaubte, das Fieber vertrieb. Der Wunderarzt nahm nichts für ſeine Mühe; der Wirth aber wurde ehrlich bezahlt, und Mainhard wanderte, wieder friſch und geſund, nach Regensburg, wo ſein Herr ſich freute, ihn wiederzuſehen, und ihm die Muſterrolle übergab. Bald darauf kam der

Kaiſer mit 4000 Mann Fußvolk und 1200 Reitern, und traf am 12. Sept. 1504 bei Mengesbach auf die böhmiſchen Hülfsritter des Kurfürſten, die ſich auf 3000 Mann Fußvolk und 900 Reiter belaufen haben ſollen, bei Annäherung der Feinde aber ihr Lager anzündeten, ſich auf eine Anhöhe poſtirten, mit Ketten verbundene Setztartſchen vor ſich aufſtellten und dahinter ihre Wagenburg aufpflanzten. Als ihre Führer werden Kolowrat, Sternberg und Zedlitz genannt. Der Kaiſer ließ ſie zuerſt durch den Prinzen Kaſimir von Ansbach mit 400 Reitern und acht nürnberger Feldſchlangen angreifen, welcher Angriff aber abgeſchlagen ward und zwar unter Verluſt der Geſchütze. Nun griff der Kaiſer ſelbſt, in St.-Georg's Namen, an. Auch diesmal leiſteten die Böhmen ſtandhaften Widerſtand, ſtachen die Reiter mit Aſtſpießen von den Pferden herunter, und hielten ſich in Quarrés von je 16 Mann auf anderthalb Stunden. Der Kaiſer ſelbſt wurde aus dem Sattel geworfen und würde von ſeinem Pferde geſchleift worden ſein, wenn ihm nicht der Herzog Erich von Braunſchweig, dem aber dabei ſein Roß erſtochen und drei Schußwunden in Arm und Schenkel beigebracht wurden, wieder aufgeholfen hätte. Dafür ſchlug ihn der Kaiſer zum Ritter, beſſerte ſein Wappen mit einem goldenen Stern auf einem Pfauenzweige und ſchenkte ihm auf Lebenszeit die Einkünfte der Grafſchaft Görz. Die Böhmen hielten ſich, bis an 1800 gefallen und 600 gefangen genommen waren.[1] Ihr Schlachtplan war nur zur Vertheidigung gut und konnte ſie nur retten, wenn die Angreifenden ermatteten und abließen. Da dies nicht eintrat, wendeten ſie ſich endlich zur Flucht, wobei viele von den Leuten niedergemacht wurden. Nach dieſem Siege, an welchem auch Frundsberg rühmlichen Antheil gehabt haben ſoll[1], wendete der Kaiſer ſich vor Kufſtein und brachte dieſes mit Hülfe ſeiner ſchweren Geſchütze, deren Wirkungen Ringenauer auf die Länge denn doch nicht, wie er erſt ſpottweiſe gethan, mit dem Beſen wegkehren konnte, zur Uebergabe, worauf Ringenauer und 24 andere Führer hingerichtet, die übrigen aber auf Fürbitte Herzog Erich's begnadigt wurden. Der ſonſt mildgeſinnte Kaiſer war gegen dieſe Beſatzung ſo ergrimmt geweſen, daß er gelobt hatte, jedem eine Maulſchelle zu verſetzen, der für einen Gefangenen um Gnade bitten würde. Herzog Erich ließ es darauf ankommen, kam mit einem leichten Backenſtreiche davon, und dem guten Kaiſer wird es auch ganz recht geweſen ſein, daß die Schlächterei aufhörte. — Dieſe Erfolge machten übrigens den pfälzer Kurfürſten denn doch empfänglicher für die Vermittelungsvorſchläge der Neutralen, die noch vor Kufſtein einen Waffenſtillſtand erwirkten, und dazu kam, daß der im September 1504 geſchloſſene Friede von Blois dem Kurfürſten die Hoffnung benahm, von Frankreich unterſtützt zu werden. Immer aber war ſeine Machtſtellung noch ſo, daß er nicht leer aus dem Kampfe heraustreten ſollte. Auf dem Reichstag zu Köln, der am 19. Mai 1505 eröffnet wurde, traf man eine Entſcheidung, welche den Streit denn doch auf Koſten Baierns beendigte, ſofern der Nordgau als eine neue Pfalz von Baiern abgetrennt und den Söhnen Ruprecht's überwieſen ward, ſodaß er, als Oberpfalz, von Baiern getrennt blieb, bis Kurpfalz ihn im Dreißigjährigen Kriege verwirkte. Auch dem Kaiſer ſowie einigen ſonſtigen Theilnehmern am Kriege, dem Markgrafen Friedrich von Brandenburg, dem Herzog Ulrich von Würtemberg, den Grafen von Oettingen und Ortenburg, der Stadt Nürnberg, mußten für die Kriegskoſten Abtretungen von Baiern gemacht werden; dies jedoch meiſt kleinere und verſtreute Complexe, die an die Gebiete der Betheiligten grenzten oder in ſie eingriffen.

---

[1] Schwalinger läßt bei 6000 erſchlagen und 1500 gefangen nach Regensburg gebracht werden. Letztere Zahl hat auch der Weißkunig.

---

[1] Er hatte ein böhmiſches Fähnlein erbeutet, das zu Mindelheim in der St.-Annenkapelle, der Pfarrkirche, über der Begräbnißſtätte der edeln Frundsberge aufgeſteckt wurde.

Frundsberg folgte im Juni 1505 dem Erzherzog Philipp 1) auf dem Zuge gegen Geldern, und lag mit vor Arnheim, wo auch dieſe Fehde einſtweilig beigelegt ward. Mainhard war jedoch in Mindelheim zurückgeblieben, wie es ſcheint mit auf die Nachſendung friſcher Völker bezüglichen Geſchäften betraut. Dann zog er wieder nach Memmingen, wo er, zum Leidweſen ſeiner Mutter 2), eine Fechtſchule anlegte. Als aber nichts dabei herauskommen wollte, da die andern memminger Bürgersſöhne vielleicht nicht ſo raufluſtig waren, wie er, ſo wendete er ſich nach Augsburg, wo er Schreiberei und Rechnen trieb, daneben die Laute ſpielen lernte und dann doch einige Bürgersſöhne fand, die bei ihm fechten lernten und darüber ſolchen Geſchmack an der Sache gewannen, daß ſie 1507 friſchweg mit in den Krieg zogen.

Mainhard ſchloß ſich dem Zuge nach Italien anfangs nicht an, weil er eine Herzensſpeculation in der Nähe hatte. Es wohnte ihm eine Frau Launinger gegenüber

---

1) Nicht dem Kaiſer, wie es bei Schwalinger heißt.

2) „Sprach meine Mutter: Was willſt du nun thun? Antwortete ich: Ich will eine Fechtſchule anlegen hier oder zu Ulm. Sprach ſie: Daß ſich Gott erbarme!“

in Augsburg, eine Witwe und Handelsfrau, mit zwei Söhnen und einer kleinen Tochter. Dieſe Frau nahm ihn an, ihr ihre Briefe zu ſchreiben und ihre Kinder das Schreiben und Rechnen zu lehren. Bei ihr wohnte aber auch ihre Schweſter, auch eine Witwe, aber noch jung und wol kinderlos. Die junge Witwe ſtach ihm in die Augen und auch ſie meinte: wenn er ein gewiſſes Brot hätte, möchte ſie wol ſein Weib werden. Nun ging ein geiſtlicher Herr vom Dome im Hauſe aus und ein, der den beiden Leutchen Hoffnung machte, er wolle dem Mainhard einen Schreiberdienſt beim Rathe verſchaffen, da ſein Bruder ein Rathsherr ſei. Das wäre wol auch geſchehen, da der geiſtliche Herr ein Intereſſe, wenn auch nicht an Mainhard, doch an ſeiner Erkorenen hatte. Denn eines Tags, wo Mainhard unvermuthet ins Haus kam, traf er die beiden beieinander, wie ſie ſich im Arme hatten und wie Mann und Frau thaten. Da ſagte er ihr denn ſofort den Handel auf und zog wieder nach Memmingen, und als hier ſeine ewig ſorgende Mutter abermals fragte, was nun aus ihm werden ſollte, machte er ſich auf und pilgerte ſeinem alten Kriegsherrn nach Italien nach, wo dieſer in dem Kriege beſchäftigt war, welcher der Ligue von Cambray folgte.

Georg von Frundsberg, der 2500 deutſche Landsknechte in dieſen Krieg geführt hatte, lag mit den Franzoſen, die damals mit dem Kaiſer auf Einer Seite gegen den Papſt ſtanden, vor Bologna, als Mainhard zu ihm ſtieß (1511), und nahm ihn gern wieder als Muſterſchreiber an. Nachdem Bologna von den Päpſtlichen geräumt worden, zogen die Belagerer vor Mirandola, das ſich gleichfalls ergab. Daß der Papſt ſich in deſſen Folge mit dem Kaiſer hätte vereinigen müſſen, wie Schwalinger ſagt, iſt nun freilich in keiner Weiſe begründet. Der Papſt blieb vielmehr hartnäckiger als je, und konnte es um ſo eher, da die Franzoſen ihre Erfolge nicht benutzten, ſondern ſich gegen Mailand zurückzogen. Die nächſte Waffenthat, welche Schwalinger von ſeinem Herrn erzählt, gehört den im Jahre 1513 erneuerten Kämpfen des Kaiſers gegen Venedig an. Er berichtet darüber, freilich als wäre die Sache unmittelbar auf die Einnahme von Mirandola und mit demſelben Heere erfolgt: „Wir aber rückten weiter und kamen bei Vicenza in harte Noth; denn die Venediger hatten die Päſſe verlegt und bedrängten uns gar ſehr. Der Feldoberſt der Venediger, Alviano [1], ſchickte alſo einen Trompeter ab, an meinen Herrn Georg und ließ ihm ſagen: Wollte er nebſt ſeinen deutſchen nackenden Landsknechten die Wehre nicht von ſich legen, wollte er ſie mit weißen Stäben aus dem Lande laſſen ſpielen.[2] Darauf mein Herr antwortete: Er habe nackende Knechte; wenn aber einer einen Becher Wein im Buſen [1]) habe, ſo ſeien ſie ihm lieber, als ſeine, die Harniſche trügen bis an die Füße. Es ſtehe noch alles zum Glück. Viel Feinde, viel Ehre. Er wolle lieber hier ehrlich umkommen, als ſchändlich abziehen. Da mußte nun geſchlagen werden. Es fuhren aber Herr Georg und Hans Jakob Landau daher mit ſolcher Freudigkeit, daß das venediger Fußvolk bald weichen mußte. Darauf floh ihr Hauptmann und ſein Volk ihm nach. Dieſe Schlacht geſchah am 7. Octobris 1513 [2]) und blieben auf der Wahlſtatt mehr denn 5000 Mann Fußvolk, 400 Küraſſiere und 26 Hauptleute. Es wurden auch 24 Stück große Büchſen erobert, und alle Kriegsfahnen, deren etliche zu Mindelheim hängen in der Pfarrkirche. Dieſe Fahnen aber habe ich dahin gebracht." (Es war dies das Gefecht von Motte, welches Raimund von Cordona, mit Spaniern und Deutſchen, als er von Meſtre, von wo er Venedig beſchoſſen hatte, auf Verona zurückzog und die Venetianer ihm die Päſſe verlegten, beſtand und gewann. Die Zahl der Gefallenen aus dem venetianiſchen Heere wird auf 4000 geſchätzt. Unter den Gefangenen war unter andern Andreas Loredano, der aber, da ſich zwei Soldaten um ihn ſtritten, von einem derſelben erſtochen ward.)

---

[1] Bartolomeo Alviano war 1508 an die Spitze der venetianiſchen Truppen geſtellt und für die Erfolge, die er gegen Kaiſer Max erlangte, mit dem venetianiſchen Adel und dem von ihm eingenommenen Pordenone beſchenkt worden. Bei Agnadello (14. Mai 1509) verwundet und gefangen, kam er 1513, durch den Vertrag zwiſchen Frankreich und Venedig, wieder frei und wurde Generalkapitän, mit 50000 Dukaten Gehalt. Er hatte ſpäter weſentlichen Antheil an dem Siege bei Marignano, ſtarb aber am 7. Oct. 1515 zu Ghedi. Seine Soldaten führten ſeinen Leichnam 25 Tage mit großem Gepränge mit ſich und zogen auch damit ohne Geleit durch fremdes Gebiet, da es ſich nicht zieme, daß ein Feldherr, der ſich im Leben vor keinem Feinde gefürchtet, nach ſeinem Tode ein Zeichen von Furcht geben ſollte. Die Republik ließ ihn prächtig beſtatten, und da er nach zwanzigjährigen Dienſten arm ſtarb, ſorgte ſie großmüthig für ſeine Familie.

[2] Ein bekannter, auch ſpäter noch vorkommender Gebrauch jener Zeit, daß man Gefangene, die man nicht zurückbehalten wollte, entwaffnete und mit weißen Stäben in der Hand abziehen ließ.

Wie Schwalinger die Fähnlein nach Mindelheim gebracht hatte und nun von da nach Memmingen zu den Seinen kam, fand er ſeinen Bruder todt und den Vater erkrankt. Die Mutter meinte jetzt: er möge dableiben und ſehen, wie er, wenn der Vater ſterben ſollte, ſie und die Schweſter ernähren könne. Dazu wollte ihm der Mutter Bruder, wol der ſchon erwähnte Kaplan, ein reiches Weib verſchaffen und ihn anſäſſig machen. Das alles war zwar nicht nach Mainhard's Sinn, der vielmehr in die Weite und nach Italien ſtrebte, wo es ihm, bei allen Drangſalen, behagt zu haben ſcheint; indeß blieb er, ſolange der Vater krank lag, um dieſes willen, und darüber müſſen verſchiedene Jahre vergangen ſein, da inzwiſchen der Kaiſer Max ſtarb (12. Jan. 1519).

---

[1]) Sollte er nicht geſagt haben: „im Leibe".
[2]) A. a. O., S. 406, ſteht fälſchlich 1515.

Der Vater ward wieder geſund, und Mainhard zog ſeinem Herrn und dem Kriege zu, wo wir ihn aber doch erſt 1525 finden, in welchem Jahre er mit dem Frundsberger auf Pavia zog, des Frundsberger's Sohn, Kaspar, der mit Leyva in der von König Franz I. belagerten Stadt lag, zu befreien. Mainhard berichtet darüber: „Es lagen aber die Franzoſen vor Pavia, und mein Herr rückte dahin, die Stadt zu befreien, und ſprach er zu den Soldaten: Wir haben einen prächtigen Feind, aber ſein Volk haben wir allweg geſchlagen. Jetzt wollen wir unſere Freunde und Brüder in Pavia erledigen. Wer einſtimmt, hebe die Hände auf. Da haben alle die Hände aufgehoben, Hauptleute und Volk, und ſchrien: Du biſt unſer Vater! Mit dir Leib und Leben! So kam's denn zur Feldſchlacht im Thiergarten am St.-Mathiastage (24. Febr.) 1525 und alle ſetzten ihre Hoffnung auf unſern Herrn. Die Franzoſen fochten tapfer und freudig, und war die Schlacht gar hart. Der König Franz von Frankreich kam ins Getümmel, und verlor ſeine Bedeckung. Es fielen viele Ritter und Edelleute um den König. Er aber focht zuletzt, ſchier allein, ganz wacker und wehrte ſich mit ſeinem Schwerte. Als er aber über ein Brücklein wollte, wurde ihm ſein Pferd geſchoſſen, und er fiel. Niklas, Graf zu Salm, machte ſich hart an den König an, und verwundete ihn in die rechte Hand. Der König aber ſtach Graf Niklaſen in den Schenkel, und wehrte ſich faſt ſehr. Da kam der von Motte [1]), Hofmeiſter Karl's von Bourbon, der kannte den König, und ermahnte ihn, er ſollte ſich ergeben an den Herzog von Bourbon. Der König wurde ob dieſen Namen unwirſch, und ſprach: Ich kenne keinen Herzog von Bourbon, als mich ſelbſt, und ich will mich keinem gefangen geben, als dem römiſchen Kaiſer; eher will ich ſterben. Da iſt ein Hiſpanier hinzugerückt, und hat den König beim Helm ergriffen. Da hat der König nach ihm geſtochen, daß dem Hiſpanier ein Theil von des Königs Aermel und Feder vom Helme in der Hand geblieben. Der König rief nach dem Vice-Roi de la Noi (Lannoy). Der kam und hieß den Reiſigen abweichen und richtete den König auf. Er gelobte Gefängniß und gab den rechten Handſchuh zum Zeichen. Die Hiſpanier riſſen ſich um des Königs Roß, Kleider und Sporen, und das ganze Heer ſchrie: Victoria!" — Mainhard ſchreibt natürlich ſeinem gefeierten Frundsberg das ganze Verdienſt an dieſem Siege zu, an welchem derſelbe jedenfalls rühmlichen Antheil gehabt hat, wenn auch der Ausgang weſentlich durch die Schwäche der Franzoſen, die Unzuverläſſigkeit der Schweizer und dadurch herbeigeführt worden ſein ſoll, daß Pescara's Neffe, der junge del Guaſto, die Mauer des Thiergartens einſchießen ließ, die den Franzoſen den Rücken deckte. Oder ſchrieb man dieſem von ſeiten des Hofs das Hauptverdienſt bei, weil er kein Deutſcher war?

Von Pavia führt uns Mainhard ſogleich über zwei Jahre hinweg, mit dem Connétable von Bourbon vor

---

[1]) Andere nennen ihn Pomperant.

Rom und zu deſſen Eroberung. Aus den wenigen Angaben, die er über den Vorgang ſelbſt bringt, heben wir nur aus, daß er einen Niklas Seydenſticker, einen Hauptmann und Profos, anführt, der mit ſeinem großen Schlachtſchwert unter den erſten bei der Pforte S.-Spirito über die Mauer geſtiegen ſei. Der Papſt ſei durch einen geheimen Gang, ſo eilig, daß ihm der Schweiß ausgebrochen, in die Engelsburg geflohen, wobei ihm der Biſchof von Noceria [1]) die Schleppe getragen und einen Hut aufgeſetzt habe, damit er nicht erkannt würde.

Dann fährt er fort: „Und als wir nun in der Stadt waren, kam ich mit andern in ein ſchönes Haus, das gehörte der Felicia Rovero [2]), eine Urſinerin, die da war mit ihrer verheiratheten Tochter. Und traten uns beide entgegen, gar kläglich, und baten um ihr Leben. Da forderten wir Geld, und ſie reichte uns 800 Kronen und ihr Geſchmeide, das wir theilten, und da die andern davongingen, blieb ich auf ihr Bitten bei ihr, denn ſie fürchteten ſich gar ſehr, beſonders der Hiſpanier wegen, die faſt gar unmenſchlich hauſten. Und es kam des Morgens frühe in dieſes Haus meines Herrn Sohn, Herr Kaspar Frundsberger, der Oberſter war, und blieb mit mir drinnen und mit ſeinen Leuten, und ſchützte die Weiber. Da ſprach die Mutter: Ach! wie ſoll ich Euch das vergelten? Gott belohne Euch. Er aber ſprach: Euere Pfaffen nennen mich und die Lutheraner Ketzer, aber

---

1) Paul Jovius, der Geſchichtſchreiber, Biſchof von Nocera de Pagani.

2) Sollte dies Felicia de Ruvere geweſen ſein, die Tochter Papſt Julius II., die mit Johann Jordan Orſini vermählt war. Sie wäre dann eine Couſine deſſelben Herzogs von Urbino geweſen, der ein ſo zweideutiger Beiſtand des Papſtes war.

ſeht einmal, was die Hiſpanier thun, die doch Euers Glaubens ſind und Euerm Papſte die Füße küſſen. Glaube mir, die Heuchler ſollte man alle hängen, da wär's Ruhe. Sprach ſie ſeufzend: Pazienza. Er aber lachte und ging fort. Ich aber blieb bei den Weibern und that mir wohl, im Eſſen und Trinken. Es waren auch zwei ſeine Zoſen da und Mägde, mochte aber keine ſcherzen und waren alle faſt ſehr traurig.“

Er beſchreibt nun die Spottſcene mit dem als Papſt verkleideten Soldaten, welche Rolle ein Robert von Sandi toll geſpielt haben ſoll, und wie dabei Luther zum Papſt ausgerufen worden, führt auch, als wenn er ſie ſelbſt gehört hätte, die dabei erhobenen Lamentos des wirklichen Papſtes an.

Dann heißt es weiter: „Die Juden kamen herbei aus den Ecken der Stadt und kauften den Soldaten ab, was ſie genommen hatten, trieben viel Wucher und wurden reich, denn alles, was nur zu nehmen war, das nahmen die Kriegsknechte, und trieben hohen Muthwillen, mit Mädchen und Weibern, und achteten nicht der Heiligthümer der Kirche, wie kaum zu beſchreiben iſt. Mir aber zahlte die Frau Rovero 10 Scudi täglich, und gab mir, was ich verlangte. Da blieb ich im Hauſe und ließ es mir wohl ſein, kleidete mich faſt koſtbar, hing eine goldene Kette um, und trat auf den Söller des Hauſes und ließ mich ſehen, wie ein vornehmer Kriegshauptmann. Da nannten mich alle Signor Capitano Mainardo, und war ich ein gar vornehmes Thier geworden, das aber doch die Mädchen im Hauſe nicht achten wollten. So blieb es bei funfzehn Tagen; da ſendete Herr Georg und ließ mich zu ſich kommen und ſprach: Ich bin nicht wohl auf und möchte gern etliche Dinge bringen laſſen nach Mindelheim; du mußt mir dieſelben dahin führen. Ich ſprach: ja, und machte mich reiſefertig. Als ich aber Abſchied nahm, ſchenkte mir die Frau Rovero ein feines Ringlein und 100 Scudi, und ihre Tochter gab mir eine goldene Halskette und 30 Zechinen. Ich bedankte mich deſſen wohl, küßte ihnen die Hände und machte mich auf den Weg. Mit mir führte ich ein bedecktes Wäglein, mit Briefſchaften, Fahnen und Waffen, und hatte ſechs ſchwäbiſche Reiter um mich, die ſich reich gemacht hatten, und nun heimzogen. Ich hatte mir aber auch gar mancherlei erworben, und Herr Georg ſchenkte mir, da ich abzog, 100 Scudi und Geld zur Reiſe.

„Als ich aber bis Ferrara kommen war, mußte ich liegen bleiben in dieſer Stadt, denn die Kriegsvölker des Herzogs von Urbino ſchwärmten umher und machten die Wege unſicher. Da wohnte ich in dem Hauſe einer Pomeranzenhändlerin, die hatte eine Tochter, genannt Roſa, die hatte mir es angethan, weiß Gott wie, und hatte mir es im Wein oder in einem Süpplein beigebracht, daß ich ihr mußte gut ſein, und konnte nicht ohne ſie bleiben, und mußte ſie lieb haben allerwegen. Das gefiel ihr gar wohl, und wollte, ich ſollte bei ihr bleiben, als ihr Mann, wie es in Italien gebräuchlich iſt. Da das meine Kameraden merkten und fortwollten, ſprachen ſie: Nun wohl, Mainhard! Der Herzog von Urbino iſt fort und ſein Volk iſt geſchlagen; was hält dich ab, weiter zu ziehen? Da klagte ich meine Noth, wie ich ſo gar verliebt ſei, und nicht ziehen könne. Sprach ein Italiener, hieß Ruperto: Es iſt dir angethan und du haſt ein Liebestränklein bekommen. Ich will dir helfen. Ich mußte mit ihm gehen, in eine Apotheke, da kaufte er mancherlei Kräuter und Specereien, und ließ es zuſammen kochen, zu einem Tränklein. Dieſes trug er zu einem Pfaffen, der mußte den Segen darüber ſprechen, und darauf trank ich es rein aus. Es war ein bitterer Trank, aber meine Liebe war dahin, und ich konnte ziehen. Da klagte das Mädchen: Ach, du barbariſcher Menſch! wie kannſt du mich verlaſſen, da ich dich ſo ſehr liebe? Sprach ich: Es hilft ja doch alles nichts. Ich muß ziehen, und kann nicht hier bleiben. Du haſt mir ein Tränklein gegeben, und das iſt nicht chriſtlich. Rief ſie aus: Spöttlicher Menſch! Du haſt mich verführt, aber nicht ich dich. Damit weinte ſie heftig, und ſchluchzte gar ſehr. Ich aber ſtieg auf mein Roß und machte mich davon, dachte immer, ſie würde nachkommen, und hatte gar keine Ruhe, aber ſie kam nicht, und ich dankte Gott.

„Als wir nach Augsburg kamen, bewunderten alle unſer gutes Ausſehen und unſern Putz und ſprachen: Sind das die nackten Schwaben, die mit Frundsberg zogen, und jetzt ſo einherſtolziren? Sprach ich: Ja ſie ſind's. Da verwunderten ſie ſich alle ſehr. Ich wehrt's ihnen nicht. Da aber ein Bürgersſohn, des Hochmuths voll, in einer Trinkſtube, Herrn Georg läſterte und ihn einen lutheriſchen Saufbold nannte, ſchlug ich ihn friſch übers Maul, und wie er das nicht leiden wollte, zog ich mein Rappier und ging ihm zu Leibe. Er aber nahm die Flucht. Wie ich nun hinaustrat auf die Straße, ſah ich Kaspar Schweglern, des Herrn Frundsberg Kriegszahlmeiſter, mit einigen Reitern daherkommen, dem ging ich alſobald entgegen, und übergab ihm den Wagen, da er nach Mindelheim zog.

„Ich gedachte nun an die Meinigen, und wollte ihnen recht ſtattlich unter die Augen treten, deshalb ſuchte ich mir einen Buben, mit dem zog ich nach Ulm zu. Als ich dort ankam, hörte ich ein Lied ſingen zu Ehren des wackern Herrn Georg von Frundsberg, das einer gedichtet hatte aus gutem Herzen, ſang man es ab im Tone: «Mein Fleiß und Müh» und lautete:

Georg von Frundsberg
Von großer Stärk,
Ein theurer Held
Behielt das Feld,
In Streit und Krieg
Den Feind niederſchlüg
In aller Schlacht:
Er legt Gott zu die Ehr und Macht.

Er überwand
Mit eigner Hand
Venediſch Macht,
Der Schweizer Pracht,
Legt nieder gar
Franzöſiſch Schar:
Mit großer Schlacht
Das päpſtiſche Bündniß z'ſchanden macht.

Der Kaiſer Ehr
Hat er gemacht mehr,
Ihr Land und Leut',
Beſchützt allzeit,
Mit großer Gefahr
Er ſiegreich war.
Ganz ehrenreich,
Man ſind't nicht bald, der ihm gleich.

Das habe ich denn mitgeſungen von ganzem Herzen und mich darüber ſehr gefreut.

„Wie ich nun aber zu Memmingen einritt mit meinem Buben, ſchauten alle hoch auf, kannten mich aber nicht, denn ich war auf italieniſch gekleidet, gar koſtbar in Sammet, trug einen Hut mit Federn und eine goldene Kette. So kam ich vor meines Vaters Haus, und rief:

Wohnt hier der berühmte Waffenſchmied Schwalinger? Trat mein Vater hervor und ſprach: Was ſoll er? Sagte ich: Sein Sohn läßt ihn grüßen. Lebt er noch? fragte die Mutter, aber die Schweſter ſchrie: Das iſt mein Bruder ſelbſt! Sagte ich: Ja, ich bins. Da war große Freude im Hauſe und kamen die Nachbarn herbei und mußte ich erzählen bis in die Nacht. Alles aber verwunderte ſich über das, was ich mitgebracht hatte, und die andern hieſiger Stadt auch, die mit in Italien geweſen waren."

Als der Vater nach einigen Tagen, während deren man ſich nur der Freude des Wiederſehens überlaſſen haben mochte, nach den weitern Planen des Sohnes fragte, kam derſelbe immer wieder auf ſeinen alten Gedanken, Fechtmeiſter zu werden, was nun einmal ſeine ſtets wieder vortretende Zuflucht war, dem Vater aber hinſichtlich des Nährenden dieſes Berufs ſehr bedenklich vorkam. Auch diesmal half jedoch der geiſtliche Oheim auf einen andern Weg, indem er den Neffen an die Aebtiſſin des St.-Eliſabethkloſters wies, welche einen Kloſterſchreiber ſuchte. Nachdem er ſeine Proben vorgelegt hatte, nahm ſie ihn auch an, und die Mutter ſprach: Gott ſei Dank.

Er erzählt nun von dieſer Kloſteranſtellung: „Ich verſah mein Amt mit allem Fleiß, hatte Speiſe und Trank und jährlich 30 Gulden Lohn. Die Frau Aebtiſſin war eine gar freundliche Frau, und wenn ich zur Laute ſang, gefiel es ihr ſehr. Ich brachte ihr auch etwas bei von der welſchen Sprache, und verwunderte mich, wie faſt ſo ſehr ähnlich ſie dem Mädchen war, die mir in Ferrara ein Liebestränklein beigebracht hatte; das that ſie aber nicht, und war ſehr fromm und fein. Mich aber trieb's zu einem Mädchen, die war eine Baderstochter, die mir gar ſehr gefiel. Das ſagte ich ihr, als wir zuſammen waren auf einer Hochzeit, beim Tanze. Sie gab mir keine Antwort; dachte ich: fahr immer hin, du ſtolzer Sinn, und führte eine andere zum Tanze, die mir aber nicht ſo gefiel, als jene. Früh des andern Tags aber kam ihr Bruder und ſprach zu mir: Ihr habt meiner Schweſter geſagt, daß Ihr ſie gern ſähet; wollt Ihr ſie heirathen, ſo könnt Ihr ſie haben, aber nicht auf welſche Art. Fragte ich: Was iſt das? Sprach er: Man ſagt es Euch nach, Ihr machtet es wie die Welſchen, und liebtet viel, möchtet aber keine zum Weib nehmen. Da merkte ich wohl, was die Memminger von mir geſprochen hatten, die mit in Italien geweſen waren, und antwortete: Eure Schweſter gefällt mir, ich muß ſie aber erſt beſſer kennen lernen, ehe ich ſie zum Weibe nehmen kann. Sagte er: Lebt wohl! und ging. Ließ ich alles gut ſein und ſchlug's mir aus dem Sinn."

Als er darauf erfuhr, daß ſein verehrter Herr Georg von Frundsberg, der ſich von Lodi aus über das graubündener Gebirge auf ſein Schloß hatte bringen laſſen und von ſeiner Krankheit nicht geneſen ſollte, zurückgekehrt ſei, reiſte er zu ihm nach Mindelheim. Hier heißt es: „Und als er mich ſah, war er gar freundlich und ſagte: Da ſiehſt du mich, wie ich bin, und ſprach darauf: Das ſind die Früchte des Kriegs! Drei Dinge ſollten aber abſchrecken vom Kriege: das Unglück, in welches die armen Leute und Menſchen geſtürzt werden, das böſe Leben der Kriegsknechte, und die Undankbarkeit der Fürſten, bei denen die Ungetreuen hoch hinauf kommen, und die Wohlverdienten unbelohnt bleiben. Er hatte auch nach der Schlacht bei Pavia [1]) ein Liedchen ſelbſt gemacht, welches er ſich oft bei Tiſche mit vier Stimmen oder Inſtrumenten ſingen ließ, ſonderlich wenn er mit Hauptleuten und andern Gäſten fröhlich war. Ein fröhliches Lied war es freilich nicht, ſondern lautete:

---

[1]) Dieſe Zeitangabe ſcheint darauf hinzudeuten, daß Frundsberg

Mein Fleiß und Müh
Ich nie
Hab' geſpart,
Und allzeit gewahrt
Dem Herren mein
Zum Beſten ſein,
Mich geſchickt hab drein,
Gnad, Gunſt verhofft,
Dochs Gemüth zu Hof
Verkehrt ſich offt.

Wer ſich zu lauft,
Der lauft
Weit vor
Und kommt empor,
Doch wer lang Zeit
Nach Ehren ſtreit,
Muß dannen weit.
Das thut mir ohnd.
Mein treuer Dienſt
Bleibt unbelohnt.

Kein Dank noch Lohn
Davon
Ich bring.
Man wiegt mich ring,
Und iſt mein gar
Vergeſſen zwar;
Groß Noth und Gefahr
Ich beſtanden hab;
Was Freud ſoll ich haben drab?"

ſeine Thaten bei Pavia nicht genug anerkannt glaubte. Seine Hauptbeſchwerde war freilich, daß er nicht bezahlt wurde.

Von des Frundsberger's Stärke ſchreibt Mainhard: „Er war ein großer, ſchwerer Mann und alſo an Gliedern ſtark, wenn er allein den Mittelfinger der rechten Hand ausſtreckte, daß er damit den ſtärkſten Mann, ſo ſich ſteif ſtellte, vom Platze ſtoßen konnte. Wenn ein Pferd daher gelaufen kam, konnte er es beim Zaum ergreifen und eilend ſtellen. Die großen Büchſen und Mauerbrecher könnte er allein mit ſeinen ſtarken Lenden von einem Orte an den andern führen, und wenn er vom Roſſe ſtieg und ging, konnte man ihm nicht wohl folgen.“

Von dem Sterbelager des Frundsberger's brachte Mainhard den Keim eigener Leiden mit. Er ſagt: „Ich zog nun ganz traurig nach Memmingen zurück und dachte: was iſt der Menſch? Dabei verfiel ich auf allerlei Betrachtungen und wurde ſchier ſchwermüthig. Und da ich nun ſo ſaß einſt gegen Abend und ſang und ſah die Frau Aebtiſſin an, wurde es mir ganz gewiß, ſie ſei meine Italienerin, und wollte mir das nicht aus dem Kopfe, alſo daß ich ganz verwirrt wurde. Auch entzündete ſich wieder meine Liebe zu dem Mädchen (mußte doch nicht recht geheilet ſein!), daß ich ſchier meinte, ich müßte fortlaufen, nach Ferrara, zu ihr. Und da die Angſt mich befiel, klagte ich's der geiſtlichen Frau und ſagte ihr alles. Da erſchrak ſie ſehr und ſagte: »Mainhard, das thut dir der Böſe. Wie ſoll ich der Italienerin gleich ſehen, was wäre das? Deine Augen ſind verblendet, du mußt den Wahn von dir thun. Auch bin ich ein geiſtliches Weib und habe keine weltlichen Sinne, wie jene in Italien. Rufe Gott an, daß er dir helfe, ich vermag's nicht.«

„Da ging ſie“, ſich als ein wahrhaft tugendhaftes und geiſtliches Weib bewährend, „davon und ſah ich ſie nachher nicht wieder. Aber das Geſicht wich nicht von mir, weder bei Tag noch bei Nacht, und hatte ich keine Ruhe und keine Raſt. Da ging ich zu einem frommen Manne, der wohnte in einer Klauſe im Walde, und klagte ihm, was mir war. Er aber hieß mich faſten und kaſteien und beten ohn Unterlaß. Das that ich, und wurde ganz mager und ſchwach, aber das Bild wich nicht von mir. Darauf wurde ich ſehr krank und fiel in ein ſchweres Fieber. Es ſprachen die Aerzte: er wird ſterben. Habe ich damals geraſt und geſchrien: Ach Roſa, Roſa! wie hab ich mein Liebchen ſo gern! Da ich nun aber wieder zu mir kam, war's verſchwunden, und mochte ich nicht mehr an das Mädchen denken. Ich aber dankte Gott und ging zu den Auguſtinern, die mich aufnahmen in ihre fromme Geſellſchaft. Gott gebe mir Frieden auf ewig!"

Den wird er verhoffentlich im Jenſeits gefunden haben. Hienieden litt es ihn nicht in der klöſterlichen Ruhe. Wie ſeine Kraft zurückkehrte, brach auch die alte Wanderluſt wieder hervor, und er verließ das Kloſter und ſoll darauf ein unſtetes Wanderleben geführt, die Schweiz, Sachſen, das halbe Deutſchland durchſtreift haben, bis er endlich zu ſeinem alten Lieblingsberufe, dem eines Fechtmeiſters, zurückkehrte und als Vorſteher einer Fechtſchule in Isny ſtarb. Bei den Auguſtinern in Memmingen hatte er Aufzeichnungen aus ſeiner Lebensgeſchichte zurückgelaſſen, wo ſie bei Säculariſation des Kloſters gefunden wurden.

IV. Hugo de Groot

als ſchwediſcher Geſandter am franzöſiſchen Hofe.

Von

Karl Ludwig Kloſe.

> Plus un esprit est grand, moins se trouve-t-il quelquefois capable de société et de conseil, qualités, sans lesquelles ceux même, à qui la nature a donné plus de lumières, sont peu propres aux gouvernemens.
>
> Richelieu. (Testament politique.)

Hugo de Groot — van Groot hat er immer nur irrigerweiſe genannt werden können, und in lebender Sprache heute noch von einem Hugo Grotius, Salmaſius u. ſ. w. zu reden, läßt ſich wol kaum genügend rechtfertigen — iſt durch Schrift und Leben auf die Nachwelt in einem Bilde übergegangen, welches nicht blos durch ſeine Fleckenloſigkeit das Auge erfreut, ſondern welches, wie man es auch nach allen Seiten wenden mag, faſt immer als ein glänzendes erſcheint.[1] Die Natur hatte zahlreiche überaus glückliche Anlagen in Groot vereinigt, ja ſie war ſozuſagen von mancher ihrer Gewohnheiten zu ſeinen Gunſten abgewichen, denn ſein allumfaſſender, ſcharf und weit blickender Geiſt wohnte in einem großen, ziemlich ſtarken und feſten Körper, die ſtaunenswürdige Frühreife des erſtern hat glücklicherweiſe den letztern nicht gehindert, das Greiſenalter zu erreichen, und wem die oft ausgeſprochene Behauptung, daß ein ausgezeichnet viel umfaſſendes und treues Gedächtniß ſelten mit mächtiger Urtheilskraft verbunden iſt, als richtig gilt, wie ſie es zu ſein ſcheint, muß ebenfalls Groot als eine Ausnahme von der Regel anerkennen, und wird dies um ſo williger thun, als er in dieſem außerordentlichen Geiſte zugleich eine ſehr lebhafte Einbildungskraft meiſt nur dazu dienen ſieht, den großen Scharfſinn der Urtheile zu vermehren, ſtatt dieſe, wie man nach alltäglichen Erfahrungen fürchten könnte, irre zu leiten. Der Verein aller dieſer Vorzüge iſt es denn unſtreitig auch geweſen, welcher de Groot von Kindheit an zu jenem eiſernen Fleiße antrieb, der ihn ſeines an die haſtige Flucht der Stunden mahnenden Wahlſpruchs („Hora ruit") niemals uneingedenk werden ließ, und dem jedenfalls ein ſicherer Antheil an dem Ruhme verbleibt, daß dieſer unermüdliche Geiſt in jedem Gebiete des Wiſſens, in welches ſeine Neigung

---

[1] Epistolae Hugonis Grotii quotquot reperiri potuerunt. (Amſterdam 1687). Die königl. öffentliche Bibliothek zu Dresden beſitzt von dieſem Werke einen Abdruck, verſehen mit handſchriftlichen Randbemerkungen, welche wol älter als ein Jahrhundert ſein dürften und den Gebrauch des Werks ungemein erleichtern, indem ſie faſt durchgängig die in den Briefen benutzte Zeichenſprache in Buchſtabenſchrift übertragen und an die Stelle der von de Groot abſichtlich gebrauchten falſchen Namen die wahren ſetzen. — C. Brandt, Historie van het Leven

---

des Heeren Huig de Groot, beschreven tot den aanvang van zyn Gesandschap wegens der Konigine en Kroone van Zweden aant 't Hof van Vrankryk. Vervogt tot zyn Doodt door Adrian van Catenburgh (Dortrecht u. Amſterdam 1727, 1732). — (Lehmann?) Hugonis Grotii, Belgarum Phoenicis, manes ab iniquis obtrectationibus vindicati (Delft in Holland 1727). — De Burigny, Vie de Grotius avec l'histoire de ses ouvrages et des négotiations, auxquelles il fut employé, avec de nouvelles remarques (Amſterdam 1754). — H. Luden, Hugo Grotius nach ſeinen Schickſalen und Schriften dargeſtellt (Berlin 1806) ihn tiefer eindringen ließ, ebenſo ausgezeichnet Vieles als Großes geleiſtet hat.

„Wenn man die Arzneikunſt ausnimmt, ſo weiß ich keinen Theil der Gelehrſamkeit, in welchem Groot nicht eine ausnehmende Kenntniß beſeſſen hätte, und auch in jener war ihm der vorbereitende Grund, die Naturlehre, ſehr wohl bekannt“, durfte Schröckh [1]) ſagen, ohne durch ſeine Verehrung für den großen Niederländer verblendet zu erſcheinen, denn ſchon unter den berühmteſten gelehrten Zeitgenoſſen des Letztern — und man weiß, welch große Namen damals dieſem Kreiſe, vornehmlich in Frankreich und Holland, zur Zierde gereichten — waren kaum drei, J. Scaliger, G. Voß und Saumaiſe, ihm in mancher Rückſicht gleichzuſtellen, die Welt hatte längſt in Groot nicht ſeltener den Staatsmann, Geſchichtſchreiber und Dichter, als den Alterthumsforſcher, Gottesgelehrten, Weltweiſen und Rechtslehrer bewundernd geprieſen, und gewiß wird ſich auch bei den kommenden Geſchlechtern dieſe Bewunderung immer wiederholen. Aber es wird ihr auch immer die Anerkennung beigefügt werden müſſen, daß Denkart und Handlungsweiſe in de Groot den edeln Mann von unbeugſamer Rechtlichkeit, wie von zartem und tiefem Gefühl erkennen laſſen; ſie wird immer gern verweilen bei der Erinnerung an das ſchöne Verhältniß des großen Mannes zu ſeiner Familie, namentlich zu ſeinem Vater und der Gattin, deren Muth mit der Klugheit gewetteifert hatte, als es in dem gefahrvollſten Zeitraume ſeines Lebens Rettung galt ohne Verletzung der Ehre[1]; gern verweilen bei der Erinnerung an ſeine liebevolle Dankbarkeit gegen die Lehrer und Freunde ſeiner Jugend, gegen Uitenbogaard, Junius und den biedern Oldenbarneveldt; wird nicht vergeſſen, wie treu er das Vaterland geliebt, auch nachdem es ihm großes Verdienſt nur durch die Zuſicherung lebenslänglichen Gefängniſſes, ſpäter durch Verbannung vom heimatlichen Boden und einen Preis, auf ſeine

---

[1]) J. M. Schröckh, Lebensbeſchreibungen berühmter Gelehrter (Leipzig 1790), neue Ausgabe, II, 3—94. — Die obenerwähnten „Manes Grotii vindicati“ und Burigny haben die mannichfaltigen Ausſprüche zuſammengeſtellt, durch welche die berühmteſten Gelehrten des 17. Jahrhunderts de Groot den Zoll ihrer Bewunderung dargebracht haben. Wir wollen nur noch daran erinnern, daß nach Caſaubon „die Sonne nicht Gelehrtere geſehen, noch der Boden getragen hat, als Erasmus und de Groot“, und daß nach Bignon ſeit Ariſtoteles kein Mann gelebt hat, deſſen Gelehrſamkeit ſich ſo wie die Groot'ſche über alle Fächer des Wiſſens verbreitete.

---

[1] In dem Ausdrucke der Verehrung gegen dieſe Gattin, Marie, geb. von Reigersberg, hat ſich Bayle („Dictionnaire philosophique et critique", Art.: Groot) offenbar vergriffen, wenn er ſagt: „Eine ſolche Frau verdiente im Freiſtaate der Wiſſenſchaften nicht allein eine Bildſäule, ſondern auch die Ehrenbezeigungen der Heiligſprechung (canonisation), denn dieſe Frau iſt es, welcher wir ſo viele vortreffliche Werke verdanken, die ihr Gemahl verfaßt hat und welche niemals aus der Dunkelheit von Löwenſtein ans Licht getreten wären, hätte er dort ſein ganzes Leben zugebracht, wie die von ſeinen Feinden gewählten Richter beabſichtigt hatten." Angemeſſener iſt das Lob, welches Burigny (I, 42) dieſer ſeltenen Frau ertheilt: „Sie war eines Gemahls, wie ihr in de Groot zu Theil geworden, würdig." Die liſtige Klugheit übrigens und die Gegenwart des Geiſtes, welche Marie bei der Befreiung ihres Gemahls an den Tag legte, ſcheint uns nach der Natur des Weibes weniger bewundernswerth, als der entſchloſſene Muth, mit welchem ſie, die ihren Gemahl innigſt liebte, es verweigerte, ihn zu einiger Nachgiebigkeit gegen die mächtigen Feinde beſtimmen zu wollen, ja dieſe Feinde beinahe herausforderte, ihm den Kopf abſchlagen zu laſſen, wenn er ſchuldig befunden würde. Irren wir nicht, ſo iſt es eben *dieſer* Zug, welcher Marie über manche andere Frauen erhebt, die ihren Gemahl aus der Gefangenſchaft befreiten. Die Gräfin Lavalette namentlich kann ihr nicht gleichgeſtellt werden, ob aber Marie in langem, heldenmüthigem Dulden des Furchtbarſten es der Gattin Anton Perez', Johanna Coello, und deren kaum erwachſenen Tochter Gregoria, gleichgethan haben würde, muß freilich dahingeſtellt bleiben. (J. E. Hitzig u. W. Häring, Der Neue Pitaval, Leipzig 1847, X, 53.)

Verhaftung geſetzt, gelohnt hatte; wird endlich auch immer gern der biedern Uneigennützigkeit gedenken, die er ſich — trotz mancher Verlockungen — in allen Verhältniſſen ſeines Lebens bewahrt hat. „Offen wahr und treu“ nennt ihn ſelbſt der jüngere Dumaurier, der ihm wenig geſchmeichelt hat. In der That, ſo oft man in de Groot über dem Gelehrten und ſcharfſinnigen Denker den Menſchen nicht ganz aus dem Auge verlieren wird, wird man zu bezweifeln geneigt ſein, ob dem Verfaſſer des „Kriegs- und Friedensrechtes“ aus dem Reiche der ausgezeichnetſten Gelehrten ſeines Zeitalters einer ganz an die Seite zu ſtellen ſei, Saumaiſe aber möchte alsdann auf ſolche Gleichſtellung vielleicht unter allen die geringſten Anſprüche haben. Daß übrigens manchem, bald in dieſem, bald in jenem Bezuge über de Groot ausgeſprochenen Tadel etwas Wahres zum Grunde lag, was den Tadel ſelbſt ehrenvoll machte, ſtimmt mit alltäglichen Erfahrungen zu ſehr überein, als daß es befremden könnte. Wenn alſo — um hierbei nur einiges beiſpielsweiſe anzuführen — ein Stachelvers Menage's [1]) unſerm de Groot vorwirft, er habe in kirchlicher Beziehung zwiſchen ſechs Parteien geſchwankt; ſo beweiſt dies eben nur, daß er ſeinen Geiſt in die Feſſeln keiner dieſer Parteien geſchlagen hatte, und es würde jener Vers die ganze Wahrheit ausgeſprochen haben, wenn er geſagt hätte, daß de Groot, ohne Katholik, Lutheraner, Calviniſt u. ſ. w. zu ſein, von ganzer Seele ein Chriſt war. Ebenſo kann man ihm als Geſchichtſchreiber ſchwerlich ein größeres Lob ertheilen, als in dem gegen ihn gerichteten Tadel liegt, er habe dem Tacitus nachgeahmt. Daß ein Geiſt,

---

1) Menagiana ou bons mots etc. de Menage (Amſterdam 1713), dritte Ausgabe, IV, 315.

wie der ſeinige, ſich niemals würde haben herablaſſen können, jener „ſklaviſchen Heerde der Nachahmer“ ſich anzuſchließen, von welcher ſchon der römiſche Dichter mit gebührender Verachtung geſprochen hat, bedarf keiner Auseinanderſetzung, und dennoch ging jener Vorwurf lediglich daraus hervor, daß de Groot, wie Tacitus, „Annales“ und „Historiae“ geſchrieben, und die Schreibart des Letztern an unzähligen Stellen wiedergefunden wird in der des Erſtern. Die Hauptfrage, ob nicht auch der Geiſt, der in dem letzten geſchichtlichen Werke de Groot's weht, an Tacitus erinnert, die Nachahmung alſo die löblichſte war, blieb dabei entweder ganz unberührt, oder es verwickelten ſich bei der Beantwortung die Tadler in die ſeltſamſten Widerſprüche, wie ſich denn z. B. bei Ceriſier die Behauptung findet: „man würde bei de Groot dieſe Malerei der Leidenſchaften“, in welcher Tacitus Meiſter war, „vergebens ſuchen“, neben der Behauptung: „de Groot iſt ein ebenſo guter Maler als Tacitus“, nur mit dem hinzugefügten neuen Tadel, „aber er iſt nicht ein ebenſo guter Zergliederer als Tacitus“. Selbſtverſtändlich kann es uns hierbei nicht in den Sinn kommen, was ſoeben von manchem wider de Groot gerichteten Tadel geſagt worden iſt, auf jeden anwendbar zu glauben; der vielfach und oft ſehr bitter Getadelte ſelbſt hat dies nicht geglaubt und hat, wo er im einzelnen geirrt, oder wo der Eifer für ſeine Ueberzeugung ihn zu weit geführt, dies mit edelm Freimuth gern anerkannt. Ueberdies war ſeine Vielſeitigkeit, wenn wir ihn auch nur als Schriftſteller betrachten, eine zu große, und der Maßſtab, der an ſeine Werke gelegt wird, iſt nach Verſchiedenheit der Zeiten, Länder und Leſer ein zu mannichfaltiger, als daß an eine Einigung der Stimmen über jedes einzelne dieſer Werke jemals gedacht werden könnte. Daher wird auch immer bald dieſem, bald jenem derſelben der Vorzug vor den übrigen ertheilt werden, und ſelbſt die wärmſten Verehrer de Groot's haben begreiflicherweiſe nicht jede ſeiner Beſtrebungen mit gleich günſtigem Auge angeſehen, wie denn auch an mehreren ſeiner Werke die Zeit bereits ihr unverjährbares Recht geltend gemacht, und ſelbſt das „Kriegs- und Friedensrecht“ ſchon durch Pufendorf und Rouſſeau weſentliche Berichtigungen erfahren hat. Colomiez preiſt (in ſeiner „Bibliothèque choisie“) die kritiſchen, geſchichtlichen, ſtaatskundigen und gottesgelehrten Arbeiten de Groot's, ſetzt aber hinzu: „Wie ſchön auch dieſe verſchiedenen Werke ſind, ſo muß man doch geſtehen, daß die Briefe und Dichtungen de Groot's viel höher ſtehen (sont fort au dessus), und daß, wenn er in jenen groß erſcheint, er in dieſen unvergleichlich iſt.“ Dieſer Anſicht, welche unter den Zeitgenoſſen de Groot's die allgemeine war, gegenüber ſteht das Urtheil Neuerer, welche de Groot, bei aller Anerkennung des Verdienſtes ſeiner Dichtungen, dennoch mit Luden einen „Dichter zweiter Ordnung nennen, der Talent, aber kein Genie hatte, oder, wenn man will, kein Dichter war“ im eigentlichen vollen Sinne des Wortes: ein Urtheil, welches ſchon heute wenige zu unterſchreiben ſich weigern möchten. Noch weit greller hat ſich der Zwieſpalt der Anſichten in Betreff ſeiner kirchlichen Beſtrebungen herausgeſtellt; nicht einmal alle ſeine nähern Freunde, im allgemeinen mit ihm über dieſe Angelegenheiten übereinſtimmend, billigten ſeine Einmiſchung in die obwaltenden kirchlichen Streitigkeiten, in das „Pfaffengebeiß“, wie Luther ſich ausgedrückt hatte; de Thou warnte ihn vor derſelben, und wir meinen, daß er daran recht gethan habe. Während wir es ſehr natürlich finden, daß de Groot der unfruchtbaren Zänkereien müde wurde, welche Lutheraner, Calviniſten und andere proteſtantiſche Parteien gegeneinander in einen ebenſo feindſeligen Gegenſatz ſtellten, als jener war, in welchem ſie ſämmtlich zum Papſtthum ſtanden, und während wir nichts Befremdliches erblicken können in der Thatſache, daß de Groot den Genuß eines freundſchaftlichen Verkehrs mit dem gelehrten Jeſuiten Petau ſich nicht durch kirchliche Rückſichten verkümmern ließ, müſſen wir es, bei aller ſchuldigen Rückſicht auf ſeine Zeit, auffallend nennen, daß ein Geiſt wie der ſeinige nicht blos an die Möglichkeit einer Kirchenvereinigung glauben, ſondern ſich auch der Siſyphusarbeit unterziehen konnte, eine ſolche Vereinigung zu Stande zu bringen. Lichtenberg ſagt einmal: „Wenn die Welt noch eine unzählbare Zahl von Jahren ſteht, ſo wird die Univerſalreligion geläuterter Spinozismus ſein.“ Uns ſcheint, daß auch nach unzählbaren Jahrhunderten weder eine ſolche Religion, noch eine andere, zur Univerſalreligion werden könnte, ſolange die Menſchen in Betreff ihrer geiſtigen Anlagen, Bedürfniſſe, Neigungen und Bildungsſtufen voneinander verſchieden bleiben. Aber wir halten aus gleichem Grunde nicht einmal eine Religionsvereinigung der Chriſten, wie ſie mit Caſaubon auch de Groot und ſelbſt noch ſpäter Leibniz bezweckt hat, für möglich, wenn ſie auch, was bekanntlich von manchen ebenfalls geleugnet wird, wünſchenswerth ſein ſollte.[1])

---

[1]) Der hier berührte Gegenſtand liegt glücklicherweiſe von unſerer Aufgabe zu weit ab, als daß er im Obigen einer weitern Erörterung bedurft hätte. Aber auch hier enthalten wir uns einer ſolchen ſehr gern, da ſie es kaum vermeiden könnte, von einer Angelegenheit zu ſprechen, welche leider noch nach der Mitte des 19. Jahrhunderts, und in Deutſchland, und zunächſt für den Staat Friedrich's des Einzigen, ein Buch wie Bunſen's „Zeichen der Zeit“ möglich

Ohne in nähere Erörterungen ſo manches andern Gegenſtandes, der in den vielſeitigen Werken de Groot's Stoff zu Betrachtungen darbietet, einzugehen, richten wir jetzt unmittelbar unſern Blick auf die ſtaatsmänniſche Wirkſamkeit de Groot's, insbeſondere auf ſeine Leiſtungen als Geſandter am Hofe Ludwig's XIII. Sie haben beinahe noch mehr, als alle übrigen des bewundernswürdigen Mannes, den man den „Phönix der Belgier" zu nennen nicht unberechtigt war, zu den abweichendſten Urtheilen Veranlaſſung gegeben, von welchen zwei einander geradehin aufheben. Nach der Behauptung der einen nämlich verband de Groot mit einer faſt unermeßlichen Gelehrſamkeit „die Talente des gewandteſten Staatsmannes" und erwarb ſich als Geſandter in Paris „die allgemeinſte Achtung". Das Urtheil anderer läuft darauf

---

und nothwendig machte. Gern benutzen wir dagegen die Gelegenheit, um an ein, wie wir glauben, zu wenig beachtetes Buch zu erinnern, deſſen Verfaſſer ſich über den obigen Gegenſtand folgendermaßen ausläßt: „Natur und Schickſal, Geiſtesgaben und Standpunkte, Gemüthsbedürfniſſe und Verſtandesentwickelungen der Menſchen ſträuben ſich gegen Meinungseinheit. Nicht ein einziges Individuum iſt im Stande, von Jugend auf ein und dieſelbe Religionsanſicht feſtzuhalten. Wo iſt ein Mann, der ſeine kindiſchen Vorſtellungen nicht hat fahren laſſen? Bekanntlich verſuchte auch Leibnitz eine Religionsvereinigung. Er hatte ſchon in Geſellſchaft des Abtes Molanus zu Lokkum und des Biſchofs von Neuſtadt in Ungarn den Unionsplan entworfen. Im Jahre 1780 machte man in Deutſchland wieder einen Unionsverſuch; es ſollte ein apoſtoliſches Chriſtenthum eingeführt werden. Solange der Cultus, dieſe Krücke der ſchwachen Menſchheit, nicht entbehrt werden kann, ſolange nicht die Zeit gekommen iſt, in der die Menſchheit das höchſte Weſen im Geiſt und in der Wahrheit ehrt, gibt es vielleicht kein beſſeres Mittel, den Cultus der Sekten unſchädlich zu machen, als die Mannichfaltigkeit. Die Einheit des Cultus und Dogma würde das lebendige Wirken der Menſchheit in todten Mechanismus und das freie Daſein der Geiſter in eine Univerſalmonarchie oder Univerſaldespotie des Gewiſſens verkehren." (C. G. Jochmann, Reliquien. Aus ſeinen nachgelaſſenen Papieren geſammelt von H. Zſchokke, Hechingen 1837, II, 246.)

hinaus, daß er am Hofe des Königs von Frankreich nicht ganz geleiſtet habe, was man ſich von ihm verſprochen, und mehr oder weniger entſchieden wird davon als Grund angegeben, daß er in zu vollem Maße Gelehrter geweſen, zu unbedingt dem Dienſte der Wiſſenſchaften angehört habe, um als Staatsmann und vornämlich als Geſandter ſeine Aufgabe vollkommen löſen zu können. Endlich hat es auch an ſolchen nicht gefehlt, die geradehin verſicherten, de Groot ſei als Staatsmann in demſelben Verhältniſſe unbedeutend, ja völlig unbrauchbar geweſen, in welchem er als Gelehrter ohne Widerrede die glänzendſte Erſcheinung ſeines Zeitalters war. Dieſer letztere Ausſpruch wird nun freilich ſchon nach einer flüchtigen Beleuchtung keiner beſondern Widerlegung bedürfen, nicht ebenſo leicht aber wird es ſein, in dem Streite der beiden erſterwähnten Urtheile Wahres von Irrigem zu trennen. Der Verſuch einer Feſtſtellung der Wahrheit ſoll indeß in Folgendem gewagt werden.

Zur Tüchtigkeit eines Staatsraths iſt nach Richelieu „nur Tüchtigkeit und Feſtigkeit des Geiſtes, Gediegenheit des Urtheils — ſie iſt die wahre Quelle der Klugheit —, hinreichende Bekanntſchaft mit den Wiſſenſchaften, allgemeine Kenntniß der Geſchichte und der gegenwärtigen Verfaſſung aller Staaten der Erde und insbeſondere desjenigen, dem er angehört“, erforderlich. Unter den zahlreichen Ausländern, welche die Krone Schweden unter Chriſtine und ihren nächſten Nachfolgern als Staatsmänner benutzt hat, wer hätte dieſen Forderungen mehr entſprochen als de Groot! Und wenn es ſchon ſeit dem 16. Jahrhundert keineswegs ungewöhnlich war, ausgezeichnete Gelehrte mit wichtigen Staatsverhandlungen beauftragt zu ſehen, welche Erwartungen mußte wol in gleichem Falle de Groot erwecken, er, der im Vergleich mit einem de Mesmes, de Thou, Dupuy, Caſaubon, Peiresc u. a. noch immer des Vorrangs gewiß war! Richelieu nennt Feſtigkeit des Geiſtes als erſte Bedingung der Tüchtigkeit eines Staatsmannes. Ohne Zweifel hatte de Groot ſolcher Feſtigkeit in hohem Grade bedurft, um unter den Verhältniſſen, in welchen er ſeit ſeiner Ernennung zum Penſionarius von Rotterdam, alſo ſchon ſeit dem Jahre 1613 gelebt, niemals abzuweichen von jenen Staat und Kirche angehenden Grundſätzen, in denen er einmal die Wahrheit erkannt zu haben glaubte, niemals auch nur im geringſten gebeugt zu erſcheinen vor jener Partei, deren undankbaren Feindſeligkeiten er endlich mit Mühe entrann, nachdem ſie das ehrwürdige Haupt Oldenbarneveldt's dem Henkerbeile zu überliefern kein Bedenken getragen, und um ebenſo wenig auf ſchmeichelnde Stimmen zu achten, die ihn, den Geächteten, auf eine Bahn zu führen verſuchten, welche wol reichen Vortheil verſprechen mochte, aber mit ſeiner Denkart und Handlungsweiſe im Widerſpruche, vielleicht auch nur nicht völlig im Einklange geſtanden haben würde. Die „Gediegenheit ſeines Urtheils" und ſeine „hinreichende Bekanntſchaft mit den Wiſſenſchaften" auch nur einen Augenblick in Frage ſtellen zu wollen, wäre lächerlich: ſein berühmter Zeitgenoſſe G. Voß hatte wahrlich Grund, ihn „der Sache wie dem Namen nach" den Großen (re et nomine Magnum) zu nennen, und was endlich die geſchichtlichen und ſtaatlichen Kenntniſſe betrifft, welche der Cardinal von dem Staatsmann fordert; ſo möchte es ſelbſt in der erſten Hälfte des 17. Jahrhunderts eben auch keine leichte Aufgabe geweſen ſein, einen Mann zu finden, der ſich des Beſitzes dieſer Kenntniſſe mit größerm Rechte als de Groot hätte rühmen können. Aber zu der Zeit, die ihn als Geſandten auftreten ſah, hatte er überdies auch bereits längſt durch die That bewieſen, daß er Staatsangelegenheiten mit Geſchick zu behandeln wußte. Als im Jahre 1613 Holland außerordentliche Geſandte an König Jakob I. von England geſandt hatte, theils um die Anſichten deſſelben über die obwaltenden kirchlichen Streitigkeiten zu berichtigen und ſich auf dieſe Weiſe die Gunſt des mächtigen Großbritannien zu ſichern, theils und vornehmlich um den oſtindiſchen Handel und den Walfiſchfang der Holländer bei Grönland gegen die Anmaßungen Englands zu ſchützen, war de Groot, der Verfaſſer des „Mare liberum“, einer dieſer Geſandten geweſen, welche in Betreff des oſtindiſchen Handels auch ihren Zweck nicht verfehlten. Aus England zurückgekehrt hatte er bei den Ständen im Vaterlande die Frage ſchwebend vorgefunden, ob der Staat verpflichtet ſei zum Erſatze des Schadens, welchen ſeine Kaper durch ihre Räubereien ſelbſt befreundeten Staaten zugefügt hatten und welche daher Gegenſtand von Beſchwerden geworden waren. Er erfüllte den ihm gewordenen Auftrag, ein Gutachten über dieſe Angelegenheit auszuarbeiten; es lief darauf hinaus, daß die Schuldigen, wenn es gelänge ſie zu ermitteln, zu Strafe und Schadenerſatz zu verurtheilen ſeien, der Staat aber, der die Kaper nur gegen den Feind ausgeſendet und an den Ungerechtigkeiten derſelben keinen Antheil genommen, auch frei von der Verpflichtung bleiben müſſe, den angerichteten Schaden zu erſetzen; dieſer Ausſpruch, unverkennbar auf den Grundſätzen des Rechts und der Billigkeit beruhend, war von den Ständen einmüthig gebilligt worden. In den kirchlichen Streitigkeiten des Vaterlandes, in welche de Groot durch ſeine amtliche Stellung, die ihm Sitz und Stimme auch in der Verſammlung der Reichsſtände gab, allmählich immer tiefer verwickelt wurde, war freilich eine ſolche allgemeine Uebereinſtimmung der Anſichten mit der ſeinigen beinahe undenkbar, es galt vornehmlich die Frage, ob die Obrigkeit Richter ſein könne in Religionsangelegenheiten, und die von de Groot in einem eigenen Werke niedergelegte Beantwortung dieſer ſich heute noch immer erneuernden Frage können wir nicht gutheißen, da ſie der Obrigkeit — weit über die Kirchenordnung hinausgehend — Rechte einräumt, welche die Gewiſſensfreiheit aufheben würden. [1] Aber dieſe Entſcheidung erklärt ſich nicht blos aus ſeiner allgemeinen Anſicht von der beſten Regierungsform, ſondern floß auch mit eben dieſer Anſicht aus einer lobenswerthen Quelle, aus dem Wunſche, den innern Frieden im Staate geſchützt zu ſehen. Schon im Jahre 1600 in der Zueignung der „Phänomene des Aratus“ an die Stände von Holland und Weſtfriesland hatte er eine Geſinnung ausgedrückt, nach welcher er die Erfüllung jenes Wunſches zwar nicht von der Herrſchaft eines Einzelnen, „die für Sklavenſeelen paßt“, noch weniger von einer Volksherrſchaft, „die zur Zügelloſigkeit führt“, aber von der Herrſchaft der Edeln des Volks

---

[1] Luden hat dieſe Frage in einer heute wieder doppelt beachtenswerthen Stelle ſeines oben angeführten Werks (S. 61) beantwortet, in welcher er ſchließlich ſagt: „Alſo nur die Kirchenordnung hat der Staat unter ſeiner Aufſicht, die Geſetzgebung aber, die Prämiſſen, von welchen ausgegangen wird, die weitere Erklärung alter begründig (?) neuer, der Cultus, die Myſterien — alles dieſes wird die Gemeinde mit ſich ſelbſt auszumachen haben: was ihr wahr, heilig ſcheint, was ſie belehrt, erbaut, das muß er ihr unangetaſtet laſſen, ſolange es nicht etwas iſt, was die Kirchenglieder zu unruhigen Bürgern macht. Ja ſelbſt in dieſem Falle hat er nicht die Kirchenglieder für ihre Lehre, ihren Glauben zu ſtrafen, noch darf er ihn ihnen entreißen wollen (was er ohnehin nicht kann), ſondern die Bürger für ihre Unruhe.“ Hinzuzufügen wäre wol noch, daß der Staat den Kirchengliedern, als ſolchen, ebenſo wenig etwas aufdringen, als entreißen darf.

(Ariſtokratie), „welche die Freiheit verbürgt", erwarten konnte, und in gleicher Geſinnung hoffte er auch jetzt durch den einträchtigen Willen der Herrſchenden im Staate die Spaltungen der Menge aufgehoben zu ſehen. Wie grob die Täuſchung war, der er ſich in dieſen Beziehungen hingegeben, hat wol ihn ſelbſt das ſpätere Leben gelehrt; daß aber das betreffende Werk die irrige Anſicht des Verfaſſers mit allen Waffen, wie der Gelehrſamkeit, ſo auch des Scharfſinns und der ſchriftſtelleriſchen Gewandtheit vertheidigt und — von dieſem Geſichtspunkte aus betrachtet — eine treffliche Staatsſchrift iſt, läßt ſich ſo wenig leugnen, als daß ſeine Vertheidigung der Stände gegen die plumpen Angriffe, welche ſie in dieſen kirchlichen Angelegenheiten durch die Schrift eines Gomariſten erfahren, eine in jedem Betrachte meiſterhafte iſt. Die Stände, von welchen er zu dieſer Vertheidigung wahrſcheinlich aufgefordert worden war, ſprachen ihm für dieſelbe auch öffentlich ihren Dank aus. In den nächſtfolgenden Jahren war ihm endlich auch mehrfache Gelegenheit gegeben, zu zeigen, daß er in mündlicher Rede nicht weniger als in Schriften Staatsangelegenheiten zu behandeln wiſſe. Die Stände, nachdem ihr erſter Verſuch, die ſtreitenden kirchlichen Parteien durch einen von de Groot entworfenen Erlaß (Decretum) für eine allgemeine friedliche Einigung zu gewinnen, geſcheitert war, beſchloſſen zu gleichem Zwecke Abgeordnete nach Amſterdam, dem Hauptſitze der von dem Grafen Moritz von Naſſau beſchützten, die Einigung verweigernden Gomariſten, zu ſenden. De Groot war der Redner dieſer Abgeordneten in der Rathsverſammlung zu Amſterdam (im Jahre 1616), und ſelbſt die uns vorliegende, nicht einmal von ihm ſelbſt verfaßte, lateiniſche Ueberſetzung ſeiner in holländiſcher Sprache gehaltenen Rede genügt vollkommen, uns den ausgezeichneten Beifall begreiflich zu machen, mit welchem dieſe Rede aufgenommen worden iſt. Sicher würde ſie, wären die Zuhörer nur einigermaßen zur Verträglichkeit geneigt geweſen, ihren guten Zweck nicht verfehlt haben; denn aufs eindringlichſte hatte vornehmlich der Schluß der Rede dargethan, wie bei der einleuchtenden Unmöglichkeit, die ſtreitenden Anſichten der Gomariſten und Arminianer auf eine Lehre zurückzuführen, nur der doppelte Ausweg übrig bleiben würde, entweder eine Partei durch die andere zu verurtheilen, oder zwei reformirte Kirchen förmlich anzuerkennen. De Groot nannte beides abſcheulich und heillos, und die Rede (von welcher übrigens, beiläufig geſagt, manches Wort mit des Redners allgemeinen Grundſätzen über Kirchenvereinigung nicht wohl übereinſtimmen möchte) hatte demnach die Zuhörer auf gegenſeitige Duldung der Parteien als unumgänglich hingewieſen. Wie bei dieſer Gelegenheit in Amſterdam, ſo war nachmals auch in Zeeland de Groot der Redner der Stände, und als der Kirchenſtreit allmählich immer heftiger entbrannt war, an manchen Orten Stadtſoldaten (Waardgelders) angeworben wurden, der Bürgerkrieg drohte, und die Reichsſtände den Beſchluß faßten, Utrecht durch eine Geſandtſchaft zur Entlaſſung der von dieſer Stadt angeworbenen Soldaten aufzufordern, wurde de Groot den Abgeſandten nicht nur wieder beigegeben, ſondern man glaubte abermals, nur ſeiner Beredſamkeit die Unterhandlung anvertrauen zu dürfen; ſeine dortige Stellung aber iſt ohne Zweifel dadurch zu einer doppelt mislichen geworden, daß er ſich Moritz von Naſſau, der ſich jetzt Prinz von Oranien nannte und in Oldenbarneveldt's Anhängern, mithin auch in de Groot, Widerſacher, ja Aufrührer zu erblicken wenigſtens die Miene annahm, in

Utrecht gegenübergeſtellt ſah. In allen dieſen oft ſehr drückenden Verhältniſſen hat er nach den übereinſtimmenden Berichten der Zeitgenoſſen die ihm zu Theil gewordene Stellung immer mit ebenſo großer Würde als Klugheit ausgefüllt, die Sache des Rechts und der Wahrheit immer einſichtsvoll und kräftig vertreten und für den innern Frieden des Vaterlandes zu wirken nicht aufgehört, bis ihn der 29. Aug. 1618 — ins Gefängniß führte.

Daß er am 22. März 1621 glücklich genug war, ſeine Flucht aus dem Schloſſe Loeveſtein, ſeinem Gefängniſſe, zu bewerkſtelligen, daß er nach Frankreich flüchtete, daß er dort unter Ludwig XIII. eine ſchützende Aufnahme fand, ſogar ein Jahrgeld von dem Könige erhielt, in raſtloſer Thätigkeit auch dort ſeine gelehrten Arbeiten fortſetzte, ja gerade in jenem Zeitraume ſein berühmteſtes Werk erſcheinen ließ, daß aber das ihm immer unregelmäßig gezahlte Jahrgeld, nachdem der Cardinal Richelieu die Zügel der Staatsregierung ergriffen hatte, gar nicht mehr gezahlt wurde, iſt hinlänglich bekannt. Wir werden daher zwar auf dieſen Zeitraum im Folgenden noch einmal zurückkommen müſſen, wenden uns aber jetzt ohne weiteres zu dem Jahre 1635, welches de Groot auf den Schauplatz der Oeffentlichkeit zurückführte.

Kaum hatte ſich in Europa die Nachricht verbreitet, daß de Groot, von der franzöſiſchen Regierung vernachläſſigt und durch die Vernachläſſigung in eine drückende Lage verſetzt, Frankreich zu verlaſſen beabſichtige, als mehrere Fürſten — die Könige von Polen und Dänemark, der Herzog von Holſtein, ſogar Spaniens König und Wallenſtein werden genannt — den Gedanken faßten, den weltberühmten Niederländer in ihre Dienſte zu ziehen, wonach ihm denn auch von verſchiedenen Seiten mehr oder minder beſtimmte Anträge gemacht wurden. De Groot zögerte lange ſich zu entſcheiden, und dieſes Zögern hatte, zum Theil wenigſtens, darin ſeinen Grund, daß es ihm ſchwer wurde, die Hoffnung auf eine ehrenvolle Rückkehr ins Vaterland aufzugeben. Als aber dieſe Hoffnung gänzlich verſchwunden war, und Anträge der eben erwähnten Art auch von ſeiten Schwedens an ihn ergingen, vermochte er der Aufforderung zum Dienſte des Auslandes ſich nicht länger zu entziehen. Seine Verehrung Guſtav Adolf's, des königlichen Helden, war eine faſt grenzenloſe, ſchwärmeriſche, und auch gegen Orenſtjerna, den großen Kanzler deſſelben, war er von der größten und wärmſten Hochachtung durchdrungen; er nahm keinen Anſtand, ihn „den bewunderungswürdigſten Erſcheinungen des Alterthums" gleichzuſtellen. Sich nun von beiden ebenfalls in hohem Grade geſchätzt zu wiſſen, mußte ihm ſchmeichelhafter ſein, als manche andere bedeutende Stimmen jener Zahlloſen, welche ſeinen Ruhm zu preiſen fortwährend wetteiferten, und wenn er, wie er verſichert hat, ſich für den ſchwediſchen Dienſt zum Theil auch darum entſchied, weil er die Hoffnung nährte, er werde in dieſem Dienſte öfter, als in einem andern, Gelegenheit finden, auch ſeinem Vaterlande (obwol er ſich von dieſem jetzt völlig losſagte) nützlich zu werden: ſo läßt ſich von einem Gemüthe wie dem ſeinigen annehmen, daß dies nicht blos geſagt war. Ohne zu wiſſen, welche Stellung die Gunſt der ſchwediſchen Regierung ihm beſtimmt hatte, erſchien er im Mai 1634 in Frankfurt a. M. bei Orenſtjerna, der ihn dorthin beſchieden hatte. Guſtav Adolf, deſſen Tod Schweden und Deutſchland damals bekanntlich ſchon ſeit zwei Jahren betrauerte, hatte, als er beſchloſſen, de Groot, ſeinen

Lieblingsſchriftſteller, in ſeine Dienſte zu nehmen, ſich zugleich ſehr bemerkenswerth dahin geäußert, er wolle ihm jetzt zeigen, „wie groß der Unterſchied zwiſchen Theorie und Ausübung ſei, und wie viel leichter ſich etwas ſchreiben laſſe, als werkthätig ausführen“, eine Aeußerung, welche — auffallend genug — der bisherigen ſtaatsmänniſchen Wirkſamkeit des Vielgefeierten gar keine Rechnung trägt, und welche, indem ſie nichtsdeſtoweniger die Abſicht des Königs an den Tag legt, de Groot amtlich nicht als Gelehrten, ſondern eben als Staatsmann zu benutzen, zugleich zu verrathen ſcheint, der ſtaatskluge Herrſcher ſei dabei nicht ganz frei von einigem Bedenken geblieben. Oxenſtjerna dürfte, bei der größten Werthſchätzung aller Verdienſte de Groot's, jenes Bedenken ſeines hingeſchiedenen königlichen Freundes wol ebenfalls nicht ganz grundlos gefunden haben, denn ſieben Monate lang zögerte er, in deſſen Umgebung ſich damals de Groot in Frankfurt a. M. und Mainz fortwährend befand, und von deſſen Entſcheidung jetzt die ganze fragliche Angelegenheit allein abhing, ſeinen desfallſigen Beſchluß auszuſprechen. Endlich geſchah es (einen bedeutenden Antheil an der langen Zögerung ſcheinen auch die damals in Worms eben ſchwebenden Verhandlungen der proteſtantiſchen Bundesgenoſſen gehabt zu haben): der berühmte Verbannte wurde zum ſchwediſchen Staatsrathe und ordentlichen Geſandten am franzöſiſchen Hofe ernannt, das erſtere Amt mit einem Gehalte von 2000, das letztere mit einem Gehalte von 6000 Rthlr. verbunden, und zugleich in der betreffenden Beſtallung ausgeſprochen, daß er beide Gehalte vom Mai 1634 an beziehen werde, und daß ihm im Falle der Zurückberufung vom franzöſiſchen Hofe eine andere Geſandtſchaft mit gleichem Gehalte ertheilt werden ſolle, daß aber, ſolange es in dieſem Falle etwa an angemeſſener Gelegenheit zu einer andern Sendung fehlen ſollte, er beide erwähnten Gehalte unverkürzt beziehen werde. Die ihm zugleich als Geſandten ertheilte Dienſtanweiſung lautete:

„Dieſer Geſandte ſoll Sorge dafür tragen, daß die Ehre, Hoheit, Vorzüge, Rechte und Gerechtſame der Krone und des Reichs von Schweden durch ſeinen Dienſt aufrecht erhalten werden. Und zu dieſem Ende ſollen in Kraft erhalten werden die Verträge und Bündniſſe, welche zwiſchen den Kronen von Schweden und Frankreich geſchloſſen worden ſind oder noch geſchloſſen werden ſollten. Vor allem ſoll er bemüht ſein, die Herren Reichsräthe der Krone Schweden in guter Freundſchaft und Einvernehmen mit dem König von Frankreich zu erhalten. Zu dieſem Zwecke ſoll der Geſandte in beſtändiger Verbindung bleiben mit den vornehmſten (franzöſiſchen) Staatsdienern, deren ſich der König entweder vorzugsweiſe bedient, oder welche dem Anſcheine nach zu Anſehen gelangen werden, insbeſondere mit den Herren Prinzen vom königlichen Geblüte. Auch ſoll er gute Verbindung und Einvernehmen unterhalten mit den in Frankreich beſtallten Geſandten und Dienern derjenigen Könige, Freiſtaaten und Mächte, welche Verbündete oder Freunde der Krone von Schweden ſind. Er ſoll eifrigſt achten auf alles, was in dieſem Reiche auf den Staat, Frieden, Krieg, Bündniſſe Bezügliches vorfällt, vornehmlich auf dasjenige, was in irgendeinem Bezuge zur Krone von Schweden ſteht, und ſoll von ſolchen Angelegenheiten ſowol den Herren Reichsräthen, als dem Herrn Kanzler von Schweden Anzeige machen. Ebenſo ſoll er zum Dienſte der Krone Schweden Verbindungen unterhalten mit andern Geſandten und den vornehmſten Geſchäftsführern dieſer Krone. Die Bekenner der reformirten

Religion in Frankreich ſoll er bei allen Gelegenheiten ermahnen, ſich in ſolchem Gehorſam und in ſolcher Ehrfurcht gegen ihren König zu verhalten, daß ſie ſich Sr. Majeſtät Gunſt und Gnade immer mehr erwerben mögen. Wo es den Anſchein hat, daß ſich etwas zu Nutzen der Angelegenheiten der Mutter oder der Brüder des Königs thun laſſe, ſoll er dies nach Gutdünken des Königs und deſſen Befehle nachkommend beſorgen, endlich auch alles thun, was ihm von ſeiten der Krone Schweden aufgetragen werden wird, und was er überdies nach Lage der Sachen zum Dienſte dieſer Krone nöthig oder förderlich finden wird.“ [1])

In einem dieſem Zeitraume angehörigen Schreiben hatte de Groot die Beſorgniß ausgeſprochen, Orenſtjerna möge eine zu günſtige Meinung von ihm gefaßt haben, und dieſer würdig zu entſprechen dürfte leicht mislingen. Daß es ihm mit dieſer Aeußerung voller Ernſt geweſen iſt, glauben wir nicht bezweifeln zu dürfen, ob ſie aber ein reiner Ausdruck ſeiner Beſcheidenheit war oder ob ſie aus einer Miſchung derſelben mit einem peinlichen Vorgefühl der Unannehmlichkeiten entſprang, denen ſeine neuen Verhältniſſe ihn bald entgegenführen ſollten, müſſen wir dahingeſtellt ſein laſſen. Gewiß iſt, daß ſeine lebhafte Dankbarkeit gegen Orenſtjerna und das Andenken an Guſtav Adolf allein hingereicht haben würden, de Groot zum Aufbieten aller ſeiner Kräfte in der ihm angewieſenen glänzenden Stellung anzuregen, und jedenfalls waren die Würfel jetzt geworfen. Anfang des Jahres 1635 trat der neue Geſandte ſeine dritte, bedeutungsreichſte Reiſe nach Frankreich an, und am 2. März jenes Jahres hielt er ſeinen feierlichen Einzug in Paris. Sehen wir nun zu, wie er dort der eben mitgetheilten Dienſtanweiſung nachgekommen iſt, wie er die ihm in der Verwaltung des Amtes etwa entgegentretenden Hinderniſſe zu überwinden ſich hat angelegen ſein laſſen, und welche Erfolge ſeine Thätigkeit als Geſandter belohnt haben.

---

[1]) A. v. Cattenburgh, a. a. O., S. 5–7.

Bei keiner unbefangenen und nähern Betrachtung dieſer Thätigkeit wird jemals in Abrede geſtellt werden können, daß de Groot im allgemeinen ſein geſandtſchaftliches Amt mit großem Dienſteifer und, wie ſich von ſelbſt verſteht, mit Einſicht verwaltet hat. Er erſcheint in ſeinen uns vorliegenden Berichten über dieſen Abſchnitt ſeines Lebens als ein ſcharfer Beobachter des franzöſiſchen Hofes, wie aller Perſonen, die an demſelben eine mehr oder weniger bedeutende Rolle ſpielen, und aller irgend erheblichen Ereigniſſe. Er berichtet über alles dies, Kleines wie Großes, ſehr regelmäßig und häufig, meiſt wöchentlich, an die ſchwediſchen Reichsräthe, insbeſondere an Oxenſtjerna, er vollzieht mit größter Pünktlichkeit alle Aufträge deſſelben und läßt es ſich ſehr angelegen ſein, die Ehre der ſchwediſchen Krone bei jeder Gelegenheit ungeſchmälert zu bewahren. Er verharrt endlich auch in dieſem ſich immer gleichen rühmlichſten Dienſteifer, trotz vieler ungünſtigen Verhältniſſe, nicht einige Monate, ſondern zehn Jahre hindurch, und es verdient dies unſtreitig um ſo mehr ein nicht geringes Lob, als jene Verhältniſſe zum Theil ſolcher Art waren, daß ſie einem Manne wie de Groot nothwendig doppelt geringfügig, ſchal und in ärgerlichſter, oft in verletzender Weiſe zeittödtend erſcheinen mußten. Namentlich auch alle diejenigen zahlreichen Geſchäfte einer Geſandtſchaft, welche auf die Zeitereigniſſe theils gar keinen Einfluß ausüben, theils ſie nur mittelbar und ſehr entfernt angehen, ohne darum weniger nothwendige zu ſein, ſind von de Groot ſo vollzogen worden, daß er durch ſie ſeinem Hofe nicht die geringſte Veranlaſſung zum Tadel gegeben hat. Es liegt jedoch am Tage, daß dieſer Wirkungskreis nur einen fleißigen Geſchäftsmann von gewöhnlicher Einſicht und Umſicht erforderte, mithin de Groot keine Gelegenheit darbot, ſich als einen ausgezeichneten Staatsmann zu bewähren, und die Freunde des großen Mannes und der Wiſſenſchaft würden daher bedauern müſſen, daß er ein Jahrzehnd hindurch einen ſehr anſehnlichen Theil ſeiner Zeit ſolchen Beſchäftigungen zum Opfer gebracht hat, böte für daſſelbe die Geſchichte ſeiner Geſandtſchaft keine Entſchädigung dar durch wichtige Ereigniſſe, auf welche er eingewirkt hat.

Daß ihm dieſe Entſchädigung durch ſeine Wirkſamkeit in vielen entſcheidenden Angelegenheiten Schwedens, der franzöſiſchen Regierung gegenüber, und in bedeutenden Erfolgen dieſer Wirkſamkeit zu Theil werden würde, ſtand allerdings in manchem Betrachte zu hoffen und beinahe zu erwarten. Der Verluſt der Schlacht bei Nördlingen (am 9. Sept. 1634) hatte plötzlich in Deutſchland das Anſehen der vielgefeierten Schweden, trotz der Lauigkeit, mit welcher der Sieg von den kaiſerlichen Heeren benutzt worden war, ſo tief ſinken laſſen, daß dem Bunde der deutſchen proteſtantiſchen Mächte die Auflöſung drohte, und daß ſelbſt Orenſtjerna's Staatsweisheit und bewundernswürdige allſeitige Thätigkeit nur unter der Vorausſetzung kräftigſter Unterſtützung von ſeiten Frankreichs hoffen ließ, die noch vor kurzem ſo vielverſprechenden ſchwediſch-deutſchen Angelegenheiten wiederhergeſtellt zu ſehen: eine Vorausſetzung, die ziemlich unſicher war, da das franzöſiſche Cabinet zwar die Demüthigung des Hauſes Habsburg entſchieden beabſichtigte, aber auch nicht ohne Mistrauen auf Macht und Anſehen blickte, welches die Schweden in Deutſchland bleibend gewinnen möchten. Da nun eben unter dieſen höchſt mislichen Umſtänden de Groot an den Hof von Frankreich geſandt wurde, ſo ſcheint Burigny kaum zu viel zu ſagen, wenn er dieſe Sendung „die wichtigſte nennt, mit welcher ein Miniſter beauftragt werden kann“, und in der von Oxenſtjerna getroffenen Wahl eines Geſandten, deſſen Aufgabe darin beſtand, „das Bündniß zwiſchen Frankreich und Schweden zu befeſtigen“, nicht eine Spur der oben erwähnten Bedenken, ſondern lediglich „eine Kundgebung der beſondern Achtung, welche dieſer große Mann gegen de Groot hegte“, erblickt. — Für unſern Zweck iſt nun unerlaßlich, die einzeln enin jenem Zeitraume am franzöſiſchen Hofe geführten ſchwediſchen Verhandlungen etwas näher ins Auge zu faſſen. Sie ſind bei weitem nicht ſo zahlreich, als man erwarten könnte.

Um ſich der erwähnten franzöſiſchen Unterſtützung Schwedens zu verſichern, galt es vor allem, einen Vertrag, welcher zwiſchen Schweden und Frankreich im Jahre 1631 zu Bernwald in der Neumark geſchloſſen und nachmals in Heilbronn erneuert worden war, wieder in volle Kraft treten zu laſſen, nachdem er dieſe im Jahre 1634 verloren, indem es der franzöſiſchen Staatskunſt in dieſem Jahre gelungen war, zwei Abgeſandte der verbündeten Proteſtanten, Löffler und Streif, in Paris zum Abſchließen eines Vertrags zu beſtimmen, welcher den Schweden die oberſte Leitung der deutſchen Kriegsangelegenheiten entzog, dieſe Leitung einem deutſchen Fürſten übertragen wollte und Frankreich den Beſitz wichtiger Plätze im Elſaß ſicherte. Oxenſtjerna hatte die Beſtätigung dieſes neuen Vertrags im Namen Schwedens entſchieden verweigert, und de Groot's erſtes und beinahe auch wichtigſtes Geſchäft beſtand eben darin, dieſe Verweigerung vor dem franzöſiſchen Hofe zu rechtfertigen und die Rechte der ſchwediſchen Krone gegen die Anmaßungen Frankreichs zu verwahren. In dieſer Angelegenheit hat de Groot zuerſt mit dem Oberintendanten Bouthillier und dem bekannten Kapuziner Joſef, dem einflußreichen Lieblinge und Vertrauten des Cardinals Richelieu, zuletzt mit dieſem ſelbſt unterhandelt. Aber für die gute Sache, die er vertheidigte, wurde durch alle ſeine Anſtrengungen nichts gewonnen, während das Ziel derſelben ſehr bald erreicht war, nachdem Oxenſtjerna ſelbſt am franzöſiſchen Hofe erſchienen war. Ein zu Compiègne zwiſchen Schweden und Frankreich jetzt abgeſchloſſener Vertrag — der Kanzler einerſeits, Bouthillier und Chavigny andererſeits hatten ihn abgeſchloſſen — erneuerte eigentlich nur den Heilbronner, indem er dieſen blos in einigen Punkten von geringerer Bedeutung abänderte. Nun ſchrieb zwar de Groot zu Anfang Mai jenes Jahres an ſeinen Schwager Reigersberg: „Zu dieſem Vertrage hat meine Bemühung, den für Schweden nachtheiligen Vertrag von Paris außer Kraft zu ſetzen, nicht wenig beigetragen. Ich meine der Krone Schweden nicht einen kleinen Dienſt geleiſtet zu haben, indem ich den Undank (? ondank) auf mich genommen habe, den feierlichen Vertrag von Paris zu entkräften und den Weg zu einem ehrlichen und vortheilhaften zu bahnen", und es iſt durchaus kein Grund vorhanden zu bezweifeln, daß dieſer letztere Vertrag größtentheils nach einem von de Groot verfaßten Entwurfe abgeſchloſſen worden iſt, wie auch Pufendorf beſtätigt hat. Wenn man indeß erwägt, daß de Groot, ohne dem ihm ertheilten Auftrage geradehin zuwiderzuhandeln, auf den pariſer Vertrag nicht hätte eingehen können, die Staatsmänner, mit welchen er unterhandelte, auf ſeine Vorſtellungen Rückſicht zu nehmen aufs beſtimmteſte und beharrlichſte verweigerten 1)), Oxenſtjerna ſelbſt erſt nach einer längern Verhandlung mit Richelieu zum Ziele kam, und den neuen Vertrag im Auftrage und im Sinn des ſchwedi-

---

1) Das oben erwähnte Schreiben de Groot's an Melgersberg findet ſich bei Cattenburgh (a. a. O., S. 29). — In einem „geſchichtlichen Abriſſe", welcher die „Lettres et negociations du marquis de Feuquières" (Amſterdam 1753) eröffnet, heißt es (I, 183): „On avait résolu à la cour (de France), de ne point conférer jusqu'à l'arrivée du chancelier. On resta donc tranquille de part et d'autre, et Grotius n'eut rien autre chose à faire, que de traiter du cérémonial, que l'on observerait à la réception d'Oxenstirna." An einer andern Stelle (I, 187) hat es ſogar den Anſchein, als habe der Kanzler etwas von de Groot Vorgeſchlagenes und Eingeleitetes zurücknehmen und, ſozuſagen, Geſchehenes wieder gut machen müſſen. Aber Feuquières, franzöſiſcher außerordentlicher Geſandter bei den deutſchen proteſtantiſchen Verbündeten, hatte auch bereits im Januar 1635 in Worms von ſeinem Hofe eine „Denkſchrift" erhalten, die ihm meldete: „L'on ne traitera point ici avec le Sieur Grotius, et il sera renvoyé après sa première audience, remettant cette négociation au dit Sieur de Feuquières, pour la faire valoir avec adresse selon le cours, que prendront les choses dans l'assemblée de Worms." — Nachdem de Groot im Auftrage Oxenſtjerna's die Beſtätigung des fraglichen Pariſer Vertrags verweigert hatte, ſchrieb auch der Kapuziner Joſef unterm 25. März 1635 an Feuquières: „Si Oxenstierna parle en cette sorte: le roi n'a plus de traité avec Suède et il réduit tout à l'extremité." Nach des Kanzlers Ankunft in Compiègne aber geſtalteten ſich freilich die Sachen ganz anders, jedoch noch in dem letzterwähnten Schreiben hatte Feuquières die Weiſung erhalten, nach Kräften umſtimmend auf den Kanzler einzuwirken, „le roi ne voulant plus agir avec Grotius, ainsi qu'on lui a déclaré". Noch am 7. April jenes Jahres ſchrieb indeß Feuquières aus Worms an de Groot: „M. le chancelier m'a témoigné un extreme desir, de trouver cette affaire faite à son arrivée auprès de Sa Majesté, afin de n'avoir plus à lui parler et à Monseigneur le Cardinal que des choses utiles au commun et où il n'y eut qu'à travailler de concert." — Daß die fraglichen Unterhandlungen de Groot's zu keinem beſtimmten Ergebniſſe führten, beſtätigen die Worte F. Pufendorf's („Commentariorum de rebus Suecicis libri XXVI. Editio altera emendat.", Frankfurt a. M. 1705, S. 182): „Res in utramque partem accurate expensa et disceptata, sed nihil certi conclusum fuit."

ſchen Kanzlers zu entwerfen für de Groot unmöglich eine ſchwierige Arbeit geweſen ſein kann, ſo läßt ſich nicht behaupten, daß ſeine Beſtrebungen in dieſer Angelegenheit erfolgreich und der Vertrag von Compiègne namentlich die Frucht derſelben geweſen ſei. Weit eher dürften wir berechtigt ſein anzunehmen, daß Oxenſtjerna's Erſcheinung in Frankreich zu jenem Ergebniſſe, ohne alles Zuthun des ſchwediſchen Geſandten, geführt haben würde, zumal wenn dem Beſuche des Kanzlers eine den Gegenſtand in angemeſſener Sprache erſchöpfende Depeſche vorangegangen wäre. Richelieu hatte, als ihm dieſer wenig willkommene Beſuch angekündigt wurde, beſtimmt erklärt, daß der Kanzler, wenn er dem Vertrage von Paris entgegenzutreten beabſichtigen ſollte, durch ſeine Erſcheinung auf franzöſiſchem Boden mehr Uebles als Gutes bewirken werde, und nichtsdeſtoweniger reichte ein viertägiger Aufenthalt des Kanzlers an Ludwig's Hofe und eine einzige die Staatsgeſchäfte betreffende Unterredung des Cardinals mit Oxenſtjerna hin, den Vertrag von Paris außer Wirkſamkeit zu ſetzen. — Daß Richelieu bald nachher durch den Marquis von Feuquières beim Herzoge von Weimar und durch den franzöſiſchen Miniſter Avaugour am Hofe von Stockholm noch einen Verſuch gemacht hat, jene Wirkſamkeit wiederherzuſtellen, können wir außer Betracht laſſen, da dieſer Verſuch geſcheitert iſt.

Mit kaum größerm Erfolge, als de Groot in der eben erwähnten Angelegenheit erreicht hat, ſah er ſeine Bemühungen in einer zweiten nicht minder wichtigen Angelegenheit belohnt; wir meinen die Zahlung der Hülfsgelder, welche Frankreich vertragsmäßig an Schweden ſchuldete. Schon wenige Wochen nach ſeinem Einzuge in Paris begann er dieſe zweite Angelegenheit zu betreiben und unabläſſig erinnerte er ſeitdem die höhern Staatsbeamten Frankreichs bei jeder Gelegenheit an die betreffenden Verpflichtungen. Er konnte ſich gegen den Cardinal in Betreff der rückſtändigen Zahlungen auf die beſtimmten Zuſicherungen berufen, welche Oxenſtjerna von Chavigny, dem Staatsſecretär der auswärtigen Angelegenheiten, erhalten hatte; aber Richelieu verweigerte eine entſcheidende Antwort, verwies, indem er ſich auf ſeine Unbekanntſchaft mit den Einzelheiten dieſer Angelegenheit, auf ſeine überhäuften Geſchäfte und ſeine Kränklichkeit berief, den unbequemen Mahner an Bouthillier, Bullion und Chavigny bei einem Empfange, und benutzte bei einigen andern allerlei vorgeſchützte Gründe zu Beſchwerden über Schwedens Treuloſigkeit, um den unangenehmen Geldpunkt ganz mit Stillſchweigen übergehen zu können. Bouthillier und Bullion verſicherten, daß ihnen die betreffenden Abſichten des Königs (als wenn nicht das Heft der Regierung ganz in den Händen Richelieu's gelegen hätte, deſſen Sprachrohr ſie waren!) unbekannt ſeien, und Chavigny vermied mit unzweifelhafter, zuletzt offenbar beleidigender Abſichtlichkeit jede Gelegenheit zu Unterredungen mit de Groot, ja er erklärte zuletzt geradehin, eine beſtimmte Zuſicherung von Rückſtandszahlungen ſei niemals ertheilt worden, er habe auf Befehl des Königs lediglich verſprochen, es werde Se. Majeſtät in dieſem Bezuge thun, was die Lage ſeiner Angelegenheiten ihm zu thun geſtatte. Zuweilen ſahen ſich dieſe Miniſter, zu welchen auch noch Servian und der Kapuziner Joſef gerechnet werden müſſen, außer Stand, die Rechtmäßigkeit der ſchwediſchen Forderungen in Abrede zu ſtellen — bei einem Empfange in Ruel am 20. Juli jenes Jahres that dies ſelbſt Richelieu nicht —; aber ſie beriefen ſich zugleich, auch wol nicht ohne Grund, auf die drückenden Geldverlegenheiten, in welche der Krieg ihr Land verſetzt habe, meinten hierdurch die Nichterfüllung der übernommenen Verbindlichkeiten genügend rechtfertigen zu können, oder ließen wenigſtens den ſchwediſchen Geſandten von allen ſeinen desfallſigen Beſtrebungen nichts weiter ernten als — Verſprechungen, die ſich entweder ganz trüglich erwieſen oder im günſtigſten Falle verhältnißmäßig geringe Zahlungen zur Folge hatten. Viermal verſuchte de Groot, dem Könige ſelbſt in feierlichem Empfange die Nothwendigkeit jener Zahlungen fühlbar zu machen, ſchwerlich aber war von dieſem Verſuche irgend Bedeutendes zu hoffen, da es immer wieder nur der Cardinal war, deſſen Antwort der Vorgeſtellte aus dem Munde Ludwig's zu vernehmen erwarten konnte. Und dieſe Erwartung iſt denn auch nicht trüglich geweſen. — Was de Groot in der fraglichen Rückſicht noch etwa erreicht hat, ſcheint er der Beſorgniß des Cardinals verdankt zu haben, es möchte Schweden einen Vertrag mit dem Kurfürſten von Sachſen und einen Sonderfrieden mit dem Kaiſer abſchließen. Richelieu kam in ſeinen Unterredungen mit dem Geſandten, der übrigens bisweilen lange vergebens einen Empfang bei ihm nachſuchte, wiederholentlich auf dieſen Gegenſtand zurück, ſprach viel von der Pflicht treuer Erfüllung eingegangener Verträge, verſicherte, daß er ſeinerſeits lieber betrogen ſein wolle (!), als betrügen u. dgl. m., und de Groot hütete ſich, ihn von jener Beſorgniß ganz zu befreien. Als der Cardinal im September jenes Jahres zu wiſſen verſicherte, daß die Schweden mit dem Kurfürſten von Sachſen über einen Sondervertrag unterhandelten, ſtellte der Geſandte nicht in Abrede, daß dem ſchwediſchen Kanzler von dem Kurfürſten von Sachſen Einigungsvorſchläge gemacht worden ſeien, verſicherte zwar, Orenſtjerna habe dem Kurfürſten geſchrieben und deſſen Abgeſandten mündlich geſagt, daß ein ſolcher Vertrag ein gegen Frankreich und die übrigen Verbündeten begangenes Unrecht ſein würde, fügte aber hinzu, er habe Befehl, Sr. Eminenz zu erklären, daß Schweden, verlaſſen von Frankreich, ſich in die Nothwendigkeit verſetzt ſehen würde, Schritte zu thun, von welchen bisher ſeine Abſichten weit entfernt geweſen ſeien. De Groot's eifrige Bemühungen, das franzöſiſche Cabinet zu kräftiger Unterſtützung des edeln Herzogs Bernhard von Weimar zu beſtimmen, trugen dieſem ebenfalls nur ſehr dürftige Früchte, obwol Frankreich dem Herzoge im Jahre 1635 den Beſitz des Elſaß und Hennegau zugeſichert hatte, und der zwiſchen Richelieu und Bernhard abgeſchloſſene Vertrag dem Letztern geſtattete, den Krieg in Deutſchland beinahe ganz nach eigenem Ermeſſen zu führen. Die ſiegreiche Laufbahn des Herzogs machte ſehr bald am franzöſiſchen Hofe die Beſorgniß rege, es möchte Bernhard ſich am Rhein als regierender Fürſt feſtſetzen, und obwol daher de Groot, der mit Bernhard bei einem Beſuche deſſelben in Paris auch in genauere perſönliche Verbindung getreten war, nicht abließ, bei den franzöſiſchen Miniſtern auf die nothwendige Unterſtützung des tapfern Fürſten zu dringen, und dazu namentlich auch die frohe Theilnahme des Königs an dem Siege benutzte, welchen der Herzog am 23. Febr. 1638 bei Rheinbaben erfochten hatte, ſo waren es doch auch in dieſem Falle nur wenig mehr als leere Verſprechungen, was dem unermüdlichen ſchwediſchen Geſandten franzöſiſcherſeits zu Theil wurde.

Ein neues aber ebenfalls unfruchtbares Feld eröffnete ſich für de Groot zu Unterhandlungen, als im Jahre 1636 auf Antrag des Papſtes Urban VIII., dem die

Verbindung Frankreichs mit den ketzeriſchen Schweden und die Anweſenheit der letztern in Deutſchland ſehr anſtößig war, zwiſchen den kriegführenden Mächten Friedensberathungen in Köln eröffnet werden ſollten. Auch hatte wirklich bereits nicht blos der Papſt, ſondern auch der König von Spanien und der Kaiſer zum Zwecke dieſer Berathungen Geſandte nach Köln geſchickt, und zwar ohne vorgängige Mittheilungen an die Schweden wie an die Holländer. Im November jenes Jahres erſchien endlich bei de Groot Graf Berliſi, der zweite am franzöſiſchen Hofe mit der Einführung der Geſandten Beauftragte, um unter anderm zu fragen, ob die Krone Schweden Bevollmächtigte nach Köln ſenden werde, worauf de Groot ſehr gemeſſen erwiderte, es ſei zwar die päpſtliche Vermittelung ein mislicher Umſtand bei der Sache, vielleicht werde ſich aber doch ein Auskunftsmittel noch finden laſſen, und in dieſem Falle werde wahrſcheinlich der Kanzler, wenn es ihm ſeine Geſchäfte erlauben ſollten, in Köln das Friedenswerk in eigener Perſon zu fördern bereit ſein. De Groot's eigentliche Meinung lief indeß darauf hinaus, daß die päpſtliche Vermittelung nicht anzunehmen ſei und ſchwediſche Bevollmächtigte nach Köln nicht abgeſandt werden ſollten, obwol er dieſer Meinung in einem betreffenden Schreiben an Orenſtjerna beinahe nur durch die Berufung auf das ausgezeichnete Anſehen, welches der Papſt in Köln genieße, und auf die Widerwärtigkeiten, welche hiernach den proteſtantiſchen Bevollmächtigten in jener Stadt bevorſtehen möchten, Geltung zu verſchaffen bemüht geweſen iſt. Die Meinung ſelbſt ſtand darum in de Groot nicht weniger feſt. Vergeblich verſicherte ihn der Geſandte Venedigs, der päpſtliche Abgeſandte in Köln ſei befehligt, ſich dort durchaus nicht in die Angelegenheiten der proteſtantiſchen

Mächte zu miſchen — wie der vermittelnde Geſandte eine ſolche Einmiſchung hätte vermeiden können, iſt freilich nicht wohl abzuſehen —, daß der von ſeiten Venedigs für Köln beſtimmte Geſandte wohlwollende Geſinnungen gegen Schweden nähre u. dgl. m. Es erweckte alles dies in de Groot nur den Verdacht, daß Richelieu ihn ſelbſt nach Köln abgeſandt zu ſehen wünſche, und der Venediger, indem er die Annehmlichkeit der Sendung geprieſen, einen Auftrag des Cardinals erfüllt habe. Als aber zuletzt ſelbſt einer der für Köln beſtimmten franzöſiſchen Bevollmächtigten ſich in wiederholten Unterredungen über eine Sendung ſchwediſcher Unterhändler nach Köln misbilligend mit dem Bemerken ausſprach, daß jene Stadt gegen die Schweden höchſt ungünſtig geſtimmt ſei, trat bei unſerm de Groot an die Stelle des erwähnten Verdachts die dringende Vermuthung, daß die Herſtellung des Friedens gar nicht in Richelieu's Abſichten liege, und da überdies vorherzuſehen war, daß es unter den in Köln Verhandelnden auch an ſchwer zu ſchlichtenden Rangſtreitigkeiten nicht fehlen werde, indem die franzöſiſchen Abgeſandten überall die erſte Stelle für ſich in Anſpruch nehmen wollten, obgleich dieſe nach de Groot's Behauptung den Geſandten Schwedens, als des älteſten europäiſchen Königreichs gebührte, ſo verweigerte zuletzt die ſchwediſche Regierung jede Abſendung von Unterhändlern nach Köln, wo demnach auch die vorgeſchlagenen Friedensberathungen gar nicht ſtattgehabt haben.

Nicht erfolgreicher als dieſe erſten vorbereitenden Schritte zu einem Friedensſchluſſe waren die Unterhandlungen, welche am 1. Mai 1638 zwiſchen de Groot und Chavigny in Betreff eines vom Papſte in Antrag gebrachten Waffenſtillſtandes ſtattfanden. De Groot nämlich, immer aufs eifrigſte nach den möglich größten Vortheilen für Schweden ſtrebend, verlangte, daß während der Waffenruhe die Summe der von Frankreich den Schweden zugeſicherten Hülfsgelder unverkürzt gezahlt werden, und die ſchwediſchen Truppen während dieſes Zeitraums nicht blos im Beſitze desjenigen Theils von Pommern, der ſich bereits in ihren Händen befand, ungeſtört bleiben ſollten, ſondern auch, daß ihnen die ganze eben genannte Landſchaft eingeräumt werde, erſteres, weil ohne zahlreiche Truppen zu unterhalten Schweden außer Stande ſein würde, die weiten Landſtriche, welche es beſetzen müſſe, zu behaupten; letzteres, weil die ſchwediſchen Anſprüche auf Pommern auf ſichern Verträgen beruhten, nicht aus dem Rechte des Stärkern abgeleitet werden müßten. Chavigny ging weder auf die eine noch auf die andere dieſer Forderungen ein. Ein Geheimſchreiber Oxenſtjerna's, Schmalz, der in dieſer Angelegenheit mit Aufträgen nach Paris geſandt worden war, wohnte jenen Verhandlungen bei, ſtatt aber de Groot zu unterſtützen, eröffnete er im geheimen Chavigny, daß Schweden zu größerer Nachgiebigkeit, als ſein Geſandter vermuthen ließ, bereit ſein würde, und war anmaßend genug, beinahe ſelbſt den Geſandten zu ſpielen. Daß noch nach dieſer Eröffnung der unterhandelnde Franzoſe in de Groot's hartnäckige Forderungen willigen werde, ſtand am wenigſten zu erwarten. Aber auch ohne die Zwiſchenkunſt jenes dünkelvollen, von Frankreich beſtochenen jungen Mannes, deſſen Unwürdigkeit bald nachher auch in Schweden erkannt wurde, hätte Richelieu ohne Zweifel von Schweden nicht Bedingungen angenommen, welche — wie es allerdings ſcheint — Oxenſtjerna ſelbſt nicht als unerlaßliche, zu welchen ſie de Groot's Dienſteifer machte, nicht als ſein letztes Wort in der Sache hat angeſehen wiſſen wollen. Zeigte ſich doch ſpäter, als die fraglichen Unterhandlungen in Hamburg mit derſelben Fruchtloſigkeit fortgeſetzt wurden, mit welcher man ſie in Paris begonnen hatte, daß keine der unterhandelnden Mächte, am wenigſten aber wol Frankreich, den Waffenſtillſtand gewünſcht hatte.

Auch in einer höchſt wichtigen Angelegenheit Karl Ludwig's, Kurprinzen von der Pfalz, ſind es nicht de Groot's eifrigſte Beſtrebungen geweſen, welche dieſe Angelegenheit endlich zu einem glücklichen Ziele gelangen ließen. — Als im Jahre 1639 nach dem Tode des Herzogs Bernhard von Weimar das franzöſiſche Cabinet ſich beeilte, mit den Führern des Bernhard'ſchen Heeres in Unterhandlungen zu treten, um zu verhindern, daß der Oberbefehl dieſes Heeres fremden Händen zufalle, war es dem Cardinal nicht unerwünſcht, daß der genannte Kurprinz, der, unterſtützt von Großbritannien, nach jenem Oberbefehle ſtrebte, aber ihn nach dem Rathe des Königs von England mit Zuſtimmung Frankreichs zu erhalten wünſchte und zu dieſem Zwecke ſich ſelbſt nach Frankreich begeben hatte, durch die Umſtände, unter welchen dies geſchah, zu ſeiner Verhaftung im October jenes Jahres dem franzöſiſchen Hofe einen Vorwand lieh, der unbedenklich benutzt wurde und zu einer mehr als halbjährigen Gefangenſchaft des Prinzen führte. Vergeblich verwandte ſich während dieſes Zeitraums Leiceſter, der engliſche Geſandte, im Auftrage ſeines Königs, der König von England ſelbſt, ſowie der König von Dänemark und die allgemein ſehr geachtete Landgräfin Amalie Eliſabeth von Heſſen für die Freilaſſung des Prinzen. Einen beſſern Erfolg glaubte man ſich von den Bemühungen de Groot's in dieſer Angelegenheit verſprechen zu dürfen, da er ſich ihnen im Auftrage ſeiner mit Frankreich verbündeten Königin unterzog, nicht weniger aber in eigener reger Theilnahme an dem Schickſale eines Heeres, in welchem er immer ein deutſches geſehen und in dem lebendigſten Gefühle für das dem Prinzen zugefügte Unrecht. In einer von de Groot entworfenen Erklärung, welche der Kurprinz unterzeichnen ſollte, ſprach ſich dieſer über die Abſichten, die ihn nach Frankreich geführt, vollkommen der Wahrheit gemäß aus, verpfändete ſein Wort dafür, daß er Paris nicht ohne Erlaubniß des Königs verlaſſen, auch fernerhin nicht ohne Bewilligung Frankreichs und Schwedens mit dem weimariſchen Heere in Unterhandlungen zu treten beabſichtige und bot zugleich die Bürgſchaft des engliſchen Geſandten für die Erfüllung ſeines Verſprechens an. Dieſe Erklärung verfehlte jedoch ihren Zweck, theils weil England die Freilaſſung des Kurprinzen nicht an Bedingungen geknüpft, theils weil Chavigny zu der Bürgſchaft Leiceſter's auch die des ſchwediſchen Geſandten hinzugefügt wiſſen wollte, de Groot aber ein Aergerniß daran nahm, daß man von dem Prinzen das Verſprechen forderte, er werde auch nach ſeiner Freilaſſung dem Hofe überall willig folgen, und daß in den vorgelegten betreffenden franzöſiſchen Schriftſtücken von dem Bernhard'ſchen Heere geſprochen wurde, als von einem Frankreich angehörigen. Daß die Franzoſen zu dieſer Sprache einigermaßen berechtigt waren, iſt ſchwerlich zu leugnen, inſofern dieſes Heer nicht blos durch franzöſiſchen Sold unterhalten wurde, ſondern auch der ſchon erwähnte, zwiſchen dem König von Frankreich und Herzog Bernhard beſtehende Vertrag vom 26. Oct. 1635, welcher den Herzog als franzöſiſchen Feldmarſchall bezeichnete, ihm zwar eine unabhängige Kriegführung gegen alle Feinde Frankreichs geſtattet hatte, jedoch mit der Beſchränkung, daß er in Betreff allgemeiner Plane und der wichtigſten Maßregeln den Befehl des Königs einholen und befolgen werde. Man mag aber die desfälligen franzöſiſchen Anſprüche anerkennen, oder den Schweden größere zugeſtehen, weil zuerſt für ihre Rechnung das weimariſche Heer ins Feld geſtellt worden war: jedenfalls würde nach dem eben Geſagten auch die Bürgſchaft de Groot's den Prinzen nicht aus der Haft befreit haben. Ebenſo wenig würde aber auch die Freilaſſung deſſelben durch die Redekunſt bewirkt, welche de Groot zu Gunſten des Prinzen aufbot, als er am 18. Febr. 1640 dem König ein für den Gefangenen ſprechendes Schreiben Chriſtinens überreichte, ſondern der Kurprinz erlangte ſeine Freiheit vollſtändig erſt am 25. Juli jenes Jahres, und zwar infolge von Unterhandlungen, in welche die Franzoſen, abſichtlich jeden Schein eines äußern Einfluſſes vermeidend, unmittelbar mit Karl Ludwig getreten waren, und in welchen er, ungeduldig nach Befreiung ſtrebend, alles, was von ihm verlangt wurde, ohne Einſchränkung verſprochen hatte.

Von beſſerer Wirkung, als in der Sache des Kurprinzen von der Pfalz, ſcheinen de Groot's Bemühungen in Betreff der von ſeiner Königin gewünſchten Auswechſelung des in der Schlacht bei Nördlingen gefangenen ſchwediſchen Marſchalls Horn gegen den gefangenen kaiſerlichen General Johann von Werth geweſen zu ſein. Schwierigkeiten erwuchſen in dieſer Angelegenheit daraus, daß ſie mit mehreren fürſtlichen Häuſern zu unterhandeln nöthigte — der Marſchall Horn war in Gewahrſam des Herzogs von Baiern, und Johann von Werth befand ſich in franzöſiſcher Haft, der Herzog von Weimar aber nannte ihn ſeinen Gefangenen, den er Frankreich nur zur Bewachung übergeben habe, und daher nach Belieben zurückfordern könne — und daß die Franzoſen befürchteten, die Rückkehr Horn's zum Heere, bei welchem jetzt eine für ihn geeignete Stelle nicht leicht zu finden war, könne Veranlaſſung zu Uneinigkeiten geben und durch dieſe ſelbſt Frankreich nachtheilig werden. Indeß war von der Königin Chriſtine der gemeſſene Befehl, dieſe Sache ernſtlichſt zu betreiben, de Groot zugegangen, und er kam ihm um ſo lieber mit gewohntem Eifer nach, als der gefangene Marſchall, der Schwiegerſohn Orenſtjerna's, bei dem ſchwediſchen Heere in höchſtem Anſehen ſtand. De Groot unterhandelte über dieſe Auswechſelung nicht blos ſeit dem Herbſt 1639 mit franzöſiſchen Staatsmännern, namentlich Bullion und Chavigny, und verſäumte keine in der Sache nothwendigen Schritte bei den Herzögen von Weimar und Baiern, ſondern trug auch zweimal, in St.-Germain und Rheims, dem Könige ſelbſt die desfallſigen Wünſche Chriſtinens vor. Die Auswechſelung erfolgte, jedoch nicht vor Ende des Jahres 1640, und nicht, ohne daß Chavigny als Bedingung der Einwilligung des Königs die Erneuerung des Bundesvertrags mit Schweden bezeichnet hätte, der nahe daran war, abzulaufen. Am 30. Juni 1641 wurde das franzöſiſch-ſchwediſche Bündniß erneuert, aber die betreffenden Unterhandlungen waren nicht in Paris, ſondern in Hamburg, franzöſiſcherſeits von Graf d'Avaur, während Adler Salvius Schweden vertrat, gepflogen worden, und de Groot hat an denſelben nur inſofern Antheil gehabt, als er Salvius niemals ohne Kenntniß der jedesmaligen Lage der Dinge am franzöſiſchen Hofe und der im Cabinete König Ludwig's eben herrſchenden Anſichten ließ. Durch das neue Abkommen wurde der Betrag der bisher von Frankreich an Schweden bewilligten Hülfsgelder von 1 Mill. auf 1,120000 Livres erhöht, obgleich im Laufe der Unterhandlungen nicht blos Chavigny, ohne Zweifel im Auftrage Richelieu's, ſondern der König ſelbſt de Groot verſichert hatte, daß Frankreich wegen der ungeheuern Ausgaben, mit denen es belaſtet ſei, ſich jedenfalls zu einer Erhöhung des bisherigen Betrags der Hülfsgelder nicht verſtehen könne, daß Schweden ohne Umſchweiſe zu erklären habe, ob es das fragliche Bündniß erneuern wolle oder nicht, und daß der Abſchluß eines Sonderfriedens Frankreich weit größere Vortheile gewähren würde, als Schweden ſich von einem ſolchen Frieden verſprechen könne. De Groot konnte durch dies alles nicht beirrt werden. Er hatte durch Freunde des Oberaufſehers der Staatsgelder ſelbſt in Erfahrung gebracht, daß im Cabinet allerdings beſchloſſen ſei, die verlangte Erhöhung der Hülfsſumme **nicht** beharrlich zu verweigern, hatte hiervon ſchon im November 1640 ſeinem Hofe Anzeige gemacht, und hat auf dieſe Weiſe, wie durch die betreffenden Mittheilungen an Salvius, unſtreitig dazu beigetragen, Schweden in dem neuen Vertrage nicht unerhebliche Vortheile zu ſichern.

Die Reihe wichtiger Staatsgeſchäfte, denen de Groot in Paris obgelegen, war mit dem zuletzt erwähnten geſchloſſen. Schon im Jahre 1635 hatte er — unter gewiſſen Vorausſetzungen — ſeine Abberufung vom franzöſiſchen Hofe in Antrag gebracht und hatte ſie ſpäter wiederholentlich nachgeſucht, indem er dem Kanzler anheimſtellte, ſtatt eines Geſandten nur einen Reſidenten in Paris zu unterhalten. Lange war in ehrendſter Weiſe dieſe Abberufung verweigert worden; im Jahre 1645 wurde ſie ihm gewährt. Er begab ſich nach Stockholm, wo ihm von der Königin Chriſtine und Oxenſtjerna ein Empfang zu Theil wurde, auf welchen wir am Schluſſe des vorliegenden Aufſatzes zurückkommen werden. Nach einem kurzen Aufenthalte am ſchwediſchen Hofe ging er, wie bekannt, nach Deutſchland und ſtarb bald nach ſeiner dortigen Ankunft, beim Anbruche deſſelben Tags, der ihn im Jahre 1618 im Vaterlande zum Gefangenen gemacht hatte, in Roſtock.

Werfen wir jetzt einen unbefangen prüfenden Blick auf ſeine Geſandtſchaft zurück, ſo müſſen wir uns vor allem geſtehen, was oben ſchon angedeutet worden iſt, daß die Reihe wichtiger Staatsangelegenheiten, in welchen de Groot in Paris wirkſam war, nicht eine lange genannt werden kann, zumal im Verhältniß der Dauer ſeines Wirkens und in Erwägung der großen Zeit, in welche es fiel; zugleich aber auch, daß in den meiſten dieſer Angelegenheiten er das Ziel theils verfehlt hat, theils die Erreichung deſſelben nicht ſeinem Verdienſte beigemeſſen werden kann. Es liegt aber hierin ſelbſtverſtändlich an und für ſich noch keine Berechtigung zu der Behauptung, daß er ſeinem Geſandtſchaftspoſten nicht gewachſen oder auch nur, daß er für denſelben nicht ganz geeignet geweſen ſei. Was ſeine Wirkſamkeit in Paris zu einer wenig fruchtbaren machte, kann möglicherweiſe in Umſtänden begründet geweſen ſein, welche zu beſeitigen außer ſeiner Macht lag, und daß in der That ſtörende Verhältniſſe mancherlei Art obgewaltet haben, deren Beſeitigung, wo nicht unmöglich, jedenfalls für ihn mit unendlichen Schwierigkeiten verbunden war, wußten diejenigen am beſten, die ihm dieſe Schwierigkeiten bereiteten. Wir werden indeß nicht umhin können, was ſeiner Wirkſamkeit am franzöſiſchen Hofe hindernd im Wege ſtand, in einige nähere Betrachtung zu ziehen, weil wir ohne dieſe zu einem Endurtheile über de Groot, den Geſandten, unmöglich gelangen könnten.

Unter den widrigen Verhältniſſen, mit welchen de Groot in Paris den Kampf zu beſtehen hatte, war keins von ſo ſchwerer, unglücklicher Bedeutung als jenes, in welchem er zu Richelieu ſtand, der zwar bei einzelnen Gelegenheiten für gut fand, gegen ihn den verſöhnten, achtungsvollen, bisher unglücklicherweiſe getäuſchten Wohlwollenden zu ſpielen, der aber thatſächlich ſeit dem Jahre 1625 de Groot's entſchiedener Widerſacher geweſen iſt. Nur durch die Ungunſt des Cardinals hatte in dem genannten Jahre der Verbannte das ihm bewilligte Jahrgeld verloren und verlieren können, und hätte er den franzöſiſchen Boden in der Meinung wieder betreten, daß das verfloſſene Jahrzehnd Richelieu günſtiger gegen ihn geſtimmt habe, oder wol gar in der Vorausſetzung, daß der ſchwediſche Geſandte Feindſeligkeiten nicht zu fürchten habe, welche gegen den holländiſchen Gelehrten unbedenklich und mit Erfolg geübt werden konnten; ſo würde es eben nur ſeines Wiederauftretens in Frankreich bedurft haben, um ſich vom Gegentheile zu überzeugen. Drei Wochen lang hielt man ihn in St.-Denis auf, ehe ihm der herkömmliche feierliche Einzug in Paris bereitet wurde. Du Maurier 1) verſichert, der Cardinal habe dieſen Zeitraum benutzt, um womöglich bei Oxenſtjerna auszuwirken, daß Frankreich einen andern ſchwediſchen Geſandten als de Groot zu empfangen habe, und daß dieſer von den desfallſigen Schritten des allvermögenden Miniſters ſehr wohl unterrichtet geweſen. De Groot's Briefe beſtätigen dies nicht, verrathen aber den Argwohn, der Cardinal habe, ehe er den feierlichen Empfang des Geſandten ſtattfinden ließ, von den ſchwediſchen Anſichten des oben erwähnten Pariſer Vertrags durch zwei nach Deutſchland Abgeſandte, Lagrange und

---

1) L. Aubéry du Maurier, Mémoires pour servir à l'histoire de Hollande et des autres provinces unies (Paris 1680), S. 410.

Feuquières, Nachrichten einziehen wollen, um hiernach das Maß der dem neuen Geſandten zu erweiſenden Ehrenbezeigungen zu beſtimmen. Mit Wahrſcheinlichkeit läßt ſich wol annehmen, daß in letzterer Beziehung dieſer Argwohn unbegründet geweſen iſt, nicht ſowol, weil eine Zurückſetzung des ſchwediſchen Geſandten eine kleinliche, des Cardinals unwürdige Rache, ſondern vornehmlich weil ſie eine unfruchtbare geweſen ſein würde, nichtsdeſtoweniger aber unmöglich günſtig auf die Stimmung der ſchwediſchen Regierung hätte einwirken können. Es wächſt dagegen die Wahrſcheinlichkeit der erwähnten Angabe du Maurier's, wenn man erwägt, daß in St.-Denis franzöſiſcherſeits mancherlei geſchah, wovon man ſich jedenfalls verſprechen konnte, gegen den unwillkommenen Geſandten Zeit zu gewinnen. Graf Brulon, dem die Einführung des Geſandten amtlich oblag, entſchuldigte bei ſeinem erſten Beſuche den verzögerten Empfang de Groot's durch eine in der Wahrheit begründete Thatſache, nämlich die am Hofe eben vorgefallenen unruhigen Auftritte, verſicherte, daß in einigen Tagen dem Einzuge nichts im Wege ſtehen werde und ſchlug de Groot vor, einſtweilen den Hoffeſten incognito beizuwohnen, was dieſer ablehnen zu müſſen glaubte. Bei ſeinem zweiten Beſuche richtete dagegen Brulon eine Frage an den Geſandten, die ſchon an ſich auffallend genug war, aber wenigſtens allen andern hätte vorangehen müſſen, wir meinen die Frage, wer ihn nach Frankreich geſandt habe; auch wurde dieſe Frage nur aufgeworfen, um der vorausgeſehenen Antwort de Groot's, er ſei durch Ernennung Oxenſtierna's Geſandter der Königin von Schweden, die Behauptung der Ungültigkeit dieſer Ernennung entgegenzuſtellen, obgleich höchſt wahrſcheinlich Brulon und zuverläſſig Richelieu ſehr wohl wußte, daß der ſchwediſche

Reichskanzler durch jene Ernennung ſeine Vollmacht keineswegs überſchritten hatte, und de Groot überdies dem Grafen leicht beweiſen konnte, daß ſeine Behauptung mit dem Verhalten, welches die Regierungen, ſelbſt die franzöſiſche, in andern verwandten Fällen beobachtet, im Widerſpruche ſtehe. Wie wenig es dieſes Beweiſes für den Cardinal bedurfte, zeigte ſchon das Ende jenes Beſuchs, indem der Graf von ſeinen amtlich erhobenen Einwürfen ohne weiteres zu Achtungsverſicherungen überging, die ungemein lebhaft geweſen ſein müſſen, da ſie de Groot — was in der That ſehr auffallend iſt — ſogar zu der Vermuthung geführt haben, man beabſichtige, ihn aus dem ſchwediſchen Staatsdienſte in den franzöſiſchen hinüberzuziehen. Zuletzt verſprach Brulon, ſeinen Beſuch in einigen Tagen zu wiederholen, was nicht geſchehen iſt. Nach allem dieſem ſind wir wol berechtigt anzunehmen, daß, wenn man endlich de Groot als Geſandten empfing, dies lediglich geſchah, weil man ſich von der Unvermeidlichkeit des Empfangs überzeugt hatte. Aber alles eben Erwähnte war nur Vorſpiel der Erfahrungen, welche die Ungunſt Richelieu's unſerm Geſandten vorbehalten hatte. Schon bei den Unterhandlungen de Groot's über den pariſer Frieden drohten Bouthillier und Pater Joſef, man werde franzöſiſcherſeits ſowol dem ſchwediſchen Hofe als Oxenſtjerna erklären, daß der König nicht weiter mit de Groot als Geſandten unterhandeln werde, und waren gleich dieſe Drohungen nicht ernſtlich gemeint, ſo war es deſto gewiſſer die Zuſicherung einer ungünſtigen Berichterſtattung über ihn an den König und den Cardinal. Dieſer letztere gewährte dem ſchwediſchen Geſandten, welchen der König bereits am 6. März empfangen hatte, die erſte Unterredung am 28. März, und ließ ſich in derſelben von dem dabei anweſenden Joſef noch durch manche völlig ungegründete Behauptung in ſeiner Erörterung der Streitfragen unterſtützen; man benutze, behauptete Joſef, in Schweden die bewilligten franzöſiſchen Hülfsgelder nicht vertragsmäßig, die ſchwediſche Genehmigung des Pariſer Vertrags finde nur in de Groot's Rathſchlägen ein Hinderniß u. dgl. m. Auch in ſpätern Verhandlungen de Groot's mit den franzöſiſchen Miniſtern zweiten Ranges und mit Richelieu ſelbſt konnte der ſchwediſche Geſandte die Merkmale der Ungunſt des letztern nicht verkennen, Chavigny legte ſie ſogar dergeſtalt an den Tag, daß de Groot ſeine Würde als Geſandter dadurch verletzt fühlte und dem ſchwediſchen Kanzler ſeine desfallſige Beſchwerde überſandte. Um unmittelbar mit Oxenſtierna zu unterhandeln, wie de Groot ſelbſt empfahl, ſandte Richelieu, aus Rückſicht auf den römiſchen Hof, den ſtreng katholiſchen Marquis von St.-Chaumont nach Deutſchland, der dahin abreiſte, ohne mit de Groot über die Lage der Dinge verhandelt, ja ohne ihm auch nur einen Beſuch gemacht zu haben. Die letzte Verhandlung, welche unmittelbar zwiſchen de Groot und dem Cardinal ſtattfand, wurde bereits im Mai 1636 gepflogen. Der ſchwediſche Geſandte vermied ſeit dieſem Zeitpunkte, dem Manne, den er ſelbſt — und gewiß nichts weniger als überſchätzend — das „vornehmſte Werkzeug des Königs" genannt hatte, einen Beſuch zu machen, und die untergeordneten Miniſter, mit welchen er jetzt ausſchließlich unterhandelte, ſelbſt Joſef, nahmen zwar in ihrem Benehmen gegen ihn wol einige Rückſicht auf die jedesmaligen Umſtände, man verſäumte aber zugleich von ſeiten des franzöſiſchen Cabinets nichts, was entweder den ſchwediſchen Hof zur Abberufung de Groot's beſtimmen oder was dieſem das Amt hinlänglich verleiden konnte, um es freiwillig niederzulegen. Alle franzöſiſchen Miniſter, welche in jener Zeit nach Schweden geſandt wurden, fanden unter den ihnen ertheilten Anweiſungen auch die, jene Abberufung möglichſt zu fördern; denſelben Auftrag erhielt der Marquis von St.-Chaumont. De Groot, verſicherte man, hege feindſelige Geſinnungen gegen Frankreich, und Joſef nahm keinen Anſtand, dies öffentlich zu ſagen, ſowie Graf d'Avaux, als wieder einmal die Zahlung der franzöſiſchen Hülfsgelder ins Stocken gerathen war, die Schuld daran ganz öffentlich der Zurückſetzung beilegte, welche Richelieu von ſeiten de Groot's erfahren. Sehr niedriger Mittel bediente man ſich zu dem zweiten ebengenannten Zwecke. Man ließ ſelten eine Gelegenheit vorbeigehen, um de Groot eine Ehrenbezeigung zu verſagen, welche dem ſchwediſchen Geſandten gebührte, und ſcheint dies, wie leicht begreiflich, gerade um ſo angelegentlicher gethan zu haben, je ſorgſamer de Groot auch über die Beobachtung von Anſtandsformen wachte, welche die Hofſitte ihm erlaubte für ſich in Anſpruch zu nehmen. Man war bemüht, Rangſtreitigkeiten auch zwiſchen de Groot und andern Geſandten herbeizuführen, wozu namentlich der Geſandte Venedigs mehrmals in kleinlichſter Weiſe benutzt wurde, indem man z. B. eines Tags im Empfangszimmer des Königs die für die Geſandten beſtimmten Sitze ſo ſtellen ließ, daß de Groot ſich veranlaßt ſah, ſtehen zu bleiben, weil ſonſt der Abgeſandte jenes Freiſtaats den Vorrang vor ihm eingenommen hätte. Das ſchlechteſte Mittel, deſſen man ſich bediente, um den Verhaßten entweder für die Zwecke Richelieu's zu gewinnen oder ihn dem Hofe von Stockholm in verächtlichem Lichte darzuſtellen, war unſtreitig der Verſuch, ihn für einen Koſtgänger Frankreichs gelten zu laſſen. Zwar iſt zweifelhaft geblieben, ob damals ſein Name ſich nicht zufällig auf der Liſte der von Frankreich gezahlten Gnadengehalte, wie er erfuhr, befunden hat, da er früher einen ſolchen Gehalt wirklich bezogen hatte; die Abſichtlichkeit bei der Sache wird aber wahrſcheinlich, wenn man — nächſt allem andern — erwägt, daß das Anerbieten eines ſolchen Gehalts unleugbar erfolgt iſt und de Groot's damalige Geldverlegenheiten wol eine Verſuchung darbieten konnten, das Angebotene anzunehmen. Er hat dies beharrlichſt verweigert und ohne Zweifel auch dadurch beigetragen, ſich dem franzöſiſchen Cabinet nur noch unliebſamer zu machen. Auf eine kaum glaubliche Weiſe hat endlich noch nach manchen Berichten im Jahre 1639 Richelieu ſeine feindſelige Geſinnung gegen de Groot bethätigt, indem er einem Sohne deſſelben, der drei Jahre hindurch in des Herzogs Bernhard von Weimar Gefolge geweſen war, 12000 Frs. entzog, welche dieſem nach der letztwilligen Verfügung des Herzogs unbeſtreitbar zukamen. Wir halten nicht für unzweifelhaft, daß dieſe Erzählung eine erwieſene Thatſache berichtet, wäre dies aber der Fall — wie Groot ſelbſt es unbedingt geglaubt hat —, ſo müßten wir freilich in den Ausruf einſtimmen, mit welchem Luden eben dieſe Erzählung beſchließt: „So weit ging Richelieu's kleinlicher Sinn, wenn Perſönlichkeiten in das Spiel kamen, ſo waren in einem Menſchen, »der Frankreichs Blüte auf Deutſchlands Glück zu gründen wagte«, der hohe politiſche Blick, welcher Europa umfaßte, und die Erbärmlichkeiten eines gewöhnlichen Mannes wunderbar vereint!“ [1]

---

[1] De Groot hat keinen Anſtand genommen, am 25. Juni 1642 an Oxenſtjerna zu ſchreiben: „Legata solvit aliis (rex), non item filio meo, arte Cardinalis Richeliaci, qui me amantem pacis ob hoc solum oderat“, und man müßte „that tedious thing, a naked

Das Beſtreben des franzöſiſchen Cabinets, ſich von einem Geſandten befreit zu ſehen, gegen welchen es eine entſchiedene Abneigung hegte, fand unglücklicherweiſe eine nicht unbedeutende Unterſtützung in Ränken, welche von Holland ausgingen, und ſelbſt in einigen Thatſachen, welche Schweden zum Vorwurfe gereichen. Als die Feinde, welche de Groot im Vaterlande zählte, die Unmöglichkeit erkannt hatten, ſeine Ernennung zum Geſandten zu hintertreiben, verbanden ſie ſich gern mit den franzöſiſchen Gegnern des Mannes, deſſen Werth die einen wie die andern zu würdigen unfähig waren, jene aber insbeſondere hofften, wie man ſagt, es werde ihnen durch allerlei Ehrenkränkungen am ſicherſten gelingen, den Verhaßten zur Einwilligung in ſchimpfliche Bedingungen zu nöthigen, unter welchen allein die Rückkehr in die Heimat ihm geſtattet werden ſollte. Das vornehmſte Werkzeug dieſer holländiſchen Ränke, welche beinahe während des ganzen Jahrzehnds der Groot'ſchen Geſandtſchaft in Thätigkeit blieben, war Pauw, der einſt unter den Richtern de Groot's eine Stelle eingenommen hatte und jetzt holländiſcher Geſandter am franzöſiſchen Hofe war. Auf ſeine Anfrage bei dem von ihm vertretenen Freiſtaate, wie er ſich gegen den neuen Geſandten, den das Vaterland verurtheilt hatte, verhalten ſolle, hatte er von den Reichsſtänden den ganz angemeſſenen Beſcheid erhalten, daß ſein Benehmen gegen

---

human heart", gar nicht kennen, um die Sache für unmöglich zu halten. Aber wie ſich de Groot in jenem „ob hoc solum" zuverläſſig geirrt hat, ſo kann er ſich auch über das wahre Verhältniß einer Angelegenheit getäuſcht haben, von welcher wir nichts anderes mit Beſtimmtheit wiſſen, als daß die fragliche Summe an de Groot's Sohn nicht gezahlt worden iſt. In Frankreich wie in Schweden wurden damals von den Staatsbehörden ſehr viele ſchuldige Zahlungen nicht geleiſtet.

de Groot das gegen die Geſandten anderer befreundeter Mächte übliche ſein müſſe, und als ſich Pauw bei dieſem Beſcheide nicht beruhigte, ſondern jene Frage wiederholend an die Sonderſtände von Holland gerichtet hatte, war ihm, wie es ſcheint, eine genauere Anweiſung auch von dieſen nicht ertheilt worden. So glaubte er ſich denn, gegenüber dem ſchwediſchen Geſandten, zunächſt in den Stand geſetzt, manche Höflichkeitsbezeigungen zu unterlaſſen, welche die Sitte bei Geſandtſchaften fordert, es unterliegt aber auch keinem Zweifel, daß ſowol er, als ſein Amtsgenoſſe Aarſen van Sommelsdyk keine ſpätere Gelegenheit, de Groot zu kränken und womöglich ihm Nachtheile zu bereiten, unbenutzt gelaſſen haben, wenn auch das Mistrauen de Groot's in dieſer Hinſicht bisweilen zu weit gegangen ſein möchte. Als im Anfange des Jahres 1636 die brüſſeler Zeitung von aufgefangenen Briefen des ſchwediſchen Geſandten an Oxenſtjerna geſprochen, welche den Untergang Frankreichs und der Niederlande vorherſagten, verbreitete ſich das Gerücht, de Groot mache es ſich zum Geſchäfte, falſche Nachrichten über beide Länder in Umlauf zu bringen. Ohne Zweifel haben Feinde des Verbannten ſich angelegen ſein laſſen, dieſem Gerüchte überall Glauben zu verſchaffen, namentlich auch in Frankreich; inwiefern aber auch hierbei die ebengenannten Niederländer die Schuldigſten waren, iſt ebenſo ungewiß, als es Thatſache iſt, daß jene böswillige Sage ebenfalls beitrug, den Cardinal gegen de Groot zu erbittern, und daß ſie dieſem ebenſo herbe als unverdiente Vorwürfe von dem Erſtern zuzog. Es kann aber endlich auch das Verhalten Schwedens gegen ſeinen berühmten Geſandten nicht in jeder Rückſicht ein angemeſſenes genannt werden, vielmehr hat es ohne Frage auch ſeinen Antheil an dem tiefen Unmuthe gehabt, mit welchem de Groot zuletzt durch ſeine Stellung in Paris erfüllt war. — Er ſagt in einem ſeiner Berichte an den Kanzler: „Lieber will ich keine Nachrichten mittheilen, als unſichere.“ Daß er dieſem Vorſatze nicht hat buchſtäblich treu bleiben können, verſteht ſich von ſelbſt, obwol das Zeugniß, welches ihm Cattenburgh gibt: „Er gebrauchte (in ſeinen Berichten) alle Vorſicht, um die Wahrheit von der Lüge, leere Gerüchte von ſichern Nachrichten zu ſcheiden“, ebenſo verdient iſt, als die Behauptung du Maurier's: „De Groot konnte dem Kanzler nichts als Neuigkeiten vom Pont-Neuf in ſchönem Latein melden“, eine unbeſonnene, falſche. Dagegen hatte er alle Urſache, ſich darüber zu beſchweren, und zwar ſchon im Herbſte 1635, daß ihn ſein Hof oft lange ohne Nachrichten ließ, deren er in ſeiner Amtsführung faſt unumgänglich bedurfte. „Seit Ew. Excellenz Abreiſe nach Hamburg“, ſchrieb er am 3. Aug. jenes Jahres an den Kanzler, „habe ich weder von Ihnen noch Ihren Begleitern ein Schreiben erhalten; mir iſt hierbei ſehr unangenehm, daß ich, unbekannt mit der gegenwärtigen Lage der Dinge, kaum wagen kann, mit denen zu reden, denen die Angelegenheiten, mit welchen ich beauftragt bin, zu empfehlen mir obliegt“, und ſein betreffender Brief vom 7. Sept. deſſelben Jahres trägt noch deutliche Spuren gereizter Empfindlichkeit oder vielmehr tiefen Verdruſſes. „Es iſt mir unmöglich“, ſagt er hier unter anderm, „mich meiner Amtspflicht zu entledigen, wenn ich nicht von dem, wovon die Geſandten Nachricht erhalten müſſen, unterrichtet werde. . . . Bildet man ſich ein, meine Feinde ſeien ſo mächtig, daß ich hier nur dem Namen nach Geſandter bleiben muß, ohne an den Staatsgeſchäften theilzunehmen, und unthätig: ſo paßt dieſe Rolle nicht für mich. Ich bin nicht geeignet, andern zur Laſt zu fallen, und denjenigen, die mich zum Geſandten ernannt haben, zur Schmach zu werden.“ Späterhin ſcheint er nun allerdings in dieſer Beziehung ſeltener Veranlaſſung zur Klage gehabt zu haben, obwol es räthlich geweſen ſein möchte, ihm namentlich in Betreff ſeines Verhältniſſes zu Richelieu immer die beſtimmteſten Anweiſungen zugehen zu laſſen, wie er ſie nach allem Vorliegenden ſchwerlich erhalten hat. Aber in einer andern Beziehung ſah er ſich faſt zu fortwährender Beſchwerde genöthigt, weil er ohne Beſeitigung derſelben ſeinem Amte unmöglich mit jenem äußern Anſtande, den es in jeder Rückſicht fordert, vorſtehen konnte. Der damit verbundene Gehalt ging nämlich ſo unregelmäßig ein, die betreffenden Zahlungen blieben oft ſo lange gänzlich aus, daß drückende Verlegenheiten, welche die Franzoſen, wie wir erwähnt haben, vergebens zu ihrem Vortheile zu benutzen verſuchten, für de Groot zur unvermeidlichen Folge wurden. Ebenfalls ſchon im Herbſte 1635 (unter dem 8. Nov.) zeigt er dem ſchwediſchen Kanzler an, daß er — ohne für ſeine Reiſekoſten entſchädigt zu ſein — bisher nur für ein Vierteljahr den Gehalt empfangen habe. Aber die betreffenden Zahlungen erfolgten darum nicht regelmäßiger. Am Ende des Jahres 1638 war ihm ſein Hof den Gehalt für 18 Monate, 12000 Thlr., ſchuldig, ungerechnet 1200 Thlr. für dienſtliche von ihm gemachte Auslagen, zwei volle Jahre blieb die Gehaltszahlung gänzlich aus, ſeine Forderung belief ſich Ende Mai 1639 auf 40000 Fr., und hiernach ſah er ſich — nachdem er noch im Juli jenes Jahres dringendſt angetragen hatte auf Zahlung, Wiedererſtattung ſeiner Auslagen und Abberufung, falls man ihn immer ſolcher Verlegenheit, wie ſeine gegenwärtige, überlaſſen wolle — zu Anfang des Jahres 1640 genöthigt, die franzöſiſchen

Hülfsgelder zu den ihm ſchuldigen Zahlungen zu benutzen, ein Auskunftsmittel, welches nicht ohne Beiſpiel war, auch von Oxenſtierna keineswegs gemisbilligt worden iſt[1]), zu welchem aber de Groot ſich nur mit Widerwillen verſtehen konnte und deſſen Nothwendigkeit unter anderm auch deshalb bedauerlich ſcheint, weil es dem franzöſiſchen Vorwurfe einer vertragswidrigen Benutzung der Hülfsgelder einen Anſtrich von Wahrheit gab. Es trifft aber die ſchwediſche Regierung in Bezug auf de Groot's Geſandtſchaft endlich auch der Vorwurf, daß ſie ſeit dem Jahre 1638 noch in einer dritten Weiſe ſelbſt beigetragen hat, die Stellung ihres Geſandten in Paris zu einer ſehr unſichern und für ihn im höchſten Grade läſtigen zu machen, ohne daß ihr Verfahren etwa durch Vortheile, welche der Geſchäftsführung daraus erwachſen konnten, ſich rechtfertigen ließe. Wäre damals — alſo ziemlich ſpät, denn ſeit drei Jahren bereits war de Groot Geſandter in Paris — Oxenſtierna zu der Ueberzeugung gelangt, ſeine Wahl ſei bei Beſetzung dieſes Poſtens nicht eine glückliche geweſen, ſo hätte es von allen Betheiligten als zweckmäßig anerkannt werden müſſen, den immer dringend wiederholten Anträgen Richelieu's auf Abberufung de Groot's zu willfahren. War man dagegen in Schweden, gleichviel aus welchem Grunde, entſchloſſen dies nicht, oder wenigſtens zur Zeit noch nicht zu thun, ſo war man unbedingt ſowol den Geſchäften als der Perſon des Geſandten ſchuldig, alles aufzubieten, um das Anſehen deſſelben, zumal einem Richelieu gegenüber, aufrecht zu erhalten. Daß weder jenes noch dieſes geſchehen iſt, ſondern daß das Cabinet von Stockholm den obenerwähnten Schmalz nach Paris ſandte, ohne zugleich de Groot auch nur in Kenntniß davon zu ſetzen, welche Vollmacht es dieſem jungen Manne ertheilt habe, war ohne Widerrede ein Misgriff, deſſen Folgen in ihrem ganzen Umfange wenigſtens als mögliche vorhergeſehen werden konnten. Sie ſind nicht ausgeblieben und haben unſerm redlichen de Groot viel herben Verdruß und ſchweren Kummer bereitet, da Schmalz zuletzt unverſchämt genug war zu behaupten, daß er von der ſchwediſchen Regierung mit Vollmacht für alle Angelegenheiten ihrer Geſandtſchaft am franzöſiſchen Hofe verſehen ſei. „Iſt dies der Fall — ſchrieb damals der tief Gekränkte an Oxenſtierna —, ſo werden die Franzoſen meiner zugleich und ſeiner ſpotten: ich werde ihnen ein Geſandter dem Namen nach ſein, ihn werden ſie als wirklichen Geſandten anſehen, dem jedoch dieſer Name fehlt. Schmalz läßt ſich wie einem Geſandten begegnen, auch in Briefen. In der That, es iſt für mich in meinem vorgerückten Alter ſehr hart, mit einem jungen Manne von ſolcher Frechheit, als er beſitzt, ſtreiten zu müſſen.“ De Groot erbat ſich, falls er nützlich ſein könne, von neuem den Schutz ſeines großen Gönners, fügt aber dieſer Bitte hinzu: „Ich habe bei allem, was ich gethan habe, ſehr gute Abſichten für Schweden gehabt, und es hat mich nicht wenig Mühe gekoſtet, durch Wort und That das Anſehen eines bisher in dieſen Gegenden wenig bekannten Volks zu heben. Kann ich fernerhin nicht nützliche Dienſte leiſten, ſo möchte ich um vieles lieber in den Privatſtand zurücktreten, als dem Königreiche eine Laſt werden und mich entehren.“ De Groot wurde, wie wir wiſſen, auch nach dieſen Briefen nicht abberufen. Schlimmeres, als er erfahren hatte, ſtand ihm noch bevor. Zwar änderte der am 4. Dec. 1642 erfolgte Tod Richelieu's ebenſo wenig das Verhältniß des ſchwediſchen Geſandten zum franzöſiſchen Hofe, als er das Verhältniß Frankreichs zu Schweden änderte. Anſehen und Anſprüche waren von dem Verſtorbenen auf deſſen Nachfolger, den Cardinal Mazarin, übergegangen. Am ſchwediſchen Hofe dagegen veränderte ſich die Lage der Dinge immer merklicher, je näher der Zeitpunkt kam, welcher die Tochter Guſtav Adolf's zur Selbſtherrſcherin machen ſollte. Das Anſehen Oxenſtierna's, welcher niemals das volle Vertrauen Chriſtinens beſeſſen, ſank, und die ſchon ſeit einigen Jahren im Cabinet öfter angeregte Frage, die Abberufung de Groot's betreffend, wurde jetzt von neuem und um ſo ernſtlicher, wie man verſichert hat, erörtert, als ihm böswillige Gerüchte unter anderm auch eine entſchiedene Vorliebe für die katholiſche Kirche zuſchrieben. Er ſelbſt, ermüdet von den eingeſammelten Erfahrungen, wünſchte beinahe dieſe Abberufung. Schon am 1. Nov. 1641 hatte er ſeinem Bruder geſchrieben: „Wenn man mich mit der Abberufung von meiner Geſandtſchaft bedrohte, es würde mich nicht eben ſehr rühren; bei dieſer Art von Aemtern iſt nicht viel zu gewinnen“; und ein Jahr ſpäter ſetzte er zu ähnlichen Aeußerungen hinzu: „Hätte ich nicht einige Hoffnung, zum allgemeinen Frieden beizutragen, ſo würde ich ſchon daran gedacht haben, mich zurückzuziehen.“ Deſſen allen ungeachtet gelangte man in Stockholm auch im Jahre 1644 nicht zu dem Entſchluſſe, de Groot von den Feſſeln ſeines Amtes zu befreien, ſondern man erſchwerte die Laſt deſſelben. Unter dem Vorwande, die franzöſiſche Regierung durch einen beſondern Botſchafter von dem unvermeidlich gewordenen Kriege Schwedens gegen Dänemark zu benachrichtigen, ſandte man de Groot in der Perſon eines eiteln, unbeſonnenen Schöngeiſtes, Ceriſantes (Duncan), einen Gehülfen, dem man den Titel eines Oberſten und ſchwediſchen Agenten gegeben hatte, und deſſen eigentliche Aufgabe darin beſtand, in Paris als Kundſchafter de Groot's Schritte zu überwachen. Ob jener Abenteurer wirklich, wie behauptet worden iſt, den Befehl erhalten hatte, in Paris immer in Uebereinſtimmung mit dem Geſandten zu handeln, möchte hiernach mehr als zweifelhaft ſein, gewiß iſt aber, daß er dieſem Befehle, wenn er ihn erhalten, nicht nachgekommen iſt, daß er öfter ganz falſche Berichte nach Schweden geſandt hat, und daß er, der in ſeiner Vergangenheit Grund finden mußte, ſich de Groot verpflichtet zu fühlen, dieſen durch ſein ganzes Benehmen, auch durch Unbeſonnenheiten aller Art, mannichfachen Verdruß bereitete, und dies um ſo mehr, als ſchon an ſich die Sendung dieſes beaufſichtigenden Gehülfen, die überdies erfolgt war, ohne ſich mit de Groot darüber zu berathen, eine offenbar kränkende Zurückſetzung für dieſen in ſich ſchloß, ſelbſt unter der Vorausſetzung, daß man ſchwediſcherſeits beabſichtigt haben ſollte, durch die Sendung eines Franzoſen dem Cabinet Richelieu's eine Art von Entſchädigung für die misliebige Sendung de Groot's zu gewähren. Wie groß der Misgriff dieſer Sendung geweſen iſt, ſollte der ſchwediſchen Regierung ſelbſt abermals nicht unbekannt bleiben. Die Thorheiten ihres Agenten und der Mangel an Achtung, den man ihm in Paris bezeigte, nöthigten Chriſtine bald, ihn zu entlaſſen, oder zogen nach der Behauptung anderer ſeinen freiwilligen Abgang von Paris nach ſich. Aber de Groot zog von dieſem Ereigniſſe keinen Gewinn, denn noch ehe es eingetreten war, hatte der Ueberdruß an dem Erlebten den tief Verletzten ſeine Zurückberufung mit Entſchiedenheit nachſuchen laſſen, und dieſem Geſuche war jetzt ohne weiteres gewillfahrt worden.

---

[1] Als Gründe ſeines Verfahrens gibt er in einem Schreiben vom 14. Juni 1644 an: „Quia et magnus Dominus Cancellarius antehac id mihi indulserat et quia nulla ad me ab iis, ad quos res pertinebat, contraria significatio venerat et quia necessitas ipsa legem mihi hanc imponebat.“

Aus allem Vorſtehenden dürfte hinlänglich einleuchten, daß die Stellung de Groot's am franzöſiſchen Hofe in der That eine ſehr ſchwierige und ungemein läſtige geweſen iſt. Je weniger dies aber in Zweifel gezogen werden kann, deſto unabweislicher erſcheint die Frage, ob ſein Verhalten in Paris den obwaltenden Umſtänden in ſolcher Art angemeſſen geweſen iſt, daß er hoffen durfte, durch daſſelbe die ihm entgegenſtehenden widrigen Verhältniſſe, ſoweit es möglich war, in günſtige umzuwandeln. Wir glauben, daß jede ſorgfältige Prüfung der vorliegenden Thatſachen zu einer verneinenden Beantwortung dieſer Frage führen wird. Wie wir aber in Obigem, gewiß mit Recht, die Ungunſt Richelieu's als wichtigſte und ergiebigſte Quelle des Unheils, welches ſo viele Klagen über die fragliche Geſandtſchaft veranlaßte, bezeichnen durften, ſo wird es auch jetzt wieder vor allem entſcheidend ſein, das Verhalten de Groot's, gegenüber dem Cardinal, einer Prüfung zu unterwerfen.

Auf die Quelle jener Ungunſt führt uns das Jahr 1626, leider ohne uns eine genaue Einſicht in dieſelbe zu geſtatten. Alles was wir mit Beſtimmtheit von der Unterredung wiſſen, zu welcher im Mai jenes Jahres Richelieu den in Frankreich lebenden verbannten de Groot, den er näher kennen zu lernen wünſchte, eingeladen hatte, beſchränkt ſich darauf, daß ſie ſich auf den Handel und das Seeweſen bezogen hat, deren Wiederherſtellung dem bereits einflußreichen Miniſter wichtig war, daß dieſer dem Verbannten höchſt vortheilhafte Anerbietungen gemacht hat, in welche de Groot nicht eingegangen iſt, und daß ſeit jenem Tage beide entſchieden abſtoßend aufeinander wirkten, wenn auch de Groot immer ebenſo willig in Richelieu den ausgezeichneten Staatsmann 1), als dieſer in jenem den bewunderungswürdigen Gelehrten anerkannte. Worin jene Anerbietungen beſtanden haben und inwiefern die daran geknüpften Bedingungen von der Art waren, daß auch ein von ſeinem Vaterlande Gemishandelter und in den Schutz Frankreichs Aufgenommener ſie ablehnen mußte — darüber hat ſich de Groot brieflich ſelbſt gegen ſeinen Vater nur in ſo ſchwachen Andeutungen ausgeſprochen, daß wir außer Stande ſind, das den Stolz des Cardinals nothwendig verletzende Ablehnen des Dargebotenen für vollkommen gerechtfertigt zu erklären; ſollten aber jene Bedingungen, wie es den Anſchein hat, nichts anderes gefordert haben, als daß der Verbannte, in Frankreichs Dienſte tretend, Frankreich auch alle ſeine Kräfte und Neigungen widme, ſo würde damit, wie es ſcheint, nur ausdrücklich gefordert worden ſein, was ſich von ſelbſt verſteht und was auch de Groot neun Jahre ſpäter Schweden zuzuſichern keinen Anſtand genommen hat. Ebenſo wenig kann es begreiflicherweiſe Richelieu auch nur im geringſten zum Vorwurfe gereichen, wenn er ſeine Staatsgrundſätze, deren höchſte Klugheit niemand in Frage ſtellt, als die leitenden hat befolgt wiſſen wollen, auch von de Groot, falls dieſer in den franzöſiſchen Staatsdienſt eintrat, und daß dieſe Grundſätze irgend unehrenhafte Zugeſtändniſſe von de

---

1) „Er (Richelieu) iſt nicht blos den Geſchäften gewachſen, ſondern noch darüber", ſchrieb einſt de Groot an Oxenſtjerna. Daß jener nach dem Tode des Cardinals geſagt hat: „Non illum relodium", iſt ſehr begreiflich; daß aber de Groot nicht Verfaſſer der bekannten ihm zugeſchriebenen Grabſchrift auf Richelieu geweſen: „Christianos principes mutuis" etc., will Menage durch de Groot ſelbſt erfahren haben.

Groot verlangt hätten, dafür fehlt es an Beweiſen, an welchen es ſchwerlich fehlen würde, hätten ſie beigebracht werden können. Unter dieſen Umſtänden hat aber die Vermuthung wol einiges für ſich, daß de Groot's ablehnende Antwort nicht eigentlich auf beſtimmten vollkommen haltbaren Gründen beruht hat, ſondern hervorgegangen iſt aus dem Gefühl, daß die ganze Denkart und Handlungsweiſe des Cardinals zu der ſeinigen in einem Gegenſatze ſtehe, der ſich nicht ausgleichen laſſe und auf de Groot's Seite jedes Mistrauen rechtfertige. Ueberdies iſt uns auch die Form unbekannt, in welcher jenes Ablehnen erfolgt iſt, und wir halten für wenig unwahrſcheinlich, daß es eben dieſe Form mehr noch als die Sache geweſen iſt, was Richelieu verletzt hat. Die Weigerung de Groot's, auf Anerbietungen einzugehen, welche ihm einen großen, reich belohnenden Wirkungskreis eröffneten, würde an ſich den Cardinal vielleicht nur zu der Ueberzeugung geführt haben, daß dieſer Schützling Frankreichs größern Staatsgeſchäften, wenigſtens den franzöſiſchen jener Zeit, nicht gewachſen ſei; perſönlich verletzen konnte aber und mußte den Miniſter eine Art und Weiſe des Ablehnens, welche etwas von der innerſten widerſtrebenden Geſinnung des Verbannten gegen die ihm hülfreich dargebotene Hand errathen ließ. 1) Auch

---

1) De Groot hat ſich darauf beſchränkt, hinſichtlich der ihm gemachten Anerbietungen ſeinem Vater zu ſchreiben: „es habe nur von ihm abgehangen, wie man zu ſagen pflegt, ſein Glück zu machen“, und in einem Schreiben vom 23. Febr. 1628 ſagt er: „Ich bedauere, daß ich weder dem Könige noch dem Königreiche Frankreich, in welchem ich einen ſichern Wohnſitz gefunden, nützlich werde, deshalb aber darf ich dennoch an alten Entſchließungen (de veteribus institutis) nichts ändern.“ Solche Aeußerungen bedürfen offenbar, um gewürdigt werden zu können, einer Erläuterung; wir ſuchen aber noch dieſer überall vergebens. Luden (a. a. O., S. 204) geſteht dies, ſagt aber dennoch:

fehlte es ſehr bald nicht an Thatſachen, welche deutlich genug von dem ungünſtigen Eindrucke zeugten, den die ebenerwähnte Unterredung auf den Mann gemacht hatte, in deſſen Händen bald das Schickſal Frankreichs beinahe allein ruhen ſollte. Die Regierung ließ ſeit jener Zeit die Hülfloſigkeit de Groot's gänzlich unberückſichtigt; ein Jahrgeld von 3000 Livres, welches ihm die Gnade des Königs auf Fürſprache des Prinzen von Condé und des Siegelbewahrers de Vic bewilligt hatte, iſt ſogar nur bis Ende des Jahres 1624 gezahlt worden, und wir müſſen annehmen, daß ihm in jener Zeit noch manche andere Unbill widerfahren iſt, da er unterm 19. Sept. 1626 an du Maurier ſchrieb: „Alle Künſte, die ein edles Gemüth von ſeinem Standpunkte herabdrücken können, werden an mir verſucht." Um ſo entſchiedener nun, ſcheint es, verſchmähte de Groot jeden Verſuch, den übeln Eindruck zu verwiſchen, den ſein Verhalten in der Seele des Cardinals zurückgelaſſen hatte. Die Sprache höfiſcher Schmeichelei war unſerm de Groot, wie wir weiter unten ſehen werden, keineswegs ganz ungeläufig, Richelieu lieh dieſer Sprache ſein Ohr nicht ungern; man hat ſogar behauptet, daß er jährlich gegen 8000 Livres auf Gnadengehalte für Schriftſteller, und zum Theil ſehr mittelmäßige, verwandt habe, deren Federn beſchäftigt waren ihn zu preiſen, und es würde jedenfalls ein öffentliches ehrendes Wort, ausgegangen von dem bewundertſten

---

„Grotius, voll treuer Anhänglichkeit an Holland und voll der großen Ueberzeugung, ſein Leben alſo geleitet zu haben, wie es dem Edeln geziemt, war nicht der Mann, der eingehen konnte in die Plane des feinen Cardinals; er opferte ſeine Vortheile ſeinem undankbaren Vaterlande." Dieſem Ausſpruche ohne weiteres beizuſtimmen, ſind wir bei unſerer Unkunde des eigentlichen Sachverhältniſſes gewiß nicht berechtigt.

Gelehrten ſeiner Zeit, ganz beſonders geeignet geweſen ſein, den erwähnten unangenehmen Vorfall bei dem Cardinal einigermaßen in Vergeſſenheit kommen zu laſſen. Aber ein ſolches öffentliches Wort iſt von de Groot nicht ausgegangen, obwol dies ohne zu ſchmeicheln hätte geſchehen können. Er hat bekanntlich ſein Werk „Ueber das Kriegs- und Friedensrecht" dem Könige von Frankreich gewidmet, und man hat behauptet, es habe Richelieu's Empfindlichkeit gereizt, zu bemerken, daß das Widmungsſchreiben ihn ganz unerwähnt gelaſſen hat. Die Wahrheit dieſer Behauptung mag auf ſich beruhen, Thatſache iſt nur, daß der König jene Zueignung zwar gnädig aufgenommen hat, de Groot aber das in ſolchen Fällen übliche Geſchenk des Hofes nicht erhalten hat, und daß er, obwol bis zu ſeinem Abgange aus Frankreich noch ſechs Jahre verliefen, niemals einen Schritt gethan hat, der auf die Stimmung des allgefürchteten Miniſters gegen ihn in günſtiger, verſöhnender Weiſe hätte einwirken können. Wir glauben nicht, daß dies bei der Unſicherheit der Zukunft, welcher er entgegenging, mit ſeiner Klugheit in vollkommener Uebereinſtimmung ſteht; wie man aber auch über ſein damaliges Verhalten urtheilen mag, ſo viel ſteht feſt, er hatte ſich in Frankreich einen entſchiedenen Widerſacher erworben und dieſen in der Perſon jenes Mannes, welcher beinahe mit größerm Rechte der Gebieter, als der erſte Staatsdiener der Franzoſen genannt werden konnte.[1]

---

[1] Daß Richelieu's Stolz durch de Groot's damaliges wie durch ſein ſpäteres Benehmen beleidigt worden iſt, und wir hierin den wichtigſten Grund der Ungunſt des Cardinals gegen unſern großen Niederländer zu ſuchen haben, unterliegt keinem Zweifel. Man hat aber auch verſichert, daß ſchriftſtelleriſche Eitelkeit des Miniſters an dieſer Ungunſt mindeſtens großen Antheil gehabt habe, ja d'Alembert („Me-

In eben dieſes Land nun kehrte de Groot im Jahre 1635 zurück und dieſe Rückkehr ſtellte ihn zu jenem Widerſacher in faſt unaufhörliche nähere Beziehungen, als jemals zwiſchen beiden beſtanden hatten. Guſtav Adolf und Oxenſtjerna hatten wol ohne Bedenken in der ganzen Vergangenheit de Groot's eine unverwerfliche Bürgſchaft dafür finden können, daß von ihm, als Staatsrath, Schweden ſich die beſten Dienſte verſprechen könne, ob aber dieſe Bürgſchaft ihre Gültigkeit behalte auch für de Groot als Geſandten eines bedeutenden Reichs am Hofe eines mächtigen Fürſten in einer großen, drangvollen Zeit, konnte darum noch immer ſehr fraglich erſcheinen, und von jedem Bedenken in dieſer Beziehung möchte auch, wie wir oben angedeutet haben, weder der große König noch der Kanzler von Schweden freigeblieben ſein. Bei den deßfallſigen Erwägungen iſt jedoch ein Umſtand, dem wir die höchſte Bedeutung beilegen zu müſſen glauben, entweder viel zu gering angeſchlagen worden, um ſeinetwegen von der fraglichen Wahl abzuſtehen, oder er hat wol gar, wie öfter behauptet worden iſt, auf dieſe Wahl gerade entſcheidend gewirkt: wir meinen eben jenes perſönliche Verhältniß de Groot's zu Richelieu. Oxenſtjerna hat, wie ſich von ſelbſt ver-

---

langes de littérature d'histoire et de philosophie", Berlin 1753, I, 16) ſagt ausdrücklich: „De Groot mißfiel dem Cardinal Richelieu, weil er ihn nicht wegen ſeiner ſchriftſtelleriſchen Talente ſchmeichelte", eine Bemerkung, auf welche Gewicht zu legen wir übrigens ſchon deshalb uns nicht verſucht fühlen können, weil ihr mehrere offenbar unrichtige Angaben beigefügt ſind. Was es mit jener ſchriftſtelleriſchen Eitelkeit Richelieu's, mit ſeinem angeblichen Neide gegen Corneille und Aehnlichem in Wahrheit für eine Bewandtniß gehabt hat, und wie wenig dieſe dem Cardinal zum Vorwurfe gereicht, hat F. von Raumer in ſeiner weiterhin anzuführenden „Geſchichte Ludwig's XIII" u. ſ. w. gezeigt.

ſteht, dieſes Verhältniß ſehr wohl gekannt, noch ehe der Cardinal den erſten Schritt gethan, um der Sendung de Groot's abwehrend zuvorzukommen, und es wäre, ſollte man doch wol glauben, den Abſichten der ſchwediſchen Regierung, wie allem Herkömmlichen, angemeſſen geweſen, wenigſtens nach dieſem erſten Schritte eine dem franzöſiſchen Hofe genehmere Geſandtenwahl zu treffen. Wenn dies nicht geſchehen iſt, wenn vielmehr ein Jahrzehnd hindurch der ſchwediſche Kanzler den dringenden Anträgen des franzöſiſchen Hofs auf Abberufung de Groot's nicht Genüge leiſtete und ebenſo wenig die desfallſigen entſprechenden Wünſche ſeines Geſandten in Erfüllung gehen ließ, dieſen vielmehr, nach geſpendetem Lobe ſeines Dienſteifers, immer zur Ausdauer in ſeiner Stellung ermahnte, ſo glauben wir der Erklärung dieſes ungewöhnlichen Verfahrens nur durch die Annahme näher zu treten, es möge der Kanzler anfänglich von de Groot's achtungswerthen und angenehmen Eigenſchaften die glückliche Beſeitigung mancher obwaltenden Misverhältniſſe erwartet haben, ſpäterhin aber immer von der Ueberzeugung ausgegangen ſein, er dürfe an dem ſchwediſchen Geſandten in Paris keine Eigenſchaft weniger entbehrlich glauben, als eine allen franzöſiſchen Ränken unzugängliche, unbeſtechliche Redlichkeit, und de Groot ſei deshalb in Paris, trotz der geringen Erfolge ſeiner dortigen Wirkſamkeit, dennoch nicht leicht zu erſetzen. Ob an Oxenſtjerna's Beharrlichkeit der Wunſch Antheil gehabt hat, de Groot an dem Cardinal zu rächen, kann dahingeſtellt bleiben; unwahrſcheinlich iſt es um ſo weniger, als der Kanzler überhaupt die Franzoſen nicht liebte. Dagegen hat man bei der Behauptung, der ſchwediſche Miniſter habe durch jene Beharrlichkeit ſich ſelbſt gerächt für manche Vernachläſſigung, deren man ſich gegen ihn bei ſeiner Anweſenheit in Frankreich habe zu Schulden kommen laſſen, nicht erwogen, daß Oxenſtjerna in der That für ſo kleines Handeln in wichtiger Angelegenheit doch wol zu groß war, und, was entſcheidend iſt, es haben dergleichen Vernachläſſigungen erwieſenermaßen durchaus nicht ſtattgefunden. [1]) Gern räumen wir aber ein, daß auch die Richtigkeit der obigen Annahme in der Hauptſache, um die es ſich handelt, nichts ändern würde, da des Kanzlers Beharrlichkeit weder de Groot's Stellung zu einer weniger läſtigen, noch ſeine Wirkſamkeit zu einer erfolgreichern werden ließ. Nicht in glücklicher Stunde — dies ſcheint aus allem hervorzugehen — war die Sendung de Groot's an den franzöſiſchen Hof beſchloſſen worden, und keine der Beſorgniſſe, welche ſie erwecken konnte, fand im Erfolge ihre Widerlegung.

---

[1]) Der Kanzler war mit einem Gefolge von 200 Mann in Compiègne eingetroffen, wurde dort mit großer Auszeichnung aufgenommen und mit ſolcher Pracht bewirthet, daß ſie bei den Schweden den Tadel der franzöſiſchen Ueppigkeit hervorrief. „Er wohnte in einem der ſchönſten Häuſer der Stadt, welches man für ihn hatte koſtbar einrichten laſſen, und ward mit ſeinem Gefolge von lauter königlichen Beamten (officiers) bedient. Der König zog (beim Abſchiede) einen Ring, 12000 Thlr. an Werth, von ſeinem Finger und ſchenkte ihn dem Kanzler, und nachher ſchickte er ihm noch eine mit ſeinem Bildniſſe verzierte Doſe, 6000 Thlr. an Werth.“ (F. von Raumer, „Briefe aus Paris zur Erläuterung der Geſchichte des 16. und 17. Jahrhunderts“, Leipzig 1831, I, 53.) Auch perſönlich hatte Richelieu bei dieſer Gelegenheit dem Kanzler keine Urſache gegeben, ſich über Vernachläſſigung ſchuldiger Höflichkeitsbezeigungen zu beſchweren, und hat es auch noch ſpäter an achtungsvollen Aeußerungen über Oxenſtjerna gegen de Groot nicht fehlen laſſen. — W. H. Grauert („Chriſtine, Königin von Schweden und ihr Hof“, Bonn 1827, I, 162) glaubt das Verfahren des Kanzlers in Betreff der fraglichen Geſandtſchaft eher aus dem Widerwillen deſſelben gegen Richelieu und der Gewogenheit gegen de Groot, als aus der Unzufriedenheit Oxenſtjerna's mit der erwähnten Aufnahme erklärlich, und dies läßt ſich wol nicht leugnen. Hinreichend dagegen zu der wünſchenswerthen Erklärung iſt keine dieſer Annahmen. Luden (a. a. O., S. 241) ſagt: „Man hat geglaubt, und vielleicht nicht ganz mit Unrecht, daß Oxenſtjerna den Grotius deswegen gerade zum Geſandten in Frankreich gemacht habe, theils um ihn, den Geächteten, an dem Uebermuthe des Cardinals zu rächen, theils überhaupt, um dieſem — einen Pfahl ins Fleiſch zu ſetzen.“ Daß Richelieu ſich Glück gewünſcht haben würde, hätte er keinen gefährlichern Gegner gehabt als de Groot, hat wol Luden hierbei nicht entgehen können. Er ſetzt daher auch zu dem — faſt lächerlichen — „Pfahl im Fleiſche“ ſogleich hinzu: „Aber Oxenſtjerna hatte auch beſſere Gründe!“ Ob die Angabe derſelben unſere obigen Vorausſetzungen gerechtfertigt haben würde, läßt ſich leider nicht errathen,

Wie ſeit dem Jahre 1638 die ſchwediſche Regierung ſelbſt dazu beigetragen hat, das Anſehen ihres Geſandten in Paris zu benachtheiligen, wurde im Obigen bemerkt, es kann aber nicht behauptet werden, daß ſchon in den erſten Jahren gegen jene Geſandtſchaft in ſolcher Weiſe gefehlt worden ſei. Der franzöſiſche Hof hat ſich zwar nicht, wie zuweilen geſagt worden iſt, erſt durch Oxenſtjerna's Beſuch beſtimmen laſſen, de Groot als Geſandten anzunehmen, der feierliche Einzug deſſelben in Paris war jenem Beſuche ſchon mehrere Wochen vorangegangen; unzweifelhaft aber iſt, daß das achtungsvolle Wohlwollen, welches der Kanzler während ſeiner Anweſenheit in Frankreich gegen den Geſandten auf mannichfaltige Weiſe an den Tag legte, ganz geeignet war, dem Hofe nicht nur die Ausſicht auf baldige Abberufung dieſes Geſandten zu entziehen, ſondern auch oberflächlichen misgünſtigen Urtheilen über den Werth deſſelben zu begegnen. Dieſelbe Wirkung auf das franzöſiſche Miniſterium konnte in den nächſtfolgenden Jahren von den vielfachen Zeichen ungeſchwächter Gewogenheit erwartet werden, welche der

---

aber auch widerlegt finden wir ſie durch keine Thatſache und mit der Staatsklugheit des ſchwediſchen Kanzlers möchten ſie wol noch am eheſten vereinbar ſein.

Kanzler ſeinem Geſandten zu Theil werden ließ, und an welche ſich ſchon im Jahre 1636 die Beſtätigung deſſelben im Geſandtſchaftspoſten von ſeiten der ſchwediſchen Reichsverweſung anſchloß. Indeß mußte de Groot vornehmlich ſich ſelbſt die Aufgabe ſtellen, die Stimmen im franzöſiſchen Cabinet möglichſt für ſich zu gewinnen, und dieſe Aufgabe mußte ihm um ſo wichtiger ſein, wenn ſie auch zugleich um ſo ſchwieriger war, als er nur zu gut wußte, wie wenig dieſe Stimmen ihm günſtig waren und ſein konnten, ſolange Richelieu gegen ihn eingenommen war. „Richelieu und Mazarin", ſagt Wicquefort mit unzweifelhaftem Rechte, „waren dergeſtalt die unumſchränkten Herren der (franzöſiſchen) Staatsgeſchäfte, daß es unmöglich war, ohne ihre beiſtimmende Theilnahme etwas am Hofe zu erreichen, und deshalb eine Thorheit, dies auch nur verſuchen zu wollen", wozu er wol mit nicht viel geringerm Rechte hinzuſetzt: „Es erblicken überdies die Fürſten in der Geringſchätzung, die man dem Miniſter ihrer Wahl bezeigt, eine Misbilligung der letztern und inſofern eine ihnen perſönlich zugefügte Beleidigung." [1] Aber de Groot hat, wie es ſcheint, nicht über ſich gewinnen können, dieſe Grundſätze, deren Nothwendigkeit ihm einleuchten mußte, handelnd in Anwendung zu bringen. Statt dem Cardinal ausdauernd jene beſondere achtungsvolle Aufmerkſamkeit zu widmen, auf welche dieſer große Staatsmann unbedingt allen Anſpruch hatte, wie niedrig man immer ſeine ſittlichen Grundſätze anſchlagen mag, vermied es de Groot ſchon ſeit Anfang Mai 1636 gänzlich, mit ihm unmittelbar zu unterhandeln, und da er hiernach während ſeiner zehnjährigen Geſandtſchaft nur im Laufe des erſten Jahres mit ihm in näherer perſönlicher Beziehung geſtanden hat, ſo iſt dies ſogar Veranlaſſung zu der, wie man glauben könnte, unmöglichen Behauptung geworden, er habe niemals dem Cardinal einen Beſuch gemacht.[1] Wäre übrigens dieſe Angabe ebenſo gewiß richtig, als ſie falſch iſt, Richelieu würde ſich vielleicht von dem ſchwediſchen Geſandten weniger verletzt gefühlt haben, als ihn das Abbrechen der unmittelbaren Verhandlungen von ſeiten de Groot's verletzen mußte; die ſchwediſche Geſandtſchaft aber konnte Vortheile von dieſem Abbrechen ſich jedenfalls nicht verſprechen. Wodurch es angeblich zunächſt herbeigeführt wurde, ſcheint uns keinen Grund zur Rechtfertigung de Groot's zu enthalten. Der Cardinal, der, wie Voltaire ſagt, „vor den Prinzen den Vorrang hatte und dem nur die Krone fehlte“, machte auch in ſeinem Palaſte beim Empfange faſt aller Beſuche, und namentlich der Geſandten, auf dieſen Vorrang Anſpruch, und de Groot glaubte der Würde ſeines Hofs etwas zu vergeben, indem er ſich dieſem Anſpruche fügte. Daß eben dieſer Grund, und nicht etwa perſönliche Eitelkeit ſeine damalige Handlungsweiſe beſtimmt hat, verſichert er vollkommen glaubhaft, obgleich ſein Widerwille gegen Richelieu vielleicht auch hierbei nicht ganz außer dem Spiel geblieben iſt; ohne ſein Wiſſen, denn er täuſchte ſich wol, als er eines Tags in dieſer Beziehung ſchrieb: „Es handelt ſich zwiſchen dem Cardinal und mir nicht um Perſönliches.“ Auch ſcheint es außer Zweifel zu ſein, daß unter den in Paris damals anweſenden Geſandten nicht zuerſt de Groot, wie freilich ſelbſt Pufendorf angegeben, ſondern die engliſchen Geſandten, Vicomte von Scudamore und Graf Leiceſter, aus dem angeführten Grunde die Beſuche bei Richelieu eingeſtellt haben, und de Groot von ſeinem Hofe auf die betreffende Anfrage, ob er ſeine Beſuche bei dem Cardinal unter den obwaltenden Umſtänden mit Anerkennung des ſtreitigen Anſpruchs fortzuſetzen habe, den Befehl dieſer Anerkennung nicht erhalten hat. Aber auch das Gegentheil iſt ihm, wie es ſcheint, nicht ausdrücklich befohlen worden, und wäre dies geſchehen, ſo würde er, dünkt uns, nicht vergeblich Oxenſtjerna vorgeſtellt haben, wie bedenklich es ſei, einer leeren Förmlichkeit die Sorge für irgendeine öffentliche Angelegenheit hintanzuſetzen.[1] Wir überſehen hierbei nicht einen Augenblick, daß alle derartigen, zum Theil lächerlichen Förmlichkeiten nur an ſich leere ſind, und daß der kleinſten die begleitenden Umſtände eine ſehr große, ſelbſt eine entſcheidende Bedeutung geben können und in Einzelfällen gegeben haben. Daß dies aber auf die in Rede ſtehende Förmlichkeit im vorliegenden Falle Anwendung finde und das Anſehen der ſchwediſchen Krone auch nur bloßgeſtellt geweſen ſein würde, wenn de Groot dem Cardinal den beanſpruchten Vorrang zugeſtanden hätte, müſſen wir bezweifeln, ja wir glauben, daß darunter die Würde der Geſandtſchaft um ſo weniger gelitten haben würde, je weniger die fragliche Höflichkeitsbezeigung in der Gewährung eine Spur von Unfreiwilligkeit gezeigt hätte. Dem Stolze des Kirchenfürſten (quia regibus pares), namentlich des allmächtigen

---

[1] Deſſenungeachtet konnte Wicquefort doch wol nicht ſagen: „Je puis dire avec certitude, que le mépris, que l'on avait pour ce ministre (Richelieu) en Angleterre, fut une des principales causes du malheur du roi et des désordres du royaume." („L'Ambassadeur et ses fonctions", I, 542.)

---

[1] Du Maurier (a. a. O., S. 413) hat jene Behauptung ausgeſprochen. — Dem gewöhnlichen Laufe der Dinge gemäß finden ſich überhaupt in den betreffenden Schriften über de Groot viele falſche Angaben, deren Berichtigung ſehr leicht geweſen wäre, die uns aber um ſo weniger befremden können, als er namentlich auch der Gegenſtand von Verleumdungen in einem Grade geweſen iſt, den nur die Größe ſeines Verdienſtes, der weithin leuchtende Glanz ſeines Namens und die Sucht der Menge, Glänzendes anzuſchwärzen, einigermaßen begreiflich macht. Man hat zuletzt ſogar gehofft, Glauben zu finden für die tolle Behauptung, de Groot beabſichtige ein Jude zu werden! — Es finden ſich aber nicht blos bei verſchiedenen Schriftſtellern verſchiedene Angaben über den Betrag des franzöſiſchen Jahrgeldes, welches im Jahre 1622 de Groot bewilligt worden war, und über den Zeitraum, während deſſen er es bezogen hat, über die Gründe, welche den Cardinal zur Entziehung dieſes Gnadengehalts beſtimmt haben, über Oxenſtjerna's Handlungsweiſe in Betreff der de Groot'ſchen Geſandtſchaft und über vieles andere Dahingehörige, ſondern ſelbſt ein guter Schriftſteller, wie Wicquefort, iſt wenigſtens in einer ſeiner Angaben, wie es ſcheint, nicht einmal ſich ſelbſt gleichgeblieben. Im „L'Ambassadeur et ses fonctions" (Haag 1681, I, 240) wird ausdrücklich der großen Ehrenbezeigungen erwähnt, mit welchen der ſchwediſche Kanzler in Frankreich aufgenommen wurde, und kein Wort des Verfaſſers deutet an dieſer Stelle auf Unzufriedenheit des Kanzlers mit jener Aufnahme hin. Dagegen wird an einer andern Stelle deſſelben Werks (II, 26) dieſe Unzufriedenheit geradehin als Triebfeder der Handlungsweiſe Oxenſtjerna's in Bezug auf die fragliche Geſandtſchaft bezeichnet.

---

[1] Schon am 14. Sept. 1635 benachrichtigte de Groot den Kanzler von Scudamore's Weigerung, dem ſtolzen Cardinal Beſuche zu machen; die Worte der Benachrichtigung bezeichnen deutlich genug ſowol das große Gewicht, welches de Groot — nicht mit Unrecht, aber wol nicht im rechten Sinne — auf die Sache legt, als den Wunſch, Scudamore's Beiſpiel folgen zu dürfen: „Ich melde dies", ſagt er, „nicht in der Meinung, daß wir in allem die Engländer zum Muſter nehmen müßten, ſondern damit wir nichts thun, was uns verächtlich machen könnte, denn ich bin überzeugt, daß nichts den Vortheil der Könige und Königreiche mehr beeinträchtigt." In gleicher Weiſe berichtet er am 2. Juni 1636 nach Leiceſter's Ankunft in Paris, mit dem Zuſatze: „Ich lobe diejenigen, welche ihre Rechte vertheidigen, doch wage ich nicht, ohne Befehl ihnen nachzuahmen." Deſſenungeachtet beſchloß er, dies einſtweilen zu thun, und da er auch bis zur Mitte des folgenden Jahres den Befehl nicht erhielt, dem Cardinal Beſuche zu machen, ſo ſprach er ſelbſt ſich von denſelben für immer los. Daß dies nachträglich vom Cabinet zu Stockholm gutgeheißen worden iſt, geht aus einer Aeußerung Salvius' (Pufendorf) und vornehmlich aus einem Schreiben de Groot's an den Kanzler (vom 12. März 1639) hervor; dieſer ganze Hergang der Sache aber ſcheint unſere obige Anſicht derſelben genügend zu rechtfertigen.

Richelieu, beugten ſich willig viele, die höher ſtanden und des Miniſters eher entbehren konnten, als ein ſchwediſcher Geſandter. Der erſte Prinz von Geblüt und zugleich der beſonnenſte, Condé, überließ freiwillig Richelieu den Vorrang, und während er dadurch weſentliche Vortheile erreichte und ſich ſicherte, verlor der weniger kluge, als ſtolze und heftige Graf von Soiſſons durch das entgegengeſetzte Verfahren Freunde, Anhänger und ſelbſt das Leben. Auch Prinzen des Auslandes, wie Kaſimir, nachmaliger König von Polen, und im Jahre 1640 der Kurfürſt von der Pfalz brachten der klugen Berückſichtigung obwaltender Verhältniſſe ohne Bedenken das in Rede ſtehende Opfer, und wenn es unter den italieniſchen Fürſten einzelne gab, welche wenigſtens einem Cardinale, dem ſie einen Gegenbeſuch abſtatteten, in ſeinem Palaſte den Vorrang verweigerten, ſo hat dagegen der proteſtantiſche Oxenſtjerna ſelbſt keinen Anſtand genommen, Richelieu, als er ihm im April 1635 ſeinen Beſuch machte, jenes vielbeſprochene Opfer zu bringen, obwol allerdings der Cardinal höflich genug geweſen war, dem ſchwediſchen Kanzler den Vorrang anzubieten.[1] Erwägen wir nach dieſen Thatſachen noch, daß das Benehmen Richelieu's gegen de Groot keineswegs immer ein ſchroffes, unmuthig abſtoßendes war, und daß es gerade zu der Zeit des fraglichen Beſuchs den Wunſch einer Annäherung zu verrathen ſchien, ſo möchte das Verfahren de Groot's wol nur um ſo auffallender ſein. Er erzählt in ſeinen Briefen, daß am Schluſſe eines Beſuchs, den er dem Cardinal im September 1635 abſtattete, und bei welchem dieſer im ganzen ſich ſehr übel gelaunt bezeigt hatte, Richelieu dennoch ihn bis an die Thür des Zimmers begleitet und durch ſeine Kränklichkeit entſchuldigt habe, daß er ihn nicht weiter begleite; wir erſehen aus eben dieſen Briefen, daß bei einem zweiten Beſuche der Cardinal ſich in ähnlicher Weiſe benommen, daß er bei einem dritten ihm ſogar den oft erwähnten Vorrang (la droite) gegeben, im Anfange des Jahre 1636 ihm bei einem ſolchen Empfange viel Verbindliches geſagt, auch ihn für die Zukunft eine rückhaltsloſere Offenheit zugeſichert, endlich daß er bei der letzten perſönlichen Verhandlung, welche zwiſchen ihm und de Groot ſtattgefunden, dieſem ein anſcheinend herzliches Vertrauen bezeigt, ihn umarmt, ihn im Namen der ſchönen Wiſſenſchaften, welche ſie ja beide zu pflegen ſich angelegen ſein ließen, gebeten habe, alles was in ſeiner Macht ſtehen würde, zum Vortheil der gemeinen Sache aufzubieten, und daß der Cardinal zu allem dieſen, um das Andenken an das Vergangene auszulöſchen, ſcherzend hinzugefügt habe, man wiſſe wol, die Franzoſen ſeien Thoren, aber man müſſe auch geſtehen, ſie kämen leicht wieder zu geſundem Verſtande zurück. Man kennt nun freilich die beſondern Gründe, welche Richelieu damals eine ſolche Sprache führen ließen: er konnte nicht umhin, Rückſicht darauf zu nehmen, daß de Groot in Stockholm als Geſandter beſtätigt worden war und die Gunſt Orenſtjerna's fortfuhr, ihn auszuzeichnen, auch hatten zu derſelben Zeit die gegen de Groot gerichteten holländiſchen Ränke durch den Fall Pauw's, des Geſandten, viel von ihrem Einfluſſe verloren, und daß der Prinz von Oranien ſich günſtig über den ſchwediſchen Geſandten geäußert hatte, war nicht unbekannt geblieben. Wir ſind daher weit entfernt zu fordern, daß de Groot in den vorher angeführten Thatſachen den Ausdruck einer faſt plötzlich in Wohlwollen umgewandelten Geſinnung hätte erkennen ſollen; aber wir glauben, daß ein Zeitpunkt, in welchem Richelieu ein höfliches, freundliches, ſcheinbar faſt herzliches Benehmen gegen de Groot ſeinerſeits für angemeſſen hielt, für dieſen der ſchicklichſte geweſen wäre zu dem Verſuch, ſich in ein bleibend günſtigeres Verhältniß zu dem Gebietenden zu ſtellen, jedenfalls aber ſehr übel gewählt war, ſelbſt das bisherige misliche, aber doch unmittelbare Verhältniß zu ihm gänzlich aufzuheben. Wenn ſeit dieſem Bruche de Groot's Abberufung von Paris franzöſiſcherſeits eifriger als je betrieben wurde, ſo kann dies wol nicht im geringſten auffallend genannt werden; einen neuen Beweis aber dafür, daß er, wie die genannten engliſchen Geſandten, die Würde ihres Hofs in der erwähnten Beziehung mit falſch verſtandener Gewiſſenhaftigkeit überwacht haben, kann man wol auch darin finden, daß die nächſten Nachfolger dieſer Geſandten dem Cardinal Mazarin die Ehre des Vortritts niemals ſtreitig gemacht haben, und ſelbſt der berühmte Protector von England, wie ſehr er ſich auch in der Rolle eines eifrigen Proteſtanten gefiel, unbedingt geſtattet hat, daß Loccard, ſein Geſandter in Paris, jenem Cardinal alle Ehrenbezeigungen erwies, welche nach Leiceſter's und de Groot's übel angebrachtem, ängſtlichem Stolze ein Cardinal nur Katholiken gegenüber in Anſpruch nehmen dürfe. Du Maurier hat in dieſem Benehmen de Groot's, welches er unbegreiflichen Starrſinn nennt, „holländiſche Hartnäckigkeit“ wiederzuerkennen geglaubt, und vielleicht dürfte man bei einem Hinblick auf die Geſchichte der Niederlande und ſelbſt auf manche Einzelheiten in unſers de Groot früherm Leben auch dieſe Bezeichnung nicht eben ganz unpaſſend nennen können. — Zur Zeit der ſogenannten Verſchwörnng Cinq-Mars' (1642) war das Verhältniß de Groot's zu Richelieu ſchon ein ſo altbegründet ungünſtiges, daß an die Wiederherſtellung eines guten Vernehmens zwiſchen beiden wol nicht mehr zu denken war. Aber de Groot war ſeines Amtes noch nicht enthoben, und wenn die ihm ertheilte Dienſtanweiſung ihm unter anderm zur Pflicht gemacht hatte, der königlichen Familie von Frankreich ſich vorkommendenfalls nach Kräften dienſtbar zu bezeigen, was er zu thun wol keine Gelegenheit gehabt hat, ſo gebot dagegen, wie wir glauben möchten, die Klugheit, daß er in eine innere Angelegenheit Frankreichs unberufen und zwecklos ſich niemals einmiſche und ſeine gelegentlichen Urtheile über eine ſolche Angelegenheit wenigſtens von jeder Parteifarbe rein erhalte. De Groot hat dies nicht gethan. Er ſtand in einem angenehmen, freundſchaftlichen Verkehr mit Herrn von Marca, dem Präſidenten des Parlaments von Béarn, den Richelieu's Wille zu einem der Richter Cinq-Mars' und ſeines Mitwiſſers, de Thou, mit welchem de Groot ebenfalls befreundet war, gemacht hatte. Nun fiel allerdings de Thou als Opfer eines ältern, ſelten in Anwendung gekommenen Geſetzes, und es mag gern entſchuldigt werden, daß de Groot mit nicht wenigen die Meinung theilte, jener höchſt achtungswerthe Sohn de Thou's, des Geſchichtſchreibers, ſei ein Opfer gar nicht des Geſetzes, ſondern lediglich der perſönlichen Erbitterung des Cardinals geworden. Aber abgeſehen davon, daß dieſe Meinung gegenwärtig als irrig anerkannt iſt, indem die erwähnte, unzweideutige, nie außer Kraft geſetzte Verordnung Mitwiſſer um eine Verſchwörung von gleicher Strafe, als Urheber und Theilnehmer, getroffen wiſſen wollte, und das Verfahren des Cardinals ſehr hart, aber darum noch nicht ungerecht genannt werden kann, durfte de Groot, den Staatsmann und Geſandten am franzöſiſchen Hofe, ſeine gemüthliche Biederkeit und ſeine Freundſchaft für den Geopferten doch wol jedenfalls nicht in der Art überraſchen, wie geſchehen iſt. De Groot überhäufte Marca, in welchem er ein blindes Werkzeug der Rache des Cardinals zu ſehen glaubte, wegen jenes richterlichen Ausſpruchs mit den rückſichtsloſeſten, bitterſten Vorwürfen und brach jedes Verhältniß zu ihm in ſo auffallender Weiſe ab, daß Marca, obwol ein Mann von Beſonnenheit und Milde, eine Beſchwerde oder wenigſtens Klage über die erfahrene Kränkung an den Cardinal durch die Nichte und Vertraute deſſelben, die Herzogin von Aiguillon, gelangen ließ. [1] Iſt damals die Ungunſt Richelieu's gegen de Groot noch überhaupt einer Steigerung fähig geweſen, ſo war jetzt wol geſchehen, was möglich war, ſie auf ihren Höhepunkt zu treiben.

---

[1] Ganz richtig heißt es bei Cattenburgh (a. a. O., S. 28): „Oxenstiern vond voorzichtig geraden te wyken voor dien, welken de Vader van Christina met de uiterste fierheit zouw hebben gehandelt. De Kancelier ontzag zich die trotse geest gaande te maken, en zocht hem in te nemen door een toegevendheit, die hy op een anderen tydt niet voor hem zouw gehad hebben.“ Dieſe „andere Zeit“ war im Frühjahr 1636 noch nicht gekommen, und ſomit wäre es wol doppelt rathſam für de Groot geweſen, dem Beiſpiele des großen Kanzlers zu folgen.

---

[1] Das Geſetz, welches de Thou verurtheilte, ſtammte bekanntlich aus der Zeit Ludwig's XI., und dieſer Urſprung erklärt nach Voltaire hinreichend die Grauſamkeit deſſelben. Im allgemeinen mag dies eingeräumt werden, auch walteten unleugbar im vorliegenden Falle Umſtände ob, welche die Anwendung des betreffenden Geſetzes auf de Thou zu einer faſt unerhört harten Maßregel machten, und wäre erwieſen, daß Richelieu, wie behauptet worden, jene Maßregel ergriffen hat, um eine Beleidigung, welche ſeine Familie durch den Geſchichtſchreiber de Thou erfahren, an dem Sohn deſſelben zu rächen, ſo wäre die Hinrichtung des Letztern, wie man heute zu ſagen pflegt, nicht blos ein Verbrechen, ſondern auch eine falſche Maßregel zu nennen, durch welche der Cardinal mit ſich ſelbſt inſofern in Widerſpruch gerathen, als ſie ſeinem höchſten Grundſatze in Regierungsangelegenheiten: „La raison doit être la regle et conduite d'un état", zuwiderlief. Aber mit dieſem Grundſatze hat jenes Verfahren ganz und gar nicht in Widerſpruch geſtanden, denn ohne eine unerbittliche Strenge hätte Richelieu ſich nicht im Beſitze der Macht zu erhalten vermocht; die neuere Zeit hat daher auch den Cardinal in dieſer

Entſchädigung für dieſes in jeder Hinſicht unglückliche Verhältniß zu dem erſten Miniſter Frankreichs in der Gunſt des Königs zu finden, durfte de Groot nicht hoffen, ſcheint aber dennoch von dieſer Hoffnung ſich nicht frei gehalten zu haben, da er nach dem Abbrechen aller perſönlichen Verhandlungen mit dem Cardinal einen Empfang beim Könige ungleich öfter, als im erſten Jahre ſeiner Geſandtſchaft, nachgeſucht hat. Immer wurde dieſen Geſuchen gewillfahrt und faſt ohne Ausnahme bezeigte der König bei ſolchen Gelegenheiten dem ſchwediſchen Geſandten eine Gewogenheit, welche der Sache Schwedens wol manche nützliche Frucht verſprochen hätte, wäre der König nicht — Ludwig XIII., der Erbe des Throns, nicht des Geiſtes ſeines Vaters geweſen, und könnte ihm ein größeres Verdienſt beigelegt werden, als daß er, von welchem Frau von Motteville ſagen konnte: „Während ſeine Feldherren Schlachten gewinnen und Städte er-

---

wie in vielen andern Bezügen, die ihm lange verweigerte Gerechtigkeit widerfahren laſſen (F. von Raumer, „Geſchichte Ludwig's XIII. und des Cardinals Richelieu“, in deſſen „Hiſtoriſchem Taſchenbuch“, Leipzig 1830, erſter Jahrgang, S. 1—167). Uebrigens könnten wir, wenn dies auch nicht geſchehen wäre, de Groot's Benehmen in dieſer Angelegenheit darum doch nicht für angemeſſen halten; er hatte keinen Beruf, ſich in der oben angegebenen Weiſe zum Richter des Cardinals aufzuwerfen und ſich ihm dadurch noch verhaßter zu machen, als er ohnehin war. Endlich behauptet Richard („Parallèle du Cardinal de Richelieu et de Mazarin“, Paris 1716, S. 171), es ſei nicht Marca, ſondern der dem Cardinal unbedingt ergebene Staatsrath Laubardemont geweſen, welcher das fragliche Geſetz in den gerichtlichen Verhandlungen wider de Thou zur Geltung gebracht habe. Iſt dieſe Angabe richtig, ſo ſchließt ſie zugleich einen neuen Grund der Misbilligung des Verfahrens in ſich, welches de Groot bei dieſer wichtigen Gelegenheit beobachtet hat.

obern, beſchäftigt er ſich mit Vögelfangen", Einſicht genug beſaß, um einem Richelieu die Leitung der Staatsgeſchäfte nicht nur zu übertragen, ſondern ihm auch 17 Jahre lang ein Vertrauen zu bewahren, welches auf verſtändigen Erwägungen beruhte, ohne durch perſönliche Zuneigung unterſtützt zu werden. Ludwig ſchätzte de Groot, den Gelehrten, ohne Zweifel ganz ſo hoch, als es der Ruf deſſelben forderte, aber über irgendeine Angelegenheit der ſchwediſchen Geſandtſchaft durch den König beſtimmend oder gar umſtimmend auf den Cardinal einzuwirken oder auch nur jenen zu einer Aeußerung zu veranlaſſen, welche gegen dieſen ſich hätte geltend machen laſſen, war bei der Lage der Sachen undenkbar, und mit dieſer letztern möchte es wol auch in ſehr naher Verbindung geſtanden haben, daß der König bald nach de Groot's Ankunft in Paris gegen ihn zwar den Wunſch ausſprach, er möge lange in ſeinem Poſten verbleiben, aber auch die Hoffnung, er werde beſonders in Bezug auf niederländiſche Angelegenheiten ſehr nützlich werden können, daß ſpäterhin de Groot durch Graf Brulon bedeutet wurde, es werde der König ihm immer gern Gehör gewähren, wenn es ſich auch nicht um Staatsangelegenheiten handle u. dgl. m. Wo von dieſen bei einem Empfange die Rede war, hatte Ludwig entweder vorher die betreffende Anſicht Richelieu's zu der ſeinigen gemacht und beſtätigte nur, was dieſer hoffen zu laſſen und zu verſprechen oder zu verweigern für gut befunden hatte, oder er verwies den Geſandten auf Verhandlungen mit den Miniſtern. In der ganzen Geſchichte der de Groot'ſchen Geſandtſchaft ſtoßen wir nicht auf einen Fall, in welchem der Geſandte etwas durch den König erreicht hätte, und — was ſich ebenfalls leicht erklärt — auch das perſönliche Wohlwollen des Prinzen von Condé hat keine

Spur von förderndem Einfluſſe auf die Geſchäfte dieſer Geſandtſchaft zurückgelaſſen. Hiernach ſehen wir nun de Groot ſeit dem Frühjahre 1636 beſchränkt auf Verhandlungen mit den einzelnen untergeordneten Miniſtern, namentlich Bouthilker, Chavigny, Bullion, Servien und dem ſchon erwähnten Kapuziner Joſef, der, ohne einen beſtimmten Rang im Cabinet einzunehmen, Richelieu's volles Vertrauen in einem Grade beſaß, wie kein anderer. Es bedarf nicht erſt der Bemerkung, daß alle dieſe Staatsmänner bei den Unterhandlungen niemals von der Sprache abweichen konnten, welche Richelieu's Gebot ihnen vorgezeichnet hatte, daß de Groot im günſtigſten Falle hoffen konnte, durch den Kapuziner irgendetwas bei dem Cardinal zu erreichen und daß das perſönliche Wohlwollen der „grauen Eminenz", wie die Hofleute jenen nannten, nichts weniger als ein verwerfliches Mittel zum Zwecke geweſen wäre. Aber was de Groot ſehr bald von dem Cardinal entfernt hatte, wir meinen die Scheu vor einer möglichen Verletzung der geſandtſchaftlichen Würde, ließ ihn auch in ſeinem Benehmen gegen Joſef nur wenig ſchonende Rückſicht auf den wichtigen Einfluß dieſes Mannes nehmen, der als Miniſter behandelt ſein wollte und zu ſolcher Forderung inſofern ganz berechtigt war, als er in Richelieu's Augen mehr als einen Miniſter und Geſandten aufwog. De Groot begnügte ſich damit, ihm beim Zuſammentreffen höflich zu begegnen, konnte ſich nicht entſchließen, ihm einen Beſuch zu machen, hielt auch dieſes Verfahren durch das Beiſpiel des engliſchen Geſandten für gerechtfertigt, und konnte hiernach nicht überraſcht ſein, als er vernahm, daß Joſef ganz öffentlich von dem Wunſche des franzöſiſchen Miniſteriums ſprach, de Groot von ſeiner Stelle entfernt zu ſehen.

Wie lebhaft dieſer Wunſch geweſen iſt, davon zeugen unter anderm zwei Schreiben vom Juli 1639, welche der außerordentliche franzöſiſche Geſandte d'Avaux in Deutſchland von ſeinem Hofe erhielt, der auch den Plan des Erſtern, durch Salvius auf das Kabinet von Stockholm für die Zurückberufung de Groot's zu wirken, vollkommen gutbieß, aber dabei ſorgfältige Rückſicht auf Oxenſtjerna, als Stütze de Groot's, zu nehmen empfahl. In dem zweiten dieſer Schreiben iſt die Rede von den Verleumdungen, welche der ſchwediſche Geſandte angeblich über die Lage Frankreichs verbreitet hatte, und hier heißt es am Schluſſe: „Um den Uebelſtänden zu begegnen, welche ſolche Verleumdungen des Herrn de Groot zum Nachtheile der beiden Kronen endlich herbeiführen könnten, iſt die Abberufung deſſelben nothwendig. Er (d'Avaux) wird dies ſehr dringend als eine für Frankreich und Schweden außerordentlich wichtige Angelegenheit vorſtellen, wird aber dieſelbe auch ſo geheim und umſichtig, als ihm möglich ſein wird, behandeln, und zuſehen, ob er für jenen Zweck den Herrn Salvius gewinnen kann, damit dieſer dem Könige die gewünſchte Befriedigung verſchaffe." 1)

---

1) In dem ſchon erwähnten Schreiben vom 2. Juni 1636 erklärt de Groot mit dürren Worten: „Den Vater Joſef, da er kein öffentliches Amt bekleidet, beſuche weder ich, obgleich ich von vielen Franzoſen darum erſucht worden bin, noch werden ihn die Engländer beſuchen." Ein wohlfeiler Entſchluß, und auch ziemlich leicht in Ausführung zu bringen; aber konnte dieſes Verhalten den ſchwediſchen Angelegenheiten zum Vortheil gereichen? Wir glauben dieſe Frage ſchon nach dem oben Geſagten mit Zuverläſſigkeit verneinen zu müſſen, und wollen hier nur noch bemerken, daß Joſef überhaupt kein Staatsmann war, auf den man mit Geringſchätzung herabblicken konnte. Voltaire fertigt ihn freilich mit den Worten ab: „Le capucin Joseph de Tremblai — nach Flaſſan hat ſich Joſef vor ſeinem Eintritte

Wir müſſen es auffallend nennen, daß die meiſten derjenigen Schriftſteller, welche auf de Groot's ſchwediſche Geſandtſchaft geringes Gewicht legen, ja von ihr Gründe zum Tadel entlehnen, nicht ſeines Verhaltens gegen die einflußreichen Männer des franzöſiſchen Hofes und Cabinets in dieſer Beziehung erwähnen, während ſich aus dem Vorigen wol ergeben haben dürfte, daß er gerade in Rückſicht auf daſſelbe nicht freigeſprochen werden kann von einem Misgriff, vor welchem ihn ſogar ausdrückliche Beſtimmungen ſeiner Dienſtanweiſung hätten warnen können und ſollen, und daß man dagegen nicht ſelten einen Vorwurf gegen ihn erhoben hat, der

---

in den Kapuzinerorden Freiherr von Maſſlée genannt — homme en son genre aussi singulier, que Richelieu même, enthousiaste et artificieux, tantôt fanatique, tantôt fourbe, voulant à la fois établir une croisade contre le Turc, fonder les religieuses du Calvaire, faire des vers, négocier dans toutes les cours et s'élever à la pourpre et au ministère." Er iſt aber auch ſchon längſt richtiger gewürdigt worden, wie namentlich in wenigen, aber ſehr treffenden Zeilen von Capefigue („Richelieu, Mazarin, la Fronde et le règne de Louis XIV.", Paris 1835, V, 316), und ſelbſt jene gallſüchtige Schilderung des Spötters von Ferney läßt wol errathen, daß Joſef ein Mann von vielem Verſtande, großen Talenten und reicher Erfahrung war. Schon ſeit 1618 war er mit Staatsgeſchäften betraut worden, und der Biſchof von Luçon hatte ſich nur eben erſt in den franzöſiſchen Miniſter und Cardinal Richelieu verwandelt, als er Joſef dringend zu ſich einlud, wie er ihm denn auch bis zum Tode deſſelben (1638) ununterbrochen das größte Vertrauen bewieſen hat. Daß Joſef daſſelbe vollkommen verdiente, erfuhr Richelieu ſelbſt am meiſten zu einer Zeit, in welcher er — ohne Joſef — daran verzweifelt hätte, ſich auf der Höhe ſeiner Stellung zu erhalten. — Ein franzöſiſcher Staatsmann von ſolcher Einſicht und ſolchem Einfluſſe, als Joſef beſaß, konnte, vielleicht gerade weil er amtlos und unbetitelt war, von einem Geſandten in Paris am wenigſten ungeſtraft vernachläſſigt werden. — Die beiden oben erwähnten Schreiben des franzöſiſchen Cabinets an d'Avaux finden ſich bei Arkenholz („Mémoires concernantes Christine, reine de Suède", Amſterdam und Leipzig 1751, IV, 311, 316).

ſich, unbefangen und genau geprüft, zwar nicht geradehin als ungegründet erweiſt, dem wir aber doch nur in gewiſſem Sinne und in gewiſſer Beſchränkung Gültigkeit zugeſtehen können, wir meinen den Vorwurf, daß in ſeiner Perſon der Gelehrte nachtheilig auf den Geſandten gewirkt habe.

Oefter iſt von Neidern und Feinden de Groot's behauptet und auch in ſpäterer Zeit die Behauptung nicht ſelten leichtſinnig wiederholt worden, daß er, der nach ſeinem eigenen Ausdrucke „Lieblicheres nicht kannte, als die Muſen“ (dulces ante omnia Musae), die Geſchäfte ſeiner Geſandtſchaft ſeinen gelehrten Arbeiten hintangeſetzt habe. Aubery du Maurier, wenig eingedenk der Achtung, die er dem alten Freunde ſeines Vaters und ſeines Hauſes ſchuldig war, ſagte: „De Groot verfaßte während ſeiner langen, zwölfjährigen Geſandtſchaft mehrere Werke . . . ., vorzugsweiſe beſchäftigte er ſich mit Unterſuchungen, das Alte und das Neue Teſtament betreffend, was ihn denn nöthigte, ſich in die Bücher zu vergraben. . . . Zu ſpät hatte der Kanzler erwogen, daß dieſer Geſandte ſich von der Geſellſchaft der Lebenden zurückgezogen hatte, und daß er, den ganzen Tag und den größten Theil der Nacht hindurch nur mit den Todten verkehrend, um gottesgelehrte Werke auszuarbeiten, ihm nichts liefern kann, als Neuigkeiten vom Pont-neuf in ſchönem Latein.“ Wicquefort, nachdem er in ſeinen „Denkwürdigkeiten“ geäußert hatte: „Obgleich de Groot durch ſeine Geſandtſchaft den vorher erlangten Ruf gerechtfertigt hat, ſo meinten dennoch ſeine Freunde, er würde ſeine Zwecke noch ſicherer erreicht haben, wenn er den Geſchäften mehr und den Büchern weniger Zeit geopfert hätte“, ſagt zur Rechtfertigung dieſer Aeußerung in einem ſpätern Werke: „Ich bewundere, wie jeder andere den Geiſt, die Rechtlichkeit und die Werke dieſes großen Mannes (de Groot's), und habe überdies noch beſondere Gründe ſein Andenken zu verehren, daher iſt mir nicht in den Sinn gekommen etwas zu ſagen, was ſeinen großen Ruf verkleinern ſollte. . . . Ich weiß, daß ein Mann wie er keine anſtändigere und beſſere Erholung finden kann", als die Wiſſenſchaften gewähren, „aber ich wünſchte, wie ſeine Freunde, daß er wiſſenſchaftliche Arbeiten nicht zu ſeiner fortwährenden Beſchäftigung (occupation) gemacht hätte in einem Amte, welches den ganzen Mann für ſich in Anſpruch nimmt. Weit entfernt, alle Gelehrten von Aemtern dieſer Art ausſchließen zu wollen, wünſche ich, daß alle, die ein ſolches Amt übernehmen, gelehrt wären, vorausgeſetzt daß ſie mit ihrem Wiſſen auch alle übrigen nöthigen Eigenſchaften verbinden." [1] Mit viel weniger Mäßigung und Milde, als ſich in dieſen Bemerkungen Wicquefort's ausſpricht, iſt die gelehrte Thätigkeit, welche de Groot während ſeiner Geſandtſchaft entwickelt hat, von andern tadelnd beurtheilt worden, und am häufigſten nahm dieſer Tadel die Farbe ſpottender Geringſchätzung und ſchneidenden Hohnes an, meiſtens allerdings mit beſonderm Bezuge auf die Richtung, welche de Groot ſeiner Thätigkeit im Gebiete der Gottesgelehrſamkeit gegeben. Um jedoch fühlbar zu machen, daß ſeine Gelehrſamkeit ihn überhaupt die Stellung eines Geſandten habe vergeſſen laſſen, waren die Gegner zuweilen auch unverſtändig und ſchamlos genug, allerlei Geſchichtchen in Umlauf zu ſetzen, deren Gehaltloſigkeit dem Denkenden bald einleuchten mußte, die aber ihren Zweck doch nicht ganz verfehlt hatten, wenn ſie auch nur einen Augenblick de Groot in ein lächerliches Licht ſtellten. So erzählte man ſich z. B. als Beweis ſeiner Untauglichkeit zu allem Hofleben, daß er, wenn man ihn an Hoftagen mit andern Staatsmännern in den Vorzimmern der Großen warten ließ, ſich von den Verſammelten zurückzuziehen und im griechiſchen Neuen Teſtamente zu leſen pflege u. dgl. m. Daß aber derartige Erzählungen bei der gedankenloſen Menge Glauben fanden, ſogar als beweiſende, iſt leicht zu erklären, denn ſich einen vollſtändigen, richtigen Begriff von der damaligen faſt nach allen Seiten hin Genüge leiſtenden Thätigkeit de Groot's zu bilden, konnte von allen gemeinen Köpfen in der That nicht füglich verlangt werden. Gerade das Jahrzehnd ſeiner Geſandtſchaft war es, in welchem er die letzte Hand an ſeine Bearbeitung der „Anthologie“ und ſeine herrliche „Niederländiſche Geſchichte“ legte, eine neue Ausgabe von Prokop's „Geſchichte der Vandalen und Gothen“ beſorgte, nachdem er ſich lange mit den Vorarbeiten zu einem „Leben Guſtav Adolf's von Schweden“ beſchäftigt hatte; es war das Jahrzehnd, in welchem er ſeine „Abhandlungen über den Urſprung der amerikaniſchen Völker“ ausarbeitete, und in welchem er überdies noch den Gegenſtänden chriſtlicher Gottesgelahrtheit mit erneutem und verdoppeltem Eifer ſeine Forſchungen zuwandte und in ſeinen „Erläuterungen zum Alten und Neuen Teſtamente“, wie in einer nicht geringen Anzahl kleinerer Schriften für die Erfüllung ſeines höchſten Wunſches, Wiederherſtellung der Einheit der Kirche, mit Aufwand aller ſeiner großen Kräfte zu wirken nicht abließ. Rechnet man zu allem dieſen hinzu, daß er in demſelben Zeitraume, in welchem ihn ſo mannichfaltige, tiefſinnige und umfangreiche Arbeiten beſchäftigten, mit den Gelehrteſten ſeiner Zeitgenoſſen in ſtetem Briefwechſel ſtand, ſo könnte gewiß nichts weniger überraſchen, als die Thatſache, daß er ſich in den Geſchäften ſeiner Geſandtſchaft bald dieſe, bald jene größere oder kleinere Vernachläſſigung habe zu Schulden kommen laſſen. Aber es liegt nicht blos durchaus nichts vor, was zum Beweiſe dieſer Thatſache benutzt werden könnte, vielmehr dient alles, was wir von ſeinem geſandtſchaftlichen Leben wiſſen, nur zur Beſtätigung des Lobes, welches wir in Obigem ſeinem Amtseifer ertheilt haben, ſondern es haben auch ſelbſt jene Gegner de Groot's, welche keinen Anſtand genommen, ihn einer Unredlichkeit, namentlich der Zugänglichkeit für franzöſiſche Beſtechungen zu beſchuldigen, ihm, ſoviel bekannt, Vernachläſſigung auch nur eines ſeiner eigentlichen, offenkundigen geſandtſchaftlichen Geſchäfte niemals zur Laſt gelegt; immer hat man ſich mit der ganz allgemein gehaltenen Behauptung begnügt, daß er dem Amte ſeine Studien vorziehe. Wir dürfen hiernach als erwieſen anſehen, daß in dem eben angedeuteten Sinne die gelehrte Thätigkeit de Groot's den ſtaatsmänniſchen Leiſtungen deſſelben in Paris keinen Eintrag gethan hat.

---

[1] Du Maurier, a. a. O., S. 424. — De Wicquefort, Mémoires touchants les ambassadeurs et les ministres publics (Haag 1677), S. 14. — De Wicquefort, L'Ambassadeur et ses fonctions, S. 167.

Aber der Wirkungskreis eines Geſandten, ſobald ſeine Sendung auch nur von einiger größerer Bedeutung iſt, darf nicht eingeſchränkt werden auf das, was wir eben ſeine eigentlichen Geſchäfte genannt haben, und worunter wir einen großen Theil der Arbeiten ſeines Cabinets, amtliche Unterhandlungen in mündlicher Rede, perſönliches Erſcheinen am Hofe u. dgl. m. verſtanden haben, ſondern es fordert eine ſolche Sendung, daß der Geſandte bei jeder Gelegenheit für die Sache ſeines Hofs wirke, daß er ſich alſo ſolcher Gelegenheiten nicht durch Zurückgezogenheit beraube, vielmehr durch eine angemeſſene Lebensweiſe und ein anſprechendes gewinnendes Benehmen ſie oft herbeiführe und überall mit richtigem Takte ſie zu benutzen wiſſe. De Groot mußte, wie es ſcheint, dieſer Forderung immer um ſo mehr eingedenk bleiben, je weniger er am franzöſiſchen Hofe ſich ſchon bei ſeiner Ankunft gern geſehen wußte, und daß ihm viele Eigenſchaften, welche eine wichtige Geſandtſchaft in dieſem Bezuge vorausſetzt, gemangelt haben, kann durchaus nicht behauptet werden. Schon ſein Aeußeres war nichts weniger als unangenehm und konnte am wenigſten ein unanſehnliches genannt werden. Geboren im Jahre 1583, hatte er zwar das kräftigſte Mannesalter ſchon beim Antritte ſeiner Geſandtſchaft überſchritten, aber ſeine äußere Erſcheinung und ſeine körperlichen wie ſeine geiſtigen Kräfte zeugten nur von vollkommenſter Entwickelung. Er war, wie ſchon angegeben, von ſchlankem Wuchſe, aber zugleich ſein Gliederbau kräftig genug, um ihn in der Leichtigkeit, mit welcher er anſtrengende körperliche Bewegungen ertrug, viele Leute ſeines Alters übertreffen zu laſſen, und ſeine Geſundheit, wenn auch nicht immer ungeſtört, erlitt nur ſelten eine ſolche Störung, die ihn längere Zeit hindurch an dem freien Gebrauche ſeiner Kräfte gehindert hätte. Aus ſeinem bräunlichen Antlitze leuchteten unter einer hohen Stirn geiſtvolle dunkelblaue Augen, die Naſe war ein wenig gebogen, das Haar hellbräunlich, das ganze Aeußere nach der Verſicherung der Zeitgenoſſen dem Guſtav Adolf's ähnlich. In de Groot's Mienen, ſeiner Haltung, ſeinem ganzen Benehmen, war der hohe ſittliche Ernſt, wie die liebenswürdige Milde, die ihn auszeichnete, unverkennbar ausgedrückt, und nur wenig mochte auch im ganzen Aeußern unſers de Groot vermißt werden von jener zwangloſen und doch rückſichtsvollen Feinheit der Sitte, die im Verkehr mit den Großen am wenigſten entbehrlich erſcheint, weil ſie in demſelben am öfterſten ein Ziel erreicht, welches nur zu leicht ſelbſt dem größern Verdienſte unerreichbar bleibt, wenn ihm dieſer beſtechende Firnis mangelt. Daß es überdies de Groot längſt ſchon nicht an Gelegenheit zur Uebung in jenem Verkehr gefehlt hatte, wiſſen wir, und oben bereits iſt angedeutet worden, daß er in einzelnen Fällen nicht zu ſtolz war, ſich ſelbſt zu Schmeicheleien gegen die Großen herabzulaſſen. Die Zueignung ſeines „Aratus" an die holländiſchen Reichsſtände, die lange, ſchwülſtige Rede, in welcher er Anna von Oeſterreich zu ihrer erſten Schwangerſchaft als Geſandter Glück wünſchte, und vornehmlich die Zueignung ſeines „Kriegs- und Friedensrechts" an Ludwig XIII. beweiſen dies. Wir wollen gern nur einen Ausdruck ſchuldiger Dankbarkeit darin erblicken, wenn er dem Könige ſagt: „Sowie die himmliſchen Geſtirne nicht nur großen Theilen des Weltgebäudes ſtrahlen, ſondern auch auf die einzelnen lebenden Weſen ihren Einfluß auszuüben nicht verſchmähen, ſo haſt du, das gütigſte irdiſche Geſtirn, nicht zufrieden, Fürſten zu erheben und das Los von Völkern zu erleichtern, auch mir, dem das Vaterland die Gunſt entzogen, Schutz und Troſt ſein wollen." Aber dieſe Zueignung nimmt fortwährend Bezug auf den Beinamen des „Gerechten", den man Ludwig ungefähr mit demſelben Rechte gegeben, mit welchem man etwa heute einen König, wenn er auch nicht an die gewaltige Kraft der Ritterzeit, ſondern an Don Quixote erinnert, einen „ritterlichen" nennt, und ſetzt dem Geprieſenen auseinander, wie ſehr er jenen Beinamen verdiene, „weil er ſeinem über allen Ausdruck großen Vater nachahme, weil er Unterthanen, welche die Unbekanntſchaft mit ſeinem Wohlwollen den Pfad der Pflicht hatte überſchreiten laſſen, nichts entziehe, als die Gelegenheit zu neuen Vergehungen, weil er keine Gewaltthätigkeit übe gegen diejenigen, welche über Religionsgegenſtände eine von der ſeinigen abweichende Anſicht hegen, und weil endlich ſein Privatleben mitten in einem mit ſteter Verführung drohenden Glanze dergeſtalt übereinſtimme mit ſeiner Regierung, ſo rein und unſchuldig, ſo von jedem Fehltritte frei ſich darſtelle (ita ab omnibus culpis immunem se praestat), daß es nicht blos von den Menſchen, ſondern auch von himmliſchen Geiſtern (aesthereae mentes) bewundert zu werden würdig ſei". Wie wenig dieſes überſchwengliche Lob im Leben Ludwig's XIII. ſeine Beſtätigung findet, iſt bekannt; wenn es aber zuletzt den Lobredner zu dem Ausrufe hinreißt: „Dies heißt nicht blos den Namen des Gerechten, ſondern ſchon in dieſem Leben den des Heiligen verdienen, einen Namen, welchen das einſtimmige Urtheil der Frommen Ihren Ahnherren, Karl dem Großen und Ludwig, nach dem Tode beigelegt hat; dies heißt der allerchriſtlichſte König ſein, nicht nach öffentlichem Rechte, ſondern nach eigenem, perſönlichen", ſo liegt vollends am Tage, daß die Sprache dieſes Widmungsſchreibens nicht die ſeiner Ueberzeugung geweſen ſein kann, und wir möchten zur Ehre des Königs wünſchen, daß eben deshalb die Zueignung jenes weltberühmten Werks von Ludwig unbelohnt geblieben wäre. Daß Schmeicheleien vom Gehalte der ebenerwähnten mit der Rolle eines feinen Hofmannes unbedingt unvereinbar ſeien, dürfen wir nicht behaupten, nachdem noch dem größten Herrſcher unſers Jahrhunderts Derartiges von den vollendetſten Hofleuten und den gewiegteſten Staatsmännern geboten worden iſt, ohne eine mißfällige Aufnahme zu finden. Aber wenn de Groot bei einzelnen feierlichen Gelegenheiten in den ſtärkſten Ausdrücken, überhaupt — es läßt ſich nicht leugnen — in einer Weiſe, die ſeiner nicht ganz würdig war, den Großen geſchmeichelt hat, ſo ſtand damit im ganzen ſeine Denkart und ſeine geſammte Handlungsweiſe, namentlich ſein Auftreten in der großen und feinen Welt, welcher er als Geſandter angehörte, durchaus nicht im Einklange. Am liebſten mochte er in der vornehmen Geſellſchaft nur eben bei jenen einzelnen feſtlichen Gelegenheiten eine Rolle ſpielen, ein ſeinen Verhältniſſen ganz angemeſſenes großes Haus zu machen war er wol bis zum Jahre 1640 durch nothwendige Rückſichten auf den damit verbundenen Koſtenaufwand verhindert; aber ſchwerlich allein durch dieſe Rückſichten, denn wir ſehen ihn auch nach dieſem Zeitpunkte wenig oder gar keinen perſönlichen Antheil an dem Treiben der höhern Kreiſe der franzöſiſchen Geſellſchaft nehmen. Richelieu ſagt in ſeinem „Politiſchen Teſtamente“: „Der Fleiß eines Staatsmannes fordert nicht unausgeſetzte Beſchäftigung mit Staatsgeſchäften .... er erlaubt alle diejenigen anſtändigen Zerſtreuungen, welche die Angelegenheiten, mit welchen der Staatsmann ſich vorzugsweiſe zu beſchäftigen hat, nicht aus dem Auge verlieren laſſen, denn ihnen muß ſein Geiſt, ſeine Gedanken und ſeine Neigung dergeſtalt zugewendet ſein, daß er ein größeres Vergnügen nicht kennt, als das Erreichen ſeiner amtlichen Zwecke.“ Was mit dieſen Worten der Cardinal insbeſondere von den Staatsräthen fordert, findet ſicher die vollſte Anwendung auch auf Geſandte, und es ließe ſich mit Bezug auf dieſe zu dem Geſagten wol noch hinzufügen, daß die erwähnten „anſtändigen Zerſtreuungen“ zuweilen höchſt erſprießliche Annäherungen zwiſchen Staatsmännern herbeiführen, die ſich amtlich mehr oder weniger feindlich entgegenſtanden, und daß ſelbſt manches dornige Geſchäft glücklicher eingeleitet wurde oder zur Reiſe gelangte in den Stunden eines heitern, geſellſchaftlichen Lebensgenuſſes als im Schweiße ſauerer Arbeit oder in der Stunde eines feierlichen Empfangs. Wie aber hätte zu ſolchen „Zerſtreuungen“ nach allem vorher Geſagten de Groot noch die nöthige Zeit finden können, wenn ihm auch ſeine Neigung nicht widerſtrebt hätte? Kaum in Paris angelangt ſchrieb er (am 5. März 1635): „Ein großer Troſt gegen die widerwärtigen Hofangelegenheiten (aulica taedia) gewährt mir die Unterhaltung mit den wiſſenſchaftlich gebildetſten Männern, welcher ich gern widme, was ich nur von Zeit bei den Geſchäften erübrigen kann“, und ſchon am 9. deſſelben Monats an Saumaiſe: „Sobald ich die erſten Geſchäfte beſorgt haben werde, hoffe ich ſo viel Muße zu finden, daß ich zu unſern Wiſſenſchaften Zuflucht nehmen kann.“

Leichter begreiflich kann kaum irgendetwas ſein, als dieſe und ähnliche Aeußerungen de Groot's, ſein Widerwille gegen manches ſeiner amtlichen Geſchäfte und die Entſchädigung für den Ekel an denſelben, die er einzig in den Wiſſenſchaften fand. Wir glauben eine ungerechte Bitterkeit in dem Ausſpruche eines geiſtvollen Schriftſtellers der Neuzeit zu finden: „Kein traurigeres Handwerk als das der gewöhnlichen Geſandten bei den Höfen! Sie ſind blos diplomatiſche Spione, Neuigkeitsforſcher und gegenſeitige Auflauerer. Man ſpürt an ihnen, wie bei allen Handwerkern, das Gewerbe, welches ſie treiben“, und kaum errathen wir, aus welchem Grunde Wicquefort ſagen konnte: „Vielleicht giebt es im ganzen weltlichen Verkehr keine komiſchere Figur (personnage plus comique), als den Geſandten.“ Aber was in der erſtern

Behauptung Wahres liegt, wird man darum nicht verkennen dürfen, und wenn der letztgenannte Schriftſteller an einer andern Stelle ſeines Werkes ſagt: „Man kann nicht leugnen, daß ein guter Geſandter zugleich eine große Theaterfigur ſei, und daß er, um auf ſeinem Poſten zum Ziele zu gelangen, ein wenig Schauſpieler ſein muß“ 1), ſo wird dies keinen Widerſpruch zulaſſen. Ebendeshalb aber können wir uns auch nicht verbergen, daß de Groot ſich ſelbſt am richtigſten beurtheilt hat, als er ſagte: „Ich bin nicht für den Hof geſchaffen.“ Zu der Sprache eines ſchmeichelnden Fürſtendieners ſich in einzelnen feierlichen Stunden zu erheben oder vielmehr zu erniedrigen, lag, wie wir geſehen haben, nicht außer ſeinem Vermögen, mit beinahe ängſtlicher Pünktlichkeit beſorgte er die eigentlichſten Geſchäfte ſeines Amtes; aber er überſah, daß viele Stunden ſeiner gelehrten Zurück-

---

1) C. G. Jochmann, a. a. O., I, 137. — De Wicquefort, L'Ambassadeur et ses fonctions, I, 10; II, 3. — Die eben erwähnte Jochmann'ſche Schrift enthält (II, 97) auch eine denkwürdige Prophezeiung in Betreff unſers Geſandtſchaftsweſens, die wol bis auf einen gewiſſen Grad in Erfüllung gehen konnte: „Die Menge der jetzt auf Koſten der Völker unterhaltenen Großbotſchafter, bevollmächtigten Miniſter, Geſandten u. dgl. m. gehören offenbar nur zum diplomatiſchen Luxus. Vor hundert Jahren noch waren ſie wegen Mangel des Poſtweſens, wegen Schwierigkeit und Langſamkeit der Communicationen der Länder eine koſtſpielige Nothwendigkeit, und ſie gingen zu andern Höfen, wenn unterhandelt oder etwas ausſpionirt werden ſollte. Was den letztern Auftrag betrifft, glaube ich, werden viele jener diplomatiſchen Stellen, ehe ein Jahrhundert verſtreicht, durch die periodiſche Preſſe, bei Vermehrung der Telegraphen, Dampfwagen, Dampfſchiffe, Eiſenbahnen als völlig unnütz abgeſchafft werden. Schon heutigen Tags iſt es ſo weit gekommen, daß nicht wenige diplomatiſche Agenten ihre Depeſchen aus Zeitungen und Stadtgeſprächen zuſammenſtoppeln und ihre politiſche Frau-Baſerei mit gravitätiſchem Tone ihren allerhöchſten Behörden verkünden. — Schon Canning ſagte: die beſten Kundſchafter in Frankreich, die man in England halten kann, ſind die pariſer Zeitungen.“

gezogenheit von der Geſellſchaft gewiſſermaßen auch dem Amte gehörten, dem er ſie entzogen, und daß er dieſem nur in lebendigem Verkehr mit der Welt, nur in einer von amtlichen Verhandlungen niemals zu erwartenden Annäherung an Kreiſe, in welchen ſeine Gegner ſich bewegten, vollkommen Genüge leiſten konnte. Es iſt daher in dieſem Sinn allerdings nicht mit Unrecht geſagt worden, daß er ſeine Stellung als Geſandter in ihrem ganzen Umfange richtig aufzufaſſen und dieſer Auffaſſung ſein ganzes Thun und Laſſen in Paris anzupaſſen durch die Treue gehindert worden ſei, die er frühzeitig den Muſen gelobt und bis ans Ende ſeiner Tage bewahrt hat. Was ſeine Neigung zur Zurückgezogenheit nothwendig noch um vieles vermehrte, war die mistrauiſche argwöhniſche Gemüthsſtimmung, welche ſich ſeiner im Kampfe mit den Widerwärtigkeiten ſeines Lebens mehr und mehr bemächtigt hatte und in den Jahren ſeiner Geſandtſchaft vornehmlich auch durch den tiefen Verdruß genährt wurde, den es ihm erregte, ſich in Betreff von Religionsangelegenheiten verkannt zu ſehen. Sollte er dieſes Mistrauen zuletzt auch nicht, wie behauptet worden, auf ſeine beſten und treueſten Freunde, wie namentlich Dupuy, ausgedehnt und den Verdacht gehegt haben, daß ihre Beſuche keinen andern Zweck hätten, als ihn auszuhorchen und ſeine Aeußerungen Richelieu zu hinterbringen: ſo iſt doch gewiß, daß allmählich an die Stelle ſeines frühern ſanften, leutſeligen Benehmens eine gewiſſe ſchroffe, ſchneidende Heftigkeit getreten iſt, welche von Unkundigen leicht als Frucht des Hochmuths angeſehen wurde. Daß übrigens ſeine Verſuche, irgendeinen Zweck ſeiner Sendung — ohne Richelieu — unmittelbar durch den König zu erreichen, mislingen mußten, iſt ſchon oben bemerkt worden; aber auch von der übergroßen Strenge, mit welcher er Anſtandsformen überwachte, die gegen ihn, als Vertreter der alten Krone Schwedens, nach ſeiner Meinung nicht im geringſten verabſäumt werden konnten, ohne die Würde jener Krone zu beeinträchtigen, durfte er ſich nichts Beſſeres verſprechen. Höchſt wahrſcheinlich würde ein anderer ſchwediſcher Geſandter, vielleicht weniger bieder als de Groot, aber dieſem in den Künſten eines feinen Hofmanns überlegen, Mittel gefunden haben, zu vereinigen, was jene Würde wirklich forderte, mit der unerlaßlichen Rückſicht auf die Vortheile, welche wol nur bei einem guten Vernehmen mit den Miniſtern Frankreichs und vor allem mit dem Cardinal, erreichbar waren. Ein Vergleich, den man in dieſen Beziehungen z. B. zwiſchen de Groot und jenem Chanut anſtellen würde, der ſeit 1645 als franzöſiſcher Geſandter an Chriſtinens Hofe eine glänzende Rolle ſpielte, könnte nicht zum Vortheile des Erſtern ausfallen. Beide erinnern uns an Wicquefort's Ausſpruch: „Ein Gemiſch von Förmlichkeiten, Wohlanſtändigkeiten und Rückſichten kann wol einen politiſchen Pedanten bilden, nicht aber einen vollkommenen Geſandten, der ein durchaus feiner Mann, ganz der Hofſitte entſprechend (parfaitement galant homme, c'est-à-dire, un homme fait à la mode de la cour) ſein muß." Auch ein Sohn unſers de Groot, jener Peter de Groot, von welchem Wicquefort ſagen konnte: „Niemals wohnte eine ſo ſchöne und ſo große Seele als die ſeinige in einem ſo misgebildeten Körper", hat als holländiſcher Geſandter in Kopenhagen, Stockholm und Paris ſeinen Beruf zu einer ſolchen Stellung um vieles erfolgreicher als ſein Vater bewährt. ¹)

---

1) De Wicquefort („Mémoires touchants les Ambassadeurs

Oft iſt als Beweis, daß de Groot ſeine Aufgabe als Geſandter vollkommen gelöſt hat, die ihm ſo lange bewahrte Gunſt Oxenſtjerna's und die Geſchichte der Entfernung de Groot's von ſeinem Geſandtſchaftspoſten angeführt worden; wir glauben dieſem Beweiſe nicht volle Gültigkeit zugeſtehen zu können, obwol wir zugleich anerkennen müſſen, wie wir auch bereits hinlänglich angedeutet haben, daß das Verfahren des Kanzlers in Betreff der fraglichen Geſandtſchaft manches räthſelhaft läßt. Mit Bezug auf das, was wir über dieſen Gegenſtand ſchon oben bemerkt haben, erinnern wir hier nur noch zuvörderſt daran, daß Oxenſtjerna zwar triftige Gründe hätte finden können, de Groot zeitig von ſeinem Geſandtſchaftspoſten zurückzurufen, nicht aber eigentlichen Grund zum Tadel eines Geſandten, der alle ihm ertheilten Aufträge mit ebenſo viel Eifer als Pünktlichkeit vollzog, den er überdies anderweitig ſehr hoch ſchätzte, und der, wie er ſehr wohl wußte, durch ein tadelndes Schreiben ſeines wahrhaft verehrten Gönners ſehr ſchmerzlich berührt worden wäre. Zu dieſen Erwägungen mögen denn wol noch andere, namentlich auf die Perſon des Cardinals bezügliche, verſtärkend hinzugetreten, und Oxenſtjerna durch alles dies beſtimmt worden ſein, in ſeinen Schreiben an de Groot immer nur das wohlverdiente Lob eines ausgezeichneten Dienſteifers auszuſprechen und vielleicht, was weniger an ihm gefiel, mit Stillſchweigen zu übergeben, weil es ſchwerlich noch in der Macht des hoch-

---

et les Ministres publics", S. 14) ſagt mit Bezug auf Hugo de Groot: „Au contraire son fils, qui n'a de l'étude que ce qu'il faut pour former un galant homme a acquis et avec justice la réputation d'un des plus adroits négociateurs, que les provinces unies aient eu depuis que leur état subsiste. Il en possède toutes les qualités" etc.

bejahrten Gelehrten gelegen hätte, Anforderungen zu entſprechen, die ſich mehr auf ſeine Stellung und Haltung im allgemeinen, als auf einzelne Angelegenheiten des Amtes bezogen hätten. Daß es ſich eben ſo und nicht anders mit den immer erneuten Verſicherungen der Zufriedenheit des ſchwediſchen Cabinets verhalten hat, iſt um ſo wahrſcheinlicher, als dem Belobten vom Hofe endlich „Gehülfen“ zugeſandt wurden, die nicht dieſen Namen, ſondern den lauernder Kundſchafter verdienten, und in welchen auch de Groot die Vorboten ſeines Falles nicht verkannt hat. Um die Zeit dieſer Sendungen wenigſtens iſt die Geſinnung Orenſtjerna's gegen de Groot als Geſandten ohne Zweifel nicht mehr eine vollkommen günſtige geweſen, und davon mag man ſchwerlich mit Unrecht einen Grund auch in den kirchlichen Beſtrebungen de Groot's zu finden geglaubt haben. Der ſchwediſche Kanzler misbilligte den Wunſch der Kircheneinigung nicht, ſondern er theilte ihn, obwol Kenntniß der Welt und der Menſchen den Erfahrenen wenig oder gar nicht an die Möglichkeit der Erfüllung glauben ließ; aber die Anſichten, zu welchen de Groot auf dem Wege ſeiner gottesgelehrten Forſchungen endlich durch jenen Wunſch geführt worden war, welche ihn den Papſt und die Kirchenherrſchaft überhaupt als nothwendig und die Anrufung der Heiligen ſowie den Bilderdienſt mindeſtens als zuläſſig anerkennen ließen, welche ihn gegen Proteſtanten, die ſeine vermittelnden Anſichten in Angelegenheiten der Kirche nicht theilten, wie namentlich gegen Rivat, zu einer gehäſſigen Bitterkeit verleiteten, und welche ſomit den dringenden, wenn auch irrigen Verdacht ſeines nahen oder ſchon erfolgten Uebertritts zur katholiſchen Kirche erweckten und täglich weiter verbreiteten, konnte in Schweden nicht beifällig aufgenommen werden, und der Reichskanzler hat ſie zuverläſſig als die Anſichten eines hochgeſtellten ſchwediſchen Staatsbeamten, den er immer durch beſondere Gunſt ausgezeichnet, entſchieden gemisbilligt. So ſah der vielfach Angefeindete ſich endlich auch des Schildes beraubt, welches ein Jahrzehnd hindurch ihn gegen unzählige giftige Pfeile des Haſſes und des Neides geſchützt hatte; er ſelbſt hatte den Feinden eine neue ſcharfe Waffe in die Hand gegeben, und obwol Hof und Cabinet von Stockholm nicht aufhörten, ihm Verſicherungen der vorzüglichſten Zufriedenheit und vollkommenſten Gewogenheit zu ertheilen: ſo dürfen wir dennoch als Thatſache betrachten, daß ſein Entlaſſungsgeſuch am ſchwediſchen Hofe ſo wenig unwillkommen als unerwartet eingegangen iſt.

Auch das Benehmen, welches Chriſtine, die Königin, gegen de Groot beobachtete, als er aus Frankreich in Stockholm angelangt war, iſt gewiß immer misverſtanden worden, ſo oft man es als Beweis wahrer und vollkommener Zufriedenheit der Herrſcherin mit den Leiſtungen ihres Geſandten betrachtet hat; eine genauere Erwägung lehrt, daß es beinahe ebenſo wenig ein Zeugniß dieſer Zufriedenheit, als der Ungnade, enthält. Allerdings hatte er vor ſeinem Abgange aus Frankreich melden können: „Die Königin von Schweden hat ein Schreiben an mich erlaſſen, in welchem ſie mir großes Lob und große Verſprechungen ertheilt; auch hat ſie in einem Schreiben an die regierende Königin (von Frankreich) meiner Treue und Klugheit vollgültige Zeugniſſe ausgeſtellt“, und ebenſo in einem andern Briefe: „Der Brief, den unſere Königin an die (franzöſiſche) regierende Königin, mich betreffend, geſchrieben hat, iſt ſo ehrenvoll, als irgendeinmal einer geſchrieben worden iſt. Unſere Königin verſpricht mir große Belohnungen und läßt mich erwarten, daß ſie auch ſpäterhin der guten Dienſte nicht uneingedenk ſein werde, die ich während ihrer Minderjährigkeit geleiſtet habe." Dem in Wismar Angelangten bereitete General Wrangel einen feierlichen Empfang, auch Oxenſtjerna ließ es an Achtungsbezeigungen gegen ihn nicht fehlen, die Königin ſelbſt eilte von Upſala nach Stockholm, um dort den berühmten de Groot perſönlich kennen zu lernen, gewährte ihm mehreremale ein ſehr gnädiges Gehör, machte ihm bei ſeinem Abgange von Schweden ein Geſchenk an Geld und Silbergeräthe, und hat auch ſpäterhin in einem an die Witwe de Groot's gerichteten Schreiben, in welchem ſie ſich „amoureuse des écrits de mon Grotius" nennt und durch welches ſie ſich den Beſitz der nachgelaſſenen Bücherſchätze des Verewigten ſicherte, mit großer Achtung von ihm und ſeinen Verdienſten geſprochen. Aeußerungen des Misfallens, bezüglich auf ſeine Amtsführung in Paris, hat weder Chriſtine noch Oxenſtjerna ihn vernehmen laſſen. Daß aber alle jene Zeichen der größten Achtung dem weltberühmten Gelehrten galten und dem treuen Staatsdiener, der als Geſandter geleiſtet hatte, was er nach ſeiner ganzen Perſönlichkeit zu leiſten vermochte, daß ſie nicht als Ausdruck vollkommenſter, beſonderer Zufriedenheit mit jenen Leiſtungen angeſehen werden konnten, dürfen wir wol als thatſächlich erwieſen anſehen. Es wurde ihm ein neuer Geſandtſchaftspoſten nicht, wie er erwartet zu haben ſcheint („Regina alibi mea opera vult uti", hatte er geſchrieben), anvertraut, das reichlichſt ihm ertheilte Lob führte lange zu keiner Erklärung über die amtliche Stellung, die man jetzt ihm anzuweiſen gedenke. Erſt nachdem er, müde dieſer Zögerungen und, wie er glaubte, ein Gegenſtand des Neides für die Hofleute, die ihn zu einer hohen Stellung berufen zu ſehen fürchteten, wiederholt um die Erlaubniß, Schweden zu verlaſſen, gebeten hatte, bot ihm Chriſtine einladend an, als Staatsrath in ihrem Königreiche zu bleiben. Daß er von dieſem Anerbieten keinen Gebrauch machen würde, war mit Wahrſcheinlichkeit vorherzuſehen, da er über den ungünſtigen Einfluß des nordiſchen Klimas auf ſeine Geſundheit geklagt hatte. — Wir folgern nun aus allem bisher Geſagten, daß die Königin ohne die größte Unbilligkeit, ja ohne offenbare Ungerechtigkeit de Groot nicht mit ihrer Ungnade hätte belaſten können, und dürfen, daß dies nicht geſchehen iſt, Chriſtinen inſofern einigermaßen zur Ehre anrechnen, als ihre Neigungen gerade dem Lande zugewandt waren, in welchem ihr Geſandter ſeine undankbarſte Rolle geſpielt hatte. Aber wir müßten Schein und Weſen miteinander verwechſeln, wollten wir aus dem Geſagten folgern, daß de Groot in jener Rolle bis zu ſeinem Abtreten vom Schauplatze Orenſtjerna und ſeine Königin vollkommen befriedigt habe, und immer wird es daher nur um ſo mehr bedauert werden müſſen, daß er ungezählte koſtbare Stunden ſeines Lebens in einem Amte verloren hat, in welchem er, der vielfach Unerſetzliche und Unübertreffliche, wol ohne beſondere Schwierigkeit hätte nicht blos erſetzt, ſondern auch übertroffen werden können. [1]

---

[1] Wir haben, einleitend in den vorliegenden Aufſatz, von den abweichenden Urtheilen geſprochen, die über de Groot's geſandtſchaftliche Leiſtungen gefällt worden ſind; es dürfte nicht überflüſſig ſein, hier noch ein Wort über dieſen Gegenſtand beizufügen. Die „Manes Grotii vindicati" und Cattenburgh's oben angeführtes Werk ſind unbedingte Lobreden auf de Groot und können deshalb hier kaum in einigen Betracht kommen. Auch Leibniz („Opera omnia. Studio Lud. Dutens", Genf 1768) erklärt (V, 355) ſchlechthin: „Grotium male tractasse negotia calumnia Auberii fuit", und (V, 371): „Qui Grotium ad negotia status plane aptum fuisse credide-

runt, decepti sunt a quibusdam malevolis. Acta eius aliud clamant", eine Erklärung, welche, wie man ſieht, nicht ausdrücklich von den geſandtſchaftlichen Leiſtungen de Groot's ſpricht, und von den beweiſenden Thatſachen, auf welche ſie Bezug nimmt, keine angibt. Ebenſo bewundert Schröckh in de Groot nicht weniger den Geſandten als den niederländiſchen Staatsmann und den Gelehrten. Burigny dagegen rühmt zwar ebenfalls de Groot auch als Geſandten, deutet aber doch wenigſtens an einigen Stellen ſeines Werks an, daß eine zu weit getriebene argwöhniſche Peinlichkeit de Groot am franzöſiſchen Hofe zuweilen irre geleitet habe. — Du Maurier's leichtſinnige Anklagen tragen im ganzen das Gepräge einer böswilligen Oberflächlichkeit zu deutlich an ſich, als daß ſie überzeugen könnten, ſie würden aber vollends alle Bedeutung verlieren, wäre erwieſen, daß Du Maurier, wie man verſichert, ſich an Richelieu verkauft hatte. Le Vaſſor in ſeiner „Histoire de Louis XIII." (V, 130) vertheidigt zwar verdientermaßen de Groot gegen die Beſchuldigung, er habe nur Neuigkeiten von Pont-Neuf an Oxenſtjerna gemeldet: „Dieſer Spötter (der Urheber der Beſchuldigung) hatte niemals die Briefe de Groot's geleſen, oder wußte auch wol nichts von der Geſchichte Ludwig's XIII. ſeit der Ankunft dieſes Gelehrten in Paris", freilich habe de Groot dem Kanzler auch manche falſche Nachricht gegeben, wer aber die de Groot'ſchen Briefe mit Ueberlegung leſe, werde ſich bald überzeugen, „daß ſie die geheimſten Ereigniſſe aus der Zeit jener Geſandtſchaft mit großer Feinheit und Scharfſinn, wenn auch nur in wenigen Worten berührten". Aber dieſe Vertheidigung hat Le Vaſſor nicht abgehalten, an einer andern Stelle jenes Werks (II, 333) zu erklären: „De Groot war ein ebenſo ſchlechter Unterhändler (mauvais négociateur), als er ein geſchickter Schriftſteller (habile écrivain) war." (Uns dünkt, mit dem letztern ſei zu wenig, wie mit dem erſtern zu viel geſagt.) — Marquis d'Argenſon hat in ſeinen „Loisirs d'un Ministre" und „Essays" (II, 206) ſeine Anklage de Groot's, des Staatsmannes (von dem Geſandten ſpricht er nicht), bis zu einer lächerlich frechen Behauptung geſteigert, wenn wir folgender Angabe der „Biographie universelle" (Artikel: Grotius) vertrauen dürfen: „Le marquis d'Argenson dans ses prétendus «Loisirs» etc., après avoir traité Grotius de «pretendant, qui ne frequentait que les pédants de l'université», lui, que les Desmares, les de Thou, les Bignon, les Duvair, les Dumaurier, les Dupuy, les Casaubon, les Peiresc, les Saumaise se félicitaient d'avoir pour ami, ajoute, qu'il «écrivait aux États-généraux en beau Latin des nouvelles puisées dans les plus mauvaises sources», lui, qui sous aucun rapport n'a jamais eu à entretenir de nouvelles les États-généraux, «parceque» (et ceci est le comble du ridicule) «il ne savait écrire, ni en français, ni même en hollandais»." (In zwei mir vorliegenden Abdrücken jener Schrift habe ich die oben angeführte Stelle vergebens geſucht.) Aber auch der verſtändige Ausſpruch Geriſier's („Tableau de l'histoire générale des Provinces unies", 1780, V, 518): „De Groot wußte ſich mit ſo viel Verſtändigkeit und Geſchick (sagesse et dextérité) zu benehmen, daß er ſich (als Geſandter) zehn Jahre lang auf ſeinem Poſten behauptete, mitten unter den verwickeltſten Verhandlungen", bedarf wol der Berichtigung, die ſich aus unſerer obigen Darſtellung von ſelbſt ergibt. — H. L. Freiherr von Ompteda („Literatur des geſammten, ſowol natürlichen als poſitiven Völkerrechts", Regensburg 1785, S. 177 fg.) hat zwar das alberne Märchen von de Groot, der am Hofe im Neuen Teſtamente lieſt, gläubig aufgenommen (die Entſtehung dieſes Märchens läßt ohne Schwierigkeit eine Erklärung zu, nach welcher auch nicht ein Schatten von Lächerlichkeit auf de Groot fällt), irrt auch wol in der Meinung, es möchte de Groot, „der einen großen Theil ſeiner Zeit den tiefſinnigſten theologiſchen und kritiſchen Unterſuchungen des Alten und Neuen Teſtaments widmete ...., zu Zeiten an der bei den höchſt verwickelten damaligen Staatsgeſchäften nöthigen Betriebſamkeit fehlen", behauptet aber ſchwerlich mit Unrecht, daß de Groot den Verkehr mit dem Cardinal „zum Nachtheile der Geſchäfte" abgebrochen hat, und bemerkt ebenſo richtig, daß im allgemeinen de Groot die Erwartungen, die man von ihm als Geſandter gehegt, nicht ganz erfüllt habe, woran, wie es ſcheine, die Schuld theils der Lage der Dinge, theils aber auch ihm ſelbſt beizumeſſen ſei. — Auffallend fanden wir die Aeußerungen Luden's über die fragliche Geſandtſchaft. Nachdem er (a. a. O., S. 237) des „Mauvais négociateur" Le Vaſſor's erwähnt hat, ſagt er: „Andere urtheilen, nicht ganz mit Unrecht, auf dieſelbe Weiſe." Auf derſelben Blattſeite leſen wir aber auch: „Daß ſich de Groot der Wahl des Reichskanzlers nicht unwerth bewieſen, würde ſchon daraus erhellen, daß er zehn Jahre, ungeachtet aller Verleumdungen und Machinationen, im ganzen zu Oxenſtjerna's und Schwedens Zufriedenheit, ſich in ſeiner Würde zu behaupten wußte. Ueberhaupt läßt ſich von ſolch einem Manne wie de Groot nichts anderes erwarten, als daß er mit Vorſicht, Thatkraft und Genauigkeit alles angewendet haben wird, was er für ſeines neuen Vaterlandes Wohl nur irgend thun zu können glaubte. Aber de Groot that das auf ſeine Weiſe, und die war nicht eine ſolche, daß ſie den Beifall des franzöſiſchen Hofs hätte haben können." Bei dieſem Ausſpruche darf gewiß nicht überſehen werden, daß de Groot keineswegs nach eigenem Wunſche und Willen, ſondern nach den Beſchlüſſen Oxenſtjerna's zehn Jahre lang Geſandter in Paris geweſen iſt, daß Dienſteifer, redlichſter Wille und ſelbſt ein großes Maß von Einſichten noch keinen vollkommenen Geſandten bilden, und daß, wenn de Groot auf ſeine Weiſe dem ſchwediſchen Hofe nützlich zu werden geſtrebt hat, die Frage ſich nothwendig aufdringt, ob dieſe Weiſe die richtige, den Anſprüchen und dem Vortheile Schwedens angemeſſenſte war. Wir haben gerade dieſe Frage durch den vorliegenden Aufſatz verneint und glauben unſere Antwort nicht durch unzureichende Gründe unterſtützt zu haben.

V. Die Grafen von Königsmark.

Die Königsmark kommen unter dieſem Namen zuerſt in der Mark Brandenburg vor, wo ſie ſich auch bis heutigen Tags in Blüte erhalten haben. Alte Tradition zählt ſie zu den deutſchen Kriegsmannen, welche bei der allmählich durchgeführten Unterwerfung der dortigen Slawen unter deutſche Herrſchaft und Sitte daſelbſt angeſetzt und beſtimmt wurden, von ihren Burgwarten aus das bezwungene Volk in Gehorſam zu halten und das Land gegen die Einbrüche der ferner wohnenden noch ungebändigten Stämme zu ſchützen. Die Verwandtſchaft des Wappens einer Anzahl von Adelsfamilien, deren Stammſitze, nämlich die Ortſchaften, von denen ſie ihren Namen führen, ſämmtlich in ein und derſelben ganz vornehmlich für jenen Zweck geeigneten Gegend liegen, der Möllendorf, Rohr, Beuſt, Königsmark u. a., macht es wahrſcheinlich, daß ſie urſprünglich aus Einem Geſchlechte ſtammten, und die Vermuthung hat vieles für ſich, daß ſie aus Thüringen kamen und dem dort längſt verſchwundenen Geſchlechte derer von Rohrbach entſproſſen, deſſen Wappen daſſelbe war, deſſen Name in einem Dorfe jener Gegend und vielleicht zur Hälfte in dem Namen der Rohr fortlebt. Urkundlich zuerſt kommt 1225 ein Henricus de Kongesmark vor. [1]

Wie die meiſten jener Geſchlechter, waren auch die **Königsmark** kriegeriſcher Natur und haben ſich vielfach im Kriege hervorgethan. Dies vornehmlich im brandenburgiſchen, im kaiſerlichen und im ſchwediſchen Dienſte. Während der Hauptſtamm ſein weniger glänzendes, aber immerhin wirkſames und geſichertes Daſein in der Mark fortſetzte, von wo aus denn einzelne Glieder ſich auswärts und vornehmlich im Dienſte des Kaiſers verſuchten, der damals auch märkiſchen Edelleuten noch ein vaterländiſcher Dienſt, der vertrauteſte und geehrteſte war [2], und Ruhm und Beute von da nach Hauſe zu bringen ſuchten, einzelne auch wol ſporadiſch in Nachbarlande, namentlich nach Sachſen überſiedelten, wo das Geſchlecht doch niemals hat dauernd einwurzeln wollen, haben ſich zu zwei verſchiedenen malen Zweige des Stammes nach Schweden hinübergezogen, ſind dort vollſtändig eingebürgert und zu hohem Glanze und Anſehen gediehen, beide aber, nach längerm Beſtande, wieder untergegangen. Zuerſt ſoll 1346 Johann **Königsmark** nach Schweden gekommen ſein, wo man ihn durch die Hand der Marie Sture, des Reichsraths Edmund Sture Tochter, mit dieſem mächtigen Geſchlechte zu verknüpfen und an Schweden zu feſſeln gewußt habe. Sein Sohn Chriſtian wurde Reichsrath und Statthalter von Weſtgothland, wo er, nebſt ſeinem älteſten Sohne, am 24. Febr. 1389 in der Schlacht wider die Dänen bei Schloß Axelwalde, in der König Albrecht und Prinz Erich gefangen wurden, tapfer kämpfend den Tod fand. Dieſes Chriſtian zweiter Sohn Albert, gleichfalls Reichsrath, pflanzte den Stamm fort. Sein Sohn Johann ward Reichsrath, Gouverneur von Wermeland und Dalen und, mit Anna Waſa vermählt, der Ahnherr eines zahlreichen Geſchlechts, deſſen Häupter unter den erſten des Volks ſtanden, deſſen Söhne und Töchter ſich fortdauernd mit den angeſehenſten Familien verbanden, das aber im 17. Jahrhundert mit dem Reichsrathe Beuſt Königsmark im Mannesſtamm erloſch.

---

[1] Beckmann, Anhaltiniſche Chronik, I, 529.

[2] Damals hielt man noch nicht den Kampf für „die öſterreichiſchen Nebenländer“ für eine undeutſche Sache und würde nicht im Traume daran gedacht haben, einer Einverleibung Ungarns und Siebenbürgens in das Reich zu widerſtreben. Italien vollends war ja de jure ein Reichsland.

Vollkommen unabhängig von dieſer vornehmen Verwandtſchaft, lediglich durch die eigene Kraft und die Gunſt der Zeitlage und des Kriegsglücks, ſchwang ſich ein anderer Königsmark gleichfalls in Schweden zu noch höherm Ruhm und Beſitz empor, und begründete einen Glanz der Familie, der wol blendender ſtrahlen, aber freilich auch raſch und blutig wieder verſchwinden ſollte. Johann Chriſtoph von Königsmark ſtammte von Rutger Königsmark, der um 1530 auf Kitzlin in der Mark ſaß und dieſes Beſitzthum ſeinem Sohne Andreas Joachim Chriſtoph [1] und ſeinem Enkel Chriſtoph Konrad vererbte, welche beide dem Kaiſer wider die Türken dienten. Dem Konrad wurde von Beatrix Eliſabeth von Blumenthal am 25. Febr. 1600 Johann Chriſtoph geboren, der ſeine Jugendbildung an Herzog Friedrich Ulrich's zu Braunſchweig Hofe erhielt, bei Ausbruch der böhmiſchen Unruhen aber im kaiſerlichen Heere Kriegsdienſte nahm und als Reiter in das Regiment des Herzogs Julius Heinrich von Sachſen-Lauenburg trat. In dieſem Dienſte war er allmählich zum Rittmeiſter aufgerückt, als das Auftreten Guſtav Adolf's auf deutſchem Boden ihn beſtimmte, den kaiſerlichen Dienſt mit dem ſchwediſchen zu vertauſchen, der den Proteſtanten nicht blos befreundeter, ſondern auch ſeiner Beförderung günſtiger war. Königsmark wurde zunächſt in des Generalmajors Wolf Heinrich von Baudiß [1]) Dragonerregiment Oberſtwachtmeiſter und dann in des Oberſten Klaus Dietrich von Speerenreuter [2]) Regiment Oberſtlieutenant. Er verſtand es, dieſes Regiment, als nach dem prager Frieden mehrere deutſche Regimenter deutſche Kriegsherren ſuchten und namentlich in lüneburgiſche Dienſte traten, bei Schweden zu erhalten. Seinem deutſchen Vaterlande hat er mit dieſem den Fremden geleiſteten Dienſt freilich wenig genutzt, wie er denn überhaupt zu den ſchlimmen Geiſeln gehört hat, durch welche Deutſchland zu jener Zeit für ſeine Schwäche, ſeine Uneinigkeit und ſeine Verblendung gezüchtigt ward. Zunächſt kämpfte er unter Feldmarſchall Kniphauſen 1), ward aber am 16. Dec. 1635 bei einem Einfall in Weſtfalen gefangen. Als er im nächſten Jahre wieder ausgelöſt worden, bekam er jenes Regiment als Oberſter und ſchlug bald darauf den Grafen

---

[1] Vermählt mit Dorothea von Bülow.

---

[1]) Von dem aus der Oberlauſitz ſtammenden holſteiniſchen Zweige dieſes Geſchlechts. Er trat zuerſt in däniſche Dienſte, wo er 1625 Oberſt ward, ſchloß ſich den Schweden an, wie dieſe ſich in die deutſchen Händel einmiſchten, ward Generalmajor; 1631, wo er bei Werben verwundet ward, Generallieutenant; 1632 Feldmarſchall der ſchwediſchen Armee in Niederſachſen, mit der er aus Weſtfalen einen glücklichen Streifzug bis über den Rhein machte. Im Jahre 1633 entſetzte er das von den Spaniern belagerte Andernach, verließ aber dann den ſchwediſchen Dienſt, in dem er ſich nicht genug belohnt glaubte, und trat als Generalfeldmarſchall in den Dienſt Kurſachſens. Indeß, bei Dömitz geſchlagen, vor Magdeburg 1636 gefährlich verwundet, hat er auch dieſen Kriegsdienſt aufgeben müſſen und iſt weiterhin nur noch zu diplomatiſchen Miſſionen gebraucht worden. Er ſtarb um 1650. Von Sophie von Ronger wurden ihm zwei Söhne geboren, die den Stamm fortpflanzten, der jetzt gräflich iſt.

[2]) Ein kühner Parteigänger aus Livland, der erſt ſchwediſcher Oberſt und Generalmajor war, ſeit 1635 aber auch verdrießlich wurde, einen Anſchlag gemacht haben ſoll, ſeine Truppen zum Kaiſer überzuführen, dann wenigſtens ſelbſt in des Kaiſers Dienſt trat, nach dem Frieden aber in ſeine Heimat zurückkehrte, wohin er eine fränkiſche Gemahlin, eine Lentersheim, mitbrachte, die er 1633 geehelicht.

---

1) Dodo von Inn- und Kniphauſen, ein Sohn des Freiherrn Philipp Wilhelm († 1652), der den Anſpruch auf den wirklichen Beſitz Kniphauſens aufgab und ſich nur Namen und Titel vorbehielt. Dodo war 1582 geboren, beſuchte deutſche und franzöſiſche Akademien und ſuchte dann die Kriegsſchule unter Prinz Moritz von Oranien auf, dem er erſt im Hofdienſt aufwartete, dann aber als Kapitän in den Dienſt der Staaten trat, wo er rühmlichen Antheil an der ſtandhaften, wenn auch zuletzt vergeblichen Vertheidigung Oſtendes nahm und mehrfache Wunden davontrug (1604). Nach deren Heilung verließ er den holländiſchen Dienſt und ward bei Graf Enno von Oſtfriesland Droſte und Hauptmann der Feſte Stickhauſen. Im Jahre 1613 trat er als Oberſtlieutenant in den Dienſt der Hanſa, zog 1615 der Stadt Braunſchweig zu Hülfe und ward darauf Oberſt im Dienſte der Union. Im Jahre 1621 finden wir ihn als Generalmajor bei Herzog Chriſtian von Braunſchweig, wo er aber bei Höchſt (1622) gefährlich verwundet, ſpäter auch angeklagt ward, daß er einen Paß nicht gebührend vertheidigt, und erſchoſſen werden ſollte, indeß ſchuldlos befunden ward. Dann ward er Generalmajor bei den Mansfelden, ward aber 1626 an der deſſauer Brücke gefangen und ſaß ein Jahr auf dem Schloſſe zu Halle, aus dem er endlich in Weiberkleidern entkam und erſt in däniſche, dann in engliſche, 1630 in ſchwediſche Dienſte trat. In Neubrandenburg von Tilly gefangen, wurde er doch bald wieder ausgelöſt, war mit im Lager vor Nürnberg und bei Lützen. Nachher kämpfte er als Feldmarſchall in Weſtfalen, trat aber aus dem Dienſte, weil Oxenſtjerna die von ihm bewilligte Capitulation von Osnabrück nicht ratificiren wollte. Es litt ihn aber nicht lange in der Ruhe. Er reiſte 1635 mit allerlei Vorſchlägen zu dem Kanzler, bekam auch die frühere Stellung wieder, ward aber im December von den Generalen Geleen und Leutersheim überfallen, ſodaß er im Hemde nach Hundeloſe flüchten mußte, und bald darauf von Leutersheim bei Osnabrück nochmals angegriffen. Als er eben mit den Worten: „Hilf Gott! Hilf Jeſus!“ den Degen gezogen hatte, traf ihn eine Musketenkugel an den Kopf, daß er todt vom Pferde ſank. Er war mit Anna von Rhaden verehelicht, die ihm fünf Söhne und zwei Töchter geboren hatte.

von Naſſau-Dillenburg bei Rothkirchen im Weſterwalde. Er commandirte darauf zu Osnabrück und 1637 zu Lemgo. Dieſes mußte er zwar dem ihn belagernden General Götz vermittelſt Accordes übergeben, ſammelte aber bald wieder neue Kräfte, bemächtigte ſich 1639 des Eichsfeldes, rückte in das Würzburgiſche, nahm Lohra und Klettenberg und ſtieß darauf mit ſeinen Truppen zu Baner, wie dieſer in Kurſachſen einfiel. Hier, wo er unter anderm Querfurt wegnahm und bis zum Frieden als ſein beſonderes Eigenthum nutzte, hielt er ſich bis Ende 1640, wo er ſich Baner's Zuge nach der Oberpfalz anſchloß und dabei die Vorhut führte. Im Jahre 1642 finden wir ihn bei Torſtenſon in Schleſien, wo er in dem Treffen bei Schweidnitz (am 22. Mai) den erſten Angriff that. Dann ward er wieder mit einigen Regimentern nach Sachſen entſendet, nahm Zeitz, entſetzte Mansfeld, machte die kaiſerliche Beſatzung von Nordhauſen nieder und brachte Querfurt abermals in ſeinen Beſitz. In der ſiegreichen Schlacht bei Leipzig befehligte er den linken Flügel, war auch mit bei der zweiten vergeblichen Belagerung Freibergs. Wie Torſtenſon nach Böhmen vorrückte, ließ er Königsmark mit ſeinem Streifcorps zurück, um bald nach Franken, bald nach Niederſachſen zu operiren, bald in Oberſachſen das ſchwediſche Schreckensregiment, das die damalige Phaſe des Kriegs bezeichnete, zu verlängern, oder auch ſonſt, wo im Norden ſich gegneriſche Völker zeigten, ihnen entgegenzutreten. Er nahm Mellerſtadt, Aſchersleben, Halberſtadt, Oſterwiek, blokirte Magdeburg, ward nach Pommern befehligt, die eingedrungenen Kaiſerlichen zu verjagen, legte ſich dann in die Stifter Verden und Hildesheim und erſchien 1644 wieder in Sachſen, wo er den Kroatenoberſten Reckowitz bei Zeitz ſchlug und dann Stellung bei Torgau nahm. Bei einem nochmaligen Eindringen in das Bisthum Halberſtadt verlor er vier Regimenter. Zum Generallieutenant ernannt, fiel er 1645 in das Erzſtift Bremen ein, nahm Stade, Buxtehude, Bremervörde, endlich das ganze Bremen und Verden, worauf er zum Statthalter dieſer beiden Stifte beſtellt wurde, die ſich die Schweden zu bleibendem Beſitz erſehen hatten. Von da mußte er den bei Herbſthauſen[1]), wo Turenne ſeine erſte Niederlage erlitt, am 5. Mai 1645 durch Moritz und Johann von Werth gänzlich geſchlagenen Franzoſen zu Hülfe, ſei es daß höhere Befehle ihn dazu drängten, oder daß die Bitten der in ihrem Kriegseifer gegen den Kaiſer unermüdlichen Landgräfin Amalie von Heſſen-Kaſſel ihn, als er auf dem Zuge nach Meißen begriffen war, beſtimmten, der Bedrängniß Turenne's abzuhelfen. Jedenfalls war ihm an dieſer Expedition nicht viel gelegen, und ſowie er die Vereinigung Turenne's mit dem Herzog von Enghien bereitet ſah, trennte er ſich von den Franzoſen[2]) und eilte nach Ländern zurück, wo er für eigene und der ſchwediſchen Kriegskaſſe Rechnung plündern und brandſchatzen konnte. Dies that er reichlich, in Sachſen, in Schleſien, wo er Hirſchberg, Greifenſtein und andere Plätze einnahm, vor allem in Niederſachſen, das immer ſein liebſtes Feld blieb. Eine Zeit lang mit der Hauptarmee vereinigt und an den

---

1) Das Treffen wird häufig auch nach Mergentheim benannt.

2) Dieſe nahmen ihm das ſehr übel, und die Trennung war kalt und unfreundlich, wenn auch in Grammont's Darſtellung die gewöhnliche Ausſchmückung der Memoirenſchreiber im Spiele ſein mag. Dieſer erzählt nämlich: Königsmark habe vor ſeinem Abzuge einen gemeinen Menſchen, der wie ein Küſter ausgeſehen, zu dem Herzog von Enghien geſchickt, der dem Herzog erklärt habe: Se. Excellenz der Graf ließ von Sr. Hoheit hiermit Abſchied nehmen, worauf der Herzog erwidert habe: Er nähme hiermit auch Abſchied und wünſche, der Herr Graf möge ſich mit ſeinen Huren brav luſtig machen.

meiſten wichtigern Actionen derſelben theilnehmend, erhielt er gegen Ende des Kriegs wieder die Freiheit, ein ſelbſtändiges Commando zu führen, worauf er durch die Oberpfalz nach Böhmen drang und vor Prag rückte. Die von ihm bewirkte Erſtürmung und Plünderung der Kleinſeite [1]) der böhmiſchen Hauptſtadt (26. Juli 1648), allerdings durch den Verrath des verabſchiedeten kaiſerlichen Rittmeiſters Odowalski gefördert, war bekanntlich die letzte bedeutendere Waffenthat des Dreißigjährigen Kriegs, und Königsmark wird das zweifelhafte Verdienſt zugeſchrieben, gewiſſermaßen den letzten Drucker gegeben zu haben, der zur Bewilligung der Bedingungen führte, welche im Intereſſe der Fremden und im Privatintereſſe einzelner, den Fremden verbündeter Reichsſtände geſtellt waren. Den wahrhaft gerechten Beſchwerden des Reichs und der Proteſtanten war man längſt Genüge zu leiſten entſchloſſen geweſen, und nicht um ihretwillen ward der Krieg verlängert, unter dem übrigens nicht Oeſterreich das Meiſte litt, ſondern das innere Deutſchland. Königsmark ſoll in Prag fünf Wagen voll Gold und Silber zuſammengerafft und mit 60 Wagen anderer Beute nach der Weſer geſchickt haben, worunter denn auch der Codex argenteus geweſen iſt. (Königsmark ſoll nicht ohne Sinn für Wiſſenſchaft geweſen ſein, wie man das ja wol auch bei rauhen Gemüthern findet, wenn ihre Härte weniger auf Roheit des Weſens, als auf Berechnung beruht. Die Wiſſenſchaft dient ihnen dann dazu, ſich mit der edlern Seite ihres Weſens abzufinden. Er ließ ſich 1648 in die Fruchtbringende Geſellſchaft aufnehmen, wo er den Beinamen des Streitenden empfing.) Bei dem Commandanten der Kleinſeite, dem Grafen Colloredo, ſoll er 12 Tonnen Goldes gefunden haben. Sonſt war jene Eroberung immer nur ein Handſtreich, der mehr Lärm machte als er werth war, und weder Königsmark noch der am 24. Sept. mit Verſtärkungen eingetroffene Pfalzgraf Karl Guſtav, der eine regelmäßige Belagerung eröffnete, vermochten etwas Weiteres auszurichten. Ja die Belagerung war ſchon aufgehoben, als die Nachricht von dem inzwiſchen abgeſchloſſenen Frieden (24. Oct. 1648) eintraf.

---

[1]) Der Verfaſſer der Schrift: „Die Herzogin von Ahlden“ (Leipzig 1852), Graf Schulenburg-Kloſterrode, hebt nicht unglücklich hervor, daß faſt ein Jahrhundert ſpäter der Urenkel Königsmarks, der Marſchall von Sachſen, die Altſtadt von Prag erſtürmte. — Jener Odowalski war k. k. Rittmeiſter, nach andern Oberſtlieutenant geweſen, hatte dabei den rechten Arm verloren, war gefangen worden, hatte ſich loskaufen müſſen und hatte weder Anſtellung noch ihm genügende Penſion erhalten, weshalb er zu den Schweden überging und der ſchwediſche Oberſt Ernſt von Streitberg wurde.

Die Männer des erſten Ranges, ſoweit ſich ſolche im Laufe des Dreißigjährigen Kriegs hervorthaten, waren meiſt in dieſem Kriege untergegangen, gefallen, geſtorben, oder hatten ſich, müde und entkräftet, zurückgezogen. Unter den Männern des zweiten Ranges nahm Königsmark, der ſich überall brauchbar, an der Spitze plündernder Streifcorps ausgezeichnet und meiſtens glücklich erwieſen hatte, immerhin eine der erſten Stellen ein. War er, wie er zunächſt dargeſtellt wird, ein harter, zorniger, habgieriger Mann, ohne ſichtbare theilnehmende Empfindung für die Opfer des Kriegs, ohne hervortretende mildernde Züge hochherziger Großmuth, ritterlicher Geſinnung, nun ſo gehörte er eben ganz in die zweite Phaſe jener wilden Zeiten, wo alles auf den Grundſatz geſtellt war, daß der Krieg den Krieg ernähren müſſe, und wo namentlich die Schweden in der grauſamſten Bedrückung und Plünderung der deutſchen Lande das weſentlichſte Kriegsmittel erblickten. Königsmark ſcheint jedoch wenigjedoch wenigſtens ſeine Soldaten in ſeiner eigenen Zucht gehalten und Ordnung in das Erpreſſungswerk gebracht zu haben, worin immerhin Milderung liegt, und ſeine märkiſche Heimat ſoll er weſentlich geſchont und ſoulagirt haben, was denn auch ſein Verſöhnendes haben würde.[1] Er blieb auch nach dem Kriege in den erſten Reihen des ſchwediſchen Heeres, hoch begünſtigt und reich belohnt. Gleich nach dem Frieden wurde er zum Feldmarſchalllieutenant ernannt und Generalgouverneur der an Schweden abgetretenen Herzogthümer Bremen und Verden. Für ihn und ſeine Erben ward ihm das reiche Amt Radenburg im Verdenſchen verliehen, ſowie er auch mehrere Aemter im Holſteiniſchen und Magdeburgiſchen an ſich brachte, die er jedoch ſpäter an den Landgrafen Friedrich von Heſſen-Homburg[2]

---

1) Vgl. Heſekiel, „Nachrichten zur Geſchichte des Geſchlechts der Grafen Königsmark" (Berlin, 1854), S. 17. Eine nicht immer kritiſche, ſtark enkomiaſtiſche, gar manches bemäntelnde oder verſchweigende Schrift, die aber immerhin manche dankenswerthe Notizen enthält. — Nicht aus ihr entlehnen wir folgenden Zug von Königsmark's Kriegsdisciplin. Bei Erſtürmung der Kleinſeite von Prag hatte ein aus dem Holſteiniſchen gebürtiger Soldat, Ludwig Fröſe, auf ſeinen Theil 500 Dukaten Beutegelder bekommen, dieſe aber in einem Tage verſpielt und ſich nichts auf den Leib geſchafft. Deshalb wollte der General ihn — hängen laſſen. Als Fröſe jedoch meinte: er habe die Hoffnung und wolle ſeinen Kopf daran ſetzen, daß ſie noch einmal ſoviel Beute bekommen würden, wenn ſie die Altſtadt eingenommen hätten, verſetzte Königsmark: „Nun, weil du die Courage haſt die Altſtadt einzunehmen, ſoll dir das Leben geſchenkt ſein." Der Kerl entging jedoch ſeinem Schickſale auch ſo nicht. Am 4. Aug. 1655 ermordeten er und ſeine Frau auf der Heide bei Halle eine Magd, beraubten ſie ihrer Kleider und warfen den Leichnam in einen wüſten Keller. Die Sache ward entdeckt und ſchon am 14. Aug. wurden beide zu Giebichenſtein gerädert.

2) Geb. 30. Mai 1633, † 24. Jan. 1708. Er war in erſter Ehe mit Margarethe Brahe, der Witwe des Benedict Johann Oxenſtjerna vermählt (12. Mai 1661). Sie war 30 Jahre älter als er (geb. 23. Juni 1603), ſtarb aber ſchon nach acht Jahren (15. Mai 1669), worauf er erſt eine kurländiſche Prinzeſſin und dann eine Leiningen-Weſterburg heimführte. Die erſte Ehe blieb kinderlos.

gegen ſchwediſche Güter vertauſchte, welche dieſer mit ſeiner Gemahlin bekommen hatte. Als er 1650 zur Krönung der Königin Chriſtine nach Stockholm kam, ſetzte er ſich in ſo hohe Gunſt, daß ihm immer höhere Ehren und reichere Belohnungen zu Theil wurden. Er wurde (10. April 1651) Reichsrath, Generalfeldmarſchall und Graf, und zur Ausſtattung ſeiner Grafenwürde erhielt er Weſterwyk und Steghohm. War auch manche Misgunſt der jederzeit eiferſüchtigen Schweden auf den Fremden gerichtet, ſo kam es ihm doch zu ſtatten, daß ſein Geſchlecht ſchon ſeit Jahrhunderten in Schweden eingebürgert war, ſodaß entgegenſtehende Formenſcrupel durch die Annahme beſeitigt werden konnten, er gehöre einem ſchwediſchen Geſchlechte an. So beſtand er auch die Feindſchaft der Wrangel, mit deren berühmtem Haupte er ſchon während des Kriegs in ſtetem Hader gelebt, ohne Nachtheil. Die Königin Chriſtine, deren Gunſt er auch durch öftere Geſchenke und Vorſchüſſe zu erhalten wußte, war dafür unermüdlich in Güterverleihungen an ihn, welche freilich nachmals zum Theil wieder rückgängig gemacht worden ſind.

Auch der neue König Karl Guſtav wußte ſeine militäriſche Brauchbarkeit zu ſchätzen und beauftragte ihn 1654 mit Belagerung der Stadt Bremen, die er hart bedrängte, ſchließlich aber doch nichts gegen ſie ausrichten konnte. Hatte er auch die Burg vor Bremen erobert, ſo wurde ſie ihm doch bald wieder von den Bremern entriſſen, die auch ſeine Erpreſſungen durch entſprechende Streifzüge auf das ſchwediſche Gebiet vergalten. Damals erſchien eine Spottſchrift, die mit den Worten anhob: „Warum toben die Bremer und die Leute reden ſo vergeblich wider die Krone Schweden und ihren Geſalbten Hans Chriſtoph von Königsmark.“ Im Jahre

1656 ſollte er den König zu dem Kriege gegen Polen begleiten. Das Schiff, das ihn trug, wurde aber auf die danziger Rhede verſchlagen. Hier wurde er durch neugeworbene Mannſchaften, die den Schiffer gezwungen hatten, ſie ausſteigen zu laſſen, verrathen, gefangen und nach Weichſelmünde in Haft gebracht, in der er vier Jahre lang verharren mußte, bis der Friede von Oliva (3. Mai 1660) ihn befreite. Er widmete ſich darauf weſentlich ſeiner Statthalterſchaft, die er von Stade aus verwaltete. Im Jahre 1662 machte er jedoch eine Reiſe nach Schweden und hielt ſich einige Monate am Hofe auf. Hier ſollte er ſeinen Tod finden. Er ließ ſich eine Warze am Beine abſchneiden, was aber durch Unglück oder Ungeſchick die Folge hatte, daß ein bösartiges Geſchwür entſtand, das ſeine ſchlimmen Säfte nach innen ergoß und am 20. Febr. 1663 ſeinen Tod herbeiführte. Sein Leichnam, welchen Reichsräthe in den Sarg legten, wurde mit großem Pompe beſtattet. Seine Erben ließen zu ſeinen Ehren eine prachtvoll ausgeſtattete Schrift drucken, unter dem Titel: „Aeterna gloria magni Johannis Christophori Konigsmarichi, Iberis, Comitis, Belli Ducis, Senatoris, Gubernatoris, post facta demum virtute, honore, gloria insignis“, in der er Schwedens Hannibal, an Siegen ein Hercules, an Stärke ein Atlas genannt wird. Auf den zu Stockholm dem König Guſtav Adolf errichteten Denkmal findet ſich am Piedeſtal auch Königsmark's Bildniß neben denen von Baner, Torſtenſon und Wrangel. — Seine Erben hatten alle Urſache, ſein Andenken zu feiern. Ob er ein zärtlicher Vater geweſen, wiſſen wir nicht, wollen es aber, trotz aller der Härte und Selbſtſucht, die man ihm gegen Fremde nachſagt, nicht für unmöglich erklären. Denn ebenſo wie man nicht ſelten Menſchen findet, die gegen alle Welt freundlich, gefällig, angenehm und die beſten, beliebteſten Geſellſchafter, im Hauſe aber, für das ſie alle üble Laune aufſparen, die unleidlichſten Tyrannen ſind, ebenſo hat man auch gefunden, daß gegen außen rohe und grauſame Menſchen doch in der Innigkeit ihrer Gatten- und Vaterliebe bewährten, wie auch in ihnen noch Menſchengefühl wohnte. Seiner Gattin, Agathe, des Chriſtoph von Lehſt, eines märkiſchen Edelmanns Tochter, hatte er zu Linth bei Stade ein prächtiges Schloß gebaut und es ihr zu Ehren Agathenburg benannt. Geſorgt hatte er jedenfalls für das äußere Glück ſeiner Kinder, deſſen Beſtand freilich ohne die Bedingungen des innern nicht geſichert iſt. Er hinterließ ihnen das für jene Zeit ungeheuere Einkommen von 130000 Thlr. jährlich. Dies zum großen Theil gewiß die Beute geplünderter deutſcher Länder, vermehrt allerdings durch den Erfolg guter Wirthſchaft, wie er ſich denn auch auf Creditoperationen wohl verſtanden zu haben ſcheint. Zu nehmen ſoll er zu aller Zeit, zu geben aber nur da verſtanden haben, wo er wußte, daß das Geſchenk ihm größere Vortheile eintragen werde. Gegen den Vorwurf jedoch, daß er im Kriege ſeine Offiziere genöthigt habe, ihm Geld zu borgen, das ſie dann nicht hätten zurückfordern dürfen, iſt er inſofern in Schutz genommen worden, als man verſichert hat, es ſei dies lediglich eine militäriſch-politiſche Maßregel geweſen, durch welche er die Offiziere bei der Fahne zu halten gewußt habe. Denn gegen Ende des Kriegs kam es nicht ſelten vor, daß die höhern Offiziere, wenn ſie erkleckliches Vermögen geſammelt, es in Ruhe zu verzehren wünſchten und den Dienſt quittirten. Hat ſich doch auch in neuern Zeiten Napoleon I. durch die ungemeſſene Bereicherung ſeiner Marſchälle um den Dienſteifer ſo manches von ihnen gebracht und ſeine letzte Kataſtrophe dadurch weſentlich verſchlimmert.

Die Gräfin Agathe hatte ihrem Gemahl drei Söhne und eine Tochter geboren. Die Tochter, Beata, ward noch vom Vater dem Grafen Pontus[1]) Friedrich de la Gardie, aus einem großen Geſchlechte, das gleichfalls ein glücklicher Soldat[2]) in Schweden eingebürgert hatte, vermählt. Der zweite Sohn, Graf Johann Chriſtoph, war dem Vater im Tode vorausgegangen, indem er 1653 zu Rotenburg an der Tauber durch einen Sturz vom Pferde ums Leben kam. Dem jüngſten Sohne — denn des älteſten wollen wir zuletzt gedenken, da er das Geſchlecht noch um eine Generation erweiterte —, Graf Otto Wilhelm, war ein längeres und überaus bewegtes Leben beſchieden. Er war zu Minden am 5. Jan. 1639 geboren und der Vater hatte es, mitten unter den Sorgen, Mühen und Gefahren des Kriegs, nicht verſäumt, für eine den damaligen Anſichten entſprechende vorzügliche Erziehung des Knaben bedacht zu ſein. Zuerſt wurde er einem Hofmeiſter, dem Licentiat Eberhard Grave, vertraut und von dieſem im Hauſe des hamburger Dompaſtors Licentiat Gerhard Grave unterrichtet und geleitet. Wenn man in jener Zeit den Beſuch der Univerſitäten und möglichſt vieler Univerſitäten für eine der wichtigſten Grundlagen der Bildung des Cavaliers betrachtete, ſo mag es doch mit der Reiſe dazu nicht ſehr genau genommen worden ſein, wie ſich ſchon aus dem frühen Lebensalter ergibt, in welchem die Söhne der vornehmſten Stände die Univerſität zu beziehen pflegten. Unſer Königsmark kam, bei ſeinen akademiſchen Studien von Eſaias Puffendorf geleitet, ſchon 1651 nach Leipzig, von wo er 1652 nach Jena ging und hier 1655, im Alter von 15 oder 16 Jahren, zum Rector gewählt ward. Unter ſolchen Verhältniſſen mußte die Univerſität wol zugleich das Gymnaſium vertreten. Er beſuchte darauf noch die Bildungsſtätten zu Tübingen, Strasburg, Baſel, Genf, Blois und Angers, und wird jedenfalls mancherlei Lebenserfahrung, Weltbildung, Fertigkeit in der franzöſiſchen Sprache und in den adelichen Exercitien mit zurückgebracht haben. Dann ging es an den Beſuch der Höfe und der Länder, an die eigentliche große Cavalierstour. Zuerſt (1658) nach Verſailles und durch Frankreich, dann über Baſel nach Frankfurt a. M., um der Wahl Kaiſer Leopold's I. (22. Juli) beizuwohnen; dann nach Italien. Nach einem nochmaligen Aufenthalt in Frankreich wurden Spanien und Portugal durchreiſt und in Portugal die Gelegenheit nicht verſäumt, einen Feldzug unter Schomberg mitzumachen, welcher Kampf gegen die Spanier den jungen Grafen nicht abhielt, auch den Rückweg wieder durch Spanien zu nehmen. Dann ging es über Calais nach England, und von da durch die Niederlande zu den Aeltern nach Stade, wo er 1660 eintraf und den Vater, der eben dieſe Jahre in der Gefangenſchaft zu Weichſelmünde zugebracht hatte, wieder in Freiheit traf.

---

[1]) Er war ein Enkel des Pontus de la Gardie, ein Sohn des Grafen Jakob und der Ebba Brahe, Reichsrath und General, und ſtarb 1692. Aus ſeiner Ehe erwuchs nur eine gelehrte Tochter, Ebba Marie, die aber auch ſchon 1697 ſtarb.

[2]) Pontus Baron de la Gardie, aus Carcaſſene gebürtig, ging aus franzöſiſchen erſt in däniſche dann in ſchwediſche Dienſte über, wo er, mit einer natürlichen Tochter Karl's IX., Sophie Gräfin von Güldenhielen, vermählt, Feldmarſchall und Reichsrath wurde und den Ruſſen Karelina entriß. Er ſtarb 1585.

Nach dieſer Bildungsſchule wurde nun die Laufbahn des Dienſtes und der Geſchäfte betreten, und zwar machte der Hofdienſt den Anfang, indem Otto Wilhelm zum königlichen Kammerherrn ernannt wurde. Im Jahre 1661 wurde er als außerordentlicher Geſandter an den vor kurzem reſtaurirten König Karl II. von England geſchickt, und beſuchte in derſelben Eigenſchaft auch einige deutſche Höfe. Ward er auch 1664 zum Oberſten des ſchwediſchen königlichen Leibregiments zu Pferde ernannt und damit in die militäriſche Carrière eingeführt, ſo finden wir ihn doch 1666 wieder als Geſandter nach Frankreich gehen, wo er die Neutralität des ſchwediſchen Hofs in den damaligen Staatshändeln zu erklären hatte. Doch tritt von nun an der kriegeriſche Beruf entſchieden in den Vorgrund ſeines Lebens und Strebens. Noch in demſelben Jahre 1666 wohnte er der Expedition des Generals Wrangel wider Bremen bei, durch welche dieſes zu dem Habenhauſiſchen Vergleiche genöthigt wurde. Dann ſuchte er in fremdem Dienſte Beſchäftigung. Im Jahre 1667 zum kurpfälziſchen Generalmajor ernannt, wollte er ſich 1668 einer franzöſiſchen Expedition nach Candia anſchließen, bekam auch ein franzöſiſches Reiterregiment, konnte aber keinen Gebrauch davon machen, da aus der ganzen Unternehmung nichts wurde. Im Jahre 1670 dagegen kämpfte er für Frankreich in Lothringen, und als der Krieg gegen Holland beſchloſſen ward, richtete er für das Geld des Königs binnen vier Monaten ein Regiment auf, das den Namen Royal étranger empfing, worauf er 1672 zum Brigadier ernannt wurde. Bei den wieder inniger werdenden Beziehungen zwiſchen Schweden und Frankreich ſchadete ihm dieſer franzöſiſche Dienſt auch in Schweden nicht, vielmehr wurde er nun nach Hauſe berufen, um auch zum ſchwediſchen Generalmajor, ſowie zum Vicegouverneur von Bremen und Verden ernannt, gleich darauf aber wieder als Geſandter nach Frankreich geſchickt zu werden, welche diplomatiſche Eigenſchaft ihn nicht abhielt, eine Campagne Turenne's mitzumachen, auf der er ſich vornehmlich vor Maſtricht auszeichnete. Im Jahre 1674 wurde er franzöſiſcher Maréchal de Camp und that ſich namentlich bei Seneff (11. Aug. 1674) hervor. Hier erhielt er zwei gefährliche Wunden und verdiente ſich von dem franzöſiſchen König das Geſchenk eines koſtbaren Degens.

Jetzt aber ward er ernſtlich nach Schweden berufen, das ſeine Dienſte ſelbſt benöthigt war. Zum Feldmarſchallieutenant ernannt, ward er zu der in Deutſchland ſtehenden Armee geſendet, konnte aber weder die Niederlage von Fehrbellin verhindern, noch, als ihm 1676 das Commando der ganzen Armee vertraut ward, bei dem Mangel an gehöriger Unterſtützung von Schweden aus Pommern auf die Dauer behaupten. Er mußte ſich begnügen, den Gegnern ihre Erfolge wenigſtens zu erſchweren und durch einzelne Siege, wie namentlich durch den erfolgreichen Angriff auf die däniſche Uebermacht auf der Inſel Rügen (1678), den ſchwediſchen Kriegsruhm einigermaßen zu wahren. Als auch Stralſund gefallen war, zog er ſich mit dem Reſte der Truppen nach Schweden zurück. Waren doch auch den Feinden ihre Erfolge nicht fruchtreich, da zuletzt doch der allgemeine Stand der europäiſchen Machtverhältniſſe die Entſcheidung brachte, und Frankreich, dem zu Gefallen Schweden ſich in dieſen mislichen Krieg geſtürzt hatte, ihm im Frieden von St.-Germain (29. Juni 1679) das Verlorengegangene zum größten Theil zurückverſchaffte. Als dies erfolgt war, wurde Graf Königsmark für ſeine immerhin rühmlichen Anſtrengungen durch die Ernennung zum Generalgouverneur von Pommern, Rügen und Wismar belohnt, worauf er bis 1685 theils in Pommern, theils in Schweden lebte.

Dann aber zog ihn ſein Thatendurſt wieder in die Weite. Schon 1685 machte er einen Feldzug in Ungarn wider die Türken mit, und dieſen Feind auch auf anderer Seite zu bekämpfen, trat er, mit Genehmigung ſeines Königs, als General della Sbarco an die Spitze des venetianiſchen Landheeres. So erſchien er denn 1686 auf Morea, wo Navarin und Modon erobert, der Seraskier geſchlagen, endlich (19. Aug.) auch Napoli di Romania genommen ward. Das folgende Jahr war mit neuen Siegen bezeichnet und brachte faſt den ganzen Peloponnes, wie Athen, in die Hände der Chriſten. Im Jahre 1688 ward, wider Königsmarks Rath, zur Belagerung von Negropont verſchritten, die er gleichwol mit Eifer leitete, aber nicht zum Ziele führen ſollte, da er am 15. Sept. 1688 der Krankheit zum Opfer fiel, die in jenen Kriegen mehr koſtete, als das Schwert des Feindes. Er war ſeit 1682 mit Katharina Charlotte († 1697), einer Tochter des Grafen Magnus Gabriel de la Gardie [1]) und der Pfalzgräfin Marie Euphroſine von Zweibrücken [2]), und ſomit einer Nichte des Königs Karl Guſtav von Schweden vermählt geweſen, die ihn auch auf ſeinen Feldzügen begleitete und auf ſeinem Sterbelager pflegte, hatte aber keine Kinder von ihr. Venedig ehrte ſein Andenken durch die Errichtung eines marmornen Standbildes mit der Aufſchrift: Semper Victori.

---

[1]) Eines Bruders des Grafen Pontus Friedrich, der Königsmark's Schweſter heimführte. Graf Magnus Gabriel (geb. 15. Oct. 1622), ſtand unter der Königin Chriſtine und dem König Karl Guſtav in hoher Gunſt und an der Spitze der Civilregierung. Unter Karl XI. ging er zum Heere über, wo er weniger dauerndes Glück hatte. Er ſtarb 26. April 1686.

[2]) Tochter des Pfalzgrafen Johann Kaſimir und der Katharina von Schweden. Geb. 14. Febr. 1627, vermählt 17. März 1647, † 24. Oct. 1647

Auch er war, wie ſein Vater, Mitglied der Fruchtbringenden Geſellſchaft geweſen, in der er den Namen des Hochgeneigten führte.

Der älteſte Sohn des alten Feldmarſchalls Königsmark und der Agathe von Lebſt war Graf Konrad Chriſtoph (geb. 1634). Nachdem er in Strasburg ſtudirt hatte, wo er einſt den Geburtstag der Königin Chriſtine durch eine lateiniſche Rede feierte, trat er in früher Jugend in das ſchwediſche Heer und nahm vornehmlich an den polniſchen und däniſchen Kriegen Karl Guſtav's theil. Er focht 1656 in der dreitägigen Schlacht bei Warſchau, rückte 1658 mit über den gefrorenen Belt nach Fünen, ſtieg zu dem Range eines Feldzeugmeiſters auf, ward aber 1659 (14. Nov.) bei der auf Fünen erlittenen Niederlage der Schweden gefangen, während bereits ſein Vater einem gleichen Geſchicke ſeit längerer Zeit erlag. Beide wurden in demſelben Monat befreit, Konrad Chriſtoph durch den Frieden von Kopenhagen vom 27. Mai 1660. Wie ſein Bruder der Ruhe feind, trat er nun als Generallieutenant in holländiſche Dienſte, fiel aber 1673 bei der Belagerung von Bonn. Sein Leichnam ward nach Stade geſchafft und dort prächtig beſtattet. Er war mit einer Tochter des Reichsraths und Feldmarſchalls Hermann Wrangel, einer Schweſter des Reichsraths und Feldmarſchalls Karl Guſtav Wrangel [1], vermahlt, der Marie Chriſtine († 17. Dec. 1691 im dreiundfunfzigſten Jahre), deren Mutter die Gräfin Amalie Magdalene von Naſſau-Siegen [1]) war, die als Witwe dem Pfalzgrafen Chriſtian Auguſt zu Sulzbach ihre Hand reichte. So waren ſeine Kinder mit den regierenden Häuſern Pfalz-Zweibrücken, welches damals den ſchwediſchen Thron in Beſitz hatte, Pfalz-Sulzbach und Holſtein-Sonderburg nahe verwandt. Gleichwol ſcheint ſeit dem Tode Karl Guſtav's ihr Stern in Schweden im Erbleichen geweſen zu ſein. Bei der Reduction von 1685 wurden ihnen viele von der Königin Chriſtine verliehene Güter, angeblich im Betrage von 26000 Thlr. jährlichen Einkommens, entzogen, und wir finden auch, daß ſie

---

[1] Johann Woldemar von Wrangel, Landrath in Livland, ward durch Barbara von Anrepp der Vater Hermann Wrangel's, welcher am 29. Juni 1567 geboren ward. Derſelbe trat früh in Kriegsdienſte, lag in Dorpat, als dieſes 1607 von den Polen genommen ward, wurde in demſelben Jahre bei Kockenhuſen gefangen, zog 1609 10 mit de la Gardie gegen die Ruſſen, ward Commandant von Iwanogrod, kämpfte darauf gegen die Dänen, die ihn bei Möſtrö gefangen nahmen, war 1621 als Feldmarſchall bei der Einnahme von

---

Riga, that ſich in dem weitern Kriege gegen Polen hervor, ward 1627 Gouverneur von Elbingen, 1630 Generalgouverneur von Preußen und Reichsrath, trat 1636 an die Spitze einer eigenen Armee, mit der er beſonders in Pommern und den Marken agirte, zerfiel aber mit Baner und wurde abberufen und zum Generalgouverneur von Livland beſtellt, als welcher er 1644 ſtarb. Die Pfalzgräfin war ſeine dritte Gemahlin. — Von ſeinen Söhnen erſter Ehe ward Karl Guſtav am 13. Aug. 1600 geboren, ſchwang ſich im Dreißigjährigen Kriege zum Generalfeldzeugmeiſter auf, erfocht 1644 einen Seeſieg über die Dänen, weshalb er zum Grafen ernannt wurde, bekam 1646 den Oberbefehl über das Heer in Deutſchland und führte die letzten Schläge aus, ward dann Generalgouverneur in Pommern, wo er ſich die Wrangelsburg baute, belagerte 1666 Bremen, ſtarb aber unter den Unfällen des Kriegs gegen Brandenburg am 28. Nov. 1676. — Der ſogenannte „tolle Wrangel" war Helmbold Wrangel, der 1636 wegen eines Mordes aus ſchwediſchen Dienſten als Oberſter in brandenburgiſche getreten, 1639 aber wieder zu den Schweden übergegangen und 1647 bei Triebel gefallen war.

[1] Eine Tochter Johann's II. von Naſſau-Siegen (geb. 7. Juni 1561, † 27. Sept. 1623) aus deſſen zweiter Ehe mit Margarethe von Holſtein-Sonderburg (geb. 24. Febr. 1583, vermählt 27. Aug. 1603, † 10. April 1638). Geboren 2. Sept. 1613, vermählte ſie ſich 1) 1636 mit Hermann Wrangel, 2) 3. April 1649 mit dem Pfalzgrafen Chriſtian Auguſt (geb. 26. Juli 1622, † 23. April 1708) und ſtarb 14. Aug. 1669.

nachmals ihr Glück mehr auf außerſchwediſchem Boden ſuchten, wobei ſie freilich nicht ſo viel fanden, als inzwiſchen durch ihre Abweſenheit aus Schweden verloren ging.

Dem Grafen Konrad Chriſtoph waren von ſeiner Gemahlin drei Söhne und zwei [1]) Töchter geboren worden. Die letztern waren die Gräfin Amalie Wilhelmine, die ſich 1689 mit dem Grafen Karl Guſtav von Lewenhaupt [2]) vermählte, und die bekannte Gräfin Marie Aurora, die Mutter des Marſchalls von Sachſen, hinſichtlich deren wir einfach auf das bekannte ihr gewidmete erſchöpfende Werk von Cramer („Denkwürdigkeiten der Gräfin Marie Aurora Königsmark", 2 Bde., Leipzig 1836) verweiſen. Von den Brüdern ſtarb der eine jung; den Vater überlebten die Grafen Karl Johann und Philipp Chriſtoph. Wer ſich mit der Genealogie beſchäftigt, hat wol öfters die Erfahrung gemacht, daß ſich die meiſten Schwierigkeiten bei erloſchenen Geſchlechtern und häufig auch bei erloſchenen Zweigen fortblühender Geſchlechter ergaben. Iſt namentlich ein ſolches Erlöſchen unter ungünſtigen Umſtänden erfolgt, oder ſind wenigſtens die Güter in fremde Hände gekommen, ſo werden auch die Papiere, die Denkmäler und Erinnerungsblätter vergangener Zeiten verriſſen und verſchleudert und gehen verloren und meiſt zu Grunde, und ſo iſt niemand da, der ſich um das Andenken der Verloſchenen kümmert, und dieſe verlieren ſich bald in die unzählbaren Reihen der Geſtorbenen, mit denen auch ihr Gedächtniß vergangen iſt auf Erden. Jedenfalls fehlt es in ſolchen Fällen häufig an Mitteln, die genealogiſchen Data mit einiger Genauigkeit zu eruiren. Die beiden Brüder, mit denen der ältere Grafenſtamm der Königsmark zu Ende ging, nahmen durch Rang, Vermögen und Verbindungen eine glänzende Stellung ein und haben, wie ihre Schweſter, auch durch ihr Leben viel Lärm in der Welt gemacht und vieler Blicke auf ſich gezogen, viele Zungen und Federn beſchäftigt, und gleichwol iſt kaum von einem Kinde Kurt Chriſtoph's auch nur das Geburtsjahr mit Gewißheit bekannt [1]), und hinſichtlich jener zwei Brüder wird noch heute geſtritten, welcher der ältere geweſen. Unſerstheils ſind wir nicht in Zweifel, daß Karl Johann dies war.

---

[1]) Die Angabe, die man öfters findet, daß noch eine dritte Schweſter gelebt habe, die mit einem Grafen Sternbret vermählt geweſen, aber nirgends genannt wird, iſt grundlos und mag aus einer Verwechſelung mit einer Couſine hervorgegangen ſein, die in Geſellſchaft der beiden Gräfinnen erſchien.

[2]) Vgl. III, 200 fg.

Von ihm wird auch — wir wiſſen nicht mit wie viel Zuverläſſigkeit — Ort und Zeit der Geburt angegeben, und er ſoll zu Nienburg auf Fünen am 5. Mai 1659 geboren ſein, ſodaß er bei dem Tode ſeines Vaters im vierzehnten oder funfzehnten Jahre geſtanden hätte. Nachdem er dem erſten Kindesalter entwachſen, ſchickte ihn der Vater nach Hamburg, wo er Unterricht und ſonſtige Grundlagen weiterer Ausbildung erlangen ſollte. Bei dem Tode des Vaters rief ihn die Mutter zurück, welche ihren Hauptſitz zu Stade aufſchlug, jedoch auch oft auf den Gütern lebte oder die befreundeten Höfe in Holſtein, Mecklenburg, Braunſchweig beſuchte oder in unruhigen Zeiten ihre Zuflucht nach Hamburg nahm. Nachdem Karl Johann noch ein Jahr bei der Mutter verweilt hatte, trat er 1674, von einem Hofmeiſter Waltbers geleitet, die Cavalierstour an, indem er über Holland nach England reiſte und von da nach längerm Aufenthalte 1675 nach Paris ging, wo er ſeinen Oheim Otto Wilhelm traf, der ihm allerwärts die günſtigſte Aufnahme bereitete. Erſt im folgenden Jahre und, wie es ſcheint, erſt ſpät in demſelben verließ er Paris, um Italien zu beſuchen, und war auch 1677 nur eben über Turin und Venedig nach Florenz gekommen, als er die Nachricht von dem zwiſchen Schweden und Brandenburg ausgebrochenen Kriege empfing. Heftig verlangte ihn nun danach, nach Hauſe zu eilen, um für Schweden gegen Brandenburg zu kämpfen. Da ihm aber die Erlaubniß dazu von den Seinen verweigert wurde, ſo ging er nach Malta und nahm an einer Kreuzfahrt der Malteſer theil. Nach wenigen Tagen kam die Galere, auf der er ſich befand, in der That mit einem türkiſchen Schiffe ins Gefecht, und Königsmark, der der erſte am Bord des Feindes ſein wollte, ſprang hinüber und erfaßte das Takelwerk, ſtürzte aber, da dieſes mit einem Säbel durchhauen ward, rücklings ins Meer. Ein geübter Schwimmer, wie er war, entging er nicht nur dem Tode, ſondern war ſo wenig außer Faſſung gebracht, daß er um das Schiff herumſchwamm, auf der andern Seite wieder heraufſtieg und dem Feinde in den Rücken fiel. Als er ſich zuletzt mit ſeinem Pagen allein auf dem feindlichen Schiffe ſah und von einem Pfeil am Fuße verwundet ward, ſprang er wieder ins Meer und ſchwamm zu der malteſiſchen Galere zurück. Zum Preis dieſer Tapferkeit ward ihm bei ſeinem Abſchied von Malta (1678) die Erlaubniß zu Theil, das Malteſerkreuz, mit der Abänderung, die für Proteſtanten vorgeſchrieben war, zu tragen. Er ging nun über Livorno nach Rom und von da über Venedig nach Genua, wo er ſich nach Spanien einſchiffte, in welchem Lande und in Portugal er bis 1679 verweilte. Von da über Bordeaux nach Paris gereiſt, wohnte er gegen Ende des Jahres den Vermählungsfeierlichkeiten zwiſchen Karl II. von Spanien und der Prinzeſſin Marie Luiſe von Orleans bei (19. Nov. 1679) und kam nun über Holland und Hamburg nach Stockholm.

---

[1]) Das der Aurora iſt meiſt um wahrſcheinlich zehn Jahre zu ſpät und — fünf Jahre nach dem Tode ihres Vaters angeſetzt worden. Vgl. Cramer, a. a. O., S. 13 fg.

Dorthin kam er jedoch nicht, um ſich einen feſten Sitz zu ſuchen, den er in ſeinem ganzen Leben nicht begehrt zu haben ſcheint, jedenfalls nicht gefunden hat, ſondern um ſich die Erlaubniß zu fernern Reiſen zu erwirken, die ihm denn auch zu Theil wurde. Zu Gothenburg eingeſchifft, beſtand er einen gewaltigen Seeſturm und kam auf leckem Schiffe nach Hull, von wo er nach London eilte, um dem König zu Windſor ein Schreiben ſeines Monarchen zu überreichen. Damals wurde eben eine Expedition ausgerüſtet, welche der in Tanger bedrängten engliſchen Beſatzung dieſes Platzes, der als ein Theil der Mitgiſt der Königin Katharina [1]) an England gekommen war, Hülfe bringen ſollte. Tangers Behauptung ward nicht populär in England und der Zudrang zu der Expedition keineswegs lebhaft. [2]) Um ſo mehr gefiel es dem König, daß Graf Königsmark ſich erbot, an dem Zuge theilzunehmen. Da die Flotte durch widrige Winde aufgehalten ward, eilte der Graf allein durch Frankreich nach Spanien, wo er ſich nach Tanger einſchiffte. Dort kam er in einem Augenblicke an, wo die Beſatzung einen Ausfall gethan, hatte und er in der Stadt faſt nur jammernde Weiber traf. Ohne ſich Raſt zu gönnen, ſtürmte er in den Kampf, ſtieß zu den Grenadieren, die den Hauptangriff zu machen hatten, und warf mit ihnen die Mauren. Dann beſtieg er ein ſeines Reiters entledigtes Pferd und ſchloß ſich der Verfolgung des Feindes an, zuweilen allein um hundert Schritt den Seinen vorausjagend. In einem zweiten Treffen ward ihm das Pferd unter dem Leibe erſchoſſen. Dann trieb er wieder mit 15 Freiwilligen eine ſtarke Partie Mauren dergeſtalt in die Flucht, daß ſie ſich nur zu retten wußten, indem ſie ins Meer ſprangen und zu den Ihrigen ſchwammen, ihre Waffen und Pferde als Beute zurücklaſſend. — Dieſe ganzen Kämpfe waren freilich inſoweit vergeblich, als Tanger ſchon 1684 von den Engländern freiwillig aufgegeben werden ſollte. Indeß war doch die Beſatzung gerettet und Königsmark ſelbſt nahm ſo viel Antheil an Tanger und ſeinen tapfern Vertheidigern, daß er bis 1681 immer wieder von gelegentlichen Ausflügen dahin zurückkehrte. So als er Briefe des Königs von Frankreich an die Königin nach Madrid gebracht haben ſoll.[1] So als er Tanger, wo er alles erledigt glaubte, verlaſſen hatte und nach Gibraltar gereiſt war, auf welcher Reiſe er dreimal Räuber zurückſchlug und in Gibraltar ſelbſt faſt ſein Leben eingebüßt hätte, das er für Rettung eines von einem Pöbeltumult angegriffenen Freundes einſetzte; ſo ferner, als er ſich der engliſchen Flotte zu einem Zuge gegen die Baſtionen von Algier angeſchloſſen hatte. Erſt 1681 ging er nach England zurück, von wo ihn zwar die Nachricht von der

---

[1]) Tochter König Johann's IV. von Portugal und der Luiſe Perez von Medina-Sidonia. Geboren 25. Dec. 1638, vermählt 31. Mai 1662, Witwe 16. Febr. 1685, † 31. Dec. 1705.

[2]) Eine Ausnahme ſ. III, 151 fg. erwähnt.

---

[1] Wie ſoll es gekommen ſein, daß dieſe Briefe ihren Weg über Tanger nahmen?

Ueberrumpelung Strasburgs durch die Franzoſen nach dem Elſaß trieb, wohin er aber bald wieder zurückeilte und nun die beſtandenen Anſtrengungen mit einer ſchweren Krankheit büßte.

Ein ſchlimmeres Unheil brachte ein Verhältniß, in das er ſich zu Anfang des Jahres 1682, nachdem er, wie es ſcheint, England für einige Zeit verlaſſen gehabt und incognito zurückgekehrt war, einließ und das, wenn auch über den Grad ſeiner Betheiligung noch immer einiges Dunkel ſchwebt, einen bleibenden Schatten auf ſeinem Andenken hinterlaſſen hat. Am 21. Mai 1670 war Joscelyne Percy, elfter Earl von Northumberland, erſt 26 Jahre alt, zu Turin geſtorben, und mit ihm der geſammte Mannesſtamm des berühmten Hauſes der Percy erloſchen. Aus ſeiner Ehe mit Eliſabeth, der jüngſten Tochter des edeln Thomas Wriethesley Earl von Southampton, hatte er nur eine Tochter Eliſabeth, damals ein Kind von vier oder fünf Jahren, hinterlaſſen, auf welche die reichen Güter der Familie und ihr Erbruhm übergingen. Ihre Mutter, eine Schweſter der trefflichen Lady Ruſſell, und ſelbſt durch Schönheit und geiſtige Vorzüge eine Zierde der hohen Kreiſe, in denen ſie ſich bewegte, blieb auch als Witwe auf dem Feſtlande, zu Paris, wo der damalige engliſche Geſandte, Ralph Montegu, ein äußerlich nicht glänzend ausgeſtatteter, aber durch ſein gewinnendes Benehmen, ſeinen Geiſt und ſeine Lebendigkeit bezaubernder Mann, ſich um ihre Gunſt bewarb und endlich ihr Herz gewann, ſodaß ſie 1673 insgeheim nach England kam und ihm zu Tutchfield in Hampſhire, auf dem Familienſitz der Wriethesley, ihre Hand reichte. Nachdem ſie ſonach ihren Witwenſtuhl verrückt hatte, nahm ihre Schwiegermutter, Eliſabeth Howard, zweite Tochter des Theophilus Earls von Suffolk, Witwe des zehnten Earls von Northumberland, Algernon Percy († 13. Oct. 1668) [1], die eine jener vielgeſchäftigen, eiferſüchtigen alten Damen geweſen zu ſein ſcheint, die in England ſehr häufig ſein müſſen, da ſie faſt in allen engliſchen Romanen ihre Rolle ſpielen [2], die Obhut und Leitung der Erbin in Anſpruch, und ſetzte ihr Begehren, trotz des Widerſtrebens der Mutter, durch: eine Wendung der Dinge, die für das ganze Leben des Kindes entſcheidend war. Die alte Gräfin ſah ſich nun in die ihr angenehmſte Lage verſetzt, über die Hand einer Erbin verfügen zu können, und ſuchte dieſe Lage auf das eifrigſte auszubeuten. Dabei fügte es ſich überdem, daß es ihrer Pflegebefohlenen beſchieden war, dreimal verheirathet und zweimal Witwe zu werden, bevor ſie 16 Jahre alt geworden. Schon in ihrem dreizehnten Jahre wurde ſie (1679) Heinrich Cavendiſh, Earl von Ogle, einzigem Sohn des Herzogs von Newcaſtle, angetraut, einem vielverſprechenden Knaben, der nicht viel älter als ſeine Braut war, aber ſchon am 1. Nov. 1680 ſtarb. Nun kamen unzählbare Freier, um den glänzenden Preis der jungfräulichen Witwe zu werben, und unter denſelben ſoll ſich ſchon damals Graf Königsmark befunden haben. [3] Ja es wird behauptet, daß eben der Wunſch, die junge Dame gegen die gefährlichen Bewerbungen des Fremden zu ſchützen, ihre Verwandten beſtimmt habe, die anderweite Vergebung ihrer Hand zu beeilen. Jedenfalls ſcheint nicht das Herz der Braut die Wahl gelenkt zu haben, indem unmittelbar nach der Trauung, die im Spätſommer oder Herbſt des Jahres 1681, wo nicht erſt zu Anfang des folgenden Jahres, ſtattgefunden zu haben ſcheint, die Neuvermählte von der Seite ihres Gemahls getrennt ward. Will man dabei auch nicht an die Wahrheit des immerhin bezeichnenden Gerüchts glauben, daß ſie ſelbſt nach Holland entflohen ſei, um dem Verhaßten zu entgehen, ſo ſcheint es doch, daß ihre Mutter verlangt habe, ſie ſolle zunächſt ein Jahr auf dem Feſtlande zubringen, und daß dies eingeräumt worden war.

---

[1] Er war während der Bürgerkriege ein Gegner des Königs geweſen, hatte aber keinerlei Antheil an deſſen Morde gehabt und ſchließlich die Reſtauration der Stuarts unterſtützt.

[2] Die Engländer haben auch zur Bezeichnung derſelben ein ſehr treffendes, eigentlich unüberſetzbares Wort: meddling (einmiſchen, — vielleicht einmiſcherlich).

[3] Es müßte das nach ſeiner Rückkehr von Tanger im Jahre 1681 geweſen ſein. Schon vorher, ohne daß wir uns recht denken können wann, ſoll er eine Liaiſon mit einer vornehmen engliſchen Dame, angeblich einer Gräfin Southampton, gehabt haben, die ihm als Page verkleidet nach Frankreich gefolgt ſei und dort die bekannte Anekdote mit dem votre page accouche geliefert habe. Dieſer Ver-

Der Erkorene war Sir Thomas Thynne, Esquire, auf Longleate in Wiltſhire, der Sproſſe eines alten Hauſes und der Erbe der großen Beſitzungen ſeines gleichnamigen Oheims. Sein Reichthum hatte ihm den Beinamen: Tom mit Zehntauſend verſchafft, was einem heutigen Einkommen von 50000 Pf. St. jährlich entſprechen würde, und eben dieſer Reichthum, mehr als ſeine ſonſtigen Eigenſchaften, ſtellte ihn in die erſten Reihen der engliſchen Modewelt. Er hatte früher dem Herzog von York, dem nachherigen König Jakob II., nahe geſtanden, war aber endlich mit dem Prinzen zerfallen, zu der Gegenpartei übergetreten und ein vertrauter Freund und Gefährte des volksbeliebten, leichtſinnigen und unglücklichen Herzogs von Monmouth geworden, der ihn oft zu

---

bindung ſchreibt man die Geburt der Marie Dorothea d'Holland de Königsmark zu, die ſpäter den Generallieutenant Grafen Garcado geheirathet habe. Die Mutter ſei in ein Kloſter gegangen.

Longleat beſuchte, wo Thynne einen fürſtlichen Haushalt führte. Er war in vier Parlamenten ein Abgeordneter der Grafſchaft Wilts geweſen und hatte ſich 1679 einer Deputation angeſchloſſen, die den König um ſchleunige Wiederberufung des Parlaments anging. Damals ſagte ihm der König: „Ich kann mich nur wundern, daß ſo vermögende Perſonen, wie Sie, das Volk zu Meuterei und Aufruhr anſtacheln, und ich wünſche lebhaft, daß Sie an Ihre eigenen Angelegenheiten denken, und es mir überlaſſen mögen, für die meinigen zu ſorgen.“ Im ganzen wird Thynne als ein ſchwacher, geldſtolzer und ausſchweifender Menſch geſchildert.

Iſt er geweſen, wie wir ihn uns denken, ſo wäre es nicht zu verwundern, wenn ſeine junge Gemahlin nur mit Grauen an die Zeit dachte, wo es mit ihrer widerwärtigen Verbindung mit ihm Ernſt werden ſollte, und wenn wir annehmen könnten, daß ſie Königsmark wirklich zugethan geweſen ſei und ſie Mittel geſucht und gefunden hätte, ihm ihre Geſinnungen und ihren Abſcheu vor dem verhaßten Gemahl zu erkennen zu geben, ſo würde darin wenigſtens einige Milderung des Urtheils über ſein nachfolgendes Verfahren liegen. Er würde wenigſtens von dem Vorwurfe befreit werden, daß er nur an ſich gedacht, nur aus egoiſtiſchen Beweggründen — ſei dies nun Rachſucht oder Geldſpeculation geweſen — gehandelt habe. Indeß iſt nicht die mindeſte Spur einer Betheiligung der Dame bei dem gleich zu ſchildernden Vorgange, oder auch nur eines vorhergegangenen Verkehrs zwiſchen ihr und dem Grafen hervorgetreten, ſei es nun, daß ein ſolcher nicht ſtattgefunden, oder daß der Graf ihn aus ritterlicher Discretion verſchwiegen hätte, ſo ſehr ihm auch eine Mittheilung darüber wenigſtens bei der öffentlichen Meinung hätte zu ſtatten kommen können.[1]

Am Abend des 12. Febr. 1682 (nach altem Stil einem Sonntag) wurde London durch die Nachricht erſchreckt, daß Thynne auf offener Straße in ſeinem Wagen ermordet worden ſei. Der Mord war am öſtlichſten Ende von Pall-Mall, der Arcade des Opernhauſes gegenüber, verübt, und Mr. Thynne war dabei mit fünf Kugeln aus einer Muskete tödlich verwundet worden, worauf er noch lebend in ſeine Wohnung gebracht wurde, wohin, auf die erſte Nachricht von dem Vorgang, der Herzog von Monmouth und andere Freunde des Gemordeten eilten. Der Eifer der Behörden für Entdeckung und Verfolgung der Thäter wurde durch die Beſorgniß verſchärft, daß der Parteigeiſt das Ereigniß ausbeuten und den Mord für einen politiſchen ausgeben möge. Sir Johann Renesby erließ ſogleich Verhaftungsbefehle gegen einige der That verdächtige Perſonen, und mit Hülfe eines Sänftenträgers, welcher den einen Spießgeſellen aus ſeiner Wohnung zu Weſtminſter in den Schwarzen Ochſen gebracht hatte, wo derſelbe zu Pferde geſtiegen war, und eines Frauenzimmers, das denſelben Menſchen zu beſuchen pflegte, gelang es den Conſtables, ſeinen Aufenthaltsort auszuſpüren und ihn ſelbſt zu ergreifen. Es war ein Schwede und ſagte auf Befragen aus, daß er der Diener eines deutſchen Hauptmanns ſei, der ihm geſagt habe, er habe einen Streit mit Mr. Thynne und er möge auf deſſen Kutſche aufpaſſen. Als der Hauptmann nun an jenem Tage erfahren habe, daß die Kutſche abgefahren ſei, habe er ſich ſofort angezogen und mit zwei andern, einem ſchwediſchen Lieutenant und einem Polen, zu Pferde geſetzt, um, wie der Diener annahm, Mr. Thynne zu ſuchen. Durch denſelben Bedienten erfuhr Renesby, wo der Hauptmann und ſeine zwei Genoſſen wahrſcheinlich zu finden wären, und nachdem er mit dem Herzog von Monmouth, Lord Merdaunt[1] und andern, nach Anweiſung jenes Menſchen, bis früh um 6 Uhr mehrere Häuſer durchſucht hatte, fand er den Hauptmann in dem Hauſe eines ſchwediſchen Doctors in Leiceſter-Fields. Renesby ging zuerſt in ſein Zimmer, von Lord Merdaunt gefolgt, und traf den Hauptmann im Bette, das Schwert deſſelben in einiger Entfernung von ihm auf dem Tiſche liegend. Er brachte zuerſt dieſe Waffe in Sicherheit und übergab dann den Hauptmann zwei Conſtables, wobei derſelbe keinen Widerſtand verſuchte und die größte Gleichgültigkeit an den Tag legte. Auch die beiden andern Geſellen wurden gefunden und zu Renesby gebracht, der ihre Vernehmung noch nicht beendigt hatte, als er zum König verlangt ward, dieſem über die Sache Bericht zu erſtatten. Er mußte die Gefangenen und die gefundenen Papiere mitbringen und der König befragte die erſtern ſelbſt, vor verſammeltem Geheimrathe.

---

[1] Hätte der Graf wirklich in der Abſicht gehandelt, zunächſt nur die Geliebte einer ihr verhaßten Verbindung zu entziehen, ſo würde ſich eine merkwürdige Uebereinſtimmung zwiſchen ſeinem Verhältniſſe und dem ſpätern ſeines Bruders herausſtellen, das jedenfalls von demſelben Wunſche ſeinen Ausgang genommen hat.

Von Anfang an war auf einen Graf Königsmark der Verdacht gerichtet worden, daß der Mord von ihm angeſtiftet oder doch um ſeinetwillen begangen ſei. Da man jedoch nicht wußte, daß Graf Karl Johann in

---

[1] Der nachherige Earl von Peterborough (III, 241 fg.).

England ſei, ſo richtete man den Verdacht auf deſſen jüngern Bruder, den Grafen Philipp Chriſtoph, der ſich damals in der Akademie des Mr. Faubert zu London befand, von wo er nach Oxford überzugehen beſtimmt war. Man vernahm daher zunächſt ſeinen Führer [1]), von dem man erfuhr, daß der älteſte Graf Königsmark, der einige Zeit vorher in England geweſen und der jetzigen Mrs. Thynne den Hof gemacht, zehn Tage vor dem Morde insgeheim in England angekommen ſei und ſich bis zu dieſem Vorfall verborgen gehalten habe. Man ſcheint darauf den jüngern Grafen ganz aus dem Spiele gelaſſen zu haben, und trachtete nur danach, ſich des ältern zu bemächtigen, was jedoch nicht ſo ſchnell gelang, da er am Morgen nach der That aus ſeiner Wohnung verſchwunden war. Der deutſche Hauptmann, der ſich als ein von Frantz aus der Mark auswies, ergab ſich allerdings als derjenige, der die Ausführung des Mordes geleitet hatte. Der Schuß ſelbſt war auf ſein Geheiß durch den Polen Borosky erfolgt, und der Schwede, ein Lieutenant Stern, war lediglich als Beiſtand mitgeweſen. Frantz blieb aber beharrlich dabei, daß er nur aus Freundſchaft für den Grafen, aber völlig ohne deſſen Vorwiſſen gehandelt habe. Er ſei ſeit acht Jahren ein Intimus des Grafen, ſagte er, der in Schweden ein ſehr bedeutender Mann ſei. Mr. Thynne habe den Grafen um die Hand der von ihm geliebten Dame gebracht und ihn auch außerdem beleidigt. Das habe Frantz rächen wollen. In der That war Frantz, was übrigens bei dem Proceſſe nicht hervorgetreten zu ſein ſcheint, ein wol nicht zu ferner Verwandter des Grafen. Aus einem alten märkiſchen Geſchlechte entſproſſen, war er der Enkel Martin's von Frantz und einer Königsmark aus demſelben Hauſe Köplin, aus welchem die Grafen ſtammten.[1] Frantz hatte nicht lange, bevor er ſich zum Leiter eines Mordes herabließ, ſeinen Muth in edlerer Weiſe bethätigt, indem er bei der Vertheidigung von Mons einen verlorenen Poſten commandirte, wobei er nur allein mit noch zweien von funfzig Leuten, die unter ſeinem Befehle geſtanden hatten, mit dem Leben davonkam[2], und war dafür von dem Prinzen von Oranien durch Ernennung zum Gardelieutenant, von dem König von Schweden durch Verleihung einer Reiterſchwadron belohnt worden. Engliſcherſeits war man nur froh, daß blos Ausländer bei der Sache betheiligt waren, und daß ihre Ausſagen der Oppoſition jeden Vorwand nahmen, dem Vorgang einen politiſchen Anſtrich zu geben, ein Bemühen, das im Anfang dadurch nahe gelegt war, daß der Herzog von Monmouth an jenem Tage ein Zeit lang in Thynne's Kutſche gefahren war. Es ergab ſich jedoch, daß der Herzog die Kutſche ſchon ſeit länger als einer Stunde verlaſſen hatte, als der Mord erfolgte, und die Verbrecher verſicherten einmüthig, der Mord hätte nicht ſtattfinden ſollen, wenn der Herzog bei Mr. Thynne geblieben wäre. War auch auf dieſe Verſicherung nicht allzu viel zu geben, ſo ſtellte ſich doch jedenfalls heraus, daß es ſich lediglich um den Conflict zwiſchen Thynne und Königsmark gehandelt hatte, und die Sache außer allem Bezug zu dem engliſchen Parteiweſen ſtand.

---

[1]) Schon der Umſtand, daß Philipp Chriſtoph, während ſein Bruder bereits gegen Türken und Mauren gekämpft hatte, noch im Unterrichtsſtadium ſtand und einen Hofmeiſter hatte, ſpricht entſcheidend dafür, daß er nicht der ältere Bruder war, wie häufig angenommen worden iſt. Im Folgenden ſieht man, daß auch bei dem Proceſſe Karl Johann als der älteſte hervortrat. Der Führer wird in den engliſchen Quellen Mr. Hanſen genannt. War er ein Deutſcher, ſo wird er wol Hanſen geheißen haben.

---

[1] Sein Vater Kerſten von Frantz auf Kompelin, Werden und Debergetz, war 1654 geſtorben und hatte mehrere Söhne und Töchter hinterlaſſen. Von den Töchtern wurde Ottilie Marie († 1701) 1688 mit dem ſchwediſch-bremiſchen Regierungsrath Samuel Chriſtoph von Liſſenheim verheirathet.

[2] Es ſcheint dies bei der 1677 durch den Marſchall d'Humières vorgenommenen Blokade von Mons geſchehen zu ſein.

Königsmark war noch immer verborgen. Es wurden aber keine Anſtrengungen geſpart, ſeiner habhaft zu werden. Lord Cavendiſh und der Herzog von Monmouth waren beſonders eifrig dabei, und ſchon in der Gazette vom 16. Febr. 1682 wurde ein Preis von 200 Pf. St. auf ſeine Ergreifung geſetzt. In der That gelang es, am 19. Febr., gerade eine Woche nach dem Morde, ihn zu Gravesend, wo er ſich verkleidet aufgehalten hatte, zu verhaften, worauf er, unter militäriſcher Bedeckung, nach London gebracht wurde. Hier wurde ſofort eine außerordentliche Rathsſitzung berufen, in welcher der König ſelbſt den Angeklagten befragte. Renesby, der zugegen war, ſagt in ſeinen Memoiren: der Graf ſei vor Sr. Majeſtät mit aller nur denkbaren Zuverſichtlichkeit erſchienen. Er ſei eine ſchöne Perſon geweſen, und ſein Haar das längſte, das er jemals geſehen. Da das erſte Verhör nur ſehr allgemein gehalten war, wurde er an demſelben Tage nochmals von dem Lord Oberrichter, dem Generalprocurator und Renesby ſelbſt vernommen. Königsmark leugnet auf das beſtimmteſte jede Wiſſenſchaft des Verbrechens, während Renesby von ſeiner Schuld überzeugt geweſen zu ſein ſcheint. Der König, der ſich des Antheils erinnern mochte, den er früher an dem jungen Manne genommen, auch wol der Abkunft, den allgemeinen Verhältniſſen und Verbindungen des Grafen und ſeinen Thaten zu Tanger Rechnung trug, ſoll gewünſcht haben, daß der Graf davonkommen möge, und daneben ſollen einige Freunde Königsmark's es nicht an Beſtechungen haben fehlen laſſen. Wie dem auch ſei, der Proceß wurde am 27. Febr. in Hicks-Hall, unter Vorſitz der Oberrichter Pemberton, North und Montagu verhandelt. Es blieb kein Zweifel, daß Borosky den Mr. Thynne geſchoſſen und daß Frantz und Stern als Beiſtände zugegen geweſen waren. Stern ſcheint lediglich unter Frantzens Einfluß gehandelt und von dem weitern Zuſammenhang nicht viel gewußt zu haben. Frantz blieb ſtandhaft dabei, daß er allein der Urheber des Verbrechens ſei und der Graf nichts davon geahnt habe. Borosky dagegen verſicherte, daß er von dem Grafen Königsmark angeſtiftet worden und auf deſſen Wunſch nach England gekommen ſei. Es wurde außerdem erwieſen, daß der Graf in einer geringen Wohnung verborgen gelebt und aus dieſer vor dem Morde und beinahe im Augenblicke des Mordes mit den Verbrechern in Verkehr geſtanden habe. Auch wurde bezeugt, daß er eine ſtarke Erbitterung gegen Mr. Thynne geäußert, weil dieſer ſich zwiſchen ihn und den reichen Preis, nach dem er ſtrebte, geſtellt habe, und es ergab ſich auch, daß er unmittelbar nach dem Morde verkleidet geflohen war. Der Graf, unter deſſen Entlaſtungszeugen auch ſein Bruder und deſſen Hofmeiſter erſchienen, ſtellte entgegen: daß die Angeklagten zu ſeinem Gefolge und ſeiner Dienerſchaft gehört hätten, weshalb er nothwendigerweiſe viel mit ihnen verkehrt hätte, was jedoch niemals dieſen Mord betroffen habe. Wie er nach London gekommen ſei, ſei er erkrankt 1) und dadurch genöthigt worden, bis

---

1) Ob das die ſchon erwähnte Krankheit oder eine neue geweſen, bleibt dunkel. Im erſtern Falle würde es ungegründet ſein, daß der

zu ſeiner Heilung ſich ſtill zu halten. Mit Mr. Thynne habe er niemals einen Streit gehabt, ihn ſogar niemals auch nur geſehen. Die Flucht nach dem Morde war natürlich, da er, auch ohne von dem Morde gewußt zu haben, wohl wiſſen konnte, daß Frantz um ſeinetwillen gehandelt und daß auf ihn ſelbſt ein ſchwerer Verdacht fallen würde. Freilich würde es auch da noch vielleicht klüger, jedenfalls mannhafter geweſen ſein, wenn er geblieben, hervorgetreten und eben dadurch ſein gutes Gewiſſen bezeugt hätte, während die Flucht den Verdacht verſtärkte. Indeß hatte er doch nur ſo gehandelt, wie die meiſten in ähnlichem Falle zu handeln pflegten, welche die Unannehmlichkeiten eines Criminalproceſſes und das Ungewiſſe des Ausgangs ſcheuten, und ihm als Ausländer lag der Gedanke der Flucht doppelt nahe. Da man in England auf die Ausſagen der Theilnehmer eines Verbrechens wenig Gewicht legt, ſolange ſie nicht durch anderweite Beweismittel unterſtützt werden, und da das engliſche Geſchworenengericht keineswegs blos auf der ſogenannten moraliſchen Ueberzeugung beruht, ſondern an altbewährten Beweisregeln feſthält, die man am wenigſten zum Nachtheil des Angeklagten außer Augen läßt, ſo kam der Mangel an directem geſetzlichen Beweiſe gegen den Grafen demſelben weſentlich zu ſtatten. Dies machte namentlich der Oberrichter Pemberton geltend, deſſen Résumé entſchieden zu Gunſten des Grafen ausfiel, und in der That wurde der Graf für ſchuldlos erklärt, während die drei andern Gefangenen ſchuldig befunden und am 10. März in Pall-Mall, dem Orte ihres Verbrechens, gehängt wurden, wobei Borosky, als

---

Graf nach ſeiner Geneſung noch einmal England verlaſſen hätte und erſt kurz vor dem Morde zurückgekommen wäre.

der unmittelbare Thäter, die Auszeichnung erfuhr, in der Nähe von Mile-End in Ketten aufgehängt zu bleiben.

Ob bei dem für Königsmark freiſprechenden Urtheile der Einfluß des Königs, ob Beſtechung dabei gewaltet hat, wie man geargwöhnt, muß dahingeſtellt bleiben. Wir glauben jedoch, daß auch ohne ſolche Einflüſſe eine gewiſſenhafte Jury, welche vor allem die Möglichkeit ſcheut, einen Unſchuldigen zu verurtheilen, keinen Wahrſpruch gegen ihn finden konnte. Unbedingt gegen ihn ſprach nur die Ausſage des Polen Borosky. Dieſer aber ſtand zunächſt der directe Widerſpruch des Hauptleiters des Verbrechens, des Hauptmanns von Frantz, entgegen, und wenn der letztere Zweifeln unterlag, ſo galt das doch auch von der erſtern. Denn jene Ausſage war doch auch nur allgemeiner Natur; es konnte ein Misverſtändniß über die wahre Intention des Grafen dabei obwalten, oder der Pole konnte in der Meinung handeln, ſeine Schuld werde geringer erſcheinen, wenn er ſich als das Werkzeug eines ſo hochgeſtellten Mannes darſtelle; oder er konnte, wie Frantz aus Freundſchaft, ſo aus irgendeinem Uebelwollen handeln. Alles Uebrige, was gegen den Grafen ſprach, belief ſich auf Möglichkeiten, Wahrſcheinlichkeiten, Gründe zu Verdacht, bot aber nirgends einen ſichern Beweis, ließ immer die Möglichkeit ſeiner Unſchuld zu, und ſolange die noch beſteht, iſt eine Verurtheilung ein ſchweres Wagniß. Daß der Graf einen weitern Streit mit Thynne gehabt, blieb eine bloße Behauptung, für die nicht das Mindeſte beigebracht wurde. Sein Verborgenliegen, ſeine Flucht nach dem Morde machte ihn verdächtig; aber das erſtere erklärte er durch ſeine von Zeugen beſcheinigte Krankheit, und für die letztere lag in dem Wunſche, ſich dem Verwickeltwerden in einen Criminalproceß zu entziehen, die

Erklärung nahe. War die Sache daher in Bezug auf die äußern Verdachtsgründe immerhin zweifelhaft, ſo erſcheint ſie auch in Betreff der innern ſo. Auf der einen Seite war es gewiß, daß der Mord um des Grafen willen verübt worden, und die Behauptung des Frantz, daß er dabei nur aus Freundſchaft für den Grafen gehandelt, dieſer aber von dem Vorhaben nichts gewußt habe, hatte ihr Unwahrſcheinliches. Unmöglich war ſie nicht. Dieſelbe Anhänglichkeit des Frantz, die ihn beſtimmte, bis zum Tode bei ſeiner dem Grafen günſtigen Ausſage zu beharren, konnte ihn auch vermocht haben, die Sache deſſelben zu der ſeinigen zu machen und auf eigene Hand ihn an dem zu rächen, der, wie er meinte, dem Glücke des Grafen in den Weg getreten. Dazu kam, daß es völlig dunkel bleibt, was der Graf eigentlich bei Anſtiftung des Mordes beabſichtigt haben ſollte. Sollte es bloße Rache ſein? Da lag es denn doch in ſeinem ganzen Weſen weit mehr, eine ſolche auf eigene Hand in ritterlichem Zweikampf zu ſuchen, als ſie durch einen von gedungenen Banditen verübten Mord befriedigen zu laſſen. Oder ſollte damit das Hinderniß ſeiner Verbindung mit der gewünſchten Braut aus dem Wege geräumt werden? Die geringſte Ueberlegung genügte, um zu erklären, daß der Mord gerade ein neues und unüberſteigliches Hinderniß ſchuf. Wollte doch der Graf ſogleich nach dem Morde aus England flüchten und würde ihn doch dieſe Flucht auf ewig aus England verbannt haben.

Wir geſtehen, daß wir keineswegs ohne allen Verdacht gegen den Grafen ſind, daß wir aber, wenn wir ihn für ſchuldig halten ſollten, vorausſetzen müßten, es ſeien noch andere Dinge im Spiele geweſen, welche nicht zu Tage gekommen. Dergleichen konnten verſchiedener Art ſein. War vielleicht Thynne von dem Grafen zum Zweikampf gefordert worden und hatte er, mit dem ganzen Hochmuth des reichen engliſchen Gentleman, es abgelehnt, ſich mit dem fremden Abenteurer einzulaſſen? Oder handelte der Graf, welcher Fall ſchon oben berührt worden, wenn nicht im Einverſtändniß mit Mrs. Thynne, ſo doch im vermeinten Intereſſe derſelben? Wollte er ſie vielleicht auf dem Feſtlande treffen? Oder war von dem Grafen etwas anderes beabſichtigt worden, als ein Mord, und hatten die Thäter ihn misverſtanden und ſeinen Auftrag überſchritten? Die Herzogin von Ahlden hat ſpäter, indem ſie dieſen Vorgang, allerdings nach allen Seiten hin unrichtig, erzählte, behauptet: man habe den Mr. Thynne nur zur Verzichtleiſtung auf ſeine Gemahlin nöthigen wollen, und das ſei in einen Mord ausgeartet. Es findet ſich aber durchaus kein äußeres Anzeichen für die Wahrheit dieſer Verſicherung, welche wahrſcheinlich aus den beſchönigenden Erzahlungen des jüngern Grafen gefloſſen iſt.

Wie dem aber auch ſei, die öffentliche Meinung erklärte Königsmark für ſchuldig, betrachtete ſeine Freiſprechung als eine Wirkung der Hofgunſt und Beſtechung und zeigte ſolche Erbitterung gegen den angenommenen Mörder eines Mannes, der, wie werthlos er ſonſt war, doch als ſchließlicher Anhänger einer populären Sache gefeiert ward, daß der Graf für gut fand, England ſo ſchnell als möglich zu verlaſſen. Doch auch auf das Feſtland wollte ihn ein Bluträcher verfolgen. Der feurige Lord Cavendiſh 1) erbot ſich, Königsmark in jedem

---

1) Lord William, welcher nachmals, bei der Erhebung ſeines Vaters, des dritten Earls von Devonſhire, zur Herzogswürde, den Ehrentitel Marquis von Hartington erhielt (1694), und am 18. Aug.

Theile der Welt zu treffen, ihn der Blutſchuld zu zeihen und die Beſchuldigung mit ſeinem Schwerte zu erweiſen. Königsmark ſoll auch die Ausforderung angenommen haben, und es ſoll beſtimmt worden ſein, daß ſie auf den Dünen von Calais ihre Sache ausfechten ſollten. Königsmark hätte jedoch vor Eintritt der verabredeten Zeit den Zweikampf abgelehnt. Iſt das letztere wahr, ſo iſt es jedenfalls nicht aus Mangel an Muth geſchehen. Wol ſollte Graf Karl Johann einen frühen Tod finden, ſollte es aber auf der Bahn der Ehre und in einer rühmlichen Sache. In Frankreich hatte der engliſche Proceß ſeiner Stellung keinen Eintrag gethan. Der König verlieh ihm das Fürſtenbergiſche Regiment, und er wohnte, nachdem er einen Ausflug auf ſeine deutſchen Güter gemacht, 1683 der Belagerung von Courtray bei, wo er ſich mannhaft hervorthat und mehrere Wunden empfing. Kaum von dieſen geneſen, eilte er nach Catalonien, wo er gerade am Tage vor dem Gefecht von Pont-Mayor bei den franzöſiſchen Linien anlangte. In dieſem Gefecht defilirte er mit ſeinem Regiment vor der ganzen Infanterie des Feindes vorüber und nahm eine wichtige und gefährliche Poſition weg. Dann ſtürzte er ſich zuerſt in den Strom, wobei er fortgeriſſen und nur durch den Beiſtand eines Hauptmanns gerettet ward, ſofort aber den Verſuch wiederholte und, wenn auch mit großem Verluſt, ſeine Leute ans jenſeitige Ufer brachte und den Feind zurückſchlug. Ebenſo zeichnete er ſich bei der Belagerung von Girona aus. Lieber aber, als gegen

---

1707 ſeinem Vater als Herzog von Devonſhire ſuccedirte. Er iſt, jedoch lange nach jenen Vorgängen, durch Vermählung mit Rahel Ruſſell, der ſchönen und geiſtvollen Tochter der Lady Ruſſell, in nahe Verwandtſchaft mit der Mrs. Thynne getreten.

die Spanier, hätte er gegen die Türken gekämpft, und überdem verleidete ihm die zunehmende Intoleranz des franzöſiſchen Hofs den Aufenthalt in Frankreich. Auch ihm wurde der Uebertritt zum Katholicismus angemuthet. Er ſoll aber dem König, der ihn deshalb anging, geantwortet haben: er würde ſich der Gnade und der Dienſte Sr. Majeſtät nicht mehr würdig halten, wenn er ſolche Untreue gegen ſeinen Gott bewieſe. Auch ſoll er ſeinem Regimente entſagt haben, weil es zu den Dragonaden verwendet worden. Unter dieſen Umſtänden hatte er wiederholt um die Erlaubniß nachgeſucht, an den Feldzügen in Ungarn theilzunehmen. Die Politik des franzöſiſchen Hofs hatte ihm das Geſuch aber immer abgeſchlagen, weil ſie Oeſterreich keinen Beiſtand gönnte. Dagegen ward ihm 1686 verſtattet, zu dem venetianiſchen Heere zu ſtoßen, das ſein Oheim Graf Otto Wilhelm auf Morea befehligte. Er nahm an der Einnahme von Navarin und Modon theil, und ſtrengte ſich in der ſiegreichen Schlacht von Argos, wo ihm das Pferd unter dem Leibe verwundet ward, dergeſtalt an, daß er gleich darauf in ein hitziges Fieber verfiel, das ihn am 27./28. Aug. 1686 dahinraffte. In den erſten Tagen ſeiner Krankheit ſoll er mehrmals ausgerufen haben: „Ich habe noch nichts gethan." Seine Leiche ward nach Stade geſchafft und an Einem Tage mit der ſeines Oheims unter großen Feierlichkeiten beſtattet.

Der Gegenſtand ſeines Streites mit Thynne, die vielbeworbene Erbin, war unmittelbar nach der Hinrichtung der Mörder ihres Gemahls nach England zurückgekehrt, ſcheint durch das Vorgegangene nur an Intereſſe gewonnen zu haben, und machte, bevor noch zwei Monate verfloſſen waren, eine der glänzendſten Partien, indem ſie ihre Hand dem Herzog Karl von Somerſet reichte. Von ungewöhnlichen, romantiſchen Unfällen und Begegniſſen war ihr Leben fortan frei. Ihr Gemahl war, ſolange die Norfolk noch durch ihren Katholicismus von Ausübung ihrer politiſchen Rechte ausgeſchloſſen waren, der erſte Peer des Reichs. Sie ſelbſt wurde nach dem Sturze der Marlborough Oberhofmeiſterin der Königin. Ob der Hochmuth ihres Gemahls, der ihm die gangbare Bezeichnung als der ſtolze Herzog von Somerſet verſchaffte [1]), ihr beſchwerlich gefallen iſt, wiſſen wir nicht. Aeußerlich iſt nichts hervorgetreten, was das Verhältniß der Gatten als ein unerfreuliches hätte erſcheinen laſſen. Sorgen und Kümmerniſſe, gewöhnlicherer, aber deshalb nicht weniger ſchmerzlicher Art, als die früher beſtandenen, ſind ihr freilich auch nicht erſpart geblieben. Von 13 Kindern, die ſie ihrem Gemahl geboren, haben nur zwei ſie überlebt. Sie ſelbſt ſtarb am 23. Nov. 1722, im ſechsundfunfzigſten Lebensjahre. Ihr Gemahl überlebte ſie noch bis 1748, wo er in einem Alter von 87 Jahren ſtarb. Sein älteſter Sohn und ſein Nachfolger in der Herzogswürde, Algernon Seymour, früher Earl von Hertford, vermählte ſich mit einer Tochter derſelben Familie Thynne, mit der ſeine Mutter in ſo unglücklicher Verbindung geſtanden, erreichte aber die Jahre ſeines Vaters bei weitem nicht [2]), und ſeine einzige Tochter und Erbin brachte das reiche Erbe der Peerie an die Smithſon, denen der heutige Earl von Northumberland angehört. Die Herzogswürde von Somerſet, mit der darangeknüpften Baronie Seymour of Hache, fiel an eine weit entfernte Linie der Seymour. Das

---

[1]) Vgl. III, 506 fg.

[2]) Er ſtarb 1750. Sein einziger Sohn Georg, war noch bei Lebzeiten des Großvaters 1744 im neunzehnten Jahre geſtorben.

Earlthum Egremont und die Baronie Cockermouth kamen an einen Enkel unſerer Heldin, einem Wyndham, den hinterlaſſenen Sohn ihrer 1713 verſtorbenen Tochter Katharina. Das Earlthum Hertford, die Viscountſchaft Beauchamp und die Baronie Seymour of Troubridge erloſchen, und der reiche Beſitz, den der ſtolze Herzog von Somerſet an Ehren und Gütern vereinigt hatte, war in viele Hände verſtreut.

Wir haben uns nun zu dem letzten männlichen Sproſſen jenes gräflichen Zweigs der Königsmark zu wenden, den der alte Feldmarſchall begründet hatte, dem Grafen Philipp Chriſtoph, deſſen trauriges und myſteriöſes Ende bis auf die jüngſte Zeit viele Federn beſchäftigt hat, während doch jede neue hinzukommende Mittheilung zu einer abermaligen Reviſion der Sache reizt. Der letzte männliche Sproſſe ſeines Hauſes — denn mit den fortblühenden Zweigen der Königsmark ſcheinen jene Grafen, nach einer ſchon früher (VIII, 143) von uns gerügten Gewohnheit des deutſchen Adels, faſt ganz aus näherer Verbindung gekommen zu ſein — und durch eine frühe und geheimnißvolle Kataſtrophe untergegangen, deren Schleier zu lüften in der nächſten Zeit ſein Gefährliches hatte, hat er das ſchon oben berührte Schickſal der letzten Sproſſen erloſchener Geſchlechter in beſonderm Maße getheilt, daß über ſein Leben weniger Sicheres bekannt iſt, als über das ſo vieler weit unbedeutenderer Perſönlichkeiten. Schon der Tag ſeiner Geburt iſt unbekannt, das Jahr derſelben nicht ſicher bekannt. Daß das letztere nicht, wie vermuthungsweiſe geſchehen, vor dem ſeines Bruders, etwa in das Jahr 1656 zu ſetzen, ſcheint zweifellos, wenn man bedenkt, was der 1659 geborene Karl Johann ſchon alles durchgemacht und wie er daſtand, als ſein Bruder noch, unter Führung eines Hofmeiſters, eine engliſche Akademie bezog. Wir möchten annehmen, daß er nicht vor 1662 geboren ſei.[1] Seine Jugend, nachdem er, dem Kindesalter entwachſen, der Obhut der Mutter entlaſſen ward, ſoll er am Hofe des Herzogs von Braunſchweig-Celle verbracht haben.[2] So beſtimmt dies aber verſichert wird und ſo gewiß es auch ſcheint, daß er in ſeinen jüngern Jahren ſich an jenem Hofe aufgehalten, ſo laſſen wir es doch in Ermangelung ſicherer äußerer Zeugniſſe, dahingeſtellt ſein, ob er wirklich daſelbſt „erzogen worden“, als Page an jenem Hofe geſtanden, oder ihn nur, wie andere benachbarte Höfe, gelegentlich mit ſeiner Mutter beſucht habe.[3] Jedenfalls weiß man etwas Beſtimmtes über ihn nicht, bis er 1682 bei dem Proceſſe ſeines Bruders in London erſcheint, wo er ſich als ein junger, harmloſer Mann darſtellt, der, unter einem Führer, in ſeiner Bildungsſchule begriffen iſt, und den man ſogleich jedes durch ſeinen Namen entſtandenen Verdachtes entbindet, ſobald ſein älterer Bruder hervortritt. Zu Ende Februar des Jahres 1682 war er ſonach noch in England und eigentlich beſtimmt, noch längere Zeit dort zu bleiben und namentlich noch die Univerſität Oxford zu beſuchen. Daß dies nicht geſchehen iſt, daß er vielmehr, vielleicht gleichzeitig mit ſeinem Bruder oder doch um dieſelbe Zeit, England verlaſſen hat, iſt auch uns wahrſcheinlich. In erwieſener Weiſe tritt er aber erſt 1688 wieder hervor, wo er am 12. März 1688 zu Hannover am Hofe ſpeiſte, und dann wieder im Februar 1689, wo er in Venedig war, um die Leiche ſeines Oheims, des Grafen Otto Wilhelm, in Empfang zu nehmen und nach Stade zu geleiten. Von 1688 an erſcheint er in hannoverſchen Kriegsdienſten. Die Lücke von 7—8 Jahren, die ſich ſonach herausſtellt, wird von verſchiedenen Schriftſtellern in verſchiedener Weiſe ausgefüllt. Cramer verſichert mit großer Beſtimmtheit, er ſei von Celle an den kurſächſiſchen Hof nach Dresden gekommen, habe den Prinzen Friedrich Auguſt, den nachherigen König Auguſt II., auf deſſen Reiſen begleitet, ſei zeitig kurſächſiſcher Oberſt geworden, habe mehreren Feldzügen in Ungarn beigewohnt und ſei dann, durch eine zufällige Bekanntſchaft mit dem Prinzen Ernſt Auguſt von Hannover [1], in hannoverſchen Dienſt gekommen. Dieſen Angaben ſteht allerdings direct entgegen, wie Graf Schulenburg mit Recht hervorhebt, daß Ernſt Auguſt erſt 1674 geboren war, der Graf aber ſchon 1689 als hannoverſcher Oberſt erſcheint. Auch die engliſche Epiſode will nicht dazu ſtimmen, und in Sachſen weiß man nichts davon, daß ein Graf Königsmark den Prinzen Friedrich Auguſt auf ſeinen Reiſen begleitet habe und vor dem Jahre 1694 in kurſächſiſche Dienſte getreten ſei. Auch iſt ſeine angebliche Theilnahme an ungariſchen Feldzügen, die er offenbar an der Seite Friedrich Auguſt's in ſächſiſchen Dienſten mitgemacht haben ſoll [2], vollkommen unchronologiſch, da die ungariſchen Feldzüge Friedrich Auguſt's erſt nach 1694 fallen, wo Königsmark ſchon hinüber war. Seine Bekanntſchaft mit Friedrich Auguſt datirt vielmehr von den niederländiſchen Feldzügen der Jahre 1688 fg. Ein memoirenartiger Aufſatz des Marſchalls von Sachſen, des Neffen unſers Grafen, der ſich erſt vor kurzem in dem Staatsarchiv zu Dresden gefunden hat und von Herrn von Weber in ſeinem intereſſanten Werke: „Aus vier Jahrhunderten“ (II, 88 fg.), veröffentlicht worden iſt, läßt den Grafen, der in einem innigen Liebesverhältniſſe mit der Prinzeſſin Sophie Dorothea von Celle geſtanden habe, bei der Trauung der letztern mit dem Erbprinzen von Hannover, verkleidet in der Schloßkapelle zu Hannover [1]) erſcheinen, große Beſtürzung der Prinzeſſin erregen, die ſie durch ein vorgeſchütztes Unwohlſein bemäntelt habe, während der dadurch entſtandenen Verwirrung, auf eine Mahnung ihrer Vertrauten, des Fräuleins Kneſebeck [2]), fortſtürzen, zur Poſt eilen, nach Schweden abreiſen und ſich dort in ein einſames Schloß flüchten [3]), nach wiedergewonnener Faſſung aber ganz ruhig — nach Hannover zurückkehren, ſich bei Hofe

---

[1] Daſſelbe Jahr hat auch Heſekiel, der wol aus Familiennachrichten geſchöpft hat.

[2] Daß er, wie Cramer ohne nähere Beſcheinigung angibt, den erſten Unterricht zu Hamburg empfangen, iſt nicht unwahrſcheinlich.

[3] Die Herzogin von Ahlden erwähnt nur, daß er, wie ſie noch ein Kind geweſen, an jenem Hofe erſchienen ſei, was nur auf einen vorübergehenden Beſuch zu weiſen ſcheint.

---

[1] Der jüngſte Sohn des erſten Kurfürſten von Hannover, Ernſt Auguſt, und der Sophie von der Pfalz. Geb. 18. Sept. 1674, wurde er 1716 Biſchof von Osnabrück, und ſtarb, unvermählt, 14. Aug. 1728.

[2] Eine franzöſiſche Denkſchrift des Herrn de Buſſy (Suard, „Archives littéraires de l'Europe", Paris 1804, Nr. 8) läßt ihn

---

den Prinzen Karl Philipp von Hannover nach Ungarn begleiten, der übrigens ſchon 1. Jan. 1690 in Albanien fiel.

[1]) Die Trauung erfolgte aber zu Celle.

[2]) Es würde noch einer Unterſuchung bedürfen, ob dieſes Fräulein ſchon damals, 1682, an der Seite der Prinzeſſin geweſen, 1686 war ſie es. Sie ſelbſt behauptete aber bei ihren Verhören keineswegs, daß ſie die frühe Zuneigung des Grafen und der Prinzeſſin aus eigener Wiſſenſchaft kenne, ſondern berief ſich auf die Erzählungen einer Gräfin Reuß. Wir werden auch ſpäter ſehen, daß ſie über frühere Vorgänge am celleſchen Hofe, die ſie hätte kennen müſſen, wenn ſie ſchon 1682 daſelbſt gelebt hätte, ſchlecht unterrichtet war.

[3]) Wäre er in Schweden nicht auch außerdem ſicher geweſen? Und was fürchtete er überhaupt? Wie wenig ſtimmt dieſe Angſt zu dem ſonſtigen Weſen der Brüder!

vorſtellen, freundlich empfangen werden und eine Compagnie bei der Leibgarde erhalten. Wir geſtehen, daß wir das alles zu den romanhaften Ausſchmückungen rechnen, von denen jener Aufſatz voll iſt, ſei es nun, daß ſie in der Abſicht des Verfaſſers lagen, oder in einem unbewußten Spiel ſeiner Phantaſie ihren Grund hatten, oder von den Perſonen herrührten, die ihm von dieſen vor ſeiner Geburt ſtattgefundenen Ereigniſſen erzählten.

Wir müſſen hier aber auf die Verhältniſſe jener Prinzeſſin und damit auf die der damaligen Höfe des Hauſes Braunſchweig eingehen. Zwei Söhne des Herzogs Ernſt zu Celle (geb. 26. Juni 1497, † 11. Jan. 1546) und der Sophie von Mecklenburg, die Herzoge Heinrich zu Dannenberg (geb. 4. Juni 1533, vermählt mit Urſula von Sachſen-Lauenburg, † 17. Jan. 1598) und Wilhelm zu Lüneburg (geb. 4. Juli 1535, vermählt mit Dorothea von Dänemark, † 20. Aug. 1592), ſind, unter mancherlei Zwiſchentheilungen und Wechſelfällen, die Stammväter, der Erſte des Hauſes Braunſchweig-Wolfenbüttel, oder der jetzigen Herzoge von Braunſchweig, der Zweite des Hauſes Braunſchweig-Lüneburg, oder der jetzigen Könige von Hannover geworden. An der Spitze des erſtern Hauſes befand ſich in jener Zeit factiſch der edle und geiſtvolle Herzog Anton Ulrich (geb. 4. Oct. 1633, ſuccedirt 1666, † 27. März 1714), mit ſeinen Brüdern Rudolf Auguſt und Ferdinand Albert, von welchem letztern die neuern Herzoge von Braunſchweig ſtammen. Auch in dem Hauſe Lüneburg hatten gleichzeitig vier Brüder nebeneinander geſtanden, von denen jedoch der älteſte, Chriſtian Ludwig (geb. 25. Febr. 1622), bereits 1665 (15. März), der dritte, Johann Friedrich (geb. 25. April 1625), 1679 (28. Dec.) geſtorben waren, der erſtere kinderlos[1]), der letztere ohne Namenserben.[2]) Noch lebten der zweite, Georg Wilhelm zu Celle (geb. 26. Jan. 1624, † 28. Aug. 1705), und der jüngſte, Ernſt Auguſt zu Hannover (geb. 20. Nov. 1629, † 23. Jan. 1698). Nur der letztere hatte erbfähige Nachkommenſchaft. Schon vorher, durch das Teſtament des Vaters dieſer vier Brüder, des Herzogs Georg von Braunſchweig-Lüneburg (geb. 17. Febr. 1582, † 12. April 1641), der ſie mit Anna Eleonore von Heſſen-Darmſtadt (geb. 30. Juli 1591, vermählt 14. Sept. 1617, † 6. Mai 1659) erzeugt hatte, waren die Beſitzungen der lüneburgiſchen Linie des Hauſes Braunſchweig, die zwar zu jener Zeit noch nicht vollſtändig vereinigt waren, deren Zuſammenkommen aber in naher Ausſicht ſtand[3]), in zwei Theile geſchieden worden: den kalenbergiſchen, der nach Hannover benannt ward, und den lüneburgiſchen oder celleſchen. Dem älteſten Sohne, Chriſtian Ludwig, der zunächſt die Regierung des väterlichen Antheils antrat, war die Wahl überlaſſen, und er entſchied ſich, nach dem Tode des Oheims, für Celle, worauf ſein nächſter Bruder, Georg Wilhelm, ihm zu Hannover folgte. Als aber Chriſtian Ludwig kinderlos ſtarb, ging Georg Wilhelm nach Celle über, und in Hannover folgte ihm der dritte Bruder, Johann Friedrich, und erſt nach deſſen Tode trat der jüngſte, Ernſt Auguſt, der ſeit 1662 Biſchof von Osnabrück war, in die Regierung zu Hannover ein. Der letztere war ſchon ſeit 1658 mit der Sophie von der Pfalz, einer Tochter des unglücklichen Winterkönigs und der Eliſabeth Stuart, vermählt, die ſeinem Hauſe das Erbrecht zu der engliſchen Krone zugebracht hatte.

---

[1]) Er hatte ſich 9. Oct. 1653 mit jener Dorothea von Holſtein-Glücksburg vermählt, welche ſpäter die zweite Gemahlin des Großen Kurfürſten von Brandenburg wurde. (Vgl. III, 70.)

[2]) Von vier Töchtern ſtarben zwei in der Jugend. Die älteſte ward (1696) dem Herzog Rainald von Modena, die jüngſte (1699) dem nachherigen Kaiſer Joſeph I. vermählt.

[3]) Zu Celle regierte nämlich damals noch ein älterer Bruder, Friedrich (geb. 28. Aug. 1574, † 10. Dec. 1648), war aber unvermählt. Er hinterließ einen natürlichen Sohn: den Ernſt von Lüneburg, wie ſein nächſt vorhergehender Bruder, Auguſt (geb. 18. Nov. 1568, † 1. Oct. 1636), den Friedrich von Mathlingen und Nerren hinterlaſſen hatte. Es waren ſieben Brüder geweſen, die aber, in brüderlicher Eintracht zuſammenlebend, übereingekommen waren, daß nur einer von ihnen ſich ſtandesmäßig vermählen ſolle, welches Los dem Georg, der auch ſonſt der Bedeutendſte unter ihnen war, zufiel.

Georg Wilhelm dagegen war, nach einer ziemlich zügelloſen Jugend, eine mindeſtens zweifelhafte Verbindung eingegangen. Daß er dies, wie behauptet worden, gleichfalls infolge eines ſeinem jüngſten Bruder gemachten Verſprechens, ſich nicht oder doch nicht ſtandesmäßig verheirathen zu wollen, gethan habe, iſt wol mit Recht bezweifelt worden. Jenes Verſprechen müßte doch vor der Vermählung Georg Wilhelm's, alſo vor 1665 gemacht worden ſein, bis zu welchem Jahre noch zwei dem Ernſt Auguſt vorausgehende Brüder in ſtandesmäßiger Ehe lebten. Wir halten dafür, daß jenes Verſprechen entweder zu den vielen romantiſchen Ausſchmückungen dieſer Geſchichte gehört, oder auf einer Verwechſelung mit den ſpätern Conceſſionen Georg Wilhelm's beruht. Wie dem auch ſei, Georg Wilhelm hatte, bei öftern Beſuchen Hollands, in dem Hauſe der Fürſtin von Tarent[1]) die Bekanntſchaft eines Marquis Alexander d'Olbreuſe und ſeiner Familie gemacht, eine heftige Neigung zu der Tochter deſſelben, Eleonore d'Olbreuſe (geb. 17. Jan. 1639, † 5. Febr. 1723), gefaßt und war, nachdem er im März des Jahres 1665 regierender Herr geworden, im September dieſes Jahres in eine Verbindung mit ihr getreten, welche wahrſcheinlich in Holland durch eine geheime Trauung geweiht wurde, wenn man auch dieſe Handlung ſpäter in Celle in feierlicherer Weiſe zu wiederholen für gut gefunden hat. Georg Wilhelm ſcheint dabei niemals eine unmittelbare Succeſſionsfähigkeit ſeiner aus dieſer Verbindung zu erzielenden Nachkommen ins Auge gefaßt zu haben. Seiner Gemahlin legte er zunächſt nur den Titel einer Frau von Harburg bei und wartete ruhig ab, wie ſich der Eheſegen geſtalten werde. Der Erfolg war denn auch geeignet, die Schwierigkeiten des Verhältniſſes zu ebnen. Nachdem am 15. Sept. 1666 eine Tochter, Sophie Dorothea, geboren worden, folgten noch drei todtgeborne Töchter[1]), und dann ſchien die Hoffnung weiterer Nachkommenſchaft verſchwunden und blieb es. Von nun an ward es die Sorge Georg Wilhelm's, ſeiner Gemahlin und Tochter die möglichſten Privatvortheile zu ſichern, während er in politiſcher Beziehung den Wünſchen ſeiner präſumtiven Nachfolger willig die Hand bot. Er allodificirte fünf Domänen und erhielt (1. Sept. 1671) die Zuſtimmung der Agnaten dazu. Die Domänen Dannenberg und Hitzacker wurden der Herzogin und nach ihr ihrer Tochter zugeſchrieben. Im Jahre 1672 wurde, gleichfalls mit Zuſtimmung der Agnaten (4. Juli), die Inſel Wilhelmsburg denſelben Damen geſichert, worauf die Frau von Harburg vom Kaiſer zur Gräfin von Wilhelmsburg erhoben wurde (16. Juli 1674). Nunmehr wurde durch Vertrag vom 15. Mai 1676 die Ehe des Herzogs Georg Wilhelm und die Legitimität ſeiner Tochter von ſeinem Bruder Ernſt Auguſt förmlich anerkannt. Würde Sophie Dorothea ſich in ein altfürſtliches Haus vermählen [1]), ſo ſollte ſie vollkommen berechtigt ſein, ſich Prinzeſſin von Braunſchweig-Lüneburg zu nennen und das Wappen des Hauſes zu führen. [2]) Dagegen willigte Georg Wilhelm ein, daß, falls aus ſeiner Ehe noch ein Mannesſtamm erwachſen ſollte, dieſer von der Erbfolge zwar nicht unbedingt ausgeſchloſſen ſein, aber doch den Söhnen Ernſt Auguſt's darin nachgeben ſollte. Am 21. Aug. 1676 wurde der Inhalt dieſes Vertrags und damit auch die Nachfolge Ernſt Auguſt's oder ſeiner Nachkommen von 24 altadelichen Landſtänden anerkannt. Nach dem Tode des dritten Bruders, des Herzogs Johann Friedrich zu Hannover, erklärte Georg Wilhelm ſeine Gemahlin zur Herzogin (17. Juli 1680) und auch dies wurde ſowol an Ernſt Auguſt, dem vielleicht dafür das Amt Thedinghauſen abgetreten ward (30. März 1682), als von dem Kaiſer anerkannt.

---

[1]) Emilie (geb. 12. Febr. 1616, † 15. Febr. 1693), eine Tochter des Landgrafen Wilhelm V. von Heſſen-Kaſſel und der Amalie Eliſabeth von Hanau-Münzenberg, vermählte ſich am 1. Mai 1648 mit Heinrich Karl de la Tremouille, Fürſten von Tarent (geb. 1620, † 24. Sept. 1672).

---

[1]) Sophie Dorothea wollte ſich auch eines Bruders erinnern, der kurz nach der Geburt geſtorben ſei und über den man ſonſt nichts findet

Die Prinzeſſin Sophie Dorothea, das einzige Kind ihrer Aeltern und der Gegenſtand höchſter Zärtlichkeit derſelben — und doch beſtimmt, durch ihre Aeltern unglücklich gemacht zu werden! — wurde mit großer Sorgfalt erzogen und erlangte, wie ungemeine Körperſchönheit, ſo auch eine ungewöhnliche Geiſtesbildung. Der Hof zu Celle war ein wohlgeregelter und dabei angenehmer Hof, an welchem, bei einer ſittlichen Haltung, zu der die gegenſeitige eheliche Treue des herzoglichen Ehepaars das Vorbild gab, doch franzöſiſche Feinheit und Anmuth herrſchten und ſchon das Verhältniß der Herzogin die Steifheit der Etikette milderte. Zahlreich wendeten ſich franzöſiſche Emigranten achtungswerthen Charakters nach jenem Hofe und belebten ihn, und auch von deutſchen Cavaliers wurde er gern beſucht. Es iſt ſchon früher erwähnt worden, daß Königsmark in ſeiner Jugend gleichfalls an dieſem Hofe erſchienen ſei, daß es aber ungewiß bleibe, in welcher Eigenſchaft, wann und wie lange. Gleiche Ungewißheit beſteht über die Sage, daß ſchon vor der Vermählung der Prinzeſſin ein Verſtändniß zwiſchen ihr und Königsmark beſtanden und daß letzterer ſich ſogar Hoffnung auf ihre Hand gemacht habe. Wir ſind der Meinung, daß nichts an dieſer Sage iſt oder daß ſie ſich höchſtens auf ein flüchtiges Kinderſpiel beſchränkt hat.[1]) Zwar würde es an ſich kein zu kühner Gedanke Königsmark's geweſen ſein, als der Erbe ſo berühmter und hochgeſtellter Vorfahren und ſo bedeutenden Reichthums, der Verwandte mehrerer hoher Fürſtenhäuſer, nach der Hand der aus nicht ſtandesmäßiger Ehe entſproſſenen Tochter eines dem Erlöſchen nahen Zweigs des Hauſes Braunſchweig zu ſtreben. Indeß vieles ſteht doch entgegen. Die Prinzeſſin war, wie Philipp Chriſtoph den Hof zu Celle verlaſſen hatte, jedenfalls nicht älter als 14 Jahre, und war bereits die Verlobte eines Prinzen geweſen. Es war wol bekannt, daß ihre Aeltern andere Abſichten hatten, als ſie einem ſchwediſchen Grafen zu verbinden. Wollen wir auch darauf kein Gewicht legen, daß ſie ſelbſt nur einräumt, ſich als Kind viel mit Königsmark abgegeben und ihn gern geſehen zu haben, ſo tritt doch auch in den zahlreichen vertrauteſten Briefen zwiſchen ihr und Königsmark, die man aus ſpäterer Zeit beſitzt, keine Hindeutung auf ein früheres Liebesverſtändniß hervor. Sie erzählt ſelbſt, wenn auch irrthümlich, doch in einer Weiſe, die in Betreff eines Jugendgeliebten verwunderlich ſein würde, wie Graf Philipp Chriſtoph nach der Hand jener engliſchen Erbin geſtrebt habe. Es findet ſich nirgends eine thatſächliche Spur jenes Verſtändniſſes, das in der That nur in ſolchen Berichten über die einſchlagenden Vorgänge vorausgeſetzt wird, deren Tendenz eine möglichſt romantiſche Ausſchmückung des Verhältniſſes iſt.

---

[1]) Jedenfalls auch wenn ſie unvermählt blieb. Uebrigens hat man bei dieſer Clauſel ſchwerlich an den Fall einer nicht altfürſtlichen Vermählung der Prinzeſſin gedacht, was für die Königsmark'ſche Geſchichte allerdings von Bedeutung geweſen wäre. Denn die Prinzeſſin war bereits mit einem Prinzen aus altfürſtlichem Hauſe verlobt, wie jener Vertrag geſchloſſen ward.

[2]) Dieſes blieb nur ihr und ihren Nachkommen vorbehalten, nicht ihren etwaigen Geſchwiſtern und deren Nachkommen (Artikel 5).

---

[1]) Die Kneſebeck ſagte aus: die Gräfin Reuß habe ihr erzählt, wie die Prinzeſſin und der Graf noch Kinder geweſen, hätten ſie ſich oft hinter eine Gardine verkrochen und ſich da geküßt.

Am 2. April 1676 wurde die noch nicht zehnjährige Prinzeſſin dem damaligen Erbprinzen von Braunſchweig-Wolfenbüttel, Auguſt Friedrich (geb. 24. Aug. 1657), dem älteſten Sohne des Herzogs Anton Ulrich und der Eliſabeth Juliane von Holſtein-Norburg, verlobt. Dieſer tapfere Prinz ſtarb aber ſchon am 22. Aug. 1676 an den vor Philippsburg erhaltenen Wunden; ein Todesfall, der für das ganze Leben der Prinzeſſin unheilvoll entſcheidend wurde. Zwar wurde nun der Gedanke gefaßt, den Vermählungsplan auf den nächſten Bruder des

Verſtorbenen, den dritten [1]) Sohn Anton Ulrich's, den nunmehrigen Erbprinzen Auguſt Wilhelm [2]), überzutragen. Ueberhaupt waren die Beziehungen des Hofs zu Celle zu dem von Braunſchweig-Wolfenbüttel herzlicher und zutrauensvoller als zu Hannover, da dort weniger Conflict der Intereſſen und beſſerer Einklang der Charaktere beſtand. Anton Ulrich ſelbſt betrieb jenen Plan und auch Georg Wilhelm ſchien ihm nicht abgeneigt. Indeß machte er diesmal eine wenigſtens aufſchiebende Schwierigkeit geltend, indem er die ſofortige Abſchließung eines förmlichen Eheverſprechens ablehnte und den Wunſch zu erkennen gab, ein ſolches nicht eher eintreten zu laſſen, als bis ſeine Tochter das ſechzehnte Jahr vollendet hätte. Allerdings konnte dies eine natürliche Erklärung darin finden, daß in dem vorliegenden Falle auch der vorgeſchlagene Bräutigam noch ſehr jung war. Möglich aber auch, daß Georg Wilhelm freie Hand behalten wollte, um die Hand ſeiner Tochter nöthigenfalls bei ſeinen Verhandlungen mit Hannover in die Wagſchale legen zu können. Wie dem auch ſei, der ganze Plan zerſchlug ſich aus unbekannt gebliebenen Gründen, und der Erbprinz von Wolfenbüttel that dabei den erſten entſcheidenden Schritt, indem er ſich am 24. Juni 1681 mit ſeiner Couſine, der Prinzeſſin Chriſtine Sophie [3]), vermählte, ungeachtet dieſelbe acht Jahre älter war als er. Es ſoll darauf der damalige Erbſtatthalter von Friesland, Fürſt Heinrich Kaſimir von Naſſau-Dietz [1]) ſich um die Hand der Prinzeſſin beworben haben, was ſich jedoch auch zerſchlagen habe.

---

[1]) Der zweite Prinz, Leopold Auguſt (geb. 27. Febr. 1661) war ſchon 5. März 1662 geſtorben.

[2]) Geb. 8. März 1662, † 23. März 1731. Dreimal vermählt, das erſte mal mit einer Couſine aus ſeinem Hauſe, dann mit zwei Prinzeſſinnen aus dem Hauſe Holſtein, iſt er doch kinderlos geblieben.

[3]) Eine Tochter des Herzogs Rudolf Auguſt von Braunſchweig-Wolfenbüttel und der Gräfin Chriſtine Eliſabeth von Barby. Geb. 3. April 1654, war ſie 1678 Aebtiſſin von Gandersheim geworden und ſtarb 26. Jan. 1695.

Georg Wilhelm und ſeine Gemahlin hatten einen andern Plan, hinſichtlich deſſen man eingeſtehen muß, daß er nicht blos ihren perſönlichen materiellen Intereſſen, ſondern auch den Intereſſen des Hauſes und Landes entſprach. Eine Vermählung ihrer Tochter mit dem Erbprinzen von Hannover beugte allen Schwierigkeiten vor, die der Herzogin und ihrer Tochter, nach dem Tode Georg Wilhelm's, denn doch von dem neuen Regenten gemacht werden konnten, verſprach, die Zukunft beider Damen zu ſichern, und glich doch die Nachtheile aus, welche die zu Gunſten derſelben getroffenen Vermögensdispoſitionen für das Regentenhaus und das Land in ſich faßten. Der Gedanke ſchien ſo überaus natürlich und zweckmäßig, daß die Herzogin ihre Verſtimmung über manche verletzende Aeußerung des ſtolzen Hofs von Hannover, die ihr zugetragen worden, willig überwand, und beide Aeltern über die Bedenken hinwegſahen, die ihnen das Treiben an jenem Hofe und der Charakter beſonders des dortigen Erbprinzen einflößen konnten. Die Wünſche der Tochter ſelbſt mögen vollends nicht befragt worden ſein. Es gehört zu den zahlloſen Ausſchmückungen dieſer zuerſt im Gewande des Romans [2])

---

1) Geb. 17. Jan. 1657, † 25. März 1696. Er vermählte ſich 26. Nov. 1683 mit Amalie von Anhalt-Deſſau und wurde der Stammvater der heutigen Könige von Niederland.

2) Und zwar von niemand Geringerm, als dem Herzog Anton Ulrich von Braunſchweig-Wolfenbüttel ſelbſt, im ſechsten Bande ſeiner

bearbeiteten Geſchichte: daß man dieſe Stimmung des celleſchen Hofes völlig ignorirt, vielmehr die Herzogin Sophie von Hannover, am ſiebzehnten Geburtstage der Prinzeſſin, dem 15. Sept. 1682, plötzlich und unerwartet in Celle erſcheinen und hier dem herzoglichen Paare durch Ueberraſchung und Zureden die Einwilligung in den hiernach von Hannover aus betriebenen Plan abgewinnen läßt. Die unerwartete Ankunft der Herzogin Sophie und daß bei dieſer Gelegenheit, alſo genau an dem Tage, auf welchen Georg Wilhelm das Verlöbniß ſeiner Tochter verſchoben hatte, die Sache zum Abſchluß gebracht worden, mag richtig ſein. Der franzöſiſche Diplomat Gourville, der ſchon 1681 in beſonderer Miſſion die Höfe von Celle und Hannover beſucht hatte, bezeugt aber in ſeinen Memoiren (II, 211 fg.), daß ihm damals in Celle der Herzog und die Herzogin den Plan, ihre Tochter mit dem Erbprinzen von Hannover zu verbinden, eröffnet und ihn gebeten hätten, die Sache in Hannover zur Sprache zu bringen, wo er denn auch natürlich das willigſte Entgegenkommen gefunden. Der perſönliche Beſuch der Herzogin Sophie, der immerhin, auch wenn ihm vorbereitende Unterhandlungen vorausgegangen, unerwartet kommen konnte, mag dabei den Zweck gehabt haben, durch eine ſolche Aufmerkſamkeit den ungünſtigen Eindruck, den die geringſchätzigen Aeußerungen hervorgerufen hatten, die ſich Ernſt Auguſt und ſein Sohn, der nunmehrige Bräutigam, über die Herzogin von Celle und ihre Tochter erlaubt hatten, vollends zu tilgen. Daß die entgegenſtehende Erzählung, welche die ganze Sache auf dieſen Beſuch zurückführt,

---

„Römiſchen Octavia“ (6 Bde., Nürnberg 1685—1707; dritte Ausgabe, 7 Bde., Wien 1762).

romanhafte Erfindung ſei, wird auch dadurch wahrſcheinlich, daß ſie, um die Sache noch pikanter zu machen, gleichzeitig mit dieſem Beſuche den Erbprinzen von Wolfenbüttel ſich auf den Weg machen läßt, um ſich um die Hand der Prinzeſſin zu bewerben, den Erbprinzen, der ſeit länger als einem Jahre bereits anderweit vermählt war! [1])

Wie dem auch ſei, neun bis zehn Wochen nach jenem Beſuch, am 21. Nov. 1682, wurde auf dem Schloſſe zu Celle die Vermählung der Prinzeſſin Sophie Dorothea mit dem Erbprinzen Georg von Hannover gefeiert. Ohne daß wir auf ein Schreiben der Prinzeſſin an ihre künftige Schwiegermutter, d. d. Celle, 21. Oct., worin ſie ihre freie Einwilligung zu dieſer Verbindung erklärt, beſonderes Gewicht legen wollen, ja indem wir zugeben, daß gerade die Abfaſſung eines ſolchen Schreibens auf den Gedanken führen könnte, es hätten vorher Zweifel über die Geſinnung der Prinzeſſin beſtanden, finden wir doch ſonſt nicht die mindeſte Spur, daß die Prinzeſſin einen Widerwillen gegen dieſe Verbindung zu erkennen gegeben, daß ſie einen Verſuch gemacht habe, ihr zu entgehen, was ihr, bei der Zärtlichkeit, welche ihre Aeltern dem einzigen Kinde damals noch bewieſen, doch vielleicht gelungen wäre. Sie fügte ſich in dieſe Verbindung, wie ſie ſich in die früher projectirten gefügt

---

1) Und das ſchreibt ſein eigener Vater in der „Römiſchen Octavia“! Beweis genug, daß er in dieſem Buche eben nur einen Roman liefern wollte, zu dem er einige Züge einer wahren Geſchichte benutzte, dieſe aber nach ſeinen ſchriftſtelleriſchen Intentionen willkürlich geſtaltete. Aber auch das Fräulein von der Kneſebeck, das man ſchon in Celle die Vertraute der Prinzeſſin geweſen ſein läßt, hat in einem handſchriftlichen Berichte über die Königsmark'ſche Angelegenheit dieſelbe Unmöglichkeit, was denn doch dafür ſprechen dürfte, daß ſie eben erſt ſpäter zu der Prinzeſſin kam.

hatte.[1] Sie gab ihre Hand, ohne Neigung, aber ohne Widerſtreben. — Wenn wir nun alle dieſe Umſtände zuſammennehmen: daß die Prinzeſſin Königsmark nur als Kind gekannt haben will, daß ſie in ihrem zehnten Jahre verlobt ward, daß, nachdem dieſes Verlöbniß durch den Tod getrennt worden, ſofort neue Verlobungsplane in Gang, kamen und verſchiedene fürſtliche Freier ſich einſtellten, daß der Graf ſelbſt ihr ſpäter, wie ſie längſt verheirathet und nun in der That mit ihm in ein Liebesverhältniß getreten war, ſchrieb: er habe ſie zwar geliebt, ſeit er ſie geſehen habe, ſeine Jugend aber habe ihn verhindert, ſeine Leidenſchaft zu erklären, daß die Prinzeſſin ihre Vermählung ohne Widerſtreben einging, daß der Graf nicht zu lange vorher nach England gegangen war, in der Abſicht, längere Zeit daſelbſt zu verweilen — nehmen wir das alles zuſammen, ſo werden wir doch geneigt, ſowol das behauptete frühe Verſtändniß Königsmark's und der Prinzeſſin entſchieden in Zweifel zu ziehen, als auch dem Grafen Schulenburg beizuſtimmen, wenn er annimmt, daß Philipp Chriſtoph jene ſtreitigen Jahre auf Reiſen, namentlich in Italien, zugebracht, wie er denn vertraute Bekanntſchaft mit der italieniſchen Literatur an den Tag legt, und halten die Erzählung des Grafen Moritz von Sachſen auch in dieſem Punkte für mindeſtens ſehr unwahrſcheinlich.

Jedenfalls aber kann die Verwirrungsſcene nicht in der Schloßkapelle zu Hannover ſtattgefunden haben, da die Prinzeſſin zu Celle getraut ward, und erſt drei Wochen ſpäter, am 11. Dec. 1682, ihren Einzug in Hannover hielt. Sie kam hier auf einen weſentlich ſchwierigern und ſchlüpfrigern Boden, als den ſie verlaſſen hatte. Ernſt Auguſt war ein ſtaatskluger, ehrgeiziger Fürſt, dem vieles gelungen war, noch mehr gelingen ſollte. Er war nicht ohne Mäßigung und Milde und, im ſtarken Gegenſatze zu ſeinem Sohne, ſehr gefälligen Benehmens. Der ganze Hof aber war glänzender, großartiger, ſtolzer, als der zu Celle, und der Herzogin Sophie, einer geiſteskräftigen, bis zum hohen Alter lebendigen und hochſinnigen Dame, wohnte das Bewußtſein inne, dem engliſchen Königshauſe zu entſtammen und einen Anſpruch auf den engliſchen Thron zu haben. Noch in ſpäten Jahren äußerte ſie oft, ſie wolle ruhig ſterben, wenn nur auf ihren Grabſtein die Worte geſetzt werden könnten: Sophie, Königin von England. Doch mit dieſen Schwiegerältern wäre noch auszukommen geweſen. Allein ſchon zu dem Schwiegervater, der, ſtatt wie ſein Bruder Georg Wilhelm mit Eintritt in den Eheſtand ſeinen Jugendſünden zu entſagen, vielmehr ein offenes und förmliches Maitreſſenthum nach franzöſiſchem Stile einführte, gehörte noch die böſe Gräfin Platen, die declarirte Maitreſſe des Herzogs, welche, mit ihrer Schweſter, ihrer Tochter, ihrer Schwiegertochter und ihrer Großnichte den hannoverſchen Hof beherrſchte und mit der Geilheit einer Meſſalina einen ränkevollen, boshaften, rachſüchtigen Charakter verband. Der Erbprinz, der nunmehrige Gemahl der Prinzeſſin von Celle, Georg Ludwig (geb. 7. Juni 1660), nachmals König Georg I. von Großbritannien und Irland, war zwar kein bösartiger Mann, wozu er ſchon zu phlegmatiſch war, vielmehr nicht ohne eine gewiſſe rauhe Biederkeit und, ohne geiſtig irgend beſonders begabt zu ſein, doch nicht ohne geſunde Einſicht in das Nächſtliegende, aber von überaus trockenem, verſchloſſenem, ſchweigſamem Weſen, wenig geeignet, das Herz einer jungen, ſchönen, geiſtreichen und feurigen Prinzeſſin, in deren Adern franzöſiſches Blut wallte, zu erwärmen oder auch nur ihre Achtung und Dankbarkeit, ihr Vertrauen zu gewinnen, und nicht ohne einen Zug nachtragender, unverſöhnlicher Härte, beſonders wo ſein Stolz verletzt war, den er in hohem Grade und wenig anſprechender Form beſaß, und der ſich natürlich mit dem wachſenden Glanze des Hauſes ſteigerte. Sophie Dorothea fand, außer der Herzogin, eine einzige fürſtliche Dame am Hofe, an die ſie ſich hätte anſchließen können, ihre Schwägerin, die treffliche Charlotte Sophie (geb. 20 Oct. 1668, † 2. Febr. 1705). Dieſe war zu jener Zeit erſt dreizehnjährig und wurde bereits drei Jahre ſpäter (8. Oct. 1684) durch ihre Vermählung mit dem Kurfürſten Friedrich III. von Brandenburg, nachherigen König Friedrich I. von Preußen, nach Berlin entfernt. Noch lebten fünf [1] jüngere Prinzen [2] an dieſem Hofe, die aber meiſt auf auswärtigen Kriegszügen beſchäftigt und dabei zum Theil mit dem Hofe geſpannt waren, weil Ernſt Auguſt gleich nach ſeinem Regierungsantritte die Untheilbarkeit der Erbfolge nach der Primogeniturordnung eingeführt hatte. Daraus erwuchſen Verſtimmungen, welche den einen Prinzen, Max Wilhelm (geb. 13. Dec. 1666, als Zwillingsbruder jenes Todtgeborenen), zu ſchuldvollen Anſchlägen verleiteten, mit denen ſein Vertrauter, der Oberjägermeiſter Otto Friedrich Graf von Moltke, ſogar einen Mordplan gegen den Erbprinzen verbunden haben ſoll. Moltke büßte dafür (15. Juli 1692) auf dem Blutgerüſt. Der Prinz, der die Primogeniturfolge mit Hülfe auswärtiger Höfe umzuſtoßen beabſichtigt hatte, kam in Haft, floh aber nach Rom, ward katholiſch, trat in kaiſerliche Dienſte und iſt, in faſt gänzlicher Trennung von ſeiner Familie, am 27. Juli 1726 zu Wien als k. k. Feldmarſchall geſtorben. Der Vorgang mit Moltke, der ſich nur zwei Jahre vor der Kataſtrophe Königsmark's ereignete, hätte übrigens dieſem und der Prinzeſſin zur Lehre dienen können, wie ernſthaft der ſonſt ſo freundliche Ernſt Auguſt in gewiſſen Fällen zu handeln wußte.

---

[1] Graf Königsmark traf 1692 einen ihrer Freier, den er nicht nennt, in den Niederlanden, und ſchrieb der Prinzeſſin darüber: „J'ai vu votre premier amant, c'est celui que Vous etiez prête d'épouser.“

---

[1] Ein ſechster Prinz, in der Reihe der vierte, kam am 13. Dec. 1666 todt zur Welt, während ſein Zwillingsbruder faſt 60 Jahre alt ward.

[2] Friedrich Auguſt, geb. 3. Oct. 1661, fiel 10. Jan. 1691 in Siebenbürgen wider die Türken. Ueber Max Wilhelm iſt im Text gehandelt. Karl Philipp, geb. 13. Oct 1667, fiel 1. Jan. 1690, als Dragoneroberſt, in Albanien gegen die Türken. Chriſtian, geb. 29. Sept. 1671, ward k. k. Generalfeldwachtmeiſter, kämpfte bei Ulm 1703 gegen die Franzoſen und ertrank (31. Juli), als er ſich ſchwimmend durch die Donau retten wollte. Friedlicher war Leben und Ende des jüngſten Prinzen, Ernſt Auguſt (geb. 18. Sept. 1674), der 1716 das Bisthum Osnabrück erhielt, in deſſen Genuſſe er 14. Aug. 1728 ſtarb.

Wie ſchwierig nun auch alle dieſe Verhältniſſe ſein mochten, die erſten Jahre nach der Vermählung der Prinzeſſin verfloſſen doch in einer Weiſe, die ſie ſelbſt als eine glückliche Zeit bezeichnet hat. Sie wird keine volle Befriedigung genoſſen haben, da ſie ſich immer über „etwas Zurückhaltendes“ in dem Benehmen ihres Gemahls zu beſchweren hatte und es ihr nicht verborgen blieb, daß er mit der jüngern Schweſter der Frau von Platen [1]), der damaligen Frau von dem Buſch, in vertrautem Verhältniſſe ſtand. Indeß in letzterer Beziehung hatte ſie ſich bei ihrer Mutter Raths erholt, von dieſer die kluge Weiſung erhalten, dem Beiſpiele ihrer Schwiegermutter zu folgen, die ſich ja auch eine ruhige Ehe geſichert hatte, indem ſie zu einem gleichen Verhältniſſe die Augen zudrückte, und hatte in den nächſten Jahren dieſen Rath mit Nutzen befolgt. Das Verhältniß zu ihrem Gemahl war etwas kalt, aber nicht unfreundlich; von ihren Schwiegerältern wurde ſie mit vieler Güte behandelt; an dem durch ihren Geiſt und ihre Anmuth belebten Hofe glänzte ſie, und ſelbſt die Gräfin Platen, die, bei einem böſen, vor keinem Mittel zurückſcheuenden Charakter, doch eine gebildete, mit allen geſelligen Talenten ausgerüſtete und ungemein kluge Frau war, ſcheint ſich um ihre Gunſt beworben zu haben. Auch gebar ſie ihrem Gemahl in dieſen Jahren die beiden einzigen Kinder, die aus dieſer Ehe entſproſſen ſind, den Prinzen Georg Auguſt (geb. 30. Oct. 1683, † 25. Oct. 1760), nachherigen König Georg II. von England, und die Prinzeſſin Sophie Dorothea (geb. 16. März 1687, † 28. Juni 1757). Durch dieſe beiden Kinder iſt ſie die Stammutter des engliſchen und des preußiſchen Königshauſes geworden.[1]

---

[1]) Die Gräfin Platen, Clara Eliſabeth, geb. 1648, und ihre jüngere Schweſter Katharine Marie Henriette waren Töchter des Georg Philipp von Meyſenbugk auf Zeiſchen und Ritterede, welches Geſchlecht zu Ende des vorigen Jahrhunderts erloſchen iſt, worauf

---

ein Abkömmling franzöſiſcher Refugiés, Rovallin, Erlaubniß erhielt, Namen und Wappen deſſelben zu führen. An dem Hofe zu Osnabrück hatten ſie ſich dem nachherigen Herzog von Hannover bekannt gemacht, und als die beiden älteſten Prinzen deſſelben 1673 von ihren Reiſen zurückkehrten, reichten die beiden Schweſtern den Führern derſelben, Clara Eliſabeth dem Franz Ernſt von Platen (1673), Henriette dem Johann von dem Buſch auf Ipperburg ihre Hand. Der letztere ſiel, als Generalmajor, 1693 bei Lenden, worauf ſeine Witwe den General von Weyhe heirathete. Die ältere Schweſter war daneben die Buhle des Herzogs Ernſt Auguſt, die jüngere die ſeines Erbprinzen!

[1] Da Georg II. in den erſten Monaten ihrer Ehe, Sophie

Erſt nach der Geburt der Tochter beginnt eine größere Verſtimmung der Erbprinzeſſin über ihre ehelichen Verhältniſſe und manches andere hervorzutreten. Sie wird verſtimmt gegen die Gräfin Platen, deren prachtvolle Anzüge ſie ärgern, und die ſie wieder durch rückſichtsloſe Bonmots und Spöttereien in einer Weiſe verletzt, die ſich nur zu bitter rächen ſollten. Vergebens hatte die Gräfin verſucht, „ſich bei ihr als eine tieffühlende Freundin einzuſchmeicheln“; die Prinzeſſin empfand einen wie inſtinctmäßigen Widerwillen gegen die Frau, die ihr den größten Schmerz ihres Lebens und ein dreißigjähriges Elend bereiten ſollte. Dieſe Stimmung, ſowie überhaupt den Unmuth der Prinzeſſin gegen ihren Gemahl und deſſen Verhältniſſe, ſollen zwei ihrer Hofdamen, die Fräulein von Moltke und von der Kneſebeck, genährt haben, wobei in Betreff der Erſtern nicht aus den Augen zu laſſen iſt, daß ſie die Schweſter jenes Oberjägermeiſters Moltke war, der den Erbprinzen haßte und mit

---

Dorothea jedenfalls im Jahre 1686 erzeugt wurden, der Ruf der Prinzeſſin bis dahin unbefleckt war, auch nicht das mindeſte Zeugniß vorliegt, daß Königsmark vor 168[illegible] auch nur in Hannover aufgetreten, geſchweige denn eine nähere Verbindung mit der Prinzeſſin gepflegt hat, in die nächſten Jahre obendrein ſein Verhältniß zu der Gräfin Platen fällt, das er erſt auf[illegible] wie er der Prinzeſſin näher getreten war, auch ſonſt manches dafür ſpricht, daß das letztere im höhern Grade erſt von 1690 an anzunehmen iſt, ſo iſt uns durch das ganze Verhältniß „die Legitimität der engliſchen und der mit ihr verwandten preußiſchen Königsfamilie“ keineswegs „zweifelhaft“ geworden, wie das dem Hrn. Dr. Vehſe („Geſchichte der Höfe des Hauſes Braunſchweig“, I, 87) begegnet iſt. Es irrt uns auch dabei die im Jahre 1718 gethane Aeußerung der Herzogin von Orleans nicht, welche zur Unterſtützung jenes Zweifels beigebracht wird. Abgeſehen davon, daß ſie darin nicht einmal ihre eigene Meinung ausſpricht, ſo bleibt ſie, bei aller Bravheit und Geſcheidtheit, eine alte Klatſche und Läſterzunge, die alles glaubte und möglichſt derb nachſprach, was in ihren Kram paßte, und deren Berichte über Perſönliches nur da Glauben verdienen, wo ſie durch anderweite Umſtände unterſtützt werden.

gefährlichen Planen gegen ihn umging. Die Kneſebeck hat vielleicht in der gewöhnlichen Weiſe der Höflinge gehandelt, welche, um ſich in Gunſt zu ſetzen, den Stimmungen und Neigungen ihrer Gebieter ſchmeicheln. Stoff genug gab übrigens ihren Einflüſterungen eine neue Liaiſon, in die ſich der Erbprinz um jene Zeit einließ. Es war nämlich kurz vor der Entbindung der Erbprinzeſſin von ihrer Tochter, alſo zu Anfang des Jahres 1687, das Fräulein Armgard Meluſine von der Schulenburg [1]) (geb. 25. Dec. 1667) am Hofe zu Hannover erſchienen und Hofdame der Herzogin geworden, hatte ſehr bald die Blicke des Erbprinzen, der bei all ſeiner Trockenheit ein polygamiſches Bedürfniß gehabt zu haben ſcheint, auf ſich gezogen und erhielt ſich in der That, ungeachtet ihr Aeußeres eigentlich nicht mit ſeinem ſonſtigen Geſchmacke harmonirte [2]), andauernd in ſeiner Gunſt, die ſie freilich mit andern theilen mußte. Sie war übrigens eine harmloſe Perſon. Indeß war es wol erklärlich, daß die Prinzeſſin, die ſich in das ältere Verhältniß ihres Gemahls zu der Frau von dem Buſch gefügt, vielleicht auch gehofft habe, ihn allmählich von dieſer abziehen zu können, nur mit Verdruß ſeine Neigung ſich einer neuen, jüngern Gunſtdame zuwenden ſah. Jedenfalls kam ſie mehr und mehr in eine Stimmung, die es ihr empfindlicher machte, nicht der Gegenſtand einer

---

1) Sie war die Tochter Guſtav Adolf's von der Schulenburg auf Betzendorf, Emden, Altenhauſen, Hohen-Marſchleben, Schadeleben († 1691), kurbrandenburgiſchen Geheimraths und Kammerpräſidenten, aus deſſen zweiter Ehe mit Anna Eliſabeth von Stammer aus Wirmlitz. Der berühmte venetianiſche Feldmarſchall war ihr Stiefbruder.

2) Er hatte den orientaliſchen Geſchmack für corpulente Damen, und ſie war ſo mager, daß ſie die Kletterſtange genannt wurde. Doch vielleicht ergötzte ihn eben — der Gegenſatz.

wahrhaften Paſſion zu ſein und die ſie empfänglicher dafür werden ließ, ſich durch Anſchließen an ein wahlverwandtes Herz zu tröſten. Wir wollen dabei zu jener Zeit noch nicht an ein Verlangen nach ſinnlicher Entſchädigung, oder an den Gedanken, ſich für die Untreue ihres Gemahls durch Nachahmung derſelben zu rächen, denken. Die Prinzeſſin war nicht ohne von ihrer Mutter ererbte Anlage zur Koketterie und mag es früh geliebt haben, das gefährliche Spiel mit tändelnden Liebeleien und Heranziehen nicht ernſtlich beachteter Courmacher zu treiben. Man findet aber keine Spur, daß ſie dabei die Grenzen überſchritten hätte, und findet auch trotz ihrer ſpätern Verirrungen nicht, daß ſie von einem Uebermaße der Sinnlichkeit beherrſcht geweſen wäre. Wie dem auch ſei, ſie war in eine Gemüthsverfaſſung gekommen, in der es nicht ohne Gefahr für ſie war, daß gerade zu jener Zeit ein ſchöner, vorragender, hochgeſtellter, in Verführungskünſten wohlbewanderter, von ſtarker Sinnlichkeit getriebener und in Liebesabenteuern erfahrener und gewiſſenloſer Mann an dem Hofe zu Hannover auftrat, der zudem ein alter Bekannter, ein Jugendgeſpiele von ihr war und den ſie ſchon als Kind gern geſehen hatte.

Sie ſelbſt erwähnt in ihren Aufzeichnungen über ihre Geſchichte, daß Graf Königsmark von ſeiner Reiſe zurückgekehrt ſei, nachdem ſie vorher des Auftretens der Fräulein Schulenburg und der Geburt ihrer Tochter gedacht hatte, und beſtärkt dadurch die auch durch anderweite Umſtände begründete Vermuthung, daß Königsmark's erſter Einzug in Hannover in das Jahr 1687 oder 1688 zu ſetzen iſt. Auch von da an war ſein dortiger Aufenthalt durch öftere Abweſenheiten unterbrochen, wie ſie durch die verwickelten Verhältniſſe ſeiner verſtreuten Güter und ſonſtigen Beſitzthümer, durch wiederholte Feldzüge in den Niederlanden, an denen er theilnahm, durch die Reiſe nach Venedig, wo er die Leiche ſeines Oheims in Empfang nahm, und durch ähnliche Veranlaſſungen herbeigeführt wurden. Hannover blieb aber doch der Punkt, wohin er von all dieſen Ausflügen immer wieder zurückkehrte, und der ſich als ſein eigentlicher Wohnſitz darſtellte. Hier hatte er denn auch die fürſtliche Jugendgeſpielin wiedergefunden, die er als Kind bewundert hatte, die er jetzt als körperlich und geiſtig ausgebildete, feurige und ſich unglücklich fühlende, durch den Zug von Schwermuth, den ihre geheimen Leiden wenigſtens für die Vertrautern in ihr Weſen brachten, doppelt anziehend gewordene Frau erblickte, und die ſich nach einer Seele ſehnte, der ſie ihr ganzes Herz, all ihre Sorgen, Kümmerniſſe und Wünſche rückhaltlos ausſchütten[1]), vor allem aber mit ihr von den glücklichen Tagen ihrer ſo heitern Jugend plaudern könnte. Für Königsmark mag es ein vielleicht damals noch reines und uneigennütziges Intereſſe gehabt haben, ein weibliches Weſen, das in jeder Beziehung ſo hoch ſtand, und das er unſchuldig leiden ſah, ihn zum Gegenſtand ihres vollſten Vertrauens, zum Träger der Geheimniſſe ihres Herzens, zum Freund im ganzen Sinne des Herzens wählen zu ſehen, und er mag ſich ritterlich ihrem Dienſte gewidmet, ſie zur Dame der damals noch reinern Flammen ſeines Herzens erkoren haben, das noch für mancherlei andere Flammen Raum hatte. Schon 1688 hat er von den Niederlanden aus mit ihr in Briefwechſel geſtanden, und ihr ſein Bildniß geſchickt, wie ſie ihm das ihrige geſchenkt hatte, als er zu dem Feldzug abreiſte. Die Briefe jedoch aus jener Zeit halten ſich innerhalb der Grenzen vertrauter Freundſchaft und enthalten mehr Neuigkeitsberichte, als Herzensergießungen, und am 3. Sept. 1692 ſchreibt Königsmark ſelbſt von Deinſe aus: es ſei jetzt zwei Jahre, daß er ſie bis zum Wahnſinn liebe, was denn den Zeitpunkt, von wo ſeinerſeits ein mehr als freundſchaftliches Gefühl für die Prinzeſſin angehoben, auf das Jahr 1690 fixirt. Damit iſt überdem noch nicht geſagt, daß ſchon von da an das Verhältniß ein gegenſeitiges und declarirtes geweſen, wiewol es uns nicht befremden wird, wenn Königsmark ſchon früher der unwillkürliche Gegenſtand der geheimen Gedanken, Wünſche und Träume des von dem Gemahl vernachläſſigten Herzens der Prinzeſſin geworden wäre. Ihr Gemahl ſcheint, nachdem ſie ihm einen Erben geſchenkt, nur noch gleichgültiger gegen ſie geworden, ja wol zu der hochmüthigen Geringſchätzung zurückgekehrt zu ſein, mit der er einſt auf die Tochter der franzöſiſchen Marquiſe herabgeblickt hatte.[1] Sie ſelbſt aber ſoll ihr Verhältniß verſchlimmert haben, indem ſie, nicht mehr dem klugen Beiſpiele ihrer freilich günſtiger geſtellten[2] Schwiegermutter folgend, das Unvermeidliche nicht länger ſtillſchweigend ertrug, ſondern ihrem Gemahl Vorwürfe machte, welche barſche Entgegnungen erfuhren, ja zuletzt noch rohere Scenen veranlaßt haben ſollen, und indem ſie überhaupt ihrer übeln Laune rückſichtslos durch ſchneidende Reden und bittere Spöttereien Luft machte.

---

[1]) Dazu wäre allerdings eine Freundin viel beſſer und ſicherer geweſen als ein Freund. Genügte ihr die Kneſebeck doch nicht dazu und war ihr dieſe doch eine zu neue Bekannte?

---

[1] Nur ihrer Abkunft galt ſeine Geringſchätzung. An ihrer Frauenehre hatte er keinen Zweifel, und iſt am allerſpäteſten dazu gebracht worden, an ihre Schuld zu glauben.

[2] Wegen des großen Contraſtes zwiſchen Ernſt Auguſt und Georg. Die Herzogin Sophie wurde von ihrem Gemahl mit der höchſten Rückſicht behandelt und genoß ſein volles Vertrauen.

Daß ſie aber damals noch nicht daran dachte, den Grafen Philipp Chriſtoph zu ihrem eigentlichen Geliebten zu erwählen und in ein förmliches, mit weitern Abſichten und Zukunftsplanen verbundenes Verhältniß zu ihm zu treten, wird auch dadurch wahrſcheinlich, daß ſie einer Verbindung deſſelben mit der Gräfin Platen nicht nur ruhig, ſondern billigend zuſah und, als er dieſelbe endlich abgebrochen, ihn deshalb tadelte, weil es ihm ſchaden könne. Es bezeugt allerdings den niedrigen Standpunkt der damaligen Moral, daß eine Dame einem jungen Manne, dem ſie wohlwollte, zu rathen vermochte, den zügelloſen Begierden einer fürſtlichen Maitreſſe zu fröhnen, um ſich dadurch zu pouſſiren.[1] Aber höchſt unwahrſcheinlich wäre es, daß ſie ihm ſolchen Rath ertheilt haben würde, wenn ſie ihn wahrhaft geliebt, ſich ihn, wie die Prinzeſſin in ſpäterer Zeit gethan haben mag, zum Gefährten einer geträumten glücklichern Zukunft erkoren hätte. Gewiß iſt, daß in jener Zeit wol die Gräfin Platen Eiferſucht auf die Erbprinzeſſin, nicht aber dieſe Eiferſucht auf jene an den Tag gelegt hat, während doch Erſtere nur Verdacht hegte, die Letztere der Sache gewiß war. Das Verhältniß ſelbſt war von der Gräfin, die damals in die vierziger Jahre einrückte, ſelbſt eingeleitet, und es nahm einen ſehr ſchmuzigen Charakter an, wenn einer von der Gräfin Aurora Königsmark geſchriebenen Aufzeichnung[1] darüber zu glauben iſt. Auf einem großen Balle, der zu Ehren der Kurfürſtin von Brandenburg angeſtellt worden, ſoll die Gräfin dem Grafen Philipp Chriſtoph geſagt haben, wie viel ſie von ihm hielte und wie artig ſie ihn fände. Als er darauf höflich erwidert: er wolle ſich bemühen, „Ihre ſo große Amitié zu meritiren", habe ſie ihn „die Declaration d'Amour gemacht, worüber er ſehr ſurprenirt worden, weil er ſich ſo jung gegen ſie befunden und ſie überdies eine Maitreſſe vom Kurfürſten[2] war, daß er nicht wußte, was er ihr antworten ſollte". Doch aus Furcht, „ſie möchte es ihm bei der Herrſchaft vergelten", habe er ſo verbindlich geantwortet, als er konnte. Sie habe aber mehr als Worte begehrt, und ſpäter die Sache ſo arrangirt, daß er ſie des Nachts durch eine kleine Wendeltreppe, die an der Seite der Kanzlei zu ihrem Schlafgemach führte, beſuchte, wobei ſein militäriſcher Rang ihn auch gegen die Schildwache, an der er vorbei mußte, geſichert habe. Es ſei auch wol vorgekommen, daß ſie, wenn er bei ihr geweſen, zu ihrem fürſtlichen Gebieter abgerufen wurde und ſich dann wieder bei ihm einſtellte.[3] Sie habe ihn auch mit aufs Land genommen, und zu Linden, einem dem Grafen Platen gehörigen Gute bei Hannover, ſei kein Baum, keine Hecke, keine Bank geweſen, wo ſie nicht ihren Begierden mit ihm gefröhnt hätte. In der Kutſche habe ſie ihm auf den Knien geſeſſen. Einſtmals ſeien ſie von fremden Damen auf dem Kanapee beieinander überraſcht worden, worauf er gerufen habe: „Eau de la Reine d'Hongrie, Madame s'évanouit!“ Die Damen hatten aber wohl gemerkt, was es für eine Ohnmacht geweſen, und der Kurfürſtin von Brandenburg die Geſchichte erzählt, die ſehr darüber gelacht und ſie dem Kurprinzen mitgetheilt habe. Dieſes Verhältniß habe mehrere Jahre gewährt. Sie ſoll einſt ſchwanger geworden ſein, und zum Unglück gerade, wie ihr Gemahl in Wien war [1]), worauf dann, nach einem fehlgeſchlagenen anderweiten Verſuche, ein Feldſcher, welchem Königsmark 100 Piſtolen gegeben, ihr geholfen habe (!) und ſie dann wieder fröhlich gelebt hätten. Weiter wird in jener Niederſchrift von der Eiferſucht erzählt, mit welcher die Gräfin den Königsmark überhaupt in Betreff der Prinzeſſin überwacht habe. Der endliche Bruch des Grafen mit jenem unwürdigen Gegenſtande ſeines unſittlichen Frondienſtes wird ſeinem Verdruſſe in Betreff einer Plauderei derſelben über Königsmark's Schweſter zugeſchrieben. Was das für eine Plauderei geweſen, wird jetzt ſchwerlich noch zu ermitteln ſein; ſie ſcheint aber die Gräfin Aurora betroffen zu haben, die Aeußerung gegen einen Grafen Bödeken gethan und die Sache ſelbſt bedeutend genug gefunden worden zu ſein, um — was auch ein bezeichnender Umſtand iſt — die Herzogin Sophie ſelbſt zu veranlaſſen (15. April 1692), zu Gunſten der Maitreſſe ihres Gemahls einen begütigenden Brief an die Gräfin Aurora zu ſchreiben.[1] Immerhin aber möchten wir lieber annehmen, daß dieſer Streithandel für Königsmark nur der letzte Anſtoß geweſen ſei, der ihn vermocht hätte, ſich von einem ſo widerwärtigen Verhältniſſe loszumachen, daß aber der eigentlich wirkende Grund in ſeiner zunehmenden Leidenſchaft für die Prinzeſſin gelegen habe. Er ſelbſt hat, wie wir ſehen, den Anfang dieſer Leidenſchaft in das Jahr 1690 geſetzt, und Liebende pflegen in dieſer Beziehung eher zu lang als zu kurz zu rechnen. Jedenfalls ſcheint es nicht, als wäre die Prinzeſſin ſchon damals auf das Verhältniß eingegangen, und wenn dieſe Annahme durch den Umſtand, daß ſie noch nach ſeinem Bruche mit der Platen ihm zuredete, das Verhältniß mit letzterer zu erneuern, noch nicht hinlänglich begründet ſein ſollte, ſo bietet doch auch die Correſpondenz, ſoweit die Data der Briefe zu ermitteln ſind, nicht vor dem Spätjahr 1693 unverkennbare Zeichen eines gegenſeitigen Verſtändniſſes.

---

[1] In der von Hrn. von Weber aus den Papieren des Marſchalls von Sachſen mitgetheilten Erzählung wird allerdings geleugnet, daß der Graf ſich den Wünſchen der Platen hingegeben habe, was denn zu der ganzen Tendenz jenes Aufſatzes paßt, aber den beſtimmten Erklärungen der Prinzeſſin ſelbſt und der Gräfin Aurora gegenüber wenig wiegen will

---

[1] Sie ſteht bei Cramer a. a. O., S. 66 fg., und wiewol hier die ſchlimmſten Dinge nur durch Gedankenſtriche angedeutet ſind, ſo bleibt doch genug, um zu zeigen, daß die gute Gräfin keine Spur von Pruderie beſaß, ſondern ſich über gewiſſe Dinge mit der Natürlichkeit einer Franzöſin ausließ. Nachdem wir geſehen, was ſie in jener Sache mit eigener Hand geſchrieben, möchten wir annehmen, daß, wenn ſie dem König Auguſt anfänglich Widerſtand geleiſtet und er beſondere Verführungskünſte bedurft hat, denſelben zu überwinden, dies ihrerſeits wol nur auf Klugheitsgründen beruht haben dürfte.

[2] Der Herzog Ernſt Auguſt war am 19. Dec. 1692 zum neunten Kurfürſten erhoben worden. Es iſt jedoch aus dem Gebrauch dieſes Titels an der bezeichneten Stelle nicht zu ſchließen, daß die geſchilderten Vorgänge erſt nach 1692 ſtattgefunden hätten, da die Niederſchrift jedenfalls erſt nach der Kataſtrophe gemacht iſt.

[3] Eine derartige Scene wird a. a. O. draſtiſch geſchildert.

---

[1]) Dieſe Sache muß alſo in das Jahr 1690 fallen. Graf Platen war 1689 zum Reichstag geſchickt worden, ging von da nach Wien und ſcheint ein Jahr lang von Hannover entfernt geweſen zu ſein.

Nach allem, was uns an ſolchen Zeugniſſen und Anzeichen vorliegt, iſt es uns wahrſcheinlich, daß die Prinzeſſin, ſolange ſie ihr Verhältniß am Hofe noch einigermaßen erträglich fand und noch einige Hoffnung hegte, auf erträglichem Fuße mit ihrem Gemahl zu bleiben, Königsmark eben nur als einen werthen Jugendfreund behandelte, mit dem ſie ſich gern unterhielt, dem ſie volles Vertrauen ſchenkte, deſſen Anhänglichkeit ihr Freude machte, hinſichtlich deſſen ſie ſich aber beſchied, daß von ihr nicht mehr werden könne. Im Laufe der Jahre aber wurde ihr Verhältniß zu ihrem Gemahl nur immer unleidlicher, das zu ihren Schwiegerältern nicht inniger, ihre ganze Stellung immer peinlicher und iſolirter. Ihr Gemahl behandelte ſie nicht blos mit Kälte, ſondern auch mit einer Härte, die um ſo ungerechter war, als ſie nicht aus von ihr begangenen Fehltritten, ſondern aus ſeinem Verdruſſe darüber entſprang, daß ſie ſeine Fehltritte nicht ſchweigend und gelaſſen hinnehmen wollte. Ihre Stimmung gegen ihn, die niemals über das Maß der Achtung und Ergebenheit, als die Pflicht eben forderte, hinausgegangen war, verwandelte ſich allmählich in entſchiedene Abneigung und Widerwillen. Außer Königsmark und ihrer getreuen Kneſebeck, die aber ihrer Gebieterin vielleicht darin ſchlechte Dienſte geleiſtet hat, daß ſie die Misſtimmung derſelben mehr geſchürt, als zu beſchwichtigen verſucht haben mag, hatte ſie niemand am Hofe, gegen den ſie offen und wahr ſein konnte. Es war dies, trotz der Anmuth und Liebenswürdigkeit ihres Weſens, doch nicht zu ſehr zu verwundern, da die Höflinge keinen beſondern Antrieb empfinden mochten, ſich um die Gunſt einer Dame zu bemühen, die ohne Einfluß, ohne Ausſicht auf ſolchen war — und bei dem künftigen Gebieter nicht in Gnaden ſtand. Die zunehmende Bitterkeit ihrer Stimmung machte ſich nach und nach auch in ihrem Benehmen geltend, und dann mochte ſie manchen durch unvorſichtige Aeußerungen einer wol von jeher etwas ſcharfen Zunge verletzen. Dazu mochten dann, ſeit die erwachte Eiferſucht der Gräfin Platen durch Königsmark's Bruch mit dieſer zu vollen Flammen geſchürt worden, die Intriguen der

---

[1] Vgl. die einſchlagende Stelle bei Cramer, S. 69, mit dem ebendaſelbſt (S. 29—30) mitgetheilten Brief der Herzogin.

Gräfin kommen, die von der ganzen Rachſucht einer in ihren Begierden durchkreuzten Meſſalina erfüllt war, deren zudringliche Freundſchaft ſie ſchon früher zurückgewieſen hatte, die ſie in ihrer jetzigen Stimmung gar nicht mehr ſchonen mochte, und die den ganzen Willen und nur zu viel Macht hatte, ihr zu ſchaden. Bei dem durch das Complot des Prinzen Max veranlaßten Proceſſe ſoll der Gemahl der Gräfin, der für die Gefälligkeit, mit der er ſeine Frau dem Herzog zur Verfügung ſtellte, durch die Erhebung zum Oberhofmarſchall und dirigirenden Miniſter belohnt worden und ſeit 1689 auch Reichsgraf war, ſich wenn auch fruchtloſe Mühe gegeben haben, auch die Prinzeſſin in dieſe Sache zu verwickeln, was denn doch beweiſen würde, daß man ſchon damals ihren gänzlichen Sturz betrieb. Sie ſah ſich von Kundſchaftern umringt und zahlloſen Intriguen und Neckereien ausgeſetzt, und mochte dies alles um ſo ſchmerzlicher empfinden, je ſtärker es mit ihrer frühern Stellung am Hofe zu Celle contraſtirte, wo ſie das von allen Seiten gehätſchelte und wol auch verzogene Kind geweſen war. Auch ihre Geſundheit ſcheint durch ſteten Kummer und Aerger gelitten zu haben. Wir hören von Unpäßlichkeiten und von Klagen über Blaßwerden, Abmagerung, ſtete Fieberſchauer, und die ſpätern Briefe Königsmark's enthalten weniger den Preis ihrer Schönheit, als die Verſicherung, daß er ſie immer noch lieben werde, auch wenn ſie alle Reize verloren hätte.

Unter all dieſen Umſtänden mag denn der Gedanke in ihr erwacht ſein, ſich den verhaßten Verhältniſſen zu entziehen, indem ſie ſich gänzlich von ihrem Gemahl trennte und ihren Aufenthalt auswärts nähme. In unſern Tagen würde ein ſolcher Schritt durch ein offenes Auftreten und demgemäßes Handeln ohne zu große

Schwierigkeit und ohne Vorwurf auszuführen geweſen ſein. In jener Zeit hätte ein ſolches Verfahren wahrſcheinlich den Verluſt ihrer Freiheit zur Folge gehabt. Sie mußte ſich vor allem der Gewalt des hannoverſchen Hofes entziehen, wenn ſie ihr Ziel erreichen wollte. Es blieb nichts als heimliche Flucht und dazu bedurfte ſie eines männlichen Beiſtandes, der ſich ihr in Königsmark darbot. Mit dem Gedanken der Flucht wuchs die Vertrautheit und Innigkeit ihres Verhältniſſes zu Königsmark in immerhin gefährlicher Weiſe. Von hier an ſind denn die Auffaſſungen des Verhältniſſes in ſehr entgegengeſetzten Richtungen auseinander gegangen. Die der Prinzeſſin günſtigen Berichterſtatter und ſie ſelbſt ſtellen die Sache ſo dar, als hätte es ſich bis zuletzt nur darum gehandelt, daß Königsmark der treue Beiſtand, der Vertraute und Berather der Prinzeſſin bei ihren Fluchtplanen geweſen. Daß er rein in ritterlicher Hingebung und in der natürlichen Theilnahme gehandelt, welche die Leiden einer ihm von Jugend auf werthen und jetzt verfolgten und unterdrückten Dame in ihm erwecken mußten, und daß ihr gegenſeitiges Verhältniß bis zuletzt rein, ſchuld- und fleckenlos geweſen ſei, wenn auch nicht frei von dem Vorwurf jugendlicher Unbeſonnenheit und zu geringer Rückſicht auf die übeln Auslegungen, denen man ſich ausſetzte. Die entgegengeſetzte Anſicht behandelt die Verhältniſſe im Stil einer gewöhnlichen Buhlſchaft, bei welcher die Betheiligten ſich eben ihren Begierden überlaſſen hätten, bis die Stellung immer unhaltbarer, die Gefahr immer größer wurde und der Gedanke immer tiefer Wurzel faßte, ſich durch die Flucht zugleich der Gefahr zu entziehen und eine Zukunft zu bereiten, in der ſie ungeſcheut ihrer gegenſeitigen Liebe ſich hingeben könnten. Es wird wol in keiner dieſer entgegengeſetzten Anſichten die echte und volle Wahrheit liegen. Der Briefwechſel Königsmark's und der Prinzeſſin, der, aus den Jahren 1687 oder 1688 bis Ende 1693 wunderbar erhalten 1), ſich neuerdings in Upſala gefunden hat, enthält allerdings zahlreiche Beweiſe, daß ſich ein erklärtes und warmes Liebesverſtändniß zwiſchen der Prinzeſſin und dem Grafen entwickelt hatte, daß ihre oder wenigſtens ſeine Plane auf künftige gänzliche Vereinigung gerichtet waren, daß ſie ſich nicht mit Briefen begnügten, ſondern geheime Zuſammenkünfte hatten, und wenigſtens eine Stelle 2), in einem Briefe des Grafen, die den Verdacht ſehr nahe legt, daß dabei in der letzten Zeit die letzte Schranke der Pflicht überſchritten worden. Indem wir ſelbſt das letztere, das unſer verewigter Gönner, Graf Schulenburg, noch immer leugnen zu

---

1) Die Briefe, deren 400 zu ſein ſcheinen, von denen aber nur äußerſt wenige — unter 200, die Graf Schulenburg geleſen, nur vier — ein Datum tragen, lagen in Orfwedskloſter, einer Beſitzung der Lewenhaupt, kamen von da mit der Erbtochter der Lewenhaupt nach Löberöd, das ihrem Gemahl gehörte, mit dieſem Gute 1817 an die Grafen de la Gardie und von dieſen nach Lund. Den allerdings verwunderlichen Umſtand, wie die Briefe beider Liebenden zuſammengekommen, erklärt Graf Schulenburg wol mit Grund durch die Vermuthung, ſie ſeien, vielleicht jährlich, von den Liebenden bei einer vertrauten Perſon deponirt worden. Dies mag die Gräfin Aurora, oder ihre Schweſter, die Gräfin Lewenhaupt, geweſen ſein. Sie mit Heſekiel für unecht zu halten, dafür gibt es keinen Grund.

2) Die bedenkliche Stelle lautet: „J'ai dormi comme un roi et je souhaite fort, que vous en ayez fait autant. Quelle joie, quel plaisir, quel enchantement n'ai-je point senti entre vos bras. Dieu! quelle nuit ai-je passée." Andere Stellen, auf die man ſich beruft, laſſen viel leichter eine mildere, platoniſche Auslegung zu, und wie Vehſe (a. a. O., S. 87) von der Stelle: „Je vous ai dit 20 fois, que laide, maigre, defaite, faible, fiévreuse, tout cela ne m'empèchera pas, que je ne vous embrasse avec le même coeur", urtheilen kann, daß dies Körperangelegenheiten, nicht Herzensangelegenheiten ſeien, geſtehen wir, nicht zu begreifen.

können glaubte [1]), und wofür allerdings kein weiterer äußerer Beweis beigebracht worden iſt, ja das die Prinzeſſin eidlich abgeleugnet hat, wenigſtens bis zu dem Grade nahen Verdachtes zugeben, glauben wir doch noch mit Milde über die Prinzeſſin urtheilen zu können, wenn wir die geſammten Umſtände, die laxen Anſichten der Zeit, die Vernachläſſigung und Härte, die ſie von ihrem Gemahl erfuhr, den Contraſt, den dieſem gegenüber der feurige, liebeglühende, männlich ſchöne Graf bot, die wiederholte Untreue des Prinzen, die gefährliche Vertrautheit, die der durch die Ungunſt ihrer Lage herbeigeführte Fluchtplan veranlaßte, in Erwägung ziehen. Ja wir möchten weit lieber an eine wahre feurige Liebe der Prinzeſſin zu Königsmark glauben, ſelbſt wenn dieſe ſie zuletzt über die letzten Grenzen der Pflicht geriſſen hätte, und deshalb keinen Stein auf ſie werfen, als annehmen, daß ſie Königsmark nur an ſich zu feſſeln geſucht, um ihn in ſeinem Eifer für ihre Sache zu beſtärken, ihm Liebe erklärt, ja vielleicht zuletzt dazu gebracht worden ſei, ſich ihm, aus Sinnlichkeit oder Berechnung, hinzugeben, auch ohne Herzensdrang. Und doch müſſen wir geſtehen, daß ſich manche Umſtände vorfinden, welche den letztern Verdacht begründen könnten. Dahin rechnen wir: daß die Prinzeſſin jahrelang mit dem Grafen in Verkehr und Briefwechſel ſtand, ohne daß dieſer Verkehr den Charakter der ſpätern Wärme [2]) annahm, daß ſie ſein Verhältniß zu der Gräfin Platen billigte und, als es abgebrochen worden, ſeine Erneuerung anrieth, daß ſie ſpäter ihn als den Freier der engliſchen Erbin bezeichnete, daß ihre Briefe weniger warme Stellen enthalten, als die des Grafen, daß ſie es ablehnte, mit ihm nach Frankreich oder ſonſt in ein fernes Land zu flüchten, ſondern ſich erſt an den Hof ihrer Aeltern und, als ſie da keine Aufnahme hoffen konnte, an den des Herzogs Anton Ulrich zurückziehen wollte, beides Orte, wo die gänzliche Vereinigung, von der in den Briefen die Rede iſt, ſchwer zu erwarten geweſen wäre, und daß ſie in ſpätern Jahren von ihm nicht nur nicht wie von einem Jugendgeliebten, ſondern geradezu geringſchätzig ſprach, und es als einen Misgriff anzuerkennen ſchien, daß ſie „einen jungen Wüſtling zu ihrem Vertrauten gewählt" habe.

---

[1]) Vehſe ſpottet darüber (S. 84), führt aber dabei nicht die Stellen an, wo Graf Schulenburg (S. 84 fg.) ſeine Gründe aufſtellt, ſondern eine andere (S. 30), die gar nicht das Verhältniß der Prinzeſſin, ſondern das ihres Schwiegervaters betrifft.

[2]) Wenn auch einzelne frühere Briefe warme Theilnahme und inniges Wohlwollen bekunden, ſo erinnern wir uns doch dabei an die

Daß er mit dieſem Ausdrucke nicht zu hart bezeichnet worden, und daß er überhaupt, bei manchen gewinnenden Eigenſchaften, nicht in ſeinem ganzen Weſen ein würdiger Gegenſtand für die Flamme einer feinfühlenden und hochgebildeten Frau geweſen, iſt nicht zu leugnen. Doch wollen wir auch über ihn nicht ſo hart und einſeitig urtheilen, wie mehrfach geſchehen iſt. Temperament, Lebensgang und Verhältniſſe hatten einen Einfluß auf ſein Weſen und Treiben ausgeübt, der ihn ſchweren Verſuchungen und ſehr ungleichen Urtheilen ausſetzte. Er lebte in einer Zeit, welche namentlich die Großen der Erde vieler Vorſchriften der Moral entbunden glaubte, und ihren Werth weniger nach ihrer Beobachtung des Sittengeſetzes, als nach der eines conventionellen Ehrencodex beurtheilte, dabei aber ihren Söhnen noch einen Fonds von überſprudelnder Naturkraft erhalten hatte, ihren

---

Wärme, welche in jenen Zeiten ſchon der Sprache der bloßen Freundſchaft eigen zu ſein pflegte, beſonders im franzöſiſchen Ausdruck

Thaten und Miſſethaten etwas Großartiges verlieh und ſie zugleich mit voller Macht ſich in das ihnen ſo ſchrankenlos überlaſſene Meer der Genüſſe ſtürzen ließ. Graf Philipp Chriſtoph war der letzte männliche Erbe berühmter Vorfahren, und ward das Haupt einer Familie, die mit großen Fürſtenhäuſern in naher Verwandtſchaft ſtand, war den gewöhnlichen Verhältniſſen in der That entrückt und im Beſitze einer gewaltigen Gütermaſſe. Er konnte in dem Glauben aufwachſen, daß ihm nichts zu hoch ſei, es zu erſtreben, und nichts zu koſtbar, daß er es ſich verſagen müſſe. Dabei führte ihn, wie das Beiſpiel ſo vieler in ſeiner Zeit, ſo das ſeiner nächſten Angehörigen, und zuletzt das ganze Verhältniß, das ihm kein ſicheres Vaterland gab, ihn halb auf Schweden, halb auf das vielgetheilte Deutſchland und zuletzt auf jeden Staat wies, in deſſen Dienſte Ruhm und Beſitz zu erwerben war, zu einer abenteuernden Richtung, welche auch wieder ihre beſondern Gefahren in ſich trägt. Nicht minder gefährlich pflegt es zu ſein, wenn, wie bei Graf Königsmark, die Wirklichkeit der Glücksſtellung dem Scheine und den eigenen Erwartungen nicht entſpricht. Wol hatte der alte Königsmark durch Kriegsbeute, fürſtliche Schenkungen und glückliche Finanzkünſte ein gewaltiges Beſitzthum zuſammengehäuft. Indeß ſchon ſeine Finanzkunſt und ökonomiſche Verwaltung ſcheint ſich nicht mit ſeinen Gütern vererbt zu haben, während doch ihre weit getrennte Lage und ſonſtigen Verhältniſſe eine recht ſorgſame und umſichtige Verwaltung forderten. Seine Erben wuchſen in dem Bewußtſein des großen Beſitzes auf, und kümmerten ſich mehr um deſſen Genuß, als um ſeine Verwaltung und Behauptung. Sie zogen an Höfen, in fremden Ländern und Feldlagern umher und überließen die Wahrnehmung des Beſitzthums auf deſſen Grunde hin ſie in der Welt glänzten, der Sorge Fremder, die im günſtigſten Falle unter der Oberaufſicht von Damen ſtanden. Sie hatten ein fürſtliches Einkommen, machten aber auch einen fürſtlichen Aufwand [1], was in jener Zeit noch viel mehr bedeuten wollte als gegenwärtig. Dazu kam, daß das Vermögen nicht ohne Verwickelung war. Es ſcheinen niemals feſte Erbtheilungen in dieſem Grafenhauſe ſtattgefunden zu haben, vielmehr immer ein gewiſſes Zuſammenwirthſchaften beliebt worden zu ſein, wobei alles Geldbeſchaffen nur wie proviſoriſch und je nach dem Bedürfniß erfolgte und die Abrechnung immer verſchoben ward. Dergleichen begründet natürlich in der Länge der Zeit Verwirrung und droht zugleich mit Uneinigkeit und Zerwürfniſſen, wie denn dergleichen auch zwiſchen unſerm Grafen und ſeinem Schwager Lewenhaupt beſtanden, wenn ſie ſich auch zuletzt ausgeglichen zu haben ſcheinen. [2] Direct aber wurde der Familienbeſitz durch die ſchwediſchen Reductionen nicht unerheblich geſchmälert, und überhaupt war der Beſitz in Schweden ſo manchen Fährlichkeiten ausgeſetzt, denen nur perſönliche Anweſenheit und Fürſorge zu begegnen vermocht hätten. Es erklärt ſich nach allem, ſowol daß Philipp Chriſtoph mit dem Gelde leichtſinnig umſprang, wie daß er, trotz ſeines großen Geldvermögens, wie es zuletzt auf ihn allein vererbt worden [3], häufig kein Geld beſaß und dann wol zu jenen Operationen verſchreiten mußte, durch welche junge Verſchwender ihren Ruin beſchleunigen. Auch ſonſt war ſeine Stellung immerhin eine halbe, höher als die des gewöhnlichen Adels und doch unter der der ſouveränen oder reichsſtändiſchen Geſchlechter. Während die Königsmark in Bremen und Verden und deren Umlanden hoch angeſehen und beneidet ſein mochten, war ihr Stern in Schweden ſelbſt im Erbleichen. Während ſie in Frankreich anerkannt und geehrt wurden, warf man ſie in England in die Klaſſe gewöhnlicher feſtländiſcher Abenteurer. Graf Philipp Chriſtoph ſcheint als Militär ſeine Pflicht gethan zu haben; zu der Auszeichnung ſeines Vaters, Oheims und Bruders iſt er nicht gelangt, auch nicht zu den Anfängen einer ſolchen, wie ſie ſein Bruder ſich früh durch beſondere Wagniſſe begründete. In der That ſcheint er denn doch im Ganzen mehr dem Vergnügen als dem Ehrgeiz ergeben geweſen zu ſein, und ſein Leben bot ſo manches dar, das nach ſeinem Tode denjenigen, die gegen ihn eingenommen waren oder ihn ſonſt herabſetzen wollten, dazu hinlänglichen Stoff bot.[1] Er muß aber auch Züge in ſeinem Weſen gehabt haben, die eine beſſere Meinung von ihm erwecken konnten. Wenn wir nicht zu viel Gewicht darauf legen wollen, daß er ſich

---

[1] Als Graf Philipp Chriſtoph in Hannover, das er damals nur vorübergehend und gewiſſermaßen incognito beſucht hatte, verſchwand, hinterließ er daſelbſt ein Gefolge von 29 Domeſtiken und 52 Maulthiere und Pferde.

[2] Vgl. Cramer, a. a. O., S. 28, 36, 43 fg.

[3] Durch den Tod Karl Johann's. Uebrigens erſieht man aus einem Brief des Grafen Lewenhaupt, vom 10./20. Juni 1694, daß ein Oberſt Wever (oder Mever) zu Gunſten Graf Philipp Chriſtoph's

---

teſtirt hatte. (Bei Cramer, S. 38, vgl. auch S. 37.) Vielleicht war dies derſelbe, für den er ſich (ebend., S. 27) bei ſeiner Schweſter Aurora verwendete. Geholfen wird ihm die Erbſchaft wenig haben, da ſie kurz vor ſeiner Kataſtrophe eintrat.

[1] Der engliſche Geſandte zu Dresden, Mr. Stepney, ſchrieb am 24. Juli / 1. Auguſt 1691 an ſeinen Collegen, Mr. Croſſet, zu Hannover, über den verſchwundenen Grafen: „Ich habe ihn in England, in Hamburg, in Flandern und in Hannover als einen ausſchweifenden Debauché gekannt und würde ihm immer aus dem Wege gegangen ſein. Wenn er ſo ſchwarz geweſen, wie wir glauben, ſo iſt ſein Geſchick (wie es auch ſei) nicht zu bedauern."

auf der niederländiſchen Campagne die Gewogenheit des Kurfürſten Max Emanuel von Baiern und des damaligen Prinzen Friedrich Auguſt von Sachſen erworben zu haben ſcheint, zweier Prinzen, die wol mehr auf die Talente des guten Geſellſchafters, als auf reellere Verdienſte achteten, ſo iſt es doch bedeutſamer, daß auch der große König Wilhelm III. eine vortheilhafte Meinung von ihm gefaßt haben ſoll.[1] Sein Schwager Lewenhaupt, der nicht auf dem beſten Fuße mit ihm ſtand, ſchreibt in einem vertrauten Briefe an ſeine Gemahlin über ihn: „Wenn er will, iſt ſeine Perſönlichkeit liebenswürdig, und ſein Betragen gefällt auf die Dauer“[2], welches letztere denn viel mehr ſagen will, als wenn es hieße, er gefalle auf den erſten Anblick, wenn auch nicht auf die Dauer. Seine geiſtige Bildung reichte übrigens nicht an die ſeiner fürſtlichen Geliebten, wie ſchon die Correſpondenz bezeugt, in welcher die Briefe der Prinzeſſin ſich durch weſentlich beſſern Stil und namentlich durch correctere Orthographie vor denen des Grafen auszeichnen. Aus allem ergibt ſich, daß die Prinzeſſin ſicher nicht unrecht hatte, wenn ſie in ſpätern Jahren zugab, in dem Grafen einen unpaſſenden Vertrauten gewählt zu haben, wenn er es auch, ſoweit es feurige Liebe, Hingebung und perſönlichen Muth betraf, nicht war. Möglich übrigens, daß ſeine wahrhafte, über bloßen Sinnenreiz erhabene Liebe für die Prinzeſſin auch auf ihn einen reinigenden und hebenden Einfluß geübt hat, wofür wir gern ſein Zurückziehen von der Platen, ſowie die Stelle in einem ſeiner Briefe als Zeugniß annehmen möchten, wo er ſagt:

---

[1] „Die Herzogin von Ahlden“, S. 26.

[2] Bei Cramer, S. 14.

„Vous savez sur quoi roule notre amour; nos souhaits sont selon la loi divine et il ne tient qu'à celui d'en haut que nous ménions une vie devote et sans reproche: faites lui des voeux aussi; peut-être exaucera-t-il nos prières."

Wie dem auch ſei, das Verhältniß der Liebenden wurde gegen Ende des Jahres 1693 immer inniger und wurde es immer mehr, je ſichtbarer ſich ihnen die Ueberzeugung aufdrängte, daß ſie von geheimen Gefahren umlagert ſeien, und daß ihre gegenſeitige Stellung zu Hannover nicht lange mehr haltbar ſein werde. Sie fanden ſich auf allen Seiten beobachtet. Es gingen zwiſchen ihnen gewechſelte Briefe verloren oder verſchwanden auf räthſelhafte Weiſe. Der Feldmarſchall Podewils [1]), welcher dem Grafen wohlwollte, ließ ihn kommen und ſagte ihm warnend, daß man dem Kurfürſten von einem Verſtändniß zwiſchen der Kurprinzeſſin und ihm geſagt habe. Nach einiger Zeit ließ er ihn abermals kommen und theilte ihm mit, daß er noch immer im Gerede mit der Prinzeſſin ſei, worauf Königsmark verſichert, ſeit jener erſten Mittheilung nicht wieder mit der Prinzeſſin allein geſprochen zu haben, ſich aber beeilte, ſeiner Geliebten von dem Vorgange Nachricht zu geben. Gewiß wußten ſie, daß die Gräfin Platen ihre unverſöhnliche Feindin ſei und alles aufbiete, ſie zu belauern und in Verdacht zu bringen. Königsmark war nicht ohne düſtere Ahnungen. Einmal ſchrieb er, mit Bezug auf ein aus ſeinem Hute verſchwundenes Billet: „Dieu aie pitié de nous, car sans son secours je ne sais comment nous sortirons de cette affaire. Je le prends à temoin que je ne crains point le péril dans lequel je me vois, mais de vous perdre pour jamais, c'est cela qui m'afflige et si j'ai eu envie de m'éloigner, c'est que de loin je vous pourrai plus assister que de près [1]), quand on m'enfermerait peut-être, mais cette pensée est ridicule et je ne (n'y) songe plus." [2]) — Auch die Prinzeſſin ſchreibt einmal: „Je suis persuadée que je suis trahie et à deux doigts de ma-perte. — Toute chose me confirme dans mon opinion que je suis trahie, si la perspective (unter welcher Bezeichnung die Liebenden die Gräfin Platen verſtanden) s'en méle."

---

[1]) Heinrich von Podewils, geb. 1615 zu Demmin in Pommern, trat in die Dienſte Bernhard's von Weimar und ſpäter mit deſſen Heer in franzöſiſche, in denen er bis zum Maréchal de Camp aufſtieg und naturaliſirt wurde. Er war zweiter Befehlshaber der 6000 Mann Hülfstruppen, welche an der Schlacht bei St.-Gotthardt theilnahmen. Später trat er in die Dienſte Johann Friedrich's von Hannover und ward unter Ernſt Auguſt Generalfeldmarſchall, Präſident des Geheimen Kriegsraths und Gouverneur der Reſidenzſtadt. Er ſtarb zu Hamburg 1695.

Aus einem andern Briefe erſehen wir, daß die Kurfürſtin denn doch, wonach wir uns außerdem vergeblich umgeſehen, mit ihrer Schwiegertochter über die Sache geſprochen hatte. Sie habe, heißt es hier, ſchon vor länger als Jahresfriſt ihr eine Predigt über die Königsmark'ſche Angelegenheit gehalten und ſie dabei glauben machen wollen, daß dies auf Veranlaſſung des Kurfürſten geſchehe, während umgekehrt der Kurfürſt derſelben kein Wort darüber geſagt habe und erſt durch ſie aufmerkſam gemacht werde. Man ſieht, daß die Prinzeſſin auf ihre Schwiegermutter nicht gut zu ſprechen war, was ſie denn wenig empfänglich für deren Rathſchläge machen konnte. Dieſe ſcheinen übrigens keineswegs ein ſchuldvolles Verhältniß vorausgeſetzt, ſondern blos vor dem guten Rufe nachtheiligen Unvorſichtigkeiten gewarnt zu haben. Die Kurfürſtin hatte der Prinzeſſin gerathen, ihr Betragen gegen Königsmark zu ändern, weil es ihr Schaden bringe. Dann hatte ſie dieſelbe ermahnt, überhaupt ihr Benehmen zu ändern. Alle Welt ſei über das zurückgezogene Leben, das ſie jetzt führe, erſtaunt; man klage, daß ſie niemand anſehe oder anrede; man finde es unnatürlich, daß eine Dame ihres Alters ſo ſehr auf alles verzichte, und ſuche nach einem Grunde dafür. Leider erfahren wir nicht, was die Prinzeſſin darauf geantwortet und ob ſie die Kurfürſtin darauf aufmerkſam gemacht hat, daß ihr Zurückziehen und ihre Schwermuth von der Untreue, Kälte und Härte ihres Gemahls herrührten und durch die gegen ſie geſponnenen Intriguen noch mehr erklärt würden. Es beſtand eben kein herzliches Vertrauen zwiſchen den Damen. Schon die frühern Verhältniſſe, vor der Vermählung der Prinzeſſin, hatten keinen Grund dazu gelegt, und die gewiſſe Parteinahme der Kurfürſtin für die Platen, die wahrſcheinliche für ihren Sohn, mochten die Sache nur noch verſchlimmert haben. — Der Kurfürſt ſcheint ſich gar nicht in die Sache gemiſcht, ſich um ſeine Schwiegertochter wenig gekümmert und das Verhältniß zu Königsmark höchſtens für eine flüchtige Galanterie gehalten zu haben, die man, des Geredes halber, nicht aufkommen laſſen dürfe, aus der aber auch nicht viel zu machen ſei. Von einem ernſtern, umſichtigen, fortgeſetzten Bemühen des kurfürſtlichen Paares und der eigenen Aeltern der Prinzeſſin, ihre mißliche Stellung zu beſſern, ihr eheliches Verhältniß freundlicher zu geſtalten, oder ſie doch durch bewieſene Theilnahme und wohlwollende Fürſorge über daſſelbe zu tröſten und ſie damit vor den Verſuchungen und Gefahren zu ſchützen, die ſo leicht aus ihrer ganzen Lage erwachſen konnten, findet ſich keine Spur. Es war, wie ſo oft in der Welt: man ließ die Dinge hingehen, bis es zu ſpät war und ſchritt dann hart und gewaltſam gegen die Folgen der eigenen Unterlaſſungsſünden ein.

---

[1]) Das war ein an ſich ganz richtiger Gedanke. Die Prinzeſſin durfte keinen Beiſtand um ſich haben, der in Verdacht kommen konnte, ihr Liebhaber zu ſein. Uebrigens ſcheint aus obiger Stelle hervorzugehen, daß der erſte Gedanke einer Entfernung Königsmark's von Hannover von ihm ſelbſt ſtammte, und daß er ſich deshalb gewiſſermaßen bei ihr entſchuldigen zu müſſen glaubte. Später billigte und betrieb ſie dieſe Entfernung.

[2]) Meint er damit die Entfernung? Was wäre da Lächerliches daran geweſen. Oder die Einkerkerung? Er ſollte erfahren, daß ſeine Feinde ſich nicht ſcheuten, noch zu extremern Maßregeln zu greifen.

Mit dem Spätjahr 1693 werden die Plane der Liebenden ernſtlicher. Sie fühlten, daß die Sache nicht länger ſo fortgehen könne und ſahen ſich nach Rettungswegen um. Schon vorher hatte die Prinzeſſin Verſuche gemacht, ſich, als die erſte materielle Grundlage einer unabhängigen Stellung, Geldmittel zu ſichern, und hatte ſie ſich bemüht ihren Vater zu vermögen, ihr ſchon bei Lebzeiten ein eigenes Einkommen auszuſetzen. Wenn ſie ſich dabei der Vermittelung des celleſchen Geheimraths von Bernſtorff[1]) bediente, ſo war ſie freilich übel angekommen, da dieſer ſchlaue, heuchleriſche Intriguant, der ſeinen Herrn, in liſtiger Weiſe, ohne daß dieſer es ahnte, vollſtändig beherrſchte, dem hannoverſchen Intereſſe ergeben war, wie er denn ſpäter in den Dienſt Hannovers übertrat und als Premierminiſter Georg's I. geſtorben iſt.

---

1) Er war ein Mecklenburger, ſoll ſein Vaterland verlaſſen haben, weil er ſich in die Herzogin verliebt hatte, und von dieſer nach Celle empfohlen worden ſein, von wo er 1705 nach Hannover kam und 1709 der Nachfolger Platen's als erſter Miniſter wurde. In dieſer Eigenſchaft ſtarb er zu London 1726, im achtundſiebzigſten Jahre. Die Grafen Bernſtorff ſtammen von ſeinem Neffen und Schwiegerſohn, für den er ein großes Fideicommiß begründet hatte.

Auch in letzterer Stellung gab er Beweiſe, daß er gar nicht der Mann war, der auf die perſönlichen Wünſche und Gefühle der Kinder ſeiner Gebieter, wenn ſie irgend mit den Intereſſen, die er zu pflegen gewohnt war, in Conflict kamen, die mindeſte Rückſicht genommen hätte, daß er vielmehr kein Bedenken trug, die unnatürliche Härte eines Vaters gegen ſeinen Sohn zu ſchüren. Auch der Herzog war ſchwerlich ſehr geneigt, auf die Geldwünſche ſeiner Tochter einzugehen. Er mochte in der That keinen Grund dafür abſehen, nachdem ſie ſo anſtändig verſorgt worden, und nachdem er in ſeiner Jugend leichtſinnig genug geweſen, hatte er ſich im Alter eine Liebe zum Geldſammeln angeeignet, die es ihm ſchwer machte, ſich von ſeinem Beſitze zu trennen. Er hatte das Geldſammeln und Aufſpeichern zunächſt aus Liebe für Frau und Tochter begonnen, deren Zukunft er dadurch ſichern wollte; es war ihm aber darüber ſo zur Gewohnheit und Liebhaberei geworden, daß es allmählich das herrſchende Intereſſe ſeines Lebens zu werden ſchien. — Eine Zeit lang hatte die Prinzeſſin indeß doch einige Hoffnung, in Celle zum Ziele zu kommen, indem ſie nicht die Kaſſe ihres Vaters in Anſpruch nehmen, ſondern die Landſtände ihr 30000 Thlr. ausſetzen ſollten, welchen Plan ihre Mutter in der That ſehr eifrig unterſtützte; aber die damals drohende, ſpäter ausgeführte Invaſion des Herzogthums Lauenburg durch die Dänen bot einen Grund oder Vorwand, jede Geldverwilligung abzulehnen.

Es ward nun um ſo nöthiger befunden, daß Königsmark Hannover verlaſſe und auswärts Dienſt ſuche, theils um den Gefahren zu entgehen, die ihm in Hannover drohen konnten und von denen die Liebenden wenigſtens eine unbeſtimmte, unheimliche Ahnung hatten, theils um ſich auch ſonſt in ſeiner Lage zu verbeſſern, da ſeine finanziellen Verhältniſſe immer zerrütteter geworden zu ſein ſcheinen. Ein Vorwand, ſeine Entlaſſung aus hannoverſchem Dienſte zu fordern, bot ihm ſeine Nichtbeförderung, und er ſcheint ſich auch dieſes Grundes bei Podewils bedient zu haben. Es werden nun aber die Schritte der beiden Liebenden, wie ſie der Kataſtrophe zunächſt vorhergingen, immer dunkler und lückenhafter, theils weil die in der erſten Hälfte des Jahres 1694 von der Prinzeſſin an Königsmark geſchriebenen Briefe jedenfalls bei letzterm gefunden, folglich nicht bekannt worden ſind, theils weil nach der Kataſtrophe von ſeiten Hannovers alles aufgeboten wurde, einen immer dichtern Schleier über die Vorgänge auszubreiten und wol auch manches ganz anders darzuſtellen, als es geweſen war. Gewiß iſt jetzt, daß Königsmark im Jahre 1694, durch den neuen Kurfürſten von Sachſen, Friedrich Auguſt, folglich nach dem am 24. April 1694 erfolgten Tode des Kurfürſten Johann Georg IV., zum Generalmajor der Cavalerie, mit 200 Thlr. monatlichem Gehalt, ernannt worden iſt.[1] Ob der Graf aber ſchon vorher nach Dresden gereiſt iſt, und wann und weshalb; ob er von der niederländiſchen Campagne her eine Spielforderung an Friedrich Auguſt hatte, die er einkaſſiren wollen, wie man auch geſagt hat; ob er förmlich aus dem hannoverſchen Dienſt ausgetreten war, in dem allen bleibt manches ungewiß. Auf der einen Seite wird mit Beſtimmtheit verſichert [1]: der Graf habe durch Feldmarſchall Podewils dem Kurfürſten von Hannover vorſtellen laſſen, „er könne ohne Avancement nicht länger dienen, und dafern Se. kurfürſtliche Durchlaucht ihm dieſe Gnade nicht thun wollte, begehre er ſeinen Abſchied und würde ſein Glück anderwärts ſuchen“. Darauf habe kurfürſtliche Durchlaucht ihm antworten laſſen: „weil ſie nicht die Gewohnheit hätten, in ihren Truppen die jüngern Offiziere den ältern vorzuziehen, ſo könne er Königsmark nicht wehren, ſeine Avantage anderwärts zu ſuchen, wozu er ihm auch die Freiheit gebe. Darauf — heißt es weiter — iſt Königsmark nach Dresden gegangen, hat ſich wirklich in Ihro kurfürſtl. Durchlaucht von Sachſen Dienſten als General engagiret, ſolches dem Feldmarſchall Podewils ſchriftlich adviſiret, bei ſeiner Zurückkunft dem Feldmarſchall geſagt: Ihre Excellenz möchten Ordre geben, an wen hinführo die Officiers ſeines Regiments ſich adreſſiren ſollten, denn er ſich weiter keines Commandos über daſſelbe annehmen würde; worauf der Feldmarſchall ihm zu ſeinem Avancement und Veränderung Glück gewünſcht und geſagt: er könne nur den Offizieren wiſſen laſſen, daß ſie ſich an ihn ſelbſt adreſſiren ſollten und die Ordres von ihm holen, welches denn ins Werk gerichtet. Auch hat er (Königsmark) ſich bei den Offizieren bedankt für die gute Meinung, die er von ihnen für ſeine Perſon verſpüret, wie ſolches gebräuchlich. Darauf haben die Officiers ſchriftlich geantwortet und ſich von Königsmark congediret, welcher Brief annoch vorhanden. Se. kurfürſtl. Durchlaucht haben ſelber auch Königsmark Glück gewünſcht, wie auch der ganze Hof.“ — Dagegen hat der Feldmarſchall Podewils, auf eine, nach dem Verſchwinden des Grafen, von deſſen Secretär an ihn gerichteten Anfrage, nachdem er vorher die Befehle des Kurfürſten eingeholt, unter anderm geantwortet: „Da der Graf zur Zeit, als er ſich verloren (sic), noch kurbraunſchweigiſcher Offizier geweſen, welches um ſo weniger in Zweifel zu ſtellen ſei, als er ſeine Dimiſſion und Abſchied noch nicht erhalten, viel weniger von ſeinem Regimente 1)), wie ſonſt zu geſchehen pflege, abgedankt, ſondern ſeinen Dienſt continuiret (?) und Gage bezogen, ſo ſei die Verſiegelung durch den Kriegs-Secretarium zu bewerkſtelligen, jedoch was unter deſſen Briefſchaften offenbar Se. kurfürſtliche Durchlaucht angehe, herauszunehmen.“ Wollen wir nicht annehmen, daß der alte würdige Feldmarſchall hier geradezu in die Verlegenheit gebracht worden, ſeine Zuflucht zu einer directen Unwahrheit zu nehmen, ſo wird die Sache wol darauf hinauslaufen, daß man ſich auf eine Formalität ſtützte, um mit beſſerm Scheine zu den Papieren zu gelangen. Der Graf wird auf Urlaub nach Dresden gegangen ſein, welche Zeit immerhin als „Continuirung des Dienſtes“

---

[1] C. v. Weber, a. a. O., II, 91. — In dem Aufſatze des Marſchalls von Sachſen wird übrigens die Sache, ganz im Einklang mit der durchgängigen Romantik dieſes Aufſatzes, ſo dargeſtellt, als hatte der Kurfürſt Ernſt Auguſt, durch die Platen von dem Verhältniß des Grafen zu der Prinzeſſin unterrichtet, aber jenen zu ſchonen wünſchend, ihn ſelbſt aufgefordert, nach Ungarn zu dem Prinzen Friedrich Auguſt, an den er ihm einen Brief mitgegeben, zu reiſen und von da aus um ſeine Entlaſſung zu bitten, worauf der Graf den Wink auch befolgt habe, nach Peterwardein gereiſt und Adjutant des Prinzen geworden ſei. Es verſteht ſich, daß hier ſtarke Anachronismen im Spiele ſind, da Friedrich Auguſt erſt 1695 in Ungarn befehligte. Auch ſtimmt die öffentliche Rückkehr Königsmark's nach Hannover, wobei er ſich mündlich verabſchiedete, an den Hof ging, vom Kurfürſten beglückwünſcht wurde u. ſ. w., gar nicht zu dieſen kurfürſtlichen Inſtructionen.

---

[1] Cramer, a. a. O., S. 117.

---

1) Man ſieht hieraus, daß er ein Regiment hatte, wie auch ſonſt allgemein geſagt wird, und nicht eine Compagnie bei der Leibgarde, wie es in dem Aufſatze des Marſchalls von Sachſen heißt. Er ſoll aber in dem Verzeichniſſe der hannoverſchen Oberſten nicht zu finden ſein, was wol aus dem damals gar nicht ſeltenen Manöver zu erklären iſt, das Andenken an misliebige Perſönlichkeiten durch Nichterwähnung tilgen zu wollen.

gerechnet werden konnte, hatte den Urlaub genommen, nachdem er erklärt hatte, daß er andere Dienſte ſuchen wolle, hatte die Erlaubniß des Kurfürſten hierzu erhalten, hatte von Dresden aus ſchriftlich um ſeine Entlaſſung nachgeſucht und zugleich angezeigt, daß er in kurſächſiſchen Dienſt getreten ſei, war dann noch perſönlich nach Hannover gereiſt, hatte wegen Verſehung ſeiner nun vacanten Stelle Vorſorge getroffen, ſich von den Offizieren ſeines Regiments verabſchiedet, war von dem Kurfürſten, dem Feldmarſchall, dem ganzen Hof zu der eingetretenen Veränderung beglückwünſcht worden und würde daher unter allen andern Umſtänden als aus dem hannoverſchen Dienſte ausgetreten betrachtet worden ſein. Die Gage, die er noch bezogen haben ſoll, wird er bis dahin zu fordern gehabt haben. Man benutzte aber den Umſtand, daß ihm noch kein ſchriftlicher Abſchied zugefertigt worden[1], und daß er der zuweilen beobachteten Ceremonie, dem ganzen Regimente ſein „Compliment zu machen", nicht nachgekommen war, um ihn als noch in kurhannoverſchen Dienſten ſtehend darzuſtellen.

Wie dem auch ſei, Königsmark war ſeit dem Frühjahr 1694 kurſächſiſcher Generalmajor, nachdem er frühere Anträge, die ihm von ſeiten Kurbaierns, Dänemarks und Schwedens gemacht worden ſein ſollen, abgelehnt hatte, wie es ſcheint aus Abneigung, ſich von der Prinzeſſin zu trennen. Sein Schwager, Graf Lewenhaupt, freute ſich über dieſe Veränderung und verſprach dem Grafen Glück davon. In der That möchte die Sache auch für alle Theile zum Beſten ausgeſchlagen ſein, wenn er nicht wieder nach Hannover gegangen wäre. Hier hatte inzwiſchen auch die Kurprinzeſſin Schritte gethan, die Ausführung ihres alten Entſchluſſes, ſich von ihrem Gemahl zu trennen, einzuleiten. Sie war, kurz bevor der Kurprinz eine Reiſe nach Berlin antrat, zu ihren Aeltern auf das Jagdſchloß Bruchhauſen gereiſt, wohin ſie jedoch von dieſen eingeladen worden zu ſein verſichert. Hier hat ſie ihren Aeltern den Wunſch ausgedrückt, ſich von ihrem Gemahl zu trennen und bei ihnen bleiben zu dürfen, alſo einen letzten Verſuch gemacht, auf die jedenfalls anſtändigſte Weiſe aus der Sache zu kommen. Indeß wie ſehr der Herzog auch ſein einziges Kind geliebt und dies noch im Sommer 1693 zu erkennen gegeben hatte[1], auf dieſen Wunſch, deſſen Erfüllung ſo ſchweren, das fernere Leben der meiſten Betheiligten verbitternden Unheil hätte vorbeugen können, wollte er doch nicht eingehen. Alle ihre Bitten, ihr wiederholtes Flehen, ſie in den älterlichen Schutz zu nehmen, fruchteten nichts. Der Herzog wies ſie im Gegentheil an, ihre Rückkehr nach Hannover zu beeilen, damit ſie den Kurprinzen noch vor ſeiner Abreiſe treffe. Erſt wenn ſie dieſer Form genügt, ſolle ſie nach Windhauſen kommen, um mit dem celleſchen Hofe den Geſundbrunnen zu trinken und dann wieder in ihre Verhältniſſe nach Hannover zurückzukehren. Sie war übrigens in Bruchhauſen, wol aus Kummer und Aufregung, unwohl geworden und ſoll auch in Hannover einen

---

[1] Nach einer Stelle bei Cramer (a. a. O., S. 117) ſcheint es, daß bei ſehr vornehmen Offizieren die Ausſtellung eines ſchriftlichen Abſchieds ſogar als unhöflich betrachtet wurde. Es heißt dort von einem andern Grafen: „Noch viel weniger hat man ſich, ihm einen ſchriftlichen Abſchied zu geben, veranlaßt."

---

[1] „Mon père est plus tendre que jamais et ma mère me comble de bontés", ſchreibt ſie damals.

Rückfall bekommen haben.[1] Die Unerbittlichkeit ihres Vaters darf, wie die Menſchen ſind, nicht zu ſehr verwundern. Er mochte ſeine Tochter wol herzlich lieb haben, aber ſich ſelbſt hatte er doch noch viel lieber. Er ſchätzte jetzt vor allem Ruhe und Bequemlichkeit. Seine größte Sorge war lange Zeit die Zukunft ſeiner Frau und Tochter geweſen. Er hatte geglaubt, dieſer Sorge durch das Arrangement mit Hannover gründlich und für immer überhoben zu ſein, mochte ſich über das Zuſtandekommen deſſelben herzlich gefreut haben und ſah es nun auf einmal wieder in Frage geſtellt, ſah alle die Verlegenheiten, den Verdruß, die Streithändel auf ſich einſtürmen, die aus einem für den mächtigen Hof von Hannover ſo verletzenden Schritte hervorgehen mußten, und dies alles, mochte er meinen, weil ſeine Tochter ſich nicht in eine Lage finden könne, die doch ſo viele fürſtliche Damen ſeiner Zeit ſich ganz ruhig gefallen ließen, weil ſie Grillen und Launen habe, vielleicht weil ein junger Abenteurer Eindruck auf ihr Herz gemacht, ſich wol gar auf ihre Hand Hoffnung mache! Wenn er wollte, konnte er ſtarrſinnig genug ſein und ſeinen eigenen Kopf behaupten. Soll ihn doch ſein Miniſter Bernſtorff weſentlich dadurch zu ſeinem Willen gelenkt haben, daß er ihm das Gegentheil von dem gerathen habe, was Bernſtorff eigentlich wollte, worauf der Herzog, um zu zeigen, daß er nicht von ſeinem Miniſter abhänge, eben das that, was Bernſtorff gewollt, aber nicht gerathen hatte.[2] So ſchlau waren freilich die Herzogin und ihre Tochter nicht.

---

[1] Berichte des engliſchen Geſandten in Celle und Hannover, vom 15. und 29. Juni. Vgl. „Die Herzogin von Ahlden“, S. 49.

[2] Ein Manöver, das natürlich nur in einzelnen, ſeltenen Fäl-

Mit welchen Gefühlen die arme Sophie Dorothea damals von ihren Aeltern an den verhaßten Hof zu Hannover zurückgefahren ſein mag, wo ſie nichts als Feinde, nichts als Schlingen und Fallſtricke ſah, und wo ſie vor allem den Gemahl noch einmal begrüßen ſollte, gegen den der tiefſte Widerwille, ja ſichtbar ein förmlicher Haß in ihrem Herzen beſtand, iſt wohl zu denken. Tiefe Bitterkeit gegen die Welt, gegen ihre Feinde und falſchen Freunde, gegen ihre Aeltern ſogar, mochte ihr der Leidenſchaftlichkeit nicht unempfängliches Gemüth vergiften, und hier, auf dieſer peinlichen Rückfahrt, nachdem ihr der letzte Weg, ſich den ihr unerträglich gewordenen Verhältniſſen in ihren Ruf nicht gefährdender Weiſe zu entziehen, verſchloſſen worden, mochte der Gedanke reifen, nunmehr auch nichts mehr zu ſcheuen, ſondern um jeden Preis, auf jede Weiſe das Band zu zerreißen, das ihr zur drückenden, brennenden Feſſel geworden war. Hier mochte ihr auch das Bild des Mannes, der allein ihr treu war, von dem allein ſie die Worte der Liebe hörte, der bereit war, alles für ſie zu wagen und zu opfern, in den glänzendſten Farben vor die Seele treten, und er mochte ihr als der letzte Rettungsanker erſcheinen. In dieſer Stimmung iſt es wol erklärlich, daß ſie, was ihr von ſeiten des Hofs ſehr übel aufgenommen ward, an Herrenhauſen, wo ihre Schwiegerältern und ihr Gemahl waren, vorbei und direct nach Hannover fuhr. Auch hatte ſie Grund zu eilen, da ſie ihre Ankunft daſelbſt für (früh) 10 Uhr dem Königsmark bereits angekündigt und ihn eingeladen hatte, ſie noch denſelben Tag zu ſehen, während ſie, vielleicht infolge

---

len anwendbar war, bei regelmäßigem Gebrauche aber gewiß entdeckt worden wäre.

ihres Unwohlſeins oder aus ſonſtigen Gründen, ſpäter abgereiſt, nunmehr vor abends nicht nach Hannover kommen konnte.

Königsmark war alſo bereits wieder in Hannover. Der oſtenſible Grund ſeiner Rückkehr lag in den Formalitäten des Austritts aus dem hannoverſchen Dienſte nahe; der wirkliche Grund mag in ſeinem Verhältniſſe zu der Prinzeſſin gelegen haben, weshalb er auch ſeine Abreiſe von Tag zu Tag verſchob, ungeachtet er nichts mehr in Hannover zu thun hatte, was die Welt wiſſen durfte. Dem Urheber der Geſchichte, die der Marſchall von Sachſen aufgezeichnet hat, genügten aber freilich jene Gründe noch nicht, die Rückkehr des Grafen nach Hannover und ſein Zögern daſelbſt zu motiviren, und er hat verſchiedene romantiſche, vielmehr romanhafte Zuthaten beigefügt, deren Quelle wir am liebſten in der durch die Zeitromane geleiteten Phantaſie der Gräfin Aurora ſuchen möchten. Erſt läßt er den Grafen in Ungarn, auf deſſen fingirtem Feldzuge daſelbſt, mit einem halbverrückten Wahrſager Namens Mey zuſammenkommen, dem er die Hand vorgehalten und ihn gefragt habe, wenn er ſeine Geliebte wiederſehen werde, worauf Mey erwidert habe: „Du wirſt ſie ſehen, aber dann Amen! Du wirſt aber Zeit haben an das zu denken, was dir Mey heute ſagt. Armer Graf, ich bedauere dich ſchon lange, aber dies wird dein Los ſein; niemand kann ſeinem Schickſale entgehen.“ Dieſe Unheilverkündigung habe natürlich die trübe Stimmung, in der ſich Königsmark befunden, nur erhöhen können. Nach Beendigung des Feldzugs ſei er mit dem Prinzen nach Wien und von da nach Sachſen zurückgekehrt und habe mit Mühe die Erlaubniß zu einer Reiſe nach Hannover erwirkt, die ihm Friedrich Auguſt anfangs nicht geſtatten wollen.

Was ihn ſo ſtark nach Hannover zurückgezogen, ſei nichts Geringeres, als — das Band eines Blumenſtraußes geweſen, den die Prinzeſſin bei einem Ringelrennen, wo Königsmark den Sieg davongetragen, als Preis ausgeſetzt gehabt. Er hätte dieſes Band an der Fahne ſeiner Compagnie [1] befeſtigt gehabt und bei ſeiner Abreiſe von Hannover zurückgelaſſen. Jetzt habe er es holen wollen, und zwar ſelbſt holen. Die Fahne ſei bei ſeiner Abreiſe dem Lieutenant und von dieſem dem Nachfolger des Grafen, einem Grafen Platen, der ein Verwandter [2] der ſchlimmen Gräfin geweſen, übergeben worden. Dieſer, zu welchem Königsmark geeilt ſei und der ſich ſehr gewundert habe, ihn zurückkommen zu ſehen, habe, als der Graf das Band verlangt, erklärt, er ſei veranlaßt worden, es der Gräfin Platen zu übergeben. Königsmark habe ihn darauf erſucht, der Gräfin zu ſagen, daß er, als Entſchädigung für alle die Leiden, die ſie ihm zugefügt [3], nur das Band ſich zurückerbitte, daß ſie aber, wenn ſie es ihm nicht ſogleich zurückſende, verſichert ſein könne, ſie werde vor ihm in den Armen des

---

[1] Die Erzählung beharrt dabei, ihm nur eine Compagnie zuzuſchreiben, während er doch nach den amtlichen Angaben und allen weitern Berichten ein Regiment hatte.

[2] Wenn dieſer „Verwandte“ nicht der damals zwanzigjährige Sohn der Gräfin geweſen iſt — und einen Sohn pflegt man doch nicht mit „ein Verwandter“ zu bezeichnen —, ſo iſt es mit dieſer Perſönlichkeit nicht richtig. Denn außer dem Gemahl der Gräfin und deſſen Sohn hat es damals keinen Grafen Platen gegeben.

[3] Dieſe beſtanden nach jener Erzählung darin, daß ſie ihm ihre Liebe angetragen, und als er dieſe, was bekanntlich nicht geſchehen, verſchmähte, ſein Verſtändniß mit der Prinzeſſin verrathen, belauert und dem Kurfürſten entdeckt, dadurch aber ſeine Entfernung von Hannover bewirkt habe. Durch ſeine Botſchaft hätte er denn freilich ihre Angaben nur beſtätigt und die Prinzeſſin entſchieden compromittirt!

Kurfürſten ſelbſt keinen Schutz finden. Die Gräfin habe darauf die Ausantwortung des Bandes von einem Tage zum andern – es iſt ſchwer zu errathen, unter was für Vorwänden — verſchoben, um ihre Vorbereitungen treffen zu können. Königsmark habe ſich inzwiſchen verborgen gehalten.[1] Die Gräfin habe ſich nun bei dem Kurfürſten über die Drohungen beſchwert, mit denen Königsmark ſie verfolge, worauf der Kurfürſt, hoch erzürnt, anfänglich in alles gewilligt habe, was ſie begehrte.[2] Zwar habe er bei reiferer Erwägung und mit Rückſicht darauf, daß die Pläne der Gräfin in ihrer Ausführung von ſehr bedenklichen Folgen begleitet ſein und großes Aufſehen erregen würden, zumal Friedrich Auguſt, der nach dem Tode ſeines Bruders Kurfürſt geworden[3], eine dem Grafen angethane Unbill nicht ungeahndet laſſen werde, ſich anders beſonnen. Da ſich aber die Gräfin bitter über die Unentſchloſſenheit des Kurfürſten beklagt und ſich vom Hofe zurückzuziehen gedroht habe, ſo ſei ſeine Liebe von neuem erwacht[4] und er habe in einem der Gräfin günſtigen Augenblicke ſeine Einwilligung ertheilt.

Etwas wahrſcheinlicher als dieſe Bandgeſchichte iſt eine andere Anekdote, welche mehrfach und aus ſichern Quellen berichtet wird, um zu erklären, wodurch der

---

[1] Dies iſt völlig unwahr.

[2] Der ſehr beſonnene Ernſt Auguſt würde der Gräfin ganz einfach gerathen haben, das Band zurückzugeben. Dann hätte ſie nichts mehr von Königsmark zu fürchten gehabt; dieſer wäre abgereiſt und alle Theile wären befriedigt geweſen. Statt deſſen ſoll er in die Ermordung des Grafen gewilligt haben, damit nur die Gräfin jenes Band behalte!

[3] Er war es ſchon, ehe Königsmark wieder nach Hannover kam.

[4] War ſie vorher eingeſchlafen. Er war ja nur eben geneigt geweſen, ihr zu Liebe in einen Mord zu willigen.

Haß der Gräfin zu ſolcher Höhe geſteigert worden: eine Sache, die eigentlich nach dem Vorhergegangenen keiner weitern Erklärung bedürfte. Hiernach ſoll ſich Königsmark in Dresden, bei einem luſtigen Gelage, wo ihn alſo die trübe Stimmung, in der ihn jener Aufſatz verharren läßt, verlaſſen hatte, Indiscretionen mannichfacher Art erlaubt, namentlich ſeine frühern Verhältniſſe mit der Gräfin Platen zur Sprache gebracht, ja, wie wenigſtens die Kneſebeck erzählt, ſich berühmt haben, in was für Gnaden und Anſehen er bei der Kurprinzeſſin lebe. Bei jenem Gelage ſei ein Gaſt geweſen, der früher an dem Hof zu Celle gelebt habe, dieſen der Prinzeſſin halber habe verlaſſen müſſen und nun, um ſich wieder in Gunſt zu ſetzen, die Aeußerungen Königsmark's nach Hannover[1]) berichtet habe. Die Kneſebeck gibt als den Grund, weshalb er Celle verlaſſen müſſen, zu viele der Prinzeſſin erwieſene Aufmerkſamkeit an. Die Prinzeſſin, welche auch von Königsmark's angeblichen Aeußerungen über ſie ſelbſt nur anführt: „er habe ihrer leider ſo gedacht, als ſei ſie unſchuldig leidend dem härteſten Joche einer Ehe und den Kabalen eines durch Intriguen ausgezeichneten Hofes preisgegeben", ſagt nur: jener Mann habe ihr misfallen, deshalb ihres Vaters Reſidenz verlaſſen und die Gelegenheit ergriffen, ſich an ihr zu rächen. Es läßt ſich dieſe Angabe recht wohl mit der der Kneſebeck vereinigen und würde dieſe inſoweit ergänzen, als daraus hervorginge, daß die Prinzeſſin die Aufmerkſamkeiten jenes Menſchen mißfällig aufgenommen gehabt hatte. Seine Denunciation wäre ſomit weniger gegen Königsmark, als gegen die Prinzeſſin gerichtet geweſen. Iſt etwas an der Sache, ſo wird ſie wol dazu beigetragen haben, ſowol den Haß der Gräfin anzuſchüren, als die Indicien gegen die Prinzeſſin und Königsmark zu verſtärken.

---

[1]) Man könnte daran Anſtoß nehmen, daß er nach Hannover berichtet haben ſoll, um in Celle wieder in Gunſt zu kommen. Indeß er mag ſich in die braunſchweigiſchen Lande zurückgewünſcht haben, und für dieſe war jetzt Hannover viel maßgebender als Celle. — Graf Schulenburg findet auch in der damaligen tiefen Landestrauer ein Bedenken. Das „luſtige Gelag" braucht aber kein „Hoffeſt" geweſen zu ſein.

Weniger wahrſcheinlich iſt uns eine weitere Angabe der Kneſebeck, wonach ſie ſchreibt: Gräfin Platen habe Königsmark kurz vor ſeiner Abreiſe nach Sachſen ihre Tochter[1] zur Ehe angetragen; dieſer aber habe den Vorſchlag abgelehnt, worauf die Gräfin ſchon ſehr unwillig gegen ihn geworden ſei; gleichwol habe ſie ihn noch übermäßig geliebt; als nun ſeine Aeußerungen über ſie ihr zugekommen, hätten dieſe ihren Rachegeiſt angetrieben und ſie habe dem Kurfürſten ſtets in den Ohren gelegen, „ſich des Grafen abzuthun". Iſt etwas an dieſer Sache, ſo dürften wenigſtens in den Zeitangaben Irrthümer obwalten, da der Unwille der Platen gegen Königsmark und das Aufhören ihrer „übermäßigen Liebe" zu ihm offenbar um einige Jahre weiter zurückfällt. Eher möchten wir annehmen, daß, wenn wirklich die Gräfin dem Königsmark die Hand ihrer Tochter angeboten haben ſollte, dies nur in Vorausſicht einer Ablehnung geſchehen ſein dürfte, die man dann bei Hofe als ein neues Argument gegen Königsmark geltend machen konnte, zumal der Kurfürſt ohne Zweifel die Gefühle eines Vaters für die junge Dame gehegt hat.

---

[1] Sophie Charlotte, die ſich mit dem kurhannoverſchen Oberſtallmeiſter Johann Adolf Freiherrn von Kielmannsegge († 1717) vermählte, 1722 zur Gräfin von Arlington und Leinceſter ernannt und von den Engländern wegen ihrer koloſſalen Körperfülle der Elefant genannt wurde. Die Herzogin von Orléans ſchreibt ihr Verſtand zu, die Markgräfin von Baireuth meint aber, daß es der Geiſt eines Teufels ſei, weil gänzlich zum Böſen gewendet. Die Gunſt, in der ſie bei Georg II. ſtand, wird wol richtiger daraus erklärt, daß ſie wahrſcheinlich ſeine Halbſchweſter war, als daß man annehmen will, ſie ſei trotzdem ſeine Maitreſſe geweſen. Sie ſtarb 1725. Ihr einziger Sohn ſtarb 1734 zu London, unvermählt. Ihre älteſte Tochter, Marie Sophie, vermählte ſich 1719 mit Emanuel Scrope zweiten Viscount Howe († 1735) und ward unter anderm die Mutter des berühmten Admirals Howe († 5. Aug. 1799).

Wie dem nun immer auch ſei, da Königsmark wieder in Hannover war, hatte er ſich weſentlich den Intereſſen der Prinzeſſin zu widmen; dieſe hatte keinen ſehnlichern Wunſch, als aus Hannover zu flüchten, und beide waren darüber einig, daß man dazu die Zeit benutzen müſſe, wo der Kurprinz noch abweſend war. Unter dieſen Umſtänden war es natürlich, daß die gewechſelten Briefe, die Botſchaften, Winke, Unterredungen, geheimen Zuſammenkünfte [1]) ſich häuften, auf der andern Seite aber auch der Eifer der Belauerung und die Gefahr der Entdeckung ſtiegen. Es wird aber nun alles dunkel und ungewiß. Gewiß iſt, daß der Graf am Abend des 1. Juli (alten Stils) 1694 (eines Sonntags), zwiſchen 10 und 11 aus ſeiner Wohnung, dem jetzigen Hôtel de Strelitz am Neumarkt, fortgegangen iſt [2]), wobei er „ein paar ſchlechte, greiſe Leinwandſommerhoſen, ein ſchlecht weißes Kamiſol, ganz kurz, und einen braunen Regenrock anhatte, alſo ſichtbar in einem unſcheinbaren Incognito gehen wollte, und daß er nicht wieder zurückgekehrt, vielmehr ſeit dieſer Zeit wie ſpurlos verſchwunden iſt. Den Nachmittag über ſoll er unruhig geweſen ſein und geäußert haben, er habe die ganze Nacht zu ſchreiben. Ferner iſt als gewiß anzunehmen, daß er ſich damals zu einer Unterredung mit der Kurprinzeſſin begeben, und daß dieſe ſtattgefunden und ziemlich lange gedauert hat. Der erſte Zweifel entſteht aber darüber, auf welche Veranlaſſung er ſich zu jener Unterredung begeben. Die Kneſebeck, die keineswegs ohne Noth der Prinzeſſin Ungünſtiges ausſagt, verſichert: die Prinzeſſin habe Königsmark und zwar bei ſpätem Abend zu ſich beſchieden. Die Prinzeſſin erzählt zwar auch, daß der Graf einer in ſein Zimmer gelangten Einladung gemäß gekommen und durch die Kneſebeck bei ihr eingeführt worden ſei, ſtellt aber in Abrede, daß ſie das Billet geſchrieben, will vielmehr ſpäter von ihrer Mutter erfahren haben, daß die Gräfin Platen es geſchrieben und dabei ihre Handſchrift nachzuahmen verſucht habe. Eine dritte Verſion hat Graf Moritz von Sachſen, die, wie alles in ſeinem Aufſatze, etwas künſtlicher Natur iſt. Hiernach hätte man das Fräulein Kneſebeck im Namen einer Freundin deſſelben, des Fräuleins Dillon, rufen laſſen; unterwegs hätte der Kurfürſt[1]) ſie erwartet und ſie unter ſicherer Begleitung zur Gräfin

---

[1]) Die Prinzeſſin behauptet freilich, ſie habe Königsmark ſeit ſeiner Abreiſe nach Sachſen bis zu der letzten verhängnißvollen Zuſammenkunft nicht wieder allein geſprochen, was auch wahr ſein kann, da die Kneſebeck zugegen geweſen ſein wird.

[2]) Er war übrigens auch am Abend des vorhergehenden Donnerstag fortgegangen und erſt am Morgen des Sonnabend zurückgekehrt. Es iſt nicht anzunehmen, daß er dieſe ganze Zeit über im Schloſſe geblieben, und möchten wir eher eine Abweſenheit aus Hannover vermuthen. Eigen iſt es aber, daß die Prinzeſſin die letzte Zuſammenkunft auf den 28. Juni ſetzt, was eben jener Donnerstagsabend geweſen wäre.

---

[1]) Zu den vielen offenbaren Unrichtigkeiten jenes Aufſatzes gehört es auch, daß er den Kurfürſten ſich die Mühe nehmen läßt, den Kurprinzen unter einem Vorwande für den Abend und die Nacht aufs Land zu ſchicken, während doch der Kurprinz in Berlin war!

Platen geſchickt, bei der ſie zitternd eingetreten ſei. Von dieſer ſei ſie, unter Androhung des Todes, gezwungen worden, ein franzöſiſches Billet an Königsmark zu ſchreiben, worin ſie dieſen im Namen der Prinzeſſin einlud, ſich den Abend bei letzterer einzufinden, worauf ſie den Tag über unter Aufſicht gehalten und dann nach Scharzfeld gebracht worden ſei. Nun dieſe Geſchichte iſt offenbar falſch. Abgeſehen davon, daß die Kneſebeck ſich ſpäter durchaus nicht als eine Perſon zeigte, welche leicht einzuſchüchtern war, und daß das angebliche Billet, welches wörtlich mitgetheilt wird, manches enthielt, was Königsmark ſtutzig machen konnte 1)), ſo iſt die ganze Geſchichte denn doch mit den beſtimmten Angaben der Kneſebeck und der Prinzeſſin völlig unverträglich. Was hätte die Kneſebeck für ein Intereſſe gehabt, ſpäter, nachdem ſie in Sicherheit war, jenen Vorgang zu verſchweigen? Was vollends hätte die Prinzeſſin für ein Intereſſe gehabt, nicht zu ſagen, daß der Graf durch ein abgezwungenes Billet der Kneſebeck eingeladen worden ſei, und ſtatt deſſen die Schuld auf ein ihr ſelbſt untergeſchobenes, gefälſchtes Billet zu ſchieben, das ſie geſehen und Königsmark zurückgeſtellt haben will? Auch war die Kneſebeck, weit entfernt, in Haft zu ſein, bei der Unterredung der beiden Liebenden zugegen, blieb auch nachher noch längere Zeit frei, machte in den nächſten Tagen verſchiedene Verſuche, zu entdecken, wo Königsmark hingekommen, ward in Hannover wiederholten Verhören unterworfen, und iſt erſt kurz vor Abführung der Prinzeſſin (23. Juli),

---

1) Es wird darin von frühern ähnlichen Beſuchen geſprochen. Wie aber, wenn keine dergleichen ſtattgefunden hatten? Es wird geſagt, die Prinzeſſin beunruhige ſich über das Stillſchweigen des Grafen? Wie aber, wenn, was ſehr wahrſcheinlich, in den letzten Tagen gerade der lebhafteſte Verkehr beſtanden hatte?

auf Antrag des celleſchen Hofs, in Haft genommen und nach Scharzfeld gebracht worden. Jedenfalls entgeht ſonach der Kurfürſt dem erſchwerenden und mit ſeinem Charakter keineswegs harmonirenden Verdachte, die Zuſammenkunft, die er ſtrafen wollte, erſt ſelbſt künſtlich herbeigeführt zu haben. Ob dieſelbe durch ein Billet der Prinzeſſin oder durch ein dieſer untergeſchobenes Billet der Gräfin Platen veranlaßt worden, um welches im letztern Falle der Herzog nicht zu wiſſen brauchte, wird ſich ſchwerlich mit Beſtimmtheit ermitteln laſſen. Die Wahrſcheinlichkeit ſpricht für das erſtere, das durch die Ausſage der Kneſebeck bezeugt iſt und deſſen Ableugnung von ſeiten der Prinzeſſin zu den mancherlei ähnlichen Ausflüchten gehören kann, durch welche ſie ihre Sache zu bemänteln ſucht. Auch wäre das Unterſchieben eines ſolchen Billets immerhin ein Wagſtück geweſen, da es gar leicht Verdacht erwecken konnte.

Nun wie immer die Liebenden an jenem Abend zuſammengebracht worden, da ſie einmal beiſammen waren, ſo blieben ſie auch beieinander und beſprachen ihren Fluchtplan, welche Unterredung[1] denn, nach Verſicherung der Kneſebeck, weſentlich länger dauerte, als billig hätte geſchehen ſollen — auch die Prinzeſſin ſpricht von ſchnell vergangenen Stunden —, ſodaß das Fräulein öfters zur Beendigung der Zuſammenkunft trieb. Es gelang ihr endlich, den Grafen zum Fortgehen zu bewegen und er ſchied von der Prinzeſſin in der Hoffnung, in den nächſten Tagen ihr Gefährte und Beſchützer auf romantiſcher Flucht zu ſein, in Wahrheit aber, um ſie hienieden nicht wiederzuſehen. Weder er noch die Damen ahnten etwas Böſes, und die letztern beſchäftigten ſich den übrigen Theil der Nacht mit Einpacken der Schmuckſachen der Prinzeſſin.

---

[1] Sie fand im Zimmer der Prinzeſſin ſtatt, in deren Vorzimmer der Graf ſich eingefunden hatte und durch die Kneſebeck bei der Prinzeſſin eingeführt worden war.

(In völligem Widerſpruch mit dieſen keinem Zweifel ausgeſetzten Angaben läßt der in Dresden gefundene Aufſatz den Grafen die Prinzeſſin allein treffen, dieſe, die gar nicht gewußt haben ſoll, daß er in Hannover ſei (!), über ſein Eintreten erſtaunen und, als er ihr die Einladung gezeigt, ſogleich ausrufen: er ſei verloren; es ſei ein Streich der Gräfin Platen, um ſie beide zuſammen betreffen zu laſſen, worauf Königsmark ſogleich wieder fortgeeilt ſei. Ebenſo läßt jener Aufſatz die Prinzeſſin, die nach zuverläſſigen Angaben erſt am andern Morgen erfuhr, daß es in der Nacht Lärm im Schloſſe gegeben und daß der Graf vermißt werde, durch das Bellen ihres Hündchens veranlaßt werden, die Thüre zu öffnen, dem Hunde eine kleine Treppe hinab in den Parterreſal folgen, dort eben dazukommen, wie der Graf von zwei Männern fortgetragen wird, im Umkehren auf einen Leichnam ſtoßen und in Ohnmacht ſinken. Dies alles völlig im Geſchmacke des ganzen Aufſatzes, aber ebenſo vollkommen grundlos.)

Der Graf war nicht aus dem Schloſſe herausgekommen. Nach den Angaben der Prinzeſſin, die ſie aus den ſpätern Erzählungen ihrer Mutter [1]) geſchöpft haben will, wäre er trillernd den Corridor entlang gegangen, um ſich durch die kleine Treppe, auf der er heraufgekommen, wieder zu entfernen. Dieſe aber fand er verſchloſſen, ſuchte nach einem andern Ausgang und gerieth darüber auf einen Vorplatz vor der Schloßkirche, wo auf einmal vier hinter einem vorſpringenden Schornſtein auf ihn wartende Trabanten über ihn herfielen. 1)

---

[1]) Wer für dieſe die Quelle geweſen iſt, bleibt freilich zweifelhaft. Mit Ausnahme der ausführenden Werkzeuge hat wol niemand den genauen Hergang gekannt, von dem eine ganz treue Darſtellung deſſelben zu erwarten geweſen wäre.

Es war ſonach, wenn wir nicht den Angaben folgen wollen, welche die ganze Zuſammenkunft von der Platen angeſtellt werden laſſen, die Anweſenheit des Grafen entdeckt worden, worauf man ſofort ſeine Maßregeln getroffen hatte. In letzterer Beziehung verſichert die Prinzeſſin, daß die Gräfin Platen, ſobald ſie von der Ankunft des Grafen im Vorzimmer der Prinzeſſin Nachricht erhalten, ſich ſofort zu dem Kurfürſten begeben und dieſen gebeten habe, Königsmark verhaften zu laſſen, damit dem Ruhme der fürſtlichen Hauſes nichts vergeben würde. Hatte man in der That nur die Abſicht, den Grafen verhaften zu laſſen, ſo bedurfte es keiner weitern Vorbereitungen, als daß die Ausgänge verſchloſſen, und der Befehlshaber der Schloßwache veranlaßt wurde, einige handfeſte, zuverläſſige Leute zu ſtellen. Hätte man von Anfang an einen Mord beabſichtigt, ſo dürfte anzunehmen ſein, daß dies länger dauernde Einleitungen erfordert haben würde. (Nun der Graf Moritz hat denn auch hier eine Geſchichte, welche zum Theil auf frühere Veranſtaltungen hinweiſt, freilich aber den künſtlichen, romanhaften, unwahrſcheinlichen Charakter ſeiner ganzen Erzählung trägt. Hiernach hätte die Gräfin ſchon früher zwei Banditen aus Italien kommen laſſen, um ſich

---

1) In der Schrift des Grafen Schulenburg: „Die Herzogin von Ahlden“, befindet ſich S. 53 ein genauer Riß der Lokalitäten. Wir geſtehen, daß es uns dabei nicht ganz natürlich ſcheint, daß die Bewaffneten ihn gerade auf jenem Vorplatz erwartet haben ſollen.

ihrer „zu irgendeinem Morde" zu bedienen[1]; dieſe ſeien noch in Hannover geweſen, als Königsmark dahin zurückgekehrt ſei. Die Gräfin habe ihnen zwei ihrer Jäger und den Hoffourier beigeſellt, um den Zugang ins Schloß zu haben (?). Der letztere ſei, in Gegenwart des Kurfürſten, beauftragt worden, Königsmark in einem Saale im Parterre des Schloſſes, unweit der kleinen Treppe zu erwarten, ſich hier ſeiner zu bemächtigen, ſobald er einträte und ihn in ein das Laboratorium geheißenes Gemach zu bringen.[2] Die Italiener dagegen, die kein Deutſch verſtanden, hätten von der Gräfin allein den Befehl erhalten, den Grafen zu tödten. Darauf habe ihnen die Kammerfrau der Gräfin — damit das Maß der Borgiaſtreiche voll werde — vergiftete Erfriſchungen vorgeſetzt! Und dabei wird die Sache ſo erzählt, als wäre das alles geſchehen, ehe man noch die Kneſebeck zu der Gräfin gelockt, ſie zur Abfaſſung des Einladungsbillets gezwungen und dieſes in die Hände des Grafen gebracht hatte, und ehe man noch wußte, ob der letztere in die Falle ging!)

Noch mehr gehen nun die Berichte über den weitern Hergang auseinander. Die immer noch mildeſte Erzählung iſt die, welche die Prinzeſſin ſelbſt gibt. Hiernach hätten die vier mit Hellebarten bewaffneten Männer zunächſt verſucht, ſich des Grafen zu bemächtigen und ihn zu binden. Der Graf aber habe heftigen Widerſtand geleiſtet und es ſei ihm nach großer Anſtrengung gelungen, ſich ſeines Degens[1] bedienen zu können. Dann aber ſei die Klinge deſſelben geſprungen; er ſei am Kopf und mehreren andern Stellen ſchwer verwundet, und nun übermannt, gebunden, in ein unmittelbar neben dem Schauplatz des Kampfes befindliches Zimmer, wo ſich die Gräfin Platen befunden, gebracht und hier auf den Fußboden gelegt worden. Die Gräfin habe ſich über ihn gebeugt, um ihm bei dem matten Schein einer Kerze ins Geſicht zu ſehen. Hier habe ſich ein kurzes Geſpräch entſponnen, das durch eine Ohnmacht der Gräfin unterbrochen worden, bei welcher Gelegenheit ſie dem Grafen, ohne es zu wollen, ins Geſicht getreten habe. Sie habe übrigens alles aufgeboten, ſeine Wunden zu verbinden und ihn ins Leben zurückzurufen. Er ſei aber verſchieden, indem er mit ſeiner letzten, gebrochenen Stimme die Unſchuld der Prinzeſſin betheuert habe. Die Gräfin habe ſogleich den Kurfürſten von dem Vorgang in Kenntniß geſetzt, welcher laut und heftig gezürnt, endlich aber eingewilligt habe, daß der Leichnam in ein heimliches Gemach[2] geworfen, Kalk darübergeſchüttet und die Stelle vermauert werde. (Dieſe Stelle ſelbſt, wie die Tradition ſie bezeichnet, iſt 1797 noch zu ſehen geweſen. Seitdem ſind aber Veränderungen eingetreten.) Weiter erzählt die Prinzeſſin: Königsmark's Taſchen ſeien durchſucht und ein Papier darin gefunden worden. Die mit Blut beſpritzten Stellen habe man reinigen laſſen und den Trabanten und Arbeitern ewiges Stillſchweigen aufgelegt. — Die Kneſebeck weicht nun inſoweit ab, als ſie den Kurfürſten den Befehl ertheilen läßt, Königsmark niederzumachen. Ausgeſchmücktere Erzählungen laſſen die Platen den Grafen abſichtlich ins Geſicht treten! — Man hat aber auch ſolche, welche den ganzen Hergang anders darſtellen und wenigſtens als Beweis dienen, wie dreiſt die menſchliche Erfindungsgabe bei ſolchen Dingen iſt. So findet ſich in einer noch vorhandenen, von unbekannter Hand geſchriebenen Relation [1]) folgende Geſchichte. Ein Bernhard Zeyer [2]) aus Heidelberg, Wachsboſſirer und „Künſtler in Lack", ſei von der Kurprinzeſſin angenommen worden, ſie ſeine Künſte zu lehren, habe dabei beſtändig in ihrem Zimmer gearbeitet und da denn oft den Grafen Königsmark ihr zuſchauen ſehen. Als er von dem Kammerdiener der Prinzeſſin insgeheim vernommen, daß der Kurprinz dem Grafen ſehr feindlich geſinnt ſei und geſchworen habe, ihm den Hals zu brechen, habe er dies der Prinzeſſin entdeckt, die jedoch erwidert habe: „Man greife nur den Königsmark an, er wird ſich ſchon defendiren." Einige Zeit nachher ſei Oper geweſen, die Prinzeſſin aber wegen Unpäßlichkeit in ihrem Bette geblieben. Da nun auch der Graf in der Oper gefehlt, habe man erſt einen Pagen, dann den Hoffourier auf Kundſchaft geſchickt. Letzterer ſei eilends zurückgekommen, habe erſt dem Kurprinzen dann dem Kurfürſten ins Ohr geſprochen, und der Kurprinz ſei darauf mit dem Fourier aus der Oper fortgegangen. Bernhard ſei ihnen heimlich gefolgt, um die Liebenden zu warnen, während er aber die eine Thüre geöffnet, ſeien zu der andern zwei maskirte Perſonen hereingeſtürzt, deren eine gerufen: „Ha! finde ich dich doch hier!“ Der Graf, der auf dem Bette geſeſſen, ſei aufgeſprungen, habe den Degen gezogen und geſagt: „Wer kann mir etwas Ungebührliches nachſagen?“ Die Prinzeſſin habe, die Hände zuſammenſchlagend, geſprochen: „Sollte einer Prinzeſſin nicht erlaubt ſein, mit einem Cavalier einen Discurs zu führen?“ Die Masken hätten aber mit Pallaſchen auf den Grafen losgehauen und geſtochen und dieſem ſei obendrein ein Knopf vom Beinkleid geriſſen, ſodaß er es mit der Hand halten müſſen. Dennoch habe er die beiden ſo in die Enge getrieben, daß der Kurprinz um Pardon gebeten und ſich demaskiren müſſen. Der Fourier aber, der ſonach der Gefährte des Kurprinzen bei dieſer Expedition geweſen, ſei heimlich von hinten gekommen und habe dem Grafen den Pallaſch zwiſchen die Rippen geſtoßen, daß er mit den Worten zu Boden gefallen ſei: „Es ſind Mörder vor Gott und der Welt; die thun mir Unrecht.“ Sie hätten ihm darauf noch einige Wunden beigebracht, daß er für todt gelegen. Bernhard habe ſich nun hinter den Treppentritt des andern Zimmers verſteckt, ſei aber von der Prinzeſſin den Masken nachgeſchickt worden, um zu ſehen, wo ſie den Grafen hingebracht hätten, den ſie ſonach fortgetragen haben müßten. Derſelbe ſei in ein Gewölbe gebracht worden, das nicht näher bezeichnet wird, das aber zum Glück eine Ritze gehabt hat, durch welches Bernhard auch hier dem Vorgehenden ruhig zuſehen können. Hier ſei er wieder etwas zu ſich gekommen und habe ſeine Unſchuld betheuert und einen Seelſorger verlangt. Der Kurprinz ſei darauf hinausgegangen, ein fremder Prediger und ein fremder Scharfrichter geholt worden und der Fourier habe einen großen Lehnſtuhl gebracht, auf welchen der Graf, nachdem er gebeichtet, von drei bis vier Leuten gehoben und wo er, in Gegenwart des Kurprinzen, enthauptet worden ſei, worauf ſie ihn in den rechten Winkel des Gewölbes begraben hätten. Bernhard habe ſich nun aus dem Schloſſe fortgemacht, ſei ſofort überall geſucht worden, weil man ihn bei dem Gefechte geſehen, ſei aber, durch den Rath Lucius, einen Freund der Prinzeſſin, der ihm einen Bedienten geſchickt, ſalvirt worden. — Nun dieſe Geſchichte iſt, von allen ſonſtigen Unwahrſcheinlichkeiten und offenbaren Unwahrheiten abgeſehen, ſchon dadurch gerichtet, daß ſie den Mord durch den Kurprinzen verüben läßt, der zu jener Zeit in Berlin war. Möglich übrigens, daß zwei Körnchen Wahrheit darin liegen: einmal daß jener Bernhard vielleicht eine Mittelsperſon zwiſchen der Prinzeſſin und dem Grafen geweſen; dann daß der Hoffourier das Rendezvous ausgekundſchaftet hatte.

---

[1] Wie ſchwarz man ſich die Gräfin auch vorſtelle, ſo ſchlimm war ſie denn doch nicht, und ſo ſchauerlich ſtand es in dem damaligen Hannover auch nicht, wie es nach dieſer Stelle erſcheinen würde.

[2] Wenn es ſich, nach Meinung des Kurfürſten, blos um eine Verhaftung handelte, ſo dürfte dieſer eine ſolche gewiß nicht durch fremde Menſchen, ſondern durch die Schloßwache haben ausführen laſſen. Auch äußere, ſpäter zu erwähnende Umſtände ſprechen dafür, daß Trabanten verwendet wurden.

---

[1] Zu bemerken iſt jedoch, daß er nach Ausſage ſeiner Leute unbewaffnet ausgegangen war. Möglich freilich, daß dies auf Irrthum beruhte, oder daß er doch in jener waffentragenden Zeit unterwegs oder im Schloſſe einen Degen ergriffen hatte.

[2] Auch der engliſche Geſandte ſchreibt ſchon am 24. Juli/4. Aug.: „Ich denke, daß der Leichnam jetzt in der Cloake iſt.“

---

[1]) Bei Cramer, S. 73 fg.

[2]) Deſſen Name auch Zeuner, Heuner oder Zeuge ſein kann, da die Handſchrift unleſerlich iſt.

Auch in dem Aufſatze des Grafen Moritz ſpielt jener Hoffourier eine Hauptrolle. Er habe zwar, heißt es hier, den Grafen nicht, wie er angewieſen war, gleich beim Eintreten in das Schloß anhalten können, da der Graf zu früh gekommen ſei [1]), habe ihm aber aufgelauert, wie er von der Prinzeſſin gekommen. Auch jetzt noch wäre es dem Grafen beinahe gelungen, ſich unerkannt zu entfernen, wenn ihn nicht das Licht einer an der Thür hängenden Laterne verrathen hätte. Der Graf, von allen

---

[1]) Der Aufſatz läßt ihn nämlich ſich gleich bei einbrechender Dunkelheit auf den Weg machen. Nach den Ausſagen ſeiner Leute ging er zwiſchen 10 und 11 Uhr aus.

Seiten angegriffen, habe ſich kräftig vertheidigt und ungeachtet der Fourier ihm wiederholt „mit halber Stimme zugerufen": „Vertheidigen Sie ſich nicht, wir wollen Ihnen kein Leides thun", wie ein Verzweifelter um ſich gehauen. Der Kampf habe lange gedauert; die beiden deutſchen Jäger der Gräfin und der eine Bandit ſeien gefallen, und der Fourier ſelbſt habe zwei leichte Wunden bekommen. Der letztere aber, wie es ſcheint ein geſchickterer Bandit als die Italiener, habe ſeinen Degen weggeworfen, ſei zurückgetreten und habe den Mantel [1] aufgehoben, den der Graf hatte fallen laſſen. Königsmark, der ſich in eine Ecke zurückgezogen, ſei nun hervorgeſprungen, um den „Italiener zurückzutreiben und dann zu flüchten. Dieſe Gelegenheit habe der Fourier benutzt, ihm von hinten den Mantel über den Kopf zu werfen, worauf der Italiener dem Grafen den Degen durch den Leib geſtoßen habe und dieſer bewußtlos zu Boden geſtürzt ſei. [2] Nun kommt die Geſchichte mit der angeblich hinzukommenden Prinzeſſin. Der Graf wird in das „bezeichnete unterirdiſche Gemach" (das Laboratorium) geſchafft, wo wir ihn einſtweilen laſſen wollen. Die Leichen der beiden Jäger und des Italieners werden in einen Keller getragen und dort begraben. Alles dies beſorgen der Fourier und der andere Italiener, der bereits das Gift im Leibe hat, und der letztere muß noch einen Theil der Nacht dazu verwenden, den Saal zu reinigen. Der Fourier dagegen eilt nun zum Kurfürſten, dem er den unerwarteten Ausgang der Attake referirt. Er erzählt dabei, daß er beim Forttragen der Leichname dem Italiener Vorwürfe gemacht, dieſer aber verſichert habe, daß er und ſein Kamerad von der Gräfin angewieſen worden ſeien, den Grafen zu tödten. Der Kurfürſt habe den Fourier kaum angehört; ſolcher Vorgänge ungewohnt[1], ſei er aufs tiefſte erſchüttert geweſen.

---

[1] Auch von einem Mantel wiſſen die Angaben der Diener des Grafen nichts. Unter dem „braunen Regenrocke" kann er doch wol nicht zu verſtehen ſein. Zu der ganzen Erzählung des Grafen Moritz paßt nur ein ſpaniſcher Mantel.

[2] Es iſt immerhin bemerkenswerth, daß in dieſem Zuge, wonach der Graf durch tückiſche Liſt, bei der der Fourier betheiligt iſt, von hinten ermordet wird, dieſe Erzählung mit der vorhergehenden des Wachsboſſirers, von der ſie ſonſt in allen Umſtänden differirt, übereinſtimmt. Möglich, daß etwas Aehnliches bei dem Kampfe wirklich vorgekommen; möglich auch, daß der Fourier auf irgendeine Weiſe dabei betheiligt geweſen iſt, und daß die Erfinder jener Geſchichten dieſe Umſtände benutzt haben.

Dieſe beiden Geſchichten, wenn auch weit und unvereinbar voneinander abweichend, ſtimmen doch darin überein, daß ſie den Grafen nicht an den im Kampfe erhaltenen Wunden ſterben, ſondern, wie wir aus der Erzählung des Wachsboſſirers erſehen haben und aus dem weitern Verlauf des andern Aufſatzes noch ſehen werden, ſpäter und auf andere Weiſe getödtet werden laſſen. In der That verbreiteten ſich bald nach der That von verſchiedenen Seiten her Nachrichten, welche den Angehörigen des Grafen Hoffnung gaben, daß er noch lebe und nur gefangen gehalten werde. Schon am 6. Juli fügte der Secretär des Grafen, G. Hildebrandt, dem Briefe[2], worin er den Schweſtern des Grafen die erſte Nachricht von dem Verſchwinden ihres Bruders gab und dabei von der Befürchtung ausging, daß derſelbe ermordet worden ſei, eine Nachſchrift bei, worin er ſagt: „Nachdem ich Obiges ſchrieb, gehen mir andere Nachrichten zu, welchen zufolge ich mir ſchmeichle, daß der Graf, mein Herr, noch am Leben iſt, ſodaß ich, wenn ich nur Zeit gewinne, für diesmal ihn noch zu retten hoffen darf. Deshalb, meine Damen, warten Sie noch acht Tage, ehe Sie jemand etwas ſagen.“ Allerdings hat Graf Schulenburg dieſen Hildebrandt in Verdacht, daß er „ein zweideutiger Mann geweſen, der wahrſcheinlich durch die hannoverſche Regierung eingeſchüchtert“ worden, und jedenfalls erſcheint es ihm als ein verdächtiger Umſtand, wenn Hildebrandt in dem am 6. Juli geſchriebenen, übrigens mit vieler Wärme abgefaßten Briefe kein Wort davon ſagt, daß er am 4. Juli ein mit einem gelben Bande zugebundenes Käſtchen des Grafen, das wahrſcheinlich Briefe enthalten, nach Celle geſchickt, daß er mit kurfürſtlichen Beamten vertraute Beſprechungen gehabt [1]) und mit ihnen den Schreibtiſch des Grafen durchſucht habe, daß die Gemächer des Grafen verſiegelt worden ſeien, überhaupt alle Maßregeln der hannoverſchen Regierung mit Stillſchweigen übergeht. Unter dieſen Umſtänden kann ſein Rath, die ganze Sache noch acht Tage zu verſchweigen, einen ſehr verdächtigen Charakter annehmen. — Weiter ging in der Stadt ein Gerücht: ein Hofconditor habe Königsmark bei Nacht im Schloſſe von zwei Perſonen durch ein Licht beleuchtet geleiten ſehen. — Ein Adjutant, Thomas Lawareck, brachte den Dienern des Grafen die Nachricht: der Graf ſitze wahrſcheinlich in des Grafen Platen Hauſe, und in des Letztern Garten ſei von Letzterm, dem Geheimrath Buſch und dem Vicekanzler (Hugo) über eine wichtige Sache verhandelt und dabei von couper la tête geredet worden. Ungefähr 14 Tage nach dem Verſchwinden des Grafen wird dem Auditeur Rüdiger wieder von „einer ſichern Perſon" vertraut, der Graf ſitze auf der Münze, und wie er nun dieſe Gegend erkunden wollen, folgt ihm der Kammerfourier Lochmann auf dem Fuße und läßt ihn nicht aus dem Garn. Dieſer Fourier war überhaupt, erzählt er, wider Gewohnheit faſt Tag und Nacht auf dem Schloſſe und ſonderlich vor der Küchenſtube, wo er das ganze Schloß in Acht nehmen können, zu finden, und vielleicht, daß dies derſelbe Fourier war, der in obigen Geſchichten eine ſolche Hauptrolle ſpielt. Weiter erzählt Rüdiger — dies alles aber erſt ein Jahr nach der Kataſtrophe, am 1. Juli 1695 —, Hauptmann Grote habe ihm Anfang Auguſt 1694 erzählt: er habe vor kurzem zu Hannover das Geſpräch einer Dame und eines Cavaliers belauſcht, wo dann die Dame gefragt habe: „Wie ſteht's denn mit dem Grafen Königsmark? lebt er noch?" worauf der Cavalier geantwortet: „Noch lebt er. Es möchte aber wol nicht lange mehr währen."

---

[1] Das iſt wenigſtens ein wahres Wort in dieſer Erzählung, ſtimmt aber freilich nicht zu dem Banditenſyſteme der Gräfin Platen.

[2] Vgl. denſelben bei Cramer, S. 61 fg.

---

[1]) In dem Berichte des Auditeurs Rüdiger (bei Cramer, S. 69 fg.), auf welchem Graf Schulenburg hierbei fußt, heißt es allerdings nur: „Mr. Maitſch iſt während dieſer Zeit (2.—4. Juli) ſehr viel und oftmal bei Mr. Hildebrandt geweſen.“ Graf Schulenburg nimmt an, dieſer Mr. Maitſch ſei ein kurfürſtlicher Beamter geweſen, vermuthet dies aber blos. Wir müſſen das dahingeſtellt ſein laſſen, es fällt uns aber dabei eine Stelle in einem viel ſpätern Briefe der Gräfin Lewenhaupt (d. d. 18. Sept. 1696, bei Cramer S. 95) auf, worin von einer Fr. von Metſch die Rede iſt, welche die Geſchichte der Gräfin Platen geſchrieben haben ſolle, was ihr theuer zu ſtehen kommen konne. Ein Mr. Metſch kommt auch in den Verhören der Kneſebeck mehrfach vor (Cramer, S. 77 und 82), und zwar als Freund des Grafen. Ein entſchieden kurfürſtlicher Beamter, der Secretär Zach, kam am 6. Juli zu Hildebrandt und nahm mit ihm die Durchſuchung der Effecten vor. Ob dies vor oder nach Abſendung des Briefs geſchehen, bleibt zweifelhaft. Eine Verſiegelung ſcheint ſchon früher erfolgt zu ſein, da Rüdiger (a.a.O., S. 71) von „wieder verſiegeln“ ſpricht. — Rüdiger, der ein treuer Mann ſcheint, hat übrigens ſichtbar einen Verdacht gegen Hildebrandt.

Von anderer, jetzt unbekannter Seite wurde der Gräfin Aurora am 20. Sept. 1694 geſchrieben: der Correſpondent habe einem Bedienten des Grafen Platen beim Trinken die Mittheilungen abgelockt: daß Königsmark in des Grafen Platen Hauſe ſei; daß ſeine Wunden, deren die am Halſe die gefährlichſte, geheilt ſeien; daß die Gräfin ihn ſelbſt bediene und daß es den Anſchein habe, als könne er leicht ſeine Freiheit wiedererlangen, wenn er ſich nur bereit erkläre, des Grafen Tochter zu ehelichen. — Feldmarſchall Podewils ſoll durch Hildebrandt zu verſchiedenen malen haben verſichern laſſen, Königsmark lebe, möge aber wol verwundet ſein. Der Gräfin Lewenhaupt ſoll er in Perſon geſagt haben: er glaube gänzlich, daß der Graf lebe. — Prinz Ernſt Auguſt ſoll dem von Sachſen und in dieſer Sache nach Hannover geſendeten Oberſten Banner den Ort bezeichnet haben, wo der Graf aller Vermuthung nach verwahrt ſei. — Ein Cavalier, der im Vertrauen der Gräfin Platen geſtanden, ſoll einem holſteiniſchen Beamten Namens Wenſin mitgetheilt haben, Königsmark ſei im Schloſſe, werde übrigens wohlgehalten und durch die Hofmeiſterin geſpeiſt. — Daſſelbe erfuhr auch ein Hauptmann Schwarz von ſeiner am Hofe befindlichen Schweſter und theilte es, mit andern Umſtänden, dem Lieutenant Friedrich Wilhelm von Königsmark mit, der ſich um das Schickſal ſeines Vetters bemüht zu haben ſcheint.[1]) Dieſem Schwarz zufolge ſollte Königsmark ſchwer verwundet ſein, und zwar durch eine Hellebarte am Halſe und durch einen Degen am Arme. Bei dem Gefecht ſei ein Trabant,

---

[1]) Er war 1667 geboren, ein Neffe des alten Feldmarſchalls und eben vom Türkenkriege zurückgekehrt. Vgl. Heſekiel, a. a. O., S. 32.

Johann Heinrich Buſchmann [1], ſchwer verwundet worden, daß er ſechs Wochen ſeine Dienſte nicht verrichten können. Noch von andern Seiten kamen, ſowol vom celleſchen, als vom hannoverſchen Hofe aus, private Verſicherungen, daß Königsmark lebe, während die Höfe ſelbſt officiell alle Kenntniß ſeines Schickſals ableugneten. — Ein Hauptmann Katzenberg zeigte dem Lieutenant Königsmark ſogar ein Zimmer im Schloſſe, deſſen Fenſter vermauert waren und worin Königsmark, nach ſeiner Verſicherung, ſitzen ſollte. — Ein Kammerdiener der Kurprinzeſſin, Anjeau mit Namen, ſoll am 3. Sept., angeblich im Auftrag ſeiner Herrin, zu der Gräfin Lewenhaupt gekommen ſein: ihr Bruder lebe, ſei verwundet geweſen und La Roſa habe ihn verbunden. Man habe ihm jetzt erlaubt an die Kurfürſtin zu ſchreiben. — Noch berichtet der Lieutenant Königsmark allerlei Nachrichten, die er von verſchiedenen, größtentheils militäriſchen Seiten erhalten und die alle darauf hinausliefen, daß der Graf noch lebe oder doch erſt ſpäter getödtet worden wäre. [2] Noch am 31. März 1698 endlich wird ein Gerücht berichtet, wonach Königsmark ſogar wieder ans Licht gekommen ſein ſollte, nachdem er in einem tiefen Loche geſeſſen, darin ſein Bart ellenlang gewachſen. [3]

---

[1] Dieſer Buſchmann kommt auch in einer von obiger Angabe ganz unabhängigen Erzählung vor, wonach derſelbe auf ſeinem Sterbebette einem Geiſtlichen, Dr. Cramer, gebeichtet haben ſoll, daß er einer der vier Theilnehmer an der Tödtung des Grafen geweſen. — Wir glauben das und finden darin eine Beſtätigung der beſtverbürgten und nach allen Umſtänden wahrſcheinlichſten Angabe, daß der Graf durch Trabanten angegriffen wurde. — Ein anderer dabei betheiligter Trabant ſoll Lüders geheißen haben, Domänenpachter geworden und der Stammvater der noch blühenden Domänenpachter dieſes Namens ſein.

[2] Bei Cramer, S. 118 fg.

[3] Vgl. von Weber, a. a. O., S. 107.

Nur dieſe dunkeln und verworrenen Nachrichten hielten die Schweſtern des Grafen noch jahrelang bei der Hoffnung, daß ihr Bruder noch lebe und bei den Bemühungen ihn zu retten. Allmählich drängte ſich aber doch die Ueberzeugung durch, daß er todt ſei, und als das Wahrſcheinlichſte erſchien, daß er gleich an jenem Abend des 1. Juli auf die von der Prinzeſſin geſchilderte Art ums Leben gekommen ſei. Von jenen widerſprechenden Nachrichten nahm man an, daß ſie theils der Phantaſie des Volks, das ja in ſo vielen Fällen an das längere Leben in geheimnißvoller Weiſe verſchwundener Perſonen geglaubt hat, entſprungen, theils von der hannoverſchen Regierung, in der Abſicht, die Nachforſchungen der Freunde des Grafen irre zu leiten und dieſe ſelbſt von gehäſſigen Schritten abzuhalten, verbreitet, theils endlich von ſolchen Perſonen erfunden ſeien, die dadurch den Hoffnungen der Schweſtern ſchmeicheln, vielleicht auch nur, wie das ſo zu gehen pflegt, ſich wichtig machen wollten. Wenn freilich dem Aufſatze des Grafen von Sachſen irgendein Glaube zu ſchenken wäre, ſo würden jene Nachrichten eine unerwartete Beſtätigung erhalten haben, weshalb wir auch auf deſſen weitern Inhalt etwas näher eingehen wollen.

Wir hatten ihn bis zu dem Punkte referirt, wo der Hoffourier den Kurfürſten von dem Ausgange des Kampfes in Kenntniß ſetzt. Es wird nun weiter erzählt, wie die Prinzeſſin, die in ihrem ohnmächtigen Zuſtande von den Mördern in ihr Zimmer getragen und darin eingeſchloſſen worden, zwar wieder zu ſich gekommen ſei, aber in ihrem Schmerze ſich nicht gerührt habe. bis ihre Frauen eingetreten ſeien, ſie entkleidet und zu Bette gebracht hätten, wobei ſie mit Erſtaunen an ihren Kleidern Blutſpuren bemerkt hätten. [1] Am nächſten Morgen ſei die Prinzeſſin in hoher Faſſung aufgeſtanden, habe den Kurfürſten und den zurückgekehrten und über das Vorgefallene äußerſt beſtürzten Kurprinzen erſuchen laſſen, ſie zu beſuchen, und habe ihnen erklärt: ſie werde den Mörder [2] Königsmark's nur in ihre Arme nehmen, um ihn zu erdolchen, und wenn ſie in dieſem Augenblicke noch lebe, ſo ſei es nur, um ihn zu rächen, worauf die Herren wieder abgezogen wären und den Chirurgus conſultirt hätten, der den Grafen verbunden. Dieſer habe berichtet, daß der Graf drei Degenſtiche erhalten, deren aber nur einer gefährlich ſei, womit man denn die Prinzeſſin beruhigen könne. Inzwiſchen ſei die Sache in der Stadt ruchbar geworden. Der noch lebende Italiener, der aber auch den Tod ſchon im Leibe hatte, ſei nach vollbrachten Arbeiten in ſeinen Gaſthof in der Stadt zurückgekehrt [3], in der Nacht aber erwacht und habe zwei Fremde, die zufällig dieſe Nacht ſein Zimmer getheilt und noch zufälliger etwas Italieniſch verſtanden hätten, gebeten, den Wirth zu wecken. Er habe darauf einen

---

[1] Das iſt nun alles, den beſtimmten und keinem Zweifel ausgeſetzten Angaben der Prinzeſſin und der Kneſebeck gegenüber, völlig falſch. Die Prinzeſſin brachte die Nacht mit Einpacken ihres Schmucks zu, ohne das Mindeſte davon zu ahnen, was dem Manne begegnete, der ſie auf dieſer Flucht begleiten ſollte. Am andern Morgen kam ein Gerücht, Königsmark habe ein Duell mit einem Grafen Lippe gehabt, und die Nachricht, daß Erſterer vermißt werde. Die Kneſebeck ward, wie aus deren Verhören unwiderleglich erhellte, zu Podewils geſchickt, ſich nach dem Grafen zu erkundigen. Sowol die Prinzeſſin als die Kneſebeck verſichern, daß der Tod des Grafen der Prinzeſſin durch den Grafen Platen eröffnet worden ſei, der ſie im Namen des Kurfürſten vernommen.

[2] Der Kurprinz war das freilich in keiner Weiſe.

[3] Die Gräfin Platen muß geſchlafen haben, ſonſt hätte ſie das gewiß nicht zugelaſſen.

Beichtvater verlangt, und als der Wirth erwidert, daß ſich kein katholiſcher Geiſtlicher in Hannover befände, ſei er in bittere Klagen ausgebrochen, habe verſichert, er ſei von der Gräfin Platen vergiftet worden, habe Gott um Verzeihung der von ihm und ſeinen Genoſſen verübten Verbrechen gebeten und ſei verſchieden. Die Fremden hätten den Vorfall weiter erzählt, wodurch er raſch in der Stadt bekannt geworden[1], ſeien aber dann, das Bedenkliche ihrer Plauderei erkennend, eilends abgereiſt. Die Gräfin Platen aber, auf die der Verdacht nun zunächſt gefallen, habe nach einem Ausweg geſucht, der ihr den Tod des Grafen ſichere und zugleich die Laſt der Blutſchuld in den Augen der Welt auf den Kurfürſten allein fallen laſſe.

Inzwiſchen ſei ein Begleiter des Grafen nach Dresden zu den Schweſtern und dem Schwager des Grafen gereiſt[2], und der Letztere ſei, nachdem er von dem König von Polen (!) Erlaubniß und ein Beglaubigungsſchreiben erhalten, noch an demſelben Tage in größter Eile nach Hannover gereiſt. Dort habe er aber niemand gefunden, an den er ſich hätte wenden können, da Kurfürſt und Kurfürſtin, Kurprinz, der ganze Hof, die Miniſter, die Secretäre die Stadt verlaſſen hätten.[3]

---

[1] Seltſam, daß gerade die am meiſten betheiligten Perſonen, die Leute des Grafen, ſeine Verwandten, die Prinzeſſin, die Kneſebeck von dieſer Geſchichte nichts erfahren haben. Die Gräfin Aurora hat in einem eignen Aufſatze alle Nachrichten über ihren Bruder, wie ſie aus den verſchiedenſten Quellen herbeigeſtrömt, zuſammengeſtellt, und gerade von dieſer Geſchichte findet ſich keine Spur darin!

[2] Daß dieſer nicht in Dresden, ſondern im Felde war, hat ſchon Herr von Weber, S. 100 fg., gerügt. Aber auch die Schweſtern waren nicht in Dresden, ſondern in Hamburg.

[3] Auch hiervon findet ſich ſonſt keine Spur, wohl aber vieles, was dagegen ſpricht.

Graf Lewenhaupt, der überall ſeine Spione gehabt, habe beſchloſſen, ſeinen Schwager mit Liſt oder Gewalt zu retten, habe deshalb die Zahl ſeiner Begleiter vermehrt und mehrere zuverläſſige Offiziere aus Sachſen kommen laſſen. Der Jäger des Grafen Königsmark, Ziegler, ein gewandter Menſch, habe ein Verhältniß mit der Frau jenes famoſen Fouriers angeſponnen, durch ſie alle Einzelheiten des Vorgangs und der Art der Haft erfahren, ihr auch einen Hauptſchlüſſel des Schloſſes entwendet. Das Schloß ſei faſt leer geweſen, da der Hof ſich aufs Land 1) zurückgezogen, und nur die Schweizerwache habe ſich darin befunden. Am 15. Febr. 1695 nun habe Graf Lewenhaupt vorgegeben, er wolle in die früh um 4 Uhr beginnende Frühpredigt gehen, ſein Gefolge verſammelt und mit dieſem ſeine Wohnung verlaſſen. Wie manche andere Kirchgänger, habe er den Weg nach der Kirche durch den Schloßhof eingeſchlagen, ſei aber unweit des Schloſſes in einer kleinen Straße halten geblieben und habe ſeine Leute einzeln ins Schloß eintreten laſſen, indem er ſie angewieſen, ihn in der großen Galerie zu erwarten. Hier habe er dem größten Theile derſelben befohlen, vor das Schloß zu gehen 2), dort einen Streit anzufangen, die Degen zu ziehen, dadurch die Schweizer herbeizulocken und dies fortzuſetzen, bis er wieder zu ihnen ſtoße. Sowie er hörte, daß der Lärm am Thore begonnen, ließ er, heißt es weiter, durch Ziegler alle Thüren öffnen, gelangte an das Laboratorium, deſſen Thüre eingeſchlagen werden mußte, fand hier zwar alle Zeichen, daß das Gemach bewohnt geweſen, dieſes

---

1) Im Winter!

2) Warum nahm er ſie erſt mit ins Schloß, und gab ihnen den Befehl nicht auf der Gaſſe?

ſelbſt aber leer, und endlich die mit Kohle an die Wand geſchriebenen Worte von der Hand ſeines Schwagers: „Philippe de Königsmark a rempli sa destinée dans ce lieu le 14 févr. de l'année 1695." Er ſah, daß er um einige Stunden zu ſpät gekommen, verſchloß die Thüren wieder, kam wieder zu ſeinen Leuten und ſtellte ſich, als ob er aus der Kirche herbeigeeilt ſei, um dem Streite ein Ende zu machen, in welchem einige Schweizer getödtet worden waren.[1] Er ließ darauf einige Leute auf den für Königsmark bereit gehaltenen Pferden zum Schein entfliehen und ging nun ruhig in die Kirche. Um 8 Uhr beſuchte ſeine Gemahlin, die alſo auch mit in Hannover war, ohne etwas von dem Vorgefallenen zu wiſſen, eine andere Kirche, wo der Superintendent Bilderbeck eine ergreifende Predigt über Lukas 10, 30 hielt und mit den Worten ſchloß: „Ich habe in dieſer Nacht einer betrübten Seele beigeſtanden; möchte ich ſie nicht überleben! Unſere Stadt iſt befleckt mit dem Blute der Unſchuldigen und das Schloß euers Fürſten iſt eine Mördergrube!" Auf die Nachricht von dieſer viel Aufſehen erregenden Predigt begab ſich der Graf zu dem Superintendenten, der ihm auch bereitwillig folgende Erklärung ſeiner befremdenden Worte gab, indem er bemerkte, daß er den Kurfürſten nicht fürchte, da er fühle, daß er nur kurze Zeit noch zu leben habe, weil die letzten Ereigniſſe, in Verbindung mit einem ſchleichenden Fieber, an dem er ſeit einiger Zeit leide, ihn ins Grab bringen würden. Er ſei, erzählt er, am Abend vorher auf Befehl des Kurfürſten zu dem Grafen Königsmark berufen worden, der im Schloſſe im Laboratorium gefangen geſeſſen habe. Man[1]) habe ihm geſagt: derſelbe werde beim Abendeſſen auf Befehl des Hofes vergiftet werden; er ſolle demſelben in ſeinen letzten Augenblicken beiſtehen, dürfe ihm aber nicht eher eine Mittheilung machen, bis er gegeſſen habe[2]); wenn er den Auftrag ablehne, wie er anfangs gewollt, werde kein anderer Geiſtlicher geholt werden und der Graf ohne Tröſtungen der Kirche ſterben. Er ſei darauf abends gegen 7 Uhr zu ihm gegangen, mit vieler Freude empfangen und ſehr freundſchaftlich behandelt worden, über welchen Verkehr nun einzelnes Nähere berichtet wird, das nur Intereſſe haben würde, wenn die Geſchichte wahr wäre. Endlich ſei die Stunde des Abendeſſens herangekommen, die Speiſen ſeien gebracht und er ſei von dem Grafen eingeladen worden, mit ihm zu ſoupiren, was er als gegen ſeine Gewohnheit laufend abgelehnt und nur um Erlaubniß gebeten habe, ihm Geſellſchaft leiſten zu dürfen.[3]) Der arme Graf habe ſich an den Tiſch geſetzt, aber, nachdem er drei bis vier Löffel Suppe genoſſen, ihn einen Augenblick ſtarr angeſehen, den Löffel weggeworfen und geſagt: „Ich ſehe, weshalb Sie zu mir gekommen ſind; ich zürne Ihnen nicht, Herr Bilderbeck; es iſt Zeit zu ſterben; ich bin

---

[1] Seltſam, daß dieſer Vorfall unbemerkt und anderweit unerwähnt geblieben iſt.

---

1) Wer war denn in Hannover, der dem Superintendenten einen derartigen Befehl geben konnte, nachdem Kurfürſt, Miniſter, Räthe, alle fortgeweſen ſein ſollen?

2) Wie wunderlich, daß man da nicht den natürlichern und ſicherern Weg einſchlug, den Geiſtlichen nicht eher zu dem Grafen zu laſſen, als bis dieſer das Gift zu ſich genommen hatte! Daß man ihn zum Zeugen eines Mordes machte, den er mit einem Worte hindern konnte!

3) Daß er es über ſich bringen konnte, hier zuzuſehen, ohne ein Wort, einen Wink der Warnung zu geben! Nur wenige Stunden Friſt und der Graf war gerettet — wenn dieſe ganze Geſchichte wahr war.

vergiftet." Er ſei nun vom Tiſche aufgeſtanden, habe kaltblütig geſagt: „Tragt ab", und ſei im Zimmer auf- und abgegangen. Bilderbeck, der nun noch mehreres erzählt, davon das Obige gilt, habe ihm das heilige Abendmahl geſpendet, und während er ſeine Vorbereitungen dazu getroffen, habe der Graf eine Kohle aus dem Kamin ergriffen und einige Worte auf die Mauer geſchrieben. Er ſei bei ihm geblieben, bis der Graf nach zwei Stunden gefaßt und ohne Klage verſchieden ſei, habe dann an der Thüre geklopft und ſei entlaſſen worden. — Der Aufſatz läßt Bilderbeck in der That einige Tage darauf ſterben, während er in Wahrheit noch elf Jahre lebte.[1] Die Gräfin Lewenhaupt habe das Haus mit ihren Klagen erfüllt, hat alſo die ganze Sache gewußt, was wir merken wollen. Den Grafen, den man ruhig in Hannover gelaſſen, ſolange ſein Schwager noch lebte, habe der Kurfürſt gerade jetzt, wo er nichts mehr ändern konnte, bedeuten laſſen, ſich aus Hannover zu entfernen. — Vorher wird übrigens in dem Aufſatz über die Gründe des Mordes berichtet: daß die Gräfin Platen den Kurfürſten vermocht habe, die Sache ſeinen Räthen, die zum Theil von ihr gewonnen worden, vorzulegen; daß dieſe die Schwierigkeiten der Sachlage übertrieben und vorgeſtellt hätten, wie der ſächſiſche Hof den Grafen mit größter Entſchiedenheit reclamiren, Königsmark's Loslaſſung ebenſo ſchmachvoll ſein werde, wie ſeine Auslieferung an Kurſachſen; wenn der Graf einmal todt ſei, niemand ſich weiter regen würde, unter allen Umſtänden man ſich nicht Lügen ſtrafen laſſen dürfe, der Tod des Grafen daher nicht zu vermeiden ſei, aber in Geheimniß gehüllt bleiben müſſe. In Betreff der Todesart habe man ſich für Vergiftung entſchieden, die ſo geheim als möglich erfolgen müſſe.

---

[1] Herr von Weber berichtet ſelbſt, daß Hermann Bilderbeck, der 1689 von Stadthagen als Prediger nach Hannover berufen, 1694 zweiter Hofprediger an der Hofkirche, 1698 Conſiſtorial- und Kirchenrath geworden, alſo gar nicht Superintendent war, 1706 geſtorben iſt.

Auch in dieſer Motivirung liegen große Unwahrſcheinlichkeiten. Wie ſtand denn eigentlich die Sache? Daß die Kurprinzeſſin mit ihrem Gemahl in Unfrieden lebte, und daß hier Umſtände eingetreten waren, die ſogar eine Scheidung und für die Kurprinzeſſin eine lebenslängliche Freiheitsberaubung begründeten, das hatte man gar nicht zu verbergen geſucht; es war offenkundig. Wenn daher der Graf noch am Leben geweſen wäre, ſo würde von der hannoverſchen Regierung, wie ſie ſich ſonſt in jener Zeit gezeigt hat, nur zweierlei zu erwarten geweſen ſein: entweder daß ſie den Grafen, nachdem die Kurprinzeſſin vor ihm geſichert und nachdem ihm die nöthige Discretion eingeſchärft worden, ſeiner Wege geſchickt, oder daß ſie den Reclamanten ganz einfach erklärt hätte: der Graf ſei verhaftet worden, weil er am ſpäten Abend bei der Kurprinzeſſin betroffen worden und mit dieſer einen der Ehre und den Intereſſen des kurfürſtlichen Hauſes ſehr nachtheiligen Plan verabredet habe. Die Verlegenheit dürfte nicht aus dem Leben des Grafen, ſondern aus deſſen Tode erwachſen ſein, den man nicht eingeſtehen konnte, weil man ihn nicht zu rechtfertigen vermochte. Daß Kurfürſt Ernſt Auguſt und ſeine Geheimräthe übereingekommen wären: Königsmark müſſe getödtet werden, weil man einmal geſagt habe, man wiſſe nichts von ihm, oder er ſei todt, iſt denn doch eine ſtarke Annahme, und daß man ſich in Hannover nicht zu ſehr vor den ſächſiſchen Reclamationen gefürchtet hat, geht aus allem hervor, was von der Geſchichte dieſer Reclamationen bekannt iſt. — Außerdem iſt es ein Widerſpruch, wenn die Tödtung des Grafen empfohlen worden ſein ſoll, weil die Reclamationen aufhören würden, ſobald die Betheiligten wüßten, daß der Graf nicht mehr lebe, gleichwol aber gleichzeitig empfohlen wird, ſie mit dem größten Geheimniß zu umringen, welches Geheimniß dann doch wieder durch die ohne alle erkennbaren Vorſichtsmaßregeln erfolgte Herbeiziehung des Geiſtlichen im höchſten Grade gefährdet wird.

Daß der Hergang ſelbſt, wie er von dem Grafen Moritz erzählt worden, ſein Unwahrſcheinliches hat, iſt wol allſeitig anerkannt worden. Wir denken weiterhin nachweiſen zu können, daß die Sache nicht blos unwahrſcheinlich, ſondern unmöglich, durch das eigene Zeugniß der Betheiligten widerlegt iſt, und heben für jetzt nur einige Umſtände hervor, welche den Hergang unſers Erachtens als mindeſtens höchſt unwahrſcheinlich betrachten laſſen. Wir haben ſchon darauf hingewieſen, daß die angebliche Entfernung des ganzen Hofes, der ganzen Regierung aus Hannover anderweit nicht beſtätigt iſt. In der That fanden in Hannover ſelbſt in den nächſten Wochen nach Königsmark's Verſchwinden die Vernehmungen der Kneſebeck ſtatt, die vom Grafen Platen und Vicekanzler Hugo geleitet wurden. Im Auguſt kommt Oberſt Bauer als ſächſiſcher Beauftragter nach Hannover und findet keine Schwierigkeit, längere Zeit mit der Regierung zu unterhandeln. Depeſchen des engliſchen Geſandten in Hannover ziehen ſich das ganze Jahr durch, und noch vom 22. Febr. 1695 kommt eine ſolche an. Außerdem müßte doch die hannoverſche Regierung zu erlangen geweſen ſein, auch wenn ſie ſich von der Reſidenz zurückgezogen haben ſollte, und Graf Lewenhaupt brauchte dem Herzog nur nachzureiſen. Weiter iſt es, wie wir ſchon bemerkt haben, denn doch ſehr unwahrſcheinlich, daß man den Grafen Lewenhaupt monatelang ganz ruhig in Hannover ſich aufhalten, Kundſchaften einziehen und ſtarkes Gefolge um ſich verſammeln ließ, ſolange ſein Schwager in dem Schloſſe lebte und gefangen ſaß, während man ihn ohne weiteres auswies, wie das Object ſeiner Nachforſchungen durch den Tod für immer entrückt war. Daß das Schloß, in welchem ein geheimer Staatsgefangener verwahrt war, von allen Inſaſſen, außer einer Schweizerwache, verlaſſen geweſen ſein ſoll, daß der Graf am frühen Morgen nach der Nacht, in welcher jener Gefangene getödtet worden, ganz ruhig, nachdem er die Schweizerwache durch einen verbrauchten Theatercoup abgezogen, das ganze Schloß durchſuchen und in das Gefängniß des Gemordeten dringen konnte, glaube wer kann. Hätten die Leute im Schloſſe alle geſchlafen, ſo ſollten ſie doch durch den Lärm am Thore, wo mehrere Schweizer getödtet wurden, und den der Graf im Innern des Schloſſes hörte, aufgeweckt worden ſein. Man ſollte aber auch denken, die Perſonen, die mit der Tödtung des Grafen beauftragt geweſen, müßten noch auf den Beinen geweſen ſein. Denn da der Geiſtliche gegen 7 Uhr des Abends zu Königsmark kam, eine längere Unterredung mit ihm führte, bevor das Abendeſſen gebracht wurde, hierauf wieder einige Zeit verging, bevor der Geiſtliche ſeine Vorbereitungen zu der heiligen Handlung, die er vorhatte, getroffen hatte, dann dieſe ſelbſt vorgenommen wurde, der Graf hierauf noch zwei Stunden lebte und dann erſt der Geiſtliche entlaſſen ward, ſo dürfte nicht viel Zeit bis früh um 4 Uhr geblieben ſein, die Leiche zu beerdigen und jede ſonſtige Spur des Verbrechens zu tilgen, wobei man denn in der That die Wandſchrift überſehen oder wegzulöſchen vergeſſen hat. Daß die Schweizer die Leute, die ihnen einige Kameraden getödtet, ruhig abziehen laſſen, überhaupt über dieſen ganzen, ſo weit geſteigerten Exceß nichts ruchbar wird, iſt auch merkwürdig. Die Erzählung des Predigers wird durch ſein längeres Leben nicht blos in ihrer Motivirung entkräftet, ſondern es bleibt auch zu verwundern, daß man ihn wegen ſeiner Predigt nicht angefochten, ihn ſogar drei Jahre nachher noch befördert hat.

Wol findet man in der Geſchichte den Satz beſtätigt, daß das Unwahrſcheinliche nicht immer das Unwahre ſei; aber deshalb kann man doch das Unwahrſcheinliche nicht als wahr annehmen, ſolange man nicht ſehr ſtarke Gründe dafür hat, dies zu thun. Wir glauben im Vorhergehenden ſattſam bewieſen zu haben, könnten es auch noch ſichtlicher herausſtellen, wenn wir ſämmtliche Unrichtigkeiten jenes Aufſatzes zuſammenſtellen wollten: daß er, mit Ausnahme einiger völlig notoriſcher, aber auch für die Hauptfrage ganz irrelevanter Thatſachen, in allen Punkten, die eine abweichende Darſtellung zuließen und die einigermaßen zu controliren waren, theils nachweisbar falſche, theils im höchſten Grade unwahrſcheinliche Angaben enthält. Dazu kommt, daß dieſe Abweichungen faſt ſämmtlich nicht den Charakter der abſichtsloſen Fahrläſſigkeit, des Irrthums, ſondern den der abſichtlichen Erfindung, der romanhaften Ausſchmückung tragen. Es mag ganz richtig ſein, daß eine Erzählung in ihrem Kerne wahr ſein kann, bei der ſich mancherlei Unrichtigkeiten in Nebenpunkten vorfinden, und in der That würde die Memoirenliteratur den letzten Werth verlieren, wenn man dies nicht anerkennte. Zur Vorſicht fordern ſolche Unrichtigkeiten aber immerhin auf, und wenn ſie von ſolcher Maſſe und Beſchaffenheit ſind, wie im vorliegenden Falle, ſo dürften ſie doch wol das entſchiedenſte Mistrauen rechtfertigen. Allerdings könnten diejenigen Thatſachen, bei denen der Aufſatz den Grafen Lewenhaupt ſelbſt als handelnd auftreten läßt, richtig ſein, wenn auch der ganze übrige Aufſatz irrig wäre, und allerdings hätte Graf Moritz gute Quellen über die Schrift des Grafen Lewenhaupt beſitzen können. Gleichwol glauben wir beweiſen zu können, daß auch dieſe Angaben[1]) nachweisbar falſch, ja zum Theil durch die eigenen Zeugniſſe derſelben Quellen widerlegt ſind.

Abgeſehen von dem, was ſchon oben über einzelne Unrichtigkeiten, die ſich auch in dieſem Theile des Aufſatzes finden, beigebracht worden iſt, ſo erſcheint es zuvörderſt im höchſten Grade verwunderlich, wie, wenn die Erzählung wahr wäre, irgendein Zweifel über das Schickſal des Grafen Königsmark, irgendeine anderweite Verſion ſeiner Kataſtrophe ſich noch hätte halten, der wahre Hergang aber verborgen bleiben können, bis ein günſtiger Zufall den Aufſatz des Grafen Moritz im ſächſiſchen Staatsarchive unter alten Rechnungen auffinden ließ. Der Hofprediger Bilderbeck wohnt den letzten Stunden des Grafen bei, weiß amtlich, daß er vergiftet

---

1) Für ihre Glaubwürdigkeit wird noch der indirecte Grund angeführt, daß in dem Aufſatze noch der Graf Flemming erwähnt und ungünſtig beurtheilt ſei, daß Flemming eine Widerlegung verfaßt habe, worin er unter anderm dem Grafen von Sachſen mancherlei Irrthümer nachzuweiſen verſucht habe, daß er dabei auch der Königsmark'ſchen Sache gelegentlich gedenke, aber kein Wort des Zweifels beifüge. Nun Graf Flemming hatte keine Urſache, ſich über dieſen Theil des Aufſatzes, der ihn nichts anging, zu verbreiten, ſonſt hätte er gar manche Irrthümer, die er als ſolche kennen mußte, rügen können, z. B. daß Auguſt II. 1694 in Ungarn gekämpft habe. Ueber die Königsmark'ſche Kataſtrophe aber wußte Flemming ſchwerlich mehr, als andere Leute, und es kommt daher auf ſeinen Glauben oder Nichtglauben nichts an.

worden, ſieht ihn verſcheiden, erwähnt den Vorgang unmittelbar darauf in einer Predigt, erzählt ihn dem Grafen Lewenhaupt ausführlich und findet keinen Grund, irgend über die Sache zu ſchweigen. Graf Lewenhaupt hat die letzten Worte des Ermordeten geleſen, die Erzählung des Geiſtlichen gehört, die Sache ſeiner Frau erzählt, deren „Klagen das ganze Haus erfüllen", und gleichwol ſollte dieſer ganze Hergang völlig unbekannt und verſchwiegen geblieben ſein, während die Aufmerkſamkeit des Publikums wie die Bemühungen einzelner ſich noch lange mit dem Geheimniſſe beſchäftigten! Die Kurprinzeſſin, das Fräulein Kneſebeck[1]), der preußiſche Hof ſollten nichts von der Sache erfahren haben! — Graf Lewenhaupt iſt allerdings, nachdem er die Nachricht von dem Verſchwinden ſeines Schwagers erhalten, aus dem Lager von Mont-St.-Andrea, wo er ſich damals befand, abgereiſt, und der Brief, aus dem ſich dies ergibt und auf den ſich Herr von Weber beruft, iſt gedruckt.[2]) Sonſt enthält dieſer Brief aber nichts, was auf ein Unternehmen ſchließen ließe, wie der Aufſatz dem Grafen Lewenhaupt zuſchreibt, vielmehr eher das Gegentheil. Graf Lewenhaupt, der ein nüchterner, beſonnener Mann war, ſehr attentus ad rem, mit ſeinem Schwager keineswegs in beſondern freundſchaftlichen Verhältniſſen, ſchreibt an ſeine Frau unter anderm (d. d. 2. Aug. a. St. 1694): „Durch die Nachricht vom Grafen Königsmark bin ich ſchmerzlich überraſcht; man muß einen Unglucksfall fürchten, und ich geſtehe, daß es ein ſchreckliches Schickſal iſt, welches nicht trauervoller ſein kann.

---

[1]) Dieſe ſtand mit der Familie Königsmark in Verbindung und berichtete ihr ſofort ihre Flucht. Vgl. Cramer, S. 95.

[2]) Bei Cramer, S. 91 fg.

Doch, meine Theure! man muß ſich tröſten und ſich darein finden, was das unvermeidliche Schickſal beſchloſſen hat. Es gibt keine Hülfsmittel nach dem Ablauf der entſcheidenden Stunde. . . . Gäbe es ein Mittel, ihm zu helfen, ſo würde ich dazu rathen; doch da die Ungewißheit dieſes nicht verſtattet, ſo muß man an ſich ſelbſt und an dich denken. Ich bezweifle die Wahrſcheinlichkeit beſſerer Nachrichten, deshalb bleibt es rathſam, ſeine Equipage zu verkaufen; ſelbſt wenn das Glück wollte, daß wir den Grafen Königsmark wiederſähen, ſo verlöre er nichts dadurch, daß Ihr Euern Vortheil wahrnehmt. . . .“ So geht es nun weiter mit lauter Rathſchlägen über ſchnelle Beſitzergreifung und Sicherung des Vermögens, und ſelbſt die Nachricht, daß er um Urlaub geſchrieben habe und bald bei den Schweſtern einzutreffen verſuchen werde, ſcheint, dem ganzen Zuſammenhange nach, gar nicht auf Nachforſchungen nach dem Schwager, ſondern weſentlich auf Maßregeln in Betreff der Erbſchaft des Letztern ſich zu beziehen.[1] Auch in einem zweiten Briefe von demſelben Datum heißt es: „Nach aller Wahrſcheinlichkeit iſt der Graf Königsmark nicht mehr hienieden, denn die Sachen ſtehen nun zu klar da. Verwendungsbriefe würden unnütz ſein und auch nicht gegeben werden.“[2] Endlich am 5. Aug. ſchreibt der Graf unter anderm: „Der arme Graf Königsmark, fürchte ich, wird nicht wiederkommen. . . . Ich ſehe für jetzt keine Hülfe, und da wir nicht im Stande ſind, ihm zu nützen, ſo müſſen wir an uns denken und unſer Beſtes wahrnehmen. Das Nothwendigſte iſt, die Papiere in unſere Hände zu bekommen, wie ſeine andern Sachen, und ohne einen Augenblick zu verlieren, zur Beſitzergreifung ſeiner Güter auch in Schonen und Livland zu ſchreiten. . . . Von dem Geſinde (des Grafen Königsmark) müſſen wir uns losmachen. 1) . . . Es wäre gut geweſen, wenn wir ſelbſt in Hannover hätten ſein können, um wachſames Auge zu haben, doch das iſt nicht möglich.“ Leider hat Cramer nicht alle Briefe des Grafen Lewenhaupt aus jener Zeit mitgetheilt, führt aber über die fehlenden wenigſtens ſo viel an, daß man annehmen kann, ſie ſeien in demſelben Sinne. Er ſagt nämlich: „Die übergroße Sorgfalt des Grafen Lewenhaupt in Betreff der Erbſchaft ſpricht ſich noch in mehreren ſeiner Briefe an die Gattin immer auf gleiche Weiſe aus.“ Wäre eine Hindeutung auf ein Unternehmen, wie das dem Grafen Lewenhaupt zugeſchriebene, in den Briefen enthalten geweſen, ſo hätte Cramer dieſe Stellen ſicher mitgetheilt. Eine Reihe von Briefen aus dem Jahre 1696, die er S. 131—165 gebracht hat, enthalten gar viel über die Schwierigkeiten der Erbſchaftsfrage, aber keine Hindeutung auf die auch für dieſe bedeutſame Entdeckung und nur einmal (S. 137) den Ausdruck einer Hoffnung: der Graf werde (in Schweden) für todt erklärt werden und dann die Herausgabe der Inventarien über die Papiere und Effecten erfolgen.

---

[1] Es heißt unter anderm, nachdem geſagt worden, er werde alles aufbieten, bei den Schweſtern (nicht in Hannover, ſondern in Hamburg) einzutreffen, und habe deshalb um Urlaub geſchrieben: „Wir müſſen alles Mögliche aufbieten, die, welche Bekanntſchaft des Hauſes haben, auf unſere Seite zu bringen, damit nichts unſern Vortheil ſtöre. Es iſt ſo wahr und gerecht, daß wir (für) ſein Gelingen nicht zu fürchten brauchen. Mit Gottes Hülfe zweifle ich keinen Augenblick, unſere Angelegenheiten ſo ins Reine zu bringen, daß wir damit zufrieden ſein können.“

[2] Das war wol ein Irrthum, da man ſich kurſächſiſcherſeits der Sache allerdings annahm.

---

1) Höchſtens ſollen „drei oder vier ſeiner beſten Stallleute“ beibehalten werden. Von dem Jäger Ziegler iſt keine Rede.

Das eigentlich Entſcheidende und was unſere Beweisführung in der That faſt überflüſſig macht, ſind aber zwei Briefe der Gräfin Lewenhaupt und der Gräfin Aurora, die Cramer (S. 96, 162 und 202) wirklich beibringt. Hier ſchreibt die Gräfin, d. d. 6. Nov. 1696, alſo faſt zwei Jahre nach jenen angeblichen beſtimmteſten Entdeckungen über das Ende ihres Bruders, bei denen ſie „das Haus mit ihren Klagen erfüllt" haben ſoll, an ihren Gemahl: „Meine Schweſter ſchreibt mir, an einem Orte geweſen zu ſein, wo man ihr Nachricht von meinem Bruder verhieß, und wirklich habe ſie einen Mann geſprochen, der ihr die Verſicherung ſeines Todes gegeben, unter ſo traurigen Umſtänden, daß ſie in tiefer Betrübniß nach Quedlinburg zurückgekehrt iſt. *Immer noch hatte ſie leiſe Hoffnung, er ſei noch am Leben, oder wenigſtens, daß er an ſeinen Wunden geſtorben*, was aber ſeine Henker nicht abwarten wollten, «mais ils lui ont fait couper les testes»." Doch noch nicht genug. Unter dem 11. Jan. 1698, faſt drei Jahre nach jenen Entdeckungen, ſchreibt die Gräfin Aurora wörtlich: „Man redet häufiger als je davon, daß *mein Bruder am Leben* und in dem Gewahrſam des Kurfürſten von Brandenburg, auf der Feſtung Spandau ſei. . . . Doch die Hoffnung iſt ſo ſchwach, daß man ſich mit derſelben nicht ſchmeicheln kann." Alſo Graf Lewenhaupt ſoll ſelbſt die letzten Zeilen des vergifteten Grafen geleſen, ein hoher Geiſtlicher ſoll ihm umſtändlich die letzten Stunden deſſelben geſchildert und den Tod deſſelben, deſſen Augenzeuge er geweſen, berichtet haben; die Gräfin Lewenhaupt hat das ganze Haus mit Klagen über dieſe Nachricht erfüllt, und zwei, drei Jahre nachher iſt ihre Schweſter noch immer in Ungewißheit über ſein Schickſal und läßt ſich neue Geſchichten darüber zutragen! Wir glauben, es bedarf keiner weitern Bemerkung, um unſere Ueberzeugung zu begründen, daß der Aufſatz des Grafen Moritz von Anfang bis zu Ende ein reines Phantaſieſtück iſt, gleichviel wer deſſen Urheber geweſen.

An die neue Geſchichte mit dem „couper les testes“, für die jede weitere Beſtätigung fehlt, glauben wir allerdings auch nicht, ſowenig wie an andere ähnliche Geſchichten von nachträglicher Tödtung.[1] Uns ſcheinen für die von der Kurprinzeſſin gegebene Erzählung, wonach der Graf durch Trabanten verhaftet werden ſollte, in dem Kampfe aber, den er durch verzweifelten Widerſtand hervorrief, getödtet oder zum Tode verwundet wurde, unbedingt die meiſten innern und äußern Gründe zu ſprechen. Den Hergang bis zur That mußte die Prinzeſſin am genaueſten wiſſen, für die Kataſtrophe ſelbſt hatte ſie an ihrer Mutter eine gute Quelle, und nachdem die Entdeckung nicht mehr ſchaden konnte und ihr Schmerz über Königsmark's Verluſt verraucht war, iſt es wol glaublich, daß die Mutter ihrer Tochter mitgetheilt hat, was ihr von der Sache bekannt war. Die Ausführung durch Trabanten war die einfachſte und natürlichſte und wird auch äußerlich durch die in verſchiedenen, voneinander unabhängigen Berichten enthaltenen Erwähnungen des Trabanten Buſchmann beſtätigt. Daß der Kurfürſt nur die Verhaftung Königsmark's, nicht ſeine Ermordung gewollt, ſtimmt zu ſeinem und ſeiner Regierung Charakter. Wollen wir auch nicht unbedingt in die überſchwenglichen Lobeserhebungen einſtimmen, mit denen der freiſinnige und freimüthige Spittler dieſe Regierung feiert, ſo iſt es doch gewiß, daß Ernſt Auguſt von dem Vorwurf der Härte, Grauſamkeit und Leidenſchaftlichkeit frei iſt, daß er einer der beſſern Regenten ſeiner Zeit und vor allem ein ſehr kluger Mann war. Jedenfalls wußte er, daß ein Mord nicht wieder gut zu machen iſt, während die Verhaftung des Grafen ſehr wohl zu vertheidigen war und für alle Fälle zahlreiche Auswege ließ. Noch weniger, als daß er die Tödtung des Grafen befohlen — in welcher Beziehung wir es, trotz des eben Bemerkten, wenigſtens nicht für ganz unmöglich halten würden, daß in dem Augenblicke, wo der Kurfürſt die geheime Zuſammenkunft des Grafen mit der Kurprinzeſſin erfuhr, ein Befehl ergangen wäre, den Grafen lebend oder todt zu faſſen —, würden wir glauben können, daß er ihn nachträglich, nachdem derſelbe verwundet, gefangen und von ſeinen Wunden geneſen war, bei kaltem Blute hätte hinrichten laſſen. Wir haben ſchon vorher hervorgehoben, daß ein ſolches Verfahren keineswegs durch die Umſtände indicirt war, und es war es um ſo weniger, als man ſich doch hatte entſchließen müſſen zur Scheidung zu ſchreiten und damit die ehelichen Zerwürfniſſe publik zu machen.

---

[1] Walpole läßt ihn erdroſſelt und unter den Fußboden des Ankleidezimmers der Prinzeſſin begraben werden.

Fügen wir nun noch kürzlich einige Angaben über das weitere Schickſal der Betheiligten bei. Zuvörderſt iſt der dinglichen Verlaſſenſchaft des Grafen Johann Philipp zu gedenken, die den Erben deſſelben viel, wie es ſcheint meiſt erfolgloſe Mühe gemacht hat. War auch das koloſſale Vermögen der Königsmark durch die früher beſprochenen Urſachen und zuletzt durch die leichtſinnige Verſchwendung dieſes letzten Grafen weſentlich geſchmälert worden, ſo war es doch noch immer bedeutend genug, um zum Theil überſpannte Schätzungen und Hoffnungen hervorzurufen. Graf Lewenhaupt ſchlug noch 1702, alſo acht Jahre nach dem Verſchwinden des Grafen, wo die Erben doch gewiß alles ohne Schwierigkeit Erlangbare bereits an ſich gebracht hatten, die Summe an Kapitalien und Gütern, um die es ſich für ſie noch handle, auf mehr als 500000 Thlr. an.[1] Wir müſſen jedoch geſtehen, daß wir an die großen Summen, welche der verſchwundene Graf bei Handelshäuſern ſoll ſtehen gehabt haben, nicht recht glauben können, wenn wir uns der fortwährenden Geldverlegenheiten erinnern, in denen er ſich in den letzten Jahren befand und die ihn noch kurz vor ſeinem Ende zum Verkauf eines Hauſes und noch am 27. Febr. 1694 zu dem Auftrag beſtimmten, zwei holſteiniſche Güter um geringen Preis loszuſchlagen, wenn er nur gleich baar Geld erhalte.[2] Die Erzählung des großen Lügenſchmiedes von Pillnitz im „Galanten Sachſen", wonach der Graf „anſehnliche Reichthümer" bei den Gebrüdern Laſtrep in Hamburg niedergelegt haben ſollte, die aber, weil die Empfangſcheine verſchwunden geweſen, mit Ausnahme von Juwelen im Werthe von 40000 Thlr. abgeleugnet worden wären, während ein Buchhalter jenes Hauſes den aus Schweden herbeigeeilten Gräfinnen verrathen hätte, daß daſſelbe 400000 Thlr. ſchulde, worauf die Schweſtern ſich an die hamburgiſche Regierung gewendet hätten, aber an dem Einfluſſe der Laſtreps im Senate geſcheitert wären und nun den Schutz des Kurfürſten von Sachſen geſucht hätten, iſt jedenfalls, wie im Einzelnen, ſo im Ganzen, grundlos. Die Gräfinnen kamen nicht aus Schweden herbei, ſondern lebten ſchon lange in Hamburg, wo ſie bekannt genug waren. Sie gingen nicht wegen der

---

[1] Vgl. von Weber, a. a. O., S. 111.

[2] Vgl. Cramer, a. a. O., S. 110.

Geldangelegenheiten nach Dreſden, was auch dafür gar nicht der Ort war, ſondern wegen ihres verſchwundenen Bruders. Daß der Graf, wenn er 400000 Thlr. in Hamburg ſtehen gehabt, in fortwährenden Geldverlegenheiten oft um kleine Summen hätte ſein können, iſt nicht begreiflich. Die Laſtrep'ſchen Erben haben, gleich nach dem Erſcheinen jener Schrift, 100 Dukaten auf die Entdeckung ihres Verfaſſers geſetzt, um ihn als Verleumder verfolgen zu können, und die Geſchwiſter Königsmark's haben noch längere Jahre ihren Geſchäftsverkehr mit jenem Hauſe fortgeſetzt.[1] — Wol aber mag es begründet ſein, daß manche Behörde und mancher Privatmann, der etwas von dem Grafen in Händen hatte, den Erben deſſelben Schwierigkeiten machte, da kein Beweis ſeines Todes vorlag, und die Behörden wußten das wohl. Selbſt die Güter waren nicht zu erlangen, da wenigſtens in Schweden eine Tante, die proceßſüchtige Gräfin de la Gardie, Proteſt gegen die Beſitznahme einlegte und Schweden auch die im Bremen-Verdenſchen gelegenen Güter ſequeſtrirte. Die Sache ward ſchlimmer, als der Krieg zwiſchen Schweden und Polen-Sachſen ausbrach, wo dann ſchwediſcherſeits dem Grafen Lewenhaupt ſein ſächſiſches Dienſtverhältniß zum Verbrechen gemacht ward und die Gardies freie Hand hatten, ihm entgegenzuwirken. Auch wurden manche der Güter im Kriege arg verwüſtet, oder lieferten wegen der Kriegslaſten keinen Ertrag[2], ſowie natürlich alle unter dem zweifelhaften Zuſtande, wo ſie keinen gewiſſen Herrn hatten, leiden mußten. Dabei fehlte es nicht an Gläubigern, deren Anſprüche unter den vorliegenden Umſtänden ſchwer zu controliren waren, und die ſich an alles hielten, was ihnen zugänglich war. Mit unſaglicher Mühe brachte man von Zeit zu Zeit einen Brocken der Erbſchaft aus den Händen, die ſie gefaßt hatten [1]; aber die Hauptmaſſe blieb zurück, war noch nach mehr als zwanzig Jahren ein bloßes Streitobject und war natürlich nun noch ſchwieriger zu erlangen, wie die ſchwediſche Macht zerfiel und man es nicht mehr mit Schweden allein, ſondern auch mit Hannover, Rußland und andern Staaten zu thun hatte. Die Gräfin Aurora hat ihr langes Leben mit dieſen Proceſſen verbracht, viel Enttäuſchungen, viel Verdruß und Aerger dabei erfahren, und nichts davongetragen, als eine gänzliche Zerrüttung ihres Vermögens. Die Lewenhaupt mögen noch etwas von den ſchwediſchen Gütern durch Vergleich mit den de la Gardies gerettet haben. Aber noch 1732 kamen Nachrichten, daß bei den Erben eines nürnberger Kaufmanns 60000 Thlr. ſtänden, die der verſchwundene Graf Königsmark daſelbſt niedergelegt, daß die Kaufleute de Harteg [2], Stempel und die Laſtreps in Hamburg noch viele Pretioſen zurückhielten, daß ſich in Hannover das Teſtament des Grafen und andere Familienſchriften befänden, was doch alles zu nichts geführt zu haben ſcheint [3], vielleicht auf nichts beruht hat.

---

[1] In einem Briefe des Grafen Lewenhaupt vom 21. Aug. 1701 heißt es unter anderm in Betreff der Laſtrep: „Nach der pünktlichen Zahlung, welche ſie von uns als Schuldner erhielten, werden ſie keine Schwierigkeit machen, uns für den Nothfall einige Monate Credit zu geben.“ Bei Cramer, S. 247.

[2] Vgl. Cramer, S. 233.

---

[1] Vgl. unter anderm Cramer, S. 222, 285, 286, 288.

[2] Ein Harteg wird in einem Briefe des Grafen Lewenhaupt vom 2. Aug. 1694 (vgl. Cramer, S. 91) als ein Geſchäftsfreund in Hamburg erwähnt.

[3] Vgl. v. Weber, a. a. O., S. 110 fg.

Graf Karl Guſtav von Lewenhaupt, der ſich 1689 mit der Gräfin Amalie Wilhelmine von Königsmark vermählt hatte, ſtand zu der Zeit dieſer Ereigniſſe, nachdem er erſt in Ungarn bei dem kaiſerlichen Heere, dann in holländiſchem Solde in den Niederlanden gefochten, in ſächſiſchen Dienſten, wo er theils als hoher Militär, theils in diplomatiſchen Sendungen verwendet wurde, wie er denn auch (11. Oct. 1697) als Geheimrath in das Geheime Conſilium aufgenommen ward. Zuletzt hatte er ein Regiment Grands Mousquetiers aufzurichten (1700), das jedoch, wol weil es zu theuer war, bald nach ſeiner Aufſtellung wieder aufgelöſt ward.[1] Er hatte Geld dabei zugeſetzt, deſſen Wiedererlangung die bei den damaligen finanziellen Verhältniſſen gewöhnlichen Schwierigkeiten fand, und theils der Verdruß hierüber, theils der Wunſch, den Zorn des ſchwediſchen Monarchen zu beſchwichtigen, bewog ihn, im Spätjahre 1702 den ſächſiſchen Dienſt zu quittiren und ſich nach Hamburg zurückzuziehen. Schon vorher hatte er von ſeiten einer ſächſiſchen Partei, welche gegen alle Fremden war[2]), und unter den damaligen Umſtänden, wo das Intereſſe Sachſens vielfach in Gefahr ſtand, ihm fremdartigen Zwecken nachgeſetzt zu werden, wol etwas für ſich hatte, mancherlei Anfechtungen erfahren, gegen die ihn doch die Gunſt des Königs, dem auch er ſehr ergeben war, geſchützt zu haben ſcheint. In der

---

[1] Vgl. die Stellen bei Cramer, S. 228, 230, 231, 233, 235, 237 fg., 240, 241 fg., 244—247, 264, 270, 271, 282.

[2] Auch die Gräfin Lewenhaupt ſpricht ſchon am 1. April 1698 von einem Bunde der Sachſen gegen die Fremden, deſſen Haupt der jüngere Boſe ſei. Vgl. Cramer, a. a. O., S. 213–214, wo auch in einem Briefe der Gräfin Aurora eine Andeutung kommt. Vgl. auch Cramer, S. 222, 242, 246—247, 256–257.

That ſcheint Lewenhaupt ein einſichtsvoller und achtungswerther Mann geweſen zu ſein. Schweden gegenüber vertheidigte er ſich damit, daß er nicht gegen dieſes gefochten, ſelbſt ſich während des Kriegs der Theilnahme an den Berathungen des Geheimen Conſiliums enthalten habe. Er erfuhr dabei einen argen Undank, ſofern er bei Anfang des Kriegs einer Anzahl Schweden, die ſich gerade in Polen und Sachſen befanden und verhaftet worden waren, die Erlaubniß zur Rückkehr nach Schweden verſchafft, vielen auch Geld dazu vorgeſchoſſen hatte, und nun die von ihm damals unterzeichneten Entlaſſungsſcheine als Beweis vorgezeigt wurden, daß er als General im activen Dienſte des Königs von Polen geſtanden. Während ſeine Gemahlin ſich nach Schweden begab, um dort ſeine Sache zu führen, erkrankte und ſtarb er zu Hamburg im März 1703. Er hat drei Söhne hinterlaſſen, über die und ihre Nachkommen III, 200 einiges beigebracht worden.[1] — Seine Gemahlin, die ſich als eine wackere und anſtändige Frau erweiſt, die mit ihrer Schweſter die liebevolle Opferfähigkeit theilte, aber weſentlich beſonnener, nüchterner und ſolider war, finden wir noch 1708 in Hamburg, mit Ernſt für die Erziehung ihrer Kinder bedacht und ſich würdig haltend. Dann entſchwindet ſie unſerer Kunde und mag wol lange vor ihrer Schweſter geſtorben ſein. — Lebensgang und Schickſal der Letztern, der Gräfin Marie Aurora von Königsmark, ſind zu bekannt, als daß wir hier auch nur andeutungsweiſe darauf zurückkommen möchten. Wir bemerken nur, daß ſich in ihr viele glänzende und einige misliche Eigenſchaften ihrer Aeltern, Oheime und Brüder in aller Stärke vereinigten, daß ſie ſich als ein geiſtvolles, edelſinniges, opferfreudiges Weſen darſtellt, frei von den Regungen der Bosheit und Selbſtſucht, nicht ohne Anlage zur Schwärmerei, eine poetiſche Natur 1), ſanguiniſch, fähig ſowol großen Gefahren und Drangſalen Trotz zu bieten, wie, was ſchwieriger, auch unter den unabläſſigen Nadelſtichen kleiner, elender Plagen und Sorgen ihre Heiterkeit und ihr Selbſtbewußtſein zu bewahren, thatkräftig und muthvoll, aber auch ruhelos, abenteuernd, leichtſinnig und unbekümmert um Ruf und Urtheil der Welt.

---

[1] Zu den dort aufgeführten Grafen Friedrich (geb. 1688, † 1770) und Karl Emil (geb. 28. März 1692, enthauptet 15. Aug. 1743) müſſen wir noch den am 26. Oct. 1697 zu Dresden geborenen Auguſt Kaſimir fügen, unter deſſen zahlreichen Taufpathen wir den erſt ein Jahr alten Kurprinzen von Sachſen und den Fürſten Fürſtenberg finden, von deſſen weiterm Lebensgange wir aber nichts Näheres wiſſen, als daß er jedenfalls eine der zwei Perſönlichkeiten geweſen iſt, über die wir a. a. O. in Zweifel waren.

Sie war das letzte Glied auf dem Stammbaum dieſer erſten gräflichen Linie der Königsmark, wenn wir nicht ihren berühmten Sohn, den Marſchall von Sachſen, demſelben ausſchließen wollen, weil er in dem ſeines Vaters keine Stelle finden kann. Ein zweiter Grafenſtamm der Königsmark iſt erſt in unſerm Jahrhundert entſtanden, ſofern am 3. März 1817 Hans Valentin Ferdinand von Königsmark auf Netzeband und Steffin, königlich preußiſcher Geheimrath und Erblandhofmeiſter der Kurmark, welches Erbamt die Königsmark 1802 erhalten hatten, in den preußiſchen Grafenſtand erhoben ward und das Wappen der ſchwediſchen Grafen beigelegt erhielt. Er ſtarb am 26. Nov. 1849, hat aber einen

---

1) Man ſehe die beiden Briefe aus Teplitz vom 4. und 10. Mai 1698, bei Cramer S. 172 fg.

zahlreichen Mannsſtamm hinterlaſſen. Dieſe Linie, wie die noch auf Kötzlin und ſonſt blühende adeliche, ſtammt von dem jüngern Bruder des Feldmarſchalls, Joachim Chriſtoph († 15. Nov. 1699), welchem die märkiſchen Lehngüter mittels Vergleichs und Verzichts überlaſſen blieben. Aus ihr zeichnete ſich ein anderer Hans Chriſtoph (geb. 1700, † 1779) bei Kollin aus, wo er ſich durch ſchwere, ſeinen Austritt aus dem Heere nöthig machende Wunden die Ernennung zum Generalmajor verdiente. Zwei ſeiner Brüder waren bereits im Kampfe gefallen und das Haus ſtand auf vier Augen. Ein Neffe des Generals, Chriſtoph Siegfried (geb. 28. März 1745, † 30. Dec. 1778), pflanzte es durch zwei Söhne fort, zu deren Gunſten der kinderloſe General die beiden Majorate Netzeband und Kötzlin errichtete. Einer derſelben ward der erſte Graf des neuen Stammes. [1])

Unter den übrigen bei dieſen Vorgängen betheiligten Perſonen nimmt natürlich die Kurprinzeſſin die erſte Stelle ein, die jetzt, ihres letzten Freundes beraubt, durch das Vergangene vollſtändig bloßgeſtellt, allein und hülflos einen langen Kampf mit einer harten, feindlichen Welt zu beſtehen hatte. Sie hatte, als ihr die Nachricht von Königsmark's Tode in ſchonungsloſer Weiſe eröffnet ward, ihren Schmerz und Zorn in einer Weiſe an den Tag gelegt, die ihrer kältern Vertrauten, der Kneſebeck, wie es ſcheint, tadelnswerther erſchienen iſt, als das Verhältniß ſelbſt, von der wir aber das Gegentheil ſagen möchten, und die jedenfalls, bei dem Ueberraſchenden der ungeahnten Schreckensbotſchaft, bei dem Verdruß über das plötzliche, hoffnungsloſe Scheitern ihres der Ausführung ſo nahe geträumten Fluchtplans, bei den Gefühlen, die ſie in jener Zeit für Königsmark wol empfunden haben mag, bei dem lange geſammelten, unter dem möglichſten Verbergen nur noch geſchärften Haſſe gegen ihre hannoverſchen Umgebungen, und bei ihrem offenen, reizbaren, leidenſchaftlichen Charakter ſehr natürlich war. Sie ſchnitt dem Hofe von Hannover jede Hoffnung ab, daß ein wenigſtens äußerlich ſcheinbares Verhältniß zwiſchen ihr und ihrem Gemahl wiederhergeſtellt werden könne. Bei den mit ihr angeſtellten Vernehmungen, über die freilich nichts Actenmäßiges bekannt iſt, erklärte ſie unumwunden, allerdings die Abſicht gehabt zu haben, da ihre Aeltern ihr die Aufnahme verweigert, unter Königsmark's Schutze nach Wolfenbüttel zu Herzog Anton Ulrich zu flüchten; wies aber mit Entrüſtung die Beſchuldigung ab, mit Königsmark ſonſt in ſchuldvollem Verkehr geſtanden zu haben, und erbot ſich, ihre Unſchuld durch das heilige Abendmahl zu bekräftigen. Dieſe Handlung ſoll auch, nachdem die Gräfin Platen es anfangs hindern wollen, hauptſächlich auf den Wunſch des Herzogs von Celle, ſtattgefunden haben 1), was denn eigentlich dafür ſprechen ſollte, daß er ſelbſt an die Unſchuld ſeiner Tochter geglaubt haben müßte. Sonſt wäre es für ſie wol der mislichſte Umſtand, daß ſie die Liebe ihres Vaters gänzlich verloren zu haben ſcheint. Georg Wilhelm war ſchon dadurch verſtimmt, daß ſie die Ruhe, die er endlich geſichert zu haben glaubte, ſo unheimlich ſtörte, und die ſchönen Hoffnungen, die er auf den Vermählungsplan gegründet, ſo wenig anerkennen

---

[1]) Vgl. Heſekiel, a. a. O., S. 38 fg.

---

1) Wann und wo bleibt ungewiß. Graf Schulenburg vermuthet, daß die Handlung in Ahlden vorgenommen worden. — Nach einer Nachricht hätte ſie während ihrer langen Gefangenſchaft zu Ahlden die heilige Handlung allwöchentlich wiederholt und dabei jedesmal ihre Unſchuld betheuert.

und fördern wollte, ſoll ſich aber beſonders durch einige bittere und unehrerbietige Auslaſſungen über ihn ſelbſt, die ſich in ihren letzten, im äußerſten Unmuth geſchriebenen Briefen vorgefunden haben ſollen, unverſöhnlich verletzt gefühlt haben. Im übrigen wurde nun ihr weiteres Schickſal durch gemeinſame Verſtändigung der beiden Höfe, deren Verhältniß ein völlig freundliches blieb, entſchieden und dabei, wie nicht zu verkennen, dem äußern Anſtand möglichſte Rechnung getragen. Die Prinzeſſin hatte die Abſicht, auch jetzt noch auf eigene Hand zu ihren Aeltern zu gehen, wollte unter keinen Umſtänden ihren verhaßten Gemahl wiederſehen, und begab ſich in der That, als ſie erfuhr, daß ſeine Rückkehr nahe bevorſtehe, auf den Weg nach Celle. Sie wurde aber durch entgegengeſendete Beauftragte angewieſen, entweder nach Hannover zurückzukehren oder ſich in das celleſche Amthaus Ahlden zu begeben. Sie zog das letztere vor 1) und beſiegelte damit ihr Schickſal. Es wurde nun ein förmliches Scheidungsverfahren eingeleitet, nachdem ſie die wiederholt an ſie gebrachten Anträge zu einer Ausgleichung mit Beſtimmtheit zurückgewieſen. Die Prinzeſſin ſelbſt bezeugt, daß ihr Schwiegervater ſich in der ganzen Angelegenheit milder gegen ſie erwieſen habe, als ihr Vater. Sie verſichert: es ſei ihr angeboten worden, daß alles vergeben und vergeſſen ſein ſolle, wenn ſie nur anerkennen wolle, ſich gegen ihren Gemahl unbedachtſam benommen zu haben, und wenn ſie ferner mit ihm leben wolle. In ihrer Weigerung, die ſie auf den, da Menſchen irren können, nicht ganz ſchlüſſigen Satz gründete: wenn ſie ſchuldig ſei, ſo ſei ſie des Kurprinzen nicht

---

1) Auch hier iſt der Zeitpunkt des Vorgangs ungewiß und nur ſo viel ſcheint ſicher, daß ſie vor dem 23. Juli in Ahlden eintraf.

werth, und wenn ſie unſchuldig ſei, ſo ſei er nicht werth, daß ſie ihm ſein hartes und rückſichtsloſes Betragen verzeihe, will ſie durch den Rath des Miniſters Bernſtorff beſtärkt worden ſein, der auch den Groll ihres Vaters gegen ſie geſchürt habe. Als alle Hoffnung auf Ausſöhnung aufgegeben werden mußte, ſetzte man eine gemiſchte Commiſſion zuſammen, die ſich, angeblich aus vier geiſtlichen und vier weltlichen Beiſitzern [1]), die zur Hälfte von Hannover und zur Hälfte von Celle ernannt waren, zuſammengeſetzt, in Lauenau, auf hannoverſchem Gebiete, unter dem Vorſitze des Geheimraths Philipp von dem Buſche, verſammelte, vor welcher Commiſſion die Prinzeſſin gegen Ende Auguſt in Perſon erſchien. Die Acten des Scheidungsproceſſes werden auch jetzt noch geheim gehalten. So viel aber von dem Gange der Verhandlungen und dem ſchließlichen Erkenntniß bekannt iſt, wurde Königsmark's und ſeines Verhältniſſes zur Prinzeſſin mit keinem Worte gedacht und die Klage, welche der hannoverſche Rath Livius im Namen des Kurprinzen erhob, einfach auf bösliche Verlaſſung gerichtet. Die Prinzeſſin erklärte, daß ſie auf ihrem Entſchluſſe, nie wieder mit ihrem Gemahl zu leben, beharre und nichts ſehnlicher wünſche, als die begehrte Trennung. Von dieſer Entſchließung ließ ſie ſich auch durch die wiederholten Vorſtellungen des zu ihr geſendeten Superintendenten Guſtav Molanus nicht abbringen, und ſo wurde die Ehe am

---

[1]) So findet man überall. Nach den Namen der Beiſitzer ſcheint es aber, daß es ſechs Geiſtliche und mit dem Präſidenten drei Weltliche waren. Als Rechtsbeiſtand der Prinzeſſin fungirte der celleſche Rath Rudolf Thiers. Im Laufe der Verhandlungen wurde auch der celleſche Oberhofmarſchall Joachim Heinrich von Bülow auf Ribbeſee (geb. 1650), der 1724 als kurhannoverſcher Staatsminiſter ſtarb, nach Lauenau geſendet.

28. Dec. 1694 für aufgelöſt und nichtig erklärt, und dem Kurprinzen, nicht aber der Kurprinzeſſin, die Wiedervermählung geſtattet, wovon er doch keinen Gebrauch gemacht hat. Für die äußern Verhältniſſe der Prinzeſſin war bereits durch einen Vertrag zwiſchen Hannover und Celle, d. d. 29. Aug. 1694, eventuelle Vorſorge getroffen. Hiernach ſollte ſie ihren Aufenthalt in dem Schloſſe Ahlden erhalten und zunächſt ein Jahreseinkommen von 8000 Thlr., ausſchließlich der Beſoldungen ihres Hofraths, beziehen, welches nach dem Tode ihres Vaters um 4000 Thlr., und wenn ſie das vierzigſte Jahr erreicht haben würde, um 6000 Thlr. erhöht werden ſollte. Da jedoch der Herzog und die Herzogin von Celle am 26. Jan. 1705 zu ihren Gunſten teſtirt hatten, ſo genoß die Prinzeſſin nach dem Tode ihrer Aeltern 18000 Thlr. von ihren Beſitzungen und 10000 Thlr. an Zinſen und Leibrenten, weshalb ſpäter ihre Erbſchaft ein nicht unerhebliches Object für die Erbberechtigten wurde. — Ihren Vater 1) hat ſie nicht wiedergeſehen. Er ſoll in der letzten Zeit milder geſtimmt worden ſein, wie denn ſeine Gemahlin fortwährend in dieſem Sinne arbeitete, und ſelbſt die Königin Anna um Verwendung anging. Bernſtorff ſoll aber immer bemüht geweſen ſein, die Ausſöhnung zu hindern, ohne daß man einen eigentlichen Grund dafür errathen

---

1) Vehſe (a. a. O., S. 101) läßt ihn bei der Scheidung zugegen ſein. Indeß die Stelle in einem Schreiben des engliſchen Reſidenten, d. d. 10. Jan. 1695, welche alſo lautet: „Sie haben den guten Herzog von Celle hierhergeſchleppt, um ſich den Triumph bei der Scheidung mit anzuſehen", läßt auch eine andere Auslegung zu, die uns wahrſcheinlicher dünkt, nämlich: daß er nach Hannover gereiſt ſei und dort geſehen habe, wie froh man über die erlangte Scheidung geweſen. Die entgegengeſetzte Annahme entbehrt theils jedes andern Zeugniſſes, theils ſteht ſie mit Ort und Zeit der Scheidung im Widerſpruch.

könnte. Zuletzt ſoll der Herzog ernſtlich beſchloſſen haben, ſie im Sommer 1705 zu beſuchen. Der Beſuch wurde aber noch aufgeſchoben und am 25. Aug. 1705 ſtarb der Herzog, infolge einer Erkältung, ohne ſeine Tochter wiedergeſehen zu haben. Ihre Mutter bewahrte ihr ſtets ein mütterliches Herz und die Beſuche, die dieſelbe, ſo oft ſie konnte, in Ahlden abſtattete, waren der weſentlichſte Troſt für das liebebedürftige Herz der Tochter, und dieſer Troſt ward ihr noch faſt dreißig Jahre erhalten, indem ihre Mutter erſt am 5. Febr. 1723 ſtarb. Einen weitern Troſt bot ihr ſpäter der geheime Briefwechſel mit ihrer eigenen Tochter, nachdem ſich dieſelbe am 28. Nov. 1706 mit dem damaligen Kronprinzen, nachherigen König Friedrich Wilhelm I. von Preußen vermählt hatte. Auch ihr Sohn, der nachherige König Georg II. von Großbritannien, ſoll ſie einigemal insgeheim beſucht, nach andern Nachrichten einen ſolchen geheimen Beſuch, der aber verhindert worden, wenigſtens verſucht haben. — In der erſten Zeit ſoll ihre Haft nicht ohne Strenge geweſen ſein, während ihr ſpäter, namentlich nach dem Regierungsantritte ihres geweſenen Gemahls, größere Freiheit zu Ausfahrten in die Umgegend vergönnt ward, wobei ſie jedoch ſtets von einer ſtarken Wache umgeben war. Sie durfte weder Beſuche machen, noch das Schloß über Nacht verlaſſen. Die Briefe, die ſie ſchrieb oder empfing, wurden von ihren Aufſehern geleſen, — wenn es ihr nicht gelang, ſie der Kenntniß derſelben zu entziehen, worin ſie alte Uebung hatte. Ihr Hofſtaat beſtand aus einem Kammerherrn, dem Offizier, der die aus Fußvolk und Reiterei zuſammengeſetzte Schloßwache befehligte, und zwei Hofdamen. Alle dieſe Perſonen mochten mit der Abſicht gewählt ſein, daß die Prinzeſſin ſich nicht an ſie anſchließen möge, und jedenfalls fand ſie niemand darunter, dem ſie ihr Vertrauen hätte ſchenken können, oder den ſie wenigſtens als eine freundliche und angenehme Geſellſchaft hätte betrachten wollen. — In ſpäterer Zeit, wo ihr freiere Hand gelaſſen war, kam ſie noch mit einigen andern Perſonen in Verbindung, die nicht zu ihren täglichen Umgebungen gehörten, deren ſie ſich aber bei Verwaltung ihres Vermögens oder zur Vermittelung ihres geheimen Verkehrs mit der Königin von Preußen bediente. Letzterer wurde namentlich mittels eines Amtmanns Lüdemann in Ahlden, eines preußiſchen Raths Ludwig in Berlin und eines Herrn Friedrich ebendaſelbſt betrieben. Auch dieſer Verkehr war übrigens nicht immer tröſtend. Abgeſehen davon, daß die Königin auch ihre Leiden und Verdrießlichkeiten hatte, blieb es der ſtete, ſehnliche Wunſch der Prinzeſſin, wieder in volle Freiheit zu kommen, und ſie fand für dieſen Wunſch nicht das erwartete Entgegenkommen bei ihrer Tochter, weil dieſe jede Colliſion mit ihrem Vater ſcheute, die ihrem geliebten Doppelheirathsprojecte zwiſchen den Thronerben von England und Preußen und den Prinzeſſinnen Amalie und Wilhelmine hätte ſchaden können, aus dem ſchließlich doch nichts wurde, und dem die Prinzeſſin von Anfang an abhold geweſen zu ſein ſcheint.

Sophie Dorothea ſollte Ahlden lebend nicht verlaſſen, ſollte 32 einſame Jahre daſelbſt vertrauern, mit der Verwaltung ihres Vermögens, Leitung ihres Haushalts, weiblichen Arbeiten, Lectüre, Andachtsübungen, wohlthätiger Fürſorge für das kleine Ahlden, das ſie 1715 gänzlich abbrennen ſah, und namentlich für deſſen Arme und das Schulweſen, Abfaſſung von Denkſchriften über ihr Leben und — mit raſtloſen, vergeblichen Entwürfen für Anbahnung ihrer Befreiung beſchäftigt. Perſonen, die ſie noch in Ahlden geſehen, haben ſie als eine Dame mittlerer Größe, etwas ſtark, mit pechſchwarzem Haar, in welchem die Brillanten, die ſie beim Ausfahren ſtets hineingeſteckt, prächtig geglänzt hätten, geſchildert. Sie ſei in den erſten Jahren, deren jene Perſonen ſich noch erinnert, ſehr ſchön geweſen, habe aber bis an ihr Ende ein gutes Ausſehen bewahrt. Zum Ausfahren ſtanden ihr Hofequipagen zur Verfügung, aber oft zog ſie es vor, ein kleines Cabriolet ſelbſt zu leiten, wobei ſie, von ihrer Reiterwache geleitet, meiſt nach dem buchtener Holze fuhr. — Ihrem Tode gingen noch einige nicht aufgehellte Umſtände voraus. Sie hatte ſich für ihre Geldangelegenheiten wichtigerer Art und wol auch ſonſt für Vertrauensſachen eines Grafen Bar bedient, dem ſie ungemeines Zutrauen ſchenkte und auch gegen die Warnungen ihrer Tochter, die gegen denſelben eingenommen war, bewahrte, wie ſie denn noch wenige Monate vor ihrem Tode ihm ihre Huld in der gnädigſten Weiſe ausſprach. Ebendeshalb kann es nicht wahr ſein, daß ſie aus Verdruß darüber, die Untreue dieſes Bar entdeckt zu haben, erkrankt und geſtorben ſei. Wenigſtens könnte dieſe Untreue nicht darin beſtanden haben, daß derſelbe, als ſie ihn 1724 beauftragt 1), 125000 Fl., die ſie bei zwei Bankiers im Haag und in Amſterdam zu fordern gehabt, zu erheben und in der Bank von Amſterdam niederzulegen, den größten Theil dieſes Geldes für ſich behalten habe, und daß ein Proceß deshalb gegen ihn angeſtellt worden. 2) Denn noch am 3. Aug.

---

1) Man bringt dieſen Auftrag mit einem Fluchtplan in Verbindung.

2) Man wirft übrigens hier häufig zwei Perſonen zuſammen, Vater und Sohn. Förmlich angeſtellt von der Herzogin war Hein-

1726 ſchrieb ſie ihm: „Vous savez, Monsieur, à quel point vous m'êtes nécessaire et à tous les égards imaginables; mais venez d'une manière qui ne vous laisse rien à craindre de l'injustice et de la fureur

---

rich Sigismund von Bar, aus einem alten osnabrückiſchen Geſchlechte, das zuerſt unter dem Namen der Bare, ursus, vorkommt (ſeit 1204), er ſelbſt der älteſte Sohn Nikolaus Herbard's de Bar auf Barenau, Rothenburg, Blankenburg ꝛc. und Dorothea von Ledebur aus Königsbrück. Geb. am 14. Sept. 1654, wurde er durch Hauslehrer, dann auf den Gymnaſien zu Osnabrück und Gotha und auf den Univerſitäten zu Jena und Erfurt gebildet, bereiſte darauf Holland, England, Belgien, Frankreich und Italien, von wo er um 1677 nach Hauſe kehrte. Er wurde darauf mit der Verwaltung der osnabrückiſchen Aemter Vörden und Reckenberg als Droſt beauftragt, in welcher Function ihm 1688 ſein Bruder Ewer (Ahasver) Balduin folgte, und zugleich Kammerjunker und Stallmeiſter des Prinzen Friedrich Auguſt. Nachdem Ernſt Auguſt die Kurwürde erlangt und für Osnabrück eine ſtatthalterliche Regierung eingeſetzt hatte, kam er als Kammerrath nach Osnabrück, 1698 trat er in kurhannoverſche Dienſte und ward 1708 Geheimrath. Für die Herzogin von Ahlden hatte er die Aemter Ahlden, Rethen und Waldrede als Landdroſt zu verwalten. Im Jahre 1720 wurde ihm von Kaiſer Karl VI. die reichsgräfliche Würde ertheilt, jedoch auf den jedesmaligen Aelteſten ſeines Mannesſtammes beſchränkt und an den Beſitz von Barenau gebunden. Im Begriff, eine Reiſe nach Italien anzutreten, ſtarb er am 24. Oct. 1721, alſo fünf Jahre vor der Herzogin, zu Kaſſel. Schon ſein Vater hatte die Güter Barenau, Rothenburg und Blankenburg zu einem Fideicommiß vereinigt. Ihm ſelbſt waren von Anna Agnes von Chalon, genannt von Gehlen, mit der er ſich 1682 vermählt hatte, und die 1731 ſtarb, zwei Söhne und vier Töchter geboren worden. Das Majorat, aber auch 44, zum Theil nur aus Principienreiterei entſponnene Proceſſe hinterließ er ſeinem älteſten Sohne Nikolaus Johann Chriſtian (geb. 23. Juni 1684). Dieſem, der ein hochfahrender Mann geweſen ſein ſoll, war ein Leben voll vieler vergeblicher Strebungen und nicht ohne Sorgen und Leiden beſchieden. Er war in heſſen-kaſſelſchen Dienſten, wo er 1705 Hofjunker, 1710 Gardeoffizier, 1717 Generalpoſtmeiſter wurde, ging aber 1719 in kurſächſiſche Dienſte, ſich auf Flemming verlaſſend, und ward Geheimer Kriegsrath, jedoch ohne Geſchäfte und ohne Beſoldung. Dann ertheilte ihm der Herzog Eberhard Ludwig von Würtemberg zwar 1724 den Titel als Geheimrath und den Jagdorden, bezahlte ihm aber dafür ein geliehenes Kapital nicht wieder. Die Herzogin de mes ennemis", und am 19. Aug. 1726: „Dites-vous, Monsieur, tout ce que l'imagination peut se figurer de plus gracieux et — vous ne vous direz jamais assez." Schon am 13. Nov. 1726 war ſie nach einer kurzen entzündlichen Krankheit verſchieden.

Auf die Nachricht von ihrem Tode ordnete das Miniſterium zu Hannover Landestrauer an, was jedoch durch eine von London kommende Verfügung wieder aufgehoben wurde. Gleichzeitig beſtimmte der König Georg I., daß ihre Leiche zu Ahlden in der Stille in eine Gruft beigeſetzt werden ſolle. Da jedoch eine ſolche in Ahlden weder vorhanden, noch nach Beſchaffenheit des Bodens einzurichten war, ſo blieb die Leiche der noch im Tode vom Unſtern verfolgten Prinzeſſin ſechs Monate lang in einem Saale des Schloſſes, in einem mit Sand bedeckten Sarge, aufgeſtellt, bis man ſich in London entſchied, ſie in der Stille nach Celle bringen und dort des Nachts in der herzoglichen Gruft beiſetzen zu laſſen, wo der

---

von Ahlden übertrug auf ihn das dem Vater geſchenkte Vertrauen, konnte ihn aber nicht förmlich anſtellen, da er nicht in hannoverſchen Dienſten war. Im Jahre 1726 vermählte er ſich mit der Gräfin Charlotte von Sayn-Wittgenſtein (geb. 14. Oct. 1705, † 1782), aber dieſe Ehe ward bald wieder getrennt und hatte viele Proceſſe zur Folge. Er war landwirthſchaftlicher Speculant, legte Seidenbau, Linnen-, Taback- und Seifenfabriken an, die faſt ſämmtlich bald wieder eingingen, kaufte neue Güter an, zu deren Bezahlung er das Geld borgen mußte, war viel auf Reiſen und lebte von 1742—50 ganz in Frankfurt a. M., von wo er gänzlich erblindet nach Barenau zurückkehrte, wo er, körperlich und geiſtig immer ſchwächer werdend, im December 1765 ſtarb. Im Jahre 1740 hatte er nicht weniger als 47 Proceſſe im Gange. Das Majorat erbte nun ſein Bruder Georg Ludwig (geb. 6. Jan. 1701), der auch ſeine Wirren und Kümmerniſſe gehabt hatte, übrigens als Schriftſteller, z. B. als Verfaſſer der nicht ohne Geiſt geſchriebenen: „Babioles litteraires et critiques", bekannt iſt, und 6. Aug. 1767 ſtarb. Von ihm ſtammen die noch lebenden Glieder der Familie. Vgl. „Stammtafeln und Nachrichten von dem Geſchlechte der Bar" (Osnabrück 1840).

einfache, mit keiner Inſchrift verſehene bleierne Sarg noch zu ſehen iſt. — Auch ihre Erbſchaft verurſachte mehrjährigen Streit. Den größten Theil mag ihr Sohn Georg II. behauptet haben. Für die Königin von Preußen brachten die preußiſchen Beamten nach und nach, unter vielen Weiterungen und zum Theil durch künſtliche Manipulationen, nur 80—90000 Thlr. heraus[1], wofür dem Prinzen Ferdinand[2] Güter gekauft worden ſein ſollen. Ein nobler Zug war es bei dieſer Erbſtreitigkeit wenigſtens, daß die beiden hohen Erben übereinkamen, die zu der Erbſchaft gehörige Herrſchaft und ſeit 1729 Grafſchaft d'Olbreuſe im Pays d'Hunis dem nächſten Verwandten der Herzogin von Celle, Alexander Prevoſt de Gayement zu ſchenken, der ſie ſeinem Sohne abtrat, worauf dieſer ſich danach benannte.

Wie die Aeltern, ſo waren auch die Schwiegerältern der Prinzeſſin ihr im Tode vorausgegangen. Zuerſt war Ernſt Auguſt, in ſpätern Jahren überaus beleibt geworden und eines Auges verluſtig gegangen, im vierten Jahre nach der Kataſtrophe der Prinzeſſin, nach langwieriger Krankheit zu Herrenhauſen verſchieden (23. Jan. 1698), und der geſchiedene Gemahl der „Herzogin von Ahlden", Georg I., hatte die Regierung übernommen. Seine Mutter, die Kurfürſtin Sophie, die eigentliche berufene Erbin des britiſchen Throns, erhielt ſich in rüſtigem Alter, fortwärend mit der engliſchen Thron-

---

1) Vgl. I, 257—262.

2) Dem jüngſten Bruder Friedrich's II. Geb. 23. Mai 1730, ward er, mit Luiſe von Brandenburg-Schwedt, unter anderm der Vater des Prinzen Ludwig, deſſen Heldentod bei Saalfeld er zu erleben den Schmerz hatte, und des trefflichen Prinzen Auguſt (geb. 19. Sept. 1779, † 19. Juli 1843). Keiner ſeiner Söhne hat Kinder hinterlaſſen. Die Fürſtin Luiſe Radziwill (geb. 24. Mai 1770, † 7. Dec. 1836) war ſeine Tochter.

folgepolitik beſchäftigt und ſehnlich den Moment erharrend, wo die Königskrone ihr zufallen ſollte, bis — zwei Monate vor dem Eintritt dieſes Ereigniſſes. Am 8. Juni 1714 hatte ſie, anſcheinend in beſter Geſundheit, zu Herrenhauſen mit dem Kurfürſten, ihrem Sohn, der bald König werden ſollte, ſich aber nicht danach ſehnte, an offener Tafel geſpeiſt, ſich dann eine Arbeit in die Orangerie bringen laſſen und hatte von da aus einen Gang durch den Garten gemacht. Von einem kleinen Regen überraſcht, läuft ſie raſch einer Zuflucht zu. Eine Dame ihres Gefolgs ruft warnend: ſie laufe zu ſchnell. „Wahrhaftig, ich glaube es ſelbſt", erwidert ſie, ſinkt zu Boden und iſt nach wenigen Minuten verſchieden.

Kein volles Jahr nach der „Herzogin von Ahlden" ſtarb auch ihr geweſener Gemahl, jetzt König Georg I., bekanntlich auf einer Reiſe in ſeinem deutſchen Kurfürſtenthum, das er ſeinem britiſchen Reiche zeitlebens vorzog und in dem allein er ſich ſo behaglich fühlte, als er überhaupt konnte. Unterwegs erkrankt, trieb ihn innere Unruhe von Ort zu Ort ohne Aufenthalt weiter, während ein wiederholter Schlaganfall ihn betraf und er zuletzt faſt leblos in den Armen ſeines treuen Fabrice 1) lag, aber immer noch

---

1) Friedrich Ernſt von Fabrice auf Weyhe, Lohſe, Waltersdorf, Fahrenhoven, Brockwinkel, Enkel des darmſtädtiſchen Kanzlers Philipp Ludwig Fabricius, der als von Fabrice geadelt wurde, Sohn des hannoverſchen Geheimraths und Oberappellationsgerichts-Präſidenten Weipert Ludwig von Fabrice und der Marie Juliane Victorine von Waldeck. Geb. 5. Juni 1683, war er erſt in gottorpſchen Dienſten, dann Kammerherr Karl's XII., den er nach Bender begleitete und hier die beſte Quelle über die Vorgänge daſelbſt ward. Nach 1719 wurde er Kammerherr Georg's I., 1732 wurde er Landdroſt zu Lüneburg und ſtarb am 5. Juni 1750 unvermählt. Seine Brüder waren: der kurhannoverſche Geheimrath Johann Ludwig und Auguſt Chriſtian von Fabrice. — Mit ihm im Wagen des ſterbenden Königs ſaß noch der Geheimrath und Kammerpräſident C. U. von Hardenberg.

ſtammelte: „Nach Osnabrück, Osnabrück", zu ſeinem letzten noch lebenden Bruder begehrend, der ihm doch auch nach Jahresfriſt folgen ſollte. Er erreichte Osnabrück als Leiche in der Nacht vom 21.—22. Juni 1727. Eine Volksſage behauptete: Sophie Dorothea habe ihren geweſenen Gemahl auf dem Sterbebette geladen, binnen Jahr und Tag vor Gottes Richterſtuhl zu erſcheinen, und man habe das Schreiben, das dieſe Nachricht enthielt, dem König nicht nach England zuſchicken wollen, ſondern es ihm am letzten Tage in Deutſchland überreicht, worauf er ſogleich in Krämpfe verfallen ſei. Abgeſehen davon, daß Georg eigentlich nicht derjenige war, über den ſich Sophie Dorothea am meiſten zu beſchweren hatte, und daß ſich keine Spur findet, daß er jemals über ſein Verhältniß zu ihr Reue empfunden, ſo iſt es höchſt unwahrſcheinlich, daß man dem Könige eine etwaige derartige Aeußerung ſeiner einſtigen Gemahlin überhaupt, und daß man ſie ihm gerade zu einer Zeit mitgetheilt haben ſollte, wo ſie ſeine Erholungsreiſe verderben mußte. Allerdings heißt es auch: es ſei ein Schreiben der Prinzeſſin geweſen, mit Verſicherungen ihrer Unſchuld, Klagen über harte Behandlung und jenen Leidenstag gefüllt; ſie habe es einem Vertrauten übergeben, der ſich nicht damit nach England gewagt, ſondern es dem König in die Kutſche gereicht habe.[1] Wer aber könnte dieſer Vertraute geweſen ſein? — Noch knüpft ſich eine Anekdote an ſeinen Tod, die freilich keinen beſſern Bürgen hat, als Walpole. Hiernach hätte Georg ſeiner hagern Gunſtdame, der Herzogin von Kendel, geborenen Schulenburg (ſ. oben), verſprochen gehabt, ihr nach ſeinem Tode erſcheinen zu wollen. Sie hatte ihn auf der Reiſe nach Deutſchland begleitet, ſeiner letzten Eilfahrt aber nicht folgen können, ſodaß ſie nicht bei ſeinem Tode zugegen war, den ſie mit tiefſter und aufrichtigſter Betrübniß erfuhr. Bald nach ihrer Rückkehr nach England ſoll, als ſie auf ihrem Landhauſe bei Iſleworth am offenen Fenſter geſeſſen, ein großer Rabe auf ſie zugeflogen ſein, den ſie für den Geiſt ihres verſtorbenen Gemahls oder doch für von dieſem geſendet gehalten, mit Ehrfurcht und Zärtlichkeit empfangen und bis an ſeinen Tod [1]) auf das liebevollſte gepflegt haben. Eine Sage, die, wenn ſie gegründet, zwar nicht für den Geiſt, wol aber für das Herz der Herzogin ſprechen würde. [2]) — Walpole verſichert auch, daß dieſe Dame nach dem Tode der „Herzogin von Ahlden", durch den Erzbiſchof von York mit ihrem königlichen Geliebten zur linken Hand getraut worden ſei. Sie war jedoch nicht die letzte Begünſtigte Georg's, deſſen Herz freilich weit genug war, mehrere zugleich zu umfaſſen, und der ſeinen alten Geliebten mindeſtens die ſtete Anhänglichkeit eines Gewohnheitsmenſchen bewahrte. In den letzten Jahren ſoll ſich Georg I. noch eine Miß Anna Brett zugelegt haben, eine Stiefſchweſter des unglücklichen Savage, die deſſen unnatürliche Mutter, die Gräfin Macclesfield, in ihrer zweiten Ehe dem Oberſten Brett geboren, und deren Erhebung zur Gräfin nur durch den Tod des Königs verhindert worden ſein ſoll. Die Herzogin von Kendel überlebte ihren königlichen Freund noch lange, verbrachte ihre ſpätern Jahre, im

---

[1] Lockhart's Memoiren, II, 352.

---

[1]) Sollte der Rabe nicht ſie überlebt haben?

[2]) Carlyle, in ſeinem „Friedrich der Große" (Buch 6, Kap. 2) ſchreibt dieſe Geſchichte der dicken Geliebten Georg's, der Gräfin Darlington, zu und läßt ſie viele Jahre ihren Raben pflegen. Indeß die Darlington ſtarb ſchon 1730.

Genuſſe gewaltiger Reichthümer, hauptſächlich zu Kendel-Houſe bei Twickenham, war ungemein andächtig geworden, ſodaß ſie Sonntags den lutheriſchen Gottesdienſt ſiebenmal beſucht haben ſoll, und ſtarb im ſechsundſiebzigſten Lebensjahre, am 21. Mai 1743. Sie ſoll einen Sohn geboren haben, der aber früh geſtorben ſei. Dann wird eine angebliche Nichte [1]) von ihr, die Gräfin Petronelle Meluſine (geb. 1. April 1693, † Oct. 1778), für ihre mit dem König erzeugte Tochter gehalten, die auch ihre Erbin wurde. Wenn dieſe Annahme jedoch nur auf den Begünſtigungen beruhen ſollte, welche dieſer Dame von ſeiten Georg's I. zu Theil wurden, wie ſie denn zur Gräfin Welſingham ernannt und (5. Sept. 1733) mit dem berühmten Philipp Dormer Stanhope Earl von Cheſterfield († 24. März 1773) vermählt wurde, ſo iſt zu bemerken, daß auch ihre ältere Schweſter, Anna Sophie (geb. 1692, † 1773 zu London), die niemand für eine Tochter der Gräfin ausgegeben, und die, nachdem ſie von einem von dem Buſche, mit dem ſie ſich 1707 verehelicht, geſchieden worden, 1722, doch wol unter hannoverſchem Einfluß, zur Reichsgräfin von Döhlitz [2]) erhoben wurde, ſolche Begünſtigungen erfahren hat. Daß die Herzogin ihre zweite Nichte 1714 mit nach England nahm, ſcheint um ſo natürlicher, als dieſe zeitig verwaiſt, ihre ältere Schweſter aber damals verheirathet war.

---

[1]) Die älteſte Halbſchweſter der Herzogin von Kendel, Tochter Guſtav Adolf's von der Schulenburg und der Petronella Ottilie Schwenck von Frieſenburg, Margarethe Gertrud (geb. 25. Nov. 1659, † 5. Aug. 1697), hatte ſich am 28. Juni 1681 mit Friedrich Achaz von der Schulenburg auf Bezendorf, Helen, Angern ꝛc. vermählt, der, am 3. Mai 1747 geboren, am 25. Mai 1701 als kurhannoverſcher Geheimrath, Vicehofrichter und Berghauptmann ſtarb und durch zwei Söhne der Stammvater mehrerer noch blühender Zweige der Schulenburg geworden iſt. Seine Söhne, Chriſtian Günther auf Helen und Adolf Friedrich, jener tapfere preußiſche General, der 1741 bei Molwitz fiel und der mit der Erbtochter der Bartensleben Wolfsburg erheirathet hatte, wurden 1728 Reichsgrafen.

[2]) Dies wahrſcheinlich von einem Gute, welches ihr Oheim, der kurſächſiſche Generallieutenant Graf Daniel Bodo von der Schulen-

Die Skandalchronik erzählt, die Herzogin von Ahlden habe ein Teſtament gemacht, worin ſie ihren Sohn zum Univerſalerben ernannt habe, daſſelbe ſei aber von Georg I. vernichtet worden. Lord Mahon 1) erklärt wol mit Recht dieſe Sage für bloßen Hofklatſch und für völlig unvereinbar mit dem Rechtsſinn und der Ehrlichkeit, welche in der That zu den vorwiegenden Eigenſchaften Georg's I. gehörten. Es kommt dazu, daß man keinen Zweck einer ſolchen Handlung erkennen kann, da Georg II. auch ohne Teſtament ein Hauptmiterbe ſeiner Mutter war und die Vernichtung des Teſtaments weit weniger Georg I., als der Königin von Preußen zu ſtatten gekommen wäre. Etwas beſſer verbürgt ſcheint es dagegen, daß Georg II. ein Teſtament ſeines Vaters, worin er der Herzogin von Kendel und ihrer Nichte oder Tochter anſehnliche Legate ausgeſetzt, unterdrückt habe. Ein Exemplar deſſelben ſei dem Erzbiſchof von Canterbury vertraut geweſen, heißt es, der es auch dem neuen König in der erſten Rathsſitzung nach Georg's I. Tode uneröffnet vorgelegt habe, worauf aber der König, ſtatt es zu öffnen und zu leſen, es ganz ruhig in die Taſche geſteckt habe und ſeines Wegs gegangen ſei. Ein anderes Exemplar ſei bei dem Herzog von Braunſchweig niedergelegt geweſen, deſſen Schweigen man durch eine rechtzeitige

---

burg, der 1732 zu Emden unvermählt ſtarb, 1720 erkauft hatte. War ſie vielleicht die Erbin dieſes kinderloſen Oheims und erbte ſie deshalb von ihrer Tante nicht?

1) Geſchichte Englands von 1713—83, Kap. 14.

Subſidie erkauft habe. Gewiß ſcheint, daß Lord Cheſterfield, der mit einem Proceſſe bei dem Kanzleigerichtshof drohte, vergleichsweiſe mit 30000 Pf. St. beſchwichtigt wurde.

Das Fräulein von der Kneſebeck war, bald nach der Kataſtrophe von der Prinzeſſin getrennt, noch im Juli 1694 in Haft genommen und wiederholten ſtrengen Verhören unterworfen worden, in denen ſie ſich doch, wiewol ſelbſt mit der Folter bedroht, mit großer Geiſtesgegenwart, Kühnheit und Feſtigkeit verhielt, ſodaß ihre Ausſagen weder ſie ſelbſt noch die Prinzeſſin compromittiren konnten.[1] Sie ſelbſt ſcheint zwar, aus Anhänglichkeit an die Prinzeſſin, den Verkehr derſelben mit Königsmark durch Schweigen und ſonſt begünſtigt, keineswegs aber denſelben gebilligt, jedenfalls zu größerer Vorſicht und Zurückhaltung dabei gemahnt zu haben, und will, wie auch die Prinzeſſin beſtätigt hat, wiederholt die Abſicht gehabt haben, ihren gefährlich werdenden Poſten zu verlaſſen, was aber die Prinzeſſin nicht zugegeben habe. Da man jedoch, namentlich celliſcherſeits, für gut fand, ſie als die Verführerin der Prinzeſſin darzuſtellen[2], ſo ward ſie auf das Bergſchloß Scharzfeld gebracht und hier als Staatsgefangene verwahrt. Von hier entfloh ſie nach drei Jahren angeblich mit Hülfe eines als Schieferdecker verkleideten Dieners, wendete ſich zunächſt in das wolfenbüttelſche Gebiet, erlangte kaiſerliche Schutzbriefe gegen die hannoverſchen Verfolgungen, erſchien 1698 in Braunſchweig und ward, 1706 oder ſpäter, bei dem Hofſtaate der Tochter ihrer fürſtlichen

---

[1] Vgl. dieſelben bei Cramer, S. 76 fg.

[2] Vgl. das celleſche Reſcript an den Geſandten in Wien, in der Schrift: „Die Herzogin von Ahlden", S. 135 fg.

Freundin, der Kronprinzeſſin, nachmals Königin von Preußen, angeſtellt. Für die Letztere verfaßte ſie zwiſchen 1706 und 1713 einen kurzen Bericht über die erlebte Kataſtrophe, von dem ſich Abſchriften da und dort befinden und der, in engliſcher Ueberſetzung, in den „Memoirs of Sophia Dorothea" [1] abgedruckt iſt. Ueber das weitere Schickſal des intereſſanten Mädchens iſt ſowenig etwas bekannt, wie über ſeine ſpeciellen Lebens- und Familienverhältniſſe. [2]

Die Gräfin Platen erhielt ſich in der Gunſt des Hofs, der ſie auch gegen die aus der Königsmark'ſchen Sache erwachſenden Angriffe in Schutz nahm. Sie ward aber in ihren letzten Lebensjahren auf beiden Augen blind, und das Gerücht behauptete, daß ſie noch auf ihrem Sterbebette Königsmark's Geiſt zu ſehen geglaubt habe, welcher Geiſt ſich übrigens ſchon 1695 auf der Opernbühne unter die Teufel gemiſcht haben ſoll. Die Gräfin ſtarb 1706, ihr Gemahl drei Jahre ſpäter. Ihre mit Ernſt Auguſt erzeugte Tochter war die ſchon erwähnte Gräfin Darlington, die von ihrem königlichen Halbbruder vielfach begünſtigt und reich dotirt wurde, ihn aber nur kurze Zeit überlebte. Der Sohn der Gräfin, Ernſt Auguſt (geb. 3. Aug. 1674, † 20. Sept. 1726), folgte ſeinem Vater als Geheimrath und Oberkammerherr, ſcheint aber nicht die Verdienſte beſeſſen zu haben, die dem Vater wenigſtens in geſchäftlicher Beziehung zugeſtanden. Er war ſeit 1697 mit Sophie Karoline Eva Antoinette (geb. 2. Nov. 1669, † 23. Juni 1726), einer Tochter des hannoverſchen Generallieutenants Jobſt Moritz von Offeln, vermählt, durch die er der Stammvater der heutigen Grafen von Platen-Hallermund geworden iſt, ward aber geſchieden, ſei es, daß ſeine eigenen Debauchen dazu Anlaß gegeben, oder daß er, was jedoch bei ſeiner fortdauernden Hofgunſt unwahrſcheinlich, kein ſo gefälliger Ehemann geweſen, wie ſein Vater. Letzteres ſofern ſeine Gemahlin zu den Freundinnen Georg's I. gerechnet wird, dem ſie jedoch nicht nach England folgte, ſondern ſich ihn für ſeine Beſuche in Hannover vorbehielt. Außer dem Stammhalter Georg Ludwig (geb. 14. Febr. 1705, † 18. Juli 1772) hatte ſie drei Töchter geboren, davon ſich Emilie Erneſtine 1724 mit Louis Philippeau Grafen von St.-Florentin, eine zweite mit Ernſt Auguſt Grafen von Bülow, Friederike Luiſe (geb. 1713) mit Joachim Andreas Grafen von Malzahn auf Miliſch (10. Oct. 1731) vermählte. Die beiden erſtgenannten Schweſtern ſollen beſondere Begünſtigungen vom engliſch-hannoverſchen Hofe erfahren haben. — Die Schweſter der alten Gräfin Platen, die frühere Frau von dem Buſch, ſpätere Generalin von Weyhe, welche auch eine Zeit lang die Aufmerkſamkeiten Georg's I. genoſſen, hatte eine Tochter Friederike Charlotte, die ſich 1707 mit dem hannoverſchen General von Wendt vermählte, dem ſie 1. April 1710 eine Tochter, Amalie Sophie Mariane, gebar, welche

---

[1] Sie erſchienen zu London 1845 in zwei Bänden. Der erſte Band rührt jedenfalls von einem Major Müller her, welcher Bibliothekar des Herzogs von Cambridge geweſen war, und ſich hier in Beſitz mancher geheimer Actenſtücke geſetzt haben mochte. Die Grundlage bildete ein von der Prinzeſſin Sophie Dorothea ſelbſt verfaßter „Précis de récit de mon destin et de ma prison", den jener Müller bereits 1840 in deutſcher Ueberſetzung zu Hamburg, unter dem Titel: „Kurze Erzählung meiner Schickſale und Gefangenſchaft, von der Fürſtin Dora von Aquilon" herausgegeben, und die nun durch mancherlei weitere Notizen und Actenſtücke vermehrt wurden. Der zweite Band ſcheint eine bloße, ſehr mislungene Buchhändlercompilation. Die „Memoirs" erſchienen in deutſcher Ueberſetzung zu Stuttgart.

[2] Eine Schweſter von ihr wird in einer Denkſchrift bei Cramer S. 115 erwähnt.

1727 der hannoverſche Oberhauptmann Adam Gottlob von Walmoden auf Heinde und Liſtringen (geb. 21. Mai 1704, † 17. Mai 1752) heirathete, die aber 1735 in Hannover die Blicke Georg's II. auf ſich zog und nun deſſen zweite Gunſtdame ward, nachdem er der erſten [1]), die er mehr nur, wie Friedrich I. von Preußen die Wartenberg, zum Staate genommen zu haben ſcheint, der Mrs. Howard, ſeit 1733 Gräfin von Suffolk, zeitig müde geworden. Seine ſo überaus kluge und geiſtvolle Gemahlin, die Königin Karoline [2]), und ſein Miniſter Walpole ſahen ganz gern, daß die Neigung des Königs, der nun einmal eines Spielzeugs zur Unterhaltung bedurfte, ſich einem jedenfalls harmloſen Geſchöpfe zuwendete. Die Gräfin kam aber erſt nach dem Tode der Königin nach England, wo ſie am 8. April 1739 zur Gräfin Yarmouth creirt wurde. Sie überlebte ihren königlichen Geliebten und ſtarb 19. Oct. 1765 zu Hannover. Ihr jüngerer Sohn, Johann Ludwig (geb. 22. April 1736, † 10. Oct. 1811), nachmals hannoverſcher Feldmarſchall und Graf von Walmoden-Gimbern, ward dem Könige zugeſchrieben, welche Annahme jedoch eine äußere Beſtätigung nicht erhalten hat.

---

[1]) Eine wirkliche Liebe, die er für eine Miß Bellenden empfunden, war nicht erhört worden. Mrs. Howard ſoll ſeine Vertraute dabei geweſen ſein. Die Walmoden liebte er, weil er, mit Grund oder Ungrund, glaubte, daß ſie ihn liebe.

[2]) Karoline von Brandenburg-Ansbach, geb. 1. März 1683, vermählt 2. Sept. 1705, † 1. Dec. 1737.

VI. Madame de Geoffrin und ihre Tochter.

Marie Thereſe Rodet de Geoffrin, eine kluge, wohlwollende und geiſtreiche Dame, deren Salons zur Zeit Ludwig's XV. zu den beſuchteſten in Paris gehörten und ihr europäiſchen Ruf erwarben, war die Tochter eines Kammerdieners der Dauphine, Rodet, dem ſie zu Paris am 2. Juni 1699 geboren ward. Sie ſtand erſt in ihrem funfzehnten Jahre, als ſie dem reichen Geoffrin, dem Beſitzer der großen Spiegelfabrik, vermählt ward, der ſich eben durch ſein Geld eine junge und ſchöne Frau erkaufen wollte, übrigens viel älter als ſie, häßlich und ohne jede geiſtige Bildung war. Wie weit ſeine Beſchränktheit ging, mag folgende Anekdote zeigen. Sein einziges Vergnügen beſtand im Spielen jener jetzt verſchollenen Geigenart, die man trompette marine nannte. Da er ſich jedoch eines Tags über Langeweile beklagte, ſo ſchlug man ihm vor, etwas zu leſen, und er wählte ſich einen Band des großen hiſtoriſchen Lexikons des Moreri, mit dem er ſich auf ſein Zimmer begab. Als man ihn den nächſten Tag fragte, ob er von ſeiner Lecture befriedigt ſei, antwortete er: dieſer Schriftſteller ſei für ihn zu gelehrt; er verſtehe ihn ſo wenig, als wenn er griechiſch geſchrieben hätte. Wie man wiſſen wollte, was er denn nicht verſtände, nahm er das Buch, das in geſpalteten Columnen gedruckt iſt, und las vor, indem er immer von einer Zeile der einen Spalte zu der nebenſtehenden Zeile der andern Spalte überging, wo er denn freilich ſeine Zuhörer mit Recht fragen konnte, ob ſie etwas von dieſem Gallimathias verſtänden.

Die ungleiche, aber, da die Dame ſich ſehr wohl in ihre Lage zu ſchicken wußte, und der Gemahl ſie in nichts genirte, nicht unglückliche Ehe, deren einzige Frucht eine Tochter war, über die wir am Schluſſe dieſes Aufſatzes handeln wollen, wurde zeitig durch den Tod des Mannes getrennt, und Frau von Geoffrin fand ſich im Beſitze eines bedeutenden Vermögens, das es ihr möglich machte, in voller Unabhängigkeit ganz ihren Neigungen zu leben. Dieſe waren der Literatur und Kunſt und der geſelligen Unterhaltung mit geiſtreichen Männern, intereſſanten oder ſonſt merkwürdigen Perſönlichkeiten zugewendet, und die Salons der Geoffrin wurden der Sammelplatz, wo ſich das Junge Frankreich, die Vorläufer der Revolution und alle, die ſich, aus Ueberzeugung oder der Mode folgend, für deren Sache intereſſirten, zu treffen pflegten, was denn wieder kaum einen Fremden von Diſtinction den Beſuch dieſer Salons, wo man gewiß war, die bedeutendſten Träger der Bewegung des Tags zu finden, verſäumen ließ. Frau von Geoffrin ſelbſt war den Ideen des Fortſchritts, die zu ihrer Zeit auch nicht ahnen ließen, zu welchen Kataſtrophen ſie führen würden, eifrig ergeben, und ſoll namentlich die Herausgabe der „Encyclopédie“ mit mehr als 100000 Frs. unterſtützt haben. Hatten doch die Ideen und Tendenzen der Encyklopädiſten damals um ſo mehr allen Schein und alle Meinung für ſich, als ja ein Theil ihrer Stärke eben darin lag, daß ſie dem erſten, auf die Oberfläche gerichteten Blicke zuſagten, während erſt eine ſpätere Zeit erkannt hat, wie ſehr ſie bald tieferer Begründung, bald jener nähern Beſtimmung ermangelten, von der doch ihr Werth und Wirken abhing, und wie gewiß ſich das ſcheinbare Product der reinen Vernunft bei eingehender Prüfung und allſeitiger Erwägung aller der zur Sache gehörigen, aber von den abſtracten Philoſophen überſehenen Momente als vernunftwidrig erweiſen mußte. Traten doch jene Ideen und Tendenzen ſo harmlos und glückverheißend auf, während erſt die Erfahrung gezeigt hat, wie in ihrem Verfolg zwar, um den Preis der furchtbarſten Opfer, Leiden und Uebel, manches Gute erzielt und mehr noch Schlimmes beſeitigt worden iſt, wie ſich aber zu dem goldenen Zeitalter, das man von ihrem Siege prophezeite, und zu der mächtigen geiſtigen und ſittlichen Erhebung der Menſchen noch immer keine Ausſicht zeigen will. Die Hauptſtärke der Neuerungspartei lag in der tiefen Schlechtigkeit vieler beſtehenden Zuſtände, in der Haltloſigkeit vieler durch die Autorität geſtützten Grundſätze und Anſchauungen, in der gänzlichen Unfähigkeit der bei der Erhaltung des Grundplans der beſtehenden Geſellſchaft intereſſirten Perſonen und Stände, denſelben durch innere Reinigung und durch weiſen, menſchenfreundlichen Gebrauch haltbar zu machen und zugleich in ſeiner innern Begründung dem Verſtändniß der Zeit zu nähern.

Das äußere Leben der Frau von Geoffrin war im übrigen ſehr ruhig und wechſellos. Sie konnte, ungeſtört durch äußere Ereigniſſe, ihr ſo behagliches Leben fortführen. Die einzige und für ſie gewiß ſehr ſchmeichelhafte und angenehme Abwechſelung brachte eine Reiſe nach Warſchau [1]), zu der ſie ſich noch in hohem Alter,

---

[1]) Sie fand hier ihr Quartier genau ſo eingerichtet wie ihre Wohnung in Paris.

1766, auf die dringende Einladung des Königs Stanislaus entſchloß, der in Paris ihrem Hauſe ſo nahe geſtanden hatte und ſich ihr ſo verpflichtet fühlte, daß er ihr ſeine Thronbeſteigung mit den Worten bekannt machte: „Maman, votre fils est roi.“ Der Feſtigkeit dieſes Verhältniſſes kam es dabei zu ſtatten, daß ſie auch von der Kaiſerin Katharina II., der Gönnerin Poniatowski's, ſehr werth gehalten ward und mit ihr in lebhaftem Briefwechſel ſtand. Aber auch von der Kaiſerin Maria Thereſia und von Joſeph II. wurde ſie, bei ihrer Durchreiſe durch Wien, mit vieler Auszeichnung behandelt, worüber wir weiterhin Näheres in einem Briefe beibringen wollen. Die Folgen der von ihr unterſtützten Beſtrebungen, deren Träger ſie zum Theil noch in ihrem letzten Willen bedachte, zu erleben, iſt ihr erſpart worden, indem ſie im October 1777 geſtorben iſt.

Ueber ihre ganze Perſönlichkeit theilt ein geiſtreicher Ausländer[1], der ſich viel in ihren Kreiſen bewegt hat, Folgendes mit: „Die Weiſe der Frau von Geoffrin läßt ſich mit dem Stile Lafontaine's vergleichen. Es lag viel Kunſt darin, aber man ſah dieſe Kunſt nicht. Alles an ihr ſchien ſehr gewöhnlich, und doch gelang es niemand, der ſie nachahmen wollte, ihr gleichzukommen. Alles an ihr war überlegt, gewandt, bequem, nützlich und einfach; ihr bürgerlicher Ton und die Sprache des gewöhnlichen Lebens, die ſie redete, gaben ihrem jederzeit klugen und verſtändigen Geſpräch einen pikanten und zuweilen einen erhabenen Charakter. Sie liebte die Sentenzen und Maximen, wie z. B. die folgende, die ſie durch ihr Beiſpiel bewährte und die ſie auf ihrem Silbergeſchirr anbringen ließ: «Die Sparſamkeit iſt die Mutter der Unabhängigkeit und der Liberalität.» Eine andere, die ſie auch befolgte und gleichfalls eingraviren ließ, lautete: «Man darf auf dem Wege der Freundſchaft das Gras nicht wachſen laſſen.» Das liebſte der Geiſtesſpiele waren ihr Gleichniſſe, deren ſie ungemein treffende und ſinnreiche gefunden hat. So ſagte ſie: «Wenn ich die Ungleichheit der Vermögen, das Uebermaß des Reichthums und des Elends, wie ſie über das Menſchengeſchlecht verbreitet ſind, bedenke, ſo glaube ich eine Menge kleiner Kinder zu ſehen, die im Winter auf der Diele eines Zimmers liegen und nur eine einzige Decke haben, die zu kurz und zu ſchmal iſt, um ſie alle zu bedecken. Jedes bemüht ſich, die Decke an ſich zu ziehen und entblößt bald eine Schulter, bald ein Bein ſeines kleinen Nachbars; aber die, welche in der Mitte liegen, ziehen, wenn ſie auch vor Hitze erſticken wollen, in jedem Sinne ſo ſtark, daß eine Menge der armen Kleinen, die am Rande der Decke liegen, nackend bleiben und vor Kälte umkommen.» Sie verglich die pariſer Geſellſchaft und deren Mitglieder einer Menge in eine Börſe verſchloſſener Münzen, die durch langes Reiben aneinander ihr Gepräge abgenutzt hätten und nun eine wie die andere ausſähen.

---

[1] Der Freiherr Karl Heinrich von Gleichen, der von 1763–70 däniſcher Geſandter in Paris war. Vgl. I, 347.

„In allem, was ſie that, methodiſch und überlegt, war ſie es auch in der Vertheilung der Stunden des Tags. Dabei hatte ſie unter anderm des Nachmittags gewiſſe Stunden feſtgeſetzt, wo ſie beſtimmte zueinander paſſende Perſonen zu vereinigen liebte, und häufig handelte es ſich dabei um Geſchäftsſachen, bei denen ſie als Vermittlerin diente. Es war ihr ein großer Strich durch die Rechnung, wenn ein unzeitiger Beſuch ihre Anordnungen ſtörte. Ein engliſches Parlamentsmitglied von den Bänken der Oppoſition, der General Clerk, war, mit warmen Empfehlungen von Lord Shelburne, nach Paris gekommen, wo er, beſonders von der literariſchen Welt, ſehr gefeiert wurde. Auch der Geoffrin war er als ein kenntnißreicher Mann, der in ſeiner Heimat eine anſehnliche Rolle ſpiele, vorgeſtellt worden, und ſie hatte ihn zum Mittagseſſen geladen. Hier nun blieb er ſitzen, als ſchon alles ſich entfernt hatte, und machte gar keine Miene, aufbrechen zu wollen. Die Dame vom Hauſe fragte ihn, ob er nicht ins Theater ginge, und bemerkte dabei, man gäbe ein neues Stück, weshalb man ſich bei Zeiten einen Platz ſichern müſſe. Er antwortete jedoch, daß er nicht ins Theater wolle, da er das franzöſiſche Schauſpiel nicht liebe. «So ziehen Sie es vielleicht vor», meinte ſie, «ſpazieren zu gehen? Bei dem ſchönen Wetter werden Sie viele Menſchen in den Tuilerien finden.» Auch hierauf antwortete er ablehnend, da er das Promeniren nicht liebe. «Aber», fuhr die Unermüdliche fort, «Sie ſcheinen viele Bekanntſchaften zu haben, und haben infolge davon viele Beſuche zu machen?» — «O nein, Madame, ich mache keine Beſuche.» Jetzt riß der Geduldsfaden der Dame und ſie brach heraus: «Aber da müſſen Sie ſich doch den ganzen Nachmittag ennuyiren!» «Entſchuldigen Sie», ſagte der General, «wenn ich irgendwo bin, ſo plaudere ich nach meinem Eſſen und ruhe aus.» Er blieb in der That wie eingewurzelt ſitzen, lud ſich zum Abendeſſen ein, war der letzte der Geſellſchaft, der fortging, und — kam nicht wieder, da Frau von Geoffrin ihn dem Portier als einen ſolchen bezeichnet hatte, für den ſie nie zu Hauſe ſei.

„Die Verbindung, in welche die Geoffrin mit der Kaiſerin Katharina gekommen war, hatte ihren erſten

Urſprung in verſchiedenen Gefälligkeiten genommen, welche ſie der Mutter der Kaiſerin, der Fürſtin von Anhalt-Zerbſt, ferner dem Grafen Bezkoy, den die Kaiſerin ſehr werth hielt, und der ſpätern Vertrauten der Kaiſerin, der berufenen Anaſtaſie, erwieſen hatte", ſowie ihr wol auch ihr Wohlwollen für Stanislaus Poniatowski bei Katharina zu ſtatten gekommen iſt. „Die Verbindung ward innig und hatte einen lebhaften, ungezwungenen Briefwechſel zur Folge. Die Geoffrin hatte ein ganz beſonderes Privilegium erworben, in voller Freiheit alles zu ſchreiben, was ihr Eifer ihr eingeben mochte. Als das Manifeſt über den Tod Peter's III. erſchien, wagte die Geoffrin, der Kaiſerin den übeln Eindruck zu ſchildern, den dieſes Actenſtück, welches dem, was alle Welt wiſſe, ſo zuwiderlaufe, im Publikum hervorbringe. Katharina erwiderte, ohne ſich verletzt zu fühlen: «Ach, Madame, dieſes Actenſtück iſt nicht für die fremden Länder verfaßt, es iſt für ein Volk gemacht, dem man ſagen muß, was es glauben ſoll.»

„Frau von Geoffrin beſaß eine ſehr eigenthümliche phyſiognomiſche Kunſt. Sie behauptete, den Charakter der Menſchen aus ihrer Rückanſicht zu erkennen, und dies brachte einen ihr befreundeten Maler auf die Idee, ihr Porträt in folgender ſinnreicher Weiſe zu entwerfen. Man ſah auf dieſem Gemälde von hinten die Geoffrin in ihrem grauen Kleide, ihrem ſchlichten Leinen und ihrer ſchwarzen Kopfbedeckung, am Ende einer Allee und im Begriff, in das Kloſter zu treten, wohin ſie ſich jährlich einige Zeit zurückzuziehen pflegte. Obwol ſie den Zuſchauern den Rücken zukehrte, war ſie doch keinen Augenblick zu verkennen."

Doch wir wollen nun den Brief mittheilen, den ſie von Wien aus über ihre daſige Aufnahme ſchrieb. Er war an einen Generaleinnehmer zu Paris, Herrn Bautin Sohn, alſo auch an eine Notabilität der Geldariſtokratie, gerichtet und lautete alſo:

„Wien, den 12. Juni 1766. Mein lieber kleiner Freund. Ich denke, Sie werden von Ihren Reiſen zurück ſein, werden es wenigſtens ſein, wenn dieſer Brief nach Paris kommen wird. Ich bin überzeugt, daß Sie es gern ſehen werden, Nachrichten von mir darin zu finden. Ich bin Sonnabend Abend (den 7. Juni) in vollkommener Geſundheit zu Wien angekommen. Ich hatte während der ganzen Reiſe jene roſenfarbene Laune, die ich während der von Houſſet hatte, obwol ich weder aus dem kleinen Becher getrunken, noch das Liedchen getrillert habe. Ich habe mich während der Reiſe nicht einen einzigen Augenblick gelangweilt; ich hatte keine Geſellſchaft als meine beiden Frauen, die ich gebeten hatte, ganz ungenirt miteinander zu plaudern; ſie haben öfters Sachen geſagt, die mich unterhielten. Ich hatte Bücher mitgenommen, habe aber keins aufgemacht, als das deutſche Poſtbuch und jene hübſche Karte, die mich ſo ungerechter- und ſo lächerlicherweiſe in Zorn gejagt hatte. Zu Durlach, wo ich einen Freund hatte, machte ich eine Ruhepauſe. Ich bin von dem Markgrafen und der Markgräfin ſo aufgenommen worden, daß uns beim Abſchied die Augen übergingen. Ich war dort ſo zu Hauſe, als wenn ich daheim geweſen wäre, und habe verſprechen müſſen, wiederzukommen. Der Fürſt und die Fürſtin beſitzen Geiſt und Geſchmack für die Künſte, doch iſt das alles nicht erleuchtet, nicht geleitet. Der kleine Hof iſt prächtig und nach franzöſiſcher Weiſe eingerichtet. Dies mein erſter Erfolg, worüber mein kleiner Freund ſich aufblaſen wird; aber alles, was ich ihm noch erzählen werde, iſt noch ſchlimmer. Ich muß Ihnen ſagen, daß meine Reiſe zu Wien zwanzigmal mehr Lärm verurſacht hat, als zu Paris. Schon vor 14 Tagen hat der Fürſt von Kaunitz die Poſt angewieſen, ihn von meiner Ankunft zu benachrichtigen. Ich kann Ihnen mit der größten Aufrichtigkeit meines Herzens verſichern, daß ich darauf rechnete, drei bis vier Tage in Wien in meinem Gaſthofe zu verbringen, um einige Perſonen zu ſehen, von denen ich gewiß wußte, daß es ihnen Freude machen würde, mich zu ſehen, und wieder abzureiſen, ohne etwas geſehen zu haben. Es kam aber ganz anders. Vom erſten Morgen nach meiner Ankunft an war mein Zimmer kaum geöffnet, als es auch ſchon voll Kammerdiener und Pagen war, die mir Grüße bringen, ſich nach mir erkundigen und mich zu Tiſche bitten ſollten, und um 11 Uhr kamen die Geſandten ſämmtlicher Höfe und alle die großen Herren, die ich ſeit vielen Jahren bei mir empfangen habe und deren ich mich nicht mehr erinnerte, mich unter Aeußerungen der Dankbarkeit und Ergebenheit, die mich in Verlegenheit ſetzten, zu beſuchen. Die Fürſtin Kinski, eine andere, als die zu Paris, die charmanteſte Perſon, die man ſich denken kann, kam zu mir und hat ſich meiner ſo bemächtigt, daß wir uns keinen einzigen Augenblick verlaſſen. Der Fürſt Galitzin [1]) iſt die erſte bedeutende Perſönlichkeit, die ich geſehen habe; er kam noch am Abend meiner Ankunft zu mir. Er bat mich für den nächſten Tag zum Diner, wollte mich ganz mit zu ſich nehmen, und da ich nicht alle ſeine Anerbieten annehmen wollte, ſo gab er mir alles, was mir in meinem Gaſthofe mangelte. Er hat mir alle Morgen Milchkaffee geſchickt, ſeine Equipage ſteht mir zu Dienſten, kurz er überſchüttet und erdrückt mich mit ſeinen Aufmerkſamkeiten. Wenn ich nicht bei ihm ſpeiſe, ſo ladet man ihn dahin ein, wo ich ſpeiſe; kurz wir ſind ſtets beiſammen. Er iſt ein anbetenswürdiger Menſch. Ich bitte Sie, es dem Fürſten Galitzin, Ihrem Nachbar zu ſagen, indem Sie ihm zugleich gefälligſt tauſend zärtliche Grüße von mir erſtatten.

---

[1]) Es war dies Fürſt Demetrius Galitzin, der ſeit 1762 ruſſiſcher Geſandter in Wien war, noch den Tod Joſeph's II. auf dieſem Poſten erlebte und ganz in Wien einbürgerte, wie das auch ſeinem Nachfolger, dem Grafen Raſumowski, ging.

„Der Fürſt Kaunitz, der nicht blos hier der erſte Miniſter, ſondern auch der erſte Miniſter aller erſten Miniſter Europas iſt, beſitzt eine unumſchränkte Gewalt und repräſentirt ſie mit einer Würde und einer Pracht, die man ſich kaum vorſtellen kann. Er hat einen Garten ganz nahe bei Wien, wohin man täglich zum Diner geht; man findet dort die beſtmögliche Mahlzeit, mit reizender Eleganz ſervirt; er hat eine verwitwete Schweſter[1]), die die Honneurs bei ihm mit einer Feinheit und Aufmerkſamkeit macht, welche alle Welt bezaubern. Nach dem Diner, gegen 5—6 Uhr, kehrt der Fürſt zu ſeinen Geſchäften nach der Stadt zurück. Die Geſellſchaft ihrerſeits nimmt jedes vor, wozu es Luſt hat, und des Abends trifft man ſich wieder in der Stadt in den Gemächern des Fürſten in dem kaiſerlichen Palaſt. Dieſe Gemächer ſind prächtig, gut erleuchtet, von dem ganzen Hofe und der Stadt erfüllt, und man iſt dort ganz wie zu Hauſe. Man gruppirt ſich, man läßt ſich einen Tiſch anweiſen, an den man ſich ſetzt, ohne zu ſpielen, und man plaudert bis 11 Uhr. Man ſoupirt nicht; in der ganzen Stadt werden (des Abends) nur Erfriſchungen herumgegeben. Ich bringe alle meine Abende daſelbſt zu, und ich genieße die Auszeichnung, worüber mich alle Welt ſehr beglückwünſcht, daß der Fürſt von Kaunitz an meiner Seite ſitzt und mit vieler Vertraulichkeit mit mir ſpricht. Dabei erfolgen unaufhörliche Vorſtellungen bei mir, wobei man mir von meinem großen Rufe und meinem großen Verdienſte vorredet. Ihr andern, die Ihr Euch den ganzen Tag über mich luſtig macht, Ihr würdet ſehr in Verlegenheit kommen, wenn Ihr ſähet, wie viel man hier aus mir macht!

---

[1]) Marie Antonie, geb. 15. Juni 1708, † 14. Jan. 1778. Sie vermählte ſich am 14. April 1738 mit Johann Adam letzten Grafen von Queſtenberg und ward am 9. Mai 1752 Witwe.

„Den Tag nach meiner Ankunft haben mich die Fürſtin Kinski und der Fürſt Galitzin auf einer öffentlichen Promenade ſpazieren geführt; die den Elyſeiſchen Feldern gleichkommt. Der Kaiſer war mit einer der Erzherzoginnen in einer Kutſche da; er begegnete mir, und ich ſah ihn, ſoviel ich im Vorüberfahren konnte; er ſah mich an und machte der Fürſtin Kinski Zeichen; dreißig Schritte weiter hielt die Kutſche und man rief: «Der Kaiſer kommt zurück.» Ich ſetzte mich in dem Wagen vor, um ihn beſſer zu ſehen; ſeine Kutſche hielt an; er ſtieg aus, kam an den Wagenſchlag und ſagte mir: da er die Nacht abreiſe, um ein Lager zu beſuchen, ſo ſei er ſehr beeilt, mich kennen zu lernen; der König von Polen ſei ſehr glücklich, eine Freundin wie mich zu haben. Ich war in Verwirrung und bin niemals ſo einfältig geweſen; endlich ſagte ich ihm: «Wie, iſt es möglich, daß Ew. kaiſerliche Majeſtät wiſſen, daß ich in der Welt bin.» Er ſagte mir: er kenne mich ſehr wohl, und wiſſe alles, was ich verlaſſen hätte, wie ich mein Haus verlaſſen. Kurz er ſprach, als hätte er an unſern kleinen Mittwochabenden theilgenommen. Ich wollte mich auf den Boden der Kutſche werfen, um niederzuknien, aber er verhinderte mich mit unendlicher Anmuth. Geſtern ſah ich die regierende Kaiſerin-Witwe und die ganze königliche (sic) Familie zu Schönbrunn. Die Kaiſerin ſprach mit mir mit nicht zu beſchreibender Güte und Anmuth; ſie hat mir die ſämmtlichen Erzherzoginnen, eine nach der andern, genannt und die jungen Erzherzoge.[1]) Dieſe Familie iſt das Schönſte, das man ſich denken kann. Da iſt die Tochter des Kaiſers[2]), Urenkelin des Königs von Frankreich; ſie iſt 12 Jahre alt, ſie iſt ſchön wie ein Engel. Die Kaiſerin hat mir empfohlen, nach Frankreich zu ſchreiben, daß ich dieſe Kleine geſehen hätte und daß ich ſie ſchön fände. Indem ich die Kaiſerin verließ, gab ſie mir die Hand zum Kuß, und da ich ſie um die Erlaubniß gebeten hatte, ihr bei meiner Rückkehr meine ehrfurchtsvollen Huldigungen darzubringen, ſo ſagte ſie: «Ich würde eiferſüchtig werden, wenn Sie auf einem andern Wege heimreiſten.»

---

[1]) Es lebten damals von den Kindern Kaiſer Franz' I. und der Maria Thereſia: 1) die Erzherzogin Mariane, geb. 6. Oct. 1738, † 19. Oct. 1789; 2) der Kaiſer Joſeph II.; 3) die Erzherzogin Marie Chriſtine, geb. 13. Mai 1742, vermählt 8. April 1766 mit Herzog Albert von Sachſen-Teſchen, † 24. Juni 1798; 4) die Erzherzogin Eliſabeth, geb. 13. Aug. 1743, † 22. Sept. 1808; 5) die Erzherzogin Amalie, geb. 26. Juli 1746, vermählt 19. Juli 1769 mit Herzog Ferdinand von Parma, Witwe 9. Oct. 1802, † 18. Juni 1804; 6) der nachherige Kaiſer Leopold II.; 7) die Erzherzogin Joſephe, geb. 19. März 1751, † 15. Oct. 1767; 8) die Erzherzogin Karoline, geb. 13. Aug. 1752, vermählt 12. Mai 1768 mit Ferdinand König von Neapel und Sicilien, † 8. Sept. 1814; 9) der Erzherzog Ferdinand, ſpäter Herzog von Modena; 10) die Erzherzogin Marie Antonie, geb. 2. Nov. 1755, vermählt 16. Mai 1770 mit Ludwig XVI. von Frankreich, † unter der Guillotine 16. Oct. 1793; 11) der Erzherzog Maximilian, geb. 8. Dec. 1756, ſpäter Deutſchmeiſter, Kurfürſt von Köln und Biſchof von Münſter, † 27. Juli 1801. Ein Erzherzog und vier Erzherzoginnen waren bereits geſtorben.

[2]) Es iſt Kaiſer Franz gemeint. Kaiſer Joſeph hatte zwar damals auch eine Tochter am Leben, die Erzherzogin Thereſe (geb. 20. März 1762, † 23. Jan. 1770), die aber erſt vier Jahre alt war. Gleichwol war nun dieſe nicht Marie Antoinette, durch ihre Mutter eine Enkelin, nicht Urenkelin, Ludwig's XV. Hier hat die gute Geoffrin gebiundert.

„Kurz ich glaube zu ſchwärmen. Ich bin hier mehr, als ich in der Straße St.-Honoré bin und in der ſchmeichelhafteſten Weiſe von der Welt, und meine Reiſe macht hier ſeit 14 Tagen ein unglaubliches Aufſehen. So haben Sie ziemlich viel, mein theurer kleiner Freund; aber ich habe geglaubt, daß ich dieſes Detail Ihrer Freundſchaft ſchuldig wäre. Zu Warſchau werde ich Ihnen wieder ſchreiben. Leben Sie wohl bis dahin. Ich liebe Sie und umarme Sie, mein theurer Kleiner, von ganzem Herzen, und wahrhaftig, das iſt völlig wahr. Ich ſagte geſtern Abend zu dem Fürſten Kaunitz: «Mein Fürſt, die Königin von Trebiſonde könnte nicht beſſer aufgenommen werden als ich»; er antwortete mir: «Niemand kann hier mit mehr Achtung und Rückſicht betrachtet werden als Sie; Sie werden mehr geachtet, als Sie ſich jemals vorſtellen können.» Es iſt ganz gewiß, daß ich mir es niemals vorgeſtellt habe und daß ich mir es jetzt noch nicht vorſtellen kann. Wahrlich, wahrlich, ich vergaß Ihnen von dem Manne zu ſagen, den mir der König von Polen geſchickt hat, um mich zu ihm zu führen. Es iſt ein Edelmann, der den Titel Kapitän hat. Er ſpricht alle Sprachen, er iſt ſehr verſtändig, er hat Möbel mit, um die Gaſthöfe zu möbliren, wo ich zu Nacht bleiben werde, Silbergeſchirr, Küchenperſonal, Lebensmittel und überhaupt alles, was man ſich nur denken kann, um meine Reiſe ſehr bequem zu machen.

„Und doch, mein theurer kleiner Freund, trotz meiner Erfolge, meines Ruhms und aller der Ehren, die man mir erweiſt, fühle ich, daß ich das Vergnügen, das es mir machen wird, Sie und alle meine Freunde wiederzuſehen, viel höher ſchätzen werde als das alles, und daß ich Euch alle, wenn das möglich iſt, noch mehr lieben werde als zeither. Tauſend Zärtlichkeiten an meine kleine Katze, an die Frau Vicomteſſe, an Ihren Herrn Bruder und an Ihre Frau Schwägerin, und ſagen Sie Herrn von Chauvelin, daß ich auf ſeine Freundſchaft zähle, daß ſie mich rührt und ich ſehr dankbar dafür bin. Theilen Sie ihm meine Erfolge mit, damit es ihn nicht reut, mich zu lieben. Ebenſo aufrichtige als geneigte Grüße an Herrn Abbé Chauvelin, deſſen ich mich nur zu beloben habe. Kurz, mein lieber kleiner Freund, erhalten Sie mich in dem Andenken aller der Perſonen, die mich mit ihrer Güte und ihrer Freundſchaft beehren. Noch hatte ich vergeſſen Ihnen zu ſagen, daß die Kaiſerin mir den ſchönſten Teint von der Welt zuſprach. Sie ſehen, daß dies allgemein anerkannt wird. Schließlich, ich reiſe morgen von Wien ab.“

Die Tochter der Frau von Geoffrin glich ihr weder an Geſtalt, noch an Temperament, noch an Charakter; auch liebte ſie dieſelbe kaum, und ſagte, es ſei ein Kukuksei, das ſie ausgebrütet habe. Dieſe Tochter war Frau de la Ferté Imbeault; ſie war ſehr ſchön geweſen und ihre Mutter hatte ſie gezwungen, einen alten, eiferſüchtigen und armen Mann zu heirathen, um ihr einen großen Namen zu verſchaffen, was denn die Quelle ihrer Zerwürfniſſe geweſen war (und was freilich mit der gerühmten Liebenswürdigkeit der Geoffrin nicht ſtimmen würde, wenn man nicht auf die franzöſiſche Nationalſitte Rückſicht nehmen müßte, welche die Ehe eben als eine bloße Sache der Convenienz behandelt). Rechtzeitig von der Tyrannei ihres Gatten befreit, war ihre erſte Sorge, ſich von der ihrer Mutter zu befreien, die ſich in Geduld aſſen mußte, da ſie ſah, daß ihre Tochter von ihr genug von der Feſtigkeit, dem Geiſt und dem Ungeſtüm des Charakters geerbt hatte, um ihr Widerſtand zu leiſten und unumſchränkt ihrem Willen zu folgen. Frau de la Ferté Imbeault war gut, offen, heiter, lebhaft, geradezu und, weil ſie ſehr taub war, lärmend. Sie hatte ſich eine ſehr eigenthümliche Exiſtenz bereitet, indem ſie die Närrin ſpielte. Dieſe Rolle, die ſie ihren Domino nannte, ſpielte ſie in ſolcher Vollkommenheit, daß Einfältige dadurch getäuſcht wurden und daß die Männer von Geiſt, mit denen ſie umging, ihr Ergötzen hatten. Von Zeit zu Zeit lüftete ſie dieſe hübſche, der Eigenliebe aller Welt ſo zuſagende Maske, um mit Geſchick die intereſſanteſten Seiten ihres natürlichen Weſens zu zeigen, und indem ſie die Wahrheit mit den Excentricitäten, das Wiſſen mit der Unwiſſenheit und die Weisheit mit der Unvernunft miſchte, wußte ſie ihre Narrheit lieben und achten zu machen.

Ihre Erfolge in dieſer Manier, verbunden mit ihrem Geſchmack für die Lieder und die Vergnügungen der guten alten Zeit, gaben ihrer Phantaſie einen Plan ein, deſſen Ausführung ſie in Paris und in den fremden Ländern faſt berühmt machte. Indem ſie ſich der fröhlichen Ergötzlichkeiten des Narrenfeſtes und der tollen Mutter zu Dijon und der pikanten Erzeugniſſe des Regiments der Kapuze erinnerte, gab ſie ihren Ideen eine weniger ſatiriſche, anſtändigere und, weil es ganz reine Narrheit war, noch heiterere Form, und gründete den Orden der Lanturlus. Seine Hauptgeſetze waren: keinen gemeinen Menſchenverſtand zu haben, Lieder zu dichten und geiſtreiche Albernheiten zu ſagen. Er war in zwei Klaſſen getheilt, die der Lampons, ſo geheißen, weil der Refrain ihrer Lieder lautete: „Kameraden, Lampons“, und die der Lanturlus, deren Lieder mit „Lanturlu, Lanturlu" ſchloſſen. Frau de la Ferté Imbeault hatte ſich zur Königin dieſes Ordens erklärt und vertheilte die Würden der Krone an ihre Günſtlinge. Nicht blos die ganze Geſellſchaft gehörte zu den Lanturlus, ſondern auch viele große Herren wurden zu dieſer Ehre zugelaſſen, unter anderm Paul I., damals Großfürſt von Rußland, Prinz Heinrich von Preußen, die Herzoge von Gotha und von Weimar und ſelbſt die beiden Brüder Ludwig's XVI. haben aufgenommen zu werden begehrt; indeß war die Etikette von Verſailles zu ernſt, um ſich dieſen Thorheiten zu bequemen, welche die gekniffene Ernſthaftigkeit des Prinzen Heinrich nicht verſchmäht hatte, der jedoch eine ſehr drollige Grimaſſe machte, als man ihn nöthigte niederzuknien, um die Hand der Ordenskönigin zu küſſen.

Trotz aller dieſer Thorheiten legte Frau de la Ferté Imbeault mehr Werth auf ſolide Vernunft als auf bloßen Esprit; ſie verbrachte ihre Morgen mit der Lectüre alter Schriftſteller, namentlich Plutarch's und Montaigne's. Sie war die vertraute Freundin des Präſidenten de Montesquieu; mit den Literaten aber war ſie etwas brouillirt, weil dieſe ſie, wegen ihrer Verbindungen mit Frau von Marſan, der Patriarchin der Frommen, für devoter hielten, als ſie war. Frau de la Ferté Imbeault war es auch, welche Herrn von Condorcet in die Welt einführte und ſein Glück angebahnt hat. Der ihr empfohlene arme Marquis war in ſehr deſolutem Zuſtande und ohne weitern Beſitz, als ſein großes mathematiſches Wiſſen und ſeine Schrift über die Integral- und Differentialrechnungen zu ihr gekommen. Frau de la Ferté Imbeault ſchloß ihn ſehr in ihr Herz; ſie nannte ihn nur ihren Integralen. Sie brachte ihn an den Hof und verſchaffte ihm eine Penſion; da er bald eine vorragende Stelle unter den Philoſophen einnahm, ſo kehrte er ſeiner Beſchützerin den Rücken; doch hat ſeine Undankbarkeit ihr nicht ſo viel Schaden gethan, wie dem Herzog de la Rochefoucauld, den er umbringen ließ.

Die Geſellſchaft, welche Frau de la Ferté Imbeault am meiſten cultivirte und ergötzte, war die des Marquis de Pont-Chartrain, wo ſie mit dem Herzog von Rivernois und Herrn von Maurepas auf vertrautem Fuße lebte. Die Freundſchaft der Frau von Marſan verſchaffte ihr die der Kinder Frankreichs[1]; ſie ſtand gut an dem Hofe der Prinzeſſinnen, war mit den bedeutendſten Perſönlichkeiten des Parlaments in engſter Verbindung, und das alles, verbunden mit einem guten Hauſe, verſchaffte ihr eine Bedeutung, welche das Lächerliche überwog, das ſie um ſich zu verbreiten liebte. Von allen den Literaten, die das Haus ihrer Mutter beſuchten, ſah ſie nur die Herren Grimm und von Burigny. Der Letztere, beachtenswerther durch ſeine Tugenden und die große Einfachheit ſeines Charakters, als durch ſeine Schriften, war in ſeinem Alter von Frau von Geoffrin gepflegt worden; geehrt und erheitert aber wurde daſſelbe in dem Hauſe der Frau de la Ferté Imbeault in ſo rührender Weiſe, daß niemals ein von ſeiner Familie umgebener Vater glücklicher erſchienen iſt. Die Gutmüthigkeit und roſenfarbene Phantaſie der Frau de la Ferté Imbeault ließen ſie den Beginn der Revolution im ſchönſten Lichte erblicken; allein früher als andere ſah ihre Vernunft die Uebel voraus. Sie hatte indeß das Glück, einige Monate vor den abſcheulichen Scenen der Schreckensherrſchaft zu ſterben.

---

[1] Die Töchter Ludwig's XV.

VII. Noch einmal über General Thielmann.

Zu dem Aufſatze über General Thielmann (X, 327 fg.) ſind mir von hochachtbarer Seite verſchiedene Nachträge und Berichtigungen zugekommen, die mich veranlaſſen, den Gegenſtand noch einmal zu berühren. Zwar könnte es mich hiervon abhalten, daß ein im übrigen ſehr wohlwollender und freundlicher Beurtheiler die Aufnahme jenes Aufſatzes, der auf Dinge gekommen, die man endlich begraben liegen laſſen ſolle, zu misbilligen ſchien und in meiner Behandlung der Sache eine Gereiztheit bemerken wollte, die jetzt außer der Zeit ſei und die er als eine Ausſchweifung des Provinzialpatriotismus betrachten mochte. Ich kann jedoch, hinſichtlich des Zurückkehrens auf jene Dinge, einfach auf den Schluß der Anmerkung auf X, 403 hinweiſen, wo ich daſſelbe, wie ich meine, hinlänglich motivirt habe. Die Gewißheit anlangend, ſo bin ich mir bewußt, nach Unparteilichkeit geſtrebt und Thielmann milder beurtheilt zu haben, als die meiſten, die über ihn geſchrieben, die unbedingten Panegyriker ausgenommen. (Vgl. z. B. X, 384 fg.) Auch ich bin keineswegs ein Preußenfeind, am wenigſten jetzt, wo Preußen in innerer und äußerer Politik einen ſo achtungswerthen Standpunkt einnimmt. Den Provinzialpatriotismus aber anlangend, ſo kann ich nicht vergeſſen, daß mein Vaterland Sachſen ſeine eigene und nicht unrühmliche Geſchichte hat, daß es ſich in hoher Selbſtändigkeit ſeit einem Jahrtauſend auf ſeinem eigenen Boden und weſentlich durch ſeine eigene Kraft entwickelt, daß es wol aus dem allgemeinen deutſchen Volksthum, nicht aber aus den Inſtitutionen des Reichs Weſentliches geſchöpft hat, und daß mich jede poſitive Verpflichtung zunächſt auf Sachſen verweiſt, unter deſſen Schutze ich geboren bin und mein Leben bis hierher verbracht habe, und dem alle die ſtaatlichen Inſtitutionen angehören, deren Wohlthaten ich und die Meinigen genoſſen. Ich erkenne dabei gern an, daß Sachſens Wohl in unſerer Zeit von dem des geſammten Deutſchland bedingt iſt, vermag aber nur hierauf weitere Verpflichtungen gegen das geſammte Deutſchland zu begründen, und erkenne die Verpflichtungen gegen Sachſen, das noch lange keine „Provinz“ iſt, jedenfalls für die nächſten, ſicherſten und in politiſcher Beziehung für mich höchſten. Möglich, daß dieſer Standpunkt veraltet iſt, aber ich bin noch in einer Zeit jung geworden, wo er allgemein war, und man mag mir ihn deshalb zugute halten.

Die erwähnten Nachträge anlangend, ſo will ich zunächſt diejenigen anführen, die ſich direct auf beſtimmte Stellen meines Aufſatzes beziehen. Hier kommt zuerſt ein Beitrag zu den genealogiſchen Notizen. Während ich nur von einer Schweſter Thielmann's gewußt hatte (S. 333), erfahre ich, daß er drei gehabt, von denen die zweite an einen Herrn von Senfft verheirathet war. Ihr Sohn war erſt ſächſiſcher Hauptmann, iſt aber 1819 in preußiſche Dienſte getreten und als Major geſtorben. Die dritte Schweſter Thielmann's iſt an den Rentamtmann André in Tharand verheirathet geweſen. — Unbegründet iſt es, daß, wie S. 335 geſagt iſt, Thielmann

1802 von den Huſaren zu einem andern Regimente verſetzt worden ſei. — Der zittauer Kaufmann, welcher Thielmann verwarnte (S. 340), hieß Meuſel.

Zu S. 363—364: Der mit den Kähnen nach Prettin abgeſendete Offizier des leichten Infanterieregiments von Lecoq war der damalige Premierlieutenant von Buttler, welcher 1856 als Generalmajor und Kriegsminiſter a. D. verſtorben iſt. Er ging am Abend des 31. März, mit einem Commando von 12 Schützen, 1 Corporal und 10 Pontonnieren, von Torgau ab. Buttler ward deshalb unvermuthet zu Thielmann gerufen, wobei ihn Oberſtlieutenant Aſter warnte, nicht zu viel mitzunehmen, da er leicht gefangen genommen werden könne. Die Koſacken, die ihn beim Landen in Empfang nahmen, wurden von einem preußiſchen Unteroffizier Rößler geführt. General Kleiſt behandelte Buttler mit vieler Güte und Auszeichnung und entließ ihn am 4. April. Als er am 5. April in Torgau ankam, ſollte er zum Schein 14 Tage Arreſt bekommen, was jedoch Thielmann erließ und ihn zu Tiſche lud.

Der S. 365 erwähnte Offizier, der auf Kundſchaft nach Mainz geſendet worden, war der damalige Premierlieutenant von Flemming, vom Regiment Low. — Zu S. 372—373 (Anm. 3): Wenn Thielmann in ſeiner Vertheidigungsſchrift ſagt, daß der Widerſtand der Generale gegen ſeine Abſichten durch die Ankunft Napoleon's in Dresden veranlaßt worden ſei, ſo meint er damit nicht den Zeitpunkt des 27. April, ſondern den des 10. Mai. — S. 381: Bei der Verſammlung der Stabsoffiziere am Abend des 10. Mai haben alle geſchwiegen, und nur der Oberſtlieutenant von Brauſe 1)

---

1) Friedrich Auguſt Wilhelm von Brauſe, geb. zu Zeis am

hat geäußert: „Wenn etwas gethan werden ſoll, muß man ſchnell handeln."

Zu S. 382: Mit dem räthſelhaften Generalmarſch hat es ſeine Richtigkeit, doch fand er nicht am 10., ſondern ſchon am 8. Mai ſtatt. In General von Buttler's Tagebuch heißt es darüber: „Niemand wollte wiſſen, auf weſſen Befehl er ſtattgefunden; man behauptete, er ſei aus dem Lager zwiſchen Fort Zinna und der Feſtung erfolgt. Alles rannte nach ſeinem Poſten; die Brücken wurden aufgezogen und man blieb auf den Feſtungswerken und Alarmplätzen. Jeder fand etwas Verdächtiges; man glaubte an eine Uebergabe der Feſtung."

S. 394, Z. 1 v. u. lies: 3 ſtatt 7. — S. 399—400, Anm.: Der nach Koblenz geſendete preußiſche Offizier, der der Cenſur des „Rheiniſchen Mercur" beigegeben wurde, war der Rittmeiſter Graf von Schweinitz. — S. 407, Z. 11 v. o.: Der fragliche Adjutant war der damalige

---

10. Sept. 1769, Sohn eines damaligen Hauptmanns, nachherigen Generals von Brauſe, aus einer dem Dienſtadel angehörigen Familie, trat ſchon 1781 als Junker in Dienſt, ward 1786 Fähnrich, 1789 Secondlieutenant, kämpfte 1793—94 am Rhein, wurde 1795 Premierlieutenant, 1701 Regimentsadjutant, war 1806 bei Saalfeld und Jena, ward 1807 aggregirter Kapitän, 1808 Stabskapitän, erhielt 1809 eine Compagnie, kam in demſelben Jahre als Major zu Dyherrn's Generalſtabe, erhielt damals den Heinrichsorden und den Orden der weſtfäliſchen Krone, ward 1812, nachdem er kurze Zeit Chef des Generalſtabes des Generals von Zeſchau geweſen, Oberſtlieutenant bei dem 1. Regiment leichter Infanterie, erwarb ſich in Polen die Ehrenlegion, kam dann nach Torgau, ward 1813 Oberſt und Brigadier, kämpfte bei Großbeeren, Dennewitz und Leipzig, ward 1813 Generalmajor, focht mit bei Courtray, trat 1815 in preußiſchen Dienſt, kämpfte bei Ligny, Wavre, Namur, erhielt das Eiſerne Kreuz und den Wladimirorden, ward Diviſionscommandant und 1822 Generallieutenant, erhielt 1827 das große Band des Rothen Adlerordens und 1834 den St.-Annenorden 1. Klaſſe, wurde 1835, mit dem Charakter als General der Infanterie, in Ruheſtand verſetzt, und ſtarb zu Frankfurt a. d. O. am 23. Dec. 1836

Premierlieutenant, nachmalige Generallieutenant Graf von Holtzendorf.

Folgende Nachträge ſind aus der nachgelaſſenen Correſpondenz des Generals von Thielmann geſchöpft, wie ſie von Heymann, der, früher ſächſiſcher Offizier, als preußiſcher Major geſtorben iſt, zuſammengeſtellt hat.

General von Gersdorf, der in dieſer Correſpondenz als Gegner des franzöſiſchen Bündniſſes erſcheint, während er öfters für einen Anhänger deſſelben gehalten worden, macht ſchon am 1. März 1813, von Plauen aus, auf ein Zurückziehen Oeſterreichs von Frankreich aufmerkſam, ſchreibt aber am 3. März: „Sonderbar, zweimal misglückten ſeit ſieben Jahren die Unternehmungen Rußlands und Preußens, weil man über den Plan nicht einig war und — zu ſpät kam.“ Die erſte Entfernung des Königs von Dresden ſcheint durch Napoleon veranlaßt geweſen zu ſein, unterwegs aber eine andere Richtung bekommen zu haben. Gersdorf ſchrieb am 6. März: man biete alles auf, den König abzuhalten, weiter zu gehen[1]; die Königin ſei für dieſe Anſicht gewonnen; dem König ſchwebe aber ſtets die Verpflichtung vor, die er Napoleon für ſeine Perſon ſchulde, und mache ihn nachdenkend und beſorgt. Am 14. März ſchrieb er: „Der gute König überzeugt ſich neuerlich von manchem, worüber er früher eine ganz andere Anſicht gehabt hatte.“ Der König fühlte ſich namentlich durch das Abbrennen der meißener Brücke ſehr verletzt, und in dieſer Stimmung fand Lauriſton, ein Ordonnanzoffizier des Kaiſers, der mit detaillirten Ueberſichten über die franzöſiſchen Rüſtungen und mit der Aufforderung, nach Mainz oder Strasburg zu gehen, zu dem König nach

---

[1] Nämlich nach dem Rhein.

Plauen kam, keinen günſtigen Boden für ſeinen Auftrag. Auch von der Frau von Senfft [1]) ſchrieb Gersdorf: ſie ſpreche zwar nur franzöſiſch, habe aber dem franzöſiſchen Geſandten wegen Verbrennung der meißener Brücke ſehr mitgeſpielt. Der Unmuth des Königs wurde noch geſteigert, als die Sprengung der dresdener Brücke erfolgte, und er ſchickte den Rittmeiſter Grafen Schulenburg nach Paris, um ſich über Davouſt zu beſchweren und die eigenen Maßregeln zu rechtfertigen. Auch aus einem Briefe Langenau's [2]) vom 15. März geht hervor, daß bei dem König Zorn gegen Davouſt und Beſorgniß vor Napoleon wechſeln mochten.

Ein Hauptmann von Rau in Torgau ſtand in Verdacht, mit den franzöſiſchen Oberbehörden insgeheim zu correſpondiren und ward daher, auf Thielmann's Wunſch, von Torgau verſetzt. Im Jahre 1815 trat derſelbe Mann in — preußiſchen Dienſt, wo er bei dem topographiſchen Bureau angeſtellt wurde und als Major geſtorben iſt. — General Sahr wurde dagegen nach Torgau geſchickt, um, wie Langenau an Thielmann ſelbſt ſchrieb (18. März), im Nothfall deſſen Stelle zu vertreten, wobei er jedoch von Aſter geleitet werden müſſe.

Merkwürdig, was Langenau am 16. März an Thielmann ſchrieb: „Es wird immer wahrſcheinlicher, daß der Herzog von Weimar gegen uns noch mehr als vielleicht gegen Frankreich cabalirt. Sie haben Connexionen in Weimar und iſt es noch Zeit, ſo ſparen Sie nichts, um

---

[1]) Bekanntlich eine geborene Gräſin Werthern und Tochter der Lieblingsſchweſter des Miniſters Stein.

[2]) Ueber dieſen ſchrieb Gersdorf am 13. März: alles überzeuge ihn, daß Thielmann und Langenau einerlei Anſichten der Dinge hätten. Am 7. März war Langenau in Torgau geweſen, und Thielmann hatte alſo Gelgenheit gehabt, ſich mit ihm zu verſtändigen.

Aufklärung von daher zu erhalten." Vielleicht brachte man die Schmähartikel Kotzebue's gegen den König, wegen derer Kotzebue übrigens ſpäter von Wittgenſtein ſcharf verwarnt wurde, mit jenem Verdachte in Verbindung.

Am 23. März ſchrieb Gersdorf: „Von der Unruhe unſers guten Königs machen Sie ſich keinen Begriff.... Und dabei dieſe Taubenunſchuld. Immer das Beſſere nur glauben, niemand etwas Schlimmes zutrauen, alle Welt für ſo redlich halten, als er ſelbſt iſt. Wahrlich dieſe paradieſiſche Anſicht der Welt, ihrer Bewohner und Moral macht uns das Leben nicht ſelten ſehr ſauer." Am 28. März erklärte Senfft dagegen: Thielmann ſolle jeden ehrenhaften Antrag (der Verbündeten) ſo aufnehmen, daß man Vertrauen zu Sachſen faſſe und die Ueberzeugung gewinne, daß ſie Deutſche ſeien, die das fremde Joch haßten, aber etwas Zeit, die Formen des Anſtandes für ſich, zu ihrer Sicherheit Garantien, auch für Warſchau ehrenhafte Bedingungen brauchten. Mit vielem Unwillen ſprach ſich Senfft dabei über eine Wittgenſtein'ſche Proclamation an die Sachſen aus, d. d. Berlin, 23. März, die in der That verletzend erſcheinen konnte, wenn ſie nicht ſo abgeſchmackt und phantaſtiſch geweſen wäre, und die irgendein im Gefolge der Alliirten ziehender Literat verfaßt haben mochte.

Am 30. März ſendete Scharnhorſt durch Hauptmann von Röder einen Brief an Thielmann, worin es hieß: „Aus einer in einer Freimaurerloge gehaltenen Rede weiß ich, daß Ew. Excellenz als ein echter Deutſcher denken, und daß ich mich daher zutrauensvoll an Sie wenden und die Angelegenheiten unſers Vaterlandes Ihnen vortragen darf. Wir wollen mit allen Deutſchen, die ihres Vaterlandes werth ſind, gemeinſchaftliche Sache machen, um das Joch, welches uns ſo hart drückte, abzuwerfen; wir wollen, daß jeder Fürſt, jedes Land die ihnen zukommenden Rechte genieße, welche durch Unterdrückung entriſſen ſind. Dies iſt die Abſicht des ruſſiſchen Kaiſers und des Königs von Preußen. Ew. Excellenz ſind von dieſem Geiſte beſeelt, und ich hoffe daher keine Fehlbitte zu thun, wenn ich im Namen unſers Vaterlandes Sie erſuche, dieſen großen Entwürfen gemäß zu handeln, ſoweit es ihre Verhältniſſe geſtatten." Thielmann war durch die Beziehung auf die Freimaurerloge behindert, dieſes Schreiben dem König vorzulegen, wie er mit einem gleichzeitigen des Generals Kleiſt that, welches ähnlichen Inhalts war und durch Major von Natzmer überbracht ward. Mündlich forderte Natzmer ihn im Namen des Generals auf, mit den ſächſiſchen Truppen zu den Alliirten zu treten, wofür er das Commando der Sachſen und eines denſelben beizugebenden Corps der Alliirten erhalten ſollte, und deutete dabei auf York hin. Thielmann erklärte aber, daß er ſich ganz neutral verhalten und auf den Ausbau der Feſtung und die Einübung der jungen Garniſon beſchränken müſſe. Seine Lage gebiete das ebenſo, wie Pflicht und Ehre. Er ſagte dabei: „Tugend und Verbrechen liegen oft ſo nahe beieinander, daß das Beiſpiel des Generals York dieſem in ſeinem Verhältniſſe zur Tugend und Vaterlandsliebe ausgelegt werden kann, wogegen eine ähnliche Handlungsweiſe in meiner jetzigen Lage nur als ein gemeines Verbrechen erſcheinen müßte." Nach Thielmann's Verſicherung hatte Natzmer ſich in jeder Hinſicht mit ihm einverſtanden erklärt. Scharnhorſt's Adjutant, der Hauptmann von Röder, hatte Blücher's Aufruf an die Sachſen mitgebracht, dabei aber heiligſt verſichert, daß derſelbe von Scharnhorſt und Winzingerode höchlichſt gemisbilligt werde und daher ſogleich unterdrückt worden ſei. (Und doch war er ſo ſchlimm noch nicht, und Sachſen hätte ſehr froh ſein können, wenn der Standpunkt deſſelben feſtgehalten worden wäre.) Ohne eine dreitägige Abweſenheit Scharnhorſt's von Blücher's Hauptquartier würde er nicht erlaſſen worden ſein. Was die Beſitznahme des Kottbuſſer Kreiſes betreffe, ſo beruhe ſie auf dem Grundſatze Suum cuique und ſtehe mit dem Syſtem einer zukünftigen Revindicirung des Eigenthums in unzertrennlichem Zuſammenhange, ſodaß man alſo hoffe, es werde ſächſiſcherſeits dieſe Maßregel nicht misverſtanden werden. 1) Thielmann ſagte: die Proclamation müſſe von jedem Rechtlichen gemisbilligt werden und erinnere ganz an die Sprache, welche Schulenburg-Kehnert 1805 in Sachſen geführt. (Ueberhaupt trug die Erinnerung an das damalige Gebaren der Preußen in Sachſen viel dazu bei, gegen den unmittelbaren Anſchluß an Preußen bedenklich zu machen.) An Senfft berichtete Thielmann das alles und ſetzte hinzu: „Nach dem, was ich habe durchſchauen können, ſo arbeitet Preußen dahin, mit Oeſterreich das Protectorat in Deutſchland zu theilen. Uebrigens hätten beide Parlamentärs einſtimmig verſichert, daß man ſeit 11 Tagen (vom 1. April ab) mit Oeſterreich ganz im Reinen ſei und deshalb alle Truppen aus Schleſien wegziehe.

Von Anfang April an wurde Thielmann mit Zu-

---

1) Sachſen, deſſen König den Grundſatz Suum cuique ſo heilig hielt, wie wenige Regenten in jener Zeit, würden gar keine Schwierigkeit gemacht haben, den Kottbuſſer Kreis gegen das ihm dafür Entzogene wieder abzutreten, konnte aber wol mit Fug verlangen, daß man ihn darum anging und ihm nicht das Beſitzthum, das er nicht genommen gehabt, ſondern das ihm vertragsmäßig zugetheilt worden war, eigenmächtig wieder wegnahm.

ſchriften ſächſiſcher „Patrioten“ von mehr oder minder exaltirter Stimmung beſtürmt. Doch ſelbſt dieſe verlangten damals noch nicht mehr, als daß Thielmann nicht gegen die Alliirten handeln ſolle. Am 4. April ſchrieb Thielmann noch: „Die Immediatcommiſſion wird mit Unrecht verkannt; es ſind lauter ehrliche Leute.“ — Der an den König geſendete Oberſtlieutenant von Brauſe ſchrieb, als er durch Stein in Dresden zurückgehalten worden war, an Thielmann: er habe einen Brief von Senfft geleſen, deſſen Anſichten nicht ganz die Thielmann'ſchen ſeien; er rechne nur auf Einen Mann, der zum Glück der Kräftigſte ſei. (Er meinte jedenfalls Langenau.)

Am 14. April ſchrieb Thielmann an Senfft: „Im großen Ganzen theile ich die Anſichten Ew. Excellenz. Freund und Feind muß mir dieſes bezeugen und noch geſtern ſchrieb ich an den trefflich denkenden und von allen Verhältniſſen ganz unterrichteten General von Kleiſt, daß ich von dem Betragen des Miniſters von Stein indignirt ſei, und ſo ſehr ich wünſchte, von dem ſchmählichen Joche Frankreichs mich befreit zu ſehen und thätigſt mitzuwirken, ſowenig ſei ich gemeint, mich und mein Vaterland von meinen eigenen Landsleuten in den Staub treten zu laſſen.“ Dann ſetzte er aber hinzu: „Das zukünftige Syſtem Deutſchlands, welches freilich nur Einheit ſein darf, kann unmöglich jetzt vollendet, ſondern muß durch Hingebung an Oeſterreich nur vorbereitet werden. Was ſollte aus den militäriſchen Operationen werden, wenn wir mit der Diplomatik anfangen wollten! Jetzt müſſen wir wie Cato anfangen. Zaudern kann uns nur nachtheilig, nie nützlich ſein; jetzt noch iſt uns der Uebertritt Verdienſt; in wenig Wochen iſt er es nicht mehr. Frankreich gegenüber haben wir ſchon genug verbrochen.“ Noch erwähnt er, daß die Schönburg, Miltitz von Siebeneichen, Carlowitz von Rauenſtein, Welck von Rabenſtein, Weißenbach von Frauenhain ſich zur Stellung von Compagnien erboten hätten. Biſchofswerda ſtelle ſechs ausgerüſtete Männer zur deutſchen Legion, dies jedoch ſo, daß, wenn der König ſich erklärte, ſie in das ſächſiſche Heer übertreten ſollten. Kutuſow könne ihn ohne Erklärung nicht im Rücken laſſen. [1] Wie werde er daher gedrängt werden! Solle er das Inſtrument ſein, das mit dem Fluche Deutſchlands den Vorwurf trage, die militäriſchen Operationen gehindert (?) zu haben?

Aus Senfft's Antwort leuchtet allerdings entſchiedenes Mistrauen gegen Preußen hervor. Aber auch Langenau ſchrieb: „Die Anträge, welche Ihnen preußiſcherſeits gemacht wurden, enthalten durchaus noch nichts Beſtimmtes und berechtigen auf keine Weiſe zu ſoliden Hoffnungen. Solange man nicht beſtimmter und offener herausgeht, ſolange man in Worten und Werken nicht mehr Einheit und Kraft des Willens zeigt, ſolange, glaube ich, müſſen wir mit der größten Vorſicht zu Werke gehen und unſer Heil nur allein von Oeſterreich erwarten. Die Schritte, welche wir bisher thaten, die militäriſchen Kräfte, welche wir beſitzen, der moraliſche Einfluß, den die Handlungsweiſe des Königs auf 2½ Millionen Menſchen und auf die übrigen Fürſten des Rheinbundes haben muß, das alles gibt uns gerechte Anſprüche auf Achtung nach allen Seiten, und macht es uns zur Pflicht, das, was wir thun wollen, mit Würde, Anſtand und Vorſicht zu thun und uns nicht wie das

---

[1] That es nachher doch und konnte es ſehr gut, da es gar kein Bedenken hatte, eine neutrale, ja freundlich geſinnte Feſtung hinter ſich zu laſſen.

Gouvernement eines eroberten Landes behandeln zu laſſen. Die Feſſeln zu zerbrechen, iſt mein Wunſch, nicht aber ſie zu vertauſchen.“ Ueber Baiern ſchrieb er: „Ihre (der Baiern) Politik iſt unentſchloſſener und ſchwankender als die unſerige jemals. Die Beſitznahme von Kottbus hat auf ſie einen tiefen Eindruck gemacht und für die deutſche Sache nachtheiliger gewirkt, als man glaubt. 1) Es ſcheinen mir übrigens in dieſem Lande noch mehr (sic) dumme Teufel und ſchlechte Kerls zu ſein, als bei uns.“

Mit dieſen Zuſchriften Senfft's und Langenau's contraſtirte nun freilich der höchſt exaltirte Brief gewaltig, welchen von Miltitz 2) am 7. April aus Winzingerode's Hauptquartier zu Wurzen an Thielmann ſchrieb und der voller Drohungen war, zugleich aber einige ſo beſtimmte Erklärungen enthielt, daß man kaum glauben kann, er ſei ohne alle Autoriſation geweſen. Schließlich hieß es: wenn Thielmann ſich erkläre, ſo ſolle der König Krone und Länder, wie er ſie vor dem Poſener Frieden beſeſſen, behalten. Mit welcher Logik man das Schickſal des Fürſten und des Landes von dem eigenmächtigen

---

1) Natürlich, denn Baiern mochte beſorgen, es könne ihm ebenſo gehen, und man könne ihm z. B. Ansbach und Baireuth ebenſo ohne weiteres wieder wegnehmen, wie Sachſen Kottbus. Auch aus einem Briefe, der in der Schrift: „Mittheilungen aus den Papieren eines Staatsmannes“ (Kamenz 1859), enthalten iſt, ergibt ſich, daß die Stimmung am bairiſchen Hofe nach und nach wieder franzöſiſcher ward, und die Begleiter des Königs von Sachſen beſorgen machte, man würde ihn zuletzt gar nicht aus Baiern fortlaſſen.

2) Dietrich von Miltitz auf Siebeneichen, der ſpäter an die Spitze der ſächſiſchen ſogenannten Freiwilligen trat, dann preußiſcher Generallieutenant wurde, aber nicht lange activ blieb, zuletzt wieder in Sachſen lebte, wo er Mitglied der erſten Kammer war. Ein wohlwollender Mann mit mehr Phantaſie, als praktiſchem Sinn.

Verfahren eines Unterthanen abhängig machen wollte, bleibt freilich ein Räthſel.

Einzelne preußiſche Befehlshaber, namentlich der treffliche Kleiſt, urtheilten dagegen viel billiger und gemäßigter. Auf Thielmann's Beſchwerden über Stein's Verfahren, der auch den von Regensburg zurückkehrenden Minckwitz in Dresden angehalten hatte, ſchrieb Kleiſt: „Es iſt ein großes Unglück, daß größtentheils die Menſchen von reichhaltiger Phantaſie der Vernunft ſo wenig Gehör geben und ihnen dasjenige, was der Franzoſe mit dem Ausdrucke le gros bon sens bezeichnet, fehlt. Dieſe Menſchen handeln immer, bevor ſie prüfen, und da kommt es denn, daß ſie große Misgriffe begehen, die leider in politiſcher Hinſicht ſehr nachtheilig werden und der guten Sache ſchaden müſſen. Ew. Excellenz loyales Benehmen erfordert eine ganz andere Behandlungsweiſe, als die des Miniſters von Stein, und es kann wol keinen Mann von richtigem Ehrgefühl wundern, daß Dieſelben ein ſolches Benehmen kränken muß. Entſchuldigen läßt ſich das Benehmen des Miniſters von Stein gar nicht; wenn indeſſen Ew. Excellenz das Vorhergeſagte beherzigen, ſo bin ich überzeugt, Sie werden der guten Sache wegen dieſes partielle Verfahren nicht ſo berückſichtigen, daß es dem allgemeinen Beſten ſchaden könnte, ſondern es als den Ausbruch einer erhitzten Phantaſie betrachten und es demgemäß würdigen.“ In einem zweiten Briefe von gleichem Datum verſichert er: Wittgenſtein ſei über Stein ſo aufgebracht geweſen, daß er einen Offizier zu dem Kaiſer Alexander geſchickt und dringend gebeten habe, dem Miniſter engere Grenzen vorzuzeichnen. Auch der König habe „voreilige Proclamationen“ gemisbilligt. — Auch Bülow ſchrieb am 3. Mai von Halle an Thielmann die bezeichnenden Worte, die in ihrem Schlußtheile ein ſo richtiges Verſtändniß der wahren Sachlage darlegen, wie es damals und noch lange nachher, ja heute noch ſelten iſt: „Daß es für Ew. Excellenz ſchwer ſein muß, einen entſcheidenden Schritt zu thun, bevor ſich Se. Majeſtät der König von Sachſen erklärt, fühle ich um ſo mehr, indem ich mich vor einigen Monaten in derſelben Lage befunden habe. Würde der wiener Hof mit mehr Kraft und Schnelligkeit zu Werke gehen 1), ſo hätte ſich der König von Sachſen gewiß ebenfalls beſtimmt erklärt.“

Am 20. April ſchrieb Watzdorf von Wien an Thielmann: daß am nämlichen Tage ein völliges Einverſtändniß zwiſchen Oeſterreich und Sachſen zu Stande gekommen ſei. Am 23. April ſchrieb Langenau, daß das Anſinnen Napoleon's, die ſächſiſche Küraſſierbrigade zu einem franzöſiſchen Corps ſtoßen zu laſſen und Reynier das Commando von Torgau zu übergeben, förmlich abgeſchlagen worden ſei. Ueber Thielmann's Bericht wegen des den Verbündeten mitgetheilten Plans von Wittenberg war der König jedoch unwillig geweſen und nur mit Mühe durch Langenau und Gersdorf beruhigt worden. Gersdorf ſchrieb an Thielmann: er würde den Plan gegeben, aber nichts davon berichtet haben.

In der Unterredung, welche Thielmann in Dresden mit dem König von Preußen hatte, verrieth dieſer Groll auf Sachſen, in welcher Beziehung der Kaiſer von Rußland ſchon vorher Aeußerungen des Königs zu verhindern geſucht hatte. Die Beſchwerden des Königs beſchränkten ſich jedoch darauf, daß Sachſen, der ſächſiſche Hof, dem er es in keiner Weiſe verdacht habe, daß er ſich

---

1) Die Frage war nur, ob er ſchneller handeln konnte. Die Sache ſelbſt aber verhielt ſich genau ſo, wie Bülow angab.

nach der Schlacht von Jena von Preußen trennte, ihm nicht dieſen Entſchluß formell angezeigt und ebenſo wenig ihm nach dem Frieden von Tilſit freundſchaftliche Eröffnungen gemacht habe. Wir wiſſen nicht, woran die Unterlaſſung dieſer Formalitäten gelegen, zumal es nicht in dem Weſen Friedrich Auguſt's lag, in dieſer Beziehung etwas zu verabſäumen. Jedenfalls aber war es keine Sache, die ein ſo langes Nachtragen verdiente, und außerdem war Friedrich Wilhelm nachher noch ein Gaſt am ſächſiſchen Hofe geweſen (1812) und hatte dabei ſicher jede Aufmerkſamkeit genoſſen. Suchte er vielleicht, perſönlich ein rechtſchaffener Mann, aber von ſeinen Rathgebern in Verſuchung geführt, ein Unrecht zu begehen, unwillkürlich nach einem Vorwande dazu?

An Senfft ſchrieb Thielmann (4. Mai) unter anderm: „Es iſt höchſt wahrſcheinlich, daß zwiſchen Oeſterreich und Preußen, unter Garantie Rußlands, über ein nördliches und ſüdliches deutſches Kaiſerthum negociirt wird.“

Um dieſe Zeit beginnt Thielmann's Zerwürfniß mit Manteuffel. Schon Gersdorf hatte über dieſen an Thielmann geſchrieben: hinter Manteuffel's ſo ſehr geprieſener und zur Schau getragener Rechtlichkeit ſehe er nur Speculation auf das Miniſterium. Manteuffel, wie ſeines gleichen, ſeien auf das Militär neidiſch. Er ſetzte hinzu: „Denken Sie ſich Senfft und Manteuffel als Miniſter, zwei Menſchen, in denen ein langer Haß mehr Wurzel gefaßt hat, als ſie ſich ſelbſt und andern geſtehen.“ Am 4. Mai nun ſchrieb Thielmann an Senfft: Manteuffel habe in der Immediatcommiſſion die „Impudenz“ gehabt, zu behaupten, es würde wahrſcheinlich weit beſſer geweſen ſein, wenn Thielmann franzöſiſche Garniſon in Torgau aufgenommen hätte, und er halte es für keinen ſonderlichen Dienſt, welchen Thielmann durch ſeine Weigerung, dies zu thun, geleiſtet. Während Thielmann's Anweſenheit in Dresden wäre in der Immediatcommiſſion vorgeſchlagen worden, einen andern Gouverneur in Torgau zu beſtellen und Thielmann nicht wieder hineinzulaſſen. 1) Manteuffel nun ſchrieb an demſelben 4. Mai an Thielmann, theilte ihm die zeitherigen Nachrichten über die Vorgänge bei Lützen an und ſchloß mit den Worten: „Ich und jeder redliche Diener des Königs bauen auf Ihre Redlichkeit; ſein und bleiben Sie der Mann Sachſens, nicht der Mann Frankreichs, noch der Mann Rußlands. Unſers Königs Verhältniſſe ſind Ihnen ſo bekannt, wie ſeine Denkungsart. Ihm treu bis an das Ende, dies ſei unſere Loſung. Ein Schwanken in dieſer Treue, die allein unſere Pflicht und Tugend iſt, wäre ihm und dem Lande auf immer verderblich. Ein Mann ein Wort. Ehrlich ewig!" Thielmann, ſchon vorher auf Manteuffel grollend, ward über dieſen Brief äußerſt empfindlich und machte ſeinen Gefühlen in ſeiner Antwort vom 5. Mai vollſtändig Luft. Er ſchrieb: „Ich danke Ihnen recht ſehr für die mir mitgetheilten Nachrichten. Die Lage der Dinge iſt bei weitem nicht ſo ſchlecht, als Sie denken. Höchſtens ſind die Alliirten von der Offenſive auf die Defenſive geſetzt. Unſer größtes Unglück iſt Wittenberg, welches wir uns ſelbſt zuzuſchreiben haben, dadurch daß wir es vorm Jahre nicht ſchleiſten. Was Ihren wohlgemeinten väterlichen Rath betrifft, ſo danke ich Ihnen zwar recht ſehr dafür, gebe Ihnen aber doch zu bedenken, ob dieſe Sprache gegen mich, der ich eben die zehnte Campagne anfange, Ihnen ſelbſt nicht anmaßend erſchei-

---

1) Der Vorſchlag ſcheint, nach einer Stelle in einem noch zu erwähnenden Schreiben Thielmann's, von Manteuffel ausgegangen zu ſein.

nen muß. Ich bin bisher immer der Meinung geweſen, daß der point d'honneur, der wahre esprit de chevalerie, von dem Degen und nicht von der Feder ausgehe [1]), ob ich wol weiß, daß der Rittergeiſt ſich in andern Ständen auch herrlich zeigt. Mögen Sie auch in Ihrem zu hoffenden großen Wirkungskreiſe ſich als Miniſtergeneral die Talente eines Ximenes, eines Waſhington, eines Moreau [2]) zutrauen, ſo theilen Sie doch die Charaktereigenſchaften und Anſichten dieſer Männer nicht, als Sie durch Verweigerung des Geldes für Torgau, indem Sie ſich, laut Communicats, keineswegs ermächtigt glaubten, Gelder für die Armee und für Torgau zu geben, und hingegen wiederum kürzlich, als Sie ſich mächtig genug glaubten, mich des Commandos von Torgau zu entſetzen und mich durch Emiſſare bei dem Könige anzuſchwärzen, ſich in ein Dilemma verſetzten, weder ein General, noch ein Staatsmann, ja nicht einmal ein guter Geſchäftsmann, ſondern ein leidenſchaftlicher, anmaßender Menſch zu ſein. Sie kannten die Wichtigkeit, welche der König auf Torgau legt, ob Sie ſchon die Urſache nicht begriffen zu haben ſcheinen, und ließen mich ohne Geld, um es Fremden zu geben. Muß ich da nicht glauben, daß Ihr Patriotismus nichts als ehrgeiziges Beſtreben ſei? Doch zwiſchen uns mag die Zukunft richten. Ein heftiges Gallenfieber nöthigt mich, mir Ihre Correſpondenz auf unbeſtimmte Zeit zu verbitten. Empfangen Sie übrigens, mit Ausnahme der perſönlichen Verhältniſſe, die Verſicherung wahrer Hochachtung, die ich Ihren übrigen guten Eigenſchaften zolle."

---

[1] Hier ſpürt man die Wirkung der obenerwähnten Gersdorf'ſchen — Inſinuation.

[2] Wunderliche Zuſammenſtellung!

Bülow ſchob, in einem Schreiben an Thielmann, (d. d. Radegaſt, 5. Mai) die Schuld des Rückzugs auf „die gewohnte Kriegsmanier der Ruſſen". Dieſe hätten wenig oder nichts gethan. — Blücher ſchrieb am 6. Mai: ſie rechneten auf Thielmann's Zuſicherung, die Feſtung keinem der kriegführenden Theile zu öffnen. — Gegen Hardenberg machte Thielmann (7. Mai) geltend, daß Torgau für die Verbündeten utiliſirt ſei, und bat, zu vermitteln, daß das halb feindſelige Verhältniß aufhöre. So ſchrieb er auch am 10. Mai an Stein: er möge alles aufbieten, daß man Torgau nicht aus den Augen verliere und ſeine Entſetzung vor Augen behalte. Man dürfe ſich auch deshalb nicht zu weit von der Elbe entfernen, damit Oeſterreich, der einzige Retter, nicht noch unentſchloſſener werde.

Räthſelhaft iſt uns, daß, nach den Angaben des Majors Heymann, Seufft am 7. Mai von Dresden, am 8. Mai von Biſchofswerda aus an Thielmann geſchrieben haben ſoll.

Aus den Jahren 1814—15 liegen nur wenige Briefe vor und dieſe bieten geringes Intereſſe dar. Theilnahme für Sachſen und ein mit dem Frühern ſchwer zu vereinigender Groll gegen Langenau ſpricht ſich in folgender Aeußerung (d. d. Koblenz, 9. Dec. 1814) aus: „Wenn nur nicht Provinzen verloren gehen; geſchieht es, ſo verdankt es Sachſen dem großen deutſchen Manne Langenau." Freilich bleibt es noch zweifelhaft, wie die Stelle zu verſtehen, und ob Thielmann nicht ein Fortbeſtehen eines unter ſeiner eigenen Dynaſtie erhaltenen, wenn auch zerriſſenen Sachſen für ein „Verlorengehen von Provinzen" für das übrige, an Preußen fallende Sachſen anſah. Das Wahrſcheinlichſte iſt dieſe Annahme. Gegen Lecoq war er beſonders feindſelig geſinnt. Er ſchrieb damals:

Lecoq und Zezſchwitz ſeien geſpannt, weil Letzterer klüger ſei als Erſterer. So ſchrieb er auch am 1. Jan. 1815: „Zezſchwitz iſt vernünftig und gemäßigt; nur Lecoq iſt beſeſſen und wahrſcheinlich von Wien inſpirirt.[1]) D. d. Köln, 5. Febr. 1815 kommen ſchmerzliche Klagen über die Theilung, wobei er freilich nicht ein ſelbſtändiges Beſtehen Sachſens in ſeiner Integrität, ſondern nur die Integrität Sachſens als preußiſche Provinz im Sinne gehabt hat. — Noch ſchreibt er aus Aachen am 3. April 1815: „Die Theilung (der Armee) iſt hier ſchon längſt anbefohlen, konnte aber aus triftigen Gründen nicht geſchehen. Jetzt erheben ſich ſogar Stimmen gegen die Theilung, da die ſächſiſch bleibenden auch unter preußiſchem Befehl bleiben ſollen; allein dies würde unmöglich gut thun[2]), und ich hoffe, **Bockersrode**, den ich nach Wien geſchickt, ſoll die letzten Beſtimmungen überbringen."

Noch bemerke ich, daß in der bekannten Schrift des franzöſiſchen **Oberſten Charras** über den Feldzug von 1815 die damaligen militäriſchen Leiſtungen Thielmann's in ein weſentlich ungünſtigeres Licht geſtellt werden, als zeither geſchehen iſt. Mit welchem Rechte, das zu entſcheiden, muß ich Sachverſtändigen überlaſſen.

Da ich einmal wieder auf die Thielmann'ſche Sache gekommen bin, ſo will ich nur kürzlich berühren, was Fr. Förſter im fünften Bande ſeines Werks: „Preußens Helden in Krieg und Frieden", darüber ſagt. Es iſt das ein Buch, in dem in der That eine Menge curioſer Dinge zuſammengeſtellt ſind, das aber freilich mit der äußerſten Kritik und ſteter Beachtung der Tendenz des Verfaſſers geleſen ſein will, und deſſen Auffaſſung der ſächſiſchen Frage und des Königs von Sachſen ſich in der That ſelbſt richtet. Dem Thielmann iſt er im ganzen nicht ſo günſtig, wie man erwarten könnte, findet aber natürlich nicht, daß derſelbe gegen Sachſen, ſondern daß er gegen die Verbündeten gefehlt hätte. Er erzählt unter anderm die Banketſcene, offenbar nach Graf Holtzendorff's „Beiträgen“, aber mit fremden und falſchen Zuthaten. So heißt es S. 267: „Der erſte Toaſt galt dem König Friedrich Auguſt, der jedoch, obſchon der General einen ihm heute zum Geſchenk gemachten, mit dem Bildniß des Königs geſchmückten Pokal erhob, keinen lebhaften Anklang fand.“ Wenn das letztere wirklich der Fall geweſen wäre, ſo würde es nur daran gelegen haben, daß Thielmann ſich begnügte, den Pokal zu erheben und faſt theilnahmlos nur die Worte: „Der König!“ zu ſprechen, dann aber ſogleich mit erhobener Stimme zu der Einleitungsrede des zweiten Toaſtes, „auf die hohen Alliirten“, überging. Hier heißt es nun unter anderm: „Von der Mehrzahl der jüngern Offiziere, namentlich denen von der Artillerie, wurde mit großem Jubel in das Lebehoch eingeſtimmt; man umringte Thielmann und die jüngern Lieutenants vergaßen den ſtrengen Dienſt ſo ſehr, daß ſie den General umarmten und hochleben ließen. Die ältern Offiziere nahmen an Thielmann's Rede Anſtoß.“ Nun zuvörderſt waren bei jenem Feſtmahl, das Förſter „von den Offizieren“ veranſtalten läßt, nur die Generale, Stabsoffiziere, Adjutanten, die älteſten Offiziere jeder Charge aus jedem Bataillon und einige Offiziersdamen zugegen. Es werden alſo nicht viel jüngere Offiziere und ſehr wenig Artillerieoffiziere dageweſen ſein. Dann bezeugt aber ein Preuße, Graf Wartensleben, der kurz vorher in ſächſiſchen Dienſt getreten, Thielmann's Adjutant und Vertrauter bei deſſen Verkehr mit den Alliirten war und kurz nachher wieder Offizier in der ruſſiſch-deutſchen Legion ward: er ſei ganz allein zu Thielmann's Gunſten mit kräftiger Rede aufgetreten, will ſogar ſein Leben dadurch in große Gefahr geſetzt haben.[1] — Schließlich läßt Förſter die Uebergabe Torgaus an die Franzoſen das preußiſch-ruſſiſche Hauptheer nöthigen, „die bedenkliche und unpraktikable Rückzugslinie durch die ausgeſogene Lauſitz nach dem nicht minder ausgeſogenen Schleſien einzuſchlagen". Wir brauchen hierauf nur Folgendes zu erwidern. Die Uebergabe Torgaus an die Franzoſen erfolgte am 11. Mai, der Rückzng der Ruſſen auf Dresden, der meiſten Preußen auf Meißen ward ſchon am 3. Mai beſchloſſen, und S. 326 ſagt Förſter ſelbſt, wir wiſſen nicht mit welchem Rechte: „Schwerlich dürfte in dem ganzen Kriege Napoleon's ein verhängnißvollerer Strich durch ſeine Berechnung gemacht worden ſein, als durch die Richtung des Rückzugs, welche die Verbündeten, infolge der Berathungen im preußiſchen Hauptquartier, von der Elbe nach Schleſien einſchlugen. Gneiſenau, Kneſebeck und Müffling drangen mit ihrer Anſicht durch, daß man Berlin nur dadurch retten könne, daß man es anſcheinend preisgebe. Sie berechneten ſehr gut, daß, wenn die verbündeten Heere eine feſte Stellung bei Bautzen nehmen würden, Napoleon es nicht wagen dürfte, mit ganzer Macht auf Berlin loszugehen, welches gegen einen Handſtreich durch Bülow gedeckt war." Jedenfalls hat alſo nicht die

---

[1]) Die gewöhnliche Phantaſie der Preußen und Preußenfreunde, die jede nicht unbedingt den preußiſchen Tendenzen genehme Stimmung, Bewegung, Aeußerung auf öſterreichiſche Einflüſſe ſchieben.

[2]) Das ſah er alſo doch ein.

---

[1] Nachrichten von dem Geſchlechte der Grafen von Wartensleben, II, 241.

Uebergabe Torgaus die Richtung des Rückzugs der Verbündeten beſtimmt, wol aber hat die Verzögerung dieſer Uebergabe den Verbündeten genutzt, weil ſie zwei franzöſiſche Corps mehrere Tage bei Torgau in Unthätigkeit zurückhielt.

VIII. Ein armes Fräulein.

Eine Reihe vergilbter Papiere liegt vor mir, deren Verfaſſerin nun faſt anderthalb Jahrhunderte im Grabe ruht, deren Datum zum Theil faſt um zwei Jahrhunderte zurückfällt. Möglich, daß eben nur dieſer Umſtand, die ſeltſame Fügung, welche jene Papiere, nachdem alle, für die ſie ein näheres Intereſſe haben konnten, längſt hinübergegangen ſind, bis auf unſere Zeit erhalten und einem Freunde der innern Geſchichte des Menſchenlebens, einem Sammler der kleinen verborgenen Züge der Zeiten in die Hände geführt hat, den Antheil erklärt, den ich an ihnen nehme, und daß außer mir wenige die einfachen Ergießungen eines ſchlichten weiblichen Weſens über die kleinen Freuden und Leiden ſeines Daſeins der Beachtung werth halten werden. Mir ſind ſie immerhin bezeichnend, anſprechend, zuweilen rührend erſchienen, und ich habe mich nur dagegen zu verwahren, daß man keinerlei ſpannende Ereigniſſe, ſeltſame Verflechtungen, originelle Charaktere, keine Romantik, keinen pikanten Skandal und keine Sentiments erwarte, wo es ſich nur um den einfachen Lebensgang eines armen Fräuleins handelt, das von früh an ſein Brot unter Fremden ſuchen mußte und deſſen Sorgen und Mühen ſich in der That zumeiſt um ſein Brot drehten. Eine offene, redliche, treue Seele war es.

In einem der rauhern Theile des friſchen und grünen, anmuthig-kräftigen Thüringen liegt, unweit der Loſſa im Flußbereich der Unſtrut, das Städtchen Cölleda, früher ſächſiſch, jetzt eine preußiſche Kreisſtadt mit dritthalbtauſend Einwohnern. Es war einſt der Sitz eines eigenen Dynaſtengeſchlechts, das ſich davon benannte, es aber ſchon im 14. Jahrhundert den nahen Grafen von Beichlingen überließ und im 17. Jahrhundert erloſchen iſt. Auch die Grafen von Beichlingen unterlagen dem Schickſale, das ſo viele große Geſchlechter des Mittelalters betraf; ſie kamen in den Uebergangswehen zwiſchen dem Mittelalter und der neuern Zeit in Abnahme und Verfall; ſie wußten ihr auf die ſocial-ökonomiſchen Zuſtände des Mittelalters baſirtes Treiben nicht den veränderten Verhältniſſen einer anbrechenden Neuzeit gemäß zu geſtalten, mußten eine Herrſchaft nach der andern in andere Hände übergeben ſehen, und ſind unter den Trümmern der frühern Große, von der ſie nur noch den leeren Schein bewahrt hatten, im 16. Jahrhunderte ausgeſtorben. Wie ihre andern Beſitzungen, war auch Cölleda, dieſes 1519, an die von Werthern gekommen, welche von Schloß Beichlingen aus, unter kurſächſiſcher Oberhoheit, die Guts- und Lehnsherrlichkeit über daſſelbe ausübten.

Unter den Fürſten und Dynaſten, den Gliedern des hohen Adels, von deren Geſchlechtern nur wenige noch erhalten ſind, ſaß in faſt allen Dörfern und Städtchen Thüringens ein dichtes Gedränge von Familien kleiner Vaſallen, auf Rittergütern, Siedelhöfen und Kemnaten. Viele ſind im Laufe der Zeiten erloſchen, andere haben ſich in Anſehen und Wohlſtand, zum Theil noch im Beſitz der alten Familiengüter erhalten, theilweiſe weithin über deutſche Lande ſich ausgebreitet, wie denn die Verzweigung dieſes thüringiſchen Adels theils ſüdlich nach Franken, oder weſtlich über Heſſen nach den Rheinlanden, öſtlich ins Meißenſche, die Lauſitzen, Schleſien, nördlich in die Marken und die Länder, die von der Oſtſee beſpült werden, bei einzelnen auch über den Harz nach den Ländern des welfiſchen Hauſes ging. Auch in Cölleda befanden ſich, unter der Lehnsherrlichkeit der erwähnten Beſitzer, wol fünf bis ſechs kleinere adeliche Güter, deren Urſprung jedenfalls in dem Dienſtmannenverhältniß zu den Herren von Cölleda oder zu den Grafen von Beichlingen zu ſuchen iſt. In den verworrenen und gewaltthätigen Zeiten des Mittelalters ergänzte der überzahlreiche thüringiſche Adel, wenn er nicht in den Kämpfen gegen die Ungläubigen oder ſonſt in der Grenzwehr des Reichs eine edlere Bahn fand, ſein Einkommen vielfach durch Wegelagerung auf der Heerſtraße, und noch lange nach Kaiſer Rudolf's bekanntem energiſchen Einſchreiten gegen dieſes Treiben waren die Gewohnheiten des Fauſtrechts und des Stegreiflebens den Nachkommen der alten Raubritter nicht gänzlich entſchwunden. Das 16. Jahrhundert machte ihnen jedoch ein ſchließliches Ende, und auch der thüringiſche Adel mußte ſich in eine neue Ordnung der Dinge bequemen. Das Lebensbild, das ich, ſoweit die unvollſtändigen Quellen reichen, zu zeichnen vorhabe, gehört in das Kleinleben einer ſolchen, auf ein unbedeutendes Gütlein verwieſenen und durch keinerlei äußere Vortheile begünſtigten Familie, in der Zeit, wo der Sieg der neuen Ordnung entſchieden war.

Sie wohnte auf einem freien Siedelhofe in Cölleda, der ſelbſt in Actenſtücken als ein „Gütlein" bezeichnet wird, wenn er auch Rittergutseigenſchaft beſaß, und der aus dem Wohnhaus, einem Garten am Hofe, einem Baumgarten, einer Hofſtätte, einem Fiſchhälter, fünftehalb Hufen Landes und noch einigen Aeckern, Wieſen und vielen Zinſen beſtand und 1682 für die geringe Summe von 2000 meißenſchen Gülden an die von Werthern verkauft wurde. Dieſe hatten ſchon lange danach geangelt. Denn ganz im Gegenſatze zu ihren Vorgängern, den Grafen von Beichlingen, die ſich bei Veräußerung ihrer Beſitzungen die meiſten Vaſallen vorbehielten, lag es in der Politik der Werthern, die Nebengüter zu beſeitigen, und war ihnen, der Neuzeit entſprechend, mehr an Aeckern als an Vaſallen gelegen.

Auf dieſem Gütchen findet ſich ſeit dem Ende des 15. Jahrhunderts eine Familie, die ſich von Beichling nannte, zu den Afterlehnsleuten erſt der Grafen von Beichlingen, dann derer von Werthern, gehörte und wahrſcheinlich von Burgmannen der erſtern ſtammte, die ſich, wie das öfters geſchah, nach der Burg ihrer Herren benannt, auch wol bei der Wahl des Wappens einigermaßen nach deſſen Vorgang gerichtet hatten. Lange Zeit ſaßen ſie von Vater auf Sohn ſo ruhig auf dem Erbgut, daß ſich über jeden nur mit Gellert ſagen ließ: „Er lebte, nahm ein Weib und ſtarb.“ Erſt in der ſechsten Geſchlechtsfolge wird ein Sohn dieſer Familie, Dietrich Wilhelm, in etwas weitere Kreiſe gezogen und legt den erſten Grund zu einem Aufſteigen, das wenigſtens für einen Zweig ſeiner Nachkommen ein ſehr glänzendes, aber auch von düſtern Schatten begleitet werden ſollte. Seine Mutter war infolge ſeiner Geburt geſtorben und er war deshalb bei ihrer Mutter erzogen worden, was denn vielleicht den Anlaß gab, daß er über den Kreis des kleinen Erbguts hinausſtrebte, Univerſitäten beſuchte, in Hofdienſte trat, zuletzt auch Verwaltungsſtellen in dem meißenſchen Gebiete der ſächſiſchen Kurfürſten bekleidete und ſomit auch in dieſen Fuß faßte. Von acht Söhnen und ſieben Töchtern, die er erzeugt hatte, waren ihm ein Sohn und drei Töchter im Tode vorangegangen. Von den überlebenden Söhnen befanden ſich bei ſeinem Tode (1646) der älteſte in Norwegen, der zweite in Baſel, der dritte in Dänemark, der vierte in Schweden, die drei übrigen zu Hauſe, wo auch die Töchter, bis auf die älteſte, die in der Kurfürſtin Frauenzimmer war, bei der Mutter lebten. Aber auch jene überlebenden Söhne ſcheinen, bis auf drei, früh und erblos verſtorben zu ſein oder verſchollen in fremden Landen, und nur von einer Tochter iſt das weitere Schickſal bekannt.

Die Söhne, die zu höherm Alter erhalten wurden, waren: Friedrich, Gottfried Herrmann und Chriſtian Erffo. Von dem Letztern weiß man aber auch nur, daß er in den achtziger Jahren des 17. Jahrhunderts in der Trabantenleibgarde des Kurfürſten von Brandenburg als Wachtmeiſter ſtand. Gottfried Hermann dagegen begründete einen zu Glanz, Macht und Reichthum beſtimmten Zweig der Familie. Ein gründlich gebildeter, wohlbegabter, dabei, wie es ſcheint, kluger und leiſetretender Mann, erwarb er ſich, nach fleißigen Studien und bei achtbarer Geſchäftsgewandtheit, zunächſt eine ehrenvolle, wenn auch nicht glänzende Stellung im Staatsdienſte. Zum Theil ward er auch hierbei durch die Verheirathung mit einem Fräulein aus einem angeſehenen und reichbegüterten meißenſchen Geſchlechte, der Tochter eines einflußreichen höhern Beamten, begünſtigt, und aus dieſer Ehe ward ihm auch ſpäter die Erbſchaft dreier meißenſcher Rittergüter zu Theil. Als darauf ſein älteſter Sohn, Wolfgang Dietrich, ſich mit der Schweſter der allgebietenden Maitreſſe des jungen Kurfürſten Johann Georg IV. vermählte, ward Gottfried Hermann wirklicher Geheimrath, Präſident des Oberconſiſtoriums und Oberhofrichter.

Zwar vertrieb ihn ſehr bald der Tod der Maitreſſe und des Kurfürſten wieder von dieſem Poſten. Aber nach wenigen Jahren hob ihn die Gunſt, in welche derſelbe Sohn bei dem neuen Kurfürſten, dem König Auguſt II. von Polen, kam, zu denſelben und höhern Ehren, wie er denn am 14. Oct. 1701 mit ſeinen Söhnen von Kaiſer Leopold I. in den Reichsgrafenſtand erhoben ward. Sein älteſter Sohn ward oberſter Kanzler und als ſolcher der vertrauteſte Rathgeber des Königs-Kurfürſten, das wahre Factotum deſſelben und namentlich der allumfaſſende Leiter der Geldbeſchaffung. Derſelbe erwarb ſich in kurzer Zeit ein großes Vermögen, brachte eine Standesherrſchaft an ſich, ging mit Ankauf einer Reichsgrafſchaft um und ſchien noch eine unberechenbare Glücksbahn vor ſich zu haben, als es ſeinen Neidern und Mitbewerbern um Gunſt und Einfluß gelang, ihn plötzlicher noch zu ſtürzen, als er geſtiegen war. Der alte Gottfried Hermann ſtarb aus Gram und Schreck über dieſe zweite Kataſtrophe ſeines Glücks (1703). Wolfgang Dietrich und ſein nächſter Bruder, der Oberfalkenmeiſter Graf Gottlob Adolf, mußten faſt ſechs Jahre, den ſchwerſten Anklagen ausgeſetzt und von ihren Gegnern mit leidenſchaftlicher Erbitterung verfolgt, auf dem Königſtein verbringen. Dann wurden ſie wieder, faſt ebenſo ſchnell und unerwartet, wie ſie geſtürzt waren, keiner Schuld überführt, im Gnadenwege der Freiheit und dem Genuſſe ihrer Erbgüter und der ſonſtigen Trümmer ihres geplünderten Vermögens zurückgegeben, und der Großkanzler hat faſt noch zwanzig Jahre, zwar zurückgezogen vom öffentlichen Leben, aber immerhin in Anſehen und durch eine beträchtliche Penſion gefördertem Wohlſtande, nach vielen Seiten hin ein geſchätzter Freund und Rathgeber, gelebt. Sein Mannsſtamm erloſch bald nach ſeinem

Tode. Einer Enkelin ſeines Bruders aber war es beſchieden, in einer viel ſpätern Zeit (1793) den herzoglichen Thron von Würtemberg zu beſteigen, und ihre Töchter haben ſich in die fürſtlichen Häuſer von Oettingen und Hohenlohe vermählt.

Mit dieſem wechſelvoll ſchimmernden Glanze dieſes Zweigs der kleinen Adelsfamilie aus dem Siedelhofe zu Cölleda, einem Glanze, deſſen nähere Beziehungen und Phaſen ich an anderm Orte, im achten Bande meiner „Geheimen Geſchichten", ausführlich geſchildert habe, bilden vom Leben und Schickſale des andern Zweigs, welchen ein Bruder Gottfried Hermann's, Friedrich, ſtiftete, einen eigenthümlichen Gegenſatz. Friedrich von Beichling blieb auf dem kleinen Erbgute zu Cölleda, das er für ſich und ſeine Brüder verwaltete, aus dem er aber nicht einmal die Mittel zu ziehen vermochte, ſich und ſeine Frau und Kinder ausreichend mit Unterhalt zu verſehen. Er ſcheint früh geheirathet zu haben. Aus welcher Familie ſeine Frau ſtammte, habe ich nicht ermitteln können, und es iſt ſelbſt zweifelhaft, ob ſie von Adel geweſen. Doch war ſie mit der adelichen Familie von Meyſenbugk verwandt, ſcheint von dem Generalfeldmarſchall von Eberſtein ausgeſteuert worden zu ſein und zeigt ſich in ihren mir vorliegenden Briefen als eine brave und verſtändige Frau, eine zärtliche Gattin und treue Mutter, die auch von den Verwandten ihres Mannes mit Wohlwollen und Achtung betrachtet ward. War es nun der für das kleine Gut zu reiche Kinderſegen — es ſcheinen aus dieſer Ehe zwei Söhne und fünf Töchter geboren worden zu ſein —, oder ſchlechte Wirthſchaft, oder die Nachwehen des Dreißigjährigen Kriegs, Friedrich befand ſich in ſo bedrängter Lage, daß unter anderm von ihm ein in den demüthigſten Ausdrücken abgefaßtes, von der Frau mitunterſchriebenes Schuldbekenntniß über ihm „zu höchſter Benöthigung auf fleißigſt Bitten“ vorgeſchoſſene — acht Reichsthaler vorliegt. Er verſetzte Schmuckſachen, verpfändete Aecker, ließ die Gebäude verfallen; ſein Bruder in Dresden nahm ſchon bei Friedrich's Lebzeiten einen Sohn, eine verheirathete Schweſter nahm eine Tochter zu ſich, und als er am 26. Sept. 1671 ſtarb, hatte die lange Krankheit die letzten Mittel der Familie aufgezehrt. Der Bruder in Dresden mußte das Geld zu Friedrich's anſtändiger Beerdigung ſchicken, übernahm auch noch den andern Sohn und ſpäter eine Tochter, unterſtützte die Witwe von Zeit zu Zeit und, während er bei Verpachtung des Gutes darauf Rückſicht nahm, daß wenigſtens der Witwe und den kleinen Kindern, die bei ihr blieben, Unterkommen und Unterhalt geſichert wurden, erkannten doch beide, daß eine Veräußerung des Gutes der einzige Ausweg bliebe, der jedoch erſt 1682 ins Werk trat, wo die Witwe ſchon geſtorben geweſen zu ſein ſcheint.

Sie hatte noch den Kummer erlebt, einen Sohn, Hans Dietrich, in Dresden zu verlieren. Von drei Töchtern findet ſich gar keine weitere Kunde. Der andere Sohn, Friedrich Wilhelm, der zuerſt zu dem Oheim nach Dresden gekommen war, ſtudirte auf Koſten des Letztern, zum Theil gleichzeitig mit dem nachherigen Großkanzler, in Wittenberg und Frankfurt a. d. O., hat noch 1714 gelebt, hatte geheirathet und zwei Söhne erzeugt, war aber außer Stande ſelbſt für dieſe zu ſorgen, ſodaß er ſie ſeinem Vetter und einſtigen Jugendgeſpielen und Studiengenoſſen, dem Großkanzler, überwies, an deſſen Glück und Glanz er ſonſt keinerlei Theil gehabt zu haben ſcheint. Es fällt auch dieſer Vorgang in die Zeit nach dem Sturze und der Rehabilitirung des Großkanzlers.

Die beiden jungen Leute lebten erſt bei dem Großkanzler auf deſſen Gute und wurden dann nach Dresden ins Militär gebracht. Mit dem Lieutenant von Beichling, der am 14. Dec. 1732 im Duell erſtochen ward, ſcheint der Mannsſtamm dieſes Zweigs der Familie ausgeſtorben zu ſein. Eine Tochter jenes Friedrich begegnet uns 1714 als Gattin eines Rittmeiſters Bühler. Eine andere, Sophie Juliane, iſt das arme Fräulein, deſſen Briefe uns zu dieſem Aufſatze veranlaßt haben.

Sophie Juliane war jedenfalls die älteſte Tochter ihrer Aeltern, wahrſcheinlich um 1650 geboren, und war ſchon jahrelang vor dem Tode ihres Vaters zu einer Tante, Martha Sophie, gekommen, die die dritte Gemahlin des kurſächſiſchen Oberlandfiſchmeiſters und Amtshauptmanns Wolf von Lindenau auf Machern und Zeititz bei Leipzig war. Auch von dieſer Tante ſind einige Briefe erhalten, und darunter der, worin ſie den Ihrigen die Ankunft eines Freiers meldet, was denn doch in der Geſchichte des weiblichen Herzens ein bedeutſames Ereigniß iſt. In dem aus Leipzig vom 14. Juli 1666 erlaſſenen Schreiben an ihren Bruder Gottfried Hermann platzt ſie jedoch keineswegs ſogleich mit der großen Neuigkeit heraus, geht vielmehr von den Eingangsformeln und üblichen Wünſchen erſt zu einem „böſen Halſe“ über, wegen deſſen „der Balbier“ alle Tage dreimal zu ihr gehe und an dem jetzt viele Leute litten, und fährt dann fort: „Sonſten berichte ich dich, lieber Bruder, daß ich vor vierzehn Tagen unvermuthet einen Gaſt bekommen, indem der von Lindenau von Machern ſich bei mir hat angeben, worüber ich denn ſehr erſchrak, indem ich ſein Tage nicht mehr als bei euch einmal mit ihm geredet habe. Als er nun ſein Wort vorbrachte, ſo war das ſeine Meinung, daß er eine Heirath bei mir ſuchen wollte; es wollte mir aber nicht in Kopf und hielt es nur für einen Scherz; allein er gab ſich heute wieder an und hielt ſehr inſtändiglich an, ob er nicht Gewißheit bekommen könnte. Ich ſagte aber zu ihm, ich konnte ihm auf ſeine Reden nicht antworten, indem es nicht allein bei mir ſtände, ſondern ich erſt die Meinigen darüber zu Rathe ziehen müßte. So hat er wieder gedacht, er begehrete es auch nicht anders, als wenn es mit euerm Willen geſchähe; unterdeſſen ſollte ich ihm nur ſagen, daß, wenn ihr es zufrieden wäret, ob ich meinen Willen nicht auch dareingeben wollte. Solches habe ich ihm auch nicht wohl zuſagen können, indem ich nicht weiß, wie es mit ſeinen Sachen ſtehet, ob ſie auch bald zu Richtigkeit ſein." Man ſieht, die gute Martha Sophie hatte etwas von dem ruhigen und vorſichtigen Temperament ihres Bruders und griff keineswegs vorſchnell zu. Am Herzen lag ihr die Sache aber doch. Nachdem ſie die Entſcheidung in die Hände dieſes Bruders und der Seinigen gelegt und erklärt hatte, daß ſie alles befolgen wolle, was ſie ihr rathen würden, geht ſie zwar zu einer ganz andern, gleichgültigen Sache über, ſchiebt aber in deren Beſprechung doch wieder ein: „Ich bitte, wegen der bewußten Perſon ſein bald Antwort mitzutheilen." Die Antwort muß günſtig ausgefallen ſein; denn ſie reichte noch in demſelben Jahre, am 2. Sept. 1666, dem Herrn von Lindenau ihre Hand. Er war damals, wenn auch erſt 32 Jahre alt, doch ſchon von zwei Frauen Witwer und hatte auch ſonſt ſeine Schickſale gehabt. Er hatte als vierjähriges Kind Vater und Mutter an der Peſt verloren (1638) und ſoll gänzlich verlaſſen umhergeirrt ſein, bis ein Vetter ſeines Vaters und dann ein Schwager ſeiner Mutter ſich ſeiner annahmen. Faſt noch der einzige Sprößling einer kurz vorher ſehr zahlreichen und reichbegüterten Familie, erbte er 1665, nach Ausſterben der älteſten Linie der Lindenau, die Güter Machern und Zeititz, wozu er ſpäter noch Gotta, Loſſa und Eulenfeld kaufte, verwaltete die erwähnten Aemter und hinterließ aus fünf Ehen eine zahlreiche Nachkommenſchaft, von der jedoch nur die aus der fünften Ehe Beſtand hatte. Seine erſte, ſchon 1655 heimgeführte Gattin hatte er ſchon nach fünf Monaten verloren. In der zweiten, am 9. Jan. 1657 geſchloſſenen Ehe wurden ihm acht Kinder geboren, von denen jedoch nur ein Sohn und eine Tochter zu reifern Jahren aufwuchſen. Die Mutter dieſer Kinder ſtarb 1666 und noch in demſelben Jahre führte er, wie gedacht, die Martha Sophie von Beichling zum Altare. Sie gebar ihm zwei Söhne und eine Tochter. Aber die Söhne ſtarben im Kindesalter und 1677 verſchied auch die Mutter, von der wir unter anderm einen rührenden Brief beſitzen, den ſie über den Tod des einen Sohnes an ihre Schwägerin, die gebeugte Witwe in Cölleda, geſchrieben, die in derſelben Woche auch einen Sohn verloren hatte. Der dreifache Witwer ſchritt ſchon am 29. Mai 1678 zu einer vierten Ehe, und als auch dieſe 1686 durch den Tod unterbrochen worden, am 23. Oct. 1687 zu einer fünften, bevor er am 3. Juli 1710 ſein Leben beſchloß. Die fünfte Gattin, deren Nachkommenſchaft noch jetzt blüht, überlebte ihn.

So waren die Verhältniſſe des Hauſes, in welchem unſere Sophie Juliane, in einem ziemlich zahlreichen, wenn auch öfters durch Todesfälle gelichteten Kinderkreiſe, wol die glücklichſten, leider nur zu kurzen Jahre ihres freudenloſen Lebens verbracht hat. Es liegen mir einige kindliche Briefe von ihr an die Aeltern und an eine Schweſter vor, welche Zufriedenheit mit ihrer Lage, bei fortdauernder Sehnſucht nach Aeltern und Geſchwiſtern, und herzliche Wünſche für deren Wohlſein ausdrücken. Zwei ſind noch vor der Erkrankung des Vaters geſchrieben, und in dem erſten derſelben wird ihres Bruders Friedrich Wilhelm gedacht, der bei ſeiner Ueberſiedelung nach Dresden einige Zeit bei der Tante in Machern verbrachte. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß ſie ihn damals zum letzten mal geſehen hat, während ſie viele Jahre nachher noch einen rührenden Beweis gab, wie treu und liebevoll ſie das Gedächtniß dieſes Bruders in ihrem Herzen bewahrt hatte. Bei ihrer Tante, oder, wie ſie ſie nennt, ihrer „geliebten Frau Muhme“, ſcheint ſie, unter guter, kerndeutſcher Zucht, in treuer Pflege geweſen zu ſein. In jenem erſten Briefchen, das von ihr erhalten iſt, ſchreibt ſie unter anderm: ſie habe „immer ein bischen zu thun, heuer Flachs zu ſpinnen, Spitzen zu klöppeln, Kreuznaht zu nähen“, bittet aber zugleich, im Auftrag „des Herrn Vetters und der Frau Muhme“, doch ja auf die Neujahrswoche die Schweſter hereinzuſchicken, ſie ſolle ſchon ſo aufgenommen werden, als wenn ſie die Frau Mutter ſelbſt aufnähme. Da dieſer Brief nicht wol ſpäter als 1669 oder 1670 zu ſetzen iſt, ſo kann ſie damals nur etwa neun oder zehn Jahre alt geweſen ſein, denn 1674 ſchreibt ſie unter anderm: „Ich bitte die Frau Mutter, ſie wolle mich doch berichten, wie alt ich bin, ich bilde mir ein, ich bin etwan 14 Jahre alt; die Urſache iſt, daß ich es gerne wiſſen will, weil ich will zu dem heiligen Abendmahl gehen.“ Als ſie aus dem älterlichen Hauſe fortgekommen, muß ſie noch ſehr jung und müſſen ihre Geſchwiſter noch ſehr klein geweſen ſein, wie denn die jüngſte Schweſter gewiß, die vorletzte wahrſcheinlich damals noch nicht geboren geweſen iſt. Sie ſchreibt, indem ſie die Mutter bittet, womöglich zur Oſterwoche hereinzukommen, d. h. nach Leipzig und Machern, und die Schweſtern mitzubringen: „Ich weiß nicht, ob ich eine Schweſter habe, oder nicht", womit ſie nur gemeint hat, daß ſie nicht mit denſelben lebt und ſie kaum kennt, indem ſie gleich hinzuſetzt: „Ich ſchicke der großen Schweſter ein paar Ellen Spitzen mit, ſie mag mit mir vorliebnehmen, ich will ihr ein andermal was Beſſeres mitſchicken." Es liegt auch ein hübſches Briefchen an dieſe „große Schweſter" vor, die unſerer Sophie Juliane im Alter zunächſt folgen mochte. Ein Brief, den die Letztere am 11. Sept. 1671 an ihren armen Vater ſchrieb, bezeugt ihm ihr Beileid zu ſeinem langen Siechthum und drückt ihre kindlichen Wünſche und Gebete für ſeine Wiedergeneſung aus, was ihm denn eine der letzten Freuden auf dem Sterbelager geweſen ſein mag, auf dem er nur zwei Wochen ſpäter verſcheiden ſollte. In einem andern Briefchen, bei deſſen Abfaſſung ihr Vater noch geſund war, berichtet ſie, daß es ihr zu Machern in allem noch wohlgehe; die Frau Muhme vermahne ſie zu allem Guten; ſie hoffe aber, daß dieſelbe keine Klage über ſie wiſſen werde. Doch ſpricht ſie große Sehnſucht nach den Ihrigen aus, an die ſie wol manchen Tag hundertmal gedenke. Im Jahre 1673 ſah ſie auch ihren Bruder Hans Dietrich, bei ſeinem Ueberzug nach Dresden, wo er bald darauf ſterben ſollte, in Machern. Die wenigen Briefe, die ſie weiter noch bei Lebzeiten ihrer Muhme aus Machern geſchrieben, bezeugen Zufriedenheit, Frohſinn und Lebensmuth.

Doch auch dieſe guten Tage gingen vorüber. Die Frau von Lindenau ſtarb 1677 und der betrübte Witwer verſchritt ſchon das nächſte Jahr zu einer vierten Ehe. Sophie Juliane tritt uns zuerſt wieder in einem Briefe entgegen, den ſie im Spätjahr 1684 an ihren Oheim, den Hofrath Gottfried Hermann von Beichling in Dresden, geſchrieben. Es ergibt ſich daraus, daß ſie zeither und ſeit ihrem Abzug aus Machern bei Verwandten ihrer bereits verſtorbenen Mutter gelebt hatte und ſcheint dies namentlich ein Stallmeiſter Heinrich Leo von Meyſenbugk geweſen zu ſein. Von dem Verhältniß bei dieſen mütterlichen Verwandten ſagt ſie: „Und iſt es mehr als allzu wahr, daß leider meiner Mutter Freunde nicht viel bei mir gethan haben, als daß ich ihnen die Arbeit getreulich ausgerichtet habe, und ſie mir zwar nichts Böſes gelernet; was ſonſt anlanget, ſo bin ich nicht reicher davon geworden.“

Indeß war der mütterliche Vetter doch befliſſen, ſie anderweit zu verſorgen, und verſchaffte ihr eine Stelle bei einer Gräfin von Waldeck, einen Poſten, um den ſich mehr denn hundert beworben haben ſollten. Nun geht aber die Noth erſt an, da es ſich um die Ausſtattung zu dem Leben an einem Hofe handelt, von dem ſie ſchreibt: „An keinem fürſtlichen Hofe kann ſo ein Staat geführt werden, als da geführt wird.“ Sie iſt durchaus nicht dazu eingerichtet, und da es mit dem Antritt ſchnell gegangen zu ſein ſcheint, ſo bleibt ihr nichts übrig, als die zwei Kleider, die ſie unumgänglich braucht, ſchuldig zu bleiben. Von dem mütterlichen Vetter kann ſie nichts mehr bekommen oder will ſich doch nicht an ihn wenden, da er „des Bauens viel hat und auch ſeinen älteſten Sohn nach Strasburg bringt“. Da ſoll nun wieder der gute Oheim in Dresden, der ſchon ihren Bruder und eine ihrer Schweſtern bei ſich hat, helfen, und es ergehen mehrere flehentliche Schreiben an ihn, meiſt aus Heldburg, wo die Gräfin bei Herzog Ernſt von Sachſen-Hildburghauſen zu Beſuch war, dann von Hildburghauſen datirt. Die erſten Briefe werden durch einen Herrn, der in Dresden zu thun hat, der „Frau Liebſten" des Hofraths übergeben, die auch verſpricht, ſie ihrem dienſtlich verſchickten Ehemann nach deſſen Rückkehr ſofort einhändigen zu wollen; aber es kommt keine Antwort und wiederholte nachträgliche Klagepiſteln werden immer dringender, denn es haben neue Schulden gemacht werden müſſen; ſie hat ſchon für mehr als 100 Thlr. „ausnehmen" müſſen und iſt einer Jungfer 80 Thlr. ſchuldig; da in Heldburg viel fürſtliche Perſonen ſeien, ſo wolle die Gräfin nicht haben, daß ſie „ſchlimmer ſein ſolle, wie die andern, damit ſie keine Schande davon hätte"; wenn der Herr Vetter nicht helfe, ſo müſſe ſie dieſen Platz gewiß „mit Schimpf quittiren". So geht es den September hindurch. Endlich am 12. Nov. erhält ſie ein Brieſchen von dem Herrn Vetter, der ihre Schreiben nicht zu rechter Zeit bekommen haben will. Er ſchickt aber kein Geld, vielmehr erſieht ſie aus ſeinem Schreiben, „daß er faſt will ungehalten werden, daß die Kinder ſeines Bruders ihm ſo viel zu thun machen". Indeß ſcheint es doch, nach dem ganzen Tone ihrer Antwort, daß er ihr nicht alle Hoffnung abgeſchnitten, und ſie erneuert vertrauensvoll ihre Vorſtellungen. Sie hatte die Briefe ihres Oheims ihrer „gnädigen Frau" zeigen müſſen, und dieſe hatte ſie angewieſen, den „Herrn Vetter zu bitten, daß er die Barmherzigkeit thäte und ihr 100 Thlr. ſchickte, man müßte dann ſehen, wie man es mit dem Uebrigen machte". Sie ſei ja eine arme verlaſſene Waiſe, die keinen Menſchen mehr in der Welt hätte. Am 16. Dec. 1684 kann ſie denn auch einen Dankſagungsbrief und eine Verſchreibung über 100 Thlr. ſchicken, die er ihr vorſtrecken will und die ſie erſtatten ſoll, ſobald ſie damit wieder „aufkommen“ kann, was bekanntlich in ſolchen Fällen eine leere Formel zu ſein pflegt, wie er denn auch hinzugeſetzt hatte: wenn ſie ſich bei ihrer Gräfin gut hielte, ſo wolle er ſie nicht drängen. Noch hatte er die Vermahnung beigefügt, daß ſie die Zahlung des Geldes nicht anders aufnehmen ſolle, als für eine „Gutthätigkeit“, worauf ſie „mit Gott bezeuget“, daß ſie ihr Lebtag keine andern Gedanken gehabt, da ſie wol wiſſe, daß ihr „niemand nichts ſchuldig“ ſei. Im Januar 1685 bekommt ſie das Geld, hat aber im nächſten Frühjahr ſchon wieder eine wenn auch kleinere Geldbitte an den Herrn Vetter, die auch nochmals Erhörung findet. Das hierbei erlaſſene Dankſagungsſchreiben vom 18. Mai 1685 iſt aus Machern datirt, auf welcher Stätte ihrer frohen Kinderjahre ſie wol zum letzten mal verweilte. Wahrſcheinlich hat zu ihrem damaligen Beſuche bei dem Herrn von Lindenau die in jenem Jahre erfolgte Hochzeit ſeines älteſten Sohnes aus zweiter Ehe, Sigmund, Veranlaſſung gegeben, eine Hochzeit, deren frohe Erwartungen auch nicht in Erfüllung gehen ſollten, da die damalige Braut ſchon im nächſten Jahre im Kindbett ſtarb und Sigmund von Lindenau auch ſchon 1689 erblos verſchied. Bei jener Hochzeit wird unſere Sophie Juliane wol auch, außer der Tochter ihrer verſtorbenen Muhme, Sophie Hedwig, ihre andere Jugendgeſpielin wiedergeſehen haben, Sigmund's Schweſter Sabine, die ihr wol im Alter am nächſten ſtand und ſeit 1682 mit Anshelm Heinrich von Ziegler und Klipphauſen, dem bekannten Verfaſſer der „Aſiatiſchen Baniſe“, verheirathet war.

Das erwähnte Dankſagungsſchreiben iſt mir denn doch für die Perſonen und für die Zeit ſo bezeichnend erſchienen, daß ich mich nicht enthalten kann, es, mit geringer Nachbeſſerung der Rechtſchreibung, ausführlich mitzutheilen. Es lautet:

„Hochedelgeborner Herr,
inſonders hochgeehrter Herr Vetter.

Deſſelben an mich abgelaſſene höchſt geehrte Beantwortungszeilen habe ich zu recht erhalten und mit allem erſinnlichen kindlichen Reſpect verleſen. Soviel nun den Inhalt betrifft, ſo ſage ich für die darinnen enthaltene treuvetterliche Vermahnung gehorſamen Dank, und gleichwie ich der Hoffnung lebe, mich in der Zeit alſo verhalten und bezeiget zu haben, daß weder dem Herrn Vetter noch ganzer Familie einiger Schimpf oder Schande durch mich zugezogen worden, alſo verſpreche ich, mein Leben gegen Gott, meine vorgeſetzte Herrſchaft, den Herrn Vetter und ganze Familie dergeſtalt zu führen, daß ich bei allen in Gnaden bleiben, und niemand über mich zu klagen Urſach haben möge, und ob ich zwar wol, des Herrn Vetters Zuſchreiben nach, als ſollte ich das mir zugeſendete Geld übel angewendet haben, bei dem Herrn Vetter ziemlich angegoſſen worden ſein mag, ſo haben Sie mir doch zu viel und unrecht hierin gethan, indem ich keinen Heller ohne meiner gnädigen Frauen Vorwiſſen ausgegeben, ſondern iſt meiſtens auf ihren Befehl geſchehen, und werden diejenigen, welche meine für das Geld mir angeſchaffte Sachen geſehen, bekennen müſſen, daß ich verhoffentlich keinen Heller werde unnöthig ausgegeben haben. Ich muß zwar wol geſtehen, daß der Herr Vetter uns nichts ſchuldig, noch wir ihm etwas mit Rechte abzufordern befugt ſeien und ſein können, ſondern alles, was er mir und meinem Geſchwiſter, als armen, verlaſſenen Waiſen, zugute thut, aus lauter hoher Milde und Gnade geſchieht, wodurch er ein überaus großes Werk chriſtlicher Liebe thut, ſo der fromme Gott ſowol hier zeitlich mit leiblichem Segen und Glückſeligkeiten, als auch dermaleinſt dort ewig reichlich belohnen wird. Ich hätte mich auch nicht unterſtanden, den Herrn Vetter noch fernerweit um etwas anzuſprechen, wenn mich nicht das unentbehrliche Bedürfniß eines Rockes dazu verurſachet hätte. Weil ich anfänglich nichts mit an Hof gebracht, ſo will mir ſolches ſchwer fallen, hoffe, durch Wohlverhalten und einen tugendhaften und von allen Laſtern befreieten Wandel mich alſo zu verhalten, daß ich Gottes, meiner gnädigen Herrſchaft und aller Menſchen Gnade erhalte und mich hinfüro ſelbſt verſorgen könne, werde auch in Zukunft den Herrn Vetter mit dergleichen Anſinnen nicht beſchweren, wollte auch wünſchen, daß ich einige Gelegenheit fände, meine Schweſter ehrlich unterzubringen und alſo dem Herrn Vetter dieſe beſchwerliche Laſt benehmen könnte, würde an mir nichts ermangeln laſſen, und auf alle Weiſe und Wege bedacht ſein, daß ſeinem Verlangen eine Genüge geſchähe. Inmittelſt ſage ich kindlichen gehorſamen Dank für die überſchickten 20 Gülden und dadurch abermals erwieſene hohe vetterliche Gnade. Der ſegensreiche Gott wolle es ihm tauſendfältig anderer Orten wieder erſetzen, was er an mir und meinen Geſchwiſtern für Barmherzigkeit erweiſet, werde auch Gott in meinem täglichen Gebet hierum inbrünſtiglich anzuſuchen unvergeſſen ſein, und weil ich dieſen Freitag wieder von hier nach meiner gnädigen Herrſchaft reiſen werde, als will dem Herrn Vetter hiermit göttlicher Obhut zu beſtändigem hohen Wohlergehen, mich aber ſeiner unſchätzbaren vetterlichen Gnade und Gewogenheit, nebſt gehorſamſten Grüßen an ſeine Liebſte und ſämmtliche hochwertheſte Familie, hiermit empfehlen, verharrende

Machern, den 18. Mai 1685.

Meines hochgeehrten Herrn Vetters
ergebenſte Dienerin
Juliane Sophie von Beichling."

Noch bemerke ich, daß ſie in einem frühern Briefe an denſelben Oheim, in einem Poſtſcript, welche merkwürdigerweiſe in den Briefen der Damen jener Zeit ſeltener geweſen zu ſein ſcheinen als heutzutage, ausnahmsweiſe aber bei jenem Briefe doppelt vorkommen, bittet, da möglich ihr doch ihres Vaters Wappen zu ſchicken oder die Farben anzugeben, was ihr eine große Freude ſein würde.

Sie ſcheint Wort gehalten und den Herrn Vetter mit Geldanliegen nicht weiter behelligt zu haben, und es finden ſich überhaupt keine Briefe von ihr weiter vor. Wol aber erſcheint ſie, lange nach des Herrn Vetters Tode, in ganz anderer Weiſe in einer Correſpondenz ſeines Sohnes, des Großkanzlers, wieder. Dieſer war zur Zeit jenes letzten macherſchen Beſuchs Student geweſen und hatte ſeitdem ſein vielbewegtes und wechſelvolles Leben auf- und abgeführt. Es ergibt ſich, daß ihre Stellung bei der Gräfin Waldeck bereits zu Anfang der neunziger Jahre aufgehört, und daß ſie ſeitdem über zwanzig Jahre in dem Hauſe eines Oberſtlieutenants C. G. v. Meyſenbugk zu Friedlingen im Heſſiſchen gelebt hatte und 1714 daſelbſt verſtorben war. Hier hatten ſich ihre Vermögensumſtände doch ſo verbeſſert, daß ſie in einem vor den dortigen Gerichten deponirten letzten Willen ein Legat von 1000 Thlr. ausſetzen konnte, welches ſie den Söhnen ihres Bruders Friedrich Wilhelm, falls dieſelben noch am Leben wären, ſich „wohl und honnet" aufführten und ſich betreffenden Orts anmelden würden, beſtimmte. So hatte dieſes arme, einſame weibliche Weſen, das den größten Theil ſeines Lebens unter fremden Menſchen, fern von der Heimat und der Familie, in deren Mitte es aufgewachſen war, verbracht hatte, in ſeinen letzten Tagen doch noch vor allem der Kinder jenes Bruders gedacht, den es ſeit mehr als vierzig Jahren, ſeit der Zeit, wo er als Knabe, auf ſeinem Ueberzuge nach Dresden, in Machern war, nicht wiedergeſehen und von dem es auch ſonſt ſichtbar nur ſpärliche Kunde erhalten hatte!

Der Großkanzler erfuhr erſt 1716 durch ihre Schweſter, die Frau des Rittmeiſters Bühler, von der Sache und wendete ſich nun im Intereſſe der beiden Legatarien in einem mit der inſinuirenden Feinheit und juriſtiſchen Umſicht, welche alle ſeine Schreiben bezeichnen, gefaßten Briefe, worin übrigens ſeines perſönlichen Verhältniſſes zu der Verſtorbenen und ihren Neffen kaum mit einem Worte gedacht war, an den Oberſtlieutenant von Meyſenbugk. Er erwähnt darin, wie er vernommen, daß der „hochgeehrteſte Herr Oberſtlieutenant ſich bereits Mühe und Sorgfalt gegeben, dieſen armen Kindern zu ihrem Rechte zu verhelfen, wie ihm ſolches gedachte Frau Rittmeiſterin nicht genug beloben können", und erſuchte denſelben „dienſtfreundlichſt", er wolle „ſeinen ſchon bezeigten Eifer und Faveur gegen dieſe zwei Gebrüder gütigſt continuiren". Hätten ſie auch das Legat jetzt noch nicht zu ihrer Equipirung unmittelbar nöthig, ſo würden ihnen doch die Intereſſen „bei ihrem ſchlechten Zuſtande zu einem großen Soulagement dienen". Schließlich bittet er um eine Abſchrift des Teſtaments. Der von der Erblaſſerin geſtellten Bedingung in Betreff der

Aufführung der Legatarien gedenkt er nicht, hat ſie aber ſichtlich gekannt, indem er ihr ſowol durch das Hervorheben ihres tadelloſen Betragens entgegenkommt, als auch in einer Nachſchrift bemerkt: wenn es gewünſcht würde, ſollten ſich dieſelben dem Hofrath von Meyſenbugk (in Dresden) vorſtellen, dem es ein Leichtes ſein werde, ſich bei ihren Vorgeſetzten nach ihrem Verhalten zu erkundigen. Im übrigen verſicherte er in Betreff der beiden jungen Leute: ſie hätten, „außer des ehrlichen Namens von ihren Aeltern, ſich faſt nicht des Geringſten zu erfreuen, wodurch ſie ſich ihrer Begierde nach honnetement pouſſiren könnten", führten ſich aber ſo auf, daß ſie „ihrer Officiers und Exercitienmeiſter Approbation, nicht ſonder ſein eigenes Vergnügen, jederzeit gehabt hätten, ſodaß ihnen bis dato nichts mehr zu manquiren geſchienen habe, als ein Fond, woher ſie ſich bei einmal erfolgendem employ equipiren und ſozuſagen in die Welt gehen könnten".

Es war dem Großkanzler in jener Zeit ſeines Lebens beſchieden, ſich in mancherlei Angelegenheiten dieſer und ähnlicher Art fruchtloſe Mühe zu geben, und ich fürchte ſchon, daß auch diesmal nicht ſo viel herausgekommen iſt, wie ich der wohlwollenden Abſicht der guten Sophie Juliane und der Bedürftigkeit ihrer Neffen halber wünſchen möchte. Das vom 14. Nov. 1716 datirte Antwortſchreiben des Oberſtlieutenants war nicht ſehr tröſtlich. Es leuchtet daraus nicht undeutlich hervor, wie der Oberſtlieutenant nicht eben erbaut davon geweſen iſt, daß die Verſtorbene ihre ihr völlig fremd gewordenen Verwandten in Sachſen bedacht und damit dieſes Geld denen entzogen hatte, deren Gaſtlichkeit ſie ſo viele Jahre genoſſen. Da gibt er denn den Beichlings zuvörderſt einige Pillen zu verſchlucken. Er würde, ſchreibt er, die Sache den Legatarien ſofort mitgetheilt haben, das ſei ihm aber nicht möglich geweſen, da nicht blos ihm deren Aufenthalt unbekannt geweſen ſei, ſondern auch das ſelige Fräulein nicht einmal gewußt habe, „ob noch jemand von ihren Freunden bei Leben ſei oder nicht, wie denn bei ihren Lebzeiten im geringſten niemand ihrer Verwandten ſich ihrer angenommen, viel weniger an ſie geſchrieben worden, ſo ſie gar manchmal erwähnet und geklaget“. Er habe ſich ihrer Perſon gerne angenommen und dieſelbe über etliche zwanzig Jahre mit nicht geringen Koſten bei ſich in ſeinem Hauſe gehalten, wodurch ſie denn dieſes Kapital zum Theil erſpart habe. Nach dieſer anzüglichen Einleitung berichtete er nun weiter, daß über das Kapital, wie die Erblaſſerin nicht gewußt habe, erſt noch zu proceſſiren ſei. Er könne keine Copie des Teſtaments ſchicken, da er das Original vorlängſt an das Judicium, wo die Sache anhängig ſei, habe einſenden müſſen, wie er denn bereits zwei ganzer Jahre mit großer Mühe und mit Verdruß und Beſchwerde in der Sache habe ſtreiten und beträchtliche Koſten aufwenden und aus eigenen Mitteln vorſchießen müſſen. In der Güte ſei nicht das Geringſte zu erhalten, auch noch bis dato zu keinem Urtheil zu gelangen geweſen. Sobald er aber etwas bekomme, werde er nicht ermangeln, Sr. Hochwohlgeboren von allem Nachricht zu geben, weshalb er um Angabe von „Dero Charge und Titul“ bitte.

Es findet ſich nichts weiter über dieſe Sache. Von den beiden jungen Leuten ſtand der eine noch 1721 als Sergeant bei der Compagnie eines Hauptmanns Pflugk in Dresden, dem er von dem Großkanzler empfohlen ward und der ihm ein gutes Zeugniß gab. Dann verliert ſich jede Spur, bis zu dem erwähnten Duell des

Lieutenants von Beichling, am 14. Dec. 1732, das einen ſo traurigen Ausgang nahm. Der damalige Sieger, ein Küraſſierlieutenant von Große, wurde, wenig über ein Jahr nachher (17. April 1734), in Polen mit einem ganzen Detachement von den polniſchen Malcontenten überfallen und niedergehauen.

IX. Reiſebriefe eines Hofmeiſters.

(1671 – 73.)

In einem Familienarchiv hat ſich ein Convolut alter Briefe erhalten, welche der Reiſebegleiter und wahrſcheinliche Führer eines jungen ſächſiſchen Edelmanns an eine Dame geſchrieben, in der wir eine ältere Schweſter des letztern vermuthen. Sie reichen vom 18. Oct. 1671 bis zum 27. März 1673, und dann kommt noch ein Schreiben vom 20. Mai 1673 hinzu, das an den Gemahl der inzwiſchen verſtorbenen Dame gerichtet iſt. Zum großen Theil ſind ſie mit Hofmeiſterleiden, Geldangelegenheiten, Familienbeziehungen und ſonſtigen nur die Betheiligten intereſſirenden Angelegenheiten beſchäftigt, enthalten jedoch auch manche kleine Züge zur Bezeichnung der Zeit, die wir herausheben wollen, nachdem wir vorher über die betreffenden Perſonen beigebracht haben, was wir etwa ermitteln oder vermuthen können.

Ueber den Briefſteller ſelbſt finden wir nichts Näheres, als daß er ſich A. Leo unterzeichnet und mit einem Siegelring ſiegelt, deſſen Wappen im Schild und Helm einen Löwen zeigt. Nicht einmal, ob er in aller Form der Hofmeiſter des ihm anvertrauten jungen Mannes geweſen oder welchem Lebensberuf er ſich beſtimmt habe, läßt ſich aus den Briefen mit Sicherheit abnehmen

Zuweilen will es uns eher ſcheinen, als wäre ſeine Stellung eine ſelbſtändigere. Er ſcheint einiges eigene Vermögen gehabt zu haben, für welches die Dame, an die er ſchrieb, auch mit Sorge trug, ſpricht von dem jungen Herrn, mit dem er reiſte, ſtets als von ſeinem Reiſekameraden, und zeigt ſich in den Briefen zwar ſehr artig und ehrerbietig gegen die Dame, aber nicht in der Sprache ſubmiſſeſter Devotion, ſondern mit einer gewiſſen weltmänniſchen Sicherheit und Unbefangenheit. Indeſſen iſt er jedenfalls auf Koſten des jungen Herrn gereiſt und hat Hofmeiſterſtelle bei demſelben vertreten, wie ſie denn auch einen förmlichen Contract hatten, der auf gegenſeitige vierteljährliche Aufkündigung geſtellt war. In die Verhältniſſe der Familie, der er dieſen Dienſt leiſtete, zeigt er ſich tief eingeweiht, und da in derſelben geſchiedene Intereſſen beſtanden, ſo nimmt er entſchieden für die Dame und deren präſumtiven Bruder Partei. Von einem theologiſchen Candidaten ſpürt man nichts an ihm, und einmal ſpricht er davon, mit ſeinem „Kameraden“ zur franzöſiſchen Armee gehen zu wollen. Ein andermal wünſcht er, daß der junge Herr, der gern noch lange reiſen, aber des Hofmeiſters lieber ledig ſein möchte, ihn zur einſtweiligen Verwaltung ſeiner Güter heimſchicke. Dann könne er vielleicht eine Verſorgung bei der Kammer erlangen.

Der junge Mann, mit dem er reiſte, war ein Herr von Lüttichau und aller Wahrſcheinlichkeit nach der einzige hinterlaſſene Sohn Wolfgang Sigfried von Lüttichau's auf Zſchorna, Baſelitz, Dalwitz bei Großenhain. Wolfgang Sigfried war am 13. Juni 1610 geboren, der Sohn Auguſt von Lüttichau's auf Falkenhain und Zſchorna († 1631), mit der ſich die falkenhainer Linie von denen zu Kmehlen und Ullersdorf abzweigte, und der Perpetua von Hurſchedel aus Borna. Er wurde kurſächſiſcher Kammerpräſident, dann Geheimrath, Kanzler und Oberſteuerdirector und iſt am 7. Jan. 1671 geſtorben. Aus ſeiner am 16. Aug. 1635 geſchloſſenen Ehe mit Martha, einer Tochter Abraham Bock's von Pillach auf Großprieſen und Margaretha von Weißenbach und Wolfersdorf, laſſen die Genealogen, neben zwei Töchtern, drei oder vier Söhne geboren werden, die ſie aber zum Theil verſchieden benennen und von denen ſie verſichern, daß ſie alle in der Jugend verſtorben ſeien. Gewiß iſt allerdings, daß die Güter auf eine Tochter und deren Erben übergingen. Aus unſern Briefen ſcheint aber mit ziemlicher Evidenz hervorzugehen, daß wenigſtens einer ſeiner Söhne — wahrſcheinlich Sigfried Innocenz oder Wolfgang Gottlieb — den Vater überlebt hat und bei deſſen Tode die Jahre der Cavalierstour erreicht hatte. Er mag aber auf oder bald nach dieſer Reiſe geſtorben ſein, da wir die Güter bald darauf in den Händen der Familie ſeiner älteſten Schweſter finden. Es war dies das älteſte Kind ſeiner Aeltern, Perpetua Margaretha von Lüttichau, die ſich am 24. April 1664 an den damaligen Hofrath Gottfried Hermann von Beichling, den Vater des nachherigen Obriſten Kanzlers unter König Auguſt II., vermählt hatte und am 21. April 1680 verſtorben iſt. Ihre jüngere Schweſter, Martha Eliſabeth, geb. 30. Juli 1640, mit dem kurſächſiſchen Kammerdirector, Kammerherrn und Oberſteuereinnehmer Hans Georg von Schleinitz auf Graupzig, Bädelitz, Seerhauſen, Jeſchau, Neudeck verehelicht, war die Dame, an welche jene Briefe gerichtet ſind, iſt aber während der Reiſe, auf die ſie Bezug haben, am 17. April 1673 verſtorben. Es ſcheint nun, daß ſie im nähern Vertrauen zu ihrem Bruder ſtand, während ſeiner Abweſenheit für ſeine Intereſſen Sorge trug, ihm die nöthigen Gelder ſendete u. ſ. w., wogegen er geneigt geweſen zu ſein ſcheint, für den Fall ſeines Ablebens hauptſächlich ihr ſeine Erbſchaft zuzuwenden, ſoweit das thunlich war. Sein Reiſeführer ſcheint befliſſen geweſen zu ſein, ihn in dieſem Vorſatz zu beſtärken, der aber durch den Tod der Frau von Schleinitz vereitelt ward, welche übrigens ebenſo, wie der Hofrath von Beichling, die geſammte Hand an den Gütern erhalten hatte.

Dieſer Hofrath von Beichling tritt in den Briefen als der gemeinſame Gegner auf, dem man allerhand Umtriebe ſchuldgibt oder dergleichen von ihm beſorgte. So heißt es einmal (14./24. Dec. 1671): „Daß der Herr Hofrath auf die Zinngelder[1]) einige Inhibition erlanget, wundert mich von Herzen, weil es noch lis pendens iſt, auch der von Lüttichau ſonſten genugſam solvendo iſt, auf welchen Fall man keine Inhibition zu verſtatten pflegt, wie genugſam bekannt und aus meiner Pfortiſchen Sache zu erſehen. Aber die Rechte laufen wunderlich. Doch wird es ſchwerlich Beſtand haben, wenn man nur recht darwider einkombt.[2]) Ich wünſchte von Herzen, daß ſelbige Sache beygelegt werden könnte, aber Gelegenheit iſt hart und Mr. Lüttichau ſehr erbittert; es wird noch einmal, wenn er wiederkombt, wunderliche Kappen ſetzen.“ Aus einer, durch einen inzwiſchen erhaltenen Brief der Frau von Schleinitz veranlaßten nachträglichen Beilage erſieht man weiter, daß über den jungen Lüttichau üble Gerüchte in Dresden verbreitet worden, ſowie daß man der Frau von Schleinitz auch wegen eines von ihr mit dieſem ihrem (präſumtiven) Bruder geſchloſſenen Erbvergleichs Scrupel hatte beibringen wollen. Leo verſichert, jene Gerüchte ſeien unwahr. Der junge Herr habe zwar „zu Wien ein ziemliches verſpielet, aber keinesweges Händel dabei gehabt und endlich das Spiel ganz verredet und dies auch bis anher gehalten“. Er ſei friſch und geſund, lerne „allerhand Exercitien, als reiten, fechten, tanzen, auf der Chitarra ſpielen und was nur zu lernen“ ſei (sic). Dann fährt er fort: „In Betrachtung aber, daß wir alle ſterblich, inſonderheit in der Fremde und auf der Reiſe, gereuet mich's von Herzen, daß wir nicht vor unſerer Abreiſe insgeheim ein Teſtament gemacht und an einem Orte gerichtlich beigelegt, bin auch noch willens, ihme eines aufrichten zu laſſen, inſonderheit da er krank werden ſollte, welches der Allerhöchſte aber in Gnaden verhüten wolle! Auf ſolchen Fall ſoll er Madame ganz allein zum Erben einſetzen in alle demjenigen, darvon er zu beſtimmen Macht und Gewalt hat. Im übrigen ſehe ich nicht, wie Madame wegen Renuncirung des Fideicommiſſes von der übrigen Erbſchaft könnte ausgeſchloſſen werden, welches Sie ſich doch expreſſe vorbehalten; überdas hat Sie[1] ja an die Güter die geſambte Hand ſowohl als der Hofrath, und ich bezeuge vor Gott, ſowahr ich gedenke ſelig zu werden, daß ich in erwähntem Vergleich von keinem Betrug noch Fehler weiß, der Madame präjudiciren könnte, und wollte lieber das Leben oder gar die Seele verlieren, als gegen

---

[1]) Wahrſcheinlich ein Theil der Allodialverlaſſenſchaft des Kanzlers. In einem ſpätern Briefe werden ſie als Alemanniſche Gelder bezeichnet.

[2]) Dem nächſten Briefe (d. d. Rom, 23. Dec. 1671) iſt auch eine Eingabe des jungen Lüttichau beigelegt geweſen, die ſich wahrſcheinlich auf dieſe Sache bezogen hat und dem Kanzler überreicht werden ſollte, was ſeit 1671 Reinhard Dietrich Freiherr von Taube war.

---

[1] In den ganzen Briefen wird ſie mit der dritten Perſon des Singulars bezeichnet.

Sie falſch erfunden werden, es ſey in dieſen oder andern Dingen. Sollte aber mit Beſtandt einiger Scrupel oder Mangel darinnen können gezeigt werden, weil wir Menſchen ſeyn und irren können, ſo beliebe Madame mit nächſter Poſt ein ander Exemplar wie Sie es ſelbſt verlanget, zu überſenden, es ſoll alſofort vollzogen werden, und ich will es entweder bey mir behalten, oder zurückeſchicken, denn itzo iſt er mündig und bedarf keines Rittmeiſters[1], und wenn es vollzogen, können ſie bey der Regierung die Confirmation nicht weigern. Ich hoffe aber, es werde nicht unnöthig ſein, und er wird mit göttlicher Hülffe friſch und geſund wiederkommen. Ich halte es ſei nur eine Invention, Feindſchaft und Uneinigkeit unter uns zu ſtiften, aber ſie werden es ſchwerlich erleben. Ich hoffe, er ſoll etwas rechtſchaffenes lernen[2], daß er Mannes genug ſein wird, ſeinen Freunden zu dienen und ſich an andern zu rächen" (sic). — Einmal (d. d. Paris, 27. März 1673) fürchtet er gar Unterſchlagung der Briefe. „Es ſcheinet auch", ſagt er, „als wenn meyne letzten Briefe nicht alle recht überkommen, da doch ſelbige im Anfangk ſo richtig einliefen. Man laſſe ein wenig Achtung geben, ob etwan die Schlangen ſelbige abholen laſen, umb zu ſehen was geſchrieben wird."[3]

---

[1] Der Rittmeiſter wird öfters erwähnt, ſcheint des jungen Lüttichau Vormund geweſen zu ſein, welche Vormundſchaft aber nur wenige Monate gedauert haben kann, und auch nachher noch ſeine Rechtsſachen beſorgt zu haben. Den Töchtern des Rittmeiſters werden Präſente geſchickt. Wir können aber durchaus nicht errathen, wer dieſer Rittmeiſter geweſen.

[2] Reiten, fechten, tanzen, Guitarre ſpielen?

[3] Wenigſtens nach dem Tode der Frau von Schleinitz ſind dieſe Briefe in den Beſitz derer gekommen, die wahrſcheinlich unter den „Schlangen" gemeint waren: der Weichling. Auch ein Herr von

Die Reiſenden waren, wie man ſieht, über Wien nach Venedig gegangen, wo wir ſie im October und November 1671 finden, während ſie im December nach Rom überſiedeln. Von da gehen ſie im März 1672 nach Neapel, hätten wol Luſt, auch Sicilien zu beſuchen, wozu es jedoch nicht gekommen zu ſein ſcheint, ſowie Malta, wenn die Reiſe dahin nicht zu gefährlich wäre, und ſind noch im März wieder nach Rom zurückgekehrt, Von da mögen ſie im April abgereiſt ſein; denn während ein Brief aus Siena zwar erwähnt wird, aber nicht vorliegt, iſt der nächſte aus Florenz vom 7. Mai a. St. datirt. Dann folgt einer vom 5. Juni aus Lyon, und am 26. Juli n. St. ſind ſie in Saumur, jener damals ſo beſonders beliebten Bildungsſtätte deutſcher Cavaliere, und hier bleiben ſie bis gegen Weihnachten, um ſich dann nach Paris zu wenden, wo ſie am 12. Dec. ankommen und von wo die übrigen Briefe geſchrieben ſind.

Daß der junge Herr andere Studien getrieben, als jene Exercitien im Reiten, Fechten u. ſ. w., merkt man nirgends. Das Verhältniß zwiſchen ihm und ſeinem Führer ſcheint zwar inſoweit ein ſehr enges geweſen zu ſein, als der Letztere ſichtlich überzeugt war, der junge Herr werde in ſeinen äußerlich wichtigſten Angelegenheiten unbedingt ſeinem Rathe folgen; ſonſt aber zeigt ſich

---

Burkersroda, auf den viel Rückſicht genommen zu werden ſcheint, ſpielt eine Rolle in dieſen Briefen. Wir können jedoch auch hier auf kein verwandtſchaftliches Verhältniß kommen. In einem der letzten Briefe wird eines zukünftigen Schwiegervaters gedacht, die Sache jedoch noch als problematiſch hingeſtellt. Von einem Auguſt von Lüttichau hatte hatte man ein Kapital zu fordern. Es wird das der Oheim des jungen Herrn geweſen ſein, der das Hauptgut Falkenhain übernommen und vielleicht noch darauf an ſeine Geſchwiſter und deren Erben herauszuzahlen hatte.

wol, daß dieſer mehrfach damit umging, ſich mehr und mehr zu emancipiren, daß der Führer außer Stande war, manchen Dingen, die er misbilligte, Einhalt zu thun, und daß er zuweilen den Einfluß der Frau von Schleinitz zu Hülfe rief, um bei dem ihm anvertrauten jungen Manne etwas durchzuſetzen, was er ſchon allein hätte erreichen müſſen, wenn er der Zuneigung und Anhänglichkeit deſſelben verſichert geweſen wäre. Soweit die Briefe reichen, ſcheint der junge Herr zwar der Verführung zugänglich geweſen, doch nicht allzu ſehr über die Stange geſprungen zu ſein. Er hatte in Wien ſeine „Handgelder" und noch 200 Thlr. darüber verſpielt; aber er hatte ſich doch durch dieſe Erfahrung warnen laſſen und das Spielen verredet. Von Rom aus klagt der Führer über zu weit gehenden Aufwand. „Er will allein", ſchreibt er (d. d. Rom, 18. Nov. a. St. 1671), „ſeinen ziemlich großen Staat führen mit Liverey, Caroſſe ꝛc. und es dem Herrn von Callenberg [1]) nachthun, der ſich doch damit ziemlich tief hineingeſetzet; ich

---

1) Vielleicht Kurt Reinicke, der erſte Graf dieſes Namens, der am 23. Oct. 1651 geboren war, alſo damals gerade in den Jahren der Cavalierstour ſtand und mit unſerm Lüttichau ziemlich in einem Alter war. Er ſtarb als kurſächſiſcher wirklicher Geheimrath zu Dresden am 20. April 1709. Mit einer Dame aus dem Schweſterbunde der Frieſen und zwar derjenigen unter den ſieben Schweſtern, die als die gelehrte bezeichnet wurde, Urſula Regina (geb. 27. oder 28. Aug. 1658, vermählt 30. oder 31. Dec. 1673, † 29. Oct. 1714), ward er der Stammvater eines zahlreichen Geſchlechts, das aber doch im Mannesſtamm erloſchen iſt und deſſen Erbe bekanntlich auf die Pückler überging. — In einem ſpätern Briefe aus Saumur heißt es: „Der Herr von Callenberg hat es zu Rom etwas bunt gemacht, das Geld verſpielt und ſich mit einem Mädchen, welches der Prinzeſſin Colonna aufgewartet, aber doch adelichen Standes ſein ſoll, ziemlich weit eingelaſſen. Indeß will ich nicht hoffen, daß es Monſieur Findekeller ſo weit werde kommen laſſen, daß er die religion changiren und daſſelbe Menſch gar heyrathen ſollte."

kann es endlich geſchehen laſſen, und werde äußerſt bemühet ſein, daß es doch mit guter Manier und gewiſſem Maße geſchieht, damit man ſich nicht in ruin bringet, denn mir ſeine Mittel am beſten bekannt ſind und wol weiß, was er thun und nicht thun kann, habe ihm auch alles demonſtriret und erinnert, daß er ſolches verſparen ſollte, bis er einmal wieder nach Haus gelanget, alsdann er dergleichen Eſtat zu machen viel nothwendiger bedarf zu ſeiner Beförderung und Wohlfahrt." Die Ermahnung hat nichts gefruchtet, denn es ſchließt ſich gleich an dieſe Stelle die Erklärung: „Wir werden auf ſolche Weiſe mit dem jetzigen Gelde, ſoweit als ich vermeinet und in meinem Vorigen gemeldet, wol ſchwerlich reichen, ſondern gegen Oſtern ein mehreres bedürfen, derowegen wolle Madame gehorſambſt erſuchet ſein, etwa 500 Thlr. oder etwas mehr bis 1000 bei der Hand zu ſchaffen, damit wir ſie gegen ſelbige Zeit, wenn ich vorher deswegen ſchreiben werde, haben könnten." Es heißt dabei: „Wenn Madame etwas von Dukaten u. dgl. gutem Gelde nach und nach an ſich bringen könnte, wäre uns viel damit gedienet, und wir dürften ſoviel nicht am Wechſel verlieren, aber es wird bey ihnen auch wol ſelzam (ſelten) ſeyn und über 3 bis 4 p. C. wollen wir nicht Aufgeld geben." — Es wird darauf ſchon unter dem 14. Dec. a. St. 1671 um 600 und dann wieder unter dem 20. Febr. n. St. 1672 um 400 Thlr. geſchrieben, wobei es heißt: „Wir könnten wol mit Wenigerem außkommen, aber mein Herr Kamerade greift es gar zu hoch an, er hat ſich wieder ein neu Kleid vor 100 und etliche Thaler machen laſſen. Es wäre beſſer, daß wir ſolches jetzo ſparten und es zu Hauſe künftig einmal anwendeten. Doch danke ich dem lieben Gott, daß er geſundt lebet und ſeine Zeit noch ziemlich wohl employiret, auch das Spielen einmal hat fahren laſſen, womit ſich etliche andere von unſern Landsleuten ziemlich ruiniren."

In Rom trafen ſie einen jungen ſächſiſchen Edelmann, Monſieur Trützſchler, mit dem ſie gute Freundſchaft pflogen. Hierbei zeigt ſich der Führer nicht recht ſcharfſichtig und conſequent. Denn während er (d. d. Rom, 20. Febr. n. St. 1672) dies billigend meldet und zugleich bemerkt, daß ſie feſt entſchloſſen ſeien, mit demſelben im nächſten Sommer zu der franzöſiſchen Armee zu gehen, wenn der Krieg mit Holland noch angehe, wobei er — ob im Ernſt oder Scherz? — hinzuſetzt, ſie würden treffliche Soldaten abgeben, klagt er ſpäter, daß jener Herr von Trützſchler und ein junger Herr von Arnhiemb (Arnim) ſeinen Pflegling gegen ihn aufgewiegelt hätten, um ihn beſſer benutzen zu können, und macht ihnen eben jenes Kriegsproject zum Vorwurf. Dieſe Geſchichte bricht in Lyon aus, von wo (5. Juni n. St. 1672) der Führer, in einem eingelegten Poſtſcript [1]), der Frau von Schleinitz folgende Mittheilung macht: „Ich kann Madame hierbei doch in geheimb nicht verhalten, wie daß ich durch einige gute Freunde vernommen, daß mein Herr Kamerade ſich verlauten laſſen, daß wenn er nach Paris käme und alſo ſeine Reiſe meiſt verricht hätte, er mich abdanken wollte, damit er recht frey nach ſeinem Kopf leben und die Unkoſten erſparen könnte, denn er gedächte noch ſo balde nicht nach Hauſe zu kommen, und dürfte keines Hofmeiſters mehr, er könnte das Geld wohl erſparen und darvor luſtig ſein. Derowegen ich Madame unterthänig will gebeten haben, mir von meinen wenigen Mitteln 200 Thlr. à part durch Herrn Eger[1]), an welchen ich deswegen geſchrieben, übermachen zu laſſen, damit ich mich deſſelben auf bedürfenden Fall bedienen könne, oder doch zum wenigſten etwas darvor zu meinem Nutzen allhier einkaufen. Auch weil ich ſelber bey ſo geſtalten Sachen gerne mit Manier losſein wollte, weil ich mein Intent albereit erreichet und bei fernerer weitläuftiger Reiſe mehr einbüße, als gewinne. Als wolle Madame Mir die Gnade thun und künftig mit nächſter Gelegenheit, doch unvermerkt dieſes alles, an meinen Kameraden ſchreiben, wie daß ihr ſchwer und faſt unmöglich fiele, die Aufſicht ſeiner Güter ꝛc. ferner zu führen und ſoviel baar Geld immer nacheinander aufzubringen, derowegen Er erinnert ſein wolle, ſeine Reiſe zu beſchleunigen, und gegen künftigen Frühling aufs längſte wiederzukommen, oder doch Jemand zu ordren, der ſolche Mühe bis zu ſeiner Wiederkunft über ſich nähme, weil Ihr nicht möglich bey ihrer ohnedies großen Haushaltung ſolche Aufſicht ferner zu führen, und ohne fleißige und tägliche Aufſicht die Güter ſehr ruiniret würden und andere Sachen verabſäumet lägen. Weil der Rittmeiſter mit ſeinen eigenen Sachen genug zu thun hätte, könnte er doch mich auf allen Fall ſolange hinausſchicken, daß ich bis zu ſeiner Wiederkunft dies alles verrichtete, Er würde doch mit der Zeit wohl ohne Hofmeiſter leben können. In Summa, Madame wolle ſehen, wie Sie ihm ſoviel an die Hand geben möge, daß er mich hinausſchicke, alsdann komme ich mit guter Ma-

---

[1]) In dieſer Form ſchreibt er in der Regel, wenn er etwas mittheilen will, was ſein „Kamerad" nicht wiſſen ſoll. Es ſcheint daher: die Briefe an die Frau von Schleinitz ließ er dem Letztern leſen, legte aber vor der Abſendung zuweilen noch etwas ein.

---

1) Ein Kaufmann in Leipzig, durch welchen die Rimeſſen erfolgten.

nier los, denn ich des Dinges ſehr ſatt bin. Ich will hernach ſchon wiſſen meine Sachen weiter anzuſtellen. Er fürchtet ſich nur vor dem Herrn von Burckersrode, denn derſelbe ihn expreſſe vermahnet, daß er ohne Hofmeiſter nicht reiſen und mich durchaus nicht von ſich laſſen ſolte, ſonſten wäre er längſtens lieber ohne Hofmeiſter gereiſt, denn es wäre keine Luſt mit einem Hofmeiſter zu reiſen und koſte viel mehr [1] ꝛc. Alſo wollte ich durch die Autorität des Herrn von Burckersrode es ſchon erlangen, daß ich bis zu Ausgang der Reiſe bey ihm verbleiben könnte, aber ich bin es ſelber ſatt und überdrüſſig und wollte lieber künftigen Frühling wieder zu Hauſe ſein." — Nun er iſt jedenfalls noch bis zum nächſten Frühling geblieben und es iſt auch da noch keine Rede von einer Trennung. Schon in dem nächſten Briefe (d. d. Saumur, 26. Juli n. St. 1672) nimmt er den jungen Herrn wieder gegen ein böſes Gerücht in Schutz. Er ſagt: „Was uns betrifft, leben Wir Gottlob! gar geſund und wohl, haben das größeſte und beſchwerlichſte unſerer Reiſe faſt abgelegt, indem Wir nicht allein ganz Italien und Savoyen [2] nebenſt dem ſchönen Hofe daſelbſt, ſondern auch das größeſte Theil von Frankreich durchzogen und geſehen. Anitzo haben wir uns an dieſen kleinen Ort retiriret, woſelbſt die beſte Art der Sprache iſt und alle Exercitien anitzo in vollem Flore ſeyn. Unterdeſſen kann ich Madame bey meiner Treue und Redlichkeit verſichern, daß an der erwähnten Zeitung von meinem Herrn Kameraden nicht das geringſte wahr iſt, auch nie an dergleichen gedacht worden, noch eintzige[1]) Gelegenheit gegeben, dergleichen auszuſprengen. Man muß es bloß der boshaftigen, müſſigen Welt zuſchreiben. Solange ich bey ihm bleibe, ſollen dergleichen Exceſſe ſo Gott will nimmer geſchehen, ich würde bald mit Fäuſten dareinſchlagen und darvon gehen, denn mein ehrlicher Name und renommée iſt mir lieber denn alles, und will alſo handeln, daß alle unſere Feinde darüber zu Schanden werden ſollen, wird mir's gleich bisweilen ſehr ſauer und verdrießlich gemacht, überwinde ich doch alles mit Geduld, umb dasjenige, ſo ich mich unterfangen, mit ehren auszuführen. Denn wie Madame aus meinem Jüngſten von Lyon wird verſtanden haben, ſind wir daſelbſt etwas aufſtützig worden, obzwar nicht wegen dergleichen Exceſſe, ſondern aus Anſtiftung anderer Jungen Leute und ſeines gleichen, welche gerne mit Ihm ſpielen und ſonſten ſeiner genießen wollten, ohne mich aber nicht ihren Zweck erreichen konnten, derowegen Sie ihme vorgebildet, es wäre ihm nicht alleine nichts nutze, ſondern faſt verkleinerlich, länger einen Hofmeiſter zu halten, Er wäre ja erwachſen, Sein eigner Herr und hätte das großeſte ſeiner Reiſe gethan, derowegen er itzo ſolche Unkoſten wohl erſparen und das Geld ſelbſt verzehren konnte, überdies lernete man viel mehr, wenn Man ſelbſt ſeinen Sachen vorſtünde. Dieſes alles verbarg er eine Zeit lang, ſtellete ſich aber immer obſtinat und widerwärtig, bis es endlich einmal herausbrach und er mir zu verſtehen gab, ich wäre ihm nicht viel mehr nütze und ich könnte ſonſten wohl beſſere und vortheilhaftere Gelegenheit haben, derowegen ich ihm alſobald meine Beſtallung vorgelegt und ihme gezeigt, wie daß wir ſchuldig wären, es einer dem andern ein Vierteljahr vorher aufzukündigen, damit er nun ſehen ſollte, daß ich mich zu ihm nicht dränge und mir an ſeiner Gnade nicht ſo gar viel gelegen, als wollte ich ihm von dato an meine Beſtallung aufgekündiget und wenn ſolche Zeit verfloſſen meine Zahlung und Abſchied haben. Worbei es damals geblieben, und nachdem ich ihn von derſelbigen Compagnie abgezogen, hat er ſich bis dato höflicher erwieſen und mag ihm vielleicht gereuen.[1] Weil aber dergleichen casus ſich mehr zutragen könnten, als habe ich dazumal Madame gehorſambſt gebeten, mir von meinem wenigen 200 Thlr. übermachen zu laſſen, damit ich mich deſſen auf allen Fall möchte bedienen können, worbey es nochmals verbleibet. Im übrigen wolle Sie ſich deswegen keine Gedanken machen, ich will ſchon meine Sachen wiſſen zu richten, daß wir auf allen Seiten ehre darvon haben und unſern Feinden kein Frohlocken verurſachen. Madame ſei deſſen gewiß verſichert." — Weiter heißt es unter dem 14. Aug. 1672: „Was ich wegen 200 Thlr. vor mir à part geſchrieben, wenn ſelbige nicht allbereit verordnet, wolle Madame belieben, es alſo zu machen, nämlich daß Sie anſtatt der begehrten 600, 800 Thlr. vor Mr. Lüttichau verordnen, doch alſo daß 600 vor ihm und 200 vor mir ſollten. Auf den Fall, da ich deſſen bedürfen möchte, könnte ich michs bedienen, im Gegenfall und wo nicht, rechnete ich die ganze Summe Mr. Lüttichau ein und bliebe mein weniges, ſo auf Intereſſe ohne Zweifel [1]) außenſtehet, in ruhe, denn allem Anſehen nach werde ichs nicht bedürfen, weil ſich die Leute jetzo viel beſſer denn vorhin benehmen, wenn nicht böſe Geſellſchaft und falſche Rathgeber wieder dazwiſchenkommen.“ — So heißt es auch unter dem 18. Sept. n. St. 1672: „Ich werde wohl endlich itzigem Anſehen nach bei ihm bleiben, bis er wiederkombt, er wolte denn ſehr lange noch außenbleiben.“ — Endlich am 15. Dec. n. St. 1672 ſchreibt er von Paris: „Ich habe die 800 Thlr. alle Mr. Lüttichauen eingerechnet, weil ich Sie noch zur Zeit nicht bedarf, derowegen beliebe Madame ihme auch die gantze Summe alſo anzuſetzen, alsdann bleibet mein Weniges auf Intereſſe und zufrieden, wenn ich gleich nichts verdiene, werde ich doch auch hoffentlich nicht das meine darbey verzehren müſſen. Die Lieben Herren, nämlich Trützſchler und Arnhiemb, welche uns damals zu trennen ſuchten, vorgebend daß Sie zur armée gehen wollten und das Mr. Lüttichau mitgehen ſollte, haben wir jetzt allhier wieder angetroffen, es mangelte dazumal an nichts, als mich auf die Seite zu ſchaffen, ich will aber hoffen, daß Mr. Lüttichau itzo klüger ſeyn werde, indem er ihre ſchöne Anſtellungen ſiehet, Sie haben die armée nicht einmal geſehen und all ihr Geld verſpielt und liederlich verthan, derowegen Sie itzo wieder alle tage gelaufen kommen umb geld zu borgen, gleich wie zu Rom, und wenn es denn nicht angeht, alsdenn ſind Sie wider mich und ſuchen alle gelegenheit uns zu ſepariren, ob Sie ſich zwar äußerlich als die beſten Freunde ſtellen. Aber ich achte es nicht, und begegne Sie mit dergleichen Verſtellungen, es hat

---

[1] Das dürfte in vielen Fällen eine falſche Rechnung geweſen ſein. Ein Hofmeiſter, der einen zur Verſchwendung geneigten jungen Mann in Ordnung hielt, erſparte, ſtatt zu koſten.

[2] Das alſo damals nicht zu Italien gerechnet wurde.

---

[1]) Wird hier, wie an andern Stellen, für „irgendeine“ gebraucht

---

[1] Das wird wahrſcheinlich, da der Hofmeiſter noch weit über das Vierteljahr blieb, die Aufkündigung alſo zurückgenommen oder als nicht erfolgt betrachtet ward.

---

[1]) Er wußte alſo gar nicht, wie ſein kleines Vermögen angelegt war.

hoffentlich nunmehr keine Noth, weil Mr. Lüttichau ihre Liſte erkennen lernet. Doch hat er dem einen geſtern 2 Piſtolen geliehen, die ſind verlohren."

Doch genug von dieſen Perſonalien, und nun noch einige Mittheilungen aus den Reiſeberichten und dem ſonſtigen mehr ſachlichen Inhalt der Briefe. Da iſt nun das erſte, was uns als charakteriſtiſch entgegentritt, rein negativer Natur. Dieſe Briefe ziehen ſich durch anderthalb Jahre hin. Sie ſind von dem Führer eines jungen Edelmanns, alſo vorausſetzlich von einem Manne, der wiſſenſchaftliche Bildung beſaß, an eine Dame von Stand geſchrieben. Es findet ſich keine Spur, daß er außer ihr, und abgeſehen von den Geſchäftsverhandlungen mit einem Handelsherrn und einem Haushofmeiſter, andere Correſpondenten im Vaterlande gehabt hätte. Nun in all dieſen Briefen kommt kein Wort vor über die Naturſchönheiten oder mindeſtens Naturmerkwürdigkeiten der durchreiſten Länder — nur über die Beſchwerlichkeit der italiſchen Reiſe wird geklagt —, kein Wort ferner von betrachteten Kunſtſchätzen, keine Hindeutung auf gemachte Bekanntſchaft mit diſtinguirten Perſonen [1]), Gelehrten u. ſ. w., nichts über Politik, faſt nichts über Stimmungen und Sitten der fremden Nationen, confeſſionelle Beziehungen, ſelbſt nichts über die Schauſpiele und Solennitäten, denen die Reiſenden ohne Zweifel beigewohnt. Alles, was außer den rein perſönlichen und geſchäftlichen Angelegenheiten in den Briefen vorkommt, bezieht ſich, ein paar ganz allgemeine Bemerkungen ausgenommen, auf Mode, Toilettengegenſtände, bologneſer Hündchen u. dgl., und die Briefe hätten aus jedem andern Lande der Welt ungefähr daſſelbe bringen können, wie hier aus Italien und Frankreich. Wußte der Briefſteller, daß die Dame, an die er ſchrieb, und die doch ſonſt eine verſtändige, praktiſche und theilnehmende Frau geweſen zu ſein ſcheint, für nichts anderes Sinn hatte, als für Geſchäftsintereſſen, Familienangelegenheiten, Putz und Mode? Oder lag die Schuld an ihm ſelbſt. Das ſieht man freilich, daß ihm die ganze Reiſe keine Luſt, ſondern Laſt und Beſchwerde war, daß er ſie wie ein verdrießliches Penſum abarbeitete und ſehnlichſt ihr Ende herbeiwünſchte. Einmal (d. d. Rom, 18. Oct. a. St. 1671) ſagt er auch ausdrücklich: „Das Vergnügen und die Freude iſt ſonſt mäßig, die man auf der Reiſe empfindet, Mir gefällt ein Deutſchland beſſer denn zehn Italien und andere frembde Oerther." Nun die vaterländiſche Geſinnung iſt jedenfalls zu loben und Deutſchland mag ſich auch in Naturſchönheiten, wenn ſie auch anderer Art ſind, mit Italien meſſen können, wie denn auch viel ſpätere Reiſende ſich nach dem friſchen Grün, den kräftigen Waldungen, den hellen, ſtarken Strömen der deutſchen Heimat zurückgeſehnt haben. Schwerlich aber war es das, woran unſer Leo dachte. Bei ihm mag es wol zugetreffen haben, was Macaulay [1] zur Erklärung der von ihm hervorgehobenen frühern Geringſchätzung der ſpäter ſo geprieſenen ſchottiſchen Hochlande geltend macht: daß die Unſicherheit, die Fährlichkeiten und Beſchwerden, der Mangel an dem gewohnten Comfort die frühern Reiſenden gegen alle Reize der wildromantiſchen Natur verſtimmt hätten. Im ganzen und großen genügt uns dieſe Erklärung freilich nicht, und möchten wir die Erſcheinung vielmehr aus dem geſammten Charakter der Zeiten erklären. Denn wir finden, daß auch die Naturſchönheiten ſolcher Gegenden, in denen man ſo ſicher und bequem, wie nur immer in dem ehedem ſo bewunderten Holland, reiſen konnte, früherhin nicht beachtet wurden, und das heutige Geſchlecht findet in den Abenteuern, Beſchwerden und Gefahren der Reiſen eher eine Erhöhung des Reizes als etwas Abſchreckendes.

---

[1]) Nur im Vorbeigehen wird erwähnt, daß ſie ſich in Rom zu der Reiſe nach Neapel an zwei Fürſten von Anhalt und den Markgrafen von Baden angeſchloſſen hätten und deshalb ſicher gereiſt ſeien.

---

[1] Geſchichte Englands, Bd. 3, Kap. 13

Von Venedig ſenden die Reiſenden (d. d. 18. Oct. 1671) „8 paar Händſchen von unterſchiedenen Sorten, wie auch 2 paar vor den Herrn Kammerrath [1]), nebenſt etwas von Pulver, welches man die Hände zu ſaubern und ſchön zu machen gebrauchet“, wozu denn die Anweiſung kommt: „Man nimbt deſſen ein wenig in die Hand, gießt Waſſer darzu und reibt alſo die Hände damit, gleichwie mit Seife. Hernach wäſchet man Sie mit kaltem Waſſer rein ab. Sie halten es hier (für) viel beſſer, als die Seife.“ Ferner folgen: „2 Schächtelchen mit Zahnpulver, welches ſehr gut, die Zähne und das Zahnfleiſch zu ſaubern und in gutem esse zu erhalten.“ Wegen bologneſer Seife und Frangipani-Handſchen wird auf Bologna vertröſtet, ebenſo wegen eines bologneſer Hündchens, das ſich die gnädige Frau beſtellt zu haben ſcheint.[2]) Herr Leo hat eine „Haube von Pointe de Veniſe geſehen, welche ein Kaufmann vor Madame de Colonna, eine Princeſſin in Rom, beſtellet und etliche 60 Thlr. koſtete“. Man finde keine gemacht, ſondern mußten beſtellt werden. Mit dem bologneſer Hündchen wird es übrigens nichts. Es heißt (d. d. Rom, 18. Nov. a. St. 1671): „Wir ſind auf Bologna zwar zugekommen, aber ich habe kein Hündchen vor dasmal gekauft, denn ſie waren ſehr theuer, was zart und ſauber war, und ſagten mir alle, es wäre itzo zu ſpät im Jahre, ich würde keinen lebendig hinausbringen, denn Sie keine Kälte vertragen können. Ich habe aber mit unſerm Wirthe daſelbſt verlaſſen, daß, wenn ich künftigen Sommer noch einen begehre, er mir ſchon einen verſchaffen will, aber umb 30 bis 40 Thlr., was ein wenig recht fein iſt.“ Später (d. d. Rom, 23. März a. St. 1672) macht er Hoffnung, auf der Rückreiſe aus Bologna, oder im Nothfalle aus England, wohin ſie alſo auch zu gehen beabſichtigten, einen mitzubringen. Es iſt aber nichts daraus geworden. Ueberhaupt ſcheint Herr Leo mit den Commiſſionen für die gnädige Frau nicht ſehr glücklich geweſen zu ſein. Sie ſcheint ein Camiſol und Aermel begehrt zu haben, und er bemerkt darüber zuvörderſt (d. d. Rom, 23. März a. St. 1672): „Es iſt mir leid daß ich den Brief vor unſerer Reiſe nach Napoli nicht bekommen, alsdenn hätte ichs ſelber recht wohl beſtellen wollen, denn ſchwerlich eines ſonſt anzutreffen, das Madame recht ſein werde. Ich habe geſtern alſobald unſern Kaufmann vermocht, daß er an ſeinen Correſpondenten nach Napoli geſchrieben, ſowohl wegen des Camiſols, als auch der begehrten Ermeln. Wenn dergleichen allda nicht zu finden, ſoll alles beides alſofort gemacht und mit allernächſter Gelegenheit überſendet werden. Zu Napoli haben wir faſt nichts gekauft, außer 1½ Pfd. Neapolitaniſcher Seife, welche vor die allerkoſtbarſte, ſo man jemals hat, gehalten wird, und nächſtkünftig ſoll überſchickt werden, item vor uns einem jeden ein Camiſol und eine Binde umb den Leib zu tragen. Vor Madame haben wir uns nicht unterſtehen mögen, ein Camiſol zu kaufen, weilen es hier und in Frankreich ganz keine Mode iſt, auch nicht einmal vor Mannsvolk. Mein Kamerade kann ſich nicht genugſam verwundern, daß ſie bei ihnen Mode ſeyn und ſo hoch äſtimirt werden. Sonſten haben wir dieſe Tage etwas von den beſten Delitäten wie auch von den beſten Händſchen gekauft, welche wir gleich an Madame haben fortſchicken wollen, werden aber jetzo warten, bis wir Antwort wegen des Camiſols ꝛc. haben, damit wir's zugleich übermachen können. Des heilenden Oeles will noch eingedenk ſein, wenn ichs anders finden kann. Sonſten ſind alhier in Italien wenig Galanterieen und andere dergleichen Sachen vor Frauenzimmer, muß alles aus Frankreich hierher gebracht und ſehr theuer bezahlt werden, denn die Italiener ſind nicht arbeitſamb und von Invention, wie die Franzoſen. Dorten hoffen wir mehr und beſſere Gelegenheit zu finden, Madame mit dergleichen etwas zu erfreuen, wollen uns aber nicht den böſen Comödianten gleich ſtellen, welche immer verſprechen: Morgen wollen wirs beſſer machen." Nun folgt die ſo ziemlich einzige Stelle, wo ſich Herr Leo zu einer allgemeinern Betrachtung erhebt: „Der größte Putz der Italiäniſchen Damen beſtehet in der Reinlichkeit des Leibes und in Anſtreichung allerhand wohlriechender Sachen von Oel, Wäſſern, Pomade, Seife u. dgl., alſo daß Sie bald eines Tags einen Geruch von lauter Cedern, den andern Tag von lauter Gielſamin, den 3ten von eitel Conchiglia von ſich geben [1], welcher nicht unangenehm iſt. Hingegen die franzöſiſchen Damen halten mehr auf ſchöne Kleider äußerlich und viele Galanterien, da doch die Hembden und der Leib öfters ſehr unſauber ſind. Wenn nun im Gegentheil alle beide Reinlichkeiten bey einer deutſchen Dame zuſammenkommen, alsdann iſt das Vergnügen vollkommen, und halte ich noch ein Deutſchland höher denn 100 Italien und Frankreiche. Aber hiervon auch nicht mehr. Madame vergebe mir meine Freiheit, ſo ich im Schreiben gebrauche, denn ich thue es den deutſchen dames zu ehren."

---

[1]) Der Herr von Schleinitz wurde erſt 1672 Kammerdirector.

[2]) Später erfährt man, daß mit den Handſchuhen u. ſ. w. auch einige italieniſche Bücher „und Scharteken“ geſchickt wurden, was denn ziemlich die einzige Spur von Literatur in dieſen Briefen iſt.

---

[1] Dieſes Anführen iſt gegen die gewöhnliche Angabe, daß wenigſtens die römiſchen Damen einen ungemeinen Widerwillen gegen alle Odeurs haben ſollen.

Von dem Camiſol ꝛc. heißt es weiter (d. d. Florenz, 7. Mai 1672): „Das Camiſol und die Ermel haben nicht können fertig werden vor unſerer Abreiſe von Rom, habe aber mit unſerm Kaufmann verlaſſen, daß er ſolches auf der Poſt nach Venedig ſchicken ſolle, alſo daß ich verhoffe, daß es wohl zugleich mit oberwähntem Packet oder doch kurz darnach ankommen wird. Ich habe ſolches nemlich das Camiſol mit den Ermeln nicht voraus bezahlen wollen, weil ſolches gefährlich iſt und die Sache hernach ſchlecht beſtellet wird, habe aber an Herrn Eger ordre ertheilt, ſolches zu bezahlen, welchem es von uns wieder ſoll gut gethan werden. Madame beliebe es keinesweges anders zu ordnen, wenn Sie uns anders nicht höchlich erzürnen will."

Doch auch mit dem Camiſol wurde es nichts. In einem Briefe (d. d. Saumur, 26. Juli n. St. 1672) ſchreibt der gute Leo: „Mit den Camiſolen iſt mirs unglücklich gangen, indem Sie nebenſt 10,000 Ducaten dem Poſtillion zwiſchen Napoli und Rom von den Banditen weggenommen worden, und welches noch ärger iſt (sic), ſoll ich Sie darzu bezahlen, weil ich Sie auf meine Gefahr hätte kommen laſſen, wie Madame aus der Inlage von denen Kaufleuten von Venedig, ſo ich erſt alhier empfangen, wird erſehen können. Ich weiß nicht, ob ichs meinem oder ihrem Unglück mehr zuſchreiben ſoll; einmal kränket michs von Herzen, daß ich ſo unglücklich bin, derjenigen zu dienen 1), der ich doch am liebſten unter allen Menſchen dienen wolte und ſolte. Das Geld wolte ich gerne verlieren und doppelt bezahlen, wenn nur ſtrak andere Camiſole wieder dawären. Sie haben Sie 40 Thlr. berechnet, und meldet Hr. Eger, daß er ſie albereit gutgethan, aber es iſt ein Streich, den ein Kaufmann dem andern zu Gute 2) thut; ich werde Sie ſchwerlich wieder bezahlen, denn Sie haben nichts von mir in Händen, daß ich Sie auf meine Gefahr habe kommen laſſen, ſondern Sie ſolten Sie nur überſchicken, Sobald dieſelben in Rom angelanget, wolte ich Sie daſelbſt bezahlen; ich will ihnen klug genug ſein und mich ſchon losmachen; es ſchadet denen Neapolitaniſchen Kaufleuten nicht, wenn ſie gleich den Werth derſelben verlieren, denn warum beſtellten Sie ihre Sachen nicht beſſer, und Sie ſindt ohnedies leichtfertige Vögel. Aber wie bekombt Madame unterdeſſen Camiſole? Wenn Sie noch Luſt darzu hat, ob es zwar ganz nicht mode iſt, ſo laſſe Sie mirs wiſſen mit nächſtem, ich will Sie durch Mr. Findekeller 3) oder einen andern guten Freund wieder beſtellen laſſen, daß die Kaufleute nichts darumb wiſſen." — Auch das von Venedig abgeſchickte Packet mit den Handſchuhen ꝛc. will lange Zeit gar nicht eintreffen.

Dagegen ſchicken die Reiſenden von Florenz ein

---

1) Er meint: bei dem Dienen.

2) Zu Gefallen.

3) Scheint der Führer des Herrn von Gallenberg geweſen zu ſein.

Packet „mit Handſchuch, theils Frangipani, theils alla Nerula, welche eine römiſche Princeſſin vor etlichen Jahren erſt aufgebracht; item 3 Schachteln mit wohlriechendem Oel, unter welchen", ſagt Hr. Leo, „ich das in der ſchlechteſten Schachtel vor das beſte halte, ob es zwar alles vom beſten ſeyn ſoll und ein geld koſtet; it.: 2 Bouteillen mit Neapolitaniſcher Seife, welche auch gut iſt das Geſicht zu waſchen. Man nimbt gar wenig auf einmal und macht ein Schäumchen und alsdann wäſchet man ſich damit; it.: 2 Schachteln mit Seife di Bologna; it.: 3 paar ſeidene Strümpfe, ſo ich vor mich gekauft, nebſt etlichen alten Büchern und Schartecken, welche Madame unſchwer wolle aufheben laſſen; it. iſt darbei Schnubtoback und 5 paar Händſchen alla Nerula vor Mons. Lüttichau. Das Oel kann Madame ohne maaßgeben alſo gebrauchen: Sie gieße 2 oder 3 Tropfen in ein Schnupftuch, ſo Sie bey ſich trägt, oder wenn man ſich anzeugt, reibet man das unterhembd mit 2 oder 3 tropfen, denn es iſt nichts, das den Geruch ſo an ſich zeugt und länger behalt, als weißzeuge, dahero man wohlriechende Händſchen oder Oel nicht zur weißen Wäſche ſetzen muß." Weiter iſt auch von einem Gläschen mit heilendem Oel die Rede, welches für alle Wunden und Schäden ſehr gut ſein ſollte, wenn man ſolche vorher mit Wein ſäuberte, dann wohl trocknete und darauf mit einem in dieſes Oel getauchten reinen Leinwandtuch verbände, das dann darauf liegen bliebe und alle 24 Stunden von außen mit dieſem Oele zu beſtreichen wäre.

In Italien hatten die Reiſenden die Frau von Schleinitz auf Frankreich vertröſtet, in Frankreich heißt es wieder (d. d. Saumur, 26. Juli n. St. 1672): „Ich finde zur Zeit ſonderlich nichts, das mir gefällt." Doch macht Hr. Leo auf „die ſchönen bordirten und geſtickten Leiber in ihren Wämbſern oder Leibichen“ aufmerkſam, wie auch auf die „ſo kurze und nett geſtickte Schuch nebenſt denen Schucherſen“. Er ſagt dabei: „Die Leibchen oder Schnürmieder können auf weißen, braunen oder anderen Taffent mit ſchwarzen, braunen, oder auch mit anderen Farben und Blumen geſticket werden. Ganz ſchwarz auf weiß ſteht gar ſchön und ehrbar, wenn man einen weißen oder ſilberfarbenen Rock darzu trägt. Die Unterröcke werden über und über in der Länge oder Höhe mit Spitzen gebrämet.“

Inzwiſchen ſcheint es, die Frau von Schleinitz hat von alle den ihr angekündigten oder beſchriebenen Herrlichkeiten nichts zu ſehen bekommen und iſt darüber ungeduldig geworden. Unter dem 18. Sept. n. St. 1672 ſchreibt Hr. Leo von Saumur: „Dero geehrtes vom 16. Auguſti habe ich geſtern allhier wohl erhalten, daraus aber faſt mehr betrübet als erfreuet worden, einen Theils in Erwägung ihrer ſchlechten Geſundheit und übeln Prophezeiungen des Medici, anderen Theils wegen des Vorwurfs ſo uns geſchehen, daß Ihr bis dato kein Zeichen unſer ſchuldigen Dankbarkeit zugekommen, als nur bloße Worte und Briefe. Wie wehe mir ſolches gethan und wie ſehr michs geſchmerzt, kann ich nicht ſagen, will es aber, weil es von ihr kombt, gerne erdulden, ob ich zwar ganz unſchuldig bin und mit gutem Gewiſſen bezeugen kann, daß ich alle dasjenige gethan, ſo mir immermehr möglich geweſen, umb Ihr das was Sie begehrt nebenſt etlichen andern wiewohl geringſchätzigen Dingen zu überſenden. Daß aber die Kaufleute, denen wir uns doch vertrauen müſſen, Schelme ſeindt und die erſten Sachen über 3 Viertel Jahr zu Venedig behalten, auch die erſten ſampt den letzten zu Leipzig itzo noch aufhalten [1]), darvor kann ich ja nicht, ich wolte es gerne auf meinem Rücken hinausgetragen haben, wenn mirs möglich geweſen wäre. Es gehe mir nimmer wohl, wenn ich in ihren Dienſten oder Verrichtungen werde untreu oder ſaumſelig erfunden werden! Ich bin ganz Rom, welches doch groß iſt, durchgangen, umb ein Camiſol, wie Sie es begehrt, zu finden, aber umbſonſt, wie Mr. Findekeller wird bezeugen können, und wenn ich ihr eines dergleichen geſchicket, wäre es ihr ganz nichts nütze geweſen, denn Sich die Neapolitaniſchen Camiſole nicht erweitern und ziehen laſſen, wie die Engelſchen, inſonderheit wenn Sie reich von Silber und Gelde ſeyn.“ Es folgt nun wieder die Banditengeſchichte, wobei ſich jedoch die 10000 Dukaten auf „etliche 1000“ reduciren, und die nochmalige Erklärung, daß er das Geld nicht zahlen werde. Zugleich läßt ſich eine hierdurch entſtandene Differenz mit dem zeitherigen Bankier der Reiſenden ſpüren. Denn es heißt: „Würde Hr. Eger deswegen ſich ſelbſt bezahlt machen, will ichs ſchon künftig finden; auch habe ich ihm geſchrieben, daß er deswegen die überſchickten Sachen, welche Madame zukämen, nicht länger hinterhalten ſolte, oder es würde nicht gut werden. Wenn Madame ihme den künftigen Wechſel nicht albereit ausgezahlet, wolte ich lieber, daß Sie denſelben durch Hrn. Andre Becker oder Hrn. Zacharias Cramer in Leipzig wolle beſtellen laſſen, nebenſt meldung des Orts, wo wir itzo anzutreffen, und daß die Gelder uns nach Paris gemacht und nicht weiter, und uns darvon an dieſen Ort Nachricht ertheilet werde." [1] — Zu weiterm Troſte ſchreibt er: „Wir gedenken nach oder in 2 Monaten zu Paris zu ſeyn, derowegen ich Madame nochmals gehorſambſt will erſuchet haben, ihren Vorſatz zu endern und mir einige Anleitung zu geben, womit ich Ihr dienen oder Sie möchte erfreuen können; vielleicht werden wir in Frankreich glücklicher in dieſem Falle ſein als in Italien." Doch auch hier kommt der hinkende Bote mit dem: „obzwar wenn der Krieg, wie er vor iſt, in Lothringen angehet, wird man nichts ſicher hinausbringen können". Doch fügt er bei: „Sie wolle erinnert ſeyn zum wenigſten wegen des maaſes zu den Schuchen und zu einem geſtickten Leibgen, oder was ihr ſonſten beifallen möchte."

---

[1] Der wahrſcheinliche Grund hiervon kommt bald darauf zu Tage.

Von Paris, 15. Dec. n. St. 1672, heißt es nun: „Wir ſind erſt vor 3 Tagen alhier angelanget, derohalben ich vor diesmal von der Mode und andern dergl. Dingen nicht viel berichten kann, Soll aber künftig geſchehen. Soviel ich aber in der Eyl von andern erfahre auch Selber ſehe, So tragen die Damen nichts als einfache ſchwarze Hauben oder Kappen, aber das Haar dargegen ſehr ſtark und 3 oder 4 fache Locken über einander gekräuſelt auf der Stirne, alſo daß Sie die Haare zu ſchonen wohl gar ohne Kappen gehen, tragen ſtarke und warme unterröcke, als von Scharlach oder dergl. mit weißen Spitzen über und über verbrämet, obzwar die vornehmſten und was von Hofe iſt itzo noch alles in trauer gehet wegen des Königs jüngſten Prinzen 1), überdas iſt der Hof anitzo nicht alhier, ſondern zu Verſailles.“

---

[1] Aus ſpätern Briefen ſieht man, daß ſich die Differenz mit Eger wieder ausgeglichen haben muß, da ſie ſich fortwährend ſeiner bedienen.

In einem weitern Briefe vom 15. Dec. n. St. 1672 heißt es endlich: „Damit wir Madame bey jetziger guter occasion, da etliche unſer guten Freunde hinausreiſen, erfreuen möchten, ſind wir eins worden, eine Simarra à la china, welches die vornehmſten Dames anitzo tragen, nebenſt einer toilette von dergleichen gattung hierbei zu überſchicken, von Herzen wünſchend, daß es wohl überkommen und Ihr angenehm ſeyn möge. Es iſt eine Kleidung ſo man Winter und Sommer trägt, doch mehr im Winter, ob es zwar ſehr ſubtil iſt; es kann wegen der Falten enger und weiter gemacht werden, ob ichs zwar ziemlich weit nach dem Maaß Madame de Monteſpan machen laſſen. Die Dames auf dem Lande und andere ſo es nicht bezahlen können, weil es ziemlich theuer kombt, laſſen Leinwand auf dergl. Art alhier nachmalen und tragen dieſelbe. Man kann es zu allerhand unterröcke anziehen und das unterfutter darnach endern laſſen, auch die Ermel mit Bande oder mit diamantenen Knöpfen aufſchlagen. Ich trage nur Beyſorge 2) daß er gar zu bunte ſey, man hat es aber nicht modeſter, was von dem guten und mode iſt, und Mr. Lüttichau vermeinet, es würde Ihr wohl anſtehen, oder endlich auf allen Fall kann Sie es einer guten Freundin ſchenken. Die Toilette iſt über einer kleinen Frauenzimmertafel, da man Bürſten, Kämme ꝛc. auflegt, zu decken. In etlichen Tagen geht die hieſige Meſſe

---

1) Ludwig Franz von Anjou war 24. Juni 1672 geboren, als das letzte legitime Kind Ludwig's XIV., ſtarb aber ſchon am 4. Nov. deſſelben Jahres.

2) Beſorgniß?

oder Jahrmarkt de Saint Germain an, da wir ſuchen wollen, ob etwas von kleinen galanterieen vor Sie anzutreffen.“ — Doch wird bemerkt: „Die Modes ſeyn bei itziger Winterszeit und bei währendem Kriege, da ſehr großer Geldmangel alhier iſt, gar ſchlecht, und wir haben nicht die Hälfte Pracht bey Hofe gefunden, die wir uns eingebildet und die ſonſten alhier mag geweſen ſeyn. Die alte Handlung iſt ſonſten über Holland und in Deutſchland gegangen, welche jetzund ganz darnieder lieget.“

Zuletzt wird noch (d. d. 27. März 1673) ein pariſer Geſchenk angekündigt: eine Puppe, die Madame erwähnt gehabt und die Hr. Leo „expres nach itziger Mode machen laſſen, inſonderheit was den Kopf und die Haare anbelanget“. Eine neue Mode ſei in einem halben Jahre nicht zu erwarten, da der Hof um die verſtorbene Kaiſerin [1]) Trauer trage. Frau von Schleinitz hat ſchwerlich die Puppe zu ſehen bekommen und hat auch die neue Mode nicht erlebt. — Der Condolenzbrief an ihren Gemahl iſt eben ein Condolenzbrief und ſchließt die Correſpondenz.

---

[1]) Kaiſer Leopold's I. erſte Gemahlin, Margarethe Thereſia von Spanien, ſtarb 23. März 1673 im dreiundzwanzigſten Jahre.

X. Die von Allnpeck.

In der Geſchichte der Allnpeck (Allnbeck, Alnpeck), welche wir theils als Patricier (Geſchlechter) der Bergſtadt Freiberg im Königreich Sachſen, theils als Glieder des meißniſch-ſächſiſchen Landadels treffen, prägen ſich noch ziemlich ſpät mancherlei Züge aus, die überhaupt das Verhältniß des Stadtadels bezeichnen. Wir ſind nämlich der Ueberzeugung, daß die ſtädtiſchen Patricier und der niedere Landadel urſprünglich Einen Stand bildeten, deſſen allmähliche Trennung aber und der theilweiſe Uebergang des erſtern in den Bürgerſtand durch die verſchiedenartigen Verhältniſſe, Stellungen und Umgebungen beider begründet wurde. Der alte germaniſche Adel hat mit dem ſpätern niedern Adel, in welchem auch Grafen und Freiherren, ſobald ſie keine Landeshoheit beſaßen, begriffen ſind, nichts gemein; er hat ſeine Nachfolge nur in jenem hohen Adel des deutſchen Reichs gehabt, welchem Reichsunmittelbarkeit und Landeshoheit, oder doch die Eigenſchaft zuſtand, niemand unterthan zu ſein, als dem Kaiſer. Sein Reſte leben noch in den ſouveränen Fürſtengeſchlechtern und den mediatiſirten und ſubjicirten ehemaligen Reichsſtänden und freien Reichsrittern.[1] Dagegen ging der niedere

---

[1] Manche davon haben ſich übrigens auch erſt aus dem niedern

Adel zum größten Theile aus dem Stande der ehemaligen ſchöffenbaren Freien, zu einem kleinen Theile auch aus jener Klaſſe der Unfreien hervor, die als Miniſteriale bezeichnet wurden. Seit dem 12. Jahrhundert ging, infolge des Aufkommens der Städte, des zunehmenden Glanzes der Höfe, der militäriſchen Organiſation derjenigen deutſchen Lande, die man den Slawen wieder abkämpfte und in denen man theils die unterworfene ſlawiſche Bevölkerung niederhalten, theils die Anfälle der Grenzſlawen abwehren mußte, der immer weitern Ausbreitung der vielfach abgeſtuften Unfreiheit, der Befeſtigung und Ausbildung des Lehnsweſens, der Einprägung ſeiner und der ritterthümlichen Anſchauungen in das allgemeine Volksleben und ähnlicher Urſachen, eine ſociale Revolution vor ſich, deren Ergebniß zunächſt der Uebergang des größten Theils der Freien in den Stand des Adels war. Die ſchöffenbaren Freien zogen nämlich entweder in die Städte, wo ſie aber die urſprünglichen, angeſehenen Vollbürger bildeten und ſich nun bald von einer Maſſe hereinſtrömender Hörigen umgeben ſahen, der gegenüber ſie die Stellung der Patricier einnahmen, wie man ja jetzt auch annimmt, daß die römiſchen Patricier die alten Bürger von Rom, die Plebejer aber die dazugekommenen Fremden geweſen ſeien. Andere ſchöffenbare Freie beſaßen auf dem Lande Güter, welche ſie bei der Ausbreitung des Lehnsweſens entweder als Lehen empfangen oder zu Lehen aufgetragen hatten, wofür ſie aber immer nur zu rittermäßigen Dienſten verpflichtet waren, ſowie ſie ſelbſt auch als Vaſallen Freie blieben.

Adel in dieſen Stand aufgeſchwungen, ſowie andererſeits Geſchlechter des alten Adels in den landſäſſigen niedern Adel herabgedrückt wurden.

Da ſie aber als einzige Freie unter zahlreichen Hörigen lebten, häufig auch ſelbſt eine Gewalt über dieſe übten[1]), auch wol für die umgebenden kleinern freien Gutsbeſitzer, die freien Bauern, wo es ſolche gab, den Reiterdienſt übernahmen, ſo bildeten ſie eine höhere Klaſſe, die allmählich den Charakter eines Adels annahm. Nun war es natürlich, daß, ſolange die frühere Gemeinſamkeit des Standes noch im Gedächtniß war, zwiſchen Stadtadel und Landadel kein Unterſchied gemacht ward, und dies mochte es erleichtern und erklären, daß Städtebürger Lehngüter erwerben konnten. Es werden dies ſtädtiſche Patricier, urſprünglich Freie, geweſen ſein. Ebenſo erklärlich war es aber auch, daß ſpäter der Landadel ſich von dem Stadtadel abſchloß. Denn der erſtere trieb das angeſehene, faſt allein für ehrenhaft geltende Waffengewerbe, der letztere die mit Vorurtheil betrachteten induſtriellen Arbeiten, und der Stadtadel ward allmählich genöthigt, frühere Hörige zu immer größerer Gemeinſchaft zuzulaſſen. Man machte ihm zum Vorwurf, daß er mit Handwerkern zu Rathe ſitze. Er konnte ſeinen Unterſchied von den übrigen Bürgern nicht ſo ſtreng wahren und nicht ſo ſcharf herausſtellen, wie der Landadel den ſeinigen gegenüber den hörigen Bauern. Die Gewalt des letztern nahm zu, die des erſtern ab, und ſo hob ſich jener über dieſen, bis der erſtere, wo nicht beſondere Privilegien die frühere Gewohnheit ſchützten, den letztern in manchen Ländern von der Erwerbung von Lehngütern und der ſonſtigen Theilnahme an vielen Rechten des Adels ausſchloß.

---

[1]) Nicht jedoch die Gerichtsbarkeit, oder doch nur einzeln und zufällig. Die Patrimonialgerichtsbarkeit iſt erſt am Ausgange des Mittelalters entſtanden und beruht faſt durchgehends auf landesherrlicher Verleihung.

Uebrigens machte ſich im Mittelalter dieſe ganze Adelsbildung, wie in England noch heute, lediglich factiſch und erhielt ſich in ſteter Abhängigkeit von den individuellen Verhältniſſen. Von ſelbſt ſtieg der Freie, zuweilen ſelbſt der Hörige in den Stand des Adels hinauf, und ebenſo verloren ſich einzelne durch die Ungunſt der Umſtände wieder aus dieſem. Der Stand war nicht abſchließend und iſt es eigentlich erſt im 17. und 18. Jahrhundert geworden. Die immer geſteigerten Adelsproben — bei den kirchlichen Stiften eigentlich ſchon gegen klare Kirchengeſetze verſtoßend —, die zunehmende Ungunſt der ſogenannten Misheirathen, der unterſcheidende Gebrauch des Wörtleins „von" gehört alles erſt dieſer ſpätern Zeit an. Daß die Turnierordnungen und Turnierbücher, namentlich Rixner's famoſes Werk, der fabelhafteſten Natur, die letztern, wie viele andere Adelshiſtorien, von Anfang bis zu Ende rein erlogen ſind, war eigentlich ſchon allbekannt, als Lafontaine ſeinen „Quinctius Heymeran von Flamming" ſchrieb, wird aber noch heute zuweilen ignorirt. In Sachſen machte erſt in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts der Adel einen Verſuch, einen neugeadelten Beſitzer eines landtagsfähigen Ritterguts (einen von Döring) von den Landtagen auszuſchließen, ward aber vom Landesherrn zu ſeiner Aufnahme genöthigt. Noch 1758 wagte man nicht, die bürgerlichen und neuadelichen Beſitzer landtagsfähiger Rittergüter direct von den Landtagen auszuſchließen, ſondern begnügte ſich, ihnen keine Auslöſung zu bewilligen, worauf ſie von ſelbſt wegblieben und ſich ein ſie ausſchließender Uſus bildete, bei dem es bis zu den neuern Umgeſtaltungen geblieben iſt. Im 17. Jahrhundert kommen noch zahlreiche Geſchlechter vor, die das „von" nicht, oder nur zuweilen gebrauchten, und doch unzweifelhaft zum Adel gehörten, und noch damals konnte man annehmen, daß eine Familie, die einige Generationen hindurch auf Rittergütern ſaß, eo ipſo adelich ward. Noch heutzutage gibt es einige Geſchlechter, die der alten Sitte treu geblieben ſind und das „von“ verſchmähen, weil ſie ſich gewiß halten, daß ihre adeliche Abkunft auch ohne dieſes Zeichen nicht werde bezweifelt werden. Durch ſeine excluſive Richtung, wie er ſie nach dem Dreißigjährigen Kriege und in der Rococozeit annahm, und durch die eigennützigen Vorrechte, für die er ſeine frühere politiſche Macht an den Beamtenſtaat verkaufte, hat der deutſche Adel ſich eine Zeit lang namhafte Vortheile und eine recht behagliche Stellung geſichert gehabt. Aber dieſe Zeit konnte nicht dauern. Der höhere Bürgerſtand, den er von ſich abgeſtoßen hatte, mit ſeinem Reichthum an innern und äußern Mitteln, wurde der Führer im Kampfe des Bürgerthums gegen den Hof- und Grundadel, und jene Vorrechte konnten neben den Ordnungen und Richtungen des modernen Staats nicht beſtehen. So wurde ſeine excluſive und privilegirte Stellung, neben dem Aufkommen des Briefadels, der Grund ſeines jetzigen Verfalls, wo ſeine beſten Freunde nicht wiſſen, wie ſie ihm einen feſtern, reellen politiſchen Grund und Halt ſchaffen ſollen, ein großer Theil ſeiner Glieder ſelbſt den Sinn und das Intereſſe für den Stand verloren hat, ſein Werth für ſeine Theilnehmer höchſtens in flüchtigen Erinnerungen, gelegentlichen Connexionen, einigen geſellſchaftlichen Vortheilen, Hofämtern und einigem Genuſſe perſönlicher Eitelkeit, wie ſie bei manchen, ihrem ſonſtigen Standpunkte nach, auch noch nur als eine Inconſequenz zuweilen durchbricht, beſteht, und dieſe Vortheile durch manche entgegenſtehende Inconvenienzen häufig aufgewogen werden. Der engliſche Adel dagegen hat ſich die politiſche Macht und Leitung bewahrt und ſich an der Spitze des Volks erhalten, wo er ſich, wenn nicht das Herüberſtrömen des feſtländiſchen Demokratismus ihn und Englands Größe und Blüte auflöſt, vielleicht noch lange behaupten wird. Er hat es bis hierher vermocht, weil er ſich zeitig aller Vorrechte entäußerte, welche für andere drückend oder ſonſt dem Gemeinwohl ſchädlich waren; weil er durch innere, zuſammenhaltende Inſtitutionen den Familienſinn wach hielt und dem Range ſeine materielle Grundlage ſicherte, und weil er ſich in jener Elaſticität und Naturwüchſigkeit erhielt, die im Mittelalter dem Adel überall eigen war, indem die engliſche Gentry alle umfaßt, welche einem Berufe oder einer Stellung angehören, die für liberale Bildung und materielle Unabhängigkeit bürgen. Die engliſche Gentry begreift im weſentlichen die deutſchen Honoratioren; es ſteigt jeder in ſie hinauf, der ſich in eine der Klaſſen aufſchwingt, aus denen ſie ſich zuſammenſetzt, und es verliert ſich auch das Glied des älteſten Adelsgeſchlechts aus ihr, das einen, nach engliſchen Begriffen, gemeinen Lebensberuf ergreift. Schon das war früh für den Unterſchied zwiſchen dem engliſchen und dem deutſchen Adel entſcheidend, daß man in England nicht nach dem Stande der Mutter fragte. Nach den neueſten Annahmen war dies auch phyſiologiſch richtig.

In der Geſchichte der eingangs erwähnten Allnpeck finden wir manche Belege zu dem, was über das Fluctuiren zwiſchen Stadt- und Landadel und über die Gründe, die den Uebergang des erſtern in den Bürgerſtand bewirkten, geſagt worden. Die Allnpeck ſollen aus Ungarn gekommen ſein; es iſt uns jedoch wahrſcheinlich, daß ſie öſterreichiſchen Urſprungs waren und nur von da aus auch nach Ungarn übergingen. In Wien ſoll das Allnpeck'ſche Wappen in einer Kirche befindlich geweſen ſein. Zuerſt wird Wenzel Allnpeck erwähnt, der 1396 bei Nikopolis gefallen ſein ſoll. Ihm gibt man zwei Söhne: Hans, der zu Ofen 1431 geſtorben, und Valentin, deſſen Stamm mit ſeinen Enkeln erloſch. Ein Sohn des Hans, Namens Stephan, geb. 1428 oder 1431, zog nach Paſſau, von da nach Regensburg, und endlich, durch den Ruf der Bergwerke gelockt, nach Freiberg, wo er 1458 Rathsherr, 1473 Bürgermeiſter ward, 31 Jahre im Rathe ſaß und einmal regierender Bürgermeiſter war. Er ſtarb am 6. März 1489 und wurde in einer von ihm geſtifteten, jetzt durch Brand zerſtörten Kapelle in der St.-Peterskirche begraben. Zu dem Glücke, das er in Freiberg machte, mag es beigetragen haben, daß er ſchon 1453 oder 1455 die Tochter des nicht blos durch ſeinen Reichthum ausgezeichneten Nikolaus Monhaupt, Magdalene, heimführte. Denn dieſer Monhaupt, aus einem ſeit 1368 in Freiberg vorkommenden Geſchlechte [1]), ſaß von 1436—51 im Rathe, war 1443 und 1447 regierender Bürgermeiſter, ward aber 1452 kurſächſiſcher Münzmeiſter und Landhauptmann und galt ſeinerzeit für den reichſten Edelmann in Sachſen. [2]) Mit oder durch Stephan Allnpeck ſcheinen auch Vettern, die Söhne oder Enkel ſeines Oheims Valentin nach Freiberg gekommen zu ſein. Zwar ſtarb ein Sohn Valentin's, Paul, in bairiſchen Dienſten erblos. Ein anderer Sohn, Hans der Kahle, hinterließ aber mehrere Kinder, von denen

---

[1]) Im Jahre 1368 war Lucill Monhaupt und 1385 Chriſtoph Monhaupt im Rathe zu Freiberg.

[2]) Sein Bruder Hans war 1474 Bürgermeiſter, 1488 Landhauptmann. Die Monhaupt ſind im 16. Jahrhundert erloſchen.

Hans nach Norwegen ging und dort verſchollen ſein mag, Regine aber den freiberger Bürgermeiſter und Syndikus Laurentius Fleiſcher († 26. April 1584 im achtundſechzigſten Jahre) heirathete und nach vierundvierzigjähriger Ehe am 11. Juli 1582 ſtarb, ſowie auch Anton und Alexander († 1578 im zweiundſechzigſten Jahre) in Freiberg lebten.[1]

Drei Söhne Stephan's gründeten drei Linien, die ſehr abweichende und zum Theil wechſelvolle Schickſale hatten. (Seine beiden Töchter verheiratheten ſich an Edelleute, jedoch nicht aus ſonderlich angeſehenen Geſchlechtern.) I. In der erſten Linie, welche ein jüngerer **Stephan** (geb. 1456, † 29. Aug. 1521) ſtiftete, tritt ein Hinüberſtreben zum Landadel hervor, dem doch in einzelnen Fällen die Natur der bürgerlichen Verhältniſſe entgegenwirkte. Stephan war kurfürſtlicher Berghauptmann und erwarb anſehnlichen Güterbeſitz. Seine erſte Gattin, Margarethe, die Tochter des reichen Hans Münzer († 1476) auf Lauenſtein[2], hatte ihm das einer Herrſchaft gleichende Lauenſtein zugebracht, das er jedoch, wie es heißt, zur Löſung eines Gefangenen, an Rudolf von Bünau überließ, worauf es bis in unſer Jahrhundert bei den Bünau geblieben, dann aber an ein gleichfalls durch die bürgerlichen Berufszweige emporgekommenes Geſchlecht, an die Hohenthal, übergegangen iſt. Weiter beſaß Stephan Rechenberg, das er an Kaspar von Schönberg auf Purſchenſtein, Lockwitz, das er an ſeinen Bruder Georg verkaufte, und das bedeutende Gut Großhartmannsdorf. Stephan's zweite Frau war Apollonia, eine Tochter des Bürgermeiſters Georg Emerich in Görlitz, die als Witwe den Martin von Mannewitz heirathete und deren Töchter aus zweiter Ehe ſich mit Edelleuten aus alten, angeſehenen Geſchlechtern verehelichten. (Sie ſelbſt ſtarb erſt am 1. März 1586.) Aus erſter Ehe war ihm ein Sohn, Wolf, der ſich mit einer Anna von Zieren verehelicht haben ſoll, aber erblos verſtorben iſt, und eine Tochter Ottilie geboren, welche 1583 von Martin von Minckwitz entführt und geheirathet worden ſein ſoll, was denn darauf hindeuten wird, daß ſchon damals der Adel in einzelnen Individuen durch ſo oder ſo bewirkte Verheirathung mit den Töchtern der Geldariſtokratie ſeine Umſtände zu verbeſſern ſuchte. Aus vier Söhnen der zweiten Ehe Stephan's[1]) iſt von Chriſtoph, der ledig blieb, und Kaspar nichts Näheres bekannt. Stephan beſaß das jetzt ſchönbergiſche Dornthal, war in erſter Ehe mit einer Tochter des Hieronymus Walter von Molsdorf, in zweiter (1529) mit Clara, Tochter des Bürgermeiſters zu Leipzig, Wolf Wiedemann, verheirathet. Er ſoll aber ſpäter verarmt und im Hospital zu Freiberg verſtorben ſein, wonach er alſo ein Beiſpiel der Unſicherheit des Geldreichthums gegeben hätte, und ſein Stamm ſcheint mit ſeinen Kindern erſter Ehe, Georg und Roſine, erloſchen. Sein Bruder Sebaſtian dagegen, auf Großhartmannsdorf geſeſſen, dabei aber Rathsherr in Freiberg, pflanzte mit Eliſabeth von Wahlsdorf das

---

[1] Hans der Kahle hatte noch eine Tochter und zwei Söhne: Hieronymus und Balthaſar.

[2] Eine zweite Tochter dieſes Hans Münzer heirathete den herzoglich ſächſiſchen Rath Dr. Johann Schwenck und eine dritte Hermann von Weißenbach, den Bruder des Biſchofs Johann V. von Meißen. Drei Schweſtern heiratheten alſo in drei verſchiedene Standesklaſſen.

---

[1]) In Eilers' „Belziger Chronik", S. 585 fg., werden aus dieſem Stephan zwei Perſonen, Vater und Sohn, gemacht und dagegen die Nachkommenſchaft ſeines wirklichen Sohnes Stephan ganz ignorirt. Das Richtige hat, wie gewöhnlich, Klotzſch in der „Sammlung vermiſchter Nachrichten zur ſächſiſchen Geſchichte".

Geſchlecht fort. In den nächſten Geſchlechtsfolgen zeigt ſich jedoch noch eine ſeltſame Miſchung adelicher und bürgerlicher Verhältniſſe. Sebaſtian hatte drei Söhne und drei Töchter. Von den Töchtern ſtarben Katharina und Apollonia unvermählt und nur Rebekka verehelichte ſich mit Ernſt Schütz aus Erdmannsdorf. Von den Söhnen wird von Sebaſtian und Wenzel, wie ſo oft in den Stammbäumen des Adels, die kurze aber inhaltſchwere Nachricht gegeben, daß der erſte in Ungarn, der zweite in Böhmen „umgekommen" ſei. Martin ſcheint ſich bürgerlichen Verhältniſſen zugewendet zu haben, lebte in Altenberg und war mit einer Jäckel († 1621) verheirathet, die ihm nur eine Tochter Eliſabeth gebar, die an Ernſt Allnpeck auf Oberlockwitz vermählt war. Auch der älteſte Sohn, Joſeph, erlas ſich ſeine Frau aus der eigenen Familie: Brigitte, Wenzel Allnpeck's auf Niederlockwitz Tochter, die als Witwe Melchior Klinge auf Erdmannsdorf heirathete. Sie gebar ihm ſechs Töchter [1]) und zwei Söhne. Letzterer, Georg Rudolf, der erblos blieb, und Joſeph ſaßen auf Großhartmannsdorf, und mit dem Letztern ging die Familie völlig in den Landadel über. Er war mit Barbara Margarethe, Tochter Georg Heinrich's von Strecknitz auf Lugnoth und der Anna von Harda aus Kallenſtein, verehelicht, die als Witwe einen Mardeiſen heirathete. Von ſeinen Söhnen [2]) ward Chriſtian Joſeph mit Sibylla Katharina von Hartitzſch, aus einem gleichfalls durch den Bergbau reich gewordenen und völlig in den Landadel übergegangenen, urſprünglich freibergiſchen Patriciergeſchlechte, der Vater des kurſächſiſchen Rittmeiſters Auguſt Chriſtian, der das Rittergut Sandberg bei Belzig beſaß, und mit Sophie Eliſabeth, Tochter Friedrich Auguſt's von Lochow auf Lübenitz und der Magdalene Brand von Lindau aus Wieſenburg, vermählt war, noch 1743 auf Sandberg lebte, aber erblos geſtorben zu ſein ſcheint. Hans Friedrich verkaufte 1677 Großhartmannsdorf an die Schönberg auf Pfaffroda, von denen es an die Carlowitz übergegangen iſt, die es noch als ein Majorat beſitzen, und kaufte dafür Gepülzig, wo er 1689 ſtarb, und Klein-Mölkau. Er vermählte ſich mit Chriſtine Margarethe, Tochter Kaspar's von Ponickau auf Groitzſch 1) und Barbara Eliſabeth von Hartitzſch, die ihm fünf Töchter und zwei Söhne gebar, hinſichtlich deren uns, außer den Geburtsjahren, nur bekannt iſt, daß Anna Eliſabeth ihren Vetter Wolf Adolf von Allnpeck heirathete, und Johann Friedrich (geb. 1667) kurſächſiſcher Oberſt war. Die Linie ſcheint in der erſten Hälfte des 18. Jahrhunderts erloſchen.

---

[1]) Brigitte, Anna, Anna Sabine, die unvermählt ſtarb, Juſtine, vermählt mit Hans Georg Gribel zum Kandelar, Regine (al. Salome), vermählt mit Wolf Engelbrecht von Allnpeck, Eliſabeth, vermählt mit Hans Kaspar Boſe, aus dem alten Adelsgeſchlecht, auf Merane.

[2]) Er hatte auch eine Tochter: Brigitte Salome (al. Sophie), die wol unvermählt blieb.

II. Hans, des erſten Stephan zweiter Sohn (geb. 1458, † 1519), war Rathsherr in Freiberg und ſtiftete eine in mehrere Zweige getheilte Linie, in welcher die bürgerlichen Verhältniſſe unbedingt vorherrſchend blieben. Er hatte von den Gebrüdern Lukas und Georg Lobetanz das bei dem freiberger Rath zu Lehen gehende Ober-Leßnitz und von Kaspar Auerbach die Langenrinne gekauft und war mit Margarethe Funcke aus Schneeberg

---

1) Es war das nicht das Städtchen Groitzſch bei Pegau, der Sitz des berühmten Wiprecht, ſondern Groitzſch bei Eilenburg, ehemals zu den Beſitzungen des Kloſters auf dem Lauterberg gehörig.

verheirathet, die ihm 18 Kinder und darunter 11 Söhne gebar. Die Töchter vermählten ſich meiſt an Perſonen des höhern Bürgerſtandes: Margarethe (geb. 1485) an Hieronymus Schütz, Bürgermeiſter zu Chemnitz, Eliſabeth (geb. 1487) an Dr. Nikel Krutziger, Anna (geb. 1493) an Martin Richter zu Leipzig, Magdalene (geb. 1495) an Dr. Wolf Stehlin, den Kanzler des Herzogs Heinrich von Sachſen, Katharine (geb. 1509) an einen Kilian Starſchedel, der vielleicht der Adelsfamilie dieſes Namens zugehört hat. Unter den Söhnen hatten Hans (geb. 1484), Andreas (geb. 1489, † 24. Juni 1563), Bürgermeiſter zu Freiberg und kurfürſtlicher Münzmeiſter, Leonhard (geb. 1500), Valentin (geb. 1501, † 4. Sept. 1579) und Jakob (geb. 1506), ſämmtlich mit bürgerlichen Frauen verheirathet, Nachkommen; doch nur die des Andreas und des Valentin für längere Folgen. Die Nachkommen des Andreas beſaßen Ober-Leßnitz, bis es ſein Enkel Sigmund (geb. 17. März 1566, † 22. Jan. 1629 unvermählt und verarmt) 1609 verkaufte, ſchloſſen faſt ſämmtlich nur bürgerliche Verbindungen und bekleideten mehrfach kleine Aemter beim Bergweſen. Nur von einem Enkel des Andreas, Moritz (geb. 1562), wird geſagt, daß er Kriegsmann geworden und 1602 in Ungarn durch einen Pfeilſchuß gefallen ſei. Ein anderer Enkel deſſelben Andreas, Sohn eines Andreas und ſelbſt ſo geheißen, hinterließ einen Sohn Sigmund, der mit einer Tochter Heinrich Schönleben's [1]) verheirathet war und von ſeinem Schwiegervater ein Bauergut in Berthelsdorf kaufte. Sein Sohn gleiches Namens verſchell aber im Auslande und ſeine unverehelichte Tochter Marie, ſowie die Kinder ihrer mit dem Lieutenant Gallus Chriſtoph von Hagen verheiratheten Schweſter Dorothea verkauften 1702 auch dieſes letzte Beſitzthum dieſes Zweigs der Allnpeck. — Nicht anders ging es mit dem von Valentin gegründeten Zweige dieſer Linie, der noch eine Generation früher erloſchen iſt, oder ſich in gänzliches Dunkel verloren hat. Wir heben daraus nur ſeine Tochter Dorothea hervor, die ſich an einen Prediger Baſilius Cammerhiſer in Freiberg verheirathete und mit dieſem 1566 nach Steiermark zog. Nach ſeinem Tode heirathete ſie 1590 einen andern dortigen Prediger, Wolf Lempel, ward aber mit ihm vertrieben, worauf er in der Heimat ſeiner Frau, in Freiberg, wieder eine Verſorgung als Prediger fand. Die Letzten, die vom Mannesſtamme dieſes Valentin'ſchen Zweigs bekannt ſind, waren zwei Brüder, Valentin (geb. 28. Sept. 1607) und Hans (geb. 4. Mai 1610), von denen der Erſte als Fourier bei Oberſt Unger's Reitern bei Berlin gefallen, der zweite aber, ſeit 1641 mit Marie Neubauer verheirathet, am 29. Mai 1672 als — Almoſenkaſtendiener in Freiberg verſtorben iſt.

---

[1]) Dieſe Familie ſoll mit den Allnpecks aus Ungarn gekommen ſein, gehört übrigens dem Briefadel an, ſofern ſie 1494 von Kaiſer Maximilian I. geadelt worden ſein ſoll, welcher Adel ihr 1643 von Kaiſer Ferdinand III., infolge der Verdienſte, die ſich der Bürgermeiſter Jonas Schönleben um die Vertheidigung Freibergs gegen Torſtenſon erworben, erneuert ward. Sie beſaß die Rittergüter

III. In der dritten, von Georg geſtifteten Linie iſt wieder das landadeliche Element vorherrſchend, wiewol beſonders in dem einen Zweige derſelben immerhin gemiſcht und mit einiger Zweideutigkeit gehalten. Georg (geb. 1462, † 1523) war Bürgermeiſter zu Freiberg und ſpäter fürſtlicher Rath und Zehendner und beſaß die Ritter

---

Kallendorf, Langenrinne, Wegefarth, Freibergsdorf, iſt aber im 18 Jahrhundert erloſchen.

güter Lockwitz und Röckern bei Dresden. Er war in erſter Ehe (um 1492) mit Dorothea von Blaſebalg († 1493) aus einer wenig bekannten und 1704 erloſchenen Familie, die eine Zeit lang auf dem Rittergute Lößnig bei Leipzig ſaß[1]), in zweiter mit Anna († 1510), der Tochter des Martin Mannewitz, in dritter mit einer von Maltitz aus Wendiſchbohra verheirathet. Die erſte Ehe war kurz und kinderlos. Aus der zweiten kamen ſechs Söhne und vier Töchter, aus der dritten eine Tochter, Kunigunde, die in erſter Ehe mit Anton von Schleinitz, in zweiter mit einem von Elurtz, in dritter mit dem Dr. J. Melchior Klinge vermählt war. Von den Töchtern zweiter Ehe ward Anne (1510) an einen Edelmann aus alter Familie, Kunz von Güntherode, Magdalene († 1552) dagegen an den freiberger Stadtrichter und Kämmerer Paul Trainer[2]), Eliſabeth an Hans Sebeck, angeblich einen polniſchen Edelmann, und Martha an den kurſächſiſchen Kanzler Dr. Simon Piſtoris vermählt. — Unter den Söhnen war 1) Peter († 20. Oct. 1563) Bürgermeiſter zu Freiberg und mit der Tochter des Bürgermeiſters Ulrich Große und der Clara von Güntherode, Walburgis, vermählt, beſaß aber die Rittergüter Tanneberg, Steinbach, Oberſchaar, Waltersdorf, von denen wenigſtens Tanneberg durch Kauf an ſeinen Neffen Abraham gekommen iſt. Seine zwei Söhne ſtarben erblos. Von ſeinen zwei Töchtern war Anne mit dem Bürgermeiſter und kurfürſtlichen Zehendner Wolf Prager [1]), Regine mit dem Hoſpitalmeiſter Hans Parſitch verehelicht. — 2) Wenzel auf Nieder-Lockwitz, kurfürſtlicher Zehendner († 1. Oct. 1551), war in erſter Ehe (1530) mit einer Tochter des Bartholomäus Buchführer genannt Bock und in zweiter mit Brigitte am Steige, aus einem gleichfalls halbadelichen, durch den Bergbau geſtiegenen Geſchlechte, verehelicht. Von ſeinen Kindern erſter Ehe beſaß Joachim Verreuth bei Tippeldiswalde und hatte einen Sohn gleiches Namens, mit dem ſein Stamm erloſch. Alexander († 1648 im ſiebenundſiebzigſten Jahre) ſaß auf Klein-Oritz und hinterließ vier Söhne, von denen Alexander in Ungarn fiel, Hans Heinrich am kurbrandenburgiſchen Hofe ſtarb, von Euſtach nur der Name, von Eobald nur bekannt iſt, daß er mit einer von Schütz vermählt geweſen. Ueber Abraham weiterhin. Eliſabeth heirathete Chriſtoph von Zeutzſch auf Burg. Aus Wenzel's zweiter Ehe ſtammten Wenzel auf Nieder-Lockwitz († 1689), der mit einer Frankenſtein einen Sohn gleiches Namens erzeugte, welcher Nieder-Lockwitz und Kreyſcha beſaß und eine Tochter Wilhelm's von Carlowitz heirathete, aber keine Kinder hinterließ. Auch Georg und Hans ſtarben kinderlos. Jener Abraham kaufte von ſeinem Oheim Peter Tanneberg und war mit einer von Schönfeld vermählt, die ihm fünf Söhne und neun Töchter gebar. Von den Töchtern war Eva mit Ernſt von Dehn-Rothfels auf Helfenberg, Sibylle 1) mit Chriſtoph von Hartitzſch auf Dorfchemnitz und 2) mit Balthaſar von Loſchwitz, Sabine mit Sigmund Reuchinger, Benigna mit Joachim von Carlowitz, Rebekka mit Chriſtoph von Kreuſchau verheirathet. Unter den Söhnen hinterließ nur Wolf Friedrich, vermählt mit Anna von Meckbach, Nachkommenſchaft. Von ihm wird berichtet, daß er 1646 in Meißen verſtorben, aber auf einem Schubkarren nach Tanneberg gefahren und ohne Sang und Klang begraben worden ſei, und wir haben nicht ermitteln können, ob dieſes Verfahren in etwas anderm als der Kriegsnoth ſeinen Grund gehabt. Er hatte drei Söhne und acht Töchter [1]); aber nur von Wolf Rudolf (geb. 10. Febr. 1602) weiß man, daß er Kinder gehabt. Als ſolche werden drei Söhne aufgeführt: Otto Heinrich, Abraham († 1650) und Hans Heinrich. Der Letztere war mit Veronica von Gaudelitz verheirathet, die am 30. April 1677 ſtarb, nachdem ſie erlebt hatte, daß ihr Mann 1661 Tanneberg an die Miltitz verkaufte und ſich dafür ein Bauergut in Groß-Dorfhain erwarb, wo er 22. Juli 1666 geſtorben iſt. [2]) Von ſeinen Kindern war Heinrich Wilhelm Kapitänlieutenant der kurſächſiſchen Cadetten.

---

[1]) Es folgten ſich darauf, nach Vater und Sohn, Wolf von Blaſebalg, verheirathet mit Regine Wiedemann, Balthaſar, verheirathet mit Chriſtine Goldhahn, Baldaſar, der auch Wachau beſaß, verheirathet mit Dorothea Gerlis, Paul Chriſtoph († 1658), verheirathet mit Gertrud Müller, Johann Heinrich, geb. 1626, der 1704 als der letzte ſeines Stammes ſtarb.

[2]) Die Trainer ſollen aus Tirol ſtammen, waren jahrhundertelang freiberger Rathsverwandte, und das kurfürſtliche Silberkammeramt vererbte ſich bei ihnen durch mindeſtens fünf Geſchlechtsfolgen. Sie ſind in Sachſen zu Ende des 17. Jahrhunderts erloſchen. Ein Sohn eben jenes Paul Trainer, deſſen dritte Frau die Magdalene Allnpeck war, aus ſeiner erſten Ehe mit einer Güntherode († 1511), Valentin, ſoll aber als Kriegsmann in Siebenbürgen Güter erheirathet haben und der Stammvater der Grafen von Trainer geworden ſein. Paul ſtarb 1552 im vierundachtzigſten Jahre.

---

[1]) Dieſes Geſchlecht kommt ſeit dem Anfang des 15. Jahrhunderts bis zum Schluſſe des 17. unter den freiberger Rathsverwandten vor und erhielt 1510 vom Kaiſer ein Wappen verliehen. Wolf ſtarb als Bürgermeiſter am 11. Juli 1579. Sohn und Enkel deſſelben waren auch kurfürſtliche Zehendner.

---

[1]) Wir möchten vermuthen, daß er zweimal verheirathet geweſen, denn zwiſchen der Geburt ſeines neunten Kindes (5. Aug. 1612) und ſeines zehnten (7. Dec. 1634) liegt ein Zeitraum von 22 Jahren.

[2]) Daß er damals im zweiundſechzigſten Jahre geſtanden, wie angegeben wird, iſt nicht möglich, da ſein Vater erſt am 10. Febr. 1602 geboren ward.

Anna Dorothea heirathete den Bauer Franke in Großdorfhain und lebte noch 1707 als Witwe in dürftigen Verhältniſſen. Anna Katharine lebte noch 1712 zu Pirna unvermählt. Von Marie Eliſabeth iſt nur bekannt, daß ſie zu Tanneberg am 19. Febr. 1658 geboren ward. Johann Heinrich, ebendaſelbſt am 4. Aug. 1659 geboren, ſtarb 1720 als ehrenvoll verabſchiedeter kurſächſiſcher Lieutenant, verheirathet mit Suſanne Regine Ritzſch, der Witwe eines Wachtmeiſters Andreas Bernhardt, mit der er längere Jahre in beſchränkten Verhältniſſen zu Ernſtthal gelebt hatte. So ging auch dieſer, ganz in die Reihen des Landadels übergetretene Zweig, der ſich auch regelmäßig des „von" bediente, zuletzt in Verfall und Dürftigkeit aus.

Beſſer ging es 3) mit Hieronymus auf Ober-Lockwitz und Röckern, welcher unter Markgraf Albrecht von Brandenburg Fähnrich geweſen war, eine Tochter des Bürgermeiſters und kurfürſtlichen Münzmeiſters zu Freiberg, Hans Haußmann auf Konradsdorf, geheirathet hatte und 1576 im ſechsundſechzigſten Jahre ſtarb.

Hans hatte in erſter Ehe ſieben Söhne und zwei Töchter, in zweiter zehn Söhne und auch zwei Töchter, zuſammen alſo 21 Kinder erzeugt, davon ſechs Söhne jung ſtarben, und von drei Töchtern nur die Namen bekannt ſind. Drei Söhne kamen im Türkenkriege ums Leben, am härteſten Hans Georg, der von den Türken gefangen worden war, hier, dem Beiſpiel ſeines Großvaters folgend, mit andern Unglücksgenoſſen den Kerkermeiſter getödtet und die Flucht ergriffen hatte, aber eingeholt und zu Tode geprügelt wurde. Nikolaus fiel vor Hatvan in Ungarn, Nikolaus Wilhelm (aus zweiter Ehe) gleichfalls im Türkenkriege. Hieronymus Wolf (aus erſter Ehe) iſt in Frankreich geſtorben. Ernſt auf

Ober-Lockwitz und Wolf Engelbrecht, beide aus zweiter Ehe, waren mit Fräuleins von Allnpeck vermählt, haben aber keine Kinder hinterlaſſen. Daſſelbe gilt von dem Sohne erſter Ehe, Heinrich auf Röckern, der ſich 1596 mit einer Tochter Joachim Köhler's, Karſigk auf Priorau und Wildenſtein verehelichte. Ihre Schweſter Regine Salome heirathete Hans Piſtoris auf Zeritzſch. Den Stamm pflanzte der älteſte Sohn erſter Ehe, Melchior, fort, den wir auf Nieder-Biberſtein geſeſſen finden, und der ſich 1599 mit einer Tochter Hans Chriſtoph's von Nitzſchwitz auf Sornitz vermählte. Vielleicht war jene Eliſabeth, welche Johann Georg von Kieſenwetter auf Roſſendorf ꝛc. heirathete, ſeine Tochter. Mit Gewißheit kennt man als ſeinen Sohn Johann Balthaſar, welcher am 10. Febr. 1630 Nieder-Liebenſtein an Moritz von Schönberg verkaufte und mit Anne, einer verwitweten von Hagen, vermählt war, die ihm zwei Söhne: Hans Heinrich, der erblos ſtarb, und Melchior gebar, der mit einer von Hartitzſch der Vater Wolf Adolf's wurde. Der Letztere beſaß Jeßnitz, und fiel als kurſächſiſcher Kapitän 1689 vor Mainz. Er war mit Anne Eliſabeth von Allnpeck, einer Tochter Hans Friedrich's auf Gepülzig ꝛc. und der Chriſtine Margarethe von Ponickau und Groitzſch, vermählt, welche 1665 geboren war und 1729 noch gelebt hat. Von ihr kamen ihm Sophie Ludomilla, welche mit Chriſtian Friedrich von Plötz auf Dörſchnitz und Jahnishauſen, kurſächſiſchen Oberſten, vermählt war, am 19. Febr. 1756 zur Witwe wurde und am 21. April 1760 im dreiundſiebzigſten oder vierundſiebzigſten Jahre ſtarb; dann Johann Adolf, der 1716 kurſächſiſcher Major, 1728 Oberſtlieutenant, 1739 Oberſt, 1745 Generalmajor, bei Keſſelsdorf verwundet und gefangen, 1754 Generallieutenant wurde, doch ſchon in demſelben Jahre (9. Dec.) zu Torgau im einundſiebzigſten Jahre ſtarb und von ſeiner Gemahlin keine Kinder hinterließ. Immerhin hatte dieſer letzte Zweig der Allnpeck einen glänzendern Ausgang als die andern.

Miscellen.

1. Halleſche Pönfälle.

Am 21. Sept. 1462 wurde zu Halle ein Jude Abraham wegen Diebſtahls zum Galgen verurtheilt und, da er ſich nicht taufen laſſen wollte, mit einer Kette an den Füßen aufgehängt, wobei man ihm zu jeder Seite einen Hund hängte und ſomit auch dieſe unſchuldigen Thiere nicht minder marterte, wie den Menſchen, der wenigſtens eine ſolche Qual nicht verdient hatte. Wie ſtandhaft er nun auch vorher und anfangs aushielt, ſo wurde ſein Zuſtand doch ſo unerträglich, daß er ſich endlich, am folgenden Tage, auf Zureden der Geiſtlichen, die ihn unabläſſig beſtürmten, zur Taufe entſchloß, welche der Pfarrer Hermann Rieſe mittels einer Leiter an dem noch immer an den Füßen Hängenden vornahm und wobei er den Namen Mathias erhielt. Nun gingen die Geiſtlichen vor den Rath und baten für ihn, worauf er abgenommen und in das Spital gebracht wurde. Zu retten war er nicht mehr, ſiechte aber noch einige Wochen, bis er am 9. Oct. verſchied.

Greulicher noch, wie man am 3. Sept. 1514 mit dem getauften Juden Johann Pfefferkorn verfuhr. Derſelbe ſollte allerdings nach ſeinem eigenen, jedenfalls durch die Folter erzwungenen Bekenntniß folgende Verbrechen begangen haben: an zwanzig Jahre geiſtliches Amt verſehen zu haben, ohne geweiht oder ordinirt zu ſein; drei geweihte Hoſtien geſtohlen zu haben, deren er die eine behalten, gemartert und geſto chen, die andern aber an die Juden verkauft; den Juden, gegen 100 Gulden, eidlich verſprochen zu haben, daß er den Cardinal Albrecht und den Kurfürſten Joachim von Brandenburg, ſammt ihrem ganzen Hofgeſinde, vergiften wolle, wozu er auch bereits Veranſtaltung getroffen habe, als er zur Haft gebracht worden; ebenſo verſprochen zu haben, alle Unterthanen des Erzſtifts Magdeburg und des Bisthums Halberſtadt mit Gift und Brand verfolgen zu wollen; zwei Chriſtenkinder geſtohlen zu haben, davon er das eine den Juden verkauft und es ſelbſt habe martern und ſtrafen helfen, bis ſie ſo viel Blut davongezogen, als ſie bedurft hätten, während das andere wieder losgelaſſen worden ſei, weil es — rothe Haare gehabt[1]; ſich für einen Arzt ausgegeben, den Leuten, wenn er ihnen helfen ſollen, Gift beigebracht und 13 Menſchen getödtet zu haben; einem Prieſter in Franken einen verbannten Teufel geſtohlen, damit viel Zauberei getrieben und endlich dieſen um 5 Gulden wieder verkauft zu haben; die Brunnen vergiftet zu haben. Für all dieſen Unſinn des craſſeſten Aberglaubens wurde der Menſch vor der Moritzburg, auf dem ehemaligen Judenkirchhof, erſt mit glühenden Zangen geriſſen, dann mit einer Kette um den Leib an eine Säule dergeſtalt befeſtigt, daß er umhergehen konnte, hierauf mit einem Kohlenfeuer umgeben, das nur allmählich näher geſchoben wurde, ſodaß er langſam verbratete, bis er endlich gänzlich verbrannt ward!

Die Strafe des Augenausſtechens wurde 1475 bei dem Stockmeiſter Balthaſar Lindwurm angewendet, weil er einen Gefangenen für Geld losgelaſſen und mit einer Gefangenen Unzucht getrieben. Ferner 1481 an einem Menſchen, der ein junges Mädchen genothzüchtigt.

Im Jahre 1487 wurde eine Wehmutter, welche der Zauberei ſowie der Vergiftung und Tödtung mehrerer Perſonen beſchuldigt war, wobei denn die erſtere Anklage die weitern verdächtig macht, mit dem Feuertode belegt. — So ward auch 1510 eine angebliche Zauberin, die Karpenböckerin geheißen, verbrannt. — Daſſelbe widerfuhr am 26. Jan.

---

[1] Dergleichen ſchrieb man bekanntlich dem Judas Iſchariot zu.

1604 zwei vermeinten Zauberinnen, der dicken Chriſtine und der Thor-Urſel, während eine dritte, die Bockin, dieſem Schickſale dadurch entging, daß ſie nach erlittener Tortur und wol infolge dieſer im Gefängniſſe ſtarb. — Am 6. März deſſelben Jahres wurde zu Lauchſtädt eine Zauberin, die Haſerkaſtin, nebſt einer andern verbrannt, welche bekannt haben ſoll, daß der Teufel ſie auf die Spitze des Rothen Thurms zu Halle geführt, wo er ihr gedroht habe, ſie herunterzuſtürzen, wenn ſie ihm nicht halten würde, was ſie ihm zugeſagt, und darauf fünfmal auf der Spitze mit ihr Unzucht getrieben habe. — Am 31. Dec. 1619 ward Gabriel von Lüderitz wegen grober Exceſſe und angeblichen Bundes mit dem Teufel hingerichtet, jedoch nicht verbrannt, ſondern enthauptet. Dies vielleicht ſeines Adels, vielleicht aber auch ſeines Geſchlechts halber. Denn auch ein bloßer Stadtknecht, Heinrich, ein alter Mann von 70 Jahren, der auch mit dem Teufel ein Bündniß gemacht und ſogar mit demſelben Unzucht getrieben haben ſollte, wurde (24. Juni 1621) enthauptet und blos der Leichnam verbrannt. Dagegen wurde (8. April 1601) der Schleifer im Steinthor, ein ſteinalter Mann, der auch ein Hexenmeiſter ſein und mit dem Teufel gebuhlt haben ſollte, verbrannt. Ebenſo am 18. Juni 1628 eine angebliche Hexe, die Bader-Lene. Ferner am 11. Mai 1655 Katharine Blume, und zu Giebichenſtein am 15. Juli 1664 Margarethe Kulb, eine Bauersfrau aus Dölau. Dieſe hatte, jedenfalls unter der Folter, auch auf die Frau eines wohlhabenden Fleiſchers, Namens Lincke, zu Glauche ausgeſagt, die darauf auch zur Unterſuchung gezogen wurde und gegen die gerade ebenſo viel oder ebenſo wenig ſprach, als gegen die Kulbin. Der Unterſchied zwiſchen beiden Fällen lag aber darin, daß die Familie der Lincke die Mittel beſaß, ſie vertheidigen zu laſſen, daß ihr Mann und ihre erwachſenen Kinder dieſe Mittel anzuwenden bereit waren und auch die Mühe nicht ſcheuten, ihr die Vergünſtigung, ſich vertheidigen zu laſſen, die ihr von ſeiten des Amtes und der Stiftsregierung ſehr ſchwer gemacht wurde (!), durch wiederholtes Suppliciren bei dem Landesfürſten zu erwirken. Ein Notar aus Merſeburg, der ver der das juramentum calumniae speciale ſchwören mußte, war ihr Vertheidiger, und der Schöppenſtuhl zu Leipzig erwarb ſich die Ehre, ſie vollſtändig freizuſprechen. Dieſer Vorgang ſcheint auch noch die weitere heilſame Frucht getragen zu haben, daß von da an die Hexenproceſſe zu Halle aufhörten, worauf ſich auch die Hexen verloren haben. — Außer bei Zauberern und Hexen wurde die Feuerſtrafe namentlich bei Brandſtiftern angewendet[1], wovon in jener Zeit verſchiedene Fälle auch in Halle vorkommen, bis im 18. Jahrhundert die Enthauptung an die Stelle tritt. Daſſelbe erfolgt um dieſe Zeit hinſichtlich der Kindesmörderinnen, die bis dahin erſäuft wurden. Fälle der letztern Art kamen jedoch noch am 10. Dec. 1723 und am 8. Mai 1739 vor. — Einmal, jedoch ſchon 1497, ward übrigens der Feuertod auch wegen einer Handlung angewendet, die heutzutage wol nur zu einem Civilproceß oder höchſtens zu einer Disciplinarſtrafe Anlaß geben dürfte. Damals ward nämlich ein Braumeiſter verbrannt, weil er zwei Gebräude halliſches Bier verdorben haben ſollte. Dagegen begnügte man ſich 1548 hinſichtlich dreier Fleiſcher, die „gar zu geringes" Fleiſch feil geſtellt, ſtatt ſie ſelbſt verbrennen zu laſſen, billigerweiſe damit, dies hinſichtlich dreier Kälber, deren Fleiſch ebenſo wenig preiswürdig geweſen, durch den Scharfrichter vornehmen zu laſſen.

Im Jahre 1549 wurde ein Pflugräuber geköpft und dann aufs Rad gelegt, ein Kelchdieb aber gleichfalls gerädert, welche letztere Strafe ſehr häufig, gemeiniglich aber nur bei ſchweren Mordthaten vorkommt.

Im Jahre 1554 ließ der Hauptmann zu Giebichenſtein, Hieronymus von Dieskau, vier Soldaten zu Maſchwitz an die Weiden hängen, weil ſie den daſigen Bauern zwei Bratwürſte und ein Huhn mit Gewalt genommen. Dergleichen Beiſpiele von ſtrenger Militärdisciplin finden ſich noch mehrere, ſelbſt in den ſchlimmſten Zeiten des Dreißigjährigen Kriegs. So wurden am 13. Febr. 1636 vier Reiter wegen Straßenraubes enthauptet und ihre Leichname auf das Rad geflochten, während der fünfte, ein Katholik, durch Vermittelung eines Mönches nach der Enthauptung begraben wurde. Ebenſo wurden am 29. Juli 1640 vier Reiter wegen deſſelben Verbrechens enthauptet und aufs Rad geflochten, und ſchon vorher, am 15. Febr. 1639, ließ Baner zwei Soldaten viertheilen, die einem Bauer zu Scherben einen Schwedentrunk eingegoſſen. Am 9. April 1644 ward ein ſchwediſcher Reiter, der ein neunjähriges Mädchen durch Nothzucht verwundet hatte, enthauptet und geviertheilt und die Stücke an den Straßen aufgehängt. Am 22. April 1641 ward einem ſchwediſchen Soldaten wegen Gottesläſterung die Zunge abgeſchnitten und er darauf gehängt. Freilich zeigt die Zeitgeſchichte, daß dergleichen Exempel, wie man ſie zuweilen zu ſtatuiren für gut fand, während man anderwärts und zu andern Zeiten den Soldaten die Zügel ſchießen ließ, wenig oder nichts fruchteten. Nur eine ſtetige Feſthaltung derſelben Grundſätze ſtrenger Ahndung jeden Gewaltmisbrauchs konnte annähernd zum Ziele führen, und wirkſamer als alle Strenge der Strafen hat ſich auch hier die allgemeine Milderung der Sitten und der im ganzen Staatsleben befeſtigte Geiſt der Ordnung erwieſen.

---

[1] Auch Falſchmünzer wurden, bald lebend, bald todt verbrannt.

Ehebruch, Bigamie und Blutſchande wurden meiſt mit Enthauptung, Diebſtahl mit dem Galgen beſtraft. Von den ſehr zahlreichen letztern Fällen erwähnen wir nur ſolche, an die ſich irgendetwas Abſonderliches knüpft. — Am 5. Oct. 1577 war eine Frauensperſon gehängt worden, der aber am 12. darauf böſe Leute den Rock ausgezogen hatten, weshalb ihr der Scharfrichter einen andern anziehen mußte. Am 12. Jan. 1582 ward zu Giebichenſtein ein neuer Galgen geſetzt, und am 26. mit der erſten Execution inaugurirt. Dieſe ſollte eigentlich nur einen Delinquenten, Auguſtin Abendroth, betreffen, während ſein Kamerad, Nikel Wintergrün, Gnade erlangen und nur des Landes verwieſen werden ſollte. Dieſer aber wollte, ein gewiß ſeltener Fall, lieber zur Geſellſchaft mithängen, und ſo geſchah ihm ſein Wille und er wurde auch mit aufgeknüpft. — Am 19. Juli 1587 ward Hans Rothe gehängt, der insgemein der Schellenkönig aus dem Joachimsthale oder auch der reiche Dieb hieß, weil er nur reiche Leute beſtohlen. Er war ſeines Handwerks ein Buchbinder, aber weder dieſem rechtlichen, noch ſeinem unehrlichen Gewerbe hatte er einen vorhaltenden Wohlſtand abgewonnen, denn ſeine Garderobe war ſo übel beſchaffen, daß man ihn vor dem Aufknüpfen erſt mußte kleiden laſſen. — Am 1. Oct. 1624 iſt Kaspar Franke, der ſein Eheweib mit ſieben Kindern böslich verlaſſen, den Weinkeller erbrochen, geſtohlen und, als er darüber ertappt worden, ſich in die Kehle geſtochen, worauf er, und da er geſtand, auch in der Schmerſtraße eingebrochen zu ſein und geſtohlen zu haben, am Tage darauf gehängt worden. (Schnell war die Juſtiz überhaupt. So ward unter anderm ein Holzlader, der am 12. Juni 1594 ſeinen Kameraden erſtochen, den dritten Tag darauf enthauptet, und ſein Leichnam mit dem des Getödteten in Ein Grab gelegt.)

Rückſichten auf Standesverhältniſſe bleiben wenigſtens in den Formalien nicht ganz aus. Am 5. Aug. 1607 war Heinrich Müller, des Amtsſchöſſen zu Rothenburg Sohn, wegen Straßenraubes allerdings zu Giebichenſtein geradert und der Körper aufs Rad gelegt worden. Doch ſchon am Abend ward derſelbe abgenommen und auch das Rad entfernt. Am 16. Febr. 1610 wurden ein Adelicher Joachim von Knipping, ſammt Andreas Blum und Jakob Klincke, auch wegen Straßenraubes zu Giebichenſtein enthauptet, aber nur der Leichnam des Letztern aufs Rad geflochten, die beiden andern dagegen begraben.

Noch erwähnen wir folgende Fälle. Im Jahre 1613 erſtach Anna Nitzſche beim Pfingſtbier einen Hallknecht. — Am 7. Sept. 1615 erſchoß Meiſter Peter Becker, der einige ſechzig Jahre alt war, aus Eiferſucht ſeine Frau, worauf er ſofort aufs Rathhaus ging, ſich anzeigte und ſein Recht begehrte, auch bereits am 20. enthauptet wurde. Der Leichnam ward in ſein Haus getragen und von da aus, mit Geläute und öffentlicher Proceſſion, auf dem Gottesacker begraben. — Als dagegen nicht zwei Jahre ſpäter (26. Febr. 1617) Andreas Lining ſein Eheweib im Bette mit neun Stichen ermordet, ſich aber dann durch Selbſtmord der menſchlichen Juſtiz entzogen hatte, wurde ſein Körper durch den

Scharfrichter aus der Kammer auf die Gaſſe geſtürzt, auf eine Horde gebunden, an den Roland geſchleift, wo das Halsgericht über ihn gehalten wurde, dann zum Thore hinausgeſchleift und auf das Rad geflochten. — Am 1. Juli 1625 war der magdeburgiſche Hofrath Dr. Arnold Braun von einem einbrechenden Diebe, Johann Meißner aus Stargard, mit acht Stichen tödlich verwundet worden und den nächſten Tag an ſeinen Wunden geſtorben. Der Thäter erbot ſich: wenn ihm das Leben geſchenkt würde, den Rothen Thurm von außen erſteigen zu wollen, ohne etwas bei ſich zu führen, als einen ſpitzen Hammer. Es wäre nicht ſo beiſpiellos geweſen, wenn man auf ein ſolches Erbieten eingegangen wäre. Indeß geſchah es diesmal doch nicht, und der Mörder wurde vielmehr mit glühenden Zangen geriſſen, gerädert, aufs Rad gelegt und dann noch gehängt. — Am 27. Sept. 1642 wurde der Domküſter Stephan Fiſcher, weil er die Domkirche am Kupferdache und ſonſt beſtohlen, zu Giebichenſtein enthauptet. — Am 15. Mai 1651 wurde Kaspar Fritzſche zu Giebichenſtein gehängt, weil er 125 Thlr., die er für Abgebrannte geſammelt, veruntreut und durchgebracht hatte. — Ein falſcher Brandbettler ward am 31. Oct. 1690 mit Staupenſchlägen des Landes verwieſen.

Ein Jäger aus Freiberg hatte ſich lange Zeit zu einem Frauenzimmer gehalten, der er die Ehe verſprochen, machte aber keine Anſtalt zu Erfüllung dieſes Verſprechens. Als ſie ihn nun mit gerichtlicher Klage drohte, beredete er ſie, mit ihm in den Wald zu gehen und erſchlug ſie daſelbſt. Auf der Flucht aber wurde er zu Deutſchenthal ergriffen und nach Urtel und Recht gerädert (1668). Bei ſeiner letzten Vernehmung hatte er freiwillig mehrere frühere Mordthaten geſtanden und dabei einen andern Jäger, den er genau beſchrieben, deſſen Aufenthalt aber unbekannt war, als Genoſſen bezeichnet. Er iſt keine Stunde todt geweſen, als eben dieſer Jäger ſich bei dem Gerichtsherrn von Deutſchenthal, Wolf Tilo von Trotha[1] († 23. Jan. 1683), meldete und Dienſt ſuchte. Der Gerichtsherr ſchöpft Verdacht, läßt die Acten bringen, ihm das betreffende Protokoll verleſen, redet ihm eindringlich zu und bringt ihn zum Geſtändniß, worauf er das Schickſal ſeines Genoſſen theilte. — Im Jahre 1711 wurde ein Formſchneider, Matthäus Müller aus Dreißdorf, wegen Falſchmünzerei, zu Giebichenſtein enthauptet und dann der Leichnam verbrannt. Er war ſchon früher einmal, zu Magdeburg, wegen deſſelben Verbrechens zum Feuertode verurtheilt und das Holz zu ſeiner Execution bereits angefahren geweſen. Damals hatte ihm aber die Niederkunft der Kronprinzeſſin Pardon verſchafft. Eine Erneuerung ſeines Verbrechens zog ihm jetzt den Tod zu.

---

[1] Mit Anne von Hartekern aus Staßfurt († 1716, im ſieben-

Am 10. Mai 1716 wurde ein Jude gehängt, der ſich lange Zeit für einen Chriſten ausgegeben, mit einer Chriſtin gelebt und Kinder gezeugt, auch lange Jahre, unter dem Namen Johann Chriſtian Brautich, als Gerichtsdiener bei einem Patrimonialgericht gedient und während dieſer Zeit an Kirche und Abendmahl theilgenommen hatte. Zweihundert Jahre früher dürfte ihm ſchon dies das Leben gekoſtet haben. Jetzt aber kam es nur nebenbei zur Sprache, als er wegen Entleibung eines Gerichtsdieners und Beihülfe zu einem Einbruch in Unterſuchung kam. Vor ſeinem Ende ging er zur reformirten Confeſſion, ward mit dem Namen Chriſtian Gottlieb getauft und ſoll anſcheinend „rechten Ernſt mit ſeiner Bekehrung“ gezeigt haben.

Katharine Eliſabeth Uhle, eines Bergmanns aus Hettſtädt Tochter, war 1735 wegen eines ihr beigemeſſenen, damals in Preußen für ganz beſonders ſtrafbaren und doch gerade damals in Preußen ſehr zu entſchuldigenden Verbrechens,

---

undſiebzigſten Jahre) vermählt, hat er eine zahlreiche Nachkommenſchaft hinterlaſſen. Der von Trotha auf Deutſchenthal, der von zwei Straßenräubern erſchoſſen wurde, die dafür im Februar 1647 enthauptet und aufs Rad geflochten worden ſind, wird wol ſein Vater Wolf Friedrich (vermählt mit Martha von Hanfſtengel aus Krichſtädt) geweſen ſein. Der Großvater unſers Wolf Tilo, Friedrich, hatte faſt alle Güter der Trotha in ſeiner Hand vereinigt, und iſt, mit Anne Marie von Breitenbach aus St.-Ulrich, der Stammvater aller heutigen Trotha geworden.

nämlich wegen angeblicher Verleitung eines Soldaten zur Deſertion[1]), an den Eſel geſchloſſen, mit Spießruthen ausgehauen und ins Zuchthaus gebracht. Sie ſelbſt hielt ſich für unſchuldig, ſei es nun, daß ſie wirklich nichts zur „Verleitung“ des Soldaten gethan hatte oder daß ſie dies nicht für ſchuldvoll zu erkennen vermochte. Als ſie nun über ein Jahr im Zuchthaus geſeſſen und keine Ausſicht zur Befreiung ſah, gerieth ſie in Verzweiflung und ſchnitt am 31. Mai 1736 dem achtjährigen Töchterchen einer andern Züchtlingin mit einem ſtumpfen Meſſer die Kehle ab, wofür ſie am 31. Auguſt enthauptet wurde. Die urſprüngliche, wegen der „Verleitung“ zur Deſertion verhängte Strafe war vergleichsweiſe noch mild, ungeachtet ſie unter der Regierung Friedrich Wilhelm's I. vorgekommen. Im Jahre 1749, alſo unter der Regierung des Philoſophenkönigs Friedrich II., wurde ein Mann, der früher Klempner und Bürger zu Halle geweſen, im Kriege als Spion gedient hatte und jetzt kurſächſiſcher Salzlicenteinnehmer zu Zwochau war, ſowie ſein Schwager, ein preußiſcher Unteroffizier Vogel, gehängt, weil ſie ſich mit Geld beſtechen laſſen, einen Soldaten des anhaltiſchen Regiments fortbringen zu wollen. Die Frau des Unteroffiziers, die auch mit betheiligt war, erhielt den Staupbeſen und kam ins Zuchthaus, und der Schreiber des Einnehmers, ein junger Menſch von 15 Jahren, wurde trotz ſeiner Jugend zum Feſtungsbau verurtheilt!

Am 1. März 1653 hatte ein Goldſchmiedegeſelle, Chriſtian Becker, ein wohlhabender Menſch, der an 4000 Thlr. Vermögen beſaß, gleichwol, um ſeinen Meiſter zu beſtehlen, den Lehrjungen ermordet und an 2000 Thlr. Werth geſtohlen, was aber folgenden Tags entdeckt worden war und wofür er ſchon am 11. März von oben herab gerädert, der Rumpf aufs Rad gelegt und der Kopf an den Galgen geknüpft, auch das Ringeiſen, mit dem er die That verübt, danebengenagelt wurde. Als der erſchlagene Knabe am

---

[1] Sollte es damals dazu einer Verleitung bedurft haben? Es wird wol Beihülfe geweſen ſein. Oder war der Soldat ihr Geliebter?

3. März feierlich beerdigt wurde, ließ man die Leiche in der Nähe des Gefängniſſes halten und ein Sterbelied ſingen, damit der Verbrecher es höre, was denn jedenfalls eine chriſtlichere Zuthat ſeiner Strafe war als die übrigen. Er ſelbſt machte vor ſeinem Tode ſein Teſtament, ließ ſich ganz neu ſchwarz kleiden, und ward in dieſem Anzuge, mit einem großen grünen Rosmarinkranze auf dem Kopfe, zum Gericht geführt. Da er zudem ein ſehr ſchöner Menſch war, ſo ſoll er bei den Frauenzimmern viel Mitleid erregt haben. Auch bewirkte das Bitten ſeiner Verwandten und eine erlegte Geldſumme, daß ſein Körper bald von dem Rade abgenommen und beerdigt wurde.

Am 22. Juni 1677 wurde eine Magd aus Zerbſt, die ein zwölfjähriges Mädchen nach Halberſtadt entführt und es dort hatte für 20 Thlr. verkaufen wollen, ausgeſtäupt und des Landes verwieſen. — Am 17. März 1691 hatte ein Hirte, Hans Wetzel aus Eiſenberg, einen zwölfjährigen Knaben entführt und nach Halle gebracht, um ihn an die Juden zum Schlachten zu verkaufen. Er hatte ihn in der That dem Juden Jakob Levi für 100 Thlr. angeboten, der aber natürlich ſogleich Anzeige gemacht hatte, worauf der Verbrecher mit dem Staupenſchlag immer noch äußerſt billig wegkam. — Am 28. Nov. 1688 wurde ein Bornknecht, Hans Albrecht, „wegen greulichen Fluchs“ an den Pranger geſtellt und auf drei Jahre des Landes verwieſen. Die Strafe hatte nicht zur Abſchreckung gereicht. Denn ſchon am 25. Jan. 1689 brachte dieſelbe üble Angewohnheit den Hallknecht Zacharias Grieſer vor Gericht. Als nun derſelbe zur Haft gebracht werden ſollte, ſprang er zum Fenſter herunter und brach ein Bein.

Nun noch einige Fälle, die man allenfalls politiſche nennen könnte. Ein Advocat, Hans Rode, hatte ſich den albernen Spaß gemacht, gebratene Aepfel mit Nießwurz zu zurichten und ſo in der Rathsſtube in die Ofenröhre zu legen, damit, wenn ſie warm würden, die ganze Rathsverſammlung vom Nießen befallen würde. Man muß ſich immerhin wundern, daß er mit Ausweiſung aus der Stadt davonkam (25. April 1581). — Auch Chriſtoph Kuner, der den Rath und einige Bürger fälſchlich beſchuldigt haben ſollte, wurde aus Stadt und Amt verwieſen, bekam aber noch Staupenſchläge dazu, während welcher Execution ſechs geharniſchte Männer nebenhergingen. — Ebenſo ward am 20. Mai 1585 ein Procurator Johann Rothe von Sangerhauſen [1]), wegen ſeiner Schmähſchriften mit Ruthen ausgeſtrichen. — Am 6. ? ? 1587 ward Anton Fiſcher, ein Bürger, der wegen Verläſterung des Raths und der Gerichte 12 Jahre und 13 Wochen gefangen geſeſſen, in Freiheit geſetzt, worauf er, ſich wahrſcheinlich für ungerecht behandelt haltend, bei dem Reichs-Kammergericht zu Speier klagte. Er iſt aber daſelbſt, ſagt der Chronikant, ſammt der Sache geſtorben. — Am 8. Mai 1593 mußte der Sohn des Dr. Machold einem Edelmanne, den er injuriirt, einen öffentlichen Widerruf vor dem Rolande thun und die Stadt einige Jahre räumen.

2. Mirabeau's Großmutter.

Mirabeau's Großvater, gegen das Ende der Regierung Ludwig's XIV. Hauptmann bei der königlichen Garde, muß etwas von dem Freiſinn ſeines Enkels gehabt haben, denn als er einſt an der Spitze ſeiner Truppen über den Pont-neuf marſchirte, machte er vor der Bildſäule Heinrich's IV. halt und ſagte zu ſeinen Soldaten: „Meine Kinder, ſalutiren wir ihn, ein zweiter wäre ſehr gut.“ Ludwig XIV. ließ ihm dies ebenſo hingehen, wie daß er ſich erlaubte, einen Gardiſten, der ſich gegen ihn vergangen, im Vorzimmer des Königs zu ſchlagen.

Dieſer alte Haudegen nun hatte, ſchon bejahrt, eine junge Frau geheirathet, die ihn um lange Jahre überlebte und in ihrem Witwenſtande ſich gegen die Verſuchungen ihres lebhaften Temperaments durch die Religion zu ſchützen gezucht hatte, darüber aber in ein Uebermaß von Bigoterie verfallen war. In ihrem dreiundachtzigſten Jahre nun erkrankte dieſe Frau an einer zurückgefallenen Gicht, das Uebel ward nicht erkannt und falſch behandelt, und der Gichtſtoff warf ſich aufs Gehirn. Die alte Frau ward wahnſinnig bis zur Raſerei, zerriß ihre Kleider und Betten und mußte endlich in eine nur mit einem Strohlager verſehene Kammer geſperrt werden, wo man ſie der Obhut eines alten ſiebzigjährigen Bedienten vertraute, der allein mit ihr zurecht kommen konnte — weil ſie ſich in ihn verliebt hatte. Denn zweierlei Merkwürdigkeiten zeigten ſich bei ihrer Krankheit. Sie war vorher zum Skelet abgemagert geweſen und hatte kaum noch Leben in ſich gehabt, blühte aber, ſeit ſie der Wahnſinn ergriff, auf das ſtaunenswertheſte auf, wurde voll und ſtark, friſch wie ein junges Mädchen und zu allen Zeichen der weiblichen Jugend hergeſtellt. Ihre Reden aber bewegten ſich gerade im Gegenſatz zu ihrem Charakter. Dieſe ſo tugendhafte, ſo keuſche Frau, die an dem Schatten eines zweideutigen Ausdrucks Anſtoß nahm, ſtieß jetzt Worte aus, die das Ohr eines Grenadiers beleidigt haben würden und von denen man hätte glauben können, daß ſie ihr gänzlich unbekannt ſein müßten, und überhäufte ihren ſiebzigjährigen Wächter unabläſſig mit Liebkoſungen. Ebenſo ergoß ſich die ſo bigote Frau jetzt in den ſchrecklichſten Blasphemien, und ſo oft jemand zu ihr kam, rief ſie ihm zu: er ſolle Gott verleugnen, wenn er nicht von ihr erwürgt ſein wolle. In dieſem Zuſtande lebte ſie noch vier Jahre, um erſt dann durch den Tod ihrem wahren Weſen zurückgegeben zu werden.

---

[1]) Es wird doch nicht derſelbe Hans Rode geweſen ſein, der 1581 wegen der Nießwurz ausgewieſen ward.

3. Die Theilung der ſächſiſchen Truppen.

In Betreff der Maßregeln, die nach den lütticher Ereigniſſen vom 2. Mai 1815 gegen die ſächſiſchen Truppen getroffen wurden, und der endlichen Theilung des ſächſiſchen Heeres iſt uns von einem hochgeehrten Veteran zur Berichtigung und Ergänzung abweichender Berichte Folgendes mitgetheilt worden: „Nicht die ſämmtlichen ſächſiſchen Truppen wurden entwaffnet und als Gefangene nach Magdeburg geführt, ſondern nur das Gardebataillon und die beiden Grenadierbataillone, letztere mit Ausnahme der Compagnie des Hauptmann Geibler, welche am 2. Mai in Lüttich die Wache bei Marſchall Blücher gehabt und deſſen Quartier bewacht hatte. Dieſe Compagnie wurde von Blücher zu ſeiner Leibwache ernannt und mußte ihm bis Namur folgen, wo er ſie, nach eingetroffenem Befehl des Königs von Sachſen, zur Theilung der Armee entließ. Dieſe Compagnie, ſowie zwei unterdeſſen von den Ruſſen abgegebene Compagnien der ruſſiſch-deutſchen Legion, aus ſächſiſchen Soldaten beſtehend, die 1813 bei Lüneburg gefangen worden waren, marſchirte von Namur nach Osnabrück in das ſächſiſche Hauptquartier, wo inzwiſchen General von Lecoq als königlicher Commiſſar eingetroffen war, um legal die Armee zu theilen. Der für uns ſo traurige und tief ergreiſende Act der Theilung ſelbſt erfolgte am 13. Juni 1815 auf der ſogenannten Bremer Heide bei Waldeck. Hier floß manche Thräne der ſchon in dem ruſſiſchen Feldzuge erprobten Männer, die in den letzten drei ſo verhängnißvollen Jahren allen Ereigniſſen, Gefahren und Beſchwerden mit Gleichmuth entgegengeblickt hatten.“

Regiſter.

Abendroth, Auguſtin, 427.
Abraham, Matthias, 423.
Aiguillon, Herzogin von, 130.
Albrecht, Cardinal, 32 fg.
Alemann, Ebeling, 35.
Allnpeck, die von, 401 fg.
Alviano, Bartolomeo, 47.
André, Rentamtmann, 332.
Anhalt, die Fürſten von, 1 fg.; Johann I., 2; Siegmund I., Albrecht IV., 2 fg.; Waldemar, 5 fg.; Bernhard V., 4 fg.; Fürſten v. Anhalt-Köthen, Albert, Fürſt von, 5 fg.; Georg I., 15 fg., Adolf, 16 fg., Fürſten von; Auguſt, Prinz von, 22 fg.
Anjou, Ludwig Franz von, 402.
Ansbach, Kaſimir, Prinz von, 43.
Arnheimb, Herr von, 385, 390.
Arangeur, Miniſter, 86.
d'**Avaux**, 96, 103, 134.

Baden, Chriſtoph, Markgraf von, 41.
Baiern, Max Emanuel, Kurfürſt von, 235.
——-**Landshut**, Georg, Herzog von, 40.
Bauer, Johann, 160, 166, 427.
Banner, Oberſt, 268.
Bar, Grafen von, 302, 303.
Barby, Agnes von, 21.
——, Chriſtine Eliſabeth, Gräfin von, 208.
Bauer, Oberſt, 278.
Bautin, Generaleinnehmer, 321.
Becker, André, 400.
——, Peter, 128.
Beichling, die von, 356 fg.
——, Gottfried Hermann von, 357, 366 fg., 378 fg.; Friedrich von, 359, 360; Hans Dietrich von, 360, 363; Friedrich Wilhelm, 360, 364, 371; Sophie Juliane von, 361 fg.; Martha Sophie von, 361 fg.
Beichlingen, Grafen von, 354 fg.
Benzenauer, Hans, 41, 44.
Bernſtorff, Geheimerath von, 239, 246, 297.
Begel, Hans, 432.
Bilderbeck, Hermann, 274 fg.
Blaſebalg, Dorothea von, 417.
Blücher, 436.
Bluhme, Katharina, 425.
Blum, Andreas 428.

Beroski, 186 fg.
Bernum, Hans, 10.
Bouthillier, 84 fg.
Brandenburg, Friedrich, Kurfürſt von, 12 fg.; Friedrich III von, 214.
——, Stephan, Biſchof von, 17 fg.
——-Ansbach, Karoline von, 313.
——-Ansbach-Kulmbach, Friedrich von, 41, 45.
Braunſchweig, Erich, Herzog von, 43.
——-Lüneburg, Fürſten von: Chriſtian Ludwig, 201, 202; Johann Friedrich, 201, 203; Georg Wilhelm, ſ. Celle; Ernſt Auguſt, ſ. Hannover.
——-Wolfenbüttel, Herzoge von: Anton Ulrich, 201 fg., 295; Rudolf Auguſt, 201; Ferdinand Albert, 201; Auguſt Friedrich, Erbprinz von, 207; Auguſt Wilhelm, 204.
Brauſe, Friedrich Auguſt Wilhelm von, 333, 334.
Brett, Anna, 307.
Brulen, Graf, 100, 132.
Buchbach, M. Johann, 36.
Bülow, Ernſt Auguſt, Graf von, 312.
——, Joachim Heinrich von, 297.
Buſch, Katharine Marie Henriette von dem, 215 fg., 312.
Buſchmann, Johann Heinrich, 269.

Callenberg, Kurt Reinicke, 383 fg.
Cavendiſh, Lord, 193.
Celle, Georg Wilhelm Herzog zu, 202 fg.
——, Sophie Dorothea, Prinzeſſin von, 204 fg.
Chavigny, 84 fg.
Cheſterfield, Philipp Dermer Stanhope, Earl von, 308.
Cinq-Mars, Marquis de, 129.
Clerk, General, 319.
Condé, Prinz von, 126, 132.
Colloredo, Graf, 163.
Cramer, Zacharias, 400.

Darlington, Gräfin, 307.
Dieskau, Hieronymus von, 426.
Dillon, Fräulein, 254.
Dupuy, 71, 146.

Eberſtein, Generalfeldmarſchall von, 359.
Eger, Kaufmann, 386.
Enghien, Herzog von, 164.
England, Jakob I., König von, 72.

Fabrice, die von, 305; Friedrich Ernſt von, 305.
Feuquières, Marquis von, 85 fg.
Findekeller, Mr., 397 fg.
Fiſcher, Anton, 433.
Fleiſcher, Laurentius, 411.
Flemming, Graf, 281; Premierlieutenant, 333.
Franke, Kaspar, 428.
Frankreich, Franz I., König von, 49; Ludwig XIII., König von, 69 fg.; Ludwig XIV., König von, 433 fg.; Ludwig XV., König von, 314 fg.
Frantz, Hauptmann, 186 fg.
Frieſen, Urſula Regina von, 383.
Fritzſche, Kaspar, 129.
Fröſe, Ludwig, 164.
Frundsberg, Georg von 38 fg.; Ulrich von, 38; Kaspar von, 51.

Galitzin, Fürſt Demetrius 322 fg.
Gardie, die de la, 289, 290; Pontus Friedrich, 168; Magnus Gabriel, 172.
Gavement, Alexander Prevoſt de, 301.
Geestrin, de, 314.
——, Marie Thereſe Nobel de, 314 fg.
Gersdorff, General von, 335, 344.
Grave, Eberhard, 168; Gerhard, 168.
Großbritannien, Georg II., König von, 289.
Groot, Hugo de, 61 fg.; Marie de, 64; Peter de, 117.

Hannover, Ernſt Auguſt, Herzog von, 202 fg.; Sophie, Herzogin von, 210 fg.; Georg Ludwig, Erbprinz von, 211 fg.; Friedrich Auguſt, 211; Max Wilhelm, 215; Karl Philipp, 214; Chriſtian, 214; Ernſt Auguſt, 214; Georg Auguſt, 216, Prinzen von; Charlotte Sophie, Prinzeſſin von, 214; Sophie Dorothea, Prinzeſſin von, 216.
Hartmann, Anna, 31.
Hartiſch, Heinrich von, 119; Katharina von, 113.
Heſſen, Philipp, Landgraf von, 11; Amalie Eliſabeth, Landgräfin von, 93.
——, **Darmſtadt**, Georg I von, 21.
——, **Homburg**, Friedrich, Landgraf von, 164.
Hildebrandt, Sekretär, 265.
Holtzendorff, Generalleutnant Graf von, 335.
Horn, Marſchall, 95.
Howe, Graf Richard, 252.
Hugo, Vicekanzler, 278.
Hurchebel, Perpetua von, 378.

Imbeault, Frau de la Ferté, 327 fg.
Joſeph, Kapuziner, 84 fg.

Katzenberg, Hauptmann, 269.
Kaunitz, Fürſt von, 322 fg.
Kieſenwetter, Johann Georg von, 421.
Kinski, Fürſtin, 322 fg.
Klinger, Dr. jur. Melchior, 417.
Klincke, Jakob, 428.
Kneſebeck, 290 fg.
Kniphauſen, Dodo von, 150.
Knipping, Joachim von, 128.
Königsmark, Johann, 156; Chriſtian, 156; Albert, 157; Johann 157.
——, die Grafen von, 155 fg.; Karl Johann, Graf von, 175 fg.; Philipp Chriſtoph, 175, 186, 197 fg.; Johann Chriſtoph, 157 fg.; Aurora, Gräfin von, 222 fg., 285 fg.
Kotzebue, 337.
Kutuſow, General, 341.

Landau, Hans Jakob, 48.
Langenau, von, 336 fg.
Laßley, Gebrüder, 288.
Lauinger, Frau, 45 fg.
Laurißen, Offizier, 335.
Lawareck, Thomas, 267.
Lecoq, Ferd. Chriſt. Erdmann, von 319, 435.
Lebſt, Agathe v., 163, 168, 173.
Leo, A., 376 fg.
Lewenhaupt, die Grafen von, 292.
——, Karl Guſtav, Graf von, 175, 233 fg., 273 fg.; Gräfin, 229, 292.

Levi, Jakob, 432.
Leyva, 49.
Lindwurm, Balthaſar, 424.
Lindenau, Wolf von, 361 fg.
Lincke, Frau, 425.
Lippe, Graf, 271.
Liſing, Andreas, 428.
Lochmann, Fourier, 261 fg.
Löffler, 83.
Loredano, Andreas, 48.
Ludwig, Rath, 300.
Lüdemann, Amtmann, 300.
Lüderitz, Gebrüder, 425.
Lüttichau, Herr von, 377 fg.; Wolfgang Siegfried von, 377; Auguſt von, 377, 382; Perpetua Margarethe von, 378.
Lützeldorf, Hans, 6.

Maitſch, 266.
Malzahn, Joachim Andreas, Graf von, 312.
Mansfeld, Grafen von, 15.
Manteuffel, Commiſſar, 345.
Marſan, Frau von, 329.
Maximilian I., Kaiſer, 41 fg.
Mazarin, Cardinal, 111, 122.
Meiſenbugk, Heinrich Leo, 366.
——, C. G. von, 371.
Meißner, Johann, 429.
Mordaunt, Lord, 185.
Mesmes, de, 71.
Meuſel, Kaufmann, 333.
Mey, 248.
Miltitz v. Siebeneichen, 341 fg.; Dietrich von, 342.
Mirabeau, 433.
Molanus, Guſtav, 297.
Moltke, Otto Friedrich, Graf von, 215.
——, Fräulein von, 217.
Monhaupt, die von, 410.
Monmouth, Herzog von, 182 fg.
Montegu, Ralph, 180, 189.
Monteſquieu, Präſident de, 329.
Müffling, Friedr. Ferd. Karl, Freiherr von, 351.
Müller, Heinrich, 428; Matthäus, 430.
Münzer, Hans, 411.

Naſſau-Dietz, Heinrich Kaſimir, Fürſt von, 299.
——-**Dillenburg**, Grafen von, 160.
——-**Siegen**, Grafen von, 171; Johann II., Graf von, 174.
Natzmer, Major, 328.
Neubauer, Marie, 416.
Nivernois, Herzog von, 330.
Northumberland, Joſcelyne Percy Earl von, 180.

Odowalſki, 162.
Oeſterreich, Marie Thereſia, Kaiſerin von, 317; Joſeph II., Kaiſer von, 317.
Oſſeln, Jobſt Moritz von, 312; Sophie Karoline Eva Antoinette von, 312.
Ogle, Heinrich Cavendiſh, Earl von, 181.
Olbreuſe, Marquis Alexander d', 203.
——, Eleonore d', 204 fg.
Oldenbarneveldt, 64, 71, 75.
Oxenſtjerna, 77 fg.

Peireſc, 71.
Pemberton, 189, 190.
Pfalz, Karl Ludwig, Kurprinz von der, 93; Ruprecht von der, 40 fg.; Philipp, Kurfürſt von der, 42 fg.
——-**Sulzbach**, Johann Auguſt, Graf von, 174.
Pfefferkorn, Johann, 423.
Pflugk, Hauptmann, 374.

Piſtoris, Simon, 417.

Platen, Clara Eliſabeth, Gräfin von, 213 fg.; Graf von, 224, 239; Ernſt Auguſt, Graf von, 312; Sophie Charlotte, Gräfin von, 252; Emilie Erneſtine, Gräfin von, 312; Friederike Luiſe, Gräfin von, 312.

Podewils, Heinrich von, 236, 242.

Polen, Kaſimir, König von, 126; Stanislaus, König von, 317.

Poniatowski, Stanislaus, 317, 320.

Pont-Chartrain, Marquis von, 320.

Prager, Wolf, 418.

Prellwitz, Gerdula, 31; Margarethe, 32.

Preußen, Friedrich Wilhelm I., König von, 269, 431; Friedrich II., König von, 304; Friedrich Wilhelm III., König von, 345; Ferdinand, Prinz von, 304; Ludwig, Prinz von, 304; Auguſt, Prinz von, 304; Heinrich, Prinz von, 329.

Puffendorf, Eſaias, 169.

Querfurt, Brigitta, 6.

Queſtenberg, Johann Adam, Graf von, 323; Marie Antonie, Gräfin von, 323.

Quitzow, die von, 12; Hans von, 9.

Radziwill, Luiſe, Fürſtin von, 304.

Rau, Hauptmann von, 336.

Reckewitz, Oberſt, 160.

Reigersberg, 81.

Reresby, Sir Johann, 184 fg.

[illegible]

[illegible]

Rode, Hans, 432.

Rodet, Kammerdiener, 314.

Roder, Hauptmann von, 337 fg.

Roßler, Unteroffizier, 333.

Rothe, Hans, 427; Johann, 433.

Rovallin, 216.

Rovere, Felicia, 51 fg.

Rudolf II., Kaiſer, 28.

Rudiger, Auditeur, 266.

Rupetto, 53.

Rußland, Katharina II., Kaiſerin von, 317; Paul I., Kaiſer von, 320; Peter III., Kaiſer von, 329.

Sachſen, Friedrich der Streitbare, Kurfürſt von, 17; Friedrich der Weiſe, Kurfürſt von, 19; Johann Georg IV., Kurfürſt von, 357; Friedrich Auguſt I., König von, 315, 350; Friedrich Auguſt, Prinz von, 199, 235; Georg, Herzog von, 11; Moritz, Marſchall von, 239.

Hildburghauſen, Ernſt, Herzog von, 366.

Salm, Niklas, Graf zu, 19.

Salvius, Adler, 96 fg.

Sandt, Robert von, 52.

Sayn-Wittgenſtein, Charlotte, Gräfin von, 303.

Scharnhorſt, 338.

Schinitz, Hans von, 32 fg.; Gregor von, 31; Johann von, 31; Anton von, 33; Albrecht von, 34; Victor von, 34.

Schleinitz, Hans Georg von, 378, 393; Martha Eliſabeth, 378 fg.

Schmalz, Geheimſchreiber, 92.

Schönberg, Moritz von, 421.

Schönleben, die, 415.

[illegible]

tronelle Meluſine von der, 308; Anna Sophie von der, 308.
Schwalinger, Mainhard, 37 fg.
Schwarz, Hauptmann, 268.
Schwarzburg, Günther, Erzbiſchof von, 4; Günther, Graf von, 11; Margarethe von, 20.
Schweden, Chriſtine, Königin von, 70 fg., 165; Guſtav Adolf, König von, 77, 118; Karl Guſtav, König von, 165; Karl XII., König von, 365
Schwegler, Kaspar, 57.
Schweinitz, Rittmeiſter, Graf von, 331.
Seydenſticker, Niklas, 51
Senfft, Hauptmann von, 332 fg.; Frau von, 336
Shelburne, Lord, 319.
Siegmund, Kaiſer, 15.
Soiſſons, Graf von, 126
Somerſet, Karl, Herzog von, 195, 196; Algernon, Seymour, Herzog von, 196
Sommelsdyk, Aarſen von, 106
Southampton, Thomas Wriethesley, Earl von, 180.
Spanien, Margarethe Thereſe von, 103
Stein, Miniſter von, 313 fg.
Steyney, Mr., 234.
Stern, Lieutenant, 186 fg
Sternberg, 43
Streit, 83.
Sture, Edmund, 156; Marie, 156

Tarent, Emilie, Fürſtin von, 129
[illegible]
Thielmann, General, 331 fg.
Thiers, Rudolf, 297.
Thon, Friedrich August de, 129.
Thynne, Sir Thomas, 182 fg.
Torſtenſon, 160, 166.
Trainer, Paul, 117.
Trotha, Wolf Tilo von, 429.
Trutzſchler, Mr., 385, 390.
Turenne, Marſchall, 161

Uitenbogaard, 61.
Uhle, Katharine Eliſabeth, 130
Urban VIII., Papſt, 89.
Urbino, Herzog von, 53

Veldenz, Alexander, Pfalzgraf von, 11.
Veltrath, Meiſter, 12.
Voß, G., 71.

Waldeck, Gräfin von, 366
Wallenſtein, 76.
Wallwitz, die von, 12
Walmoden, Adam Gottlob v., 313.
— Gimborn, Johann Ludwig von, 313.
Walther, Hieronymus, 34; Magdalene, 34.
Wartensleben, Graf, 350.
Wata, Anna, 157.
Weimar, Bernhard, Herzog von, 89 fg.
Wendt, General von, 312; Amalie Sophie Mariane von, 312.
Wenſin, holſteiniſcher Beamter, 268.
Werth, Johann von, 95.
Weyer, Oberſt, 233.
Wind, Chriſtoph, 34.
Wintergrün, Nickel, 427.
[illegible] 173, 174

45; Eberhard Ludwig, Herzog von, 302.

Zach, Secretar, 266.
Zedlitz, 43.
Zeyer, Bernhard, 261 fg.
Zezſchwitz, Joh. Adam v., 349.
Ziegler, 273.
—— und Kliphauſen, Anſelm Heinrich von, 368.
Zweibrucken, Marie Euphroſine von, 172.

Berichtigung.

S. 41, Z. 11 von unten, und S. 44, Z. 9 von oben iſt ſtatt „Ringenauer“, zu leſen: „Benzenauer“.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig